# Heimgarten.



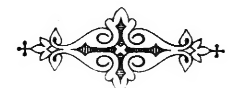
Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

## Peter Rosegger.

XXVII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1903.

# Inhalts-Verzeichnis

des

# Heimgarten, XXVII. Jahrgang.

---

## Romane und Erzählungen.

Seite



## Alpines und Volksthümliches aus den Alpen.

## Zeitgeschichtliches, Plaudersames.



## Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

## Land und Leute. Charakterbilder.



## Cultur- und Naturgeschichtliches.

## Verschiedene Sachen.

## Gedichte.




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

Auf dem Platz vor dem Gerichtsgebäude war eine so große Menschenansammlung, dass die Wägen der elektrischen Trambahn stockten. Deren sechs standen schon in der Reihe, und den Wachleuten wollte es nicht gelingen, die Menge zu durchbrechen. Alles drängte sich gegen das Gebäude hin und wurde von neuen Menschenzuströmungen selbst gedrängt. Jeden Augenblick war zu erwarten, dass der Staatsanwalt auf den Söller treten und die Entscheidung öffentlich verkünden würde.

Alles redete von dem Angeklagten, der so Unerhörtes hatte vollführen wollen.

„Er wird dem Tode zugesagt!“ riethen viele.

„Er wird freigesprochen!“ riefen noch weit mehr. Guten Beobachtern fiel auf, dass solche, die den oberen und vermögenderen Ständen angehören mochten, die Verurtheilung erwarteten, während das bewegte großstädtische Straßenvolk mit Leidenschaft den Freispruch verlangte.

„Wer will wetten mit mir, er wird verurtheilt?“ ließ sich in wogender Gruppe ein behäbig dicker Bäckermeister vernehmen.

„Was gilt die Wette, er wird freigesprochen?“ entgegnete ihm ein dünner Kanzleischreiber.

Der Dicke wendete gegen den Dünnen nur halb seinen Kopf, denn ganz verlohnte es sich nicht. „Sie wollen mit mir wetten?“ fragte

## Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke, Sprüche.

blauen Auge lag ein weiches, schwärmerisches Feuer. Das Gesicht wäre geradezu schön gewesen, wenn es nicht der verzehrende Schrecken entstellt hätte. Einer der Gendarmen blickte ihn von der Seite an und mochte denken bei sich: „Wie kann dieser sanfte Mensch ein solches Verbrechen begangen haben!"

Das Thor des grauen, weit ausgedehnten und mit einer hohen Mauer umgebenen Gebäudes that sich auf. Der arme Sünder wurde aus dem Wagen gehoben und durch einen weiten Hof in einen engen Hinterhof und dann entlang gewölbter Gänge geführt, an denen die Thüren mit den vergitterten Fensterchen waren. Der dunkle Weg gieng in Krümmungen dahin, dort und da von einer Lampe beleuchtet; bisweilen hoch in der Wand ein Fensterchen mit blassem Taglicht. Der Ankömmling wurde von einem Kerkermeister in Empfang genommen. Das war ein grauköpfiger glattrasierter Alter mit sehr hervorspringendem Stirnknochen und einem Gesichte, auf dem beständiger Unmuth lag. Unmuth darüber, sein Leben unter Räubern und Mördern und sogar — was noch das Schlimmste — „leichtfertig Eingenähten" zubringen zu müssen. Er hatte den Gefangenen sonst immer derb angefahren. Heute that er's nicht. Schweigend führte er ihn in die Zelle und schloß ihn ein. Konnte es aber nicht lassen, von außen durch das Guckloch noch einen Blick hineinzuwerfen. Der Verurtheilte, als er sich allein sah, fiel nieder auf das Ziegelpflaster und stöhnte auf. Es war ein schreckliches Weinen.

Da lag er wieder in dem engen dumpfen Raum, wo während langer Untersuchungshaft schon so viele Qualen durchgelitten worden. Von dem mit dicken Eisenstangen vergitterten hochangebrachten Fenster kam etwas Widerschein einer gegenüberstehenden Mauer, deren oberer Theil im Sonnenlichte stand. Zwischen einem steilen Ziegeldache und einem Schornstein blinkte ein dreieckiges Stück blauen Himmels durch das Fenster herab. Das war der Reichthum dieser Zelle. Konrad wußste nicht, wessen Protection er gerade diese Kammer verdankte. Das kärgliche Licht von oben war ihm monatelang ein Trost gewesen, gleichsam eine Verheißung. Da war die Hoffnung tropfenweise niedergesickert in seine arme Seele — er würde ja doch noch einmal frei im lieben Lichte wandeln. Und heute? Das bischen Widerschein war ihm ein Hohn geworden. Er wollte keine Dämmerung mehr. Der Tag war ihm für alle Ewigkeit genommen, so dürstete er nach tiefster Nacht.

Als der Kerkermeister wieder an der engen Thür vorüberkam und durch das Guckloch blickte, lag der Gefangene noch immer auf dem Boden. Es verlangte ihm, dass er ein menschliches Wort hineinrufe. Aber derb und rauh, dass ein Sträfling nicht etwa am Kerkermeister Mitleid wittere. Ein Ding, das es nicht geben darf.

Rasselnd gieng die Thür eine Spanne weit auf. „Was machen Sie denn? Sie Numero Neunzehn! Hören Sie? Ist Ihnen etwas?"

er mit allen Zeichen des Staunens und der Geringschätzung. „Sie?! Na, bitten Sie Frau Mutter mal um einen Kreuzer."

Wie ein Windstoß, der die Wellen des Sees aufwühlt, so fuhr es plötzlich in die Menge. Auf dem Söller des Gerichtsgebäudes war ein Mann im Amtskleide und mit kurzgeschnittenem Vollbarte erschienen. Das Haupt mit der hohen vorspringenden Stirn war unbedeckt. Mit gemessener Würde trat er vor bis an die Brüstung und erhob die Hand — Achtung gebietend. Dann rief er mit dünner scharfer Stimme, jedes Wort betonend über das Volk hin: „Der Angeklagte, Konrad Ferleitner, ist mit Zweidrittelmehrheit der Geschwornen schuldig gesprochen und im Namen Seiner Majestät des Königs verurtheilt worden zum Tode durch den Strang!"

Nach dieser Verkündigung blieb er noch eine Secunde stehen, dann trat er zurück ins Haus. Durch die Menge grollte es dahin. „Hat man auch nachgesehen, wer auf der Geschwornenbank sitzt?" Einzelne Stimmen riefen immer: „Bravo! Gerechtigkeit muss sein. Wohin mit der Welt, wenn diese Propaganda um sich griffe!"

„Sie wird um sich greifen!" schrien andere erregt, „Blut ist ein fruchtbarer Same!" Über die Köpfe reckten sich geballte Fäuste empor.

„Auseinander!" herrschten die Wachleute, die mit einem aufmarschierenden Trupp Soldaten verstärkt wurden. Die Menge drängte nach allen Seiten zurück und die Wägen der Trambahn hatten freies Geleise.

Ungefähr auf demselben Geleise rollte einige Minuten später ein geschlossener Wagen dahin, man sah durch das Fenster desselben nur das Blinken eines Bajonnetts. Rudelweise lief der Straßenpöbel diesem Wagen nach, aber er rollte zu rasch über das Pflaster hin, das unter den Hufen der Pferde Funken gab, und entschwand endlich in der langen Pappelallee, die nach dem Strafhause führte.

„Gemach doch!" lachten sie sich selbst zu, als sie athemlos stehen blieben. „Augenblicklich wird er ja nicht gehenkt. Man liest das erst in den Blättern."

„Ach geht mir! Haben doch wieder nur einige Großköpfige den Vorzug. Die Zeiten sind längst vorüber, wo Hinrichtungen öffentlich waren. Das Volk muss überall zurückstehen."

„Geduld! Einmal werden wir die Butten schon umkehren. Dann werden die Henker gehenkt!"

Im Wagen zwischen zwei Gendarmen saß gefesselt der schmächtige eingeknickte Mann. Er hatte heute sein schwarzes Gewand angezogen und am Halse wie an den Händen blinkte schneeweißes Linnen hervor. Sorgfältig hatte er das blonde Haar gekämmt und den Bart rasieren lassen. Er hatte gehofft, dieser Tag würde ihm seine Freiheit bringen oder für nicht lange Zeit sie in Aussicht stellen. Sein fahles, eingefallenes Gesicht zeigte über vierzig Jahre, aber er konnte viel jünger sein. Im

„Auf meinen Knien danke ich Gott, daſs ſie dieſen Tag nicht erlebt hat.“

„Nun, nun“, ſagte der Pater, „es haben noch ganz andere Mütter an ganz anderen Söhnen etwas erlebt.“

„Will auch alles unſerer lieben Frau aufopfern.“

„So iſt's recht. — Und nachher wohl frühzeitig unter fremde Leute?“

„Nachdem mir Vater und Mutter geſtorben, bin ich zu einem Tiſchler in die Lehre gekommen. Auch noch eine ſchöne Zeit. Und dann halt die Wanderſchaft — München, Köln, Hamburg. Schöne Städte! In Köln habe ich zwei und ein halb Jahr bei einem Meiſter gearbeitet. Bei dem, wenn ich geblieben wäre! Er wollte mich nicht fortlaſſen. Brave Leute ſind's geweſen — auch eine Tochter. Das gehört nicht hierher. — Dann nach Hamburg — zu meinem Unglück. Dort bin ich in den Verein eingeführt worden — wir haben ihn die ſtumme Rettung genannt. Erlöſer der unterdrückten Menſchheit. Unſer Leben wagen. — Mir fiel der Erſte zu. Das Los hat mich getroffen — und das Weitere wiſſen Sie beſſer als ich. Von dem Augenblick an, als ſie mir den Revolver aus der Hand genommen und mich in den Karren geworfen haben, iſt's nicht mehr helle geworden. Erſt heute habe ich erfahren, daſs er geneſen iſt. — Und mir haben ſie jetzt geſagt, daſs ich ſterben muſs —“ Die letzten Worte waren leiſe, wie für ſich hingemurmelt. Dann wandte er ſich heftig an den Prieſter: „Sagen Sie, iſt das denn wirklich ein ſo großes Verbrechen an der Menſchheit? Sagen Sie mir das, geiſtlicher Herr!“

„Mich deucht, das brauch' ich Ihnen nicht mehr zu ſagen.“

„Gut, alſo dann iſt's recht. Dann geſchieht mir recht. Den Willen habe ich ja gehabt, und der gilt fürs Werk. In der Schrift heißt es: Leben um Leben. Aber auch nur das, Herr, Leben um Leben. Sie ſollen mir's nehmen, wie ich es nehmen wollte — unvorhergeſehen, plötzlich. Ich habe doch ſonſt nicht gewuſst, das ich feige bin. Aber dieſe Todesangſt! Dieſe grauſame Todesangſt! Die ſteht nicht in der Schrift, nein, die nicht. Sind es denn nicht Menſchen, die mich heute gerichtet haben! Nur eine Broſame Barmherzigkeit für den Unglücklichen, wenn ſie hätten! Warum lebe ich denn noch, da ſie mich doch vor zwei Stunden umgebracht haben! Und wieviel tauſendmal wollen ſie mich noch ſterben laſſen, bis ſie mich wirklich abthun. Einer der Ankläger hat mir heute geſagt, ich hätte die Pflicht zu ſterben. Nein, ihr Herren, ich habe das Recht zu ſterben, und daſs ſie mir das Recht nicht in der erſten Stunde angethan haben, daſs iſt ihr Verbrechen. O Gott, mein Gott, wenn's nur vorüber wäre!“

Der Gefangene richtete sich auf und blickte verstört gegen die Thür. Dann, als er den Kerkermeister erkannte, sagte er ruhig heiser: „Ich bitte, schicken Sie mir einen Priester."

„Na also! Endlich doch", knurrte jener draußen. „Diese Herren Gottesleugner, am Ende werden sie doch alle kirre."

„Ich bin kein Gottesleugner", entgegnete der Sträfling gelassen.

„Na, das macht weiter nichts. Den Beichtvater sollen Sie schon haben."

Den Beichtvater hatte Konrad zwar nicht verlangt. Mit Gott in Ordnung kommen? Es dürfte an der Zeit sein. Doch vorerst möchte er mit einem Menschen sprechen.

Nach einer halben Stunde knarrte die Thür. Der Verurtheilte schrak zusammen vor jedem Geräusch, das von der Thür kam. Ein Franziskanermönch trat in die Zelle, ein gütig blickender Greis mit hellem Auge und langem, grauem Barte. Er trug eine Kutte aus grobem braunem Tuche, mit weißem Strick war sie um die Mitte zusammengehalten, am Strick hieng ein Rosenkranz.

Den Sträfling freundlich anblickend, grüßte er: „Darf ich sagen: Guten Tag? Ich brächte ihn gern, wenn Sie ihn annehmen wollten."

„Ich habe Sie bitten wollen, ehrwürdiger Pater! Weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie es mit mir steht."

„Mir ist Ihr trauriges Schicksal nicht mehr unbekannt", sagte der Priester.

„Möchte wohl gerne einen Menschen haben, vor dem ich mein Herz erleichtern könnte . . . ."

Da der Sträfling zu schluchzen begann, ergriff der Pater seine Hand: „Mensch, ich verstehe Sie."

„Sie kommen wohl nur zu mir, weil es Ihr Beruf ist. Gerne wird niemand mit unsereinem sprechen."

„Gehen Sie mir mit solchen Reden! Ich bin nicht als Beichtvater gerufen und komme freiwillig. Bekehren kann ich Sie doch nicht, bekehren müßten Sie sich selber. Denken Sie, ich wäre Ihr Bruder, den Sie lange nicht gesehen hätten und der Sie jetzt besucht, weil Sie in Noth sind."

„Ich habe einen Bruder gehabt", begann der Gefangene, nachdem sie sich auf die Bank nebeneinander hingesetzt hatten. „Wenn der noch lebte! Er war älter als ich. Auch meine Eltern sind gestorben, als ich noch nicht zwölf Jahre alt war. So lange die noch lebten . . . Herr, eine glücklichere Kindheit kann kein Mensch haben, als ich auf unserem Dorf — sorglos, heiter, fromm. Meine Mutter, ach na — verzeihen . . ."

„Fassen Sie sich, Freund, ich verstehe Sie."

„Na — es ist vorbei", sagte er, das Schluchzen zurückpressend.

dem verlassenen Kinde treuen Beistand leistete. Denn ihr süßes Bild, ihre Worte, ihre Lieder, ihre heiligen Erzählungen aus dem Evangelium erquickten jetzt in der Erinnerung seine Seele. Da ward er sich plötzlich inne: Gott hat mich noch nicht ganz verlassen, er sendet mir den Schutzengel wieder! — Wie er sonst getobt hatte vor Verzweiflung, so weinte er bei diesem Gedanken erlösende Thränen.

In der Nacht nach der Verurtheilung schlief Konrad nicht eine Stunde. Er betete und träumte, und dann begann er wieder zu zittern vor Angst. Immer wieder schaute er zum Fenster hinaus, fürchtend, dass es zu tagen beginne. Früh morgens, wenn es zu tagen beginnt — so hörte er oft — da kommen sie . . . Im Fenster war immer noch die dunkle Nacht, dort oben in dem Fleckchen Himmel jedoch stand ein heller Stern, den er in früheren Nächten nicht gesehen hatte. Der stieg gleichsam aus der Dachscharte herauf, leuchtete ein Weilchen durch das vergitterte Fenster herein und zog hinter das Gemäuer. Als es endlich graute und an dem Pförtlein der Schlüssel rasselte, begann Konrad an allen Gliedern zu beben. Es war der Kerkermeister, der ein Bündel Zwilchkleider brachte.

„Das Sterbegewand?" fragte Konrad.

„Was schwatzen's denn. Das Hauskleid ziehen's an."

„Nur eins, um Gottes Willen, wenn ich wüsste!" so der Sträfling und faltete vor dem Profosen die Hände. „Will mir's denn niemand sagen! Diese Ungewissheit ist nicht zu ertragen. Ich will es wissen, wann ich dran muss."

„Ei, diese Ungeduld!" entgegnete der andere spöttisch. „Ja mein Lieber, das geht bei uns nicht so schnell. Sie sind doch erst gestern abgeurtheilt worden. Es ist noch nicht einmal die Tafelfreiheit herabgelangt."

„Die Tafelfreiheit?"

„Dass Sie sich den Speisezettel machen dürfen. Es ist noch kein Befehl da. So sind Sie wenigstens auf einen Tag noch bombenfest sicher. Jetzt machen's mit dem Gewand, da! Über Ihre eigenen Kleider können Sie testamentarisch verfügen. Sollten Sie niemanden haben — ich wüsste arme Leute."

Dieses gutmüthige Geplauder des sonst so rauhen Profosen war dem armen Konrad besonders unheimlich. Von solchem Manne wäre er lieber angeschnauzt und gescholten worden. Sonst war der Alte oft so zornig gewesen, dass er widerspenstigen Sträflingen geradezu das Davonjagen in Aussicht gestellt hatte. Kein Humor und kein Gepolter mehr. Auch das Gespräch wurde weiter nicht fortgeführt. Konrad verfiel neuerdings in sein krampfhaftes Schluchzen. „Armer Teufel!" murmelte der Kerkermeister. Dann fuhr er heftig drein: „Jetzt hören's aber einmal auf!

So hatte er gerast und die Hände gerungen und aufgebrüllt vor Qual. Todesblässe bedeckte sein Gesicht, als ob plötzlich sein Herzschlag still stünde, so erstarrte sein Angesicht.

„Armer Mensch!“ sagte der Priester und legte den Arm zart um seinen Nacken und zog das Haupt an seine Brust. „Aber schau, wenn wir ein Leben lang Sünder waren, sollen wir denn nicht einige Tage lang Büßer sein! — Sage mir, Bruder, hast Du ein wenig Verlangen nach geistlichem Trost!“

„Oh, wie sehr, wie sehr!“ stammelte der arme Sünder. „Und so habe ich Sie auch gleich bitten wollen um — um ein Evangeliumbuch“.

„Ein Evangeliumbuch wollen Sie haben?“

„Ich möchte gern darin lesen. Meine Mutter hat auch so ein Evangeliumbuch gehabt, aus dem sie oft vorgelesen und erklärt hat. Es wollte mich anheimeln, wenn ich jetzt darin lesen könnte.“

„Lieber Freund“, sagte der Pater, „das Evangelium ist ein sehr gutes Buch, es ist ja die frohe Botschaft — und in der That, so heißt das Wort Evangelium ins Deutsche übertragen — die frohe Botschaft, die der Herr uns armen Sündern gebracht hat. — Allein, mit diesem Buch ist's eine eigene Sache, man kann es gar leicht missverstehen, wenn es nicht von berufenen Personen ausgelegt und erklärt wird. Ich will Ihnen doch lieber etwas anderes zur Erbauung geben, das Ihnen größeren Trost bringen soll, als ein wenn auch noch so heiliges Buch, von dem es heißt, dass es dem Uneingeweihten mit sieben Siegeln verschlossen ist.“

Der Pater hat dann noch manches gute und herzliche Wort gesprochen zu dem armen Verurtheilten, bevor er ihn verließ. Und eine Stunde später brachte der Kerkermeister ein Paket Bücher herein: „Das schickt der hochwürdige Franziskaner, damit Sie ein bissel eine Unterhaltung haben.“

Eine Unterhaltung! Wo sein verzweifelndes Herz einem Tropfen kühlenden Trostes entgegenglühte! Die grässlichen Vorstellungen des letzten Ganges und der letzten Augenblicke begannen sich immer wüster um seine Seele heranzudrängen. — Schlichte Gebet- und Erbauungsbücher waren es, die der Pater geschickt hatte. Zwischen die Blätter, deren Inhalt besonders beachtenswert war, hatte der Franziskaner Papierstreifen gelegt, besonders zu Betrachtungen über die vier letzten Dinge und zu Sterbegebeten, also dass der gute Mann dem Trostlosen statt Leben — neue Todesangst geschickt hatte.

Konrad blätterte darin, wusste aber nichts Rechtes damit anzufangen. Um so eifriger suchte er liebliche Bilder aus der Vergangenheit, aus seiner Kindheit in sich aufzuwecken. Ganz besonders aber die geliebte Mutter, die seit vielen Jahren im Grabe lag und die doch jetzt

soll er beginnen, um über diese Tage hinauszukommen? Darüber sann er stundenlang nach. Da flog plötzlich ein großer, blendender Sonnenfunke in die Zelle. Über den Fußboden blitzte er hin und war wieder fort. Draußen, an der gegenüberliegenden, von der Sonne beschienenen Wand, hoch oben, war ein Fenster, dessen Flügel im Luftzuge bewegt den Wiederschein in den Kerker geworfen hatte. Konrad war erschrocken, um dann noch tiefer in seine Traurigkeit zu versinken.

Dann erhielt er ungeahnten Besuch. In Begleitung des Kerkermeisters erschien die stramme, ernste Gestalt des Gerichtspräsidenten. — Die Stunde ist da! dachte Konrad und seine Füße zitterten so sehr, dass er hintaumelte an das Steinflies. Dieser Mann, der das Todesurtheil ausgesprochen hatte, so kalt und mechanisch, als wäre er eine seelenlose Maschine, die bei einem Druck auf die Taste wortähnliche Laute hervorbringt! Der Präsident befahl, dass der Kerkermeister hinausgehe, und als er allein war mit dem Sträfling, beugte er sich auf ihn hin und sagte mit sanfter, warmer Stimme: „Konrad Ferleitner! Ich komme Sie zu fragen, ob Sie etwas wünschen."

Der Angesprochene rang sprachlos die Hände und seine Halsadern zuckten heftig, als sollten sie zerspringen. Er wollte sprechen, aber er stöhnte nur und der Richter konnte ihn nicht verstehen. Dieser richtete ihn auf und sagte: „Fassen Sie sich!"

Dann entnahm er dem Lallen des Gefangenen das Wort „Beichtvater". Da fiel es ihm ein, der arme Mensch könne glauben, dass die Hinrichtung da sei. „Ferleitner", sagte er, setzte sich zu ihm und stützte ihn. „So weit ist es noch nicht. Sie wissen doch, dass an Seine Majestät die Bitte um Begnadigung gestellt wird."

Konrad schaute wie verträumt auf, schaute dem Richter ins Gesicht und hauchte: „Warum haben Sie mich denn verurtheilt?"

Auf diese Frage antwortete der Richter nicht sogleich. Doch besann er sich, weshalb er gekommen. So sagte er: „Armer Mensch, wenn Sie wüssten! Die Geschwornen haben nach den Thatsachen entschieden und wir mussten Sie verurtheilen. Da gab es keine Wahl."

„Den König um Begnadigung?" fragte Konrad.

„Ihr Vertheidiger hat's gewagt. Wir alle sind überzeugt, dass Sie gerettet sind von diesem Wahne. Weiter wünschen wir ja nichts. Sollte ich den Tag sehen, der Ihnen die Freiheit gibt, so möchte ich Sie fragen: Konrad Ferleitner! Sehen Sie es ein, dass man Unrecht mit Unrecht nicht aus der Welt schaffen kann? Dass Unrecht, mit Unrecht bekämpft, nur noch mächtiger wird?"

„O mein Gott!" rief Konrad, „wenn ich noch einmal ins Tageslicht sollte kommen! Nicht den Gedanken mehr, an der Weltänderung mitzuthun. Es ist das ewige Schlachten und führt doch zu nichts. Nur

Hab' ich Ihnen's nit gesagt? Da haben Sie jetzt Ihren Tyrannen. Das hätten's wissen können, dass jeder Tyrann einen Hals kostet? Gehn's, sein's gescheit, ich kann das Gejammer nit leiden. Freilich ist's nit leicht, das Sterben, sollten froh sein, wenn Ihnen wer hilft dabei. Wer weiß, ob Sie's derleben. Gescheit sein!" — Damit ließ er den Sträfling wieder allein.

Konrad blätterte dann in den Büchern, die ihm der Pater geschickt hatte. Da war das Buch vom heiligen Rosenkranz. Da waren Andachten zum Herzen Maria. Da war eine Lebensbeschreibung der heiligen Elisabeth und anderes. Vieles hatte der Tischlergeselle schon zusammengelesen seiner Tage. Drei Esel, so hatte er einmal berechnet, würden die Bücher nicht zu tragen vermögen, die er seit Kindheit gelesen, aus allen Zeiten und Bereichen des geistigen Lebens. Was war ihm davon geblieben? Verworrenheit und Rathlosigkeit. Über alles nachgedacht und über nichts ins Reine gekommen. Hatte sich jedoch stets damit getröstet, dass der Mensch überhaupt mit nichts endgiltig ins Reine kommen könne. Auch derlei kirchliche Bücher hatte er gelesen. Im Alltagsleben hatte er sich höchstens flüchtig dem Wortklange hingegeben, tiefer gieng es nicht. Und wie sie sich im Unglück bewährten, darauf kam es an. Er suchte nun Beruhigung und Erbauung in diesen Büchern und fand nichts Brauchbares für seinen Seelenzustand. Nein, in diesen Blättern lag für ihn keine Erlösung. Unmuthig schob er die Bände von sich, dass sie über den Tischesrand auf das Ziegelfletz hinabfielen.

In der darauffolgenden Nacht hatte Konrad einen berückenden Traum. Er hatte sich verirrt in einen dunklen, unbekannten Raum, tappte umher in kalten, feuchten Felsen und fand sich nicht zurecht. Da tasteten seine Finger einen Faden, den ergriff er und folgte ihm durch die Finsternis dahin. Die Gegend wurde heller und heller, der Faden führte ihn in das sonnige Thal seiner Kindheit, an das alte Vaterhaus, das zwischen Obstbäumen stand, und der Faden führte zur Thür hinein in das weiße Stübchen, dort hieng er am Spinnrocken und die Mutter spann ihn hervor aus dem Rocken. Und sie hatte dabei das blasse Gesicht mit den zarten Runzeln und den gütigen Augen und erzählte beim Spinnen Geschichten vom lieben Heilande. Konrad saß zu ihren Füßen auf dem Schemel und hörte der Mutter zu und war selig. — So hatte er geträumt. Als er erwachend sich wieder in der Kerkerzelle fand, klang ihm noch die Stimme der Mutter im Ohr: „Mein Kind, du musst dich an Jesus halten."

Oft in den letzten Wochen hatte Konrad gebeten um Arbeit. Der Bescheid des Aufsehers hatte gelautet, Arbeit sei eine Ehre und es müsse sich erst zeigen, ob der Häftling einer solchen würdig wäre. Und jetzt sei nicht mehr Zeit zur Arbeit, nur zur Vorbereitung. — Was

„Das nicht. Dazu ist mein Leben wohl zu unglückselig. Und Unglück sollte man vergessen, wenn das möglich wäre, aber nicht aufschreiben. Nein, ich wüsste vielleicht anderes zu schreiben."

„Schreibzeug sollen Sie haben. Und etwa fehlt noch manch anderes hier. Ein besseres Bett, wie?"

„Ich danke. Da bin ich zufrieden, wie es ist. Wenn sonst nichts wäre, als dass das Lager hart ist —"

„Es ist doch wohl auch die vorgeschriebene Reinlichkeit?"

„Wenn man immer warten muss aufs Gehenktwerden — da schläft man halt nicht gut."

„Nun, beruhigen Sie sich, Ferleitner", sagte der Richter dem neuerdings in Erregung gerathenen Häftling. „Keiner von uns weiß, was ihm bevorsteht — und man lebt doch ruhig dahin. Einstweilen rächen Sie sich für Ihre Verurtheilung vielleicht mit einem Dichterwerke, das Sie in Ihrer Haft schreiben."

„Ich kann kein Dichterwerk schreiben und ich habe mich auch nicht zu rächen. Ich habe den Tod verdient, nur dieses lange Warten auf ihn! Herr, in der Hölle kann die Pein nicht größer sein."

„Die Hölle, dächte ich, geht uns nichts an. Denken wir bloß ans Fegefeuer. In dem sitzen Sie eben und ihm soll ja der Himmel folgen. — Haben Sie an jemanden etwas zu bestellen?"

„Ich habe niemand. Sie wissen das ja."

„Ein Glück, um das Sie viele Ihrer Schicksalsgenossen beneiden würden. Mit sich selbst wird ein Mann endlich fertig."

„Aber doch die ewige Schmach!"

„An die bald kein Mensch mehr denkt. Ferleitner, ich habe manchen müssen freisprechen, den ich weniger achten konnte, als Sie. Doch genug für heute. Das Schreibzeug sollen Sie in einer Viertelstunde haben."

Nach diesem Gespräch mit dem Sträfling hat der Gerichtspräsident die Zelle verlassen. Im Vorsaal sprach er längere Zeit mit dem Kerkermeister und legte ihm einiges aufs Gewissen.

„Auch muss ich Ihn aufmerksam machen, dass der Mann sehr krank ist. Sei Er nicht hart gegen ihn."

„Herr Präsident! Hart sein mit so einem armen Teufel!" entgegnete der Alte fast unwirsch. „Wenn er Euch nachher derbarmt, warum denn selber so grob sein? — Ja, ja, zum Tode durch den Strang! Das mag noch so butterweich gesagt werden, 's thut doch weher, als wenn unsereiner einmal sein Mords-Blitz-Himmelsternelement loslasst." Dann stieß er mit seinen krummgebogenen Armen in der Luft herum und sträubte sich.

„Schon gut, schon gut, Trapser. Man muss Ihm was zugute halten."

die Flucht zu Gott! Nur die Flucht zu Gott!“ Es war wie ein wimmerndes Aufjubeln.

„Natürlich ist die Möglichkeit gering. Selbst der König darf in gewissen Fällen sein gutes Herz nicht walten lassen. Er darf nicht, er muss die Weltordnung höher stellen.“

Da antwortete Konrad: „Herr Richter! Es ist nicht zu ertragen! Und jetzt, wenn diese Zeit noch verlängert werden soll?“

„Eine Zeit, in der Sie wieder hoffen können und hoffen sollen.“

„Wie lange wird es denn dauern?“

„Es ist nicht genau zu sagen. Es kann drei Wochen dauern und es kann doppelt so lange dauern.“

„Glauben Sie, Herr Richter, dass ein Mensch das aushalten kann — so wochenlang in Todesangst?“

„Sagen wir, in Lebenshoffnung“, entgegnete der Gerichtspräsident. „Muss es nicht jeder Mensch aushalten, das Ungewisse? — Manchen trifft's in früher Jugend, mancher kommt erst im hohen Alter daran.“

„Aber was soll ich denn anfangen hier? So viel, wie lebendig begraben.“

„Ihnen einen besseren Aufenthalt anzuweisen, das liegt leider nicht in meiner Macht. Es ist nicht die schlechteste Kammer dieses traurigen Hauses, die Sie hier inne haben. Deshalb kam ich, zu fragen, ob Sie nicht einen Wunsch haben, der Ihnen vielleicht erfüllt werden könnte. Sprechen Sie offen, Ferleitner.“

Der Sträfling war aufgestanden, hatte um sich geblickt. Dann brachte er seine Bitte vor.

„Herr Richter! Ich hätte nicht gedacht, dass mir ein Mensch noch gut sein könnte. Und von Ihnen hätte ich das am wenigsten gedacht. — Ich hätte wohl eine Bitte.“

„Sprechen Sie offen“, sagte der Richter und fasste seine Hand. „Sehen Sie, oft ist mir hart, zu denken, dass alle, die ich aburtheilen muss, glauben, ich sei ihr persönlicher Feind. Sie meinen, das wäre so leicht hingesprochen im Gerichtssaale, und ahnen es nicht, wie unsereiner mit sich fertig wird. Also reden Sie, lieber Ferleitner, soweit ich Ihnen Ihre Lage erleichtern kann, soll es geschehen.“

„Ich möchte bitten um Papier, Feder und Tinte —“

„Schreiben wollen Sie?“

„Ja, um Schreibzeug. wenn ich bitten dürfte. In früheren Jahren habe ich gerne so meine Gedanken aufgeschrieben — so wie es halt gehen mag. Ich habe ja nicht viel gelernt.“

„Und wollen jetzt wahrscheinlich Ihre Lebensbeschreibung machen?“

Dann gieng er, brachte eine Schachtel mit rostigen Stahlfedern und verließ den Sträfling mit Poltern und Fluchen. Die Gefangenen glaubten immer, er fluche über sie.

Der Präsident war übelgelaunt zurückgekommen vom Strafhause. Die Hände auf dem Rücken schritt er durch sein großes Arbeitszimmer. Das Gnadengesuch. Ob es wohl eine andere Folge haben wird, als die, dem armen Menschen die Qual zu verlängern? — Ob es nicht am Ende doch besser gewesen wäre — ? Er könnte schon überstanden haben. Aus dem Nebenzimmer kam ein alter Beamter und legte ein Actenbündel auf den Tisch.

„Herr Gerichtsrath, auf einen Augenblick", sagte der Präsident, als jener sich wieder schweigend entfernen wollte. „Ich möchte gerne Ihre Meinung über etwas wissen."

„Bitte, Herr Präsident."

„Was halten Sie von dem Gnadengesuch für Konrad Ferleitner?"

Der Gerichtsrath hob die Achseln — und ließ sie wieder fallen.

*
* *

Konrad hatte nun das Gewünschte vor sich liegen. Wozu? Was wollte er eigentlich schreiben? Er schaute durch das Hoffenster auf die gegenüberstehende Mauer, deren oberer Rand im Abendsonnenschein roth erglühte. — So glühen die Alpenspitzen. Ach Welt, du schöne Welt! — Drei Wochen noch. Oder doppelt so lang. Dann — Tod, oder Freiheit, oder? — War denn aber von Freiheit überhaupt die Rede? War die kleine Hoffnung, von der der Präsident sprach, nicht auf lebenslänglichen Kerker gemeint? — Das Abendmahl war da. Eine Blechkanne mit Reisbrei und ein Stück Brot. Er verzehrte es gleichgiltig, doch bis auf das letzte Krümchen. Dann kam die Nacht, und auf dem Fleckchen zwischen Dach und Schornstein erschien wieder der Stern. Mit Andacht schaute Konrad zu ihm auf, die wenigen Minuten, bis er hinter dem Dachrande verschwunden war. Und dann wieder die lange, lichtlose, trostlose Nacht. Und das nennt man leben. Und zu diesem Leben soll ihn der König begnadigen? Doch ja. Wer nicht lebt, der kann nicht schlummern und nicht träumen. — In derselben Nacht besuchte ihn wieder seine Mutter. Ganz so, wie sie einst im Sonntagskleide gewesen war. Sie hatte jemanden bei sich. Sie trat ans Bett des Sohnes und sagte: „Konrad, hier bringe ich Dir einen guten Bekannten."

Als er nach ihrer Hand tastete, war sie nicht mehr da, hingegen stand mitten in der dämmernden Zelle der Herr Jesus. Sein weißes

„Weil ich schon 's Maul aufgemacht hab', Herr Präsident, ich bitt' um meinen Abschied!"

„Wie?"

„Ich bitt' um meinen Abschied, Herr Präsident!" schnarrte der Kerkermeister und riss mit allen Fingern an seinem Schnurrbart herum. „Wissen's. Ich bin die sechsundzwanzig Jahre her viel gewohnt worden. Siebzehn hab' ich henken lassen! Ja wohl, geradeaus siebzehn! Vierundzwanzig sind ihrer gewesen, wenn nicht sieben zu lebenslangem Kerker begnadigt worden wären, wovon vier bis auf den heutigen Tag nicht ausgelitten haben. Wissen's, Herr Präsident, 's ist ein Schindermetier, Herr Präsident! Aber den Ferleitner, na, na, den hab' ich bisher noch nit erlebt. Da hätten wir doch ganz andere Galgenstricke auf Lager. Den Bankier Deckblatt, der sieben Familien ruiniert und die achte zum Selbstmord getrieben hat — drei Jahre. Den Studio Krackel, der zwei Duellmorde auf dem Gewissen hat — sechs Monate —"

„Noch immer bei Temperament, alter Bär!" Ein Achselklopfen, und davon gieng der Präsident würdigen Schrittes.

Der Kerkermeister murmelte ihm nach: „Alter Bär! Alter Bär! Das ist allemal seine ganze Weisheit. Na, ich will meinen Abschied. Mir gefallt's nit mehr in diesem Haus."

Dann siffelte er dahin, schrillte derb mit dem Schlüsselbund, damit die Häftlinge es beizeiten merkten, wenn er vorbeigehend durchs Guckloch sah, und brachte in die Zelle Neunzehn einen großen Tintentiegel und einen Pack Kanzleipapier. „Wird's reichen?"

„Ich danke. Nur bedarf ich auch noch einer Feder."

„Nein, mein Lieber, Federn kann ich Ihnen keine geben. Seit sich vor fünf Jahren auf Nummer dreiundvierzig der Notar mit einer Stahlfeder abgestochen hat, geb' ich keine mehr."

„Aber ohne Feder kann man doch nicht schreiben", sagte Konrad schüchtern und traurig. „Der Herr Präsident hat mir eine versprochen."

„Wissen Sie, dieser Präsident, der geht mir jetzt schon bis da herauf!" Der Kerkermeister legte seine Hand wagerecht ans Kinn. „Er brockt ein, und unsereiner soll nachher allemal alles auslöffeln. Ich sag' das: Wenn sie Einen wochenlang hängen lassen, ehe sie ihn hängen — kein Wunder wär's nit, wenn er auskneift."

„Tödten werde ich mich nicht. Sie sagen, ich hätte Hoffnung auf den König."

„Und da wollen Sie ihm schreiben. Wissen's, helfen wird das zwar nit viel, aber Sie können's thun. Haben ja Zeit. Immereinmal ist es doch gut, dass wir eine lange Bürokratenbank haben."

der Heiland der Bücher war, sein Heiland war es, wie er in ihm lebte, wie er ihn erlösen konnte. Es vollzog sich bei diesem armen Sünder im kleinen, wie es sich bei den Völkern im großen vollzieht: Wenn schon nicht immer der historische Jesus zum Heilande wird, so wird doch der geglaubte Heiland historisch, indem er durch das Gemüth der Menschen die Weltgeschichte leitet. Nicht der im Buche steht, ist für jeden der wahre Jesus, sondern der in seinem Herzen lebt und seine Seele erlöst. Solches ist auch das Geheimnis von des Heilands ewiger Kraft, dass er für den bestimmten Menschen gerade der ist, den derselbe Mensch braucht. In den Evangelien lesen wir, dass Jesus zu verschiedenen Zeiten und verschiedenen Menschen in anderer Gestalt erschienen ist. Das soll uns eine Mahnung sein, jedem gerade seinen Jesus zu gönnen. Wenn es nur der Jesus der Liebe ist, dann ist es schon der rechte.

In diesem Dichten und Schreiben des Gefangenen geschah es auch manchmal, dass durch das Fenster ein breiter weicher Lichtfunken in die Zelle flog, über die Wand, über den Ziegelboden, über das Tischchen zuckte und dann wohl gar ein Weilchen liegen blieb auf dem weißen Papier. Und so war es, dass Licht kam in diesen einsamen Raum, aber noch unermesslich mehr Licht ins Gemüth des Schreibenden. Dann freilich, wenn sich zuweilen der gutmüthig brummende Kerkermeister blicken ließ, wagte Konrad die schüchterne Frage: „Hört man noch nichts?“

Die Antwort lautete manchmal barsch, manchmal freundlich, aber allemal: „Nein“.

Die Schrift pflegte der Sträfling, wenn der Schlüssel rasselte, mit einem Laken zu verdecken, wie man vor Unberufenen ein Herzensgeheimnis verhüllt. Als der Wochen fünf oder sechs vergangen waren, lagen hunderte von beschriebenen Blättern da. Und nun schrieb Konrad auf den Umschlag hin:

„I. N. R. I.
Gesicht eines armen Sünders.“

(Fortsetzung folgt.)

---

# Pater Gabriels erste und letzte Liebe.

Von **Josef Wichner.**

He — . . . . Pater Gabriel . . . . Pater Gabriel . . . . ein Krügel gefällig!“

„Warum nit? Auch zwei, wann d' mit einem ‚Deo gratias‘ zufrieden bist, Bruckenwirt. Weißt, Münz hab i keine, und so muss i halt mit einem Wechsel auf den lieben Herrgott zahlen, und der ist manch einem nicht gut genug.“

Kleid gieng bis zum Boden hinab, seine langen Locken lagen über den Achseln, sein helles Gesicht war gegen Konrad gewendet. — —

Als der Sträfling am Morgen erwachte, war sein Herz voller Wonne. In dieser Nacht war ihm gut gewesen. — Flink sprang er vom Lager auf: Himmelsgestalt, dich halte ich fest! Du bist mein.

Ein halb Unbewusstes war ihm plötzlich klar geworden: Er will sich zum Heiland flüchten. Er will sich versenken in Jesus, in dem sich alles vereinte, was je seine Seligkeit gewesen war und werden soll — seine Mutter, seine unschuldige Jugend, seine Gottesfreude, seine Ruhe und Hoffnung, sein ewiges Leben. Ein Buch über Jesus will er schreiben. — Nicht etwa, als ob er ein schriftstellerisches Werk leisten wollte, das kann er nicht, dass liegt ihm ferne. Aber recht lebendig vergegenwärtigen will er sich den Herrn, recht mit ganzer Seele hineinleben will er sich in die Heilandsgestalt. Vielleicht schwindet dann seine Bangigkeit. In früheren Zeiten hat er sich manches Anliegen vom Herzen geschrieben, und manches, was ihm sonst nicht klar werden wollte, was er sonst nicht festhalten konnte — mit der Feder in der Hand gelang es ihm, sein inneres Auge zu stärken, dass dämmernde Anbilder fast körperlich wesenhaft wurden. Manchen Kameraden und Freund hatte er sich so gleichsam selber erschaffen, besonders auf seinen Burschenreisen, wenn ihm bangte in der Einsamkeit. So will er nun in seiner Verlassenheit versuchen, den Heiland zu sich zu laden in die dunkle Zelle. Keinen äußeren Behelf hat er zur Hand, so will er aus kindlichen Erinnerungen, aus den Resten des Schulwissens, aus den Bruchstücken seiner Bücherbelesenheit, vor allem aber aus den biblischen Erzählungen der Mutter es wagen, den Herrn Jesus aufzuwecken. Vielleicht vergisst er dabei seiner Angst und seiner trügerischen Hoffnung und kommt glücklich hinweg über diese schreckliche Zeit.

Und so begann der zum Tode verurtheilte Konrad Ferleitner zu schreiben, zu träumen, zu denken, zu gestalten, so weit es ihm gegeben war. In der ersten Zeit wurde er gar oft unterbrochen durch seine Verzagtheit und angstvolle Erregung, die ihm die Pulse rasen und dann wieder den Herzschlag fast stillstehen machte. Dann kauerte er im Winkel und weinte und stöhnte. Wenn es ihm aber doch wieder gelang, sich zu sammeln, wenn er neuerdings die Feder ergriff, dann kam sachte die Beruhigung, die immer länger und länger anhielt. So ereignete es sich, dass er stundenlang schrieb, dass seine Wangen sich rötheten und sein Auge zu leuchten begann — denn er wandelte mit Jesus in Galiläa. Wenn er hernach aus sonnigen Träumen erwachend sich wieder in der Kerkerzelle fand, so kam wohl die Traurigkeit, aber es war nicht mehr der Sturz in die Hölle, denn nun wusste er, wohin sich retten. Und so sann er und schrieb. Nicht danach fragte er, ob es

ist ihm des Bruckenwirts labungsverheißendes Rufen wie eine Stimme vom Himmel.

Der gute Pater Gabriel ist an pünktlichen Gehorsam gewöhnt, und so schwenkt er ohne Bedenken von der Landstraße ab und bald sitzt er neben dem vornehmen Herrn und bläst den Schaum vom Steinkruge und trinkt mit verklärtem Gesicht die Hälfte aus .... eine Diagonale, wie's in der Studentensprache heißt.

Der Pater Gabriel ist bekannt in Stadt und Land als die „liebe Stunde" selber. Er nimmt es ernst mit seinem heiligen Beruf und ist doch voller Spaſs und Scherze; er will dem lieben Gott die Herzen gewinnen, und er macht mit seiner liebreichen Milde, daſs die Herzen ihm entgegenschlagen und daſs jedem wohl wird, der in sein freundliches Antlitz und in seine Kindervergiſsmeinnichtaugen schaut; er hat das Streben der Welt nach Ruhm, Reichthum und Genuſs schon längst von sich abgethan, und so braucht er, da er von der Welt nichts zu hoffen hat, auch niemanden auf der Welt zu fürchten, uud er thäte mit dem Kaiser um kein Haar anders reden als wie mit dem ärmsten Kleinhäusler oder Einleger.

Darum fürchtet er auch den Herrn Hofrath sammt seiner goldenen Brille nicht .... was sind auch alle beide nebeneinander? Zwei Weißbärte, deren Jahre, deren Tage gezählt sind, deren Häupter sich dem Grabe zuneigen und die beide gleich sehr der Gnade Gottes bedürfen.

Also plauscht der greise Mönch in aller Gemüthlichkeit vom Wetter, von den Bergkraxlern, von seinen Berufsgeschäften, also erzählt er eine Anekdote, die der Hofrath bereits kennt, und wieder eine, die ihm neu ist und ein Lächeln auf die feinen Lippen zaubert.

Und indes die beiden Männer, einer des anderen Seeleneigenthum, Weltanschauung, politische Richtung respectierend, von alltäglichen Dingen reden, schauen sie sich in die Augen, und die Erinnerung klopft leise an: jeder fühlt sich zum andern hingezogen, jedem ist, als habe er den andern schon irgendwo auf diesem Planeten gesehen uud wisse nur nicht, wo er ihn hinthun solle.

Auf einmal platzt der Pater los; er hat neben dem lieben Ohrläppchen des Herrn Hofrathes eine Schramme bemerkt, und die führt ihn den richtigen Weg.

„Hei", ruft er und schnalzt mit Daumen und Zeigefinger der Rechten in die Luft, „i bitt gar schön um Entschuldigung, wann i irr, aber ... da soll glei 's Wetter dreinschlagen, wenn Du nit der Obweger Toni bist, der bei den Franziskanern in Hall studiert hat! Hat Di nit der Schuldiener einmal bei den Ohren zum Director g'führt, und hat er Dir nit 's Ohrlapperl wegg'schlenzt, weil D' mit aller Gewalt hast ausreißen wollen?"

Der Leser hat gewiss schon errathen, wo das Bruckenwirtshaus steht. Richtig an der Brücke über die wilde Söll, etwas abseits von der Landstraße und etwelche Meter die Berglehne hinauf, dass die Söll nicht mag in den Felsenkeller dringen, wo die guten Fässlein sind, und nicht in die Wirtsstube, wo die guten Trinker sind.

Und außen am Hause ist ein Gärtlein, von dichtlaubigen Kastanien beschattet, wo sich's im glühend heißen Sommer gar herrlich sitzt und trinkt, und ist eine Kegelbahn, wo es bis tief in die Nacht hinein klappert, wenn die Kaufmannsdiener und die Schreiber und die jungen Beamten und Bürgersöhne aus dem nahen Kaulheim herüberkommen und in ihrer Jugendlust völlig das Haus umkehren. Dann fluchen die Touristen, die sich niedergelegt haben, um früh den hohen Gupf zu besteigen, gottserbärmlich, und endlich stehen sie auf und kegeln auch mit, weil vom Schlafen so keine Rede ist.

Heute aber ist heilige Sonntagsruhe beim Bruckenwirt; denn es ist ein Werkeltag im Hochsommer und um 3 Uhr doch zu früh, als dass einer schon ins Wirtshaus möchte gehen.

Die Weiberleute haben bereits abgewaschen und sind ins Heumachen auf die Wiese hinaus; im Garten sitzt nur ein alter, vornehmer Stadtherr. Der Wirt nennt ihn ab und zu „Herr Hofrath“, und da muss er wohl vornehm sein; denn die Hofräthe sind alle vornehm.

Also der Herr Hofrath, dessen leicht rosiges Antlitz nach unten ein langwallender Silberbart begrenzt und dessen Stirn sozusagen bis zum Hinterhaupt reicht, sitzt im schattigen Garten und schaut durch einen goldumränderten Zwicker ins „Neuigkeits-Weltblatt“ vom letzten Donnerstag (der Bruckenwirt ist nämlich ein Freund der Literatur und hält sich in den Sommermonaten die Wochenausgabe) und findet keine einzige Neuigkeit mehr und nippt hie und da an seinem Glas Rothen und .... langweilt sich.

Da ist's dem Bruckenwirt, der mit so hohen Herren schwer ins Fahrwasser kommt, gerade recht, dass der Kapuziner-Pater Gabriel, ein gesprächiges, gutes altes Mandl, durch den knöcheltiefen Staub der Landstraße einherwatet.

Er hat im Bergdorfe oben die heilige Messe gelesen und als Katechet und Aushilfslehrer (der frühere Lehrer ist nämlich aus Eigennutz Bahnbeamter geworden und ein neuer Idealist hat sich nicht gefunden) Schule gehalten, und jetzt stapft er in all seiner Armut, den derben Knotenstock in der Rechten, seinem Kloster in Kaulheim zu, und mit dem geblümten Sacktuche wischt er sich ein über das anderemal den Schweiß von der unbedeckten Glatze von Stirn und Wangen, weil's die liebe Sonne gar so gut meint .... mit den Feldern der Bauern, und

nehmen und die Burschen möchten sich darauf berufen, es sei der Pater auch einmal so einer gewesen, und alsdann brauche er ihnen auch nichts zu verbieten."

„Gelt, Bruckenwirt, Du bist so gut und gehst a wengl hinters Haus oder in den Keller .... weißt, ich hab da dem Herrn was z'sagen, was Di nix angeht .... nix für ungut!"

Der Wirt, der das Gespräch der beiden Jugendfreunde gar zu gern weiter verfolgt hätte, machte gute Miene zum bösen Spiel und sagte:

„Na .... das muss man unserm Pater lassen — deutsch ist er, und wenn er einen einen Esel heißen will, sagt er nicht: Sie, hochverehrter, vierfüßiger, graugekleideter Ja—kob!"

Pater Gabriel aber fuhr fort:

„Zu Deiner Erzählung will i, da i denn doch hie und da eine Zeitung lese und daher ganz gut weiß, welchen Verdiensten Du Deine Beförderung zu verdanken hast, nur bemerken, dass Du Bescheidenheit für mehr als drei Kapuziner im Vorrath hast; was aber mich betrifft, so will i Dir gern recht aufrichtig beichten.

Vielleicht erinnerst Du Dich noch daran, dass i von Haus aus ein blutarmer Schlucker, mein Leben als eine Art Hofmeister des Kreuzwirtsbuben in Thauer gefristet und, der Wahrheit die Ehre, nit übel g'fristet hab. Der zwölfjährige Franzel des reichen Kreuzwirtes hätte halt sollen ein Doctor oder sonst ein hohes Thier werden, und weil die Rebe allein nit hat stehen wollen, hat man halt mi als Stecken dazug'steckt. Alsdann hab i auch beim Kreuzwirt g'haust und den Buben in die Schul und aus der Schul g'führt und mit ihm g'lernt, dass uns beiden der Kopf g'raucht hat.

Ist mir aber alleweil noch soviel Zeit blieben, um dem Franzel seiner Schwester, der schwarzen Ploni, untern breiten Innthalerhut und in ihre Tollkirschenaugen z'schauen, und da ist ein Feuer darin g'wesen — schier höllisch hat's mir ins Herz einibrennt!

Was soll i Dir ausmalen, wie narrisch mi diese erste, halb kindische, unschuldsvolle oder höchstens ahnende Liebe hat g'macht, was für ein überirdisch Wesen i in meiner Ploni hab angebetet? Der Schiller hat das alles viel schöner g'sagt in seinem „Lied von der Glocke", davon hat er aber nichts gewusst, dass wir einmal auf den Calvarienberg hinterm Dorf wallfahrten sind gangen und dass unser Gebet lauter Verliebtheit ist g'wesen und dass wir uns oben hinter der Kirche, in den Ruinen des alten G'schlosses haben g'standen, wie dass wir halt ohne einander absoluti nit leben könnten.

Der Schiller nit — wohl aber der Kreuzwirt! Mei, viel zu jung und viel zu dumm sind wir zwei Kindsköpf g'wesen, als dass wir unsere Kinderlieb hätten verbergen können! Hab'n g'meint, die ganze Welt sei

Da geht auch dem Hofrath ein Licht auf.

„Heiliger Gott, Bruderherz, dann bist Du niemand anderer als der Leutner Michel .... nein, wie Du Dich verändert hast .... kaum zum kennen!“

„Na, Du bist auch nit jünger worden; aber dass wir uns nach .... nach ....

„Nach fast 50 Jahren.“

„Ja nach fast 50 Jahren wiedersehen sollten .... wer hätte sich's auch träumen lassen!“

Und die Jugendfreunde umarmten sich.

Und nun gieng's an ein gar lebhaftes Erzählen. Vom zerrissenen Ohrläppchen kam man auf die Studentenstreiche, von den Streichen auf die Kameraden, die wahrscheinlich schon alle, und die Professoren, die gewiss alle in kühler Erde ruhten und sich nicht mehr mit dem Frage- und Antwortspiel das Leben sauer machten, von den Professoren auf ihre eigenen Geschicke zu sprechen, und es interessierte den Pater Gabriel ebenso, wie der Toni Hofrath, als den Toni, wie der Michel Kapuziner worden war.

Der Hofrat meinte:

„Meine Geschichte ist eigentlich bald erzählt. Nach der Matura wandte ich mich dem Rechtsstudium zu, dann trat ich in ein Amt und dann .... wurde ich Hofrath. Wie Du weißt, ergibt sich das, wenn man halbwegs etwas taugt und wenn man's erlebt, von selbst; denn wer einmal auf einer Sprosse der Amtsleiter steht, der wird, sobald weiter oben ein Platz frei wird, von den Nachrückenden schon in ihrem eigenen Interesse vorgeschoben, bis er oben steht und sanft auf den weichen Pfuhl des Pensionsstandes hinabfällt. Und zwischen dem thatendurstigen Praktikanten und dem müden Pensionisten, als den Du mich hier siehst, liegt ein langes und doch so kurzes Leben mit Ehestand und Wehestand, mit Freud und Leid, und im Grabe ruht die Gattin, ruhen etliche meiner Kinder, und meine Enkel studieren und machen tolle Streiche und wagen manchmal einen Angriff auf des Großvaters Geldtasche — πάντα ῥεῖ .... bald sinke auch ich, ein Tropfen, in den großen Ocean!

Aber sage mir, Michel, wie kommst denn Du eigentlich in die braune Kutte, was bewog Dich, den Strick um den Leib zu gürten? Du warst doch, verzeihe mir, nichts weniger als ein Frömmler, und wenn ich mich recht erinnere, hattest Du sogar schon in der sechsten Classe eine Flamme —“

„Pst!“ tuschelte Pater Gabriel und hob den rechten Zeigefinger, Schweigen gebietend, in die Höhe, „wirst still sein! Der neugierige Bruckenwirt braucht nicht alles zu wissen .... er thät's gleich vertratschen, und die guten Leute thäten vielleicht in ihrer Kindlichkeit ein Ärgernis

ein bissel hat kennen g'lernt, wenn er auch viel im Kloster sitzt, alsdann liegt's hellicht vor mir, wie i ein Kapuziner worden bin. „Berufswahl“ ist wohl ein schönes Wort, und ein Glückskind ist, wirklich völlig frei nach seinen Neigungen und Talenten wählen ; aber zumeist wählt der Mensch nit, sondern er wird hinein-en, er ist, wie i einmal in einem philosophischen Buch g'lesen hab, Product der Verhältnisse, in denen er lebt — nur dass mir mein er Glaube sagt: Gott schafft die Verhältnisse und lenkt alles so, der Mensch, wenn er nit gar zu ung'schickt dawider zappelt, in kommt, wo ihn Gott in seiner voraussehenden Weisheit will.

Mei Mutterl, Gott hab sie selig, hat natürlich allweil ein' Geist-haben wollen .... ist ja auch ein Product der Verhältnisse ge- und hat gar nit anders gekonnt, weil's drin ist aufg'wachsen und s sich auf Erden gar keine größere Seligkeit und keine größere hat ausmalen können, als ihren Michl im goldigen Messgewand Altar zu sehen.

Was hat sie gewusst von den Seelenkämpfen, die selbst dem mften Priester nicht erspart bleiben? Was von dem entsetzlichen Un- wenn einer Priester wird, den der Herr nicht berufen hat?

Na .... solang die Lieb zur Ploni hat andauert, wär' i lieber Finanzer als ein Prälat worden; aber wie's aus ist g'wesen, da i mi gegen der Mutter ihren Willen nimmer so arg verwehrt, zum Studieren an der Universität hab i eh kein Geld nit g'habt, da ist noch das große Unglück kommen ....

A Wäscherin ist mein Mutterl g'wesen in Schwaz unten, und Tage hat's in Hitze und Kälte am reißenden Inn im Waschschiff und mit'm Holz auf d' Wasch schlagen müssen, auf dass es hat und dem Michl, dem halt ein Krügel beim Aniserwirt oder im ngarten über alles g'schmeckt hat, hie und da ein paar Groschen schicken können. Ist wohl mit dem Alter und der schlechten Kost er schwächer worden, und eines Tages kriegt's 's Überg'wicht und ins Wasser und .... aus ist's. In Rattenberg haben sie's auf-ht und begraben .... Hinter dem Holzsarg ist niemand gangen i und ein paar gutherzige Weiber, die überall dabei sind, wo sie Wollust des Weinens genießen können.

Mei' ... da ist wohl mein Gemüth so weich g'wesen wie ein erstollen ... hätt'st alles aus mir formen können, und alsdann der Kapuziner-Pater, der die Leich hat eing'segn't, einen Kapuziner mir g'formt.

Zum Lachen ist's in allem Leid, wenn man bedenkt, was für ige Dinge im Leben oft den Ausschlag geben, und wiederum rüh-

blind, keiner könne es sehen, wenn wir uns mit den Augen haben g'sucht, wenn wir uns im Vorübergehen die Hände haben drückt — und dieweil sind wir selber stockblind g'wesen, und der Kreuzwirt, ein alter Schütze, der hat gar ein scharfes G'schau g'habt.

Na .... und da ist's bald aus g'wesen — fix und fertig — der Kreuzwirt hat mi einfürallemal 'nausg'worfen!

„Du Lotter, Du Bettelstudent", hat er mi ang'schrien, „was fallt Dir nacher ein? Ist der Patsch noch rinnwaschelnass hinter den Ohren und fangt schon z'speanzeln an mit mein Madl, und 's Madl braucht noch an Schuller und busselt so an L... buben ab! Höllsakra — pack Dei Kram und schau, dass D' außi kimmst, Knödeldrucker übereinander! In zehn Jahren, wennst D' mein Kuhdirn heiraten willst, kannst Di anfragen; aber mei Madl ist a Bratl auf an andern Tisch .... hast mi verstanden?!"

Na ... so ein alter Grauschimmel, wie i aner bin, nimmt's nimmer so tragisch; aber damals hat's mir fast 's Herz abdruckt.

Am selbigen Tag hab i meine sieben Zwetschken auf einen Schubkarren nach Hall g'führt, und die nächste Woche bin i wie ein verlorenes Schaf rumg'rennt und, weiß Gott, wie häufti bin i auf der Innbrucken g'standen und hab mir's überlegt: Soll i, oder soll i nit?

Aber der liebe Herrgott ist mit mir gnädig g'wesen und hat den Tollpatsch z'ruckg'halten, und der leere Magen, bei so jungen Leuten ein noch größerer Tyrann als die Liebe, hat's Herz curiert und hat mi zwungen, dass i ihm sei Sach erbettel in den Küchen der Bürger und im Knechtstübel der Franziskaner.

Mei Dirndl hab i nimmer g'sehen. Zu einer alten Basen nach Windberg, weit im Berg droben, hat er's g'schickt, und die hat soviel acht geben auf die Ploni, dass nit einmal ein Briefl den Weg hat g'funden ins Thal und mit der Bötin nach Hall.

Na, Freund, wenn mi der Schlag auch nit umbracht hat, ernst und nachdenklich hat er mi halt doch g'macht, und mit der Zeit hab i 's einsehen g'lernt, dass der Kreuzwirt nit so unrecht hat g'habt, dass lang nit jede grüne Lieb zum Traualtar fährt, dass es mit mir und der Ploni sei Lebtag kein Schick hätt' geben.

Hast recht, lieber Freund, Frömmler oder Betbruder bin i als Student keiner g'wesen; aber i mein', so an religiösen Kern haben bei uns die meisten Studenten, und wenn nacher ein großes Herzleid kommt, da treibt der Kern, und kommt noch ein großes Leid, dann wird's ein Baum, in dessen Krone Christus und in dessen Schatten die gequälte Seele flüchten mag.

Weißt, i red jetzt als ein alter Ordensmann, in dem seiner Brust ganze Haufen von Sünde und Elend begraben liegen und der die Welt

lnd die Ploni, die hat ihre Lieb zu mir ja auch begraben, sie jetzt einem braven Mann . . . .

lber . . . Freunde, herzgute Freunde dürfen wir doch sein, und i und so muss i ihr die Hände drücken . . . ihren Ehestand . . . ihr's Glück herabbeten . . . das kann doch wohl kein nit sein.

Ja, und so bin i an einem herrlichen Sommermorgen hinauf ge- durch den dunklen Feichtenwald und hinauf gewatet durch das Gras ins Mittelgebirge, und auf einmal ist der Ort mit seinen rstreuten Häusern und seiner alten baufälligen Kirche dagelegen ben der Kirche das stattliche Haus mit dem hölzernen Ochsen- er der Thür, mit seinem weitausladenden Dach und den Schwer- auf den schwarzgrauen Schindeln und den Blumen in den n.

lm Laufbrunnen hat eine Magd mit aufg'stülpten Hemdärmeln ausg'waschen und hat mit nassen Händen meine Rechte ein- n und einen Kuss daraufdrückt; auf der Wiese sind ein paar chsen g'standen und haben die schweren Köpf auf den Zaun und g'schaut, was das für einer sein mag, der junge Mann rothbraunen Kutte; ein altes Weiblein, wohl die Pötin, ist mit uckenkraxen zuthal g'stiegen und hat mir den Gottesgruß geboten. Sonst heilige Stille . . . Dorffrieden!

Da bin i eintreten in die Stube. Unter der Thüre bin i stehen Am Fenster beim Nähtisch ist sie g'sessen . . . nicht mehr eine , die des Schülers leicht brennbares Herz entzückt, nein, die voll e Rose in all' ihrer Schönheit, die selbst den Künstler zur Be- ung hingerissen hätte!

nd jetzt . . . . jetzt hatte sie die Wunderaugen aufg'schlagen ein Leuchten, ein Leuchten, ein Blitzen ist auf mi gangen, ein durch ihren Körper . . . . beide haben wir die Arme weit aus- t . . . . beide haben wir uns umschlungen . . . . o mein Gott, was der Mensch für ein schwaches Wesen . . . . der neugeweihte Ka- hat die junge Frau geküsst . . .!"

Ja armer Freund, es gieng euch halt wie dem Siegfried und iemhilde, von denen das Lied sagt: Si twanc gên ein ander neden minne nôt", meinte der Hofrath und nickte nachdenklich rührt.

Recht hast, Tonele", fuhr Pater Gabriel fort, „ein Zwang wesen . . . . nit freier Willen . . . . ein völliges Vergessen . . . . aturgewalt!

lber nur bis zum Augenblick des Kusses; dann sind wir erwacht, ide, das Antlitz vom Purpur der Scham übergossen, und bebend

rend ist's, wenn man im Lichte des Glaubens erkennt, wie der Herr die kleinsten Umstände nützt, um uns seine Wege zu führen.

Wär mir eigentlich, da i bei den Franziskanern studiert und ihre Wohlthaten genossen hab, viel näher gelegen, in ihren Orden einzutreten, und i hab's dem Pater auch g'sagt.

Der aber schaut mi an und lacht und meint:

„Bue, ist rein schad um deinen dichten Vollbart . . . thät'st ein stattlicher Kapuziner werden."

Bin nämlich schon ein ziemlich alter Kerl g'wesen und hab alle Wochen meine Stacheln abkratzen müssen . . . nur in der Vacanz, wo auch das Unglück ist geschehen, hab i mein'm Bart sei' Freiheit vergunnt.

Na, und so bin i halt ein Kapuziner worden und hab mein Noviziat und meine theologischen Studien g'macht, und wenn mir der Ploni ihr herzlieb G'sichterl auf die Bücher ist kommen, hab ich's weggebetet und hab mit Gottes Hilfe überwunden, und wie ich vor etlichen 40 Jahren in der Pfarrkirche meiner Heimatgemeinde dem Herrn das Erstlingsopfer hab dargebracht, ist vielleicht kein Engel so selig g'wesen . . . mit kei'm König und kei'm Kaiser hätt i tauscht.

Aber . . . noch eine Prüfung ist mir nit erspart blieben.

Hab Urlaub g'habt von mei'm Guardian und hab alle meine Bekannten im halben Innthale fleißig besucht und den Primizsegen austheilt und Gottesdienst g'halten in den Dörfern, und völlig dick bin i worden, weil i gar soviel essen hab müssen und trinken in den Bauernhäusern . . . weißt eh, dass man die guten Leutlen schwer beleidigt, wenn man nit einhaut wie ein Drescher!

Da sagt mir einer, der was munkeln hat g'hört von meiner Studentenlieb:

„He, Pater Gabriel, weißt, was mit der Ploni g'schehen is? G'heiratet hat s' vor drei Wochen . . . . den Roggler Hiesl, den Fleischhacker und Viehhändler in Weerberg . . . . da ist wieder ei'mal ein Geldhaufen zu dem andern g'rathen!"

I hab mi gleichgiltig g'stellt, aber . . 's Herz hat's mir doch zusammenkrampft, und von der Stund an hat's mir keine Ruhe nit g'lassen: einmal noch in mei'm Leben, nur ein gotteinzigmal möcht i die Ploni sehen! Hat uns der Kreuzwirt so auseinanderg'staubt, dass i nit eimal Abschied hab nehmen können . . . jetzt will i Abschied nehmen für immer und ewig und damit meine Lieb endgiltig begraben . . . ist eigentlich schon begraben — in der Gotteslieb; denn . . . o Jesus, dein bin i, o Jesus, dein bleib i, o Jesus, dein will i sein todt und lebendig!

„Aufs Haar so, nur dass es der unwissende Kapuziner nit so gelehrt sagen kann, wie der gescheite Herr Hofrath . . .

Alsdann . . . . dass das Leben uns alle mit der Zeit härter macht, wirst wohl selber erfahren haben. Wenn man sich auch ein empfindsames Herz in die späteren Jahre hinauf bewahrt hat, es wird männlicher, es legt sich eine harte Schale herum, dass es nicht so leicht erbeben und verzagen mag im Leide und nit allzu freudig aufjauchzt in der Freude . . . . ist eben alles eitel und das ganze Getriebe der Menschheit, von einem Berge aus gesehen, nur das Wurln eines Ameisenhaufens.

Da vermag einem denn auch die eigene Jugend mit ihrem kurzen Glücke, ihren Tollheiten und selbst mit ihrer ersten grünen Liebe nur ein wehmüthiges Lächeln abzunöthigen, und so hat mi die Ploni, will sagen die Fleischhauerin in Werberg, nimmer aus dem Gleichgewicht bracht. Ist halt ein Jugendtraum g'wesen, und . . . . wenn i's kriegt hätt, wer weiß, ob i so glücklich worden wäre, wie i's als einfacher Bettelmönch wirklich bin!

Wer weiß es? Ja . . . . i weiß es . . . . i wär kreuzunglücklich mit ihr worden; denn, Bruder, es ist schrecklich, was aus den schönsten liebsten Madeln öfters für schieche und z'widre alte Weiber werden können!

Hab's vor zwanzig Jahrln wieder einmal aufg'sucht.

Bin durchs Capitel nach Kitzbühel übersetzt worden, und da hab i mer denkt: Machst einen Gang nauf . . . . jetzt i's nimmer g'fährlich . . . . Busserln mag auch keines mehr, und . . . . gute Freunde, wenn wir es einmal gewesen sind, wollen wir es auch bleiben.

Na . . . . und was hab i g'funden? — Eine alte, schauderhaft dicke Bäurin mit welken Gesichtszügen und Falten darin wie in einem alten Tabaksbeutel und mit glanzlosen Augen und gar schütterm Haar . . . . von der Ploni keine Spur mehr.

Mei' — in die Vergänglichkeit der irdischen Schönheit hätt i mi epper doch g'schickt; aber dass das Weib auch um die Seel a dicke Rinden hat kriegt, dass das Leben mit dem ewigen Dienstboten- und Kinderkreuz sie steinhart g'macht hat, dass jetzt eine ewig kneifende Alte vor mir g'standen ist und mi ang'schnauzt hat, alleweil seien die unverschämten Bettler auf dem Wege, bald die mit, bald die ohne Bart, dass hat mir den Magen völlig um'dreht, und so hab i mein Humor wieder g'funden, hab die Hände links und rechts unters Zingul g'streckt und bin 'raus platzt mit einem Lacher und hab g'sagt:

„Ui Jegerl . . . . bist Du a schieche Plunzen worden, a z'widre . . . . Gott sei Lob und Dank, dass i di nit kriegt hab!"

sind wir dagestanden wie zwei arme Sünder, die das Gericht erwarten, und keines hat ein Wort gefunden.

Heiliger Gott, ich mag's wenden wie i will, es ist keine Sünde dabei g'wesen .... ist mir kein Gedanke gekommen, der dem Priester, der dem Weibe des andern hätt Unehre g'macht!

Die Ploni hat sich zuerst g'faßt.

„Na", hat sie mit noch zitternder Stimme gestammelt, „hast Du .... habt Ihr mi überrascht, Hochwürden; aber .... schön ist's, dass Ihr kommen seid .... alte Freunde dürfen si nit vergessen .... gelt na? .... I hab schon g'hört, dass Ihr Primiz habt g'halten in Schwaz, und glaubt mir's i hab recht, recht andächtig gebetet für Euch und .... für mi, dass wir glücklich sein mögen in unserm Stande und dass wir leben und sterben mögen, wie es Gottes Wille ist."

Nit zum sagen ist's .. . das junge Weib hat dem jungen Kapuziner völlig eine Predigt g'halten!

Und alsdann hab auch i in einem Aufblicke zu Gott meine Kraft und Sicherheit wiederg'funden, und die Ploni ist vor mir g'kniet mitten in der Stuben, und meine Hände haben auf ihrem Scheitel g'ruht, und .. . so hab i meine Jugendliebe denn wirklich und wahrhaftig begraben.

Noch am selbigen Tage bin i beim Mutterl in Rattenberg g'wesen, und die Thränen, die auf dem blühenden Epheu und auf die Nagerlstöck tröpfelt sind, die haben mir's Herz leicht g'macht .... völlig licht ist's drinn worden, wie wenn eine dunkle Wolke sich ausg'regnet hat und d' Sonne wieder scheint und der Regenbogen spielt.

Und i hab auf's neue g'schworen: Ich will nach dem Beispiele unseres Herrn Jesu Christi und des heiligen Apostels Paulus mir nichts und allen alles sein!"

Der Hofrath drückte dem Freund gerührt die Hand:

„Bist ein wackerer Kerl gewesen, Freund, völlig ein Held, und da Du mir gebeichtet hast, so absolvier ich Dich denn, obwohl das eigentlich mein Geschäft nicht ist. Aber sage mir, hast Deine Ploni, Deine erste Flamme, nie wieder gesehen?"

Da lachte Pater Gabriel hell auf und entgegnete:

„Eigentlich, sollt' i jetzt schön still sein, denn die Geschichte hat Dich, wie ich sehe, beinahe ergriffen, und selbst auf mir ist ein Glorienschein des entsagenden Heldenthums g'fallen; aber .... das Leben ist so voller Gegensätze, dass vom Rührenden zum Lächerlichen nur ein Schritt ist —"

„und auf die Tragödie das Satirspiel folgt, wie bei den alten Griechen", ergänzte der Hofrath.

# Der größte deutsche Denker als persönlicher Freund.

Brief von seinem Zeitgenossen **R. B. Jachmann.**[1])

Den hervorstechendsten Zug in dem Charakter des unsterblichen Kant habe ich Ihnen einem besonderen Briefe vorbehalten, um ihn desto ausführlicher behandeln zu können. Kant zeichnete sich besonders durch ein warmes Gefühl für Freundschaft aus. Ich habe über diese liebenswürdige Seite seines Herzens so viele Erfahrung zu sammeln Gelegenheit gehabt und habe selbst so viele Beweise seiner Freundschaft gegen mich in Händen, dass ich Ihnen genau angeben kann, wie Kant als Freund handelte und dachte. Von seinen Jugendfreunden ist mir keiner als der Doctor Trummer bekannt geworden, mit welchem er jedoch kein ganz besonderes Freundschaftsbündnis geschlossen zu haben schien. Aber es ist zu vermuthen, dass er, der noch in seinen männlichen Jahren so enge Freundschaft knüpfte und noch in seinem Greisenalter so viel Gefühl für Freundschaft verrieth und selbst Jünglingen seine herzliche Freundschaft und Liebe schenkte, vielmehr in seiner Jugend für dieses Gefühl Herz und Sinn gehabt habe. Er pflegte auch oftmals des verstorbenen Ober-Finanzraths Wlömer als seines besten Jugendfreundes zu gedenken, hegte noch in seinem Alter die zärtlichste Freundschaft für ihn und unterhielt stets mit ihm einen freundschaftlichen Briefwechsel.

Dass Kant seinen Scharfblick und seine Menschenkenntnis vorzüglich bei der Wahl seiner Freunde werde angewandt haben, lässt sich nicht in Zweifel ziehen. Ich mache aber einen Unterschied zwischen seinen vertrauten Herzensfreunden und zwischen seinen Tischfreunden, obgleich er auch letztere, solange er noch selbst wählen konnte, nicht durch den bloßen Zufall sich zuführen ließ.

Der innigste und vertrauteste Freund, den Kant in seinem Leben gehabt hat, war der nun schon zwanzig Jahre verstorbene englische Kaufmann Green, ein Mann, dessen eigenthümlichen Wert und dessen wichtigen Einfluss auf unseren Weltweisen Sie aus der Schilderung dieses einzigen Freundschaftsbundes werden kennen lernen. Ein eigener Zufall, der bei der ersten Bekanntschaft einen Todhass zwischen diesen beiden Männern erzeugen zu wollen schien, gab zu dem innigsten Freundschaftsbündnisse Veranlassung. Zur Zeit des Englisch-Nordamerikanischen Krieges gieng Kant eines Nachmittags in dem Dänhoff'schen Garten

---

[1]) Immanuel Kant. Ein Lebensbild nach Darstellungen seiner Zeitgenossen Jachmann, Borowski, Wasianski. Herausgegeben von Alfons Hoffmann. I. Theil geschildert in Briefen an einen Freund von R. B. Jachmann. (Halle a. S. Hugo Peter. 1902.)

Da hat sie mi erkannt und hat mir die Leviten g'lesen und hat g'meint, wenn i nix G'scheiteres zu thun wisse als an die alten Dummheiten zu erinnern, dann wäre es g'scheiter gewesen, ich wäre unten blieben im Thal.

Aber .... ein Restel Lieb ist doch noch blieben im erkalteten Herzen, denn sie hat mir Knödel und G'selchtes auf'tischt und keinen üblen Tropfen aus dem Keller dazu ...... wir sind beide Praktiker worden!

Na .... die arme Seele der reichen Fleischhackerin hat wohl auch schon den Gottestrost gefunden und einen gar schweren Grabstein über ihre zwei Centner Leiblichkeit .... bei all ihrem Reichthum ist sie nit so glücklich gewesen wie der arme Pater Gabriel, der bei allem Wetter bald in Staub und Sonnenbrand, bald in Koth und Regen herumhatscht und verhungern müsst', wenn's keine christliche Mildthätigkeit gäbe, und der froh ist, wenn ihm einer ein Krügel Bier zählt — heda, Bruckenwirt .... hast Du mir nit zwei Krügel versprochen?"

Der Bruckenwirt kam und schenkte ein ..... auch der Herr Hofrath bekehrte sich zum Bier, und die beiden Freunde saßen noch ein Stündchen im schattigen Garten.

Dann gab der greise Hofrath dem greisen Mönche das Geleite bis zur Hälfte des Weges nach Kaulheim.

---

## Sonetten.

Von Sophie von Khuenberg.

### I. Der Meute!

Mit giftigen Reden möchtet Ihr vergällen
Den Labetrunk, den uns die Liebe beut.
Weil mich dies arme Leben wieder freut,
So möchtet Ihr's besudeln und zerschellen.

Als jahrelang, im Kampf der dunklen Wellen,
Mein einsam Herz, verirrt und unbetreut,
Sein tiefstes Weh in Liedern ausgestreut
Und krank sich sehnte nach dem Glück, dem hellen,

Da fand sich keine Hand, mich zu erretten,
Kein Wort der Liebe, keiner Sorgfalt Mühen,
In Gleichmuth ließ man elend mich verglühen,
Gefesselt schmachten an des Jammers Ketten.
Nun aber regt sich tückisch das Gelichter,
Das neidisch-thörichte, und spielt den Richter!

### II. Das Silberhaar.

Im Kamm blieb mir ein langes Silberhaar,
So herrlich weiß, aus reinstem Schnee gesponnen,
Wer schuf mir das? Des Geistes Feuerbronnen?
Der Alltagskämpfe unverdross'ne Schar?

Stahl das Bewusstsein drohender Gefahr
Sich störend in den Traum vertrauter Wonnen?
Wie, oder Jugend, bist Du schon entronnen
Und botest, scheidend, diesen Gruß mir dar?

Nein, nein, das Mutterherz, das sorgenreiche,
Schuf mir dies Haar gewiss, dies lange, bleiche,
Vielleicht auch ist es welkend hingeblasst,
Als Todessehnsucht einstmals mich erfasst...
Nun aber will ich leben, schaffen, siegen,
In dunkles Haar mir noch den Lorbeer schmiegen.

---

sprochen, ihn am folgenden Morgen um 8 Uhr auf einer Spazierfahrt zu begleiten. Green, der bei solcher Gelegenheit um $^3/_4$ schon mit der Uhr in der Hand in der Stube herumgieng, mit der fünfzigsten Minute seinen Hut aufsetzte, in der fünfundfünfzigsten seinen Stock nahm und mit dem ersten Glockenschlage den Wagen öffnete, fuhr fort und sah unterwegs Kant, der sich etwa zwei Minuten verspätet hatte, ihm entgegenkommen, hielt aber nicht an, weil dies gegen seine Abrede und gegen seine Regel war.

In der Gesellschaft dieses geistreichen, edelgesinnten und sonderbaren Mannes fand Kant so viele Nahrung für seinen Geist und für sein Herz, dass er sein täglicher Gesellschafter wurde und viele Jahre hindurch mehrere Stunden des Tages bei ihm zubrachte. Kant gieng jeden Nachmittag hin, fand Green in einem Lehnstuhle schlafen, setzte sich neben ihn, hieng seinen Gedanken nach und schlief auch ein; dann kam Bankdirector Ruffmann und that ein Gleiches, bis endlich Motherby zu einer bestimmten Zeit ins Zimmer trat und die Gesellschaft weckte, die sich dann bis 7 Uhr mit den interessantesten Gesprächen unterhielt. Diese Gesellschaft gieng so pünktlich um 7 Uhr auseinander, dass ich öfters die Bewohner sagen hörte: es könne noch nicht sieben sein, weil der Professor Kant noch nicht vorbeigegangen wäre. Am Sonnabend blieben die Freunde, zu welchen sich dann noch der schottische Kaufmann Hay und einige andere gesellten, zum Abendessen versammelt, welches aus einer sehr frugalen kalten Küche bestand.

Dieser freundschaftliche Umgang fiel in das Mittelalter unseres Weltweisen und hat unstreitig auf sein Herz und auf seinen Charakter einen entscheidenden Einfluss gehabt. Greens Tod veränderte auch Kants Lebensweise so sehr, dass er seit dieser Zeit nie mehr eine Abendgesellschaft besuchte und dem Abendessen gänzlich entsagte. Es schien, als wenn er diese Zeit, die einst der vertrautesten Freundschaft geheiligt war, zum Opfer für den abgeschiedenen Busenfreund bis an sein Lebensende in stiller Einsamkeit verbringen wollte.

Kant hatte noch mehrere interessante Männer und Jünglinge in die Zahl seiner vertrauten Freunde aufgenommen, die ich aber nicht namentlich anführen mag, weil ich leicht manchen übergehen könnte, der sich einer ebenso herzlichen Freundschaft Kants bewusst ist. Nur diejenigen, an welchen sich Kants Freundschaftsgefühle nach meiner Erfahrung ganz besonders offenbarten, werde ich zu meinem Zwecke gelegentlich berühren; denn ich will Sie ja mit Kants Freundschaft und nicht mit seinen Freunden bekannt machen.

Kant war ein warmer, herzlicher, theilnehmender Freund und behielt das warme, herzliche Freundschaftsgefühl bis in sein spätes Alter. Seine gefühlvolle Seele beschäftigte sich unablässig mit allem, was seine

spazieren und blieb vor einer Laube stehen, in welcher er einen seiner Bekannten in Gesellschaft einiger ihm unbekannten Männer entdeckte. Er ließ sich mit diesem in ein Gespräch ein, an welchem auch die übrigen theilnahmen. Bald fiel ihr Gespräch auf die merkwürdige Zeitgeschichte. Kant nahm sich der Amerikaner an, verfocht mit Wärme ihre gerechte Sache und ließ sich mit einiger Bitterkeit über das Benehmen der Engländer aus. Auf einmal springt ganz voll Wuth ein Mann aus der Gesellschaft auf, tritt vor Kant hin, sagt, dass er Engländer sei, erklärt seine ganze Nation und sich selbst durch seine Äußerungen für beleidigt und verlangt in der größten Hitze eine Genugthuung durch einen blutigen Zweikampf. Kant ließ sich durch den Zorn des Mannes nicht im mindesten aus seiner Fassung bringen, sondern setzte sein Gespräch fort und fieng an seine politischen Grundsätze und Meinungen und den Gesichtspunkt, aus welchem jeder Mensch als Weltbürger, seinem Patriotismus unbeschadet, dergleichen Weltbegebenheiten beurtheilen müsse, mit einer solchen hinreißenden Beredtsamkeit zu schildern, dass Green — dies war der Engländer — ganz voll Erstaunen ihm freundschaftlich die Hand reichte, den hohen Ideen Kants beipflichtete, ihn wegen seiner Hitze um Verzeihung bat, ihn am Abend bis an seine Wohnung begleitete und ihn zu einem freundschaftlichen Besuch einlud. Der nun auch schon verstorbene Kaufmann Motherby, ein Geschäftstheilhaber von Green, war Augenzeuge dieses Vorfalls gewesen und hat mir oft versichert, dass Kant ihm und allen Anwesenden bei dieser Rede wie von einer himmlischen Kraft begeistert erschienen wäre und ihr Herz auf immer an sich gefesselt hätte.

Kant und Green schlossen nun wirklich eine vertraute Freundschaft, die auf Weisheit und gegenseitige Achtung gegründet war, die täglich fester und inniger wurde, und deren Trennung durch den früheren Tod Greens unserem Weltweisen eine Wunde schlug, die er zwar durch Seelengröße linderte, aber nie ganz verschmerzte.

Kant fand in Green einen Mann von vielen Kenntnissen und von so großem Verstande, dass er mir selbst versicherte, er habe in seiner Kritik der reinen Vernunft keinen einzigen Satz niedergeschrieben, den er nicht zuvor seinem Green vorgetragen und von dessen unbefangenem und an kein System gebundenem Verstande hätte beurtheilen lassen. Green war seinem Charakter nach ein seltener Mann, ausgezeichnet durch strenge Rechtschaffenheit und durch wirklichen Edelmuth, aber voll von den sonderbarsten Eigenheiten, — ein wahrer „whimsical Man“, dessen Lebenstage nach einer unabänderlichen, launenhaften Regel dahinflossen. Hippel hat seinen „Mann nach der Uhr“ nach Green gezeichnet, woraus Sie ihn mehr kennen lernen können. Ich will nur noch einen Zug hinzufügen. Kant hatte eines Abends dem Green ver-

halten zu können, zog ihn endlich in seinen näheren Umgang, nahm ihn unter die Zahl seiner Freunde auf und äußerte überall für ihn eine väterliche Vorsorge. Diesen empfahl er vor mehreren Jahren persönlich dem Chef eines Regiments zu einer erledigten Feldpredigerstelle. Wenige Tage vor der Probepredigt ließ er den Candidaten zu einer ungewöhnlichen Morgenstunde zu sich bitten und leitete mit der größten Feinheit ein Gespräch über den Probetext ein, nach welchem er sich besonders hatte erkundigen lassen. Und — denken Sie sich den liebenswürdigen Mann! — aus Liebe zu seinem Freunde hatte sich der tiefe Denker in ein ganz neues Feld gemacht und sich die Mühe gegeben, eine förmliche Disposition zu einer Predigt in Gedanken zu entwerfen, über welche er mit ihm sprach, und wobei er viele fruchtbare Gedanken äußerte. Am Tage der Predigt hatte er einen anderen Freund mit dem Auftrage in die Kirche gesandt, ihm am Schlusse der Rede über den Eindruck derselben eiligst Nachricht zu bringen. Das heißt doch an dem Schicksale seiner Freunde herzlichen und thätigen Antheil nehmen!

Eben diesem Manne hatte er einige Jahre zuvor, ganz aus freiem Antriebe, ein Stipendium von dem akademischen Senat verschafft. Er kam darüber an dem Tage, als es ihm zuerkannt worden war, so herzlich froh nach Hause, dass er nicht allein dem Bruder desselben, der diesen Mittag bei ihm aß, diese Nachricht sogleich mit der größten Freude mittheilte, sondern sogar eine Flasche Champagner heraufholen ließ, um auf das Wohl seines Günstlings zu trinken und sich ganz dem Gefühl der Freude zu überlassen.

Kant und Hippel bewogen eben denselben Mann vor mehreren Jahren, ein Privat-Erziehungsinstitut zu übernehmen, welches der geschickte Pädagoge Böttcher in Königsberg errichtet hatte und nachmals wegen eines Rufes nach Magdeburg aufgab. Kant nahm an dieser Versorgung seines Freundes, die er dessen Talenten vorzüglich angemessen hielt, das lebhafteste Interesse. Er gieng selbst zu den Eltern der Zöglinge des Instituts hin, um sie zu bewegen, ihre Kinder auch bei dem neuen Leiter in der Anstalt zu lassen. Er nahm es selbst auf sich, den Kriegsrath v. Fahrenheid zum Ankauf eines Hauses für diesen wohlthätigen Zweck geneigt zu machen, und erbot sich selbst zur kräftigsten Unterstützung dieses nützlichen Unternehmens.

Als mein Bruder, der kein Vermögen hatte, vor mehreren Jahren den Entschluss fasste, zwei Jahre die Medicin noch in Edinburg zu studieren und dann eine Reise durch England, Frankreich und Deutschland zu machen, und mehrere edle Freunde sich zur Beförderung dieses Planes erboten, so zeigte Kant nicht allein seine große Freude darüber, dass es seinem Freunde gelang, ein so wichtiges Vorhaben auszuführen, sondern er versicherte ihm auch, dass er jederzeit 500 Reichsthaler für

Freunde betraf. Er nahm die kleinsten Umstände ihres Lebens zu Herzen. Er war innigst besorgt bei ihren misslichen Vorfällen und herzlich erfreut, wenn drohende Gefahren einen glücklichen Ausgang nahmen. Der nach Greens Tode mit Motherby ebenso freundschaftlich fortgesetzte Umgang liefert für alles dieses die rührendsten Belege. Besonders muss ich der tödtlichen Krankheit erwähnen, von welcher sein edler Freund Motherby vor mehreren Jahren ergriffen wurde, weil sich dabei das theilnehmende Herz des großen Mannes in seiner ganzen liebenswürdigen Natur zeigte. Kant äußerte eine wirklich tiefgefühlte Traurigkeit. Ich musste ihm täglich zweimal von dem Befinden des Kranken und dem Urtheil der Ärzte umständlichen Bericht abstatten und er verrieth jedesmal bei meiner Ankunft eine unruhige Besorgnis. Als ich an dem gefährlichsten Tage ihm eröffnete, dass man nun alle Hoffnung für sein Leben aufgegeben habe, rief er mit wahrer Betrübnis aus: „Soll ich denn alle meine alten Freunde vor mir ins Grab gehen sehen!“ — Die gefährliche Krankheit meines Bruders gieng ihm ebenso zu Herzen und der Tod Ruffmanns rührte ihn so sehr, dass er sich seitdem immer mehr aus dem gesellschaftlichen Umgange zurückzog.

Eine ganz besonders hochachtungsvolle Freundschaft bewies Kant gegen den Professor Kraus. Er sprach fast täglich von ihm in den Ausdrücken einer wahrhaften Verehrung und versicherte, dass er die Gelehrsamkeit und den Eifer des großen Mannes für das allgemeine Beste ebenso sehr bewundere, als er dessen Charakter und Herz schätze und liebe. Dass die Freundschaft dieser beiden Männer vertraut und innig war, folgt schon daraus, dass Professor Kraus solange ein täglicher Tischgenosse Kants war, bis Kraus sich selbst seine eigene Ökonomie einrichtete.

Kant hegte die größte Hochachtung selbst für seine jungen Freunde. Er verweilte gern bei ihren Vorzügen; er sprach gern von ihren vorzüglichen Eigenschaften und Verdiensten. Er gab ihnen seine Wertschätzung durch schmeichelhafte und ehrenvolle Beweise zu erkennen und fühlte sich selbst geehrt durch die Ehre und den Beifall, den seine Freunde genossen. Aber er beförderte auch diese sowie das ganze Lebensglück seiner Freunde nach allen Kräften. Er war ein thätiger Freund, der oft eine ängstliche Vorsorge für diejenigen bewies, denen er seine vertraute Freundschaft geschenkt hatte und deren Schicksal ihn interessierte. Aus folgenden kleinen Zügen werden Sie besonders abnehmen, wie der liebenswürdige Mann für seine Freunde thätig besorgt war.

Ich kenne einen Mann, der schon in seinen ersten Jünglingsjahren sich Kants ausgezeichnete Liebe erwarb. Kant lernte ihn besonders in seinem Repetitorio kennen, rief ihn zu sich, gab ihm die Erlaubnis, sich über schwierige Gegenstände der Philosophie mit ihm besonders unter-

nach seinem gefühlvollen Herzen beinahe mit völliger Gewissheit zu behaupten wagen. Wie sollte auch ein Mann, der ein so warmes Herz für Freundschaft hatte, nicht auch ein warmes Gefühl für Liebe gehegt haben? Ob aber seine erste Liebe sich keiner Gegenliebe zu erfreuen hatte, oder ob seine körperliche Beschaffenheit und sein entschiedener Hang nach metaphysischen Speculationen und wissenschaftlichen Beschäftigungen ihm anriethen, der Ehe zu entsagen, dies muss ich unentschieden lassen. In seinem Alter schien mir Kant eben nicht große Begriffe von der Liebe zu hegen, wenigstens äußerte er oft gegen seine unverheirateten Freunde den Rath: sie möchten bei der Wahl ihrer künftigen Gattin ja lieber vernünftigen Gründen als einer leidenschaftlichen Neigung folgen. Diesen Rath unterstützte er noch durch das Urtheil anderer, in der Sache erfahrener Männer, dem er seinerseits gänzlich beipflichtete. Er pflegte öfters anzuführen, ein verständiger Mann, Herr C., habe zweimal geheiratet. Die erste Frau, welche nichts weniger als wohlgestaltet gewesen, habe er vorzüglich ihres Vermögens wegen gewählt; die andere, ein schönes Frauenzimmer, habe er aus herzlicher Liebe genommen, am Ende aber doch gefunden, dass er mit beiden glücklich gewesen wäre. Kant war daher der Meinung, dass, wenn man bei der Wahl einer Gattin, außer den Eigenschaften einer Hausfrau und Mutter, noch auf ein sinnliches Motiv sehen wolle, man lieber auf Geld Rücksicht nehmen möchte, weil dieses länger als alle Schönheit und aller Reiz vorhalte, zum soliden Lebensglück sehr viel beitrage und selbst das Band der Ehe fester knüpfe, weil der Wohlstand, in welchen sich der Mann dadurch versetzt sieht, ihn wenigstens mit liebenswürdiger Dankbarkeit gegen seine Gattin erfülle. Übrigens dachte er über den Ehestand ganz wie der Apostel Paulus I. Corinther 7, 7—8 und bestätigte dies noch durch das Urtheil einer sehr verständigen Ehefrau, welche ihm öfters gesagt hätte: Ist dir wohl, so bleib davon!

Doch wer kann aus dem Raisonnement eines 60- bis 70jährigen Metaphysikers auf dessen Gefühl in einem 20jährigen Alter mit Sicherheit zurückschließen, und wie ganz anders würde Kant geurtheilt haben, wenn er in einer glücklichen Ehe alt geworden wäre!

Er war auch keineswegs ein abgesagter Feind des Ehestandes, sondern er rieth selbst seinen Freunden, die er durch eine gute Partie zu beglücken wünschte, und deren Stand die Ehe räthlich machte, freilich nach seinen Grundsätzen die Heirat an und sorgte sogar selbst für eine gute Wahl. Für meinen Bruder z. B. hatte er schon mehrere Monate vor dessen Rückkunft aus England Fräulein B., damals eines der reichsten Mädchen in Königsberg, ausgesucht; und schon am ersten Tage seines Besuches legte ihm Kant diese Wahl mit solcher Theilnahme ans Herz und erbot sich selbst so dringend zum Freiwerber, dass meines

ihn bereit halten würde, die er während seiner Reise jeden Augenblick beziehen könnte; und es war ihm nachmals nicht lieb, dass mein Bruder dies Geld nicht gebraucht hatte. — Wo gibt es einen theilnehmenderen, sorgsameren und thätigeren Freund als unseren großen Kant?

Noch muss ich besonders des Zartgefühls erwähnen, mit dem Kant seine Freunde behandelte. Er mischte sich nie zudringlich in ihre Angelegenheiten; seinen Rath äußerte er mit dem feinsten Zartgefühl und gewöhnlich so, dass er auf einen anderen Bezug zu haben schien. Von seinen Bemühungen um das Wohl seiner Freunde ließ er nie ein Wort fallen. Er handelte oft zu ihrem Besten, ohne sich je merken zu lassen, dass er für sie thätig gewesen wäre. Er benahm sich überhaupt mit einer bewundernswerten Feinheit gegen seine Freunde nach ihren individuellen Charakteren. Wie ihn aber auch in seinen freundschaftlichen Verhältnissen unbefangene Vernunft, strenge Pflicht, Liebe zur Tugend und Humanität leiteten, das werden Sie aus folgendem charakteristischen Zuge ersehen.

Kant hatte schon aus früheren Jahren her einen Freund, den G. R. J., dessen Haus er oft besuchte und dessen Frau er schätzte. Ein anderer Hausfreund dieses Mannes, der M. D. G., der auch ein Freund Kants wurde, fasste zur Hausfrau Neigung, veranlasste eine Ehescheidung, heiratete sie und machte ein angenehmes Haus in Königsberg, das von sehr vielen Fremden besucht wurde. Kant wurde sehr häufig und sehr dringend hier eingeladen, aber er betrat nie die Schwelle dieses Hauses, aus Achtung für den ersten Mann, mit welchem er fortwährend in einem freundschaftlichen Umgange lebte. Er hielt es für unerlaubt und für unschicklich, mit beiden Männern zugleich in einem freundschaftlichen Verhältnisse zu leben, glaubte den ersten dadurch zu beleidigen und dem anderen den Glauben beizubringen, als wenn er sein tadelhaftes Benehmen gut heiße. Mir ist es bekannt, dass ihn jetzt, so wie er handelte, beide Männer schätzten und verehrten.

Wenn Kant je tiefe Menschenkenntnis verrieth, so geschah es vorzüglich in seinen freundschaftlichen Verhältnissen. Er war von dem Werte echter Freundschaft durchdrungen, aber er wusste auch, wodurch dieser Freundschaftswert könne erhalten werden. Daher blieb er treu und fest in seiner Freundschaft. Wer einmal wirklich sein Herz gewonnen hatte, der konnte sich auch immer seiner unveränderten liebevollen Freundschaft erfreuen.

Gern möchte ich Sie jetzt von Kants Liebe unterhalten, aber ich kann statt dessen Ihnen bloß mein herzliches Bedauern mittheilen, dass von diesem so charakterisierenden Gefühl aus dem Leben des Weltweisen nie etwas zu meiner Kenntnis gekommen ist. Dass Kant in seiner Jugend geliebt habe, das möchte ich nach seinem Temperamente und

Sicherheit. Mit diesen Grassamen werden die Vorrathskammern für den Winter oder die Regenzeit gefüllt. Man behält aber immer eine genügende Menge übrig, um sie zu geeigneter Zeit aussäen zu können. Nun, klingt das nicht wirklich wie ein Märchen?

Dass es viehzüchtende Ameisen gibt, ist bekannt. Sie halten sich namentlich Blattläuse, die einen süßen Saft wie Milch von sich geben, der ihnen von den Ameisen regelrecht abgemolken wird. Aber auch noch eine große Zahl von anderen Kerbthieren wird von ihnen als Hausthiere gehalten, ernährt und überhaupt, entsprechend der verschiedenen Lebensweise dieser gefangenen Thiere, wohl gepflegt. Weniger bekannt mag es sein, dass gewisse Ameisen sich für diesen Zweck richtige Ställe bauen. Finden sie an einem Zweige eine Kolonie Blattläuse, so bauen sie an dem Zweige selbst ein Gehäuse um die ruhig weiter fressenden dummen Geschöpfe herum, aus welchem sie nun nicht mehr herauskönnen, wohl aber die Ameisen, welche ihnen Nahrung in den „Stall" bringen und sie nur zu dem Zwecke besuchen, um ihren leckeren Saft zu genießen, den sie sonst zu nichts nöthig haben.

Es gibt kein Thier, auch nicht unter denen höherer Ordnung, welches seine Brut mit so viel Sorgfalt und Liebe pflegt und auch nur ähnlich so viel Mühe davon hat wie die Ameisen. Die Eier, welche in einem tiefer liegenden Stockwerke des Baues gelegt zu werden pflegen, werden sofort von den Arbeiterinnen in ein höheres Stockwerk getragen, wo es wärmer ist, und sorgfältig bewacht. Je nach der Witterung werden sie auch wieder in tiefere Stockwerke gebracht und beleckt, wodurch wahrscheinlich Nahrungssäfte in die Eier gesogen werden; kurz, es ist vom ersten Augenblick an viel zu thun. Wenn dann nach einigen Wochen die Larven ausschlüpfen, müssen sie gefüttert und vom Schmutz gereinigt werden. Man bettet sie auch häufig um. Nun spinnen sich die Larven ein und werden zu Puppen, die müssen dann oft in die Sonne hinausgelegt, aber sorgfältig vor Regen bewahrt werden, und endlich helfen die geschäftigen Wärterinnen der ausschlüpfenden Ameise bei ihrer Geburt, indem sie ihr die Hülle abstreifen. So haben die Arbeiterinnen monatelang mit den „Kleinen" zu thun, die nicht einmal die ihrigen sind, denn die arbeitenden Weibchen sind bekanntlich unfruchtbar. Sie verbringen mit der Sorge um die Erziehung der Nachkommen fast die Hälfte ihres ganzen Lebens, das meist nicht viel über ein Jahr dauert. Doch hat man Fälle unzweifelhaft beobachtet, in denen fruchtbare Weibchen, Königinnen, bis zu sieben Jahr alt wurden.

Während es viele gesellig lebende Thiere gibt, die ohne weiteres über erkrankte oder verunglückte Individuen ihres Rudels herfallen und zerreißen oder doch jedenfalls verlassen, so kommt im Gegentheil eine Ameise ihrer kranken Schwester immer zu Hilfe, trägt sie ins Nest und

Bruders Geständnis: „er habe bereits nach seinem Herzen gewählt", ihm wirklich unangenehm war.

Obgleich aber Kant im Cölibat lebte, diesen Zustand sehr behaglich fand und, wenn man sich verehelichen wollte, den Heiraten aus Speculation vor allen übrigen den Vorzug ertheilte, so hatte er doch selbst in seinem höchsten Alter noch Sinn und Gefühl für weibliche Schönheit und Reize. An Miss A., welche sich einige Zeit im Hause seines Freundes Motherby aufhielt und für dessen ältesten Sohn zur Braut bestimmt war, fand Kant noch nach seinem 70. Jahre ein so besonderes Wohlgefallen, dass er sie bei Tische stets auf der Seite seines gesunden Auges neben ihm Platz zu nehmen bat. Hier speculierte aber nicht der Philosoph über Heiratsvortheile, sondern hier folgte er als Mensch dem Schönheitsgefühl, das er in seinem ganzen Leben geschmackvoll cultiviert hatte, und das selbst im hohen Alter nicht in seiner Seele erstarb.

---

# Das Geistesleben der Ameisen.

Von Dr. **M. Wilhelm Meyer.**

Wieviele sonderbare Geschichten sind schon von den Ameisen erzählt worden, die man lange Zeit hartnäckig für Fabeln erklärte, während sie heute unzweifelhafte Thatsachen sind! Der einfache Mensch, welcher sich immer noch nicht von dem Wahn befreien kann, dass er etwas unvergleichlich Besseres sei als andere Thiere, steht diesen Thatsachen immer noch kopfschüttelnd gegenüber. Kann man es denn auch glauben, wenn man es nicht unzweifelhaft vor sich sieht, dass eine gewisse Art dieser winzigen Thierchen ganz regelrechten Ackerbau treibt? Diese Art lebt hauptsächlich in Brasilien, wo sie in ihren Gewohnheiten von vielen Forschern, unter andern auch deutschen, auf das sorgfältigste untersucht worden ist. Diese „Ernte-Ameise" sucht sich mit ihren Kameraden zunächst einen geeigneten, sonnigen Platz aus, der dann vollkommen geebnet und gewissermaßen gepflastert wird. Alle Pflanzen, außer einer ganz bestimmten Grasart, werden abgebissen und entfernt. Der ganze Raum von mehreren Schritten Durchmesser wird umzäunt und darin nun mehrere Nester, haufen- oder scheibenförmig, gebaut. Das ist die Ameisenstadt. Die von den Halmen abfallenden reifen Samen werden sofort aufgelesen und ins Nest getragen, ja man hat auch beobachtet, dass man die Samen, und zwar nur die reifen, oben von den Stengeln herabholt. Ehe sie ins Nest getragen werden, breitet man sie zum Trocknen in der Sonne aus; wenn es zu regnen beginnt, bringt man sie sofort in

Weibchen gieng erst wieder seiner gewohnten Beschäftigung nach, als die Leiche des Männchens aus dem Nest definitiv entfernt war. Ähnliche Beobachtungen sind auch schon früher gemacht worden. Den äußeren Merkmalen nach wären sie als eine Trauer um den Gatten aufzufassen.

Ich will noch eine märchenhafte Sache erzählen, für die mein Gewährsmann wieder jener als strenger Forscher wohlangesehene Amerikaner ist. Er sah, wie eine Anzahl älterer Ameisen zusammenkamen und sich im Kreise so ordneten, dass ihre Köpfe sich berührten. So standen sie stundenlang da, während sich ihre Fühler und ihr Hinterleib fortwährend, wie lebhaft gesticulierend, bewegten. Dann giengen sie mit einemmal auseinander, holten in dem einen Falle eine Ameise und schleppten sie aus dem Nest; in einem zweiten Falle solcher „Berathung" wurde eine andere Ameise in Stücke zerrissen.

Was soll man nun hierzu sagen? Ist das alles immer nur Zufall? Der Zufall ist immer der Lückenbüßer gewesen, der die Wege zu überbrücken hatte, die unser Verstand nicht gehen konnte oder, wie in diesem Falle, nicht gehen wollte. Immer und immer müssen wir uns wieder überzeugen, dass es uns schier unüberwindlich schwer fällt, unsern uralten homocentrischen Standpunkt zu verlassen, in welchem wir immer nur alle hervorragenden Eigenschaften auf unser geliebtes Ich häufen und den anderen Mitgeschöpfen davon nichts lassen wollen. In Wirklichkeit sind die Thiere, welcher Art sie auch seien, innerhalb des Horizontes, der ihnen vermöge ihrer Art und Lebensweise von der Natur eröffnet ist, genau so intelligent wie wir, und ganz entsprechend sind bei ihnen Geist und Seele entwickelt. Es ist gar kein Zweifel, dass es Menschen gibt, die immer noch als geistig normal gelten müssen, deren Intelligenz und Geschicklichkeit bei weitem nicht an die einer Durchschnitts-Ameise heranreicht.

Hiernach scheint es, als wäre die Stellung, welche die verschiedenen Geschöpfe in der Stufenfolge der Intelligenzen einnehmen, gar nicht an die Größe und Vielgestaltigkeit des Gehirns gebunden, welches doch offenbar das Werkzeug dieser Intelligenz ist. Zwar ist wohl das Nervensystem einer Ameise im großen und ganzen ebenso eingerichtet wie das des Menschen, auch die Ameise hat ein Gehirn, das in ihrem Kopfe steckt, und ein von ihm aus sich verzweigendes Nervennetz, dessen Hauptbahnen sich längs des Leibes so ordnen wie unser Rückenmark mit seinen Ausläufern. Auch die Ameise hat äußere Sinnesorgane, die ihre Eindrücke jenem Nervensystem mittheilen, so wie es bei uns ist, und woraus wir wie sie Erfahrungen sammeln, die bei den folgenden Handlungen verwertet werden. Die Ameisen haben Augen, anders, aber für sie vortheilhafter eingerichtet als die unsrigen. Es sind Facettenaugen, die ein aufrechtes Bild erzeugen. Man hat solche Augen als Objective

verpflegt sie dort, bis sie wieder arbeitsfähig geworden ist, aber auch durchaus nicht länger. Man sieht in keinem Neste beschäftigungslose Arbeiterinnen, die nicht gebrechlich sind.

Dagegen ist ja bekannt, daſs die Ameise jede andere, nicht ihrem Nest angehörige sofort als ihre Feindin angreift oder jedenfalls ihr schleunigst ausweicht, wenn sie dies für das Klügere hält. Oft entwickeln sich die grimmigsten Schlachten zwischen benachbarten Völkern. Hierbei kann man deutlich sowohl den Ausbruch einer förmlichen Raserei der Blutgier, in welcher die Thiere blindlings ihr Leben aufs Spiel setzen, wie auch ausbrechende allgemeine Panik beobachten, je nachdem das Glück der Schlacht schwankt. Die Ameisen fühlen sich nur stark in der Vielheit. Ist eine Ameise von ihren Kampfgenossen getrennt, so läuft sie auch vor einer kleineren fort, kehrt aber mit einem Trupp ihresgleichen in den Kampf zurück, wenn es ihr gelang, sich einem solchen wieder anzuschließen.

Oft schließen nach solchen Kämpfen die Parteien Frieden und gehen nun ruhig auseinander. Forel hat dies einmal beobachtet, als er solchen Kampf auf seinem Tische eingeleitet hatte. Aber eine der Ameisen wollte von ihrer Feindin nicht loslassen, und es gelang ihr, sie bis an den Rand des Tisches zu schleppen, wo sie sie über Bord warf. Forel brachte sie auf den Tisch zurück, aber ihre Feindin fand sie unter den anderen heraus und warf sie noch zweimal vom Tisch. Sie konnte sie nun einmal nicht leiden.

Solche, gegen ein bestimmtes Individuum gerichtete Antipathien hat man wiederholt beobachtet. So erzählt Wheeler, ein amerikanischer Ameisenkenner, daſs einmal zwischen zwei Königinnen eines seiner Nester Streit ausbrach, während sonst bekanntlich die Ameisenköniginnen abweichend von denen der Bienen sich gut vertragen. Gegen die anderen Königinnen hatte auch jene Ameise nichts einzuwenden, sobald sie aber jener ansichtig wurde, fiel sie über sie her, bis die schwächere nach elf Tagen getödtet war.

Die Ameisen scheinen in Monogamie zu leben, wenigstens sieht man häufig ein und dasselbe Paar beisammen. Wheeler beobachtete ein solches Paar, das ein Vierteljahr treu zusammenhielt und sich in der Pflege der Brut wenigstens insofern theilte, daſs das Männchen die Brut bewachte, wenn das Weibchen ausgegangen war. Als das Männchen gestorben war, ereignete sich eine ganz merkwürdige Geschichte, die abermals wie ein Märchen klingt. Das Weibchen legte Eier auf die Leiche ihres Lebensgefährten und setzte sich nun so darauf, daſs Mund und Mund sich berührten. Entfernte der Beobachter die Leiche und die Eier, so ruhte das Weibchen nicht eher, als bis es alles wieder so hergestellt hatte, wie vorhin beschrieben. Das wurde oft wiederholt. Das

muſs auch wieder ſinken, und die Höhepunkte der Entwickelung wechſeln. Vielleicht ſind dieſe Ameiſen, welche wir ſo ſehr bewundern, doch nur die unſcheinbaren Epigonen eines Geſchlechtes, das einſtmals geiſtig noch viel höher ſtand.

Wir wiſſen das alles nicht, und wir dürfen uns nicht weiter in Phantaſien verlieren. Aber wir ſehen daraus, wieviel wir noch zu thun haben, um die Räthſel des Geiſteslebens auch nur in ſeinen einfachſten Erſcheinungen zu ergründen; wieviel ſchwerer noch wird dies in der Vielſeitigkeit des unermeſslich weiten Horizontes, innerhalb deſſen ſich der Menſchengeiſt entwickeln konnte!

## Erinnerung an das deutſche Sängerfeſt.

Seit dreißig Jahren war ich nicht mehr ſo jugendlich froh, als in dieſen Julitagen zu Graz, da Deutſchlands Sängerſcharen mit tauſend wehenden Fahnen und leuchtenden Panieren durch die feſtlich geſchmückte Stadt zogen, jubelnd und umjubelt von der Bewohnerſchaft — ein einig Volk von Brüdern. Das war keine Phraſe, das war eine That! Achtzehntauſend Menſchen — wahrlich nicht aus den Ständen der Reichen — geben kaum ihr gutes Geld aus und machen eine beſchwerliche Reiſe in die Ferne, bloß um ein paar Lieder zu ſingen und Luſtbarkeiten mitzumachen, die ſie daheim weit billiger haben konnten. Wer die zahlloſen Extrazüge geſehen hat! Sie hatten faſt durchgehends nur dritte Claſſe, dieſer entſtiegen die munteren Burſche mit lachenden Knabengeſichtern, die Jünglinge mit trutzig frohen Augen, die Greiſe mit weißen Bärten, ihr Felleiſen, ihren Ruckſack auf dem Rücken, Männer aus dem Volke, die ihr Reiſegeld ſich abkargen muſsten, um in die ferne Hauptſtadt der Steiermark zu kommen und dort freudig zu bekennen: Wir ſind ein einig Volk von Brüdern! Die Ferienreiſeluſt hat natürlich das Ihre mitgethan, aber eben, daſs dieſe nach Steiermark hinzog, wo in der Nachbarſchaft anderer Völker die deutſche Geſittung um ihren Beſtand ringt, iſt ein Zug des Herzens.

Ein böſer Geiſt muſste vorwegs verbannt werden aus dem Feſte, ſollten die Herzen harmlos freudig bleiben können. Die Politik. Als gute deutſche Öſterreicher haben wir das Feſt veranſtaltet und zu den deutſchen Öſterreichern ſind unſere Brüder aus Alldeutſchland gekommen, von allen Weltgegenden her. Ein paar antipatriotiſche Schreier, wie ſie in unſerer Zeit ſchon einmal bei keinem Feſte fehlen, ſind von den Öſterreichern zurückgewieſen und von den Reichsdeutſchen — belächelt worden. Die einzige k. u. k. öſterreichiſche Militärbehörde hat es ſich

benutzt und rein photographische Bilder damit hergestellt, wie sie die Insecten sehen müssen. Diese Augen sind namentlich für das Sehen in der Nähe eingerichtet. Die Ameisen und Insecten überhaupt haben ihr Geruchsorgan in den Fühlern, das aber nur bei unmittelbarer Berührung kräftig genug wirkt, wobei wohl eine chemische Reaction mit im Spiele ist. Ob die Ameisen auch hören können ist zweifelhaft; man hat kein Organ dafür entdeckt, und auch keine Beobachtung läſst das Vorhandensein dieses Sinnes sicher erscheinen. Die Ameisen besitzen also jedenfalls vier von unseren fünf Sinnesorganen, durch welche beständig Eindrücke von der Außenwelt den betreffenden Centralpunkten des Nervensystems zugeführt werden. Aber dieses Nervencentrum selbst ist doch fast unendlich viel kleiner bei der Ameise als bei uns; wie ist es denkbar, daſs ihre Intelligenz dennoch an die unsrige unter den obigen Einschränkungen nahezu heranreichen soll? Bei derselben Classe von Thieren ist ein deutlicher Zusammenhang zwischen der relativen Größe des Gehirns und der Intelligenz zu bemerken. Noch mehr bei derselben Art: die klügere Menschenrasse hat das relativ größere Gehirn. Bei den Ameisen beobachtet man wieder ganz dasselbe. Die klugen Arbeiterinnen haben den größeren Kopf und ein entsprechend größeres Nervensystem, die Männchen das kleinste, und dazwischen stehen die Königinnen.

Aber wie sollen wir es erklären, daſs in diesem kleinen Gehirn der Ameisen so viel Intelligenz stecken soll? Bei dieser Frage ertappen wir uns wieder auf dem homocentrischen Standpunkte. Weshalb muſs denn das Kleine weniger fein organisiert sein als das Große? In dem Gehirn einer Ameise können ebensoviel, nur entsprechend kleinere Nervenzellen vorhanden sein wie in unserm, wovon jede einen Begriff bedeutet. Die Stufenfolgen der Materie-Organisationen in der Welt sind endlos wie der Weltraum selbst. Das Atom, welches eine Zelle in unserm Körper mit aufbauen hilft, kann einer Zelle in einem feiner organisierten Lebewesen entsprechen; die Ameisen scheinen wirklich aus solchen feineren Bausteinen der Natur zusammengesetzt zu sein. Ihr Stamm ist unermeſslich viel älter als das Menschengeschlecht. In den Ameisen concentrieren und vererben sich die Erfahrungen von vielen Jahrmillionen, im Menschen höchstens von ein paar Jahrzehntausenden. Schon zur Zeit, als die Riesenfarne der Steinkohlenzeit ihr grünes Laubdach flochten, tummelten sie sich geschäftig wie heute in den Unkrautwäldern, damals als die höchst organisierten Geschöpfe der Erde überhaupt, als die Beherrscher des Planeten, wie heute wir es sind. Wer könnte es sagen, ob diese Wesen nicht unter dem Druck der Zeitalter, die über sie hingiengen, ebenso gelitten haben wie jenes Farnkraut, das heute nur noch als dürftiges Zwerggewächs sein Dasein fristet! Alles, was emporstieg,

die Franzosen in die Mauern strömten in wilden Rotten einen ganzen Tag lang. Damals hatte Graz keinen Blumenregen von den Fenstern, kein Fahnen- und Tücherwinken; kein Laut in der Stadt, als das dumpfe Traben, grelle Feldgeschrei und welsche Johlen der einziehenden Feinde. Das war ein anderer „Festzug!“ — Es wird gut sein, wenn die Germania und die Austria das gemeinsame Schwert stets bereit halten.

Die Sängerhalle war weitaus die größte Hütte, die in Steiermark je gebaut worden ist. Die Leute stritten sich darüber, ob sie fünfzehntausend oder dreißigtausend Personen fasse. Thatsache ist, dass die Sänger allein, die erschienen waren, darin nicht Platz fanden. Bei dem Prachtwetter, das nach monatelanger Regenzeit eingekehrt war, bildete nebst diesem Baue der ganze Festplatz mit seinen Wiesen, Gärten, Buden und Sälen eine ungeheuere Sängerhalle. Und da kam nun das deutsche Lied auf uns herab. Gesänge, die deutsche Meister ersonnen, Lieder, die unsere Mütter und Großmütter an unserer Wiege gesungen, hier erschollen sie in herrlicher Vollendung. Des deutschen Volkes Gemüth in seinen jauchzenden Höhen, in seinem grollenden Zorne, in dem heiligen Wogen seiner Gottesfrohheit, in den dunklen Tiefen seines Schmerzes. Von inniger Liebespoesie bis zum stürmischen Schlachtgesang — welch eine Scala des Liedes und des Lebens! Lieder aus Glück und Noth — gemeinsam gesungen — wie das eint! Kein Turnen und kein Festschießen bringt Fremde in kurzer Zeit so nahe zusammen, als das Lied! So wurde bei diesem Feste jedes Wort, jeder Heilruf zum Liede und das Lied zur That. „Früh oder spat!“, wie einige mehrdeutig dazusetzten. Ich sage: nicht spat, sondern früh, ja sofort! Sofort zeigte sich des Liedes That in der Freude der Sänger und der Hörer, in dem neuerweckten Bewusstsein: Wir gehören zusammen! Wir alle von Nord und Süd, von Ost und West. Die schwarz-gelben Pfähle genieren uns nicht. Solch kleiner Hindernisse bedarf jeder Reiter, um seine Tüchtigkeit zu zeigen. In einem ganz anderen, unendlich tieferen Sinne als dem der Politik gehören wir zusammen. „Keinen Schlagbaum kennt der deutsche Geist!“

Dieses Empfinden war ein allgemeines und hat gerade in Österreich das Sängerfest zur besonderen Bedeutung erhoben. Selten noch werden die Deutschen aller Stämme der Austria, der Styria so begeistert zugejauchzt haben, als in diesen glückseligen Julitagen. Das Fest hatte Momente wahrer Erhabenheit und alle Gemeinheit hielt sich ferne. — Als ich beim Einzug die erkleckliche Anzahl geräumiger Büffelhörner bemerkte, kam über mein sittsames Poetenherz ein banges Ahnen. Es hat sich gottlob nicht erfüllt. Kein Betrunkener verunehrte die festlich geschmückten Straßen, und das muss bei einem Feste der Deutschen hoch angeschrieben werden.

nicht nehmen lassen, eine politische Demonstration zu machen, indem sie den Officieren und Soldaten die Theilnahme an dem Feste verbot und indem sie das Aufspielen der österreichischen Volkshymne einer — bayerischen Capelle überließ.[1]) Dieser Soldatenstrike war auch so ziemlich der einzige Misston in der großen, erhebenden Harmonie des Festes, der die fremden Gäste erinnert hat, dass sie eben — in Österreich sind.

Der Festzug, mit dem das herrliche Singen eingeleitet wurde, war ein Volksfest für sich, wie es die Steiermark bisher nicht gesehen. In kunstvollen Aufzügen kam Deutschland mit seinem Leben und Weben. Es wurden auch Arbeitsbethätigungen verschiedener Stände, ländliche Volkssitten und Belustigungen u. s. w. entzückend dargestellt, in leuchtenden Bildern zeigten uns die Festwägen Eigenthümlichkeiten der Städte und Gegenden. Es kamen die Gewerbe mit ihren Trachten und ihren Werkzeugen, es erschien das Bauern-, das Winzer-, das Jägerwesen. Es erschienen die Almhalter mitsammt den Hütten. Die Kölner hatten ihren Dom bei sich, die Münchener ihr Kindl und die Nürnberger ihren Trichter. Nein, ich versuche es nicht, den endlosen, überaus vielgestaltigen, feierlichen und doch so unbefangen humorvollen Zug zu beschreiben, nicht die Begeisterung der Hunderttausende, die den einziehenden Sängerstrom begrüßten, und nicht den Jubel der Gäste. Es war ein ununterbrochenes, vieltausendstimmiges Aufjauchzen, das vom Südbahnhof bis zur Sängerhalle, nahezu fünf Stunden lang gedauert hat. Keiner von uns hat dergleichen bisher erlebt — es war der elementare Ausbruch wahren Stolzes auf die culturelle Zusammengehörigkeit aller deutschen Stämme, es war helle, glühende Heimatsfreude, es war der Wiederhall der Gegenseitigkeit, der von den Einziehenden auf die Wartenden schlug, und umgekehrt. Und dieses Jubeln hundertfach durchklungen von Musikcapellen und Gesängen! Da konnte niemand kalt bleiben; selbst zähe Leute, die nur gekommen waren, um den „Rummel" mit anzusehen, brannten bald lichterloh in Begeisterung. Und als endlich der Wagen erschien mit den Gestalten der Germania und der Austria — da wogte es uns durch Adern und Nerven wie Fieberglut, in dankbarem Stolz über das hehre Schwesterpaar, unter dessen Hut wir den Segen deutschen Lebens und Schaffens, die heilige Gesittung unserer Vorfahren genießen und sie, so Gott will, unseren Nachkommen übertragen können. Das Schwert haben diese Schutzgötter nicht daheim gelassen, aber heute ist es mit Rosen umwunden. — Graz, die alte Stadt, hat einst ganz andere Einzüge gesehen, als trotz sieghafter Wehr durch diplomatische Ränke die Stadtthore sich öffneten und

[1]) Wenn einmal anstatt der österreichischen Volkshymne von einem Theile der Versammlung das „Deutschland, Deutschland über alles" gesungen wurde, so erklärte sich das bei der gleichen Arie der beiden Lieder für einen leicht entschuldbaren Irrthum.

Selbstgefällig kommt gestiegen
Mit Cylinderhut und Frack
Er, der immer weiß zu siegen,
Und er grüßt das Götterpack,
Gar nicht scheu und unterthänig
Hat er sich heraufbequemt:
Aufrecht steht er wie ein König,
Hat ein Glas ins Aug' geklemmt.

Schwarzgeschwänzt wie Meister Gockel,
Wenn er auf dem Dünger steht,
Ein Titan mit dem Monokel,
Das ihn schmerzt, so oft er kräht;
Auf der Brust wie eine Narbe
Rothes Band und goldnen Stern --
Sonst ist er von keiner Farbe
Aber — jeden Zoll modern.

Walter von der Vogelweide
Lacht, so laut er lachen kann:
„Wolfram, schau, der thut mir leide,
Ist ja weder Weib noch Mann.
Keine Fiedel, keine Waffe, —
Und Das will ein Spielmann sein?
Solch ein aufgeputzter Affe
Warst selbst du nicht, Ulrich Lichtenstein!"

Scharfe Worte, heiße Blitze
Zucken um den fremden Mann.
Und es hagelt böse Witze,
Aber Wotan bricht den Bann.
Freundlich tritt er ihm entgegen:
„„Doctor! sei willkommen hier!
Hugbald, zeig' ihm die Collegen,
Kellermeister, bring' uns Bier!

Setz dich, lass es dir gefallen,
Heute unser Gast zu sein.
Heißah! Lasst das Lied erschallen
Von dem Herrn von Rodenstein!""
Und man grüßt ihn, zieht ihn nieder,
Trinkt ihm zu auf eins, zwei, drei,
Fragt ihn lachend immer wieder,
Wo er denn zu Hause sei.

Und vom Bier und vom Getümmel
Halb ermuntert, halb betäubt,
Gibt er sich als Bildungslümmel,
Der im Strom' des Tages treibt.
„Wo ich heimisch bin und hause?
Überall, wo mir's gefällt,
Wo ich just am besten schmause,
Bin ein Mann der feinen Welt.

An ein Volk mich anzukletten,
Find' ich höchst philisterhaft;
Und mich häuslich einzubetten,
Das benimmt dem Witz die Kraft.
Auf die Muttersprache schwören,
Ist mitunter selbst fatal;
Soll die ganze Welt mich hören,
Bleib' ich international! —

Was ist's mehr als Schicksalslaune,
Dass ich Goethes Enkel bin?
Mundart ist nur die Posaune, —
Der Gedanke schafft den Sinn.
Nicht die Farbe macht die Rose,
Nur der Duft ist's, der belebt,
Und ich werde ein Franzose,
Wenn Paris sich wieder hebt!

Ganz besonders auf die Weiber
Halt' ich meinen Blick gewandt.
Kecke Geister, schöne Leiber
Und so reizend überspannt!
Gar nicht schüchtern und verlegen,
Aufgeklärt mit Blick und Ton,
Kommen sie mir gern entgegen
Mit Emancipation."

Weiter hat er nicht gesprochen.
Denn es bricht mit einemmal
Gar ein reckenhaftes Pochen
Los im deutschen Göttersaal.
Fäuste schütteln ihn am Kragen,
Arme heben ihn empor,
Und mit Zittern und mit Zagen
Hört er Wuthgeheul im Ohr.

Wotan mahnt mit Donnerstimme:
„„Brüder, kommt nicht vom Verstand,
Würgt den Schwätzer nicht im Grimme
Und besudelt nicht die Hand!
Hört mich an, gebt frei die Beute, —
Hugbald, öffne du die Thür!
Lasst ihn los! Für solche Leute
Gibt's noch einen Hausknecht hier.""

Und der Pförtner packt den Gecken:
„Hopsa! Du verdammter Wicht!
Lass dir's auf der Erde schmecken —
Nach Walhall gehörst du nicht!" —
Kläglich war's, wie mit Gewimmer
Jetzt der Schöngeist Abschied nahm,
So tief fallend, dass er nimmer
Wieder nach Walhalla kam.

Mit einigem Stolze darf es uns auch erfüllen, dass bei dem Sängerfeste unser Graz eine strenge Kraftprobe glücklich bestanden hat. Der Verkehr, die Verköstigung dieser vielen und vielen Tausende von Fremden, die Ordnung und Vorsorge für alle Zufälligkeiten, soweit es in der Macht eines großen Gemeinwesens steht, ist musterhaft gewesen. Ja selbst das Schwierigste, die Unterbringung der ungeahnten Menge lieber Gäste ist zur Zufriedenheit der meisten ausgefallen. Und obendrein hat der Himmel das Fest gesegnet mit goldenem Sonnenschein über Stadt und Land. Das Fest hat sich über das ganze Land verbreitet, die Naturschönheiten des Weinlandes wie der Waldgegenden und des Hochgebirges sind von den Gästen begeistert begrüßt worden mit dem deutschen Liede, und in Hochstimmung, wie sie gekommen, haben die Fremden unsere geliebte Steiermark verlassen.

Wir Zurückbleibenden werden in wenigen Wochen die Sängerhalle fallen sehen, Balken für Balken, und bald wird dort nichts mehr sein als der weite Wiesenplan, der vor diesen Tagen gewesen. Jeder Grazer — ich denke es — wünscht mit mir eine bleibende Erinnerung an die unvergesslichen Tage, ein Merkzeichen auf dem Platze, wo das große deutsche Freudenfest sich abgespielt hat. Ich mache Euch, Mitbürger von Graz, einen Vorschlag. Pflanzen wir zum ewigen Andenken an dieses Fest auf der Stätte, wo die Sängerhalle gestanden, eine Sängereiche! Pflanzen wir sie heute wohlgemuth, damit sie in zwanzig oder dreißig Jahren, wenn die deutschen Sänger wiederum kommen, ein stolzer Baum geworden sei.

R.

---

## Gigerl in Walhalla.

Von Franz Keim.

Wotan saß mit seinen Gästen
Bei Gesang und Saitenschall,
Wie es Brauch bei hohen Festen,
Ewig trinkend im Walhall.
Wahrhaft auserles'ne Geister
Zechten um den Marmortisch,
Emsig goss der Kellermeister
Sein ambrosisches Gemisch.

Schon zum zwölftenmal im Kreise
Geht das Horn vom Auerstier,
Wagnerwuchtig klingt die Weise,
Frisch vom Hofbräu ist das Bier.
Plötzlich wird die erz'ne Pforte
Aufgerissen ungeschlacht,
Und es meldet sich zum Worte
Hugbald, der das Thor bewacht.

Ohne erst nur anzuklopfen
Tritt er ein mit froher Hast,
Auf der Stirn des Schweißes Tropfen:
„Herr, ich hab' ihn abgefasst!
Treu gehorsam dem Befehle
Hab' ich ihn heraufgelotst;
Es ist eine Schreiberseele! —
Draußen steht er, flucht und trotzt.

O, es ist ein Ganzverstockter!
Aber, Herr, trotz Größenwahn
Keinen Hund vom Ofen lockt er,
Denn ich hab' ihm's abgethan!"
„„Nur herein!"" ruft Wotan schnelle,
„„Dass man ihn willkommen heißt!""
Und nun zeigt sich auf der Schwelle
Ein moderner schöner Geist.

Gerechte sagen — und der sagt es erst recht nicht. Denn der kann gerade alles auf sich sitzen lassen — es schadet ihm nicht.

Aber freilich, hier handelt es sich nicht um die Reinheit des Selbstbewusstseins, es handelt sich immer um die Meinung, die andere von uns haben. Als ob die Ehrenhaftigkeit kein Wert für sich wäre, als ob sie — ein schlechtes Papier — nur das gelte, als was man sie so im Handel nimmt. So tief ist unser Ideal von Ehrenhaftigkeit herabgesunken. Nein, nicht im Zeitalter der Ehre leben wir, vielmehr im Zeitalter der Eitelkeit. Und was heißt denn das eigentlich: Ehrenbeleidigung? In richtiger Übersetzung nichts als Eitelkeitsbeleidigung ohne jeden idealen Sinn. Wenn es statt Ehrenbeleidigung noch hieße: Schädigung des guten Rufes! Das wäre zu verstehen, das hätte wenigstens einen praktischen Sinn. Denn der gute Ruf ist im Kampf ums Dasein eine natürliche Waffe, eine wirksame Kraft, auf deren Vernichtung bürgerliche Strafe gesetzt sein muss. Gut, dann ist auch z. B. der strenge Kritiker zu bestrafen, der sehr oft den guten Ruf eines Schriftstellers oder Künstlers schadet, dann wäre selbst der Richter zu bestrafen, der einen geheimen Dieb öffentlich zum Arrest verurtheilt. Denn mit solcher Verurtheilung wird der gute Ruf des ganzen Kerls, auch mit seinen braven Eigenschaften einfach vernichtet. Also dahinaus geht's auch nicht.

In der Rathlosigkeit, wie man Ehrenbeleidigungen am besten sühnen könne, ist man auf das Duell verfallen. Ein ganz unsinniges Mittel, dessen moralische Hohlheit mit der moralischen Hohlheit des modernen Ehrbegriffes indes gut harmoniert.

Dann der Ehrenrath! Auch ein Institut zur Wiederherstellung verlorenen Schimmers. Auch der Ehrenrath lässt die wirkliche Ehrenhaftigkeit oder Unehrenhaftigkeit aus dem Spiele, er denkt mehr an die einschlägigen Commentregeln und ob das äußere Verhalten des Mannes, über den man sitzt, „ritterlich" war oder nicht. Also auch wieder nur Pflanz.

Denken wir einmal an die Ehre der Frau. Ist diese nicht weit mehr das, was man unter wirklicher, sittlicher Ehre versteht, als jene Angelegenheiten, mit denen der Mann sich herumschlägt? Und hört man denn soviel von Ehrenbeleidigungen in Frauenkreisen? Dass sie unter einander etwa weniger beleidigend werden, ist nicht der Fall.

Schimpfen und „ehrabschneiden" kann das Weib noch weit besser als der Mann. Aber das wird nicht ernst genommen und unter sich bleiben die Weiber sich nichts schuldig. Wenn sie sich zur Sühne balgen und kratzen, so geht vielleicht ein wenig Schminke caput, aber es handelt sich nicht um jene Gloriole, von der der Mann sein Haupt stets umleuchtet wissen will, die aber fast allemal einen Schatten bekommt, so

# Ehrenbeleidigung.

Ob man mit dem Ausspruche, wir lebten im Zeitalter der Ehre, diesem Zeitalter nicht zu viel Ehre anthäte? Wenn der Ehrgeiz über den Geldgeiz geht, so ist das ja allerdings ein Zeichen wiedererwachenden Idealismus — und das trifft jetzt zu.

Nur schade, dass man eigentlich nicht recht weiß, was wir unter dem Ausdruck Ehre zu denken haben. Die vielen Abhandlungen über den Begriff haben ihn verwirrt, zum mindesten so veräußerlicht, dass man mit dem Ausdruck Ehre weniger die Anerkennung der Ehrenhaftigkeit meint, als vielmehr die Anerkennung eines äußeren Scheines derselben. Man braucht nicht ehrenhaft zu sein, aber man muss als ehrenhaft gelten — das ist der Grundsatz, der unsere Zeit beherrscht. Die Sucht nach dieser Ehre ist denn auch nichts weiter als Eitelkeit.

Bei dieser Art von Ehre ist es kein Wunder, dass in der Gesellschaft die „Ehrenbeleidigungen“ eine große Rolle spielen. Je schwächlicher es um eine Ehre steht, je leichter ist sie beleidigt. Die Ehrenhaftigkeit, die im Charakter gründet, hält ruhig einen Puff aus, wo sie aber nur in einem äußeren Anstrich besteht, da kann jede leichte Berührung einen Fleck erzeugen. Und dann großes — Reinemachen! Aber je mehr gewaschen und gescheuert wird, je größer macht man den Fleck, weil die Farbe nicht Naturfarbe ist. Und dann gibt's oft eine abscheuliche Schmiererei. Das sieht man bei unseren unzähligen Ehrenbeleidigungsprocessen. Ein Besoffener, oder ein Bosnickel, oder ein von dummer Leidenschaft beherrschter Mensch schleudert dir ein Schimpfwort zu, wirst du es überhören und ruhig vorübergehen? Nein, „du fühlst dich beleidigt“. Du hebst einen Process an, das große Reinemachen beginnt. Und zwar öffentlich. Dein Gegner ist nun gezwungen, deine Verhältnisse, deine ganze Wesenheit durchzustöbern, alles Unehrenhafte über dich zu sammeln, alles Schlechte, was je über dich gesagt, einzuordnen, um aus dir einen Lumpen zustande zu bringen, der seinen ersten, vielleicht mehr unüberlegten als böse gemeinten Anwurf möglichst rechtfertigen soll. Wohl dir, wenn dein Schild durchaus blank ist, wenn dein Wesen deinem bisherigen Ansehen entspricht, wenn nichts da ist, an das versteckte Feinde anhaken können. Doch selbst in diesem allerbesten Falle bleibt über alles hinaus in dem oberflächlichen Publicum der Eindruck haften: Er hat einmal einen Ehrenbeleidigungsprocess gehabt.

Schlimm jedoch, wenn die Gediegenheit irgendwo ein Loch hat! Ein Loch, an dem bei der Erschütterung des Processes der Mörtel sich losgelöst! — „Ich will nichts auf mir sitzen lassen!“ Das kann nur der

Welt vereint mit dem Gesetz sich dahin erklärte, dass jedes in Leichtsinn und Leidenschaft hingeworfene böse Wort nichts als Luft ist, ohne jede Kraft zu beleidigen; dass ein solches Wort auch dann nicht beleidigen kann und nicht zu verfolgen ist, wenn es selbst im Scheine der Wahrheit steht. Es ist und bleibt leerer Schall so lange, als es nicht thatsächlich begründet wird; es hat keine andere Wirkung als die, dass man über das ohnmächtige Gezeter lacht. Dann kommt es dahin, dass der Schimpfende nur seine eigene „Ehre beleidigt“. Und weil es auf die Länge unangenehm wird, mit seinen Bosheiten nichts auszurichten, durch Hervorkehrung eigener Gemeinheit immer nur von sich selbst beleidigt zu werden, ohne je Genugthuung zu erhalten, so dürften die Ehrenbeleidigungen allmählich aus der Mode kommen. M.

## Eine Plauderei über das Grammophon.

Von J. Hofer.

Unter allen wunderbaren Erfindungen unserer Zeit verblüfft weitaus am meisten der Phonograph oder, wie er nach der neuesten Verbesserung heißt, das Grammophon. Die menschliche Stimme, ja allen Laut auffangen, nach Belieben übertragen, aufbewahren und reproducieren zu können, so oft man will! Nein, Ähnliches findet sich nichts in den Märchen der Scheherasade, nichts in ihrem phantasiereichsten Zaubergarten, nichts von dem, was da bei uns gesehen, gehört wird jeden Tag, so dass es uns schon zu langweilen beginnt. Vor zwölf Jahren, Jahrgang XIV, Seite 772, hat der „Heimgarten“ von dem damaligen Stande des Phonographen berichtet. Seither hat sich diese Erfindung verbessert. Das Staunen jedoch war damals am größten. Je vollkommener der Apparat sich gestaltete, je täuschender die Laute wiedergegeben werden, je kritischer sind wir geworden. Und dieses Kritische ist immer ein neuer Ansporn zur Verbesserung, bis kaum mehr etwas zu wünschen übrig bleiben wird, als dass aus dem Schalltrichter, dem das Lied entquillt, endlich die schöne Sängerin persönlich steige.

Jener Leierkastenmann ließ sich schon nicht stark überraschen, als er zum erstenmal aus dem Telephon einen Regimentsmarsch hörte. „Was weiter“, sagte er, „das ist halt photographierte Musik. So lang' man nicht auch noch die Soldaten dazu marschieren sieht, ist nichts dahinter.“ — Ist nichts dahinter! Das stimmt beim Phon vollkommen und unterschreibt jeder, der von den Lauten und Stimmen frappiert hinter den Schalltrichter guckt und nichts sieht, als das bischen Maschinenwerk. Nicht einmal die moderne Großzauberin Elektricität wirkt hier mit,

oft er eine „Ehrenangelegenheit“ austrägt. Ist die Frauenehre denn eine herabgekommene, weil sie kein Duell, keinen Ehrenrath, kaum ein Gericht zur Verfügung hat oder nur selten in Anspruch nimmt? Im Gegentheil, sie steht unversehrter da. An der Frauenehre maſsgebend ist uns nicht das, wie sie schimpft oder von ihresgleichen geschimpft wird, sondern allein ihr Lebenswandel. Und so sollte es überhaupt sein.

Ich kenne aber doch auch Weiber, die ihre „Ehre“ modern stramm zu vertheidigen wissen. Nicht etwa ihre Tugend, deren Angreifer wird selten vor Gericht gebracht, vielmehr jene Ehre, die sie auswendig haben, wie den Puder auf den Wangen. Da hatte die Frau Zangerle einen Zimmernachbar. Das war ein alter mürrischer Mann, mit dem sie seit jeher kein gutes Zusammenstehen hatte. Eines Tages spuckte der Alte, als er über den Gang stiefelte, unweit von ihrer Thür aus. Ehrenbeleidigung! Sie klagte ihn vor dem Bezirksgericht. Der alte Mann hatte seinen chronischen Katarrh in Wort und That bewiesen, das half ihm nichts, er hatte ehrenbeleidigt und wurde zu achttägigem Arrest verurtheilt. Erst das Landesgericht fand es glaubhaft, daſs alte Leute viel herumspucken, ohne dabei etwas Böses zu meinen, es hob die Strafe auf. Mit tragischem Faltenwurf schwebte hernach die sachfällig gewordene Klägerin die Gasse entlang — als Opfer eines „Justizirrthums“! Ganz gelb ward ihr Gesicht und die Galle kam ihr aus. Sie gieng zum Arzt, zeigte ihm die Zunge, worauf der Arzt sie bei Gericht anklagen wollte — wegen Ehrenbeleidigung. Dieser Spaſs erst soll das ehrverletzte Weib zur Besinnung gebracht haben.

Nachdem es längst für jeden feststeht, wie allgemein der Miſsbrauch des Wortes ist, so sollte man auf Worte nicht so viel Gewicht legen. Ich habe mir angewöhnt, immer nur das Gute, das über jemanden gesagt wird, zu glauben, das Schlechte nicht. Gute Nachrede hat fast immer einen realen Grund, üble Nachrede entspringt allzumeist der Bosheit und der Leidenschaft des Hasses. Gute Nachrede ist also weit verläſslicher als schlechte. Die Leute sind im ganzen nicht so schlecht, als sie sich gegenseitig machen. Es ist nur gut, daſs man mit Schimpf und Verleumdung niemanden wirklich schlecht machen kann. Man erschwert durch Verletzung seines guten Rufes dem Nächsten wohl die gesellschaftliche Stellung, tiefer kann er nicht getroffen werden. Verliert eine Person moralisch an Wert, so verliert sie ihn durch sich selbst, durch eigene Schuld. Was haben da „Ehrenbeleidigungen“ viel zu bedeuten?

Bei dem unendlichen Geschimpfe, das in dieser verrohten Zeit sich durch alles Privatleben, durch das Parlament, besonders durch die Presse ergießt, bei der Unmöglichkeit des Einzelnen, sich vor Hohn, Lüge, Verdächtigung und Verleumdung zu schützen, wäre es am besten, wenn alle

Grammophon zu finden sein, zur kleinen Ergötzung, wenn man gerade einmal Gefahr läuft, sich zu langweilen.

Sollte denn diese fabelhafte Erfindung wirklich nicht mehr bedeuten? Man hat noch nicht viel davon gehört, dass sie tiefgehender verwendet wurde. Selbst die Novellisten scheinen den Effect zu verschmähen oder wenigstens nicht ausnützen zu wollen. Könnte in lustiger Gesellschaft beim Gebrauche eines Grammophons mit pornetischem Inhalte der Lebemann nicht einmal zufällig eine unrechte Platte erwischen und den tiefsinnigen Gesang eines Mädchens hören, das er einst betrogen und verlassen hat! Wenn er die bekannte unschuldige Stimme gleichsam aus dem Jenseits hört, müsste das für ihn nicht Umkehr und Rettung sein können? — Oder ein strenger Vater hat seine einzige Tochter verstoßen, weil sie zum Theater gieng. Jahrelang hört er nichts von ihr, sie ist verloren. Einsam und verlassen lebt er in seiner Kammer dahin, sich oft sehnend nach dem Kinde, das wohl längst verdorben und gestorben ist. Ein paar Freunde hat er, die suchen den schwermüthig gewordenen Mann zu zerstreuen mit allerhand unterhaltenden Kleinigkeiten, mit denen er sich dann kindisch oft stundenlang abgibt. Also beschäftigt er sich mit Bausteinchen, mit Stereoskopen und, da er Musikfreund ist, auch mit Spielwalzen, mit Saiteninstrumenten und endlich mit dem Grammophon. Die Freunde bringen für dieses manchmal neue Platten, die sie mit anderen Grammophonbesitzern austauschen, und so unterhält sich der Alte damit manche Stunde. Da ist es eines Abends, dass er in öder Langweile wieder einige Platten versucht und ziemlich gleichgiltig den Hebel des Kästchens dreht. Da krächzt ein Bänkelsänger sein cynisches Couplet, da hört man den Straßenlärm in der Neujahrsnacht zu Berlin, als es zwölf Uhr schlägt, da vernimmt man das Johlen und Sichbegrüßen halbbetrunkener Zecher. Da hört man auch das hohle Brausen des Niagarafalles und gleichzeitig das Ausrufen eines Zeitungsverkäufers. Und wieder eine andere Platte, die er gedankenlos einlegt, bringt ihm einen Gesang, den wunderbaren, tief ergreifenden Gesang einer herrlichen Frauenstimme. Diese Stimme! Diese Stimme! Ist das nicht Mariens unvergessliche Stimme? Nein, noch schöner, noch unbeschreiblich schöner — und doch ihre Stimme! Der Alte weint laut auf, wie er so plötzlich an seine verlorene Tochter erinnert wird, er wendet die Platte um und sieht nach, wie denn die Primadonna heißt, deren Stimme ihn so sehr an die seiner armen Tochter erinnert. „Arie aus Ernani, von der berühmten Sängerin Marie Länghardt zu Philadelphia.“ — Die Tochter lebt und ist nicht verdorben. Vater und Kind finden sich. Das hat das Grammophon gethan. — Ich schenke den Stoff einem strebsamen Novellisten; geschickt und rührsam ausgeführt, müsste die Ge-

simple Mechanik und nichts weiter. Ein kleines Räderwerk, aus dem das Unerhörte hervorklingt.

Die Röntgen-Strahlen, der Kinematograph, das Telephon, das Grammophon u. s. w. — diese Dinge sind bereits trivial geworden gleich der Talgkerze, dem Glockenzug, der Drehorgel. Bevor wir noch das Wesen dieser Dinge erforscht, werden sie uns schon gleichgiltig und man schätzt sie nur nach ihrer geschäftlichen Nützlichkeit. Als ich das erstemal ein Grammophon spielen hörte (wenn man hier das Wort spielen gebrauchen darf), war mir, als würde ich all mein Lebtag nichts anderes mehr thun, als in entzückter Bewunderung Grammophonen zu lauschen, durchdrungen davon, dass dieses Wunder aller Wunder höchstes sei. Heute gehe ich nicht mehr dreißig Schritte über die Gasse, um aus dem „Phon“ die berühmteste Sängerin der Welt zu vernehmen — horche aber auf, wenn ein paar dahinhüpfende Schulmädchen ein frisches Lied trillern. Warum das? Warum ist dieses unglaubliche Surrogat menschlicher Stimme für unser Gemüth nicht zu brauchen? Warum wird uns dabei nur unheimlich statt warm? Warum, wenn wir's öfter hören, macht uns der herrlichste Grammophongesang kaum einen bedeutenderen Eindruck als die Melodie eines Leierkastens? Und endlich — warum widert uns diese künstlich conservierte Stimme eines vielleicht schon Verstorbenen geradezu an? Einfach deshalb, weil es — Homunkelthum ist. Das gilt nicht vom Telephon, das nur praktischen Zwecken dient und dienen will. Außer sein Draht leitet z. B. aus dem Opernhause die Musik zu den Ohren eines Fernen. In diesem Falle wird Menschenstimme unmittelbar vom Künstler zum Genießenden geleitet, sie kommt gleichsam noch warm vom Herzen zum Herzen. Was sich da aber im Grammophon als Kunst und Seele ausspielt, ohne eines oder das andere zu sein, das steht nach meiner Empfindung auf der gleichen Stufe mit jenem künstlich in der Retorte erzeugten Menschen. Im besten Falle hat die Stimme eines Abwesenden oder Todten den Gemüthswert wie ein Nagel seines Fingers, wie ein Büschel seiner Locke. Oder es zerreißt unser Herz. Man denke sich einen lieben Todten und vergegenwärtige sich die Wirkung auf uns, die seine Photographie und die seiner Stimme durch das Grammophon auf uns macht! Die Photographie stimmt mild wehmüthig, die Stimme wirkt wie eine grause Pein, mindestens widerlich grauenhaft. Als „Andenken“ ist also die Kunstleistung des Phons nicht recht zu brauchen. Was es uns von vergangenen Menschen aufbewahrt, ist beiläufig das conservierte Stück eines Leichnams. — So weit die ernste Auffassung von der Sache. Im allgemeinen stehen die Phonographen und Grammophons auf der Höhe des Spielzeugs für reiche Leute. Fällt der Preis, was sehr bald geschehen dürfte, dann wird in den Bürgershäusern anstatt der Spieluhr das

sophenmantel und gieng, unbekümmert selbst um Frau Xantippe, hin, um zu lehren. Auf allen Plätzen, in allen Straßen und Gymnasien Athens trieb er sich umher, und kam so seinem antiken Professoren-Bedürfnis in zwanglos heiterer Weise nach. Nichts störte ihn in seinen Betrachtungen, wenn er, um eine Wahrheit zu finden, stundenlang auf einer Stelle stand. Er brauchte auch keine Uniform anzuziehen, keine officielle Aufwartung zu machen, keinen Eid bei der Staatsbehörde abzulegen.

Diesen Gedanken hieng in einer österreichischen Universitätsstadt der neuernannte Professor der Philosophie Doctor Hans Gurkthal nach, als er bemüht war, standesgemäß sich anzukleiden, um sich zur Eidesleistung zu begeben. Mit Hose und Rock gieng's leidlich, obwohl er diese beiden Uniformstücke mit einigem Zagen handhabte; als er aber den Degen umschnallen sollte, war er rath- und hilflos. Sollte er inductiv oder deductiv dabei vorgehen? Sollte er sich intuitiv verhalten? Er sah den Degen, der blinkend vor ihm auf dem Bette lag, mit der ganzen Kraft seines Gemüthes an, aber er kam nicht zur Erkenntnis, ob er ihn rechts oder links umzuschnallen habe. Er wartete auf eine innere Stimme, dass sie zu ihm spreche und ihm rathe, was er thun solle — der Degen lag blinkend, wie ihn höhnend, unbeweglich vor ihm. Selbst der kategorische Imperativ schwieg.

In diesem Augenblicke fühlte er, wie sehr der Mann des Weibes bedürfte, das mit dem angeborenen Scharfblick ihres Geschlechtes das Richtige fände, namentlich in Fällen der Repräsentation und militärischen Strammheit . . . Doch er konnte ja seine Magd zur Hilfeleistung rufen, die das wissen musste, da sie einen Dragoner zum Geliebten hatte. Indem er dies erwog, erschien, ein echter deus ex machina, sein Freund, der ihm lachend mit schnellem Handgriff den Degen umschnallte. Hans hatte ihm bewundernd zugesehen, den Vorgang aber nicht begriffen.

Nun schien das Ärgste gethan. Kühn griff Hans nach dem Zweispitz und setzte ihn sich aufs Haupt. „Gehen wir!“ sagte er mit einer Entschlossenheit, als wollte er sein Jahrhundert in die Schranken fordern.

Auf der Straße verabschiedete sich sein Freund. Hans war allein. Er pflegte niemals einen Wagen zu benützen. So galt es jetzt, durch das Gewirr der Gassen zu kommen, ohne Gefahr für sich und seine Mitmenschen. Fast entsank ihm der Muth. Wenn ihm Bekannte begegneten? Wie sollte er grüßen? Den Zweispitz durfte er zum Gruße nicht abnehmen, und das Salutieren hatte er in seinem Leben noch nicht versucht. Er nahm sich vor, mit geradeaus gerichteten Blicken, weder rechts noch links schauend, durch die Gassen zu eilen.

Und schon sah man ihn — in medio tutissimus ibis — immer die Mitte der Straße einhaltend, hastig seinem Ziele zustreben, wobei

schichte ein Leckerbissen für Familienblätter werden. — Oder wäre der rohe Ehemann nicht zu schlagen mit einem Grammophonstück, das ihm die schmachtende Liebeserklärung vorsäuselt, mit der er einst um die Braut geworben, versichernd, dass er sie immer wie ein Heiligthum auf den Händen tragen werde? Frauen pflegen ja Liebesbriefe aufzuheben, vor denen der Ehemann später freilich die Augen verschließt. Warum sollen sie nicht auch die glühenden Betheuerungen des Bräutigams durch die Grammophonplatte aufbewahren als Kleinod, um es dem Kalt- und Wüstgewordenen gelegentlich vorzusetzen? So eine zärtliche Liebeswoiselei des Jünglings müsste zum nachherigen brutalpolternden Gehaben des eingesessenen Ehemannes von berückendem Contraste sein.

Aber das ist alles nichts, das ist belletristisches Geflunker. Die Bedeutung des Grammophons liegt anderswo. Das Phon ist eine Sparcasse, in die der Verschwender in guten Jahren seinen Nothpfennig wirft, um im Alter nicht verhungern zu müssen. Seit das Grammophon erfunden ist, haben es unsere flotten Opernsänger nicht mehr nöthig, jährlich ihr schweres Geld in Altersversorgungscassen einzuzahlen. Sie brauchen, so lange sie noch bei voller Stimme sind, ihre Opernrollen bloß ins Grammophon hineinzusingen. Schon in Fällen vorübergehender Heiserkeit können sie sich dann vom Grammophon vertreten lassen und später, wenn die Stimme futsch ist, lassen sie bloß das Phon für sie oder mit ihnen auftreten — der Artist agiert, das Phon singt. Und sollte sich diese Art auf der Bühne einmal überleben, dann kann der alte stimmlose Künstler immer noch sein Grammophon unter den Arm nehmen, damit hausieren gehen und vor den Thüren der Bürger aus seinem Kästlein singen — singen mit der hellen Stimme der Jugend — wie einst in den glorreichsten Zeiten.

## Der Philosoph in der Uniform oder der Gang zum Präsidenten.

Humoreske von **Raymund Mayr.**

Es gibt im Leben eines Gelehrten Situationen, in denen seine Weltweisheit und sein Scharfsinn jämmerlich zu Schanden werden.

Der von seiner Wissenschaft erfüllte Denker, zumal wenn er Philosoph ist, steht einsam im Getriebe des modernen Lebens und dessen Einrichtungen gegenüber hilf- und rathlos.

Sokrates, der Wahrheit- und Tugendlehrer, brauchte sich um nichts zu kümmern, was seine Gedanken verwirrt hätte. Er stand morgens auf, band sich sein Schuhwerk unter die Füße, hüllte sich in seinen Philo-

den Dingen dieser Welt sich zurechtzufinden pflegte, und diese Aufforderung war verhängnisvoll, denn während Hans ohne diese Mahnung richtig geschworen hätte, fühlte er sich nun verpflichtet, den dritten der in einer Reihe stehenden Finger, also mit Einschluss des Daumens den vierten Finger zu erheben, so dass der Secretär hinzustürzen und denselben herabdrücken musste.

Die Ceremonie war zu Ende. „Ich danke", sagte der Präsident mit heiterem Lächeln, das sich im Gesichte seines Secretärs wiederspiegelte. Hans war entlassen. Er griff nach seinem Hute. „Halt!" lachte der Präsident, „das ist mein Hut!" Und lachend reichte der Secretär dem Professor dessen Hut.

Und nun sollte er den fürchterlichen Degen, der blinkend vor ihm lag, wieder umschnallen! Das war unmöglich. Da war aber auch kein Besinnen mehr; schnell raffte er den Degen an sich, nahm ihn unter den Arm und verließ den Audienzsaal. Hinter sich hörte er ein eigenthümliches Husten und Pusten.

Mit dem Degen unterm Arm durchstürmte Hans das Vorzimmer, in dem die Anwesenden verwundert aufsahen, die Treppe hinunter — vor dem Thore stand er still. So konnte er, der beeidete Professor, nicht weiter. Doch wer sollte ihm den Degen umschnallen? Hilfesuchend blickte er umher — niemand war in der Nähe, als der Wachposten, und an den, so reglementmäßig dieser es auch vermocht hätte, konnte er sich nicht wenden, ohne sich einer ernstlichen Unannehmlichkeit, ja einer Gefahr auszusetzen, denn der Soldat konnte das Bajonnett gegen ihn fällen und das konnte schreckliche Folgen haben. Scheu sah er nach dem Posten, und es schien ihm, als ob er auch schon dessen Aufmerksamkeit erregt hätte. Was stand ihm noch bevor? Sollte er mit dem Degen unterm Arm eine ungesetzliche Handlung begangen haben? Am Ende musste er deshalb noch einem Wachmann Rede stehen — wenn jetzt ein solcher käme! Da — nein! — Gott sei Dank! es ist ein Dienstmann!

Hans athmet auf, ruft diesen an und übergibt ihm, schnell gefasst, den Degen mit der Weisung, denselben in seine Wohnung zu tragen. Er selbst eilt, wie gejagt von Dämonen, nach Hause, um sich der verhassten Uniform zu entledigen.

So war Professor Gurkthal beeidet worden. Für gewöhnliche Menschenkinder bedeutet ein solcher Act eine leere Formalität, für ihn war es ein Ereignis von tieferer Wirkung, und wenn er sein Abenteuer beim Präsidenten abends am Stammtisch erzählte, pflegte er zufrieden zu schmunzeln und zu bemerken, das sei sein schwerster Gang gewesen, und mit Schauer denke er daran, was ihm alles hätte widerfahren können in der Teufelsuniform, mit Zweispitz und Degen.

---

er es ängstlich vermied, den Degen an seiner Seite zu berühren. Trotzdem musste es ein furchterregender Anblick gewesen sein, wie er, den Zweispitz in die Stirne gedrückt, mit den Armen vorwärts rudernd, durch die Gassen stürmte, denn alles wich scheu vor ihm zurück, selbst die Hunde liefen davon, nicht ohne ihm zornig nachzubellen, ihm, dem friedfertigsten und höflichsten aller Menschen. Aber er merkte von dem allen nichts.

So kam er ohne Gefährde an sein Ziel. Vor dem Thor des Regierungsgebäudes stand ein Wachposten. Hans stutzte und hielt einen Augenblick inne. Was sollte er thun? Er wollte auch jenem gegenüber sich correct benehmen. Der Posten stand unbeweglich . . . Doch, was war das? Der Soldat präsentierte das Gewehr. „Da haben wir's", dachte sich Hans, der diese Ehrenbezeigung auf sich bezog, „ich hätte vorher grüßen sollen." Und mit Vehemenz den Hut vom Kopfe reißend eilte er, ohne sich wieder zu bedecken, durch das Thor, die breite Treppe hinauf, bis er im Vorzimmer der Excellenz stand. Noch zur rechten Zeit bemerkte er, dass er den Hut in der Hand hatte, denn er wollte ihn, als er eintrat, abnehmen und hätte ihn beinahe aufgesetzt.

„Ich komme zur Eidesleistung", wandte er sich zum Diener.

„Herr Professor werden schon erwartet", sagte dieser und öffnete, ihn anmeldend, die Thür zum Audienzsaal.

Hans trat ein. Der Boden war spiegelglatt, und er dankte es nur seiner etwas schweren professoralen Beschuhung, dass er nicht ausglitt. Vorsichtig schritt er auf die beiden Herren, die in der Mitte des Saales standen, zu, und ebenso vorsichtig verbeugte er sich vor ihnen.

„Herr Professor", sagte der Präsident, „wollen Sie Hut und Degen ablegen."

Der Schrecken fuhr ihm in die Glieder. Auf das war er nicht vorbereitet. Den Hut legte er sofort auf einen Tisch, auf dem zwei dem seinen gleiche lagen; und nun versuchte er es, den Degen abzuschnallen . . . Es vergiengen bange Minuten — der Schweiß stand ihm auf der Stirne — die Herren sahen ihm lächelnd zu — endlich löste sich, wie durch ein Wunder, die Schnalle — und er hatte den Degen in der Hand. Wieder vergiengen bange Minuten. So lange Zeit hatte er noch keine Waffe in Händen gehabt. Aber das schien ihm Muth einzuflößen, und er war im Begriffe, den Degen zu ziehen, in der Meinung, er müsse denselben zum Schwur erheben, als der Secretär ihm in den Arm fiel und ihm bedeutete, dass dies nicht nöthig sei; er nahm ihm sogar wohlwollend den Degen ab und legte ihn beiseite.

„Bitte, Herr Professor, jetzt den Eid abzulegen", sagte mit erzwungenem Ernst der Präsident.

„Bitte, drei Finger!" fügte der Secretär hinzu, von einigem Misstrauen erfüllt über die Art und Weise, wie unser Philosoph in

Da war nun der Hach am Berg. Über den waren ganz sachte ungute Zeiten gekommen; aus allen Ackerfurchen, die er zog, grinste das Missgeschick, aus allen Stallwinkeln grinste es, in der Stube, unter Tisch und Bett grinste es hervor, in allem hatte er Unglück. Die Kornernte missrieth, die Kälber und Schweine blieben mager, die Schafe wurden gestohlen, den Kohl fraßen die Raupen, die Erdäpfel verfaulten, die Hühner holte der Geier und die Eier der Marder, über die Mägde kam wilde Liebe und die Ehegesponsin that nichts weiter als zanken und ihm die Schuld geben, dass alles so kam. Das war bitter. Es war ja nicht alles Ungemach auf einmal da, in diesem Falle wäre noch ein Absehen gewesen, dass die Landplagen einander auffressen würden. Nein, sie kamen allmählich, eine nach der andern, dies Jahr der Schafdieb, das andere der Geier, weiterhin die dünnen Schweine und die dicken Dirnen. Nur eines war immerwährend — die zankende Ehegenossin, die ihm an allem die Schuld gab.

Besonders hielt sie ihm immer vor, dass er strohdumm sei, worauf er allemal heftig widersprach. So schrie sie einmal: „Dodel, Du musst immer das letzte Wort haben!" Um ihr zu widersprechen, widersprach er nicht. Wonach zu ersehen, dass in seinem Stroh doch wohl auch noch ein paar Körnchen waren.

Dess war der gute Hach am Berg bisweilen wohl recht verzagt. Da kam eines Tages der Duck-Thoma zu ihm, ein schlichter Taglöhner, der in der Nähe seine Hütte hatte. So arm dieser Mann war, so reicher Kindersegen in seiner Hütte rumorte und kreischte, betteln zum wohlhabenden Hach kam er nie. Auch heute nicht. Aber er kam. Er kam, um den missmuthigen Bauer zu trösten und ihm einen guten Rath zu geben, was er thun solle, um das Schicksal zu versöhnen.

„Du, Nachbar Hach", sagte er leise, weil man geheimnisvolle und wichtige Dinge immer nur flüstert. „Ich glaub' alleweil, zu Dir kommt der Drach. — Ja ja, Hach, lach', der Drach! Und Du fütterst ihn nicht. Das Windfüttern, das hilft nit viel, wie Du wohl erfahren hast. Den Drachen musst Du füttern!"

„Den Drachen?"

„Ja wohl, den Drachen, dass er nit alles nach Lust und Gier thut verderben. Ich bin vom Böhmerland hinten her und muss Dir sagen, bei mir daheimer hat's lauter reiche Bauern. Da gibt's Dir keinen Hagel und keine Seuche und keinen Jammer mit den Weibsbildern. Und weißt Du, wie das? Sie füttern den Drachen!"

Jetzt hätte es der Hach schon begreifen können, aber es ergieng ihm wie Dir, mein Freund und Leser, er begriff nicht. Der Duck-Thoma muss es ihm des Langen und Breiten erklären. Im Böhmerland hinten irgendwo gibt's nämlich lauter fürsorgliche Hausfrauen. Da nimmt so eine

# Der Drachenfütterer.

Eins aus dunklen Bergen von **Peter Rosegger.**

Du wunderst Dich, lieber Freund, über die Schüsseln, die auf dem Dache stehen. Auf dem Dache vieler Gehöfte in den Alpen. Du denkst, das wäre zur Katzen- oder Vogelfütterung, schnöde vergessend, dass die Katzen von den Mäusen versorgt werden und die Sänger — ob sie nun mit dem Schnabel oder mit der Feder singen — beim Volke nur höchst selten auf einen gedeckten Tisch Anspruch erheben können.

Die Schüsseln auf dem Dache — nach denen Du so lüstern den Hals reckest — bewirten einen andern Gast. Einen wilden Gast, der das was er will wohl auch mit Gewalt nimmt, wenn ihm nicht mit freiwilligen Opfergaben geschmeichelt wird. Dieser Gast ist der Sturm. Also füllt die Hausmutter eine flache Schüssel mit Mehl und stellt sie auf das Dach. Wenn dann der Wind kommt, leckt er das Mehl auf und sättigt sich und zieht, ohne stürmisch zu werden, gelinde weiter. Windfüttern nennt man das, und wenn's wahr ist, was die Leute sagen, so bleibt ein Bauerngehöfte, in dem man fleißig Wind füttert, stets vom Sturme verschont. Vom Mehl bleibt freilich kein Stäubchen in der Schüssel, weil der Wind immer hungrig ist, und wenn die Hausmutter einmal ein Weilchen der Fütterung vergisst, dann pocht er an die Hausthür, rüttelt an den Dachbrettern und fordert seine Sache. Und wenn die Hausmutter geizig ist, oder ungläubig, oder aus einem anderen Grunde nichts gibt, dann kommt er eines Tages, auf zerrissenen Wolken reitend, entwurzelt die Schirmtanne, reißt die Dachbretter von den Sparren und richtet Unheil an über alle Maßen.

Auf Runenberg beim Bauer, wo es heißt zum Hach am Berg, wissen sie auch noch etwas anderes. Zuerst hatten sie dort auch den Wind gefüttert, dann fütterten sie den Drachen. Das ist der alte Drache, den alle ganz genau kennen, ohne ihn je gesehen zu haben. In früherer Zeit haben ihn ja viele gesehen, aber sie sind gestorben, und wir müssen es anderen glauben, was sie ausgesagt haben. Der Drache ist zumeist zwar gefesselt mit neun Stricken, die aus den Haaren alter Weiber gedreht sind, kommt aber trotzdem manchmal los, zieht pfauchend durch die Welt und thut viel Schaden. Schaden an Feldfrüchten, beim Vieh und sogar bei den Leuten, so dass sie zanken und greinen und wüst sind, ohne zu wissen warum. Besonders gerne thut er's den Frauen an, so dass sie oft ohne allen Grund keifen, kratzen und allerlei Gift speien. Die Armen sind verhext, vom Drachen gebissen, der, weil unsichtbar, um so gefährlicher wüthen kann.

Das gieng so eine Woche lang fort und um diese Zeit geschah im Hofe mit Ausnahme einer Heufuhre, die unterwegs von der Wiese her umkippte, kein Malheur, so dass der Duck-Thoma, der zeitweilig herbeikam zu fragen, wie es gehe, seine Freude hatte. „Siehst Du, Hach, der Drach! jetzt lach'! — Ist ja ohnehin ein gutes Thier. Wenn er nur zu fressen hat, dann thut er nichts.“ — Der Hach jedoch meinte insgeheim: „Der Teuxel noch einmal! Wenn das so fortgehen soll mit dem Drachenfüttern! Das macht was aus im Jahr. — Das Luder sollt' man doch — Halt!“ er griff mit beiden Händen an den Kopf. Der Gedanke, der ihn wie ein flüchtig Vöglein durchflog, darf nicht entkommen. — Der Drach! Es ist ja kein Gespenst, es ist ein wirkliches Vieh, sonst könnt's nicht fressen. Was fressen kann, das kann auch verrecken.

Das nächstemal that der Mann ein bischen Rattengift in das Drachenfutter. Dann sagte er zu seinen Knechten: „Habt Ihr schon einmal einen Drachen gesehen, einen lebendigen? Thut's Euch nit schrecken, wenn in der Morgenfrüh einmal einer liegt hinter dem Haus oben. Und wenn er noch nit ganz hin ist, so schlagt ihn mit Steinschlägeln todt.“

Die Knechte hatten Bedenken. So ein Drach', wie man hört, ist neun Klafter lang und mit seinem Schwanz schlägt er einen Reiter vom Ross.

Alsdann wird das Rattengift nicht klecken, dachte sich der Hach. Wenn doch nur der Duck-Thoma wieder einmal thät herüber kommen. Vielleicht thät' der was wissen, wie man die Bestie ein für allemal los werden könnte. Wie kommt der Mensch dazu, so ein Ungeheuer zu füttern? Oder dass es ihm sonst Schaden thut! — Aber der Thoma war schon einige Tage nicht dagewesen, es hieß, in seiner Hütte wäre eine Krankheit, und die ganze Familie, vom Alten bis zum jüngsten Kinde sei unpass. — Wie der Bauer Hach das vernahm, hob er seine rechte Hand, streckte den Zeigfinger aus und that, als wolle er ihn wie einen Nagel wagerecht in die Stirne bohren. Es war ihm schon wieder ein Gedanke gekommen und der musste festgenagelt werden. Als nun demnächst die Vollmondzeit kam, wagte er es. Aber den Großknecht nahm er mit für alle Fälle. Zur nachtschlafenden Stund giengen sie in die Hinterkammer, wo am Abend vorher wie gewöhnlich das Drachenfutter hinterlegt worden. Es war noch nicht Mitternacht, als draußen etwas ans Fenster kroch. Doch der Drach reckte weder eine lange Zunge herein, noch eine Pfote, sondern einen Stab, der seinen Haken hatte. Mit diesem Haken hakte er an und zog die Schüssel bis ans Fenster, wo sie mit zwei hereinlangenden Menschenhänden ausgeleert wurde. Nun war der Hach am Berg in der Naturgeschichte des Drachen um Einiges weiter.

jeden Abend eine große Schüssel, thut Fleisch, Kuchen, Kohl, Erdäpfel hinein und alles, was bei Tische übrig geblieben. Ist nichts oder wenig übrig geblieben, so legt sie frisch aus der Vorrathskammer hinein. Es kann auch Speck, Schinken, Butter und dergleichen sein. Aber frisch und nicht stinken, sonst wird das Vieh wild und man hat nichts zu lachen. Diese gefüllte Schüssel trägt sie in die hintere Kammer hinaus, wo niemand schläft, wo aber ein Fenster offen steht oder sonst eine Lücke ist, die von außen nicht leicht gefunden wird. Der Drach findet sie schon. Denn über Nacht kommt der Drach der immer Hunger und auch wegen seiner Brut Sorgen hat und in seiner schlechten Laune allerlei verwüstet. Stößt er nun auf die volle Schüssel, so frisst er sich satt und zieht gutmüthig ab, ohne mit seinem Rachen etwas zu verschlingen oder mit seinem Schweife etwas entzwei zu schlagen. Das ist eigentlich doch leicht zu verstehen, nicht wahr? Nun, der Hach hat's endlich auch begriffen, und mein Freund und Leser, hoff' ich, wird nicht einfältiger sein. Es liegt ja auf der Hand.

Nachdem der Hach aufmerksam zugehört hatte, kraute er sich das Haar, aber nicht hinter den Ohren, sondern vorne, gerade über der Stirn. Dann strich er sich die Borsten glatt, so gut es gieng und sprach bedächtig: „Du meinst so, Thoma, dass ich auch den Drachen füttern soll?"

„Und alle Tag eine Schüssel voll. Probier's einmal, schaden kann's nit."

„Und wenn mein Weib die Schüssel aufisst, gilt das nit?"

„Boshaftig bist", sagte der Häusler. „Wenn Du so boshaftig bist, geht's Dir noch nit schlecht genug. Lass ihn halt noch eine Weile fressen, den Drachen, in Deiner Wirtschaft."

„Was hast denn? Was meinst denn, Thoma?"

„Weil Du so schlechte Witz machen thust. So ein Drach ist kein Spass, dass Du's weißt!"

„Ich probier's, ich füttere ihn. Thu' mir's nur noch einmal sagen."

Der Duck-Thoma sagte es noch einmal.

Und also hat der Hach am Berg angefangen, den Drachen zu füttern. Strenge nach Anweisung des Duck-Thoma. Jeden Abend eine große Thonschüssel mit Mahlzeitresten und frischen Stücken an Fleisch und Speck in die hintere Kammer, auf den Fußboden hin unweit vom Fenster. Ganz schreckig, über weit gespreiteten Beinen in Hast stellte er die Schüssel hin, dann eilte er davon. Und sieh' das Beest! Es kam wirklich in der Nacht. Am Morgen, als der Bauer gucken gieng, stand die Schüssel ganz nahe am Fenster und war leer. Nur die großen rothen und blauen Blumen waren nicht aufgefressen, die innen auf die Thonschüssel gemalt standen, sonst alles weg.

So trottete der Duck-Thoma seiner Hütte zu und am Morgen, als seine Brut die Köpflein aus dem Neste reckte, rief er: „Nichts ists. Jetzt heißt's wieder Wassersuppe! In der heutigen Nacht hat's einen Reif gehabt, der hat meine ganze Ernte vernichtet."

Der Hach am Berg stellte von diesem Tage an die Drachenfütterung ein und — fütterte wieder den Wind.

## Schreibet Familiengeschichte! [1]

„Wer war Ihr Urgroßvater?" Diese Frage habe ich im Laufe der letzten zwanzig Jahre vielen meiner Bekannten gestellt. Die Antwort lautete in den meisten Fällen, dass man über den Großvater hinaus nichts von der Familiengeschichte wisse; dabei wurde meist diese Unkenntnis sehr bedauert, zuweilen auch erwähnt, dass man sich schon Mühe gegeben habe, etwas von den Voreltern zu erfahren, leider ohne nennenswerten Erfolg. Thatsache ist, dass die meisten Familien bürgerlichen Standes ihre Familiengeschichte nur bis zu den Großeltern zurück kennen, also genau so weit, wie die persönliche Erinnerung reicht und im natürlichen Laufe der Dinge die Personen leibhaftig vor Augen zu stehen pflegen. Was dahinter liegt, versinkt in nächtliches Dunkel. Nun lernen wir aber in der Grammatik, dass es nicht bloß ein Präsens, Imperfectum und Perfectum gibt, sondern auch ein Plusquamperfectum. Der Culturmensch, der sich hochmüthig-bescheiden gern als „Geschichtsthier" bezeichnet, der so stolz ist auf die Geschichte seines Landes und Volkes, sollte aber auch etwas Interesse für seine eigene persönliche Geschichte übrig haben, denn es ist schließlich doch für jeden Menschen, nicht nur für Fürsten und Aristokraten, wissenswert, wie der Stamm aussieht, an dem man selbst im Augenblicke einen der jüngsten Triebe darstellt. Man braucht gewiss keinem chinesischen Ahnencultus zu huldigen, aber etwas mehr Familiensinn könnte unserem breiten Mittelstande nicht schaden, mag auch der daraus fließende Gewinn nicht nach Mark und Pfennigen zu berechnen sein. Der Adel hat seinen Stammbaum und führt ihn sorgfältig weiter, obwohl heute der Nachweis einer tadellosen Ahnenreihe an praktischer Bedeutung viel eingebüßt hat; er thut wohl daran, denn das Vorhandensein eines durch Jahrhunderte getreulich fortgeführten Stammbaumes gibt der Famile Halt und sichert ihr den im Zeitalter des Verkehrs doppelt gefährdeten Zusammenhang, innerlich und äußerlich. Bekannt ist, dass im altrömischen Hause die politi-

[1] Diese dem „Heimgarten" aus der Seele geschriebene Anregung entnehmen wir der vortrefflichen Zeitschrift „Die Grenzboten".

In der nächsten Nacht nahm er zwei Knechte mit und stellte sich mit ihnen außerhalb des Hauses auf, hinter dem Hollerbusch nahe dem Kammerfenster. Um Mitternacht kam jemand mit einem Korb und einem Stab, stellte sich ans Fenster, hakte in die Kammer, zog die Schüssel heran und leerte sie. Nun haben sie ihn angepackt mit sechs Armen, den Duck-Thoma. Der erschrak weiter nicht viel und wehrte sich nicht. Ein überlautes Lachen sprudelte er aus — schier zu grell für die stille Nacht.

„Endlich einmal! Endlich einmal!“ gurgelte er. „Schau, Nachbar, das gefreut mich von Dir, hab' schon gefürchtet, Du kommst nit drauf. Gelt, dass Du jetzt doch auf den Spass gekommen bist!“

„Nichts Spass!“ rief der Hach, „ein Haderlump bist, ein schlechter Diebskerl. Einkasteln lass ich Dich.“

„Sei nit ungemüthlich, Alter“, beruhigte der Häusler. „Siehst doch gewiss ein, dass es gescheiter ist, Deinen Überfluss essen arme hungerige Leut' auf, als so ein Gespenst, das über und über ein Schandvieh ist, die braven Leut' foppt und gar nit einmal existiert. Diesen Drachen, wenn ich ihn einmal derwisch und hab einen Knüppel bei mir, dem werd' ich's schon zeigen! Den Bauern Angst machen und nit einmal existieren!“

„Thut's ihn nur festhalten“, sagte der Bauer zu den Knechten, „er hat das Essen aus der Schüssel gestohlen. Zum Gericht treiben!“

An Deiner Stell', Freunderl“, versetzte der Thoma gelassen, „möcht' ich mich nit viel prahlen mit dem Drachenfraß. All miteinander haben wir uns den Magen verpantscht mit Deinen verluderten Resteln.“

„Das glaub' ich“, rief der Bauer, „weil ich Rattengift dazugethan hab.“

„Rattengift hast dazu —? Du?“ Der Thoma lachte hell auf. „Na, siehst Du. Nachher kannst mich schon gar nit zum Gericht führen, nachher darfst Dich ja selber nit blicken lassen dort. Die Giftmischer, mein Lieber, werden viel länger eingesperrt, als die Resteldiebe.“

„Den Drachen hab' ich vergeben (vergiften) wollen“, sagte der Bauer kleinlaut und ward unschlüssig, was jetzt zu machen sei.

„Also, gehn wir, gehn wir!“ drängte der Häusler, „führst mich Du? Oder ich Dich? Wie Du willst.“

Der Hach am Berg besann sich. Seine Sache stand eigentlich nicht so gut, als es ausgesehen hatte. Sollte es ihm schon gelingen, sich von der vertrakten Giftmischerei frei zu machen, so hatte er das Beest am Hals, den Drachen, und war ein Gelächter der Leute sein Lebtag lang. Er wandte sich an die zwei Knechte: „Lasst's ihn laufen. Ich mag mich nit einsperren und nit auslachen lassen. Gehn wir schlafen.“

andere Wohnungen innerhalb der Stadt verhindern das Anwurzeln und lassen ein rechtes Heimatsgefühl, aus dem der Familiensinn herauswächst, gar nicht mehr aufkommen. Zumal die Großstadtatmosphäre ist Gift für ein solches Gemüthspflänzchen, wie der Familiensinn, außerdem aber auch Gift für die Menschen selbst, denn die Statistik lehrt, dass die höheren Familien in den Großstädten fast regelmäßig nach wenig Geschlechterfolgen erlöschen. Vor kurzem noch hat ein englischer Gelehrter den Nachweis erbracht, dass es „rein Londoner der dritten Generation" so gut wie gar nicht gibt. Wenig Menschen von Ansehen und Bedeutung haben einen „städtischen Großvater". Der moderne „Zug nach der Stadt" erscheint hienach als ein wahrer Zug „des Todes", der noch seiner Darstellung durch den Maler harrt. Das Aussterben der höheren städtischen Familien muss den Volksfreund umsomehr schmerzen, als dadurch eine Summe trefflichster Anlagen und Eigenschaften verloren geht, deren Erhaltung durch Vererbung dringend erwünscht wäre. Vielleicht ist Mangel an Familiensinn mit eine der Ursachen, die hier zum Erlöschen der Geschlechter führen. Die Arbeiterbevölkerung der großen Industriemittelpunkte kann für diesen Ausfall sicher keinen vollen Ersatz schaffen, da sie leiblich und geistig nur zu oft verkümmert ist, und einen Familiensinn, wie wir ihn hier im Auge haben, kann man in dieser aus aller Herren Ländern zusammengewürfelten Menge ganz gewiss nicht erwarten.

In aufsteigenden Familien ist es nicht selten, dass man sich des niederen Standes seiner Vorfahren ungern erinnert oder geradezu schämt; eine Thorheit, denn Ursache sich zu schämen hat doch nur der Mensch, der auf der gesellschaftlichen Stufenleiter hinabgeglitten ist und nicht vermocht hat, sich auf der Höhe seiner Vorfahren zu behaupten. Gerade solche zurückgegangene Leute aber neigen dazu, sich mit der ruhmreichen Vergangenheit ihrer Familie zu brüsten. Mancherlei Anzeichen scheinen darauf hinzudeuten, als ob sich in der neuesten Zeit der Familiensinn und damit das Interesse für Familiengeschichte auch im mittleren Bürgerstande belebe. Das würde man mit Freude begrüßen können als aufsprießendes junges Grün in der Öde des Materialismus unserer Tage, denn der Mensch lebt nicht vom Brot allein! Noch immer und zu allen Zeiten war ein starker Familiensinn das Zeichen innerer Volksgesundheit und Volkskraft, wie umgekehrt die Nichtachtung der Familie und der Familienurkunden immer den Verfall eines Geschlechtes andeutet. Wie wir im „Vaterlande" etwas durchaus anderes, Höheres sehen als im „Staate" mit all seinen Einrichtungen zu Nutz und Frommen der Bürger, so ist die „Familie" im geschichtlichen Sinne mehr als die bloße augenblickliche Lebensgemeinschaft einiger Menschen auf „Gedeih und Verderb". Die Geschichte unseres Landes und Volkes

schen Grundsätze der Ahnen von den Nachkommen jahrhundertelang festgehalten wurden und die Thaten und Ehrenämter der Väter Gegenstand eines förmlichen Cultus waren. Bei den Juden war die Führung der Geschlechtsregister religiöse Pflicht. Auch unserem deutschen Bürgerstande war vormals ein starker Familiensinn eigen; er ist aber in neuerer Zeit leider bedenklich abgeblasst. Wo sind heute die Familienfeste, bei denen jedes Mitglied des Hauses („Haus" im weitesten Sinne genommen) sich seiner Familienzugehörigkeit mit Stolz bewusst würde? Wo sind die Familienbibeln, in die der Hausvater alten Schlages wichtige Vorfälle in der Familie, Geburt und Tod, umständlich und feierlich zu verzeichnen pflegte? Wir schreiben heute so unendlich viel, unendlich viel Gleichgiltiges, und versäumen darüber das, was uns am nächsten angeht, schriftlich festzulegen. Nimmermehr können farblose Standesamtsregister diese intimen Aufzeichnungen ersetzen, in die der Schreiber, ohne es zu wissen und zu wollen, immer ein Stück von dem eigenen Geiste wie von dem Geiste seiner Zeit hineinlegt und seinen Erben aufbewahrt.

Am meisten hat, neben dem Adel, noch der Bauernstand seine Familienhaftigkeit bewahrt, wo er von fremden Einflüssen, Industrie und Großstadtluft, unberührt blieb. Hier gibt es immer noch zahlreiche Familien, die ihre Vorfahren durch eine Reihe von Generationen nachzuweisen vermögen. Namentlich ist dies der Fall, wo das Gut oder der Hof in der Familie vielleicht jahrhundertelang forterbte. In Westfalen, Brandenburg, Pommern u. s. w. finden sich solche Erbsitze häufig. Bei dem ansässigen Bürgerstande echter Kleinstädte (Ackerbürgern u. s. w.) mögen die Verhältnisse ebenfalls ähnlich liegen. Auch in der protestantischen Geistlichkeit, besonders unter den Landgeistlichen, wo der geistliche Beruf oft erblich ist, gibt es manche, die ihre Stammeltern bis zur Reformationszeit nachzuweisen vermögen; ferner finden sich hie und da alte Forstmanns- und Lehrerfamilien mit ähnlicher „Ahnenreihe". Diese einzelnen Ausnahmen bestätigen aber nur die Regel, dass der frühere Zusammenhalt der Familien nicht mehr besteht. Die Lockerung der Familienbande trifft namentlich den gesammten Bürgerstand mittlerer und größerer Städte einschließlich die Beamtenschaft, sowie die städtische Arbeiterbevölkerung.

Die Gründe für das Zurückgeben des Familiensinnes kann man leicht erlennen. Wo im raschen, rastlosen Erwerbsleben oft blutwenig Zeit bleibt für die lebende Familie, da ist für die todte erst recht kein Raum. Familienpapiere, soweit nicht etwa Erbansprüche dadurch begründet werden können, sind wertloser Ballast in engen Mietsräumen, und die nöthigen amtlichen Ausweise liefert das Standesamt. Dazu kommt die Beweglichkeit der Bevölkerung. Umzüge nach anderen Orten oder in

denen der weitere Lebenslauf jedes Kindes dargestellt ist. Vielleicht findet sich eine Buchhandlung bereit, ein gutes Muster zu einem Familienstammbuche zu entwerfen und in angemessener Ausstattung zu vertreiben. Es wäre das ein dankbares und vielleicht auch geschäftlich lohnendes Unternehmen.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass ein derartiges Buch, gut geführt, einen nicht zu unterschätzenden praktischen Wert hat; sein Hauptzweck und Nutzen muss aber stets darin gefunden werden, dass es den Zusammenhalt der Familie fördert und deren Angehörige nöthigt, dem Oberhaupte des Hauses, dem ja in der Regel die Eintragungen zufallen werden, von allen wichtigeren Ereignissen Nachricht zu geben. Wie eng oder wie weit man dabei den Begriff der Familie fassen will, wird sich nach den Umständen richten. Im allgemeinen dürfte die natürliche Begrenzung durch den Geschlechtsnamen gegeben sein, so dass die Descendenz weiblicher Familienglieder zwar als wann und wo geboren verzeichnet, mit ihren weiteren Schicksalen jedoch nicht mehr in extenso aufgeführt wird.

Wer es unternimmt, eine solche Familienchronik zusammmenzutragen, wird für seine Mühe reichlich belohnt werden durch den eigenen Genuss, den solche Sammelarbeit mit sich bringt. Je weiter die Aufzeichnungen zurückführen, desto interessanter sind sie für die Familie selbst, und je länger sie in Zukunft durchgeführt werden, umsomehr gewinnen sie zugleich an allgemeinem Wert, weil sich die Familiengeschichte nothwendig mit der Orts- und Landesgeschichte verknüpft.

Zum Schlusse wollen wir hier einige Worte von Riehl anführen: „So lange es im Bauernhause noch ordentlich spukt, braucht der Bauer keine ausgeführte Familienchronik. Er wohnt im eigenen Hause und die Wände des Hauses erzählen ihm die Chronik seiner Väter . . . . Der Städter dagegen braucht eine solche Chronik, wenn er nicht mit der Zeit ganz familienlos werden will, denn seine gemieteten Zimmerwände sind stumm, die städtischen Großmütter haben ein schwaches Gedächtnis in Familiensachen bekommen und so bleibt nur übrig, dass das beschriebene Papier die Überlieferungen des Hauses einstweilen festhalte."

P. Seehaus.

---

## Knechtschaft.

Hunger nach Brot beugt dich ins Joch des Tyrannen,
Hunger nach Luxus macht dich zum Sklaven des Plebs. R.

---

studieren wir, um ein reiferes Verständnis für unsere staatsbürgerlichen Pflichten zu gewinnen und um uns an großen Vorbildern patriotisch zu begeistern. Ähnlich soll im engeren Kreise die Kenntnis der Familiengeschichte wirken; sie soll das gegenwärtige Geschlecht zur Dankbarkeit mahnen für all das Gute, das seine Vorfahren ihm hinterlassen haben, sie soll zugleich gelegentlich warnen und vor allem anregen zu dem unermüdlichen Streben, den Namen der Familie hochzuhalten, den Tüchtigsten unter den Vorfahren nachzueifern.

Große Thaten zu vollbringen und den eigenen Namen mit der Weltgeschichte zu verknüpfen, das ist nur wenig Auserwählten beschieden; aber echte Tüchtigkeit auch in bescheidenem Wirkungskreise, Redlichkeit und Biedersinn sind nicht minder nachahmungswert, und „das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen“ steht in der Bibel, er wirkt fort, auch wenn er längst gestorben ist, und wohl der Familie, die sich solcher Vorbilder aus ihrer Familie erfreuen darf und ihren Nachruhm forterben kann auf Kinder und Enkel.

Gebt euren Kindern schöne Namen,
Darin ein Beispiel nachzuahmen,
Ein Muster vorgehalten sei.
Sie werden leichter es vollbringen,
Auch gute Namen zu erringen,
Denn Gutes wohnt dem Schönen bei. (Rückert.)

Möge jeder an seinem Theile und in seinem Kreise dazu mitwirken, den Familiensinn zu pflegen und zu beleben, das ist ein löbliches Beginnen und wird gute Wirkung thun gegen den übertriebenen Individualismus und andere Krankheiten unserer Tage. Vaterlandslose Gesinnung ist da undenkbar, wo der Familie die ihr gebürende Geltung eingeräumt wird, denn Familiensinn ist Heimatsinn. Neue Mittel zu diesem Zwecke zu ersinnen, ist nicht nöthig, man wird nur darauf hinwirken müssen, alte gute Sitten zu erhalten, vergessene ins Leben zurückzurufen. So ist es, um nur ein Beispiel anzuführen, der Anregung des deutschen Kaisers zu danken, dass seit einigen Jahren wieder Tauf- und Hochzeitsmedaillen als Erinnerungsstücke in Gebrauch kommen.

Besonders nützlich und wirksam für unseren Zweck würde es sein, wenn wieder in recht vielen Familien eigene Aufzeichnungen über die wichtigsten Vorgänge des Hauses gemacht würden. Die vormals übliche Einschreibung solcher Daten in die Familienbibel war eine schöne Sitte, noch besser aber ist es, ein besonderes Buch dafür anzulegen. Wie man ein solches Buch einrichten will, ist an sich ziemlich nebensächlich, die einfachste Form ist die beste. Bewährt hat sich die Anordnung, dass jedem Familiengliede ein besonderes Blatt bestimmt wird. Die Blätter des Buches werden fortlaufend numeriert und so ist es leicht, einerseits auf die Eltern zurückzuweisen, wie auch die Blätter zu bezeichnen, auf

biläum; als er ins achtzigste Jahr gieng (schon zu Beginn, weil man vor Ablauf desselben seinen Tod befürchtete), ein Jubiläum. Und als er neunzig Jahre alt wurde — ein Jubiläum. Deren also fünf! Man muss den schlichten alten Herrn gekannt haben, der nur in ruhiger und beschaulicher Zurückgezogenheit lebte, dem jedes Hervorgezerrtwerden eine Pein war und der befangen dasaß im Festkreise, bei welchem jeder, der sich selbst prächtig unterhielt, überzeugt war, auch der Alte unterhalte sich prächtig, müsse sich doch prächtig unterhalten, weil zu seinem Ruhm der Sect perlte, die Toaste klangen! Es ist ja ganz undenkbar, dass einen so etwas nicht glücklich machen soll! Der Jubilar saß schweigend da, in Gedanken versunken. Die Leute meinten, er sinne an einer Dankrede, während sein ganzes Sinnen und Trachten darauf gerichtet war, wie er unauffällig dem Festsaale entkommen und in seine stille Stube zurückkehren könne. Die Jubiläen waren ihm zum Greuel geworden und hatten auch das schöne Gedenken ans erste verdorben.

Fröhlicher gab sich Anastasius Grün hin, als zu seinem siebzigsten Geburtstage die Grazer ein großes Fest begiengen. Wenige Wochen darauf starb er. Man sagte damals, er sei zu Tode gefestet worden.

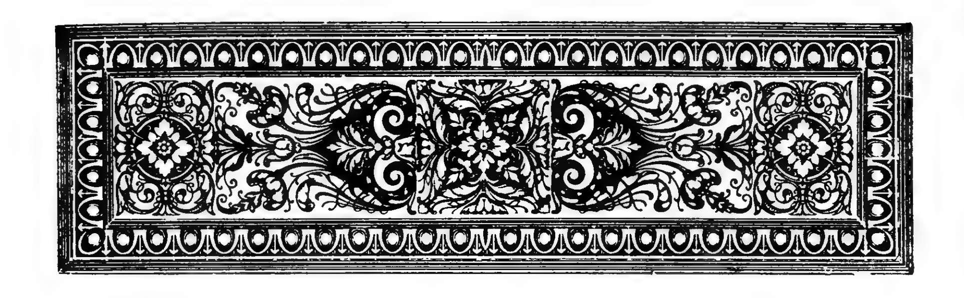
Anzengruber entkam seinem Jubiläum mit knapper Noth — ein paar Tage vor seinem Fünfzigsten ist er gestorben.

Hamerling ließ einige Wochen vor seinem fünfzigsten Geburtstage eine Notiz in die Zeitungen drucken, dass er sich jede Feier ernstlich verbitte, man möge ihn in Ruhe lassen! Diese Äußerung war so klobig grob, dass sie wirkte. „Hätte ich's in einer etwas literarischeren Form gesagt", sprach er damals zu mir, „so würden sie es für Ziererei gehalten haben. In solchen Sachen kann man nicht grob genug sein, wenn sie's glauben sollen." In Wien wurde freilich eine Naseweisheit laut: Der Herr Professor hätte sich seine Verwarnung ersparen können, es denke keine Katze daran, den Hamerling zu feiern.

So ergieng es mit den Jubiläumsangelegenheiten meinen Freunden. Ich selbst habe den Ehrentag glücklich hinter mir. Er war wunderschön, er wird mir unvergesslich bleiben. Er war mir ein Tag von höchster Bedeutung, aber nur — wenn er der einzige bleibt. Ruhm und Ruhmesfeste vertragen einmal keine Rivalität. Das Schönste darf nicht alltäglich werden. Jeder ordentliche glückliche Mensch hat nur einen Geburtstag, einen Hochzeitstag und einen Sterbetag. Jeder, der so glücklich ist, einen Hochzeitstag zu begehen, wird beten, dass es bei dem einen bleibe. *Einen* großen Ehrentag, ihr lieben Deutschen, beschert jedem eurer Dichter. Das gibt Feuer und Kraft. Im übrigen begnügt euch damit, seine Neigungen und Wunderlichkeiten — jeder hat ihrer — zu achten und seine Werke anzugucken. Dafür ist jeder empfänglich und dankbar, dafür lebt und schreibt er ja. Und hat einer oder der andere von ihnen etwa doch *die* Wunderlichkeit, manchmal ein kleines Jubiläum zu wünschen — so bewilligt es ihm. Im Grunde ist das, wen's freut, ja etwas ganz Unschuldiges und es gibt für alle Theilnehmer einen guten Tag, je öfter je besser. Nur einer, der durchaus nicht will, der soll — und das wollte ich sagen — öfter als einmal nicht gezwungen werden können.

Rosegger.

---



# Kleine Laube.

## Dichter-Jubiläen.

Für den Mann von Humor (falls es nicht am Ende doch auch Frauen von Humor gibt?) ist es ergötzlich, die vulgäre Jubiläumsmeierei zu beobachten. Es gibt kaum eine weiße Cravatte mehr, die nicht von Jubiläumssect bespritzt wurde und im weiten Lande nur wenig brave Leute, die siebzig Jahre überschritten, ohne angejubelt worden zu sein. Man ist halt gar so froh, wenn wieder einmal eine breitschulterige Persönlichkeit alt geworden ist und sich anschickt, anderen Platz zu machen. — Nein, das ist boshaft, in diesem Tone kann ich nicht weiter reden lassen, würde der Präsident sagen. Also gemächlich und würdevoll.

Es ist recht und schön, verdienstvolle Männer zu ehren, nicht erst mit vergoldeten Lettern auf dem Grabstein, sondern noch, so lange sie selbst die Ehren sehen, hören und schmecken können. Einmal soll es die Gemeinde jedem öffentlich und feierlich sagen, was er ihr bedeutet, was sie von ihm hält. Jeder Hervorragende weiß es für sich ja recht gut, oft nur zu gut, was er bedeutet. Aber der anderen wegen ist es, dass man's einmal laut sagt, erstens zur gebürenden Schätzung, zweitens der Aneiferung halber: Sehet ihr, die bisher nichts geleistet, so wird das Verdienst geehrt! Einmal im Leben soll es sich also jeder gefallen lassen, der etwas geleistet hat und ein halbes Jahrhundert lang mitmacht. Natürlich hat jeder Schuster das Recht, nach seinen ersten hundert Paar Stiefeln ein Jubiläum zu feiern, nach dem zweiten Paarhundert wieder eins, und so fort durch alle Paarhunderte bis zum tausendsten, das er als Jubelgreis von dreißig Jahren leicht begehen kann. Das heißt, wenn die Stiefeljubiläen ihm Spass machen. Wer aber — und es gibt unter den Schustern aller Art auch solche Käuze — an den Jubiläen kein sonderliches Vergnügen findet, der soll nicht öfter als einmal gezwungen werden können, ein solches über sich ergehen zu lassen. Schon aus Rücksicht für die Bedeutung des Jubiläums. Denn ein Jubiläum gefährdet das andere, eins nimmt dem andern die Poesie weg.

Als unser K. G. v. Leitner, der edle steirische Dichter, fünfzig Jahre alt geworden war, veranstalteten seine Freunde ein kleines herzliches Fest, das den Mann auf der Höhe des Lebens innig gefreut hat, das ihm froh und weihevoll in Erinnerung geblieben ist. Zehn Jahre später meinten seine Verehrer, da man die Verdienste des Fünfzigjährigen gewürdigt habe, so könne man die des Sechzigjährigen, die seither ja noch viel reicher geworden, nicht wohl umgehen. Sie veranstalteten ein Jubiläum. Dann, als Leitner siebzig Jahre alt wurde — ein Ju-

dem Gemahl der Königin von England, und seiner Tochter Prinzess Victoria (später Kaiserin Friedrich) vorhanden war. Das ist erklärlich, wenn man erfährt, dass beide Väter Brüder gewesen und dem Coburg-Gothaischen Hause entstammten, also deutsche Bildung und deutsches Gemüth mitbrachten. Auch die beiden Prinzess-Cousinen glichen sich in mancher Beziehung, sowohl im häuslichen Leben wie im idealen Streben. Und merkwürdigerweise war auch ihr späteres Geschick das gleiche; beide wurden Kaiserinnen und keine blieb lange auf dem Throne, da beider Gatten ein baldiges, tragisches Ende, einen vorzeitigen Tod fanden.

Als Prinzessin Charlotte zu einer anmuthigen und liebreizenden Jungfrau herangewachsen war, hielt Erzherzog Ferdinand Maximilian von Österreich um ihre Hand an. König Leopold mochte sich nur sehr ungern von seinem Liebling trennen, denn er gab erst nur zögernd seine Einwilligung und wünschte die Vermählung bis nach eingetretener Volljährigkeit der Prinzessin, d. h. fürs nächste Jahr hinausgerückt zu sehen. Nachdem seinem Wunsche entsprochen, fand die Trauung endlich am 27. Juli 1857 unter großem Pompe in Wien statt, worauf das junge Paar eine weitere Seefahrt im Mittelmeer antrat. Erzherzog Maximilian war nämlich Oberbefehlshaber der österreichischen Kriegs-Marine und als solcher oft und gern auf der See. Deshalb ließ er sich im Golf von Triest das herrliche Seeschloss Miramar erbauen, wo er immer sein Element, das Meer, vor Augen haben konnte. Da er vorübergehend auch Statthalter der Lombardisch-venezianischen Provinz war, musste er zeitweise auf Schloss Monza bei Mailand oder im Palazzo Reale in Venedig Aufenthalt nehmen, bis Österreich im Kriege von 1859 die Lombardei verlor, worauf der Erzherzog in dem damals kaum fertig gebauten Schloss Miramar seinen dauernden Wohnsitz aufschlug.

Hier im Angesicht des ungemein malerischen Golfes, den im Norden die Höhen des Karstgebirges mit der im Halbkreis terrassenförmig ansteigenden Stadt Triest und im Osten die Berge der istrischen Halbinsel begrenzen, verlebte Charlotte die glücklichsten Jahre ihrer Ehe, obgleich diese kinderlos geblieben war. Häufige Ausflüge auf dem Meere nach den benachbarten Küstengebieten von Istrien und Dalmatien, wo die Erzherzogin sich mit Land und Leuten, sowie mit den noch vorhandenen zahlreichen Baudenkmalen aus der Römerzeit vertraut machte, wechselten ab mit ernsten Studien und musikalischen Zerstreuungen. Daneben überwachte sie ganz nach Art deutscher Frauen den fürstlichen Haushalt, der sich fast in bürgerlichen Grenzen hielt, wie überhaupt die Lebensweise am erzherzoglichen Hofe einfach und anspruchslos war. Hatte sich Maximilian, eine männlich schöne Erscheinung, durch seine Leutseligkeit und Schlichtheit als Statthalter wie auch als Marinechef die größte Beliebtheit erworben, so gewann Charlotte durch ihre bezaubernde Liebenswürdigkeit und durch unermüdliche Wohlthätigkeit die Herzen aller Classen der Bevölkerung von Triest und seiner Umgebung. Vom Volke vergöttert, durch harmonisches Zusammenleben beglückt und von ihrem beiderseitigen Wirkungskreise befriedigt, führte das hohe Paar ein Dasein, wie es in fürstlichen Kreisen selten vorkommt. Da trat ganz unerwartet eine Wendung ein, welche dem Glück von Miramar ein baldiges Ende bereiten und für beide Gatten verhängnisvoll werden sollte.

Nachdem ein französisches Expeditionscorps unter General Bazaine im Jahre 1863 sich der Hauptstadt Mexiko bemächtigt hatte, glaubte Napoleon III. seine Interessen am besten zu wahren, wenn er die von ihm eroberte, aber noch keineswegs zur Ruhe gebrachte mexikanische Republik in ein Kaiserthum umschuf, für dessen Thron er einen Prinzen aus den europäischen Fürstenhäusern zu gewinnen hoffte. Brasilien, das ja auch eine aus romanisch-indianischen Elementen zusammengesetzte Bevölkerung hatte und als Kaiserreich bestehen konnte, schwebte ihm als Vorbild

## Eig'ne Ehre.

Von Otto Promber.

Es gibt kein Glück, das größer wäre
Als das Bewusstsein eig'ner Ehre!
Nur das, was ich im Herzen trage,
Bestimmt mich auf der Lebenswage.
Ich kann auf höchster Sprosse stehn
Und dennoch durch die Tiefe gehn,
Kann über alle triumphieren
Und doch zuletzt — mich selbst verlieren!
Und ruhtest Du auf goldnem Throne,
Auf Deinem Haupt die Fürstenkrone,
Wär'st Du der klügste aller Geister,
In Kunst und Wissen Herr und Meister,
Und würde Dir das Wunder glücken,
Die ganze Menschheit zu entzücken —:
Du wärst bei allem Überfluss
Vielleicht ein — Seelenlazarus.
Es gibt kein Glück, das größer wäre
Als das Bewusstsein eig'ner Ehre!

## Die Tragödie einer Fürstin.

Von H. Lindemann.

Kein Sterblicher, mag er auch noch so hoch stehen, von Macht und Glanz umstrahlt sein, bleibt verschont von den Unbilden irdischen Daseins. Auch die Fürsten und ihre Familien sind natürlich nicht gefeit vor Schicksalsschlägen und Heimsuchungen aller Art, wie uns die Geschichte bis in die neueste Zeit an zahlreichen Beispielen zeigt. Von diesen bietet uns der Lebenslauf der unglücklichen Kaiserin Charlotte von Mexiko ein Bild, wie es ergreifender nicht gedacht werden kann. Es ist so fesselnd, so voll dramatischen Effects, dass es verdient, der heutigen Generation frisch vor Augen geführt zu werden.

Der Ehe König Leopolds I. von Belgien mit der Prinzessin Louise von Orleans waren drei Kinder entsprossen, zwei Söhne und eine Tochter. Letztere, Prinzessin Charlotte, war der besondere Liebling ihres Vaters, der, von deutscher Abkunft, sich durch glänzende Charaktereigenschaften und umfassende Geistesbildung auszeichnete. Kein Wunder, dass unter seinem Einfluss die junge Prinzessin eine außergewöhnlich sorgfältige Erziehung genoss und die ihr angeborenen Talente zu voller Entfaltung bringen konnte. Sie machte sich mit den Werken aller hervorragenden Schriftsteller älterer und neuerer Zeit, namentlich mit Geschichte und Literatur vertraut, offenbarte künstlerische Begabung im Zeichnen und Malen und erreichte in musikalischer Ausbildung eine solche Tüchtigkeit, dass sie sich sogar an eigene Compositionen wagte.

Mit nicht geringem Vaterstolze und mit großer Zärtlichkeit hieng der König an seiner vielbegabten Tochter; nur an ihrer Seite suchte und fand er Erholung und neue Kräfte für die schwere Berufsbürde. Das geistige Band zwischen Vater und Tochter hatte überraschende Ähnlichkeit mit jenem, das zwischen Prinz Albert,

Maßnahmen, mit denen er das unglückliche Volk endlich zu Ruhe und Wohlfahrt bringen wollte. Aber der Kaiser wankte nicht und hoffte das Beste von der Zeit, die alle Wunden heilen und das Volk zur Einsicht bringen würde.

Als die Franzosen nach dreijähriger Besetzung des Landes noch immer keine Anstalten machten, dieses zu räumen — angeblich weil Kaiser Maximilian ihres Beistandes noch nicht entbehren könne — legten sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika ins Mittel, denn ihnen und ihrer Monroepolitik war die Errichtung eines Kaiserreiches unmittelbar an ihre Südgrenzen von allem Anfang an höchst unwillkommen. Es unterliegt keinem Zweifel, dass sie insgeheim die Republikaner Mexikos zum fortgesetzten Widerstand gegen die kaiserliche Gewalt ermuthigten, wenn nicht gar durch mancherlei Dienstleistungen unterstützten. Das drohende Verhalten der Unionregierung brachte schließlich Napoleon III. zu dem Entschlusse, die französischen Occupationstruppen allmählich aus Mexiko zurückzuziehen. Die Folge davon war, dass die Republikaner mehr und mehr die Oberhand gewannen und der Kaiser eine Position nach der andern verlor, jedenfalls sich in einer äußerst kritischen Lage befand. Da raffte sich Kaiserin Charlotte zu einem verzweifelten Schritte auf, das Zeugnis von ihrem Muthe und ihrer Entschlossenheit gibt. Sie wollte persönlich in Europa Hilfe suchen für den schwankenden Thron ihres Gatten; es war im Sommer des Jahres 1866.

Nach einer schweren Seereise traf Charlotte glücklich in Europa ein und eilte nach Paris, wo sie ganz unerwartet vor Napoleon III. erschien, der über diesen Besuch sichtlich bestürzt war, denn die Kaiserin kam in großer Erregung. Sie bat und beschwor Napoleon, ihren Gemahl nicht im Stiche zu lassen, nachdem gerade er ihm seiner Zeit die Krone Mexikos angeboten habe, unter Zusicherung seines Schutzes bis zur Festigung des Kaiserthums. Doch Napoleon fasste sich rasch und bedauerte aufs lebhafteste, den Bitten Charlottens nicht entsprechen zu können, da die augenblickliche Constellation der Weltlage — das Verhalten Nordamerikas, der Krieg Preußens mit Österreich, und die Gährung im eigenen Lande — ihn außerstande setzten, seine Truppen noch länger in Mexiko zurückzuhalten. Alles Flehen der unglücklichen Fürstin, auch die Bitten der Kaiserin Eugenie und die Fürsprache des österreichischen Botschafters am Pariser Hofe fruchteten nichts, Napoleon blieb kalt und ablehnend.

Wenn auch in hohem Grade enttäuscht und tief erbittert über die Wortbrüchigkeit des französischen Herrschers gab Charlotte dennoch nicht alles verloren. Nun sollte und musste der Papst helfen; das konnte geschehen, indem er den mexikanischen Clerus aufforderte, die Sache Maximilians im ganzen Lande zu unterstützen. Pius IX. nahm die Kaiserin sehr gütig auf, versicherte sie seiner herzlichsten Theilnahme und seines Beistandes, soweit es in seinen Kräften stünde. Allein der Cardinal-Staatssecretär Antonelli fand es bedenklich, die Republikaner Mexikos zu Feinden der Kirche zu machen, was bei einer Agitation des Clerus zu Gunsten des Kaisers zu erwarten war. Auch schien ihm, nach Abzug der Franzosen, das Kaiserreich ohnehin nicht mehr zu retten zu sein. Er hielt es deshalb für gerathen, sich auf alle Fälle vorerst über die Stimmung des mexikanischen Clerus zu vergewissern, ehe diesem eine päpstliche Weisung zugehen sollte. Durch dieses bedächtige Vorgehen Antonellis erlitten die Verhandlungen Charlottens mit dem Vatican natürlich langwierige Verzögerung, was die arme Kaiserin zu heller Verzweiflung trieb. Was konnte inzwischen nicht alles Schlimme im fernen Mexiko vorgefallen sein, und wie mochte es dem guten Max ergehen wenn so lange keine Hilfe kam? Von solchen Gedanken und von bösen Ahnungen gefoltert, beständig zwischen Furcht und Hoffnung schwebend, brach Charlotte endlich zusammen: sie verfiel in eine schwere Nerven-

und Muster vor. Er ließ zunächst auf diplomatischem Wege die katholischen Höfe sondieren und fand wider Erwarten in Wien bald williges Gehör. Erzherzogin Charlotte war sofort für den Plan gewonnen, als Kaiser Franz Josef bei seinem Bruder anfrug, ob er Lust habe, Kaiser von Mexiko zu werden. Obgleich Charlotte sich in ihrer bisherigen Sphäre ganz glücklich gefühlt hatte, konnte sie, ehrgeizig und königlichen Geblüts wie sie war, der Verlockung, eine Krone tragen zu dürfen, doch nicht lange widerstehen. Auch die Gefahren und Unsicherheit, die ein auf Bajonette gestützter Thron mit sich bringen konnte, ja musste, schreckten sie nicht ab. Anders verhielt sich ihr Gemahl, der Erzherzog Maximilian. Ihm waren die herrliche Adria und ihre Marine, auch sein theures Vaterland Österreich so sehr ans Herz gewachsen, dass er lange Zeit keinen Entschluss zu fassen vermochte. In seiner höchst anspruchslosen Art gelüstete es ihn keineswegs nach einer Krone, am wenigsten nach einer solchen, die, von Napoleons Hand dargeboten, ihm als ein Danaergeschenk erscheinen musste.

Auch konnte er es Napoleon nicht vergessen, dass dieser wenige Jahre früher Österreich die schöne Lombardei entrissen und ihn damit als Statthalter der oberitalienischen Provinzen verdrängt hatte. Wie kam der gleiche Napoleon nun dazu, ihm eine Kaiserkrone anzubieten? Das machte Maximilian entschieden misstrauisch, aber seine Gemahlin war unaufhörlich bemüht, ihm den Argwohn zu nehmen. Charlotte suchte die Handlungsweise Napoleons im Gegentheil als Act der Noblesse darzustellen, durch den er den grollenden Erzherzog zu versöhnen wünsche; dann wies sie auf die hohe Aufgabe hin, wofür ihn gewissermaßen die Vorsehung erkoren habe, nämlich einem unglücklichen Volke die Segnungen des Friedens und der Cultur zu bringen. Immer und immer wieder führte sie das Beispiel Dom Pedros II. an, der seit langer Zeit schon als Kaiser über Brasilien herrsche. Endlich hatte sie Maximilian richtig so weit überredet, dass er sich bereit erklärte, den Thron von Mexiko zu besteigen, wenn das Volk selbst ihm die Krone anbiete.

Napoleon III. ließ dann Bazaine in Mexiko eine Notablenversammlung einberufen und ihr die Proclamierung des Kaiserreichs sowie die Wahl des Erzherzogs Maximilian von Österreich als Kaiser vorschlagen. Unter dem Drucke der französischen Besatzung willigten die Notablen in alles ein, und sandten sofort eine Abordnung aus ihrer Mitte nach Triest, um dem Erzherzog die Kaiserkrone anzubieten, der sie nach Erfüllung dieser Formalität auch annahm. Kurze Zeit darauf, im Frühjahr 1864, verließ das nun kaiserliche Paar unter dem Abschiedsgeleite der gesammten österreichischen Flotte, und den Segenswünschen des massenhaft zugeströmten Volkes den Golf von Triest, um der fernen neuen Heimat zuzueilen. Ihr liebes schönes Miramar, wo sie so glückliche Jahre verlebt hatten, sollten sie niemals wiedersehen!

Am 12. Juni 1864 hielt Maximilian als Kaiser seinen feierlichen Einzug in Mexiko. Doch war es kein begeisterter, sondern ein sehr kühler Empfang, den ihm die neugierige und misstrauische Bevölkerung der Hauptstadt bereitete. Die Erfolge der französischen Waffen und Diplomatie waren keineswegs imstande, eine künstliche Massenbegeisterung in Scene zu setzen. Gleichwohl blieb der Kaiser guten Muthes, er verstand sehr wohl die Gefühle des Volkes, das sich zum erstenmale einem monarchischen Herrscher gegenüber sah, der noch dazu ein Ausländer war. Mit schonender und doch fester Hand ergriff er die Zügel der Regierung, wobei ihm seine energische und kluge Gemahlin eine tüchtige Stütze wurde. Allein die ewigen Ränke des ehrgeizigen Bazaine und der hartnäckige Widerstand der Republikaner unter Juarez machten dem Kaiserpaare das Leben recht sauer; diese beiden Gegner erschwerten unsagbar die Ausführung der von Maximilian getroffenen

trostlos sein könntest, hat ihm vielleicht sein Sterben schwer gemacht. Uns wenigstens wird der Tod am allermeisten doch wohl durch die Vorstellung verbittert, wie unsere Lieben am Grabe untröstlich sein werden und wir sie nicht mehr beruhigen und aufrichten können. Der letzte Hauch des Sterbenden an die Zurückbleibenden ist: Seid glücklich! Sein letztes Gebet zu Gott: Sei mit ihnen, sei ihr Trost und Hirte! — Und wenn nun Gottes Trost sich sanft niedersenken will aufs leidende Herz, und dieses weist ihn im Trotze des Schmerzes von sich — ist das nicht ein frevlerisches Entgegenwirken des Willens dessen, den wir beweinen, und das gerade in demselben Augenblicke, wo heftig bereut wird, ihm früher so oft entgegengewirkt zu haben! — Das wird zu einer besonderen, zu einer nachgerade dämonischen Qual, die wir beim Verluste eines lieben Menschen mehr oder weniger uns alle anthun.

„Die bittersten Thränen kostet der Gedanke, wie oft und wie tief wir ihm haben wehgethan!“ Die Reue über Versäumtes kann ja gewiss heilsam sein, insoferne sie uns veranlasst, das, was wir an dem Todten gesündigt, an den noch Lebenden wieder gut zu machen. Diese Buße ist die einzig fruchtbare und trägt zur Seligkeit des Heimgegangenen bei, und was er einst vielleicht schwer empfunden, aber längst vergeben, er vergibt es jubelnd wieder. Denn aus unserem Fehlen entspringt unser Besserwerden.

Lasse Deinem Schmerze den natürlichen Lauf, gib Dich ihm hin, das macht oft leichter, als vergeblich mit ihm zu ringen. Alles was Du denkst und thust, weihe dem Andenken des Seligen. Befreit aber wirst Du erst, wenn es Dir gelingt, seiner Absicht nachzuleben und Deine Liebe zum Todten in Liebe zu den noch Lebenden umzusetzen, denn man kann das Bibelwort auch dahin wandeln, als spräche der Hingeschiedene: Was Du den Leidenden auf Erden thust, das hast Du mir gethan.

Nur das Eine thue nicht, mein lieber Freund, Dich mit Absicht noch tiefer in den Schmerz zu wühlen oder ihn leidenschaftlich fest zu halten auch dann noch, wenn er sanft von Dir weichen will. Dein Schmerz gehört zu seinem Sterben und so lange Du Schmerz empfindest, stirbt er immer noch. Lasse es, so bald Du kannst, ruhig werden in Dir, damit sein Geist sich wieder zu Dir gesellen kann wie im gewöhnlichen Leben, dass Du im Frieden der Seele froh und traut mit ihm umgehst wie einst. — Dieses Ziel hast Du zu erreichen, mein Freund, dann ist die Noth vorbei, Eure Vereinigung kann nichts mehr zerstören, und gestärkt von der Nähe seines Geistes wirst Du die Lasten und Pflichten des Lebens muthig ertragen und Deinen theuren Entschlafenen wirst Du mit der Liebe der Ewigkeit lieben, indem Du Deinen Mitmenschen Liebe spendest.

Peter Rosegger.

---

## Die Erweckung.

Die Mutter schläft in der Todtengruft,
Da kommt ihr ältester Sohn auf Besuch
Und ruft mit freudiger Stimme aus:
„Liebe Mutter, komm in mein schönes Haus,
Ich habe ein holdes, ein fröhliches Weib
Und Kinder so frisch wie die Rosen im Mai,
O Mutter, Mutter, ich lade Dich ein,
Komm, und hilf uns glücklich sein.“
Die Cypressen schweigen — die Mutter schläft.

krankheit, die mit völliger Geistesumnachtung endigte. Im Juli 1867, gerade ein Jahr nach ihrer Ankunft in Europa, wurde die Kaiserin in ihre Heimat zurückgebracht, wo sie auf Schloss Bouchoute bei Brüssel noch heute als unheilbare Geisteskranke lebt.

Über das Schicksal ihres Gatten, der durch Verrath in die Hände des republikanischen Generals Escobedo gefallen und am 19. Juni 1867 in Queretaro standrechtlich erschossen worden war, ließ man Charlotte lange im Ungewissen, und als man ihr später Mittheilung davon machte, blieb sie ganz stumpfsinnig; offenbar war ihr die Erinnerung an den Kaiser völlig abhanden gekommen.

---

## An Trauernde.

Auf eine Zuschrift.

Mein betrübter Freund!

Du hast mir die Mittheilung eines seelischen Zustandes gemacht, den nicht jeder verstehen dürfte, den ich aber klar begreife, weil ich selbst einst von ganz den gleichen Empfindungen gequält worden bin. Es ist ein natürliches und unvernünftiges Empfinden, beides zugleich. Und weil gewiss auch andere unserer Mitmenschen daran leiden, die in der gleichen Lage sind als Du bist, und in der ich einst gewesen, so will ich diesen kleinen Brief an Dich in den „Heimgarten" schreiben.

Ich sehe Dich unter dem Verluste Deines geliebten Hingeschiedenen furchtbar leiden und die letzten drei Wochen haben Dich aus einem blühenden Manne zu einer verfallenden Gestalt gemacht. Der Todte, der im Leben unendliche Liebe und Güte für Dich gehabt, der nur für Dein Wohl lebte, er saugt jetzt Dein Herzblut aus. Du ächzest unter der Qual und sagst, sie wäre kaum zu ertragen. Und doch schreibst Du in demselben Briefe: Tief unglücklich bin ich, wenn dieser rasende Schmerz mich durchwühlt, aber noch unglücklicher bin ich, wenn auf Augenblicke der Schmerz *schweigt*. Wenn manchmal eine solche Ruhe eintritt, da schrecke ich erst auf, fühle es wie Untreue, die ich begehe dadurch, dass ich gefasster bin, dass, wenn auch nur auf Augenblicke, andere Dinge mich beschäftigen können. Da schreit es in mir. Jetzt erst verlierst Du ihn ganz, Du läst ihn hingefallen sein und kannst weiterleben und seine geschiedene Seele weint Dir nach und Du hörst sie nicht.

Ich habe Dir schon gesagt, dieses Empfinden und Denken ist unvernünftig. Du klagst, wenn der Schmerz wild ist, und klagst, wenn er sich sänftigt, und klagst, wenn er ganz ruht. Und solltest überhaupt nicht klagen. Je größer Deine Pein um ihn ist, je näher glaubst Du ihm zu kommen. Durch Selbstqual glaubst Du ihm die reinsten Opfer zu bringen, ihm, der stets unglücklich gewesen, wenn er Dich leiden sah, dessen Leben und Sorgen den einzigen Zweck hatten, die Seinigen froh zu machen, und der so gerne mit seinen persönlichen Ansprüchen zurückstand, wenn dieselben etwa dem Wohlbefinden und der Freude seiner Lieben entgegenstanden. Diesen treuen Menschen glaubst Du nun zu lieben, sein Andenken zu ehren durch Selbstquälerei, durch leidenschaftliches Aufsuchen und Steigern des Schmerzens. Du thust also gerade das Gegentheil von dem, was *er* wollte. Er wollte doch nicht, dass Du unglücklich und zerschmettert seiest; gerade der Gedanke, dass Du

der ernstlich daran ist, sich klarer, besser und innerlich freier zu machen. Und solche Leute gibt es heute (in unserer materialistischen Zeit) mehr als man glauben möchte. Gerade der moderne Mensch findet wieder Freude daran, aus sich sozusagen ein Kunstwerk zu machen, in dessen Harmonie er stark, geruhigt und glücklich wird. Als äußeren Behelf dazu kann er kein besseres Buch finden, er nehme in der Woche ein paarmal Hiltys „Glück" zur Hand und lese allemal ein halbes Stündchen darin. Und an den kritischen Punkten des Lebens denke er daran und versuche es, den Rathschlägen dieses weisen, gütigen Mannes nachzuleben. Schlägt's bisweilen fehl, weil die Opfer gar zu empfindlich und die Ziele gar zu hoch gespannt zu sein scheinen — so verzage er nicht an sich, sondern versuche es in Demuth und Vertrauen immer wieder, bis eine und die andere Stufe erreicht ist. Anders geht das Vorwärtskommen auf sittlichem Wege einmal nicht vor sich. Aber schon die ersten eroberten Stufen bieten ungeahnten Ausblick ins Bereich eines Glückes, von dem weltliche Erfolgsjäger keine Ahnung haben. Auszusetzen an dem Buche wären die vielen, oft störenden Fußnoten. R.

---

# Liberaler Katholicismus?

Der Wiener Theologie-Professor Prälat Ehrhard hat, wie bekannt, ein Buch geschrieben: „Der Katholicismus und das 20. Jahrhundert im Lichte der kirchlichen Entwicklung der Neuzeit." (Siehe „Heimgarten" 1902, Seite 473.) In diesem Werke sucht der Kirchengelehrte unter anderem klarzulegen, dass zwischen dem Katholicismus und der modernen Cultur eine Verständigung und Versöhnung möglich sei und dass die Verständigung und Versöhnung angestrebt werden müsse von Seite des Katholicismus, ohne dass dieser von seinem Wesen das Geringste aufzugeben brauche. Das Buch ist mit großer Feinheit und Vorsicht geschrieben, die trennenden kirchlichen Schäden sind stets nur im allgemeinen angedeutet, die rein religiöse, seelsorgerische Seite der Kirche ist eigentlich gar nicht berührt, nur ihre culturellen Verhältnisse zur modernen Zeit sind so beleuchtet, dass gewisse Zurückgebliebenheiten, die Ärgernis geben, als abschaffbar erscheinen. Diese versöhnliche Stimme, dieser einmal weiter und heller ausschauende Blick eines katholischen Priesters hat vielfach die aufrichtigste Freude erregt und die Hoffnung gestärkt, dass ein Friedensschluss oder ein gegenseitiges Sichvertragen, soweit es zwischen Religion und Menschenthum überhaupt möglich ist, doch noch zustande kommen könnte. Ein großer Theil des einsichtsvolleren Clerus und seiner Presse hat sich sofort auf die Seite Ehrhards gestellt, und von diesem Augenblicke an wehte in den betreffenden Bezirken ein friedlicherer und freundlicherer Hauch zwischen Geistlichkeit und Gesellschaft. Man ist ja beiderseits des Haders satt und möchte sich entgegenkommen, soweit es Gewissen und Überzeugung irgend gestattet. Das dauerte nicht lange, so waren auch schon die Störenfriede da, aber nicht etwa politische Heißsporne diesmal oder die Pastoren „von draußen", sondern katholische Priester, die den hoffnungsvollen Ausblick mit Pfaffenkutten zu verhängen suchten. Da stand in Wien ein Ordensbruder auf und in Würzburg ein Domherr, und auch andere Cleriker drängten sich vor, um das Buch Ehrhards mit geradezu dämonischer Leidenschaftlichkeit anzugreifen. Mit cynischer Dreistigkeit erklärten sie, dass es eine Aussöhnung der Kirche mit der modernen Cultur nicht gebe, niemals geben könne und dürfe. Und sie nannten Ehrhards wahrhaft christkatholischen, hochsittlichen und culturfreundlichen Standpunkt „liberalen Katholicismus", womit sie natürlich etwas ganz Abscheuliches bezeichnet haben wollen.

Dann kommt der zweite Sohn geritten,
Mit stolzer Würde und feinen Sitten,
„O Mutter, könntest Du auferstehn,
Um selbst zu sehen, was mir ist geschehn.
Der König hat mich zum Minister erwählt
Es jubelt mir zu die halbe Welt.
Mutter komm, nimm Theil an der Ehr,
Die mir, dem Sohn, so reich widerfährt."
Die Cypressen schweigen — die Mutter schläft.

Da kommt der jüngste Sohn gegangen,
Hat rothe Augen und fahle Wangen:
„O Mutter, ich bin so ganz allein,
So seelenverlassen und ganz allein,
Hab' bitteren Hunger —"
Verhüllt sein Gesicht mit schlechtem Gewand.
Am Hügel rieselt der Sand — die Mutter erwacht. R.

---

## Glück.

Von Prof. Dr. C. Hilty. Drei Bände. (Leipzig J. C. Hinrich'sche Buchhandlung.)

Welchen Weg soll ich nur einschlagen, um dieses merkwürdige Buch dem Leser entsprechend nahezurücken? Es muss aber auch der Leser danach sein. Für Glückssucher. Aber nicht für solche, die Glück im Lotto suchen oder im Geschäfte, oder Erfolg im Berufe, sondern für solche, die einfach durchaus und von innen heraus glücklich werden wollen. Ich könnte sagen, das Buch bespreche in feinster und geistreichster Weise alle wichtigen Lebensfragen. Es wäre nicht richtig, es wäre zu wenig gesagt. Es ist ein Buch, das uns den Weg zum inneren Glücke zeigt. Aber nicht etwa in gewöhnlicher Weise moralisierend: Dies und das sollst du thun, so und so sollst du sein, um gut und dadurch glücklich zu werden. Ich habe nie einem Idealisten begegnet, der so praktisch wäre, wie dieser Hilty, praktisch in dem Sinne, dass er die richtigen Maßregeln angibt, wie der Mensch das, was er erreichen und werden will, erreichen und werden kann. Das Buch macht Freude zum Guten und Muth und Geschicklichkeit, es zu erreichen. Ein Rathgeber, wie man ihn klüger, milder und hochgemuther nicht wünschen kann. Wenn Hilty spricht von der Kunst des Arbeitens, dann, wie es möglich ist, ohne Intrigue, selbst im beständigen Kampf mit Schlechtem durch die Welt zu kommen, oder von guten Gewohnheiten, oder über die Kunst, Zeit zu haben; oder wenn der Verfasser über Schuld und Sorge spricht (ein wunderbares Capitel!), über Menschenkenntnis und Bildung, über vornehme Seelen, über das, was Glaube ist, über moderne Heiligkeit u. s. w., so sind das nicht etwa theoretische Betrachtungen, geistreich aufgeputzt, so dass sie mit Vergnügen heruntergelesen und dann vergessen werden können — nein, es sind Früchte persönlicher Erfahrung eines langen Lebens, ernste Arbeiten zur Vervollkommnung seiner selbst und anderer, ohne jeden Dünkel und Pharisäerstolz, nicht ein Predigen, sondern ein gütiges Erwägen der Dinge nach allen Seiten und ein fröhliches Finden und sorgfältiges Auswählen des Richtigen. Das Buch ist zu philosophisch, um ein religiöses Werk zu sein, und es ist wieder zu persönlich religiös, um philosophisch zu sein. Es ist so das richtige Selbsterforschungs- und Kräftigungsbuch für einen,

# Auf dem Präbichl.

Ein Sang im Steirerland von Alfred von Wurmb.[1])

Lass besingen eh' ich scheide
Präbichl mich deine Schönheit,
Dass hinaus ins bunte Leben
Hell mein jubelnd Lied erklinge!
Lass besingen deinen Zauber
Mich, der großstadtmüd' gekommen
Und in deinen dunklen Wäldern
Tiefe Seligkeit gefunden . . .

Dort, wo bergend seine Schätze,
Ragt empor der rothe Erzberg,
Eisenerz, die alte Bergstadt
Treulich hütend, wo des Polsters
Anmuthsvoll geschweifte Linien
Sich dem trunk'nen Auge zeigen,
Wo des Reichensteines Zinnen
Wild und dräuend thalwärts blicken:
Liegst du, stiller Erdenwinkel,
Liegst du, fern vom Weltgetriebe
In der grünen Steiermark.
Nichts verräth des Lebens Pulse
Als zuweilen dumpfes Schnauben,
Wenn das Dampfroß, mühsam keuchend,
Klimmt empor zur Passeshöhe:
Oder wenn mit Donnerpoltern
Saust hinab die steile Rutsche
Jähen Fall's des Erzes Wucht.
Schön ist's hier. Es rauschen leise
Wundersame traute Lieder
Durch die schwanken Fichtenzweige,
Die, vom Sonnenduft umwoben,
Träumend ihre Arme regen
Und von alten Märchen flüstern.
Schön ist's hier — es blickt das Auge
Unvergesslich holde Bilder,
Die in malerischem Wechsel
Neuen Zauber stets entrollen.
O wie oft bin ich gestanden
Dort, wo einsam an der Straße
Ragt das Bannkreuz, alter Zeiten
Ernstes, sturmumtobtes Zeichen.
Und ich hab' hinabgesehen
Tief ins Thal, wo bergumschlossen
Lugt herauf aus grünen Matten
Fern das liebliche Trofeng.
Und mit seligem Entzücken
All der stolzen Felskolosse
Starren Kranz hab' ich geschauet
Bis die Augen übergiengen . . .
Gerne auch in stillbeglücktes
Schau'n versunken, hab' die Blicke
Ich gen Süden hingewendet:
Nach dem Städtchen Vordernberg.
Eingebettet zwischen saft'gen
Wiesengründen liegt's idyllisch
Dort in freundlich engem Thale,
Überragt von wald'gen Kuppen.
Aus den Feueressen qualmen
Dunkle Wolken auf zum Himmel,
Denn allhier in heißem Brande
Wird das rothe Erz geschmolzen:
Dass es zahm=gefügig werde
Und zum Eisen sich gestalte,
Draus der Menschen Kunstsinn fertigt
All die nützlichen Geräthe.
Fertigt auch — die blanken Schwerter;
Hei! wie müsste wacker blitzen
In der Faust der Säbel, gält' es
Solch ein Land wie dies zu schützen! —
Schön war's auch, wie auf des Polsters
Höchster Spitze ich gestanden
Und mit namenlosem Staunen
Umschau rings im Kreis gehalten.
Über Wald und Thal und Klüfte,
Über Schluchten schweigsam=düster,
Bis das Aug' in duft'ger Ferne
Blauem Bergwall sich verloren.
Bis zur Ferne, wo des Hochschwabs
Mächt'ges Haupt im Sonnenflimmer
Winkt herüber und der Dachstein
Sich im schneeigen Glanze zeiget.
Und es zogen durch die Seele
Nie geahnte Andachtsschauer,
Da sich mir in hehrem Prangen
All die Wunder offenbarten.
War's mir doch, als müsst' ich betend,
Segnend meine Hände breiten,
Dass der Himmel gnädig schütze
Dich, du schönes Steirerland . . .

Und nun lass von dir mich scheiden
Trauter Erdenwinkel — trübe
Will sich schier mein Blick umfloren,
Denk' ich an die Großstadt wieder.
Doch ich hab' aus diesen Tagen
Mir ein köstlich Gut errettet,
Das ich allzeit will bewahren
Treulich: die Erinnerung.
Und sie soll in trüben Stunden
Hold mir leuchten — bis ich wieder
Froh in deinen Arm gefunden,
Wundersame Steiermark!

---

1) „Im Wachen und Träumen." Dresden. E. Pierson. 1902.

Nun hat Prälat Ehrhard auf diese Kriegserklärung tapfer reagiert. Er schrieb ein Buch: „Liberaler Katholicismus? Ein Wort an meine Kritiker“. (Stuttgart, Jos. Roth'sche Verlagsbuchhandlung, 1902), in welchem er eingehend und gründlich nachweist, dass seine Kritiker das Buch „Der Katholicismus“ nicht bloß missverstanden und missdeutet, sondern tüchtig entstellt, gefälscht und den Verfasser geradezu verleumdet hätten. Diese Art zu „kritisieren“ ist bei Zeloten und Muckern allerdings nichts Neues; wir anderen erfahren von dieser Seite derlei Pharisäerthum, derlei perfide Angriffe, Unterschiebungen und Fälschungen unserer redlichen Meinungen und Absichten jeden Tag. Aber dass solche Leute sich nun auch gegen edlere Bestrebungen im eigenen Lager wenden, das entbehrt des Seltsamen und Picanten nicht. Ehrhard hat seine Verneiner zwar sehr scharf zurückgeschlagen und seine Sache glänzend gerechtfertigt, doch sind wir durch diesen Fall neuerdings daran gemahnt worden, dass es in der römisch-katholischen Kirche Geister gibt, die unablässig lauern und wachen, damit eine Verständigung und Aussöhnung zwischen Kirche und moderner Cultur ja nicht zustande komme. Der paar zelotischen Schreiber wegen brauchte man sich zwar nicht aufzuregen, wenn es nicht wäre, dass hinter ihnen große Kirchengewalten stehen, in deren Sinn sie schreiben.

Ehrhards „Katholicismus“ ist strenge orthodox und seine Rechtfertigungsschrift hat diesen orthodoxen Standpunkt in theologischen, dogmatischen und vaticanischen Dingen mit denkbar größter Energie betont — trotzdem nennen ihn diese seine geistlichen Collegen einen „Liberalen“ (mit allem schlechten Beigeschmack des Ausdruckes), einzig nur, weil er seine persönliche Meinung ausspricht, die moderne Cultur sei trotz ihrer großen Schäden immer noch gut genug, dass die Kirche sich ihr mit Wohlwollen zu nähern suche, und die Kirche sei lange nicht so rückständig, um sich vor dem Geiste unserer Zeit in den Hintergrund ducken zu müssen. Nun haben aber freilich die clericalen Angriffe auf das Werk „Der Katholicismus“ an sich bewiesen, dass Ehrhard mit seinem Optimismus — unrecht hat. Wenn die betreffenden Kritiker die Meinung der Kirchenfürsten vertreten oder auch nur die des größten Theiles derselben, dann ist eine Verständigung und Aussöhnung zwischen Kirche und der Gesellschaft unmöglich und der moderne Mensch wird aus dieser Erkenntnis die Consequenzen ziehen müssen. R.

---

## Das Bild der Secession.

(Frei nach Uhland.)

Hast du das Bild gesehen,
Das Bild der Secession?
Und kannst du es verstehen
In seinem dunklen Ton?

Wohl hab' ich es gesehen,
Das Bild der Secession.
Doch kann ich's nicht verstehen
In seinem dunklen Ton.

Mein Sohn es wird geschehen,
Geduld, mein lieber Sohn!
Du musst es eben drehen,
Und dann verstehst du's schon.

Franz Keim.

# A folsches Verstondnus.

(Steirisch.)

Holt jo, holt jo, dass da Mirschtl und sei Weib gern amol af Graz fohrn. Sei Lebertog noh ka Stodt g'sechn, ka Bande g'hörscht, nit amol g'scheid an Eis'nbohn daschaut — wia da Mensch holt aufwochst in Grob'n dina. Hiaz, bis zan Bohnhof warn's glückla kema. 's Weib — ihr blows Brotbinggerl und 's rothi Parablie in grumpfadn Händn — loahnt selm ba da Thür, da Mirschtl steht buglad ban Scholter und er möchat holt a Fohrkoschtn (Fahrkarte) hobn af Graz.

„Bloß eine?" frogg da Beomti.

Der olt Mirschtl mocht a lonks G'sicht, schaut um und um, gugg noch ar an Pfeiferl oder sou wos — und mocht nouh a länkers G'sicht. Hiaz woaß er wieder amol nicht Brauch. A Fohrkoschtn holt.

„Bloß eine?" schreit da Beomti 's zweitimol.

Do duckt sih der Olti vor und sogg: „Ih bitt, wou? Wou sul ih einiblosn?"




**Lieder aus der weiten Welt.** Von Franz Keim. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Die Sammlung könnte auch heißen: „Lieder aus dem Herzen", es kommt auf Eins hinaus. Der Dichter sieht und besingt in der weiten Welt doch nur das, was er im eigenen Herzen hat. Das ist oft nicht gerade wenig. Merkwürdig! Wenn einer ein Dutzend gehaltvoller Dramen schreibt, so denkt man doch, er hätte sich ausgegeben. Und nun kommt erst der Sänger und Spielmann und weiß Lieder in Ernst und Scherz, dass es zum Entzücken ist. Wer Lieder singt, wie das vom „Germanengruß" und die „Gastronomische Ballade", und vom „Todten Schwesterlein" und wie das vom „Schulmoaster seiner Nasen", wahrlich, der hat in sich eine weite Welt, der weiß alle Scalen des Lebens zu greifen. Seiner Eheliebsten hat der muntere Bursch' das köstliche Büchlein geweiht, die es wohl ohnehin in- und auswendig kennen wird. Wenn der Verlag aber glaubt, dass er aus diesem Umstande das Inhaltsverzeichnis weglassen darf, so denkt er nicht daran, dass nebst Hermine solches Buch auch andere Leute in die Hand nehmen werden, die den Inhalt auch gern im Verzeichnis nachzuschlagen pflegen. R.

---

**Der junge Herr.** Lebensbild in drei Aufzügen von Gustav Andr. Ressel. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Das glaube ich, dass dieses Drama auf der Bühne vielen nicht gefallen wird. Landläufiger Leichtsinn, der sich zum Verbrechen steigert und mit dem Revolver endet. Aber es ist ein Stück, das imponieren muss, wegen Gehalt und Form. Ein echtes Wiener Bild mit klarer und durchaus richtiger Charakterzeichnung und dramatischer Kraft. Ich fürchtete schon, der Dichter würde im dritten Act in die Wiener Gemüthlichkeit fallen und den insolventen Wechselfälscher wieder rangieren lassen. Dadurch hätte das Stück in Wien um ein paar Dutzend Aufführungen mehr erlebt, aber es wäre ein unverzeihlicher Fehler gewesen. Dem Lumpen, der keine Reue kennt und alle Schuld auf andere schiebt, keinen guten Ausgang! Es musste einmal gezeigt werden, dass das Muttersöhnchen ein — tragischer Stoff sein kann. Nach meiner Empfindung ist diese Tragödie so bedeutend und wirksam, dass sie ein besseres Los verdient, als das eines — Buchdramas, welches freilich auch mit Genuss gelesen werden wird, aber seine erschütternde Wirkung nicht entfalten kann. R.

---

**Taunusstimmen.** Ein Buch für Deutsche von Ernst Lauterer. (Frankfurt a. Main. Mahlau & Waldschmidt.) Ein sowohl in Form wie Inhalt prächtiges Buch hat Ernst Lauterer unter dem anspruchslosen Titel „Taunusstimmen" auf den Büchermarkt gebracht. Wir haben selten ein Werk mit so großem Interesse gelesen wie diese Stimmen aus dem Taunus. Mögen die Ansichten des Autors über gesellschaftliche und wirtschaftliche Verhältnisse in poetischer oder prosaischer Form zum Ausdruck kommen, fast durchweg fordern sie unser beifälliges Echo heraus. Mit wahrhaft erfrischender Rücksichtslosigkeit und echt deutschem Freimuth schwingt der Taunusdichter die Geißel gegen die Gebrechen am deutschen Volkskörper. Heutzutage stößt fast jeder, der seine Meinung offen kundgibt, bei vielen

## Wasser und Wein!

(Volkslied.)

Es war ein Liedlein hübsch und fein
Wohl von dem Wasser und vom Wein —
Der Wein wollt das Wasser nicht leiden,
Sie fiengen an zu streiten.

Das Wasser sprach: Und ich bin fein,
Ich rinne durch alle Länder hinein,
Ich rinne zum Müller sein' Hause
Und treibe die Räder, dass 's sauset.

Der Wein der sprach: Und ich bin fein,
Mich schenken's sogar in die Gläser hinein,
Man trinkt mich für süß und für sauer,
Der Bürger sogar als der Bauer.

Das Wasser sprach: Und ich bin fein,
Mich tragen's sogar in die Küche hinein,
Man braucht mich zu allerlei Sachen,
Zum Kochen, zum Waschen und Backen.

Der Wein der sprach: Und ich bin fein,
Mich tragen's sogar in die Kirche hinein,
Man braucht mich zum Sacramente,
Sogar am letzten Ende.

Das Wasser sprach: Und ich bin fein,
Mich tragen's sogar in die Kirche hinein,
Man braucht mich zum Kinderlein taufen,
Ums Geld brauchen's mich nicht kaufen.

Der Wein der sprach: Und ich bin fein,
Ich wachse auf hohen Felsen und Stein,
Man braucht mich nicht ackern, nicht bauen,
Nur jährlich zwei-, dreimal umhauen.

Das Wasser sprach: Und ich bin fein,
Ich rinne zu deiner Wurzel hinein,
Wenn ich zu dir nicht wär' geronnen,
Wärst du sammt der Wurzel verbronnen.

Der Wein der sprach: Und du hast recht,
Du bist der Meister und ich dein Knecht
Sie hörten auf zu streiten,
Der Wein wollt' das Wasser wohl leiden.

Blüte findet und in welchem Alpengebiete sie vorherrschend ist, bekannt und liefert noch manche andere sich darauf beziehende Daten. Diese Andeutungen dürften genügen, um auf den Wert der schönen Publication und auf deren Nützlichkeit zur Belehrung hinzuweisen und jedem Freunde unserer Alpenpflanzenwelt die Anschaffung bestens zu empfehlen.

Dr. A. Schl.

**Deutsch-österreichisches Künstler- und Schriftsteller-Lexikon.** (Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie. Wien.) Endlich hat jemand den Mut, die österreichischen Künstler und Schriftsteller würdig in ein Werk zusammenzufassen, das schon lange ein dringendes Bedürfnis für alle Gebildeten Österreichs ist. Es werden alle Architekten, Maler, Bildhauer, graphischen Künstler, Componisten und Musikkünstler, darstellenden Künstler, deutschschreibenden Schriftsteller und Journalisten, welche in Österreich wohnen oder in Österreich geboren sind (wenn auch im Auslande wohnend), ersucht, ihre Adressen ehebaldigst an den Herausgeber Herm. Cl. Kosel, Wien IV/1, Heugasse 18 a, bekanntzugeben, damit ihnen die Fragebogen zur Ausfüllung zugesendet werden, da für dieses großangelegte Werk nur authentische Biographien der Aufgenommenen selbst berücksichtigt werden können.

---

**Blätter zur Pflege persönlichen Lebens.** Herausgegeben von Dr. Johannes Müller. (Leipzig. Verlag der grünen Blätter.) Es ist ein ernstes Buch für denkende Menschen, für solche, die ihr Leben als ein Problem empfinden, das sie lösen müssen. Hier findet ihr Sinnen Verständnis und ihr Sorgen Rath. Das Buch ist ein Wegweiser für menschenwürdiges Leben. Gleich der erste Aufsatz rollt die ganze Frage auf: „Die Bestimmung des Menschen". „Das Schicksal der Menschheit" leuchtet in die Tiefe, und „Menschwerdung" führt auf die Höhe. In eigenartiger Weise gewinnt von hier aus Jesus Christus actuelle Bedeutung für die innere Lage der Menschen von heutzutage. V.

## Büchereinlauf.

**Schiller.** Culturgeschichtliche Novelle in sechs Büchern von Johannes Scherr. Zwei Bände. (Leipzig. Abel und Müller.)

**Sie emancipiert sich.** Novelle von Paul Szczepanski. (Leipzig. Georg Wigand.)

**Sappho.** Eine Novelle von Therese Rak. (Stuttgart und Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

**Der Verräther. Fahrlässig getödtet.** Zwei Erzählungen von Enrica von Handel-Mazzetti. (Stuttgart und Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

**Hochzeitsreisen,** stille Geschichten von Alexander Engel. (Dresden. E. Pierson.)

**Der neue Revierförster,** Humoresken von Ernst Kohlmünzer. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Das deutsche Götter- und Heldenbuch.** (2. Wilzen- und Welsungensage.) Erneuert von Richard von Kralik (Stuttgart und Wien. Jos. Roth'sche Verlagshandlung.)

**Johannes Gutenberg.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Von J. G. Eberle. (Wien. Buchdruckerei Salzer.)

**Heinrich von Kleist.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Elisabeth vom Berge. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Vom Menschen zum Tyrannen.** Drama von Karl Oscar. (Leipzig. Oswald Mutze.)

Werke von Richard v. Wilpert. **Irmgard. Haladi. Der Leibarzt. Im Jungfernstift. Mongkut.** (Leipzig. Oswald Mutze's Verlagsbuchhandlung.)

**Lenaus Gedichte.** Mit dem Bildnisse des Dichters. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

**Die zweite Kreuzigung.** Eine Magdeburgische Legende von Heinrich Glücksmann. (Wien. J. Eisenstein & Comp. 1902.)

**Sechs Sträuße aus dem Garten meiner Jugend.** Gedichte von Josef Armand. Dresden. E. Pierson.)

**Im Anfang war der Durst.** Gedichte von Erich Dörr. (Dresden. E. Pierson.)

**Dem Leben abgerungen.** Moderne Geschichten von Rob. Weil. (Berlin. Hermann Costenoble.)

**Resignationen.** Von Ernst Kerner. (Dießen, Bayern. Jos. C. Huber. 1902.)

**Blätter der Erinnernng an Maria-Grün bei Graz.** (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1902.)

**Das Kind.** Von Karin Michaëlis. Deutsch von Math. Mann. (Berlin und Stuttgart. Axel Juncker. 1902.)

**Die verwandten Hauptpersonen in Hamerlings „Ahasver in Rom" und in Goethes „Faust".** Von Prof. Dr. N. Sevenig. — **Die Grundidee in R. Hamerlings „König von Sion".** Nachgewiesen an den beiden Hauptpersonen des Epos von Prof. Dr. N. Sevenig. (Diekirch. J. Schroell. 1902.)

**Der starke Mann.** Ein Gespräch von Hans von Wolzogen. (Berlin. Schuster und Loeffler. 1902.)

**Das Recht der Zelle.** Gedanken über das beschauliche Leben von Dr. Jos. Prenner. (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung. 1902.)

**Der gegenwärtige Stand der evangelischen Bewegung in Österreich.** Von Bräunlich. (Berlin. Buchhandlung der Berliner Stadtmission.)

**Pfarrhäuser.** Von Marie Burmester. Hanau. Feddersen und Clauß. 1902.)

**Rathgeber in Schulangelegenheiten.** Zusammengestellt von Jakob Kaiser. (Budweis. Verlag der „Moldavia". 1902.)

Leuten an; auch dem Verfasser der Taunusstimmen ist es so ergangen. In seiner Vorrede schildert uns Ernst Lauterer die Schwierigkeiten, die ihm bei Herausgabe seines Werkes bereitet wurden. N. B. L.

**Die socialen Pflichten eines Studenten.** Von Gustav Benz. (Basel. Friedrich Reinhardt. 1902.) Das Schriftchen, welches nicht im lehrhaften Tone, sondern vertraulich, warm und freimüthig zu den Studenten spricht, sollte von diesen erst nur gelesen werden, um sich gerne hinzugeben den Rathschlägen, die — wenn sie gehört werden — zu wahrer studentischer Vornehmheit führen. R.

**Von Innsbruck nach Kufstein.** Eine Wanderung durch das Unterinnthal. Geschildert von Rudolf Greinz. Mit Charakterköpfen nach Zeichnungen von Eduard Grützner und zahlreichen Abbildungen. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Mit tief aus dem Herzen quellender Begeisterung, mit gerechtem Stolze auf sein herrliches Heimatland schildert der tirolische Volksdichter die köstlichen Reize, die sich auf der kurzen Strecke zwischen der Haupteingangspforte von Tirol bis zu dessen Hauptstadt zu beiden Seiten des Unterlaufs des Innflusses ausbreiten. Der gründliche Kenner des Landes geht an keiner Naturschönheit, an keinem Denkmal der Kunst, an keiner geschichtlichen Erinnerung achtlos vorüber. Mit fröhlichen Poetenaugen blickt er keck in diese schöne Welt, und in treuer Fürsorge gedenkt er auch der Wanderer, die nach anstrengendem Marsche auf Stätten der Labung fahnden. Was Greinz mit begeisterten Worten preist, führt uns sein Reisegefährte Stirner in vortrefflichen, künstlerisch empfundenen Naturaufnahmen vor Augen und dazu hat noch Grützner, der Meister deutschen Humors, aus seinen Studienmappen eine Reihe prächtiger Charakterköpfe beigesteuert, deren Träger jeder Tirolwanderer noch leibhaftig kennen lernen kann. V.

**Kloster und Herd.** Eine Geschichte aus dem Mittelalter von Charles Reade, deutsch bearbeitet von M. Jacobi. 2 Bände. (Stuttgart. Robert Lutz.) Wie sich die beiden Liebenden finden, wie sie blindes Vorurtheil mit Gewalt trennt, die menschliche Bosheit sie auseinanderhält, was sie in der Trennung durchleben und durchleiden, wie der feindselige Gegensatz zwischen „Kloster und Herd" trotz ihres Wiederfindens ihre Vereinigung hindert, wie aber ihre von allen Schlacken der Leidenschaft gereinigte Liebe sie schließlich doch noch eine Art ruhigen Glückes genießen läst: das führt uns der Roman vor. Beansprucht wird das Interesse des Lesers dadurch, dass es die Schicksale der Eltern eines der Großen aus der Geisteswelt sind, die hier erzählt werden. V.

**Westermanns illustrierte deutsche Monatshefte** für das gesammte geistige Leben der Gegenwart. (Braunschweig. George Westermann.) Seit mehr als einem Jahrzehnt hat das deutsche Monatsschriftwesen einen Aufschwung genommen, den man nie für möglich gehalten hätte. Die eine älteste Monatsschrift aber, die jetzt in ihren 47. Jahrgang tritt, ist nicht überflügelt worden. Diese „Westermanns Monatshefte" haben schon zu ihrem Beginne so künstlerisch und im neuen Geiste eingesetzt, dass ihnen das Emporblühen ihrer Collegen nicht eine Concurrenz, vielmehr eine Förderung bedeutet; denn die illustrierten Monatsschriften über das geistige Leben der Nation haben für die Westermannshefte das Publicum in dem Maße erzogen, als sie selbst vortrefflich waren. Bei der Gediegenheit des Textes und der künstlerischen Ausstattung bewundere ich immer das richtige Verhältnis zwischen Text und Bild. Nur das Princip dieser Monatshefte kann die moderne Illustrationsrührigkeit vernünftig überwinden und in die richtigen Bahnen lenken. R.

**Alpen-Flora für Touristen und Pflanzenfreunde.** Nebst textlicher Beschreibung. Von Dr. Jul. Hoffmann. (Stuttgart. Verlag für Naturkunde. 1902.) Im Vorjahre wurde an dieser Stelle auf den schönen und für jeden Naturfreund so brauchbaren „Pflanzen-Atlas" Dr. Hoffmanns mit warmer Empfehlung aufmerksam gemacht. Derselbe tüchtige Pflanzenkenner hat nun ein Buch über die Alpen-Flora in ähnlicher Ausstattung und in sehr handlichem Octavformat herausgegeben, das nicht minder Aufmerksamkeit verdient und namentlich in unserer schönen Alpenheimat ein auf Touren oder in den hochgelegenen Landaufenthalt gern mitgeführter Begleiter sein wird. Alle die schönen Pflanzen und Blüten unserer Alpen bis in die höchsten Regionen des Pflanzenwuchses sind hier auf 40 Tafeln in ihren natürlichen Farben überaus deutlich und charakteristisch abgebildet. Auch in künstlerischer Beziehung erscheinen diese schönen nach Aquarellen von H. Friese wiedergegebenen Pflanzenbilder von nicht geringem Werte. Die Farben heben sich von dem leicht getönten Papier frisch und zart ab und verleihen den reizenden Blüten, an denen unsere Alpen-Flora bekanntlich so reich ist, natürliches Leben. Man betrachte z. B. die schönen Blätter mit den Familien der Gentianen, Rhododendren (Alpenrosen), Gnaphalien (Edelweiß), Dianthen (Alpennelken) und andere, die wie frisch gepflückt uns hier im Bilde entgegenleuchten. Ein kurzer Text, zunächst mit dem wissenschaftlichen lateinischen Namen jede Pflanze bezeichnend, dem aber auch die verbreitetste deutsche Benennung beigefügt ist, macht mit der Blütezeit, mit der Angabe, in welcher Höhe sich die bezügliche




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(1. Fortsetzung.)

Wenn's dunkel ist in der Welt, da schaut der Mensch gern immer einmal gegen Morgen hin. Dort geht das Licht auf. Alle Lichter ehen dort aus dem Osten herauf. Auch die Menschengeschlechter sollen ekommen sein von jener Seite her. Da ist ein uraltes Buch und heißt as Alte Testament. Und ist der Anfang darin beschrieben und die erste Nenschheit. Aus dem Volke der Juden ist dieses Buch gekommen. Die lten Juden sind das Volk Gottes genannt worden, weil sie an einen inzigen ewigen Gott geglaubt haben. Gar große Männer sind aufge-tanden in ihm, mit großen Lehren. Der größte hat Moses geheißen und der hat zum erstenmal die zehn Gebote verkündet. Aber die Juden ind doch gefallen und gesunken und dann schwer geknechtet worden von fremden Völkern. In Elend wie wir, in Verzweiflung sind sie ge-vesen, und das hat gedauert tausend Jahre und länger. Immer sind von Zeit zu Zeit Propheten erschienen und mit einer lichten Gnade aben sie kund gethan, dass ein Heiland würde kommen, der die Juden ur Herrlichkeit und in den Himmel führt. Auf diesen Heiland haben ie gewartet viele hundert Jahre; oft ist einer gewesen, den sie dafür gehalten haben, und waren doch betrogen. Und als der rechte endlich er-

**Christenthum, Arbeiterschaft und sociale Frage.** Von Otto Lauterburg. (Basel. 1902. Druck und Verlag von Friedrich Reinhardt.)

**Heilstätten für Tuberculose und die Schulmedicin.** Von Dr. med. M. Mader. (Wien. Stähelin und Lauenstein. 1902.)

**Pitten. Das Bergschloss Seebenstein und seine Sammlungen. Der Türkensturz.** Von Heinrich Mose. Mit Illustrationen. (Neunkirchen, N.-Oest. 1903. L. Köhler.)

**Führer auf der niederösterreichischen Waldviertelbahn.** Festschrift, im Auftrage des niederösterreichischen Landes-Ausschusses zusammengestellt von Josef Allram. (Wien. Nied.-österr. Landes-Ausschuss.)

**Eisenbahnkarte von Deutschland.** Mit Stationsverzeichnis von Greiner und Pfeiffer. Bearbeitet von Walter Paasche. (Stuttgart.)

**Vogl-Wichners Volks-Kalender 1903.** (Wien. Karl Fromme.)

☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Postkarten des „Heimgarten".

**K. W., München.** Die Katastrophe von Martinique, sagen Sie, müsse den Glauben an einen gütigen Gott doch endgiltig zerstört haben. Wissen Sie nicht, dass in der menschlichen Geschichte noch weit größere Katastrophen verzeichnet sind und dass jedes ungeheuere Unglück den Gottesglauben nicht zerstört, sondern stets nur gestärkt hat? Es ist thöricht heidnisch gedacht, für die paar Jahre Erdendasein einen Gott haben zu wollen, der es hier recht macht. Nein, um zu sehen, dass es in diesem Leben schlecht hergeht, dazu brauchen wir wahrlich keinen Ausbruch des Berges Pelée, das lehrt jeden jeder Tag. Gott ist nicht für die Leiber da, sondern für die unsterblichkeitsdurstigen Seelen, die er durch Noth geläutert in ein höheres Leben hebt. Diesen Standpunkt muss der verstehen, der über die christliche Gottidee mitsprechen will. R.

**Sch., Richtersweil.** Zur Besprechung oder Rücksendung unverlangt eingeschickter Bücher können wir uns nicht verpflichten. Kurz angezeigt wird jedes eingelaufene Buch.

* Uns kommt die Anfrage eines Vaters zu, wie Knaben während der Ferienzeit am besten und zweckmäßigsten zu beschäftigen seien. Wir geben die Frage an Pädagogen weiter. Ohne diesen vorgreifen zu wollen, meinen wir: Die Knaben flott hinausjagen auf Feld und Flur, sollen auch Fußwanderungen machen durchs Heimatland. Beschäftigung mit Schulgegenständen ausgeschlossen — dazu sind Ferien nicht vorhanden.

**W. M. A., München.** Geben Sie acht, Freund, dass Sie nicht gar zu gescheit werden, sonst verlernen Sie am Ende das Malen. Viel wissen ist recht gut, aber etwas können ist besser. Wahr wird sein, was Franz Keim sagt:

Nicht zum Kinde, nicht zum Greisen,
Nicht zum Thoren, nicht zum Weisen,
Nur zum Menschen, dessen Brust
Fühlt des Lebens Leid und Lust,
Nur zum echten Erdensohne
Steigt die Kunst von ihrem Throne.

**L. F., Wien.** Den secessionistischen Gigerlkalender können wir nicht brauchen. Ein Volkskalender soll nicht jede dumme Mode mitmachen, sondern an Inhalt und Form das möglichst Beste bringen. Man darf das Volksbedürfnis nach Kunst nicht gar zu niedrig taxieren, mindestens sollte man trachten, den Geschmack zu heben, statt ihn zu verderben. Für blasierte Kaffeehaussitzer aber ist der bewusste Kalender, was den Bilderschmuck anbelangt, gerade gut genug. Der Hausierer, der Streichhölzer, Bartwichse und Juxartikel verkauft, soll ihn vertreiben. M.

**F. G., Graz.** Recht häufig werde ich gebeten um die Erlaubnis, irgend eine meiner Erzählungen dramatisieren zu dürfen. Ich pflege das jedem bedingungslos zu gestatten. Das ausschließliche Recht für sich hat keiner. — Erzählungen eignen sich selten zur Dramatisierung, und die größten Dramatiker sind es nicht, die nach fremden Stoffen arbeiten. Davon können viele nur durch Erfahrung überzeugt werden.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. September 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Könige. Wenn es, dachte er, keine Schande ist, von einer Hirtenhütte zum Königsthrone aufzusteigen, so ist es wohl auch keine, vom Königsthrone wieder herabzukommen in eine Zimmermannswerkstätte. Denn David war in seiner Jugend ein Hirte gewesen. Man sagt, er habe als Hirtenknabe mit dem Steinwurf einen feindlichen Riesen getödtet, weshalb er dann so hoch hinaufgekommen sei. Nun ja, und weil der Zimmermann Josef wieder gern einmal seine Heimatsstadt gesehen hätte, und weil er auch sein liebes Weib einmal hinführen wollte, um ihr das Land seiner Kindheit zu zeigen, so ist ihm die Volksaufschreibung ganz recht gekommen. Sie haben sich zusammengethan und sind nach Bethlehem gereist. Drei Tagreisen, und wird's wohl geplagt haben. Hat ein Handwerker noch heute nichts zum besten, so kann man sich's bei Meister Josef, der immer mehr auf gute Arbeit als auf Geld gesehen hat, leicht denken. Ein Bündel Nahrung mögen sie von heim mitgeschleppt haben, und die Ehegesponsin wird wohl oft haben rasten müssen unterwegs. Der Weg war unsicher über das Steingebirge, und haben sie durch das verdächtige Land der Samariter reisen müssen. Aber Josef dachte nicht daran. Wo sie an alte Denkmäler stießen, da gedachte er der Vorfahren, der großen Männer und Thaten des jüdischen Volkes. An einer Statt, die Bethel hieß, brachten sie eine Nacht zu. In dieser Nacht träumte Josef von einer Leiter, die er vor sich stehen sah, von der Erde bis zum Himmel reichend. Da stieg von oben langsam ein weißer Engel nieder, ganz zu ihm herab, schwebte über dem Stein, auf dem Josef ruhte, und war nicht mehr zu sehen. Am Morgen als er erwachte, stand ihm dieser Traum noch groß und süß vor der Seele und da fand es sich, dass Josef mit seinem Weibe an derselben Stelle geruht hatte, wo einst der Patriarch Jakob die Himmelsleiter geschaut, und wie die Engel auf- und niederstiegen, die vom Himmel gesandt sind, um die Menschenkinder zu schützen. Wohlgemuth zogen sie weiter und manchmal, wenn Josef in der Wüste die Schakale schreien hörte und die Spuren von Räubern im Sande sah, wurde ihm bange. Den Engel, der mit ihm war, sah er nicht, aber seinen Fittich hörte er leise fächeln — und da ist er immer wieder wohlgemuth geworden.

Der Boden, auf dem sie wandelten, war starr. Die Kräuter, vor Frost versengt, lagen welk dahin. Auf dem Gebirge des Libanon, das den Wanderern von ihrer Heimatsgegend ferne her noch nachschaute, lag Schnee und auf den Niederungen des Landes Juda, in das sie gekommen waren, sanken aus der trüben Luft weiße Flimmerchen nieder, so dass die Steine weiß wurden. Als sie an einem Brunnen gerastet hatten, blickte das Weib nachdenklich in den Tümpel und sagte: „Siehe, Josef, was sind das für wunderbare Kräuter und Blumen auf der Wasserfläche?“

scheint, der rechte große Heiland, den haben sie nicht erkannt. Weil er anders ist gewesen, als sie ihn gedacht haben.

Soll ich anfangen zu sagen, wie es in Winterabenden meine Mutter mir, dem Knaben, hat gesagt, dass es gewesen sei? Soll ich ohne Schrift und Lehr aus meinem armen wirren Haupte hervorsuchen, was etwa noch drinnen erhalten blieb, was vergessen ist worden in der Welt Irr und Wirr, und was jetzt, dieweilen es so dunkel ist worden um mich, wieder aufzuleuchten anhebt wie in der Nacht die Sternenkrone? Soll ich die heiligen Gestalten wecken, dass sie mir beistehen in meinen letzten Tagen, dass sie mich umkreisen mit ihrem ewigen Rosenlicht — und kein böser Geist des Verzagens zu mir mag dringen? — Es ist gar ein schmaler Weg zwischen den hohen Mauern dieser harten Burg, auf dem ein wenig Licht zu mir kann dringen.

Wie Gott will. Ich will zufrieden sein mit dem blassen Himmelsschein, der durch die Mauerlücke zu mir kommt, vom heiligen Osten her. — O, Herr Gott Vater! Lass aus den fernen Ländern und aus vergangenen Zeiten die Botschaft zu mir kommen, so wie sie mein einfältig Herz kann fassen und verstehen. Nach der heiligen Wahrheit dürste ich. Was mich stärkt und tröstet und erlöst, das wird für mich ja die Wahrheit sein. Es ist der Mutter Erbschaft, es ist der Mutter Segen an diesem blassen Lichte. O, meine Mutter! Sprich herüber aus der Ewigkeit zu deinem unglücklichen Jungen, sprich herüber.

Habe ich doch immer dich gesehen in dem Weibe, das zur harten Winterszeit mit ihrem Mann übers Gebirge hat müssen ziehen, weit weg. Denn so will ich anfangen. Das Judenland nämlich ist zur Zeit unter der Herrschaft der gewaltigen Römer gewesen. Da hat der römische Kaiser wissen wollen, wie viel ihrer wären, und hat eine Volksaufschreibung angeordnet im Judenlande. Alle Juden sollten in ihren Geburtsort kommen und sich dort angeben beim Amtmann. Da hat in dem Städtlein Nazareth in Galiläa — das ein gebirgiger Theil des Judenlandes war — ein Zimmermann gewohnt. Schon ein älterer Mann, der ein junges Weib gehabt hat, von dem noch heute ein Volkslied singt: „Schön weiß als wie Kreiden, schön mild als wie Seiden, ein wunderschön Weib, demüthig dabei.“ Arme Leute, aber fromm und fleißig und gehorsam. Kein Mensch hätte nach ihnen gefragt in der weiten Welt und das römische Reich wäre kaum zugrunde gegangen, auch wenn der Zimmermann nicht gewesen wäre. Vielleicht ist es, dass man sagen könnte: Es ist zugrunde gegangen, weil der Zimmermann gewesen ist. Der Mann war gebürtig aus der Stadt Bethlehem, die in noch älteren Zeiten auch die Heimat des großen Judenkönigs David gewesen war. Josef, unser Zimmermann, soll nicht ungern davon geredet haben und auch durchblicken lassen, dass er von David abstamme, dem großen

Noch hat sie am Brunnen einen Trunk Wasser genommen und ann sind sie aufgestanden zur weiteren Wanderschaft. Anstatt in das hal hinabzusteigen, bogen sie um den Thurm der Stadtmauer. Dort ar ein Mann, der zwei Holzbalken zusammennagelte. Josef fragte ihn: Geht es hier gen Bethlehem?"

„Nein, Mann Gottes", sagte der Arbeiter, „hier geht es nicht en Bethlehem. Hier geht es gen die Schädelstätte."

„Und was soll das werden?" fragte er den Berufsgenossen.

Antwortete der Arbeiter: „Morgen wird an der Schädelstätte ein lissethäter gepfählt."

Maria schauerte zusammen und zog ihren Josef mit sich fort zur straße hinab.

Als sie in die Thäler von Juda kamen und auf der Au Lämmer nd Ziegen weideten, begann Josef sich in Jugenderinnerungen zu erehen. Sein ganzes Wesen ward frisch und freudig. Die Heimat! — egen Abend lag vor ihnen auf der Anhöhe das leuchtende Bethlehem.

Eine Weile standen sie da und betrachteten es. Hernach gieng osef in die Stadt, um das Amt und die Zeit der Aufschreibungen u erfragen und sich um eine Nachtherberge zu kümmern. Vor dem hore, unter den breiten Fächern einer Palme, saß das junge Weib nd blickte hinaus in die abendliche Gegend, die ihr fremd war und och trautsam, weil sie die Heimat ihres Mannes ist. Wie lärmend war s in Jerusalem gewesen, und wie friedsam ist es hier! Fast so still nd gottesfeierlich wie ein Sabbathabend in Nazareth. Manchmal eine Schalmei der Hirten klang von den Hügeln herüber, die nicht kahl waren ie jene oben am schneebedeckten Libanon, die vielmehr grünten, als ob hon Frühling käme.

Dort unter dem Ölbaum lehnte ein Jüngling, der wand aus Zweigen einen Kranz und sang: „Siehe, schön bist Du, meine Freundin! Deine Augen sind Taubenaugen aus lockendem Haar. Es gleichen Purpurnospen Deine Lippen und Deiner Brüste Paar jungen Gazellen, die unter ilien weiden. Getroffen hast Du mein Herz — wie süß, o bräutliche Schwester, ist Deine Liebe!" Dann schwieg er und leise rieselten die Blätter im Abendhauch.

Maria schaute nach Josef aus. Er wollte nicht kommen. Und euerdings der Sänger: „Wer bist Du, leuchtend wie Morgenroth, schön ie der Mond und wie die Sonne so rein. Evas göttliche Tochter . ."

Als Maria so wartete unter dem Palmbaum und horchte, da ard ihr leise weh. Enger schlang sie den Mantel um sich und blickte en Himmel, wo schon ein Sternlein stand. Warum Josef nicht kommt! Vom Hügel herüber tönte die Stimme: „Aus Isaias Stamme wird in Reis entsprossen. Auf dem Sprößling wird ruhen der Geist!"

„Das hast Du wohl noch nie gesehen, Maria? Weil Du jung bist und den kalten Winter noch wenig erlebt hast“, sagte Josef. „Ich will Dir sagen, was diese Blumen auf dem erstarrenden Wasser bedeuten. In der Morgenröthe steht eine Jungfrau. Mit ihrem Fuße steht sie auf dem Mond und um ihr Haupt kreisen die Sterne. Und der Schlange, die unsere ersten Eltern hat verführt im Paradiese, zertritt sie den Kopf. Um diese Jungfrau wirbt der Frühling. Jedes Jahr wirbt er und bietet ihr seine Rosen dar. Um diese Jungfrau wirbt auch der Winter, er bietet ihr seine Blumen dar, die auf starrendem Wasser oder auf den Tafeln der Fenster blühen. Neidisch auf den Nebenbuhler hat der kalte Winter die Blumen des Frühlings versehrt, aber der warme Frühling hat die Blumen des Winters vernichtet, ist sieghaft geworden, und die Jungfrau, die geheimnisvolle Rose, von der ein Prophet gesungen hat, es werden sie selig preisen alle Geschlechter — sie ist zum Frühling gekommen.“

So hat Josef erzählt, Maria hat es gehört und geschwiegen.

Am dritten Tag lag vor unseren Wanderern die Königsstadt. Herrlich mit ihren Kuppeln und den Zinnen des Tempels lag sie da auf dem Berge. Nun saß Herodes, der Judenkönig, dort auf dem Thron und glaubte zu herrschen, aber er herrschte nur, so weit die Fremden ihn herrschen ließen. Diese Stadt, die sonst der Stolz der Juden gewesen, wimmelte jetzt von römischem Kriegsvolk, das auch in der Umgebung alle Straßen mit Lärm und Roheit erfüllte. Josef führte sein junges Weib wegsab und gegen die Felshänge hin, wo die Gräber der Propheten waren. Dort streckte er plötzlich seine Arme gegen Himmel und rief laut: „Herr Gott, wann kommt der Messias!“ Seine Worte wiederhallten in den Höhlen, so dass Maria ihm milde sein Schreien verwies: „Du sollst nicht so stürmisch rufen, Josef, Du sollst demüthig beten!“

Maria hatte bei sich gedacht, er würde in Jerusalem einkehren und übernachten wollen. Josef meinte, er möge es nicht. In dieser Stadt habe er keinen Verwandten, bei dem er Herberge nehmen könnte. Und in einer Fremdenherberge sei die Theuerung zu groß. Das ausländische Wesen gefiele ihm auch nicht, während er schon große Sehnsucht habe nach seiner Geburtsstadt Bethlehem. Die sei aber noch etliche Wegstunden fern, und ob sie, die gute Maria, es noch ermachen könne?

Sie neigte mit dem Haupte: Ja! und strengte ihre letzten Kräfte an, um weiter zu kommen. Aber als sie unter der Stadtmauer erschöpft zusammensank, sagte er: „Wir wollen doch hier bleiben und rasten. Morgen, ehe wir weiterreisen, will ich Dir den Tempel zeigen.“

„Thun wir's nicht“, antwortete Maria, „mir ist bange an diesem Ort. Mir ist, als wollten die Mauern auf mich fallen.“

Und als die beiden Arm in Arm auf steiniger Straße hinwankten gegen das Thal, ließ sich das Weib nieder auf den feuchten Rasen.

Josef blickte sie forschend an. „Was ist das, Maria?“

Ein Hirte kam gegangen, der sah die herberglosen Leute und auf ihre Bitte um einen Unterschlupf sagte er froh: „Gerne theile ich mit Euch mein Haus. Die Erde ist mein Bett, der Himmel ist mein Dach.“

„Mein Weib ist krank. Die Leute wollen uns nicht haben.“

„Dann müsset Ihr zu den Thieren gehen“, sagte der Hirt. Kommt mit.“

Er führte sie thalwärts. Zwischen bemoosten Felsen war eine Höhlung in den Berg hinein. Da drinnen lag ein Rind und wiederkaute das Heu, das es aus der Krippe gefressen hatte. Daneben stand ein Esel und beleckte das Rind an seinem großen Kopf. In der Krippe lag noch Futter und im Hintergrunde an der Wand war eine Schichte von dürren Blättern.

„Hier lasset Euch nieder und ruhet wie Ihr könnt“, sagte der Hirte, „ich will bei meinem Nachbar schlafen.“ Dann gieng er davon.

Das junge Weib hatte sich niedergelassen auf dem Laub und da hat sie einen Seufzer gethan aus banger Brust.

„Was ist das, Maria!“ fragte Josef.

Da hörte er hinter sich den Fittich des Engels und eine Stimme: „Gräme Dich nicht, Josef. Erhebe Dein Herz und bete. Denn nun geschieht das größte Geheimnis aller Ewigkeiten. Und Du bist auserwählt, der Nährvater dessen zu sein, der vom Himmel kommt.“

Da ist Josef auf die Knie gesunken. Und sie: „Josef, lege Dich auf das Laub und schlafe.“ Dann betete sie leise für sich: „Ich bin eine geringe Magd des Herrn. Mir geschehe wie er will.“

Um Mitternacht war es, da bemerkten die wachenden Schäfer einen hellen Stern. Sie hatten um diese Zeit noch keinen solchen gesehen; er funkelte so stark, dass die Hirten lange Schatten machten auf der Au. Und etliche wollten gesehen haben, dass andere Sterne des Firmaments anfiengen zu wandern gegen den neuen Stern hin und dass sie ihn umkreisten. Aus dem Sterne selbst aber sprühten weiße Fünklein hervor, die erdwärts flogen. Über den Hügeln blieben sie schweben in der Luft und es waren Kinder mit weißen Flügeln und güldenem Haar und sie sangen leise liebliche Weisen, dem hohen Gott zur Ehre und den guten Menschen zum Frieden. Zur selben Stunde brachte ein Knabe die Nachricht: Vor der Felsenhöhle des Hirten Ismael stehe ein großer weißer Jüngling und drinnen auf dürrem Blätterwerk ruhe ein junges

„Selig, selig werden ihn preisen alle Geschlechter!“

So sangen Hirten zum Abendsegen die alten Lieder der Könige und Propheten.

Endlich kam, langsam geschritten, Josef aus der Stadt. Die Beschreibung sei morgen von der neunten Stunde an, das füge sich wohl. Aber Nachtherberge? Bei reichen Verwandten habe er vorgesprochen, doch die hätten eben ein Fest und da möchten — hätten sie gesagt — arme Leute im schlichten Gewande sich nicht behaglich fühlen und hätten auch keine Ruhe zum Schlafen. Das habe er wohl verstanden. Dann sei er zu armen Verwandten gegangen, die hätten sich erklecklich gefreut, den Vetter wieder zu sehen nach langer Zeit; es thue ihnen nur allzuleid, dass ihr Dach so klein sei und ihr Herd so schmal. Auch in öffentlichen Herbergen sei der Fremden wegen alles überfüllt. Dann hätte man Leute aus Galiläa nicht gern und man habe ihm vorgehalten, dass dort allerlei zusammengelaufenes Volk sei, sogar vermischt mit Heiden. Für derlei gebe es in einem guten Judenhause keinen Platz. So wisse er nun nicht, wie das werden solle.

Maria stützte das Haupt auf ihre Hand und schwieg.

„Du bist müde, mein Weib. Es zittern Dir die Glieder. Was ist das, Maria?“

Sie schüttelte das Haupt, es wäre nichts.

„Komm, Weib, wir wollen zusammen hineingehen, sie müssen uns Unterstand geben, wir sind keine Strolche!“

So giengen sie in die Stadt. Da wurde der Herbergsvater grimmig. „Ich hab' es Euch schon gesagt, Alter, bei uns gibt's keinen Platz für solches Volk. Bietet Euer feines Töchterlein anderswo aus, mein Haus ist wohlberufen.“

„Das ist nicht meine Tochter, Herr, die ich ausbiete, das ist mein Eheweib, mir vor Gott anvertraut vor fünf Monden.“ So Josef. Da ward das Thor zugeschlagen vor ihrem Angesicht.

Ein Obstverkäufer hatte das beobachtet, der dehnte nun seinen braunen Hals und fragte sie nach ihrem Pass. „Wir sind alle Fremdlinge auf Erden, aber ich nehme Euch auf, wenn Ihr mir den Passschein zeiget.“

„Wir sind aus Nazareth in Galiläa“, sagte Josef, „und der Aufschreibung wegen hergekommen, weil ich von dem Stamme Davids bin.“

„Von dem Stamme Davids!“ rief der Verkäufer, „ei, ei, da seid Ihr arg herabgekommen.“ Lachend gieng er seines Weges.

Josef dachte nach. Es ist eigentlich wahr. Es empfiehlt sich besser, von unten hinauf- als von oben herabgekommen zu sein.

„Komm, Josef, wir wollen wieder hinaus vor die Stadt gehen. Vielleicht finden wir bei den Armen Barmherzigkeit.“

landes hatte er befragt, keiner konnte den Stern ihm deuten. Balthasar aber ist ein Mann, der fremde passlose Sterne nicht schlechthin laufen lässt. In den Schoß Gottes versteckt sich keiner vor einem indischen Gelehrten, nicht einmal Gott selber hat einen Pass in den Augen der Weltweisen. Vielen von denen ist die Welt durch und für sich allein, der Mensch muss, wie aus dem Schlamm die Lotosblume, aus sich selber emporwachsen zum Licht. So meint Balthasar und fühlt sich als ein missrathenes Leben. In solche Weltweisheit webet sich morgenländischer Glaube. Wenn der Missrathene redlich trachtet und sein Fleisch züchtigt, so kann's in einem nächsten Leben besser gehen. Denn er muss so oftmals geboren werden und den Körper züchtigen, bis dieser zusammenschrumpft, sündenrein und willenlos wird. Dann löst die Seele sich auf und wird nicht wieder geboren, denn das letzte Ziel ist — Nichtsein. Nur das Schlechte lebt. — Seit Jahrhunderten verkommen Indiens Völker an dieser Lehre. Den Weisen aber liegt sie nicht. Balthasar denkt: Wenn man sich durch ein paar Dutzend Leben hinangehungert hat, dann müsste auch was Rechtes werden. Wie, oder ist das Böse gut genug, um zu bestehen, und das Gute schlecht genug, um aufzuhören? Balthasar sucht nach besserem Rath. Er sucht im Weltall einen Haken, um eine neue, gedeihlichere Lebensweisheit daran zu hängen. Als er dann am Himmel den neuen Stern gesehen, lässt er ihn nicht mehr aus den Augen. Zwar — auch der wandert den Weg von Ost nach West, den alles geht. Was nur dort sein muss, im Sonnenuntergang, dass alles dahin wandert, auf Erden wie am Himmel? Müsste ein besonderer Stern nicht gegen den Strom schwimmen? Allerdings, dieser neue Himmelspilger nimmt einen ungewöhnlichen Weg, er lenkt mehr gegen den Norden der Barbaren hin. Der Weise des Ostens verlässt die duftenden Gärten Indiens und folgt ihm. Auf der Wanderung schließen sich ihm unter reichem Gefolge noch zwei Fürsten des Ostens an, die auch suchen, ohne zu wissen was.

Eines Morgens, als es anhebt zu tagen, reitet Balthasar mit ihnen auf der Straße von Jericho. Der Stern weicht keiner Sonne, so hell ist er. An der Straße liegt ein Mann auf dem Angesicht, den frägt der Mohr, warum er so tief im Staube sei?

„Ich bin im Staub“, antwortete der Mann von Judäa, „weil ich mich in Demuth üben muss, um nicht in den Hochmuth zu gerathen. Wir sind über alle Maßen groß geworden in diesen Tagen. Der Messias, der gottverheißene Judenkönig, ist geboren.“

Da erinnerte sich der Weise aus Indien, dass die Juden seit alten Zeiten ihren Messias erwarten, den königlichen Befreier aus der Knechtschaft.

„Dächte ich doch“, sagte er, „Ihr hättet den König Herodes.“

Weib und habe ein Kindlein an der Brust. Und überall flögen liebliche Englein in der Luft und thäten schön singen.

Die Mär verbreitete sich rasch in den Bergen um Bethlehem; Hirten, die aufrecht standen, weckten die Schlafenden. Überall war ein süßes Schauern. Ein fremdes, armes Weib mit einem nackten Kind in der kalten Steinhöhle, was nützet da schönes Singen! Decken braucht man. Der eine suchte den Pelz eines geschlachteten Schafes hervor; der andere hatte getrocknete Feigen und Trauben und in einem Schlauch rothen Wein. Noch andere Hirten brachten Milch herbei und Brot und ein geschlachtetes Zicklein, jeder etwas, als giengen sie mit dem Zehent zum Amtmann. Ein alter Schäfer brachte sogar seinen geflickten Dudelsack daher. Als etliche darüber lachten, sagte Ismael: „Soll der gute arme Isak Davids güldene Harfe bringen? Er gibt, was er hat, und das ist mehr, als eine güldene Harfe."

Als sie in das Thal hinabkamen zu der Höhle, sahen sie nicht mehr den Stern und nicht die Engel, aber sie fanden die Mutter und den Vater und das Kind und die Thiere. Diese knieten auf den Vorderfüßen und glotzten mit ihren großen Augen in die Krippe, wo das zarte Kindlein lag auf dem Heu.

Ihr Mitleid mit diesen armen Leuten war so groß, dass keiner an das gute Werk dachte, keiner an das Lob und den Gotteslohn dafür; dass keiner scheelsüchtig auf den Nachbar blickte, ob dieser mehr oder weniger gebe — ihr einziges Empfinden war Erbarmen.

Auch aus der Stadt waren Leute herabgekommen, denen stellte sich ein eckiger Hirte an dem Eingang der Grotte entgegen, stemmte seinen Stab wie einen Speer und sagte: „Ich lasse Euch nicht vor. Er schläft!"

Abseits stand ein Greis, der sprach traumhaft also: „Die Stadt hat ihn verstoßen. Ich habe immer gesagt, in der Stadt ist kein Heil. Es ist bei den Armen unter freiem Himmel. Hier geschehen Wunder — die Menschen werden selbstlos und barmherzig. Das Reich Gottes nahet."

Weiter unten in einer Steinkluft kauerte ein armer Sünder und wühlte mit den dürren Fingern, als ob er sich aus dem Felsboden herausgraben wollte. Mit glosenden Augen schaute er zur Höhle hin, wo das Kind war. Aus seiner Brust quoll wie ein blutiger Brunnen ein Gebet um Gnade. Die ihn sahen, hielten ihn für Kain, den Brudermörder. — — —

---

Durch die Wüsteneinsamkeit Arabiens reitet auf trägem Kameel ein Fremdling. Im Dunkeln sind alle Menschen Mohren, dieser bleibt es auch im Scheine des Sternes. Der unerhörte Stern hat den Mann hervorgelockt von den Ufern des Indus. Alle Kalender des Morgen-

Seligkeit im Nichtsein. — Bei diesem neugeborenen Kind. Das
al kommt ihnen der Gedanke von ewiger Wiedergeburt.
Goldenes Geschmeide legen sie der armen Mutter hin. Und ist
auf einmal so wohl und frei ums Herz, zum Aufschreien. Sonst
diese Fürsten und Weisen nur im Nehmen Freude gehabt, heute
ie im Geben. Sonst hatte Balthasar sein Ziel nur in sich selbst gesehen,
sich eingesponnen in eitel Einsamkeit, hatte alle Welt verachtet
nur sich selbst geliebt. Und urplötzlich jetzt diese Freude an der
e armer Menschen. Und dieses wehe Leid über ihr Leiden! Es
t ihn unter seinem seidenen Mantel, und als er ihn auszieht, um
Kind damit einzuhüllen, wird ihm warm.
Sie alle legen Gaben hin, edles Gold, kostbares Räucherwerk und heil-
Balsam. Aber sie schämen sich der kleinen Gaben vor den könig-
Geschenken der Hirten, die alles, was sie besaßen, dargebracht
.
In seinem Freudgefühle will Balthasar nach Jerusalem eilen, um
Herodes zu sagen: Den Judenkönig habe ich zwar nicht gefunden
, aber ein armes Kind habe ich gefunden, und wer es ansieht,
t selig, er weiß nicht wie. — Nun wollen aber Könige nicht so-
selig, als vielmehr gewaltig sein. — Aus dem Hintergrunde
öhle tritt ein Jüngling hervor und der sagt zu Balthasar: „Kennst
en, zu dem Du jetzt gehen willst? Den Kaiser Tiberius, wenn
nnte, würde er erwürgen, geschweige ein hilfloses Kind, das vom
geliebt ist, wie eines Königs Sohn."
„O Kind!" sagte Balthasar, „Du hast das Unglück, der Liebling
Volkes zu sein. Darum hassen Dich die Großen."
„Fremdling, gehe nicht nach Jerusalem. Sage nichts von dem
. Es kommt die Zeit."
Die Fremdlinge, denen es nicht mehr geheuer vorkommt in dem
e, das einen Kaiser und einen König hat — und soll doch keiner
echte sein! — besteigen ihre Kameele. Noch einen Blick auf das
in der Krippe, dann reiten sie fürbaſs auf den Steinen der Wüste.
Gestirne entgegen, dem Osten zu geht ihr Lauf, sie träumen von
euen Offenbarung, nach der sie fürder liebreich und ewigkeitsfroh
wollen.
Dieweilen ist der König Herodes friedlos, wachend und schlafend.
als ob ihm seine Gemahlin, seine Brüder erschienen, die er er-
en ließ, aus Argwohn, sie könnten ihn um den Thron bringen.
res machte ihm Sorgen. Der neugeborene König! Diese Bot-
verschweigt ihm zwar sein Hofstaat, aber er hört sie aus den
en seines Palastes, aus den Balsamsträuchern seiner Gärten, aus
Kissen seines Lagers. Wer hat das Wort zuerst ausgesprochen? Von

„Das ist der rechte nicht“, antwortete der Mann im Staube, „Herodes ist ein Heide und kriecht vor den Römern.“

Jetzt zogen aber vom Libanon her Wolken, die verdeckten den Stern und die Reisenden wussten nicht wohin. In dieser Rathlosigkeit wandte Balthasar sich gegen die nahe Königsstadt Jerusalem, dort würde wohl Näheres zu erfahren sein. Im Königspalast fragte er nach dem neugeborenen König. Eine solche Frage war dem Könige Herodes etwas Neues. Ihm ein Sohn geboren? Dass er nicht wüsste. Er will den Fremden sehen, der solches frägt.

„Herr!“ sagte zu ihm der Mohr. „Es liegt so etwas in der Luft. Dein Volk munkelt vom Messias.“

„Köpfen lasse ich es!“ brauste Herodes auf, doch sänftiglich setzte er bei: „Köpfen lasse ich es, wenn es nicht auf den Knien liegt vor dem Messias. Ich selber will mich vor ihm beugen. Wüsste ich nur erst, wo man ihn findet.“

„Ich werde noch ein weniges herumsuchen“, sagte der bereitwillige Balthasar, „und wenn ich ihn finde, es Dir mittheilen.“

Thue es, thue es ja gewiss, edler Fremdling. Dann sollst Du Rast halten in meinem Palast, so lange es Dir genehm ist. Liebst Du goldigen Wein?“

„Ich trinke schwarzen.“

„Und blasse Frauen vom Abendlande her?“

„Ich liebe schwarze.“

„So komm dann, Freund, und berichte mir von dem neugeborenen König.“

Balthasar ist mit den Reisegenossen hierauf weitergeritten, und als er die Stadt hinter sich hat, leuchtet vor seiner wieder der Stern. Er schwebt dahin in den Höhen, und nach Stunden, da sie ihm folgen, neigt er sich sachte erdwärts und steht still über einer Felsengrotte. Und hier finden die Fremden aus dem Morgenlande, die ausgeritten waren, um die Wahrheit zu suchen, hier finden sie die Wahrheit, das Macht, das Leben, hier finden sie — ein Kind. Ein Kind, so zart und schön, wie eine Rosenknospe im Mondenschein. Ein kleines Kind armer Leute, und ringsum stehen andere arme Leute und geben das Letzte her, was sie haben, und sind voller Freuden.

Der schwarze Balthasar schaut jetzt einmal so drein. Hat er je Augen so leuchten sehen, als in dieser Hirtengrotte? Ihm ist, als sei ein neues Licht und ein neues Leben da — aber er kann es nicht verstehen. Und in den Lüften war ein seltsamer Gesang — mehr Ahnung als Wort: „Selig werdet Ihr sein! Ewig werdet Ihr sein!“

Die Fremdlinge horchten auf. Was ist denn das? Selig werdet ihr sein! Und ewig werdet ihr sein? — Wir wissen doch nur von

„Fliehen? Vor wem? Da uns doch die Hirten so treu behüten", wagte Josef zu sagen.

„Der König will das Kind. Er hat nichts Gutes im Sinn. Thut Euch eilig zusammen und fliehet!"

Josef blickte auf sein Weib und das Kind. Auf ihren Gesichtern lag das Mondlicht und sie schlummerten im Frieden. Diese armen Wesen! Und sie hätten einen Feind auf Erden? Fliehen! Wohin soll ich euch denn bringen, dass der König euch nicht kann erreichen? Im ganzen Judenlande ist er Herr, ins liebe Nazareth dürfen wir am wenigsten zurück, dort wüsste er uns am sichersten zu finden. Sollen wir nach der Gegend, wo die Sonne aufgeht? Dort sind die wilden Männer der Wüste. Oder dahin, wo die Sonne untergeht? Dort sind die unendlichen Wasser und wir haben kein Fahrzeug, um in jene Lande zu segeln, wo Heiden leben, die milderen Herzens sind als die unglücklichen finsteren Kinder Israels.

„Wecke sie auf!" rief die Stimme deutlich und dringend. „Führe sie nach dem Lande der Pharaonen."

„Nach Ägypten, wo die Väter einst als Sklaven lebten und nur mit Noth entkommen konnten?"

„Säume nicht, Josef! Geh' zu dem Volke, dessen Glaube Wahn, aber dessen Wille gerecht ist. Dort, wo die Wellen des Nil das Erdreich bringen und segnen, dort wirst Du Frieden haben und Erwerb finden, Sicherheit für Dein Weib und Lehre für das Kind. Ist es Zeit, so wird Euch Gott heimgeleiten, wie er einst Moses und Josue hat geführt über das Meer, durch die Wüste bis an die Grenzen der Heimat."

Josef wusste nicht, wessen Stimme das gewesen; er forschte auch nicht und zweifelte nicht, seine Seele ruhte vertrauend in den Armen des Herrn. Seine Hand legte er auf die Schultern der Geliebten und sagte sanft: „Maria, wach' auf und erschrick nicht. Sammle die wenigen Dinge, die wir besitzen, in Säcke, ich packe sie auf das Thier, das uns Ismael geschenkt hat. Dann nimm das Kind. Wir reisen."

Maria strich das lange, seidenweiche Haar aus dem blassen Gesicht. Befremdlich war ihr der plötzliche Entschluss des Eheherrn, der Aufbruch in eitel Nacht, aber sie sagte nichts. Sie sammelte das arme Eigenthum, sie nahm das schlummernde Knäblein in den Arm und setzte sich auf das Lastthier, das die Ohren spitzte darauf hin, was das für ein Tagewerk werden sollte, weil es so grausam früh beginne. Verzärtelt hatte es sein früherer Besitzer nicht, so stand es mit den kurzen Beinen fest und wohlgemuth da. Noch einen dankbaren Blick auf die Felsenhöhle, deren Gestein weicher war als die Herzen der Bethlehemiten. Josef nahm Stock und Riemen und gieng leitend einher neben dem Thiere, das seine ganze Welt trug und seinen Himmel, und — den Himmel der ganzen Welt.

wannen kommt es? Ein neugeborener König! Aber wo? Dass er doch eilends hingehe, ihm huldige, ihm ein Angebinde mache mit seidener Schnur. — Und eines Tages ergeht in Bethlehem der Befehl, jede Mutter, die ein junges Knäblein hat, solle dasselbe nach Jerusalem bringen in den Königspalast, der König wolle den Nachwuchs seiner Unterthanen sehen, um Hoffnung zu fassen für die Befreiung des Judenlandes, er wolle die Knaben beschenken, ja er wolle zur großen Überraschung des Volkes noch etwas Besonderes thun. Das gab keine geringe Erregung unter den Weibern, und das letztere legten sie sich dahin aus, als ob der kinderlose König den schönsten der Knaben zu seinem Sohne machen wolle. Dieweilen jede Mutter ihr Kind für das schönste und wohlgeartetste hält, so nimmt jede das Knäblein, das sie hat, und trägt es nach Jerusalem in den Palast des Königs Herodes. Und die nicht kommen wollen, sie werden gesucht von Söldnern.

Unglückseliger Tag, der deinen Namen, o Herodes, durch ewige Zeiten tragen wird! Rasender König, der den Gegenkönig tödten will und blindlings die zukünftigen Hüter seines Reiches ermordet! Der das Mannesgeschlecht vernichtet, das einst die herrliche Stadt hätte schützen sollen vor der Zerstörung!

„Heil unserem Könige, er lebe!“ rufen die Mütter im Hofe des Palastes, da stürzen aus allen Pforten Schergen hervor, entreißen den Müttern die Kinder und schlachten sie hin. Es ist nimmer zu beschreiben und keiner soll's versuchen, wie die unglücklichen Mütter in wahnsinniger Verzweiflung gerungen haben werden mit den Wütherichen, bis sie selbst in Ohnmacht oder todt hingesunken sind zu den Leichen ihrer Lieblinge. — Bebet, ihr Menschen, vor diesem grässlichen Bericht des herodianischen Kindermordes, doch verzaget nicht. Der, für den sie durch Gottes Rathschluss ihr Blut vergossen haben, wird es wett machen — in unendlichem Übermaße.

— — —

Er, auf den Herodes es abgesehen hatte, war unter den Knaben nicht gewesen. Denn Maria hatte kein Verlangen getragen, ihr Kind dem Könige zu zeigen. Die zwei Leute blieben verborgen und bewachten das Knäblein. Maria, aus dem vielvolkigen Galiläa, wusste keinen Stammbaum; Josef konnte den seinen auf dieses Kind nicht übertragen, aber sie nahmen es durch den Blutschnitt auf in die Gemeinschaft der Juden und gaben ihm den Namen Jesu.

In einer Nacht aber war Josef aus dem Schlafe emporgefahren und horchte. Er hatte deutlich eine Stimme gehört. „Steh' auf, Josef! Wecke die Deinigen und fliehe schnell!“

„Er wird nicht sterben können!"

„Hosiannah!" jauchzte sie.

„Er wird Jerusalem fallen sehen!"

„Wehe!"

„Er wird Rom brennen sehen!"

„Hosiannah!"

„Er wird die alte Welt versinken sehen. Er wird die nordischen
baren siegen sehen. Er wird rastlos wandern, wird verhärtet sein
verachtet überall, er wird des Weltelends grenzenlose Verzweiflung
n und nicht sterben können. Er wird die Menschen beneiden um
Todesangst und beneiden um ihr Recht, zu sterben. Er wird er-
, wie sie aus höchster Cultur süßes Gift saugen und daran ver-
n, und wie zwölfjährige Knaben aus Überdruss sich selbst den Tod
n. Er, der Lüge Sohn, wird unter des Alters Mühsal einsam
mern und nicht sterben können. Selig preisen wird er die Kinder,
durch des Herodes Würgerhand gestorben sind und mit den Zähnen
eischen das Andenken des Weibes, das ihn verleugnet hat."

„Wehe! Wehe! Und wird er niemals ruhen, niemals?"

„Einmal vielleicht."

„Und wann?"

„Bis die Wahrheit herrscht."

Aufschrie das Weib, in Wahnsinn fasste sie das Kind an den
nen, um es an die Steine zu schleudern. Der Greis hat es auf-
ngen: „Nicht doch, Weib! Dein Sohn wartet, bis die Wahr-
kommt."

(Fortsetzung folgt.)

# Ovibos.

Eine fabelhafte Geschichte von **Emil Ertl.**

Ganz oben, in der Nähe des Nordpols, spielt meine Geschichte. Wo
die Mitternachtssonne ihr gespenstisches Licht auf die kahlen Felsen
t. Wo schon niedrige Hügel von ewigem Eise starren und die Gletscher-
on ein paar hundert Fuß über dem Meeresspiegel beginnt. Wo die
dliche Moossteppe sich dehnt, an der Grenze dreier Welttheile, mit
n unzähligen Tümpeln und kleinen Seen, die ebenso wie der Boden
Drittheile des Jahres hindurch hart gefroren sind.

In dieser wenig einladenden Gegend lebt in großen Herden ein
derkäuer, den man im ersten Augenblicke zu der Gattung der Schafe
en möchte, denn er hat ungefähr die Gestalt dieser Thiere und be-

Nach langer Strecke wollten sie rasten unter Palmen, es war unweit Hebron. Aber das Lastthier wollte nicht stillstehen und so ließen sie ihm freien Lauf. Da ritten herodianische Kriegsknechte des Weges; sie sahen auf dem Sande sitzen ein braunes Weib mit einem Kinde.

„Ist es ein Knabe?“ riefen sie ihr zu.

„Ein Mädchen“, antwortete das Weib, „Fremdlinge sind eben vorübergezogen, die hatten, deucht mich, einen Knaben bei sich, wenn Ihr sie wollet einholen.“

Da sausten die Reiter vorwärts. Die Flüchtlinge aus Nazareth waren mittlerweile auf schlechten Straßen, voller Mühsal und Kummer. War nicht einst auch Jakobs Lieblingssohn also nach Ägypten geschleppt worden wie jetzt dieses Kind. Was soll denn das werden? Auf kahler Steppe gewahrten sie hinter sich die Verfolger. Kein Baum, kein Strauch, um sich zu verbergen. In die Kluft einer Felswand flüchteten sie, aber Josef sagte: „Was soll uns dieses Versteck? Sie müssen uns schon gesehen haben.“ Als sie aber drinnen sind gewesen in dunkler Spalte, da ist von der bemoosten Wand eine Kreuzspinne herabgekommen, hat in Eile ihre ganze Brut und die entfernteren Anverwandten zusammengerufen, auf dass sie eilends ein Gespinst weben über den Eingang in die Felsenkluft, ein Gewebe, das stärker sei, als die ehernen Gitter im Salomonischen Tempel an der Pforte zum Allerheiligsten. Kaum der Schleier fertig ist, sind die Schergen schon da. Sie hatten die Flüchtlinge aus den Augen verloren und wollten vorüberreiten. „Nicht doch!“ sagte der eine, „am Ende sind sie in dieses Felsenloch gekrochen.“

„Ah was!“ rief ein anderer, „seit David dem Hirten ist da hinein niemand mehr gekrochen. Ihr seht doch die dichten Spinnenweben!“

„Wahr ist's!“ lachten sie und sind fürbass geritten.

Zu dem braunen Weib im Sande aber, das sein eigenes Knäblein verleugnet und die fremden Wanderer verrathen hatte, trat jetzt, wie aus Grüften gestiegen, ein Greis. Woher dieser gekommen, das wusste er wohl selbst nicht. Er liebte die einsame Wüste, die Heimat großer Gedanken. Die Wüstenräuber fürchtete er nicht, denn er war stärker als sie — er war hablos. Bisweilen verlangte es ihn, ein Menschenantlitz zu sehen, dass er darin lese, ob die Seelen der Geschlechter aufwärts trachten oder niederwärts sinken. Dieser Greis nun trat an das Weib heran, das sein Knäblein verleugnet und die Flüchtlinge verrathen hatte. Und er sprach: „Tochter des Uria! Zweimal hast Du Deinem Sohne das Leben geschenkt, einmal durch die Lust und einmal durch die Lüge. So wird sein Leben eine Lüge sein. Er wird athmen, ohne zu leben, er wird sterben, ohne todt zu werden.“

„Er wird nicht todt werden?“

iger Steinflechten zu ergraben, die ihm ermöglichen, sein Leben wieder : eine Spanne Zeit zu fristen.

Aber gerade dieser außerordentlichen Geduld und Ausdauer, die e gewiss lobenswerte Charaktereigenthümlichkeit des Thieres ausmachen, es anderseits zuzuschreiben, dass es gelegentlich auch eine bodenlose rtnäckigkeit und Verbohrtheit entwickelt, die man seiner sonst so gut- ithigen Art kaum zutrauen möchte. Es kann dann einer solchen Leiden- aftlichkeit fähig sein, dass man es kaum wiedererkennt. Seine ganze atur ist wie umgestülpt, es wird sich seiner fürchterlichen Hörner be- sst und weiß sie zu gebrauchen. Und doch ist der ganze Anlass des hweißes der Edlen oft nicht wert. Aber wie überall, so haben auch der Moossteppe kleine Ursachen manchmal ihre großen Wirkungen. d wenn die Gemüter einmal erhitzt sind und die Eitelkeit, Parteisucht er sonstige Schwäche der Creatur sich herausgefordert sieht, weicht nur leicht die kühle Überlegung einer unsinnigen Leidenschaft.

In einer milden Frühlingsnacht war es — das Thermometer, ire eines vorhanden gewesen, hätte kaum zehn oder zwölf Grade unter n Gefrierpunkte zeigen können — in einer solchen wonnesamen Nacht weifte einmal ein blutjunger Steppenjüngling durch ein langgedehntes undrenthal, in dem die Herde sich zur Äsung verstreut hatte. Lichter- brannte am Himmel das Nordlicht und in seinem Herzen die Sehn- ht nach einem vielumworbenen bräutlichen Thiere, dessen Hörner un- gbar reizvoll gewunden waren, gleich dem Gehäuse der Seeschnecke. hon lange hatte er ein Auge auf sie geworfen, und mit Recht, denn war von den Schönsten eine, ihr Vließ weich wie Seide, ihr Huf n unvergleichlicher Zierlichkeit, ihr Auge glich dem räthselhaften See- egel des Nordens, und ihre stolz geschürzte Muffel zeigte jenen strengen, esenen Schnitt, der edlem Blute eigen.

Gegen Mitternacht traf er sie am Rande eines hartgefrorenen eihers, beschattet von kühnen Felsgebilden, die blaugrün gegen den ellen Himmel ragten. Aber wie erschrak er, als er ein Paar mächtig vundene männliche Hörner an ihrer Seite aus dem Dunkel schimmern )! Er trat näher, seine Mähne sträubte sich, er sah sich einem Neben- hler gegenüber, der, obgleich nicht mehr in der ersten Blüte der Jugend, : einen der Heißblütigsten, für einen der Gefährlichsten seines Geschlechtes lt. Mit schnaubenden Nüstern forderte der jugendliche Liebhaber Er- rungen, die der andere kühl verweigerte, sich auf ältere Rechte berufend.

„Nun denn, so werden Sie mir mit den Hörnern Genugthuung ben, wie es Brauch ist unter uns Steppenochsen!“ rief der verliebte ißsporn.

Aber der Nebenbuhler lächelte nur geringschätzig. „Brauch unter s Steppenochsen? Nun, so viel ich weiß, bin ich ein Steppen*schaf*!“

sitzt ein Paar mächtige, widderartig gewundene Hörner, die in eine scharfe, nach vorne gerichtete Spitze auslaufen. Wenn man aber näher zusieht, so bemerkt man, dass diese Hörner, eine der gefährlichsten Waffen, mit denen die Natur irgend ein Thier bewehrt hat, aus mächtig ausgebildeten Hornwülsten entspringen, die über der niedrigen Stirn zusammenstoßen, wie es sich sonst niemals bei Schafen, wohl aber bei manchen Ochsenarten, insbesondere bei den Büffeln, häufig findet. Auch der plumpe Kopf, der kurze, dicke Hals und der Behang von langen, borstigen Haaren, die um den Nacken und herabhängend bis zu den Vorderbeinen eine mächtige Mähne bilden, legt die Vermuthung nahe, dass man es mit einem Wesen aus der Familie der Rinder, und zwar mit einem Büffel zu thun habe. Dagegen erinnert das kurze, spitz zulaufende Gesicht mit den ein wenig albernen Augen, das weiche Wollenvließ, das sich an den übrigen Körperstellen kräuselt, der stummelartige Schwanz und der ganze Wuchs des Thieres, das hinter der unter Büffeln üblichen Größe erheblich zurückbleibt, wieder mit aller Entschiedenheit an ein Schaf.

Eine wahre Schafsgeduld gehört auch dazu, ein Leben zu ertragen, wie es einem Wiederkäuer in diesen hohen Breitegraden beschieden ist; denn nur in der günstigen Jahreszeit überzieht sich der Boden in den feuchteren Niederungen mit spärlichem Pflanzenwuchs. Hier sind es hauptsächlich Flechten von grauer und bräunlicher Färbung, die den Kampf mit dem unwirtlichen Klima aufnehmen. Hie und da, an seltenen günstigen Orten, wagen sich allenfalls ein paar Beerenkräuter hervor oder einige Halme, die wie verstaubt aussehen; aber eigentlichen Graswuchs gibt es nirgends, und was einzelnen Thälern und Mulden einen schwachen Anflug von mattem Grün verleiht, das sind größtentheils zarte Birken, die, wenn es gut geht, eine Höhe von zwei Spannen erreichen und als ein schüchterner Waldflaum den Boden bedecken, oder verkrüppelte Weiden, die wie knorrige Wurzelstöcke an der Erde hinkriechen. Und auch dieses nur während der wenigen kurzen Wochen des Hochsommers.

Wahrlich, es gehört nicht allein die Geduld eines Schafes, es gehört auch die Widerstandskraft eines Büffels dazu, um sogar während des strengsten Winters in der arktischen Moossteppe auszuharren, die dann kaum die nothdürftigste Nahrung liefert. Unser braver Wiederkäuer vereinigt in sich beide Eigenschaften, die Langmuth und die Zähigkeit, und während andere, selbst südlichere Ochsenarten, in der kalten Jahreszeit ihre angestammten Wohnsitze zu verlassen pflegen, um ergiebigere Weidegegenden aufzusuchen, bleibt er in rührender Anhänglichkeit seiner kargen heimatlichen Steppe treu. Mit unermüdlicher Beharrlichkeit scharrt und wühlt er oft tagelang in den ungeheuren Schneemassen, um ein Büschel verdorrter Halme oder eine Handvoll armseliger, leder-

Da hatte sich aber der gute Eskimo verrechnet, wenn er meinte, ch also am schlauesten aus der Affaire zu ziehen; denn niemand war urch dieses Urtheil befriedigt, weder die Schafe, noch die Ochsen, viel-ehr erbosten sich alle, die einen so gut wie die andern, und von beiden eiten stürzten die Heißsporne aus den Herden hervor, um den Schieds-chter, den sie eben noch anerkannt hatten, ohne viel Umstände zu ießen. Als sie sich aber gegeneinander losgaloppieren sahen, mit flie-enden Mähnen und staubaufwirbelnden Hufen, da vergaßen sie gänzlich uf den kleinen Eskimo, der mitten zwischen ihnen stand, und die künst-ch zurückgehaltene Flamme der Feindschaft loderte mit erneuter Heftig-eit empor. Alle waren sie nur mehr erfüllt von dem einzigen, alles eherrschenden Gedanken, ihr Müthchen an dem verhassten Gegner zu ihlen. Blindwüthig fielen sie übereinander her und stießen krachend die örner zusammen, dass man hätte meinen mögen, ihre Schädel müssten tausend Scherben zerspringen. Brüllend eilten die Herdegenossen ihren edrängten Vorkämpfern zu Hilfe, wie mit einem Schlage wogte über as ganze weite Blachfeld ein einziges Schlachtgewühl. Und während der nglückselige Schiedsrichter sich in aller Stille aus dem Staube machte, m die Küste zu gewinnen und auf seinem Kajak das Weite zu suchen, annten Schafe und Ochsen, die sein Schiedsspruch hätte versöhnen ollen, feindseliger denn je sich gegenseitig die blutgierigen Hörner in ie Flanken.

Diesmal verlief die Sache gar ernst. Auf beiden Seiten gab es erwundete, gab es sogar Todte, und je mehr Opfer der Kampf for-erte, umso grimmiger verbissen die Gegner sich ineinander. Den ganzen ag hindurch währte das grausame Gemetzel, und als die von der litternachtssonne durchhellte Nacht sich über die Tundren breitete, da eschien ihr gelbliches Zwielicht zahlreiche Leichen von Ochsen und von chafen, die mit hervorgequollenen Eingeweiden auf dem hartgefrorenen oden lagen.

Erschöpft hatten die Überlebenden sich zurückgezogen, die Schlacht oar unentschieden geblieben. Niemand triumphierte, niemand fühlte sich esiegt, ungestillte Rachgier wühlte in den Gemüthern. Die Kluft schien nüberbrückbar geworden, und aller Voraussicht nach musste der Kampf emnächst sich erneuern und bis zur völligen Vernichtung einer der beiden arteien fortgesetzt werden. Allein die Erfahrung hatte gezeigt, dass sich wei an Zahl und Kräften ziemlich gleichwertige Gegner gegenüber-anden. Diese Erkenntnis hielt die Leidenschaften im Zaume und be-irkte eine gewisse Zurückhaltung. Auf beiden Seiten hütete man sich, en ersten Anstoß zu neuen Verwicklungen zu geben und zog es vor, ine zuwartende Haltung einzunehmen, um das Odium des Angriffs oomöglich dem Feinde aufzuwälzen. Unter solchen Umständen konnte

„Sie sehen auch wahrlich aus wie ein Schaf!“ sprudelte der erhitzte Jüngling hervor. „Aber wir anderen sind meines Wissens Ochsen.“

„Machen Sie sich nicht lächerlich!“ höhnte der suffisante Don Juan. „Wenn irgendwer ein Ochse ist, so sind Sie es, aber dann sind Sie auch der einzige, den es unter uns gibt!“

Angelockt durch den Lärm, hatten sich Herdegenossen um die Streitenden gesammelt. Lebhaft ergriffen sie Partei für den einen, für den andern.

„Ochsen sind wir, selbstverständlich!“

„Schafe, was sonst?“

„Seht, die Widder mit Büffelmähnen!“

„Packt Euch, Ihr Büffel mit Stummelschwänzen!“

Heftig geriethen sie aneinander. Es kam zu einer kleinen Keilerei, aus der mancher Ochs und manches Schaf mit blutigen Wunden in den Weichen hervorgieng, die ihm die Hörner des Gegners gerissen hatten. Die Erbitterung schlug Wurzeln, selbst in den sanfteren Gemüthern. Die Saat des Hasses schoss in die Halme. Schwere Beleidigungen waren gefallen, die neue Beleidigungen herausforderten, und das Blut, das geflossen war, konnte nur durch neues Blut gesühnt werden.

„Hie Ochs! Hie Schaf!“ Dies war der Kampfruf, der jetzt durch die Moossteppe hallte. Ungezügelt überließen die Parteien sich ihrem Hasse. Nur einige von den Ältesten und Weisesten auf beiden Seiten hatten sich kaltes Blut bewahrt und sannen auf Mittel, den Zwist aus der Welt zu schaffen, ehe er größeres Unheil angerichtet hätte. Und als zufällig ein Eskimo in seinem Kajak aus Seehundsfell angerudert kam, um auf Schneehasen zu jagen, schlugen sie vor, ihn als Schiedsrichter anzurufen und ihm die Entscheidung anheimzustellen, ob sie Ochsen wären oder Schafe. Nur widerwillig gaben die Herden dem Drängen der Väter nach und gelobten in gegenseitigem Übereinkommen sich dem Schiedsspruch des Unparteiischen zu unterwerfen.

Der kleine Eskimo erschrak nicht wenig, als er sich, kaum dass er ans Land gestiegen war, von ganzen Scharen schwerbehörnter Gesellen umringt und in die Nothwendigkeit versetzt sah, auf die ihm vorgelegte heikle Frage zu antworten. Verlegen ließ er seine kleinen Vogelaugen hin und wider wandern, von den Ochsen zu den Schafen und von den Schafen zu den Ochsen, und dabei zog er seine niedrige Stirn in krause Falten und dachte nach, wie er sich anstellen sollte, um es mit niemandem zu verderben.

„Die Schafe, dünkt mich“, sagte er endlich, „sind keine richtigen Schafe, aber auch die Ochsen, mein’ ich, sind keine richtigen Ochsen. Und darum, scheint mir, habt Ihr beide unrecht, denn alle miteinander seid Ihr weder Schafe noch Ochsen.“

Idealen habe keinen Grund, die Sünden der Väter bis ins Unendliche fortzuspinnen. Sie sei zwar im Hasse der Ochsen gegen die Schafe und der Schafe gegen die Ochsen erzogen worden, sehe aber nicht ein, was für einen Sinn es habe, sich in ewigem Bruderkriege zu zerfleischen, wo ohnedies das Leben hart und beschwerlich genug sei. Darum sei sie für den Frieden in der Tundra und für eine endgiltige Aussöhnung.

Die ergrauten Väter schüttelten die Hörner über solch grünen Jungen. Wie man nur so ungereimte viel Redensarten drechseln könne! Als ob sie nicht selbst eine Versöhnung längst gewünscht hätten! Aber wie man es anstelle, eine solche zustande zu bringen, darüber müsse er ihnen Aufschluss geben!

„Sehr einfach!“ sagte der Idealist. „Wir setzen einen Schiedsrichter, der zu entscheiden hat, ob wir Ochsen sind oder Schafe, und verpflichten die Völker, sich seinem Spruche zu unterwerfen.“

Die Alten sahen einander an. „Es ist alles schon einmal dagewesen“, sagten sie und schüttelten sich vor Lachen. Dann erzählten sie dem Widderjüngling, dass man seinen Vorschlag schon ausgeführt habe, noch bevor er auf der Welt gewesen sei.

„Woraus folgt“, schlossen sie ihre Ausführungen, „dass das Ei nicht soll klüger sein wollen als die Henne.“

Dem Idealisten fiel es nicht ein, sich irre machen zu lassen. „Das war eben damals offenbar ganz anders!“ sagte er obenhin. Und dabei blieb er auch.

Selbstverständlich wurde er arg angefeindet von den Alten, aber die jungen Gemüther neigten sich ihm zu, und merkwürdigerweise nicht nur unter den Schafen, sondern sogar unter den Ochsen. Er habe auch schon einen geeigneten Schiedsrichter ausfindig gemacht, erzählte er. Ein Zauberer sei es, der wohne in einem ungeheuren Kajak, groß wie ein Eisberg. Jenseits im Fjord habe er sein schwimmendes Haus. Und er sei auch bereit, das Schiedsamt zu übernehmen, nur müssten alle, Schafe wie Ochsen, sich vor ihm einfinden, dass er sie gehörig betrachten könne. So habe er's bedungen.

Je mehr Elend und Noth sich steigerten, um so zahlreicher wurde der Anhang des neuen Apostels. Die agitatorische Kraft der Jugend bewirkte eine so rasche Ausbreitung der Idee, dass, noch ehe der Winter mit seinen Schrecken den Höhepunkt erreicht hatte, die meisten dafür gewonnen waren und auch die anerkannten Führer beider Herden sich nicht länger widersetzen mochten. Und so geschah es denn, dass inmitten eines tobenden Schneesturmes die Heersäulen beider Völker aus ihren Niederungen aufbrachen und den unter klirrendem Eise begrabenen Gebirgszug überschritten, in der Richtung, die der Friedenswidder bezeichnet hatte. Zwischen den letzten Klippen einer weitausschauenden Höhe her-

es geschehen, dass wider alles Erwarten aus der steten Kampfbereitschaft ein leidlicher, nur durch gelegentliche kleine Balgereien unterbrochener Waffenstillstand hervorgieng, der unversehens Dauer gewann und sich schließlich, trotz ungemindert fortbestehender Spannung, auf eine ganze Reihe von Jahren erstreckte. Aber das Feuer hörte nicht auf, unter der Asche zu glimmen, und wie Hannibal von Jugend auf zur Feindschaft gegen die Römer erzogen worden war, so sogen fortan die jungen Lämmer die Abneigung gegen die Sippe der Ochsen schon mit der Muttermilch ein, und die hoffnungsvollen Kälber den Hass gegen das Geschlecht der Schafe.

Im übrigen lebte man so gut oder so schlecht, als es in der arktischen Moossteppe überhaupt möglich war, bis äußere Umstände eine Wendung in den ruhigen Verlauf der Dinge brachten. Einem ausnahmsweise trockenen Sommer, der den ohnedies spärlichen Pflanzenwuchs frühzeitig verdorren machte, war ein Winter von unerbittlicher Härte gefolgt, wie selbst die ältesten Steppenthiere noch keinen erlebt zu haben sich erinnern konnten. Die Kälte war so beißend, dass es unmöglich war, mit der Zunge über die Nase zu lecken, ohne dass sie festfror, und der Schnee lag haushoch gethürmt, es war ein schier endloses Stück Arbeit, bis auf den Boden hinunterzugraben, um zu einiger spärlicher Äsung zu gelangen. Die allgemeine Noth verschärfte den zwischen den Parteien schlummernden Groll und führte zu neuerlichem Ausbruch der Feindseligkeiten. Überfälle und Unbilligkeiten aller Art waren an der Tagesordnung. Einmal hatten Schafe den steinharten Schnee mit vieler Mühe aufgescharrt, um ein paar dürre Flechten zu erlangen, die auf dem Felsengrund zurückgeblieben waren, da fiel ein vor Hunger rasender Rudel Ochsen hinterrücks über sie her, stieß sie über den Haufen und raubte ihnen den Lohn ihrer Arbeit. Ein andermal entführten Widder eine junge Kalbin, die sich unvorsichtig von ihrer Herde entfernt hatte, schleppten sie ins feindliche Lager und zwangen sie, die halbverhungerten Lämmer mit der Milch ihres Euters zu stillen. Nachgerade wurden derartige Rechtsverletzungen allgemeine Übung, die Verrohung der Sitten nahm in schreckenerregender Weise überhand. Tagtäglich gab es erbitterte Zusammenstöße mit blutigem Ausgang, die öffentliche Sicherheit war zur Sage geworden und das Leben im Werte tief gesunken. Beinahe in jeder Familie herrschte Trauer, und wenn ihr nicht der Hunger das eine oder andere ihrer Mitglieder entrissen hatte, so beklagte sie dafür die Todten, die den Hörnern der Feinde zum Opfer gefallen waren.

Mitten in diesem allgemeinen Elend, welches durch die hunderttägige Nacht, die über der Moossteppe lag, noch höllisch gesteigert wurde, stand plötzlich unter den Widdern ein schwärmerischer Jüngling auf, den Frieden zu predigen. Die junge Generation, sagte er, mit ihren neuen

Eine Weile waren sie völlig sprachlos vor Verwunderung. Endlich fand einer der Klügsten seine Stimme wieder:

„Schafochsen — gibt es denn so etwas überhaupt?"

Der Nordpolfahrer wurde ungeduldig. „Freilich gibt es das", sagte er, „und Eure eigene Existenz ist der beste Beweis dafür. Weil Ihr aber schon so ungläubig seid, so könnt Ihr Euch selbst davon überzeugen, wenn Ihr einen Blick in diese Naturgeschichte werfen wollt."

Er ließ sich von einem Manne, der hinter ihm stand, ein dickes Buch reichen, schlug es auf und hielt es ans Licht des Scheinwerfers. Da erblickten sie ihr eigenes Abbild, sprechend ähnlich, halb Büffel, halb Widder, und darunter stand schwarz auf weiß gedruckt: „Der gemeine Schafochse (Ovibos moschatus)."

Abermals waren sie sprachlos vor Staunen. Bis endlich wieder eine Stimme aus der Herde laut wurde.

„Moschatus? Und warum denn eigentlich moschatus?"

„Das ist lateinisch", sagte der Nordpolfahrer, „und bedeutet, daſs Ihr nach Moschus stinkt."

Nun wurden sie aber ärgerlich. „Nach Moschus? Wer kann uns nachsagen, daſs wir nach Moschus röchen? Davon müſsten wir doch auch etwas bemerkt haben!"

„Ihr habt eben den Geruch schon in der Nase," sagte der Nordpolfahrer. „Ihr seid nie was andres gewohnt gewesen. Aber Ihr könnt mir's glauben, daſs Ihr sogar ganz abscheulich nach Moschus stinkt, und daſs Euer Fleisch gänzlich ungenießbar ist. Dieser bezeichnende Geruch allein schon beweist zur Genüge, daſs Ihr alle miteinander zu derselben Sippschaft gehört."

Jetzt fiengen sie an sich zu schämen, aber der Mann auf dem Schiffe ließ ihnen keine Zeit dazu. Er that, als hätten ihre Fragen und Zweifel ihn aufgebracht. Ach, sie waren ja so gedemütigt und wagten kaum zu mucken. Aber es schien, als hätte er plötzlich das Bedürfnis, Händel mit ihnen vom Zaune zu brechen.

„Übrigens, wenn Ihr mir nicht glauben wollt —" schrie er. „Habe ich Euch gerufen? Bin ich hieher gekommen, um Euch Naturgeschichte zu lehren? Glaubt Ihr, daſs ich diese ganze verdammte Reise unternommen habe, um mich mit Euch zu unterhalten? Den Nordpol erreiche ich ohnedies nicht, weil Euer tückisches Eis mich festnagelt. So wollen wir halt ein bisschen auf Euch schießen. Ein paar Schafochsen-Häute und -Hörner müssen wir wenigstens nach Hause bringen, das werdet Ihr doch einsehen? Also nichts für ungut, bös gemeint ist es nicht!"

Und da krachte auch schon eine Salve vom Bord des Schiffes, und eine ganze Anzahl der schönsten und stattlichsten Thiere wälzte sich

vorbrechend, sahen sie im dämmernden Zwielicht der nordischen Winternacht einen zugefrorenen Fjord vor sich liegen, aus dem etwas dunkles aufragte, wie ein riesiges Haus von abenteuerlichen Formen. Und im Bauche dieses schwarzen Kolosses, der ununterbrochen qualmende Rauchwolken in die Nebelluft hinausblies, leuchtete es wie von Monden und Sternen, glühte es wie von Sonnen und Nebensonnen, brannte und flackerte es wie der rothe Schein des Nordlichtes.

Es war das Schiff eines Nordpolfahrers, der im Eise festsaß und gezwungen war, den Winter hier abzuwarten. Der Besuch schien ihm nicht ungelegen zu kommen, denn schon wartete er an Bord seines Schiffes, umgeben von seiner Mannschaft, die lange eiserne Röhren in den Händen hielt, wie man sie in den Tundren noch nicht gesehen hatte. Und sobald alle Thiere versammelt waren, ließ er aus einem elektrischen Scheinwerfer einen ungeheuren Lichtkegel auf die Herde fallen, der grell leuchtete wie die leibhaftige Sonne. Stumm vor Staunen und halb geblendet durch das unerwartete Licht, glotzten die durch Hunger und Kälte herabgekommenen Thiere zu dem Manne empor, von dem ihnen das Heil kommen sollte.

Jetzt erhob er seine Stimme, die weithin über den Fjord hallte, und sagte: „Mein Scheinwerfer leuchtet Euch durch Herz und Nieren, und ich sehe, dass viele von Euch noch immer nicht willens sind, Frieden zu schließen. Ich will aber, dass Ihr einander lieben sollt, denn es gäbe rein gar nichts mehr zu jagen in diesen öden Tundren, wenn Ihr Euch gegenseitig zerfleischt und ausrottet. Darum sollt Ihr mir versprechen, Euch meiner Entscheidung unbedingt zu unterwerfen und fürder in Eintracht miteinander zu leben. Wollt Ihr dies, so sprecht ein lautes, vernehmliches Ja!“

Unzählige Glotzaugen waren auf ihn gerichtet mit andachtsvollem Ausdruck. Sie verstanden nicht genau, was er sagte, aber es kam ihnen erbaulich vor, und sie waren zu sehr in seinem Banne, als dass sie nicht bereit gewesen wären zu thun, was er von ihnen verlangte. Die Ochsen bemühten sich also mit einem lauten „Muh“ zu antworten, und die Schafe mit einem vernehmlichen „Bäh“. Es kam aber nur jener dumpfe, grunzende Laut zum Vorschein, der ihnen allen gemeinsam war.

Der Nordpolfahrer schien davon vollkommen befriedigt. „Gut“, fuhr er fort, „so vernehmt denn meinen Schiedsspruch. Die Schafe haben recht, denn Ihr seid Schafe, wie Euer Vließ, Euer Schwanz, und mehreres sonst beweist. Aber auch die Ochsen haben recht, denn Ihr seid auch Ochsen, was sich an Euren Mähnen, an Euren Hufen und an mancherlei anderen Anzeichen erkennen läßt. Und somit habt Ihr beide recht, denn Ihr seid Schafe und Ihr seid Ochsen, oder um es mit einem einzigen Worte zu sagen: Schafochsen seid Ihr!“

Laster zu studieren, die der Besitz ausbrütet oder die Sehnsucht nach Besitz. Enthüllt sich dann der Gegenstand, um den die Gemüther sich erhitzten, als hohle Nuss, so hat man ein getreues Abbild davon, wie es auch bei den Menschen zugeht, wenn sie ihr Herz, mehr als gut ist, an nichtige Dinge hängen.

Fraß und Völlerei, Zorn, Trägheit und Unkeuschheit konnte ich beobachten, unverhüllter und unverblümter wie im ruppigsten Theaterstück von gestern. Acteurs waren Meerkatzen, Mandrils, Paviane und verwandte Herren und — selbstverständlich auch Damen. Aber auch Werke der Barmherzigkeit habe ich üben sehen in dieser geschwänzten Republik. O, die Creatur, selbst wenn sie hinter Gitterstäben sitzt, ist nicht so grundschlecht, als verbitterte Gemüther manchmal glauben machen wollen. Mit eigenen Augen sah ich Hungrige speisen und Durstige tränken, liebevoll und samariterhaft. Ich sah Kindesliebe und Elternliebe, ganz menschlich schön. Sah Freunde sich gegenseitig kleine Dienste erweisen. Sah Sünder bestrafen, Unwissende lehren, Zweifelhafte berathen und Betrübte trösten. Nur eines sah ich nicht: Unrecht mit Geduld leiden und dem Beleidiger verzeihen. Dieses habe ich im Affenkäfige nie beobachten können, es ist wohl zu schwer, zu groß. Aber es gibt ein Thier, welches auch dessen fähig ist: der Hund, der dem Menschen zwar nicht der Leibesbeschaffenheit nach, wohl aber durch geistigen Verkehr um so vieles näher steht als der Affe.

Gern halte ich mich auch vor dem Bärenzwinger auf. Den braunen, schwerfälligen Ungethümen sieht man es an, dass sie eigentlich gutmüthige Bursche sind, die lieber Honig lecken als Blut. Wenn ein Prinz im Märchen in etwas Schlimmes verwandelt wird, so ist es meistens ein Bär. Aus der Bärenhaut kann er immer wieder ins Menschliche zurückkehren, niemand trägt ihm die böse Vergangenheit nach. Gegen einen Prinzen, der einmal ein Wolf gewesen, bliebe immer ein gewisses Misstrauen. Man könnte ihm nie mehr so recht von Herzen gut sein. Aber ein Zottelbär — warum nicht? So hat das Volk, dessen Urtheil selten irrt, den Meister Petz begutachtet. Der Bär erinnert mich immer an eine Art plump gerathener Menschen, die mit naivem Eifer ihren Weg gehen, bei jeder Gelegenheit stark schwitzen und tüchtige Esser sind. Geht es ihnen schlecht, so rasen sie nicht, scheinen sich in ihr Schicksal zu ergeben, werden aber ganz stumm und sehen traurig aus. Der braune Bär soll bekanntlich brummen; ich habe nie einen in Gefangenschaft befindlichen Bären brummen hören. Er trägt sein Leid schweigend, er demüthigt sich sogar, indem er von Hunger gefoltert seinen Rachen aufreißt und sein bläuliches Zahnfleisch zeigt, um einen Semmelbrocken aufzufangen, den die Leute ihm zuwerfen. Aber er empfindet vielleicht schmerzlicher als andere eingekerkerte Raubthiere den Mangel an Freiheit

in ihrem Blute. Wahnsinnig vor Schreck wendeten die übrigen sich zur Flucht, ein fürchterliches Gedränge, ein wilder Tumult, brüllend purzelten die verängstigten Thiere übereinander. Die Mannschaft hatte rasch ihre Büchsen wieder geladen, abermals donnerte das Verderben durch den wiederhallenden Fjord, wiederum sahen die Fliehenden ihre Genossen hinstürzen in den blendend leuchtenden Schnee, bunt durcheinander, Ochsen und Schafe, ohne Wahl, ohne Unterschied, und alle die Sterbenden vergossen dasselbe rothe, warme Blut. Von Angst gepeitscht stoben die Überlebenden über den hart gefrorenen Boden dem Gebirge zu und suchten Schutz in der schwarzen, hunderttägigen Nacht ihrer Tundra.

*
* *

Es ist schon einige Jahre her, seit diese Dinge sich ereignet haben, aber erst kürzlich wurde ich wieder daran erinnert. Im Schönbrunner Thiergarten war es, den ich aufzusuchen selten versäume, so oft mein Weg mich nach Wien führt. Man bereichert seine Menschenkenntnis so unglaublich, wenn man die stummen Geschöpfe hinter ihren Eisengittern beobachtet. Wie die schwarzen oder gefleckten Pardelkatzen ihre schlanken Leiber dehnen! Wie sie plötzlich zu einem graziösen Sprung emporschnellen! Man sollte meinen, ihr Lebensgesetz sei die Anmuth und die Natur habe sie geschaffen, um die Schönheit zu zeigen, die der Elasticität der Glieder, die einem harmonisch bewegten Muskelspiele innewohnt. Gewissermaßen wie Künstler kommen sie einem vor, wie sichere Akrobaten oder schmiegsame Tänzerinnen, die lediglich dazu da sind, die Vollkommenheit organischen Lebens durch Bewegung darzustellen, die Reize eines ebenmäßig durchgebildeten schlanken Körperbaues durch ihre Erscheinung zu vergegenwärtigen. Aber auf einmal belehrt ein Blick aus grünschillernden Augen, dass sie trotz ihrer schönen Leiber gefährliche Bestien sind, die nichts anderes sinnen und denken als Hinterlist und Mord.

Vom Affenkäfig will ich gar nicht reden; jedermann weiß, welche Fülle von — beinahe hätte ich gesagt — menschlicher Leidenschaft sich dem aufmerksamen Beobachter da entfalten kann, wenn er ein bisschen Glück hat. In einem kleinen halben Stündchen habe ich einmal alle sieben Todsünden vor mir aufmarschieren sehen, dass es eine Freude war — oder vielmehr beinah' ein Leid, denn ein wenig fühlt man sich doch verantwortlich für das, was solche Thiere treiben, die Hände haben, fast wie wir, und hinter ihren dicken Augenbrauen manchmal so brüderlich herausäugen. Der Hoffart vor allem, der begegnet man auf Schritt und Tritt. Sie ist nach der Bibel das älteste Laster und stammt gewiss noch aus vormenschlicher Zeit. Geiz und Neid findet man in den ausgeprägtesten Typen — man braucht nur eine leere Schachtel oder ein zusammengeknülltes Zeitungspapier in den Käfig zu werfen, um die

trauen wollte. Die Stimme kam ganz deutlich aus seiner Muffel hervor und klang halb wie ein Blöken, halb wie das Muhen eines jungen Rindes.

„Ach Gott“, sagte er demüthig und neigte wie beschämt seine Hörner, „wir stinken alle miteinander nach Moschus und unser Fleisch ist ungenießbar.“

---

# Ein Glücklicher.

Von **Alexander Engel.**[1])

Hunderttausend Gulden! Es war unmöglich — alles verdunkelte sich vor meinen Augen, ich konnte keinen Gegenstand in meinem Zimmer unterscheiden, ich sah nur lauter große rundliche Nullen, die über meinem Kopfe hüpften, aus purem Mitgefühl kicherten und lachten, dass es eine Art hatte. Hunderttausend Gulden! Ich konnte mich nicht beruhigen, die langgestreckte Zahl berauschte mich, und ihre Nullen verliehen mir einen ungeahnten Wert. Ein Haupttreffer und gerade jetzt am kritischen Letzten des Monats. Herr Gott, Du bist zuweilen übermüthig in Deiner Güte! Ich wusste nicht, was ich mit mir anfangen sollte. Noch einmal nahm ich das Zeitungsblatt zur Hand und verglich und prüfte jede Ziffer für sich. Es stimmte. Ein Druckfehler war doch ausgeschlossen. Fort mit so überflüssigen Zweifeln. Und ich segnete die guten Zeitungsschreiber und bat ihnen all das Unrecht ab, das ich ihnen in Gedanken zugefügt. Sie sind ja in der That brave Menschen und bringen manchmal in der uneigennützigsten Weise die interessantesten „Personal-Nachrichten“.

Ich dachte nach, in welcher menschenwürdigen Form ich meinen jubelnden Empfindungen Ausdruck verleihen sollte. Sich nach allen Regeln der Athletik auf den Kopf stellen? Wie abgebraucht? Der gewöhnlichste arme Teufel pflegt das in ähnlichen Situationen zu thun.

Ich hatte das unabweisbare Bedürfnis, irgend etwas zu umarmen, ohne Rücksicht auf Stand, Alter und Geschlecht, am liebsten wäre ich sofort trunken auf die Gasse geeilt und hätte dem erstbesten vermögenslosen Mädchen eine ernste, auf einer reellen Basis ruhende Liebeserklärung gemacht. Im Zimmer sind ja schließlich der für einen so festlichen Moment entsprechenden Freude recht enge Grenzen gesteckt. Und schablonenhaft will ich mich nicht benehmen — das wäre eine Profanation des köstlichen Geschenkes, das mir das Schicksal in einer unberechenbaren Laune am einunddreißigsten des Monats in den Schoß geworfen.

---

[1]) Aus dessen anmuthigem Büchlein: „Hochzeitsreisen. Stille Geschichten.“ E. Pierson Dresden. 1901.

und die auf ihm lastende Langeweile, weil ihm die Energie des Hasses fehlt, die dem Tiger, dem Jaguar, dem Lux, dem Wolf, dem Schakal oder der Hyäne über manche böse Stunde der Gefangenschaft hinweghilft.

Bei meinem jüngsten Besuche in Schönbrunn gewahrte ich, vom nervösen Känguruh und der glatten Fischotter kommend, die meine besonderen Lieblinge sind, ein Täfelchen mit der Aufschrift „Ovibos moschatus.“ Man kann sich leicht denken, wie ich mich freute, einmal einen Schafochsen von Angesicht zu sehen, denn früher war diese Gattung in der Menagerie nicht vertreten gewesen. Die Thiere schienen erst vor kurzem aus dem hohen Norden eingetroffen zu sein, es waren fünf oder sechs Exemplare mit starken, dunklen Mähnen und gewaltig gewundenen Hörnern. Sie hatten in ihrem abgemauerten Hofe Raum genug umherzugehen, standen aber alle in einem Winkel beisammen, stumm und ernst, und einige legten ihre Köpfe, um auszuruhen, über die Nacken der anderen. Die Futterraufe an der Wand war mit duftendem Heu gefüllt, aber sie aßen nicht davon, möglicherweise waren sie damit beschäftigt wiederzukäuen, vielleicht ihre Äsung, vielleicht auch nur ihre dumpfen Gedanken an die ferne Heimat.

Es war ein warmer Tag, und ich hatte den Eindruck, dass sie unter der Hitze litten und sich nach einem tüchtigen Schneesturm sehnten. Die stillen Thiere dauerten mich. Ich rief sie an, lockte sie, indem ich ihnen ein Stück Brot zeigte. Sie äugten eine zeitlang scheu zu mir herüber, endlich entschloss sich wirklich einer von ihnen und kam zutraulich näher. Er schien sich in die neuen Verhältnisse bereits geschickt zu haben. Bedächtig nahm er das Brot aus meiner Hand und steckte, nachdem es aufgezehrt war, die Schnauze zwischen dem Gitter hindurch, wie um nach mehr zu verlangen. Ich konnte ihm nichts mehr geben und musste mich darauf beschränken ihn an der Stirne zu krauen, was er sich mit sichtlichem Behagen gefallen ließ.

„Nun, warum seid Ihr denn so traurig?“ fragte ich ihn. „Sehnt Ihr Euch wohl in die Freiheit?“

Er blieb stumm und sah mich mit seinen Glotzaugen unverwandt an. Ich wunderte mich, während ich fortfuhr ihn zu liebkosen, über die ungeheuer schweren Hornwülste, die ihm über der Stirne saßen, und aus denen die mörderisch spitzen, widderartig gewundenen Hörner entsprangen.

„Und wie steht's in der Heimat?“ fragte ich weiter. „Wird fleißig gerauft? Seid Ihr noch wild aufeinander und gibt es noch immer Bruderkriege?“

„Ach Gott“, sagte er mit einem Seufzer — ja, ich hab' es wirklich und wahrhaftig gehört, obgleich ich selbst meinen Ohren kaum

einige Schritte gegangen, da fiel mir ein, dass es eine Undankbarkeit gegen das Schicksal sei, nun zu Fuß den Lebensweg zu wandeln. Ich nahm mir einen Fiaker. Herrlich! Das war eine Wonne, da im „Fond“ zu sitzen und herabzuschauen auf das bunte Gewoge. Und ich lehnte mich mit vornehmer Nachlässigkeit hin und sann und träumte. Blitzartig flog ich durch Italien, Frankreich und Spanien, ich lachte, jauchzte und liebte in allen Ländern, unter allen Breitegraden — — ich sah mich in goldstrotzenden Palais, die mein Eigenthum waren und weit über meine Vermögensverhältnisse giengen. Ich besaß jene gewissen geräuschlosen Diener, wie sie in den wohlhabenden Conversationsstücken der Franzosen unheimlich still über die weichen Teppiche schreiten. Ich besaß mein eigenes, hochelegantes „Coupé“, davor distinguierte Pferde standen und nur auf die Ehre warteten, mit mir in rasendem Galopp davon zu „stürmen“. Und die armen Menschenkinder, die da unten „geschäftig“ sich tummelten, geplagt von Berufssorgen und profanen Eitelkeiten, thaten mir von ganzem Herzen leid. Und ich wünschte ihnen allen gerührten Herzens mehr oder weniger bedeutende Treffer. — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Schon am nächsten Tag beehrten mich meine Gläubiger mit ihrem Besuche. Sie erkundigten sich mit einer seltenen Wärme nach meinem Wohlbefinden. Selbstverständlich stehen sie mir „nach wie vor“ zur Verfügung, ich wisse ja, dass ich bei ihnen seit jeher unbegrenzten Credit genieße. Ich hatte ihnen also Unrecht gethan, als ich sie für stumpfe, gefühlsarme Menschen hielt. Ich pumpte keinen einzigen an, trotzdem die Versuchung mich so hart bedrängte, und die Macht der Gewohnheit schwer auf mir lastete. Im Gegentheil, ich versprach ihnen, sie gelegentlich bis auf den letzten Pfennig zu bezahlen. „Damit hat es keine Eile“, erwiderten sie wie im Chor. Und sie boten mir neue Waren an: Teppiche und Möbel, Kleider und Kinderwäsche: das Unglaublichste, wonach mein Herz möglicherweise sich hätte sehnen können. Ich war so gut gelaunt, so freigebig, dass ich zu allem mechanisch unzählige „ja“ sagte. Das sind nützliche Gegenstände, die man zu so billigen Preisen immer verwerten kann, beruhigte ich mein altes sparsames Ich. — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die einstigen Freunde kamen herbeigeeilt und umarmten mich mit einer Sentimentalität, die eines höheren Haupttreffers würdig gewesen wäre. Sie fanden tausend neue Vorzüge an mir, um ihrer Anhänglichkeit eine Begründung zu geben. Natürlich wollten sie stets um mich sein, Freud' und Leid mit mir theilen, mich stets mit Rath und That unterstützen. Sie trugen das Herz auf der Hand, brachten die

Als das Wichtigste erschien mir vorderhand: die Eincassierung des Glücks. Das musste natürlich sofort geschehen. Man kann ja nicht wissen. Ich traue keinem Menschen einen solch respectablen, auf legitimem Wege schwer erreichbaren Betrag an, nicht einmal dem hohen Finanzärare. Es kann plötzlich das europäische Gleichgewicht erschüttert werden, es kann das Geld im Preise sinken, es kann einem ehrgeizigen Diplomaten die reformatorische Idee einfallen, von nun ab Haupttreffer überhaupt nicht mehr auszahlen zu lassen. Drum rasch in die nächste Wechselstube gelaufen und das Glück eincassieren! — — — — — — — —

Anstandslos wurde mir der Betrag ausbezahlt. Wie unvorsichtig doch die Leute sind: das Los konnte ja auch gefälscht sein. Die Escomptegebür, die man mir abzog, werde ich nur schwer verschmerzen — denn ich hatte mir ja fest vorgenommen, vorläufig das Geld in runder Summe zu belassen und es erst später anzugreifen. — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Ich konnte mich an den schönen glatten, farbigen Banknoten nicht sattsehen. Sie waren alle ganz gleich und doch erschien mir die nächste Note immer liebenswürdiger als die vorhergehende. Wie das lieblich rauschte und knisterte! Ich fuhr über die einzelnen Päckchen hin: ein Wohlgefühl beschlich mich. Aber — hätte ich nicht lieber Silber oder Gold nehmen sollen? Das ist vielleicht sicherer. Bei Papier kann füglich ein Elementar-Ereignis eintreten, das eine mehrpercentige Entwertung mit sich bringt: irgend eine Massenproduction von Banknoten in den Staatsdruckereien, oder sonst eine naheliegende Finanzkatastrophe.

Mit Mühe zerstreute ich meine pedantischen Bedenken. Na, der heutige Tag sollte dem Leben gewidmet sein, dem heiteren tollen Leben. Essen und Trinken nach Herzenslust: das Gediegenste, nein, das Theuerste. Ich werde es schon treffen, mit einemmale ein vollendeter Gourmand zu sein! — — — — — — — — — — —

Und ich betrat ein luxuriöses Restaurant, in welchem elektrische Flammen glühten, schwarzbefrackte Kellner mit höchster Eleganz hin- und herhuschten, beladen mit den exquisitesten Erzeugnissen der heimischen Kochkunst. Ich weiß nicht, was ich bestellte, ich aß und trank in einemfort — — — deutsche Etiquetten nickten mir mit falscher Süße zu, der Rebensaft aus den Bergen der Champagne grüßte mich freundschaftlich. — — Dann sah ich alles doppelt, alles, alles, auch die Rechnung. Mit einem Wagen wurde ich nach Hause transportiert. —

— — — — — — — — — — — — —

Ja, ein Reicher fällt nicht vom Himmel. Auch der Reichthum ist eine Kunst, die erlernt sein will. Ich gieng spazieren. Kaum war ich

Gestern habe ich den Gläubiger hinausgeworfen, der mir eine Ladung Kinderwäsche lieferte, die ich angeblich bestellte. Ich lachte ihn aus, er sah mich befremdet an und er ließ eine Rechnung zurück. Ebenso habe ich einem halben Dutzend Heiratsvermittlern, die mir die besten Partien der Stadt zu den billigsten Provisionen offerierten, die Thüre gewiesen. Ich habe mich in meinem Zimmer eingesperrt und bin für niemand zu sprechen. Ich rechne und rechne. — Das was ich an Luxusartikeln in aller Gemüthsruhe für den Anfang meines Reichthums bestellt, macht so und so viel. — Die bisherigen Ausgaben betragen so und so viel. — — Die reellen Ansprüche meiner Freunde beziffern sich auf so und so viel — macht — in Summe 255.000 Gulden. Das ist ja ein ganz nettes, achtbares Resultat. — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Und ich setzte mich an meinen vornehm geschnitzten Schreibtisch und träume — — Pardon! — — theile meinen Freunden mit, dass ich wegen ungeordneter Vermögensverhältnisse, die ich mir infolge eines Haupttreffers zugezogen, eine Reise antreten müsse. Alle ihre berechtigten Forderungen sollen selbstverständlich genau erfüllt werden, sobald ich zurückkehre. Ich habe von ihren präcis gestellten Wünschen detaillierte Vormerkung genommen, in Ziffern ausgedrückt betrügen sie 255.000 Gulden. Mein nächstes Bestreben sei es daher, weitere zwei Treffer zu machen — sobald dies geschehen wäre, würde ich nichts Eiligeres zu thun haben, als nach Wien zu fahren, um sie in meine reichen Arme zu schließen. Bis dahin mögen sie sich ohne den treuen Freund in diesem Jammerthale behelfen.

Und mit erleichtertem Herzen setze ich mich in ein Coupé erster Classe: Wien—Venedig und dampfte ab, entgegen einem milderen Klima, entgegen dem blauen italienischen Himmel, der leicht lachen kann, weil er noch keinen Haupttreffer gemacht hat!

— —

## Walther von der Vogelweide.

Wer in seinem Liebesleide
Nicht mehr weiß, wo aus, wo ein —
Walther von der Vogelweide,
Der thut gut, bei Dir zu sein!
Sei ihm Trost in diesem Leide,
Walther von der Vogelweide! — — —

Vor nun bald achthundert Jahren
Bist Du, schwer in Acht und Bann,
Durch das Donauland gefahren
Als ein heimatloser Mann.
Fürstengunst wird oft zum Leide,
Walther von der Vogelweide!

Aber Dir im treuen Herzen
Lächelte so süß und mild,
Wie bestrahlt von tausend Kerzen,
Fürstlich hoch ein Frauenbild.
Freude ward Dir da im Leide,
Walther von der Vogelweide!

Aus dem trauernden Gemüthe,
Das das Süßeste verlor,
Brach nun Blüte über Blüte,
Lied für Lied brach nun hervor,
Dir zum Trost im tiefen Leide,
Walther von der Vogelweide!

gefühlvollsten Phrasen mit und priesen die selbstlose Freundschaft als die erhabenste Errungenschaft des welkenden Jahrhunderts. Der eine äußerte nur einen bescheidenen Wunsch für eine festliche Geburtstags-Gelegenheit, der andere bat mich, ihm als treuer Freund bei der Ordnung seiner Verhältnisse mitzuhelfen, der dritte wollte augenblicklich seinen Posten verlassen und mich nach Italien begleiten und der vierte, fünfte, zehnte „merkte“ sich auf dieses und jenes „vor“. Ich war gebürend weichherzig, dankte für die ehrliche „Theilnahme“, versprach nach bestem Vermögen alle ihre Wünsche zu erfüllen, und brachte schließlich ein schallendes Hoch aus, auf die echte, nie verlöschende Freundschaft. Sie stimmten mit gerührten Kehlen ein und empfahlen sich herzlich, indem sie mir ein „Auf baldiges Wiedersehen“ zuriefen. — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Einige Tage darauf ertappte ich mich dabei, dass ich eine Stunde nicht an meinen Haupttreffer gedacht hatte. Ich ärgerte mich über meine Undankbarkeit. Und ich wandelte langsam durch die Straßen, sah mir die reichen Auslagen an, um Nippes für meine Zimmer anzuschaffen. Nichts gefiel mir. Alle diese Dummheiten reizten nicht meine künstlich angefachte Kauflust. Ich suchte irgend einen Gegenstand, der mir begehrenswert hätte erscheinen können. Alle Preise kamen mir zu hoch vor, nirgends winkte ein Gelegenheitskauf — denn ich wollte das Geld behalten, das ich durch Zufall erworben hatte. Ich gedachte mich auf die Sparsamkeit zu dressieren und meine leichtsinnigen Talente einzudämmen. Das Fahren mit der noch immer schön dahinrollenden Equipage bereitete mir ohnedies kein Vergnügen mehr. — — Das konnte ich ja jeden Moment haben! Der Besitz ernüchterte mich und die Enttäuschungen, die er im Gefolge hat, drängten sich keck an mich heran. — — —

— — — — — — — — — — — — —

Die Gläubiger lieferten pünktlich all die Waren, die ich im Freudenrausche bestellt hatte. Meine Wohnung sah prächtig aus. Sie war vollgepfropft mit den wertlosesten und kostspieligsten Gegenständen, die gewinnsüchtige Kaufleute an den Mann bringen können. Ich ärgerte mich über meine Gutmüthigkeit, mit der ich in Gläubigerkreisen die Nachricht von meinem Treffer verbreitet hatte. — — — — — — —

Die Freunde nahmen meine gedankenlosen Versprechungen ernst und mahnten mich an meine Pflichten. Immer klingelte ein anderer. Und ihre leeren Erkundigungen nach meinem Wohlbefinden wurden mir monoton, sie beleidigten mein Ohr — — ich hörte den Egoismus heraus und der Reichthum lehrte mich eine Verachtung, die ich bisher nicht gekannt hatte. — — — — — — — — —

bischen Abhärtung schadet auch nicht. Es ist mein Ernst, ich will in einem Bauernhause als gewöhnlicher Dienstbote arbeiten, wenn mich so jemand aufnimmt. Lohn beanspruche ich nicht, diene für Bett und Kost. Ich will genau so gehalten werden, wie jeder andere Knecht, nur verlange ich für meine Arbeit anfangs eine kleine Rücksicht, bis die Übung da ist, dann hoffe ich meine Sache anständig zu leisten."

Der Steirer besah sich den strammen, ernst angelegten Burschen einmal recht gründlich, und als er von dem völligen Ernste des Bauernknecht-Candidaten überzeugt war, suchte er in seiner Heimatgegend für ihn eine Stelle. In einem engen Seitenthal des Murthales, hoch oben zwischen Wald und nahe den Almen, stundenfern von Straße und Eisenbahn ergab sich in einem alten mittelgroßen Bauerngehöfte ein Platz. Der Bauer war zuerst nicht ohne Misstrauen gegen den „Herrenknecht" und meinte, da sei wohl ein tolles Studentenstückel dahinter oder sonst was. Wenn der junge Herr aber die paar Monate schon gern kostenlos auf der Bauernschaft verleben wolle, so könne er ihm vielleicht die kleinen Buben, er habe deren ein halbes Dutzend, ein wenig im Lesen und Schreiben unterrichten.

„Ein Schulmeister! Nein, so haben wir nicht gewettet", sagte der Student, „ich vergebe mich nur als Knecht, und wer mich als solchen nicht brauchen kann, der soll's gerade sagen."

„Nu, halt ja", meinte der Bauer, „unser Herrgott hat allerhand Kostgeher. Probieren wir's halt einmal mit einem Stadtherrn, das Grasmähen und das Mistführen."

Der Student war aufgenommen. Er zog aus seinem Rucksack graues Zwilchgewand hervor, zog es an und langte nach Arbeit aus. Das Gesinde bestand aus einigen alten Dirnen und ruppigen wortkargen Knechten, gutmüthige Leute, aber nicht die unterhaltlichsten und saubersten. Mit dieser Gesellschaft aß er nun am großen Tisch aus einer Schüssel und in der Knechtkammer wurde ihm ein Strohbett angewiesen, das zu kurz war und eine feuchte mürfelnde Decke hatte. Am nächsten Morgen um drei Uhr gieng der Großknecht durch das Haus und polterte mit einem Knittel, den er an die Wände stieß, die Leute vom Schlafe auf. Mürrisch zog man sich an, wusch sich am Brunnen das Gesicht und dann nahm jeder seine Sense. Auch unser Student bekam eine und so gieng's hinaus auf die noch dämmerige thaunasse Wiese. Die Mühsal des jungen Bauernknechtes soll weiter nicht beschrieben werden. Nach drei Stunden harten Mühens kam das Frühstück, reichlich, aber nicht nach städtischem Geschmack. Die übrigen Mahlzeiten ähnlich. Der Student hatte gefürchtet, es würde ihm bei Tische die geistige Anregung fehlen. Die fehlte ihm nicht, denn er war zu müde, und so aß er gleich den anderen schwerfällig und wortkarg Milchsuppe und Sterz

Und bei diesem süßen Klingen
Ward Dein Herz aufs neu' gesund.
Mög' es jedem so gelingen,
Dessen Herz von Liebe wund!
Weise warst Du so im Leide,
Walther von der Vogelweide!

Wer in seinem Liebesleide
Nicht mehr weiß, wo aus, wo ein,
Walther von der Vogelweide,
Der thut gut, bei Dir zu sein!
Sei ihm Trost in diesem Leide,
Walther von der Vogelweide! — — —

Franz Karl Ginzkey.

## Universitätsstudenten als Bauernknechte.

Vor Jahren, als mein Roman „Erdsegen" ins Land gieng, war an manchen Orten kein schlechtes Geschrei. — „Diesen Hans Trautentorffer, den gibt's nicht. Kein gebildeter Stadtmensch, der's nicht nöthig hat, geht aufs Land, um bei einem armen Berghäusler Bauernknecht zu werden. Das ist eine Phantasiefigur, die sich durch keinen Kunstkniff genügend motivieren läſst." In diesem Sinne hat mancher Recensent die Wahrheit des Buches verworfen. Denn dieser Trautentorffer im „Erdsegen" hatte den Fehler, daſs er literarisch zu sorgfältig motiviert war. Wer die Wahrheit zu heftig betheuert, der kommt in den Verdacht des Aufschneidens. Den Journalisten, der von seiner Zeitung weggeht, um sich im Gebirge auf ein Jahr lang als nothiger Bauernknecht zu verdingen, gar nicht weiter zu begründen, sondern ihn ohne weiteres als nackte Thatsache hinzustellen, wäre besser gewesen.

So hat's der Student gemacht, von dem ich jetzt erzählen will. Der hat keinen solchen Bauernknecht geschrieben, sondern kurz und bündig selbst gelebt. Er war als Sohn eines Kaufmannes aus dem Deutschen Reiche hereingekommen, um an der Wiener Universität Philosophie zu studieren. Als nun die ersten Semester vorüber waren, die Ferien kamen, sagte er zu einem seiner Collegen, der ein Steirer war: „Wüſsten Sie mir vielleicht in Obersteiermark einen Bauernhof, wo man über den Sommer einen Knecht brauchen könnte?"

„Knechte könnten sie freilich überall brauchen, unsere Bauern", sagte der Steirer, „die Dienstboten laufen ja alle davon."

„Gut, ich bin zu haben", sagte der andere. Hierauf der Steirer: „Ein junger Gelehrter mit seinen feinen Händen und mit seinem zarten Stadtmagen dürfte sich nicht vorwiegend zum Kornackern und Düngerheben eignen."

„Das müſste man erst einmal sehen", antwortete jener. „Ich habe in meinem Leben schon mancherlei versucht, manches darunter war mir zuwider. Am zuwidersten aber sind mir die üblichen Studentenferien mit ihren Landbummeleien, Biergelagen, zumeist gemeinen und geistlosen Burschenabenteuern. Ich will einmal was anderes versuchen. Man muſs alles kennen lernen und zwar nicht theoretisch, sondern praktisch. Ein

Dieser gab die Einwände ruhig zu, meinte, es würde „eh wahr“ sein, trieb es aber in der gewohnten Art weiter.

Vom Bauer und von der Bäuerin wurde der junge Mann mit Auszeichnung behandelt, die ihm persönlich ganz wohl that, die aber nicht in seinem Plane lag. Er wollte angespannt sein wie jeder Knecht, während ihm der Bauer oft nur leichte Arbeit gab. Zum Ärger war es dem Studenten oft, dass der Hausvater selber nicht ordentlich zugriff in der Wirtschaft und ihn, den Studenten sogar vom Felde weg ins nachbarliche Wirtshaus mithieß, um dort mit ihm politisieren zu können. Viel fehlte nicht, dass ihn der Student manchmal angetrieben hätte zur Arbeit, als ob er der Herr und jener der faule Knecht wäre. Hatte er sich schon an diese Stelle gesetzt, so wollte er auch etwas vor sich bringen. Der alte Schlendrian war ihm so zuwider, dass er eines Tages sagte: „Nun geht mir ein Licht auf, weshalb es mit Euch Bauern abwärts rollt, Ihr seid faul und Euere Wirtschaft freut Euch nicht. Im Wirtshaus sitzen und über schlechte Zeiten schimpfen, dabei geht jeder Stand zu Grunde.“ „Ist eh wohl wahr“, meinte der Bauer, das war alles. Des Studenten Arbeitsleistungen wurden immer tüchtiger, so dass der Bauer schon anhub, sich hinter den Ohren zu krauen, ob er dem braven Knecht nicht doch auch etwas zu Lohn geben solle. Es wäre ihm lieber gewesen, der fremde Knecht hätte weniger gearbeitet, damit er, der Bauer, vor einer Lohnforderung sicher gewesen wäre. Beschloss aber bei sich, die Sache so lange gut sein zu lassen, bis der Mann selber etwas sagen würde. Das Gesinde stand dem „herrischen Knecht“ gegenüber ungleich. Anfangs hatte es ihn mit Bewunderung oder halb verdecktem Hohn beobachtet, allmählich begann es den fremden schweigsamen jungen Mann zu achten und sich manchmal ein wenig vor ihm zu schämen. Denn seine Arbeiten machte er immer mit fast ängstlichem Fleiße, dazu war ihm alles recht, er raisonierte weder über Kost noch Bett, noch sonst etwas, so dass nun auch das Gesinde beinahe dieselbe Art nachzumachen begann. Obschon mancher in demselben allerdings mehr Grund hatte, auf sein Recht zu pochen, als der Student aus wohlhabendem Hause, der sich freiwillig in diese Lage versetzt hatte und jeden Augenblick davongehen konnte, wenn's ihm nicht recht war. Aber nun war es merkwürdig. So großdenkend er in die Bauernschaft gesprungen war, so überlegen ruhig er anfangs die Widerwärtigkeiten ertragen hatte, allmählich kam — wie von der Umgebung angesteckt — ein kleinlicher Geist in ihn, so eine Art Knechtestolz, wie bei einem ganz gemeinen Bauernblut. Er glaubte, unter dem Gesinde einen gewissen Rang einzunehmen, und war ungehalten, wenn ihm kleinere Arbeiten zugewiesen wurden, selbst wenn solche leichter und angenehmer zu machen waren als andere. Gegen die Düngerarbeit im

in sich hinein. Doch während in der folgenden Nacht die anderen schliefen wie volle Kartoffelsäcke, hatte unser armer Städter mit Plagen zu kämpfen, an die er nicht gedacht. Die ganze Sache war schwerer, als er sich's eingebildet. Selbst der Reiz des Neuen hatte keine rechte Wirkung, so ganz saugte die harte Arbeit und die derbe Kost das Seelenleben auf.

Das ist doch kein Spaſs. Der Freund, der ihn in diesen Tagen einmal besuchte und ihn erschöpft und abgespannt fand, rieth ihm, den Bauernstand wieder aufzugeben. Aber der Student antwortete: „Wofür halten Sie mich? Daſs die Arbeit keine Unterhaltung ist, wuſste ich im voraus, daſs aller Anfang schwer ist, diesen Spruch habe ich schon als ABC-Schütze lernen müssen. Ich halte aus."

Es gibt Leute, ja selbst unter jungem Volk, und sie mehren sich in unseren merkwürdigen Tagen, die mit sich eine strenge Selbstzucht vornehmen, denen es eine Freude macht, aus dem stückweisen Materiale ihrer Eigenschaften einen geschlossenen, starken Charakter aufzubauen, vor allem ihren Willen zu stärken und einmal Vorgenommenes unter allen Umständen durchzuführen. So einer war dieser Student. Er blieb im Bauernhofe so lange, als er sich's beschlossen hatte, mit dem Vorbehalte, dann vielleicht noch länger zu bleiben. Mit der Arbeit, so schwer sie oft war, wurde er vertraut, er mähte und heuete und ackerte bald wie jeder andere. Ausnahmen, die ihm der Bauer gewähren wollte, nahm er nicht an, lebte wie ein Knecht unter Knechten und machte die ganze Wirtschaftsführung zu seiner persönlichen Angelegenheit, als sei er seit jeher auf diesem Hofe daheim. Er sagte nur mehr: Unser Haus, unsere Brache, unser Schimmel! Und an Sonntagen, wenn schönes Wetter war, die Mitknechte aber im Wirtshause saßen, kümmerte er sich um „unser Heu". Er entfernte sich nicht gerne vom Gehöfte oder trachtete stets rechtzeitig dahin zurück und war jede Stunde bereit, mit dem Werkzeuge zuzugreifen. Nach wenigen Wochen waren seine Hände so hart geworden, wie sein Wille; die Sonne hatte das Gesicht braun gemacht, so daſs das Weiße seiner Zähne umso heller blinkte, wenn er lachte. Denn nun lachte er schon häufig, er hatte die Sache untergekriegt, war ihr Herr geworden und gelassen Herr geworden über sich selbst. Also zur inneren Freiheit gelangt, schärfte sein Auge sich für die Eigenarten seiner Hausgenossen, die theils schätzenswert, theils widerlich und theils komisch waren. Er begann die Lebensart, die Sitten zu verstehen, weshalb sie gerade so waren und nicht anders; manches, was ihm anfangs unsinnig vorgekommen, sah er nun begründet und nothwendig; hingegen glaubte er in der Bearbeitung des Bodens, in der Viehzucht, in der Zubereitung der Nahrungsmittel große Thorheiten zu finden und er machte den Bauer darauf aufmerksam.

mit diesem Mann sich einmal tiefer in eine geistige Sache einlassen, so zeigte es sich, dass dem gebülteten Realitätenbesitzer dafür jedes Verständnis und Interesse fehlte und dass alles nur auf die Eitelkeit eines Bildungsphilisters hinauslief. Aus solcher Öde flüchtete unser Städter sich allemal wieder zu den naiven Arbeitsleuten, deren derbe Flüche ihm immerhin noch lieber waren, als die blassen Phrasen des belesenen Bauers.

Mit seinem Dienstgeber wusste der junge Knecht auch nicht viel anzufangen, dieses Mannes Gesichtskreis war gerade so weit als sein achtzig Joch großer Besitz. Alles, was außerhalb desselben vorgieng, war ihm nicht der Rede wert. Er sah nun, wie tüchtig der Fremde sich als Knecht entwickelt hatte, er dachte, es wäre doch gerecht, ihm einigen Lohn zu geben, wöchentlich wenigstens einen Gulden, aber er konnte sich nicht dazu entschließen. Sein Weib — es war viel jünger als der Bauer — hatte einen größeren Interessenkreis; sie hätte für ihr Leben gern erfahren, was es mit diesem zugereisten jungen Menschen denn eigentlich sei. Sie kochte dem Studenten manchmal, wenn er unter Tags ins Haus kam, einige Eier und fragte, während er sie mit Behagen verzehrte, so nebenhin, ob es bei ihm daheim auch so steile Berge gebe und ob ihm seine Mutter auch manchmal Eier gekocht hätte? Seine Antworten waren sehr freundlich, doch wurde sie nicht recht daraus klug. Seine Mutter musste an einem Orte leben, wo es gar keine Hühner gibt, wo die Eier weither zugetragen werden müssen. Ja es schien, dass seine Mutter nicht einmal kochen könne. Da glaube sie es freilich, dass er auf die Bauernschaft gegangen sei.

Er hatte schon wiederholt im steirischen Bauernkalender, der an der Stubenwand hieng zwischen den Fenstern, nachgesehen, ob denn die Zeit nicht schon bald um sei; nun aber die jugendliche Bäuerin sich ihm so freundlich zeigte, eröffneten sich neue Aussichten. Etliche Tage lang beschäftigte er sich damit insgeheim, aber ganz plötzlich und unvermittelt hörte er in sich einen Ruf: Gehört das auch dazu? Schuft! — —

Als am nächsten Samstag der Feierabend kam, trat er hin an den Heuhaufen, in dem der Bauer saß, und sagte kurz und fest: „Bauer, meine Zeit ist aus, ich muss auf die Universität.“

Der Bauer stutzte ein wenig, dann antwortete er: „So sauber, jetzt geht er mir fort. Rechtschaffen gearbeitet und jetzt wieder fleißig lernen in der Schul! Das ist brav.“

„Ich will die Prüfung bestehen“, sagte der Student.

Da der Bauer den Doppelsinn dieses Wortes nicht verstand, so hatte er Zeit, gelassen zu überlegen, wie er diesen Menschen weiter eigentlich nicht mehr nothwendig brauche. Die Ernte unter Dach. Ist

Stall lehnte er sich nie auf, doch wenn er z. B. auf der Weide Vieh hüten oder Botengänge machen sollte, Dinge, die auch Kinder verrichten konnten, da fühlte er allen Ernstes seine Ehre verletzt.

Das Schlimmste an dieser Bauernschaft waren aber lange nicht die Berufsdinge, als die schwere Arbeit, die einfache Lebensweise, die wenige freie Zeit und die Geistlosigkeit. Das Schlimmste waren jene üblen Gewohnheiten, mit denen sich der Mensch überhaupt sein Leben so oft verpfuscht und entwürdigt, vor allem die Unsauberkeit. Gieng unser junger Knecht einmal durch die Küche, dann hatte er für denselben Tag gespeist. Und was etwa noch Genießbares in der Schüssel auf den Tisch kam, das verdarb der Anblick des ungereinigten Tischgedeckes und der krustigen Hände und schmierigen Kleidung des Gesindes. Die ganze geistige Anregung der Hausgenossen am Abend bestand in einem gemeinsamen halbstündigen Gebete, das so undeutlich und schläfrig herabgeplappert wurde, dass der Student davon auch nicht ein Wort verstand; und nach diesem am Samstagabend bei den Knechten in einem Kartenspiel, bei dem manche witzige Bemerkung fiel, im ganzen aber viel geflucht wurde. Unser Bursche betheiligte sich an diesen Anregungen nicht, sondern saß allein draußen unter einem Kirschbaum, bestrebt, sich in Naturbeschaulichkeit zu versenken. Aber dazu war es viel zu früh. Beschaulichkeit, das ist nichts für junge Leute.

Ein paarmal an Sonntagen kamen Bauernburschen von der Nachbarschaft zusammen, auch kecke Dirnlein darunter, und es wurden Lieder gesungen. Da that unser Student mit. Und beim Singen kamen Eigenschaften an ihm zum Vorschein, denen die Dirnlein nicht Widerstand zu leisten vermochten. Da war auf seinem Gesicht ein anmuthiges Schmunzeln, da gab es in den Wangen zwei Grübchen, da zuckten die zarten Schnurrbartspitzen auf und nieder, da glühten seine dunklen Augen so heftig aus, dass die Weiberherzen schmolzen. Lieblich machten sie sich mit ihm zu schaffen, und wären ihre Pfaiden auch so frisch gewaschen gewesen, wie ihre Wangen, so hätte sich unser Studiosus wahrscheinlich nicht lumpen lassen.

Die bäuerlichen Charaktereigenschaften, als Einfalt, Schlauheit, Misstrauen, Spottlust u. s. w. waren ihm nicht gerade zuwider, wohl aber — die Bültung. Da kam manchmal ein Nachbar ins Haus, nicht von weit her, aber — „gebültet“. Er ließ sich auch nicht Bauer nennen, obschon sein Grundbesitz kaum fünfzig Joch betrug, sondern Realitätenbesitzer. Er besaß eine Bibliothek von allerlei gelehrten Werken und hielt sich eine politische Zeitung, mit der seine „Überzeugungen“ standen und fielen. In seinen Reden die Mundart verschmähend, sprach er ein socialdemokratisches „Hochdeutsch“, reich an landläufigen Schlagworten und Fremdwörtern, letztere vielfach unrichtig angewendet. Wollte der Student

herzhaften Anfang macht. — Es ist ja nicht darum, als ob auf solche Weise der Bauernstand gerettet werden soll; der alte Bauernstand ist wirtschaftlich der Rettung vielleicht nicht mehr wert. Es ist vielmehr darum, dass der gebildete Mensch wieder zur Scholle komme. Vor allem wichtig und erfreulich aber ist es, dass in modernen jungen Leuten sich Wille und Kraft zeigt, es mit der herben ursprünglichen Menschenarbeit wieder aufzunehmen. — Oder wäre das zu hochgemuth gedacht? — R.

## Zur Hebung des Geschmackes.

Um alles und über alles wird gestritten auf der Welt, nur über den Geschmack läſst sich bekanntlich nicht streiten. Jeder hat das Recht, seinen eigenen Geschmack zu haben. Wenn nun aber mancher einen Geschmack hat, der belästigend, widerlich, ja beleidigend auf die Umgebung wirkt, dann stellt sich die Sache anders. Und wenn das ganze Volk in gewissen Dingen einen Geschmack hat, der verderblich für Gesittung und Wohlbefinden wird, dann stellt sie sich gar sehr anders und man muſs einem solchen Geschmack entgegentreten.

Wenn einer für sich allein in einer schmutzigen Höhle lebt und sich von Würmern nährt, so möchte ich gegen solchen Geschmack nicht viel einwenden, es ist seine eigene Angelegenheit, er belästigt niemanden. Wenn aber unsere noblen Stadtdamen mit ihren langen Kleiderschleppen auf Gassen und Straßen den Staub aufwirbeln, den nachher andere schlucken sollen, wenn dieselben Damen dann des Abends im Theater mit ihren aufgedruderten Hüten den rückwärts Sitzenden die Aussicht auf die Bühne verdecken, so zeigen solche Schleppen und solche Hüte einen Geschmack, der mit Vornehmheit oder Schönheit nicht das mindeste zu thun hat, der überall nur Unbehagen und Ärger erregt und der zu Tode geschimpft werden muſs.

Die Ausrede, daſs der Geschmack dem Menschen angeboren, also höchstens auszubilden, aber nicht zu ändern sei, hinkt sehr. Bei vielen Leuten ändert sich der Geschmack von Jahr zu Jahr — je nach der Mode. Was zufällig Mode geworden, das ist nach ihrem Geschmack. So kommt man auf die unsinnigste Kleidung, auf die zweckwidrigste Bauart, auf die ungereimteste Wohnungseinrichtung, auf die lächerlichste Kunst, die nur mehr eine Abkunst ist. Das Schönheitsgefühl ist nicht bloß unterschiedlich je nach Rasse, Stand und Stellung, es ist in einer und derselben Gesellschaftsclasse, bei einer und derselben Person ein sehr schwankendes Ding. Es ist leicht, den Geschmack zu beeinflussen, es kann also auch nicht so schwer sein, ihn zu veredeln. Am beständigsten ist der

eh noch ein kamoder Knecht das. Andere gehen davon, wenn die schwere Arbeit kommt, der, wenn sie vorbei ist. Ob er was sagen wird von einem Lohn? Sagt er was, so geb ich ihm fünf Gulden. Sagt er nichts, so ist's mir auch recht. — Der Student hatte sein blaues Arbeiterkleid ins Felleisen gethan und sein dunkles Stadtgewand angezogen mitsammt der flotten rothen Halsmasche. Er reichte dem Bauer die Hand und sagte nichts. Er reichte jedem der Hausgenossen die Hand. Eine alte Kuhmagd torkelte gegen ihren Stall hin und drückte die Schürze in ihr Gesicht. Allemal, so oft wer fortgieng, weinte sie ein bischen — das hielt sie für einen guten alten Brauch.

Also zog dieser merkwürdige Mensch wieder seiner Hochschule zu. Wo und wann wird er mehr gelernt haben als auf seinen Ferien?

Das nun aber ist der eine Fall, wie ein Universitätsstudent Bauernknecht geworden. Ähnlich und doch anders war es mit einem anderen Studenten aus der Grazer Universität, der im letztvergangenen Sommer drei volle Monate lang in der Massing bei Krieglach beim Bauer Hainzel als Knecht gearbeitet hat. Der war der Sohn eines höheren Beamten im Elsass, war trotz seiner verhältnismäßigen Jugend ziemlich weit in der Welt herumgekommen, um das Leben nach vielen Richtungen hin kennen zu lernen. Sein Lieblingsstudium war Naturgeschichte und Socialwissenschaft. Er verkehrte nicht viel in städtischer Gesellschaft und mit Collegen, sein einziger steter Begleiter war ein zottiger Hund, den er nun auch in den Bauernhof mitgebracht hatte. Er kam Sonntags manchmal in mein Haus und erzählte von den Freuden und Leiden seines vorübergehenden Berufes, den er allerdings aus ganz besonderen Ursachen erwählt, der aber doch möglicherweise ein bleibender wird. Denn im ganzen gefällt es dem jungen Manne gerade nicht übel in der stillen Landnatur bei guter Luft und gutmüthigen Leuten. Will einer schon Knecht nicht bleiben, so ist doch etwa ein Bauerngütchen zu schaffen, das seinen fleißigen Mann ernährt. Mancher Städter, der auf Sommerfrische in der Gegend weilt und diesen Burschen beobachtet, hätte auch nicht übel Lust, sich ins Bauerngehöfte zu schlagen, er findet, dass der Spaten und die Sichel sich nicht schlecht handhaben lassen. Mancher Studio findet, dass es für einen Adamssohn beinahe honoriger wäre, den Pflug zu führen und was zu können, als immer nur mit Büchern umzuthun und sich mit dem Alleswissenwollen zu begnügen. Und so betreiben unsere Bauern demnächst ihre Stall- und Feldwirtschaft vielleicht mit Philosophen und Juristen, falls die Herren es nicht vorziehen, sich selber Bauerngüter zu kaufen, sie persönlich zu bearbeiten, geistige Cultur mit der erdlichen zu vereinigen, und so als freie Männer das natürliche Verhältnis mit der Natur wieder herzustellen. Die Anzeichen zu solch ernstlicher Umkehr mehren sich und die Jugend ist es, die auch hier den

Wie leitet nun der „Dürer-Bund“ seine Mission ein? Geben wir einige seiner ersten Anregungen wieder.

„Es ist jetzt ein großer Aufschwung in den Naturwissenschaften und der Technik. Aber diesem Aufschwung ist keine Erhöhung des allgemeinen ästhetischen Gefühls gesellt. Es ist gewiss, dass der natürliche Kunstsinn des Volkes in vieler Beziehung zurückgegangen ist. Die Handwerkskunst und die Kunst des schlichten geschmack- und ausdrucksvollen Baues, früher ein allgemeiner Besitz unseres Volkes, ist nicht minder zurückgegangen als das Leben der Dichtung, des Schauspiels, des Gesanges im Volk. Vielleicht war all das altersschwach und musste sterben — was aber tritt an seine Stelle? Kein gutes Neues, sondern ein Gewerbe der Imitation und des Surrogats, ein Bauen im bessern Falle der öden Nüchternheit, im schlechtern der verlogenen Protzerei, ein Musikmachen und ein Schriftstellern, die auch nur Gewerbe sind. Bei den „kleinen Leuten“ wär's anders, wenn's bei den „größeren“ besser stände. Aber nicht nur, was von Bauten, Anlagen, Gewerbeproducten den Beifall der Mehrheiten in den Städten findet, deutet auf ein Verkommen des Gefühls für natürliche Gestaltung auch dort, nein, unsere Theater- und Concertprogramme sprechen wie die Listen der meistgelesenen Bücher und der meistbeliebten Zeitungsromane auch ihrerseits deutlich und sprechen in einem Sinne. Das ist grauenhaft für den, dem die Augen dafür sich erschlossen haben, denn am Ende dieses Wesens steht für die Allgemeinheit der ästhetische Tod.

Wir sehen jetzt die Gefahr. Und wenn wir uns organisieren wollen für ihre Bekämpfung, so wissen wir, was unseres Bundes Gegenstand und Zweck sein muss: Pflege des ästhetischen Lebens. Vielleicht finden wir für die Sache ein anderes, ein deutsches Wort, das den Begriff wirklich deckt — es ist dringend zu wünschen, dass wir das „ästhetisch“ los werden, das immer an Theetisch und Katheder erinnert. „Künstlerisch“ aber sagt nicht dasselbe, sagt weniger, denn weit über das „künstlerische“ Leben hinaus hätte sich unsere Arbeit ja zu erstrecken über Haus und Garten und Wege bis zum Gesträuch mit dem singenden Vogel darin. Ja, vielleicht werden diese Gebiete, die der Kunst im engeren Sinne nicht angehören, für unsern Bund die allerwichtigsten sein. Jeder schöne Baum, jede Ruhebank, jeder freundliche Weg müsste hier den Schützer finden. Die Liebe zu allem, was grünt und blüht, und zu unsern Brüdern in Wald und Feld, das Verständnis für die tausendfältige Schönheit der Landschaft, das Verhältnis zu unserer aller Heimat, der großen Gotteswelt, und zu dem Stückchen daraus, das im engeren Sinne unsere Heimat ist, hier müsste es Weckruf und Wiederhall finden. Aber hier müssten auch die Burgen errichtet werden zum Kampf gegen das elende Bauen, das mit seinen todten Würfeln die Schönheit

Geschmack natürlich in den conservativen Schichten des Volkes, besonders im Bauernthum. Im Hausbau, in der Kleidung, in Form der Arbeitswerkzeuge hat das Bauernvolk gemeiniglich keinen üblen Geschmack, ja da kann es oft sogar vorbildlich werden. Aber in der Kunst hapert's. Selbst in Tirol, dem Lande der Bildschnitzer, findet man Kirchenschmuck, Statuen und gemalte Bilder, die geradezu ein Greuel sind, die aber das Volk schön findet und nicht gegen Kunstwerke von Michelangelo und Rafael umtauschen würde.

Wie nun der Geschmack der Naturvölker roh ist, so ist der Geschmack der Culturvölker häufig verderbt. Er artet in krankhafte Extravaganzen aus, in unnatürliche Üppigkeiten und Thorheiten. Selbst dort, wo er zur Einfachheit zurückkehren möchte, findet er nicht mehr den rechten Weg, die Einfachheit wird eine gesuchte, die Natürlichkeit eine erkünstelte.

In dieser Gefahr sind die Deutschen. Und gegen diese Gefahr bildet sich jetzt in Deutschland, ausgehend von den Kreisen des um Kunst und Geschmack hochverdienten „Kunstwart" ein weitgreifender Verein. Sein Name ist: „Dürer-Bund". Er stellt sich die Aufgabe, nach allen Richtungen des Lebens und Schaffens hin geschmackveredelnd einzugreifen. Seine Thätigkeit wird sich nicht bloß auf Kunst und Kunstgewerbe beziehen, wo es hübsch viel zu thun gibt! Er wird auch deutsch und derb anfassen die heutigen Bauthorheiten in Stadt und Dorf, die lächerliche Kleidertracht der Frauen und die noch lächerlichere der Männer. Der „Dürer-Bund" scheint mir berufen, dem Frack, dem Cylinder und anderer Unnatur an unserer Gewandung den Garaus zu machen. Nicht allein dem secessionistischen Gigerlthum gegenüber wird er müssen als Bilderstürmer auftreten, sondern dem Volke auch zum Bewusstsein bringen die Unnatur modern literarischer Sentimentalitäten und Brutalitäten, die alles sind, nur nicht wahr und schön. Die Klärung der Sprache, die Ausscheidung überflüssiger Fremdwörter wird er unterstützen. In den Kirchen, Kapellen, an Wegkreuzen und Brückenpfeilern, in Garten und Wald wird es für den „Dürer-Bund" zu thun geben. In der Buchausstattung wird es für ihn zu thun geben, um die wunderlichen anachronistischen Mätzchen fern zu halten und die altgewohnte deutsche Schrift zu schützen. Man mag gegen diese Schrift sagen was man will, Thatsache ist, dass die Deutschen diese alte deutsche Schrift lieben. Sie hat uns die größten Geisteswerke der Welt überliefert, sie hat uns die Bibel des Ulfilas und des Luther gegeben — und deutsche Treue vergisst das nicht. Im ganzen, denke ich, hat der „Dürer-Bund" dahin zu wirken, dass die Schaffenden und Könnenden zur Natürlichkeit, Einfachheit, Zweckmäßigkeit, Persönlichkeit und zur volksthümlichen Eigenart halten, dann ist Tüchtigkeit und Schönheit vereint und beiden Genüge gethan.

vereine und ihre Vertrauensleute aufzumerken, sich zu besprechen, je nach der Sachlage im Stillen oder im Öffentlichen einzugreifen, zu agitieren, abzurathen oder anzuregen, unmittelbar zu helfen. Wo die Kraft der Einzelvereine nicht ausreicht, da griffe dann bei wichtigeren Gegenständen der Dürer-Bund als solcher ein, der mit seinem Ansehen und seiner Kraft immer im Hintergrunde wartet. Dem geschäftsführenden Ausschufs zur Seite müssten ständige Ausschüsse von Sachverständigen für alle Einzelfragen stehen zur Auskunft und Rathertheilung."

Wer mehr von dieser Bewegung wissen will, oder sich gar ihr anschließen, der wende sich an den „Kunstwart" oder seinen Herausgeber Callwey in München. Dort wird er erfahren, wie die Organisation des „Dürer-Bundes" beschaffen ist und durch welche Mittel er im Volke wirken will. Es liegt ja nahe genug, dass bei der Zerfahrenheit und Verwilderung unserer Geschmäcker, bei dem zügellosen Chaos im Kunstempfinden etwas geschehen muss, um deutsches Können zu stärken und zu heben. Dass es keine Schulmeisterei sein darf, die alles gleich oder gar Schöngeister machen will, braucht wohl nicht gesagt zu werden, das wäre das Schlimmste von allem, was uns passieren könnte. Gerade im Gegentheil, die Persönlichkeit muss zum Rechte kommen, das heißt die Natur muss zum Rechte kommen. Persönlichkeit ist immer Natur. Das Falsche, äußerlich Angeklebte, das Nachäffende, das Effecthascherische, das Platte und Gemeine, muss aus allem, was Kunst und Können heißen will, weggefegt werden. Dann soll man mal sehen, wie anders die Welt dasteht. Die Welt ist an sich ja nicht schlecht, nur muss sie mit Geschmack zubereitet werden. R.

---

# Unsere Namen.

Von **Th. Vernaleken.**

## I.

### 1. Personennamen im allgemeinen.

Jeder Name hat seine eigene Geschichte. Die Personennamen sind ursprünglich Benennungen, die dem einzelnen mit Rücksicht auf Herkunft, auf hervorstechende Eigenschaften oder aus besonderen Veranlassungen zuertheilt wurden. Schon bei den Griechen und Römern war z. B. Sophokles der durch Weisheit Berühmte, Philippus der Rossefreund; Livius der Bläuliche. Bei Deutschen war z. B. Gunda-heri = Gunther, Günther der im Kampfe Hehre, Hildebrand der im Kampfe Entbrennende, Hro-beraht = Robert und Ruprecht, Berinhard = Bärenstark, Bernhard; ein Uodalrich = Ulrich war reich an Besitz. Bei allen

der deutschen Städte und Dörfer steinigt. Hier die Lehrstätten, von denen Behagen an Persönlichem und Ausdrucksvollen wieder hinstrahlte durch Handwerk und Gewerbe in Zimmer und Kammer, zu Geräth und Kleid, hier die Kanzeln, von denen die Schönheit des Schlichten und Echten verkündigt würde, die Wahrhaftigkeit, die geistige Gesundheit also und mit ihr die Freude. Wer aber zagen und zweifeln wollte, ob wir je wieder in diesem Sinne ein Kunstvolk werden können, dem berichtet ja jedes alte Nest, dass wir eines sind, dass es nichts umzuändern am deutschen Wesen, sondern dass es nur gilt, den Michel aus fünfzigjährigem Stumpfsinn und aus dem Nachtwandeln in Narrenmasken zu wecken. Braucht der ästhetische Halbschlaf im langen Leben einer Nation mehr zu bedeuten als einen Mittagsschlaf?

Wie viel auch Übercultur und Unnatur verdorben hat, das wissen wir alle, wer aber im Volke gelebt hat, der weiß auch, in wie vielen die Freude am Tüchtigen noch immer unter dem Oberflächlichen harrt. Nur ums Nähren und Stärken dieser Freude handelt sich's ja auch hier. Denn wir wollen keine Maler, Bildhauer, Musiker und Poeten züchten. Wir hassen auch die „Ästheten“, denen die Kunst, dieses Mittel, um zum Leben zu kommen, selber der Zweck ist, wir denken nicht daran, sie vermehren zu wollen. Bestreben aber wollen wir uns, den Echten, die da ringen, im Kampf mit den Falschen zu helfen, und deshalb vor allem die Zahl derer zu mehren, die Echtes genießen können. Damit aus Bilderrahmen und Noten- und Buchpapier wieder ins Leben trete, was lebt. Damit unser Volk dessen würdig werde, in dessen Namen wir arbeiten sollten, Albrecht Dürers des Großen, dem ja in seinem Volk und in seiner Heimat nichts zu klein war und im Irdischen und im Ewigen auch nichts zu groß.

Und nun: wie wollen wir praktisch wirken?

Es handelt sich darum, alle Freunde einer wahrhaftigen könnenden Cultur zu gegenseitiger Unterstützung für das zu sammeln, was ihnen gemeinsam am Herzen liegt, während für alles übrige jeder seine eigenen Wege geht. Die Vortheile einer gemeinsamen Organisation müssten deshalb auch all den bestehenden Vereinen geboten werden, die sich mit uns auf den gleichen Boden stellen, auch wenn sie nur ein einzelnes Gebiet behandeln, und ganz unbeschadet ihrer besonderen Satzungen. Zu diesen bestehenden Vereinen würden sich neue „Dürer-Vereine“ an den einzelnen Orten als Bundesmitglieder bilden.

Hier wird der alte „Verschönerungs“- oder „Fremden“-Verein sich zu einem Dürer-Verein im Dürer-Bund ausgestalten lassen, dort wird ein Gesangverein oder ein Sportverein oder ein Lehrerverein, oder ein Kunst- oder ein Künstler-Verein für sein Gebiet unsere Arbeit aufnehmen. Für alle Einzelfragen von localer Bedeutung hätten die Einzel-

Pathen oder einer Pathin (des Göd oder der Gode). Vor- und Zuname ist schon bei Kindern nothwendig im elterlichen Hause.

Gewöhnlich wählt man als Vornamen solche, wie sie im Kalender stehen, obgleich diese Taufnamen uns von Haut und Haar nichts angeben. Was haben wir Deutsche zu thun mit einem Pankratius, Severus, Nikolaus, Thomas &c., mit einer Beata, Judith, Sidonia &c.?

Kein Pathe weiß, was der fremde Name bedeutet. Tauft man einen Peter, so weiß der Göd schwerlich, dass Petrus so viel bedeutet als Fels. Der alttestamentlichen Marien und Josefe hätten wir auch schon genug. Warum denkt man so wenig an national-deutsche Namen? Statt dessen verunstaltet man z. B. den Namen Marie (hebräisch Mirjam) in „Mizi“. Volksthümliche Neigungen sind einmal da, warum nicht auch volksthümliche Benennungen? Es gehört ja zu unserem „Heimgarten“.

## II.

### Unsere deutschen Vornamen (mit Erklärungen).

Unseren deutschen Kindern sollte man deutsche Namen geben, an denen wir keinen Mangel haben. Eltern und Pathen müssen auch wissen, was der Vorname bedeutet. Darum wählen wir eine Anzahl empfehlenswerter, echt vaterländischer Namen aus mit den Erklärungen. Dabei legen wir meist zu Grunde das echte deutsche „Namenbüchlein“ von Ferd. Khull (Braunschweig, im Verlage des Sprachvereines). Den Eltern und Pathen ist es aber bequem, wenn die Deutung nicht gesondert, sondern gleich beim Namen steht.

I. Männliche Vornamen, von denen manche auch Familiennamen geworden sind. Nur in einer kleinen Auswahl.

1. Adelbert (Albert, Albrecht). „Bert“ bedeutet glänzend, prächtig. Adel und Edel ist dasselbe, Adel sitzt im Gemüthe, nicht im Geblüte, möge ein „von“ vorhergehen oder nicht. Es gibt einen Adel des Geistes, der Seele, der Gedanken und Empfindungen und ist der Gegensatz zur Gemeinheit.

2. Adolf war ein gothischer Name. Wahrscheinlich hat der uralte Name ursprünglich die Bedeutung von Edel – wolf gehabt.

3. Alarich = der sehr Mächtige, der Allherr.

4. Alfred oder Alberad. „Alb“, „alf“, „elf“ bezeichnen nordgermanische halbgöttliche Wesen.

5. Altfrid ist erprobter Friedenbringer, Altmund = erprobter Schützer.

6. Anselm (aus Anshelm), Asen – schutz. Asen sind Lichtgottheiten der Germanen, Träger des Weltgebäudes; „helm“ ist Schützer.

trat mit der Zeit eine Kürzung oder Änderung ein; z. B. der Friedereiche ward ein Friederich oder Fritz, Godbert ward zusammengezogen in Göpfert, verkürzt in Gothe, mit Umlaut Göthe und Götz, der an Hagen reiche (Haganrich) ward Heinrich. Dazu kamen dann auch Namen der Heiligen, des Wohnortes u. a.

## 2. Familiennamen.

Die Namen der Personen gehen natürlich über in die Namen der Familien, die in jedem Wohnorte eigenthümlich sind, wie ich das gezeigt habe in einem Aufsatze in dem Grazer „Wochenblatt", 1899, Nr. 25 und 26 (Juni), wo ich die deutschen Bewohnernamen der Stadt Graz besprochen habe. Fremde Familien kommen und gehen und sind uns gleichgiltig, wenigstens für unsere Untersuchungen.

In ältester Zeit trug jeder nur Einen Namen, als aber der Verkehr und die Wanderung zunahm, wurden, um Verwechslungen vorzubeugen, besondere familiäre Namen geschaffen, besonders in den Städten. Um eine Person von Gleichnamigen zu unterscheiden, setzte man das Wort Sohn hinzu. Auch entstammen viele Familiennamen der Beschäftigung und wirtschaftlichen Stellung, z. B. der verbreitete Name Meyer, d. i. Aufseher und Verwalter eines Landgutes (major villae), ebenso der Name Schulz, Schultheiß. Andere sind der Herkunft und Heimat entnommen.

Mehr Interesse gewähren für unsere Leser die Vornamen oder Taufnamen.

## 3. Taufnamen.

Taufen bedeutet Untertauchen oder Besprengen mit Wasser, und dieser Gebrauch findet sich bei vielen Naturvölkern zum Reinigen des Körpers. Bei den alten Juden, also nach dem Alten Testamente, war es Brauch, dass ein Aussätziger (2. Brief der Könige 5, 14) sich siebenmal im Jordan untertaucht. Häufiger finden wir das Taufen im Neuen Testamente, z. B. bei Matthäus 3, 13 ließ sich auch Jesus vom Johannes im Jordan taufen. Im Morgenlande stellt die Taufe sinnbildlich die innere Reinigung durch Buße dar, aber die Reinheit des Leibes sollte auch die vollzogene Reinheit des inneren Menschen vollenden oder zu einem sittlichen Leben verpflichten. Die Taufe kam aber nur bei Erwachsenen vor, nicht bei Kindern, wie es in der Folge bei den Christen Sitte ward. Unmündige werden sogar von den Priestern dadurch schon als Mitglieder irgend einer Kirche (Confession) erklärt, ohne dass ein Unterricht vorausgehen kann. Über Taufe und Firmelung wäre besonders zu reden. Der Hauptzweck eines solchen häuslichen Jugendfestes sollte die Namengebung sein, und zwar nur von Seite eines

34. Gerwig ist Gerkämpfer, Gerwin = Gerfreund.

35. Gottfried, Gotthelf, Gottschalk, Götz sind bekannte Zusammensetzungen mit Gott.

36. Gunther = Kampfheld.

37. Hademar = der Kampfberühmte.

38. Hadwin = Kampffreund.

39. Hartlieb = starker Sohn.

40. Heimfrid = Heimschützer.

41. Hildebrand = der Kampfstrahlende; so hieß der einflussreiche Papst Gregor VII. (1073).

42. Irmbert (Imbert) = der sehr Glänzende.

43. Karl, dumm geschrieben „Carl“. Es bedeutet Mann, niederdeutsch Kerel, Kerl, wie Karl der Große war.

44. Klodowig, Klodwig = der ruhmvolle Krieger, später Ludwig.

45. Konrad, nicht mit C. Auch Kunrad = kühner Rath. Verkleinert Konradin, Kuno.

46. Kunfrid = Geschlecht - befrieder, Sippebeschützer.

47. Kunimund = Geschlecht - schirmer, Kuno.

48. Landolt = Landgewaltig.

49. Lienhard, entstellt aus Leonhard.

50. Leopold, richtiger Leobolt, Luitbalt, Leutbolt, Leodebalt = Volkkühn.

51. Ludwig, französelnd Louis. Es ist Klodwig, verkleinert Lutz, Ludi. Eitele Mädchen schreiben Louise, weil sie meinen, es sei vornehmer als die Bedeutung Ludwiga (S. Nr. 44). Bei den Franken: Chlodwig = Ruhmkämpfer.

52. Lothar oder fränkisch Chlotar = der Heergewaltige.

53. Manfred oder Manfrid. „Man“ und „Mann“ bezeichnet einen tüchtigen Menschen, an erster und an zweiter Stelle; „fred“ und „fried“ = Friede, also kräftiger Friedenbringer.

54. Marwald = Rosseherr, auch Marhold.

55. Meinald, Meinhold = Kraftgewaltiger.

56. Muthard und Hartmut = Muthstark, Starkmuth.

57. Nandolf = Kühnwolf.

58. Norbert (aus Nortbert). Die erste Silbe bezeichnet gewöhnlich den Wohnsitz, die zweite = glänzend.

59. Odalbert = Erbgut-glänzend. „Ot“, „öt“, „ed“ bedeutet Besitz, Erbgut, auch in Odalmar, Odalrich, Udalrich und in dem häufigen Ulrich.

60. Odoaker, Otokar = Erbguthüter.

61. Ortlieb = Schwertkind.

62. Ortwin = Schwertfreund.

7. Arnald, Arnold, Aranolt, d. i. Adlerwalt. Aar = Adler, walt = Gewalt, „Macht“ zum Zeitworte walten. Man sieht, wie im Laufe der Zeit die Form der Namen umgestaltet wird.

8. Balduin, früher Baltwin, d. i. Kühn – freund, Kampf – freund. „Balt“ bedeutet kühn. Daher der italienisierte Garibaldi. Dasselbe ist „pold“ in Leopold. „Win“ bedeutet Freund, Geliebter, von demselben Stamme wie das Zeitwort ge – winnen.

9. Bermund ist bärstarker Schirmer. „Mund“ bedeutet Schutz. Vergl. Vormund.

10. Bernhard = Bär – hart, Bär – stark.

11. Bertfrid = glänzender Befrieder.

12. Berthelm = herrlicher Schirmer.

13. Brunfrid = glänzender Friedenbringer (Schützer).

14. Burkhard und Burkward = Schutzwart.

15. Dagmund = strahlender Schirmer.

16. Dadwin = strahlender Freund.

17. Dandbert, Dankbrecht = der Gedanken – herrliche.

18. Dankward = Gedanken – hüter.

19. Dietbald = Volkkühn.

20. Dietfrid = Volkbefrieder.

21. Dietmar = der Volkberühmte.

22. Dietrich = Volkherr.

23. Eberhard = Eberstark.

24. Edfrid, Edgar, Edmund, Edwald, Edwart (Eduard) Edwin, statt „Ed“ auch „Ot“, z. B. Otmar, Otmund ꝛc. Das „Ed“ und „Ot“ bedeutet Besitzthum, Vermögen, also Edmund = Schützer von Hab und Gut, Edwart (Edward) = Vermögenswächter.

25. Eghard = Schwertstark. Andere Formen sind Ekkehard, Eckart, so schreibt mancher auch seinen Familiennamen. Mythologisch bekannt ist der „getreue Eckart“ (s. Simrocks Mythologie S. 217).

26. Ewald = Gesetzwalt.

27. Ferdinand, umgestellt aus Fridenand = Friedekühn.

27. Folkbert, auch Volkbrecht; Volk = Leute, Heer, „berg“ und „brecht“ bedeutet glänzend, leuchtend.

29. Folkwin = Volkfreund.

30. Friderich = Friedeherr. Frido, Fridolin, Fridolf, Fritz.

31. Garibald = Speerkühn.

32. Gebhard = Gabestark. Auch Familienname, wie viele andere.

33. Gerhard. „Ger“ ist Stock, Schaft, Wurfwaffe, hard = hart, stark.

5. Berta, Bertha. Das häufige „bert“ = glänzend. Der Vorname findet sich häufig in der deutschen Mythologie.

6. Brunhild = glänzende Kriegerin.

7. Gertrud. Ger = Wurfspeer wie in Gerbald oder Garibald, Gerbert, Gerfrid, Gerhard, Germund, Gernot, Gerwald, Gerwig, Gerwin. Einige davon sind auch Geschlechtsnamen und das ist überhaupt nicht selten.

„Trud“ gehört entweder zu „trut“ = Freund oder zu "truda" = Jungfrau und dem Walkürennamen Trudo, mit dem Spieß oder Speer (= dem alten Ger) bewaffnet. Man brauchte die Silbe auch zur Bezeichnung einer schwerfälligen Person. In der deutschen Mythologie spielt Gertrud eine große Rolle. Die Minne der heiligen Gertrud ward gleich den heidnischen Gottheiten getrunken; sie galt auch für die Patronin der Schiffer. Ihr Namenstag ist am 17. März.

8. Hadwig. Hedwig. „Had“ bedeutet Schlacht, Hader; „wig“ = Kampf. Im germanischen Alterthum haben auch die Frauen gekämpft, jetzt geschieht es nur in weiblicher Weise.

Luther sagt:

„Kein schöner Ding wohl ist auf Erden
Als Frauenlieb', wem sie mag werden.“

Und Schiller sagt:

„Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irdische Leben.“

Die schwarze weibliche Seite berühre ich nicht, das ist hier des Schreibers Pflicht.

---

# Das Waldschulhaus in Krieglach-Alpel.

Von Krieglach im Mürzthale aus die waldreiche Alpsteigstraße gewandert kommt man nach zwei Stunden zu dem Kreuze auf dem Höllkogel-Passe, wo von der Straße zur Rechten ein Weg abzweigt, der durch hohen Wald thalwärts führt und nach zwanzig Minuten in ein enges Wiesenthal ausmündet, das in saftiger Grüne daliegt, von klaren Bächen durchrauscht und mit dunklen Waldbergen umgeben ist. Der Wanderer, der etwa des Weges kommt, um von diesem Thale aus auf den Sonnberg oder auf den Teufelsstein, oder auf die Pretuler-Alpe, oder auf eine andere der Höhen zu steigen, hört in den Wipfeln plötzlich ein Glöcklein hallen. Die Holzhauer am Hang ziehen ihre Hüte vom Haupt. Es ist Mittagsstunde. Der Weg biegt um eine Böschung und knapp vor uns, links in der sachte aufsteigenden Wiesenmulde steht ein stattliches Haus im Salzburgerstil, über Steinsockel aus Holz gezimmert,

63. **Otfrid** = Schützer des Besitzes.

64. **Otward**, **Edwart** (romanisch **Eduard**) = Hüter des Gutes.

65. **Randolt** = der Schirmgewaltige.

66. **Ratbert** = der Rathglänzende.

67. **Reimar**, **Reimund**. Die erste Silbe aus ragin bedeutet Meinung, Rath.

68. **Robert** und **Rodebert**. Die erste Silbe bedeutet Ruhm. Auch in Rupert, Ruprecht.

69. **Sigebald**, **Sebald** = Siegkühn.

70. **Sigfrid** = der durch Sieg Befriedende.

71. **Sigmund** = Schirmer durch Sieg.

72. **Trudbert**, **Trudwin**, **Trudo**. „Trud“ bedeutet wohl traut.

73. **Walderich** = der Gewaltmächtige.

74. **Wilhelm** = williger Schützer.

II. Wir bringen nur wenige **weibliche** Vornamen, weil dabei Eitelkeit und Fremdsucht vorherrscht und weil diese Vornamen meist auf „a“ ausgehen und mit den Männernamen stimmen.

Neben der Fremdsucht macht sich auch der eingebildete Wohllaut geltend, z. B. bei dem Namen Melanie, d. h. schwarz, während das Mädchen blond oder braun ist. Deutsche Eltern, die auf eingebildeten Wohlklang und auf Mode nichts halten, finden in Khulls „Deutschen Namenbüchlein“ eine Menge deutscher weiblicher Namen.

In der Ehe müssen die Frauen sogar des Mannes Familiennamen mittragen, denn Mann und Weib sind **ein** Leib. Auch anderes ist zu bemerken und ich führe deshalb einen Artikel hier an, der in dem großen „Deutschen Wörterbuche“ des größten deutschen Sprachforschers steht, und der heißt Grimm. Im IV. 1 Bande, S. 72, schreibt Jakob Grimm über das Wort **Frau** Folgendes: „Frouwe, niederdeutsch Frugge, wird gern gekürzt in Fer oder Ver, z. B. in Jungfer; Veren Brechten = Sohn der Frau Brechte. Theodor Vernaleken ist also Sohn der Frau Aleken, wie ich der Sohn der „Framtmannin“. Aleken ist die friesische und westfränkische Form von

1. **Adelheid**. „Heid“ oder „heit“ bedeutet Rang, Stand.

2. **Adelberta**, **Alberta**, Adelheid u. a. Adel, edel, zusammengesetzte Namen.

3. **Arnheid**, **Arnhild**, **Arntrud**. Die erste Silbe stimmt zu Ar, Aar, Adler; „hild“ bedeutet Kampf.

4. **Balthild** = kühne Streiterin. Kampf und Streit ist bei den Germanen überhaupt häufig.

es den sangesfrohen Kindern im Waldlande. Ein Volksschullehrer aus Niederösterreich hatte sein Harmonium dem Waldschulhause gewidmet, damit auch kirchliche Musik gepflegt werden könne. An Lehrmitteln kamen reiche und mannigfaltige Spenden, Schulrequisiten, Bücher, Karten, Anschauungstafeln, präparierte Thiere, Meerproducte, Mineralien u. s. w., u. s. w. Eine kleine Universität! — Weitere Beiträge waren oft nicht minder rührend. Besonders die aus ärmeren Classen. Eine Krankenwärterin aus Dresden, eine deutsche Taglöhnerin aus Moskau findet sich unter den Spendern. Opferfroh hat sich die Lehrerschaft eingestellt, in Deutschland wie in Österreich. Wenn liebreiche Wohlthat Segen bringt, dann Heil dir, du armes reiches Waldland da oben in den Bergen!

Nun weiter vom Schulhause: Die Fenster der Lehrerswohnung stehen gegen Osten und Süden, bieten einen engen Sehkreis über Wiese und Waldhang und auf eine nahe Getreidemühle, die schon im Verfalle ist und deren Radstubenfall trotzdem Tag und Nacht das Lied von den Wassern singt. Das Haus, obschon an 1000 Meter hoch gelegen, ist geschützt vor Wind und Sturm und hat von Vormittag bis Abend Sonne. Drei Thäler laufen in diesem Wiesenkessel zusammen, jedes bringt seinen lustigen Bach aus den hinteren Waldgegenden herab und durch jedes führt ein Weg hin zu den weitum verstreuten Bauernhöfen, Jägerhäusern, Holzknecht- und Köhlerhütten. Mit der Alpsteigstraße gut verbunden, vom Mürzthale in nahezu zwei Stunden erreichbar, im Mittelpunkte der Gemeinde steht das Waldschulhaus nicht bloß auf dem besten und gesündesten Platz, sondern geradezu auf dem einzig möglichen, der unter bestehenden Verhältnissen zu finden war.

Am 28. September 1902 vollzog sich auf der sonst so einsamen Waldstraße nach Alpel eine Völkerwanderung. Fußgeher in zahllosen Reihen und Gruppen, Bauernkarren und Herrenwägen in langen Schnaißen bewegten sich hinan, heiter und froh unter der Herbstsonne, die von leichten Wolkenzügen manchmal flüchtig verdeckt war. Diese Menschenwanderung strebte dem wiesenfrischen Alpenthale zu und hielt vor dem Waldschulhause. Das war mit Fahnen geschmückt, und im leichten Winde flog von den Birken und Ahornen manches gilbende Blatt über seinen Giebel.

Nachdem am 5. Mai des gleichen Jahres der Grundstein gelegt worden war, sollte an diesem Herbsttage das Schulhaus eingeweiht und eröffnet werden. Die Bewohnerschaft der Gegend war da und umlagerte das Schulhaus in Erwartung dessen, was da kommen sollte. Manchem fiel eine weiß-rothe Fahne auf, die am gegenüberstehenden Berghange auf einem Steinbühel einsam wehte. Die Kinder, in ihren dürftigen Kleidlein, aber reinlich herausgeputzt und mit Feldblumen geschmückt, standen in der vorderen Reihe. Bei der Schlussſteinlegung deutete der

mit röthlichen Wänden und grünen Fensterbalken. Es steht auf hoch aufgemauertem, ebenem Platz behaglich da und lacht mit seinen spiegelnden Fenstern freundlich übers Thal hin. Von seinem Giebelthürmchen kommt der Glockenklang. An der Giebelwand steht das Wort „Waldschulhaus" und über der Eingangsthür, zu der einige Stufen hinanführen, die Inschrift: „Dieses Haus wurde im Jahre des Herrn 1902 aus Liebesspenden erbaut und zur Lehr und Ehr den Bewohnern der Waldheimat gewidmet." Durch die feste, schön geschnitzte Thür treten wir ins geräumige Vorhaus, wo uns an der Wand ein gothisch geschriebener Spruch auffällt:

„O Waldheimat traut,
Von Ahnen bebaut,
Von Kindern betreut,
Von Enkeln erneut:
Gott segne dein Erdreich,
Gott segne den Fleiß,
Erleuchte den Landmann,
Auf dass er es weiß,
Und oft bedenkt
Und nimmer vergisst,
Wie treu und heilig
Die Heimat ist."

Links die Thür zum vierfensterigen, sonnseitig gelegenen Schulzimmer, mit allem Zugehör versehen, für vierzig Kinder eingerichtet. Daneben ein Raum für Lehrmittel und die Volksbibliothek, der bereits reichlicher als manche Stadtschule ausgestattet ist. Rechts vom Vorhause die Lehrerswohnung mit Küche, Vorrathskammer und drei Zimmern, wovon sich eines im Dachraume befindet. Alles durch die Güte eines Berliner Hauses auf das gediegenste und geschmackvollste eingerichtet. Ein zweites großes und lichtes Zimmer im Dachraume hat der Baumeister, der zugleich Bürgermeister in Krieglach ist, so eigentlich hinter dem Rücken des Stifters ganz für diesen eingerichtet. Der Waldbauernbub kann sich nicht genug darüber wundern, dass er in seinen alten Tagen hier ein so vornehmes Zimmer haben soll, falls er dann und wann in seine Waldheimat hinaufkommt. — Was könnte man über die verschiedenen Gaben nicht alles sagen. Die große Berliner Spende ist schon erwähnt worden. Manche Leute in Österreich sind misstrauisch gegen solche Spenden aus dem Reiche, das wäre politische Propaganda, sagen sie. Ich möchte doch einmal wissen, was der Mann in Berlin Politisches wollte, als er dieser jungen, armen Waldschule die prächtige Schulhauseinrichtung geschenkt hat! Eine Propaganda ist es allerdings — die christlicher Nächstenliebe. Sie wäre wohl auch anderen freigestanden. Ein Ehepaar in Triest spendete ein herrliches Pianino, an dem Herzeleid blutet. Ein geliebtes Kind, das es durch den Tod verlor, hatte darauf seine ersten Lieder gespielt und gesungen. Als der süße Mund verstummt, konnten Vater und Mutter auch die schönen, wehmuthsreichen Klänge des Instrumentes nicht mehr hören, sie spendeten

errichten, mir war schon eine tüchtige Lehrkraft zugesagt — allein auch diesmal haben die Alpler sich ablehnend verhalten. Die kleine Gemeinde kam immer mehr herab, die Leute wanderten aus, die wenigen Kinder mussten in stundenweit entfernte Nachbarschulen gehen, über Berg und Thal, oft mit Gefahr der Gesundheit und des Lebens. Oder sie haben nie einen Schullehrer gesehen. In der Gegend aber war ein jüngeres einsichtsvolleres Geschlecht aufgestanden, das erkannte den unermesslichen Nachtheil, keine Schule zu haben. So sind im vorigen Jahre die Alpler an mich herangekommen mit der Bitte, ich möchte doch um Gotteswillen trachten, dass sie eine Schule kriegen könnten. Ich hab's versucht, und der Versuch ist gelungen. Durch einige öffentliche Vorlesungen, die für diesen Zweck mehrere tausend Kronen einbrachten, ist man auf die Angelegenheit aufmerksam geworden, und es begannen — ohne dass eigentlich gesammelt worden wäre — von allen Seiten Gelder einzulaufen für ein Schulhaus in Krieglach-Alpel. Insonderheit drei Spender sind es, die es ermöglichten, ein so stattliches Haus zu bauen und einzurichten: Gutsbesitzer Baron Seßler von Herzinger, der das Bauholz gab, der Berliner Großindustrielle Markiewicz, der den weitaus größten Theil der schönen Hauseinrichtung lieferte, und Baumeister Habersack in Krieglach, der mir bei diesem Werke mit Rath und That stets zur Seite stand und das Haus in uneigennützigster Weise herstellte.

Aber auch dankbar zu gedenken der Landesschulbehörde, die rasch diese Lehrerstelle fundierte und eine junge frische Lehrkraft beigestellt hat. Diesen und allen, die zu dem Werke liebreich beigetragen haben, im Namen der Gemeinde Alpel und in meinem eigenen, innigsten Dank!

Nach meinem Sinne wäre es gewesen, das Schulhaus ganz schmucklos zu bauen und ohne öffentliche Festlichkeit aufzumachen, doch um die Spender auch in der Ferne zu ehren, glaubten wir ein öffentliches Zeugnis unserer Dankbarkeit geben zu sollen.

Aber dieses Haus, wie es heute noch vor uns steht, ist ein Körper ohne Geist. In ein schönes Gefäß gehört ein guter Inhalt. Der steiermärkische Landesschulrath hat uns an Herrn Leopold Kramar allem Anscheine nach einen tüchtigen Lehrer geschickt. Ob der neue und junge Waldschulmeister es ahnt, welch eine ernste, bedeutsame Aufgabe hier seiner harrt? Die große Einsamkeit, die ihn umgeben wird, soll ausgefüllt werden mit einem großen Werke. Der Lehrer muss hier in der Weltabgeschiedenheit mehr als anderswo, nicht bloß Schulmeister, sondern auch Führer und Freund der Kinder und treuer Anwalt der ganzen Bevölkerung sein. Er muss die Leute nehmen, wie sie sind, er muss sie achten und lieben lernen und er muss ihre Achtung und Liebe gewinnen. —

Nun noch ein paar Worte an meine engsten Landsleute. Liebe Leute! Strebet nicht hinaus in die Welt. Bleibet daheim in Eurem Waldlande.

Erbauer mit dem Spruch: „Beständiger Wille führt zum Ziele“ auf die langjährige Bemühung an, die endlich mit einemmale Erfolg hatte. Dann folgte die kirchliche Einweihung, die zum Herzen gehende, echt christliche Rede des Geistlichen, ein Weihegesang der Krieglacher Kapelle und die Übergabe des Schlüssels, den der Bauherr mit einem Danke an den uneigennützigen Baumeister und an seine wackeren Arbeiter entgegennahm. Den Schlüssel hielt der „Bauherr“ nicht lange in der Hand. Kaum eine Viertelstunde lang war er Eigenthümer des schönen, fertigen Hauses, und auch in dieser Viertelstunde wohnte er nicht darin, sondern stand vor dem Hause der Menschenmenge gegenüber und hielt in seinem Herzensglücke eine Ansprache, die wir deshalb abdrucken, weil sie die bisherigen Schulverhältnisse von Krieglach-Alpel kennzeichnen.

Geehrte Anwesende!

Liebe Freunde!

Heute ist ein Freudentag, den ich nicht mehr hoffte zu erleben. Ein Jugendideal, das mich seit fünfzig Jahren begleitet hat, ist in Erfüllung gegangen. Krieglach-Alpel hat eine Schule und ein Schulhaus. Ein kurzer Rückblick auf die Schulverhältnisse von Alpel wird meine Freude recht verständlich machen. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts hat diese Gegend nie eine Schule gehabt. Im Revolutionsjahre 1848 kam ein alter Schullehrer, der seines humanen Freisinnes wegen abgesetzt und existenzlos geworden war, nach Alpel und machte den Bauern den Vorschlag, gegen Kost und Dach ihre Kinder zu unterrichten. Das ist angenommen worden und der arme Mann, Michel Patterer war sein Name, hat in den verstreuten Bauernhäusern herum, wo die Kinder zusammenkamen, Schule gehalten. Wir Alpelkinder haben von Michel Patterer nicht bloß lesen und schreiben gelernt, sondern auch Rechtschaffenheit und Wohlwollen für die Menschen. Dort drüben am Berghang, wo heute eine Fahne weht, ist ein kleines Haus gestanden, in welchem Michel Patterer zuletzt Schule gehalten hat, und dort ist er auch am 31. März 1857 einsam gestorben. Auf diesem Weg, den wir heute heraufgekommen, haben wir seinen Leib dahin nach Krieglach getragen. Sein Geist, hoffe ich, ist geblieben und wird einziehen ins neue Waldschulhaus. Nach Patterers Tode sind einige provisorische Lehrer dagewesen, aber bald wieder fortgegangen. Ums Jahr 1870 habe ich in Graz an dem damaligen Landesausschuss Dr. Flechh einen einflussreichen Mann gefunden, der mir helfen wollte, in Alpel eine ständige Schule zu gründen. Aber es war gerade zu Beginn der Neuschule, und zu der hatten die guten Leute kein Vertrauen, die Schule ist abgelehnt worden. Zwölf Jahre später wollte mein nun seliger Schwiegervater Knaur, der hier einen Besitz gehabt hat, den Alplern ein Schulhaus

aus wilden Blumen. Diese hielten sie dem Menschen, ehe er sich noch ins Volk flüchten konnte, entgegen, und eines der Mädchen sprach die Worte: „Mir danken Dir tausendmal schön für die Schule. Mir geben Dir die Blumen, sonst hab'n mir nix. Mir danken Dir tausendmal schön."

Das mag für den, den's betraf, wieder einmal ein Höhepunkt des Lebens gewesen sein.

Damit war die Feier, die durch ihre stimmungsvolle Einfachheit auf die Anwesenden einen tiefen Eindruck machte, zu Ende.

Der Himmel schien durch viele sonnige Tage her auf diesen Augenblick gewartet zu haben. Kaum war die Feier vorüber, begannen die dicht und grau gewordenen Wolken zu regnen und regneten unendlichen Regen auf die Waldlandschaft und ihr neues Schulhaus nieder. Den Leuten war das ein willkommener Anlass, um in den geräumigen Keller, in das Schulzimmer und in die Lehrerswohnung zu flüchten, wo emsige Wirte die lieben Waldgäste bestens zu erquicken suchten. Viele andere blieben auf ihren Sitzbänken im Freien und ließen sich ins Bierglas regnen. Dabei kritisierten sie den Bau, der „steht an der Straßen, darum die Leute man muss reden lassen". Der eine wollte wissen, weshalb das Schulhaus so roth sei, worauf ihn ein anderer belehrte: „Weil es sich schämt, dass es aus Bettelgaben gebaut worden ist." Das war einer von jenen, die keinen Knopf beigesteuert hatten und sich nur durch Kritisieren und Spotten um das Schulhaus verdienstlich machen wollten. Ein anderer beanständete, dass im Lehrzimmer das Cruzifix niedriger als das Kaiserbild hänge. Gott sei doch höher, als der Kaiser! „Weißt es denn nicht", sagte sein Nachbar, „dass der Herrgott all' Stund herabsteigt zu den armen Leuten, derweil der Kaiser das selten thun kann? Also wird halt doch der Kaiser höher sein." Ein witziger Kopf stand auf und hielt folgende Rede: „Ich erhebe mein Glas, auf dass die jungen Alpler in dieser Schule gut lesen, schreiben und rechnen lernen sollen. Sie müssen aus dem Leben die schönsten Blumen und Trauben lesen können. Sie müssen es lernen, die Folgen ihrer Handlungen sich selbst — zuzuschreiben und sie müssen in Noth und Gefahr auf einander — rechnen können." — Die das verstanden, stießen begeistert an.

So und nicht anders gieng es zu bei der Einweihung und der Übergabe des Waldschulhauses. Dass auch der neuernannte Lehrer, zugleich Schulleiter und Hauswart zugegen war, kann man sich denken. Er machte gleich Bekanntschaft mit den Schulkindern, die er probeweise einmal in die Schulbänke sitzen ließ und mit Backwerk bewirtete. Dieser Anfang war gut. Dem geistigen muss das leibliche Brot stets vorausgehen. Wenn die Buchstabenformen aus Semmelteig gebacken würden,

Hier werdet Ihr nicht reich, aber auch nicht so arm, als Ihr in der Fremde werden könntet, nicht so arm und verlassen, wie mancher geworden, der von dieser Heimat fortgezogen ist. Ich selbst bin draußen gewesen und wieder heimgekehrt, weil's mir hier am besten gefällt. Lernet, so viel Euch möglich ist, zu lernen, richtet Eure Wirtschaften mehr nach den Zeitverhältnissen ein, arbeitet muthig, haltet fest zusammen und vertrauet herzhaft auf Gott, dann werden für Euch Bewohner von Alpel wieder bessere Zeiten kommen.

Und nun, meine liebe Waldheimat, überreiche ich dir das Geschenk.

Ich bitte den Herrn Bürgermeister von Krieglach, diesen Schlüssel entgegen zu nehmen. Es ist der Schlüssel zum Schulhause. Das bedeutet, dass in diesem Augenblick das Schulhaus ins Eigenthum der Gemeinde übergeht, und zwar auf Grund folgender Urkunde. Diese lautet:

Widmungs-Urkunde.

Endlich ist es gelungen, der armen Gemeinde Krieglach-Alpel eine Schule zu stiften. Bei diesem Werke haben viele Freunde der Waldheimat und Gönner der Volksschule so ausgiebig geholfen, dass das neue Schulhaus jetzt eröffnet werden kann.

Da das Haus nun in allen seinen Theilen wohl mit Fleiß und Gediegenheit fertig gestellt ist, schenke ich dasselbe der Gemeinde Krieglach, und zwar unter den Bedingungen, dass sie es stets bestens verwalte, es beständig in gutem Zustande erhalte und es als Schulhaus für diese Waldgegend Alpel verwende. So lange es in Alpel schulbedürftige Kinder gibt, sei dieser Bau unter dem Namen Waldschulhaus ihrer Schule gewidmet, zu welcher die löbliche Schulbehörde stets eine tüchtige Lehrkraft, mit entsprechendem Gehalt versehen, beistellt. Sollte in Alpel die Schule aus irgend einem Grunde einmal überflüssig werden, so ist dieses Haus in einer anderen würdigen Art nutzbar zu machen und der Ertrag für Lehr- und Bildungszwecke der Gemeinde Krieglach — und zu keinem anderen Zwecke — zu verwenden. Zum Zeugnisse dieser Widmung und ihrer Annahme die Unterschriften."

Nachdem die Urkunde von dem Übergebenden und dem Übernehmenden, dem Bürgermeister von Krieglach, unterzeichnet war, betrat der Landesschulinspector Herr Linhart das Podium und im Namen des Statthalters und des steiermärkischen Landesschulrathes begrüßte er das Werk und seine Stifter. Er sagte, dass wohl noch nie ein Schulhaus so rasch und liebreich erbaut worden sei als dieses und dass unter diesem besonderen Glückssterne die neueste Bildungsstätte der Steiermark auch fürder zum Heile der Waldbewohner blühen und gedeihen werde!

Dann eine rührende Scene. Die Alpel-Kinder kamen halb in Angst und halb in Freude heran, jedes in der kleinen Hand einen Strauß

Rath mancher Weltweiser besteht darin, stets den Augenblick wahrzunehmen und zu genießen, ohne zu denken, was kommen kann. Dieses Eintagsfliegen-Princip will aber bei dem alles begehrenden Herrenmenschen nicht verfangen. Es gibt viele Seelennaturen — und wahrlich nicht die wertlosesten — die nie im stande sind, den Freudenbecher des Augenblicks in vollen Zügen zu trinken, weil sie schon während des Genusses an die nahe Neige denken müssen. Es freut sie kein Glück, weil sie dessen Ende fürchten. Was nicht ewig dauert, hat für sie keinen rechten Wert. Diese Anspruchsvollen müssen von ihrer Unsterblichkeit überzeugt sein, wenn ihnen das gegenwärtige Leben von Wert sein soll. Gibt es für sie persönlich keine Zukunft, so bedeutet ihnen auch die Gegenwart nichts. Deshalb wirft so mancher aus Verzweiflung am ewigen Leben auch das zeitliche weg.

Ob nun ewiges Leben oder ewiges Nichtsein, keinesfalls bleibt dem Erdensohne der Übergang geschenkt. Und dieser Übergang ist unheimlich. Man könnte sich aber doch wundern darüber, dass die Leute das Sterben nicht schon gewohnt sind. Seit Menschengedenken sterben sie, alle Zustände und Verhältnisse sind so eingerichtet, dass die Individuen einander in kurzen Zeiträumen ablösen. Mancher ist schon trostlos, wenn er sich selbst ein paar Jahre überlebt. Würde einmal eine Generation auch nur dreißig Jahre leben über das gewöhnliche Maß hinaus — es gäbe eine ungeheure Revolution. So sieht denn jeder jeden Tag die Reihen um sich sachte hinsterben und die Todtenglocken läuten nicht seltener als die Suppenglocken. Es gibt nichts Alltäglicheres, nichts Gewöhnlicheres als das Sterben. Und trotzdem ist es keiner gewohnt, weil bei jedem das erstemal auch das letztemal ist. Wahrscheinlich fürchten wir das Sterben nur deshalb so arg, weil wir nicht schon wenigstens einigemale gestorben sind, oder uns nicht daran erinnern, je einmal gestorben zu sein. Man vermuthet, dass das Kindergebären schmerzhafter ist, als das Sterben und doch fällt es keinem braven Weibe ein, dem Glücke zu entsagen aus Furcht vor den Schmerzen.

Aber so gewöhnlich und gleichmäßig in der Natur das Geborenwerden und Sterben vor sich geht, für den Einzelmenschen bedeuten diese Vorgänge doch alles — Sein und Nichtsein. So wie die Natur mit unendlicher Energie nur auf das Ganze bedacht und gleichgiltig gegen das Einzelwesen ist, so gleichgiltig ist umgekehrt das Einzelwesen gegen das Weltganze und so leidenschaftlich hält es fest an dem *persönlichen* Sein. Das ist der Conflict, den es gilt zu schlichten. Warum ist hier kein Vererbungsproceß nachzuweisen? Der Tod vererbt sich, weshalb nicht auch das ruhige Philosophenbewusstsein seiner Selbstverständlichkeit? Nach der Anpassungstheorie müssten im Lauf der Zeiten die Wesen sich gelassen anpassen dem Todesgedanken und dem Tode, so wie der Frühlingsfrohe

gäbe es auch im Waldlande keine Analphabeten. Am ersten Schultag bin ich dabei gewesen. Dreiundzwanzig hübsche lernfrohe Kinder — es war eine Freude!

Das Waldschulhaus mit Zugehör hat einen materiellen Wert von etwa 25.000 Kronen. Sein moralischer Wert für die Gemeinde ist in Ziffern nicht zu fassen, so hofft man. Und als Draufgabe zieht auch häusliches Glück ein.

Der junge Waldschulmeister kommt nicht allein. Als er seine Ernennung erhalten, führte er sofort sein kleines Bräutchen zum Altare, so dass das Werk gleich gekrönt wird mit einem glücklichen Paar.

Als sie einzogen, dachte ihnen einer nach: Man sagt, der Waldschulmeister wäre jetzt in neuer Auflage erschienen. Wenn das stimmt, dann ist es eine verbesserte Auflage. Der alte Waldschulmeister Andreas Erdmann hat fünfzig Jahre lang in einer weltfernen Hochwildnis gelebt, hat dort arme, verkommene, verlassene Menschen zusammengesucht, hat ihnen die Arbeit, das Gott- und Menschenvertrauen und die Freude gelehrt und hat ihnen eine Heimat, eine Gemeinde, ein Schulhaus, eine Kirche gegeben, und alles, was nöthig ist zu einer gesellschaftlichen Existenz. Er selbst aber ist einsam geblieben. — Der neue Waldschulmeister hat gegen die Einsamkeit sofort das radicalste Mittel ergriffen: die Zweisamkeit. Und das ist die Verbesserung der Auflage. Wir können unter vielen und guten Menschen leben und doch einsam sein. Erst wo zwei liebende Herzen sich finden, ist der ganze, zweifache Mensch fertig, den wir nennen: Adam und Eva im Paradiese. Nun ist aber dieses Krieglach-Alpel kein Paradies, und das kann ihm der beste Freund nicht nachsagen, aber es kann eins werden, wenn die treue, heilige Liebe miteinzieht. Ja, es kann mehr und bedeutsamer werden als das Paradies, denn es hat die Arbeit, es hat das Leiden, es hat für dich, du liebes Waldschulmeisterpaar, die große Lebensaufgabe. So leite und behüte dich Gott!

M. H.

# Die Angst vor dem Sterben.

Eine Betrachtung von **Peter Rosegger.**

Wir wissen noch immer nicht genau, ob der Hinblick auf den Tod mehr beiträgt, unser Leben zu verdüstern oder zu erhellen. Vielleicht wäre das Bewusstsein, ewig auf dieser Erde, in diesem Leibe und unter dem bekannten Einerlei fortzuleben, einfach nicht auszuhalten. Noch sicherer aber weiß die Mehrzahl der Menschen von der Qual, der Furcht vor dem Sterben, die uns so viele bange Stunden macht. Ein

gemacht. Um alle Freude ins Jenseits zu verlegen? Nein. Auf die meisten Menschen, denn der Himmel war kaum zu erringen, wartete im Jenseits die ewige Verdammnis. Im Mittelalter gab es kein Sterbebett, an dem nicht ein paar Teufel bereit standen, um die ausfahrende Seele in Empfang zu nehmen und ins ewige Feuer zu schleppen! Das Erdenleben schrecklich, das Sterben noch schrecklicher und das Jenseits am schrecklichsten. Das war das Los der Menschen im Mittelalter. In Wahrheit ist weder das Leben, noch der Tod, noch das Jenseits schrecklich gewesen. Einzig schrecklich war nur diese grausame Lehre, die eine Hölle von Angst, Jammer und Verzweiflung in das Menschenherz gesenkt hat. Diese Hölle ist noch heute nicht ganz ausgelöscht. Obschon die katholische Kirche die Himmelsthür wesentlich erweitert hat, wenigstens für ihre Gläubigen, so behauptet sie doch noch immer, dass es nur für den Katholiken gut sterben sei. Wer jedoch Gelegenheit hat, Sterbende zu sehen, der merkt keinen Unterschied zwischen Angehörigen verschiedener Religionen. Vor kurzem habe ich einen Atheisten sterben gesehen, der — bis zum letzten Augenblicke bei Bewusstsein — mit Fassung und unter Zeichen der Liebe zu den Umstehenden dem Tode entgegensah. „Es ist doch angenehm, so zu sterben!" Das war sein letztes Wort.

In meinem Hause habe ich ein junges Mädchen voll Frische und Lebenslust. Das hat über seinem Toilettentischchen das Bild eines lebensgroßen Todtenschädels geheftet, und an der rothseidenen Halsmasche als Busennadelknopf trägt das Mädchen ein Miniaturtodtenschädelchen, hohläugig ebenso munter in die Welt blickend, wie die braunen Augen der Trägerin. „Man muss auch den Todtenschädel zähmen, dann beißt er nicht", sagte sie einmal, und dieses frühe Sichvertrautmachen mit dem Unvermeidlichen nimmt dem Tode den Stachel. Eine junge Schwester dieses Mädchens hat einmal ein vollständiges Todtengerippe in einem Sacke von Wien nach Graz gebracht, das sie von einem Arzte für ihren Bruder, der Medicin studierte, erhalten hatte. Die Ehrfurcht, die sie für diese Reste eines vergangenen Menschen empfand, hinderte sie durchaus nicht, harmlos zu scherzen und zu lachen.[1])

So soll man niemals — selbst in blühender Jugend nicht — vor dem Tode die Augen abwenden, vielmehr über das Grauen, das uns anfangs bei Todeserinnerungen zu überfallen pflegt, Souveränität zu gewinnen suchen, die man auch in kürzester Zeit erlangt.

Nach der Beobachtung kann man sagen, dass die Todesangst, die manchen durch das Leben verfolgt, in der Nähe des Todes abnimmt und zuletzt ganz verlischt. Menschen, die sich in plötzlicher Todesgefahr, als z. B. Sturz von einem Felsen, Wagenzusammenstoß u. s. w. be-

---

[1]) Siehe „Heimgarten" XVIII. Jahrgang, Seite 300.

dem Herbste, dem Winter, ja selbst dem persönlichen Alter sich wohlgemuth ergibt. Ist nicht ein williges Sichfügen in die unabweisbare Verwandlung zweckmäßig? Warum geschieht es nicht, da doch nach dem Naturgesetze das Zweckmäßige sich vollzieht! — Nun, das passt auf das Leben, aber nicht auf den Tod. Eben das Entsetzen vor dem Tode ist Vererbung, weil nur die starken, leidenschaftlichen, im Sinne dieses Lebens todhassenden Lebewesen die mächtigste Fortpflanzung besorgen. Nach grobsinnlicher Auffassung ist die Empörung gegen den Tod das Zeichen eines gesunden Lebens. Aber ich stelle die Frage, ob sich energische Lebenslust mit Furchtlosigkeit vor dem Tode denn nicht verträgt? Wer es erfahren hat, wie im Volke so viele ihr Leben lang, ob gesund oder krank, in Todesangst sind, und diese Todesfurcht sie zu keiner wahren Erdenfreude kommen lässt, der sucht nach Mitteln, um dieses Gespenst zu vertreiben. Er trachtet in den Menschen Vorstellungen zu erwecken, jene Wahrheiten zu enthüllen, in deren Lichte der Tod seine Schrecken verliert und schließlich — bedeutungslos wird, als ob er gar nicht vorkäme. (Siehe „Heimgarten", XXV. Jahrgang, Seite 150.)

Ich will nicht erst historisch werden und daran erinnern, wie die Alten den Tod in lieblichen Gestalten personifiziert haben, als schönen Genius, der die Fackel bricht, als süß schlafenden Jüngling. Für das Symbolische hat der moderne Mensch wenig Sinn. Er denkt nur, dass das Sterben weh thut, unfassbar weh. Er fürchtet und fühlt den Tod wie einen Scharfrichter, der gewaltsam das Leben vernichtet. Denn die meisten Menschen sterben eines unnatürlichen Todes. Sie sterben nicht an Altersschwäche, was ein Einschlafen am Abend ist. Sie sterben nicht am Ende des Lebens, sondern mitten im Leben — und das thut freilich weh. Doch nur das leidende Leben thut weh, nicht der nahende Tod. Viele Leute glauben, man sterbe an den Schmerzen einer Krankheit, diese Schmerzen würden so wahnsinnig groß, dass sie nicht mehr auszuhalten seien, und deshalb sterbe man daran. Nun ist der Tod aber gerade das Aufhören der Schmerzen, das Ende derselben. Der heftige Schmerz ist noch Zeichen großer Lebensenergie, erst wenn die Sinne gefühllos werden und der Geist stumpf und gleichgiltig geworden, kann es das Nahen des Todes bedeuten. Gegen den Schmerz, der uns so zuwider ist, gibt es gar kein besseres Mittel als den Tod. Man könnte, ohne paradox zu werden, in allem Ernste sagen, der Tod gehe uns Menschen eigentlich gar nichts an, lebendig nicht, weil wir sind und todt nicht, weil wir nicht sind.

Dem Tode die Schrecken hat das Mittelalter gegeben, das gegen die Menschenfreuden überhaupt erbarmungslos gewesen ist. Durch die Vorstellung eines schrecklichen Todes war auch das Leben schrecklich

keit, die ich meine und wünsche und habe, ist die persönliche Unsterblichkeit, die Unzerstörbarkeit des Ichbewusstseins. Ich habe täglich meine Leiden und doch ist mein Denken, Ahnen und Beten — ewig zu leben. Andere dürsten nach Ruhm, nach Wissen, nach Schönheit — ich dürste nach Leben. Nach ewigem Leben mit gesunden Sinnen und einem reinen Herzen. Der alte Spruch: „Ich komme und weiß nicht woher, ich bin, und weiß nicht wer, ich gehe und weiß nicht wohin, mich wundert's dass ich noch fröhlich bin", stimmt manchen traurig. Es gibt einen noch traurigeren: „Ich komm' aus dem Nichts, bin nichts und gehe ins Nichts." Dieser Spruch gefällt vielen gar so gut, obschon er ganz unsinnig ist. Denn wenn einer nichts ist, wie kann er kommen und gehen? Wenn einer nichts ist, wie kann er denken, dass er nichts ist? — Ich für meinen Theil bin erst zufrieden mit der absoluten Sicherheit, ewig zu leben. Allerdings nicht so, als ob ich die Erinnerung an alle sinnliche Vergangenheit auch nach dem Sterben mit mir fortschleppen müsste; diese Vergangenheit wird mit dem Hinfallen des Körpers, der sie erlebt, abgestreift. Aber so ist es, dass ich immer und zu jedem Augenblick durch alle Ewigkeiten hin weiß: Ich bin. Unsere Seele wird wohl nie einen Augenblick der Bewusstlosigkeit haben, auch im Schlafe, in der Ohnmacht nicht, es bleibt bloß die Erinnerung nicht haften. — Leben! Leben! Das ist mein fester Glaube, nein, meine unerschütterliche Überzeugung, die ich schon hundertmal ausgesprochen habe und die ich tausendmal zu bekennen das Verlangen trage: Meine Seele ist unsterblich, mein Ichbewusstsein ist unzerstörbar. Beweis dafür: Ich bin. Denn ich denke, ich schreibe das nieder, also bin ich. Und dass ich bin, ist mir ein sicheres Zeichen, dass ich immer war und immer sein werde. Denn wenn ich bin, weshalb soll ich denn ganz willkürlich annehmen, dass ich nicht wäre? Je einmal nicht gewesen wäre, nicht sein würde? Und gesetzt, ich nehme an, dass ich nicht war und nicht sein werde, also im ganzen nicht bin: warum soll ich denn gerade jetzt, in diesem Augenblick sein, wenn ich überhaupt nicht bin? Das erschiene mir lächerlich, ungereimt. Strenge genommen ist es ja richtig, dass ich bloß für diesen einen Augenblick meines Seins bürgen kann. Aber dieser Augenblick war immer und wird immer sein. Denn dieser Augenblick ist die Ewigkeit. — Nach unserem Sprachgebrauch von „Zeit und Ewigkeit" bilden wir uns ein, die Zeit sei ein Stück für sich, stehe im Gegensatz zur Ewigkeit, oder sei nur ein Bindeglied zwischen einer Ewigkeit nach rückwärts und einer Ewigkeit nach vorwärts. Und ich fühle es doch so deutlich, dass ich mit meiner Zeit mitten in der Ewigkeit stehe und andererseits, dass die Ewigkeit in mir steht. Man könnte sagen: Wenn die Ewigkeit nicht wäre, so wäre ich auch nicht, oder vielleicht noch richtiger: Wenn ich nicht wäre, dann wäre auch die

fanden, haben ausgesagt, dass sie in den Augenblicken der Gefahr weniger Angst empfanden als Neugierde, wie das verlaufen werde. —

Und doch diese Angst vieler Menschen vor dem Sterben. Sogar Selbstmorde werden verübt aus Furcht vor dem Sterben, allein soviel man den instinctiven Äußerungen solcher Selbstmörder entnehmen kann, ist ihr letzter Augenblick nicht so sehr erfüllt von der Angst vor dem Sterben, als von der Reue um das Leben.

Sehr viele scheuen das Sterben wie ein Elementarunglück, das ihnen die Welt zerstört, das sie lostrennt von allem, was sie hier geschaffen haben, dem sie sich angelebt und in dem sie sich verkörpert haben. Dieser Verlust wäre allerdings hart, wenn man — davon etwas wüsste. Wenn man im tiefen Grabe eingeschlossen denken könnte: Mein Haus, meine Werke, meine Fähigkeiten, mein Rang — alles ist hin und mein lieber schöner Leib muss die Speise der Würmer sein! Also und dieses Bewusstsein, das uns unglücklich machen könnte, das Leben wäre es wieder und nicht der Tod. Es gibt aber einen Fall, wo man das Sterben mit vollstem Bewusstsein empfindet und überdauert, das Gestorbensein gleichsam weiß und fühlt. Nämlich, wenn man liebe Angehörige hinterläßt, in denen wir leben, die am Todtenbette stehen und die dann verlassen sind. Das und nur das ist das bitterste Sterben, doch wieder nur bitter für die Lebenden, nicht für den Todten. Man kann das Sterben drehen und wenden wie man will — den es trifft, der ist geborgen.

Alte Leute sterben leicht, ja ersehnen den Tod oft so innig, als man im Leben nur etwas ersehnen kann. „Hat mich der liebe Gott denn ganz vergessen?“ hört man manche einsame Greisin seufzen. Nicht allein, weil die Menschen sich von der Neunzigjährigen wenden, fühlt sie sich verlassen, sondern vielmehr, weil der Tod immer noch nicht kommen will. Es ist ihr, als sinke sie langsam und ewig in eine Tiefe hinab und niemand erlöse sie vor sich selbst. Das ist unheimlich, in ein solches Menschenwesen muss man sich hineindenken, um so recht inne zu werden, wie sehr wir Gott danken müssen dafür, dass wir sterben dürfen!

Aber gerade das erweckt bei den meisten den größten Abscheu vor dem Sterben: dass es todt macht! Die Vorstellung des Todtseins ist für uns Kinder des Lebens unerträglich. Zum Glücke ist sie nur eine Vorstellung, und das noch eine ganz vage. Es gibt ein Sterben, das heißt ein Verwandeln, aber es gibt kein Todtsein — kann keines geben für den, dessen Wesen im Geiste ist. Auf die Unsterblichkeit der Materialisten gebe ich nichts. Die sprechen in ihrem Sinne von der Unsterblichkeit des Körpers, der auch im Grabe lebe, dort anstatt eines Lebens deren tausend erzeuge! Wahrlich nein, als Wurm, als Insect sein Leben fortzusetzen, das wäre meine Sache nicht. Dazu bin ich viel zu unbescheiden. Die Unsterblich-

Betrachte doch einmal deinen Leib, dem du so grenzenlos ergeben bist. Gibt es an ihm einen Theil, der dir nicht schon Leid zugefügt hat? Der nicht schon versuchte, dich in die Tiefe zu ziehen? Hast du dich nicht oft gebalgt mit diesem Erdkloß, wenn du zur Höhe wolltest und er niederwärts strebte, dem Thiere, dem Schlamme zu? Danke ihm für manches schöne Erdenglück, das er dir verschaffte, und entlasse ihn kühl.

---

## Herbstträume.

Von Martha Wiesendanger.

I.

Jetzt ist das Sonnenglück dahin!
Am Zweige schwankt die letzte Monatsrose
Und auf den Wiesen winket schon
Des Sommers Scheidegruß, die Herbstzeitlose.
Wie nahe doch des Winters Leid!
Vorüber bald die letzten sel'gen Stunden,
Die einer Sonne Wirken gab.
Vorbei, in Winternacht dahin geschwunden.
Ist das der Menschenseele Bild?
Ein Lenz. ein Sommer, eines Herbstes Glühen,
Und dann des Winters eis'ger Hauch —
Ein starrer Tod nach Sorgen und nach Mühen?

---

II.

Die Sonne schien so goldig und so licht,
Da meinte ich, es sei noch Sommer
Und glaubte an die welken Blätter nicht.
Mir war's. als ob die Nachtigall noch sang,
Ich träumte Rosen an die Hecken,
Um die sich eine weiße Winde schlang.
Und meine Augen öffnete ich ganz. —
Es schien die Sonne auf ein Sterben,
Auf ein Vergehen unter Pracht und Glanz.

---

III.

Ein rothgefärbtes Blatt der wilden Rebe
Auf meinen Schoß durchs off'ne Fenster fiel,
Das weckte mir ganz eigene Gedanken
Und war doch nichts als eines Zufalls Spiel.
Es hatte — dachte es in mir — vier Brüder,
Die einer Knospen Hülle sanft gedeckt,
Die, als für sie die rechte Zeit gekommen,
Ein Sonnenstrahl zum Leben auferweckt.
Sie theilten redlich aller Tage Wirken,
Den Wind, den Regen und den Sonnenschein,
Und bei der Abendlüfte sanftem Wehen,
Da schliefen sie mitsammen schaukelnd ein.
Dann kam der Herbst, der rauhe, schonungslose,
Erst kosend, d'rauf mit scharfem, kalten Hauch,
Er nahm die Blumen rings, die Sonnenkinder,
Die Blätter auch, wie's so bei ihm der Brauch.
Eins von den Fünfen, die an einem Stiele
Ein Ganzes waren in des Sommers Licht,
Er brachte stürmend mir's — die andern alle
Entführte er — wohin — ich weiß es nicht!
Ein seltsam Los! So auch im Menschenleben.
Es trennt ein unerbittliches Gebot
Oft Seelen, die nur für einander lebten,
Getreu und liebend, fest in Glück und Noth.
Führt eine, wie das Blatt der wilden Rebe,
An einen Ort, wo einsam sie vergeht
Und treibt die andere in weite Ferne,
Zu der kein Hauch des Einst hinüberweht.

Ewigkeit nicht. Heißt es doch, dass Zeit und Raum bloß Denkformen sind, die nicht sein könnten, wenn nicht jemand wäre, der sie denkt. Damit hebt man freilich alles auf: alle Wesenheit außerhalb mir ist nichts Reales für sich, ist nur eine Vorstellung, eine Denkform in mir. Und so hat sich die Sache mit einem Schlage umgekehrt. Wenn es sonst hieß, ich bin nichts, aber die Welt ist alles, so kann es nun heißen: Ich bin alles und die Welt ist nichts.

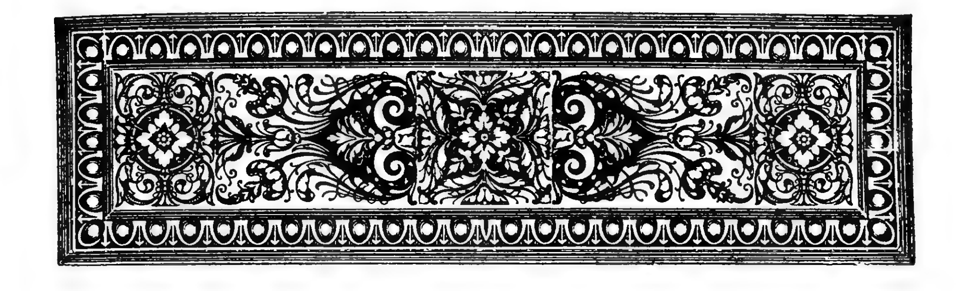
Du findest es, lieber Leser, wohl ein wenig anmaßend, mit seinem Ich so groß zu thun. Ist es aber denn gerade mein Ich, das des Schreibenden, von dem ich spreche? Kann's nicht vielmehr das des Lesenden sein? Ja, mein Leser, du hast das volle Recht, dein Ich über alle Zeiten und Dinge zu stellen, es mit der Ewigkeit zu messen — wenn du dich in Gott fühlst. —

Und das praktische Facit dieser Betrachtung: Mach' dich gut, mach' dich furchtlos, mach' dich froh, denn du wirst ewig leben.

Die Todesangst entspringt nicht realer Erfahrung, vielmehr philosophischer Vorstellung. Deshalb kann ihr nur wieder mit philosophischen Gründen entgegengearbeitet werden, obschon bei diesem tiefsten aller Geheimnisse der Mensch verstummen muss. Klar ist das: Unsere Seele ist eins mit Gott und unsere Heimat ist die Ewigkeit. Das ist mein großes, heißes Glauben, in dem die Stückwerke meines irdischen Wissens und Wünschens hinschmelzen wie Schnee in der Sonne des Mai. Alle irdischen Zeitläufte und Thaten sind nur Athemzüge dieses unendlichen Lebens, vor dessen Majestät die Angelegenheit unseres zeitweiligen Sterbens nichts als ein Wäschewechsel ist.

Lassen wir uns also nicht bange machen von dem „raschen Enteilen der Zeit“, von dem stets steigenden Alter, von dem immer näher kommenden Sterben. Trachten wir möglichst naturgemäß zu leben, damit unser Sterben nicht ein unnatürliches werde, ein vorzeitiges, das Körper und Geist noch zu widerstandsfähig findet. Eine unserer Lebensaufgaben ist, dem frühen gewaltsamen Tode des Körpers zu entkommen, immer darauf hinzuarbeiten, dass wir im hohen Alter friedlich entschlafen können. Das weitere gibt sich, was wir in dieser Epoche zu verlieren haben, werden wir in der nächsten finden. Denn das Leben ist aufsteigend, weil es unsere Wünsche sind. Unsere Wünsche sind da, um erfüllt zu werden, das ewige Leben hat Zeit genug dazu.

Die Todesangst — so natürlich sie im Sinne des Körpers sein mag — ist also ziemlich überflüssig. Ich rathe nur, dass wir das Spiel nicht auf eine einzige Karte setzen sollen, dass wir froh sein mögen, diesen Körper, wenn er unbrauchbar geworden, ablegen zu können, um einen neuen, frischen anzuziehen.



# Kleine Laube.

## Das verstoßene Königskind.

Ein Märchen aus alten Zeiten.

Es war einmal ein König im Westen. Dieser König hatte eine Tochter, die sehr schön war, weshalb er sie besonders hoch hielt, weil er wohl voraussah, dass ein Mächtiger der Erde um ihre Hand werben würde. Und siehe, als die Prinzessin erwachsen war, kamen aus einem großen Reiche im Osten vornehme Herren und warben um die Hand der schönen Prinzessin für ihren Kaiserssohn. Die Prinzessin weinte, denn sie war kindlich ihrem Hause ergeben. Ihre Mutter, die Königin, weinte ebenfalls, denn sie wollte sich von ihrem lieben Kinde nicht trennen. Der König jedoch war hoch beglückt und dachte an nichts anderes, als dass seine Tochter eine Kaiserkrone tragen würde, und es war sein Wille, dass die Prinzessin ihre Hand dem erhabenen Prinzen im Osten reiche.

So geschah es auch. Der Kaiserssohn war ein schöner, hochbegabter Prinz und alle Welt war entzückt von dem Glücke, in dem das junge Paar nun wohl lebte. Da kam das Unheil und es ereignete sich, dass man der schönen Frau eines Tages den Gemahl als Leiche in das Kaiserschloss trug.

Die junge Witwe war von diesem plötzlichen Schlage so betäubt, dass sie die ganze Größe des Unglückes kaum ermaß. Ihr Vater, der König im Westen, war trostlos darüber, dass seiner Tochter die Kaiserkrone entrissen war. Ihre Mutter, die Königin, jedoch freute sich, dass ihr geliebtes Kind nun wieder zurückkehren würde in ihre Arme. Die Prinzessin kam aber nicht zurück. Sie war satt der trügerischen Herrlichkeit der Großen, wollte nur noch in der Verborgenheit ein schlichtes Leben führen. Nach langer tiefer Trauer schenkte sie ihr Herz einem Manne, der ihr das, was sie so lang entbehrt, eine innige Liebe, entgegen brachte. Dieser Mann aber war kein Kaiserssohn, nicht einmal ein Königssohn, sondern ein einfacher Graf. Der König im Westen war in Verzweiflung ob der Schande, die dieses ungerathene Kind über sein Haus gebracht. Er verstieß die Prinzessin und verbot ihr bei Leben und Sterben, sich je noch einmal vor seinem Auge zu zeigen. Die Prinzessin war darüber tief betrübt, den Schmerz, die theuere Heimat und die geliebte Mutter nicht mehr sehen zu dürfen, vermochte sie kaum zu ertragen. Doch still und ergeben lebte sie, von Liebe beglückt, mit ihrem Gatten, verbannt im Auslande. Mehrmals wagte sie in kindlicher Sehnsucht den Versuch, ihren strengen Vater zu versöhnen. Das war vergeblich. So oft der König daran erinnert wurde, dass seine Tochter eine armselige Gräfin war, gerieth er in Raserei, wozu seine

## IV.

Jetzt flieht ihr wieder in das Reich der Sonne,
Es will bei uns die Welt in Schlaf versinken.
Euch zieht ein Sehnen hin nach Glück und Wonne
In jenes Land, wo Sommerzauber winken.
Auch auf der Menschenseele tiefstem Grunde
Geheimnisvolle Sehnsuchtsträume leben,
Nach einem Land, von dem so schöne Kunde
In Hieroglyphen nur uns ward gegeben.

Und diese Hieroglyphen, diese Zeichen
Aus einer Welt, die wir durch sie nur kennen,
Wer könnte uns dazu den Schlüssel reichen,
Wer nur die volle Lösung je uns nennen!
Ihr Wanderer der Luft zieht in die Ferne;
Lasst ohne Sorgen die bekannten Fluren.
Zugvogel doch wie ihr auf diesem Sterne,
Sucht bang der Mensch nach seines Reiches Spuren!

## V.

Hei! Das ist ein Krieg, ein lustiges Jagen,
Ein Taumeln, Aufwärtsflattern, Seitwärtsschlagen,
Jetzt seid ihr nicht mehr an den Stamm gebunden,
Es kommen die schönen, die freien Stunden.
Wohlan denn, vorwärts, auf eigene Kraft,
Glück auf zur fröhlichen Wanderschaft! —
Warum haltet ein ihr auf eurem Zuge?
Ist's schon vorbei mit dem munteren Fluge?

Ist das auch die rechte Wanderschaftsweise,
Zu rasten und ruh'n nach so kurzer Reise?
Warum, ihr Blätter, gelb, braun und roth,
Liegt ihr nun am Boden, still und todt? —
Warum — ihr könnt es mir doch nicht sagen!
Weiß es ja selber, weshalb denn noch fragen.
Ihr seid ein Bild nur des irdischen Webens,
Theilt das Los, das dunkle, des Erdenlebens.
Der Mensch, ein Blatt an der Menschheit Baum,
Sinkt, wie ihr, nach kurzem Freiheitstraum.

## VI.

Nun geht durch die Natur ein Weheschauer,
Es schütteln bebend sich die Bäume
Und bange, sehnsuchtsvolle Träume
Umhüllen Wald und Flur mit stiller Trauer.
Erstorben Blattwerk, tollem Wind zum Raube,
Kreist in verzweiflungsvollem Tanze
Und hohnvoll grüßt in sattem Glanze
Vollsaftig aus dem welken Laub die Traube.
Die Nebel wallen, dicht und dichter weben
Ein Schleierkleid sie um die Sonne.
Ein Nebelschein nach Frühlingswonne.
Ein Todtenlied nach Sommerglück und Leben.

## VII.

Nun ist es wirklich Herbst geworden,
Spätherbst.
Es wallen feucht und dicht die grauen Nebelschleier,
Das letzte Laub, erschauernd
Im rauhen Wind, sinkt trauernd
Zur Erde nieder, schmückend sie zur Todtenfeier.
Es hat die Sonne nun vollendet
Ihr Werk.
Sie hat der Erde Wärme, Licht und Kraft gegeben,
Den Samen zu entfalten,
Die Blüten zu gestalten,
Und sie gezeitigt dann, in Früchten auszuleben.

Die Ruhezeit, sie ist gekommen,
Die Ruh! —
Und immer stiller wird es auf den weiten Fluren.
Wo früher Minnewerben,
Ist Welken und Ersterben,
Der nahen Winterstarre traurig düst're Spuren.
Wen wird der Frühling wiederfinden?
Wen nicht?
Wer von uns allen wird, wenn Lenzesdüfte wehen,
Der neue Trieb sich reget,
Von ew'ger Kraft beweget,
Zu neuem Schaffen, frischem Kämpfen aufersteh'n?

So zog nun der König als Bettler durch sein erregtes Land und trachtete über die Grenze zu kommen. Der König an ihm war dahin, der armselige Mensch war geblieben, gequält vor Hunger, Frost und allerlei Beschwerden und vor steter Angst, sie würden ihn doch erhaschen und wie jene Strohpuppe erhöhen. Diese Erhöhung war dem hoffärtigen Manne nicht nach seinem Sinn, da wollte er lieber der niedrigste aller lebenden Menschen sein. Spott und rohe Behandlung überall, und auch im Auslande wagte er es nicht, sich zu offenbaren, weil auch hier die Leute von dem herzlosen Könige im Westen wussten und über ihn empört waren. Eines Abends, als er im Gehöfte eines Landgutes um Brot und Obdach bat, stieß ihn der Pächter mit einem Fußtritt von der Thür, dass er wimmernd im Straßenkothe liegen blieb. Das sah der Gutsherr, eilte herbei und ließ den armen Vagabunden in sein Haus führen.

„Was doch die Leute roh sind!" sagte er zu seiner Frau, „der Pächter hat ihm den Bissen Brot versagt und ihn auf die Straße geworfen. Wir wollen es gut machen. Siehe, welch ein elender Mensch."

Die Frau sah den rothhaarigen, einäugigen, mit Staub und Koth über und über beschmutzten Mann an, trat ihm ein paar Schritte näher, blickte ihm neuerdings scharf ins eine Auge, hörte seine klagende Stimme und wich entsetzt zurück. — Dann aber trat sie wieder heran und richtete sich hoch auf vor dem Bettler. Ihre Hand streckte sie aus gegen das Thor und rief mit gellendem Schrei: „Fort von da! Hier bin ich Königin!" —

Der Märchenerzähler schweigt und lauscht, ob nicht Frau Historie noch etwas zu sagen hat. M.

---

# Allerseelen.

Skizze von E. von der Heiden.

Das Kirchhofthor stand weit offen. Scharenweise strömte es hindurch; — lachend und plaudernd — in Sammt und Seide — — mit rothgeweinten Augen — — in schwarzen Gewändern.

Es war Allerseelen.

Vor der Kirchhofmauer standen Verkäuferinnen — in Buden. Sie boten Kränze feil.

„Ein schöner Kranz — um vier Gulden!" —

„Einer um einen Gulden!" —

„Blumen — um ein paar Groschen!" —

— — An die erste Bude trat ein Kind. Blass mit magerem Gesichtchen.

„Schenk' mir eine Blume, liebe Frau, — nur eine Blume!"

„Hab' keine für Dich!" — Die Antwort klang rauh.

Das Kind schlich weiter.

— „Magst Du mir eine Blume schenken?" — Es stand vor der zweiten Bude.

Die Frau hörte es nicht. Sie verkaufte gerade ihren größten Kranz. — Das Kind schlich weiter.

— — „Gib mir eine Blume — für Mutter; — bitte — o, bitte." — Es stand vor der dritten Bude.

„Mach', dass Du weiter kommst!" Die Frau stieß es vorwärts. Da weinte das Kind — und schlich weiter.

Unterthanen äußerst erschreckte Gesichter machten, im Hinterhalte aber sich vor Vergnügen die Hände wund rieben. Einerseits gönnten sie es dem hoffärtigen König, dass er so thöricht war, durch ein läppisches Vorurtheil sich seine Existenz zu versauern, sein Familienleben vernichten zu lassen. Andererseits gönnten sie es den nicht minder hoffärtigen Grafen des Reiches, die sich immer eingebildet hatten, etwas Besonderes zu sein und die nun vom König den Fußtritt der Verachtung erhielten. Das Volk hatte diesem König nie vertraut, nun aber, da bei ihm der Mensch nicht wenigstens beim Baron, sondern erst beim Fürsten anfieng, rechneten sie leicht aus, wie groß seine Liebe zu seinem Volke sein konnte.

Da ereignete es sich, dass seine Gemahlin, die alternde Königin, erkrankte. Neuerdings bat die verstoßene Prinzessin ihren Vater in Briefen und durch Fürsprache Verwandter, die kranke Mutter besuchen zu dürfen. Der König ließ ihr sagen bei seinem allerhöchsten Zorn, sie solle es nicht wagen! Die Prinzessin härmte sich darüber umsomehr, als sie wusste, dass die Mutter an ihrem Krankenbette ganz vereinsamt und ihr eigener Gemahl nicht einmal um sie war. Denn dieser suchte seit jeher seine Lieblinge anderswo, als in der Familie. Endlich starb die Königin — einsam und verlassen, wie sie gelebt hatte. Nun ließ die Prinzessin, als sie die Todesnachricht vernommen, sich nicht mehr halten, machte sich auf und reiste Tag und Nacht, um die geliebte Mutter wenigstens auf dem Todtenbette noch einmal zu sehen. Die Lakaien wichen ehrerbietig zurück, als sie in tiefen Schleiern kam, vor der Bahre hingesunken betete und schluchzte. Da erschien zur Stunde der König und als er an der Bahre die fremde Gestalt sah, fragte er, wer das wäre? Und als er gewahr wurde, seine Tochter wäre es, streckte er zornig seinen Arm nach dem Thore: „Da hinaus, Madame! Hier haben Sie nichts zu suchen!"

Die Prinzessin wusste im Augenblicke nicht, wie ihr geschah. Sie hielt es nicht für möglich, dass sie von dieser Stelle fortgewiesen werden konnte und gar von ihrem leiblichen Vater. Als der König jedoch seine Hinausweisung durch eine Geberde bis zur Drohung steigerte, erhob sie sich, schwankte zur Pforte hinaus und brach an der Marmortreppe zusammen.

Das Volk lief herbei und weinte mit der Königstochter und fluchte dem König. Die Prinzessin raffte sich auf, blickte mit keinem Auge mehr zurück auf das Schloss, bestieg den Wagen, reiste in ihr Land und war selig, anstatt des herzlosen Fürsten einen treuen Menschen zu finden.

Die Menge umrang das Königsschloss und schrie: „Nieder mit ihm!" Da rief der König Soldaten und ließ schießen auf sein Volk. Anstatt dass dieses zurückwich, mehrte es sich von Augenblick zu Augenblick und wuchs an, gleich einem wilden Meere, das die Burg umbrandete. Während die einen unter den Schüssen hinsanken, kletterten andere auf das Gemäuer und warfen Feuer in das Gebäude, bis über alle Zinnen die Flammen emporschlugen. Und als es Nacht ward, beleuchtete der Brand eine gekrönte Strohpuppe, die der Pöbel an einem Strick auf den Galgen zog. Der König von ungeheurer Wuth und Angst ergriffen, wollte fliehen, fand aber keinen Ausweg mehr, der ihn hätte entkommen lassen. Da war es sein Leibbarbier, der ihn zu retten suchte. Der schnitt ihm den langen Bart ab, legte über die Glatze eine rothe Perücke, verband ihm ein Auge, kleidete ihn mit fahlem Vagabundengewand und entstellte ihn so sehr, dass niemand an ihm den König erkannte. Durch ein Hinterpförtlein verließ nun der König das einstürzende Schloss und, durch die wildlärmende Menge huschend, lärmte er größerer Sicherheit wegen selbst mit: „Nieder mit dem König!" Also, dass er sein eigener Judas ward. Doch er war glücklich entkommen.

„Niemandem mehr.“

„Und die schöne, kleine Rose, die noch daran ist?“

„Magst Du sie haben?“

„Bitte!“

„Nimm sie!“

Das Kind stammelte seinen Dank. Es lief zurück. Es nahm die Rose vom welken Kranze und legte sie auf der Mutter Grab.

Es lächelte selig. „Nun hast Du auch eine Blume, Mutter, — nun ist Dein Grab auch schön!“

— — — Dann lehnte es den Kopf an das Holzkreuz und weinte.

---

# Singvögel.

## Des Zweiflers Alpenwunder.

Nur Glaube sei des höchsten Lohnes wert,
Auf ewig, wer an Gott nicht glaubt, verdammt? –
Und wenn über Donnergebirgen des Nachts
Am Flammengewölk, am sturmgepeitschten,
Der Mond erblaßte,
Brüllende Ungeheuer
Mit Feuerrachen und schwarzen Höllenflügeln, –
Wuchtig, Gebirgen gleich —
Aus verworrener Welt . . . .

Glauben könnte nicht,
Wem nicht Glaube,
Wem nur Zweifel ward beschieden;
Herr, Du bötest
Glück nur dem Gläubigen,
Zu dem irdischen ewigen Frieden,
Du belohntest, was Du gabst?!

In der Tiefe wird's so schwül;
Aufwärts, aufwärts will ich steigen,
Und mein Glaube sei Gefühl.

Zwischen Strüppen,
Über Trümmer, Fels und Schnee
Machtvoll bin ich aufgeklommen
Zu des Hochgebirges Grat.
Auf der Höhe diesen Stürmen
Soll, am Ziel, ich nun erliegen?
Willst Du mich entwürdigt schauen,
Geist der Lüfte,
Mich entwürdigt nur begnaden?

Ist es Brauch in Deinem Staate
Ehrenlöhne auszutheilen
Eigensüchtiger Kriecherei?
Bitten soll ich,
Unter Deiner Rosse Hufen
Hingewälzt um Gnade rufen?

Wüthend fahren auf die Lüfte,
Eisige Gewande flattern,
Wie von Tobsucht angefaßt
Kommt der Sturm einhergerast,
Und aus bleichen Nebelwüsten,
Dieses Todtenlandes Küsten,
Aus dem schneeigen Einerlei
Brechen schwarze Felsenthürme —
Meilenzeiger für die Stürme!
Und sie ragen
Im Gewinsel der Verzweiflung
Starr und kalt,
Wie mit ihrer Büffelwürde
Harte Brotherrn
In des Volksaufruhrs Gewalt.

Ruhe, hohe Ruhe plötzlich, —
Nebel sinken auseinander
Und aus tiefster Freudenbläue
Glänzt die Sonne.
Über Schnee und Felsen gleitet's
Milde schimmernd,
Wie des Vaters weißes Antlitz voller Güte.

---

„Sie wollen mir keine Blumen geben, Mutter“ — es sprach mit sich selbst — „und ich habe kein Geld, um Dir eine zu kaufen.“

Die Menge drängte es vorwärts — drängte es durch das offene Thor — in den Hauptweg hinein.

Das Kind blickte schüchtern umher. Sie trugen alle Kränze — sie trugen alle Blumen. Es schluckte die Thränen hinunter — und wurde weitergeschoben. Immer vorwärts — den Gang entlang. Plötzlich trat sein Fuß auf etwas Weiches. Es blickte zu Boden. Es schrie leise auf. Es bückte sich darnach und hielt einen kleinen Veilchenstrauß in Händen.

Über sein blasses Gesicht huschte ein Lächeln.

„Blumen! — Blumen!!“

Wie sie dufteten! Es presste sein Gesichtchen hinein. Dann lief es vorwärts, so schnell es konnte. Durch die Menge zwängte es seine dünne Gestalt. Plötzlich wurde es angehalten. Ein Kind — gleichen Alters — in feinem Sammtkleid, stand vor ihm.

„Du hast meine Blumen gestohlen! — Gib mir meine Blumen wieder!“

Das arme Kind hielt seine Veilchen fest.

„Ich habe sie gefunden“ — sein Gesicht ward noch um einen Schein blasser — „dort — dort lagen sie — am Boden.“

„Wie Du lügen kannst! — Gib sie her!“ — Die kleine behandschuhte Hand entriss ihm die Veilchen.

— — „Margot, Liebling!“ Eine schlanke Frauengestalt in Trauergewand gieng auf die Kinder zu. „Hast Du Deine Blumen wiedergefunden?“

Das Kind deutete verachtungsvoll auf die kleine Gestalt. „Sie hat sie mir gestohlen, Mama!“

Die ernste Frau blickte das blasse Kind an. Das schaute mit zuckendem Gesichtchen zu ihr auf. Es hatte so große, unschuldige Augen. — Dann kam die Menge und schob sich zwischen sie und das Kind. — Da war es wieder von anderen Menschen umgeben. —

Es schluchzte tief auf. Niemand achtete darauf. Die einen hatten genug Leids zu tragen. Die anderen fragten nicht darnach. Das Kind wurde vorwärts geschoben. Es blickte nicht rechts — es blickte nicht links. Es sah nur das eine Grab — an der Mauer — weit oben — im Winkel des Friedhofes.

Endlich war es allein. Da lief es vorwärts — so schnell es konnte. Und dann warf es sich über das eine Grab.

„Mutter!“ — Es war ein herzzerreißender Schrei. Und es klang noch einmal: „Mutter!“

— — Es weinte sich satt. Dann setzte es sich auf das Grab — strich mit den Händen zärtlich darüber hin — lehnte den Kopf an das Holzkreuz und blickte müde umher.

„Sie haben alle Blumen heute — nur Mutter hat keine.“

Sein Blick fiel auf das leere Stück Feld nebenan. Kränze lagen darauf — weggeworfene Schleifen — Schutt und Kehricht. Es schob alles weg — weit weg vom Muttergrabe. Den letzten Kranz trug es bis zur Mauer und legte ihn dorthin. Seine Finger streiften dabei das fahle Laub. Eine kleine, weiße Rose blickte daraus hervor — unberührt, frisch.

Das Kind starrte sie an — minutenlang. Dann lief es zurück — am Muttergrabe vorbei — den Gang entlang — dorthin, wo der Todtengräber stand.

„Wem gehören denn die alten Kränze dort oben?“

Der Alte blickte auf.

## Almfriede.

Ein Friede tief im stillen Thal
Und Ruh in aller Weite.
Ich schreite wie vom Abendmahl
Hinein in Gottsgeleite.

Die weiche Luft von Düften voll,
Kaum bebt das Blatt am Halme;
Mein Herz, so voll und übervoll,
Gleicht einem hohen Psalme.

Das Auge trinkt der Gentie Blau,
Des Kaarsees klare Tiefe;
Der Firnen Weiß, der Wände Grau —
Mir ist, als ob's mich riefe.

Ich träum' allein, was schön und gut,
Bin jeder Sünd' entledigt,
Und alles Wünschen schweigt und ruht
Im Bann der Bergespredigt.

E. F. Kastner.

## Friede der Nacht.

(Am See.)

O Friede der Nacht, du göttlicher Friede,
Bezaubernd wirkt aufs Gemüth deine Macht!
Es regt sich kein Laut und kein Ton erschallt,
Es schweigt hier die Flur, es schweigt dort der Wald;
Entschlummert ist alles, entschlummert im Liede,
Es wacht nur der Glanz, es wacht nur die Pracht.
O senke dich, Friede, ins Herz mir nieder,
O Schönheit, verleihe mir Lieder!

Hans Fürnschuß.

## Mei Diandle.

Geh, gib ma a Bußl
Mit herzhaft'n Druck,
Du brauchst ma's bloß z'leich'n,
I gib da 's ja z'ruck.

I mag da kans geb'n,
Du kriagst kans von mir,
Du hast ja gnua andere
Diandlan dafür.

Du willst ma kans geb'n?
I steh' nit drauf an. —
Du kriagst halt, wann's d' so bist,
Dei Lebta' kan Mann.

Und kriag i kan Mann nit,
Was kümmerts denn di?
Was brauchst denn so z'redn —
So lass mi in Fried!

Na, sei nit so g'schnappi,
I hab di ja gern.
Du kunntst, wann's d' mi wölltast,
Die Lendbäurin wer'n. —

Geh, thua mi nit fopp'n,
Es wird do nix draus.
Du suachst dir, wann's Ernst wird,
A andere aus.

Und wann i ka andere
Niamamehr mag?
Und wann i lei di
Und ka andere frag'?

Wia sull i's denn glab'n?
Mir war's ja wohl recht.
I hätt' eh' mei Lebta'
Kan andern nit g'möcht.

Mei Diandle, liabs Diandle,
So g'hörst du hiatzt mein.
Und in a paar Monat
Wirst Lendbäurin sein.

Mei Bua, liaba Bua du,
So g'hör i hiatz dein
Und kann in paar Monat
Die Lendbäurin sein.

K. Wouk.

## Gewitter.

Der Himmel vor Gewittern, wolkenschwer,
Ist Gottes Antlitz, feierlich und hehr.

Die Fluren schweigen, Wälder athmen kaum,
Dem Wort der Gottheit lauscht der Weltenraum.

Da zischet fern ein Strahl in falbem Glüh'n,
Dann Blitz auf Blitz, Gedanken Gottes, sprüh'n.

Und ehern braust der Donnerstimme Ton,
Erschütternd der Gebirge Felsenthron. —

Durch Menschenherzen süße Schauer weh'n
Ob Deiner Worte, Herr, so groß und schön.

Karl R. Fischer.

## Die Genesende.

Ich lag so krank manch' lange Nacht,
Die Seele voll Angst und Bangen;
Da rang sich ein glühend Gebet empor
Zu Ihm voll heißem Verlangen:

O, wandeltest Du, göttlicher Arzt,
Wie einst, noch jetzt auf Erden,
Wie sollte mir bald durch Deine Gnad'
Und Huld Genesung werden!

Im Staube kniet' ich auf Deinem Weg,
Umfasste die göttlichen Glieder,
So lang, bis auf mich ein Gnadenstrahl
Aus Deinem Auge fiel' nieder.

Dann würdest Du Deine göttliche Hand
Aufs kranke Haupt mir legen
Und beugtest lächelnd Dich zu mir
Und sprächest geheimen Segen.

Und dann würd' ich jubelnd weiterzieh'n
Mit Dir auf Deinem Pfade,
Verkündend Deiner Allmacht Werk,
Laut preisend Deine Gnade . . . . .

O, sieh herab auf Dein armes Kind,
Und Dein Erbarmen wende
Mir gnädig zu in meiner Noth
Und Deine Hilf' mir sende!

Um Mitternacht sich öffnet leis'
Die Thür, und in mein Zimmer
Der Heiland tritt, das Haupt umstrahlt
Von überird'schem Schimmer.

Sein herrlich' Lockenhaar, es wallt
Bis auf die Schultern nieder,
Ein langer Mantel, dunkel, schlicht,
Umfließt die hehren Glieder.

Auf seinem heil'gen Antlitz thront
Des Erbarmens ew'ge Milde,
Der Gottheit höchste Schönheit ruht
Auf diesem himmlischen Bilde.

Er schreitet langsam auf mich zu,
Die Hand aufs Haupt mir zu legen,
Beugt lächelnd sich zu mir herab
Und spricht dazu leis' den Segen . . . .

Ich schau um mich — bin ich allein?
Steht nicht die Thür noch offen? —
Rings alles still — doch im Herzen regt
Sich laut ein jubelndes Hoffen.

Ihr glaubt, dass ich durch menschlich' Kunst
Wohl ganz allein gesunde?
Ihr wisst nicht, dass Er bei mir war
In heil'ger Mitternachtstunde.

P. Rieger.

## Entschluss.

Mein Sinn soll nicht mehr mit den Wünschen gleiten,
Die durch die lauen Nächte seufzend weh'n;
Er soll im Licht mit jungen Eichen steh'n,
Die still und muthig ihre Äste breiten.
Mit jenen jungen Helden soll er schreiten
Die froh zum Siege oder Tode geh'n
Und über sich die lichten Fahnen seh'n,
Die Fahnen derer, die sich weihten.

Else Schenkl.

Auseinanderstellung der Haupt- und der Nebenpersonen wird der Dichter sich noch zu vervollkommnen haben. Wenn der Leser nicht immer sehr strenge bei der Sache bleibt, und etwas Zerstreutheit kommt bei einem umfangreichen Werke umso leichter vor, so verliert er den Faden und sieht eine Verworrenheit, wo eigentlich keine ist oder zu sein braucht. Das Talent dieses Erzählers — seine Phantasie und Gestaltungskraft ist geradezu phänomenal. Er hat ganz neue Mittel der Seelenmalerei, der Schilderung von Elementarereignissen. Ich denke besonders an seine Darstellung der Schlacht bei Gravelotte oder an den Brand des Uhlhauses. So hat man's bisher nicht gemacht. Er schildert daran das allerwenigste, doch was er wie gleichsam als zufällig in den Vordergrund stellt, das erweckt in uns sofort Bild und Stimmung des ganzen Vorganges. Er führt nicht aus, er regt die Phantasie nur an zur Selbstgestaltung. Das kann man wagen, wenn der Leserkreis schon literarisch geübt ist und der Leser sich selbst zu helfen weiß. Von großartiger Ausführlichkeit, Plastik und Tiefe ist Frenssen in der Charakterschilderung. Diese Familie Uhl, diese Frauengestalten und dieser Jörn selbst, die bleiben stehen im deutschen Schriftthum! Das erste Wort des Verfassers ist, er wolle in seinem Buche von Mühe und Arbeit reden. Und dann schildert er dieses Menschenschicksal. Und zum Schlusse läßt er einen klugen Mann so zu seinem Helden sprechen:

„Dein Leben, Jörn Uhl, ist nicht ein geringes Menschenleben. Du hast eine stille und mit bunten Bildern geschmückte Jugend gehabt. Du bist, als Du heranwuchst, einsam gewesen, und hast als ein einzelner, ohne Hilfe, mit des Lebens Räthseln wacker Dich herumgeschlagen, und wenn Du auch nur wenige hast rathen können: die Mühe ist doch nicht vergeblich gewesen. Du bist für dieses Land, das rund um diesen Quellbrunnen liegt, in den Krieg gezogen: da bist Du in Feuer und Frost gehärtet worden und hast einen Fortschritt gemacht im Wichtigsten: den Wert der Dinge zu unterscheiden. Du hast heiße Frauenliebe kennen gelernt und damit das Zweithöchste, was das Leben geben kann. Du hast Lena Tarn in den Sarg gelegt und Vater und Brüder, und hast in jenen Stunden dem menschlichen Jammer ins Weiße des Auges gesehen und bist demüthig geworden. Du hast mit hartem, widrigem Geschick gekämpft und bist nicht unterlegen, hast Dich herausgearbeitet, obgleich es lange dauerte, bis Hilfe kam. Du hast Dich mit zusammengebissenen Zähnen und hohem Muth in die Wissenschaft hineingearbeitet, in einem Alter, da etliche daran denken, Rentner zu werden. Und obgleich Bauen, Graben und Messen nun seit Jahren Deine Arbeit und Freude ist, so bist Du doch nicht einseitig geworden, kümmerst Dich immer noch um all das Land, das jenseits Deiner Messketten liegt, kümmerst Dich sogar um die Bücher, die Dein Freund schreibt, der Heim Heiderieter heißt. Was soll man denn erzählen, Jörn, wenn solch schlichtes, tiefes Leben nicht erzählenswert ist?"

Ein Zeichen der Zeit, dass dieses derb realistische Werk von christlichem Geiste beseelt ist. Kein Wunder daher, dass es von kirchlicher Seite bereits angefochten wurde, und zwar im eigenen Lande von finsteren Protestanten. Wenn ein Talent der Heimatskunst aufsteht, so freut sich gewöhnlich die Welt, nur in der Heimat selbst sucht ihm einer oder der andere was anzuhängen. Die Leserwelt freut sich thatsächlich an „Jörn Uhl", seit Jahresfrist seines Erscheinens sollen von dem Buche an 300.000 Exemplaren abgesetzt worden sein. Der Verfasser hat seine Stelle als Landpfarrer aufgegeben, um fürder vor einer größeren Gemeinde zu predigen.

Peter Rosegger.

## Mei Freud'.

Mi g'freu'n deini Äuglan,
Es g'freut mi dei Stimm',
Mi g'freu'n deini Bußlan,
Wann i zu dir kimm!

Dei Hals is schneeweiß
Und dei Mieda is fein,
Möcht' weg'n der Aussicht
Dei Halstüachl sein.

Gehst her wie a Reh
Gar so flink und so frei,
Drum bin i als lustiger
Wildschütz dabei.

K. Wout.

# Jörn Uhl.

Roman von Gustav Frenssen (Berlin, G. Grote'sche Verlagshandlung. 1902).

Mit diesem Buche ist es mir seltsam ergangen. Das Recensionsexemplar, vom Verlage geschickt, ist wie hundert andere neue Romane die einlaufen, wahrscheinlich abseits gelegt worden. Wer, dessen Beruf es nicht ist, hätte Zeit, so dicke Bücher zu lesen! Später hat ein norddeutscher Freund den „Jörn Uhl" mir als persönliches Geschenk gewidmet mit dem Rathe, es zu lesen, das sei etwas Echtes! Also — dann habe ich in dem Buche zu lesen begonnen, es aber bald wieder bei Seite gelegt. Es war hartes, derbes Brot. Ich bin ja auch Bauernbrot gewohnt worden, aber das war Pumpernickel. Heimatskunst — schön! Doch wenn einem alles so fremd ist, was da unten in Schleswig-Holstein Heimatleben heißt! Wer selber eine eigenartige Heimat hat und mit ihr verwachsen ist, der kann sich halt weniger vertraut machen mit der Heimat-kunst ferner Länder, als einer, der nur auf der glatt geschliffenen Welt lebt und darin gelangweilt nach jeder charakteristischen Erscheinung am Horizonte ausschaut. Für mich las sich anfangs dieses Buch etwa wie eine nordische Übersetzung; ich stolperte über fremde Namen, über Ausdrücke, die man nicht versteht, über Zustände, die man nicht durchschaut, und doch fühlte ich: es ist urdeutsch und urwahr, was du da vor dir hast. Wenn ich in meiner Jugend solches Bauernbrot aus den Büchern gegessen hätte, wäre es wohl nicht ein so langes Herumtappen gewesen, bis irgend einmal etwas Richtiges an treuer Heimatskunst gehoben und geboten werden konnte. Damals gab's als Vorbild Dorfgeschichten mit Theaterfiguren nach romantischem Recept mit etwas Kuhstall-Parfum; da kostet es Mühe, bis man als Erzähler halbwegs sich durcharbeitet zum wirklichen Leben. Und wenn endlich in der That ein großes Vorbild kommt, erschrickt man davor. So habe ich den „Jörn Uhl" nach den ersten Capiteln wieder hingelegt.

Aber das Buch gieng mir nach. So wenig mich das erste Capitel angesprochen, so wenig konnte ich es vergessen, und endlich habe ich neuerdings zugegriffen und den Roman durchgelesen.

Vorwitzige Recensenten haben den Friesen Gustav Frenssen den norddeutschen Rosegger genannt. Ach, wenn das stimmte! Es stimmt durchaus nicht. Wenn man das Vergleichen schon nicht lassen kann, obschon es zu nichts taugt, so hätte man höchstens sagen können: ein norddeutscher Jeremias Gotthelf. Dieser Gustav Frenssen hat viel vom modernen Naturalismus und nicht wenig vom classischen Idealismus, aber so recht zu vergleichen ist er doch nur — mit sich selber. Dieser schleswig-holsteinsche Dorfpastor kommt mit seinem „Jörn Uhl" in die allervorderste Reihe deutscher Erzähler zu stehen. Mancher „Erste" weicht nothgedrungen oder freiwillig vor ihm zurück. In der Kunst des deutlich gegliederten Aufbaues, in der klaren

# Der Gerettete von St. Pierre.

Der einzige Mensch, der die Katastrophe von St. Pierre überlebte, war ein Negersträfling, der, in einer unterirdischen Zelle des Stadtgefängnisses eingesperrt, von den Lavafluten und dem Aschenregen nicht erreicht werden konnte. Wir entnehmen dem New-Yorker Tagblatt „The World" nachstehende Schilderung der Rettung dieses Menschen.

Der Umstand, dass der Neger Sartout aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen wurde, war seine Rettung, denn die giftigen Gase und glühenden Stein- und Aschenmassen fanden nicht den Weg zur Tiefe des Kerkerloches, in welchem er gefangen saß. Sartout hat erzählt, langsam, lallend, wie ein Kind, von den vier furchtbaren Tagen und Nächten, die er in jener Zeit in seiner Zelle verbracht, umgeben vom Schweigen des Grabes, währenddessen ihn mehr sein Instinct, als sein Denken wissen ließ, dass etwas Entsetzliches um ihn her vorgehe. Es ist zweifelhaft, ob er das entsetzliche Ereignis überlebt hätte, wenn er eine feiner angelegte Organisation besessen hätte. Nur seine starke Natur konnte dem Neger die Widerstandskraft verleihen, unter all den Misshelligkeiten auszuharren, bis die Retter kamen. Die wahre Geschichte der Zerstörung von St. Pierre wird wohl niemals geschrieben werden, alles, was über die schreckliche Affaire bekannt ist, konnte nur aus der Ferne durch eine Atmosphäre von Rauch und Staub beobachtet und aus dem Aussehen der aufgefundenen Leichen und dem Zustande der zerstörten Stadt geschlossen werden. Es gibt keinen Augenzeugen, niemanden, dem es gelang, diesem Cyklon von Gas und Feuer zu entfliehen, um von den Schrecknissen dieser Eruption zu berichten. Niemand kann berichten, was in diesem furchtbaren Momente zu sehen war. Sartout ist aber in der Lage zu erzählen, was man hören konnte. Tausende starben und eine ganze Stadt wurde zerstört ein paar Fuß oberhalb der Stelle, an der er sich befand, staunend, was da vorgehen möge. Wäre er ein Mensch von hervorragender Intelligenz, dann würden seine Beobachtungen gewiss wertvollerer Art sein, aber selbst das Wenige, was sich dem Gehirne dieses Negers einprägte und was er dem Correspondenten des „World" erzählte, ist von hohem Interesse. Sartout war nicht zu einer schweren Strafe verurtheilt, hatte sich aber im Gefängnisse so unbotmäßig benommen, dass er zur Abbüßung einer Disciplinarstrafe in eine Dunkelzelle der untersten Räume des Stadtgefängnisses gebracht wurde. Hier vernahm er am Morgen der Katastrophe das Grollen aus dem Berginnern und fühlte das Beben der Erde, welches dem furchtbaren Ereignis vorangieng. Bisher hatte Sartout niemals Angst vor dem Mont Pelée. Ragte der Berg doch wie ein Wahrzeichen der Stadt empor und war doch sein Grollen stets dem Gekläffe eines gutmüthigen Hundes gleich geachtet worden, der wohl bellt, aber nicht beißt. Nun aber wurde selbst der stumpfsinnige Neger stutzig. Wie er da so in seiner finsteren Zelle saß, vernahm er ein so schreckliches Tosen und Gekrache, wie er es vorher nie vernommen. Es wurde ihm klar, dass da ganz Außerordentliches sich ereigne. Wenn er auch nichts sehen konnte, vermochten selbst die dicken Mauern seines Gefängnisses nicht die entsetzlichen Geräusche von seinem Ohre abzuhalten, welche die Zerstörung der Stadt begleiteten, in der er all sein Leben lang gewohnt hatte. Der Gefangene wurde nun von panischer Furcht ergriffen und hämmerte mit den Fäusten gegen die Thüre seiner Zelle. Mit der Kraft, welche die Verzweiflung ihm verlieh, gelang es ihm, die Thüre zu sprengen und so gelangte er in eine kleinere Nebenzelle, welche ein vergittertes Fenster hatte. Durch dieses war heiße Asche und Staub in großen Mengen eingedrungen. Er erlitt schwere Brandwunden und flüchtete eiligst in seine Dunkelzelle zurück, der er eben entronnen war. Nun war alles stille, dem Toben der Elemente war eine Grabesruhe gefolgt, die Sartout

# Die Heimkehr des Touristen.

Von Richard Schmidt-Cabanis.[1])

O wunderholde Sommerzeit,
Wie ist dein Glanz so rasch entfloh'n:
Wie färbt sich gelb des Waldes Kleid,
Wie wird der Abend länger schon.
Die letzte Rose ist verblüht,
Kein Sänger mehr das Laub durchhüpft,
Und für den Zug zum fernen Süd
Der Kranich seine Schwingen lüpft.

Da kehrt auch der Tourist uns heim
Und öffnet gern die volle Brust:
Die Lippe strotzt von Honigseim,
Gedenkt er der genoss'nen Lust;
Und fragst du ihn um dies und das,
Er kündet lächelnd seine Fahrt;
Nur heimlich rinnt das salz'ge Nass
Der Reue nieder in den Bart!

Kam er zurück aus Heringsdorf,
Er rühmt die wonn'ge Woge stolz,
Und schweigt davon, wie oft nach Torf
Er still sich sehnte und nach Holz;
Die Vollmondnacht am Dünenstrand,
Malt er dir mit Entzücken aus,
Nur hehlend, ob er's feuchter fand
Mehr drin im Wasser oder drauß?!

Er rühmt sich hohen Muthes kühn:
Ich komme vom Gebirge her!
Und fragst du nach der „Aussicht" ihn,
So nickt er froh und äußert: „Sehr!"
Dann schildert er der Firnen Glut
Bei Zer- dir oder Andermatt,
Vergessend, dass die Wolkenflut
Ihn dort gepeitscht hat wandermatt!

Er schwärmt dir vom Ampezzothal
Im Schein des ros'gen Morgenlichts,
Wo doch erklärt zum zehntenmal
Der Führer ihm: Heut wird es nichts! —
Er stellt den Bodensee dir dar
Umsäumt vom reinsten Ätherblau,
Da blau nur seine Nase war —
Der Himmel aber Grau in Grau!

Er führt per Dampfer dich aufs Meer;
Vom linden Zephyrhauch umweht,
Wo vor dem Barometer er
Lag seekrank knieend im Gebet;
Er preist den Sonnenuntergang
Fern auf des Hochgebirges Stock,
Wo er mit Sennern tagelang
Spielt' Nebel-Scat bei steifem Grog!

O, wühle nicht in seiner Pein!
O, mach' ihm seinen Kummer leicht!
Gesteh' du ohne Zögern ein:
Hier war's inzwischen . . . etwas feucht! —
Bedenk', er zahlte alles bar,
Was dir umsonst hier bot Genuß:
Den siebentägigen Katarrh,
Den dreizehnstünd'gen Hexenschuss!

Frag' nicht, woher sein Gummischuh
Zerrissen, und geknickt sein Schirm,
Gönn' seiner armen Seele Ruh'
Nach Donner, Blitz und Schneegestürm!
Acht' auf den Regenmantel nicht,
Der noch vom letzten Gusse träuft,
Und lausche schweigend dem Bericht,
Der sonnenlichte Zauber häuft!

Was er vom Sternenglanz erzählt,
Von duft'ger Matten buntem Plan:
Glaub's ihm, er war genug gequält — —
O rühre, rühre nicht daran!
Bring' seiner Fahrt 'nen stummen Toast,
Die ihm so reiche Freuden lieh,
Und raub' ihm nicht den letzten Trost
Der wunderthät'gen Phantasie!

---

[1]) Aus dessen lustigem Büchlein „Lachende Lieder". Fünfte vermehrte Auflage. Berlin. Boll und Pickardt. 1903.

abzugewinnen verstanden: er schildert uns denselben als Typus jeglicher Art der Auflehnung gegen Christus und seine Kirche. Darum fehlt es in diesem Buche auch nicht an beständigen Parallelen mit Zuständen und Bestrebungen der heutigen Zeit in Wissenschaft, Leben und Sitten; der Notenanhang von Seite 331—364 bekundet es sattsam, dass der Verfasser aus den Originalquellen selbst geschöpft und nicht bloß anderen nachgeschrieben hat. Mit vielem Geschick hat er in den Gang der Erzählung das Wissenswerteste aus der römischen Alterthumskunde damaliger Zeit eingeflochten und der darin nicht bewanderte Leser erfährt da von der toga praetexta, dem spanischen Rohr, wie es auch zu Bizanz am Fürstenhof gehandhabt ward, von Athens Studentenschaft, von dem römischen Kriegswesen, dem alten Zauberwesen, von dem Apollo-Heiligthume zu Daphne, Wesen und Bedeutung der Götzenbilder im alten Heidenthum u. s. w. u. s. w. Aber nicht deshalb ist seine lesenswerte Arbeit „Christus victor!“, ein Buch zur Belehrung für jedermann, sondern vielmehr aus dem gewichtigen Grunde, weil es eine Paraphrase ist der ewig giltigen, vom Kreuze Christi überragten Inschrift des berühmten Caligula-Obelisken auf dem Sanct Petersplatz der ewigen Roma: Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat = Christus siegt, Christus regiert, Christus herrscht! Denn er, gesetzt als König über Sion, Gottes heiligen Berg, hat nach den Worten des zweiten Psalmes die Enden der Erde zu seinem Erbe und Eigenthum erhalten und zertrümmert seine Widersacher wie Töpfergefäße.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Verlagshandlung dem Buche mit seinen farbigen Kopfleisten und der wohlthuenden großen Schrift eine überaus elegante Ausstattung gegeben und der Preis für dasselbe mit Mk. 4.50 für ein broschiertes, mit Mk. 6 für ein in Leinwand gebundenes Exemplar ein sehr mäßiger ist. Dr. Vidmar.

---

**Der deutsche Protestantismus zu Beginn des XX. Jahrhunderts.** Nach protestantischen Zeugnissen dargestellt von Dr. Philipp Huppert. (Köln. J. P. Bachem. 1902.) Ein katholischer Feldzug gegen den Protestantismus, und zwar mit protestantischen Waffen. Zumeist sind es von protestantischer Seite ausgesprochene Eingeständnisse protestantischer Mängel, Besserungs-, Klärungsversuche, die in diesem Buche benützt werden, um den Evangelismus zu discreditieren. Aber es gibt Leute, denen ein Eingestehen eigener Fehler und ein ernstliches Ringen nach Vervollkommnung sympathischer ist, als ein beständiges dreistes Indieweltrufen: Wir brauchen uns nicht mehr zu bemühen, wir sind schon vollkommen! Die Sache aber ist so: Jede der beiden Kirchen hat ihre Mängel und Ärgernisse, und so lange wir uns polemisch mehr mit Kirchen beschäftigen, als demüthig vertrauend mit Jesus dem Sohne Gottes und seinem Worte (worin eigentlich die ganze christliche Kirche besteht), so lange ist unsere Religiosität Heuchelei und nichtsnutzige Rechthaberei. Die römische wie die protestantische Kirche ist im besten Falle ein Haus des Herrn, aber nicht der Herr selber. Wer im Evangelium den Herrn gefunden hat, der mag, wenn er Bedürfnis nach Gemeinschaft empfindet, sich in einer der Kirchen nach freiem Ermessen niederlassen, niemand aber hat das Recht, ihm seine Kirche zu verlästern oder eine andere aufzudrängen. Das ist meine Meinung und ich denke, nicht die meinige allein. R.

---

**Brichanteau der Mime.** Von Jules Claretie. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1902.) Aus dem Französischen übersetzt von L. Rosenzweig. Der humoristische Roman, welcher aus einer Anzahl fast selbstständiger Novellen besteht, die hauptsächlich durch die Figur ihres Helden zu einem größeren Werke verflochten werden, zeichnet sich durch eine gesunde Komik aus, die dem Buche zahlreiche Freunde erwerben wird. Der Dichter führt dem Leser zahlreiche Scenen aus dem Leben eines Mimen vor, der, oft enttäuscht, immer wieder durch den Glauben an sein Können ermuntert, auf den kleinen Provinzbühnen Frankreichs spielt und bis zuletzt hofft, einst die Bretter der Comédie française ruhmreich zu betreten, um schließlich das Amt eines — Starters auf der Rennbahn zu ergreifen. Brichanteau, er selbst spricht seinen Namen nur mit Bewunderung aus, steht bald Modell, bald hat er „beinahe“ König Wilhelm vor Paris gefangen genommen; er singt heute in einem Café, hungert morgen und arrangiert übermorgen eine verunglückte Wohlthätigkeitsvorstellung für noch Ärmere . . . Die Übersetzung des Buches ist anerkennend zu erwähnen, die dem Stil gallischer Selbstüberschätzung neben rührender Naivetät glänzend gerecht wird. V.

---

**Erzählungen** von Leonid Andreiev. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1902.) Aus dem Russischen. Wie die Franzosen Meister im Zeichnen des Milieus sind, so vermögen die Russen ganz einzig Stimmungen zu erwecken — aber den Vorwurf kann ich Andreiev nicht ersparen, dass er bei seinen Schilderungen, die oft in Aufzählung von Gegenständen ausarten, auf „Handlung“ vollständig vergisst. Zugegeben, dass die Federmalerei sich nicht immer mit „Thaten“ und „Ereignissen“ befassen muss, aber um Interesse zu erwecken, um allein

mit noch größerer Angst erfüllte, als das Getöse, das alle seine Lebensgeister aufgerüttelt hatte. Er lag nun stundenlang hingestreckt auf dem Boden seiner Zelle und wagte kaum zu athmen, erschreckt von der furchtbaren Stille. Er weiß es nicht zu sagen, wie viele Stunden er hier so gelegen ist. Endlich fasste er Muth und sah in den nächstgelegenen Zellen, die offen standen und gleichfalls vergitterte Fenster hatten, nach. Er gerieth dabei in eine Wolke von Staub, die ihm Nase und Mund verstopfte und ihn fast blind machte. Die Atmosphäre hatte sich abgekühlt, aber durch die Zellenfenster, zu welchen Sartout durch eine weiche, flockige Masse, die den Boden bedeckte, hinwatete, drang noch immer ein Gemenge von Rauch und Staub ein. Er schrie laut auf, wieder und wieder, und jeder Schrei schien die Menge des eindringenden Rauches und Staubes zu vermehren. Nun gieng er zu der Thüre, welche die nach aufwärts führende Treppe abschloss, und hämmerte mit den Fäusten dagegen, bis dieselben blutig und verschwollen waren. Er horchte dann einige Zeit, niemand kam. Nun watete er wieder durch die Asche zu einem Fenster, um nach Hilfe zu rufen. Vergebens! Hunger und Durst überkamen ihn und er kroch wieder ihn seine Zelle zurück, um zu schlafen, aber er konnte nicht. Er konnte die Augen nicht schließen von dem Momente an, da er das furchtbare Toben des Vulcans zum erstenmale vernahm, bis am vierten Tage danach seine Rufe von den ersten Besuchern der zerstörten Stadt vernommen wurden. Seine Stimme war damals schon so schwach, dass er kaum noch gehört zu werden hoffen konnte und schon alle Hoffnung auf Befreiung aufgegeben hatte. Ein Matrose des französischen Kreuzers „Suchet" hörte Sartouts Wimmern, und indem er den Lauten nachgieng, wurde er der Retter des einzigen Menschen, der die Katastrophe überlebt hatte. Man riss die Vergitterung eines Fensters weg und Sartout wurde mehr todt als lebend herausgezogen. Er war nicht nur dem Tode durch Hunger und Durst nahe, sondern zeigte auch furchtbare Brandwunden an den Beinen und am Unterleib. Sartout ist durch seine Erlebnisse zu einer Art von Heros, jedenfalls aber zu einer interessanten Persönlichkeit geworden. Es ist nicht unwahrscheinlich, dass sich irgend ein speculativer amerikanischer Schausteller seiner Person bemächtigen und ihn dem verehrungswürdigen Publicum gegen Entree zeigen wird.

---




**Christus victor!** Kampf und Sieg der Kirche Jesu unter Kaiser Julian dem Apostaten. Ein Buch zur Belehrung für jedermann von Dr. Nicolaus Heim. (Kempten. Josef Kösel'sche Buchhandl. 1902.) Läßt sich denn über Julian, den Abtrünnigen, wie er in der Geschichte genannt wird und den römischen Cäsarenthron von 361 bis 363 innehatte, fragt sich der Verfasser selber in der Vorrede seines Buches, läßt sich über diesen Mann, von dem wir schon als Kinder in der Schule gehört haben und dessen antichristliche Bestrebungen fast bekannter geworden sind als die christlichen Unternehmungen des großen Theodosius, etwas neues sagen, was nicht bereits besagt worden wäre, sei es von Neander (Kaiser Julian und sein Zeitalter, 1812), von Samisch (Kaiser Julian, 1862), von Strauß (Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren, 1847), von Holzwarth (Julian der Abtrünnige, (1874), von Fleury (Histoire ecclesiastique, tome 3 et 4, 1742), oder von Schlosser (Weltgeschichte, 4. Band), Negri (Giuliano l'Apostata, 1900) und verschiedenen anderen Historikern?

Ja, der Verfasser obgenannten Buches, das wir hiermit zur Anzeige bringen und warm empfehlen wollen, hat dem interessanten Leben dieses römischen Kaisers eine neue Seite

Von dem **„Hausschatz älterer Kunst“** (Verlag der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst) sind soeben die Hefte 8 und 9 erschienen. Sie enthalten wieder eine abwechslungsreiche Reihe von vortrefflichen, künstlerischen Reproductionen nach Gemälden alter Meister. Von Rubens berühmtem Decius Mus-Cyclus, wird das Gemälde die „Opferschau“ durch William Ungers Meisterhand in Radierung wiedergegeben. Außerdem verdienen noch Jan van der Meers „Briefleserin“, radiert von Hugo Bürkner, und David Terniers „Raucher“, radiert von Peter Halm, besonders hervorgehoben zu werden. Die übrigen Tafeln enthalten vorzügliche Gemälde von J. Beerstraeten, Bernardo Belotto gen. Canaletto, J. G. Cuyp, A. van Everdingen, Jan van der Meer, E. van der Poel und Martin Schongauer. V.

## Büchereinlauf.

**Stielers Hand-Atlas.** Neue, neunte Ausgabe. 100 Karten in Kupferstich. Herausgegeben von Justus Perthes' Geographischer Anstalt in Gotha. Erscheint in 50 Lieferungen, jede mit 2 Karten. 8. bis 10. Lieferung: Australien, Ost-Kanada; Großbritannien, Nördl. Bl.; Ostindische Inseln; Vereinigte Staaten, Bl. 1; Vereinigte Staaten.

**Das neue Leben.** Moderner Roman von J. L. Windholz. (Leipzig. Hermann Seemann's Nachfolger.)

**Der Zollcommissär.** Ein Roman von der Grenze von Adam Albert. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Des Lebens Licht- und Schattenseiten.** Roman aus dem Leben von Amalie Reibling. (Braunschweig. Richard Sattler. 1902.)

**Fügungen Gottes.** Vier Erzählungen von Adjutus Romuald. (Dießen. J. Huber. 1902.)

**Licht und Schatten.** Erzählungen von Bernhard Arens S. J. (Stuttgart. Roth'sche Verlagshandlung. 1903.)

**Ohne Schuld verschuldet.** Eine Erzählung von Jakob Schoembs. (Dortmund. Fr. Wilh. Ruhfus.)

**Flammen der Liebe.** Herzensgeschichten von Hans von Reinfels. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

**Drei Novellen** von C. Wendtland. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Eine stille Welt** Bilder. und Geschichten aus Moor und Haide von Timm-Kröger. (Kiel. Lipsius & Tischer. 1902.)

**Es blasen die Trompeten!** Eine Reitergeschichte von Paul Oskar Höcker. (Leipzig. Paul List.)

**„Sie“ und „Er“.** Humoresken aus dem Ehestande von Rudolf Kraßnigg. (Linz. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Lyrische Gedichte,** Balladen und Erzählungen von Johann Nepomuk Vogl. (Wien. Karl Konegen. 1902.)

**Im Anfang.** Dramatisches Gedicht in drei Aufzügen von Fritz Karstedt. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

**Der Volksgraf.** Ein Drama von Otto Oertel. (Dresden-Blasewitz. R. v. Grumbkow. 1902.)

**Der Geist ist willig.** Liebesdrama in drei Bildern von Oskar Weilhart. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Josephine.** Dramolet; **Die Glücklichmacher,** jüdisches Milieustück. Zwei Einacter von S. Aschner. (Dießen, Bayern. Jos. C. Huber. 1902.)

**Gedichte** von Johanna Presler-Flohr. (Dresden. E. Pierson. 1901).

**Gedichte.** Von Paul Veraine. Deutsch von Emil Singer. (Wien. Neue Literaturanstalt.)

**Neue Lieder** von Maja Matthey. Mit dem Bilde der Verfasserin. (Dresden. E. Pierson. 1900.)

**Ein neues Lied.** Romanze von A. Schluttig. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Fallende Blätter.** Neue Gedichte von Stephan Milow. (Cassel. Georg Weiß. 1903.)

**G. A. Becquers Gedichte,** übertragen von L. Darapsky. (Leipzig. E. Heitmann. 1902.)

**Wanderkameraden.** Gedichte von Anna Behnisch-Kapstein. (Eisenach. H. Rahle.)

**Nächte.** Neue Gedichte von Rud. Jul. Lehner. (Dießen. J. C. Huber. 1902.)

**Meine Lieder.** Gedichte von Heinrich Schütt. (Dresden. P. Pierson.)

**Lachende Lieder.** Von Rich. Schmidt-Cabanis. 4. Aufl. (Berlin. Boll u. Pickart.)

**Die Weihnachtsboten.** Ein scenischer Prolog zur Feier des Christfestes von Christian Schmitt. (Straßburg, Verlagsbuchhandlung von Ludolf Beust. 1903.)

**Poetische Purzelbäume.** Humor und Satire von G. M. Schuler. (Leipzig. Leo Woerl.)

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes von Otto Hendel, Halle a. S.:

**Millionen-Studien.** Von Multatus, deutsch von Karl Mischke.

**Die Früchte der Aufklärung** Lustspiel von L. K. Graf Tolstoi. Deutsch von L. Haaß.

**Kaspar Ohm un ick.** Von John Brinckmann.

**Der Pariser Taugenichts.** Lustspiel. Frei nach dem Französischen von K. F. G. Töpfer.

**Geographisch-statistische Tabellen für 1902.** Von O. Hübner, herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. (Frankfurt a. M. Heinrich Keller.)

durch psychologische Feinarbeit zu befriedigen, dazu sind die gewählten Charaktere doch zu nichtssagend. Dennoch, man liest, einmal begonnen, das Büchlein zu Ende; das ist ein Erfolg! Tausend andere könnten mit dem Vorwurfe der Novellen nicht einmal das erzielen! M.

---

**Harmonien und Dissonanzen.** Von Martha Wiesendanger. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1992.) Die Leser werden in diesem Hefte ein Gedicht „Herbstträume" finden, das solchen, die für Naturstimmungen empfänglich sind, einen Eindruck machen muss. Diese Poesie stammt von einer jungen Dichterin namens Martha Wiesendanger, die unter dem Titel „Harmonien und Dissonanzen" ein Bändchen von Gedichten und kleinen Erzählungen herausgegeben hat. Dieses Talent, ich sage es dreist, hat ein Recht, vorzutreten und vor der Welt Achtung zu verlangen. Die Sammlung bringt Stücke von großer Schönheit. Nichts ist gewöhnlicher Klingklang, alles ist durchglüht von wahrem Leiden und Glücke der Menschenbrust, beseelt von einer höheren Auffassung des Daseins. Ein kleines Beispiel:

Im Leid.

Hast du ein Leid, so denk, dass Gott es will,
Und trag es still. —
Und willst du groß in Deinem Leide sein,
Trag' es allein!
Wenn du nach Mitleid suchst und Menschenwort,
Zu deinem Hort,
Hast du dein höh'res Ich noch nicht gefunden.
Wer Gott sucht, hat die Menschheit überwunden.

Möge man diesem Talente warme Aufmerksamkeit zuwenden, damit es sich weiter entfalten kann. R.

---

**Die zehnte Muse.** Dichtungen fürs Brettl und vom Brettl. Gesammelt von Maximilian Bern. (Berlin. Elsner. 1902.) Unter diesem allerdings etwas sonderbaren Titel hat der schon durch eine Reihe vortrefflicher anthologischer Arbeiten und auch sonst als Poet bestbekannte Herausgeber versucht, eine Anthologie zusammenzustellen, welche ebenso unserer älteren — selbst vorclassischen — wie der allerneuesten Literatur gerecht wird. Man kann sagen, dass ihm dieser Versuch gelungen ist und dass sich hier Bern als ebenso geschmackvoller Herausgeber bewährt hat, wie in seinen erwähnten früheren Sammlungen. Die ganze Sammlung zerfällt in elf Gruppen, in welchen sowohl Romanzen und Fabeln wie auch alle Gattungen von Liedern (erotische Lyrik, Tanzlieder, Vagabundenlieder 2c.), ja selbst Satiren und Sinngedichte, endlich ernste und heitere Vortragsstücke vertreten sind. Neben Boin und Bürger, Paul Fleming und Joh. Nik. Goetz, neben Christ. Günther, Mehlmann, Pfeffel und Uz finden wir hier Goethe und Uhland, Wilh. Müller und Hamerling, aber auch Rich. Schaukel, Bierbaum, Detlev v. Liliencron, Arno Holz und Rich. Dehmel. Von den meisten sind Stücke, welche sich besonders zum Vortrage eignen, aufgenommen. Die moderne Richtung überwiegt, ohne dass jedoch moderner Übertriebenheit Spielraum geboten ist. So erscheint das Ganze recht geschmackvoll zusammengestellt. Das hübsch ausgestattete, gegen 400 Seiten umfassende Buch wird jedem Freunde der Poesie und zumal auch für Vortragszwecke manche willkommene Gabe bieten und sei aufs beste empfohlen.

Dr. A. Sch.

---

**Friedrich Spielhagen Romane.** Neue Folge. Wohlfeile Ausgabe in fünfzig Lieferungen. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.) Spielhagen ist der „Meister des deutschen Romanes". Sein bewegter, fesselnder Stil, die Kraft seiner Schilderung, die Kühnheit seiner Erfindung, dabei die den meisten seiner Bücher zu Grunde liegende Verkörperung der großen Ideen des letzten Jahrhunderts, all die gerühmten Vorzüge des Meisters, sie finden sich auch in ungeschwächtem Maße in den Werken, welche in der vorliegenden „Neuen (Schluss-)Folge" der Romane enthalten ist. Die Lieferungsausgabe wird eröffnet mit dem stimmungsvollen Liebes- und Dichterroman „Sonntagskind". Ihm folgen die Schilderungen aus der modernen Gesellschaft: „Zum Zeitvertreib" und „Susi", das sociale Sittenbild „Opfer", darauf die Novellen „Faustulus" und „Herrin". Die weiteren Bände enthalten den von Leidenschaft durchglühten Roman: „Stumme des Himmels", „Selbstgerecht", „Mesmerismus" und als letztes Werk den Roman einer geistig hoch stehenden Frau „Freigeboren", der, wie ein Kritiker sagte, zu den größten epischen Leistungen der letzten Jahre gerechnet werden muss. V.

---

**Cotta'sche Handbibliothek.** Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. (Stuttgart. Cotta'sche Buchhandlung.) Unter dem Sammeltitel „Cotta'sche Handbibliothek" hat die Cotta'sche Buchhandlung ein neues Unternehmen ins Leben gerufen, das die Aufmerksamkeit aller Literaturfreunde verdient. Der Zweck, die Verbreitung der Hauptwerke der deutschen schönen Literatur durch billige Einzelausgaben zu fördern, ist freudig zu begrüßen, und schon in den ersten jetzt ausgegebenen vierzig Nummern wird eine Anzahl von Literaturschätzen bedeutend leichter zugänglich gemacht, als es bisher der Fall war, so Grillparzer, Anastasius Grün, Strophen des Omar Chijam u. s. w. V.

---




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(2. Fortsetzung.)

Unter bleigrauem Wolkenhimmel lag die Wüste. Ihre gelbe wellige Sandfläche war wie ein erstarrtes Meer, das kein Ende hat und fern im Gesichtskreise scharf an die dunkle Himmelsscheibe grenzt. An manchen Stellen dieses Sandmeeres ragten graue, zerklüftete Felskegel hervor und stumpfkantige Steingeschiebe, oder auch Blöcke und Platten, wovon etliche eben wie ein Tisch waren. Zwei solche Platten lagen fast nahe aneinander, die eine war zum Theil mit gelbem Flugsand bedeckt, die andere ragte höher aus dem Boden hervor. Auf jeder dieser Steinplatten lag ein Mann ausgestreckt. Der eine, ein derbsehniger Körper, lag auf dem Bauche und stützte mit den Fäusten seine schwarzwolligen Backen, dass er halb erhobenen Gesichtes hinstarren konnte über die öde Wüstenfläche. Der andere, eine kleinere Gestalt, lag auf dem Rücken, bediente sich der Arme als Kopfkissen und richtete sein Antlitz dem düsteren Himmel zu. Beide waren in Gewandung der Beduinen und mit Waffen versehen, die in den Kleidern staken oder an denselben hiengen. Über das Haupt mit dem wolligen Haar hatte jeder ein Tuch gelegt. Die Gesichtsfarbe war braun wie die Rinde der Pinie, die Augen waren groß und funkelnd, die Lippen wulstig und roth. Die Nase des einen war stumpf und plump, die des anderen lang und scharf gebogen.

**Luther als Erzieher.** (Berlin. Martin Warneck. 1902.)

**Hin zum Evangelium.** Überblick über die evangelische Bewegung in Österreich und verwandte Bewegungen in aller Welt von A. Furer. (Karlsruhe. J. J. Reiff. 1902.)

**Freie katholische Universität und moderne Wissenschaft.** Eine Mahn- und Denkschrift von Franz Mach. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Ein Gang durch die altchristlichen und neuevangelischen Erinnerungsstätten von Rom.** Von Pfarrer Oßwald in Beyernaumburg. (Selbstverlag des Verfassers.)

**Seele?** Die Moral und Kraftfrage der Gegenwart, zur Vereinigung der Lehre Jesu mit der Philosophie. Bearbeitet von Alfred Wolf. (Leipzig. Ernst Fiedler. 1902.)

**Schönheit und Liebe.** Ein philosophischer Versuch von Dr. phil. Josef Schenk. (Meran. F. W. Ellmenreich. 1899.)

**Trinker-Ausreden.** Von Dr. Franz Schönenberger. (Verlag von Deutschlands Großloge II.)

**Erinnerungen aus dem Leben eines Dorfschullehrers.** Von Adam Langer. Zweite Auflage. (Groß-Lichtenfelde. Edwin Runge.)

**Die Bodenreform.** Grundsätzliches und Geschichtliches. Vorträge von Adolf Damaschke. (Berlin. Johannes Räde. 1902.)

**Wo und wie bildet man sich heutzutage zum guten Kaufmann aus?** Von Ludwig Huberti. (Modernes, praktisches Handelsinstitut. Leipzig.)

**Die Freude.** Ein deutscher Kalender für 1903. (Düsseldorf. Robert Langenwiesche.)

**Kinder-Kalender für 1903.** Von Alois Müller. (Nürnberg. Th. Stroefer.)

☛ Vorstehend besprochene Werke 2c. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**




**J. O., Wien.** Wir glauben es Ihnen. Ein Mensch, der viel zusammenliest und endlich auch einmal zur Bibel greift, wird keinen Gewinn haben, denn er kann nicht lesen, er hat das Lesen verlernt. Die Bibel liest man nicht wie eine Zeitung oder eine Plauderei oder einen Roman flüchtig Seite für Seite hin, manchmal mit den Gedanken etwas dabei, manchmal ganz gedankenabwesend. So liest man die Bibel nicht. In der Bibel stößt man jeden Augenblick auf einen dunklen Satz und da muss man innehalten und darüber ernsthaft nachdenken. Weil das Nachdenken aber auch nicht immer zur Klarheit führt, muss man einfach warten, bis das Leben, die Erfahrung selbst das Licht endlich aufsteckt. Wer die Bibel erfassen will, der lese täglich einen oder nur ganz wenige Sätze, denke darüber nach, bespreche sich darüber mit anderen und vergleiche immer die Wirklichkeit und Erfahrung mit dem Bibelspruche. Im gewöhnlichen kleinen Leben wird es nicht immer zu stimmen scheinen, aber in den ernstesten und entscheidendsten Momenten des Lebens zeigt es sich, dass diese uralte göttliche Weisheit recht behält. Das flüchtige Bibellesen ist schlechter wie gar keines.

**S. H., Aussig.** „Es ist leichter, einen Fürsten zu tödten, als ihm nicht zu schmeicheln." Diesen trefflichen Spruch haben Sie wohl aus dem „Scherer" abgeschrieben?!

**„Nazi".** Jene Anekdote hat ein fürwitziger Heimgartenschreiber in die steirische Mundart übertragen, nachdem er sie mündlich erzählen gehört.

**G. P., Wien.** Schönen Dank, passt aber besser für eine Touristenzeitung.

**Nachträgliche Spenden für die Waldschule in Krieglach-Alpel** in Kronen: Prof. Sulzer, München, 14; Herzog, Schwalbach, 3·30; Epenstein, Mauterndorf, 50; ein Gablonzer 5; Frau Hofbauer, Baden, 4; D., Klagenfurt, 20.

☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt **werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. October 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

es die Natur, und ihr zu entsagen ist Wahnsinn. Nein, genießen will ich und mein Gebot heißt: Genuss ist Pflicht."

„So denken schlechte Menschen", sagte Dismas.

„Es gibt keine schlechten Menschen", rief Jusuf. „Und auch keine guten. Genosse, betrachte bloß einmal das Lamm, es thut niemandem etwas zu leide, es lässt sich lieber vom Löwen zerreißen, als es den Löwen zerrisse. Ist es deshalb gut? Nein, es ist bloß schwach. Und der Löwe, der das Lamm tödtet und frisst, ist er deshalb böse? Nein, er ist bloß stark. Und darum hat er recht, den Schwachen zu verzehren. Die einzige Tugend ist Stärke und die einzige Wohlthat ist, die Schwachen auszurotten."

Als dieser Mensch so gesprochen hatte, wandte der andere sein Angesicht herüber und sagte: „Was sind das für unerhörte Reden? Derlei Reden habe ich noch nie gehört. In wessen Herzen sind sie geboren?"

„Nicht im Herzen sind sie geboren", sagte Jusuf. „Das Herz ist dumm. Dismas! Wenn ich in den Höhlen der Wüste wohne und thatlos sein muss, da sinne und forsche ich. Die Steine zerschlage ich und forsche. Die Pflanzen der Oase pflücke ich und forsche. Thiere und erschlagene Menschen zerstückle ich und forsche. Und finde, dass es anders ist, als die alten Schriften sagen. Es gibt nur einen Messias: die Wahrheit. Der Mensch ist ein Thier, eines wie das andere eine elende Creatur — das ist die Wahrheit."

Durch Dismas' Körper gieng ein Schaudern. Wie widerlich war ihm dieser Mensch! Und doch fühlte er sich an ihn gebunden durch des Gegners Willensgewalt und durch der Jahre Gewohnheit. Oft wollte er von ihm fliehen und kehrte doch wieder zurück. Nun richtete er sich auf, hob die Arme gegen Himmel und rief: „O Herr in den heiligen Höhen, rette mich!"

„Rufe nur die Sterne an", sagte Jusuf mit höhnendem Lachen. „Da kommst Du an die rechten. Die wissen nichts von Dir und nichts von Deinem Gott. Sie sind aus gemeinem, geistlosem Staube. Sie selber und alle Wesen auf ihnen leben in demselben schmutzigen Streite wie unsere Erde und alles auf ihr. Ein ungeheurer Kehrichthaufen mit Ungeziefer, sonst nichts."

Dismas saß mit gefalteten Händen auf seinem Stein und war blass wie ein Leichnam.

„Jusuf, mein Genosse", sagte er endlich, „aus Dir spricht der böse Engel."

„Warum lobst Du ihn nicht, Dismas, warum jauchzest Du nicht? Meine Botschaft hat Dich doch erlöst. Der Du arglose Wanderer überfallen, getödtet und beraubt hast — die ewige Hölle wäre Dein Theil. Meine starke Botschaft reißt die Hölle ein."

„Dismas“, sagte der mit der Stumpfnase, „was siehst Du am Himmel?“

„Jusuf“, versetzte der andere, „was siehst Du in der Wüste?“

„Du bist ein wahrer Säulenheiliger geworden seit einiger Zeit“, sagte Jusuf. „Wartest Du auf Manna, das vom Himmel fallen soll? Weißt Du, dass mir die Eingeweide krachen? Ich will zur Karawanenstraße hinab.“

„So geh'. Ich will nach der Oase von Scheba“, sagte Dismas.

„Dismas, ich hasse Dich“, knurrte der andere.

Dismas schwieg und schaute unverwandt in den Himmel hinein, der so mild-sonnenlos wie heute schon lange nicht gewesen war.

„Seit damals, als Du mir nicht beigestanden bist, da ich den Zug der Morgenländer anhalten wollte mit meinen Knechten, seitdem hasse ich Dich. Er hatte viel Räucherwerk und kostbare Spezereien mit sich geführt, und Gold. Mit einem Griffe hätten wir Habe gewonnen für manches Jahr. Und Du —“

„Wanderer, die den Messias suchen! An solchen vergreife ich mich nicht.“

„Du suchst ihn wohl auch, frommer Straßenräuber?“

„Natürlich suche ich ihn auch.“

„Ha ha ha“, lachte der Stumpfnasige auf und bohrte sein spitzes Kinn in die Faust. „Den Messias! Das Märchen traumseliger Greise. Alle Schwächlinge träumen und — glauben. Siehst Du denn nicht, dass keiner mehr Zeit hat, um auf den Messias zu warten, dass alles jagen und streiten muss um sein bisschen Leben!“

„Also hab' ich's auch gehalten viel Jahr und Tag“, anwortete Dismas mit Trauer. „Meine Herde hatte ich verlassen, um Dir zu folgen, Seide und Geschmeide hatte ich erobert in der Wüste, und die Tage schwanden trotzdem. Mit allen Schätzen konnte ich nicht eine Stunde aufhalten; in Wohlleben schwanden die Tage nur noch rascher. Nicht erkämpfen will ich das Erdenleben, aber festhalten, denn es ist eine Wonne zu sein. O, vergebens — die Tagen schwinden. Also habe ich gemeint, man solle sich nicht mehr auf die vergängliche Stunde stellen, sondern auf eine Zeit, die ewig währt. Und die kann nur der bringen, den Gott sendet.“

Jusuf that, als presse er sein Angesicht in den Stein und sagte mit lüsternem Behagen: „Wir haben nur das Leben, das wir haben und ein anderes gibt's nimmer.“

„Wenn es so wäre, wie Du sagst“, versetzte Dismas, „so müssten wir dieses eine Leben groß machen —“

„Wenn es so ist“, sagte Jusuf, „dass kein anderes Leben kommt, dann müssen wir dieses eine um so fleißiger ausleben. So verlangt

„Thor!" rief Jusuf, der Stumpfnasige, „alles, was da ist, gehört uns. Ob wir etwas geben wollen, das ist die Frage. Ich schenke ihnen das Wertvollste — das Leben. Ein so schönes Weib ohne Leben wäre ein Grauen."

Dismas langte nach einem Sack.

„Wozu das, Bruder!" sagte Jusuf. „Wir geleiten sie in unsere Burg. Es könnte der Samum streichen. Bei uns sind sie geborgen über Nacht."

Er riss dem Dismas den Riemen aus der Hand und führte das Thier mit Mutter und Kind zwischen den Steinen hinab zur Höhle. Josef sah die Waffen der Männer und folgte mit Betrübnis.

Als die Schatten des Abends kamen, also, dass die Sandwüste fahl ward und der Himmel dunkel, als die Steinblöcke und Felskegel dastanden wie finstere Ungethümer, waren die Wandersleute in den Tiefen der Höhle verwahrt. Vor derselben lag das Lastthier, legte sein großes Haupt auf den Sand und schlief. Daneben kauerten die Räuber und zehrten an ihrer Beute.

„Die Gäste wollen wir eben so brüderlich theilen", sagte Jusuf. „Du sollst den Alten und das Kind haben."

„Es sind Vater, Mutter und Kind", entgegnete Dismas, „sie gehören zusammen, wir wollen sie schützen."

„Bruder", sprach Jusuf, der wegen der leichten Beute guter Laune geworden war, „Deine Würfel. Wir wollen spielen. Einmal um den Esel."

„Gut, Jusuf."

Dieser schleuderte die achteckigen Steinchen mit den schwarzen Punkten, sie fielen auf den ausgebreiteten Mantel. Der Esel war sein.

„Fürs zweite um Vater und Sohn!"

„Gut, Jusuf."

Die Würfel fielen. Jusuf jubelte auf. Der Gewinn war des Dismas.

„Fürs dritte die Frau!"

„Gut, Jusuf."

Dieser schleuderte die Würfel, sie fielen auf den Mantel.

„Was ist das? Die Würfel haben keine Augen! Dismas, lass die Scherze! Du hast die Würfel verwechselt."

Doch als er sie in die Hand nahm, sah er an den Steinen wieder die schwarzen Punkte. Sie würfelten das zweitemal und das drittemal. Wie vorher, die gefallenen Würfel hatten keine Augen.

„Was bedeutet das, Dismas, die Würfel sind blind!"

„Mich dünkt, Du bist es, Jusuf!" lachte Dismas. „Trinke einmal von diesem Tropfen. Und dann lege Dich schlafen."

Dann der andere: „Ich hörte in der Wüste einen Propheten: Einer von Gott verhängten Verdammnis kann man entkommen durch Buße. Deiner Verdammnis, Jusuf, könnte man nimmer entkommen. Kein allmächtiger Herr! Alles nur ein wüster, ewig wirbelnder Kehrichthaufen, und kein Entkommen. Furchtbar, furchtbar!"

„Wisse, Dismas, Dein Klagen unterhält mich nicht", sagte der andere, auf Knien und Ellbogen sich stützend wie ein Vierfüßler. „Was Wichtigeres liegt mir an. Hunger habe ich."

Dismas sprang von seinem Steine auf und schickte sich an zu fliehen. — „Wenn er Hunger hat, dann wird er mich ja tödten und verzehren."

Jusuf hatte eine lauernde Stellung angenommen und starrte mit Adleraugen hinaus in die Wüste. Dort zwischen Felsklötzen war ein rothes Fähnlein sichtbar geworden, das bewegte sich und kam näher. Es war das rothe Gewand einer Frau, die auf einem Lastthiere saſs und, näher besehen, ein Kind auf dem Arme trug. Nebenher schritt, am Stabe mühsam hinkend, ein Mann, der leitete das Thier.

„Dismas, da gibt's Leute!" zischte Jusuf, den Griff seiner Waffe fassend. „Komm, verbergen wir uns hinter dem Stein, bis sie herankommen."

„Aus dem Hinterhalte willst Du diese waffenlosen Leute überfallen? Wüstenlöwe, Du!"

„Du wirst mir helfen!" befahl Jusuf drohend.

„Wir nehmen, wenn sie Überfluſs haben, was wir brauchen für heute, nicht mehr. Nur so helfe ich Dir."

Die kleine Gruppe war näher gekommen. Der Mann und das Lastthier wateten tief im Sande, der stellenweise vom ruppigen Gestein losgefegt, stellenweise in hohen Schichten zusammengeweht war. Der Führer hatte das Thier in hastigeren Lauf gebracht, denn er hatte die Straße verloren, hielt es aber geheim, um die Frau nicht zu ängstigen. Seine Augen suchten den Weg. Bis zur Oase von Descheme sollte es noch gehen an diesem Tage. Nun sah er oben auf den Steinblöcken zwei Männer stehen, die hoch hineinragten ins Firmament.

„Gelobt sei Gott!" sagte Josef aus Nazareth, „diese Männer werden mich weisen können."

Bevor er noch fragen konnte, stiegen sie rasch herab. Der eine faſste den Riemen des Lastthieres, der andere ergriff den Arm Josefs und sagte: „Was Ihr bei Euch habt, das müsset Ihr uns geben."

Das blasse Weib auf dem Thiere sandte einen flehenden Blick gegen Himmel. Das Knäblein, das auf ihrem Schoße saß, schaute mit seinen hellen Augen drein und fürchtete sich nicht.

„Wenn Ihr Brot mit Euch führt, so gebt uns davon", sprach Dismas, der das Thier hielt.

Josef gieng in der Nähe herum zwischen Bäumen und Büschen, aber immer so, dass Mutter und Kind in seinem Auge blieben. Er sammelte Datteln für die weitere Reise.

Dann wieder hinein in die Wüste, in die starre, vom Samum durchbrauste oder von den Sonnenstrahlen durchglühte Wüste. Maria war voller Frieden und hüllte in den Mantel das Kind, dass es ruhte, wie in der Muschel die Perle. Es lag an der warmen Brust und trank die Mutter aus. Josef, wenn ihm manchmal bange werden wollte, fühlte an seiner Wange das Fächeln des weißen Fittichs. Dann war er wohlgemuth und führte die Seinen durch Fährlichkeiten und Mühsal.

Nach vielen Tagen waren sie in ein blühendes Thal gekommen, das zwischen Steingebirgen dalag und ein klares Bächlein hatte. Hier ruhten sie unter einer Dornhecke und betrachteten einen Berg, der hoch über den anderen schauerlich wild emporragte. Er war felsig und kahl von unten bis oben und finstere Schründe furchten nieder von oben bis unten, so dass der Berg gleichsam in aufrechtstehenden Blöcken gegliedert war, anzusehen wie die zehn Finger zwei aneinander gestellter Riesenhände. Auf der Matte weidete ein Einsiedler seine Ziege, zu dem schritt Josef zu und fragte nach dem Namen des merkwürdigen Berges.

„Ihr reiset durch diese Gegend und kennet den Berg nicht?“ entgegnete der Einsiedler. „Seid ihr ein Jude, so beugt Euch zur Erde und küsset sie. Vor Euch steht der Berg Sinai.“

„Der Berg des Gesetzes?“

„Der Berg der Gesetztafeln.“

Josef beugte sich zur Erde und küsste den Boden. Maria blickte in ehrfurchtsvollem Schauer auf den starren Felsriesen. Der kleine Jesus schlummerte im Schatten des Dornstrauches. Dieser trotzige Berg und dieses liebliche Menschenkind! Dort oben das verneinende drohende „Du sollst nicht!“ und hier — ?

Josef wollte sich ergehen in Betrachtungen, wie es nur gewesen sein mochte, als da oben auf den Zinnen Moses von Jehova die Gesetztafeln empfieng — da senkte sich langsam eine Wolke nieder auf die Gipfel des Berges, das Geheimnis verhüllend. Josef schämte sich seiner Vermessenheit und schwieg. Bevor sie aber weiter zogen, schnitt er sich aus dem Dornbusch einen Stock, entlaubte und entästete ihn, so dass es ein Pilgerstab ward für die weitere Reise.

Aber immer neue Gefahren zogen herauf über unsere Reisenden. So kam ihnen eines Tages ein Hirtenknabe nachgelaufen: Wären sie aus dem Judenlande, so möchten sie eilen, ins Land der Ägypter zu kommen, denn die Schergen des Herodes seien ihnen auf den Fersen. So gönnten sie sich keine Rast mehr, bis sie endlich in das Land der gastlicheren Pharaonen kommen würden. Aber anstatt an den Grenzen

Bald hernach taumelte der Kraftmensch in den Sand neben das Thier hin und schnarchte.

Als es so war, schlich Dismas in die Höhle und weckte die Fremden, um sie dem Wüstlinge zu entführen. Für den Gewaltfall wollte er es mit dem wilden Jusuf nicht wagen. Mit Josef hatte er seine Noth, doch endlich waren sie unter dem Sternenhimmel. Maria mit dem Kinde saß auf dem Thier, Josef führte es. Und Dismas schritt voraus, um ihnen den Weg zu zeigen. Schwerfällig giengs dahin, keins sprach ein Wort. Dismas war versunken in Gedanken. Vergangene Tage, da auch er so in den Mutterarmen ruhte, wie dieses Kind, und da auch sein Vater sie so durch die arabische Wüste geführt! Manches heilige Wort der Propheten war in sein Räuberleben geklungen und wollte nimmer verstummen.

Als sie stundenlang durch Sand gewatet, über Steine geklettert waren, leuchtete im Osten das goldene Band. In ihm standen die dunklen Büsche und Bäume der Oase von Descheme.

Hier überließ Dismas die Wanderer ihrer sicheren Straße, um zurückzukehren in seine Höhle. Als er mit einem Segenswunsch für ihre weitere Reise sich wendete, traf ihn aus den leuchtenden Äuglein des Knaben ein Blick. Ein Augenstrahl, vor dem er heftig erschrak. Ein Schreck der Wonne war es. Nie bisher hatte ihn ein Kind, ein Mensch, so angeblickt, so dankbar, so glühend, so liebreich angeblickt, wie dieses Knäblein, das auf dem Schoße des armen Weibes saß, das holde lockige Haupt nach ihm gewendet, die Händchen ausgestreckt in Kreuzesform, als wollte es ihn umarmen. — Alle Glieder bebten ihm, als sei ein Blitzstrahl niedergefahren an seiner Seite, und war es doch nur ein Kindesauge gewesen. Mit beiden Händen den Kopf haltend, so floh er davon. und wusste nicht, warum er floh, denn am liebsten wäre er aufs Knie gefallen vor diesem wunderbaren Kinde. Aber wie ein Gericht war etwas in ihm, das ihn fortstieß, davonstieß — zurück in die Schauer der Wüste.

Auf der Oase hielten unsere Flüchtlinge Rast der Tage drei. Maria saß gerne unter dem Ölbaum auf dem Rasen nahe der Quelle und ließ den Knaben niederlangen mit dem zarten Ärmchen, um eine Blume zu pflücken. Er langte hin, riss sie aber nicht ab, sondern streichelte sie mit seinen zarten Fingern.

Und wenn das Knäblein dann eingeschlafen war zwischen Blumen, da kniete die Mutter davor und schaute es an. Und schaute es an und schaute es an und konnte ihr Gesicht nicht wenden. Dann langte sie nieder nach dem runden weichen Händchen und schloss es in die Faust, dass nur die Fingerspitzchen hervorlugten, und diese führte sie zu ihrem Mund und küsste sie, und küsste sie mit einer unendlich innigen Zärtlichkeit, und im nimmersatten Küssen des weißen Kinderhändchens rannen ihr still die Tropfen über die Wangen.

Da blickte Josef auf seinen Stock und war verwundert, als er am oberen Ende eine schneeweiße Lilie sah, und noch viel mehr verwundert, ja erschrocken war er, als er sah, wie diese Lilie nicht daran gesteckt war, sondern dass sie hervorsprosste aus dem dürren Stabe, den er sich an einem Dornstrauch des Sinai geschnitten hatte.

Und da sagte Maria das Wort: „Joseph, Deine Reinheit blüht. — Wie ich, so trägst auch Du in Demuth und Vertrauen, was Gott gethan hat."

Josef schwieg, nahm das Kind auf seinen Arm und wenn er in dieses sonnenlichte Angesichtlein blickte, da waren alle Schatten dahin.

Freilich, Schatten sollte er noch genug erfahren in dem Sonnenlande Ägypten, wo sie dem Sonnengott dieselben herrlichen Tempel gebaut hatten, wie daheim die Israeliten dem finsteren Jehova. Für die armen Judenleute, die des Landes Sprache nicht verstanden, die nur durch ihre schlichte sanfte Wesenheit sprechen konnten, und durch ihre Dienstwilligkeit und Leistung, gieng es wohl kümmerlich her die langen Jahre ihres Aufenthaltes in diesem Lande. Für das Zimmergewerbe war in dem holzarmen Land keine Aussicht. Nahe der Königsstadt Memphis, am Nilufer hatten sie sich aus Schilfrohr und Schlamm eine Hütte gebaut und Josef gedachte die Seinen mit Fischerei zu ernähren. Als er sich jedoch aus dem Schilfrohre einen Fischkorb geflochten hatte, war derselbe so ausgefallen, dass er den Beifall der Nachbarsleute fand, die ihm und seinem Weibe Lebensmittel brachten, damit er auch ihnen solche Körbe flechte. Also ist die Korbflechterei sein Erwerb geworden, und gleichwie seine Arbeit beliebt war, so wurden es auch er und Maria und sie mussten einbekennen, dass es sich hier am Nile besser leben lasse als im armen kleinen Nazareth, dass es wirklich Fleischtöpfe gebe in Ägypten. Wäre nur auch das stille Herzweh nach der Heimat löschbar gewesen.

Als der kleine Jesus auf eigenen Füßchen zu wandeln begann, wurde er von den Frauen der Nachbarschaft umworben, mit ihren Kindern Kameradschaft zu schließen und Spiele aufzuführen. Der Knabe jedoch war schüchtern und ungewandt bei Leuten; er gieng lieber, wenn es Abend war, allein am Ufer des Nil entlang, beschaute die großen Lotosblumen des Schlammes und die Krokodile, die manchmal aus dem Wasser hervorkrochen und ihre schrecklichen Mäuler gegen Himmel öffneten, als wollten sie Sonnenlicht trinken. War der Knabe dann wieder zurückgekehrt, hatte er zum Abendbrot seine Feigen oder Trauben verzehrt und lag er in seinem Körbchen, so saßen vor dem Einschlafen noch Mutter und Vater neben ihm, sprachen von der Väter Land, oder erzählten uralte Geschichten von den Vorfahren. Dann wieder unterwies Josef den Knaben in der jüdischen Schriftkunde, deren er

desselben standen sie eines Tages vor dem Meere. Da lag es unten und peitschte mit seinen Gischten die schwarzen, stumpfkantigen Felsblöcke des Strandes, und lag dahin in einer glatten und matten Tafel, so weit das Auge reichte.

Einst waren die Flüchtlinge jenseits des Meeres gestanden, die Feinde hinter sich, in größter Noth. Josef erhob seine Arme und rief zum Gott der Väter, dass er auch heute das Meer zertheile und ihm Durchzug gewähre. Das Meer aber lag in seiner ungeheuren Ruhe da und zertheilte sich nicht. Dieweilen kamen sechs Reiter über die kahle Heide gesprengt, aufgröhlten sie vor Lust, als sie die längst Verfolgten sahen, die dort vor dem Wasser standen und nicht weiter konnten. Sie nahten schon dem Strande und waren daran, eine Schlinge auszuwerfen nach diesem Menschenpaare, das den kleinen Judenkönig mit sich führen sollte. Da sahen die Reiter, wie die Flüchtlinge hinabstiegen und wie sie dort hinausgiengen auf das Meer. Der Mann führte das Lastthier, auf dem das Weib mit dem Kinde saß, so wandelten sie gemessenen Schrittes über die Wasserfläche hin . . . .

Nachreiten wollten die Söldner, da stürzten die Pferde ins Meer und die Verfolger waren früher drüben, als die Verfolgten, aber nicht in Ägypten, sondern in der andern Welt.

---

Die arme Zimmermannsfamilie aus Nazareth in Galiläa stand auf dem Boden des alten Ägyptens. Wie sie über die See gekommen waren, sie wussten es nicht recht. Doch wohl auf einem Fischerschiffe, das kann ja nicht anders sein, dachte Josef und es war ihm, als sei er aus einem Traum erwacht. Unwillkürlich suchten seine Augen die Hügel von Nazareth, doch siehe, da war ein dunkler Hain von Palmbäumen mit geschuppten Schäften und schwertlangen Blättern. Die Straße gieng durch ein Thor zwischen zwei steinernen Ungeheuern, die auf dem Bauche lagen, zwei Pranken vorstreckten und ein riesiges Menschenhaupt in die Lüfte hoben. Wie Wächter dräuten diese Riesengestalten, zwischen den Palmen im Hintergrunde der Straße stand in den blauen Himmel auf das gelbliche Dreieck einer Pyramide. — Jetzt fiel dem Josef schwer aufs Herz, er hätte die Heimat verloren und würde mit den Seinen im fremden Lande noch elender zugrunde gehen müssen, als unter dem wahnsinnigen Arme des Herodes.

Maria, wie immer ruhig und ergeben und aufgehend in dem Kinde, sah nach seinem Stabe hin und sagte: „Josef, das ist wohlgemuth, dass Du Dir zur glücklichen Ankunft eine Blume an den Stab gesteckt hast.“

ist und ob es denn so schrecklich ist, in seinem Palaste zu wohnen und ihm den Becher zu reichen, wenn ihn dürstet. Wie? — Sei ruhig, Knabe, es soll Dir keine Gewalt angethan werden. Du sollst freiwillig an meinen Hof kommen, Du sollst das Leben und die Schulen mit den Kindern meiner Großen theilen, ich will Dich nur manchmal um mich sehen, weil Du eine so feine Gazelle bist. Trockne Deine Thräne, es ist schade um das Auge, und geh mit Deinem Vater jetzt nach Hause. Morgen will ich anfragen lassen, merke, nur anfragen, nicht befehlen. Gewaltsamer Beute wird man satt, das freiwillige Opfer will ich achten. Du hast es gehört."

Des Königs verglastes Auge hatte einen warmen Schmelz bekommen, als er so sprach. Die Menge geberdete sich toll in Freudenbezeigungen darüber, dass der Pharao Leute aus dem Volke angesprochen und gütig mit ihnen geredet hatte. So war er bisher noch nie gesehen worden. Die Palmenhaine gellten von des Volkes Hochgeschrei, als der König auf seinem zweiräderigen Goldwagen weiterfuhr, ein langes Gefolge von Soldaten, Hornbläsern, Zimbelschlägern und Tänzern hinter sich herziehend.

In der Hütte Josefs war an demselben Abend ein sorgenvolles Berathen. Der Knabe Jesus neigte zu Pharao. Dessen freundliche Rede, dass er die persönliche Freiheit achte, hatte ihm's angethan. Das Korbflechten, das er mit seinem Vater betrieb, konnte seine rege junge Seele nicht befriedigen; im Königshofe, wo die Papyrusrollen der alten Weisen aufbewahrt lagen, wehte ein anderer Geist, wenn man nur erst die Schriftzeichen einmal verstehen konnte.

Maria, seine Mutter, hatte zu den Schriftzeichen kein großes Vertrauen, ein noch geringeres aber zu Pharao. „Wir haben es doch", sagte sie, „schmerzlich erfahren müssen, wie gut es Könige mit uns meinen. Kaum der Gewalt des Herodes entkommen, sollen wir in die des Pharao fallen. Sie spielen alle das gleiche Spiel, nur jeder mit anderen Mienen. Was der zu Jerusalem mit Macht nicht hat vollführen können, das will der zu Memphis jetzt durch List vollenden."

„Misstrauen ist sonst nicht Deine Art, liebes Weib", sagte Josef. „Doch dabei, was wir haben erleben müssen, ist es kein Wunder. Ein wahres Verhängnis ist sie geworden für uns, diese Mär vom jungen König der Juden. Wer sie aufgebracht, kann den Jammer, den er damit angerichtet, nimmer verantworten."

„Überlassen wir das dem Herrn, mein Josef", antwortete Maria.

„Nun Weib, wenn Du etwa denkst, dass unser Jesus doch zu großen Dingen bestimmt sein soll, so musst Du auch denken, dass eine Korbflechterhütte dafür nicht der rechte Ort ist. Dann hätte es wohl guten Lauf, wenn er an einen Königshof könnte kommen. Pharao

selbst leidlich mächtig war. So waren die Jahre der ersten Kindheit vergangen und der kleine Jesus wuchs heran, wie ein zartes, schlankes Reis. Er lernte die fremde Sprache, beachtete die Sitten und that wohlgemuth auch selbst mit in dem, was ihm gefiel.

Da geschah es eines Tages, als Josef mit dem Knaben auf dem Platze war, wo die Schiffe landeten, um Körbe feilzubieten, dass unter dem Volk eine große Bewegung entstand. Soldaten in grellen Gewändern und mit langen Spießen trabten heran und hintendrein kamen sechs pechschwarze Sklaven, die einen goldenen Wagen zogen. In dem Wagen saß, mit köstlichem Gewande bekleidet und einen goldenen Ring im schwarzen gewickelten Haar, ein blasser Mann mit brennendem Auge. Das war der Pharao! Das Jubelgeschrei der Menge war groß, er aber beachtete nichts, als einzig den Knaben des Korbverkäufers, auf den sein Auge gefallen war. Die Schönheit dieses Knaben hatte ihn derart berückt, dass er anhalten ließ und befahl, das Kind möge zu seinem Wagen geführt werden.

Josef kam mit dem Knaben ehrerbietig herbei, legte seine Hände kreuzweise über die Brust und verneigte sich tief.

„Du bist ein Jude!“ sprach zu ihm in seiner Sprache der König. „So wirst Du mir diesen Knaben verkaufen.“

„Pharao!“ sagte hierauf Josef. „Obschon ich Jakobs Enkel bin, dessen Söhne ihren Bruder Josef an Ägypter verkauft haben, so verdiene ich nicht den Spott. Wir sind geringe Leute und das Kind ist unser Augapfel.“

„Es war auch nur in Gnaden gesagt, das vom Verkaufen“, sprach der König. „Ihr seid Unterthanen, der Knabe ist mein Eigenthum. Nimm ihn, Ramas.“

Der Diener wollte schon die Hand an den Kleinen legen, als Josef auf die Knie fiel und in Ehrfurcht dem König vorstellte, dass er und seine Familie nicht ägyptische Unterthanen seien, dass sie dem Judenlande angehörten, nur als Gäste hier weilten und den allmächtigen Pharao um Gastrecht anflehten.

„Davon weiß ich nichts, mein Bester“, entgegnete der König. „Ramas, thue, wie ich gesagt habe.“ Als er so gesprochen, sah er in des Knaben Antlitz tiefe Betrübnis. Um seinen rothen Mund zuckte wehe Trauer, aus seinem großen Kindesauge glühte trotziger Zorn. Als der König diesen zornigen Blick bemerkt hatte, sagte er mit spöttischer Laune: „Mich dünkt, Judenjüngling, Du willst mich zerschmettern. Ei, lass mich noch ein wenig leben im schönen Ägypterlande. Ich will Dir nichts zu leide thun, dafür bist Du ein viel zu schönes Kind. Warte doch und sieh ihn einmal an den Pharao, ob er wirklich so arg böse

Sie ließen die Sänfte allein zurückkehren. Am nächsten Tage aber war der Knabe entschlossen. Seine Eltern gaben ihm das Geleite durch den Palmenhain in die Stadt. In seinem ärmlichen Gewändchen gieng er zwischen Vater und Mutter dahin, Josef gab ihm gute Worte und wiederholte sie. Maria schwieg und ihr beklommenes Gemüth rief alle himmlischen Heerscharen an, das Kind zu beschützen. An der Pforte des Palastes wurde nur der Knabe allein eingelassen, Vater und Mutter blieben zurück und blickten bangend ihrem Jesus nach, der sich noch einmal umwendete, um sie zu grüßen. Sein Angesicht war fröhlich, das tröstete die Mutter. Der Vater dachte, dass es unbegreiflich sei, wie ein Kind so sorglos und heiter von den einzig treuen Menschen fortgehen könne — und behielt den Gedanken bei sich.

Neugierde, Behagen und Widerwillen zugleich empfand der Knabe, als er in die Hände der Diener übergeben wurde, die ihn in ein weiches wohlriechendes Bad führten, dann ihn mit kostbarem Öle salbten und seidenes Gewand anlegten. Der Knabe freute sich dann darüber, und zur Freude, dachte er, habe Gott den Menschen ja erschaffen. Hernach begann sich vor seinen staunenden Sinnen die Pracht des Königspalastes allmählich zu entfalten. In den arabischen Märchen, die sein Vater gern erzählt, war ihm viel des Glanzvollen und Wunderbaren vorgekommen, aber das war kein Vergleich mit den Herrlichkeiten, die jetzt fast hart und herb an seine Sinne schlugen. Straßenbreite Marmortreppen, hohe Hallen, marmorne Säulen, blendend bunte Kuppelräume. Die Sonne kam zu den Fenstern in allen Farben herein und glühte in Roth, Blau, Grün und Gold an den spiegelnden Wänden. Noch märchenhafter aber die Nacht, wenn in den endlosen Reihen der Säle und Gemächer die tausend Lampen brannten, und zahllose Armleuchter ein feenhaftes Licht verbreiteten. Wenn die Höflinge in den Teppichen und Divans und Seiden und Flaumen schier zu versinken schienen, wenn aus den goldenen Rauchgefäßen die Wohlgerüche aufstiegen und das Gehirn berauschten, wenn hundert Aufwärter das Mahl bereiteten, das unbeschreibliche, und die köstlichen Speisen, die prickelnden Getränke aufgewartet wurden in silbernen Schüsseln, in alabasternen Schalen, in krystallenen Bechern. Wenn Jünglinge und Jungfrauen sich umschlangen, einander bekränzten, mit Edelsteinen schmückten. Wenn die Fanfaren schallten und die Zimbeln klangen und aus reinen Kehlen der Mädchen Gesänge erschallten, und wenn endlich der Pharao herangeschritten kam in wogendem Purpur, mit den tausend lebendig funkelnden Sternen der Diamanten, auf dem Haupt den zackigen Ring — strahlend wie Karfunkel — der Gott! Der Sonnengott! — Heitere Knaben mit halbentblößten Gliedern hatten in der Hand Fächer aus schimmernden Pfauenfedern, mit denen sie den Tafelnden Kühlung zufächelten. Auch dem

ist, so viel man weiß, nicht der Freund des Hauses Herodes und ein neuer Judenkönig würde ihm kaum ungelegen kommen. Doch er denkt nicht daran. Er will dem Kinde wohl. Mir ist es nicht unbegreiflich, wenn man diesem Kinde wohl will. Hat Pharao nicht gesagt, dass der Knabe Leben und Schulen mit den Kindern der Großen theilen soll? Hat er das nicht gesagt, Jesus?"

Maria meinte endlich, entscheidend für sie wäre das, was dem Knaben zugute komme. Er sei gegen die zehn Jahre und wenn er aus der Lehmhütte in den Palast gehen wolle, so könne sie ihm das nicht verdenken.

„Mutter!" sagte Jesus, stellte sich vor sie hin und wendete ihr sein lichtes, ernstes Angesicht zu, „ich will nicht aus der Lehmhütte in in den Palast gehen. Aber ich möchte das Menschenleben kennen lernen, mir Erfahrungen und Kenntnisse sammeln, wo sie auch zu finden sind, im Glanze oder im Elend. Ich verlasse nicht meine armen Eltern, um zum großen Pharao zu gehen; wo ich mit meinen Augen und Ohren auch sein mag, mit meinem Herzen bleibe ich immer bei Euch."

„Ich sehe es, Du bist heute schon fort", sagte Maria ruhig und ließ es nicht merken, wie bitter ihr Inneres weinte darüber, dass sie das geliebte Kind verloren hatte. Es zieht ja nicht weit fort, nur vom Nil in die Stadt, es wird ja oft herauskommen und mit den Eltern sprechen, es wird vielleicht ganz wieder heimkehren und zärtlich sein — aber es ist nicht mehr dasselbe Kind, das jetzt davongeht, es gehört nicht mehr so ganz der Mutter. Immer mehr von sich gibt der Jüngling anderen Menschen und immer weniger bleibt ihr, die ihn schmerzvoll geboren hat, die mit ihrem Blute ihn genährt hat, deren ganzes Leben und Lieben in ihm aufgegangen war. Alles lehnt der Mann freundlich entschieden ab, was die Mutter ihm noch will thun und geben, selbst ihren Segen über ihn muss sie heimlich beten — kaum dass sie mit zitternder Hand flüchtig sein Haupt berühren darf.

Am nächsten Tage um die Hochsonnenstunde stand vor der Hütte eine königliche Sänfte. Zwei Sclaven hatten sie herbeigetragen, wovon einer alt und gebrechlich war. Als Maria diese Sänfte sah, rief sie erregt aus, nein, in ein solches Pfühl ließe sie ihr Kind nicht steigen, sie gebe es nicht, sie behalte es unter ihrer Hut.

Da lächelte Jesus ein wenig, so dass in seinen frischen Wangen zwei Grübchen entstanden und sagte: „Was denkst Du, Mutter! Dass ich ihnen in diesen Kasten steigen werde! Ja, wenn der kranke Sclave hineinsteigt, dass ich statt seiner tragen kann, dann will ich mit der Sänfte dahin gehen." Damit war der Mann, der den kleinen Zug leiten sollte, nicht einverstanden. Er richtete nur des Königs Auftrag aus: Der Knabe vom Nil sei willkommen im Palaste und es stehe in seinem Willen.

wieder der Schlaf. — Der König weint. — Arabien und Indien, Griechenland und Rom hatten ihre kostbarsten Schätze gesandt nach Memphis. Die Schiffe der Phönizier kreuzten an den Küsten von Gallien, Albion und Germanien, um Güter und Kleinodien zu sammeln für den großen Pharao. Sein Volk umrauscht ihn mit Huldigungen Tag für Tag, sein Leben steht auf der Höhe der schönsten Jahre. Und er weint? Nein, doch nein. Im Traume wird er geschluchzt haben, oder auch gelacht. Und die Wächter meinen, er weine.

So zogen die Tage. Wie der König dem Knaben versprochen hatte, er war frei. Außer dass er sich bei festlichen Aufzügen mit den anderen Edelknaben zeigen und dem Pharao Handreichungen machen oder Luft zufächeln sollte — was er aber auch nie that — war er sich überlassen. Er durchwanderte die Stadt, den Hain, gieng an den Nil zu den Seinen. An den Dämmen des Nils arbeiteten Tausende von Sclaven, von rohen Aufsehern gepeitscht wie Thiere, mancher erschöpft hinfallend und sterbend. Da stand Jesus still, sah ihnen zu, rügte zornig die Rohheit, erhielt wohl selbst einen Hieb und gieng betrübt vorüber. Dann zog er hinaus zu den Pyramiden, trat in den Tempel des Osiris und betrachtete die ungeheuren Götzenbilder, die zwischen den runden Riesensäulen standen in ihrer plumpen seelenlosen Hässlichkeit. Doch am unermüdlichsten durchforschte er den Palast nach dem Saale der Schriften. Er fand ihn, aber der Saal war verschlossen, die Hüter desselben jagten in der Wüste den Schakal und den Tiger. Dunkel und öde war es da drinnen bei den Geistern, während sonst überall am Hofe der Strom von Pracht und Üppigkeit toste. Da kamen wieder Nächte, wo das Geheimnis durch die Hallen rieselte: Der Pharao weint. — Und es gieng auch die Mär, warum. Das Weib, das er am meisten liebte, soll er haben erdrosseln lassen und berichten jetzt die Astrologen, dass sie unschuldig gewesen.

Am nächsten Tage lag auf dem Divan der König und unser Knabe sollte ihm Kühlung fächeln. Heute that er es, denn der Herr war leidend. Er war übelgelaunt und ungeduldig, es war ihm der Fächer nicht recht, das Fächeln auch nicht, und als es der Knabe einstellte, war's ihm erst gar nicht recht.

Da sagte Jesus plötzlich: „Pharao! Du bist krank!“

Der König starrte ihn an und staunte. Der Page thut den Mund auf und spricht den Sohn des Lichtes an? Als er jedoch auf des Knaben Antlitz einen so traurigen, innigen Ausdruck des Mitleides sah, wurde ihm mild zu Muthe und er sprach: „Ja, mein Knabe, ich bin krank.“

„König!“ sagte Jesus, „Du hast nach außen das Licht und nach innen den Schatten. Wende es um.“

Knaben aus der Nilhütte war ein solches Pfauenrad in die Hand gegeben worden, dass er damit Pharaos Wangen kühle. Er that es nicht, sondern saß auf dem Estrich und konnte nicht müde werden, dem König ins blasse Antlitz zu schauen. Der König streifte ihn mit einem wohlgefälligen Blick und sagte lächelnd: „Mich dünkt, das ist der stolze Jüngling vom Nil, der nicht zu den Füßen des Pharaos sitzen mag.“

„Er wird sitzen zur Rechten des Vaters!“ klang plötzlich die Stimme einer Sängerin aus dem Thore hervor. Langsam, wie ein leicht geneckter Löwe, wendete der Pharao sein Haupt, um zu sehen, wie denn der hebräische Vers in den Gesang des Osiris komme. Da erhob sich ein Brausen. Die Fenster, zu denen die Nacht hereingestarrt hatte, erhellten sich in rothem Scheine. Vor dem Palast hatte sich das Volk mit Fackeln versammelt, um dem Pharao, dem Sohn des Lichtes, die Huldigung zu bringen. Der König machte dazu ein verdrossenes Gesicht. Derlei Huldigungen wiederholten sich zu jedem Neumonde, er begehrte sie, und doch langweilten sie ihn. Dem Mundschenk winkte er nun, nach einem Becher Wein verlangte ihn. Der brachte Rosen auf seine Wangen und Glut in seine Augen. Als der Preis des Osiris erscholl aus den Kehlen aller, die in und um den Palast waren, sang er mit und seine ganze Gestalt strahlte in Kraft und Sonnenschein.

Als nach diesem üppigen Tag die stillere Nacht gekommen war und Jesus hinter dichten Vorhängen auf den Eiderdunen lag, fand er keinen Schlaf. Die süße Ruhe in der Nilhütte fiel ihm ein. Es ward ihm heiß, er stand auf und blickte zum Fenster hinaus. Die Sterne funkelten wie winzige Sonnen, bei ihrem bläulichen Schimmer lag die Stadt da im Phosphorschimmer und von ferne her war es wie das träumerische Rieseln des Stromes. Wieder legte der Knabe sich hin, betete zum Vater und schlief ein. Am nächsten Tage, wenn das Fest vorüber, gedachte er die Räume zu finden, wo die alten Rollen ruhten, und Lehrer, die anfiengen ihn zu unterrichten. Es war aber kein Fest gewesen, das vorübergieng, am nächsten Tage wiederholte es sich und Tag für Tag gab es denselben Anlass zu Glanz und Geräusch und Schwelgereien.

Nach solch einem Jubeltage war es, in öder dunkler Nacht, dass im Palast Sclaven umherhuschten, einander weckten und zuflüsterten. Jesus gewahrte es, erhob sich vom Lager und fragte nach der Ursache, Da zischelte ihm einer zu: „Der Pharao weint!“ Wie ein geheimnisvoller Samumhauch gieng es durch den Palast: Der Pharao weint! — Dann wurde es ruhig und über allem lag die träumende Nacht.

Der Knabe aus der Nilhütte hatte sich nicht wieder in den weichen Pfühl gelegt, auf kühlem Fliese ruhte er, doch auch hier floh ihn heute

Er sprach von dem einheiligen Sonnengotte Osiris, der alles erschaffe und alles zerstöre, dem großen anbetungswürdigen Osiris, an dem jedes Menschen- und Thiergeschöpf sein Auge, seine Liebe und seine Kräfte entzünden solle. Dann wieder murmelte er feierlich geheimnisvoll hieroglyphische Formeln ab, so dass dem lebhaften Knaben die träge Weile wehe that und er heimlich hinausgieng. Als der Gelehrte seiner trachtete, war er im Freien und weidete die Ziege, die der Freiheit froh auf dem Rasen umhersprang.

„Warum versagst Du der Wahrheit Deine Ehrerbietung?" fragte er strafend.

„Seht Ihr denn nicht", antwortete Jesus, „dass ich Eurer Lehre die Ehrerbietung eben erweise? Ihr sagt, man müsse das Thier lieben. Deshalb habe ich die Ziege in die freie Luft geführt, dass sie sich weide an den duftenden Kräutern. Ihr sagt, dass man den Sonnengott verehren müsse, und darum bin ich mit dem Thiere aus der finsteren Höhle gegangen, dass wir die Sonne sehen können und sie uns."

„Die Schrift sollst Du verstehen lernen!"

„Die Creaturen will ich kennen lernen."

Mit Unwillen blickte der Greis auf den Knaben.

„Sage, dreister Menschensohn, unter welchem Zeichen des Thierkreises bist Du geboren?"

„Unter dem von Ochs und Esel", antwortete der Knabe.

Da eilte der Gelehrte in seine Höhle, erhob die Ampel und suchte in den Schriftzeichen. Unter Ochs und Esel! Er erschrak. Fern der Wage — fern der Wage. Auf dem Stein stand es und in der Rolle stand es geschrieben. Er gieng wieder hinaus und blickte den Knaben an. Aber ganz anders, als früher, unruhig und gar sonderlich erregt.

„Höre, Kind, ich habe Dir das Horoskop gestellt."

„Was ist das?"

„Aus Deinem Stand zum Thierkreise und zu den Sternen habe ich durch uralte heilige Zeichen Dein Schicksal gesehen, dem Du so einfältig entgegen gehst. Willst Du es wissen?"

„Will ich es wissen, so frage ich den Vater."

„Ist Dein Vater Astrologe?"

„Er leitet die Gestirne."

„Er leitet die Gestirne? Was willst Du sagen? Geh', Du bist ein Thor, ein gottloser Thor. Du wirst es früh genug erfahren, was Deiner harret. — Dieser Hochmuth ist der Anfang. — Sein Vater leitet die Gestirne."

(Fortsetzung folgt.)

Als der Knabe dieses Wort gesprochen hatte, richtete der Pharao sich auf, schlanker und höher als er sonst war, schien er zu werden. Den Arm streckte er aus starr nach der Pforte hin, und seinem Auge entströmte ein zorniger Blitz.

Der Knabe gieng ruhig hinaus und sah nicht mehr zurück. — Er war fort. Das Wort aber war zurückgeblieben. Am rauschenden Tage hörte man es nicht. In der Nacht jedoch, wenn das strahlende Leben schwieg und nur das Elend unseliger Herzen lautlos tobte, da hörte der Pharao es leise schallen von Wand zu Wand bis in sein Gemach: „Wende es um. Nach außen den Schatten, nach innen das Licht.“

---

Schon eine Weile ehe dieser Tag kam, hatte Jesus erfahren, dass draußen vor dem Thore Theben, am Fuße der Pyramide Pesy, in einem Grabgewölbe ein gelehrter Greis wohne, der mit keinem lebenden Wesen zu thun haben wolle, außer einer Wüstenziege, die ihm Milch gebe. So wie er selbst immer im Dunkel seines Gewölbes hockte über unendlichen Schriftzeichen halbverwitterter Steinplatten, ausgegrabener Geräthe und Papyrusrollen, so sah auch die Ziege niemals einen Sonnenstrahl. Beide begnügten sich mit dem Futter, das ihnen ein alter Fellah täglich brachte.

Nun hatte unser Knabe Jesus diesen Mann aufgesucht. Der Gelehrte wollte ihm anfangs den Einlass verweigern. Ein so gar junges Blut und Weisheit!

„Werde erst alt, mein Sohn, und dann komme zu den Schriften und suche Weisheit.“

Der Knabe antwortete: „Wollt Ihr die Weisheit gerade nur fürs Sterben? Ich will sie fürs Leben.“

Da hat der Greis aufgethan. Zu diesem Manne gieng Jesus nun jeden Tag hinaus. Und der Einsiedler trug ihm Lehren über Welt und Leben vor. Über ewiges Leben. Er redete von dem Wandern der Seelen, die im Laufe der Zeiten durch alle Wesen der Welt zögen, je nach ihrer sittlichen Aufführung aufwärts zu den Menschen, zu den Engeln oder abwärts zu den Würmern im Schlamm.

Darum müsse man auch das Thier lieben, denn es könne die Seele eines Freundes in ihm stecken und man wisse an sich selbst nicht, ob man nicht einmal in einem Elefanten gesteckt habe oder der mächtigste Fürst in Äthiopien gewesen sei. Mit Geberden tiefster Ehrerbietung sprach er von den Schlangen Kebados und von dem erhabenen Apis im Tempel zu Memphis. Er verlor sich in alle Tiefen und Untiefen des Denkens, belegte alles mit den Schriftzeichen und erklärte es aus diesem Grunde für wissenschaftliche Wahrheit. Und der Mann, der in dunkler Höhle lebte, trug dem horchenden Knaben Lehren vom Lichte vor.

war. Aber was war ihm das Leben, da er doch keine Eltern und kein Heim hatte und vielleicht auch sie, die schöne, stolze Müllners Franza ihn nicht mehr wollte, da er nun zum Krüppel geworden war!

Sie war ihn nicht erwarten gekommen, obgleich er ihr geschrieben hatte, dass er mit den anderen Urlaubern eintreffen werde. Jedermann hatte mit seinen Angehörigen Aussprache genug, so dass der Hasler Bertel[1] unbehelligt durch neugieriges Gefrage zur Mühle kam, deren munteres Geklapper ihm heute wie der Spott eines leichtfertigen Weibes klang.

„Gott zan Gruaß!"

Im Garten stand sie inmitten von Reseden, Spätnelken und Astern. Die Sonne kämpfte schon mit den sinkenden Abendnebeln und brannte in den fuchsrothen dicken Haarsträngen Franzas, so dass dieselben rothglühenden Schlangen glichen.

Mit einem Aufschrei wandte sie sich um, als sie die bekannte Stimme hörte; das Roth ihrer Wangen machte einer erschreckenden Fahle Platz, als sie den Beinstumpf sah, über dem die Hose schlotternd befestigt war.

„Du — Du?"

„Host wohl nit dawortat, mi so z'seh'n?"

Franza zerzauste einige Astern, die sie in der leise zitternden Hand hielt.

„Zan Krüpp'l bin i wurn fürs Voterlond!" sprach Bertel weiter. „Waß Gott, ob's nit bessa g'west war, doss mi a Kugel mitten ins Herz eine g'troffen hätt'! G'sund und mit groden Gliedern bin i furt gongan, hob' no anige Gulden ersport g'hobt und Du, Franza, host z' mir g'sogt, dass wir zwa bold, wenn i glückli noch Haus kumm, Hochzat holten woll'n. Kumman bin i wohl — oba wirst Du an Krüppel woll'n zan Monn? Wos i g'hobt hob, dos hob i vabraucht; dö Kartätsch'n hot mir den Fuaß wegg'rissen; orm und elend steh' i in der Hamat — und wos hot mir 's Voterlond für olles dös, wos i verluren hob, geben? Sixt: dö Medail'n und 's Recht, wonn i will mit an Werkel ols Werkeltreiber in der Welt umanond zu ziag'n und af a bessere Art — z' betteln! Wenn i nit Werkeltreiben will, konn i's a bleib'n loss'n — steht mir frei. Sixt, Franza, dös is wurn aus mir ohne meine Schuld!"

Thränen standen in seinen Augen, aber er unterdrückte den Schmerz, der ihn zu übermannen drohte.

„Hast ka Red' und ka Antwort für mi, Franza?"

„Wos sollt i denn sog'n? Host jo Du scho olls g'sogt. Trauri is, wos Du do g'wiss nimma ändern konnst: doss Du a Krüpp'l word'n bist."

---

[1]) Berthold.

# Der Werkelmann.

Ein Nachtbild aus dem Volke von **Karl Krobath.**

Helles Jauchzen das Thal entlang, Pöllerschüsse und Glockengeläut. Mit Tannenreisern geschmückt Kirche und Gehöfte, freudige Erwartung in allen Gesichtern.

Die Urlauber kehrten heim: das war das große Ereignis. Ein langer Zug, alle sonngebräunt und wetterhart. Das Hutschwenken und Jubeln, das Begrüßen und Befragen, das Händeschütteln und Umarmen wollte kein Ende nehmen. Frohes Lachen hier — dort bitterliches Weinen. Es war eben keine gewöhnliche Heimkehr nach beendetem Militärdienst; es war ein Wiedersehen nach bangen Stunden, in welchen manch junges Leben auf Italiens Schlachtfeldern bei Montebello und Magenta, bei Melegnano und Pozzolengo verhauchte und Österreichs Truppenmacht bei Solferino geschlagen worden war. Tag für Tag waren beunruhigende Nachrichten in das weltentlegene Alpendorf gekommen, denn die Gemeinde entsandte eigene Boten in das entfernte Städtchen, um zu erfahren, wer verwundet worden sei, wer gefallen war auf dem Felde der Ehre. Da wurde voll Inbrunst gebetet in der Kirche und voll Spannung, bis der greise Pfarrer nach Schluss der Andacht nochmals die Kanzel bestieg und die neueingelangten Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die Liste der Verwundeten und Gefallenen verlas. Wie oft wurde hiebei laut geschluchzt, wie viel Thränen flossen die langen Tage hindurch, bis endlich an einem trüben Novembertage die Botschaft kam, dass zu Zürich Friede geschlossen worden war. Wie eine Kunde vom Himmel verbreitete sie sich hausein, hausaus. Wer nicht unmittelbar einen Gefallenen zu betrauern hatte, stimmte in den allgemeinen Jubel ein, nun der unheilvolle Kampf ein Ende gefunden hatte. War es Wunder zu nennen, dass die dem männermordenden Ringen Entronnenen mit offenen Armen in der Heimat empfangen wurden?

Hinter den anderen Urlaubern humpelte mühsam eine traurige Gestalt. Ein junger, bildhübscher Mann war es, dessen dunkle Augen voll Wehmuth auf das freudige Treiben blickten. Seine Soldatenmütze zierte kein Sträußchen; auf der Blouse baumelte einsam eine Tapferkeitsmedaille. Er jauchzte nicht wie die andern und kein freundliches Willkomm wurde ihm entboten; mühsam stützte er sich auf eine Krücke, denn das rechte Bein fehlte ihm. Eine feindliche Kartätsche hatte es weggerissen bei Solferino. Lange war er im Spital gewesen. Nun war er wieder hergestellt, nur dass das unglückselige Bein verloren war. Man hatte ihn getröstet, dass er doch wenigstens mit dem Leben davongekommen

„Kummst grod z'recht, Hardl",[1]) sprach ihn das Mädchen an. „Den do, dem Bertel hob' i hamg'leuchtet, doſs ihm sein narrisches G'thua füar a Zeit vergeh'n werd."

„A schlechts End von aner Liabschoft", höhnte der Hardl. „Jetzt'n konn die ondere Haxen[2]) dem Hatscher[3]) a noch obg'schlogen werden!"

Mit Bertel war eine auffallende Veränderung vor sich gegangen. Jähzorn war das Erbtheil von seiner Mutter, welche sich zeitlebens mit ihrem Manne herumgestritten hatte und bei einem solchen häuslichen Auftritt einem Schlaganfall erlegen war. Seine Hände ballten sich und die Ader auf seiner Stirn schwoll hoch an. Seine Augen funkelten im Widerschein eines inneren Feuers. Er wollte sprechen, doch das drückende Gefühl der Wuth und seines Elendes benahm ihm die Sprache.

„Werst Di schon an den G'donken g'wöhnen müassen, Bertel, doſs i den Haberleitner Hardl holt a weng liaba hon ols wia Di", sprach herausfordernd die Dirne, der Hardls Gegenwart jede Befangenheit benahm. „Es is holt so, wia 's im Liad haßt:

I sog es holt ollweil:
In da Liab is der Segen;
Wonn da ane Bua geht,
Kimmt da ondere z'wegen."

Sie trällerte es vor sich hin und lachte zum Schluſs gellend auf. Hardl stimmte ein.

„G'follts Dir, Bertel? A schöns Liadl dös, dos die Franza singt — 's Liadl von Weibertreu. I will Dir a ans singen, a Leibliadl für Di. Mirk guat auf:

Grüan is die Hollerstaud'n,
Weiß san die Blüah;
Schean san die schworz'n Aug'n —
Treu san sie nia.

Und noch ans, domit 's der Franza vorsing'n konnst, wonn Di's Herzweh pockt:

Du host mir versproch'n
Die Liab' af drei Woch'n,
Die Treu' af drei Johr —
Und hiaz is 's schon gor!"

Und er lachte wieder recht gefühllos aus vollem Hals.

Bertel hatte kein Wort darauf gesagt. Er war mühsam aufgestanden und humpelte zur Franza heran.

„Willst mir eppa gor a Buss'l geben? Oda willst mi stoßen, wia früher? Rühr' mi nur an! Hiaz is der Hardl do; hiaz fürcht i mi nix von Dir, Krüpp'l Du schiacher!"[4]) schrie sie ihn an.

---

[1]) Leonhard. [2]) Bein. [3]) Hatschen, mühsam herumgehen. Hatscher ist also ein Mensch, der sich, oft infolge eines Gebrechens, nur mühsam herumschleppt. [4]) Häſslicher.

„Krüpp'l — jo, jo — a bitters Wort, und doch 's anzige, dos af mi paſst. Gelt, willst wohl sog'n: i will nit 's Weib von an Krüpp'l werden?"

Franza drehte sich der Hecke zu, so daſs er ihr Gesicht nicht sehen konnte. Sie beantwortete die Frage ausweichend.

„Wovon solln ma denn leben, wir zwa, wenn ma unter solche Umständ' heiraten wolln? Sollt' i eppa mit Dir umazotteln und Werkeltreiben helfen?"

„Is jo nit grod noth, doſs i mi nur afs Werkeltreiben verleg'."

„A sunst, Bertel, i sog's Dir aufrichti, geht's nimma mit unserer Hochzat."

„Warum nit, Franza? Du host mir jo Treu g'schwuren, bevur i zan Militär bin. Host Du drauf vagessen?"

„Dos grod nit, oba —"

„Oba ung'treu wurn bist ma. Gelt, dos host sogen woll'n? Wärst viellacht a wurn, wenn i a nit zan Krüpp'l wurn wär' — Du, Du Folsche!"

Sein Athem kam keuchend aus der Brust hervor; am ganzen Leibe zitternd, ergriff er, um nicht zu Boden zu fallen, sich an einen Baum lehnend, die Krücke und schwang sie drohend gegen das Mädchen.

Nun wich jede Spur von Zurückhaltung von Franza. Trotzig und kerzengerade stellte sie sich just vor den Urlauber hin und ihre Augen funkelten katzwild.

„Schlog' mi, Krüpp'l!"

„Giftige Schlongen Du!"

„Noch amol: Krüpp'l!"

„Nixnutziges Weibsbild, ich möcht' Di erwürgen!"

„Thua's!"

Noch näher vor ihn hin trat sie, so daſs ihr heißer Athem seine Wange streifte.

Bertel machte eine Bewegung mit dem freien Arm, als wolle er die Dirne zurückstoßen. Diese aber gab ihm einen solchen Stoß gegen die Brust, daſs er seinen Halt am Baume verlor und der Länge nach hinfiel.

„Kerl Du, schlogen host mi woll'n? Do host's — recht g'schieht Dir."

Sie ließ ein höhnisches Gelächter hören. Ein Lachen von der Gartenthür her stimmte ein.

„Brav g'mocht! Do liegt da Tocker [1]), wia a hing'worfner Mehlsock. Will wohl vur Dir a Cumplimentl mochen, schöne Franza!"

Der Sprecher kam näher, fürwahr ein hübscher Bursche, trotz seines wilden Aussehens. Es gab keinen schmuckeren, aber auch keinen spöttischeren und verwogeneren als ihn im ganzen Dorfe.

---

[1]) Schwachsinniger Mensch.

quinquilierte. Noch immer baumelte die Verdienstmedaille melancholisch auf seiner verschossenen Kriegerblouse. Von dem Herumziehen war sein Antlitz sonngebräunt geworden; ein langer, wenig gepflegter Bart umrahmte es. Die beschmierte Soldatenmütze diente zum Einsammeln der milden Gaben, die so spärlich flossen, dass oft die Sonne in den leeren Magen des Werkelmannes schien. Um sein Elend hinunterzuspülen, ergab er sich dem Brantweingenusse. Im Dusel war es dann sein höchstes Glück, alte Soldatengeschichten auszupacken und von seinen Erlebnissen im Feldzuge zu sprechen. Nie aber sprach er von jener That des Jähzornes, die ihn bald zum Mörder gemacht hätte.

Der arme Leiermann hatte zwei Gefährten bekommen, die ihm in sein Elend gefolgt waren: Einen alten, rauhhaarigen Hund, der das Werkel auf einem erbärmlichen Wäglein die Straße entlang zog, und ein Weib, das seine Noth mit ihm theilte. Priesterlicher Segen fehlte dem Bunde der beiden armen Menschen. Gleich dem Manne war auch das Weib eine Ausgestoßene der Menschheit. Ein Ehrloser hatte sie ins Elend gestoßen und in einer Stunde der Verzweiflung hatte sie sich der Frucht ihrer Sünde entledigt. Kein Bauer wollte sie mehr in Dienst nehmen und so folgte sie dem Werkeltreiber, denn zu verlieren hatte sie ja nichts und nichts zu gewinnen.

An zwanzig Jahre zog sie mit ihm umher; dann starb sie eines jähen Todes und der Werkelmann musste wieder allein mit seinem Werkel umherwandern, denn der alte struppige Hund war schon früher verendet und einen anderen wollte er nicht mehr nehmen. So war es denn ganz einsam um ihn geworden und noch düsterer als zuvor blickte der Mann in die Welt. —

Man schrieb den 2. December 1898.

Ganz Österreich rüstete sich, den Ehrentag seines Kaisers, das Gedenken seines fünzigjährigen Regierens zu feiern.

Auch Kärntens Landeshauptstadt flammte in einem Lichtermeere. Im Schmucke prangten die Häuser und viel tausend schaulustige Menschen belebten Straßen und Plätze.

Am „Neuen Platze“ hockte beim altehrwürdigen Lindwurmbrunnen eine traurige Gestalt: ein invalider, ergrauter Werkelmann. Sein Haupt stützte er auf das Werkel. Er schien zu schlafen. Ein Polizeimann trat zu ihm heran und hieß ihn fortgehen.

Mit schwankenden Schritten entfernte sich der Alte, kaum dass er noch sein Werkel ziehen konnte. Die Vorübergehenden hielten ihn für betrunken, aber er war es nicht; er hatte vom vorigen Tage an nichts gegessen und wäre fast entkräftet zusammengebrochen.

Beim Schein einer Laterne zählte der Werkelmann seine kleine Barschaft; sie reichte gerade noch für ein bescheidenes Mahl aus. In

Bertel sprach keine Sterbenssilbe. Er glich einem Irren. Kurze Zeit stand er regungslos, schwerfällig auf seine Krücke gestützt, neben Franza. Dann, wie einem plötzlichen Entschluss gehorchend, zog er blitzschnell sein Taschenmesser und stieß es dem Mädchen in die Brust, dass sogleich ihr Blut in heißem Strome über das helle Kleid rieselte.

„Heiliger Himmel — i bin g'stochen — i stirb!“

Die Dirne sank auf ein Beet, mitten zwischen die Nelken und Reseden hinein. Ihre Augen schlossen sich, die Besinnung schwand. Sie glich einer Todten, das Antlitz wurde leichenblass und der Herzschlag stockte.

Wie erstarrt stand Bertel nach seiner That. Dann schrie er herzzerreißend auf. Seine Worte hatten keinen Zusammenhang.

„Gott — is mögli — gern g'hobt — Franza, Franza — betrogen — Mörder — Mörder!“

Die Krücke entfiel seiner Hand. Er wankte und fiel dann längs über den Körper am Boden, schluchzend und reuig wie ein Kind.

Hardl wollte sich auf den Krüppel stürzen. Als er ihn aber hilflos vor sich liegen sah, besann er sich eines anderen und gieng eilends fort, um von dem Vorfall Kunde zu machen.

— — — — — — — — — — — — —

Im Dorfe sangen lebensfrohe Stimmen das bekannte Urlauberliedel:

„Der Summer geht umer,
Dos Lab follt vom Bam;
Jetzt kumman die lustigen
Karntnerbuam ham.“

Plötzlich verstummte der Gesang. Ein paar alte Weiber kreischten die Gassen entlang das *eine* schwerwiegende Wort: *Mord*!

*
* *

Bertel war kein Mörder. Die Fügung war ihm gnädig gewesen, Franza war schwer verwundet worden, aber sie blieb am Leben. Deshalb lautete der Richterspruch nicht auf Mord oder Todtschlag, sondern auf schwere Körperverletzung unter erschwerenden Umständen. Mit dreijährigem schweren Kerker wurde die Strafe bemessen. Ohne Murren nahm sie Bertel an, in stumpfes Brüten versunken büßte er sie ab.

Als sich ihm die Thüre des Kerkers öffnete, war er, obwohl noch nicht dreißig Jahre alt, merkwürdig gealtert. Er wollte in das Heimatthal nicht mehr zurückkehren, sondern er kaufte sich ein Werkel und zigeunerte mit demselben ruhelos umher. Wenn irgendwo Kirchtag war oder sonst ein festlicher Anlass, stellte er sich zur Straße und leierte seine alten Stücklein immer aufs neue herunter, dass es nur so quietschte und

Buß' zuag'follen. Wos i in der Zeit meiner Ehe g'want hob, dos waß nur der Himmel. Eifersüchti' is der Hardl, so doss i mit niamand ordentli' reden dorf. Und waßt, af wen er b'sunders eifersichti' is?"

„Af wen denn?"

„Af Di, Bertel!"

Der Werkler richtete sich auf seiner Krücke auf und sah das Weib vor ihm mit großen Augen an.

„Treibst wohl G'spass mit mein grauen Hoor, Franza!"

„Hör' nur, doss es ka G'spass is. — Wia mi' mei' Monn amol so g'schlogen hot, doss mir's Blut über's G'sicht geronnen is, do hab i ihm g'sogt, doss es mi tausendmol g'reut, doss i nit Di, Bertel, liaber zan Monn g'nommen hob' ols ihn, den groben, groben Kerl, und doss i liaber mit Deinem Werkel in der Welt uma g'laufen wär', ols bei ihm Brot'n z' ess'n, wonn i ihn früher g'konnt hätt'."

„Dos host Du g'sogt?"

„Und no mehr. Der Hardl hot mi' drauf g'frogt, ob i Di vielleicht no' hiaz gern hob'. Und do hob' i g'sogt: jo! — D'rauf hot er mi g'schlogen, doss i liegen 'blieben bin. Seit dera Zeit geht's mir no zehnmol schlechter."

Bertel wankte zu der Sprecherin hin. Ehe es diese zu hindern vermocht hätte, umfieng er sie und drückte einen Kuss auf ihre Lippen.

„Mein Gott, wos thuast Du, Bertel? — I bin jo verheiratet."

Sie sagte es wohl, aber sie wehrte ihm nicht.

„Du liabst Dein Monn jo nit! — Worum sollt' i's Dir denn nit a hiaz af uns're olt'n Täg' sog'n, doss i Di no g'rod so gern hob', wia domols ols jung'r Mensch? In Dir Franza, is jo mei' ganze Jugend verkörpert. Schon ols Kinder hob' ma immer z'somman g'spielt. Und donn, wia ma größer g'worden sein, is mir immer vorgangen, ols waren wir zwa für anonder b'stimmt schon von Ewigkeit her. Oba donn host Du Di durch schöne Wort irreführ'n lossen, host mi so elend g'mocht, dass i bold za an Mörder wor'n warat. Oba wia i a in der Welt uma gongen bin, hob' i do' nit af Di, mei' liaba Franza, vergess'n. I hob' Di no immer g'liabt und so tief g'liabt, doss i g'docht hob', ohne Di wollat i nit amol in den Himmel aufi kumman, wenn Du nit oben bist. — Konn's Di' wundern, doss i af mein olten, grauen Schädel vergiss und hiaz nur waß, wia selig es sein muass, mit Dir zu leben!"

Das Weib schmiegte sich an ihn. In ferne Zeiten, an ferne Orte schweifte ihre Seele zurück. Beide sahen es nicht, dass durch die rückwärtige Thüre des Schankes ein Mann eingetreten war und sie mit wuthblitzenden Augen anblickte.

„Do soll der Dunner dreinfahr'n!" schrie er wild.

einem kleinen Gasthaus der Vorstadt kehrte er ein und bestellte sich Brot, Speck und ein Gläschen Schnaps.

Er war der einzige Gast in dem schlecht beleuchteten Gastzimmer; alles war auf den Füßen, um die Illumination zu bewundern. Müde stützte er seinen Kopf in die Hände und blickte traurig vor sich hin.

Die Wirtin stellte das Verlangte vor ihn auf den Tisch. Der Werkelmann blickte auf, entfärbte sich und stieß einen leisen Schrei aus.

„Franza — Du?“ sprach er bebend.

„Dös is jo — dös is jo — der Bertel“, rief ebenso überrascht die Wirtin.

„Der Bertel, der Di — g'stochen hot.“

„Wos willst Du do bei mir —“

„I bin Gost und hab' nit g'wusst, dass Du do Wirtin bist.“

Sie schwiegen beide, um sich der Befangenheit zu entledigen. Franzas Brust hob mächtig der Sturm leidenschaftlicher Gefühle.

„Du bist alt g'worden, Franza!“ fieng dann der Bertel an.

„Du a! Und Dir muass es wohl a schlecht geh'n.“

„Guat nit, Franza! — Bist no' zornig af mi'?“ fragte er dann unvermittelt.

„Hiaz niammer“, sagte sie leise.

„I hob' g'büßt für dos — waßt schon, wos i man.“

„Und mi hot's g'reut, Bertel, doss i Di on der Nasen gezogen und g'foppt hob'. I wor holt jung!“

„Und i' wor z'gach,[1]) Franza!“

Er trank in einem Sturze sein Glas aus und ließ sich neu einschenken.

„Bist wohl verheirat'?“ fragte er weiter, als Franza wieder zurückkam.

„Mit dem Hardl — schon long — schon long.“

„Mit dem! — O Gott, wenn 's so kömman war, wia i mir's g'docht hob!“

Franza seufzte tief auf.

„I' waß, wos Du sogen willst. Es wär' für mi a besser g'west, wenn i Dein Weib 'worn war.“

„Franza!“

Der Werkelmann bebte am ganzen Leibe. War es der Übergang von der Kälte in die Wärme oder waren es Gefühle, die lange im Innern verborgen geschlummert und die nun plötzlich hervorbrachen, die ihn so durchschauerten?

„Der Haberleitner, mei' Monn, is grob mit mir und ka Wochen vergeht, doss er mi nit schlogt. — Sixt es, Bertl: a mir is die

---

[1]) Zu jäh.

g'prüft, und in ihrem Elend hot ihr Herz den Weg z'mir z'ruck g'funden. Amol host Du sie mir g'nommen, hiaz nimm i sie Dir! Wos für anonder b'stimmt is, kummt doch z'somm'n, wonn a spot. — Kumm', Franza, bei mir, dem ormen Werkeltreiber, is Dein Plotz, Deine Hamot! Dein Monn jagt Di; i oba nimm Di mit off'nen Ormen auf. Gott hat uns z'sommen g'führt — ka Mensch soll uns mehr trennen! Und dürf'n mir zwa nit z'sommen leben, so woll' ma holt z'sommen sterben. Gelt, Franza?"

„Jo, sog' i — Dir, Bertel, g'hör i!"

„Geh' ma, Franza, — do host Du nix mehr z'suchen!" —

Sie traten in die finstere Nacht hinaus. Die Lichter waren schon bis auf einige trübleuchtende Gasflammen erlöscht.

Sie schritten die Straße entlang, zur Stadt hinaus. Es war eisig kalt im geheimnisvollen Schweigen der Winternacht. Sie fröstelten und schmiegten sich eng aneinander, die beiden armen Menschen, die kein Heim und nichts von den Gütern der Erde hatten, als ein armseliges Werkel und im Herzen tief verschlossen ihre späte, opfermuthige Liebe.

Hinter ihnen wurden Stimmen laut.

„Sie muss zu mir z'ruck, das davong'lauf'ne Weib. I bin ihr Monn und nit der Werk'ltreiber; sie muss bei mir bleiben!" polterte die Stimme des Haberleitner Hardls.

„Liaber geh' i in den Tod!" flüsterte das Weib, am ganzen Leibe bebend.

„In den Tod!" wiederholte der Werkelmann mit dumpfer Stimme.

Sie stellten sich hinter einen Strauch. Ihre Verfolger bemerkten sie im Finstern der Nacht nicht. — Es war ein Gendarm und der Haberleitner, der eifrig erzählte, dass der Werkelmann Bertel einmal bald zum Mörder geworden wäre, und gerade an dem Weibe, das jetzt mit ihm davongelaufen war.

* * *

Einige Tage darauf fand man an einem Abhange des Maria-Saaler-Berges in der Nähe des herrlichen gothischen Domes von Maria-Saal zwei Erfrorene: einen Mann und ein Weib. An der nahen Reichsstraße, die von Klagenfurt nach St. Veit führt, fand man einen Werkelkasten, zu dem sich kein Eigenthümer meldete.

Schnell ließ der Werkelmann Franza los. Aber schon hatte sie der Haberleitner — denn der war der Ankömmling — erfasst und in eine Ecke geschleudert.

„Hob' i Di af frischer That erwischt, nixnutziges Frauenzimmer — hiaz woll' mir zwa a Abrechnung holten, doss Du an mi denken sollst!“ schrie er wie toll, indem sein Gesicht krebsroth strahlte. „Wer is der Kerl, mit dem Du Di' uma treibst? — Ei, a schöner Mensch, a anhaxeter[1]) Werkeltreiber. Host kan Besseren kriegt, wie an Krüpp'l? — Oba, Herrgott, wos seh'n meine Augen. Dös G'sicht, die G'stolt — dös is jo der Bertel — der Bertel!“

Der Werkeltreiber richtete sich hoch auf.

„Kennst mi' noch, Haberleitner? Schön von Dir!“ sagte er spöttisch, um seine Erregung zu bemeistern.

„Wos, g'spotten willst a noch? So a Lump! Dos zweitemol sollst mir nit unb'lohnt in die Quer lafen!“ knischte der Wirt.

„Fürcht' mi nit, Hardl, wenn i a nur a Krüpp'l bin.“

„Wirst mi' schon fürchten noch, wenn i Di krumm schlog'!“

„Thua's!“

Der Haberleitner stellte sich vor Bertel hin und erhob die Hand zum Schlag. Da sprang Franza inmitten und fieng den Streich auf.

„Mi i' schlag' z' Tod, oba nit ihn! Und wonn mi a todschlogst, i rief' Dir's no vor'm Sterb'n zu: Dir g'hört mein Herz niamma — gonz an ondern!“ rief sie und verbiss den Schmerz des Schlages.

„Dös a noch — Du nimmst Di für ihn an und sogst mir ins G'sicht, doss ihn gern host!“

„Dös sog' i Dir tausendmol!“

Ihr war es gleich, wenn sie der rohe Mensch auch zu Tod prügelte ob dieser Rede.

Doch merkwürdig — der Hardl schlug sie nicht. Er hatte sich anders besonnen. Hohnlachend rief er: „Na — na, i prügl' Di nit mehr, denn dos warat z'weng Strof'. Oba no in d e r a Stund verloss' mein Haus, nnd doss Du mir nia mehr z'ruck kummst! Du bist mein Weib nit mehr!“

„Mi wird's nia zu Dir z'ruck verlangen!“

„Konnst ols Werkeltreiberin geh'n.“

„Verred' Di net, Haberleitner!“ sprach nun seltsam erregt der Leiermann. „Host Di schon amol verredet, als Du vor viel'n Johren z'mir g'sogt host: „A schlecht's End' von aner Liabschaft!“ Hiaz sog' i zu Dir das Gleiche. Wegen Dir hot mi die Franza niamma wollen und i warat bold a Mörder wor'n. Dos Schicksal oba hot a sie hort

[1]) Einbeiniger.

Freudig leuchteten seine Augen, lebhaft schlug sein Herz. Auch er fühlte sich deutsch; seine Eltern waren deutsche Bauersleute. Mit sich zufrieden, bezahlte er gerne am Schlusse der Sonnwendfeier den durstigen Musikern für ihre Klänge, welche die Burg belebten, einige „Krugerln“ Bier. Sonst sah man ihn jedoch selten in einem Gasthause. „Ein seltener Herr!“ sagte die Pfarrgemeinde, und so wie bei der Sonnwendfeier das Schloss, füllte sich am nächsten Sonntag die Schlosskirche.

Man sagte von ihm, dass er gelegentlich einer Kaiserfeier auf der Kanzel den Patriotismus, die Kaiser- und Landestreue der Gemeinde besonders ans Herz legte und sich dann selbst die Mühe nahm, in der Kirche das Bild unseres Kaisers mit einem Kranze zu schmücken.

Ich lernte ihn bei einem Kirchweihfeste unter der Frauenburg kennen. Gerade war der Festgottesdienst zu Ende und Alt und Jung strömte aus dem Kirchlein. Weißgekleidete Jungfrauen mischten sich unter rothe Ministranten, grünlodene Röcke sah man neben blauen Spensern. Eine reiche Bäuerin lud die „Vereinsjungfrauen“ in die nahe Schlosstaverne zu einer Festjause und die „geistlich'n Herr'n“ durften dabei nicht fehlen. Ich hatte die sonderbare Ehre, meine Zither herbeizuholen und musste die „Tafelmusik“ machen. Das gieng nicht ohne Beengung; hefteten sich doch an mich und meine Finger eine Unzahl jungfräulicher Augen, denen ich damals noch gerne ausweichen wollte, und der Herr Pfarrer war auch dabei — der „Pfarrer am Gaisriegl“.

Da stand er auf, feierlich und ernst, und sagte: „Wir feiern heute das Patrocinium. Wir lobten Gott und ehrten unseren Pfarrheiligen. Lasst uns auch unser schönes Land ehren: steirisch, deutsch. Ich bitte — singt!“ Bald ertönten flotte Steirerlieder aus den Mädchenkehlen, zuerst zaghaft, dann „resch“, vom „Gamslschiaß'n“ und vom „Jagabuam“. Es war reine Unschuld im kleinen Saale. — Es ist mir jene Stunde unvergesslich. Dort lernte ich den „Burgpfarrer“ kennen.

Als wenn der „Pfarrer am Gaisriegl“ dort droben nur Sonnenschein gesehen hätte?

Nein. — Als er kam, nach Frauenburg, sah Kirche und Pfarrhof trostlos aus. Aus der Kirche machte er mit vieler Mühe ein Schmuckkästchen, aus der „finsteren Bude“, wie er den alten, geschwärzten Pfarrhof nannte, ein wohnliches Heim. Unten, am Fuße des Schlossberges lebten Socialdemokraten, drüben neben dem Walde politisierten „Bauernbündler“ und droben am Berge wollte gar ein Bauer zu die „Lutherischen“ übertreten. Da gab es Sorgen für den Pfarrer, als der Bischof inspicierte und visitierte.

Doch seine Offenheit und sein volksthümliches Wesen half über jede Klippe hinweg. Die Socialdemokraten schimpften nicht mehr gegen ihn und die „Bauernbündler“ kamen fleißig zur Kirche. Der Bauer dort

# Der Pfarrer am Gaisriegl.

Eine Gestalt aus deutschen Bergen von **Josef Steiner-Wischenbart.**

Auf dem „Gaisriegl" ragt eine uralte Burgruine und die morschen Mauern schließen in sich eine neuere „Burgkirche" ein, welche eigentlich die Pfarrkirche für die Bergbauern vorstellt; neben hinaufgepickt steht der Pfarrhof des „Burgpfarrers", des „Pfarrers am Gaisriegl". Eigentlich heißt Schloss und Berg ganz anders, „Gaisriegl" hat der unlängst verstorbene Pfarrer dort droben ironisch gerne gesagt. Das Schloss mit Kirche und Pfarrhaus: Frauenburg bei Unzmarkt in Obersteier. Es ist dies dieselbe Frauenburg, welche der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein seinen Frauen widmete und wo er unzählige Gesänge den Frauen dichtete.

Doch heute — ist's still hier,
Vorüber die Tage,
An welchen die Harfe geklungen;
Dem Volke gilt's nur als Sage,
Hier hat ein Ritter gesungen.

Der Pfarrer am „Gaisriegl" war ein seltsamer Mann: ein deutscher Priester. Der Wanderer, welcher heute die Ruinen des Schlosses besichtigt, findet eine Marmortafel, welche sagt: „Dem Andenken des deutschen Burgpfarrers Franz Josef Jöbstl — von seinen Freunden. Sonnwende 1902." — Ein seltenes Denkmal! —

Der „Burgpfarrer", deutsch im Denken, deutsch im Handeln, war der Schöpfer der dortigen „Sonnwendfeier". Und was bedeutete dort eine solche Feier? — Bei Anbruch der Dunkelheit begann sich das Volk auf dem Geröll der Burgruine zu versammeln. In einer alten Nische, wo im Mittelalter schon manches Fass gestanden haben mag, war ein Weinständchen. Zwischen den alten morschen Mauern ertönte ein lustiger Marsch, dann ein Jodler aus frischen Kehlen. Im alten Schlosshofe loderte das „Sonnwendfeuer" auf und beleuchtete eigenthümlich das alte Gemäuer. Die auf Gestein gewachsenen Bäume und Büsche nahmen den Charakter einer kunstvollen Decoration und Bekränzung der Burgruinen an. Und als ein wackerer Mann die Rede der Feier hielt, hoch oben stehend, in einem schiefgewordenen Fensterrahmen, umgeben von Hagebutten- und Rosensträuchen — auch Burgruinen besitzen Rosen —, da zog ein kühles Lüftchen durch die sonst öden Räume der Frauenburg. Es zog mit ihm der Hauch des alten deutschen Bewusstseins hinunter in die tiefen Schlosskeller und Grüfte, wo die alten Ritter schlummern und — wie man festzustellen versuchte — auch Ulrich von Liechtenstein, der Minnesänger. Der Pfarrer stand unter der lautlos horchenden Menge.

Verstorbene erfreute, bewies das Leichenbegängnis. Weit von den Bergen waren die biederen Alpenbewohner hergekommen, ihrem lieben Seelenhirten die letzte Ehre zu erweisen, ganze Scharen von Trauergästen sah man aus dem Murthale zur Burgkirche hinanpilgern, denn er war ja der volksthümlichste Priester der Gegend. Deutscher Sinn und deutsche Treue, deutsches Fühlen und edles Handeln waren seine Leitsterne. Als Freund des Fortschrittes unterstützte er mit allen seinen Kräften Schule und Gemeinde und war jederzeit bereit, mit offenem Mannesmuth die Feinde derselben zu bekämpfen. Er liebte auch deutschen Sang und Sitte, war er doch seit Jahren Mitförderer des Sonnwendfestes auf den Burgruinen. Jeder war von seiner Person begeistert, der ihn hiebei gesehen, mit welcher Liebe und Aufopferung er diese schöne Feier unterstützte, mit welch begeisterten Worten er hiebei sein deutsches Fühlen zum Ausdrucke brachte. Als edler Priester und Freund seines Volkes fühlte er auch sein Leid mit ihm und manches fremde Weh linderte er im Geheimen durch seinen Wohlthätigkeitssinn. Deshalb blieb auch kein Auge thränenleer, als man dessen irdische Hülle ins Grab senkte und der Männergesang-verein „vom Markte unten" seinem treuen Freunde durch den Trauergesang von Sutter die letzte Ehre erwies. Nun ruht er im Bereiche seiner Frauenburg, die er als Denkmal alldeutscher Vergangenheit vom ganzen Herzen liebte und die zu behüten ihn jederzeit mit Stolz erfüllte. Ein treues Gedenken möge jeden Besucher der Frauenburg zu seinem Grabhügel leiten, vor dem großen Friedhofkreuze, —, denn der Dahingeschiedene ist dieser Ehrung wert."

Sein Denkmal, eine Marmorplatte, eingefügt in die alte Burgmauer, wurde in stiller Andacht und Verehrung von seinen zahlreichen Freunden vor wenigen Wochen enthüllt. Lang wird er im Volke fortleben, der Pfarrer Franz Josef Jöbstl auf der Frauenburg Ulrichs von Liechtenstein.

---

# Die Krautscheuche.

Eine Dorfgeschichte von **W. v. Polenz.**

Marie Schipang wohnte in einem strohgedeckten Häuschen unter der Kirchhofsmauer. Die alten Lindenbäume des Gottesackers beschatteten das kleine Anwesen, das wie ein grauer Maulwurfshaufen an der Berglehne lag. Man genoss von dort aus eine schöne Aussicht auf das breite Thal und die gegenüberliegende waldbekränzte Hügelreihe, die buntscheckigen Fluren und die an dem gewundenen Wasserlaufe malerisch hingestreuten Dorfhäuser. Aber Marie Schipang gehörte nicht zu den

oben trat zum Protestantismus nicht über, da er von dem Grundsatze geleitet wurde: „Es soll ein jeder bei dem Glaub'n bleib'n, in dem er aufg'wachs'n is." So war alles ruhig in der Pfarre! Aber leidend wurde der Pfarrer — und als ich einmal zu ihm hinaufkam und mir die „Dora", seine Wirtschafterin, eine Jause vorstellte, klagte er mir, dass er wieder sehr leidend sei, magen- oder gar brustleidend. Wie oft beklage er einen Versehgang hinauf auf den „Thomasberg" wegen dessen tagelangen üblen Folgen.

Da schrieb er mir später einmal einen markigen Brief. Das Original befindet sich noch in meinem Besitze:

„Mein Lieber! Seit Dreikönig bin ich wieder sehr leidend. Magen und Brust machen mir entsetzliche Flausen und peinigen mich unaufhörlich; habe keinen ruhigen Tag. Wohl bitter so ein Leben. Und nebenbei muss ich allein allen Verpflichtungen nachkommen (er war zeitweise bei sämmtlichen Gemeinde-, Armen- und Schulgeschäften an der Arbeit!) Dazu viel Kränkungen, denn wer könnte allen recht thun? Das macht mich noch kränker und das alles, was mein Zustand heißt, bereitet mir Gemüthskrankheit und Melancholie. Wie viele Herren, besonders weltliche Beamte, sitzen in der Vollkraft ihres Lebens und mit einer hohen Pension in Ruhe und ich — als Priester, krank und leidend, arbeite so weiter, muss mich ausnützen lassen um der Existenz willen; denn wenn ich heute in Pension will, so müsste ich sie bei meinem leidenden Zustande ohneweiters erhalten; aber was für eine Summe: 400 bis 450 Gulden bei zwanzig Dienstjahren! — So arbeite ich weiter auf meiner kleinen, beschwerlichen Gebirgspfarre, für das Wohl meiner Nächsten. Vielleicht wird es doch einmal besser! — Gott sei Dank, das Schulhaus wird neu gebaut. — Es gibt viel Gaudien und Unterhaltungen. Dazu hat das über Noth schreiende Volk immer noch Geld. Ich war seit einem halben Jahre einmal unten im Dorfwirtshause. Man feierte den Namenstag des Gemeindevorstehers. Geldbeutel und Gesundheit vertragen das Wirtshausgehen nicht. Mit der Versicherung steter Wohlgesinnung schließe ich meine Epistel — als Ihr Pfarrer am Gaisriegl Franz J. Jöbstl."

So war er trotz Schwermuth und Krankheit ein starker Mann, bis ihm ein schwerer Blutsturz alle physischen Kräfte nahm und er nun dort oben ruht — bei deutschen Rittern.

In verschieden gefärbten Zeitschriften las man damals sein Lob:

„Ein deutscher Priester! — Als nach langem Harren endlich die Maiensonne (1902) das düstere Gewölk über die Berge durchbrach und freudigen Herzens alles in die grünende, blühende Natur — es war Pfingstmontag — hinauswanderte, ertönte plötzlich oben aus der Burgkirche zu Frauenburg die Sterbeglocke und blitzschnell verbreitete sich die traurige Kunde: Der Pfarrer ist gestorben! Welcher Sympathien sich der

dem änderte Peter Schipang nichts an seiner einfachen Lebensführung. Nicht einmal das Häuschen unter der Kirchhofsmauer erhielt ein neues Dach. Nur einen schwarzen Anzug schaffte er sich an. Es war auch die höchste Zeit dazu; denn der Buckelige trug noch immer am Sonntage zum Kirchgange denselben langschößigen Rock, in dem er vor etwa fünfzig Jahren confirmiert worden war.

Schwerlich hatte Peter geahnt, dass er den neuen Anzug nur ein einzigesmal tragen sollte, und zwar um ihn nicht wieder abzulegen. Er hatte sich selbst beim Schneider das Todtengewand bestellt.

Maria betrauerte den Heimgegangenen aufrichtig. Sie hatte ihren buckeligen Mann wirklich lieb gehabt. Einen zweiten nahm sie sich nicht. An Gelegenheit zum Heiraten hätte es ihr, wenn anders sie nur gewollt, trotz ihres Alters und ihres Kropfes, nicht gefehlt, da sie Geld besaß.

Ihr Feld verpachtete sie zum größten Theile; ein kleines Stück nur behielt sie für sich, um sich darauf ihre Kartoffeln, dann Klee für ihre Ziegen, Kraut, Rüben, Kohl, und was sie sonst für die kleine Wirtschaft brauchte, selbst zu bauen. Die Arbeit auf den paar Beeten konnte sie noch ganz gut versorgen.

Als sparsame Frau zog Marie alles zu Rathe. Es war ihr ärgerlich, im Hause irgend etwas zu sehen, was müßig stand. Darum war ihr die Kleidung des Seligen: seine Stiefel, Hüte, Anzüge, die er hinterlassen hatte, ein Greuel. Damit konnte man beim besten Willen nichts anfangen; nicht einmal verkäuflich war das Zeug. Denn wer hätte den Rock eines Buckeligen abtragen wollen? — Und dabei nahmen die alten Sachen doch Platz weg; die Motten wollte man auch nicht hineinkommen lassen. Das Reinigen und Sömmern machte Arbeit, die sich nicht bezahlte.

Da kam ihr im rechten Augenblicke ein guter Gedanke.

Die Witwe Schipang hatte schon immer Ärger gehabt mit dem Krautland. Wenn man die jungen Pflanzen durch alle Gefahren des Vertrocknens und Raupenfraßes durchgebracht hatte, dann kam zuguterletzt noch das Wild aus den nahen Waldungen und vernichtete in einer Nacht die Hoffnungen des ganzen Sommers. Und da half das Einhegen des Feldes, das Aufstecken von Strohwischen und alten Töpfen, ja selbst das Anbringen einer Windklapper gar nichts. Daran gewöhnte sich das „Ungeziefer“ — so nannte man im Dorfe wenig weidmännisch das Wild. Ja, es schien fast, als ob die achtungslose Creatur durch die „Gescheuche“, die man aufstellte, um sie zu vertreiben, erst recht aufmerksam gemacht würde, wo gute Weideplätze seien. Die Witwe aber konnte gar keinen vernünftigen Grund erkennen, warum sie des herrschaftlichen Försters Hasen und Rehe mästen solle.

Leuten, die Wert auf Naturgenuss legen; ihre Interessen waren auf nützlichere und einträglichere Dinge gerichtet.

Seit Maria Witwe war, lebte sie allein in dem Hause am Kirchhofe, dass sie von ihrem verstorbenen Manne, dem buckeligen Peter Schipang, geerbt hatte. Kinder waren aus dieser Ehe nicht hervorgegangen. Vielleicht war das gut; diese Kinder hätten, wenn sie nur einigermaßen nach den Eltern gerathen wären, wenig Anwartschaft gehabt auf Schönheit. Der Volkswitz meinte, sie passten gar nicht übel zueinander: die kröpfige Marie und der buckelige Peter. Das eine trüge sein Hückchen vorn, das andere eines auf dem Rücken. Deshalb könnten sie einander ihre Mängel nicht gut zum Vorwurfe machen, weil eben jedes sein gemessen Theil wegbekommen habe.

Vielleicht herrschte gerade deshalb zwischen den beiden zeitlebens die wundervollste Einigkeit. Nie hatten die Zungen klatschsüchtiger Nachbarinnen Gelegenheit, sich über das häusliche Leben von Peter und Marie in eifernde Bewegung zu setzen. Nie hatte man, so sehr man sich auch nach dieser Richtung hin bemühte, etwas gesehen oder gehört, woraus ein Anhalt gewonnen werden konnte zu der Vermuthung: der Mann prügle die Frau, oder das Weib lehne sich mit Murren, Zanken, Maulen gegen die eheherrliche Gewalt auf.

Die Nachbarn mussten sich mit der Zeit in die erstaunliche Thatsache finden, dass hier ein Paar in Frieden und Eintracht beisammenlebte, obgleich sie richtig vor dem Altar zusammengegebene Eheleute waren.

Diese beiden Menschenkinder waren überhaupt merkwürdig in ihrer Art: Sie tranken nicht, sie fluchten nicht, sie giengen an allen Sonn- und Festtagen zur Kirche — die sie allerdings auch sehr nahe hatten — sie standen sich gut mit den Nachbarn, mischten sich nicht in anderer Leute Angelegenheiten, führten niemals Processe.

Im Dorfe nahm man an, dass das Paar sich ein ganz erkleckliches Sümmchen zusammengespart haben müsse. Sie besaßen ein schuldenfreies Grundstück, auch etwas Feld und Wiese dazu, und da sie sparsam wirtschafteten, war das Exempel klar: es musste Geld da sein.

Und wie es zu gehen pflegt, nach dem Sprichwort: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu“, den Schipangs, die es doch gar nicht nöthig hatten, fiel auch noch zuguterletzt, vom Himmel gleichsam, ein Goldklumpen in den Schoß. Es wurde nämlich ein großes Sanatorium an dem Orte gebaut. Ein Stück Land, das Peter Schipang gehörte, passte durch Lage, Untergrund und günstige Wasserverhältnisse besonders gut für diesen Zweck. Peter war nicht zu stolz, einen hohen Preis dafür zu verlangen, der ihm anstandslos gezahlt wurde.

So war der kleine buckelige Mann mit einemmale ein im Verhältnis zu seiner Umgebung wohlhabender Dorfgenosse geworden. Trotz-

schuhten Hände auch noch je ein paar Fläschchen gebunden, die beim leisesten Windzuge gegen einander klirrten und ein verdächtiges Geräusch verursachten.

Der Erfolg war der gewünschte. Kein Stück Wild war so dreist, sich in die Nähe des Unholdes zu wagen. Das Feld der kröpfigen Maria blieb fortan von ungebetenen Gästen verschont.

Als dann im Herbst alle Früchte eingebracht wurden und selbst der letzte Kohlkopf vom Felde verschwunden war, da holte die Witwe auch die Krautscheuche herein. Regen und Wind hatten dem armen Manne arg mitgespielt und ihn ganz aus der Form gebracht.

Marie flickte die Kleider, wo sie zerrissen waren, machte dort eine Naht, setzte da einen Flicken an; brachte alles in Ordnung. Ja sogar ein Knopf, der hinten am Rock abgegangen war, wurde ersetzt.

Gewöhnlich erhalten Krautscheuchen, wenn man sich überhaupt die Mühe macht, sie aufzuheben, einen Winkel auf dem Boden oder im Holzstall. Bei Marie Schipang bekam der Krähenmann einen Ehrenplatz in der Wohnstube angewiesen. Dort stand er hinter der großen, mit Lilien und Tulpen bemalten Truhe, in der die Witwe außer Gesangbuch und Bibel auch ihr bares Geld aufzubewahren pflegte.

Marie hatte nun also Gesellschaft in ihrer Witweneinsamkeit. Und über manche trübe Stunde und manchen traurigen Gedanken half ihr ein Blick hinweg nach jener Ecke, wo e r in stets sich gleichbleibendem, würdevollem Ernste stand.

Die Nachbarn hatten natürlich bald mit neugierigen Augen das wunderliche Treiben erspäht, das die kröpfige Marie mit dem Krautgescheuche hatte. Es wurden viele Witze darüber gemacht, auch allerhand Lügen erzählt. Der eine wollte wissen, dass Marie dem buckeligen Götzenbilde täglich die feinsten Bissen vorsetzte, ein anderer hatte gar erkundet, dass sie nachts mit ihm das Lager theile. Die Leute übertrieben. Es war viel Neid und Bosheit im Spiele der Einsamen gegenüber, die sich nicht vertheidigen konnte.

Eines Tages statteten Diebe dem Hause der wohlhabenden Frau einen Besuch ab. Es war in der Abendstunde, als die Witwe sich gerade einen nothwendigen Gang ins Dorf vorgenommen hatte. Sie waren von hinten in das Häuschen eingedrungen und auch glücklich, trotzdem die vorsichtige Marie alles abgeschlossen hielt, bis in das Wohnzimmer gelangt. Ihre Spuren führten zur Truhe in der Ecke. Aber nichts hatten sie berührt, das Schloss der Truhe war unerbrochen, es fehlte auch nicht ein Zwirnsfädchen.

Marie war von da ab nur noch fester von der Bedeutung des stummen Lebensgefährten überzeugt, der in ihrer Abwesenheit Haus und Herd mannhaft vertheidigt hatte.

Als nun eines Morgens im August wieder alles benagt, abgeweidet und zertrampelt war, da entschloss sich Marie zu einer außerordentlichen Maßregel, an die sie wohl schon öfters gedacht, vor deren Ausführung sie bisher aber eine gewisse Pietät gegen das Andenken des geliebten Verstorbenen zurückgehalten hatte

Am selben Nachmittage noch machte sich die Witwe an die Arbeit. Ein paar Stecken wurden in Form eines Kreuzes zusammengebunden, ein Rock des Seligen darüber gehangen und sein bester Hut darauf gestülpt. Ein Paar wollene Fausthandschuhe, die er des Winters bei großer Kälte getragen hatte, kamen an die Enden des Querholzes. Nun sah es schon fast wie ein Mannsbild aus; wenigstens Reh und Hase würden es in der Dämmerung dafür halten.

Marie stellte ihr Werk vor sich auf und betrachtete es sinnend. Es genügte ihr nicht. Das Ding hatte ja keine Beine. Dem wurde mit Hilfe von ein paar alten Besenstielen abgeholfen. Ein Gesicht musste doch auch sein. Sie wickelte einige Lappen um das Ende des Stockes, bis dort etwas wie ein runder, geschwollener Klumpen zustande kam, einem Kohlkopfe nicht unähnlich. Mit Hilfe von Flachssträhnen erhielt dieses wunderliche Haupt eine Perücke. Noch aber hieng der Rock zu lose und schlottrig um das Holzgerüst; da wurde mit Stroh und Heu nachgeholfen. Ein Paar helle Leinwandhosen mussten daran glauben; denn nacktbeinig konnte man den Mann doch auch nicht allen Blicken preisgeben.

Jetzt sah das Ding einem Menschen wirklich sehr ähnlich. Marie erschrak ordentlich; es glich ihrem verstorbenen Peter auf ein Haar. Ganz so steifbeinig und kurzhalsig hatte der Gute ausgesehen mit seinem großen Kopfe auf den hohen Schultern.

Die Witwe war gerührt und vergoss einige Thränen. Ihr war zu Muthe, als wäre ihr Alter in der Stube, da sie das buckelige Wesen in der Ecke stehen hatte. Und während der Nacht, wo sie ein paarmal aufwachte, sandte sie scheue Blicke dort hinüber. Richtig, da stand er im Mondscheine mit dem weißen Gesicht, den Hut in die Stirn gedrückt, im schwarzen Rock, mit Handschuhen angethan, als wolle er eben in die Kirche gehen.

Ein wenig unheimlich war's zwar, aber im Grunde that es doch wohl, sich vorzustellen, dass noch alles sei wie in der alten Zeit: der geliebte Mann nicht sechs Fuß unter der Erde, sondern leibhaftig bei ihr im Zimmer.

Am nächsten Morgen trug Marie ihr Machwerk aufs Feld hinaus. Sie stellte den Mann mitten in das Krautland. Dort ragte er weithin sichtbar, auf kurzen Beinen, mit grimmigem Ausdruck und reckte seine steifen Arme nach beiden Seiten. Sie hatte ihm an seine behand-

lich einen zehnjährigen Jungen ins Haus. Karl hieß er und war ein Waisenkind. Den wollte sie sich allmählich heranziehen zu einer Stütze für ihre Wirtschaft. Der Gemeindewaisenrath war froh, den Knaben, der bei seinen bisherigen Pflegern nicht gut versorgt gewesen war, bei der alleinstehenden Frau günstig untergebracht zu haben.

Der Gastwirt Klopsch sah mit scheelen Augen auf den Jungen, in dem er einen unliebsamen Nebenbuhler und möglichen Anwärter auf die Schipang'sche Erbschaft erblickte.

Mit dem baldigen Tode des alten Weibes konnte um so mehr gerechnet werden, als sich bei Marie Zeichen von Gebrechlichkeit einzustellen begannen. Sie klagte neuerdings, sie bekomme es in die Beine und auch auf der Brust hätte sie's gelegentlich.

Karl war klein für sein Alter, im Wachsthum zurückgeblieben. Jetzt fieng er mit einemmale an emporzuschießen und sich zu einem kräftigen Jungen zu entwickeln. Das lag daran, dass die Leute, bei denen er bisher untergebracht gewesen war, die Ansicht vertreten hatten, ein Ziehkind müsse von der Luft leben können. Bei der neuen Pflegemutter bekam Karl zu essen und schoss nun ins Kraut, wie eine Pflanze, die nach anhaltender Dürre endlich ordentlichen Regen zu kosten bekommt.

Der Gastwirt Klopsch sann darauf, wie er den Jungen, der ihm mehr und mehr zu einer Gefahr für seine Pläne heranwuchs, in den Augen der Witwe herabzusetzen, ihn vielleicht ganz aus dem Sattel heben könne. Die Schule, meinte er, möchte ihm dazu eine willkommene Handhabe bieten. Karl war kein guter Lerner. Er interessierte sich mehr als für Wissenschaft für allerhand praktische und natürliche Dinge: die Kaninchen und ihre Jungen, die Birnen auf dem Baume, die Bienen und ihren Honig. Der dicke Gastwirt, der als Junge auch nur immer unter den Faulsten der Classe zu suchen gewesen war, fand das ganz unbegreiflich und erhitzte sich gewaltig über den bedauerlichen Mangel an geistigem Streben bei diesem Kinde.

Aber er machte damit keinen großen Eindruck auf Marie Schipang. Die alte Frau hatte das bisschen Schulweisheit, das ihr in ihrer Jugend mühsam eingetrichtert worden war, längst verlernt; sie legte nicht viel Gewicht auf Gelehrsamkeit. Wenn der Junge nur ordentlich zugriff, sich vor keiner Arbeit scheute und sonst ordentlich und redlich war, dann gab sie sich zufrieden.

Karl fieng mit der Zeit an, ohne dass er es besonders darauf angelegt hätte, eine gewisse Rolle in der Häuslichkeit der einsamen Frau zu spielen. Sie musste ihm vieles in der Wirtschaft in Haus und Garten und auf dem Felde überlassen, da sie durch ein böses Reißen neuerdings öfters ans Zimmer gefesselt war.

War es nun die Erfahrung mit den Einbrechern, die ihr zu Gemüthe führte, dass das einsame Leben doch sein Bedenkliches habe, oder war es das Gefühl zunehmender Schwäche, das die kröpfige Marie, die inzwischen die Sechzig erreicht hatte, bewog, sich nach einer Stütze umzusehen für ihr Alter. Sie erkor sich nun, nicht etwa — wie manche an ihrer Stelle gethan haben würde — einen einsamen Witwer, oder gar einen Junggesellen zum Lebensgefährten. Vor solcher Thorheit schützte sie der mit den Holzbeinen und dem Buckel. Wie Untreue, ja wie Verbrechen wäre es ihr erschienen, einen zweiten Mann ins Haus zu nehmen. Denn wenn Marie Schipang auch vor dem Gesetze ledig war, vor ihrem Gefühle war sie es nicht. Der Wächter in der Ecke war da und hätte nimmermehr geduldet, dass ein anderes Mannsbild sich hier einniste.

Marie Schipang besaß einige angeheiratete Verwandte am Orte, die hätten ihr gerne alles Erdenkliche zu Gefallen gethan. Besonders der Gastwirt Klopsch, der nicht weit von der Kirche die große Schenke besaß, kam bei allen möglichen Gelegenheiten herübergesprungen zu der Witfrau und bot seine Dienste an. Aber Marie machte sich nicht viel aus den Gastwirtsleuten; es war zu klar, dass die mit der Wurst nach der Speckseite warfen.

Der Gastwirt Klopsch, ein großer, starker, breitspuriger Mann, der ein Meister war in schönen Reden und biedermännischen Manieren, stellte es der alten Frau von allen Seiten dar, wie gefährlich und beschwerlich es für sie sei, so ganz allein zu wohnen. Sie könne es viel besser haben, wenn sie das Häuschen vermiete, den Rest vom Feld auch noch verpachte und ganz zu ihnen zöge. Wie eine leibliche Mutter wollte man sie halten, nichts sollte ihr abgehen an Essen und Trinken und keinen Finger solle sie zu rühren brauchen.

Marie hörte sich solche Reden schweigend an. Sie dachte gar nicht daran, den Anträgen des Gastwirtes Folge zu geben. Was jener als besonders lockend schilderte, dass sie nichts mehr zu thun haben solle in Zukunft, war für sie nur abschreckend. Sie, die von Jugend auf an Thätigkeit Gewöhnte, mit den Händen im Schoße dasitzen den ganzen Tag — das wäre ihr Ende gewesen! In ihrem strohgedeckten Häuschen wollte sie schalten und walten, ihre Ziegen versorgen, ihre Kartoffeln behacken, ihr Kraut ziehen. Und sie wollte im Frühjahre den Mann mit dem hohen Hut und den Holzbeinen hinausschaffen aufs Feld, um ihn im Herbst wieder hereinzuholen ins warme Zimmer. In der Garderobe des Seligen gab es Röcke, Hosen, Westen und Hüte genug, um auf Jahre hinaus den stillen Freund mit anständiger Toilette zu versorgen.

Sie gieng also nicht zu den Klopschens ins Leibgedinge. Aber eine Änderung traf die Witwe doch in ihrem Leben. Sie nahm sich näm-

musste das, was er erzählte, Marie Schipang stutzig machen. Sie entschloss sich, ihrer Lähmung zum Trotze, auf den Kirchhof zu gehen.

Als sie in die Nähe ihres Familienbegräbnisses kam, das im alten Theile des Gottesackers mitten unter dunklen Lebensbäumen, blühenden Rosenstöcken und verfallenen Holzkreuzen verborgen lag, erblickte sie dort auf dem niederen Rasenhügel eine Gestalt, die man in der Dämmerung wohl für einen Menschen halten konnte. Aber Marie kannte den hohen Hut, die eckigen Schultern, den krummen Rücken und die hellen Beinkleider nur zu gut. Sie glaubte keinen Augenblick an eine Geistererscheinung.

Die Witwe schritt dreist auf das Ding zu, während der Todtengräber auch jetzt nicht dazu zu bewegen war, näher heranzukommen.

Mit gefalteten Händen stand die alte Frau still. Die Luft war milde. Von der nahen Kirche schlug eben die Glocke an zum Abendläuten. Wie eine späte Feier war's für seine Seele. Marie bat um Sündenvergebung für sich und ihn und dass sie wieder vereinigt werden möchten im Jenseits.

Dass die Krautscheuche hier auf dem Kirchhofe nicht bleiben könne, war klar. Marie fieng an, an dem Gestell zu rütteln, um es aus dem weichen Boden des Grabhügels, in den es ziemlich tief eingebohrt war, herauszubekommen. Dabei fiel ihr Blick auf etwas Blinkendes im Grase. Sie bückte sich und hob ein Taschenmesser auf. Nach einigem Ueberlegen, wie das Ding wohl hiehergekommen sein möchte, und ob es vielleicht gar helfen könne, die Spur dessen ausfindig zu machen, der ihr den Possen gespielt, steckte sie das Messer ein.

Dann nahm sie die Krautscheuche unter den Arm wie ein Bischekind und schritt damit langsam ihrem Häuschen zu.

Der Todtengräber aber, dem die Dunkelheit und seine umnebelten Sinne vorspiegelten, das räthselhafte Mannsbild auf dem Grabe sei lebendig geworden, nahm Reißaus und lief dorthin, wo er in allen Lebenslagen sich Trost und Stärkung zu holen pflegte, nämlich ins Wirtshaus.

Der Gastwirt Klopsch, bei dem der Mann ziemlich tief in der Kreide stand, zeigte sich heute ausnahmsweise zuvorkommend gegen den Todtengräber, setzte sich zu ihm, hielt den Gast frei und tuschelte lange mit ihm.

Am nächsten Morgen gab es ein großes Aufsehen. Karl war angeklagt, die Vogelscheuche, die er aufs Feld hatte schaffen sollen, anstatt dessen auf das Grab des seligen Peter Schimpang gebracht zu haben.

Ankläger war der Gastwirt Klopsch, als Zeuge diente der Todtengräber, der den Knaben beobachtet haben wollte, wie er sich zur bewussten Zeit in verdächtiger Weise in der Nähe des Kirchhofes herumgetrieben habe.

Der Arzt meinte, der Rheumatismus hänge möglicherweise damit zusammen, dass das Häuschen so nahe am Kirchhofe stehe; die Mauern seien feucht durch das Druckwasser aus dem Berge. Er rieth dringend dazu, drainieren zu lassen. Aber Marie wies dieses Ansinnen mit Entrüstung ab. Sollte sie alte Frau für ein paar Jahre, die sie im besten Falle noch zu leben hatte, sich in solche Unkosten stürzen! — das mochte der Karl einmal machen, wenn sie draußen liegen würde neben ihrem Seligen.

Die Äußerung erschien bemerkenswert, weil hier zum erstenmale die Witfrau eine Andeutung fallen ließ über ihren Nachlass. Auf Umwegen gelangte das auch zu dem Gastwirt Klopsch, der natürlich sehr wenig erbaut davon war. Das Gehörte bestärkte ihn in der Ansicht, dass etwas Ernsthaftes gegen das Pflegekind Karl unternommen werden müsse.

Es war im Monat Juni. Kraut und Rüben standen gut; es hatte viel geregnet. Nun war es an der Zeit, die Krautscheuche aufs Feld zu schaffen, denn das Wild weiß auch ganz genau, wann die jungen Blätter gut zu schmecken beginnen.

Aber die Witwe konnte in diesem Sommer den Krähenmann nicht selbst hinausschaffen; der Weg wäre ihren alten schmerzenden Beinen zu beschwerlich gefallen.

Es war ein Beweis für das große Vertrauen, das Marie zu dem kleinen Karl hatte, dass sie ihn mit diesem wichtigen Geschäfte beauftragte. Sie gab ihm genaue Anweisung, wohin er den Mann stellen solle, und ermahnte ihn, vorsichtig mit dem Kleinod umzugehen. Der Knabe versprach das und zog mit dem steifbeinigen Gesellen über der Schulter ab.

Marie, die immer wehmutsvoll gestimmt war, wenn sie ihren stummen Freund hergeben mußte, wurde es in diesem Sommer besonders schwer. Es war ihr bange zu Muthe, als schwebe irgend ein Unglück in der Luft. Sie beruhigte sich erst, als der Junge zurückkam und ihr berichtete, dass er den Auftrag richtig ausgeführt habe.

Tags darauf gegen Abend kam der Todtengräber zu der Witfrau gestürzt und erzählte eine verworrene Geschichte, aus der Marie nicht recht klug wurde. Auf dem Grabe ihres Mannes stehe ein Kerl, der nicht weggehen wolle. Das Ding sehe aus wie ein lebendiger Mensch. Und das Merkwürdige sei, dass der Bursche dem verstorbenen Peter Schipang zum Verwechseln ähnlich wäre. Ihm sei ganz anders zu Muthe geworden, und die Witwe möge doch selbst einmal die paar Schritte herüber kommen und sich die Geschichte besehen.

Der Todtengräber war bekanntermaßen selten nüchtern und auch heute machte er keine Ausnahme von dieser Gewohnheit. Immerhin

handen gekommen sei. Er hätte damals gleich Diebstahl vermuthet; nun endlich halte er den Thäter fest.

Die Witwe ließ sich das Messer geben und betrachtete es. Ob er genau wisse, dass es sein Messer sei, fragte sie den Gastwirt.

Der Mann erklärte mit Nachdruck: er könne beschwören, dass sie sein Eigenthum in der Hand halte.

Wer die Krautscheuche auf das Grab ihres Seligen geschafft habe, das stehe für sie nunmehr fest, sagte die Witwe. Dieses Messer habe sie selbst an jenem Abende auf dem Grabhügel gefunden; wer sich zu dem Messer bekenne, bekenne sich auch zur That.

Die Rolle, den Mund aufzusperren, war jetzt dem Gastwirt zugefallen. Zwar versuchte er, sich herauszureden; das Messer sei am Ende doch nicht sein, eine große Ähnlichkeit mit einem, das er ehemals besessen habe, hätte ihn getäuscht. Aber das verfieng nicht bei der Witwe.

Die Geschichte redete sich herum. Der dicke Gastwirt wurde soviel gehänselt mit seinem missglückten Versuche, sich in das Testament der kröpfigen Marie einzuschmuggeln, dass er den Ort satt bekam, wo ihm ein solcher Reinfall widerfahren war. Er verkaufte den Gasthof bei der ersten Gelegenheit, die sich bot, und zog weg von dem Dorfe.

Marie Schipang lebte noch eine Reihe von Jahren. Sie wurde zuletzt ganz schwach und gebrechlich. Aufs Feld hinaus konnte sie gar nicht mehr, und sie behielt die Krautscheuche darum auch während des Sommers bei sich im Zimmer. Karl, den sie adoptiert und den sie bei Lebzeiten mit allem, was sie besaß, bedacht hatte, während sie sich den Auszug bei ihm ausgemacht, bewirtschaftete das Gut. Er heiratete nicht, so lange die alte Pflegemutter lebte, was sie ihm besonders hoch anrechnete.

Als Marie merkte, dass es mit ihr zu Ende gehe, ließ sie den Pastor bitten, dass er sie vorbereiten solle. Der Geistliche kam, um die Sterbende mit der letzten Speisung zu versehen.

Er wunderte sich zwar im stillen über das buckelige Ding, das mit ausgestopftem Leib und steifen Holzbeinen protzig dastand, als gehöre es zur Familie; aber der geistliche Herr amtierte bereits dreißig Jahre lang auf dem Dorfe und wusste, dass beim Landvolk jeder Mensch, zum mindesten jeder alte, ein Sonderling ist. Er brachte es nicht übers Herz, zu verlangen, dass die Vogelscheuche entfernt werde, als er zur heiligen Handlung schritt.

Marie starb noch am selben Abend. Ihr letzter Wunsch war gewesen, ihn zu sehen. Karl, der einzige Mensch, der bei ihr war, verstand, wen sie meinte. Er stellte den Krähenmann so auf, dass die Sterbende ihn bequem von ihrem Lager aus sehen konnte.

Ihr beseligtes Abschiedslächeln galt der Krautscheuche, auf der, bis das Auge brach, ihr Blick unverwandt ruhte. (Sohnreys Dorfkalender.)

Karl lachte erst über die Beschuldigung; dann als man ihm von allen Seiten auf den Leib rückte mit Beweisen, verstummte er, erröthete und sah die Ankläger verwundert an.

Das war in den Augen des jungen Lehrers so gut wie ein Einverständnis, und Klopsch konnte triumphierend zu der Witwe eilen und brühwarm mittheilen, welchen Frevels ihr Pflegekind überführt worden sei.

Die alte Frau jedoch urtheilte nicht so rasch wie der junge Lehrer. Sie bedachte vor allem, wer die Ankläger seien. Mochte Karl immerhin angstvoll schweigen; aus seinem Verdutztsein sprach für sie mehr gutes Gewissen, als aus der übertriebenen Entrüstung des Gastwirtes.

Die Untersuchung gegen Karl verlief im Sande. Der Pastor nämlich, der von der Sache gehört hatte und der seine Leute kannte, nahm den Todtengräber ins Verhör und stellte arge Widersprüche in den Aussagen fest. Wer die Vogelscheuche auf das Grab gestellt habe, blieb unaufgeklärt.

Das Messer, das Marie an jenem Abende auf dem Grabe gefunden hatte, legte sie in ihren Tellerschrank. Dort fand es Karl eines Tages. Es stach ihm sofort in die Augen. Er war ja schon groß und meinte, dass zu einem Manne auch ein richtiges Messer gehöre. Und da er gewohnt war, alles im Hause zu benutzen, als sei es sein Eigenthum, nahm er das schöne Messer sofort in Gebrauch.

Eines Tages stand er im Garten vor dem Häuschen seiner Pflegemutter und putzte die Johannisbeer- und Stachelbeersträucher aus, die dort nach der Straße zu eine verwilderte Hecke bildeten. Da kam der Gastwirt Klopsch heran, der gern an dem Anwesen vorbeigieng, um stets unterrichtet zu sein, was vorgehe.

Er blieb bei dem jungen Menschen stehen und fragte vertraulich, wie es gienge.

Karl war von Natur maulfaul, auch er liebte den Gastwirt seit der Krautscheuchengeschichte begreiflicherweise nicht sonderlich. Er schüttelte nur mit dem Kopfe, als wolle er eine Fliege abwehren, und ließ sich in seiner Beschäftigung durchaus nicht stören.

Auf einmal stürzte der Gastwirt auf ihn loß, riss ihm das Messer aus der Hand und schrie: Karl sei ein Dieb.

Der junge Mensch stand ganz genau wie damals in der Schule mit offenem Munde da und wusste sich nicht zu vertheidigen. Klopsch aber machte in seiner Freude darüber, dass er den verhassten Rivalen nun endlich bei einem wirklichen Unrecht ertappt hatte, solchen Lärm, dass die Witwe aufmerksam wurde und in der Thür erschien.

Der Gastwirt zog den Jungen am Arme bis vor sie hin und legte ihr seine Klage dar: er habe bei dem Bösewicht soeben dieses Messer entdeckt, welches ihm vor einiger Zeit in räthselhafter Weise ab-

# Beschaulichkeit.

Von **Peter Rosegger.**

Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht vergehen, ohne der müden Menschheit ein großes Rasten, einen heil'gen Frieden gebracht zu haben.

Ein denkender Socialist von heute ins Mittelalter versetzt, würde geeifert haben gegen das Sichabschließen in den Klöstern, gegen die träumerische Himmelsbeschaulichkeit, gegen die Abkehr, denen sich damals eine übermäßige Anzahl von Menschen, darunter oft gerade die bedeutendsten und hellsten Geister hingegeben haben. Er würde gesagt haben, ein gesunder Mensch sei nicht auf die Erde und in ein leidendes, unfreies Geschlecht gesetzt worden, um zu träumen und seinen Körper zu kasteien, seine gottesdienstliche Aufgabe bestehe im gemeinnützigen Wirken. So wie der Humanist in der Gegenwart das Zusammenlaufen der Leute in die Städte, den zu großen Luxus und die mehr als thierische Genussſucht verurtheilt, hätte er damals müssen gegen das überwiegende Klosterleben auftreten. Doch so wenig er heute die Städte und den Luxus ganz und gar würde aufgehoben wissen wollen, so wenig könnte er gegen die gänzliche Ausrottung der Klöster sein. Er müsste sich nur sagen: Eines schickt sich nicht für alle. So nothwendig für die Culturentwicklung und Lebensbereicherung die Städte und der Glanz des Lebens sind, so wichtig ist in ihrer Art für die Culturarbeit im höchsten Sinne die Abgeschlossenheit einzelner, die geistige und geistliche Betrachtung — die Beschaulichkeit.

In unserer, nur dem sogenannten Praktischen dienenden Zeit ist es so geworden, dass durch ausschließlich materielle Interessen des Menschen sein inneres Leben erdrückt wird, dass fast niemand mehr beschaulich ist, beschaulich sein will, dass die Einsamkeit und Hingabe an den Gottesgedanken geradezu verachtet wird. Bei diesem Zustande ist es Zeit, den Wert der Einsamkeit und Beschaulichkeit anzudeuten und das Recht des einzelnen auf diese seelische Lebensführung zu manifestieren. Nach meiner Erfahrung liegt im geistigen Leben ein realeres Glück als im materiellen, sinnlichen. Realer deshalb, weil es persönlicher, intensiver und unzerstörbarer ist, weil es den Zufälligkeiten der Welt weit weniger unterworfen, von Furcht und Angst vor dem Verlieren viel weniger belagert ist, als die Freude an dem Stofflichen. Man betrachte sich einmal einen Geldjäger, oder einen Erfolggierigen gegenüber einem beschaulichen Menschen, der ein Innenleben führt. Der eine unruhig, gehetzt, friedlos, ein Spiel äußerer Umstände und diesen häufig unterliegend, der andere ebenmäßig, zufrieden und heiter.

# Gedichte.

Von Stefan Milow[1])

## An das Leben.

I.

O Leben, Leben, preisen muss ich dich!
Vor dir und hinter dir der dunkle Tod,
Und licht mit freud'gem Puls dazwischen du!
Ich preise dich nicht bloß um deine Schöne,
Um deiner Wesen und Gestalten Fülle,
Nein! auch um jenen wundersamen Hauch,
Der dich verklärt, da dein nur die Minute.
Aus ewig unerforschten Tiefen steigst du
Empor ans Licht, in tausend Farben schimmernd,
Entzückend anzuschaun, und sinkst zurück.
Ein Augenblick nur ist's, doch schließt er ein,
Was durch Äonen sich vor ihm bereitet;
Ein Augenblick nur ist's, jedoch der höchste,
Der alles Sein erschöpft und einzig herrscht.
Du bist, du gilst! Ein frisches Blatt ist mehr
Als wie der todte Cäsar. Das zu fühlen
So recht im Herzensgrund, welch ein Besitz!
Wie sänne der beflügelte Gedanke,
Der, aus der warmerglühten Seele kommend,
Durchfliegen kann die weite, reiche Welt,
Wie sänn' er brütend die Vergänglichkeit?
Wie gäb' er auf, was sein, was ihn geboren
Und nur allein die Schwinge ihm verleiht?
O Leben, Leben, preisen muss ich dich!
Und wüsst' ich Bess'res, deiner wert zu sein,
Als in dir aufzugeh'n, dir hingegeben
So voll, so ganz, wie du dich offenbarst?

II.

Duröntest mich nicht hold, ob noch so warm
Ich Dank und Preis dir zugejubelt hätte;
Du schlangst, an segnender Erfüllung arm,
Statt Flügel mir zu leih'n, um mich die Kette.

Doch stand ich dir. Was du mir botest herb,
Hat nimmermehr mir Kraft und Muth vernichtet,
Und jeden deiner Schläge, rauh und derb,
Empfieng ich ungebrochen aufgerichtet.

So schau' ich, Leben, fest dir ins Gesicht,
Starrt mich's auch an gleich jenem der Meduse:
Im Innersten gewappnet, beb' ich nicht.
Und die Entsagung nenn' ich meine Muse.

## Demuth.

Demüthig sei, wie wert du auch vor andern,
Dass dir der Ruhmeskranz die Stirne schmücke
Ob dein des Geistes selt'ne Bildnerkraft,
Die Schönes schafft; ob du, das Herz geschwellt
Von hoher Menschentugend, Gutes übst,
Demüthig sei, dann bist du doppelt reich.
Du wanderst hin mit deiner innern Fülle,
Und jeden Zoll der Liebe und des Antheils
Empfängst du als ein ungeahnt Geschenk;
Doch was dir weh thun, was dich kränken könnte,
Mißachtung, Undank, gibt es nicht für dich.
Unangefochten lebst du, still und köstlich,
In einer Welt voll wüsten Kampfgeschrei's,
Voll Ungerechtigkeit und böser Tücke.
Demüthig sei, und du verklärst dir selbst
Zu einem höhern Sein dein Erdenwallen.

## Scene.

Fern dort sitzest du, Kind, am anderen Ende des Gartens;
Aber du weißt es gar wohl, dass dich belauert mein Blick.
Über ein Buch dich neigend, das Köpfchen gestützt auf die Arme,
Thust du, als sähst du mich nicht, völlig ins Lesen vertieft.
Lock' ich es nimmer hervor, dein Auge, das meiden mich möchte?
Zwischen den Fingern, so scheint's, spähst du zuweilen nach mir.
Dass ich es nur nicht merke! Du rührst dich nicht über dem Buche;
Aber, du Schlaue umsonst! Eines vergaßest du doch
Lächelnd entdeck' ich es jetzt: du liesest ja fast schon ein Stündchen,
Und kein einzigesmal wandtest du um noch das Blatt.

## Bei Wasser und Brot.

Da uns Entsagung Pflicht und bald wir scheiden,
So höre, was verordnet ich uns beiden.
Vor allem setz' ich, macht es uns auch Noth,
Nun unsre Lieb' auf Wasser und auf Brot.
Das heißt, du darfst die Hand mir höchstens fassen
Und dir von mir die deine küssen lassen.
Ins Auge darf ich dir wohl immer schauen,
Doch sonst des Kleinsten auch mich nicht getrauen.
Wir müssen, dürfen wir auch stündlich plauden,
Das Wörtlein Liebe auszusprechen zaudern.
Doch weh! Was bringen so wir wohl zu wege?
Wer wenig isst, dem bleibt der Hunger rege.
Am Ende wird uns hier auch die Erfahrung:
Wasser und Brot sind die gesünd'ste Nahrung.

---

[1]) Aus „Fallende Blätter". Neue Gedichte von Stefan Milow. Kassel, Georg Weiß, 1903.

Unser gesellschaftliches Leben ist so über alle Maßen unbehaglich, ja unheimlich geworden, dass mir die Zeit schon recht nahe scheint, in der sich eine Flucht in die Einsamkeit vollziehen wird. Viele werden gehen, nicht etwa, um dort ein egoistisches Leben zu führen, vielmehr um sich eine Zeit lang zu sammeln für ein ernstes, treues Arbeiten zum Wohle der Menschen. Bei geistiger Arbeit ist eine solche Sammlung selbstverständlich, die ist ohne Einsamkeit nicht denkbar; doch selbst der Gewerbsmann sendet aus der kleinen Werkstätte bessere Producte in die Welt, als aus der Fabrik. Wenn nun mancher Weltflüchtling sich in die Klosterzelle verschließt, um dort im heiligen Nachsinnen über das Unendliche, in Anbetung Gottes sein Leben oder einen Theil desselben zuzubringen, so ist das sein volles Recht, verbürgt gerade durch den modernen Zeitgeist, der dem Menschen persönlich die Freiheit, die Selbstbestimmung gegeben hat. Dieses Recht könnte man nicht einmal dann absprechen, wenn der Klösterling seine Tage thatlos verleben und verträumen würde. Freilich, gutheißen könnte man das nicht. In süßlich frommer Stimmung dahinträumen, das gibt keine Kraft und ist nicht Beschaulichkeit. Diese ist das Beschauen einer bestimmten Wesenheit, ein angestrengtes Tieferblicken in Geheimnisse, ein Forschen. Es muss nicht ein wissenschaftliches oder theologisierendes Forschen nach Gott sein, das da in der Klosterzelle vor sich geht, es kann ein inniges Gefühl der Anbetung und Liebe sein — mehr Gefühl als Gedanke, im Herzen eine Wärme und Kraft sammelnd, die in sich selig macht und geeignet ist, auch andere sittlich zu erheben und das Wünschen mit dem Muss des Geschickes in Einklang zu bringen. Sittliche Erhebung und innere Harmonie, sind das denn keine Lebensgüter? Sind sie etwa für unser Dasein weniger wichtig, als eine elektrische Verkehrsanlage oder eine städtische Wasserleitung?

Wenn man unsere Cultur betrachtet, diese äußerlich so sieghafte, innerlich so trostlose Cultur, die aus den Menschen etwas wie Homunkeln macht, dann kann es nicht wundernehmen, wenn ernstere, seelisch anspruchsvollere Leute am Ende ihr Heil in der Klosterzelle suchen. Ich weiß mir allerdings andere Einsamkeiten, wenn ich geistig frei werden und Ewigkeitsdinge beschauen will.

Auf glatt gemähtem Rasen unter Silberweiden, am vorüberwogenden Alpenfluss, der zwischen steilen dunklen Waldbergen hervorkommt, in der Ferne sehend die schimmernden Gletscher, am Himmel gestaltenreiche glänzende Wolken — da ruhe ich, blicke hin und bin selig. Es ist anfangs kein Schauen, es ist kein Denken, es ist nur ein weiches, süßes, ein unbeschreibliches Seelenbehagen — die Wirkung der Schönheit. Allmählich wird das Empfinden zum Denken, das Sehen zum Schauen. Die heilige Majestät der Natur erinnert mich an die Allmacht Gottes. Das, was mich umgibt und trägt, ist das sichtbare Sinnbild des Reiches Gottes,

Die von der ersteren Gattung, die Dutzendleute, mögen es auch nicht begreifen, wie ein Mensch so leichthin die Geselligkeit der Menge entbehren und mit sich selbst zufrieden sein könne. Sie ahnen es nicht, wie wertlos diese Geselligkeit für einen tieferen Menschen ist. Wertlos und gefährlich, weil sie jeden, der ihr nahet, so leicht ins Banale und Gemeine zieht. Es kann einer nicht leicht unbedeutend genug sein, um in landläufiger Geselligkeit etwas zu gewinnen, eher verliert bei ihr noch der Unbedeutende sein bisschen Persönlichkeit.

Wir müssen lernen — und das ist das große Gebot der Zeit — lernen, wieder Persönlichkeit zu werden. Das lernt man in der Einsamkeit bei sich selbst. Wer in sich selber schaut, sich selber frägt und zu beantworten sucht in allem, was in ihm und außer ihm ist, wer Ewigkeitsgedanken hat und ihnen nachhängt — der macht seine Seele größer und stärker. Stärker nicht bloß für das innere Leben, vielmehr noch für die gemeinfrohe Werkthätigkeit nach außen hin.

In diesem Sinne beiläufig ist ein Büchlein geschrieben worden, das — so mittelalterlich es auf den ersten Augenblick erscheint, überaus zeitgemäß ist. „Das Recht der Zelle. Gedanken über das beschauliche Leben von Dr. Josef Prenner.“ (Graz. Ulrich Mosers Buchhandlung 1902.) Diese Schrift tritt geradezu für das Klosterleben ein, „für jene“ — wie moderne Phraseurs sagen würden — „Parasiten, die es aus dem Volke herausschinden und in ihre geilen Bäuche stecken.“ Das Büchlein ist nun freilich nicht so gemeint, als ob die Leute Mönche werden sollten, um im Müßigang zu schlemmen und allerlei Lüsten zu fröhnen, sondern vielmehr so, dass jeder, der die Neigung in sich fühlt, auch heute noch das Recht habe, sich in die Klosterzelle zu flüchten, um dort in Entbehrung weltlicher Freuden ganz dem Geistigen und Ewigen zu leben und mit den aus solcher Beschaulichkeit entspringenden sittlichen Kräften sich und die Mitmenschen zu stärken. Der Verfasser behandelt in einem schlichten, anmuthigen Stile die Idee des beschaulichen Lebens, welche die Idee der geistigen Sammlung und Vertiefung ist, ohne die eine geistige That überhaupt nicht möglich sein kann. Alle Forscher, Erfinder, Künstler und Dichter führen in diesem Sinne ein beschauliches Leben; alles Große, das Menschen je geleistet, geht aus der Einsamkeit, aus der Vertiefung geistigen Schauens hervor. Und so wie der Gelehrte, der Erfinder und Künstler das Recht auf die Zelle hat, um in der Einsamkeit sein Werk ausreifen zu lassen, so hat es auch der Gottsucher, der mit Freuden die weltlichen Kreise hingibt, um die göttlichen zu finden. — Soll man's denn immer wieder sagen, dass der Mensch nicht allein da ist, um weltliche Werte zu schaffen, die ihn doch nie und niemals befriedigen können, dass er vielmehr ein Entfalten und Ausleben seiner geistigen Persönlichkeit beanspruchen darf und soll, nicht bloß in Wissenschaft und Kunst, vielmehr noch in Religion?

geworden; wir haben an uns wieder eine Menschwerdung zu erfüllen, eine Wiedergeburt jenes Theiles unseres Wesens, den wir Seele nennen.

Wer sich nur in der Menge glücklich fühlt, der weiß nicht, was das heißt, ein Mensch sein. Zu diesem Wissen kommt man erst in der Einsamkeit. Leute, die in der Menge sich selbst verloren, suchen die Einsamkeit und finden sich dort wieder, Geisteskranke werden in der Einsamkeit oft gesund, Unglückliche in der Einsamkeit glücklich. Denn es ist ein unendlich großes Glück, sich selber wiederfinden! Freilich gibt es sehr viele Leute, die trotz ihrer egoistischen Schlauheiten, trotz ihrer flunkernden Geistreichigkeiten kein geistiges Ich haben. Solche können sich natürlich auch in der Einsamkeit nicht finden, solchen ist das innere Leben tiefgründender Beschaulichkeit verschlossen. Sie können sich selbst bespiegeln, aber sie können sich nicht beschauen, sie können nie zu sich kommen, sich nie selbsteigen über die Welt erheben, sie zersplittern ihren Willen für alltägliche Angelegenheiten und sind die Sclaven des kleinlichen Zufallsgetriebes in der Masse. Die Einkehr bei sich selber ist etwas, das unser heutiges Geschlecht ganz verlernt hat und die ihm so noth thäte, wie tägliches Brot. Das Asyl bei sich selber ist der beste Gottesfriedenkreis über der Unruhe und den Widerwärtigkeiten des Erdenlebens.

Oder gibt es viele solcher, wie jener Mann war in den Wäldern des Teufelssteingebirges? Der war auf der Bergtour zufällig von seiner lustigen Gesellschaft abgekommen, hatte sich verirrt und war stundenlang wie gehetzt im Walde umhergelaufen. Einem ziegenhütenden Halbcretin hatte er sich angeschlossen, der glotzte thierisch drein, gröhlte, gieng aber nicht von der Stelle. Der Mann verhungerte fast und verkam aus Langeweile und konnte sich doch nicht entschließen, den Cretin zu verlassen und seinen Weg zu suchen. Denn die Gesellschaft des Trottels war ihm immer noch lieber als seine eigene. Der musste sich nicht schlecht langweilig vorkommen! Andere wieder scheinen sich vor sich selber zu fürchten, sie werden in der Einsamkeit unruhig, geängstigt, es fallen ihnen, wenn sie nicht immer in zerstreuender Gesellschaft sind, allerhand unangenehme Sachen ein, vielleicht auch hebt böses Gewissen sein hässliches Haupt empor — sie fliehen vor sich selbst, wie vor einem bösen Feinde. Für jeden ist also die Einsamkeit nicht, mancher — man sieht es ja wohl oft — wird in ihr ein Narr, ein Wahnsinniger.

Solchen Armen Beschaulichkeit zu predigen wäre Thorheit, sie gehören in die Herde. Solche jedoch, die einige Anlage dazu haben, sollen sie üben, sollen zeitweise den Markt des Tages verlassen, sich zurückziehen, sich bescheiden und abhärten, sich dem Vergänglichen zu entwöhnen suchen und ihren Sinn dem Ewigen zuwenden. Dem Ewigen in sich und im All. Und wenn sich viele und immer mehr darauf besinnen, dann wird's bald anders aussehen auf der Welt. Vielleicht weniger „fortschrittlich“

ich stehe mitten darin und gehöre dazu. Ich denke, wie diese Berge entstanden sein mochten, nach welchen ewigen Gesetzen diese Wasser steigen und fallen, diese Lichter leuchten. Ich denke an die Gewalten, die langsam diese Steine meißelten oder plötzlich diese Felsen spalteten; die Gewalten, so furchtbar sie sein mögen, sie ängstigen mich nicht, je größer sie sind, je sicherer fühle ich mich geborgen in ihnen, denn es ist dieselbe Kraft, die auch mich trägt, erhält und verwandelt, die meinen Geist in Gestalten bringt, in denen er an der Brust Gottes ewig lebt und schafft zu immer reinerem Bewusstsein der Seligkeit. Ich betrachte das Geschick der Menschheit, wie sie rang, wie sie irrte, wie sie litt; wie sie immer wieder sich aufbäumt gegen das Elend, gegen das Gemeine und immer wieder zurückgeschleudert wird und doch den Glauben an den Sieg nicht fahren läßt. Dann kommen mir am Ufer des rauschenden Alpenflusses in den Sinn die lieben Seelen, die schon verwandelt sind, meine Verstorbenen, die mit mir einst in irdischer Gemeinschaft waren, wie sie jetzt in geistiger Gemeinschaft mit mir sind. Ich sehe und fühle, wie sie einst gejubelt und geweint haben, Freuden und Leiden, die ihnen von mir kamen, sind jetzt meine Freuden und meine Leiden. Und in Mitleid mit ihrem einstigen Weh, erinnere ich mich der Menschen, die noch leben. Missmuthig vielleicht bin ich heute morgens von ihnen geflohen, da sie in ihren Gebrechen und Fehlern doch meines Beistandes bedürftig sind! Da sage ich mir: Du weinst, mein Herz, weil du Vergangene versäumt hast, und versäumst nun auch die noch Lebenden? Gehe zu ihnen, wenn sie auch gemein und armselig sind, du bist es in einer anderen Weise auch, sei gut mit ihnen und hab' sie lieb. — In solchem Sinnen ist mir das Herz warm geworden und ich eile zu den Mitmenschen, um ihnen etwas sein zu können. Und meine Lust und Kraft dazu ist größer als vorher.

Das ist eine Art jener Beschaulichkeit, die wir meinen. Sage nun, weltgesinnter Leser, ob diese Beschaulichkeit ein Müßigang ist, oder sage, ob die einsamen Spaziergänge des Poeten ein Müßigang sind. An den emsig arbeitenden Steinschlägern, Schmieden, Heuern und Schnittern schlendert er nachlässig vorüber, sie ärgern sich über den Nichtsthuer, aber nach Jahrzehnten, da das Erzeugnis ihrer Arbeit längst spurlos verschwunden ist, wirkt die Dichtung, die auf jenem Spaziergang entstanden, begeisternd und beglückend fort in der Menschheit. Und die großen Gelehrten und Erfinder, ich sage es noch einmal, nirgends anders sind ihre Werke aufgekeimt, als in der Einsamkeit und in der Zelle, die der Menge oft nur als Ort der Faulheit erscheint.

Wie die Welt heute geworden, ist also die wiedererwachende Neigung nach Einsamkeit und Beschaulichkeit ein gar erfreuliches Ding. Wir alle sind nach Äußerlichem strebende und an Äußerem hangende Leute

erschaffen war, und ihm nicht unterthan sein wollte. In freventlichem Übermuthe verlangte sie sogar, ihm gleichgestellt zu werden; da aber Gott der Herr in seiner Weisheit sogleich erkannte, welche Unbequemlichkeiten dem armen Adam daraus erwachsen würden, so verstieß er Lilith zu den bösen Engeln, und sie gerieth anscheinend in Vergessenheit. Aber ihr böser Geist wirkte trotzdem fort, denn im Grunde genommen theilten sich Adams Weiber bis auf den heutigen Tag in Liliths und Evas. Auch einer der größten Dichter, der wärmste der Frauenfreunde und -anwälte hat der Verstoßenen gedacht, aber ungalanterweise ließ er sie zur Walpurgisnacht auf dem Blocksberg vor uns erscheinen, und Mephisto, der sich so leicht nicht fürchtete, warnte gar vor ihr! Also, ob Gott, Teufel oder Mann, von Lilith mochte keiner etwas wissen, und sie mufste sich schon selbst zu helfen suchen, wollte sie die gewünschte Oberherrschaft oder Mitregentschaft auf dieser Erde endlich auch officiell erobern.

So hebt nun ein neuer Krieg der Amazonen an, heftiger, erbitterter und — trauriger als jener war, von dem die Sage uns berichtet, da Hippolyta, Penthesilea und Brünhild mit Halbgöttern und Recken um die Siegespalme rangen. Heute ist es ein Kampf maßloser, athemloser, gehässiger Concurrenz, ein Kampf mit dem Manne um das tägliche Brot. Und all die schönen Worte, mit denen sie dabei prunken — als gälte es der Freiheit, der Gleichberechtigung, dem Wissensdrang allein —, all diese Worte, sie decken größtentheils entweder Verzweiflung, Noth und Elend, oder Eitelkeit und Hang zur Ungebundenheit, wenn nicht gar zur Liederlichkeit. Denn ganz ohne die geräuschvollen Actionen, mit denen nun die Frauenemancipation ins Leben tritt, hat schon zu jeder Zeit die Frau, die stark genug an Geist und Thatkraft gewesen, sich und ihre Ideen der Mit- und Nachwelt zur Geltung gebracht. Immer war es weiblicher Energie und Genialität gegeben, aus dem Rahmen des Hergebrachten und Alltäglichen zu treten. Und wo engherzige Hemmungen solchen Aufschwung erschweren oder unterdrücken wollten, war es mehr der Borniertheit, Unduldsamkeit und Eifersucht der Frauen, als der Gewalt der Männer zuzuschreiben. Denn auch die unberühmte Frau brauchte stets nur Klugheit, und sie hatte auch Macht, ob sie in Millionen Spielarten bald ihre Klugheit mit selbstloser Güte, Reinheit und Geduld paarte, bald mit schändlichster Lasterhaftigkeit und Gemeinheit — bewufst oder unbewufst zum Segen oder zum Fluche —, sie herrschte in ihrem Kreise, der alten Tradition von der unwürdigen Knechtung des Weibes recht zum Trotz. Schon die ältesten Denkmäler der Geschichte wissen davon zu erzählen, und wie eine Satire auf die heutigen Fragen, inwieweit der Frau das Recht eingeräumt werden mufste, in das Staatsleben einzugreifen, klingt aus fernen Jahrtausenden

und gefräßig, weniger rücksichtslos und roh, weniger feindselig und unselig. Ich sehe es kommen, dass die Thiere wieder zu Menschen werden. Und selbst wenn die Klosterzelle der Käfig ist, der das Raubthier bezähmt — so ist es gut. Ich sehe die Zeit kommen, da die Menschen wieder große Weihestätten gründen werden, wo viele zusammen und jeder für sich lebt der Beschaulichkeit, der geistigen Erhebung zu Gott im Frieden, den die Welt nicht geben kann. Wenn sie solche Stätten mit Kunst schmücken, den Gott- und Ewigkeitsgedanken mit Schönheit umrahmen, um so besser. Es ist ihr gutes Recht, das zu thun und wenn es nicht aus unfreiwilligen Mitteln anderer, sondern auf eigene Kosten geschieht, so kann's niemand wehren. Das Recht zur frommen Beschaulichkeit ist mindestens so groß, als das des Rentiers, der von seinen Zinsen nach Belieben lebt, oder das des Bettlers, der seine Sammlung in einem stillen Winkel verzehrt.

Das Hasten und Jagen der letzten Zeit war zu groß. Das zwanzigste Jahrhundert wird nicht vergehen, ohne der müden Menschheit ein großes Rasten und einen heiligen Frieden gebracht zu haben. — Aber wie der Unfriede bis aufs äußerste gieng, so wird auch das Ruhen bis aufs äußerste gehen, so dass einst wieder Wecker erstehen werden mit dem Rufe zur Arbeit. Denn auf segensvollem Mittelwege vermag die taumelnde Menschheit nicht lange zu verharren. Dieser Mittelweg wäre: Bete und arbeite. Ist es aber schon der Menge nicht möglich, diesen Cours stets einzuhalten, mancher einzelne vermag's zu vollbringen. Die Arbeit, wenn sie echt und recht ist, macht ihn geschickt zur Beschaulichkeit und die Beschaulichkeit stark zur Arbeit.

---

# Lilith und Eva.

Von **Helene Bettelheim-Gabillon.**

Motto: „Weh jedem, der in seinem Thun und Lassen
Dem inneren Gesetz nicht folgen kann!
Mein Unglück läßt sich in zwei Worte fassen:
Ich war ein Weib und kämpfte wie ein Mann ...“
Betty Paoli.

Wenn man glaubt, dass die Frauenemancipation eine moderne Sache sei, so irrt man sich gewaltig. Die Frauenfrage gehörte zu den ersten Conflicten, mit denen Jehovah nach Erschaffung der Welt belästigt worden ist. Damals freilich wurde der Fall kurzerhand erledigt, während heute der Process, ohne das persönliche Eingreifen Jehovahs, sich stark in die Länge zu ziehen scheint. Nach einer Sage — die der Aufmerksamkeit strebsamer Frauenrechtlerinnen angelegentlich empfohlen sei —, ist nicht Eva Adams erste Frau, sondern Lilith, die mit ihm gleichzeitig

genug daran zu tragen, und dem Weibe ist eben auch sein Antheil aufgebürdet worden. Schwere Anklage allein hat das weibliche Geschlecht gegen die unerbittliche böse Mutter Natur zu erheben, die so unbegreiflich ungerecht und hart gegen sie ist; — doch keine Proteste, keine Versammlungen, keine Vereine, keine Congresse können dagegen helfen.

Lilith, sie hatte keine Kinder! — doch um Eva drängt sich immer und ewig eine Schutz, Liebe und Aufopferung verlangende Kinderschar, für sie gilt der alte Spruch: „So viel Bande du hast, die deiner Seele lieb sind, so viel Kummerdornen sind dir ins Herz geschlagen." Eva aber drückt die Kummerdornen still und dankbar in ihr Herz; denn wenn es von freudiger Liebe erfüllt ist, dann nimmt sie jede Lebensnoth tapfer und treu, mit übermenschlicher Kraft und Demuth auf sich, weil das ihr Lebenselement, ihr Zweck, ihr Ruhm ist! Alles andere: der Mahnruf ihrer Talente, Studien, Arbeit um das tägliche Brot, der Kampf um Befreiung aus irgendwelcher drückender Lage — alles das kommt erst in zweiter Linie bei ihr. Dieses Naturgesetz kann durch nichts geändert werden und dürfte es auch nicht, soll die Menschheit nicht noch viel unglücklicher und viel, viel ärmer werden. — Der Streit der neuen Amazonen wird freilich unaufhaltsam weitertoben, denn nicht nur manche ungewöhnliche Begabung wird mit Recht auch nach ungewöhnlicher Bethätigung verlangen, sondern auch Hunger und Noth werden im Daseinskampfe immer lauter nach Linderung schreien; die Eheschließungen werden infolge der gesteigerten Ansprüche und stets wachsenden wirtschaftlichen Enge und Bedrängnis immer schwieriger werden — also, der Kampf ist nicht freie Wahl, sondern dringendes Gebot. Doch auch da, wo so schwerwiegende Gründe dafür wegfallen, wird es stets genug unselbständige kleine Herdenthierchen unter den Evas geben, die um jeden Preis alles nachmachen wollen. Wenn sie auch viel lieber vor dem Toilettespiegel sitzen würden, um sich zu putzen, oder auf dem Tennis- und Eisplatz sich amüsierten und stets verliebt den ersten Tenor oder Heldenspieler der nächsten Bühne anschwärmen wollten, — so muss nun doch der neueste Übersport her, der alle anderen schlägt —, der Sport der Frauemanzipation. Darum erstrebt jetzt auch das unbedeutendste kleine Mädel, das prächtig dazu befähigt wäre, gut zu kochen, flink zu nähen, flott zu tanzen, das Gymnasium und womöglich die Universität zu beziehen, um sich dann bleichsüchtig zu büffeln, Cigaretten zu rauchen und die Schar der männlichen akademisch gebildeten Hohlköpfe noch durch den weiblichen Zuwachs zu vermehren.

Ist es denn wirklich selbst für die bejahrte und gebildete Frau ein so unwürdiges Los, „nichts" als die Gattin ihres Mannes und die Mutter ihrer Kinder zu sein? — Ist dieser Wirkungskreis für sie zu gering, oder sollte sie diese Überfülle von Pflichten, die sich ihr damit

Aristoteles' Spott zu uns herüber, der dem großen Reformator Lykurg nachsagte, er hätte der Lebensführung der Frauen ebenso gerne wie der der Männer strenge Gesetzesformen gegeben, aber er sei hievon abgestanden, weil er ihre große Zügellosigkeit und die ganze Weiberherrschaft nicht habe bemeistern können; letzteres nicht wegen der zahlreichen Feldzüge der Männer, während deren sie gezwungen waren, ihre Frauen als „Herren im Hause" zurückzulassen. Aus diesem Grunde hätten sie ihnen auch über das gebürende Maß geschmeichelt und sie „Gebieterinnen" genannt.

Also gegen „die Gebieterinnen" aufzukommen, schien sogar dem gewaltigen Lykurg zu schwer, und es spricht für seine Menschenkenntnis und Klugheit, dass er es von vornherein vermied, seine Autorität durch unnütz proclamierte Maßregeln überhaupt zu gefährden. Und er hatte ja allen Grund, mit seinen Landsmänninnen vorsichtig zu sein! — Goethe ließ zwar Iphigenie die rührenden Worte sagen: „Der Frauen Zustand ist beklagenswert . . ., schon einem rauhen Gatten zu gehorchen, ist Pflicht und Trost . . .", doch gedenkt man dabei Iphigeniens Mutter und Tante, von denen die erstere den Gatten mordete und den Liebhaber heiratete, um mit ihm zu regieren — während die andere mit dem Liebhaber durchgieng, einen langwierigen Krieg entfachend —, so spielen die „rauhen Gatten" sammt „Pflicht" und „Gehorsam" eine etwas zweifelhafte und klägliche Rolle! Auch ist es leider eine traurige Thatsache, daß die „Gebieterinnen", ob in Sparta oder anderswo, fast durchwegs, wenn sie zu Einfluss und Macht gelangten, ihr Lebenswerk mit Blut und Greueln in die Geschichte der Menschheit eingezeichnet haben, und dass nur in den allerseltensten Fällen ihr Wirken ein segensreiches gewesen ist. So war es von den Uranfängen menschlicher Erinnerung bis zu jedem beliebig gewählten Zeitpunkt — Liliths Rache!

Was Wunder also, wenn die Männer schon frühzeitig die Entdeckung machten, dass die Natur des Weibes an Sittenlosigkeit und Gewaltthätigkeit gegebenenfalls der ihren gewiss nicht nachstehe, und dass es nützlicher sei, die Liliths, so gut es gehe, zu unterdrücken (es ging nur gewöhnlich nicht!) und die stillen, geduldigen — oder wenigstens erträglicheren Evas vorsichtigerweise in steter Abhängigkeit zu erhalten. Galt doch von Anbeginn der Welt schon für Mann und Weib das schlimme Wort des Hexenmeisters: „— Denn geht es in des Bösen Haus, — Das Weib hat tausend Schritt voraus, — Doch wie sie sich auch eilen kann, — Mit einem Schritte macht's der Mann." — Sie hatten einander eben niemals etwas vorzuwerfen; — und was in der Welt durch Dummheit, Grausamkeit, Habsucht, Indolenz und alles erdenkliche Böse überhaupt stets gesündigt wurde und wird, gipfelt nicht bloß im Martyrium der Frauen, die ganze Menschheit hat schwer

frühen Morgen kommt der Herr in Weinlaune nach Hause, um einige Stunden später, gereizt und launisch, den Untergebenen wegen Trunksucht zur Rechenschaft zu stellen und ihn wegen Unmäßigkeit zu entlassen. Und doch ist „der unmäßige Biertrinker ein Alkoholist ebenso gut wie der Gewohnheitsschnapstrinker, nur ist er es mit viel weniger Entschuldigung, weil ihn nicht die traurige Nothwendigkeit eines harten Daseins so zum Genusse hindrängt, wie jenen.“ „Der Philister ist immer nur entsetzt, wenn der Mensch durch den Brantwein zum Dieb oder Mörder wird. Dass Tausende beim Biere verdummen, versimpeln und verlumpen, lässt ihn kalt und gleichgültig.“ (Prof. Bunge.)

Welche Ausreden sind es denn, womit der Trinker sein Gläschen beschönigt? „Ich habe Durst“, sagt der eine. Und doch hat er schon oft erlebt, wie er nach einem fidelen Abend, an dem er mit so und so viel Glas den Riesendurst bezwungen, nachts vor Durst erwacht und gierig nach der Wasserflasche greift! Der Alkohol, den er im Wein, Bier und Schnaps zu sich genommen, hat im Körper den Wassergehalt vermindert und sein Flüssigkeitsbedürfnis gesteigert! Er will sich mit Wein und Bier den Durst stillen, obwohl er längst erfahren, dass Alkohol Durst erzeugt. Wer würde an einem Abend 10 bis 20 Seidel Wasser trinken? Es ist unmöglich, denn der Durst wäre schon nach dem ersten Seidel gestillt!

„Mich friert, mir ist zu kalt — ich muss mich durch ein Gläschen wärmen“, sagt ein anderer und doch belehrt ihn das Thermometer, dass bei Genuss von Wein, Bier und Brantwein die Blutwärme sinkt! Der Alkohol lähmt gewisse Partien im Gehirn, so dass die Blutgefäße der Haut sich erweitern und eine Blutflut zur Haut entsteht; dies zeigt das rothe Gesicht und das scheinbare Gefühl der Erwärmung. Diese Täuschung ist die Ursache des Erfrierens all jener Unglücklichen, die durch ein Schnäpschen sich Wärme zu schaffen versuchten, denn die Blutflut in der Körperoberfläche gibt leicht ihre Wärme an die kalte Umgebung ab, bis das Blut immer mehr und mehr sich abkühlt. Sonderegger sagt in seinem Buche „Vorposten der Gesundheitspflege“: „Ich wunderte mich ob den Fuhrleuten in Kasan, welche zu Hunderten den Frachtverkehr besorgen, wie sie bei einer Kälte von 30 bis 35° C. Tag und Nacht auf den Beinen sein können und, um von Station zu Station zu gelangen, stets mehrere Stunden unterwegs sein müssen. Meistens sind diese Fuhrleute Tataren, die mit höchst seltenen Ausnahmen strikte nach dem Koran leben und keine geistigen Getränke genießen. Diesem Umstande ist auch meines Erachtens ihre Ausdauer, ihre körperliche Thätigkeit und ihre große Willenskraft zuzuschreiben.“ Es erfroren bekanntlich Karl dem XII. auf einem kurzen Zuge nach Gladitsch 3000 bis 4000 Mann, die sich mit Brantwein gegen die Kälte gestärkt hatten. Seit

bieten, nicht erfassen können oder nicht erfassen wollen? Hat Luise Reuter, die ihren Mann dem Leben und der Dichtkunst durch ihr geduldig und sorglich stilles Walten wiedergegeben, dem deutschen Volke nicht mehr geleistet, als wenn sie selber etliche Bände mittelmäßiger Verse gedichtet hätte? — Wäre es einem klugen, guten Weibe nicht vielleicht doch gelungen, den unglücklichen Grabbe zu retten, dass sein Genie sich nicht frühzeitig in wahnsinnigen Bizarrerien aufgerieben und er zu äußerer und innerer Klarheit und Ruhe gelangt, noch ein volles, reines Kunstwerk uns hätte schenken können? — Hat Lenaus Mutter in tapferer Liebe und nimmermüder Zärtlichkeit für den Sohn nicht mehr geleistet als die herzenskalte, schöngeistige Mama Schopenhauer mit ihren vielen, längst verschollenen Romanen? — —

Das Losungswort der Frau heißt heute „Selbsterziehung", — ist aber gleichbedeutend geworden mit der ausschließlichen Pflege der eigenen Individualität und dem rücksichtslosen Hinwegräumen von allem was dabei stört; ein Grundsatz, dem auch die dichterische Verklärung nicht fehlt, wie Ibsens Nora beweist. Man nennt das „sich ausleben", während man früher dergleichen kurzweg als Egoismus bezeichnete. — Wenn also die Selbsterziehung der Frauen damit beginnt, dass sie ihre ersten und nächsten Pflichten — wie Nora — in den Wind schlagen, dann sind allerdings die Liliths auf bestem Wege! — Die Evas aber werden wohl immer sich selbst vergessen über ihre Liebe und Aufopferung für Vater und Mutter, für Mann und Kind, und werden mit sorglichen Händen das wärmende, reinigende, heilige Feuer hüten auf dem nun so arg bedrohten häuslichen Herd!

---

# Was die Trinker für Ausreden haben.

Nach **Dr. Franz Schönenberger.**

Ueber kein Gebiet der Ernährung herrschen so viele und so große Irrlehren wie über die Frage: „Was soll der Mensch trinken?" Wissenschaftliche Thatsachen, die tägliche Erfahrung, das Handgreiflichste wird auf den Kopf gestellt, um dem Genusse von Wein, Bier und Brantwein mit Gewissensruhe fröhnen zu können. All die hohlen Phrasen von erwärmender und ernährender Wirkung des Alkohols sind schon tausendmal widerlegt worden, aber die große Menge will nicht hören und sucht sich durch alberne Ausreden und Erfindungen zu täuschen. In dem stolzen Bewusstsein, soviel Energie und Kraft zu besitzen, um sich immer ein „genug" zurufen zu können, empört sich das Gros der Bier- und Weintrinker über die „Schwachen", die „Unmäßigen". Am

Muskeln, als die Sorglosigkeit, die vermeintliche Hebung der Kräfte, die Bierwitze und die thörichten Wetten.

„Aber ich bin schwach und muss mich stärken, ich brauche ein kräftiges, gutes Nährmittel, darum trinke ich Wein und Bier.“ Und dazu benutzt du ein Gift?! Alkohol ist ein schweres Gift für den Menschen; dies ist eine allgemein anerkannte wissenschaftliche Thatsache! Früher schrieb man dem Alkohol fälschlicher Weise hohen Nährwert zu, doch jetzt ist nicht viel mehr als der „alte Glaube“ an ihm übrig geblieben.

„Ich gebrauche den Cognac und den Rothwein für meinen kranken Magen“, wendet jemand ein. — Wofür gebrauchst du den Alkohol nicht? Gegen Kopfschmerzen und Reißen, bei Herzkrampf und Athemnoth, bei zu schnellem und bei zu langsamem Puls, bei kalten Füßen und Schwindelanfall, als Schlafmittel und zur Anregung der Lebensgeister, gegen Schwindsucht und gegen Cholera — immer dasselbe Mittel! Man muss sich wundern, dass die Ärzte bei solch einem Allheilmittel noch zu thun haben. Eine Ausrede ist deine Entschuldigung; sage doch lieber: ich trinke Wein, Bier und Schnaps, weil ich es gern trinke!

„Nach des Tages Arbeit muss ich mich erholen, ich möchte auch einmal lustig sein.“ — Diese Worte zeigen so recht, wie tief die Trinkunsitte eingewurzelt ist und wie wenig Menschen das Leben zu genießen verstehen! Der Ärmste weiß nicht, dass die edelste Begeisterung, die höchste Freude, die wunderbarste Stimmung mit dem Alkohol nichts zu thun hat. Erholung soll und muss jeder Mensch haben, aber sie soll dem Körper nützen und nicht schaden! Der Enthaltsame kann am anderen Morgen mit Freude an die schönen Stunden der Freundschaft denken und braucht sich über voreilig geschlossene Freundschaften keine Vorwürfe zu machen! Des Trinkers Freude und Heiterkeit ist ein Product der lähmenden Wirkung des Alkohols, denn die Lähmung der Gehirnfunctionen ist keine gleichmäßige; zuerst wird die höhere geistige Thätigkeit gelähmt, die im nüchternen Zustande als nützliche Hemmungsvorrichtung wirkt. Wenn aber die Zügel der Kritik, der Einsicht und Überlegung gelockert werden, dann geht es „zügellos“ zu; die Zunge wird gelöst — der Schüchterne wird dreist, lebhaft und unternehmend. Jeder fühlt sich gehoben, klug, weise, geistreich, nur der Nüchterne, der zufällig dazu kommt, merkt nichts von Geist!

„Ich muss mir die Sorgen wegspülen“, antwortet jemand, aber er denkt nicht daran, dass das „Wegspülen“ Geld kostet und die Sorgen davon nicht kleiner werden. Der Wein verscheucht die Sorgen — aber nur bis morgen!

Die letzte Ausrede des Alkoholfreundes ist die schwerwiegendste: „Mein Beruf erlaubt es mir nicht.“ Damit wälzt er die Schuld von sich ab, und stempelt sich zum Märtyrer!

langem ist den russischen Soldaten bei Wintermärschen der Wutki strengstens untersagt. Die Nordpolfahrer Weyprecht, Roß, Nansen und andere bekunden übereinstimmend, dass man nur bei Meidung aller Alkoholika gegen die große Kälte gewappnet sei.

„Aber mir ist so schrecklich heiß“, erwidert ein anderer, „ich trinke gegen die Hitze.“ Der Sprecher scheint keine Erfahrung über Strapazen in der Hitze zu haben; Livingstone, der Jahrzehnte im heißen Afrika zugebracht, schreibt: „Ich habe über 20 Jahre nach dem Grundsatze der völligen Enthaltsamkeit gelebt; meine Meinung ist, dass die schwersten Arbeiten, die größten Strapazen ohne alkoholische Getränke ertragen werden können.“ Dasselbe bestätigen andere Afrikareisende, wie Peters, Emin Pascha, Graf von Götzen, Stanley, Hauptmann Hutten u. a.: „Es gibt in den Tropen keinen besseren Zustand für den Europäer als gänzliche Enthaltsamkeit aller geistigen Getränke.“ Unsere Colonisten sollen das Trinken lassen, dann werden sie die Ausrede „Tropenkoller“ nicht gebrauchen müssen!

„Ich muss schwer arbeiten und brauche den Schnaps, den Wein und das Bier“ — so reden diejenigen, die von Jugend auf gewohnt sind, die Flasche mit zur Arbeit zu nehmen und die noch nie gehört haben, dass Alkohol nicht stärkt, sondern nur antreibt, indem er das Müdigkeitsgefühl betäubt. Alkohol ist stets nur „Peitsche“, nie aber „Hafer“! „Die augenblickliche Stärkung ist ein Pendelschlag“, sagt Professor Binz, „dem naturgemäß der entsprechend starke Ausschlag nach der anderen Seite folgt; der Gegenausschlag aber ist die Lähmung.“ Überall wo große, andauernde körperliche Arbeit geleistet werden soll, wird der Abstinenz gehuldigt: Sportbeflissene aller Art, Radfahrer, Schwimmer, Reiter, Ruderer leben während ihrer Trainierzeit ohne Alkohol, um ihre Leistungsfähigkeit aufs höchste zu spannen. „Nehmt keinen Alkohol, wenn ihr einen Treffer erzielen wollt“, sagen die Schweizer Schützen und leben wochenlang vor dem Preisschießen abstinent! — „Gebraucht keinen Alkohol, wenn ihr ein guter Ballspieler sein wollt“, sagt Grace, der Meister von England. — „Gebraucht keinen Alkohol, wenn ihr ein guter Fußgänger sein wollt“, sagte Weston, der die halbe Welt zu Fuß bereist hat. — „Gebraucht keinen Alkohol, wenn ihr ein guter Reiter sein wollt“, sagte Houlan, der alle Reiter hinter sich ließ. — „Gebraucht keinen Alkohol, wenn ihr ein guter Schwimmer sein wollt“, sagte Kapitän Webb, der den Canal durchschwommen hat. — Nur du allein sagst, ich bringe meine Arbeit ohne Alkohol nicht fertig!

Was man als anregende Wirkung des Alkohols ansah, hat die Wissenschaft als Lähmung erwiesen: Der rothe Kopf und die blaue Nase des Trinkers sind ebenso eine Folge von Lähmung der Nerven und der

ändert. Der chronische Katarrh des Rachens und der chronische Magenkatarrh des Trinkers sind allgemein bekannt. Dass die unheilbaren Nieren- und Leberleiden zum großen Theil Folgen des Alkohols sind, hat leider schon mancher zu spät erfahren müssen. Als Nervengift kennzeichnet sich der Alkohol schon durch seine lähmende Wirkung am Gehirn.

Die Blutgefäße des Trinkers verkalken und verlieren ihre Elasticität. Dem Herzen wird dadurch erhöhte Arbeit zugemuthet. Die große Flüssigkeitsaufnahme des Biertrinkers vergrößert die Herzarbeit noch mehr, so dass das Herz an Umfang zunehmen muss, um die erhöhte Arbeit zu leisten! Diese Überarbeitung leistet das Herz nicht lange, mit einem Herzschlag legt es seine Arbeit nieder.

Aber die offenkundigen Schädigungen sind nicht die schlimmsten; der Alkohol ist ein Heuchler, er schadet im Hinterhalte, indem er die Widerstandskraft gegen Erkrankungen untergräbt, so dass ein anscheinend ganz mäßiger Gewohnheitstrinker, der mit vollem Brustton seine Gesundheit preist und laut verkündet, mir schadet mein Gläschen nicht, einer Lungenentzündung oder einer anderen Infectionskrankheit leicht erliegt, die der gesunde, normale Körper gut überstehen würde.

Die Berufe, in welchen viel Gelegenheit zum Trinken gegeben ist, haben daher die größte Sterblichkeit! Setzt man die Sterblichkeit der Geistlichen, die am geringsten ist, auf 100, so ergibt sich für die Brauer die Zahl 245, die Wirte und Brantweinhändler 275 und die Kellner 397!

Der Alkohol schadet aber den Trinkern nicht allein, er schwächt auch den Gesundheitszustand seiner Nachkommen. Die Idiotenanstalten und die Anstalten für Epileptische liefern schreckliche Beweise dafür, dass die Sünden der Väter an den Kindern heimgesucht werden.

Wie grausam sind doch die Eltern, die ihren Kindern Wein und Bier verabreichen! Sie thun es zwar alle in dem Glauben, ihnen Gutes zu thun, und doch rauben sie ihren Kindern das Theuerste: die widerstandskräftige Natur! Professor Dr. Kräpelin, Irrenanstaltsdirector von Heidelberg, sagt: „Am verheerendsten aber verwüstet der Alkohol das Nervensystem des Kindes. Wissen wir doch heute, dass es kein sichereres Mittel gibt, Idioten zu erzeugen, als die dauernde Darreichung des Alkohols. Tausende von Müttern vergiften in regelrechter Weise ihre Lieblinge durch ein Mittel, welches sie verdummt, schlaff und energielos und nach Umständen zu körperlichen und geistigen Krüppeln macht.“

Professor von Krafft-Ebing sagt: „Leider ist es jetzt recht traurig um die Trinksitten bestellt, es herrscht eine schlimme Zeit, und wenn die derzeitigen Zustände ungehindert ihren Fortgang nehmen, dann wahrlich müssen wir im Ernst besorgt sein um die geistige, sittliche und körperliche Wohlfahrt unserer Nachkommen.“

Es ist nicht zu leugnen, dass die Trinksitten einen mächtigen Zwang ausüben und viele haben nicht die Kraft und den Muth, diesen Zwang zu brechen. Aber trinkst du nur dann, wenn du musst? Du kommst fünf Minuten vor Abgang des Zuges am Bahnhof an — eine Gelegenheit für einen Schoppen! Du hast eine freudige Nachricht erhalten — mit einem Schoppen muss die Freude begossen werden! Ein Bekannter ist dir gestorben — hinunter mit dem Schmerz, ein Schoppen muss es besorgen! Wer zwingt dich denn? Würde dein Beruf darunter leiden? Gewinnst du an Ansehen bei den Einsichtsvollen und Verständigen? Wie tief die Trinksitten in unserem Volke wurzeln, ist am besten daraus zu erkennen, dass Jung und Alt sich gern mit dem Bierseidel in der Hand verewigen lässt! Man betrachte nur die Gruppenbilder an der Wand! Nicht nur Studenten lassen sich mit dem Humpen photographieren, um zu zeigen, wo sie am liebsten ihre Studienzeit verbringen, auch die „tapferen Krieger", die Scat- und Kegelbrüder, die Sangesfreunde, die Commis, die Turner, die Fleischer-Innungen 2c., sie alle zeigen unbewusst, was das schönste an ihrem Verein ist: das Trinken!

Die große Menge trinkt aus Unverstand, aus Gewohnheit, aus Langeweile. Sie wissen mit der freien Zeit nichts anzufangen. Diese Öde und Leere, dieser Stumpfsinn kommt dem Trinker garnicht zum Bewusstsein. Mit dem Glockenschlage zieht es ihn zur Kneipe, um den hundertmal gekauten Kohl noch einmal zu kauen. Bei Bier und Tabaksdunst „erholt" er sich von des Tages Last und Plage. Mit dumpfem Kopf und der gehörigen Bettschwere sucht er sein Heim auf, um am anderen Morgen mürrisch und unaufgelegt seine Tretmaschine „Beruf" in Gang zu bringen.

Um den Trinkzwang zu brechen, muss man nicht nur Einsicht, sondern vor allem Willenskraft und Muth besitzen. Die Statistik weist nach, dass es keinen Beruf gibt, in dem man nicht ohne Alkohol leben kann!

Der Alkohol, wie er im Wein, Bier und Schnaps getrunken wird, ist also absolut unnöthig, und das viele Geld ist nutzlos vergeudet. Deutschland gibt in jedem Jahre drei Milliarden Mark für Alkohol aus, doppelt soviel als der gesammte Reichshaushalt ausmacht.

Wenn es doch nur vergeudet wäre, aber Alkohol ist ein Gift und eine Ursache vieler Erkrankungen! Charles Darwin sagt: „Durch meine, meines Vaters und meines Grossvaters lange Erfahrungen, die sich über mehr als ein Jahrhundert erstrecken, bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass keine andere Ursache so viel Leiden, Krankheit und Elend erzeugt, als der Genuss alkoholischer Getränke." Alle Organe des Menschen werden von diesem Gifte in ihren Functionen gestört und krankhaft ver-

wüste Felskegel des Stoderzinken auf. Die an 2100 Meter hohe Bergspitze des Stoderzinken war des Tages Ziel. Ein guter Weg, so hörte ich, soll eine Karrenfahrt erlauben bis fast hinauf — das war zu wagen.

Das erste, was in Gröbming uns grüßt, ist die evangelische Kirche. Die Gröbminger Bauern gehörten bei der Gegenreformation zu den hartnäckigsten, die am Evangelismus festhielten. Endlich mit Gewalt gezwungen, wurden sie äußerlich katholisch; als jedoch das Toleranzedict kam, bekannte sich hier, wie im nahen Schladming und in der Ramsau, ein großer Theil der Bevölkerung wieder zum Protestantismus. Die Evangelischen vereinigten sich 1810 zu Gemeinden und erbauten Kirchen.

Am Tage meiner Ankunft gab es im Orte Gröbming nervöse Aufregung. Der Blitz! Der Blitzschlag! — Aber es stand doch nicht ein Wölkchen am Himmel. Ein paar Tage vorher hatte mitten im Markte der Blitz eingeschlagen, zwar nicht gezündet, an Gebäuden nichts beschädigt, nur im Stalle ein paar Thiere betäubt — aber doch eingeschlagen. Ein Pferd war davon zu Boden gestürzt, so auch ein Schwein — nichts weiter. Doch der Blitz hat's gethan! Ein unerhörtes Ereignis. Seit Menschengedenken, seit der Ort Gröbming eine Geschichte hat, war in diesem Hochthale kein Blitzschlag vorgekommen. Der Blitzableiter war hier ein unbekanntes Ding. Wallten die Wetterwolken noch so drohend nieder an den Wänden, die Gröbminger brauchten nicht zu bangen, es kam kein Hagel und kein Schlag. Den Kamp halten die Leute für den Blitzableiter, und man könne es sehen, wie bei Gewittern aus den niedrigeren Wänden der Feuerstrahl springe, himmelwärts zucke und oben in die Zinnen fahre. Dann rollen manchmal Felsstücke nieder und schlagen, wenn es nächtig ist, Funken aus den Wänden. Und nun hatte auf einmal ein Strahl den Felsenbann gebrochen und war niedergefahren mitten ins Menschennest. Hoffentlich kommt ein zweiter sobald nicht wieder; doch mancher Gröbminger wird von nun an die Zeitrechnung führen: Seit dem Blitzschlag.

Im Orte wurde nach einem jener Karren gesucht, die von Pferden auf den Stoderzinken gezogen werden. Aber es war Erntezeit und da führt der Landmann lieber Garben in die Scheune, als Poeten auf die Berge, maßen er von seinem Standpunkt aus mit Recht die Berge und die Poeten für ziemlich überflüssig hält, am überflüssigsten aber das auf den Berg fahren, wenn einer oben nichts zu thun hat. Das ist reine Vernunft. Doch wer selig sein will, der muss auf die Vernunft verzichten.

Es war vier Uhr nachmittags geworden, und je klarer das hohe Felsenhaupt auf mich niederblaute, je unmöglicher es sich zeigte, einen

Der Trinker wird nur durch völlige Enthaltsamkeit gerettet, wer aber einen Trinker retten will, muss ihm mit gutem Beispiel vorangehen. Das ist ein Fundamentalsatz in der Behandlung des Alkoholikers. John Wesley sagt: „Es ist ein Gift im Becher, wirf ihn weg. Und wenn du sagst, es ist kein Gift für mich, so sage ich: wirf ihn weg um deines Bruders Willen! Dein Beispiel könnte ihn vielleicht ermuntern auch zu trinken. Weshalb sollst du mit deiner Stärke deinen Bruder zu Falle bringen?"

Die Trinksitten der Gebildeten und Gutsituierten sind die Krebsschäden des Volkes: daher ist es eine heilige Pflicht, an dem Kampfe gegen den Alkohol mitzuarbeiten. Ganz besonders aber können die Erzieher und die gesundheitlichen Berather des Volkes, die Lehrer, die Geistlichen und die Ärzte durch das Beispiel der Enthaltsamkeit wirken! „Das Gefühl des Unwillens über den Spott, welchen die Alkoholgegner nicht selten von einer gedankenlosen Menge zu ertragen haben, schwindet vollständig, wenn man sich sagen kann, dass man thatkräftig und mit fester Überzeugung für eine gute und nützliche Sache eingetreten ist." (Prof. Strümpell.) Und Prof. Bunge sagt: „Wir müssen den Hut ziehen vor jedem Menschen, der den Muth hat gegen herrschende Meinungen aufzutreten. Die große Kunst, die größte von allen: die Kunst zu leben, kann keine Fortschritte machen, wenn jeder gedankenlos nachmacht, was andere vor ihm gethan."

---

# Auf dem Stoderzinken.

Ein Bergstieg von **Peter Rosegger.**

Alpenfroher Leser, heute komm' mit mir. Bist du ein „Auswärtiger", so führe ich dich in die Steiermark zu großen Dingen, bist du ein Steirer, so zeige ich dir etwas Heimatliches, das du vielleicht noch nicht kennst. Es soll dich freuen.

An einem klaren Septembertage dieses Jahres fuhr ich durch das Ennsthal hinauf bis zur Station Gröbming. Da der Ort in einiger Entfernung hinten oben auf einer Hochebene liegt, ich aber von überstandener Krankheit noch erschöpft war, so nutzte ich das Postwägelchen, das mich auf der Zickzackstraße in einer halben Stunde hinaufbrachte in den Markt Gröbming. Er liegt am Fuße des im Norden senkrecht aufsteigenden Kamps, dessen zerklüftete und zerrissene Zinnen kammartig den Himmel striegeln. Rechts an ihm ragt der Grimming herüber und links, durch eine Schlucht „in die Öfen" vom Kamp getrennt, steigt der

oberhalb des Weges zwischen schütter bestandenen, wetterzerzausten Fichten und Kiefern. Und aus diesem Hause war ein Mann hervorgetreten, dem vorausgehende Touristen den nahenden, von ihm geladenen Poeten verkündet hatten. Frohgemuth kam er mir entgegen, führte mich ins Alpenhaus, das er sich hier, 1900 Meter hoch, für den Sommer erbaut hatte, führte mich vor seine Familie, eine frisch heitere Tochter und eine nicht minder frisch heitere Mutter von sechsundachtzig Jahren, die jeden Tag tapfer ihre Ausflüge machen in die Hänge, Wände und auf die Höhen! Da gabs einen fröhlichen Abend, dem im Dachstübchen eine kurze Råst folgte. An den Balken rüttelte der Wind; bange blickte ich nach den Sternen aus, ob sie noch da seien, oder nicht schon der Nebel alles eindeckte. — Denk' nicht daran und schlafe! sagte ich mir, ein ausgeruhter Körper ist mehr wert als ein heiterer Morgen! — Das war zu prosaisch gedacht, um wahr zu sein. Nicht einen Augenblick hatte ich geschlafen und als es in der Kammer zu tagen begann, hob ich den Kopf, blickte durch das Fenster und erschrak wonnig. Da draußen stand er, hinter den nahen knorrigen Fichten des Kogels stand er breit und hoch auf mit seinen Wänden, Eisfeldern und spitzen Kegeln — der Dachstein. Ganz schreckhaft nahe. Und in welchem Lichte! Nicht Nacht und nicht Tag. Ein mattes, schauerlich schönes Rosa war ausgegossen über Baum, Stein und Eis, ein Licht, wie ich es noch nie gesehen auf Erden — gleichsam das Licht der Ewigkeit. Kaum seliger erschauernd können die Todten auferstehen am jüngsten Tage, als ich jetzt aus dem Bette stieg und unter leisem Beben an Leib und Seele mir die Kleider überwarf. Um die Majestät würdig begrüßen zu können, wollte ich mich noch rasch waschen, als aber diese Vorbereitung vorüber war, hätte das heilige Rosa aufgehört und der Dachstein stand blaß und kalt in gewöhnlicher Morgendämmerung.

Ich stieg die Treppe hinab und trat vor das Haus. Nun hatte sich das Bild noch ungeahnt vergrößert. An den linksseitigen Abhängen des Dachsteinstockes, fast noch von Nacht gefüllt, lag das Ennsthal, ein paar lichtere Punkte deuteten Haus und Schladming an. Fern hinter dem obersten Ende des Thales die weißen Häupter des Großglockners und des Venedigers. Diese Spitzen begannen nun sachte von oben herab zu glühen, wie Eisen glüht in dunkler Schmiede, und in den nächsten Augenblicken glühten auch die Gletscher des Dachsteins, zuerst in Punkten, dann an den obersten Rändern, endlich in ganzen breiten Tafeln bis herab zu den Moränen. Darüber und dazwischen standen dunkel die spitzen Felskegel auf, die dieses Gebirge seltsam kennzeichnen. — Der Augenblick war so feierlich, dass ich hätte aufs Knie sinken mögen, dem Gottvater dankend, dass er in so wunderbarer Gestalt sich mir zeigte. Ich gedachte zur Stunde der fernen Meinen, die im Schlafe dahinliegen

Karren aufzutreiben, je leidenschaftlicher wurde mein Wille, oben zu sein. Endlich war ein Wägelchen vorhanden, das mich über das handebene Thal bis in das Dorf Winkel und von dort bis an den Fuß des Berges führte. Und gleichzeitig war ein Führer gefunden, der mich begleiten, meinen Rucksack, meinen Überrock und wenn nöthig auch meinen Leib tragen konnte. Als der Wagen umkehrte, war es fünf Uhr, ich stand am Fuße des gewaltigen Berges, vor mir einen stundenlangen Anstieg, unterwegs kein Dach, oben ein Ungewisses, und ungewiss, ob die Kraft des Reconvalescenten reichen würde. Aber daran dachte ich nicht. Mit jener süßen, belebenden Ungeduld, die jeden Touristen erfasst, wenn er anzusteigen beginnt, hub ich an zu gehen, den Führer hinter mir, mit der Weisung, unterwegs auch nicht ein einziges Wort zu sprechen. Durch den schattendunklen Dürrenbachgraben (links der bewaldete Kulmrücken, rechts die hohen Wände des Stoderzinken, die zwischen den Wipfeln niederleuchten) führt ein prächtiger Weg sachte anwärts, eine Stunde und länger. Anfangs rieselt ein Wässerlein entgegen, dann wird es still; nur die langsamen Schritte der Bergsteiger knistern im Sand. Kein Stein und keine Baumwurzel und keine Wasserlache, nichts von alledem, was hinderlich sein könnte; ich stieg stillvergnügt sachte dahin. Aber die Zinne des Berges, an der schon die Abendsonne glühte, war immer noch schwindelnd hoch oben, während — nach rückwärts geschaut — der Kamp schon stark einsank. Wir kamen zum Sattel, das Stöderl genannt, wo endlich der langersehnte Ausblick gegen Westen frei wird. Die Berge waren schon abendlich, die Spitzen der Tauern im Verglimmen. Der Weg biegt rechts, hebt sich über den Wald und bindet nun ernstlich mit dem Berg an. In Schlangenwindungen steigt er zwischen dem Gewände hinan. Aber seine vornehmen Allüren lässt er nicht, auch im Hochgewände zwischen Schutthalden und wüsten Blöcken bleibt er der glattbesandete Parkweg, der er unten gewesen. Doch nicht dem Touristencultus ist dieser Weg geweiht, vielmehr einem prosaischen Kohlenbergwerk, das hinten in der Dachsteingegend aufgethan worden. — Auf der Höhe von etwa 1700 Metern ist eine Wasserquelle. Der Führer fragte, ob ich trinken wolle, es sei die letzte, weiter oben gebe es nichts mehr dergleichen, nur noch Bier und Wein. So war es allmählich finster geworden und ich sah hier oben nicht mehr, als was man unten auch sieht — die Sterne des Himmels und die Lichter aus den Ortschaften des Thales. Nur fiel mir an der Bergcontour im Westen eine hohe Masse auf, aus der pechschwarze Kegel in den Himmel hineinstachen. Wir standen auf einem Hochpass, die Kehr genannt, hinter dem der Weg thalwärts jenem Bergwerke zugeht und dem nahen Brünner Touristenhause. Auf das war ich gar nicht angewiesen. Denn auch auf der Passhöhe steht ein Haus,

Es ist auch bei dieser Gelegenheit wieder wahrgenommen worden, dass in unserem Landvolk noch wahres und tiefes Christenthum lebt, das in seiner Milde und Duldung gegen Andersdenkende über die Kirchen geradezu hinausgewachsen ist, ohne sich zu verflachen und zu verwässern. Solche Leute kommen auf den Berg und freuten sich. Anders unser „Bürgerthum". Hier ist die Herzenreligiösität großentheils erstickt im Indifferentismus. Nur wenn es der Geschäftsvorthe il erheischt, kann mancher Krämer oder Wirt, dem sonst alles Religiöse gleichgiltig ist, plötzlich ganz fanatisch sich zu den Katholiken, oder auch zu den Protestanten schlagen. Mit dem heiligen Christ da oben in den Wänden aber ist kein Geschäft zu machen. — Dafür wäre manch anderer gerne hinaufgestiegen. Vielleicht jener katholische Priester, der confessionelle Kämpfer hassend sich flüchten möchte zum Bilde des Heilandes, der alle liebt, die ihn suchen, der alle segnet, die ihn lieben. — Es ist ein rührender Gedanke, der durch dieses Kapellchen auf Alpenhöhe zum Ausdrucke kommt: Friede zwischen den Confessionen! Besonders gut angebracht in unseren Tagen und über einem Thale, in welchem viele Katholiken und Protestanten nebeneinander wohnen.

Und nun vollends empor zum Gipfel des Zinken. Dazu bedurfte es von der Kapelle aus noch eine halbe Stunde Steigens zwischen Gestein und Knieholz hinan bis zum kahlen Scheitel. Wie viele „Touristen" werden hier schon gestanden sein, die der 2000 Meter wegen in drei Stunden hinaufliefen, ohne Natur zu sehen. Nicht etwa, weil Nebel war, sondern weil sie naturblind sind. Wer Natur schauen kann, Natur erleben kann, der erfährt auf diesem Berge eine große Offenbarung. — Das Wort ist natürlich ganz unzulänglich, den Eindruck zu schildern, und doch gibt es, um dem Leser die Sache nahe zu bringen, kein anderes Mittel, als die geographische Lage anzudeuten und Namen aufzuzählen.

Der Spitze des Stoderzinkens bietet sich ein Hochgebirgsbild in großen Zügen. Südlich liegt das breite tiefe Ennsthal, von Selzthal bis Radstatt offen. Jenseits desselben der gewaltige Tauern, eine zwei- und dreifache Kette von Bergkuppen und Spitzen, von welchen der größte Koloss mit seinen schwarzen Wänden und blinkenden Schneefeldern, die Hochwildstelle, uns gerade gegenübersteht. Der noch sichtbare östlichste Punkt dieser Bergkette ist der Hochschwab, der westlichste der wilde Gerlos in Tirol. Die Höchsten, ich nenne nur die Majestäten, nicht ihr Gefolge, stehen in dieser Reihe: der Bösenstein, die Hochwildstelle, der Hochgolling, der Ankogel, der Sonnblick, der Hochnarr, der Großglockner, der Venediger. Die Eisfelder der letzteren leuchten über dem dunklen Urgebirge um so heller auf. Das ist der südliche, der Tauernzug.

Den Westen deckt, alles hoch überragend, die Dachsteingruppe. Die Kegel an derselben, die den Abend zuvor so finster in den Himmel auf-

und nichts ahnen von der Gnade, deren Glanz auf hohem Berge mich umstrahlte. — Als das Gebirge endlich im hellen Sonnenscheine stand, kam die Tochter des Hauses herab. Beide den Blick nach der Herrlichkeit gewendet, sagten wir uns schweigend guten Morgen. Später gestand sie nicht satt werden zu können am Schauen. Schon vier Wochen sei sie da und könne nicht lesen, nicht schreiben, nicht zeichnen, müsse immer schauen und schauen, denn zu jeder Tageszeit und bei jeder Witterung sei die Schönheit eine andere, und immer berückend, bis am Abend das Haupt wie betäubt sei und das Auge berauscht sich schließe.

Weil man auch zum Genusse der Schönheit Kraft braucht, und mehr als man glaubt, so gab's nun ein ausgiebiges Frühstück — und dann gieng's den letzten Höhen des Stoderzinkens zu. Mein Gastherr geleitete mich zwischen dünn verstreuten Knorpelbäumen hinan, durch Alpensträucher und Heidekraut, an dem erst die grünen Knötchen wuchsen, wie unten im Juni. Die noch viel höheren Berge im Nordwesten vielleicht schützen auf dieser Höhe von 2000 Metern die spärliche Vegetation. Der gute Fußsteig geht rechts hin an steilem Hange und in das Gewände. An senkrechten Abgründen dunkelte in den Tiefen der Wald, aus dem wir gestern heraufgestiegen, und dort draußen im Schatten noch lag auf weiter Matte, in einem winzigen Häufchen beisammen der Markt Gröbming. Aus den Hochwänden, über deren Kloben gerade die Sonne herüberfunkelte, klang ein helles Glöcklein und nach einer Biegung um den Felsvorsprung standen wir vor einer Kapelle, deren Wandschrift „Kommet alle zu mir" uns grüßte. An der senkrechten Wand, unter überhängenden Felsen ist sie im Angesichte des langen Ennsthales hingeklebt, davor ein ebenes eingeplanktes Plätzchen, auf dem nur wenige Füße Raum finden können. Die Kapelle ist erst in diesem Sommer gezimmert worden, drinnen auf rohem Stein steht ein Christusbild, von Meister Brandstetter geschnitzt. Mein Gastherr, der Erbauer, hat diese Kapelle das „Friedenskirchle" genannt, ihm aber nicht den Stempel einer kirchlichen Weihe aufdrücken lassen. Es soll weder eine katholische noch eine protestantische „Kirche" sein, nur eine christliche. Kein Bildnis im Alpenlande steht so hoch als dieser Heiland, der mit mildem Auge niederblickt auf die weite Steiermark und mit gehobener Hand ihre Bewohner segnet, die katholischen, wie die evangelischen — alle, die guten Willens sind. Zu der Einweihung, die — wie der Festredner sagte — der Herrgott selbst besorgte im heiligen Tempel der Natur, waren hunderte der Thalbewohner heraufgestiegen. Auch seither kamen Tag für Tag Bauersleute, jung und alt, empor, und ihr Gebet weiht immer von neuem diese Stätte hoch im Gewände zu einer heiligen. Friede den Menschen! ruft das Glöcklein hinaus ins Land, wo heute wieder, wie so oft recht lieblos geeifert wird um kirchliche Confessionen.

wand, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umdräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und in der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit — ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. —

Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther und von der stillen erhabenen Schönheit des Bildes. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennsthal schimmerten die Sandhäufchen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewusst, dass ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft, dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Der Bergrausch, das Verlangen nach den Höhen. Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hatte der Wille das Fleisch überwunden. Für mich bedeutete das Muth und frisches Selbstvertrauen. Bei einem guten Imbiss sammelte sich die Kraft zum Abstiege. Um 2 Uhr mittags war ich auf dem Bahnhofe Gröbming zur Heimfahrt.

Der Stoderzinken ist in höchster Gefahr, ein Zielpunkt der Touristenwelt zu werden. Der Weg an ihm hinauf ist größtentheils so, dass man bloß Schienen zu legen brauchte, und die Ankerstange, um mit dem Zahnradwagen hinaufzufahren. Aber da müssten die Gröbminger sich tummeln mit Zuvorkommenheit, sonst packen es die weiter oben an der Eisenbahnstation Aich an, die einen viel kürzeren Weg auf den Berg haben und ihn eben so gut herrichten können. Von Aich erreicht man bequem in drei Stunden den Gipfel des Stoderzinken, der selbst die Dachsteinaussicht insoweit übertrifft, als man von ihm aus gegenüber so klipp und klar das stolzeste Alpenbild der Steiermark sieht — den Dachstein.

ragten, sind die Scheuchenspitze, der Eselstein, der Koppenkarstein, der hohe Dachstein, umgeben von kleineren Thürmlein, die man hier „Dirndln“ nennt. Der westliche, der Gosaugletscher, ist uns nicht sichtbar. Vom Karlseinfeld blickt nur der obere Rand über den Gjaidstein herab. Der Edelgriesgletscher — der einzige Gletscher Steiermarks — senkt sich links in den Edelgriesgrund. Hingegen wendet der Schladminger Gletscher uns seinen Silberschild zu. Mit dem Fernglase sah ich mehrere Touristenpartien über dieses Eisfeld sich hinanarbeiten. Sie schienen sich kaum zu bewegen. Mit freiem Auge sah ich sie nicht; danach maß ich die Entfernung dieser Bergriesen, die so greifbar nahe und alles um sich niederdrückend dastehen und doch an zwanzig Kilometer entfernt sind. Der Gletscher dacht sich zwischen Kuppen und Riffen ab ins gelbliche Gestein, dieses in das weite flachere Karstgebiet des Kammergebirges, welches mit meinem Zinken ungefähr die gleiche Höhe hat. Dieser Zinken ist der östliche Ausläufer des Dachsteingebirges und hängt so mit ihm zusammen, dass man daran denkt, über alle Kegel und Schluchten, über alle zerrissenen Steinriffe und Kuppen hinweg einen verbindenden Touristenweg anzulegen. Dieser Weg müsste vom Zinken aus eine fast 1000 Meter hohe Steigung überwinden und über Stellen setzen, die jedes Jahr von der Natur anders gemeißelt werden!

Hinter dem im Nordwesten sachte sich senkenden, breiten und karstig gesprenkelten Kammergebirge guckt aus dem Salzkammergut ein halbstädtischer Bengel herüber — der Schafberg. Dann im Norden das Höllengebirge und näher gegen Osten hin das Todtengebirge mit seinem König, dem Hohen Priel. Im Osten die kalkblassen Berge des Gesäuses und uns ganz in der Nähe die zackigen Zinnen des Kamp, hinter welchem die Spitze des Grimming hervorblaut. Werfen wir gegen Norden hin noch einen Blick in die Tiefe, so liegt die Stoderalm mit ihren Sennereien da, mit dem Touristenhaus und mit dem Kohlenbergwerk. Weiterhin ein Meer von Wald bis gegen das Thal von Mitterndorf, das aus der Ferne herauflacht.

Das ist das Rundbild vom Stoderzinken. Man sieht von diesem Berge aus in verhältnismäßiger Nähe die höchsten Berge von vier Kronländern. Das Berückendste aber sind die großen einfachen Contouren, man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, dass sie, von dieser noch immer massigen Höhe aus gesehen, ein classisch schönes, jedem Menschengemüthe unvergessliches Bild geben müssen. Zu meiner Tageszeit zeigte der Rundblick drei ausgesprochene Grundfarben: die Tauernkette braun, der Dachstein röthlich, das Höllen- und Todtengebirge blau.

Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, was uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Fels-

wäre, als Abgrund, als Gletscher vor unserem Auge stünde, es ist, als verschmelze unser geistiges Wesen mit dem Sonnenäther und als sei die Vereinigung zwischen dem Menschen und dem unvergänglichen All gefunden. Ob nun der herbstklare Sonnentag vom Himmel kommt, wie mir an diesem Tage, oder ob Wetter und Stürme uns umdräuen — man ist herausgehoben aus der Gewöhnlichkeit, man fühlt sich in der Winzigkeit groß und in der Gefahr plötzlicher Vergänglichkeit — ewig. Wenn ich auf der Spitze eines hohen Berges anlange, so ist mir das immer wie ein Heimkommen. —

Lange bin ich auf den warmen Steinen gesessen und habe getrunken von der reinen Alpenluft, von dem leuchtenden Himmelsäther und von der stillen erhabenen Schönheit des Bildes. Und dann kam allmählich wieder irdisches Schwergewicht. Tief aus dem Ennsthal schimmerten die Sandhäufchen der Ortschaften herauf, und als ein halbverlorener Klang emporgestiegen kam, da wurde ich mir plötzlich des Wunders bewusst, dass ich hier oben stand. Nach monatelangem Leiden noch erschöpft, dem Arzt, der mich mit Sorgfalt im Hausgarten gefangen halten wollte, gleichsam entlaufen — und nun auf diesem Berg, ohne Müdigkeit zu spüren. Wer hat mich denn heraufgetragen? Der Bergrausch, das Verlangen nach den Höhen. Nicht oft kommt es vor, doch diesmal hatte der Wille das Fleisch überwunden. Für mich bedeutete das Muth und frisches Selbstvertrauen. Bei einem guten Imbiss sammelte sich die Kraft zum Abstiege. Um 2 Uhr mittags war ich auf dem Bahnhofe Gröbming zur Heimfahrt.

Der Stoderzinken ist in höchster Gefahr, ein Zielpunkt der Touristenwelt zu werden. Der Weg an ihm hinauf ist größtentheils so, dass man bloß Schienen zu legen brauchte, und die Ankerstange, um mit dem Zahnradwagen hinaufzufahren. Aber da müssten die Gröbminger sich tummeln mit Zuvorkommenheit, sonst packen es die weiter oben an der Eisenbahnstation Aich an, die einen viel kürzeren Weg auf den Berg haben und ihn eben so gut herrichten können. Von Aich erreicht man bequem in drei Stunden den Gipfel des Stoderzinken, der selbst die Dachsteinaussicht insoweit übertrifft, als man von ihm aus gegenüber so klipp und klar das stolzeste Alpenbild der Steiermark sieht — den Dachstein.

ragten, sind die Scheuchenspitze, der Eselstein, der Koppenkarstein, der hohe Dachstein, umgeben von kleineren Thürmlein, die man hier „Tirnöln" nennt. Der westliche, der Gosaugletscher, ist uns nicht sichtbar. Vom Karlseinfeld blickt nur der obere Rand über den Gjaidstein herab. Der Edelgriesgletscher — der einzige Gletscher Steiermarks — senkt sich links in den Edelgriesgrund. Hingegen wendet der Schladminger Gletscher uns seinen Silberschild zu. Mit dem Fernglase sah ich mehrere Touristenpartien über dieses Eisfeld sich hinanarbeiten. Sie schienen sich kaum zu bewegen. Mit freiem Auge sah ich sie nicht; danach maß ich die Entfernung dieser Bergriesen, die so greifbar nahe und alles um sich niederdrückend dastehen und doch an zwanzig Kilometer entfernt sind. Der Gletscher dacht sich zwischen Kuppen und Riffen ab ins gelbliche Gestein, dieses in das weite flachere Karstgebiet des Kammergebirges, welches mit meinem Zinken ungefähr die gleiche Höhe hat. Dieser Zinken ist der östliche Ausläufer des Dachsteingebirges und hängt so mit ihm zusammen, dass man daran denkt, über alle Kegel und Schluchten, über alle zerrissenen Steinriffe und Kuppen hinweg einen verbindenden Touristenweg anzulegen. Dieser Weg müsste vom Zinken aus eine fast 1000 Meter hohe Steigung überwinden und über Stellen setzen, die jedes Jahr von der Natur anders gemeißelt werden!

Hinter dem im Nordwesten sachte sich senkenden, breiten und karstig gesprenkelten Kammergebirge guckt aus dem Salzkammergut ein halbstädtischer Bengel herüber — der Schafberg. Dann im Norden das Höllengebirge und näher gegen Osten hin das Todtengebirge mit seinem König, dem Hohen Priel. Im Osten die kalkblassen Berge des Gesäuses und uns ganz in der Nähe die zackigen Zinnen des Kamp, hinter welchem die Spitze des Grimming hervorblaut. Werfen wir gegen Norden hin noch einen Blick in die Tiefe, so liegt die Stoderalm mit ihren Sennereien da, mit dem Touristenhaus und mit dem Kohlenbergwerk. Weiterhin ein Meer von Wald bis gegen das Thal von Mitterndorf, das aus der Ferne herauflacht.

Das ist das Rundbild vom Stoderzinken. Man sieht von diesem Berge aus in verhältnismäßiger Nähe die höchsten Berge von vier Kronländern. Das Berückendste aber sind die großen einfachen Contouren, man denkt, der Weltgeist habe die Bergzüge eigens so gruppiert, dass sie, von dieser noch immer massigen Höhe aus gesehen, ein classisch schönes, jedem Menschengemüthe unvergessliches Bild geben müssen. Zu meiner Tageszeit zeigte der Rundblick drei ausgesprochene Grundfarben: die Tauernkette braun, der Dachstein röthlich, das Höllen- und Todtengebirge blau.

Doch an dem landschaftlichen Bilde allein liegt's ja nicht. Es ist etwas anderes, ganz Geheimnisvolles, was uns mitnimmt und gegeben wird. Es ist, wie wenn unsere Seele Gestalten bekäme und als Fels-

# Die Anti-Grabkranzbewegung.

Seit einiger Zeit ist es Brauch geworden, statt das Grab lieber Verstorbener zu bekränzen, einen Betrag für die Armen zu geben. Gegen die Antikranzbewegung führen die Gärtner nun Beschwerde, und die Blumenhändler sollen sich sogar an den Kaiser um Abhilfe gewendet haben. In der Kapuzinergruft zu Wien sieht man sehr wenige und nur einfache Kränze; man weiß nun nicht, soll der Kaiser zu Gunsten der Kränzeverkäufer selber mehr Ankäufe machen, oder soll er einen kaiserlichen Erlass herausgeben, daß jedermann das Grab der Seinigen mit einem Kranz zu schmücken habe? Dann kommen am Ende auch die Wachszieher mit ihren Ansprüchen, bei Begräbnissen wieder so viele Kerzen zu verbrennen wie einst, und es kommt gar die Steinmetzinnung mit dem Verlangen, man möge auf die Gräber stets Grabsteine setzen lassen, statt Holz- oder Gußeisenkreuze. Die Dichtergilde rührt sich am Ende auch, dass man bei Todesfällen mehr Inschriften, Trauergedichte und Nekrologe verfassen lassen solle, weil sonst die Poeten am Hungertuche nagen müßten.

Ich wünsche den Gärtnern von Herzen ein einträgliches Gewerbe, auch die Kranzhändler mögen ihre Geschäfte machen, nur nicht etwa auf Kosten der armen Kranzbinder, die freilich durch den neuen Brauch empfindlich getroffen werden. Aber für diese Leute muss in anderer Weise etwas gethan werden. Todesfälle sind nicht dazu da, um den Gewerben aufzuhelfen; bei Todesfällen hat man seit jeher direct an die Armen gedacht. Die Kirche hat zum Troste der Seelen das Almosengeben empfohlen, nicht aber den Gräberaufputz.

Die Kranzsitte ist noch nicht alt und ist in den letzten Jahren zur Unsitte geworden, zu einem lächerlichen Luxus, und der schickt sich doch nicht für das tiefe ernste Fest. Ärmere Leute geben oft ihren letzten Groschen für einen Grabkranz aus, oder für mehrere, um vor anderen nicht zurück zu bleiben. Manche legen einen ganzen Haufen Grünes aufs Grab. Man durchschreite einige Tage nach Allerseelen den Friedhof, um zu sehen, was da auf den Gräbern unnütz verwest. Ein Capital. Wie viele Hungernde hätten dafür können gesättigt, wie viele Frierende bekleidet werden! Und diese Sättigung und Bekleidung Armer wäre ja auch — wenn man das will — Gewerbsleuten zu statten gekommen.

Man lege einen einfachen Kranz auf den Sarg und zu Allerseelen einen einfachen Kranz, eine Blume auf das Grab — das ist sinnig und pietätvoll. Vor allem aber denke man dem Heimgegangenen zu Lieb' an die Armen. Wer ihrer nicht in seiner bekannten Umgebung hat, er lege ein wenig Geld in die Hände des Vereins für Armenpflege, der vermöge seiner Einrichtung die Nothleidendsten und Würdigsten kennt, so dass die Gabe in die richtigen Händen kommt.

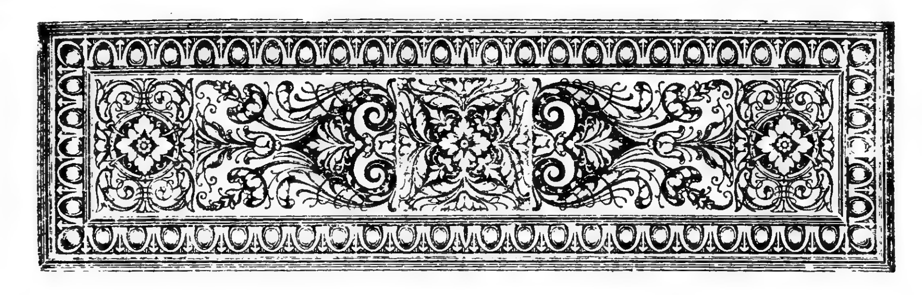
Wenn wir aber Hochzeit halten, dann wollen wir zu den Blumengärtnern und Straußbindern gehen, um sie zu versöhnen und irdische Rosen ins irdische Leben zu flechten. M.

## Lachende Bosheiten.

Früh übt sich der Knabe im Pfeifen, das Mädchen im Tanzen. Später wird's gewöhnlich umgekehrt: da pfeift die Frau und der Mann muss tanzen!

*
* *

Es gibt Menschen, die sind wie Streichhölzer; ihnen muss erst der Kopf gehörig gerieben werden, ehe sie zünden.



# Kleine Laube.

## ’s Löbensgwand.

(Gedicht in oberösterreichischer Mundart von Franz Stelzhamer.[1])

s Löbn hängt als a Gwand
Übern Menschen herab,
Und währt, wanns a oft schlecht wird,
An jeden bis ans Grab.

Viel tragen a prächtigs
Und häufti a schlechts,
Und na hi und da ains
Had a justament rechts.

Kriegn thuet mas vo Gott.
Wie d’ Muntur da Soldat,
Wann a furt muess in Krieg,
Weil ’n ’s Laos troffen had.

Anfrimma derfs kainer
Und sagn: so sollts sein!
Da haißts: Kopf her: und — ’s Mäul ghaltn!
Und stöckan dih drein.

Drum passts a so selten:
Ain’n ploderts, ain’n druckts,
Ain’n is ’s z’ kurz, ain’n is z’ lang,
Den ain’n zwickts, den ain’n juckts.

Ai harbn sö und schelden,
Und zausen dran um,
Bis sis hint und vorn zreißen —
O mein Mensch, wie dumm!

Denn tragn muesst as do,
Und gehts grad oda krump,
Und an zrissena Kerl,
Waißt eh, nennt ma — Lump.

Wer gscheidt is, machts gscheidter,
Wies Sprüwort sait:
Thuet sö ströcken nach da Döcken,
Heut lang, moring brait. —

Gar ’s dümmste is das —
Wies oft gschiecht in da Rasch —
Dass ains wild wird, und wögwirft
Dö ganze Kramasch.

Na, iezt hast a troffen,
Du dampischa Gsöll!
Jetzt stehst da muedanakats —
Geh, pack di in d’ Höll!

In da stockfinstern Höll
Is kain Kind, das die siecht,
Da in Himmel is’s nix für di,
Da is’s viel z’ liecht!

Und dein Gwand, dös alt Glümp,
Siegst, dort liegts und niemd mags,
Bis da Graba voscherrt
Hintern Freidhof vo Tags.

Nu dümmer, als das
Und a gfahlta nu weit,
Is oft wögn den schen’n Gwand
Von an andern da Neid —

Zerst da Neid, aft da Hass,
Bis mar endli dagrimmt,
Dass ma gar ain’n sein Glüftel
Von Leib reißt und nimmt:

Denn kam hast iehms gnumma,
Glangts Gricht um das dein;
Hängt dars af an an Nagel;
Denn du hast das sein!

Und aso findt mas ollwögs
Voll Dummheit und Baoshat und Zorn,
Azwann ainmal döstwögn af da Welt
Wo was anders war worn. —

An bössern is’s: trags mit Geduld,
Bis dein Urlaubzeit kimmt,
Bis da Kaparal — Taod — rechtsum!
Kumadirt, und d’ Muntirung animmt!

---

[1]) Zur Erinnerung an den großen Volksdichter, dessen hundertster-Geburtstag am 19. November 1902 dankbar begangen wurde. Die Red.

## Vor dem Gewitter.

Ins blühende Heidekraut gestreckt
Liegt einsam der sensenmüde Tod,
Den Leib mit grauem Mantel bedeckt,
Auf der Sense blutet das Abendroth.

Drei dunkle Falter flattern im Kreis
Und haschen sich im Liebesspiel.
Die Bienen summen heimwärts leis'
Und achten des schlummernden Todes nicht viel.

Ein Föhrenbaum am Hügel steht,
Dort sitzen Raben in spähender Ruh',
Und wenn nur einer das Auge dreht,
So blicken die andern ihm warnend zu.

Es ist so still. Kein Glockenschlag,
Die Kirchuhr blieb im Dorfe stehn. —
O könnt' ich entfliehen mit dem Tag,
Es wird heut' Nacht viel Unheil geschehn!

Joh. Alboth.

---

## Erfüllung.

Nimm dein Geschick auf dich und sei dein eigener Stern,
Schreite den Pfad deiner Wahl durch das Dickicht der Nacht!
Halte die Brut der gespenstergebärenden Stille dir fern,
Bis aus den Wipfeln der blauende Morgen dir lacht!

O dann hülle den Leib in den strahlenden Panzer des Tags,
Sonnenumflossen, ein Sieger vom Scheitel zur Zeh!
Lausche der sehnenden Geige des Fauns am Raine des Hags,
Schmiege den Arm um den Elfenbeinrücken der Nymphen im See . . .

Hermann Ubell.

---

## Sonderbar.

Es war mir einst in meiner Brust
— Wie ich doch närrisch bin —
Als wüthete mit Geißelhieb
Ein wilder Sturm darin.

Dann wieder war mir himmlisch wohl
Und still und wunderbar . . . .
Ich weiß es selbst nicht, wie's geschah,
Wie eigentlich mir war.

Dann plötzlich war's so heiß, so heiß,
Als griff die Höllenhand
Mit Feuergluten wild hinein
Und steckte sie in Brand.

Dann wieder zitterte darin
Ein wunderholdes Lied,
Wie es der Geist der Liebe singt
Wenn er zur Erde zieht. —

Ich weiß nicht, was so wechselhaft
Bewegte Lust und Schmerz . . . .
Ich glaube fast, es war einmal
In meiner Brust ein Herz.

Gebell-Ennsburg.

# Singvögel.

## Sisyphudie.

Zwei Sonnwend-Sonetten.

I.

Die eif'gen Winde wüthend durch die Lande tosen,
Vernichtend jede letzte welke Spur des Lebens!
Still wirbelt Schnee, in weißen Sternen, flockig losen,
Und deckt — ein Leichentuch! — was all' da war — vergebens . . .

Grau liegt und grau der Himmel. Nur die Raben krächzen;
Scheu bricht ein zitternd Reh wohl durch die dürren Zweige,
Die starr, erbarmungbittend, in der Sturmnoth ächzen —
Todt! alles todt?! — Die Nacht sinkt nieder — . . Schweigen.

— — Was glänzt — ein Licht dort! Licht? — und wieder, wieder eines!
Woher? und wie? — Inmitten weißverschneiter Äste
Ein dunkler Tannenbaum im Glanze hellsten Scheines?

O, Menschen-Glaube! Hoffnung! Aller Weisheit beste!
O, Herz, das ahnend weiß! Entsündigt durch ein reines,
Ein neugeboren Kind! Licht, Licht! O, Heil dem Feste!

---

II.

Und wie die süße Sehnsuchtshoffnung wuchs zum Glauben,
So ward der süße Glaube wahrhaft reine That!
Das Leben siegt; es brach des Frostwinds feindlich Schnauben,
Des immergrünen Hoffnungsbaumes Licht schuf Rath!

Das rosige Kindlein, dem ihr Frierende gehuldigt,
Dem durch die Winternacht zujauchzte eure Kehl' —
Seht, es erwuchs! Gedieh ohn' Sünd' und Schad' und Fehl'
Und heil'gen Willens voll, der euch entsühnt, entschuldigt,

Für immer euch erlöst! Ja, hört doch auch sein Wort!
Es spricht vom ewigen Lenz der mildverklärte Beste,
Was achtet ihr sein nicht? und lebt und lärmt so fort?

O, Menschen-Wahn und Thorheit! aller Sünden größte!
Ihr spottet sein, verlacht, verwundet ihn?! jetzt — Mord!!
Fluch euch! — Das Licht erlosch; und wieder — dürre Äste . .!

Aug. Püringer.

### Freundliche Zeitgenossen.

Manch einer trank sein Gläschen Punsch
Mir zu zum besten Wohle,
Und hatte doch den Lieblingswunsch,
Dass mich der Teufel hole.

Manch einer lobte weit und breit
Mein Schaffen und mein Leben,
Und fand doch nur Gelegenheit,
Mir einen Tritt zu geben!

Otto Promber.

---

## Bekenntnisse eines Arztes.

Von W. Weressajew. Deutsch von Heinrich Johannson. (Stuttgart, Robert Lutz. 1902.)

Wieder einmal ein Buch, das in der ganzen civilisierten Welt Aufsehen macht. Und mit Recht, es ist eines der ernstesten, redlichsten und nützlichsten Werke die je geschrieben wurden. Der Verfasser erzählt mit erschütterndem Freimuth seine Erfahrungen als Arzt, seine Enttäuschungen, seine Misserfolge, seine Verzweiflung an der Medicin und — seine Hoffnung auf sie. Oft so trostlos sind seine Enthüllungen aus der ärztlichen Praxis, dass viele Ärzte empört sind darüber, dass ein College solche Amtsgeheimnisse vor aller Welt aussagt. Mir hat — offen gestanden — der Glaube an die Medicin mehr oder weniger immer gefehlt, ich habe wohl gewusst, dass der Arzt nicht so helfen kann, wie das Volk sich es vorstellt, und je höher der Wert der Medicin gepriesen wurde, je selbstbewusster mancher Arzt auftrat, je größer wurde mein Zweifel, mein Unglaube, meine Abneigung. Seitdem ich nun aber dieses Buch las, von dem sie sagen, es wäre im Interesse des ärztlichen Standes besser ungeschrieben geblieben, seit dem steht dieser Beruf in meinen Augen größer da. Ich sehe, wie titanenhaft sie arbeiten und kämpfen um zu wissen und zu können, wie den Krankheiten die Menschenleben abzuringen sind. Welche Seelenqualen sie dabei durchmachen, bis in manchen Fällen nach vielen Irrthümern endlich das Richtige gefunden wird. Mitleid und Bewunderung für die Ärzte, diese Gefühle wechselten in mir während des Lesens dieses Werkes. Wahre Märtyrer gibt es unter den Ärzten, die den Beruf nicht als Gewerbe betrachten, die den Kranken helfen wollen. Weressajew der junge russische Arzt gesteht ein, wie unendlich gering sein Können ist, trotz unermüdlicher Studien und Forschungen, wie wenigen er geholfen, wie viele er durch sein Irren geschädigt, getödtet hat! Und doch möchte ich gerade diesen Weressajew zu meinem Arzte wählen, denn die gewaltig ernste Auffassung des Berufes, die äußerste Gewissenhaftigkeit, das ganze persönliche Einsetzen für den Kranken, die wahrhaft liebevolle Theilnahme für seinen Seelenzustand, das sind Eigenschaften, die mein Vertrauen wecken, die mir den Arzt zum Freunde machen. Wenn er auch nicht immer helfen kann, wenn er nur sein ganzes Wissen und Können und sein Herz aufbietet, um zu helfen — dann bin ich zufrieden. Wenn alle Ärzte so wären, wie der Verfasser dieses Buches, so gewissenhaft und so aufrichtig, dann würde der ärztliche Stand bei allen vernünftigen Leuten viel höher dastehen als jetzt, da man die Übelstände zu vertuschen pflegt, manchmal charlatanartig vorgeht, während alle Welt über die Ärzte ihre skeptischen Witze macht.

## Der Mutter Bild.

Zuweilen sah im Traume ich
Die Mutter wieder leben,
Wie sie dereinst mit Liebe mich
Hat inniglich umgeben.

Und wachend kommt ein Sehnen mir
Nach dieser Mutter Liebe,
Daſs sie noch einmal weilte hier
Und segnend bei mir bliebe.

Was mir das Leben auch gebracht
An Sorg' und Glückesgaben,
Das Liebste hat die Todesnacht,
Hat mir die Erd' begraben.

Denn so wie diese Mutter gut
Ist niemand mir gewesen,
Dies weiche Herz voll warmem Blut,
D'rin ich die Treu gelesen.

Und jetzt, wo viele Jahre sind
Seit jener Nacht vergangen,
Da sie zum letztenmal uns lind
Und sterbend hat umfangen, —

Und jetzt, wo oft in Alltags Hast
Die Mutter ward vergessen,
Da habe ich in stiller Rast
Im Traume sie besessen.

Und ist der Traum entflohen auch
Wie alle Träume fliehen,
So fühl' ich doch wie Glückes Hauch
In meine Brust es ziehen.

Und Liebe ist es, was d'rin brennt,
Ach, Liebe zu den Meinen,
Die nicht der Tod noch hat getrennt,
Die sich um mich noch einen;

Ach, Liebe, die ich lebend hier
Kann geben und empfangen,
Bis einst, o Mutter, alle wir
Zu Dir sind heimgegangen.

Rosa Fischer.

beschränken, das Bedeutende und das Wichtige hervorzuheben und das Schlechte und Gefährliche zu kennzeichnen, soweit das der Mühe wert ist. Das Unbedeutende werfen sie ganz selbstverständlich einfach unter den Tisch.

Was drängt sich da alles auf den Markt und an die Zeitungen und Zeitschriften heran! Was schreibt da alles und wird alles gedruckt! Sollten denn die Blätter verpflichtet sein, allen Schund zu besprechen, der ihnen zugeschickt wird, weil er sich für Literatur ausgibt? Wenn man so kritiklos druckt, wie es tausendfach geschieht, kann man keine Kritik verlangen. Und sicher ist, dass es eine bessere Kritik gäbe, auch eine bereitwilligere, wenn es eine bescheidenere, sich auf das Nöthige und das Wertvolle beschränkende Production gäbe. Die Übergeschäftigkeit, Hastigkeit, Urtheilslosigkeit und Oberflächlichkeit in der Production sind an allem Elend schuld, über das der Buchhandel klagt: sie reiten den Geschmack des Publicums herunter, sie verbauen dem wirklich Guten den Weg — wer soll es denn herausfinden aus den tausend Nichtigkeiten, die es umdrängen? Der Sortimenter kann es nicht, er wird durch die Massenproduction völlig gelähmt, und es ist schließlich kein Wunder, wenn er zum Bücherhändler wird, dem die Höhe des Rabatts die Leitschnur durch die „Literatur" wird —; und sie versanden den ganzen Fruchtacker, so dass schließlich niemand mehr etwas erntet. Das verrückte und besinnungslose Jagen nach Gewinn schädigt und zerstört das wirklich productive Schaffen — das geistige und das materielle zugleich.

Jedenfalls hört also auch für die Presse die Möglichkeit vollständig auf, einen Überblick über das, womit sie überschüttet wird, zu erhalten und zu geben. Das Gute leidet dabei mit dem Schlechten, alles zusammen muss ihr zu lästigem Plunder werden, den man sich vom Halse zu halten sucht. Wer soll denn all den Kram lesen? Einen wie großen Stab von Mitarbeitern sollte man sich halten und wieviel Raum sollte man den nützlichen Inseraten entziehen? Es ist doch kein Wunder, wenn die Zeitungsredactionen so denken.

Aber die Verleger ärgern sich natürlich über solche Behandlung. Die vernünftigen empfinden den Zustand mit schwerem Herzen als einen heillosen Missstand. Dass die Presse das gar nicht leisten kann, was von ihr verlangt wird, lässt man unbeachtet. Wer die Verhältnisse mit klaren Augen ansieht, wird nicht auf mehr rechnen und hoffen, als dass ein gutes Buch von den Zeitungsmitarbeitern, denen das angenehme Geschäft obliegt, die Eingänge zu sichten, aus der Masse herausgefunden wird und eine Würdigung erfährt. Geschieht es in vielen Fällen nicht, so wird er seufzen, aber da er die Verhältnisse eben nicht ändern kann, das Unglück mit Fassung tragen. Denn was er zu beklagen hat, ist, dass er einen gehofften Vortheil — die lobende Besprechung, die ihm Absatz hätte schaffen können — nicht erreicht hat, einen Nachtheil hat er nicht oder kaum gehabt. Denn die Recensionsexemplare haben doch im allgemeinen gar keinen Wert! Das heißt, sie sind von der Auflage, die der Gewinnspeculation zu Grunde liegt, abgetrennt oder über sie hinaus gedruckt worden, damit sie der Reclame dienen; als Activum figurieren sie nicht in den Büchern des Verlegers, ihr wirklicher reiner Herstellungswert, d. h. die Kosten, die ihr Mehrdruck verursacht hat, sind den Gesammtkosten der zum Verkauf bestimmten Exemplare eingerechnet oder gehören auf das Reclameconto. Das weiß doch jede Redaction und jeder Zeitungsverleger! Und er weiß auch, dass es, wenn ein Buch gut geht, auf ein paar Exemplare mehr oder weniger bei einer Auflage nicht ankommt, und wenn es nicht geht, doch vollends nicht. Von wieviel Büchern wird aber die Auflage wirklich rein ausverkauft? Aber wenn die Recensionsexemplare auch wirklich als Wertstücke betrachtet werden, sind sie doch nie oder nur in ganz besonderen Fällen — wo es sich um wirklich kostbare Sachen

Besonders merkwürdig an Weressajew ist sein Standpunkt in der Vivisektionsfrage. Wenn man — meint er — die ärztliche Wissenschaft vervollkommnen will zum Heile der Menschen, so ist die Vivisection absolut nothwendig. Auf zahllose medicinische und chirurgische Errungenschaften weist er hin, die nur durch Vivisection möglich geworden seien. Dann aber frägt Weressajew, ob der Mensch wohl auch das Recht habe, zur Verringerung seines Leidens Thiere zu quälen? Ob denn hier nicht schließlich die Moral zu entscheiden hat, wie so oft im Leben, wo ihr materielle Vortheile geopfert werden müssen. Er führt den Ausspruch eines englischen Bischofs an, der es hundertmal vorziehe zu sterben, als sein Leben um den Preis der höllischen Qualen zu retten, denen die Thiere bei der Vivisection ausgesetzt seien. Und wahrlich, sagt Weressajew, die Qualen der Thiere sind bei solchen Versuchen entsetzlich.

Der Verfasser der „Bekenntnisse eines Arztes“ ist — das sieht man auf jeder Seite des Buches — ein ganzer, ein guter und treuer Mensch. Aber er ist auch ein großer Schriftsteller. Sein Buch, das uns einen tiefen und erschütternden Einblick in das Leben des Arztes gewährt und das nach meiner Meinung nur geeignet ist, Sympathie für diesen schweren Beruf zu erwecken, ist gewissenhaft und wahr und glänzend geschrieben. Es hat in kurzer Zeit ungeheuere Verbreitung erlangt, die es verdient. R.

---

## Recensions-Exemplare.

Es gehen augenblicklich Erörterungen über dieses Thema durch die Presse. Als Unparteiischer — Zeitschrift- und Bücherverleger zugleich — erlaube ich mir einige Bemerkungen zu der Sache zu machen. Es ist klar, dass es für den Verleger ärgerlich ist, wenn Bücher, die er zur Besprechung hergibt, nicht besprochen werden, denn sein Zweck, seine Bücher auf eine ihm keine Kosten bereitende Weise bekannt zu machen, geht verloren. Aber den Zeitschriften und Zeitungen daraus eine Verpflichtung abzuleiten, wenn ich ihnen Bücher zum Besprechen zuschicke, dass sie dies nun auch thun, wäre absurd von mir. Es kommt vor allem darauf an, was die Blätter selbst als ihre Verpflichtung anerkennen. Es gab eine Zeit, wo sie es als eine Ehrenpflicht für sich und ihren Lesern gegenüber ansahen, oder wenigstens ihren Nutzen darin fanden, die Literatur aufmerksam zu verfolgen. Das war die Zeit, wo die Inserate noch keine Rolle spielten, wo die Blätter insbesondere auch wegen ihrer Literaturberichte gelesen wurden, und wo es überhaupt noch eine Literatur von allgemeinem Interesse gab, das heißt, wo die Literatur noch einen solchen Umfang und einen solchen Inhalt hatte, dass sie allgemeines Interesse in Anspruch nehmen konnte und auch fand. Dass das heute nicht mehr der Fall ist, weiß jedermann. Die Verhältnisse sind ins Ungemessene gewachsen. Blätter des alten, innerlich bedeutenden, äußerlich bescheidenen Stils gibt es nicht mehr. Die Tagespresse ist vielhundertfach gespalten, hat überwiegend politischen und wirtschaftlichen Inhalt neben der mehr oder wenigen banalen, aber für den großen Haufen wichtigen Tageschronik und ist im übrigen und in der Hauptsache reines Inseratengeschäft; die Literatur ist für die meisten Zeitungen etwas gänzlich Nebensächliches, es gibt nur noch wenige, die eine Ehre darein setzen, ernsthafte und vornehme literarische Kritik zu üben. Und nicht besser steht es bei der Literatur. Kann man denn die ins Ungemessene gewachsene Bücherfabrication überhaupt noch Literatur nennen? Die Journale, die Wochen-, Monats- und Vierteljahrsschriften müssen sich darauf

Euer Hochwürden!

Ich muss Ihnen begeistert sagen, was Sie durch Ihre famose Abfuhr des protestantischen Blattes „Die Wartburg“ vollbracht haben. Nein, das war köstlich. Es ist wirklich Zeit, diesen Lutherischen einmal den Standpunkt klar zu machen. Sie überschwemmen schon das ganze Land. Chronisch werden sie. Hier freut man sich deshalb allerorts Ihres witzigen Schreibebriefes. Recht so! Immer zu so! Solche Streiter braucht die Kirche. Thäten es nur viele! Lassen Sie mir danken für Ihr mannhaftes und schalkhaftes Auftreten. Ich habe schon lange nicht so gelacht, als über Ihren Brief. Christlich ernst ist er und doch so humorvoll. Haben Sie Dank. Es ist erstaunlich, wie geschickt Sie den Spass verwertet haben! Nur zu lange haben wir gezögert. Pharisäerhaft sollten Sie diese Pastorenwirtschaft nennen. Rom allein ist frei davon. Ich sehe es endlich auch ein. Etwas arg ließ ich mich täuschen. Seit Sie sprachen, denke ich anders. Thoren nur können diese Worte missverstehen. Euer Hochwürden! Reichen Sie mir die Hand. Seien Sie mein Führer von jetzt ab. Und verzeihen Sie, dass ich so lange geirrt. Nie werde ich Ihr Vertrauen missbrauchen. Wie Sie aufrichtig und ohne Hintergedanken sind, will auch ich es sein. Überall will ich für Sie eintreten. Redlich will ich Ihre herrliche Kampfesweise verbreiten. Denn unser Volk muss endlich aus dem Schlafe gerüttelt werden. Ihre Methode ist die richtige dazu. Ganz sicher werden wir mit solchen Waffen siegen. Erst musste der tapfere Vorkämpfer kommen. Leuchtend in heiterer Größe ist er erschienen. Unter dem Jubel des katholischen Volkes. Mir graut, wenn ich denke, was ohne Sie aus uns geworden wäre. Preußen hätte uns aufgefressen. Es war schon nahe daran. Rechtzeitiger ist noch kein Retter erschienen. Euer Hochwürden! Ich bin Ihr Sie bewundernder

So und so.

Zum besseren Verständnisse dieses Dankschreibens wird dem Leser empfohlen, von allen einzelnen Sätzen die Anfangsbuchstaben herauszuheben und sie zu einem Satze zusammenzustellen.

---

## Wia da Scher is hingricht' worn.

In da steirischn Gmoansproch von R.

Die Abelsberger Baurn, däs sein ollaweil die Gscheidestn gwen, nemla wohr ah. De hobn wos vastondn, de, weil eahnera die mehrern va da Stodt sein kema und d Londwirtschoft aus n Büachel hobn kennt.

Hiaz hobn sih die Abelsberger Baurn drüba gharbb, dass in Hiabst eahnari Wiesan ollamol vul Erdbäuferla sein gwen. Gonz frisch aufgwüahlti Erdbäuferla. Da Scher is eahner üba d'Wiesn kema. Da Scher? Die noubln Leut sogn Maulwurf, in Salong wird ma gor wul eppa Mundwurf sogn müaßn. Mir sein koani noubln Leut, sein ah nit in Salong — mir sogn: Scher. Nau olßa, do hot der Abelsberger Gmoanvorstond sei Sorg ghobb. Der chatscht mit da Ched (Rede), wia d Steira sogn, won oana s R nit kon aussprechn. Da Gmoanvorstond olsa hot gsogg: „Mitbürga! Da Scheach is do, chedla woh ah. Gfahlt is s mit uns, um unsa Gchos (Gras) kema ma. Wea woas an Chod (Rath)?“ Oba koana hot an Roth gwisst.

handelt — ein Äquivalent für die Besprechung, wie es naiverweise von manchen Verlegern angesehen wird. Der Zeitungs- und der Zeitschriftenverleger gibt das Buch her und bezahlt den Recensenten für das gelieferte Manuskript, erhält also überhaupt kein Äquivalent, die ganze Geschichte geht ihn nichts an — es ist also lächerlich, ihn für irgend etwas haftbar machen zu wollen, wo er nur Gutwilligkeit beweist; und der Recensent leistet mit Lesen, Überlegen und Schreiben eine solche Arbeit (und wie viel muss er oft anlesen, bis er ein Buch findet, das des Besprechens wert ist!), dass sie ihm weder durch das Freiexemplar noch durch das von der Zeitschrift gezahlte Honorar vergolten wird. Wer gibt sich denn auch zu Recensionen her! Thun es berufene und gelehrte Leute, so thun sie es doch nur, wenn eine Sache sie reizt, wenn der Wert oder der Unwert einer Publication ihnen Veranlassung ist, die Sache vor der Öffentlichkeit zu behandeln; im übrigen sind es Leute, für die schon ein kärglicher Arbeitslohn eine Wohlthat ist, und die dann eine klägliche Lohnarbeit liefern. Man sehe nur die Bücherbesprechungen vieler Blätter an! Sie sind nicht soviel wert wie ein Inserat. Nur in wenig Fällen wird wirklich der Wunsch, ein Buch oder eine Publication überhaupt zu besitzen, jemand den Anlass geben, eine Besprechung zu leisten, es also als Äquivalent für die Besprechung zu betrachten; selten hat auch das Buch den Geldwert, den Honorar und Raum kosten, die für die Besprechung aufgewandt werden müssen — wenn die Zeitungen, die von den Inseraten leben, so denken, kann man es ihnen schließlich nicht übel nehmen. Wenn ich Recensionsexemplare verschicke, thue ich es in meinem Gedanken mit der Anrede: „Hier, verehrte Presse, hast du meine Novität, ich würde mich außerordentlich freuen, wenn du Notiz davon nähmst. Hast du keine Gelegenheit oder keine Lust dazu, so betrachte, bitte, das gesandte Buch als Äquivalent für die verursachte Mühewaltung und mache damit, was du willst.“ Mit Recht würde ich nur entrüstet sein, wenn man mir ein Inserat abschwindelte mit der Vorspiegelung, dass das Buch, wenn ich es einsendete, auch besprochen würde, ohne dass dies dann wirklich geschehe, oder wenn es mir dann gar heruntergerissen würde. Ich halte es auch nicht für anständig, wenn man mir ein Recensionsexemplar abverlangt, weil man beabsichtigt, das Buch herunterzureißen. Verlangt man dagegen etwas, was ich selbst ang priesen habe, und findet es dieses Preises nicht wert, dann darf ich mich über eine abfällige Kritik nicht beklagen. J. G.

Dieser den „Grenzboten“ entnommenen Meinung schließt sich der „Heimgarten“ vollinhaltlich an.

---

## Zustimmungs-Schreiben

an den Herrn Pfarrer Otto Link in Großschönach.

Vor Kurzem hat sich ein katholischer Pfarrer im Großherzogthum Baden eine witzige Mystification erlaubt. Es waren dem Manne einige Nummern der evangelischen Zeitschrift „Wartburg“ zugeschickt worden. Dafür schrieb der Pfarrer an die „Wartburg“ einen sehr warmen Dankbrief mit der Nahelegung, ihn zu veröffentlichen. In diesem Briefe steckten derbe Grobheiten, die erst hervortraten, wenn man im Brief nur die ungeraden Zeilen las. Für solchen muthigen Brief haben wir an den Pfarrer Otto Link im Badischen das folgende Anerkennungsschreiben zu übermitteln.




**Henrik Ibsen.** Von Rudolf Lothar (Dichter und Darsteller, Nr. 8). (Leipzig-Wien. Seemann. 1902.) Das vorliegende Literatur- und Lebensbild ist die erste umfassende und vollständige, reich mit illustriertem Material ausgestattete Darstellung in deutscher Sprache, welche den berühmten nordischen Dramatiker behandelt. Sie entstammt der Feder eines feinsinnigen Kenners der modernen Literatur, der auch auf dramatischem Gebiete selbstthätig die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt und welcher in der That mit dem vorliegenden Werke ein literarisch wertvolles, überaus fesselndes Buch geschaffen hat, das uns über Ibsens Leben und geistiges Wirken bis in die jüngste Zeit vollständige Auskunft gibt. Der Verfasser schildert uns dieses Leben von der Jugend des 1828 geborenen Dramatikers an, macht uns mit seinem ganzen Bildungsgange bekannt, mit seinem Aufenthalte in Italien und Deutschland, namentlich in Dresden und München bis zu des Dichters endgiltiger Übersiedlung in seine Heimat nach Christiania. Lothar bietet zahlreiche Einzelheiten aus Ibsens Leben, welche von hohem Interesse erscheinen. Namentlich aber steht damit in Verbindung die Darstellung des geistigen dramatischen Werdeganges des berühmten Mannes, dessen einzelne Werke eingehender ästhetischer Betrachtung und Entwicklung unterzogen werden. Die Eigenart der Ibsen'schen Dichtung wird dadurch zugleich auf das beste charakterisiert. Neben dem vortrefflichen textlichen Theile des Buches muss auch auf die reichlichen Illustrationen hingewiesen werden, welche Porträts Ibsens aus verschiedenen Lebensaltern, Stadt- und Landschaftsbilder, die zu dem Dichter in Beziehung stehen, hervorragende Darsteller bedeutender Rollen aus Ibsens Dramen und vieles andere bieten, namentlich auch längere Proben der Handschrift des Meisters. Jeder Literaturfreund wird dem Verfasser für diese schätzenswerte Arbeit Dank wissen. Schlossar.

**Fallende Blätter.** Neue Gedichte von Stephan Milow. (Kassel. Georg Weiß. 1903.) Man spricht von alten Gedanken in neuer Form und dass Künstlers Sache nur die Form sei und dass wir unter allen Umständen neue Formen finden müssten. Das vorliegende Büchlein beweist das Gegentheil: Alte Form und neue Gedanken. Das heißt, große Gedanken in unser modernes Leben übertragen. Das findet sich in den Gedichten Milows, die deshalb trotz der classischen Form nichts Epigonenhaftes haben, sondern neu und frisch sind. Der Titel „Fallende Blätter" darf nicht so verstanden werden, als seien es unbedeutende Sachen eines Alternden, das sind sie nicht. Reife Früchte sind es, tiefe und erhebende Lieder eines Abgeklärten sind es Und das zeitweilige Blinzeln des Schalkes macht die Dinge erst recht lebendig und liebenswürdig. M.

**Neuere deutsche Dichter in ihrer religiösen Stellung.** Von Otto Frommel. (Berlin. Gebrüder Partel. 1902.) In dieser Zeit religiöser Gährung hat es ein Literaturkundiger unternommen, zu untersuchen, wie sich die deutschen Dichter unserer Zeit zum Christenthume verhielten. Und er hat gefunden, dass dieselben der großen Frage durchaus nicht so fernabstehen, als man bei diesen Kindern der Aufklärung, der Naturforschung, des Liberalismus wohl hätte annehmen mögen. Besonders ist es eine Reihe von sehr bekannten Dichtern, als Friedrich Hebbel, Gottfried Keller, Theodor Storm, Konrad Ferdinand Meyer, Theodor Fontane, Maria Ebner-Eschenbach und Peter Rosegger, in der ein einheitlicher Geist des Christenthums gefunden wird und vielfach vorherrscht. Nicht immer im persönlichen Bekenntnisse, als vielmehr durch etwas, das in ihren Gestalten wirkt. Zeitweise entfernt einer oder der andere sich von diesem rothen Faden, streitet wohl auch gegen die Kirchenreligionen, wirft sich antireligiösen Richtungen in die Arme, um endlich doch wieder in den christlichen Geist einzulenken, unausgesprochen oft, aber umso echter und thatsächlicher. Das Buch ist glänzend geschrieben, und besonders kennzeichnend finde ich die Abhandlungen über Keller, Ebner-Eschenbach und Rosegger. Über letzteren dürfte bisher kaum noch eine so zutreffende Beleuchtung seines Verhältnisses zum Christenthume geschrieben worden sein, als dieser Essay. M.

**Paul Beneke, ein harter deutscher Seevogel.** Von Gustav Schalk. Jungdeutschland gewidmet. Mit zahlreichen Abbildungen. (E. S. Mittler & Sohn. Berlin. 1902.) Ein Heldenbuch für unser deutsches Volk und ein hübsches Geschenkwerk für unsere reifere Jugend. Es schildert Leben und Thaten eines der hervorragendsten und erfolgreichsten Flottenführer der deutschen Hansa: des kühnen Danziger Seehelden, „des harten deutschen Seevogels" Paul Benecke. Seine glorreichen Kämpfe zur See haben England und Frankreich gezwungen,

Do is a junga Baurnbua gwen, Gwusl hot er ghoaßn — sei Nom steht in da Gmoanstubn af da Wond. Und der, a durchtriebna Kampel, wiar er gweu is, hot af sein Bodan seina Wiesn an Schern gfongg. Olßa lebendiga hot ern gfongg und hotn in an olti Voglsteign gspirt. Hiaz h o b n s n, den Spitzbuabn, mit sein schorfn Kramperlan und sein gspitztn Rüassl. Afn Dorfplotz hobns a Tischl aufastellt und d Voglsteign drauf mitn Schern, dass n s gonzi Vulk sechn und vafluachn kunt. Nau, und nochha hotn da Richta notürla zan Tod verurtheilt. — Da Vabrecha hot sih nit viel draus gmocht, hot mit seini helln Äugla gonz munta aussigugg oba nit recht gwisst, wos d Leut dan lauta wölln mit eahm.

Hiaz is oba s hochi Dorfgricht in Wigl-Wogl gwen, af welchi Ort dass den Schern ohmurxn sultn. So viel hobns gwisst, a Hinrichtung müasst däs wern, dass sih olli Schern für ewigi Zeitn an Ohscheuchn nehma sultn. Henkn? Dazua hät er an z dickn Hols, strauchad da Strick oh. Köpfn? Vabrenna? Z viel Ehr für a so an elendiglichn Wiesnvaderba.

Und wia s a sou hin und hergrothn hobn, die Gscheidn von Abelsberg, do meldt sih an olta weißscheblada Baur, der scha seit Menschngedenkn in Ort is gwen und a wenk bessa gwisst hot, wos da Wiesn schodn und wos ihr nutzn kon. Der is aufgstondn und hot gsogg: „Ih hon zwor nix gstudiert, ih, oba sou viel woaß ih gleihwul ah, dass a sou a Scher in Baurn af a gleichs zredn, in Boudn unta sein Füaßn durchwüahlt, eahm gotika die gonz Exastenz untagrobb. A sölchts Viech kon ma nit schorf gmua büassn, ih sog enks! — Oh na, do gibbs nix zlochn! Do muass a Beigspiel aufgstellt wern, a schreckbors Beigspiel, damit eahms jo ka Scher mehr einsolln losst, inseri Wiesan z vawiasn. Nit daschiaßn und nit köpfn, nit vabrenner und nit henkn. Nouh an weit grausamern Tod sul er sterbn.“

„Wohr is s! Recht is s!“ hobns gschrian. „Gerechtigkeit muass sein! A schorfs Beigspiel muass sein!“

„Schcheits nit a sou!“ sogg da Gmoanvorstand. „Ih fodah enk auf, olta Mon, gebbs an Ehod, wia da Schelm sul hingchicht wern.“

Der olt Mon is an Augnblick still, as wia wan er sih selber erst müad zsomnehma za sein grausamen Todesspruch. Nochha trit er a por Schriat vor, mocht an lonkn Hols und sogg schier döwi: „Da Scher! Da Scher wird lebendi —“

„Wos wird da Scher?“

„D a S c h e r w i r d l e b e n d i b i g r o b n!

---

## Wer da will König sein!

Wissen allein ist ein
Thörichtes Wöhnen.
Wer da will König sein,
Der müss was können.        R.

beliebten Blockkalendern sind Wochen-Notiz-Block-Kalender mit vollständigem Kalendarium, Ziehungstagen, Coupon-, Stempel-, Post- und Telegraphen-Tarife zum Aufhängen wie Stellen eingerichtet, und der kleinere „Wand-Block-Kalender“ mit schönem Farbendruck-Wandtheil wegen seiner eleganten Ausstattung hervorragend. Der „Elegante Taschenkalender“ präsentiert sich im Leinenbande mit Goldschnitt voll seinem Namen entsprechend. „Leykam's Brieftaschenkalender“, „Grazer Taschenkalender“, gebunden mit Schuber, die so praktischen, reizend ausgestatteten „Portemonnaie-Kalender“, mit Goldschnitt und je einer Photographie, broschiert. in geprägtem Metallband und in Lederband, „Blattkalender“, aufgezogen zum Aufstellen, „Wandkalender“, aufgezogen, große und kleine Ausgabe, sind nicht minder beliebt und verbreitet. Der altehrwürdige „Neue Bauernkalender“ (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken findet noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens. V.

---

**Neues praktisches Kochbuch,** für jeden Haushalt geeignet. Zusammengestellt von Anna Marbler. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage (1902). Der Berliner landwirtschaftliche Centralanzeiger schreibt hierüber: „Für die österreichischen Mehlspeisen, diese Specialität der betreffenden Küche, bietet eine ganz vorzügliche Anleitung das im Verlage von ‚Leykam‘ in Graz erschienene ‚Neue praktische Kochbuch‘, zusammengestellt von Anna Marbler, das bereits in dritter verbesserter und vermehrter Auflage erscheinen musste. Wir reden diesen wunderbar gesunden und wohlschmeckenden Mehlspeisen durchaus das Wort und rathen jeder Hausfrau, sie in der norddeutschen Küche gleichfalls einzubürgern. Übrigens gewährt das erwähnte Buch auch sonst in allen Küchenfragen die ausgiebigste Auskunft. Wir empfehlen es auf das angelegentlichste.“

## Büchereinlauf.

**Novellen vom Gardasee.** Von Paul Heyse. (Stuttgart. Cotta'sche Verlagshandlung. 1902.)

**Die wilde Annsch.** Ein heiterer Künstlerroman von Gustav Adolf Müller. (Charlottenburg. Verlag Continent.)

**Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten.** Von Eugen Schick. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger. 1902.)

**Bürgermeister Bojer.** Eine Tragödie aus dem Weinlande von Adolf Schwaner. (Österreichische Verlagsanstalt. Linz.)

**Die arme Maria.** Erzählung von Paul Bergenroth. Zwei Bände. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1903.)

**Weltgift.** Roman von Peter Rosegger. (Leipzig. L. Staackmann. 1903.)

**The Forest Schoolmaster.** By Peter Rosegger. Authorized Translation by F. E. Skinner. (New-York and London. G. P Putnam's Sons.)

**The God Seeker.** A Tale of Old Styria. By Peter Rosegger. Translation by F. E. Skinner. (New-York. G. P. Putnam's Sons.)

**The Earth and the Fullness Thereof.** A Romance of Modern Styria. By Peter Rosegger. Translation by F. E. Skinner. (New-York. G. P. Putnam's Sons. 1902.)

**Lieutenants-Erinnerungen eines alten Kurhessen.** Halbvergessene Geschichten aus den Dreißiger- und Vierzigerjahren des 19. Jahrhunderts erzählt von B. S. Coester. (Marburg. Elvert'sche Verlagshandlung.)

**Vor zwanzig Jahren.** Lose Blätter der Erinnerung an die Bekämpfung des Aufstandes in der Hercegowina 1882. Von Eduard von Kählig, k. u. k. Generalmajor d. R. (Graz. Commissionsverlag von „Leykam“.)

**In der Waldmühle.** Roman von Fedor Sommer. (Leipzig. Rob. Friese.)

**Licht.** Erzählung von A. Freund. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Die Insel des Friedens.** Roman von A. v. Klinckowström. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Gustav Wasa.** Schauspiel in fünf Acten von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Die sicilianische Vesper.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl F. W. Oppermann. (Dresden. E. Pierson.)

**Der Erlöser.** Schauspiel von Erich v. Salvator. (Wien. Internationale Anstalt für Literatur und Kunst.)

**Caplan Reinhard.** Volksstück in drei Acten von W. Weichelt. (Wilkau. F. K. Zschiesche. 1902.)

**Ich liebe Dich.** Gedicht von Wilhelm Lobsinn. (Bremen. Schünemann.)

**Erlebtes und Erträumtes.** Gedichte von Richard Braungart. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Auch ich!** Gedichte von Friedrich Kirchhofer. (Graz. Commissionsverlag von „Leykam“.)

**Prignitzer Vogelstimmen.** Von Hermann Graebke. (1902.)

**Stimmen des Herzens.** Gedichte von Herm. Lang. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Legenden und Lieder.** Von Gottfried Denemy. (Dresden. E. Pierson. 1901.)

**Lebensräthsel.** Von Buda Getschér. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Die Kunst im Leben des Kindes.** Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Berlin. Georg Reimer. 1902.)

sich den Forderungen der deutschen Hansa zu beugen. Wir verfolgen Beneke von seinen ersten Neigungen zum seemännischen Berufe bis zum Admiral der Hanseschen Flotte. Die Schilderungen der Zustände, Kämpfe und Schicksale seiner Vaterstadt Danzig verleihen dem Buche besonderen Reiz. Vor allem aber: der Heldenmuth Benekes, sein echt seemännischer Geist und kerndeutscher Charakter, seine unerschütterliche Liebe zur Sache seiner Vaterstadt und der Hansa sind ein leuchtendes Vorbild für alle Zeiten. V.

**Landsleut'.** Von J. G. Frimberger. Dieses Buch ist soeben in der Österreichischen Verlagsanstalt (Linz-Wien-Leipzig) erschienen. Es enthält richtig gedachte und gefühlte Dorfgeschichten aus dem niederösterreichischen Weinlande, der Heimat des Verfassers. Lebenswahr und echt zeichnet der Verfasser die niederösterreichischen Bauern mit ihrem Leben und Treiben, und seine warme Anhänglichkeit an die Heimat ist aus jeder Zeile ersichtlich. V.

---

**Der neue Faust.** Tragödie in fünf Acten. Von Ferd. von Feldegg. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Interessant durch die eigenartige moderne Form, in welche die Idee des „Faust" gebracht wurde. Die Handlung erreicht ihren Höhepunkt in einem hypnotischen Experiment, das der Held des Stückes in fanatischem Forschungsdrange an seiner Liebe vollzieht, die dabei zu Grunde geht. Im Anhange gibt uns der Verfasser eine philosophische Reflexion über sein tiefdurchdachtes Werk. V.

---

**Deutsche Literaturgeschichte.** Von Dr. Karl Storck. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung. 1903.) Der Verfasser hat sich die dankbare Aufgabe gesetzt, den goldenen Mittelweg zwischen den dickleibigen Werken der Gelehrsamkeit und dem den Stoff nur noch andeutungsweise behandelnden Leitfaden der Literaturgeschichte einzuschlagen, und dies ist ihm vollauf gelungen. Der Leser unterhält sich, indem er dabei lernt, und er lernt umsomehr, als er sich eben bei dieser Lectüre nicht langweilt. Martin Greif.

Mit einem literarischen Markstein eröffnet die Hendel-Bibliothek (Halle a. d. S., Otto Hendel) ihr neues (16.) Nummern-Hundert: **Friedrich der Große als Kronprinz im Briefwechsel mit Voltaire.** Deutsche Bearbeitung mit Vorwort, Erläuterungen und Inhaltsübersicht von Heinrich Hersch, nebst einem Jugendbildnisse Friedrichs des Großen. Die private Correspondenz des großen Königs bildet als ein ungetrübter, ursprünglich nicht für die Blicke des Publicums bestimmter Spiegel der jeweiligen Gesinnungen und Empfindungen den für die Charakteristik Friedrichs vielleicht wichtigsten Theil seiner hinterlassenen Werke. In dieser Privatcorrespondenz steht der Briefwechsel mit dem geistreichen Voltaire obenan. Diesem Briefwechsel folgt ein anderer Band der Weltliteratur: Cardinal Wiseman, **Fabiola** oder **Die Kirche der Katakomben.** Neu übersetzt und mit einer Vorbemerkung versehen von Dr. Franz Kwest. Dann kommt Bauernfeld, **Fortunat.** Dramatisches Märchen in 5 Acten. Herausgegeben von Eugen Kilian. Fritz Reuter, **Ut de Franzosentid.** Zeitbild aus den deutschen Freiheitskriegen in 4 Acten. Nach Reuters Erzählung frei bearbeitet von William Schirmer. V.

---

**Sturmglock'.** Politische und sociale Gedichte von Arthur Wallpach. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.) Ein heißblütiges Kampfbüchlein, Gleichgesinnten wärmstens empfohlen. In faulen Zeiten ein muthig Streiten. V.

---

**Südmarkkalender für 1903.** Dieser stets sehr hübsch und gottlob nicht „modern" ausgestattete, von den beiden bekannten Grazer Schriftstellern K. W. Gawalowski und Aurelius Polzer geleitete Kalender für 1903 ist soeben erschienen. Er birgt einen gediegenen Inhalt, von Felix Dahn, Hans Fraungruber, Dr. Franz Groder, Prof. Dr. Khull, Anton Aug. Naaff, Arthur von Wallpach, Heinrich Wastian, Prof. Wittenbauer u. a. Außer Erzählungen und anderen unterhaltenden Aufsätzen finden sich auch sehr bemerkenswerte lehrhafte Abhandlungen vor.

---

**Leykam'sche Kalender.** (Graz. Verlag „Leykam".) Die Verlagshandlung bringt wieder eine große Reihe von Kalendern, welche, dem Bedürfnis der verschiedenen Bevölkerungskreise umsichtig Rechnung tragend, sich sowohl durch schöne gediegene Ausstattung wie durch billige Preise vortheilhaft auszeichnen und daher mit Recht besonders gerne gekauft werden. Davon erscheint der „Grazer Schreibkalender" schon im 119. Jahrgange und ist in der That ein Familien-Hausbuch mit einer reichen Auswahl von Aufsätzen zur Belehrung und Orientierung des Staatsbürgers, Geschäftsmannes und Ökonomen, sowie für Handel und Industrie. Wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze lieferten u. a. Rosegger, Ferdinand v. Ebhart, M. v. Lettkow, Dr. Franz Mayer, Nandl Werchota, Rosa Fischer, Dr. Wilhelm Teschen, Franz Goldhann, Josef Jahn, Gustav Budinsky, Hans Fraungruber, P. Cölestin Schachinger u. a. Außer dem colorierten Titelbilde enthält der Kalender noch eine Fülle von Textillustrationen. Von den




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(3. Fortsetzung.)

Aus dem Judenlande war die Nachricht gekommen, dass König Herodes gestorben sei. Sein Nachfolger, der jüngere Herodes genannt, war ein Freund der Juden und — wie es hieß — milderer Gesinnung. So hielt Josef nun die Zeit für gekommen, um mit dem Weibe und dem schlank gewachsenen Sohne in das geliebte Vaterland zurückzukehren. Durch Fleiß und Sparsamkeit war, ohne dass er's eigentlich merkte, so viel an Geld zusammen gekommen in seinem Wollensack, dass er mit einem phönizischen Kaufmann Unterhandlungen anknüpfen konnte wegen der Heimfahrt. Und dann sind sie nach vieljährigem Aufenthalte in Ägypten stromabwärts gefahren gegen das Meer. Josef hatte sich Weidenzweige mitgenommen, denn ohne Beschäftigung konnte er nicht zwei Tage lang leben. Maria besserte an den Kleidern, damit sie nach guter Art in die Heimat einziehen konnten. Andere Fahrgäste, die auf dem großen Schiff waren, freuten sich des Nichtsthuns und trieben allerlei Ergötzlichkeiten. Jesus schaute ihnen zu und war fröhlich mit den Fröhlichen. Als jedoch das Treiben manchmal in Übermuth und Schamlosigkeit ausartete, wendete er sich ab, verbarg sich in der Kammer oder betrachtete die weiten Wasser.

**Ein Knabenleben vor sechzig Jahren.** Pädagogische Betrachtungen eigener Erlebnisse von F. Pfalz.

**Die Sage vom Doctor Heinrich Faust.** Von Berthold Otto. Der Jugend und dem Volke erzählt. (Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1902.)

**Frauentrost.** Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. (München. C. H. Beck'sche Buchhandlung.)

**Polen und Deutsche.** Ein Mahnwort an die deutsche Jugend von Berthold Otto. („Hauslehrerschriften", 2. Band. Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1902.)

**Türmer-Jahrbuch.** Herausgegeben von Emil Freiherr v. Grotthuß. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1903.)

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. — Monatlich ein Heft. Ansichten aus der Gebirgswelt. Heft 9—12. (München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**

# Universitätsstudenten als Bauernknechte.

Wir haben Anlass zu erklären, dass an dem Aufsatze „Universitätsstudenten als Bauernknechte" nach der deutlichen Unterscheidung auf Seite 118 niemand das Recht hat, jenen Theil, der von dem Murthaler Bauern handelt, auf den hochachtbaren Grundbesitzer Hainzl in der Massing bei Krieglach zu beziehen. Nach der typischen Ähnlichkeit der beiden Fälle darf durchaus nicht auf eine Ähnlichkeit der besonderen Umstände geschlossen werden. Ganz besonders gegen die willkürliche Deutung, als ob sich Seite 117 auf das Hainzl'sche Haus beziehen könnte, müssen wir mit allergrößter Entschiedenheit protestieren.

Die Redaction des „Heimgarten".




**J. R., Wien.** Der Text der „Vagabunden-Gstanzln", componiert von Roscher, ist nicht von Rosegger wie es auf dem Titel irrthümlich heißt. Es kommt nicht gar selten vor, dass fremde Gedichtchen und Liedeln in Alpenmundart dem Rosegger zugeschrieben werden. Recht ehrend für diesen, aber er ist halt einmal ein sonderbarer Mensch, es ist ihm nicht recht, wenn seine Dichtungen von anderen Leuten als die ihren bezeichnet werden, und es ist ihm auch nicht recht, wenn fremde Liedeln und Geschichteln ihm in die Schuhe geschoben werden. Er kapriziert sich justament darauf, seine Sachen alle, aber auch nur diese, zu verantworten.

**Auf die Rundfrage,** wie wir Deutschösterreicher den wirtschaftlichen und culturellen Wettkampf mit den Reichsdeutschen und anderen Völkern bestehen könnten: Nicht so viel herumfragen, was wir thun sollen. Nicht so viel Kannegießerei treiben, sondern fleißig lernen und arbeiten. Jeder in seinem Berufe fortwährend lernen, tüchtig und gewissenhaft arbeiten. Einen besseren Rath weiß ich nicht. R.

* Der Heimgarten möchte auch gerne einmal eine Rundfrage thun. Also. Kann man es sich gesetzlich verbitten, meuchlings photographiert zu werden? Und wenn nicht, darf ein solches, oder überhaupt ein Porträt ohne ausdrückliche Erlaubnis der noch lebenden porträtierten Persönlichkeit veröffentlicht werden? (Verbrecherphotographien, die wegen Festnahme veröffentlicht werden, sind in der Frage nicht mitinbegriffen.)

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. November 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Als das Schiff zwischen dem klüftigen Steingeriffe dieses Hafens glücklich gelandet war, stieg unsere Familie ans Land, um von hier aus die Fußreise nach Jerusalem zu thun. Es war um die Osterzeit, die Josef schon viele Jahre lang nicht mehr in Salomons Tempel begangen hatte. Dieses Fest als Erinnerung an die Heimkehr aus Ägypten hatte für ihn nun doppelten Sinn bekommen. So wollte er auf seiner Reise ins heimatliche Galiläa nach der Königsstadt abbiegen. Als sie auf heimatlichem Boden wandelten, die frischeren Lüfte athmeten, die bekannten Gewächse und Gestalten sahen, die traute Sprache hörten, da fassten Josef und Maria sich an der Hand in stillem Glücke. Jesus blieb gleichmüthig. Er fand hier keine Kindheitserinnerung, er wusste vom Lande nur nach Berichten der Eltern; mit Vorurtheilslosigkeit konnte er dieses Land und sein Volk betrachten. Vielleicht kam es ihm an diesem Tage zu Sinn, wie es denn doch sonderbar ist, dass die Menschen an lebloser Scholle nur darum hängen, weil sie zufällig darauf geboren worden sind, dass sie sich zusammenthun nach gleicher Abstammung, obschon gerade die gleichen Lebensforderungen einander das Dasein einengen und erschweren, obschon die größten Uneinigkeiten und Feindseligkeiten oft gerade unter Blutsverwandten vorkommen. Hält der himmlische Vater nicht vielmehr die ganze Erde in seiner Hand? Trägt nicht vielmehr jeder Mensch die Heimat in seiner eigenen Brust?

Ihre Habe hatten sie einem Kameele aufgelastet, so wanderten sie friedsam dahin. Josef hatte im Gurte eine Axt, wohlbedacht sich gegen etwaige Überfälle zu wehren. Je näher sie der Hauptstadt kamen, je belebter wurden die schlechten Pfade auf steinigem Ölbaumgelände. Von allen Seiten strömten Osterpilger herbei, um das große Fest an der heiligen Stätte zu begehen. Am zweiten Tage um Sonnenuntergang waren unsere Reisenden in der Herberge zu Jerusalem. Diesmal konnte Josef schon aufrechter stehen als bei seiner letzten Durchreise vor Jahren, er hatte etwas im Sacke. Der erste Gang war dem Tempel zu. Am Palaste des Herodes vorüberkommend, schauerte Maria zusammen. Ob sie sich nicht als Ägypter ausgeben sollten?

„Nein, Mutter", sagte Jesus, „der beste Pass ist die Wahrheit."

Der Tempel stand da in wunderbarer Pracht, alles Volk füllte den Vorhof mit Hasten, Stoßen und Geschrei und drängte durch die Säulengänge in das Heilige, dem Allerheiligsten zu, wo zwischen goldenen Armleuchtern die Bundeslade stand. Wohl jeder Zehnte war im Talare des Rabbiten als Schriftgelehrter seines Platzes sicher im Tempel. Phariten und Saduziten, zwei gegnerische Parteien in der Gottesweisheit, plauderten miteinander über Tempelzins und Zehent, oder stritten über die Gesetze der Schrift, in denen sie nie und nie einig werden konnten.

In einer Mondnacht, als sie auf dem hohen Meere waren, erhob sich ein Sturm. Das Schiff sprang mit seinen Kielen gegen Himmel, um im nächsten Augenblick so tief in die Flut zu bohren, dass die Wellen aufs Deck gossen, Ballen und Kisten mit sich fortrissen und den Fahrenden salzige Gieß ins Gesicht warfen. An den Masten krachte das Takelwerk und flatterte losgerissen in den Lüften auf die schwarze wüthende See hinaus, die in schäumenden Bergen unendlich heranflutete und das in allen Fugen ächzende Schiff zu begraben drohte. Die Leute waren wahnsinnig vor Angst und Schrecken. Josef und Maria suchten in der allgemeinen Verwirrung ihren Jesus und fanden ihn auf einer Holzbank ruhig schlafen. Über seinem Haupte donnerte der Sturm, krachte der Mast, er schlummerte in süßem Frieden. Die Leute, die das sahen, nannten es in ihrer Erregung frevelhaften Leichtsinn, in solcher Noth schlafen zu können. Maria kauerte neben ihrem Sohne und klammerte sich an die Bank, dass sie nicht fortgeschleudert werden konnten. Sie wollte ihn schlafen lassen — was weiß Mutterliebe Besseres für ihn zu dieser Stunde! Josef jedoch fand, dass es Zeit sei, sich bereit zu halten. So haben sie ihn aufgeweckt. Jesus stand am Bord und blickte hinaus in den wilden Aufruhr. Den Mond sah er fliegen von einer Nebelwand zur andern, aus grollendem Grunde schossen weiße Berge auf in den dunklen Himmel, Berge, die sich krachend ans Schiff warfen und es umlegten, so dass die Masten fast hinsanken, von kreischenden beutegierigen Seemöven umflattert. Ein alles erschütterndes Brausen und Beben durchfuhr das Fahrzeug und die gischttragenden Windstöße schleuderten immer wieder alles, was noch halb befestigt da war, durcheinander. Jesus hielt sich ans Geländer, in seinem blassen Gesicht strahlte das Auge vor Entzücken. Josef und Maria suchten ihn zu schützen, er wies sie zurück, ununterbrochen in die furchtbare Herrlichkeit schauend: „Lasset mich! Seht ihr denn nicht, daß ich beim Vater bin?"

Es steht von ihm geschrieben, dass er der einzige Mensch gewesen, der auf Erden keinen Vater hatte, also war er der erste, der ihn im Himmel suchte und fand.

Andere in dieser Nacht, die den Jüngling auch sahen, wurden trotz aller Noth fast ruhig. Wenn dem, mochten sie denken, nicht bangt um sein junges Leben, dann ist die Gefahr am Ende wohl doch nicht so groß, als sie zu sein scheint. Muthiger griffen sie zu, das Schiff zu steuern, im Getäkel die Taue zu strammen, das eindringende Wasser zu wehren, bis allmählich der Sturm ermüdete. Als der Morgen aufgieng, blickte Jesus noch immer verzückt hinaus auf die hohe See, wo zum Kampf zwischen Wasser und Luft sich auch noch der zwischen Nacht und Licht gesellte. Am Vorderkiel blies der Steuermann ins Horn, er verkündete: die Küste in Sicht. Fernher über der dunkelgrünen Flut leuchteten die Felsen von Joppe.

Die Gelehrten hatten über einen schweren Fall von Gesetzübertretung zu entscheiden gehabt. Ein Mann in Jerusalem hatte am Sabbath Brot gebacken, weil er am Vortage noch kein Mehl gehabt. Da kamen denn die Phariten und führten mit leidenschaftlichem Eifer eine Menge Satzungen vor von der Sträflichkeit der Übertretung. Der junge Jesus, der anwesend war, hatte den Schriftlehrern eine Weile aufmerksam zugehört, und plötzlich trat er aus der Menge hervor. Er trat den Gelehrten vor's Gesicht und fragte:

„Rabbiten! Soll man am Sabbath Gutes thun oder Böses?"

„Gutes", antwortete einer kurz und barsch.

„Ist das Leben etwas Gutes oder etwas Böses?" fragte Jesus weiter.

„Als von Gott gegeben etwas Gutes."

„Soll man also am Sabbath das Leben erhalten oder verderben lassen?"

Da schwiegen die Schriftgelehrten, denn sie hätten sagen müssen, das Leben ist auch am Sabbath zu nähren und ihre Anklage gegen den Mann, der Brot gebacken hat, um sich zu nähren, wäre hinfällig geworden.

Jesus aber schritt rasch die Stufen hinan bis zu ihrem Tische. „Rabbiten", sagte er, „wenn Euch am Sabbath ein Schaf in den Brunnen fällt, werdet ihr es drinnen lassen bis zum nächsten Tage? Ihr werdet nicht erst denken, heute ist Sabbath, sondern es sogleich hervorziehen, ehe es erstickt. Was ist mehr wert ein Schaf oder ein Mensch? Wenn am Sabbath ein Kranker zu mir kommt und ich kann ihn heilen, so thue ich's auf der Stelle, und wenn Ihr einen Splitter im Fleisch habt, so wird nicht gefragt ob Sabbath ist, der Splitter muss heraus. Aber gegen einen armen Mann, der am Sabbath seine Nahrung bereitet, kommt Ihr sogleich mit Euren Gesetzen, damit Ihr Euch höher dünkt, als er ist. Nein, so steht die Sache nicht. Das Gewissen entscheidet. Wenn jemand am Sabbath für Arme Brot backt, so würde ich zu ihm sagen: Weißt Du und willst Du, dass Du Arme nährest, so ist es ein Verdienst; weißt Du es nicht, willst Du Deinen Gewinn, so übertrittst Du das Gesetz. Im ersteren Falle thust Du Gutes, im letzteren Falle entheiligst Du den Sabbath." Da sie darauf nichts Rechtes zu sagen wussten, so erklärten sie diesen jungen Menschen für zu gering, um ihm zu antworten, daher schwiegen sie.

Jesus stieg, noch erregt, herab zur Menge, wo seine Mutter die Hände gerungen hatte über die Dreistigkeit, in der ihr Sohn mit den Weisen sprach, und wo sie jetzt die Arme nach ihm ausbreitete: „Kind! Kind! Was treibst Du da? Warum hast Du uns das angethan? Was haben wir um Dich gelitten? Drei Tage lang haben wir Dich gesucht mit Ängsten!"

Josef und Maria dachten nicht daran, dass andere stritten. Demüthig beobachteten sie die Vorschriften, standen in einer Nische des Heiligen und beteten.

Am nächsten Tage beschauten sie sich die Stadt, so weit es im Volksgedränge möglich war. Auch das Grab seines Stammvaters David wollte Josef sehen und schob sich im Gewühle durch die engen finsteren Straßen voran, immer umlärmt von Käufern und Verkäufern, Eseltreibern, Lastträgern, von schreienden Rabbiten und dem unendlichen Strome der Pilger. In diesem Gewühle waren ihm Maria und Jesus abhanden gekommen; sie würden sich in der Herberge einfinden, dachte er und suchte unbekümmert das Grab seines königlichen Ahns. Als er zurückkam in die Herberge, eilte ihm Maria schon entgegen, erzählte, wie sie in der Volksmenge zurückgestaut worden war und fragte, wo Jesus sei.

„Ist er nicht bei Dir, Maria?"

„Er war doch bei Dir, Josef!"

„Wir wollen ruhig sein, es ist ihm ergangen wie uns. Er ist klug, weiß unser Haus und wird sich schon einstellen."

Aber Jesus hat sich nicht eingestellt. Und jemand sagte, er habe sich abziehenden Pilgern angeschlossen gegen Galiläa, weil er geglaubt, seine Eltern seien schon voraus. „Wie er das glauben kann", sagte Josef, „wie er nur das glauben kann, da wir es so nicht verabredet haben!" Eilig machten sie sich auf, um den Sohn einzuholen. Doch als sie den Pilgerzug nach Galiläa erreichten, war Jesus nicht darunter und so kehrten sie wieder zurück in die Stadt. Dort suchten sie zwei Tage lang. Sie eilten in alle Gegenden der Stadt, durchforschten alle öffentlichen Gebäude, waren dazwischen immer wieder in die Herberge gegangen, ob er sich vielleicht inzwischen eingefunden. An die Aufseher hatten sie sich gewendet, im Fremdenamte hatten sie nachgefragt, bei den Krämern hatten sie sich erkundigt — nichts und nichts von ihrem Jesus. Maria war erschöpft bis zur Ohnmacht, sie hatte keinen andern Gedanken mehr, als er würde in die Hände des Königs gefallen sein, der ihm sicherlich so wie einst der alte Herodes nach dem Leben gestrebt habe. Josef tröstete sie, obschon auch er unter derselben Angst zusammenbrechen wollte.

„Arme Mutter", sagte er, mit kühler Hand ihr Haupt an seine Brust legend, „wir wollen unser Leid dem Herrn aufopfern."

Und als sie noch einmal in den Tempel giengen, wo viele Lehrer und Schriftweise beisammen waren, fanden sie dort ihren Jesus. Mitten unter den weißbärtigen Rabbiten saß der Jüngling und führte mit ihnen ein so lebhaftes Gespräch, daß seine Wangen glühten und sein großes Auge loderte.

Die Bewohner von Nazareth waren nicht wenig erstaunt, den halbverschollenen Zimmermann Josef mit seinem Weibe und einem bildschönen Jünglinge die Gasse heraufkommen zu sehen. Aber sie sahen es mit Wohlgefallen, denn er hatte mehr Gepäck bei sich, als er mitgeführt vor so vielen Jahren. Nur Vetter Jonathan zog ein sehr schiefes Gesicht, in welchem sich das Lachen des Willkomms mit dem Ärger über die Ankunft nur nothdürftig vereinigte. Vetter Jonathan hatte sich nämlich breit und behaglich in das Haus Josefs gesetzt und sich als den Erben betrachtet. Nun hieß es zusammenpacken und wieder ausziehen. Und dann begann unsere Familie im alten Heim neu zu hausen. Josef richtete im Hofe die Werkstatt wieder auf und gedachte den kleinen Wohlstand, den er aus Ägypten mitgebracht, daheim mit seinem angestammten Handwerk zu vermehren. Maria trug dazu bei, dieweilen sie klug und sparsam wirtschaftete und für die Nazarenerinnen Mäntel und Hemden nähte. Der junge Jesus hatte für sich eine Kammer bekommen, deren Fenster auf ein Rebengelände blicken ließ und auf einen kegelförmigen Berg und darüber hin auf ein großes Stück Himmel, so dass er das stille Blau sehen konnte und die Wolken, die vom Libanon zogen, und die Sterne, die nächtig wunderbar hell aus dem Osten heraufstiegen. Auf dem Wandgestelle hielt er die Bücher des Moses, der Makkabäer, der Könige und der Propheten, die er allmählich in Nazareth, in Kana, in Nain, und unten in den Ortschaften des Sees gesammelt hatte. Die Galiläer waren gegen derlei Schriften, die ihre Väter mit Mühe und Frömmigkeit abgeschrieben hatten, gleichgiltig geworden; sie hatten zu lange vergeblich gewartet auf die Erfüllung der Weissagungen, glaubten auch nicht mehr recht an den Messias der Juden, der kommen sollte. Sie schenkten die Pergamente also recht gerne dem artigen Jesu Josefs. Wenn sie doch einmal etwas daraus wissen wollten, so durften sie ihn nur fragen und er unterwies sie klar und bündig und oft fast eindringlich. Das war viel bequemer, als selbst ungeschickt nachzuschlagen und mit Anstrengung die schlechten Zeichen zu entziffern.

In mancher Nacht, wenn heller Vollmondschein durchs Fenster kam, las Jesus aus diesen heiligen Schriften. Er las von Adam und seiner Sünde, von Kain und seinem Morde, von Abraham und seiner Verheißung, von Noah und der Sühneflut. Er las von Jakob und seinen Söhnen, von Josef, der durch seine Brüder verkauft worden war nach Ägypten, von seinen Schicksalen daselbst. Und er las von Moses dem großen Gesetzgeber, von David dem Hirten, Sänger und König und von den Propheten. Glühenden Herzens las er die Geschichte seines Volkes. Er sah, wie diese Geschichte tiefer und tiefer sank. Wie er anfangs manchmal aufjubeln musste vor Begeisterung, so schrie er nun

„Warum habt Ihr mich gesucht?“ fragte er entgegen. „Wer sich der guten Sache annehmen muss, der kann nicht immer bei den Seinen bleiben. Ich habe mich um den Willen des himmlischen Vaters zu kümmern.“

„Wo bist Du doch gewesen die lange Weile?“

„Wenn ich Euch sage, dass ich beim Vater war!“

Josef und Maria blickten sich betroffen an. — Nicht das erstemal, dass er solch wunderliche Worte spricht.

„Wenn Du so gelehrt bist, den ehrwürdigen Männern die Schrift umzudeuten, und wenn Du so gut weißt, was Gottes Wille ist, dann wirst Du auch wissen, was Gott im vierten Gebote verlangt!“ sagte Josef nicht ohne Herbheit.

Jesus schwieg.

Josef setzte bei: „Deinen Vater und Deine Mutter sollst Du ehren, damit Du lange lebest in dem Lande, das Jehovah Dir geben wird. — Und dieses Land wollen wir nun suchen, mein Sohn.“

So haben sie sich aufgemacht, um die letzte Strecke zurückzulegen. Über die Steinberge von Judäa und Samaria gieng es so mühevoll, dass — da sie einmal unter einer alten Sykomore rasteten — Maria aufseufzte, es sei nahe der Heimat, aber sie wisse nicht, ob sie Nazareth je wieder sehen werde. Der junge Jesus machte den weiten Weg sozusagen zweimal, denn er ward nicht müde, nach allen Seiten abzuzweigen, um Datteln, Johannisbrot oder Feigen zu sammeln, im Krüglein Wasser herbeizubringen, um die Eltern zu laben. So kamen sie langsam über die Hochebene von Samaria, und als der Saumsteig sie hinangeführt hatte zu einer Höhung, die mit platten Steinen besäet war und mit wilden Rautensträuchern bewuchert, da lag vor den Reisenden die grüne Ebene von Israel. Sie war umgeben von einem vielfach bewaldeten Hügellande. In der Niederung wie an den Hängen blinkten weiße Ortschaften, in den Thälern schlängelten sich Flüsse. Im Hintergrund stieg ein Bergzug hinter dem andern auf, wovon das hinterste und höchste Gebirge weiße Schneehäupter emporhob in den blauen Himmel.

Josef ließ den Leitriemen des Lastthieres fallen und den Wanderstab, breitete die Arme aus und rief: „Dank und Preis Dir, Herr! Gott der Väter!“

Denn vor ihnen lag Galiläa — die Heimat. Nachher, als sie in der Bergmulde das Städtchen Nazareth sahen, wie es ruhte zwischen den grünenden Höhen im stillen Landfrieden, da musste Maria wohl aufschluchzen vor Freude. Wie in jenen Jahren, als sie es verlassen hatten, so still und friedlich lag es da zwischen den Hügeln. Nur dass es den Augen, die eine große Welt gesehen hatten, noch kleiner und ärmlicher erschien als einst in jungen Tagen.

„Solltest Du Bedenkliches an ihm finden?"

„Nein, gewiss nicht. Nur so ganz anders ist er wie andere seines Alters. Wenn ich nicht die Mutter wäre, so wollte ich sagen: eher besser als andere. Aber so ganz und gar anders. Und das macht bei einem Kinde immer Sorge."

„Du sollst bedenken, Weib, dass es mit diesem Kinde auch eine ganz andere Art genommen hat — schon vom ersten Tage an. Du erinnerst Dich wohl nicht mehr an die Erscheinungen, oder soll ich sagen unerhörten Träume, bei seiner Geburt? Zu hochmüthigen Thoren hätte uns das machen können. Ich glaube, er liest zu viel in den Schriften, das taugt nicht bei jungen Leuten."

„Und manchmal dünkt mich sogar, er liest die Schriften nur, um zeigen zu können, dass sie von vielen übertreten werden."

„Er wird zu sich kommen, Weib. In seinen Jahren träumt der Mensch gerne und stellt alles aufs äußerste. Im Grunde ist er ja doch ein ganz einziger Junge, unter Leuten zwar ein wenig verschlossen, aber bei sich wie ein Kind, so einfältig und vergnügt. Ich sage Dir, er wird in dieser stillen Ländlichkeit und unter regelmäßiger Arbeit zu sich kommen. An Geduld und Liebe soll's ihm nicht fehlen bei uns, wir wissen es gleichwohl, dass er unser Augenstern ist und dass wir ihn eigentlich gar nicht anders haben möchten als er ist."

In Sorge und Glück haben sie dergleichen mitsammen gesprochen. Und als Jesus endlich zur Ruhe gegangen, schlich Josef in seine Kammer, legte ihm leise die Hand aufs Haupt und segnete ihn.

Also gieng manches Jahr dahin. Jesus wuchs heran in Arbeit, Jugendfreude und Beschaulichkeit.

Der Sabbath war ganz sein eigen. Da gieng Jesus hinauf zur Höhe, wo zwischen grauen Steinen und Ölbäumen die Schafe weideten, wo der Blick frei war ins mächtige Libanongebirge hinauf und in die weite Landschaft hinaus, die theils grün bewachsen, theils karstig war bis hinab zum See. Da oben saß er und sann. Mit Menschen, denen er begegnete oder die sich um ihn zu schaffen machen wollten, war er freundlich, ließ sich aber selten mit ihnen ein. Manchmal eine muntere Körperübung mit Jünglingen von Nazareth, und sei es auch ein Ringen darum, wer den andern zu Boden bringe. Da flog sein weiches braunes Haar im Winde, da glühten seine Wangen, um nach vollendetem Spiele mit dem Gegner Arm in Arm flink zu Thal zu gehen. Lieber jedoch war er allein mit sich und der großen, schweigenden Natur. In diesem Frieden kamen ihm liebliche Gedanken, die aber bisweilen so gewaltig anwuchsen, so titanenhaft wurden, dass er davor erschrak. Er dachte nicht, aber es dachte in ihm. Und wenn er sprach, so erstaunte er oft selbst vor den Worten. Ahnungen, die ihn erfüllten, wurden ihm erst offenbar,

aus Zorn über die Entartung. Dann machte ihn der Kummer schlaflos und er blickte sinnend und fragend in den gestirnten Himmel hinaus: Was kann uns von diesem Elende befreien?

Am Tage war es Josefs Sache, dass der Jüngling nicht zu sehr ins Träumen kam. Jesus musste das Handwerk lernen. Das that er nun zwar willig, aber ohne Freude. Seine Seele war recht oft nicht bei der Arbeit, so dass diese nicht immer zum Lobe ausfiel. Einmal hatte er zwei Balken an den Enden aneinander zu falzen, es sollte ein Thürkranz werden. Nachdenkend über den dunklen Vers des Propheten: Er ist unter die Übelthäter gezählt — schnitt er die Fugen in die Mitte der beiden Hölzer und fügte sie zusammen.

„Was thust Du da?" fragte ihn Josef. „Ist das ein Thürkranz?"

Jesus merkte nun, dass er so etwas wie einen Henkerpfahl gezimmert hatte, er erröthete und nahm die Hölzer auseinander. Josef wollte ihm nun aber einmal ernstlich seine Zerstreutheit verweisen.

„Sage mir doch, woran Du denkst! Hast Du Klugheit im Kopf, so verwende sie auf Deine redliche Arbeit. Das einfachste Handwerk fordert einen ganzen Kopf, nicht die Späne davon. Und gar die Zimmerei, die den Menschen Häuser baut, Brücken und Schiffe und dem Jehovah Tempel. Dazu ist nicht jeder auserlesen! Denke, was ein schlechter Zimmermann für Unheil stiften kann. An göttliche Dinge denkst Du. Gut. Die Arbeit ist auch ein göttliches Ding; in der Hände Arbeit setzt der Mensch die Schöpfung Gottes fort. Sagen doch die Leute, dass Du so verständig seiest. Siehe, ich, Dein Lehrmeister, möchte auch etwas spüren von dieser Verständigkeit. Du machest mir die Werkzeuge stumpf und die Arbeit nicht scharf. Das muss anders werden, Kind! Ich befehle Dir, dass Du die fremden Hirngespinste aus dem Kopfe thust und über Deine Arbeit nachdenkest!"

Jesus ließ diese Strafpredigt schweigend über sich ergehen und arbeitete in die Nacht hinein, um den kleinen Schaden gut zu machen.

Josef hatte nachher seinen Kummer dem Eheweibe geklagt. Nicht das war der Kummer, dass Jesus ein schlechter Zimmermann werden würde. Wenn's im Ernste gieng, da nahm sich der Lehrling tapfer zusammen und lieferte tüchtige Arbeit. Sondern das war Josefs Kummer, dass er dem Liebling einmal strenge Worte hatte sagen müssen. Jedem Lehrling müssen sie einmal gesagt werden, wenn etwas Rechtes aus ihm werden soll — Jesus scheint sie aber zu sehr zu Herzen genommen zu haben. Dass er deshalb die halbe Nacht zimmern sollte, war nicht gemeint gewesen.

Maria entgegnete: „Es wird wohl gut und recht sein, wie Du gethan hast. Wenn ich dieses Kind manchmal so beobachte — es gefällt mir gar nicht."

kannst Du am allerwenigsten haben." Das Mädchen erröthete und schwieg. Nach einer Weile hielt sie ihm den Krug hin: „Also trinke!"

Jetzt wies er das Wasser zurück. „So ist es nicht gemeint. Meine Labe ist, dass ich den Willen Gottes erfülle."

Sie blieb noch stehen vor ihm und dachte, es wird ein Weiser sein. Die Juden haben deren ja so viele. Und will ich ihn etwas fragen, das mir lange schon anliegt. Und dann fragte sie: „Du redest von Gott? Die Juden sagen, dass man Gott gerade zu Jerusalem verehren soll. Gehst Du denn jetzt hinauf?"

Und Jesus: „Es muss nicht in Jerusalem sein, wo die Juden zu Gott beten, und es muss nicht dort auf dem Berge sein, wo die Samariter es thun. Wisse, man braucht nicht die Statt und nicht den Gebetsriemen und nicht die Schriftzeichen. Überall, wo Du auch seiest, kannst Du im Geiste und in der Wahrheit Gott anbeten."

„Was heißt das, im Geiste und in Wahrheit?" fragte sie.

Da deutete Jesus gegen den sonnigen Hügel hin, an dessen Hang die Blumen blühten, auf dessen Höhe die dunklen Pinien zu dem blauen Himmel aufstanden und der von hellem Vogelgesang umklungen war, und sagte: „Wie ist Dir, wenn Du das betrachtest?"

Und sie antwortete: „Freudig ums Herz ist mir, dass ich jauchzen möchte und danken für diese schöne Welt dem, der sie gemacht, wer es auch sei."

„Du möchtest jauchzen, Du möchtest danken? Siehe, und das heißt: Gott im Geiste und in der Wahrheit anbeten."

„Du sprichst immer von diesem Gott", sagte sie mit Beklommenheit, „wenn ich nur wüsste, was Du meinst."

„Das wissen die von Deinem Stamme freilich noch nicht", sagte Jesus, „aber von uns Juden sollen sie's erfahren. Es wird die Zeit kommen, da viele Menschen Gott also mit dem Geiste und mit dem Herzen anbeten werden. Denn unser Geist ist von Gottesgeist und nur in ihm allein kann er sich und seinen Frieden finden."

„Ich höre", fragte die Samariterin, „dass ein Messias kommen soll, der uns das Rechte lehren wird."

„Er kommt und ist schon nahe", sprach Jesus, dann gieng er weiter und sann darüber, was es denn war, das hier gesprochen worden. —

Sie blickte ihm nach, wie er in seiner schlanken Gestalt mit den langen Locken des Hauptes zwischen den Blumen und Sträuchern dahinschritt. Dann fuhr sie sich mit den Fingerspitzen über die Stirn, als sei sie erwacht aus einer wundersamen Seligkeit.

---

Als Jesus so allmählich zum Manne herangewachsen war, arbeitete er in seinem Gewerbe schon als Meister, denn Josef ward alt und ge-

wenn seine Zunge sie plötzlich ausgesprochen hatte. Also, dass es war, als rede aus ihm ein anderer. Und doch war er's selbst. Er selbst aus seiner dunkelsten Tiefe tretend ins Licht.

Eines Tages, als Jesus den Hohlweg hinabgieng gegen die Steinheide, lief hinter ihm ein muthwilliger Knabe drein und stieß ihn nieder. Jesus erhob sich rasch und in heftigem Zorn rief er dem Knaben zu: „Stirb!" — Als dieser das lodernde Auge sah, wurde er todtenblass und begann zu zittern, dass er sich an die Steinwand lehnen musste und dem Umsinken nahe war. Da trat Jesus zu ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte freundlich: „Lebe!" — Nie vertheidigte er sich anders als in Worten, aber die waren so wuchtig strafend, dass seine Altersgenossen sich fürchteten und ihn in Ruhe ließen. So gieng er am liebsten mit sich allein.

Einst gieng er hinaus über die Hügel gegen Samaria. Der Tag war heiß und das Gestein glühend. Er kam zu einer Gruppe von Feigenbäumen, in welcher ein Brunnen war. Er setzte sich in den Schatten. Da kam ein junges bräunliches Weib herbei mit einem Kruge, um damit aus der Tiefe Wasser zu schöpfen. Er sah ihm dabei zu und als es wieder bescheiden, wie es gekommen, davon gehen wollte, sagte er: „Gib mir zu trinken!" Die junge Wasserträgerin strich ihr schwarzes Haar aus dem Gesicht und blickte ihn erstaunt an. „Bist Du denn nicht ein Jude?" fragte sie schüchtern.

„Das bin ich", antwortete Jesus.

„Und Du willst von mir zu trinken haben? Weißt Du, dass ich von den Samaritern bin, die ihr so sehr verachtet!"

„Ich verachte keinen Menschen."

„Du sprichst jetzt wohl so, weil Du Wasser haben willst und weil Du keinen Schöpfer hast, um es aus der Tiefe hervorzuholen."

„Und wenn Du mich könntest verdursten lassen, so wollte ich Dich doch nicht verachten. Du bist, wie Du bist. Aber ich weiß ein Wasser, das Dich anders machen kann."

Sie antwortete nachdenklich: „Was ist es mit solchem Wasser?"

„Das Wasser in diesem Brunnen liegt wie todt in der Grube, und wer heute davon trinkt, den dürstet morgen wieder. Ich jedoch weiß von einem lebendigen Wasser, das dem, der es trinkt, ewiges Leben gibt, ohne dass er je wieder nach anderem Wasser dürstet."

Sie sah ihn neuerdings an, mit Staunen und Wohlgefallen, und sagte leise: „So solltest doch Du mir zu trinken geben, anstatt ich Dir."

„So rufe erst Deinen Mann herbei", sprach Jesus.

„Meinen Mann? Ich habe keinen Mann."

Da nickte Jesus sein lockiges Haupt und sagte: „Nicht weniger als deren fünf hast Du im Kopf. Und den Du am liebsten hättest, den

Almosen geben. Des Morgens gieng er hinab zum Brunnen und wusch sich, im weiteren pflegte er nicht eine der vorgeschriebenen Waschungen. Als ihn darob der Rabbite von Nazareth einmal zur Rede stellte, war seine Antwort: „Wer soll sich waschen, der Reine oder der Unreine? Moses kannte sein Volk, als er ihm das Wasser gab. Geht das Unreine von außen hinein oder von innen heraus? Nicht der Staub der Straße verunreinigt den Menschen, vielmehr die böse Gesinnung in seinem Herzen. Ist es ein Greuel mit ungewaschenen Händen redliches Brot zu essen? Ist es nicht ein größerer Greuel, mit gewaschenen Händen dem Bruder das Brot zu entreißen?"

Der Rabbite fand, dass es thöricht sei, mit einem Gesetzesfrevler weiter ein Wort zu verlieren, und wandte sich ab. Doch schon in nächster Zeit ließ er ihm sagen, der Zimmermeister möchte sich am Sabbath doch einmal hinter den Opferstock setzen, um sich zu überzeugen, dass rechtgläubiger Juden wohlgewaschene Hände dem Bruder das Brot nicht entreißen, vielmehr reichen. Als sodann Jesus im Tempel saß, merkte er, wie die wohlhabenden Nazarener mit frommer Würde große Goldstücke in den Opferstock warfen und sich dann umschauten, ob das gute Beispiel wohl auch allenthalben gesehen wurde. Als es dunkel ward, kam auch ein armes Weiblein herbei und legte mit hagerer Hand einen Heller in den Opferstock.

„Nun, was denkest Du?" fragte der Rabbite den Zimmermann.

Jesus antwortete: „Mich dünkt, die hoffärtigen Reichen hatten sich gewaschen und gaben doch mit unreinen Händen. Sie gaben einen Theil dessen, das sie anderen weggenommen hatten, von ihrem Überflusse. Die größte Gabe vor Gott hat das arme Weib gespendet. Das hat alles gegeben, was es besessen."

Solchermaßen geschah es, dass Jesus sich immer mehr entfremdete in Nazareth. Nur Arme und Kinder scharten sich noch um ihn, erstere machte er wohlgemuth, mit letzteren trieb er kindliche Spiele und scherzte mit ihnen, als sei er selbst ein Kind. Im übrigen zogen die Nazarener sich vom Zimmermanne zurück. Für einen Sonderling hielten sie ihn, und gar nicht für einen Harmlosen. Die Mutter Maria suchte ihn manchmal damit zu rechtfertigen, dass sie darauf hinwies, er wäre im Auslande aufgewachsen, wo er fremder Leute Sinn, Gedanken und Sitten kennen gelernt. Im Grunde wäre er die Seele von einem Menschen, so gütig und hilfebereit, wo es sein könne. — Natürlich, eine Mutter! Wann hat eine Mutter ihr Kind nicht gut gefunden! Man legte auf ihre Worte kein Gewicht, bedauerte sie vielmehr, dass ihr Sohn so aus der Art schlage und vielfach Ärgernis gebe. Über seine Arbeit war keine Klage, wenn er nur hübsch dabei bliebe. Ein ganz vorzüglicher Zimmermann könnte er sein! Nur solle er sich nicht in Dinge mischen, die er

brechlich, konnte nur noch an der Schneidebank sitzen, den Zimmerern zusehen und manches Wort hinsprechen, wie es am besten zu machen sei. Ein junger Lehrling war da, namens Johannes, ein naher Verwandter, den unterwies Jesus nun im Handwerk und in Anderem. Wenn sie in Nazareth eine Hütte bauten oder einem Hause das Dach zimmerten, so war er genau, fast strenge gegen den Jungen; wenn sie aber am Sabbathe selbander durch die Gegend strichen zwischen den Reben hin, über die Matten mit den Steinen und mit den Herden, manchmal in die dunklen Wälder hinein an den Vorgebirgen des Libanon, da sprachen sie nicht ein Wort vom Handwerke; sie beobachteten die Thiere, die Pflanzen, die Wässer, die Himmel und ihre ewigen Lichter und freuten sich derselben. Bei armen Gärtnern und Hirten saßen sie bisweilen und erwiesen ihnen freundlich manchen Dienst. Johannes lernte von ihnen das Blasen der Schalmei und Jesus sang mit heller Stimme fröhliche Psalmen.

Für Josef aber nahte der Tag zum Sterben.

Halb erblindet lehnte er auf seinem Lager und sprach zu Maria, wie sie es halten solle, wenn er nicht mehr sei. Dann tastete er mit seiner kühlen Hand nach Jesus.

„Mein Sohn!“ sagte er leise und innig, „mein Sohn!“

Mit seinem Mantelsaum trocknete dieser dem Sterbenden die Stirn.

„Ich hatte gehofft“, sprach Josef, „doch es soll nicht sein. Noch in der Dunkelheit muss ich hingehen.“

„Vater, Du bist bei Gott im Lichte“, sagte Jesus, mit zärtlicher Kindesliebe ihm ins sterbende Auge blickend.

„Es ist hart, mein Sohn. Bleib' bei mir. Ich hatte gehofft, den Messias zu sehen. So muss ich doch noch in die Vorhölle zu den Vätern.“

„Er wird bald hinabsteigen, Vater, und Dich ins Paradies führen.“

Der Greis fasste ihn krampfhaft an der Hand: „Bleib' bei mir, mein Jesus!“

Und dann war er entschlafen.

Draußen vor den Mauern begruben sie ihn. Auf den Hügel steckte Jesus jenen Wanderstab, den Josef auf der Flucht ins Ägyptenland geschnitten und bei sich getragen hatte. Und als dieser Stab im Erdreiche stak, fieng er an, zarte Zweige zu treiben. Und als an einem der nächsten Tage Maria kam, um den Psalm zu beten, war das Grab umsponnen von weißen Lilien, die aus dem Stabe hervorgewachsen waren und sich ausgebreitet hatten über den Hügel.

Nach dem Tode des alten Meisters kam manches Ungemach in die Familie. Die Leute wandten sich mit ihren Aufträgen mehr und mehr ab, weil sie zu dem jungen Meister kein rechtes Verhältnis finden konnten. Er war in so vielem der Gewohnheit und der Schrift entgegen. Selten sah man ihn unter den öffentlichen Betern im Tempel, nie sah man ihn

„schon oft habe ich mir gedacht, Du bist anders als wir alle, Du musst vom Himmel sein.“

„Nicht auch Du, Johannes? Kann denn jemand nach oben, der nicht von oben kommt?“

Johannes blieb eine Weile neben ihm stehen und schwieg. — Es ist nicht immer leicht zu fassen, was er sagt.

Als sie von dieser Hochzeit zur nächtigen Stunde nach Hause giengen, klagte die Mutter ihrem Sohne die Kümmernisse. „Du bist ja doch so gut, mein Kind, und thuest den Leuten Gutes, wo Du kannst. Aber warum bist Du manchmal so herb in Deinen Worten?“

„Weil sie mich nicht verstehen“, antwortete er, „weil Ihr mich alle nicht versteht. Wenn einer in der Werkstatt das Holz bearbeitet, meint Ihr, dann sei schon alles erfüllt.“

„Das Holz? Freilich hat ein Zimmermann Holz zu bearbeiten. Willst Du etwa Steinmetz werden? Denke, Steine sind härter als Holz!“

„Aber Feuer geben sie, wenn man darauf schlägt. Das Holz gibt keine Funken, und die Nazarener geben auch keine Funken, selbst wenn der Blitz in sie schlüge. Sie sind wie Moder und feuchtes Stroh. Sie sind nicht fähig der Begeisterung; lahmes Ärgernis nehmen, das ist alles was sie können. Aber aus Ärgernissen baut man kein Himmelreich. Ich verachte das Scheit, das immer raucht und nie brennt.“

„Ich fürchte, mein Sohn, Du wirst Dich noch so arg mit ihnen verfeinden, dass —“

„Dass meines Bleibens nicht sein kann in Nazareth. Willst Du nicht so sagen, Mutter?“

„Mir bangt ja nur um Dich, mein Sohn!“

„Selig die Mutter, der nichts Schlimmeres wird. Ich bin geborgen.“ Er war stehen geblieben und nahm sie an der Hand. „Mutter, ich bin kein Kind und kein Junge mehr. Um mich sorge Dich nicht. Lass mich sein wie ich bin und lass mich gehen, wohin ich will. Andere Aufgaben sind zu erfüllen, als dem Jonas eine Hütte und der Sarah einen Schafstall zu bauen. Die alte Welt bricht morsch zusammen und der alte Himmel stürzt ein. Lass mich gehen, Mutter, lass mich der Zimmermann werden, der ihnen das Himmelreich baut.“

In Kreuz und Krumm strichen die Sternschnuppen dahin am nächtlichen Himmel. Maria ließ den Sohn vorangehen gegen das Städtlein hinab, sie wankte langsam hinten drein und schluchzte. Sie ist allein und hat keine Macht über ihn. Tag für Tag wird er unbegreiflicher — wohin soll das führen?

(Fortsetzung folgt.)

nicht verstehen könne und die guten Leute nicht beunruhigen im Glauben ihrer Väter.

Eines Tages gab es Hochzeit in der Nachbarstadt Kana. Maria und die Verwandten waren dazu geladen, denn der Bräutigam war ein entfernter Vetter. Als er auch Jesus ansprach, geschah das so, als ob es gerade keine große Trauer bedeute, wenn dieser Geladene nicht erschiene. Er würde ja vielleicht doch nicht Gefallen finden an den alten Hochzeitssitten und an den Vorschriften, an die man sich zu halten gedenke. Jesus merkte den Stachel, aber er that ihm nicht wehe. Auch er gieng also hinauf nach Kana zur Hochzeit, um fröhlich zu sein mit den Fröhlichen. Als es jedoch gerade mitten in der Fröhlichkeit war, zog Maria ihren Sohn beiseite und sprach zu ihm: „Es wird gut sein, wenn wir nach Hause gehen. Mich dünkt, wir sind nicht wohl gesehen hier. Man ist froh darüber, wenn der Gäste weniger werden, denn ich höre, sie haben keinen Wein mehr."

„Was geht das mich an, wenn sie keinen Wein mehr haben", antwortete er fast unwirsch, „ich begehre ja keinen."

„Aber die übrigen Gäste begehren einen. Der Tafelmeister ist in höchster Verlegenheit. Ich dachte schon, ob Du nicht Rath wüsstest."

„Haben sie Durst, so sollen Wasserkrüge herbeigetragen werden", setzte er mit froher Laune bei. „Ist der Trinker Gott zu Ehren guten Muthes, so wird auch das Wasser zu Wein. Ich gebe meinen Segen dazu."

Freilich wusste der Tafelmeister sich nicht anders zu helfen, als in den großen Steinkrügen vom Brunnen Wasser herbeizutragen. Wie sehr war er verwundert, als die Gäste davon in ihre Becher gossen und die Güte des Weines lobten, der soeben credenzt worden.

„Sonst", sagten sie lachend zu einander, „sonst pflegen die Wirte zuerst den besten Wein zu schenken, und erst wenn die Gaumen der Zecher stumpf geworden und sie nichts mehr merken, bringen sie den schlechteren. Unser braver Tafelmeister denkt, wenn man bei Mahlzeiten die feinsten Speisen zuletzt bietet, müsse es wohl auch mit dem Getränke so sein." Die Verwandten Jesus und er selbst hatten aber gesehen, wie die Krüge am Brunnen gefüllt worden waren und als sie nun davon kosteten, meinten einige, dass es mit rechten Dingen nicht zugienge. Jesus trank selbst davon und sah, es war Wein. — Er gieng hinaus in die Sternennacht und war sehr bewegt. „O Vater!" sprach er, „was hast Du mit dem Menschensohne vor? Wenn es nach Deinem Willen ist, dass aus Wasser Wein wird, so kann es wohl auch sein, dass man frischen Wein in alte Schläuche gießt, den Geist und die Kraft Gottes in den todten Buchstaben!"

Auch der junge Johannes gieng in die Nacht hinaus um den Meister zu suchen. „Herr", sagte der Jünger, als er vor ihm stand,

schützen erneuert worden, welches den Übertreter zum Zuchthaus verdammte. Robert war unermüdet, die geheimen Gänge seines Feindes zu beschleichen; endlich gelang es ihm auch, den Unbesonnen über der That zu ergreifen. Wolf wurde eingezogen, und nur mit Aufopferung seines ganzen kleinen Vermögens brachte er es mühsam dahin, die zuerkannte Strafe durch eine Geldbuße abzuwenden.

Robert triumphierte. Sein Nebenbuhler war aus dem Felde geschlagen und Hannchens Gunst für den Bettler verloren. Wolf kannte seinen Feind, und dieser Feind war der glückliche Besitzer seiner Johanna. Drückendes Gefühl des Mangels gesellte sich zu beleidigtem Stolze. Noth und Eifersucht stürmen vereinigt auf seine Empfindlichkeit ein, der Hunger treibt ihn hinaus in die weite Welt, Rache und Leidenschaft halten ihn fest. Er wird zum zweitenmal Wilddieb; aber Roberts verdoppelte Wachsamkeit überlistet ihn zum zweitenmal wieder. Jetzt erfährt er die ganze Schärfe des Gesetzes: denn er hat nichts mehr zu geben, und in wenigen Wochen wird er in das Zuchthaus der Residenz abgeliefert.

Das Strafjahr war überstanden, seine Leidenschaft durch die Entfernung gewachsen, und sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen. Kaum erlangte er die Freiheit, so eilte er nach seinem Geburtsort, sich seiner Johanna zu zeigen. Er erscheint; man flieht ihn. Die dringende Noth hat endlich seinen Hochmuth gebeugt und seine Weichlichkeit überwunden — er bietet sich den Reichen des Orts an, und will für den Taglohn dienen. Der Bauer zuckt über den schwachen Zärtling die Achsel, der derbe Knochenbau seines handfesten Mitbewerbers sticht ihn bei diesem fühllosen Gönner aus. Er wagte einen letzten Versuch. Ein Amt ist noch ledig, der äußerste verlorene Posten des ehrlichen Namens — er meldet sich zum Hirten des Städtchens, aber der Bauer will seine Schweine keinem Taugenichts anvertrauen. In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb, und zum drittenmal trifft ihn das Unglück, seinem wachsamen Feind in die Hände zu fallen.

Der doppelte Rückfall hatte seine Verschuldung erschwert. Die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten. Das Mandat gegen die Wilddiebe bedurfte einer solennen und exemplarischen Genugthuung, und Wolf ward verurtheilt, das Zeichen des Galgens auf den Rücken gebrannt, drei Jahre auf der Festung zu arbeiten.

Auch diese Periode verlief, und er gieng von der Festung — aber ganz anders, als er dahin gekommen war. Hier fängt eine neue Epoche in seinem Leben an: man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat. „Ich betrat die Festung“, sagte er, „als ein Verirrter und verließ sie als ein

# Der Sonnenwirt.

Eine Dorfgeschichte von **Friedrich dem Großen.**

Christian Wolf war der Sohn eines Gastwirts in einer Landstadt (deren Namen man aus Gründen, die sich in der Folge aufklären, verschweigen muſs) und half seiner Mutter, denn der Vater war todt, bis in sein zwanzigstes Jahr die Wirtschaft besorgen. Die Wirtschaft war schlecht, und Wolf hatte müßige Stunden. Schon von der Schule her war er für einen losen Buben bekannt. Erwachsene Mädchen führten Klagen über seine Frechheit, und die Jungen des Städtchens huldigten seinem erfinderischen Kopfe. Die Natur hatte seinen Körper verabsäumt. Eine kleine unscheinbare Figur, krauses Haar von einer unangenehmen Schwärze, eine plattgedrückte Nase und eine geschwollene Oberlippe, welche noch überdies durch den Schlag eines Pferdes aus ihrer Richtung gewichen war, gaben seinem Anblick eine Widrigkeit, welche alle Weiber von ihm zurückscheuchte und dem Witz seiner Kameraden eine reichliche Nahrung darbot.

Er wollte ertrotzen, was ihm verweigert war; weil er miſsfiel, setzte er sich vor, zu gefallen. Er war sinnlich und beredete sich, daſs er liebe. Das Mädchen, das er wählte, miſshandelte ihn; er hatte Ursache zu fürchten, daſs seine Nebenbuhler glücklicher wären; doch das Mädchen war arm. Ein Herz, das seinen Betheuerungen verschlossen blieb, öffnete sich vielleicht seinen Geschenken; aber ihn selbst drückte Mangel, und der eitle Versuch, seine Außenseite geltend zu machen, verschlang noch das Wenige, was er durch seine schlechte Wirtschaft erwarb. Zu bequem und zu unwissend, seinem zerrütteten Hauswesen durch Speculation aufzuhelfen; zu stolz, auch zu weichlich, den Herrn, der er bisher gewesen war, mit dem Bauer zu vertauschen und seiner angebeteten Freiheit zu entsagen, sah er nur einen Ausweg vor sich — den Tausende vor ihm und nach ihm mit besserem Glücke ergriffen haben — den Ausweg, honnet zu stehlen. Seine Vaterstadt grenzte an eine landesherrliche Waldung, er wurde Wilddieb und der Ertrag seines Raubes wanderte treulich in die Hände seiner Geliebten.

Unter den Liebhabern Hannchens war Robert, ein Jägerbursche des Försters. Frühzeit merkte dieser den Vortheil, den die Freigebigkeit seines Nebenbuhlers über ihn gewonnen hatte und mit Schelsucht forschte er nach den Quellen dieser Veränderung. Er zeigte sich fleißiger in der „Sonne“ — dies war das Schild zu dem Wirtshause — sein lauerndes Auge, von Eifersucht und Neid geschärft, entdeckte bald, woher dieses Geld floſs. Nicht lange vorher war ein strenges Edict gegen die Wild-

Die Glocken läuteten zur Vesper, als ich mitten auf dem Markte stand. Die Gemeinde wimmelte zur Kirche. Man erkannte mich schnell; jedermann, der mir aufstieß, trat scheu zurück. Ich hatte von jeher die kleinen Kinder sehr lieb gehabt, und auch jetzt übermannte mich's unwillkürlich, dass ich einem Knaben, der neben mir vorbei hüpfte, einen Groschen bot. Der Knabe sah mich einen Augenblick starr an und warf mir den Groschen ins Gesicht. Wäre mein Blut nur etwas ruhiger gewesen, so hätte ich mich erinnert, dass der Bart, den ich noch von der Festung mitbrachte, meine Gesichtszüge bis zum Gräßlichen entstellte — aber mein böses Herz hatte meine Vernunft angesteckt. Thränen, wie ich sie nie geweint hatte, liefen über meine Backen.

Der Knabe weiß nicht, wer ich bin, noch woher ich komme, sagte ich halblaut zu mir selbst, und doch meidet er mich wie ein schändliches Thier. Bin ich denn irgendwo auf der Stirne gezeichnet, oder habe ich aufgehört, einem Menschen ähnlich zu sehen, weil ich fühle, dass ich keinen mehr lieben kann? Die Verachtung dieses Knaben schmerzte mich bitterer, als dreijähriger Galiotendienst, denn ich hatte ihm Gutes gethan und konnte ihn keines persönlichen Hasses beschuldigen.

Ich setzte mich auf einen Zimmerplatz, der Kirche gegenüber, was ich eigentlich wollte, weiß ich nicht; doch ich weiß noch, dass ich mit Erbitterung aufstand, als von allen meinen vorübergehenden Bekannten keiner mich nur eines Grußes gewürdigt hatte, auch nicht einer. Unwillig verließ ich meinen Standort, eine Herberge aufzusuchen; als ich an der Ecke einer Gasse umlenkte, rannte ich gegen meine Johanna. „Sonnenwirt!“ schrie sie laut auf, und machte eine Bewegung, mich zu umarmen. „Du wieder da, lieber Sonnenwirt! Gott sei Dank, dass Du wieder kömmst! Hunger und Elend sprach aus ihrer Bedeckung, eine schändliche Krankheit aus ihrem Gesichte; ihr Anblick verkündigte die verworfenste Creatur, zu der sie erniedrigt war. Ich ahnte schnell, was hier geschehen sein möchte; einige fürstliche Dragoner, die mir eben begegnet waren, ließen mich errathen, dass Garnison in dem Städtchen lag. „Soldatendirne!“ rief ich und drehte ihr lachend den Rücken zu. Es that mir wohl, dass noch ein Geschöpf unter mir war im Rang der Lebendigen. Ich hatte sie niemals geliebt.

Meine Mutter war todt. Mit meinem kleinen Hause hatten sich meine Creditoren bezahlt gemacht. Ich hatte niemand und nichts mehr. Alle Welt floh mich, wie einen Giftigen, aber ich hatte endlich verlernt, mich zu schämen. Vorher hatte ich mich dem Anblick der Menschen entzogen, weil Verachtung mir unerträglich war. Jetzt drang ich mich auf und ergötzte mich, sie zu verscheuchen. Es war mir wohl, weil ich nichts mehr zu verlieren und nichts mehr zu hüten hatte. Ich brauchte keine gute Eigenschaft mehr, weil man keine mehr bei mir vermuthete.

Lotterbube. Ich hatte noch etwas in der Welt gehabt, das mir theuer war, und mein Stolz krümmte sich unter der Schande. Wie ich auf die Festung gebracht war, sperrte man mich zu dreiundzwanzig Gefangenen ein, unter denen zwei Mörder und die übrigen alle berüchtigte Diebe und Vagabunden waren. Man verhöhnte mich, wenn ich von Gott sprach, und setzte mir zu, schändliche Lästerungen gegen den Erlöser zu sagen. Man sang mir Hurenlieder vor, die ich, ein liederlicher Bube, nicht ohne Ekel und Entsetzen hörte; aber was ich ausüben sah, empörte meine Schamhaftigkeit noch mehr. Kein Tag vergieng, wo nicht irgend ein schändlicher Lebenslauf wiederholt, irgend ein schlimmer Anschlag geschmiedet ward. Anfangs floh ich dieses Volk und verkroch mich vor ihren Gesprächen, so gut mir's möglich war; aber ich brauchte ein Geschöpf, und die Barbarei meiner Wächter hatte mir auch meinen Hund abgeschlagen. Die Arbeit war hart und tyrannisch, mein Körper kränklich; ich brauchte Beistand, und wenn ich's aufrichtig sagen soll, ich brauchte Bedauerung, und diese musste ich mit dem letzten Überreste meines Gewissens erkaufen. So gewöhnte ich mich endlich an das Abscheulichste, und im letzten Vierteljahr hatte ich meine Lehrmeister übertroffen.

Von jetzt an lechzte ich nach dem Tag meiner Freiheit, wie ich nach Rache lechzte. Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich. Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechtes und als ein Schlachtopfer der Gesetze. Zähneknirschend rieb ich meine Ketten, wenn die Sonne hinter meinem Festungsberg heraufkam; eine weite Aussicht ist zwiefache Hölle für einen Gefangenen. Der weite Zugwind, der durch die Luftlöcher meines Thurmes pfiff, und die Schwalbe, die sich auf dem eisernen Stab meines Gitters niederließ, schienen mich mit ihrer Freiheit zu necken und machten mir meine Gefangenschaft desto gräslicher. Damals gelobte ich unversöhnlichen, glühenden Hass allem, was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab' ich redlich gehalten.

Mein erster Gedanke, sobald ich mich frei sah, war meine Vaterstadt. So wenig auch für meinen künftigen Unterhalt da zu hoffen war, so viel versprach sich mein Hunger nach Rache. Mein Herz klopfte wilder, als der Kirchthurm von weitem aus dem Gehölze stieg. Es war nicht mehr das herzliche Wohlbehagen, wie ich's bei meiner ersten Wallfahrt empfunden hatte — das Andenken alles Ungemachs, aller Verfolgungen, die ich dort einst erlitten hatte, erwachte mit einemmal aus einem schrecklichen Todesschlaf; alle Wunden bluteten wieder, alle Narben giengen auf. Ich verdoppelte meine Schritte, denn es erquickte mich im voraus, meine Feinde durch meinen plötzlichen Anblick in Schrecken zu setzen, und ich dürstete jetzt eben so sehr nach neuer Erniedrigung, als ich ehemals davor gezittert hatte.

Der Arm zitterte mir, da ich meiner Flinte die schreckliche Wahl erlaubte — meine Zähne schlugen zusammen, wie im Fieberfrost, und der Odem sperrte sich erstickend in meiner Lunge. Eine Minute lang blieb der Lauf meiner Flinte ungewiss zwischen dem Menschen und dem Hirsch mitten inne schwanken — eine Minute — und noch eine — und wieder eine. Rache und Gewissen rangen hartnäckig und zweifelhaft, aber die Rache gewann's, und der Jäger lag todt am Boden.

Mein Gewehr fiel mit dem Schusse . . . . . Mörder . . . . . stammelte ich langsam — der Wald war still wie ein Kirchhof — ich hörte deutlich, dass ich Mörder sagte. Als ich näher schlich, starb der Mann. Lange stand ich sprachlos vor dem Todten, ein helles Gelächter endlich machte mir Luft. „Wirst Du jetzt reinen Mund halten, guter Freund!" sagte ich und trat keck hin, indem ich zugleich das Gesicht des Ermordeten auswärts kehrte. Die Augen standen ihm weit auf. Ich wurde ernsthaft und schwieg plötzlich wieder stille. Es fieng mir an, seltsam zu werden.

Bis hieher hatte ich auf Rechnung meiner Schande gefrevelt; jetzt war etwas geschehen, wofür ich noch nicht gebüßt hatte. Eine Stunde vorher, glaube ich, hätte mich kein Mensch überredet, dass es noch etwas Schlechteres, als mich, unter dem Himmel gebe; jetzt fieng ich an zu muthmaßen, dass ich vor einer Stunde wohl gar zu beneiden war.

Gottes Gerichte fielen mir nicht ein — wohl aber eine, ich weiß nicht welche? verwirrte Erinnerung an Strang und Schwert, und die Execution einer Kindermörderin, die ich als Schuljunge mit angesehen hatte. Etwas ganz besonders Schreckbares lag für mich in dem Gedanken, dass von jetzt an mein Leben verwirkt sei. Auf Mehreres besinne ich mich nicht mehr. Ich wünschte gleich darauf, dass er noch lebte. Ich that mir Gewalt an, mich lebhaft an alles Böse zu erinnern, das mir der Todte im Leben zugefügt hatte, aber sonderbar, mein Gedächtnis war wie ausgestorben. Ich konnte nichts mehr von alle dem hervorrufen, was mich vor einer Viertelstunde zum Rasen gebracht hatte. Ich begriff gar nicht, wie ich zu dieser Mordthat gekommen war.

Noch stand ich vor der Leiche, noch immer. Das Knallen einiger Peitschen, und das Geknarre von Frachtwagen, die durchs Holz fuhren, brachte mich zu mir selbst. Es war kaum eine Viertelmeile abseits der Heerstraße, wo die That geschehen war. Ich musste auf meine Sicherheit denken.

Unwillkürlich verlor ich mich tiefer in den Wald. Auf dem Wege fiel mir ein, dass der Entleibte sonst eine Taschenuhr besessen hätte. Ich brauchte Geld, um die Grenze zu erreichen — und doch fehlte mir der Muth, nach dem Platz umzuwenden, wo der Todte lag. Hier er-

Die ganze Welt stand mir offen, ich hätte vielleicht in einer fremden Provinz für einen ehrlichen Mann gegolten, aber ich hatte den Muth verloren, es auch nur zu scheinen. Verzweiflung und Schande hatten mir endlich diese Sinnesart aufgezwungen. Es war die letzte Ausflucht, die mir übrig war, die Ehre entbehren zu lernen, weil ich an keine mehr Anspruch machen durfte. Hätten meine Eitelkeit und mein Stolz meine Erniedrigung erlebt, so hätte ich mich selber entleiben müssen.

„Was ich nunmehr eigentlich beschlossen hatte, war mir selber noch unbekannt. Ich wollte Böses thun, so viel erinnere ich mich noch dunkel. Ich wollte mein Schicksal verdienen. Die Gesetze, meinte ich, wären Wohlthaten für die Welt, also fasste ich den Vorsatz, sie zu verletzen; ehemals hatte ich aus Nothwendigkeit und Leichtsinn gesündigt, jetzt that ich's aus freier Wahl zu meinem Vergnügen.

„Mein Erstes war, dass ich mein Wildschießen fortsetzte. Die Jagd überhaupt war mir nach und nach zur Leidenschaft geworden, und außerdem musste ich ja leben. Aber dies war es nicht allein; es kitzelte mich, das fürstliche Edict zu verhöhnen und meinem Landesherrn nach allen Kräften zu schaden. Ergriffen zu werden, besorgte ich nicht mehr, denn jetzt hatte ich eine Kugel für meinen Entdecker bereit, und das wusste ich, dass mein Schuss seinen Mann nicht fehlte. Ich erlegte alles Wild, das mir aufstieß, nur weniges machte ich auf der Grenze zu Gelde, das meiste ließ ich verwesen. Ich lebte kümmerlich, um nur den Aufwand an Blei und Pulver zu bestreiten. Meine Verheerungen in der großen Jagd wurden ruchbar, aber mich drückte kein Verdacht mehr. Mein Anblick löschte ihn aus. Mein Name war vergessen.

Diese Lebensart trieb ich mehrere Monate. Eines Morgens hatte ich nach meiner Gewohnheit das Holz durchstrichen, die Fährte eines Hirsches zu verfolgen. Zwei Stunden hatte ich mich vergeblich ermüdet, und schon fieng ich an, meine Beute verloren zu geben, als ich sie auf einmal in schussgerechter Entfernung entdecke. Ich will anschlagen und abdrücken — aber plötzlich erschreckt mich der Anblick eines Hutes, der wenige Schritte vor mir auf der Erde liegt. Ich forsche genauer, und erkenne den Jäger Robert, der hinter dem dicken Stamm einer Eiche auf eben das Wild anschlägt, dem ich den Schuss bestimmt hatte. Eine tödliche Kälte fährt bei diesem Anblick durch meine Gebeine. Just das war der Mensch, den ich unter allen lebendigen Dingen am gräßlichsten hasste, und dieser Mensch war in die Gewalt meiner Kugel gegeben. In diesem Augenblick dünkte mich's, als ob die ganze Welt in meinem Flintenschuss läge, und der Hass meines ganzen Lebens in die einzige Fingerspitze sich zusammendrängte, womit ich den mörderischen Druck thun sollte. Eine unsichtbare fürchterliche Hand schwebte über mir, der Stundenweiser meines Schicksals zeigte unwiderruflich auf diese schwarze Minute.

mir Herz. In der Lage, worin ich jetzt war, hatte ich Ursache vor jedem redlichen Mann, aber keine mehr vor einem Räuber zu zittern.

„Wer da?“ sagte diese Erscheinung.

„Deinesgleichen“, war meine Antwort, „wenn Du der wirklich bist, dem Du gleich siehst!“

„Dahinaus geht der Weg nicht. Was hast Du hier zu suchen?“

„Was hast Du hier zu fragen?“ versetzte ich trotzig.

Der Mann betrachtete mich zweimal vom Fuß bis zum Wirbel. Es schien, als ob er meine Figur gegen die seinige und meine Antwort gegen meine Figur halten wollte. — „Du sprichst brutal, wie ein Bettler“, sagte er endlich.

„Das mag sein. Ich bin's noch gestern gewesen.“

Der Mann lachte. „Man sollte darauf schwören“, rief er, „Du wolltest auch noch jetzt für nichts Besseres gelten.“

„Für etwas Schlechteres also.“ — Ich wollte weiter.

„Sachte, Freund! Was jagt Dich denn so? Was hast Du für Zeit zu verlieren?“

Ich besann mich einen Augenblick. Ich weiß nicht, wie mir das Wort auf die Zunge kam. „das Leben ist kurz“, sagte ich langsam „und die Hölle währt ewig.“

Er sah mich stier an. „Ich will verdammt sein“, sagt er endlich, „oder Du bist irgend an einem Galgen hart vorbeigestreift.“

„Das mag wohl noch kommen. Also auf Wiedersehen, Kamerad!“

„Topp, Kamerad!“ schrie er, indem er eine zinnerne Flasche aus seiner Jagdtasche hervorlangte, einen kräftigen Schluck daraus that und mir sie reichte. Flucht und Beängstigung hatten meine Kräfte aufgezehrt, und diesen ganzen entsetzlichen Tag war noch nichts über meine Lippen gekommen. Schon fürchtete ich in dieser Waldgegend zu verschmachten, wo auf drei Meilen in der Runde kein Labsal für mich zu hoffen war. Man urtheile, wie froh ich auf diese angebotene Gesundheit Bescheid that. Neue Kraft floss mit diesem Erquicktrunk in meine Gebeine und frischer Muth in mein Herz und Hoffnung und Liebe zum Leben. Ich fieng an zu glauben, dass ich doch wohl nicht ganz elend wäre; so viel konnte dieser willkommene Trank. Ja, ich bekenne es, mein Zustand grenzte wieder an einen glücklichen, denn endlich, nach tausend fehlgeschlagenen Hoffnungen, hatte ich eine Creatur gefunden, die mir ähnlich schien. In dem Zustande, worin ich versunken war, hätte ich mit dem höllischen Geiste Kameradschaft getrunken, um einen Vertrauten zu haben.

Der Mann hatte sich aufs Gras hingestreckt, ich that ein Gleiches.

„Dein Trunk hat mir wohlgethan!“ sagte ich. „Wir müssen bekannter werden.“

Er schlug Feuer, seine Pfeife zu zünden.

schreckte mich ein Gedanke an den Teufel und die Allgegenwart Gottes. Ich raffte meine ganze Kühnheit zusammmen; entschlossen, es mit der ganzen Hölle aufzunehmen, gieng ich nach der Stelle zurück. Ich fand, was ich erwartet hatte, und in einer grünen Börse noch etwas Weniges über einen Thaler an Gelde. Eben, da ich beides zu mir stecken wollte, hielt ich plötzlich ein und überlegte. Es war keine Anwandlung von Scham, auch nicht Furcht, mein Verbrechen durch Plünderung zu vergrößern — Trotz, glaube ich, war es, dass ich die Uhr wieder von mir warf, und von dem Gelde nur die Hälfte behielt. Ich wollte für einen persönlichen Feind des Erschossenen, aber nicht für seinen Räuber gehalten sein.

Jetzt floh ich waldeinwärts. Ich wusste, dass das Holz sich vier deutsche Meilen nordwärts erstreckte und dort an die Grenzen des Landes stieß. Bis zum hohen Mittage lief ich athemlos. Die Eilfertigkeit meiner Flucht hatte meine Gewissensangst zerstreut; aber sie kam schrecklicher zurück, wie meine Kräfte mehr und mehr ermatteten. Tausend gräßliche Gestalten giengen an mir vorüber, und schlugen wie schneidende Messer in meine Brust. Zwischen einem Leben voll rastloser Todesfurcht und einer gewaltsamen Entleibung war mir jetzt eine schreckliche Wahl gelassen und ich musste wählen. Ich hatte das Herz nicht, durch Selbstmord aus der Welt zu gehen, und entsetzte mich vor der Aussicht darin zu bleiben. Geklemmt zwischen die gewissen Qualen des Lebens und die ungewissen Schrecken der Ewigkeit, gleich unfähig zu leben und zu sterben, brachte ich die sechste Stunde meiner Flucht dahin, eine Stunde, vollgepresst von Qualen, wovon noch kein lebendiger Mensch zu erzählen weiß.

In mich gekehrt und langsam, ohne mein Wissen den Hut tief ins Gesicht gedrückt, als ob mich dies vor dem Auge der Natur hätte unkenntlich machen können, hatte ich unvermerkt einen schmalen Fußsteig verfolgt, der mich durch das dunkelste Dickicht führte — als plötzlich eine rauhe befehlende Stimme vor mir her: „Halt!" rief. Die Stimme war ganz nahe, meine Zerstreuung und der heruntergedrückte Hut hatten mich verhindert, um mich herumzuschauen. Ich schlug die Augen auf und sah einen wilden Mann auf mich zukommen, der eine große knotige Keule trug. Seine Figur gieng ins Riesenmäßige — meine erste Bestürzung wenigstens hatte mich dies glauben gemacht — und die Farbe seiner Haut war von einer gelben Mulattenschwärze, woraus das Weiße eines schielenden Auges bis zum Grassen hervortrat. Er hatte, statt eines Gurtes, ein dickes Seil zweifach um einen grünen wollenen Rock geschlagen, worin ein breites Schlachtmesser bei einer Pistole stak. Der Ruf wurde wiederholt und ein kräftiger Arm hielt mich fest. Der Laut eines Menschen hatte mich in Schrecken gejagt, aber der Anblick eines Bösewichts gab

Wort, bis mich endlich die Pfeife meines Führers aus meinen Betrachtungen aufschreckte. Ich schlug die Augen auf, wir standen am schroffen Absturz eines Felsen, der sich in eine tiefe Kluft hinunterbückte. Eine zweite Pfeife antwortete aus dem innersten Bauche des Felsen, und eine Leiter kam, wie von sich selbst langsam aus der Tiefe gestiegen. Mein Führer kletterte zuerst hinunter, mich hieß er warten, bis er wieder käme. „Erst muss ich den Hund an Ketten liegen lassen", setzte er hinzu, „Du bist hier fremd, die Bestie würde dich zerreißen." Damit gieng er.

Jetzt stand ich allein vor dem Abgrund, und ich wußte recht gut, dass ich allein war. Die Unvorsichtigkeit meines Führers entgieng meiner Aufmerksamkeit nicht. Es hätte mich nur einen beherzten Entschluss gekostet, die Leiter heraufzuziehen, so war ich frei, und meine Flucht war gesichert. Ich gestehe, dass ich das einsah. Ich sah in den Schlund hinab, der mich jetzt aufnehmen sollte; es erinnerte mich dunkel an den Abgrund der Hölle, woraus keine Erlösung mehr ist. Mir fieng an, vor der Laufbahn zu schaudern, die ich nunmehr betreten wollte; nur eine schnelle Flucht konnte mich retten. Ich beschließe diese Flucht — schon strecke ich den Arm nach der Leiter aus — aber auf einmal donnert's in meinen Ohren, es umhallt mich wie Hohngelächter der Hölle: „Was hat ein Mörder zu wagen?" — und mein Arm fällt gelähmt zurück. Meine Rechnung war völlig, die Zeit der Reue war dahin, mein begangener Mord lag hinter mir aufgethürmt wie ein Fels, und sperrte meine Rückkehr auf ewig. Zugleich erschien auch mein Führer wieder und kündigte mir an, dass ich kommen sollte. Jetzt war ohnehin keine Wahl mehr. Ich kletterte hinunter.

Wir waren wenige Schritte unter der Felsmauer weggegangen, so erweiterte sich der Grund, und einige Hütten wurden sichtbar. Mitten zwischen diesen öffnete sich ein runder Rasenplatz, auf welchem sich eine Anzahl von achtzehn bis zwanzig Menschen um ein Kohlenfeuer gelagert hatte. „Hier, Kameraden", sagte mein Führer und stellte mich mitten in den Kreis; „unser Sonnenwirt! heißt ihn willkommen!"

„Sonnenwirt!" schrie alles zugleich, und alles fuhr auf und drängte sich um mich her, Männer und Weiber. Soll ichs gestehen! Die Freude war ungeheuchelt und herzlich. Vertrauen, Achtung sogar erschien auf jedem Gesichte; dieser drückte mir die Hand, jener schüttelte mich vertraulich am Kleide, der ganze Auftritt war wie das Wiedersehen eines alten Bekannten, der einem wert ist. Meine Ankunft hatte den Schmaus unterbrochen, der eben anfangen sollte. Man setzte ihn sogleich fort und nöthigte mich, den Willkomm zu trinken. Wildpret aller Art war die Mahlzeit, und die Weinflasche wanderte unermüdet von Nachbar zu Nachbar. Wohlleben und Einigkeit schien die ganze Bande zu beseelen, und alles wetteiferte, seine Freude über mich zügelloser an den Tag zu legen.

„Treibst Du das Handwerk schon lange?“

Er sah mich fest an. „Was willst Du damit sagen?“

„War das schon oft blutig?“ Ich zog das Messer aus seinem Gürtel.

„Wer bist Du?“ sagte er schrecklich und legte die Pfeife von sich.

„Ein Mörder wie Du — aber nur erst ein Anfänger.“

Der Mensch sah mich steif an und nahm seine Pfeife wieder.

„Du bist nicht hier zu Hause?“ sagte er endlich.

„Drei Meilen von hier. Der Sonnenwirt in L..., wenn Du von mir gehört hast.“

Der Mann sprang auf wie ein Besessener. „Der Wildschütze Wolf?“ schrie er hastig.

„Der nämliche.“

„Willkommen, Kamerad! Willkommen!“ rief er und schüttelte mir kräftig die Hände. „Das ist brav, dass ich Dich endlich habe, Sonnenwirt! Jahr und Tag schon sinn' ich darauf, Dich zu kriegen. Ich kenne Dich recht gut. Ich weiß um alles. Ich habe lange auf Dich gerechnet.“

„Auf mich gerechnet? Wozu denn?“

„Die ganze Gegend ist voll von Dir. Du hast Feinde, ein Amtmann hat Dich gedrückt, Wolf! Man hat Dich zu Grunde gerichtet, himmelschreiend ist man mit Dir umgegangen.“

Der Mann wurde hitzig. — „Weil Du ein paar Schweine geschossen hast, die der Fürst auf unsern Äckern und Feldern füttert, haben sie Dich jahrelang im Zuchthaus und auf der Festung herumgezogen, haben sie Dich um Haus- und Wirtschaft bestohlen, haben sie Dich zum Bettler gemacht. Ist es dahin gekommen, Bruder, dass der Mensch nicht mehr gelten soll, als ein Hase? Sind wir nicht besser, als das Vieh auf dem Felde? — Und ein Kerl, wie Du, konnte das dulden?“

„Konnt' ich's ändern?“

„Das werden wir ja wohl sehen. Aber sage mir doch, woher kömmst Du denn jetzt und was führst Du im Schilde?“

Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Der Mann, ohne abzuwarten, bis ich zu Ende war, sprang mit froher Ungeduld auf, und mich zog er nach. „Komm' Bruder Sonnenwirth“, sagte er, „jetzt bist Du reif, jetzt hab' ich Dich, wo ich Dich brauchte. Ich werde Ehre mit Dir einlegen. Folge mir!“

„Wo willst Du mich hinführen?“

„Frage nicht lange. Folge!“ — Er schleppte mich mit Gewalt fort.

Wir waren eine kleine Viertelmeile gegangen. Der Wald wurde immer abschüssiger, unwegsamer und wilder, keiner von uns sprach ein

ruhigten den Bürger, der Name des Sonnenwirts wurde der Schrecken des Landvolks, die Gerechtigkeit suchte ihn auf, und eine Prämie wurde auf seinen Kopf gesetzt. Er war so glücklich, jeden Anschlag auf seine Freiheit zu vereiteln, und verschlagen genug, den Aberglauben des wundersüchtigen Bauern zu seiner Sicherheit zu benützen. Seine Gehilfen mussten aussprengen, er habe einen Bund mit dem Teufel gemacht und könne hexen. Der District, auf welchem er seine Rolle spielte, gehörte damals noch weniger als jetzt zu den aufgeklärten Deutschlands; man glaubte diesem Gerüchte, und seine Person war gesichert. Niemand zeigte Lust, mit dem gefährlichen Kerl anzubinden, dem der Teufel zu Diensten stünde.

Ein Jahr schon hatte er das traurige Handwerk getrieben, als es anfieng, ihm unerträglich zu werden. Die Rotte, an deren Spitze er sich gestellt hatte, erfüllte seine glänzenden Erwartungen nicht. Eine verführerische Außenseite hatte ihn damals im Taumel des Weines geblendet; jetzt wurde er mit Schrecken gewahr, wie abscheulich er hintergangen worden. Hunger und Mangel traten an die Stelle des Überflusses, womit man ihn eingewiegt hatte; sehr oft musste er sein Leben an eine Mahlzeit wagen, die kaum hinreichte, ihn vor dem Verhungern zu schützen. Das Schattenbild jener brüderlichen Eintracht verschwand: Neid, Argwohn und Eifersucht wütheten im Innern dieser verworfenen Bande. Die Gerechtigkeit hatte demjenigen, der ihn lebendig ausliefern würde, Belohnung und, wenn es ein Mitschuldiger wäre, noch eine feierliche Begnadigung zugesagt — eine mächtige Versuchung für den Auswurf der Erde! Der Unglückliche kannte seine Gefahr. Die Redlichkeit derjenigen, die Menschen und Gott verriethen, war ein schlechtes Unterpfand seins Lebens. Sein Schlaf war von jetzt an dahin; ewige Todesangst zerfraß seine Ruhe; das gräsliche Gespenst des Argwohnes rasselte hinter ihm, wo er hinfloh, peinigte ihn, wenn er wachte, bettete sich neben ihm, wenn er schlafen gieng, und schreckte ihn in entsetzlichen Träumen. Das verstummte Gewissen gewann zugleich seine Sprache wieder, und die schlafende Natter der Reue wachte bei diesem allgemeinen Sturm seines Busens auf. Sein ganzer Hass wandte sich jetzt von der Menschheit und kehrte seine schreckliche Schneide gegen ihn selber. Er ergab jetzt der ganzen Natur und fand niemand, als sich allein zu verfluchen.

Das Laster hatte seinen Unterricht an dem Unglücklichen vollendet; sein natürlich guter Verstand siegte endlich über die traurige Täuschung. Jetzt fühlte er, wie tief er gefallen war, ruhigere Schwermuth trat an die Stelle knirschender Verzweiflung. Er wünschte mit Thränen die Vergangenheit zurück; jetzt wusste er gewiss, dass er sie ganz anders wiederholen würde. Er fieng an zu hoffen, dass er

Man hatte mich zwischen zwei Weibspersonen sitzen lassen, welches der Ehrenplatz an der Tafel war. Ich erwartete den Auswurf ihres Geschlechtes, aber wie groß war meine Verwunderung, als ich unter dieser schändlichen Rotte die schönsten weiblichen Gestalten entdeckte, die mir jemals vor Augen gekommen. Magaretha, die älteste und schönste von beiden, ließ sich Jungfer nennen und konnte kaum fünfundzwanzig sein, sie sprach sehr frech und ihre Geberden sagten noch mehr. Marie, die jüngere, war verheiratet, aber einem Manne entlaufen, der sie misshandelt hatte. Sie war feiner gebildet, sah aber blaß aus und schmächtig und fiel weniger ins Auge als ihre feurige Nachbarin. Beide Weiber eiferten auf einander, meine Begierden zu entzünden; die schöne Margarethe kam meiner Blödigkeit durch freche Scherze zuvor, aber das ganze Weib war mir zuwider, und mein Herz hatte die schüchterne Marie auf immer gefangen.

„Du siehst, Bruder Sonnenwirt", fieng der Mann jetzt an, der mich hergebracht hatte, „Du siehst, wie wir untereinander leben, und jeder Tag ist dem heutigen gleich. Nicht wahr, Kameraden?"

„Jeder Tag wie der heutige!" wiederholte die ganze Bande.

„Kannst Du Dich also entschließen, an unserer Lebensart Gefallen zu finden, so schlag' ein und sei unser Anführer. Bis jetzt bin ich es gewesen, aber Dir will ich weichen. Seid Ihr's zufrieden, Kameraden?"

Ein fröhliches „Ja!" antwortete aus allen Kehlen.

Mein Kopf glühte, mein Gehirn war betäubt, von Wein und Begierde siedete mein Blut. Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten — hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre. Welche Wahl ich auch treffen wollte, so erwartete mich Tod; hier aber konnte ich wenigstens mein Leben für einen höheren Preis verkaufen. Wohllust war meine wüthendste Neigung; das andere Geschlecht hatte mir bis jetzt nur Verachtung bewiesen, hier erwarteten mich Gunst und zügellose Vergnügungen. Mein Entschluss kostete mich wenig. „Ich bleibe bei Euch, Kameraden", rief ich laut mit Entschlossenheit und trat mitten unter die Bande; „ich bleibe bei Euch", rief ich nochmals, „wenn Ihr mir meine schöne Nachbarin abtretet!" — Alle kamen überein, mein Verlangen zu bewilligen, ich war erklärter Eigenthümer einer H*** und das Haupt einer Diebsbande."

Den folgenden Theil der Geschichte übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser. Ein Unglücklicher, der bis zu dieser Tiefe heruntersank, musste sich endlich alles erlauben, was die Menschheit empört — aber einen zweiten Mord begieng er nicht mehr, wie er selbst auf der Folter bezeugte.

Der Ruf dieses Menschen verbreitete sich in kurzem durch die ganze Provinz. Die Landstraßen wurden unsicher, nächtliche Einbrüche beun-

den Entschluss, aus dem Lande zu fliehen und im Dienste des Königs von Preußen als ein braver Soldat zu sterben.

Er entwischte glücklich seiner Bande und trat die Reise an. Der Weg führte ihn durch eine kleine Landstadt, wo er übernachten wollte. Kurze Zeit vorher waren durch das ganze Land geschärftere Mandate zu strenger Untersuchung der Reisenden ergangen, weil der Landesherr, ein Reichsfürst, im Kriege Partei genommen hatte. Einen solchen Befehl hatte auch der Thorschreiber dieses Städtchens, der auf einer Bank vor dem Schlage saß, als der Sonnenwirt geritten kam. Der Aufzug dieses Mannes hatte etwas Possierliches, und zugleich etwas Schreckliches und Wildes. Der hagere Klepper, den er ritt, und die burleske Wahl seiner Kleidungsstücke, wobei wahrscheinlich weniger sein Geschmack als die Chronologie seiner Entwendungen zu Rath gezogen war, contrastierte seltsam genug mit einem Gesicht, worauf so viele wüthende Affecte, gleich den verstümmelten Leichen auf einem Wahlplatz, verbreitet lagen. Der Thorschreiber stutzte beim Anblick dieses seltsamen Wanderers. Er war am Schlagbaum grau geworden, und eine vierzigjährige Amtsführung hatte in ihm einen unfehlbaren Physiognomen aller Landstreicher erzogen. Der Falkenblick dieses Spürers verfehlte auch hier seinen Mann nicht. Er sperrte sogleich das Stadtthor und forderte dem Reiter den Pass ab, indem er sich seines Zügels versicherte. Wolf war auf alle Fälle dieser Art vorbereitet, und führte auch wirklich einen Pass bei sich, den er unlängst von einem geplünderten Kaufmann erbeutet hatte. Aber dieses einzelne Zeugnis war nicht genug, eine vierzigjährige Observanz umzustoßen und das Orakel am Schlagbaum zu einem Widerruf zu bewegen. Der Thorschreiber glaubte seinen Augen mehr als diesem Papiere, und Wolf war genöthigt, ihm nach dem Amtshaus zu folgen.

Der Oberamtmann des Orts untersuchte den Pass und erklärte ihn für richtig. Er war ein starker Anbeter der Neuigkeit und liebte besonders, bei einer Bouteille über die Zeitung zu plaudern. Der Pass sagte ihm, dass der Besitzer geradeswegs aus den feindlichen Ländern käme, wo der Schauplatz des Krieges war. Er hoffte Privatnachrichten aus dem Fremden herauszulocken und schickte einen Secretär mit dem Pass zurück, ihn auf eine Flasche Wein einzuladen.

Unterdessen hält der Sonnenwirt vor dem Amtshaus; das lächerliche Schauspiel hat den Janhagel des Städtchens scharenweise um ihn her versammelt. Man murmelt sich in die Ohren, deutet wechselsweise auf das Ross und den Reiter; der Muthwille des Pöbels steigt endlich bis zu einem lauten Tumult. Unglücklicherweise war das Pferd, worauf jetzt alles mit Fingern wies, ein geraubtes; er bildete sich ein, das Pferd sei in Steckbriefen beschrieben und erkannt. Die unerwartete Gastfreundlichkeit des Oberamtmannes vollendet seinen Verdacht. Jetzt hält ers

noch rechtschaffen werden dürfe, weil er bei sich empfand, dass er es könne. Auf dem höchsten Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.

Um eben diese Zeit war der siebenjährige Krieg ausgebrochen, und die Werbungen gingen stark. Der Unglückliche schöpfte Hoffnung von diesem Umstand und schrieb einen Brief an seinen Landesherrn, den ich auszugsweise hier einrücke:

„Wenn Ihre fürstliche Huld sich nicht ekelt, bis zu mir herunterzusteigen, wenn Verbrecher meiner Art nicht außerhalb Ihrer Erbarmung liegen, so gönnen Sie mir Gehör, durchlauchtigster Oberherr! Ich bin Mörder und Dieb, das Gesetz verdammt mich zum Tode, die Gerichte suchen mich auf — und ich biete mich an, mich freiwillig zu stellen. Aber ich bringe zugleich eine seltsame Bitte vor Ihren Thron. Ich verabscheue mein Leben und fürchte den Tod nicht, aber schrecklich ist mir's zu sterben, ohne gelebt zu haben. Ich möchte leben, um einen Theil des Vergangenen gut zu machen; ich möchte leben, um den Staat zu versöhnen, den ich beleidigt habe. Meine Hinrichtung wird ein Beispiel sein für die Welt, aber kein Ersatz meiner Thaten. Ich hasse das Laster und sehne mich feurig nach Rechtschaffenheit und Tugend. Ich habe Fähigkeiten gezeigt, meinem Vaterlande furchtbar zu werden; ich hoffe, dass mir noch einige übrig geblieben sind, ihm zu nützen.

Ich weiß, dass ich etwas Unerhörtes begehre. Mein Leben ist verwirkt, mir steht es nicht an, mit der Gerechtigkeit Unterhandlung zu pflegen. Aber ich erscheine nicht in Ketten und Banden vor Ihnen — noch bin ich frei — und meine Furcht hat den kleinsten Antheil an meiner Bitte.

Es ist Gnade, um was ich flehe. Einen Anspruch auf Gerechtigkeit, wenn ich auch einen hätte, wage ich nicht mehr geltend zu machen. — Doch an etwas darf ich meinen Richter erinnern. Die Zeitrechnung meiner Verbrechen fängt mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte. Wäre mir damals die Billigkeit minder versagt worden, so würde ich jetzt vielleicht keiner Gnade bedürfen.

Lassen Sie Gnade für Recht ergehen, mein Fürst! Wenn es in Ihrer fürstlichen Macht steht, das Gesetz für mich zu erbitten, so schenken Sie mir das Leben. Es soll Ihrem Dienste von nun an gewidmet sein. Wenn Sie es können, so lassen Sie mich Ihren gnädigsten Willen aus öffentlichen Blättern vernehmen, und ich werde mich auf Ihr fürstliches Wort in der Hauptstadt stellen. Haben Sie es anders mit mir beschlossen, so thue die Gerechtigkeit denn das Ihrige, ich muss das Meinige thun."

Diese Bittschrift blieb ohne Antwort, wie auch eine zweite und dritte, worin der Supplicant um eine Reiterstelle im Dienste des Fürsten bat. Seine Hoffnung zu einem Pardon erlosch gänzlich, er fasste also

„Man führe ihn nach dem Thurm."

„Nach dem Thurm? — Herr Oberamtmann, ich hoffe, es gibt noch Gerechtigkeit in diesem Lande. Ich werde Genugthuung fordern."

„Ich werde sie Ihnen geben, sobald Sie gerechtfertigt sind."

Den Morgen darauf überlegte der Oberamtmann, der Fremde möchte doch wohl unschuldig sein; die befehlshaberische Sprache würde nichts über seinen Starrsinn vermögen, es wäre vielleicht besser gethan, ihm mit Anstand und Mäßigung zu begegnen. Er versammelte die Geschworenen des Ortes und ließ den Gefangenen vorführen.

„Verzeihen Sie es der ersten Aufwallung, mein Herr, wenn ich Sie gestern etwas hart anließ."

„Sehr gern, wenn Sie mich so fassen."

„Unsere Gesetze sind strenge, und Ihre Begebenheit machte Lärm. Ich kann Sie nicht frei geben, ohne meine Pflicht zu verletzen. Der Schein ist gegen Sie. Ich wünschte, Sie sagten mir etwas, wodurch er widerlegt werden könnte."

„Wenn ich nun nichts wüsste?"

„So muss ich den Vorfall an die Regierung berichten, und Sie bleiben so lange in fester Verwahrung."

„Und dann?"

„Dann laufen Sie Gefahr, als ein Landstreicher über die Grenze gepeitscht zu werden, oder wenn's gnädig geht, unter die Werber zu fallen."

Er schwieg einige Minuten und schien einen heftigen Kampf zu kämpfen; dann drehte er sich rasch zu dem Richter.

„Kann ich auf eine Viertelstunde mit Ihnen allein sein?"

Die Geschworenen sahen sich zweideutig an, entfernten sich aber auf einen gebietenden Wink Ihres Herrn.

„Nun, was verlangen Sie?"

„Ihr gestriges Betragen, Herr Oberamtmann, hätte mich nimmermehr zu einem Geständnis gebracht, denn ich trotze der Gewalt. Die Bescheidenheit, womit Sie mich heute behandeln, hat mir Vertrauen und Achtung gegen Sie gegeben. Ich glaube, dass Sie ein edler Mann sind."

„Was haben Sie mir zu sagen?"

„Ich sehe, dass Sie in edler Mann sind. Ich habe mir längst einen Mann gewünscht wie Sie. Erlauben Sie mir Ihre rechte Hand."

„Wo will das hinaus?"

„Dieser Kopf ist grau und ehrwürdig. Sie sind lang in der Welt gewesen — haben der Leiden wohl viele gehabt — Nicht wahr? und sind menschlicher worden?"

„Mein Herr — wozu soll das?"

für ausgemacht, dass die Betrügerei seines Passes verrathen und diese Einladung nur die Schlinge sei, ihn lebendig und ohne Widersetzung zu fangen. Böses Gewissen macht ihn zum Dummkopf, er gibt seinem Pferde die Sporen und rennt davon, ohne Antwort zu geben.

Diese plötzliche Flucht ist die Losung zum Aufstand.

„Ein Spitzbube!“ ruft alles, und alles stürzt hinter ihm her. Dem Reiter gilt es um Leben und Tod, er hat schon den Vorsprung, seine Verfolger keuchen athemlos nach, er ist seiner Rettung nahe — aber eine schwere Hand drückt unsichtbar gegen ihn, die Uhr seines Schicksals ist abgelaufen, die unerbittliche Nemesis hält ihren Schuldner an. Die Gasse, der er sich anvertraute, endigt in einem Sack, er muss rückwärts gegen seine Verfolger umwenden.

Der Lärm dieser Begebenheit hatte unterdessen das ganze Städtchen in Aufruhr gebracht, Haufen sammeln sich zu Haufen, alle Gassen sind gesperrt, ein Heer von Feinden kömmt im Anmarsch gegen ihn her. Er zeigt eine Pistole, das Volk weicht, er will sich mit Macht einen Weg durchs Gedränge bahnen. „Dieser Schuss“, ruft er, „soll dem Tollkühnen, der mich halten will“ — die Furcht gebietet eine allgemeine Pause — ein beherzter Schlossergeselle endlich fällt ihm von hinten her in den Arm und fasst den Finger, womit der Rasende eben losdrücken will und drückt ihn aus dem Gelenke. Die Pistole fällt, der wehrlose Mann wird vom Pferde herabgerissen und im Triumphe nach dem Amtshaus zurückgeschleppt.

„Wer seid Ihr?“ frägt der Richter mit ziemlich brutalem Ton.

„Ein Mann, der entschlossen ist, auf keine Frage zu antworten, bis man sie höflicher einrichtet.“

„Wer sind Sie?“

„Für was ich mich ausgab. Ich habe ganz Deutschland durchreist und die Unverschämtheit nirgends, als hier, zu Hause gefunden.“

„Ihre schnelle Flucht macht Sie sehr verdächtig. Warum flohen Sie?“

„Weil ich's müde war, der Spott Ihres Pöbels zu sein.“

„Sie drohten, Feuer zu geben.“

„Meine Pistole war nicht geladen.“ Man untersuchte das Gewehr, es war keine Kugel darin.

„Warum führen Sie heimliche Waffen bei sich?“

„Weil ich Sachen von Wert bei mir trage, und weil man mich vor einem gewissen Sonnenwirt gewarnt hat, der in diesen Gegenden streifen soll.“

„Ihre Antworten beweisen sehr viel für Ihre Dreistigkeit, aber nichts für Ihre gute Sache. Ich gebe Ihnen Zeit bis morgen, ob Sie mir die Wahrheit entdecken wollen.“

„Ich werde bei meiner Aussage bleiben.“

# Die Legende von 1809.

Von J. K. Lechner.

Meister Natter hatte das Modell seines markigen Hofer-Standbildes nahezu vollendet, das jetzt vom Berge Isel auf die Hauptstadt Tirols und das Innthal herabschaut und sich langweilt, weil die beiden prächtigen Kämpfergruppen zu seiner Rechten und Linken, die Professor Hermann Klotz schon vor Jahren entworfen hat, noch immer nicht anrücken wollen. Wie Natter es während der Arbeit wiederholt gethan, lud er wieder ein Häuflein von Freunden und Landsleuten recht dringlich zu einem gemeinsamen Besuch ins Atelier, zu einem „Kürgericht". Vielleicht werde ihn des einen oder anderen Einschlag zu einer verbessernden Änderung veranlassen, soweit eine solche etwa noch zulässig wäre. Wir kamen; diesmal jedoch nicht, um durch verspätete Kritik gegenüber dem kolossalen Werke den Künstler am Ende gar noch zu guterletzt irre zu machen. Wer ihm wohl wollte, musste sich hüten, von neuem die zage Stimmung zu wecken, die ihn während der mehrjährigen Arbeit wiederholt beschlichen hatte, wenn neue Hofer-Forschungen, die er angestrengt, in ihm Zweifel weckten, ob er seines Helden Charakter und Wesen ehrlich und treu aufgefasst. Er wäre so gerne gleichzeitig der geschichtlichen Wahrheit und der nationalen Legende von 1809 gerecht geworden. „Da hatte ich mit meinem Zwingli-Denkmal für Zürich eine leichtere Aufgabe", sagte er einmal zu mir. „Des streitbaren Schweizer Reformators Bild, der in Harnisch und Sturmhaube, das Schwert in der Faust, Schulter an Schultur mit den Glaubensgenossen seiner Pfarre in der Schlacht von Kappel gegen die katholischen Bündler kämpfend, den Heldentod gefunden, dieses Bild steht fest in der Geschichte und im Gedächtnisse seines Volkes für alle Zeiten. Aber mit unserem National-Heros, dem Anderl, ist es ein eigen Ding; die Legende ist noch zu jung, sie konnte sich noch nicht in feste Krystalle verdichten. Und die Geschichte! Das ist ja vollends zum Derbarmen. Geschichten von und über 1809, ja, die haben wir woltern genug; aber keine wirkliche, auf realen, umfassenden Quellenstudien fußende Geschichte. Oder kennst etwa Du, Schreibersmensch und Büchelstöberer, eine solche?" apostrophierte mich Natter, seine großen Augen gespannt in die meinen bohrend. — „Nein", musste ich erwidern, „aber etwas, was für deinen Zweck vollauf genügt. Höre nur", und ich citierte ihm aus Anastasius Grüns „Drei Walhalla-Nichtgenossen", den auf Hofer bezüglichen Absatz:

Ein Bauer ist der dritte, derb und feist,
Gutmüthigen Mund, von schwarzem Bart umkreist,
Die Büchse auf sein Lodenwams geladen;
Sah man ihn so vor sich, man glaubte dreist
Sein Wert und größt' Verdienst lieg' in den Waden.

„Sie stehen noch einen Schritt von der Ewigkeit, bald — bald brauchen Sie Barmherzigkeit bei Gott, Sie werden sie Menschen nicht versagen — — Ahnen Sie nichts? Mit wem glauben Sie, dass Sie reden?"

„Was ist das? — Sie erschrecken mich."

„Ahnen Sie noch nicht? — Schreiben Sie es Ihrem Fürsten, wie Sie mich fanden, und dass ich selbst aus freier Wahl mein Verräther war — dass ihm Gott einmal gnädig sein werde, wie er jetzt mir es sein wird. — Bitten Sie für mich, alter Mann, und lassen Sie dann auf Ihren Bericht eine Thräne fallen: ich bin der Sonnenwirt."

---

## Der Heilige in der Hölle.

Von Robert Hamerling.

Basilus der fromme starb; es schwebt zur Himmelsthür sein Geist.
Entgegen tritt der Pförtner ihm, der barsch ihn von der Schwelle weist:
„Du warst ein heil'ger Mann, Basil, doch Ketzer auch; auf Deinem Haupt
Ruht ungelöst der Bannfluch Roms, der Dir des Himmels Anspruch raubt!"

Basilus vernimmt das Wort und steigt mit heit'rem Angesicht
Hinab zur Hölle wohlgemuth, als gieng's ins helle Himmelslicht.
Es wallt vor ihm ein Engel her mit flügelschneller Tritte Schwung,
Zu weisen ihm im glüh'nden Pfuhl den ew'gen Ort der Reinigung.

Und offen, siehe, gähnt der Schlund, jedoch der Heil'ge bebet nicht;
Er blickt hinab mit hellem Aug' und mild erglänzt sein Angesicht:
War's doch, als fiel ein sanfter Schein, ein ungewisser sel'ger Strahl
Ins Dunkle und durchzitterte gemach den düstern Ort der Qual.

Vorm Angesicht des Mönchs, so hold, so fromm — verklärt und engelmild,
Die höll'sche Meute prallt zurück, als wär's ein blanker Zauberschild.
Und alle die Verdammten rings wie froh getröstet auf ihn schau'n,
Als müsse Himmelsmanna gleich, statt Pech und Schwefel niederthau'n.

Da führt der Engel tiefer ihn, und toller braust der Hölle Spiel,
Und Satanasse wilder dräu'n, doch immer lächelt noch Basil.
Habt Ihr geseh'n, wie Lava stockt, sich träger wälzt, gerinnt und ruht?
So stockte vor dem Tritt Basils der uferlose Strom der Glut.

Zu Füßen fallen Funken ihm, als wären's weiche Röselein.
Zum Nimbus wird ob seinem Haupt der Flammenlohe Widerschein,
Von oben weht es um ihn her wie Fittige der Seraphim:
Die theilen in der tiefsten Höll' des Höchsten Himmels Lust mit ihm.

Da ruft zurück den Heiligen der Engel aus dem Pfuhl empor
Und bringt zurück zum Pförtner ihn, hoch an des Himmels gold'nes Thor,
Und spricht: „O Petrus, diesen Gast, ihn lass nicht dort am dunklen Strand:
Nur ein Geringes fehlte noch, so löscht er aus der Hölle Brand!" —

Der sprach's, doch eine Stimme hehr sich aus der Höh' vernehmen ließ:
„Wer in sich einen Himmel trägt und um sich schafft ein Paradies,
Dem weig'r' ich meine Näh' umsonst. Tritt in der Heil'gen sel'ge Schar!" —
Der Höll' und Himmel zwingt, der Geist, ihn führt die Gnade wunderbar.

---

welches die Zionswächter an der Bundeslade von Anno Neun so ängstlich besorgt thun, würde wahrlich keinen Schaden leiden. Im Gegentheil, eine ehrliche Klärung würde jene krittelnde Opposition verstummen machen, welche gerade in Tirol selbst gegen den gedankenlosen Cultus besagter Hüter beim Heiligthum sich ausspielt. Was an und für sich so gewaltig groß gewesen in der Erhebung des Tiroler Volkes gegen die welsche Fremdherrschaft zu einer Zeit, „als Deutschlands Odem nur ein knechtisch Zittern“ und ein leuchtend Beispiel von so machtvoll begeisternder Wirkung auf die gesammte Nation, als von ihren Besten der Befreiungskrieg wider Napoleon vorbereitet wurde, all das würde ja unangetastet bleiben. Nur störendes falsches Beiwerk, gar oft von herzlich ungeschickten Leuten beigesteckt in die echten Lorbeerkränze, würde schwinden müssen, sobald man mit einem starken Scheinwerfer herzhaft hineinleuchten wollte in dieses krause Gestrüpp von Dichtung und Wahrheit. Einmal ist dies bereits mit Erfolg geschehen von einem Manne, dem niemand schwarzgelben Patriotismus und Sympathie für die Rebellen von Anno Neun wird absprechen wollen, von dem k. u. k. Obersten Gadeon Freiherrn Maretich von Riv-Alpon in dessen Büchlein: „Die zweite und die dritte Berg Isel-Schlacht“.

„Ins Leben gerufen haben dieses Büchlein die Bestimmungen der Instruction für die Truppenschulen des k. u. k. Heeres, dass taktische Besprechungen durch Beispiele aus der Kriegsgeschichte zu illustrieren sind, . . . ferner, dass die kriegerischen Begebenheiten in der Umgebung von Garnisonsorten den Officieren bekanntzugeben seien.“ Baron Maretich war Leiter der Truppenschule in Innsbruck und machte mit der erwähnten Arbeit seine jüngeren Kameraden mit dem interessantesten kriegsgeschichtlichen Ereignisse, das sich in der unmittelbaren Umgebung der Stadt abgespielt hat, mit der zweiten Berg Isel-Schlacht bekannt. Das gewissenhafteste Quellenstudium, auch im Wiener Kriegsarchiv und insbesondere auch im bayerischen Kriegsarchiv brachte so viele, bisher unbekannte Thatsachen zutage, dass bei jedem ernsten Leser der heiße Wunsch rege wird, es möchten auch alle anderen wichtigeren Partien der Geschichte von Anno Neun mit der gleichen objectiven Gründlichkeit aufgehellt werden, mit Benützung nicht bloß tirolerischer und österreichischer Originalquellen, sondern auch jener aus dem gegnerischen Lager. Im Kriegsarchiv zu Paris muss sich mancher Fascikel aus dem Jahre Neun finden lassen, der über das Missgeschick, welches der Herzog von Danzig, Marschall Lefevre, wiederholt in Tirol erlitten, Aufschluss gibt, ebenso müssen die Archive von Mailand oder Turin und Rom, die aus der Zeit des Vicekönigthums des Prinzen Beauharnais viele Tirolensia unter ihrem bald hundertjährigen Staub und Moder bergen. Unmöglich können dort die Processacten, die einen so bedeutenden Mann, wie den

18*

Doch trägt ein Banner er, ich kenn' es wohl,
Das ist der Felsenadler von Tirol.
Mit seinem Kolben klopft er an die Pforten
Und läſst vernehmen sich in solchen Worten:
„Sah ich nicht dort die Rütlimänner geh'n?
Ich that wie sie, bei ihnen will ich steh'n!
Ich bin kein bess'rer Mann als alle andern,
Doch einer muſs für alle Brüder wandern;
So wird ein schlichter Stein Schluſsstein der Halle,
Ein einfach Blatt zum Wipfel über alle.
Kein einzler komm' ich, nein, ein Heldentausend,
Ein Heer von Männern, angeschwollen brausend,
Das rettend in sein Felsenschloſs getragen
Den deutschen Ruhm in schmachvoll düstern Tagen,
Und leuchtend ihn bewahrt in Ungewittern,
Als Deuschlands Odem nur ein knechtisch Zittern.
Wie hier ich steh', stand ich auf Mantuas Walle
Und bot dem Blei die Brust, einer für alle.
Thut auf! Es pocht Tirol, das Heldenland,
Statt aller einer nur, der Wirt vom Sand!"

Ich hatte wohl allzeit ein recht gutes Sach- aber dafür ein mangelhaftes Versgedächtnis; diese zwei Dutzend Jamben vermochte ich nur stockend vorzutragen, mühselig muſste ich dieselben erst aus der Erinnerung zusammenklauben. Als ich geendet, sprang Natter auf mich los, schüttelte mich an den Schultern und schrie hell auf: „Jetzt noch einmal, Freund, ich bitte schön, aber aus reinem Guſs, ohne Nachciselieren." Ich willfahrte. Natter schwieg einige Zeit nachdenklich, umschritt dann langsam sein Modell und brummte Versfragmente in den Krausbart. „Ich bin kein besserer Mann als alle andern . . . Kein einzelner komme ich, nein, ein Heldentausend . . . Als Deutschlands Odem nur ein knechtisch Zittern." — Nach langer Pause meinte er, da habe sich wieder einmal der Dichter als Seher bewährt; in den zwei Dutzend Versen Grüns sei die Quintessenz der Geschichte und der Legende von 1809 enthalten, vollständig, erschöpfend enthalten! Wenigstens für ihn, den Statuarius, hätte er beifügen können. Wir positiver gearteten Menschenkinder möchten immerhin genauer, an der Hand regelrechter historischer und literarhistorischer Forschung unterrichtet werden, was eigentlich an concretem Gehalt hinter der bisherigen Geschichtsklitterung über die tirolischen Rebellen von Anno Neun und insbesondere, was eigentlich hinter all den zahlreichen Legenden hierüber steckt. Im vollen Licht der durch strenge wissenschaftliche Forschung ergründeten Wahrheit würde das Bild der Helden und der Groſsthaten von 1809 sich zwar ganz anders ausnehmen als gegenwärtig in dem schumerigen Nebel, in dem es sorglich von der byzantinernden Hoftirolerei und ihren Dunkelmännern gehalten und hergezeigt wird; es würde dann aufleuchten wie die Tafel eines alten Meisters, die ein sorgsamer Restaurator von säcularem Staub und nachdunkelndem Firnisverderb befreit hat. Und das für Land und Reich so wertvolle Imponderabile, das diesem fragwürdigen Weichselzopf der Legenden anhaftet, und für

die Rifles der Westmänner Mays im Streit mit den Rothhäuten; jeder Almknecht ist ein old Shooterhand oder Winotou. Jede tirolische Kugel, aus sicherer Deckung hervor in die Feinde hineinverschossen, trifft ihren Mann. Behäbige Altschützen, die sich solchen Luxus gönnen können, führen mehrere Stutzen und dazu ein oder zwei Ladeburschen mit, welche das weitläufige und langweilige Geschäft besorgen müssen, Pulver und Blei in den schwerfälligen Vorderlader mit rituellen Genauigkeit zu stoßen, damit der Meister schneller feuern kann. Ich bin Ende der Dreißigerjahre als kleiner Bub, sobald ich über die ersten Schwierigkeiten des Buchstabierens hinaus war, mit solchen Schießwundern überfüttert worden und konnte mir damit gar nicht reimen, dass die Mannen, die Anno Neun selbst mit dabei gewesen, abends beim glosenden Feuerbrand im Sennhaus, ausruhend von den Tagesmühen, die Dinge ganz anders darstellten und mich dummen Büchleinfresser höhnten. Oberst Maretich hält's mit den Mannen im Bregenzerwälder Sennhaus.

Seine Angaben fußen, wie bereits bemerkt, auf den exactesten Quellenstudien und sind insbesondere, was die Bayern betrifft, von einer peinlichen Genauigkeit. Am ersten Schlachttage, am 25. Mai, waren 1200 österreichische Soldaten mit drei Geschützen und „bei 6000 Tiroler“ engagiert. Das hitzige Feuergefecht dauerte lange Stunden und gegen Abend musste dasselbe wegen Munitionsmangel eingestellt werden. Nehmen wir an, dass die Österreicher gar nicht geschossen hätten und von den 6000 Landesschützen nur ein Drittel in die Lage gekommen seien, ihren Stutzen knallen zu lassen, und dass sie — was absolut nicht so niedrig angenommen ist — nur jeder zehn Schüsse während des ganzen, viele Stunden langen Gefechtes abgegeben haben, so ergibt das doch immerhin 20.000 Schüsse. Diese 20.000 Schüsse haben den Bayern folgende Verluste beigebracht: 20 Todte, 94 Verwundete, darunter 4 Officiere, ferner 12 Gefangene und Vermisste. Die Tiroler hatten 8 Todte, darunter der Oberlieutenant Graf Stachelburg, und 20 Verwundete. Ähnlich ist das Verhältnis der Combattanten und der Verluste am zweiten Schlachttage, den 29. Mai. Da waren die Landesschützen durch Zuzüge aus der Umgebung und nachmittags durch das Vorrücken der Ober-Innthaler auf dem linken Innufer in der rechten Flanke und im Rücken der Bayern auf beiläufig 10.000 Mann verstärkt. Das Feuer dauerte nahezu den ganzen langen Frühlingstag über bis in die anbrechende Nacht. Die Bayern hatten nach Maretichs Angaben und Annahmen einen Verlust von 375 Mann, an beiden Gefechtstagen einen Gesammtverlust von 500 Mann, die Tiroler in allem einen Verlust von 243 Mann, 87 Todte und 156 Verwundete. Sie fochten „mit größter Begeisterung, denn es galt den schönsten und herrlichsten Preis: Befreiung der geliebten vaterländischen Heimat von einem Feinde, der kurz zuvor manch blühende

„General Barbone", den Andreas Hofer, betrafen, verschwunden oder überhaupt gar nicht der Aufbewahrung würdig erachtet worden sein. Sollte sich in den italienisch-französischen Archiven nicht wenigstens eine knappe Relation über das Bozener Kriegsgericht vorfinden, das den Wirt an der Mahr, Peter Mayr, in den Tod geschickt hat? Um die edle Gestalt dieses heldenhaften Mannes hat sich ein ganz specieller Legendenkranz gebildet, zu dem auch Freund Heimgärtner einen duftigen Blütenstrauß geflochten. Sollte sich aus zeitgenössischen officiellen Quellen nichts über den Tharer Wirt aufschärfen lassen? Und so weiter! . . .

Es wären solche Funde sehr wichtige Vorarbeiten für jene ersehnte sachgemäße, nüchterne und objective geschichtliche Darstellung der Tiroler Volkserhebung von 1809. Im hellsten Lichte der historischen Wahrheit würde diese gewaltige Heroenlegende vom urplötzlichen Wiedererwachen und Aufflammen des Geistes germanischer Wahrhaftigkeit in dem kleinen Berglande sich noch großartiger, noch weit gewaltiger erweisen, als in der fragmentarischen, unsicher flackernden Darstellung, in der sie bisher noch immer erscheint, wenn sie auch wissenschaftlich gelehrt auftreten will. Sie würde sich ganz naturgemäß abscheiden von jenem nur zu oft kindlich naiven Aufputz, den sie noch immer, sogar bei Baron Maretich, mitbringt und durch welche eine richtige Auffassung der Zustände und Ereignisse von Anno Neun beirrt wird. Diese tieferen Sondierungen müßten auch manche sehr interessante und lehrreiche Beiträge ergeben zur Geschichte jener nationalen Untergrundströmungen in Deutschland und jener tiefeinschneidenden Agitation in den weiland Rheinbund-Gebieten, welche dem großen Krieg gegen Napoleon von 1812 vorangegangen sind. Es würde da endlich aufgehellt, wo eigentlich die Ursprungsquellen jener Sagen und Legenden zu suchen sind, welche die Kriegsthaten der Tiroler so ganz und gar im Stile der Indianergeschichten von Karl May daherfabulieren. Sagen und Legendchen, welche sogar in ernstere Geschichtswerke Aufnahme gefunden haben und die man bis auf den heutigen Tag im Lande selbst mit naiver Kritiklosigkeit hinnimmt und glaubt, wie immer dort, wo die lebendige Tradition im Laufe der Geschlechterfolge sich verdünnt und verblaßt und statt ihrer das Gedruckte sich in die Lücken drängt. Mit seiner positivistischen Aufdringlichkeit und mit jener Bildungsprotzerei, mit der nun einmal dem großen, wenig gebildeten Massenpublicum gegenüber alles Gedruckte sich zur Geltung bringt, ist die nüchterne, realistisch getreue Überlieferung bald durchseucht und überwuchert worden. Dazu gibt das erwähnte Büchlein des Obersten Baron Maretich recht drastische Thatsachen zur Erwägung. Bekanntlich haben in allen landläufigen Erzählungen über die Tiroler Kämpfe gegen die Franzosen und Bayern immer die Schießwunder der Tiroler das beste gethan; ihre Stutzen arbeiten mit einer Exactheit, wie

Beamter, ist geradezu typisch für die ablehnende Haltung, welche ein Theil der tirolischen Intelligenz und Bourgeoisie in den ersten Jahrzehnten gegenüber den Erinnerungen von Anno Neun glaubte einhalten zu müssen. Das trug viel bei zu jener Verödung der unmittelbaren Tradition, durch die den phantastischen Fabeleien nahezu die Alleinherrschaft für lange Jahre gesichert worden ist. Freilich hat dabei das Metternich'sche Wien redlich mitgeholfen. Man wollte da nicht gerne an Ereignisse gemahnt werden, die im Grunde ja doch als eine ganz regelrechte Revolution gegen eine formell unbestritten legale Regierung angesehen werden mußte. Historische Forschungen, auf breitester Basis und mit genügenden materiellen und moralischen Unterstützungen gefördert, wie die Studien in italienischen und französischen Archiven sie erfordern werden, sind bis in jüngste Zeit herab unseres Wissens nicht einmal geplant worden. Und doch wäre eine auf solchen Forschungen beruhende Geschichte von 1809, sachlich, objectiv und wahrheitsgetreu gehalten, die schönste Jubiläumsgabe für 1909, wenn die Siegestage der Iselberg-Schlachten zum hundertenmale sich jähren. Da würde die wirklichste Wahrheit zur gewaltigen, erschütternden Heroen-Legende eines Volkes; zu einem packenden Epos geradezu, wie dies Defreggers „Letztes Aufgebot" bereits veranschaulicht. Da hat des bildenden Künstlers gestaltende Phantasie dem Geschichtsschreiber kommender Tage bereits die richtigen Wege ebenso vorgezeichnet, wie Anastasius Grün in seinen „Walhalla-Nichtgenossen" den Hofer besser gezeichnet hat, als bisher alle anderen Schreibersleut vor ihm und nach ihm. Stellen die Tiroler, wie neuestens wieder davon die Rede, des Meisters Klotz zwei Kämpfergruppen neben das Standbild auf dem Iselberg, bringen sie dafür die Herstellungskosten auf, so haben sie ein dem Defregger'schen Gemälde gleichwertiges Monumentalwerk in Erz oder Marmor.

---

## Wie die Cultur den menschlichen Körper herunterbringt.

Nach **W. Weressajew.** [1])

Durch die Macht seiner Vernunft befreit sich der Mensch allmählich vom Joch der äußeren Natur, er wird immer unabhängiger und lernt im Kampfe mit ihr neue Kräfte gebrauchen. Vor der Kälte rettet er sich durch Kleidung und Wohnung, die schwere Nahrung, die ihm die Natur gibt, verwandelt er in leicht aufzunehmende Speise, seine eigenen Muskeln ersetzt er durch die starken Muskeln der Thiere, durch die gewaltige Kraft

[1]) Bekenntnisse eines Arztes von W. Weressajew. Deutsch von Heinrich Johannson. Stuttgart. Robert Lutz. 1902.

Stadt, Markt oder Dorf mit Feuer und Schwert verheert hatte!" Ihr Sieg war ein vollständiger; der Feind zog in der Nacht heimlich von Innsbruck ab und Hofer mit seinen Scharen am folgenden Morgen dort ein. — Aber wo bleiben, da am 29. Mai auch von den 10.000 Schützen wenigstens 2000 ihr Pulver verknallt haben, die Schießwunder der Legende: 40.000 und mehr Kugeln an beiden Schlachttagen und nur 500 Treffer! Das ist ein Ergebnis, wie es jede Berufs-Infanterie mit dem damals üblichen Kuhfuß auch erzielt haben könnte.

Woher stammen nun diese Schieß- und die hundert anderen ähnlichen Legenden? Ich habe dafür meine eigene Hypothese. Sie werden von den agitatorischen Pamphletenschreibern des Treubundes erfunden, um den versumpften Philister in den Rheinbundstaaten aufzurütteln. Man trug recht faustdick auf, damit auf dieses märchenartige Lesefutter die eingeschüchterten Pfahlbürger anbeißen. War nicht vielleicht der von einem französischen Kriegsgericht hingemordete bayerische Buchhändler Palm der Drucker und Vertreiber solcher stimulierender Literatur? Wer hat aber die Flugschriften verfasst? Wie fanden sie die große Verbreitung, dass sie auch nach den Schlachten von Leipzig und Waterloo noch den Ton angaben für die damals noch schwächliche Geschichtsklitterung vom Tiroler Aufstand gegen die französische Fremdherrschaft und dass bis auf den heutigen Tag dieser Geschichtschreibung noch etwas vom Stile der Colportage-Romane anhaftet? Wäre für angehende tirolische Historiker eine Untersuchung hierüber nicht lohnender als eine Quellenforschung über irgend ein ausgestorbenes locales Dynastengeschlecht aus der Zeit der Maultasch? Sollte vielleicht bei der Massenproduction jener Legendenschriften der Advocat Dr. Schneider betheiligt gewesen sein, der siegreiche Obercommandant der Vorarlberger in den Kämpfen von Anno Neun, der sich im Spätsommer 1809 nach Wien geflüchtet, dort zum Appellations Gerichtsrath ernannt und dann alsbald von den Ministern des Schwiegervaters Napoleons wegen vorgeblicher Machenschaften mit dem Treubund auf den Spielberg gesteckt und dort bis nach der Leipziger Schlacht gefangen gehalten wurde? Ich meine da selbstverständlich, dass nicht bloß die Schießlegenden einer sorgsamen kritischen Revision wert wären, sondern das gesammte Um und Auf der ersten Literatur über die Rebellen von 1809, die ein so verzerrtes Bild jener gewaltigen Volkserhebung geben, wie dies insbesondere von Seite der Landeseingeborenen, die Erhebung entweder verhimmelnden oder bespöttelnden Tiroler Poeten geschieht. Unter letzteren steht obenan der erste Dialectdichter Tirols, Herr v. Lutteroti, der 1809 als Studentlein von einer verirrten Kugel am Fuß verwundet worden ist, also die ganze Bewegung selbst miterlebt hatte. Bei ihm sind die Landesschützen nur beutelüsternes, diebisches Gesindel. Dieser Mann, zeitlebens ein kleiner

sprach sich vor seinem Tode Wallace gegenüber nicht ohne Grund sehr hoffnungslos über die Zukunft der Menschheit aus, weil in der modernen Civilisation die natürliche Zuchtwahl keine Stätte fände und somit die fähigeren Individuen nicht mehr die einzig Überlebenden seien.

In frühern Zeiten brauchte der Mensch die Zähne zum Zernagen, Zerreißen und Kauen von harter, zäher Speise, die eine mäßige Temperatur besaß. Jetzt genießt er weiche, sehr heiße oder sehr kalte Speisen. Dazu bedarf er ganz anderer Zähne, die bisherigen sind ungeeignet. Für diesen Umstand spricht jene erschreckliche Menge von cariösen Zähnen, die wir bei den Culturvölkern finden. Die wilden Stämme, die außerhalb jeder Cultur stehen, haben stark entwickelte Kinnbacken und kräftige, gesunde Zähne; bei halbcivilsierten Völkern schwankt die Zahl der Menschen mit cariösen Zähnen zwischen 5 und 25 Procent, während bei Völkern von höchster Cultur mehr als 80 Procent schadhafte Zähne haben. Was bedeutet das? Ein lebendiges Organ beim lebendigen Menschen, verwesend und zerfallend! Und das nicht als Ausnahme, sondern als Regel mit sehr wenigen Ausnahmen. Eines von beiden ist nur denkbar: der Mensch muss entweder zur früheren Nahrung zurückkehren oder neue Zähne an sich entwickeln. Was thut aber die Medicin? Sie reinigt, plombiert und erhält auf jegliche Weise die vorhandenen Zähne, die deshalb schlecht werden, weil sie schlecht werden müssen.

Der Mensch brauchte früher sein Auge hauptsächlich, um in die Ferne zu sehen, und das Organ genügte seiner Bestimmung vollkommen. Die Lebensbedingungen haben sich verändert, an das Auge wird die Anforderung gestellt, lange und viel auf nahe Gegenstände zu sehen; es muss sich also ein neues Auge entwickeln, das gleich fähig ist, in die Ferne zu schauen und sich nahen Entfernungen auf die Dauer zu accommodieren. Aber die Medicin bietet dienstfertig dem kurzsichtigen Auge eine Brille an und macht auf diese Weise das für die neuen Bedingungen untaugliche Auge durch rein äußerliche Mittel tauglich; die Zahl der Kurzsichtigen mehrt sich mit jedem Jahrzehnt, und man kann sich höchstens mit dem Gedanken trösten, dass gottlob wenigstens das Glas zu Brillen für alle reichen werde.

Positive Eigenschaften, die für die neuen Lebensbedingungen erforderlich sind, erwirbt der menschliche Organismus nicht.

Messungen haben gezeigt, dass die Länge des Darmcanals bei den Europäern sich je nach dem Wohnort in der Richtung von Südwesten nach Nordosten bedeutend vergrößert. Die größte Länge des Darmes findet sich in Norddeutschland und besonders in Russland. Diese Erscheinung erklärt sich daraus, dass die Nordost-Europäer nicht so leichtverdauliche Speisen genießen wie die Bewohner des Südwestens. Derartige Beobachtungen bieten den Physiologen zu der „rosigen Hoffnung“

des Dampfes und der Elektricität. Die Cultur befördert eine rasche Vervollkommnung des Lebens und gewährt uns Bedingungen des Daseins, von denen man sich im Banne der Natur nicht hat träumen lassen. Dieselbe Cultur bietet in ihrer Entwicklung selbst das sichere Unterpfand, dass ihre Vorzüge, deren sich jetzt nur die Glücklichen erfreuen, dereinst, in nicht allzuferner Zukunft allen zugänglich sein werden. Die Herrschaft der äußeren Natur über den Menschen geht ihrem Ende entgegen ... Kann man sich aber auch ganz rückhaltlos darüber freuen? Die Cultur hat uns auf ihre weichen Wellen genommen und trägt uns weiter, ohne daß wir zur Umschau Zeit finden. Wir geben uns diesem Wellenspiele hin und bemerken gar nicht, dass wir, Stück für Stück, alle die Güter verlieren, die wir einst besaßen. Wir sehen es nicht und wollen's nicht sehen, unsere ganze Aufmerksamkeit ist ausschließlich auf unser höchstes Gut gerichtet, auf unsere Vernunft, die uns fortzieht ins lichte Reich der Gesittung. Aber wenn man sich zum Bewusstsein führt, was wir bereits verloren haben, und was wir so leichten Herzens noch zu verlieren im Begriff sind, so kann einem bang zumuthe werden, und in dem fernen, lichten Reich steigt drohend das dunkle Gespenst einer neuen Sclaverei auf.

Schon ertönen aus dem Kreise der Anthropologen und Ärzte immer häufiger Stimmen, die auf die beängstigende Einseitigkeit der Medicin hinweisen und auf ihren höchst zweifelhaften Nutzen für die Menschheit. „Die Medicin hilft wohl dem Individuum, aber auf Kosten der Gattung ..." Die Natur ist verschwenderisch und unordentlich: sie befördert viele Wesen ans Licht, ohne sich viel um die Vollkommenheit eines jeden von ihnen zu kümmern. Die Beseitigung und Vernichtung der mißlungenen Exemplare überläßt sie dem schonungslosen Leben. Hier aber tritt auf einmal die Medicin in die Schranken und wendet alle ihre Kräfte an, um diesem Vernichtungswerke des Lebens entgegenzuarbeiten.

Eine Kreißende hat ein zu enges Becken, sie kann sich ihrer Frucht nicht entäußern, und sie selbst sowohl als auch ihr Kind müssen sterben. Die Medicin aber rettet Mutter und Kind und schafft so die Möglichkeit, dass Menschen mit engem, zu Geburten untauglichem Becken sich vermehren. Je größer die Kindersterblichkeit ist, gegen die unsere Medicin so energisch ankämpft, umso sicherer entledigt sich das betreffende Geschlecht aller schwachen und krankhaften Organismen. Syphilitiker, Tuberculöse, Psychopathen und Nervenkranke, die durch die Bemühungen der Medicin geheilt werden, vermehren sich und zeugen eine gebrechliche, nervöse, degenerierte Nachkommenschaft. Alle diese Geretteten, aber bis ins Mark Geschwächten vermischen und kreuzen sich mit Gesunden und bringen so eine schnelle, allgemeine Rassendegeneration zuwege. Und je mehr die Medicin fortschreitet, umso weiter wird diese Degeneration gehen. Darwin

stillte. Sie näherte sich dem Fahrzeug und blieb aus bloßer Neugier stehen, während der nasse Schnee im Niederfallen auf ihrer nackten Brust und auf dem Körper ihres nackten Kindes schmolz. Auf einer Insel desselben Archipels setzten sich Darwin und seine Gefährten, gut eingehüllt ganz nahe zum flammenden Feuer und froren dennoch, während die nackten Wilden, die in achtungsvoller Entfernung sich niedergelassen hatten, vor Hitze in Schweiß geriethen. Die Jakuten werden wegen ihrer Unempfindlichkeit gegen Kälte „eiserne Menschen" genannt, und die Kinder der Eskimos und Tschuktschen gehen nackt aus der warmen Hütte in einen Frost von 30 Grad hinaus.

Im Grunde sind alle diese Menschen für uns ja Wesen von einem andern Planeten, wir haben nichts mit ihnen gemein, nicht einmal den Begriff der Gesundheit. Der Culturmensch geht barfuß im bethauten Grase — und erkältet sich; er schläft eine Nacht auf nackter Erde und wird ein Krüppel fürs ganze Leben; er geht fünfzehn Werst zu Fuß und bekommt eine Sehnenscheidenentzündung. Und bei alledem halten wir uns auch für gesund! Bei dem beständigen Handschuhtragen werden unsere Hände bald gegen Kälte ebenso empfindlich werden wie die Füße, und sich „die Hände nass machen" wird bald dasselbe bedeuten, wie „nasse Füße bekommen" . . .

Und weiß Gott, was uns noch in Zukunft erwartet, welche Gaben und Bequemlichkeiten uns die wachsende Cultur bescheren mag! So „irrationell" uns die gewöhnliche derbe Kost vorkommen wird, so „irrationell" wird auch die gewöhnliche Luft sein. Sie wird zu dünn und unrein für unsere kleinen, zarten Lungen werden, und der Mensch der Zukunft wird beständig einen Apparat mit comprimiertem, reinem Sauerstoff bei sich tragen, den er durch ein Röhrchen einathmet. Verdirbt aber plötzlich der Apparat, so wird der Mensch Gefahr laufen, wie ein Fisch in freier Luft den Erstickungstod zu sterben. Das Auge des Zukunftsmenschen wird dank der Vervollkommnung der Gläser eine Mücke auf zehn Werst unterscheiden, wird durch dicke Wände und durch die Erde hindurchsehen, sich selbst aber gleich dem jetzigen Geruchscentrum in ein verkümmertes, entzündetes Organ verwandeln, das man täglich ausspritzen, säubern und waschen muss. Wir leben schon heute in beständiger Trunkenheit; mit der Zeit werden Wein, Tabak und Thee zu schwache Reizmittel sein, und die Menschheit wird zu neuen, schärferen Giften greifen. Die Befruchtung wird auf künstlichem Wege geschehen, da sie für den Mann zu anstrengend sein wird, und das Liebesgefühl wird in Umarmungen seine Befriedigung finden und in Erregungen ohne allen „Schmutz", wie es Huysmans in seinem „Là bas" schildert. Und vielleicht werden wir noch weiter kommen. Professor Eulenburg citiert einen der neuesten deutschen Schriftsteller, Hermann Bahr, der für „außergeschlecht-

Anlass, dass unter dem Einfluss einer rationellen Ernährung eine allmähliche körperliche Umwandlung und „Vervollkommnung“ des Menschen stattfinden werde. Wenn sich der menschliche Organismus im Verlauf vieler Generationen mit concentrierten chemischen Stoffen nährte, die ohne die Mitarbeit der Verdauungssäfte direct ins Blut übergiengen, so könnte er sich in bedeutendem Grade von der überflüssigen Last der Verdauungsorgane befreien, wobei die Ersparung an Baumaterial und dem Material zum Unterhalt der Lebensthätigkeit jener Organe zur Kräftigung der edleren, höheren Organe verwandt werden könnte (Ssetschenow). Eben um dieser „edleren, höheren Organe“ willen sieht man das Ideal menschlicher Organisation in einer möglichst großen Reduction des vegetativen Apparats.

Das Culturleben geht rasch und energisch solchen Idealen entgegen. Das Centrum des Geruchsinnes ist bei uns schon stark verkümmert; wesentlich geschwächt ist auch die Fähigkeit der Hautnerven, auf Temperaturschwankungen zu reagieren und die Wärmebildung des Körpers zu regeln; das Drüsengewebe der weiblichen Brust atrophiert; ein starkes Sinken der Geschlechtskraft wird bemerkbar; die Knochen werden dünner und die erste und die beiden letzten Rippen offenbaren die Neigung, ganz zu verschwinden; der Weisheitszahn hat sich in ein verkümmertes Organ verwandelt und fehlt bei 42 Procent aller Europäer gänzlich; man prophezeit, dass nach dem Schwinden der Weisheitszähne die daneben liegenden vierten Backenzähne folgen werden; der Darmcanal wird kürzer; die Zahl der Kahlköpfigen steigert sich . . .

Wenn ich von Wilden lese, von ihrer Ausdauer, von der Feinheit ihrer Sinne, so erfasst mich ein lebhafter Neid, und ich kann mich mit dem Gedanken nicht befreunden, dass wir alle diese Fähigkeiten durchaus einbüßen müssen. Der Bewohner von Guayana sagt genau, wie viel Männer, Frauen und Kinder da vorübergegangen sind, wo der Europäer nur schwache und wirre Spuren auf dem Wege zu sehen vermag. Als der Naturforscher Commerson mit seinem Diener nach Tahiti kam, da beschnupperten die Urbewohner den Diener und erklärten, dass es kein Mann, sondern eine Frau sei; und es war in der That die Geliebte Commersons, Jeanne Baret, die ihn auf seiner Reise um die Welt begleitete. Der Buschmann braucht mehrere Tage lang nichts zu essen, er weiß aber auch da Nahrung zu finden, wo der Europäer vor Hunger sterben müsste. Der Beduine in der Wüste erfrischt seine Kräfte im Lauf des Tages mit zwei Schluck Wasser und mit zwei Handvoll gerösteten, in Milch getauchten Mehles. Während die andern Reisenden vor Kälte zittern, schläft der Araber barfuß im offenen Zelte, und in der Gluthitze des Mittags schlummert er ruhig in der Sonne auf heißem Sande. Im Feuerlandsarchipel sah Darwin vom Schiff aus eine Frau, die ihr Kind

wir sollen aber dabei auch unsere kräftigen Muskeln, unsere geschärften Sinnesorgane und unseren gewandten, abgehärteten Körper behalten, der uns die Möglichkeit gewährt, am Leben der Natur mitthätig theilzunehmen und nicht als verzärtelte Sommerfrischler in ihrem Schoße bloß auszuruhen. Nur ein umfassendes, vielseitiges körperliches Leben mit aller Mannigfaltigkeit seiner Functionen und empfangenen Eindrücke kann dem Gehirn selbst ein reiches, energisches Leben mittheilen.

„Der Leib ist eine große Vernunft, eine Vielheit mit einem Sinne. Werkzeug deines Leibes ist auch deine kleine Vernunft, mein Bruder, die du „Geist" nennst, ein kleines Werk- und Spielzeug deiner großen Vernunft."

Also sprach Zarathustra zu den „Verächtern des Leibes" ... Je näher man mit der Seele des Menschen bekannt wird, den man den „Gebildeten" nennt, umsoweniger anziehend und befriedigend erscheint die „kleine Vernunft", die sich von ihrer großen Vernunft losgesagt hat.

Dabei ist es aber unzweifelhaft, dass durch den Gang der socialen Entwicklung diese große Vernunft immer mehr der Vernichtung geweiht ist, oder dass wenigstens in naher Zukunft für ein neues Aufblühen keine Aussichten vorhanden sind. Trägerin und Erhalterin solcher Erscheinungen ist die Großstadt, und eine gewisse Realität liegt nur den Zukunftsträumen eines Bellamy zu Grunde. So licht diese Zukunft im Hinblick auf die socialen Verhältnisse sein mag, das Leben des Organismus erscheint darin trostlos finster und öde. Denn in der Perspective stehen: Zwecklosigkeit physischer Arbeit, körperliches Sybaritenthum, Fett anstatt Muskeln, ein beobachtungsarmes kurzsichtiges Leben ohne Natur, ohne weiten Gesichtskreis ...

Die Medicin kann den Menschen noch so eindringlich die Nothwendigkeit einer allseitigen physischen Entwicklung predigen, so werden doch alle ihre Forderungen bei den Erwachsenen an den Lebensbedingungen zerschellen, wie sie jetzt von den Gebildeten nicht beachtet werden. Um sich physisch zu entwickeln, muß der erwachsene Mensch physisch arbeiten und nicht „körperliche Übungen" machen. Zur Erhaltung seiner Gesundheit kann man wohl drei Minuten am Tage auf das Reinigen der Zähne verwenden, es ist aber unerträglich langweilig und widerlich, mehrere Stunden täglich auf sinnlose, unfruchtbare körperliche Übungen zu vergeuden. In ihrer Sinnlosigkeit liegt der Hauptgrund der körperlichen Gebrechlichkeit der gebildeten Classen, und nicht darin, daß der gebildete Mensch den hohen Nutzen der physischen Entwicklung nicht begriffe; das erfahre ich an mir selber.

Was meine physische Entwicklung betrifft, so bin ich in besonders günstigen Bedingungen aufgewachsen. Bis zum Ende der Universitätsjahre führte ich jeden Sommer das Leben eines einfachen Arbeiters; ich

liche Wollust“ schwärmt und für den „Ersatz der niederen erotischen Organe durch verfeinerte Nerven“. Nach der Meinung Hermann Bahrs steht dem 20. Jahrhundert noch „die große Entdeckung des dritten Geschlechts zwischen Mann und Weib“ bevor. Dieses Geschlecht wird der männlichen und weiblichen Organe nicht bedürfen, da es in seinem Gehirn (!) alle Fähigkeiten der getrennten Geschlechter vereinigen und nach langer Probezeit gelernt haben würde, das Wirkliche durch den Schein zu ersetzen.

Da ist es, das ideale Gehirn, das sich von allen vegetabilen und thierischen Functionen des Organismus losgesagt hat!

Der Aufmerksamkeit der Wissenschaft kann es nicht entgehen, wie mit dem Culturfortschritt das wundervolle Menschenbild verkümmert, das auf dem Wege einer so langen und mühsamen Entwicklung geschaffen ward. Aber sie tröstet sich mit dem Gedanken, dass anders der Mensch seine Vernunft nicht zu der erforderlichen Höhe entwickeln könne. Spencer ist schon damit zufrieden, dass diese Vernunft halbblind und halbtaub wird und die Fähigkeit verliert, sich an der unruhigen Aufnahme von Eindrücken zu ergötzen. Und was sagt der bekannte vergleichende Anatom Wiedersheim: „Dieses eine Tauschobject (das Gehirn) compensierte vollkommen den Verlust jener großen und langen Reihe vortheilhafter Einrichtungen (des Organismus). Sie mussten zum Opfer gebracht werden, damit jenes sich gedeihlich entwickeln und den Menschen zu dem gestalten konnte, was er jetzt ist, zum homo sapiens.“

Die Verluste, an die wir uns schon gewöhnt haben, nehmen wir mit großem Gleichmuth hin: was liegt daran, dass wir nur noch leicht verdauliche, weiche Speisen genießen können, dass wir unsere zarten, fröstelnden Glieder in warme Kleider hüllen, dass wir die Erkältung fürchten, Brillen tragen, die Zähne reinigen und den Mund zur Verhütung eines übelriechenden Athems ausspülen?

Der Culturmensch setzt sich gleichmüthig eine Brille auf die Nase, verliert seine Muskeln, verzichtet auf jede „schwere“ Speise. Schreckt ihn denn nicht die Aussicht, dass er dereinst überall mit einem Flacon comprimierten Sauerstoffs herumgehen, zu Hause Hände und Gesicht einhüllen, in die Nase Riechplättchen und in die Ohren Hörrohre setzen muss?

Es kommt ja hiebei nur darauf an, dass man, die Vortheile der Cultur aufnehmend, das engste Band mit der Natur nicht zerreiße. Indem wir in unserem Organismus neue positive Eigenschaften entwickeln, die uns durch die Bedingungen des Culturdaseins gegeben werden, müssen wir auch unsere alten positiven Fähigkeiten zu erhalten trachten. Sie sind um einen zu theuren Preis erworben und können nur allzuleicht verloren gehen. Mag das Gehirn sich immer mehr entwickeln,

ich, der Arrestant sich nach einigen Tagen entweder erhängen, oder tausend Verbrechen begehen, um nur zu sterben und sich aus dieser Erniedrigung, Schmach und Qual zu befreien."

Man braucht sich also nicht zu wundern, wenn der Mensch der Zukunft alle diese abgeschmackten Eimer zum alten Gerümpel wirft.

Und da kommt nun das Leben und spricht: Du starker Mensch mit kräftigen Muskeln, scharfem Auge und feinem Gehör, ausdauernd in allen Stücken und nur von dir selbst abhängig, — ich kann dich nicht brauchen, du bist der Vernichtung geweiht . . .

# Kranksein.

Zum Troste der Leidenden.

Gesundheit ist das beste." Keine Phrase hört man öfter als diese und keine beweist mehr das Gemeine und Thierische der menschlichen Natur. Wenn körperliche Gesundheit, die nur meint man, wenn physisches Wohlbefinden wirklich das beste ist, dann ist es überflüssig, Mensch zu sein. Dann ist es überflüssig, ein geistiges Leben zu führen, das die Materie zu meistern sucht. Dann ist es genug, ein Wurm, ein Kaninchen, eine Forelle oder ein anderes der Thiere zu sein, die eine weit bessere Lebensgesundheit aufzuweisen haben als der compliciert geschaffene Mensch.

Nein, in der Menschennatur gibt es ganz andere Leiden, die unvergleichlich schlimmer sind als körperliche Krankheit. Freilich sind oft auch das Krankheiten, aber geistige, z. B. Schwarzseherei, Zweifelsucht, Neid, beständiges Unbefriedigtsein, ja besonders die ewige und vergeblich nörgelnde Sucht, alles anders haben zu wollen als es ist. Als das schwerste aller Leiden dürfte wohl das Schuldbewusstsein gelten, das ist aber keine Krankheit, sondern ein Übel ganz für sich. Wenn der Philister pathetisch ausruft: „Gesundheit ist das beste", so sagt der wahre Mensch: „Der Übel größtes ist die Schuld."

Ich habe Leute gekannt, die in einem jahrelangen Siechthum langsam dahinstarben und doch dabei ständig wohlgemuth, ja heiter gewesen sind. Sie waren körperlich krank, aber frei von Schuld. Wenn nur körperlich Gesunde glücklich sein könnten, dann stünde es recht schlecht, denn vollständig gesund ist heute fast niemand mehr. Je weiter wir uns durch Ausübung des geistigen Lebens vom Thiere entfernen und dem Göttlichen nähern, je schwächer wird der Körper und je stärker der Geist. Wenn eine Krankheit unversehens in einen starken Körper einbricht, in dem der Geist noch schwach ist, dann geht das Unglück an. Obschon es Thiere gibt, die in ihrer Krankheit sich den Mitwesen ent-

pflügte, mähte, fällte Bäume im Walde vom Morgen bis zum Abend. Und mir ist das Glücksgefühl der wundervollen starken Ermüdung in allen Muskeln wohlbekannt, die Verachtung jeglicher Erkältung, der Wolfshunger und der tiefe, traumlose Schlaf. Wenn ich jetzt Zeit finde, wieder aufs Land zu kommen, so greife ich aufs neue zur Sense und Axt und kehre nach Petersburg zurück mit schwieligen Händen, erneutem Körper, mit heißer, freudiger Liebe zum Leben. Nicht vom Standpunkte blasser Theorie, sondern mit meinem ganzen Wesen und Sein erkenne ich, wie nothwendig ein energisches körperliches Leben für den Geist ist, und wenn mir diese Bethätigung des Körpers mangelt, so empfinde ich es mit einer Qual, die fast komisch ist. Im vorigen Jahre hatte ich den Sommer auf dem Lande zugebracht. Etwa zwei Wochen nach meiner Rückkehr nach Petersburg wurde ich in der Nacht durch mein eigenes Schluchzen wach. Mir hatte etwas geträumt, und ich fühlte im Herzen eine grenzenlose Sehnsucht — ich wußte selbst nicht, wonach. Ich versuchte mich zu besinnen, — was hatte mir denn geträumt? Richtig: ich stehe im russischen Hemde am Waldesrande mit der Axt in der Hand, zu meinen Füßen zwei gefällte Birken, der Himmel mit grauen Wolken bedeckt, und ein frischer, reiner, kräftigender Wind weht mir ins Antlitz. Das war alles. Im Herzen aber stieg eine Sehnsucht auf, als ob ich im Traume das Paradies gesehen: das schon verlorene . . . In den Muskeln ein unangenehmes, ärgerliches Zucken, das nach Arbeit verlangte, an der Decke der trübe Schein von den Straßenlaternen, hinter den Fenstern ein dumpfes Gerassel und Getöse.

Und dennoch führe ich in der Stadt das Leben eines Gebildeten, arbeite nur mit dem Kopfe. In der ersten Zeit versuche ich dagegen anzukämpfen, — ich mache Hantelübungen, turne, unternehme große Spaziergänge; aber die Geduld reicht nicht lange aus, so sinnlos und langweilig sind diese Übungen. Und wenn in Zukunft physische Arbeit nur im Sport, Lawn-Tennis und Turnen bestehen wird, so werden wegen der Langweiligkeit einer solchen „Arbeit“ alle Rathschläge der Medicin selbst bei vollem Verständnis der Menschen für ihre Nützlichkeit zu nichts führen. In seinen „Erzählungen aus dem todten Hause“ äußert sich Dostojewski, von der Arbeit der sibirischen Sträflinge sprechend, folgendermaßen: „Wenn man einen Menschen gänzlich entwürdigen und vernichten und auf die fürchterlichste Weise züchtigen wollte, so daſs der ruchloseste Mörder vor dieser Strafe erzitterte und schon beim Gedanken daran eine tödliche Angst verspürte, so brauchte man seiner Arbeit bloß das Gepräge völliger Zweck- und Sinnlosigkeit zu geben. Wenn man z. B. den Sträfling zwänge, Wasser aus einem Eimer in den andern zu gießen, aus diesem wieder in den ersten zurück und so fort, wenn man ihn zwänge, Sand zu zerstoßen u. s. w., — so würde, meine

nicht, was glücklich sein heißt. Ich weiß das. Ich fühle mich absolut glücklich in Momenten, wenn — es geschieht im Jahre doch immerhin etlichemale — der Schmerz nachläſst." Er dachte da nur an die Daseinsfreude als solche, ohne Wunsch jedes weiteren Genusses — schmerzloses Dasein allein ist Seligkeit. Es muſs einer viel gelitten haben, um diese Seligkeit zu finden. Doch die Augenblicke des schmerzlosen Daseins sind fruchtbar auch für weiteres. Der Kranke weiß es, welch erhöhtes Leben in solchen Augenblicken durch sein Herz flutet. Alle schönen Tage der Vergangenheit kommen noch einmal auf Besuch und über den Bettesrand lugt die Zukunft hoffnungsfrisch herein. Ein wahrer Gottesfriedenkreis, an dessen Rand das Leiden Wache hält, daſs nichts Gemeines herbeikann. Das Gefühl der Dankbarkeit erwacht, eines der reinsten Hochgefühle harmonisch beschaffener Menschen. Doch selbst die langen Tage und Nächte mit den körperlichen Schmerzen, mit dem beständigen leiblichen Unbehagen bekommen allmählich ein trautes Angesicht, wenn Ungeduld sie nicht zur Fratze macht. Mit keiner anderen Kraft obsiegt der Mensch im Leben so gründlich als mit der der Ergebung in unabweislichem Leide. Die Sache wird fast so, als litte der Kranke aus freier Wahl, wie zu einer scharfen Seelencur, um sich zu reinigen und zu erhöhen. Wer sich in sein irdisches Los finden will, der hat sich mit der unabänderlichen Thatsache vertraut zu machen, daſs Leid der normale Zustand des Lebens ist. Irgendwie leidet man fast immer und selbst völlig leidlose Tage werden getrübt durch die Bangigkeit, daſs es so nicht lange bleiben wird, daſs einem großen Wohlbehagen alsbald ein Umschlag zu umso größerem Miſsbehagen zu folgen pflegt. Es ist nicht allein im Geiste Eulenspiegels, der beim harten Bergansteigen lachte und beim leichten Bergabgehen weinte, es ist in der menschlichen Natur begründet, wenn jener kränkelnde Poet sang: „Mir ist gar nicht gut, wenn mir nicht schlecht ist."

Also beständig und ruhig gefaſst sein auf das Übel und dann — das ist besonders wichtig und nicht so schwer, als es manchem scheint — am Übel stets die guten Seiten erkennen. Daſs die schönsten Rosen unter Dornen wachsen, weiß jeder: warum nicht auch, daſs die seligsten Augenblicke im Leide verborgen sind, daſs die edelsten Thaten des Menschen aus dem Leide entspringen.

Kranke pflegt man oft wie Kinder zu behandeln. Sofern das Liebe und Zärtlichkeit betrifft, ist es ganz in Ordnung, der Leidende ist ja unbehilflich und ungeschickt wie ein Kind — aber nur nicht insoweit, als der Wärter, der Arzt den Kranken auch geistig wie ein Kind bevormunden wolle. Das geht manchmal, aber nicht immer an. Der Geist des Leidenden ist als höherstehend zu betrachten, er ist feiner, empfindsamer, schwungvoller und oft seherischer als der im

der materialistisch gesinnte Mensch hebt ein unendliches Jammergeschrei an, wenn er von Krankheit heimgesucht wird. Er hat alles auf seinen Körper gesetzt und verliert alles mit ihm.

In meiner Jugend ist durch unsere Gegend manchmal ein alter Bettelmann gehumpelt; er war halb lahm, halb blind, hatte in den Knochen die Gicht und in der Brust den Lungendampf. Der sagte gern, wenn er bedauert wurde: „Mein, das ist noch zu ertragen, wenn man nur gesund ist!“ Eines Tages warf ich in knabenhaftem Übermuth einen Stein an die Wand, an welcher dieser Alte saß. „Hab' ich Dich getroffen, Zenz?“ fragte ich hinzulaufend. „Nein, Peterl“, sagte er freundlich, „mich hast Du nit getroffen, nur ein bissel meine Achsel.“ Wenn er sich meinte, so meinte er nicht seinen Leib, sondern sein Seelenleben. War der Leib leidend, so lag das Übel außerhalb seiner eigentlichen Wesenheit.

Wenn die Materialisten behaupten, dass in einem kranken Leibe keine gesunde Seele, in einem schwachen Körper kein starker Geist wohnen könne, so darf man das nicht gar so ernst nehmen. Es gibt ja freilich genug Körperkrankheiten, die den Geist schon curios beeinflussen, es gibt auch Geisterchen genug, die bei dem geringsten Unwohlbefinden kopfscheu werden und sich aufgeben. Daran ist nicht Körperkrankheit Ursache, sondern Geistesschwäche. Anderseits sehen wir in Geschichte und Leben, dass die stärksten, weltbewegendsten Geister nicht immer in den gesündesten und kräftigsten Körpern gewohnt haben und dass sehr oft die robustesten Lümmel ganz dumme oder beschränkte Leute sind.

Mit solchen Thatsachen mag der kranke oder kränkliche Mensch sich trösten, wenn er des Trostes bedarf. Er mag sich auch sagen, dass Kränklichkeit durchaus nicht Ursache eines frühen Todes zu sein braucht, dass sie im Gegentheile sehr oft Ursache eines langen Lebens werden kann. Der Kränkliche pflegt mit seinen geringen Kräften vernünftig hauszuhalten. Wenn er auch nicht überängstlich sein soll in der Lebensführung, Hypochondrie schützt nicht vor Krankheit, sondern ist selbst eine und macht eine dort, wo keine ist: so wird der Kränkliche doch ein mäßiges Leben führen, verzehrende Genüsse meiden — seine Kränklichkeit ist ihm zum Lehrmeister geworden, lange zu leben. — „Was hilft mir ein langes Leben, wenn mir der Leib weh thut und ich nichts genießen kann!“ ruft der Ungeduldige aus. Er ruft es nur in der ersten Zeit seiner Kränklichkeit. Wenn er nach Jahr und Tag immer noch leidend ist und immer noch das sinnliche Leben nicht voll genießen kann, dann begibt er sich sachte und entdeckt andere Genüsse und Glücksquellen, die ihn recht eigentlich beseelen und nachhaltig laben — die aber bei dem gesunden Körper unbekannt geblieben wären. Hamerling, der bewährte Dulder, hatte gerne gesagt: „Ihr gesunden Leute wisset ziehen und in ihrem Elende still mit sich allein fertig zu werden wissen:

Manche Krankheit hat naturgemüß ihre für uns geheimnisvollen Rückfälle; wer sich selbst dabei immer die Schuld geben wollte, der peinigte sich ganz überflüssigerweise. Ist deshalb auch von den Wärtern gefehlt, wenn sie dem Kranken so gerne Diätfehler vorwerfen und bittere Selbstvorwürfe in ihm aufwecken. Solche Gemüthsbewegungen sind oft weit schlimmer als thatsächliche Diätfehler, die eine Krankheit zumeist ja nicht erneuern, sondern nur ihren Verlauf hemmen.

Viele Menschen haben es sich zur Lebensaufgabe gemacht, ihrer Gesundheit zu leben. Nie sind so viele Gesundheitsvereine, Gesundheitsblätter und -Schriften gewesen als jetzt, nie wurde so viel von allerlei Heilverfahren gesprochen, wurden so unterschiedliche Curmethoden angewendet als jetzt. Vor lauter Angst, krank zu werden, hat man nicht eine ganz gesunde, lebensfrohe Stunde. Vor lauter Angst, krank zu werden, curiert man sich krank, „härtet sich ab" bis zur Erschöpfung. Gesundheits- und Diätssecten haben sich gebildet, wie es sonst Religionssecten gab. Alle Unbefangenheit für gesundes Genießen und Schaffen ist dahin. Gesundheit ist das beste! so lautet der erste Glaubensartikel solcher, die Gesundheit, wenn sie sie haben, eigentlich gar nicht anzuwenden wissen. Lebt man denn bloß, um „gesund" zu sein? Lebt man nicht vielmehr, um zu arbeiten, etwas zu leisten und sich zu erziehen? Es gibt viele Arten von Arbeit, die gesundheitsgefährlich sind, trotzdem aber verrichtet werden müssen. Der Bergknappe, der Feilhauer, der Schriftsetzer, der Arzt u. s. w. — sie wissen recht gut, dass ihr Beruf der Gesundheit nicht zuträglich ist, sie opfern ihr leibliches Wohlbefinden der Arbeit und sind's zufrieden. Und gerade zur Selbsterziehung, zur Stärkung des Willens, des Charakters, zur Ebenmäßigkeit der Weltanschauung, zur Wertschätzung des Daseins ist ein zeitweiliges Kranksein weit gedeihlicher als beständige Gesundheit, die eigentlich nur banale und selbstsüchtige Menschen macht.

In der Krankheit kommt mancher zum Bewusstsein seiner selbst. Jahraus, jahrein hat er sich als der Knecht seiner Begierden, seines Geizes, seiner Ehrsucht durch die Welt gepeitscht, wähnend, dass die Güter außerhalb des Menschen lägen. Und nun auf einmal in einsamen Stunden des Leides und der Sammlung findet er sich selbst. Es ist oft gar nicht erst nöthig, dass der Pfarrer mit gutem Zuspruch kommt, der Kranke hat bereits einen Blick gethan ins Ewige hinein, er ahnt, woran es ist. — Salbungsvoller Zuspruch ist mit Vorsicht anzuwenden, er stößt bisweilen ab oder erinnert zu sehr an das Bekehren vor der Sterbestunde. Es handelt sich in solchem Zustande vielmehr um ein sachtes Emporheben, ein paar Stufen höher in der Lebensführung. Allgemeine Sentenzen thun's nicht. In freundlicher Rede und Gegenrede werden — wenn der Kranke selbst dazu Anstoß gibt — praktische

behaglichen Leben. Das gefällt mir an den Barmherzigen Schwestern so gut, dass sie den Kranken, den sie zu pflegen haben, mit einer gewissen Ehrerbietung behandeln. Der Krankenwärter kann nicht zartfühlend genug sein, wenn er aber dem Leidenden alles ins tröstlichste Licht zu rücken weiß, an sich jede mürrische Regung, jedes Zeichen von Ungeduld zu vermeiden sucht, dann kann er ein wahrer Heiland sein. Und der Arzt — dass er sich nicht bloß um den Leib zu kümmern hat, sondern auch um den Seelenzustand des Kranken, wie er diesen erquicke und stärke, das ist an allen Enden der Welt schon gepredigt worden. Der Arzt hat keinen stärkeren Bundesgenossen, um Krankheiten zu heilen, als eben die muthige Seele des Kranken. Ist sie nicht an sich muthig, so muss er sie muthig machen. Freilich, wenn der Arzt nach dem — gottlob schon aus der Mode kommenden — Materialistenglauben die Seele leugnet, dann haben wir am Krankenbette zwei zufällig fungierende Fleischklumpen, einen sitzenden und einen liegenden, und da kann man nichts erwarten. Zum Gesundwerden gehört einerseits der Wille zum Gesundwerden und anderseits die Ergebung, wenn es nicht gleich geschieht. Und wenn es überhaupt nicht geschieht? Wie viele Menschen gibt es, die ein halbes Leben lang kränkeln und siechen und trotzdem zufriedener und thatenreicher sind, als mancher jener modernen Denker, die das Leben als solches für eine tödliche Krankheit halten und deshalb als Schwerkranke auch nie etwas leisten zu müssen glauben.

Es ist ein Aberglaube, dass man beim Kranksein nichts arbeiten könne. Wer dabei freilich nicht holzhacken kann, der kann spinnen oder etwas lernen, kann Gedankenarbeiten machen. Irgendetwas für irgendwen Ersprießliches kann schon gethan werden. Daliegen und alle Viere von sich legen, das gibt's doch nur in acuten Fällen und dauert wenige Tage. Der längere Verlauf der Krankheit, besonders wenn es eine chronische ist, muss mit einer Thätigkeit des Kranken ausgefüllt werden, oder er fault an der Seele. Es gibt Ärzte, die dem Kranken, der sich längst schon mit irgend etwas beschäftigen möchte, immer noch stumpfe Unthätigkeit vorschreiben, der Körper müsse sich gründlich ausruhen und Kraft sammeln. Nun wissen wir, dass ein Mensch, der sich lange sehr gründlich ausruht, dabei immer schwächer wird und auch in geistige Trägheit versinkt. Sobald der Kranke so weit ist, dass er sich mit etwas leicht beschäftigen kann, soll er's nur thun, er wird sehen, dass man mit einem Tage angemessener Thätigkeit in der Genesung weiter kommt als mit drei Tagen strengster Ruhe. Auch große Ängstlichkeit in der Diät ist nichts wert. Wer die vom Arzte vorgeschriebene Lebensweise gelassen einhält, der soll sich weiter nicht viel mit Vorstellungen quälen: dies und das könnte mir schaden, das hat mir geschadet!

# Mannesstolz vor Fürstenthronen!

Der Deutsche hat starke Arme, aber schwache Augen. Sich tapfer heraushauen, das ist seine Sache, aber Glanz kann er nicht ertragen. Sei es Geldesglanz, sei es Ruhmesglanz, sei es Ämterglanz — das macht ihn schwindlig. Besonders der Glanz der Fürstenkronen, der spielt ihm übel mit. Nicht jeder Deutsche wird von diesem Glanze geblendet und unfrei, aber die meisten derselben sind solchem Schicksale verfallen. Sie können sich die Königstreue nur als unterthänigste Kriecherin denken. Sie verfallen in der Nähe eines Fürsten einem Hundeknechtschaftsdusel, der vor allem dem Fürsten selbst widerlich ist. Nicht Friedrich der Große allein war es satt, „über Sclaven zu herrschen", auch manch anderem Gekrönten mag der Ekel aufstoßen und in ihm die Menschenverachtung erwecken, wenn er nie etwas vor sich wahrnimmt als gekrümmte Rücken, verzückte Augen und phrasenhafte Lobhudeleien. Immer nur hohle Höflichkeiten, Schmeicheleien und Beschönigungen, nie ein freies, wahres Wort. Der „Scherer" sagt: Leichter ist es, einen Fürsten zu tödten, als ihm nicht zu schmeicheln. Wenn ersteres auch nicht für den Deutschen zutrifft, seine Frack-Schweifwedelei ist damit doch bezeichnet.

Ernste, treue Bürger haben oft schon diese niedrige Eigenschaft unseres Volkes herb gerügt, Satiriker haben sie blutig bitter verspottet. Folge davon, nicht dass die Getroffenen sich ihrer Menschenwürde besonnen hätten, vielmehr, dass solche Weiser und Warner für unpatriotisch gehalten worden sind.

Trotzdem werden sie, denen es um die wahre Würde von Fürst und Volk zu thun ist, nicht müde, vor der weiteren Ausbildung dieses Knechtesinnes zu warnen. Wollen wir doch in neuester Zeit Herrenmenschen werden, wenn auch gerade nicht solche, wie man sie in alter Zeit — Lümmel genannt hat, vielmehr solche, die sich ihrer Rechte wie ihrer Pflichten bewusst sind, die ihre Fürsten als ihre politischen Herzoge ehren, nicht aber als die Gebieter über ihr Gewissen. — Der „Türmer", der ein treuer Ekkart seines Volkes geworden ist, erzählt in seinem Junihefte (1902) eine Reihe Thatsachen von Kriecherei und Hudelei, mit den entsprechenden Geiselhieben, wie sie der Sclave verdient. Zu Nutz und Frommen sei aus diesem trefflichen „Türmer"-Tagebuche einiges herausgehoben.

Es ist — heißt es da unter anderem — ein ungesunder und gefährlicher Zustand, wenn ein mündiges Volk sich daran gewöhnt, seine Erwartungen für die Zukunft von persönlichen Momenten abhängig

Dinge besprochen, wird ein Lebensplan entworfen, der so ist, dass der Mensch, der sich selbst gefunden, diesen größten aller Gewinne nicht mehr so leicht verlieren kann. Wer einmal derb an die große Hinfälligkeit seines irdischen Theiles erinnert worden, der lernt auf sein geistiges Leben bauen, der lernt die Seelengüter schätzen.

Die seligste Zeit ist die der Genesung. Da ist eitel Glück, voll Weichheit im Empfinden, voll Bereitwilligkeit und guter Vorsätze. Das sollte möglichst befestigt werden, denn ist die völlige Gesundheit eingekehrt, gleich ist gewöhnlich auch der alte thörichte Eigennutz, die rücksichtslose Härte, das ruhelose Hasten und die Feindseligkeit wieder da. In kurzen Augenblicken erinnert sich dann mancher wehmüthig an die Zeit seines Krankseins und er ahnt es, dass sie eigentlich eine Oase gewesen in der Wüste seines Erdendaseins.

Aber es gibt Kranke, denen keine Genesung kommt, die es wissen, dass sie keine zu hoffen haben. Der Gesunde glaubt, diese Unglücklichen müssten trostlos in immer dunklere Freudlosigkeit, Qual und Verzweiflung sinken, bis endlich der Grabesrand über sie zusammenfällt. Ich aber habe den sanften Seelenfrieden nicht bei den Gesunden, nicht bei den Reichen, nicht bei den Hochgestellten gefunden, aber ich habe ihn oft gefunden in den armen Kammern der Siechenden. Immer ist Gott ja auch bei diesen nicht. Manchen Leidenden sucht er selten und nur auf kurze Stunden heim, zu anderen kommt er gar nicht, weil ihr Wille sich gegen ihn verschließt. Es gibt Leute, die wollen nicht getröstet, nicht versöhnt, nicht seelisch gerettet werden. Wenn sie das nicht haben können, was sie angestrebt und was doch oft über alle Maßen kläglich gewesen wäre, so weisen sie auch alles andere mit kindischem Trotze von sich. Das ist eine geistige Krankheit, die bisweilen durch eine leibliche geheilt werden kann. Längeres Kranksein ist ein allmähliches, gelassenes Vertrautwerden mit dem letzten Unvermeidlichen. Wenn der Leib an allen Ecken und Enden quält und wehe thut, welch eine Genugthuung ist der Gedanke: Du altes, schlechtes, drückendes Kleid, nun werde ich dich bald ausziehen und hinwerfen können! Die Seele reckt schon sozusagen ihre ewigfrischen Glieder im Vorbehagen der Freiheit, wenn sie dieses armen Leibes los sein wird.

Gott schenke uns ein starkes Herz, dass wir mit jenem Bettelmann sagen können: „Alle körperlichen Gebrechen und Leiden sind zu ertragen, wenn man nur gesund ist.“ R.

---

genügen, die Herkunft der Bücher selbst zu erweisen, und wenn Majestät das Werk des großen Königs öffnen und einen Blick auf die Anmerkungen werfen, so werden Sie die Schrift Voltaires erkennen. Das bezeugt, dass Ihr berühmter Ahne, Sire, ein feiner Kenner war." — Der Kaiser lachte herzlich und sagte dann: „Gestehen Sie zum mindesten, dass er ein großer Mann war?" — „Wer würde wagen, das zu verneinen, Sire? . . . Indessen, ich glaube mich zu erinnern, dass wir ihm manchmal auf dem Nacken saßen." Wilhelm II. lächelte fein, dann meinte er mit launiger Betonung: „Das ist möglich . . . das ist sogar richtig — aber bah! was wollen Sie — das geschieht jedem mal."

Dass Deutsche mit ihrem Kaiser in diesem Tone sprächen, darüber ist nie etwas in die Öffentlichkeit gedrungen. Seine eigenen Landsleute sieht der Kaiser sich in beständigen Huldigungen vor ihm erschöpfen. Ein Volk, das, soweit es mit ihm in Berührung kommt, gar keine anderen und höheren Wünsche zu haben scheint, als Hurrah zu schreien.

In seinen „Reden an die deutsche Nation" rief Fichte, der große Patriot, als welchen ihn ja auch Graf Bülow anerkannte, den Fürsten zu:

„Diese Reden beschwören Euch, Fürsten Deutschlands! Diejenigen, die euch gegenüber so thun, als ob man Euch gar nichts sagen dürfte oder zu sagen hätte, sind verächtliche Schmeichler, sie sind arge Verleumder Eurer selbst, weiset sie weit weg von Euch! Die Wahrheit ist, dass Ihr eben so unwissend geboren werdet als wir anderen alle, und dass Ihr hören müsst und lernen, gleich wie auch wir, wenn Ihr herauskommen sollt aus dieser natürlichen Unwissenheit."

*
* *

Der „Kölnischen Volkszeitung" wird geschrieben:

„Als ich vor Jahren einer Vorstellung des ‚Faust' im Schauspielhause beiwohnte, declamierte Mephistopheles mit bissiger Ironie: ‚Die Kirche hat einen guten Magen, — Hat ganze Länder aufgefressen — Und doch noch nie sich übergessen; — Die Kirche allein, meine lieben Frauen, — Kann ungerechtes Gut verdauen.' Darauf soll nach dem Text des früheren großherzoglich weimarischen Ministers und Ritters hoher Orden, Herrn v. Goethe, Faust die Bemerkung dazwischen werfen: ‚Das ist ein allgemeiner Brauch, — Ein Jud' und König kann es auch.' Doch diese Zwischenbemerkung — blieb aus!"

*
* *

Bei der Einweihung des Kunstpalastes in Düsseldorf hielt der preußische Finanzminister v. Rheinbaben eine Rede, in der er u. a. etwa Folgendes sagte:

zu machen, seine Hoffnungen und Befürchtungen an die doch menschlichen Einflüssen unterliegenden Willensäußerungen einer einzelnen Persönlichkeit zu knüpfen und sei sie mit allen Gaben des Geistes und Charakters ausgezeichnet. Es ist das Umgekehrte von dem rechten Verhältnis zwischen Fürst und Volk. Nicht das Volk hat sich nach der persönlichen Eigenart seines Fürsten zu modeln, dieser Eigenart seine Entwicklung unterzuordnen, sondern der Fürst soll sich von der Volksseele durchstrahlen lassen, soll — im Idealbilde gesprochen — die Verkörperung der Volksgesammtheit sein. Hiezu aber ist es nöthig, dass solche Ausstrahlungen auch wirklich an ihn herandringen, dass er einen allezeit wachen Volkswillen und dessen freie Regungen kräftig empfinden kann, dass er sozusagen das Herz des Volkes in seiner eigenen Brust schlagen hört. So laut schlagen hört, dass persönliche Einflüsse anderer und eigene Wünsche dahinter verstummen. Er kann und muss dem Volkswillen widerstreben, wo ihm seine Überzeugung das gebietet, aber er muss ihn hören, er muss ihn allezeit gegenwärtig haben. Sonst läuft er Gefahr, sich seinem Volke zu entfremden und damit den Boden zu verlieren, in dem er wurzelt und aus dem heraus allein er seine Machtfülle schöpft.

Soweit eine Berührung des deutschen Kaisers mit dem Volke stattfindet, zeigt sich ihm dieses nicht in der Gestalt, dass es einen sonderlichen Eindruck auf sein Empfinden und seine Entschließungen machen könnte. Er sieht überall nur gekrümmte Rücken, spalierbildende Hurrahschreier. Wo noch Überzeugungen leben, da schweigen sie meist behutsam, und wo sie geäußert werden, geschieht es nicht vor seinen Ohren oder sie dringen nicht bis zu ihm. Freie Worte scheint's, bekommt er nur noch von — Ausländern zu hören. Lehrreich für die Art, wie der Kaiser eine freie Sprache vertragen kann, ist ein Gespräch mit dem Franzosen Charles Roux, der vor einiger Zeit als Gast des Kaisers in Potsdam weilte.

Roux war mit dem Kaiser im Schlosse Sanssouci. Der Kaiser, erzählt der „Figaro", wandte sich in den Gemächern Friedrichs des Großen, die unverändert erhalten sind, an den Gast und sagte ihm gerade ins Gesicht: „Man erzählt, dass die Deutschen keinen Geschmack haben . . . Was sagen Sie dazu?" — „Majestät", erwiderte Roux, „wollen mir gestatten, mit Freimuth zu antworten?" — „Gewiss." — „Auf die Gefahr, zu missfallen?" — „Freimuth missfällt mir niemals." — „Nun denn, Sire, das Palais ist bewundernswert — nur betrachten Sie die Stirnseite, sie ist von unserem reinsten französischen Stil, das Getäfel verdankt man dem Meißel französischer Bildhauer, die Gemälde tragen die Zeichen Watteau, Lancret, die Einbände, welche die Bibliothek schmücken, tragen französische Namen und die Titel

Ja, wenn der unlautere Wettbewerb nicht wäre! Es ist immerhin zweifelhaft, wem die Palme gebürt: dem „gehorsamsten Staatsbürger Seiner allerhöchsten Majestät, der durch sein Menu „zur Vermehrung der idealen Edelsteine für Deutschlands Krone beigetragen" hat, oder einer Braunschweiger Verlagsbuchhandlung, die dem Karlsruher Stadtrathe zum Jubiläum des Großherzogs von Baden ein hinreißendes Anerbieten gemacht hat. Sie empfahl nämlich Festreden, die sie ausarbeiten lassen wollte. Es sollte kosten eine kurze, gemeinverständliche, wirkungsvolle Rede 5 Mark, eine „historisch und mit begeisternder Charakteristik des Fürsten gefärbte" Rede schon 8 Mark, dagegen eine „formvollendete Rede für große Festveranstaltungen" 15 Mark. Der Stadtrath sprach sich zwar dahin aus, dass diese Preise „conciliant" seien, erklärte jedoch, von dem Anerbieten keinen Gebrauch machen zu können.

Ein praktischer Mann machte hiezu Vorschläge, die ich etwaigen Interessenten nicht vorenthalten möchte:

„Der Bedarf an patriotischen Reden ist im Deutschen Reiche seit Jahren so groß geworden, dass man eigentlich nicht begreift, warum nicht schon längst die Herstellung und prompte Lieferung derartiger Reden zur Specialiät einzelner findiger Unternehmer oder von Actiengesellschaften geworden ist, die diese Herstellung im großen betreiben."

* * *

Welche welterschütternden „Ereignisse", welche sinnigen Charakterzüge wissen nicht die Blätter vom Kronprinzen zu berichten! Wem gienge z. B. nicht das Herz auf, wenn er über das Leben und Treiben des Kronprinzen in Bonn von dem Berichterstatter eines Berliner Blattes erfährt:

„Die ungezwungene Art und Weise, die der jugendliche Herrschersohn so sehr liebt, gibt sich in einigen Episoden kund, die sich in diesem Sommersemester ereigneten. So machte es ihm in der Kirschenzeit Vergnügen, mit einer großen Düte Kirschen, die er kurz vorher selbst eingekauft hatte, bewaffnet, im Vereine mit mehreren Commilitonen von den Fenstern des Borussenhauses aus mit den Kirschenkernen nach der gegenüberliegenden Straßenseite zu knipsen. Ein anderesmal turnte er, von einigen Borussen gefolgt, mit großer Geschicklichkeit von einem Fenster der ersten Etage des Corpshauses über das Gesimse zu den anderen Fenstern, ein nicht ungefährliches Vergnügen, das ziemlich turnerische Gewandtheit erfordert."

* * *

Hans Blum erzählt in einem Aufsatze des „Neuen Wiener Tagblattes" zum Regierungsjubiläum des Großherzogs von Baden ein Geschichtchen, das soeben mit viel Behagen weitergegeben wird:

„Es ist ein ermuthigender Gedanke, dass . . . die Düsseldorfer Kunst sich genau in der Linie dessen bewegt, was Seine Majestät der Kaiser von der Kunst denkt und wünscht . . . .“

*
* *

Im Anzeigetheile der „Rostocker Zeitung“ hat ein gelehriger Patriot seinen Gesinnungsgenossen ein leuchtendes Gesammtbild gegeben, wie man echt vaterländische und monarchische Gesinnung mit der heute so sehr geschätzten realpolitisch-mercantilen vereinigen kann. Er erläßst folgenden „begeisternden“ Aufruf:

„Hohenzollern, Restaurant ersten Ranges. Auf vielseitigen Wunsch meiner hochverehrten Freunde und Gönner gereicht es mir zur größten Freude, die Ehre zu haben, den Geburtstag Seiner Majestät des deutschen Kaisers durch ein Festdiner auch in den mir vorläufig zur Verwaltung anvertrauten Etablissements verherrlichen zu können, und gestatte mir, auch an dieser Stelle darauf hinzuweisen, dass ich infolgedessen die Einrichtung getroffen habe, auch für Familien und kleinere Clubs in meinen zahlreichen Clubzimmern und Logen — wenn dieselben spätestens bis Montag nachmittags um 4 Uhr bestellt werden — das Festessen zu verabreichen. Veranlassung hiezu ist das Gefühl, mit jeder Faser meines Herzens meinem obersten Kriegsherrn als Soldat, sowie als gehorsamster Staatsbürger Seiner Allerhöchsten Majestät und deren treu zur Seite stehenden Souveräne auch auf mecklemburgischem Gebiete anzugehören, und kann ich nicht umhin, noch darauf hinzuweisen, dass ich die unerschütterliche Überzeugung in mir trage, Allerhöchstderselbe ist jedem deutschen Manne wie eine Sonne ein leuchtendes Vorbild im Streben und Wirken, weshalb es auch für mich einen umso größeren Ansporn bedeutet, zur Verherrlichung dieses Festtages in dem mir von Gott (!) zugedachten Berufe das Beste in einem Festdiner — dessen Menu (!) ich nachstehend folgen lasse — meinen hochverehrten Freunden und Gönnern zu bieten, was meine gesammte Kraft vermag, und würde es für mich ein hohes Glück sein, wenn alles so gelingt, dass ich das Bewusstsein in mir tragen kann, durch die angenehme Erinnerung an Kaisers Geburtstag bei einer Anzahl deutscher Familien mein Scherflein zur Vermehrung der idealen Edelsteine für Deutschlands Krone beigetragen zu haben. Indem ich mir noch erlaube, ein dreifaches Hoch Seiner Majestät dem deutschen Kaiser Wilhelm II. darzubringen, verbleibe ich mit dem Ausdrucke der vorzüglichsten Hochachtung meiner hochverehrten Freunde und Gönner ergebenster Diener.“ — Folgt Name und darauf das Menu.

Der Leser meint vielleicht, dass damit schon der Record des Patriotismus erreicht sei?

lich“ könnte ich den „Beitrag“ nur finden, wenn ich schadenfroher wäre, als ich bin. Ist diese maßlose, an Geistesverwirrung grenzende Aufregung eines alten, in Ehren ergrauten Mannes über einen Titel, den er sich doch redlich verdient hat, und über das bevorstehende „Ereignis“, seinem Landesherrn Auge in Auge gegenübertreten zu dürfen, nicht geradezu kläglich, peinliches Mitleid erregend? Je größer die Komik der Situation, der ich mich durchaus nicht verschließe, umso peinlicher wirkt die gekrümmte Gestalt dieses alten Mannes, dem die ehrenvolle Pflichterfüllung eines ganzen Lebens nicht einmal so weit den Rücken stärken konnte, dass er seine gesunden Sinne beisammenzuhalten vermag. Es ist viel, wenn ein Fürst nach solchen Erfahrungen nicht zum Menschenverächter wird. —

Diese schneidige Epistel des „Türmers“ mögen die guten Deutschen — vielleicht auch die Engländer und andere — sich hinter den Spiegel stecken.

## Kinderspielzeug.

In dem wertvollen Büchlein „Die Kunst im Leben des Kindes“ (Berlin, Georg Reimer, 1902) finden wir einen Aufsatz „Spiel und Spielzeug“ von Lili Droescher, der sehr wichtig ist, und dem wir deshalb einiges zur Erwägung für Eltern und Erzieher entnehmen. Da heißt es: Spiel ist der Kindheit Element. Es ist der Ausdruck dessen, was in des Kindes Seele lebt. Es bedeutet das Ausleben seiner jungen Kräfte und damit zugleich deren Wachsthum. Vielleicht ist es auch die Ahnung von der Zukunft, denn gar manche Eigenschaften und geheime Neigungen, die zu Lebenswünschen werden können, künden sich im Spiele an. Im Spiele offenbart sich des Kindes eigenste Welt. Diese Welt hat sich in die wirkliche Umgebung so einzufügen, wie es dem Kinde passt. Es schaltet und waltet souverän mit den Dingen und Menschen und geht dabei auf in der Welt seiner Phantasie und Illusion, und doch ist gleichzeitig sein Spiel ein Nachleben des wirklichen Lebens.

Es ist ganz wunderbar mit anzusehen, wie ein vertieftes Kind spielt. Die innige Hingabe seines Wesens, die Ungetheiltheit seiner Kraft, die Freudigkeit bei seinem uns so zwecklos scheinenden, rastlosen Schaffen müssen wir bewundern — wir erkennen dabei wohl, welch ein nothwendiges Bildungsmittel das Spiel für den Charakter ist. „Bildungsmittel“ freilich nicht im Sinne einer landläufigen Pädagogik. Weder dadurch, dass es „belehren“, noch dadurch, dass es nur beschäftigen, vor Müßiggang und allen möglichen Untugenden „bewahren“ will. O, diese schrecklichen Spieldinge, die nur deshalb fabriciert worden sind, damit

„Vor wenigen Jahren ernannte Großherzog Friedrich von Baden gleichzeitig einen Privatdocenten in Heidelberg und einen älteren höheren Gymnasiallehrer zu ‚Professoren'. Zur Abstattung des üblichen persönlichen Dankes an den Landesherrn für diese Auszeichnung wird vom Hofmarschallamte beiden die nämliche Stunde bestimmt. Als der junge Professor in das Wartezimmer des Schlosses in Karlsruhe eintritt, sieht er den alten Titularcollegen, den Cylinder auf dem ehrwürdigen Haupte, in großer Aufregung im Locale herumsausen. Offenbar überlegt sich jener, welche der Reden Ciceros er, in das geliebte Neuhochdeutsch übertragen, dem Großherzog halten soll; ferner: ob wohl eine Rede von drei Viertelstunden ein ausreichendes Maß von Dankbarkeit bekunde; endlich, ob er dabei mehr von seinen eigenen Vorzügen oder von denen des Landesherrn sprechen soll? Diese hochdramatische Unruhe wird auf einen Augenblick unterbrochen durch das Erscheinen des Hofbeamten, der den jungen Professor zur Audienz abruft. Dieser trägt den Claquehut unter dem Arme und fragt durch deutende Bewegung den Hofbeamten, ob er den Hut mitnehmen oder ablegen soll. Jener winkt: ‚ablegen' und so wird der Hut auf dem Mitteltische zurückgelassen. Nach drei Minuten ist der junge Gelehrte schon wieder im Wartezimmer und nun wird der alte Herr zur Audienz befohlen. Dessen Aufregung hat sich inzwischen zu der dramatischen Höhe der vorletzten Scene des fünften Actes gesteigert. Den eigenen Cylinder unwissentlich auf dem Kopfe, ergreift er in einem lichten Augenblicke von Geistesgegenwart noch rasch vor dem Abschweben den Klapphut des Heidelbergers, wundert sich über den glatten Zusammenbruch dieses Hutes und gibt ihm durch einen urkräftigen Stoß die wünschenswerte Höhenstufe wieder. Als er beim Großherzog eintritt, wendet sich dieser ab, wohl um seine Rührung zu verbergen, meint der neue alte Professor. Doch wie sich der Fürst wieder umdreht, scheint er zu lächeln und sagt: ‚Aber, lieber Herr Professor, wollen Sie denn nicht wenigstens *einen* Cylinder ablegen?' Der Professor schleudert den fatalen Klapphut von sich, greift betroffen nach der Stirn, reißt den zweiten eigenen Cylinder herab und stammelt wehmüthig: „Königliche Hoheit haben auch diesmal recht! Zwei Hüte sind entschieden zu viel für einen Mann, der den Kopf verloren hat!' — ‚Den Ihrigen haben Sie nun aber wiedergefunden, Herr Professor, nun behalten Sie ihn immer oben!' ruft der Großherzog, ihm freundlich die Hand drückend."

Was mir hier als das Bezeichnendste erscheint, ist, dass dies Geschichtchen als „ein köstlicher Beitrag zum Capitel von der — Zerstreutheit des deutschen Professors" aufgetischt wird. Mir scheinen daraus andere, minder liebenswürdige Schwächen greifbarer hervorzutreten als gerade die harmlose „Zerstreutheit" des deutschen Professors. Und „köst-

schnelle das ihm wichtigste heraus. Otto Ernst erzählte einmal in einer köstlichen Kinderskizze, wie das Wertvollste vom ganzen Feste ein Knäuel Bindfaden war. Es war der Hauptwunsch des glücklichen, kleinen Besitzers gewesen: für 10 Pf. Bindgarn! Nur der kann sich das selige Entzücken vorstellen, der weiß, was Bindfaden, viel Bindfaden für eine Fülle von Möglichkeiten in sich schließt. Eine Drachenschnur? Eine Pferdeleine? Eine Drahtseilbahn? Die Abgrenzung eines Hauses? Was läßt sich alles daraus machen? Gerade das ist der springende Punkt! Eine Menge Möglichkeiten! Wir beschränken sie, je ausgeführter, naturalistischer und mechanischer wir das Spielzeug machen. Wir unterdrücken dann die Illusionsfähigkeit. Schließlich ist nur ein Spiel mit dem einen Dinge möglich, während das Kind eine Mannigfaltigkeit fordert. Ein Stuhl, ein umgedrehter Tisch, mit dem man spielen darf, — wozu wird er? Bald ist er ein Schiff, bald ein Schlitten oder ein Berg, eine Marktbude, — niemand hat es dem alten Möbel angesehen, was für Fähigkeiten in ihm stecken, — da kommt das Kind. Im Nu ist alles verwandelt. Es schwingt seinen Zauberstab. Jedes Ding steht zwar noch an seinem Platz, aber es zeigen sich neue Eigenschaften. Die Thürklinke wird zur Pumpe oder Wasserleitung, der Blumentisch zum Garten, die Bank ist ein Pferdestall — so, und nun sind wir mitten drin im freudevollen Spiel! Weiß einer von den Lesern, was ein altes Ledersofa in der Kinderstube bedeutet? Abgesehen von den tanzenden Sonnenlichtern darauf, mit denen man „Fangen“ spielen kann, ist es auch der Schauplatz der schönsten Spiele, gibt durch seine Glätte zu den wundervollsten Rutschpartien den Anlaß, und gar manche elterliche Erzählung von einer Schweizer Reise wird hier zu neuem Leben erweckt.

Das sind lebensfrohe Spiele! Was bietet man dem Kinde statt dessen heutzutage?

Wohin wir sehen — kunstvoll gefügte Apparate! Man glaubt damit die Kinder zu belehren und verwirrt nur ihre Begriffe. Noch ehe die Kinder eine Ahnung von den Wirkungen des Windes haben, erhalten sie sogenannte „Wind“mühlen, die aber von einem Motor getrieben werden.

Ein anderer Nachtheil dieser künstlichen Dinge: das Kind hat nur noch antheilvoll zuzuschauen. Das Wesen des Spieles fordert jedoch productive Bethätigung. — Das Kind will von innen heraus, aus freiem Triebe, bilden und gestalten. Es will mit seinem Gefühle beim Spiele sein, nicht nur den constructiven Verstand arbeiten lassen. Die Probleme eines Anker-Steinbaukastens, eines verwickelten, mathematischen Geduldspieles sind Aufgaben für eine höhere Entwicklungsstufe, für eine Zeit, da das Kind allmählich in die Interessen des Erwachsenen hineinwächst. Dann erst haben die mannigfaltigen Maschinen eine gewisse Berechtigung

das Kind „klüger“ werden soll und die der Unverstand so gern einkauft, weil ihre „Nützlichkeit“ auf der Hand liegt! Aus Liebe heraus wird unheimlich viel an den Kindern gesündigt. Aus dem Wunsche heraus, den Kindern recht viel Glück zu verschaffen, machen so viele Eltern ihre Kinder fürs ganze Leben arm und elend. Sie wecken nicht, sie tödten das Beste, was in der Natur des jungen Wesens liegt: die freie Gestaltungskraft, die rege Phantasie. Dafür wachsen dann Ansprüche hervor, immer mehr äußere Reize und Stoffe werden nöthig, da das innere Leben schlummert.

Auch beim Kinderspielzeug ist die volle Naturwahrheit vom Übel. Das Kind will auch thatsächlich nichts davon wissen. Eine Peitsche, die nothdürftig aus einem Stock und Bindfaden hergestellt ist, hat für den Knaben einen höhern Wert als eine im Laden gekaufte Lederpeitsche. Ein Knabe, der in einer Stuhlbank einen Hund, in einem Stiefelknecht eine Geige, in einem Stuhle eine Kutsche erblickt, ist in viel höherem Grade Künstler und amüsiert sich auch thatsächlich viel besser als einer, der einen realistisch nachgeahmten Hund, eine kleine Kindergeige, eine kleine wirkliche Kutsche zur Verfügung hat. Ein Spazierstock, der zum Steckenpferd dient, ist pädagogisch wertvoller als ein wirkliches Steckenpferd; ein hölzernes Schaukelpferd, wenigstens für die ersten Jahre, geeigneter als eines mit Haaren und echtem Sattel. Jeder Pädagoge wird das bestätigen. Man versuche es nur und gebe dem Kinde gleich von Anfang an die Dinge selbst oder ganz realistische Nachbildungen derselben in die Hand, und man wird sehen, wie bald es derselben überdrüssig wird. Gerade die wertvollsten Spielsachen werden nach alter Erfahrung am frühesten in die Ecke gestellt. Das Kind will eben, vermöge seiner künstlerischen Naturanlage, nicht die Dinge selbst, sondern die Symbole der Dinge als Spielzeug haben. Jene sind ihm gleichgiltig, weil ihr Besitz die Phantasiethätigkeit tödtet. Diese dagegen sind ihm theuer, weil sie ihm eine geistige Arbeit zumuthen, um sie zur Wirklichkeit zu ergänzen, und nur in der Arbeit erkennt es den Genuſs.

Wie einfach die Wünsche des Kindes sind, schildert uns Konrad Lange. Die Liebe zu einem Puppenkind hat im Grunde nichts mit den seidenen Locken und gestickten Kleidchen thun. Wie häufig ist das bescheidenste Püppchen, dessen Schönheit durch zahlreiche Liebkosungen stark gelitten hat, der Liebling der kleinen Mütter, auf den alle Liebe und Fürsorge gerichtet wird, — oder gar ein Scheit Holz, eine wunderbar geformte Kartoffel!

Von welch unbegreiflichen Gesichtspunkten aus trifft das Kind seine Auswahl.

Deshalb erleben wir auch bei Kinderbescherungen so große Überraschungen. Unter all den herrlichen Dingen greift das Kind mit Blitzes-

Es gibt Kinder, die gar kein eigentliches Spielzeug brauchen, weil sie aus allem etwas zu machen verstehen. Haben sie gar nichts, so ersetzt die eigene kleine Person alles Fehlende — sie ist Spieler und Spielzeug zugleich.

Und ja nicht zuviel Spielzeug auf einmal! Es gibt Kinderstuben, die wie Warenlager aussehen. Die kleinen Einwohner aber sind nicht froh, denn sie verstehen nicht mit ihren Herrlichkeiten umzugehen. Sie können sich nicht concentrieren und kennen den Genuss nicht, den ihnen ihr Besitz verschaffen könnte. Rathlos werfen sie ihre Schätze durcheinander und sind auf die Hilfe der Erwachsenen angewiesen. Es klingt wie ein Nothschrei aus gequältem Kinderherzen, wenn ein kleiner Junge, der im Überfluss aufgewachsen, zum Christfest nur den einen Wunsch hat: „Ach, Mutter, bitte, nur eine hölzerne Fußbank!“ Das Kind selbst gibt uns den Weg zu seinem Glück an. Es will Natur und Einfachheit.

Die Kinder lernen auf eine ganz andere Weise bei ihren Spielen, z. B. welche Erdarten sich formen lassen, welche Stoffe zum Schwimmen zu gebrauchen sind, was für Dinge rollen, wie man ein haltbares Bauwerk — etwa ein Kartenhaus — aufbauen muss, sie erfahren, wie verschieden die Stoffe klingen. Aus der letzten Wahrnehmung geht dann der Wunsch nach jener primitiven, doch so lockenden Musik hervor, die der Schrecken der Erwachsenen ist. Blechdeckel und ähnliche Geräthe aus der Küche, sowie die beliebte Trompete dienen als Instrumente. Am meisten aber gewinnt das Kind, wenn es versucht, sich sein Spielzeug selbst herzustellen. Sein ganzes Kinderleben ist Thätigkeit. Der Drang zum Schaffen ist ungemein stark. Trägt man ihm nicht Rechnung, so äußert es sich in Lust am Zerstören. Hat es nicht gelernt aufzubauen, so reißt es nieder.

## Das Wohlthätigkeitsconcert.

Von **W. G. Hoeper.**

In seine Träumereien versunken schlendert Arno, sich ein wenig in den Hüften wiegend, durch die Straßen dahin. Sein Auge ist ziellos ins Unendliche gerichtet, und kaum vermeidet er ab und zu einen von unwilligem Brummen begleiteten Zusammenstoß mit einem besonders geschäftig Dahineilenden. Er hat den ganzen Tag fleißig Tonleitern und langweilige Übungen gespielt, sind ihm doch seine Classengenossen vom Conservatorium in der Fingerfertigkeit weit voraus, und in der nächsten Woche soll eine größere Prüfung sein; dafür kann er auch

— dann kann die „richtige" Küche mit dem Kochherd und dem nothwendigen Zubehör zu den Speisen kommen. Vorher — Jahre hindurch — sind Kinder glücklich, indem sie mit bescheidenen Mitteln die herrlichsten kalten Gerichte „kochen". Sie beweisen darin eine außerordentliche Erfindungsgabe und sind völlig von den Resultaten ihrer Bemühungen befriedigt.

All die Verfeinerungen und Ausgestaltungen sind für die Spieljahre vom Übel! Was geht die Dampfkraft und Elektricität das Kind an, so lange ihm die Natur in ihren einfacheren Dingen und Erscheinungen noch Wundergaben darreicht!

Wozu wollen wir es zu früh in unsere oft so raffinierte Cultur einführen, ehe es sein einfaches Leben übersehen und beherrschen kann.

Was gehört jetzt alles zur Ausrüstung eines Kindes! Automobil und Phonograph, Druckmaschine und Post — Nähmaschine (ernstlich nähend!), von all den Wundern einer Puppeneinrichtung gar nicht zu reden. Die Culturerfindungen, die als zweischneidiges Schwert der Besitz der Erwachsenen sind, werden in die kleine Hand des Kindes gelegt, damit es sich beizeiten gewöhnen soll, leicht in der ernsten Welt des Erwachsenen zu leben und sich darin zurechtzufinden.

Es soll dem Kinde Kraft erspart werden, und dabei verbrauchen wir sie unnütz und machen es vor der Zeit altklug und müde. Wir streifen den Zauber der Kindlichkeit von ihm ab und nehmen ihm die Unbefangenheit, denn um mit den modernen Spielsachen das Leben spielen zu können, muss das Kind bewusst das Leben der Großen beobachten und copieren.

Wir lassen dem Kinde heutzutage keine Ruhe und Zeit mehr, Kind zu sein. In alles mengen sich die Erwachsenen hinein — sie stören mit gleichgiltigem Empfinden das kindliche Spiel — sie gängeln fortwährend die kindliche Phantasie, sie erfinden die sinnlosesten Spielzeuge und lehren das Kind, kritisch an allem zu mängeln und herumzupflücken.

Muss das Kind nicht interessiert und wissbegierig sein, wenn in der Weihnachtsausstellung des Spielzeugladens ein Ballett aufgebaut ist? oder ein Wohlthätigkeitsbazar? oder ein Modesalon, in dem die Puppe als junge Dame einen Hut aufprobiert und der Lieutenant — ebenfalls eine Puppe — mit dem Monokel im Auge die Situation begutachtet? Wie weit sich die Unnatur versteigt, kann man daran erkennen, dass es sogar Puppensanatorien gibt, — Patienten im Garten, Brause- und Wannenbäder ꝛc. Das sind ein paar der crassesten Beispiele und ich sehe wohl das Achselzucken derer, die meinen, solche krankhaften Auswüchse dürften nicht als Maßstab genommen werden. Zum Glück nicht — ich zeige nur, wohin wir steuern, — es ist ein Abgrund, dem es entgegen geht, wenn nicht bald ein Halt geboten und umgelenkt wird.

Aufgabe nicht fertig werden konnte, verlegen das Ungethüm auf den Teller sinken ließ und nochmals zertheilte. Arno dachte: Es ist wahrhaftig nicht so dumm vom König Ludwig, sich allein ins Theater zu setzen, und ich würde es sicher ebenso machen, wenn ich nur die Macht dazu hätte.

Kaum hatte der erste Theil des Programmes sein Ende gefunden, als die ganze Menschenmenge sich von den Stühlen erhob und auf das Ende des Saales zuströmte, wo auf Tischen eine bunte Menge von Dingen aufgebaut war, die Arno nicht erkennen konnte. Besonders erregte ein großer Gegenstand, der ziemlich hoch an der Wand hieng, die lebhafte Aufmerksamkeit und das heitere Interesse der dort Herumstehenden. Der junge Musiker schaute auf sein Programm und ersah, dass es sich um eine Verlosung handle, und da ihn die Sache nicht interessierte, so blieb er sitzen, zog sein Notizbuch heraus und blätterte in seinen Notenaufzeichnungen. Da sah er's jetzt allerdings klar und deutlich, dass das, was er niedergeschrieben, klein und nichtssagend war und dass Karl mit seinem Urtheile recht hatte; und so versank er in Grübeleien darüber, was denn diesen kleinen Melodien nur fehlen mochte.

Vom Saalende, wo die Menge sich stoßend und lachend drängte, klangen ihm in seine Betrachtungen hinein immerwährend ein alkoholrauher, oft versagender Männerbass und eine unermüdlich kreischende Weiberstimme, die die Zahlen der Gewinne ausriefen, so dass er anfieng, ganz aufgeregt und unruhig zu werden. Allmählich zogen die Menschen, mit allerhand Gegenständen beladen, einzeln zu ihren Plätzen zurück. Er schaute auf und sah, dass man alles mögliche für die Witwen und Waisen gegeben hatte und dass man sich mit lebhafter Freude über die Gewinne besprach. Ob wohl durch das Hirn aller dieser Leute den ganzen Abend auch nur ein Gedanke an die armen Teufel geflogen, die von einer einstürzenden Saaldecke jämmerlich zu Tode gequetscht worden waren? fragte sich Arno, und wenn er ihre fröhliche Heiterkeit über die Gewinnchen betrachtete, war ihm das mehr wie zweifelhaft.

„Der Rehbock, der Rehbock!“ schallte es da plötzlich durch den Saal hin und allgemeines Gelächter und Beifallsrufen wurde laut. Und in der That, ein junger Mann hob das Ding, das Arno zuvor nicht hatte erkennen können, vom Nagel herunter und kam, mit dem Wildbret beladen, an einen ihm ganz benachbarten Tisch. Froher Jubel brach unter den Umsitzenden aus und eine bildhübsche, junge Dame mit einem Modenblattgesichte und funkelnden Brillantohrringen verlangte im Übermaß der Heiterkeit, dass das Thier allen Leuten sichtbar auf den Tisch gelegt würde, was denn auch sofort geschah.

Voll Ekel drehte Arno den Rücken, um zu sehen, wie am gegenüberliegenden Tische ein anderer Jüngling mit einer winzig kleinen

jetzt mit leichtem Herzen seiner Phantasie die Zügel schießen lassen und in sich hinein den Tönen lauschen, die an seinem Geist vorüberwallen.

Sein Freund Karl meint zwar, wenn er ihm etwas von seinen eigenen Gebilden vorgespielt, daß das nichts sei, und jeder Liederkranzdirigent derartig wässerige Dinge zum Besten gebe, aber Arno läßt sich nicht beirren und seine Wangen röthen sich von Zeit zu Zeit über dem zarten Weben in seiner Brust, das allen entgegenstehenden Gewalten zum Trotze zu duftiger Blüte treiben will.

An einer Straßenecke zwingt ihm ein Dienstmann einen bedruckten Zettel in die Hand; halb unwillig über die Störung will der junge Musiker ihn eben zusammenknittern und fortwerfen, da fällt das Wort Wohlthätigkeitsconcert ihm ihn die Augen und er liest, dass es eine Veranstaltung zu Gunsten der Familienangehörigen kürzlich verunglückter Arbeitsleute ist, und dass das Programm nur ausgesucht gute Musik verspricht; schnell ist Arno entschlossen sich für heute das Nachtessen zu schenken und mit den letzten Groschen dort den Abend zu verbringen, da ihm der Saal und das Orchester durch vorzügliche Symphonieconcerte bekannt und lieb geworden sind.

Dass zwischen den beiden Theilen der Musikstücke gedruckt stand: nach der ersten Abtheilung findet die Verlosung des Glückshafens zu Gunsten der Witwen und Waisen statt, übersah er beim flüchtigen Durchlesen, hätte auch mit dieser Sache unbekannt, kaum darüber nachgedacht, was das zu bedeuten habe.

Gleich beim Eintritt in den Saal fühlte sich Arno ein wenig unangenehm betroffen, saß doch die zahlreiche Gesellschaft in lebhafter lustiger Unterhaltung hinter runden Biertischen, vor jedem ein großes Seidel und über dem Ganzen schwebte langsam zum Kronleuchter aufsteigend eine dichte Wolke von augenbeizendem Tabakdampf. Er war nahe daran umzukehren, doch schnelle Entschlüsse waren seine Sache nicht; so setzte er sich an einen leeren Tisch, und schützte, während die Musik spielte, das Gesicht mit der Hand, um nicht hinblicken zu müssen, wie unablässig die Gläser zum Munde giengen und genussüchtig gespitzte Lippen die Rauchwölkchen nach oben stießen.

Mitten in die feierlichen Accorde der Händel'schen Harfenarie erklang vom Tische hinter ihm Gabelklirren, und er hörte deutlich die geflüsterte Bestellung: „Ein Beefsteak recht saftig, aber gut durchgebraten, Kellner!" und als er aufschaute, bemerkte er, dass man vielfach die gute Gelegenheit benützte, Ohren und Magen zu gleicher Zeit einen Schmaus zu bieten; und während die Töne im sanften Adagio durch den Raum dahinschwebten, blieb sein Blick auf einer dicken Dame haften, die eben einen halben Knödel in den weitgeöffneten Mund hineinstoßen wollte und nun durch Arnos seltsamen Blick so verwirrt wurde, dass sie mit ihrer

verwundert anstarrte. Was wollte aber auch dieses melancholische, finsterverzogene Antlitz überhaupt hier in der allgemeinen Lustigkeit?

Den Studenten gefiel diese neue Unterbrechung der langweiligen Musik ganz gut, waren siedoch offenbar stets zu haben, wenn es galt, irgendwo ein wenig Scandal zu schlagen, und so fiengen sie unter Lachen und beifälligem Kopfnicken zu Arno hinüber auch an, nach der jungen Schönheit zu zischen. Doch ein wüthender Blick Arnos traf den mit der Schlummerrolle, so dass jener verwundert die Augen weit aufriss und gar nicht wusste, welchen Ausdruck er seinem einfältigen, aufgeschwemmten Gesichte geben sollte.

Arno hatte nun völlig genug. Mit hocherhobenem Kopfe, dessen Wangen vor Zorn geröthet waren, schritt er dem Ausgange zu. Alle Augen folgten ihm und im sicheren Gefühle der Mehrheit kicherte man über diesen Thoren, der sich der allgemeinen Lustigkeit hatte entgegenstemmen wollen.

Sofort nach ihm erhoben sich auch die Studenten und folgten ihm nach. Drunten auf der Straße trat dann einer derselben, steif die Mütze ziehend, auf ihn zu und sprach ihn mit künstlich erregter Stimme an: „Mein Herr, Sie haben mich fixiert —“

Arno war stehen geblieben und schaute seinem Gegenüber fest in die Augen, die sofort unsicher hin- und herzulaufen begannen, dann antwortete er, sich zum Gleichmuthe zwingend: „Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe!“ und er fasste bei diesen Worten seinen Stock fester, da er innerlich kochte und wohl gesonnen war, sich die erbetene Ruhe nöthigenfalls mit Gewalt zu verschaffen. Doch sein Gegner wurde durch die kühl abweisende Stimme, aus der auch nicht der leiseste Anklang von Achtung vor seiner bunten Mütze heraustönte, ganz verdutzt, so dass er einen Schritt zurücktrat und Arno seinen Weg fortsetzen konnte. Nach längerer Zeit folgten ihm die drei und unterhielten sich möglichst schallend über Kneiferei und Feigheit. Von Zeit zu Zeit rülpsten sie laut oder begiengen unter brüllendem Gelächter eine andere Unanständigkeit, da es ihnen großen Spass machte, den wunden Punkt ihres Verfolgten, den sie wohl erkannt hatten, noch mehr zu treffen.

Mit finster gerunzelter Stirne und düster zusammengezogenen Augenbrauen langte Arno auf seiner Stube an und warf sich in den Kleidern aufs Bett, ohne Licht anzuzünden. Sein Kopf glühte heiß wie im Fieber und er drückte ihn tief ins kühle Kissen. Schwere Athemzüge entrangen sich der gequälten Brust und ein bitterer Schmerz wogte durch sein Inneres. Niemals noch hatte er die menschliche Ohnmacht dem großen Haufen gegenüber so schmerzlich tief gefühlt und niemals war ihm die qualvolle Komödie des Künstlerdaseins, seines eigenen Daseins, so brennend klar vors Auge getreten wie heute abends in der

Knabenhose angerückt kam, die er zunächst vor den heftig ins Taschentuch hineinkichernden Frauenzimmern auf der Tafel ausbreitete, um sie sodann triumphierend an einem Gashahn aufzuhängen. Ein schmerzliches Lächeln glitt über Arnos Züge, als er dachte: „Das also sind die Menschen, für die jene Großen geschafft haben!" und voll Ingrimm wandte er sich nach einer anderen Richtung. Seine Augen blieben bei einem Tische mit zerhackten Studenten haften die über ihre Gewinne und was sie damit anstellten, vor Lachen bersten wollten, wie sie auch die Umsitzenden durch ihr ungezwungenes Benehmen in die gleich ausgelassene Stimmung versetzt hatten. Der eine trug eine Schlummerrolle wie eine Tasche umgehängt und erklärte den anderen, dass er der dicke Reiseonkel Gemüthlich sei, der zweite spielte mit einer Gummipuppe, aus deren Leibe quietschende Töne erklangen, so oft er daraufdrückte, und da ihm diese Töne großen Spass verursachten, so war er in bewundernswerter Ausdauer unermüdlich in der Ausübung dieser Thätigkeit; ein dritter aber handhabte dazu eine mächtige Mettwurst wie einen Taktstock.

Wüthend wollte sich Arno erheben und den Saal verlassen, da begann das Orchester mit einem Satze aus Beethovens fünfter Symphonie, und in der Erwartung, dass der Unfug jetzt ein Ende nehmen müsse, blieb er nochmals sitzen. Doch gegen die Heiterkeit, die durch die Verlosung zu Gunsten der Waisen und Witwen der Verunglückten heraufbeschworen war, kämpften die innigen Töne des großen Meisters vergeblich an.

Besonders die Gesellschaft mit dem Hauptgewinn des Abends zeichnete sich durch ihre Lustigkeit aus; der Cadaver lag noch immer auf dem Tische und gab den Stoff ab zu den lauten Erwägungen, was man morgen aus ihm bereiten könne. Das wurde Arno denn doch zu bunt, und als gerade die junge Dame mit den Brillantohrringen mit der feinbehandschuhten Rechten am blutrünstigen Ohre des Thieres zupfte, zischte er laut zu ihr hinüber, so dass sich ein Dutzend Köpfe wenigstens in die Richtung nach ihm hindrehten. Ganz erstaunt starrte der Puppenkopf einige Secunden auf ihn und ihr Gesicht nahm einen frechen, herausfordernden Ausdruck an, als sie die Augen über den ziemlich abgetragenen Anzug des jungen Künstlers hatte laufen lassen. Doch dessen zusammengebissener Mund drückte zu entschlossen seine Empörung aus, so dass sie doch für einen Augenblick besiegt das Köpfchen senkte, um allerdings gleich darauf in verstärkter Heftigkeit absichtlich lauter ein Geschwätz mit ihren Nachbarn anzuknüpfen, dessen Stoff nach ihren kurzen, von unten unter den Augenbrauen zu Arno hinaufgezielten Blicken offenbar dieser selbst abgab. Ruhig zischte er noch einmal, jetzt so laut, dass sich fast der halbe Saal zu ihm hinwandte und ihn

sie die Treppe hinunterstiegen, meinte Karl: „Ihr seid doch glücklich, Ihr Künstler, trotz allem Leid und aller Empfindsamkeit. Was ich armer Prosaiker alles in mich hineinwürgen muss, das schafft Ihr Euch so von der Seele herunter, und wenn Euch was tüchtig verletzt, dann gibt's nachher gar noch etwas Gutes. — Auf Wiedersehen heute abends, ich muss eilen. 's ist höchste Zeit, zu meinen Kranken zu kommen. Geh' nur heim jetzt und schreibe die Sache nieder, sonst wird's doch verbummelt und vergessen."

---

## Liebestrost.

Von Friedrich Kirchhofer.[1])

„Dann, wenn die Rosen blühn",
Hat er gesagt,
Als ich beim Weiterziehn
Ihn hab' gefragt.

Herbst und auch Winter schwand,
Lenz zog schon ein,
Blüten im ganzen Land
Duften im Mai'n.

Auch unser Rosenstrauch,
Sieh', welche Pracht!
Nun kommt mein Liebster auch
Wohl über Nacht.

Doch ach! Der Tag vergeht,
Andere auch,
Nur mehr ein Röslein steht
Am Rosenstrauch.

„Blühe, mein Röslein, blüh'!
Dorre nicht ein!
Heut' oder morgen früh
Muss es doch sein!"

Röslein jedoch verdorrt
Und achtet nicht,
Was für ein bittend' Wort
Mein Herze spricht.

Schon will ich traurig sein,
Weine gar sehr,
Plötzlich doch fällt mir's ein,
Ob's nicht so wär:

„Dann, wenn die Rosen blühn",
Hat er gesagt,
Als ich beim Weiterziehn
Ihn hab' gefragt.

Sind auch die Rosen all'
Diesmal verblüht,
Haben zum letztenmal
Sie nicht geglüht.

Zieht drum der Lenz erst ein,
Rosen heraus!
Denn der Herzliebste mein
Kommt ja nach Haus.

---

[1]) Aus dessen empfehlenswerter Gedichtesammlung „Auch ich!" (Graz, „Leykam." 1902)

Missachtung dessen, was ihm das höchste Gut des Lebens war. Feiner geartet sein wie die anderen, sie zu sich emporziehen wollen, indem man ihnen das Beste gibt, was in der Seele schlummert, und über irgend einer Kinderei das Wunderbarste, was Menschengeist hervorgebracht, vergessen und verhöhnt zu sehen. War es da wirklich der Mühe und Qual wert gewesen, die auf den großen Geistern ihr Leben lang gelastet? — Wüthend ballte er von Zeit zu Zeit die Hände zusammen und biss die Zähne aufeinander, um sogleich seine Ohnmacht von neuem brennend zu fühlen.

Lange schon hatte er so gelegen und allmählich entschwanden die hässlichen Scenen aus seinem Gesichte. Hass und Wuth fiengen an zu erbleichen und ein lindernder, wehmüthiger Schmerz flutete durch seine Brust, wie ein zarter Schleier glitt es feucht über seine Augen, die Hände lagen weit ausgespreizt auf der Decke und visionenhaft umgaukelten Töne und lichte Gestalten seinen Geist. Es war eine jener Stunden über ihn gekommen, wo die geheimnisvollen Kräfte der Natur in der Seele zu weben und zu wachsen beginnen, dass sie ihn aus dieser niedrigen Welt des Widerspruches hoch emportragen zu klarer, lichtumflossener Höhe, wo man über allem Menschenunfuge und Geschwätze schwebt, ein freier Adler in weiten, gleichgemessenen Kreisen, den Sternen und der Sonne nahe.

Mitternacht war längst vorüber, da erhob sich endlich Arno aus seinem verzückten Zustande, fast unbewusst schritt er zum Clavier und bald quollen ihm die wehmüthigen Töne eines schmerzdurchtränkten Nachtliedes unter den Händen hervor, in denen sich das Leid an der Unvollkommenheit des Daseins und die brennende Sehnsucht nach ferner, besserer Weite zu einem duftigen Gewebe vereinten.

Früh am anderen Morgen trat Arno ins Zimmer seines älteren Freundes Karl, gieng stillschweigend an dessen Clavier und spielte, was ihm gestern nachts aus der Seele gekommen war.

Karl hatte zuerst über den seltsamen, stillschweigenden Eifer gelächelt, doch bald nahm sein Gesicht einen ernsten, aufmerksamen Ausdruck an und er lauschte mit gesenktem Kopfe. Als Arno geendet, sagte er sofort: „Bitte, spiel's gleich noch einmal."

Fragend schaute Arno zu seinem Freunde hinüber, um das Urtheil von dessen Gesicht zu lesen, doch der polterte in seiner derben Art sofort heraus: „Nanu, Dir ist wohl Deine Liebste davongelaufen? Was ist denn das, Du kannst ja auf einmal Musik machen? Es ist vorzüglich, heute abends wirst Du's mir nochmals vorspielen."

Arno lachte erfreut über das Urtheil des Musikschwärmers und erzählte ihm dann das Erlebnis des gestrigen Abends, während jener sich eilig fertig machte, an seine Arbeit auf die Klinik zu gehen. Als

himmlischen Vater, der uns wohl will, der nicht darauf aus ist, uns immer zu strafen oder gar zu verdammen, der die ewige Güte ist, der so ist, dass der Mensch, der ihn erkennt, ihn über alles lieben muss. Nicht lieben muss im Sinne einer Vorschrift, nicht lieben muss auf Befehl, sondern lieben muss aus seinem innersten Wesen heraus, weil er nichts Liebeswerteres kennt als Gott, weil er kein größeres Glück weiß, als ihn aus heißem Herzen den lieben Vater nennen zu dürfen. Und was man so innig, so über alles liebt, mit unendlichem Vertrauen liebt, das kann man doch nicht fürchten![1]) Furcht muss zwar die Liebe nicht aufheben, aber sie muss die Liebe ängstigen, und dann ist es nicht mehr die Liebe, die selig macht, die uns schon auf Erden das Himmelreich geben soll. Wenn zwischen Gott und seinem Kinde die Furcht steht, dann kann nicht bestehen jenes unsagbar süße Verhältnis, das Gefühl völligen Geborgenseins, das doch alle wahren Kinder Gottes haben.

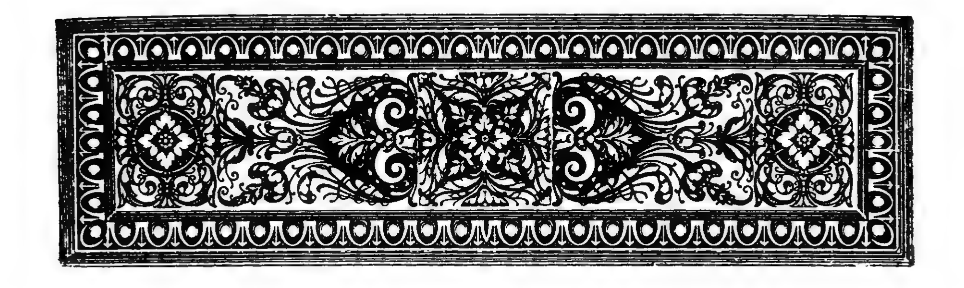
Die Furcht vor Gott braucht denen, die glauben, nicht gelehrt zu werden, denn sie stellt sich schon selber ein, wo Ursache dazu ist. Dass Gott den Menschen seiner natürlichen Schwächen wegen hart strafe, ich kann es nicht glauben. Wer sich immer treu bestrebt, gut zu sein und dennoch bisweilen fällt, der darf wohl zehnmal sicherer auf Barmherzigkeit hoffen, als er den Zorn fürchten muss. Der göttliche Zorn ist ja überhaupt ein anderer als der menschliche, er ist ein von aller Leidenschaft und allem Vergeltungsgelüste freier Zorn. Gottes Zorn ist doch nur jener heilige Ernst, mit dem er den Verirrten an der Hand nimmt und zurecht weist. Nur ein Mensch, der seinen Willen beständig darauf gerichtet hat, den uns bekannten glücklich- und seligmachenden Absichten Gottes entgegen zu wirken, der eine Freude daran hat, den Mitgeschöpfen Übles zuzufügen oder ihre Welt- und Gottesfreudigkeit zu stören, der hätte Ursache, Gott zu fürchten, vorausgesetzt, dass er ihn glaubt. Das Nichtglauben allerdings würde ihn vor der Furcht bewahren, nicht aber vor der Strafe. Schon von Natur wegen, die immer Gottes Scharfrichterin ist. Ein liebloser, boshafter Mensch hat keine rechte Freude und kommt endlich in ein seelisches Elend hinein, das vielleicht nur mit dem Worte Verdammnis richtig bezeichnet ist.

Und doch gibt es eine Gottesfurcht, die gerade der Christ hat und haben muss. Er fühlt es deutlich, wie er nicht immer in der gleichen Nähe Gottes ist. Es gibt Stunden größter seligster Zuversicht in der Einheit mit Gott, aber es gibt auch Stunden, da der Glaube wankt und das Vertrauen schwindet. Da sieht er sich plötzlich allein unter feindlichen Gewalten, ein Elender unter Elenden, die ihn verzweifelt mit in die Verzweiflung ziehen. Eine Angst, wie sie in der Wildnis über das Kind kommt, das seinen Vater verloren hat, eine solche Angst kommt über ihn und er weiß sich keinen Rath. Selbst der treueste Christ ist Stunde für Stunde in Gefahr, einem solchen Zustande zu verfallen, so schwach ist die menschliche Natur und so schwer sind die Anfechtungen dieser Welt.

Also denke ich, Gottesfurcht sei keine andere Furcht als die, Gott zu verlieren oder die Furcht, ihn nicht wieder zu finden. R.

---

[1]) Selbst der Ausdruck „Ehrfurcht“, sich auf mächtige Menschen beziehend, will mir nicht einleuchten. Wen ich Ursache habe zu ehren, den brauche ich doch nicht zu fürchten, und wen ich fürchten muss, weil er etwa gewaltthätig oder bösartig ist und mich schädigen kann, den werde ich doch nicht ehren. Gegen hervorragende Menschen ehrerbietig sein, das ist genug. Wer sich bestrebt, brav und tüchtig zu sein, der soll sich alles, was „Furcht“ heißt, abgewöhnen.



# Kleine Laube.

## Mahnung.

Zum 100. Geburtstage Franz Stelzhamers.

Der Stelzhamer Franzl!
Alls thuatn nenna!
Und zu sein' Hundertst'n,
Wia da d' Leut renna!
Aber seine Büacher,
De sollt ma kenna.
Däs wär noh schöna.

In der Lideradur drinna
Steht er ja schon,
Der Stelzhamer Franzl.
Was hat er davon!
Die „Lideradur"
Geht ein Dichter nix an.
Unsterblich erst wird er,
Bis 's Vulk seine Liader
Halb auswendi kann. R.

## Gottesfurcht.

Gottesfurcht! Gott fürchten! Dieses Wort habe ich nie verstehen können. Von einem guten Christen wird Gottesfurcht verlangt, während ich immer der Meinung war, ein Christ habe Gott nicht zu fürchten. Als Bismarck sein „Wir Deutschen fürchten Gott und sonst nichts auf der Welt" gesprochen hatte, da erschrak ich fast; es war mir, als wäre damit zugestanden, dass die Deutschen ein böses Gewissen hätten. Wer ein gutes Gewissen hat — wurde mir immer gesagt — der brauche Gott nicht zu fürchten. Der Begriff Gottesfurcht mag wohl dem Alten Testament entstammen; die Juden hatten ihren „Jehovah" gefürchtet, heute scheinen sie es zwar nicht mehr zu thun, weil sie sich in Reden, Schreiben und Thun so flott über Gott und Göttliches hinauszusetzen pflegen. Jesus erst hatte die Botschaft gebracht von unserem

„Meine Hoffnung für Deutschland und Deutschheit lebt, mein Glaube an die Menschheit wankt nicht: denn unverrückt sehe ich die ewige Ordnung der Dinge walten. Und so will ich die drei heiligen Offenbarungen der Menschheit: Natur, Vernunft, Geschichte, frei und unentstellt und ohne Hehl verkünden."

„Das Heil eines jeden Volkes kann nur aus ihm selbst kommen."

„Nie ist meine Liebe zum Vaterlande an der Hoffnungslosigkeit gestorben, schon als Knabe erweckte sie mich aus dem Schlummerdasein, beschwingte meinen Geist als Jüngling und begeistert mich noch jetzt unter Trümmern. Deutschland, wenn es einig mit sich, als deutsches Gemeinwesen, seine ungeheuren, nie gebrauchten Kräfte entwickelt, kann einst der Begründer des ewigen Friedens in Europa, der Schutzengel der Menschheit sein."

„Liebe ist der Geist des Urchristenthums, und Liebe trennt nicht, Liebe vereinigt."

„Erziehung ist der Menschheit Edelstein."

„Kindlichkeit heißt das goldene Zeitalter des Menschenlebens, die Selbstgeburt des Menschen, — und doch sehnen sich so wenige wieder in die Lebensfrühe zurück, in die Morgendämmerung ihres Lebenstages, eben weil die Sonne der Kindlichkeit sie nicht erleuchtete, und sie aus der Lebensfrische keine Weihung ins höhere Alter hinübernahmen."

„Volkserziehung, Verfassung und Bücherwesen bleiben Schutzwehren, wenn schon alle Heere aus dem Felde geschlagen sind, bereits alle Vesten in Schutt liegen, kein Krieger mehr widersteht."

„Deutsche, fühlt wieder mit männlichem Hochsinne den Wert Eurer edlen lebendigen Sprache, schöpft aus ihrem nie versiegenden Urborn, grabet die alten Quellen auf!"

„Wer unser Herz angreift, erscheint als unser Erzfeind."

„Das Erwachen der Liebe ist eine Schöpfungsliebe, ihr Streben nach Vereinigung ist Brautliebe."

„Die Sonne geht auf und geht wieder unter, geht unter und wieder auf. Morgen- und Abendroth begrenzen das Tagewerk des Menschen, aber das Menschenherz schlägt fort im Schlaf. So stirbt bei besseren Seelen, im liebeleeren Dasein, im ungeliebten Leben die Liebe nicht."

„Wogen rollen um Felsen, Orkane stürmen gegen Alpenhörner, die Erde erbebt und besteht. Den Charakter beugt die Noth nicht zum Brechen nieder, neukräftig ersteht er aus Leiden, wie die hinschmachtende Blume von Himmelsthau gebadet. Was im gewöhnlichen Lebensgewühl der edle Charakter vollendeter Menschen, das im Völkergebiet das Volksthum."

„Klar wie des Deutschen Himmel, fest wie sein Land, ursprünglich wie seine Alpen und stark wie seine Ströme, bleibe seine Sprache. Sie lerne der Schriftsteller und Redner Stimmen, wie der Tonkünstler das Werkzeug, auf dem er Wohllaut hervorzaubert."

---

# Der deutsche Turnvater als Denker und Redner.

Von Louise Hackl.

Jahn ist eine kerndeutsche Erscheinung. Als Begründer der deutschen Turnkunst, als Turnvater kennt ihn groß und klein, jung und alt. Sein Turnen hatte aber nicht allein den Zweck, die Körperkraft zu heben und zu stählen, er verband mit seinem Unterrichte in Leibesübungen zugleich die Lehren des deutschen Einigkeitsgedankens, des deutschen Fühlens und Sprechens. Da er als Kind aus der Bibel das Lesen lernte und ihm auf diese Art Satz für Satz aus diesem Buche sich einprägte, so mag es daher kommen, dass er zeitlebens etwas Prophetisches in seinem Wesen hatte. Vielleicht lag darin auch die Macht und Anziehungskraft, die er auf Kinder ausübte. Er war der geborene Jugendlehrer, und Knaben und Jünglinge scharten sich um ihn, der mit ihnen umgieng wie ein gütiger älterer Bruder. So nahm er sich vor allem gerne der Verlassenen und Aufgegebenen an und schlug sich stets auf die Seite der Schwächeren.

Vom zarten Kinde entwickelte er sich, theilweise durch eigenes Dazuthun, zum kräftigen Jünglinge. Er war von stattlicher Größe, hatte kraftvolle Arme, derbe Fäuste und dem Körper entsprechend wohl auch einen steifen Nacken. Heftigkeit, Widerspruchsgeist und Leidenschaftlichkeit sind ihm nicht fremd gewesen. Jahn besaß auch die glänzende Gabe der Beredsamkeit und seine Vorträge, in denen er oft allzu unumwunden mit seiner Meinung für Volkswohl und Deutschthum hervortrat, machten Aufsehen.

Wir danken ihm auch verschiedene Bücher, die alle beseelt sind von seiner tiefen Treue für das deutsche Volk und von seinen glühendsten Wünschen für sein Vaterland. Er gab folgende Bücher und Schriften heraus: „Das Denkbuch für Deutsche", „Das deutsche Volksthum", „Bereicherung des hochdeutschen Sprachschatzes", „Über die Beförderung des Patriotismus im preußischen Reiche", „Runenblätter". Später entstanden noch: „Neue Runenblätter", „Merke zum deutschen Volksthum", „Wegweiser in das preußische Sachsenland", „Leuwagen für Dr. Heinrich Leo" (zwei Streitschriften), „Denknisse eines Deutschen oder Fahrten des Alten im Bart", „Selbstvertheidigung" und „Schwanenrede". Die Notizen und Vorarbeiten für ein geplantes großes Werk, das er „Mittelgard oder Forschungen über den Zusammenhang der gesammten germanischen Welt in der Zeit vor dem Christenthum" benennen wollte, giengen leider bei einem großen Brande vollständig zugrunde.

Mögen hier einige Sätze Raum finden aus Jahns Schriften, zwanglos herausgenommen, und als Blüten einer reindeutschen Gesinnung zum Strauße gewunden, der des Verfassers 50. Todestag ehren und schmücken soll:

„Die Wanderschaft ist die Bienenfahrt nach dem Honigthaue des Erdenlebens. An lieblichen Erinnerungen, seligen Gefühlen, würdigen Gedanken und huldvollen Augenblicken überladet sich keiner. Zu viel trägt man nicht ein. Sitzleben und Heimleben will was zu zehren haben."

„Hatte der Römer sein ewiges Rom — für die Menschheit eine nimmersatte Völkerhölle — im Dichten und Trachten zum Vorbild: so ist unser Erbtheil, die Deutschheit, ein menschheitliches Volksthum. Das ist's, wovon unsere Barden singen!"

Man könnte zweifeln, ob sie's ihm alle gedankt haben. Ob sie noch froh waren an seiner Hilfe, nachdem der erste Rausch der Freude vorüber war, nachdem auch ihre Rettungsgeschichte niemand mehr interessierte.

Man kann nicht sagen, dass die Haltung Jesu zum Reichthum und zum Bettel immer verstanden worden ist.

## Zum Kampfe gegen den Zweikampf.

In einer nationalen Zeitung las ich vor kurzem einen Leitartikel „Feinde des Zweikampfes", der in der üblichen Weise gegen die „Antiduell-Liga" polemisiert und schließlich als Haupttrumpf das Wort Treitschkes anführt: „Das Duell ist das unentbehrliche letzte Nothmittel gegen die Verwilderung der Gesellschaft". — Die Herren scheinen also doch eine Ahnung davon zu haben, dass es sich um Verwilderung handelt. Und gerade gegen die Verwilderung zieht die „Antiduell-Liga" ins Feld. Dass das Duell nur eine Folge der Verwilderung sei oder gegen die Verwilderung kämpfe, ist einfach nicht wahr.

Es ist die Hauptursache der Verwilderung. Leute, die sich gewissenlos duellieren, haben nichts mehr, um ihre Roheit zu überbieten. Wenn das Duell die Eigenschaft hätte, die Roheit einzuschränken, so würden wir in unseren Parteiblättern, in unserem Parlamente, in studentischen und in allen Kreisen, in denen das Duell üblich ist, nicht diesen pöbelhaften, grenzenlos rohen Ton finden, in dem die Jugend unserer Zeit ihr Vorbild sieht.

Den Schuldigen ohne weiteres niederzustechen, das geschieht bei barbarischen Völkern. Diese Roheit hat nicht den Beifall der Civilisation, wie unvergleichlich sittlicher ist sie aber gegenüber unserem Duell, das den Unschuldigen ganz genau in dieselbe Gefahr stellt, wie den Schuldigen. Ja, wenn das Duell stets nur den Schuldigen tödten oder züchtigen würde, dann freilich wäre es nicht bloß die unentbehrlichste, sondern auch die wirksamste Einrichtung gegen die Verrohung. Eine Moral, der es ganz gleich ist, ob der Schuldige, der etwas verbrochen, oder der Unschuldige, der darunter gelitten, auf dem Platze bleibt, wird, fürchte ich, das Gerechtigkeitsgefühl wenig stärken. Jener Mörder, der im Walde einen ermordete und sagte: „Mord wird mit dem Tode bestraft. Nun, todt ist er ja" — dann guten Gewissens weiter ging — ist kein schlechtes Sinnbild der Duellgerechtigkeit.

M.

## Ein Boot nach dem Burenlande.

Das muss den Heimgartenlesern doch auch erzählt werden, wie ein kluger Vater seinen kleinen Burenschwärmer herumgekriegt hat. Für Pädagogen ein ganz interessantes Stücklein. Im „Neuen Wiener Tagblatt" behandelte vor einiger Zeit Dr. W. Steckel die Frage, wie die seelische Energie gleich der physikalischen umgewertet werden kann. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, sagte er, gilt auch auf moralisch-geistigem Gebiete, und man sollte diese Erkenntnis für die Erziehung zu nützen wissen. So könnte es gelingen, Energien, die in die Richtung des Phantastischen, Unausführbaren drängen, in die rechte Bahn zu leiten. Für solche berechtigte Kunstgriffe der Erziehung brachte Dr. Steckel ein hübsches Beispiel: Ein

# Bettelwesen.

Nach Heinrich Lhotzky.[1])

Bettler sind keine Armen. Arme werden von Verpflichtungen erdrückt, Bettler haben gerade alle Pflichten weggeworfen. Den Armen drückt besonders das Schamgefühl, dass er seine Nothlage verbirgt. Er offenbart sich höchstens vertrauten Freunden. Der Bettler hat das Schamgefühl verloren und enthüllt jeglichen Mangel, besonders vor Fremden, die ihm nicht nachrechnen können. Arme und Bettler sind sehr verschiedene Menschen.

Bettler und Reiche stehen sich viel näher als Arme und Bettler. Sie tragen beide keine Lasten. Die Bettler haben sie mit aller ihrer Unverfrorenheit einfach auf die Gesellschaft gewälzt und lassen die Allgemeinheit tragen, was ihnen selbst zu schwer vorkommt. Bettler sind immer reich, denn sie darben und sorgen nicht. Die Allgemeinheit muss sie erhalten und erhält sie auch. Nur der Arme seufzt. Ihm helfen wenige.

Es ist schwer begreiflich, dass man jemals Bettler und Arme verwechseln konnte. Es ist auch an sich schon deutlich, wo Jesus zu suchen ist. Bei den Armen, aber nicht bei den Bettlern. Denn bei ihm selbst war immer das zarteste Empfinden. Das schied ihn von den Bettlern und von den Reichen. Reiche haben es zuweilen, Bettler nie.

Darum sagt Jesus wohl: gebt den Armen, aber nie: gebt den Bettlern. Letzteres zu sagen ist nicht nothwendig, denn die Bettler sagen es selbst, laut und aufdringlich. Aber den Armen fällt's schwer. Vielen ist's unmöglich. Darum werden sie übersehen. Auf die Armen gehört ein Aufmerken, dass sie nicht von der Armut erdrückt, auf die Bettler, dass sie nicht zu dreist werden.

Alle Bettler sind ausnahmslos Mammonsknechte und entweder geizig oder Verschwender. Kein einziger beherrscht den Mammon durch vernünftiges Haushalten. Er wäre ja sonst nicht Bettler.

Doch hat Jesus sich nie von den Bettlern abgewandt und weder sie noch den Bettel direkt bekämpft, sondern sie im Gegentheil mit großer Geduld und Nachsicht getragen, ja sich auch dem Bettler zugänglich gezeigt, ebenso wie dem Reichen. Aber er hatte eine besondere Art, mit Bettlern umzugehen. Das Glück des Bettlers ist bekanntlich ein körperliches Gebrechen, für ihn eine unerschöpfliche Quelle des Erwerbs; denn sein Gebrechen kann er mit schamloser Dreistigkeit zur Schau stellen. Wer das Volk kennt, weiß, dass es Gebrechen zu verbergen sucht und sich ihrer oft mehr schämt als nöthig wäre. Und wer gute Sitte kennt, weiß auch, dass es höchst unzart ist, einen Menschen auf körperliche Unregelmäßigkeiten hin anzureden. Aber der Bettler stellt seine Mängel geflissentlich aus.

Und Jesus? Nun er nahm dem Bettler gerade sein Gebrechen weg, gewissermaßen sein Handwerkszeug und stellte ihn damit unter die Armen. Ein vorher blinder, lahmer, siecher Mensch kann, wenn er sein Gebrechen los ist, nicht mehr betteln. Er muss sich selbst versorgen und kann die Last nicht mehr wohl auf andere wälzen. „Nimm dein Bett und gehe heim“, sagt er zu einem, zu einem anderen: „Bette dir künftig selbst.“ Er nimmt die Geheilten sofort in die Pflicht, sich selbst zu versorgen. Damit ist aber dem Bettel die Wurzel abgeschnitten. So hat thatsächlich niemand wirkungsvoller gegen den Bettel gearbeitet als Jesus, der den Bettler in neue Verhältnisse stellte.

---

[1]) Der Weg zum Vater. Leipzig, Verlag der „Grünen Blätter“.

Liebe erfasst? Wenige — sonst müssten wir uns (als Leser) längst gewöhnt haben, um Schönheit ernst zu werben, wie Ubells Verse es heischen. Die Lyrik als vollendete Kunst im Sinne der Griechen und Romanen hat sich nie im Volkston bewegt, ihr Verständnis lag nie auf der flachen Hand. Und eine solche Veredlung nach Form und Sinn ist noch lange keine Überfeinerung. So wenig wir den halben Goethe über Bord werfen wollen, so wenig möchten wir auch jene antikisierende Gruppe von Dichtern der keuschen Sinnenfreude, der scheuen Weltverklärung missen, welcher der junge Ubell angehört. — Eine Erörterung von Hermann Ubells gleichzeitig erschienener archäologischer Abhandlung „Vier Capitel vom Thanatos“ (ebenda) gehört den Fachzeitschriften. Doch mag hier erwähnt sein, dass auch der Laie in dem klugen Hefte viel Anregendes findet, so die befreiende Kritik über manche Stelle des „Laokoon“ und über Lessings Essay „Wie die Alten den Tod gebildet“. Manch ein willkommener Lichtstrahl fällt dabei auf Wesen und Auffassung der bildenden Kunst. E.

---

**Die Gerechtigkeit.** Eine Komödie in fünf Acten von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1902.) Es gehört Muth dazu für einen Theaterdirector, diese Komödie aufzuführen — besonders in der Großstadt. Vor dem Durchfallen ist keine Gefahr, aber — die „Kritik“! Ich meine die jener Abart des Journalistenwesens, die von dieser Komödie so erbarmungslos gegeißelt, nein — hingerichtet wird. Diese bestimmte Art der Presse ist ein Krebsschaden, aber es getraut sich niemand, sie anzufassen. Nun, Otto Ernst hat sich getraut. Er bekommt's von den Angegriffenen auch schon zu spüren, aber er rechtfertigt sich, wie sein Held Felix Frank, durch das Kunstwerk, mit dem er das Publicum auf seine Seite reißt. Alle Polemik gegen eine bösartige Presse ist vergebens, die künstlerische Schöpfung allein macht diese Presse, wenn auch nicht sofort, so gewiss endlich zuschanden. Das ist die Lehre der Komödie. Ja, es gibt solche Blätter, wie das „Die Gerechtigkeit“, und mehr als der harmlose Bürger glaubt. Ich habe mein Lebtag mehrmals ihre ganze Bestialität an mir selbst kennen gelernt. Die Journalisten nach Gustav Freytag sind auch noch nicht ausgestorben, Gott sei Dank, aber ihnen gebricht es, scheint's, ebenfalls an Muth, mit ihren minderwertigen „Collegen“ aufzuräumen. Ja, sie verübeln das auch anderen und sagen, man solle durch Aufdeckung journalistischer Lumpereien nicht den ganzen Stand discreditieren. Der Satan über diesen schlechten Grundsatz! Wann discreditiert man einen Stand? Wenn man das Faule an ihm ausscheidet oder wenn man das Niederträchtige vertuscht, bis zuletzt der ganze Körper von ihm angesteckt ist? Jeder andere Stand muss sich gerade auch von Journalisten die Strafpredigten gefallen lassen, was gibt gerade diesen das Recht, immun sein zu wollen? Ich habe mich — offen gesagt — sehr gefreut über den kecken Freimuth unseres Satirikers. Otto Ernsts „Flachsmann“ hat manchen Pädagogen stutzig gemacht, auch „Die Gerechtigkeit“ wird in der Zeitungswelt reinigend wirken. Dazu ist vor allem nöthig, dass die neue Komödie tüchtig ins Publicum dringe, und die Journalistik, soweit sie lauter ist, soll dazu helfen. R.

---

**Filia hospitalis.** Ein Studentenstück von Ferdinand Wittenbauer. (Wien. Karl Konegen. 1902.) Unser Dichter ist mit diesem Stücke mitten ins reale, moderne Leben gesprungen. Wohl angeregt durch bekannte Grazer Studentenaffairen behandelt er dramatisch die Auswüchse des studentischen Lebens, besonders aber die Überhebungen der Couleurs, und das Duell. Er beweist, dass der Student nicht ein principieller „Losgeher“ zu sein braucht und doch ein ganzer Mann sein kann. Den gegentheiligen Standpunkt lässt er ganz objectiv den schlagenden Studenten vertreten. Sie thun es gar geschickt, haben aber nichts anderes für sich als das Vorurtheil und die Phrase. Mit dieser bestechen sie vielfach, bis der Dichter mit seinen Thatsachen doch obenan steht: Er ist Gegner studentischer Saufgelage, Brutalitäten, Gegner des Farbenzankes und vor allem des Duells, obschon er den Fall zugibt, in dem es nicht zu vermeiden sein soll. Der Held wird seinem Grundsatze untreu und daraus resultiert das Tragische im Stück. Die dramatische Behandlung erscheint mir beim Lesen geradezu glanzvoll, die Wirkung auf der Bühne muss eine große sein. Dürfte ich den dramatischen Wittenbauer in Vergleich ziehen, so fiele mir Otto Ernst ein — so freimüthig und rücksichtslos wie dieser tritt er gegen das auf, was er als verderblich erkannt hat. R.

---

Neues von Eduard Pötzl:

**Stadtmenschen.** Ein Wiener Skizzenbuch. Dritte Auflage. (Robert Mohr. 1903.)

**Eingeborne.** Wienerische Skizzen, gesammelt in diesem Jahre. (Wien. Rob. Mohr. 1903.) Zu den bekannten Bildern des Wiener Humoristen immer noch neue. Wien ist unerschöpflich an Leben und der Schilderer an Humor. Das beweist wieder sein neues Büchlein „Eingeborne“. Sollte dieser Titel an die Wilden in fernen Welttheilen erinnern, so erinnere ich, dass auch die Großstadt ihre Wildheit hat, die für fremde Ansiedler manchmal nicht ganz ungefährlich ist und der man immerhin lieber im Buche, als im Leben begegnet. M.

---

Knabe frischer und aufgeweckter Natur war vor lauter Burenschwärmerei beinahe ganz närrisch geworden. Er beschließt mit mehreren Knaben, gemeinsam nach Südafrika zu ziehen. Dem sorgsamen Vater entgeht dieser Beschluss nicht. Er zieht das Kind vertraulich auf seine Seite, gesteht ihm, dass er mit dem Plane einverstanden und sogar gern dabei wäre. Vor allen Dingen hieße es jetzt, sich ein Boot zu verschaffen, weil doch der Seeweg der direkteste wäre. Das leuchtete der arglosen Kinderseele ein. Man beginnt ein Probeboot zu bauen. Die großen und kleinen Probleme der Mechanik geben eine Reihe anregender Abende, bald ist das Bauen die Hauptsache, der Burenzug die Nebensache geworden. Der Vater hat die Kriegsenergie, den Hass gegen die Engländer, das Mitleid mit den Buren einfach in eine mechanische Energie umgewandelt. Ein unvernünftiger Vater hätte durch Spott, Drohungen oder gar Schläge eine Verstärkung der ersten Energie erzielt. Oder die zurückgehemmten Kräfte hätten krankhafte Triebe unterstützt und gezeitigt.

---

## Der Kamerad an der Wand.

Ich bin schon sehr begierig auf meinen neuen Herrn,
Vielleicht ist er noch jung, das hätt' ich schrecklich gern,
Denn ich bin auch ein junger Herr. Doch schau —
Vielleicht ist dieser neue Herr auch eine Frau,
Das bin ich auch. Und ist's ein Mädchen schön und fein,
So will ich dessen junge Freundin sein.
Und will's das Unglück, werd' ich unterthan
Wohl gar noch einem alten, eitlen Mann,
So mag's denn sein, ich geb' mich drein,
Ich bin ja selbst ein alter, eitler Mann.
Und wie die Alten doch schon einmal sind:
Bei Kindern werden sie gleich selbst zum Kind.
Mein Grundsatz, alles redlich mitzumachen,
Weinen mit den Weinenden, mit Frohen lachen.
Ich bin, mein Freund, wie Du, doch Du bist nicht wie ich,
Und will Dir rathen gut: Verlieb' Dich nicht in mich!
Statt stets in mich zu schauen, schau einmal auch in Dich.

R.

---



## Bücher.

**Stundenreigen.** Gedichte von Hermann Ubell. (Wien. Stern. 1903.) Woran erkennt man „moderne“ Verse? Wodurch unterscheiden sie sich von denen Geibels etwa oder Hamerlings? Die Frage ist schwer zu beantworten und doch hat jeder in Lyrik halbwegs Bewanderte ein deutliches Gefühl für den Unterschied. Vielleicht könnte man sagen, die Guten von früher waren stets klar, darum auch oft nüchtern; die Guten von heute geben sich häufig verzückt, schwärmerisch, trunken und bleiben absichtlich dunkel, weil volles Licht das Greifbare in den Vordergrund rückt und den Schleier des Ungewöhnlichen von den Dingen zieht. Aber diese Unterscheidung ist weder erschöpfend, noch gilt sie überall. Dass Ubell mit seiner mit antiker Schönheit vollgesogenen Seele zu den Neuesten zu zählen ist, bleibt kein Zweifel. Und doch hat die Gattung nicht nur in Stephan George einen Vorläufer. Vielleicht darf an Platen erinnert werden, noch sicherer an — Goethe. Wie viele haben das Buch des Sängers, das Buch Hafis oder Suleika mit inniger, ehrlicher

**Jeschoda.** Eine indische Geschichte aus der Pestzeit von Hanna Rhiem. (Braunschweig. Richard Sattler. 1902.)

**Lohn der Arbeit.** Neue Märchen und Erzählungen von Paul Benndorf. (Leipzig. Verlag von Dr. Seele u. Comp.)

**Deutsches Märchenbuch.** Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Erstes Bändchen. (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Bruder Gerhard.** Trauerspiel in fünf Aufzügen von Dr. Paul Schwartzkopff. (Werningerode.)

**Graf Ehrenfried.** Lustspiel in fünf Acten von Otto Hinnerk. (Arau. H. R. Sauerländer & Co. 1903.)

**Am Nikolotage.** Volksstück in drei Aufzügen von Gustav Streicher. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

Allgemeine Verlagsgesellschaft München. — Neuheiten: **Friede den Hütten!** Preisgekrönter Roman von M. v. Ekensteen. Mit Bildern von R. Mauff. **Waldwinter.** Roman von Paul Keller. Mit Bildern von Paul Brockmüller.

**Der Bauernkönig.** Roman von Anton Schott. Mit Bildern von K. Rucktäschel.

**Leibeigen.** Historischer Roman von Ad. Jos. Cüppers. Mit Bildern von Phil. Schumacher.

**Erzählungen.** Von Hans Eschelbach. Mit Bildern von A. Sieberath, J. Schönbrunner, J. van Taak und K. Rucktäschel.

**Der Hohenstaufer-Ausgang.** Geschichte und Dichtung von Wilhelm Jensen. (Dresden. Karl Reißner. 1902.)

**Gedichte.** Von Peter Schnellbach. (Mannheim. Tobias Löffler. 1903.)

**Lieder eines Unmodernen.** Von Richard von Pflügl. (Wien. J. Plaschka.)

**Natur- und Lebensbilder.** Gedichte von M. Born. (Braunschweig. Richard Sattler.)

**Vaterlandsgesänge.** Von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. Karl Winter. 1903.)

**Auf Pfaden des Glücks.** Lebenssprüche von Julius Lohmeyer. (Leipzig. Georg Wigand.)

**Gedenkblätter an den Krieg in Südafrika.** Gedicht von Walter Aigner. (Leipzig. Julius Klinkhardt. 1903.)

**Eginhard und Emma.** Ein Romanzencyklus von G. M. Schuler. (Dresden und Leipzig. E. Piersons Verlag.)

**Eine Frühlingsliebe.** Eine Dichtung von Fritz Sänger. (Dresden. E. Pierson.)

**An lichten und trüben Tagen.** Dichtungen von Wilhelmine Emma Herzlieb. (Braunschweig. Richard Sattler. 1902.)

**Gedichte.** Von Hermann von Gilm. Mit Buchschmuck von Max Bernuth und Biographie des Dichters von Hugo Greinz. (Innsbruck. A. Edlingers Verlag.)

**Unter der alten Linde.** Deutsche Weisen von Karl Prümer. (Bremen. Karl Schünemann.)

**Zwischen Auf- und Niedergang.** Gedichte von Fritz Wichert. (Dresden. Karl Reißner. 1903.)

**Typen und Gestalten** moderner Belletristik und Philosophie. In Darstellung ausgewählter Werke und persönlicher Erinnerungen von Maurice Reinhold v. Stern. (Linz. Österr. Verlagsanstalt. 1902.)

**Schulmeister — Volkserzieher — Selbsterzieher.** Züge und Briefe aus dem Leben und den Schriften eines deutschen Volksschullehrers mit Bildern und Beiträgen von Moriz von Egidy, Friedrich Nitzsche, Peter Rosegger u. s. w. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. (Berlin. Selbstverlag des Verfassers. 1902.)

**Aus Wald und Heide.** Schilderungen aus deutschen Forsten von Richard Schier. (Dresden. C. Heinrich. 1902.)

**Neue Skizzen von der Adria.** II. Istrien. Von Josef Stradner. (Graz. „Leykam“. 1903.)

**Vor Sonnenuntergang.** Dichtungen von von Louise Hitz. München. G. Franz. 1902.)

**Ästhetik der deutschen Sprache.** Von Dr. Oskar Weise. (B. G. Teubner. Leipzig.)

**Dilettantismus — Rasse — Monotheismus — Rom.** Von H. St. Chamberlain. (München. F. Bruckmann. 1903.)

**Das Höttinger Peterlspiel.** Ein Beitrag zur Charakteristik des Volksthums in Tirol von A. Rudolf Jenewein. (Innsbruck. Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung. 1903.)

**Napoleon I. in der Verbannung.** Von O'Meara. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. 3 Bände. (Leipzig. H. Schmidt u. C. Günther.)

**Memoiren des General Rapp** (Adjutanten Napoleons I.) Von ihm selbst erzählt. Übertragen und bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. (H. Schmidt u. C. Günther.

**Erinnerungsblätter aus dem Leben Louise Mühlbachs.** Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter Thea Ebersberger. Mit Porträt und Facsimile. (Leipzig. H. Schmidt u. C. Günther.)

**Drei Vorlesungen über Kunst.** Von Wilhelm von Kügelgen. Mit dem Bildnisse des alten Mannes. (Verlag von Richard Wöpke in Leipzig.)

**Das Sturmjahr.** Erinnerungen aus den März- und Octobertagen 1848 von Adolf Pichler. Aus dessen Nachlass. (Berlin. Meyer u. Wunder. 1903.)

**Aphrodithe und Athene.** Von Dr. Adolf Kohut. (Max Schreck. Leipzig.)

**Aus dem Volksleben Tirols.** Von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlinger. 1902.) Der Tiroler Volksschilderer, dem wir schon viele wertvolle Gaben verdanken, hat uns ein neues Büchlein geschenkt. Den Steirer heimelt selbiges umsomehr an, als es neuerdings zeigt, wie nahe die Sitten der deutschen Tiroler und der Steirer miteinander verwandt sind. Gleich das erste Capitel „Hausbräuche im Burggrafenamt“ zeigt uns, wie z. B. in der Tiroler Bauernstube der „Heilige Geist“ an einer Schnur von der Decke niederhängt, wie das Vorhaus die „Lawa“ (in Steiermark „Laben“) genannt wird, wie man über dem Küchenherd unter dem Rauchmantel das Fleisch selcht, wie die Hausgeräthe mit den „heiligen Namen Jesus und Maria“ bemalt sind. In manchen entlegenen Gegenden Tirols ist der Kaffee noch so unbekannt, dass Bäuerinnen die Kaffeebohnen, welche man ihnen gibt, sieden. Und wie die Löffel der Hausbewohner nicht anders gereinigt werden, als mit Abwischen durchs Tischtuch; wie die Leute im Gebete des Englischen Grußes gerade bei dem Satze „das Wort ist Fleisch geworden“, mit den Knien einknizen, wie sie zu Weihnachten ihr Früchtenbrot haben, wie sie an Fasttagen mehr essen als an anderen Tagen, wie zu Allerheiligen die Kinder von dem „Göden“ ihr Allerheiligengebäck bekommen u. s. w. u. s. w., lauter Sitten, die auch in Steiermark daheim sind. Das „Grasausläuten“ in Tirol entspricht dem steirischen „Schnalzgeisel“-Brauch, aber mit dem Unterschiede, dass dieser nicht wie in Tirol im Frühjahr, sondern im Herbst geübt wird. Kurz, das Buch Wolfs ist wieder ein Beweis von der völligen ethnographischen Zusammengehörigkeit der deutschen Bewohner beider Länder. Aber auch die besondere Art der Tiroler, gerade der Südtiroler, ihr Weinleben, ihre Sommerfrischen der Bauern finden wir bei Wolf mit manchen munteren Anekdötlein geschmückt, köstlich geschildert. Nebst dem Schilderer kommt aber auch der Erzähler zu Worte in Wolfs Sammlung „Neue Geschichten aus Tirol“ (Innsbruck, A. Edlinger, 1902), auf die ich den Leser besonders aufmerksam gemacht haben will. M.

---

**Knabenfreund.** Eine Sammlung von Erzählungen historischen und anderen Inhaltes, Balladen, Gedichten, Abhandlungen aus der Natur, Kriegserlebnissen, Jagd- sowie Seeabenteuern. Zur Unterhaltung und Belehrung herausgegeben von Otto Promber. (Stuttgart. Loewes Verlag.) Wir glauben nicht zu viel zu sagen mit unserer Meinung, dass dieses schöne Buch zu den allerbesten Jugendschriften gehört, die uns der Weihnachtsmarkt in diesem Jahre gebracht hat. M.

---

**Trulala.** Von Lothar Meggendorfer. Ein neues humoristisches Bilderbuch für Klein und Groß. In Farbendruck. (München. Karl Haushalter.) Die von goldenem Humor eingegebenen, dabei durchaus harmlosen künstlerischen Darstellungen haben uns selbst eine heitere Stunde bereitet, und wir zweifeln nicht, dass auch Kinder von fünf und mehr Jahren an „Schnaberls Umzug“, dem „Herrn Fidibuss“, und anderen Geschichten ihre helle Freude haben werden. V.

---

**Illustrierter Führer** durch die zoologische, phytopaläontologische und botanische Abtheilung des Landes-Museums „Joanneum“ in Graz. (Im Verlage des Vorstandes dieser drei Abtheilungen.) Dieser Führer allen Besuchern der Anstalt wärmstens und allen Nichtbesuchern dringendst empfohlen. M.

**Was halten die Protestanten von Maria, der Mutter Jesu?** Von einer deutschen Frau und früheren Katholikin. (Gr.-Lichtenfelde-Berlin. E. Runge.) Das Büchlein wünscht, dass die evangelische Kirche die Marienverehrung mehr in den Vordergrund treten lasse, ohne natürlich dem römischen Mariencultus der ganz unevangelisch ist, nahe zu kommen. M.

### Büchereinlauf.

**Romane und Novellen.** Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.)

**Die Leute von Valderé.** Ein Roman aus den Dolomiten von Richard Voß. (Stuttgart. Ad. Bonz & Comp. 1903.)

**Pfarrer Krul.** Socialer Roman von Pawell Rzeznik. (Berlin. Verlag d. „Arbeiter“. 1902.)

**Zwei Welten.** Roman in 2 Bänden von Nina Meyke. (Berlin. Alfred Schall.)

**Lichtenstein.** Romantische Sage von Wilhelm Hauff. Reich illustriert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Brömmels Glück und Ende.** Roman von Karl v. Heigel. (Magdeburg. C. H. Beck. 1903.)

**Auf rauhen Pfaden.** Eine Erzählung aus dem deutsch-französischen Krieg von Paul Benndorf (mit 4 Farbendruckbildern von Marie Goldhahn.) (Leipzig. Verlag von Dr. Seele u. Comp.)

**Neue Geschichten aus Tirol. Aus dem Volksleben Tirols.** Von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlingers Verlag.)

**Herzkrank.** Eine heitere Badegeschichte von August Sperl. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Weggefährten.** Erzählungen von Ermatinger. (Frauenfeld. Huber & Co. 1903.)




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(4. Fortsetzung.)

In Galiläa unter dem Volke herrschte eine seltsame Erregung, die sich über Samaria und Judäa hin bis Jerusalem verbreitete.

Ein neuer Prophet war erstanden. Deren hatte es manche gegeben in jenen Zeiten, aber dieser war nicht von ihrem Schlage. Wie immer in solchen Zeiten: zuerst einzelne horchten fieberhaft auf, erregten durch ihre Unruhe andere, erregten Hütten und ganze Ortschaften, die bisher stumpf gewesen. Also horchten alle hin auf den neuen Propheten. Auch die Alten hatten zur Zeit der Fremdherrschaft gesprochen von dem Könige und Retter, der das auserwählte Volk groß und mächtig machen wird. Von Geschlecht zu Geschlecht vertrösteten Ausleger der Schrift die Horchenden, Verlangenden. So war in den Herzen endlich eine Ungeduld aufgestanden, ein nationales Begehren und ein religiöses Erwarten, wie es bisher in so hohem Grade nie gewesen.

Und siehe! Nun giengen durch das Land seltsame Gerüchte. Wie Frühlingsföhn auf dem Libanon, so schmolzen sie Eis, weckten Keime und durchwühlten Herzen. Draußen in der Wüste war ein Mensch, der predigte ein neues Wort. Lange predigte er den Steinen, weil diese, wie er sagte, nicht so hart wären wie der Menschen Sinn. Die Steine würden bald

**Los von Rom!** Die evangelische Bewegung in Österreich. Von Robert Aeschhaber. (Zürich. Zürcher u. Furrer. 1902.)

**Gotteshilfe.** Gesammtausgabe der Andachten aus den Jahren 1895—1902. Sachlich geordnet von Friedrich Naumann. (Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht. 1902.)

**Katechismus des guten Tones und der feinen Sitte.** Von Constanze v. Franken. 10. Auflage. (Max Hesse. Leipzig.)

**Modernes Kochbuch.** Mit besonderer Berücksichtigung der hygienischen Grundsätze der Neuzeit und der nationalen Küche bearbeitet von Sophie Meißner. (A. Hartlebens Verlag in Wien.)

**Die Burg.** Anleitung zur Erbauung einer dauerhaften, zum Spielen eingerichteten Burg nebst 20 Modellbogen. Von O. Mayser. (Verlag von Otto Maier in Ravensburg.)

**Ernst und Scherz fürs Kinderherz.** Ein Bilderbuch für kleine Kinder von Tante Emmy. (Otto Maier in Ravensburg.)

**Der Strampel-Peter.** Ein Bilderbuch für artige Kinder von Karl Waldmann. Illustriert von Henry Albrecht. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Der Wiener Bote und der Jahresbote für Österreich-Ungarn für das Jahr 1903.** (Verlagsbuchhandlung R. v. Waldheim. Wien, VII. Seidengasse 9.)

**Hygienischer Kalender für 1903.** Herausgegeben vom Verbande der Vereine für Gesundheitspflege und Naturheilkunde in Österreich. (Wien, VII. Kenyongasse 18.)

**☛ Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**




**A. K., Prag.** Gestatten Sie zu danken. Geschenke kann ich nur annehmen, wenn sie weitergegeben werden dürfen. Was ich noch nicht habe, das dichte ich mir, macht weiter keine Schererei. R.

**Abonnentin Budapest.** Was in dem Aufsatz „Die Angst vor dem Sterben“ gesagt wurde, kann nicht wissenschaftlich demonstriert werden, das ist Empfindungssache. Empfindung ist zu aller Zeit weit überzeugender gewesen, als jeder Beweis. Und wer die Empfindung vom ewigen Ichbewusstsein nicht hat, dem kann sie nicht beigebracht werden.

**H. N., Graz.** Auf die Anfrage eines Sechzigjährigen, ob er noch heiraten solle:

Olt gnua, Bua,
Bist dazua,
Liabst sie, is nix valorn,
Oba ban Umfrogn is
Noh koana jünger worn.

* Der Aufsatz „Lilith und Eva“ von Helene Bettelheim-Gabillon, „Heimgarten“, Seite 208, ist unter gütiger Gestattung der Verfasserin der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ entnommen worden.

**F. A., Mokotill.** Albel-Schmied oder Alpel-Schmied, ein in jener Erzählung willkürlich angenommener Name. — Zu Ihrer Bauern-Zeitung Glück auf! Einstweilen vermag ichs leider wegen Überbürdung und Kränklichkeit nicht, ihr zu dienen. R.

**P. S., Saaz.** Derlei Anfragen können bestenfalls nur in den Postkarten des „Heimgarten“ kurz beantwortet werden. Niemals in Privatcorrespondenz.

**M. H., Dresden.** Die „Lachenden Bosheiten“ auf Seite 227 stammen von Otto Promber, dessen Name aus Versehen leider wegblieb.

**Ines, Graz.** Nicht für die Öffentlichkeit geeignet, weil ohne Eigenart.

* Auf Anfragen aus Leoben, Donawitz, Trofaiach, Vordernberg, Eisenerz und Mauterndorf: Wenn der Vortragskomiker Herr F. C. Keller im vorigen Frühjahre bei Ihnen zu Gunsten des Waldschulhauses in Krieglach-Alpel Unterhaltungsabende gegeben hat, bei denen gute Einnahmen erzielt wurden, so bestätige ich den Empfang der Beträge, sobald selbe bei mir oder dem Gemeindeamt Krieglach eingelaufen sein werden. Bis heute ist nichts eingelangt.

Graz, 15. December 1902. Rosegger.

**☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚**

**Redaction und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 15. December 1902.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

den Propheten überweisen wollten. Der Rufer stand auf einem Stein; in der Faust hielt er den Zipf des Kameeltuches an die behaarte Brust gepresst, die andere Hand streckte er himmelwärts und also redete er: „Rabbiten? Wie, auch Ihr seid hier? Grauet Euch endlich vor dem Zorn des Himmels, den Ihr kommen seht, dass Ihr Zuflucht suchet bei dem, der Buße ruft? Ihr buchstabenfromme Heuchler, die Ihr den steinigt, der Euch mit des Wortes Hauch ein Haar krümmt, und den preiset, der Menschenopfer bringt. Sehet zu, dass Eure Buße nicht zum Gerichte wird. Ist sie wahr, so empfanget auf Euer Haupt das Wasser, zum Zeichen, dass Ihr rein sein wollet in der Gesinnung."

Solche Worte sprach er. Die Schriftweisen lächelten höhnisch, andere murrten ob der Herbheit seiner Rede, knieten aber hin. Er nahm eine steinerne Schale, tauchte sie in das Wasser des Jordans und begoss die Häupter, dass die Bächlein niederrieselten über den Nacken und über die Stirn.

Ein Mann erhob das Haupt und fragte den Rufer: „Gibst Du uns Gebote?"

Der Prophet antwortete: „Du hast zwei Röcke und nur einen Leib. Dort an der Eiche steht einer, der hat auch einen Leib aber keinen Rock. Ich sage kein Gebot. Aber Du weißt es."

Der Mann gieng hin und gab seinen zweiten Rock dem, der keinen hatte.

Ein hagerer Alter, ein Zolleinnehmer aus Jerusalem, fragte, was er thun solle, da ja jeder, der an ihm vorbei die Straße wandle, einen Rock am Leibe trage.

„Du fordere nicht mehr des Zolles als was Gesetz ist. Halte nicht die Hand auf nach Silberlingen und nicht die Augen zu, um verhehlte Sachen zu übersehen."

„Und wir?" fragte ein römischer Söldling. „Wir sind unseres Lebens nicht Eigner, wir werden also doch kein Gebot haben?"

„Ihr habt das Schwert. Das Schwert aber ist die Gewalt, der Hass, die Begier, die Habsucht. Hütet Euch! Euer Ruhm und Euer Gericht ist das Schwert."

Alsbald traten auch Weiber vor und trugen eine sieghafte Miene zur Schau. „Weiser Du!" riefen sie. „Wir haben keine Rechte, so haben wir wohl auch keine Pflichten? Sprich!"

Und der Prophet sprach: „Die Rechte nehmet Ihr Euch selbst und die Pflichten werden Euch gegeben. Des Weibes Gebot ist: Du sollst nicht ehebrechen!"

„Und was sagst Du zu den Männern?" fragten jene.

„Die Männer haben außer diesem noch viele Gebote. Ihr sollet ihnen nicht nachstellen mit den Formen des Fleisches, denn sie haben

selbst reden. Die Berge würden stürzen und die Schluchten sich füllen, so dass ein ebener Weg sei für den heiligen Geist, der einzieht.

Solcher Kunde waren die Menschen begierig. Anfangs sagten einige: „Ich will hinaus und ihn hören, auf dass ich mich ergötze." Solche kehrten gewendet zurück und riefen andere, dass sie auch hingiengen, den absonderlichen Menschen zu sehen. Ein grobes Gewebe aus Kameelhaar habe er am Leibe hängen statt eines Mantels, mit einem Gurte zusammengebunden um die Lenden. Sein Haar sei schwarz, lang und wirr, sein Gesicht sei vom Sonnenbrand gebräunt und sein Auge lodere manchmal wie in hellem Wahnsinn. Aber er sei kein Araber und kein Amalekiter, er sei aus dem auserwählten Volke. In Nazareth wollte man diesen Menschen sogar näher kennen. Eines Leviten Zacharias Sohn stehe er in entfernter Verwandtschaft zu Maria, der Zimmermannsfrau. Aus diesem Stamme wäre so mancher Seltling hervorgegangen. Die Galiläer hatten ihn denn als einen der Ihren anfangs lebhaft verspottet und im Nebenblick auf Jesus gesagt, was dieses Galiläa doch für ein gesegnetes Land sei, dass in ihm die neuen Tugendlehrer aufstünden wie Pilze in der Regenzeit! Jesus trat ihnen lebhaft entgegen, ob sie nicht wüssten, was das besage von einem Volk, wenn aus ihm Bußprediger hervorgiengen?

Des Wüstenpredigers Name war — ich schreibe ihn — Joanes. Immer mehr Leute strömten zu ihm hinaus und jeder erzählte Wunderdinge. Nach Heuschrecken halte er Jagd und speise sie, den wilden Bienen nehme er Honig weg und verzehre ihn. Der Menschen gewöhnliche Nahrung und Sitten scheine er zu verachten. Seit dem bethlehemitischen Kindermorde lebe er in der Wüste, eine Höhle bewohnend, die hoch am Felsenberge ist. Fast sei es, als liebe er mehr die wilden Thiere denn die Menschen, deren Tugendmantel er hasse, weil dieser gewoben sei aus übelriechender Heuchelei und Bosheit.

Sie nannten ihn den Rufer. „Er ist so", erzählten sie wörtlich, „dass es uns wundert, dass die Rabbiten und Oberpriester schweigen in Kapernaum, Tiberias und Jerusalem. Dem Tode könnten sie ihn überantworten, so redet er. Aber der Rufer fürchtet sich nicht. Eine neue Lehre ruft er aus, und wer sich ihr beigesellt, dess Haupt begießet er zum Zeichen des Bundes mit Wasser."

„Und was ist seine Lehre?" fragten andere.

„Gehet nur selbst hin."

Und so strömten viele und immer noch mehr aus Judäa und Galiläa gegen die Wüste hin. An den Fluss Jordan hatte sich der Rufer gezogen, eine Strecke oberhalb, wo der Fluß in das Todte Meer eingeht, Die sonst so öde Gegend belebte sich mit allerlei Volk, auch Rabbiten und Schriftgelehrte darunter, die sich bußfertig stellten, jedoch

bis über die Knie, so dass man die Füße mit den Sandalen sah. Für einen Handwerksmann hätte man ihn halten können, wäre sein Haupt mit der hohen blassen Stirn und mit den schweren Lockenwellen nicht so königlich gewesen. An der Oberlippe sprosste zarter Bart und sein großes dunkelblaues Auge hatte ein so wundersames Leuchten, dass mancher fast davor erschrak. Und sie fragten sich untereinander: „Wer ist der, mit dem Feuerauge?"

So war dieser Mensch hingeschritten zum Propheten. Die eine Hand hieng hinab, die andere hielt er auf der Brust. Leise sagte er: „Joanes, auch über mein Haupt gieße Wasser!"

Der Prophet blickte dem jugendlichen Mann ins Gesicht und erschrak. Zwei Schritte trat er zurück — sie wussten nicht warum. Wusste es er selbst?

„Du?!" sprach er fast tonlos. „Du willst von mir das Zeichen der Buße empfangen?"

„Ich will Buße thun — für alle. Beginne mit Wasser, was mit Blut vollendet wird." So glaubten sie gehört zu haben. Eine nie gesehene Vergeistigung war in dem Menschen, der so sprach. „Es ist ein Traumwandler! Es ist ein Verzückter!" so flüsterten die Leute zueinander.

„Nein, so ist er nicht, so ist er nicht!" eiferten andere.

„Hat er nicht von Blut gesprochen?"

„Wahrscheinlich. Ein so junges Blut und schon Buße thun!"

„Dabei stolz wie ein Römer."

„Mit dem Glutauge des Arabers!"

„In Anbetracht seines Haares möchte man ihn eher für einen Germanen halten."

„Das ist kein Römer und kein Araber und kein Germane", rief jemand lachend aus, „das ist der Zimmermann von Nazareth."

„Derselbe, der aus Wasser Wein macht?"

„Dann glaube ich's, dass er sich so gerne mit Wasser begießen läßt."

„Über den wäre manches zu sagen. Man weiß viel, aber nichts Genaues."

„Es heißt, dass er derselbe sei, dem einst der Herodes — nicht der jetzige, der vorige Herodes — nachgestellt hat, als dem jungen Könige der Juden."

„Lieber wäre mir schon dieser König, als Herodes und Sohn zusammen."

Noch flüsterten sie so, dann wurde es still.

Ein Hauch von Andacht strich durch das Volk. Denn Jesus stieg in den Fluss. Der Prophet tauchte seine Schale in das Wasser und goss sie aus über sein leicht geneigtes Haupt. Die Ränder der Wolken, die

wichtigere Dinge zu lösen auf Erden, als das Weib zufrieden zu machen. Ihr sollet sie nicht locken mit der Farbe Eurer Wangen, nicht mit dem Netze Eurer Haare, nicht mit der Fülle Eurer Brüste. Ihr sollet der Männer Augen nicht auf Euch ziehen durch buntes Gewand und gleißendes Geschmeide. Ihr sollet nicht schillern wie die Tauben, da Ihr doch falsch wie die Schlangen seid."

Dess waren die Weiber erbost und suchten ihm Fallstricke zu legen. Daher lächelten sie süß und fragten: „Dein weises Wort, o Prophet, geht wohl nur die Frauen des Volkes an. Die Frauen der Könige sind ausgenommen?"

Da sprach der Rufer: „Die Frauen der Könige sind nicht aus anderem Stoffe als das Bettelweib, das aussätzig an der Straße liegt. Nie und nimmer sind sie ausgenommen. Die Frauen der Könige sind gesehen von aller Welt, sie müssen das Gesetz doppelt und dreifach strenge befolgen. Wenn aber Herodes seine rechtmäßige Frau, des arabischen Königs Tochter, verstoßt und mit seines Bruders Weib offene Blutschande treibt, dann schlage sie der höllische Engel!"

„Ihr habt alles gehört", sagten die Weiber und wandten sich der Versammlung zu. Dann zogen sie den Saum ihres Kleides empor, weit über die Knöcheln, stiegen in den Fluss, dort wo er seicht war, entblößten ihre braunen Nacken, um sich von dem wilden Rufer begießen zu lassen. Viel mannbar Volk drängte sich herbei, der Prophet aber riss von der Ceder einen Zweig ab und trieb die heuchlerischen Büßerinnen zurück. Viele freuten sich dess, dass die Sünde über diesen heiligen Mann keine Gewalt habe.

Hernach haben sie einen Greis zu ihm gesandt, um zu fragen, wer er denn eigentlich sei. „Bist Du der Messias, den wir erwarten?"

„Der Messias bin ich nicht, antwortete der Rufer. „Aber er kommt nach mir. Ich fege nur seinen Weg, wie der Morgenwind, bevor die Sonne aufgeht. Um so viel, als der Himmel höher ist als die Erde, wird er größer sein als ich bin. Mein Gebet ist, dass ich würdig werde, seine Fußriemen zu lösen. Ich besprenge Euer Haupt mit Wasser, er wird es mit Feuer besprengen. Er wird Euch sondern nach dem, ob Ihr guten oder bösen Willens seid. Mit der Wurfschaufel wird er den Weizen legen in die Scheuer und den Spreu verbrennen. Bereitet Euch, das Reich Gottes ist näher als Ihr glaubt."

Die Menge ward unruhig. Über den Bergen von Galiläa stiegen Wolken auf, deren Ränder wie Silber schimmerten. Die Luft lag wie eine Last über dem Thale des Jordans und in den Cedern regte sich kein Ast. Die Fremden aus Samaria und Judäa kannten ihn nicht, den Menschen, der zwischen Steinen herabgestiegen war und jetzt hinschritt gegen den Rufer. Er trug einen Rock aus blauer Wolle, der niedergieng

Nur eine kurze Weile nach diesen Tagen, und an den Jordan kamen zwei Söldner, nicht um sich mit Wasser begießen zu lassen, sondern um den Wüstenprediger gefangen zu nehmen und nach Jerusalem zu führen zu dem Fürsten Herodes. Dieser empfieng ihn mit Höflichkeit und sprach: „Ich habe Dich zu mir beschieden, weil sie sagen, dass Du der Rufer seiest.“

„Sie nennen mich den Rufer und den Taufer.“

„Auch ich will Dich hören. Und zwar, dass Du widerlegest, was Deine Feinde gegen Dich gesagt haben.“

„Waren es bloß Feinde, so werden sie leicht zu widerlegen sein.“

„Sie sagen, dass Du mein königliches Haus beschimpft hättest. Du sollst gesagt haben, dass der Fürst mit seines Bruders Weib in Schande lebe. Hast Du es gesagt?“

„Ich leugne es nicht.“

„Du bist gekommen, um das zu widerrufen.“

„Herr“, sagte der Prophet, „ich bin gekommen, um es zu wiederholen. Du lebst mit Deines Bruders Weib in Blutschande. Wisse, das neue Reich kommt. Es kommt mit seiner Gnade und es kommt mit seinem Gerichte. Entsage diesem Weibe!“

Herodes ward blass vor Zorn, dass ein Mensch aus niedrigem Volke so zu ihm redete. Königliche Ohren vertragen das nicht, er ließ den Rufer ins Gefängnis führen.

Aber in der nächsten Nacht hatte der Fürst einen schweren Traum. Er sah von den Zinnen der Königsstadt Stein um Stein in den Abgrund stürzen, er sah Flammen brechen aus Palast und Tempel und der Sturm eines grenzenlosen Wehklagens heulte durch die Luft. Als er erwachte, kamen ihm die Worte zu Sinne: Ihr, die ihr Propheten steinigt! — Da war er entschlossen, den Rufer freizulassen.

Nun war es zur Zeit, dass Herodes seinen Geburtstag begieng. Obschon morgenländische Weise einst gerathen hatten, den Geburtstag mit Trauer zu begehen, so hat dazu gerade ein mächtiger Fürst keine Ursache. Herodes gab zu Ehren des Tages ein Fest, zu welchem er die Vornehmsten des Reiches lud, um ihnen allerlei Lustbarkeiten zu geben, und sich von ihnen huldigen zu lassen. Er ergötzte sich auf das königlichste, denn es war Frau Herodias, seines Bruders Gattin, anwesend und deren Töchterlein, welches so reizvoll aufblühte, als die Mutter war. Der Reigen, den es vor seinen Augen tanzte, zeigte den wunderbarsten Gliederwuchs, der vom weichen Kleide, das lose mit goldenen Spangen an den Leib geheftet war, neidlos preisgegeben war. Also trat im Festrausche der Fürst jugendlichen Muthes zum Mädchen, legte seinen Arm, von dem der Purpurärmel zurückfiel, so dass er nackt war, um ihren warmen Nacken, hielt ihr einen Becher Weines an die Lippen und

am Himmel standen, leuchteten im Purpur des Abends. Die Augen des Volkes richteten sich jetzt nach einem weißen Punkte, der in der Scheibe klaren Himmels stand, zuerst wie ein Blütenflöckchen, dann wie ein zuckendes Fähnchen. Eine Taube war's, die niederwärts schwebte und im Kreise flog über dem Haupte dessen, der getauft ward.

„Mein vielgeliebter Sohn . . .!"

Die Leute flüsterten zueinander: „Wessen ist die Stimme, die da sprach: Mein vielgeliebter Sohn?" — „Meinte sie nicht den, der eben mit Wasser begossen wurde?" Vielen gieng ein Schauer durch den Leib. Das war ja gerade, als ob er von dem unsichtbaren Gott den Menschen vorgestellt worden wäre!

„Wir wollen ihn selbst fragen, wessen Sohn er ist", sagten sie und drängten vor gegen den Fluss. Da war er fortgegangen und über dem Flusse lag die Wüsten-Abenddämmerung.

In derselben Nacht saß zu Nazareth in ihrer Kammer Maria und nähte. Oft schaute sie zum Fenster hinaus, denn sie wollte nicht schlafen gehen, bevor Jesus käme. Als er vor zwei Tagen zur Thür hinaus schritt, hatte er sich noch einmal umgewendet zu ihr, sie angeblickt und gesagt: „Mutter, ich gehe zum Vater."

Sie hatte gedacht, er wolle zur Begräbnisstätte hinüber gehen, um an Josefs Grab zu beten, wie er es schon oft gethan hatte. Denn die Todtenstätte war sehr einsam. Als er nun nicht heimkam, nicht am ersten und nicht am zweiten Tage, da ward ihr bange. Also hat sie die ganze Nacht gewartet. Am nächsten Morgen war es schon laut im Städtchen: „Den Zimmermann hat man beim Rufer gesehen. Er ließ sich taufen!"

„Das ist ihm ähnlich. Das war zu erwarten. Ein Schwärmer gesellt sich zum andern."

„Sage doch klüger, zum falschen Propheten. Denn was ist es anders, wenn ein Mensch vorgibt, mit einer Handvoll Wasser Sünden abwaschen zu können?"

„Ach, was man doch jetzt für Dinge hört. Alles weist sich auf den baldigen Untergang der Welt."

„Du", zischelte dem ein anderer ins Ohr, „ich gestehe Dir offen, es wäre kein Schade darum."

„Auch den Johannes hat's ergriffen. Wisset, was er immer ruft?"

„Der junge Zimmermann, sein Lehrling? Der hat nie etwas Brauchbares gesagt."

„Wisset, was er jetzt ruft? Er schreitet die Gasse entlang, sein Haar fliegt im Winde. Er breitet die Hände aus und redet immer vor sich hin: „Das Wort ist Fleisch geworden."

Sie schüttelten ihre Köpfe. Maria aber saß am Fenster und schaute hinaus.

— —

saß. Mit hastigem Griffe schlug dieses das Tuch zurück, und siehe! In der Schüssel lag eines Mannes Haupt mit schwarzem Haar und Bart im Blute, das aus dem Halse noch rann. Offenen Auges starrte es auf das Weib hin, welches wollüstigen Grauens voll sich an den Fürsten schmiegte. Da öffnete sich des Hauptes Mund und sprach die Worte: „Gottes Reich ist nahe!“

Entsetzen und Aufruhr: „Wer hat das gewagt?“ riefen mehrere Stimmen. „Es ist des Rufers Haupt, das im Tode noch ruft!“

Da erhob sich ein Aufruhr im ganzen Palaste, denn dieser Gräuel war der unerhörteste von allem, was im goldenen Hause je geschehen. Die Frauen wurden von Herodes Seite gerissen und auf die Gasse geschleudert zum Hohne des Pöbels. Der Fürst musste fliehen. Weiter berichtet die Mär, dass er später auf seiner Flucht in die Hände des Araberkönigs gefallen ist, der seine verstoßene Tochter schrecklich gerächt hat.

Also haben aus dem Hause Herodes zwei Ruchlose sich vergriffen an den Zeugen dessen, der nun erscheinen wird.

Jesus war nach der Taufe dahingewandelt am Ufer des Jordans — lange, er dachte an keine Zeit. Er war die Steinberge hinangestiegen, und als in der Dämmerung sein Auge Umschau hielt, fand es sich, dass er in der Wüste war. Also in geheimnisvollem Sinnen hatte er den neuen Weg betreten, den er verlangte zu wandeln. Doch er war in dem kahlen Gesteine nicht allein; nie im Leben so wenig einsam war er gewesen, als hier in den nächtigen Schauern der Wüste. Ein großes Schweigen redete. Die Sterne am Himmel funkelten und schienen immer noch mächtiger zu brennen, je länger sein Auge an ihnen haftete. Sie schienen mählich niederwärts zu sinken und Sonnen zu werden. Und immer neue Legionen rückten nach aus dem Hintergrunde, und immer flogen sie heran, die großen und die kleinen und die kleinsten, und immer quollen neue hervor aus der Unendlichkeit — ein unversiegbarer Lichtquell vom Himmel!

Jesus stand aufrecht. Und wie er sein seliges Antlitz emporwendete, da war es, als sei dieses Auge der Brennpunkt alles Lichtes . . .

So hat er der Welt vergessen und ist in der Wüste geblieben. Von Tag zu Tag tiefer gieng er in sie hinein, vorüber an Abgründen und heulenden Thieren. Die Steine ritzten seine Füße, er merkte es nicht, die Schlangen stachen in seine Ferse, er merkte es nicht, die Sonne brannte auf sein Haupt, er merkte es nicht. Welcher Quell ihm Nahrung, welcher Felsenspalt ihm Obdach gegeben hat, das war fast wesenlos für den, der in Gott lebte. — Sonst hatte er die äußere Welt und ihre Mächte für harte Herren gehalten, und jetzt dünkten sie ihm nichts zu sein, denn

wollte, dass sie trinke. Sie lächelte, trank aber nicht, sondern sagte: „Mein König und Herr! Wenn ich jetzt tränke aus Deinem Becher, so würdest Du trinken an meinen Lippen. Diese unversehrten Rosen aber sind meinem Bräutigam zu eigen."

„Wer ist der Mensch, der sich erkühnt, glücklicher zu sein als der König?" fragte Herodes.

„Ich kenne ihn noch nicht", flüsterte das Mädchen. „Es ist derselbe, der mir die seltenste Morgengabe reichen wird —"

„Und wenn das Herodes ist?"

Das Mädchen erhob sein mandelrundes Auge zum Fürsten und schwieg. Vor dem lustsüßen Glanze dieses Auges vergiengen ihm fast die Sinne. „Entzücken, Du!" flüsterte er, „verlange von mir was Du willst!"

Nun war die Schöne schon vorbereitet von ihrer Mutter, sie hauchte also die Worte: „Ein Gericht an Deiner Tafel, o König!"

„Ein Speisegericht? Sprich klarer!"

„In goldener Schüssel ein seltenes Gericht lass Deine Morgengabe sein."

„Ich weiß nicht, was Du willst."

„— — — Das Haupt des Rufers."

Der König begriff, wandte sich ab und sagte: „Grausamkeit, dein Name ist Weib."

Da weinte sie und wimmerte unter Schluchzen: „Ich wusste es ja. Nichts, als eine Blume des Feldes ist Dir das Weib. Du brichst sie, dass sie Heu werde. Und ist sie Heu, dann kommen die Esel. Diesen Menschen, der Dich und meine Mutter tödlich hat beschimpft, Du liebst ihn mehr als mich."

„Nimmermehr! Was Du verlangst soll geschehen, wenn er des Todes schuldig ist."

„Wann ist der, den der König liebt, des Todes schuldig!" stöhnte das Mädchen und sank in Ohnmacht. Er fieng es auf, zog es zu seiner Brust heran — und was ihre Worte nicht vermochten, das that diese Berührung — sie kostete dem Rufer das Leben.

Die Mahlzeit hatte schwere Pracht. Aus allen Provinzen das Beste war da an Leckerbissen und perlendem Wein. An marmornen Pfeilern standen Harfenspieler und priesen in Gesängen den König und seinen Hof. Herodes saß zwischen den beiden Frauengestalten und hatte um die Stirn einen Kranz von rothen Rosen. Er trank viel vom Weine und so hastig, dass der perlende Trunk niedertroff von seinem langen, dünnen Barte. Bangte er vor dem letzten Gerichte? — — Um Mitternacht erschien es. Mit weißem Tuche war es verhüllt, nur der Schüssel kunstreich geschmiedeter Rand stand hervor. Herodes schauerte zusammen und winkte das Gericht dem jungen Weibe zu, das zu seiner Linken

gestellt. Das neue Reich willst Du aufrichten im Judenlande? Wo hast Du Deine Soldaten?"

„Ich werde nicht mit dem Schwerte siegen, sondern mit dem Geiste!"

Jener schüttelte spottend das Haupt und sagte: „Der will mit dem Geiste siegen."

„Und mit dem Frieden."

„Und mit dem Frieden? Dann, Freund, bleibe hübsch in der Wüste und weiche allem aus, was Leben und Leib hat."

„Die ganze Welt ist eine Wüste", sprach Jesus, „und was Ihr Leben nennt, das ist Tod, und was Ihr Geist nennt, das ist Irrthum, und was Ihr Frieden nennt, das ist Trägheit. Den Frieden, den ich bringe, kennt Ihr nicht, er kommt aus freudiger That. Ich besiege mit ihm die Welt und befreie von ihr die Seelen."

Auf diese glühenden Worte sagte der Häuptling: „Mensch, Du gefällst mir. Die Welt besiegen — das ist tapfer! Ich biete Dir dazu mein Heer an. Du kennst mich nicht? Ich bin Jusuf der Wüstenkönig. Dreitausend Araber folgen meinem Wink. Und was mein Schwert nicht thut, das thut Dein feuriges Wort. Der König mit dem Propheten, so nehmen wir Jerusalem. Siehe nur hinab, das ist der Schlüssel zum Messiasreiche!"

Was der Häuptling den Schlüssel zum Messiasreiche nannte, das war eine Heerschar, welche — wie Jesus jetzt sah — dort in der Ebene ausgebreitet lag als ein dunkler, weithin über die Wüste gebreiteter Fleck, in dem es sich regte und bewegte, wie in einem Ameisenhaufen.

Der Häuptling wies hinab und sagte: „Siehe, das ist mein Arm. Aber ich werde damit so wenig siegen, wie Du mit Deinem Geist, denn mir fehlt der Prophet, wie Dir das Kriegsheer fehlt. Wisse, ich habe mich verrechnet. Ich wähnte, in der Materie allein sei alle Kraft, und habe die Körper gefüttert, beständig gepflegt und gefüttert, auf daſs sie stark werden sollten. Doch anstatt stark und verwegen wurden sie feist und feige. Und als ich nun mit diesem Heere aus der Wüste ziehen wollte, um das Judenland von den Römern zu befreien, da lachten sie mir ins Gesicht und antworteten mit dem, was ich selbst ihnen einst gepredigt: Wir haben nur dieses Leben, nur ein einziges Leben und das wollen wir nicht aufs Spiel setzen. — Auch für die Freiheit nicht? — Nein, auch für die Freiheit nicht, weil wir von der Freiheit nichts haben, wenn sie uns todtschlagen. Träge Bestien sind es, denen die Begeisterung abgeht. Mich dünkt, Mensch, Du bist ein Meister des Wortes, komme mit, steige mit mir hinab und entflamme sie. Unser sind Legionen, unsere Waffen sind stark; wenn zur Macht noch die Begeisterung kommt, dann ist das Land frei und Du predigest in

mit und in ihm war die ewige Kraft. Gottes war er gewiss geworden, so konnte ihm nichts mehr widerfahren.

Eines Tages war er zwischen dem Gestein hinabgestiegen ans Gestade des Todten Meeres, das schwarz und still dalag und nur am Ufer in weißen kräuselnden Schäumen heranschlug. In der Ferne verlor die Wasserfläche sich in ein Dunkel, das schwer und schwül im Osten aufstand. Am Ufer hier ragten wildschründige Felskegel auf, deren Zinnen blendend glühten, weil die Abendsonne auf sie fiel. Wie ruhige Riesenfackeln standen diese Thürme auf und von ihnen kam ein rosiger Schein herab auf die Schäume der See und auf das kahle Ufer. Vom Gewände nieder war seit Jahrtausenden feiner gelber Sand gerieselt, der nun am Strande in großen, steil absinkenden Feldern dalag. Jesus, der darüber hinschritt, hinterließ in diesem Sande Stapfen, denn das war wie trockener, lockerer Steinschnee. Der nächste Windstoß wirbelte ihn wieder auf, fegte ihn weg von den schwarzen Riffen und wehte ihn in die Mulden. So konnte man stellenweise verrutschen und versinken. Aus diesem Sande standen dort und da Knochen hervor von verendeten Thieren und auch Gebeine und Schädel von Menschen, die etwa als Einsiedler hier zugrunde gegangen waren. Es war, als ob diese Schädel unserem Wanderer zuriethen: Menschensohn, kehre um ins Leben, hier ist Tod. — Jesus legte die Hände kreuzweise über die Brust. Hier ist Leben. Je größer und wilder die Einsamkeit, je fühlbarer die Nähe Gottes.

Eines Tages begegnete ihm in der Steinwüste ein arabischer Häuptling, dessen Gefolge auf der Oase Kara verblieben war. Ein reckenhafter Mann mit eisgrauem Barte. Aus dem knöchernen Gesichte ragte eine stumpfe Nase und die kleinen Augen glühten tief in den von Brauenbüschen überwucherten Höhlen. Sein Gürtel strotzte von Waffen, auf seinem Haupte, die graue üppige Mähne zusammenhaltend, lag ein eiserner Reifen, der vorn an der Stirn einen funkelnden Edelstein hatte.

Nicht ohne Wohlgefallen blickte dieser Mann auf den jungen Einsiedler, nannte ihn aber einen Wurm, der wohl bitten werde, dass man ihn gnädig zertrete, weil er sonst noch viel erbärmlicher umkommen müsse in der Wüste.

Diese rohe Rede beachtete Jesus kaum. Er sah in dem Häuptling nur einen Menschen, einen von ihnen, mit denen er seines Herzens Seligkeit so gerne theilen möchte. Die Vereinigung mit Gott hatte sein Gemüth erfüllt mit Liebe für die ganze Welt. So sagte er nun zum halbwilden Manne: „Ich bin nicht ein Wurm, den man zertritt, ich bin der Menschensohn, der Euch das neue Reich bringt und das ewige Leben.“

Auf diese Worte lugte jener seitlings hin und sagte: „Für den Messias siehst Du mir nicht danach aus. Den habe ich mir anders vor-

„Meine Füße sind gerade so braun, wie die Deinen", antwortete Beka, „lass Dein Spotten nur sein, Simon."

„Was soll ich spotten, Du bist Fischerkind wie ich. Nur trägst Du mir zu schwer an Deinem Korbe."

„Ich trage meinem Vater das Essen hinüber."

„Manassus hat heute einen guten Fang gethan. Siehe, dort hinter den Palmen von Hium steigt Rauch auf. Er brät sich Fische. Ich aber habe seit gestern um die sechste Stunde nichts mehr gegessen."

„Ich glaube es wohl, Simon. Die Fische des Sees von Genezareth schwimmen keinem gebraten in den Mund. Wer wie ein Kind in der Schaukel liegt und die Götter sorgen läſst —!"

Simon war aufgestanden und stand, mit weit ausgespreiteten Beinen das Gleichgewicht wahrend, auf dem schaukelnden Kahn. „Beka", sagte er, „lass die Götter sein, die sättigen uns nicht, sie essen den Menschen das Beste selber weg."

„So halte Dich an den einen Gott, der die Vögel speist."

„Und die Juden unter die Römer wirft. Nein, der Jehovah steht mir auch nicht an. So bin ich verlassen und stehe allein wie ein schwankes Rohr."

„Kann ich dafür, dass Du allein stehst?" fragte Manassus' Tochter. „Gibt es nicht Töchter in Galiläa, die auch so allein stehen?"

„Beka, mich freut es, dass Du so redest", antwortete der Fischer. „Aber wie konnte Simon ins Reine kommen mit Zweien, Dreien und Mehreren, die da sind und werden zwischen Himmel und Erde, so lange er mit sich selbst nicht im Reinen ist? Siehe, und so freut mich auch kein Fischen mehr. Oft, wenn ich so daliege und ins Blaue schaue, da fällt mir ein: Wenn jetzt ein Sturm käme und den Kahn hinausjagte auf die hohe See — ins wilde, finstere Grausen hinein, Simon, da wolltest du liegen bleiben und die Arme weit ausbreiten: Götter oder Gott, machet mit mir, was Ihr wollt!"

„Lass ein solches Reden, Simon! Der Herr läſst mit sich nicht spaßen. Da nimm!"

So sprach Beka und reichte ihm aus ihrem Korb eine schwellende Weintraube.

Er nahm sie und sagte zu Dank: „Beka, heute übers Jahr wirst Du einen haben, der in Dir das süß finden wird, was ich vergeblich bei den Propheten suche."

Da gieng sie brennenden Fußes weg und dem bläulichen Rauche zu, der aufstieg hinter den Palmen von Hium.

Es ist kein Wunder, dass ihr der Fischer lange nachblickte. Fand er sich gleichwohl bei Menschen nicht heimlich, weil sie keine Tiefe hatten für das, was seinen Geist beschäftigte, so empfand er doch eine trostlose

Salomons Tempel den Messias, oder Du bist es selbst — wie Du willst. Dann hast Du's erlangt und Dein Friedensgeist wird wie ein Gott herrschen über die Erdwelt. Alles wird blühen in Deinem Reiche, in dem Dein Wort zur That geworden, und in Ewigkeit wird man den Befreier preisen. — Komm', Prophet, gib mir den Geist, ich gebe Dir das Schwert!

„Verscheuche Dich, höllischer Versucher!" rief Jesus zornig aus. Seinem Auge entfuhr ein Strahl, den der andere nicht vertrug. — — Und dann war Jesus wieder allein zwischen den stillen Steinen, unter dem weiten Himmel.

Da jedoch unter diesem heiligen Wüstenhimmel, wo der Vater zu ihm herabgestiegen, sein Herz immer größer geworden war und schwerer vor Seligkeit, die er allein nimmer ertragen zu können glaubte, hat es sich vollzogen. — Er verließ die Wüste und gieng hinaus ins fruchtbare Land zu den Menschen. Wahr und klar stand es nun in ihm, was er zu thun hatte auf Erden.

---

Im Osten von Nazareth, wo das Land sachte abfällt, zwischen Bergen und lieblichen Gefilden trautsame Ortschaften liegen, breitet sich der See Genezareth, auch genannt das Galiläische Meer. Die Steinberge von Naphtali, die stellenweise steil aus dem Ufer aufsteigen, sollen zur Zeit Davids noch üppig bewachsen gewesen sein. Allmählich, als fremde Cultur die Berge kahl geleckt hatte, war die Fruchtbarkeit herabgesunken auf die Hügel und in die Thäler.

Unweit dort, wo der Jordan in den See fließt, zur Linken des Flusses, unter der Sandhöhe von Bethsaida, prangt hart am Ufer des Sees ein Wäldchen von Cedern, dessen Samen einst herabgeflogen sein mögen vom Libanon. An einen der Stämme gebunden, im Schatten auf schwarzem Wasser sich wiegend, ein Fischerkahn. An morschenden Stellen ist er mit Seegras verstopft, die Balken sind mit Olivenzweigen aneinander gebunden. Zwei aufragende, gekreuzte Stangen sind bestimmt für das Segel, das jetzt im Schifflein ausgebreitet liegt, weil der Fischer darauf schläft. Dieses braune Gewebe aus Kameelhaar ist des Mannes treueste Habe. Fährt er auf dem Wasser, so ist es sein Windfänger, geht er über Land, so ist es sein Mantel, ruht er, so ist es sein Bett.

Ein Cedernzweig hatte dem kleinen ältlichen Mann mit dem Lockenschöpfchen auf der Stirnglatze so lange ins Gesicht gefächelt, bis er aufgewacht war. Da sah er auf den Strandsteinen ein junges Weib sitzen. Sie wollte mit ihrem runden Körbchen davoneilen, da rief ihr der Fischer lebhaft zu: „Siehe da, Beka, Tochter Manassus', wohin tragen Dich Deine elfenbeinweißen Füße?"

Der Angesprochene deutete auf den schlafenden Jüngling, dass der durch laute Worte nicht geweckt werde. Dann sagte er leise: „Jakobus! Soll ich Dir die Lüge verzeihen der Wohlthat willen, die Du an mir zu üben gedenkest? Wer weiß von mir? Die Traube ist Dir geschenkt worden."

„So will ich sie auch genießen", versetzte Jakobus, „gestatte nur, dass ich sie genieße, wie sie mir am besten schmeckt."

„Thue das."

„Mir schmeckt sie am besten, wenn ich sehe, dass Du Dich daran labest."

Jesus nahm die Gabe an und sprach: „Wenn wir, mein lieber Jakobus, uns beide daran sättigen, was bleibt für den armen Johannes? Wir sind die Abgehärteten, er ist der Mühsal noch ungewohnt. Ich glaube, dass es von uns Dreien jedem am besten bekommt, wenn Johannes die Traube isst."

Weil der Langbärtige dagegen nichts einzuwenden hatte, so hat Johannes nach seinem Erwachen die Traube bekommen. Jakobus berichtete von der Bereitwilligkeit des Fischers, so traten sie hin ans Ufer und stiegen in den Kahn.

Simon betrachtete die drei müden Fremden mit Theilnahme und griff frisch zu den Rudern. Die Wellen plätscherten und das Fahrzeug glitt schaukelnd auf dem weiten Wasser, an dem gegen die Mittagsseite hin kein Rand und kein Ende zu schauen ist. Wie die Beiden zum Meister redeten, hielt er diesen für einen Rabbiten und jene für seine Freunde. Auf die Frage nach seinem Leben und Gewerbe antwortete der Fischer mit Ehrerbietung und setzte nicht ohne Absicht bei, dass er sich eines allzu großen Glückes nicht zu beklagen hätte, da er manchmal tage- und nächtelang fische, ohne etwas zu fangen, ein Erfolg, den er auch erreiche, wenn er im Kahne liege und sich schaukeln lasse.

Der Meister fragte ihn lächelnd, was er wohl etwa zum Menschenfischen sage?

„Weiß nicht, wie das gemeint ist."

„Du hast ja schon drei in Deinem Netz!" sagte Jakobus im heiteren Tone.

„Davor bewahre mich Gott", rief der Fischer, „den wir heute noch um seinen Schutz werden bitten müssen. Seht ihr, dort über den Bergen von Hium thut sich etwas zusammen. Das ist jetzt so schön blau, dass man meint, es wäre sonniger Himmel. Aber die weißen Ränder, die weißen Ränder! In einer Stunde fährt ein anderer!"

„Hisse die Segel, Fischer, und hole aus", sagte Jakobus, „ich verstehe auch was von Deinem Handwerk."

„Dann würdest Du heute nicht sagen, hisse die Segel", versetzte Simon.

Öde, wenn er allein war. Von der Erde sah er sich unverstanden, vom Himmel verlassen. Vor den Elementen fürchtete er sich und die Schrift beruhigte ihn nicht. Dann warf der kleine Mann sich auf sein Angesicht, senkte seine Hand in das Wasser des Sees und benetzte damit seine Stirne. Dann setzte er sich auf seine Kahnbank zurecht, um das süße Geschenk der Beka zu verzehren.

In demselben Augenblick knisterte am Ufer der Sand und ein schlanker Mann mit Reisestock und langem, braunem Mantel trat heran. Sein schwarzer Bart gieng bis an die Brust, wo ein Strick das Kleid zusammenhielt; seine hohe Stirn wurde durch die breite Decke eines Hutes beschattet, das Auge richtete sich auf den Fischer im Kahn.

„Schiffer, bist Du bereit, drei Männer über den See zu fahren?"

„Der See ist groß", antwortete Simon, auf die Gebrechlichkeit des Fahrzeuges hinweisend.

„Die Männer wollen heute noch nach Magdala."

„Dann geht die Straße über Bethsaida und Kapernaum."

„Die Männer sind müde", sprach der Fremdling. „Sie sind gewandert von der Wüste her, dann über Nazareth, Kana und Chorazin auf weitem Umweg."

„Bist Du einer von ihnen?" fragte Simon. „Ich sollte Dich ja kennen. Haben wir nicht zusammen den Fischzug von Hamath mitgemacht?"

„Es wird wohl so sein."

„Nun, so Euch wirklich gedient ist, fahre ich gerne. Dass mein Schiff schlecht ist, siehst Du selbst. Du bist auch erschöpft, Freund, Du bist weit gewandert, ich bin im Schatten gelegen den ganzen Tag. Ich habe nicht verdient, etwas zu genießen. Darf ich Dir die Traube geben?"

Der Schwarzbärtige beugte sich vor, nahm die Traube und verschwand hinter den Cypressen.

Er gieng einer schattigen Stelle zu, wo zwei andere Männer waren, beide in langen dunklen Wollenkleidern. Der eine war noch gar jung und hatte ein fast frauenhaft zartes Gesicht mit langem Haar. Er ruhte hingestreckt auf dem Rasen, neben am Felsen lehnte sein Wanderstab. — Der andere sitzt aufrecht. Wir kennen ihn. Es ist Jesus, der Zimmermann von Nazareth. Von der Wüste her war er durch Judäa und Galiläa gezogen, wo sich ihm verwandte Gesinnungsgenossen angeschlossen hatten, ein Kahner namens Jakobus und sein früherer Lehrling Johannes. — Nun stützte er das Haupt auf die Hand, während die andere Hand wie schützend auf dem Scheitel des schlummernden Johannes lag.

Nun kam der Langbärtige rasch herbeigeeilt und rief lebhaft: „Meister, hier habe ich für Dich eine Traube erhalten!"

als wir geborgen waren in der Herberge zu Chorazin und gesättigt und mit allem wohl versorgt, da hast Du viel von Gottvertrauen gesprochen. In der Noth vertraue. Lernet doch glauben, ohne zu sehen!"

Als er so gesprochen, blendete ein Blitz ihre Augen, und nach einer Weile, als sie wieder aufschauten, stieß sie zu Boden ein wilder Schreck. Der Meister war nicht da! — Hatte ihn eine Welle über Bord geworfen? Sie riefen, sie schrien laut seinen Namen. Johannes nur war ruhig und schaute in die Dunkelheit hinaus, befangen in einer Betäubung oder in einer Verzückung.

Die Gischten sprangen ihnen ins Gesicht, dass sie fast ohnmächtig wurden und sich nur noch ganz unwillkürlich festklammerten an den wankenden Balken. „Leben oder sterben, ihn wollen wir nicht lassen," sagte Jakobus. Simon ächzte nicht mehr und schrie nicht mehr, sondern murmelte: „In Gottes Willen habe ich mich ergeben." Neuerdings ergreifen sie die Ruder und ringen mit dem Sturm. Nur Johannes, weit vorgebeugt über den Rand, starrt in die wilde, graue Unruhe hinaus. Da erblickt er im Nebel plötzlich einen lichten Kreis, in demselben erscheint eine Gestalt, die näher kommt und siehe, auf dem Meere heran schreitet Jesus langsam dem Schiffe zu. Unter seinen Füßen glätten sich die Wogen, das Meer lichtet sich weithin, am fernen Ufer treten die Felsthürme von Hipos hervor und hinter denselben gleitet die Abendsonne nieder. — Jesus sitzt unter den Seinen und verweist ihnen mit gütigen Worten den Kleinmuth.

„O wunderbar!" rief Jakobus aus, „als wir Dich noch bei uns hatten, sind wir kleingläubig gewesen, und als wir Dich nicht sahen, haben wir geglaubt."

„Und Euer Glauben hat geholfen", sagte Jesus. Dann seine Hand auf die Achsel des Jüngers legend: „Was haben die Augen meines verzückten Johannes gesehen? Ich war nicht dort in den Nebeln, ich war mitten unter Euch. Ich sage Euch, Freunde: Blind ist, wer sieht, ohne zu glauben, und sehend ist, wer glaubt, ohne zu sehen."

(Fortsetzung folgt.)

---

# Der Wilderer.

Eine Geschichte aus vergangener Zeit von **Karl Wolf** in Meran.

Die Frohnfeste, wie man das Bezirksgefängnis des Städtchens nannte, war früher ein altes Herrschaftshaus und lag außerhalb des Ostthores. Ein langgestrecktes, zweistöckiges Gebäude, machte dasselbe einen düsteren, kalten Eindruck. In der Straßenseite waren die Kanzleien

„Höre", fuhr Jakobus fort, „Du kennst den Fluss, der aus dem Gebirge von Golan den schwarzen Sand und die rothen Fischlein mit den spitzen Köpfen herabträgt an diesen See. Siehe, an jenem Fluss hat meine Hütte gestanden."

„Steht sie denn nicht mehr dort?" fragte Simon.

„Sie steht noch, aber sie gehört nicht mehr mein", sagte Jakobus. „Ich habe sie verlassen, um dem Meister zu folgen. — Kennst Du ihn, Fischer?"

Die letzten Worte hatte er hinter dem Rücken des Meisters geflüstert. Dieser saß schweigsam auf dem Brette und blickte hinaus auf die stille Wasserfläche. Die Rast schien ihm wohlzuthun, das Lüftchen wehte gelinde um seine Locken. Johannes hatte vorher wegen der Sonnenstrahlen aus dem Tuche eine Art von Turban gewunden und ihn sich um den Kopf geschlungen. Wohlgefällig schaute er diese Vermummung im Wasserspiegel.

„Für wen hältst Du ihn?" fragte Jakobus noch einmal. Und der Fischer antwortete: „Für wen hältst Du den?" Er zeigte mit dem Finger ins Weite, er sah den Sturm. Die Berge waren eingehüllt in graue Nebel, die, von Blitzen durchzuckt, heranwogten. Vor ihnen her wälzten sich die Gischtschlangen des Wassers, in weißen Kämmen spritzend. Ein Windstoß prallte an das Fahrzeug und aus den Tiefen hervor begannen die Wasser zu stoßen, so dass der Kahn wie ein Stück Holz hin- und hergeworfen wurde. Weil Simon die Segel nicht gehisst hatte, so brauchte er sie jetzt nicht zu reffen. Schaumfetzen flogen über die Segelstangen hin, die Balken ächzten. Nun wallte das Gewölk heran, vor sich herfegend die springenden donnernden Wellen. Bald war das Schifflein in der feuchten, wirbelnden Nacht, nur erhellt vom Geflacker der Blitze. Simon hatte längst die Ruder losgelassen, die Arme ausgestreckt und rief: „Jehovah." Die Antwort von oben waren Donnerschläge, da fiel der Fischer auf sein Angesicht und jammerte: „Er hilft nicht, ich hab' mir's ja gedacht."

Jakobus und Johannes hatten sich an den Meister geschmiegt und suchten den Traumversunkenen zu wecken.

„Was wollt Ihr denn von mir?"

„Herr!" rief Jakobus, „Du bist so ganz bei Deinem himmlischen Vater, dass Du nicht siehst, wie schrecklich wir untergehen."

„Ich dachte es ja, ich dachte es ja", wimmerte Simon immer wieder.

Jesus blickte ernst auf ihn und sprach: „Wenn Du immer sprichst, ich dachte es ja, dann muss es freilich kommen. Denke doch lieber, dass Gottes Engel mit Dir sind! Und Du, Jakobus! Hast Du Dein Gottvertrauen vom festen Lande vergessen? Gestern am friedsamen Abend,

Aber wie aus Erz gegossen blieb er stehen und lauschte, ob alles sicher sei ringsum. Eine halbe Stunde wartete er so. Die Glocke unten auf dem Kirchthurm schlug halb vier, drüben im Thale rauschte der Bach und gleichmäßige Schläge auf einer Schelle zeigten an, dass die Wasserleitung zu den Mühlen und Sägen noch in Ordnung sei.

Da funkelten drüben aus dem Busche zwei glühende Augen, aber der Bursche rührte sich nicht. Ein Fuchs wechselte, mit seiner buschigen Ruthe seine Spur verwedelnd, über die Lichtung, dem Thale zu.

Da schmunzelte der Bursche leise vor sich hin. „Jetzt ist Numero sicher; wenn's Füchsl spazieren geht, ist kein Mensch auf'm Weg."

Er tastete längere Zeit auf dem Boden herum, dann hob er einen Laden auf und zog einen sorgfältig in Stoffreste eingewickelten kurzen Stutzen hervor, Kugeltasche und Pulverhorn.

Vorsichtig verschloss er die Hütte und verschwand im Walde.

Im Osten graute der Tag und eisig kühl strich die Morgenluft von den Gletschern herüber, die dunkelgrün an den Abhängen glänzten.

Zwischen zwei mächtigen Blöcken, schön gedeckt auf zwei Seiten, lag der Wilderer, halb auf die Hüften gelehnt, den Stutzen handgerecht hingelegt, und da er auf das Rauchen verzichten musste, schob er sich ein Büschel Tabak zum Kauen in den Mund. Schon lange hatte er sich diesen Platz ausgemacht, denn er wusste, mit dem Morgengrauen wechselte Tag für Tag ein schönes Rudel Gemsen hinüber in das Gerlachthal.

Jetzt war der Jäger, der eifersüchtige Narr, wieder einmal in die Stadt hinausgelaufen und da wollte er sich einen schönen Bock herauslangen aus dem Rudel.

„Meiner Seel'", schmunzelte er leise vor sich hin, „meiner Seel', wann i an rechten erwisch, mit an schönen Bart als Hutzier für mi, schleich i dem Jager mit sei'm magern G'stöll 's Diandl a no ab. Recht g'schehet ihm, dem Lumpen."

In diesem Augenblick fiel ihm aber ein Dirndl ein, frisch wie Milch und Blut, keck und schneidig wie eine junge Gemse auf den Schroffen, aber mit Blauäuglein so mild, wie der Bergsee so unergründlich. Am letzten Kirchtage hatte er mit ihr den Schuhplattler getanzt und dabei das zum Schluss übliche Bussel in doppelter Portion genommen.

„Du bist a Kecker", lachte sie und zupfte ihm ein Haar aus dem Schnurrbart, dass ihm das Wasser in die Zähne lief. „Du bist a Kecker und dös Schnurrbarthaar, in mei'm Betbüchel klemm i's, dass i nit auf'n Schutzengel vergiss, der mi behüten soll vor Dir." Dann hatte sie herzlich gelacht und war davon gelaufen.

untergebracht und im Hinterhause die Gefängnisse eingebaut. Die einzelnen „Keuchen“, wie die Abtheilungen genannt wurden, waren eingerichtet wie allerorts, nur hatten die hochliegenden, kleinen, mit starken Eisenstäben vergitterten Fenster eine Holzverschalung, die Luft und Licht zwar einließ, aber jeden Ausblick verhinderte.

Eine Erfindung, auf die sich der ganz seltsame Bezirksamtmann viel zugute that. Er kannte überhaupt keine einzige andere Zerstreuung, als die eingekerkerten armen Teufel zu quälen und zu ärgern, soweit es nur angieng, ohne mit den vorgesetzten Behörden in Conflict zu gerathen.

Seine Wochenvisite war nicht nur von den Gefangenen, sondern auch von den Häftlingen geradezu gefürchtet, denn er benützte sie, seine Bosheiten anzubringen, anstatt vielleicht berechtigte Klagen entgegen zu nehmen, oder kleine Wünsche nach Erleichterung nachsichtig zu erfüllen.

Der Gefängnishof war von mächtig hohen Mauern umgeben und selbstverständlich ohne jede Anpflanzung. In einer Ecke war ein Haufen Scheiterholz aufgeworfen und ein Häftling dazu bestimmt, dasselbe für die Küche zu zerkleinern.

Es war ein Prachtbursche, wie er da stand, beide Hände auf das Beil gestützt und, den Kopf hoch, weit und sinnend hinausschaute in den blauen Himmel über der grauen Mauer.

Langsam rollte eine Thräne über die tiefgebräunte Wange und verlor sich in den Bart, der, fast röthlich schimmernd, sich weit in die Wangen hinaufzog.

Die breiten Schultern umspannte, zu enge fast, ein grobes Hemd, kurze lederne Hosen, die starken Knie freilassend, graue Wadenstrümpfe und derbe, schwer benagelte Schuhe vervollständigten den Anzug.

Hoch aufgerichtet stand er da, der Sohn aus dem Hochgebirge und seine Lippen zitterten im tiefen Heimweh, das sein Herz zusammenkrampfte. Er gedachte des Unglückstages, der ihn in die Frohnfeste gebracht. Er war so sicher, dass der Jäger, sein Todfeind, zum Thale hinauswanderte, um seinen Schatz in der Stadt zu besuchen, eine flinke, resche Kellnerin im Brauhause, viel umschwärmt, daher vom Jäger auch mit glühender Eifersucht bewacht, so weit es nur seine dienstfreie Zeit zuließ.

Da hatte er sich heimlich aufgemacht aus der Berghütte, nicht zur Thüre hinaus, sondern hinten aus der Dachluke war er gekrochen und wagte, wie oft früher, den Sprung auf den Düngerhaufen.

Dann war er hinauf durch den nachtfinsteren Wald, ohne Weg und Steg. In einer verlassenen Holzknechthütte öffnete er mit einem verrosteten Schlüssel die Thüre und drehte sie langsam, vorsichtig in den Angeln.

„He! He! Faulenzer da unten, was schaust den Himmel an, als wäre die Thüre zum Paradiese sperrangelweit offen? Ist das gearbeitet, he? Glaubt's Ihr Ludern, man füttert Euch, dass Ihr Eure faulen Knochen ausrasten lassen könnt? Wart, Du Hundling, ich werde Dir die Faulheit austreiben!"

Der Wilderer war erschrocken aufgefahren als er die Stimme des absonderlichen Amtmannes hörte.

Ruhig griff er nach dem nächstliegenden Scheite, legte es auf den Stock und schwang die Axt.

Da wurde der Amtmann feuerroth und blau im Gesichte vor Zorn. „Hofberger! Hofberger!" krähte er förmlich und als unten erschrocken der Kerkermeister aus seiner Schreibstube herausstürzte, schrie er weiter: „Hofberger, führe er mir einmal den Millionenhund da unten vor!"

Der Kerkermeister winkte stumm dem Wilderer und dieser strich sich mit der rechten Hand die Haare glatt in die Stirne, legte die Axt auf den Hackstock und folgte mit zusammengebissenen Zähnen dem Kerkermeister.

Kaum stand der Wilderer vor dem Amtmann, als dieser zu schreien begann, als wäre, weiß der liebe Himmel für ein Verbrechen gegen die Hausordnung begangen worden. „Wie kann so ein in Grund und Boden hinein verdorbener Hund sich unterstehen, mit der Arbeit fortzufahren, wenn ich mit ihm rede. He? Und Arbeit! Ja, freilich Arbeit! Wenn man gerade hinschaut, rühren sich die Kerle und sonst lungern sie in den Tag hinein. Eine solche Durchführung der Hausordnung werde ich ihm, Hofberger, in meinem nächsten Bericht höheren Ortes schon anstreichen!"

„Aber Herr Amtmann, i bitt schön", warf der erschrockene Kerkermeister ein.

„Das Maul halten", schnaubte dieser zurück, „das Maul halten, wenn ich rede. Und wie er dasteht, der Tagedieb", wandte er sich nun zum Wilderer, „wie er dasteht, der Tagedieb! Die Frechheit schaut ihm aus den Augen, die Verschlagenheit, wie halt ein Dieb eben ausschaut."

Da fuhr der Wilderer zornig auf: „Herr Amtmann, i bin koan Diab, i hab' nia wem was g'stohlen."

„Da hört sich denn doch alles Menschenmögliche auf", entgegnete zornig der Amtmann, „also kein Dieb, nicht g'stohlen hat er?"

„Na, nia hab i g'stohlen! Ös Herrenleut habt's nit das Recht, uns das Wild zu verbiaten, dös auf unserm Grund und Boden lebt, auf unserm Grund und Boden frisst und trinkt. Wie 's Käferl auf der Blumen und die Blum, wie der Flotter (Schmetterling) auf der Wies'n und der Maulwurf in sein Bau uns zua gehört, so ist's mit der Gams,

Dieses Dirndl fiel ihm ein und wie zufällig bemerkte er drei Meter unter seinem Lager einen prächtigen Edelweißstern. Prüfend warf er einen Blick nach Osten. Reichlich eine Stunde konnte vergehen, ehe das Rudel Gemsen kam, da wollte er den schönen weißen Stern fürs Everl holen. Vorsichtig kroch er hinunter, aber das Blut erstarrte in seinen Adern.

Wie aus dem Boden gewachsen stand der Jäger dort, wo er früher gelagert, riss das am Boden liegende Gewehr an sich, das eigene in Anschlag nehmend.

Der Wilderer war erfahren genug einzusehen, dass ein Widerstand in dieser Situation vergeblich sei.

„Ist mir leid, Hans", sagte der Jäger, „aber wie die Sach' ist, ist sie. No zwei, drei Schritt, wenn D' machst, wie Du im Anstieg g'west bist, so tretest auf mi und Du hast die zwei Stutzen. Ob D' g'schossen hättest, i will's Dir zu Ehr' nit glauben, dass D' mi niederbrennt hätt'st. Aber selb weißt, i muss schießen, wenn D' nit gutwillig zwei Schritt vor mir hergehst bis in d' Stadt."

Als wollte Hans Abschied nehmen, oder eher vielleicht einen Ausweg suchend, warf er einen langen Blick ringsum. Dann bückte er sich langsam und pflückte den Edelweißstern zu seinen Füßen. Den ihn misstrauisch beobachtenden Jäger würdigte er keines Blickes und keines Wortes.

Mechanisch den Stengel des Edelweißes zwischen seinen Fingern drehend, schritt er zu Thale.

Schon fünf Wochen waren verflossen nach seiner Aburtheilung und noch zehn sollte er abbüßen.

Zehn Wochen, welch lange, fürchterliche Zeit für einen Kraftmenschen, wie er, der gewohnt war, im Hochwalde die mächtigen Fichten und Tannen zu fällen, die schweren Sägeblöcke zu Thale zu fördern, dann das Brennholz über den schäumenden Wildbach zu treiben, über fürchterliche Wasserfälle, durch Schluchten, wohin nie ein Sonnenstrahl drang.

Der menschlich denkende Kerkermeister, dem der arme Teufel dauerte, beschäftigte ihn so viel als möglich bei Arbeiten, wo er seine Körperkraft anwenden konnte, oder wobei er sich in dem engen Gefängnishof aufhalten durfte und wenigstens ein kleines Stück Himmel über sich sah.

Plötzlich kreischte oben im ersten Stock ein Fenster, das hastig aufgerissen wurde.

Ein Glatzkopf wurde sichtbar, die Brille hoch auf die Stirne hinaufgeschoben und zwei fette rothe Fäuste stemmten sich auf das Fensterbrett. Auf den Wangen und unter den Augen hiengen förmliche Fettsäcke und die Unterlippe war schlaff auf die Seite gezogen. Es war der Amtmann.

siehe da, plötzlich klang, ganz wie von weitem, eine Mädchenstimme. Das Blut stieg ihm in die Wangen und sein Herz pochte stürmisch. O, unter Hunderten hätte er diese Stimme herausgekannt.

Das war sein Everl!

„Schön blau ist der See,
Und mei Herz thuat mir weh,
Da bleib i jetzt nimmer,
Will zum See mit sein Schimmer.
Für d' Berg ist mei Herzl, 's anzig ja g'macht,
Mi da zu derheben, hat der Teufel nit Macht."

Die Wilderer, Schwärzer und was dergleichen Leute in der Hochbergwelt herumlaufen, haben auch ihre Hochschulen. Die befinden sich in der Hütte der Holzknechte, im Unterschlupf der Geiß- und Schafhirten, um dem Herdfeuer in der Sennhütte, dem Einödhofe, oder ringsum gelagert um ein harziges Waldfeuer.

Man muſs sich Schwärzer und Wilderer durchaus nicht als den Auswurf der Menschheit vorstellen, denn viele betreiben dies Handwerk aus Sport, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen kann. Und wenn sich der Aristokrat auf dem Rennplatze der Gefahr aussetzt, den Hals zu brechen, der Radfahrer seine Knochen auf das Spiel setzt, nebst Lunge und Milz, so ist es dem Bauern eine Passion, den wackeren Grenzwächtern ein Schnippchen zu schlagen, wenn sie auch recht gut wissen, daſs diese rasch den Gewehrkolben an die Wange reißen. Zum Glück sind sie keine Preisschützen.

Das Gemsfleisch schmeckt dem Wilderer gar nicht einmal, aber eine Passion ist es dennoch, den mit allen Kniffen und Schlichen vertrauten Jäger, der es zudem an Treffsicherheit und Körperkraft mit dem Wilderer aufnimmt, zu überlisten.

So wie der eingesperrte Wilderer die Überzeugung hatte, da unten in der Wiesen seien seine Landsleute, so schossen ihm eine Menge Erzählungen von den den Behörden gespielten Streichen durch den Kopf. Hastig riſs er sein Hemd von den Schultern, mit kräftigem Anschwung zog er sich an den Eisenstäben zum Fenster in die Höhe und steckte als Signal einen Hemdärmel aus dem Holzverschlag.

Eine halbe Stunde mochte vergangen sein, da fiel ein kleiner Stein in die Holzverschalung, daran ein Bindfaden. Den zog er herauf und da kam eine kleine Holzschachtel.

Tastend fand er darinnen Zündhölzchen, eine kleine Kerze und ein zusammengefaltetes Papier.

Der Wilderer kroch unter seinen Bettschragen, um nicht Lichtschein hinausfallen zu lassen, dann entzündete er die Kerze und las seinen Befreiungsplan.

mit'n Reh und Hirsch, 's Murmentl und der Hahn, unser gehören si und nit enk, denn auf unserm Grund und Boden lebens und laufen's." Stolz richtete er sich in seiner ganzen Höhe auf.

„I bin koan Diab, Diab sein de Leut, de uns Wild und Jagd vorenthalten."

Sprachlos hatte der Amtmann zugehört und seine Lippen zitterten und bebten vor Wuth und Zorn.

„Hofberger", sagte er mit heiserer Stimme, „Hofberger, der Mann wird sofort in Dunkelarrest g'setzt, achtundvierzig Stund. Von nun an ist er nur in seiner Zelle zu beschäftigen und jeden Freitag Dunkelarrest bei Wasser und Brot."

„Ha, Du Hundskerl", wendete er sich wüthend zum Arrestanten, „ha Du Hundskerl, Dich werd' ich mürb machen, wie Teig, so weich werd' ich Dich machen, Du Hund!"

Da machte der Wilderer drohend einen Schritt gegen den Amtmann, dass dieser mit einem fast komisch anzuschauenden Sprung sich hinter ein Bücherregal rettete.

Da lachte der Bursche hell auf und sagte zum Kerkermeister, mit einer unnachahmlichen Geberde der Verachtung auf den Amtmann zeigend: „Und so a feiger Kerl will an andern an Hund hoaßen? Wart lei Mandl, wenn D' amol in meine Händ kummst, werd' schon i Di mürb machen!"

Der Amtmann riss die Thüre nebenan auf. „Herr Actuar", schrie er kreischend, „Herr Actuar, ich bitte, ein Protokoll! Eine gefährliche Drohung."

Es war stockfinstere Nacht und auf den Wiesen, die sich an die Gefängnismauer anschlossen, konnte man Baum und Strunk nicht unterscheiden. Der Wilderer saß auf seiner Pritschen, den Kopf auf die aufgestemmten Fäuste gestützt. Nach gerichtlich noch am selben Tage aufgestelltem Beschluss sollte, als Disciplinarstrafe, mit dem Dunkelarrest bei Wasser und Brot am nächsten Tage begonnen werden. Mit Ausnahme der gesetzlich vorgeschriebenen „einen Stunde Spaziergang im Hofe", sollte er seine Zelle nie mehr verlassen dürfen und wegen der gefährlichen Drohung sollte ein eigenes Strafverfahren eingeleitet werden.

Die Mitternachtstunde hatte längst geschlagen vom Kirchthurm der Pfarre und endlich klangen auch die Schläge der kleinen Glocke aus dem nahen Kapuzinerkloster, welche die Pater und Fraters zur horae canonicae matutinae weckte. Da, was war das? Leise, ganz leise klang es von den Wiesen herüber wie Gesang. Es war, als zögen zu so früher Stunde vielleicht Bergkraxler des Weges.

Doch nein, das konnten nicht Städter sein, das waren Leute aus des Wilderers Heimat. Er hob angestrengt horchend seinen Kopf und

Drüben, wo zwischen den Schroffen das Gras nur noch spärlicher gedieh, kletterten Geißen und Schafe hin und her und nagten sich die guten Bissen neidig gegenseitig vor dem Schnabel fort.

Auf einem Felsen stand der Geißbub und knallte mit seiner langen Peitsche und gespannt horchte er dann hinaus.

Richtig, der Kamerad drüben überm Thal gab Antwort, sein scharfes Ohr konnte den Knall genau vom Echo unterscheiden. Da schwang er den Hut und jauchzte, dass ihm schier die Augen übergiengen. Tiefer Gottesfrieden und Freude lag über den Bergen.

Dort, wo der Berg, einen Sattel bildend, links und rechts abfällt, waren sie sich plötzlich gegenübergestanden.

Der Wilderer war im Vortheil, denn mit einem raschen Sprung gelang es ihm, sich hinter einem mächtigen Block zu decken und selbstverständlich riss er das Gewehr mit gespanntem Hammer an die Wange. Der Jäger stand inmitten eines grünen Rasenplatzes und hatte sich eben tief niedergebeugt, um mit der hohlen Hand aus einer Quelle zu schöpfen, die rings dicht mit Brunnenkresse umsäumt war, ein bekanntes Zeugnis der Vorzüglichkeit des Wassers.

Erstarrt im Schreck stand er in gebückter Stellung da und schaute dem Wilderer in die funkelnden Augen.

„Jager", sagte dieser gelassen, ohne das Gewehr abzusetzen, „Jager, jetzt gibt's lei oan Ding. Dei Gewehr legst hin und gehst ummi bis zu der Latschen, de drent bei der Rindertränk steht. Nachher hab' i Vorsprung gnua. Wenn nit, mach' an guat'n Gedanken, i pfeffer Di nieder."

Mit Argusaugen bewacht, richtete sich der Jäger langsam auf und überlegte, wie er den Wilderer überlisten könnte. Sein Gewehr ließ er ruhig auf der Schulter hängen, denn er wusste ja, der geringste Versuch es zu benützen, kostete sein Leben.

„Hast mi fast erschreckt", sagte er so gelassen als möglich und um Zeit zu gewinnen. „Hast mi fast erschreckt, Franz. Aber mach' koane solchene G'schichten. Du weißt ja, i darf meine eing'schworene Pflicht nit brechen und verletzen. Sei g'scheit und leg Dein G'wehr ab. I werd' in mein Gericht sagen, Du hast Di freiwillig g'stellt. Und schau, selb kannst ja no alleweil thuan. 's werd' nachher ja nit gar so bitter ausfallen auf Gericht."

Diese letzte Bemerkung klemmte den nach ungebundener Freiheit dürstenden Wilderer die Brust zusammen und düstere Bilder aus seiner Gefangenschaft zogen an seiner Seele vorüber.

„Schau", begann der Jäger wieder, „schau, was hast nachher für a Leben mit an Mord auf'm G'wissen!"

Nun versuchte der Jäger die Aufmerksamkeit seines Gegners auf kurze Zeit wenigstens, abzulenken, nahm sich aber fest vor, ihn bei der

Nun holte er ein größeres Paket empor, es machte keine sonderlichen Schwierigkeiten, denn seine Zelle war an der Ecke des Hauses im ersten Stock gelegen und einer seiner Befreier hockte auf der Hofmauer.

Nur Freiheit! Freiheit! war sein Gedanke. Was dachte er an die Zukunft, die er, einem gehetzten und gejagten Wilde gleich, in der Hochbergwelt verbringen musste.

Wie der vom Heimweh gemarterte Soldat fahnenflüchtig wird, ohne zu bedenken, dass seine Freiheit ja nur kurze Zeit dauern kann, ohne an die fürchterlichen Strafen zu denken, so zog es den Wilderer mit aller Gewalt aus dem Gefängnisse, wo er dann noch viel schärfere Strafen zu erdulden haben würde als bisher.

Doch um sein künftiges Leben war ihm nicht bange. Er wusste, jedes Haus, jede Hütte, jede Sennerei würde ihm sicheres Asyl bieten.

Der Herr Amtmann wurde in frühester Morgenstunde aus dem Bette geholt und als er in den leeren Arrest trat, stieg seine Wuth und sein Zorn derart, dass die ganze Umgebung sich der Hoffnung hingab, den „Gestrengen" durch einen Schlaganfall zu verlieren.

Als hätte der liebe Herrgott sein goldenes Füllhorn über die Welt ausgeschüttet, so herrlich, so feierlich sah die Hochgebirgslandschaft aus.

Die Könige der Berge, die ihre Köpfe hoch hineinstrecken in den azurblauen Himmel, waren wie mit Sonnengold übergossen. Dunkelblau sah das Firneis aus und kupferig schimmerten die Schneekuppen. Das Grün der Alpenmatten schien so frisch. Dunkel stachen davon die Tannen und Fichten des Hochwaldes ab, nur in den tiefen Thälern war es noch blau und violett und hie und da schimmerte es silbern, wenn man den Thalbach erblickte, wie er aus einer Schlucht, oder aus dem Walde hervorbrach und oft längere Wiesenstrecken durchzog. In schönen weiten Bögen strich ein Geier über das Thal und äugte scharf in die Niederung, um ein unvorsichtiges Murmelthier zum Frühstück zu erspähen. Oder vielleicht waren es die krächzenden, hungernden Jungen im Horst, die ihn zur Jagd drängten. Einen Raubvogel nennen ihn die Menschen. Komisch! Er sucht unter dem Gethier seine Beute, um seinen und seiner Jungen Hunger zu stillen, genau wie der Mensch.

An der Lehne unten war eine Sennhütte und blaue Rauchwölkchen strichen vom Kamin auf. Die Sennerin trat ins Freie, beschirmte die Augen vor dem Sonnenglanz und ihr Herz schwellte sich ob all der Herrlichkeit, als sie ringsum schaute. Mit einem hellen Jodler, den ein Jauchzer schloss, dankte sie dem lieben Herrgott für die Pracht.

Weiter unten zog eine Viehherde weidend über die Matte und ganz leise vernahm man die Schellen der Leitkühe.

Wohlan, jetzt kommt das Süpplein,
Und dann der gute Schlummer.
Er schläft die sieben Stunden
Ohn' allen Gram und Kummer. —

Die Qualen unsrer Seele,
Dir sind sie nicht bewusst,
Beneidenswertes Unthier
Mit Deiner hohlen Brust.

Der Erde heiße Herzglut,
Sie kann Dich nicht erreichen,
Des Lebens wilde Schmerzflut
Dich nimmermehr erweichen.

Das wilde G'jaid der Noth,
Das um den Erdball flutet,
An dem sich jedes Herz
Langsam zu Tode blutet,

Du bist davor gefeit.
Das Stöhnen in der Brust
Des Nächsten ist dir nur
Ergötzlichkeit und Lust.

Dich bindet keine Sitte
Und keine Menschlichkeit.
Immun bist gegen Liebe,
Immun auch gegen Leid. —

Die Richter sprechen lebhaft
Von Pflicht und von Gesetz.
Dich langweilt dieses öde
Und müßige Geschwätz.

Von Gut und Böse jenseits
Bist du ein grimmer Tiger,
Kein Mitleid, kein Gewissen
Bedrängt den stolzen Sieger. —

Die Macht war deine Gottheit —
Nun hat sie sich gewandt,
Aus Deinen freien Wüsten
Dich in die Gruft gesandt.

Wirst Du es auch nicht spüren,
Du eisenharter Mann,
Wenn sie an Dir vollführen,
Was andern Du gethan?

Vielleicht kommt doch zum Vorschein
Bei Dir ein bisschen Herz,
Wenn Du Dich hebst das erstmal
Im Leben himmelwärts. —

Im Saale auf die Richter
Das Volk mit Bangen harrt.
Der Knab' schaut in die Runde
Und streicht den jungen Bart.

Es will ihn fast befremden,
Dass jetzt die Frauen weinen
Und beben, als die Richter
Zum Urtheilsspruch erscheinen.

Nun wird es dumpf und schwül,
Als wie in einem Grab.
Der Richter hebt sich hoch —
Tritt vor — und bricht den Stab.

„Zum Tod", haucht es, „zum Strange."
Dann alles wieder stumm.
Der Mörder blickt voll Staunen:
Zum Tode? — Wen? Warum?

Und ruft entrüstet: „Mich?
Zum Tode durch das Strängen?
Der einzige starke Mensch!
Und wollen mich jetzt hängen!"

Peter Rosegger.

# Frau Natalie.

Ein Gedenken.

Das war ungefähr vor zwanzig Jahren in einer deutschen Stadt Nordböhmens. Die Vorlesung war vorüber, an der Garderobe und an den Ausgängen drängte sich das Publicum, während in den Nebenräumen Tische für das Abendessen hergerichtet und besetzt wurden. An dem hellbeleuchtetsten, mit Sträußen geschmückten Ecktische lud man mich ein, Platz zu nehmen. Dort hatte sich — wie es schien — eine Familie niedergelassen, ein paar Herren und eine ältere Frau mit einem reichgelockten Knaben. Eine jüngere Dame in schwarzem Anzug, mit blassem Gesichte stand noch in der Fensternische, als warte sie, bis man sie

geringsten Blöße niederzuknallen. Wilderer und Jäger kennen nur ein Gesetz: „Wer ist der Schnellste."

„Bin heut nit drunt gwest in der Sennrei, aber vom Rosenspitz her hab i g'seh'n, wie 's schöne Everl ringsum ausg'schaut hat, glei nach'm Sonnaufgang. Und der kannst ja schon die Schand nit anthun." Ohne die Arme zu bewegen, deutete er mit dem Kopf gegen die Alpe. „Schau, wie's drunt beim Brunnen steht."

Unwillkürlich wendete auch der Wilderer seinen Kopf. Wie der Blitz riss der Jäger sein Gewehr auf, in dem Augenblicke aber knallte schon der Stutzen des Wilderers, der Jäger warf die Arme in die Höhe eine Secunde schaute er mit schrecklich aufgerissenen Augen dem Gegner in's Gesicht und sank dann mit einem tiefen Seufzer an der Quelle nieder. Das aus der Stirnwunde sickernde Blut mengte sich mit dem krystallhellen Wasser des Bergquelles. Die Sennerin hörte den Knall und beschattete mit dem nassen Arm, sie hatte eben gewaschen, die Augen. Die Wassertropfen daran funkelten in der Frühsonne wie Diamanten.

Da sah sie die kleine blaue Rauchwolke oben am Bergsattel. Hell aufjauchzend riss sie die weiße Schürze vom Leibe und schwang sie hoch über den blonden Kopf. „Jui hui huuu!" jauchzte sie, ihren Schatz, den Wilderer, grüßend.

---

## Der Übermensch.

Da sitzt ein armer Sünder
Auf einer harten Bank,
Wie Rosen blüh'n die Wangen
Des Jünglings, stark und schlank.

Ein freies Leben führte
Der junge Nimmersatt,
Er that zwar nichts aus Liebe,
Doch liebte er die That.

Er hat geraubt, gemordet,
Sonst Unheil viel gethan,
Ein Berg von Missethaten
Begräbt den jungen Mann.

Ein Meer von heißen Thränen
Ist über ihn geflossen,
Und wo sein Fuß gewandelt,
Kann keine Blume sprossen.

Nun steht er vor den Richtern
In aller Ruhe da.
Man frägt: „Hast Du's begangen?"
Er sagt gelassen: „Ja."

Er weint nicht und er lacht nicht.
Und einer, der noch glaubt,
Frägt, ob er nicht bereue?
Er schüttelt kühl das Haupt.

Man führt herein die Mutter,
Der er den Sohn erschlagen,
Sie stummt und starrt ins Leere,
Kann nimmer weinen, klagen.

Man führt herbei die Schwestern,
Die nach dem Bruder schrei'n.
Man trägt den zarten Säugling,
Den mutterlosen, herein.

Er blickt mit kaltem Auge
Die armen Opfer an,
Als fragte er: Was weiter?
Ihr wisst, ich hab's gethan.

Nur einmal strahlt das Auge,
Das schöne Auge licht,
Als die Gerichtsverhandlung
Der Abend unterbricht.

Zweck einsetze. Und sie setzte sich dafür ein — sie opferte ihr Behagen, das sie als reiche Frau so bequem hätte haben können, sie opferte ihre Gesundheit, war mit Freuden bereit, ihr Vermögen und ihr Leben hinzugeben, wenn sie damit die Menschen aus der Noth, aus der Verblendung hätte erlösen können. Dabei hielt sie sich selbst für nichts. Ein bescheideneres, persönlich anspruchsloseres Wesen als diese Frau ist fast undenkbar.

Überall waren die Nothleidenden, sie gab und gab so unauffällig als möglich. Sie kümmerte sich und wachte, sie war unerschöpflich an Versuchen, wie die finsteren Lose könnten verbessert werden. Unzähligemale hatte sie Undank erfahren müssen, sie dachte nicht daran, sie merkte es kaum und nach jeder Enttäuschung raffte sie sich mit neuer Energie empor, um zu wirken. Sie wollte den Arbeitern beistehen, frei und selbständig zu werden. Hunderte von Arbeitern hatte sie in ihrem eigenen Bereiche, denen sie Fürsprecherin, Trösterin und Helferin war. Sie wollte die Missbräuche in Armenanstalten und Spitälern abbringen. Sie wirkte durch Ankauf und Vertheilung von Schriften gegen die Vivisection, für Ausrottung des Duells, für Ausrottung der Trunksucht.

Unter reichen Opfern machte sie Propaganda für die Friedensbewegung, für die Witwen- und Waisenfrage, für den Thierschutz. Es gibt keine humanitäre Sache, in deren Dienst diese Frau sich nicht gestellt hätte. Nothleidende Lehranstalten aller Zweige unterstützte sie oft fürstlich. Unverständlich oft waren ihr die Kirchen, weil die Frömmigkeit der Mitglieder mit ihrer Lieblosigkeit im Leben nicht harmonierte. Sie unterstützte Wanderapostel der Naturheilkunde, der vegetarischen Lebensweise. Sie feuerte in Briefen Parlamentarier, Journalisten und Schriftsteller an, für wichtige humanitäre Dinge einzutreten und sie schickte einschlägige Schriftwerke überall hin, wo zu erwarten war, dass sie wirken konnten. So mühte sie sich ab mit dem Elende der Welt und versäumte ihr eigenes Leben.

Ihre Wohlthaten waren voller Demuth geleistet. Wo sie helfen konnte, da kam sie als bescheiden Bittende, dass man ihre Gabe annehme. Das arme fröstelnde Mütterlein erhielt Brennmaterial für den Winter, die nothleidende Familie den fälligen Hauszins, verwaisten Kindern brachte sie den Weihnachtsbaum. Der bedürftige Student, der mittellose Künstler — kurz, alles was litt und in ihre Nähe kam, erhielt Erquickung. Und anderen, die zufrieden waren, suchte sie aus Dankbarkeit, dass sie es waren, mit schönen Spenden das Leben noch zu verklären. Dann, wenn die Beschenkten danken wollten, erröthete sie und ward verlegen, als hätte man ihr einen Fehler vorzuhalten.

Wenn sie dann sehen musste, dass trotz ihres blutigen Kampfes die Welt blieb wie sie immer war und die meisten Menschen ob des

heiße, niederzusitzen. Endlich nahm sie still und bescheiden an der Ecke Platz, sie hörte aufmerksam dem Gespräche zu, aß nur wenig und trank nichts.

Mir würde sie gar nicht aufgefallen sein, wenn sie nach der Vorlesung, als der Trubel sich verzogen hatte, nicht schüchtern an mich herangetreten wäre, um mir mit leise fiebernder Stimme für ein gewisses Stückchen zu danken, das ich gelesen. Dasselbe Stückchen, welches ganz und gar ohne Beifall geblieben war, welches die Zuhörer durchaus nicht ergötzt hatte, weil es das Elend einer kranken Arbeiterfamilie schilderte.

Die Patrizier der reichen Fabriksstadt sind solche Jeremiaden über den Jammer in den Hütten nicht gewohnt.

Aber diese Person — so dachte ich — hat eben das Elend kennen gelernt, wohl ein untergeordnetes, dienendes Wesen, das gerührt ist, wenn einmal jemand als Anwalt der Leidenden auftritt.

Im Laufe des Abends bin ich durch einen Nachbar am Seitentische in die Verhältnisse eingeweiht worden. Die Familie, an deren Tisch ich saß, war eine der angesehensten, begütertsten und wohlthätigsten der ganzen Gegend, und es geschah kein Werk der Gemeinnützigkeit und Barmherzigkeit, bei dem nicht Herr und Frau, Großmutter und Kind auf das ausgiebigste mitthaten. Die schwarze Dame aber mit dem blassen, fast leidenden Gesichte war nicht etwa die Gouvernante oder Gesellschafterin, sondern der Mittelpunkt der Familie, die Gattin des blonden Herrn, die Tochter der freundlichen Matrone, die Mutter des bildschönen Knaben mit den weichen Goldlocken.

Doch reiche, vornehme Damen schwärmen ja gerne manchmal vom Elend der Hütte, solange sie dieses nur in den Büchern finden. Solcher Gedanke war mir damals gekommen und diesen Gedanken habe ich jener Frau insgeheim hundert- und hundertmal abgebeten während der zwanzig Jahre, da mir das Glück ihrer Bekanntschaft und Freundschaft zutheil geworden war.

Ich habe in meinem Leben doch viele gute Menschen kennen gelernt, aber so rührend wie diese Frau? Es gibt ihrer wenige. Wir hatten uns die lange Zeit persönlich nicht oft begegnet, aber wir wechselten Briefe. Und in ihren Briefen hat sich mir eine jener Menschenseelen geoffenbart, die grenzenlos leiden, weil sie grenzenlos gut sind. Das sind jene herrlichen Idealistenseelen, die gleichsam nur irrthümlicherweise vom Himmel auf die Erde gekommen sind, hier überall den Himmel suchen und so grenzenlos unglücklich werden, weil sie statt dessen überall die Hölle finden.

Aber an das Verlorensein der Menschheit glaubte sie nicht, sie meinte nach Idealistenart sogar, einem Einzigen könne, müsse es gelingen, die Welt zu retten, wenn er nur wolle, wenn er sich ganz für diesen

Sie mied jede Erholung und Ergötzlichkeit, weil sie das Elend der Menschen nicht einen Augenblick von sich zu weisen vermochte. Ihr schmeckte kein Essen, weil sie der zahllosen Hungernden denken musste.

In unendlicher Bescheidenheit, in schlichtester Einfachheit lebte diese reiche Frau dahin und alles was ihr ward, was sie ledig zu machen wusste, gab sie immer und immer wieder aus zum Wohle nothleidender Menschen und zur Verbesserung gesellschaftlicher Zustände. — Wenn dann, das geschah auch und recht oft, der Spott laut wurde über ihren „kindischen" Idealismus, die Schadenfreude der Dummen darüber, dass sie doch nichts Rechtes erreichte; wenn sie ihr bitteres Theil abbekam von der Giftjauche, mit der die Friedensfreunde, die Gegner der Thierfolter, die Bekämpfer des Alkoholismus überschüttet zu werden pflegen, dann richtete sie sich von neuem auf und kämpfte in ihrer Weise für eine schönere Zukunft der Menschheit.

Ganz trostlos hatte sie die Unterjochung der Buren gemacht. Wie tapfer und treu war dieses Volk, wie leidenschaftlich setzten die Völker sich ein für die Bedrängten! Welch große Opfer waren geleistet worden in der ganzen Welt, welch heiße Gebete zum Himmel gesandt für die Buren! Und sie unterlagen der Niedertracht! Da hörte man von der Frau den Verzweiflungsschrei: „Gibt es einen gerechten Gott?"

Wenn ich aus der Ferne das beobachtete, wenn sie sich mit ihren Anliegen an mich wandte, da dachte ich oft: Du rührendes, du an Weltleid verblutendes Herz! Du willst die Welt retten, ich aber möchte dich retten. — Und dann schrieb ich ihr: „Lassen Sie's gut sein, liebe Frau. Sie sehen, wie die Menschen nun einmal sind. Ganz elend und unzufrieden sind sie freilich, aber sie wollen es nicht besser haben. Wird ein Übel von ihnen genommen, flugs schaffen sie sich ein neues an. Der Stolz der Geschlechter ist, roh und elend zu sein und wer sich da einmischt, um sie edel und glücklich zu machen, den schlagen sie wüthend ans Kreuz. Es ist die alte Sippe und wird es bleiben. Und Gott wird wissen, weshalb er's so eingerichtet hat, und ist es ihm recht, so geht's uns weiter nichts an. Der arme Mensch vermag gegen den Rath der Vorsehung einmal nicht aufzukommen, wird auch nicht von ihm verlangt."

Nein, ich dachte nicht so, wie ich schrieb, ich wollte sie nur einmal zornig machen, um die Glut der Menschenliebe, die sie verzehrte, ein wenig zu dämpfen.

„Thun Sie", so schloss ich, „in Ihren Kreisen, was Sie können, das weitere überlassen Sie dem Stärkeren, und machen Sie sich kein Gewissen aus der Schuld anderer."

Das hat alles nichts geholfen. Die Frau wirkte und opferte und trug an dem großen Leide, das uns das Christenthum gebracht hat.

Jammers obendrein noch cynisches Behagen zeigten, nur Hohn und Bosheit hatten für solche „wunderliche Heilige“: da brach die gute Frau wohl bisweilen zusammen und weinte in Verzweiflung ihr Herzleid aus. Sie war reich, die arme Frau, und meinte, sie vermöge nichts mit ihrem Reichthum, und sie sah, dass gerade die wahren Güter, die Menschheitsgüter, mit Gold nicht zu erlangen sind. So wollte sie persönlich hinaustreten mit dem Worte, wollte in Briefen die Leute überzeugen von ihrem geistigen Reiche. In zahllosen Zuschriften hat sie mir ihre Pläne und Absichten zur Veredlung der Menschen mitgetheilt, aber auch ihre Entrüstung, ihre Verzweiflung, wenn überall der Teufel sitzen blieb, wo er saß.

Wie oft suchte ich sie zu beruhigen: „Verehrte Frau! Es ist ja nicht ganz so schlimm. Wir sehen, dass in unserer Zeit auf allen Gebieten gearbeitet wird. Tag für Tag entstehen neue Wohlthätigkeits-Vereine. Die Arbeiter raffen sich auf und führen heute, wenn sie fleißig sind, unter wenigen Ausnahmen eine menschenwürdige Existenz. Der Abscheu vor dem Duell ergreift immer weitere Kreise, die Entrüstung gegen die Thierfolter erhebt sich überall. Gegen die Trunksucht regt sich's oben und unten, und allerorts finden Sie Abstinenzler, die einst dem Trunke ergeben waren. In den gebildeten Kreisen gewinnt einfache Lebensweise wieder mehr Anhang und die Frage der Erhaltung des Weltfriedens kommt nie mehr von der Tagesordnung. Neue Bildungsanstalten überall und reges Interesse für Religion. Und Sie selbst haben seit Jahren durch Schrift und That mächtig dazu beigetragen, dass es sachte besser wird.“

Die Frau beruhigte sich nicht. Ihre nächsten Briefe waren doch wieder gefüllt mit Klagen, dass von einer Besserung der Zustände nichts zu spüren sei, dass das allgemeine Elend nur noch immer zunehme. Wenn auch in einzelnen Dingen eine Bewegung bemerkbar werde in der Absicht nach oben hin, so sei sie doch schließlich immer eine nach unten hin, weil wir eben alle auf abschüssiger Bahn wären. Mit Kleinem sei nichts vollbracht, es sei eine Schmach für die Machthaber und Führer des Volkes, die — wenn sie wollten — Großes vollbringen könnten und die trotzdem wie die Menge tiefer sinken, so oft sie sich bewegen. — Ähnlich schrieb sie oft, aber es war kein unfruchtbarer Pessimismus, sie machte immer wieder Pläne, wie da und dort zuzugreifen sei. Mit allen Idealisten des Reiches wusste sie sich in Verbindung zu setzen, und mancher derselben nützte sie hübsch und praktisch aus.

Nicht müde wurde sie im Geben, aber es schien ihr, als ob alles ein dunkler Abgrund nutzlos verschlinge, so dass sie für ihre großen Opfer kaum eine Genugthuung empfand. — Sie wurde leidend, sie konnte nicht mehr schlafen, immer schwerer lastete sich auf ihr Gemüth das große Weltleid.

Ich will für solche Heimgartenleser, die nicht recht wissen, was sie sich von der oft angezogenen „stoischen Ruhe“ eigentlich denken sollen, hier den Stoicismus ein wenig kennzeichnen. Ich für meine Person formuliere ihn mit dem Grundsatze: Wolle, was geschieht, und es geschieht, was du willst.

Da lebte im alten Rom ein Sclave namens Epiktet, der war trotz seiner Sclavenketten freier als der Cäsar, er war so frei, als je ein großer Geist frei sein kann. Er war von der Schule der Stoiker, der immer Gelassenen, und die Grundgedanken seiner Weltanschauung will ich hier andeuten, dann wird man wissen, was Stoicismus ist und was man sich zu denken hat unter stoischer Ruhe, die uns den Frieden des Herzens geben kann.

Du sollst nur das thun wollen, was in deiner Macht steht, alles andere lasse dich nicht kümmern. In deiner Macht steht der Wille, das Wollen, wo du die Wahl hast. Du hast vorerst zu prüfen, was in deiner — des Menschen — Macht steht und was nicht. Was du in dieser Macht thust oder versäumst, das ist Glück oder Unglück, alles was von außen, von Natur wegen, vom Geschick wegen kommt, das soll dich gleichgiltig lassen, denn du kannst nichts dazu und nichts davon thun. Verabscheuest du das, was zu verhindern oder abzuwenden in deiner Macht steht, so wirst du das Verabscheute eben abwenden und glücklich sein können. Verabscheuest du aber zum Beispiel die Armut deines Berufes, die Krankheit, das Altern, den Tod, so wirst du unglücklich sein, weil du das Verabscheute doch nicht abwenden kannst. Hüte dich also, etwas zu begehren, was nicht in deiner natürlichen oder sittlichen Macht steht. Je weniger du wünschest, je leichter erfüllen sich deine Wünsche. Bedenke bei allem, was du hast, seine Natur. Besitzest du einen Krug, so denke vorwegs, dass Krüge zerbrechen können. Besitzest du Weib und Kind, so halte dir immer vor Augen, dass sie sterben können, dann wird der Verlust, als vorausgesehen, dich nicht in Verzweiflung stürzen. Wenn du willst, dass dein Besitz ewig dauere, dass dein Weib ewig lebe, dass deine Kinder fehlerlos seien, so bist du ein Narr. Trittst du in die Ehe, ohne zu bedenken, dass du Kummer und Sorge heiratest, so bist du ein Thor. — Lasse dir täglich alles denkbare Ungemach vor Augen stehen und du wirst nicht hochmüthig und nicht feige sein. — Trittst du eine Reise an, so denke im vorhinein: Was kann mir auf dieser Reise zustoßen? Ich kann beraubt werden, mein Wagen kann abstürzen, ich kann erkranken und in der Fremde sterben. Unternimmst du die Reise trotzdem und es tritt das Unheil ein, so wirst du dir sagen: Ich habe diese Möglichkeit ja freiwillig gewählt; kommt das Unheil nicht, so wirst du umso froher und dankbarer sein. — Nicht die Dinge selbst beunruhigen uns, sondern die Meinung, die wir darüber

Aus dem Mitleide entstammte ihre Liebe, ihre Opferfreudigkeit. Aus Mitleid ihr Seelenglück und ihre Pein, und an Mitleid, so glaube ich, ist sie gestorben. In den Lebensverhältnissen dieser Frau würden es andere für eine Thorheit halten, die Sonnenseiten des Daseins nicht froh und heiter zu genießen. Sie führte ein glückliches Familienleben, alle reinen Freuden des Landes und der Großstadt standen zu ihrer Verfügung, sie hatte ein für alles Hohe und Schöne tiefempfängliches Gemüth, sie war innig verehrt von der ganzen Bevölkerung, von allen, die sie kannten, und sie vergieng vor Leid. Vor Mitleid für all die Elenden auf Erden, denen sie nicht helfen konnte.

Gottes Lieblinge vollenden früh. Vor wenigen Monaten ist diese seltene Frau unter größter Trauer der Bevölkerung zu Grabe getragen worden. An gebrochenem Herzen über das Weltelend gieng sie dahin in einem Alter, in dem andere — die man auch noch gut nennt — frohen Gemüthes Wohlthaten üben und scrupellos reichliches Wohlleben genießen.

Ich habe bisher den Namen dieser Frau nicht genannt und werde es auch zum Schlusse nicht thun. Ich sprach von ihrem Leide und das war namenlos. Den letzten Gruß sende ich dir, du unvergessliche Frau Natalie.

Erbarmen! Mitleid! Darüber versank dir alles andere. Erbarmen! Mitleid! Ach, dass diese ernsten Engel nicht mit hinabgestiegen wären in deine Gruft! Dass sie über deinen Hügel hinweg zu anderen Menschen wandelten, sie mit heiligem Schmerze und mit himmlischer Kraft erfüllend!

R.

---

# Gelassenheit.

Unsere nervös aufgeregte Zeit kennt stoische Ruhe nur von der Frau Hörensagen. Wenn doch einmal einer ist, der sie praktisch übt, dann gilt er für einen Sonderling, als solcher eigentlich jeder hervorragende Mensch bezeichnet werden darf. Für eine Zeit, deren Motto der Kampf ums Dasein ist, passt der Stoiker nicht; mit dem Allesgutseinlassen kommt man nicht bloß nicht weiter, man wird von den Nächsten an die Wand gedrückt, bis der letzte Blutstropfen herausgepresst ist.

Und doch ist der Stoicismus, das kärntnerische „Lei lassen“, jener classischen Philosophen ein großartiger Standpunkt, an dessen Brüstung jedes Unglück zerschellt, denn das Unglück ist ohnmächtig, wo es nicht anerkannt wird, wo es nicht imponieren kann. Der Stoiker läßt sich nicht imponieren, nicht vom Glück und nicht vom Unglück, und das ist seine Stärke, seine Unüberwindlichkeit.

Wenn du nicht willst, kann dich niemand kränken, gekränkt bist du nur, wenn du dich für gekränkt hältst. Mit den Leuten kann nur der auskommen, dem sie gleichgiltig geworden sind.

Du musst dich von den Leuten möglichst absondern; was sie dir geben können hat nicht den Wert, als was du ihnen opfern musst: Freiheit und Unbeugsamkeit. Du sollst ein einheitlicher Mensch sein — ein guter, oder ein schlechter.

Sei überzeugt, dass ein Gott ist, der die Welt gut und gerecht regiert, und dass du bestimmt bist, ihm zu gehorchen. Seine Anordnungen kann dein kleiner Verstand nicht fassen, und wenn er deine Person der Allheit opfert, so ergib dich, in der Allheit wirst du dich wieder finden. Gott lässt dich nicht aus der Hand, da kannst du ruhig sein. — Suche, so weit es in deiner Macht steht, einen tüchtigen, charakterfesten Menschen aus dir zu machen. Verweile nicht lange bei körperlichen Dingen, bei Essen, Trinken u. s. w. Habe nur Nothwendiges um dich, nicht Luxus, so kannst du wenig verlieren und der Zufall hat keine rechte Macht über dich. Was die Welt dir anthun kann, sei dir zu nichtig, was sie dir geben kann, sei dir zu wenig — das ist der edle Stolz des Ewigkeitskindes.

Sprich nicht viel, nur das Nothwendige, auch das mit wenigen Worten. Rede nicht viel von Tagesneuigkeiten, von Sport, von Essen und Trinken, von deinen Thaten und überstandenen Gefahren, von geschlechtlichen Unanständigkeiten, am allerwenigsten über Fehler anderer. Lenke in Gesellschaft das Gespräch stets auf wichtigere und höhere Dinge, gelingt dir das nicht, so schweige und entferne dich. — Lache nicht über alles und denke, dass Leute, die gern lächerliche Dinge erzählen und beständig Witze machen, von gemeiner Natur sind. — Vom geschlechtlichen Verkehr enthalte dich, so weit als möglich, aber prahle dich nicht mit deiner Enthaltsamkeit und tadle nicht die, so sie nicht haben. Wandelt dich sinnliche Lust an, so bedenke zwei Zeitpunkte: den Augenblick des Genusses und den der knapp darauf folgenden und länger andauernden Reue. — Wenn dir jemand Böses nachredet, so vertheidige dich nicht, sondern sage: Meine anderen Fehler wusste er wohl nicht, sonst hätte er nicht bloß diese angeführt. Wer über dich Böses sagt, der thut's, weil er meint, er habe recht. Thut er dir unrecht, so ist der Nachtheil ja an seiner Seite, weil er im Irrthum ist. — Trinkt jemand viel Wein, so sage bloß, er trinkt viel Wein und tadle nicht, weil du ja seine Gründe nicht kennst.

Viel Theater und Kunstbesuch sollst du nicht treiben, derlei verflacht den Menschen. Wenn du schon auf das Leben keinen großen Wert legst, um wie weniger kannst du den Abklatsch des Lebens bewundern. — Was nach deiner Überzeugung recht ist, das scheue dich nicht, öffentlich

haben. Der Verlust von Gütern ist an sich nichts Schreckliches, denn wir sehen sehr viele Menschen ohne dieselben Güter glücklich sein. Aber unsere Meinung, dass der Verlust schrecklich sei, macht uns Sorge und Angst. — Sprich nie: Ich habe eine Sache verloren, denn du hast sie nie besessen, sie war dir nur geliehen und sie zurückgeben, heißt die Sorgen und Verantwortlichkeit ablegen, die das Leben dir verursacht hat. — Denke nicht: Wenn ich mein Vermögen sorglos behandle, so werde ich darben müssen; besser es darbt der Leib, als es ist die Seele gedrückt. — Rufest du deinen Knecht und er kommt nicht, so denke nicht gleich, der Mensch sei boshaft, sondern, er werde deinen Ruf nicht gehört haben. Schickt es sich nicht für den Knecht, ungehorsam zu sein, so schickt es sich noch weniger für den Herrn, sich zu ärgern. Wenn der Knecht den Herrn ärgern kann, so ist dieser der Knecht und jener der Herr. — Bist du weise, so mache dir nichts daraus, für dumm gehalten zu werden. Bist du redlich, so kannst du Ehrabschneidung leicht ertragen. Nicht, dass man dich auf die Wange schlägt, beunruhigt dich, sondern deine Vorstellung, dass es eine Schande sei. — Beim Gastmahle des Lebens strecke nicht vorwegs die Hände aus nach deinem Lieblingsgericht, sondern warte bescheiden, bis es der Reihe nach an dich herankommt. Verzichtest du auch auf das Angebotene, dann bist du ein göttlicher Mensch. — Zeige mit den Leidenden Mitleid, behalte aber im Innern deine Fröhlichkeit, denn ein Leiden auf sich nehmen, ohne es einem andern erleichtern zu können, ist thöricht. — Bedenke, dass dieses Leben ein Drama ist, und dass du darin eine Rolle zu spielen hast. Stellst du einen König vor oder einen Bettler, gleichviel, Hauptsache ist, dass du deine Rolle gut spielest. Du willst doch nicht gerade Fürst oder Feldherr sein, sondern frei und in der Freiheit deine Sache gut machen. — Wohlgeschick, Missgeschick, das seien deine rechte und linke Hand, gebrauche beide, dann wird werden, was werden mag. — Geberde dich nie stolz; was du als das Beste erkannt hast, dabei bleibe, als ob dich Gott auf den Posten gestellt hätte. Beharrest du, so verlacht man dich vielleicht, gibst du den Leuten nach, so verlachen sie dich doppelt. Gibst du dich auf, um der Welt zu gefallen, so hast du dich verspielt. — Wirst du zurückgesetzt, so hast du den Vortheil, nicht dankbar sein zu müssen. Mit Annahme von Würden und Gütern verkauft man sich nur allzu häufig. Man verkauft sich um Genuss, Hoffnung und — Verzweiflung. — Stirbt ein Nachbar, so sagst du das ist Menschenlos; warum sagst du nicht dasselbe, wenn dein Geliebter stirbt? — Das Unglück ist nicht da, um ihm auszuweichen, sondern um es gelassen zu besiegen.

Du hütest deinen Leib vor der Gewalt anderer; warum setzest du ihnen dein Gemüth schutzlos aus, indem du dich nach ihren Launen erfreuen oder betrüben lässt? Mache dich wetterfest gegen willkürliche Einflüsse Fremder.

## Der Pfarrermutter in Kapellen.

Fast hundert Jahre trägst Du,
Du altes Mütterlein —
In Gottvertrau'n und Arbeit
Wob Dich das Leben ein.

Den Rosenkranz in Händen
Kniest Du im Betstuhl dort,
Und horchst auf Deines Sohnes
Geheiligt Gotteswort.

Im Feld noch schaffst Du rüstig,
Dein Aug' blickt hell und frei
Und gibt's wo frohe Hochzeit,
So bist auch Du dabei.

O selig, wessen Alter
So friedensvoll und rein —
Gott grüß' Dich und Gott schütz' Dich,
Du altes Mütterlein!

## Schneeflocken.

Schneeflocken hüllen so keusch und rein
Den ganzen Schmutz der Straße ein.

Die lärmende Stadt voll Hast und Qual —
Ein Märchen wird sie mit einemmal.

Und rußt es in Tiefen und flammt es heiß,
Nun deckt es der Schnee so still und weiß.

So schwindet unter beschneitem Haar
Was krause Jugend wild gebar.

Verträumt und friedlich in tiefster Brust
Ruht alle Thorheit von Lieb' und Lust.

Schneeflocken hüllen so weihnachtsrein
Den ganzen Schmutz des Lebens ein.

# Ein Geretteter.

An einem Spätherbstabende des vorigen Jahres kam an mich einer jener Briefe, wie sie täglich kommen: „Herr, ich habe Ihre Schriften gelesen, ich schließe aus denselben, dass Sie ein guter Mensch sind, Sie müssen mir helfen!“ — Und doch war dieser Brief wesentlich anders. Er kam aus der Schweiz, vom Gestade des Lago Maggiore und sein Absender war ein Mann von fünfundzwanzig Jahren, ein Berliner Kind, das in der Großstadt erkrankt und in einer Naturheilanstalt am Lago Maggiore wieder genesen war. „Nun bin ich gesund, aber arm und hilflos, alle Brücken hinter mir sind abgebrochen, ich weiß nicht, was aus mir werden soll. Ich habe Neigung zur Poesie, möchte literarisch schaffen. Meister, so komme ich zu Ihnen. Sie werden eine Dachkammer haben für mich, und mir das Wenige geben, was ich bedarf. Ich will bei Ihnen bleiben und Ihnen dienen wie ich kann: als Laufbote, als Schreiber, als Wärter, als Pfleger, wie ich Ihnen nützen kann. Nur in Ihrer Nähe will ich sein und Ihr Schüler will ich werden. Ich bin schon auf dem Wege zu Ihnen, ich vertraue auf Gott, dass Sie mich nicht zurückstoßen werden.“ Das der Inhalt des Schreibens und gezeichnet: Bruno Haucks.

Ich war nicht wenig erschrocken. Zu den hundert Drängern, die immer mehr mich umkreisen, meine Zeit zerfasern, meine Arbeitskraft zerstören, mein Herz zerreißen, weil man ihnen nicht helfen kann; zu dieser trostlosen unabsehbaren, geradezu aufreibenden Plage nun auch

zu thun, auch wenn die Menge darüber anders denkt, aber hüte dich, etwas aus Trotz gerade darum zu thun, weil es andere nicht wollen.

Sprich nicht viel von Grundsätzen, sondern handle nach solchen. Trinkest du nur Wasser, so sage nicht bei jedem Anlass: Ich trinke nur Wasser, denn sonst hebt der Fehler der Eitelkeit die Tugend der Enthaltsamkeit auf und die Leute lachen über dich.

Der Weise erwartet Nutzen oder Schaden nur von sich selbst. Er tadelt niemand, lobt niemand, beklagt sich über niemand und wenn andere ihm es thun, so bleibt er gleichgiltig. —

Das nun sind etliche Grundsätze des Stoikers, die den Weg bezeichnen, der zum Frieden des Herzens führt. Sie haben Ähnlichkeit mit der Lehre Christi, nur dass diese letzteren noch reiner und vollkommener ist. Nach dem Stoiker soll der Mensch alles, was aus sich zu machen ist, aus eigenem festen Willen, aus eigener Kraft machen. Das Christenthum verlangt noch mehr, weiß aber, dass der Mensch das aus sich allein nicht kann, und verheißt dem Strebenden die Gnade Gottes, wenn er an sie glaubt. Dieses Glauben an die Gnade mag der moderne Philosoph zehnmal Selbstsuggestion oder anders wie nennen — es bedeutet eine Kraft, die dem Ungläubigen in solcher Art nicht beschieden ist. Zum großen Theil aber gelingt es jedem, der das Verlangen hat, durch unsere angeführten Grundsätze dem Frieden des Herzens nahezukommen.

R.

---

## Neue Gedichte.

Von Sophie v. Khuenberg.

### Herbstfäden.

Herbstfäden nicken zum Fenster
Der kranken Frau herein,
Erzählen von ihres Sommers
Hinsterbendem Sonnenschein.

O letztes Leuchten und Prangen,
Wie machst du das Herz ihr weit
Und tief in ihr das Bangen:
Bald ist es Sterbenszeit!

### An meinen Dackel.

Verzeih' mir's, mein kleiner braver Hund,
War heut' nicht liebreich für dich,
Doch denk' daran, zu jeder Stund'
Sind sie hart und lieblos für mich.

Du lebst nur als Thier im engen Kreis,
Dein Hundeherz weiß es nicht,
Wie all mein Hoffen voll und heiß
In Trümmer zusammenbricht.

Deine Augen blicken so treu und gut,
Als könntest du mich versteh'n —
Ahnst du, mein Hund, wie weh das thut,
Wenn Menschen zugrunde geh'n?!

In trüber Stimmung schritt ich durch die Gassen;
Ich fühlte mich so einsam, so verlassen
Und neuen Muth wollt' ich im Freien holen.
Doch störte mich das laute Räderrollen,
Der Kinder ungestümes Lärmen, Tollen,
Ihr wildes Rennen und ihr lustig Johlen.

D'rum eilt ich schnell, bis ich aus dem Getümmel
Entflohen war und unter freiem Himmel
Alleine stand mit mir und meinem Leiden. —
Warum muss ich, g'rad ich so viel erdulden,
Was ist denn mein Vergehen, mein Verschulden,
Willst Du o Gott, an meiner Qual Dich weiden?!

Mir schien mein Leid das größte fast auf Erden;
Ich glaubte nicht, dass es noch gut könnt' werden
Und mich das Schicksal wieder wird versöhnen...
Da, auf dem Heimweg klingt's an meine Ohren
Wie Lerchensang, ganz leise und verloren;
Und lauschend gieng ich nach den holden Tönen.

Ich fand ein winzigkleines Drahtgebauer,
Vor einem Fenster hieng es, an der Mauer,
Dort war die Lerche, die so schön gesungen.
Von einer Sprosse sprang sie zu der zweiten,
Die kleine Sängerin die sonst im weiten,
Sonnigen Himmelsstrom sich aufgeschwungen.

Am Gitter schlug sie blutig sich die Schwingen
Und hörte doch nicht auf, ihr Lied zu singen,
So schön, wie einst in ihren Freiheitstagen.
Ich aber hab' gelernt in dieser Stunde,
Dass nie das Leid zu schwer, zu groß die Wunde
Es läßt sich alles in Geduld ertragen.

Bruno Haucks.

Also einen wirklichen Dichter hatte ich vor mir, einen jener auf Erden Heimatlosen, die nach innen so reich und nach außen oft so arm und verlassen sind. Mit Lyrik kann man wohl ein seliger Mensch sein, aber sich kein Stück Brot kaufen. Besonders, wenn der Verleger das Honorar erst nach dem abgesetzten ersten Tausend Exemplaren geben will. Wann sind von einem unbekannten Dichter, und wäre er noch so groß, je einmal tausend Exemplare verkauft? Und wann und wie soll ein Dichter bekannt werden, von dem nichts gekauft wird? Das sind die feindlichen Gegenfragen, an denen schon so viele deutsche Poeten verzweifelten. Am liebsten möchte mein Apollosohn jetzt bei einer Zeitung oder Zeitschrift ankommen. So kam's darauf an, ob er Prosa schreiben und als Darsteller naturwahr sein konnte. Ich stellte ihm eine Aufgabe. Er möge mir seine bisherigen Lebensschicksale schildern, besonders aber, wie er in der Großstadt gelebt hatte, erkrankt war, und auf welche Weise er gesundete. Aber nur recht einfach und nur das Thatsächliche, keine Redebilder, keine lyrischen Ergüsse — bloß so klar und unbefangen als möglich. Keine Wirklichkeit ist zu gering, um geschildert zu werden; wenn es mit der richtigen Anschaulichkeit geschieht, dann wird es Kunst. — Die eindringliche Lehre, nur recht unbefangen zu schreiben, mag einen jungen Schriftsteller wohl gerade befangen machen. In zwei Tagen hatte Bruno Haucks seine Darstellung fertig. Meine Befürchtung traf stellenweise etwas stark zu. Im Vordergrunde stand der Dichter, der lyrische, phantastische, wortselige Dichter. Doch als die zu üppigen Blüten gestutzt waren, trat doch das Thatsächliche so schlicht und deutlich hervor, daß man ein klares Bild von dem bisherigen Leben und Streben des jungen Mannes vor sich hatte. Ich theile den Aufsatz hier mit, theils als Stilprobe, größeren Theils aber, um das mannhafte Ringen zu zeigen, durch das hier eine Menschenseele dem Großstadtelende entkam, um in einfacher natürlicher Lebensweise zu Reinerem und Höherem sich heimzufinden.

noch dieser wildfremde Mensch. Was soll ich denn mit ihm anfangen? Ich bin ja bei weitem nicht so gut, als er glaubt. Sofort schrieb ich ihm zurück: „Kommen Sie nicht den weiten Weg zu mir, ich kann Ihnen in keiner Weise helfen. Ich bin überbürdet, ohne mir einen Gehilfen, bin krank, ohne mir einen Pfleger halten zu mögen. Ich bin mit tausend Anliegen belastet. Kommen Sie nicht!" — Es war zu spät. Schon an einem der nächsten Tage läutete er an meiner Thür. Da ich im Bette lag und kein lautes Wort sagen konnte, so sprach er zu dieser Stunde persönlich nicht vor, sondern begrüßte mich mit dem folgenden Gedichte:

Mich trieb ein heilig Sehnen nach der Kunst
Und nach der Freiheit fort aus meinen Kreisen,
Und kühn, vertrauend auf den großen Gott,
Mein Bündel schnürte ich und gieng auf Reisen.

Zwar schalt man mich; man hieß mich einen Thor,
Der einen Sperling aus der Hand gelassen,
Um, wie die Jugend leichtsinnig schon ist,
Nach einer Taube auf dem Dach zu fassen.

Was sollte mir der Sperling in der Hand!
Frei musst' ich haben meine beiden Hände,
Um dann emporzuklimmen, bis zum Ziel,
Die steilen, harten, kalten Felsenwände.

Der Weg ist schwer; gar oft schon war es mir,
Als ob ich in die Tiefe stürzen müsste,
Doch hat bisher das Schicksal mich bewahrt,
Wohl, weil mir einst die Kunst die Stirne küsste.

Nun bin ich hier; vom Wandern müd und matt!
Zu Dir komm' ich, Dich bittend, hilf mir weiter,
Ich weiß es ja, ein freundlich Wort von Dir
Macht meine zage Seele wieder heiter.

Zeig' mir die Richtung, die ich gehen soll,
Sei Du mein Meister, lass mich Schüler werden,
Damit auch ich der Menschheit helfen kann
Zu einer Neugeburt — zum Glück auf Erden!..

Bruno Haucks.

Und am nächsten Morgen stand er vor meinem Lager. Ein ernster junger Mensch, mit seinem großen sanften Auge, seinem jungsprossenden Bart, seinen wallenden blonden Locken ein Uhd'scher Christuskopf.

„Sie sind der Bruno Haucks", so redete ich ihn heiser an. „Sie kommen zu günstiger Zeit, denn mir mangelt die Stimme, um Sie so wüst auszanken zu können, als Sie's verdienen. Sie Unglücksmensch! Aus der Schweiz nach Graz, für nichts und wieder nichts. Ich kann Sie nicht brauchen, Sie sehen, wie es in meiner Wohnung drunter und drüber geht, ruhelos manchmal den ganzen Tag, dass ich mich selbst nimmer finden kann. Hätte ich ein Dachkämmerchen, so würde ich selbst hinaufflüchten, um den wilden Jägern zu entkommen, die alle von mir was haben wollen."

Er saß vor mir da und blickte mich mit betrübten, hilflosen Augen an. Nun, es ward weiter nicht viel gesprochen, er sollte sich in Gottesnamen einige Tage in Graz ausruhen. Während dieser Zeit bekam ich heraus, dass er ein Bändchen Gedichte hatte, die eben im Verlage C. v. Schmidtz zu Heimhausen (Baiern) gedruckt wurden. Ich las die Aushängebogen und war angenehm überrascht. Echte Gefühlsinnigkeit mit moderner Unbefangenheit gepaart, Natur- und Stimmungsbilder und Herzensoffenbarungen, denen man glauben muss. Eine Probe will ich geben:

haus, statt dass man mich hätte Bauer werden lassen. Da gieng nun ein Jahr nach dem anderen vorüber, ein Jahr nach dem anderen .... und schließlich hatte ich ganz vergessen, dass das Leben noch zu etwas anderem da ist, als es hinter vergitterten Comptoirfenstern zu ersticken.

Meine von Kindheit an blassen Wangen wurden noch blässer mit der Zeit, meine Kräfte geringer — ich merkte es kaum. Das geht so langsam, aber sicher; keinem fällt es auf. — Um wenigstens etwas vom Leben zu haben, machte ich es den andern nach, rauchte zum Gotterbarmen und trank ohne Durst, bis ich mir einbildete, dass dies etwas Schönes, Amüsantes, Männliches sei. Im Innersten meines Herzens aber schämte ich mich, denn in Wirklichkeit schmeckte es mir weder, noch gefiel es mir. — Das aber hielt ich für ein Zeichen von Unmännlichkeit, früher; — später glaubte ich darin den Beginn eines schweren Leidens sehen zu müssen. So fieng es an. Und heute bin ich froh darüber... Und einmal, an einem feuchten, stinkenden Nebeltag, brach ich an meinem Pult zusammen.

Der Chef des Handelshauses hatte gerade den Besuch seines Arztes; so wurde dieser gerufen. Er untersuchte mich im Privatcomptoir, in welches man mich gebracht hatte, und dann redete er mit dem Kaufherrn in flüsterndem Ton. Ich verstand etwas von „nur überanstrengt, ein paar Wochen Ruhe“.

So schickte man mich also nach Hause. Der Doctor rieth mir, bei diesem Wetter das Zimmer zu hüten, nicht viel zu lesen, aber zu schlafen so lange als möglich. Auch verordnete er eine nahrhafte Kost, delicate, saftige Fleischspeisen und gute Weine.

Als nach wochenlanger Mastcur meine Kräfte gleich Null waren, probierten sie es mit etwas anderem. Ich sollte täglich ein paar Stunden spazieren gehen. Also gieng ich spazieren. Vormittags eine Stunde, nachmittags eine Stunde. Das half etwas, aber noch nicht genug, trotzdem man mir nebenbei die kostspieligste Medicin verschrieb.

In diesen zwei Monaten fieng in mir eine Umwandlung an. Ich hatte Zeit genug zum Nachdenken. Zum erstenmale im Leben hatte ich Zeit! Und allerlei Fragen tauchten in mir auf. Und langsam wurde es mir klar, dass mein Leben bisher zwecklos, falsch, ja sogar eine Sünde gegen mich und andere gewesen. Ich habe in jener Zeit der Krankheit Betrachtungen angestellt, deren Resultat die Erkenntnis war. — Ich musste oft an den Tod denken. Sollte ich sterben — ohne gelebt zu haben? War mir das Leben nicht noch einfach alles schuldig? Unmöglich konnte doch der Zweck meines Daseins darin bestanden haben, eine mir im Grunde verhasste Arbeit zu thun, bei der ich krank wurde, welche mich zum Sklaven erniedrigte. Und meine Mitmenschen, die großen, großen Herden, die nicht denken, weil sie, wie ich, nie Zeit dazu finden?

## Die Geschichte meiner Wiedergeburt.

Ich bin ein Großstadtkind. Ich habe in der großen Hauptstadt des großen Deutschen Reiches gelebt, ein Vierteljahrhundert hindurch, ohne zu wissen, wie die Welt draußen aussieht, ohne ihre Schönheit zu ahnen. Weiter fort als eine Stunde von der Stadt kam ich nie! Und das auch nur sehr selten.

Manch kümmerliches, winziges Gehölz, wie man es wohl auch in der Nähe der Residenz findet, ja aber was ein wirklicher Wald ist — ich wusste es nicht! Aber ich sehnte mich nach ihm. Nach ihm und nach den Bergen, nach der Sonne und nach den Blumen. Denn die Sonne, die in den Berliner Straßen zu finden ist, und jene leuchtenden, belebenden, wohlthuenden Strahlen, die wir hier sehen und fühlen — das ist doch zweierlei. Und Blumen? — Ja, die habe ich gesehen, in den großen, prächtigen Läden, hinter den geschliffenen Spiegelscheiben; auf Draht waren sie gebunden, zu Sträußen gewunden und mit Papiermanschetten „geschmückt“!

Ich kann es gar nicht sagen, wie sehr ich mich nach Blumen gesehnt habe, in Berlin! . . . .

Wie ich aber die Knabenjahre hinter mir hatte und in das sogenannte Leben, das heißt in diesem Falle, in ein Handelshaus als Lehrling eintrat, wurde diese „überspannte Duselei“, wie einige mir Wohlgesinnte es nannten, noch stärker. Manchmal ertappte ich mich, mitunter aber auch einer meiner Vorgesetzten, dabei, dass ich traumverloren zum vergitterten Comptoirfenster hinaussah . . . . Schmeichelhaftes habe ich bei solchen Anlässen nicht zu hören bekommen. Es war eine schreckliche Zeit! Mich schüttelt's, wenn ich nur an sie denke.

Jeden Morgen um sieben Uhr musste ich zur Stelle sein. Abends um neun oder zehn Uhr war ich frei! Und diese ganze, lange Zeit hindurch musste ich öde Rechnungen schreiben, oder derlei Briefe verfassen, oder in den dicken Büchern Buchungen machen, die mich nichts angiengen. Dieweilen in mir die Sehnsucht schrie — nach dem Walde, den Bergen und der Sonne! Ich litt so sehr — ich glaube, eine Zeitlang trug ich mich mit Selbstmordgedanken! Ich war ja damals noch ein so dummer Junge . . . .

Schon als Kind liebte ich den Garten leidenschaftlich! Das war nämlich ein irdener Topf, in dem eine Epheuranke von meines Vaters Grab nicht wachsen wollte. Und doch habe ich sie gehegt und gepflegt, in die Sonne gerückt, die Blätter abgestäubt und die Erde begossen. Sie konnte aber nicht recht gedeihen. Sie nicht und ich auch nicht und ebensowenig die meisten anderen Großstadtkinder. Ja, und doch brachte man mich nach den Schuljahren in das große, dunkle, ernste Handels-

immer noch schwach und bleich. Das schoben nun meine Vorgesetzten auf die „verrückte Nahrung". Ich aber fühlte, wie wohl mir dabei wurde, und ließ sie reden. Bei dieser reizlosen Kost hatte ich natürlich auch kein Verlangen nach Bier und Tabak. Wie man nur so leben kann!

Aber ich war in dieser Zeit womöglich noch unglücklicher als früher, denn ich sah ja nun klar, dass ich mich losreißen musste von der ganzen, lügnerischen, gleißenden Cultur, dass ich keine Gemeinschaft mehr haben durfte mit denen, die sich gegen das Leben, gegen Gott versündigten. Was aber sollte ich thun? Ich war ja arm. Und wenn ich nicht den Tanz um das goldene Kalb mitmachte, hatte ich binnen kurzem nichts zu essen. Was ich damals gelitten habe! Wie ein Verbrecher kam ich mir vor. Ich kannte die Wahrheit und lebte in der Lüge weiter! So etwas rächt sich bald.

Kaum vier Monate hatte ich wieder zum größten Theil in dem niedrigen, staubigen, dunklen Comptoir zugebracht, da merkte ich, dass meine Kräfte mich aufs neue verließen. Und so sehr stand ich noch im Banne der sonst üblichen Lebensweise, dass ich selbst eine Zeitlang glaubte, meine fleischlose Kost trage an den nunmehrigen Krankheitserscheinungen die Schuld. Wenn einem immer wieder und immer wieder vorgeworfen wird: Du lebst falsch; lebe so wie alle anderen! dann wird man schließlich doch vom Zweifel gepackt. Also gieng der Kampf in mir von neuem los, heftiger wie je zuvor. Was mir den Kampf aber ganz besonders erschwerte, war der Gedanke an — meine Freunde.

Zwar lebte ich ziemlich zurückgezogen, schon aus dem Grunde, weil ich nach Schluss des Bureaus viel zu abgespannt und müde war, um gleich den anderen jeden Abend hinter dem Bierseidel oder am Billard zu verbringen. Mir war die Einsamkeit meiner vier Wände gewöhnlich lieber. Aber an bestimmten Abenden im Monate war ich doch zu Hause nicht zu treffen, denn als Ritter des „Parsifal-Ordens" musste ich viermal im Monat die „Ordenscapitel" mitmachen.

Ich will nicht mit der Schilderung dieses Treibens langweilen. Nur soviel: mir gefiel es im Anfang. Hier wurde zwar auch gekannegießert, getrunken (sogar sehr) und geraucht, aber das Milieu war doch ein anderes. Im Anfange reizte mich das geheimnisvolle Treiben des „Ordens", dann war ich stolz darauf, ihm anzugehören, denn er war in der Wahl seiner Mitglieder sehr strenge, und schließlich, als ich einsah, dass auch hier, wie überall Trinken die Hauptsache sei, da glaubte ich es meiner Jugend und meiner geistigen Entwicklung schuldig zu sein, nicht gar zu sehr wie ein Philister zu leben, sondern von Zeit zu Zeit mit den Fröhlichen fröhlich zu sein.

Ja, sogar nach meiner ersten, schweren Erkrankung besuchte ich den Orden wieder. Natürlich fühlte ich mich absolut nicht mehr behaglich, aber

Sie alle haben das gleiche Geschick zu erwarten. Sie werden sterben, wie ich — ohne gelebt zu haben ... In jenen Wochen begann ich mich nach dem Leben zu sehnen! Nach dem Leben, das ich nicht kannte — und nach der Liebe, die ich auch nicht kannte!

Stundenlang, während ich im Sessel lag, mit Decken bepackt, die Augen geschlossen, habe ich mich damit beschäftigt, es mir vorzustellen, wie es wohl sein müsse, wenn ich ganz gesund wäre, wenn ein junges, reines, schönes Mädchen mir zulächeln würde. Und immer sah ich dann einen großen, in warmen Sonnenschein getauchten Garten vor mir, in dem ich mich ergieng, Arm in Arm mit der Geliebten — — — dieweilen süße, liebliche Chöre die Luft durchzogen. So habe ich oft und gern geträumt von der „Insel der Seligen", von dem Paradiese, welches die Menschheit verloren hat. Und ich fragte mich — wodurch hat sie es verloren? ... Und wie kann sie es wieder erlangen? ....

Darüber habe ich in all den Wochen nachgedacht und, wie ich schon sagte, schließlich kam ich zur Erkenntnis. Zu der Erkenntnis nämlich, dass das wirkliche Leben mit dem Tode nichts gemein habe und dass doch keines der göttlichen zehn Gebote so oft von jedem übertreten wird — als das fünfte: Du sollst nicht tödten! Und ich erkannte, dass auf Erden nichts stattfand, als ein unaufhörliches entsetzliches Tödten! Jeder, ausnahmslos jeder Mensch betheiligt sich daran.

Nicht allein die Soldaten! Die Fabriksherren, die ihre Arbeiter zwingen, täglich stundenlang ihre Gesundheit zu opfern, die menschliche Gesellschaft, die es nicht verhindert, dass alljährlich Tausende verkommen, verderben und verhungern. — Alles tödtet! Christus ist gekommen und hat gesagt: Wisset Ihr nicht, dass geschrieben steht, Du sollst nicht tödten? Wir tödten die Menschen und wir tödten die Thiere. Wir trinken Thierblut und essen das Fleisch der getödteten Thiere! Wir sind Mörder!

Das erste, was ich nach dieser Erkenntnis that, war das Vermeiden des Fleischgenusses. Meine Freunde und Verwandten, meine gute alte Mutter, mein Arzt — alle glaubten, ich sei verrückt geworden. Ich war so elend und verschmähte die kräftigen Fleischbrühen, die leckeren Speisen! Alle fragten mich, ob ich mich denn mit Gewalt zugrunde richten wolle. Meine Nahrung bestand jetzt in der Hauptsache aus Obst und Nüssen, etwas Gemüse und Schrotbrot.

Unfasslich war es ihnen, dass ich auch die Medicin nicht mehr trank, den Arzt verabschiedete. Anstatt mich viel auszuruhen, gieng ich den ganzen Tag spazieren, badete häufig — und wurde auf diese Weise in einigen Wochen wieder arbeitsfähig. Wie man da in den Bureaus die Köpfe schüttelte, als ich nichts als Obst und wieder Obst und nur Obst zu mir nahm. Das könnte doch nicht gut sein! Von der langen Krankheit, oder vielmehr von dem jahrelangen falschen Leben war ich

dem Gasthause, das mir am einfachsten ausschaute, ein billiges Nachtquartier und am nächsten Morgen wanderte ich gestärkt und fröhlich weiter. In der ersten Zeit dachte ich oft, um diese Stunde hast du sonst in dem dumpfen Comptoir gesessen, jetzt bist du frei! Später aber verscheuchte ich jeden Gedanken an das hinter mir liegende elende Leben. Schon die Erinnerung daran war mir ekelhaft. Je weiter ich kam, je schöner es um mich her wurde, desto glücklicher fühlte ich mich. Ich fieng an, bisweilen kleine Wanderlieder zu singen, ich pflückte Frühlingsblumen und steckte sie an den Hut, ich unterhielt mich mit den Bauern, die mir begegneten, kurz — ich lebte auf.

Von meinen Erlebnissen auf diesen Reisen erzähle ich ein andermal genauer. Für heute möchte ich nur sagen können, was ich empfand, als ich endlich Berge vor mir hatte! Wie ich die Schlösser Hohenschwangau und Neu-Schwanstein sah, wie ich dann an den unbeschreiblich schönen, smaragdgrünen Bergseen stand, — ich, das kranke Kind der Weltstadt —, gebrüllt habe ich vor lauter Glück!

Seither war auch der letzte Schatten von meiner Seele gewichen. Wenn die Welt so schön ist, so wäre es ja Sünde, sich einsperren zu lassen in die Millionenstadt. Nein, lieber auf alles verzichten, was diese bietet, lieber unter freiem Himmel arbeiten wie ein gewöhnlicher Knecht, als um den zehnfachen Verdienst, um den hundertfachen meinetwegen, in den Klauen jenes Riesenungeheuers stecken. Und ich wusste nicht mal, dass ich noch viel Schöneres zu sehen bekommen sollte.

Ist mir das Wort „Knecht“ unterlaufen? Ich glaube. Nun, daran anknüpfend, ich trug mich mit dem Gedanken, einer zu werden. Nur wie es anzustellen, wusste ich nicht. Einstweilen kletterte ich in den Bergen herum, übernachtete in den Sennhütten und kam nach und nach immer tiefer in die wunderbare, freie Gebirgswelt hinein. Manchmal benutzte ich auch die Eisenbahn, meist aber wanderte ich. Ein ganz neues Leben öffnete sich mir. Ich kam aus dem Staunen und Genießen nicht heraus. Übrigens habe ich nicht immer eitel Sonnenschein gehabt und manchmal, wenn ich am Abend kein Wirtshaus fand oder den Weg verlor, oder aber, wenn es tagelang, ohne aufzuhören, regnete und ich Dörfer passierte, von denen eines immer schmutziger war als das andere, dann wurde mir manchmal etwas bange. Ich war noch allzusehr Stadtkind und wollte Bauer werden!

Sechs Wochen wanderte ich nun schon. Meine Gesundheit war bedeutend besser. Der St. Gotthard lag hinter mir; um Zürich hatte ich einen Bogen gemacht. Von den großen Städten wollte ich nichts wissen.

Eines schönen Tages lag ich am Ufer des Lago Maggiore und schwelgte. Aber trotz aller Schönheit hungerte mich, denn ich hatte einen

ich fand doch den Muth nicht, fortzubleiben — aus Furcht, von meinen Freunden und Ordensbrüdern ausgelacht zu werden.

Ich gieng also hin, wenn Sitzung angesagt war (dieselben begannen um zehn Uhr abends), rauchte zwar nicht mehr, trank auch nur wenig Wein, aber ich opferte doch mehr als die halbe Nacht und nahm Theil an dem Treiben, das ich mit meinen neuen Ansichten nicht vereinbaren konnte. Und also nahte eine neue Erkrankung.

„Das sind die Folgen Ihrer neuen Lebensweise, Ihrer falschen Ernährung", sagte man mir. „Trinken Sie mehr Wein und essen Sie kräftiges Fleisch, dann werden Sie auch wieder gesund." Und die so redeten, die waren ja selbst durch und durch krank, wie ihre gerötheten aufgedunsenen Gesichter, wie ihre nervöse Reizbarkeit, ihre Unmäßigkeit in allen Dingen bewiesen. Sollte es für mich wirklich keine Rettung geben? Schlaflos lag ich in der Nacht — und kämpfte.

Am andern Morgen schleppte ich mich mühsam zum Chef. Der machte erstaunte Augen, als er mich sah, wollte gleich wieder zum Arzt schicken, und versuchte, mir klar zu machen, dass ich doch „den Unsinn" (er meinte, die fleischlose Kost) aufgeben möchte. Ich aber sagte ihm, was ich auf dem Herzen hatte und eine Stunde darauf waren meine Beziehungen zu dem Handelshause gelöst. — Dann galt es noch, von meinen Freunden Abschied zu nehmen. Dazu aber, ich gestehe es offen, fehlte mir der Muth. Ich wollte mich nicht auslachen, oder, wie soeben, einen Narren schelten lassen. Übrigens war es mir an dem Tage noch völlig schleierhaft, wie ich in Zukunft mein Leben gestalten würde, zumal mehrfache Bemühungen meinerseits, auf einem größeren Gute eine Anstellung zu finden, erfolglos blieben. Und wenn ich verhungern muss, ich breche mit allem! Ich muss! Und ich habe es gethan.

Noch an demselben Tage kaufte ich mir einen Rucksack und einen Wanderstab und vierundzwanzig Stunden später saß ich im Eisenbahnzug. Ich mache zur Erholung eine kleine Ferienreise auf ein paar Wochen, hatte ich meiner erstaunten Mutter zur Erklärung gesagt. Zuerst fuhr ich nach München. Ich hätte ebensogut nach Hamburg oder Paris fahren können, denn einen Plan hatte ich ja nicht. Aber, warum weiß ich nicht, ich fuhr eben nach München.

Dort kam ich halbtodt an. Eine Woche ungefähr lag ich in einem kleinen Gasthause elendig darnieder. Dann machte ich mich auf die Wanderung. Ich hatte inzwischen den Entschluss gefasst, mir die Alpen anzusehen. Und ich wanderte. Im Anfang kam ich schwer vorwärts, aber mit jedem Tage wuchsen meine Kräfte.

In den Städten und Dörfern, die ich berührte, kaufte ich mir Brot und Obst und Nüsse ein und auf den Feldern, oder im Walde habe ich mit immer größerem Appetit geschmaust. Abends nahm ich in

kaufmännische Beruf gewesen, so viel Freude und Lust und Befriedigung fand ich bei diesem gesunden Handwerk.

Gar nicht beschreiben kann ich, welche Wonne es für mich war, in früher Morgenstunde, wenn der Thau noch auf jedem Grashälmchen blitzte, das Erdreich umzugraben. Mit vollen Zügen sog ich den frischen, kräftigen Erdgeruch ein und fühlte mich wohl und glücklich. Oder ich musste die Gemüsebeete begießen und das dazu erforderliche Wasser herbeitragen. Rechtschaffen müde bin ich da geworden, wenn der Tag bei solcher Thätigkeit vergieng wie im Fluge. Aber es war so eine gesunde Müdigkeit, die ich früher selbst bei der größten Anstrengung nicht kannte. Damals war ich nervös, überreizt, mürrisch geworden. Die Glieder wurden mir schlaff und Kopf und Brust schmerzten. Vor meinen Augen fiengen die Zahlen an zu tanzen. Das nannte ich müde sein. Und wenn ich mich dann niederlegte, fand ich keinen Schlaf. So damals. —

Und jetzt. — Jede Muskel thut mir weh von der ungewohnten Thätigkeit, aber der Kopf bleibt klar und das Herz fröhlich. Auf den Schlaf brauche ich nicht lange zu warten und wenn die Nacht vorüber ist, bin ich wieder frisch und gestärkt und gehe mit Freuden an die schöne, gesunde Arbeit.

So ist aus dem kranken Stadtmenschen ein gesunder Gärtnerbursche geworden.

Mit meinen ehemaligen Freunden und auch mit einigen meiner Verwandten bin ich so gut wie ganz auseinander. Sie wollen mit einem so überspannten Menschen nichts zu thun haben, schrieben sie mir, ich solle mich schämen, es nicht weiter gebracht zu haben, alle die guten Aussichten für die Zukunft hätte ich in unbegreiflichem Leichtsinn verscherzt und meine guten Lehren, eine natürlichere Lebensweise einzuschlagen, möchte ich gefälligst für mich behalten, ich würde sie doch nicht bekehren. — Auch gut! Ich bin nicht traurig darüber.

Ich glaube, ich habe nichts verloren, nur gewonnen. Zwar meine Hände sind härter wie früher, aber was schadet's! Ich gebrauche sie wenigstens nicht mehr zu einer Thätigkeit, die ich verachte und sie sind dienstbereit für jeden, der ihrer bedarf. — —

Ich habe das Leben lieb! Ich habe das Leben gern! Stolz und stark wandle ich unter der Sonne. An jedem Tage fühle ich mich freier und leichter, fühle ich, wie die Schlacken von mir abfallen, wie das Alte versinkt, wie ein neuer Mensch aus mir wird. Ich kenne keine Krankheit und keine Furcht vor dem Tode, wie einst. Ich kenne keine Verzweiflung in der Trübsal, denn ich kenne keine Trübsal mehr. Ich habe gefunden, was ich gesucht, ich habe mehr als das gefunden. Ich bin gerettet und bin glücklich geworden!

---

weiten Marsch hinter mir. Also öffnete ich den Rucksack und that mir an den Äpfeln und Feigen und Datteln gütlich. Ach, wie das schmeckte, dazu die köstliche Luft und der Sonnenschein und der große herrliche See, von prächtigen Bergen umschlossen .... ich war glücklich! Tritt plötzlich ein Herr an mich heran.

Ob ich ein Deutscher wäre? Und als ich ja sagte, ladet er sich bei mir zu Gast. Nun, ich hatte Vorrath, so sind wir denn beide satt geworden. Er erzählte mir, während wir unsern Hunger stillten, dass auch er ein großer Liebhaber von Früchten wäre und dass er weiter unten in Italien eine Besitzung hätte, jetzt auf Reisen sei, hier auf das Schiff warte, und so weiter. Ich hatte auch nichts zu verbergen, also ließ ich ihn ebenfalls in meine Karten sehen.

Klopfte er mir plötzlich auf die Schulter.

„Herr, ich habe Sie eigentlich für einen ganz gewöhnlichen Touristen gehalten, wenn Sie aber absolut in der Natur arbeiten wollen, ich wüsste schon was."

Das Ende vom Liede war, dass ich ihm fast um den Hals gefallen wäre, weil er mich an Ort und Stelle zum Gärtnergehilfen ernannte. Freie Kleidung, Wohnung, Essen und Trinken und monatlich fünfzehn Franken in bar.

So waren also meine ausschweifendsten Träume in Erfüllung gegangen!

Ich bin gleich mit ihm gefahren. Am Abend langten wir an. Unterwegs erzählte er mir, dass auf seiner großen Besitzung stets einige Familien ihren Sommeraufenthalt nehmen und er im übrigen eine Obst- und Blumenzucht habe. Er war nett und freundlich, ein Mann, den man gern haben muss. Als wir ankamen, war es schon Nacht und nicht mehr viel zu sehen. In aller Eile wurde in dem kleinen Steinhäuschen ein Lager aufgeschlagen, und ich war wieder unter Dach und Fach, ohne Sorge für die nächste Zukunft und glücklich, dass meine Wünsche in Erfüllung gegangen. Ich schlief, wie immer, seitdem ich die Stadt verlassen, köstlich. Um sechs Uhr in der Frühe brachte man mir Obst und Brot und Butter und frische, unaufgekochte Milch, wie ich sie mir nicht besser denken konnte, und als ich gegessen und getrunken, wurde ich zum Obergärtner geführt und es gieng an die Arbeit. In Hemdsärmeln, die Hosen hochgekrempelt, so habe ich meine neue Thätigkeit begonnen. Unkraut jäten, das war das erste, was ich lernte. Aber im Herzen war ich unbeschreiblich froh. Besonders geschickt habe ich mich in der ersten Zeit nicht gerade angestellt, war ich doch an keine körperliche Arbeit gewöhnt. Nach und nach aber habe ich gelernt, mit Spaten und Hacke und Harke, mit der Säge und der Gartenschere umzugehen, und so langweilig, so stumpfsinnig, so widerwärtig mir der

Wenn sie im ersten Frühsonnenschein die großaugigen Köpflein aus der Hausthür stecken und sich dann eins ums andere in die reine Gotteslust erheben, und wenn sie dann fliegen und kommen und wieder ziehen — je heißer der Tag, desto heißer, eifriger ihr Tagewerk — wer würde da nicht mit Interesse den kleinen Lüfteseglern nachschauen, wie sie im Äther kreisen und verschwinden? Und wer ein Bienlein sieht auf einer Blume, wer würde es nicht mit Liebe, mit inniger Freude betrachten, wie es sich auf der nickenden Blüte wiegt, wie es die Glieder im Blütenstaube badet und diesen Blütenstaub als duftige Gabe für die Heimkehr sammelt und wie es das Köstlichste aus dem Blumenherzen saugt, den süßen, reinen Honigseim?

Und die Blume, die das Bienlein heimgesucht, wird nicht welk und wird nicht krank, nein, sie blüht und duftet weiter, aber den Blütenstaub der Bäume und der Saaten trägt der kleine Gast zueinander und macht da fruchtbar, was sonst nicht fruchtbar war. So gibt es Segen, wo es nimmt, und segenbeladen kehrt es nach Haus.

Und wenn sie dann anfliegen, die kleinen Scharen, bei ihrem Heim, und wenn sie dann eilen, eins hurtiger wie das andere, um mit ihren weißen oder färbigen Blütenstaub-Höslein und dem Honig im Magerl hineinzukommen in das Reich, und wenn sie drinnen leben und weben in heiliger Eintracht und nimmermüdem Fleiß, wie würden wir sie nicht bewundern müssen?

Da geht alles klipp und klar wie in dem Zukunftsstaate der Menschen, von dem schwärmerische oder nicht schwärmerische, thatkräftige oder weichmüthige Seelen träumen.

Im Bienenstaate feiert niemand, da gilt das Wort: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen.“ In nimmermüdem Fleiß thut jedes seine Pflicht; wo eines zu bauen anfängt, baut das andere weiter, wo eines die Kämmerlein füllt, da legt das andere seine Habe dazu, und die Nachkommenschaft, die noch im Kinderbette ruht, wird von allen mit gleicher Umsicht und Liebe betreut.

Nur eine Persönlichkeit gibt es, die hoch über dem Volke steht, die Königin. Die ist hervorgegangen aus demselben Stamme wie die Arbeiter; aber ihre Wiege war anders gestaltet, ihre Pflege und Bestimmung von Kindheit auf eine feinere. Darum dient ihr das Volk als einer Herrin, darum hat sie einen Hofstaat um sich, der ihr huldigt. Verläßt sie das Reich, so zieht unmittelbar eine kleine Schar mit ihr, die nicht von ihr weicht, die an ihr hängt, mit ihr fliegt und fällt und dem übrigen, in seiner Verwaistheit rathlosen Volke den Aufenthalt seiner Königin verkündet.

Hat aber diese Königin die heiligsten Rechte und besitzt sie die bedingungslose Treue und Ergebenheit ihrer Unterthanen, so hat sie auch

So viel hat Bruno Haucks über seine Schicksale geschrieben. Dann freilich noch beigesetzt, wie es ihn endlich nicht bleiben ließ am italischen See und dass er ins deutsche Land zurückwollte, um seine Existenz neu zu begründen. Aber wie? Da sei ihm der steirische Waldpoet eingefallen, der „Apostel des ländlichen, naturgemäßen Lebens". So habe er sich ohne weiteres Bedenken rasch entschlossen und sei — ins ferne Graz gereist.

Ich habe den jungen Mann mit dem sanften Auge, dem hochgemuthen Herzen und dem starken Willen nicht von mir stoßen können und es ist jetzt mein Anliegen, ihn an passender Stelle unterzubringen, wo er seine arbeitsfrohe, bedürfnislose, so idealangelegte Natur ausleben könnte. Vorläufig ist er in einer Gemeindekanzlei untergebracht, wo er mit Fleiß und Ordnungsliebe recht brav arbeitet. Aber es stecken auch andere Talente in ihm. Ein gefälliger frischer Stil zum Schriftsteller ist hier schon zutage getreten, dann Phantasie und Innigkeit zum Dichten, gutes Verständnis und wirksame Vortragsweise zum Vorlesen und Sprechen und eine heimliche, heiße Liebe zum Theater. Ich glaube sicher, dass es für diesen begabten jungen Mann nach einer Richtung hin einen guten Weg geben wird. Wer es mit ihm versuchen will, bei mir ist er zu erfragen.

Im Vertrauen auf Gott und die Menschen darf ich wohl mit ihm sagen: Ein Geretteter! Peter Rosegger.

# Bienenheim und Honigseim.

Von **Rosa Fischer.**

## I.

Von außen ist es meist ein Holzkasten oder ein strohgeflochtener Korb mit einem Flugloch als Eingangsthür — ein Reich, von der Menschenhand geschaffen für ein vieltausendköpfiges Volk, so beiläufig, wie Gottvater oder die Natur die Länder schuf und gestaltete, innerhalb welcher nun die Menschen schalten und walten.

Und so schalten und walten auch die Bienlein in ihrem Heim, und erfahrene Leute behaupten, der Bienenstaat sei ein Musterstaat auch für die Menschen.

Ob dies wahr ist? In gar mancher Beziehung wohl. Man braucht gerade kein großer Imker zu sein, der jedes Herzensfältchen seiner Lieblinge und all ihre Sitten und Wünsche kennt. Aber schon mit etwas Theilnahme sie beobachtend, wird man den kleinen Geschöpfchen seine Bewunderung und Liebe nicht versagen können.

getödtet. Mancher freilich nimmt summend Reißaus, und alle Mühe war umsonst, summend kehrt der Brot- und Heimatlose doch wieder nach Haus zurück. Wieder beginnt der Kampf, und nach tagelanger aufreibender Mühe ist endlich das Reich von den Müßiggängern gereinigt.

Dann geht das Schaffen, das treue Leben und Weben wieder an. Alle leeren Felder, nämlich alle Rahmen werden angebaut und alle Kämmerchen, die Zellen, mit süßem, glänzendem Honig gefüllt. Ruh und Rast zur Sommerszeit gibt es für dieses Völklein nur, wenn wegen Überfüllung mit reicher Gottesgabe mehr kein Raum ist für Arbeitsfreude und neue Ernte. Dann erlahmt wohl auch der Bienenfleiß, dann lungern auch die sonst Nimmermüden thatlos zwischen den vollen Wänden herum.

Um diese Zeit aber kommt ein Höherer, der sozusagen dieses vieltausendköpfige Volk in seinen Händen hat, sein Herr und Eigenthümer — der Mensch. Der macht die Grenzen des Reiches auf und nimmt behutsam und wohlbedacht Stück um Stück der reichen süßen Ernte, den Bienenfleiß und -Preis heraus.

Sie wollen es nicht leiden. Wild aufbäumt sich die zahlreiche, bewaffnete Schar, und gar manches Bienlein sticht und gibt sein Leben für sein Volk, für sein Heiligthum. Der Mensch aber hat Mittel, die Erregten zu besänftigen. Er bläst Rauch über sie hin und in ihr Heim hinein; das macht sie ruhig, lullt sie in traumhaften Frieden, und nachgiebig lassen sie sich den größten Theil ihres Eigenthumes nehmen, ruhig und ergeben und mit nimmermüdem Fleiß beginnen sie dann wieder, die verlorenen Schätze durch neue zu ersetzen.

Nur wenn nicht „genommen“, sondern „geraubt“ wurde, wenn Unverstand oder Habgier, nicht Steuer und Abgabe, sondern die letzte Habe, das tägliche Brot dem Volke genommen, sein Heim verwüstet, seinen Frieden gestört hat, dann lehnt es sich in wilder Empörung gegen die Willkür auf.

Dann umschwärmen wohl erregte Scharen das Heim des Plünderers, dann singen sie wohl ein Lied, so furchtbar und laut, dass es dem Unbesonnenen das Herz im Leibe erschauern macht, ein Lied, das ihm, dem Unvernünftigen, so klingt, wie etwa der Weheschrei eines Menschenvolkes dem Kriegsherrn klingen mag, der dieses Volk getreten, geplündert, vernichtet hat.

Da wird's dann wohl auch dem Beherzten angst und bang, die furchtbare Anklage wird in ihm laut: „Was hab' ich angerichtet?“ Und mit Schrecken hört er das Wort: „Du hast dich versündigt an dem jungen Leben.“ Mit Schrecken und unendlicher Gewissenspein wird er sehen, wie junge, noch unflügge Kinder aus dem Bienenreiche gestoßen werden und zugrunde gehen, weil keine Nahrung für sie mehr reicht.

die heiligsten Pflichten gegenüber ihrem Volke. Von ihr hängt das Wohl und Wehe dieses ganzen Volkes ab; sie ist es, die für das Gedeihen der jungen Nachkommenschaft Sorge trägt, und wächst dieses junge Volk heran, und will es nicht mehr Raum haben für sich und die, die eher waren, dann hat die Herrscherin auch für einen Sprössling aus ihrem Geschlechte zu sorgen, ein Königskind, zu dem das junge Volk nun schwört, ihm angehört.

Und wenn es so weit ist, dann scheiden die Völker im Frieden voneinander. Eines wird sich ein neues Reich suchen, sich eine Heimstatt gründen, denn zwei Völker in einem Reich und zwei Herrscher thun nicht gut. Haben die Ausgezogenen aber Unglück auf ihrem Weg, kommen sie obdachlos wieder heim zu ihrem Reich, so werden ihnen die Zurückgebliebenen den Einzug nicht verwehren können. Nur eines ist ihnen nicht gestattet — ihre eigene Königin zu haben. Die muss unter kurzer Zeit wieder ziehen mit ihrem Volk, oder sie fällt unter den Stichen der gegnerischen Schar.

Hat ein Volk aber das Unglück, seine Königin zu verlieren, ohne eine rechtmäßige Nachfolgerin erwarten zu können, so zieht es sich aus seinem eigenen Stamme ein Arbeiterkind zur Königin heran. Ganz ohne Herrin gibt es kein Gedeihen für das Volk.

Wie aber, weilen nicht doch auch Müßiggänger in diesem Staate, solche, die sich für höher geboren betrachten und nicht schaffen, sondern nur genießen? Wohl, auch solche gibt es, aber ihre Herrlichkeit ist kurz.

Die Königin, sie braucht auch „Herren" in ihrem Staate zur Begründung und Sicherstellung seiner Größe, und geduldig tragen die Arbeitsbienen Honig ein, um die großen und genussüchtigen Patrone oder Drohnen ernähren zu können, aber nur so lange, als das Volk und die Königin sie braucht.

Auf einmal ist diese Zeit um. Die Kinderwiegen sind voll von Sprösslingen, die Vorrathskammern leer, die dicken Müßiggänger aber wollen genießen. Und auf das hin beginnt der Kampf. Ein Theil der Bienen fliegt unermüdlich aus und ein und bringt die süße Gottesgabe heim, ein anderer Theil aber übernimmt die mühsame Aufgabe, die Drohnen aus dem Stock zu schaffen. Eine mühselige Arbeit, denn die Nichtsthuer sind groß und gut genährt, doppelt so schwer wie die Arbeiter, aber sie sind auch wehrlos.

Geschaffen nur zum Müßiggang und Genießen, haben sie nicht gelernt, sich zur Wehr zu setzen. In die letzten Winkel, an die hinterste Wand flüchten sie, und wehrlos fallen sie endlich den Angreifern in die „Hände". Einer nach dem andern werden die Gesellen von ihren Schlupfwinkeln herunter geholt und unter unbändiger Mühe von den Arbeiterinnen ins Freie geschafft und draußen nach langem Kampfe überwältigt und

Honig und Honigseim, wie alt ist sie wohl, diese Lebenssüßigkeit? Schon in der Urzeit hat Gottvater den Israeliten versprochen, sie in das Land zu führen, wo Milch und Honig fließt; und als das Volk durch die Wüste gieng, da schmeckte ihm das Manna, das vom Himmel fiel, wie Honigbrot.

In der späteren alten Zeit brauten sich unsere Vorfahren aus Honig einen Meth, an dem sie sich berauschten, und unseren näheren Voreltern ist Honig und Meth auch nicht fremd geblieben.

Wer von uns aber hätte nicht auch Honig genascht und den süßen Kindertrank kennen gelernt, und wo wäre wohl das Dirndl, das nicht mit einem „Kranzlmeth" zu Frohnleichnam bewirtet oder in scherzhafter Rede damit geneckt worden wäre?

Aber abgesehen von dieser Beliebtheit der süßen Gottesgabe, hat man wohl auch schon lange den Wert des Honigs als Heilmittel schätzen gelernt. So gab uns unser Mütterlein, wenn wir Halsweh hatten, Honig mit Schießpulver verrührt zum Einnehmen. Vielleicht nun hätte Honig allein auch geholfen oder mit fein pulverisierter Kohle vermischt, gute Dienste geleistet, da die Kohle die Eigenschaft hat, Krankheitskeime zu zerstören; aber auch das Mittel, wie es die Mutter gab, half.

Ein anderes Volksheilmittel ist das „Honigteigerl" für schwürige Wunden und zum „Zeitigen" [1]) von noch festen, schmerzenden Geschwüren nämlich ein weicher Teig von Honig und Mehl.

Ebenso bewährt hat sich Honig als wunderbar reinigendes, lindes Heilmittel bei heftigem, wundenreichem Fußleiden, und ungezählt sind wohl die Fälle, wo Honig bei Brust- und Magenleiden Hilfe brachte. Selbst da, wo wegen heftiger Halsentzündung das Schlucken zuviel Schmerz bereitet, wirkt der Honig noch, verdünnt mit Milch oder äußerlich auf die schmerzenden Stellen gelegt, lindernd und heilend.

Wo er sonst noch überall helfen mag, das werden die einzelnen Menschen wissen und mag die Erfahrung lehren; aber dass das Volk an die Heilkraft des Honigs glaubt, ist gewiss und auch ganz natürlich. Tragen ja doch die Bienlein aus Blütenstaub und Blütensaft das Heilsamste zusammen, was die Natur geben kann, fliegen sie ja doch niemals zu einer Pflanze, die schädlich ist, zu keinem Nachtschatten und zu keiner Giftblume, und fällt zudem noch die Haupttracht, die reichste Honigernte in eine Zeit, in der nach dem Volksglauben jedes Kräutlein doppelte Heilkraft hat — im Frühjahr vor Sonnenwende — im Herbst zwischen den Frauentagen.

Aber abgesehen von dem Vertrauen, das man dem Honig als Naturheilmittel ja gerne entgegenbringt, hat er wohl auch sonst noch großen Wert, nämlich als Nahrungsmittel.

---

[1]) Reif machen.

Solch erschütternde Gefühle können einen Anfänger schon beschleichen am Bienenstand, und Gott danken wird man, wenn nach diesem Unverstand das Wetter schön ist, wenn die Bienen wieder eintragen können und schließlich wieder zu ihrem Frieden zurückkehren.

Aber dann, dann ist es auch wieder so schön, so lieb und so gut, die Bienen bei ihrem Leben und Weben beobachten zu können, — zu sehen, wie sie arbeiten, und zu sehen, wie sie nach vollbrachtem Tagewerk am Sommerabend oftmals in großer Zahl bis vor die Pforte hinaus rasten und wie sie alle, alle noch das Köpflein nach ihrem Heime wenden und mit fächelnden Flügelchen — beten.

Und wenn sie dann zur Ruhe gehen, und die Stille liegt drinnen und draußen, und es kommt darauf jemand und nestelt am Bienenstock — rührend ist es, wie dann alsogleich einige kleine Persönchen die rundaugigen Köpflein aus der Hausthür stecken — die treuen Wächter, die bestellt sind, zum Schutze ihrer Heimat in dunkler Nacht.

Und wenn's sein muss, wenn Gefahr ihnen droht, dann stoßen sie einen Hilferuf aus und überfallen als getreue Vorposten den vermeintlichen Feind. Sie stoßen ihm ihren Stachel ins Fleisch und geben auf diese Art das Leben für ihr Volk.

So geht es im Bienenheim. — Die Menschen aber erzählen, die Bienen habe der Heiland aus seiner Hand geschnitten und es sei große Sünde, eines der kleinen Thierchen wissentlich zu tödten. Ebenso sagt das Volk, dort, wo man Bienenvölker der Ausbeutung von Wachs und Honig wegen erstickt, vernichtet, dort fliehe das Glück — und wenn in einem Hause jemand stirbt, so müsse man alle Bienenstöcke heben, sonst gehen sie ein.

Das sind Volkssagen, über deren Wahrheit gestritten werden kann; wahr aber ist es, dass die Bienen allen Menschen etwas bringen.

Sie werden die Patriarchalischen, die Frommen erfreuen; denn sie arbeiten und beten und sind wachsam dabei. Sie werden mit den Socialisten stimmen; denn sie leben in Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Sie haben sogar von den Übermenschen etwas, denn sie leiden keine Armen und Mühseligen, werfen die Verunglückten und Krüppel hinaus; vor allem aber halten sie es mit den Frauenrechtsvertheidigern, denn ihre Herrschaft führt ein Weib, die Königin.

So geben sie allen Parteien ihr Theil, über diesen Theilen aber allen Menschen eine köstliche, gemeinschaftliche Gabe, von der es wohl heißen mag: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen", Honig und Wachs — das Wachs, mit dem gläubige Gemüther Weihlichter brennen, den Honig, der bestimmt ist, das Leben zu versüßen und Leiden zu lindern, zu heilen.

---

# Strafpredigt eines Tiroler Dorfpfarrers.

Mitgetheilt von Franz Goldhann.

Nachfolgende Predigt, welche im Jahre 1836 von einem Curaten zu Kappel im Paznaunerthale (Tirol) gehalten wurde, ist durch Zufall in meine Hände gekommen. Das Schriftstück dürfte interessieren, weshalb es weiteren Kreisen zugänglich gemacht sei.

Die derbe Art und Weise, wie der Seelenhirte vor 67 Jahren mit seinen Schäflein zu verkehren pflegte, ist auch heute noch in manchen Gebieten unserer Alpen gang und gäbe, weshalb diese Predigt ebensogut als „ein Stück Zeitbild“ angesehen werden kann.

## Eingang.

Im heutigen Evangelium ermahnt und befiehlt uns Christus der Herr: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist.“ Ja freilich wohl. Jedem gehört das Seinige. Aber bei diesen Worten des Erlösers fällt mir noch etwas anderes ein und ich glaube gar, es ist ein Einspruch des heiligen Geistes. Jedem gehört das Seinige, mithin auch den Kapplern und Paznaunern das Ihrige. Gib dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist und den Kapplern was der Kappler ist. — Ja, was ist und was gehört denn den Kapplern? Heute eine tüchtige Strafpredigt! Aber wie? Wo bin ich denn heut? Bin ich wohl in Paznaun? Bei der Kappel? Ich zweifle. Mir kommt alles so spanisch vor. Bin ich vielleicht in einer großen Hauptstadt? Bin ich vielleicht in London oder Potsdam, in Prag oder Amsterdam, in Glarus oder Berlin, in Paris oder Wien? Sapperlot, wo bin ich? Ich sehe einmal heute lauter Herren, und zwar flott und nobel gekleidete Herren vor mir, dass mir da heroben auf der Kanzel völlig vor lauter Respect und Ehrfurcht der Schnaggler kommt. Aber sagt mir doch: Wer sind denn diese schön und nobel aufgeputzten Herren? Ach so! Jetzt kenne ich einige davon, es sind doch Kappler, und zwar eingefleischte Paznaunerklötz. Doch beileibe, sei hübsch höflich, sie nennen sich jetzt im Winter Herren, sie sind Herr Maurer, Herr Steinmetz, Herr Malterrührer. Aber Herren sind sie bloß im Winter. — Im Langes (Frühling) gehen sie Drahtziehen, Schnallendrucken, Thürklopfen, zu deutsch: betteln. Und nachher im Sommer? Da sind sie gesteckt voll Läuse!

Also sehet, diese nobel hergeputzten, jetzt andächtig in der Kappler Kirche Versammelten, sind: 1. Winterherren, 2. Langesbettler, 3. Sommerläuser. Und wie denn das? Es wäre wohl recht gut, wenn ich es einmal diesen Herren recht von der Brust weg sagen könnte, wie sie beschaffen sind. Ich will es probieren.

Im Namen Jesus und Maria.

Da hat in der von Heinrich Sohnrey in Berlin herausgegebenen „Deutschen Dorfzeitung" Dr. med. O. Erhard in einem Aufsatz: „Die Bedeutung des Honigs für die Ernährung des Menschen" darauf hingewiesen, daſs Honig um willen seines großen Nährwertes billiger ist als Rindfleisch und Milch. Der Verfasser legte klar, daſs Honig eine überaus große Menge Zuckergehalt besitzt, und daſs Zucker, von dem beim Genusse ein überwiegender Theil direct ins Blut übergeht, die Eigenschaft besitzt, unmittelbar belebend und erfrischend zu wirken, was man bei ermatteten Soldaten erprobt habe.

Auf all das hin gab der Verfasser insbesonders den Rath, Kindern Milch und Honig und Schwarzbrot zu geben, sagte aber zugleich auch, man möge aber ja nur reinen Honig direct beim Imker kaufen.

Und mit all dem hatte er recht. Honig, der ja infolge des Schleuderns und sonstiger reicher Fortschritte auf dem Gebiete der Bienenzucht heute doppelt so reichlich fließt als ehedem, dürfte bestimmt sein, zu einem Volksnahrungsmittel emporzusteigen wie das Obst.

Honigwein, aus Honig und Wasser bereitet und gegohren, soll ein wunderbares Getränk sein, und auch einen Honig-Liqueur wissen Fachleute herzustellen. Aber schon Honig mit warmem Wasser gibt einen Thee, der es wert wäre, Punsch und Schnaps zu vertreiben; und Honig mit Milch, und wäre sie stark gewässert, ersetzt den Kaffee, ja überflügelt ihn.

Honig hat die Eigenschaft, das Blut zu erwärmen, und Honig hat die Gutheit, den Hunger zu stillen. Darum in der Stadt, wo die Milch zu wenig und zu theuer ist, und so oft und oft der Alkohol sein verderblich Wesen treibt, soll der Honig eingebürgert werden; und draußen auf dem Lande, wo so oft der Zucker unerschwinglich scheint, mag wieder der Honig angesiedelt sein, der Honig, der das Leben versüßt.

Imker gibt es ja und wird es wieder geben, Imker von Beruf und solche, die ihre kurzen Mußestunden am Bienenstande verbringen. Ob schlichte Bauern, ob Gelehrte, sie alle, die als Bienenväter walten, haben einen guten Theil erwählt; strömt ihnen ja doch Freude und Friede aus dem Bienenheim.

Die übrigen Menschenkinder aber, mögen sie den anderen guten Theil mitgenießen, den süßen Honigseim, und möchten alle davon werden fleißig wie die Bienen und frisch wie Frühlingsblüten.

Kirchenmaus; denn ihr Herr Sohn habe seinen in der Fremde verdienten Lohn an die Kleider gehängt! Ja freilich, so machen es die unbesonnenen Menschen. Sie lassen ihre Eltern zu Hause am Hungertuche zappeln und sie selber machen um 10.000 fl. Wind. O, elende Winterherren, wie könnt Ihr Euere Eltern, denen Ihr nach Gott Leben und Dasein und alles zu verdanken habt, Noth leiden lassen? Aber nur Geduld. Euere Kinder werden es auch Euch einmal um kein Haar besser machen und Euch anstatt Brot und Fleisch Hobelscheiten in die Suppe brocken. — Schau, schau. Da kommt wieder einer gesprungen ins Wirtshaus. „Herr Wirt", sagt dieser, „haben Sie Champagner, Burgunder-Wein? Ich habe sehr großen Durst." Ja, ja, er hat freilich sehr großen Durst, aber sehr kleinen Verstand, weil der Herr da im einfältigen, armen Paznaun solche ausländische Weine begehrt. „Ich habe in meinem Wirtshaus nur Schabserwein, aber der ist auch gut genug für Dich, trink' nur, er ist natursüß!" Also, jetzt trinkt er natursüßen Schabserwein. Wie er aber einen anderen Kameraden auch damit aufwarten will und dieser sagt: „Willkommen Bruder! Geh, bring' mir's!" da macht doch dieser eine gar vornehme Murfel und spricht: „Ich sehe Du trinkst bloß Tirolerwein, da kann ich Dir nicht Bescheid thun, denn ich bin gewohnt, nur ausländische Weine zu trinken!" — O, du Prahlhans! Warte ein wenig, im Langes trinkst Du gewiss eine Halbe saurer Rührmilch.

Ein anderer fängt an, er müsse gleich gehen, denn es wäre an drei Orten Musik und er wolle sein Mädchen auf den Tanz führen. Ja, ja, führe sie nur auf den Tanz, der Teufel geigt dabei auf und die ganze Hölle schlägt dazu den Takt. Warte nur, verliebter Kürbisschädel! Der Teufel wird Dich und Dein Mädchen schon auf einen anderen Tanz führen. Da geht dann der Walzer über feurige Kohlen! — Aber Apropos! Was hast Du Deinem Mädchen Schönes aus der Fremde gebracht? „Ich", sagt derselbe, „ich habe ihr ein achtzehnlöthiges goldenes Ringel gekauft, es kostet drei Louisdor, dies wäre 33 fl. unsriges Geld." Vortrefflich. Aber Dir selber wirst wohl auch ein Ringel gekauft haben, denn nichts thäte einem solchen Maulaffen besser als das Ringeln. Was hast Du Deinem Mädchen gebracht? „Ich habe ihm ein seidenes Regendach um 9 fl. 48 kr. in Paris gekauft." „Geh, marschier' Dich", sagt ein anderer, „mit Deinem Regendach; das ist gar ein hundsgemeines Liebeshonorar, das kannst einem alten Weib verehren. Hör' nur! Ich habe meinem Mädel ein schönes Parasol gekauft." Was? Was? Parasol? Das versteh ich nicht, was ein Parasol für ein Ding oder Thier ist. Doch passt auf, ich habe ein krautwelsches Aufschlagbuch bei mir, drin will ich sehen, was ein Parasol ist. Aha! Jetzt hab' ich's; das ist ein Sonnenschirm. Freilich braucht das Mädchen einen Sonnenschirm, wenn sie mit dem Mistkorb in dem kurrigen Acker Mist auftragt.

# Fortgang.

## I.

Um darzuthun, dass die Paznauner, respective Kappler im Winter Herren sein, braucht's keine großen Studien und Mühe. Sie nennen sich ja selbst Herren und wollen von jedermann Herren tituliert sein. Da heißt es: Herr Sepp — Antoni, haben Sie die Güte, helfen Sie mir das Häusl ausraggeln! Herr Hans Jörg, haben Sie die Gewogenheit, thun Sie mir diese Laus fort. Ja freilich wohl, Herren, lauter Herren. Ein schöner Titel ohne Mittel! Ich habe schon gesehen, wie ein welscher Affentreiber seine Affen mit einem Herrenfrack gekleidet hat, aber dessen ungeachtet sind sie dennoch leibhaftige Affen geblieben. Und so mögen sich auch die Kappler meinetwegen wie der türkische Mufti und der Kaiser von Krähwinkel kleiden, deswegen sind und bleiben sie doch Handlanger, Maurer und Malterrührer. Möchte doch vor Lachen den Bauch halten. Wenn sie ins Wirtshaus hineinkommen, da streichen sie mit beiden Händen ihr Haar, dass sie werden wie ein Pudelhund. Sie haben ein Stöcklein in der Hand und klopfen mit demselben auf ihre gewichsten Stiefel, dass man lauter Barone, Reichsgrafen und Ordensritter vom blauen Hosenband vor sich zu haben meint. Los! Los! Jetzt fangen sie zu discurieren an: „Parlez-vous di française?“ „Oui si parle française.“ Schau, schau, der spricht gar französisch, wie eine Kuh im Stalle chinesisch. Ist der Herr etwa in einen französischen D . . . . getreten, dass er so pappeln und paven kann? Nein! Wo werden denn diese Herren die wahre französische Sprache hernehmen? In der welschen Schweiz? Da ist es nicht möglich, eine so feine Sprache zu lernen, wie Ihr sprecht; dort spricht man nur schlecht und gebrochen französisch und größtentheils gar nur romauntisch und tschurtschisch. Wenn man aber sie frägt, wo sie im letzten Sommer gearbeitet haben, so sagen sie gleich: Ich war in Paris! Und ich war in Lyon! Und ich war gar in Besançon; ich weiß selbst nicht, wo sie mit dem Maul überall gewesen sind. Aha! Da kommt wieder einer gesprungen ins Wirtshaus herein! Sapperlot, dies muss wohl gar ein geborener Reichsgraf sein, denn er hat einen Seidenhut, einen ganz feinen Spitzelfrack vom feinsten Tuche, ein seidenes Gilet, gewichste Stiefel. Aus den langen Beinkleidern gehen die Füße wie zwei Stecken heraus, und im steifen Cravatl steckt wie ein Kürbiskopf das ehrwürdige Haupt. Auch hat er eine mit Silber beschlagene Tabaksdose und an einer goldenen Kette hängt eine dreigehäusige Repetieruhr! Sappermost! Dieser Herr muss von Haus aus ein reicher Millionär sein! Aber nein, es ist nicht so. Seine Frau Mutter, Madame Marie, ist erst gestern beim Nachbar gewesen, um Erdäpfel zu betteln, und sie hat sich beklagt, sie sei so arm wie eine

schmeißfliegen um die Ohren! Da klopft's viel hundertmal an die Stubenthür — herein! Wer ist draußen? Ach! Sapperlot! Was bekomme ich heute für eine vornehme Visite?

Da steht ein vollständiger Galantmann, der vornehmste Herr, vor mir. Ich weiß nicht, wie tief ich mich vor ihm verneigen, wie viele Schritte ich zurückweichen, wie viele Kratzfüße ich ihm machen müsse; vielleicht verlangt er gar einen Handkuss! Ach nein! weit davon, er bettelt nur um einen Zehrpfennig. Was, dieser galante Geck will betteln? Ich habe geglaubt, er habe die Säcke voll Geld. Jawohl, voll Geld! Die Katze hat er im Sack.

Im Winter ist er schwerem Müßiggang obgelegen und fürs Faulenzen zahlt ihm kein Mensch etwas. Gut essen, nicht übel trinken, viel spielen, aber wenig beten. — Das ist die Legende und Lebensgeschichte dieser sauberen Neumodi-Heiligen. Doch sei still! Schrei nicht so laut! Da kommt eine vornehme Frau auf Visite! Sie läutet schon an der Hausglocke. Aber wie geräth denn eine so vornehme Dame in unser armes Patznaunerthal herein? Das verstehe ich nicht! Sie ist ganz französisch gekleidet, in der einen Hand ein Parasol, in der anderen eine Handschatulle, um den Hals eine goldene Kette, auf dem Kopf einen Gugu-hut. Die kommt gewiss aus dem tiefsten Frankreich heraus, um unsere Naturwildschönheiten in Kappel anzuschauen und anzustaunen. Ha! jetzt fass Dich zusammen, sei höflich, jetzt heißt's französisch sprechen. „Ah! Mademoiselle! Comment vous portez-vous? Je suis charmé de vous voir?" Hört! jetzt antwortet sie. „Ja, wie reden Sie heut, Herr Curat? Ich kann ja nicht wellisch, oder ich glaube, das ist gar französisch." „Ja, wie, Du bist ja ganz französisch gekleidet? Kommst Du nicht aus Paris?" „Ach nein", sagt sie, „kennen Sie mich nicht? Ich bin ja von Kappel, die Tochter von der Dreck-Lena." „So, also eine leibhaftige Kapplerin und so pfauenmäßig aufgeputzt? Hast Du die Lotterie gesprengt? Sonst könntest Du nicht so nobel aufziehen, oder eine reiche Erbschaft?" „Ja, wär' wohl gut, wenn ich einmal reich erben könnte, dann dürfte ich auch nicht betteln gehen! Ich habe heute den ganzen Tag nichts Warmes gegessen und gestern so ein winziges Schüsselchen voll Suppe, dass die Suppe nicht einmal einer hineingefallenen Fliege bis an die Waden gereicht ist. Ich bitte also gar schön um ein Almosen."

Also diese noble Kapplerin geht betteln. Ja, freilich kommt es so weit mit ihren vornehmen weiten Ärmeln und mit ihrer Kleiderpracht, dass die Kappler Weiberleut alle betteln gehen müssen und dass ihnen diese weiten Ärmel oder Schleppsäcke als Bettelsäcke dienen müssen. Ihr seid also Langesbettler und wenn's im Sommer warm wird, geht es Euch halt auch wie den anderen Bettlern: Sie kriegen gern Läus', und dann seid Ihr Sommer-Läuser.

Dann kann sie den Sonnenschirm über den Mistkorb heben, damit der Mist nicht so fest austrocknet, sondern hübsch fein saftig und g'schmachig bleibt. O, Thorheiten; merkt Ihr's noch nicht, dass Euch bald statt der Haare lauter Stroh beim Kopf herauswächst? Doch Eurer Thorheiten ist noch kein Ende. O, Sapperment! Da springt wieder ein galanter Herr vorbei. Da heißt's: „Herr Collega wohin?" „Ich gehe", sagt er, „zu meinem Mariele, ich hab' ihr aus Poitiers ein Paar seidene Handschuhe gebracht. Sie sind aber sehr theuer, sie kosten 3 fl. 28 kr. Münz." Ja recht, Du hast wohlgethan, dass Du dem Mariele seidene Handschuhe sogar aus Poitiers gebracht hast, denn sie möchte sonst ihre Hand beschmutzen, wenn sie Erdäpfel schält oder Hennen greift, oder den Schweinstall ausmistet. Zu dieser Arbeit braucht man freilich seidene Handschuhe. Lümmel! Hättest Du ihr eine blaue Pelzkappe gekauft, wie hier gebräuchlich ist, diese wäre gescheiter gewesen, und wäre wohlfeiler gekommen. „Was wohlfeiler, wer wohlfeiler?" fragt dieser Herr jetzt voll Zorn, ich schau' ein paar Gulden Geld nicht an. Ich vermag's. Ich habe gerade das letzte Jahr einen sehr guten und respectablen Sommer gehabt und habe täglich 5 Frank bekommen." Weißt Du auch, dass 5 Frank 2 fl. 20 kr. sind, was unmöglich zu verdienen ist, denn Du bist ja nur ein elender Steinklocker und Malterbua. Mir scheint, Du lügst gar nie — außer wenn Du sprichst. Ja, ja, ich bin überzeugt, dass diese Herren nach Ungnade ratschen und prahlen und lügen. Wenn sie von der Fremde heimkommen und in eine Stube hineintreten, öffnet nur Thür und Fenster, damit die Lügen gleich wieder hinauskommen und keinen ungesunden Geruch und Dunst im Hause zurücklassen. — Also, meine lieben Herren, habt Ihr fertig gelogen? Alsdann will ich weiter fahren, Euch die Wahrheit zu sagen und Euch beweisen, dass Ihr galante Winterherren Langesbettler seid.

## II.

Doch, das wird niemanden wundern und auch dem Einfältigsten einleuchten, dass Ihr im Langes Bettler, lauter Bettler sein müsset. Man darf ja nur in Betracht ziehen, dass Ihr in der Fremde nicht viel verdient und doch im Winter mit einem kleinen Geldbeutel den großen Herren spielt. Das passt wie eine Faust auf das Auge und thut nicht gut.

Wenn sie daher im Langes wieder in die Ferne wandern, mögen sie keck statt ihres Spaziersteckens den Bettelstab in die Hand nehmen, denn in ihrem Geldbeutel haben sich lange schon die Spinnen angelegt. Ja, ich glaube, dass manche gar keinen Geldbeutel mehr haben, denn sie haben das Geld sammt dem Beutel dem Wirte in Versatz gegeben. Schon bevor sie im Langes einen Fuß aus dem Thale setzen, müssen sie zum Bettel ihre Zuflucht nehmen und sumsen allen ehrlichen Leuten wie Ge-

## Schluss.

Nun, liebe Christen! Zum Schlusse weiß ich nicht, ob ich etwa, bevor ich von der Kanzel herabsteige, Euch Paznauner Herren und Damen werde um Verzeihung bitten müssen, dass ich heute die Wahrheit nicht ein wenig wie eine bittere Mandel überzuckert, sondern ganz nackt und glatt, deutsch unter das Gesicht gesagt und Euch so harte Pillen habe verschlucken lassen.

Doch nein! Um Verzeihung bitte ich Euch nicht. Ihr wisst ja, dass ich überhaupt kein Höflichkeitsprofessor bin und mich aufs Schmeicheln und Schweifwedeln nicht verlegt habe. Ihr wisst es auch und kennt mich schon von vielen Jahren her, dass ich's mit allen immer gut meine und nur Euer Bestes will. Wenn ich etwa höchstens einen Fingerhut oder Kaffeelöffel voll zuviel Essig und Salz zu dieser geistlichen Sauce heute genommen habe, und mich sonst schärferer Ausdrücke bediente, so geschah dies einfach aus der Ursache, weil ich fürchtete, manche aus uns könnten dem Geiste nach übelhörig sein und über ihre Herzen neun Häute der Verblendung haben. Also statt um Verzeihung bitte ich um etwas anderes.

O meine lieben Schäflein! Folget der Stimme Eures gutmeinenden Hirten, bekehret Euch zu Gott aus ganzem Herzen, leget ab das fluchwürdige Laster des Stolzes und der Eitelkeit. Kleidet Euch nach Eurem Stand und Vermögen, Ihr wisst wohl selbst, was es in Kappel leiden mag. Überlegt alle meine Worte, ich habe es mit Euch nur gut gemeint und bin auch künftighin, so lange es Gott will, Euer Curat und Seelenhirt. Wenn ich mich auch heute ein wenig vergaloppiert habe, das schadet Euch nicht. Sehet, ich möchte Euch nur alle im Himmel haben. Ihr wisset aber wohl, dass es den Lucifer und seine Engel im Himmel nicht gelitten hat, nachdem sie einmal stolz und hoffärtig geworden sind. Und so hättet Ihr keinen Anspruch auf den Himmel, wenn Ihr Eure Hoffart und Kleiderpracht nicht ablegt. Also lasst uns heute anfangen, uns mit dem Kleide der Demuth und Buße anzuthun, damit uns einstens der Herr mit dem Kleide der Herrlichkeit bekleide.

O meine lieben Schäflein! Es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, so werdet Ihr mich auf dem Sterbebette in den letzten Zügen daliegen und die letzten harten Schnaufer machen sehen. O, wie weit leichter könnte ich dann Athem ziehen und getrost sein, wenn ich noch also zu Gott beten könnte: „Herr, von denen, die Du mir anvertraut hast, ist keines verloren gegangen."

Folget also meiner Ermahnung, damit wir einstens vor Gottes Gericht einander wieder fröhlich sehen und wie hier auf der Erde so auch im Himmel ewig beieinander sein können. Amen!

# III.

Daſs Ihr im Sommer draußen in der weiten Ferne voll Läuſe werdet, das will ich Euch gar nicht verargen, es kann auch nicht anders ſein. Wenn Ihr einmal in der Fremde ſeid, müſst Ihr früh und ſpät arbeiten und habt völlig keine Zeit, Euch gehörig zu waſchen und zu ſäubern. Zum Schmutz kommt zur Sommerszeit auch noch der Schweiß dazu, und Dreck und Schweiß ſind halt eben die rechten Mittel, Läuſe in ſchwerer Menge zu zügeln.

Überdies müſst Ihr Euch oft in der Fremde ins nächſte beſte Bett hineinlegen, wo dieſe allerliebſten Thierchen, die „Marſchierlangſam“, ſchon lange ihr Feldlager aufgeſchlagen und ein völliges Königreich geſtiftet haben. Und wenn einer in einem ſolchen Bette auch nur zwei Läuſe geerbt hat, ſo iſt er an dieſem Geflügel bald reich genug; denn die berühmteſten Naturforſcher unſeres ſo aufgeklärten Jahrhunderts behaupten einſtimmig, daſs ein Lausweibchen in vierundzwanzig Stunden Gugg- und Urandl werden kann. Alſo, ich nehme es Euch nicht übel und halte es für keine Sünde gegen den Heiligen Geiſt, ſondern vielmehr für ein leibliches Werk der Barmherzigkeit, wenn Ihr im Sommer auf Eurem Kopfe und in Euren Kleidern ſo viele Läuſe habt. Nicht wahr? Das heißt die Hungrigen ſpeiſen, die Durſtigen tränken und die Fremden beherbergen.

O, Ihr ausgemachten Schweinigel! Aber wie geſagt, ich wundere mich nicht ſo ſehr darüber, daſs Ihr im Sommer voll Läuſe werdet, ſondern über das wundere ich mich, daſs Ihr ſchmutzigen Sommerläuſer es dann im Winter ſo nobel geben möget. Im Winter heißt es: „Bon jour, mon frère! Je suis votre serviteur!“ Im Sommer da könnt Ihr ein anderes Liedl anſtimmen, das heißt: „Wir Bettler ſind alleſammt g'ſtoßen voll Läus, die Alten ſind g'fleckt, die Jungen ſind weiß.“ — Im Winter ſtreichen ſie die Haare ganz galant in Rollen, nicht wahr, damit im Sommer die Läuſe beſſer Nachtquartier bekommen? Im Winter klopfen ſie mit ihrem Neumodiſteckel auf ihre gewichsten Stiefel, im Sommer können ſie dann die Läuſe von ihren Kleidern heraus- und herabklopfen, und wenn ſie dann mit Stiefel und Sporn darauftreten, ſo kracht's wie in der Schlacht bei Leipzig.

Doch genug, ich will mit ſolchen Sauereien da auf der Kanzel nicht länger mich abgeben. Es iſt und bleibt einmal ausgemacht: Ihr ſeid Sommerläuſer! Und jetzt habe ich es ſchon wieder vergeſſen, was ſeid Ihr halt im Langes? Ja richtig, da ſeid Ihr Bettler, Herren und Grafen von und zu Habenichts. Alſo lautet der bewieſene Satz: Ihr ſeid Winterherren, Langesbettler und Sommerläuſer.

G'sagg hasch es eigentli lang schun, du wearsch mi amol nemmen,
Aber nachher sudlest nit aweil,
Und machst, dass m'r amol z'heirat'n kemmen!

Hansl: Heirat'n, Heirat'n? —
Dös braucht a groaßes Studier'n,
Dös kunn i nit krod über 's Knia abbrech'n,
Do mecht i halt z'erscht a fünf sechs Woch'n probier'n!

Baberl: Aha, du Schlanggl du! Sölli Ausflücht'n suachst?
War nit übel, wenn krod die G'studierten heirat'n kannt'n!
Do braucht's koa Studier'n und a koa Studium;
Heirat'n kann an iader,
Sei er g'scheid oder sei er dumm,
Und wenn du 's nit versteahst, i wer' di scho kolofieren.
Hansl, überlass all's mir, i wear di loat'n und füahren.

Hansl: I überlass dir all's.

Baberl: Dö Gaudi wearst söch'n von die jungen Fratzlen,
Wenn sie dir mit 'n Löffl über dei nett's G'sichtl oer-kratzlen.
Schau Hansl, da hascht du gor koan Begrief,
Wos der Eh'stand hat für Freud'n;
A sölles war mir an Unterschied
Geg'n die ledigen Leid'n.

Hansl: Baberl, i bitt di hear an, —
Denn mir scheint — dei Voter hat di alle Schualen durchstudieren lassen, so begreiflich kunnst du mir's mach'n.
Jaz lass' m'r ins glei z'sammen göb'n,
Und dös krod ohne Verzug.
Da hascht mei Pratzl. —
G'heiratet weard iaz auf'n Flug. (Beide ab.)

(Bald hierauf erscheint der Tod mit Stundenglas und Sense und angethan mit einem langen weißen Mantel.)

Tod: Kennt ihr mich? — Ich bin der König,
Mir unterliegt die ganze Welt;
Mir ist alles unterthänig,
Ich thu' stets was mir gefällt.

Ich bin der starke Überwinder,
Gib auf keinen Menschen acht.
Denkt ihr euch — ihr Adamskinder,
Ihr seid alle mir zu schwach!

Keine Schonung mich nicht blendet,
Auch den Reichen schon' ich nicht.
Alles muss durch meine Hände,
Alles führ' ich vor Gericht.

# Das Baberl.

Ein Tiroler Volksspiel.[1])

Baberl: O heiliger Antonius!
I muaſs m'r no die Zähnd ausbeiß'n.
Iſt denn gor koa Mittel meahr —
Muaſs i denn wirklich unter 's alte Eiſ'n?
Falt'n hob i in G'ſicht,
Oa Zahnd um 'n andern bricht m'r aus;
Und mei Hoor weard a ſcho grau —
Iaz hoaßt's bald: „hob-aus!“ —
Und wohin denn, du arm's Baberl? —
Eini hoaßt's in's Sterzingermoos,
Und zelm thoal'n mit die alten Jungfrauen 's Los! —
Heulen und jammern,
Die Zähnd überanand klammern! —

Der Hansl, der Schuft,
Thuat a koan Zug, dear Knochen,
Und hat m'rs giahn aſo verſprochen,
Daſs er mi amol heirat'n weard! —
Z'leſcht nimmb er no an' andere! —
Zelm hat decht all's au'-g'heart;
Zelm, Baberl, iſt Gift oder Dolch
Oder Waſſer dei Los! —
In liabſt'n that i mi d'rſchiaß'n,
Wenn i a bißl beſſer umgiahn kannt
Mit 'n nuien G'ſchoſs.

Der Hansl: (tritt ein) Ja Baberl, iaz hob i nit ſchiach g'ſuacht!
Wenn i di iaz nimmer g'fund'n hätt',
I hätt' mi maustoad g'fluacht.
I hob g'labb, du biſcht ſchon aus d'r Welt,
Du mei' Herzkeferl, du mei' Augapf'l,
Du der Schönheit Zierde,
Du allerſchianſte Kenigin! —
Krod du alloan verdienſt die Würde!

Baberl: Geah geah, du Fex, du thuaſt mi krod o'-rödn;
Wenn dir aſo um 'n Mog'n wia um'n Schnobl war,
So hätt' m'r lang ſcho all's in d'r Kröd'n (Geraden).

[1]) Aus „Das Peterlſpiel“. Ein Beitrag zur Charakteriſtik des Volksthums in Tirol. Herausgegeben von A. Rudolf Jenewein. Innsbruck. Wagner. 1903.

Oder wenn mi d'r Huaschten ploget? —
I müaßet ja rein d'rstick'n,
Wenn i koa Weib nit hatt',
Dö mir adia auf'n Buggel schloget,
Und sollt i mi vu die Fleach
Krod alloan laß'n plog'n?
Do isch ja decht viel g'scheider,
Wenn die Halb'n ban Weib thian nog'n.

(Der Tod, dem Hansl gern zu Diensten, stellt sich etwas abseits. Unterdessen kommt 's Baberl. Der Hansl setzt daher fort:)

Holla' iaz kimbb sie schun dr'-hear,
Dear schiachi Trampelbear!

Baberl: (eintretend) Steahst du scho wieder müaßig do?

Hansl: I hob alleweil g'arbetet.

Baberl: Dös geaht schun guat aso.
Koa Hennen hascht no g'griff'n,
Und woascht, dass sie verleg'n.
Koa Stub'n auskeahrt,
's Nachtg'schier hascht a nit austrog'n,
'n Kaffee hascht m'r a nit zum Bett zueher trog'n,
Weil i bin no g'lög'n,
Und voargeschter hob i di g'schaff'n,
Du sollst mir mein Unterkietl wasch'n —
Dös hascht m'r a nit thun! —
Do ho-'dr amol a Tasch'n.

Hansl: Au weah, au weah!
Du verdambbi Karnatzky du,
Du willst di in Hans vergreif'n?
Wart, i wear in G'spaß an End mach'n,
I wear in Toad giahn pfeif'n! —

(Der Hansl geht auf die Seite und pfeift.)

Baberl: Ja ja, lass du in Toad nur kemmen;
Dem wear i alles sog'n,
Wear di scho saggrisch verschergen,
Dass er di soll vertrog'n.

Hansl: Sigscht iazt kimmbb' er,
Du unbändig's Thiar,
Jaz reiß dei Maul recht au
Und sog ihm all's vo' mir.

Tod: Wo ischt das böse Weib, welches keine Ruh' will geb'n?

Hansl: Do steaht sie in ihrer ganz'n Kröd'n,
Krod hat sie mi wieder g'schüttelt und g'schlog'n,
Dass i bin ganz himmelblob (blau) wod'n.

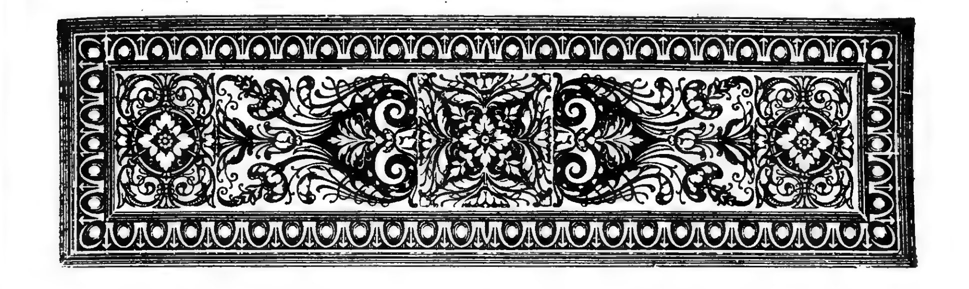
Wenn ich eingeh', vor die Thüre
Bricht auch schon der kalte Schweiß,
Kein' Erbarmung mich nicht trüget
Und kein Bitten macht mir heiß.

Mensch gedenk' in deinem Leben,
Wache auf und greif' zur Buß' —
Gott hat dir keine Stund gegeben,
Aber doch weißt du, dass d'sterben musst.

Hansl: (welcher zufällig des Weges kommt) Potz, Blitz und Element!
Wos steaht do für a Boanerk'raff'l!
Mei Bluat g'stockt mir zu Eis.
Jaz woaß i nit, ischt's der K'raff'lhans
Oder gor der Rippen-Heiß.
Drei Schriet vun mein Leib! —
I bitt' di, Toad, lass mi löb'n
Und nimm d'rfür mei Weib.
Ja Toad, i hob an Heirat g'macht! —
I hob an Heirat g'macht! —
Sie fährt Stiag'n au, Stiag'n o
Und poltert hin und hear. —
Drzua a ganze Brantweindudl,
Thuat kralen, beißen und schlog'n,
Mit Anderi ummer-foh'rn.
Wear weard denn dös d'rtrog'n?
I bitt di, Toad, hilf mir vo' meiner Alt'n,
Und gib m'r d'rfür an andere.
Wo's decht a bißl ischt ausz'derhalt'n.

Tod: Wir wollen sehen, ob sich das Weib nicht läßt bezähmen —
Wo nicht, so werd' ich sie in das Todtenreich mitnehmen.

Hansl: Ja, und dös ohne Verzug,
Nimm sie nur glei mit dir.
Aber still! — i glab iaz kimmbb sie,
Dös wilde Trampelthiar.
Toad — iaz stellst di auf die Seit'n —
Und wenn sie ebber grunt (greint),
Nach'r thuascht glei fürer schreit'n,
Thuast an Tapper drau
Und lasst d'rmit dr'vun.
Aber dös sog i d'r, Toad, dass du mir nacher an andere einraumst, —
Und dös a Reiche, a Feine und gor a recht a Nette,
Denn ohne Weib, dös war für mi nix,
Wear süag denn „Helfdergott", wenn i die Nacht niaß'n that,



# Kleine Laube.

## Der Tandelwagen.

Draußen, wo die Stadt sich verliert und die verwilderten Gründe liegen, die nicht mehr Fruchtfelder sind und noch nicht begehrte Bauplätze — an jener Ablagerungsstätte von Schutt, Kehricht und anderem Wust, sieht man manche Gestalt in fahlem Gewande. Sie wühlt in den Kehrichthaufen umher und bringt manchen Tuchfetzen, manches Papierstück, manch verrostetes und verbogenes Blechgefäß hervor, und allerlei, was die Stadt als unbrauchbar weggeworfen hat, und was die arme Person noch gierig sammelt und brauchen kann. So sah ich dort vor kurzem ein altes Frauchen, das sich in Schutt und Wust Schätze gesammelt. Da hatte sie in ihrem zerfaserten Handkörblein einen geknickten Messingleuchter, ein leeres Glasfläschchen, einen von Zeit und Maus zernagten Kinderschuh, etliche vergilbte Blätter eines illustrierten Volkskalenders; das war ihre Beute und vergnügt trappelte sie von dannen.

Man könnte an dieses Bildchen philosophische Betrachtungen anknüpfen über die Verschiedenheit des Menschenloses. Lassen wir das lieber bleiben, philosophieren nützt nichts, schadet nur. Derweil einer philosophiert, thut er nichts — und es gibt so viel zu thun. — Unsere Hausfrauen sehen wir emsig schaffen, den ganzen Tag, um all die Sachen in Ordnung zu halten, ein Putzen und Reinemachen und Ausmustern ist das für und für und ein beständiges Anschaffen und Abstoßen. Immer sammeln sich in einer größeren Familie alte Sachen an, die man nicht mehr braucht, seien es nun Kleider, Geräthe, Geschirre, Nippsachen, Kinderspielereien, Bücher, Zeitschriften, manchmal auch Reste von Nahrungsmitteln und hunderterlei Dinge, die man abstoßen will. Man hat ja wohl auch seine „Hausarmen“, oder arme Verwandte, denen vieles abgegeben wird — trotzdem restet sich immer noch allerhand Tand, der keinen rechten Anwert findet, der nur lästig ist und mit dem man nichts mehr anzufangen weiß. Er ist ein Fremdkörper geworden in der Wirtschaft und hindert sozusagen den frischen Blutumlauf. Den Tröbel in die Kehrichtgrube zu werfen, meint man, sei es doch noch schade, man wäre froh, wenn sich damit noch etwas Gutes thun ließe, aber man weiß nicht, wie und wo.

Und siehe, in derselben Stadt gibt es ungezählte arme Leute, die Mangel leiden an dem, was andere übrig haben, die sich nähren müssen mit den Brosamen der Gesättigten, die sich kleiden müssen mit dem abgelegten Gewand der Wohlhabenden, denen Kleinigkeiten, von anderen weggeworfen, oft zu Kleinoden werden. Ein altes Farbendruckbild, das über unserem Tische uns lange geärgert hatte, das dann jahrelang in der Rumpelkammer staubte, ist der Hauptschmuck einer Taglöhnerswohnung und gibt ihr in der That eine freundliche Zierde. Spielzeug, das unsere verwöhnten Kinder in Stücke zerschlagen und in den Winkel geworfen, macht den

Baberl: (plötzlich süß werdend) Aber gel, Hansl, m'r sein decht all'm guat auskemmen? gel Hansl? —

Hansl: Ja, m'r hätt'n können guat auskemmen,
Wenn d' a a Weib warscht g'wes'n, wia andere.
Aber nix a's Schlög, hart Arbet'n und nix z'öss'n — —

Baberl: Ja, Hansl, z'öss'n hast ja allm g'mua' g'habb,
Du häsch d'r ja können ebbes koch'n! —
Es ischt allm d'r laare Kuchelkast'n voll Zuig d'rhoam g'wös'n.

Hansl: Ja, nach'r hätt' i m'r woll können die Schublad'n koch'n?
Jaz geah nu Toad — nimm sie.

Tod: Jetzt kommst du mit mir in das Todtenreich.

Baberl: (während der Tod mit ihr abfährt) O heilige Sankt Urschele, steah m'r bei! —

Hansl: (also allein) So — iaz ischt sie aweck,
Dear Ploggeischt, Brumelbear — —
Aber mein Gott, was thua i iaz —
Jaz hob i wieder koa Weibele meahr!
(ruft dem Tode nach:) O mei Toad, hearscht, geah, gib mir sie z'rugg,
Mei alte Glugg-glugg-glugg.

(Das thut der Tod nicht, dafür aber tritt jetzt ein jugendliches Fräulein ein.)

Fräulein: Was lärmt Euere Hoheit gar so sehr?

Hansl: Ja d'r Toad hat mir mei Weibele vertrog'n.
Jaz laff i ins Wasser und reahr m'r boade Augen aus.

Fräulein: O nur nicht ins Wasser!
Sie sind ja noch eine andere wert;
Fortuna hat für Ihnen
Eine andere bescheert.
Ich bin die einzige Tochter
Des Ritters Fuchtelberg,
Flanggina ist mein Namen,
Und wenn Sie wollen, werden wir zwei ein Paar zusammen.
O, ich schätze und liebe Sie sehr —
Auf den Händen will ich Sie tragen.
Geh'n Sie den Handel ein?

Hansl: O Flanggina, Flanggina,
Du willscht mi beglücken? —
O Herzkeferl, du g'hearst also mein!
Jaz lass' m'r ins aber heint no kupelier'n!
Sischt, bis morgen kannt' m'r voar anand 'n Appetit verliar'n! —

mir etwa Zelotismus diese Zeilen dictiert, Du kennst hierüber meine Meinung. Ob es diese oder jene Kirche ist, das ist einerlei, aber jeder bleibe, in der er geboren ist. Der Übertritt, das ist eine Thorheit, eine Lächerlichkeit und vor allem eine gesellschaftliche Unklugheit, vor der jeder Vater, der es gut meint, sein Kind behüten muss. Wozu sich die sociale Stellung erschweren wegen Hirngespinsten! Seine Pflichten erfüllen, das ist die wahre Religion sage ich immer. Man kümmere sich nicht um Priestergezänke und bleibe in der Kirche, in der man einmal eingeschrieben steht. Deine Mutter sagt ganz richtig, dass es nirgends auf der Welt eine bequemere Kirche gibt, als die römisch-katholische. Man geht manchmal in eine Kirche oder auch nicht, geht im Jahre einmal zur Beichte oder nicht, braucht nichts zu zahlen, nichts weiter zu thun, steht sich gut mit der einflussreichen Geistlichkeit und hat keine Scherereien. Was man daran glaubt oder nicht, davon schweigt man und ist Katholik. Unsere Familie ist seit Jahrhunderten gut katholisch gewesen und ein Austritt wäre eine Schande, die ich nicht erleben möchte. Ich sage es Dir, Franz, sobald ich von unserem Pfarrer Deinen Austritt angezeigt erhalte, bleibt von meiner Seite das Monatsgeld aus und wenn Du etwa einmal solltest erben wollen, so siehe Dich vorher um andere Eltern um. Weiter reden wir nicht darüber.

Mit Gruß von uns Dein Vater N. N.

Derlei Briefe schreiben heute Katholiken an ihre Kinder. Was sagt die Kirche zu solchen Anhängern?

## Ein hartes Wort über die Schulbildung.

„Die Abrechnung mit der Schulbildung — wie sie noch in unserer Zeit betrieben wird — muss kommen. Fragen wir einmal: Was gibt die Schule, und was nimmt sie uns? Sie nimmt uns einen sehr großen Theil unserer frohen Jugend und natürlichen Freiheit. Sie nimmt uns unseren kindlichen Glauben und unsere körperliche Frische. Sie bringt uns in die erste Berührung mit schlechten Menschen und Zuständen. Sie vernichtet, so weit es ihr möglich ist, alle Anlage zu Originalität und Genie. Sie lehrt uns eine Menge für unser späteres Leben nicht nöthiger, oft auch falscher Dinge, die als solche allgemein erkannt werden, sobald wir die Schule verlassen haben; sie nimmt uns daher auch einen Theil des Vertrauens auf eine feststehende Wahrheit und den rechten Antrieb zur eigenen Fortbildung. — Sie gibt uns dafür eine Anzahl nothwendiger und nützlicher Kenntnisse, einen im allgemeinen auch nützlichen Contact mit anderen Menschen und mit allen Volksclassen, endlich im besten Falle bei sehr guten Speciallehrern eine dauernde Neigung zu einzelnen Wissenschaften. Es muss in diese Wagschale schon noch etwas hineinkommen, um wenigstens das Gleichgewicht herzustellen.“

Dieses harte Urteil, das Professor Dr. C. Hilty fällt, trifft im ganzen leider zu, wir erfahren es an uns und unseren Kindern. Staatsmänner und Pädagogen sollen jeden Abend vor dem Schlafengehen sich obigen Spruch vorsagen. Wir würden mit unseren Schulverhältnissen — man denkt besonders auch an die Universitäten — längst weiter gekommen sein, wenn die maßgebenden Männer nicht eben durch diese Schulbildung an einer Stelle festgenagelt wären. M.

Kleinen armer Leute eine Freude, die es selbst als neu bei denen der Reichen nicht zuwege brachte. Und dieser Lesedurst bei so vielen, vielen, die sich nichts zu lesen kaufen können! Bei uns aber vermodern in Kisten Bücher, Zeitschriften, alte Kalender und dergleichen, ohne dass sich jahraus, jahrein ein Herz daran erfreut. — Was dort mangelt, ist hier zu viel; immer die alte Geschichte.

Wohl hört man bisweilen Armenvereine bitten, derlei Überflüssigkeiten der Wohlhabenden ihnen für Dürftige zu übersenden. Volks- und Schulbibliotheken bitten um Lesestoff. Gerne möchte man geben, wenn die Sachen gleich abgeholt würden. Aber das Einpacken, das zur Posttragen und Schicken — es ist alles umständlich und die lieben wohlhabenden Leute sind so bequem und manchmal ein wenig zu gedankenlos, um einzusehen, welch gute Arbeit, welch verdienstliches Werk mit solchen Sendungen gethan wäre. Sie haben ja ein gutes Herz und wären froh, wenn sie jemandem Freude machen könnten, und doch würden manche lieber in altem Geraffel ersticken, als sie sich entschlössen, die Sachen in Pakete zu bringen und an solche zu schicken, die sie nothwendig brauchen, oder die sie den Bedürftigen dann vermitteln könnten.

In Deutschland, wo zwar nicht mehr Vereinssinn, wohl aber etwas mehr Gemeinsinn herrscht als bei uns im lieben Österreich, ist es in manchen Städten schon eingerichtet, dass man häuslichen Trödel an eine Sammel- und Vertheilstelle schickt, wodurch sie den Dürftigen vermittelt werden. Weil wir Österreicher nun aber gerade so gutherzige Leute sind, nur viel schwerfälliger, denen man auch das Gutsein möglichst bequem machen soll, so habe ich an einen Tandelwagen gedacht. Das wäre ein Wagen, der fortwährend in der Stadt umherfährt und etwa alle Vierteljahr einmal in jede Gasse kommt. Überall ruft der Fuhrer: „Der Tandelwagen ist da!“ Er kann auch „der Armenwagen“ sagen. Dann kommen die Dienstboten von allen Stockwerken der Häuser herab und bringen die Sachen, die sich seit einem Vierteljahre angesammelt haben, und der Wagen kommt Tag für Tag vollbeladen ins Magazin, wo hernach die Dinge gemustert, geordnet und armen Leuten je nach Vorrath und Bedarf eingehändigt werden.

Wer soll aber das einrichten? Wenn nicht ein besonderer Sammelverein, so vielleicht der Armenverein; was die Sammlung alter Bücher angeht, könnte sich etwa auch der Volksbildungsverein daran betheiligen. — Die Sache scheint mir deshalb unschwer durchführbar, weil alle Betheiligten dabei einen Vortheil hätten. Die Hausparteien würden ihres „G'ruffels“ los, die Vereine hätten stets gute Ernte und die Armen bekämen vielerlei für sie noch Brauchbares. Ich glaube, die Sache müsste sich bald einleben und wir würden uns freigebiger Hand gewöhnen an den Ruf: „Der Tandelwagen ist da!“ Rosegger.

---

## „Katholiken!“

Lieber Sohn!

Dein Schreiben vom vorigen Sonntage an mich betrachte ich als ungeschrieben, demgemäß habe ich es dorthin geworfen, wohin es gehört — in den Ofen. Die Mutter fiel fast in Ohnmacht, ich habe bloß gelacht. Du meldest uns gehorsamst Deinen Austritt aus der katholischen Kirche und Deinen Eintritt in die evangelische. Der „Eintritt“ in was immer ist uns gleichgiltig, der Austritt, wenn es Dir damit ernst sein sollte — ich sage nur das, mein Sohn: Wenn Du diese Modedummheit mitmachst, so sind wir geschiedene Leute. Du wirst nicht glauben, dass

## Trost.

Ich geh' vorüber an des Reichen Haus,
Der Reiche sieht zum Fenster heraus
Und gähnet.

Er sieht mich arg von oben an,
Ob wohl der stolze, reiche Mann
Mich Armen neidisch wähnet?

Er hat ein hochgebautes Schloss,
Hat Diener, Dirnen, Kutsch' und Ross
Und Weine.

Mir eignet nur der Wanderstab,
Mein thöricht Herz und einst das Grab,
Sonst bin ich ganz alleine.

Dein Auge fragt, du reicher Mann,
Wie man solch Leben führen kann
Hinwieder?

Ich denke: Gott hat jeden lieb;
Die Seele, der kein Wunsch verblieb,
Die hat auch keine Lieder!

Rudolf Brandt.

---

# Literarische Freibeuterei in Amerika.

In den Vereinigten Staaten Nordamerikas gibt es ungefähr 900 deutsche Zeitungen, wovon die meisten ihr Feuilleton mit Nachdruck deutscher Dichter und Schriftsteller füllen. Und zwar mit unbefugtem Nachdruck, es wird weder ein deutscher Autor noch ein deutscher Verleger in Europa darum befragt, noch ein Heller Honorar bezahlt. Wir herüben können jene amerikanischen Zeitungen auch gar nicht controlieren, doch was wir so zufällig davon zu Gesicht bekommen, das strotzt vor Nachdruck. Ich will die brennend gewordene Frage heute nur insoweit berühren, als sie mich persönlich betrifft.

Das größte dieser deutschamerikanischen Blätter, dessen Herausgeber vielfache Millionäre sind, hat seit dreißig Jahren meine Schriften und Bücher nachgedruckt. Ich will nicht sagen alle, gewiss aber die meisten und besten und natürlich ohne jede Quellenangabe. Angefragt, ob ich den Nachdruck wohl erlaube, hat man nie; auf meine Beschwerde geantwortet hat man nur ein einzigesmal, und zwar so: Ob Du, deutscher Autor, es uns erlaubst oder nicht, das ist uns einerlei. Das amerikanische Gesetz verbietet's nicht und so drucken wir ab!

Mir liegen zufällig aus der allerletzten Zeit der „New-Yorker Staatszeitung" einige Nummern vor. Da finde ich nun nachgedruckt meine Erzählungen: „Mein alter Lehrmeister", „Der weise Richter", „Die Magd mit dem zugenähten Kittelsack" und eine Plauderei „Die Familie ohne Autorität". So viel innerhalb von vier Monaten, das lässt schließen, wie viel seit dreißig Jahren!

Nun wollen aber diese fleißigen — Sammler fremden Gutes dabei noch redliche Leute sein. Sie sagen, das amerikanische Gesetz verbiete den Nachdruck nicht und was nicht verboten, das sei erlaubt. Man sieht, das deutsche Gewissen ist in der westlichen Sonne stark rothhäutig geworden. Bei uns in Europa ist lange nicht alles erlaubt, was nicht gesetzlich verboten. Und ich glaube, auch in Amerika nicht. Wo das Gesetz aufhört, fängt ja erst das Gewissen, die Ehrenhaftigkeit an. Wer nur darum nicht stiehlt, weil's verboten ist, gehört nicht zu den anständigen Leuten.

Dass für die amerikanischen Schriftsteller in Amerika die Geistesproducte geschützt sind, beweist, dass man das Recht genau kennt und weiß, was den geistig Schaffenden gebürt.

Nun sagen die amerikanischen Nachdrucker, die deutschen Zeitungen und Zeitschriften wären im Nachdruck amerikanischer Autoren eben so flott, und es fiele ihnen auch nicht ein, etwas zu vergüten. Das mag wahr sein, obschon wir Autoren nichts dafür können. (Unser „Heimgarten" hat's, so viel ich weiß, nie gethan, ohne

# Singvögel.

## Bild.

Kennst du sie, die grauen Wände,
Mit den tausend Wasserrinnen,
Aufgerissen durch die Fluten,
Die da stürmen ins Gelände?

Oftmals in Erinn'rung riefen
Jenes Bild mir theure Züge,
D'rein die Thränenbächlein gruben
Ihre Furchen, ihre tiefen . . . .

Alfred von Wurmb.

## Wanderlied.

Dem Leid zu entfliehen,
Wandre ich fort,
Wie die Wolken ziehen,
Von Ort zu Ort.
Find' Ruhe nimmer,
Halt nimmer Rast,
Bis in fahlem Schimmer
Der Tag verblasst.

Grau ruht nun der Hügel
Fern ragender Wall,
O! trügen mich Flügel
Über sie all!
Umsonst! — Aus dem Innern
Verscheuche ich nie
Wehvolles Erinnern
An sie, an sie.

Hans Stromer.

## Verrath.

Nicht mag des Himmels reine hohe Leuchte
Den Ort mehr schauen. Feuchte Schatten lasten
Dort seit der Stunde, dass die todte Feuchte
Im tiefen Holz erstorbener Stämme schimmelt,
Und dass es graus in Moder und Morästen
Von eklen ungestalten Wesen wimmelt.

Was wuchert hier so arge Brut des Grauens?
Was hausen hier die Schlangen, Würmer, Molche?
War's hier nicht, wo er ihm — ein Zeichen des Vertrauens
Vom Freund zum Freund — die eine Waffe schenkte,
Die ihm Gefahr war? Wo von jenem Dolche
Durchbohrt sein Leib mit Blut die Erde tränkte?

Else Schenkl.

## Unser Herz.

Es ist nur gut,
Dass unser Herz so tief versteckt
Im Busen ruht,

Dass es nicht sei
Wie Blümlein auf der Heide dort,
So himmelfrei.

Käm' mancher hin
Und suchte aus, was ihm gefiel,
Ihm wertvoll schien,

Nähm' alles Glück,
Nähm' all' die Lieb' und Seligkeit,
Nichts blieb zurück.

Doch Leid und Schmerz
Und Wehmuth auch und Traurigkeit
Behielt' das Herz.

Blieb' alles d'rin,
Was Herz bedrückt, die Ruh' ihm raubt,
Wär' kein Gewinn.

D'rum ist es gut,
Dass unser Herz so tief versteckt
Im Busen ruht,

Dass es nicht sei,
Wie Blümlein auf der Heide dort,
So himmelfrei!

Bertha Weber-Kottnauer.

# Vom meuchlerischen Photographiertwerden.

Unsere Frage, ob man sich das meuchlings Photographiertwerden verbieten könne oder nicht, hat uns auf Grund einer sachlichen Abhandlung Herr Garnich in Düsseldorf beantwortet wie folgt:

Es wird dem Künstler die Herstellung von Skizzen nach den Erscheinungen draußen in der Natur, also auch von Personen, nicht beschnitten werden dürfen, wenn nicht die Kunst selbst Schaden erleiden solle. Es muss dem Künstler ebenso wie dem Schriftsteller erlaubt sein, sich allenthalben nach Vorbildern zu ihren Werken umzusehen. Verschiedene hervorragende Maler rc. haben sich in diesem Sinne geäußert, z. B. äußert sich:

Plockhorst (Berlin) wie folgt: „Ich stehe durchaus auf Ihrem Standpunkt in der Behauptung, dass ein Künstler ein Recht dazu hat, charakteristische Bewegungen, Stellungen, Gesichtsausdrücke u. s. w. nach unbelauschter Natur zu studieren. Wie oft boten sich mir auf Reisen, bei öffentlichen Aufzügen rc. Gelegenheiten zum flüchtigen Zeichnen und Malen dar, die mehr wert sind, als die zurechtgestellten oder anbefohlenen Bewegungen einer Figur eines bezahlten Modelles."

Hermine Laukota (Prag): „Die mir vom Professor Schuster vorgelegte Frage beantworte ich dahin, daß mir natürlich jede Beschränkung des Künstlers in Verwertung des Naturvorbildes nicht nur überflüssig, sondern schädlich erscheint, ich es aber anderseits für ebenso selbstverständlich halte, dass man beim Künstler so viel Feingefühl voraussetzen muss, um jede missbräuchliche Verwendung von Porträten zu vermeiden."

Defregger (München): „Ich stimme Ihnen bezüglich des Rechtes am eigenen Bilde vollständig bei, ich würde es für ein Unding halten, die freien Künstler derart einzuschränken."

Hans Dahl (Berlin): „Das Recht am eigenen Bilde kann man sich nur wahren, wenn man sich vollständig den Blicken der Mitmenschen entzieht. Denn wenn jemand sich dem Anblick eines anderen Menschen aussetzt, so gibt er dadurch einfach dem anderen seine Erscheinung. Diese prägt sich nämlich mit seinen Formen, seinen Farben .... den Sinnen des anderen ein und wird dadurch sein Eigentum, sein Eindruck. Das Recht am eigenen Bilde, so gehandhabt, wie Justizrath Keyßner es wünscht, würde einfach eine ungeheuerliche Rechtsverletzung der übrigen Mitmenschen sein und eine Knechtung sondergleichen rc."

Dieser Gedankengang wäre zum Theil auch wohl auf die Photographie, auch auf die jetzt so blühende Amateurphotographie anwendbar.

Jedoch kann diese ja schließlich auch zu einer Belästigung ausarten und wie es heißt, hat unlängst Kaiser Wilhelm II. sich beklagt, dass bei festlichen Gelegenheiten die Photographen sich mit größter Dreistigkeit mit ihrer Camera vor ihn stellten. In einem Aufsatze der „M. Allgemeinen Ztg." heißt es darüber: „Für die Photographie entfallen viele solcher Erwägungen (d. h. die für Maler, Bildhauer rc. geltenden); auch sind gegen die Missbräuche der Momentphotographie präventive, nicht bloß repressive Maßregeln nöthig. Insofern kann man sich mit § 13 Öst G. Abs. 2 und mit § 14 des reichsdeutschen Photographie-Entwurfes einverstanden erklären, umsomehr, als nach den Anmerkungen zu letzterem das für Künstler wichtige Recht zur photographischen Aufnahme an sich nicht getroffen wird. Andererseits berührt dies auch kaum die Dauerphotographie, welche ja ein Stillhalten und somit auch die Zustimmung der aufzunehmenden Person erfordert."

Mit Ihrer Frage, geehrter Heimgärtner, haben Sie offenbar insbesondere die Momentphotographie im Sinne und da scheint es mir in der Praxis wohl das beste,

stets gewünschte genaue Quellenangabe oder Zahlung eines verlangten Honorares.) Wenn es unser deutsches Gesetz zehnmal erlaubt, nachzudrucken, sobald wir wissen, dass es dem Autor nicht recht ist, haben wir's zu unterlassen. Und wenn schon leider auch bei uns ohne jede Berechtigung und auch ohne Quellenangabe von den Amerikanern nachgedruckt wird, so kommt es sehr darauf an, wer angefangen hat. Angefangen haben offenbar die drüben in Amerika zu einer Zeit, wo sie selbst noch keine Literatur hatten, und dann kam's halt, wie es immer geht: Böse Beispiele verdarben gute Sitten.

Nun sagen die Abdrucker in Amerika: Euch deutschen Autoren im Mutterlande muss doch daran gelegen sein, dass in Amerika das Deutschthum nicht zugrunde gehe und deshalb müsst ihr mit Wort und Schrift es unterstützen. — Dagegen ist zu sagen: Wir unterstützen es überaus gern, wenn es anständig ist. Wenn aber das Deutschthum in Amerika derart ist, dass es bei dem ungeheuren Reichthum seines Landes die deutschen Dichter mit aller Ruhe ausziehen und darben lassen kann, dann ist es kein Schade darum.

Wir müssen und wollen vor allem unser moralisches Recht halten, obwohl ein amerikanischer Deutscher vor kurzem schrieb: Mit moralischen Rechten und Pflichten bleibt uns vom Leibe, die kennen wir nicht. — Wir kennen sie und müssen verlangen, dass wir gefragt und ersucht werden, wenn man von uns etwas haben will. Was wir umsonst für die „deutschen Brüder" drüben thun wollen, steht uns dann immer noch frei.

Übrigens, diesen amerikanischen Geschäftsmännern, die keine moralischen Pflichten anerkennen — ich glaube es ihnen nicht, dass sie aus nationaler Begeisterung freibeuten. Des Geldes wegen thun sie's. Und uns rathen sie, wenn wir für unsere Arbeiten etwas haben wollten, so müssten wir dieselben entweder vorher oder gleichzeitig wie in Europa bei ihnen drucken lassen, wodurch es ihnen auch noch möglich würde, die Sachen zu ihrem Vortheile weiter zu verhandeln. Wie wenigen deutschen Schriftstellern diese Manipulation möglich wird, das wissen sie, und wie selten die Herren etwas annehmen, das sie bezahlen müssten, das wissen wir.

Die Engländer in Amerika sind in dieser Beziehung anständiger als die Deutschen. Wenn sie von mir etwas ins Englische übersetzen und drucken wollten, so bin ich immer um Erlaubnis befragt worden und man hat sich obendrein stets mit einer Ehrengabe eingestellt! Wenn wir aber bei den Deutschen in Amerika anklopfen um eine bescheidene Vergütung, so schweigen sie oder antworten, wir geben nichts, weil wir nicht müssen! oder sie werden grob und drucken sogar polemische, drohende Schriften gegen uns. Das kommt mir vor wie jener Mensch, der (es ist Thatsache) mir einmal Geld unterschlug, das für einen gemeinnützigen Zweck bestimmt gewesen. Als ich ihn darob zur Rede stellte, leugnete er es nicht einen Augenblick, drohte mir aber, dass er im Wiederholungsfalle des Vorwurfes seine Ehre mit der Pistole würde zu schützen wissen! — Schon kurze Zeit darauf ist der Mann sehr klein und demüthig geworden.

Die amerikanischen Nachdrucker werden hoffentlich auch noch artig werden, besonders aber einsehen, dass es in der Welt auch moralische Rechte und Pflichten gibt, ohne die — trotz aller juridischen Gesetze — eine menschliche Gesellschaft nicht möglich wäre.

Rosegger.

erscheint ihr der Heiland und bewegt sie zum Verzeihen. Die Schule von „Hanneles Himmelfahrt", aber hier noch viel klarer und einfacher. Übrigens, wenn der letzte Theil mit der im hohen Alter irrsinnig Gewordenen wegbliebe — viele würden ihn nicht vermissen. Das Stück hat einen tiefreligiösen Zug mit scharfer Spitze gegen Scheinfrömmigkeit. Eine hohe Poesie voll tiefer Deutsamkeit ist in dieser schlichten Dichtung enthalten. M.

---

**Neue Lieder und Mären.** Von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1902.) Im „Heimgarten" habe ich wiederholt auf Greifs dichterische Thätigkeit hingewiesen, indem ich bald den Lyriker, bald den Dramatiker vor Augen hatte. In einem ausführlicheren Artikel hatte ich 1886 seine Gedichte besprochen, die kurz vorher die 5. Auflage erlebt hatten. Jetzt bietet sich ein neuer Anlass, dem Lyriker und Epiker Greif näher zu treten. Eine neue Sammlung seiner Gedichte ist kürzlich erschienen. Wer diese mit etwas kritischem Blicke betrachtet, wird bald darüber im Reinen sein, dass sich die Entstehungszeit der hier gebotenen Dichtungen über eine lange Reihe von Jahren erstreckt, sie bieten sozusagen ein Bild der Entwicklungsgeschichte des Dichters.

Langverwehte Jugendlieder
Wonneschauer mich durchdrang,
Als mir ihre Stimme wieder
Traut und doch so hehr erklang

singt er in dem einleitenden Gedichte: „Der Muse Wiederkehr". Und fürwahr! Die alte, anheimelnde Weise der Greif'schen einfachen, naiven Gedichte tönt uns aus der neuen Sammlung wieder entgegen.

Der Dichter hat die „Lieder und Mären" in mehrere Gruppen getheilt, in: Lieder, Naturbilder, Stimmen und Gestalten, Balladen und Mären, Widmungen, Deutsche Gedenkblätter und Sinngedichte. Es ist eine reiche Fülle schöner Gedanken und tiefer Empfindung, die sich uns hier erschließt. Was diese Verse besonders auszeichnet, ist die Ursprünglichkeit, und das ist ein Kennzeichen sämmtlicher Dichtungen Greifs; darum muss uns dieser Dichter trotz aller Angriffe seiner Gegner wert und theuer sein, denn wir zählen nicht allzuviele in der deutschen Literatur, deren Poesie dieses Merkmal aufweisen können.

Unter den Balladen ist die „Krystall-Königin" von besonderem Reiz. Als ich im Sommer mit dem Dichter in München zusammentraf, feilte er gerade an diesem Gedichte und ich konnte mich vom neuen überzeugen, wie eingehend und genau er ein bereits fertiges Poem durchnahm und sich dabei nicht genug thun konnte. Und doch fließen die Verse so klar und melodisch dahin, so frisch und nicht im geringsten irgendwelche Mühe verrathend. Darin zeigt sich eben der Künstler, dass er uns den Schweiß nicht zeigt, den ihm sein Werk kostet, und wir glauben, all dass sei nur so von ungefähr entstanden. Von älteren Dichtungen möchte ich die „Krystall-Königin" nur dem „klagenden Lied" und, was die Volksthümlichkeit betrifft, nur dem prächtigen „Kind von Fehrbellin", meinem Lieblingsgedichte, an die Seite stellen.

Greifs lyrische Poesie gibt sich einfach und anspruchslos. Es ist ein echter Dichter, der zu uns spricht und sich um die hysterischen Zuckungen, unter denen sich mancher sogenannte „moderne Lyriker" windet, nicht kümmert, er erträgt es gelassen, als alter, als veralteter Dichter classificiert zu werden, denn er kümmert sich überhaupt nicht um seine Zeit und um das, was zeitlich und darum eben auch vorübergehend ist, sondern läſst seine Lieder unbekümmert hinaus ins Weite schallen, denn er weiß, dass die Zeit, die sich an dem Einfachen, Naiven und Echten freut, wieder kommt und kommen muss, weil das Natürliche trotz aller Hindernisse schließlich durchbricht.

Greifs „Neue Lieder und Mären" seien allen Freunden wahrer deutscher Dichtkunst aufs beste empfohlen. Emil Soffé.

---

**Christus.** Das Evangelium und seine weltgeschichtliche Bedeutung von D. Dr. Herman Schell. (Mainz. Franz Kirchheim. 1902.) In großen Strichen, mit dem markigen Stifte des Propheten zeichnet Schell die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu und sucht die charakteristischen Züge festzuhalten, die sein Bild in jedem der vier Evangelien aufweist: im Matthäusevangelium die geistige Thatkraft, die sich den Weg ins Gottesreich bahnt; bei Markus die tiefe Innerlichkeit, die im schärfsten Gegensatz zu dem mit äußerlichen Leistungen leichtzufriedenen Pharisäismus in heißer unablässiger Arbeit um die geistige Aneignung und thatkräftige Ausprägung der göttlichen Wahrheit sich abmüht; im Evangelium des Lukas, „dem lieblichsten Buche, das je geschrieben worden", die Frohbotschaft von der göttlichen Erbarmung und Liebe; im Johannesevangelium endlich das Wort des Lebens, jenes Lebens, das sich im Gottesreiche auslebt, als dessen Organ der innere Mensch, die Thatkraft und die Liebesgemeinschaft erscheint. Was Schell über die Bergpredigt, über Christi Stellung zur Ascese, zu Cultur, Besitz und Arbeit sagt, gehört zum Tiefsten und Schönsten, was wir je über diese, in neuester Zeit durch Harnacks Vorträge in den Vordergrund der Erörterungen gerückten Fragen gelesen haben. Wer bedenkt, wie Christi Leben und Lehren im Laufe der Jahrhunderte unzähligemale, und zwar von den edelsten Geistern zum Gegenstande eindringlichster Studien und mannigfachster Schilderungen und Untersuchungen gewählt worden ist, wird leicht ermessen, wie schwer es ist, auf diesem so außerordentlich

dass die Person, welche bemerkt, dass jemand sie wider Willen aufzunehmen beabsichtigt, sich so abwendet, dass dem Photographen die Möglichkeit einer ordentlichen Aufnahme genommen wird. — Was die Vervielfältigung eines Porträts anbetrifft, so kann der damit nicht Einverstandene ohne Zweifel seine Zustimmung zu derselben verweigern. Es liegt ja nach dieser Richtung die gerichtliche Entscheidung in Sachen der unbefugten Aufnahme der Leiche Bismarcks vor; obwohl es sich hier nicht einmal um einen noch Lebenden handelt, wurde damals der Photograph (ich glaube, es war ein Hamburger) zu einer Geldstrafe und zur Vernichtung der Platten verurtheilt. Außerdem wurden die angefertigten Bilder beschlagnahmt. Mir scheint allerdings, dass dabei das unerlaubte Eindringen in die Wohnung des Fürsten als erschwerender Umstand in die Wagschale fiel.

Die für das Deutsche Reich geltenden Paragraphe über das Urheberrecht an Werken der Photographie lauten wie folgt:

§ 14. Photographische Bildnisse (Porträts) dürfen nur mit Einwilligung des Abgebildeten verbreitet oder öffentlich zur Schau gestellt werden. Nach dem Tode des Abgebildeten bedarf es bis zum Ablauf von 10 Jahren der Einwilligung des überlebenden Gatten, der Eltern und Kinder des Abgebildeten. Diese Vorschrift findet keine Anwendung auf solche Bilder, deren Zweck nicht in der Darstellung einzelner Personen besteht, insbesondere auf die Wiedergabe von Landschaften, von Versammlungen, Aufzügen und ähnlichen Vorgängen.

§ 15. Für amtliche Zwecke dürfen photographische Porträts von den Behörden ohne Einwilligung des Berechtigten, sowie des Abgebildeten oder seiner Angehörigen vervielfältigt, verbreitet und öffentlich zur Schau gestellt werden.

Ferner heißt es: Wer vorsätzlich oder fahrlässig unter Verletzung der ausschließlichen Befugnis des Urhebers ein Werk vervielfältigt oder gewerbsmäßig verbreitet, ist dem Berechtigten zum Ersatz des entstandenen Schadens verpflichtet. Wer vorsätzlich ein photographisches Bildnis (Porträt) ohne die Einwilligung des Abgebildeten oder seiner Angehörigen verbreitet oder öffentlich zur Schau stellt, wird mit Geldstrafe bis zu 300 Mark bestraft.

Ich vermuthe, dass der § 13 der österreichischen Gesetze ähnliche Bestimmungen für die österreichische Monarchie enthalten wird wie die obigen.

Carl Garnich.




**Typen und Gestalten** moderner Belletristik und Philosophie in Darstellungen ausgewählter Werke in persönlichen Erinnerungen von Maurice Reinhold von Stern. (Linz. Österr. Verlagsanstalt. 1902.) „Je älter ich werde, desto schwieriger wird es mir, etwas in der Welt zu verachten oder abzuurtheilen — am wenigsten Personen." So sagt der Verfasser in seiner Besprechung Nietzsches. Und in diesem vornehmen Sinne sind die literarischen Charaktergestalten behandelt, die Stern uns vorführt. Es ist eine große und bunte Gesellschaft, jeder Literaturfreund wird in ihr manche seiner Lieblinge mit tiefem Verständnisse aufgefasst und gewürdigt finden. In kurzen, klaren Aufsätzen wird uns der fremde Autor vorgestellt und der bekannte oft von einer neuen Seite geistvoll beleuchtet. Es sind über einzelne Erscheinungen für Zeitschriften geschriebene Aufsätze, die gesammelt wurden und die so lange nicht veralten, als die behandelten Gestalten in der Seele ihres Volkes leben. R.

**Frieden.** Eine Legende in drei Bildern von Rudolf Hawel. (Wiener Verlag. 1903.) Höchster Realismus mit höchstem Idealismus vereint. Ein Mädchen mit dem Kinde ist — während ihr Verführer mit einer andern Hochzeit hält — der Verzweiflung nahe, da

**Lieder aus dem Wienerwalde.** Von Hermann Hango. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.) Durch anheimelnde Stimmungen und reizende Bilder, die in diesen Gedichten zum Ausdrucke kommen, wird das Buch, sowie die übrigen Werke des Verfassers abermals warmes Interesse erregen und sich viele Freunde erwerben. V.

---

**Frei?** Novelle von E. Hessberg. (Dießen. J. C. Huber.) Diese Novelle behandelt den alten Conflict zwischen Begehren und Dürfen, zwischen einer selbstischen, sich durchaus frei fühlenden Natur und den durch das Urtheil der Allgemeinheit geschaffenen Grenzen. V.

---

**Nemesis** und andere Novellen. Von Max von Weißenthurn. (Kindelbruck. Karl Naumburg.) Den Lesern des „Heimgartens" ist dieser Erzähler in bester Erinnerung und wird man gerne zu diesem Buche greifen, dessen stets interessante Stoffe in feiner und anmuthiger Form behandelt sind. M.

---

**Österreichisches Novellenbuch.** Erste Sammlung. Mit Buchschmuck von R. Hanke. Zweite Sammlung. Mit Buchschmuck von A. Hartmann. (Wien. Karl Fromme.) Saar und Milow sind von den Alten vertreten. Ihnen folgt die Jugend, der Frühling. Die erste Sammlung eröffnet Max Morold mit einem Aufsatz über „Die österreichische Novelle", gleichsam als Einführung, in der er eine kurze Charakteristik unserer heimischen Novellisten entwirft. Hierauf folgen: Arnold Hagenauer, Anton Renk, Franz Himmelbauer, Adolf Schwayer und Hans Fraungruber. Sie gehören alle zu den Vertretern der sogenannten „Provinzliteratur", die vielfach ganz modern und impressionistisch arbeiten, sich aber scharf unterscheiden von der so häufig ins Dekadente verfallenden Jung-Wiener-Gruppe. Die zweite Sammlung enthält ebenfalls nur Novellen von den Jüngeren, die auch zu den Vertretern der „Provinzliteratur" zu zählen sind. Emil Ertl, Rainer Maria Rilke und Rudolf Hawel. V.

---

**23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika.** Von Adolf Schiel. (Leipzig. F. A. Brockhaus.) Wahrheit und Gerechtigkeit und soldatischer Freimuth gegen Freund und Feind führten dem Autor die Feder, als er als Kriegsgefangener auf der im Weltmeer verlorenen Insel St. Helena sein Manuscript abfasste. Er tadelt die Engländer nicht, weil sie Engländer sind, er misst aber auch das Boerenvolk und seine Regierung mit gerechtem Maß. Nur der, der Schiels Schilderungen afrikanischen Buschlebens liest, die Darstellungen des frevelhaften Spiels europäischer Völker mit den Kaffern, begreift, wie der Südafrikanische Krieg möglich war, wie er kommen musste und wie er so verlaufen musste, wie er geendigt hat. V.

---

**Joggeli.** Die Geschichte einer Jugend von J. C. Heer. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.) Im Namen „Joggeli" soll etwas Symbolisches stecken, eine gewisse Seeleneinfalt und Weltunkenntnis versinnbildlicht werden, ungefähr das, was in Wagners Parsifal „der reine Thor" bedeutet. Man ahnt, dass uns der Verfasser hier die Geschichte seiner eigenen Jugend erzählt, was nicht immer erst in späten Mannesjahren zu geschehen braucht. V.

---

**Kreuzwendedich.** Roman aus der Gesellschaft. Von Edith Gräfin Salburg. (Leipzig. Grübel & Sommerlatte. 1903.) Edith Salburg unternimmt es in „Kreuzwendedich" von neuem, sozusagen eine Kampfschrift zu schreiben. Alle bisherigen aufgenommenen Arbeiten sind entweder ein Mahnwort an die Großen der österreichischen Monarchie, oder sie bedeuten eine große Ironie auf die zerrütteten Verhältnisse der Wiener Hofgesellschaft. Die Fabel hat die Dichterin diesmal in das Milieu eines der österreichischen altadeligen Landsitze gekleidet. Die Neuzeit thut einen Blick in das hier noch sehr rückständige Leben. Kreuzwendedich ist der Held des Romans. Ein Vollblut-Idealist. Er soll und will sein immer mehr verkommendes Adelsgeschlecht retten, aber auch moderner Mensch bleiben. Damit scheitert er; was Lebensfragen angeht: an der Energielosigkeit vorurtheilsvoller, aber bis ins Mark entarteter Edelinge; und wo Liebe und Wahl des Geschlechtes in Frage steht: an Jahrhunderte alten Traditionen. V.

**Durch Indien ins verschlossene Land Nepal.** Ethnographische und photographische Studienblätter von Dr. Kurt Boeck. Mit Abbildungen im Text, sämmtlich nach photographischen Aufnahmen des Verfassers, sowie einer Kartenskizze. (Leipzig Ferdinand Hirt & Sohn.) In den 277 von Dr. Boeck aufgenommenen Illustrationen führt der Verfasser die bemerkenswertesten Vorkommnisse seiner vier großen Reisen in allen Theilen Indiens, einschließlich Birmas, Ceylons und dieses geheimnisvollen, mit Tibet nahverwandten Landes Nepal vor. V.

---

Der Dichter Karl Krobath und der Componist Gustav Zumpe, dieselben, denen wir das herrliche Lied „Röslein am Rain" verdanken, haben uns neuerdings ein schönes und inniges Weihnachtslied geschenkt: „**Die Macht der Weihe**", Gesang mit Orgel-

reich bebauten Gebiete eine populär gehaltene und doch nicht bloß formell, sondern auch inhaltlich fesselnde und anziehende Darstellung zu liefern. Und doch ist es dem Würzburger Gelehrten gelungen, seinem Thema neue Seiten abzugewinnen, neue Fragen, neue Gesichtspunkte aufzustellen und so das lebhafteste Interesse nicht bloß des zünftigen Theologen, sondern jedes gebildeten Laien, in dessen Denken und Fühlen der gekreuzigte Gottessohn noch eine Rolle spielt, zu erwecken. Dr. J. S.

**Das Höttinger Peterlspiel.** Ein Beitrag zur Charakteristik des Volksthums in Tirol. Herausgegeben von A. Rudolf Jenewein. (Innsbruck. Wagner. 1903.) Wahrlich, ein tüchtiges „Trum" Volkscharakteristik auf einmal. Der „Peterl" ist eine Art Kasperl, der im Puppentheater für den Spaß sorgt. Und ausgiebig. Freilich auch brav unterstützt von anderen komischen Gestalten. Das Buch bringt die Texte. Da kommen alle möglichen Scenen vor: „Der Höllenfürst", „Die zwei altägyptischen Götzenpfaffen", „Kaiser Max auf der Martinswand", „Die Kellnerin", „Der Don Juan", „Der Peterl beim Doctor Faust" u. s. w. Alles nach bäuerlicher, derbkomischer Auffassungsweise. Besonders zu bemerken „Die Enthauptung des heiligen Johannes", bei welcher — wie unsere Frommen sagen würden — „der Frevel mit dem Heiligen aufs höchste getrieben wird". Im frommen Land Tirol! In Steiermark dürfte so etwas nicht vorkommen — das wäre aus der Weis'! Wer diese Art Bauernhumor noch nicht kennen sollte, der nehme — ich rathe eindringlich — das Büchlein vom Peterlspiel zur Hand. Bringt er auch den richtigen Humor dafür mit, so ergötzt er sich fürstlich. M.

**Auch ich!** Unter diesem köstlichen Titel ist bei „Leykam" in Graz von Friedrich Kirchhofer eine Sammlung von Gedichten erschienen, die uns warm anmuthen. Wenn es nicht schon so viele Liebesgedichte gäbe, würde man diese Lieder recht hoch stellen. Der Wert an sich ist da, doch niemand kehrt sich heute nach anderer Gedichte, weil jeder sich den Hausbedarf selber macht. Eines dieser Lieder wollen wir doch anführen, vielleicht finden sich Freunde.

Mein Testament.

Wenn einst ihr mich zu Grabe tragt,
So tragt mich still und leise,
Und wenn man nach dem Todten fragt,
So sprecht auf diese Weise:
„Ein kleiner Mann, ein großer Thor,
Der stets auf Glück und Treue schwor,
Und doch, wie lang er strebte,
Nicht Glück, noch Treu erlebte!"

Und senkt ihr mich ins Grab hinein,
So brauch' ich keinen Segen,
Und auch an einem Marmelstein
Ist mir gar nichts gelegen!
Wo ungeliebt ein Herz verwest,
Da ist's ja wohl das Allerbest',
Für alle ew'gen Zeiten
Still drüber weg zu schreiten.

R.

**Träumereien eines Nachtwandlers.** Von Otto Promber. (Zittau i. S. 1903.) Die Heimgartenleser kennen den Mann als Sinnspruchdichter vortheilhaft. Dass sich dieser mehr humoristischen Anlage auch ein tiefes Gemüth gesellt, das beweist die vorliegende Gedichtesammlung. M.

**Beten und moderner Mensch sein,** wie sich das beides zusammenreimt. Von Günther Wohlfarth. (Freiburg i. B. Paul Maetzel. 1902.) Ein recht wichtiges Büchlein zur Anleitung, wie man auch in unserer Zeit noch gute Kameradschaft halten kann mit dem starken treuen Herrn, der die Menschenkinder lieb hat. M.

**Gartenlaube-Bilderbuch.** Der deutschen Jugend gewidmet. (Verlag der „Gartenlaube".) Es verlohnt sich auch für Erwachsene, ein Stündchen mit diesem prächtigen Bilderbuche zuzubringen. Für die Kinder ist es geradezu eine Wonne. M.

**Das neue Jahrhundert.** Von Msgr. Jeremias Bonomelli, Bischof von Cremona. Deutsch von Prof. Valentin Holzer. (München. G. Schuh & Cie. 1903.) Wieder eine gewichtige katholische Stimme im Sinne Ehrhards. Versöhnung mit der modernen Cultur. Wissenschaft und Tugend, das sind die zwei Hauptmittel zur Erfüllung der Aufgabe. Das Büchlein ist weniger wissenschaftlich gehalten als Ehrhards „Katholicismus", aber um so eindringlicher und um so größere Verbreitung wird es finden. Wir möchten es besonders den Landgeistlichen auf das wärmste empfehlen. M.

**Oberlicht.** Die Geschichte eines Ehebruchs, von Karl Baron Torresani. (Dresden. E. Pierson.) Die Geschichte des Ehebruchs der Bildhauersfrau Helene Roger mit La Borde, dieser eigenthümliche, psycho- und pathologisch so complicierte Fall ist mit Kunst entwickelt und durchgeführt. Aber bei aller strengen Concentration auf das fesselnde Thema lässt Torresani diejenigen Leser, die in erster Linie Unterhaltung suchen und den eigenartigen Humor ihres Lieblingsautors, nicht zu kurz kommen. Das Wien der Siebzigerjahre, in dem der Roman spielt, hat ihm Gelegenheit geboten, zahllose köstliche und charakteristische Nebenfiguren einzuführen, in denen man zum größten Theile Porträts erkennen wird. Laube, Dingelstedt, Makart, Baron Todesco, F. O. Berg und viele andere werden jedem sofort erkennbar sein. V.

**Marienlieder.** Von Mirian Eck. (Berlin. Alex. Junker. 1902.)

**Wir sind die Sehnsucht.** Liederlese moderner Sehnsucht, ausgewählt von Karl Ernst Knodt. (Stuttgart. Greiner u. Pfeiffer.)

**Gedichte** von J. Reginus. (Straßburg. Ludolf Beust. 1903.)

**Thalwarth.** Gedicht von Wilhelm Fladt. (Dresden. E. Pierson.)

**Lucie.** Eine Dichtung in Briefen und Tagebuchblättern von Johannes Paul. (Dresden. E. Pierson.)

**Harz-Lieder.** Von Friedrich Wilhelm Abel. Kleine Prachtausgabe. (Magdeburg. Wilh. Abel.)

**Jesus Christus im Lichte unserer Zeit.** Von Dr. med. Klencke-Manhart. (Dresden. Dr. Klencke'sche Anstalt.)

**Was halten die Protestanten von Maria, der Mutter Jesu?** Von einer deutschen Frau und früheren Katholikin. (Gr.-Lichtenfelde-Berlin. Edwin Runge.)

**Die Ehre des Weibes** und die Thurn-Brandt'sche Massage. Ein Mahnwort von H. Ernst. (Leipzig. E. F. Fischer.)

**Norwegen und Spitzbergen.** Humoristische Reiseschilderung. Von W. Klinghammer. (Rudolstadt. F. Mitzloff. 1903.)

**Herbstblumen.** Müttern und Kinderfreunden gewidmet. Von A. Schwab. (Freiburg i. B. Hochreuter.)

**Beethoven in seinen Symphonien.** Betrachtungen über den idealen Inhalt derselben. Von Hermann Krone. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

**Deutsche Prosa.** Dritter Theil: Moderne erzählende Prosa. Ausgewählt zum Schulgebrauch. Herausgegeben von Dr. Gustav Porzer. Mit Auswahl aus den Werken Roseggers, M. Ebner-Eschenbachs, Liliencrons, Wildenbruchs, Billingers. (Bielefeld und Leipzig. Velhagen & Klasing.)

**Reiseerinnerungen aus Indien.** Von Gräfin Olga Meraviglia. (Graz. „Leykam".)

**Unser Kind.** Ein Vormerkbüchlein über das Gedeihen des Kindes. Von Dr. Gustav Riether. (Wien. Adolf Hölder. 1902.)

**Das Recensionsexemplar und die bezahlte Recension.** Zur Wahrung der Unabhängigkeit literarischer Kritik. Von Karl Vollmöller. (Erlangen. Fr. Junge. 1902.)

**Pflanzenheilkunde.** Pflanzen und Kräuter als Volksheilmittel. Unter besonderer Berücksichtigung der wissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Ad. Alf. Michaelis. (Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.)

**Nicht rasten und nicht rosten.** Jahrbuch des Scheffelbundes. Neue Folge. Geleitet von Oskar Pach. (Leipzig und Wien. Verlag des Scheffelbundes. 1903.)

**Rohrers Kalenderhandbuch.** (Brünn. M. Rohrer. 1903.)

**Trowitzsch's verbesserter und alter Kalender für 1903.** Jubiläums-Jahrgang (200 Jahre). (Berlin. Trowitzsch & S.)

**Moderne ökonomische Dampfkraftanlagen.** (Wien, III., Reisnerstraße 41. Rudolf Schwarz.)

☞ Vorstehend besprochene Werke &c. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**




* Über den „Sonnenwirt" (Dorfgeschichte von Friedrich dem Großen) erhalten wir folgenden Bericht:

Berlin, den 5. Januar 1903. Sehr geehrter Heimgärtner! Sie werden nicht ohne Antheil Weiteres aus der bewegten Laufbahn des „Sonnenwirtes" (vgl. die Dorfgeschichte von Friedrich dem Großen) vernehmen. Nach seiner Hinrichtung lebte er als Räuberhauptmann Moor in Böhmen, später unter gleichem Namen in Venedig. Er betrieb den Abfall der Niederlande, entführte und heiratete Maria Stuart, wurde Landvogt in der Schweiz, verliebte sich in eine Jungfrau aus Orleans und wurde, im Gasthaus „zum Herzog von Friedland", von einer hysterischen Musikantentochter vergiftet. Es leben noch viele Leute, die alles der Wahrheit gemäß bescheinigen können. Schwammerl.

* Ein Vorschlag für die Armen geht uns zu: Es ist gewiss nicht Mangel an Mitgefühl, welches heute viele abhält, ihr Schärflein zur Linderung der Noth ihrer Mitmenschen beizutragen; sie alle würden gerne eine viertel oder eine halbe Krone, eine oder zwei Kronen dem Zwecke widmen, wenn sie eben durch einen Bericht über das Unglück, das einen Mitmenschen oder eine ganze Gemeinde getroffen hat, ergriffen sind. Aber der Modus, diese kleine Gabe den Nothleidenden zu übermitteln, wie umständlich ist er heute noch!

oder Clavierbegleitung, für Haus, Schule und Kirche. Das Blatt kann von Gustav Zumpe, Dresden, P.-A. 5, bezogen werden.

---

**Alpine Majestäten und ihr Gefolge.** Die Gebirgswelt der Erde in Bildern. Monatlich ein Heft mit Ansichten aus der Gebirgswelt. Heft XI und XII. (München. Vereinigte Kunstanstalten A.-G.) Die soeben erschienenen Hefte XI und XII, mit denen der 2. Jahrgang des monumental angelegten und reichen Bilder-Cyklus aus den Hochgebirgen aller Herren Länder se ne Vollendung findet, bieten neben dem der letzten Lieferung beigegebenen Begleittexte aus der Feder des bekannten Alpenforschers und Kunstmalers Herrn Ernst Platz und einer Übersichtskarte der Alpen, wiederum eine Fundgrube packender Scenerien des Hochgebirges. Da sind vor allen Dingen die meisterhaften Aufnahmen eines Sella aus den Hohen Tauern und aus dem Kaukasus zu nennen. Nicht weniger fesseln uns die mächtigen Schneegipfel Groß- und Klein-Venediger und Reichenspitz-Gruppe. Das Salzburger Schiefergebirge wird uns in übersichtlichen Aufnahmen zu Gesichte geführt. Überwältigend wirken auf uns die Panoramen der Berner Alpen mit der königlichen Jungfrau. Aus den Ortler Alpen sind Königsspitze, Ortler und Thurwieser Spitze imposante Repräsentanten eis- und schneebedeckter Gebirgsriesen. Aus den nordrhätischen Alpen zeigt sich uns der bergspiegelnde und bergumschlossene Lüner See und die Lechthaler Alpen bieten uns hochinteressante Aufnahmen. Das eiserne Thor bei Bludenz zeigt mächtig zerklüftete Felsspitzen in imposanter Anlage der Formen.

---

**Frommes Kalender.** Bei dem ältesten und bedeutendsten Kalenderverlag Karl Fromme in Wien erschienen: „Vogl-Wichners Volkskalender". Die Redaction dieses seit 59 Jahren erscheinenden Volksbuches hat jetzt der durch seine ausgezeichneten Volksschriften in aller Welt bekannte Professor Josef Wichner in Händen. Die glückliche Wahl, welche die Verlagshandlung hiermit getroffen hat, zeigt der ganze von frischem Geiste durchwehte Inhalt des Kalenders mit seinen heiteren und ernsten Erzählungen, seinen launigen Gedichten und lehrreichen Aufsätzen. — Ein Nachschlagebuch, welches eine Fülle von Auskünften auf alle möglichen im häuslichen und gesellschaftlichen Leben sich ergebenden Fragen enthält, und sich auch zum Gebrauche in Kanzleien vorzüglich eignet, ist Frommes „Wiener Auskunfts-Kalender", dann der „20 Heller-Schreib-Kalender", der „Tägliche Einschreib-Kalender", Frommes „Schreibtisch-Unterlage-Kalender" u. s. w. Fast jeder Stand und Beruf findet in Frommes Verlag seinen Kalender.

V.

---

### Büchereinlauf.

**Friedrich Spielhagen, Romane.** Neue, Folge vollständig in 50 Lieferungen. (Leipzig. L. Staackmann.)

**Das neue Wesen.** Roman von L. Ganghofer. (Stuttgart. Ad. Bonz u. Comp.)

**Leibeigen.** Roman von J. A. Cüppers. (München. Allg. Verlagsanstalt. 1903.)

**Frau Treue.** Geschichten aus der Geschichte. Von Johannes Dose. (Leipzig. Sächsischer Volksschriftenverlag.)

**In der Waldmühle.** Erzählung aus dem Erzgebirge von Ch. Engel. (Leipzig. Sächsischer Volksschriftenverlag. 1902.)

**Um der Liebe Willen.** Drei Novellen von Emil Hügli. (Berlin. Neukomm & Zimmermann. 1903.)

**Istrianische Novellen und andere Erzählungen.** Von Felix Falzari. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Frühlingsstürme.** Roman von J. Binegg. (Dresden. E. Pierson.)

**Sein Lied.** Roman von Donat von Stauffenburg. (Dresden. E. Pierson.)

**Das heilige Blau.** Eine japanische Liebesgeschichte von Königsbrunn-Schaup. (Dresden. E. Pierson.)

**Eine Hochzeitsreise.** Von E. von H. (Dresden. E. Pierson.)

**Die Schlangenkönigin.** Von Karl Steinheil. (München. Karl Haushalter. 1902.)

**Neunzehn Märchen.** Von Arthur Ölwein. (Linz. Österr. Verlagsanstalt. 1902.)

**Halte, was du hast!** Eine Herzens- und Gewissensgeschichte in Briefen vom Pfarrer Schreckenbach. (Leipzig. Karl Braun.)

**Wetterleuchten.** Von Heinrich Berger. (Dießen. Jos. C. Huber.)

**Empfundenes.** Von Robert Palten. (Dießen. Jos. C. Huber.)

**Herzenswille.** Komödie in drei Acten. Von Ludwig Ferdinand Frey. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**Prinzessin Bofe.** Ein indisches Lustspiel in vier Aufzügen nebst einem Vorspiel, frei für die deutsche Bühne bearbeitet von Leopold v. Schroeder. (München. F. Bruckmann. A.-G.)

Hendel-Bibliothek (Otto Hendel. Halle a. d. S.):

**Gott in der Natur.** Von Camille.

**Flammarion.** Deutsch von Th. Fr. Grigult.

**Aus Welt und Einsamkeit.** Von R. W. Emerson. Deutsch von S. v. Harbou.

**Silas Marner.** Erzählung von George Eliot.

**Griseldis.** Trauerspiel von Friedrich Halm.

**Am sonnigen Gestade. Die Dritte. Hania.** Drei Novellen von Henryk Siekiewicz.




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(5. Fortsetzung.)

Aus heiligem Dunkel hebt sich wieder ein irdischer Schein und zeigt mir das Leben zu Magdala am See. Dort geht es bewegt her. Fischer und Schiffer, Hirten und Handwerker aus der Stadt und Leute aus den umliegenden Ortschaften und Gebirgen sind zusammengekommen auf dem Platze, wo die Schiffe landen. Denn es ist die Mär verbreitet, dass der neue Prophet komme. Und so geht wieder der Menge klapperndes Gerede: Ein morgenländischer Magier sei es, der eine große Wunderkraft in sich trage und Kranke heilen könne. So habe sich zu Kapernaum eine ergötzliche Sache zugetragen. Wäre der Prophet dort gewesen und dem habe man einen gichtkranken Menschen auf dem Bette zugeschleppt, einen Bettler, der von seinen lahmen Beinen gelebt hat. Nun sei es, dass der Prophet keine Bettler leiden könne, die immer nur ihr Gebrechen zur Schau tragen, Armut heucheln, sich um nichts kümmern und doch gut leben wollen. Solchen soll der Prophet gerne das Bettlerwerkzeug wegnehmen, nämlich das Gebrechen, dass sie dann gezwungen sind zu arbeiten. Hat also den Gichtkranken geheilt und gesagt: „Jetzt geh' und nimm Dein Bett mit." Und soll der Kranke gar verblüfft gewesen sein über die Wendung: Hin habe das Bett ihn getragen und zurück müsse er das Bett tragen.

Ausfertigung einer Postanweisung, Gang zum vielleicht sehr besetzten Schalter oder Abgabe des Betrages bei der Redaction einer Zeitung, mit dem Gedanken, dass solch eine Gabe vielleicht kaum gerne angenommen würde; alle diese Umstände halten in den meisten Fällen alle diese sonst so gerne gegebenen kleinen Spenden ab.

Wie anders könnte sich dies gestalten, wenn eine Einrichtung geschaffen würde, welche es jedermann ermöglicht, dem Impulse, seinen Nebenmenschen hilfreich beizustehen, sogleich und in einfachster Weise ohne Zeitverlust Folge leisten zu können.

Um dies zu erreichen, würde es sich darum handeln, ein Wertzeichen zu schaffen, welches überall leicht erhältlich ist, durch Einwurf in einen Briefkasten an den Adressaten befördert wird und, da es nur von diesem selbst wieder in Bargeld umgesetzt werden kann, jeden Missbrauch durch andere unmöglich macht.

Wenn die Postverwaltung sich dazu entschließen würde, den Correspondenzkarten ähnliche „Geldanweisungskarten" in allen Verschleißstellen von Postwertzeichen in Verkehr zu setzen! Diese Karte müsste mit der Adresse desjenigen beschrieben werden, welchem die Geldanweisung zukommen soll, wodurch sie für jedermann außer dem Adressaten wertlos würde, da nur dieser gegen Vorweisung eines legitimierenden Papieres diese Karte an einem Postschalter in Bargeld umtauschen kann. Das im allgemeinen der Antrag, der wohl einer Beachtung wert ist.

* Fürs Waldschulhaus nachträglich eingegangen: Frau Magda Richling, Wien, 10 K; Pfarrer Weichelt, Wilkau, 2 K; Frau Helene Bettelheim, Wien. 20 K; Th. v. Leslie, Charlottenburg, 10 K; Ein junger Hamburger 10 K.

* Pater Pöllmanns Buch: „Rosegger und sein Glaube" ist empfehlenswert. Für mich ist es insofern schädlich, als es zur Hoffart reizt. Hatte bisher keine Ahnung von meiner gewaltigen „Bedeutung und Gefährlichkeit". Leider sind dem Herrn Verfasser beim Citieren meiner Schriften einige Fälschungen (um Verzeihung für das harte Wort!) mitunterlaufen, die weder durch seine brillante dogmatische Kunstreiterei, noch durch seine kindlichen Übertreibungen in Lob und Anklage, noch endlich durch die Imprimatur seines Prälaten wettgemacht werden. Übrigens erspart man sich dem Büchlein zu widersprechen, weil es sich so liebenswürdig zuvorkommend selbst widerspricht. Rosegger.

**J. O., Mürzzuschlag.** Jenes hübsche Gedichtchen, welches der Mürzthaler Bauernbursche Peter Birchegger zu Neujahr einem obersteirischen Landtagsabgeordneten geschickt hat, lautet nach geringer Correctur:

Wan ih kunt zithernspieln,
Wurds gor schen klinga;
War ih a N chtigoll,
That ih schen singa.
Do wurdn d Leut rena,
A jou wird mih neambd kena.
Ih b'n holt a Baurnbua
Und kon ah nix kina,
Und douh möcht ih gern
An schen Glückwunsch vorbringa.
Ih kon nur oans winschn,
Und däs is gwiß schen,
Dass's uns in neign Johr
Holt bessa möcht gehn.
s olti hots Glück gwiß
Nit kina dafoßn.
Sa hots uns zan winschn
Hibisch viel übaglossn.
Den warn mar oll glückla,
Sa gabads nix drauf,
Aft hörat sih gleih ah
s Neijohrwinschn auf.
Drum hots unsa Hergott
Scha richti bestimbb,
Dass Schlechti und s Guati
Schen wechselweis kimbb.
Ih kon nur oans winschn,
Dass Goud Glück und Segn
Möcht ollzeit unsern liabn
Steiralond gebn
Und aft, liaba Hergoud,
Kimbb nouh a Bitt dron:
Geh, nim dih um unsern
Liabn Bauernstond on,
Und durch deini Güat
Und ollmächtiges Woltn,
Thuar ah seini braun
Vatreter erholtn. Peter Birchegger.

**G. St., Wien.** Wenn ich alle ähnlichen Briefe, die mir zukommen, beantworten wollte, so müsste ich Tag und Nacht schreiben. Und wenn ich alle leidlich guten Beiträge, die man für den „Heimgarten" schickt, abdrucken wollte, so müsste jedes Heft mindestens hundert Druckbogen stark sein. Und wenn ich alle Manuscripte, die mir geschickt werden, lesen wollte, so müsste ich ein Leben wie Methusalem zur Verfügung haben. Aber auch dann müsste ich darauf bestehen, dass in den letzten Jahrhunderten nichts mehr eingeschickt würde. Also gescheit sein, nichts Unmögliches verlangen. R.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. Jänner 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

„Wer sie ist? Da frage nur einmal den Jobsohn. Eine Ehebrecherin ist sie. Erst seit wenigen Wochen verheiratet mit dem alten braven Jobsohn, dem Freunde ihrer Eltern. Hintergeht ihn und läuft einem jungen Fant nach! Diese Dirne!“ Man kann nicht alles anführen, was sie hingezetert haben auf das hilflose Wesen. Gerade die Weiber haben am lautesten geschrien; ganz besonders eine, die Frau eines Netzflechters, ist der sittlichen Entrüstung so voll gewesen, daß sie ihr Kleid zerreißt und die Fetzen hinschleudert auf die Sünderin. Was wilder Geifer je an bösen Wörtern erfunden — das sprudelt schrill hervor aus dem Mund der Anklägerin, in bitterer Klage, dass ein solches Geschöpf den heiligen Namen der Frau schände, und in leidenschaftlichem Verlangen, dass die Missethäterin gesteinigt werde. Bald schreit es die Menge nach: „Steinigt sie!“ und ein junger Lastträger, der nahe der Frau des Netzflechters steht, bückt sich schon nach dem Stein auf der Straße, um nach der Sünderin zu werfen. Jesus schützt sie mit der Hand und ruft: „Berührt sie nicht! Wer von Euch ist ohne Fehl!? Der komme und werfe auf sie den ersten Stein.“ — Unbemerkt lassen sie, die schon Steine in der Faust haben, dieselben zu Boden sinken. Jesus aber wendet sich zum gehetzten Weibe und sagt: „Sie sollen Dir nichts anhaben. Sage mir nur, was geschehen ist.“

„Herr!“ wimmert sie und umschlingt neuerdings seine Füße, „gesündigt habe ich! Gesündigt habe ich!“ Und schluchzt und weint, dass sein Fuß feucht wird von ihren Thränen.

„Gesündigt hast Du!“ sagt er mit einer Stimme, deren milder gütiger Klang vielen ins Herz geht. „Gesündigt. Und nun thut es Dir leid. Und Du versuchst es nicht, Dich zu rechtfertigen. Steh' auf, steh' auf! Deine Sünde wird Dir vergeben sein.“

„Wie? Was?“ murrt das Volk, „was haben wir verstanden? Der Ehebrecherin redet er gut? Ihre Schmach verzeiht er? Wahrlich, der Prophet wird Anhang finden.“

Als Jesus ihre Unzufriedenheit hört, spricht er laut: „Wisset, ich bin wie ein Hirte. Der Hirt geht aus, um verlorene Schäflein zu suchen. Er verscheucht sie nicht zu den Wölfen, er führt sie freundlich in seinen Stall heim, damit sie gerettet seien. Nicht über die Hochmüthigen kann man sich freuen, nur über die Bußfertigen. Jene sinken nieder, diese steigen hinan. — Höret, was ich Euch sage. Da ist einmal ein Mann gewesen mit zwei Söhnen. Der eine Sohn ist wohlgeartet und hütet den Besitz. Der andere ist unfügsam und sagt eines Tages zu seinem Vater: ‚Gib mir von dem Besitz meinen Theil, ich will in die Fremde gehen! Dess ist der Vater betrübt, aber da der junge Mensch darauf besteht, so gibt er ihm seinen Theil und der Sohn zieht fort. Während daheim der eine Bruder arbeitet, erwirbt und spart, lebt jener in Lust

Andere wollen wissen, der Prophet sei ein Ägypter und könne wahrsagen. Worauf jemand meint, wenn er nicht wahrsagen könnte, so wäre er kein Prophet.

„Beim Vater Abraham!" ruft ein alter Fährmann aus, „wenn die Propheten immer wahrgesagt hätten, wäre die Weltscheibe schon längst versunken und ertrunken im Meer! Ich kann auch wahrsagen: Wenn er kommt, so wird er da sein."

„Dann wird er bald da sein", lacht ein Fischerknabe, „denn er kommt schon."

Ein Kahn schwankt heran, auf und nieder wuppt er und drinnen sitzen vier Männer.

„Welcher ist es?"

„Der mit dem schwarzen Bart."

„Ei, füttere Du Esel mit Deinem Bescheid. Der mit dem Bart ist Jakobus, der Schiffbauer vom Jordanthal."

„So ist es der mit der Glatze."

„Aber Assam! Ihr werdet doch den Fischer Simon aus Bethsaida kennen, der allmonatlich einmal auf den hiesigen Markt kommt, um mit seinen Spottpreisen anderen das Geschäft zu verderben."

Als sie ans Land steigen, vermögen es die Fahrgenossen kaum dem Meister den Weg zu bahnen durch das Gewühle. Die Leute sehen ihn und sind enttäuscht. Dieser Prophet ist ihnen nicht weit genug her. Wenn er's wirklich sein soll. Der Zimmermann aus Nazareth. Also doch! „Na, dann werden wir hübsch umsonst zusammen gelaufen sein. Was er sagt, das wissen wir schon, und was er kann, das thut er nicht."

„Er wird's schon thun. Hat's in Kana auch gethan. Wasserkrüge tragt herbei — lustig wird's heute."

Immer lebhafter drängt die Menge heran, denn etliche sind weit hergekommen und wollen ihn in der Nähe sehen und auch sprechen hören. — Dazu nun hat sich gute Gelegenheit ergeben an diesem Abende. Es war schon dunkel geworden; auf den Strandpfahl haben sie eine Pechfackel gesteckt, die gießt ein trübes rothes Licht über die wirbelnde Menge hin. Jesus will rasch voran und kann nicht. Ein Weib hat sich hingeworfen vor seine Füße. Ein junges Weib, das Haar aufgelöst, die Glieder zuckend vor Angst, so kniet es da und umschlingt seine Beine. Er neigt sich zu ihr nieder, will sie aufrichten, sie bleibt an seinen Füßen festgeklammert und kann sich nicht fassen. Jetzt heben sie an zu rufen: „Was will denn die Verführerin bei ihm, diese samaritanische Schlange?"

Jesus legt seine Hand auf ihr Haupt. Er steht aufrecht und frägt laut: „Wer ist dieses Weib, dass Ihr ein Recht haben wollet, sie zu beleidigen?"

ihr Meister nennt — weißt Du, was er in mir angerichtet hat? Wer ihn im Sturm gesehen hat und wer seine Rede über die Sünder gehört hat, der geht nicht mehr von ihm. Nein, so einen habe ich noch nicht gesehen. Wären nur auch der Fischer Manassus und seine Tochter Beka da und mein Bruder Andreas!"

„Sie werden schon kommen", sagt Jakobus.

„Wie ist denn das, Jakobus", fragt der Fischer, „dass Du bei diesem Manne sein und mit ihm wandern darfst?"

„Das ist einfach, Freund. Ich folge ihm bloß. Mein kleines Gut soll haben wer will. Ich folge ihm."

„Aber wohin, Jakobus, wohin geht die Reise?"

Und Jakobus antwortet: „Ins Reich Gottes zum ewigen Leben."

Jetzt tastet der Fischer mit unsicherer Hand nach dem Arm des Jakobus und sagt: „Ich will auch mit."

Noch ist die Stunde kaum vergangen und es entsteht neuer Lärm. Vom Hause des Netzflechters kommt er her. Der Netzflechter und ein Nachbar zerren des ersteren Weib heran, dasselbe, das vorhin so entrüstet gegen die Sünderin gewesen ist. Zum Propheten will es der eine schleppen, doch der Netzflechter sagt: „In solchen Dingen ist das ein schlechter Richter!" und will gegen den See mit ihr. Die Leute aber drängen sie an Jesus heran und erzählen, was vorgefallen ist. Mit dem Lastträger Joel habe man dieses Weib ertappt .... Die Beschuldigte schlägt um sich und leugnet heftig und beißt den Ehemann, der sie festhält, in die Hand. Andere kommen und bestätigen die Anklage, das Weib lästert, was vom Munde geht und bringt den Ehegatten durch Anrufung seiner Laster zum Schweigen.

Jesus glüht vor Zorn. Laut ruft er aus: „Fluch den Heuchlern und Treulosen und Unzüchtigen! Ihrer ist das Gericht!"

Da kreischt die Ertappte auf: „Vom Gericht sprichst Du? Der Du selbst keine Gerechtigkeit hast! Oder ist das gerecht, wenn Du von zwei Liebenden die eine segnest und der anderen fluchest?"

Und Jesus: „Ich sage es Euch: Der Reumüthige wird angenommen, der Unbußfertige wird verworfen." —

Dann wendet er sich ab und schreitet nachdenklich dem Ufer entlang, dahin in der lauen Nacht. Doch wer ihm folgt, das ist Simon der Fischer. Der berührt seinen weiten Ärmel und fleht: „Herr, nimm auch mich an!"

Fragt ihn Jesus: „Was suchest Du bei mir, Fischer Simon? Wenn jemand einen geschliffenen Krystall sucht und einen rauhen Diamant findet, so wird er unmuthig, weil er den Wert nicht kennt. Siehe dieses verstockte Weib, sie sagt, dass ich keine Gerechtigkeit hätte, weil ich strenge bin. Morgen können zehn der Verderbten so rufen, übermorgen hundert, und in kurzer

und Freuden, vergeudet in der weiten Welt sein Vermögen und wird so arm, dass er sich als Schweinehirt verdingen und mit den Säuen die Trebern essen muss. Wird krank und elend und verachtet über die Maßen. Da erinnert er sich seines Vaters, dessen geringster Knecht in Überfluss leben kann. Verkommen und zerrissen wie der niedrigste Landstreicher kehrt er heim, kniet nieder vor seinem Vater und sagt: ‚Vater, ich habe schwer gefehlt! Dein Sohn zu sein bin ich nicht mehr wert, so lasse mich Dein niedrigster Knecht sein. — Da hat ihn der Vater aufgehoben, hat ihn an seine Brust gedrückt, hat ihn bekleiden lassen mit kostbarem Gewande, hat ein Kalb schlachten und die Weinschläuche füllen lassen, um ein Festmahl zu geben, und hat all die Seinen zusammengerufen, dass sie sich mit ihm freuten. Alle sind gekommen, nur sein anderer Sohn nicht. Der läßt sagen: Er hätte zeitlebens seinem Vater treu gedient, doch wäre seinetwegen weder Kalb noch Bock geschlachtet worden. Er finde mehr Ehre darin, in der Kammer allein Brot und Feigen zu essen, als mit dem Müßiggänger und Verschwender am Festtische zu sitzen. Dem läßt der Vater sagen: Scheelsüchtiger Mensch! Dein Bruder war verloren und ist gerettet. Warest Du jemals verloren? Siehe zu, dass Deine Missgunst Dich nicht verloren macht. Komm' und freue Dich mit mir! — Also sage ich Euch, hat auch der Vater im Himmel mehr Freude an einem reumüthigen Sünder als an einem hoffärtigen Gerechten."

Jetzt ist ein Pharite vorgetreten aus der Menge, hat seinen Mantel würdevoll um den stattlichen Leib geschlagen und spricht den Satz eines jüdischen Weisen: „Nur der Gerechte besteht vor Gott!"

Darauf antwortet Jesus: „Wisset Ihr nichts von jenem Zöllner, der ganz rückwärts im Tempel gekniet ist und sich nicht vorgewagt hat zum Altar, weil er gewusst hat, dass er ein armer Sünder ist? Am Altar aber ist stolz ein Pharite gestanden und hat also gebetet: Herr Gott, wie danke ich Dir, dass ich nicht so schlecht bin, wie der dort im Winkel! Als sie aus dem Tempel gehen, ist des Zöllners Herz voll Gnade und des Phariters Herz ist leer geblieben. Habt Ihr das verstanden?"

Darauf sind ihrer etliche zurückgewichen. Jesus langt nieder zur Büßerin und sagt: „Stehe auf, demüthige Magd, und gehe in Frieden heim!"

Die Leute sind im Äußeren nun etwas stiller und im Innern unruhiger geworden und haben angefangen, sich ein wenig zu bescheiden.

Dieweilen will Jakobus mit dem Fischer verhandeln um den Preis der Überfuhr. Simon verhüllt mit dem Mantel das Gesicht und sagt leise verweisend: „Spotte nicht. Ich habe Strafe genug. Ich schäme mich meiner Verzagtheit. Jetzt sehe ich es wohl, dass ich kein Fischer und und kein Schiffer bin, sondern ein unnützer Mensch. Dieser Mann, den

aufgeweckt hat! — Ein Weinkelterer ist da, der weiß etwas von jener alten Frau, die den Propheten mit aller Heftigkeit gebeten habe, sie aus ihrem Siechthum zu erlösen. Darauf habe Jesus gesagt: „Alt seid Ihr und wollt noch leben! Was gefällt Euch denn an dieser Erde so sehr?“ Und hätte sie geantwortet: „Auf dieser Erde gefällt mir nichts. Aber ich will nicht eher sterben, als bis der Heiland kommt, der mir den Himmel aufschließt.“ — Und er: „Wenn Dein Glaube so stark ist, Weib, den Heiland sollst Du erleben.“ Darauf sei sie aufgestanden und gewandelt. Solches habe er gethan, aber er liebe es nicht, dass viel davon gesprochen werde. — So erzählen die Leute einander, die da versammelt sind an der Leiche des Mägdleins.

In der Gesellschaft ist auch ein alter Mann von der Art derer, die gerne allenthalben ihre Weisheit darthun. Der meint, zu solchen Wundern gehöre Glaube und Liebe. Wer nicht glaube, dem helfe kein Wundermann; aber einer, den das Volk lieb habe, der wirke leicht Wunder. „Alles, was ihm misslingt, vergessen sie, und alles, was gut wird, merken sie auf und machen es groß. Was ist da weiter dabei?“

Dem antwortet einer: „Wichtig dabei ist nur das, dass sie ihn lieb haben. Geliebt zu werden, das kann keiner von selbst machen, das muss ihm gegeben sein.“

Auf solcherlei Gespräche — Wahrheit und Irrthum vermengend — beschließen sie, den Propheten ins Haus zu bitten.

Als Jesus eintritt, sieht er die trauernde Versammlung und den Rabbiten, der vor Schmerz an seinem Kleide zerrt, bis es reißt. Er sieht das Kind, das aufgebahrt ist auf dem langen Tisch und er frägt: „Was ließet Ihr mich rufen? Wo ist die Todte?“

Der Rabbite schlägt das Linnen auseinander, dass das Mädchen offen daliegt. Jesus sieht es an, hebt ein wenig das Händchen, befühlt es und legt es sanft wieder hin. „Das Kind ist nicht todt“, sagt er, „es schläft nur.“

Da heben ihrer etliche zu lachen an. Sie würden doch erkennen, was lebendig und was todt ist!

Er tritt an sie hin und spricht: „Was ließet Ihr mich rufen, wenn Ihr mir nicht glaubt? Wenn Ihr zusammengekommen seid, um bei Todten zu sein, so habt Ihr hier nichts zu thun. Hier ist Leben.“

Sie schleichen ärgerlich hinaus. Er wendet sich zu Vater und Mutter: „Seid nicht betrübt. Bereitet Eurer Tochter etwas zu essen.“ Dann nimmt er das Kind an der kühlen Hand und haucht hin: „Mägdlein! Mägdlein! Wache auf, es ist Morgen.“

Die Mutter stößt einen Schreckruf aus vor Freuden, denn das Kind schlägt die Augen auf. Er steht noch dabei und sie wollen gehört haben, wie er sagt: „Stehe auf, junges Menschenkind. Du bist ja noch

Zeit kann der, den sie heute preisen, von grimmigen Feinden umgeben sein und mit ihm die, so zu ihm halten. Mein Wort verdirbt es den Weltgierigen und meine Sanftmuth reizt die Gewaltigen. Den Samen, den ich säe, werden sie mit Feuer und Schwert zerstören. Simon, Dich habe ich nicht als den stärksten gesehen auf dem Meere. Ich verlange nicht wenig. Willst Du mit mir sein, so mußt Du alles lassen, was jetzt Dein ist. Die Welt haben und mich zugleich, das kannst Du nicht. Kannst Du entsagen, kannst Du vergessen, kannst Du leiden, so komm' mit mir. Kannst Du auch sterben für mich, so komm'."

„Herr, ich gehe mit Dir."

„Kannst Du das, dann ist meine Last leicht. Dann hast Du den Frieden, den in der Welt niemand findet."

„Herr!" ruft Simon laut, „ich gehe mit Dir!"

Diese Annahme haben auch andere gehört, die ihm nachgegangen waren am Ufer entlang. Sie staunen über die Worte, die sie da vernehmen, und die Sünderin, die er beschützt hat, will nicht mehr von ihm gehen. In der Ferne hört man noch das Gezeter der Verworfenen. Dann zerstreut sich die Menge allmählich. Jesus sucht eine Herberge für sich und seine Jünger.

---

Einige Zeit nach diesem Tage sind mehrere, die unter jener Menge zu Magdala gewesen, zusammen im Hause des Rabbiten Jairi. Es ist eine Todtenwache. Mitten im Saale auf einem langen Tische, in weißes Linnen gewickelt, liegt das Töchterlein des Rabbiten. Dieser ist so trostlos, dass seine Freunde sich nicht zu rathen wissen. Er schreit vor Pein und lästert Gott und flucht den Menschen, die ihm nicht helfen können. Da meinen einige, man solle Jesus aus Nazareth rufen, den sie vorher mit seinem Gefolge ruhend gesehen unter den Cedern von Hirah. Sie erzählen sich Wunder, die er in jüngsten Tagen gewirkt hätte. An der Straße nach Kapernaum sei ein Mann gelegen mit seinem Söhnlein, das vom Geiste der Starrheit besessen gewesen. Das Kind sei hingefallen, habe an den Lippen Schaum gehabt und die Zähne und die Finger so ineinander gekrampft, dass es der Vater aus Verzweiflung hätte erdrosseln wollen. Er sei mit dem Knaben schon bei den Jüngern Jesu gewesen, die wären auch rathlos. So hätte er den Meister aufgesucht und ihm zornig zugerufen: „Kannst Du was, so hilf ihm!"

„Lasse doch sehen, dass wir nicht alle um ihn leiden", solle der Prophet gesagt haben, und dann habe er das Kind heil gemacht. — Und sie erzählen noch anderes. Jenseits des Sees habe er einen Taubstummen sprechend und zu Bethsaida einen Blinden sehend gemacht. Vor allem aber drüben zu Naim, das wüssten doch alle, wie er den jungen Menschen, den sie schon auf der Todtenbahre aus dem Hause getragen,

dem Dache seines Hauses haben sie mit Brettergeklapper, Fahnengeklirr dem Levy lebhaft angedeutet, in welchen Ehren er bei ihnen stünde, seit er im Dienste der Heiden den Straßenzoll einhebt und selbst am Sabbathe noch Geld heischt.

Der hagere Mautner sitzt in einer Ecke seines Gemaches und sieht, wie der Staub niederfliegt von der Decke, die unter dem Gepolter zu schwanken scheint. Er sieht auch, wie die zum Fenster hereinscheinende Morgensonne durch den Stubenraum ein lichtes Band zieht, in welchem die Staubtheile gleich kleinen Sternchen tanzen. Er hört und sieht und schweigt. Als die auf dem Dache sich ausgetobt haben, springen sie zur Erde, machen noch mancherlei ausdrucksvolle Geberden gegen das Fenster und gehen davon.

Jetzt tritt aber aus dem Nebengemach ein kleines bewegsames Weib hervor, huscht gegen den Mann hin und sagt: „Levy, Dir geschieht recht!“

„Ich weiß es, Judith“, antwortet er und steht auf. Seine Gestalt ist so schlank, dass er das Haupt nach vorne beugen muss, um nicht an die Decke zu stoßen. Sein Bart hängt in einem dünnen Strähne erdwärts, er hat noch keinen grauen Faden, so fahl und müde das Angesicht auch ist.

„Sie werden dich steinigen, Levy, wenn Du ein Römerknecht bleibst!“ ruft das Weib.

„Sie haben mich auch früher gehasst, so lange ich kein Römerknecht gewesen“, sagt der Mann. „Seit jenem Laubhüttenfest zu Tiberias, da ich gesagt, der Mammon und die Genussucht hätten das auserwählte Volk dem Gott Abrahams entfremdet und dem Jupiter unterworfen, seit jenem Tage hassen sie mich.“

„Du sammelst Dir doch selber Mammon!“ wirft sie ihm vor.

„Eben weil sie mich hassen, muss ich mir gegen sie eine Macht gründen, auf dass ich bestehen kann, wenn niemand mit mir ist. Es gibt eine Macht, mit der der Verachtete seine grimmigsten Feinde besiegt. Du verstehst mich nicht? Siehe da!“ Er bückt sich in eine dunkle Ecke des Gemachs, lüftet dort einen alten Lappen, so dass man ein steinernes, mörserähnliches Gefäß erblicken konnte. „Lauter Römer!“ setzt er schmunzelnd bei, „bald eine kleine Armee. Und bis sie groß genug ist, werden die Nachbarn nicht mehr auf das Dach steigen, um mit Scherben dem Levy ein Loblied zu singen. Sie werden dazu Zimbeln und Harfen wählen.“

„Levy, ich will Dir sagen, was Du bist“, ruft das Weib und alle Muskeln zucken in ihrem rothen Gesichte.

„Ich bin ein Zöllner, das weiß ich“, antwortet er gelassen und deckt den Lappen wieder sorgfältig über den Geldtopf. „Ein verachteter Zöllner, der dem angestammten Volke die Münzen aus dem Sacke nimmt,

zu jung, als dass Du Dir den Himmel schon erworben hättest. Der Vater lässt sich lange suchen, damit man ihn umso mehr lieb habe. Gehe nun Deine Straßen und suche ihn."

Als das Mädchen, an die zwölf Jahre ist es alt, auf den Füßen steht und über die Dielen wandelt, da fallen die Eltern fast über Jesus her, um ihn mit Dank zu erdrücken. Er ist abweisend: „Ich kenne Euere Dankbarkeit. Ihr werdet thun, was ich nicht will. Ihr werdet hingehen an die Straßenecken und ausrufen: Er hat unser Kind vom Tode erweckt! und sie werden kommen und verlangen, dass ich ihre Leiber heile, da ich doch gekommen bin, die Seelen zu heilen. Und sie werden begehren, dass ich todte Körper erwecke, da ich doch da bin, ihre Geister zum ewigen Leben zu führen."

„Herr, wie sollen wir das verstehen?"

„Wenn es Zeit ist und Ihr erfahren habt, wie wenig irdischer Leib und zeitliches Leben bedeutet, dann werdet Ihr es verstehen. Wenn ich Euer Kind, wie Ihr sagt, vom Tode erweckt hätte, welchen Dank wäret Ihr mir schuldig? Wisset Ihr wohl, was der thut, der einen Zufriedenen zurückruft in die Unzufriedenheit? Welcher Heiland soll das thun?"

„Du hast selbst gesagt, Meister, dass dieses Kind noch zu jung sei, um sich den Himmel schon erworben zu haben."

„Es hat ihn nicht erworben, es hat ihn umsonst gehabt im unschuldigen Herzen. Es wird eine Jungfrau werden und ein Weib und eine Greisin. Es wird den Himmel verloren haben und wird ihn suchen mit Angst. Wohl ihm, wenn es dann zum Heiland kommt und bittet: Meine Seele ist mir gestorben, Herr, erwecke sie zum ewigen Leben. Wenn es aber nicht kommt — dann wäre ihm besser, heute nicht wach geworden zu sein."

Die Mutter sagt in Demuth: „Was Du thust, Meister, das wird schon recht sein."

Er geht an den Tisch, wo das Kind mit Behagen eine Speise verzehrt, legt ihm die Hand aufs Haupt und sagt: „Aus dem Himmel bist Du auf die Erde gekommen, nun gib die Erde für den Himmel hin; der erworbene ist größer als der geschenkte."

Solches will das Weib des Rabbiten Jairi vernommen haben, da geht Jesus zur Thür hinaus. Sie sind seine Anhänger geblieben bis nahe zu den Tagen der Verfolgung.

- -

Zur selben Zeit ist an der Straße nach Tiberias dem Mautner Levy nicht wohl gewesen. Eines Morgens haben seine Ortsgenossen ihm ein etwas missharmonisches Ständchen gebracht, von oben herab. Auf

„Woher des Weges?“ fragt der Mautner die Männer.

„Heute aus Magdala“, antwortet Simon, der Fischer.

„Dann ist es wohl Zeit, dass Ihr ein wenig rastet in meinem Schatten. Die Sonne ist früh heiß geworden.“

Als Judith merkt, sie thäten sich wirklich anschicken zur Rast, eilt sie rasch in ihr Gemach, behängt sich mit bunten Tüchern, mit einer glänzenden Armspange und mit einer Perlenschnur, die sie vor kurzem von einem sidonischen Händler erstanden hat. Sie kommt wieder hervor und bringt ein Brett mit Feigen und Datteln. Der schlanke blasse Mann — Jesus ist's — gibt das Brett schweigend weiter, ohne von der Erfrischung etwas zu nehmen. Sein durchdringender Blick beunruhigt sie. Vielleicht ließe er sich wenden. Noch auffallender in ihrem Glanze stellt sie sich vor ihn hin.

„Weib“, sagt er plötzlich, „dort am Rain steht eine Diestel. Sie hat ihre Stacheln am Stamm und an der Blüte, sie ist bedeckt vom Staub der Straße und zerfressen von den Insecten. Aber sie ist schöner als ein hoffärtiges Menschenkind.“

Judith zuckt heftig zusammen. Sie läuft ins Haus und schlägt hinter sich die Thüre zu, dass die Wände ächzen. Der Mautner hat auf den Sprecher einen beifälligen Blick geworfen und seufzt.

Da spricht zu ihm Jesus: „Hast Du sie lieb?“

„Sie ist doch sein Nächster!“ bemerkt ein heiter dreinschauendes Männlein in der Wandergesellschaft. Das schalkhafte Wort bezieht sich auf des Meisters gestrige Predigt von der Nächstenliebe.

Levy nickt nachdenklich mit dem Haupte und spricht: „Ja wohl, Ihr Männer, sie ist mein nächster — Feind.“

„Sie ist Eurer Weib?“ frägt Simon.

Ohne darauf zu antworten sagt der Mautner: „Ich bin ein Zöllner — also gesegnet mit Misswollen so weit mein Auge reicht. Jedoch alle zusammen, die da draußen sind, machen mir nicht so viel Widerwärtigkeit, als der eine Nächste in meinem Hause.“

Einer der Männer legt ihm seine Hand auf die Achsel: „So siehe zu, Freund, dass sie nicht mehr Dein Nächster ist. Geh' mit uns. Auch wir haben unsere Weiber verlassen und sonst noch allerlei und sind mit dem gegangen. Kennst Du ihn denn nicht? Es ist der Mann aus Nazareth.“

Der Zöllner stutzt. Dieser Mensch, von dem das ganze Land spricht, der Prophet, der Wundermann? Dieser junge freundliche Mensch soll es sein? Der so herbe predigt gegen die Juden! Habe ich, denkt Levy, nicht selbst einmal beinahe so gesprochen bei jenem Laubhüttenfeste? Und damit die Leute nur gereizt. Und diesem hören sie mit Andacht zu und laufen ihm nach. Ob auch ich es thue? Was hält mich? Kann

um sie an die Fremdlinge abzugeben, der Straßenzins einhebt von den Juden, die doch ihre Straßen selbst gebaut haben. Solch einer bin ich, meine Judith! Und warum bin ich römischer Publikan geworden? Weil ich mir Geld erwerben will, um mitten unter den Hassern bestehen zu können."

„Levy, Du bist ein Geizhals", sagt sie, „Du begräbst das Geld ins steinerne Loch, anstatt mir den griechischen Mantel zu kaufen, wie ihn Rebekka trägt und wie ihn Amala trägt."

„Dann werde ich ein Geizhals bleiben", antwortet er, „denn einen griechischen Mantel kaufe ich Dir nicht. Fremde Kleiderzier führen uns Juden weit tiefer ins heidnische Verderben, als mein römisches Amt und meine römischen Münzen es thun können. Putzsucht, Hoffart und Lustleben, das ist Abgötterei, mein liebes Weib, und nicht das Zollamt an der Straße. Die Straßenschranke ist gar nicht schlecht zu einer Zeit, da unser Volk wieder anfängt, seines Landes Flüchtling zu werden, in Handel und Wandel das Gute hinaus- und das Übel hereinzuschachern. Seit Moses Gesetz vom Ackerbau ist keine bessere Einrichtung geschehen, als die des römischen Straßenzolles. Was haben die Juden auf der Straße zu thun?"

„Das wirst Du bald sehen", sagt Judith. „Wenn ich von dieser Stunde in zwei Tagen den griechischen Mantel nicht habe, dann sollst Du mich auf der Straße sehen, aber von hinten."

„Du bist auch von hinten nicht übel", antwortet Levy schalkhaft.

Draußen pocht der Hammer. Der Mautner blickt durchs Fenster und befiehlt seinem Weibe, die Straßenschranke aufzumachen. Sie geht hinaus, erhebt ein schallendes Geschrei und öffnet die Schranke nicht. Mehrere Männer waren des Weges gekommen, die stehen da und das Weib fordert den Zoll. Ein kleiner Mann mit Stirnglatze tritt hervor. Es ist der Fischer aus Bethsaida. Er gesteht, Münzen besäßen sie nicht. Darüber wird das Weib sehr aufgebracht, denn insgeheim ist ihre Absicht, von jetzt an auf eigene Faust den Pfennig einzuziehen, um so zu ihrem griechischen Purpur zu kommen, wie ihn die Rebekka trägt und die Amala.

Als Levy ihr Geschrei hört, geht er hinaus und sagt: „Lasse sie ziehen, Judith. Du siehst, dass es keine Händler sind. Sie werden den Weg nicht arg abnutzen, haben sie doch kaum Sohlen an den Füßen."

Darauf schweigt Judith, guckt aber verstohlen auf einen der Männer hin, der in seinem blauen Mantel mit den über die Achseln niederwallenden Locken schlank aufrecht dasteht, ihr sein blasses Gesicht zuwendet und sie ernst anblickt. Welch ein Mensch! — Ist ihm, denkt sie, etwas an mir nicht recht? Vermisst er nicht etwa den griechischen Mantel, wie ihn andere Frauen schon häufig tragen?

Da sagt der Meister: „Einer freien Seele thut der Mammon nichts. Aber er ist nicht wert, um darüber zu sprechen, geschweige, um seinetwegen zu streiten. Mit Gewalt wirst Du den geschehenen Raub nicht ungeschehen machen. Widersetzest Du Dich, so kannst Du den Räuber leicht auch zum Mörder machen."

Nachdem sie also gesprochen haben, tritt der Zöllner in sein Haus. Der Entschluss ist gefasst. Friedfertig will er von seinem Weibe Abschied nehmen, dann das Geld in einen Sack thun und an seinen Leib binden. — Es ist das eine nicht geschehen, denn Judith war durch eine rückwärtige Thür geflohen, und es ist das andere nicht geschehen, denn Judith hatte den Steintrog geräumt und das Geld mit sich genommen.

Betrübt ist Levy aus dem Zöllnerhause hervorgekommen, vor Jesus hingetreten und hat seine Hände gegen Himmel erhoben: „Ich bin fertig, Herr, nimm mich an!"

Der Meister sagt: „Levy-Matthäus, auch Du bist mein."

Thaddäus kommt mit dem Obstbrette: „Bruder, sättige Dich das letztemal an Deinem Tische. Fürder halte Dich an den, der die Vögel nährt und die Blumen kleidet."

Als sie zusammen die staubige Straße fürbass gehen und der neue Jünger ihnen seinen Verlust mitgetheilt hat, ruft Simon heiter: „Ein Glückspilz bist Du, Levy-Matthä! Was anderen so schwer geworden hinzugeben, Dir ist es von selbst davongegangen."

Das Zollhaus ist an demselben Tage verlassen gestanden und die Vorüberziehenden haben sich gewundert darüber, dass heute der Weg frei liegt zwischen Magdala und Tiberias.

---

Auf solche Weise haben sich um den nazarenischen Zimmermann immer mehr Jünger und Freunde gesammelt, die ihn nun begleiten wollen auf seinen Wanderzügen durch das Land. Denn Jesus ist entschlossen. Er hat nichts anderes im Sinne, als umherziehend den Menschen seine Botschaft vom himmlischen Vater und vom Gottesreiche zu bringen. Einige aus den Jüngern hat er sich besonders erlesen, dass sie überall für ihn die Aufnahme und die Herberge vorbereiten sollten. Auch sind die Ansammlungen des Volkes zu ordnen; und solchen, die des Meisters eigenartige Worte nicht verstehen können, sollen die Jünger als Erklärer und Ausleger dienen, soweit sie die neue Lehre selbst begreifen. Zu diesen Gesandten gehört auch Johannes der Zimmermann, der unter Jesus einst Lehrling gewesen, ein naher Verwandter des Meisters, wie es geschrieben steht. Andere seiner Jünger haben geheißen Jakobus, es ist der Kahnbauer, dann Simon, Andreas und Thomas, die Fischer, Levy-Matthä der Zöllner, Thaddä der Riemer, ferner — aber mein

mir, dem Verlästerten, nicht jede Stunde der Dienst gekündigt werden? Kann ich nicht heute so gut wie morgen aus dem Hause gejagt werden? Und das Weib, will es sich nicht immer von hinten besehen lassen auf der Straße? — Nur eines ist, von dem ich mich nicht trennen mag, aber das kann man mitnehmen. —

Nun wendet er sich an den Nazarener, hält ihm das Brett hin mit dem Rest von Obst: „Lieber Meister, nimm!"

Dieser spricht leise und sanft: „Hast Du mich lieb, Zöllner?"

Der Mautner beginnt zu zittern, dass ihm beinahe das Brett von den Händen fällt. Dieses Wort! Und dieser Blick! Er vermag nicht zu antworten.

„Wenn Du mich lieb hast, so komme mit mir und trage mit uns die Beschwerden."

„Die Freuden, Herr, die Freuden!" ruft Simon drein.

Zur Stunde ist des Weges heran ein Tross von Maulthieren gezogen. Die Treiber schlagen mit geknoteten Stricken roh auf die Thiere los und fluchen darüber, dass schon wieder eine Zollschranke da sei. Der Mautner nimmt ihnen die vorgeschriebene Anzahl von Münzen ab und verweist ihnen die Misshandlung der Thiere. Die Antwort ist ein Peitschenhieb über sein Gesicht. Zornig erhebt Levy seinen Arm gegen die Treiber. Da tritt Jesus hinzu, drückt ihm den Arm sachte nieder und spricht: „War es ein Unrecht, was jener that?"

„Ein Unrecht!"

„So mache ihm's nicht nach."

Da ruft das vorwitzige Männlein dazwischen: „Wenn Du mit uns gehst, Zöllner, so magst Du wohl zwei Wangen haben, eine rechte und eine linke. Aber keinen Arm, hörst Du?"

Diese Bemerkung hat sich beziehen sollen auf einen Spruch des Meisters, den er gerne sagt, wenn er waffenlos und wohlgemuth einem grimmen Gegner gegenübersteht. Mehrere rügen die Anspielung mit strafenden Blicken.

„Aber es ist ja wahr!" lacht der andere. Der Meister sagt: „Lasset den Thaddäus sprechen, was er will. Hat er doch gestern die Wuth eines Arabers geduldig über sich ergehen lassen."

„Ja wohl, weil sie kein Geld gefunden, haben sie den Thaddäus geschlagen."

„Wenn sie fürder eines bei uns finden sollten, so wollen wir uns darum wehren", sagt der Zöllner, „sonst hieße es, den Raub billigen."

„Mautner, man merkt es Dir an, dass Du den Meister noch nicht lange kennst", sagt das Männlein, welches sie Thaddäus genannt haben. „Wir und Geld, he!"

innig lieb hat — besonders den zarten Johannes — ist er stets erfüllt von dem Ernste seiner Sendung: aus schwachen Menschen beherzte gottesstarke Männer zu machen. So scharf, dass es auch der Blinde greifen kann, trennt er, was ihm recht, und was ihm zuwider ist. Verquickungen zwischen Gut und Böse kann er nicht leiden. Am widerwärtigsten sind ihm die Wortdeutler, Heuchler und Schleicher, da hält er es weitaus lieber mit offenbaren Sündern. Für seine Person nachgiebig, aber in seiner Lehre unbeugsam, das ist einer seiner Grundzüge. Alle persönliche Missgunst, alles Hassen, alles, was das Herz vergiften kann, hält er fern von sich. Die Anfeindungen und Widerwärtigkeiten, die ihm widerfahren, macht er zu einer Quelle der Seligkeit. — Seligkeit! Ist dieses Wort nicht mit Jesus in die Welt gekommen?

„Er spricht immer vom Seligsein“, sagt einmal einer zu Johannes, „was verstehst Du nur unter Seligsein?“

Und Johannes: „Wenn es in Dir ganz friedsam ist, so dass kein weltliches Begehren und keine Bitterkeit Dich unruhig macht, dass alles in Dir Liebe und Vertrauen ist, als ob Du in der Ewigkeit Gottes ruhtest und Dir nichts mehr widerfahren könnte — so ist es ungefähr das, was er Seligsein nennt. Aber kein Wort kann es sagen, nur wen's ergreift, der weiß es.“ —

Also ist in Jesus der stolze Muth der Gottgemeinschaft, den er jedem gibt, der mit ihm geht. Nun aber möchte ich gerne sagen: Wo Jesus am göttlichsten ist, dort ist er am menschlichsten. Im frohen Verzicht auf Weltgier, Weltgut und Weltsorge befreit er sich von jener Last, unter der die meisten Menschen unglücklich werden. In der Gottgemeinschaft ist er einfältiges Kind und weiser Lebenskünstler zugleich. Alle Angst vor Zufälligkeiten, Gefahren, Verlust und Sturz ist dahin. Alles geht nach seinem Willen, weil es der Wille Gottes ist und er genießt das Leben mit Unbefangenheit und reinem Sinn. Ist das nicht die natürlichste Menschlichkeit? Und kommt man nicht gerade mit dieser Menschlichkeit der Göttlichkeit nahe? —

In solcher Art nun ist er gewandelt unter jenem Himmelsstriche, auf dem altgeschichtlichen Boden, der das heilige Land genannt wird bis ans Ende der Zeit.

Und nun kommt jener Tag. Jener große Sabbathmorgen. Lange haben die grauen feuchten Dünste gelagert über den Thälern von Galiläa, am Libanongebirge sind Nebelbänke gehangen mit frostigem Regenschauer. Und nach dieser trüben Zeit geht ein reiner klarer Frühlingsmorgen auf. Von der steinigen Anhöhe aus gesehen liegt ringsum das blühende Land. In den Thälern frisches Grün, von blinkenden Bächen durchschlängelt. An den Lehnen, auf den Hügeln die Bestände der Pinien, Feigenbäume, Ölbäume und dunklen Cedern. An den Hecken Weinreben

Gedächtnis ist schwach — Jakob, der kleine Hirte, der Töpfer Nathan und sein Bruder Philipp, der Herbergsvater aus Jericho, Bartholomä, der Schmied, und Judas, der Geldwechsler aus Karioth. Ähnlich wie Simon und Matthä hatten sich alle losgelöst von ihren Geschäften und Ämtern, um mit grenzenloser Hingebung ihm, den sie Herr und Meister nennen, zu folgen.

Wie soll ich es nun wagen, den Meister zu schildern! Seine Persönlichkeit ist nicht zu beschreiben. Sie läßt keinen kalt, dem sie je begegnet ist. Sie ist berückend, nicht bloß in ihrer Demuth und Milde, vielmehr noch in ihrer Thatkraft und ihrem Zorne, wie man einen so heilig lodernden anderswo nicht gesehen hat. Die Leute können nicht satt werden, den Mann mit der schlanken herrlichen Gestalt anzusehen. Da ist sein Haupt mit den leicht gekräuselten, röthlich schimmernden Locken, die seitwärts und rückwärts weich und schwer hinabfluten bis zu den Schultern. Da ist seine breite weiße Stirne, die im Schatten der Mähne kein Sonnenstrahl bräunen kann. Von ihr geht, nicht wie bei den Juden, eher wie bei den Griechen, die Nase gerade und stark nieder und die vollen rothen Lippen sind mit schütterem Barte umschattet. Und da sind die Augen, diese großen, die dämmernden Augen mit dem wundersamen Feuer. Ein Feuer, das feucht und warm leuchtet in den gewöhnlichen Tag hinein, aber zu seiner Stunde in wundervoller Glücksglut strahlt oder in Unmuth sprüht, so schauerlich, wie die Hochsommer-Nachtgewitter des Libanon. Dieses Blickes wegen haben ihn viele das „Feuerauge" genannt. Er trägt ein schlichtes langes Kleid, doch weder Hut noch Stab. An den Füßen zumeist Sandalen, die er bisweilen umzubinden vergißt, denn in seiner Vergeistigung nimmt er die Rauheit des Erdenpfades nicht wahr. So wandert er auf den Steinen der Wüste wie auf den Matten der blühenden Thäler. Wenn seine Genossen manchmal ächzen unter Stürmen oder Hitze und ihre Glieder zerreißen an den spitzen Steinen und an dem Gedorne — er bleibt ruhig und klaglos. Nicht wie jene Heiligen des Ostens sucht er die Beschwerden, aber er fürchtet sie auch nicht. Aller Äußerlichkeiten ist er ein Feind, weil sie vom Innenleben ablenken und in ihrer gefälligen Form den Schein der Erfüllung wecken können. Recht gerne läßt er sich laden zu den Fröhlichen und ist mit ihnen fröhlich; bei Mahlzeiten ein bereitwilliger Esser und Trinker bis zur Grenze der mäßigen Sättigung. Die Tafelfreuden würzt er mit Erzählen von Parabeln und Legenden, in denen er den Leuten die tiefsten Wahrheiten beizubringen weiß. Seit er das kleine Haus zu Nazareth verlassen, besitzt er nichts mehr von weltlichem Werte. Was er auf seinen Lehrwanderungen für sich und die Seinen bedarf, das fordert er von den Besitzenden. Sein Benehmen ist manchmal scheinbar herbe und mit bitterer Ironie gesalzen, auch dort, wo er mitleidsvoll unterweist und hilft. Selbst gegen seine Jünger, die er

Dann hebt Jesus seine Augen über die Menge hin und beginnt zu sprechen, wie es vor ihm die Menschen nie gehört haben.

„Brüder! Freuet Euch! Und noch einmal sage ich es: Freuet Euch! Im Himmel lebt ein gütiger Vater. Seine Gegenwart ist überall, seine Macht ist ohne Grenzen, und wir sind seine Kinder, die er lieb hat. Über alle lässt er seine Sonne scheinen, keinen lässt er aus den Augen. Er sieht jedem ins dunkle Herz und ohne seinen Willen wird keinem auch nur ein Haar gekrümmt. In des Menschen Willen legt er das Seligwerden. Höret, was ich Euch nun sage in seinem Namen:

Ihr heilsuchenden Menschenkinder alle, kommet zu mir. Ich preise selig die Armen. Keine Erdenlast stört ihnen das Himmelreich. Ich preise selig die Leidenden, die Betrübten. Von der Welt enttäuscht, flüchten sie zum Leben in Gott, wo Heil und Freude ist. Ich preise selig die Gutmüthigen und Friedliebenden. Ihr Herz wird nicht beunruhigt von Haß und Schuld, sie leben als frohe Kinder Gottes. Ich preise selig, die Gerechtigkeit lieben. Sie sind darin Gottes Bundesgenossen und werden Gerechtigkeit finden. Ich preise selig die Reinen. Keine verwirrenden Begierden trüben ihnen das Angesicht Gottes. Ich preise selig die Barmherzigen. Die mitleidende Liebe ist süß und bringt Mitleid zurück in der Not. Und selig, dreimal selig seid Ihr, wenn sie Euch verfolgen des Rechten wegen. Die Seligkeit wird groß sein. Ihr alle, freuet Euch und jubelt — kein Auge hat noch gesehen und kein Ohr hat gehört die Freuden, die Euch bereit sind im Himmel. — Höret nun meine Sendung. Viele sagen, ich wolle die alten Gesetze aufheben. So ist es nicht. Ich bin gekommen, die alten Gesetze recht und ganz zu erfüllen, aber nicht nach dem Buchstaben, sondern im Geiste. Nach dem Buchstaben erfüllen es die Schriftlehrer, die in den Tempeln predigen und das Volk führen wollen: aber wenn Ihr thut wie die, so werdet Ihr nicht gerecht sein und das Reich Gottes nicht finden. Die Schriftlehrer sagen, Du sollst nicht tödten. Ich sage, Du sollst nicht einmal zürnen und schmähen. Wer zürnt und richtet, der wird selbst gerichtet werden. Deine frommen Opfergaben, sie nützen Dir nichts, wenn Du mit Deinem Nächsten in Feindschaft lebest. Im Gesetze der Alten heißt es, Du sollst nicht ehebrechen. Ich sage, Du sollst nicht einmal daran denken, die Ehe zu brechen. Lieber Dich blenden, als dass Dein Auge nach dem Weibe des Nächsten begehrt. Besser Dein Licht ist verloren, als Deine Reinheit. Lieber haue Dir die Hand ab, als dass sie sich nach dem Eigenthum des Nächsten ausstreckt. Besser Deine Macht ist hin, als Deine Seligkeit. Im Gesetze heißt es, Du sollst nicht falsch schwören. Ich sage Dir, Du sollst überhaupt nicht schwören, nicht bei Gott, nicht bei Deiner Seele, nicht bei Deinem Kinde. Ja oder Nein, das ist genug. — Nun saget, ob ich diese Gesetze aufhebe? Ich ver-

und bethaute Rosensträucher. In den weichen Lüften vielstimmiger Vogelsang und der frische Hauch vom Meere her. Dort gegen Untergang das blaue Band des mittelländischen Gewässers und im Morgen durch ferne Felsscharten tief herauf schimmernd das Todte Meer. Im Mittag Steppengelände und die gelblichen Wälle, wo die Wüste beginnt. Und in der Abendrichtung das von dunklem Wald und lichten Wänden durchsetzte Libanongebirge mit seinen Schneehäuptern. Über allem ein großer sonniger Frieden.

Die Felsplatten der sanften Anhöhe sind besetzt mit Menschen, deren so viele diese Flur nie gesehen hat. Und noch immer kommen sie heran von allen Weilern und Gehöften. Anstatt in die Synagoge zu gehen, wie es vorgeschrieben wäre, eilen sie dieser Berghöhe zu; anstatt weicher Ruhe zu pflegen, wie es die Natur verlangte, kommen sie über Stock und Stein daher; anstatt den Freund, den Nachbarn zu besuchen, steigen sie selbander die Höhe heran. Denn alle wissen es, dass dort Jesus ist und sprechen wird. So stehen sie nun da oder lassen sich nieder auf die flachen Steine, Männer und Frauen, alt und jung, arm und reich. Viele sind bloß der Neugier voll und ergehen sich in vorwitzigen Gesprächen; andere scherzen miteinander; noch andere schweigen in Erwartung. Jene, die ihn schon kennen, flüstern erregt miteinander und Simon sagt zu Jakobus: „So stark hat mein Herz noch niemals geklopft, als heute."

Da steht er auf der Höhe des Berges — Jesus.

Wenn es vorher in der Menge wie das dumpfe Brausen des Meeres gewesen war, so tritt jetzt eine Lautlosigkeit und Ruhe ein, als ob alle Menschen in seinem Anschauen zu Stein geworden wären. Er selbst steht in seinem langen, lichten Kleide in den blauen Himmel hinein wie eine weiße Säule. Die linke Hand hängt ruhig herab, die rechte liegt an seiner Brust. — Leise aber deutlich hebt er an zu sprechen. Nicht im hochgetragenen Predigerton, sondern rasch und feurig, in manchen Augenblicken kurz stockend, wenn die Gedanken sich sammeln zu einem großen Worte. Es ist nicht, als ob er die Rede sich früher ausgedacht oder aus Büchern gezogen hätte. Was seiner bluteigenen Natur entsprungen, was Ewigkeiten in ihm gezeitigt haben, im Sturme des heiligen Geistes spricht er es heraus.

„— — — Ich bin gesandt, dass ich Euch rufe. Ich komme zu Allen, aber zu den Armen zuerst. Zu den Betrübten, Gepeinigten komme ich, zu den Kranken, zu den Gefangenen, zu den Geschlagenen. Ich komme mit froher Botschaft vom himmlischen Vater."

Nach diesem Eingange schaut er voller Demuth weit hin in die große Natur — gleichsam, als trete er ihr das Wort ab, wenn sie Besseres wisse. Aber die Natur schweigt, alle Creatur hat geschwiegen und aufgehorcht zur selben Stunde.

suchungen und um Befreiung von aller Ungeduld und bösen Begier. — So sollst Du beten, dann wirst Du erhört werden. Denn wer recht bittet, der erhält und wer fortwährend anklopft, dem wird aufgemacht. Oder wäre unter Euch ein Vater, der seinem um Brot bittenden Kinde einen Stein reichte? Und wenn schon der arme Mensch seines Kindes Bitte erfüllt, um wie mehr das der mächtige, gütige Vater im Himmel! Sorget nur nicht zu sehr nach dem täglichen Bedarf; solche Sorge verdirbt die reinen Freuden. Habt Ihr die Lebensmittel aufgehäuft, dann kommt der Tod. Sammelt nicht solche Schätze, die vergänglich sind, sammelt geistige Güter, die Euch besser machen und die Euch der Vater aufhebt fürs ewige Leben. Das ist ein Vorrath, der auch Euren Nachkommen in der Seele zu gute kommt. Der Mensch ist so, dass er immer sein Herz an seine Güter hängt. Sind seine Güter bei Gott, dann wird auch sein Herz bei Gott sein. Wer für den Leib ist, der kann nicht für die Seele sein, weil man zweien Herren nicht dienen kann. Erwerbet für den Tag, was der Tag braucht und machet Euch für weitere Tage keine Sorgen. Seid doch nicht bange, was Ihr morgen essen, womit Ihr Euch im kommenden Jahre kleiden werdet. Vertrauet dem, der die Vögel nähret und die Blumen kleidet. Sollte der Vater im Himmel seine Menschenkinder nicht mehr lieben als die Sperlinge und die Lilien? Also vergrämt Euch das Leben nicht mit Sorgen, seid fröhlich, fröhlich, fröhlich in Gott Eurem Vater. Trachtet dem Himmelreiche zu — alles andere ist Nebensache und kommt von selbst. Ich merke, Brüder, diese Worte gehen Euch nahe. Aber sehet erst zu, ob der Lehrer nach seinen Worten auch lebt. Hütet Euch vor Predigern, die anders leben als sie lehren, Wölfe, die den Schafspelz tragen. Wer je einmal vorgibt, in meinem Namen zu Euch zu sprechen, dem schauet erst aufs Werk, wie dem Baume auf die Frucht. Nach dem Werke urtheilet auf den Menschen, aber richtet nicht! Ehe Ihr richtet, denkt, dass auch Ihr gerichtet werden könntet! Wie Ihr andere messet, so werdet Ihr selbst gemessen. Wie oft aber, Freund, siehst Du in Deines Bruders Auge einen Splitter, während in Deinem Auge ein ganzer Balken steckt! Lege erst Deine eigenen Fehler ab, ehe Du den des Bruders tadelst. — Der Weg, der zum Heile führt, ist freilich schmal, während man dem Abgrunde zur Linken ausweicht, kann man in den zur Rechten fallen. Damit Ihr den rechten Weg sicher findet, so höret, was ich Euch noch sage: *Alles, was Ihr wollt, dass Euch gethan werde, das thuet auch anderen.* — — Nun, Ihr Brüder und Schwestern im Lande der Väter, wer heimkehren muss zu seinem Berufe, der kehre heim und er gedenke der Botschaft, die ich gebracht habe. Wer sie bloß hören wollte und nicht leben, der wäre wie jener Mann, der ein Haus baut, aber auf Sand. Wer aber diese Lehre lebt, der baut sein Haus auf Felsen und kein Sturm kann es zerstören.

lange vielmehr ihre strengste Erfüllung. Aber es gibt Gesetze, die ich aufhebe. Höret. Da heißt es: Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ich sage, Du sollst Dich Deinem Widersacher nicht feindlich entgegenstellen. Was Du gerechterweise für Dich thun kannst, das thue, weiter gehe nicht, es ist tausendmal besser, Unrecht zu leiden, als Unrecht zu thun. Mit Sanftmuth besiege den Feind. Schlägt Dich jemand auf die rechte Wange, so halte in guter Laune ihm auch die linke hin. Vielleicht bricht das seinen Grimm. Will jemand Dir den Oberrock entreißen, so frage freundlich, ob er nicht auch den Unterrock brauchen könne. Vielleicht schämt er sich seiner Habsucht. — Wenn Dich jemand um etwas bittet, das Du ihm gewähren kannst, von dem wende Dich nicht ab, und wenn Du zwei Röcke hast, so gib einen davon dem, der keinen hat. — Im Gesetze der Alten heißt es: Liebe deinen Nächsten, hasse deinen Feind. Das ist falsch. Den zu lieben, der mich liebt, und den zu hassen, der mich hasst, das ist leicht. Das thun auch die Gottlosen. Ich sage Dir, liebe Deinen Nächsten und liebe auch Deinen Feind. — Höret Ihr Brüder, und verkündet es auf der ganzen Welt, was ich Euch jetzt sage: Liebet Eure Feinde, thut Gutes denen, die Euch hassen." —

Nun schweigt er und im Volke ist eine stumme Bewegung. Ein Wort ist hier gesprochen, wie es bisher in der Welt nicht vernommen worden. Eine Weihe ist zu dieser Stunde über den Erdball gegangen, wie sie seit der Erschaffung der Welt nicht gewesen.

Jesus fährt fort zu sprechen: „Thut Gutes, denen die Euch hassen, so thut auch Gott den Menschen, die seiner spotten. Trachtet doch in allem dem Vater im Himmel ähnlich zu werden. — Was Ihr Gutes thut, Gottes wegen thut es und nicht der Menschen wegen. Deshalb ist das zweite Gebot so viel wie das erste, wenn es heißt: Liebe Gott mehr als alles und Deinen Nahmenschen wie Dich selbst. Aber mit Deinen guten Werken sollst Du nicht prunken. Wenn Du Almosen gibst, so thue es heimlich und rede nicht davon, gleichsam als wisse es nicht einmal Deine linke Hand, was die rechte thut. Wenn Du fastest, so mache dabei kein trauriges Gesicht. Sei heiter, was brauchen die Leute zu wissen, daſs Du fastest! Wenn Du betest, so thue es verborgen in Deiner Kammer. In stiller Demuth bist Du Deinem Vater im Himmel am nächsten. Mache aus Deinem Gebete nicht viele Worte, wie die Götzenanbeter. Nicht jeder, der seinem Vater beständig Herr, Herr schmeichelt, kommt zu ihm, sondern wer seinen Willen thut. Erhebe Dein Herz im Vertrauen und ergib Dich in den Willen dessen, der in den Himmeln ist. Ehre seinen Namen, suche sein Reich. Bitte um Verzeihung Deiner Schuld und nimm Dir vor, auch Deinem Beleidiger zu verzeihen. Dann bitte um das Brot für den Tag, um Stärke gegen Ver-

doch an ihrer Schatzung eine Narrensfreud' g'habt und sich ein wenig Wirtschaftsgeld zusammenlegen können.

Damals ist in unserm Dörfl der Todtengräber gestorben und mein' Lena sagt zu mir: „Das wär' just ein recht Geschäftl für Dich. Geh' hinein zum Herrn Pfarrer und bitt' ihn, dass er Dir's zukommen lasst. Wer sich an die Pfarrhofmauer anlehnt, hat gut leben. Das G'schäft geht alleweil, weil's Sterben noch nicht abbracht ist, und jedesmal tragt's Dir außer der Zahlung noch eine Todtensuppen. Dann kannst den Fahn' tragen bei Bittgängen, wie's der alte Todtengraber 'than hat."

Mir leuchtet's ein und der Herr Pfarrer hat auch nichts dagegen gehabt. Zuerst hat er wohl so geschaut in mir und hat gemeint, ein bisschen gesetzter und ernsthafter müsst' ich mich schon anstellen, das Spassmachen thät' sich nicht schicken für einen, der so ein trauriges Amt hat.

„G'rad' für so einen thut sich's schicken, Herr Pfarrer", war meine Red', „denn wenn sich der Todtengräber das Herzleid und Elend, zu dem er allenthalben kommt, schwer nehmen thät', da müsst' er ein Narr werden. Darüber muss man hinausgeh'n wie der Tischler, der die Todtentruhen macht und dabei nicht denkt, was die Kundschaft beim Anfriemen für Schmerzen hat. Heut' stirbt der Mutter einzig' Kind, morgen lasst ein Vater arme Waislein zurück und alle Tag' was anderes Traurig's. Da gehört ein guter Humor dazu, sonst müsst' man 's Denken verlernen. Draußen am Gottesacker werd' ich meine spasshafte Weis' schon lassen, ich weiß, was sich ziemt und hab' Respect vor einem heiligen Ort, aber bei den armen Mitmenschen, die voll Kummer und Zeitlang ums Gestorbene heimgehen, ist vielleicht eine fröhliche Red' ein Trost."

„Ja schon", nickt der Herr Pfarrer, „wenn Du Dein Amt so angehen willst, dann bist schon der Rechte."

Er hat mir also Zutrauen geschenkt und ich hab' lang ruhig in meinem G'schäftl fortgewirkt. Nebstbei haben mich die Nachbarn und auch die Leut' weiter hidan zum Krautschneiden gedungen, zum Ofenkehren war ich auch zu brauchen und das Zahnreißen hat mir nicht einmal der Bader nachtragen, seitdem ich ihm selber hab' so ein zwickendes Luder herausthun müssen.

Versteht sich von selbst, dass wir alle zwei, die Lena und ich, fleißig ins Tagwerk gegangen sind, das heißt, so lang 's möglich war.

Aber da kommt sie ins Kindbett und bringt mir mein' ersten Buben.

Freilich bin ich zuerst gestiegen wie der Hahn in den Gerstenhalmen vor lauter Vaterfreud', — völlig die Füß sind mir leichter worden, wenn ich das Wuzerl mit dem rothen G'sichtl angeschaut hab', — nach ein

Dieses Wort, ich sage es im Namen des himmlischen Vaters, wird alle Weisheit der Erde überdauern. Wer es hört und nicht befolgt, ist mir verloren, wer es befolgt, der wird ewig leben."

Also endet diese Rede, die das größte aller Weltereignisse geworden ist. Vor dem letzten Satze sind viele erschrocken, denn das Wort haben sie ja gehört, aber sind zu schwach, es zu befolgen. Ihm ist ihre Verzagtheit nicht entgangen, und weil er niemanden ungetröstet ziehen lassen kann, so ist ihnen, als hätten sie noch ein Wort vernommen: „Das Himmelreich gehört dem, der sich unablässig darum bemüht. Selig auch die Schwachen, die guten Willens sind."

(Fortsetzung folgt.)

# Um eine Geiß.

Eins aus dem Böhmerwald von **Louise Seidl-Derschmidt.**

G'heirat' hätten wir nun g'habt, mei' Lena und ich. Ja, wenn nur g'wirtschaft' auch wär!

Auf dem Häusel sind Schulden g'standen und wir zwei jungen Leut' haben uns das Verdienen und Erwerben leichter vorg'stellt als es wirklich war.

Von meinem Jahrlohn, den ich mir als Knecht in der Ebermühl g'spart hab', ist gleich bei der Hochzeit ein Theil draufgangen, mein gewöhnlicher Sonntagsanzug war ja nicht hochzeitlich und die Nachred', das zweischneidig' Schwert muss man fürchten, besonders, wenn d' Leut' z'sammheiraten. So haben wir uns doch ordentlich g'wanden müssen zu dem ernsten Schritt fürs Leben und außerdem ist bei einer solchen Gelegenheit immer ein Aufgang, wenn man's noch so klein anstellt.

Als Haussteuer hat mir die Müllerin eine Bruthenn' g'schenkt, die hab' ich noch als ein Lediger ang'siedelt und sie hat mir drei Hahnln ausbrüt'. Gleich den Tag nach der Hochzeit hab' ich einen davon abg'stochen — das war unser erstes Mittagsmahl — und bei demselben hat mein' Lena das erstemal kebelt mit mir.

„Fein geb'n und guat leben", hat sie g'sagt, „ist keine Wirtschaft für Unsereinen, so eine noble Kost legt keinen Grund für ein' Magen, der schwarze Knoden, Kraut und Erdäpfel gewohnt ist; da tragt's nur an Feiertagen ein Fleisch oder höchstens einmal an Werktagen. Dass Du mir keinen Hahnen mehr abstichst!"

Die Henn' hat noch brav Eier gelegt und brüt', so dass wir mit der Zeit ziemlich viel Hühner zusammenkriegt haben. Die Hahnln hat mein Weib verkauft, die Eier auch, wenn's auch nicht viel war, so hat 's

„Du weißt, meine Buben liegen am Friedhof und ich muss jetzt fort aus Österreich, in meine Heimat, ins Bairische. Die Gemeinde hier fürcht' sich, ich könnt' hier zuständig werden, drum muss ich wandern zu meiner Schwester. Und da soll ich mein' Buben hier lassen? Du weißt's, der ältere liegt da draußen auf dem österreichischen Friedhof. Todtengraber, Du hast jetzt selber eins, Du weißt, was ein Kind ist."

Derweil ich noch so schau in dem anbrennten Weibsbild und mich nicht auskenn', wo ihr Reden hinauswill, hat sie die Händ' zusammengeschlagen und flennend gesagt: „Grab' mir's aus und bring' die Gebein' hinüber über die Grenz'!"

Hab' wohl ein dummes Gesicht gemacht und lange keine Antwort gefunden; denn, obwohl die Schwärzerei bei uns auf der Grenz' nichts Seltsames ist und auch niemandem viel Kopfreißen macht, so etwas war mir doch mein' Lebtag nicht untergekommen.

Mit dem närrischen Geißmarl hab' ich mich aber in keinen weiteren Discur einlassen wollen, hab' mir denkt, es ist besser, ich sag' nicht ja und nicht nein und geh' heim. Das hab' ich auch than, natürlich vorher noch hat's g'heißen, einige Häuser abgehen und für's gute Geld um Milch betteln.

Die närrische Geschichte lasst mir aber keine Ruh' und das Geißmarl auch nicht. Wo's mich dersehen kann, passt's mir für und preist mir ihre Driefarbige an: „Drei Maß gibt's sicher alle Tag — und von den Kitzeln hast auch Profit, werden eh' alleweil theurer, lang galt geht's auch nicht, wenn's Du's fleißig ins Grüne treibst. Jeder Bauer lasst Dich auf die G'stötten und Rain' hinhüten. Du glaubst es nicht, was meine Langhörndlige für eine Brave ist, — noch z'letzt gibt's eine Halbe, vor's ausschütt'."

Das Zureden und mein häuslich's Elend macht mich doch nachdenklich. Sagen hab' ich niemandem was können, am wenigsten der Lena in ihrem Zustand, so viel's mich druckt hat, hätt' ich's nicht über's Herz bracht, wie leicht hätt's ihr schaden können!

Wie wenn der gute und der böse Geist in mir hätten wetteifern wollen, kommen mir die Gedanken: „Wag's Hansörgl", sagt der eine, „es kann kein' schlechte Sach' sein, dem einen Mutterherzen, das dem todten Kindlein nachweint, einen Trost geben und dem andern, das in Sorge und Gefahr ist, das lebende erhalten helfen."

„Hansörgl, aber wenn's schief geht, wenn's schief geht!" zweifelt der andere, — „die Sanitätsgesetzer, die Grenzwach' drent und herent, stellst denn nicht mehr aufs Spiel als der Gewinn sein kann? Wie denn, wenn Dich die Bairischen festnehmen und nicht mehr auslassen wegen der Fluchtgefahr, bis dass D' verurtheilt bist? Was sollen derweil die kranke Lena und der hungrige Bub anheben? Thu's nicht, wag's nicht!"

paar Tagen wendet sich aber die Freud' in Sorg', denn die Lena kriegt's Fieber und kann auch das Kleine nimmer stillen.

Kuhmilch, oder noch besser Geißmilch, hat der Bader gerathen, wär' fürs Kind das beste und thät später auch ihr nicht schaden, aber von demselben Vieh müsst's sein. So was ist leicht gesagt, wer's aber weiß, dass in unserm Dörfl oft ums Geld keine Milch zu kriegen ist, wiewohl man alle Häuseln abrennt, den wird's nicht wundern, wenn ich verzagt worden bin.

„Ein Bauerndorf und keine Milch zu haben?" werd's mich fragen. –

Daran ist die bairische Grenz' schuld und der große Markt gleich drüben. Alle Weiber behalten das Obers zusammen zum Butterausrühren, das tragt mehr als Milchverkaufen, und die bairischen Frauen zahlen gut. Schmalz und Butter sind bis zu zwei Kilo zollfrei, das benützen die Unser'n und die Drüber'n; von dem, was schwarz über die Grenz' geht in Kisten und Wagen, will ich nicht reden.

Und seitdem die Loisl-Sali ihre Greislerei aufgerichtet hat und ihren weitläufigen Eier- und Schmalzhandel, ist's gar völlig aus gewesen. Alles hat die zusammenkauft, und wer eine Milch hat haben wollen, musst' sich selber ein Vieh einstellen.

Darnach wär' auch mein Sinn gestanden, aber wie, aber wie?

Ganz oben im Dorf hat ein Weibsbild gewohnt, die haben d' Leut' „s Geißmarl" [1]) g'heißen, weil sie immer sieben bis acht Hudeln gehabt hat. Mit denen hat's than, als wenn's kleine Kinder wären, jedes hat sein' Namen gehabt, — und überhaupt war in der Marie ihrem Hirn ein Radl nicht recht richtig, — garaus, seitdem sie ihre drei kleinen Buben an der bösen Halskrankheit innerhalb vierzehn Tag hat hinsterben sehen.

Ganz allein — ihr Mann war schon gestorben — hat sie seitdem auf ihrem Häusl gelebt und die Geißen waren ihr ganzes Leben.

Dieses Weibsbild hat mich, wie ich einmal wieder mit meinem leeren Milchhäferl umg'rennt bin, in ihr Stüberl hineingerufen, hat die Thür zugemacht und heimlich gesagt:

„Todtengraber, du brauchst eine Geiß!"

Ich hab' mir denkt, das hätt's auch laut sagen können, hab' aber zugewart', was nachkommt.

„Meine Driefarbige mit den langen Hörndln geb' ich dir."

„Foppst mich?" hab' ich gefragt, „umsonst ist der Tod und der kost's das Leben, ich hab' kein Geld."

„Umsonst geb' ich Dir's nicht, — aber Geld nehm' ich auch kein's. Einen Gefallen, recht einen großen Gefallen musst mir thun."

„Wenn's leicht ankommt", sag' ich.

---

[1]) Geißmarie.

will. Ihn wär's freilich nichts angegangen, denn festnehmen hätten mich erst die Bairischen können, — aber ich hab' der Sach' doch nicht traut und bin zurück, um den Übergang wo anders zu versuchen.

„Hansörgl", sag' ich zu mir selber, „die Finanzer dürftest eigentlich nicht fürchten, denn wenn du zum Zollamt d'rüben kämst und zeigtest deine Ware vor, — wer weiß, ob sie auf ihrem Tarif etwas finden thäten, ob du deine Knochen richtig verzollen könntest! Aber eine andere Seite hat das Ding; um dein Brot kannst kommen als Todtengraber, wenn's lautmäulig würd' und wenn's der Pfarrer erfahrt, wie du dein Amt missbraucht hast, von dem Spott und der Schand' untern Leuten gar nicht zu reden."

Mit solchen Gedanken bin ich den Grenzbach aufwärts gestiefelt. Dort ist's stellenweis waldig und felsig, zum Schwärzen wie geschaffen. Ich halt' Rast auf einem recht finster'n Waldplatz und überleg', wie ich denn die Sach' anstellen sollt', — da fallen mir auf einmal eine Menge Pilzling in die Augen, dutzendweis sind's in dem feuchten Waldboden aufgeschossen. Das gibt mir einen neuen Einfall! Schnell pack' ich mein Sack'l ab, leer' die Knochen heraus und füll' unten und in der Seiten Alles mit Pilzen aus, in die Mitte geb' ich die Knochen, und obenauf wieder Pilzling, was nur Platz hat. Kein hart's Beinlein ist zum Greifen gewesen. — Und darnach, in Gottsnamen, im Gedenken an mein arm's Weib und mein schreiendes Kind hab' ich's gewagt und bin über den zweiten Steg ins Baiern hinüber.

Ein jeder, der mir in den Weg kommt, fragt mich:

„Was tragst denn in Dein' Binkerl?" und ein jedesmal muss ich die Antwort geben: „Schwammer zum Verkaufen." Bairische Finanzer hab' ich keinen gesehen, hat mich auch nicht überrascht, denn die haben den Auftrag, sich nicht sehen zu lassen. Hinter einer Stauden, in einer versteckten Bretterhütten und in anderen Schlupfwinkeln liegen sie herum und passen vom weiten und überschauen alle Weg' und Steg', und sicher ist keiner, der was herüberbringen will, ob er nicht noch gefasst wird, wenn er sich längst außer Gefahr glaubt. Denn jeder, der was verzollen und nicht in Verdacht kommen will, sollt' auf der Zollstraßen geh'n; wenn er Seitenweg benutzt, ist er schon strafbar und wird dann von den Aufsehern verfolgt, wenn sie ihn wo erblicken und wenn er auch nur eine Kleinigkeit bei sich hat, die zollpflichtig ist.

D'rum war mir einwendig gar nicht wohl, denn wer sagt mir, ob ich nicht beobacht' bin?

Bevor ich zur Straßen komm', die in den bairischen Markt führt, wo der Geißmarie ihre Schwester wohnt, hopst richtig auf seiner Schimmelstute der bairische Ober-Controlleur daher. Den hab' ich zwar nicht viel gescheut, denn er kennt mich lang und seine Frau auch; die

„Aber die gute Geiß und die drei Maß Mili, die dem Weib die Frischen wieder geben und dem Buben dicke Wadeln machen sollen! Wie viel wird geschwärzt und kommt nichts auf. Wag's nur, Letfeigen!"

Der letztere hat Recht behalten. Grab' also richtig das Grab auf in einer der nächsten Nächt', wo ich ohnedies trabige Arbeit gehabt hab' am Gottesacker, — und scharr's wieder zu, leg' die Rasenfleck wieder schön gleich — sonst war keine Zier drauf, als das zerbrochene blauangestrichene Holzkreuz. Bei so einer Arbeit hat keiner viel Neugierige zu fürchten, denn die Geisterfurcht und der Aberglauben hält auch die Keckeren zurück. Besonders seit die dicke Priehuberbäuerin eingraben ist worden, scheuen die meisten den Friedhof. Die ist, wie schon gesagt, recht dostig gewesen und wahrscheinlich — sagt der Pfarrer — haben sich, wie's eingraben gewesen ist, durch die Fäulnis Luftgase bild't und ein enterisches Gerumpel unter der Erd' gemacht, — kurzum, die Leut' haben sich steif und fest einbild't, sie hören's klopfen im Sarg und sie könnt' zu keiner christlichen Ruh' kommen.

Freilich hätt' ich mir die Dummheit und oft auch die Schlechtigkeit von den Leuten auch zunutzen machen können, oft genug hätten's mich angeredet und mir viel Geld antragen, ich sollt' ihnen dies und das aus dem Friedhof verschaffen, aber dazu hab' ich mich nicht hergeben.

Das schwerere Stück meiner Arbeit war aber noch nicht gethan. Die Finanzer alle, auf der Grenzbruck im Österreichischen und die mit der Tellerhauben in Baiern drüben waren bei uns Bauernbuben und Knechten nicht gut angeschrieben — und umgekehrt, — dafür aber mitunter umso besser bei den Weiberleuten. Man soll's nicht glauben, was so ein Dienstkappel mit silberne Schnür, ein grüner Aufschlag, ein Sabel und glanzende Knöpf einem dummen Dirndl in die Augen stechen und den Verstand — wenn einer da ist — verrücken können. Mit Unterschied, freilich wohl, — denn ich sag's ohne Prahlerei, mei' Lena hat sich nie umg'schaut um die grün' Röck, ihr war der Bauernknecht im zeugern G'wand'l lieber, wiewohl sie als jung's und sauber's Dirndl Anwert genug gefunden hätt'. Einer, der war schon Oberaufseher und hätt' heiraten können, hat glaubt er muss 's erobern und hat sich die größte Müh' geben bei jeder Gelegenheit, obwohl er gewusst hat, dass ich mit ihr geh'; — nachgeben hat er nicht bis wir Dorfbuben ihm einmal fürpasst und mit unserer Münz auszahlt haben.

Seither hat mich der Kund' noch weniger leiden können. Wohl waren die Lena und ich lang ein Paar und er, der Verschmähte, hat sich längst tröst' mit andern, die sehnsüchtig d'rauf g'wart' haben, aber trotz allem ist ein alter Groll dahinter gesteckt.

Und so will's der Teufel, dass derselbige Oberaufseher gerade Dienst hat, wie ich mit meinem Knochenbinkerl über den Waldsteg gehen

# Aus steirischem Walde.

Von **Peter Rosegger.**

Die Volksschule ist schon deshalb für den jungen kleinen Menschen höchst wünschenswert, weil sie täglich einmal aus wird. Wenn man frei wird vom Raume, der mit Kinderstickluft angefüllt ist! Ei nein! Was frägt die liebe Jugend nach Kinderstickluft! Der Lehrer ist da, stillsitzen muss man in der Schule und lernen. Das ist das Schlimme. Wenn aber der Lehrer plötzlich all seine feindseligen Absichten aufgibt, „Zusammenpacken!" commandiert und dann der entfesselte Sturm ins Freie tobt — das ist das Gute. Oder da hebt es erst an. Obschon die Stube vom großen grünäugigen Kachelofen lieblich durchwärmt war und draußen der nebelichte Wintertag alle Bäume und Zaunpfähle mit weißen Eisnadeln besetzt und das Wasser am Brunnen mit einem gläsernen Mantel überzieht, und die Schuhe der Wandelnden winseln auf dem Schneepfad und die weißen Kindergesichtchen mitsammt Ohren und Nase roth werden wie der Hahnenkamm — es ist doch unvergleichlich lustiger draußen wie drinnen. Die Schneehühner, die Krähen, die Hasen und Rehe, die nahe an das Haus herankommen! Und dann erst der See! Der Bergsee, dessen weißbereifte Waldhänge sich hoch oben im Nebel verlieren! Der See ist ein glänzender Tanzboden, der Bub nimmt das Mädel und gleitet mit ihm ohne Schlittschuhe über die Fläche hinaus. Ein anderer setzt sich aufs Handschlittlein und frägt den Kameraden:

„Wie viel Zwetschken muss ich Dir geben, wenn Du mich über den See ziehst?"

„Fünfe!"

„Drei will ich Dir geben."

„Aber wenn ich einbreche und ertrinke?"

„Dann geb' ich Dir siebene!"

„Es gilt!"

Am anderen Ufer, wo Vorläufer an einem Schneemann bauen, werden die drei gedörrten Zwetschken prompt ausgezahlt.

Die Schüler zerstreuen sich in ihre Gräben. Die Hochwaldbauern-Kinder müssen im engen Thale weiter durch Wald. Von den Bäumen stäubt Schnee nieder, oben fliegen Dohlen von Wipfel zu Wipfel. Sie kräher heiser und schwimmen, vom Geschrei der Kinder verscheucht, höher in die Lüfte an und in den grauen, niederhängenden Nebel hinein. Im Thale zwischen den hohen Fichten liegen Steinblöcke, so groß wie ein Haus. Sie sind einmal herabgekommen von den Bergen vor hundert

war auch eine von denen, die den österreichischen Bäuerinnen gern Schmalz und andere Esswaren abgekauft haben und ich und mein' Lena haben ihr oft Botendienste gethan und sind auch schon in der Wohnung dort gewesen.

Natürlich fragt er mich auch, was ich in mein' Binkerl hab'. Ich mach's gleich auf und zeig' ihm keck meine Pilzen, — und, obwohl mir 's Herz klopft zum Zerspringen, — so wag' ich doch noch ein Weiteres und frag':

„Darf ich's vielleicht der gnä' Frau bringen? Ganz frisch und fest sind's, wie ein Nusskern."

Und ich fang' einen nach dem andern heraus und zeig's vor, bis schier das halbe Sackl leer ist.

„Packt's nur wieder ein, Todtengraber", ruft mir der Reiter zu, „und tragt's die Pilzen hinauf zu meiner Frau; ich bin ein Liebhaber von dem Gemüs."

„Ist recht, Herr", schrei ich ihm nach, denn er ist schon auf und davon mit seinem Schimmel.

Nun hab' ich eine Ruh' gehabt, denn wenn mich schon einer der Bairischen verdächtig ang'schaut hätt', so müsst er's auch gesehen haben, dass ich mit dem Ober Controlleur gered't und ihm mein Sackl zeigt hab'. Ich hab' also der Gaismarl ihren Wunsch erfüllt und auch ein übrig's than, ich hab' ihr die Überrest' von ihrem Buben unter einem Hollerbaum im Hausgartl eingraben. Denn auf dem bairischen Gottesacker hab' ich kein' Befugnis gehabt und hätt' mich in nichts mehr einlassen, wenn's gewesen wär, wie der Will'. Hab' mir schon Angst genug ausgestanden. Der Marie war's z'letzt sogar recht, dass sie ihren Buben so nahe herbei hat und hat sich damit tröst', dass an den Gebeinen eh noch ein bissel geweihte Erden drang'hängt ist. — Am ander'n Tag' hat sie mir richtig ihre Driefarbige gebracht, sauber putzt und gestriegelt, — und gar einen Milcheimer dazu.

Das war freilich eine Freud' für d'Lena und ein Glück fürs Bübel, denn die Geißmilch hat ihm geschmeckt und hat sich angelegt, dass er kugelrund worden ist.

Aber das sag' ich trotzdem, ein zweit'smal thät' ich's nimmer, denn allemal geräth's nicht so und die Schwärzerschlich kenn' ich zu wenig.

Fragt's mich, ob ich die Pilzen der Frau Ober-Controlleur gebracht hab'? Hätt' fast vergessen darauf, aber ich hab' mich schleimen lassen, dass ich andere gefunden hab'. — Denn die bei den Todtenknochen gelegen sind, hab' ich dabei lassen und in die Grube geschüttet.

So bin ich zu meiner ersten Geiß kommen.

„Wie's ihnen wohlthun müsst', wenn sie jetzt eingesalzen in die Bratglut kommen thäten!"

„Glaubst? Probier's nur einmal Du selber!"

So redeten die Kinder durcheinander, bis sie hinaufkamen, wo unter der Felswand die Köhlerhütte steht. Der kleine Moosbrandner war schon drinnen. Sie horchten, ob man nicht weinen hören könne. Nein. Der Vater lebt also noch.

Der Köhler war schon lange krank. Er lebte seit dem Tode des Weibes mit seinem Knaben allein in der Hütte. Nun hatten die Waldbauern eine alte Wärterin beigestellt und schickten Milch, Brot und Erdäpfel, weil ihnen der Arzt nahegelegt, dass für den Mann Nahrung die beste Medicin sei. Die Fugen der Holzhütte waren mit Lehm verkleistert, die Fugen der kleinen Fenster waren mit Moos verstopft, die Zapfen, die am steilen Dache niederhiengen, tropften, denn hier auf der Höhe war es wärmer, als unten.

Statt des Nebels legte sich Abenddämmerung über die Felswand hin. Zwischen der Hütte und der Bachrunse lag ein ebener Platz, auf dem halbverkohlte Pflöcke aus dem Schnee ragten. Das war die Kohlstätte. Vor der Hüttenthür lehnte steil ein Holzstieglein, an dem schmutziger Schnee festgetreten war. An die Thür waren mit Kohle die Buchstaben der heiligen drei Könige gezeichnet und drei Kreuze, damit Unheil an diesem Hause vorübergehen möchte.

Als die Kinder nun an der Hütte standen und die Mädchen ihre Finger an den Mund legten, leise, leise — ob er nun schlafe oder gestorben sei! — machte einer der Knaben flüsternd den Vorschlag: „Wisst, was wir jetzt thun! Thun wir was beten, damit er wieder gesund wird!" Sofort war alles damit einverstanden, schon gar aus Erbarmen für den kleinen Moosbrandner, denn diese glücklichen Kinder konnten sich gar nicht denken, wie es möglich sei, keinen Vater und keine Mutter zu haben. — Sie stimmten halblaut das Vaterunser an, gerade so, wie sie es gemeinsam in der Schule beteten. Da sah ein Mädchen hinter der Fensterecke den oberen Kopftheil mit einem Auge vom kleinen Moosbrandner. Sie stieß ihre Nachbarin mit dem Ellbogen, aber man konnte dem Auge in der Fensterecke nicht anmerken, ob es weine oder lache. Sie wiederholten das Vaterunser, und zwar schon etwas lauter. Aus der Hütte jedoch sah und hörte man nichts weiter. Da sagte ein Knabe leise zum andern: „Du, mich deucht, das hilft nit. Wir thun zu viel plappern. Wir thun nit fleißig genug mitdenken beim Beten. Mir sind alleweil die Forellen eingefallen, und dem Schuster-Ferdl sein Federbuschen."

Der andere Knabe zuckte im Gebet plötzlich ab und rief dann: „Na, nachher glaub' ich's, dass das Beten nichts hilft. Wenn der dabei auf dem Schuster seinen Federbuschen denkt!"

Jahren, oder vor tausend, oder irgend ein anderesmal. Wenn man dagewesen wäre, wie sie in weiten Sprüngen niedergehüpft kamen und in den Grund schlugen, dass der Sand hinsprühte stundenweit. Wenn man damals gerade auf dem Platz gestanden wäre! — Nun, weil man darunter nicht liegt, so will man darüber stehen. Die Knaben klettern den Steinblock hinan; wie sie oben stehen, schwingen sie ihre Mützen: „Juch! Juch!“ und werfen lachend Schneeballen auf die Untenstehenden, die ihrerseits in keckem Anlauf die Feste erstürmen wollen. Und ihre Wangen brennen vor Kampffreude und Winterlust.

Den Fußsteig durch das Gestämme heran schritt ein Mann in hohen Stiefeln und Lodenjoppe. Seine Hände, wovon die eine schlenkerte und die andere den Stock führte, staken in wulstigen, fingerlosen Wollfäustlingen, die Pelzmütze legte sich in zwei Lappen über die Ohren und war unter dem Kinn festgebunden. Der Schnurrbart hatte Eiszäpfchen, unter dem Filzschilde lugten ein Paar lebhafte Augen hervor und auf die johlenden Kinder hin.

„Ist der Moosbrandnerbub dabei?“ fragte er mit rauher Stimme auf die Knaben hin.

„Hier!“ rief ein kleiner Junge und hob seine Hand wie in der Schule, wenn aufgerufen wird. Er stak in einem etwas luftigen Zwilchhöslein und trappelte mit den Beinen, eines ums andere aufschwingend und dabei sich in die krebsrothen Fäustchen hauchend.

„Halberfrorene Maus, Du!“ sagte zu ihm der Mann. „Du hast's noth, dass Du noch mit Schnee umthust. Lauf' heim zu Deinem Vater. Sogleich lauf' heim!“

Das war der Arzt von Unterwies, und des Kleinen Vater, der Moosbrandner, war schwer krank. Sofort begann der Knabe zu laufen über den Schnee hin der Waldschlucht zu. Aber die anderen blieben nicht zurück. Die leutselige Frage des Doctors, welches der Bravere in der Schule wäre, fanden sie nicht der Mühe wert zu beantworten, sie liefen dem kleinen Knaben nach, der in aufgestachelter Angst um seinen Vater wie ein Geistlein dahin huschte zwischen den braunen Stämmen. In der Schlucht stieg der Weg steil an, aus dem Schnee ragten stumpfe Steine und Gesträucher, von denen der Schnee den weißen Flaum hinweggefegt hatte. In der Runse gurgelte eingeeistes Wasser.

„Die Forellen werden alle erfrieren!“ besorgte ein Knabe, der zur Sommerszeit hier mit der freien Hand manches Fischlein aus den Tümpeln gefangen hatte.

„Sie werden gewiss erfrieren“, erklärte eines der Mädchen, das seine Händchen unter der Schürze zu wärmen suchte. „Der Lehrer sagt, dass sie kaltes Blut haben.“

„Und jetzt der Winter! Die armen Thiere!“

wassergefäß stellen, damit der Ganggerl doch nicht gar zu große Gewalt bekomme. Der „Ganggerl", das ist nämlich derjenige, welcher!

Der Moosbrandner harrte mit Schmerzen auf die Pflegerin. Es war ihm unbegreiflich gewesen, wie sie jählings so davon laufen konnte. Als er sie nun mit dem Plutzer kommen sah, erwartete er frische Milch, nach der ihn dürstete.

„Gib mir gleich ein Kacherl voll", sagte er, ihr die abgezehrte Hand entgegenstreckend.

Sie schenkte in ein kleines Töpfchen und fragte: „Willst Du's denn trinken? Ist auch recht, alleweil soll der Mensch sein Christenthum einwendig haben." Und trocknete sich mit der Schürze die Nase.

Er richtete sich auf und nahm einen Schluck. — „Fii! Woher hast denn heut' die Milch, Kundl? Das ist ja keine Milch nit? Das ist Fensterschwitz, oder was. Ein gesalzenes Wasser, oder was."

„Trink' nur, trink'", eiferte sie an, „das wird Dir leicht wohl besser thun als wie Milch. Wo Dir eh kein Mensch mehr helfen kann. Heiliger Weihbrunn ist's!"

Da lag das Töpfchen auch schon auf dem Fletz zerschellt. —

Die Schulkinder der Hochwaldbauern getrauten sich den ganzen Winter nicht an der Hütte vorüber zu gehen, aus Furcht, es könnte wieder der geisterhafte Mann mit dem Besen aus der Thür springen. Sie nahmen den Umweg über die Breitalm, wo es der Wildhege wegen verboten war, zu gehen. Den Jäger mit der Büchse fürchteten sie weniger als den Mann mit dem Besen, maßen sie auch manches Reh und Hirschlein zu sehen bekamen, das zum Fütterungsplatze herbeikam und von weitem ganz gemüthlich auf die Kinder herschnupperte.

Im Frühjahr giengen die Hochwaldbauernkinder aber doch nach der Schule wieder mit dem kleinen Moosbrandner. Da war auch alles ganz anders. Auf dem See kräuselten die Wellen, sie waren schon so lau, dass man die Schuhe ausziehen und an seichten Stellen waten konnte. Das Festungsspiel bei den Steinblöcken war zwar nicht so thunlich wie im Winter, weil die richtigen Geschosse fehlten. Anstatt Schneeballen Steine, da gab es manchmal einen wirklich Blessierten. Hingegen war bei der Köhlerhütte jede Gefahr beseitigt. Da gab es nachgerade Vergnügen. Wenn die Meiler träge rauchten und keine glühenden Kohlen hervorzuhacken waren mit langstieligen Krampen, da hatte der alte Moosbrandner Zeit, vor der Hütte auf dem Schragen zu sitzen und — die Zither auf den Knien — lustige Stücklein aufzuspielen. Wenn man ihn fragte, warum er das Instrument nicht lieber auf ein Brett stelle als auf die Schenkel, da antwortete er dreist, Menschenfleisch sei der beste Resonanzboden.

„Nit gescheit seid's", sagte eines der größeren Mädchen, „thun wir's einmal anders." Und im Kirchentone begann sie Folgendes zu sagen: „Lieber Gott, lass ihn gesund werden. Wir bitten Dich tausendmal, lass ihn gesund werden!" Und sie sagten es alle zusammen: „Lass dem Moosbrandner seinen Vater gesund werden. Thu's machen, guter himmlischer Gott, lass ihn wieder gesund werden. Lass ihn wieder gesund werden!"

Als sie hernach durchs Fenster das weinende Knabengesicht sahen, da fiel es einem Jungen ein: „Wir machen ihm nur's Sterben hart. Wenn's ihm aufgesetzt ist, dass er sterben muss und wir beten alleweil: Lass ihn gesund werden! Wie soll da was vorwärts gehen? Um eine glückliche Sterbstund' müssen wir beten." Und huben wieder an das Vaterunser herzusagen alle miteinander. — Da wurde plötzlich die Hausthür aufgerissen und ein Mann, in eine alte Bettdecke eingehüllt, mit den Armen ungelenk einen Besen schwingend, schalt mit kreischender Stimme auf die Kinder hin: „Werd's aufhören, ihr Fratzen! Was ist denn das für ein Lamentabel! Bin ich denn schon todt, dass Ihr so plappert's? Geht's, marschiert's!" Ein blasses, wüstbärtiges Gesicht mit glurrenden Augen. — Der kranke Köhler Moosbrandner war's.

Die Kinder stoben wegshin und die Mädchen, auch etliche Knaben, zitterten an den Beinen, dass sie fast umfallen wollten.

Oben auf dem Waldanger begegnete den Kindern die Wärterin, ein buckliges altes Weiblein, das mit einem großen Thonplutzer thalwärts hastete.

„Seid's bei der Hütten vorbeikommen?" fragte sie keifend, „lebt er noch?"

„O ja, o ja!" riefen die Kinder und eilten weiter.

Die Wärterin war tagsüber allein bei dem Kranken gewesen. Und als er „schlecht" zu werden anhub und dahinlag wie zum Sterben, da kam die Alte darauf, dass in der ganzen Hütte kein Weihwasser war. Kein Tropfen Weihwasser. Sie durchsuchte alle Gläser, Krüge, Töpfe und Scherben, sie fand gestockte Milch, Mehlbrei, Schießpulver, eingetrocknete Feldbohnen und Brantwein. Aber „Weihbrunn" nicht einen Tropfen. Ja, ist der Moosbrandner denn ein abgestandener Christ! Legt sich hin zum Sterben und hat nicht einen Tropfen Weihwasser in Haus! — Rasch entschlossen that sie, was das Nöthigste war. Sie nahm einen bauchigen Milchplutzer, gieng davon, trippelte hinauf zu den Hochwaldbauern, um Weihwasser zu holen. Bei dem ersten Bauern bekam sie nur ein paar Löffel voll, sie hatten selbst nicht mehr; aber es dünkte ihr, dass sei zu wenig für den gottlosen Kohlenbrenner und sie sammelte noch bei den übrigen Bauern, bis sie den Plutzer zur Hälfte voll hatte. So konnte sie nun wenigstens zu seiner Leichenbahre ein gefülltes Weih-

„Zwicker“ von der Nase und blickte so herausfordernd über den ganzen Wagen hin, als wenn er sagen möchte: „Ja, was is denn des? Habt's es schon wieder vergess'n? Muaß i valleicht an Exempel statuier'n?!“ Und niemand rührte sich.

„Ja, hört's“, wollte Neumeister gerade zu seinen Freunden loslegen, da gieng die Geschichte schon wieder von neuem an.

Eine Dame hatte im Wagen Platz genommen, ihr Gatte stand vorne auf der Plattform und rauchte seine Cigarre. Eine freundliche junge Frau, in modischer Tuchjacke, mit einer Federboa um den Hals, keine von jenen, die zum Umsinken nach „Junon“ duften und schon auf zehn Schritte die Nase in die Höhe ziehen. Sie knöpfte gerade ihre Handschuhe zu und sagte ganz höflich: „Mein Mann draußen nimmt die Karte.“

Der Conducteur horchte ein wenig auf, als ob er nicht recht gehört hätte, und die Dame sagte es ihm noch einmal.

„Des gibt's net“, knurrte er kurz angebunden, „bei mir muaß a jeder Fahrgast sein' Kart'n selber lös'n, da kummert m'r weit, wann der Wagen bumvoll is.“ Dabei drehte er sich um und bemerkte einen Herrn, der eine Zehnkronennote in der Hand hielt. „Was woll'n denn Se? Mehr wier auf an Guld'n kann i net 'rausgeb'n, i hab' kan Wechselstub'n“, bellte er hinüber, und zu der Dame zurückgewendet, sagte er noch einmal: „Ja, alsdann, i bitte, entweder a Kart'n lös'n oder aussteig'n!“

„Ah, das ist aber doch unerhört!“ Sie musste wirklich zu ihrem Gatten hinausgehen, so dass inzwischen jemand anderer ihren Platz besetzte.

Neumeister, einem Raisonneur schärfster Art, begann der Zorn zu steigen, und seltsam, wieder rührte sich niemand in dem Wagen.

Jetzt kam der Conducteur an einem Officier, an ein paar feineren Herren, einem Arbeiter und einem jungen Burschen vorüber zu einem drallen Frauenzimmer, das einen großen Bündel Wäsche mit aller Gewalt hinter den Sitz zwängte und dabei ihre Nachbarn rechts und links mit den Ellbogen in die Seite stieß. Den Herren war die Belästigung sichtlich unangenehm, aber der Conducteur schaute dem Weibe ganz freundlich zu.

„Wohin denn, Frauerl?“ fragte er und hielt die Hand auf.

„Grad raus nach Hernals!“

Er zählte das Geld, schielte dabei über den Zwicker hin wohlgefällig auf die derbe Person und drückte ihr endlich mit einem unsauberen Schmunzeln langsam die Karte in die Hand.

Das Frauenzimmer zog geschmeichelt den Mund bis zu den Ohren zurück. „Sie — san's net schlimm!“

Er lächelte vergnüglich und tupfte schließlich mit dem Zeigefinger an seinen Kappenschirm. „Danke!“ sagte er, nämlich für das Trink-

Die Kinder fragten nicht viel nach Resonanzboden, bei denen stimmt's ja immer. Die keckten Knaben nahmen Mädchen her und tanzten auf dem schwarzen, glatten Löschboden, so dass die alte Kundl einmal zum Himmel den Klageruf stieß: „Er verdirbt auch noch die liebe Jugend!"

Der Köhler aber sagte: „Warum soll ich denn nit für die Kinder Zither schlagen? Sie haben ja dazumal so brav für mich gebetet."

„Der Weihbrunn hat Dir geholfen", schrie die Alte erbost, dass er die Gnade nicht erkennen wollte.

Er hielt den zerzausten Kopf schief, blinzelte sie schalkhaft an, strich die Saiten, trat mit der Schuhspitze den Takt dazu und trällerte:

„Der Toifel hät mih freilih g'holt,
Scha long, scha long.
Ober wiar er's Kunderl siacht,
Do wird'n ongst und bong."

Und so schelmisch guckte er dabei auf die Alte, dass sie von seiner Meinung, ihre Heiligkeit vertreibe den „Toifel", überzeugt war.

Im ganzen aber hält der alte Moosbrandner sich von nun an lieber zu den weltfrischen, treuherzigen Kindern als zu den alten Betschwestern und erreicht bei solcher Lebensweise wahrscheinlich ein hohes und frohes Alter.

---

## Der Herr Conducteur.

(Eine Wiener Gestalt von **Gust. Andr. Ressel.**[1])

Sie wollten einen Ausflug machen, von Neuwaldegg über das Hameau auf den Hermannskogel und nach Weidling herunter. Der Conducteur, ein kleiner, dicker Mensch, nicht mehr jung und etwas hochrückig, mit leicht angegrautem Vollbarte, teufelte mit den Fahrgästen herum, als ob er Rekruten abzurichten hätte.

„Ans, zwa, drei, vier, fünfe — aus is 's, gibt nix mehr!" schrie er in die Menge, schwang sich auf das Trittbrett und fixierte die Leute durch seinen Zwicker, den er auf die Nasenspitze gesetzt hatte, als wollte er sie alle krumm schließen lassen. Dann riss er jählings an der Glockenschnur, so dass sich der Wagen mit einem Rucke in Bewegung setzte und eine Frau, die noch mit den Fußspitzen auf dem Trittbrette stand, weil sie doch hinauf zu kommen hoffte, fast rücklings herabgefallen wäre.

„He, he, nur net gar so resch!" ergriff ein hagerer, älterer Herr, dem Aussehen und zuvorkommenden Wesen nach ein kleinerer Beamter, die Partei der Gefährdeten. Da nahm aber der Herr Conducteur seinen

[1]) Aus dessen trefflichem und lustigem Büchlein „Rare Leut'", Linz, Österr. Verlagsanstalt.

„Ah so", dachte Neumeister, „na, den Burschen werd'n m'r gleich von der richtigen Seiten packen."

„Wohin?" fragte der Conducteur, von der Sache weiter keine Notiz mehr nehmend.

„Direct nach Neuwaldegg, alle drei", verlangte einer der Freunde. Und jetzt schaute Neumeister, was sie bezahlten. Natürlich! Der eine legte dem Conducteur schon elf Kreuzer auf die Hand, und dem anderen gab dieser auf eine Krone fünf heraus, langsam und jeden einzeln, immer das übliche „'s schon gut!" erwartend. Da fuhr Neumeister endlich dazwischen.

„Aber Freunderln, um Gotteswill'n, die Güte von den Herrn hat ja auch seine Grenzen; wollt's Euch denn malapropo ins Landesgericht bringen?!"

„Na?" machte der Conducteur.

„Ja was — was meinst D' denn?"

„Na, es werd't 's Euch doch net untersteh'n, ein' Herrn Beamten zu einer Geschenkannahme in Amtssachen z'verleiten und ein Trinkgeld geben woll'n? Wann er des wirklich nehmert, wo s' jetzt so streng bei Gericht sin' weg'n der Tramway, er und es spaziererts ja alle miteinander nach Stein oder Garsten!!"

„Ah so!" lachten die Freunde und „Jetzt san S' aufg'sessen!" sagten die übrigen Fahrgäste zu dem Conducteur.

„Ja, wann net schon a Gerichtsentscheidung da wär', dass mir Amtspersonen san und do a Trinkgeld nehmen därf'n."

„Ah, es gibt schon auch noch höhere Instanzen, mein Lieber!"

„So is es!" riefen die Fahrgäste, die aber jeder ein Trinkgeld gegeben hatten, und der Conducteur warf Neumeister einen hasserfüllten Blick zu, als wenn er ihm an die Kehle fahren wollte, aber sich doch nicht recht getraute. Er gieng nochmals durch den Wagen vor und kam erst bei der Endstation wieder nach rückwärts.

„Seh'n S', meine Herr'n", sagte Neumeister, „i bin net schmutzig; aber da is wieder einmal das g'wisse „goldene Wiener Herz aus Blech" auf ein' b'sonders unrecht'n Platz. Wenn mir vom Publicum alle miteinander denen artigen Herr'n unter den Conducteuren, die was sich gar so als neubackene Amtspersonen aufspiel'n, 's Brotkörberl a bissl höher hängert'n, wurd'n s' gleich wieder freundlicher werd'n und zum Schluss noch aus der Hand ess'n. Denn wir hab'n ja a Recht, eine anständige Behandlung zu verlangen, weil wir um unser Geld fahren und die Gesellschaft mit uns a G'schäft macht, und dafür all'n Grobheiten ausg'setzt sein, oder, wann m'r sich dagegen wehrt, gar eing'sperrt werd'n, na, das wär' doch schon das Höcheste, was uns noch g'fehlt hätt'!!"

geld, das sie ihm gegeben hatte. Von den übrigen Fahrgästen hatte er den Tribut schweigend eingestrichen.

Nun hatte er die Karten drinnen im Wagen ausgegeben und kam wieder auf die Plattform zurück. Neumeister sprach gerade mit seinen Freunden von dem lebensgefährlichen Verkehre, des aufgerissenen Pflasters wegen; wie man überall zwischen den Wagen über die Löcher, Steine und Schienen hüpfen und schliefen musste und gar nicht Augen genug haben konnte, um nicht Hals und Beine zu brechen; und wie man jetzt wieder der prächtigen Schutzvorrichtung schon auf hundert Schritte ausweichen müsse, wenn man seines Lebens sicher sein wolle. Und da fragte ein Herr, der zugehört hatte: „Sie, sag'n S' m'r amal, Herr Conducteur, wann werd'n denn eigentlich wieder directe Wagen, von Döbling draußt'n mein' ich, herein fahren, weil s' jetzt die Anschlusskarten endgiltig aufg'hob'n hab'n?"

„Na eh seit derer Wochen; aber Ihner wer'n mir no fünf Kreuzer zahlen und nacher bis Simmering 'nausführen!"

Jetzt war es Neumeister aber zu viel. Er wurde vor Zorn bis in die Stirne hinauf roth und konnte sich nicht mehr zurückhalten. „Was", schrie er, „was hat der jetzt g'sagt? Ja, meine Herr'n, wer sin' denn mir eigentlich, dass der so red't mit uns? Z'erst schon die Grobheit beim Einsteigen; nacher die Sekatur mit die Karten; dann die Ung'fälligkeit weg'n 'n Herausgeb'n auf den Fünfer; jetzt noch die Keckheit und dazu die Wirtschaft mit dem Bünkl — a sin' denn mir Männer, dass mir uns das alles g'fall'n lass'n von dem — ?!"

„Pst!" machte einer von seinen Freunden und der andere hielt ihm gar mit der Hand den Mund zu.

„Ah was — was wollt's denn?" wehrte sie Neumeister zornig ab.

„Der is doch jetzt ein' Amtsperson und ein unb'schaffn's Wort wannst D' ihm gibst, kannst gleich a paar Woch'n bei Wasser und Brot brummen!"

„Aber geht's, hört's auf!"

„Na meiner Seel'; hast D' denn net alle die Gerichtsverhandlungen g'lesen?"

„Ah, des schon; aber wann er ein' Amtsperson is, so muss er ah wissen, wie sich so wer zu benehmen hat. Und g'scheh'n is ein' nur allerweil das, was m'r sich g'fallen lasst."

„Na geh', sei ruhig!"

„Mach' kan Aufseh'n!"

„Na natürlich!"

„Hab'n S' kan Angst net, meine Herr'n", sagte jetzt der Conducteur großmüthig, „i hab' von der ganzen Rederei nix g'hört, weil i niemand ins Unglück bringen will!" Und dabei schnitt er ein Gesicht von unsagbarer Wichtigkeit.

# Der alte Piesenhamer-Franzel.

Zur Erinnerung an den vor hundert Jahren Geborenen von **Peter Rosegger.**

Ich erzähle von jenem Tage, da ich Kindsmädchen war. Die junge Mutter hatte einen Ausgang, ich weiß nicht mehr, wohin und weswegen, aber es muſs was Wichtiges gewesen sein, denn es war das einzigemal, dass sie das Kind mir in Obhut gab. Ich hatte strenge Weisungen, hatte Unterricht für alle Fälle. Aber ich nahm ein Buch und sagte zum kaum einjährigen Knäblein: „Das brauchen wir alles nicht, wir sind ein junger Mann, ein noch recht junger, aber immerhin einer, der's mit dem Vater hält und nicht kindisch ist. Was meinst Du zur französischen Revolution? Siehst Du, das ist er, dieser wilde Robespierre."

Abgelehnt. Mit einem flinken Hiebe seines Ärmchens schlug mir der Kleine die ganze französische Revolution sammt all ihrer Gewalt aus der Hand. Nach dieser That verlangte er Milch.

„Ich wollte Dir doch rathen, mein Sohn, Dich einstweilen mit diesen Bilderbüchern zu ergötzen, bis die Magd kommt."

Ist angenommen. Das rauscht so prächtig, wenn man die Blätter entzweireißt. Dann will er aber doch die Milch.

„Sieh' einmal diese Farben, mein Junge! Nicht wahr, das ist sehr merkwürdig mit der Spectralanalyse. Ich bestimme Dir damit die Materie der Himmelskörper, auch ist es unterhaltsam, durch dieses Prisma die Brechung der Lichtstrahlen zu beobachten. Alles, alles, nur verlange nicht, dass ich Dir die Milch abkoche — denn, offen gesagt —"

Vergebens, er blieb bei seinem Entschlusse — er wolle die Milch.

„Wohlan, Du sollst sie haben. Ich sage Dir nur: gut stehe ich für nichts."

So setzte ich das Kind auf den Teppich des Fußbodens, begab mich in die Küche und hier begannen die Conflicte. In welchem Topfe ist die Kaffeemilch? In welchem die Kindermilch? Ob sie in der Pfanne gekocht wird, oder in einem Schälchen? Salz? Ich glaube, das kommt nicht dazu. — Ich erinnerte mich zwar dunkel, dass ich darüber Instructionen erhalten hatte, aber das war zur Zeit Karl des Großen, das heißt, ich war zur Stunde vertieft gewesen in die Geschichte der Karolinger und habe dem Vortrage des Weibchens nicht die genügende Aufmerksamkeit geschenkt. Trotzdem kam ich nun mit meiner Aufgabe fast zur Rüste, und es war auch die höchste Zeit, denn ich hörte es durch zwei Thüren, wie der Kleine im Zimmer seiner Ungeduld Ausdruck verlieh. Plötzlich aber wurde er still, so dass ich mein Werk mit Muße vollenden konnte.

# Mein Vater.

(Gedicht von Hermann Kienzl [1])

Was eines Mannes Herz an Tugend wiegt,
Ich weiß es.
Und wäre sonst die Welt auch trüb und arm,
Um Deinetwillen ist sie hell und reich
Für immer.
Und wäre jetzt die Welt auch hell und reich,
Um Deinetwillen ist sie trüb und arm
Den Deinen.

Mit Deines Geistes Kraft,
Wie hättest Du prunkende Höhen
Erklimmen können!
Doch weise, im engen Bezirke
Ergriffest Du Werkzeug, Schaufel und Spaten
Und bautest Dämme
Und schufest still und treu
Im Banne der Pflicht.
Dein Werk war voll Segen.
Nicht nach dem Scheine, nicht nach dem Ruhme,
Nur nach der ernsten, guten That
War Deines Lebens Wandel gerichtet.
Die Wogen der Zeit
Werden einst Deinen Namen
Verweh'n; auch der Dank
Wird sein vergessen;
Aber stets
Wird aus der Heimatscholle
Aufs neue das Saatkorn sprießen,
Das mit selbstlosen Händen
Der treueste Sämann gestreut.
Und ferne Geschlechter
Und fremde Menschen,
Die da wandeln mögen
In den Mauern der Stadt,
Die er geliebt als ihr Sohn und ihr Führer,
Sie werden im Werke
Den Meister lieben.
Denn eines guten Mannes gutes Wirken
Wirkt über Enkelgräber fort.

Schlicht, wie der Handwerkstand, dem Du entsprossen;
Ein Geist, geklärt und allumfassend
Und alle Wirren, alle bösen Stürme
In Ruhe glättend;
Fest und unbeugsam, frei und deutsch im Kern,
In Wort und That;
Stolz auf das wack're Bürgerblut der Väter,
Das, edel, keines Wappens Adel fordert;
Nicht Ehren suchend, aber sie auch nicht
Mit prahlerischem Pompe des Tribunen
Verschmähend;
Was Du gelobt, erfüllend bis zum Ende,
Das Opfer schweigend
Dem allgemeinen Wohle bietend;
Gerecht und streng im strengsten Dienst der Ehre;
Vom Schatten unberührt des Eigennutzes;
Und gütig, wie das Licht des Trostes,
Das Labsal jedem Irrenden gewährt:
So schwebt vom Grabe her Dein Angedenken
Und leuchtet milde durch die Nacht des Todes.

Und doch — die da weinten — kannten
Sie ihn, wie ich?
Sie ahnten kaum die Fülle des Schatzes!
Sein Haupt trug die Bürgerkrone,
Die Dornenkrone,
Sein weißes Haupt der Sorgen schwere Last!
Und leidend, ohne zu klagen,
Hieng er liebend am Leben:
Um seiner Lieben willen . . . .
Auch in den nächtlichen Stunden,
Und als schon der schwarze Fittig den Schatten warf,
Blühte noch wunderbar
Aus seinem Gemüthe
Die Blume der Heiterkeit,
Des tröstlichen Scherzes,
Lohten noch wunderbar
Aus brechendem Herzen
Die heiligen Flammen
Der Jugend
Und ihrer trauten Träume.
In seiner stillen, sinnigen Art,
Nicht ringend um Lorbeer und Palme, —
So fest er die Pfade des Lebens führte,
So klar sein Erkennen, so kühn sein Glaube,
Der mystischem Troste trotzte:
Trug auf der braunen Stirne der Mann,
Wie auf der bleichen des Greis,
Das Mal des Kusses vom Munde der Muse.
Sein Leben war Liebe, Güte, Schönheit und Kraft
Und heilige Harmonie.
Der Druck seiner Hand hatte Weihe.

Und wäre jetzt die Welt auch hell und reich,
Um seinetwillen ist sie trüb und arm
Den Seinen.

---

[1]) Am 1. Juli 1902 starb einer der ausgezeichnetsten Männer der Steiermark, der Grazer Altbürgermeister Dr. Wilhelm Kienzl. Unser „Heimgarten" kann diesem Manne und Freunde keinen besseren Nachgruß weihen als durch vorstehendes Gedicht, dessen Abdruck wir uns vom Verfasser, dem Sohne des Verstorbenen, erbeten haben. Es kennzeichnet wunderbar treffend die Eigenschaften des Verewigten und ist zugleich ein rührendes Denkmal von Kindesliebe. Die Red.

„Königin Routh", sagte er, sie ist lange Zeit meine Frau gewesen. Ich hätte mit ihr schon bald die goldene Hochzeit halten können, aber der Franzel hat sie umgebracht — — ertränkt im Wein. Nachher hab' ich mir eine andere genommen — ein ganz' wahrhaftiges Mädel — als Bursch von dreiundsechzig Jahren. Zu spat meinst? Ich sag' Dir aber, dass ich heute daheim einen Buben hab' wie Du da, und ein Dirndl dazu! Freilich, mein Freund, hätt' ich die gut' Sach früher haben können und Du bist gescheiter, Du hast Dir jungheit ein warmes Nest gebaut. Ich wünsch' Dir's."

Jetzt erst hatte er den Kleinen von sich gebracht und mir seine beiden, knochigen Hände hergehalten. Und so habe ich Franz Stelzhamer das erstemal gesehen. Es war zu Graz im Jahre 1874.

Dass er — wie es schon so oft seine Art war — gleich mit dem „Du" angefangen, hat uns viel Zeit erspart. Er musste geahnt haben, dass die seine nur mehr kurz gemessen war. —

„Hast nichts dagegen, junger Kamerad, so bleibe ich heute bei Dir da", sagte er.

Ich bedauerte, dass meine Frau nicht zu Hause wäre, da fuhr er mich an, er wäre nicht zu meiner Frau, er wäre zu mir gekommen, und nun möge ich trachten, dass der Kleine endlich zu seiner Milch käme. Jetzt stellte es sich bald heraus, dass die Milch einen bösen Beigeschmack hatte; es war leider die Speckpfanne gewesen, in der ich sie aufgekocht. Und war es Thatsache, dass wir beiden Dichter, der alte wie der jüngere, jetzt in die Küche giengen und dem Geheimnisse nachforschten, wie man Kindermilch aufkocht.

Glücklicherweise wurden wir durch das heimkehrende Weibchen abgelöst und wir zogen uns in die Stube zurück, wo er mir von seiner in Henndorf lebenden Familie erzählte, und zwar mit einer Wärme für Weib und Kind und für das kleine Heim, die ich dem alten Vagabunden nicht zugetraut hätte.

Er erzählte von seinem so späten Freien: „Packt mich gäh was Menschliches, lauf' ich schnurgerade hin zu ihr — gekannt habe ich sie schon lange: Dirndl, ich möchte Dich heiraten. Willst mich? Acht Täg Bedenkzeit. — Sie braucht keine Bedenkzeit, sie fällt mir um den Hals. Brav, sage ich, sollst sehen, was der Franzel noch wert ist. — Bei der Trauung nur kurz machen, habe ich zum Pfarrer gesagt, der Piesenhamer steht nicht mehr auf seinen ersten Füßen. Hat aber doch seine Bandelei gehabt, so dass ich dem Küster wink', er sollt' mir einen Sessel rücken. Gut bin ich gesessen, und jetzt, Pfarrer, hab' ich mir gedacht, kann's dauern, so lang's will. Und hernach daheim beim Weibel, da — aber Du, ich muss aufhören, sonst luig ich Dich an! Bin ein Fabelhans. Wenn ich für den Augenblick Rede stehen muss, sage ich die Wahr-

Als ich dann aber ins Zimmer trat, sah ich etwas, worüber ich sehr erstaunte.

Will der Herr Erzähler hier vielleicht abzwicken? „Fortsetzung folgt.“ — Denn die Geschichte beginnt interessant zu werden. — Nicht? Wohlan.

Der Knabe saß, als ich ins Zimmer trat, nicht mehr auf dem Fußboden, er war in der Hand eines wildfremden Menschen. Ein Mann in grauen Kleidern, mit blonden, nach rückwärts wallenden Locken und langem lichtfalben Barte, der sehr ungeordnet war, stand mitten im Zimmer. Aus dem gerötheten Gesichte ragte eine ganz gewaltig Nase und über den grauen, sehr buschigen Augenbrauen thürmte sich eine schmale, sehr hohe Stirne. Wenn man das Gesicht suchte, so sah man vor allem diese Nase und diese Stirne, alles andere stak mehr oder weniger in der grauen Wildnis von Haar und Bart.

Dieser Mensch hielt mein Knäblein in den Armen und wiegte es und trillerte dabei mit einer fürchterlich rauhen Stimme — und der Kleine lachte.

Als mich der Fremde durch die Nebenthür kommen sah, rief er: „Ah, da ist er schon. Ich ergötze mich just an Deiner schönen Dichtung.

„Schön“, murmelte ich, „aber —“

„Du bist doch der Zither- und Hackbrettmann und das ist Dein Bub'?“

„Allerdings —“

„So grüß' Gott, grüß Gott allzween. — Hopp, hopp, Kindel, hopp! — Ja, Bursch, spiel' nur zu mit meinem grauen Schopf, wenn Dein Vater einmal einen solchen Bart hat, schlagst Du Dich zu Leuten, die keinen haben. Hopp, hopp!“

Ich muss mit dem Milchtöpfchen sehr ungeschickt dagestanden sein, denn der Fremde lachte, und sein Lachen war wie das Niedergehen einer Berglawine. Der Mann sah überhaupt fast so aus, wie man den Kindern die Berggeister beschreibt.

„Der Große fürchtet sich vor mir, der Kleine nicht“, sagte er nun und wollte den Knaben wieder auf seinen Platz stellen. Dieser hielt sich aber mit beiden Händchen an seinen falben Bartsträhnen fest, was mich höchlich wunderte, denn Fremden war er sonst nicht zugethan.

„Er kennt mich“, schmunzelte der Alte, in dem eine seltsame Lustigkeit war, mir zu, „Du kennst mich nicht und ich bin doch einer von Deinem Handwerk. Schau mich an, Steirer, wie ich dastehe. Nun? — Der Franzel! — Der Piesenhamer Franzel!“

„Stelzhamer?“ rief ich aus.

„Siehst Du, dass Du mich kennst!“

„Ich habe ja erst gestern Ihre Königin Noth gelesen!“

Er blieb bei mir bis in den späten Abend hinein, ich habe ihn sehr lieb gewonnen und bin nachher mit ihm in schriftlichem Verkehr geblieben. Es war einer der merkwürdigsten Menschen, denen ich begegnet bin. Sein armes, tolles, heimatloses Leben war tief und reich, und er ist trotzdem ein altes Kind gewesen. Sein Leben lang hat er die Bauernjoppe getragen, und selbst, als diese schon zerrissen war, hat er sie nicht gegen den Stadtrock vertauscht. Er hätte es können, er hat vor Fürsten seine Lieder gesungen; er, ein Stelzhamer allein konnte sich in der Bauernschenke verweilen und darüber der gnädigen Einladung des Königs von Baiern vergessen. Von den Heutigen kann das keiner. — Und seine Lieder sind, wie ihr Sänger war. Wer wird denn diesen wunderlichen Mann beschreiben?

Ich habe Stelzhamer an jenem Tage, da er ins Zimmer tretend, meinen schreienden Knaben aufnahm und wiegte, das erste- und letztemal gesehen. Der Hochzeitsbitter und der Todtengräber sind zwei Brüder. Der Mann, der damals als junger Gatte und Vater bei mir war — ihn haben sie etliche Monate später auf dem Kirchhof zu Henndorf bei Salzburg als zweiundsiebzigjährigen Greis begraben.

„Und gut so“, hatte damals einer gesagt, „wer unsterblich sein will, der darf nicht leben.“

---

# Die verrufene Unwirtlichkeit der Alpen in der antiken Literatur.

Von **Franz Ramsauer.**

Die Alpenländer hatten für das Gemüth des Südländers nichts Verlockendes, keine Anziehungskraft; das Erhabene der Hochgebirgswelt, das uns mit süßem Schauder erfüllt, war für ihn abstoßend und entsetzlich. Keine Dichterstelle preist den Zauber der Eisregionen, das Blau der Gletscherströme und die Reinheit der schimmernden Firndome; kein alter Geograph spricht von der Fernsicht, welche die Berggipfel gewähren, nirgends ist die Rede von schäumenden Wasserfällen, nirgends wird das Alpenglühen erwähnt. Wenn Vergilius vom Apennin singt, wie es in seinen schwankenden Eichen braust und wie er mit schneeigem Scheitel hoch und stolz sich in die Lüfte streckt, so steht diese Stelle in der römischen Literatur ganz vereinzelt da. Was für uns ein herrlicher Genuss, Quelle der Verjüngung und Erneuerung der Kräfte ist, das ließ das Herz des Römers gänzlich ungerührt. Er sehnte sich zwar gleich uns aus der Überkultur und Verfeinerung des Lebens hinaus

heit; wer mir fünf Minuten Zeit lasst, den fable ich an. — Was hat mein Vater vor fünfzig Jahren gesagt? Alle Untugenden hat er — sagt mein Vater über mich — rauchen, trinken, umflankieren thut er, aber luigen thut er nicht. — Jetzt, luigt er auch", setzte der alte Volksdichter leise hinzu. „Und weißt Du, wo ich das Ding gelernt hab'? Bei der heiligen Beicht. Als Student dahier zu Graz, woher mich mein Vater gegeben, dass sie aus dem missrathenen Franzel einen geistlichen Herrn machen sollten. Wenn ich bei meinem Beichten allemal die Wahrheit hätte sagen wollen — nicht einmal wäre ich losgesprochen worden. Nachher bin ich Dichter worden, und ein Dichter, der nicht luigt, verdient das Salz in der Suppe nicht."

Man hätte den Alten hören müssen, wie ausdrucksvoll, leidenschaftlich er alles sagte. Weil er sah, dass ich ihm andächtig zuhörte, so fuhr er fort.

„Unser sind Zwei!" rief er und klopfte mit dem Zeigefinger auf seine breite Brust. „Da ist fürs erste der studierte Stelzhamer, der alte Grübler und Spintisierer, der dem Herrgott das Material für die Weltschöpfung klafterweise verrechnet; und da ist fürs zweite der Franzel, der kecklustige Piesenhamer Franzel, dem die Ob-der-Ennser das Mosthäfen schon von weitem entgegenrecken: Komm', Franzel, setz' Dich zu uns, luig uns was vor! — Den studierten Stelzhamer haben sie im vorigen Jahr brav jubiliert zu Linz und Wien, aber der Franzel ist am liebsten im Innviertel verblieben oder bei den Hausruckviertler Bauern im Wirtshaus gesessen, wo er ihnen erst letztlich vom Thalhamer Toni (ich glaube, so hieß Stelzhamer den Mann) erzählt hat. — Ja wohl, Kamerad, der Thalhamer Toni ist einmal auf der Straßen seiner Herzliebsten begegnet, die mit einem andern geht, mit einem Bräutigam, der auswendig weit schöner und reicher ist als der arme Thalhamer Bursch! Da ist dem Toni bang worden bis zum Versterben; ein Bauer fährt mit ein paar Ochsen daher, den bittet der Toni, er möchte ihn auf den Wagen sitzen lassen, er wäre marterkrank. Gern, Toni, sagte der Bauer, setz' Dich auf, wie Du willst. Aber wie der Toni auf dem Wagen ist gesessen, da haben die Ochsen nicht mehr weiter können und die Räder haben laut geächzt. Es geht nicht, was ist denn das? sagt der Bauer. Ich glaub's, ich glaub's, sagt der Toni bei sich — mein schwares Herz."

Als Stelzhamer so sprach, da trat die Kraft der Poesie aus ihm hervor, er sprach's in der Innviertler Mundart, sprach's mit der Glut des Schmerzes, und sein Vortrag war von dramatischer Wirkung. Erdichtet war's, was ich da zu hören bekam, und doch musste ich, wie einst sein Vater sagen: Luigen thut er nicht. — Es war herrlich, den Alten mit dem schönen, ausdrucksvollen Greisenhaupte in der Begeisterung zu sehen, ein ursprünglicher, ein Kernmensch — jeder Zoll an ihm Poet.

hält es für ein bedeutendes Wagnis, dass seine Freunde ihm zuliebe bereit wären, die „hohen“ Alpen zu übersteigen.

Während der jetzige Naturfreund die Großartigkeit der Hochgebirgsnatur bewundernd anstaunt, hatten die Alten nur ein Auge für Schwierigkeiten und Schrecknisse, die dem Reisenden drohten, für die Steilheit der schmalen, an grauenhaften Abgründen sich hinziehenden Gebirgspfade, für die ungastliche Öde der Eis- und Schneefelder und die Furchtbarkeit der abstürzenden Lawinen.

Der Historiker Polybius entsetzt sich wiederholt über die Gewalt der riesigen Stürme und die Menge der Schneemassen; Livius spricht von den durch die Kälte berüchtigten Alpen und sogar von der Scheußlichkeit derselben. Wie man sich im allgemeinen in jener Zeit das Hochgebirge dachte, zeigt folgende Schilderung des Livius, die uns angibt, was Hannibals an Beschwerden gewöhnte Krieger am Fuße der Alpen anstaunen: „Die Höhe der Berge, den Schnee, der fast an den Himmel hinanreicht, die unfreundlichen auf Felsen ruhenden Wohnstätten, großes und kleines Vieh, von der Kälte entstellt, die Menschen mit wild herabhängendem Haar und Bart, Lebendes und Lebloses alles vor Frost erstarrt, das übrige schlimmer zu sehen, als zu sagen.“ Grauenhaft ist der Eindruck, den nach seiner Erzählung die Soldaten Hannibals machen, nachdem sie die Alpen überstiegen: „Schattengestalten“ von Hunger, Frost, Feuchtigkeit und Schmutz halbtodt, infolge des Marsches durch die felsigen Schluchten zerschunden und entkräftet, mit erfrorenen Gliedern, rheumatischen Leiden und froststarrenden Gelenken; dazu die Waffen geborsten und gebrochen, die Rosse lahm und schwach.“

Vellejus Paterculus berichtet, dass die Alpen von vielen wilden Stämmen bewohnt und im Winter völlig ungangbar seien. Die Dichter Tibullus und Lucanus nennen die Alpen „eisig“, Ovid heißt unser Hochgebirge „sturmumbraust“ und „schluchtenreich“, der Satiriker Juvenalis spricht von den „wilden“ Alpen. Frontinus, der eine Geschichte des römischen Kriegswesens schrieb kennt die Hochfluten im Gefolge der Schneeschmelze; von dem Anschwellen der Gebirgsflüsse sprechen ferner Martianus Capella, Strabo, Seneca und Solinus. Auch der Grammatiker Festus kennt den ewigen Schnee der Alpen, nicht minder der Satiriker Petronius. Lassen wir letzteren selbst reden: „In den hochragenden Alpen, wo die durch die göttliche Kraft des Herkules bezwungenen Felsen sich zu Thal senken und einen Zugang gewähren, ist eine Stelle geheiligt durch die Altäre, die der Held dort errichtete; sie verschließt mit hartgefrorenem Schnee der Winter und mit grauem Scheitel erhebt sie sich bis zu den Sternen: man möchte wähnen, des Himmels Gewölbe sei dort eingestürzt; denn nicht durch die Strahlen der hochstehenden Sonne wird hier der Frost gemildert, auch nicht durch

in die Stille des Landes, er floh aus den drückenden Fesseln der conventionellen Formen und dem Geräusch der Weltstadt in die Einsamkeit des Waldes, an die ewig bewegte See und in die unverdorbene Natur einfacher Menschen. Aber wenn der Römer eine Villa in der freien Gottesnatur baute, so stilisierte er doch wieder in seinen Gartenanlagen die Landschaft, und wie sehr auch seine Dichter für den plätschernden Bach schwärmen, der regellos durch bemoostes Gestein dahineilt, so gab er ihm doch einen abgezirkelten Lauf und zwang der Natur allerlei Künsteleien auf. Das Angenehme und Liebliche war es, was des Römers Auge suchte: Mäßige Höhen, allenfalls einen Gebirgshintergrund, reichen Anbau, üppige Bewässerung und kühlenden Schatten. Dies waren die Erfordernisse einer Gegend, in der er sich wohl fühlte.

In die Alpen verstieg sich kein römischer Tourist; der Zug der italienischen Vergnügungsreisenden gieng in den alten Zeiten durchweg nach Süden und Osten, vor allem nach Griechenland, ins Thal Tempe, dann nach Asien oder Ägypten zu den Prachtbauten der Pharaonen. Die Alpengegenden gewannen die Römer nur soweit lieb, als der Anhauch milder Winde die Anpflanzung südlicher Kulturgewächse gestattete; infolgedessen bevorzugten sie die am Südfuß der Alpen liegenden Seen, an deren Ufern sich ausgedehnte Fruchthaine hinzogen und die Villen wohlhabender Römer sich befanden. Dass ab und zu ein Südländer zur Stärkung seiner Gesundheit in die Alpen sich begab, um dort die reine Luft zu genießen, können wir aus einer Stelle der Dichtungen Claudians schließen, der die Thaten Stilichos verherrlicht. Weiterhin waren die Alpen nur ein unbequemes Durchgangsgebiet in die Provinzen des Nordens, kein Reiseziel, das Lust und Erholung gewährte.

Die Alpen wissenschaftlich zu durchforschen ist keinem Römer oder Griechen eingefallen; auffallend ist namentlich das mangelhafte Interesse der Römer für die Alpenwelt, da doch Norditalien einen hervorragenden Antheil an der römischen Literatur genommen. Am Fuße der Alpen sind viele der lateinischen Schriftsteller zu Hause: Catullus, Cornelius Nepos, Aemilius Macer und Vitruvius Pollio aus Verona, Vergilius aus Mantua, Livius aus Padua, Plinius, der Naturforscher und sein gleichnamiger Neffe aus Como.

Cäsar, der die Westalpen wiederholt durchzog, ließ seinen Blick nirgends von den Wundern der Alpenwelt fesseln, sondern suchte sich die Langeweile der Reise bekanntlich durch Verfassung von Gedichten und einer Schrift über Grammatik zu verkürzen. Von Furius Bibaculus aus Cremona, den Horaz einen Älpler nennt und als schwulstigen Dichter verhöhnt, besitzen wir noch den geschmacklosen Vers, in dem er Jupiter „die winterlichen Alpen mit Schnee bespeien“ läßt. Catullus, der auf der Halbinsel Sirmio (jetzt Sermione) im Gardasee eine Villa besaß,

Die Unwegsamkeit und die doppelte Gefährlichkeit der Alpen zur Winterszeit hebt Florus an mehreren Stellen hervor. Ferner sagt er: „Die Alpen waren es, die den Norikern Muth einflößten, gleich als ob der Krieg in ihre Fels- und Schneewüsten nicht hinaufsteigen könne.“ Ihm schließt sich Justinus an, indem er sagt: „Die Gallier, ein rauhes, kühnes und kriegerisches Volk, überstiegen zuerst nach Herkules, dem diese That hohe Bewunderung und unsterblichen Ruhm einbrachte, die unüberwindlichen und infolge der Kälte unnahbaren Päſſe der Alpen. Eutropius betont, daſs sich Hannibal durch die Alpen einen Weg gebahnt habe auf einer Seite, die bisher unzugänglich war.

Eine der anschaulichsten Schilderungen der rauhen Alpennatur gibt uns der Dichter Claudius Claudianus an jener Stelle, wo er den Übergang des Stilicho über den Splügenpaſs beschreibt: „Viele Krieger erstarrten vor Frost, als hätten sie das Antlitz der Gorgo geschaut, viele verschlang die Masse des tiefen Schnees; oft versanken Wagen nnd Gespann wie ein schiffbrüchiges Fahrzeug in den Abgrund, bisweilen stürzte ein Berg durch einen Eisrutsch zusammen und der laue Föhn machte durch Unterhöhlung des Bodens den Tritt unsicher. Durch solche eisstarrende Gegenden zog Stilicho. Nirgends gibt es einen Becher Wein als Labetrunk, selten Getreide. Zufrieden ist man, zusammengeraffte Nahrung, ohne die Waffen abzulegen, zu kosten, und belastet mit dem triefenden Mantel klopft der Reiter das frierende Pferd. Kein weiches Lager gibt es für den Müden; wenn die düstere Finsternis der Nacht hereinbricht, kriecht der Soldat in eine Höhle oder er schläft in einer Hirtenhütte, das Haupt auf den Schild legend. Bleich steht der Hirte vor dem gewaltigen Fremdling und die herrliche Erscheinung, die sie nicht kennt, zeigt die bäuerliche Mutter ihrem schmutzigen Jungen.“ — Auch sonst äußert sich Claudian nicht günstig über die Alpen; vom Schnee und Eis, von der Wildheit, von den tiefherabhängenden Wolken und den schwer zugänglichen Päſſen der Alpen berichtet er uns, für die Erhabenheit der eisgepanzerten Bergriesen hat auch der letzte römische Dichter kein Wort.

Auch Herodian stellt den Alpen kein gutes Zeugnis aus: „Die Alpen sind mit dichten und undurchdringlichen Wäldern bedeckt, die Päſſe sind eng, reich an tiefen Schlünden und Abgründen und umsäumt von rauhen Felsen. Unter vieler Mühe wurden von den früheren Bewohnern Italiens hier schmale Pfade durch die Kraft der Arme angelegt.“

Appian nennt die Alpen steilabfallend, wegelos und reich an Schnee und Eis; Claudius Mamertinus, der Panegyriker des Caesar Maximianus, spricht von den Kämmen der Alpen, die den Himmel berühren, von den rauhen Felswüsten und dem hartgefrorenen Schnee, sowie der unmenschlichen Kälte des Hochgebirges. Einzelne Berichte über die Unwirtlichkeit

den sanften Hauch des Frühlings, sondern alles starrt hier ewig in Eis und im Reife des Winters."

Die Lawinengefahr beschreibt uns der griechische Geograph Strabo in fesselnder Weise: „Gewaltige Eisschichten, die von den Bergen herabrollen, reißen oft ganze Reisegesellschaften mit sich fort und schleudern sie in die unten liegenden Thäler. Denn es ruhen viele Schichten übereinander, indem eine Schneelage an die andere als Eis anfriert, weshalb sich dann die Schneemassen an der Oberfläche jederzeit leicht von den tiefer befindlichen ablösen, ehe sie ganz von der Sonne geschmolzen werden."

Tacitus nennt die rhätischen Alpen unnahbar und steilabfallend. Silius Italicus, der Sänger des zweiten punischen Krieges, stellt die Alpen als eine abscheuerregende, vegetationslose Einöde dar: „Alles starrt in den Alpen vor Frost, ist ewig mit grauen Hagelschlossen bedeckt und immerwährend von Eis eingehüllt; die steilen Felsgerüste der Berge ragen weit in das Wolkenmeer hinein. Der Sonnengott kann mit seinen feurigen Strahlen den gehärteten Reif nicht zum Aufthauen bringen. Soweit sich der tartarische Schlund des bleichen Schattenreiches bis zum Grunde der Unterwelt und deren schwarzes Sumpfgewässer von der Oberwelt aus erstreckt, soweit thürmt sich in den Alpen die Erde auf und verdeckt durch ihre himmelanstrebenden Massen das lichte Gewölbe des Firmaments. Keinen Frühling gibt es dort, niemals die reichen Gaben des Sommers. Der Athos, Taurus, das Rhodopegebirge, der Mimas, der Ossa, Pelion, Hämus und Othrys sind nichts im Vergleich mit den Alpen. Ihre unnahbaren Hochzinnen betrat zuerst Herkules; ihn sahen die Himmlischen die steilen, in Wolken eingehüllten Berge bewältigen und durcheilen und die seit den Tagen des Weltbeginns von keines Menschen Fuß entweihten Felswüsten in gewaltigem Ansturm bezwingen."

An einer anderen Stelle sagt der gleiche Dichter, die Alpen seien den sterblichen Erdbewohnern „verschlossen", ferner ihr Fuß dürfe sie nicht betreten; da nennt er sie unermesslich und ihre Durchschreitung anstrengender als die Strapazen des Krieges.

Der Historiker Florus versteigt sich zu folgender packenden Schilderung: „Der Gewittersturm des punischen Krieges brach mitten durch die Alpen und brauste wie vom Himmel gesendet aus jenen Schneeregionen, von den unwirtlichen Höhen, wo einzig und allein und ohne Unterlass der hässliche Winter wohnt; dieser treibt von allen Weltgegenden die Wolken dort zusammen und gießt unaufhörlich Hagel und Regenschauer herab. Die Alpenregion ist auch das Reich der rasenden, wildtobenden Stürme. Jäher Schwindel ergreift den Reisenden, wenn er die hohen Felsabstürze sieht oder wenn er zu den fabelhaften Höhen hinaufblickt."

# Wie es auf einer russischen Verbrecherinsel zugeht.

Trostlos lauten die Berichte, die von der im Norden von Japan, hart am Festland Ost-Sibiriens liegenden Insel Sachalin kommen. Sie ist bekanntlich der Verbannungsort, nach welchem die russische Regierung besonders schwere Verbrecher bringen läßt, und liegt unter dem gleichen Breitegrad wie Mittel- und Norddeutschland. Auf dieser langgestreckten Insel lebt seit zwei Jahren eine deutsche Dame, Fräulein von Mayer, die dorthin gezogen ist, um „den Elendesten unter den Menschen mit Wort und That zu helfen, und sie mit dem Troste zu trösten, mit dem wir getröstet werden". Über die dort gewonnenen Eindrücke schreibt sie unter anderem Folgendes:

Alljährlich im Frühling und im Herbst bringt das Arrestantenschiff eine neue Partie Sträflinge nach Sachalin. Kahle Felsen und ein unwirtlicher Strand begrüßen die Ankommenden. Nach einigen im Quarantänegebäude verlebten Tagen wird der neue Sträfling in das Kettengefängnis geführt und dort in eine Kammer gewiesen, die er für Jahre mit einer bestimmten Anzahl an Alter, Erziehung und Gewohnheiten untereinander verschiedenen Mitgefangenen zu theilen hat. Nach einigen Tagen der Ruhe wird er an die Arbeit geführt. Entweder muss er unter militärischer Bewachung im Urwalde Bäume fällen oder die gefällten am Seil in die Stadt schleifen oder im Kohlenbergwerk arbeiten 2c. Während der Arbeit genießt der Sträfling meist die Erleichterung, dass ihm die Hand- und Fußketten abgenommen werden; kehrt er dann nach vollbrachter Arbeit in seine Kammer zurück, so erwartet ihn dort die Gefängnissuppe und sein hartes Lager auf einer Holzpritsche. Oft kommt er völlig durchnässt nach Hause, oder im Winter infolge der eisigen Kälte mit geschwollenen, wunden Gliedern; sein Herz ist über die rücksichtslosen Aufseher und die ihm aufgezwungene Arbeit erbittert; — in seiner Kammer empfängt und umgibt ihn bis zum Anbruch der Nacht das Schreien und Schimpfen der Kameraden oder das Schelten der Aufseher. Alles das legt sich anfangs wie ein Alp auf seine Seele; erst allmählich gewöhnt er sich daran oder — stumpft vielmehr dagegen ab.

Sonntags wird ausgeruht, geschlafen und noch mehr als an den Arbeitstagen gespielt und oft — alles verspielt. Niemals bekommt der Gefangene neue Eindrücke; die Mauer trennt ihn von den außerhalb des Gefängnisses Lebenden nicht nur seinem Leibesleben nach, sondern auch in seinem Gemüthsleben. Durch nichts wird sein Verstand angeregt oder sein Herz erfreut; er hört nichts von Gott; es tritt ihm nichts Gutes, nichts Reines nahe. Wohl erhebt sich im Herzen einzelner die

der Alpen finden wir noch bei Zonaras, Orosius, Apollinaris Sidonius, im Itinerarium Brigantionis, selbst Erdbeben in den Alpen werden erwähnt.

Ammianus Marcellinus, der den Weg über den Mons Matrona (Mont Genèvre) schildert, nennt den Anblick „der überhängenden Felsen schreckhaft, in der Frühlingszeit, wenn die schmelzenden Eismassen Menschen und Fahrzeuge in die Tiefe reißen, und vollends im Winter, wo alles mit einer Eiskruste überzogen ist, wo der Fuß des Wanderes auf der spiegelglatten Fläche ausgleitet und tückische Spalten ihn zu verschlingen drohen, wahrhaft grauenerregend. Die Einheimischen befestigen an sicheren Stellen Stangen, damit ihre Reihe den Reisenden sicher geleite; doch werden auch diese Stangen zuweilen im Schnee begraben oder von den herabstürzenden Wildbächen fortgeschwemmt. Dann kann man nur mit Hilfe Ortskundiger als Führer vorwärts kommen, aber nur mit großer Mühe."

Die Alpenflüsse gelten stets als wildtosend und reißend; Silius Italicus nennt den Rhonestrom einen Feind der Brücken. Von der Durance singt der gleiche Dichter: „Felstrümmer und Baumstrünke wild durcheinander wälzend, hemmt die Druentia des Wanderers Schritte; ihren Ursprung hat sie in den Alpen, wo sie Bergeschen entwurzelt und ihre Ufer unterspült; Trümmer davon reißt sie unter gewaltigem Getöse mit sich fort; laut brüllen ihre Wogen und trügerische Furten verdeckt oft ihren regellosen Lauf."

In den kottischen Alpen gab es nach Vitruvius ein Wasser, das den Trinkenden plötzlichen Tod brachte; einzelne Bergvölker litten an Kröpfen und dicken Hälsen.

Zum Anschluss an den Aufsatz „Naturempfindung vor hundert Jahren" von Michael Haberland („Heimgarten" XXV., Seite 68) drucken wir diesen Artikel aus der in München erscheinenden „Deutschen Alpenzeitung" ab.

Zur Sache möchte uns nun noch eine Kunde interessieren, in welchem Lichte die Bewohner der Alpen selbst, die Jäger und Hirten, damals ihr Land angesehen haben. Wohl ähnlich wie noch heute. Die bäuerlichen Alpenbewohner werden sich der Naturschönheit, die sie umgibt, selten bewusst, vergehen aber im fremden, wenn auch noch so lieblichen und fruchtbaren Lande an Heimweh. So wird's auch in alten Zeiten gewesen sein. Dass die Bergleute ihre rauhe Alpenheimat stets heldenhaft vertheidigt haben, so leidenschaftlich, als wären sie das Paradies — erzählt die Geschichte.

die Regierung helfen. Jedes Jahr wird die Schuld des Ansiedlers ihr gegenüber größer. Ist die Familie des Sträflings diesem nach Sachalin gefolgt oder lebt er mit einer Strafgefangenen in wilder Ehe, so richtet er sich mit dieser ein, und die Frau hilft ihm bei der Arbeit, d. h., wenn sie noch nicht zu lange auf Sachalin gelebt hat, denn in dem Falle hat sie meist alle Lust zu ehrlicher Arbeit verloren und erwirbt wohl, aber — nicht mehr mit ihrer Hände Arbeit. — An Kindern sind die Sachaliner meist reich, und diese armen Wesen werden geboren und wachsen in einer Umgebung auf, die ihnen alles das nimmt, was wir mit dem Begriff „Kind“ zu verbinden gewohnt sind: das Weiche, Reine, Vertrauensvolle, das eine echte Kinderseele zu einer Art Heiligthum macht.

So vergehen wieder Jahre im Kampf mit der Erde, mit dem Klima, mit Dieben und Räubern. Die Nachbarn sind ebenfalls verkommen und stumpf, die einzige Abwechslung und Anregung bietet das Kartenspiel, als Trostmittel dient der Brantwein. So und so viele ernähren sich nur durch Betteln oder den Verkauf von gestohlenem Gut, viele verschmähen es auch nicht, Frau und Töchter zu verkaufen.

Gehört der Gefangene den sogenannten gebildeten Ständen an, dann freilich verläuft sein Leben anders. Oft wird ein solcher, noch ehe er die vom Gericht ihm zugesprochene Anzahl von Jahren abgedient hat, als Schreiber in den verschiedenen Kanzleien beschäftigt oder als Lehrer (!) in die Dorfschulen geschickt. Leidet ein solcher einerseits unter seiner schrecklichen Umgebung mehr als der ungebildete, meist überaus rohe Sträfling, so findet er doch andererseits leichter die Möglichkeit, sich Bücher zu schaffen und auch mit seinesgleichen zu verkehren.

Die Handwerker werden während der Haft, ein jeder in seinem Handwerk, in den Gefängniswerkstätten beschäftigt; haben sie aber ihre Haftzeit derart abgedient, dann gelingt es nur sehr, sehr wenigen, sich in einer der wenigen kleinen Städte niederzulassen und so viel Arbeit zu finden, dass sie sich selbst und eventuell auch ihre Familie erhalten können, denn das Angebot übersteigt zehnfach die Nachfrage; auch fehlt es vielfach an den nöthigen Instrumenten, sowie an der nöthigen Energie. So werden auch die meisten Handwerker — Ansiedler.

Sind wieder so und so viele Jahre (meist vier bis sechs) vergangen, dann wird der Ansiedler dem Bauernstande zugezählt und kann nun, wenn er nicht für Lebenszeit verbannt war, Sachalin verlassen und sich in Sibirien oder auch im europäischen Russland in irgend einer Dorfgemeinde niederlassen, aber doch nicht so ohne weiteres. Erst muss er die oft hohe Schuld bezahlen, die er der Krone gegenüber hat, und muss außerdem, falls er seine nominelle Frau und deren Kinder zurücklässt, diese materiell sicher stellen, und — dazu braucht er wieder Jahre, wenn er

Reue über die Schuld oder doch das Bewusstsein, ihr eigenes Leben und damit auch das ihrer Familie zerstört zu haben; aber — da ist niemand, dem sie ihr Leid klagen können und der bereit wäre, ihnen zu helfen, sie zu berathen und aufzurichten! — So ist wohl verständlich, dass einzelne noch vor Ablauf ihrer Strafzeit sterben, andere wahnsinnig werden.

Jahre gehen für den Arrestanten im Kettengefängnis dahin; sein Leben bleibt immer dasselbe; nur die Zimmergenossen und die Arbeit wechseln. Allmählich werden die Arrestanten ruhiger; einige finden sogar ein Gefallen an diesem Leben. Wer von ihnen sich gut aufführt, wird nach sechs bis zehn Jahren als ein „Gebesserter“ angesehen. Er darf nun in die Stadt gehen und dort Arbeit suchen, oder auch bei Beamten oder Ansiedlern in Dienst treten; eventuell darf er seine Familie besuchen und sogar bei derselben wohnen; — thatsächlich ist ihm ein Theil der verlorenen Freiheit wiedergeschenkt, und wenn er sich weiter gut führt und der Versuchung zu entfliehen widersteht, wird er nach einer Reihe von Jahren in die Zahl der „Ansiedler“ übergeführt; die Jahre der Zwangsarbeit sind dann für ihn vorüber.

Nach dieser Zeit sehnt sich der Sträfling; aber nun beginnt für ihn erst recht ein überaus schweres Leben. So viele Jahre hat er im Gefängnis gelebt; er ist nicht mehr jung; seine Gesundheit hat durch die verdorbene Luft seiner Kammer, durch die einförmige Ernährung und durch die schwere Arbeit, die er leisten musste, ohne dass seine Kleidung der Witterung entsprach, gelitten; zudem ist er unselbständig geworden, da er im Gefängnis kaum je denken und urtheilen durfte, sondern nur schweigend gehorchen musste und von anderen Kleidung und Kost erhielt. Und nun wird ihm plötzlich irgendwo in der Nähe einer Ansiedlung oder auch geradezu im Urwalde ein Stück Land angewiesen, das er urbar machen und bebauen und von dem er seinen Lebensunterhalt gewinnen soll. Dabei fängt er diese seine neue Existenz von vornherein mit Schulden an, denn das nöthige Geräth, das Pferd oder die Kuh, die Aussaat, alles wird ihm von der Regierung nur leihweise übergeben; man kann sagen: „er ist von Anfang an bankerott, materiell sowohl wie auch seinem Charakter nach“. Er kann nicht und er will auch nicht arbeiten. Um sich herum sieht er entweder Urwald, den er vernichten und in urbares Land verwandeln soll, oder er sieht im besten Fall das Dorf, zu dem er nun auch gehört und von dessen Bewohnern kaum einer auf einen grünen Zweig gekommen ist. Die roh gebauten Häuser heimeln ihn nicht an, die Stuben und Küchen in denselben sind schmutzig, der Hof ist vernachlässigt, das Vieh fehlt oder ist verkümmert. Der Bodenertrag ist meist so gering, dass keine Saat für das nächste Jahr übrig bleibt, namentlich wenn der Ansiedler Familie hat; allenfalls ermöglicht die Kartoffelernte das Durchkommen. Jedes Jahr muss

nun erst schloss er selbst sich dem Zuge an. Das Motiv, der Grundton zu diesem Liedlein auf der Todtengeige lautete angeblich: Liebe. Er liebte ein Weib, das für ihn unerreichbar war. Er liebte sie so rasend, dass er ohne sie nicht leben konnte. Er liebte sie so eifersüchtig, dass er sie dem Gatten nicht gönnte. Blieb also nur ein Ausweg. — Aber er hatte eine alte Mutter, die er auch liebte, der er den furchtbaren Schmerz nicht anthun wollte. Was blieb übrig, er musste auch die alte, ahnungslose Frau mitnehmen. — Ja, bei diesem Liede rissen die trägen Menschen entsetzt die Mäuler auf. Die ganze Stadt war in Aufregung und fassungslos, starr vor Schreck hörte man auf das traurige Winseln der Todtengeige. Man hatte so schön ruhig im Halbschlaf dahingelebt, hatte gegessen und getrunken und gefreit und sich vergnügt, man war regelmäßig in die Kirche gegangen, hatte so weit auch mit aller Welt Friede — und nun wurde man so unsanft aufgerüttelt und jedem einzelnen lief eine Gänsehaut über den Leib bei dem Gedanken, wer weiß, wie nahe mir mein Ende.

Dass mal ein Mord vorkommen könne, was der Himmel aber verhüten wolle, darauf war man ja schließlich immer gefasst, wenn man auch nicht gleich an das Schlimmste dachte, selbstverständlich nicht. Man besaß ja so ausgezeichnete Sicherheitsorgane, dass Roheit, Brutalität und Raublust sich nicht hervorwagen durften. Dass aber auch die Liebe zum Revolver greifen könnte, dass ein Verliebter zum Muttermörder Talent haben sollte, das musste man nun erst erfahren. Und dagegen gab es ja schließlich kaum einen Schutz. — Man könnte die ängstlichen Seelen nun freilich beruhigen mit dem Hinweise darauf, dass die Liebe unter den Menschen etwas sehr, sehr rares sei, dass also von dieser eine Gefahr nicht zu befürchten ist, denn was sich in unseren Tagen alles für „Liebe" ausgibt, das ist doch meist nichts anderes als Eigennutz, Sinnlichkeit und Leidenschaft.

Das Wesen der wahren Liebe aber ist so, wie es der Apostel Paulus den Korinthern im 1. Briefe, Capitel 13, beschreibt: Die Liebe ist langmüthig und freundlich, die Liebe eifert nicht, die Liebe treibt nicht Muthwillen, sie blähet sich nicht. Sie stellt sich nicht ungebärdig sie suchet nicht das Ihre, sie lässt sich nicht erbittern, sie rechnet das Böse nicht zu. Sie freuet sich nicht der Ungerechtigkeit, sie freuet sich aber der Wahrheit. Sie verträgt alles, sie glaubet alles, sie hoffet alles, sie duldet alles. Geschah jene That also aus Liebe? Kann eine wirkliche, wahre, gesunde, göttliche Liebe einen Menschen zum Mörder machen? Nimmermehr! —

Die Gemüther hatten sich noch nicht ganz beruhigt, da tönten schon wieder die entsetzlichen Missaccorde durch die Lande. Der Tod spielte sein zweites Lied. Und womöglich noch grauenvoller als das erste. Dies-

nicht vielleicht dadurch genöthigt ist, ganz auf der Insel zu bleiben. Gelingt es aber solchen, heimlich bis an die Nordwestküste der Insel zu gelangen und dann auf selbstgezimmertem Floße oder in einem Fischerboot oder — im Winter — über das Eis Sibirien zu erreichen, dann fangen sie dort, von allen Hilfsmitteln entblößt, ein Vagabundenleben, verbunden mit Diebstahl und Mord, an, bis sie wieder eingefangen und nun für eine noch längere Reihe von Jahren oder auch für Lebenszeit nach Sachalin transportiert werden.

Das ist das Leben der Verbrecher auf Sachalin. Sie sind Verbrecher, meist rohe, gänzlich verkommene Menschen, aber immerhin doch Menschen, und bei solchen Zuständen müssen sie völlig zugrunde gehen. — Wolle Gott dazu helfen, dass die russische Regierung diesen entsetzlichen Zuständen bald steuere und Beamte dorthin sende, die — christlichen Sinnes — bemüht sind, die Verbrecher nicht nur zu züchtigen und zu strafen, sondern zu erziehen und zu bessern! —

---

# Moderner Todtentanz.

Eine Laienpredigt von **Bruno Haucks.**

Es ist langweilig", sagte der Tod. „Meine schrillen Lieder, die ich auf der einzigen Saite meiner Fiedel herunterkratze, sie verursachen den Menschen kein Grauen mehr. Man hat sich zu sehr daran gewöhnt, sie zu hören, und wenn eine Braut oder ein Bruder, ein Kind oder ein Gatte sich meinem Reigen anschließen, die Zurückbleibenden haben sie und mich nur zu bald vergessen. Aber ich will ihnen schon das Memento mori beibringen!"

In dieser Weise muss wohl der Tod seine letzten Neujahrsbetrachtungen angestellt haben, denn kaum giengen die ersten Jännertage ins Land, da wurde die Menschheit aus ihrer Gleichgiltigkeit über die „letzten" Dinge aufgeschreckt. Es waren aber auch gar grausige Stücklein, die der Tod zum Besten gab. Jeder Bogenstrich hatte ein Opfer gekostet. Und das Seltsamste war, dass Menschen unter dem Deckmantel der Liebe seine Helfershelfer wurden.

Ein Mann aus den sogenannten besseren Kreisen eröffnete den Reigen.

Vorher aber zwang er durch einen Pistolenschuss seine alte Mutter, den Tanz mitzumachen. Dann jagte er mit einer wohlgezielten Kugel eine Frau, die Gattin eines anderen, die ihrem Manne nicht untreu werden wollte, in die Reihen, welche der Knochenmann anführt — und

schwieligen Hand lag, und als er daran dachte, dass davon kaum eines seiner Kinder sich sattessen könne. Aber kann er sie nicht ernähren, so kann er sie doch umbringen! So gieng er hin, kaufte sich für das Almosen eine billige Waffe und — ein paar Stunden später hatte alles Leiden ein Ende. — — —

Der Tod fiedelte, die schrillen Dissonanzen zerrissen den angstvoll lauschenden Menschen fast die Ohren und während sie dem Zuge nachsahen, dem sich der Mann mit seinem Weibe und seinen Kindern angeschlossen hatte, dämmerte ihnen eine Ahnung auf, dass sie an dem letzten Drama die Schuld tragen, dass sie selbst die Familie ins Verderben gestürzt haben. Es nützt ihnen nichts, dass sie sich an alle die wohlthätigen Vereine, an die vielen Stiftungen und Anstalten erinnerten, die sie ins Werk gesetzt haben, — die sechs Leichen reden eine zu gewaltige Sprache; der Fall ist eine furchtbare Anklage gegen die ganze Menschheit, gegen die christlichen Völker besonders, in deren Mitte trotz aller scheinbaren Wohlthaten ganze Familien dem Elende preisgegeben sind. Man hört bei dem unruhig gewordenen Gewissen förmlich den Vorwurf der Verhungerten: Ihr habt alle Tage Wohlleben und ließet uns darben! Und die Menschen erinnern sich mit Schrecken, dass Christus gesagt hat: Was ihr diesen *Ärmsten nicht* gethan habt, das habt ihr *mir nicht* gethan!

Der Tod aber schreitet weiter.

Es wird ihm mit seinem Repertoire schon gelingen, die blöde Menge zur Besinnung zu bringen, die Menschheit aus dem Halbschlaf zu reißen, in dem sie versinkt, wenn nicht fortwährend schreckliche Ereignisse sie wachpeitschen.

Und aufs neue setzt er den Bogen an und streicht und kratzt und fiedelt und spielt zum Tanz auf. Drei sind's, die sich jetzt seinem Reigen anschließen.

Ein Vater mit seinen zwei kleinen Söhnen. — Ach, ein ganzer Roman ist's, der auf diese Weise zum Abschluss kam. Ein Beamter, der dem Lande, der dem Staate sein Leben zu schwerem Dienste widmete, liebte ein junges Mädchen. Gerne hätte er sie zu seiner Gattin gemacht, wenn nicht sein Verdienst so gering gewesen wäre, dass er sich selbst kaum ernähren, geschweige denn die Kosten für ein Ehebündnis, für eine Heimgründung aufbringen konnte. Aber angehört haben sie sich doch und zwei kleinen Knaben gab die junge schwächliche Frau im Laufe der Zeit das Leben. Zwei Kinder — und kein Geld, sie zu ernähren! Zwei Kinder — die den Keim der Krankheit der Mutter geerbt hatten, an der dieselbe sterben musste, weil keine Mittel da waren, die Schwache zu kräftigen und zu stärken, an der sie sterben musste, weil sie zum Leben, zum gesunden Leben zu arm war!

mal sah die Welt fünf Särge nebeneinander. Einem Familienvater hatte es gegolten.

Einem Manne, der seine ganze Familie mitführte, als ihm der Spielmann mit der knöchernen Hand, die den Bogen hält, zuwinkte. Gab es da noch ein Besinnen? Also den Revolver geladen, der Gattin, der Mutter seiner Kinder, einen Schuss ins Herz, dann dem ältesten Sohne die zweite Kugel, seine beiden kleinen Töchterchen dürfen auch zum Tanze gehen und den Säugling wird man doch nicht zurücklassen . . . bleibt noch gerade eine Kugel im Laufe — die gilt ihm selbst.

Es ist wirklich eine praktische Erfindung, der sechs- und mehrläufige Revolver. In wenigen Augenblicken hat er seinen Dienst gethan. Um sechs Tänzer ist der Zug des Todes reicher.

Die Menschen wurden fast wahnsinnig vor Entsetzen, als sie von diesem Geschehnis erfuhren.

Fünf Särge! Den Säugling hatte man der Mutter in das letzte Bett gelegt! Sechs Todte!! Sollte man denn nicht mehr zur Ruhe kommen? Was war denn hier der Grund zu der schauderhaften That? Gewiss hat es der Mann in der Trunkenheit, im Zorn, in sinnloser Wut gethan.

Ach nein! Es war nur der Hunger, der ihn quälte; ihn und sein Weib und seine Kinder. Wie oft mag er wohl zu den Menschen gegangen sein und sie flehentlich gebeten haben: „Helft mir in der Noth!" Aber die Satten werden die Köpfe geschüttelt haben.

„Noth? Was ist das? Wir kennen sie nicht. Auch hast Du ja ein Gewerbe!"

„Ja, aber es bringt mir nichts ein!"

„Und hast ein Haus."

„Kein Ziegel darauf gehört mir."

„Nun, um so schlimmer; worauf sollen wir denn da borgen?"

„Aber meine Kinder verhungern!"

So reden alle, die ihre Mitmenschen anbetteln; Du bist auch noch ganz anständig angezogen, also kann die Noth noch nicht so groß sein!

— — — Vielleicht ist er nun zu den Frommen gegangen: Um Christi willen! Eine Hilfe für mich und die Meinen!

Aber sie haben ihn darauf aufmerksam gemacht, dass in der Bibel steht, seid niemand nichts schuldig, haben ihm wohl gar zum Schluss ihrer Moralpredigt ein kleines Almosen mit großartiger Geberde gereicht, damit er nicht etwa sagen könne, sie seien geizig und hartherzig, und schickten ihn mit der Mahnung fleißiger zu beten heim.

Draußen mag wohl dem armen Vater die Thräne auf der Wange zu Eis gefroren sein, als er sich das Geldstück besah, das in seiner

zeitlich war ihm zumuthe. Nein, die einzige Rettung, die es für ihn gab, lag wo anders; der einzige Weg, der ihm offen war, er führte — hinaus aus der Welt! Zu ihr, die von ihm gegangen, zur Mutter seiner Kinder wollte er gehen. Dort, wo sie ist, gibt es keinen Hunger und keine Sorge ums tägliche Brot. — —

Und mit eiskalten Händen knüpfte er drei Schlingen, küsste seine Kinderchen, nahm sie vom Spiel fort — und einen Augenblick später hängen drei Leichname im ärmlichen Zimmer.

Ja, der Tod spielte fürchterliche Weisen in diesen Tagen.

So fürchterlich und grauenhaft, dass es seltsam zugehen müsste, wenn die Welt sein Concert nicht hörte und davon aus ihrem Halbschlaf erwachte. Wahrlich, eine furchtbare Anklage bilden diese zwölf Todten, eine Anklage gegen die Menschen, die es dahin haben kommen lassen, dass solche Geschichten passieren.

Man beginnt zwar bereits einzusehen, dass die Gesellschaftsordnung einem zerrissenen Gewande gleicht, welches überall die Blößen sehen läist. So sehr man sich auch bemüht, Löcher und Risse zu verbergen, es nützt alles nichts. Das Gewand wird dadurch nicht besser. Herunter mit dem Plunder!

Ein neues Kleid ist dringend nöthig, schon lange, lange — lange! Soll denn das immer so weiter gehen in der Welt, will man denn gar nicht hören? Wie lange wollt ihr Menschen denn im Halbschlaf dahinleben? Wie lange wollt ihr noch einem Hypnotisierten gleichen, der allerlei Dinge verrichtet, ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, warum er sie thut? Habt ihr bei aller Geschäftigkeit und Arbeit nicht soviel Zeit, um nachzudenken, wohin ihr jagt? Muss das Memento mori euch *noch* lauter zugeschrien werden? Was ist das für ein sinnloses Treiben, an dem ihr euch betheiligt! Ihr bauet Städte und brennt sie in den Kriegen wieder nieder! Ihr macht die wunderbarsten Erfindungen, angeblich zur bequemeren Gestaltung, zur Erleichterung des Lebens — und macht dasselbe dadurch immer complicierter. Ihr speichert in euren Köpfen der Weisheit Fülle auf — und wisst immer weniger was wahr ist. Ihr ergänzt und ersetzt die Natur im Leben und in der Kunst — und Kunst und Leben wird bei euch immer unnatürlicher.

Ihr redet so viel von Nächstenliebe, vom Wohlthun, von der Barmherzigkeit, ihr gründet alle möglichen Anstalten — und ihr lasset Menschen verhungern und untergehen, wie die drei neuesten Fälle es wieder beweisen. Ihr predigt das Christenthum, sendet Missionen in die Welt, baut Kirchen — und kennt weder Christus noch seine Lehre. Ihr bestraft die Mörder — und zwingt die Menschen in den Kriegen, in der Noth, sich einander umzubringen. Ihr nennt euch edel und gut — und tödtet die Thiere und esst ihr Fleisch und Blut! Ihr werdet in euren Genüssen

Auf ihrem Sterbelager aber haben die beiden Liebenden sich trauen lassen, damit die Welt nicht auf die Kinder verächtlich herabsehe, deren Eltern nichts als ihre Liebe besaßen.

Was sollte der arme Mann nun mit den Würmern anfangen? O, in mancher Nacht werden ihn Noth und Sorge und Hunger nicht haben schlafen lassen, wenn er auch noch so müde vom Staatsdienste war. Dazu das Leid um die Verstorbene!

So sehr er sie aber geliebt hatte, die Kinder mussten eine Mutter bekommen, die sie erzog und pflegte. Und mit wehem Herzen suchte er nach einer anderen Lebensgefährtin. Da wurde er mit einem ältlichen Mädchen bekannt, die ein paar tausend Gulden hatte und heiraten wollte. Sie sollte es sein Sie sollte seine Kinder erziehen, mit ihrem Gelde wollte er das Elend und die größte Sorge von seiner Thür scheuchen und als Gegendienst wollte er ein fleißiger, treuer Gatte sein.

Der Tag der Hochzeit war bestimmt. Da sah die Braut einmal die blassen, kränklichen Kinderchen, aber kein Erbarmen, kein Mitleid, kein Wunsch, ihnen zu helfen, erfüllte ihr Herz bei dem Anblick der kleinen Wesen, die ihr Dasein der Liebe, ihre Krankheit der Lieblosigkeit der Welt verdankten. Die Kinder müssten in ein Spital und wenn sie wirklich noch gesund werden, fremden Leuten in Pflege gegeben werden, meinte sie zu ihrem Bräutigam. Der war nicht wenig erschrocken, als er sie so reden hörte. Das würde eine böse Stiefmutter werden. Da lohnte sich sein Opfer ja gar nicht; da brauchte er sich nicht zu verkaufen, wenn seine Kinder doch nicht zu Hause mit Liebe gesund gepflegt werden sollten.

Und wieder begannen seine Kämpfe in den kalten, einsamen Nächten und wurden größer und heißer, je näher der Hochzeitstag kam. Ernähren konnte er seine Kinder nicht, dazu gab ihm der Staat nicht genügend Lohn, wenn er sich noch so sehr quälte. Eine Mutter, eine liebende, sorgende Mutter fand er nicht für die Kleinen. Also was thun!

Und mit zerrissenem Herzen blickte er auf die schwachen, bleichen Geschöpfchen, die in der weiten Welt keinen Platz, keine Nahrung, keine Liebe finden sollten.

Der Hochzeitsmorgen dämmerte. Wieder war eine endlos lange, durchwachte Nacht zu Ende. Er erhob sich und nahm aus dem ärmlichen Lager die Kinder heraus, die ihre schmerzenden Körperchen in eine Ecke schleppten und dort, auf die Morgennahrung wartend, ruhig zu spielen begannen. Der Mann aber hatte plötzlich einen Entschluss gefasst. Was sollte er hier auf der Welt! Die Menschen hatten für ihn und seine Kinder ja ebenso wenig übrig wie für seine gestorbene Frau. Und er sollte heute aufs neue Hochzeit halten? Ach, wie wenig hoch-

Do follt ma s Geblüat von Koupf owi, gonz owi, und wird ma blow vorn Augnen."

Wan er nochha douh nouh in Hulzschlog gorbadt hot, do is gach wieda s sauri Geblüat über eahm kema. 's Schwitzn is ban Stausel nit va da Orbat und nit va da Hitz kema, nur von saurn Geblüat. Da Bruggn-Thomerl, an olta Baurndokta, hot eahm grothn, recht viel Süaßwurzln sul er essn, und Heni. Jo mei. In gonzn Tog hot er Süaßwurzln gnogn, s Heni hot er löffelvulweis gessn — nix hots ghulfn, sei Geblüat is ollaweil nouh saurer worn. „As steht oh!" hot er gonz trauri gsogg, da Stausel, und hots in Leutn ausdeutt, wia däs is: „Däs is holt a sou, wia ba da Milch; in da großn Hitz oder in ar an schlechtn Gschier wirds saur, stouckt sih, wird Wosser und Toupfn — aftn kon mas weckschüttn. Mit mein Geblüat is s akrat a sou. Da Bruggn-Thomerl hot holt gsogg, sa long nouh an oanzigs guats Bluatströpfel in mir war, wurds as holtn, wiar oba s letzti Tröpfel saur is, aftn is s gor mit mir." — A pormol hot er eahm Egel setzn lossn, da Stausel, oba de Viecha sein ah nit sa dum gwen, s süaßi Bluat hobns eahm auszuzlt, s sauri hobns drina glossn.

Nouh schlechta, wia s sauri Geblüat is da Knouchnschimpel gwen. Ongfongg hot er ba die Zähnt. De sein braun und morb worn. Nit amol s Tabakkoin hot wos gnutzt. Aftn is da Knouchnschimpel in d Händ- und Fuaßknouchn kema, hot zwickt und bohrt und bremselt. — „Wern holt schimpel, die Boan", hot er gsogg, da Stausel, „grod a sou, wiar a Stuck Brot in Keller. „Z' erst — moant da Bruggn-Thomerl — wurdns rauch wiar a Budlhaubn, die Boan, aftn, wia die Knouchn über und üba rauch sein, aftn frißt da Schimpel einweni eini, aftn wirds Geboan morb wiar a Mouder und aftn bricht da Mensch zsom wiar a faula Bam."

's oanzigi Mittel: Ohbetn. Die olt Solm-Kathl is gwis a gschickti Person in Kronkhat-Ohbetn gwen. De fohrt mit ihrn Daumfinger in ormen Stausel kreuzweis über Orm und Fuaß: „Menschnhond, ih streich dih, Menschnhond, ih weich (weihe) dih, Menschnfuaß bekreuz dih, mit unsers Hern Kristi Pein sul dei Fleisch und Boan gesegnet sein, amen!" In erstn Tog hots ghulfn, in zweitn is s Reissn und s Zwickn wieda dogwen und die Solm-Kathl hot gsogg: „Olls z spot is s. Z long onstehn host as lossn, Stausel, da Schimpel hot scha z weit einigfräissn."

In Milzbrond hot er ah ghobb, da Stausel, und imer amol sa stork, dass ma 's in seina Brust urndlih prossln und schnolzn hot ghört. Do hot da Bruggn-Thomerl wul gsogg: „Stausel, der muaß glöscht wern, sist greift er weiter und wan da Brond in Kopf kimbb afs Strohdoch, is olls hin." Schiaßpulva hot er eahm gebn, zan einnehma;

immer raffinierter und findet bald an nichts mehr Genuss. Ihr seid jetzt schon so weit, Rauch zu schlucken, scharfe, gallbittere Flüssigkeiten eiskalt oder siedendheiß zu trinken, noch dazu in Quantitäten, die nicht einmal ein Elephantenmagen beherbergen könnte, und verschmäht die saftigsten, lieblichsten Früchte, das klarste Quellwasser.

Ihr gleicht in eurem ganzen Wesen und Treiben, ich muss es wiederholen, einem Hypnotisierten, der sich auf Befehl das Unsinnigste einbildet, das Schöne hässlich, das Schmutzige rein, das Rohe zart, das Ekelhafte appetitlich findet, der sich selbst liebt oder hasst, ganz nach Wunsch des Hypnotiseurs, dessen willenloser Sclave er ist. Ich will hier nicht untersuchen, ob der Teufel der Hypnotiseur ist, oder ob sich die Menschen Autosuggestion ertheilen. Ich weiß nur, dass es so nicht weiter gehen kann, wenn wir uns nicht endlich alle selbst zugrunde richten wollen, und ich rufe deshalb hinaus in die Menschenmasse: „Erwacht!"

## Da kronki Hulzknecht.

In da steirischn Gmoansproch von **Peter Rosegger.**[1])

Vor funfzig Johrn, wiar ih noh da kloani Woldbaurnbua bin gwen, kim ih amol in an olti Hulzknechthüttn und just recht, wia da Hulzknecht Stausel onghebb hot zan sterbn. A groß̈a, schworzromschlada Mon mit a fünfadreißg Johrn, früaherer Zeit Hulzknecht und Wildschütz, hiaz schwar kronk und grod ban sterbn. Siebn schwari Kronkhatn hot er in eahm ghobb, der ormi Stausel: A saurs Geblüat, in Knouchnschimpel, d Lunglsucht, d Auszihrung, s Mogngromeln, in Herzdompf und d Schlaglsucht. Schon oani aloan bringg d Leut um, und erst siebn af oanmol! As kon ober ah sein, dass s guat war, dass eahna sa viel warn, hot o a n Kronkhat die onder onpockt, hobn grafft mitanond, und da Stausel hot daweil Rua ghobb. Oba, wan holt da Herzdompf oda s Mogngromeln in Stausel hot onpockt, do hots n na gleih hingschmissn af d Hulzbonk, er hot gjamert und gsindlt und sei Gwond in Kamerodnen vamocht. — „Donk da Goud, Stausel", hobns gsogg, „mir wölln scha fleissi betn für dih!" — oba noch ar an kurzn Randl hobns as Gwond wiada müan zruggebn, weil er wieder is z krabeln kema.

Zu dersebin Zeit is noh a neugi Kronkhat dazuakema — d Schreckigkeit. — „Holt go souviel schricki bin ih", hot er klogg, da Stausel, „wans himlazt oder dunert, schreckts mih, wans sist wou an Rumpla mocht, schreckts mih, wan wo gschoussn wird, schreckts mih ah!

[1]) Ein älteres Stück, zum Behufe öffentlichen Vorlesens in steirische Mundart übertragen.

waschl zougn, sou is er doglegn und hot gsindlt und ghesçhazt. „Sou viel kronk ollaweil! d Schwindsucht, da Milzbrond, d Wossasucht, da Hirnschwund — und da Bruggn-Thomerl is scha long todt. — Wer wird ma helfn! 's Zapfl", hot er ma gleih klogg, gonz töwi (heiser), „es Zapfel is mar owigfolln. Hintern Gaumen hot da Mensch a Zapfel. dass er laut redn kon, und däs is mar owigfolln und hiaz woaß ih nit, wer ma s auffaziacht! Da Bruggn-Thomerl hot ollamol oubn mittn afn Scheitel a Hoor onzupft und hots Zapfel af d Hech grissn. Oba da Bruggn-Thomerl is gstorbn. Za da Kuhla-Waberl hon ih gschickt, de vasteht wos ban kronkn Leutn, oba s Zapfel, ban Hor kunts mas nit af d Hech ziachn, weil ih koans meh hät, und hiaz bin ih hoaseri und kon neama laut redn."

Nouh a schiacheri Kronkhat, wia s owigfollni Zapfel is da Hirnschwund gwen. „Mitn Hirn is s a sou", hot mih da Stausel belehrt. „Wan da Mensch olt wird, aftn geht eahm s Hor aus. Wan an s Hor ausgeht, aftn schlogg d Sunhitz durch n Koupf und s Hirn zgeht, wia s Schmolz in da Pfon. Und mei Hirn, däs zgeht mar ah, destwegn bin ih imeramol sa viel damisch und wirkli. Bis s letzti Batzl Hirn zgongen is, sogg die Kuhla-Waberl, aftn stirbb da Mensch oder er wird gor narasch." Mit olli zwoa Fäust hot er sei Zipfelhaubn üba d Ohrwaschl zougn, dass eahm doh die liacht Sun sei Hirn nit kunt vabrena. Und is glegn afn Stroh, lohm an Händn und Füaßn.

Und hiaz in sein oltn Togn hot da Stausel ah nouh in Leberkrebs kriagg. Bar an Brun vatrunkn sul er sih hobn — unvagebns a kloans Krebsl gschlickt. Z'erst is s n aufgfolln, dass er ollaweil Mognzwickn hot ghobb. Und wiar er wohrnimbb, dass da Krebs größa wird und seini Scharn ollaweil mehr zsomzwickt, is er in d Stanz zan Boda gonga. Da Boda vasteht nix, gibb n a Medrizin, de dos Viech obwärts sul treibn, denkt nit dron, dass a Krebs ruckwärts geht und gstott untn durch in d Leber auffasteigg. „Hät d Medrizin", moant da Stausel, „herauf gloadt, gstott hinoh, sa war s lonkschinkad Viech zrugg owi und aussi. Hiaz frisst ma da Krebs mei Leba und weil da Mensch ohni Leba nit lebn kon, sa gehts gfahlt mit mir."

Und daweil de Kronkhatn Tog und Nocht orbatn, dass n Stausel ins Grob bringen, setzt d Lunglsucht nit an Augnblick aus von Röcheln und von Pfnechn, wiar a schnorendi Hulzsog, bis da letzt Lodn za da Todtntruchn fiati is. „Däs Pfnechn! däs is nouh as ollaschlimast, ma kon nit gehn und nit stehn und nit liegn. Und fliagn kon mar ah nit, weil ma gor a sou pfechn muss. Ba koana Kronkhat mochts oan sa schnaufn, wia ban Pfnechn. An iadn Menschn is s aufgsetzt, wia viel Pfnecha dass er mochn muaß. Ban letztn Pfnecha pfnecht er d Seel aus und aftn is s gor."

däs küahlt und dämpft in Brond. Oba de Medrizin hot da Stausel folsch ongwendt. Wan er alloan is gwen, hot er sein olti Bixn fira gsuacht, hots Pulver ins Rohr gschütt und a Kügerl dazua. Wan nar erst amol da Jaga Martin, der schleichendi Wicht, nit umanonda schleicht in Wold! Und afn Onga grost a Reh — von Fenster aussi niedabrena! — Sei Milzbrond is bei der Cur natürlih nit besser worn. Gottika, ollaweil schlechter is s gonga, mitn Hulzknecht Stausel, und hiaz hot ah d Schlaglsucht wieda von neugs eingsetzt. Wan ma n gfrogg hot, wos däs is, d Schlaglsucht, gleih hot er oan s ausdeutscht, da Stausel: „Mitn Schlagl, däs is a sou: An iada Mensch hot in sein Koupf drei Bluatstroupfn, de henkn in Hirn af a gleichs, wia die Thautroupfn af ar an Grosholm. Wan da rechti Bluatstroupfn owifollt, selm straft in Menschn s Schlagl af da rechtn Seitn. Wan da linggi Troupfn owi follt, selm strafts n af da linggn Seitn. Und wan da mitteri Bluatstroupfn owifollt, selm trifft n s Schlagl ban Herzn und da Mensch is hin.“

Schauts — und grod za der Stund, wou ban Stausel s Bluat gonz saur is worn, wia da Knouchnschimpel s Geboan morb gmocht hot und wia za da gleichn Zeit da Bluatstroupfn owigfolln is — grod za da sebin Stund bin ih, da Woldbaurnbua in sei Hüttn kema. „Pederl!“ sindlt er und holt't ma die ausgspreiztn Finger entgegn, „Pederl, mit mir is s vabei. 's Schlagl hot mih trouffn. In meina Gwondtruchn findst a blows Schachterl, däs ghört dein. An Ondenkn va mir. Schütts nit aus, vazeders nit. Frouschaugn sein drein. Ih hon s amol van an Zigeuner kriagg für a Trum Speck und a Pfeifn Tabak. Er hot d Frouschaugn nit brauchn kina, weil er ka Suntakind is gwen. Ich hons ah nit brauchn kina, weil ih ah ka Suntakind bin. Du bist a Suntakind, du konst as brauchn. Pass auf, Bua: Ban Vulmond nimst ollamol a Frouschäugl ein und dabei konst da wos wünschn.“

Sa viel hot er noh mögn sogn, da Stausel, aft is er dahingfolln und hot gleih selba d Augn zuagmocht, damit er nochher in ondern d Orbat dasport. Ih hon meini Frouschaugn gnoma, hon an boldigi Gsundheit gwunschn nnd bin um a Häusl weiter gonga.

Seitera hon ih ban Vulmondschein öfter as oanmol a Frouschäugl gessn und hon ma dabei wos gwunschn. Freilih, freilih, wünschn hot ma sih wos küna, dass er ah zuatrifft, da Wunsch, va den hot da sebi Zigeuner nix gsogg. —

Nau, und dass ih weita dazähl, sein nochha viel und viel Johr vagongan und ols Mon bin ih wieder amol in die sebi Hulzknechthüttn kema. A por dratschendi Weiba sein do gwen und af da Bonk is da Stausel glegn, den sou und sou viel Johr früaha s Schlagl hot troufn. An olta weißbortada Mon is s gwen, oba — glebb hot er ollaweil nouh. In a gflickti Bettdeckn gwickelt, a schworzi Zipfelhaubn üba d Ohr-

als in der ländlichen Natur, und was das Schlimmste ist, sie stecken mit ihrem Weltgift auch andere an, verderben die einfachen Sitten, die schlichten Charaktere, die gute Einfalt und Zufriedenheit der Landleute. In unserer Gegenwart sehen wir's, wie es sich vollzieht. Der genannte Roman ist ein sehr kümmerliches und einseitiges Bild davon. Es wäre vielleicht zu sagen, wie die Agenten, die Handelsreisenden, die da angeblich „Cultur" hinaustragen aufs Land, nichts anderes thun, als Weltgift verbreiten. Doch nein, das ist zu stark, die Hälfte davon nehme ich zurück. Aber etwas Wahres ist daran.

Und weil wir einmal so weit sind, so soll's noch weiter gehen. Wie dem Lande von der Stadt die Erkrankung kam, so muss von ihr auch — die Gesundung kommen. Noch ist die Stadt gottlob reich an gesunden Elementen. Diese sind vor nicht langer Zeit vom Lande gekommen und haben Schulung durchgemacht und ihren Geist durch Bildung gestärkt, ohne allzu verweichlicht worden zu sein. Diese und ihre Kinder sind berufen, das Land wieder in Besitz zu nehmen und das Landleben neu zu frischen, wenn sie Neigung und Muth haben, der Stadt den Rücken zu kehren, oder wenn sie durch Verhältnisse dazu gezwungen werden.

Wenn es leider häufig zu beobachten ist, dass der Blöde daheim auf dem Bauernhofe bleibt, der Gescheite aber in die Stadt oder in die Fabrik geht, so muss sich's endlich dahin wenden, dass der von Weltgift verseuchte Städter in der Stadt zugrunde geht, der Gesunde und Muthige aber dem Lande, der Scholle zustrebt, so wie ein Schiffbrüchiger, der noch die Kraft hat zu schwimmen.

Das geschieht, weil es geschehen muss, und es fängt bereits an zu geschehen. Einigen ist mein Roman „Erdsegen" Anlass geworden, nachzudenken darüber, was bisher nur eine dunkle Empfindung in ihnen gewesen sein mag. Heimkehr zur Scholle! Denn schließlich dämmert es auch dem Culturmenschen auf, mag er im Bureau sitzen oder in der Fabrik arbeiten, oder auf Eisenbahnen und Schiffen fahren, dass er auf der Scholle daheim ist oder war, wie das Kind an der Mutterbrust.

Von Jahr zu Jahr häufen sich die Briefe, in denen ich befragt werde um Rath. Man will die Stadt, die Schreibstuben, die Werkstätten verlassen und auf dem Lande draußen bei Bauern Arbeit suchen. Zumeist jüngere, ernst veranlagte Männer, die dem wahnsinnigen Kampf ums Dasein, wie er in der Stadt geführt wird, zu unterliegen drohen und nach Hilfe und Rettung ausschauen, sie wollten für Geringes körperlich arbeiten, in ihrer Lebensführung anspruchslos sein, um in ländlicher Natur leben zu können. Nur ein paar Stunden täglich möchten sie sich für geistige Arbeit sichern — und nun — ob sie's wagen sollen und wie anfangen und wohin sich wenden? —

Und schauts Leut, mit dem kronkn Stausel is af oamol a Mirakel gschechn. — In an Sunta vormittog is s gwen. D Leut sein in da Kirchn, da Jager ah. In Stausel zimbb, es warn frei a wenk besser heint und er möcht mit da Bixn a wenk aussihadschn in Wold. Leicht gsach er a Rech, oda gor an Hirschn. Und wiar er hinta da Lärchn huckt und die Bixn onsetzt — Jessas, do gsiacht er in Jaga, der von Dickat aussa grod af eahm zualafft. Da Stausel, nix vagessn, springg auf und saust wiar a Radl durch n Wold owi, dass n da Jaga, da dicki, bold neama siacht. Af d Lunglsucht und afn Lebakrebs und afn Milzbrond — af olls hot da Stausel vagessn, is glaffn wiar a Wieserl, dass n der ondri nit hot dawischt.

Daweil nochha da Stausel in Kotter is gsessn, hot oaner in Wold, afn Plotz, wo s Mirakel gschechn is, a Taferl aufgstellt: „Hier ist der lahme Holzknecht Stausel plötzlich gehend worden.“

—

## Erdsegen!

Eine Plauderei.

Mein neuer Roman „Weltgift“ wird von einigen Auslegern so verstanden, als ob — es mir anders eingefallen wäre. Bisher hätte ich die Rückkehr zur Natur, zum Bauernthum, zum ländlichen Leben gesungen und gepredigt, und in dieser neuen Erzählung hieße es auf einmal, der Stadtmensch könne und solle nicht in die ländliche Natur zurückkehren.

Wenn es wirklich so hieße, das würde allerdings nicht stimmen. Aber es heißt anders. Es heißt: Ein Stadtmensch, der eine von Weltgift zerfressene Seele hat, der soll nicht aufs Land zurückkehren. Da müsste man erst einmal erwägen, was das heißt: eine von Weltgift zerfressene Seele! Man kann sich's denken, ich sage es zum hundertstenmal, es sind jene einerseits genussungrigen, anderseits geistig und sinnlich stumpf gewordenen Leute, die alles haben möchten und doch nicht wissen, was sie wollen, die alles bekritteln, bespötteln, und doch selber nichts können, die alles auf der Welt für nichtig halten und doch nicht den mindesten Versuch machen, dass sie selbst wenigstens tüchtig würden, sondern die cynisch in ihrem Elende untergehen: das sind die abgestandenen Seelen, die gar nicht mehr charakteristisch zu fassen, nur pathologisch zu nehmen sind. Solche haben draußen in der ländlichen Natur nichts zu thun. Natürlich wollen auch sie hinaus, um dort mit größter Raffiniertheit ein „natürliches“ Leben zu führen. Dabei kommt ein Unding heraus. Unnatürliche Menschen gehen nirgends rascher und sicherer zugrunde

geschunden hat. Auch die eigene Neigung erwacht, und das Pflichtgefühl, sich gesund zu erhalten oder gesund zu machen.

Wäre ich da draußen irgend so eine Art Großbauer, ich fasste das Zeitbedürfnis keck beim Schopf. Dem Dienstbotenelend würde ich Schach ansagen. Die Burschen sollen nur in die Fabriken gehen und die Dirnen sich bei „Herrschaften" Dienst suchen. Ich brauche diese unzufrieden gewordenen Elemente gar nicht. Ich annonciere in den Zeitungen, dass auf meinem Hofe Städter, gebildete Leute, überarbeitete Culturroboter, nervöse Studenten u. s. w. willkommen sind, die für einfache reinliche Pflege und für geringes Entgelt bei mir geistige Erholung, das heißt körperliche Arbeit finden können. Es wird mancher kommen, ich werde intelligente und willige Arbeitskräfte haben. Die einfache Arbeit lernt sich leicht und mit der körperlichen Mangelhaftigkeit hat man Rücksicht. Diese wird nicht immer beansprucht werden, es hat auch mancher Städter seinen starken Arm. Wen hindert die Mathematik und das römische Recht Bäume zu fällen? Warum soll einer, den Homer im Kopf, nicht kornschneiden können? Der doch erst recht. — In neuerwachender kindlicher Frische werden sie miteinander wetteifern und geistig sich gegenseitig anregen, so dass das Schlimmste entfällt, die Versumpfung. Sie binden sich auf wenige Monate, um dann nach Belieben wieder zu ihren Studien oder in andere Kreise zurückzukehren. Die meisten werden das recht gern thun, einer oder der andere wird finden, dass er in der Stadt nichts mehr zu suchen habe, und wird, mit dem ländlichen Leben vertraut geworden, hier sein ganz leidliches Fortkommen sich schaffen.

Das ist der Anfang der Gegenbewegung. Zieht das Landvolk in die Städte, so geht der Städter eben aufs Land, um vielleicht mit seiner Bildung und seinen Culturmitteln allmählich ein neues Bauernthum zu gründen, das stark genug ist, um es mit den anderen Ständen aufzunehmen und in Gesittung und rationeller Volkswirtschaft die Scholle wieder zu Ehren zu bringen.

Ist es nicht sehr thöricht, zu einer Zeit, wo allerorts die Städte wachsen wie noch nie, von einer Bewegung zur Scholle hin zu sprechen? Überlassen wir die Antwort der Zukunft. R.

Zumeist rührende Menschen. Aber es ist schwer zu rathen. Ich zweifle nicht an ihrem guten Willen, auch nicht an ihrer nöthigen Körperkraft, auch nicht an der Anschicksamkeit für den Spaten oder die Sense oder die Axt. Aber ich zweifle an ihrer Beharrlichkeit. Die körperliche Arbeit, sage ich ihnen, ist eine treue, aber eine herbe Freundin. Und wer Stadtleben geschmeckt hat, für den ist es kaum möglich, unter den heutigen Verhältnissen es in einem Bauernhofe auszuhalten. Einige Fälle sind mir aber doch bekannt, wo es versucht wurde, wo gebildete Männer monatelang als gewöhnliche Bauernknechte gearbeitet haben; aber auch von diesen jagte einen und den anderen der Winter in die Stadt zurück. Allerdings schieden sie von Erde und Himmel mit der festen Absicht, im nächsten Frühjahre wieder hinauszugehen. Die städtische Carriere beginnt für solche in den Hintergrund zu treten, die Freude am Landleben und der körperlichen Arbeit in den Vordergrund, aber — welche Aussichten dort für eine beständige menschenwürdige Existenz! Einstweilen kann das doch nur als eine Gesundheits- und Abhärtungscur gelten. Allein, dass solche Curen immer häufiger gesucht werden ist ein Zeichen der Zeit, aus dem ich Hoffnung schöpfe.

Nun fragt der Leser verblüfft: Ist es denn wirklich so arg mit unserem Bauernthum, dass ein Mensch auf solche Gedanken kommen kann? Bauern aus der Stadt kommen lassen? — Nun haltet bloß einmal ein wenig Umschau bei uns im Gebirge. Ein kluges Köpfel that mir einmal folgende Bemerkung: Wenn schon alles aus der Stadt kommt, was wir Bauern jetzt brauchen: Zucker und Kaffee, Lichtöl, Sparherd und Töpfe, Werkzeug und Maschine, Stadtgewand und Stadtmode, so wird aus der Stadt endlich auch — der Bauer kommen müssen.

Es ist eine andere Zeit. Eine wunderliche Zeit!

Der Rest des altständigen Bauernthums, das wir noch haben, dürfte sich kaum dazu eignen, dem Zeitbedürfnisse verständnisvoll entgegenzukommen. Um seine guten alten Sitten besorgt, wittert es Weltgift in jedem Fremden, besonders wenn dieser einen Stadtrock trägt. Aber dieses alte brave Bauernthum besitzt auch nicht mehr die Kraft, den Kampf mit den ganz und gar veränderten, ihm feindlichen Verhältnissen weiter zu führen. Ich war einer von denen, die mit Liebe und Trauer seinen Schwanengesang gesungen haben. Die Weltgeschichte geht zur Tagesordnung über, ohne dass aber ein Posten übersprungen wird. Der gegenwärtige Posten heißt: Beginn der Erneuerung. Er ist nicht allein im Touristenwesen, im Sommerfrischleben, in Eroberung einfacher, natürlicher Lebensweise zu sehen. In der gebildeten Jugend regt sich sachte der Hang zu körperlicher Arbeit. Nicht mehr die Ärzte allein sind es, die sie dem anrathen, der sich mit übermäßiger Geistesarbeit zuschanden

Kaum hast Du die Wohnung gemietet, als Deine Frau an Dich mit dem Ersuchen herantritt, ob denn die Mutter nicht einige Tage die Sommerwohnung mitgenießen könne. „Einige Tage!" Gut! Auch das noch! Hol's der Teufel! Du willst kein Rabenschwiegersohn sein, obwohl die Mutter, die Dich einmal ein Glas Cognac trinken sah, in der ganzen Bekanntschaft und Verwandtschaft erzählte, daß Du den Schnaps literweise trinkst. Frauen und Ziffern!

Die Frau kommt für „einige Tage" und bleibt — neun Wochen! Was da für den Mann an Erholung überbleibt, das kann sich jeder, dessen Schwiegermutter „einige Tage" mit auf dem Lande war, an den Fingern abzählen. Alles in allem, man hat da wieder eine Ziffer ziemlich breit getreten.

Draußen in der Sommerfrische bemerkt Deine Frau und natürlich auch die Frau Mutter, dass alle übrigen anwesenden Sommerfrischlerinnen ganz reizende Hütchen haben. Deine Frau hat selbstverständlich weder etwas zum Aufsetzen noch etwas zum Anziehen. Das ist Dir nicht ganz einleuchtend, denn Deine Frau hat volle acht Tage zum Einpacken gebraucht und drei Reisekörbe, fünf Koffer und elf Hutschachteln waren ihr Privatgepäck. Was mag sie da drinnen gehabt haben? Hier auf dem Lande ist sie plötzlich ein armer, nackter Wurm.

Deine Frau meint, sie könnte in die Stadt fahren, um sich irgend ein niedliches Sommerhütchen zu kaufen.

„Was kann der kosten?" fragst Du.

„Vier, fünf, vielleicht zehn Kronen. Mehr aber gewiss nicht!" Du seufzst und gibst die Einwilligung, dass Deine Frau sich einen Hut kauft. Vergnügt fährt Deine Frau von dannen und kommt zurück mit einem Hut, der „etwas über zehn Kronen" kostet. Er kostet nämlich fünfundzwanzig!

Ein andermal findest Du, dass Deine Frau mit irgend etwas unzufrieden ist. Du bist ein vorsichtiger Gatte und fragst nicht. Das ist nie gut, denn dann kostet es stets das Doppelte. Die „Frau Mutter" nähert sich Dir und flüstert Dir geheimnisvoll zu: „Was hat die Ma — die Frau heißt nämlich Emma — sie ist so still?"

„Weiß es nicht!"

„So gedrückt, so schwermüthig."

„So?"

„Hast Du mit ihr einen Streit gehabt?"

„Seit vorgestern nicht."

„Nicht? Was hat sie dann?"

Du zuckst mit den Achseln.

„Soll ich sie fragen?"

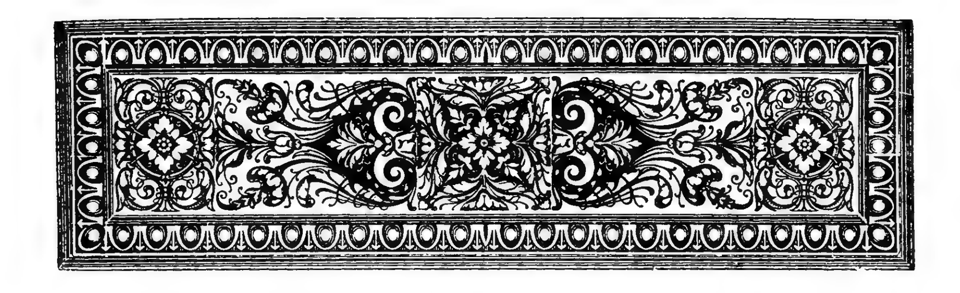
„Wenn es Dich interessiert, warum nicht."

Einige Stunden später weißt Du es. Die anderen Sommerfrischler laden sich Gäste, während wir einsam dahinleben wie „Eskimos in ihren Schneehütten". Du weißt zwar nicht, ob Eskimos wirklich so einsam leben, aber Deine Frau hat das Mädchengymnasium besucht und muss es wissen. Du sollst also auch Gäste haben. „Gut! Wie viel und wen?"

„O, nur zwei bis drei. Gerade die besten Bekannten, die Gemüthlichsten."

Du seufzst und gibst Deine Einwilligung. Nächsten Sonntag hast Du zwanzig Gäste und gerade jene, die Du nicht leiden kannst, und die Ungemüthlichsten.

Der Sommer ist zu Ende. Man bezieht wieder die Winterquartiere. Das gesellschaftliche Leben erwacht allmählich aus dem Sommerschlaf. Die **Theater**



# Kleine Laube.

## Frauen und Ziffern.

Eine Plauderei von Rudolf Krassnigg.[1])

Die Frauen sind im allgemeinen Meisterinnen im Rechnen und dennoch sind bei ihnen Ziffern weit dehnbarere Begriffe als ein Strudelteig; sie ziehen sie nach Belieben in die Länge und kneten sie zusammen, sie vergrößern sie jetzt ins Ungeheure, um sie gleich darauf wieder so klein zu machen, dass man sie nur mit bewaffnetem Auge wieder erkennen kann. In ihren Händen sind Ziffern sozusagen Kautschukmenschen, die sich zusammenrollen und nach Belieben verrenken lassen.

„Ich komme gleich wieder", sagt Dir Deine Frau, „ich gehe nur auf fünf Minuten zur Frau So und So!" Die „fünf Minuten" sind längst vorüber, es sind bereits zehn, zwanzig, dreißig, sechzig! Nun kommt die Frau zurück. „Na", sagt sie ganz stolz, „habe ich nicht Wort gehalten?" Du lächelst, Du erwiderst nichts, denn wenn Du auch nur ein Wort sagst, wird man Dir so antworten: „Schämst Du Dich nicht, mir die paar Minuten vorzuwerfen? Wie viel Stunden vergeudest Du denn?" Wenn die Frau nicht ganz so sagt, so sagt sie es doch wenigstens ähnlich.

Die „vielen Stunden", die Du vergeudest! Merkst Du nichts? Das ist das tägliche Viertelstündchen, das Du Dich nach dem Essen aufs Ohr legst oder im Kaffeehaus Zeitungen liest. Diese fünfzehn Minuten sind bereits zu „vielen Stunden" angewachsen.

Du hast eine Sommerwohnung genommen. Nicht gerne, denn es ist für den Mann durchaus keine Erholung, wenn er abends nach dem Bureau zur Bahn jagen, draußen in Gaislochstetten angelangt, eine halbe Stunde durch das finstere, mit bissigen Kötern gespickte Dorf laufen, sein Abendessen rasch hinunterwürgen muss, um ins Bett zu kommen, damit er morgens den richtigen Zug erwischt.

Man hat also eine solche Sommerwohnung genommen, weil im Frühjahr die Gesundheit von Frau und Kindern immer furchtbar erschüttert ist. Den ganzen Winter über waren sie pumperlgesund, im Frühjahre werden sie krank und müssen Landluft haben.

„In Gottes Namen!" sagst Du Dir. „Auch das noch! Du willst kein Rabengatte und Rabenvater sein. Hol's der Teufel!"

---

[1]) Aus dessen „Sie und Er", Humoresken aus dem Ehestande. Ein Buch, das in lustigster Weise die ernstesten Dinge bespricht und allen Freunden und Feinden des Ehestandes bestens zu empfehlen ist. Die Red.

# Die drei Schicksalsschwerter.[1])

Siegfried, der Nibelungenheld,
An Schätzen reich und Ehre,
Hielt nichts so wert auf dieser Welt
Wie „Balmung", seine Wehre.
Denn durch Gehürn, Gestein und Erz
Drang schartenlos der Stahl des Schwerts.

Stieß kampfesfroh ins Helfanthorn
Dietrich, der Vogt von Berne,
Und schwang den „Sachs" im Heldenzorn,
Erzitterten die Sterne.
Dem trotzte keines Mannes Leib,
Kein Riese und kein Hexenweib.

Vom Degen „Welsung" weiß die Mär
Viel Wunderabenteuer.
Durch ihn bezwang das Zwergenheer
Dietleib, der Fürst von Steier,
Und färbte mit dem Thau der Schlacht
Des „Rosengartens" lichte Pracht. —

Doch Rasten ist des Ruhmes Rest.
In Hünengräbern schlafen
Die alten Recken tief und fest
Bei ihren treuen Waffen.
Statt rothen Bluts schuf Mal an Mal
Der rothe Rost dem blanken Stahl.

Da kam ein guter deutscher Schmied,
Grub aus die theuern Klingen;
Und als der Esse Brand erglüht,
Thät er den Hammer schwingen
Und schweißt' beim Sprüh'n des Feuerleins
Die drei Gewaffen um in eins.

In eins auch ihre Kraft verschmolz:
Was noch so hart und hürnen,
Der Zwerge Trotz, der Riesen Stolz,
Die frechsten Eisenstirnen
Zerschmettert, wenn es niederfährt,
Das dreimalheil'ge Zauberschwert.

Nun schwingt des Kaisers starke Hand
Das Erbe starker Ahnen.
Aus „Balmung", „Welsung", „Sachs" erstand
Das Reichsschwert der Germanen;
Und auf der Klinge steht geprägt:
Heil dem, der's trägt! Weh dem, den's schlägt!

O. Kernstock.

[1]) Aus der 3000sten Nummer der „Fliegenden Blätter".

# Was wollen die Reformkatholiken?

Das hat vor kurzem ein katholischer Geistlicher freierer Richtung in der „Germania" angedeutet. Die Reformkatholiken werden nämlich von eifernden Priestern als Kirchenschädlinge verurtheilt. So sagt nun der Mann, was die „freiere Richtung" will. „Sie will nicht den Gebildeten die bittere Glaubenspille durch Kultursyrup versüßen, aber sie glaubt, dass zwischen dem Glauben der Gebildeten und dem der Ungebildeten immerhin ein Unterschied bestehe. Sie will nicht, dass man das christliche Volk, das Glaubensleben des Landvolkes verachte, sondern fürchtet nur, dass das Christenthum immer mehr auf das Landvolk beschränkt werde. Sie will nicht, dass man eines aus den Kleinen ärgere, will aber auch nicht, dass man an den Gebildeten in allen Beziehungen den nämlichen Maßstab anlege, wie an das gewöhnliche Volk. Sie will nicht, dass das Volk auf die Stufe der Gebildeten emporgehoben werde, denn sie will nichts Unmögliches. Sie leugnet nicht, dass man das Volk mit doppelter Liebe ins Herz einschließen solle, glaubt aber, dass es auch noch andere Aufgaben gibt. Sie will nicht vor dem Unglauben der Gelehrten höfliche Verbeugungen machen, glaubt aber anerkennen zu müssen, was sie Wahres zu Tage fördern. Sie will nicht, dass die Vernunft als höchste Instanz im geistigen Leben angesehen werde — außer etwa in Dingen, die mit dem Glauben keine Berührung haben; sie will aber auf jeden Fall einen vernünftigen Glauben.[1]) „Dass ein großer Theil der Gebildeten dem Christenthum entfremdet

[1]) Das stimmt nicht. Wenn die Vernunft nicht als höchste Instanz im geistigen Leben angesehen wird, wer soll denn entscheiden, was ein „vernünftiger Glaube" ist? Die Red.

öffnen ihre Pforten. Es ist höchste Zeit, dass man sich auch wieder zeigt. Man soll wohin gehen, in ein Theater, dann ins Gasthaus, um elf Uhr ist man ja schon daheim.

„Du gehst zwar nicht gerne ins Gasthaus", sagt Deine Frau, „aber einmal im Jahre kannst Du's schon thun. Einmal im Jahre kannst Du schon meinen Willen thun." Es wird abgemacht. Im Theater sieht man Bekannte, man bespricht sich mit ihnen, wo man sich treffen wird. Man trifft sich auch. Die Frauen plaudern vom Theater, das heißt von den Toiletten der Künstlerinnen, die Männer essen, trinken und rauchen. Elf Uhr ist schon längst vorüber, denn es ist bereits eins. Um zwei Uhr bricht man auf. Nicht gerne, aber man muss, denn die Kellner schlafen schon in den verschiedenen Winkeln des Locals herum und das Waschweib, das aufräumt, ist bereits einigemale an Euch mit Besen und Scheuereimer vorübergegangen. Man geht also. Aber nicht heim, Gott behüte! Ein Wiener Abend muss im Kaffeehause beendet werden. Das ist so Überlieferung. Schon die alten Römer und die Markomannen, die seinerzeit in und um Wien saßen, giengen stets nach dem Wirtshaus in ein Kaffeehaus.

Im Kaffeehaus plaudern die Damen weiter vom Theater oder auch von den Dienstboten oder von den Männern. Man bekommt heutzutage weder ein ordentliches Dienstmädchen noch einen ordentlichen Mann mehr.

Die Männer gähnen. Um sich nicht allzusehr zu mopsen, wird eine Carambole gespielt. Um vier Uhr morgens kommt man heim. Am nächsten Tag bis Du übler Laune. Du bist schläfrig. Dein Magen ist nicht ganz in Ordnung.

„Es ist schrecklich", sagt Deine Frau, „wenn Du einmal bis Mitternacht mit mir wo bist, bist Du schlecht gelaunt!"

Der Spieß kehrt sich aber sofort um, wenn Du allein wo gewesen. Du hast einen Bekannten getroffen, warst mit ihm etwas essen und bist um dreiviertel zwölf heimgekommen. Du mußt es nun acht Tage lang hören, dass Du „bis zum Morgengrauen" gelumpt hast.

„Nicht wahr, das macht Dir nichts?" fragt sie. Und sie fragt es oft noch nach vierzehn Tagen.

Eines schönen Tages musst Du hören, „dass so viel Geld aufgeht". Daran bist nur Du schuld, Du rauchst, Du trinkst, Deine Bügelhemden, Krägen und Manchetten kosten ein Heidengeld, während die Frau rein gar keine Bedürfnisse hat. Deine Frau zählt die Beispiele auf, aus denen klar und deutlich hervorgeht, daß nur die Männer so viel kosten. Sie kennt eine Mutter mit drei Töchtern, die von einer Pension von jährlich sechshundert Gulden elegant leben, in den feinsten Sommerfrischen zu finden sind und sich noch etwas ersparen. Wenn Du fragst, wie diese Frau mit den drei Töchtern das macht, dann erhältst Du niemals gründliche Auskunft. Es heißt nur: „Weil kein Mann dabei ist!"

Wenn ich Kaufmann wäre, ich würde keine Frau in meinem Geschäfte anstellen, die Frauen springen mir mit den Ziffern zu sehr nach Gutdünken um. Sie machen sie größer, sie machen sie kleiner, wie es ihnen gerade passt. Frauen und concrete Zahlen vertragen sich nicht.

---

gedacht habe ich es freilich auch. Die Väter machen nun einmal den Anspruch, dass die Söhne ihnen ähnlich werden. Auch wenn sie noch so brav und tüchtig, aber in anderer Richtung es werden, so ist die Vaterfreude nicht vollkommen.

Immer denke ich dabei an Ihre arme, arme Frau! Sie hat auch diese Spur von Trost nicht. Eine Frau lebt nicht in Büchern, verkehrt nicht mit den geistreichsten Geistern der ganzen Welt, sie bleibt hilflos in ihrer Armut sitzen, wenn ihr das einzige Kind ihres Herzens fehlt. Sie macht auch nicht den Anspruch, dass dieses Kind anders sei als es sei; jedes Kind ist ihr recht, wenn es nur nicht gar verfehlt und entartet ist. Die Ärmste! Sie werden sich schon lange getröstet haben, wenn Ihre Frau noch immer untröstlich ist. Die Alten wussten, was sie thaten, als sie nicht den Mann, sondern das Weib zum unsterblichen Märtyrer des Kinderverlustes machten — die Niobe.

Ich gebe Ihnen den Rath: lesen Sie jetzt nichts als die Alten. Lesen Sie alles, was Sie von Plato bis Lucian, vom Homer bis Plutarch in guten Übersetzungen habhaft werden können. Es liegt in der bloßen Form der Alten eine wunderbare, fast magnetische Beruhigung. Schließen Sie sich ab mit dieser Lectüre und lesen Sie nichts Modernes dazwischen; — höchstens noch Goethe. Darum ist Goethe der menschlichste aller modernen Autoren, weil er den Alten am ähnlichsten ist . . . . . .

— — —

# Singvögel.

## Kirschenblüh und Sonnenschein.

Kirschenblüh und Sonnenschein
Müssen für einander sein.
Braut mit schneeig weißen Wangen,
Brautmann glühend vor Verlangen;
Sie so schmuck und er so rein —
Kirschenblüh und Sonnenschein.

Lenz lockt neue Blütenpracht,
Kirschenblüh zur Lieb' erwacht;
Und es weih'n die keuschen Dolden
Sich dem Bräutigam, dem holden.
Wie so frohsam euer Frei'n —
Kirschenblüh und Sonnenschein.

Weiß wohl wen, wie Kirschenblüh
Brautschön und voll Poesie,
Dessen innerste Gedanken
Sich an meine Sehnsucht ranken.
Freundlich Vorbild sollt ihr sein —
Kirschenblüh und Sonnenschein.

Wenn wir geh'n zum Gotteshaus,
Pflück' ich einen Kirschblühstrauß.
Sonnenlicht und Festesglocken
Mögen dann mit mir frohlocken,
Wenn ich jauchze in die Mai'n —
Kirschenblüh und Sonnenschein!

Karl Krobath.

## Der todte Dichter.

Und als nun der Dichter gestorben war,
Man scharrte ihn ein in die Grube so tief!
Kein Mensch war hinter seiner Bahr',
Kein Wehlaut war, der nach ihm rief!

Zwei Vöglein nur sangen von morgens früh
Bis abends spät: Türlü, türlü!
Sie sangen von einem Hollunderbaum
Hinunter in seinen Todestraum.

Leuchtende Wolken durchjagten die Lüfte,
Schwer beugten die Gräser sich über die Grüfte,
Doch über sein Hügelchen strichen die Winde
Wie Mutterhände — gelinde, gelinde.

Franz Karl Ginzkey.

ist, kann niemand leugnen. Vor der wahren Volksreform haben die Vertreter der freieren Richtung den höchsten Respect; die größte Achtung und Sympathie bringen sie dem letzten Landcooperator entgegen, der sich zur Erreichung dieses Zieles abmüht. Aber einer kann nicht alles thun. Darum glauben viele, es könne keine Sünde sein, wenn andere ihre Liebe zur Wahrheit und zum Nächsten dadurch beweisen, dass sie sich an die gebildeten Kreise wenden. Sie glauben nämlich, dass deren Angehörige sozusagen auch Menschen sind mit unsterblichen Seelen, die Christus mit seinem Blute erlöst hat, dass sie darum auch einigen Anspruch haben auf die Fürsorge der Kirche. Sie glauben weiter, dass die Fürsorge für die Gebildeten gerade heutzutage ein besonders dringendes Bedürfnis ist, weil erfahrungsgemäß das Beispiel der gebildeten Stände weit stärker auf das Volk wirkt als umgekehrt, weil noch immer der Unglaube aus den höheren Kreisen ins Volk gedrungen ist, und der Glaube nur selten den umgekehrten Weg gefunden hat. Diese Leute sind also überzeugt, dass durch die Wiedergewinnung der gebildeten Kreise dem Volk ein großer Dienst geleistet werden würde, solche Arbeit also indirect Volksreform ist."

Nun, wir meinen, die Gebildeten wären für einen christlichen Katholicismus leicht zu gewinnen, nicht aber die katholische Kirche für die Gebildeten. So hat die Kirche einen schweren Standpunkt. Entweder sie hat zweierlei Religion, oder sie verzichtet auf die Gebildeten.

---

## Ein Beileidsschreiben Ferdinand Kürnbergers.

In der „Zeit" theilt Leopold Rosner einen Brief Kürnbergers mit, den der Dichter einst an einen Freund geschrieben, der seinen Sohn durch den Tod verloren: Der interessante Brief lautet unter anderem:

Lieber Alter! Gratz, Sonnabend, 12. III. 65.

Es gehört mit zu dem Unglücke, einen theuren Angehörigen zu verlieren, dass dann die Leute kommen und einen auch noch trösten. Welche Tröstungen! Ich glaube es Ihnen Ärmster, was Sie davon zu leiden hatten. Bei solchen Gelegenheiten zeigt es sich mit Schrecken, in welch fürchterlicher Gedankenarmut die ganze Menschheit dahinlebt. Wenn sie gesagt haben, man soll ihn vergessen, und wenn sie versprochen haben, es gibt ein Wiedersehen im Himmel (natürlich ein sinnliches Wiedersehen!), so haben sie alles gesagt, was ihr Gedankenvorrath aufzubringen vermag. Und was das Blödsinnigste ist: sie können in einem Athemzuge beides zugleich sagen: man soll eine Reihe von vielleicht dreißig Jahren das Liebste vergessen können und dann doch noch Freude und Interesse für das Wiedersehen im Himmel übrig behalten!

Das leistet unsere Erziehung in Staat und Kirche, sei sie nun christlich oder jüdisch, das ist der Punkt, wo man von einer systematischen Verdummung des Menschengeschlechts sprechen muss, auch wenn man noch so gemäßigt darüber denken möchte. Aber freilich sind Staat und Kirche nicht durch eine vorgefasste und absichtliche Bosheit so geworden, sie sind es geworden durch die unverbesserliche Schwäche der menschlichen Natur. Man hat dieser Rasse oft genug den reinen geistigen Wein eingeschenkt, aber sie hat ihn so lange verpantscht, bis die sinnliche Dummheit daraus geworden ist, die sie allein vertragen kann.

Sie sagen, es gibt einen kleinen Archimedes-Punkt, von welchem aus Sie sich zu trösten vermögen, nämlich, dass Lajos nicht das Ebenbild Ihrer eigenen Individualität zu werden versprach. Das durfte Ihnen niemand sagen als Sie selbst;

## Du hast Zeit.

Alles Leben ist ein Wunder.
Alles Todsein ein Geheimnis.
Ewig lebend, ist ein Veilchen
Grabesschlummer kein Versäumnis. R.

## Herr!

Nur im Suchen willst du gnädig
Herr, zu deinem Thron mich führen,
Nur von Ferne lass mich zagend
Deines Kleides Saum berühren.

Nur auf deines Hauses Schwelle
Lass auch mich zum Beten knien,
Nur ein Wehen deines Geistes
Lass zu mir hinüber zieh'n.

Nur allmählich lass mich finden,
Ruh' und Hafen nach dem Streit,
Nicht sie fliehen, nein besiegen,
Lehr' mich Glück und Kampf der Zeit.

Nicht dein Antlitz kann ich schauen,
Deine Gegenwart nicht spüren,
Nur verhüllend meine Augen,
Deines Kleides Saum berühren.

M. v. M. S.

---

## Epigramme.

### Nach eig'ner Weise.

Der Ritter zieht vom Leder,
Der Dichter greift zur Feder,
Zum Stock der nied're Mann;
So nach der eig'nen Weise,
Wehrt jeder sich mit Fleiße
Der Haut, so gut er kann.

### Der Weise und der Thor.

Der Weise sprach, — — da fiel in seine Rede
Der Thor ihm höhnisch lachend ein:
Du kannst mich nimmer überzeugen,
Doch ich, ich kann dich überschrei'n!

A. Lippmann.

## Ich.

Arbeitshart ist meine Hand,
Rauh und schlicht auch das Gewand,
Doch klar sind meine Augen.
Zum Schmeicheln nicht, für Recht und Ehr,
Zu kämpfen und zu ringen schwer
Mag meine Feder taugen.

Es tönet meines Liedes Klang
Zur Arbeit an der Hobelbank
Und bei des Grabscheits Ächzen.
Für Unrecht doch, und für die List
Es nimmermehr zu haben ist,
Es würde dort zum Krächzen.

Studieren konnt ich nicht, 's ist schad',
Doch denk' ich, meinen Lebenspfad
Recht sonnig zu gestalten.
Und ring ich glücklos lange schon,
Ertrotzen werd' ich meinen Lohn
Den neidischen Gewalten.

Ich sprech' ein offenes Wort recht gern,
Dien' den mir vorgesetzten Herrn
Und lieb der Freiheit Segen.
An feiger Tücke Heuchelei
Und was dergleichen Ballast sei,
Ist mir nicht viel gelegen.

So schreite rüstig ich fürbass
Und führe ohne Unterlass
Die Feder und die Säge.
Und sollt' gefallen euch mein Lied,
Mich freut's, als ob ein Blümlein blüht
Auf dornenvollem Wege.

Die Weiber kosten Ruh und Gut,
Drum war ich immer auf der Hut
Vor ihrem süßen Locken.
Ich kann in Licht und Sonnenschein,
Im Blumenduft am Waldesrain,
Doch nicht vor Schürzen hocken.

A. Goedecke.

## Das Leuchten.

Einsam lag ich, krank und still,
Meister Gram war auf Besuch.
Letzter blasser Tagesschein
Fiel erlöschend auf mein Buch.

Jetzt . . . . noch sah ich kaum die Lettern,
Jetzt . . . . auch kaum noch das Papier.
— Immer dunkler ward's um mich,
Immer dunkler auch in mir!

Dieses immer tief're Dunkeln
Fürchtest du, o Seele, sehr!
Ahnend jene letzte Fahrt
Nach dem uferlosen Meer!

Plötzlich — welch ein seltsam Leuchten
Flog mir über Buch und Hand?
O, welch Wunder sah ich da,
Als ich jäh mein Haupt gewandt!

Eine Wolke glitt vorbei,
Wie ein segelstolzes Boot —
Hoch und einsam, kühn und frei,
Glühend, abendrothdurchloht!

Wie sie flog, die Lichte, Hohe,
Hat sie mir den Gruß gesandt,
Einen Abglanz ihrer Lohe,
Leuchtend über Buch und Hand.

In mein Dunkeln bracht ihr Leuchten
Diesen letzten Gruß mir dar.
Dieses Leuchten vor dem Dunkeln,
Wie beseligend das war! — — — —

Franz Karl Ginzkey.

---

## Parzival das Kind.

„Tôren kleider sol mîn kint
ob sîme liehten lîbe tragen . . .“
Wolframs: „Parzival“, III.

Es zog ihn mit wilder Begierde von hinnen,
Es trieb ihn zu Thaten, nach Rittersart;
Die Mutter gab ihm ein Kleid von Linnen,
D'ran waren buntscheckige Lappen gepaart.

Sie schlang um den Hals ihm ein Narrengewinde,
Buntfärbige Bänder flocht sie darein,
Sie drückt in die Stirn ihm ein Käppchen klein,
Das trieb ihm die Locken ins Spiel mit dem Winde.

Und an die Rechte sie hieng ihm den Degen,
Ein hölzernes Stäbchen, mit blechernem Knauf.
Zu lesen war als Wahlspruch darauf:
„Den tumben geleitet des Himmels Segen.“

Auch band sie ein Horn ihm an blaue Seide,
Kein Sturmeswecker — aus Holz ein Pocal.
So zog im flimmernden Thorenkleide
Auf Abenteuer Kind Parzival.

Ein Sturmesfähnlein ihm wehte vom Rücken,
Blaßschimmernd glänzte sein Auge wie Stahl;
Ausholte zum Kampf gen Feigheit und Tücken
Der künftige Hüter vom heiligen Gral!

Leo Grünstein.

---

## Gottes Stern.

Führ' du mich, Herr! Schon naht der Abend sacht.
Bleib' du mein Stern!
Durch finst'res Thal wall' ich in düst'rer Nacht,
Der Heimat fern . .
Du weißt, nicht immer schien dein Schutz mir wert,
In sich'rer Ruh.
Nur eig'nen Willen hat mein Herz begehrt.
Jetzt: führ' mich du.
Wohl über die Heide, über den Dornenweg
Dein Schäflein geleit,
Du treuer Hirte. S' ist wohl auch der Weg
Nicht mehr gar weit . .?
Bald wird's dann hell? So grüßet der Englein Chor
Auf Morgens Flur! . .
Die ewig ich geliebt, die ich verlor —
Ein Veilchen nur. Amen.

Eduard von Thümen.

„As is rein nit zan denkn, däs sullt a gschtudirta Herr sein!

Wonn eahm so oan einfochs Mittl nit einfolln thuat! Oba da Sautreibablasl wiads n scha zoagn — doss er ah noh wos vasteht — wonn er ah gleih nar a Viechholter is!

Zoagn wiar ih s eahm — doss ih af sein Pontsch nit onsteh! Niedaliegn sullt ih — schwitzn müaßat ih — a so a Lopp! Do konnst lonk wortn mei liaba Boda!"

Do woaß sih da Blasl scha bessa z helfn. Wiar er in Wold eini kimmt, losst er noch mit n Lafn und kriacht hinter an Edlstaudn.

Ziagt schön füasichti sein Gwandl oh — aft wicklt er s fest zsomm und vasteckt sei Pinkerl in ar an huln Bam.

„So", sogt er nocha, „hiazt kinnan s scha drein sein, die Blottan in Onzug, hiazt kinnan s scha drein sein — — ih kriag s scha nit — ih."

## Regen-Poesie.

Anhaltende Regenperioden erzeugen bei Touristen und Sommerfrischlern häufig eine Art Galgenhumor, der sich in verschiedenen Einzeichnungen in die Fremdenbücher kundgibt. Von einem Freunde ist uns eine Auswahl solcher Ergüsse zugesendet worden, die hier unseren werten Lesern zur Erheiterung dienen mögen:

Aus dem Fremdenbuche des Wirtshauses „Zum grünen Baum" im Gasteinerthale:

„Wenn der Wind aus Westen geht, dann gibt es Regen,
Wenn der Berg im Nebel steht, dann gibt es Regen,
Fällt vom Berg der Nebel nieder, gibt es Regen,
Steigt er auf zum Berge wieder, gibt es Regen. —
Also hört man von den Leuten
Im Gebirg' das Wetter deuten,
Und die Zeichen treffen immer,
Denn an Regen fehlt es nimmer."

(Bodenstedt, 16. August 1883.)

Aus einem Fremdenbuche in Gossensass:

„O Gossensass, o Gossensass,
Zwar bist du schön, doch öfters nass!
Der Regen regnet jeden Tag;
Es gibt ja manchen, der das mag —
Doch mancher liebt zur Sommerszeit
Auch manchmal etwas Trockenheit
Und mag das Wasser nur im Bier;
Verschieden so ist das Plaisir.
O Himmel, schließe deine Schleusen,
Sonst werden wir noch Wassergeusen,
D'rum wählet Wolle stets, wer weise,
Geht er auf die Tiroler Reise,
Und packt in seine Reisetruhe
Den Gummimantel, dito Schuhe.
Auch ist ein warmes Camisol
So übel nicht im Land Tirol.
Vergiss auch nicht das Regendach;
Es schützt Dich, Mensch, vor Ungemach!
Und hast Du Glück, o Reisenarr,
Erwischt Du dennoch den Katarrh.

### Vor dem Sturme.

Ich floh aus Hauses engen, schwülen Wänden,
Von bangem Druck die Seele zu befreien . . .
Auch hier ist's schwül . . . Seltsamen Duft entsenden
Kastanienbäume, die in langen Reihen
In voller, schwerer Juniblüte stehen,
Doch geisterhaft, wie ich sie nie gesehen.

Fahl hebt ihr Grün sich von der tiefen Schwärze,
Denn hinter ihnen wächst die Wetterwand.
Gespenstig streckt sich jede Blütenkerze —
Wie flehend eine bleiche, starre Hand —
In die gewitterdüstern, stillen Lüfte;
Und reglos brüten schwere, schwüle Düfte.

Es will kein Hauch die Lüfte noch bewegen.
O, Sturm, brich los! Dir sehnt mein Herz entgegen.

Else Schenkl.

---

## Wia sih da Sautreibablasl kuariert.

In da steirischn Gmoansproch von Nelly Kuhn.

Das ih nit loch! Da Sautreibablasl sullt nit recht banond sein! Gelt, hiazt moanst, däs war eh scha wos Olts — im Kopf hotn scha ollawal wos gfahlt.

Is jo richti! Oba s Dolkatsein mocht jo koani Schmerzn nit, sist müaßats moncha Mensch gor nit ausholtn kinna.

Woaßt, in Blasl fahlts in Mogn, s druckt eahm und gonz müad und mod is er dobei.

Jo wia kimmt denn der dazua? Hot jo doh koa Olti nit, dä n drein liegn kunnt — oda hobn eahm doh seini ocht Knödln, mit dä er ollimol in da Fruah in Grundstoan glegt hot — d Mognwond eindruckt — war jo megli!

Jo, jo, s geht eahm richti nit guat — in Blasl — und deratwegn hatscht er ah eini in d Stodt, zan Leutdoktan — an guatn Roth huln.

Intawegn bitt er in Herrgott oan ums ondrimol — er mechat n holt doh wieda zjommrichtn, sein Mogn — sist hoaßats rein dahungan — wonn er dä poar Bröckln neama daleidn wöllt.

Wonn's na gleih an bsundan Halign gabat fürs Essn — gwiss wohr, a groß gweichti Kirzn that er onzündn lossn, dahoam ban Hocholtor!

Nocha, wiar er zan Doktan kemman is — und der in Blasl um und um untasuacht hot ghobt — beitelt er a Randl in Kopf — doss da ormi Hascha scha gonz woach is worn und moant nocha: „Mei liaba Blasl — Es steckts in koana guatn Haut nit!"

„Jo", moant der, „konn ah nit sein, müasststs nehman, s is ah schon a guat a sechzg Jahrln olt — do is stirksti Leda morb. Oba ehrli is d Haut, ehrli wul!"

„Glaub's scha, glaub's scha, mei liaba Blasl — ober ih moan damit ban Enk wos onders — ban Enk sein die Blottan in Onzug! Gehts na lüfti hoam, thuats Enk gleih niedalegn — guat ausschwitzn — und wos ih aufgschriebn hob — fleißi einnehman. Ih wir scha nochschaun kemman!"

Af däs sullt ma moanan, war da Blasl gonz dakemman gwen — oba nix is wohr — a konträr im Gegenthal! Lochn thuat er mitn gonzn Gsicht.

Kleba is er draußt bei da Thür — hebt er on zlafn — so guat eahm seini oltn Füaß datrogn megn.

„Na gschwind aussi va da Stodt — oba na gschwind!" sogt da Blasl zu eahm selba.

# Ist man verpflichtet, einen Brief zu lesen?

Die Frage, ob man einen Brief lesen muss, ist zwar für den Privatverkehr ohne Belang, im geschäftlichen Leben aber rechtlich von großer Bedeutung. Es herrscht vielfach die Annahme, man sei zu nichts verpflichtet, wenn man von dem Inhalte des Briefes keine Kenntnis genommen oder seine Annahme verweigert hat, aber diese Ansicht ist falsch und ein typisches Beispiel für den sogenannten juristischen Aberglauben. Die in Betracht kommende Bestimmung ist im bürgerlichen Gesetzbuche des Deutschen Reiches enthalten: „Eine Willenserklärung, die einem anderen gegenüber abzugeben ist, wird, wenn sie in dessen Abwesenheit abgegeben wird, in dem Zeitpunkte wirksam, in dem sie ihm zugeht!“ Unter dem „Zeitpunkt, in dem sie ihm zugeht“ versteht das Gesetz den Augenblick, in dem die Willenserklärung (also der diese enthaltende Brief) auf dem verkehrsüblichen Wege an den Adressaten gelangt ist und es ihm unter normalen Umständen möglich wäre, von ihr Kenntnis zu nehmen.

Sobald daher eine Willenserklärung zugeht, ist sie wirksam, gleichviel, ob der Empfänger Kenntnis von ihr genommen hat oder nicht. Dass er verreist ist, sich auf einem Spaziergange oder in einem bewusstlosen Zustand befindet, kann nicht die Wirksamkeit des Paragraphes beeinträchtigen. Dies mag auf den ersten Blick ungerechtfertigt erscheinen, aber man vergegenwärtige sich die Consequenzen einer entgegengesetzten Bestimmung. Würde die Wirksamkeit einer Willenserklärung unter Abwesenden von ihrer Kenntnisnahme abhängen, so wäre der geschäftliche Verkehr im höchsten Grade gefährdet: A kündigt beispielsweise dem B schriftlich die Wohnung. Dieser befindet sich auf einer Reise und kehrt erst nach Ablauf der Kündigungsfrist zurück. Sollte nun die Kündigung des A unwirksam sein, weil sie dem B infolge seiner Abwesenheit verspätet zur Kenntnis kam?

Die Bestimmung schützt auch vor Willkür. Gesetzt, der Hauswirt C empfängt einen Brief seines Mieters D, dessen Handschrift er kennt. Er ahnt, dass dieser die Kündigung enthält, und da sie ihm ungelegen kommt, wirft er den Brief ungelesen in den Papierkorb. Hernach behauptet er, die Kündigung sei unwirksam, da er von dem Inhalte des Briefes keine Kenntnis genommen habe. Sollte D sich dieser Willkür fügen müssen?

Auch eine Verweigerung der Briefannahme schützt hiernach nicht den Adressaten vor den Folgen, die ihm aus der in dem Briefe enthaltenen Willenserklärung erwachsen, denn der Brief ist ihm „zugegangen“ und es ist nicht die Schuld des Absenders, wenn der Empfänger sich weigert, die ihm unliebsame Nachricht anzunehmen. Aus dem gleichen Grunde ist die Bestimmung auch dann durchzuführen, wenn der Empfänger ohne seine Schuld versäumt, den Brief zu lesen, den er empfangen hat. Ist also etwa der Brief aus seinem Briefkasten gestohlen oder infolge der Nachlässigkeit eines Dienstboten verlegt oder verloren, so gilt er trotzdem als „zugegangen“.

Eine Willenserklärung ist hiernach unter allen Umständen wirksam, wenn sie „zugegangen“ ist; man ist daher nach den Bestimmungen verpflichtet, einen Brief zu lesen und kann auch nicht durch Annahmeverweigerung die Wirksamkeit der in dem Briefe enthaltenen Erklärung hindern. „Die Woche.“

Das Beste soll geglühter Wein
Dagegen sein, nimmt man ihn ein.
Doch bist Du klug, bleibst Du zu Hause
In Deiner wohlgeschützten Klause,
Und gehst erst dann nach Gossensass,
Sobald das Wetter wen'ger nass!"

Aus dem Fremdenbuche eines Aussichtspavillons bei Goisern:

„Der Sänger hält im Feld die Wetterwacht,
In seinem Arme ruht der Schirm, der off'ne,
Er grüßt mit hellem Lied die Regennacht
Und schlägt dazu mit nasser Hand die Harfe."

„Göstern hat's grögnat
Und heut rögnat's a
Und morgen rögnat's wieda
Und übermorgen a."

„Wer reiset so spät bei Nacht und Wind,
Bei diesem Wetter kein Spass, mein Kind!"

„Woans oa schon regnen thut,
Woans nur nit schneibt,
Woans oa nit besser wird,
Woans nur so bleibt."

Aus einem Fremdenbuch am Rigi:

„Fünf Deutsche kamen gehunken
Vom Rhein auf des Rigi Höh'n;
Sie haben da wacker getrunken
Und nichts als Nebel geseh'n."

Sprachübung:

„Ein schauerlicher Localregen.
Ein localer Schauerregen.
Ein regnerisches Schauerlocal.
Ein schauerliches Regenlokal.
Ein regnerischer Localschauer.
Ein localer Regenschauer."

„Für Menschen war's der reine Jammer,
Und nur den Fröschen war es wohl.
Man kam sich äußerst wäss'rig vor,
Denn man war immer nass und fror."

„Auf dem Gipfel nichts als Wolkenzipfel,
Schnee und Nebel aus der ersten Hand."

„Kleene Steene,
Große Steene;
Müde Beene,
Aussicht keene!"

„Österr. Touristen-Zeitung."

bekannt, aber es sei doch beigefügt, dass in der Neuauflage auch den Modernen Rechnung getragen worden ist und eine passende Auswahl auch von den Gedichten Detlev v. Liliencrons, G. Kastropps, Ernst Ecksteins, Wilhelmine Gräfin Wickenburgs, Griesebachs, Ohorns, H. Hoffmanns, Ganghofers, J. Hartls, Marie Janitscheks, H. Hangos, Fuldas, O. Ernsts, Arno Holtz', O. E. Hartlebens, Anna Ritters, und anderer neuester Dichter und Dichterinnen darin vorliegt. Auch der Heimgärtner Rosegger als Lyriker ist nicht vergessen und ein guter Porträtkopf desselben auf Seite 363 beigefügt. Möge das hübsche geschmackvolle Buch in seinem stattlichen Gewande sich wieder neue Freunde zu den alten erwerben. Schlossar.

---

**Franz Grillparzer, Leben und Schaffen.** Von Moritz Necker. Mit sieben Bildnissen, einem Briefe und einem Gedichte als Handschriftproben. (Leipzig. Max Hesse.) Die Schrift gibt auf Grund eingehenden Studiums der Quellen eine schlichte Darstellung vom Leben und Wirken des Dichters, die niemand ohne wärmste Antheilnahme an diesem herben Schicksal aus der Hand legen wird. V.

---

**Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen.** Von *** (Braunschweig. Friedr. Vieweg & Sohn.) Es ist kein Büchlein für gelehrte Pädagogen, es wendet sich unmittelbar an die Väter und Mütter unserer Kleinen in einer Reihe von Beispielen guter und schlechter Erziehungsmethoden, die geeignet sind, sorgsame Eltern zum Nachdenken anzuregen. V.

---

**Goethe, ein Kinderfreund.** Von Karl Muthesius. (Berlin. E. S. Mittler & Sohn. 1903.) Es ist erstaunlich, welche Liebe Goethe sein ganzes Leben hindurch Kindern widmete. Dafür zeugen nicht etwa nur seine Dichtungen und Schriften, sondern auch die zahlreichen Mittheilungen seiner Zeitgenossen. Er fühlte sich offenbar zu den Kindern hingezogen, weil ihm in ihnen der ursprüngliche Mensch gegenübertrat, der mit reichster Phantasie begabte, frohgemuth ins Leben tretende Mensch. Er fühlte sich im Kreise der Kinder daher nicht nur befreit vom Zwange der Welt und zu heiterer Auffassung des Lebens angeregt, sondern die Kinder waren ihm auch der ergiebige Gegenstand zu Beobachtungen über die Keime und Triebe der menschlichen Natur und sein eigenes, großes, aufs Höchste stets gerichtete Wesen forderte von ihm, den Übergang vom ungebundenen elementaren Leben zu harmonischer charaktervoller Begrenzung — wie ihn zu entwickeln die Aufgabe der Kinderjahre ist — in den Kindern seiner Umgebung wahrzunehmen und erzieherisch, ohne Zwang, dazu mitzuwirken. Diese erfreulichen und nutzbaren Eindrücke bietet reichlich diese kleine aus dem vollen schöpfende, Goethes Wesen anschaulich schildernde Schrift. V.

---

**Rare Leut'.** Neue Wiener Geschichten. Von G. A. Ressel. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Aus den verschiedensten Schichten der Wiener Bevölkerung erzählt der Verfasser Geschichten, die in ihrer schlichten Wiedergabe eigenartiger Geschehnisse unser Interesse erwecken. Man sieht, dass der Künstler tief und mit künstlerischem Blick viel Elend erschaut hat, dass er viel Unrecht und viele Menschenschicksale an sich vorbeiziehen ließ. V.

---

**Im Frühlicht.** Schauspiel. Von Karl Eduard. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.) Ein junger Mann erhebt unerschrocken gegen die Knechtung durch eine clericale Willkürherrschaft Protest und trägt den Sieg davon. Dieser Gedanke ist in packender Form vom Verfasser durchgeführt. V.

**Is' 's g'fälli'?** Von J. G. Frimberger. Dieses Buch ist soeben in der Österr. Verlagsanstalt (Linz) erschienen. Frimberger versetzt uns mit seinen Erzählungen einfacher Bauernschicksale mitten hinein in das naturkräftige Gebiet des Heimatlebens und erschließt uns viele Treuherzigkeit der Volksseele. V.

---

**Volksdichtung** in oberösterreichischer Mundart von Josef Deutl. Fünfter Band. (Linz. 1903. Selbstverlag des Verfassers.) Freunden der Heimatskunde werden diese bäuerlichen Mundartdichtungen im Lande Stelzhamers manches Vergnügen machen. M.

---

**Königgrätz.** Von Karl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Die Entscheidungsschlacht um die Vorherrschaft in Deutschland, diese nach Umfang der Streitmassen größte Schlacht der Neuzeit nächst der von Leipzig, führt Bleibtreu mit gewohnter Meisterschaft derartig vor, dass die inneren und äußeren Ursachen des preußischen Erfolges und die Schäden des damaligen österreichischen Heerwesens ebenso klar hervortreten wie die ruhmvolle Tapferkeit der Besiegten. Die ganze Darstellung fasst wie nie zuvor die Einzelheiten auf beiden Seiten zu einem erst jetzt vollständig abschließenden Bilde zusammen. V.

---

In schneller Folge sind von der neuen, neunten Lieferungsausgabe von **Stielers Handatlas** (50 Lieferungen, Gotha, Justus Perthes) die bisherigen Lieferungen erschienen. Auch Lieferung 13 und 14 bringen zunächst zwei neu bearbeitete Blätter. Blatt 13 entwirft




**Trianon** und andere Novellen. Von Johannes Richard zur Megede. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Die erste Erzählung, die dem Buche den Titel gegeben hat, versetzt die Leser in eine ehemalige kleinstaatliche Residenz, die anscheinend in einem Traumdasein dahinlebt, und in der doch all die heißen Empfindungen, die das Menschenherz durchfluten, ihre brandenden Wogen schlagen. Die Kleinstadt ist auch der Schauplatz der zweiten Erzählung: „Die Tugendgans". Diesen Spottnamen hat man einer zart empfindenden jungen Frau gegeben, die ihren Gatten fast abgöttisch liebt. Er ist auch ein sogenannter guter und netter Kerl, aber die Seitensprünge kann er nicht lassen, und die Erkenntnis, dass all ihre reiche und hingebende Liebe an einen Unwürdigen verschwendet worden, treibt die Heldin in den Tod. Im Weltbade Kissingen spielt sich die dritte Erzählung ab: „Das Prinzessinlächeln". Die Handlung wird beherrscht von der Figur eines Mannes, der durch Schuld einer koketten Frau auf abschüssige Bahn gebracht ist. Wohl rafft er sich auf, findet jenseits des Oceans ein lohnendes Arbeitsfeld und glaubt die alte Leidenschaft überwunden zu haben, aber als er, um nach schwerer Krankheit volle Genesung zu finden, wieder die Heimat aufsucht, tritt in seinen Gesichtskreis abermals die Frau, deren sirenenhaftes Lächeln ihn einst bethört hat, und der alte Zauber nimmt ihn gefangen. Doch bald erkennt er, welch öde Leere sich hinter jener äußerlichen Anmuth birgt, welch thörichtes Opfer er einst gebracht, und in wilder Verzweiflung zieht er die einstige Geliebte mit in seinen Untergang hinein. V.

---

**Schauspiel und Gesellschaft.** Von Alfred Klaar. (Berlin. Johannes Räde.) Alfred Klaar redet nicht bloß schön über sein Thema, er zeigt nicht bloß scharfsinnig, was ist und was sein könnte, er packt und überzeugt. Die sogenannte „Gesellschaft" wird sich allerdings nicht über alles freuen, was Klaar sagt über Mysterium und Zote im Schauspiel, über die Entwicklung uralter Spiele zum griechischen Drama und zum römischen Spectaculum, über Theatercultus, „der scheinbar kunstfreundlich ist, aber das Wesentliche des Schauspiels erdrücke", die Geschäftsleute werden sich nicht freuen, die sich noch immer Theaterdirectoren nennen lassen und unter einem Repertoire von Unrath und Stumpfsinn alle etwa noch vorhandenen besseren literarischen Keime ersticken, die Mimen nicht, die die „Botschaft mit der Urheberschaft verwechseln", nur weil sie „am Ende der lange geplanten Wirkung stehen", freuen aber wird sich über Klaar und seine Arbeit, wer noch ein Herz hat für die Kunst. V.

---

**Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens.** Von Johann Peter Eckermann, herausgegeben von Ludwig Geiger. (Leipzig. Max Hesse. 1902.) Es ist allbekannt, welchen Wert die Aufzeichnungen seines Secretärs Eckermann für die Kenntnis von Goethes Anschauungen und Meinungen über alle Gegenstände und Verhältnisse aus dem reichbewegten Leben des Dichterfürsten besitzen. Der durch seine billigen und vortrefflichen Classikerausgaben bekannte Verleger Max Hesse hat in dem vorliegenden Buche eine neue Ausgabe dieser berühmten Gespräche in einem Bande den erwähnten Classikerbänden angereiht. Diese Ausgabe ist nicht nur die billigste, sondern auch die beste der bisher erschienenen. Sie wurde von dem gelehrten Kenner Goethes L. Geiger, bearbeitet, mit einer vortrefflichen Einleitung, mit Anmerkungen und genauen Registern versehen und bietet auch Eckermanns Lebensbeschreibung. Außerdem fügt Geiger aus den inzwischen erschienenen Tagebüchern Goethes gewisse Ergänzungen bei, die außerordentlich willkommen sind. Endlich ist nicht nur Goethes, sondern auch Eckermanns Porträt dem gut ausgestatteten Buche beigegeben. Dr. Schl.

---

**Deutscher Dichterwald.** Lyrische Anthologie von Georg Scherer. 19. Auflage. Jubiläumsausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1902.) Die vorliegende Sammlung von Poesien ist der deutschen Familie durch die vielen vorangegangenen Auflagen längst ein liebgewordener Hausfreund und die Verlagshandlung hat sich bestrebt, nachdem Scherers Dichterwald vor 50 Jahren zum erstenmale erschienen ist, dem Buche in dieser Jubiläumsausgabe ein besonders stattliches Gewand mit reichem künstlerischen Schmucke zu verleihen. So finden wir denn neben den heute auch historisch interessanten Porträts der Dichter und den früheren zahlreichen Bildern deren auch neue, ein reizendes allegorisches Titelbild von H. Vogel und eine Zahl hübscher farbiger Illustrationen; auch das Format des Buches ist ein größeres geworden. Was den Inhalt betrifft, so ist die sorgsame und geschmackvolle Auswahl dieser anmuthigen Blumenlese längst

gartner und Matth. Eizinger. (Verlag: „Vulkan". Mühldorf im Möllthale.)

**Der Kampf zwischen Kunst und Natur auf dem Gebiete des Düngerwesens.** Papierene Feldzüge moderner Gelehrsamkeit gegen uralte Naturwahrheit. Zusammengestellt von W. Eizinger. 1902. (Verlag „Vulkan". Mühldorf im Möllthale.)

**Bunte Bühne.** Fröhliche Tonkunst, gesammelt von Richard Batka, herausgegeben vom Kunstwart. 5. Folge. (München. Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey.)





## Postkarten des „Heimgarten".

* Der Waldschulmeister schrieb aus Krieglach-Alpel vor kurzem an den Heimgärtner:

„Gestatten Sie mir, dass ich Ihnen einige Nachrichten aus dem Waldschulhause bringe!

Mit den Kindern will ich beginnen. Die sind recht brav, gehen fleißig und gern in die Schule und lernen auch eifrig. Den Mädchen ertheilt nun meine Frau Unterricht in den weiblichen Handarbeiten, da sie Freude dazu haben und es auch der Wunsch der Eltern ist. Die Buben sind immer lustig und munter, fahren Ski, wenn sie welche haben, oder setzen sich auf Brettchen und fahren so. Das Verhalten der Kinder ist so, dass ich bisher nicht ein einziges auch nur im Geringsten zu bestrafen brauchte.

Im Schulzimmer hat jedes Kind ein Paar Filzschuhe stehen; in die schlüpft es hinein, wenn es mit kalten, nassen Füßen zur Schule kommt. Zu dieser wohlthätigen Einrichtung hat Herr Goldhann viel beigetragen. Nun fehlt uns nur noch die Suppenanstalt. Vorderhand trachten wohl wir, dass die Kinder zu Mittag immer eine warme Suppe bekommen.

Die Christbescherung, die die „Waldheimat-Gesellschaft" am 8. Jänner veranstaltet hat, ist recht schön verlaufen und hat den Kindern gutgethan.

Gestern nachmittag habe ich im Waldschulhause eine Elternzusammenkunft veranstaltet. Ich sprach über das Verhältnis zwischen Schule und Haus, dann über das Volksschulgesetz, um ihnen dessen oft angefeindete Vorzüge zu erklären, ich sprach sodann im besonderen über die „Sommerbefreiung" und endlich über die Vorurtheile, mit denen der Neuschule so gerne entgegengekommen wird. Es hatten sich fast sämmtliche Eltern trotz des argen Schneewetters eingefunden.

Nun gedenke ich die neue Volksbücherei zu eröffnen, da mich schon viele Alpler um gute Bücher gebeten haben.

Was uns Schulmeisterleute selbst betrifft, so fühlen wir uns wohl in Alpel. Wir sind gerne hier, kommen auch selten von hier fort, und wenn auch manchmal in Ferialtagen, so sehnen wir uns immer wieder nach dem stillen Waldschulhause zurück. Ich habe die Einsamkeit noch nie wahrgenommen und Langweile hatte ich noch keine Minute Ich fühle mich glücklich bei dem stillen Wirken unter den Bewohnern der Waldheimat.

Ihr ergebener L. Kramer. Alpel, den 16. Februar 1903."

* Für das Waldschulhaus neuerdings eingegangen vom Trzyniter Männergesangverein K 60·—.

**K. B., Liezen.** Über des Gesangskomikers F. K. nicht abgelieferte Waldschulhausgelder habe ich das Kreuz gemacht, unter der Voraussetzung, dass der Mann dieses sein „wohlthätiges Wirken" nicht fortsetzt. R.

* Aus Aussig schreibt man uns: Der Aufsatz „Der Tandelwagen" im Februarheft unseres Hausfreundes gibt mir die Veranlassung, Sie mit einigen Zeilen zu belästigen. Bei uns ist nämlich dieser Vorgang — wenn auch in etwas veränderter Weise schon seit mehreren Jahren — zuletzt 1901 ausgeführt worden. Nachdem vorerst in den Localblättern die Lärmtrommel — auch durch einheimische Poeten in gereimten und ungereimten Versen — tüchtig gerührt worden, fahren an einem bestimmten Tage geschmückte Wagen durch die Straßen der Stadt und holen das „alte Gerümpel", worunter sehr viele noch brauchbare Gegenstände, wie z. B. Bilder, Kinderwagen, Möbel, Kleider 2c. sich befinden, aus den einzelnen Häusern ab. Die Wagen sowohl als auch die Hilfskräfte (zumeist Knaben) werden selbstverständlich unentgeltlich beigestellt. Die gesammelten Sachen werden dann in einem geräumigen Locale ausgestellt (daher der Name Gerümpelausstellung) und an bestimmten Tagen zum Verkaufe gegen eine geringe Vergütung ausgeboten. Der Erlös ist gewöhnlich ein sehr bedeutender —

in der Karte von Thüringen in 1 : 500.000 ein Bild deutscher Kleinstaaterei; bei eingehender Durchsicht des Blattes wird jeder gute Deutsche der Freude sich nicht erwehren können, dass eine derartige staatliche Zerrissenheit im Deutschen Reich nicht wieder vorkommt. Blatt 65: Japan, Korea und Ostchina in 1 : 7,500.000, bearbeitet von C. Barich, beweist die sorgfältige Redaction des Blattes, denn auf demselben befinden sich bereits im Vergleich mit dem Blatt China, welches vor Jahresfrist erschien, zahlreiche bedeutende Änderungen und Nachträge, welche den während des Feldzuges der verbündeten Mächte in China gemachten Aufnahmen und der seitdem erhöhten Forscherthätigkeit zuzuschreiben ist. Auf neun Nebenkarten sind wichtige Hafenplätze aus China und Japan, sowie die Umgebung von Peking dargestellt. V.

---

Die **Hendel-Bibliothek** eröffnet ihre diesjährige Reihe zunächst mit folgenden Bänden: Robert Prutz, „Buch der Liebe und andere ausgewählte Gedichte". Mit einer Vorbemerkung von Hans Marshall und dem Bilde des Dichters. Werke Grillparzers: „Die Ahnfrau", „Sappho", „Medea", „Der Traum ein Leben", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Weh dem, der lügt!" Sämmtlich mit umfangreicher Vorbemerkung von H. Marshall und dem Bilde des Dichters. Heinrich von Kleist, „Die Familie Ghonorez". Authentische Fassung der „Familie Schroffenstein". Friedrich Gerstäcker, „Die Regulatoren in Arkansas". Mit einer Vorbemerkung und dem Bilde des Verfassers. V.

---

**Die Völker der Erde.** Eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert Mit 780 Abbildungen nach dem Leben. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Eine solche, im besten Sinne populär gehaltene Völkerkunde, die zugleich durchaus dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechend gehalten ist, fehlte uns bisher; dies und die reichhaltige Ausstattung mit charakteristischen und lebenswahren Illustrationen von künstlerischer Vollendung erklärt zur Genüge die beifällige Aufnahme, die das Werk in den weiten Kreisen findet. Die oben angeführten Lieferungen behandeln afrikanische Völkerschaften; zunächst die Stämme am oberen Nil zwischen Faschoda, Uganda und dem Kongogebiet, dann die im Gebiet der großen Seen und die Bewohner der Staaten Unjoro, Uganda, Karagwe und Ruanda. Hierauf folgen das Kongogebiet und die interessanten Zwergvölker, die Schweinfurth zuerst genauer beschrieb, während die dunkelfarbigen Bewohner Südafrikas (Hottentotten, Buschmänner, Kaffern) und der afrikanischen Inseln den Schluss bilden. V.

## Büchereinlauf.

**Der Wald rauscht.** Von Korelenko. (Leipzig. Inselverlag. 1903.)

**D' Herrgotts-Christl.** Volksstück in drei Acten von Fanny Kaltenhauser. (Wien. J. Eisenstein & Co. 1903.)

**Die Bändigung des Chaos.** Handlung in drei Acten von August Püringer. Als Manuscript gedruckt.

**Ein Liebestraum.** Von Adolf Ludwig. (Wien. Karl Konegen. 1903.)

**Im Werden und Wandern.** Von Julius Guth-Bender. (Heidelberg. Otto Petters. 1902.)

**Wald und Höhle.** Eine Faust-Studie von Dr. Ernst Traumann. (Heidelberg. Otto Petters. 1902.)

**„Flagelanten".** Ein Epos von Fritz Löwe. (Leipzig. Paul List.)

**Lucie.** Eine Dichtung in Briefen und Tagebuchblättern von Johannes Paul. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Aus knappen Stunden.** Dichtungen von Erwin Schmidhuber. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**Gedichte** von Emil Alfred Herrmann. (Heidelberg. Otto Petters. 1902.)

**Was mich betrifft.** Gedichte von Dr. Waldau. (Czernowitzer Buchdruckerei-Gesellschaft. 1902.)

**Maria Antoinette,** Königin von Frankreich und Novarra. Ein fürstliches Charakterbild von Ludwig Brunier. Erster Theil: „Die Dauphine." (Wien. Wilhelm Braumüller. 1903.)

**Robert Volkmann.** Sein Leben und seine Werke. Nebst Bildern, Facsimiles, Briefen des Meisters u. s. w. Von Hans Volkmann. (Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1903.)

**Das Kreislerbuch.** Texte, Compositionen und Bilder von E. T. A. Hoffmann. Zusammengestellt von Hans von Müller. (Leipzig. Inselverlag. 1903.)

Frenssens Roman **Jörn Uhl.** Seine Wirkung und sein Wert. Von Dr. Martin Schian. (Görlitz Rudolf Dülfer. 1903.)

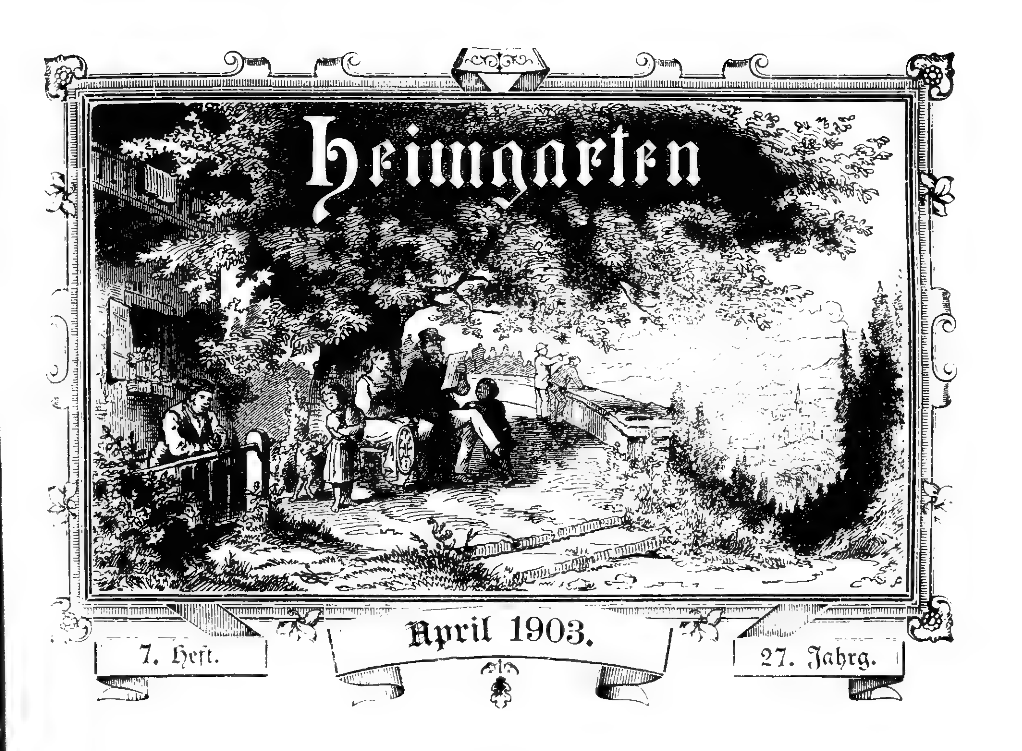
**Gustav Frenssen.** (Von der Sandgräfin bis zum Jörn Uhl.) Von Dr. J. Loewenberg. (Hamburg. M. Glogau jun. 1903.)

**Vom geruhigen Leben.** Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder von Otto Ernst. (Leipzig. L. Stackmann. 1903.)

**Gottes Ebenbild** in 1200 Reimsprüchen von Johannes Fernando Finck. (Leipzig. W. Drugulin. 1902.)

**Schlappina.** Bilder aus dem Hochgebirge. Von Th. Tester. (Leipzig. Th. Schröter. 1902.)

**Die Fruchtbarkeit der Erde einst und jetzt** und **Sauere Wiesen.** Von Joh. Hopf-




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(6. Fortsetzung.)

Dieser Sabbath mit der Predigt auf dem Berge ist ein viel entscheidender Tag geworden. Die Leute haben sich nach derselben gar nicht zerstreuen wollen. Man drängt sich an Jesus, um sein Kleid zu küssen. Viele, die bisher zweifelnd gewesen, mögen nicht mehr von ihm weichen. Wohin er auch geht, sie wollen ihm folgen und sein Geschick mit ihm leben. Dieses Geschick muss ein glänzendes werden, denn er kann sagen, was er will, er reißt die Menge von der Scholle los, dass sie ihm Heerbann leisten. Wenn schon seine Worte der harten Buße so begeisternd wirken, wie wird es erst sein, wenn er die Weltmacht des Messias entfaltet! Die Bergrede — so meinen viele — sei eine Kraftprobe gewesen, dazu bestimmt, den Willen stahlhart zu machen für die heiligen Kämpfe ums Messiasreich.

Aus Judäa sind Leute herübergekommen, aus dem Jordanthale sind sie heraufgeeilt, aus dem Gebirge herabgeströmt. Aus den Seestädten Tyrus und Sidon wandern sie herüber und selbst aus Ländern weit hinter dem Meere sind etliche da, um zu sehen, ob es wahr sei, was das Volk allenthalben spricht. Geschenke bringen sie, wovon Jesus das für sich und seine Freunde Nothwendige annimmt, den Überfluss ablehnt oder an die Menge verteilt. Denn viele sind,

800 bis 1000 Kronen und wird dem hier bestehenden Verein gegen Armennoth und Bettelei zugeführt. Diesem Beispiele sind bereits mehrere Nachbarstädte (Leitmeritz, Tetschen, Teplitz) nachgefolgt und ist dadurch dem Unbemittelten Gelegenheit geboten, sich um geringes Geld manches Nothwendige anzuschaffen. Das letztemal wurde sogar ein abgespieltes Clavier gespendet. Es wäre sehr erwünscht, wenn dieses Vorgehen auch anderwärts Eingang finden würde. K. H.

**Z. W., München.** Es ist oft gesagt worden, dass die Politik den Charakter verderbe. Jetzt sagt man einmal das Gegentheil, charakterlos sei der, der sich nicht kümmere um die Geschicke seines Volkes. Nun ist es aber sehr zweierlei, ob ich Politik treibe, wie das gemeinhin geschieht, oder ob ich mich um die Geschicke meines Volkes kümmere. Das Politiktreiben, wie es gemeinhin geschieht, von der Bierbank bis zum grünen Tisch hinauf, die Ränke solcher Politik, die sich nur um die Partei, nicht um das Volk kümmern, wir kennen sie. Solche Politik und für das Volkswohl sorgen, das ist ein großer Unterschied.

**A. K., Hirschberg.** Heißt August Kruhl und wirft anderen — Inkonsequenz vor! Lobt heute einen Gegner der Vivisection über den grünen Klee, was bei einem Vegetarier schon was sagen will, und beschimpft morgen denselben Gegner der Vivisection, weil dieser zur Charakterisierung einen russischen Arzt citiert, der wissenschaftlich die Vivisection gelten lässt, moralisch aber verurtheilt. — Weitere Bulletins aus Hirschberg sind nicht eingetroffen.

**Das Land, Berlin.** Dass in der steirischen Bauernschaft das „Vaterunser" hochdeutsch gesprochen wird, ist durchaus unrichtig. Aber es wird auch nicht im steirischen Dialect gesprochen, sondern größtentheils leider in jenem entsetzlichen Jargon, der in meinem „Himmelreich" so drastisch berührt hat. Wer sich davon überzeugen will — täglich dreimal in fast jedem Bauernhof kann er's hören. R.

**Dr. P., Graz.** Wenn in Bezug auf die „Taufscheinkatholiken" die Kirche sich an Johannes, Offenbarung, Cap. 3, halten will, so wird ein großes Speien kommen und das Spottwort, „dass die Kirche einen guten Magen habe", zu schanden machen.

**W. W., Berlin.** Sehen Sie, das ist die Gefahr, wenn man in der Religion den Glauben an den Buchstaben bindet. Kommt ein Forscher, stößt den Buchstaben um — purzelt der Glaube mit.

**H. L., Dresden.** Erwarte ja nicht zu viel, mein träumender Poet, von einer Unsterblichkeit. Ein steirischer Fink singt:

„A jeds Jahrhundert hat sei bsonders Gmüat,
Sei bsonders Lebn und sei bsonders Liad."

* Auf Anfragen über Bruno Haucks (siehe den Aufsatz „Ein Geretteter") sind wir ersucht, mitzutheilen, dass es Haucks Wunsch ist, bei Zeitungen und Zeitschriften gelegentlicher Mitarbeiter zu werden, später, wenn er erst bekannt ist, Vorträge über natürliche Denk- und Lebensweise zu halten, in diesem Sinne zu schriftstellern und Recitationsreisen zu machen. Übrigens will er sich, sei es unten in der italienischen Schweiz, sei es im deutschen Vaterlande einer vegetarischen Siedelung anschließen und dort Gartenarbeiten verrichten. Im Frühjahr dieses Jahres will er Fußreisen nach Palästina, Ägypten antreten, um auf diesen Wanderungen Länder und Menschen kennen zu lernen, seine Erfahrungen literarisch zu verwerten und gleichzeitig zu beweisen, dass die größten Strapazen bei einer Ernährung mit rohen Früchten zu überwinden sind. Die geringen Reisekosten will er durch Reisebriefe, die er in Zeitungen anzubringen hofft, erlangen, auch unterwegs bei Bauern und Gärtnern arbeiten. — Der hochgemuthe Idealist hat die Reise bereits angetreten.

**E. M., Brünn.** Der Roman „Der Gottsucher" steht auf einer wahren Begebenheit, die sich einst in Tragöß (Obersteiermark) zugetragen hat.

**K. L., Wien.** Rückert sagt über die Bauernschaft:

Der Grundbesitz ist das edelste Gut,
Wie die Erd' in Gottes Händen ruht;
Ob Stürme schnauben, ob Feinde toben,
Der Grund bleibt unten, der Himmel oben.

**E. W., Quedlinburg.** Im „Stoansteirisch", III. Aufl. (Graz, „Leykam"), finden Sie die Rosegger'sche Übertragung von einem Stück Reuters und einem Stück Hebbels in die steirische Mundart. Weiter ist von diesen Dichtern nichts ins Steirische übertragen worden.

**☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚**

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. Februar 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

gekommen, stets begleitet von seinem wachsenden Anhange, so dass seine Mutter nie mehr ein vertrauliches Wort mit ihm hat reden können. Seine Jugendbekannten sind ihm geradezu ausgewichen als einem Sonderling und Landstreicher, „der sich gegen die Schrift vergeht, die Leute aufregt und von dessen weiterem Lebenslaufe man keine großen Ehren erwarten kann.“ Der Rabbite hat in der Synagoge öffentlich vor ihm gewarnt, als vor einem offenen Verführer. Mit heftigem Eifer hat er das Verderben geschildert, in das alle jene stürzen, die durch diesen gewissenlosen Menschen verleitet vom Glauben ihrer Väter abfallen. „Es gibt nur einen wahren Glauben!“ also hat er ausgerufen, „und nur einen Gott, und das ist nicht der Glaube und Gott dieses Abtrünnigen, sondern der Glaube Moses und der Gott Abrahams, Isaks und Jakobs. Und dieser Gott verflucht den falschen Propheten und seinen ganzen Anhang, so dass der Teufel über ihn Gewalt hat. Tief zu beklagen“, so setzt er bekümmert bei, „sind nur die Seinigen, besonders die unglückliche Mutter, die zur Schmach der Familie und zum Ärger des ganzen Landes einen solchen Sohn geboren hat.“ Und dann läßt der Rabbite doch die Hoffnung durchblicken, dass es vielleicht doch gelingen werde, den Verirrten, der so schwer gegen die Gesetze sündige, zur Vernunft zu bringen, wenn schon nicht mit Liebe, so doch mit Ernst und Macht, auf dass er wiederum zurückkehre zum ehrlichen Handwerk, in dem er einst gottgefällig gelebt hätte.

Und da hat es sich wohl zugetragen, dass Maria, wenn sie aus der Synagoge nach Hause gegangen, von boshaften Nachbarn verhöhnt worden ist und man ihr zu verstehen gegeben hat, sie möge sich aus dem Staube machen, je eher je besser. Sie hat nichts gesagt, hat ihr weinendes Herz still sein geheißen.

Eines Tages ist Jesus am See bei einem Gesinnungsgenossen zu Tische geladen worden. Das Haus ist gefüllt mit Anhängern, die weder Platz noch Schüssel finden können. Jesus ist wohlgemuth und spricht davon, wie er sich wundere, dass die Leute an kleine Wunder glaubten und die großen übersähen, da doch alles, was da lebt und uns täglich umgibt, helles unbegreifliches Wunder ist. Bei den Wundern, die man von ihm verlange, sei nicht das wichtigste, dass Steine zu Brot und Kranke gesund würden, sondern dass sie Vertrauen erweckten. Vertrauen sei die Kraft, die das größte Wunder wirken kann. — Als er noch redet, wird er hinausgerufen; unter den Cedern stehe jemand, der ihn zu sprechen wünsche. Zwei Verwandte von ihm sind da und die fragen ihn kurz und geradehin, was er vorhabe, ob er zurückzukehren gedenke nach Nazareth oder nicht. Wenn nicht, dann sei ihm Haus und Werkstatt verfallen — dass er es wisse.

Jesus antwortet ihnen: „Gehet und saget Eueren Ältesten in Nazareth: Wer des Hauses bedarf, dem gehört es, wer die Werkstatt

die hungernd bei ihm aushalten und von seinem Worte satt werden wollen. Dann heben sie an, Kranke herbeizuschleppen, wovon er einigen Heilung und allen Trost gibt. Aber je mehr sie davon hören, dass er Wunder wirke, je mehr Wunder begehren sie noch, so dass er unwirsch wird und immer wieder daran erinnern muss, dass er nicht der Leiber wegen gekommen sei, sondern der Seelen willen. Auch hat er ihnen angedeutet, dass er nicht der Messias sei, von dem man die Befreiung und Erhebung des Judenreiches erwartet. Aber das haben sie für Ausflüchte gehalten, für klugen Vorbehalt, da das Auftreten des Feldherrn wohl noch nicht an der Zeit sei. Bei jeder neuen Rede haben sie ihn mit neuer Begier umlagert und gehofft, er würde den Feldherrnruf aussprechen. Andere halten sich abseits und sinnen nach über den tieferen Geist seiner Worte und es müsse doch möglich sein, sie aufzufassen und ihnen nachzuleben. Anfangs finden sie es gar leicht und lustig, sorglos und verträglich zu sein. Besonders den Armen kommt es gelegen, aus der Noth eine Tugend zu machen und dass ihre Trägheit und Saumseligkeit ein Verdienst sein soll. Aber schon nach etlichen Tagen merken sie, dass des Meisters Worte doch vielleicht anders verstanden werden müssen. Auch die Samariter horchen über die Grenze herüber nach der seltsamen Lehre vom Himmel auf Erden. Hatte die alte Schrift vom Seligwerden gesagt, so spricht dieser Jesus vom Seligsein.

Unter den Jüngern ist ein Geldwechsler aus Karioth. Doch der ist bisher nur an Sabbathen beim Propheten gewesen; in den Wochentagen hat er an seinem Geschäftstische Münzen gezählt und Zinsen berechnet. Aber das thut sich nicht gut, beim Rechnen muss er an den Meister denken und verrechnet sich; und ist er beim Meister, so muss er ans Geld denken und überhört das Wort. Eines muss er lassen, aber er kann sich nicht entschließen. Bei dieser Bergrede jedoch hat es sich entschieden, er geht nicht mehr zurück zum Wechslertisch, er bleibt bei Jesus. Und ist ihm bei diesem Tausche so wonnig ums Herz, als hätte er an einen guten Mann Geld auf zweihundert Prozent ausgeliehen. Denn er wird Schatzmeister im Messiasreiche sein. — Sein Glaube an den Messias steht felsenfest.

Die einzigen, die sich noch mehr oder weniger zurückhalten, sind die Galiläer. Dieselben haben den Propheten noch als Zimmermann gekannt und so finden sie in ihrer Art, dass er nicht weit her ist. Andererseits sind Galiläer, die nach Jerusalem kommen, oder nach Joppe, stolz, wenn sie dort von ihrem Propheten sprechen hören, und sie spielen sich als seine Bekannten und Freunde aus, um bei der Heimkehr ihm doch wieder mit der alten Nichtachtung zu begegnen. Da sagt er einmal, es treffe wohl auch bei ihm zu, dass der Prophet im Vaterlande nichts gelte. Nach Nazareth ist Jesus um diese Zeit noch oft hinauf-

und da ruft hell eine Stimme: „Glücklich die Mutter, die einen solchen Sohn hat! Selig werden sie die Völker preisen!“

Ernst wendet sich Jesus um: „Selig sind, die dem Worte Gottes folgen!“

Der Mutter ist es bei diesen Worten, als habe ein Schwert ihr Herz durchbohrt. Die Leute schweigen und flüstern zu einander: „Warum ist er so hart gegen seine Mutter?“

Da antwortet ihnen Johannes der Jünger: „Er sieht das einzige Heil in Gott dem Vater. Viel Volk hat er zu ihm bekehrt, und gerade die er am meisten liebt, wollen die Botschaft vom Himmelreich nicht hören. Das schmerzt ihn und macht ihn herb.“

Jesus erhebt nochmals seine Stimme und spricht: „Wer mein Jünger will sein und seine Eltern und Geschwister glauben nicht an mich, der muss Eltern und Geschwister verlassen, um mir zu folgen. Wer Weib und Kind hat, die meine Botschaft verachten, der muss Weib und Kind verlassen und mir folgen, wenn er will mein Jünger sein. Wer Gott nicht mehr liebt als Mutter und Kind, als Bruder und Schwester, ja als sich und sein Leben, der ist Gottes nicht wert.“

Viele sind ob dieser Rede betrübt und murren unter einander: „Er verlangt zu viel.“

Da sagt Johannes: „Wem es ernst ist mit dem Glauben an den himmlischen Vater, der kann nicht anders sprechen. Er fühlt es wohl selbst, wie schwer es ist, alle Bande zu zerreißen. Merkt Ihr es denn nicht, wie er mit sich ringt und sein eigenes Herz muss niederschlagen, dass es nicht über ihn Gewalt erlanget! Er begehrt von seinem Jünger alles, weil er ihm alles gibt. Wir beginnen schon es zu erfahren, dass das, so er zu geben hat, mehr wert ist als alles, was wir dafür hingegeben.“

Seine Verwandten sind fortgegangen. Sie führen heftige Reden gegen Jesus. Das kann die Mutter nicht hören, sie bleibt zurück und steigt allein hinan den steinigen Weg. In ihrem tiefbetrübten Gemüthe betet sie: „Gott Vater im Himmel, Dein Wille geschehe!“ — Und ahnt nicht, dass es das Gebet ihres Sohnes ist, dass sie in demselben Vertrauen wie er, und denselben Trost findet, dass sie eine Jüngerin Jesu geworden.

Anderwärts ist Jesus Ruf so groß geworden, dass sich alles um ihn bewirbt. Die Armen umdrängen ihn, um an seinem Tische zu speisen, wo das Wort Fleisch geworden ist; die Reichen bitten ihn zu ihren Tafeln. Er lehnt von diesen die meisten ab, doch einige nimmt er an.

Gerne ist er bei den Demüthigen. Da lebt in der Gegend ein Mann, der keinen größeren Wunsch hat, als den Propheten zu sehen.

nöthig hat, der soll sie benützen. Und lasset in Frieden ziehen den, der ein Haus bauen will, wo viele Wohnungen sind."

Sie bleiben stehen und sagen: „Wenn Du für uns taub und störrisch bist, so ist noch jemand da." Und nun tritt die Mutter vor. Sie hat ein blaues Tuch über den Kopf geschlagen, abgehärmt ist sie und kann vor Schluchzen kaum sprechen. Sie nimmt ihn bei der Hand: „Mein Sohn! Wohin soll das führen? Kannst Du es denn verantworten? Vom Glauben fallst Du ab und nimmst ihn auch so vielen anderen."

Darauf er: „Ich nehme ihnen den Glauben? Dann gebe ich ihnen das Vertrauen."

„Aber Kind, ich kann's nicht fassen. Das ganze Land bringst Du in Aufruhr. Die Leute verlassen ihre Häuser, ihre Familien, ihre Arbeit und laufen Dir nach. Welchen Zauber hast Du ihnen denn angethan?"

„Sie folgen der Botschaft", sagt er. „Wie der Hirsch nach der Quelle, so schreien sie nach Trost."

„Trost nennst Du das, wenn sie in der Wüste hungern und frieren?" redet einer der Verwandten drein, „Trost nennst Du es, wenn sie verkommen, bis ihnen die Lappen vom Leibe fallen und sie als Verbrecher in die Hände der Söldlinge fallen? Gib acht, es wird noch etwas geschehen, die Herren zu Cäsaria und Jerusalem werden sich das nicht gefallen lassen. Sie werden dem Volksaufwiegler schmachvoll das Handwerk legen — und recht haben sie!"

„Wer ist der Volksaufwiegler?"

„Der Volksaufwiegler bist Du!"

Jesus staunt über das Wort und sagt: „Ich? — Ich, der ihnen sagt: Bescheidet Euch! Liebet einander, thuet Gutes Euren Feinden! Ich ein Volksaufwiegler?"

„Sie sagen, Du wollest der Messias sein, der das Reich erobert."

„Ein Reich, das nicht von dieser Welt ist."

Maria fällt ihm in die Arme: „Mein lieber Sohn, lass' das gehen. Soll es anders werden, so wird's Gott auch machen ohne Deiner. Sieh', wie einsam ist Deine Mutter geworden in Nazareth! Komm' mit mir in unser friedsames Heim und sei wieder mein guter, süßer Jesus. Und die da, siehe, sie haben Dich lieb, es sind ja doch auch Deine Brüder."

Da streckt Jesus seinen Arm aus und weist auf seine Anhängerschaft, die sich am Hause drängt: „Das sind meine Brüder! Die mit mir den himmlischen Vater erkennen, das sind meine Brüder."

Die Verwandten treten zurück und ringen rathlos die Hände. „Er ist von Sinnen! Von einem Dämon ist er besessen!"

Dem Volke, das über die Planke von der Straße hereinschaut, thut das verlassene Weib leid, man möchte gerne vermittelnd eingreifen,

Zacharias. Welcher von beiden ist der, den ich lieben soll wie mich selbst? Es steht doch nur von einem geschrieben. Und wenn Du es bist, oder der Zacharias, weshalb soll ich ihn mehr lieben als den Meister, der weit oben an der Tafel sitzt, also nicht mein Nächster ist?"

„Mensch, das ist eine vorwitzige Rede!" verweist der Jünger Bartholomä.

„So unterrichte mich!" sagt der andere.

Der Jünger hebt an und will erklären, wer der Nächste ist, aber er kommt damit nicht recht weiter, es verwirren sich seine Gedanken. Mittlerweile ist die Frage bis zum Meister vorgedrungen. Wer ist also — recht verstanden — der Nächste?

Jesus antwortet und erzählt eine Geschichte. „Ist einmal ein Mann gewesen und der geht von Jerusalem hinab gegen Jericho. Der Weg ist einsam, es überfallen ihn die Straßenräuber, sie ziehen ihn aus, schlagen ihn und lassen ihn als todt liegen. Nach einer Weile wandert des Weges ein Erzpriester, sieht ihn liegen und da er merkt, dass es ein Fremder ist, eilt er weiter. Wieder nach einer Weile geht ein Hilfspriester heran, sieht ihn liegen, denkt: Ein Schwerverwundeter oder ein Todter, ich will eines Fremden wegen keine Ungelegenheiten haben — und geht vorüber. Endlich kommt einer aus dem verachteten Volke der Samariter. Der sieht den Hilflosen, bleibt stehen und hat Erbarmen mit ihm. Er labt ihn mit Wein, gießt in die Wunden Öl, hebt ihn auf und trägt ihn bis zur nächsten Herberge. Dort gibt er dem Wirte Geld, dass er den Leidenden pflege, bis er hergestellt wäre. — Nun, was meint Ihr? Die Priester haben in ihm einen Fremden gesehen. Der Samariter aber seinen Nächsten."

Jetzt erklären sie es sich: Dein Nächster, das ist ein Mensch, dem Du helfen kannst und der gerade auf Deine Hilfe angewiesen ist.

Nun mischt sich der Jünger Thomas ins Gespräch und bezweifelt, ob man es wohl von einem hohen Fürsten verlangen könne, dass er vom Pferde steige und einen elenden Bettler im Straßengraben aufhebe?

Frägt Jesus: „Thomas, wenn Du einmal als hoher Fürst heranreitest und findest mich elend im Straßengraben liegen — wirst Du mich liegen lassen?"

„Herr!" schreit der Jünger erschrocken auf.

„Siehst Du, Thomas. Und was Du dem Ärmsten thust, das thust Du mir."

Nun frägt einer der übrigen: „Soll man denn nur Armen Gutes thun, nicht auch Reichen und Vornehmen?"

Und Jesus: „Wenn Du der Bettler an der Straße bist und es kommt ein Fürst vorübergeritten, so kannst Du ihm nichts Gutes thun. Wenn aber sein Pferd strauchelt und er stürzt, so fange ihn auf, damit

Wie er nun hört, Jesus komme des Weges, hebt er an zu zittern und denkt, was thue ich? Ich möchte ihm ins Gesicht sehen und wage mich nicht vor ihn. Denn als Zollmann stehe ich überall schlecht angeschrieben und bin auch nicht viel wert. Dann ist er immer von vielen Leuten umgeben, ich aber bin klein gewachsen und sehe nicht über die Köpfe. Als nun Jesus naht, klettert er auf einen dürren Feigenbaum und lugt zwischen den Ästen hinab. Jesus sieht ihn und ruft laut: „Zachäus, steig' vom Baum herab! Ich will heute bei Dir einkehren."

Der Zöllner springt vom Baume, geht hin und sagt gedrückt: „Herr, ich bin nicht wert, dass Du in mein Hause trittst. Nur ein Wort von Dir und mir ist wohl."

Die Leute verwundern sich, dass der Prophet gerade diesen zweifelhaften Menschen bevorzugt. Zachäus ist ganz außer sich darüber, dass der Meister ihn kennt und gerufen hat. Alles, was sein Haus nur aufbringen kann, setzt er dem Gaste vor. Jesus jedoch sagt: „Das sind gute Dinge. Aber ich will das Kostbarste, was Du hast."

„Was ist das, Herr?" frägt Zachäus erschrocken, denn er glaubt, ihm ja das Beste gegeben zu haben, „alles, was ich habe ist Dein."

Da fasst ihn Jesus bei der Hand, blickt ihn liebevoll an und sagt: „Zachäus, gib mir Deine Seele!"

Der Mann ist sein Folger geworden.

Ferner speist er eines Tages am Tische eines Mannes, der sehr gelehrt und ein großer Sittenrichter ist. Nebst vielen anderen Gästen sind auch mehrere der Jünger da und es werden theils gelehrte, theils leidenschaftliche Gespräche geführt über die Schrift. Jesus ist anfangs schweigsam, es mag ihm zu Sinn gekommen sein, um wie weit lieblicher es wäre, daheim am Herde der Mutter die Worte treuer Einfalt zu hören, als hier mit Geistesprotzen über leere Buchstaben zu streiten. Aber er wird bald ins Gespräch gezogen. Jemand hat das Gebot von der Nächstenliebe angeschlagen, und wie es oft geht, die einfachsten Dinge verwirren sich und werden unverständlich, sobald sie in die verschiedenen Meinungen der Weltweisen gerathen. Da sagt nun einer von den Gästen: Es ist merkwürdig. Gerade über die wichtigsten Dinge denkt man nicht nach, weil sie so klar sind. Und auf einmal, wenn man darüber nachdenkt, versteht man sie nicht. So weiß ich eigentlich auch nicht, wen ich lieben soll, wie mich selbst."

„Deinen Nächsten!" belehrt sein Tischnachbar, der Jünger Matthäus.

„Richtig, Freund! Wenn ich nur auch wüsste, wer der ist, mein Nächster. Es laufen einem im Tage allerhand Leute unter die Füße, und wenn mir einer das Bein stellt, so ist zur Zeit der mein Nächster. In diesem Augenblicke habe ich gar zwei Nächste — Dich und den

Der Sittenrichter muss schweigen. In der Jünger Runde hört man das Wort: Jesus der Christ. Weil Christ heißt der Gesalbte. Sie denken dabei an die Salbung der Füße, noch mehr aber an den verheißenen Gesalbten, den Messias, und sie erinnern sich wieder jener gewaltigen Bergrede, die ihre Seelen verwandelt hat.

Etliche jedoch sind da, die es nicht verwinden können, dass der Prophet mit dieser Gefallenen so gütig gewesen ist. „Wie anders", so deuten sie es, „spricht er doch mit diesem jungen Weibe als mit seiner Mutter!" Und wie sie noch sehen, dass sie in seinem Gefolge ist und ihn begleitet überall hin, ihm die Sandalen anlegt, wenn die Pfade steinig sind, ihm den Mantel trägt, wenn es heiß ist, da sind sie äußerlich unmuthig und innerlich zufrieden und hegen untereinander manch schalkhafte Rede. Jesus hat es wahrgenommen und dazu nicht geschwiegen.

„Seid Ihr denn so niedrig und so verderbt!" ruft er ihnen einmal zu, „dass ihr zwischen Mann und Weib nichts als die Sünde sehet? Seid Ihr unfähig auch nur zu denken, dass der Geist das Fleisch besiegen kann? Er kann es, und wieder sage ich, er kann es. Ja, noch mehr, wo das Leben im Geiste stark ist, da gibt es weder Mann noch Weib. Nicht jeder bedarf es."

„Der Mensch ist schwach!" sagen sie.

„So werde er stark. Er stärke seinen Willen, lege allen Wert und alle Kraft auf geistiges Leben und er wird sehen, wie die Sinne zur Ruhe kommen, wie er allmählich frei wird und Größeres vollbringt, als es Erdenkindern erreichbar scheint."

Aber ihr Vorwitz ist noch nicht gedämpft und so frägt einer, weshalb Gott Adam und Eva erschaffen hätte, wenn er nur pure Geister haben wolle?

Darauf antwortet er: „So seid Ihr. Zuerst tadelt Ihr, dass der Menschensohn es mit Eva hielte und nun ärgert Ihr Euch, weil er im Weibe die Schwester sieht. Warum seid Ihr denn so wachsam für das? Weil Ihr nichts anderes denken könnt als Fleisch, weil Ihr nichts anderes liebt als Sünde. Ihr Späher und Sittenschnürfler! Täglich würdet Ihr der unnatürlichen Laster begehen, wenn es Gott nicht zurecht gesetzt hätte in Adam und Eva! Ihr Söhne des Lehm, so suchet die Gattin, aber nicht um Lüste zu pflegen, sondern um sie zu dämpfen. Jeder erfülle in seiner Weise die Absichten Gottes und reinige die Schwelle seiner eigenen Thür!"

Von diesem Tage an sind die Nörgler stumm geworden und keiner wagt es mehr, das geschwisterliche Verhältnis des Propheten zum Weibe aus Magdala auch nur mit einem Worte anzutasten. Aber es kommt die Zeit, da sie sagen, es sei schade, dass dieser ganze, herr-

er sein Haupt nicht an einem Stein zerschlage. Denn er ist in diesem Augenblicke Dein Nächster geworden."

Da flüstern einige zu einander: „Es scheint, dass er verlangt, man müsse alle Menschen lieben. Das ist doch zu schwer."

„Das ist sehr leicht, Bruder", sagt Bartholomä. „Die Millionen Menschen, die Du nie siehst, die Dich nicht belästigen, zu lieben, das kostet nichts. So lieben auch die Heuchler und Worthelden. Doch während sie vorgeben, die ganze Menschheit zu lieben, oder das Volk, sind sie hart gegen den Nächsten."

„Leicht ist es, Ferne zu lieben", sagt nun Jesus, „und leicht ist es, die Gutmüthigen und Nachgiebigen zu lieben. Wie aber, wenn Dein Bruder Dich beleidigt hat und Dir immer wieder Übles thut? Nicht siebenmal sollst Du ihm vergeben, sondern siebenundsiebzigmal. Gehe hin und weise ihn gütig zurecht. Hört er Dich, so hast Du ihn gewonnen. Hört er Dich nicht, so wiederhole Deine Mahnung. Hört er Dich noch nicht, so suche einen freundlichen Vermittler. Hört er auch den nicht, dann lasse die Gemeinde entscheiden. Und erst, wenn Du Deinen Bruder gerettet und in Zufriedenheit siehst, sollst Du wieder fröhlich sein."

Als sie noch so reden, drängt sich ein junges Weib in den Saal, eine von solchen, die ihm überallhin folgen und ungeduldig vor der Thür schmachten, während der Meister im Hause auf Besuch ist. Tief geduckt, fast unbemerkt eilt sie herbei, hockt sich nieder vor Jesus und beginnt aus einem Gefäß ihm die Füße zu salben. Er lässt es ruhig geschehen; der Gastherr aber, der ihn geladen, denkt bei sich: Nein, Prophet ist das keiner, sonst müsste er wissen, wer es ist, der ihm jetzt die Füße salbt. Ist es nicht die Sünderin von Magdala? — Jesus erräth seine Gedanken und spricht: „Freund, ich will Dir etwas sagen. Ein Mann ist, der hat zwei Schuldner. Der eine ist ihm schuldig fünfzig und der andere fünfhundert Groschen. Da sie aber nicht zahlen können, so lässt er beiden die Schuld nach. Sage nun, welcher wird ihm am dankbarsten sein?"

„Natürlich, dem er am meisten nachgelassen hat", antwortet der Gastgeber.

Und Jesus: „Du hast recht. Auch diesem Weibe ist viel nachgelassen worden. — Siehe, Du hast mich geladen in Dein Haus, Deine Diener haben diesen Saal mit Rosenduft erfüllt, da doch die reine Luft zu den Fenstern hereinweht. Sie haben mit Glocken- und Saitenspiel mein Ohr gereizt, da doch der helle Vogelsang hereinklingt. Sie haben mir den Wein in kostbarem Krystall gereicht, da ich doch gewohnt bin, aus irdenen Schalen zu trinken. Dass mich aber von der langen Wanderung über die Steppe her die wunden Füße schmerzen könnten, daran hat niemand gedacht als dieses Weib. Sie hat viel Liebe, darum wird ihr viel verziehen."

ein! Und wehe dem, der eines dieser Kleinen verführt, dem wäre besser, man hätte ihm einen Mühlstein an den Hals gebunden und ihn ins Meer versenkt! Wer aber ein Kind aufnimmt um meinetwillen, der nimmt mich auf."

Nun glauben es die Jünger zu errathen, über wen im Himmel die größte Freude ist, und sie streiten nicht mehr über ihre Verdienste.

Das Land Galiläa ist reich an Armen und arm an Reichen gewesen. Man hätte also meinen sollen, Jesus, der Armenfreund, wäre hier der rechte Mann. Und doch hat seine Lehre nicht Boden fassen können gerade in diesem Lande. Unter den vielen Armen sind die wenigen Reichen um so mächtiger, und diese haben ihren ganzen Einfluss auf das Volk aufgeboten, den Propheten von seiner Höhe zu stürzen und seine Thätigkeit zu untergraben. Die besten Werkzeuge der Hochgestellten sind die Rabbiten gewesen, und von diesen ist der Trugschluss verbreitet worden, dass ein Volk, welches dieses Mannes Grundsätzen nachlebe, in kurzer Zeit zugrunde gehen müsse. Denn die Armen, die freiwillig auf ihr Letztes verzichten, müssten noch ärmer, und die Reichen, die den Vortheil ausnützen, noch reicher werden. Dabei ist nämlich vorausgesetzt, dass nicht die Reichen, nur die Armen des Propheten Lehre annehmen, während wir wissen, dass sich Jesus besonders an die Reichen wendet, sie zur Umkehr ruft, und zwar auch zum Vortheile der Armen. Sie aber sagen: Die Reichen kehren nicht um, sondern verzehren den sanftmüthigen Jesujünger, wie der Wolf das Schaf. Das leuchtet vielen ein und sie werden muthlos: Der Prophet meint es zwar gut, aber es kommt doch nichts dabei heraus.

Dazu wird bekannt, dass Jesus sich habe salben lassen. Sich salben lassen, das heißt der Gottgesandte, der Messias sein wollen! Und das geht wider die bestehende Ordnung, wider den König. — So deuten es die Prediger in den Synagogen, in den Häusern und auf den Straßen, verschweigen aber, dass die Salbung nur von einer niedrigen Person geschehen sei, um ihm die wunden Füße zu heilen. In Wahrheit ist es diesen Warnern nicht um das Volk und nicht um den König zu thun, sondern um ihren Buchstaben.

Als das Weib, das ihm die Füße gesalbt, merkt, dass er um sie Verdächtigung leidet, geht sie schweigend ihre gesonderten Wege. Kein Mensch hängt so heiß an ihm wie sie und keiner geht so still davon. Sie geht nicht mehr hinab nach Magdala zu dem alten Manne, den sie aus Mitleid geheiratet und aus Liebe — vergessen hat, sie geht zu Verwandten nach Bethanien. Seit der Prophet sie aufgehoben und

liche Mann keine Familie hätte. Allenthalben, wo er sich zeige, liefen ihm die Kleinen zu und ein größerer Kinderfreund sei in Galiläa nicht zu finden. Und es erscheint manchmal vor seiner Seele ein trautsames Bild: Die Werkstätte zu Nazareth und an Feierabenden sitzt er behaglich im Kreise von Mutter, Weib und Kind. Leicht wird er dieser Erscheinung Herr. — Das können Unzählige. Ich muss das thun, was kein anderer kann.

Eines Tages, als der Meister gegen Kapernaum hinabgeht, merkt er, dass die Jünger, die vor seiner hinschreiten, in einem leisen aber lebhaften Wortwechsel begriffen sind. Sie streiten untereinander, welcher von ihnen wohl der Gottwohlgefälligste sei. Jeder bringt seine Verdienste um den Meister vor, seine Opfer, seine Entbehrungen und Leiden und seine Befolgung der Lehre. Da tritt ihnen Jesus rasch näher und sagt: „Was führt Ihr da für ein thörichtes Gespräch? Indem Ihr Euch der Tugenden rühmt, beweist Ihr, dass Euch die größte mangelt. — Seid Ihr die Gerechten?"

Darauf antwortet einer von ihnen zaghaft: „Nein, Herr, die Gerechten sind wir nicht. Doch hast Du selber gesagt, dass im Himmel mehr Freude sei über Büßer als über Gerechte."

„Über Büßer ist Freude, wenn sie demüthig sind. Aber wisset Ihr, über wen noch mehr Freude ist im Himmel?"

Mittlerweile hat sich Volk herangedrängt. Frauen führen kleine Kinder an der Hand, tragen noch kleinere auf dem Arm, um ihnen den Wundermann zu zeigen. Andere der Knaben drängen sich zwischen den Beinen der Leute durch nach vorne, um ihn zu sehen und sein Kleid zu küssen. Man will sie zurückscheuchen, dass sie den Meister nicht belästigten. Er steht unter dem Feigenbaum und ruft laut: „So lasset doch die Kleinen zu mir kommen!" Und die Kinder, die rundgesichtigen, krausköpfigen, helläugigen, springen heran, dass die Kleidlein fliegen, und umringen ihn, die einen frohgemuth, die anderen scheu und beklommen. Er setzt sich auf den Rasen, er zieht die Kleinen an seine Seite, hebt die Kleinsten auf seinen Schoß. Sie schauen zuerst mit weit aufgerissenen Äuglein in sein freundliches Gesicht; er scherzt mit ihnen, da lächeln sie zart oder lachen hell. Und sie spielen mit seinen Lockenringeln und sie schlingen ihre Ärmchen um seinen Nacken. So vertraulich und vergnügt sind sie und so bewegsam umgaukeln die kleinen Geschöpfe den Propheten, dass die Menge in schweigender Freude dasteht. Aber auch Jesus ist von seliger Freude erfüllt, so dass er laut ausruft: „Diesen ist das Himmelreich!" — Wie Maienhauch weht das Wort hin über die Menge. Aber manchem wird bange, als der Meister beisetzt: „Sehet, wie sie sind: arglos, fromm und fröhlich. Ich sage es Euch: Wer nicht wird wie ein Kind, der geht nicht ins Himmelreich

„Und ich bringe dem himmlischen Vater meine Freude.“

Alles hat sich in weitem Kreise um Jesus gelagert. Man will ruhen, aber man kann nicht schlafen. Die Nacht ist zu feierlich.

Und nun beginnt einer leise zu reden: „Hier ist’s wie im Reiche Gottes.“

Da hebt ein anderer sein Haupt, das auf dem unterstellten Arm gelegen ist und sagt: „Weißt Du denn, wie es im Reiche Gottes ist?“

Jetzt schweigt jener, aber nach einem Weilchen antwortet er: „Zwar weiß ich das nicht, denke aber gerne darüber nach. Er spricht so oft vom Himmelreich. Ich möchte wohl doch Näheres davon wissen.“

„Ja, wo es ist und wie es aussieht.“

„Fragen wir ihn.“

„Frage Du ihn.“

„Ich wage es nicht.“

„Ich weiß einen Rath. Fragen wir den Johannes. Der kennt ihn am besten, der wird es schon wissen.“

Johannes ruht auf dem Sand und legt sein Haupt auf einen Stein. Die weichen Locken sind sein Kissen. Aber auch er schläft nicht. Sie schleichen hin und fragen ihn dreist, wo das Himmelreich sei, von dem der Meister so oft spricht. Ob unter der Erde, oder über der Sonne? Oder wann es anhebe, bald oder in tausend Jahren?

Sagt Johannes: „Wie lange seid Ihr schon mit ihm?“

„Der Wochen sieben.“

„Und Ihr wisset noch nicht, wo das Himmelreich ist? Dann versteht Ihr seine Sprache nicht.“

„Er spricht doch die Sprache unserer Väter.“

„Er spricht die Sprache des Reiches Gottes. Erinnert Euch doch: Das Himmelreich ist, wo Gott ist. Gott ist, wo die Liebe ist. Wo die vertrauende, opferfrohe, freudvolle Liebe ist.“

„Und wo ist diese?“

„Was denket Ihr?“

„Die Liebe, denke ich, muſs wohl im Herzen sein.“

Und darauf Johannes: „So wisset Ihr auch wo das Himmelreich ist.“

Die zwei schauen einander an, scheinen es immer noch nicht genau zu wissen. Da geht Johannes zu Jesus, der auf dem Felsen sitzt und lange hinausgeblickt hat in die weite Nacht, als wäre sie voller Gesichte. Sein Antlitz ist so hell, als hätte sich in ihm der Sterne Schein vereinigt.

„Meister“, sagt Johannes. „Wir finden keinen Schlaf. Erzähle uns vom Himmelreich.“

Jesus wendet sich und auf seine nächsten Jünger weisend spricht er: „Euch ist es gegeben, das Geheimnis vom Himmelreich zu wissen.

vor allem Volke gerechtfertigt hat, verschließt man ihr dort das Haus nicht mehr, sondern hat sie freundlich aufgenommen.

Jesus nimmt immer mehr wahr, wie unter ihm der heimatliche Boden wankt, wie die Leute anheben, sich von ihm zurückzuziehen, wie sie ihm die Herbergen versagen und Fallen legen. So zieht er nun mit denen, die ihm treu geblieben, hinaus in die Steinberge von Judäa. Unterwegs gewinnt er neuen Anhang und in der Wüste kommen Leute aus allerhand Völkerschaften herbei, mit Bündel und Stab, um den seltsamen Prediger zu hören. Die einen sind übersättigt von der dürren Phariten-Weisheit, die anderen sind enttäuscht von der schlechten Verwaltung des Landes, von den hohlen Versprechungen der Römer, von dem wirtschaftlichen Niedergange der Arbeit, von der Erlahmung der Geister, von der Verrohung der Menschen. Etliche sind vor den Räuberbanden eines Jusuf geflohen, die in der Wüste ihr Unwesen treiben. — Nun sind sie da und hungern nach lebendigem Worte, um ihre verschmachtenden Seelen zu nähren. Johannes ruft ihnen entgegen: „Seine Lehre ist Nahrung. Das Wort wird Fleisch. Wer sein Fleisch isst und sein Blut trinkt, der wird nicht sterben!"

Sie wundern sich darüber. Wie soll man das nur verstehen, wer sein Fleisch isst und sein Blut trinkt?

Hierauf Johannes: „Das irdische Fleisch ist es nicht. Der Geist ist es, der nährt. Seine Worte sind Geist und der Geist ist Leben. Unseren Vätern ist Manna vom Himmel gefallen und sie sind dennoch gestorben. In seinem Worte fällt uns ein Brot vom Himmel, das unsterblich macht."

Sie erinnern sich auch an einen anderen Ausspruch: Sein Fleisch ist wahrhaft eine Speise! Und erklären sich es so, dass der Menschenleib bestimmt sei, vom Geiste aufgezehrt zu werden, wie Docht und Talg von der Flamme. — Also will der Mensch, um göttlich zu werden, das Göttliche menschlich nehmen.

Nun bleiben sie Tag und Nacht bei ihm, ihrer Tausende, und werden satt. Und viele bitten ihn, dass er Wasser über ihr Haupt gieße, zum Zeichen, dass sie seine Anhänger geworden sind und rein sein wollen.

Da ist es in einer Sternennacht der Wüste. In einer jener Sternennächte, da die Gestirne in funkelnder Klarheit niederleuchten und aus den Steinen ein bläuliches Schimmern und Qualmen hervorlocken — so dass es ist, wie ein Auferstehen verklärter Seelen. Einer der Jünger betrachtet diesen in unendlicher Stille so gewaltig lodernden Sternenhimmel und sagt: „Brüder, mich schauert vor dieser Unermesslichkeit!"

Der andere Jünger: „Und ich freue mich über diese Unermesslichkeit."

„Ich flüchte vor meiner Bangigkeit zum himmlischen Vater."

Knecht auf vieles Bitten alle Schuld nachläſst. Nun hat auch der Knecht einen Schuldner, der ihn um Geduld bittet, aber mit dem hat er keine Barmherzigkeit und läſst ihn ins Gefängnis werfen. So ruft ihn der König vor seinen Richterstuhl und spricht: Ich habe mich über Dich erbarmt und Du hast Dich über Deinen Mitknecht nicht erbarmt. So werfe ich Dich jetzt auf die Folterbank, bis Du mir von Deiner Schuld den letzten Heller bezahlt hast. Wer nicht nachläſst, dem wird nicht nachgelassen werden."

Jesus schweigt und durch die Menge geht ein banges Zittern. Johannes kommt zu dem Manne, der ihn vorher gefragt hat und sagt: „Weißt Du es nun, was er mit dem Reiche Gottes meint?"

„Ich ahne es."

„Das ist einstweilen genug. Es ist wie die Gnade, wie die Seligkeit und auch wie das Gericht. Denke, er hat, um das Himmelreich zu zeigen, die Nacht gewählt. Denn es ist nicht eine Ausschau, es ist eine Einkehr. Mensch, wenn Du das Himmelreich hast, so hast Du's in Deiner Seele. Ist es da nicht, so suchest Du es anderswo vergeblich."

„Aber", wagt jetzt jemand zögernd zu sagen, „es muſs doch auch noch anderswo sein. Der Meister sagt ja selbst: Vater im Himmel! Und wenn wir gestorben sind, wollen wir erst recht in den Himmel kommen. Es muſs also auch außerhalb von uns sein."

Dem antwortet Johannes: „Das Himmelreich ist überall, wo Du bist, wohin Du kommst mit Deinem Vertrauen und mit Deiner Liebe. Denke nur nicht, daſs Du solche Geheimnisse mit Deinem Verstand fassen müssest."

Da hat jener nicht mehr gefragt.

Nun kommt ein Greis gewankt und der wagt sich an Jesus mit der Frage, was er thun solle? Er sei ein weltlicher Mensch, aber man habe gesagt, für ihn sei es zur Umkehr schon zu spät. „Wie komme nun ich zum Himmelreich?"

Hierauf hat Jesus das folgende gesagt: „Ein Mann nimmt Arbeiter auf für seinen Weinberg. Den einen nimmt er am Morgen auf, den andern um Mittag und den letzten gegen Abend, als das Tagewerk schon beinahe zu Ende geht. Und als es zur Auszahlung kommt, gibt er jedem gleich viel Lohn. Da beklagen sich die am Morgen und Mittag Aufgenommenen, sie hätten doch viel länger gearbeitet in des Tages Last und Sonnenhitze und sollten nicht mehr Lohn haben, als der erst am Abend eingetreten ist und kaum eine Stunde gearbeitet hat? Darauf spricht der Herr des Weinberges: Ich habe mit Euch doch vorher den Lohn besprochen und er ist Euch recht gewesen. Was geht es Euch an, wenn ich dem andern etwas schenke!" — — Wer spät zu mir kommt, so haben sie es verstanden, der kommt gerade so zu mir, als der schon am Morgen da ist. Hauptsache ist, daſs er zu mir kommt.

Den anderen dort kann es nur durch Gleichnisse erklärt werden. Denn das Reich Gottes kann nicht aufgebaut werden aus Holz oder Stein wie ein Tempel, es kann nicht erobert werden wie ein Königreich, es kann nicht mit leiblichem Auge geschaut werden wie ein blühender Garten und man kann nicht sagen, da ist es oder dort ist es. Das Reich Gottes muss erstürmt werden mit der Gewalt des Willens, und wer stark und beständig ist, der reißt es an sich. Sein Auge und seine Hand muss ununterbrochen gerichtet sein auf diesen Pflug, der das Erdreich furchet für die große Ernte. Wer seine Hand an den Pflug legt und schaut auf anderes, der ist fürs Reich Gottes nicht geeignet. Aber dem, der es ernstlich sucht, kommt es über Nacht. Der Same, gestern auf den Acker geworfen, ist aufgegangen — der Mensch weiß nicht wie. Der Same ist das Wort von Gott, das ausgestreut wird hin nach allen Seiten. Ein Theil fällt auf den Weg, ihn fressen die Vögel. Ein Theil fällt in die Dornen, er wird erstickt. Ein Theil fällt auf seichte Erde, er geht auf, aber verdorrt in der heißen Sonne. Nur der kleinste Theil fällt auf gutes Erdreich und trägt große Frucht. So ist es mit der Gottesbotschaft. Die bösen Neigungen verzehren sie, die irdischen Sorgen ersticken sie, die glühenden Sinne verdorren sie, aber das nach Gott verlangende Menschenherz nimmt sie auf und in ihm wird das Wort zum Himmelreich.

In der ruhenden Menge haben sich immer mehr Köpfe aufgerichtet. Er spricht! Da regt es sich und alles lauscht.

Jesus erhebt seine Stimme und fährt fort also zu reden: „Etliche von denen, die mich jetzt hören, haben das Himmelreich in sich. Aber seid wachsam! In der Nacht kommt der Feind und säet Unkraut. Es wuchert auf, doch am Tage der Ernte muss es der Herr sondern von der Frucht und muss es verbrennen. Also wird bei dem Gerichte das Böse verworfen. Versteht Ihr das? — Vielleicht erfasst Ihr es, wenn ich sage, das Wort, es ist wie mit dem Senfkorn. Das ist unter allen Samenkörnern das kleinste und wird doch der größte Baum daraus. Vielleicht ganz unversehens fällt Dir ein Wort ins Herz, Du achtest seiner kaum, gehst darüber hinweg, aber es keimt heimlich, auf einmal ist die Erleuchtung da, die Gnade, Du bist ein Gotteskind und hast das Himmelreich. Und dann ist es wie ein Sauerteig, der Dein ganzes Wesen erregt und ändert. Und wie ein auf dem Acker verborgener Schatz ist das Himmelreich, der Mensch findet ihn, verkauft mit Freuden alles, was er hat und kauft den Acker. Und wie eine Perle ist es, für die ein Kaufmann alle Reichthümer hingibt. Aber es ist auch wie ein Lampenlicht, an das man immer Öl gießen muss, wenn es nicht verlöschen soll. Verlischt es, so hast Du kein Licht, wenn plötzlich der Überfall kommt. — Denn der Herr des Himmelreiches ist wie ein König, der dem

sehen, verläßt sie der Muth und sie getrauen sich nicht zu ihm. Sie sind voller Zagen. Da breitet er die Hände aus und ruft: „Kommt doch heran! Kommet alle zu mir, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch laben. Ich bin nicht gekommen, zu richten und zu strafen. Ich bin gekommen zu suchen, was verloren, zu heilen, was krank, und lebendig zu machen, was todt war. Ich bin gekommen zu den Traurigen, dass sie getröstet, zu den Gefallenen, dass sie erhoben werden. Ich gebe mich selbst für viele zur Erlösung. Von dieser Welt ist meine Macht nicht, ich bin Herr im Reiche Gottes, wo alle selig sind in vertrauender, freudiger Liebe. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Kommet zu mir, Ihr Irrenden und Vergehenden!"

Die Jünger blicken einander erstaunt an. In solcher Erhabenheit hat er noch nie gesprochen. Das Volk hat sich schluchzend um ihn gedrängt, seine Worte sind vielen Öl auf die Wunden. Die wenigsten denken daran, wie es denn möglich sei, dass ein Mensch so spricht, so stolz, so liebreich und so göttlich. Gepackt von Begeisterung und Vertrauen geben sie sich ihm hin, in seiner Nähe werden Hungernde satt, Blinde sehend, Zweifelnde glaubend, Lahme gehend, Verzagte gestärkt, todte Seelen lebendig.

Und immer wieder kommen die Jünger, die mit ihm schon trauter stehen, um zu fragen, wenn ihnen etwas dunkel ist. So weiß Thomas nicht, was der Meister unter dem Worte Wahrheit versteht. Er sei die Wahrheit. Man müsse Gott anbeten in der Wahrheit, und wer aus der Wahrheit sei, der verstehe Gottes Wort.

Und hören sie also sprechen: „Thomas, bequem auf dem Wege liegt die Wahrheit nicht, sonst hätten sie alle gefunden. Suche sie nur."

Aber Johannes, der jüngste unter ihnen, weiß Bescheid. „Die Kinder der Welt nennen es Wahrheit, wenn sie mit dem Hammer einen Stein zerschlagen, und finden, dass er aus Kalk ist. Sie nennen es Wahrheit zu wissen, wie die Fische im Meer und die Würmer in der Erde sich unterscheiden und wie sie die Räume des Himmels mit Ziffern messen können. Sie nennen es Wahrheit, wenn festgestellt ist, dass ein Samenkorn keimt und des Menschen Leib nach dem Tode in Staub zerfällt. Wahrlich, das sieht jeder mit eigenen Augen. Aber ist denn das irdische Auge die Wahrheit? Sie wissen, dass das Samenkorn wächst, doch nicht, warum es wächst. Die Wesen sind nicht Wahrheit, aber wer in ihnen heißverlangend die Wahrheit sucht, der kommt zu Gott. Wer aber die Wahrheit sucht und von Gott nichts wissen will, der ist wie jener Mann, der die Laterne in der Hand mit verbundenen Augen die Nacht durchschreitet."

„Johannes, wir wissen nicht, was Du sagen willst!" rufen sie ihm zu.

Da hebt der Greis vor Freude an zu weinen darüber, dass er aufgenommen ist, so spät am Tage er auch in den Weinberg Jesus gekommen.

Weil der Meister jedem so willig zur Rede steht, so kommen in dieser Zeit noch andere zu ihm, bittend, dass er ihnen Unfassbares deuten möchte. Da hätte er einmal eine Geschichte erzählt vom König, der, nachdem die bestellten Gäste abgesagt haben, die Leute der Straße laden lässt zu seinem Hochzeitsmahl. Diese erscheinen, aber einer hat kein Hochzeitsgewand an. Den lässt der König in die Finsternis werfen. Der Meister hätte damit wohl ein Gleichnis sagen wollen, aber sie könnten es nicht verstehen. Der König muss doch im voraus wissen, dass Leute von der Straße kein Hochzeitsgewand am Leibe tragen.

Jesus schweigt, Jakobus redet: „Und die Geladenen müssen wissen, dass man zu einer Königshochzeit nicht in zerrissenen und beschmutzten Kleidern kommt. Die Geladenen haben sich zu richten und wer unrein und ohne Demuth kommt, der wird wieder hinausgewiesen ins Dunkle. Unvorbereitet trete keiner ins Reich Gottes.“

Aber auch noch ein anderes seiner Himmelreichgleichnisse beunruhigt sie. Das vom ungerechten Haushalter, den sein Herr lobt, weil er so klug für sich selbst gesorgt hat mit dem ihm anvertrauten Gelde. Dieser Verwalter weiß nämlich, dass er entlassen werden soll und lässt geschwind den Schuldnern seines Herrn einen Theil der Schuld nach, damit er dann bei ihnen gute Aufnahme finde. Und dazu die Lehre: Mache es auch so! — „Ja, kann man sich denn mit fremden Gütern das Himmelreich kaufen?“

„Das kann man“, sagt Jakobus. „Besonders, wenn einer die Güter, die er anderen unrechtmäßig abgenommen, wieder zurückgibt, so wie dieser Verwalter.“

Jetzt spricht ein Maulthiertreiber drein: „Ich denke mir bei dieser Geschichte gerade so: Keiner von uns hat auf dieser Erde ein Eigenthum. Wir alle sind nur Verwalter der Güter, und wenn wir davon den Dürftigen hingeben, so sind wir zwar ungerechte Verwalter, weil wir etwas geben, das nicht uns gehört, und doch thun wir recht.“

Über diese Auslegung haben etliche die Köpfe geschüttelt, besonders Reiche und Schriftweise wollen sie nicht begreifen. Jesus aber sagt im Gebete: „Ich preise Dich, Vater, dass Du vieles, was dem Weltweisen verborgen ist, dem Einfältigen enthüllest. Selig, die nicht an meiner Lehre Anstoß nehmen!“

Der Armen, Verachteten und Unglücklichen versammeln sich immer mehr um ihn. Oft ist das wunderliche Wüstenlager gefüllt mit Kranken, Mühseligen und Verzagten. Viele sind mit schweren Bekümmernissen, aber von Hoffnung getragen, aus weiter Ferne gekommen; und nun, da sie ihn schlank und ernst dort stehen und in tiefen Worten lehren

# Appelschnut.

Geschichten vom herzigen Dirndel von **Otto Ernst.**[1]

Eigentlich heißt sie Roswitha; aber ich sage immer „Appelschnut". Man darf diesen Namen nicht ins Hochdeutsche übersetzen; „Apfelschnauze" klingt roh, klingt gräfslich; „Schnauze" hat geradezu etwas Berlinerisches. „Schnauzerl", „Schnäuzchen" käme der Sache schon näher, deckt sie aber nur zum Theil. „Schnut" umfaſst nämlich nicht nur Mund und Nase, sondern so ein ganz kleines Gesichtchen, das man noch ganz und gar in e i n e Hand nehmen kann.

Und da nun Roswitha nicht nur zwei rote Wangen hat, sondern alles in allem genommen ausschaut wie ein rundes, blankes, roth und goldenes, mit wahrer Tollkühnheit zum Einbeißen herausforderndes Früchtlein, das soeben vom Baume des Lebens gepurzelt ist, so hab' ich in einer begnadeten Stunde für das ganze Stück Sein und seine Erscheinungsform den Namen „Appelschnut" gefunden. „Appelschnut" ist unübersetzbar.

Die junge Dame hat es gut; das darf man wohl sagen. Schon im Frühroth umstehen ihre Geschwister, bevor sie sich zum Schulgang rüsten, mit nackten Beinchen ihr Bett und bewundern die Anmuth ihres Schlummers, die Dicke ihrer Ärmchen, die Blondheit ihres Haares und ihre Kunst, auch im Schlaf noch mit Ausdauer auf dem Daumen zu lutschen. Wenn sie endlich die Augen aufschlägt, begegnet sie gewiſs irgend einem Blick, der sie mit Liebe oder Bewunderung anschaut; ein Geschick, das selbst den höchsten Staatsministern und Würdenträgern in dieser Häufigkeit nicht zutheil wird.

„Was ist los?"

„Appelschnut hat was geträumt!"

„Appelschnut hat geträumt? Holla, Appelschnut hat geträumt! Also los, Appelschnut! Erzähl' mal! Was war's denn?"

Appelschnut: „Also, ich wollte nach Hamburg und da wollte ich Bonbons kaufen. Und da vergangte ich mich, und schließlich kamte ich wieder nach Hause."

Hurrah, Appelschnut kam „schließlich" wieder nach Hause. „Schließlich!" Was so ein miserables Formwort für eine Wirkung ausüben kann! Einen ganzen vergnügten Morgen kann es machen. Besonders, wenn man bedenkt, daſs „Hamburg" eine benachbarte Straße ist, in der ein Bonbonkrämer wohnt.

[1] Aus dem Capitel: „Ein Tag aus dem Leben Appelschnuts", welches sich befindet in dem neuen, geradezu wundersam köstlichen Buche „Vom geruhigen Leben. Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder." Von Otto Ernst. Leipzig. L. Staackmann, 1903.

„Wisset Ihr es, was Ihr hören wollt?“ darauf Johannes, „sagt er denn: Ihr sollet die Wahrheit wissen? Nein, er sagt, Ihr sollet die Wahrheit sein.“

Da meinen sie, die Wahrheit sein, das heiße ohne Hehl und Falsch sein, wahrhaftig in der Gesinnung sein, und damit geben sie sich zufrieden. — So suchen sie einander zu fördern in dem Begreifen des Himmelreiches und mancher jubelt Tag und Stunde, weil er das — was die Weisen aller Zeiten gesucht — gefunden zu haben glaubt.

Simon ist immer hoch erfreut, so oft neue Wanderer herbeikommen und wenn abziehende das Gelöbnis thun, des Meisters Lehren zu befolgen. Hingegen derb aufgebracht ist er, wenn sie sich abweisend verhalten, weil es ja nicht möglich sei, seine Forderungen zu vollbringen. Auf derlei müßige Erregungen des Petrus, die auch weiter greifen und Unmuth verbreiten können, erzählt Jesus wieder einmal eine Geschichte: „Ein Mann hat zwei Söhne, wovon er jeden einladet auf seinen Acker zu gehen, um zu arbeiten. Der eine sagt: Ja, Vater, ich will sogleich hingehen. Nachher überlegt er, dass die Arbeit schwer sei und geht nicht hin. Der andere Sohn sagt dem Mann ins Gesicht, er wolle nicht auf den Acker gehen, die Plage sei zu groß. Wie er allein ist, denkt er: Ich will doch trachten, den Willen des Vaters zu thun, geht auf den Acker und arbeitet. Was dünkt Euch, welcher von beiden hat recht gethan?“

Ein Schriftforscher antwortet: „Der ihm zugesagt, hinzugehen. Denn es steht geschrieben: Wer sich bereit erklärt, das Gesetz zu befolgen.“

Jesus ist über diesen Beweis verblüfft. Mit Wehmuth sagt er: „Es ist erstaunlich, wie falsch sie die Schrift auslegen. Wahrlich, eher werden öffentliche Sünder in das Himmelreich finden als diese Schriftlehrer!“

Von dieser Stunde an hat Simon sich nicht mehr gefreut an leeren Zusagen und sich nicht mehr geärgert über die Ablehnung derer, die später vielleicht in Demuth kommen, um die schwere Arbeit aufzunehmen. Geduldig, wie er einst am See mit dem Netze gewartet, wartet er auch jetzt, ob sie kommen wollen. Und so deutet er sich ein dunkles Wort des Meisters: Alle sind gerufen, viele kommen, wenige bleiben.

(Fortsetzung folgt.)

„Ja, das weiß ich nicht. Was willst Du denn, wenn ich nicht mehr arbeite?"

„Denn will ich mal 'n ganzen Tag mit Dir spiel'n!"

Der freudige Glanz aus ihren Augen überlief mir so schmeichlerisch das Herz, dass ich ihr versprach, ich wolle bald einmal einen ganzen Tag mit ihr spielen. Selbstverständlich wurde ich am anderen Morgen um 5 Uhr durch eine Bearbeitung meines Bartes und meiner Nase aus dem Schlaf geweckt. Appelschnut stand an meinem Bett und fragte:

„Wills Du heute mit mir spiel'n?"

„Nein, heute noch nicht."

„Wann denn?"

„Bald."

„Morgen?"

„'mal seh'n. Vielleicht."

„O Mamma, Pappa will fürleich morgen mit mir spiel'n!!"

Auf diese Weise wurde auch „Mamma" geweckt.

Appelschnut bewährt sich außerordentlich als Erzieher zum Worthalten. Freilich hätt' ich unter allen Umständen mein Versprechen erfüllt. Denn ich bin gewöhnlich ein Freund vom Worthalten, bin es aber besonders Kindern gegenüber, und das kommt daher, dass mir einmal eine liebe schöne Dame eine kleine Geschichte erzählt hat. Als die liebe schöne Dame noch ein kleines dünnes Mädel war, kam eines Tages in ihr sehr bescheidenes Elternhaus ein ganz berühmter und reicher Onkel. Ach, war das ein Mann und war das ein Fest! So freundlich war er zu allen und so spassig und war doch ein so berühmter Mann, und das kleine Mädel nahm er auf den Schoß und sagte zu ihm: „Wenn ich wiederkomme, mein Kind, dann kriegst Du eine Puppe, wie Du sie noch nicht gesehen hast!" Und dann verschwand der Onkel wie ein Komet und ließ einen sieben Wochen langen Schweif von Glanz und Erinnerungen hinter sich zurück. Es dauerte aber viel länger als sieben Wochen, bis der Komet wiederkam, und da kann sich jedermann denken, wie die Puppe in der Zwischenzeit wuchs und sich veränderte! Immer größer wurde sie und die Arme und Beine wurden beweglich, und die Augen konnte sie schließen, ordentlich als wenn sie schliefe, und eines Tages fieng sie mit einemmale laut an zu schreien, und wenn man genau hinhorchte, dann sagte sie „Mama! Mama!" Und nach einem Jahre konnte sie gehen und sprechen und essen und mochte keine Milchsuppe und unterschied sich in gar nichts mehr von einem gewöhnlichen Menschen; es war ja doch eine Puppe, wie man sie noch nie gesehen hatte! Und Kleider hatte sie — na! Ordentlich zum Aus- und Anziehen! Hemdchen und Höschen mit Spitzen! Einen seidenen Unterrock, der richtig „Frou Frou" machte! Und das

Appelschnut braucht nur das Mäulchen aufzuthun und das ausverkaufte Haus ist entzückt. Jedes falsch conjugierte Verb ist ein Erfolg, wie ihn mancher Schriftsteller mit gleichen Mitteln ewig vergeblich erstrebt. Das Unzulängliche, hier wird's Ereignis.

Eines Tages saß Roswitha auf dem Schoß ihrer Mutter und blinzelte unter ihren Liebkosungen wie ein Kätzchen in der Sonne.

„Du bist meine Zuckerdirn", sagte die Mutter.

„Jaa", versetzte Appelschnut mit Überzeugung, und mit treuherzigem Aufblick zur Mutter fügte sie hinzu: „Du schicks mich auch garnich in Paket, nich?"

Meine Frau verstand sie anfangs nicht. Erst allmählich gieng ihr ein Licht auf. Mehrere Tage vorher hatte ich aus der Ferne geschrieben: „Schick' mir doch die Appelschnut im Paket!" Meine Frau hatte den Kindern aus dem Briefe vorgelesen, und Roswitha hatte sich tagelang mit der Angst getragen, sie würde als Paket auf die Post gebracht werden.

Eines Tages kam sie an meinen Schreibtisch und sprach:

„Pappa, weiß Du was? Wir spielen Mutter un Kind zusammen. Du bis das Kind un ich bin die Mutter. Un denn muss Du immer tüchtig ungezogen sein und denn bekomms Du Schläge, aber nur aus Spaß, mein ich! O ja — nich?"

„Ich kann aber jetzt nicht mit Dir spielen."

„Worum nich?"

„Weil ich arbeiten muss."

„Worum muss Du arbeiten?"

Da ich nicht hoffen durfte, ihr den Schöpferdrang eines Dichterherzens klarzumachen, so ergriff ich die Gelegenheit zu einer ökonomischen Aufklärung und sagte:

„Weil ich Geld verdienen muss."

„Worum muss Du denn Geld verdienen?"

„Weil ich für Euch was zu essen kaufen muss."

„Mamma h a t was zu essen!" ruft sie mit der Kraft eines befreienden Gedankens. „In'n Küchenschrank! 'n ganze Masse!"

Das ist eines jener Argumente, die unwiderleglich sind. Die Dreijährigen haben's überall in der Welt so leicht, recht zu behalten! Und das hat man nun davon: Da rackert man sich unaufhörlich, um sieben „tägliche Brote" zu schaffen, und den Ruhm der Ernährerin trägt die „Mamma" davon.

Nach einer höchst bedenklichen Pause nahm Appelschnut das Gespräch wieder auf.

„Pappa, wann muss Du mal garnich, garnich, garnich mehr arbei'n!"

„Ach nein, ich bin doch Frau Schmidt!"

„Ach ja, richtig, Frau Schmidt, das ist aber hübsch von Ihnen, dass Sie mich besuchen."

„Ja."

„Und das sind wohl Ihre Kinderchen? Die sind aber niedlich!"

„Ja. — Ich krieg noch 'n Baby, wenn mein Geburtstag is."

„So! — Aber nehmen Sie doch, bitte, Platz, Frau Schmidt!"

„Ja." Sie läſst sich auf ein Stühlchen nieder mit der Miene einer Dame, die sich auf acht Tassen Kaffee einrichtet. Dann aber „fliegt ein Engel durchs Zimmer"; die kleine Frau Schmidt ist noch nicht so weit fortgeschritten, um mit dem Wetter anzufangen. Endlich weiß sie was.

„Was wollen Sie heute kochen?" fragt sie.

„Bohnen mit Speck", sage ich.

„Das mag ich nicht. Ich koch' heute Pudding."

„So!"

„Ja. — — Nu muſs ich wieder nach Hause." —

Die Sensationsnachricht, daſs der Tisch gedeckt sei.

„Aah — mein gnädiges Fräulein, darf ich die Ehre haben?" Ich reiche ihr herablassend den Arm, sie hakt ein und hüpft an meiner Seite zu Tisch wie der Hase in den Kohl.

Als die Suppe auf den Tisch kommt, ruft sie mit leuchtenden Augen: „Ei, Kerbelsuppe, das is mein Liebstes!" Es ist ein Glück, daſs sie diese Erklärung ungefähr bei jeder Speise abgibt. Selten nur erklärt sie beim Anblick einer Speise, daſs sie „solche Leibschmerzen" habe. Wenn meine Frau ihr dann die Speise fortnimmt und sagt: „Dann kannst Du ja heute auch kein Obst essen", so versichert sie strahlenden Angesichts: „Jaaa, Mamma, für Obs hab' ich kein Leibweh!"

Daſs man ihre kleinen Schwindeleien nicht durchschaue, diese naive Meinung, die uns an den Erwachsenen so sehr entzückt, findet man oft schon bei den Kleinen.

Als gebratene Fische auf den Tisch kommen, ruft sie: „Ei, gebrat'ne Schiffe! Mein Liebstes!"

Die beiden Wasserthiere „Fisch" und „Schiff" kann sie durchaus nicht auseinanderhalten, und es ist eines der anmuthigsten Schauspiele, zu sehen, wie ihre Lippen und ihr Zünglein sich bei diesen Zweifelsqualen wälzen.

Ich erläutere ihr nochmals mit logischer Distinktion die beiden Dinge und denke dabei: Wer doch so ein aufhorchendes Kinderauge beschreiben könnte! Was müſste das für ein Dichter sein, der den Blick eines Kindes singen könnte! Nach Beendigung meines Vortrages frage ich sie:

Kleid nach der neuesten Mode, mit Schneppentaille und mit weiten Ärmeln und mit Volants! Und endlich, endlich eines Tages erschien der Onkel wieder am Himmel. „Guten Tag“ konnte das kleine Mädchen gar nicht sagen; ihm stak etwas im Halse und nur die strahlenden Augen grüßten den Onkel. Der reiche und berühmte Onkel war diesmal wieder sehr freundlich, aber auch sehr eilig; das kleine Mädel dachte immer: wo mag er nur die Puppe haben; für die Rocktasche ist sie doch zu groß! — es war aber zu wohlerzogen, um von der Puppe anzufangen. Da trat der Onkel auf sie zu (jetzt kommt's, dachte das kleine Mädel), klopfte ihr leichthin auf die Bäckchen, als habe er sie noch nie auf dem Schoße gehabt, und dann sagte er „Adieu“ und war weg. Und dem kleinen Mädel war, als habe sie der Onkel gerade aufs Herz geschlagen, so dass es gar nicht mehr klopfen konnte. Ja, aber glaubt denn so ein kleines Mädel, dass so ein großer Onkel an nichts Besseres zu denken hat als an Puppen?! Dem gehen Creditactien und Marmorbrüche und italienische Gesandte im Kopfe herum, aber Puppen! Und die liebe schöne Dame, so groß und schön sie war, hat die verlorene Puppe niemals ganz verwunden. Und ich hab' es ihr damals gleich gesagt und ich sag' es noch heute: Wenn mir der reiche und berühmte Onkel einmal in den Lauf kommt, dann geht es ihm eine Viertelstunde lang hundeschlecht. —

Da Appelschnut Lust bekommen hat, einen Besuch zu machen, so muss ich die für diesen Zweck erforderliche Tante abgeben.

„O ja, Pappa, nich?? Du muss mal aus Spass die Tante sein!“

„Aus Spass“ ist der Gegensatz von „wirklich“; die ganze Welt zerfällt für sie in eine Welt der Wirklichkeit und eine Welt „aus Spass“.

„O, un hier muss aus Spass Dein Haus sein, nich??“

Sie führt mich in einen Winkel, wo ich zwischen einem Schrank und einem Ofen niederkauern muss. Nachdem sie sodann in ihrem Puppenwagen ihren Töchtern ein Bett gemacht und die Kissen so kunstgerecht aufgeschüttelt und geklopft hat, als hätte sie seit zwanzig Jahren nichts anderes gethan, und nachdem sie sich ein buntes Stück Zeug, das „aus Spass“ ein Hut ist, auf den Kopf gelegt hat, macht sie sich mit den Kindern auf den Weg zur Tante.

„Lingelingeling!“ ruft sie, als sie nahe vor mir steht. Das ist die Thürglocke.

„Ah, guten Tag —“ rufe ich, werde aber sofort unterbrochen.

„Nein, Du muss erst ‚Schließ!‘ sagen.“ Das Wort „Schließ“ markiert das Thüraufmachen. Ich sage also „Schließ“, und sie tritt ein.

„Guten Tag.“

„Ah, sieh da, guten Tag, Frau Appelschnut —“

Wind, das himmlische Kind.' Da kam sie raus und sagte: ‚Kommt nur herein, liebe Kinder, ihr sollt Reis mit Zucker un Kaneel haben.' Un da wollte sie Hänsel un Gretel in Ofen stecken, aber da ließen sie es lieber sein un steckten die Hexe in Ofen. Aber die Hexe mögte auch nich in den Ofen sein, und da schrie sie — oha, was schrie sie! Ganz doll! ‚Ich will es auch nich wieder thun, ich will es auch nich wieder thun!' Da ließen sie sie wieder raus. Un da giengten sie fröhlich wieder zu ihr Eltern. Un da giengten sie alle in den Wald, un da eßten sie das ganze Kuchenhaus auf."

An dieser schöpferischen Reproduktion ist dreierlei bemerkenswert:

1. Das echt epische Verweilen bei dem Baumaterial des Hexenhauses;

2. die humane Abneigung gegen Hexenverbrennung, ein durch und durch unmoderner Zug;

3. in schroffem Gegensatz zu diesem moralischen Idealismus die kühn materialistische Nutzanwendung des Kuchenhauses.

Der gesunde Sinn der Dichterin sagte sich mit Recht: Wozu soll dieses wunderschöne Haus ungegessen im Walde stehen? Allen früheren Dichtern des Märchens ist dieses wichtige Moment entgangen, und so blieb es Appelschnut vorbehalten, den Stoff erst vollends zu bewältigen.

Allgemach hat die Mutter das Appelschnütchen auf den Schoß gezogen und ihr Kleiderknöpfchen und Schuhbändchen gelöst. Der kluge Leser erwartet jetzt den üblichen thränenreichen Widerstand gegen das Zubettegehen. Der kluge Leser irrt sich. Erstens weiß Appelschnut genau daſs dergleichen Bemühungen nutzlos sind. Zweitens ruht ihre ganze Weltanschauung auf der Grundlage: „Morgen ist es ebenso schön, und so leben wir alle Tage." Und drittens erwachte sie eines Abends spät und rief nach ihrer ältesten Schwester, die den Posten einer Vice-Mutter bekleidet. Aufrecht im Bette sitzend, mit weit geöffneten Augen sprach Appelschnut zu ihrer Schwester:

„Trudel, fühl mal nach, ob meine Ohr'n noch da sind!"

Trudel fühlte nach und stellte fest, daſs beide Ohren noch da seien. Und Appelschnut warf sich befriedigt ins Kissen zurück, steckte den Daumen in den Mund und entschlief sofort.

Ihr Traum ist Leben und ihr Leben Traum — warum sollte solch ein Geschöpfchen, das noch zwischen Himmel und Erde schwebt und die Wirklichkeit nur erst mit dem Saum seines Kleidchens berührt, warum sollt es die Welt eintheilen in Schlaf und Wachen?

Während des Auskleidens nehmen ihre Augen schon den Ausdruck aus jener anderen, verschwiegeneren Welt des Traumes an . . .

„Mamma," ruft Appelschnut plötzlich, „die Diebe sind doch ganz dunkel, nich?"

„Alſo' was liegt auf Deinem Teller?"
„Ein Schfffff—ſchiff!!!"
„Und was fährt auf dem Waſſer?"
„Ein Schſchf—fiſch!!"
Das wollt' ich nur hören. —
„O Pappa, weiß Du was?"
„Na?"
„Ich will mal ‚O Tannenbaum' ſingen!"
„O ja, das thu mal!" Und ſie ſingt:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum,
Wie koſten deine Blätter — —"

Ich ſehe, geneigter Leſer, wie dieſe Verſion Sie ſtutzen macht. Geſtatten Sie, daſs ich Sie durch ein kleines Labyrinth zur Klarheit führe. Die richtige Lesart lautet bekanntlich:

„Wie treu ſind deine Blätter."

Der Begriff der Treue war aber Roswithen fremd. Sie verſtand die Zeile dahin: „Wie teuer ſind deine Blätter?" Und da ſie von dieſer Zeile nicht den Wortlaut, wohl aber den Sinn behielt, ſo ſingt ſie jetzt ſtandhaft: „Wie koſten deine Blätter?" —

„Nu will ich auch mal 'n Geſchichte gezähl'n!"

„Hallo, Appelſchnut will 'ne Geſchichte gezähl'n! Man zu, Appelſchnut, man zu!"

Es wird ſo ſtill, daſs man unſere Winterfliege würde athmen hören, wenn ſie nicht in dieſem Augenblick den Athem anhielte. Ich blicke zufällig zum Kanarienvogel hinauf: er neigt das Ohr und richtet ſein kleines ſchwarzes Auge feſt auf Appelſchnut.

Und Appelſchnut erzählt:

„Ein Jäger giengte ſtill in den Wald. Und da verlierte . . . verlorte er ſein Schoſsgewehr. Und da freuten ſich all die Thiere, daſs er ſie nu nich mehr todtſchoſſen konnte." —

Auf allſeitiges Verlangen muſs Appelſchnut die Geſchichte von „Hänſel und Gretel" erzählen. Hänſel und Gretel ſpazieren in folgender Geſtalt aus ihrem Köpfchen hervor:

„Alſo es war einmal ein armer Holzhacker, der hießte Pappa, un ſeine Frau hießte Mutter. Und ſie hatten zwei Kinder, die hießten Hänſel un Grethel. Na und als es abends war, ſagte die Mutter: ‚Wir wollen Hänſel un Gretel in Wald ſchicken.' Und das thun ſie auch. Und da kamten ſie an ein Hexenhaus, das war ganz voll Zucker, un voll Kuchen, un voll Schokolade, un voll Mazipan, un voll Cakes, un voll Bonbons un noch viel mehr. Da brachen ſie ein Stück ab, da rieſte die Hexe: ‚Wer knappert an mein Häuschen?' ‚Der Wind, der

Des Mannes Augen waren noch feucht, er hatte aufrichtig geweint am Grabe des alten Knechtes, denn Hans war ein Hausgenosse des Straßenwirtshauses gewesen. Nahe gegen ein halbes Jahrhundert hatte er im selben gedient, schon unter dem alten Straßenwirt, und den Mann, der heute am Kirchhofsthore steht und die Leute zum „Todtentrunk“ einladet, den jetzigen Wirt, hat der Knecht Hans als kleinen Buben noch zur Feierstunde auf den Knien gehopst und ihm Geschichten erzählt.

Und wie die letzten zum Friedhof hinaus waren und der Straßenwirt mit ihnen, hat der Todtengräber den Hans vollends zugescharrt und einen Erdhügel über ihn aufgeschichtet.

Vor dem Wirtshause zauderten die Leute noch mit dem Hineingehen, wollte keiner der erste sein, dass es nicht den Schein hätte, wie wenn man wegen des Todtentrunkes zum Begräbnis gegangen wäre — beileibe nicht, nur dem Hans zulieb' — und der eine und der andere that gar, wie wenn er ernstlich abschwenken wollte.

„Dem Hans zulieb', Nachbar“, sagt der Wirt und zieht die scheinbaren Ausreißer am Rockärmel zur Thür hin.

„Thust mich richtig wahr zwingen, Straßenwirt!“ sagt der Nachbar und dabei denkt er sich: Wer weiß, wann man den Wein wieder umsonst kriegt!

Es sind nicht alle solche Käuze, doch ihrer sind gar viele.

Und dann saßen sie bei der langen Tischreihe wie eine einzige Familie; die Weiber und Kinder tunkten Brot in gezuckerten Wein und die Männer tranken den Wein ohne Zucker und aßen aufgeschnittenes Schwarzbrot dazu, das sie in Salz tunkten, wie es bei einem Todtentrunk üblich ist.

Als dann der Leib solcherweise gestärkt war, stand der Vorbeter von seinem Sitze auf und sagte: „Meine lieben Leut', jetzt thun wir für den Verstorbenen ein etliche Vaterunser beten!“

Dann gieng ein Gesumme durch die Schankstube, das gut eine halbe Stunde anhielt, denn so ein gewissenhafter Leichenvorbeter weiß eine unendlich große Menge von „guten Meinungen“, auf die ein Vaterunser zu beten ist. Zum Schlusse kam noch ein Vaterunser für „eine glückselige Sterb'stund'“, dann eine frische Befeuchtung der vertrockneten Kehle und darauf kam eine lebhafte Unterhaltung.

Diese Unterhaltung drehte sich um den Hans, den alten Knecht, und um seine Lebensgeschichte. Wer das glauben möchte, was so ein alter Knecht für eine Lebensgeschichte aufzuweisen hat!

Der Vorbeter ist auch ein alter Mann, er hat den Hans noch von jungen Jahren her gekannt und er weiß manches von ihm zu erzählen.

„Warum meinst Du das?“

„Ach — ich meine — die sind doch ganz dunkel, nich??“

„Nein, die Diebe sehen gerade so aus wie andere Menschen.“

Die Diebe spielen nämlich in Appelschnuts Phantasie eine Rolle seit einer dunklen Nacht, in der ein dunkler Ehrenmann ihr Kaninchen stahl. Sie hatte sich so sehr ein lebendiges Thier gewünscht; erst wollte sie mit einem richtigen Pferd spielen, dann mit einer Ziege, und so wurde das Pferd immer kleiner, bis es ein entzückend weißes Kaninchen war. Appelschnut küsste und drückte es mit einer Liebe, die für ein Pferd genügt hätte, und brachte ihm so viel Zärtlichkeit entgegen, dass es selbst dem Karnickelchen zu viel wurde; es sprang ihm mit einem jähen Entschluss vom Arm; Appelschnut fiel ins Gras und das Nickelchen sprang über ihre Nase hinweg. Appelschnut war ihm anderthalb Minuten lang wirklich böse; dann verzieh sie ihm, und so sprangen die beiden zwei Tage lang durch den Sonnenschein. Am Morgen des dritten aber war das Ställchen leer und Appelschnut hörte, dass ein Dieb das Nickelchen weggenommen habe. Es zuckte bedenklich um Appelschnuts Mäulchen, da sah sie im Sande ihre kleine Gießkanne liegen.

„O Mamma“, rief sie begeistert, „sieh mal: der süße Dieb hat meine Gießkanne nich weggenommen!“ — —

Unter den Seligpreisungen der Bergpredigt fehlt die eine: „Selig sind, die dankbaren Herzens sind. Schon unter Menschen werden sie glücklich sein.“

## Der Hans.

Ein Leutebild von **Hans Kerschbaum.**

Nun hatten sie ihn eingescharrt, den alten Knecht. Die Scholle polterte auf den Holzsarg nieder, dann giengen die Leute aus dem Friedhof.

„Ist ein rechtschaffen braver Kampel gewesen, der Hans“, „leider Gottes, dass für den Tod halt kein Kräutel gewachsen ist, ewig schad' um den Hans“, „hätt' halt noch so gern mitgethan bei der Arbeit, der Hans“ — mit solch mitleidsvollen Redensarten schwätzten die Leute sich gegenseitig an, weil ihnen gerade nichts Besseres einfiel, was zur gedrückten Stimmung gepasst hätte, und damit kamen sie an das Kirchhofsthor, wo der Wirt von der Straße stand, der an die Leute die Rede that: „Thut's mir den Gefallen, liebe Leut', auf einen Trunk Wein und einen Bissen Brot geht's zu mir hin, dem Hans zulieb', ich bitt' Euch, liebe Leut'!“

der Hansel schon wieder beim Kravatt'l und hast es nit g'seh'n — sagt der Hansel: „Weil die Luken einmal da ist" — bumsti! Ist richtig auch der zweite durchs Fenster g'flog'n!

Die vier Schwarzenbacher, die noch übrig sind geblieben, sind jetzt auf den Hansel losgesprungen, aber die Manshalmer und die Freiberger sind auch d'reingangen. Die Heimschläger hab'n zu den Schwarzbachern g'halt'n und bald hätt's eine höllmentische Rauferei g'setzt, wenn nit der alt' Straßenwirt — Gott tröst' ihn! — mit dem Ochsenzehn und seine Knecht' wär'n bei der Hand g'wesen. Die Buben haben sich wieder ausg'söhnt" — erzählt der alte Vorbeter — „die zwei Schwarzenbacher sind richtig heimgangen, haben keine Lust mehr g'habt, mit dem Hansel eine Rauferei anz'fangen. Und die G'schicht hat selbigesmal dem Hansel einen ordentlichen Respect bei den Burschen verschafft — so ein Kunststückel wär' keiner sonst imstand' g'wesen. Ist noch rechtschaffen g'lacht worden über die Schwarzenbacher. Hat es doch lange Zeit g'heißen:

Bei'n Stroßenwirt-Toni
Hat si' a Mirakl zutrog'n:
San zwee Schworzenbocher Buam
Durchs Fenster ausg'flog'n.

Und der alt' Straßenwirt-Toni — der dort freilich noch ein fester Mann war — hat zum Hansel g'sagt: „Hans", hat er gesagt, „wenn wir's erleben alle zwei, bis Du zurückkommst von den Kaiserlichen, so bist mein Knecht, wenn es Dir recht ist, ich nimm Dich zu den Rössern; so einen tüchtigen Kampel brauchet ich!"

Von der selbigen Zeit an hat er der „Hans" g'heißen. Freilich war er einverstanden mit dem, was der Toni hat g'sagt; und richtig haben sie's alle zwei noch erlebt. Nach neun Jahren ist der Hans wieder heim'kommen; ist auch im Krieg g'wesen, ist in die G'fangenschaft kommen, aber g'scheh'n ist ihm weiter nichts. Und was er für ein Bursch ist worden in den neun Jahren — sakradi! — Wie ein fester Eichenbaum ist er vor dem Straßenwirt g'standen — selbige Zeit bin ich auch schon ein „Großer" gewesen — „Straßenwirth", hat er g'sagt, „jetzt bin ich da, und wenn den Straßenwirt sein Wort nit reut, was er mir vor neun Jahr'n hat versprochen, so bin ich sein Rossknecht. „Und so ist er es worden; seit der Zeit ist der Hans im Straßenwirtshaus blieben bis auf den heutigen Tag, wo wir ihn haben aus demselben hinausgetragen — Gott gib ihm die ewige Ruh!"

Das war gewissermaßen ein Nachruf, den der alte Leichenvorbeter dem Hans gehalten hat, ein Bruchstück aus der Lebensgeschichte des verstorbenen Knechtes, eine Episode, deren es von dem alten Burschen viele gab, so dass es keinem der Männer, die den Hans gekannt — und er war auf Tagweite in der Umgebung bekannt — und die nun zu seinem

„Ein rechtschaffener Kampel ist er gewesen, der Hans" — so erzählt der Vorbeter und die Leute hören ihm zu — „ich hab' ihn 'kennt, wie er noch ein Hansel ist gewesen, ein fester Bursch vom Grund auf, haben ihn zu den Kaiserlichen g'nommen, und selbigesmal hat er auch ein bissel seine Kraft 'zeigt — ich weiß es noch recht gut, bin damals ein kleiner Bub' g'wesen mit zwölf Jahren — gerad' in der Stuben da sind sie beieinander g'sessen, die lustigen Rekruten; war'n ihnen ein ganzes Schöck'l, von Manshalm und Freiberg, von Heimschlag und von Schwarzenbach, und haben sauber gezecht, was Zeug g'halten hat. Aus Übermuth, wie es halt schon so ist, haben sie angefangen ins „Hakelzieh'n", g'rad' der Hans hat nit mögen mitthun; ist ein stiller Bursch g'wesen, und Wein hat er nit viel trunken, weil's ihm mit dem Geld nie recht z'samm'gangen ist — hat seine alte Mutter derhalten, die selb'n in der Gicht g'legen ist — haben ihn die andern zu frozzeln ang'fangen und Spottliedeln gesungen über den traurigen Rekruten. Und einer von Schwarzenbach, ein recht ein fürwitziger Bursch, der auch ein Sträußel hat auf dem Hütel tragen und ein fester Kampel gewesen ist, hat es mit dem Hansel gar arg trieben. Einen Spott um den andern hat er ihm angethan, dass alle den Hansel haben ausgelacht. Er ist recht lang still gewesen der Hansel, hat zuerst auch ein wenig mitgelacht, aber heimlich mag es ihn schon gewurmt haben.

Wie aber der Schwarzenbacherisch hat g'sagt: „Du, Hansel, Du d'rbarmst mir, ich hol' Dir Deine Mutter, musst nit flennen, weil's Dich g'halten hab'n", ist der Hansel aufgestanden — tröst' ihn Gott, ich seh' ihn heut' noch — hat mit der Faust in den Tisch g'schlagen, dass die Weingläser haben getanzt und hat g'sagt: „Jetzt halt Dein fürwitzig's Maul, Bürschel, oder sonst zeig' ich Dir, wo der Weg nach Schwarzenbach geht!"

„Hoho!" haben die Schwarzenbacher, denen ihrer sechs gewesen sind, mit dem Hansel aufbegehrt; „Du wirst noch kein' den Weg nach Schwarzenbach zeigen!" Und der Fürwitzige nennt ihn einen Krauthocker. Wie der Blitz fahrt d'rauf der Hansel von seinem Platz auf, d'rwischt den kecken Schwarzenbacher Buben richtig beim Kragen und schmeißt ihn nach der ganzen Läng' durch die doppelten Fenster auf d'Gassen hin, dass die Scherb'n sind herumg'flog'n — g'rad' das Fenster, da ist es g'wesen!

Ist für den Augenblick einem jeden ein wenig der Verstand steh'n geblieben, bis ein Schwarzenbacherischer sagt, seit wann das eigentlich Mode wär', dass beim Straßenwirt die rechtschaffenen Gäste durchs Fenster hinausfliegen.

Der Hansel ist schon in der Hitz' und sagt gleich darauf: „Die Mode ist heut' aufkommen!" Der andere will ihn angreifen, hat ihn

Der Hans hatte nämlich einen Dickschädel, nicht nur in dem Sinne, das, was er sich in den Kopf setzte, auch richtig auszuführen, sondern auch in jenem Sinne, wo es seinen leibhaftigen Kopf recte Schädel wirklich unmittelbar betraf. Bei seinem schweren Fuhrwerke fehlte es an den verschiedenartigsten körperlichen Verletzungen selbstverständlich nicht; das einemal hat es ihn am Mittelfinger erwischt und ihm denselben um ein Glied kürzer gemacht, ein anderesmal hat ihm ein Pferd fast den Unterkiefer zerschlagen, dass einige Zähne herausgeflogen sind, und seine Nase ist nie recht heil geworden. Das waren alles für den Hans nur Kleinigkeiten; aber einmal wäre es doch um ihn bald geschehen gewesen. Das wird er sein Leben lang nicht vergessen, hat er selbst gesagt, denn damals ist es richtig um seinen Schädel gegangen.

Es ist eine lustige Fahrt gewesen, keine Holzladung war es, sondern ein Wagen voll Hochzeitsgäste, die zur Kirche fuhren. Der Hans war Kutscher; mit einem Rosenstrauß auf dem Hut, von dem die seidenen Bänder flatterten, saß er auf dem Kutschbock, die Pferde waren gleichfalls mit Rosen und Bändern geschmückt, so gieng es der Kirche zu; die Hochzeiter stiegen aus dem Wagen und giengen zum Traualtar, und als sie wieder herauskamen und die Musikanten in die Trommel schlugen, scheuten die Pferde des Hans und sausten mit dem Burschen davon.

Es muss eine wilde Fahrt gewesen sein; die sie zufällig gesehen, meinten, der Wagen fliege in der Luft. Der Hans klammerte sich an die Wagentrümmer und arbeitete mit Geistesgegenwart an der Zügelung, dass die Leitseile rissen, und wie es weiter noch war, wusste kein Mensch zu sagen, der Hans selber nicht, der bewusstlos aufgehoben wurde; er war blutig über den ganzen Körper, im Gesichte schier nicht zu erkennen und sein Kopf lag in einer Blutlache. Als er zu sich kam, fragte er den Arzt, ob er seinen Schädel noch habe, er spüre ihn nicht, aber im ganzen Leib wäre ihm so, als wenn er lauter Glasscherben drinnen hätte. Den Arzt wunderte es, dass der Hans noch zu reden anfieng, denn der Schädel sah darnach aus, als ob er niemals ein solcher gewesen wäre.

Der Arzt hat mit des Hansen Schädel sauber herumoperiert, und wenn er den Patienten gefragt hat: „Na, Hans, thut's recht weh?" hat der Hans phlegmatisch gesagt: „Ei was, der Teufel, wohl thut's nit; schau nur der Bader, dass er mir den Plutzer zusammenflickt, auf die Wochen haben wir's Heueinführen!"

Die Arbeit gieng dem Hans über alles, selbst über seinen zerschlagenen Kopf! Und weil der Arzt gemeint hat, dass es bis dorthin wohl kaum gehen wird und das Heu auch ohne den Hans hereingebracht werden dürfte, wurde der Hans grob und schnauzte den Bader an, ob

Angedenken einen Todtenschmaus hielten, schwer fiel, eine solche zum Besten zu geben, damit auch die Jungen erführen, was für ein tüchtiger Kampel das war, dieser Hans.

Einen „eisernen Kerl“ nannten ihn die Leute, weil ihn, so lange er noch in den guten Jahren stand, nichts in Verlegenheit bringen konnte. Ich selbst habe den alten Knecht noch gekannt, und es scheint mir die Episode, die der Vorbeter an der Todtenmahlstafel erzählt hatte, dass der Hans die zwei Burschen zum Fenster hinausgeschleudert habe, gar nicht unwahrscheinlich.

Der Hans war in seinem Alter noch eine wahre Hünengestalt, gleich solchen, die aus ihrer abnormalen Person Kapital schlagen und sich gegen Geld ansehen lassen. In früheren Zeiten, wo solche Riesenmänner nicht so selten waren wie heute, hat man dies wenig beachtet, sonst hätte gewiss auch den Hans einmal irgend ein unternehmungslustiger Impresario mit sich genommen und in der weiten Welt herumgeschleppt.

Von seinen Kraftleistungen wusste man viel zu erzählen. So ist er einmal in den Wald um Holz gefahren, hat den großen Leiterwagen voll beladen, was zwei starke Pferde zu ziehen vermochten; wie er aber wegfahren will, kommen die zwei Pferde nicht vom Fleck, weil die gewichtige Holzladung in den weichen Waldgrund gesunken war. Der Hans war allein, weitum kein Mensch, der ihm helfen hätte können und Nacht wollte es auch bald werden. Nachhause hatte er anderthalb Stunden zu fahren. Er hatte sich lange abgemüht, den Wagen aus der Klemme zu bringen und schließlich ist es ihm auch gelungen, als ihn gleich darauf ein neues Verhängnis ereilte. Auf dem elenden Waldweg ächzte der Wagen unter seiner allzu schweren Last, bis es krachte und die Pferde wieder stille stehen mussten; nun war ein Rad gebrochen. Der Bursche kratzte sich einen Augenblick den Kopf und fluchte, was sich nur fluchen ließ, aber das hat ihm bald eingeleuchtet, dass damit nichts geholfen wird. So hat er sich mit seinem grobleinenen Fürtuch die schmierige Wagenachse umwickelt, hat seine Kraft zusammengenommen und durch seine kräftigen Arme das gebrochene Rad ersetzt, indem er die anderthalb Wegstunden den schweren Wagen an einer Deichsel trug. Das muss was gewesen sein! Aber es war damit richtig; nachträglich hat der Hans freilich gesagt, er möchte es ein zweitesmal nicht mehr darauf ankommen lassen; es war seine bedeutendste, weil dauerhafteste Leistung. Hätte ihn seine Kraft nur ein wenig im Stich gelassen, wäre es wohl leicht möglich gewesen, dass die Holzladung ihn erdrückt hätte. Als er befragt wurde, weshalb er das Holz nicht abgeladen oder die Pferde ausgespannt und heimgetrieben habe, sagte er, dass die Sache ihn grimmig geärgert habe und er es sich dann absolut in den Kopf gesetzt hätte, mit dem Holz heimzukommen, mag es gehen wie es will.

Einige Tage vor dem Kirchweihfeste war es; im Dorfe herrschte die Sitte, in der Kirchtagsamstagnacht einen sogenannten „Kirtabam“ (Kirchtagsbaum) aufzustellen. Der Straßenwirt-Toni zahlte für das Kirtabamsetzen den Burschen jedesmal ein Fassel Wein. Aufgabe dieser Burschen war es, den Baum, der seine dreißig bis vierzig Meter Länge haben musste, aus dem Walde herbeizuschaffen, ihn der Rinde zu entkleiden und mit einem buschigen Wipfel zu versehen, den der Schmiedbub mit eisernen Ringen an den schlanken, glatten Stamm schmiedete, und denselben sodann in ein riesiges Loch vor dem Wirtshause einzusetzen und mit großen Steinen zu verkeilen, dass er einige Wochen dem Winde Stand halten konnte.

Die Dorfburschen waren also einige Tage vor dem Kirchtage in den Wald gegangen und hatten den schlanken Baum gefällt. Wie es ums Heimbringen war, waren keine Pferde zu bekommen und die Burschen sind dagestanden, haben hingerathen und haben hergerathen, bis einer den Einfall hatte, dass sie sich alle an einen Wagen spannen und den Baum ohne Pferde heimschaffen könnten.

Da kam just der Hans vom Fuhrwerk heim und die Burschen wollten ihm die Pferde nehmen, um den Baum zu holen; aber da hatten sie mit dem Hans zu thun; die Thiere waren müde vom Tagewerk und der Hans gab sie nicht her, und wie er den Plan der Burschen erfahren hatte, meinte er, dass es nichts besonders Gescheites sei, was sie da ausgeheckt hätten, den Wagen in den Wald zu ziehen wäre ein Unsinn. Da fragten die andern beleidigt, ob er vielleicht etwas Gescheiteres wüsste. Wenn der Hans aber einmal etwas sagte, dann hatte er auch immer dafür seine Gründe. Auch diesmal wusste er zu antworten und er sagte: „Was gilt's, Buben, ich trag' Euch das Bäumel heim!“

Da waren die Buben ein wenig still, dann fiengen sie zu lachen an. Dieses Lachen stachelte den Hans aber auf und er blieb bei seiner Behauptung, dass er den Kirchtagsbaum, woran ein Ross reichlich zu ziehen hatte, bis zum Straßenwirt ganz allein tragen werde. Das wollten ihm die Burschen doch nicht glauben und sie giengen alle zusammen mit dem Hans eine Wette ein, wonach, falls der Hans den Baum richtig heimtrage, das Fassel Wein, das der Straßenwirt gebe, ihm ganz allein gehören soll und die Burschen sich den Samstagswein selbst kaufen müssten; ist der Hans der Verlierende, so müsse er den Burschen ein eigenes Fassel Wein zahlen.

Der Hans zog sich sogleich einen alten Rock an und gieng mit den Burschen in den Wald; sie hatten eine halbe Stunde zu gehen. Die Burschen waren froher Laune, denn sie waren ganz sicher, dass sie statt einem zwei Fassel Wein werden kriegen; aber die Sache war doch anders. Der Hans hat sich im Wald in die Hände gespuckt, wie er es immer

er vielleicht das Heu wird einfahren! Und richtig, wie das Heu hat hereingebracht werden müssen, ist der Hans aus dem Bett.

„Wirst mir nit liegen bleiben!“ hat der Straßenwirt gesagt.

„Na!“ hat der Hans geantwortet, „das wär' frei eine Sünd', wenn einer bei dem schön' Wetter im Bett lieget!“

Und mit dem eingebundenen Kopf ist er auf den Leiterwagen gestiegen und auf die Wiesen hinausgefahren. Und weil der Arzt noch immer nicht fertig hat werden wollen mit des Hansen wundem Kopf, hat dieser eines Tages den ganzen, mühsam angelegten Verband heruntergerissen und hat gesagt, dass ihn der Bader jetzt buckelkraxentragen möge. Darauf hat er seinen Filz aufgesetzt und ist munter seiner Arbeit nachgegangen; der Schädel ist vollkommen heil geworden und der Hans hat ihn nahezu gegen achtzig Jahre getragen, denn gerade so alt ist der Bursche geworden und gerade so lang ist er ledig geblieben, den Weibern zu Trotz, denen er sein Lebtag wohl sehr begehrenswert gewesen sein mag. Seine darauf bezügliche Redensart lautete, er habe keine Zeit zum Heiraten. Wenn er dies auch nur im Scherz meinte, im Ernst blieb er diesem Grundsatze treu. Arbeit und immer nur Arbeit, er gieng auf in ihr, sie war sein Leben; und je mehr er in derselben seine Kräfte ausnützen konnte, umsomehr Vergnügen fand er daran; und er hat thatsächlich die schwersten Arbeiten spielend verrichtet. Wenn er so die Leute recht verblüfft dreinschauen hat gesehen über seine Kraftleistungen, dann freute es ihn über alles.

Auf Kirchweihen, wo der Hans dabei war, ist selten gerauft worden; mit ihm selber hat keiner etwas zu schaffen haben wollen; wenn es aber doch vorgekommen ist, dass im Straßenwirtshaus ein paar Burschen überquer gekommen sind und dem Toni haben Stühle und Gläser zerschlagen wollen, ohne hernach zu fragen, was die Sachen kosten, ist der Hans ganz ruhig hergegangen, hat einen der Raufhähne mit der rechten, den andern mit der linken Hand am Kragen genommen und ist mit ihnen zur Thüre hinausgegangen; da hat er sie auf die Füße gestellt und hat gesagt: „So, jetzt rauft's, wie's wollt's!“

Derartige Geschichten waren vom Hans eine schwere Menge unter den Leuten verbreitet. Im Grunde war der Bursche ein ehrlicher Charakter, er war derb, aber nicht roh, und wo es galt zu helfen, war der Hans einer der ersten. Bei Feuersbrünsten, bei Hochwasser, Waldbränden und anderen Heimsuchungen und Gefahren hat er sich mehrmals tapfer ausgezeichnet, weshalb er sich der Geneigtheit der Leute erfreute.

Zum Schlusse weiß ich noch ein Geschichtchen, das ich erzählen möchte; es betrifft noch einmal eine Kraftleistung des starken Hans, und diese war auch nicht ganz ohne, wenn es ihm auch nur zum Spaße war.

lange hatte, lugte er doch gerne auch ein wenig nach anderen Weibsleuten aus.

„Zutragen? Schon eher wegtragen“, sagte die Bäuerin. „Sie geht von ihrem Schmiedhaus weg, statt hin.“

„Sie kommt zu uns“, rief der Junghirte am Rande der langen Bank. Der Knecht an der anderen Seite braucht bloß jäh aufzustehen und der junge purzelt hin. Aber so was kommt nicht vor beim Speckkrautessen.

Die Spinnradel-Walpa. Im ganzen Thal hob jeder und jede den Kopf, wenn die Walpa in Sicht kam. Ein ungefähr fünfundzwanzigjähriges Weibsbild war's. Wer sie dem Gewand nach ansah, der hielt sie leicht für vierzig, wer ihr zwischen den weit vorstehenden Rändern des braunen Kopftuches ins weiße Gesichtlein zu gucken Schick und Glück hatte, der gab ihr zwanzig und nicht mehr. Ihre Eltern hatten das Schachenhüttel besessen, sie waren arme emsige Arbeitsleute gewesen, nun aber schon gestorben. Von ihren zwei Schwestern war die eine als Kind gestorben, die andere bei einer Flussüberfuhr verunglückt. So war die Walpa allein übrig geblieben, hatte das Schachenhüttel geerbt und sich mit Spinnen und Strümpfstricken und mit einer kleinen Kartoffelzucht ernährt. Alles wunderte sich, dass sie mit so Geringem auskam und man versah sie gerne mit Werg und Wolle, weil sie gar so gewissenhaft arbeitete und nicht einen Faden für sich zurückbehielt. Sie hatte das auch nicht nöthig. Wie sie die Stiefel ihres Vaters trug, so gewandete sie sich mit den Röcken ihrer Mutter; immer dunkelblau und so glatt und schlank hinab, ohne Bandwerk und Faltenzier. Das war's auch, was sie vierzig Jahre alt machte. Trotzdem bekümmerten sich die Burschen des Thales darum, dass die Walpa so ganz allein in ihrer Schachenhütte lebte und mancher versuchte es, ihr Gesellschaft zu leisten. Er versuchte es aber nur einmal. Er kam gerne zurück und brummte unmuthig: „Das ist eine!“ Aber was für eine, das sprach er nicht aus.

Der Dorfschmied Sebast gieng zur Zeit auf Freiersfüßen; die waren hübsch schlank und machten große Schritte, aber den letzten, wenn er ins Haus einer Schönen trat, allemal vorsichtig. Er kam gewöhnlich bald wieder hervor, denn die Dirnlein waren ihm zu verliebt. Er konnte den Baum nicht sanft genug schütteln und schon fiel ein Apfel herab. So ein frühfälliges Obst hält nicht, ist bloß was zum Naschen, aber nichts zum Einlegen fürs Haus. Anders die Spinnradel-Walpa. Da ließ sich's schütteln, es fiel nichts. Das schien ihm etwas zum Einlegen fürs Haus. Er warb um sie. Sie fragte zurück, was sie mit ihrem Spinnrade wohl in der Schmiede zu thun habe? Er deutete es nicht schlecht aus, dass zum Harten sich das Zarte zu gesellen habe, zum Eisen sich die Wolle. Er erklärte, dass der Mensch bei Hammer und Amboss nicht allein zufrieden sein könne für die Länge, dass auf den Tisch

zu thun pflegte, wenn er eine schwere Arbeit anzugreifen die Absicht hatte, hat zu jenem gesagt, der die Laterne getragen (denn es war Nacht, weil das Heimbringen des Kirchtagsbaumes niemand sehen soll): „Thu' mir nur schön leuchten, dass ich über keine Wurzen stolper' — so, und jetzt . . .“ Der Hans hob sich den Stamm auf die Schulter, dann ergänzte er: „ . . . jetzt geh'n wir!“

Den Burschen soll nicht ganz gut gewesen sein, wie der Hans den Stamm hat auf die Schulter genommen. Es hat sich kein Unfall zugetragen; einmal hat der Hans gesagt, wenn einer der Burschen müde wäre, möge er nur auf den Baum hinaufreiten, einen, zwei könne er schon noch mittragen. Und die Burschen mussten sich ihren Wein am Kirchtagsamstag selber zahlen!

Alle diese Geschichten und noch manch andere haben die Männer erzählt, wie sie beim Todtentrunk gesessen sind, der gehalten worden war zum Angedenken an den alten Knecht, den sie eben erst eingescharrt hatten. Jene, denen alle diese Thaten des verstorbenen Hans weniger gut bekannt waren, bekamen nun erst die richtige Meinung und Hochachtung vor ihm, jetzt erst hat sich der alte Bursche, der in seinen hohen Jahren auch noch blind geworden war, in den Herzen der Leute einen ewigen Denkstein gesetzt. Wie ich diese Geschichten über den Knecht Hans erzählen habe gehört, so habe ich sie schlecht und recht hier aufgeschrieben, zum Ruhme eines alten Burschenknechtes.

## Das entlaufene Jungweib.

Eine Liebesgeschichte von **Peter Rosegger**.

In der Plessenhube saßen sie um den großen Tisch herum und thaten Sauerkraut essen. Sie thaten es behäbig und schweigend. Zum Sauerkraut gehört Speck aber nicht Schwätzen. Wer tief eindringen will in das, wie gut Speckkraut ist, der muss alles sonst bei Seite lassen, er darf nicht denken und nicht sprechen, er muss inbrünstig Speckkraut essen. —

Doch aber war es, dass die Plessenhuberin mit ihrem Löffel plötzlich stillstand mitten auf dem Wege zwischen Schüssel und Mund. Ihr Blick schaute zum kleinen Fenster hinaus auf den Anger. „Uh“, sagte sie, „da geht die Walpa daher. Die Spinnradel-Walpa. Sie ist's. Und was sie für ein großmächtiges Bündel schleppt.“

„Sie wird ihrem jungen Mann halt Sachen zutragen“, meinte der Plessenhuber, dieweil er seinen Löffel senkrecht auf den Tisch stemmte und auch zu gucken anhub. Obschon der die Seinige noch nicht gar

ins Kammerl hinauf", sagte sie vergnügt und wollte der Freundin das Bündel abnehmen, was diese nicht zugab. Oben im Dachkammerl auf der Flachstruhe setzten sie sich zusammen. Die Bäuerin zog am Fensterchen den rothen Vorhang zu, falls es die Sonne nicht sollte sehen dürfen, was die Schmiedin nun auspacken würde. Diese packte vorderhand gar nichts aus, sondern lehnte sich an die Ofenkante und hub an zu schluchzen.

„Jesses Maria! Aber Walpa, was hast denn?" pfauchte die Bäuerin. „Hat's was geben bei Euch?"

Die Schmiedefrau schüttelte den Kopf und dann: „Kann just nicht sagen, dass es was geben hat. Schuld bin ja ich. Dass ich mich so geirrt hab'. Mag ja ein guter Mensch sein, kann sonst nichts sagen. Nur das. Nur d a s, wenn's nit wär'! Das hätt' ich nie gedacht, dass mir einmal so was sollt zustehen. Wo er sonst die Gutheit selber ist. Na, es lasst sich gar nichts reden."

Erschrocken fragte die Bäuerin: „Hat er was Schlechtes gethan?"

„Ja leicht wohl, meine liebe Hanel! Es steht so, dass wir uns nimmer ins Aug' schauen könnten. Die zwei Nächte bin ich in der Küche gelegen auf dem Herd. Weiß nicht was ich thu', wenn ich neben seiner muss leben. Derweil hab' ich zusammengepackt. Er weiß noch nichts davon. Mein Gott, erbarmen thut er mir auch noch. Mir geht's halt einmal gegen die Natur. Eine Stunde lang hab' ich Erbrechen gehabt. Ich weiß nicht — am liebsten wär' ich hinaus und in den Hammerbach gesprungen."

Die Bäuerin saß schon lange nicht mehr auf der Truhe. Sie stand vor der Freundin, schlang die Finger ihrer Hände ineinander und hauchte nun mit ganz verzerrten Mienen: „Ich bitt' Dich um Tausendgottswillen. Wenn ich Dich recht verstehe?"

Da stellte die Walpa mit aller äußerlichen Ruhe die Frage: „Hanel, wie lange bist Du schon verheiratet?"

Die Bäuerin stutzte ein wenig. Dann ließ sie die Hände über den Busen hinabsinken, zog an beiden Seiten die blaue Schürze an, dass sie sich um den Leib spannte: „So lange wohl schon, meine Liebe, dass ich Dir heute was Erfreuliches kann anvertrauen."

Das verstand die Walpa sofort. Die Achseln zuckte sie. Wenn 's so ist. Wenn das so ist, dann — Ich red' lieber nichts. Der Deinige ist auch so. Und Du auch. Und es ist eine Narrheit. Ich geh' wieder. Ich weiß nicht, soll ich lachen oder weinen."

Die Bäuerin ließ sie natürlich nicht. „Jetzt bin ich deutsch", sagte sie, und fast zärtlich sagte sie es: „Ja, warum hast denn nachher geheiratet?"

weiße Linnen und ins Bett milde Kissen gehören. Sie sah das ganz gut ein. Sie dachte, dass es eigentlich auch nichts Rechtes sei, wenn man bloß für sich so hinlebe, sein Verdienst selber verzehre, wobei niemand ein Dankdirgott gibt und niemand eins nimmt. Sie sagte das einmal gerade so ihrer Freundin, der Plessenhuberin. Und dass es am Ende doch netter sei, für wen zu sein und zu schaffen, den man gern hat. „Ja", antwortete die Bäuerin auf der Plessenhube, „Du wirst es erst noch sehen, was das für ein Glück ist, wem zu gehören und wen zu haben. Es ist gerade, als würde man ein doppelter Mensch, doppelt so stark und so schön, und wenn eins in der Ohnmacht liegt, so ist noch das andere da und wacht. Ja, Walpa, Du wirst es noch sehen, was das für ein Glück ist."

So hat die Schachenhütterdirn dem Schmiedmeister Sebast ein ruhiges Ja gesagt. Sie nehme ihn. Wie er ihr vorkomme, ein ehrenhafter Mann, ihm vertraue sie sich an.

Es war ein stattliches Paar, als sie nebeneinander aus der Kirche schritten. Sie in ihrem schneeweißen Kleide mit dem Rosmarinzweig im braunen glattgekämmten Haar sah freilich aus wie ein zartes, schlankes Mägdlein von neunzehn Jahren. Der stämmige Bräutigam daneben mit dem braunen, gutmüthigen Gesicht nahe den Dreißigern. Die Burschen tuschelten einander zu: Wie es der wohl angegangen sei, dass er sie drangekriegt habe! Einer wollte seine besondere Meinung kund thun, da redete der alte Nachtwächter drein: „Leut', da find' ich nichts dran. Wenn er das hart' Eisen nicht kunnt bearbeiten, dann wär er kein Schmied!"

Seit dieser Hochzeit waren drei Tage vorbei heute, als die Plessenhuberin durchs Fenster die Spinnradel-Walpa mit dem Bündel vom Schmiedehaus her gegen die Plessenhube gehen sah. Als die Walpa vom Wege abgieng und gegen die Hausthür trat, wischte die Bäuerin ihren Löffel rasch mit dem Tischtuch ab, legte ihn hin und gieng in die Vorlauben der Ankommenden entgegen.

„Lachen wirst, Hanel, dass ich auf einmal da bin mit Sack und Pack." Mit diesen Worten war die junge Schmiedfrau der Bäuerin entgegengetreten.

„Das wär' nicht zum Lachen, wenn's D e i n e Sachen wären!" gab die Plessenhuberin zur Antwort.

„Was d e n n? Wessen sollen sie denn sonst sein? Hast ein bissel Zeit für mich?"

Wo wäre das Weib, das nicht Zeit hätte, wenn die vertraute Freundin nach der Hochzeit das erstemal kommt!

Die Bäuerin rief in die Küche, man möge den Brennsterz auftragen, auf sie brauche man nicht zu warten. „Am besten, wir gehen

wand aus. Weiche Leinwand, aber man muss die Spinnerin und den Weber wegschwemmen, sonst bekommt das Kind in den Windeln das Mondsüchtige. Doch während die Spinnerin aus der Wäsche geschwemmt werden sollte, kam sie von hinten des Weges. Sie wollte der Bäuerin ausgewichen sein, wäre diese nicht von dem Flieder verdeckt gewesen. Heute hatte die Walpa kein Bündel mit, denn die Truhe mit ihrem Gewand war schon voraus, im Kohlenkarren eines Fuhrmannes. Sie hielt die Hände unter der Schürze verborgen und duckte sich im Hohlweg und unter Büschen und huschte hastig dahin.

„Wer jagt Dich denn?“ lachte ihr die Bäuerin zu.

Die Spinnerin-Walpa blieb betroffen stehen und antwortete: „So muss ich Dir doch behüt' Gott sagen. Dasmal laufe ich weiter, als vorgestern.“

Die Bäuerin riss die Leinwand aus dem Wasser, schlänkerte sie auf den Rasen hin und sagte: „Walpa, mich deucht, Du bist richtig nicht recht gescheit.“

„Zank' mich aus“, gab diese zurück, „zank' mich nur brav aus. Weiß' eh, dass ich's verdien'. Aber ich krieg's nicht herum. Ich kann mir denken wie der Will. Was ich mich selber schon hab' ausgescholten, es geht gegen meine Natur, ich sag' es Dir.“

„Also kurz und gut, Du magst ihn nicht.“

„O mein Du, wenn das wär', da wär's freilich leicht. Nur zu gern hab' ich diesen Menschen, kann Dir nicht sagen, wie mir ist. Aber in Ruh lassen soll er mich. Ich will ihm eine brave Hauswirtin sein, will kochen wie er's gern hat und auf sein Gewand schauen und alles. Nur das soll er sich nicht einbilden — Gott, wenn's nur nit so schwer reden wär in solchen Sachen.“

Die Bäuerin trocknete sich die Hände an ihrer Schürze und sagte sinnhaft: „Jetzt kommt's mir schier so vor, Du hättest nichts gewusst, als dass Einer nur zum Kochen und Gewandflicken heiratet. Jetzt weiß ich nur nicht, ist bei Euch auf dem Hüttel wirklich nur allemal der Storch gekommen? Solche Kindereien da! Na da muss man sich wirklich giften. Gern hat sie ihn und läuft davon wie eine — Verrückt bist, Walpa, verstehst? — Dir wär' einer gesund! Alle zehn Finger möchte sich immer eine abschlecken, wenn sie so einen Mann hätte. Sei froh! Ich sag' Dir nur eines, Walpa, sei froh und versündige Dich nicht. Es können einmal andere Zeiten kommen. Müsst' es ja rein nicht wissen, wie es die Ehemänner gern' machen. Lassen das Weib daheim allein und suchen ihre Unterhaltung anderswo.“

„Was sagst?“ Die Walpa horchte aus und machte einen raschen Schritt gegen die Freundin hin.

An der Thür kehrte die Walpa mit einer raschen Wendung sich wieder um: „Denk' Dir, wie ich im Zimmer die Betten seh'! Und so, dass keine Maus dazwischen kunnt schliefen."

Da begann die Bäuerin hell zu lachen. Es war anfangs nur wie ein kurzes Auflachen, dann ein wiederkehrendes Kichern, das aber so mächtig anschwoll, dass sie sich mit beiden Händen an der Truhe halten musste. „Ja, warum hast denn nachher geheiratet?" musste sie dazwischen immer wieder aufschreien, um dann weiter zu lachen, noch heftiger und noch krampfhafter.

Die Walpa stand da und legte ihre Hände flach an, als ob sie den Kopf halten, oder ihre Ohren vor diesem Gelächter verschließen wollte. „Mein Gott", sagte sie dann, „heiraten! Ich hab' mir das halt alles anders gedacht. Grausen thut mir vor diesen Mannsbildern, grausen thut mir!"

Gieng die Thür auf, quiexend und nur eine Spannweite, so guckte er herein und sagte: „Da ist sie ja!"

In Hemdsärmeln war er, aber das Schurzfell hatte er noch um.

„Also da ist sie ja", sagte er lachend, „ich hab's ja gewusst. Hasen, die schnell laufen, laufen nicht weit. Was wär' denn das? Wenn mir mein Weiberl thät davonlaufen, was wär' denn das?" Er legte seinen Arm um ihren Hals und schaute ihr schalkhaft ins Auge hinein. Dann sah er ihre Sachen. „Aber dass Du ein so großes Bündel mit hast! Das ist ja zu schwer für Dich. Schau, das will ich Dir tragen." Gleich nahm er von der Bank das Bündel auf, ohne sonst noch viel zu sagen, nahm er es mit sich und gieng lachend davon.

Die Walpa stand da und wusste nicht, wie ihr war. Verblüfft schaute sie ihm nach, der da so ohne weiteres mit ihren Sachen fortgieng, als wären es die seinen. Die Plessenhuberin stand hinter ihr, guckte über ihre Achsel nach dem schönen schlanken Menschen, der so flink die Stiege hinabschritt und dann gab sie mit beiden Fäusten der Walpa hinten einen Stoß, dass diese nach vorne taumelte und — weil sie schon in der Bewegung war — nicht mehr still stand, sondern ihrem Manne nachgieng. Dann sind sie, der Schmied und sein Weib, mitsammen über den Anger hingegangen gegen das Dorf. Eine Zeit lang war sie hinter ihm hergegangen; als sie an die Zaunstiegel kamen, über die er sie mit starker leichter Hand hinüberhob, schritt sie hernach an seiner Seite.

„Na, ich glaub's", dachte ihr die Bäuerin nach. „Wärst wohl ein Narr."

Es währte nicht zwei Tage, und da ereignete sich Folgendes: Die Plessenbäuerin hockte, mit dem einen Bein knieend auf dem andern sitzend, am Bach, der hinter dem Garten rann, und schwemmte Lein-

zu den Ohren zog. Die Glieder zuckten am ganzen Leib, so sehr schüttelte sie der Frost.

Jetzt fiel ihr die Decke aus dem Bette, jetzt das Kopfkissen, sie langte hinaus und riss es wüthend an sich, alles an sich und presste es an den Leib und stöhnte. Aber die Bilder wollten nicht schwinden und war es doch so pechfinster, und war er doch gar nicht da und wusste sie auch nicht, wo er war. Wenn er daheim wäre, jetzt wollte sie nichts mehr überlegen. Die Plessenhuberin hat recht.

Wie, wenn sie aufstünde und sich noch einmal anzöge und ihn suchen gienge. Ja, das will sie. Nach dem Lichtzeuge tastete sie, den Leuchter stieß sie um. Das Zündholzschächtlein fiel zu Boden. So zitterte sie und war unfähig, etwas zu thun. Das Feuer der Eifersucht hatte ihr Blut zum Sieden gebracht. So war's noch nie in ihr gewesen, das ganze Leben nicht. So laut hatte sie in ihren Schläfen das Blut noch nie hämmern gehört. Ein wilder Gast, der um Einlass pochte. Ein wilder, heißersehnter Gast. —

Plötzlich fuhr sie auf. Draußen war ein Poltern gewesen. An der Hausthür klapperte der Schlüssel, sie knarrte auf und wurde heftig zugeschlagen. In der Vorkammer hörte sie seine laute fluchende Stimme: „Und das heißt verheiratet sein?! — Sie merkte, dass er allein war, und dass er zornig war, und fürchtete sich nicht. Sie merkte, wie er sich an den Thürpfosten tastete, sie rührte sich nicht.

Ja, so war er heimgekommen, der Schmied, unverrichteter Sache. Er hatte gedacht, viel weiter als in die Plessenhube würde sie wohl auch diesmal nicht gelaufen sein. Aber sie war weiter gelaufen, er hatte ihre Spur verfolgt, streckenweise liebeglühend und streckenweise wüthend. Und als er hinter dem Schachen ihre Spur endlich verloren hatte, und als er wahrnahm, dass die Leute, die er fragte, ihn auslachten, da schrie er der Entflohenen ein wüstes Wort nach in die weite Welt und kehrt um. Dass es schon finster ward, des war er froh. Im Dorfe schlief schon alles, nur das Bäckerhaus hatte noch Licht in einem einzigen Fenster. Die Bäckin las wahrscheinlich noch an einem Romane. Romane müsste man eigentlich erleben und nicht lesen, dachte sich der Schmied. Aber so lange das Bild seiner Walpa noch so heftig in ihm herrschte und seine fiebernden Sinne es umkreisten, wie Falter das Kerzenlicht — so lange kam die Bäckin nicht auf. — Es ist ja dumm! knurrte er sich selber zu, es ist dumm, wenn einer so an einer klebt. Hätte er sie jetzt, erst wollte er sie züchtigen, dann wollte er sie lieben. Aber das Schmiedehaus war verlassen, die Schritte hallten in der Wohnung. Mutterseelenallein! — Und das heißt verheiratet sein.

In der dunklen Stube suchte er umher nach dem Lichtzeug. Er stieß an die Wand, an den Kleiderschragen, an das Nachtkästchen, an

„Ja, ja! Solche, wie der Deinige werden überall gut aufgenommen!“ sagte die Bäuerin. „Er braucht gar nicht weit zu gehen. Ihrer ein halbes Dutzend Nachbarsmädeln haben nach ihm geplangt. Auch eine junge Witfrau —“

„Die Bäckin?!“ schrie die Walpa auf.

„Gelt? Na, die lauft nicht vor ihm davon, darauf kannst Dich verlassen.“

Die Walpa stand ganz erstarrt da. Dann sagte sie gedämpft vor sich hin: „Zu einer andern?“ — — Und plötzlich: „Du, ich muss laufen, dass ich den Fuhrmann einhole. Bleib' gesund.“

Dann war sie weg. Sie hatte lange zu laufen. Freilich musste sie ihn einholen, den Fuhrmann, um ihm zu befehlen, er solle die Truhe abladen, sie würde wieder zurückgeführt nach dem Dorfe zum Schmied. Einen diese Richtung fahrenden Kalkkärrner belog sie, diese alte Gewandtruhe habe sie gekauft mit Flachs, und die solle er für ein Trinkgeld beim Schmied ablegen. Als das besorgt war, schlich sie auf dem Umweg durch Au und Schachen zurück gegen ihr Haus, wo sie spät abends ankam. Die vordere Thür war verschlossen, aber das Hinterpförtlein von der Schmiede aus war immer offen. Dort schlich sie leise hinein und in der finsteren Vorkammer stand sie lange und sann, wie sie das machen solle. Wenn sie nun in die Schlafstube tritt, soll sie es ihm gestehen, dass sie fort wollte, oder soll sie eine Ausrede anwenden? — Am besten, sie sagt gar nichts, geht hin, nimmt ihm mit beiden Händen beim Kopf und gibt ihm einen Kuss. Und hält ihn fest und lässt ihn nicht mehr los. — Ganz heiß ward ihr hinter dem Busenlatz. Ein Wirbeln und Sausen hub an in ihrem Kopf bei diesem Gedanken. Starke, ungleiche Athemstöße aus ihrer Brust — so legte sie die Hand an die Thürklinke, drückte an, sprang in die Stube und hin an sein Bett.

Sein Bett — das war leer. War noch nicht angebraucht worden, und stand's doch schon um Mitternacht. Eine Weile kauerte sie da, bewegungslos. Dann begann sie an den Haarsträhnen zu zerren, die ihr ins Gesicht gefallen waren, und riss zornig an ihnen herum. Machte Licht und untersuchte die Wohnung und fand nirgends den Mann.

Der ist bei der Bäckin! schrie es rasend in ihr auf, dann wälzte sie sich auf dem Bette und schluchzte und stöhnte, dass sie sich selbst bitter erbarmte. Dann ward sie ruhig und lag still dahin. Und stellte sich vor, wo ihr Mann nun sein werde. Dabei stöhnte sie, als wären die Gesichte gräßlich. Dann streckte sie die Arme aus, um ihn dort loszureißen, an sich zu reißen. So heiß war ihr, dass sie anfieng, das Gewand wegzuwerfen, und dann schüttelte sie ein Frost, dass sie die Decken bis

Das Wissen und Können ist nur etwas wert,
Verbunden mit fröhlichem Selbstvertrauen —
Was nützt einem Feigling das schärfste Schwert,
Und was einem Greise die schönste der Frauen.

* * *

Lauter brave, ganz gescheute,
Gute, liebe, nette Leute —
Nur die Menschen fehlen heute.

* * *

Ein satter und ein hungriger Magen,
Die können sich schlecht miteinander vertragen.
Der Satte schwärmt für Zufriedenheit,
Für Stolz und Uneigennützigkeit,
Fürs Christenthum und and're schöne Sachen —
Der Hungrige kennt in seiner Noth
Nur eine einzige Logik: Brot,
Und hat fürs and're nur ein bitt'res Lachen.

* * *

Wer, selber arm, ein armes Mädchen freit,
Ist nicht gescheit —
Doch ohne Lieb' ein reiches Weib zu frein,
Das ist gemein.

* * *

Seines Feindes Lob verkünden,
Seine Fehler niemals tadeln:
Heißt sich selber überwinden
Und sich adeln.

* * *

Wie glücklich lebte mancher heute,
Wollt' er sich nachbarlich
Bekümmern um die andern Leute —
So wenig wie um sich.

* * *

Heilig hoch die Alten
Halten,
Neidlos sich der Neuen
Freuen,
Doch sich selbst ureigen
Zeigen
Und dem innern Schauen
Trauen.

---

das Bett und dieweilen er nach dem Kerzenleuchter tastete, glitten seine Finger an weiches Haar.

„Wer ist da!“ schrie er auf.

„Ich bin es“, sagte sie und ihre Stimme zitterte ein wenig.

## Sprüche des Meisters.

Von Bruno Eelbo.[1])

Deinen Körper, deinen Geist,
All dein Können, Wollen, Planen,
Was du auch hienieden seist,
Dankst du deinen tausend Ahnen —
Und des Schicksals Stimme weist
Dich des Lebens bunte Bahnen.
Was an dir dein eigen heißt:
Tropfen sind's in Oceanen. —
Brauch' ich, wenn du solches weißt,
Zur Bescheidenheit zu mahnen? —

*
* *

Dass wir in den Himmel kommen,
Ist die Sorge aller Frommen —
Dass der Himmel in uns kommt,
Ist, was uns wohl besser frommt.

*
* *

Ein Laster nur beklagen und beweinen,
Will mir als Abscheu noch nicht echt erscheinen;
Erst wenn das Laster ihr verlachtet,
Dann wusst' ich, dass ihr es verachtet.

*
* *

Soll dir's gelingen
In großen Dingen,
So musst du frisch und fröhlich leben,
Als könnt' es nie ein Sterben geben.

*
* *

Was auch geschehen mag,
Dulde, ergib dich drein,
Doch für den nächsten Tag
Hoffe auf Sonnenschein.

Immer aufs neu' empor,
Nur nicht erliegen —
Wer sich nicht selbst verlor,
Muss einmal siegen.

[1]) Aus „Die Sprüche des guten Meisters“ von Bruno Eelbo. Leipzig, C. F. Amelang, 1900. Die vorstehenden Stichproben mögen den Schatz von Weisheit nur andeuten, den das Büchlein enthält.

Seff auf Zureden seiner Mutter, die Werbung diesmal schriftlich erfolgen zu lassen, und zum Verfasser und Schreiber des Werbebriefes wurde ich, der „Herr Lehrer“ gewählt.

So kam denn die Nachbarin zu mir und trug mir, Thränen in den Augen, ihr Anliegen vor. Ein zerknittertes Stückchen Papier hatte sie in der Hand. „Was da d'rauf steht, sollen Sie mit hineinschreiben, Herr Lehrer!“ Ich öffnete und glättete den Zettel.

„Wenn ich meiner Barbara in's Gsicht schau, o wie klüklich bin ich dann, dann dausch ich nicht umro[1]) Müllion.“

Diese Liebesbetheuerung hatte ein guter Freund Tonis verfasst und sie seinem Kameraden als wirksames Rezept zugesteckt.

In Erwartung saß das Mutterl vor mir. Ich konnte nicht nein sagen, in dem guten treuen Muttergesichte stand so viel Zutrauen geschrieben.

So setzte ich mich denn an mein Schreibpult und schrieb an die Barbara Moschin, Dienstmagd in R......, einen rührenden Liebes- und Werbebrief. Die Sandnerin holte inzwischen ihren Seff, und den fertigen Brief las ich nun beiden vor. Er übte die größte Wirkung. Seff wischte sich die Augen, und das Mutterl schluchzte laut in tiefer Ergriffenheit. Die beiden merkten gar nicht, dass das von der „Müllion“ vergessen war.

Bald hätte mich selbst mein erster Liebesbrief gerührt angesichts der beiden, die da, Mutter und Sohn, vor mir standen, zwei fast derbkomische, aber treuherzige Naturkinder.

Nach Verlauf einer Woche schon brachte der Postbote den Seff die Antwort seiner angebeteten Barbara. Wieder kamen beide, die Nachbarin und ihr Sohn, zu mir, mich bittend, ihnen den Brief vorzulesen. Beide waren in höchster Spannung. Ich erbrach den Brief und las ihn vor. Sein Wortlaut blieb mir im Gedächtnisse.

„Liewer Säff!

Intem Du geschrieben hast, Du wüllst mich heuraden und bist mir gut, mus ich Dir schreiben, ich bin Dir auch gut und wüll Dich nähmen. Ich wüll Dir ein brafes Weib und Deiner Mutter eine gute Schwiegerdochter sein und hoffe, dass Du mich werd halten wirst. Kom am Sonntag zu mir und thue Deine Mutter auch mitnähmen, wir kennen dan kleich ahles ausmachen, wen die Hochzeit ist. Das sage ich Dir kleich, warten wüll ich nicht lang, ich denke sonst, Du bist auch so wie mein erschter schlächter Kerl. Wie mich der verlasen hat, hab' ich gedacht, mein Kopf und mein Herz und meine Peine sind wäck. Einen schönen Grus an Dich und Deine liewe Mutter, und ich bin

Deine treie Barbara.“

[1]) Um eine.

# Aus dem Leben des Landlehrers.

Von Franz Floth.

Was dem Lehrer auf dem Lande doch alles begegnet. Ich will davon sagen. Heute soll er Arzt, morgen Rechtsanwalt, übermorgen gar — Liebesbriefsteller sein.

Lebte da in der Nachbarschaft meiner Dorfschulmeisterei ein altes Mütterchen, eines Taglöhners Witwe, mit ihrem Sohne. Taglöhner war auch er, dieser Sohn. Und er ernährte sich und seine alte Mutter schlecht und recht, wie's eben gieng.

In allen ihren Herzensanliegen zog mich die gute Alte gerne zu Rathe, und dabei war sie so rührend zutraulich und plaudersam, dass ich sie gerne in meiner Stube sah.

Vom Lesen und Schreiben verstand die Sandnerin gar nichts, ihr Seff fast nichts. In seiner Jugend hatte er die Schule wenig besucht und war nebstbei mit Geistesgaben recht spärlich bedacht.

Als nun das Mutterl immer älter und gebrechlicher wurde, dachte der Sohn ans Heiraten und hielt Umschau unter den Kuhmägden des Landes. Diese und jene wurde ihm „verrathen“ und jeden Sonntag war er auf Brautschau, allein stets kam er abgeblitzt wieder heim. Er fiel überall mit der Thür gleich ins Haus und that dies stets so ungeschickt, dass man immer nur seine Tölpelhaftigkeit und niemals sein gutes Herz sah. Darüber wurde er zuletzt ganz schwermüthig und seine alte Mutter mit ihm.

Kirchweih war's, als in einem zwei Wegstunden entfernt liegenden Dorfe das Schicksal dem Gekränkten endlich seines Lebens Gefährtin zuführte.

Sie schien gerne mit ihm zu tanzen, auch als er ausschließlich, Reigen um Reigen, zu ihr kam, und was er von einer im Saale unter den Zuschauern befindlichen alten Muhme über sie erfuhr, gab ihm den Muth, allen Ernstes um sie zu werben.

Sie war zehn Jahre älter wie er, arm wie eine Kirchenmaus und hatte ein Kind, dessen Vater keinen Anspruch mehr auf sie erhob. Dem glücklichen Seff schlug das Herz in neuer Lebenslust und aus purer Freude trug er einen kleinen Kirchweihschwipps heim zu seiner guten Mutter, die ihrerseits Freudenthränen darüber vergoss, dass die langersehnte Schwiegertochter nun endlich gefunden sei.

Nun galt es aber noch das Schwerste zu überwinden: die eigentliche Werbung. Allen Tücken des Schicksals vorzubeugen, entschloss sich

Gern spricht der alte Schmied von seinem kommenden Tode.

„Oft werden sie beisammen sitzen, meine Alte, meine Eltern, G'schwister und Schulkameraden. Wo er nur so lang bleibt? werden s' oft fragen. Und wenn ich dann endlich komm', geh'n s' mir g'wiss alle entgegen, und am End' gar die Mutter Gottes voran!"

Seine Augen leuchten dann, und die zerbrochene Gestalt richtet sich auf in Erwartung und Verlangen.

Sein älterer Stubengenosse, „der alte Bittner", kommt noch öfter zu mir, ist sozusagen Hausfreund in meiner Mutterwirtschaft.

Er ist sehr redselig, erzählt ungemein weitschweifig und hat trotz seiner 85 Jahre noch für alles Interesse. Musste ich ihm doch neulich im Schulzimmer die neu eingelangten Lehrmittel zeigen und erklären, und lebhaft wünschte er sich, sein Leben noch einmal beginnen zu können.

Seine geistige Frische und körperliche Rüstigkeit erklärt er dem, der sie bewundert, ganz einfach: „Es vergeht auch fast kein Tag, an dem ich nicht mein Glaserl Bier trinke."

Er soll noch lange in Frische und Gesundheit seines Lebens sich freuen, der gute Alte. Mir ist er lieb, und ich brauche ihn auch. Er hat mir neulich erst geholfen, eine Gartenbank zu bauen, hat dem großen Pfingstrosenstrauch einen wohlanständigen Reifen um den Leib gemacht und meiner Mutter untauglich gewordener Erdäpfelquetsche zu neuer Brauchbarkeit verholfen.

Einen dritten, gern gesehenen Gast hat mir das Bezirksspital genommen. Auch schon 80 war er, aber viel gebrechlicher bereits als mein vorher geschilderter Hausfreund, und es ergieng ihm schlechter als diesem. Er musste betteln.

Wohl bewandert in Geister- und Gespenstergeschichten aller Art, hatte er selbst schon den Wassermann und die wilde Jagd gesehen und kannte manch wirksames Heil- und Zaubermittel. Sein irdisches Ideal war eine gefüllte Tabaksdose, und eine Prise daraus anzubieten die höchste Auszeichnung, die er verleihen konnte.

Neulich kam er Abschied nehmen. Er gehe ins Spital sterben, sagte er ruhig. Lange sah ich ihm nach, wie er müde davonhumpelte. — — —

Ein altes Mütterchen mit dem Spinnrocken ist heutzutage eine große Seltenheit, doch auf dem Lande hie und da noch zu entdecken.

Eine Auszüglerin war's, die „Ahne" eines Bauernhofes, die mit Spinnrad und Rocken an Wintertagen gerne zu uns kam. Sie schüttete ihr Herz aus. Daheim war sie schon übrig. Geduldig trug sie des Sohnes Härte und der Schwiegertochter Bosheit. Ihre Enkel waren

Rechtschreiben und Gedankenausdruck: ungenügend. So classificierte ich die Barbara schnell in Gedanken.

Seff und seine Mutter aber waren glücklich. Seffs Gesicht glänzte vor Freude und Stolz und das Mutterl weinte wieder.

Zu Katharina schon war Hochzeit und mir brachte das Mutterl als Lohn für meine Dienste ein Stück Hochzeitskuchen. Ich musste es annehmen, ich hätte sonst der Alten wehe gethan.

Nun ruht sie schon draußen auf dem Gottesacker, die gute Nachbarin. Bald nach ihres Sohnes Hochzeit starb sie. Ab und zu begegnet mir der Seff. Er grüßt mich so schüchtern und weicht mir gerne aus. Ich denke, die Barbara ist eine Xantippe und schwingt über den armen Seff ganz gehörig den Pantoffel.

So oft ich das böse Ding zu Gesicht bekomme, ärgere ich mich darüber, jenen Werbebrief geschrieben zu haben. Er soll der erste und letzte gewesen sein — für andere Leute. —

In einer Dachklause der Dorfschmiede wohnen zwei alte Männer beisammen: die Väter des Schmiedes und seiner Schmiedin. Ab und zu kommen die beiden Alten zu mir, aber nie mitsammen, einer nach dem andern. Der eine, 70jährig, will die Klause im Sommer geheizt haben, der andere, schon 85 Jahre alt, will sogar der frischen Winterluft das Fenster öffnen. Jener ist still, wortkarg und sitzt daheim meist im Bette mit seinem Gebetbuche, dieser hantiert noch rüstig in Haus und Werkstätte herum und liest nach seiner sonntägigen Andacht gern noch ein lustiges Kalendergeschichtchen oder Zeitungsstücklein. Jener spricht immer vom Tode, dieser erzählt frisch noch vom Leben.

Der erste, „der alte Schmied“, berichtet mir gerne von meinen lange verstorbenen Amtsvorgängern, deren Schüler er als Knabe oder deren Freund und Beistand er als Nachbar gewesen.

Damals war nämlich die Schulstube im Gemeindehäusel neben der Dorfschmiede untergebracht, und die jetzige Armenstube war des Lehrers Wohnung. Damals galt dies schon als Errungenschaft. Gieng doch die Schule hier noch vor 1829 im Dorfe reihum, das heißt Lehrer, Kinder und Schulbänke wanderten von Woche zu Woche aus einem Bauernhof in den nächsten.

Nur ein Menschenalter liegt zwischen jener Vergangenheit und dem Heute. Meine Amtsvorgänger der damaligen Zeit, ich kenne sie. Die Schulchronik nennt mir ihre Namen, und der alte Schmied beschreibt mir ihre Gestalt und ihr Wesen, schildert mir ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Lebensweise und Schicksale.

Wie würden sie staunen, die nun vermoderten Amtsbrüder, kämen sie zurück aus ihren Gräbern und erblickten das schmucke Schulhaus von heute!

Feuchten Auges sah ich auf **meine** geliebte Mutter, deren Haar zu bleichen beginnt, und meine bescheidene Muse dictierte mir in mein Tagebuch folgende Reime:

Wenn ich, o Mutter, Dich in Deiner Weise,
So treu und gut, im Hause walten seh',
So mahnt mich an die Zukunft bang und leise
Auf Deinem Haupt der erste weiße Schnee.

Wie wird es sein, bist Du von mir gegangen?
Nur leer und kalt, ich weiß, wird's um mich sein!
So sinn' ich oft und muss Dich dann umfangen,
So zärtlich und so fest, mein Mütterlein!

Du lächelst dann ob meiner Zärtlichkeiten
Und nennst mich gern Dein „altes, großes Kind“,
Doch mir im Herzen tönen leis' die Saiten,
Die für das herbste Weh gezogen sind.

# Das Thier in der Macht des Menschen.

Von **Fanny Spork.**

Wenn wir auf die unterste Stufe der Cultur zurückgehen, auf jene der Nomadenvölker, so finden wir schon die nutzbaren Thiere vom Menschen ausgebeutet, und das Alte Testament spricht dem Ebenbilde Gottes das Recht der Bevormundung über die gesammte Creatur zu, und wie es dem Schwachen ergeht, dem das Ebenbild Gottes, der Herr der Schöpfung, an Kraft überlegen ist, das sehen wir an der Geschichte des Weibes und an der Geschichte der Hausthiere schon in den ältesten Zeiten, später an der Geschichte der Unfreien und Sclaven und heute noch an der Classe der Enterbten. Doch ist es den Sclaven gelungen, ihre Fesseln abzuwerfen, die Enterbten haben in gemeinsamer Organisation manchen Schritt zur Verbesserung ihres Loses unternommen und in unseren Zeiten ist auch das Weib in die Reihen der Kämpfer getreten. Die Thiere jedoch, die der Gewalt des Menschen überantworteten Hausthiere, die von Mann und Weib, von Knecht und Sclaven Getretenen, die eigentlich Enterbten in der Gesellschaft, die nicht durch Organisation das Joch ihrer Bedrücker abwerfen können, müssen ihr elendes Los stumm durch die Jahrhunderte tragen, und wo sich auch immer eine Stimme für sie findet, da wird sie vom Egoismus übertönt. Es hat an solchen warmen Herzen nicht gefehlt, die den Begriff Menschenliebe zu eng fanden und die Nächstenliebe auf die gesammte Creatur ausgebreitet wissen wollten, aber eben diese können nur eine mahnende Stimme erheben und vielleicht einzelnen Thieren das Los erleichtern, aber ein Echo wird diese Stimme bei der Menge nicht finden, solange die Ausbeutung der hilflosen Geschöpfe in ihrem Nutzen liegt und solange selbst bessere aus ihnen damit ihr Gewissen beschwichtigen, dass sie antworten: Gott selber hat uns

meine Schüler. Ich mühte mich, in ihren Herzen die Liebe zur Großmutter zu pflegen und hatte die Freude, zu sehen, dass der Alten seitens ihrer Enkelkinder Zärtlichkeiten zutheil wurden.

Nun ist sie heim gegangen, dorthin, wo's keine Kränkung mehr gibt. Ich bewahre dem silberhaarigen Mütterlein mit den emsigen Händen treue Erinnerung und sehe es oft noch spinnen und nicken. — —

Aber halt die „Putznannl", wenn's kommt, da gibt's ein Donnerwetter, ein Schimpfen in allen Tonarten.

In der Armenstube des Gemeindehäusels, der gewesenen Lehrerwohnung, haust sie mit einer zweiten Gemeindearmen.

Nichts weniger als friedlich ist das Beisammensein der beiden. Schon ein Blick durchs Fenster überzeugt hievon. Die eine Ecke der Stube ist gelblich, die andere gegenüberliegende bläulich getüncht. Das gemeinschaftliche Gebiet — Thür- und Ofenecke — prangt in der Mischung der Sondergebiete.

Gut, dass die Nannl selten daheim ist. Sie geht „grataliern" in die umliegenden Ortschaften und bleibt oft mehrere Tage fern. Dass sie eine Woche vor dem Namenstag oder vierzehn Tage nach Neujahr kommt, ihren langen Glückwunsch abzustatten, darf man ihr nicht übel nehmen. Hat sie doch lange zu thun, bis sie ihre Glückwünsche allen, die sie laut Erfahrung bezahlen, dargebracht hat.

Im Dorfe wird die Nannl von groß und klein geneckt und gequält. Mit ihren vielen Unterröcken, ihrem mit bunten Flecken besäeten Seidenwams und dem großen, derben Stecken in der Hand bietet sie auch in der That eine auffallende Erscheinung aus dem Hofstaate des Prinzen Carneval.

Kommt sie zu uns, so ergießt sie sich immer in den schmeichelhaftesten Ausdrücken über meine Schuljugend und bestürmt mich mit Bitten, am nächsten Tag wenigstens zwei Dutzend Ohren auszureißen.

Übrigens kann sie die Kinder grundsätzlich nicht leiden und schneidet schon auf die Säuglinge in der Wiege Gesichter. Infolgedessen ist sie auch der Schrecken der Kleinen und für dieselben die gefürchtete Dorfhexe.

Unlängst aber sah ich die silberhaarige Jungfrau in einem Gefühlsausbruche, der mich tief gerührt. Ein altes Tuch in der Hand, kam sie, Thränen in den Augen und erzählte, sie habe in einem Dachbodenwinkel ihrer lange verstorbenen Mutter Kopftuch gefunden. Und die greise Närrin brach in Schluchzen aus: „s Teichl is dau, u d' Mouta is weeg!"[1])

Ich empfand tiefes Mitleid mit dem greisen, halb verrückten Kinde, das vor mir um seine todte Mutter weinte.

[1]) „Das Tuch ist da und die Mutter ist weg!"

Vergleichen wir aber das Schicksal des Schweines mit dem des Pferdes, so sehen wir, dass dieses „edelste der Thiere“ noch weit schlechter daran ist, ja unter den Thieren überhaupt die erbarmlichste Existenz hat, weil es das Unglück hat, dem Menschen, dem „Ebenbilde Gottes“, am nützlichsten zu sein.

Als munteres Füllen wird es zumeist seiner Niedlichkeit wegen von groß und klein verhätschelt, dann wird es eingespannt, da lernt es den Menschen plötzlich von einer anderen Seite kennen, statt Zuckerstücke erhält es Peitschenhiebe, bis es eingefahren ist, dann, solange es schön und feurig ist, wird es geschont und bewundert, erhält vielleicht auch manches Kosewort und manchen freundschaftlichen Schlag auf den Hals oder den Schenkel. Der nächste Besitzer desselben, der es bekommt, weil es nicht mehr üppig und feurig genug ist, muthet seiner Kraft mehr zu, es wird ausgenützt, soweit seine Kräfte reichen, und wechselt es den Besitzer noch mehrmals, dann umso schlimmer für dasselbe, der Kaufpreis wird sich zwar verringern, aber ziehen soll es in gleicher Weise an fremden Lasten; die Koseworte, für die das Pferd sehr empfänglich ist, hören auf, es bekommt Schläge immerfort, und wenn es sich dagegen abstumpfen wollte, werden sie verschärft, bis das arme, abgehetzte Thier, oft blind und lahm, am Ende seiner Kräfte ist, dann kommt seine Erlösung in Gestalt des Abdeckers.

Diese Schilderung des Pferdeschicksals ist noch lange nicht zu grell, und manches alte Ross, das jetzt einen Maulkorb trägt und blind, von einem fluchenden, betrunkenen Knechte geschunden, an allen Gliedern zitternd, seinen Weg entlang keucht, würde jenes erst geschilderte um sein Los beneiden; ist es auch gräslich, das Capitel Zolas über die Schlachtung des Pferdes nur zu lesen und auszudenken, so ist es doch noch gräslicher auszudenken, wie manches dieser armen Thiere unbarmherzig zu Tode gehetzt wird und auf der Landstraße unter Fußtritten verendet.

Diese Worte vermögen — leider ach! — bei dem tiefsten Mitleide, das sie niederschreibt und bei dem schmerzlichsten Mitgefühle, das sie vernimmt, das Elend des Hausthieres nicht zu lindern, aber deshalb dürfen wir unsere Sinne diesem Elende nicht verschließen und dürfen es nicht lassen, der Menschheit zuzurufen: So weit seid ihr in eurer Gleichgiltigkeit und Grausamkeit von der Gottähnlichkeit entfernt, Menschen! Die heilige Schrift hat wenig Worte für die armen Thiere, haltet diese wenigen in Ehren: „Der Gerechte erbarmt sich über sein Vieh, das Herz des Gottlosen aber ist grausam.“

Jahrtausendelang wartete die Menschheit auf den Messias — und siehe! sie wartete nicht vergebens, für die Menschen stand ein Erlöser auf, aber wann wohl mag ein Erlöser kommen für die gequälten Thiere?!

zum Herrn über die Thiere gemacht, er hat ihnen ja auch keine unsterbliche Seele gegeben, wie uns! — Eben diese Menschen, die so bestimmt behaupten, der Mensch habe eine unsterbliche Seele, das Thier hingegen nicht, und welche Krankheit und Elend und Unrecht oft nur im Hinblicke auf das zukünftige Leben ertragen, eben diese Menschen quälen Zeit ihres Lebens ein armes Hausthier, das nicht einmal Aussicht auf Vergeltung in einem Jenseits hat.

Jene Leute, die vornehmlich mit den Hausthieren zu thun haben, Bauern, Fuhrleute, Händler, Fleischer 2c., sind meist durch ihren Beruf gegen das Mitgefühl zu sehr abgestumpft und glauben in günstigem Falle genug zu thun, wenn sie ein gesundes Thier regelmäßig füttern und nicht übermäßig „abrackern", ein krankes Thier aber nur dann pflegen, wenn es Geldwert repräsentiert. In den Städten aber gibt es viele Tausende von Leuten, die mit den Thieren gar nichts zu thun haben und die über die Hausthiere nur aus der Kinderzeit von Lehrbüchern wissen, dass sie die Freunde des Menschen sind, die gehört haben vom sanften Hirtenknaben oder vom friedlichen Landmann oder von dem lieblichen Landmädchen, das Tauben und Hühner füttert, wie sie alle so sorgsam auf das Wohl der Hausthiere bedacht sind; wie es auf dem Lande in Wahrheit mit diesem Wohlwollen aussieht, davon haben sie keine Ahnung und machen sich darüber auch gar keine Gedanken. Wenn sie all das Elend zu sehen bekämen, jene feinfühligen Menschen, die jedes hässliche, traurige Bild von sich fernhalten, da würden sie vom Weltschmerz anders denken lernen und nicht selbstzufrieden glauben, alles gethan zu haben, wenn sie dem Thierschutzvereine oder dem Bunde der Vogelfreunde angehören. Das ist ja ein recht lobenswertes Beginnen, aber wer dieses Elend aus eigener Anschauung kennt, darf sich die traurige Wahrheit nicht verhehlen, dass alle diese thierfreundlichen Bestrebungen soviel wie nichts fruchten gegenüber der Roheit und dem Unverstande jener, denen die Thiere anvertraut sind, und mit Schauder muss es jeden warmherzigen Menschen durchdringen, wenn ihm immer wieder gesagt wird, dass andere Zeiten noch roher waren und andere Völker gegenwärtig noch weit roher sind gegen ihre Hausthiere, wie z. B. Brehm von der Behandlung des Kameels, des Maulthieres und des Esels berichtet.

Betrachten wir bei unseren Landleuten das Leben eines Schweines; sein ganzes Dasein ist durch die Gewinnsucht des Menschen vorgeschrieben: nicht nur, dass es in einem schmutzigen Loche, der Freiheit beraubt, leben muss, es wird verstümmelt und im Sommer auf schmale Kost gesetzt, im Winter hingegen gemästet und schließlich geschlachtet. Wer unfreiwillig Zeuge des Schlachtens geworden ist, wird die rohe „Gemüthlichkeit", mit der Erwachsene und Kinder diesem Acte beiwohnen, wohl sein Leben lang des Eindruckes nicht loswerden.

Thieren namenlose Qualen zu bereiten. Es sind das die „niederen Thiere", deren auch anbei gedacht werden soll, sowie unter anderem Krebse, die man lebend in kaltem Wasser auf den Herd setzt und sie ihren langen stummen Qualen überläſst, oder Frösche, gegen die man für ein Gericht „Froschkeulen" so grausam verfährt, ferner Schnecken und andere Thiere ähnlicher Art, die man nicht ohne Grausamkeit als Speise zubereiten kann. Da dergleichen Speisen kein unabweisliches Bedürfnis sind, so thäte der Mensch wohl besser, in Anbetracht der damit verbundenen Quälerei auf solche Gerichte gänzlich zu verzichten.

Es ist beschämend genug zu denken, daſs der Mensch, weil er dem Thiere an Kraft, zumal an geistiger Kraft überlegen ist, das Thier rücksichtslos nach seinen Wünschen formt und sich selbst gewaltthätige Eingriffe in dessen Natur erlaubt. Das Thier in seinem Urzustande kann des Menschen entbehren, aber der Mensch meint, des Thieres nicht entbehren zu können, nicht nur zur Arbeit, nein, vielmehr der Gottähnliche! zu seiner leiblichen Nahrung. Da wir nun mit der Thatsache rechnen, daſs Fleisch, Milch und Eier vieler Thiere, sowie die Arbeitskraft besonders der Hausthiere der Macht des Menschen verfallen sind, so ist dadurch eine große Anzahl der Thiere ihrer Freiheit beraubt, auch wenn sich der Mensch keine weiteren Eingriffe in die Natur derselben erlaubte, sowie: Mästen der Schlachtthiere, Stopfen des Geflügels und andere noch größere Grausamkeiten, die unserem Culturzustande Hohn sprechen.

Der menschlichen Vernunft wäre es aber bei gutem Willen auch innerhalb der Voraussetzung, daſs die Arbeitskraft des lebenden und der Körper des todten Thieres dem Menschen angehört, möglich, die Existenz desselben günstiger zu gestalten, dadurch, daſs er das Thier nicht grausam oder thöricht für seine Wünsche ausbeutet, sondern wohlwollend damit umgeht, gerecht den Worten der heiligen Schrift: „Du sollst dem Ochsen, der drischt, das Maul nicht verbinden!"

Wenn der Mensch, der sich ja auch wirklich durch weise Vernunft zur Gottähnlichkeit zu erheben vermag, wenn er diese Höhe nur muthig erstrebt — wenn eben der Mensch in Behandlung der Thiere auf die Stimme der Vernunft und des Herzens hört, dann wird auch für das Thier eine bessere Zeit kommen, aber der Mensch muſs dahin gekommen sein, das Thier zu lieben, nicht nur etwa, weil es schön ist, oder allein, weil Gott es befohlen hat, oder aus Utilitätsgründen, sondern aus ureigener Nächstenliebe und dahin zu wirken, ist Aufgabe eines jeden fühlenden Menschen, besonders die des Lehrers! Freilich kann der Lehrer nicht Wunder wirken und wenn, wie in einem Aufsatze über die Kröte, der Verfasser desselben es versucht hat, sie dadurch dem Mitgefühle näher zu bringen, daſs er sie schön nennt, so ist dies zwar

Unsere Zeit ist dafür noch nicht reif, ja unsere höhere Culturstufe vermehrt noch die Grausamkeit gegen die wehrlosen Thiere; das Thier ist nicht nur wie ehe meist ein Opfer materiellen Gewinnes, nein, unter dem Deckmantel der Wissenschaft selbst fordert die Vivisection mit satanischer Grausamkeit ihre ungezählten Opfer. Es sträubt sich die Feder, die Kette gräslicher Bilder heraufzubeschwören, die dieses Wort nach sich zieht, das sich in ein gelehrtes, lateinisches Gewand hüllt, um nicht in seiner nackten Grausamkeit erkannt zu werden. Alles, was fühlende Menschen, auch viele Ärzte selbst, gegen die gräsliche Vivisection oder auch nur gegen deren Missbrauch geschrieben haben, findet wohl viele mitleidige Menschen unter denen, die nicht abzuhelfen vermögen, aber meist nur rohen Spott bei jenen, die darin Wandel schaffen könnten.

Es ist überhaupt ein trauriges Zeichen, dass auch in unserer Zeit viele nichts als Spott haben für eine hilflose, erbarmungswürdige Creatur, man kann dies leider oft hören, wie beim Anblicke eines alten Pferdes, dessen ausgemergelter Leib eine Anklage gegen die Menschen ist, geurtheilt wird: „Schlechte Mähre, elender Krampen, altes Rabenvieh, nur mehr gut für den Schinder", — das sind die Kosenamen für das treue Thier, dessen anklagende Jammergestalt den Schönheitssinn des Menschen verletzt.

Auch die Schimpfnamen, die Zorn und Hass dem Nächsten beilegt, zeugen von eingewurzelter Verachtung gegen die Thiere, wie beispielsweise: „Esel, Kameel, Gans, Rindvieh, Kröte"; eine besonders triste Rolle spielt der Hund im Schimpfworte, das Wort „Hund" allein schleudert eine tiefe Verachtung auf den Beschimpften, auch die Zusammensetzungen sind nicht sehr ehrend für den Betroffenen: „Hundeseele, Türkenhund u. s. w." Von der tief eingewurzelten Vorstellung, dass dem Thiere eo ipso eine schlechtere Behandlung gebürt, zeugen die landläufigen Ausdrücke: „sich eine menschenwürdige Existenz sichern", oder „ein Wetter, bei dem man keinen Hund vor die Thür hinausjagen möchte", oder „sich schinden wie ein Vieh"; auch der Ausdruck „ein unwürdiges Joch abschütteln" ist ein Beweis dafür. Ein fernerer Beweis für die Verachtung der Thierwelt liegt in dem Abscheu, den die Worte „verthieren", „mit thierischer Roheit" einflößen und doch ist die Roheit des Vernunftwesens „Mensch" größer und häslicher als jene der wilden Bestie. Das Wort „Bestie" selbst, das, ursprünglich harmlosen Sinnes, zu einem abscheulichen Monstrum geworden ist, wäre wieder ein neues Beispiel für das Angeführte, und so ließe sich noch vieles sagen, um darzuthun, wie erhaben sich der Mensch über das Thier dünkt und wie denn doch leider das Wort „bête humaine" sehr berechtigt ist.

Besonders wehthun muss es einem, wenn man bedenkt, dass Gedankenlosigkeit oft mehr wie Hartherzigkeit Ursache ist, einer Unzahl von

# Aus Hofers Heimatsthal.

Von **Karl Wolf.**[1])

In dem Wirtshaus, genannt „Am Sande“, zu Sankt Leonhard im Passeierthal kam 1767 Andreas Hofer, der Führer Tirols im Freiheitskampfe, zur Welt. „Am Sande“ hieß der Ort, weil die hier sich ausdehnenden Thalwiesen infolge der übermäßigen Abholzungen an den steilen Berglehnen durch gewaltige Muhren häufig verschüttet und übersandet wurden. Noch heute steht das Wirtshaus am Sande, der Sandhof, in welchem 1809 die ersten Berathungen zum Aufstande gegen die verhasste Fremdherrschaft gehalten wurden, von wo aus Andreas Hofer die Tiroler zu den Waffen rief, um dem Lande die Freiheit wiederzugeben. Dort sagte er zu den Anführern, welche aus dem ganzen Lande zur Berathung gekommen waren: „Nun denn mit Gottes Hilf und unter seinem Schutz, so wollen miar die verabredete Botschaft ausschicken: Es ist Zeit! Von alle Kirchthürm soll Sturm geläutet werden. Suacht's fürer Enkere Stutzen und Waffen, lasst's aufmarschieren die Schwögler und Trummler, Kriag werd, a heiliger Kriag! Auf denn Mander: Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“

Hundert Jahre nach Hofers Geburt wurde auf einer dicht bei dem Geburtshaus gelegenen kleinen Anhöhe der Grundstein zu einer Kapelle gelegt, zum Gedächtnis daran, dass sich Tirol in den Jahren der Bedrängnis dem Herzen Jesu verlobte. Diese nach den Plänen des Architekten Josef Vonstedt erbaute „Herz Jesu-Kapelle“, die vom Volksmunde treffend „Die Hofer-Kapelln“ genannt wird, ist am 21. September 1899 feierlich in Gegenwart des Kaisers Franz Joseph von Österreich und Erzherzog-Thronfolgers Franz Ferdinand eingeweiht worden. Im Gefolge waren ferner der Erzherzog Franz Karl, Erzherzog Eugen, der Hoch- und Deutschmeister, Fürst-Primas Cardinal Haller, ein geborener Passeirer, die Fürstbischöfe von Brixen und Trient &c. Aus allen Gauen waren die Tiroler Schützen, weit über achttausend an der Zahl, in ihren verschiedenen Landestrachten in das Heimatsthal Andreas Hofers gekommen, um dem Feste beizuwohnen — die Enkelkinder jener Tapferen, deren Stutzen am Berg Isel krachten, bei der Pontlatzer Brücke, an der Mühlbacher Klause und auf dem Küchelberge bei Meran. Tausende trugen dabei noch die Tracht der Vorfahren und die alten Waffen, die als Reliquien allenthalben aufbewahrt werden.

[1]) Diese interessanten Nachrichten über Andreas Hofer und sein Heim entnehmen wir dem neuen Buche „Aus dem Volksleben Tirols. Von Karl Wolf. Innsbruck. A. Edlinger. 1902.“

seinem Herzen verzeihlich, aber ein Missgriff bleibt es doch, denn was hat die Schönheit mit dem Mitgefühle zu thun? Das Thier empfindet Schmerz und Lust in ähnlicher Weise wie wir Menschen — das allein muss uns ausschlaggebend sein in unserer Stellung zum Thiere und in unserer Erziehung anderer zum Mitgefühle für die Thiere.

Noch ist auf diesem Gebiete überaus viel zu thun und können wir gleich all das bestehende Unrecht nicht aus der Welt verbannen, so können wir doch ab und zu lindernd eingreifen, wir können in eifrigem Bestreben durch Wort und That als selbstlose Berather der Menschen und treue Anwälte der Thiere dazu beitragen, dass bessere Zeiten vorbereitet werden, in welchen es der hilflosen, unverständigen Creatur vergönnt sein wird, den Menschen von seiner edleren Seite kennen zu lernen.

Möchte doch unser deutsches Volk, dessen hohe Cultur mit Recht vor allen gepriesen wird, dessen Gemüthsreichthum tiefer und gewaltiger ist, als der jedes anderen Volkes, möchte es doch über Erfindungen und Statistiken nicht vergessen, dass das arme Thier, jegliches, doch das Hausthier insbesondere, unserer Liebe und Gerechtigkeit bedarf. Das Thier selbst vermag nicht für sich zu sprechen, darum möge in unserem Herzen eine Stimme für die hilflose Creatur erstehen! Drei Factoren können vor allem darin viel Gutes thun: — Schule, Kirche und Staat — die Schule, die auf das empfängliche Kindergemüth dahin wirken kann, die Kirche, die Erwachsene lehren und zu Liebe und Gerechtigkeit mahnen soll und der Staat, der dafür zu sorgen hat, dass schutzlose Wesen nicht der Willkür preisgegeben werden, indem er weise Gesetze zugunsten der Thiere erlässt und auch auf Einhaltung derselben achtet. Mögen diese drei Mächte im Vereine mit dem redlichen Bemühen jedes fühlenden Menschen in dieser Arbeit reiner Nächstenliebe nicht ermüden, dann — ja dann wäre zwar noch nicht alles gethan, denn die Erde ist groß und weit und allenthalben schmachtet das Thier unter der Geißel des Menschen — doch es wäre wenigstens etwas gethan, es könnte einem, wenn auch kleinen Percentsatze von Thieren geholfen werden. Für unsere werkthätige Liebe sei kein Geschöpf zu gering und wenn es dem menschlichen Geiste Ehre macht, das verflossene Jahrhundert das „Jahrhundert der Erfindungen“ zu nennen, so würde es dem menschlichen Herzen zur höchsten Ehre gereichen, wenn dieses neu angebrochene „das Jahrhundert der erwachten Barmherzigkeit für jegliche Creatur“ genannt werden könnte!

eine eingehende Besprechung in der zum Feste erschienenen Schrift von Alois Menghin: „Tirols Ruhmesblatt in der Weltgeschichte“ (bei C. Jandl, Meran), ein wertvolles illustriertes Büchlein, das jedem Freunde Tirols Freude machen wird.

Die Heldenthaten vom Jahre 1809 sind freilich weltbekannt, und was Andreas Hofer in jenen Kämpfen für sein Vaterland geleistet hat, ist hundertfach dargestellt worden. Weniger bekannt aber ist Andreas Hofers Jugendzeit und die Eigenart des Passeiervolkes überhaupt. Da hat nun Herr Dr. Franz Innerhofer in Meran, der einer Altmeraner Familie entstammt, einen glücklichen Fund gemacht. Ein unermüdlicher Sammler von Documenten der Heimatsgeschichte, hat er ein Manuscript entdeckt, das von einem gewissen Josef Thaler, vulgo Hasler, aus St. Martin in Passeier stammt, einem einfachen schlichten Bauern, der Zeitgenosse und Freund Hofers war. Obwohl Thaler das Concept seiner „Hofer-Geschicht“ vollendete, kam er mit der Reinschrift nur bis zum 24. Abschnitt, als ihn der Tod ereilte. Diese Reinschrift vollendete der Director der Bozener Bürgerschule, Josef Pöll, auch ein Zeitgenosse Hofers. Doctor Innerhofer hat diese Schrift zum Fest drucken lassen (Meran, Ellmenreichs Verlag). Die Vorrede dieses Büchleins ist in der Originalschreibweise des bäuerlichen Verfassers wiedergegeben. Als ein Beispiel folge hier die Einleitung: „Vorrede an den ginstigen Leser. Mein gedreister Leser ich muess Dich ja schon zuvorauf um Verzeichen Biten, das ich mich Joseph Thaler unterstanden Ein geschichten Zu Schreiben oder Ein Buch dariber zu verförtig Weil ich von einer Recht-schreibung ganz und gahr kein Erkentes Besitze, doch wage ich Es und könnte Mihrs Ja Ein Jeder Rechts und wohl gelernter Leser Wohl verzeichen Weil ich das Schreiben Erst in die vierzig Jahr von Mihr selbsten und Hochen alter ohne lehrn Meister gelehrnt hab, Meine Hoch-geehrthen leser das ich daß geschichten Buech geschriben ab ist Mein Innerlicher und vor Nembster Antrib gebesen, da mit die Nach Welt auch noch sechen kann Was ich in Zeit Meines Lebens von aintausent Siben Hundert finf und Sechzig, bis aintausent achthundert Neun und Zbaunzigesten Jahrs, Neues gesechen Erfahren und Erlebet hab.“ Den übrigen Theil der Geschichte hat Herr Dr. Innerhofer in die jetzige Rechtschreibung übertragen.

Hofers Heimatshaus heißt eigentlich „Zur Krone“ und führt auch eine solche als Schild. Dreiviertel Stunden hinter St. Martin steht das schlichte, einfache Bauernhaus an der Straße, dem ehemaligen Saum-wege, und gehört zur Gemeinde St. Leonhard. Der Hof ist nun Eigen-thum der Tiroler Adelsmatrikel, welche, im Bestreben, das Anwesen aus dem eigenen Pacht- und Bodenertrag zu erhalten, einen argen Missgriff gemacht hat. Das schon etwas baufällige Haus wurde restauriert — ich

Die zahlreichen Festgäste, welche im Jahre 1867 der Grundsteinlegung der Kapelle anwohnten, konnten nur auf beschwerlichen Wegen in das Thal kommen; die meisten wählten die Übergänge über den Jaufen, über Tümmels, aus dem Ötz- und Schnalserthale. Von Meran aus führte ins Passeierthal nur eine Saumstraße, auf welcher Kraxenträger und zahlreiche schwerbeladene Bötinnen den ganzen Verkehr der Thalbewohner mit der Stadt vermittelten. Auch das Brennholz lieferte das waldreiche Thal der Stadt, Bauholz jedoch konnte auf dem Saumweg nicht gefördert werden. Über die Dörfer Riffian-Kuens und den Schildhof Saltaus rechnete man fünf Gehstunden bis St. Leonhard, dem Hauptorte des Thales. Jetzt aber führt eine schöne Straße dorthin und durch sie wurde wieder ein herrliches Stück Tiroler Land dem Verkehre eröffnet. Der schaffensfreudige und unermüdliche Bürgermeister des Curortes Meran, Herr Dr. Roman Weinberger, hat dieses Werk, trotz mancher Gegnerschaft, durchgesetzt, und damit den ersten Grund zu einem neuen Straßenzug gelegt, welcher zu den interessantesten des Landes zählen wird. Diese neue Straße wird vom Fuße des Brenners bei Sterzing über den Jaufen führen, in ihren Serpentinen, gegen Passeier zu abfallend, einen herrlichen Ausblick in das Etschthal gewähren. Man erreicht das sonnige Meran, durchquert den Fruchtgarten des Burggrafenamtes, um bei Lana, in die Höhe steigend, durch ein Mittelgebirge von entzückender Scenerie endlich die Höhe des Gampens zu gewinnen und mit ihr den Anschluss an die prächtigen Alpenstraßen Welschtirols.

Am Morgen des 21. September 1899 zogen von Meran aus auf der neuen Straße nach St. Leonhard die Tiroler Schützen mit ihren Fahnen in colonnenmäßigem Aufzuge; mehr als dreihundert Wagen mit Festgästen belebten sie; um 9 Uhr trat der Kaiser mit den Erzherzogen unter dem Donner der Böllerschüsse die Fahrt von Meran zum Sandhofe an, wo zwei Stunden später die Ankunft erfolgte. Bereits um 8 Uhr hatte der Fürstbischof von Brixen die Einweihung der Gedächtniskapelle vorgenommen.

Die Kapelle ist ein romanischer Centralbau aus behauenen Steinen, über den sich in der Mitte der kräftige Thurm erhebt. Das Innere ziert ein einfacher Steinaltar mit einer Herz Jesu-Statue vom Tiroler Bildhauer Trenkwalder. Die Wände decken historische Gemälde von Edmund von Wörndle, die Decorationsmalerei ist von Josef Pattis. Nur von den Seiten, durch die zwölf Fenster, fällt Licht in den Raum, und zum gründlichen Beschauen der Bilder ist es fast nöthig, eine Früh- oder Nachmittagsstunde zu wählen, da das Licht sich selbstverständlich nach dem Stande der Sonne ungleichmäßig vertheilt. Diese sehenswerten und besonders für jeden Verehrer Hofers hochinteressanten Gemälde finden

rechte und eine jüngere Stiefschwester. In der Schule war er zwar kein hervorragender Schüler, aber fleißig und gehorsam. Er war der Liebling der Lehrer und auch seiner Mitschüler. Seine rasche Auffassung, seine Geistesgegenwart und seine geradezu verblüffende Ruhe fielen schon in der Jugend auf. Kaum war er der Schule entwachsen, als sein Vater starb. Hofer kam selbstverständlich unter Vormundschaft und dadurch auch wirtschaftlich zu Schaden.

Seine Stiefmutter war keine gute Hausfrau. Sie führte das Hauswesen so ungeschickt, dass sie aus dem Vermögen der Kinder in kurzer Zeit 1700 fl. verhauste. Als die älteste Schwester Hofers heiratete und die Zügel der Wirtschaft in die Hand nahm, begab sich Andreas nach Welschtirol, um die italienische Sprache zu erlernen, denn damals kamen viele welsche Händler und Kaufleute über den Jaufen, und die Passeirer zogen mit ihrem Kleinvieh bis nach Mailand und Genua nach dem Abtrieb von den Alpen: die Passeirer Schafe und Ziegen waren sehr gesucht.

Mit vielen Kenntnissen in der welschen Sprache und der Art und Weise des Handels in Italien kam Andreas Hofer wieder nach Passeier zurück, ein schöner, kräftiger Bursche, der nicht ungern eine Aufforderung zu den unter den Bergleuten üblichen Ringkämpfen annahm, aus denen er zumeist auch als Sieger hervorgieng. Ein Zeitgenosse Hofers, das alte „Waltner Anderle", schilderte mir das Aussehen desselben vor vielen Jahren, und ich habe gelegentlich der Vorbereitungen zu der erwähnten Hoferfeier die damalige Aufzeichnung wieder hervorgesucht und gebe sie wörtlich, nur die Mundart des Verständnisses halber mildernd, wieder:

„Der Hofer Anderl ist a saubrer Mensch gwest. Stocket in der Gestalt und broat in die Achslen, dass ma gsechn hat, der Mensch, wenn er unpackt, zelm kracht's. 's Gsicht ist kugelet gwest und die Nasn a fezzele eindruckt, nit grad was die Diandlen sauber hoaßn. Aber mit seine braun Augn hat er rödn kennen, der Anderle und wenn er a Beichtvater gwest war, in verstocktesten Sünder hätt' er 's Bekenntnis fürerglockt, a sou hat er schaugn können. Zwegn dem ist er aber döcht sanft gwest wie a Lampl und um fremds Load ist 'n öfter 's Wasser in die Augn gschossn, wie um's oagne."

Am 21. Juli 1789 verehelichte sich Hofer mit Anna Ladurner, aus einem in der Meraner Gegend weit verbreiteten Geschlechte. Sie war eine verständige, treue Frau, schweigsam und still, die mit großer Zärtlichkeit an ihrer Familie hieng.

Unter schweren Bedingungen übernahmen die jungen Eheleute den Sandhof. Andreas Hofer musste bei einem Kaufpreis von 12.000 Gulden seinen Geschwistern 9000 Gulden verzinsen. Dies war auch der Grund,

möchte mich nicht hart ausdrücken und will daher sagen: in gedankenloser Weise. Das Originellste in einem Passeirerhause ist immer die Küche, die umsomehr Bedeutung im Leben der Bewohner hat, als sie im Winter der Plauschwinkel ist. Darum sagt auch der Passeirer zum Beispiel: „Heunt gian miar zen Kommerer Veita in die Kuchl auf'n Hoamgart.“ Auf dem mächtigen Herde, wo immer die Hühnersteige steht, sitzen die Burschen, der Bauer auf dem Herdrande, und rauchen aus den kleinen eisernen Pfeifchen. Ein mächtiges Feuer prasselt auf dem Herde, und an einer aus dem mit Selchfleisch gefüllten weiten Rauchmantel hängenden Kette ist der Kessel befestigt, in welchem die Jungmagd für ihre Ferkel, „die Facklen, a Trankl kocht“. Die Mägde bringen sogar ihre Spinnräder nicht ungern in die Küche, denn da wird allerlei erzählt, von den Hexen, den Erzsuchern, dem Gottseibeiuns, der in Gestalt eines Stieres mit feurigen Augen die „Kellerlahn“, eine große, verheerende Muhre, „angelassen“ hat, und so weiter.

Heute hat Hofers Haus eine mächtige, moderne Küche mit einem Sparherd, an dem die wackere Hoferin sicherlich nicht zurecht gekommen wäre. Eine helle Glasveranda verunziert als Anbau das Haus, an Stelle des alten Schießstandes steht ein vernachlässigter Wagenschuppen, und im Garten, wo unter Hofers Zeiten Rosen und Nelken blühten und der Rosmarin duftete, stehen schlecht gepflegte Cypressen. Wenn es schon nöthig war, aus dieser historischen Stätte, um sie zu erhalten, eine Erwerbsquelle zu machen, dann hätten die Herren der Verwaltung für die Matrikelcasse besser gesorgt, wenn sie am Waldesrand hinter Hofers Haus, ohne den herrlichen Ausblick auf das freundliche St. Leonhard, auf die romantische Jaufenburg und das Gebirge zu stören, einen der Bauart des Thales angepassten Gasthof errichtet hätten zur Unterkunft für die Hoferpilger. Aus Hofers Haus aber hätte man sollen ein Museum machen mit Reliquien aus den Jahren 1797 und 1809, deren noch genug vorhanden sind. Es wäre aber durchaus nicht nöthig gewesen, eingreifende bauliche Veränderungen vorzunehmen, sondern pietätvoll hätte man dabei das alte Haus erhalten können. Es verdirbt jedem Besucher die Stimmung, wenn er an Sonntagen zum Beispiel zu Hofers Haus wallfahrtet und findet Stuben und Kammern, Hausgang und Söller gefüllt mit zechenden Menschen, die an alles eher denken als an die Heimats- und Geburtsstätte Andreas Hofers, des Helden von Tirol.

Andreas Hofer wurde am 22. November 1767 geboren, in St. Leonhard getauft, und sein Pate war der Junggeselle Johann Pichler auf der „Mörra“. Eine kleine Wallfahrtscapelle stand schon damals bei dem Vaterhause mit einem Gnadenbilde, zu welchem Andreas Hofer immer einen frommen Gruß hinaufsendete, ob er thalaus oder thalein zog. Er war der einzige Sohn im Hause und hatte drei ältere

Ein Volksbrauch hat sich in Passeier auch noch erhalten, der bemerkenswert ist: „der Ehehaftthading“. Es ist dies ein Volksgerichtstag, an welchem sich die Leute in St. Leonhard versammeln und ohne jeden juridischen oder richterlichen Beistand Streitigkeiten schlichten, Verträge und Geldgeschäfte abschließen 2c.

Schildhöfe bestehen heute noch elf. Die Schildhöfler waren die einzigen im Thale, welche dem Rufe zum Ehehaftthadingtag keine Folge zu leisten brauchten. Es braucht wohl kaum erwähnt zu werden, dass im Jahre 1809 die Passeirer infolge ihrer Ausdauer, ihrer Kühnheit und Verschlagenheit zu den Elitetruppen Hofers gehörten, und allenthalben finden sich in den Häusern noch Waff und Wehr, mit welchen die Vorfahren einst ausrückten unter dem „Hofer Anderl“, dem „Sandwirt von Passeier“.

# Die Bärnschütz in Steiermark.

Von **Franz Goldhann.**

Wenn du, den Morgenzug benützend, von Graz nordwärts fährst, dem Oberlande zu, so ist eine Stunde später die touristisch wichtigste Station zwischen Graz und Bruck erreicht: Mixnitz, ein freundliches Örtchen, am Ausgange des vom Mixnitzbache durchströmten kesselartigen Waldthales, zu Füßen der Röthelsteinerwand, im Zeichen felsiger Vorberge des hohen Lantsch.

Mixnitz ist als eigentlicher Ausgangspunkt für das einzige Schüsserlbrunn, für die liebliche Teichalpe, den trotzigen Hochlantsch und in neuester Zeit für den prächtigen Bärnschützsteig sowie auch für andere Bergtouren und Übergänge anzusehen.

Hinter dem Stationsgebäude steht unter Bäumen eine Orientierungstafel, welche die Wegmarkierungen des Grazer Alpenklubs im Gebiete des Hochlantsch anführt. Wir kennen alle die schönen und schönsten Punkte; unser heutiges Kommen gilt einzig und allein der Begehung des „Alpenklub-Steiges“, von dem die Welt bereits allerhand zu sagen weiß.

Schon die Wanderung durch die allmählich zusammentretende Waldschlucht (Richtung Nordost) erhöht das Gefühl der Natur- und Bergfreude; die pittoresken Felswände rücken rasch heran, weißschäumend eilt das klare Gebirgswasser, allen Hindernissen trotzend, seiner Bestimmung entgegen. Auf halbem Wege etwa grüßt den Bergwanderer von einem Felsen herab das Bildnis der Mutter Jesu.

Nach einer guten Stunde befindest du dich an jener Stelle, wo die Bärnschütz ihre felsigen Pforten aufthut; davor hält eine bescheidene

warum Hofer im Handel mit Vieh, Wein und Brantwein Nebenerwerb suchte und so im ganzen Lande bekannt wurde. Überall wurde der Passeirer Wirt freundlich aufgenommen, denn er erfreute sich eines schlagfertigen Witzes und ließ mit seinen Bemerkungen und Anspielungen nicht auf sich warten. Hofer war ungemein gutmüthig und nicht sonderlich sparsam, weshalb er eigentlich wirtschaftlich immer zu kämpfen hatte. Er war aber grundehrlich und verabscheute jedes unerlaubte Mittel der Bereicherung.

Eigentlich unmäßig im Trinken war er nicht. Was aber so ein Tiroler Wirt an Wein consumiert, ist schon ein anständiges Quantum. Auf körperliche Bequemlichkeit in jeder Beziehung legte er wenig Wert und verlachte andere, wenn sie auf Reisen über schlechte Betten und so weiter klagten.

Seine Reisen machte er zumeist reitend, trug auf ihnen immer die Passeirertracht. Er war fromm aus tiefinnerster Überzeugung und erfüllte strengstens die Pflichten der Religion.

Das Passeierthal, bis zu seiner westlichen Abzweigung am Fuße des Jaufens, hat ein äußerst angenehmes Klima, in den sonnigen Hausgärten blühen bis weit in den Spätherbst die Rosen. Die Thalebene ist durch die Passer arg verwüstet, auf allen Geländen aber, auf allen Blößen stehen die sauberen Häuser und Hütten, der Untertheil gemauert, der Oberbau aus Stämmen gezimmert, und in den Dachluken eine Menge von Nelkenstöcken, denn der Bursche liebt es, so lange es nur angeht, sich vom Dirndl einen frischen Strauß auf den Hut stecken zu lassen. Auch der fremde Gast wird bei einem Besuche selten ohne eine Blumenspende verabschiedet. Herrliche Hochgebirgsscenerien bietet der Hinterpasseier, mit seinen prächtigen Waldungen, den Wasserfällen, Alpen und Fernern. In Außerpasseier findet sich noch Obst und Getreide; die Rebe rankt sogar an manchen Häusern. In Hinterpasseier hingegen leben die Leute nur von der Viehzucht und in manchen Seitenthälern schneien sie im Winter vollständig ein. Einem alten Rechte zufolge kommen die Passeirer dreimal im Winter mit einer Masse von Schafen und Ziegen nach Meran, welche sie selbst schlachten und auf offener Straße ausschroten.

Die Passeirer zeichnen sich aus durch hohen Wuchs und schöne Haltung, durch einen robusten, abgehärteten Körperbau und eine seltene Kraft. Die Leute sind religiös, verständig, manchmal sogar verschlagen, und in Handelsgeschäften außerordentlich gewandt. Die Passeirer, wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit an den Landesfürsten rühmlichst bekannt, genossen die Gunst, dass gewisse Höfe zu „Schildhöfen“ ernannt wurden, die heute noch bestehen. Bei besonders feierlichen Anlässen bildeten die Schildhöfler die Leibwache der Fürsten.

Innerhalb einer kurzen Spanne Zeit kamen und giengen Schwärme von Touristen an uns vorüber, viele pflegen alle am Wege liegenden Wirtshäuser abzugrasen, in der Weinlaune werden sie dann üppig und übermüthig, — das gehört dazu, meinen solche „Naturfreunde", wo könnte man sich sonst in Freiheit ausleben, wenn nicht auf den Bergen . . .

„Geh', Resl!", ruft jetzt einer, „lass amol an G'fangenen (Jodler) los!" Die freundliche Kohlenbrennersfrau, welche sich als Jodlerin einer gewissen Berühmtheit erfreut, lässt sich nicht lange bitten; sie ruft ihre Tochter herbei und beide heben an das wortlose Lied des Älplers und schmettern es hinaus, dass es nur so hallt in den Bergen. Bestellte Jodler klingen nicht, sagt der Oberlandler, die haben aber wohl geklungen und noch dazu recht kräftig und frisch.

Die „Wolkenbruchmutter" ist eine warme Thierfreundin; der eigene Sang wird nicht taxiert, aber für die gefiederten Sänger des Waldes, denen es hier im Winter recht hart ergeht und die ohne menschliche Barmherzigkeit elend zugrunde gehen müssten, steht ein blechener „Brutkasten" in Bereitschaft.

Das Gras ist heute — am 24. September 1902 — weiß bereift und weiter oben haben wir glasdickes Eis gefunden.

Links führt der Weg über den Mixnitzbach zur Harter- und Teichalpe hinan, rechts liegt unser Ziel.

Vor dem Betreten der Schlucht bietet noch der Anblick dunkler Hochwaldungen erquickenden Genuß, dann geht es hinein in die Riesenklamm.

Hüben und drüben thurmhohe Felsenwände, feierliches Schweigen darin — tiefe Einsamkeit; als belebendes Element nur das Rauschen des schäumenden Baches. Nicht lange und eine lange, schmale Holzbrücke setzt über Bach, Felsblöcke und Geröll.

Vor jener Felsenkammer, durch welche — rechts — der eigentliche Wasserfall herabstürzt, steht ein Blockhaus mit Pavillon. Wenige Schritte später beginnt unter dem Falle — links — der neue Steig.

Die erste hohe Leiter wird genommen. An der Felswand, auf welche du nun stößt, ist eine Marmortafel angebracht mit der Inschrift: „Grazer Alpenklub-Steig, erbaut im Jahre 1901 unter hochherziger Mithilfe des Gutsherrn Franz Freiherrn von Mayr-Melnhof vom Grazer Alpenklub."

Und nun beginnt ein Steigen und Klettern, steil empor über Leitern, Brücken und Felsstufen in eine bisher unbekannte, großartige Felsenwildnis. In zahlreichen Windungen, bald leiterartig steil, bald horizontal, bald unter überhängendem Felsendache, dann wieder frei, über die zischend und gurgelnd von Felsblock zu Felsblock niederstürzenden

Touristenstätte Wache. Das Schild weist: „Theresia Reinweber — Gasthaus zur Bärnschütz".

Die Fremdenindustrie wird in unserer grünen Mark nicht so betrieben wie anderswo. Befände sich dieses Stück Naturwunder in der Schweiz, so stünde an Stelle des Reinweberhäusels wahrscheinlich ein Riesenhotel mit den — dazugehörigen Gästen . . .

An der der Straße zugekehrten Wand der Holzhütte lesen wir:

„Grüß Gott im steirischen Land!"

Und darunter:

„'s Kohlreserl lad Enk heut ein
Auf a Bier und a Glasl Wein
A Salami, Kas und Butter
Kriagt's a bei der Wolkenbruchmutter."

Kamen da ein paar „feine Damen" nach Überwindung „schrecklicher Schwierigkeiten" auf so „scheußlichem Wege" in die Alpenwildnis, deren Urgewalt wenig Eindruck auf die verwässerten Gemüther auszuüben schien.

„Was werden wir also nehmen?" — so die erste Frage der Neissten an ihren bespornten Ritter — „Thee, Chokolade oder Kaffee?!"

„Als ob man's der Hütt'n nicht ansieht, dass da drin kein Thee zu haben ist! . . ." raunte mir mein Begleiter zu.

Derartige Äußerungen im heiligen Dome der Natur empfinde ich stets wie einen Faustschlag.

Ganz anders hingegen hört sich das Geplauder jener lebfrischen Almdirn an, die mit 19 Jahren schon zwoa Buama ihr eigen nannte.

„Thust Di nix schamen, Everl, zwoa Buama auf oanmal?"

„Mei!" sagt sie entgegen, „unser Herrgott, der uns a Herz geben hot, hot uns a d'Liab dazua geben. Und von oan Buam zan andern hot's grod nur ‚a schwoche Stund' braucht. Vier Wochen is er erst olt der Kloan und soviel liab schaut er drein mit seini blauen Äugeln. — 's is ja ka Schond! Bin froh, dass ih oans wert bin!"

Das ist Älplerlogik, die sich in diesem Rahmen ganz selbstverständlich ausnimmt. Man muss sie aber auch kennen, die Kinder der Berge, um sie zu verstehen und richtig zu beurtheilen. — Des Lebens Ernst wissen diese wetterfesten Menschen mit Ergebung zu tragen und mit Starkmuth; in frohen Stunden hingegen spielt der Schalk gerne mit. Gleich magst du's hören:

„Liaba Jaga geh herein,
Sollst guat aufgenommen sein.
Und wanst nit mogst, so geh nar zua,
Und geh hoam schlof'n, Jagabua!"

Die Reinwebermutter hat den launigen Vierzeiler zu Nutz und Frommen allzu lebenslustiger Burschen an ihrer Behausung festgenagelt.

Vielleicht hat dieser Mensch mit dem Herzen auf der Zunge nur einen freien Tag, der ihm ein Vermögen däucht an Zeit, vielleicht ist es auch anders gemeint.

Das Wasser meistert im Laufe der Zeit den Stein; so hat sich jene Rinne dort genau der Richtung angepaßt, in welcher das feuchte Element herniederzugleiten pflegt. Unablässig arbeiten, meißeln und bauen die Naturkräfte weiter.

Verwitterte Baumriesen hängen drohend, wie sie sich im Sturze verfangen haben, über unserem Haupte, oder sie stecken eingekeilt zwischen Felsblöcken im Bachbett, auf die nächsten Regungen der Elemente wartend, welche sie erlösen und zu Thal befördern werden.

Es reiht sich nun eine Partie an, welche vielleicht zu den interessantesten der ganzen Serie zählt. Die Wände sind wieder nahe zusammengetreten, an der linken Felsmauer haftet die nahezu senkrechte Leiter, rechts fällt der Bach über einen großen Felsblock und eine Höhle, den Raum mit beständigem Sausen erfüllend. Das Gebiet erweitert sich, es folgen zahmere Stellen, welche der Vegetation mehr Spielraum zu ihrer Entfaltung gewähren. Langstielige Enziandolden wiegen sich im Winde, neugierig reckt die Cyklame ihr Köpfchen in die Höhe; im herbstlich gefärbten Buschwerk hüpft aber der niedliche Zaunkönig behende auf und nieder.

So wechselt der Charakter des Freundlichen mehrmals ab mit dem des Ernsten.

Nach etwa dreiviertel Stunden taucht am rechten Bachesrand ein nett gezimmertes, neues Blockhaus auf, das eine Widmungstafel trägt: „Kräftiges Bergheil dem wackeren G. A. C. 11. Mai 1902."

Bald nachher stößt du auf eine niedere, mit Baumrinden bedeckte Hütte, in welcher sich einige mit Stroh gefüllte Schlafstellen befinden. Das Dach ist bereits schadhaft. Die Hütte wurde jedenfalls von Holzarbeitern, welche den Steig gezimmert haben, als Nachtherberge benützt.

An einer Grotte vorbei führt nun der Pfad, in deren kühlem Grunde — rechts — Bänke zur Rast einladen. Oben in der steinernen Mauer ein großes Loch, tiefer unten ein kleiner Spalt mit der Überschrift: „Beiträge zur Erhaltung des Steiges. G. A. C."

Der neue Steig, welcher vom Grazer Alpenklub mit einem Kostenaufwande von mehr denn 6000 Kronen hergestellt wurde — die Baron Mayr'sche Gutsverwaltung hat das ganze nöthige Holz gespendet — ist von dieser alpinen Gesellschaft in selbstloser Weise, ohne irgend welche direkte Ansprüche, im Mai 1902 dem allgemeinen Verkehr übergeben worden, weshalb jeder Vorübergehende an den hübschen Spruch: „Mit Herz und Hand fürs Steirerland!" gemahnt sei.

Wasser hinweg, führt eine Stunde lang, jetzt an der rechten, dann wieder an der linken Wand, das den Bärnschützfall der ganzen Höhe nach überquerende Brückenkonglomerat — ein Kunststeig, der, was die Kühnheit des Baues betrifft, wohl einzig dasteht in unseren steirischen Alpen.

Die Anlage -- Brücken und Leitern wurden aus Holz, die Geländer theilweise aus Holz, theilweise aus Eisen gefertigt — ist fest und solid und gewährt das Gefühl absoluter Sicherheit.

Unwillkürlich frägt sich der Besonnene, wie es Menschen wagen konnten, dem Titanen an den Leib zu rücken, noch ehe eine beruhigende Schutzvorrichtung erbaut war? . . .

Die Antwort ist schon längst gegeben. Mit kalter Hand fordert Mutter Natur ihr Recht, um nach geschehener Sühne die Ruhestätten armer Opfer mit Blumen zu schmücken.

Und weiter klettern wir empor. Zwischen prallen Felsen setzt ein Steg über den eigentlichen Wasserfall, der, von oben gesehen, den Charakter des Düsteren entbehrt. Auch später bildet überwiegende, das Wilde der Szenerie mildernde Helle ein charakteristisches Merkmal unserer Klamm. Während andere Felsschluchten von Ruf, wie beispielsweise die großartige Liechtensteinklamm, durch Wildheit wirken und drohenden Ernst, liegt hingegen hier der Hauptreiz in der Vereinigung des Wildromantischen mit dem Idyllischen.

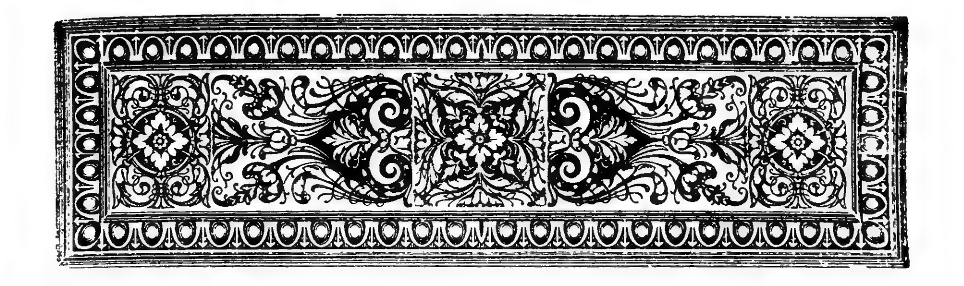
Mit jeder Windung bietet sich dem im Banne grotesker Naturschönheit stehenden Wanderer ein neues Bild; oft kommen die theilweise nackten, theilweise grün verkleideten Riesenwände ganz nahe aneinander — knapp an der Mauer klimmt das kleine Menschenkind empor, sich Zoll für Zoll jedes Stück Naturpracht erobernd.

Ist eine gewisse Höhe erreicht und hält man Rückschau, so zeigen sich unten die zurückgelassenen Serpentinen des Steiges, durch den scharfen, von Bäumen und Strauchwerk überwucherten Ausschnitt aber schaut malerisch die nordwestliche Alpenwelt herein.

Einige Rastplätze laden zu stiller Betrachtung ein. Während der Wanderung bot sich mir Gelegenheit, ein kleines dickes Männchen zu beobachten, dem die ungewohnte Kletterei keineswegs leicht fiel. Es schwitzte und plagte sich, aber schimpfte nicht. „Wozu denn reisen und die ganze Welt abjagen“, meinte der Gute, „wenn wir das Schönste e daham haben.“

Dieser Ausspruch enthält ein gutes Stück Wahrheit. Vielen rief der Weggenosse zu: „Nur schön langsam! ’s is e nix zu versäumen und wer ka Zeit hat, soll lieber z’Haus bleiben und ka Almpartie machen!“

„Was will denn der Fettfleck?“ hörte ich brummeln.



# Kleine Laube.

## Sonnwendtag.

Ein Drama von Karl Schönherr.

Über einzelne Bühnen schreitet jetzt schwer und schauerlich ein hartes Volksstück. Mir kommt vor, es sei die Tragödie unserer Zeit, der Zeit unendlicher Parteifehden. Der urewige Kampf zwischen Vergangenheit und Zukunft, den jede Gegenwart kämpft, er ist naturnothwendig und heilig. Aber der große Kampf findet ein kleines Geschlecht. Es ist das Geschlecht der politischen Schlagworte, der Ausbeutung nationaler, socialer, religiöser Ideale für eigennützige Zwecke, das Geschlecht des eiteltröpfischen Demagogenthums, der Kirchenprotzen und der Nibelungengigerln. Und dieser Spuk ist in die Tiefen des Volkes gedrungen. Was er dort anrichtet, das hat ein Dichter in einem Schauspiel uns dargestellt. In den Frieden einer entlegenen Dorfgemeinde kommt der Parteihader und zerreißt das Volk in zwei Theile. Der eine, aus Krämer- und sonstigen Geschäftsleuten bestehend, baut die Wallfahrtskirche, damit Fremde Geld in den Ort bringen; der andere, der unzufriedene Theil, zumeist aus armen Bauern bestehend, hört auf politische und nationale Schlagworte der Touristen und Turner aus der Stadt. Aber es gibt keine reinliche Scheidung. Da ist eine arme Familie, die durch Verhältnisse zum Theile an die eine, zum Theile an die andere Partei gebunden ist. Der Riss geht zwischen Bruder und Bruder. Diese Familie, wie sie kämpft, leidet und zugrunde geht, ist ein Symbol unseres Alpenvolkes, das heute sammt und sonders gerade so kämpft, leidet und zugrunde geht.

„Sonnwendtag“ heißt die Tragödie, in der Karl Schönherr uns dieses Symbol erschütternd darstellt. Mit größtem Wirklichkeitssinne führt er die Gestalten, ihr Gehaben und ihre Sprache vor; statt pathetischer Dichterworte die banalen Redensarten der Bauern; die Phrasen der Parteiführer, die den Bauern eben bestechen — all das so trivial, tagtäglich und dennoch das Ganze eine hohe tragische Verdichtung des Lebens. Der politische Gedanke ist so geschickt in das rein Menschliche übertragen, dass dem Stücke sogar das Burgtheater seine Pforte aufthat. Es ist so klug gemacht, dass eigentlich keine der gekennzeichneten Parteien dagegen viel einwenden kann, obschon sich jede getroffen fühlt. Das Schauspiel, aus den Bergen Tirols herabgeholt, zeigt uns, dass die Haupttriebfeder der kirchlichen wie der nationalen Parteien durchaus nicht immer Religion oder Nation ist, hingegen sehr oft persönlicher Eigennutz und persönliche Eitelkeit. Den mit solchen Eigenschaften belasteten Phrasenhelden wird das Wohl des Volkes geopfert. „Lasset mir den Frieden da!“ bittet der alte Pfarrer die heranstürmenden Turner, die in der Gegend ein politisches Sonnwendfeuer anzünden wollen. Da ist die Rofnerfamilie. Ein armes

Noch einmal thun sich die Wände zusammen zu einer feuchtkühlen, schattigen Enge, die nur einen schmalen, blauen Himmelsstreifen durchschauen läſst. Das nach oben gerichtete Auge wird aber schon näherkommende, sonnbeschienene Felsengruppen gewahr.

Hier wächſst am Bachesrand das große, tellerförmige Blatt des Huflattichs. — Ein in scharfem Bogen niedergehender Wasserstrahl wird vom tieferliegenden Becken aufgefangen, in dem sich dann die schaumige Masse kreisend bewegt; im nahen Felsspalt führt moderndes Holz beschauliches Stilleben.

Der Steig, welcher sich nach links zu drehen beginnt, geht seinem Ende entgegen. Das Rauschen des Baches, dessen Lauf wir nun verlassen, wird allmählich schwächer; über im Felsen gehauene Stufen und eine Holztreppe führt der Pfad auf freier, sonniger Höhe empor, grünen Matten zu.

Noch ein Blick auf die Schlucht, durch die wir uns eine Stunde lang hindurchgewunden, und auf den herüberlugenden Schiffalkogel, dann betritt der Fuß sammtweichen, von herrlichen Lärchen- und Fichtenbeständen umsäumten Alpenboden. Hier waltet wahrer Gottesfrieden, welcher des Menschen Empfinden mit Andacht erfüllt.

In der Nähe einer leerstehenden Almhütte weiden buntgezeichnete, schellenbehangene Kühe, Ochsen und Kälber. Schon kommt der Holzzaun in Sicht, hinter dessen „Gatterl" sich Sepp Keils Almwirtschaft zum „Guten Hirten" auf der Harter-Alm — befindet. Von hier schaust du auch zum erstenmal den Hochlantschgipfel. Junge Eheleute, aufmerksame, liebe Menschen, hausen seit April dieses Jahres in der sehr empfehlenswerten Alpenherberge, die das ganze Jahr hindurch bewirtschaftet bleibt.

Man sagt, daß der Bärnschützsteig verlängert und so der Teichalpe dienstbar gemacht werden soll; das wäre ein Vortheil für jenes viel zu wenig gewürdigte Gebiet. Einstweilen freuen wir uns über das, was bisher geschaffen wurde.

Welche Anerkennung der Bärnschützsteig in der kurzen Zeit seines Bestehens gefunden, beweiſst der Massenbesuch, dessen er sich im Laufe des vergangenen Sommers zu erfreuen hatte; in Schüsserlbrunn allein wurden weit über 10.000 Ansichtskarten verschrieben, die gewiſs den Ruhm des neuerschlossenen Stückes Alpenzauber verbreiten helfen. Und Hunderte deutscher Sangesbrüder, welche in den Julitagen beim Sängerfeste in Graz verweilten und hierher gepilgert waren, versprachen, wieder zu kommen, Freunde mitzunehmen oder solche zu senden.

Ich sah die Aufführung des „Sonnwendtages“ an der Grazer Bühne, sie war — mit wenigen Ausnahmen — trefflich. Es sind selbst scheinbar unbedeutende Nebenrollen mit Künstlern besetzt worden. Der Dorfpfarrer, der Wirt Ehrnreich, der Dorfschuster, die Dorf-Krämerseelen, die Handwerker sind uns mit Meisterschaft dargestellt worden. Die Hauptgestalten, als der Rofner Martin, sein Weib und sein Bruder, der Student, die alte Mutter waren ganz prächtig. Nur hätte ich an letzterer bei dem Naturalismus, mit dem sonst gespielt wurde, weniger Theaterherkömmlichkeit und mehr bäuerliche Eigenart gewünscht. An dem Parteiführer und Phrasenhelden Jungreithmeyr war das Spiel trefflich, doch ließ die Volksthümlichkeit der Aussprache zu wünschen übrig. Die Scene am Sonnwendfeuer litt etwas an Undeutlichkeit und Verworrenheit. Das Feuer wäre vielleicht so anzuordnen, dass auf der Bühne nur ein kleiner Ausläufer desselben zu sehen ist, zum Schüren und Darüberspringen, der größte Theil des Feuers jedoch hinter den Coulissen markiert wird, von woher sein Schein die Bühne beleuchtet. Dadurch stellt sich das Volkstreiben mehr in den Hintergrund, während der Vordergrund, vom Wiederschein beleuchtet, für die Hauptsprecher an Deutlichkeit gewinnt. Und dann kann auch die Todschlagsscene mimisch mehr herausgearbeitet werden als es hier der Fall ist. — So, nun wäre auch genörgelt. Und nun danke ich dem Dichter und den braven Darstellern für diesen bedeutsamen „Sonnwendtag“. M.

---

## Annäherung?

In den „Grenzboten“ wird Hermann Schells neuestes Werk „Christus“ besprochen und unter anderem wie folgt gekennzeichnet. Nach Schell sei das christliche Wort von der freiwillen Armut nicht allzu eng zu fassen, denn, meint er, der Reichthum fange erst bei einem Vermögen an, dessen Ertrag seinem Besitzer erlaubt, ohne Arbeit zu leben. Wer sich die Mittel zur Erfüllung seiner Pflichten mit Arbeit verdienen muß, der ist arm, und je angestrengter einer arbeiten muß, um leisten zu können, was seine Pflicht, was die Liebe zur Wahrheit, zu seinen Angehörigen, zum Nächsten überhaupt von ihm fordert, desto ärmer ist er. Im Anschluß an solche Betrachtungen sucht er dann noch nachzuweisen, daß aus dem durch die Umstände gerechtfertigten Schweigen des Evangeliums über die Culturarbeit nicht seine Culturfeindlichkeit gefolgert werden dürfe. Katholisch ist an Schell, daß er die Kirche für nothwendig erklärt und ihre Gründung im Neuen Testament berichtet findet. „Jesus wäre nicht der Weiseste der Religionsstifter, weder der tiefe Kenner der Wahrheit noch der Menschheit, wie sie leibt und lebt, wenn er das Kirchenthum und die kirchenamtliche Autorität verworfen hätte, geleitet von der Meinung Harnacks, das Evangelium sei etwas so Einfaches, Göttliches und darum wahrhaft Menschliches, daß es am sichersten erkannt wird, wenn man ihm Freiheit läßt, und daß es auch in den einzelnen Seelen wesentlich dieselben Erfahrungen und Überzeugungen schaffen wird.“

Wenn manche freisinnigen Protestanten, gestützt auf die Kraft des Evangeliums, von Kirche gar nichts mehr wissen wollen, so beweisen sie damit nur, daß sie von der Menschennatur eine ganz falsche Vorstellung haben und daß sie in ihrem Leben gar keine Erfahrungen gesammelt haben. Man schenke hundert Primanern je ein Neues Testament und einen Band Zola oder Maupassant, hundert Köchinnen je ein Neues Testament und einen Colportageroman und forsche nach einem Jahre nach, welches der beiden Bücher sie zuerst, welches sie ganz durchgelesen haben und falls einige das Neue Testament durchgelesen hätten, was für Erfahrungen und Über-

Bauernweib, in ihrer Art fromm und voll Liebe zu der Mutter Gottes, der sie einen Hausalter errichtet hat und zu der sie täglich ihre innige Andacht verrichtet. Dieses Weib hat zwei Söhne. Der eine ist Besitzer des kärglichen, verschuldeten Anwesens, der andere studiert und soll Priester werden, wozu ihm die Gemeinde ein Stipendium gewährt, das aber zurückgezahlt werden muss, falls der Bursche schließlich etwa nicht Geistlicher werden sollte. Dieser Student nun, ein gut veranlagter Junge, der aber mit seinem Priesterlose durchaus nicht zufrieden ist, fällt in die Hände der Turner, die ihn mit den bekannten Mitteln für ihr Sonnwendfeuer gewinnen. Die Gemeindevertretung des Ortes, als der Wirt, der Krämer, der Fleischer, baut eben eine Wallfahrtskirche, vor allem aus geschäftlichen Gründen; sie kann jetzt kein antikirchliches Sonnwendfeuer brauchen und sucht besonders den jungen Theologiestudenten davon abzuhalten. Dieser kämpft zwischen Mutterliebe und „Überzeugung“, die Turner sorgen, dass letztere siegt und der Student, unter Berufung auf seine Ehrenhaftigkeit zum Äußersten gedrängt, erklärt endlich rundweg: Geistlicher wird er nicht! Nun aber will die Gemeinde das jahrelange Stipendiumgeld zurück haben und der Bruder Martin, der Besitzer des Anwesens, soll es auszahlen, wenn es ihm nicht gelingt, den Studenten von dem Sonnwendfeuer abzuhalten. Martin (diese Hauptgestalt müsste nur durch das ganze Stück schärfer in dem Vordergrunde stehen) sieht seine und seines jungen gesegneten Weibes Existenz vernichtet, wenn er den Bruder nicht abzuhalten vermag; in angstvoller Erregung eilt er nächtig zum Sonnwendfeuer, das mittlerweile angezündet worden, um den Studenten zur Umkehr zu bewegen. Gehöhnt und gehetzt von den beiden Parteien gerathen die beiden Brüder in Streit und Martin erschlägt den Studenten. Als sie der alten Mutter den todten Liebling ins Haus bringen, für den sie so innig und so vergebens am Muttergottesbild gebetet hat, beginnt sie den kleinen Hausaltar sachte abzuräumen, löscht die Ampel aus und sitzt dann starr und verloren da, ohne Licht, ohne Hoffnung, ohne Liebe, ohne Glauben. Der Vorhang fällt. —

Nicht bald wird auf der Bühne etwas so erschütternd wirken, als diese stille Scene des alten Weibleins. Vielleicht jedoch könnte darüber gesprochen werden, ob dieses Abtragen des Altares bei der Rosnermutter wirklich das Auslöschen des Glaubens bedeuten soll, wie es vielfach ausgelegt wird. So weit ich unser Alpenvolk kenne, läßt sich ein wahrhaft religiöser alter Mensch durch nichts und gar nichts an seinem Gottvertrauen irre machen. Hätte dieses Stück noch einen sechsten Act, so würde in demselben das Mütterlein wahrscheinlich wieder vor dem Muttergottesbilde beten — für die Seelen ihrer unglücklichen Kinder. —

Die stumme Schlussscene ist an dem Stücke zwar das charakteristische, nicht aber die Hauptpointe. Diese besteht, so weit es Tendenz haben will, in der Verurtheilung des Partei-Kesseltreibens.

Diese brennendste der Fragen, der von Eitelkeit und Eigennutz geschürte Parteihader und seine wirtschaftlichen und sittlichen Verheerungen, ist hier von einem starken Dichter zu einem Kunstwerk gegossen, vor dem man aber am liebsten Augen und Ohren verschließen wird. Wer von der Tendenz absehen will, auch der kann an diesem Volksdrama sein Genügen finden — es ist ein tiefmenschliches Schicksal, das sich durch der Menschen Irrthum und Schuld zur schwersten Tragik entwickelt. — Der Ausbau des Stückes gibt sich ungesucht und ungezwungen, das ganze Drama spielt am Abend des Sonnwendtages in wenigen Stunden sich ab. Die Volksgestalten sind von verblüffender Wahrheit und die Charakterzeichnung kann nur ein Kenner des Volkes würdigen. Die Bestialität der Menge, des Herdenthums kann kaum besser, als es hier geschehen, geschildert werden. Wie so oft, geht auch hier der Mensch an — den Leuten zugrunde.

## Alpenglühn.

Ich stand auf hoher Bergeshalde,
Ein Knabe vor dem Vaterhaus,
Und sah sich bis zum weiten Walde
Die Winterlandschaft breiten aus.

Die Höhen tauchten aus den Schatten,
Geröthet sanft, bald halb, bald ganz,
Es leuchtete auf lichten Matten
Der Schnee im Abendsonnenglanz.

Was glänzt und glitzert an dem Rande
Des Waldes dort so klar und hell?
Es funkelt an dem duft'gen Bande
Im Feuerspiel wie ein Juwel.

Und flammt darin und glüht und flimmert
Wie Eisenerz in flüss'ger Glut,
Die Luft im ros'gen Hauche schimmert
Und Weben weich darüber ruht.

Es hat die junge Brust erschlossen
In Wonne still, ich fasst' es kaum,
Und ist mir in das Herz geflossen
Geheimnisvoll, wie schöner Traum.

Und was mir, ahnend, vorgeschwebet,
Erstand in hehrer Wirklichkeit.–
Die Alpenwelt sich stolz erhebet
Mit all der Pracht und Herrlichkeit.

Erhaben sah ich vor mir stehen,
Was einst im fernen Duft ich sah,
Als fühlte ich die Zauber wehen,
War mir das Wunderbare nah.

Wie blinkt in Gold der Firn' Geschmeide!
Und rothe Feuerrosen blühn
In dem Krystall der Eisgefilde,
In Purpur nun die Gipfel glühn.

In Dämmerschein strahlt das Gefunkel,
Im Glanz kostbarer Krone gleich,
Hoch über schatt'gem Erdendunkel
In des Erhab'nen Zauberreich.

J. Rothbauer.

---

## An der Quelle.

Murmle, Quelle, lall' nur fort,
Dein Gemurmel ist so lieblich
Hier an diesem stillen Ort! —

Gar so gut gefällst du mir;
Möcht' dir lauschen ganze Stunden,
Möchte wohnen nah' bei dir!

Einem Glöcklein gleichest du,
Dessen Silberton die Lüfte
Wehen meinem Ohre zu.

Eine Stimme, die mich mahnt,
Dünkt mich stets dein leises Rauschen, —
Und ich hab' die Stimm' erkannt.

Quelle, ich versteh' dich wohl!
Meinst du nicht, dass mein Gemüthe
Gleichen deinem Lallen soll?

Sanft wie du, so soll auch ich
Immer sein, mich immer geben;
Nicht wahr, dieses lehrst du mich? —

Jos. Achleitner.

## Der Tod von unseren Lieben Ist eigenen Sterbens Beginn.

Wie tief du auch glaubst im Liede
Zur Ruhe gebettet dein Leid,
Es ist doch nicht gestorben,
Es schläft nur, erwachensbereit.

Verschmerzen, doch nicht vergessen
Kannst du verlornes Glück;
Die Wunde mag vernarben,
Die Narbe bleibt zurück.

Die rauhen Winde klagen,
Herbstnebel fällt ins Thal,
Und plötzlich zuckt im Herzen
Aufs neu' die alte Qual.

Da ziehen die lieben Gestalten
Dir wieder vor den Sinn:
Der Tod von unseren Lieben
Ist eigenen Sterbens Beginn.

Doch magst du darum nicht grollen
Urweisem Schicksalsschluss,
In Sternenschrift geschrieben
An himmlischen Thrones Fuß.

Versöhnend löst sein Walten
Vom Leben dich langsam los,
Bis du, voll Jenseitshoffnung,
Kehrst heim in des Ewigen Schoß.

Gustav Appelt.

zeugungen sie daraus geschöpft haben! Das Experiment kann gar nicht mit der für den Beweis erforderlichen Genauigkeit gemacht werden, weil die Kirche existiert und weil es unter hundert Primanern und unter ebensoviel Köchinnen immer einige gibt, die durch kirchliche Einwirkung Verständnis für das Neue Testament erworben und Jesus lieb gewonnen haben, also ihren beiden Büchern nicht „voraussetzungslos" gegenüberstehen. Wenn jemand behauptete, nach Aufhebung des Schulzwanges und aller Lehranstalten des Staates, der Kirche und der Gemeinden würden alle Kinder aus eigenem Antrieb als Autodidakten Lesen, Schreiben, Rechnen und später alle Wissenschaften erlernen, so würde diese Behauptung der anderen, daß sich das Christenthum ohne Kirche zu erhalten vermöge, vollkommen gleichwertig sein. Nur weil die Kirche noch lebt und wirkt, kann es auch einzelne Christen geben, die der Kirche für ihre Person nicht mehr bedürfen.

Erläutert Schell das Neue Testament zweifellos im Sinne des katholischen Glaubens, so geschieht es doch zugleich im Geiste einer gesunden Reform. Es fällt ihm nicht ein, mit läppischen Interpretationskünsten die Erzeugnisse späterer Zeiten: Dogmen, hierarchische Institutionen, Kirchengesetze und Volksgebräuche ins Neue Testament hineinzuschmuggeln; was nicht in diesem Buche steht, das findet man auch bei Schell nicht. . . . .

Von Ohrenbeichte, Rosenkränzen, Gelöbnissen, Wallfahrten, bekleideten Heiligenstatuen, Seelenmessen, worin zumeist der Katholicismus der Bauern besteht, findet man eben im Neuen Testament und deshalb auch bei Schell keine Spur. Mit den genannten Äußerlichkeiten sind ja in vielen Fällen — keineswegs immer — auch Gottvertrauen, Nächstenliebe und gute Sitte, also Kennzeichen echten Christenthums, verbunden, aber die sind doch nichts specifisch Katholisches. Schell fordert so wenig wie irgend ein anderer verständiger Mensch die kirchliche Rückkehr in die Zeit der ersten Christen. Aber eines muß bleiben, der Glaube an den einen Gott, den himmlischen Vater. — So die „Grenzboten". Man sieht, daſs auch vom protestantischen Standpunkte aus das Gute am katholischen Schriftthum gewürdigt werden kann und wird. Vielleicht finden doch auch einmal unsere katholischen Prediger an evangelischen Schriftstellern ein gutes Haar.

---

# Singvögel.

## Der Frühling.

Die Meise singt lustig vom Fichtenbaum:
Wach' auf, du Städter, vom Wintertraum!
Die Primeln erblühen am sonnigen Hang —
Wie währte der eisige Winter so lang.

Am Waldesrand glüht schon der Seidelbast,
Der Weißdorn schüttelt die Blütenlast,
Auch Leberblümchen im blauen Kleid —
Sie strahlen vor Jugend und Seligkeit.

Die Küchenschelle ist schnell erwacht
Zu prangender Schönheit in stiller Nacht;
Sie wiegt sich so wohlig im sonnigen Schein
Und läutet mit Eifer den Frühling ein.

Wie ist doch die Welt heut so schön und licht,
Der Schöpfer zeigt lächelnd das Angesicht.
Er sprach sein Werde! und flugs begann
Der Lenz seine goldene Siegesbahn.

Erfasse das Wunder, o Menschenkind,
Thu' auf das verschlossene Herz geschwind
Und lasse den Frühling mit seinem Schein
Als Gast dir herzlich willkommen sein.

Wirf ab deine Sorgen und hab' guten Muth,
Ergreife den Stecken, bekränze den Hut:
Der Lenz schickt uns Boten, er ist nicht mehr weit —
Willkommen, o goldene Frühlingszeit!

Ernst v. Coelln.

kräftigster Weise vor sich gehen. Die Züchtigung solle in dem angrenzenden Zimmer vorgenommen werden, dessen Thür nur angelehnt sein dürfe, damit sie hören könne, ob die Ruthe auch kräftig geschwungen werde.

So lange der Dauphin im Bereiche seiner Mutter blieb und seine Augen ängstlich zu ihrem vor Zorn gerötheten Antlitze erhob, hatte er das kläglichste Aussehen. Er hoffte offenbar, durch seine traurige und demüthige Miene, wie so oft früher, Verzeihung zu erwirken. Doch diesmal zeigte sich Maria von Medicis unerbittlich. Mit herrischer Geberde erneuerte sie dem Lehrer des Dauphins, der verlegen und zögernd mit der großen Ruthe, die sie ihm in die Hand gedrückt hatte, dastand, den Befehl, seinen Schüler tüchtig abzustrafen. Der Lehrer sah ein, dass er nicht länger zögern dürfe, denn sonst drohte ihm die Ungnade der Königin. Er gab deshalb dem Dauphin, nachdem er ihm eine tiefe Verbeugung gemacht hatte, ein Zeichen, dass er in das angrenzende Zimmer vorangehen möge und folgte ihm dann mit der Ruthe, die, richtig angewandt, gute Dienste geleistet hätte. Die Trägheit des Dauphins, die unbesiegbar schien, musste in entschiedenster Weise bekämpft werden. Da eindringliche Ermahnungen nichts gefruchtet hatten, so durfte man vor kräftigen Schlägen nicht zurückscheuen.

Als der Dauphin mit seinem Lehrer in das angrenzende Zimmer eingetreten war, änderte sich sofort seine Miene. Da war keine Spur von Ängstlichkeit mehr vorhanden. Er richtete sich stolz empor und sagte zu seinem Lehrer in drohendem Tone: „Sollten Sie sich unterstehen, mich zu schlagen, so lasse ich Ihnen den Kopf vor die Füße legen, wenn ich einst König bin.“ Der Lehrer antwortete in demüthigem Tone: „Wie könnte ich mich eines solchen Thuns vermessen?“ Bei diesen Worten zog er eilig seinen Rock aus, entblößte seine linke Schulter und schwang mit der rechten Hand gar mächtig die Ruthe, so dass sie, wenn sie auf das Fleisch niedersauste, einen hellen Ton von sich gab. Der Lehrer hatte, als er zu dieser Züchtigung an seinem Körper schritt, den Dauphin aufgefordert, dass er, wenn der Schall von den Schlägen in das angrenzende Zimmer dringe, schreien und, falls er es zu Stande bringe, auch weinen möge. Diese Komödie hielt der Dauphin durchaus nicht unter seiner Würde. Er betheiligte sich an dem Betruge, den sein Lehrer der Königin gegenüber sich erlaubte, durch Weinen und Schreien.

Die Ruthenhiebe auf der entblößten Schulter des Lehrers und das Geschrei des Dauphins drangen zu dem Ohr der Königin, die anfangs ein beruhigendes Gefühl insofern verspürte, als endlich etwas geschah, das in der hartnäckigen Trägheit ihres Sohnes durch wohlverdiente Strafe eine Umkehr zu bewirken im Stande war. Doch bald siegte das mütterliche Mitleid, und als der Lehrer gerade ganz besonders kräftig zuschlug und dementsprechend der Dauphin noch lautere Klagetöne erschallen ließ, so rief sie das befreiende Wort: „Genug!“ Die Komödie endete demnach in Wohlgefallen. Die Königin hoffte, dass der Dauphin in Furcht vor wiederholter Strafe, endlich sich zum Fleiße hinwenden werde; der Dauphin hatte die Gewissheit, dass sich an ihn die Hand eines Unterthans nicht heranwage, und der Lehrer verschmerzte die Hiebe, die er sich mit kräftiger Hand ertheilt hatte, durch den Gedanken an die zukünftige Belohnung, die ihm der dereinstige König in dankbarer Erinnerung an das, was er für ihn gelitten, in reichstem Maße bescheren werde.

### Nippsachen.

Mein Großvater Gott hat eine
Alturalte Erbcommode,
Darauf stehn zwei ganz klein kleine
Nippes von der neu'sten Mode.

Sieh! Wir sind's! Zwei Gottesnippen:
Durch die Felder geh'nd, verstohlen
Küsse brechend von den Lippen;
Blumen küssen unsre Sohlen.

Andreas Königsbauer.

## Wie das Kronprinzlein die Ruthe bekam.

In der Lebensbeschreibung der Königin Maria Antoinette von Ludwig Brunier (Wien, Wilhelm Braumüller, 1903) finden wir folgendes Geschichtchen aus dem französischen Königshofe:

Maria von Medicis, die weder gebildet noch fromm war und die an dem äußeren Formelwesen der katholischen Kirche Genüge fand, eine Reinigung und Vertiefung ihres Innern ganz außer acht lassend, Maria von Medicis glaubte für die Erziehung ihres Sohnes, des nachmaligen Königs Ludwig XIII. von Frankreich, am besten zu sorgen, wenn sie ihm am Abende lange Gebete zum Auswendiglernen aufgab, die er ihr am folgenden Vormittage hersagen sollte. Nun war aber bei dem Kronprinzen die Trägheit von früh auf in erschreckendem Grade vorhanden. Von den langen Gebeten demnach, die er sich am Abende für den folgenden Vormittag einprägen sollte, wo seine Mutter sie ihm zu überhören pflegte, wusste er stets nur den Anfang, kam aber nicht einmal bis zu der Mitte seiner Aufgabe.

Maria von Medicis, die von heftiger Gemüthsart war, verlor bald die Geduld gegenüber der hartnäckigen Trägheit ihres Sohnes. Sie erklärte ihm deshalb eines Abends, dass, wenn er am folgenden Vormittag das auswendig zu lernende Gebet nicht fließend und fehlerfrei hersage, ihm eine Anzahl tüchtiger Ruthenhiebe gewiss sei. Die Königin war für den Verlauf des Abends durch eine Festlichkeit bei Hofe ganz in Anspruch genommen, so dass sie sich um ihren Sohn nicht weiter bekümmern konnte. Als sie nun am folgenden Vormittage den Dauphin zu sich hineinrufen ließ und ihn aufforderte, sein Gebet herzusagen, so bestand er ebensowig wie die früheren Male. Entweder hatte er am verflossenen Abende nur gespielt und sich mit dem Lernen gar nicht beschäftigt, oder es gieng in seinen beschränkten Kopf gar nichts Neues hinein. Die Königin entschied sich dafür, dass große Trägheit die Hauptschuld trage. Sie befahl demnach, die angedrohte Strafe zur Ausführung bringen zu lassen. Da sie ein ungünstiges Ergebnis voraussah, so hatte sie ihre Maßregeln getroffen. Der Lehrer ihres Sohnes befand sich, wie sie es am Tage vorher angeordnet hatte, im Vorzimmer und ward von ihr hinein beschieden. Indem sie eine gewaltige Ruthe, die sie in richtiger Voraussetzung ihrer Notwendigkeit durch eine ihrer Kammerfrauen hatte beschaffen lassen, dem Lehrer hinhielt, befahl sie ihm, seiner Pflicht nachzukommen und die Züchtigung an dem Dauphin zu vollstrecken. In großer Erregung erklärte sie, dass sie bei der Bestrafung nicht zugegen sein wolle, aber sich die Überzeugung verschaffen müsse, dass der Dauphin für eine unerhörte Trägheit, die in Betreff seiner künftigen Ausbildung das schlimmste befürchten lasse, die zu lange aufgeschobene Züchtigung endlich erhalte. Die Zahl der Hiebe sei dem Lehrer überlassen, aber nicht die Art der Ausführung, denn diese solle in

**Das verdächtige Büchel.** Bauer: Gnaden, Herr Amtmann, ich wollt' Ihnen recht schön bitten, dass Sie mir meine nothwendigen Papiere alle herausgeben thäten, ich möcht' gern verkaufen und auswandern. — Amtmann: Ihr? Was fällt Euch ein! Seid ja einer von den besten Bauern und auswandern; was hat Euch denn auf den Gedanken gebracht? — Bauer: Ja, schau'n S', Herr Amtmann, da hab' ich ein klein's Büchl zu Haus, und je öfter als ich in das Büchl schau, desto fester setz' ich mir das Auswandern in den Kopf. — Amtmann: So habt also auch Ihr von den verbotenen Schriften ins Haus kriegt, die uns die Bauern aufhetzen und unzufrieden machen; was ist denn das für a verdächtiges Büchl? — Bauer: Verboten wär's g'rad net, aber a verdächtiges Büchl is schon — ich mein' halt g'rad unser — Steuerbüchl!

* * *

**Schlagfertig.** Ein englischer Matrose zog einen Chinesen auf, der eine Schale Reis auf ein Grab stellte. „Wann erwartest Du, dass er aus seinem Loch herauskommt, um das zu essen, Li?" „Gleiche Zeit Dein verdammt Freund kommt aus sein Loch Blumen zu riechen, die Du Kerl hinlegst", war die Antwort. Der Matrose ließ Li zufrieden!

* * *

In einer rheinischen Stadt geht der dritte Bürgermeister spazieren und benützt die Gelegenheit, um Arbeiten an einer neuen Straße zu besichtigen. Er fragt einen der Arbeiter nach seinem Befinden. „Ganz gut so weit, Herr Bergermeester; nor dät ich meene, mer bräucht net so viel Italiener anzustelle; mir Deutsche däte unser Sach g'rad so gut mache." Der dritte Herr Bürgermeister schüttelt den Kopf und äußert, dass ein Italiener soviel arbeite wie drei Deutsche. „So meene Sie, Herr Bergermeester! Dann dät ich meene, mer sollte en Italiener zum Bergermeester wähle; dann bräuchte mer bloß een bezahle, statt jeze drei."




**Vom geruhigen Leben.** Humoristische Plaudereien über große und kleine Kinder von Otto Ernst. (Leipzig. L. Staackmann. 1903.) Was man unter „geruhigem Leben" zu verstehen hat und wie man's erreicht, das soll jeder nur bei dem Lehrmeister selber nachlesen. Es ist köstlich. Mir aber bleibt dieser Band Otto Ernsts das Buch vom „Appelschnut". Appelschnut, das ist des Dichters kleines Mädel, und so drollig und herzig ist das Kindesleben noch nie geschildert worden als es in diesem Appenschnut geschieht. Solch eigenen Humor kann man nicht beschreiben, nur genießen und dazu soll ein kleiner Auszug im vorliegenden „Heimgartenheft" Gelegenheit bieten. R.

---

**Mama.** Drama in drei Acten von Otto Kunz. (Wien. Karl Fromme. 1903.) Das Buch schildert die Tragödie einer Mutter unserer Tage. Nach vieljähriger Trennung kehrt ihr Sohn, der im Kampf des Lebens sich selbst und sein Ziel erobert hat, in die Familie zurück, die er in vollster Auflösung antrifft. Oberflächliche Bildungssimpelei statt ernster Arbeit, kleingeistige Unfreiheit, Überschätzung von Scheinwerten und ungezüchtete Blindheit für die wahren Werte, luxuriöse Trägheit und Mangel an idealen Trieben, Degradierung der Frau zum Fetisch, Entmütterung durch das Damentum, Erstarrung in überlebten Formen offenbaren sich ihm als die Urheber des Bankerottes unseres Mittelstandes, der, statt das Proletariat zu sich zu erheben, in immer größeren Dimensionen der Proletarisierung anheimfällt. V.

# Ranken und Gedanken.

Von Otto Promber.

Freuden gibt's — dem Schaum des Weines gleich —
Die im nächsten Augenblick zerfließen.
Sich beschränken ist kein Schwabenstreich,
Aber wohl dir, kannst du klug genießen!

* * *

Brenn' leuchtende Gedanken ab, dass jeder Seher Beifall schreit —
Ein Blinder ruft gewiss noch aus: Ich sehe nichts von Helligkeit!

* * *

Sieh' durch eine Purpurscheibe und die ganze Welt wird glüh'n!
Sieh' durch einen grünen Splitter und die Welt ist leuchtend grün!
Blicke durch ein blaues Glasstück und die Welt glänzt himmelblau!
Halt' ein schwarzes Glas vors Auge und die Welt ist schmutzig grau!
Also färbt dein eig'nes Fühlen, deine Klügelei und List
Diese Welt bald grau, bald rosig, die im Grunde — farblos ist.

* * *

Geschliff'ne Menschen ähneln sehr dem feingeschliff'nen Edelstein.
Sie schmeicheln durch Gefälligkeit. Doch wuchsen sie an Größe? Nein!

* * *

Ob sie dich auch verlästern und verhetzen —
Ein trautes Heim kann dir die Welt ersetzen;
Doch bettelarm bist du, löscht dir im Haus
Ein böser Geist den Stern der Liebe aus!
Viel besser ist's noch, mutterseel'n allein,
Als unter nahen Menschen fremd zu sein.

* * *

Gold kannst du im Streben nach außen gewinnen,
Doch Perlen — wachsen und reifen tiefinnen.

* * *

Der schönste Stolz, der nie sich verkündet,
Liegt in des Herzens Reinheit begründet.
Wer etwas kann, wird im Winkel strahlen.
Mit Ehren wird nur ein Schwächling prahlen.
Der Schönheit Stolz wird nur wen'gen gefallen,
Doch Geldstolz — ist der dümmste von allen.

---

# Lustige Zeitung.

**Was sollen wir machen?** Auf dem Bahnhofe eines schwäbischen Städtchens spielte sich folgender ergötzliche Vorfall ab. Zwei feingekleidete Damen hatten, im eifrigsten Gespräche begriffen, sich auf dem Perron aufgehalten, als sie plötzlich auf einen Bahnbediensteten mit dem Rufe zustürzten: „Um Gottes Willen, lieber Herr, unser Zug ist fort! Was sollen wir machen?“ Mit der Gemütlichkeit, die den echten Schwaben ziert, antwortete der Wackere: „Beim nächsta net so lang schwätza!“

es, wenn uns ein Laie kurzab seine persönlichen Eindrücke, je subjectiver je besser mittheilt. Und ein solches intimes Tagebuch liegt uns hier vor. Doch zeugt das Büchlein der vielgereisten Verfasserin auch von Geist und schriftstellerischem Geschick und bisweilen erheben ihre Schilderungen sich zu künstlerischer Kraft, die dem Leser das Mitsehen und Mitleben leicht machen. R.

**Mein Lebenslauf.** Ein Document für die deutsche Familie. Herausgegeben von Karl Gladitz und H. Spieß. (Berlin. Lebenslauf-Verlag.) Der Anregung des „Heimgartens", Familienchroniken zu führen, folgt dieses treffliche Einschreibebuch, das in keinem Hause fehlen sollte. Es enthält die Anleitung, eine solche Chronik zu führen, und hat vom neugeborenen Kinde an für alle Lebensalter Raum und begleitenden Text. So schafft die Familie ihr bestes Hausbuch sich selbst. M.

### Büchereinlauf.

**Esther.** Fragment von Franz Grillparzer. Ergänzt und vollendet von Rudolf Krauß. (Stuttgart. Muth'sche Verlagshandlung. 1903.)

**Iphigenie vor Mykenä.** Drama in einem Act von Leo Sachse. (Jena. Selbstverlag.)

**Claire.** Ein Roman in Tagebuchblättern und Briefen von Hans Fuchs. (Berlin. H. Barsdorf.)

**Barabbas.** Dramatisches Bild in einer Scene. **Zwei Frauen.** Eine religiöse Novelle. **Morgen und Abend.** Gedichte von Fritz Rassow. (Heidelberg. Heidelberger Verlagsanstalt u. Druckerei. Hörning u. Berkenbusch.)

**Überwinder.** Von E. F. Schamann. (Leipzig. Julius Werner. 1903.)

**Der Jungfernbund** und andere Gedichte. Von Franz Ulrich Apelt. (Berlin. Franz Wunder. 1903.)

**Gedichte.** Von Karl Neubauer. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**Lieder aus der Einsamkeit.** Von Hermann Krone. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

**Hier und dort.** Betrachtungen und Folgerungen aus dem Diesseits und aufs Jenseits. (Halle a. d. S. Otto Hendel.)

**Aphorismen** zur Erziehung eines stolzen Menschenthums. Von J. L. J. Ommerborn. I. Heft. (Barmen, Buchenstraße 2. Selbstverlag.)

**Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke.** Von Eduard Castle. Mit vier Bildnissen, einem Brief und einem Compositionsentwurf nach der Handschrift, sowie einer Abbildung des Wiener Denkmals. (Leipzig. Max Hesse.)

**Klopstockbüchlein.** Zum hundertjährigen Todestag des Dichters am 14. März 1903. Herausgegeben von D. G. Behrmann. (Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. 1903.)

**Ungefragte Stimmen.** Philosophische und lyrische Gedichte von Herbert Ludwig. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**Sammlung Göschen.** Deutsche Literaturgeschichte der Classikerzeit von Professor Karl Weitbrecht. (Leipzig. J. Göschen Verlag. 1902.)

**Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.** Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 21. (Wien. Karl Fromme.)

**Zur Geschichte der Gartenlaube** 1853 bis 1903. (Leipzig. Ernst Keil Nachfolger.)

**Der Lehrer als Arzt.** Herausgegeben von C. W. Adler. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. (Wien, VII. Halbgasse 32, Selbstverlag.)

**Die Grausamkeit.** Mit besonderer Bezugnahme auf sexuelle Factoren. Von Hans Rau. (Berlin. G. Barsdorf. 1903.)

**Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen.** Von Prof. Fr. Schönenberger. (Berlin. Wilh. Möller.)

**Hamburg und der Alkohol.** Von Dr. Hermann M. Popert. (Hamburg. Lucas Gräfe. 1903.)

**Das Haar.** Die Haarkrankheiten, ihre Behandlung und die Haarpflege von Dr. J. Pohl. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Alp- und Weidewirtschaft.** Von Dr. F. G. Stebler. (Berlin. Paul Parey. 1903.)

**Die christlich-sociale Partei in Österreich.** Von Wilhelm Ritter von Piwonka. (Wien. Heinrich Kirsch. 1901.)

**Schädlinge des Deutschthums.** Betrachtungen über die corrumpierende Thätigkeit gewisser verjudeter Kreise von Wilhelm Ritter von Piwonka. (Wien. Heinrich Kirsch. 1902.)

**Unter roth-weißem Banner.** Aufsätze verschiedenen Inhaltes von Wilhelm Ritter von Piwonka. (Wien. Heinrich Kirsch. 1900.)

**Die Verstaatlichung der Theater.** Eine Studie für das allgemeine Publikum. Mit einem Anhang: Das Wiener Parktheater (ein Traumbild). Von Heinrich Müller. (Wien. Huber & Lahme. 1903.)

**Sommernächt'.** Drama in vier Acten von Hans Lechner. (Dresden. E. Pierson. 1903.) Wir würden kaum Anlass haben, uns mit diesem Product zu befassen, wenn nicht gegen die darin vorkommenden Plagiate protestiert werden müsste. Anzengruber spukt durch das „Werk", aber leider nicht sein Geist, nur seine Manier. Dann wird in der Vorrede gesagt, dass Roseggers Erzählung: „Hier auf dieser Straßen hat mich Gott verlassen" den Verfasser zu diesem Drama veranlasst habe. Dagegen wäre weiter ja nichts einzuwenden. Aber lange Dialoge aus Roseggers Erzählung wörtlich abschreiben und darüber drucken: „Von Hans Lechner", dass geht doch nicht an. Es scheint, dass wir es hier mit einer kindlichen Unwissenheit zu thun haben, sonst müsste man mit dem sicherlich noch jungen Manne strenger ins Gericht gehen. M.

**Romane und Novellen** von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.) Paul Heyses zweiter Roman „Im Paradiese", dessen erster Band in den vor kurzem zur Ausgabe gelangten Lieferungen 16 bis 21 der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Romanen enthalten ist, darf mit Recht als eine der reifsten Schöpfungen des Dichters bezeichnet werden, als ein Kunstwerk, in dem sich die Eigenart Heyses und sein Können in schönster Entfaltung zeigt. Der Schauplatz des Romanes ist München, das dem Dichter zur zweiten Heimat geworden ist, und die reich bewegte Handlung spielt sich meistens in Künstlerkreisen ab. Auf diesem Boden konnte der Dichter auch nur solche Kraftnaturen finden, wie er sie für die starken seelischen Conflicte, auf denen der Roman aufgebaut ist, gebrauchte. Das Milieu des Romans ist überaus reizvoll, man wird „ins Paradies" eingeführt, das Versammlungslocal der Künstler, und lernt das lustige Völkchen in seinem Übermuth und seiner guten Laune kennen. Auf der anderen Seite aber zeigt der Dichter auch, wie ernst diese Künstler streben und wie sie mit Noth und Entbehrung um ihre Ideale kämpfen. V.

---

**Der Schorschl und seine Streiche** von L. Teichmann. Illustriert von G. Mühlburg. (Nürnberg. Fr. Korn'sche Buchhandlung. 1903.) Von einem Schulmanne in correcter Sprache erzählt und von einem Künstler illustriert, dürften diese hübschen kleinen Erzählungen bei der Jugend viele Freunde finden. Wenn hie und da die Moral nicht etwas stark aufgetragen wäre, würden die Geschichtchen vielleicht noch moralischer wirken können. R.

---

**Geschichte der modernen Kunst.** (Leipzig. E. A. Seemann. 1903.) Unter diesem Gesammttitel gibt die durch ihren Kunstverlag und den dabei bethätigten feinen Geschmack ausgezeichnete Verlagshandlung in Leipzig eine Reihe von Bänden heraus, welche der Entwicklung der Kunst des 19. Jahrhunderts gewidmet sind. Zunächst ist die „Französische Malerei" von Karl Eugen Schmid erschienen, welche eine vortreffliche Übersicht in geschmackvoller Darstellung bietet und durch gelungene Abbildungen in reicher Zahl illustriert erscheint. Als Folgebände schließen sich die zwei Theile: „Österreichische Kunst im 19. Jahrhundert" von Ludwig Hevesi an. Es ist dies die erste Darstellung, in welcher das ganze österreichische künstlerische Leben des Jahrhunderts behandelt wird. Der Verfasser, den wir als bewährten feinsinnigen Kunstkritiker und Schriftsteller längst kennen, hat sich durch diese ansprechende Darstellung neuerlich ein besonderes Verdienst erworben. Es erscheint kein halbwegs bedeutender Name welcher künstlerischen Richtung immer übergangen, und der Leser wird durch die gediegene Arbeit aufs beste orientiert. Überraschend wirkt die auch hier von der umsichtigen Verlagshandlung beigegebene Menge von Reproductionen der besten Gemälde, plastischen Kunstwerke etc., so dass schon für die Anschauung eine prächtige Übersicht geboten ist. Diese belehrende schöne kunstgeschichtliche Sammlung von Monographien soll fortgesetzt werden und wird nach dem Abschlusse ein Werk bilden, dass sowohl in Bezug auf Anordnung als Ausstattung einzig in seiner Art erscheinen dürfte. Schlossar.

**„Gelegenheit".** Anreden von Msgr. J. L. Spalding. Aus dem Englischen von Isidor Heneka. (München. G. Schuch u. Co. 1903.) Ein katholisches Buch von höherem Standpunkte aus ist immerhin ein Ereignis. Der Verfasser, Bischof von Peoria (Amerika) behandelt milden Sinnes und weitblickenden Auges Fragen, wie: die Frau und ihre Bildung, die Universität als Pflanzschule des höheren Lebens und ihre Lehrer, Goethe als Erzieher, Kaiserthum oder Republik, Erziehung und religiöse Zukunft. An Isidor Heneka hat er einen verständnisvollen Übersetzer gefunden. M.

---

**Reiseerinnerungen aus Indien.** Von Gräfin Olga Meraviglia. (Graz. ‚Leykam'. 1903.) Die Verfasserin verwahrt sich dagegen, dass man sie als Schriftstellerin beurtheile. Und wenn sie wirklich keine Schriftstellerin wäre im landläufigen Sinne, um so besser. Was kann ein Fachschriftsteller aus einer so viel begangenen Reisestrecke, bei den zahllosen Werken über Indien, Neues sagen? Anders ist

der „Lawinenpfarrer", für dessen Abdruck die gutkatholische Firma in Köln eine beleidigende Bagatelle geboten, wurde als die der Majorität am meisten zusagende Novelle erklärt, und nun triumphierte der Verlag am Rhein und die Redaction spendete sich reichlich Weihrauch ob der trefflichen Wahl. Ein „billiges" Vergnügen!

Mein „Lawinenpfarrer" erschien dann als Buch unter dem Titel: „Auf einsamer Höh'" im Verlag der „Styria" in Graz, und nach einigen Monaten gab es in deutschen und österreichischen Alpenländern keinen katholischen Pfarrhof, kein Kloster mehr, in welchem mein Buch nicht zu finden gewesen wäre. Die Wirkung des Werkes war ergötzlich: wo immer ein Widum von Elementarereignissen bedroht schien (an Lawinenstrichen, Murgängen ꝛc.) legten sich die Curaten und Pfarrer den Ehrentitel „Lawinenpfarrer" bei, und ich bekam Briefe des höchsten Lobes und begeisterter Zustimmung von katholischen Geistlichen genug.

Nur einer schimpfte und zerzauste mich und den „Lawinenpfarrer" jämmerlich: ein blutjunger Caplan in Innsbruck frohlockte, dass ein liturgischer Schnitzer im Werke stehen geblieben war (die Correctur hatten außer mir zwei Geistliche gelesen, alle drei aber den minimalen Schnitzer glücklich übersehen). Kurz, der junge Caplan zog alle Schimpfregister in den „Tiroler Stimmen". Leider reagierte ich im Ärger und schrieb ein polemisches Buch, das ich — mit den Jahren wesentlich ruhiger geworden — zu meinem großen Bedauern nicht mehr aus der Welt schaffen kann und das zu meiner Qual eine Neuauflage nach der anderen erlebt. Es ist dieses polemische Werk seinerzeit mit allen Rechten verkauft worden, der Verleger braucht auf mich und meine Wünsche nicht zu achten. Zu einem Rückkauf des Verlagsrechtes fehlen mir die Mittel.

Von dem Moment an, da dieses polemische Werk — ich nenne den Buchtitel absichtlich nicht, um dem Werke keine Reclame zu machen — dem Anonymus der „Kölnischen Volkszeitung" in die Finger kam, datiert der Hass und die Verfolgung gegen mich. Ob dieses polemischen Werkes stellte man mich an den Pranger und seit nun sieben Jahren wird jedes, aber auch jedes Werk als Schund von dieser Seite bezeichnet!

Die systematische Böswilligkeit und Ehrabschneidung hat aber die edle „Kölnische Volkszeitung" nicht gehindert, mich als hochangesehenen Schriftsteller katholischen Bekenntnisses zu reclamieren, um ad hoc gegen den protestantischen Vorwurf der „Inferiorität katholischer Belletristik" Verwahrung einzulegen. Zu solchen Zwecken nimmt man mich, meinen Autornamen und meine Confession mit Vergnügen in Anspruch, man protzt mit dem „katholischen Achleitner"! Bei nächster Gelegenheit aber sagt derselbe Protzenmund, jedes Werk Achleitners sei Schund, Achleitner könne gar keinen Roman schreiben, Achleitner mache sich das Romanschreiben zu leicht und dergleichen Blödsinn mehr.

Solche Leute betreiben Buchkritik!

München, 8. März 1903. Arthur Achleitner.

## Der Wert eines Buches für den Irren.

(Eingesendet.)

Unter so manchen Überflüssigkeiten im Haushalte, die oft zur Pein herumliegen und doch nicht einfach vertilgt zu werden verdienen, welche oft jahrelang die Räumlichkeiten irgend einer Dachkammer beengen, befinden sich zumeist alte gelesene Bücher, Zeitschriften, Romane u. s. w. Selbst wenn man endlich selbe veräußert, um sie nicht gerade wegzuwerfen, ist der Erlös kaum nennenswert.

# Böswillige Buchkritik.

(Eingesendet.)

Nicht im allgemeinen erhebe ich öffentliche Anklage gegen Buchkritiker, nur im speciellen gegen den böswilligen Recensenten der römisch-katholischen „Kölnischen Volkszeitung“ unter Darlegung des Thatbestandes, damit die Öffentlichkeit sich ein Urtheil über die moderne Buchkritik des „christlichen“ großen Blattes am Rhein bilden kann.

Ich habe zwanzig Jahre hindurch niemals ein Wort gegen die meinen Werken erwiesene Kritik gesagt, jeweils ein Lob mit stummer Dankbarkeit hingenommen, mich bestrebt, ehrlichen Tadel zu prüfen, wirkliche Fehler zu erkennen und fürder zu vermeiden. Der Mensch lernt nie aus, auch ich nicht, ich habe auch heute noch den ehrlichen Willen zu lernen und befolge gute Rathschläge willig und gerne.

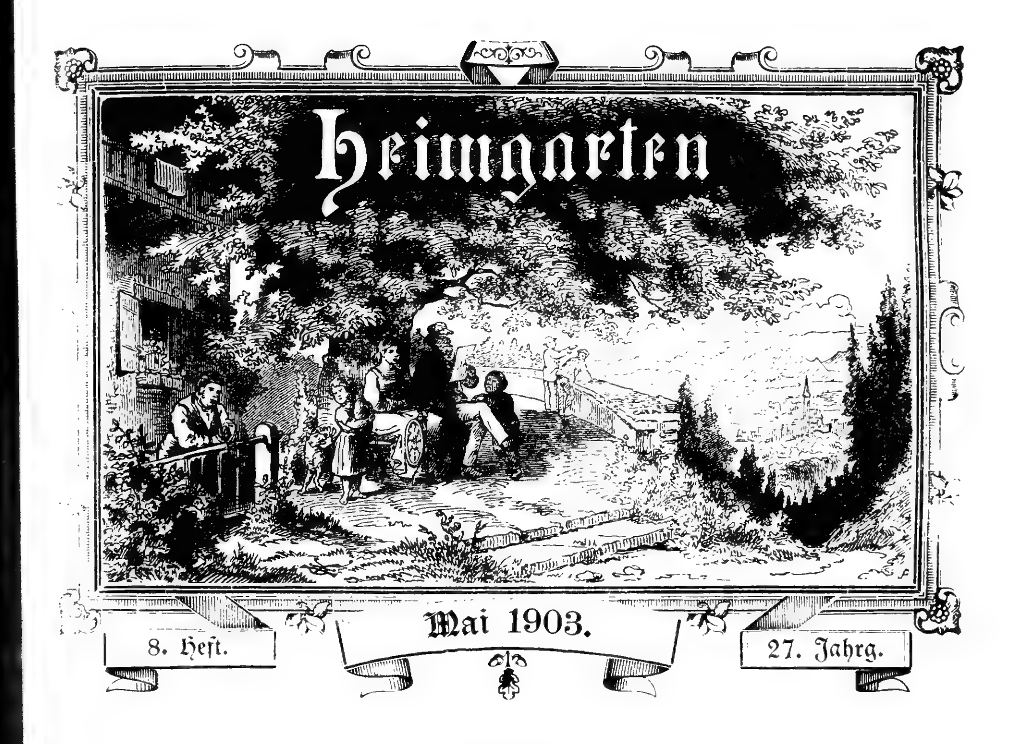
Dagegen protestiere ich öffentlich gegen die böswillige Buchkritik und Ehrabschneidung, welcher sich ein Anonymus der katholischen „Kölnischen Volkszeitung“ seit nun sieben Jahren schuldig macht, indem der „tapfere“ Anonymus jedes, aber auch jedes neue Werk als Schund hinstellt, mir jede Befähigung abspricht und in mehr oder weniger verhüllter Weise vor dem Ankauf meiner Werke warnt.

Ich schwieg dazu in der Meinung, dass der Kritiker besonders streng vorgehen wolle oder beauftragt sei, mir die Macht des rheinischen Centrumsblattes fühlen zu lassen. Die Regelmäßigkeit der böswilligen Schlechtmachung jedes neuen Werkes ließ mich aber erkennen, dass System in dieser literarischen Ehrabschneidung ist, man will mich als Schriftsteller unmöglich machen, mir die Existenz vernichten oder doch es soweit bringen, dass infolge der stetigen höchst abfälligen Kritik meine Verleger abgehalten werden, von mir Manuscripte zu erwerben. Bisher hat das „gut christliche“ Blatt soviel erreicht, dass einer meiner engbefreundeten Kollegen sich nach der Ursache solcher andauernder Böswilligkeit erkundigte. Die ihm ertheilte Antwort muss ich veröffentlichen, um den Ehrabschneider wahrheitsgemäß zu beleuchten.

Vor etwa sieben Jahren schrieb ich in ehrlicher Begeisterung zur Glorification des katholischen Priesterstandes meinen „Lawinenpfarrer“ und bot die gutgelungene Novelle dem Verlag der „Kölnischen Volkszeitung“ zum Erstabdruck an. Sehr rasch erklärte sich der Verlag zur Annahme bereit, doch bot der Verlag (echt geschäftskatholisch und wissend, dass die Novelle wegen ihres Sujets nur in katholischen Kreisen Verwertung finden konnte) ein geradezu beleidigend niedriges Honorar an, eine blamable Bagatelle. Ich verzichtete und gab den „Lawinenpfarrer“ nebst einer anderen Novelle der Grazer „Styria“ zum Verlag mit allen Rechten.

Zu meiner Überraschung erschien alsbald der „Lawinenpfarrer“ in der „Kölnischen Volkszeitung“, die „Styria“ hatte sich mit dem Abdruckshonorar von lumpigen 250 Mark (zweihundertfünfzig Mark) zufrieden erklärt. Das war eigene Angelegenheit der „Styria“, und hatte mich nicht mehr zu kümmern.

Was aber that die vornehme „Kölnische Volkszeitung“? Sie forderte alsbald ihre Leser zu einem Volksgericht auf, zu einer Massenabstimmung darüber, welche größere literarische Arbeit unter dem Strich am meisten Anklang gefunden habe. Die Aufforderung als solche ist Geschmackssache und eigene Angelegenheit des rheinischen Centrumsblattes. Das Ergebnis der Leserabstimmung war für mich verblüffend:




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(7. Fortsetzung.)

In Jerusalem, der Königsstadt, hat zu jener Zeit ein glücklicher Mann gelebt. Der hat alles gehabt, was das Leben fein macht: Große Reichthümer, mächtige Freunde und schöne Freundinnen, die ihm täglich das Haupt mit Rosen bekränzen. Sein Leben ist noch jung, von seinen Wünschen ist ihm jeder erfüllt, bis auf den einen, bis auf den, dass es immer so bleiben möchte. Und wenn zwischen den lauten Freuden bisweilen ein stilles Stündlein ist, da er zu sich selbst kommt und sein Glück betrachten und messen kann, da wird ihm bange. Ja, da ist ihm hart wehe geworden, denn täglich sieht man es an allen Orten, wie die Güter vergehen und die Bahren derer, die gestern noch vergnügt gewesen, hinausschwanken zu den Gräbern.

Nun hört dieser glückliche und bange Mensch, dass draußen in der Wüste ein Prophet sei, der das ewige Leben habe. Er wisse von unzerstörbaren Reichthümern und Glückseligkeiten und die halbe Welt liefe ihm zu, um deren theilhaftig zu werden. Also entschließt sich auch Simeon — das ist sein Name — diesen Mann aufzusuchen. Er verwahrt seine Edelsteine in eiserne Truhen, übergibt seine Paläste, Weingärten und Schiffe sammt allen Knechten dem Verwalter, befiehlt seine Lieben dem Schutze der Götter und versammelt um sich seine Sclaven. Im weichen,

Dass aber durch eine eventuelle Spende überlesener Bücher ein Humanitätsact ersten Ranges erzielt werden kann, möge aus nachstehender Schilderung hervorgehen.

Bekanntlich hängt Heilung oder doch Besserung von durch mannigfache Eindrücke auf das seelische Leben geistig erkrankter Personen nur von Ruhe und Zufriedenheit, von Zerstreuung, Ablenkung auf andere Gedanken und möglichste Hintanhaltung von dem so argen Feinde dieser bedauernswerten Mitmenschen — der Langeweile — ab.

Es gibt Geisteskranke, die ja nicht toben, sondern einfach dahinbrüten — weil eben geisteskrank, sich meist zur Arbeit nicht verwenden lassen und auch nicht gezwungen werden können. Nun solche Arme, die ja ganz harmlos sind, leiden am ärgsten, denken fort auf Erlösung, auf Freiheit, die man ihnen noch nicht geben kann, denken auf Vergangenheit, die ihnen solch Ungemach brachte. Solchen Kranken ist der Tag eine wahre Ewigkeit, sie weinen und verzweifeln.

Man gebe solch einem Unglücklichen ein Buch, das seinem Bildungsgrad entspricht, mit welchem Behagen langt er zu, mit welchem Eifer wird gelesen, die gelesene Geschichte wieder erzählt; sei es ein Märchen für den minder gebildeten Landmann, sei es ein Roman für ein gebildetes Fräulein, eine Humoreske für den gewesenen Garçon, seien es Geschichten, Novellen &c. für den gewesenen Professionisten; alle freuen sich, werden von ihrem oft bitterbösen Gedankengang abgelenkt und bitten immer und immer wieder um neue Lectüre.

Leider ist das Gros der in der Irrenanstalt Feldhof Untergebrachten gänzlich unbemittelt, um sich Bücher zu beschaffen; leider kann bei einem so großem Stande von über 1000 Geisteskranken, die, weil unbemittelt, vom Lande erhalten und auf dessen Kosten gepflegt werden müssen, der Landesfonds nicht genügend nachhelfen.

Wohl zählt die Anstaltsbibliothek an 3000 Bände, immerhin noch kein Vergleich zu den 1000 Personen, von denen viele oft Jahrzehnte oder doch viele Jahre lang interniert sind.

Schreiber dieses glaubt ein gutes Werk zu inscenieren, indem er durch diese Zeilen an das gute Herz edler Menschenfreunde appelliert. Und so ergeht die Bitte, alte ausgelesene Bücher oder Journale jeden Inhaltes den armen Irren zuzuwenden.

Ein Geheilter.

## Postkarten des „Heimgarten".

**J. B., Graz.** Roseggers ländliche Scene „Verliabti Leut'" ist vor etwa 16 Jahren anlässlich eines Festes in Graz auf Wunsch anderer geschrieben und öffentlich aufgeführt worden. Seither wurde sie in Dilettantenkreisen gerne gespielt und so ist der Verfasser veranlaßt worden, das Stückchen ländlichen Bühnen zur Verfügung zu stellen. Auf Brettern, über die der moderne Genius wandelt, dürfte sich die anspruchslose Idylle wohl nicht recht heimisch fühlen.

**J. K., Liebeschitz.** Können nicht Auskunft geben. Wahrscheinlich gibt es in Böhmen selbst Heil- oder Versorgungsanstalten für arme Fallsüchtige.

* Fürs Waldschulhaus 5 Mark von der Gesellschaft „Auerbach-Keller", Plauen i. V.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. März 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

verlassen umherirren. In schlechte Lappen gehüllt und gebeugt, so wenden sie ihre Gesichter dem Baume zu — denn dort steht er und redet.

„Seid nicht traurig und nicht verzagt. Ihr versäumt nichts an der lockenden Welt. Das Reich und der Vater ist Euer. Vertraut ihm, Ihr seid sein. Erfreuet Euch durch Liebe, es geschieht Euch leichter, wenn Ihr liebet, als wenn Ihr hasset. Und bei allem, was Euch zustößt, haltet Euere Seele fest, sonst habt Ihr nichts zu verlieren."

Simeon hat die sonderbaren Worte deutlich gehört und bei sich gedacht: Sollte es dieser sein? Nein, unter eine Rotte von Gesindel setzt sich der Weise nicht. — Und doch sagen sie, er sei es. Simeon steigt aus seiner Sänfte, das wie ein Halbreifen gekrümmte Schwert zieht er mit einer Hand heran, dass es nicht rassele auf den Steinen. So drängt er sich sachte vor. Moderstaub der alten Gewänder, Schweiß der Menge — wie widerlich ist Armenleutgeruch! Die Versammelten weichen scheu zurück vor dieser lichten Herrengestalt, wie sie eine ähnliche in der Nähe des Meisters noch nicht gesehen haben. Jesus steht ruhig unter dem Feigenbaum und sieht den Fremdling kommen. Drei Schritte vor ihm bleibt dieser stehen, neigt sein Haupt, legt die Hand an die Stirn, also wie ein König den andern grüßt.

„Herr", spricht der Fremdling und seine Stimme ist nicht scharf und grell wie sonst, wenn er seinem Gefolge Befehle gibt, vielmehr gedämpft und beklommen: „Herr, ich komme einen weiten Weg zu Dir. Ich habe Dich lange gesucht."

Jesus streckt schweigend die Hand nach ihm aus.

Simeon ist erregt, er möchte sein Anliegen sogleich vorbringen, um bald wieder gen Jerusalem ziehen zu können, aber die Rede will nicht fließen. Stammelnd sagt er es: „Herr! Ich höre, dass Du vom ewigen Leben weißt. Ich komme deshalb zu Dir. Sage mir doch, wo ist es zu finden? Was soll ich thun, um das ewige Leben zu haben?"

Jesus tritt einen Schritt vor, blickt den Mann ernst an und sagt: „Willst Du leben, so halte die Gebote des Moses."

„Des Moses?" antwortet der Fremdling verblüfft. „Aber das thue ich ja. Obschon ich von den Heiden stamme, so habe ich mich doch in diesen Dingen dem Volke angeschlossen, unter dem ich wohne. Indes, es ist nicht um das. Sie sterben. Aber ich möchte immer leben."

Da spricht Jesus: „Willst Du immer leben, so halte Dich an den, der immer lebt. Liebe Gott mehr als alles und Deinen Nahemenschen wie Dich."

„O Herr!" sagt Simeon, „das bestrebe ich mich ja zu thun. Und doch ist mir bange."

Darauf Jesus: „Dir ist bange, weil Du es thun solltest und thun möchtest und doch nicht thust. Du besitzest Paläste in der Stadt, Fruchtboden auf dem Lande, Schiffe auf dem Meere, beladen mit Kost-

hellen Gewande, das mit Gold und Kleinodien reich geschmückt ist, an der Seite das krumme Schwert, an dem Hute die flatternden Federn seltener Vögel, so reitet er auf hohem Rappen zur Stadt hinaus. Der Dienertross begleitet ihn; an seiner Seite reiten auf afrikanischen Lastthieren bewegsame Mohren, die Scheibe eines Sonnendaches über ihn haltend, mit blumigen Fächern Kühlung ihm ins Gesicht fächelnd. In goldenen Behältern bringen sie Früchte des Ostens und Südens, schmackhafte Thiere des Meeres und der Lüfte mit, köstlichen Wein, Räucherwerk und Kissen zum Schlummern. An einem Flecken begegnet dieser Zug schwarzen Gestalten, die einen Todten tragen. Auf hohem Brette in weißes Linnen gewickelt liegt er und darüber in den Lüften kreist ein Rabe. Simeon wendet sich unwillig ab, seine Natur erschauert vor allem, was todt ist. Münzen lässt er streuen in den Trauerzug, wie er am liebsten über alles Leid und alle Trauer eine bunte, mit Edelsteinen besetzte Hülle werfen möchte.

Als er ans Steingebirge kommt, beginnen die fremdländischen Thiere zu straucheln und bleiben zurück. Der Rappen setzt seine Hufe unsicher auf die klingenden Platten, sein Kopf bäumt sich schnaubend auf und er will nicht voran. Simeon hält Rath, wie er weiter kommen könne. Landleute führen Maulthiere herbei und bieten sie an, er lehnt sie ab. Auf so verächtlichem Thiere will er nicht zum Propheten kommen, der den Schlüssel zu den unzerstörbaren Gütern und zum unaufhörlichen Leben hat. Seine Sclaven müssen eine Sänfte bauen, er legt sich unter glitzerndem Zelt auf weiche Kissen und so tragen sechs Mohren den Herrn in der Wüste dahin. Wo auf der Oase Rast gehalten wird, da ist es wie ein königliches Lager; in Krystallbechern reichen Diener ihm den Trunk der Quelle, flinke Köche bereiten ihm das Mahl, schöne Frauen, deren Haut zart wie Sammt ist und braun wie Kupfer, strählen ihm das schwarze Haar, ergötzen ihn mit Harfenspiel und bewaffnete Knechte halten Wacht gegen den Wüstenhäuptling Jusuf.

Weil die Landschaft immer noch unwirtlicher wird, so dass trotz aller Mittel manche Beschwerde nicht ganz zu vermeiden ist, so erinnert Simeon sich an die Behaglichkeit in seinem Palaste zu Jerusalem und er denkt an Umkehr. Und doch zieht's ihn fort, dem Weisen entgegen, um das Unvergängliche zu erfahren. Über kahle Höhen her kommen Leute, die wissen schon zu erzählen von dem Lehrer, der am anderen Rande der Wüste sei, zeitweise allerlei Volk um sich versammelt habe und vom ewigen Gottesreiche spreche. Also schwankt die Sänfte weiter und kommt am nächsten Tag durch dürre Felsschluchten hinab in das Thal, das von wenigen Öl- und Feigenbäumen beschattet ist. Um einen solchen Feigenbaum stehen und hocken Leute beisammen, zumeist armselige, kummervolle Gestalten, Elende, wie sie heimlos und von Liebe

Simeon liegt wieder auf seiner schwankenden Sänfte und sinnt. Er trachtet die unverrichtete Sache mit seinem Gewissen in Einklang zu bringen. — 's ist ein Phantast, dieser Prophet. Das Gottesreich in uns, was soll das heißen? Einbildungen und Träumereien! nur geeignet, die Leute träge und untüchtig zu machen. Eine Lehre für Habenichtse und Vagabunden. So sieht es aus sein: Ewig leben! Solange er lebt, glaubt er recht zu haben, und ist er todt, so kann er's nicht mehr wissen, dass er unrecht hat. Und dabei nicht ohne gesellschaftliche Gefahr. Der Besitzende nicht Eigenthümer seiner Güter? Er müsste sie hingeben, an Arme vertheilen? Dieses Gleichvielhaben oder Nichtshaben aller, das jeden Aufschwung ausschließt und alles in die jämmerliche Alltäglichkeit niederdrückt. Nein, das ist mein Heil nicht. Übrigens, einen Vortheil wird dieser Wüstenweise für mich haben; jetzt wird mir wieder wohler sein in meinem behaglichen Hause.

Doch hat sich für ihn Gelegenheit ergeben, noch einen Blick in das Bereich zurückzuwerfen, dem er eben wieder den Rücken kehrt. Mehrere, von dem Glanze seines Zuges gelockt, sind ihm von weitem gefolgt. Und auch drei der Jünger sind ihm nachgegangen, denen darum zu thun ist, ein Missverständnis zu schlichten. An einer Quelle, die aus der Felsenkluft rinnt und um sich grünen Rasen hat, haben sie den vornehmen Fremdling eingeholt. Mohren wollen ihnen die Annäherung wehren, aber Simeon erkennt sie als ganz ungefährlich und lässt sie vor sich.

Jakobus, der eine Jünger, sagt: „Hoher Herr, es ist schade! Ihr seid einer von den wenigen, die unseren Meister unverrichteter Sache verlassen. Ganz so hart wäre es nicht, wie Ihr etwa glaubt. Er selber sagt es, wer nur den rechten Willen hat, der ist nimmer verloren. Schon der Wille, ewig zu leben, führt dahin."

„Wozu das?" ruft Simeon aus, „es ist ja nicht möglich, was er verlangt!"

„Muss man denn alles so gar wörtlich nehmen?" sagt Jakobus. „Der Meister meint immer das allerhöchste Ziel und spricht in großen Worten, damit es besser im Gedächtnis bleibe."

Simeon wehrt mit der goldbereiften Hand ab: „Alles hingeben, was man hat, alles hingeben! Bitter arm werden . . .!"

Darauf tritt der andere Jünger vor, stellt sich in seinem fahlen Gewande her und sagt: „Seht einmal uns an! Haben denn wir alles hingegeben? Wir haben nie viel mehr gehabt als heute und was wir gehabt haben, das haben wir auch jetzt noch. Unser Bruder Thomas hat nur einen Rock, weil er vollblütig ist, ich habe zwei Röcke, weil ich leicht friere. Hätte ich schlechte Beine, so würde mir der Meister gerne einen Esel gestatten, wie dem Thaddä. Jedem, was er bedarf. Ihr seid

barkeiten aus aller Welt. Du besitzest tausend Sclaven. Bücher füllen Deine Verwalter, wenn sie es aufschreiben, was Du besitzest."

„Herr, Du weißt das alles?"

„Freund, Dein Aufzug steht im Abglanz Deiner Reichthümer, die aber — nicht Dein Eigenthum sind. — Siehe diese Leute, die mir folgen. Sie haben ein schlechtes Kleid und eine frohe Seele, sie haben das Gottesreich in sich. Wenn es Dir ernst ist, so musst Du alles, was Du hast, hingeben."

„Hingeben? Alles was ich habe?"

„Das musst Du hingeben und werden wie diese. Dann komm' mit mir, ich führe Dich zum ewigen Leben."

Als Jesus solches und noch anderes gesprochen hat, senkt der Fremdling das Haupt und tritt langsam zurück. — Wie? Diesen niedrigen, bettelhaften Leuten soll ich gleich werden? Freiwillig aus meinem gewohnten Kreise niedersteigen in dieses grenzenlose Elend? Nein, das kann kein Mensch. Das kann kein Mensch. — — Er tritt in sein Gefolge zurück und ist sehr betrübt.

Jesus hat ihm sinnend, mit gütigem Auge nachgeblickt.

„Wer ist er denn?" fragen die Jünger. „Er trägt nachgerade einen Königsmantel. Solche Seiden hat man noch nicht gesehen. Ist es ein Fürst aus dem Morgenlande? Wenn er gekommen ist, um uns zu beschenken, so vergisst er jetzt seines Vorhabens."

Ohne die vorwitzigen Reden zu beachten, spricht nachdenklich der Meister: „Einen Reichen zu gewinnen für die Seligkeit, das ist schwer. Der Menschen Wille ist allzu schwach. Ihre Sinne schwelgen im Überfluss und ihre Seelen lassen sie verschmachten in Bangigkeit. Ja, meine Freunde, eher geht das Kameelhaar durch ein Nadelöhr, als der Reiche in unseren Himmel."

Nicht in Bitterkeit, in Trauer vielmehr ist dieses Wort gesprochen. Und da thut jemand den Ausspruch: „Ja, wenn die Gebote zu schwer sind, dann werden Sünden daraus. Weil man sie übertreten muss."

Blickt Jesus den Zagenden an und spricht: „Wozu bin ich denn gekommen? Wozu zeige ich Euch denn, wie leicht die Last ist? Sehet Ihr es nicht schon an Euch selbst, wie befreit man ist, wenn das große Sorgen und Jagen aufgehört hat? Aber das werdet Ihr erst recht erkennen, wenn die Gnade des Vaters kommt."

Ihre Ohren hören es kaum. Der Glanz hat sie schon zerstreut und mit verlangenden Augen blicken sie dem Zuge nach, der langsam davongeht. Mit seinen Pferden, Kameelen, Reisigen, Mohren und schönen Frauen. Ein altes höckeriges Israelitlein, das hinter einem Steinblock kauert, murmelt mit einiger Bosheit: „Mich dünkt, die möchten auch lieber mit dem Heiden ziehen, als hier auf die Gnade des himmlischen Vaters zu warten."

liebt die Wüste, wo er das Thor in das Nichts zu finden hofft. Jetzt, da auf der Rückkehr zum Meister die Jünger in seine Nähe kommen, windet er langsam seinen Oberkörper aus dem Sande und frägt: „Was sucht dieser Mann, mit dem Ihr gesprochen habt?"

„Die Kraft, ewig zu leben."

„Ewig zu leben?" ruft hierauf der Greis verwundert. „Und deshalb lässt sich der Mann in der Wüste so herumschleppen? Was es doch für wunderliche Menschen gibt. Ich wollte gehen, weiß nicht wie weit, um mein Nirwana zu finden. Das ewige Leben wünsche ich nur meinen Feinden. Schon lange ist es her, dass man gesagt hat, ich wäre hundert Jahre alt. Seid Ihr weise Männer, so belehret mich und saget, was muss ich thun, um das Nichtsein zu erlangen?"

Sie sind erstaunt. Das ist eine märchenhafte Erscheinung. Ein Seiender, der nicht sein will! Aber Matthäus weiß ihm zu antworten.

„Freund, Dein Begehren ist bescheiden, doch in Erfüllung gehen kann es nimmer. Zum Nichtsein wirst Du es nie bringen. Stirbst Du, so verlierst Du nur Deinen Leib, aber nicht Dich. Du wirst vielleicht nicht leben, aber Du wirst sein, sowie Du heute nicht lebst und doch bist. Athmen und warten ist nicht leben. Leben heißt Erfüllung, heißt Liebe — heißt Himmelreich."

„Mein Himmelreich heißt Nirwana", sagt das Greislein und gräbt sich wieder in den Sand.

Als sie weitergehen, spricht Matthäus: „Er fürchtet das immerwährende Sein, weil er keinen Gott weiß. Aber er ist nicht so weit von uns, als der reiche Mann mit seinem Weltdurst."

Simeon ist weiter gezogen und hat gegen Abend die Oase Kaba erreicht. Dort lässt er für die nächtliche Rast ein Lager aufschlagen. Ringsum die Diener, die Lastträger, die Thiere, in der Mitte das Zelt, in dem er sein Mahl einnimmt, sich auf die Kissen streckt und von den Mädchen sich noch in den Schlummer fächeln lässt. Aber gut hat er nicht geschlafen. Schwere Träume: In Jerusalem brennt sein Haus, auf stürmischem Meere ist Schiffbruch, treulose Wächter erbrechen seine Kästen. Und dazwischen immer wieder der Ruf: Gib alles hin! — — Um Mitternacht wird er geweckt. Aber das ist kein Traum mehr, das ist gräsliche Wahrheit. Mit gedämpftem Lärm drudert's und fludert's ums Lager herum, schwarze Gestalten mit glitzernden Waffen huschen, im Lager selbst rührt sich's nur kriechend am Boden. Vor Simeon steht, begleitet von Beduinen, die Fackeln und Messer tragen, ein schlanker, finsterer Mann.

„Erschrick nicht, schöner Herr", so redet er den aufspringenden Simeon an, und man weiß es nicht, ist's Hochmuth oder Würde, Güte oder Hohn. „Wir stören zwar Deine Nachtruhe, kommen aber in keiner

ein vornehmer Herr und bedürfet mehr als unsereiner, weil Ihr mehr gewohnt worden seid. Aber das, was Ihr habt, könnt Ihr lange nicht alles selber aufbrauchen. Und doch bedürfet Ihr es, weil es die vielen hundert Menschen brauchen, die Ihr beschäftigt, die für das Wohl des Landes arbeiten und die von Euch leben. Ich sage, dass Euch die Güter geradeso zu Recht gehören, wie mir der zweite Rock, und dass Ihr recht gut sein Jünger werden könnet."

„Vielleicht schwatzest Du zu viel, Philipp", verweist Jakobus. „Wenn jemand eine Bußfahrt thun will nach dem ewigen Leben, da reist man nicht wie der Kaiser von Indien. Oder man weiß nicht, was man will. Glaubet mir, hoher Herr, Reichthum ist immer gefährlich, auch für das Leben. Der sicherste Schutz gegen Neid, Hass und Überfall ist die Armut."

Ein dritter Jünger, Matthäus, ist noch da, der wendet sich mit seinem Worte zuerst nicht an den Fremdling, sondern an die Genossen und sagt: „Brüder! Es ist doch wohl so zu verstehen: Wer das Himmelreich haben will, der muss alles hingeben, was ihn mit Unruhe erfüllt. Sonst kann er nicht ganz beim Vater sein. — Ihr aber" — das sagt er zu dem Herrn aus Jerusalem — „Ihr wollt mit der Welt nicht brechen. Dann thuet das eine und habet Euere Nebenmenschen lieb. Behaltet Euer seidenes Gewand, aber bekleidet auch die Nackenden. Behaltet Euer Pferd zum Ritte, aber schenket dem Lahmen eine Krücke. Behaltet Euere Würde, aber befreiet auch die Sclaven. Gebet den Knechten, was sie verdienen. Wenn Ihr aber glaubt, was sie aus den Äckern, aus den Berggruben, aus den Werkstätten hervorholen, das sei Euer, dann wehe Euch!"

„Ein Übriges wollte ich gerne thun", meint Simeon.

„Gut, so saget jetzt den Sclaven, die Euch umgeben: Ihr seid frei. Wollt Ihr mir noch weiter dienen, so will ich gut mit Euch sein. Wollt Ihr Euere Wege ziehen, so nehmet an Nahrung, an Gewand, an Lastthieren, was Ihr bedürft. — Wollt Ihr das, Fremdling?"

„Schwärmer! Schwärmer!" schreit Simeon heftig auf. „Wie seht Ihr nur die Menschen! So sind sie nicht, so ist es nicht."

„Aber es wird einmal so sein", sagt Matthäus.

„Das ist ein Messias, der das Reich zerstört, anstatt es aufzubauen!" ruft Simeon, springt auf sein Traglager und winkt zum Aufbruch.

Der Herrenzug bewegt sich langsam und mit zuckendem Glitzern dahin über die dunklen Steinheiden. Die Jünger blicken ihm schweigend nach.

Im gelben Sande liegt ein greises Männlein. Wie ein Berggeist, so zwergig und grau ist es. Dieser Greis ist daheim in dem weiten, öden Gestein. Er liebt die Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er

Mit grinsendem Gesichte, die Stumpfnase runzelnd, gibt der Häuptling zu verstehen, dass man den Jusuf nicht mit Weibern und Versprechungen locke, dafür sei er nicht mehr jung genug; dass er aber auch Keinen ziehen lasse, um den Henker auf ihn zu hetzen, dazu sei er noch nicht alt genug. Hingegen habe er andere Schwächen. Der schlanke, weiße Hals des edlen Bürgers, man wisse nicht, schmücke ihn besser Metall oder Seide. — Eine Seidenschnur zieht er aus der Manteltasche, dieweilen zwei Beduinen Simeon mürrisch festhalten.

Draußen im Lager ist mittlerweile der zweite Häuptling beschäftigt, unter Fackelschein die erbeuteten Schätze auf Kameele zu packen. So oft er dabei über einen Todten stolpert, thut er einen Fluch, und als seine Arbeit verrichtet ist, sucht er den Genossen. Gefesselte Weiber jammern laut, aber nicht so sehr ihrer Gefangenschaft wegen — die versteht sich bei ihnen immer von selbst — als vielmehr, weil im Zelte drinnen ihr Herr ermordet werden soll. So entreißt dieser zweite Häuptling einem Knechte die Fackel, eilt in das Zelt und kommt gerade zurecht.

„Jusuf!" ruft er, den Henker zurückschleudernd, „weißt Du nicht mehr, was wir beschlossen haben? Wir tödten nur Kämpfende, aber keine Wehrlosen!"

Jusuf zieht seine dürren Arme von dem Opfer zurück und mit weinerlicher Stimme beschwert er sich: „Dismas, Du bist grausam! Soll ich alter Mann denn gar kein Vergnügen mehr haben?"

Sagt Dismas mit Bedeutung: „Wenn der Alte seine Zusage nicht hält, so wird auch die Mannschaft ihr Vergnügen haben wollen und zur Abwechslung einmal den baumeln sehen, der sich so gerne den Wüstenkönig nennt!"

Das hat gewirkt. Bei der größeren Neigung der Bandenmannschaft für Dismas hat es Jusuf nicht darauf ankommen lassen mögen.

Als es lichtet, wird dem Simeon ein Maulthier vorgeführt. Einer seiner Sclaven, den verwundeten Arm in der Schlinge, wird ihm beigegeben, dass er zwei Brote und einen Mantel trage und das Thier leite. Und so tritt der Bürger von Jerusalem als beraubter und geschlagener Mann den Heimritt an in die Stadt, von der er eine Woche früher so glänzend ausgezogen war.

In der Königsstadt hat dieser Überfall großes Aufsehen erregt. Stürmisch verlangt man von der Wehrmacht Streifungen in der Wüste zwischen Jerusalem und dem Jordangebiete, aus welcher eine Frevelthat um die andere gemeldet wird. Selbst die Rabbiten und Phariten predigen einen Feldzug, um die Steingebirge und Steppen einmal zu reinigen von den gefährlichen und verderblichen Horden, die sich dort herumtrieben. Die berüchtigte Bande der Häuptlinge Jusuf und Dismas — so sagen sie — sei lange noch nicht das Schlimmste. Viel bedenk-

schlimmen Absicht, vorausgesetzt, dass Du keine Umstände machst. — Gib alles, was Du hast!"

In der ersten Bestürzung glaubt der Angefallene, er höre den Propheten — aber den Unterschied merkt er bald. Der Prophet und seine Jünger geben alles hin, was sie haben. Dieser Mensch nimmt alles hin, was andere haben.

„Wenn ich mich Dir vorstelle, so wirst Du keinen Widerstand versuchen. Dich kenne ich schon, stolzer Bürger von Jerusalem. Und ich bin Jusuf, der Wüstenkönig genannt. Dreihundert Mann halten in diesem Augenblicke Ehrenwache um Dein Lager. Mit Deiner Dienerschaft sind wir schon einig, ebenso mit Deinen Schildknechten, sie haben nichts dawider."

Also spricht der Häuptling und dem armen reichen Manne wird nun klar, was das bedeutet. Seine Knechte sind erschlagen, er steht vor der gleichen Gefahr. Wie hat jener Jünger des Propheten gesagt? Der Reichthum gefährde das Leben und die Armut beschütze es! Hätte er seinen Tross freigegeben mit dem, was sie bedürfen, und sich als schlichter Wanderer auf die Beine gestellt, so wären die Dolche der Räuber jetzt nicht gegen seine Brust gerichtet. In jäher Wuth einen knirschenden Fluch stößt er aus: „So nimm, was Du findest, und höhne mich nicht, Du verruchte Wüstenbestie!"

„Gelassen, gelassen, lieber Herr!" sagt der Häuptling, während die braunen Männer Teppiche, Gewänder, Waffen, Geschmeide und die goldenen Becher zusammenraffen und in große Säcke werfen. „Siehe, wir helfen Dir aufräumen."

„Fort mit dem Trödel", ruft Simeon, „mich lasset zufrieden."

Der Häuptling Jusuf grinst. „Mich dünkt, Freund, wir sind schon zu vertraut geworden mitsammen, als dass ich Dich nach Jerusalem heimkehren lassen möchte. Du würdest dort allzu großes Verlangen nach mir haben und die Römer ausschicken, um mich aufzusuchen und in die schöne Königsstadt zu geleiten. Nach meinem Geschmack lebt es sich in der Wüste angenehmer. Sage mir bloß noch, wo meine Geldrollen verborgen sind, deren ein Herr wie Du doch wohl immer mit sich führt. Nicht? Dann magst Du schlafen gehen."

Der ausgezogen ist, um das ewige Leben zu suchen, soll nun auch das zeitliche verlieren. In Todesangst, auf der Stirne kalten Schweiß, beginnt er mit dem Wüstenkönig zu feilschen um sein Leben. Er gebe dafür nicht bloß alles das, was sie hier fänden. Seltene Spezereien und Rauchwerk brächten ihm aus dem Osten die nächsten Karawanen, Gold in Barren, Diamanten und Perlen kämen mit den indischen Schiffen an, alles wolle er heraussenden in die Wüste und auch schöne Sclavinnen dazu, um mit den Geschmeiden ihren Busen zu schmücken. Nur das nackte Leben solle man ihm lassen.

Dann sind sie in Banden nach Jerusalem gebracht worden. Dort in den Kerkergewölben liegen sie lange Monde. Dismas hat eine Bitte frei, der Selbstauslieferung wegen. Er erbittet sich Einzelhaft, um ungestört Rückschau halten zu können auf das verlorene Leben. Eine unabsehbare Reihe von dunklen, blutigen Gestalten ist in dieser Zeit an ihm vorübergezogen. Aber auch ein Lichtbild. Ein einziges Lichtbild. Vor vielen Jahren ist es gewesen, er erinnert sich noch wundersam klar an jene ferne Stunde. Auf dem Lastthiere sitzt eine junge Mutter mit dem Kinde. Das Knäblein breitet die kleinen Arme, aus seinem Auge trifft ihn ein Blick. Nie in seinem Leben hat ein Mensch ihn so angeblickt, so glühend liebreich, wie dieses Kind. Noch einmal, wenn er einen solchen Lichtstrahl sehen könnte vor dem Sterben! . . .

Als die um Jesus versammelte Volksmenge hört, dass Saul, der grimme Weber, mit einer Häscherschar durch die Wüste ziehe, hebt sie an, sich zu zerstreuen. Man fürchtet Unannehmlichkeiten. Das Rechte erkennen sie, aber Verfolgung leiden des Rechten willen, das steht den meisten nicht an. Sie müssten doch wieder zurück zu ihren häuslichen Pflichten, zu ihren Familien, Gewerben und Handelsgeschäften, wo sie dann nach Möglichkeit der Lehre des Meisters nachleben wollten. Endlich sind es nur noch die wenigen Getreuen, die bei ihm aushalten. Einige davon in der Hoffnung, dass er endlich die Macht des Messias entfalten werde. Aber auch diese dringen jetzt darauf, er möchte mit ihnen in eine andere Gegend ziehen. Jesus hat keine Furcht davor, seinen Gegnern in Jerusalem Rechenschaft abzulegen, doch es ist zu früh, der Bau ist noch nicht vollendet. Er weiß es, dass er nicht mehr zurückkehren würde, denn je unanfechtbarer seine Rechtfertigung ist, je gefährlicher muss sie ihnen erscheinen. Er hat also mit seinem nun wieder klein gewordenen Gefolge die Steinberge verlassen und ist neuerdings in das heimatliche Galiläa gezogen.

Aber hier sind seine Widersacher wie sie früher gewesen, die Häuser verschließen sich, wenn er naht, die Leute ziehen sich zurück, wenn er seine Stimme erheben will. Maria allein, mit der ganzen einfältigen Treue der Mutter: „Dass Du endlich da bist, mein Kind! Nun bleibst Du bei mir!"

Doch ist im Hause für ihn kein rechter Platz mehr. Ein fremder Geselle, aus Jericho zugewandert, war aufgenommen worden und hatte sich eingerichtet in der Werkstatt. Mit der Hacke und mit der Säge, die Jesus einst gehandhabt, bearbeitet er die Hölzer; am Herde und am Tische, wo Jesus einst gesessen, sitzt er und isst mürrisch das Vorgesetzte; in dem Bette, in welchem Jesus geruht, schläft er; aber wie es scheint

licher gestalteten sich die Zusammenrottungen von allerlei Volk um den sogenannten Messias aus Nazareth, der im Wüstenland, wo er sich sicher fühlt, aufrührerische Reden und Umtriebe hält. So wird beschlossen, dass große Abtheilungen von Söldlingen hinausziehen, geführt von dem leidenschaftlichen Phariten Saul, einem Weber, der im Eifer für das Gesetz sein Gewerbe verlassen hat, um das Land von räuberischem und ketzerischem Gesindel zu befreien.

Zur Zeit ist es, dass der alte Räuberhäuptling Dismas in eine seltsame Zerknirschung fällt. Am verlässlichsten war es um seine verbrecherische Heldenhaftigkeit nie gestanden. Vor allem ist ihm das Abschlachten zuwider gewesen und hat er bei seinem Freigewerbe das Morden immer zu verhindern gesucht. Nun ist ihm aber auch das Beuten und Rauben zuwider geworden. In den Nächten sieht er den furchtbaren Jehovah. Er denkt an den Wüstenrufer Joanis und meint, es sei Zeit zur Buße. So sagt er eines Tages zu Jusuf: „Weißt Du es, Genosse, dass zur Zeit auf der Oase Silam ein Fürst ruht, der noch viel größere Reichthümer mit sich führt, als jener Bürger aus Jerusalem? Ich kenne die Zugänge, kenne seine Leute und weiß Bescheid. Fassen wir diesen Herrn!"

„Man müsste Dich ja den Geiern vorwerfen, Dismas, wenn Du gar immer und ewig unnütz wärest." Mit diesen Worten dankt ihm Jusuf und der Überfall ist beschlossen. Dismas führt die Horde gegen die Oase Silam. Auch Jusuf reitet mit, das Ross geschmückt mit bunten Federn, die Stirn gekrönt mit dem eisernen Reife. Denn, wenn es ein Fürst ist, bei dem er Besuch macht! — Dismas lagert die Bande unter einen Felsenabhang. Und als nächtlicher Weile alles der Ruhe pflegt, um morgens früh mit frischer Kraft den Angriff auf das fürstliche Gefolge zu unternehmen, da steigt Dismas auf den Felsen und gibt das Zeichen. Die hinter den Wänden verborgene römische Söldnerschaft bricht hervor, metzelt nieder, was sich widersetzt, alles andere nimmt sie gefangen. Unter den Gefangenen Dismas und Jusuf. Als dieser sieht, dass er verrathen ist, beginnt er in seinen Ketten zu rasen wie ein wildes Thier.

„Was willst Du nur, Bruder?" sagt Dismas zu Jusuf, der ihn so oft bitter verhöhnt hat. „Bin ich doch selbst gefangen. Hast Du nicht immer gepredigt, dass der Stärkere recht habe. Siehe, diesmal haben die Römischen recht. Mich hast Du einst verführt und gezwungen zu den räuberischen Beduinen, trefflicher Jusuf. Und jetzt habe ich Dich verführt zu den starken Römern. Und die werden uns wahrscheinlich pfählen!" Als ob das eine rechte Ergötzlichkeit wäre, so lustig schlägt er dem Gefährten die Hand auf die Schulter, dass hart die Ketten klirren: „Ja, Bruderherz! Pfählen werden sie uns!"

die Lauen speie ich aus. Wenn ich in den Heidenländern gepredigt hätte, oder in den verderbten Seestädten Tyrus und Sidon, in Sack und Asche würden sie Buße gethan haben. Hätte ich gelehrt zu Sodom und Gomorrha, die Städte stünden noch heute im Tageslicht. Diese Orte aber von Galiläa versinken in Sumpf und Schmach — sie spotten ihres Propheten. Wenn das Weltgericht kommt, dann wird es diesem Lande schlimmer ergehen als jenen Lasterstädten. — Mein armes Bethsaida, du, und Magdala, du lieblicher Flecken! Und Kapernaum, du schöne Stätte! Wie lieb habe ich euch gehabt, wie hoch habe ich euch geehrt, bis in den Himmel habe ich euch erheben wollen. Und jetzt sinket ihr in den Abgrund. Betet ihn an, euren Mammon, in den Tagen der Noth; einen anderen Trost für euch wird es nicht geben. Schlemmet, lachet heute und seid hart, morgen werdet ihr hungern und jammern: Wir haben alles versäumt. Glaubet mir, es wird ein Tag kommen, da ihr euch werdet rechtfertigen wollen vor mir: Herr, wir hätten Dich ja gerne gespeist, getränkt, beherbergt, aber Du bist nicht bei uns gewesen. Ich aber bin bei euch gewesen. Ich bin gewesen in den Hungernden, Dürstenden und Obdachlosen, ihr habt mich nur nicht erkennen wollen. Ich werde euch nicht verklagen bei dem himmlischen Vater, aber Moses wird euch verklagen, dessen Gebote ihr übertreten habt. Und der Vater, wenn ihr ihn anrufet, wird sagen: Ich kenne euch nicht."

Den Jüngern zittert Herz und Hirn, da er diese zornigen Worte gesprochen. Aber sie wundern sich nicht, das Volk ist zu tief versumpft.

In einer der nächsten Nächte weckt er seine Genossen und sagt: „Stehet auf und lasset die anderen schlafen, sie gehen doch nicht mit uns, denn unser Weg wird schwer. Welcher von Euch sich davor fürchtet, der mag sich wieder hinlegen." Da legt sich mancher wieder hin und die mit dem Meister gehen, es sind deren zwölfe.

Und nun wandern sie über die Höhen von Kana, über die Berge von Gischale gegen Mitternacht hin und später gegen Sonnenuntergang. Die Jünger wissen nicht wohin, es genügt ihnen, dass sie bei ihm sind. Aber sie finden unterwegs manchen Gesinnungsgenossen und auch manch solchen, der aus Vorwitz den Meister in sein Haus lädt, um sagen zu können: Ich bin mit ihm bekannt. Vornehme Männer darunter, die seinen Worten mit größter Aufmerksamkeit lauschen und dann mit ihm feilschen, ob das Himmelreich nicht denn doch billiger zu haben wäre, als um den Preis der Welt. Worauf er stets antwortet: „Was nützt Euch die Welt, wenn Ihr keine Seele habt! Darin allein besteht das Geheimnis des Heiles, dass der Mensch seine Seele findet und bewahrt und zum Vater erhebt." Oder er sagt es mit anderen Worten, Gott finde man im Geiste!

nicht in jenen seligen Träumen, denn er ächzt und knurrt und ist beim Erwachen unzufrieden darüber, dass wieder gerade jene Arbeit auf ihn wartet, die er den Abend zuvor missmuthig aus der Hand gelegt hat. Wie oft sieht ihm Maria schweigend zu und hat ihre Gedanken über den Unterschied zwischen diesem Gesellen und ihrem Jesus. Und wenn sie sich dann vorgestellt hat, wie dieser Mensch sorglos zu Tische und Bett gehen kann jeden Tag, während ihr Sohn in der Fremde vielleicht darbt und keinen Stein hat, um darauf sein Haupt zu legen . . .

Nun ist Jesus endlich wieder da. „Meine Mutter", sagt er zu Maria, „Du bist reich an Güte. So schenke davon auch diesem Aron. Siehe, er ist arm, ist unzufrieden und stumpf, hat von den Menschen noch wenig Gutes erfahren und dürstet, ohne es recht zu wissen, nach Güte. Wenn Du mir des Morgens zur Reinigung Wasser reichen willst, so reiche es ihm. Wenn Du mich des Mittags sättigen willst, so sättige ihn. Wenn Du mich des Abends segnen willst, so segne ihn. Was das Wort nicht thut, das thut vielleicht die Liebe. Alles, was Du mir, dem Fernen, Gutes zudenkst, das thue ihm."

„Und Du — willst nichts mehr von mir?"

„Mutter, ich will alles von Dir und bin immer bei Dir. In jedem Armen kannst Du mir gut sein. Mir geziemt es, die Menschen herbe zu führen, sei Du die Milde. Ich muss aus Geschwüren das todte Fleisch brennen, heile Du die Wunden. Ich muss das Salz sein, sei Du das Öl."

Wie froh ist sie, dass er so zu ihr spricht. Denn das ist ja ihr Leben — gütig zu sein, zu helfen, wo sie kann. Nun weiht ihr Sohn dieses Wohlthun gleichsam zu einem Bunde, ein Denkmal setzend für Mutter und Kind, wenn sie einander ferne sind. Seit er also ihre Liebe angerufen, fühlt sie sich nicht mehr so vereinsamt, fühlt sich wieder eins mit ihm und eine Ahnung durchweht sie, als ob dieses blutende Mutterherz noch eine unvergleichliche Genugthuung erfahren würde in künftigen Zeiten.

Dann geht Jesus noch einmal durch das Heimatland, um zu sehen, ob der Same seiner Lehre doch vielleicht irgendwo aufgienge. Aber das Erdreich ist kahl. Alles unfruchtbar. Nicht so sehr die Leidenschaft betrübt ihn, mit der er von einigen angefeindet wird, nicht so sehr das zornige Aufbäumen gegen ihn und sein Wort, als vielmehr die Gleichgiltigkeit, das zähe, stumpfsinnige Kleben an täglichen Nichtigkeiten, die gänzliche Verständnislosigkeit, die Trägheit im geistigen Leben. Anfangs war es das Neuartige und Seltsame seines Auftretens gewesen, das sie einmal wachgerüttelt hatte — das ist vorüber. Ob alte oder neue Propheten, das ist ihnen gleich. Es sei einer wie der andere, meinen sie, und sagen weder ja noch nein. — „Die Heißen und die Kalten", so ruft Jesus eines Tages aus, „sie könnte ich annehmen, aber

Brosamen, die von dem Tische abfallen. Der vornehme Herr ist aufgebracht darüber, dass die Kummergestalt sich unterfange, sein Vergnügen zu stören und er läßt die wüthigen Hunde los. Die Thiere hetzen den Armen aber nicht davon, sondern belecken seine Geschwüre, und er kriecht verschmachtend in eine Höhle. An demselben Tage, als dieser Elende gestorben ist, kommt der Tod auch zum reichen Mann, wirft seinen gemästeten Leib ins Grab und seine Seele in die Hölle. Und als diese arme Seele dort die grausamsten Peinen leidet, den rasendsten Hunger und den brennendsten Durst, da wird diese Pein noch gesteigert. Denn der Blick des Verstorbenen thut sich auf ins Paradies und bei Abraham sieht er den Mann sitzen, den er vor seiner Thür hatte verschmachten lassen. Er sieht dort prangen die saftigen Früchte und rieseln die klaren Quellen. Da ruft er hinauf: Vater Abraham! Ich flehe, befiehl dem Mann, der neben Dir sitzt, dass er seine Fingerspitze ins Wasser tauche und damit meine Zunge kühle, denn ich leide unerträgliche Qual. Hierauf spricht Abraham: Nein, mein Sohn, das wird nicht geschehen. Du hast auf Erden Dein Gutes empfangen und hast des Armen vergessen. Jetzt vergisst er Dein. Zwischen Deiner und seiner ist kein Weg mehr. Da wimmert der Mann in der Hölle: Wehe, wehe, wehe! So lasse es doch meinen fünf Brüdern wissen, die auf der Erde noch leben, dass sie barmherzig seien gegen die Armen und nicht dorthin kommen, wo ich jetzt bin. Und Abraham spricht: Sie haben auf der Erde die Propheten, diese sagen es ihnen alle Tage. Da jammert der Mann: O Vater Abraham, die Propheten hören sie nicht. Wenn Du doch einen von den Todten auferwecken wolltest, dass er zu ihnen redete davon, wie der Unbarmherzige gestraft wird, dann würden sie glauben. Und Abraham: Glauben sie den Lebendigen nicht, wie sollen Sie erst den Todten glauben. Und wer nicht aus Liebe Gutes thut — die Wohlthätigen aus Furcht vor Strafe werden verschmäht."

Der Gastherr hat während dieser Erzählung des Meisters seine Hand mehrmals nach dem Becher ausgestreckt, aber sie allemal zurückgezogen. Er ist nun wortkarg, auch ist ihm die Lust vergangen, dem Propheten Fallstricke zu legen. Unbemerkt stiehlt er sich aus dem Saale, geht hinab zu dem Verwalter und ordnet an, dass von nun an kein Dürftiger ungelabt von der Thür gewiesen werden dürfe.

Einer seiner Freunde, der auch bei der Tafel gesessen, ist ganz vergnügt darüber, dass dieser Volksverführer sich eine große Blöße gegeben habe. „Du hast es doch verstanden? Die ganze Geschichte ist nichts, als eine Aufreizung gegen die Besitzenden."

„Das lasse jetzt gut sein", sagt der Gastherr und kehrt sich von ihm ab. Dann geht er hin, versorgt den Propheten und seinen Anhang mit Lebensmitteln und gibt ihnen Weisungen für die weitere Reise, wie

Und wenn die fremden Zuhörer dann fragen, was das heißt, im Geiste? so deuten die Jünger: „Er meint das geistige Leben. Er will nicht, dass der Mensch im Körperleben aufgehe, er sagt, sein Ich liege in der geistigen Wesenheit und je mehr der Mensch geistig arbeite und in Vorstellungen lebe, die nicht aus der Erde sind, je näher komme er zu Gott, der ganz Geist ist."

„Also sei der Schriftgelehrte wohl näher bei Gott als der Feldarbeiter?" wendet man ein. Darauf Johannes: „Ein Schriftgelehrter, der starr am Buchstaben hängt, ist fern vom Geiste. Ein Feldarbeiter, der seine Scholle nicht ausbeutet, sondern sinnt und denkt, wie sie für die Nachkommen besser und fruchtbarer zu machen sei, ist dem Geiste nahe."

Auf dem Wege über Cädasa nach Tyrus liegt ein großer Meierhof. Als dessen Besitzer hört, der Prophet sei in der Nähe, sendet er Leute aus, um ihn zu suchen, ihn einzuladen, dass er im Meierhof einkehre, wo er sicher sein werde vor den Nachstellungen der Phariten. Er ist aber selbst einer und hat vor, den Mann auszuforschen, ihn vielleicht des Hochverrathes zu überführen und dann der Obrigkeit einzuliefern. Jesus läßt durch den Boten sagen, er wolle gerne die Gastlichkeit annehmen, wenn er auch seine Gefährten mitbringen dürfe. Das ist zwar nicht im Plane des Phariten, denn erstens thut es ihm leid um Speise und Trank, so diese vielen Leute bei ihm verzehren würden, und zweitens ist es schwer, bei solcher Bedeckung Hand an den Aufrührer zu legen. Um aber den einen zu bekommen, bleibt ihm nichts übrig, als auch die anderen mitanzunehmen. Sie werden ehrerbietig empfangen und bewirtet. Der Gastherr zeigt eine große Freude darüber, den „Erretter des Judenlandes" unter seinem Dache beherbergen zu dürfen und ist entzückt über des Meisters Grundsätze. Zu seinen Ehren gibt er eine große Festtafel mit den gewähltesten Speisen und köstlichsten Getränken, wobei die etwas ausgetrockneten Jünger tüchtig zugreifen und der Meister, der nie eine frohe Stunde verdirbt, heiter mitthut. Als die Zungen gelöst sind, will der Gastherr sachte beginnen mit verfänglichen Anspielungen und Fragen, da kommt ihm der Gast zuvor.

Jesus hat nämlich bemerkt, dass — während im Saale so schwelgerisch getafelt wird — unten im Hof darbende Leute herbe abgewiesen werden, so dass sie hungrig und verbittert davonschleichen. So sagt er plötzlich, zum guten Wein geziemten sich schöne Geschichten und er werde eine erzählen. „Das wäre vortrefflich", ruft der Gastherr. Und Jesus erzählt:

„Ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat die kostbarsten Kleider getragen und die üppigsten Speisen und Getränke genossen und hat in hellen Freuden gelebt. Da kommt eines Tages vor seine Thür ein kranker, halbverhungerter Mensch, bittend um ein wenig der

Nichtsthun hin, trotten halbnackt am Meerstrande entlang, betteln mit schreiender Zudringlichkeit im Hafen oder liegen schamlos auf den sonnigen Fletzen herum. Siehe, die Aussätzigen, sie hocken da und zeigen mit Behagen ihre Wunden. Einer der Jünger blickt fragend auf den Meister, ob er sie nicht heilen wolle? Vielleicht würden sie dann an ihn glauben.

„Ihr wisset es doch", verweist er, „wollen sie geheilt werden, um zu glauben, so sage ich, sie sollen glauben, um geheilt zu werden."

In diesen Städten sind auch zu sehen Herren und Könige aus allen Ländern, umgeben von berückendem Glanz und buntem Gefolge; feilschen andere hier um Gewürze, Seiden und Thierhäute, so feilschen sie um Würden und Ehren. Und es sind da Weise und Lehrer aus allen Völkern; auf öffentlichen Plätzen halten sie Reden, ihre heimatlichen Propheten und Götter preisend. Der Inder verkündet seinen Brahma, der Semite eifert von seinem Jehovah, der Ägypter singt von seinem Osiris, der Grieche feiert seinen Zeus, der Römer ruft seinen Jupiter und der Germane spricht in rauhen Tönen von seinem Wotan. Die Jünger Jesu hören all das mit Verwunderung. Ganz erschreckend, dass es so viele Götter geben soll auf der Welt! Als sie dann bei Sidon in einem Cedernhein unter sich beisammen sind um den Meister, sagt einer von ihnen: „Mir ist ein Gedanke gekommen. Sei es Brahma der ruhende, oder Osiris der leuchtende, oder Jehovah der zürnende, oder Zeus der liebende, oder Jupiter der ringende, oder Wotan der siegende, — mich dünkt, am Ende kommt doch alles auf dasselbe hinaus."

Über diese dreiste Rede erschrecken sie und schauen auf den Meister, eine heftige Zurechtweisung erwartend. Jesus schweigt eine Weile, dann spricht er ruhig die Worte: „Thuet Gutes denen, die Euch hassen."

Sie fassen es kaum, was er gesagt hat, wie er mit diesen Worten den unausdenkbaren Unterschied angedeutet, der zwischen seiner und den anderen Lehren besteht.

Sie sprechen noch, da reitet des Weges auf hohem Rappen ein junger Mann mit noch bartlosem Gesichte und verwegenem Blick. Als er die Gruppe der Nazarener sieht, hält er sein Pferd an; es will kaum stehen bleiben, stampft mit den Beinen und wirft schnaubend den Kopf in die Luft.

„Ist das nicht der Mann mit dem Himmelreich?" frägt der Reiter.

Tritt rasch Jakobus vor: „Herr, lass' Dein Spotten sein. Weißt Du denn, ob Du es nie wirst brauchen können?"

„Ich?" frägt der hochmüthige Reiter. „Ich ein Himmelreich, das man nicht sehen, nicht hören und nicht greifen kann?!"

„Aber fühlen, Herr!"

sie etwaigen Verfolgern am besten entkommen könnten. Lange blickt er ihnen nach. — Sie haben auf der Erde die Propheten und hören sie nicht. — Mit diesem gienge er nun am liebsten selbst. Seine kleine Seele ist gefangen worden von dem, den er hatte fangen wollen.

An anderen Orten ist es unseren Flüchtlingen nicht so gut ergangen. Dem Bußprediger geht ein schlimmer Leumund voraus, es heißt, er sei ein Fresser und Weinsäufer! Jesus erfährt davon und sagt: „Joanes, der Rufer hat gefastet. Von dem haben sie gesagt, er sei von einem Dämon besessen gewesen. Nicht das Essen und nicht das Fasten ist ihnen zuwider an den Propheten, sondern die Wahrheit, die sie sagen."

Dann kommen sie zu Ortschaften und Gehöften, wo sie rasten wollen und nicht aufgenommen werden. Das erzürnt den Meister. Der Staub ihres Bodens sei nicht würdig, an den Füßen derer kleben zu bleiben, die gekommen, um das Reich Gottes zu bringen. Die Herzlosen würden verstoßen werden! — Aber der Zorn ist klagende Liebe gewesen. Wenn ein Zerknirschter ihm naht, so hebt er ihn mit beiden Armen zu sich auf, macht ihm Muth, lehrt ihn gütig zu sein, spricht ihm Freude am Leben zu und weist ihn heim in die heiligen Abgründe seines eigenen Wesens. Einkehr in sich! Das ist der ewige Wegweiser, den Jesus allen Gottsuchern aufgestellt hat.

Endlich ist Jesus mit den Seinen ans Meer gekommen.

Als dieses unabsehbar vor ihnen liegt und auf blauem Grunde die weißen Flügel der Schiffe stehen und in weitester Ferne die gerade Linie gezogen ist zwischen Wasser und Himmel und das Firmament dort so geheimnisvoll dunkel aufsteigt, da haben sie neuen Muth und Simon macht den Vorschlag, ob sie nicht sollten hinübersegeln zu den heiteren Griechen und zu den starken Römern.

„Warum nicht gar zu den wilden Galliern und schrecklichen Germanen!" ruft Bartholomäus etwas unmuthig über solche Abenteuerlichkeit.

„Schon seit Jungheit steht mein Sinn nach Rom", sagt Simon.

Und Jesus: „Suchet Eure Kraft im Heimatsboden. Hier im Lande der Propheten wachse der Baum, unter dessen Zweigen die Vögel der Himmel wohnen werden. Dann sollen die Winde kommen und den Samen hintragen in die ganze Welt."

In den Häfen von Tyrus und Sidon finden die Jünger, die bisher noch nicht weit herumgekommen sind, eine neue Welt. Leute und Güter aus allen Himmelsstrichen, sonderbare Gestalten und Sitten. Da arbeitet man mit nie gesehener Emsigkeit in den Warenhütten, an den Werften, auf den Schiffen, und andere geben sich einem nie gesehenen

Augen wollen nicht aufgehen; und wenn sie nicht aufgehen wollen, denkt er sich, so mögen sie halt zubleiben, und er verkriecht sich tiefer in sein Stroh. Aber da pocht es zum zweitenmale und bedeutend stärker, und der Bauer in der Stube schreit: „Na, Bub, magst heut' mehr nicht auf, wart', ich will Dir den Weg gleich zeigen herab!" — Jetzt, denkt sich der Halterbub, jetzt kommt er mit der Birkenlisl (Ruthe aus Birkenreisern geflochten zum Züchtigen der Kinder)! Eilig springt der Kleine im bloßen Hemdchen aus dem Bett und schlüpft in die steife rauhe Lodenhose; — wenn man einmal in der Hose steckt, denkt er sich, dann geht's nicht mehr so gefährlich um, wegen der Birkenlisl.

Wie nun der Bauer und die Lisl gar bei der Bodenthür hereinschauen, schreit er schnell: „Ich komm' schon, bin schon da!" und seine Augen sind hellicht offen — Gott sei Dank!

Der Bub ist noch nicht ganz fertig mit dem Anziehen, aber der Alte brummt schon wieder: „Heut' mag er mehr nicht weiter, jetzt schaust mir aber, dass Du hinauskommst, die Schaf röhren schon; die Schuh' mach' Dir auf der Weid' zusamm'."

Mein, die Schaf hätt' er schon röhren lassen und hätt' noch früher mit den Dienstleuten einen Löffel Suppe gegessen, aber die Birkenlisl — die ist so grob und die versteht gar keinen Spaß!

So eilt er hinaus zum Stall, jagt die Schafe hin auf die Heide und dort knüpft er erst seine Schuhe zusammen, dass er die Riemen nicht abtrete. Dann setzt er sich hin auf den frischen, thauigen Rasen und schaut den Morgenstern an — der ist auch ein Halter und die anderen kleinen Sterne um ihn sind seine Schafe — ei, hat aber der hunderttausend weiße Schafe und Lämmer! Ob er auch keine Morgensuppe bekommen hat, der dort oben? 's mag wohl sein, weil er so bleich wird, gar die Schafe verliert er und jetzt geht er selbst auch noch fort . . . die Sonne kommt. Was singen die tausend Vöglein so lieb auf den Lärchenzweigen und auf den Tannenwipfeln! Die haben es so gut, so gut — die können schlafen in den Federn, so lang es sie freut, und sind sie wach, so können sie fliegen, und überall sind sie frei, und überall ist der Tisch gedeckt für sie — 's ist ein Elend, wenn man ein armer Mensch ist, ein Halterbub!

Die bunten Blümlein, die da stehen! Soll der Bub daraus einen Kranz flechten? Wozu? für die Lämmer — die haben das Zeug lieber im Magen als auf dem Kopfe; für sich? Kindereien, das thun nur die dummen Mädchen, den Buben steht das Vogelfangen an.

Der Halterbub steigt auf Steinhaufen, klettert an Rainen und sucht Himbeeren und Johannisbeeren — der Herrgott hat sie wachsen lassen für den Halterbuben zum Morgenbrot.

„Jener ist es dort!“ sagt der Reitersmann und deutet auf Jesus. „Nein, Nazarener, Dein leeres Himmelreich glaube ich nicht.“

Hierauf sagt Jesus: „Vielleicht glaubst Du einst mein leeres Grab.“

„Wir werden uns noch sehen!“ sagt der Reiter, gibt dem Rosse die Sporen, dass es sich aufbäumt, und galoppiert davon. Bald nichts als eine Staubwolke sehen die Jünger. Matthäus blickt betroffen auf seine Genossen. „Habt Ihr ihn erkannt? Ist das nicht Saul, der grimme Weber, gewesen? Man hat schon gestern gesprochen in der Stadt, dass er mit einer Legion von Söldnern angerückt sei, um die Nazarener einzufangen.“

Da dringen sie erschrocken: „Meister, lass' uns fliehen.“

Er ist nicht gewohnt, vor eifernden Pharisäern davonzugehen, doch ein anderer Grund ist vorhanden, seine arglosen Jünger aus dem Dunstkreise dieser Weltstädte zu führen. Obschon Simon immer wieder behauptet, das nächste Osterfest an der Tieber, das müsste nicht übel sein, denn vor den Heiden in Rom wolle er sich weniger fürchten als vor den Juden in Jerusalem — so ist es doch nur eine Vorahnung kommender Tage.

„Nicht in Rom“, sagt Jesus, „vielmehr in Jerusalem wollen wir das nächste Osterlamm essen.“

Kurze Zeit darauf wandern sie hinaus und die lärmende Seestadt lassen sie hinter sich liegen. Da die Straßen immer unsicherer werden, so steigen sie die Schluchten hinan und nehmen den Weg über das Gebirge. — Vom hohen Olymp herab kommen die Götter, vom Sinai kommt das Gesetz, vom galiläischen Berge die Seligkeit. — Denn hier ist die große Offenbarung geschehen, die meine zagende Seele nun schauen soll. (Fortsetzung folgt.)

## Der Halterbub.

Eine Gestalt aus dem Volke.

Oben im Übergeschosse unter den Dachbrettern steht sein Bett. Nur wenige Stunden der Nacht liegt er in demselben und kauert sich zusammen, denn zu Füßen sticht das rauhe Stroh hervor und die aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengeflickte Decke ist auch so kurz und schmal. Durch die Bretterfugen pfeift der Wind — draußen rauschen die Tannen.

Kaum hat sich der Halterbub etwas erwärmt, pocht es von der Bauernstube herauf. Freilich wohl hört der Bub das Pochen, aber die

Kaum beginnt er zu essen, so schreit der Bauer schon wieder: „Kreuzschlapperment, wo ist denn der Bub?"

„Aber mein," sagt die Bäuerin, „so wirst ihm doch zum Essen Zeit lassen, Du hast gar alleweil eine Dristlerei (Drängerei), zu was brauchst ihn denn schon wieder?"

Lüftig (eilig) schöbertreten muss er gehen, 's kommt gar schon der Regen!"

Wie der Bub das hört, wirft er ohnehin schnell den Löffel weg und läuft hinab gegen die Wiese. Da sind die Schoberstangen schon gesteckt und die Knechte und die Mägde schieben das Heu zusammen und der Großknecht fasst es mit seiner Gabel um die Stange. Lustig springt der Bub auf den Haufen und läuft um die Stange und tritt das Heu zusammen, dass der Schober fest wird und nicht fault. Oft kommt der Kleine völlig unter die Bauschen und Haufen und die Halme stechen ihn beim Knie, wo die Hose ein Loch hat, aber wacker kämpft sich der Junge empor und wickelt zuletzt das Heu um die Stange, dass der Schober eine Spitze kriegt zum Ableiten des Regens. Zuletzt streift er auf die Stange den Heukranz und nun ist er hoch oben und fertig. Aber weh, der Bub zittert, und hält sich fest an die Stange — das wackelt so fürchterlich! „Was hast denn, Bub?" schreit der Großknecht.

„Auweh, der Schober fallt um, auweh!"

Aber siehe, jetzt gibt ein Knecht dem Schober einen Stoß und das Büblein purzelt herab und verstaucht sich fast die Hand in dem festen Boden.

Und so geht es fort auf der Wiese, und der Halterbub betet im Geheimen ein Vaterunser, dass der Regen kommen und dass er wieder bald zum Schafhalter werden möge.

Der Regen kommt nicht, aber die Sonne sinkt und die Schatten werden immer länger; das Heu wird feucht, und der Großknecht sagt: „Lassen wir's heut' gut sein." Dann kommt die Kathl vom Haus herab und bringt einen Hafen Milch und einen großen Laib Brot und Löffel, darauf setzen sich alle hin auf den grünen Rasen, der Großknecht schneidet das Brot auf, die Kathl schüttet die Milch in eine Schüssel und dann nehmen alle ihre Holz- oder Beinlöffel und beginnen zu essen.

Auch der Halterbub will einen Löffel nehmen, aber da sagt der Großknecht: „Bub', Du wirst nicht Zeit haben zum Milchessen, nimm Dir ein Stückl Brot und geh' Schafaustreiben!"

Völlig betrübt nimmt das Büblein sein Brot und geht, um die Schafe auszutreiben. Am Brunnen trinkt es Wasser und denkt sich: Jetzt muss es schon wieder gut sein bis zum Nachtmahl.

Die Schafe und die Lämmer grasen wieder auf der Heide; der Halterbub legt sich hin ins grüne Gras und schaut zum blauen Himmel

Wie er satt ist, legt er sich hin in der Sonne und sieht den Schafen und Lämmern zu, sie grasen so geschäftig und lustig, sie laufen einander vor, schnappen sich einander die fettesten Blätter vor der Nase weg, die stärkeren stoßen die schwächeren seitwärts, die kleinen müssen gar warten, was übrig bleibt — nicht viel besser als die Menschen.

„Wenn ich doch einmal größer wäre", sagt der Halterbub zu sich selbst, „größer, größer, dass ich nicht immer schafhalten müsst'! Wie wollt' ich doch so gerne mit den anderen mähen auf dem Felde und holzhacken im Wald, dann könnt' ich sitzen beim Tisch und reden und lachen, wie die großen Leut'! Und zum Sonntag, da hätt' ich ein schönes Gewand, und ich könnt' in die Kirche gehen, und eine Tabakspfeife hätt' ich auch! — Und Geld hätt' ich im Sack, mehr als einen ganzen Gulden, und da nähm' ich die Kathl mit ins Wirtshaus und thät' ihr zahlen einen Meth, und in der Samstagnacht, da gieng' ich mit den Nachbarsbuben herum und thät' singen und thät' anklopfen bei der Kathl ihrem Fenster!"

Welch' ein herrlicher Traum von den goldenen Tagen der Zukunft!

Gegen die Mittagszeit hin, wie unten im Hause schon der blaue Rauch aufsteigt, ist es heiß geworden in der Sonne und die Schafe laufen in den Wald hinein. Der Bub eilt wohl nach, aber das Gestrüppe und Gesträuche lässt ihn nicht sogleich weiter kommen und endlich hat er die Schafe aus den Augen verloren.

Lange sucht und schreit er: „Lämmle, Lämmle!" vergebens, sie sind fort. Da fängt der Halterbub zu weinen und zu klagen an: „Jetzt hilft mir kein Gott und kein Heiliger, jetzt krieg' ich die Birkenlisl!"

Aber, pfui! ein Bub darf nicht weinen, sonst wird er nicht groß! — schnell trocknet er sich die Augen und rafft weiches Moos von dem Boden und von den Bäumen und schiebt es rückwärts in die Hose hinein und weit hinab, so viel nur Platz hat. Dann geht er heim zum Bauern und schluchzend gesteht er: „Vater, 's ist der Bisswurm (eine stechende Hitzfliege) kommen und ich hab' die Schaf verloren."

„Die Schaf hast verloren? Nu, deswegen wird's auch noch nicht aus sein, geh' sie nur wieder suchen, wirst sie schon finden, aber röhr' nicht so abscheulich!"

So hat der Bauer gesagt und die Birkenlisl ist ausgeblieben.

Wie der Bub in den Wald zurückkommt, zieht er das Moos wieder langsam aus der Hose, und bald darauf findet er auch die Schafe. Er treibt sie in den Hof, sperrt sie in den Stall, aber wie er in die Stube zum Tisch geht, haben die anderen schon wieder gegessen und für ihn ist nichts übrig geblieben, als ein klein Schälchen Suppe und ein halber Knödel; das hat ihm die Bäuerin vorgesetzt.

# Auf dem Spaziergang.

Von Peter Rosegger.

Er liebte es, in der kühlen Morgeneinsamkeit so dahin zu wandeln. Das waren ja die einzigen Stunden, da er Mensch sein durfte, im dunkelgrauen Anzug, mit dem Spazierstock dahinschreitend auf offener Straße. An Fuhrwerken, Handwerksburschen, Touristen und Bauern vorbei, von niemandem gekannt, und wenn von Einheimischen gekannt, ehrerbietig aber unauffällig gegrüßt. Gerne legte er seinen Stock auf das Straßengeländer, ließ ihn während des Gehens auf demselben dahingleiten, während er träumerisch in den rauschenden Fluss blickte. Manchmal stieg er hinab an das Ufer und versuchte es mit der Angel. Bisweilen kam der Diener nach, sorgend, ob der Herr nicht etwas bedürfe. Er wurde zurückgeschickt — Menschen haben keinen Diener und brauchen keinen.

Da hat es sich eines Morgens zugetragen, dass er sehr verspätet ins Schloss zurückkehrte. Die Regierungsgeschäfte warteten der Erledigung; alles war erregt, geängstigt — wo er denn so lange bliebe? Oben im Dorfe Au hatte er sich verweilt. Dort war ihm aufgefallen, dass zwei Männer über den Achseln einen Schragen trugen und darauf lag ein Sarg, aus Brettern schlecht gefügt, ohne Kreuz und Kranz. Keine Zier und kein Priester und kein kirchliches Geläute und kein Leidtragender. In solcher Verlassenheit hatte der Mann noch keinen Menschenschrein gesehen, in solch hilf- und herzloser Verlassenheit, wie dieser Sarg auf den Schultern der unmuthigen Männer lag. Wer ist es, der da gestorben ist und um den niemand Leid hat? Unser Spaziergänger schritt an einen der Träger und fragte: „Wen trägt Ihr da hinaus?“

Der Träger wollte zuerst gar nicht antworten, dann that er's verdrossen. Auf dem Feldwege sei ein todter Mann gefunden worden, niemand kenne ihn, wahrscheinlich ein fremder Handwerksmensch, ein Bettler oder gar ein Strolch, man wisse nichts. Sie — die Träger — möchten nur das eine gerne wissen, wie sie dazukommen, diesen Todten auf den Kirchhof zu schleppen, ohne alle Entlohnung. Was könnten sie dafür, dass er gerade auf ihrem Feldwege liegen geblieben? — Vielleicht, dachten die biederen Dorfleute, ist der Mann, der sie angesprochen, einer von denen, die in die Tasche greifen. Der Spaziergänger winkte mit der Hand, sie möchten vorangehen — er hatte genug gehört. Als sie dann ihre Last mürrisch weiter trugen, gieng er zehn Schritte hinten drein. Sein ernst gewordenes Gesicht zur Erde gerichtet, schritt er hinter dem Sarge dessen, der als Fremdling in diesem schönen Lande arm und verlassen gestorben war. Vielleicht hatte er hilfesuchend an Thüren geklopft und sie waren ihm verschlossen geblieben, steht es doch draußen

hinauf. Da stehen allerlei weiße Wölklein, zart und wollig wie die Lämmlein und — — ich bin ein armer Halterbub, mein Mütterlein ist Stallmagd und dient im Thale, meinen Vater, den kenn' ich nicht — hab' ja keinen . . . man muss auch nicht alles haben wollen. — Wenn ich fleißig bin und brav, zum Großknecht bring' ich's schon, dann lass ich meinen Schnurrbart steh'n, dann heirat' ich und werd' ein reicher Bauer; dann hab' ich viele Knecht' und viele Ochsen und viele Schaf und mein Halter soll mir keinen Hunger leiden . . .

„Bub, wo sind die Schaf?“ schreit plötzlich der Bauer vom Hof herauf.

Der Halter springt auf: Jessas! die Schaf sind all' im Kornfeld! Er lauft, alle Heiligen ruft er an, aber schon steht der Bauer hinter ihm — mit der Birkenlisl. Jetzt ist's aus und vorbei, beim Rockkragen erfasst der Bauer den Halterbuben und die Lisl pfeift und tanzt und der Bub tanzt auch — steirisch ist's getanzt, aber Steirischer ist's keiner.

Wie das aus ist, sagt der Bauer: „Und jetzt merk' Dir's, Bub, und halt' mir ein andersmal besser, sonst zieh' ich Dir erst die Hosen ab!“

„Ja, Vater, ich halt' schon besser“, gelobt das Büblein, und jagt die Schafe aus dem Getreide und denkt dabei: 's wär noth, man hätt' alleweil sein Moos in der Hos'.

Am Abend, wenn die Schafe schon im Stall sind, muss der Bub erst die Ochsen weiden, die den Tag über am Pflug waren. Und das ist eine Qual, die Nacht ist so finster und unten in der Schlucht rauscht das Bächlein so schaurig und das Büblein fürchtet sich vor Geistern. Überall, an Zäunen und Rainen stehen schwarze Riesen, glühende Funken schweben umher und vom Himmel fallen die Sterne. Das Büblein hält sich fest an seine Ochsen, es will vergehen vor Angst. Der Knecht, der gar schon im „Gaßln“ umgeht und ein trautes Fensterl sucht, der macht sich nichts aus den Gespenstern und Ungeheuern, der meint, die schwarzen Riesen an den Zäunen und Rainen seien nichts als Bäume, die glühenden Funken hält er für Johanniswürmchen und die fallenden Gestirne für Schnuppen. — Zu solchem Unglauben kommt es, bis der Mensch groß wird und im „Gaßln“ umgeht.

Auch für unser Büblein wird einst diese Zeit kommen. Heut' weidet es noch die Ochsen und sehnt sich ins Haus. Endlich ruft der Bauer: „Heimtreiben!“ das ist Erlösung. Von dem Abendmahl, das ihm die Bäuerin auf den Tisch bringt, rührt es freilich nicht mehr viel an, es ist zu ermüdet; das Büblein sucht bald sein Bett unter den Dachbrettern auf, dort kriecht es hinein und kauert sich zusammen und schlummert einige Stunden bis zum nächsten Tag mit seinen neuen Hirtenfreuden.

schaufeln. Es war zu spät. Der rohe Fichtenbrettersarg schwankte schon zum Thore herein und bald war der ganze Friedhof voller Leute, in lauter Andacht das Begräbnis feiernd und sich auf die Zehen stemmend, um über die Köpfe hin den König zu sehen. Um zu sehen, ob er nicht etwa schluchze, wie tief seine Trauer sei, und dass man's demnach erfahre, in welchem Verwandtschaftsgrad der Todte zu ihm gestanden. Gewiss ein recht guter Freund gewesen.

Der König stand an der Grube, in die der Sarg nun mit aller umständlichen Feierlichkeit unter schallenden Gebeten versenkt wurde, aber er schluchzte nicht, zeigte auch nicht eine besondere Trauer. Er stand nur da in tiefem Ernste versunken und kümmerte sich nicht um die „Leidtragenden", die plötzlich so pietätvoll und theilnehmend geworden waren. Als er sich dann wendete, um den Friedhof zu verlassen, wich die Menge ehrfürchtig vor ihm zurück. Nur der Ortsvorstand und der Pfarrer wagten es, sich ihm tief gebeugt zu nahen, um ihn ehrerbietigst zu begrüßen und ihr Beileid auszudrücken zu dem Verluste, der ihn getroffen.

Der König dankte und bedeutete, dass er dem Sarge gerne gefolgt sei.

„Wir hätten gewiss das möglichste für ihn gethan", versicherte der Vorstand. „In meinem Hause die beste Pflege hätte er gehabt, Medicin und alles. Wenn wir von etwas gewusst hätten. Wir haben halt von nichts gewusst und am Frühmorgen hat ihn mein Nachbar liegen gesehen auf seinem Feldweg. Papiere haben wir auch keine gefunden bei ihm und hat deswegen nichts geschehen können. Ist uns wohl recht zuwider. Aber das Grab werden wir schon recht in Ehren halten — ei das wohl gewiss!"

„Thut das", sagte der König.

Trat nun auch der Pfarrer einen halben Schritt vor und sprach mit gar leiser Stimme: „Wäre uns wohl eine rechte Erleichterung, Majestät, wenn wir wissen thäten — halt wohl sicherlich ein recht lieber Freund?"

„Ja, meine Herren!" antwortete der König und zuckte die Achseln.

„Meinen halt, weil Eure Majestät ihm die allerhöchste Ehre —. dass wir wüssten, wer es gewesen."

„E i n M e n s c h", sagte der König und gieng seines Weges.

Die beiden Gemeindehäupter verbeugten sich auf das allertiefste, so tief, dass andere Körpertheile dominierten. Der König sah es nicht mehr. Er schritt auf die Straße hinaus und an derselben dahin, das Geländer streichend mit seinem Stocke und in den rauschenden Gebirgsfluss blickend. In sein Schloss zurückgekehrt, war er verstimmt. Des Todten willen? Nein, ich vermuthe, es waren ihm die Lebendigen nicht recht.

vor dem Dorfe auf einer Tafel zu lesen: Das Betteln ist verboten! — Und wenn er vollends dort unten im Thale beim Fürstenschlosse hätte anklopfen wollen, so würde er von der Dienerschaft verscheucht worden sein aus dem Prachtportale, das von aller Kunstwelt bewundert wird, so wie man das Königsgeschlecht vergöttert als eines der edelsten dieser Erde. Und eine Stunde weit von dem Herrensitze dieses edlen Geschlechtes verderben und sterben arme Menschen auf der Straße!

Leute, die den Mann betrachteten, der hinter dem Sarge einhergieng, meinten, er bete ein Kirchengebet, weil er wiederholt mit der Faust an die Brust klopfte. — Einer aber ist unter den Bauern, der stöhnt: „Jessas Maria!“ und reißt seinen Hut vom Kopf. Des Todten wegen? Fällt ihm nicht ein, wohl aber des Mannes halber, der den Todten begleitet. Der Bauer hastete zum Nachbar, der mit einem Futterkorbe gieng: „Du Zenz! Du Zenz! Siehst Du, wer dort geht?“

„Der hinter der Leich' her? Wer ist es denn?“

„Weißt Du, wer das ist? — Das ist der König!“

Jetzt riss auch der andere den Hut vom Kopf. Und es kam ein dritter dazu, ein vierter, sich gegenseitig in die Ohren duschelnd: „Der König!“ Sie giengen auf den Weg und schlossen sich in respektvoller Entfernung dem Zuge an. In wenigen Minuten wusste es das ganze Dorf: „Der Todte, den sie vorgestern auf dem Feldwege gefunden, er muss ein besonderer Mann sein, ein hoher Herr, denn hinter seinem Sarge geht der König!“

Da eilte alles herbei, Männer und Weiber liefen aus den Häusern, Kinder und Greise, und schlossen sich dem Zuge an und begannen laut den Psalter zu beten. Mehrere kamen mit Kerzen und zündeten sie an, auf dem Kirchthurm huben die Glocken an zu läuten. Dann kam auch die Geistlichkeit herbei in weißen Chorröcken und laut beteten sie ihre lateinischen Gebete. So um die Ecke stand alles still und machte seinen tiefen Bückling vor dem König. Dieser dankte nicht, denn er sah es nicht, weil er unverwandt zu Boden blickte.

Also war es ein großer, feierlicher Leichenzug geworden, der nun die Anhöhe zum Friedhofe emporstieg. Aber siehe, auf dem Friedhofe fand man das Grab nicht. Ganz hinten in einem Winkel, wo ein Haufen von Steinen, Stroh und vermodernden Kränzen lag und anderer Wust, sozusagen im Kehrichtwinkel des Friedhofes, war eine Grube aufgeschaufelt worden. „Gut genug!“ hatte der Kirchhofsverwalter gesagt, „ist doch nur ein Vagabund gewesen, vielleicht gar ein Ketzer, man weiß ja nichts!“ — Jetzt im letzten Augenblick, als es der Todtengräber erfahren, dass hinter dem Sarge der König gehe, pfiff er verzweifelt nach Arbeitsgehilfen, um mit Reisig den Wusthaufen zu verdecken, den Weg glatt zu rechen und die Grube gehöriger zu

„Aber Du führst an, dass der König und der Dauphin es billigen; hiermit ist alles für mich gesagt. Sie sind es, die Dir jetzt zu gebieten haben; ihren Händen habe ich meine niedliche Antoinette anvertraut."

Hatte Maria Theresia es sich angelegen sein lassen, ihrer Tochter das häufige Reiten zu verleiden, so gab sie sich in dem ersten Briefe, den sie ihr im Jahre 1771 schrieb, alle Mühe, sie zum Lesen guter Bücher hinzuführen. Sie bemerkt, dass dies für ihre Tochter nothwendiger sei, als für irgend eine andere Dame. Sollte sie doch der französischen Frauenwelt zum leuchtenden Vorbilde werden. Der Wunsch der Kaiserin, den sie ausgesprochen hatte, dass der Abbé von Vermond ein Verzeichnis der Bücher, welche die Dauphine entweder allein oder mit ihm gemeinsam gelesen habe, ihr zustellen möge, war bisher nicht erfüllt worden.

„Ich fürchte", schreibt sie, „dass Ihr wenig fleißig gewesen seid, die Ritte zu Esel und zu Pferde haben Euch keine Zeit für die Lecture gelassen."

„Ich erwarte mit Ungeduld, dass der zurückkehrende Curier mir die Liste mitbringt, in der verzeichnet steht, was Ihr gelesen habt, und wie Ihr Euch nützlich beschäftigtet. Gewiss ist es, und zumal in Eurem Alter, gestattet, sich dem Vergnügen hinzugeben, aber man darf dies nicht sein ganzes Tageswerk sein lassen. Es ist vom Übel, wenn man nichts Nützliches und Gediegenes vornimmt. Mit Besuchen und Spaziergängen seine Zeit auszufüllen, lässt eine große Leere zurück. Ihr werdet es schon einsehen lernen und dann beklagen, Eure Zeit nicht besser angewandt zu haben."

Der kaiserliche Leibarzt, Johann Jagenhuß, hatte die Dauphine in Versailles gesprochen und in der Hofburg über die empfangenen Eindrücke den genauesten Bericht abgestattet.

Der Leibarzt hatte sich dann beklagt, dass er, der hindernden Etiquette wegen, nur selten die Ehre gehabt, der Dauphine aufwarten zu dürfen. Die Kaiserin hätte für ihren Leibarzt größere Rücksichten erwartet und spricht ihre Ansicht sehr entschieden in folgenden Worten aus:

„Ich sollte nicht denken, dass ein Herr, der zu meinem Hofe gehört, Schwierigkeiten fände, bei Euch vorgelassen zu werden. Ihr habt Euch schon über so viele Vorschriften der Etiquette hinweggesetzt, warum lasst Ihr sie gerade in diesem Punkte fortbestehen?"

Der heiße Wunsch Maria Theresias, dass ihre Tochter dem Lande einen Sohn schenken möge, gelangt in ihren Briefen oft zum Ausdrucke. Bei der Nachricht, dass der ältere Bruder des Dauphins sich bald verheiraten werde, äußert sie die Furcht, dass dessen Gemahlin, die Gräfin von Provence ihrer Tochter zuvorkomme.

# Was Maria Theresia ihrer Tochter Marie Antoinette nach Frankreich schreibt.

Es war vor hundertdreiunddreißig Jahren, als Marie Antoinette, das schöne, heitere Töchterlein der großen Maria Theresia, mit glänzendem Gefolge Wien verließ und nach Frankreich zog — einer Königskrone und einem dunklen Verhängnisse entgegen. Sie war dem Dauphin, nachmaligem König Ludwig XVI., zur Gemahlin bestimmt. Zur Zeit regierte noch der Großvater des Dauphin, Ludwig XV. Der deutschen Marie Antoinette kam es anfangs nicht leicht an, sich in die Verhältnisse des Königshofes zu Versailles zu fügen. Ihr Gemahl, der gütige Dauphin, machte weiter keine Sorge. Wohl aber der alte König. Besonders zum Ärgernis war der tiefsittlich erzogenen österreichischen Kaisertochter das Verhältnis des Königs zu einer Favoritin. Sie traf da nicht immer das Richtige, zudem ließ sie sich von ihrem Temperamente oft zu weit führen. Dadurch entspannen sich Conflicte, die der Kaiserin Maria Theresia selbst aus der Ferne auffielen und die sie zu schlichten suchte. — Vor kurzem erschien bei Braumüller in Wien ein Buch: „Marie Antoinette, Königin von Frankreich und Navarra“ von Ludwig Brunier (vorläufig nur der erste Theil: Die Dauphine). Dieses schön geschriebene, von der Persönlichkeit des greisen Verfassers durchdrungene Buch stellt uns ein klares und lichtes Bild der Fürstin dar. Am klarsten wird es dort, wo der vom Kaiser Franz Josef den Geschichtsschreibern freigegebene Briefwechsel zwischen Mutter und Tochter vorgeführt ist. Wenn wir die Briefe Maria Theresias lesen, die sie um die Zeit von 1770—1774 an ihre Tochter, der Dauphine von Frankreich, geschrieben, so gewinnen wir nicht bloß ein Bild von Marie Antoinette, ihrem Charakter und ihren Verhältnissen am französischen Königshof, sondern auch ein Geistesporträt der herrlichen Kaiserin, deren Andenken man gar nicht genug ehren kann. Nachfolgend auszugsweise Briefe, die Maria Theresia in rührender Muttersorge an ihre geliebte Tochter, die sie in verschiedenen Gefahren wusste, geschrieben hat.

Nachdem die Mutter ihrem Kinde oft aus vollem Herzen das Lob gespendet, das sie, auf zuverlässige Zeugnisse gestützt, ihr aussprechen durfte, kommt sie zu der schweren, aber unerlässlichen Pflicht des Tadels. Ein Punkt, über den Mutter und Tochter sich gar nicht einigen konnten, war, dass die Dauphine gerne zu Pferde stieg, während die Kaiserin wünschte, dies möge unterbleiben oder doch wenigstens sehr selten geschehen.

Das so oft behandelte Thema, wie sich die Dauphine zur Favoritin des alten Königs, Gräfin von Dubarry, zu verhalten habe, konnte Maria Theresia von einem absoluten Standpunkte aus, von der Höhe der Moral herab, niemals in Angriff nehmen. Maria Theresia konnte demnach in Betreff dieses heiklen Punktes nur zum Verstande, aber nicht zum Herzen ihrer Tochter sprechen.

Über die Macht des Liebreizes, der ihrer Tochter innewohnte, äußert sich die Kaiserin wiederholt mit großer Befriedigung. In einem Briefe aus Schönbrunn schreibt sie:

„Ich bin stets sicher, daß Ihr Erfolg habt, wenn Ihr ihn erstrebt. Der gütige Gott hat Euch ein Antlitz und so viele Anmuth geschenkt, verbunden mit großer Gutmüthigkeit, dass die Herzen Euch stets gehören, sobald Ihr Euch angelegen sein lasset, sie zu gewinnen."

„Ich höre von allen Seiten und wiederholt, dass Ihr in Euren Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten säumig werdet, dass Ihr nicht mehr den Euch vorgestellten Personen Angenehmes und Passendes sagt. Ihr sollt hierin sehr nachlässig geworden sein. Man schiebt dies auf den Einfluss Eurer Tanten (den Töchtern des alten Königs, denen Maria Antoinette, mehr als gut, zugethan war). Diese Damen wussten sich niemals Achtung und Vertrauen zu erwerben."

„Was aber noch viel schlimmer ist, Ihr sollt zuweilen nicht Herrin sein über Euer zu heiteres Temperament. Man behauptet, dass Ihr den Leuten, die auf Euch einen komischen Eindruck machen, gerade ins Gesicht lacht."

Sie führt ihrer Tochter zu Gemüthe, dass, falls sehr würdige, aber vielleicht etwas Sonderbares an sich habende Leute befürchten müssten, von ihr ausgelacht zu werden, diese den Hof mieden, um sich nicht Beleidigungen auszusetzen. Die erste Dame Frankreichs werde demnach in leichtfertiger und schlechter Gesellschaft zurückbleiben. Mit dieser schlechten Gesellschaft werde sie zuletzt in das Laster hineingerathen.

Maria Theresia traf bei ihrer großen Menschenkenntnis wahrscheinlich das Richtige, wenn sie annahm, dass spottlustige Herren oder Damen des Versailler Hofes die zuweilen etwas linkischen und steifen Verbeugungen der Deutschen, die der Dauphine vorgestellt wurden, oder ihre nicht immer gewandte Unterhaltung bekrittelt hätten. Schon der deutsche Accent konnte für die Ohren der Höflinge geistvolle Worte der Vorgestellten, falls sie gesprochen wurden, beeinträchtigen. Die Kaiserin nimmt nun ihre deutschen Landsleute gegen diesen Spott der leichtfertigen Franzosen in Schutz, ohne kleine Schwächen im äußeren Auftreten ihrer Nation zu bemänteln. Das Gediegene, was den Wert der Deutschen ausmacht, betonend, gibt sie die Außenwerte preis. Sie hält es für ihre Pflicht, ihre Tochter, die Österreich in zu jungen Jahren verlassen

Sie gibt in Betreff dieses Punktes ihrer Tochter erneute Rathschläge. Wenn sie auch wiederum betont, wie es ihr heißester Wunsch sei, dass ihre Tochter dem Lande einen Thronerben schenke, so räth sie derselben doch an, dem allzu säumigen Dauphin gegenüber keine Empfindlichkeit zu verrathen. „Sanftmuth und Geduld“, schreibt die Kaiserin, „sind die einzigen Mittel, deren Ihr Euch bedienen dürft.“ „Es ist noch nichts verloren; Ihr seid beide noch so jung. Wahrscheinlich ist es für Eure beiderseitige Gesundheit heilsam, wenn Ihr Euch erst ein wenig kräftiget.“

Zur Entschuldigung, dass sie so oft auf dies Thema zurückkomme, fügt sie dann noch hinzu:

„Aber es ist verzeihlich für bejahrte Eltern, wenn sie die Erfüllung ihrer Wünsche ersehnen, da sie sich nicht mehr schmeicheln können, Enkel und Urenkel zu erblicken.“

Die Kaiserin äußert sich sehr besorgt darüber, dass der König nicht häufig genug bei ihrer Tochter erscheint, namentlich, dass er nicht väterlich und vertraulich zu ihr kommt, was er bei der früheren Dauphine, ihrer Schwiegermutter, oft gethan habe.

„Ich wünsche sehr, dass Ihr den König häufiger bei Euch sähet. Er ist täglich zu Eurer Schwiegermutter gegangen. Zu meinem großen Erstaunen erfahre ich, dass er bei Euch nur erscheint, wenn Ihr eine Festlichkeit veranstaltet.“

Von ihrem Gesandten am Versailler Hofe, dem Grafen Mercy, hatte Maria Theresia die höchste Meinung.

Maria Theresia wünscht nun, dass ihre Tochter sich der Erkenntnis nicht verschließe, wie nützlich, ja unentbehrlich die Rathschläge Mercys für sie seien, weshalb es sich gezieme, dass sie diesen Gesandten bei öffentlichen Empfängen wie in Privatzirkeln, besonders auszeichne.

„Es verfließt ein Monat nach dem andern, ohne dass mir die Liste zugesandt wird, in der ich das bemerkt wünsche, was Ihr gelesen habt und womit Ihr Euch ernstlich beschäftiget. Eurem Alter verzeiht man freilich viele Leichtfertigkeiten und Thorheiten, aber auf die Länge wird alle Welt derselben überdrüssig, und zuletzt werdet Ihr es auch selber. An dem Platze, wohin Ihr gestellt seid, bedarf es des Lesens gediegener Bücher und ernsthafter Beschäftigung. Dadurch gewinnt Ihr Achtung und Ansehen. Ihr befindet Euch in einem Lande, wo es viel Bildung und Wissen gibt, und wo man in diesem Punkte niemand, und sei er noch so hochgestellt, etwas hingehen lässt. Ich darf Euch nicht verhehlen, dass man schon davon spricht, dass Ihr dem Vergnügen zu sehr ergeben seid. Ihr verliert dadurch den Eindruck von Bedeutendheit, den Ihr bisher erwecktet. Für uns, die wir uns auf dem Schauplatze der großen Welt befinden, ist es sehr wesentlich, welch ein Bild man sich von uns macht.“

des Grafen Mercy fällt der Tadel Maria Theresias aus; ein Tadel, der ihrer Tochter zur Ehre gereicht. Die Kaiserin schreibt: „Gesteht Euch diese Unsicherheit ein, diese Abneigung, selbst einen guten Morgen zu bieten! Ein Wort, das Ihr über ein Kleid oder über eine sonst geringfügige Sache äußern möchtet, verursacht Euch ein Gesichtszucken. Mercy hat Euch gesagt, was der König wünscht, und was Eure Pflicht zu thun gebietet. Ihr habt es über Euch gewinnen können, den Gehorsam zu versagen. Könnt Ihr für Euer Verhalten irgend einen vernünftigen Grund anführen? Nein!"

„Ihr habt die Gräfin Dubarry mit keinem anderen Auge anzusehen, als wie eine Dame, die bei Hofe zugelassen und an der Gesellschaft des Königs theilzunehmen berechtigt ist. Ihr seid die erste Unterthanin des Monarchen; Ihr schuldet ihm Unterordnung und Gehorsam; Ihr müsst der Hofgesellschaft ein gutes Beispiel geben. Wenn man von Euch etwas verlangt, was gegen Eure Würde wäre, wenn Ihr Euch zu Niedrigkeiten herablassen solltet, so würden weder ich, noch irgend jemand aus der Familie Euch dazu rathen. Ein gleichgiltiges Wort, ein freundlicher Blick genügt — nicht aus Rücksicht für die Dame, sondern für Euren Großvater, Euren Wohlthäter!"

Maria Theresia übersah, wenn sie ihrer Tochter einschärfte, dass diese dem König, als dem Gebieter des Staates und dem Haupte der Familie, stets unbedingten Gehorsam zu leisten habe, dass zwischen dem Chef der Bourbonen und der Habsburger ein himmelweiter Unterschied bestand. Maria Theresia, eine heldenmüthige, kluge und tugendreiche Frau, eine ausgezeichnete Regentin und vortreffliche Mutter, durfte unbedingten Gehorsam von ihren Kindern verlangen. Wenn diese die ihnen ertheilten Vorschriften blindlings befolgten, so befanden sie sich stets auf dem rechten Wege. Ludwig XV. besaß von den großen und guten Eigenschaften der Habsburgerin nicht das geringste. Er kränkte seine Gemahlin, seine Kinder und seine Großkinder durch ein Leben, das aller Sittlichkeit Hohn sprach; für die Regierung seines Landes leistete er nur wenig. Nichtsdestoweniger verlangte Maria Theresia von ihrer Tochter, dem König gegenüber unbedingte Unterwerfung. Sie fährt in ihrer heischenden Weise so fort:

„Ihr haltet Euch zurück und entzieht Euch ihm bei der ersten Gelegenheit, wo Ihr ihm Eure Anhänglichkeit beweisen könntet. Eure Entschuldigung ist, dass Ihr oft Furcht habt, wenn Ihr zum König sprechen sollt; doch habt Ihr keine Furcht, ihm Ungehorsam zu beweisen."

Maria Theresia, die fürchtete, dass ihre Tochter bei den steten Schmeicheleien, die in Versailles ihr Ohr umtönten, der mütterlichen Ermahnungen überdrüssig werden und sie wie eine Ungerechtigkeit empfinden könne, kommt wiederholt darauf zurück, dass einzig die bange

mufste, als dafs sie für das Gediegene im deutschen Volkscharakter schon hätte Schätzung und Würdigung besitzen können, vor dem Fehler zu bewahren, dafs sie der glänzenden Außenseite der Franzosen zu großen Wert beilege und dadurch verhindert werde, bis zum Golde der deutschen Innerlichkeit vorzudringen.

„Wenn Ihr“, schreibt sie, „bei den Deutschen etwas Lächerliches in dem Auftreten oder in der Aussprache übersehet und überhört, so bleiben auf dem Grunde ihres Wesens nützliche Talente und eine so tüchtige Natur, dafs alle Fremden von unparteiischem Urteile nicht umhin können, sie zu schätzen und hochzuachten.“

Wenn die Kaiserin eine mütterliche Genugthuung darüber empfindet, dafs ihre Tochter so viel hübscher ist als ihre Schwägerin, so läfst sie doch der Gräfin von Provence alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren.

„Ihr Charakter ist schon fester als der Eurige, auch besitzt sie mehr Kenntnisse. Ihr könnt durch den Umgang mit ihr also nur gewinnen.“

Dafs der österreichische Gesandte auch Günstiges über Marie Antoinette nach Wien berichtete, entnahm sie folgender Äußerung ihrer Mutter:

„Durch Mercy erfuhr ich, dafs das kleine, von mir gesandte Schreibzeug Euch große Freude bereitete.“

„Ihr könnt Euch nicht denken, wie dieser Bericht Mercys mir wohlgethan. Bewahrt diesen Schatz von Seelengüte und Zärtlichkeit, den die Natur Euch bescherte!“

In Bezug auf ihr Benehmen gegen die Gräfin Dubarry erhält Marie Antoinette von ihrer Mutter so ununterbrochen Verweise, dafs hieraus deutlich hervorgeht, wie es einer so offenen Natur unmöglich war, der Favoritin die Geringschätzung zu verbergen, die sie ihr einflößte.

Wenn Marie Antoinette auch die größtmögliche Anstrengung machte, ihre Verachtung gegen die Favoritin zu verbergen und dieser eine freundliche Miene zu zeigen, ja ein artiges Wort an sie zu richten, so gelang es ihr doch nur selten. Man merkte die Mühe, die es ihr machte. Die freundliche Miene, die sie beabsichtigte, ward zur Grimasse, das artige Wort, dafs sie zu sprechen wünschte, wollte, um ein homerisches Bild zu gebrauchen, nicht über den Zaun ihrer Zähne. Graf Mercy hatte der Kaiserin eine Schilderung davon gemacht, wie das Aussehen und das Benehmen der Dauphine mit dem Augenblicke, wo sie sich der Favoritin gegenüber befinde, ein ganz anderes werde, und wie man sie dann kaum wieder erkenne. Statt ihrer gewohnten Anmuth gewahre man Steifheit, ihr Lächeln verzerre sich, ihre Anrede, die meist so verbindlich sei, habe etwas Kaltes und Erzwungenes. Gemäß dieser Schilderung

Äußerung Maria Theresias geht hervor, dass es der geraden und stolzen Natur ihrer Tochter schwer fiel, mit dem König überhaupt zu sprechen, wenn sie es hatte mit ansehen müssen, dass er mit seiner Favoritin allzu huldvoll verkehrte.

„Ihr erwähnt, dass Ihr mit dem Könige gesprochen. Dies sollte Eure tägliche Beschäftigung sein, und nicht bloß, wenn Ihr Euch an ihn wendet, um etwas zu erreichen. Kann es Euch bei einem so guten Vater, einem so vortrefflichen Fürsten, irgendwie schwer fallen, Euch frei und offen gegen ihn auszusprechen?"

Jetzt nimmt die Kaiserin ihrer Tochter, der ersten Dame Frankreichs und der künftigen Königin gegenüber, einen Ton an, dass man sich den unbedingten Gehorsam, den die Eltern im achtzehnten Jahrhundert von ihren Kindern verlangten und bei ihnen auch fanden, zu vergegenwärtigen hat, um zu begreifen, dass Marie Antoinette sich nicht dagegen sträubte, wenn ihre Mutter sie zuweilen noch ganz als Kind behandelte. Die Kaiserin warnt ihre Tochter, ja nicht an den König zu schreiben, wenn sie sich zu befangen fühle, um ihm die Sache mündlich vorzutragen.

„Weder Eure Buchstaben" — so sprach die Mutter, die über strengen Blick und strenge Rede gebot, wenn sie es für erforderlich erachtete — „noch Euer Stil nehmen für Euch ein."

Doch ließ Maria Theresia nie die Gerechtigkeit aus den Augen, selbst wenn sie dem Unwillen oder gar dem Zorne für kurze Zeit die Herrschaft über sich einräumte.

„Ihr habt", schreibt sie, „in Eurem Auftreten und ganzen Behaben etwas so Gewinnendes, dass es Mühe kostet, Euch etwas abzuschlagen; dies ist ein Geschenk von Gott. Ihr müsst Euch desselben bedienen zu seinem Ruhme und für das Heil Eurer Nebenmenschen."

Wie groß auch die Ehrfurcht Marie Antoinettens vor ihrer Mutter war, und wie unterwürfig sie infolge dieses Respects auch den ihr reichlich ertheilten Tadel hinnahm, so bäumte sich ihr Stolz doch zuweilen auf, wenn ihr eine Rüge ertheilt ward wegen ihres Benehmens gegen die Gräfin Dubarry. Als ihr das stolze Blut aufwallte, weil sie sich ohne Schuld wusste, so entfuhr ihr der Ausdruck, man muthe ihr etwas zu, was gegen ihre Ehre sei. Wegen dieses Ausdrucks liest Maria Theresia ihr tüchtig den Text.

„Ihr habt mich lachen machen, dass Ihr Euch einbildet, ich oder mein Gesandter könnten Euch Rathschläge ertheilen, die gegen die Ehre verstießen."

„Eure gereizte Stimmung infolge meiner kurzen Bemerkung, Euer angekündigter Entschluss, Ihr wollet auf dies Thema nicht wieder zurückkommen, machen für Euch zittern. Welches anderes Interesse habe ich,

Sorge um das Glück ihres vielgeliebten Kindes ihr rügende Worte eingebe. Sie schreibt:

„Nehmt es nimmer als böse Laune oder Sucht zum Tadeln, wenn ich Euch häufig eine Rüge ertheile; nehmt es vielmehr als das größte Zeichen meiner Zärtlichkeit und meiner unablässigen Sorge um Euer Wohlergehen. Ich spreche allerdings mit großer Bestimmtheit, doch ist dies nothwendig, da Ihr unheilvollen Einflüssen unterliegt. Je schneller und kräftiger man Euch denselben entzieht, desto eher ist eine Besserung zu erhoffen.

Es ist durchaus nicht erstaunlich, wenn Ihr zuweilen strauchelt; aber, nachdem ich Euch den richtigen Weg gezeigt, wäre es unverzeihlich, wenn Ihr ihn verfehltet. Ich verlange nicht, dass Ihr mit den Personen Eures bisherigen Umganges (den Tanten und anderen Höflingen) sofort brechen sollt, Gott bewahre mich davor! Aber ich verlange, dass, wenn Ihr guten Rathes bedürftig seid, Ihr Euch nicht an sie, sondern an Mercy wendet.

Man muss seine Rolle zu spielen verstehen, wenn man geachtet sein will. Ihr könnt dies sehr gut erreichen, wenn Ihr Euch ein wenig Zwang auferlegt und den Rathschlägen folgt, die man Euch erteilt. Bewacht Ihr Euch nicht genug, so erblicke ich großes Unglück in der Zukunft. Dies eben will ich verhüten, und deshalb beschwöre ich Euch, dem Rathe Eurer Mutter zu folgen, welche die Welt kennt und ihre Kinder vergöttert, und die gerne die traurigen Tage, die sie verbringt, noch weiter erträgt, wenn sie denen nützlich sein kann, die sie liebt. Ich umarme Euch aufs zärtlichste. Glaubt mich nicht im mindesten böse, aber besorgt und bedacht auf Euer stetes Wohlergehen!“

Maria Theresia kommt unablässig darauf zurück, dass es ihrer Tochter obliege, sich ernstlich zu beschäftigen.

„Es sind wieder Monate vergangen“, schreibt sie, „dass ich nichts mehr davon höre, worauf Ihr Euren Fleiß verwendet. Der Abbé hat mir keinen Bericht eingesandt, und er sollte doch jeden Monat aufs genaueste hernennen, was Ihr Nützliches gelesen und Euch angeeignet. Alles dies macht mich zittern. Ich sehe, wie Ihr mit großer Sicherheit und vollkommener Unbekümmertheit mit eiligen Schritten in Euer Verderben rennt. Mild ausgedrückt: Ihr befindet Euch nicht auf dem rechten Wege. Es wird Euch große Mühe und vielen Kummer kosten, um auf den Pfad des Heils zurückzulenken. Wenn Ihr in dieser Stunde meine Rathschläge beherziget, so habt Ihr nicht die Hälfte der Mühe.“

Wiederholt wird Marie Antoinette von ihrer Mutter getadelt, dass sie zu dem König nicht volles Vertrauen habe. Wie konnte Marie Antoinette volles Vertrauen zu einem Könige haben, der seine Moralität täglich durch den Verkehr mit der Gräfin Dubarry befleckte! Aus einer

Es war gerade das neue Wirtschaftsgebäude fertig geworden und auf der Giebelmauer desselben prangten im Lapidarstil die Worte: Erbaut von Josef und Christine Thurner 1860.

Dass ich diese Aufschrift mit einer Kreide auf einer herumliegenden Thür vom abgebrannten Stallgebäude nachschrieb, ohne vorher irgend welchen Unterricht erhalten zu haben, darüber waren die Leute schier verwundert.

Die „rothe Ruhr", welche um jene Zeit in der Gegend ihr Unwesen trieb, hatte auch meinen Großvater als Opfer ausersehen! — Bevor noch sein letzter Augenblick gekommen war, wir umstanden just sein Bett, begann er zu singen: „Die Sonn' geht auf und wieder zu, der Mensch legt sich nieder und schläft in guter Ruh'. Die Sonn' geht zu und wieder auf, so ist der Menschen Lebenslauf!" „Jetzt geht's zu Ende!" hauste die Großmutter, „sein Vater hat auch gesungen wie er in Sterbensnöthen war!"

Wie dann der Vorbeter Plattnergogg die gebräuchliche Todtenrede hielt, sah ich das erstemal „alte Männer" weinen.

Bei der „letzten Fahrt" saß ich als der Jüngste mit der Lichtlaterne auf dem Sargdeckel in dem mit Pferden bespannten Fuhrwagen und hielt mich an der Kette fest, welche die beiden vorderen Kipfen verband.

Verwandte und Nachbarsleute schritten betend hinter her, und so gieng es auf dem holprigen Fahrweg bergauf und bergab, durch Gräben und Wälder bis zur entlegenen Begräbnisstätte.

Bald darauf schon musste das stattliche Schulzenhaus mit den schönen Weingärten und den vielen mir lieb gewordenen Obstbäumen — gegen ein kleines Anwesen vertauscht werden. Das neue Heim der Großmutter wollte mir aber gar nicht gefallen. Nicht einmal der „Schulweg" war von da aus kürzer — er beanspruchte immer noch eine volle Stunde fleißiges Gehen und das „Daheimbleiben" wurde selbst in den eisigsten Wintertagen nicht gern gesehen.

Nur wie ich die „Ouslat'n" (Blattern) hatte, durfte ich länger „Vakanzen" halten.

Übrigens war der Volksschullehrer „Frischenschlager" in Hitzendorf mit mir nie sonderlich zufrieden. Einestheils, weil ich die Hausaufgaben (Katechismuslernen) vernachlässigte, und andererseits, weil mich sein Strafen nicht besserte.

Mir gefiel das „Schnitzeln", welches ich dem „Weimi-Hansl" abguckte, so gut, dass zum „Aufgabenmachen" keine Zeit mehr blieb. Das „Patzenkriegen" war mir allerdings unangenehm!

Hievon wusste meine Mutter. Als sie dann im Dorfwirtshaus mit dem „Lehrer" zusammentraf, frug sie denselben: Wie viel es wohl aus-

als Euer Glück und das Wohl Eures Staates, das Heil des Dauphins und das Eurige?“

„Wiederholt bitte ich Euch, meinen Rathschlägen zu folgen, wenn Ihr mich lieb habt. Meinem Willen gehorcht Ihr, wenn Ihr, ohne zu zaudern und mit Vertrauen, das ausführt, was Mercy Euch anräth oder sogar von Euch fordert.“

„Meine theure Tochter! Sagt niemals, dass ich Euch einen Sermon halte, sondern sagt: Mütterchen liebt mich unendlich und ist stets mit mir und meinem Wohlergehen beschäftigt. Ich muss ihr unbedingt glauben, ihr jegliche Unruhe benehmen und ihre Rathschläge befolgen.“

Es ist jeder Tochter zu wünschen, dass, wenn sie durch Verheiratung in ein fremdes Land geführt ward und sich dort in gefährdeter Lage befindet, dass sie von ihrer Mutter Briefe empfange, die so reich sind an klugen Rathschlägen wie die von Maria Theresia an die Dauphine geschriebenen.

## Aus der Jugendzeit eines steirischen Künstlers.

Von ihm selbst erzählt.

An der westlichen Pfarrgrenze Hitzendorfs, in der Ortschaft Mühlbach war's, wo jenes „Dasein“ begann, aus welchem einige Fügungen und Zufälligkeiten, schlicht vermerkt, folgen mögen.

„Mein handsam's Paar Ochs'n würd' ih geb'n, wenn das ‚Eine‘ nicht g'scheh'n wär!“ raunte der Zimmermann und Grundbesitzer vulgo Schulz seinem Weibe zu — obwohl er einsehen mochte, dass sein „Greinen“ nichts mehr half. Juliana, die schönste seiner Töchter, war eben einem Großbauern zugedacht — und doch hielt sie nach Jahresfrist mit dem Nagelschmied und Musiker Peter Brandstetter ihre Hochzeit. Freilich hatte das vorzeitige Erscheinen eines Söhnchens, welches das viele Leidwesen angerichtet, auch mitbestimmend gewirkt. Die ausgleichende Zeit that jedoch das ihrige — und je mehr das Büblein heranwuchs, desto lieber gewann der „Schulzn-Ähnl“ sein erstes Enkelkind. „So lange ich lebe“, sagte er einst, „bleibt der Bub bei mir!“

Nun ließ sich der kleine Hans gar schon zum „Tabakholen“ aus dem Nachbarsdorfe verwenden. Als er aber einmal mit dem Gelde statt Tabak „rothe Eier“ kaufte und im Tabakbeutel heimbrachte, machte der gute „Ähnl“ wohl ein böses Gesicht. — Dass mit diesem Missethäter meine Person identisch ist, dürfte der freundliche Leser wohl schon gemerkt haben.

Dieses „Zigeunern" gefiel aber dem Vater nicht und damit noch etwas aus mir werde, führte er mich über die Stubalpe nach Kärnten in das ruinenreiche Städtchen Friesach zum „Onkel Toni" in die Lehre.

War das ein Hasten und Hämmern in der Naglschmiede. Obwohl der Arbeitstag von „drei Uhr früh" bis „sieben Uhr abends" dauerte, brachte ich es nach zweijähriger Lehrzeit doch nur auf „vierzehnhundert Schuhnägel" Tageserzeugnis; und da befanden sich noch viele „Rotfuxa" und „Biangn" dabei, weshalb sich die Hand des Meisters gar oft noch zu meinem „Haarschopf" verirrte.

Es sei das so „Handwerksbrauch" meinte der „Ausgelernte" und es wäre ihm gerade so ergangen. Dafür schmiedete er dann per Tag an die zweitausend blauangehauchte „Prachtnägel" und sein Wochenlohn betrug sechs Gulden, während ich „zur Aufmunterung" anfangs alle vierzehn Tage „vier" — später aber „zwanzig Kreuzer" erhielt. In den Vormittagsstunden an Sonn- und Feiertagen musste ich im Vorraum eines Gasthauses beim „Stand" Nägel verkaufen. — — Gab es irgendwo Kirchtag, hatte ich neben den anderen Krämern meinen „Stand" aufzurichten und die „Waare" feilzubieten.

„Grades" war der entlegenste Ort, wohin ich zu Marktzeiten auf einem Handwagen den zerlegbaren Stand und die vierzehn Gattungen Nägel in kleinen Säcken zu bringen hatte. Drei Wegstunden zumeist bergauf „ziehen" — fiel mir nicht leicht — aber dort war ja die St. Wolfgang-Kirche mit dem uralten, reichgeschnitzten Altar, welchen ich gar zu gern bewunderte.

Wie Lichtpunkte in meiner harten Nagelschmiedzeit schienen mir die wenigen Stunden, welche ich bei der Familie Kraßenegger verbringen durfte. War doch der Hausvater „Maler". Da sah ich „Heiligenbilder" und „Marterln", wohl auch „Holzfiguren", welche zum „Bemalen" und „Vergolden" kamen. Der Sohn spielte gut Zither, ich Guitarre, und so gieng es oft gar lustig her.

Nach „Feierabend" hatte ich auf Bestellung schon mehrere „Krippendarstellungen" geschnitzt und bemalt — und der „Max von Wagendorf" wollte sogar eine solche für die Kirche in Geisberg anpfriemen, jedoch das Schicksal hatte es anders gewollt!

Für die Senkgrubenmauer wurden Steine gebraucht und da musste ich solche herbeischaffen helfen.

Beim Aufladen eines sehr großen Blockes ließen die anderen Männer zu schnell nach — da kam meine rechte Hand dazwischen und wurde zerquetscht! — Die etwa vier Centimeter lange Wunde an der äußeren Handfläche wurde mir von einer Brauersfrau mit Arnika geheilt — aber beim Ellbogengelenk bildete sich dann eine umso schlimmere Wunde, welche mich für den Beruf untauglich machte.

machen würde, wenn sie für jeden „Patzen", welchen er mir bisher gegeben, „ein Seitl Wein" zahle? Kein Wörtchen soll der Lehrer darauf gesagt haben. — Wenn dann jene „scharfen Ruthenhiebe in die flache Hand" auch nachließen — an die „hundertfünfzig" waren mir doch schon verabreicht worden!

Ungleich besser gieng es mir beim Schulmeister (Oberlehrer) Josef Zohn, welcher nebenbei „Regenschori" war. Da gab es wenigstens fröhliche Singstunden, und schon deshalb, weil er meinen Vater als treffsicheren Bassflügelhornisten bei der Kirchenmusik nöthig hatte, erfuhr ich etwas mildere Behandlung. Beim „Hierbleiben" hatte ich einmal von den Lehrtafeln heimlich den Löwen abgezeichnet, wobei ich überrascht wurde. „Was hast Du da unter die Bank geschoben, her damit!" herrschte mich der Schulmeister an. Er war von gedrungener Gestalt, hatte ein schrilles Organ und griff alle Augenblicke nach der Dose, um sich eine Prise zu nehmen.

Nun rückte er seine Brille auf die Stirne hinauf und sah sich die mir abgenommene Zeichnung sehr nahe und gut an, dann gieng er davon. Aber meinen Vater hatte er eigens darüber berichtet und betont, dass ihm während seines langjährigen Schuldienstes bei einem Schüler ein solches „Zeichnenkönnen" noch nie untergekommen sei.

Als „Kegelbub" verdiente ich mein erstes Geld. Das „Erdentragen" in den Weingärten sowie das „Schwarzbeerbrocken" und zum Verkaufen in die Stadt bringen, brachte mir auch Verdienst.

Auf das Feuer achtgeben beim brodelnden Suppentopf — und das Kuhhalten in der Nähe des Krautackers, waren für mich bedenkliche Aufgaben — denn selbst, wenn ich in den Wald musste, um dürres Holz zu sammeln, hatte ich meine „Schnitzerei" (ein Stück Lindenholz und ein mehrklingiges Federmesser) bei mir. — Ein solches „Krippelmandl" fertig zu bringen, brauchte ja geraume Zeit, wenn es dann auch wieder einem Mitschüler für ein „Stück Brot" überlassen wurde.

Für das „Violinspiel" fehlte mir die Ausdauer; aber im „Bassgeigen" und „Guitarrespiel" brachte mir mein Vater so viel bei, dass ich bei „Kirmessen" und „Hochzeiten" zum Tanz aufspielen helfen konnte. In Stallhofen, wo mir die jungen Wirtsmädchen mit „warmem Wein" das erste „Schwipschen" anzechten, erinnert sich vielleicht noch mancher an den kleinen „Bassgeiger"!

Sowohl auf dem Berg in Reiteregg, bei der Großmutter, sowie in der Ebene in Berndorf bei den Eltern, hatte ich meine Schlafstelle.

Wurde mir oben eine Arbeit zuwider, gieng ich hinunter — und gab mir die Mutter eine Beschäftigung, die mir nicht passte, schlich ich mich wieder hinauf!

Stadt getrieben. Gerade damals waren mir viele „Grazgeher“ aus der Heimat begegnet, welche alle verwunderte Augen machten, dass der lustige „Bassgeiger“ und „Herrgottschnitzler“ nun gar ein „Verbrecher“ geworden!

Im „Criminal“ Ende der Sackstraße angelangt, erhielt ich zuerst einen Sträflingsanzug, dann kam ich zu vier nicht sonderlich vertrauensvoll Aussehenden in eine Zelle. Drei waren wegen widerrechtlichen Aneignens fremden Eigenthums eingekerkert und der vierte, ein Uhrmacher, stand wegen „Banknotenfälschung“ in Untersuchung. Sie saßen um ein Tischchen herum und nähten Militärmäntel.

Auch ich wurde sofort verhalten, das „Nähen“ zu lernen, da mir sonst, wenn ich ein paar Jahrln bekäme (tröstete mich einer), die Zeit zu lang werden würde. Anfangs zeigten sie sich überhaupt sehr bereitwillig, mich mit ihren Diebskniffen vertraut zu machen, hielten sich aber dann immer mehr und mehr zurück. Einer meinte, ich sei ja gar kein Dieb — und ich wäre auch viel zu einfältig dazu. Später hat nur mehr der „Geldmacher“ mit mir gesprochen, weil es ihm daran gelegen war, bei meinem „Freigehen“ seine Frau aufzusuchen und ihr „etwas“ auszurichten. Beim „Singen“ halfen sie mir aber alle! Wir stimmten schon recht gut zusammen. Wie dann der Kerkermeister einmal durchs Guckloch hineinschrie: „Wenn der Hitzendorfer noch oft so lustig singt, wird er die Krankenkost bald wieder verlieren!“ gab ich das „Singen“ wieder auf — denn die Kost war gut.

Gegen dreißig Zeugen wurden vorgeladen, um über mich auszusagen. Nur mein Vater hielt es nicht so lange aus, bis er gerufen wurde — er kam nämlich von selbst. Wie er mich, vom Kerkermeister geführt, als „Arrestant“ erblickte, sah ich ein paar große Thränen über seine Wangen gleiten! Wir durften einander die Hand reichen, aber kein Wort miteinander reden. Nach vierzehntägiger Haft sagte mir der Untersuchungsrichter: „Sie können wieder nach Hause gehen zu Ihren Eltern!“

Hätte der „schelchbeinige Tirolerhans“ damals nur über ein bisschen Scharfsinn verfügt, wäre er mit seinem Verdacht gewiss auf jenen Hafnersohn gerathen, mit welchem er vor der kritischen Nacht beisammen gewesen, und welcher später wegen Einbruch und Diebstahl zu einer mehrjährigen Kerkerstrafe verurtheilt worden war.

Machte mir das „Tagwerkgehen“ (auch bei Ziegeleien und bei Hausbauten ließ ich mich beschäftigen) weniger Freude, umso lieber gieng ich „auf d' Stöhr!“

Obersöding, Stiwoll und St. Pankrazen waren die Orte, wo ich von Haus zu Haus wanderte und Christusdarstellungen sowie Namenspatrone aus Holz schnitzte und grell bemalte. Fünfunddreißig Kreuzer

Da hieß es dann wieder mein „Ränzlein“ schnüren — und über die Stubalpe der Heimat zuwandern.

Besonders meine Mutter, welche mich zuerst sah, fand mich „sperr“ und „kümmerlich“ ausschauend. Wenig schlafen — nur sechs Stunden die Nacht — und so anstrengend arbeiten, dazu in einer Zeit, wo sich der Mensch körperlich entwickeln soll — da muss man auf das gute „Aussehen“ schon verzichten!

Nun galt es meinen Arm, welcher von Tag zu Tag schlechter wurde und mir viel Schmerz bereitete, wieder gesund und brauchbar zu machen.

Die Kunst des Dorfarztes wollte nicht genügen — aber ein alter Zimmermann, namens Samanegg, wusste Bescheid.

„Das Wildfleisch muss weg“, sagte er einmal. Dann wurde Alaun gebrannt und zerrieben, Tabakasche dazugemischt, mit diesem Pulver das hässliche Gewächs fleißig bestreut — und nach etwa sechs Wochen war der knorrige Auswuchs verschwunden, die Wunde geheilt und der Arm vollständig hergestellt! — — —

Da nun mein sauer verdientes „Ersparnis“ längst verbraucht war, musste ich mich wieder nach irgend einem Verdienst umsehen. — Zur „Tirolerin“ sollte ich „Bürstenputzen“ gehen (von den Weberkarten die überflüssigen Stacheln wegschneiden), dreißig Kreuzer Taglohn und die Kost waren mir zugesichert worden. Nun hatte ich für Wochen hinaus vollauf zu thun; an die sechzigtausend solcher Dingelchen warteten auf die Brauchbarmachung.

Der Sohn der Bäuerin hatte gerade in der Stadt dreihundert Gulden (sein väterliches Erbtheil) behoben, unterwegs in mehreren Wirtshäusern gezecht und mit dem Gelde herumgeprahlt, legte sich hernach etwas angeheitert in das Heu, in dessen Nähe auch ich für diesen Abend ein Nachtlager hergerichtet hatte, und als er des anderen Morgens erwachte, war das Geld verschwunden. Er selbst wäre vielleicht nicht auf mich verfallen, dass ich sein Geld gestohlen hätte, aber die Bäuerin meinte: „Ich hätte in der Nacht das Geld aus der Rocktasche genommen und irgendwo vergraben.“ Davon ließ sich der Unmensch nicht mehr abbringen. Ich aber konnte dieser Annahme trotz der „vielen Schläge“, welche ich zu fühlen bekam, nicht zustimmen. Dann führte er mich zum Bürgermeister, und da auch er von mir „nichts“ herausbrachte, hieß es, „ins Criminal!“ Dass der Gemeindediener die an der Stubenwand hängenden „Sperreisen“ zu sich nahm, berührte mich weniger angenehm, aber das „Stück Brot“, welches mir die Frau des Bürgermeisters zusteckte und das mir enorm gut mundete, entlockte mir wohl ein herzhaftes „Vergelts Gott!“

In Graz bei der Steinfelder Linie legte mir das Sicherheitsorgan von Hitzendorf jene Sperreisen an und so gefesselt wurde ich durch die

waghalsiges Unternehmen mit ansah, wurde durch die ausgestandene Angst, dass ich in den Flammen zugrunde gehe, vom „Veitstanz“ befallen, welche Krankheit sie erst nach Jahrzehnten wieder verlor.

Jenem Knäblein, welches ich den Flammen entriss, war kein langes Leben beschieden — es starb noch im Knabenalter — und dessen Bruder, welcher das Elternhaus angezündet hatte, wurde später als Schmiedlehrjunge in einem Teiche bei Gratwein ertränkt aufgefunden.

Hans Brandstetter.

Der Mann, der diese Jugendzeit hier so schlicht und rührend beschrieben hat, ist heute der bedeutendste Bildhauer Steiermarks. Die Red.

# Briefe von Berthold Auerbach an den Heimgärtner.

Zur Erinnerung an den Schwarzwälder Dorfgeschichtenmann seien 21 Jahre nach seinem Tode ein paar Briefe abgedruckt, die sich in dem zehnjährigen Verkehr der beiden Volksdichter von Seite Auerbachs ergeben haben. Der steirische Poet war dem Verfasser des Romans „Auf der Höhe“ mit jugendlicher Schwärmerei eines sensitiven Lesers entgegen gekommen, und Auerbach, stets dankbar für jeden Wiederhall seines Schaffens, hatte für den jüngeren Berufsgenossen Wohlwollen und Aufmunterung. Wenn gleichwohl gegenwärtig Jeremias Gotthelf wieder groß emporsteigt als Schöpfer der deutschen Dorfgeschichte, so wird Auerbachs Einfluss auf die Entwickelung dieser Literaturgattung nie vergessen werden dürfen. In Roseggers Jugendarbeiten ist Auerbachs Manier stellenweise leicht zu spüren, das Schwarzwälder Vorbild mag ihm eine erste Stufe gewesen sein zu seiner eigenen Ausreifung, in der er dann freilich auch seine eigenen Wege gegangen ist.

Gernsbach, 4. Juli 1870.

Hieher in meine Heimatgegend, wo ich seit vier Wochen bin, wurde mir Ihr herzfrischer Gruß aus Steiermark geschickt. Ich kann Ihnen, lieber Herr Rosegger, nur sagen, dass Sie mir eine gute Stunde bereitet. Ich habe jetzt, da ich mich dem Sechzigerjahre nähere, oftmals das Glück, zu vernehmen, wie ich auf Sinnesweise des uns nachfolgenden Geschlechtes erweckl ch und bisweilen bestimmend einwirken konnte. Das ist der höchste Lohn für beharrendes Streben. Möge er auch Ihnen einst beschieden sein. Ihr Buch [1]), das mir meine Frau nicht mitgeschickt hat, werde ich bei meiner Heimkehr lesen. Nach Graz komme ich in diesem Sommer nicht.

Grüßen Sie Frau Reininghaus von mir und lassen Sie von dem Fortgange Ihres Lebens wissen dem Sie im Auge behaltenden Berthold Auerbach.

Berlin, 23. December 1878.

Ja, lieber Rosegger, seit lange hat mich nichts so gefreut, wie die persönliche Begegnung mit Ihnen. Die Wahrhaftigkeit des innersten Daseins in den

[1]) „Volksleben in Steiermark.“

per Tag, Kost und Bett war mir überall geboten worden. (In diesen Gegenden finden sich jetzt noch Schnitzereien aus jener „Stöhrzeit“, sie sind aber zu drollig!)

Nebstbei bemühte sich mein Vater, mich bei einem Holzbildhauer in Graz unterzubringen. Im Jahre 1870 fand sich endlich ein Plätzchen bei Jakob Gschiel. Die Tante Tauß gab Schlafstelle und die nöthigsten Kleider und der steiermärkische Kunstindustrieverein (unter Professor Horky) zahlte für mich das Lehrgeld (jährlich hundert Gulden).

Im dritten Jahre meiner Lehrzeit behielt sich der Meister nur die Hälfte und gab fünfzig Gulden mir, wovon ich meinen Eltern eine Melkkuh kaufte. Sie waren sehr arm, hatten ein „Schöcklein Kinder“ (im ganzen waren wir vierzehn), und da schien mir der Kuhkauf das Allernöthigste.

So manch schöner Sonntagsmorgen hatte mich in die Heimat gelockt, um den Eltern und der Großmutter eine Freude zu machen. Da kam ich gerade einmal dazu, wie das Haus eines Nachbars in hellen Flammen stand. Die Dorfleute waren in der Kirche — und mit Feuer spielende Kinder hatten das Unglück angerichtet. „Dass mein Kind in der Stube verbrennen muss, ist entsetzlich!“ jammerte der verzweifelte Besitzer, der eben auch dahergelaufen kam. Die Hausthüren waren längst vom Feuer erfasst und die Rettung des Kindes nur mehr durch eines der winzigen Fenster möglich.

Schon hatte mich die große Hitze, welche der Brand des gänzlich aus Holz gezimmerten, mit Stroh gedeckten Hauses verbreitete, zum Fortgehen bewogen — da fiel mir eine zufällig in der Nähe liegende Hacke in die Augen.

Schnell entschlossen, waren mit einigen wuchtigen Hieben der Fensterdorn nach innen gebogen und ich durch die kleine Öffnung in die Stube gelangt. Das Knäblein saß mit Polstern umgeben am Fußboden und sah mich verwundert um, als ich es fasste und durch das Fensterchen hinausschob. Wie ich aber nach hinaus wollte, hinderte mich der nach innen gebogene Dorn, welcher sich in den Kleidern verfangen hatte.

Vergebens zerrten draußen die Leute an meinem Kopf und Rockkragen. Ich musste wieder zurück hinein und langsam, den Dorn ausweichend, zwängte ich mich dann ins Freie! — „Gleich beim Fenster in der oberen Lade des Kastens liegt die Brieftasche mit hundert Gulden“, bat der Abbrandler.

Da es sonst niemand wagte, kletterte ich nochmals zum Fensterchen hinauf, und es gelang mir, auch das Geld in Sicherheit zu bringen. Im nächsten Augenblick brach schon das ganze Gebäude, die Flammen hoch emportreibend, in sich zusammen!

Die Rettung des Kindes hatte mir wohl die staatliche Lebensrettungstaglie eingetragen, aber meine Schwester Marie, welche mein

Berlin, 5. März 1880.

Wie wissen Sie es einem anzuthun, lieber Rosegger, aber auch wie wohlthuend wirkt die überall durchleuchtende Intimität Ihres Naturells.

In der Verdüsterung, die jetzt gar nicht weichen will, im Hinblick auf den Kulturverderb und die Verwilderung des Geschmacks, ist solch ein Brief wie der Ihre ein wahres Labsal. Ich habe also doch auf gerade Seelen gewirkt.

Könnte ich Ihren herzlichen Zuruf nur auch durch eine That erwidern! Ich weiß nicht mehr, ob ich in früheren Tagen leichter und rascher in Ausarbeitungen war, es mag auch wohl das Alter sein, das mich schwerfälliger und bedenksamer macht.

Ich will und muss zunächst alle Kraft zusammenhalten für endliche Fixirung meiner Lebensgeschichte; ich kann noch nicht bestimmen, ob ich Abschnitte daraus oder das Gesammte auf einmal publizieren kann.

Was ich von kleinen Geschichten 2c. noch fertig bringe, muss einer neuen Ausgabe der vorhandenen zugewendet werden.

So bleibt mir also nichts, als Ihnen vorerst herzlich zu danken und die Zuversicht auszusprechen, dass Sie mir nur ein gutes Gedenken bewahren wie ich Ihnen als Ihr herzlich grüßender Berthold Auerbach.

# Die Ohnmacht der Vernunft.

Unter je hundert Egoisten befindet sich kaum ein einziger Altruist. Da geschieht nun alles mögliche, um auch diesen einzigen, der für andere leben will, zum Egoisten zu machen. Und es geschieht vielfach von staatswegen.

Der Staat fordert unseren höchsten Respect und im allgemeinen, er verdient ihn auch. In vielen einzelnen Fällen wird er bedenklich; abgesehen davon, dass der Staat dem einzelnen Staatsbürger gegenüber ein zu großer Egoist ist, ist er auch vielfach ein bedenklicher Demagog.

Mir war ein Mann bekannt, der ein bedeutendes Einkommen hatte und dasselbe bei der Steuerbehörde fatierte. Damit war die Steuerbehörde aber durchaus nicht zufrieden, sie dachte, wenn der Mann schon so viel einbekennt, muss er noch weit mehr einnehmen, denn kein Mensch (außer wir armen Beamten, bei denen das Einkommen offenkundig ist) gesteht sein ganzes Erträgnis ein. Der Mann merkte, dass man Misstrauen in seine Fatierung setze und man anfieng, heimlich seine Vermögensverhältnisse auszuforschen, als ob er seine Sache gestohlen hätte. Sollte es auf diese Weise nicht gelingen, allmählich auch die Redlichen zu verderben?

Manche sind lange bestrebt, mit Außerachtlassung ihrer Vortheile, nach bestem Gewissen belehrend und aufklärend auf die Leute zu wirken und, um Revolutionen zu vermeiden, Reformen zu predigen. Sofort ist der Staat geneigt, das freie Wort zu unterdrücken und die klaren

Productionen wird durch Erscheinen und Beseelen der Person und vor allem durch den Ton der Stimme erst nun klar und bewährt.

Es ist ein immer empfundener bitterer Mangel, dass der Ton des Mundes nicht in das geschriebene Wort gehaucht werden kann.

Wenn wir hätten hören können oder wenn man hätte fixieren können, wie der Sprechton Meister Goethes war!

Das und noch viel wollte ich auf Ihren lieben Brief und Ihre Begegnung Ihnen sagen, seit Wochen; ich kam nicht dazu, ich musste alles wegdrängen, um die endgiltige Fassung der Forstmeistergeschichte festzustellen.

Welch eine Freude wäre mir's, wenn ich Ihrem Wunsche entsprechen und Ihnen etwas für Ihr Blatt schicken könnte. Aber ich habe nichts und kann mich auch jetzt nicht zum Kleinsten bringen. Denn eben als ich mich aus der anstrengenden Arbeit erholen wollte, starb mir mein Freund Bayard Taylor.

Haben Sie also Geduld und bitte, mahnen Sie mich später wieder, damit ich, wenn irgend möglich, etwas für Sie zustande bringe. Halt! Eben fällt mir ein. Könnten Sie vielleicht anliegende dramatische Scene in Ihr Journal aufnehmen? Ich würde sie Ihnen ohne Honorar überlassen. Freilich hat sie schon im hiesigen deutschen Montagsblatt gestanden, das kam wohl vor ein ganz anderes Publicum als das Ihre.[1]

Sagen Sie mir in zwei Worten Ihren Entscheid.

Die Meinigen bewahren Ihnen ein gutes Gedenken und grüßen Sie herzlich mit mir. Ihr Berthold Auerbach.

Marienbad, 17. Juni 1879.

Vor allem, lieber Rosegger, herzlichen Glückwunsch zum erneuten Leben. Sie sind auch einer von denen, der ohne ständige liebevolle Hegung nicht leben kann, und sei Ihnen dies seltene Glück so rein als voll beschieden.

Nun aber wegen eines Beitrages zum „Heimgarten“.

Ja, lieber Rosegger, wie gern möchte ich Ihnen und der Welt zeigen, dass ich zu Ihnen stehe, aber ich hab' nichts und für geraume Zeit habe ich ganz Bestimmtes zu thun, zunächst Durcharbeitung von Forstmeister, wo viel zu thun ist, und dann muss ich endlich meine Lebensgeschichte beginnen.

Ich kann also für jetzt nichts als herzlichen Gruß senden.

Ihr treu theilnehmender und sich Ihrer Erfrischung freuender und selbst erfrischter Berthold Auerbach.

Niederrau bei Tübingen, 19. August 1879.

Vor allem, lieber Rosegger, kann ich Ihnen sagen, dass ich wieder wohlauf bin und die Durcharbeitung von Forstmeister für die Buchausgabe erledigt habe. Nun will ich auf den Schweizer Alpen frei verschnaufen.

Wie gern möchte ich Ihren Wunsch erfüllen, Ihnen einen Beitrag zu liefern, aber ich habe nichts und das Nächste ist bereits vergeben.

Die Abfassung der Geschichte meines Lebens, zu der ich viel Material habe, wird lange dauern und ich werde schwerlich Einzelnes daraus drucken lassen.

Sie bringen Geschichten zu Defreggers Bildern? Ich bin sehr begierig darauf. Sie wissen ja auch, was ich auf Defregger halte.

Halten Sie sich tapfer und dabei in gutem Gedenken Ihren herzlich grüßenden

Berthold Auerbach.

[1] „Riegel vor.“ „Heimgarten“, 3. Jahrgang.

laubt. Man genießt nicht die gesundheitsmäßige Nahrung aus Furcht, von anderen verspottet zu werden. Ob es gut oder schlecht sei — anderen macht man's nach und anderer wegen bringt man sich selbst in Schaden. Ist das nicht auch Altruismus? Ja, das ist der Afteraltruismus, der gerade nur im Schlechten und Dummen mit den Leuten Gemeinschaft haben will, der nicht mithilft zur Aufrichtung, sondern nur mithilft zum Niedergange. Und die wenigen, die empor wollen, sie werden zurückgehalten vom Staate, der jede Veränderung scheut, und zurückgehalten von der Menge, die an der Gewohnheit klebt und gerade noch so viel Charakterstärke hat, um das Gute und Gedeihliche consequent zu bekämpfen.

Unsere Friedensgesellschaft ringt seit Jahren nach der Möglichkeit, die Kriege abzuschaffen oder wenigstens zu vermindern. Die Staaten sehen dieser schweren, eminent socialen und politischen Arbeit mit verschränkten Armen zu und die Menge, deren Jammergeschrei in Kriegszeiten die Welt durchgellt, verspottet die Friedensfreunde. — Aber, so lasset doch euer Thun, ihr einfältigen Idealisten und Menschenfreunde, lebet nicht für andere, nur für euch selbst. Verschließet euere Augen, verhärtet euere Herzen vor dem unseligen Schicksal der Menschheit, sie will es nicht anders, sie verdient es nicht anders! — Dieser Ausruf des Unmuths springt manchmal über unsere Lippen, wenn es sich zeigt, dass wir wenigen mit unseren altruistischen Bestrebungen allein bleiben, dass wir ringsum nicht bloß Gleichgiltigkeit erfahren, sondern geradezu feindselige Gegnerschaft. — Aber der Unmuth wandelt sich sachte in Wehmuth, wenn man der Unschuldigen gedenkt, die anderer Thorheit mitbüßen müssen. Von Mitleid und Gerechtigkeitssinn gedrängt setzt man sich neuerdings ein für die Reformen zum Wohle der Menschen, immer wieder hoffend, immer wieder enttäuscht — bis man endlich aufgerieben ist.

Aber so hat es sich zu allen Zeiten vollzogen, die Idealisten sind zugrunde gegangen, die Idee ist doch erstarkt und vielfach Thatsache geworden. Oft hilft sich die Natur selbst. Wenn eine Thorheit bis zum äußersten gediehen ist, dann erschöpft sie sich selbst und steht ab. Große Thorheiten werden seltener durch Weisheit besiegt, als wieder durch Thorheiten. So wird's auch unserer Duellwuth ergehen.

Von oben, das zeigt sich deutlich, hat man für die Abschaffung des Duells nichts zu hoffen. Was auf's Mittelalter gegründet ist, wird sich stets ans Mittelalter klammern. Bei socialen Übeln kommt Erlösung nur von unten. Auch das Duell wird durch das niedere Volk abgeschafft werden, doch nicht etwa mit Gegendemonstrationen, vielmehr durch Mitthun. Das Duell ist keine Sitte, die in unserem Volke begründet wäre, sondern eine Mode, die vom Auslande kam und von Zeit zu

Geister anzuhalten, ihre altruistische Natur zu verleugnen und anders zu reden, zu schreiben, als sie denken.

Ein Verein will für arme verwahrloste Kinder öffentlich ein Glücksspiel abhalten, wie sie der Staat ununterbrochen im großen und kleinen betreibt. Das Spiel wird verboten und damit die gemeinnützige Thätigkeit des Vereines gelähmt.

Der Staat stellt sich bisweilen, als seufze er unter der unsinnigen Duellwuth. Da bildet sich ein großer Verein, stellt sich dem Staate zur Abschaffung oder wenigstens Einschränkung des Duells zur Verfügung. Sofort schwenkt der Staat, oder was ihn vertritt, um und er bekämpft den Antiduellverein. Es soll bleiben wie es ist.

Ja. Es soll bleiben wie es ist. Derlei Oppositionen des Staates gegen altruistische Bestrebungen erwecken in uns das Gefühl, der Staat sei unser Gegner. Der Gegner des Guten und Besseren, das wir anbahnen wollen. Unser Arbeiten für die sittliche und wirtschaftliche Entwicklung wird unwillkürlich zu einem Kampf gegen den Staat. Anstatt ihn als unseren Schutz und Schirm lieben zu können, empfinden wir ihn oft als eine uns feindselige Macht und wir werden umso verbitterter, je stärker der Gegner ist.

Doch der Staat hat sein Sprüchlein: Es soll bleiben wie es ist! nicht seiner Stärke, sondern seiner Schwäche wegen. Ein alter Mann, der auf schwachen Füßen steht, wagt es weder einen Schritt nach rückwärts noch nach vorwärts zu thun, aus Furcht, umzufallen. Er bleibt starr stehen und was als fester Wille gelten möchte, ist Eigensinn, und was wir als Eigensinn tadeln, ist Schwäche, die wir nur bemitleiden sollten.

Da man schließlich aber auch mit dem Mitleid nicht vorwärts kommt, so steht man rathlos da und erlebt — ich gestehe es — Momente, wo man mit einem gellenden Auflachen des Unmuthes sich geradezu freut darüber, dass alles niedergeht, verlottert und verkommt, denn man will es nicht anders. Der Staat hat in wichtigen Momenten nicht den Muth, einen Schritt nach vorwärts zu thun, gut, so soll er zurückbleiben. Die Menge will immer wieder zurück in den Sumpf, gut, so soll sie im Sumpfe ersticken.

Die Menschen haben Vernunft, aber sie ist ohnmächtig. Einer, der zwanzig Jahre lang vernünftig leben könnte, er würde gesund sein, wohlhabend sein, geachtet sein. Aber er würde abscheulich verhöhnt und verfolgt worden sein, bis es bei Beharrlichkeit so weit käme. Es ist nicht wahr, dass der Egoist immer nur an sich denke, er denkt vielmehr immer an andere, doch nicht in Liebe, sondern in Thorheiten. Man baut sich selbst nicht das behagliche, schlichte Haus, weil alle anderen Gigerlhäuser bauen. Man trägt nicht die zweckmäßige Kleidung, weil es die Mode nicht er-

2. Der Diebstal ist ein grosses Laster, wann man nemlich dem Nächsten, dem man alle Lieb zu erweisen schuldig, das seine entwendet, mit List oder Gewalt. Nachgesetzte Entwendung aber scheinet vielmehr ein Tausch, und ein guter Betrug, welchen das Absehen, und die Endursach rechtfertiget, was Anfangs nicht verantwortlich geschienen. Also hat das Volck Israel die entlehnten Gefäße den Egyptern entwendet, welche hernach zu dem Heiligthum gewidmet worden, und zwar auß göttlichem Geheiß, weil sie sich selbsten solcher Gestalt belohnt gemacht, wegen der viel und lang geleisten Diensten in der Egyptischen Knechtschafft.

3. Damit wir uns aber nicht zu lang auff der Schwelle halten, wollen wir vermelden, daß in Franckreich ein Knab, Namens Edoart, von seinen Eltern in ein Kloster der Bettelmönchen gestossen worde, weil sein Vatter der Kinder mehr, und sich also der Unkosten zu entbürden gedachte, ob wol dieser Sohn keine Neigung noch Beruff zu dem Klosterleben hatte. Ob solches Gott gefällig, ist leichtlich zu erachten, indem ihm zu opffern verbotten, was einen Fehl oder Mangel hat: Ein solches Opffer aber mit einem weltlichen Hertzen, kan keine angenehme geistliche Gabe genennet werden; wann auch sonst der Mönchstand Gott gefällig, darvon wir dieses Orts nicht reden.

4. In seinen Jünglings-Jahren war Edoart ein frommer Mönch, und wurde deßwegen auch mit dem Gelübd zugelassen, wiewol er nicht sattsam verstanden, was er so hoch beteurlich verheissen, und hat jener recht gesagt, man solte keine mit einem so verbündlichen Gelübd vor 30. Jahren zulassen, weil es nicht in seinen Mächten, den vielen Anfechtungen zu widerstehen, und die Jugend nicht betrachte, daß hierzu Gottes Beystand absonderlich vonnöthen. Was für ein trauriger Außgang erfolget, beglauben viel seltzame Begebenheiten und verzweiffelte Selbstmorde, die sonderlich bey den Kartäusern gemein seyn sollen, wie ich dann in Franckreich zu Dijon von einem, besagten Ordens, glaubwürdig berichtet worden, daß sich ihrer in einem Jahr 28. umb das Leben gebracht.

5. Wir tretten wieder zu weit auß dem Wege. Edoart bettelte durch die Stadt, und machte mit der Welt, und sonderlich etlichen Hugenotten Kundschafft, die ihn, benebens fleischlichen Begierden, auß dem Kloster, und die Kappen von dem Halß gezogen. Dieser gefährliche Außtritt machte ihm die Freyheit der Glaubigen zu Muthwillen mißbrauchen, und zog die Rede nach sich. Er hatte ein wenig Mönch-Latein, welches jener Löwen-Haut gleich war, die der Esel angezogen: Ich sage Esel, dann er sonst nichts gelernet, als den Bettelsack in der Stadt herum tragen, daß er also besser in der Mühl als in der Kirchen zu befördern.

6. Er verhoffte eine reiche Frau, in einem solchen Stand, da dem Fleisch und Blut der Zaum gleichsam auff dem Halß liget, weil er aber

Zeit immer wieder auftaucht. Eine Mode taucht auf als willkürlicher Gegensatz zum Bestehenden. Und eine Mode wird unbeliebt und vergeht, sobald sie ganz populär geworden ist. Wenn Schuster- und Schneidergesellen sich einmal regelrecht duellieren, dann werden die Aristokraten, die Offiziere, die Studenten und alle, die eine besondere „Ehre“ haben, das Duell roh und ordinär finden, sie werden nicht Lust haben, sich wie Schuster und Schneider zu schlagen. Das wird das einzige und sicherste Mittel sein, die blutige Narrheit abzuthun. Wenn es der Antiduellliga nicht gelingt, oben das Duell abzuschaffen, so mag sie trachten, es unten einzuführen. Allsogleich wird dann der Staat mit rücksichtsloser, ungeheuchelter Strenge dreinfahren und allsogleich wird diese Ehrenkleisterei, von den unteren Millionen „entweiht“, für die oberen Zehntausend unbrauchbar sein. Zuerst werden die Vornehmen das Duell sein lassen, weil es die Gemeinen ausüben, und dann werden es auch die Gemeinen schon deshalb sein lassen, weil es die Vornehmen nicht mehr thun.

Die plebejischen Tugenden wie die plebejischen Laster pflegen von den Vornehmen ja mit Nasenrümpfen umgangen zu werden. Also vorwärts, wackere Antiduellliga! Gehe in die großen Volksschichten, in die arbeitenden Kreise und predige das Duell!

Doch nein. Steige nicht hinab zu den Gemeinen mit dieser „ritterlichen Austragung“. Diese Leute sind zu ungebildet. Du könntest mit deinem Duell ausgelacht werden.

Ja, dann sind wir aber mit unserem Latein zu Ende und müssen warten, bis das Ungeheuer an sich selbst crepiert. R.

---

# Wie man vor dreihundert Jahren Geschichten erzählt hat.

Von **Johann Michael Dilherr.**

## Die verkehrte Bekehrung.

Es gibt Thiere, welche grosse Köpffe und einen kleinen Schwantz haben, als da sind die Wallfische, andre aber, die einen kleinen Kopff, und einen grossen Leib haben, wie das Cameel: Also sind etliche Geschichte Eingangs frölich, und Außgangs traurig; wie erst erzehltes, etliche im Gegensatz Anfangs traurig und endlich frölich: Beyderley Arten dienen auff unsern Schauplatz, wann darauß eine Lehre, dem Guten zu folgen, oder das Böse zu meiden, kan gezogen werden, wie auß nachgesetzter Erzehlung, deren Anfang mit dem Ende gar nicht gleichet.

11. Edoart erwachet, sucht seine Kleider, kan sie aber nicht finden, er schreyet, rufft, und fragt, wo der Mönch hingekommen, sie sagten ihm, der Mönch schlaffe noch; Als er nun in den Stall kommt, höret, daß das Pferd auch entritten, und was er befohlen: Ziehet also ohne ferners Geschrey die Mönchs-Kappen an, und wandert auff das bestimmte Ort zu, und kommt wieder in sein Kloster, da er deß Abbts Füssen umb Verzeihung gebeten, und ist mit einer gnädigen Buß beleget worden.

12. Das Pferd wurde Edoarts Herrn wieder zugesendet, und ihn bedeutet, daß es mit seinem Knecht hergegangen, wie es mit Jacobs Bestellung, da er den Segen darvon gebracht. Unter andern Straffen Edoarts war auch diese, daß er die Zeit seines Lebens nicht konte Priester werden, welches er auch nicht begehrte. Was nun hiervon zu halten, stellen wir dem Leser zu fernerm Nachdencken, welchen wir in diesen Sachen zu einem Richter machen, uns seines guten und verständigen Urtheils versicherend.

## Der subtile Kirchenraub.

Nachdem Prometheus das Feuer von Himmel geraubt, ist nichts so heilig, das nicht solte entheiliget werden. Gott sihet vom Himmel auf der Menschen Thun, und die Gottlosen bleiben nicht vor ihm. Wann der Haußvatter wüste, zu welcher Zeit der Dieb kommen würde, solte er nit wachen? Gott aber weiß es, und sihet auf das Nidrige. Wie solt er dann ungestrafft lassen alle, die seinen Tempel, als sein Hauß, das ihm zu Ehren gebauet worden, berauben?

2. Zu Paris haben vor wenig Jahren die Augustiner-Mönchen ein Jubel Fest gehalten, bey welchen völligen Ablaß gegen der Gebühr, zu erwerben. Unter einer grossen Menge zusammen geloffenen Volcks, muß sich auch eine grosse Unordnung finden, welche den Beutelschneidern ein halb gewonnenes Spiel an- oder in die Hand gibt; dann dieses Handwerck einen schlechten Verlag vonnöthen hat, und so bald die Arbeit geschehen, hat der Meister das baare Geld in den Händen.

3. Bekant ist, daß das Allmosen in eine Schüssel geworffen, wann selbe voll, in einen grossen Stock gestossen wird, darvon hernach die Nothdurfft verschafft, und unter andere Armen außgetheilet zu werden pfleget. Auff diesen nun von zweyen Tagen deß Jubelfests her wol angefülltem Stock, machten fünff kühne Helden unter den Beutelschneidern, die nur auf grosse Streiche bedacht, diesen listigen Anschlag.

4. Auff den Abend gehen sie in die Kirchen, und einer unter ihnen fällt, zu Folge genommener Abrede, zu Boden, als ob er von der Pest, welche damals sehr regirte, plötzlich gestorben. Die andern werffen einen Mantel auff ihn, und sagen, daß er die Pest an dem Hals gehabt, aber doch vor seinem Tod den Ablaß seiner Sünden gewinnen wollen, daß sie ihn nicht zu Hauß behalten können.

keine Hand-Arbeit verstunde, und die Arbeit bißhero für eine Sünde gehalten, daß er sich nicht, zu geschweigen Weib und Kinder, ernehren könte, wolte sich keine zu ihm dringen, und waren die Narren so viel, die alle reiche Weiber gesucht, daß er keine finden mögen.

7. In solchem Zustand nahm er Dienste eines Haußknechts, in einem Wirthshauß, damit er zu viel fastend nicht Hunger stürbe. Er gedachte wieder zurück wie der verlohrne Sohn, daß er zuvor in dem Bettel-Kloster reichlicher gelebet als jetzt, da er fast mit seinen Pferden Haber-Brod essen muste. Die Hoffnung aber, eine Gehülffin zu finden, die ihm in dem Hungerleiden Gesellschafft leisten würde, erhielte ihn in solchem Zustand; wie auch anders Theils, die Furcht, daß er in dem Kloster hart gestraffet werden würde.

8. Es fügte sich aber, daß Edoarts Herr auff etliche Tage verräiste, seine habende Rechts-sache zu bestellen, und nahm Edoart mit sich zu Fuß; Weil er aber, wie gebräuchlich, auffgehalten wurde, und die Sachwalter den Handel außeinander gezogen, wie der Schuster das Leder mit den Zähnen, sendete er seinen Diener Edoart mit dem Pferd wieder zurück, mit Befehl etlicher Haußsachen, so in seinem Abwesen verrichtet werden solten. Edoart war vor zu Fuß gegangen, und ritte nun daher, nichts wenigers besinnend, als daß er wieder solte in das Kloster kehren.

9. Unter Wegs muste Edoart in einem Wirthshause übernachten, und begab sich, daß einer von seinen Klosterbrüdern sich auch alldar befande, der ihn dann kante, und wegen seiner verkehrten Bekehrung bespräche. Edoart bekennet, daß er von der Religion jetzt so viel wisse als zuvor, und daß ihn die Versuchung auß dem Kloster getrieben, die Furcht aber harter Bestraffung nicht mehr hinein lasse. Bei den Hugenotten sey die Christliche Liebe an etlichen Orten so reformirt, daß man von Allmosen wenig wisse, damit sie ja die guten Wercke nicht verdienstlich machten, ꝛc. Bruder Hilarius versprach ihm Ablaß, und beredete Edoart so gut er mochte, wieder in das Kloster zu kehren.

10. Edoart konte sich nicht entschliessen, und finden sich etliche Zweiffel-Sinne, die (wie Weiber ohne Hebammen) nicht gebären können; oder sie lassen sich mit den Nußbäumen vergleichen, welche keine Frucht von sich geben, man werffe dann mit Prügeln darein. Der Bruder Hilarius wolte auch ferners nicht in ihn setzen, sondern versprach ihm den Weg zu bahnen. Nachdem sie miteinander gegessen, und in einer Kammer zu schlaffen kommen, hat Hilarius früh vor Tags sich auffgemacht, deß Edoarts Knechts Kleider angezogen, und ihm die Mönchs-Kutten an selber Stelle ligen lassen; den Wirth bezahlt, und das Pferd darvon geritten, befehlend, wann der Mönch aufstünde, solte man ihn heissen hernach kommen, er wolte seiner bey ihrem Kloster (welches 8. Frantzösische Meil Wegs darvon lag) warten.

ihre Räder versinken im Moraste und die müden Leute stemmen die Schultern an die Speichen, um zu helfen . . .

Zwischen den Rossen auf der Flur und den Geschützen auf der Chaussee marschieren ermattete Fußtruppen . . . endlose Züge — Waterloo entgegen!

Unter der blühenden Linde wartet der Kaiser zu Pferde . . . er hält Heerschau . . . unter der blühenden Linde . . .

„Vive l'empereur! vive l'empereur!“ Tausend Kehlen jubeln dem Korsen zu; der nickt leicht mit dem Kopfe; sein Gesicht ist eingefallen und fahl, die Backenknochen spannen die Haut straff an, nur die Adlernase mit den bebenden Flügeln und die funkelnden Augen verrathen Leben. Die sehnige Rechte umkrampft die Zügel — sie könnten entgleiten . . . und der Schimmel hebt und senkt zuweilen langsam den mähnigen Schädel.

Der Korse spricht kein Wort; hinter ihm halten die Adjutanten und Generale; sie fröstelt.

Endlos rückt Regiment an Regiment vorbei . . .

„Vive l'empereur! vive l'empereur!“ Die alten Soldaten rufen es fast zaghaft — die jungen laut, begeistert . . . der Jungen sind mehr!

Fern, weit fern blitzen die Waffen der rothen Briten!

Der schmächtige Adjutant hinter Napoleon beißt nervös die dunkelrothen Lippen . . . es ist seine erste Schlacht . . . die Uniform so völlig neu, so prächtig glänzend . . . und niemand bricht das dumpfe Schweigen . . .; zaghaft reitet der Offizier einen Schritt vor: „Sire . . . die Straßen sind schlecht . . . Blücher kommt nicht . . . kann nicht kommen . . .“

Ablehnend wirft der kaiserliche Feldherr einen stechenden Blick auf ihn — dann schaut er zum todten Himmel, auf die kothige Erde . . .

„ . . . Blücher kommt!“

„Vive l'empereur! vive l'empereur!“ grüßen die Soldaten . . .

Der Korse nickt nicht mehr zu — er sinnt . . .

Ein letzter Würfelwurf . . . die Imperatorenstirne preßt ein furchtbarer Druck zusammen, die Augenlider fallen bleiernschwer fast zu . . . so müde . . . so müde . . . Und die Schlacht wird geschlagen werden . . . gesiegt? die Armee hofft! vernichtet? eine Blutwelle steigt in die blassen Wangen . . .

Mit aller Kraft rafft sich der Kaiser zusammen, setzt den Dreispitz zurecht, zieht den Mantel fester um die frierenden Schultern und spornt das weiße Roß.

In dem ganzen lautlosen Stab erwacht Leben: Napoleon beginnt die Entscheidungsschlacht!

Der eherne Feldherrnwille lenkt die Figuren dahin — dorthin — vorwärts — rückwärts . . . Seite an Seite dem Cäsaren reitet der schmächtige Adjutant.

5. Die Mönchen gehen beyseits, als welche keinen Lust zu sterben hatten, wie auch andere, so in der Kirchen waren. In dem nahet die Nacht herbey, und der Prior bietet ihnen Geld, wann sie diesen ihren Gesellen wegtragen würden, damit ihre Kirchen nicht verschreyt, und sie deß Allmosens beraubt, verarmen möchten. Sie begehrten eine Läiter, Stricke, und nehmen etliche Cronen zu Lohn: tragen aber keinen Verstorbenen, sondern den Geldstock, mit dem Mantel bedecket, auß der Kirchen, und hilfft der, so zuvor als todt nidergefallen, tragen, weil sich der fünffte davon gemacht, daß nicht mehr als vier gesehen worden.

6. Als nun diese Raubvögel das Geld vertheilt: der Stock verbrennt, indem die Mönchen ihre Kirchen außräuchern, den bösen Lufft zu vertreiben, und als sie die Ablaßpfennige zählen wollen, und nicht gefunden, haben sie ihre Pflegere in Verdacht gehabt, als ob sie solchen entwendet hätten: Weil aber der Beweiß solcher Untreue schwer, hat keiner der Katzen die Schellen anhängen wollen; daß niemand wissen mögen, wo dieser Stock, mit so grosser Baarschafft hingekommen.

7. Es begab sich aber, auß sonderer Schickung deß gerechten Gottes, daß der jenige, welcher den Todten bey der Abnahm gespielet, mit der Pestilentz würcklich bestraffet wurde, und in der Beicht bekennete, daß er einer von den Kirchenraubern, der der Augustiner Allmosen stehlen helffen, und ist also nach dieser Bekäntniß, Gott weiß wie, dahin gestorben. Die andern aber sind wegen anderer Diebsliste in Verhafft, und an den Galgen kommen.

8. Was für ein Geist dieses Belials-Kinder treibt, ist leichtlich zu erachten, für eine kurtze und hinfallende Freude, welche sie an dem ungerechten Mammon haben, müssen sie ewiges Hertzenleid erfahren. Wer das Heilige mit unheiligen Händen anrühret, wie Usa und Eli Kinder, werden deß Höchsten schwere Zorn-Hand empfinden, und nicht entfliehen, wann sie auch Flügel hätten der Morgenröthe. Die Gerechten aber, welche Tempel sind deß H. Geistes, werden grünen wie die Cedern auff dem Libano, wie die Palmen an den Bach gepflantzet, deren Blätter nicht verwelcken, und Frucht bringen zur rechten Zeit.

---

# Cäsars Ende.

Eine Skizze von **H. Ludwig.**

Ein Junitag! Aber kein Sonnenstrahl bricht durch die graue, dichte, ebene Wolkenmasse; Old-England sandte mit seinen Legionen die ewigen Nebel, die gleichmäßig und unaufhörlich feinen, kühlen Regen über die zertretenen Felder streuen; durch die Wiesen stampfen Kürassiere und schwere Pferdehufe wühlen im Boden; auf der grundlosen, schmutzigbraunen Straße rollen Kanonen von vierfachem Vorspann gezogen dahin,

bleiben zurück . . . einen Augenblick stehen sie noch unter dem mörderischen Feuer der Gegner, dann drängt die erste Reihe nach hinten, die Offiziere brüllen, fluchen, ziehen den Säbel und hauen auf die eigenen Leute ein — vergeblich . . . sie alle sind von einem unsichtbaren, furchtbaren Gespenste erfasst: der Todesangst! Die Jungen fliehen regellos, die Alten suchen den Rückzug zu decken . . . auch sie reißt der wirbelnde, ungeordnete, trostlose Knäul mit . . .

„Sire! Sire . . . unsere Truppen!“ Der Adjutant keucht . . . Ein Blick auf die Seinen — Napoleon erfasst alles! er lässt seinem Gaule den Kopf frei und stößt ihm die Sporen in die ausgepumpten Flanken . . . „En avant!“ Dem Reiter zur Linken schaudert . . . sein Ross lässt sich nicht zügeln und galoppiert dem kaiserlichen Schimmel vor . . . Vergebens sucht der Officier nach einem Halt, einer Stütze — gegen den Todesritt . . . so jagen die beiden Reiter allein auf die Preußen hin . . .

Es zischt pfeifend und pfauchend — eine Granate platzt, Eisenstücke fliegen nach allen Seiten und zerfetzen den schweißbedeckten Bauch des Adjutantenpferdes, das noch hoch aufbäumt, mit einem langen Satze vorwärts springt und im Sturze den Schädel seines Officiers zerschmettert. Napoleon wirft einen halben mitleidslosen Blick auf die ekle Masse von Blut, Erde und Fleisch . . .

„En avant!“ er weiß, wohin . . .

Heran stürmen die preußischen Husaren mit Hurrah! . . . dem Korsen gilt's . . . und im ohrenbetäubenden Schreien, Heulen, Schießen, Schlagen scheut der kaiserliche Schimmel, bricht aus, wendet und galoppiert zurück . . . mit der flachen Klinge will der Reiter das Thier meistern — umsonst . . . im Bogen fliegt der Säbel fort, der Dreispitz rutscht, der Mantel gleitet von den Schultern . . . der Cäsar flieht mit seiner Armee . . .

Die Würfel sind gefallen . . .

In wilder, regelloser Flucht jagen sie hin, über Gräben . . . und Wälle . . . über Straßen und Felder . . . an Hecken vorbei . . . unter der blühenden Linde weg . . .

Lebende, Sterbende, Todte, Fußtruppen, Reiter: ein geschlagenes Heer!

Es dunkelt!

Der Kaiser ist ruhig; er kannte das Ende . . . kein Druck presst seine Stirn mehr . . . fast zufrieden fühlt er sich . . . kein Zweifeln mehr, kein Bangen, kein Hoffen . . . Der Feldherr hat nur zwei zu scheiden: die Franken neben sich — die Feinde hinter sich . . . auch das nicht . . . Das kaiserliche Scepter entrollt seinen Händen, der Marschallsstab zerbricht — der Goldreif gleitet vom Finger — Europa athmet auf!

Ein verlassener Mensch galoppiert in die Nacht!

---

Die Luft erzittert vor Gewehrgeknatter und Kanonentoben, die Erde bebt von Rossegaloppen . . . langsam, aber eisern wie der Stahlkeil einer Maschine pressen sich die gallischen Legionen ins Centrum der Bergschotten . . . langsam . . . eisern . . . unaufhaltsam . . .

Reihenweise sinken die Leute um — der eine schreit gell auf, der andere sinkt stumm in sich nieder . . . der dritte stöhnt leise . . . doch immer neue treten in die Lücken . . . stürzen, sterben — immer neue rücken vor — schießen — laden — schießen — rücken vor . . . die groben Geschütze feuern durch den Rauchwall . . . englische Flankentruppen weichen den plänkelnden Kürassieren . . .

Der schmächtige Adjutant möchte jubeln: „Sieg! Sieg!" Mit gekrümmtem Rücken sitzt der Kaiser zu Pferde — ihn schläfert . . . alle ringsum glauben, der Kampf ende — er weiß es besser: der Kampf beginnt erst . . . ihn schrecken nicht die sterbensmatten Soldaten, nicht die Todten und Verwundeten . . . was noch lebt, hält aus — muss aushalten . . .; etwas anderes Umbestimmtes lastet schwer . . . Napoleon ist nicht Herr seiner selbst! Die Gedanken verwirren sich, und der kühlste Rechner überblickt zum erstenmal den Plan nicht mehr . . . tolle Gedanken verzerren den großen Zug — und trotzdem; die Truppen rücken vor, langsam, eisern, unaufhaltsam . . .

Durch das jagende Gewölk bricht ein Mittagssonnenstrahl — und fern, weit fern, abseits vom Pulverdampf blitzen Waffen . . .

Blücher ist da!

Der schmächtige Adjutant presst die Zähne aufeinander, dass sie knirschen — in Napoleon entbrennt ein Zorn, so furchtbar und mörderisch — vor den Augen wird's ihm roth . . .

Alle Reserven, Fußtruppen, Reiter, Kanonen schleudert er den Preußen entgegen . . . alles . . . alles . . .

Die Sonne ist wieder hinter den Wolken verschwunden, der Nebel regnet . . . und der hohe Spieler schüttelt den Becher zum Würfelwurfe — eine zitternde, unsichere Hand . . .

Niemand unterscheidet im Gewühl den Erfolg, nur der Feldherr . . .

Die Deutschen rücken vor — langsam — eisern — unaufhaltsam . . . Zoll für Zoll erstreiten sie den Boden . . ein Beben fiebert durch die französischen Legionen wie durch den Körper eines Sterbenden . . . sie wanken.

Da stellt sich der Korse selbst an die Spitze seiner Garden: „En avant!" er reißt die Schwankenden mit — im ersten Gliede der Reiter rast der Kaiser dem Feinde zu . . . Kugeln sausen durch die Luft, Granaten crepieren, Gäule scheuen, Gäule stürzen, Menschen röcheln . . .

Der Imperator sieht nichts, hört nichts und jagt dahin . . . an seiner Linken der schmächtige Adjutant . . . aber — die Truppen

nichts von der Sache, wenn er sich auch den Anschein gibt; er kann nur räsonnieren, die Leute schinden, Löhne kürzen und nach außen hin so thun, als ob er Gott weiß was für ein Menschen- und besonders Arbeiterfreund sei!"

So redeten einige.

Andere aber sagten: „Seid doch ruhig; wenn man hört, wie Ihr Euch beklagt, so wird man Euch einfach davonjagen." —

Bald darauf packte man mich mit vielen Kerzen in eine große Kiste und brachte uns in einen anderen Saal, wo man sortierte und putzte.

Ich erblickte hier lange Tische. An beiden Seiten saßen junge Mädchen in schlechten Kleidern, schmutzig von der Arbeit und bleich von der stickigen Luft, die im Saale war.

Alle arbeiteten geschäftig, ohne aufzusehen.

„Ich kann heute nicht viel thun", sagte eine Arbeiterin, „denn ich habe große Schmerzen." Trotzdem aber arbeitete sie so flink sie konnte, denn sie bekam nur die Stückzahl bezahlt, welche sie fertig brachte.

Es wurde an mir herumgeschnitten und gewischt, bis ich hübsch und elegant war, dann band man mich mit fünf Kerzen, die mir zum Verwechseln ähnlich sahen, in ein Paket und legte mich fort.

Von dem Getöse der Maschinen, dem schlechten Geruch in den Arbeitsräumen, dem aufregenden Hin- und Herjagen der Menschen war ich müde geworden und gerade wollte ich es meinen fünf Schwestern nachmachen und schlafen, da hörte ich einen entsetzlichen Schrei. Alle schienen nun ihre Plätze zu verlassen und nach der Stelle hinzueilen, von wo der Schrei kam.

Eine Arbeiterin stöhnte und schrie und ihr Schmerzensschrei übertönte den Maschinenlärm.

Schließlich entfernte sich der Schrei — man schien die Verunglückte fortzutragen, ich hörte noch eine Weile aufgeregte Stimmen — und schlief ein.

Als ich erwachte, befand ich mich immer noch mit meinen Schwestern zusammen, aber es musste sich dennoch etwas um mich her verändert haben, denn es war ruhiger als früher; ich hörte weder Maschinenlärm noch Stimmengewirr. — — — —

Eine lange, lange Zeit habe ich so gelegen.

Dann vernahm ich das Läuten einer Ladenglocke; gleich danach wurde das Paket, in dem ich lag, ergriffen und die Reise gieng weiter.

Es dauerte aber nicht lange, da wurde die Hülle von uns abgenommen und eine zitternde Greisenhand nahm eine nach der anderen von uns, um sie auf Leuchter zu setzen. Nur ich blieb übrig. Ich sah, wie der Greis die fünf Kerzen zu einem langen, schwarzen Kasten

# Die Kerze.

Von **Bruno Haucks.**

Meine Aufwärterin, die Frau eines Kirchendieners, reichte mir eines Abends ein Lichtstümpfchen ins Zimmer, weil ich noch arbeiten wollte, sie aber kein Öl für die Lampe im Hause hatte.

Ich zündete die Kerze an und blickte traumverloren in die kleine, gelbe Flamme hinein.

Sie knisterte ganz eigenthümlich und als ich genauer hinhörte, — da verstand ich das Knistern — es war die Geschichte der Kerze, die ich zu hören bekam.

„Ich bin in einer großen Fabrik hergestellt worden", sagte sie, „in der größten Licht-Fabrik dieses Landes."

Der Besitzer dieser Fabrik ist ein feiner, reicher Mann und sehr fromm. Die Arbeiter, welche mich anfertigten, sagten, er sei deshalb fromm, weil er die Lieferung für die Kirchen habe. Einmal sah ich ihn selbst.

Es hatte gerade zum Schluss der Frühstückspause geläutet und die Arbeiter, die fast alle kränklich aussahen, giengen eben an ihre Plätze.

Da kam ein großer, starker, gesunder Mann hinein, der mit einem feinen, schwarzen Rock bekleidet war und glänzende, schwarze Schuhe trug.

Bei seinem Eintritt beeilten sich alle, mit der Arbeit zu beginnen. Die munteren Reden hörten auf, der Frohsinn schwand — es war, als ob über die Arbeiter eine Furcht gekommen war.

Der Mann sah das alles; seine Augen funkelten — er schien etwas zu suchen, was ihm ein Grund sein konnte, zu zanken.

Dann rief er: „Nun, das ist ja eine nette Zucht! Es hat schon längst geläutet und Ihr faulenzt noch? Jetzt aber mal ein bisschen beeilt, sonst wird Euch einfach eine halbe Stunde Lohn abgezogen!"

Die Arbeiter hatten schon längst ihre Thätigkeit begonnen; der Spectakel war also gar nicht nöthig.

Dann gieng der Fabriksherr hin und her, besah alles und tadelte alles. Nichts war so, wie es sein sollte; niemand arbeitete gut; keiner von den Leuten fand Gnade vor seinen Augen.

Endlich verließ er den Saal — und nun gieng der Betrieb wieder wie zuvor; glatt und ordentlich, so wie es sich gehört. Die Arbeiter athmeten auf, als ob eine Gefahr überstanden war.

Einige schimpften: „So ist er nun — und dabei ernähren wir ihn; was würde er ohne uns beginnen; er arbeitet nicht, er versteht

Thun dies nur gute Menschen?

Unmöglich, — denn alle reden ja von der Sünde, die sie draußen gethan und von den Folgen, unter denen sie leiden.

Sind es aber dieselben Menschen — warum nur leben sie dann anders in der Welt Gottes und anders in dem Hause Gottes! Warum lügen sie — und wen wollen sie belügen sich selbst oder den Gott, zu dem sie um Sündenvergebung und Hilfe beten?

Ja, es war ein seltsamer Tag dort in der Kirche.

Am Nachmittag, ich war schon bis zur Hälfte niedergebrannt, wurden auf dem Altar sämmtliche Kerzen angezündet, so dass es ganz festlich und feierlich aussah.

Die Orgel begann leise zu spielen, Menschen hatten sich eingefunden, die ein Lied sangen, und dann kam ein Priester und hinter ihm schritt ein junges Weib, das auf ihren Armen ein ganz, ganz kleines Kind trug. Hinter diesen giengen noch mehr Leute.

Am Altar knieten alle nieder und dann taufte der Priester das kleine Kind.

Es war sehr rührend.

Die junge Mutter weinte und die Taufpathen weinten und das Kind weinte — da musste auch ich weinen; so sehr, dass die dicken Thränen mir nur so herunterrollten.

Dann spielte die Orgel wieder und Lieder wurden gesungen und die untergehende Sonne flutete durch die bunten Kirchenfenster hinein, erfüllte den heiligen, von Weihrauchwolken durchzogenen Raum mit ihren Strahlen und malte die alten, gläsernen Heiligen auf den Boden.

Es war so unbeschreiblich schön, dass ich immer heftiger weinte.

Plötzlich aber kam ein Mann zu mir und löschte mich aus.

Die Feier war zu Ende, der Tag vergieng und am Abend kam wieder jener Mann, der mich ausgelöscht hatte. Er rückte alle Stühle zurecht, staubte Altar und Kanzel ab, kehrte aus und als er mit allem fertig war, nahm er mich vom Leuchter und brachte mich in seine Wohnung.

Da lag ich nun eine Zeitlang, bis man mich heute zu Dir brachte. Ich fühle wohl, dass ich nicht mehr lange brennen werde, aber weil Du ein Dichter bist, darum habe ich Dir meine Geschichte erzählt."

Und damit erlosch die Kerze.

trug, der auf einigen Stühlen stand. Es war ein Sarg. Ein junges Weib lag darin. Der Alte setzte vier Leuchter zu Häupten und den letzten zu Füßen der Todten und zündete die Kerzen an. Dann nahm er ein altes, zerlesenes Gesangbuch aus dem Schrank, kniete mühsam am Sarge nieder und ich sah, wie er die Lippen bewegte.

Die fünf Kerzen brannten ruhig; ja fast hätte ich sie beneidet um ihren schönen Schein, den sie an der Bahre eines jungen Menschen ausstrahlen konnten.

Es dämmerte, dann kam die Nacht; der Mond sah in die ärmliche Todtenkammer hinein. Der alte Mann war am Sarge zusammengesunken, das Gebetbuch lag auf der Erde.

Die Kerzen wurden kleiner und kleiner, eine nach der anderen erlosch — auch der Mond verschwand und es war ganz finster. . . . .

Am anderen Tage kamen Leute in das Gemach, um nach dem Greise zu sehen. Sie fanden ihn neben dem Sarge liegen, todt. . . .

Sie huben ihn auf und trugen ihn hinaus.

„Es ist das Beste", sagte eine Nachbarin zur anderen.

„Es ist so am besten; denn er hätte nun niemanden gehabt, der für ihn sorgen konnte. Weib und Kinder hat er schon begraben; seine Enkelin hier, war das einzige Wesen, das er noch besaß. Wohl ihm; Gott hat es gut gemacht."

Dann sah sie mich liegen und sagte:

„Ei, sieh da; eine gute, schöne Kerze, die will ich mitnehmen und morgen Früh, wenn ich zur Messe gehe, werde ich sie am Altar der heiligen Jungfrau anzünden und für die Seele des Alten ein Paternoster beten."

Und so kam es auch.

Des anderen Tages setzte mich die gute Frau in der Kirche auf einen Leuchter und zündete mich an.

Nun brannte ich vor dem Altar, viele Stunden lang.

Bisweilen kamen Menschen, knieten nieder und giengen wieder fort. Einige beteten auch länger. Und wenn es auch leise geschah, ab und zu konnte ich doch etwas verstehen. Da hörte ich denn Worte wie „Noth und Elend" und „Sorge" und „Sünde" und „Hunger".

Manch gramdurchfurchtes Gesicht habe ich beleuchtet. —

Jeder, der da kam, war stille und demüthig, oder schien wenigstens so.

Kaum möglich, dachte ich, dass die Menschen so demüthig und so stille sein können! Habe ich sie doch bisher immer laut und aufgeregt und herrschsüchtig gefunden . . . .

Sind das nun dieselben Menschen?

Oder gehen die herrschsüchtigen, die aufgeregten, die tyrannisierenden und die murrenden nicht zur Kirche?

gründliche Wahrheit zu sagen, muß ich dem noch beifügen, dass des Schneiders Arzneikunst in der Anwendung einzelner Sympathiemittel bestand. So konnte er beispielsweise ein „Gwachs“ mit einer Luxkral [1]) umreißen, und vom „Ambrosistein“ hat er mir, da ich bei ihm hoch in Gunsten stand, auch erzählt. Der „Ambrosistein“ dient zum Öffnen der Schlösser. Wenn eine Waldbäuerin den Hausthorschlüssel verlegte oder verlor und man nicht ins Haus konnte, so holte man zur Zeit, da ich ins Waldland kam, [2]) den Maurer Hansjörgel, der einen „Ambrosistein“ besaß. Den Zauberstein mit dem seltsamen Namen, der an den heiligen Ambrosius erinnert, erhält man, wenn das Ei eines Raben (Corvus corax) hart gesotten und dem Vogel wieder heimlich in das Nest gelegt wird. Der Rabe, welcher es merkt, was mit dem Ei vorgieng, fliegt davon und kommt mit einem Stein im Schnabel zurück. Diesen Stein, erzählte mir der Maurer Hansjörgl, legt der Rab' über das Ei. Man muss nun trachten, den Stein — es ist der echte und rechte Ambrosistein — zu bekommen. Vom Maurer Hansjörgl hat der Schneider, so viel ich weiß, auch 's Abbeten gelernt, das Abbeten von Krankheiten: das Fieber, 's Vergicht, Gift und Gall', den Wurm u. s. w. Beim Fieber abbeten, erfuhr ich, nimmt man 's „Wasser“ vom Kranken, gibt Mehl dazu und macht daraus ein Teiglein. Aus dem Teiglein werden 72 Küglein geformt und diese wirft man vor Sonnenaufgang in einen Ameisenhaufen. Für den Wurm am Finger wusste der Maurer Hansjörgl und sein Nachfolger, der Schneider, Folgendes: Entweder man „mülbt“ den Finger fest oder schreibt folgende Worte auf ein Zettelchen und wickelt dieses um den Finger, der mit dem Wurm behaftet ist: Afriaß ✠, Anstrias ✠, Atost ✠. Die Goldbacher Mirl hat einst 's „Mülben“ probiert, allein das hat ihr zu wehe gethan. Ich glaub's; unsereins, wenn man seinen *gesunden* Finger mit einem Schnitzelhammer abklopfen würd', man möcht' dabei nit Allelujah singen, sondern vor Schmerz laut aufschreien. Wie wehe muss es erst der Mirl gethan haben, als sie mit dem Tengelhammer den *kranken* Finger bearbeitete. Ein paar Schläge hat's Weiblein wacker ausgehalten, allein beim fünften Hammerschlag hat's das Marterwerkzeug, den Tengelhammer verworfen und geschrien: Asserle, zum drei T . . . . . hinein, das thut weh! Musst nit schelten, sagte der Marknecht Stöffl, der alte Stöffl, ein Schelter hat keinen Fürbitter im Himmel, weißt eh, Mirl. Die Mirl mit dem Wurm am Finger hat einige Worte gebrummt und nichts mehr gesagt. Nichts sagen und brav heben ist das beste, lautet ein alter Bauernspruch. — Der alt' Wendner im Waldlande, dass ich's erzähle, hatte eine Alraunwurzel, bei den Leuten Galgmannlwurzel genannt. [3]) Er hat sie draußen beim Galgen-

[1]) Luchszehe. Der letzte Luchs wurde im Waldlande vor sechzig Jahren geschossen.
[2]) 1886. [3]) Atropa Maudvagora. Spielt im Volksglauben eine große Rolle.

# Volksaberglaube aus dem Waldlande.

Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Vor sechs Jahren war es, dass ich vom Waldlande Abschied nehmen musste. Das heißt, dass mich der Leser recht versteht, gezwungen wurde ich nicht, den Waldbauern den Rücken zu kehren, nein, ich gieng selbst gern, und wer's, glaube ich, zehn volle Jahre als „Schulmeister" in Donnersbachwald aushält wie ich, der kann schon sagen: Ich will's einmal anderswo probieren, soll's ein anderer versuchen, ich hab' genug! Dem muss ich zwar beisetzen, dass mir nur die abgeschiedene Gegend zuwider war; die Leute, die Waldbauern, gefielen mir außerordentlich, und ich wollte, ich könnte noch unter diesen leben, unter angenehmeren Verhältnissen als einst, aber leben. Wie gesagt, die Waldbauern gefielen mir sehr und sie gefallen mir heute noch. Darum begebe ich mich, seitdem ich in Weißenbach bin, auch von Zeit zu Zeit noch ins Waldland, um mit meinen alten „Bekannten" wieder zusammen zu treffen. Auch am letzten Waldnerkirchtage[1]) war ich — wie im Vorjahre — in Donnersbachwald, um meine lieben Waldbauern zu begrüßen und frische Eindrücke zu gewinnen. Und da sah ich sie wieder; den Tischler Brosl, den Mann, wie der Pater Beda aus dem Kapuzinerkloster zu Irling einst sagte, der „beinahe" alles weiß und für die absterbenden Waldbauern Friedhofkreuze setzt und Verse dazu macht, Verse, die oft nicht schlecht sind, zu Brosls Ehre sei's gesagt. Neben dem Brosl treffe ich meinen alten Gemeinderathskollegen[2]) Ilsinger, der sein Barometer am „Gnack" hinten hat. Damit mich der Leser recht versteht, muss ich erzählen, dass der Ilsinger jedes Wetter am „Gnack" hinten spürt. Ja, wird der Leser sagen, ist denn das auch ein Aberglaube? Und der Mann hat uns, wenigstens die Überschrift besagt es, doch versprochen, vom Volksaberglauben im Waldlande zu reden? Gemach, lieber Leser, ich führe Dir gleich noch einige Waldbauerngestalten vor, Gestalten, wie Du sie nirgends origineller triffst, wenigstens in Bezug auf Aberglaube nirgends origineller triffst, denn in Donnersbachwald findet man, Gott sei Dank, möchte ich fast sagen, noch immer einen Schüppel Leute, die eine gute Dosis Bauernidealismus aufweisen. Einer dieser Bauernidealisten ist der Bauernschneider Hieronymus Bodenwinkler gewesen, der auch Bauerndoctor war, was ich erzähle, ohne seiner Ehre nahetreten zu wollen. Mein Gott, der Hieronymus hat's halt nit besser verstanden, und daß er's mit seiner Arzneikunst ehrlich meinte, davon bin ich völlig überzeugt. Um dem Leser die

[1]) In Donnersbachwald ist alljährlich am ersten Sonntage im August „Kiata".
[2]) Ich war in Donnersbachwald durch sechs Jahre hindurch Gemeindeausschussmitglied.

Birnsieden! meinte der Riesner Patriz, der einen Kropf besaß, so groß wie eine Kaiserbirn, wenn sie reif ist. Der Patriz, das entnahm ich seinem Gespräch, war vollkommen überzeugt, dass die Stroblischen hexen konnten. Und der „Strobl Krump“ nun gar; der „Strobl Krump“ war der Element, der einen „krummen“ Fuß hatte. Ihr seid Letfeigen, fiel der alt' Kandler, der Schuster, Todtengräber und Todtenbeschauer, ein, wie kann man denn Hexen fürchten? Ich fürcht' keine. Da nimmt man das Bachblat,[1]) erzählte der Schuster den aufhorchenden Bauern, von drei Tagen zusammen, am dritten Tag legt man ein Tuch darauf und beginnt mit einem Stock loszuschlagen — so kriegt die Hexe die Schläg'. Wird ihr das Hexen ein andermal schon vergehen . . . Der Todtengrabschuster, wie man den Kandler auch nannte, galt bei den Waldbauern etwas, denn er ist in Rom beim Papst, wie er vorgab, Schildwach' g'standen. Und von einem alten Katzelmacher hat er allerlei „Kunststuck“ gelernt. Kandler hat mir einst erzählt, er könne auch eine „Menschin“, die eine Hexe ist, krank machen. Wieso? war meine Frage. Da nehm' ich Butter, zerlasse sie und thue drei Nägel von einem Todtensarg hinein. Hernach gibt man die Nägel dorthin, wo weder Sonn' noch Mond hinscheint. So lange man die drei Nägel bei dem finsteren Ort läßt, so lange ist die Hexe krank, und wenn's ein halbes Jahr dauert. Das ist aber doch unchristlich, meinte ich zum Schuster. Ich konnte mir diese Frage erlauben, denn ich galt viel beim Schuster; er war nämlich mein Leibschuster. Heißt das: Die „Grobgnahten“ (Schuhe), die ich damals trug, musste mir der Schuster machen, feinere Arbeiten konnte er nicht, trotzdem er im Auslande und sogar beim Papste, wie er sagte, Schildwache gestanden war. Nur nebenbei bemerke ich, dass der Schuster Kandler im Waldlande ein rechter Freigeist war, wenn man ihn im Wirtshaus hörte, und das aus dem Grunde, weil er wusste, daß der Papst im Jahre 1866 die italienischen Truppen, die gegen die Österreicher ins Feld gezogen, segnete, auf dass ihnen der Sieg zutheil werde. Ist denn das auch ein G'hörtsichwohl? kritisierte der Schuster als alter Soldat. Sind wir Österreicher nit auch Christen? Tragen wir nicht auch unseren Peterspfenning nach Rom? Und da will man die „Katzelmacher“ segnen, auf dass wir kaput werden? Solcherlei machte bei den Bauern einen großen Eindruck, und nun begriff ich, der solches hörte, endlich auch, wie der Schuster so unchristlich gegen die „vermoredeiten“ Hexen sein könne. Aus dem Munde des Todtengrabschusters vernahm ich noch, dass er die drei Nägel beim Graböffnen leicht erhalte. Alle Augenblick, sagte der Mann, komme ich auf einen verrosteten Todtennagel. Auch die Todtenbeine wußte Kandler zu benützen. Er konnte damit Blut stillen. Das

[1]) Kehricht.

hügel in Poscher, der einstmaligen Richtstätte zwischen Donnersbach und Irdning in der Sonnwendnacht gegraben. Der Wendner erzählte mir, beim Wurzelgraben habe er ein kleines Hunderl bei sich gehabt. Und warum? Wenn die Wurzel in der Erde gelockert ist, muss man den Hund daranbinden und davonspringen. 's Hunderl will seinem Herrl nach und reißt die Wurzel aus der Erde. Weil die Wurzel, aus der Erde gegraben, ein jämmerliches Geschrei erhebt, muss man sich beim Galgmannlwurzelgraben die Ohren verstopfen. Die ausgerissene Wurzel hat der Wendner fleißig gewaschen und in Wein gebadet, hernach wurde sie ins Geldladel gelegt, damit ihm die „Maxen" nicht ausgiengen. Hat aber, meinte ärgerlich der Wendner, nix geholfen, und entweder war das Hundsvieh daran schuld, oder hab' ich einen Fehler beim Graben begangen. Da wird wohl das letztere der Fall sein, tröstete ich den Mann, das arme Hunderl, wie soll das für die Dummheit der Menschen sein können? Der Wendner hat mich verstanden und ist beinah' bös' geworden, allein zuletzt sah er doch ein, dass er der Schuldtragende, und man weiß es, der erste Schritt zur Besserung ist immer, sich selbst zu erkennen. Ob sich der Wendner gebessert, weiß ich nicht, denn ich habe bald nach meiner damaligen Unterredung mit dem Manne das Waldland verlassen. Wie ich ihn letzthin wieder sah, den Wendner, fragte ich ihn: No, wie geht's? Noch immer kein Glück mit dem Galgmannlwürzl gemacht? Versteht sich nit, war die saure Antwort. Ja, jeder kann's nit, meinte ich. Der Wendner hat die Achsel geschupft, sein Moizerl umfangen und sie zum Lebzelterstand geführt; dort hat er ihr ein groß' Herzel um 30 Kreuzer gekauft, und auf dem Herzel stand das schöne Versel:

Ih kauf dir a Herzel
Und a par Liter Meth,
Aber liab'n därffst koan andern,
Denn dös möcht' ih nöt.

Freilich, 's Moizerl bleibt dem Wendner Hansel treu, so g'scheit!

„No, wie geht's denn Dir, Simerl", wandte ich mich hierauf an einen Bauernknecht, den Pitzner Simerl, der seinerzeit beim Riesner diente, beim Riesner in Donnersbachwald, wo s' von den Hexen keine Ruhe hatten. Und wer waren die Hexen? Die Strobl Lena. Die ehemalige alte Stroblin, die meine Milchbäuerin war, als ich noch im Waldlande lebte, erzählte mir einst unter Thränen, dass man die Lena und den Clement der Hexerei beschuldigte. Die Lena ist gestorben und im Gesichte ganz schwarz geworden. Der Clement ist dagegen im Jahre 1878 unter die Schneelahn' kommen. Is kein Schad' um das Mensch gewesen, meinte einst zu mir der alte Grasch, als wir beim Waldwirte von den Hexen redeten und sich das Gespräch auf die Stroblischen drehte. Und was hat er denn können, der Clement? forschte ich. Mehr wie

In einer Broschüre über den Wallfahrsort Maria-Kumitz hab' ich gelesen, dass eine Feuersbrunst sogleich gelöscht ward, als man ein Kumitz-bildl in die Flammen warf. In Kandlers „Ägyptische Geheimnisse" ist pag. 58 ein Mittelchen: Ein Feuer zu löschen, wenn es brennt. Ja, wird der Leser sagen, das ist leicht: Feuer löscht man, indem man Wasser darauf gießt, die Feuerwehr weiß es am besten. Doch gemach, lieber Leser! Das Feuer kann nach vorhin angedeutetem Kunststück auf die Art gelöscht werden: Laufe dreimal ums Feuer herum und sprich: Feuer, die heiße Flamm', dir gebeut Jesus Christus, der werte Mann, du sollst stillestehen und nicht weiter gehen; im Namen Gott des Vaters, Gott des Sohnes und Gott des heiligen Geistes, Amen."[1])

Wozu benöthigen wir also noch Feuerwehren? Wozu schaffen wir kostspielige Spritzen an? Man wende einfach obiges Mittel an. Oft ist eine Spritze nicht gleich bei der Hand, und die Feuerwehr ist noch weiß wo. Man bemerkt aber das Feuer, das um sich greift, schon. Was da thun? Einfach obigen Feuersegen beten und dreimal um das brennende Gebäude laufen.

Zum Schlusse will ich noch ein wenig vom alten Fischer im Waldlande plaudern. Der alt' Fischer, er schrieb sich Paul Winkler, war einst in Wien Polizeimann, sieben Jahre lang. Hernach kam er ins Waldland. Dort wurde er „Jager" und hat nach einiger Zeit die Fischer Lis' geheiratet. 's Lisel war Sennin auf der Alm, und der Paul Jager auf'm Ahornkogel. Und da haben sie sich kennen gelernt. 's Lisel, nit mehr jung, sie hatte bereits zwei Kinder, Buben; also hat sie der Paul geheiratet, die Buben waren nicht im Wege. Der Paul und 's Lisel, wie sie verheiratet waren, haben keine Kinder bekommen. Der Paul ist nachher Fischer geworden, heißt das: vulgo Fischer. So hieß es bei einem schönen Bauerngut im Waldlande. Und dass ich erzähl': Der vulgo Fischer war als ehemaliger Jager in mehreren Stücken etwas gescheiter als die Bauern, welche im Waldlande aufwuchsen; mag auch dazu beigetragen haben, dass er sieben Jahre lang in Wien Polizeimann gewesen. Wie gesagt, ich weiß es nicht, warum der Fischer so gescheit war, aber das weiß ich, Kunststücke als Jager hat er auch allerhand können. So konnte er beispielsweise einem zustande bringen, dass man im Tage gewiss drei gute Schüsse anbringt, auch goss er Kugeln, mit denen er immer traf. Ist mir genug, wird der Leser sagen. Mir auch, dachte ich mir, als ich erfuhr, was der Fischer „kann". Aus den kleinen Buben ist später etwas geworden, aus den Stiefsöhnen des Fischer, meine ich. Doch der Toni, der jüngere, wurde

[1]) Wir drucken diese Darstellungen ab, weil sie leider ein echtes Bild des abscheulichen und wahrhaft gotteslästerlichen Volksaberglaubens geben. Möchten doch Priester und Lehrer mit allem Ernste diese Schandflecken unseres Volkes auszurotten trachten! Die Red.

Todtenbein, gereinigt natürlich, legte er auf die Wunde und sagte: Jesus war zu Bethlehem geboren, Jesus war zu Jerusalem gestorben. So wahr diese Worte sind, so wahr stehe das Blut.

Auch Diebe bannte, wenn's wahr ist, der Mann. Sein Diebssegen" lautete:

Petrus, bind in Banden,
Und zwar mit Gottes Handen,
Mit den heiligen fünf Wunden
Und mit den wahren zwölf Stunden,
Dass er[1]) mir muss stehen wie ein Stock
Und schauen wie ein Bock 2c.

Ja, wo haben S' denn das gelernt, Herr Meister? forschte ich, wobei ich nicht ohne Absicht die Titulatur „Herr Meister" gebrauchte, denn die hörte er am liebsten. Aus Albert Magnus' ägyptische Geheimnisse. Habe noch nie was gehört davon. Sind eigene Büchel! So? So ein Büchelchen möchte ich lesen. Ich drang in den Schuster, er möge mir sein Zauberbüchel auf ein Eichtel leihen, doch der Mann entgegnete mir: Nit um die Welt, dass mir das Buch aus der Hand kommt. Das wär' was!

Als ich im Vorjahre ins Waldland gekommen bin, hieß es: Unser alter Kandler lebt auch nicht mehr. Vor ein paar Monaten haben wir ihn begraben. Ich dachte sogleich an sein Zauberbüchel und es gelang mir, dasselbe zu bekommen. Habe es heute noch. Der Titel lautet: „Albertus Magnus bewährte und approbierte sympathetische und natürliche ägyptische Geheimnisse für Mensch und Vieh." In meiner Schreibtischlade ruht der Talisman, den einst der Schuster besessen, wer will das Büchel haben?[2])

In Wörschach lebt ein Gastwirt namens Eibel. Der Gastwirt Franz Weichbold in Weißenbach erzählte mir einst in Gegenwart meiner Frau, Eibel könne beim Vieh, wenn es ausbiegt, durch ein Sympathiemittel das kranke Glied völlig zurecht bringen. In Kandlers Zauberbüchel traf ich nun pag. 63 das „Kunststück": Wenn ein Vieh ein Bein gebrochen oder verrenkt hat, ohne dabei zu sein oder gesehen zu haben, zu heilen. Man muss des Viehs und des Eigenthümers Namen nennen, an einen Stuhl oder Bettlade gehen und denjenigen Fuß vorne und hinten, rechts oder links in beide Hände nehmen und sprechen: Ich heile dich im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des hlg. Geistes: wer das Ding glaubt und gedenkt, es wird dir geheilt geschwind. ††† Drei Vaterunser und drei Glauben dazu gesprochen und dreimal nacheinander gebetet. Probatum.

Nu, da hat man's. Aber „glauben" muss man daran. Ja, der Volksmund sagt nit umsonst: Der Glaub'n macht die Kunst ganz.

---

[1]) Der Dieb.
[2]) Der Gendarm. Denn es ist verboten! Die Red.

## D' schöni Predi.

„Loab därfs da sein, mei liabi Dirn,
A so a Predi zan valiern!
Na olls zfruah, sog ih, wor s' heint gor,
So vil is schön gwest, richti wohr!"
So hot die Notharathresl gsogt —
Drauf hot s' die Dirn ban Irml pockt:
„Jo Thres, däs kimmt mo gspoaßi via!
Sist muaſs ma schrein mit Enk — und wia,
Wals ollmol sogts, es hörats schlecht,
As Zechenti vastehts nit recht.
Da Pforra muaſs heint brüllt hobn grod,
Doſs d' Thresl ehm vastondn hot!"

„Jo woaßt", sogt do die Thres und locht,
„As nit vastehn — däs hot nix gmocht —
Ih thua gleih schaun — aft woaß ih schon,
Wos ih van d' Predi holtn konn.
Vur meina hot die Moahm ihrn Plotz —
Und dä fohrt zsomm ban iadn Sotz —
Und wonn man ah gleih fost nit hört
Hots holt vur Ongst furt ollwall grehrt.
Heint hot er kleba ongfongt grod —
Hot s' gschlofn — bis er aufghört hot.
Do gsiacht mas hiaz doh sunnaklor,
Doſs däs a schöni Predi wor!"

## An Irrung.

„So, Leitnhansl, mochts nur olls
Wia ihs Enk hob befohln!
Und wonn es merkts a Krisis — nocha
Loſst's mich wul gleih holn."

„O mei! Herr Dokta — do is zspot.
Und wia s' hiaz ausgsiacht — gor!
Wal um mei Weib koa Griſs is gwesn
Wia s' noh a Diandl wor."

## In Zenzl sei Lotein.

A Kräutahondla in da Stodt,
Der suacht an jungan Monn,
Der eahm in Gschäft schön fleißi hilft
Und a loteinisch konn.

Af däs frogt sih da Zenzl on —
Da Herr mocht groſzi Augn
Und moant: „Da Weg wor umasist —
Es werds dazua nix taugn!"

Drauf hot da Zenzl pfiffi glocht:
„Ih woaß as scha warum!
Es moants, a so a Bauernbua,
Der war za olln gleih z'dumm.

Lotein konn ih scha saggrisch guat —
Do brauchts nit vil dazua!
Däs hon ih ban Herrn Förſta glernt,
Drei Johr — ols Jagabua."

## Warum er woant.

„Geahts Urberl, woants doh nit a so!
Es druckt Enk jo as Herz noh o.
Schauts, Enka Woanan hilft nix mehr,
Koa Herrgott bringt Enk d' Mirl her.
Ih hätt ma's richti gor nit denkt,
Doſs der ihr Tod Enk gor so kränkt,
Guats hobts danebn jo eh nix ghobb,

Denn gholtn hot's Enk sakrisch knopp.
Drum thuats hiaz denkn — gwöhnts Enk drauf,
Die Mirl weckt koa Woanan auf."
Da Urberl, wir er d' Red hot ghört,
Do hot er gleih gor noh mehr grehrt,
Aft hot er gsogt: „Däs is as jo,
Wal ih däs woaß — drum woan ih so."

## Da nixnutzigi Bua.

Da reichi Bochwirt loſst sein Buabn
In d' Hauptstodt drein gschtudieren,
Und wia eahm heint sei Jokl schreibt,
Sull er bold doktarieren.

Da Voda zoagt koa rechti Freid
Ban Lesn — wias sih ghört,
Und d' Muada, dä hot gor gonz laut
Ins Füata eini grehrt.

Do kimmt holt grod za den Krawall
Da geistli Herr dazua:
„No, no, Herr Voda, wos is gschegn,
Wos hot er thon der Bua?"

„Gschriebn hot a heint: Ich hab zu thun
Mit einer Analyse —
Auch wegn der Flora geh ich oft
Spaziern durch Feld und Wiese."

So bugstobiert da Bochwirt laut
Und krotzt sih hintat Uhrn:
„Na so an Unglück, 's gonzi Geld
Is aussigschmissn wurn!!

Ih konn's Hochwürdn gor nit sogn,
Wia mih mei Nochgebn reit;
Gstott d'Büacha hot der Saggra drein
Gstudiert die Weibaleut!"

widerharig gegen den Alten. Habt's eh nix g'habt beim Heiraten — als wia a schwarz's Kastl, neckte er den ehemaligen Jager. Er warf ihm nämlich seine Armut vor. Aus Desparation hat der Fischer in seinen alten Tagen zu trinken begonnen; aus ihm ist ein periodischer Säufer geworden, ein sogenannter Quartalsäufer, und das Trinken war eines Tages sein Verderben. Dokter und Geistlicher mussten her und der gute Mann ist — gestorben. Gott habe ihn selig, den alten Waldjäger, den ich immer gut leiden konnte, wenn er auch seine Schrullen hatte.

## Lustigi Steirergschichtln in da Gmoansproch.

Von Nelly Kuhn.

### Da Gscheiterl.

Zan Gmoanwirt kimmt a Losagent
Der mit den Zeug holt umarennt.
Onfoalen thuat er's olln gnua —
Doh koana hat a Geld dazua.
So bringt er s' holt nit on — dä Wisch,
Do kimmt er noh zan letzt'n Tisch.
Durt hockt da Sepp und Fronz banond,
Da Lehra loahnt nebn on da Wond —
Und der, der kaft sich richti oans.
„Ih", sogt da Fronz, „ih mog scha koans."
Da Seppl, der woaß holt nit recht.
Jo, wonn ma gwiss wos gewinnen möcht!
„Hiaz Seppl", sogn s', „hiaz zoag Dein Muath,
Gwiss is — doss Dei Los ziagn thuat.
„Dumm sein bringt Glück!" — „Na nocha jo,
Na kaf ih Enk holt ah oans o!" —
Nocha wia d' Los sein zogn wurn —
Do hot in Seppl seins valurn.
Da Lehra hot an Treffa gmocht —
Da Seppl hot dazua na glocht.
Wias zu eahm sogn — „wos lochst denn noh,
Mia that mei Geld dabormen doh!" —
„Wonn ma as Gscheintsein konn domit
Sih kafn — aft dabormts ma nit.
Wia wusst ma's sist — wer denkat hin,
Doss ih gscheita wia da Lehra bin!"

### An Aufklärung.

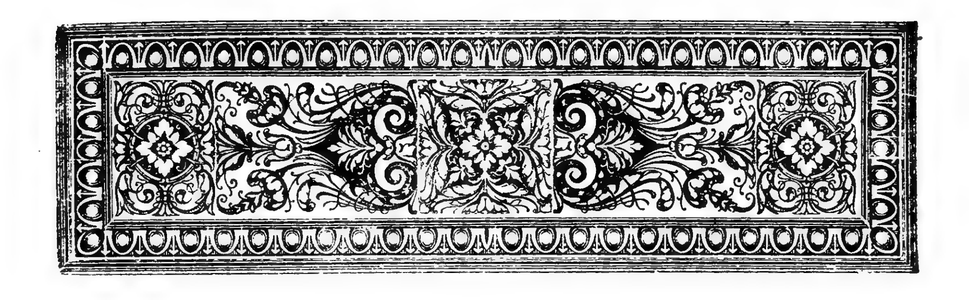
„Hiaz oba bin ih richti wild!
Däs wiad ma frei scha zvil!
Mei Diandl sogt za olln na —
Oda is gor gonz still."

„Du Dodl!" hot da Toni gsogt,
Na dolkat bist scha Bua!
So lonk s' noh na sogt is eh guat,
As jo sogn kimmt früah gnua.

Mei Olti hat nua ban Oltoar
Ihr jo gsogt — nocha nia —
Und grod däs bluatoanzigi Jo
Hot mih scha greut — und wia!"

werden nur sehr wenige Werke genannt, die er lesen darf, aber sehr viele, die er nicht lesen darf. Der Kaplan zankt sehr mit jenen katholischen Blättern, die die deutschen Classiker empfehlen, z. B. einen Lessing, Lenau, Goethe, Schiller, Hebbel. Dante, Byron, Shakespeare und solche Heiden natürlich ganz und gar zu verdammen. Wenn ein katholisches Blatt solche Dichter empfiehlt, so ist das katholische Selbstvergiftung. Nun vergessen sich manche kirchliche Blätter sogar so weit, dass sie auch die neuen Dichter protegieren, die noch viel schlimmer sind als die alten. Der gefährlichste unter ihnen, das steht auf Seite 19, ist Rosegger, trotzdem er schon sehr oft mausetodt geschlagen worden ist — unlängst erst von Pater Pöllmann. In früherer Zeit soll es Gerichte gegeben haben, die einen armen Sünder erst schlecht machen mussten, um ihn tödten zu können. Von dieser Gilde schien auch jener Pater zu sein, der den Rosegger erst entstellen, verstümmeln und fälschen musste, bevor er ausrufen konnte: Seht, wie tief gesunken! Er ist öffentlich absichtlicher Fälschung beschuldigt worden, aber der Mönch in seiner lauschigen Zelle hat dazu geschwiegen. Ist das nicht auch ein bisschen katholische Selbstvergiftung? Denn wohlbekommen können der Kirche solche Spitzbübereien unmöglich. Wenn man auch nicht gerade allemal die Kirche für die Bosheiten einzelner Kirchlinge verantwortlich machen will, obschon diese gerne vorgeben, im Namen des Katholicismus zu handeln, wenn sie ihre Dummheiten machen. Die Stimmung, die Abneigung gegen die Kirche wird doch gesteigert, und die antikatholische Welt hat den Vortheil. Oder sollten die Schriftsteller und Dichter nicht am Ende dankbar sein für die Reclame, die man solchergestalt für sie im katholischen Volke macht? Wer kennt die innersten Beweggründe, aus denen die Dinge geschehen?

Nicht weniger unbarmherzig als mit Rosegger geht der Kaplan Falkenberg auf seiner katholischen Wacht am Rhein gegen andere Dichter los. Ludwig Anzengruber, Gottfried Keller, Theodor Storm, Felix Dahn, Karl Ferd. Meyer, Otto Ernst, Wilhelm Jensen, Paul Heyse, Ebner-Eschenbach u. s. w., lauter Namen, die der gebildete Katholik ganz und strenge meiden oder doch geistlich censuriert lesen soll. Und erst Gustav Frenssen mit seinem Jörn Uhl! Es sei zwar ein prächtiges Buch, der Jörn Uhl, meint Kaplan Falkenberg, es stehe thurmhoch über der durchschnittlichen Unterhaltungsliteratur, es habe gewiss auch eine gute Tendenz und sei sicherlich von einem durchaus ehrbaren Familienvater geschrieben, aber — für die Katholiken sei das nichts. Das Buch hat so viel Unkeuschheit in sich! Diese Unkeuschheit! Der Kaplan sieht, scheint es, in allen Verhältnissen zwischen Mann und Weib — Unkeuschheit. Wo von Liebe die Rede ist bei den Dichtern, da denkt er sofort an die fleischliche Wollust und vermag sich wohl vor Lüsternheit nicht zu erwehren, wo andere Leser reine Schönheit und erhabene Seelenstimmung empfinden. Für einen Mann in der Soutane, ich gebe es zu, kann eine Scene, wie die auf Seite 121 des Jörn Uhl, vielleicht verhängnisvoll werden; sonst hätte es gewiss genügt, wenn Falkenberg mit jener Kritik eines katholischen Blattes einverstanden gewesen wäre, die das Buch für reife Leser empfohlen hatte. Aber der Kaplan frägt: Wer ist reif? — Nun außer der katholischen Kirche gibt es doch noch recht viele Menschen, die reif sind, so geistesreif, dass ihnen kein Jörn Uhl schaden wird. Und ich glaube, der Kaplan Falkenberg thäte besser, auch die Katholiken etwas höher zu werten, als er es thut. Ist seine Schrift, die den Katholicismus von der weiten Gotteswelt abschließen und in dumpfiger Grottenluft gefangen halten möchte, nicht auch eine katholische Selbstvergiftung? Dass sittenverderbende Bücher, besonders Schriften der Pornie fern gehalten werden, das wollen wir ja alle. Aber die ganzen Classiker, die Weltliteratur abdämmen wollen, weil einzelne Blätter derselben den strauchellustigen Leser etwa straucheln machen könnten,



# Kleine Laube.

## Was soll dein ewiger Ungestüm?

Sohn und Erbe der Ewigkeit,
Lass' ab, beim Augenblick zu betteln!
Was willst du dieses und jenes?
Hast du denn nicht alles?
Sind wir nicht immer voll der Unendlichkeit?
Strömt nicht immer ein Allgegenwärtiges auf uns ein?
Schwimmen wir nicht immer im Urelement?
Was soll dein ewiger Ungestüm?
Was kann uns fehlen?
Solange wir leben, ist Gott in uns,
Und sind wir todt, sind wir in ihm.

Robert Hamerling.

## Katholische Selbstvergiftung.

Es wäre besser, das Buch, von dem hier die Rede ist, käme nicht unter die Leute, besonders gegenwärtig, wo sich die katholische Kirche gegen den Vorwurf der Inferiorität zu vertheidigen hat. Zeitweise vertheidigt sie sich nicht schlecht, aber nur zeit- und stellenweise, nämlich dort, wo die katholische Presse in ihren Literaturblättern und Bücherkatalogen den Lesern die Anschaffung der Meisterwerke der Weltliteratur, sowohl der alten als der neuen, empfiehlt. Nun gibt es aber katholische Priester und katholische Schriftsteller, denen das nicht recht ist, die jeden Katholiken von allem Geistesleben geradezu abschließen möchten, das nicht streng katholisch zugeschnitten ist. So hat nun ein Kaplan am Rhein, Heinrich Falkenberg, ein Büchlein herausgegeben unter dem recht anzüglichen Titel: „Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: Was soll der gebildete Katholik lesen?" (Kevelaer. 1903.)

Nun steht in dem Buche aber nur geschrieben, was er nicht lesen soll. Der ungebildete Katholik soll nämlich gar nichts lesen, als etwa sein von einem geistlichen Oberen sanctioniertes Gebetbuch und seinen Katechismus. Der gebildete Katholik darf noch einiges Andere lesen aus der geistlichen und weltlichen Literatur, aber nur das, was nach Prüfung geistlicher Hirten für ihn ausgewählt wird. Es

Nun steh' und wandel' ich wie im Traum,
Was um mich ist, ich vernehm' es kaum,
Noch glüht sein Kuss auf dem Munde;
Zum Herzen noch immer wallet es heiß,
Das löscht kein Wasser, das löscht kein Eis —
O, jene himmlische Stunde!

Otto Doepkemeyer.

## Begegnung.

Vom Schloss die Maid
War früh' schon heut'
Im Wald, sich zu ergehen;
Man hat sonst nie
Im Forste sie
So ganz allein gesehen.

Den Hang herab
Des Jägers Knab'
Kam stracks ihr da entgegen;
Das machte schier
Die zweie hier
Ein wenig g'rad verlegen.

Des Schlossherrn Kind
Stellt' sich geschwind,
Als wollt's im Gras was suchen;
Der Jäger dann
Stellt' sich so an,
Als müsst' er Holz verbuchen.

So standen sie,
Er da, sie hie,
Ein Weilchen sich genüber,
Und jedes wär',
Hielt's nicht so schwer,
Im Arm des andern lieber.

Ein einzig Wort,
Fiel's hier, fiel's dort,
Es thäte wohl genügen,
Und Bursch und Maid,
Sie würden heut'
Sich in den Armen liegen.

Doch nein, ach — nein,
Es kann nicht sein,
Sie darf sich nicht vergeben;
Er ist zu g'ring,
Den Ehering
Zu bieten ihr für's Leben! —

Ob auch das Herz
In stillem Schmerz
Oft möchte schier vergehen,
In dieser Welt
Ist's so bestellt —
Da schließt der Stand die Ehen.

Jetzt geh'n sie fort,
Er da, sie dort,
Bald decken sie die Tannen,
Und jedes spricht:
„Wir sah'n uns nicht; —
Wir passen nicht zusammen!"

Jos. Achleitner.

## Versuchung.

Du stiller Weiher im Waldesgrund,
Darfst nicht so verführerisch blinken!
Mein Herz ist heiß, meine Seele ist wund,
Meine Füße sind müd und es lechzt mein Mund,
Ich möchte rasten und — trinken.

„So raste und trinke, du wirst gesund!"
Es thun mir's die Nixenstimmen kund,
Ich seh' es vom Ufer winken . . .
Du stiller Weiher im Waldesgrund,
Darfst nicht so verführerisch blinken!

Franz Floth.

## Mein Stern.

Am Abend, wenn es dunkelt,
Tritt Stern für Stern hervor.
Das glitzert und das funkelt
Aus dunklem Himmelsthor.
Die Fürsten sind's im Reigen,
Die hier zuerst sich zeigen,
Dann naht des Volkes Chor.

Und tiefer wird das Dunkeln,
Bald wird es völlig Nacht.
Da muss ein Stern zu funkeln
Beginnen, fern und sacht.
Er wird ganz still beginnen,
Nicht lodern von den Zinnen
Hellauf in Sirius-Pracht.

das geht zu weit. Wenn die Literatur so gefährlich wäre, dann müsste man sie ja ganz ausrotten mit ihren Darstellungen menschlicher Leidenschaft, mit ihren philosophischen Reformideen, mit ihrer weitherzigen Liberalität, denn nicht allein um den Katholiken, vielmehr um jeden Menschen wäre es schade, wenn er „verderben" würde! Noch schlimmer als die Literatur wäre nach solcher Auffassung das Theater, die bildende Kunst und gar die Wissenschaft. Will man die Katholiken davon abschließen?

Die Kirche hat gewiss das Recht, nichtkatholische Schriften von den Katholiken fern zu halten. Aber das zu ängstliche Bestehen auf diesem Recht zeugt von Schwäche und Unsicherheit. Eine Kirche, die sich als die allein wahre und göttliche fühlt, müsste etwas mehr Selbstvertrauen haben und sich nicht fürchten vor jedem Literaten. Wenn die Kirche echt ist und der Katholik gut, dann müsste dieser bei Erweiterung seines Weltblickes sich immer noch mehr in seiner Kirche gefestigt fühlen. Wie denkt sich doch um Gotteswillen der Mann den Fortbestand einer Kirche, deren Mitglieder nicht reif sind, für das allgemeine geistige Leben nicht reif werden dürfen. Wie können diese vielen Millionen, die mit der Welt zu thun haben, von der Welt abgeschlossen werden? Und wie kann eine Kirche, die ihren Mitgliedern vor aller Wahrheit des Lebens die Augen verbinden wollte, von sich behaupten: Ich bringe allen das Licht und die Wahrheit? — Nur allein auf die Ewigkeit hin müsse man blicken, meint Falkenberg, denn alles Leben münde in die Ewigkeit. Ganz recht, und eben darum! Eben darum ist alles Leben, auch das weltliche mit seinem Geist und mit seiner Literatur, so groß und bedeutsam, weil es ein göttlicher Theil der Ewigkeit ist.

Nein, soweit dürfte ein Kaplan Heinrich Falkenberg kaum folgen können. Obschon sein Büchlein stellenweise den hellen Kopf verräth, der sicher im Lichte der Weltliteratur gereift ist, im ganzen lebt er doch in jener dunklen Befangenheit, die leider viele katholische Eiferer mit ihm theilen und die den Vorwurf der Inferiorität vollauf bestätigt.

M.

# Singvögel.

### Ich bin der Mai . . .

Ich bin der Mai, nehmt euch in Acht!
Hab' manchen schon ums Herz gebracht
Und Fried' und Ruhe war dahin
Und Kinderglück und Kindersinn.

Ich bin der Mai, nehmt euch in Acht!
Aus Wäldern leuchtet's wie Smaragd
Und in den Thälern, auf den Höh'n,
Da blühen Veilchen und Tausendschön.

Rings Lerchenruf und Sonnenschein;
Es stahl in manches Herzelein
Ein Mägdlein sich eh' man's gedacht —
Ich bin der Mai, nehmt euch in Acht!

A. Lippmann.

### Mädchenlied.

Er hat mich geküsst in heimlicher Stund;
Wie heiß er preßte Mund auf Mund —
O, wonnig Erschauern und Beben!
Mit lieben Armen er mich umschlang —
Ach, wie sein Blick in die Seele drang!
So süß war noch nichts im Leben!

So zärtlich kosete Lenzesluft,
Berauschend wogte Syringenduft,
Die Nachtigall schluchzte im Flieder —
Da lag ich willenlos an ihn geschmiegt,
Von sonnigem Glücke eingewiegt,
Geschlossen selig die Lider.

Redner, der durch Beschreibung in eine Gegend uns versetzt, er mag nun unsere Erinnerung wieder beleben oder unsere Phantasie aufregen: ja wir erfreuen uns sogar, mit dem Buch in der Hand eine wohlbeschriebene Gegend zu durchlaufen; unserer Bequemlichkeit wird nachgeholfen, unsere Aufmerksamkeit wird erregt, und wir vollbringen unsere Reise in Begleitung eines unterhaltenden und unterrichtenden Gesellschafters.

Kein Wunder also, dass in einer Zeit, da so viel geschrieben wird, auch so manche Schrift dieser Art erscheint, kein Wunder, dass Künstler und Dilettanten in einem Fache sich üben, dem das Publicum geneigt ist.

Als eine solche Übung setzen wir die Beschreibung des Wasserfalles von Schaffhausen hierher, freilich nur skizzenhaft und ohne sie von den kleinen Bemerkungen eines Tagebuches zu trennen. Jenes Naturphänomen wird noch oft genug gemalt und beschrieben werden, es wird jeden Beschauer in Erstaunen setzen, manchen zu einem Versuch reizen, seine Anschauung, seine Empfindung mitzutheilen und von keinem wird es fixiert, noch weniger erschöpft werden.

Schaffhausen, den 18. September 1797.

Früh um halb sieben Uhr ausgefahren, um den Rheinfall zu sehen. Grüne Wasserfarbe. Ursache derselben.

Die Höhen waren mit Nebel bedeckt, die Tiefe war klar, und man sah das Schloss Laufen halb im Nebel. Der Dampf des Rheinfalls, den man recht gut unterscheiden konnte, vermischte sich mit dem Nebel und stieg mit ihm auf.

Gedanke an Ossian. Liebe zum Nebel bei heftigen inneren Empfindungen.

Man kommt über Uwiesen, ein Dorf, das oben Weinberge, unten Feldbau hat.

Der Himmel klärte sich langsam auf, die Nebel lagen noch auf den Höhen.

Laufen. Man steigt hinab und steht auf Kalkfelsen.

Theile der sinnlichen Erscheinung des Rheinfalls, vom hölzernen Vorbau gesehen. Felsen, in der Mitte stehende, von dem höhern Wasser ausgeschliffene, gegen die das Wasser herabschießt. Ihr Widerstand; einer oben, der andere unten, werden völlig überströmt. Schnelle Wellen, Lakengischt im Sturz, Gischt unten im Kessel, siedende Strudel im Kessel.

Der Vers legitimiert sich:

Es wallet und siedet und brauset und zischt u. s. w.

Wenn die strömenden Stellen grün aussehen, so erscheint der nächste Gischt leise purpurgefärbt.

Unten strömen die Wellen schäumend ab, schlagen hüben und drüben ans Ufer, die Bewegung verklingt weiter hinab, das Wasser zeigt im Fortfließen seine grüne Farbe wieder.

Erregte Ideen über die Gewalt des Sturzes. Unerschöpfbarkeit als wie ein Unnachlassen der Kraft. Zerstörung, Bleiben, Dauern, Bewegung, unmittelbare Ruhe nach dem Fall.

Beschränkung durch Mühlen drüben, durch einen Vorbau hüben. Ja es war möglich, die schönste Ansicht dieses herrlichen Naturphänomens wirklich zu verschließen.

Umgebung. Weinberge, Feld, Wäldchen.

Bisher war Nebel, zu besonderm Glück und Bemerkung des Details; die Sonne trat hervor und beleuchtete auf das schönste schief von der Hinterseite das Ganze. Das Sonnenlicht theilte nun die Massen ab, bezeichnete alles Vor- und Zurückstehende und verkörperte die ungeheure Bewegung. Das Streben der Ströme gegen einander schien gewaltsam zu werden, weil man ihre Richtungen und Abtheilungen deutlicher sah. Stark spritzende Massen aus der Tiefe zeichneten sich nun beleuchtet vor dem feinern Dunste aus; ein halber Regenbogen erschien im Dunste.

Er wird zu leuchten wagen
Ganz still, mit sond'rem Schein.
Die Leute werden sagen:
Der Stern ist fern und klein!
Er aber sagt den Leuten:
Nie wollt' ich mehr bedeuten!
Laſst, wie ich bin, mich sein! — —

Der Stern, von dem ich singe,
Ist meines Lebens Stern,
Und dass ich ihn erringe
Liegt in der Hand des Herrn.
Ich pflege meinen Garten
Und will geduldig warten,
Ob nah er liegt, ob fern!

Franz Karl Ginzkey.

## Ihr Einziger.

Ihr Gatte starb, da war der Junge klein.
„Er wird dir Trost, dereinst auch Stütze sein . . .“
Die Noth war groß, sie bleichte früh ihr Haar,
Doch jedes Opfer brachte gern sie dar
Und sparte sich dem eignen Munde ab,
Was sie fürs Studium ihres Sohnes gab.

Der setzte sich mit vollem Eifer ein,
Es war sein Stolz, der Erste stets zu sein.
Dabei ein Bursche, schön wie Milch und Blut,
Das Cerevis, das Band, wie stand's ihm gut!
Voll Lieb, voll Dank, hieng er der Mutter an.
„Bald kommt die Zeit, da ich dir's lohnen kann.“

Spätsommernacht. — Die Luft so heiß und schwer,
Wie alles kam — recht weiß es keiner mehr.
Im Zecherkreis, in vorgerückter Stund,
Ein rasches Wort aus jugendlichem Mund,
Ein kecker Scherz — ein rasches Gegenwort.
„Wir treffen morgen uns an anderm Ort.“

Still — todtenstill! Nun sind sie alle fort,
Die Mutter nur, sie steht allein noch dort
Und schaut und schaut — verstört und stumm hinab
Auf ihres Einz'gen allzufrühes Grab.
Hier sargte man ihr stolzes Glück nun ein,
Sie bleibt zurück, verlassen und allein.
Sie bleibt zurück in Elend, Gram und Noth . . .
Wie hart bist du, o stolzes Ehrgebot.

Erna Schmidt-Viereck.

## Goethe am Wasserfall.

Es wird manchmal behauptet, dass Goethe auf seinen Reisen die Naturschönheiten übersehen hätte. Das ist unrichtig. Er hat sie nicht bloß gesehen, er hat sie auch geschaut, und zwar mit tiefer blickenden Augen, als es in unserer Zeit zu geschehen pflegt. Er sah die Naturschönheiten als Mensch, als Künstler, als Gelehrter und als Philosoph.

Im Jahre 1797 hat Goethe auf einer Reise in die Schweiz den Rheinfall bei Schaffhausen beschrieben. In der schlichten Form einer Skizze, scheinbar ganz ungeordnet im Stil, aber umso unmittelbarer, ich möchte sagen, elementarer, ist die Schilderung, die uns ein wahrhaft plastisches und höchst stimmungsvolles Bild vom Wasserfall und seinen Wirkungen aufgestellt hat.

Goethe schreibt:

In der menschlichen Natur liegt ein heftiges Verlangen, zu allem, was wir sehen, Worte zu finden, und fast noch lebhafter ist die Begierde, dasjenige mit Augen zu sehen, was wir beschreiben hören. Zu beidem wird in der neueren Zeit besonders der Engländer und der Deutsche hingezogen. Jeder bildende Künstler ist uns willkommen, der eine beschriebene Gegend uns vor Augen stellt, der die handelnden Personen eines Romans oder eines Gedichtes, so gut oder so schlecht er es vermag, sittlich vor uns handeln läſst. Ebenso willkommen ist aber auch der Dichter oder

# Ein altes Recrutenlied.

Gedichtet hat man auch früher nicht besser als jetzt, aber gelitten hat man noch mehr. Von freundlicher Seite wird uns ein Recrutenlied mitgetheilt, das als „fliegendes Blatt“ auf Löschpapier gedruckt aus der letzten Zeit des 18. Jahrhunderts stammen dürfte. Die Franzosenkriege! Die nothwendigen Recruten wurden genommen wo man sie fand, mit Gewalt, mit List. Das Lied gibt ein rührend einfältiges Stimmungsbild des Jammers.

Wo soll ich mich hinwenden
In der betrübten Zeit,
Auf allen Seiten und Enden
Ist nichts als Kampf und Streit.
Die Rekruten thut man mehren,
So viel man immer kann,
Soldat muß alles werden,
Ist es Knecht oder Mann.

Mit List hat man mich gefangen,
Als ich im Bette schlief;
Der Richter kam gegangen,
Ganz leise auf mich griff.
Sprach: Bursche bist du da,
Von Herzen bin ich froh.
Steh auf, Soldat mußt werden,
Das ists, was ich dir droh.

Jetzt bin ich nun gefangen,
Mit Fußeisen hart geschmückt;
Ach! wär ich durchgegangen,
So hätt' man mich nicht kriegt.
Verleih', o Gott! im Scheiden,
Mir gütigst deine Huld,
Ich will mein Schicksal leiden,
Vielleicht hab ichs verschuld.

Dem Kaiser werd' ich dienen,
Weil ich das Leben hab.
Werd' ich einmal erschossen,
So legt man mich ins Grab.
Es liegen viel Kameraden,
O Gott! erbarme dich,
In tiefen Schacht begraben,
Vielleicht triffts morgen mich.

Der Monarch hat beschlossen,
Zu streiten für sein Land,
Viel Kinder werden erschossen
Aus der Soldaten Hand.
Viel Kinder werden erschossen,
So ist des Krieges Lauf,
Thränen haben geflossen,
Rekruten hebt man auf.

Ich höre die Kanonen knallen,
Das die Luft erschallt;
Viele Kameraden fallen,
Verlieren ihre Gestalt.
Thuen ihren Geist aufgeben,
Ach du unschuldiges Blut,
Wie schad ist um das Leben,
Das hier verschwinden thut.

Ade, Vater und Mutter,
Ade, meine guten Leut,
Ich muss nun marschieren,
Nach der Festung heut.
Es regieret in der Welt,
Die Falschheit und das Geld;
Es können sich nur Reiche helfen,
Arme müssen in das Feld.

Der Vater weint um seinen Sohn,
Die Mutter um ihr Kind;
Das Weib betrauert ihren Mann,
Weil sie geschieden sind;
Die Kinder ihren Vater,
Das ist eine Lamentation,
Die Schwester ihren Bruder,
Das man nicht hören kann.

Schwester, Brüder und Freunde,
Stellt euer Weinen ein;
Es kann nichts anders helfen,
Ein Soldat muss ich sein.
Der Himmel thu' euch schützen,
Wenn ich im Felde bleib.
Thut mir im Gebete nützen,
Dass ich komme ins Himmelreich.

Mein Schatzel steht von Weitem,
Schaut mich gar traurig an,
Ich sag' es allen Leuten,
Dass sie mir viel Guts gethan.
Ich danke ihr vielmal dafür,
Dass sie mir gut gewesen,
Der Himmel möge ihr,
Dies Gute nicht vergessen.

Noch einen Kuss thue mir geben
Zum Zeichen deiner Treu;
Ich geb' dir gern zwei dafür,
Und liebe dich auf's Neu.
Ich bleib dir bis im Tod ergeben,
Wenn ich gleich fortmarschier,
In meinem Herzen wirst du leben,
Behalt' mich in deinem dafür.

Ich hör' die Vöglein singen,
Ich hör' die Kriegsmusik,
Ich wünsch allen meinen Freunden
Ein angenehmes Glück.
Lebe, Liebchen, du recht wohl,
Und glaube sicherlich,
Wenn ich nach Hause kommen soll,
Gewiss, ich heirat' dich.

Bei längerer Betrachtung scheint die Bewegung zuzunehmen. Das dauernde Ungeheure muss uns immer wachsend erscheinen; das Vollkommene muss uns erst stimmen und uns nach und nach zu sich hinaufheben. So erscheinen uns schöne Personen immer schöner; verständige immer verständiger.

Das Meer gebiert das Meer. Wenn man sich die Quellen des Oceans dichten wollte, so müsste man sie so darstellen.

Nach einiger Beruhigung des Gemüths verfolgt man den Strom in Gedanken bis zu seinem Ursprung und begleitet ihn wieder hinab.

Beim Hinabsteigen nach dem flächern Ufer Gedanken an die neumodische Parksucht.

Der Natur nachzuhelfen, wenn man schöne Motive hat, ist in jeder Gegend lobenswürdig; aber es ist bedenklich, gewisse Imaginationen realisieren zu wollen, da die größten Phänomene der Natur selbst hinter der Idee zurückbleiben. — Wir fuhren über. —

Um 10 Uhr fuhr ich bei schönem Sonnenschein wieder herüber. Der Rheinfall war noch immer seitwärts von hinten erleuchtet, schöne Licht- und Schattenmassen zeigten sich sowohl von dem Laufenschen Felsen als von dem Felsen in der Mitte.

Ich trat wieder auf die Bühne an den Sturz heran und fühlte, dass der vorige Eindruck schon verwischt war; denn es schien gewaltsamer als vorher zu stürmen, wobei ich zu bemerken hatte, wie schnell die Nerve in ihren alten Zustand sich wieder herstellt. Der Regenbogen erschien in seiner größten Schönheit; er stand mit seinem ruhigen Fuß in dem ungeheuern Gischt und Schaum, der, indem er ihn gewaltsam zu zerstören droht, ihn jeden Augenblick neu hervorbringen muss.

Betrachtungen über die Sicherheit neben der entsetzlichen Gewalt.

Durch das Rücken der Sonne entstanden noch größere Massen von Licht und Schatten und da nun kein Nebel war, so erschien der Gischt gewaltiger, wenn er über der reinen Erde gegen den reinen Himmel hinauffuhr. Die dunkle grüne Farbe des abströmenden Flusses ward auffallender.

Wenn man nun den Fluss nach dem Falle hinabgleiten sieht, so ist er ruhig, seicht und unbedeutend.

Wir fuhren näher an ihn hinan; es ist ein herrlicher Anblick, aber man fühlt wohl, dass man keinen Kampf mit diesem Ungeheuer bestehen kann.

Wir bestiegen wieder das kleine Gerüste und es war eben wieder, als wenn man das Schauspiel zum erstenmal sehe. In dem ungeheuern Gewühle war das Farbenspiel herrlich. Von dem großen überströmten Felsen schien sich der Regenbogen immerfort herabzuwälzen, indem er in dem Dunst des herunterstürzenden Schaumes entstand. Die untergehende Sonne färbte einen Theil der beweglichen Massen gelb, die tiefen Strömungen erschienen grün und aller Schaum und Dunst war lichtpurpurn; auf allen Tiefen und Höhen erwartete man die Entwicklung eines neuen Regenbogens.

Herrlicher war das Farbenspiel in dem Augenblick der sinkenden Sonne, aber auch alle Bewegung schien schneller, wilder und sprühender zu werden. Leichte Windstöße kräuselten lebhafter die Säume des stürzenden Schaumes, Dunst schien mit Dunst gewaltsamer zu kämpfen, und indem die ungeheure Erscheinung immer sich selbst gleich blieb, fürchtete der Zuschauer dem Übermaß zu unterliegen und erwartete als Mensch jeden Augenblick eine Katastrophe.

# Lustige Zeitung.

**„In Sachen Ihres Vaters.“** Eine ergötzliche Scene hat sich letzthin in einem hessischen Amtsgericht abgespielt. In der Processangelegenheit eines Händlers war dessen Sohn zur Vernehmung geladen worden. Als aber der etwa 14 Jahre alte Junge bei seinem Aufruf im Saale erschien, brach eine unbändige Heiterkeit los, und der Richter hatte große Mühe, ernst zu bleiben. Der Junge sah aber auch zu komisch aus, sein schmächtiges Körperchen verschwand fast unter einem großen, weiten Gehrock, der bis auf die mit riesigen Stiefeln bekleideten Füße herabfiel. In den gleichen Dimensionen waren die Hosen, der Kragen und der unförmliche Hut gehalten. Außerdem trug der sonderbare Zeuge einen Mordstock in der Hand. Auf die entrüstete Frage des Vorsitzenden, wie er sich unterstehen könne, in einem solchen Aufzuge vor Gericht zu erscheinen, meinte der arme Junge schüchtern, das stände doch in der Ladung vorgeschrieben. Allgemeines Erstaunen. Der Kleine aber schürzte den langen Ärmel zurück und suchte eine Weile eifrig in den tiefen Taschen herum, bis er endlich tief aufathmend die Ladung zum Vorschein brachte und mit triumphierender Miene auf die Worte zeigte, welche ihm befahlen: „In Sachen Ihres Vaters.“

* *

**Die Prophezeiung.** Ein Zecher mit kupferrother Nase und Wange ersucht einen „Wahrsager“ um eine Prophezeiung. „Ihr werdet“, erwiderte dieser, „alle Tage ärmer an Silber, aber desto reicher an Kupfer werden.“

* *

**Ausreden lassen!** Musiklehrer: „Ich bedauere wirklich, Fräulein, dass Sie sich so viele Mühe geben . . .“ — Sie: „Aber durchaus nicht, Herr Professor . . .“ — Musiklehrer: „Dass Sie sich so viel Mühe geben, Noten zu spielen, die gar nicht im Hefte stehen.“

* *

**Eine gute Antwort.** Napoleon I., damals noch General Bonaparte, hatte Mailand eingenommen; in einer bon gré, mal gré, ihm zu Ehren gegebenen Gesellschaft wandte er sich in seiner bekannten, auch im Scherz kurz angebundenen, selbst Damen gegenüber rücksichtslosen Weise an eine Mailänderin mit der Frage: „Man hat mir gesagt, Ihre Landsleute seien Spitzbuben; ist das wahr?“ — Non tutti, signore, ma buonaparte (nicht alle, mein Herr; aber ein guter Theil), erwiderte die witzige Dame. — Bonaparte, der dies Wortspiel sehr wohl verstanden hatte, lächelte; er fühlte, dass er diesmal den Kürzeren gezogen.

* *

**Der Prinzen-Erzieher.** Professor: „Durchlaucht, nennen Sie mir diesen Ocean auf der Karte!“ — Durchlaucht schweigt. — Professor: „Ganz recht Durchlaucht — es ist der Stille Ocean!“

* *

**Mnemotechnik.** A.: „Ich habe jetzt einen mnemotechnischen Cursus durchgemacht; ich sage Ihnen, das ist großartig, besonders fürs Behalten der Jahreszahlen. Früher hatte ich für Geschichtsdaten ein miserables Gedächtnis, aber jetzt! fragen Sie, was Sie wollen, ich werde Ihnen prompt antworten.“ — B.: Also, wann wurde Amerika entdeckt?“ — A.: „Im Jahre 1359. Das habe ich mir ganz einfach so gemerkt: ich nehme die ersten vier Buchstaben von Amerika. A ist

## Hundeerziehung.

Ein hoher Herr, Graf Sylva-Tarouca, hat vor einiger Zeit in Sachen des „katholischen Schulvereins“ im Wiener „Vaterland“ einen Aufsatz über Jugenderziehung drucken lassen, der folgende Stelle enthält: „Vom Jagdhunde verlangt sein Herr, dass der Gehorsam ihm zur zweiten Natur geworden sein muss und durch eiserne Consequenz, durch consequente Belohnung, beziehungsweise Bestrafung von der ersten Jugend angefangen. Ist das beim unvernünftigen Thier zu erreichen, um wieviel eher beim Kinde vernünftiger Eltern!“

Dazu bemerkt der „Dorfbote“: „Der Satz trifft den Nagel auf den Kopf. Ja, dies ist das letzte Ziel adelig-clericaler Erziehungskunst: Werde zum Jagdhund! Gehorsam und Disciplin, das scheinen den Jagdhundbesitzern als die höchsten Tugenden des Volkes und der — Jagdhunde. So wollen die Sylva Taroucas das Volk dressieren: Gehorsam auf den leisesten Pfiff, folgsam jedem flüchtigen Wink, ein treuer Nachtrapper und Beschützer auf allen Wegen der hohen Herren, bereit, durch dick und dünn, über Fels und Wald für „das Herrl“ dahinzuspringen, mit Lebensgefahr die Jagdbeute des Gebieters aufzuspüren, sie zwischen den Zähnen zu seinem Herrn zu tragen, athemlos zurückzurennen und schließlich in gehorsamer Wunschlosigkeit jede Beute dem Herrn zu Füßen zu legen. Ja, dieses Jagdhundeideal möchten die Herren Grafen vom katholischen Schulverein allen Kindern des Volkes beibringen.“

## Wie in Amerika die Fleischhauer arbeiten.

In einem Artikel der „Grenzboten“ über die Grenzen des amerikanischen Aufschwunges erzählt W. v. Polenz von einer eigenthümlichen Art des Schweineschlachtens in Amerika, die vielsagend ist: „Ein Beispiel für diese Mechanisierung des Menschen wird mir ewig erinnerlich bleiben als besonders charakteristisch. Im Armour Packing House von Chicago mit seinen elftausend Angestellten, wo täglich neben vielen tausend Rindern und Schafen auch fünftausend Schweine geschlachtet und verarbeitet werden, steht vor dem großen Rade, woran die Schweine zu dem Zwecke lebend befestigt werden, sie emporzuheben, ein einzelner Mann mit einem Fleischerdolche bewaffnet, mit dem er die Schweine, während sie zappelnd und quiekend vom Rade an ihm vorbeigeführt werden, mit blitzschnellem Stoße absticht. Dieser Mann steht jetzt schon siebenundzwanzig Jahre an derselben Stelle und der einzige Handgriff, den er zu thun hat, ist eben der, mit dem er den Schweinen die Kehle öffnet. Für die Stockjards ist dieser Virtuos natürlich unbezahlbar. Er soll sich ein großes Vermögen erworben haben und kann, wenn er stirbt, jedenfalls auf den größten im Schweineabstechen bisher erreichten Record zurückschauen.

Ich denke keineswegs an das Ekelhafte des blutigen Handwerkes, wenn ich die Frage aufwerfe: Führt dieser Schlächter ein menschenwürdiges Dasein? Ist hier der Mensch bei aller Eleganz der Arbeitsleistung nicht zum Maschinentheile hinabgesunken? Kann er seine Seele in eine solche Arbeit legen? Kann er irgend etwas der Künstlerfreude des selbständig Schaffenden Ähnliches empfinden, von der jeder einfachste Handwerker immer noch einen Hauch zu spüren vermag?“

Es ist allerdings aufs äußerste widerlich. Doch dünkt mich, wenn überhaupt gemetzgert und gemetzelt wird, so bleibt sich's ziemlich gleich, ob's am Schragen oder am Rade geschieht. — Wenn die ganze Thierschlächterei abkäme, ich würde meinen Braten gern entbehren. M.

## Bücher.

**Die ewige Alleinherrschaft des Glaubens auf Erden.** Eine Inschrift aus Damaskus, erklärt und erläutert von Canonicus Prof. Dr. Aug. Rohling. (München, Schuh u. Comp. 1903.) Mit dieser kleinen exegetischen Schrift beabsichtigt der Verfasser ein Scherflein gegen die Bestrebungen der Gegenwart beizutragen, welche uns zurufen, dass wir uns losmachen sollen von Rom, um das Heil in der Cultur zu suchen. Die Inschrift, um die es sich handelt, hat sich auf einem Architrav der von der heil. Helena in Damaskus erbauten Basilika des heil. Johannes des Täufers erhalten und besagt in griechischer Sprache: „Dein Reich ist ein Reich für alle Ewigkeiten. Und deine Herrschaft besteht in jedem Geschlecht und Geschlecht." Es ist dies der Text von Vers 13 im 145. Psalme und eine nicht misszuverstehende Predigt von dem dauernden Sieg der Kirche auf Erden. So wie nämlich besagte Inschrift von Damaskus alle Stürme der Türken überdauert hat, so wird das Reich Christi auf Erden für alle Ewigkeiten in allen Geschlechtern endlos herrschen und fortbestehen. Darum sei aufzuräumen mit dem Schulirrthume, dass der jüngste Tag das Ende der irdischen Pilgermenschheit sein werde, für die dann erst eine neue Ordnung der Dinge beginnen wird, wie sie im Uranfange bestimmt war, eine Ordnung von Dauer, wo alle Individuen heilig auf Erden leben und nach Vollendung ihrer Pilgerzeit, ohne den Tod zu schauen und zu verkosten, zum Himmel gelangen, während die Menschheit als Gattung auf Erden ohne Ende fortbesteht, um den unendlichen Verdiensten Christi gemäß ohne Ende auch hienieden in der Pilgerschaft Gott zu verherrlichen. Diesen Siegesruf, der aus der Inschrift von Damaskus dem heutigen Unglauben gegenüber tröstend und ermuthigend uns entgegentönt, sucht der Verfasser dieser eigenartigen Schrift auch zu begründen und erbringt den Beweis dafür aus dem Symbolum (um „zu richten die Lebendigen und die Todten"), aus der „Lehre der zwölf Apostel", aus dem „Brief des Barnabas", aus dem „Testament des Herrn", dem unlängst durch Erzbischof Rahmani aufgefundenen „Heiligen Hausrath des vornicänischen Zeitalters", sodann aus den Schriften der chiliastischen Väter, des Origenes, der beiden heil. Schülerinnen des heil. Hieronymus, der Frauen Paula und Eustochium, wie endlich aus der Apokalypse, dem prophetischen Buche des neuen Bundes. Katholische Freunde exegetischer und eschatologischer Fragen und Studien seien auf die vorliegende interessante Arbeit des gelehrten Prager Domherrn und Professors hiermit aufmerksam gemacht Dr. Vidmar.

---

**Jahrbuch der Weltgeschichte.** Die überaus rührige Teschener Verlagsbuchhandlung von Karl Prochaska, die eine Zweigniederlassung auch in Leipzig und Wien besitzt, hat seit zwei Jahren die Herausgabe illustrierter Jahrbücher a) der Erfindungen, b) der Weltreisen und c) der Weltgeschichte in Angriff genommen. Die Bearbeitung und Redaction der letzteren hat vorderhand der bekannte Publicist Karl Jentsch übernommen und seine Aufgabe in den beiden uns bisher vorliegenden, die Jahre 1900 und 1901 behandelnden Bänden ganz musterhaft gelöst. Bei der flüssigen, fesselnden und anregenden Schreibweise dieser Jahrbücher der Geschichte werden dieselben hoffentlich umso gewisser baldigst sich einbürgern, als der Kostenpreis für jeden Band, obwohl dieselben recht schön und reich illustriert sind, gering ist. Die Anschaffung dieses Jahrbuches der Weltgeschichte kann jedermann nur bestens empfohlen werden. Man wird durch dasselbe bei äußerst angenehmer, nirgends langweiliger Darstellung von den Vorgängen auf allen Gebieten des Lebens, insbesondere des politischen, rasch und richtig unterrichtet; der Herausgeber schreibt ganz objectiv und sieht nahezu vollständig ab von seinem eigenen Parteistandpunkte. Wohl ist jedem Bande ein übersichtliches Inhaltsverzeichnis vorausgeschickt, doch wäre es im Interesse des Unternehmens sehr angezeigt, den nachfolgenden Jahrgängen auch stets ein (Sach- und Personen-) Register beizufügen, um das Nachschlagen zu erleichtern, das den Wert und die Verwendbarkeit eines Jahrbuches bedeutend erhöht und eigentlich zum Wesen eines Jahrbuches gehört.

Dr. Vidmar.

---

**Die Geschwister.** Von Hugo Bertsch. Mit einem Vorwort von Adolf Wilbrandt. (Stuttgart. J. G. Cotta. 1903.) Auszug aus dem Vorwort von Adolf Wilbrandt: „Es ist eine Seelengeschichte, die sich langsam, beinahe ganz in Briefen fortschiebt; viel Persönliches drin, in den „Helden" der Geschichte, Bruder und Schwester, sehr viel Eigenstes. Noch nie hat ein Mensch des „vierten Standes" mit so geist- und seelenvoller, hochaufflammender Beredsamkeit für die Rechte dieses leidenden Standes und gegen

natürlich gleich 1; m enthält drei Striche, also 3; e ist der fünfte Buchstabe, also 5; r ist der neunte Buchstabe, rückwärts gerechnet; gibt zusammen 1359." — B.: „Aber Amerika wurde doch 1492 entdeckt." — A.: „Na ja, ich wollte Ihnen doch nur die Methode zeigen!"

*
* *

**Heiteres aus dem Schulleben.** Unter diesem Titel erzählt G. Escher in der „Frankfurter Zeitung" eine Reihe lustiger Erfahrungen aus seiner Lehrerpraxis. Einige wollen wir wiedergeben. — Ein Vater schreibt: Hochgeöhrter Herr Lehrer! Es hat mich wegen den andern Leuten arch gekränkt das meine Anna sietzen gebliebe ist. Ich weiß ja das Sie ein dummes Oos ist daß hat Sie von meiner Frau die hat auch so schlächt gelernt aber Sie tun mir einen großen Gefalle wenn Sie Sie versetze ich will ja gern etwas dranhänge. Ich würde sage, daß Sie Sie als mal tüchtig durchhaue aber davon wird sie nicht gescheiter und zudem hab ich nur den eine Frosch. — Eine Frau befindet sich in schweren Nöthen, während ihr Mann, der Heizer ist, gerade die Locomotivführer-Prüfung machen will. Deshalb schreibt sie: „Meine Gretha tut mir zu wisse daß Sie Ihr nicht 8 Tage Uhrlaub gebe könnte was nur der Oberlehrer könnte. Lieber Herr Lehrer tun Sie mir doch den Gefallen und nehme Sie vom Oberlehrer 8 Tage Uhrlaub. Mein Mann hat nähmlich ebe gar keine Zeit indem er mit der Bahnverwaltung eine höhere Prüfung vorhat und ich sehe einem 5. Ereignis entgege. Da hab ich Sie so nötig dazu und Sie habe gewiß Einsehe, daß ich keine Fehlbitte tu." — In welchen Verdacht ein großes „J" den Lehrer bringen kann: „Ich möchte Sie bitten, zu einer Beschwerde mir Ihr Ohr zu schenken indem nemlich Alwine wie es scheint aus Ihrer Nachbarschaft allerlei mitbringt was nicht auf Ihren Kopf Gehört. Untersuchen Sie es nur Gefl. werter Herr Lehrer und Sie werden es gewiß findn und bitte ich Sie von Ihrer Nachbarschaft wegzusetzen." — Was die leidige deutsche Orthographie für sonderbare Blüten zuwege bringt, mögen folgende mit Buchstaben bezeichneten Urkunden beweisen: a) . . . Es ist mir Gans Recht daß Sie Lieschen Geherisch Gestraft habe. Frau N. — b) Behufs Benachrichtigung meiner Frau benachrichtige ich Ihne, daß meine Dochter die Schuhl nicht besugen kann, weil sie den Geighusten hat. — c) Gustchen kann nicht zur Schulle kommen sie hatt zu viel Zwettschekuche gesse und leitet jetzt an Teorie. — Großer Familiensegen und was Alles damit zusammenhängt: „Ich habe Lina tüchtig durchgehaue weil sie den andern Kindern ihr Brot und Wek ist. Lieber Herr Lehrer ein bißchen möcht ich doch um Entschuldigung bitten indem nehmlich ebe eine große durcheinander bei uns ist indem wir Elf kleine Lebendige Kinder habe wovon das Jüngste seit 4 Tage im Wochebett liegt. Sollte es aber wieder vorkomme, so Strafen Sie Lina gehörisch dafür und auch ich werde mit aller Annarschie vorgehe." — Eine um ihre Gesundheit überaus besorgte Lehrerin schickt eine Schülerin, deren Mutter angeblich krank zu Bette liegt, mit dem Auftrag nach Hause, sie müsste es vom Vater schriftlich bringen, ob die Mutter nicht etwa eine ansteckende Krankheit habe. Auguste kehrt wieder und überreicht vergnügt folgendes Schriftstück: „Geehrtes Freilein! Sie haben mir meine Tochter Auguste zu Hause geschickt, weil Sie vermuten und fürchten die plötzliche Krankheit meiner Frau sei eine ansteckende Krankheit. Beruhigen Sie sich nur darüber, es ist dem nicht so. Meine Frau hat nur einen gesunden Knaben bekommen und hoffentlich ist das nicht ansteckend für Sie geehrtes Freilein."

die literarischen Verdienste anderer zu erkennen und zu schätzen. Sein liebenswürdiges Wichner-Büchlein ist wärmstens zu empfehlen.

R.

**Ludwig Eisenbergs großes biographisches Lexikon der deutschen Bühne im XIX. Jahrhundert.** (Leipzig. Paul List. 1903.) Ein in seiner Art einzig dastehendes Handbuch für alle, die zur Bühne in Beziehung stehen. Wer hätte nicht seine Lieblingsschauspieler und Schauspielerinnen, von denen er manchmal gerne mehr wissen möchte, als was er im Theater von ihnen sieht und hört. In diesem Lexikon kann er von ihnen des Interessanten vieles finden, wenn auch — nicht alles.

M.

**Der Musiker und seine Ideale.** Eine Studie von Th. Humpert. (Stuttgart. Strecker & Schröder. 1903.) Das Büchlein verfolgt den Zweck, zu zeigen, dass die Kunst, insbesondere die Musik, in der Welt eine sittliche Mission, eine moralische Aufgabe zu erfüllen hat. Indem es den Ursprung der Musik auf Gott zurückleitet und wiederum aus ihrem wunderbaren Wesen und den noch wunderbareren Wirkungen einen Gottesbeweis konstruiert, zeigt es den Künstler als „Arbeiter im Heiligthume".

V.

**Grazer Tourist.** Wanderungen in der reizenden Umgebung von Graz. Beschrieben von W. Ritter Gründorf von Zebegény. Mit zwei Übersichtskarten und einem Titelbilde: „Der Felsensteig in der Bärnschütz". Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Graz. „Leykam." 1903.) Wenn der Grazer eine Reise thut, so kommt er auch mit dieser Erfahrung heim, dass Graz schön ist. Städte gibt es, die schöner sind. Aber die Umgebung? Solche Spaziergänge gibt's anderswo nicht wieder. Der Grazer kennt sie selbst nicht alle und wie einzig schön sie sind, das weiß er erst, wenn er — vergleicht. Für den Einheimischen sowohl, wie für den Fremden nun ist der „Grazer Tourist" ein überaus brauchbares Büchlein. Nicht weniger als 43 genussreiche Spaziergänge und Touren beschreibt es unter Erwähnung aller Schönheiten und Merkwürdigkeiten, mit Angabe von Ruhepunkten und guten Gasthäusern. Außerdem ist ein Verzeichnis von 83 skizzierten Variantentouren beigefügt. Auch die Eisenbahnen und Tramwaylinien, soweit sie für Ausflüge benützbar sind, werden mit ihren Fahrordnungen erwähnt. Zwei Situationspläne für nähere und entferntere Touren sind beigegeben. Wir können den „Grazer Tourist" aufs angelegentlichste empfehlen, er ist so recht geeignet die Wanderlust zu heben.

M.

Gerstäcker, Grillparzer, Büchner, Goethe sind die Namen der neuen Reihe der wohlfeilen **„Händel-Bibliothek".** „Die Flusspiraten des Mississipi" von Friedrich Gerstäcker. Grillparzer-Dramen: „Das Goldene Vließ", 1. und 2. Abtheilung („Der Gastfreund" und die Argonauten"), „König Ottokars Glück und Ende", „Esther", „Die Jüdin von Toledo", „Ein treuer Diener seines Herrn", sämmtlich mit literargeschichtlicher Vorbemerkung von Hans Marshall und dem Bilde des Dichters.

V.

**Göttliche Nothwendigkeits-Weltanschauung,** Teleologie, mechanische Naturansicht und Gottesidee. Mit besonderer Berücksichtigung von Haeckel, Wundt, Lotze und Fechner von Dr. Alois Rüscher. (Zürich. Albert Müller. 1902.) Eine Schrift, die sich mit den Materialisten geistvoll und überzeugend auseinandersetzt.

M.

Büchereinlauf.

**Der Adlerprinz.** Roman von Graf La Rosée. (Berlin. Alfred Schall.)

**Rufer im Streite.** Roman von Ferdinand Schifkorn. (Dresden. Heinrich Minden.)

**Mein Dornenpfad.** Roman aus dem Lehrerleben von Hans von der Schwarzau. (Annaberg. G. Tanzers Schulverlag.)

**Neues Land.** Vier Jahre in arktischen Gebieten von Capitän Otto Sverdrup. Zwei Bände in 36 Lieferungen. (Leipzig. F. A. Brockhaus.)

**Klausners Weihnacht.** Eine Weihnachtsgeschichte aus alter Zeit von M. Kühn. (Gütersloh. C. Bertelsmann.)

**Saulus von Tarsus.** Eine Tragödie der Erkenntnis von Eduard Stilgbauer.

**Nausika.** Ein Liebesspiel in vier Aufzügen von Gustav Adolf Müller. (Berlin. Verlag „Continent".)

**Größenwahn!** Drama in drei Acten von Franz Jedrzejewski. (Laurahütte-Siemianowitz. O. S. Franz Buschka.)

**Wiener auf Reisen und daheim.** Skizzen und Erzählungen von Fritz Küber. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Enzian.** Ein Alpenliederbuch. (Dessau. Anhaltische Verlagsanstalt.)

**Allerlei Soldatisches und Menschliches.** Von Alfred Söhnstorff. (Linz. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Klare Köpfe.** Charakterzeichnungen deutscher Protestanten, die katholisch geworden sind. Skizziert von Friedrich Beetz. (Aachen. Verlag von Gustav Schmidt. 1902.)

**Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die babilonische Verwirrung.** Von Dr. Bernhard Fuchs. (Wien. Sammlung moderner Kampfschriften.)

**Theosophische Grundbegriffe** in drei Vorträgen. Von Richard Breich. (Leipzig. Schriftleitung des Vâhan.)

das Babel der Zeit gestritten, wie Hugo Bertsch in diesem Buch. Es ist aber die edle, reine Beredsamkeit des Dichters, der zuletzt, im ruhelosen Weitertrachten der Gedanken — ein echt deutsches Blut! — zum Philosophen wird." V.

**Wahrheit.** Roman von Emile Zola. 2 Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Noch einmal, ehe der Tod ihm die Feder aus der Hand nahm, hat der Meister des Naturalismus mit den Kräften seines Genies ein großes Werk geschaffen. Der Dreyfus-Affaire hat der Dichter die Hauptmomente der Handlung entnommen und sie zu einem Criminalroman größten Stiles verflochten, der sich allerdings nicht wie in der Wirklichkeit in militärischer Umgebung, sondern im Lebens- und Wirkungskreise der Geistlichkeit und des Lehrerstandes abspielt. Wir begegnen hier fast allen Hauptfiguren und Ereignissen der „Affaire" in mehr oder weniger getreuer Nachbildung. Doch es war dem Dichter nicht bloß um eine dichterische Recapitulation denkwürdiger geschichtlicher Ereignisse zu thun; diese dienen ihm vielmehr vor allem als Mittel zu einem höheren Zweck. V.

---

**Tannenbruch.** Gedichte von Irene von Schellander. (Dresden. E. Pierson. 1902.) Diese dem Dichter Friedrich Marx gewidmeten Gedichte sind nicht gewöhnlicher Art. Wir weisen heute nur auf ihr Erscheinen hin und haben vielleicht noch Gelegenheit, sie näher zu charakterisieren und zu würdigen. R.

---

**Mensch und Liebe.** Neue Gedichte von Adolf Donath. (Berlin. Ernst Hofmann.) Vor einigen Jahren nahm der „Heimgarten" von Donaths Erstlingsgabe „Tage und Nächte" eingehende Kenntnis. Wir schlossen damals unsere Besprechung mit dem Ausdrucke, dass Donath Hohes verspreche. Vierzehn Dichtungen — nicht mehr — vereinigt obiges Bändchen in geschmackvoller Ausstattung. Es sind aber auch ausschließlich Perlen und nicht ein Sandkorn darunter. Donath hat unsere Erwartungen erfüllt. Ich möchte ihn wirklich einen schöpferischen Lyriker nennen. — Wer aber liest heute die schönsten originellsten Gedichte? —r.

---

**Bildung von Herz und Gemüth.** Von Emil Baudenbacher. (A. Francke, Bern.) Mit Worten voll edler Begeisterung fordert der Verfasser seine Mitmenschen auf, sich abzuwenden von einer Denkart, die nur noch frägt: „Was nützt es mir, was trägt es mir ein?" — die Herzensbildung aber vernachlässigt zu Gunsten des Verstandes, die Bildung des Gemüthes zu Gunsten der Vielwisserei. Wohl spricht der Verfasser mit hoher Anerkennung von allen Errungenschaften unserer Zeit, ihrem Wissen und Können, ihrer Förderung materieller Wohlfahrt; mehr wert ist aber auch für den heutigen Menschen ein begeisterungsfähiges, gutes, aber auch mutiges und tapferes Herz, das in allen Lebenslagen standhält. V.

---

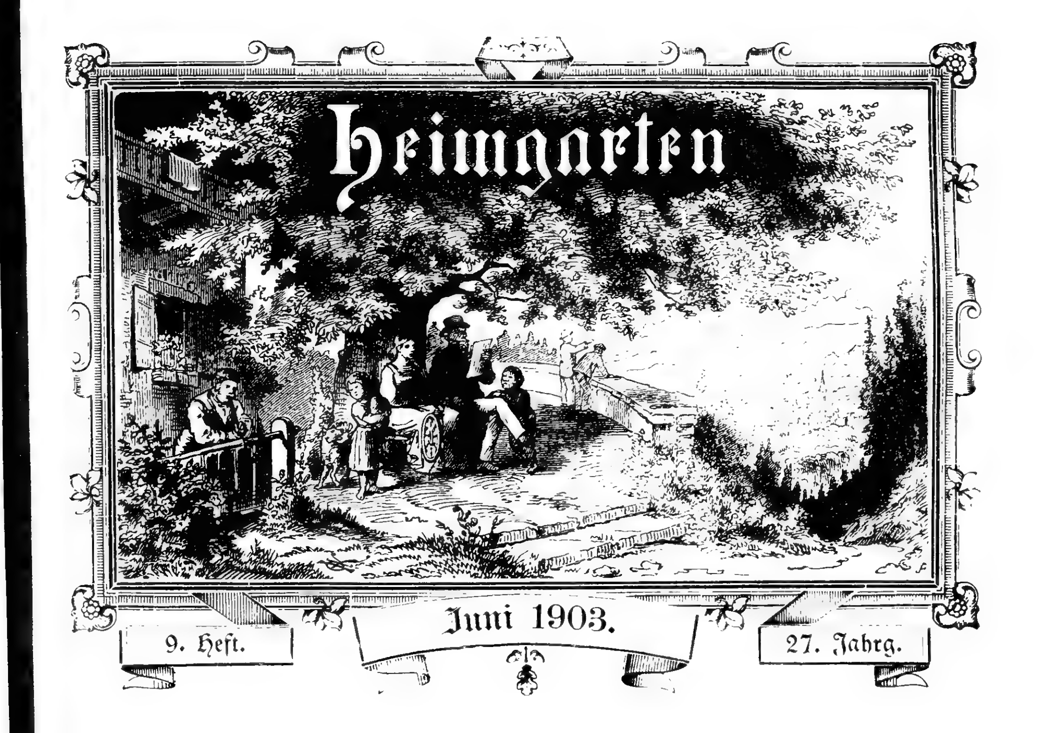
**Lessings Leben und Werke.** Von Adolf Wilhelm Ernst. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Erfüllt von hoher Liebe zu dem Gegenstand seiner Darstellung, ausgerüstet mit den Ergebnissen der neuesten wissenschaftlichen Forschungen über Lessing, wird hier der Dichter und Mensch in seiner Universalität geschildert mit nachempfindender Kraft und kritischem Scharfblick, mit einer Lebenstreue und Wärme, die auch den Leser belebt und erwärmt. Lessing tritt uns in diesem Buche entgegen als ein Mann, in dessen Ringen und Streben sich die geistigen Strömungen seiner Zeit wie in einem Brennpunkte sammeln und reiner und lauterer zurückgestrahlt werden. V.

---

**Richard Wagner und die Homosexualität.** Unter besonderer Berücksichtigung der sexuellen Anomalien seiner Gestalten. Von Hans Fuchs. (Berlin. G. Barsdorf. 1903.) Was soll dieses Buch? Hat der Verfasser ein Recht, auf das hin, was er von Richard Wagners Leben und Werken erzählt und was ohnehin bekannt ist, von einem Homosexuellen zu sprechen? Männerfreundschaft, selbst wenn körperliche Schönheit dabei mitspielt, ist noch lange nicht Homosexualismus. Ich glaube, das Buch mit seinem picanten Titel will eine Geschäftsspeculation sein, und obendrein eine Reclame für unnatürliche Sünden. Und dazu sollen große Männer herhalten. In einzelnen Fällen mag der Verfasser ja recht haben, doch aus einzelnen Fällen baut man kein System, und aus armen perversen Geschöpfen macht man keine Heroen. — Man liest sich mit Mühe durch das ganz uninteressante und widerliche Buch. R.

---

**Ein Wichner-Büchlein.** Propst Karl Landsteiner hat kürzlich in Wien einen Vortrag über die Bedeutung des Professors Josef Wichner als Volksschriftsteller gehalten; dieser Vortrag erschien nun im Druck. „Josef Wichner. Eine literar-historische Studie." (Wien. Heinrich Kirsch. 1903.) Der ausgezeichnete, noch viel zu wenig gewürdigte Volksschriftsteller wird in seinen Werken hier kurz und liebevoll charakterisiert. Es ist eine Freude zu sehen, wie es gelegentlich auch ein katholischer Priester zustande bringt, den engen kirchlichen Standpunkt aufzugeben, um einem schöpferischen Geiste gerecht zu werden. Freilich, Landsteiner ist selbst ein feiner, schöpferischer Geist, dem's nicht schwer wird,




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(8. Fortsetzung.)

Das, was nun kommt, ist geschehen auf der Wanderung in dem galiläischen Gebirge. Eines Tages rasten sie unter einer alten wetterstarren Ceder. Durch die borstigen Büschel des Genadels tropft der Regen von einem Ast zum andern nieder auf die Hüte, unter deren breiten Krempen die Gestaltlein hocken, die Beine an sich gezogen, die Arme über der Brust gekreuzt. Müde und etwas missmutig schauen sie hinaus in den feuchten Nebel, aus dem die nahestehenden Wipfel und Felsgebilde noch hervortreten. Den älteren der Männer sind Haar und Bart grau geworden, aber auch die Gesichter der jüngeren sehen gealtert aus. Denn die Widerwärtigkeiten sind groß. Aber die Glut in den Augen ist nicht erloschen. Ihre langen Stecken haben sie aus der Hand gelegt, die Säcke, die einigen am Rücken hängen, sind runzelig und leer. Dort ein Baumstamm, der so mächtig ist, dass ihn drei Männer kaum hätten umfassen können, und der eine weiße, rissige Rinde hat, dass es ist, als hätten Geister in ungeläutertes Silber geheimnisvolle Zeichen eingemeißelt. An diesem Stamme, ein wenig abseits von den Jüngern, ruht Jesus. Auf seinem Haupte ist kein Hut, wie

**Peter Ritter von Chlumecky.** Von Emil Soffé. (Brünn. M. Rohrer. 1903.)

**Die Brotfrage und die Brotantwort.** Von Gustav Simons. (Berlin N., 24.)

**Die „Deutsche graphologische Gesellschaft" und ihre Publicationen.** (München. 1903.)

**Lehrbuch der Botanik.** Für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers. Von biologischen Gesichtspunkten ausgearbeitet von Dr. Otto Schmeil. 3. Band. (Stuttgart. Erwin Nägele. 1903.)

**Erster Unterricht im Zeichnen** für den Selbstunterricht von Hans Berghofer. (Neusiedl. Selbstverlag des Herausgebers.)

**Otto Roberts kleiner Sprachführer.** (Ravensburg. Otto Maier.)

**Jahresbericht** der Gesellschaft „Lehrmittel-Centrale" in Wien, I. Werderthorgasse Nr. 6. Jänner 1903.

**Dürer-Mappe.** Herausgegeben vom Kunstwart. 14 Blätter und 7 Abbildungen. Text von Ferdinand Avenarius. (München. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

**Ludwig Richter-Mappe.** Herausgegeben vom Kunstwart. 6 Blätter nebst Titelbild des Künstlers und Begleittext von Ferd. Avenarius. (München, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.)

## Postkarten des „Heimgarten".

### An meine Correspondenten!

**Ich bin einerseits mit unabweislicher Arbeit überbürdet, anderseits ruhebedürftig und kann Zuschriften an mich nur in den seltensten Fällen beantworten. Ich vermag es ganz und gar nicht, den hunderterlei von Wünschen, die unausgesetzt und unbarmherzig an mich gestellt werden, zu entsprechen. Rosegger.**

**J. H., Wildalpe.** Hilty's hartes Wort über die Schulbildung ist leider richtig. Nur liegt die Schuld nicht so sehr an der Schule, als vielmehr in den socialen Verhältnissen — wie Sie selbst sagen. Manche Schulmänner sind nur insoferne mitschuldig, als sie gegen jede Kritik maßlos empfindlich, in ihrem Vollkommenheitstraume der Weiterentwicklung abhold sind und also mit der Schule an einer und derselben Stelle festgenagelt bleiben.

**M. P., Graz.** Ob arme Waisenkinder verachtet sind? Im ganzen gewiss nicht mehr, als arme Leute in der Welt überhaupt verachtet sind. Wenn Instituts-Waisenkinder in ihrem grauen Uniformgewande manchmal Ausflüge machen, so kann man bisweilen bemerken, dass andere Kinder mit ihnen sich nicht gerne in Spiele einlassen. Das traurige Kleid erinnert an die Sträflingsuniform. So hat der „Heimgarten" einmal den Vorschlag gemacht, es möge bei unseren Instituts-Waisenkindern anstatt der bisherigen öden, grauen Uniform die schmucke und im ganzen nicht kostspieligere Steirertracht eingeführt werden. Aber es gibt halt Erzieher, die lieber bei der grauen Theorie bleiben.

**M. K., Freiburg.** Sie fragen mich: Warum ist Ihnen der Glaube an Jesus der wahre Glaube? Ich antworte: Nicht weil er als solcher verkündet wird in Büchern und auf Kanzeln, sondern deshalb, weil ich mein Lebtag immer die Erfahrung gemacht habe, dass Menschen, die sich mit ganzer Innigkeit an Jesus angeschlossen hatten, stets gut und selbst im Unglücke glücklich gewesen sind. Und ich selber — ach, man ist auf weltlicher Wanderschaft zumeist so weit davon! Wenn es mir aber einmal gelang, diesem hehren Vorbilde nachzustreben, in solchen Momenten bin ich stark, opferfroh und fast absolut glücklich gewesen. Also dass ich zu sagen habe: Die Wahrheit des Christenthums findet man nicht durch's Studieren, sondern durch's Probieren. R.

**K. E. D., Berlin.** Seit ich bei jener Rundfrage über das Heine-Denkmal so abscheulich missverstanden, respective missdeutet worden bin, pflege ich mich an Rundfragen nicht mehr zu betheiligen, besonders wenn es sich um Fragen handelt, in die ich keinen klaren Einblick habe. Man muss schließlich doch nicht in alles dreinreden. — Näher berührt mich die Frage, wie es Ihnen geht und ob Sie noch manchmal der Steiermark gedenken und Ihres ergebenen R.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. April 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

hören können: „Das ist alles. Wenn wir keine Menschenstatt finden, so müssen wir verschmachten."

Da sagt Simon: „Ich verlasse mich wieder auf den, der in der Wüste so oft das Volk gesättigt hat."

„Heute machen uns Worte nicht satt", bemerkt Andreas und erschrickt über sein eigenes. Nun legt Bartholomä die Hand auf den Arm des Matthä und sagt: „Bruder, dieses Brot gib dem Meister."

„Glaubst Du, ich sei ein Thor, dass ich es etwa selber essen wollte?" begehrt Matthäus auf. Erhebt sich, geht zum Meister und gibt ihm das Brot.

„Habt Ihr schon gegessen?" fragt dieser.

„Meister, wir sind alle satt."

Jesus blickt ihn durchdringend an und nimmt das Brot.

In dem Augenblicke ist's, dass unter den Männern ein Freudengeschrei ausbricht. Es haben sich plötzlich die Nebel zerrissen, der Blick ist frei hinaus in die sonnige Welt. Und tief da unten liegt sie dahin, die blaue bewegungslose Fläche, bis hinaus, wo sie schnurgerade den Himmel schneidet. Im fernsten Himmel lustig leuchtend stehen Wolken wie goldene Tempelzinnen. Hierhin am Strande die weißen Punkte und Kettchen der Ortschaften und dann ausgesät die Sternchen der Segelschiffe. Das Bild ist so weit und so sonnig, dass sie jubeln müssen.

„Von da herein über das Wasser sind die Heiden gekommen", sagt Matthä.

„Und da hinaus werden die Christen ziehen", setzt Simon bei.

„Wer sind denn das, die Christen?" fragt Batholomä.

„Des Gesalbten Anhänger!"

„Sie werden hinausziehen und die Römer vernichten!" spricht Jakobus.

„Pst!" flüstern sie und legen ihre Finger an den Mund. „Solche Reden gefallen ihm nicht."

Er scheint es nicht gehört zu haben. Er ist aufgestanden und hat schweigend hinausgeblickt. Dann ist er zu diesem und jenem hingetreten, um in ihren Gesichtern zu lesen, wie es mit dem Muthe stünde, ob sie ihn schon verloren hätten, oder ob sie gestärkt wären im Angesichte der Herrlichkeit Gottes, die sie ringsum erblicken. Simon ist sehr nachdenklich geworden. Er denkt an des Meisters Worte und an die Wunder, die sie in ihm gewirkt haben. Von aller Weisheit, die er je gehört, keine ist so groß und licht, wie diese göttliche Lehre des Meisters. Sie erschafft einen Himmel, der früher nicht gewesen. Und doch! — Warum man nur so schwach bleibt? Er hat sich seitwärts gewendet und nickt bedenklich mit dem Kopfe.

immer, so liegt sein reiches nussbraunes Haar auch heute über die Schultern hinab. Sein unbeschreiblich schönes Gesicht ist noch blässer als sonst. Er lehnt sich an den Baumstamm und schließt die Augen.

Die Jünger glauben, er schlafe und um ihn nicht zu wecken, sehen sie einander an und reden schweigend. Ihre Seelen sind voll von Eindrücken der Erlebnisse in letzter Zeit. Die Verfolgung im Heimatlande und die Lockungen der weiten Welt. Mancher von ihnen mag bei dieser träumerischen Rast wohl auch zurückdenken an sein früheres Leben. Wer wird jetzt meinen Kahn führen? Wer wird meine Obstbäume pflegen? Wer wird in meiner Werkstatt arbeiten? Wer wird auf dem einträglichen Mauthause sitzen? Wer wird mein Weib, meine Kinder versorgen? Es war dann ein Siegeszug gewesen durch das Land, und endlich eine Flucht. Die Menschen hatten den Meister nicht erkannt. Wenn er es nur einmal laut und deutlich aussprechen wollte, wer er ist! — Einstweilen sieht es verzweifelt aus. Als ob sie einem Aufwiegler, Verführer und Antijuden nachgelaufen wären! Wie soll der Antijude König der Juden werden? Wenn er nur endlich sagte, wer er ist!

Auf den Bergen liegt noch Schnee. Vom hohen Hermon herab starren die Eiswüsten. Blicken unsere Wanderer über ihre Häupter, so sehen sie starrendes Gewände in wilder Zerrissenheit; schauen sie niederwärts, so sehen sie Abgründe, in denen Wasser donnern. Über der starren Einsamkeit schwimmt ein Adler und auf den verwitterten Cedern pfeifen Geier. Die Männer von blühenden Gestaden des galiläischen Meeres haben dergleichen Schrecknisse noch nie gesehen. Simon ist so entzückt, dass er da Hütten bauen will, sich, den Brüdern und dem Propheten. Die andern Jünger schauern und hätten gerne den Meister zur Umkehr bewegt. Dieser hebt sein Haupt, weist mit der Hand gegen das Hochgebirge hin und spricht: „Was zaget Ihr, Kinder! Wenn die Geschlechter übersättigt und stumpf sein werden, dann wird solche Wildnis den Menschen wieder aufwecken."

Simon und Johannes nicken sehr zustimmend, doch die anderen verstehen es nicht, wie so vieles, das er — der für alle Zeiten spricht — gesagt hat.

Sie hüllen sich enger in die Mäntel und steigen an, wo kein Pfad ist und doch ihr Weg geht. Der Meister ist vorausgegangen, sie folgen ihm durch Gestrüppe und über Gestein; dass er sich verirren könne, kommt ihnen nicht in den Sinn. Aber endlich an einer kahlen Felsgruppe, die hoch über dem Gewipfel der Cedern steht, müssen sie neuerdings rasten. Einige unter ihnen, besonders der junge Johannes, sind gar erschöpft worden. Matthä langt in seinen Hanfsack und zieht ein kleines Stück Brot hervor, zeigt es den Genossen und sagt leise, dass es der Meister, der höher oben auf dem Steine sitzt, nicht sollte

bevorstehen würde — und lassen sich sanft sinken in den Willen Gottes.

Und auf einmal, als es so ist, da erhebt Jesus ein wenig sein Haupt und sagt leise, aber so, dass es die nächsten vernehmen: „Ihr höret die Leute viel über mich sprechen, obschon sie vor meinem Angesichte schweigen. Was sagen sie?"

Erschrocken sind die Jünger über diese plötzliche Frage und einer gibt zur Antwort: „Die Leute reden allerhand."

„Wer sagen die Leute, dass ich sei?" fragt er.

Sie blicken ihn befangen an. Es scheint ihnen seltsam, dass der Meister jetzt sich um der Leute Reden kehrt.

„Wer sagen sie, dass ich sei?"

Nun sagt einer: „Sind alle schon dahin, für die sie Dich halten. Sie glauben immer das Unerhörte am liebsten."

Da er aber noch den fragenden Blick hat, so werden sie gesprächig und erzählen: „Der sagt, Du seiest der Prophet Jeremias. Der andere, Du wärest der Elias, von dem sie doch wissen, dass er auf feurigem Wagen in den Himmel gefahren ist. Oder sie sagen gar, Du wärest der Rufer Joannis, den Herodes hat ermorden lassen."

Da hebt Jesus sein Haupt noch etwas mehr in die Höhe und spricht: „Das sagen die Leute. Nun aber Ihr? Was glaubet denn Ihr, wer ich bin?"

Das ist wie ein Blitzschlag. Sie schweigen alle. Er sieht doch, dass sie ihm gefolgt sind und weiß auch warum. Sollte er ihre Bedenken wahrgenommen haben? Sollte er denn auf einmal zu zweifeln beginnen, ob sie wohl an ihm sicher wären? Oder ist er es selbst nicht an sich? — So geheimnisvoll bange ist das. Und da sie schweigen, fährt er fort zu sprechen:

„Ihr habt Euch mir angeschlossen, als Ihr arglos gewesen, als die Menschen ihre Mäntel ausgebreitet zu meinen Füßen und mir die Ehren des Messias haben gegeben. Als ich das Reich Gottes verkündet, seid Ihr bei mir gewesen. Und als jene sich von mir zurückzogen, weil mein Weg gefährlich worden und mein Haupt verachtet, seid Ihr bei mir geblieben, und als meine Worte sich anders haben erfüllt, als Ihr sie verstanden, nicht zur Macht der Welt, nur zur Erniedrigung — da seid Ihr bei mir geblieben, seid mir gefolgt in die Verbannung zu den Heiden und in die Bergwüsten. Wer bin ich denn, dass Ihr so treu bei mir aushaltet?"

Sie sind so erschüttert, dass keiner ein Wort hervorzubringen vermag. Jesus spricht weiter:

„Ich werde wieder hinabsteigen nach Galiläa, aber ich werde dort keinen Stein finden, auf dem sie mein Haupt in Frieden ruhen lassen.

„Was man doch mit seinen eigenen Leuten für Kummer hat!" murmelt er.

Da lacht Jakobus und spricht: „Mit Deinen eigenen Leuten? Wo sind denn die? Ich sehe von Deinen Leuten immer nur einen, und der bist Du selbst."

„Eben dieser macht mir Sorge", sagt Simon. „Denn wisse, der Racker ist feige. Das kann ich ihm nicht vergessen, damals auf dem Schiffe. Und vor Wochen unten in Kapernaum, als die Söldner nahen, und in Sidon, als plötzlich der Weber da ist. O Freund und Bruder! Wenn es gilt, mit ihm beständig Noth und Schmach zu theilen, da bin ich dabei, da habe ich Muth. Aber in eine jähe Gefahr zu springen, dazu fehlt mir das Herz. Und so einer will würdig sein, mit dem Meister zu gehen."

„Wir sind Fischer aber keine Helden", entgegnet hierauf Jakobus. „Ich wüsste nicht, welcher Muth größer ist, der zu einem elenden Leben oder zu einem raschen Tode."

„Ich muss Euch nur gestehen, Brüder", redet nun auch Andreas drein, „seit einiger Zeit — ich werde nicht klug — mir gefällt es nicht. Kann mir einer sagen, was aus uns werden soll?"

Simon wird abgelenkt. Bruder Philipp ist herangekommen und zupft ihn am Ärmel. Ein Stück Brot steckt er ihm zu. Simon nimmt, um es dem Matthäus zu schenken.

„Was soll denn das?" fragt dieser.

„Ich habe es vom Philipp, bin's nicht bedürftig."

„Aber, Mensch!" sagt Matthä, „das ist jenes Brot, das ich vorhin dem Meister gegeben habe."

Also ist das Stück Brot im Kreise herumgegangen, vom Matthä zum Meister, von diesem zum Johannes, dann weiter von einem zum andern, bis es wieder in die Hände des Matthä kommt. Als sie völlig verblüfft sind darüber, dass keiner des Brotes bedürfe, da lächelt der Meister und spricht: „Nun, Ihr seht ja so gerne Wunder. Da seht Ihr wieder eins. Zwölf Mann mit einem Brote gespeist!"

„Das hat nicht das Brot gethan, Herr! — Das hat auch nicht das Wort gethan!"

„Nein, Freunde, das hat die Liebe gethan."

Von Bäumen fallen einzelne Tropfen; andere hängen an langen Nadeln und funkeln. Wie dort unten das Meer ausgebreitet liegt, so haben sich nun auch die Gipfel der Berge enthüllt, die Schneekuppen und die Felszinnen und die Eisfelder bis weit in die Gegend von Mitternacht hinein. Eine große Stille ist und ein milder Hauch, so dass es den Männern traumhaft werden will auf dieser Bergrast. Einigen ist, um zu schlummern. Andere denken in die Zukunft, was ihnen noch

ihn zu trösten. Johannes! Weil ich hochmüthig gewesen bin. Er sieht unsere Gedanken, er hasst mich!"

„Nein, Simon, er hasst Dich nicht, er liebt Dich. Denke nur, was er vorher zu Dir gesagt hat. — Das vom Felsen. Du solltest ja doch wissen, wie er ist. Kalte Wasser muss er gießen, dass ihn das Feuer der Liebe nicht verzehrt. Und Du hast etwas berührt, womit er selbst schwer fertig wird — ganz sicher. Mich dünkt, er trägt etwas, wovon wir alle nichts wissen. Als ob er jetzt den Willen des Vaters darin sähe, zu leiden und zu sterben. Davor entsetzt sich sein junges Fleisch und nun kommst auch noch Du und erschwerst ihm den Kampf. — Steh' auf, Bruder, wir wollen stark und wohlgemuth sein und bei ihm aushalten."

Und als sie versammelt und gerüstet sind zur weiteren Wanderung, schaut Jesus in die Runde seiner Getreuen und sagt mit feierlichem Ernst: „In kurzer Zeit werdet Ihr mich nicht mehr sehen. Ich gehe zum Vater. Auf Euch baue ich meine Gemeinde. Euch gebe ich die Schlüssel des Himmels. Was Ihr auf Erden thut, das soll auch im Himmel gethan sein." —

Solches ist geschehen auf einer Höhe des Libanongebirges, als Jesus mit seinen Jüngern dort gerastet hat.

Und dann geht es wieder der Heimat zu, aber nicht um dort zu bleiben. Nur um sie noch einmal zu sehen. Nach Tagen der Beschwernisse, die sie kaum fühlen, des Mangels, den sie nicht empfinden, sind sie hinabgekommen in die blühenden Niederungen, wo in den weichen Lüften der Duft der Rose und der Mandelblüte ist. Wieder in Galiläa, wo sie so fremd geworden sind, dass sie den Straßen ausweichen und auf Nebensteigen wandern müssen. Als sie in der Nähe von Nazareth durch eine Schlucht gehen, unter dünnen Schatten von Ölbäumen, da halten sie an. Müde sind sie und legen sich unter die Bäume. Jesus geht noch ein wenig weiter hinaus, wo man hinabblicken kann auf den Ort. Dort setzt er sich auf einen Stein, stützt das Haupt auf die Hand und schaut sinnend über das Gelände hin. Über allem liegt ein Fremdes und Feindseliges. — Nein, er ist nicht gekommen, um zu zürnen. Etwas anderes muss gethan werden. Offenbar ist es ihm geworden, dass er ein Pfand werden muss zur Beglaubigung der Botschaft.

Über das Steingerölle her kommt mühsam ein Weib geschritten. Es ist seine Mutter. Sie hat erfahren, dass er mit den Jüngern vom Gebirge herabgestiegen ist und hat gedacht, dass sie durch die Schlucht kommen würden. So steht sie jetzt vor ihm. Ihr langes Obergewand hat sie als Schutz vor der Sonne über den Kopf gelegt, so dass das abgehärmte Gesicht im Schatten ist. Über die eine Wange quillt ein Strähn ihres schwarzen Haares hervor, den sie mit einem Finger zurück-

Alle die mit mir sind, werden um meinetwegen Verfolgung leiden. Ich werde den Jordan entlang bis Judäa gehen und nach Jerusalem hinauf, wo meine mächtigsten Feinde sind. Diesen werde ich vor das Angesicht treten und Gericht halten über sie. Mein Wort wird sie durchbohren, aber mein Fleisch werden sie in ihrer Gewalt haben. Schande und Schmach werde ich leiden und den schimpflichsten Tod. Das wird geschehen in kurzer Zeit. — Werdet Ihr auch dann noch bei mir bleiben? Woher kommt Euer Vertrauen? Wer glaubt Ihr denn, dass ich bin?"

Jetzt springt Simon vom Boden auf, ruft laut und hell: „Du bist Jesus der Christ! Du bist der Sohn des lebendigen Gottes!"

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Feierlich klingt es hin in alle Ewigkeiten: Jesus Christus, der Sohn Gottes!

Er hat sich aufgerichtet. — Leuchtet nicht ein Glanz um sein Haupt? — Sie sind tief erschrocken. Ihre Augen zittern, so dass sie die Hand darüber müssen halten, um nicht geblendet zu sein. Aus dem Lichte klingt es, sie hören eine Stimme: „Er ist mein Sohn! Er ist mein geliebter Sohn!" Sie sind außer sich, schier leblos ihre Leiber, denn die Seelen sind in der Höhe. — Da tritt Jesus aus dem Lichte und zu ihnen herab. Sein Angesicht ist nicht wie sonst, es geht Unerhörtes in ihm vor. Auf den Jünger tritt er langsam zu, mit ausgebreiteten Armen: „Simon! Was Du gesagt hast, das hast Du nicht von Dir. Das hat Dir ein Höherer eingegeben. Ein solches Vertrauen ist die Grundfeste des Reiches Gottes, darum sollst Du von nun an Petrus, der Fels, genannt werden. Auf Dich gründe ich meine Gemeinde, Dir gebe ich die Schlüssel des Himmelreiches. Was Du auf Erden thust, das soll auch im Himmel beschlossen sein."

Simon blickt um sich. Wie? denkt er im heimlichsten Herzen, ich bin erhoben über die anderen? Keiner der Brüder ist mir gleich? Das macht, weil ich demüthig bin. — Jesus wendet sich zu allen und sagt: „Rüstet und stärket Euch, es kommen schlimme Tage. Sie werden mich tödten."

Als er das gesprochen, fasst Simon-Petrus mit beiden Händen seinen Arm und ruft in Leidenschaft: „Bei Gottes Rath, Meister, das soll nicht geschehen!"

Darauf Jesus rasch und strenge: „Geh' hinter mich, Satan!"

Sie blicken um sich. Welch ein Umschlag plötzlich? Wem ist dieses harte Wort vermeint? Simon weiß es wohl, er geht hinab, verbirgt sich hinter junge Cedern. Dort weint er und zittert vor Herzweh.

„Johannes, er hasst mich!" stöhnt der Jünger und birgt sein Gesicht in das Kleid des jungen Genossen, der herbeigekommen ist, um

Jesus hat den Kopf nach ihr gewendet und sieht sie an. Und als vor ihrem Schluchzen der ganze Leib schüttert — da steht er auf und tritt zu ihr hin. Und nimmt ihr Haupt in seine beiden Hände und zieht es an sich.

„— Mutter! Mutter — — Mutter!" Tonlos, gebrochen ist seine Stimme: „Du meinst, ich hätte Dich nicht lieb. Weil ich manchmal so herb sein muss, denn alles ist gegen mich, auch mein eigenes Blut. Aber ich muss den Willen des himmlischen Vaters erfüllen. Trockne Deine Zähren, siehe, ich habe Dich lieb, mehr als ein Menschenherz fassen kann. Weil die Mutter es doppelt leidet, was das Kind leidet, so ist dein Leiden noch größer als das desjenigen, der für viele sich opfern muss. — Mutter! Setze Dich auf diesen Stein, dass ich noch einmal mein Haupt auf Deinen Schoß lege. Es ist meine letzte Rast."

So legt er sein Haupt auf ihre Knie und sie streicht mit zarter Hand über seine langen Locken. So glückselig ist sie mitten in ihrem Schmerze, so namenlos glückselig, dass er wieder an ihrer Brust ruht, wie einst als Kind. —

Er aber fährt fort so zu sprechen, sanft und leise: „Dem Volk habe ich vergeblich gepredigt den Glauben an mich. Dir brauche ich ja doch nicht zu predigen, denn die Mutter glaubt an ihr Kind. Alle werden sie gegen mich zeugen. Mutter, glaube ihnen nicht. Glaube Deinem Kinde. Und wenn die Stunde kommt, da ich erscheinen werde mit ausgespannten Armen, nicht auf der Erde und nicht im Himmel — glaube an Dein Kind. Wisse dann, dass Dein Zimmermann das Reich Gottes gebaut hat. Nein, Mutter, weine nicht, mach' Dein Auge klar. Dein Tag wird ewig sein. Die Armen, die von allen Himmeln Verlassenen werden weinen zu Dir der Gebenedeiten, Gnadenreichen! Alle Geschlechter werden Dich preisen." Er küsst ihr Haar, er küsst ihre Augen und schluchzt selbst. — „Mutter, und nun geh'. Diese dort beginnen zu erwachen, sie sollen die Betrübnis nicht sehen."

Aufgestanden ist er von dieser süßen Rast. Die Jünger erheben — einer nach dem anderen — ihre Köpfe.

„Hast Du auch ein wenig geruht, Meister?" fragt ihn Simon.

Er antwortet: „Besser als Ihr."

Ein ausgesandter Bote kommt mit dem Korb, sie bezahlen ihn mit einem Goldringlein — dem letzten, das sich noch gefunden hat an einem Finger der Wandernden. Dann halten sie Mahlzeit und frohlocken dabei über Gottes schöne Welt und gute Gaben. Dann erheben sie sich zur weiteren Wanderschaft. Wohin? — Gegen die Königsstadt.

Hinter den Steinen steht Maria und blickt ihm nach, so lange er zu sehen ist im Flimmern der galiläischen Sonne.

schiebt und der doch immer wieder hervorsinkt. Beklommen schaut sie auf ihren Sohn, der müde auf dem Steine ruht. Sie zögert, ihn anzusprechen. Noch tritt sie ihm um einen Schritt näher und sagt dann ohne weiteres, als wäre nie etwas zwischen ihnen gestanden: „Ganz nahe ist Dein Haus, Kind, und hier rastest Du so unbequem."

Er schaut sie gelassen an. Dann gibt er zur Antwort: „Frau, ich will allein sein."

Sie sagt sanftmüthig: „Bei mir daheim ist jetzt die größte Einsamkeit."

„Wo sind die Vettern?"

„Sie wollen Dich wieder heimbringen, sind seit Wochen auf dem Wege, um Dich zu suchen."

Jesus weist mit einer Handbewegung nach seinen schlafenden Jüngern hin: „Diese haben mich nicht wochenlang gesucht, sie haben mich am ersten Tage gefunden."

Als wollte sie ablenken davon, dass er wieder auf die Klage komme, die Seinen verstünden ihn nicht, sagt nun die Mutter: „Die Leute sind schon lange unwillig darüber, dass in unserer Werkstatt keine Arbeit mehr fertig wird, sie wollen zum Neuen gehen, der sich in unserer Gasse angesiedelt hat."

„Wo ist der Werksgeselle Aron?"

Sie antwortet: „Zu wundern ist es nicht, dass keiner bleiben will, wenn selbst die Kinder des Hauses davongehen."

In Erregung spricht er: „Ich sage Dir, Weib, verschone mich mit Deinen Vorwürfen und alltäglichen Sorgen. Ich habe anderes zu thun."

Da hat sie sich gegen die Felswand gewendet, um ihr Schluchzen zu verbergen. Erst nach einer Weile sagt sie leise: „Dass Du so hart sein kannst gegen Deine Mutter! Nicht um meinetwegen ist es mir, das kannst Du glauben. Mir ist alles vergangen auf der Welt. Aber Du! Die ganze Verwandtschaft bringst Du ins Unglück und Dir selbst willst Du alles zerstören. Noch einmal, bei Deinem hingeschiedenen Vater, bei Deiner unglücklichen Mutter, bitte ich Dich: Lass' den Glauben der Väter stehen. Ich weiß ja gleichwohl, dass Du es gut meinst, aber andere fassen es nicht und es taugt nimmer, was Du thust. Lasse doch die Leute selig werden, wie sie wollen. Sind sie bisher zu Abraham gekommen, so werden sie auch fürder den Weg finden zu ihm — auch ohne Deiner. Lasse Dich mit den Rabbiten nicht ein, das ist noch jedem schlecht bekommen. Denke an den Rufer Joanis! Überall reden sie davon, wie man auch Dir nachstellt. O, mein geliebtes Kind, sie werden Dich zu Schanden hetzen, sie werden Dich umbringen!" — An die Wand klammert sie sich mit krampfigen Fingern und kann nicht weiter sprechen vor bitterlichem Weinen.

So reden sie manchmal unter sich, halb in Schalkheit und halb in Einfalt, aber stets hinter dem Rücken des Meisters. —

Seit jener Begebenheit auf dem hohen Berge ist mit Jesus eine Veränderung vorgegangen. Wie wenn er seines göttlichen Berufes sich jetzt erst ganz klar geworden wäre, so ist es. Als habe er es jetzt erst recht in sich erlebt, dass er der Gottgesandte ist, der von Ewigkeit her berufene Sohn des himmlischen Vaters, zur Erde herabgestiegen, um die Menschheit aufzuwecken und in ein seliges Leben zu retten zum Vater. Er fühlt, dass ihm die Macht Gottes gegeben ist, die Seelen zu richten. Die Dämonen fliehen vor ihm, keiner menschlichen Gewalt ist er unterthan. Mit der Geschichte seines gesunkenen Volkes bricht er, die durch Gelehrte und Priester gefälschten Schriften des Alterthums zerreißt er. In seiner Einheit mit dem himmlischen Vater, dem allmächtigen, ewigen Gott, weiß er sich als Herr aller Gewalt im Himmel und auf Erden.

So ist es mit ihm geworden seit jenem Licht auf dem Berge. Aber diese Erkenntnis macht ihn noch demüthiger in seiner Menschengestalt, auf die eine so ungeheure Wucht gelegt worden ist, und noch liebevoller gegen alle, die er in grenzenloser Armut, Verwirrung und Gebundenheit sieht, in Blindheit und Trotz dem Verlorensein hingegeben — und doch voll weinender Sehnsucht nach dem Heile.

Aber auch das Verhältnis seiner Jünger zu ihm ist ein anderes geworden seit jenem Tage. Wenn sie früher, obgleich ehrerbietig, so doch vertraulich zu ihm gestanden sind — jetzt verhalten sie sich unterthäniger, schweigsamer und die Ehrerbietung ist zur Ehrfurcht geworden. Die Liebe bei einigen hat sich fast zur Anbetung gesteigert. Und doch fallen sie immer wieder zurück in die Ungeberdigkeit und in die Verzagtheit. Besonders einer ist dabei, der sich vieles nicht zu reimen weiß. Als sie nun — um den Heeresstraßen auszuweichen — jenseits des Jordanflusses hinziehen durch wüste Gegenden unter Beschwerden und Entbehrungen aller Art, da kann der Jünger Judas sich nicht entbrechen, seine Bedenken auszupacken. Als Säckelwart der kleinen Gesellschaft hat er jetzt schlechterdings nichts zu thun, so hat er Zeit, hinter dem Rücken des Meisters Unmuth auszustreuen. Was denn das sei, dass der Messiaszug immer noch nicht den richtigen Glanz entfalten wolle? Die Todesgedanken deutet er sich so: Der Bettelprophet stirbt, der glorreiche Messias erhebt sich! Doch, warum erst in Jerusalem? Warum wird nicht schon unterwegs dahin Anstalt getroffen, warum werden die Würden nicht jetzt schon ausgetheilt?

Seine Volksthümlichkeit ist thatsächlich wieder im Zunehmen und als sie in bewohntere Gegenden kommen, eilen die Leute zusammen. „Der Prophet reist durch!“ Da strömen sie herbei und bringen Lebensmittel mit, aber auch Kranke und Krüppel, ihn bestürmend, dass er sie

Also geht es gen Jerusalem zum Osterfeste. Nach langer Knechtschaft in Ägypten hatte einst Moses die Juden befreit und sie wieder dem Vaterlande zugeführt. Zur dankbaren Erinnerung versammeln sich alljährlich um die Zeit des ersten Frühlingsvollmondes viele Tausende zu Jerusalem, wallfahrten in den Tempel, verzehren nach alter Sitte das Osterlamm mit bitteren Kräutern und einem Brote, das ohne Sauerteig ist, wie einst das Manna in der Wüste. Wohl gibt es bei solchem Zusammenlauf Handel und Wandel, wie auch Ergötzungen und Schaustellungen aller Art. So pflegt in dieser Zeit die Hinrichtung von Verbrechern stattzufinden, damit dem Volke ein abschreckendes Schauspiel geboten werde, nach den Worten des Rabbiten im Tempel: Wer das Gesetz verletzt, soll nach dem Gesetze bestraft werden.

„Einmal möchte ich mir so etwas doch mitansehen", sagt der Jünger Thaddä zu den Brüdern. „Ich meine so ein Hochgericht."

„Dazu wird in Jerusalem leicht Gelegenheit sein", antwortet Andreas und setzt mit leichtem Spotte bei: „Verbrecher pfählen sähen, die richtige Belustigung für arme Leute. Dazu braucht man kein Geld. Und doch kenne ich nicht leicht ein kostspieligeres Vergnügen."

„Wie geht das eigentlich zu mit dem Pfählen?" will Thaddä wissen.

„Das ist leicht zu beschreiben", belehrt Matthäus. „Denke Dir einen aufgerichteten Pfahl, der in der Erde steckt und oben einen Querbalken hat. Da wird nun der arme Sünder nackend und mit ausgestreckten Armen angebunden. Ist er eine Weile so dagehangen vor dem Volke, dann bricht man ihm mit Keulenhieben die Knochen. Bei schweren Verbrechern kommt's auch vor, dass die Glieder mit Eisennägeln an den Pfahl geheftet werden."

Thaddä wendet sich mit Schauder ab. „Gott versuche mich nicht, dass ich dergleichen ansehe!"

„Dünkt Euch nicht schon das Reden darüber ein Frevel?" sagt ein anderer. „Jeder bitte Gott, dass es niemals einen treffe von seinen Verwandten oder Bekannten. Sind allesammt arme Sünder. Bis unser Meister das Reich aufrichtet, wird diese grausame Todesart wohl abgeschafft werden. Meint Ihr nicht?"

„Dann werden alle Todesarten abgeschafft", sagt Simon-Petrus.

„Das Sterben wird nicht leicht abgeschafft werden können", meint einer.

„Warum denn nicht? Schläfst Du denn, wenn er vom ewigen Leben spricht?"

„Aber er hat doch selbst gesagt, dass sie ihn tödten werden!"

„Dass sie ihn tödten wollen, habe ich verstanden. Bis er ihnen nur erst die Macht zeigt!"

Sie antworten: „Herr, wir wollen thun, was Du thust und leiden was Du leidest."

Dieses entschlossene Wort hat ihm gefallen; von dem himmelweiten Unterschied zwischen ihm und ihnen hat er freilich nichts gesagt. Sie sind kindisch, sie können das nicht fassen. So sagt er nun: „Überlasset das dem, der Euch den Platz anweisen wird. Denn jeder Herr hat wieder seinen Herrn, nur einer hat keinen über sich. Bedenket das: Hat gleichwohl ein Diener treu und schwer gearbeitet, so wird er des Abends trotzdem nicht auf dem obersten Platz der Tafel sitzen und früher als sein Herr anfangen zu essen, sondern er wird erst dem Herrn die Speisen bereiten und ihm den Schemel unter die Füße rücken. Bei Euch sei es so: Wer der Größte sein will, der soll den anderen dienen. Auch ich bin nicht da, um mir dienen zu lassen, vielmehr um zu dienen und mich aufzuopfern für andere und mein Leben hinzugeben als Lösegeld für viele."

Es ist ihnen bange, dass er so oft und immer öfter von der Hingabe seines Lebens spricht. Was soll das bedeuten? Wie kann er andere retten, wenn er selbst zugrunde geht? Das mag sich begeben in Feuers- und Wassernoth. Allein um ein Volk zu befreien und es zu Gott zu führen, wie soll das mit Aufopferung des eigenen Lebens geschehen können? Ja die Heiden, die haben freilich ihre Menschenopfer. — Judas meint, er habe keine Sorge. Der Meister sei durch die Misserfolge nur herabgestimmt. Er wolle seine Anhänger bloß einmal prüfen, ob sie die Kraft hätten, mit ihm durch dick und dünn zu gehen. Wäre erst der Ernst da, dass er sich behaupten *muss*, dann würde er schon dreinfahren mit allen Blitzen der Himmel, um die Feinde zu vernichten und die Seinen zu verherrlichen. Habe er doch selbst gesagt, der Glaube sei so stark, dass man mit ihm Berge versetzen könne, so werde es ihm ein Leichtes sein, zur rechten Stunde die Gewalt zu zeigen.

Auf diesen festen Glauben des Judas erinnert der Jünger Thomas daran, wie des Meisters Worte über den Glauben eigentlich gelautet hätten: Wer zu diesem Berge sagt, hebe dich weg und wirf dich ins Meer, und zweifelt nicht, sondern *glaubt*, dass es geschieht, so wird es ihm geschehen. Merket wohl, *ihm* wird es geschehen. Ob den Berg auch andere, die nicht glauben, ins Meer fallen sehen, dass hat er nicht gesagt."

„Du denkst also, Bruder Thomas", so spricht hierauf Bartholomä, „dass Dinge, die durch den Glauben geschehen, nur für den Glaubenden allein geschehen. Nur ein inneres Erlebnis, aber als solches für ihn wirklich, weil er es mit dem geistigen Auge geschehen sieht, es auf ihn wirkt — für andere jedoch nicht. Dann, Freund, wären wir verloren. Denn er glaubt, dass die Feinde fallen und sieht sie fallen. Aber sie leben doch und vernichten uns."

heile. Von dem Gebotenen nimmt er nur das Nöthigste an, die verlangten Wunder aber wirkt er nicht. Er verbietet seinen Jüngern, von den Wundern, die er früher gewirkt hat, auch nur zu sprechen. Er ist erzürnt über die Menge, die ohne Wunder nicht glauben, die Zeichen der Zeit nicht verstehen will. „Wenn sie im Westen eine Wolke sehen aufsteigen, alsbald sagen sie, es kommt Regen. Wenn der Südwind bläst, wissen sie im voraus, dass es heiß wird. Aber die Zeichen einer neuen, aufsteigenden Welt verstehen sie nicht. Wenn sie die geistigen Vorzeichen nicht begreifen, andere sollen ihnen nicht gegeben werden. Oder wollen sie das Zeichen des Jonas sehen, der drei Tage lang im Bauche des Walfisches gelegen? Gut, so sollen sie sehen, wie des Menschen Sohn nach dreitägigem Begrabensein wieder lebendig wird!"

Zu solchen Reden schüttelt Judas den Kopf. „Das bringt uns nicht weiter." Die anderen jedoch, besonders Johannes, Jakobus und Simon, denken nicht ans Messiasreich, nicht an Erdenmacht, ihre Herzen sind erfüllt von Liebe zum Meister. Und trotzdem haben sie immer wieder ihre Versuchungen. Oft sprechen sie untereinander von jener anderen Welt, wo Jesus ewiger König sein wird und sie — die jetzt unerschütterlich zu ihm halten — die Herrlichkeit mit ihm theilen werden. Und stellen sich allen Ernstes die Ämter und Würden vor, in denen sie dort prangen werden und kommen richtig wieder einmal darüber in Streit, wer unter ihnen der erste sein würde. Jeder rühmt sich seines Vorzuges. Jakobus will ihm in Galiläa die meisten Freunde zugeführt haben; Johannes erinnert an sein Vorrecht vom Hause aus und dieweilen er einst als Zimmermannsjunge unter ihm gearbeitet habe; Simon beruft sich darauf, dass er der erste gewesen, der in ihm den Sohn Gottes erkannt hätte. Johannes hätte noch sagen können, wie der Herr, besonders ihn am meisten lieb habe, doch er sagt es nicht. Hingegen besteht Simon-Petrus um so heftiger darauf, dass der Meister ihn damals einen Felsen genannt habe, auf den er seine Gemeinde errichten wolle.

Als Jesus ihr wunderliches Wortgefecht hört, tritt er zu ihnen und frägt, wovon sie doch so eifrig redeten?

„Meister!" sagt Jakobus kühnlich, „wie gerufen kommst Du uns. Wir möchten gar zu gerne wissen, wer im ewigen Reiche unter den Deinen der erste sein wird? Siehe, Bruder Johannes und ich möchten in Deiner nächsten Nähe sein, einer zu Deiner Rechten, der andere zu Deiner Linken. So, dass wir Dich zwischen uns hätten, wie wir Dich jetzt zwischen uns haben."

Hierauf spricht Jesus: „Nicht das erstemal, dass ihr diese Thorheit treibt. Ihr wisset nicht, was Ihr verlangt. Ich sage Euch das: Bis Ihr erst gethan habt, was ich thue und gelitten habt, was ich leiden werde, dann mögt Ihr kommen und fragen."

und machen es beständig beben vor Verlust und Tod. Und das nennt Ihr zum Wohle! — Da ist einmal ein reicher Mann gewesen, der hat nach der Jahre Jagen und Hasten seine Scheunen voll und denkt, von nun an kann ich mir wohl sein lassen und das Leben genießen. Und siehe, in der nächsten Nacht stirbt er und muss seine Güter, denen er Leib und Seele zum Fraß gegeben, solchen hinterlassen, die sich darob streiten und befeinden und seiner spotten. Ich sage euch, wenn Ihr die ganze Welt gewinnt, aber Eure Seele verlieret — so ist alles verloren!"

Als er so gesprochen hat, tritt ein steinalter Greis zu ihm und sagt: „Rabbite! Du bist arm und hast leicht reden. Du weißt nicht, wie schwer es für den Reichen ist, dass er aufhöre, seinen Reichthum zu vermehren. Auch ich bin einmal arm gewesen, o schöne Zeit! Dann bin ich unversehens zu Gelde gekommen, habe mich dessen gefreut und angefangen zu fürchten, ich möchte es wieder verlieren. Und bei dem Bedarf meines Hauses, der immer größer wird, kommt es mir vor, das Geld könne nicht reichen und je mehr man habe, je nothwendiger sei es, noch mehr zu erwerben. Nun bin ich ein alter Mann und habe dreißig Säcke voll Gold und weiß, dass ich meinen Reichthum nicht mehr genießen kann. Aber das Erwerben und Sammeln kann ich nicht lassen — eher lasse ich das Athmen."

Diesem Greise erzählt Jesus eine kleine Geschichte: „Kinder sind am Wege, schlagen einen fremden Knaben bunter Scherben wegen, die sie sammeln. Und als sie deren einen großen Haufen beisammen haben, kommt der Wegaufseher und wirft mit dem Spaten die Scherben in den Graben. Die Kinder erheben ein Klagegeschrei, er aber sieht, dass an einigen der Scherben Blut klebt und fragt: Woher habt Ihr sie genommen? Da erblassen die Kinder vor Schreck und er führt sie vor den Richter."

Das versteht der Greis. Er geht hin und entschädigt alle, die durch ihn zu Schaden gekommen sind, und auf dem Heimweg beginnt er wieder zu sammeln.

Am nächsten Tage kommt Jesus mit den Seinen in eine andere Ortschaft. Hier ist alles still, die Bewohner liegen unter den Feigenbäumen herum, obschon nicht Sabbath ist. Da fragt Jesus: „Warum arbeiten sie nicht?"

Und einer des Ortes antwortet: „Wir möchten gerne arbeiten, haben aber kein Werkzeug. Es mangelt der Spaten, der Pflug, die Sichel und die Axt, denn unser Schmied feiert. Und gerade er könnte die besten Messer schmieden. Andere Schmiede gibt es hier nicht."

Zu diesem Schmiede gehen nun unsere Wanderer. Der Mann sitzt in seiner Kammer, liest in den heiligen Schriften und betet. Nun fragt ihn einer der Jünger, weshalb er nicht arbeite, da doch Werktag sei.

„Das sind wohlfeile Reden“, sagt Judas. „Er hat Lahme gehend und Todte lebend gemacht, das haben alle gesehen. Auch solche, die nicht glauben. Gebet acht! Wird der Meister nur erst bis zum Äußersten gedrängt, dann sollt Ihr sehen, was er thut!“

Dieser Meinung schließen sich auch andere an und sie folgen — dem Messias.

Allein immer wieder werden sie aufs neue beunruhigt auf ihren langen schlechten Straßen durch die Wüste und über Fruchtgelände. Auf letzteren hat es manchen guten Tag gegeben und da will es auch nicht immer stimmen. Sie haben gehört, dass der Meister die Kräfte und Genüsse der Welt verwirft und sehen doch wieder, wie er stark und heiter auf Erden dahinwandelt. Recht spät wird’s ihnen klar, dass beides sich mit einander vertragen kann. Er genießt, was harmlos und ohne andere zu schädigen — aber er legt keinen großen Wert darauf. Seine Sinne sind ihm gerade gut genug, um in der Natur das Walten des Vaters zu erkennen und in dieser Erkenntnis glücklich zu sein. Er verneint die Welt nicht, er vergeistigt und vergöttlicht sie. Die irdischen Stoffe sind ihm Bausteine fürs Himmelsreich. So finden die Jünger trotz aufsteigender Zweifel sich immer wieder zurecht und so haben sie bei sich beschlossen, die Welt zu verachten und das Leben zu lieben.

Eines Tages sind sie in eine Ortschaft gekommen, in der eine auffallend große Thatkraft herrscht. Auf den Feldern pflügen sie, in den Werkstätten hämmern sie, emsige Karrenschieber und schwerfällige Kameelführer betreiben Handel und Wandel. Und es ist Sabbath! — Ob in diesem Flecken Heiden wohnen? fragen sich die Jünger. Nein, es ist ein rein jüdischer Ort und die Bewohnerschaft ist so gut gesinnt, dass sie selten ein Ostern vorübergehen läßt, ohne in einer Schar nach Jerusalem zu reisen. So waren ihrer auch einmal vor vielen Jahren dort gewesen, als im Tempel ein junger Mensch gesprochen hatte, dessen Worte sie nimmer vergessen haben. Wenn es zum Wohle der Nebenmenschen sei, so könne man auch am Sabbath arbeiten! Also hatte jener Jüngling mit großer Eindringlichkeit gepredigt. Nun ist wohl unbestritten jede Arbeit dem Menschen zum Wohle und komme der Gemeinde zu gute. Damals haben sie angefangen und seither lassen sie die Arbeit nicht einen Tag ruhen. Die Folge davon ist ein großer Wohlstand.

Als Jesus sieht, dass seine Auslegung damals zu Jerusalem so arg missverstanden ist, oder aus gewinnsüchtiger Absicht missdeutet, da geräth er in Entrüstung und auf dem Marktplatz beginnt er so zu sprechen: „Ich sage Euch, das Reich Gottes wird von diesen Wucherern genommen und einem Volke gegeben werden, das seiner wert ist. — Zum Wohle der Nebenmenschen! Hängt denn das Wohl von Gütern ab, die einer besitzt? Diese Güter hetzen den Menschen, verhärten sein Herz

„Thue das“, sagt Jakob der Jünger, „achte nur auf das eine, dass daran nicht Dein Herz hängen bleibt und Dein Besitz nicht Dich besitzt!“

Und wieder andere kommen: „Herr, ich bin Schiffszimmerer! Herr, ich bin Goldschmied! Herr, ich bin Bildhauer! Sollen wir denn nicht unser ganzes Herz unserem Beruf zuwenden dürfen, um etwas Rechtes zu leisten? Wenn wir mit dem Herzen nicht dabei sind, so wird nichts.“

„Ei freilich“, sagt der Jünger, „sollet Ihr Eure Kräfte und Talente anspannen, um etwas zu leisten. Aber nicht des Werkes und nicht des Lobes wegen, sondern der Menschen willen, denen ihr dienet. Und freuet Euch von Herzen, dass Gott durch Euch seine Werke schaffen will.“

Als sie weiter ziehen, schüttelt Jesus das Haupt. Dass seine einfache Lehre doch so vielen Missverständnissen begegnen kann! „Nein“, ruft er schmerzlich aus, „das Wort fassen sie nicht. Ein Beispiel muss ihnen gegeben werden, das sie sehen und tasten können, ein Beispiel, dass sie nie vergessen werden.“

So haben sie ihren langen Weg allmählich zurückgelegt. Keiner Verfolgung sind sie auf diesen entlegenen Strecken begegnet. Vielmehr haben sie gesehen, wie der Same aufgeht — mit Unkraut vermischt. Nach einer Nacht, da sie unter Sykomoren und Feigenbäumen gelagert haben, gelangen sie zu jener letzten Höhe. Jesus geht voraus. Obschon von der Wanderschaft ganz erschöpft und seine Füße wanken wollen, geht er voraus. Die Jünger kommen hinten drein und wie sie auf der Höhe sind, thun ihrer etliche einen hellen Schrei. Ihnen gegenüber, auf der Hochebene des anderen Berges liegt die Königsstadt! Im Morgensonnenstrahle liegt sie da wie aus rothem Golde gebaut, alles überragend der zinnen- und kuppelreiche Tempel Salomons. Mehrere der Jünger haben Jerusalem bisher noch nie gesehen, ein Gefühl begeisterter Ehrfurcht bewegt sie im Anblicke dieser heiligen Stadt der Könige und der Propheten, und hier — so denkt Judas und manch anderer — hier wird für uns die Herrlichkeit beginnen. Unter Ölbäume setzen sie sich hin, um auszuruhen, ihre Kleider zu ordnen, und einige salben sogar ihr Haar. Dann verzehren sie Feigen und von der Frucht des Johannesbaumes. Sorge macht ihnen der Meister. Die Anstrengungen der letzten Zeit haben ihn hergenommen, seine Füße sind wund. Aber er sagt nichts. Die Jünger sind unter sich eins, dass sie so nicht einziehen können. Jakobus geht hinab den Hang, wo er Hütten sieht, und frägt dort an, ob nicht irgendwo ein Reitpferd aufzutreiben sei, oder wenigstens ein Kameel, auf welchem ein Reisender in die Stadt reiten könnte. Es würde schon entlohnt werden.

Dem antwortet der Schmied: „Seit ich den Propheten gehört habe, ist bei mir immer Sabbath. Denn man soll nicht nach irdischen Gütern streben und nicht sorgen für den morgigen Tag, sondern das Reich Gottes suchen."

Da geht auch Jesus in die Hausflur und erzählt, so dass es der Schmied hören kann, von dem Manne, der eine Reise gemacht hat. „Bevor er davonzieht, ruft er seine Knechte zusammen und übergibt ihnen Geld, dass sie damit wirtschaften sollen. Dem einen gibt er fünf schwere Goldstücke, dem andern zwei und dem dritten eins. Sie sollten nach eigenem Ermessen damit haushalten. Als dann nach langer Zeit der Herr wieder heimgekommen ist, begehrt er von den Knechten Rechenschaft, wie sie die Goldstücke verwertet hätten. Bei dem ersten haben sie sich verzehnfacht. Das freut mich, spricht der Herr, weil Du in wenigem treu bist, will ich Dir vieles anvertrauen — behalte das Geld. Der andere Knecht hat das Geld verzweifacht, auch den lobt der Herr und schenkt ihm Einsatz und Gewinn. Dann frägt er den dritten Knecht, was er mit seinem Goldstück angefangen. Herr, antwortet der Knecht, es ist ohnehin nicht viel gewesen, ich wollte es nicht aufs Spiel setzen. Ich hätte freilich ein zweites Goldstück gewinnen, aber ich hätte auch das eine verlieren können. Darum habe ich nicht damit gewirtschaftet, sondern es an einem sicheren Ort vergraben, damit ich es Dir getreu wieder zurückgeben kann. Da entreißt ihm der Herr das Goldstück und gibt es dem, der das seinige verzehnfacht hat. — Dem Trägen und Saumseligen soll das wenige, was er hat, genommen werden und es soll dem gegeben werden, der es zu verwerten weiß."

„Verstehst Du es?" frägt Matthäus den Schmied. „Die Goldstücke, das sind die Fähigkeiten, die Gott dem Menschen gibt, diesem mehr, jenem weniger. Wer seine Talente brach liegen läßt, ohne sie auszunützen, der ist wie jener Mann, der Kraft und Geschick hat, das Eisen zu bearbeiten, der aber den Hammer weggelegt hat und müßig brütet über Schriften, die er nicht verstehen kann."

„Wie ist denn das", sagt nun jemand, „wer arbeitet, der wird ausgezankt, und wer nicht arbeitet, der wird es auch."

Dem klopft Matthäus auf die Achsel: „Freund, alles zu seiner Zeit! Und nicht das thun, wozu Dir das Talent fehlt, sondern das, wofür Du es hast."

Der Schmied legt Buch und Gebetriemen hin und ergreift den Hammer.

Aber noch kommt ein Mann herbei und führt Klage darüber, dass diese neue Lehre doch nichts tauge. Er habe ihr nachgelebt und seinen Besitz verschenkt, weil er ihm Sorgen gemacht. Nun, seit er arm sei, habe er noch mehr Sorgen. So wolle er wieder anfangen zu erwerben.

So werden sie einig und Jakobus bringt den Esel auf die Höhe des Ölberges, wo sie noch beisammensitzen und nicht satt werden können, hinzuschauen auf Jerusalem. Nur Jesus ist in sich gekehrt, betrübt blickt er auf die leuchtende Stadt.

„O Jerusalem!“ so spricht er leise vor sich hin. „Wenn du diese Zeit wahrnehmest! Wenn du erkennen wolltest, was zu deinem Heile ist. Aber du erkennst es nicht und ich sehe den Tag, da grimme Feinde deine Mauern stürzen werden, so dass kein Stein auf dem andern liegen bleibt ....“

Johannes legt seinen Mantel aufs Thier, das Jesus nun besteigt. Er reitet thalwärts, seine Jünger folgen ihm.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Schon als sie ins Thal Kidron hinabkommen, wo die Straßen sich kreuzen, eilen Leute herbei und rufen: „Der König kommt! Der Sohn Davids kommt!“ Bald laufen auch andere aus den Gehöften, aus den Gärten und gehen an den Straßenrändern gleichen Schrittes dahin und rufen: „Der Messias ist da! Hochgelobt sei Gott, er ist gekommen!“

Man weiß nicht, wer die Nachricht von seiner Ankunft verbreitet hat, weiß auch nicht, wer zuerst das Wort „Messias“ gerufen — wenn es nicht etwa Judas, der Jünger, gewesen ist. Gezündet hat es wie ein Lauffeuer, überall Jubelgeschrei erweckend. Als Jesus hinaufreitet gegen die Stadt, wird die Menschenmenge schon so groß, dass der Esel nur langsam traben kann, und als er durch das Stadtthor einzieht, können die Gassen und Plätze das Volk kaum mehr fassen. Ganz Jerusalem weiß es plötzlich: Der Prophet aus Nazareth ist da! Fremde aus den Provinzen drängen sich vor, die ihn anderswo schon gesehen und gehört haben. Die den armen Flüchtling verspottet haben, jetzt da er gehobenen Hauptes einzieht in die Königsstadt und das Messiasgeschrei die Luft erfüllt, jetzt sind sie stolz auf ihn und berufen sich auf Begegnungen mit mit ihm und auf seine Bekanntschaft. Die Hände strecken sie ihm entgegen. Viele werfen ihre Kleider auf den Weg, der Esel trabt darüber hin. Mit Ölzweigen und Palmfächern winken sie ihm zu und aus hundert Kehlen erschallt es: „Sei gegrüßt! Sei gegrüßt! Sei gegrüßt, Du lange Erwarteter, Du heiß ersehnter Retter!“ Ordner machen mit langen Stäben die Straße frei, die zum Goldenen Hause führt, zum Schloss der Könige. Aus allen Thüren und Fenstern rufen sie: „Bei mir kehre ein! Unter mein Dach kehre ein, Heiland des Volkes!“ Aber der Strom ergießt sich gegen das Goldene Haus. Die Jünger, die knapp hinter ihm her sind und sich nicht fassen können, werden umringt, bestürmt, mit Palmen befächelt, mit jungen Rosen bestreut. Simon-Petrus hat sich gleich als zum Meister bekannt und kann es nicht hindern, dass man ihn auf die Schultern hebt, so dass er sich duckt und flehentlich bittet, ihn zu Boden

Ein gekrümmtes Greislein ist da, umtrippelt hastig den fremden Mann, und versichert mit reichlichen Worten, dass weder Pferd noch Kameel vorhanden sei, wohl aber ein Esel. Und dieser Esel wäre nicht zu haben.

Des Messias Einzug in die Königsstadt? Nein, so fangen wir nicht an. Also des Jüngers erster Gedanke. Da fällt ihm ein, dass es alte Propheten vorausgesagt haben: Einziehen würde er auf einem Esel. — Jakobus erklärt sich also bereit, den Esel anzunehmen.

„Du nimmst ihn an und ich gebe ihn nicht her", sagt der Alte und hat ein verschmitztes Lächeln. „Um dieses Thier hätte ich ewig Leid, wenn ihm etwas zustieße. Das ist kein gewöhnlicher Esel, mein Freund!"

„Es ist auch kein gewöhnlicher Reiter, der seiner bedarf", sagt Jakobus.

Der kleine Greis lässt sich doch herbei, den Jünger in den Stall zu führen. Dort steht am Krippengitter das Thier, und wirklich eines von guter Art. Nicht grau ist es, vielmehr glänzend braun und glatt, die Beine schlank, die Ohren zierlich spitz und um die großen, klugen Augen hat es lange Grannen.

„Ist es nicht von der Farbe eines echten Arabers?" sagt der Greis.

„Es ist ein schönes Thier", gibt Jakobus zu. „Um einen Silberling und viele Ehre wirst Du es ziehen lassen. Um Mittag kann es wohl wieder zurück sein."

Darauf das Greislein: „Es ist billig zu bedenken, dass sich unsereiner um die Fremdenzeit etwas verdienen will. Machen wir zwei Silberlinge!"

„Einen Silberling und Ehre!"

„Machen wir zwei Silberlinge ohne Ehre", feilscht das Greislein. „Ein Traber für Fürsten, sage ich Dir! Im ganzen Judenlande findest Du nicht wieder solches Blut. Wisse nur, dass es hoher Abstammung ist!"

„Auf diese Ehre können wieder wir verzichten", sagt Jakobus, „wenn es nur hübsch aufrecht bleibt."

Nun erzählt der Greis: „Ums Jahr, als der herodianische Kindermord gewesen — ein wenig über dreißig kann's her sein —. Du weißt ja, dass da drüben zu Betlehem das Messiaskind gelegen ist, in einem Stall bei Ochs und Esel. Auf demselben Esel ist das Kind ins Ausland geritten, sie sagen, nach Ägypten, oder wohin. Siehe und von jenem Esel stammt dieser ab."

„Wenn es so ist", spricht Jakobus lebhaft, „dann ist das eine wunderbare Fügung!" Und leiser ins Gesicht sagte er es dem Greise: „Der Mann, der heute auf diesem Esel einziehen soll in Jerusalem, ist der Messias, der dazumal im Stalle geboren worden."

„Ist es der Jesus aus Nazareth?" fragt der Greis. „Dem vermiete ich das Thier um einen halben Silberling. Hingegen bitte ich, dass er mir mein Weib heile, sie hat die Gicht seit Jahr und Tag."

# Föhn.

Eine Erzählung aus den Waldbergen von **Peter Rosegger.**

„Wer ohne Christus zur Communion geht, der kommt ohne Christus zurück." — Diese Worte schrieb jener alte Schulmeister dem kleinen Lenzerl ins Gebetbuch, an dem Morgen, als der Knabe zur ersten Communion gieng. Der Vater las den Spruch zweimal, und dann noch einmal und hernach zeigte er ihn dem Bruder Franz. Der Franz las ihn auch, schaute verwundert drein und sagte: „Man kennt sich nicht aus. Wer ohne ihn hingeht, kehrt ohne ihn zurück? Das ist ja nicht. In der Communion kommt Christus doch zu uns und bleibt bei uns."

Der Vater war nachdenklich und fragte seinen Bruder: „Du, wie ist denn das? Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht. Wie lange bleibt denn eigentlich Christus, der in der Communion in uns eingegangen ist — wie lange bleibt er denn eigentlich in uns?"

„Das ist nicht zu ergründen", antwortete der Franz. „Im Katechismus steht, er bleibe in der Gestalt so lange, als die Hostie nicht verzehrt ist. Weiter weiß ich nichts, man soll über so was auch nicht nachdenken."

„Wird eh am gescheitesten sein", sagte der Vater, dann gaben sie das Gebetbuch dem kleinen Lenzerl, weil es für diesen Zeit war, in die Kirche zu gehen.

Das Kirchdorf stand weit hinter Berg und Wald, draußen im großen Thale. Stundenlang hatte er zu gehen. Über das weite Gebirge lag ein dunkelgrauer Himmel, in den die Alpenspitzen mit ihrem hohen Schnee weiß hineinragten. Auch auf den Waldwegen lag noch weicher Schnee, die Fichtenbäume hatten ihn abgeschüttelt, sie standen schwarz da und ihre Äste fächelten im warmen Föhn. Es war um die Osterzeit. Wie der Kleine mühesam im klebrig-nassen Schnee dahinstampfte, war in den Wäldern manchmal ein Rollen, als ob ein Gewitter heranzöge, das war der Wiederhall der Lawinen, die weiter hinten im Gebirge niedergiengen. Er kam in die Hohlgraben-Schlucht. Dort an schattigen Stellen lagen noch überhängende Schneewuchten, von denen es beständig niederbröckelte. Der Knabe schritt munter über die Brücke, sie war fest gebaut, zitterte aber ein wenig bei dem Toben des angeschwollenen Baches. Jenseits gieng er hinan zwischen uralten Baumstämmen, deren starre Wipfel im Winde summten, ohne sich zu biegen. Gestern hatte der Lenzerl denselben Weg gemacht, hin und zurück. Er war in der Pfarrkirche bei der Osterbeichte gewesen, so wie er heute zur Ostercommunion gieng. Aber so schlecht war der Weg erst über Nacht geworden.

gleiten zu lassen, weil er nicht höher ragen will als der Meister und weil es ist, als hielten viele über die Köpfe her ihn für den Messias. Klüger hat es Johannes gemacht, der gebückt und schnaufend das Thier führt, so dass man ihn für nichts weiter als den Eseltreiber hält. Alle übrigen seines Anhanges genießen die Ehren des Meisters wie ihre eigenen. Haben sie doch auch das Elend treu mit ihm getragen. „Jerusalem, du bleibst Jerusalem!“ sagen sie vom Jubelsturm umbraust und berauscht. „Wo uns auch gut gewesen — so hoch ist es nirgends hergegangen, als hier in Jerusalem!“ — Judas kann sich nicht genug zugute thun darob, dass der Meister trotz seines ärmlichen Aufzugs erkannt worden. „Ich habe es ja immer gesagt, dass er sein Wunder wirken wird, wenn es Zeit ist.“

„— Und mir ist doch bange“, sagt Thomas. „Sie schreien mir viel zu laut. Es sind Kehllaute, aber keine Brusttöne.“

„Verzieh' Dich, Du hast immer Bedenken.“

„Ich verstehe mich ein wenig auf die Leute. Müßiges Stadtvolk ist bald entzückt, dass will sich ergötzen und jeder Anlass ist ihm dazu recht.“

„Thomas!“ verweist ihm Matthäus, „wenn das Demuth wäre von Dir, dass Du der Ehre nicht achtetest. Aber es ist Zweifel. Da sieh' Dir dort den dicken Knoblauchkrämer an, der bringt mehr Glauben aus der Kehle. Hörst Du — Heil Dir, Davids Sohn! ruft er und ist schon heiser geworden vor lauter Freudengeschrei.“

Thomas schweigt, eilt gebückt und ärgerlich zwischen der Menge dahin. Das Heilrufen erfüllt schon die ganze Stadt, und die Straßen, durch die der Zug sich bewegt, sind wie lebendige Palmenhaine. Aller Verkehr ist erstickt, alle Fenster und Dächer sind voll von Menschen und alles reckt die Hälse nach dem Messias.

Jesus sitzt, beide Füße nach einer Seite gelegt, auf dem Thiere, mit der rechten Hand den Leitriemen haltend. Ernst und gelassen blickt er vor sich hin, nicht anders, als ritte er im Staubgewirbel der stürmischen Wüste. Als vor ihm hoch über Dächern die Zinnen des Königsschlosses ragen, wendet er sein Thier in eine Seitengasse — dem Tempelplatze zu. Zwei Hüter am Eingange des Tempels winken heftig mit den Armen, dass die Menge vorüberziehe. Aber sie stockt, der Zug hält und Jesus steigt vom Esel.

„Nicht in das Goldene Haus? In den Tempel will er?!“ So fragen sich viele überrascht. „In den Tempel?!“

„Zu den Rabbiten und Phariten? Dann seht einmal zu, was wir erleben werden!“

(Fortsetzung folgt.)

Nach der Communion kniete er, wie es Sitte ist, noch vor den übrigen Altären, die in der Kirche waren, und betete zu Gott und den Heiligen für sich, für seine Eltern und Geschwister, für Freund und Feind und für die armen Seelen im Fegefeuer um den Himmel. Denn jetzt war Jesus in ihm, jetzt konnte das Gebet erhört werden. Der Kleine hatte ganz rothe Wangen bekommen vor Glückseligkeit, mit gefalteten Händen kniete er da, das Blondköpflein geneigt, die Augen geschlossen.

Als er zu sich kam, war er fast allein in der dämmerigen frostigen Kirche. Nur ein paar alte Frauen siffelten noch über den nassen Steinboden dahin und am Hochaltare war es still und leblos geworden, nur die rothe Ampel davor kennzeichnete die Stelle, wo vorhin Jesus in den Menschen eingegangen war.

Als er bei dem rückwärtigen Thor ins Freie trat, pfiff es singend um die Ecke und der Wind entführte ihm den Hut. Den hatte er bald wieder und gieng dann ins Tafern-Wirtshaus. Es war ja Mittag geworden. Am Ofentisch nahm er Platz und nun wollte er sich auch etwas Irdisches gönnen. Er bestellte eine Portion geschmälzter Bretzeln und ein Seidel Wein. Da blieb nicht ein Krümchen und nicht ein Tröpfchen davon übrig. Doch als er sich anschickte fortzugehen, sagte die Wirtin: „Du wirst jetzt doch nicht heimgehen wollen ins Gebirge hinauf! In diesem ungestümen Wetter. Just vorhin hat die Feuerwehr geblasen, es kommt großes Wasser.“

„Davor ist man eh auf dem Berg sicherer als im Thal“, antwortete der Lenzerl, bezahlte seine Sache und gieng davon. — Weshalb sollte er sich heute fürchten? Es konnte ihm nichts geschehen und wenn Sturm und Wasser kommt, da ist man doch am liebsten daheim bei Vater und Mutter. So lange der Mensch noch nicht zehn Jahre alt ist, findet er's am sichersten bei Vater und Mutter. Der Knabe war nun stark und mit möglichst langen Schritten setzte er über allerlei Wasser, die auf dem Wege wie neben dem Wege rieselten und gurgelten. Der Wind war lau, als komme er aus Öfen, und war so heftig, dass die blattlosen Wipfel und Äste der Eschen und Ahorne zischend und tosend beständig nach einer Seite hinstrebten, ohne zurückzuschnellen. Aus dem schweren Wolkenhimmel kamen Tropfen quer durch die Lüfte gejagt und schlugen dem Knaben scharf ins Gesicht. Auf dem Waldwege schlugen links und rechts die hohen Fichten hin und her und peitschten einander mit ihren buschigen Ästen. Der Knabe gieng wohlgemuth dahin, er hatte den starken Kameraden bei sich, den Herrn Jesus — da konnte ihm nichts widerfahren. Auf dem Wege, wo am Morgen noch der patzige Schnee gelegen, schoss jetzt in den beiden Rinnen der Radleisten das braune Wasser heran, mit seinen großen und kleinen Augen, und wälzte

Er bat Gott in Gedanken, dass nicht die Sünde der Ungeduld über ihn komme, damit er reinen Herzens zum Altartisch treten könne. Ein- oder zweimal unterwegs setzte er sich auf einen Baumstrunk, weil ihm heiß war und ein wenig die Beine zitterten. Er war früh aufgestanden und hatte nichts gegessen. Den Herrn Jesus muss man nüchtern empfangen. Nachdem er länger als zwei Stunden an den waldigen Berghängen hingegangen war, kam er ins Thal hinaus. Da war es noch schlimmer; über Feld und Matten rieselten die Wässer des schmelzenden Schnees und auf der Straße war der Schnee zu Koth geworden. Leute, die wie er der Kirche zugiengen, waren hoch hinauf mit Koth bespritzt. Der Knabe kam langsam vorwärts und doch musste er trachten, die Stunde der Communion nicht zu versäumen. Er freute sich sehr darauf, und heimwärts — so dachte er — wirds schon besser sein, da ist ja der Herr Jesus bei mir.

Endlich war er ins Kirchdorf gekommen. Alsogleich wollte er in die Kirche, die schon mit hellen Glocken läutete. Aber es war ihm plötzlich so schlecht, dass er sich auf einen schwarzen Schragen niedersetzte, der an der Mauer des Beinhauses stand. Wie ein Leichlein, so blass kauerte der Kleine da. Die Tafernwirtin sah es und brachte dem Knaben eine Schale Fleischbrühe heraus. Er lehnte ab, er gehe zur Communion. Eine Bäuerin trat hin und wollte von einem Fläschchen „Lebensessenz“, dass sie im Sack trug, ihm einige Tropfen zu trinken geben. Der Knabe winkte mit der Hand ab, er könne nichts zu sich nehmen, weil er zur Communion gehe. Der Gedanke, dass er nur wenige Schritte zur Kirche habe, um am Altare mit dem Herrn Jesus vereinigt zu werden, gab ihm Kraft. Noch suchte er mit seinem blauen Taschentuch das schwarze Höslein von dem angespritzten Straßenkothe zu reinigen und dann betrat er mit Andacht die Kirche. Während der Messe las er in seinem Gebetbuche. Dabei überkam ihm eine große Angst. Er konnte die Gedanken nicht beisammenhalten und der heiligen Handlung nicht strenge folgen, er war zerstreut. Die Angst vor einer unfrommen Zerstreutheit hinderte ihn an der Andacht. Der Katechet hatte gesagt, dass Unaufmerksamkeit beim Gottesdienst eine Sünde sei, und wie soll er dann mit einer Sünde zur Communion gehen? Der Kleine kniete vor einem Bilde des gekreuzigten Christus nieder und betete ein Vaterunser um die Gnade der Frömmigkeit. Dann wurde ihm leichter. Und als nach der Messe der Ministrant klingelte und die Leute sich zum Altare drängten, trat auch der kleine Lenzerl vor, wand sich langsam und demüthig zwischen durch, kniete an das Altargeländer, nahm das weiße Tuch an den Mund, schloss die Augen, öffnete die Lippen und der Priester legte ihm die Hostie auf die Zunge. „Das ist der Leib des Herrn Jesu Christi. Er bewahre Deine Seele zum ewigen Leben!“

Hang empor. Und vor diesem Ungethüm stand das Bauernknäblein. Es musste hinüber, weil es heim wollte zu seinen Eltern.

Aber es war keine Möglichkeit, hinüber zu kommen. Sollte er nun den weiten wüsten Weg wieder zurückmachen müssen bis in das Kirchdorf? Sollte er in dieser Schlucht übernachten und warten, bis das Wasser fällt? Sollte er, am Bachesrand hinkletternd, eine Stelle suchen, wo die Möglichkeit hinüberzukommen eine größere ist? Es war der Abend nicht mehr fern, der Leib zitterte dem Knaben vor Erschöpfung, und der braune Strom brüllte und lechzte nach einem Opfer. Der Lenzerl verlor nicht den Muth, er dachte: Ich werde wohl hinüberkommen. Er legte seine kleinen Hände aneinander und sagte laut: „Herr Jesus Christus, was soll ich jetzt thun?"

In den Gründen rauschte also das Wasser, in den Wipfeln der Wind. Aufgeschreckte Krähen flogen wirr umher und an den hohen Stämmen rieselten schwarze Eichhörnchen und hüpften von Wipfel zu Wipfel.

Als der Knabe am steinigen Hang eine Strecke hingegangen war, um einen Steg zu suchen über den wilden Bach, sah er einen großen halbentwurzelten Baumstamm. Der war über den Bach hingesunken und drüben mit dem Wipfel an der Krone eines verknorrten Tannenbaumes hängen geblieben. Das ist der Steg, den mir der Herr Jesus gelegt hat, dachte der Knabe und begann ohne weiteres an dem hängenden Stamm hinanzuklettern. Das dichte Geäste an dem lehnenden Baume war selbst wie ein Wald, durch den er sich mühevoll weiter arbeiten musste, immer sich sorgfältig festklammernd. Denn unter ihm brandete die rothe Flut, und so sehr er sein Auge hütete, dass es zwischen den Ästen nicht hinabschaue in das Wallen und Wirbeln, so hub doch alles um ihn an zu kreisen. Jetzt ist der Schwindel da! konnte er noch denken, dann verflocht er sich hastig mit Händen und Beinen ins Geäste und schloss die Augen. Er wollte in solcher Stellung nur warten, bis der Schwindelanfall vorüber sei, aber siehe, der Wind schaukelte so sanft den Baum und die Wasser sangen so schön . . .

Hoch an dem querüberhängenden Baumstamme über dem tobenden Wildbach war der Lenzerl eingeschlafen. —

Oben im Bergbauernhofe hatten sie müssen das Herdfeuer auslöschen. Der Wind hatte durch den Schornstein den Rauch zurückgestoßen, dass in Küche und Stube kein Mensch athmen konnte. Und wollte man Fenster öffnen, so wirbelte der Sturm herein und sprühte auf dem Herd die Funken auseinander und an die Holzwand hin. Wer sich ins Freie wagte: Die Luft unter dem schweren grauen Himmel war so klar, dass die fernsten Berge deutlich wie die nächsten dastanden, aber ein Stoßen und Stöhnen war in dieser Luft, dass der Bruder Franz vom „wilden Gjaid" sprach. „Seht Ihr, wie er schlittenfahren

dürre Baumnadeln, Holzsplitter und Erdwerk mit sich. Stellenweise war der Weg mit großen Schneehaufen gesperrt, die von den Hängen niedergerutscht waren; da kreiste das Wasser in Tümpeln und bohrte und grub, bis es sich Bahn gebrochen hatte, über den Abhang stürzte, oder auf dem Wege weiter schoss. Als der Knabe sich über eine solche Schneewucht mühsam weiterhalf, fuhr plötzlich aus der brausenden Luft ein Baumwipfel nieder und schlug breit und schwer auf den Weg. Eine Wolke von Schnee und Schmutz hatte den Lenzerl über und über besudelt, weiter war ihm nichts geschehen. Jetzt machte er keine größeren Schritte mehr als sonst, es war ja ganz gleich, mitten durch Wasser und Morast gieng er gleichmäßig voran, immer in der Zuversicht: Mir kann nichts geschehen. An der Lichtung musste er einmal stehen bleiben, mit beiden Fäusten den Hut haltend, nach der Leeseite gekehrt, um Athem holen zu können. Wäre er hier nicht eine halbe Minute stehen geblieben, so hätte ihn die Schneelawine begraben, die mit dumpfem Donnern zwanzig Schritte vor ihm herabkam und einen Berg von Schnee und Schutt auf den Weg warf.

Der Schneeberg wurde freilich überstiegen, aber der Knabe musste doch wieder stehen bleiben und schauen. Denn dort drüben gieng ein ganzes Stück Berg nieder. Es zitterte der Boden, langsam glitt der schneeige Berghang in die Tiefe, dort böschte er sich breit aus und lag bewegungslos, ein starrer Hügel für die Ewigkeit. Oben klaffte breit die schwarze Scharte.

Der Knabe gieng nun niederwärts gegen den Hohlgraben. Da war der Weg mit Hunderten von gebrochenen Bäumen verrammelt. Uraltes Bestände in Riesensplittern. Spechte, Raben und Dohlen flatterten, nestlos geworden, kreischend darüber hin und her. Der Lenzerl brauchte mehr als zwei Stunden Zeit, um diese zehn Minuten lange Wegstrecke zu überwinden. Er kletterte, hüpfte und kroch, immer vom Sturmwind umbraust, vorsichtig voran. Den Hut hatte er lassen müssen und sein Haar flatterte ihm über Stirn und Augen. An einem der gebrochenen Stämme hatte sich ein Eichhörnchen festgekrallt. Aber es war todt. Bei dem Thiere hielt der Knabe sich auf und wurde traurig. Der Kopf war zerquetscht. Wenn dieses flinke Wesen der Gefahr nicht entkommen konnte, dann war sie groß. Freilich, das arme Thier hatte keinen Beschützer gehabt. Er eilte weiter und kam hinab zum Hohlgrabenbach. Hier war die Brücke abgebrochen und davongeschwemmt. Und so gründlich, dass nicht zu erkennen gewesen wäre, wo sie gelegen, wenn nicht der ein- und ausmündende Fahrweg die Stelle gezeigt hätte. Der Bach war mit seinen braunen dicken Fluten weit aus den Ufern getreten, er war rasend. Er donnerte und brauste und an jedem Stein, an jedem Baumstamm sprang er ellenhoch auf und schleuderte seine Gischten an den

Tanne hängen geblieben war. „Dort oben ist was", sagte er und zog die Bäuerin an der Hand der Stelle näher. „Ich hab' das Ding schon eine Weil' betrachtet, es kommt mir nicht recht für. Als ob was Lebendiges im Astwerk wär', gar ein Mensch. Aber es rührt sich nichts. Da hat gewiss einer herüberkrauchen wollen und ist hängen geblieben."

„Jeß Maria! Nachher ist's mein Lenzerl!" schrie die Bäuerin hell auf.

„Schrei nit so, Weibmensch! Dass er gäh erschrickt und ins Wasser patschen kunnt!"

Aber das Rauschen des Wildbaches sorgte dafür, dass keine menschliche Stimme hinaufdrang. Der Holzknecht war auf die Tanne geklettert, spähte nach dem Wesen im hängenden Stamm und bedeutete der Bäuerin herab, sie solle ruhig sein, er wolle den Vogel bald haben. — Es währte nicht länger als drei Minuten, aber sie waren die qualvollste Zeit, die das Weib je erlebt hatte. Sie sah ihr Kind hundertmal ins Wasser stürzen und davonrinnen und ertrinken. — Ein Holzknecht weiß sich zu helfen bei den Bäumen. Seine Joppe hatte er herabgeworfen, dann stieg er, immer vom Sturme umbraust, von Ast zu Ast die Tanne höher hinan, schwang sich oben auf den herübergefallenen Baum, kletterte an dem schwankenden Stamme hinaus, erfasste mit fester Hand den Knaben am Arm. Der erwachte und schrie. Seine ins Astwerk verklemmten Glieder loszulösen war nicht leicht — doch es gelang, der Holzknecht brachte den Lenzerl herab und stellte ihn neben seiner Mutter fest auf den Erdboden.

Dieweilen war auch der Bergbauer gekommen, seinem Weibe nach, und war der Franz gekommen, seinem Bruder nach, zu helfen, wenn wo zu helfen wäre. Als wie gewöhnlich am Abend der alte Schulmeister ins Bauernhaus gekommen war und sah, dass alles davongelaufen, um den Knaben zu suchen — natürlich, da machte auch er sich auf, und hier in der Hohlgraben-Schlucht, wo die Brücke abgebrochen war, kamen sie alle zusammen. Und haben unter Dankgebeten den Knaben heimgetragen.

Dann sind sie sehr glücklich beisammen gesessen im Bergbauernhause.

„O mein Kind!" sagte die Mutter, „wenn Du nicht den Herrn Jesus von der heiligen Communion bei Dir gehabt hättest, da wär's wohl nicht so gut ausgegangen. Er hat Dich heimgeführt."

Hierauf hob der alte Schulmeister seinen grauen Kopf, zuckte mit demselben ein paarmal, wie es seine Art war, und sagte zum Knaben: „Dich hat derselbe Jesus heimgeführt, der Dich hingeführt hat. Wohl wohl, mein Junge, es ist so. Ob Du beim Altare warst oder nicht, er ist bei Dir gewesen. Denn Du bist ein frommes Kind. Communicieren

thut, der wilde Jäger!" Denn dort an den gegenüberliegenden kahlen Berghängen gieng eine Schneelahn um die andere nieder, auf dem weißen Schneefelde dunkle Striemen zurücklassend, von der Höhe bis tief ins Engthal. Man sah, wie klein es oben anhub, ein dünner schwarzer Faden, an dessen unterem Ende ein weißer Knäuel hieng, der den Faden in die Länge zog, rasch und immer rascher — größer, breiter, bis der Riesenknäuel in der Tiefe verschwand und ein langes Donnern hingieng in den Bergen.

„Wenn ich nur heut' den Buben nicht hätte fortgehen lassen!" rief die Bäuerin immer wieder aus.

Ihr Mann, der Bauer, tröstete sie: „Am Morgen ist's noch nicht so wüst gewesen. Er wird gut ins Kirchdorf gekommen sein. Und wird er wohl so gescheit sein, dass er dort bleibt."

„Der bleibt nicht dort, wie ich ihn kenn'!" sagte sie. „Er hängt allzuviel an daheim."

„Na na, die Tafern-Wirtin hat ihn nicht fortgelassen. Die gibt ihm schon zu essen und ein gutes Bett, bei der fehlt ihm nichts. Morgen kommt er heim. So was Wildes kann nicht lang' anhalten."

Die Mutter hat nichts mehr gesagt, hat ihre häuslichen Arbeiten verrichtet, hat den Leuten das Nachtmahl gekocht. Und während sie es verzehrten, ist sie davongegangen. Im lodenen Wettermantel ihres Mannes, in seinen Stiefeln und mit seinem Bergstecken hat sie sich auf den Weg gemacht, um ihrem Lenzerl entgegenzugehen. Denn, dass er auf dem Wege war, das galt ihr sicher, und dass er noch nicht daheim war, obschon es schon gegen Abend gieng, sagte ihr: Er ist in Gefahr!

Bald war sie unten in der Hohlgraben-Schlucht, und da konnte sie nicht weiter. Die Brücke ist fort! „Mein Gott! Da kann er freilich nicht heimkommen!" Dass er gerade auf der Brücke gewesen sein konnte, als sie brach, das fiel ihr nicht ein. „Er ist eben wieder umgekehrt; er kann nicht her und ich kann nicht hin. Da ist nichts zu machen. Gott wird ihn beschützen!" — Sie blickte in den reißenden Strom und je länger sie hinschaute, je größer und wilder schien er zu werden.

Etwas weiter unten sah sie Baumgefälle über dem Wasser liegen. So finster schwarz an beiden Seiten die steilen Waldberge aufragten, so grau lag der Abendhimmel und legte sein blasses Licht nieder auf die Holzbrüche. Davor stand ein großer Mann, der Holzknecht Wendelin. Er hatte in seine Waldhütte gehen wollen den Bach entlang und hatte die Verheerung gesehen. Die Bäuerin fragte den Mann gleich nach ihrem Knaben, ob er nichts von ihm gesehen hätte?

„Still sei!" sagte er und schaute gespannt auf einen Baumstamm, der quer über dem Bach lehnte und mit dem Wipfel hier an einer

mit Schriftstellerei —. Zuerst ein Ritterstück. Damit hatte ich kein Glück. Die Theaterdirectoren sagen, ich sollte Erzählungen schreiben. Ich höre, dass man jetzt alles schreiben und drucken lassen darf. Je realistischer, desto besser. Der Zola schreckt mich nicht, ich versichere. So habe ich etwas geschrieben. Es mag ja nicht ohne Fehler sein, ich hätte nur gern ein Urtheil darüber. Es ist ein ganz merkwürdiger Stoff und alles nach wahren Begebenheiten, ein ganzer Roman, ich versichere. Und so habe ich nun fragen wollen, Herr Buchhändler, ob Sie das Werk nicht verlegen wollten?"

„Warum denn nicht?" sagt der Chef gelassen, dieweilen er mit verschränkten Armen vor der Dame am Tische angelehnt steht und ihr keinen Platz bietet. Stehend abmachen, es drängt die Zeit, in einem Geschäftshause imponiert das immer.

„Sehen Sie", fährt die Dame hastig zu sprechen fort, „und man sagte mir, dass es so schwer sei, etwas anzubringen."

„Es kommt eben darauf an, was es ist."

„Die Oberstin von Elmbach hat's gelesen. Riesig interessant, hat sie gesagt, ich versichere, der Elmbach hat's äußerst gefallen, ich sag's nur, durchaus nicht etwa, dass ich mich selbst beschönigen wollte, Gott, nein. Sie werden es ja selber sagen. Es ist nämlich die Geschichte, wie einmal —"

„Bitte, sich nicht zu bemühen, ich werde das Werk selbst lesen, um gleich auch seine stilistischen Schönheiten zu genießen. Sie haben es wohl nicht bei sich?"

Nun ist's auch Zeit, dass sie das Paket hervorzieht, damit zum Tische geht und es entfaltet. „Die Braut des Rittmeisters, ein Roman aus dem Leben von Irma Baronin Genselstein." „Ich fürchte nur", spricht sie, „dass es etwas gar umfangreich ausfallen wird, so dass wir mit dem Druck nicht rechtzeitig fertig werden. Zu Weihnachten muss es natürlich erscheinen."

„Natürlich."

„Meine vielen Bekannten können es schon nicht erwarten, ich versichere."

„Sie haben den größeren Theil des Manuscriptes wohl noch zu Hause, meine Gnädige?"

„Nein, das ist alles. Sehen Sie, da auf der letzten Seite — wo ist sie nur gleich — ach, dieses garstige Papier, wie es klebt! — Sehen Sie, da steht's unten: Ende. Es geht tragisch aus. Aber es gibt auch furchtbar lustige Sachen drin, zum Beispiel —"

„Dieses Manuscript", unterbricht der Chef und schlägt einige der Blätter mit der großen Krähenfußschrift um, „das setzt meine Druckerei in ein paar Tagen ab."

mit Andacht, wenn es Zeit ist, das stärkt — wie Du erfahren hast — den Glauben. Doch auf die Communion allein verlass' Dich nicht. Bleibe nur immer redlich und gut, habe den Herrn Jesus immer lieb und denke sein, dann ist er allzeit bei Dir und Du wirst muthig und stark sein in der Gefahr. — Und jetzt, Lenzerl, denke ich, Du gehst in Gottesnamen schlafen."

Ehe der Kleine das that, kniete er in den Wandwinkel hin, faltete die Hände, schloss die Augen und sah vor sich stehen den lieben Herrn Jesus, der in der Communion zu ihm gekommen war.

Bald hernach war es im einschichtigen Bauernhause dunkel geworden. Über das Dach dahin brauste der wilde Föhn, der Urwaldstämme bricht und Berge stürzt, aber an dem frommgläubigen Kindesherzen vergeblich rüttelt.

## Kuhaug.

Eine literarische Geschichte von **Hans Malser.**

Beim Chef wird eine Visitkarte abgegeben.

„Baronin Genselstein. — Jung, alt?"

„Ungefähr so zwischen durch, Herr Commerzienrath", berichtet der Diener.

„Heft oder Rolle?" fragt der Chef.

„Paket. Hübsch umfangreich."

„Also ein dreibändiger Roman. In Gottesnamen. Ich lasse bitten. — Ach, diese Blaustrümpfe!" seufzt er auf, als der Diener davon ist. Die Arme schlenkert er gegen Himmel über diese Blaustrümpfe. Die Firma hatten sie in Grund und Boden verdorben mit ihrer Ware. Nun will er sie wieder aufrichten, eben mit dieser Ware.

„Herein!"

Die Dame in malerischer Farbenpracht, mit erhitztem Gesichte, würdevoll gemessen, tritt näher.

„Womit kann ich dienen, meine Gnädige?"

Das Paket hält sie scheinbar so gleichgiltig unter dem Mäntelchen versteckt, als ob es gar nicht dazu gehörte.

„Sie entschuldigen tausendmal, Herr Buchhändler, man hat mich an Sie gewiesen. Wollte Sie gebeten haben um einen freundlichen Rath, mein Gott, unsereins ist ganz unpraktisch. Sie wissen vielleicht, dass vor einem Jahre mein Mann gestorben ist, der Hauptmann Baron Genselstein. Nicht? Es stand in allen Zeitungen. Nun, eine ganz kleine Pension, es ist schwer, ich versichere. Da kam ich auf den Gedanken, vielleicht

niedriger sein. Den Ladenpreis wollen wir zu einer Mark fünfzig machen — das ist mäßig. Da stecken auch die dreiunddreißig Procente des Sortimenters drin."

„Mein Gott, davon verstehe ich nichts. Bitte nur zu sagen, was Sie mir beiläufig geben wollen."

„Geben wollen? Meine Verehrteste, vom Gebenwollen kann keine Rede sein. Ums Gebenkönnen handelt es sich. Ich mache Ihnen die normalen Propositionen, wie allen meinen Kunden — heißt das, Autoren. Sie erhalten für jedes Fünfhundert verkaufter Exemplare sechshundert Mark."

„Ich finde es honnet, Herr Buchhändler, damit bin ich ganz zufrieden."

„Verpflichten sich aber, mir im vorhinein dreihundert Exemplare Absatz zu garantieren, und zwar in der Form, dass Sie den Ladenpreis für dreihundert Exemplare, das macht sagen wir, dreihundert und fünfzig Mark, sogleich erlegen. Ihre dreihundert Exemplare werden Ihnen sofort nach Fertigstellung ausgefolgt, die Sie dann an Ihre Bekannten verschenken, meinetwegen auch verkaufen können. Das ist die in meiner Firma übliche Geschäftsform, nach der ich jährlich Hunderte von Büchern drucke. Sie erkennen wohl, meine Dame, dass man einem jungen Autor, der noch keinen Namen hat, loyaler nicht entgegenkommen kann."

Die Baronin ist nun ein wenig verstummt, sie schiebt die auseinandergeworfenen Blätter ihres Manuscriptes zurecht, dann sagt sie unsicher: „Wenn ich recht verstanden habe, Herr Buchhändler, so sollte ich jetzt Geld ausgeben? — Ich war" — nun lacht sie lustig auf — „offen gesagt, aufs Gegentheil gefasst, ich versichere."

Der Chef schupft die Achseln. „Steht natürlich im freien Belieben. Eine Dilettantenarbeit — Pardon, Gnädige! Ich meine, die Arbeit eines Anfängers oder einer Anfängerin druckt heutzutage kein vernünftiger Mensch umsonst, geschweige, dass er dafür Honorar zahlt. Für das Erstlingswerk hat selbst ein Schiller und ein Goethe nichts bekommen, als Schimpf und Anfeindung. Ist so der Lauf der Welt. Sind die ersten fünfhundert Exemplare abgesetzt — es steht Ihnen stündlich frei, in meine Geschäftsbücher zu sehen — dann bekommen Sie prompt Ihre sechshundert Mark. Das kann, wenn wir Glück haben, in wenigen Monaten der Fall sein."

„Ja mein Gott, wenn ich auch einstweilen verzichten wollte auf Honorar, aber Geld ausgeben müssen, ich versichere, auf das war ich nicht gefasst."

„Mir liegt nichts ferner, gnädigste Baronin, als Ihnen dazu zu rathen. Jede Promesse verlangt ihren Einsatz. Man kann gewinnen, man kann verlieren. Wenn Ihre Erzählung interessant ist, und das müssen

„Ach, was Sie sagen! Sie machen mich glücklich. Ich versichere Ihnen, es geht wohl jedem Dichter so, was Gedrucktes von sich selbst zu lesen. Und wie sich meine Freundinnen schon freuen — wissen Sie, ich habe eine Menge Bekannte, die alle werden sich das Buch kaufen. Und dann wird es wohl an die Zeitungen versandt, nicht? Ach Gott, wenn man es nur nicht schrecklich verreißt! Ich will ihnen etwa Briefe schreiben, den Blättern, nicht wahr, und sie um wohlwollende Beurtheilung bitten."

„Das thut man nicht, Verehrte! Boshafte Zeitungsrecensionen sind nicht zu vermeiden. Wer seiner Sache nicht sicher ist, dass sie etwas taugt, der soll nichts in die Welt schicken. Übrigens, Sie können's ja thun."

„Aber ich meinte auch nur. Ich glaube, dass das Buch Aufsehen machen wird, es kommt auch viel von Liebe drin vor, Sie werden schon sehen, und sehr frei, sehr modern — ich versichere."

„Ich zweifle nicht einen Augenblick, meine Gnädige."

„Ja, dann lasse ich's also da. — Was ich noch sagen wollte. Ich bin so fabelhaft unpraktisch. Wollen Sie die Arbeit erst lesen oder — oder könnten wir gleich abschließen?"

„Wenn Sie wollen, wir können gleich abschließen", sagt der Chef ruhig, tritt einen Schritt seitlings und spitzt sich einen Bleistift.

„Außerordentlich viel wird man für das erste Werk nicht verlangen können."

„Was meinen Sie?"

„Bei dieser Theuerung jetzt — eine Officierswitwe — ich versichere! — Man sagte mir, dass ich Honorar bekommen werde."

„Aber selbstredend, meine Gnädige. Ich nehme principiell nichts in meinen Verlag, was nicht verdient, honoriert zu werden."

„Ach, das ist zu liebenswürdig", ruft die Dame entzückt. „Und da könnte ich vielleicht den ersten Theil — ich meine — nicht das Ganze, das pressiert nicht."

„Aber Sie sagten doch, das sei das ganze Manuscript."

„Ja, ich nehme auch gleich das ganze Honorar", lacht die Baronin vergnügt.

Der Chef setzt sich an den Tisch, nimmt ein Blatt Papier und rechnet. „Die Sache stellt sich so. Nach meiner flüchtigen Schätzung gibt das Manuscript zwölf Druckbogen, sagen wir zehn. Der Bogen an Herstellungskosten für — sagen wir mal — fünfhundert Exemplare —"

„Ist zu wenig, Herr", unterbricht sie ihn, „schon ich habe eine Menge Bekannter, die das Buch kaufen werden —"

„— fünfhundert Exemplare — macht circa sechshundert Mark Herstellungskosten. Circa, sage ich, es kann ein paar Thaler höher oder

Die Dame lacht, sie findet den Namen Kuhaug zu drollig.

„Sehen Sie, wie er gleich schon bei Ihnen wirkt, dieser Titel. Er wird Aufsehen erregen.“

„Aber, mein Gott“, sagt sie, „was hätte denn ein Kuhauge mit meiner Erzählung zu thun! Verzeihen Sie, dieser Titel wäre für jedes Buch unmöglich.“

„Meinen Sie? Bitte, wie heißt Ihre Braut? Ich meine die Braut des Rittmeisters.“

„Die habe ich Elsa genannt, Elsa Nelling.“

„Nennen Sie sie Elsa Kuhaug. Das Wort Kuhaug drucken wir auf den Titel und der Erfolg ist garantiert. Brauchen im Buche weiter kein Wort zu ändern.“

Sie muss immer noch lachen, versichert, am Nachmittag sich zu entscheiden und empfiehlt sich verbindlichst.

Unterwegs ist ihr, es fehle was Liebes. Ihr Manuscript hat sie in fremden Händen zurückgelassen. Wenn es verloren gienge! Sie kann's nicht ausdenken. Welch ein Glück, die Druckpresse! Die nagelt ein geistiges Werk gleichsam an die Welt fest. Dann kann's nicht mehr verloren gehen. — Zu Hause überzählt sie ihre Barschaft. Von der vierteljährigen Pensionsrate ist nicht mehr viel vorhanden. Sie wird Schmuck verkaufen und sich auf eine etwas schmälere Ration setzen. Es ist ja nur für den Anfang, dann — Übers Jahr ist das erste Honorar fällig. Und berühmt! Alles spricht vom neuen Stern. Ach ja, mit beiden Händen muss man die Gelegenheit ergreifen.

Gegen Abend bringt ein Dienstmann dem Verleger ein Brieflein mit der Bitte um Empfangsbestätigung.

„Mein Herr!

Beigeschlossen Mark 350 für die ersten 300 meines Romans „Die Braut des Rittmeisters“. Ich will bei diesem Titel bleiben, schreibe aber gleich ein neues Werk zu Ihrem Titel „Kuhaug“, wenn er Ihnen so gefällt. Bitte, nur gleich anfangen zu drucken.

Ihre ergebene Dienerin J. Baronin Genselstein.“

Schon in den nächsten Tagen kommt ein Vergnügen, auf das die Baronin nicht gefasst ist. Die Correctur. Auf dem Correcturbogen sieht sie sich das erstemal in der Druckerschwärze und kann noch ausbessern. Ach Gott, es gibt ja weiter keine Fehler, nur viele Buchstaben stehen verkehrt. Sie schreibt am Rande überall weitläufig dazu: „Hier in der dritten Zeile beim siebenten Wort thun sind zwei **n** statt ein **un**, das muß geändert werden.“ „Da in der dreizehnten Zeile steht: Kleigel, ist ganz verdruckt, es muss Klingel heißen. Die Zeile ist auch krumm, das darf nicht so bleiben.“

Sie selbst am besten entscheiden, so ist ein bedeutender Erfolg sehr wahrscheinlich, ja für die Zukunft unausbleiblich."

„Meinen Sie?"

„Was wollen Sie? Vor neun Jahren kam zu dieser Thür ein armes schüchternes Frauenzimmer herein, sie hieß Ida Milchbach — "

„Ach, die Milchbach!"

„Nicht wahr! Heute ist sie eine reiche Frau. Ihre „Zigeunerkönigin" ist eben bei mir in fünfzehnter Auflage erschienen."

Die Baronin schaut auf ihre Blätter, sinnt nach und sagt dann: „Dreihundertfünfzig, sagten Sie. Mein Gott, das ist enorm."

„Sie vergessen die dreihundert Exemplare."

„Und wann müsste man —?"

„Wann Sie wollen, dass wir anfangen. Die Druckerei wird heute mit einem großen Werke fertig. Ich kann morgen den Satz Ihres Buches beginnen lassen."

„Ja, das wäre schön. Ich will mir's noch einen Augenblick überlegen und schreibe Ihnen dann noch heute. Das" — sie tippt aufs Manuscript — „darf einstweilen wohl hier bleiben?"

„Aber gewiss, ich nehme es sofort in Verwahrung." Der Chef öffnet einen großen eisernen Schrank, der mit ähnlichen Paketen und Rollen fast gefüllt ist. „Sie sehen, meine Gnädige, ihr Werk kommt in eine stattliche Gesellschaft. Lauter arme Seelen, die der Erlösung, der Presse harren und nicht so glücklich sind, wie Ihre „Braut des Rittmeisters". Übrigens, ich bitte, mich gütigst zu pardonnieren, dieser Titel gefällt mir gar nicht. Er zieht nicht. Wählen wir einen anderen. Einen kurzen, packenden Titel."

„Ich wäre sehr dankbar —"

„Zum Beispiel: Wahnsinn."

„Wahnsinn?" haucht die Dame mit Kopfschütteln. „Nein, das würde nicht passen. Es kommt in der ganzen Geschichte nicht ein Wahnsinniger vor, nicht ein einziger."

„Aber, Baronin, das ist ja auch gar nicht nöthig. Sie fügen irgendwo eine kleine Episode ein, in welcher ein Wahnsinniger vorkommt oder von ihm die Rede ist. Noch besser, Sie lassen Ihren Helden oder irgend wen einmal sagen, jeder Mensch, und schien er der vernünftigste zu sein, habe seine Wahnideen oder dergleichen. Derlei Aussprüche machen sich gut und heben ein Werk auf philosophische Höhe."

Die Baronin schüttelt das Haupt, sie dächte doch, der Titel decke nicht.

„Nun, so nennen Sie das Buch — sagen wir zum Beispiel — Kuhaug! Kuhaug. Ein Roman von Irma Baronin Genselstein. Das klingt."

verstehen, woher die fünfzehn Käufer hatten kommen können, da die Dichterin ihre Bekannten ja versehen hatte. Von dem Buche einer gänzlich unbekannten Verfasserin werden fünfzehn Exemplare verkauft. Das ist ja ein Erfolg!

Baronin Genselstein ist sehr consterniert, lässt sich aber nicht unterkriegen. Sie setzt sich hin und schreibt ein neues Werk, bei dem sie sich vornimmt, in der Titelfrage dem erfahrenen Verleger zu folgen. An dem Inhalte ihres ersten Buches liege nicht die Schuld. Hätte sie den Titel „Kuhaug“ gewählt, es stünde sicherlich anders.

# Der Byzantinismus.

Von **Max Haushofer.**

Zu einer Zeit, als der Verfall des riesigen Römerreiches schon weit vorgeschritten war, hatte Kaiser Diocletian die unwürdige Sitte der Anbetung, des Niederfallens auf den Fußboden und des Küssens der kaiserlichen Füße eingeführt. Aus dem persischen Hofceremoniell war dieser erniedrigende Brauch entlehnt, der bis zum Ende des römischen Kaiserthumes fortdauerte. Als das Weströmische Reich theils aus innerer Fäulnis, theils unter dem Ansturm der Völkerwanderung zusammengebrochen war, erbte sich im Oströmischen Reiche die vergötternde Verehrung des Kaisers fort; durch die Berührung mit der versinkenden Pracht asiatischer Despotenreiche kamen noch neue Hofsitten, vielköpfiges Eunuchen- und Schranzenthum, strotzender Prunk der Thronsäle, Ränkespinnerei von Emporkömmlingen, Hintertreppenpolitik von Weibern und Günstlingen in unheimlich steigendem Maße hinzu.

Dieses ganze undurchdringliche Gewebe von phantastischer Kaiserpracht, von hochtönenden Titeln, verschnörkelten Formeln, von silbergepanzerten Leibwachen, verlogenen Palastbeamten und ränkesüchtigen Sclaven, von Schmeichelei, Hass und Eifersucht, das die geheiligte Person des Kaisers umgab und sie dem Volke wie ein Götzenbildnis auf räthselhaftem goldfunkelnden Hintergrund erscheinen ließ, haben spätere Zeiten als Byzantinismus bezeichnet.

Manche Geschichtschreiber zwar verstehen unter Byzantinismus auch jenes kirchenpolitische System, welches in einer innigen Durchdringung der höchsten weltlichen und geistlichen Würde und Machtvollkommenheit besteht, gleichfalls im byzantinischen Reiche sich ausgebildet hat und auch als „Cäsaropapismus“ bezeichnet wird. Im landläufigen Sinne aber versteht man heute unter Byzantinismus jene höfische Schmeichelei und Intrigue, die an Hofpracht und Hofceremoniell sich heften, hinter ihnen

Nach sechs Wochen ist das Büchlein fehlerfrei fertig. Mein Gott, leider nur ein Büchlein von sechseinhalb Bogen. Und sie hatte gedacht, ein zweibändiger Roman! Sie kann nicht satt werden, in den weißen Blättern zu lesen, hinten und vorne. Und hält das Buch mit ausgestreckten Armen vor sich hin und blättert. Ganz wie die Classiker anzusehen, unter Ausnahme des modernen Umschlages mit den Veitstanzbuchstaben. Diese Diebszeichen können nur Eingeweihte lesen, unsere Baronin aber freut sich sehr darüber. Der Inhalt classisch, der Umschlag modern — Das umfasst Vergangenheit und Gegenwart. Und hoffentlich auch die Zukunft.

Nur fürchtet sie die Blätter. Diese Journalisten sind manchmal zu bösartig. Etwa recht heruntergerissen zu werden! In der Stadt, wo man lebt, ist das besonders „schenant“. Aber die Blätter erscheinen Tag für Tag und vom neuen Buche nicht ein Sterbenswörtchen. Nur ein Montagsblatt berichtet von dem neu erschienenen Buch „Die Braut des Rittmeisters, das eine in hiesiger Stadt lebende, der besten Gesellschaft angehörige Dame zum Verfasser hat und das pikante Einzelheiten aus Officierskreisen behandelt. Wir kommen auf das interessante Werk noch zurück.“ — Nun wartet die Verfasserin Woche um Woche, kann keine Nacht auf den Montag schlafen, schickt schon ums Morgengrauen nach dem Montagsblatt, aber dieses kommt auf das interessante Buch nicht zurück. Die Welt geht ihren gewohnten Lauf. Von den dreihundert Exemplaren hat die Dichterin eine Anzahl an Freunde und Bekannte verschenkt und diese finden, dass die Verfasserin ein sehr, sehr hübsches Talent habe. Oberstlieutenant Frinkel nennt sie in Gesellschaft sogar einmal die deutsche George Sand. Und zwinkert dabei vor Vergnügen, dass wir eine neue George Sand haben. Die übrigen der angekauften Exemplare liegen in einem schönen Kasten und sind schon staubig geworden.

Da also fort und fort über allen Wipfeln Ruh ist, so tröstet sich die Dichterin damit, dass es mit Büchern am Ende wohl auch so sei, wie mit Frauen; von denen man am wenigsten spricht, das sind die besten. Sie gehen still ihren Weg. Als das Jahr um ist, schreibt sie dem Verleger, fragend, wie es mit dem Absatz der „Braut des Rittmeisters“ stehe? Es sei ihr auch des Honorars wegen zu thun, sie sage es offen. Der Verleger antwortet ihr postwendend und ebenso höflich, dass von dem Buche bisher rund fünfzehn Exemplare verkauft worden seien und dass er sich der gnädigen Baronin zu weiteren Diensten bestens empfehle.

Als sie diese Anzeige erhält, ist gerade Oberstlieutenant Frinkel bei ihr auf Besuch. Als sie den Brief gelesen, rufen beide gleichzeitig aus: „Fünfzehn Exemplare, das ist nicht möglich!“ Dann sagt die Baronin: „So wenig!“ Und der Oberstlieutenant denkt: So viel! Er kann nicht

sondern auch in ganz kleinwinzige Staaten, wo zwar nicht die großen Fehler des Cäsarenthums, wohl aber seine kleinen Schwächen Nachahmung finden konnten. Denn Schmeichelei und Lüge, Habsucht und Eitelkeit, Feigheit und Hintertreppenschlich, Bedientengeschwätz und Wichtigthuerei: diese Quasten an dem alten Byzantinerstaatsmantel gedeihen überall, wo es Herren und Diener gibt.

Die Äußerungen des Byzantinismus sind natürlich so verschieden wie die Menschen, von denen sie ausgehen, wie die Mittel, die sie benutzen, und wie die Gelegenheiten, bei denen sie angebracht werden. Es wäre verfehlt, wollte man unter Byzantinismus bloß das Schmeichelsystem von Höflingen oder bloß die goldstrotzende Pracht höfischer Repräsentation verstehen. Der Byzantinismus ist ein Princip, welches bestrebt ist, sich an die Träger der Staatsgewalt und an alles, was mit denselben in Berührung kommt, zu heften. Er ist die entartende Übertreibung der staatlichen Würde; ein eitles Vordrängen hohler Formen auf Kosten des Inhalts, ein blendendes Lügengespinst, mit dem die Nichtigkeit von Menschen und Zuständen überkleidet wird.

Ein höchst charakteristisches Merkmal des Byzantinismus sind strenge und vielgliedrige Rangordnungen. Sind wir auch heute in diesem Punkte besser daran als das 17. und 18. Jahrhundert, in welchem z. B. Preußen (unter Friedrich I) fast alljährlich eine neue Rangordnung, zuletzt eine solche von 142 Rangclassen, erhielt: völlig sind die oft blödsinnigen Unterscheidungen einer solchen Rangordnung keineswegs verschwunden. Jede officielle Rangordnung hat ja ihr Gutes; sie hat den Zweck, ein Hervordrängen unbescheidener Elemente auf Kosten der bescheidenen bei Anlässen öffentlicher Repräsentation zu verhindern. Aber dazu genügt eine Rangordnung von wenigen Classen. Es genügt auch, wenn sie auf irgend einem unbekannten Papier und im Kopfe irgend eines armen Ceremoniars, dessen geistigen Lebensinhalt sie vielleicht ausmacht, existiert; aber sie braucht nicht in das Leben der Volksgesellschaft überzugehen und Geltung anderswo als in den allernothwendigsten Fällen zu beanspruchen. Jede Ausdehnung höfischer Rangunterschiede außerhalb des Hofparkets ist ein Zeichen eines ungesunden Byzantinismus in der Gesellschaft; und man kann sicher sein, dass die, welche solche Ausdehnung fördern, unedle oder mindestens unfreie Naturen sind. Ihnen fehlt das Verständnis, den Wert des Menschen mit eigenen Maßstäben zu messen; deswegen halten sie sich an geist- und seelenlose Rangunterschiede.

Ein anderes charakteristisches Merkmal des Byzantinismus ist die wachsende Bedeutung der Ceremonie. In Zeiten, wo wirkliche große Lebensinteressen des Volkes und seiner Leiter machtvoll nach Entfaltung ringen, nimmt man sich nicht die Muße zur Ausbildung der Ceremonie.

sich verstecken und sie als Mittel und Werkzeug für die Ziele der Eitelkeit, der Habsucht und Herrschsucht benutzen.

Im kaiserlichen Byzanz gab es unzählbare Würdenträger mit hochklingenden Titeln. Ehren und Machtbefugnisse waren sorgfältig geregelt und durch peinliche Rangordnung auseinandergehalten; zur Pracht des Goldes kam die Pracht des Wortes hinzu, bethörend und blendend. Hellenischer Wohllaut klingt aus den Titeln eines Despoten, Sebastokrators, Cäsars, Panhypersebastos und Protosebastos, die meist nur an kaiserliche Prinzen ertheilt wurden. Höchste Würden waren die des Protovestiarius (Obersthofmeister), des Großlogotheten (Reichskanzler), des Großdomesticus (Oberstfeldmarschall), des Protostrators (Oberststall- und -jägermeister), des Protospathars (Befehlshaber der Leibwache). Im Thronsaale des Kaisers stand ein goldener Baum, in dessen Gezweig künstliche Vögel den Herrscher mit ihrem Gesange begrüßten. Goldene Löwen brüllten an den Seiten des Thrones, den, wenn ein Gesandter kam, um des Kaisers Majestät seine Ehrfurcht zu erweisen, ein verborgenes Räderwerk langsam und feierlich bis nahe zur Decke des Thronsaales aufsteigen ließ. Und alles, was auf Erden groß und mächtig war, verstummte ehrfürchtig vor dem Antlitz des Kaisers. Und wenn dieser durch die Straßen von Konstantinopel zog, wurden Blumen auf seinem Wege gestreut und die Häuser geschmückt. In der Kirche sang man Litaneien ihm zur Ehre, und die Strophen der Loblieder schlossen mit dem Wunsche langen und siegreichen Lebens für ihn. Die Söldner aber, die aus europäischen und asiatischen Völkerschaften zu seinem Befehle standen, jauchzten ihm zu in lateinischer und gothischer, persischer, fränkischer und britischer Sprache. Der Kaiser, obwohl dem Namen nach Herr der gesammten Culturwelt, war doch Sclave seines Hofceremoniells; nicht seine Person, nicht die Wohlfahrt der unter ihm stehenden Völker waren Ziel und Inhalt des Staatswesens; über allem stand vielmehr der kaiserliche Palast mit seinem geheimnisvollen Inhalt an Ränken, Listen, Ceremonien und Aberglauben. Nie klang ein freies Wort durch dieses mystische Dunkel; nie eine Ahnung von Rechten eines fortschreitenden Volkes. Fast unglaublich erscheint's, wie ein solches Staatswesen über ein Jahrtausend sich erhalten konnte, bis es unter dem tobenden Andrang der Osmanen in Scherben gieng.

Auch Deutschland hat heute seinen Byzantinismus; und nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Culturwelt. Wir brauchen nur den Lauf der Weltgeschichte weiter zu verfolgen, über die Eroberung von Konstantinopel hinaus, um zu sehen, dass der Byzantinismus zwar von Byzanz den Namen trägt, aber späterhin als vergoldeter Fäulnisherd in alle Staatswesen, mit seltenen Ausnahmen, sich eingefressen hat. Nicht bloß in Staatswesen, die ihrer Größe nach dem Cäsarismus verfallen waren,

stark ausgesetzt, haben aber auch in ihrem Wesen wichtige und wertvolle Schutzwehren gegen ihn. Er wird um so weniger in diesen Kreisen Eingang finden können, je stärker in ihnen die Erziehung zur Pflichttreue ist, je höher man wirkliches Können achtet, gegenüber jener Scheinbedeutung, die als Abglanz des Hofes manche nichtige Persönlichkeit umfließt. Für die Beamtenwelt sind die akademische Freiheit, in der sie großgezogen ward, und der verfassungsmäßige Schutz, dessen wenigstens die Richterbeamten sich erfreuen, ehrwürdige Heiligthümer, welche dem Eindringen des Byzantinismus in ihre Reihen zu wehren vermögen; für den Militärstand der kameradschaftliche Geist und die unvertilgbaren Überlieferungen heldenhafter Zeiten, in denen nur persönliche Tüchtigkeit entscheidend war.

Solcher Schutzmittel entbehren aber andere residenzstädtische Kreise, bei denen nur zu leicht der Stolz des freien Bürgers klein wird gegenüber der Hoffnung, einen oder den anderen Strahl höfischer Gunst zu erhaschen. Diese Kreise sind indessen darum nicht schlechter als die Bürgerschaften von Provinzialstädten, die mitunter auch ein Erkleckliches an Byzantinismus leisten, wenn sie durch allerhöchste Anwesenheit gerade in Versuchung geführt werden. Solche abgelegenere Bevölkerungskreise lassen sich um so leichter von den Einrichtungen und Sitten des Byzantinismus blenden, je weniger entwickelt ihr politisches Verständnis und ihr künstlerischer Geschmack sind, je seltener ihre spießbürgerliche Eitelkeit außergewöhnlichen Kitzel verspürt. Am wenigsten Eingang findet der Byzantinismus in den Kreisen einer um die Volksrechte kämpfenden Arbeiterschaft. Sie ist viel zu sehr durchtränkt vom Gedanken menschlicher Gleichberechtigung, um von einer Rangordnung, von höfischer Sitte und Schmeichelei etwas wissen zu wollen. Aber das Buhlen um die Gunst des Proletariats ist im Grunde um kein Haar besser als das Buhlen um Hofgunst; nur dass andere unedle und verhängnisvolle Triebe in leidenschaftliche Erregung gebracht werden: zehrender Neid und roher Classenhass an Stelle der Eitelkeit und Herrschsucht.

Es gibt gewisse edle Züge der Volksseele, die durch die monarchische Staatsform großgezogen werden. Diese Züge werden auch zu Hauptstützen der Monarchie. Wie alles Edle können auch sie entarten und verzerrt werden. In jeder Monarchie findet sich eine Summe von staatlicher Ordnung und Würde, die in der Person des Monarchen verkörpert sein soll. Diese Ordnung und Würde anzuerkennen und zu verehren: das ist nicht Byzantinismus. Eine Dynastie, welche Jahrhunderte hindurch die guten und bösen Schicksale ihres Volkes getheilt hat, ist dadurch, selbst wenn sie ab und zu einmal ein weniger würdiges Mitglied aufzuweisen hatte, mit ihrem Volke mehr und mehr zusammengewachsen. Für den Staatsgedanken haben die ungebildetsten Volkskreise kein Verständnis: aber Verständnis haben sie noch für die Heimatliebe, die viel älter und natur-

Höfisches und gesellschaftliches Ceremoniell wird meist in faulen Zeiten ausgebildet und von Menschen, die zu nichts Höherem Fähigkeit und Ansporn empfinden. Damit soll dem Ceremoniell durchaus nicht alle Berechtigung abgesprochen werden. Das Ceremoniell ist ein Formengewand, mit welchem Personen und Ereignisse von Bedeutung umgeben werden dürfen, damit diese Bedeutung auch dem Einsichtslosen und Beschränkten klar werde. Aber damit das Ceremoniell für den Denkenden nicht bloß eitles Blendwerk sei, ist es nothwendig, dass es geschichtlich erwachsen, künstlerisch geschmackvoll und mit symbolischem Inhalt erfüllt sei. Der Byzantinismus begnügt sich aber nicht mit dem geschichtlich gewachsenen, sondern schafft neues Ceremoniell; er liebt es, dasselbe auszudehnen, statt einzuschränken; er hält an ihm fest, wo es völlig bedeutungslos geworden ist.

Den Byzantinismus kennzeichnet ferner ein concentrisches Drängen der Bevölkerung nach den Hofkreisen. Von allerhöchstem Glanze besonnt zu werden, bereitet ihm Wonne und köstliches Bewusstsein. Wenn er mit dem Staatsoberhaupte selbst nicht in Berührung kommen kann, genügt ihm vorläufig die feile Gunst der Lakaien. Ein Hofämtchen, und sei es das bescheidenste, wird erstrebenswertes Ziel; die zahllosen Hintertreppen, die von gevatterschaftlicher Gunst erschlossen werden, beleben sich mit Kletterern, welche, wenn es auf zwei Füßen nicht geht, auch das Kriechen nicht verschmähen. Und mit jeder Kräftigung des Byzantinismus gewinnt ein offenes und ein verstecktes Bedienttenthum an Wichtigkeit. Die Interessen des Staates und des Volkes treten zurück hinter den Interessen einzelner Hofkreise und Hofparteien. An die Stelle der Arbeit für das Gemeinwohl tritt das Ränkespiel; das freie Wort wird zum Geflüster; die öffentliche Meinung verschränkt sich hinter übertriebenen Höflichkeitsphrasen. Und aus den Residenzen der Fürsten dringt dieses Wesen in die Volksgesellschaft. Diese gewöhnt sich mehr und mehr daran, Hofleben für politisches Leben zu halten; prunkenden und oberflächlichen Schein nimmt sie statt der Wirklichkeiten, die ihr verborgen bleiben; und wie ein riesiger Polyp frisst sich phrasenreiche Heuchelei in die Seele der abwärsgleitenden Nation.

Es ist begreiflich, dass die Pest des Byzantinismus nicht alle Kreise der Volksgesellschaft gleichmäßig ergreift. Seine Brutstätten sind ja die Vorzimmer der Fürsten und die Prunksäle der Residenzen. Aus ihnen sickern seine Anschauungen und Sitten zunächst in das Leben der Residenzstädte. Ein armer Hofadel thut weit mehr zu seiner Verbreitung als ein reicher, auf seinen Schlössern hausender Feudaladel, der sogar im Besitze seines Reichthumes und seiner geschichtlichen Würde zu einem der stärksten und kühnsten Gegner des Byzantinismus werden kann. Beamtenthum und Militär sind den Anfechtungen des Byzantinismus besonders

Selbstachtung und Wahrheitsliebe ausgerüstet sind, das byzantinische Wesen zu einem Sportplatze, auf dem mit Anstand und Grazie sich zu bewegen ihnen prickelnde Anregung gewährt. Schließlich mag auch in manchem eine angeborene Anlage zur Intrigue geweckt und großgezogen werden, die ihn veranlasst, eine Rolle in diesem Treiben zu spielen, weil er sie spielen kann und in alle Winkel hinter den Coulissen schaut.

Weit mächtiger wird natürlich die Lüge des Byzantinismus arbeiten, wo Herrschsucht und Habsucht ihre wuchtigen Triebfedern sind. Und man darf die Herrschsucht in dieser Function nicht so auffassen, als ob sie sich nur in dem Verlangen nach obersten Machtstellungen auspräge. Jede Spur von Einfluss ist schon ein Köder für sie; und so lange sie keine Provinzen, keine Armeecorps, keine Centralstellen und Hofstäbe zu befehligen und zu leiten hat, begnügt sie sich auch mit Geringerem als Abschlagszahlungen.

Bei weitem die stärkste Nahrung erhält der Byzantinismus aus der menschlichen Eitelkeit. Die Sucht, vor den Mitmenschen zu glänzen, ist ja so begreiflich und so natürlich, dass man sie beim Durchschnittsmenschen fast als selbstverständlich annehmen kann. Und wo einmal eine Rangordnung, wo Ehrenauszeichnungen, Titel und Orden, Kammerherrenknöpfe, goldgestickte Namenszüge, Silberborten und klangvolle Prädicate vorhanden sind, muss dadurch die Eitelkeit beständig Antriebe erhalten. Dem Byzantinismus dienen diese Dinge um so stärker, je mehr sie nicht als gerecht und weise abgewogener Lohn wirklichen Verdienstes, sondern als Gaben des Zufalls, hergebrachter Gewohnheit und flüchtiger Huld erscheinen. Und von den Inhabern der Throne kann man nicht verlangen, dass sie in jedem Einzelfalle die Verdienste der von ihnen Begnadeten auf die Goldwage legen — ebensowenig, als man von allen mildthätigen Menschen fordern kann, dass sie jedesmal die Würdigkeit eines Almosenempfängers sorgsam prüfen. Solche Prüfung wäre wohl eine Forderung strengster Gewissenhaftigkeit; aber durch sie würde ja das Ertheilen von Gnaden zu einer mühsamen Arbeit! Und wo ist der Mann, der so, dass sie es hören könnten, den Großen der Erde zurufen wollte: Lieber keinerlei Gnade, als solche Gnaden, die ihr zu Unrecht vertheilt!

Nur so viel könnten die Kronenträger und ihre Berather im Laufe der Geschichte gelernt haben, um zu wissen, dass nicht jene, die sich an sie herandrängen oder zufällig mit ihnen in Berührung kommen, darum schon Würden und Ehren verdienen. Das zu wissen, erfordert weder staatsmännische Bildung noch psychologische Vertiefung. Andererseits wäre es schlimm, wenn jeder Herrscher und jeder einflussreiche Mensch in einem Staatswesen überall nur Schmeichler und Heuchler sehen wollte. Das würde eine Menschenverachtung in ihm erzeugen, welche übler wäre als

wüchsiger ist als jener. Die Heimatliebe ist die stärkste, immer sich erneuernde Quelle des Patriotismus; und in der Liebe zur angestammten Heimat weiß sich auch der ärmste Bauer eins mit seinem Herrscherhause. Dieses Gefühl ist aber noch sehr weit entfernt vom Byzantinismus; es sieht im Staatsoberhaupte nur den hervorragendsten Träger der Heimatliebe, ohne irgend weitere Folgerungen aus dieser Interessengemeinschaft ziehen zu wollen.

Aber auch die Unterthanentreue ist weit entfernt vom Byzantinismus. Die Unterthanentreue, ein geschichtlicher Zug des germanischen Volksthumes, ist etwas ganz anderes als jene sclavische Unterthänigkeit, die sich bei orientalischen Völkern findet. Die deutsche Unterthanentreue hat ihre Wurzeln in der Kriegskameradschaft zwischen dem einfachen Volksstreiter und seinem Heerkönige, welche in den Tagen der Völkerwanderung Riesenreiche in den Staub warf; und ihre letzten Ausläufer findet sie in der unvergleichlichen Diensttreue des deutschen Soldaten und Seemannes. Das ist Mannestugend, die schweigsam ihre Pflicht thut, gleichviel, ob sie höheren Ortes gesehen und mit einem Ehrenzeichen gelohnt wird oder nicht.

Diese edlen Züge der Volksseele, die Heimatliebe, die Achtung vor der staatlichen Ordnung und die Unterthanentreue sind der gesunde Boden, den der Byzantinismus benutzt, um auf ihm seine geilen Gewächse emporzutreiben: kriechende Pflanzen, deren Wurzeln Feigheit und Verlogenheit, Habsucht und Herrschsucht, Trägheit und gedankenlose Gewohnheit, vor allem aber kindische Eitelkeit sind.

Der Byzantinismus ist feig, denn es ist sein oberster Grundsatz, keine unliebsame Wahrheit nach oben zu sagen. Selbst wo er noch so viel Redlichkeit sich bewahrt hat, um einzusehen, dass unliebsame Wahrheiten gesagt werden müssen, überlässt er das Verkündigen derselben jenen furchtloseren Naturen, die sich zur Ehre der Menschheit auch in den schlechtesten Zeiten finden.

Dieses Verheimlichen unliebsamer Wahrheiten aus Furcht ist nur eine Seite byzantinischer Verlogenheit. Ergänzt wird sie durch das dem Eigeninteresse dienende Übertreiben eigenen Verdienstes und durch die grundsätzliche Schmeichelei nach oben. Wo aber einmal die höfische Lüge eine gewisse Ausbreitung gewonnen hat, muss sie nothwendig fortwuchern. Denn dann sind selbst die edleren Naturen, die ihr keine Zugeständnisse aus Eigennutz zu machen gesonnen sind, veranlasst, ihr hier und da im Interesse des Gemeinwohls einen gewissen Spielraum zu lassen. Wo einmal die Wahrheit als lästiges Hindernis empfunden wird, hütet sich auch der Weise, sie mit all ihren Ecken und Kanten direct auf seinem Wege vor sich her zu wälzen, an die Schienbeine derjenigen hin, mit denen er zu thun hat. Für diejenigen aber, die in solch lügenhafter Luft zu leben gewohnt sind, wird, auch wenn sie mit durchschnittlicher Tugend,

Die Presse, welche solchergestalt jegliche Lebensäußerung des Fürsten in die Öffentlichkeit rückt und mit prunkvollen Bezeichnungen schmückt, hat für ersteres wenigstens eine gewisse Entschuldigung. Das monarchisch gesinnte Volk will sein Staatsoberhaupt kennen und von demselben erfahren; es will keinen ewig unsichtbaren, in einer Wolkenburg versteckten Dalai Lama zum Landesvater, sondern einen wirklichen Menschen. Deshalb mag es ja begreiflich sein, wenn die Presse mit Ausnahme einzelner Parteiblätter sich Tag für Tag mit dem Staatsoberhaupte, seinen Reisen, Jagden, militärischen Besichtungen, mit seinen künstlerischen Genüssen u. s. f. beschäftigt. Aber Takt, Geschmack und Rücksichten sollten dabei nicht ganz vergessen werden. Es sollte nicht das Kleinste hervorgezerrt, das Unbedeutendste prunkvoll beleuchtet und in gellenden Tönen ausposaunt werden. Und auch die Fürsten sollten die Möglichkeit haben, manchmal ein paar Stunden lang zu leben, ohne den Beobachtungen und Aufnahmen von Photographen, sowie von Amateur- und Berufsreportern ausgesetzt zu sein. Selbst wer das Photographiertwerden so gewöhnt ist wie die europäischen Staatsoberhäupter, braucht doch auch mitunter Augenblicke, um sich auf sich selber zu besinnen, um unbelauscht Leben und Welt in sich aufzunehmen.

Die Weltgeschichte corrigiert vieles, was die Menschen sündigen. Auch der Byzantinismus braucht nicht immer so erbarmungslose Rächerarme zu finden, wie er sie einst bei dem grausigen Untergange des Oströmischen Kaiserthumes fand. Er ist eine schwankende geschichtliche Erscheinung, die in jedem Staatswesen zeitweilig in rückflutende Bewegung gebracht werden kann, sobald nur alle Jahrhunderte einmal ein wahrhaft staatsmännischer Geist oder auch nur ein klarblickender Menschenkenner das Staatsruder zu lenken erhält. Aber das Fortwuchern liegt in seinem Wesen; völlig vermögen ihn weder die ausgedehnteste Freiheit der Presse und der öffentlichen Meinung, noch die festesten verfassungsmäßigen Bürgschaften der Volksrechte auszurotten. Er ist ein Übel, das in jedes Staatswesen, welches über die goldene Kindheit seiner Geschichte hinaus ist, ebenso unfehlbar sich einnistet wie das Unkraut in den Acker; ein Übel, das weder monarchische noch republikanische, weder aristokratische noch demokratische Staatswesen verschont. Der Kampf gegen dasselbe muss ein ununterbrochener sein; gekämpft wird er durch eine wahrhaft freisinnige Erziehung der Jugend, durch eine treuer Führerpflichten sich bewusste Presse; durch einen Parlamentarismus, der nicht bloß nach Tageserfolgen ringt, sondern auf die unvergänglichen Lehren der Geschichte sich stützt. Die ewigen Mächte aber, die dem Byzantinismus das Gegengewicht zu halten haben, sind Menschenwürde, Wahrheitsliebe und Freiheitsdrang.

„Gartenlaube.“

leichtgläubige Güte und Bequemlichkeit, die allzu bereit ist, Gnaden zu spenden und Günstlinge zu züchten.

Auch die Menschen, die das Geschick auf Throne gesetzt hat, dürfen nicht getadelt werden, wenn sie das durchschnittliche Maß von menschlicher Eitelkeit und Leichtgläubigkeit nicht überwinden können, wenn sie nicht alle den Scharfblick und die Weisheit und die Kraft eines Trajans oder Marc Aurels, eines Theodorichs oder Karls des Großen, eines Ottos I. oder Friedrichs des Großen besitzen, um mit Adleraugen über dem byzantinischen Gewölk, in dem sie aufgewachsen und von dem sie umgeben sind, zu schweben und ihr Zeitalter zu durchdringen. Wie viel geschieht nicht auch heutzutage, selbst im constitutionellen Culturstaate, von den verschiedensten Seiten her, um die Fürsten zu täuschen und im Lügengewebe des Byzantinismus einzuspinnen!

Man kann die absichtliche Verziehung der Fürsten durch gewisse wohldienerische Organe der öffentlichen Meinung nicht besser schildern, als es Gustav Freytag mit den Worten gethan hat: „Jede Lebensäußerung des Herrn, der durch seine Stellung und Lebensaufgabe der Nation wert ist, erscheint bedeutsam und wertvoll, während sie an einem anderen unbeachtet bliebe; in gleichgiltige Worte wird ein besonderer Sinn gelegt; der gewöhnliche Scherz wird als geistvoll gerühmt; auch ein mattes Interesse des Helden, das in anderen Menschen für selbstverständlich gelten würde, wird gefeiert. Und wenn das Volk jahrelang seine Fürsten an solche Bewunderung gewöhnt hat, wie darf es ein Wunder nehmen, dass diese selbst eine große Meinung von dem erhalten, was sie reden und thun, auch wenn es nicht ungewöhnlich ist.“

So Gustav Freytag. Und muss man ihm nicht rechtgeben, wenn man liest, was tagtäglich von der Presse in dieser Richtung verbrochen wird? Sitzt ein Fürst in einer gut gemachten Uniform halbwegs anständig zu Pferde, so heißt er „ritterlich“ für etwas, das jeder Kavallerielieutenant tagtäglich vollbringt. Spricht er bei einer Grundsteinlegung einige ziemlich alltägliche Worte, die jeder Obersecundaner bei Strafe einer schlechten Censur mindestens ebenso geschmackvoll wählen müsste, so sind es „geistvolle und erhebende“ Worte gewesen. Beauftragt er mit der Erbauung eines Schlosses den besten Architekten seines Landes, so wird er als „ausgezeichneter und feinsinniger Kunstfreund“ gepriesen, obwohl jeder schlichte Privatmann, der sich ein Landhaus baut, mit Bewusstsein und Vergnügen denselben Architekten wählen würde, falls er ihn bezahlen könnte. Und so geht das Lobhudeln fort, bis es schließlich auch dem einsichtsvollsten Fürsten unmöglich wird, die Erkenntnis zu gewinnen und festzuhalten, ob und wodurch er sich etwa über das Durchschnittsmaß des Menschen erhebt oder nicht.

gessen worden — das Menschengemüth. Das Bedürfnis nach seelischem Trost im Elende, nach Liebe und Dankbarkeit im Wohlergehen, das Verlangen nach ewigem Sein, nach unzerstörbarem Glück. Wir finden kein Volk auf der weiten Welt, das eine Geschichte ohne Gott hätte. Die wilden Rassen etwa, die keine Gottheit, keine Götter haben, die haben auch keine Geschichte, sie entwickeln sich nicht, sie bleiben stehen auf einer Stufe, wie das Thiergeschlecht. Sind es Menschen, so kommt einmal auch für sie die Zeit, dass sie vor der Sonne knien, oder den Sturm um Schonung bitten — die erste Stufe geistigen Lebens, das, durch Irrthümer und Leid gehend, endlich dort ausmünden muss, wo Jesus steht mit seiner Botschaft vom himmlischen Vater und vom Brüderthum aller Menschen.

Der Naturgeschichtsglaube schlug den entgegengesetzten Weg ein, er wies und trachtete nieder zum Thiere. Und wenn man ihn deshalb niederträchtig nennen kann, so ist das nur buchstäblich zu nehmen, denn gemeint war es gut. Man wollte in bester Absicht den Menschen von Aberglauben und Priesterherrschaft befreien und ihn aufklären, dass er sich nicht auf das „Jenseits" vertrösten lasse, sondern seinen Vortheil und sein Glück auf Erden suche. Gegen Aberglaube und weltliche Priesterherrschaft ist Tüchtiges geleistet worden in dieser Zeit, im weiteren aber ist eine ganz abscheuliche Sauce angerichtet worden. Was noch an vornehmere Gesittung und Seelen-Seligkeit vorhanden war — der Materialismus hatte es zugrunde gerichtet. Bei diesem Verzichten auf Ideales, bei diesem rücksichtslosen Wühlen in der Materie, bei dem rohen und verrohenden Kämpfen gegen Mitmenschen war das Elend auf Erden nur noch größer und trostloser geworden. — Da kam die Erhebung. Die Menschenseele, die erstickt werden sollte, sie wachte auf und that einen Schrei, der durch Erde und Himmel drang. Einen Schrei nach Gott. Sie begann zu tasten, zu suchen nach einem allmächtigen, gütigen Gott, der die sinkende Menschheit halte und in das ersehnte Leben der Ewigkeit hebe. Neue Wege zu ihm schlug sie ein, aber sie tastete und suchte vergebens, sie fand nicht Frieden und nicht Trost, sie irrte umher — eine verlorene Seele. Da besann sie sich auf den alten, schmalen Steig. Es war der Weg der Demuth, des Mitleids, des Vertrauens — und auf diesem Wege begegnet ihr — Jesus Christus.

Seit etwa fünfzehn Jahren hat — wenigstens in Europa — das geistige Leben sich also wieder geändert. Wären es nur einzelne gewesen, die für sich Gott und Himmel suchten, die Welt würde sie als Sonderlinge und Narren verspottet, in die Winkel zurückgejagt haben und bei ihrer Tagesordnung geblieben sein. Aber die ganze Volksstimmung war es; die schöpferischen Geister kamen mit religiösen Dingen und fanden Interesse. Vielleicht war es Nietzsche, der durch seine Keulenschläge auf

# Er ist wieder gekommen.

Eine Zeitbetrachtung von **Peter Rosegger.**

Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die naturgeschichtliche Wissenschaft aufkam und volksthümlich wurde, da glaubte man wieder einmal, auf dem rechten Wege zu sein. Man hatte im Laufe der Zeiten ja sehr oft schon die Wahrheit gefunden, die unumstößliche, untrügliche Wahrheit, und man war allemal wieder sachte von ihr abgekommen. Aber diesmal, die Natur, die Materie, das war absolut unzweifelhaft, unanfechtbar, denn das war Thatsache, die man mit den Augen sah, mit den Ohren hörte, mit den Händen griff. Der menschliche Geist, der sonst in allen undenklichen Bereichen umhergeirrt war und sich abgequält hatte im Suchen und Sehnen, er hatte hier nichts zu thun, als die Thatsachen zu sehen und anzuerkennen. Das war einfach, das versprach das Ziel. Wenn man sicher weiß, dass der eingeschlagene Weg der rechte ist, dann braucht man auf demselben nur sorglos weiterzugehen, und aller Zwiespalt, alles Bangen hat ein Ende. Die Naturwissenschaft umfasst alle Wahrheit, außer ihr gibt es keine, alles, was außer ihr die Phantasie träumt, sinnt und spinnt, ist Aberglaube, der zum Verderben führt. Die Naturwissenschaft hatte endlich Erlösung gebracht.

In dieser freudigen Zuversicht habe ich die gebildete Gesellschaft, besonders das Bürgerthum, gefunden, als mein Weg mich aus den Waldbergen geführt. Alles schwärmte von der Wissenschaft, auch die, die nichts weiter von ihr wussten. Das waren damals die „Liberalen“, lauter gläubige Leute, denn sie glaubten an die Materie, an Erlösung durch die Wissenschaft. Die Bücher, die Zeitungen, die Lehrkanzeln, die Rednerbühnen waren voll und wiederhallten von dem neuen Glauben, und der Geist des Strebenden fand reichliche Nahrung an der popularisierten Wissenschaft. Hand in Hand damit gieng der Kampf gegen die Kirchen. Und das konnte kaum wundernehmen. Aber auch der Kampf gegen Jesus Christus. Das konnte ich eigentlich nicht und nie verstehen. Jesus war der Wissenschaft und ihren Entwicklungen nirgends im Wege. Er hatte sein ewiges Gottesreich ins Menschenherz gegründet, die äußeren natürlichen Dinge konnten ungehemmt ihren Lauf nehmen, sofern sie nicht für die Gesittung der Menschen, für das Wohl der Gesellschaft gefährlich wurden. Wo sie das wurden, da stand ihr allerdings Jesus im Wege, aber nicht er allein, sondern auch das Gesetz und die menschliche Artung, die sich auch die Auslegung der Darwinischen Forschung durchaus nicht immer gefallen lassen wollte. Denn es war bei dem neuen Glauben eines ver-

Einzelne Erweckte greifen allerdings tiefer und finden, dass der neu erschienene Christus in eine orthodoxe Kirche nicht mehr recht passen wolle. Sie wenden sich den evangelischen Richtungen zu, die einerseits in den Ursprung des Christenthums zurückgründen, anderseits Raum für das moderne Geistesleben haben. Jeder, der das Christenthum nicht bloß als Stimmungsbild in sich trägt, sondern es tiefer und ernster nimmt, wird gar nicht anders können, als sich bekannt zu machen auch mit der evangelischen Kirche und ihrem Geiste, um dann sich für das zu entscheiden, das ihm zu seiner Vervollkommnung am angedeihlichsten erscheint. Den einen fördert die katholische Kirche, den andern macht erst die evangelische zum Christen, und ein dritter schließt sich gar keiner der officiellen Kirchen an, sondern reiht sich still in jene schweigende Gemeinde ein, die „Gott im Geiste und in der Wahrheit anbetet".

Der Christus, der heute wieder gekommen ist, er ist ein anderer als jener des Mittelalters. Er verlangt nicht, dass man der Messe beiwohne und seine Sünden ins Ohr eines Menschen flüstere, oder dass man das Abendmahl nehme. Wer seelisches Verlangen danach hat, den wird er in den Sacramenten segnen; zu finden ist aber dieser wieder erschienene Christus auch außerhalb der Kirchen und ihren Ceremonien. Aber einen stärkeren Willen nach ihm muss der haben, der ihn nur im Geiste sucht. Und eine stärkere Liebe zu ihm muss er haben, denn er kann ihm nicht Lippengebete und Orgelklang und Weihrauch opfern, er kann dem Herrn nicht anders dienen, als dass er mit Strenge und Beständigkeit trachtet, nach seinem Willen zu leben.

Aber lässt sich denn das wirklich vereinigen, Christus und das moderne Leben? Ich glaube, ja. Man sieht es zuweilen, dass es möglich ist. Nur wird ein solcher Christ nicht reich werden, wird nicht ein Abgott der Menge werden, wird nicht Macht vor Recht stellen, wird sein Gemüth nicht in sinnlichen Lüsten ersticken, wird nicht Feindschaft stiften, sondern bescheiden, treu und arbeitsam anderen und sich dienen, daneben die schönen Errungenschaften der Zeit mitgenießen und den Frieden des Herzens haben. — Nach dem Frieden des Herzens ist doch jetzt wieder eine lebhaftere Nachfrage als vor Jahren. Die sittlichen Eigenschaften beginnen an Wert zu steigen. Es gibt viele junge gebildete Leute, besonders auch Studenten, und sie mehren sich von Jahr zu Jahr, die sich des übermäßigen Trinkens enthalten; der Alkohol kommt mehr und mehr in seinen verdienten Verruf. Überall entstehen Mäßigkeitsvereine, man strebt einer einfacheren Lebensführung zu; mancher, der Üppigkeit und einen großen Luxus treibt, beginnt sich dessen sachte zu schämen. Man besinnt sich und schaut hilfebereit zu den Armen und Zurückgebliebenen nieder. Wohlthätigkeitsbestrebungen überall. Es bilden sich große Gesellschaften gegen das Duell, die Friedensbewegung ist un=

das Christenthum manchem das Bewusstsein brachte, dass es noch vorhanden sei. Denn wäre es todt gewesen, wie der Materialismus behauptet, so hätte kein Herkules versucht, es zu erschlagen. Dann kam Tolstoi und begann zu rütteln an denen, die noch Christenthum zu haben glaubten: Was? Das nennt ihr Christenthum? Geht mir weg. Der Materialismus soll der Schädling des Christenthums sein? Ihr selbst seid es. Euer Egoismus, euere Gleichgiltigkeit ist es. Seht einmal, so sieht das Christenthum aus! — Und er lebte es den Leuten vor. So kamen sachte die Propheten. Die Welt blickte auf und war erstaunt, und begann zu blättern in den alten heiligen Schriften, um zu untersuchen, wer da recht habe. Dann die Kunst. Sie fühlte, dass die bisherigen Stoffe und Formen abgebraucht waren, und während sie einerseits in den übelriechendsten Naturalismus niedertauchte, begann sie anderseits einen hochgemuthen Flug in den religiösen Himmel, verherrlichte heilige Legenden und Mythen und führte uns in neuen Gestalten Christus vor. Die Dichter sangen Lieder, erzählten Geschichten, schufen Dramen mit religiösen Stimmungen und christlichen Idealen. Kunstwerke solcher Art wären in den Siebzigerjahren einfach verlacht und verhöhnt worden — nun strömte ihnen alles zu, die Gebildeten wie das Volk, und man begeisterte, erquickte, erbaute sich an ihnen. Wer Gelegenheit hat, den Büchermarkt zu beobachten, der muss staunen, was zum Beginne des zwanzigsten Jahrhunderts an religionsphilosophischen Werken, theologischen Schriften, an religiösen Büchern überhaupt erscheint und mit Interesse gelesen wird. Religiöse Zeitschriften, kirchliche Tageszeitungen gedeihen überall. Religiöse Gespräche sind salonfähig geworden, und mancher Gelehrter, der früher in den Regionen der Weltweisen von Sokrates bis Kant geschwebt und den Darwinismus ins Bereich der Philosophie erhoben hatte, verschwendet jetzt seinen Geist an dogmatische, religions- und kirchenpolitische Fragen vor andächtig lauschenden Zuhörern. Die Kirchen halten die Zeit ihrer Ernte für gekommen, öffnen ihre Thore weit und entfalten glänzend ihren Cultus. Religiöse Schwärmerei und Heuchelei wagen sich wieder auf die Straße und selbst in der Stadt kann man manchen in feinem Herrenrock sehen, der vor Kirchenthoren und Bildstöckeln auffallend sein Kreuz schlägt, oder andere, die das nicht thun, entrüstet zurückweist. Große Parteien bilden sich, die unter der Flagge „christlich“ ihre politischen Interessen fördern, und sehr hohe Herren treffen Anstalten, alle Welt so oder so wieder katholisch zu machen. Derlei Entartungen hätten aber nicht neu erstehen können, wäre nicht wieder das religiöse Bedürfnis erwacht, freilich eins, das — keinen Compass hat. Das religiöse Gefühl setzt sich bei den meisten nicht in christliches Leben um, sondern in Äußerlichkeiten, in beschauliche Stimmungen und erbauliche Betrachtungen. Damit findet man sein Genügen.

und Sehnsucht, die in den ersten Jüngern Jesu war, ist zu allen Zeiten mehr oder weniger auch in anderen Menschen gewesen. Je unseliger die weltlichen Zustände waren, je lebhafter haben sie den Weiser Gottes gesucht. Hätte der Materialismus der Siebziger- und Achtzigerjahre das ideale Bedürfnis der Menschen auch nur einigermaßen befriedigt, so wäre das Verlangen nach einer inneren, überirdischen Beseeligung nicht so schreiend geworden, so wäre Christus vielleicht einstweilen nicht wieder gekommen.

Aber ist er denn wirklich da? Wo sieht man im Leben seine Spuren? Dort, wo christliche Kirchen sich hasserfüllt befehden? Dort, wo eine Kirche sich gerne als die allein wahre und seligmachende ausruft? Dort, wo der Priester mit seinen Ceremonien Christus ganz in den Hintergrund drängt? — Ich kann dort die Spuren des Heilands kaum finden. — Auch in weltlichen Regierungskreisen ist Christus wenig zu spüren, da herrscht die Politik mit ihrer Eigensucht und Zweideutigkeit. Die politischen Parteien sind schon gar des Teufels, wie einmal ein Spassvogel gesagt hat: „Da heißt's, es gebe zwar einen Gott, aber keinen Teufel; ich hingegen sehe keinen Gott, überall nur den Teufel.“ — Im Nationalismus, wenn er die Leute so führt, dass sie ihr Volk lieben, ohne fremde Völker zu hassen, ist die Spur Christi schon zu merken. In der Schule, in der Kunst, wenn sie den Menschen zu idealem geistigen Leben erzieht, ist er schon zu spüren. In den socialen Bestrebungen, die Reichen menschenfreundlich zu machen, die Arbeiter zu ihren Pflichten und Rechten zu führen, die Armen und Schwachen so zu stützen, dass sie sich aus Eigenem aufzuraffen vermögen, ist Christus deutlich zu spüren. In dem immer wachsenden Gemeinsinn vieler, in ihrem ruhelosen Wirken, die Welt schöner, die Menschen glücklicher zu machen, sie vor Wahn und Roheit zu befreien, ihnen frische Thatkraft und frohen Frieden zu vermitteln — in diesen Bestrebungen steht Christus unmittelbar in der Zeit, selbst wenn sie nicht an ihn glauben würde.

Am klarsten aber zeigt sich Christus in jenen Personen, die durch das Vertrauen auf Gott eine frohe Ebenmäßigkeit ihres Wesens, ein treues Aushalten in ihren Berufspflichten und einen milden Seelenfrieden gefunden haben. Und solche Leute gibt es heute mehr als gestern. Besonders die gegenwärtige Religionsbewegung hat es bewirkt, dass viele und immer noch mehr sich besinnen auf den tieferen Gehalt des Christenthums und mancher, der im täglichen Leben gleichgiltig oder verwirrt war oder eingeschläfert durch äußere, leicht erfüllbare Bedingungen — er hat im Evangelium eine Verinnerlichung und Stärkung erfahren, so als hätte ihn Jesus Christus herb und fest an der Hand gefasst. Man mag über die Kirchen denken wie der will, erfreulich ist und bleibt es, dass so viele, namentlich junge Leute, die im Kirchenthum schon ganz abgestanden waren, mit dem Bekennen zum Evangelismus frisches religiöses Leben ins Herz bekommen haben.

ermüdlich thätig. Thierschutzvereine tragen die Liebe in die animalische Welt und schützen die hilflose Creatur vor den allzu gierigen Instrumenten der Wissenschaft. Zahllos sind die ethischen Bestrebungen, immer muthiger und stärker werden sie. Ich sage nicht, dass alle eine religiöse Triebfeder haben, denn es gibt auch außerhalb der Religion im Menschen große ethische Anlagen. Aber dass mit dem gegenwärtigen Aufstreben des religiösen Geistes — bewusst oder unbewusst — die allgemeine sittliche Stärkung Hand in Hand geht, das steht klar vor unseren Augen. Der ausschließliche Bund mit der Materie ist unheimlich geworden, man will endlich wieder höher hinan. Ein schreckliches Unbefriedigtsein quält uns, eine dumpfe Bangigkeit hat uns befallen — das ist Heimweh nach Gott. Viele wollen das nicht wahrhaben, aber es ist doch so — Heimweh nach Gott. Die Ungeklärten, die Willensschwachen tasten noch unsicher umher, sie wissen ihren inneren Unfrieden nicht zu deuten, geben ihm allerhand Krankheitsnamen, schreiben ihm allerhand äußere Ursachen zu, versuchen allerhand gefehlte Mittel, um ihn loszuwerden und bleiben leidend und verlassen. Die Entschlossenen gehen geradenwegs auf Jesus Christus zu: Herr, Du bist der Heiland!

Und siehe, es ist ein anderer Christus, als der des Mittelalters. Nicht mehr der arme, blutige, nur zur Entsagung und Selbstquälung führende, nicht der weltverneinende, sondern der starke, der weltrettende, der weltheiligende Christus. Er bringt nicht das Zagen, er bringt den Muth, er bringt nicht Trauer, sondern Freude. Er bringt frisch ausschauende, opferfrohe Liebe zu den Menschen und hochgemuthes Vertrauen zum Vater im Himmel. Nein, das ist nicht der des Mittelalters, das ist der des Evangeliums. — Aber es ist auch nicht der jüdische Rabbi, der in Conflict mit der Obrigkeit kam und hingerichtet wurde. Und es ist nicht der edelste der Menschen, zu dem ihn die Humanisten machen wollten. Es ist der eingeborene Sohn Gottes, den die Menschheit in ihrer Sehnsucht endlich selbst erschaffen hätte, wenn er nicht von oben gekommen wäre. Er ist anders als alle Propheten waren, er hat Gott nicht verkündet, er hat ihn in sich selbst *gezeigt und gelebt*. Das ist nicht dogmatisch gesprochen, sondern so gemeint: Wenn persönlich eine Gottheit ist, die den Menschen liebt, so muss sie sich ihm einmal ganz unmittelbar offenbaren. Sie muss mit ihm persönlich in Verkehr treten, sonst hätte ihre Existenz für den sinnlichen Menschen keinen Sinn. Aber erst muss der Mensch dazu bereit sein. Wäre der Mittler nicht ersehnt worden, hätten die Menschen ihm ihre Herzen nicht entgegengehalten, wären sie nicht bereitwillig gewesen, ihn zu glauben und in seinem Sinne selig zu werden — so wäre er nicht gekommen. Hätte nicht kommen können, so wie er zu Herodes und die Hohenpriester nicht gekommen ist, sondern nur zu denen, die seiner harrten. Und dieselbe Bereitwilligkeit

Städten warst und gute Beobachtungsgaben mitgebracht hast, so wirst du gesehen haben, wenn es regnet oder hagelt oder ein erschrecklicher Wind geht, dass es in London ganz anders regnet als in Paris und Nanking und daß, wie jeder Mensch beim Rasieren, Tanzen und Kegelschieben ein eigenthümliches und ganz neues Gesicht macht, ebenso auch jede Stadt eine andere Miene zieht, wenn in ihr abscheuliches Wetter ist. Ein Feinschmecker von Reisen merkt schon den Unterschied in benachbarten Dörfern und klassificiert sie darnach.

So verarbeiten auch wir die stockfinstern Nebel, den Platzregen, das Glatteis, den Staub, die Hitze, den Wind auf ganz eigenthümliche, d. h. Wiener Weise — ja, ich getraue mir im Verlaufe dieser Zeilen nachzuweisen, dass wir wirklich auch an objectivem Wetter ganz andere Sorten besitzen als die Leute außer unserem Weichbilde — ja, dass es sogar bei uns wieder Unter-Unterschiede gibt, dass eigenthümliche Vorstadtwetter vorhanden sind oder gar originelle Platz- und Gassenklimate. So z. B. ist die Annagasse ein wahrer Eiskeller und der Stephansplatz ein Windbalg.

Man hat physikalisch dargethan, dass ein poröser Körper sich in den Sonnenstrahlen mehr erwärme als ein anderer, was sich dadurch erwies, daß man einmal unter vielen über einander gestellten Glasstürzen ein Ei briet und zwar durch eitel einfache Sonnenstrahlen. Nun ist es aber klar, dass die ganze Stadt nichts anderes ist als eine große, poröse Scheibe unter dem Netze der darauf niederfallenden Sonnenstrahlen; sie muss sich daher heftig erwärmen, wie ein in der Sonne liegender Sandkuchen. Allein dies ist nicht alles; man lehrte auch, dass von glatten, weißen Wänden die strahlende Wärme mehr reflectiert werde, als von dunklen, rauhen — und wo sind denn mehr lichte, glatte Wände, die die Wärme eine der anderen zuwerfen, als gerade in der Stadt? Ich darf nur an manche Stellen erinnern, wo sich dieses Backofenklima erzeugt. Wer von uns ist nicht schon an einem schönen Sommertage von der Schottenkirche längs der weißen Mauer gegen die Renngasse gegangen, wo er sich fast die Schuhsohlen geröstet und die Haare verbrannt hat? — Es ist aus dem klar, dass die Tage innerhalb der Linien heißer sein müssen, als außer denselben, und jeder weiß, welch wohlthuendes Lüftchen ihn anwehe, wenn er außer der Linie die grünen Felder um sich hat. Nachts fällt Thau, jedermann weiß, dass sich derselbe sehr gerne an zarte und rauhe Körper anlege und die Luft kühle, z. B. an Schaffelle und Gras — wie wenig aber Schaffelle und Gras in einer großen Stadt ausgebreitet sind, weiß ja jeder, und er kann sich daher leicht abnehmen, wie wenig Thau und Luftabkühlung da zu haben ist. Dies wissen viele Hofräthe und Grafen sehr gut, die imstande sind, eine nette Sommerwohnung

Mit dem Evangelismus meine ich natürlich nicht die Anhänger jenes Protestantismus, die Christi Göttlichkeit leugnen, das sind keine Evangelischen. Das Evangelium ist ja gar nichts anderes als die frohe Botschaft vom Gottessohne. Das Evangelium ist so einfach und klar und bestimmt in diesem Punkte, dass viele allein damit auskommen, keines Pastors und keines Papstes bedürfen, der ihnen das Buch auslegte oder ins Kirchliche übertrüge. Sie stehen am Ursprunge. Christus soll vom Evangelium unmittelbar in die Persönlichkeit gehen. Durch je mehr Leute er colportiert wird, je menschlicher, irdischer, unverlässlicher wird er. Weil es jedoch gar viel Menschen gibt, die mit dem puren Geiste sich nicht zu helfen wissen, denen alles, was sie verstehen und fassen sollen, in sichtbaren Beispielen und Gleichnissen beigebracht werden muss, so sind die Kirchen mit ihren Lehrern nöthig und in diesem Sinne, so meine ich, sind sie eine göttliche Einrichtung. Aber freilich nur so lange, als sie vom Evangelium nicht abweichen.

Ein sicheres Zeichen endlich, dass Christus wieder gekommen, sehe ich in dem Verlangen und Bestreben zahlloser Menschen, dass zwischen den christlichen Kirchen Frieden werden möchte, dass die Geistlichen ohne Eifersucht gegeneinander ihr Hirtenamt üben, dass sie nicht durch Herabwürdigung anderer Kirchen, wohl aber durch sittliche Erhebung der eigenen ihre Bekehrungen machen sollten. Christliche Freiheit des Einzelnen und Frieden auf religiösem Gebiete! Dieses Verlangen wird immer lauter und allgemeiner, und hierin der gewaltigste Rufer ist — Christus selbst.

Der Glaube an die Materie hatte ausgeartet in Roheit und Frevelhaftigkeit; nicht aber möge der Glaube an den Geist ausarten in Weichmuth und Frömmelei. Noch einmal: Stimmungen, Andachten, Worte und Namen thun es nicht. Einzig darauf kommt es an, dass das Menschenherz wieder lebensfreudig und gottesfroh, wohlwollend, treu und stark werde. Das ermöglicht uns schon auf Erden den Himmel. Und mehr wollen wir ja nicht.

Viele wollen nicht einmal das. Denen ist nicht zu helfen.

## Wiener Wetter.

Aus der alten Kaiserstadt nach **Adalbert Stifter**.

Wer den Titel dieses Aufsatzes liest, der wird fragen, ob denn die Wiener ein eigenes, gleichsam privilegiertes Wetter haben, oder ob es dort nicht vielmehr auch so sei, wie in aller Welt?

Hierauf antworten wir: Allerdings, mein verehrter Frager, hat Wien sein eigenes Wetter. Wenn du je in unterschiedlichen großen

Unsere Beobachter thaten überzeugend dar, dass träge und schlaffe Luftzüge sogleich lebendiger und reißender werden, wenn man sie durch ein langes, enges Rohr gehen lässt, darum man auch auf Lampen die Glasröhre aufsetzt und auf Kohlenherde den hohen Rauchfang; nun frage ich, sind unsere Gassen nicht solche Windröhren? Und wenn eine schöne, breite, gemächliche Luftmasse von Ungarn heranzieht und nun in diese Löcher geräth und vom Nachtrab hineingeschoben wird, muss sie da nicht eilig in der Gasse fortschlüpfen, sich tummeln, an alle Ecken anstoßen und den Leuten Staub und Rheumatismus in die Gesichter blasen? Daher gibt es in Wien auch gar keinen anderen Tag als windige, wenigstens in einigen Gassen, es müsste denn sein, dass eines Tages die Luft in Niederösterreich absolut mauerstill stünde – und wer weiß, ob nicht auch da, wenigstens an jener Ecke der Stephanskirche, wo der Thurm steht, ein leichtes, hübsches Lüftchen zöge!

Ich glaube zur Genüge dargethan zu haben, dass wir ein Wetter eigener Sorte haben, wenn ich noch kurz das herwerfe, dass, wenn es schneit oder regnet, es auf dem flachen Lande ganz ruhig von einer Seite her regnet oder schneiet, bei uns aber gleich von allen: von Osten, Westen, Süden, Norden und allen Zwischengegenden der Windrose, dass es kein seltener Fall ist, dass, wenn ein Herr mit seinem Regenschirm mühsam gegen die Luft bohrt, ihm derselbe im nächsten Augenblicke umgestülpt von der Nase wegsteht wie ein Trichter.

Ich gehe nun, um wie ein Professor zu verfahren, auf den zweiten Theil meiner Abhandlung über, nämlich zu zeigen, dass wir sogar in unserer eigenthümlichen Wettersorte wieder Unterabtheilungen und eigene Platz- und Straßenklimate haben. Jeder weiß, dass die Alpen in ihrem nördlichen Abhange gegen Italien ein rauheres Klima haben als in ihrem südlichen gegen die Schweiz — und sind ganze Häuserreihen nicht solche Alpen? Wer von uns weiß nicht, dass die Südfronte des Erzherzog Karl'schen Palastes ein mildes Italienklima hat; die nördliche aber in der Augustinergasse feucht und kühl ist, wie ein Miniatur-Dänemark? Gewisse Gassen zeichnen sich dadurch besonders aus. Wenn sonst überall der Schnee von den Dächern schmolz und die Ziegel schön und trocken sind und du gehst durch die Annagasse, so tropft es dir auf den Hut. — In einem Winkel der Stephanskirche gegen den erzbischöflichen Palast hockt gewiss, wenn's Frühling wird, am allerlängsten eine Schneehaube, und man muss ihr fast alle Jahre die Ehre antun, sie ganz allein und extra wegzuschaufeln und von hinnen zu führen, wenn man es nicht darauf ankommen lassen will, dass es dort ewig auf dem Pflaster nass ist, wenn schon anderwärts die Bäume ausschlagen. — Nach dem Regen, wenn alles trocken ist, glitscht noch jeder Fuß im Schmutze der Adlergasse aus; — man geht nie über den

auf dem Lande zu haben; denn während sie in der Stadt bei offenen Fenstern schlafen und fast vor Hitze umkommen, müssen sie die Fenster der Landwohnung abends schließen; sonst verkühlen sie sich.

Aus dem, glaube ich, geht zur Genüge hervor, dass in unserer Stadt ein ungleich heißeres Klima ist als auf dem umliegenden Lande und dass auf ihr ein boshafter, erhitzter Luftberg stehe, der wieder die traurigsten Folgen nach sich zieht, denn wenn nun auch schon ein feuchtes Wölklein über uns heranzieht und schon nahe daran ist, seine kühlenden Tropfen herabzuschütten, so lässt es dasselbe wieder bleiben, sobald es in jenen heißen Luftberg geräth, und verdunstet lieber — im kleinen, das nämliche, was in der Sahara im großen geschieht, und ich glaube, wir dürften die Stadt nur so groß bauen als die Sahara ist, und wir hätten dasselbe prächtige Wetter, wie sie — jahraus, jahrein.

Wenn es wahr ist, dass auf der ganzen Erde das Verhältnis von Stickstoff und Lebensluft dasselbe ist und dass eine Armee von einer Million Mann die letztere nicht zu mindern vermöge, so werden wir wohl auch genug an derselben haben, obwohl in Wien wacker genug geathmet und geschnaubt wird; aber wenn es ebenfalls wahr ist, dass außer obigen zwei Grundbestandtheilen der atmosphärischen Luft auch noch allerlei kohlensaures Gas und Wasserdünste und organische Stoffe und Salpetersäure beigemischt sind, so mag es bei uns an Dünsten und verdächtigen Gasen ein gutes Maß geben, des Rauches gar nicht zu gedenken, der täglich aus so vielen hunderttausend Küchenfeuern emporgeht und wir athmen mit unserem Pflichttheil Lebensluft gewiss genug lästige Bedingungen mit ein, die eine halbe Million Organismen auf dem kleinen Flecke erzeugen helfen — und noch dazu spart man auf dem kleinen Flecke den Raum, weil er kostbar ist, und unsere Väter bauten hie und da so enge Gassen, dass es in manchen geschieht, dass, wenn ich morgens mein Fenster öffne, um frische Luft herein zu lassen, ich mir die Nachtluft aus der Schlafkammer meines Nachbars gegenüber hereinfange, der ebenfalls geöffnet hat und mir guten Morgen wünscht. Ich rede gar nicht von dem öden Morgenhauche der Gast- und Kaffeehäuser, dem Dampf der Stallgruben, der Gossen und finsteren Winkel — diese Gemengsel sind der röthlich trübe, schöne Duft, den man über unserer Stadt stehen sieht, wenn man von ferne und von einer heiteren Höhe auf sie schaut.

Warum doch die Menschen ihr einziges Nahrungsmittel, was sie ganz umsonst, ganz echt und in ungeheurer Menge haben können, selbst so geflissentlich verderben, indem sie solche Städte und Häusermassen bauen! Ich gienge augenblicks in die Berge, um dieses Nahrungsmittel recht zu genießen, wenn ich nicht leider in der Stadt bleiben müsste, um mir die andern zu erwerben.

wenig davon, indem er größtentheils in der Umgebung gefeiert wird. Aber wenn endlich der Winter kommt, die Nebel über die Häusermassen hereinziehen, dass eine die andere nicht sehen kann, wenn die Krähe bis auf das Glacis hereinzieht, der Stephansthurm ins öde, wochenlange Grau verschwimmt: dann beginnt die schönste Jahreszeit Wiens; die Wohnungen füllen sich, die Wägen rollen, die Gasflammen beleuchten die prachtvollen Warenauslagen für den Fasching, die Kaffeehaus-Sessionen beginnen, die Spiel-, die Gespräch-, die Streitclubs organisieren sich, die Zechbrüder haben lange Abende, die Verleumdungsjunta fixe Tage, die Oper und das Schauspiel überfüllen sich, die Concerte überschwemmen uns, der Kreuzzug der Virtuosen hebt an, Strauß und Lanner musicieren an öffentlichen Orten, und in tausend Häusern hämmert das Pianoforte — das Gesellschaftsbuschwerk wuchert, und die Bälle und aller Teufel ist los. Anderwärts, z. B. in Wäldern und Feldern, ist die Natur todt; bei uns wird sie erst recht lebendig. Es ist ein sonderbarer Gegensatz, wenn eine recht trübselig trübe Februarsnacht anbricht, wenn des ganzen Tages ein so dicker Nebel gelegen, dass man darin den Schatten des Stephansthurms hängen sehen konnte, und nun die Laternenlichter wie trübrothe Meteore kämpfen; wenn sich nun tausende von Fenstern nach der Reihe beleuchten, hinter denen entweder selber ein Vergnügen vorbereitet wird, oder wo man sich wenigstens zu einem schmückt; wenn sich das Strahlenmeer in allen Buden über die glänzendsten Dinge ergießt, die ausgebreitet sind, um die Kauflust zu wecken und die Nachfrage zu befriedigen — ich möchte die Thränen nicht zählen, die wegen Versagung dieser Dinge in einem einzigen Winter fließen, noch weniger aber die Jubelrufe, die wegen überraschender Erlangung derselben ausgestoßen werden — dann beginnt das Rollen der Wägen, in denen Ballgestalten oder Gesellschaftsbesuchende sitzen. Dort ist ein erleuchteter Palast; an den Fenstern sieht man ein Schattengewimmel von Gestalten, unten steht das Volk der Vorübergehenden und schaut hinauf, und seitwärts zieht sich die lange Wagenreihe derer hin, die oben sind und hier auf sich warten lassen. In einer anderen Straße rollt es dem Theater zu und lebhafte Fußgänger drängen sich. — Fast aus jeder Kneipe, weil Lustigkeit so recht zum Leben des Wieners gehört, tönt Musik — in der Redoute flutet ein Wald von Glanz und Fröhlichkeit — der kleine Bürger und Gewerbsmann gibt einen Punsch — der Student ist im Kaffeehause, und die ganze Stadt gleicht einem brausenden, kochenden Kessel der Freude und der Lust, indes ringsum auf den Fluren und Feldern die düstere, lastende, schwere, leblose Nacht liegt, durch deren dicke Dünste man kaum das Schellengeklingel eines zur Freude der Stadt fahrenden Schlittens hört oder dessen Lichter sieht, die wie trunkene Kometen durch die Nebel streichen, während über der Stadt ein heller

Minoritenplatz, ohne dass einem Schnee oder Staub entgegenbläst und an der Basteimauer eine fröstelnde Kälte ist. — Wie sehr zwei Ecken des Domes von St. Stephan, die des großen Thurmes und die gerade entgegengesetzte, windig sind, ist hier unnöthig zu erwähnen; mancher dort hinabgewehte Hut könnte davon Zeugnis geben, wenn darüber statistische Tabellen vorlägen. Auch ganze Vorstädte unterscheiden sich hierin: wie schön und warm z. B. duckt sich die Leopoldstadt im Winter zusammen, und wie frei und windig klafft die Jägerzeile auseinander — im Sommer ist es freilich entgegengesetzt.

Der Lenz, sonst der Freudenbringer der Natur, der Decorateur des Schauplatzes, der allerseits besungene, ist für uns ausgezeichnet schal — ich rede von der Stadt, nicht von den Umgebungen — die Grünspeisen werden wohlfeiler und die Leute gehen auf das Land. Anfangs sind noch einige Basteispaziergänger, einige Schneegestöber, Aprilgüsse, dann Praterfahrten; die Bäume schlagen aus, etliche eingesperrte Nachtigallen schlagen, wenn nachts das Wagengerassel aufgehört hat, und dann — ehe man sich's versieht, ist die Stadthitze da und der Sommer, die unerträglichste, schändlichste Jahreszeit, wenn man das Unglück hat, ihn hier zubringen zu müssen; die Gärten und die Glacis schmücken sich nach und nach mit dem versengten Braun, die Gassen füllen sich mit Hitze und Staub und die Gasthausgärten mit Menschen in Hemdärmeln. Die elegante Welt ist fort, selbst der Student macht sich mit Ende Juli von hinnen, der Handwerksmann und der Handlungscommis steht gelangweilt vor seiner Bude, und vorbei fährt der ewige träge Wechsel der Gesellschaftswägen oder der Omnibus der Eisenbahnen. Ein schöner Strom fließt freilich in unserer Nähe vorbei, aber zwei Hauptsommervergnügen fehlen: eine großartige Schwimmübungsgelegenheit im freien Wasser und die anderwärts so gebräuchlichen Wasserspazierfahrten — jedoch dies gehört nicht zu dem Wetter, und ich komme eigentlich von meinem Thema ab. — Im Sommer also hält Wien Siesta, und oft eine — bedrängte, abgemattete: denn es hat oft im Spätsommer wochenlang das satanisch schönste Wetter, und wenn du dich abends auf dein Bett hinlegst, so denke ja an kein Ausruhen, sondern an ein lindes Schmoren, bis dir etwa die Nachmitternacht ein frisches Lüftchen bei dem offen gelassenen Fenster hereinschickt; aber ehe du es recht genießen kannst, geht schon wieder die Sonne auf und die glatten Mauern werfen überall die Hitze herum. In solcher Weise sieht Wien, von fernen, frischen grünen Hügeln aus gesehen, wie eine ungeheure gedörrte Käserinde aus. Der Herbst bringt zwar vieles wieder ins gleiche, allein er beginnt hier ungewöhnlich spät, meistens erst mit Beginn der Fröste, weil er früher bloß den Sommer fortsetzt und oft an Hitze mit ihm wetteifert. Berühmt schön sind die Wiener Nachsommer, doch unsere Stadt hat leider

wegen stehen Gruppen, meist regenschirmlose Frauen, und in den Kaffee- und Gasthäusern wird es ordentlich finster vor Gästen. — Mancher, der selbst einen Regenschirm hat, redet sich zu, ein wenig unter zu stehen und ein Glas zu trinken. — Wenn nun erst so ein Regen ein Platzregen ist und, seiner Natur zuwider, ewig dauert, und wenn er gar an einem Sonntagnachmittag einfällt, oder endlich gar in ein Volksfest — wie, wenn Stürme auf dem Meere wüthen und an die festen und ruhigen Küsten nun nach und nach ein ganzer Saum von Trümmern angetrieben wird: ebenso sehen die, so an solchen Tagen in sicherer Behausung geblieben sind oder gemächlich unter dem Vordache eines Kaffeehauses sitzen, wie die Trümmer hereinverschlagen werden von denen, die da draußen auf dem Meere der Freude trieben und doch endlich herein müssen. Vollgepfropfte Gesellschaftswägen schwanken wie Lastwägen einher; die Köchin trägt ihren neuen Hut, in ein Sacktuch gebunden, in der Hand; das weiße Kleid klebt triefend an Armen und Schultern und hat unten einen riesenbreiten Horizont von Koth; ihr Geliebter zieht sie am Arme, hat auch seinen Hut eingehüllt, und Frack und Pantalon und alles trieft von Wasser, wie die Wolle eines Waschbären. So ziehen sie einher und der Regen stürzt unbarmherzig auf sie nieder. Dann folgen erst die unglücklichen Väter mit ganzen abgeregneten Familien; Studentenketten, die gleißend vor Nässe heranmarschieren und vor Freude über den Spaß pfeifen und singen — dann der Spießbürger, der seinen Rock hinten aufgestülpt und mit Stecknadeln angenestelt hat, dass er wie ein Käfer einhergeht, dem die Flügeldecken zu klein sind. — Ich will nicht reden von den tausend zugrunde gerichteten Damenhüten, zerwaschenen Hauben, hässlich herausragenden Schultern, umhergeschleuderten Dachtraufen, sprudelnden Rinnen, sondern bemerke nur noch, dass die Dächer sehr rein werden, die Straßen wie ausgefegt und mancher Pudel wie neugeboren, indess die Menschheit voll Koth ist.

Sanfte einfältige Landregen machen keine bedeutende Wirkungen, als einige beschmutzte und bespritzte Kleider, wobei ich die Bemerkung nicht unterdrücken kann, dass, wie ich durch meine langjährige Praxis erfahren habe, es fast durchschnittlich dicke Herren sind, die von Fiakern und anderen fahrenden Wägen so sehr und plötzlich angespritzt werden. Auch das muss ich noch erinnern, dass ich öfters zwei Herren gleichen Schrittes und sonst auch ganz gleich habe gehen gesehen, wovon der eine den letzten Spritzer, den er sich selbst gab, auf dem Hute hatte, der andere keinen einzigen auf dem Rocke, höchstens ein paar auf dem Beinkleide. — Es muss die Sache angeborene Anlage sein. Ich gieng, als ich noch eitle Tage hatte, oft wie wenn ich den Eiertanz tanzen wollte und hatte des anderen Tages einen ganzen Sternenhimmel von Koth auf dem Rocke. Das Reinbleiben im Regenwetter läst sich nicht erlernen,

Schein steht, der die Stätte des Jubels und des Schwärmens anzeigt — ein paar Meilen von der Stadt ist schon die todte, öde, geräuschlose Winternacht und das traurige Tuch des Todes gebreitet. Einen einzigen Zug von Winterfreude hat unsere Stadt fast gar nicht, oder wenigstens im Verhältnis viel geringer als die unbedeutendste Landstadt, nämlich die Schlittenpartien.

Und nun zum unterhaltenderen Wetter. Wenn es in der einfältigen Landstadt (ich meine hier die meiner Geburt) zu regnen anhebt, so sind die Verhältnisse sehr einfach: man geht nach Hause, d. h. unser Nachbar schiebt seinen Mistwagen in den Schuppen, mein Vater macht die Hausthüre zu und alles bleibt drinnen, so dass nichts nass wird als die Gänse und solche, die nicht schnell genug nach Hause kommen. In Wien ist es anders.

Wenn sich eine Landstadt verödet, sobald ein Regen beginnt, so wird Wien gerade lebendiger. Dem Bauer wächst sein Korn auch während des Regens, er braucht ihm nicht zu helfen; dem Großstädter aber wächst sein Capital in der Tasche nicht während eines warmen Mairegens, namentlich, wenn er sich dieses Capital durch Rennen und Laufen verdienen muss, und wenige, die in Wien auf der Gasse herumgehen, thun dies muthwilligerweise, sondern es treibt sie irgend ein schweres Geschäft, z. B. ihrem Vergnügen nach zu gehen, oder ein anderes.

Schon vor dem Regen, wenn etwa der Himmel finstere Gewitterbrauen zieht oder sich mit jener sanften grauen Hülle überdeckt, die dem Landregen vorherzugehen pflegt — schon damals fängt die Unruhe an, da geht schon ein oder der andere dicke oder elegante Herr mit einem Regenschirm in der Hand, die Damenwelt sieht zum Himmel und ist ängstlich, der Botengänger und Commissionär beeilt sich, der Trödler, Tischler und andere räumen ihre auf die Gasse oder unter die offene Ladenthüre gestellten Sachen ein, die Promenadeplätze verdünnen sich und die Musik darauf läßt in ihrem Eifer nach; — wenn aber nun vollends der Regen beginnt, so siehst du wie mit einem Zauberschlag die Population mit einer Unzahl von Regenschirmen bedeckt, dass es mich immer an jene altrömische Kriegs- und Belagerungsfigur erinnert, die man testudo hieß, nur dass hier die Schilde nicht so wohlgefügt passen, sondern sich ohne Unterlass unter einander verschieben und regen — dann, wenn die Straßenpflaster weithin in ihrer Nässe glänzen, dann beginnt erst ein rechtes Rasseln und Donnern, als stiegen die Wägen aus der Erde hervor, und führen, wie Frösche, die es geregnet, kreuz und quer herum. Diese Zeit ist auch die Ernte der Fiaker. Selbst in den Häusern verändert ein solcher Regen alles und jedes. Die zum Spaziergang geputzten Töchter sitzen verdrießlich herum, unter den Thor-

Aber wie bemerkenswert auch dies alles sein mag, so ist leider der Leser so beschaffen, dass er sich um nichts kümmert, was ihn nichts angeht, d. h. auf diesem Papiere hier nichts angeht, oder was er nicht versteht; daher wage ich es auch nicht, von den hygrometrischen, elektrischen, physiologischen und pathologischen Momenten der Nebel zu reden, gesetzt auch, ich verstünde etwas davon. Einen Wienerwitz aber kann ich nicht unterdrücken, den mein verstorbener Kleiderputzer bei solchen Gelegenheiten unermüdet zu machen pflegte, wenn ich ihn nach dem Wetter fragte: „Euer Gnaden, ein Nebel, dass man ihn auf das Brot streichen könnte und dazu eine so scharfe Luft, dass sich eine Sau daran zu reiben vermöchte." — Aber er ist nun todt mit allen seinen Sprichwörtern, und früher todt als ich, zu dem er oft sagte: „Prahlen Sie nicht mit Ihrer Jugend, ich kann noch mit Ihren Knochen Nüsse vom Baume werfen." Es fallen mir nur bei Gelegenheit seine Sprichwörter ein.

---

## Schlaucherln der Wissenschaft.[1]

Wie uns die „Fliegenden Blätter" seinerzeit versichert haben, behauptet Professor Schlaucherl, dass bei den Heuschrecken der Sitz des Gehörsinns sich in den Hinterbeinen befinde. Um dies zu beweisen, setzt er eine Heuschrecke auf den Tisch und klopft; da sie forthüpft, hat sie es gehört. Darauf reißt der Professor dem Thiere die Hinterbeine aus und klopft abermals; das Thier bleibt sitzen — ergo hat es das Klopfen nicht gehört! . . . . Die wenigsten Leser dieses „Witzes" lassen sich wohl träumen, daß Schlaucherl durchaus kein Phantasiegebilde ist, oder vielmehr, daß er eine ganze Menge wirklicher Collegen hat, die es ihm an Schlauheit gleich-, wenn nicht gar zuvorthun.

Ähnliche Gedankengänge wie der angeführte kommen bei Logikern von der Art Schlaucherls namentlich dann vor, wenn sie neue Erscheinungen ohne vorhergehende gründliche Prüfung zu beurtheilen haben. In solchen Fällen glauben sie zwar, sich vom „gesunden Menschenverstand" leiten zu lassen, sie verfahren jedoch trotz aller gelegentlichen Schwärmerei für die Voraussetzungslosigkeit der Wissenschaft meistens nach vorgefassten Meinungen. So ist es gekommen, dass die Blamage des gesunden Menschenverstandes in der Geschichte der Wissenschaften eine große Rolle spielt. Davon einige Beispiele: Humphry Davy lachte über die Vorstellung, dass London jemals mit Gas beleuchtet werden sollte;

---

[1] Vor einiger Zeit brachte die „Kritik" einen sehr klugen und geistvollen Aufsatz: „Professoren-Logik" von Professor Max Seiling in München, dem das Folgende entnommen ist. Die Red.

sondern so etwas liegt im Blute, wie die Poesie und wie das Conservieren der Röcke; — ich habe z. B. immer gleich Greise von Röcken an, während die meines Freundes Grimbucker immer Röcke in den schönsten Jahren sind.

An regnerischen Sturmtagen schaut unsere Stadt wie eine zerzauste Perücke aus — alles, was an schönen, stillen Tagen recht artig parallel aufwärts steht, wie z. B. Kleider und Körper der Menschen, das ist nun zerbogen und weist nach allen Richtungen der Windrose; der Rauch über den Schornsteinen zerflattert, eine hölzerne Thüre hoch oben am Thurme reißt sich ewig auf und zu — ich will der fliegenden Dachziegel gar nicht gedenken, um niemandem Furcht einzujagen. Aber wenn nun noch dazu ein schönes, feines Glatteis kommt, auf dem nicht ein einziger Fußtritt haftet: welch ein kläglicher Anblick unserer heiteren, belebten Stadt!

Um die Ecke des Bischofhofes werden die Menschen herumgeschleudert; aus dem Thore der Brandstatt wirft mir der Wind ein Buttenweib in die Arme; ein Mann steht mitten auf dem Pflaster und stemmt seinen spitzen Stock ein, dass er drei Füße habe und sich erhalte — ein alter Herr darf nicht von einem Barrierstocke weg, an den er sich hält, während der Wind hinter ihm seine Schöße in kurzen, erbitterten Schwingungen rüttelt; hinter ihm vorbei schwebt ein Mädchen (gehen kann man das nicht nennen) — der Wind fasst sie an allen ihren Segeln, sie greift nach Tuch und Hut, die unglücklichen Röcke fliegen im Kreisel und die Arme muss sich in Verzweiflung gänzlich niederducken und setzen, um keine Blöße zu geben; an einer anderen Dame fasst er Wimpel und Raaen und wirft sie durcheinander. — Dort öffnet ein Herr in elegantem Schlafrock sachte sein Fenster, um zu sehen, wie es sei: flugs reißt der Wind ihm den Flügel aus der Hand und wirft ihn an die Mauer, das gestickte Schlafkäppchen dreht sich noch ein paarmal in den Lüften und fliegt dann über einen Schornstein hinüber.

Den größten Sturm zeigten unsere Anemometer 1828 im Juli — ich glaube, es war der 19. und ein Sonntag. Er erschien gegen Abend mit Gewitter und überraschte alles, was da spazieren gieng oder fuhr. Des anderen Tages waren die Straßen mit Ziegeltrümmern und Glasscherben gepflastert; im Stadtgraben lagen Shawls, Tücher und Hüte, die jungen Pappeln am Heumarkte waren noch nach drei Jahren gebogen; der Wind hatte im strengen Sinne Menschen und Wägen umgeworfen, namentlich auf der Badnerstraße, und ein Freund von mir erzählte mir, dass er während der ganzen Zeit, fast eine Stunde, einen Baumstamm des Glacis umarmt halten musste und nicht weggehen durfte. Zum Glücke hatte es nicht geregnet.

Mittels bedient, seine Gedanken im sinnlichen Bewusstsein erstehen zu lassen; sie behaupten vielmehr, dass der Geist das Product des Gehirns sein müsse, weil jede Verletzung eines bestimmten Gehirnteiles das Aufhören einer bestimmten Geistestätigkeit zur Folge habe, und weil mit der Zerstörung des Gehirns das Denken ganz aufhöre. „Dieser Trugschluss", sagt du Prel einmal, „ist nun aber von ganz besonderer Borniertheit. Man könnte ebenso gut sagen: Jede Verletzung des telegraphischen Apparates zieht eine bestimmte Schädigung der Depesche nach sich, und wenn der Draht durchschnitten wird, bleibt die Depesche ganz aus; also produciert der Apparat die Depesche, und es ist ein Vorurtheil, zu meinen, dass hinter dem Apparat noch ein Telegraphenbeamter steckt."

Zwischen Besonnenen und Unbesonnenen herrscht ein alter Streit darüber, ob das durch unsere Sinne vermittelte Weltbild objectiv (unabhängig von den Sinnen) wahr ist oder nicht. Erstere, zu denen Denker wie Kant und Schopenhauer gehören, sagen nämlich, dass wir die Dinge nur auf eine subjectiv gefälschte Weise wahrnehmen, wie sie eben der Einrichtung unseres Wahrnehmungs- und Vorstellungsvermögens entspricht. Dem gegenüber hat nun der der anderen Partei angehörende bekannte Verfasser von „Kraft und Stoff" einmal geltend gemacht, daß der beste Beweis für die objective Wahrheit des Weltbildes die Photographie sei! Dass er mit diesem echt Schlaucherl'schen Argument ganz innerhalb des Bereichs seines Vorstellungsvermögens geblieben, und dass das in Rede stehende Problem dem Experiment überhaupt nicht zugänglich ist, hat Ludwig Büchner nicht bemerkt.

E. Haeckel, der im Widerspruch mit anderen Forschern davon überzeugt ist, dass hinsichtlich der frühesten Gestalt und Entwicklung des Embryo zwischen verschiedenen Wirbelthieren kein Unterschied besteht, hat es in der ersten Auflage seiner „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" fertig gebracht, drei Abbildungen von verschiedenen Embryos mit demselben Cliché herstellen zu lassen! Hier handelte es sich nicht etwa um eine Fälschung, sondern um eine naive Logik eines gläubigen Phantasten. Dieses Vorgehen war nun freilich ein so starkes Stück, dass Haeckel selbst in einem Moment kritischer Anwandlung es später als „eine höchst unbesonnene Thorheit" bezeichnet hat.

Auch bei der Niederschrift seiner „Welträthsel" hat Haeckel sich manch groben Verstoß gegen die Logik zu Schulden kommen lassen, wie ihm dies von Adickes in der Schrift „Kant contra Haeckel" glänzend nachgewiesen worden ist. Davon ein Beispiel, das übrigens von Adickes nicht einmal erwähnt wird. Haeckel stützt die Behauptung, dass es keine sittliche Weltordnung gebe, mit dem Schlaucherl'schen Argument: „In der gesammten Astronomie und Geologie, in dem weiten Gebiet der Physik und Chemie spricht heute niemand mehr von einer sittlichen Welt-

La Place erklärte als Präsident der französischen Akademie der Wissenschaften die Discussion der Frage über die Realität der Meteorsteinfälle für unanständig und einer so illustren Gesellschaft unwürdig; Galvani wurde als Tanzmeister der Frösche verspottet; der Entdeckung des Blutkreislaufes wurde ein allgemeiner Widerstand entgegengesetzt, indem die Parole ausgegeben wurde: Melius cum Galeno errare, quam cum Harvey veritatem amplecti; Martin Korky, ein Schüler Keplers, erkärte diesem: „Ich werde niemals jenem Italiener aus Padua (Galilei) seine vier Satelliten des Jupiter zugestehen, und wenn ich deshalb sterben sollte"; als Reis, der Erfinder des Telephons, die Redaction von „Wiedemanns Annalen" um Aufnahme einer Beschreibung seiner elektrischen Fernsprechversuche bat, wurde ihm die Antwort, dass ein ernsthaftes wissenschaftliches Blatt für solchen Humbug keinen Raum habe; Bouilland erklärte in einer Sitzung der französischen Akademie, es stehe für ihn fest, dass beim Phonographen nur Bauchrednerei im Spiele sei; Th. Gray sollte in die Zwangsjacke gesteckt werden, weil er die Durchführbarkeit der Eisenbahnen behauptet hatte; ein hübsches Pendant hierzu ist der feierliche Protest der medicinischen Facultät der Universität Würzburg gegen die Benützung der Eisenbahn zum Transport von Menschen, welcher Protest gelegentlich des Baues der ersten deutschen Eisenbahn von Nürnberg nach Fürth erhoben wurde; der deutsche Arzt R. Mayer wurde thatsächlich in die Zwangsjacke gesteckt, weil er es mit der Begründung der mechanischen Wärmetheorie gewagt hatte, den Physikern von Fach in das Handwerk zu pfuschen.

Im allgemeinen lässt sich das Verfahren derjenigen, welche sich gegen die genannten und andere Neuerungen aufgelehnt haben, folgendermaßen charakterisieren: Sie haben sich für die Unterbringung jener Erscheinungen, die ihnen bekannt geworden und begreiflich vorkommen, Schubfächer von ganz bestimmter Größe zurechtgerichtet; erhalten sie nun noch so zuverlässige Kunde von neuen Erscheinungen, dann erklären sie vorweg: „Diese Erscheinungen sind nicht möglich, weil sie in meine Schubfächer nicht passen." Dabei scheuen sie nicht zurück, sogar Thatsachen zu leugnen, d. h. also, mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen. Wie die ablehnenden Behauptungen in den genannten Fällen begründet wurden, ist mir nicht bekannt; dass aber die Logik des Schlaucherls mit zur Anwendung gekommen ist, kann schon deshalb nicht bezweifelt werden, weil sich eben sonderbare aprioristische Behauptungen gar nicht anders als mit ebenso sonderbaren Winkelzügen verteidigen lassen. Ich will indessen die Existenz leibhaftiger Collegen Schlaucherls an der Hand anderer Fälle nachweisen.

Viele Naturforscher sind überzeugt, dass der Mensch kein selbstständiges seelisches Princip besitzt, welches sich des Gehirns als eines

Im Mecklenburgischen Kalender von 1892 findet sich ein von Professor Uffelmann geschriebener Aufsatz „Über Sympathiecuren". Dieser Professor ist der Ansicht, dass solche Curen noch niemals geholfen haben, weil es absurd sei, zu glauben, dass „das Sprechen von Versen, das Ziehen von Kreisen und derartigem Hokuspokus dem Krankheitsvorgang Einhalt thun könne". Wie geistreich! Professor Uffelmann weiß offenbar nicht, dass doch auch die Ärzte mit ganz indifferenten Mitteln Erfolge erzielen, sobald der Patient, wie es eben bei den Sympathiecuren der Fall, von der Wirksamkeit des Mittels fest überzeugt ist. Auf diesen psychischen Einfluss ist es zurückzuführen, dass sogar jener Bauer genas, der infolge eines Missverständnisses nur das Papier verschluckt hatte, auf das der Arzt das Recept geschrieben.

---

## Etwas über die Reformkleidung.

Es ist jetzt viel von der „Reformkleidung" die Rede, die eingeführt werden soll. Man horcht auf. Das wäre einmal etwas! Aber mein Glaube ist nicht groß. Es kann Schneiderspeculation, kann Modesache sein. Ich habe von der Vernunft in der Kleiderfrage eine sehr geringe Meinung. Da kommen die Leute aus den Thorheiten nicht heraus, von einer fallen sie in die andere.

Mein alter Lehrmeister — der in dieser Sache wohl mitreden konnte — hat gerne gesagt: Zu einer modernen Weiberjoppe gehören zwei Ellen Tuch, fünf Ellen Bandelwerk und sieben Ellen Geduld. Denn die Joppe war nie recht. War sie nicht zu kurz, so war sie schon zu lang. War sie weit genug, so mussten wir sie so lange verengen, bis sie zu enge war, und dann schimpften sie, dass sie „zu knapp wäre für das viele Tuch". Alle Ränder mussten mit Bandelwerk eingefasst sein, doppelt und dreifach. „Die Schulmeisterin hat's jetzt auch dreifach." „Vierfach müsst's noch besser stehen." „Aber jetzt tragt man gar nit mehr Bandelpaspolaturen, jetzt tragt man auf den Bunschurln Schnürlpaspolaturen." In Modesachen sprechen sogar die steirischen Bauern französisch, oder sonst was. Hatte mein Lehrmeister zum Verbrämen Sammtstreifen, so verlangte man Seide. Hatte er Häkeln, so wollte man Knöpfe, und zwar nicht Glasknöpfe, wie sie die Kreuzwirtin noch immer trägt, sondern „übersponnene", wie sie die Frau Verwalterin hat. Und war eine Joppe genau nach den Angaben fertig gestellt, dann musste sie erst noch jedesmal „übermacht" werden, denn sie passte nicht, oder der Besitzerin war es anders eingefallen. Nein, da werden sieben Ellen zu wenig, da müssen neun Ellen Geduld sein. Bleibt ein Fleckel Geduld übrig,

ordnung.“ Er glaubt also, dass diese Frage etwa in einem chemischen Laboratorium gelöst werden kann.

Die meisten, und zwar ganz eigentlichen Collegen hat Schlaucherl unter den Thierschindern (der Anatom Hyrtl hat sie „Schinderknechte“ genannt), vulgo Vivisectoren, welche von dem naiven Gedanken ausgehen, die bei Thierversuchen erhaltenen Resultate auf den Menschen übertragen zu können. Die unglaubliche Naivität dieses Gedankens ist durch die vielen Fehlerquellen (Vergleiche ungleichartiger Dinge, aus verschiedenen Gründen abnorme Zustände der Versuchsthiere) bedingt, von welchen die Schlüsse der Vivisectoren beeinflusst werden. Die Folge des unlogischen Verfahrens der Vivisectoren ist denn auch eine Verschiedenheit ihrer Versuchsresultate und Ansichten, wie sie toller gar nicht gedacht werden kann. Einigermaßen besonnene Vivisectoren haben deshalb ganz richtig erklärt, dass die Vivisection gar keinen praktischen Wert hat, und dass die Versuche günstigsten Falles nur für die betreffende Thierclasse Geltung hätten. Derartig denkende Thierschinder legen aber insofern wieder ein unlogisches Verhalten an den Tag, als sie mit wenigen Ausnahmen glauben, beim Menschen Halt machen zu müssen, und zwar nicht etwa, weil sie durch Versuche an lebenden Menschen mit dem Strafgesetz in Conflict gerathen könnten; lässt sich doch selbst der sonst so schlaue Staatsanwalt von der „Freiheit der wissenschaftlichen Forschung“ imponieren. Da sie als Materialisten einen wesentlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier — in beiden Fällen handelt es sich ja nur um ein zufälliges und vergängliches Conglomerat von Chemikalien! — im Ernste kaum behaupten können, ist dies ihr unlogisches Verhalten schwer zu begreifen. Doch nein, es könnte ihnen ja an den eigenen Kragen gehen, indem sie mit aller Wahrscheinlichkeit aufgefordert würden, ihre Neugierde zunächst am eigenen Körper zu befriedigen; und es macht allerdings einen kleinen Unterschied, ob Schlaucherl einer Heuschrecke die Beine ausreißt, oder ob er das Experiment an sich selbst vollziehen lässt.

In Sachen der Vivisection, diesem größten, jeder Moral und Humanität spottenden Schandfleck unserer „Cultur“, kommen übrigens, beiläufig gesagt, Verstöße gegen die Logik nicht nur bei vivisecierenden Professoren, sondern auch bei Regierungen und Parlamenten vor. Wenn nämlich diesen von Seite der Vivisectionsgegner Bitteingaben zugehen, dann prüft man nicht etwa die von Scheußlichkeiten und Zwecklosigkeiten strotzenden physiologischen Archive, sondern man handelt nach dem eingeholten Gutachten der medicinischen Facultäten, d. h. man beruft die Angeklagten zu Richtern. Mit gleichem Rechte hätte man, als es sich um ein Strafgesetz gegen Mord und Diebstahl handelte, Mörder und Diebe als Sachverständige vernehmen und ihnen die Nothwendigkeit eines Gesetzes anheimgeben können.

Wilden tragen, überhaupt keine Thorheit mehr an dem schönen, heiligen Menschenleib. Und wir Männer! Wir sollen erlöst werden von Frack und Cylinder, von brettsteifen Halskrägen, Chemisetten und Manschetten, von ärgerlicher Cravattenbinderei und halsstarriger Zuknöpfearbeit an der bocksteif gestärkten Wäsche! Erlöst von Beinkleidern, die oben zu eng und unten zu weit sind und von allen möglichen Thorheiten. Jeder könnte sich die Kleider nach seiner Bequemlichkeit, nach seinem Geschmack, nach seinem Farbensinn machen lassen, ohne Spott und Gelächter und ohne förmliche Ausstoßung aus „dem Salon" befürchten zu müssen.

Es wäre zu schön. Aber ich glaube nicht daran.

Man weiß ja noch gar nicht, was die Kleideränderung, deren Schlagwort „Reformkleidung" ist, eigentlich will. Die einzelnen Förderer derselben werden recht Unterschiedliches wollen, aber einig, fürchte ich, werden sie sein in der Unduldsamkeit gegen andere. Die Reformkleidung wird eine — Uniformkleidung werden wollen. Eine Uniform, die überall und immer, wo sie auftritt, Individualität und Persönlichkeit vernichtet.

Wenn gleichwohl unser Himmelsstrich und die daraus sich ergebenden Umstände eine entsprechende, sich gleich bleibende Kleidung bedingen, so ist damit nicht gesagt, dass alle in der gleichen Wolle stecken, die gleiche Farbe und den gleichen Schnitt tragen müssen. Es sind innerhalb einer vernünftigen Normalkleidung hunderterlei Abstufungen des persönlichen Bedarfes und Geschmackes möglich und nöthig. Eben der Kleider*zwang* ist es, der Modeterrorismus, an dem wir gegenwärtig leiden und der durch eine freie vernünftige Kleidung gebrochen werden sollte. Ich gebe mich nicht einen Augenblick der Hoffnung hin, dass je einmal alle sonst normal vernünftigen Leute sich normal vernünftig kleiden werden. Aber *den* Erfolg einer Kleiderbewegung halte ich für möglich, dass jeder sich kleiden *darf*, wie er will, wie es seiner Gesundheit und Behaglichkeit entspricht, ohne in der „Gesellschaft unmöglich" zu sein. Wer ungesittet genug wäre, um Ärgernis zu geben, bei dem stäke es nicht im Gewand, sondern im Charakter, und ein solcher müsste immer und unter allen Umständen in der Gesellschaft unmöglich sein. Wer aber zur heißen Sommerszeit in Sandalen und nur in einem langen Linnenkleide durch die Gassen gehen will, der sollte weder vom Pöbel verhöhnt, noch von der Polizei abgeschafft werden können. Ja, die Freiheit müsste so weit gehen, dass jemand ungeniert in Frack und Cylinder einherstolzieren dürfte, ohne ausgelacht zu werden! Nach meinem Gefühle wäre das so ziemlich die höchste Concession, die man einer Leibestracht gestatten kann. Erlaubt sollte sein das Vernünftigste wie das Thörichteste, denn das Äußere des Menschen soll dem Innern stets entsprechen; so weit ist selbst gegen das dümmste Gewand nichts einzuwenden, und auch ich würde mein Spotten

so kann man's für die Männer brauchen, denn ihrer gibt es auch die —. Hatte man sich in die Schößelröcke eingeschossen, so wollten sie Spenser. Hatte man für die engen Kniehosen den richtigen Schnitt, so plangte es ihnen nach einer „Pantalong". Nur eines blieb sich gleich, so oft eine neue Mode aufkam, verlor die Kleidung an Zweckmäßigkeit und Bequemlichkeit und bekam Eigenschaften, in die Schneider und Eigenthümer sich erst mühsam hineingewöhnen mussten. Mit der Mode war's immer so.

Und weil es immer so war, fürchte ich, wird es immer so bleiben. Denn die Mode entwickelt nicht, sie ändert nur. Sie ist nicht da, um die Sachen besser zu machen, sondern um Eitelkeiten zu erfreuen und — ich deute es noch aufs beste — den Handwerkern Arbeit zu geben. Ohne Mode hielten wir es mit den Möbeln des Großvaters unser Leben lang aus, und einen Anzug trügen wir, wie einst unsere Väter, zwanzig Jahre lang, das heißt, wenn's der Stoff aushielte. Auch das Tuch wird viel schlechter gemacht als einst, schlecht und billig wegen der Concurrenz, und dann, sagen wir, eben wieder aus — volkswirtschaftlichen Gründen, nämlich, damit die vielen Tuchfabriken stets Arbeit haben. Insoferne hat die Mode ja wirklich ihr Gutes. Wem es die Mittel erlauben, sie stets mitzumachen, der mag's thun, kommt er auch manchmal recht ins Unpassende, Lächerliche hinein, so unterstützt er doch die Gewerbe, die Arbeiter, und die Armen kommen billig zu den abgelegten Sachen. Es ist gut, keine Steuer wird so willig entrichtet, als die Narrensteuer, nur darf sie nicht so heißen.

Also die neueste Mode heißt — Reformkleidung. Sollte es aber keine Mode sein, sondern wirkliche Hinkehr zum Zweckmäßigen und Praktischen, dann Respect! — Dann bekämen wir etwas Beständiges, denn die Bedürfnisse der Gesundheit, der Bequemlichkeit, der Zweckmäßigkeit überhaupt bleiben sich unter denselben Himmelsstrichen ziemlich gleich. Wir bekämen also eine Kleidung, die sich von Generation zu Generation gleich bliebe, der ewigen Norm des menschlichen Körpers vernünftig angepasst. Ist das denkbar? Dann müssten die Leute andere geworden sein.

Aber es wäre eine Freude zu leben. Keine Schnürbrust mehr, die unseren Frauen bisher einen hässlichen Ameisenleib geformt, das Blut gehemmt, die Nerven gedrückt, die Leber, die Lunge gepresst und das arme Herzlein verkümmert hat. Keine Schleppe mehr, die uns den Straßenstaub mit allen Miasmen und Bacillen aufgewirbelt, sich selbst und uns beschmutzt hat. Keine unsinnigen Damenhüte mehr, die weder vor Sonne noch vor Regen schützten, uns aber in Theatern, Concerten u. s. w. die Aussicht beschränkt haben. Keine zehenverkümmernden, hühneraugenfördernden engen Schuhe mehr, die ihre Herrin nachgerade zum Krüppel machten. Keine Ohr- und Halsgehänge mehr, wie sie die

Also das wäre die männliche Reformkleidung nach meinem Sinne. Aber ich finde keinen Schneider, der mir sie macht. „Ist nicht modern, tragt man jetzt nicht", sagen sie. Und ich finde keine Zeitgenossen, die mich in solchem Anzug „gesellschaftsfähig" erklären. Habe ich auf die „Gesellschaftsfähigkeit" gleichwohl seit jeher sehr willig verzichtet, so fühle ich mich doch in meinem alten Handwerk nicht mehr so sattelfest, um die sonst unter allen Umständen beste und erfolgreichste Politik der — Selbsthilfe einzuschlagen.

Also vor allem wird ein Schneider gesucht, der ein gutes Reformkleid zu machen versteht, und dann werden Leute gesucht, die sich nicht schämen — vernünftig zu sein. Rosegger.

# Das genussſüchtige Weiblein.

In einem Postamte, das zugleich die Lottocollectur führt, kam bisweilen ein kleines altes Weiblein und fragte ob die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären. Als man das stets verneinte, huschte sie still wieder davon. Dann saß sie in ihrer ärmlichen Kleidung draußen im großen Volksgarten auf einer Bank. Sie bettelte die Vorübergehenden weder mit Worten noch mit Geberden an, denn das ist verboten, wohl aber mit ihren guten, blöden Augen. Die kleinen Gaben, die sie erhielt, nahm sie mit Dankesworten an, blieb sitzen und richtete ihre guten, blöden Augen auf andere der Vorübergehenden. Dann tiffelte sie wieder einmal in die Lottocollectur und fragte bescheidentlich an, ob nicht etwa die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären? Und da es nicht war, saß sie wieder im großen Volksgarten, blickte in die dunklen Bäume und blühenden Gebüsche hinaus und schaute den Vorübergehenden an die Kleider und ins Gesicht mit ihren guten, blöden Augen.

In demselben Volksgarten gehen gerne alte Herren umher, um sich von ihrem angestrengten Lebenswerke, sei es im Soldaten-, sei es im Lehr-, sei es im Beamtendienste gewesen, auszuruhen und noch ein Weniges von dem freien sorglosen Dasein zu genießen, das sie in jüngeren Jahren der Menschheit opfern mussten. Ein solcher Mann stand eines Tages vor dem alten Mütterlein still und fragte sie, was es mit ihr sei und wie es ihr gehe. Dem antwortete sie unter beständigem Kopfnicken, dass es ihr sehr gut gehe. Sie sei in einem Armenhause untergebracht und habe dort alles was sie brauche, das heißt, wenn sie drinnen bleiben wolle. Aber sie wolle nicht drinnen bleiben, weil die Stuben so dunkel seien und der Garten so enge und mit der hohen Mauer umgeben, vor allem aber, weil die Mitbewohner so kläglich wären und man immer nur das Elend sehe und höre und sonst gar

sein lassen, wenn der „Schwalbenschwanz“ und die „Angströhre“ nicht das officielle Kleid der Minister und Kellner wäre.

Wenn sonst Schneider Schriftsteller geworden sind, weil ihnen die Feder handlicher schien als die Nadel, so müssten Schriftsteller jetzt Schneider werden, um auch mit Händen mitzuthun, so wichtig wäre die Einführung einer wahren Kleiderreform. Über das Reformkleid der Damen kann nur eine kluge Frau das Richtige sagen, da mag ich mich nicht zu tief hineinmischen. Was die männliche Kleidung anbelangt, da wüsste ich was gut ist. Reform vom Fuß bis zum Kopf! — Stiefel mit dicken Sohlen, weichem Überleder und Strupfenzügen. Wadenstrümpfe aus grober Schafwolle, bis an die Knie reichend. Weites Beinkleid aus Wolle, dessen Gürtel sich über den Hüften leicht festhält, es reicht über die Knie hinab, wo es leicht gebunden durch Gummi oder Hafteln die Strümpfe hält. Nirgends durch festes Binden eine Hemmung des Blutumlaufes. Das Beinkleid möglichst ohne Taschen. Das Hemd von weißer Seide, Kragen, Brust und Manschetten also — ungestärkt. Weste aus leichter Wolle, vorne bis hinauf geschlossen, so dass vom Hemdkragen nur der Rand hervorsteht. Halsbinde, Cravatte und dergleichen überflüssig. Rock aus Tuch oder Loden, bis an das Gesäß reichend, mit zwei Seitentaschen und einer Brusttasche. Der Rock ohne liegenden Kragen und ohne Brustflügel, vielmehr durch Beinknöpfe oder Stahlhafteln bis hinauf verschließbar, die Ärmel ziemlich weit, aber vor dem Handgelenke verengt. Handschuhe nur, wenn es kalt ist, und dann nicht Leder-, sondern Wollenhandschuhe. Die Kleidung hat nicht den Zweck, den Zutritt der Luft abzuhalten oder die Ausdünstung zu verhindern, vielmehr beides zu regeln und durch Reibung der Haut Blut und Wärme auszugleichen. Auch muss die Kleidung so beschaffen sein, dass zwischen ihr und dem Körper keine Zugluft streichen kann, deshalb enger Abschluss am Handgelenke und an den Knien. Für den Winter ein Mantel aus weichem Loden, der bis an den Rand der Schuhe geht, weit und bequem, von unten bis oben zuknöpfbar, allenfalls mit einer Kapuze versehen, am Handgelenk ebenfalls geschlossen, an den Seiten zwei Taschen. Der Hut aus weichem Filz, nieder und mit nicht zu schmaler Krempe.

Auf diesem Hut ein Sträußchen oder eine Feder wird gut stehen. Im übrigen ist an Kleidern jeder Schmuck mehr Nachtheil als Vorzug. Die größte Einfachheit mit der größten Zweckmäßigkeit vereint macht die Schönheit des Gewandes aus und der schönste Schmuck daran ist die Reinlichkeit. Die Farbe der Kleider soll die Naturfarbe ihrer Stoffe sein. Sind wir nur erst aus dem schwarzen Banne befreit, der allein uns heute „salonfähig“ macht, so wird sich bald ein richtiger Farbensinn ausbilden.

Der Officier reichte der Alten eine kleine Gabe, sie sagte ihr gewöhnliches Dankeswort und trippelte zur Thüre hinaus. Er blieb noch am Schalter stehen und wartete, bis der Beamte mit einigen Eintragungen fertig war und das Buch von sich schob. Dann fragte er, ob die Frau, die sich vorhin um die Nummern erkundigt habe, bekannt sei. Nein, sie sei nicht weiter bekannt, nur dass sie von Zeit zu Zeit komme, um nach den drei Nummern zu fragen.

Der Officier zog seine Geldtasche hervor und sagte, er wolle für die nächste Ziehung auf die Nummern 3, 20 und 51 setzen. Der Beamte schrieb die Ziffern ins Buch, fertigte den Schein aus und nahm das Geld in Empfang.

Weiter war nichts. Der alte Officier gieng durch seine Tage und dachte nicht mehr daran. Einmal oder vielleicht zweimal hatte er das Weiblein noch auf der Bank sitzen gesehen im großen Volksgarten. Sehr klein und eingemummt in ihr gelblich gestreiftes Tuch saß sie da, denn es gilbten in der scharfen Luft schon die Bäume, einige Sträucher wurden roth wie die hellsten Rosen und andere bekamen ein so leuchtendes Laub, wie das lauterste Gold und in solcher Zeit ist der Garten am allerschönsten. Der Officier ergieng sich mit seinesgleichen im Garten und sie plauderten wohl von den Feldzügen in Italien oder in Schleswig-Holstein, oder aus anderen Erinnerungen.

Als unser alter Herr wieder einmal ins Postamt kam, um einen Brief einschreiben zu lassen, blickte ihn der Beamte lange an und lächelte. Es sei recht gut, sagte er, dass der Herr endlich einmal vorspreche, er — der Beamte — wisse weder seinen Namen noch einen Aufenthaltsort. Nun werde er wohl den Terno beheben wollen!

Die drei Nummern, die das arme Weiblein so lange gesehen hatte, sie waren getreulich erschienen, als auf sie gesetzt wurde. Der Officier kam in Erregung und fragte, ob die alte Frau nicht wieder einmal da gewesen sei, um nach den Nummern zu fragen. Nein, sie sei schon einige Zeit nicht mehr da gewesen.

„Darf man wissen, wie viel sie bekommt?“ fragte der Officier.

„Sie bekommt gar nichts“, antwortete der Beamte, „wenigstens deucht mich, als hätte der Herr für sich gesetzt.“

„Fällt mir gar nicht ein. Der Terno gehört der Alten. Wie viel macht er denn?“

„Ein Geringes über zwölfhundert Kronen“, sagte der Beamte und schlug in den Büchern nach, während der Herr den Setzschein aus seiner Brieftasche hervorsuchte. Der war zufällig noch vorhanden, es wunderte ihn beinahe, denn er hatte auf die Sache ganz und gar vergessen gehabt. Also war alles in Ordnung. Nun gieng der Officier in den Volksgarten, gerade der Bank zu, auf der das Weiblein gerne gesessen war.

nichts mehr. Darum gehe sie halt oft hinaus in den freien Volksgarten, um eine weite Luft zu haben und geschmückte, fröhliche Leute zu sehen und zu warten, bis ihr einer oder der andere etwas schenke. Denn weil sie das Armenhaus also mehrmals verlassen habe, dürfe sie endlich nicht mehr zurück und ihr Platz in demselben sei einer andern Armen überwiesen worden.

Der alte Officier reichte ihr eine Gabe und sagte, so möge sie einstweilen nur sitzen im Volksgarten, die weite Luft genießen und die geschmückten fröhlichen Leute ansehen und warten, bis einer oder der andere ihr etwas schenke.

Das Weiblein sagte Dankesworte, blieb sitzen und richtete die guten, blöden Augen auf die Vorübergehenden.

Eines Tages hatte derselbe alte Officier im Postamte zu thun, um sich nach der Ursache des Ausbleibens seiner Tageszeitung zu erkundigen. Der Beamte verwies ihn höflich auf das Hauptpostamt. Als er den Schalter verlassen wollte, drängte sich ein altes, armseliges Frauchen hinzu, es war das vom Volksgarten, und fragte beim Beamten bescheidentlich an, ob nicht etwa die Nummern 3, 20 und 51 herausgekommen wären?

Nein, die wären nicht herausgekommen.

Das Weiblein stand an der Mauer noch ein Weilchen da, wackelte mit dem kleinen Haupte, als grüble es darüber nach, warum denn gerade die Nummern 3, 20 und 51 nicht herauskommen wollen?

Da trat der Officier an sie hin und sagte, sie solle doch nicht ihre wenigen Kreuzer in die Lotterie tragen.

Sie antwortete, dass sie solches auch nicht thue.

„Aber Ihr habt doch auf die vorhin genannten Nummern gesetzt?“

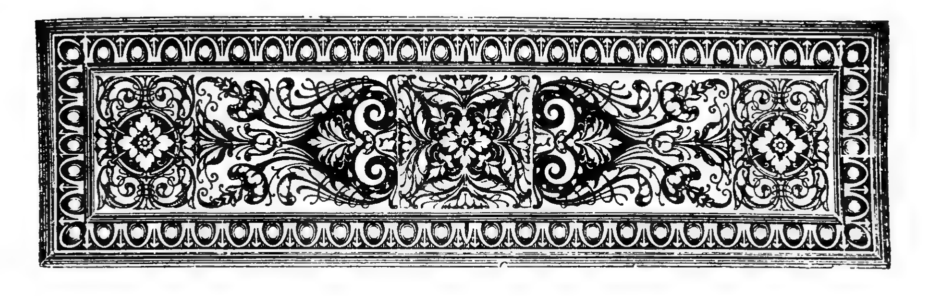
Nein, das habe sie nicht gethan. Sie habe nur gefragt, ob dieselben nicht etwa gezogen worden wären.

„Aber das hilft Euch ja nichts, wenn Ihr nicht auf sie gesetzt habt.“

Helfen thät' es schon nichts. Aber sie sei halt gerade neugierig, ob denn nicht einmal auch diese Nummern herauskommen würden. Es seien ihr immer just diese eingefallen, und weil sie sonst auch nicht viel zu besorgen habe, so kümmere sie sich bisweilen um Lotterienummern. Geld auf so etwas hinthun, dazu lange es nicht. Sie würden wohl einmal auch so gezogen werden.

„Ja, liebe Frau, davon habt Ihr doch nichts.“

Daran hätte sie nie gedacht, dass sie davon was haben wolle; das wisse sie schon, dass man dafür erst in die Lotterie setzen müsse. Sie wolle bloß einmal wissen, wann die Nummern 3, 20 und 51 kommen würden.



# Kleine Laube.

## Geistesnahrung — Lesefutter?

Es werden jetzt überall Schul- und Volksbibliotheken gegründet, und recht so — aber sie sollen stets danach sein. Nirgends ist eine größere Vorsicht nöthig, als in den Apo- und Bibliotheken. Nicht auf die Menge, nur auf die Auswahl kommt es hier an. Aber wer soll sie besorgen? Nicht allein die Bücher, auch die Leser sollen ausgewählt werden können. Denn wenn der Leser durch das Buch verdorben wird, so ist nicht immer das Buch schuld. Das beste Buch kann schaden, wenn es missverstanden wird, oder wenn es einen schwachen, ungeübten Kopf zu schwer beladet.

Jeder Mensch soll täglich etwas von der schönen Literatur lesen, aber nicht zu viel, selbst nicht von den besten Büchern. Das viele Lesen hat nicht den Wert, den man ihm zuschreibt, besonders für ungebildete Leute, denn diese können zumeist nicht lesen. Zuerst sind sie ungeübt, lesen in zu kleinen Bruchstücken, vergessen es von einem- aufs anderemal wieder, können es im Ganzen also nicht verstehen, oder missverstehen es. Ist die Übung erworben und die Neugierde geweckt, dann lesen sie über die Oberfläche hin, jagen in Erzählungen den äußeren Ereignissen nach, dringen nicht in die Tiefe und übersehen gewöhnlich die Begründung, missverstehen das Wichtigste. Die Leselust wird zur Lesesucht, man liest stundenlang, wie man stundenlang „beten" kann, ohne daran zu denken. Von gewöhnlichen Leuten, besonders weiblichen Geschlechtes, wird am liebsten Erzählungsliteratur gelesen, selbst gediegene Sachen zumeist oberflächlich, wie soll daraus ein geistiger Nutzen entstehen? Bei Bauern und Handwerkern macht die Lesesucht oft unlustig und untüchtig zur Arbeit. Bei Halbgebildeten richtet sie Dünkel und Verwirrung an. Am gescheitesten lesen noch die Arbeiter. Bibliotheksbeamte wissen zu sagen, daß die besten Bücher, besonders wissenschaftlichen Inhaltes, von Arbeitern entlehnt werden.

Wer lesen kann, d. h. fähig ist, den Inhalt des Buches in sich aufzunehmen und zu verarbeiten, für den freilich ist das Lesen von unberechenbarem Nutzen. Der Autoditact bildet sich gewöhnlich gründlicher und seiner Natur entsprechender, als der Schüler in den Anstalten, die freilich jedem das allgemeine Wissenswerte bieten, aber auch vielen die Köpfe belasten mit Dingen, die sie nicht brauchen können.

Wer jedoch nicht lesen kann, nur flüchtig liest oder zu vieles, oder der gemeinen Neugierde wegen, oder aus Gewohnheit, wie die Männer rauchen und die Frauen häkeln, solche schädigt das Lesen, und zwar an Leib und Seele. Es werden die Augen verdorben, es wird das Rückgrat krumm, es wird das Gedächtnis überladen und geschwächt, es wird das eigene Denken beeinträchtigt, es wird der Charakter, soweit einer vorhanden ist, betäubt. Das viele wahllose Lesen zerstört bei jungen Leuten

Sie saß aber nicht dort. Er fragte den Gartenaufseher, ob er sich nicht erinnere, dass hier oft ein kleines altes Frauchen gesessen sei, dem mancher eine Gabe gereicht habe.

„Die Alte sitzt nicht mehr da."

„Das sehe ich. Ist sie abgeschafft worden?"

„Es mag sein. Es mag aber auch sein, dass sie so ausgeblieben ist. Ich erinnere mich nicht, dass sie seit kurzem da war. Eine Bekannte gewesen?"

Nun gieng der Officier in jenes Armenhaus, das die Alte ihm bezeichnet hatte als ihren Aufenthaltsort, so lange sie es ohne die weite Luft und ohne die geschmückten und fröhlichen Leute dort ausgehalten habe. Im Armenhause fragte man den Officier, weshalb er nach dieser Person frage?

„Weil ich für sie etwas habe."

Dann möge er es vielleicht abgeben.

„Ich will es ihr persönlich übergeben."

Hierauf die Auskunft, dass er das nicht könne, weil sie gestorben sei. Die Vorsteherin der Anstalt war beinahe zornig geworden, als von dieser Person die Rede. Die sei ein gar hochmüthiges und genussüchtiges Geschöpf gewesen. An Nahrung und Pflege habe sie nie was ausgesetzt, aber das Jammern und Ächzen der presthaften armen Leute sei ihr zuwider gewesen, in der Freiheit habe sie immer sein wollen und geputzte Leute sehen. So arg genussüchtig sei sie gewesen! Und weil sie ohne Erlaubnis immer fortgegangen aus der Anstalt, so sei ihr Platz verfallen. Dann habe man sie eines Morgens im Graben gefunden und in den Seciersaal getragen.

Der Officier wollte aber noch mehr wissen. Er gieng zu den Herren, die sie seciert hatten, um zu fragen, an welchem Übel sie denn gestorben sein könne?

„An leerem Magen", antwortete der Professor.

Jetzt gieng er nicht mehr umher zu fragen, denn nun wusste er reichlich genug. Der gewonnene Terno brannte ihm an den Fingern und er sann lange nach, welcher wohlthätigen Anstalt das Geld zu widmen sei und wie es zu machen wäre, dass den Armen in ihrem Elende wenigstens das allgemeine Gut nicht entzogen werde — die weite Luft und der Anblick glücklicherer Menschen.

Wieso es kam, dass das „hochmüthige und genussüchtige" Weiblein immer jenen drei Nummern nachfragte, die förmlich mit Schmerzen warteten, bis auf sie gesetzt wurde — das ist freilich nicht zu ergründen, wie vieles nicht zu ergründen ist, was um uns geschieht und über das wir nichts anderes zu sagen wissen als das hochweise Wort: Zufall.

Rosegger.

# Erzbischof Kohn.

Vor ungefähr zehn Jahren ist in Mähren ein Priester Namens Kohn, Kind armer jüdischer Eltern, zum Erzbischof von Olmütz gewählt worden. Man freute sich dieser Wahl und glaubte, der Mann, der wider alle Erwartung gewählt wurde, müsste besondere Vorzüge haben und sich der Armen und Unterdrückten annehmen, aus deren Kreisen er hervorgegangen. Nun, der Erzbischof Kohn hat seine Wähler, seine Diöcese, seine Kirche und alle Welt nicht schlecht enttäuscht. Er begieng solche Dinge, dass sogar seine eigene Geistlichkeit gegen ihn auftrat und von Priestern gegen ihn vorwurfsvolle und anschuldigende Artikel veröffentlicht wurden. Natürlich musste das anonym geschehen, doch der Erzbischof ließ nachforschen, vergieng sich sogar gegen das Telegraphengeheimnis, wodurch er bei einem bestimmten Fall den Verfasser mehrerer gegen ihn geschriebener scharfer Artikel entdeckt zu haben glaubte. Das war ein Pfarrer P. Ocasek, den er sofort vor ein geistliches Gericht stellen, durch dieses verurtheilen und einsperren ließ. Bald zeigte es sich aber, dass Ocasek nicht der richtige war, denn, um den Unschuldigen zu befreien nannte sich nun ein anderer Pfarrer, P. Hofer, dem Bischof als der Verfasser der Artikel. Der unschuldig Verurtheilte erhielt keinerlei Genugthuung. Nun erhob sich in der Geistlichkeit der ganzen Diöcese ein Sturm gegen den Bischof Kohn und unzählige Priester wagten sich hervor mit Anklagen über Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten, die sie und andere von ihrem Oberhirten seit Jahren zu leiden hatten. Die Geschichte kam vor den Reichsrath und hier wurden über den Erzbischof Kohn unglaubliche Thatsachen ans Licht geführt. So erinnerte einer der Redner an das Vorgehen des Bischofs gegen den Bauer Dubiak, dem er ein Stück Grund, für welches der Bauer jahrelang Steuer gezahlt hatte, wegnahm. Der Bischof war so brutal, diesen armen Bauer wegen der Processkosten von 200 fl. pfänden zu lassen und von Haus und Hof zu vertreiben. Später musste der Erzbischof sein Unrecht einsehen und dem Bauer alles ersetzen. Dubiak war aber inzwischen ins Irrenhaus gekommen. Er hat einmal mit der Sturmglocke Sturm geläutet, und als die Leute zusammenliefen, ausgerufen: „Die Gerechtigkeit ist gestorben!“ — Der Erzbischof erstattete einmal gegen seinen Schlosswächter Hodny eine Diebstahlsanzeige. Bei der Verhandlung stellte sich dessen Schuldlosigkeit heraus, wo auf Hodny Ersatzansprüche erhob. Ebenso ließ sich der Erzbischof von zwei Pächtern wegen angesprochener Entschädigungsbeträge klagen. Einmal wurde er zur Zahlung von 90 K Gerichtskosten verurtheilt, ließ sich aber pfänden und leistete die Zahlung erst, nachdem die Pfändungscommission auf seinen Gütern erschienen war. Der Erzbischof verweigerte sogar die Zahlung einer Kirchenbeitragsleistung von 816 K, trotzdem er 1,600.000 K jährliches Einkommen hat.

Bei der Fatierung der Personaleinkommensteuer in Olmütz hat der Erzbischof ein so lächerlich geringes Einkommen fatiert, dass ihm die Behörde den Fatierungsbogen mit dem Bemerken zurückschickte, er möge wahrheitsgemäß fatieren. Ein Geistlicher, P. Kracmar, wurde durch den Erzbischof direct dem Irrsinn in die Arme getrieben. Wegen eines Artikels gegen den Erzbischof wurde er als zweifelhafter Priester in ein Kloster der Redemptoristen zu Exercitien geschickt. P. Kracmar kehrte trübsinnig zurück und verfiel in Tobsucht. Trotzdem der Erzbischof über ein so großes Einkommen verfügt und so reich ist, sind die Verurtheilungen über Klagen des Erzbischofs zahllos. Er lässt alle Leute, auch Greise und säugende Mütter, welche in seinen Waldungen betreten werden, einsperren. Auch ein sechzigjähriger Krüppel wurde deshalb eingesperrt. Ein solches Benehmen würde nicht einem Heiden zur Ehre gereichen, geschweige denn einem Fürsterzbischof. Von ihm kann man mit Beruhigung behaupten,

die aufkeimende Persönlichkeit. Die Jugend will sich vor allem körperlich üben. Zu vieles Lesen (ich sage immer wieder: zu vieles!) lähmt die eigene Entwicklung und die Thatkraft. Ein Funken eigenen Geistes ist für Schaffen und Handeln mehr wert als ein brodelnder Hexentanz fremder Geister. Der persönliche Intellect soll genährt, aber nicht erstickt werden. Bücher sollen Geistesnahrung sein, aber nicht Lesefutter. R.

## Raketen.

Sinngedichte von Otto Promber.

Mancher würde dich gelten lassen,
Würdest du nicht seine Fehler hassen.

---

Keiner nimmt gern für Liebe in Tausch
Freundschaft, die edlere Schwester;
Zwar ist die Liebe nichts mehr als ein Rausch,
Aber — des Lebens bester.

---

Wo strebst du hin, mein Wandersmann? —
„Zur Freiheit! Ist die Straße weit?“
Gewiss! Sie führt dich quer durchs Land
Der herben Anspruchslosigkeit.

---

Fehler gibt's, die machen beliebt,
Just wie es schönblühendes Unkraut gibt.

---

Den Feind verdächtigen, schelten und hassen
Kann jeder und wenn es der Dümmste wäre,
Doch Unbequeme gelten zu lassen
Erfordert fürstliche Charaktere!

---

Du darfst wohl lächeln, du darfst auch lachen
Über die Thörichten, Eitlen und Schwachen
Und — über die eigene Narretei,
Jedoch der innerste Raum im Herzen
Sei frei vom Lachen, sei frei vom Scherzen —
Dein Innerstes bleibe vom Spotte frei!

Dort sollst du in kindlichem Weltvertrauen
Die Menschen als Brüder und Schwestern schauen
Und reich an edler Begeist'rung sein;
Dort sollst du dem bittersten Feind vergeben,
Dort sollst du der selbstlosen Liebe leben,
Dort sollst du beten im Kämmerlein.

# Friedrich Wilhelm Weber.

Sein Leben und seine Werke. Mit Benützung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von Dr. Julius Schwering. Mit Porträt und Abbildungen. Paderborn, Schöningh.

Friedrich Wilhelm Weber ist erst als Greis in die deutsche Literatur mit seinem Epos „Dreizehnlinden" eingetreten und hat sich damit sofort unter den Epikern des neunzehnten Jahrhunderts einen Ehrenplatz erobert. Formvollendete religiöse und profane Gedichte folgten „Dreizehnlinden" nach, auch ein zweites seinem Inhalte nach ganz merkwürdiges Epos „Goliath". Am 5. April 1894 verschied er.

Nunmehr hat er in seinem Landsmann Dr. Julius Schwering einen liebevollen Biographen gefunden, der uns in seinem umfangreichen biographischen Werke den Menschen und Dichter näher bringt. Wir verfolgen des Dichters Leben und Wirken auf Grund seiner handschriftlichen Tagebuchaufzeichnungen und seines Briefwechsels durch alle Phasen seines Erdenwallens. Und ganz besonders wird uns aus Schwerings Buche der Mensch in Weber lieb, der offene ehrliche treue Westfale, der, selber aus bitterster Armut hervorgegangen, warmes thatkräftiges Mitleid mit seinen leidenden Brüdern bis buchstäblich zum Todestage äußert, dem erst der Tod den Fuß lähmt, der ihn alltäglich zu seinen Kranken trägt. In Weber wirklich decken sich Mensch und Dichter, sein ganzes sonst so schlichtes Erdenleben ist ein schönes Kunstwerk. Ein längerer Abschnitt im Werke ist selbstverständlich „Dreizehnlinden" gewidmet. Wir gestehen, dass dieser Abschnitt das beste, was wir bisher urtheilend über diese Dichtung je zu Gesicht bekommen. Schwering ist nämlich nicht bloß ein gewandter Stilist und ein fleißiger Forscher, sondern auch der richtige Ästhetiker. Unsere modernen Literarhistoriker könnten sich an Schwering ein Beispiel nehmen, wie man ein Dichterwerk beurtheilt. Alles in allem ein Buch, das alle Verehrer Webers als Commentar für seine Werke nicht werden entbehren wollen.

Und da wir schon von „Dreizehnlinden" sprechen, möchten wir an dieser Stelle alle Freunde des Dichters auf ein ganz einzig schönes Prachtwerk aufmerksam machen, das zwar schon vor einigen Jahren erschienen, aber noch viel zu wenig bekannt und gewürdigt ist. Wir meinen nämlich die Prachtausgabe der Dichtung in Großquart, illustriert vom Münchner Maler Karl Rickelt (Verlag Schöningh in Paderborn). Man mag über illustrierte Dichterwerke denken wie man will, mag sie aus Princip verurtheilen oder nicht — die illustrierte „Dreizehnlinden"-Ausgabe von Karl Rickelt ist ein Kunstwerk, dass man nur einmal gesehen zu haben braucht, um zu wünschen, es zu besitzen. Keine verrückte Secession, keine blödsinnige „Moderne" — nein — echte, alte, ehrliche deutsche Kunst in Zeichnung, Buchstaben und Einband. Wir freuen uns in unserer verschrobenen heutigen Zeit solch gesunden gemüthvollen Empfindens, wie es zu uns aus Rickelts Schöpfungen spricht. M. R.

## Lied und That.

Die schönsten Lieder, die aus vollstem Herzen dringen,
Sie werden nicht die Welt verwandeln und bezwingen.
Das wird allein der Kraft, der thätigen, gelingen.

Rückert.

dass unter seinem Bischofskleide kein warmfühlendes Herz für Menschen schlägt, sondern dass er ein kalter, berechnender Geizhals ist, wie er nur selten gefunden wird. Die Beamten des Fürsterzbischofs haben eine Gehaltserhöhung bekommen, dafür wurde ihnen aber die Neujahrsremuneration entzogen, die allein viel mehr ausgemacht hat als die Gehaltsaufbesserung.

Als sein Kammerdiener Spacil, der jahrelang bei ihm bedienstet war, gelähmt wurde, warf der Bischof ihn unbarmherzig auf die Straße und gab ihn der Noth preis. Vor der rechtlich denkenden Öffentlichkeit steht der Bischof als Ausbeuter und Schmutzian da. Er ist auch ein Arbeitgeber recht zweifelhafter Güte. Vor dem Brünner Gerichte ist erwiesen worden, dass der Fürsterzbischof Löhne im Betrage von 20 und 10 h zahle. Er erklärte wohl, es seien dies keine Löhne, sondern Almosen. Wenn aber jemand ein Almosen gibt, darf er dafür keine Arbeitsleistung verlangen; es widerspricht dies jeder Menschlichkeit. Es ist das das Ausbeutertum in der höchsten Potenz. Der Erzbischof selbst arbeitet nicht so billig; er lässt sich, wenn er am Gründonnerstag die Fußwaschung vornimmt, ein Entreegeld von 40 h pro Person bezahlen.

Anlässlich seines zehnjährigen Jubiläums forderte der Erzbischof die Priester seiner Diöcese auf, Geldsammlungen unter der Bevölkerung zu veranstalten, um das Jubiläum würdig begehen zu können. An dem Tage des Jubiläums sollten an den Mittelschulen Akademien veranstaltet und Volksversammlungen abgehalten werden, in denen er verherrlicht werden sollte. Der Erzbischof sendete einmal einem bejahrten Priester ein Schreiben folgenden Inhaltes: „Da Deine Pfarrkinder mit Dir nicht zufrieden sind, so verzichte auf Deine Stelle und gehe in Pension." Der Geistliche sendete dem Erzbischof folgende Bemerkung zurück: „Da Deine Herde mit Dir nicht zufrieden ist, so verzichte Du ebenfalls auf Deine Stelle."

Man sieht, dass Terrorismus nicht zur Disciplin erzieht. Nun, das ist nur ein Auszug aus dem Sündenregister des Fürsterzbischofs Kohn. Es heißt auch, dass er — um den „Schuldigen", der gegen ihn Artikel schrieb, herauszubringen, einen Priester zum Bruche des Beichtgeheimnisses verführen wollte. — Wenn nun auch manches bei dieser Gelegenheit übertrieben dargestellt wird, das eine sieht man wohl, viel wert ist der Mann nicht, der auf dem Olmützer Bischofsthron sitzt. Der Papst hat sehr triftige Gründe, dass er den Bischof Kohn nicht zum Cardinal machen will und der Kaiser von Österreich nicht minder triftige, dass er ihm die Audienzen verweigert. Erfreulich ist diesmal nur das eine, dass der katholische Clerus sich offen gegen den Erzbischof stellt und unter wenigen Ausnahmen nicht Miene macht, ihn rein zu waschen. Nun, es wäre schlechterdings auch nicht möglich; die wenigen Entschuldigungsversuche, die unternommen wurden, sind erbärmlich ausgefallen, denn das sind nicht gewöhnliche Verfehlungen, die untergeordnete Priester schon in Gefahr bringen, das sind himmelschreiende Sünden! Ich glaube, dass die Kirche unter allen Umständen recht und klug thut, wenn sie solche Erscheinungen, wie diesen Kohn, ausscheidet oder mindestens so sehr in den Hintergrund rückt, dass seine Ärgernisse nicht von aller Welt gesehen werden können. Ob ähnliches geschehen wird, oder ob der Mann, den man öffentlich Ausbeuter, Geizhals, Verleiter zu Telegraphengeheimnis-, Beichtsiegelbruch u. s. w. nennen durfte, noch auf dem Olmützer Bischofssitz belassen wird — das kann zur Stunde, als diese Zeilen in die Presse gehen, nicht gesagt werden.

Der „Heimgarten" führt keine Chronique scandaleuse. Doch dieser Fall muss angemerkt werden, versehen mit unserem heftigen Protest gegen solche zum Glücke seltene Erscheinungen und mit dem Ausdruck lebhafter Genugthuung, wenn sie allgemeinste und strengste Verurtheilung erfahren. M.




**Steirischer Wortschatz** als Ergänzung zu Schmellers „Bayerischem Wörterbuch." Gesammelt von Theodor Unger. Für den Druck bearbeitet und herausgegeben von Dr. Ferdinand Khull. Gedruckt mit Unterstützung der kaiserlichen Wissenschaften in Wien. (Graz, Universitäts-Buchhandlung Leuschner & Lubensky. 1903.) Schon der Umfang des Werkes verlangt unsern Respect. 661 Doppelseiten mit ungefähr 26.000 volksthümlichen Wörtern und Ausdrücken aus der deutschen Steiermark! Natürlich nur jene Wörter, die in der hochdeutschen Sprache nicht vorkommen, wenigstens nicht in jener Bedeutung, wie sie so oft in unserem Volksleben gebräuchlich sind und die auch in Schmellers „Bayerischem Wörterbuch" nicht enthalten sind. Doch nicht etwa, dass damit unser steirischer Wortschatz erschöpft wäre! Nicht annähernd, denn er ist einfach unerschöpflich, es ist als ob die Ausdrücke immer von neuem wieder nachwucherten, je mehr man ihrer sammelt. In solchen Ausdrücken liegt ein großer Theil der schaffenden, dichtenden Volksseele. Es gibt Wörter darunter, die so bezeichnend, so plastisch und naturklingend sind, dass man meint, jeder Fremde müsste sie sofort verstehen, auch wenn er den Dialect nicht kennt. Wer soll unter „Banzen" nicht ein großes Fass verstehen, oder unter „schepern" nicht klirren, unter „drefeln" nicht tratschen, unter „klinseln" nicht das feine Läuten eines kleinen Glöckleins hören? Wo die hochdeutsche Sprache manchmal einen ganzen schwerfälligen Satz braucht, thut's das Volk mit einem einzigen treffenden Wort. Das sind oft nachgerade künstlerische Bilder, Worte in denen die Sache nachgeahmt ist. Reich ist der Wortschatz an technischen Ausdrücken der Gewerbe, der Sitten und Volksspiele, der Jagd u. s. w. Schon allein das Durchblättern eines solchen Wortschatzes läßt ins Volksleben blicken, umsomehr, als manches Wort näher erklärt ist. — Welch eine Riesenaufgabe, an der zwei Männer, Theodor Unger und Dr. Ferdinand Khull, viele Jahre lang gearbeitet haben, obwohl ihnen schon vorgearbeitet war. Es ist ein Werk geworden, auf das der Steirer stolz sein mag. Nicht etwa bloß für Gelehrte und Freunde der Volkskunde. Was ich vor allem wünschen wollte, dass Schriftsteller recht oft in solchen Wörtersammlungen blättern möchten, um endlich wieder einmal frisches Erdreich auf ihre Felder zu kriegen. Und wenn sie draußen dann etwa sagen, dass wir „mit Austriacismen" arbeiten thäten, so ist das kein Vorwurf, nur ein Lob. Auch die norddeutschen Dichter nehmen ihre Wortschätze, wo sie sie finden — nämlich in ihrem Volke. Wir haben den Männern sehr zu danken, die uns dieses steirische Wörterbuch hergestellt haben und zu danken allen, die sie dabei unterstützten. Freilich müssen wir vor allem zu Schmellers „Bayerischem Wörterbuche" greifen. Ach, hätten unsere Herausgeber es möglich machen können, alle steirischen Wörter, auch die von Schmeller, in den „Steirischen Wortschatz" zu vereinigen! Nun, es ist ja kein principieller Unterschied zwischen Steirisch und Bayerisch und so wird es uns wohlbekommen, wenn wir die beiden Sammlungen, die zusammen ein Werk sind, stets zur Hand haben. R.

**Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage.** Von Dr. Otto Sickenberger, königl. a. o. Lycealprofessor in Passau. (Augsburg. Lampart & Co. 1903.) Auf dem Titelblatte dieser Schrift ist zwar der Vermerk beigedruckt, sie sei vom Verfasser „vorgelegt dem katholischen Clerus und den gebildeten Katholiken Bayerns"; allein damit wollte nicht gesagt sein, dass diese kritischen Gedanken, mit denen etwelche Mängel in der Erziehung der Jugend, in der Pastoration des gläubigen Volkes und in der Heranbildung des Clerus besprochen erscheinen, nicht auch anderwärts lesens- und beachtenswert wären, zumal sie nach der Ansicht des Autors „für die katholische Kirche und die christliche Civilisation von größtem Werte, ja geradezu notwendig sind". Wenn diese Annahme richtig ist und nicht vielleicht, zum Theil wenigstens, auf Überschätzung der Privatanschauung des Verfassers beruht, dann begreifen wir umsomehr, dass schon jetzt, wo kaum die erste Auflage allgemeiner bekannt geworden, bereits eine zweite Auflage notwendig geworden ist. Wer immer aber mit Sickenbergers Ausführungen nicht einverstanden ist oder mindestens es für nicht oppurtun hält, dass er innerkirchliche Fragen und Mängel öffentlich bespricht, darf mit ihm nicht all zu strenge ins Gericht gehen und dessen sehr oft und ernst betonte gute Absicht: „Damit nur der gemeinsamen heiligen Sache dienen zu wollen", nicht in Zweifel ziehen. Wenn er im Vorwort einleitend schreibt: „Unbeirrt durch den Sturm, welcher sich in der ultramontanen Presse erhoben hat, übergebe ich hiemit die zweite Auflage dieser Schrift dem katholischen

## Lustige Zeitung.

**Gute Empfehlung.** Folgendes Attest wurde in Mainz einem Dienstmädchen ausgestellt: „Inhaberin hat ein Jahr weniger elf Monate — bei mir gedient und in dieser Zeit sich fleißig vor den Hausthüren, genügsam — in der Arbeit, sorgsam — für sich selbst, geschwind — im Ausreden, freundlich — gegen Mannspersonen, treu — ihren Liebhabern und ehrlich — wenn alles verschlossen war — gezeigt."

**Ein rudimentäres Organ.** In der Naturgeschichtsstunde docierte der Lehrer: „Organe, die als Überbleibsel einer niederen Entwicklungsstufe zwar noch vorhanden sind, aber nicht mehr in Funktion treten, nennt man rudimentäre Organe; ein solches ist beim Menschen zum Beispiel der Blinddarm. Wer kann mir noch eines nennen?" Der Sohn eines höheren Regierungsbeamten meldete sich und sagte: „Das Rückgrat." („Simplicissimus".)

**Amtsdeutsch.** Ein köstlicher Satz befindet sich in der kürzlich ergangenen Entscheidung des Oberlandesgerichtes in Celle. Das Gericht hatte über eine Beschwerde wegen eines gepfändeten Schweines zu entscheiden. In der Erkenntnis heißt es: „Das Beschwerdegericht hat die Identität des gepfändeten Schweines mit dem Richter erster Instanz als erwiesen angenommen."

**Schusters Philosophie.** Ja, das is alleweil a so. Mach i die Stiefeln den Leuten nach die Füß', nachher sind's net nach ihrem Kopf, und mach i's ihnen nach'm Kopf, nachher passen's nicht an die Füß'.

**Salomonisches Urtheil.** In einem Waggon der elektrischen Eisenbahn zu N. entstand zwischen zwei alten Damen ein Streit um das Öffnen des Fensters. Die eine behauptete, sie würde den Tod davon haben, wenn der Conducteur das Fenster aufmache, die andere erklärte, sie werde vom Schlage getroffen werden, wenn das Fenster noch länger geschlossen bleibe. Der von beiden Theilen als Schiedsrichter angerufene Conducteur wusste sich weder zu rathen noch zu helfen, als ein mitfahrender Passagier auf einen rettenden Gedanken kam. „Machen Sie das Fenster nur auf, Herr Conducteur", sagte er; „dann stirbt die eine; nachher machen Sie es wieder zu, dann stirbt die andere; auf diese Weise bekommen wir endlich Ruhe."

**Der brave Mann.** Junger Ehemann: „Meinst Du nicht auch, liebe Frau, dass die Gardinen durch mein starkes Rauchen leiden?" — Frau: „Du bist doch der beste, sorgsamste Mann von der Welt, natürlich leiden sie darunter." — Mann: Dann nimm sie ab!"

**Das Telephon.** „Weshalb so missgestimmt, alter Junge?" — „Ich habe heute zwei Briefe abgesandt, einen an meinen Makler, in welchem ich ihn frug, ob er mich für verrückt halte, und den anderen an ein Fräulein, die ich um ihre Hand bat. Während meiner Abwesenheit telephonierte jemand: „Ja!" und nun weiß ich nicht, wer von den beiden das war."

**Hineingefallen.** Geschäftsreisender: „Nach einem Jährchen spreche ich wieder einmal vor. Haben Sie Bedarf?" — Kaufmann: „Nein, ich habe von anderer Seite bezogen. Sehen Sie 'mal diesen Stoff an!" — Geschäftsreisender: „Pah! Ein miserables Product!" — Kaufmann: „Ganz recht! Es ist Ihr Stoff vom Vorjahr!"

steller auf der vollen Höhe seines Schaffens. Er führt uns in die vornehmen Kreise der Berliner Gesellschaft, in welche er einen hochbegabten jungen Professor Eingang finden lässt. Der den untersten Volksschichten entsprossene Held des Romanes geräth in die Netze einer gefährlichen Circe, vernachlässigt seine Familien- und Berufspflichten und wird schließlich im Duelle mit dem Gatten der Dame erschossen. Der bis zum Schlusse natürlich geführte Aufbau des Romanes fesselt durch die kraftvolle Frische des Stiles und durch die spannende Schilderung der Situationen und Schicksale der handelnden Personen. V.

**Novelien und Novelletten.** Von Fritz Lemmermayer. Die Österreichische Verlagsanstalt (Linz) veröffentlicht soeben dieses Buch. Der Schriftsteller schildert zum großen Theil das Elend, doch wirkt es niemals widerlich, im Gegentheil, es muss unser größtes Interesse erregen, durch die psychologische Auffassung all jener Sorgen-Gestalten, durch die feinen mystischen Züge, die deren Schicksale durchweben. V.

**Ferdinand Raimunds sämmtliche Werke in 3 Theilen.** Mit einer Einführung und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. Ed. Castle. Als Beigaben vier Bildnisse, ein Brief und ein Compositionsentwurf nach der Handschrift, sowie eine Abbildung des Wiener Denkmals. (Leipzig. Max Hesse.) Diese neue, gut ausgestattete, sorgfältig bearbeitete und billige Gesammtausgabe wird gewiss allseitig freudig aufgenommen werden. Wie ungeheuer populär Raimund war und auch noch ist, beweist am besten der Umstand, dass viele Lieder aus seinen Stücken zu allbekannten Volksliedern geworden sind, wie z. B. „Brüderlein fein", „So leb' denn wohl, du stilles Haus", Valentins Hobellied „Da streiten sich die Leut' herum", das Aschenlied u. s. w.; allen Freunden echter Volksdichtung sei diese neue Gesammtausgabe Raimunds empfohlen. V.

**Deutsche Frauenbilder im Spiegel der Dichtung.** Ein Festgeschenk für deutsche Frauen und Jungfrauen von Rudolf Eckart. (Stuttgart. Max Kielmann.) Die sagenhaften Frauengestalten der alten Germanen, berühmte Frauen des Mittelalters und der Neuzeit, Fürstinnen, Künstlerinnen und andere durch hohe Tugend hervorragende deutsche Frauen treten uns im Liede entgegen. V.

**Weißenburg.** Von Karl Bleibtreu. Mit Illustrationen von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Der Verfasser der Schlachtenschilderungen zieht nun auch das Gefecht von Weißenburg in den Kreis seiner Darstellung. Dieses erste Gefecht auf französischem Boden genoss von jeher im Volke besondere Popularität, theils weil hier das erste französische Geschütz und die ersten Gefangenen, unter denen man auch die berühmten Afrikaner kennen lernte, in deutsche Hände fielen, theils weil hier die Waffenbrüderschaft von Nord- und Süddeutschland zuerst besiegelt ward. Auch militärisch hat das Gefecht viel Anregendes. All diese Momente fasste Bleibtreu zu buntem Bilde zusammen, aus dem sich im Mittelpunkt die ritterliche Gestalt des Kronprinzen und die tragische des unglücklichen Generals Douay sympathisch abheben. V.

Mit den soeben ausgegebenen Lieferungen 31 bis 35 liegt nunmehr das volksthümliche Prachtwerk: **Die Völker der Erde,** eine Schilderung der Lebensweise, der Sitten, Gebräuche, Feste und Ceremonien aller lebenden Völker von Dr. Kurt Lampert (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) abgeschlossen vor. Das Werk verdient die wärmste Empfehlung, denn es stellt eine Völkerkunde für jedermann dar, die in durchaus allgemein verständlicher und anziehender Form alle Ergebnisse der neuesten Forschung den weitesten Kreisen zugänglich macht. Einen besonderen Vorzug bildet die reiche illustrative Ausstattung mit 780 Abbildungen (zum Theil in prächtigem Farbendruck), die insofern völlig einzigartig dasteht, als die Bilder ausnahmelos nach photographischen Aufnahmen hergestellt sind. V.

**Das Blatt der Hausfrau.** (Wien. Friedrich Schirmer.) Sämmtliche Modelle sind durchweg modern, und durch seine Vielseitigkeit wird der Modentheil jedem Geschmack gerecht. Die den Modennummern beiliegenden Schnittmusterbogen bieten allen Damen praktische Anleitungen zur Selbstanfertigung der gesammten Damen- und Kindergarderobe und Wäsche. Der Handarbeitentheil zeichnet sich durch gediegenen Geschmack aus und bringt stets eine größere Anzahl Vorlagen in natürlicher Größe. Außerdem bieten die Extrabeilagen: Handarbeitsbogen und Lehrcurse moderner Handarbeiten, leicht fassliche Beschreibungen, die das Nacharbeiten bequem machen. Ein besonderer Vorzug von „Das Blatt der Hausfrau" ist der, seinen Abonnentinnen Schnittmuster nach persönlichem Maß und Zeichnungen für besonders künstlerische Handarbeiten gegen geringes Entgelt zu liefern. V.

Büchereinlauf.

**Wen die Götter lieben. — Vor Treu und Tag.** Novellen von C. Viebig. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

**Ultimo.** Novelle von Friedrich Spielhagen. (Stuttgart. Karl Krabbe.)

**Eine Idee.** Erzählung von G. Asmussen. (Basel. Friedrich Reinhardt.)

**Magdalena** und andere Erzählungen. Von Anna Besser. (Dresden. E. Pierson.)

Publicum," so hätte er, unter Hinweis auf die sachlichen Momente seines Buches wie die durchwegs elegante, ruhige, von allem Aggressiven sich ferne haltende Schreibweise, jedem Gegner gegenüber das Wort Christi zu dem seinigen machen können: „Wenn ich unrecht geredet (und geschrieben), dann beweise es mir; habe ich aber recht geredet, warum schlägst du mich?" Das Buch verdient die vollste Beachtung aller Kreise.

Dr. Vidmar.

**Emil Frommel.** Ein biographisches Gedenkbuch von Theodor Kappstein. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger. 1903.) Emil Frommel, einer der berühmtesten evangelischen Geistlichen und einer der eigenartigsten Menschen, erfährt in diesem umfangreichen Buch eingehende Charakterisierung. Frommels Leben und Schicksale, seine Persönlichkeit, sein Wirken als Feldprediger, als Wanderprediger, als Schriftsteller wird klar herausgekehrt, mit vielen reizenden Einzelzügen und Anekdoten geschmückt. Ein treffliches Bildnis Frommels ist dem Buche beigegeben. Der Verfasser ist mit Frommel eng befreundet gewesen, um so intimer und wertvoller ist die Schrift ausgefallen.

R.

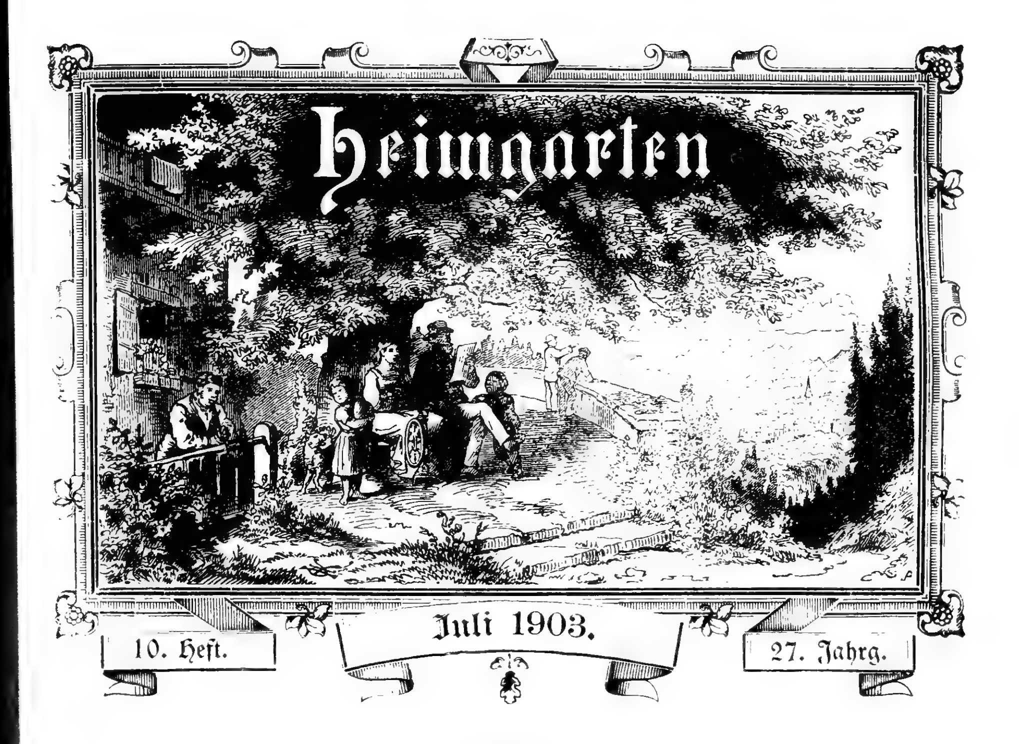
**Das Priesterstrafhaus.** Roman mit Benützung von Zeitstudien und authentischen Quellen. Von Edith Gräfin Salburg. (Dresden. Karl Reißner. 1903.) Die unerhörte Priestermaßregelung des Erzbischofs Kohn, die wir vor kurzem erleben mussten, kommt diesem Buche sehr zu statten. Die Kritik würde es sonst als maßlos übertrieben erklären und der humane Mensch würde zu Salburgs Bischof Vierfacher sagen, so etwas könne wohl im Mittelalter gewesen sein, komme aber jetzt nicht mehr vor. In der That ist dieser Bischof Vierfacher ein herzloses, diabolisches Ungeheuer, ein Bösewicht, wie ihn nur Schriftsteller auszudenken pflegen, denen Leben und Menschen ferne liegen. Auch ein paar andere der im Roman vorkommenden Priestergestalten scheinen viel zu krass und wüst gezeichnet, während der Held besonders in seiner ersten Entwicklung meisterhaft geschildert ist. Auch weitere Gestalten des Buches sind trefflich und rührend und zeugen von dem großen Können der Verfasserin. Die Schilderung des geistigen Priesterelends und des Priesterstrafhauses ist so, dass man die geistlichen Sträflinge nicht begreift, wie sie, um einem so unwürdigen Leben zu entfliehen, nicht das Priesterkleid ausziehen und irgendwie anders ihr Fortkommen suchen. Dieses freiwillige Verharren in ganz unchristlicher Knechtschaft des Körpers und des Gewissens ist in dem Romane nicht genügend motiviert; man ärgert sich über die kleinlichen feigen Seelen, die trotz ihres Sturzes von der Hand des Tyrannen, trotz der Erkenntnis ihrer Untauglichkeit und grenzenlosen Verbitterung immer noch Messe lesen wollen. Wir würden das Priesterstrafhaus zu den allerbesten Romanen von Edith Salburg zu zählen haben, wenn der Held, der Provisor Josef Oettinger, siegreich aus dem Schatten hervorgienge in Gottes Sonnenlicht, anstatt, zu Schanden gehetzt, endlich in einer Irrenanstalt zu vergehen. Will die Verfasserin damit etwa sagen, so ist es in Wirklichkeit, und wer sich selbst in gerechtester Sache gegen den hohen Clerus auflehnt, der zieht unter allen Umständen den Kürzeren? Nichts wäre verhängnisvoller, als ein solcher Pessimismus, der jeder Berechtigung entbehrt. Man braucht Gedrückte und Gemaßregelte des niederen Clerus ja nicht aufzumuntern, aus dem Stande zu treten, aber wir müssen zu ihrem Schutze bereit sein, und die Prälaten mögen wissen, dass es immerhin Wege gibt, ungerechter Willkür zu entkommen.

R.

**Tannenbruch.** Gedichte von Irene von Schellander. (Dresden und Leipzig. Pierson.) Den Freunden echter, dem Herzen entspringender Poesie wird das anspruchslose Büchlein willkommen sein, das die Empfindungen einer wirklichen Dichterin in schönster Form zum Ausdruck bringt. Irene von Schellander, die Tochter eines hohen österreichischen Seeofficiers, scheint berufen, eine große Rolle in der österreichischen Literatur zu spielen. Im Vorjahre bei den Kölner Blumenspielen mit einem ersten Preise ausgezeichnet, hat die junge Dichterin nunmehr eine Auswahl ihrer Gedichte erscheinen lassen. Man liest mit hohem Interesse diese Darbietungen einer feinfühligen Dichternatur, die mit packender Kraft das zu schildern vermag, was sie empfindet. Da gibt es nichts Gekünsteltes; der Vers fließt zwanglos dahin, unterstützt von einer bilderreichen Sprache, die dem Leser plastisch das vor Augen führt, was die Dichterin sagen will. Wie schön sind beispielsweise die Gedichte „Das Schwerste", „Die Gefeierte" und „In der Kirche!" Welch tiefes Gefühl, welch warmes Empfinden schlägt dem Leser aus diesen Versen entgegen! So kann nur ein wirkliches Talent schaffen.

a. tr—ch.

**Friedrich Spielhagen Romane — Neue Folge.** Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.) Diese wohlfeile Lieferungsausgabe schreitet rüstig fort. Die 11. bis 14. Lieferung giengen uns soeben zu, welche die bereits in sechster Auflage vorliegende Novelle „Zum Zeitvertreib", sowie die Anfangsbogen der zweiten Novelle „Susi", dritte Auflage, enthalten. — In „Zum Zeitvertreib" zeigt sich der gefeierte Romanschrift-




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(9. Fortsetzung.)

Mit ernster Entschlossenheit, ohne einen Blick auf das jubelnde Volk zu werfen, steigt Jesus rasch die Stufen zum Tempel hinan. Ein Theil der Menge drängt ihm nach, der andere zerstreut sich allmählich. Aber die Rufe: „Gepriesen sei, der heute gekommen!“ sind den ganzen Tag nicht verstummt.

Als er in den Vorhof des Tempels getreten, steht er still und schaut bestürzt drein. Da gibt es ja Leben und Bewegung! Hunderte von Leuten aller Arten tummeln sich durcheinander, in bunten Röcken, in härenen Tüchern, mit hohen Mützen und flachgewundenen Turbanen. Unter gellendem Geschrei bieten sie allerhand Waren feil, die da ausgebreitet sind: Teppiche, Ampeln, Leuchter, Abbildungen des Tempels und der Bundeslade, Obst, Thonkrüge, Gebetriemen, Räucherwerk, Seidengewand und Schmucksachen. Geldwechsler preisen ihre hohen Zinsen, den Vortheil des römischen Geldes, brechen ihre Goldrollen und lassen sie in Schalen auseinanderrieseln, um die Augen der Wallfahrer zu reizen. Kauflustige drängen sich durch, besichtigen spottend die Waren, feilschen, lachen und kaufen. Dazwischen huschen Rabbiten umher in langen Kaftanen und weichen Schuhen, die man nicht hört. Die Häupter haben sie bedeckt mit Sammtkäppchen, aus denen pechschwarze oder auch

**Die Andere.** Roman von Amanda Sonnenfels. (Dresden. E. Pierson.)

**Mancherlei Geschichten** mit dem Lustspiel „**Die Kandidaten**“. Von Josef Rößler. (Dresden. E. Pierson.)

**Skitaletz.** — **Spießruthen.** Deutsch von August Scholz. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

Hendelbibliothek (Halle a. d. Saale) neu erschienen: Grillparzer: **Der Bruderzwist in Habsburg. Libussa.** Fr. Gerstäcker: **Gold.** Ein kalifornisches Lebensbild. — Multatuli: **Minnebriefe. Zeige mir den Platz, wo du gesäet hast!** — Melchior Meyer: **Ludwig und Annemarie.**

**Meta.** Trauerspiel in vier Acten von Urban. (Dresden E. Pierson.)

**Gesammelte Gedichte.** Von Heinrich Swoboda. (Leipzig. Oswald Mutze.)

**In omnibus autem caritas** und **Der Rosenkranz.** Zwei Erzählungen von Heinrich Swoboda. (Leipzig. Oswald Mutze.)

**Gedichte.** Von Ernst Ludwig Schellenberg. (Berlin. Concordia. 1902.)

**Blumen am Wege.** Gedichte von Friedrich Kühling. (Dresden. E. Pierson.)

**Weltminne.** Gedichte von Armand Riedel. (Dresden. E. Pierson.)

**Franz Stelzhamer.** Zu seinem hundertsten Geburtstag. Eine biographische und literarische Würdigung. Von Dr. Rich. Plattensteiner. Mit 6 Porträts. (Wien. A. Hartleben. 1903.)

**Giordano Bruno.** Die Tragödie der Renaissance. Von Erwin Guido Kolbenheyer. (Wien. C. W. Stern. 1903.)

**Bismarcks Briefe an seine Gattin** aus dem Kriege 1870/71. Mit einem Titelbild und einem Facsimile. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchh. Nachf. 1903.)

**Psychekult und Religion.** Ernste Worte an denkende Leute. Von Rich. E. Funke. (Freiburg i. B. Paul Wantzel. 1903.)

**Die Nächstenliebe als Staatsreligion.** Von Ferdinand Schlünkers. (Berlin W. 30. Alfred Schall.)

**Im Sonnenschein.** Erstes Lesebuch für die Kleinen. Von Otto Fritz. Mit vielen Originalzeichnungen von Karl Thoma. (Karlsruhe. J. Lang.)

**Die Thiere der Erde.** Eine volksthümliche Übersicht über die Naturgeschichte der Thiere. Von Prof. Dr. W. Marshall. Mit mehr als 1000 Abbildungen, davon 25 Farbendrucktafeln in vollendeter Wiedergabe, sämmtlich nach dem Leben photographisch aufgenommen, in 50 Lieferungen. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.)

**Bunte Bühne.** Fröhliche Tonkunst, gesammelt von Richard Batka, herausgegeben vom Kunstwart. 6. Folge. (München. Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey.)

**Malerei und Zeichnung.** Von Max Klinger. (Leipzig. Georg Thieme. 1903.)

**Bericht** über die Thätigkeit der Landw.-chemischen Versuchsstation der k. k. Landwirtschafts-Gesellschaft für Kärnten in Klagenfurt im Jahre 1902. (Von Dr. H. Svoboda, Vorstand der Versuchsstation. (Sonderabdruck aus der „Zeitschrift für das landwirtschaftliche Versuchswesen in Österreich“. 1903.)

## Postkarten des „Heimgarten“.

**M. M., Linz.** Dass Scheffels „Ekkehard“ von einem Prälaten ins Lateinische übersetzt worden wäre, ist uns nicht bekannt. Es ist sehr unwahrscheinlich, denn das Werk ist in diesen Kreisen, wenigstens officiell, nicht beliebt.

**A. W., Wien.** Sie sandten uns ein großes Paket Gedichte mit dem Ersuchen, dieselben durchzulesen und Ihnen unsere Meinung darüber zu sagen. Wir opferten einen Tag, arbeiteten uns durch die schwer leserliche Schrift und mussten Ihnen schreiben, dass in den Gedichten mancher gute Gedanke vorkomme, die Form aber nicht genügend sei. Hierauf antworteten Sie uns gereizt, Sie hätten von uns mehr Höflichkeit erwartet. Also Sie wollten bloß einmal geschmeichelt sein und deshalb sollten wir unsere Zeit und Stimmung opfern. Nein, dafür sind wir nicht vorhanden. Wer der Wahrheit nachstrebt, hat wenig Zeit für Höflichkeit. — Wir werden in Zukunft überhaupt keinerlei Stil- und Poesieproben, die unverlangt eingeschickt werden, beachten.

**Fürs Waldschulhaus:** Frau L. Kast Freiburg 20 Mark.

**O. G., Leoben.** Erinnern Sie sich rechtzeitig an das steirische Sprüchlein:

Wer glaubt, dass a Mann
Mehr kann
Wiar a Weib,
Der irrt sih gar weit.
Oan Weib macht zehn Manner zu Narrn,
Zehn Manner machn oane nit gscheit.

* Von jetzt ab den Sommer über Roseggers Adresse: Krieglach, Steiermark. Alle Geschäftssachen, die sich auf den „Heimgarten“ beziehen, sind stets direct an den Verlag „Leykam“ in Graz zu richten.

(Geschlossen am 10. Mai 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Jesus merkt, wo das hinaus will und verlangt, dass man ihm eine Münze zeige. Sie wundern sich, dass er kein Geld in der Tasche hat und halten ihm eine der römischen Münzen vor, wie sie im Lande laufen.

„Von wem kommt diese Münze?“ frägt er.

„Wie Du siehst, vom römischen Kaiser.“

„Und wess' ist das Bild auf der Münze?“

„Des Kaisers.“

„Und wess' ist die Inschrift auf der Münze?“

„Des Kaisers.“

„Wem gehört also die Münze?“

Sie schweigen.

„Nicht wahr“, frägt nun Jesus den Rabbiten, „Ihr gebt Gott, was von Gott kommt?“

„Das thun wir, Meister.“

„Und das sollt Ihr. So gebet auch dem Kaiser, was vom Kaiser kommt.“

Solche, die die Falle durchschaut haben, brechen über diesen Bescheid in Beifall und Jubel aus und reißen auch die Menge wieder dazu hin. Die Templer knirschen insgeheim, dass er der schlauen Schlinge entkommen ist. Sie haben so gerechnet: Sagt er, gebet dem römischen Kaiser die Steuern, so weiß das Volk, er ist nicht der Messias, vielmehr ein Knecht der Fremden. Und sagt er, gebet dem Kaiser die Steuern nicht, so ist er ein Aufwiegler und man lässt ihn festnehmen. Nun aber hat er Kaiser und Volk auf seiner Seite und sie müssen ihn gewähren lassen.

„Es geht ausgezeichnet!“ flüstern die Jünger sich zu, „sie bitten ihn schon um seinen Rath, wollen nichts mehr thun ohne seiner.“

Die Schriftausleger haben ihn in ihre Mitte genommen, sie wollen nicht ruhen, bis er überlistet wäre. So frägt ihn einer: „Großer Weiser, glaubst Du, dass es eine Auferstehung von den Todten gibt?“

„So ist es“, antwortet er.

„Und dass ein Weib gleichzeitig nur einen Mann haben darf?“

„So ist es.“

„Und dass nach dem Tode des einen Theiles der andere wieder heiraten darf?“

„So ist es“, sagt Jesus.

„Du hast recht, Herr“, redet ein dritter drein. „Wie aber ist es, wenn ein Weib hintereinander sieben Männer hat, weil ihr einer um den anderen gestorben war? Wenn sie nun alle von den Todten auferstehen, so hat das Weib sieben Männer auf einmal, jeder ist ihr rechtmäßiger Mann und sie darf doch nur einen haben?“

Man ist in höchster Erwartung, was er antworten werde, denn die Frage scheint unlösbar. Und Jesus spricht: „Einer, der so frägt,

eisgraue Locken sich herabringeln; unter den Armen große Pergamentrollen, so huschen sie mit würdevollen und zugleich lauernden Mienen umher, feilschen hier und da mit Krämern oder Krämerinnen, verschwinden hinter Vorhängen und erscheinen wieder. Es beginnt der Sabbath.

Als Jesus von der Schwelle aus dieses Treiben eine Weile beobachtet hat, überkommt ihn die Entrüstung. Die Geschäftigen mit seinen Armen auseinanderschiebend, bahnt er sich den Weg. An der nächsten Bude rafft er ein Bündel von Gebetsriemen auf, schwingt sie über die Köpfe und ruft so laut, dass es alles übertönt: „Ihr Schriftlehrer und Tempelhüter, seht ihr es nicht? Die Ihr sonst so trefflich Bescheid wisset im Buchstaben. In der Schrift steht geschrieben: Mein Haus ist zum Beten! Und Ihr habt Salomons Tempel zu einer Krämerbude gemacht!" — Das kaum gesagt, stürzt er mit der Hand einen Tisch und stößt mit dem Fuß mehrere Bänke um, dass der Trödel durcheinanderkollert auf dem Steinboden, unter den Füßen der zurückweichenden Menge. Sprachlos starren sie ihn an und er fährt fort zu donnern: „Ein heiliger Zufluchtsort der Bekümmerten und Leidenden soll mein Haus sein, spricht der Herr. Und Ihr macht eine Mördergrube daraus, erstickt mit Gewinngier die Seelen. Hinaus, Ihr Feilscher und Schächer, ob Ihr mit Waren schachert oder mit der Schrift!" Hoch schwingt er die Riemen, auch über die Schriftlehrer und Rabbiten schwingt er sie, so dass sie ihre Köpfe ducken und durch Vorhänge und Thore entfliehen. Aber im Nebenhofe versammeln sie sich, die Rabbiten, Phariten und Tempelhüter, rasch berathend, wie sie diesen wahnwitzigen Menschen ergreifen und unschädlich machen könnten. Doch siehe, zu den Thoren strömt Volk und immer mehr Volk herein in den Vorhof, umringt den zürnenden Propheten und jubelt: „Gepriesen, Nazarener, der Du gekommen bist, den Tempel zu reinigen! Heil und Preis Dir, heißersehnter Retter!"

Als die Templer merken, wie es steht, erheben auch sie ihre Stimmen und rufen: „Gepriesen sei der Prophet! Heil, dem Nazarener!"

„Alles ist gewonnen!" flüstern die Jünger, sich nun auch vordrängend, einander zu. „Auch die Rabbiten jubeln . . .!"

Diese Rabbiten und Templer haben eilig nach Schergen geschickt, machen sich jetzt an Jesus und beginnen, als die Menge ruhiger geworden ist, mit ihm Gespräche zu führen.

„Weiser Mann", sagt einer zu ihm, „wahrlich, Du erscheinst zu guter Zeit. Es sind Zustände gekommen über unser armes Volk, dass man nicht mehr weiß, wo aus, wo ein. Du bist der Mann, der sich nicht kehrt nach unten und nicht nach oben, dessen Richtschnur die Gerechtigkeit ist. Sage, was meinst Du doch: Sollen wir Juden dem römischen Kaiser die Steuern zahlen oder sollen wir sie verweigern?"

Einige der Phariten unterbrechen ihn und haben Widerspruch. Denen wendet er sich zu, Gesicht gegen Gesicht, und erhebt noch lauter seine Stimme: „Ja, Ihr Schriftlehrer, nach außen wollt Ihr glänzen. Nach außen haltet Ihr Eure Gefäße rein und Eure Wolle weich, inwendig seid Ihr voll Bosheit und Raubgelüste. Ihr, die Ihr auf den Lehrstühlen Sitten predigt, seid wie jene Gräber, die auswendig mit Blumen geschmückt, inwendig aber voller Faulnis sind. Die Väter schmäht Ihr, weil sie die Propheten verfolgt haben; die Propheten, die der Herr heute sendet, tödtet Ihr, oder lasst sie verschmachten. Und wenn sie todt sind, baut Ihr ihnen glänzende Grabmäler. Fluch Euch, Ihr Heuchler! Anderen wehrt Ihr die Bringer des Heiles, Ihr selbst steinigt sie. Ihr selbst geht nicht ins Himmelreich und anderen, die hinein wollen, verschließt Ihr es. Fluch Euch, Ihr Scheinheiligen, die Ihr unter dem Mantel der Liebe die Häuser der Witwen, das Habe der Waisen an Euch zieht! Fluch Euch, Ihr Kriecher, die Ihr zu Land und Wasser, in Schulen und Krankenhäusern umherreiset, um Leute für Euren Glauben zu werben! Und haben sie Euren Glauben angenommen, so ängstigt Ihr sie mit dem ewigen Feuer und machet Höllenkinder aus ihnen. Ihr Narren und Betrüger, die Ihr lehrt, unter heimlichem Vorbehalt zu schwören, den Wortlaut gelten zu lassen und nicht die Meinung! Ihr Thoren und Irrlehrer, die Ihr das Volk auf kleinliche Nebendinge lenkt, auf Äußerlichkeiten und Gebräuche, anstatt auf die Hauptsache, auf die Gerechtigkeit, auf die Barmherzigkeit, auf die Liebe! So unsinnig ist das, als wollte einer die Mücke säugen und das Kameel verschlucken. Ihr Schlangen und Natterngezücht! Ewigen Fluch Euch! Wenn Gott selbst seinen Sohn sendet, so werdet Ihr ihn kreuzigen und werdet heucheln, wir thaten es des Volkes willen, denn er war der Verführer. Aber wisset, dass der Gottgesandten Blut von Euch gefordert werden wird! Die Zeit ist nicht mehr fern und das Blut Eurer Kinder wird in Bächen durch die Straßen Jerusalems fließen!"

Während Jesus so gesprochen, zittern seine Jünger. In solch heiligem Zorn haben sie ihn noch nie gesehen. Aber es ist zu früh! Er hat noch keine Soldatenmacht, um sich zu wehren, wenn sie ihn jetzt ergreifen. Die Menge ist erregt in hohem Grade und ihr Beifall wächst zum Sturme an. Viele kreischen vor Entzücken, dass solche Worte endlich gesprochen werden, andere thun drohende Geberden gegen die Templer. Diese — die Rabbiten und Phariten — haben wohl schon allerhand Einwände gegen die furchtbaren Anklagen zungenfertig gehabt, doch scheint es ihnen klüger zu sein, den Ausfall des „Volksgunstjägers" keiner Antwort zu würdigen und rasch, unbemerkt durch Hinterthüren zu entkommen.

Der weite Platz vor dem Tempel ist ein Meer von Menschenköpfen. Was möglich, das hat sich hineingedrängt, der allergrößte Theil

der kennt weder die Schrift noch die Kraft Gottes. Die Schrift verbürgt uns die Auferstehung und die Kraft Gottes das ewige Leben im Geiste. Bei den Geistern aber gibt's keine Ehen — so fällt diese Frage in nichts zusammen."

Neuerdings Beifall und Jubel, von allen Seiten winkt man ihm mit Tüchern zu. Die Schriftlehrer ziehen sich missmuthig zurück, den Häschern abwinkend, die im Hinterhofe bereit gewesen waren.

Nach diesem Empfang in Jerusalem und nach diesem Tempelsieg am ersten Tage getrauen die Jünger sich, fest und selbstbewusst aufzutreten in der Königsstadt. Jesus bleibt ernst und schweigsam. In einem verlassenen Hause, das vor dem Thore steht, herbergen sie. Die Jünger sehen nicht recht ein, weshalb er sie nicht in einen Palast geführt habe. Einstweilen möchten sie gerne die Einladungen reicher Leute annehmen, um die Huldigungen fröhlich zu genießen, doch Jesus hält sie zurück. Es sei das Osterfest nahe, da gebe es anderes zu thun als sich huldigen und den Kopf beräuchern zu lassen, den man sehr bald in aller Nüchternheit benöthigen würde. Nehme er von den Einladungen schon eine an, so sei es die aus Bethanien, wo er treuere Freunde wisse als in Jerusalem. Einstweilen habe er im Tempel noch etwas zu sagen.

Als er am nächsten Tage wieder hinaufgeht, ist die Halle zum Drücken überfüllt von Volk, Rabbiten und Schriftlehrern. Die einen sind gekommen, um endlich seine Verherrlichung zu erleben, die anderen, um ihn zu vernichten.

So tritt ihn einer aus dem Pharitenkreise an und frägt ihn ganz plötzlich, welches das größte Gebot sei?

Jesus steigt auf den Rednerstuhl und spricht: „Ich bin eben gefragt worden, welches das größte Gebot sei. Wohlan. Ich bin nicht gekommen, neue Gebote zu geben, sondern die alten zu erfüllen. Das größte Gebot ist: Liebe Gott mehr als alles und Deine Nahmenschen wie Dich selbst. Auch jene, die mich gefragt haben, Eure Lehrer und Schriftausleger sagen dasselbe, doch was sie thun, das stimmt nicht mit dem, was sie sagen. Den Worten dieser Leute möget Ihr glauben, aber ihren Werken dürfet Ihr nicht folgen. Von Euch verlangen sie das Schwerste, sie selber rühren keinen Finger. Und was sie etwa Gutes thun, das thun sie vor den Leuten, um gerühmt zu werden. Bei Festlichkeiten haben sie gern den ersten Platz und wollen von allen Seiten gegrüßt werden als die Verkünder der Schrift. Die Ehre geben sie nicht Gott, sondern sich selbst. Ich sage Euch: wer sich erhöht, der wird erniedrigt werden."

sind der Welt Heiland! Ihr Geist und ihre Wahrheit wird die Leute blenden, aber es wird nicht der heilige Geist und nicht die ewige Wahrheit sein. Eine große Müdigkeit und Verzweiflung wird kommen über die Seelen und sie werden dürsten nach dem Tode. Und wie die Menschen allmählich ihr Licht, ihre Vernunft verlieren, so werden in den Himmeln die Gestirne verlöschen, das Meer wird über das Land treten und das Gebirge ins Meer versinken. Aber in den dunklen Himmeln wird das feurige Zeichen des Gottessohnes erscheinen."

„Welches ist dieses Zeichen?" frägt von unten herauf ein graubärtiger Rabbite.

„Wer Augen hat, der wird es bald sehen auf der Schädelstätte ragen, jenes Zeichen, mit dem der Herr einst kommen wird zu richten. Seine Engel werden ihn verkünden in den Lüften, aber nicht in seiner Niedrigkeit wie einst zu Bethlehem; er kommt in aller Kraft und Herrlichkeit, mit der er zur Rechten des ewigen Vaters waltet. Und er wird die Todten rufen und vergelten den Treuen mit ewiger Freude, den Verstockten mit ewiger Verwerfung."

In der Menge fragen bange Augen und flüsternde Worte: „Wann wird dieses geschehen?"

„Wachet, Kinder! Tag und Stunde weiß niemand als Gott allein. Diese Welten werden vergehen, Ihr seht es jeden Tag. Alles ist im Wandel, nur die Botschaft vom Vater wird ewig bleiben." —

Der Eindruck, den diese Rede des Propheten auf das Volk gemacht, ist ein ungeheuerer gewesen. Aber die Leute schreien nicht mehr, sie jubeln nicht mehr, sie blicken nicht mehr so frohgemuth wie tags zuvor auf zu seinem Angesichte, zu dem Feuerauge, das so zornig lodert. Schweigsam sind sie geworden oder flüstern nur, einer zum anderen. — Ob er es verstanden hätte? frägt dieser leise den Nachbar. Jeder hat verstanden — aber jeder etwas anderes. Jeder ist erfüllt von den Worten, in jedem gähren sie, und wo beim Auseinandergehen Gruppen dahin schreiten, da besprechen sie des Propheten Rede und manche beginnen darüber zu streiten.

„Viel erwarte ich nicht von diesem Messias", sagt ein Herbergsvater zu seinen Gästen. „So viel mich dünkt, hat er mehr Schlimmes als Gutes in Aussicht gestellt. Wenn er nichts Besseres bringt, als den Untergang Jerusalems und das Weltgericht, dann hätte er wohl daheim bleiben können in seinem Nazareth."

„Nein, vom Weltgericht bin ich nie ein großer Freund gewesen", ruft ein Häutehändler aus Jericho.

„Es bleibt doch dabei", schreit ein Kameelhaarschneider, „aus Galiläa kommt nichts Gutes!"

des Volkes umwogt den gewaltigen Bau und fortwährend schreien grelle Stimmen: „Auch wir wollen ihn hören! Er soll herauskommen, soll im Freien predigen, dass wir ihn sehen. Heil dem Messias-König! Er soll herrschen im goldenen Hause und soll herrschen in Salomons herrlichem Tempel!“

Als Jesus im Gewirre aus dem Tempel tritt, hört er das Geschrei und steigt auf den Sockel einer der Riesensäulen, die den Bau umstehen. Und hier erhebt er neuerdings sein Wort und im Angesichte der Stadt schleudert er es hin über die Menge.

„Des herrlichen Tempels rühmt Ihr Euch? Ich sage Euch, von diesem Bau wird kein Stein auf dem anderen bleiben. Denn Ihr habt gehäuft Missethat auf Missethat. Das Maß ist voll geworden und dieses gegenwärtige Geschlecht wird es noch erleben. Wenn die Drangsal kommt über das Land, dann fliehe auf den Berg, wer im Thale ist, und wer auf dem Felde ist, der kehre nicht zurück in die Stadt, und wer auf dem Dache ist, der steige nicht herab, um etwa den Rock zu holen aus seinem Hause. Feuer und Schwert würden ihm begegnen. Wehe den hoffenden Frauen und den Kindern in jenen Tagen, sie werden rufen: Berge, fallet über uns, begrabet uns. Ein Jammer und Wehklagen, wie es unter der Sonne nie gewesen ist und nie sein wird. Ein unermesslicher Zorn wird sein über diesem Volke, Jerusalem wird zerstört und seine Bewohner in Gefangenschaft fremder Völker geführt werden. Und also wird das Gericht sein, je nachdem die Menschen guten oder bösen Willens gewesen: die Garben werden in die Scheune kommen und das Unkraut ins Feuer. Von Zweien, die auf dem Acker sind, wird der eine angenommen, der andere verworfen werden. Von Zweien, die in einem Bette liegen, wird der eine erhört, der andere verlassen werden.“

Ein Beben haben diese Worte angerichtet in der Menge und einer der Jünger ringt verzweifelt die Hände: „Das kann nicht gut enden!“

Nun wird seine Stimme milder: „Aber verzaget nicht. Die Tage dieses Elendes sollen abgekürzt werden, ich will darum bitten. Wo Aas ist, dahin kommen auch Adler, aus dem Volke der Sünder werden sich Blutzeugen Gottes erheben. Wie nach hartem Winter die Bäume treiben und sprossen, so wird aus dem geläuterten Volke das Himmelreich aufblühen. Denn es wird die frohe Botschaft hindringen durch die ganze Welt und selig alle Völker, die sie annehmen!“

„Der Himmel auf Erden?“ frägt jemand aus der wogenden Menge hervor. Jesus antwortet: „Der Himmel auf Erden, wie Ihr ihn wollt, wird niemals sein. Denn die Erde ist zu schwach, um den Himmel zu tragen. Auch sie wird einst untergehen und der Untergang Jerusalems wird nur ein Gleichnis gewesen sein. Vorher werden viele Trübsale geschehen. Falsche Propheten werden kommen und sagen: Wir

und hat Dankgebete dafür, dass ein solches Leben kein Tod zerstört, dass es ewig ist.

Aber auch zwei Hausgenossen haben es erfahren. Magdalena, die Schwester seines Weibes, die Gefallene von Magdala, hört es mit freudigem Schreck, dass Jesus in Jerusalem ist. In eine noch größere Erregung darüber kommt ihr Bruder Lazar. Der Jüngling behauptet dreist, an ihm habe der Meister das Größte vollbracht. Er kann nicht genug davon reden und wird ganz unwillig, wenn sie seine Erzählung nicht wie die allerneueste Neuigkeit aufnehmen, obschon sie vor Monaten geschehen, als Jesus in der Wüste Juda gewesen war. Sie haben das Ereignis bewundert über alle Maßen, aber endlich, wenn das größte Wunder alle Tage erzählt wird, so wird es eben alltäglich. „Soll's nur ein anderer erleben, das Sterben!" ruft Lazar manchmal, ein lebhaftes Gespräch unterbrechend, in die Gesellschaft hinein. „Wenn Du daliegst und kalt wirst. Sie legen Dir das Leichenhemd an, binden Dir die Tücher ums Haupt, strecken Dich aufs Brett und klagen, dass Du gestorben seist. Du bist auch gestorben, aber es ist anders, als Du Dir das gedacht hast. Du weißt davon, Du bist dabei, wenn sie Dich in den Sack stecken und in die Gruft tragen und vor Schmerz ihre Kleider zerreißen. Du bist dabei, wenn Dein Leib eingewölbt wird in die feuchte ewige Nacht und zu wesen anhebt. Deine arme Seele krampft sich zusammen zu einem Hilferuf, aber die Brust ist todt und die Kehle ist todt. Und in dieser Todesangst, sie will nimmer aufhören, tritt ein Mann herbei, legt Dir die Hand aufs Haupt und sagt: Lazar, steh' auf! — Und die Pulse heben an zu zucken und die Glieder werden warm und Du stehst auf und lebst! Und lebst! Weißt Du, was das heißt, leben?"

Da muss Magdalena manchmal an den Bruder herantreten, um zu beruhigen und zu sagen, einen todten Leib zum Leben erwecken, das sei groß, aber eine todte Seele lebendig machen, das sei noch größer! —

Nun, diese Familie zu Bethanien hat heraufgeschickt nach Jerusalem und den Meister einladen lassen, dass er mit zweien seiner Reisegefährten in sein Haus komme, um nach schwerer Wanderung einmal ein wenig in häuslicher Sicherheit der Ruhe zu pflegen. Jesus findet es auch an der Zeit, einstweilen die Stadt zu verlassen und nimmt die Einladung an. Nur sind ihm seine Jünger leid. Jedem von ihnen war das gastliche Haus zu gönnen, um nach langem wieder einmal mit dem Meister fröhlich zu sein, wie sie glauben, dass dazu nach dem Siege wohl auch Ursache wäre. Als es die Jünger merken, dass nur zwei ihn begleiten können, sind sie betrübt, da sie doch auch das harte Los mit ihm hätten theilen müssen.

„Und aus dem Judenlande auch nicht", lacht ein unpatriotischer Schiffsmann aus Joppe. „Ich sage das, bevor wir unsere jüdischen Fürsten und Rabbiten nicht alle verjagt haben und durch und durch römisch geworden sind, erwarte ich nichts. Roms Kaiser ist der wahre Messias. Alle anderen sollte man pfählen."

Die Templer reiben sich vergnügt die Hände. „Er ist nicht klug genug, um gefährlich zu sein. Das Gesetz allerdings, das wird ihn kaum richten nach dem, was er gesagt hat."

„Aber das Volk wird ihn richten", spricht einer der Ältesten, „das Volk selbst. Gebt acht, ich werde wahrsagen!"

„Nein, in der That, Schönredner ist das keiner", läſst sich ein Aufseher vernehmen. „Dem Pöbel schmeichelt er gar nicht und meine Miſsachtung für den Nazarener ist heute geringer als gestern. Fällt er in den Augen der Menge, so steigt er in den meinen."

„Mich macht der Mann glauben, daſs er sich schon selbst aufgibt. Habt Ihr seine Anspielung auf die Schädelstätte gehört?"

„Meiner Seel', in etwas soll ein berühmter Prophet doch recht behalten", spottet einer der Oberpriester. „Ich glaube, man ersuche den hohen Rath, daſs er für Ruhe sorgen lasse zum Feste."

„Es wäre aber doch nicht unbedenklich, jetzt bei dem großen Volksandrang."

„Nach meinem Dafürhalten hat er genug Wasser in das Strohfeuer gegossen", sagt der Oberpriester. „Kein Finger wird sich rühren, wenn wir ihn nehmen."

„Lassen wir erst das Fest vorübergehen. Die Menge ist unberechenbar!"

„Wir haben ihm nachgestellt durch das ganze Land und hier im Tempel soll er uns öffentlich lästern dürfen? — Nein, die Menge fürchte ich nicht mehr. Bedenklicher ist das Gesetz."

---

In einem Engthal am Fuße des Ölberges ist der kleine Ort Bethanien gelegen. Dort steht ein reiches Haus. Es gehört einem Manne, der seit vielen Jahren krank ist; früher der Verzweiflung nahe, ist er nun — seitdem er Anhänger des Nazareners geworden — gottergeben und wohlgemut. Die unheilbare Krankheit kommt ihm beinahe süß vor, denn sie hat alle beunruhigenden Weltwünsche und Hoffnungen zerstört und auch die Befürchtungen. In friedlicher Abgeschiedenheit gibt er sich dem inneren Reiche Gottes hin. Er denkt kaum noch, daſs er krank ist, wenn er in seinem Garten sitzt und hinausblickt in das stille Weben der Natur. Er fühlt so ganz die Seligkeit des Himmelreichlebens

sagt: „Lazar, Du hast Dein Leben, um aufrecht zu sein.“ Da ist der Jüngling aufgestanden. Und dann naht — zögernd und zagend — Magdalena. Er begrüßt sie schweigend.

Auch sie schweigt. Doch als sie bei Tische sitzen, da kniet sie wieder vor ihn hin und ölt ihm die Füße. Mit ihrem Haare trocknet sie ab und weint. Der Wohlgeruch des Öles erfüllt den ganzen Saal, so dass Petrus zu seinem Nachbar lispelt: „Was solch eine Salbe Geld kosten mag! Wenn sie es den Armen geschenkt hätte, wäre es ihm wohl lieber gewesen.“

Das hat Jesus gehört. „Was ist Dir nicht recht, Petrus? Sie thut mir Gutes, so lange ich noch da bin. Wenn ich nicht mehr bei Euch sein werde, die Armen habt Ihr immer noch. Sie hat mir ein Zeichen der Liebe gethan, das ihr nimmer vergessen werden soll.“

Petrus schämt sich und sagt leise zum Nachbar: „Er hat recht. Es geschieht oft, dass die Leute eine gute That unterlassen und sagen, ich gebe dafür etwas den Armen. Sie sagen es, thun aber weder das eine noch das andere. Er hat recht.“

Dann haben sie gegessen und getrunken im heimlichen Kreise und sind fröhlich geworden. Magdalena hatte sich zuerst ganz unten hinsitzen wollen, der Meister aber verlangt, dass sie zu seiner Rechten sitze. Nun hängen ihre schwärmerischen Augen an seinem Gesichte und es ist gleichsam, als saugten sie jedes Wort, das er spricht, von seinem Munde auf. Jesus ist wieder unermüdlich im Erzählen von Legenden und Parabeln, in deren jeder ein großer Gedanke liegt. Wenn er sonst vor dem Volke herbe die menschlichen Thorheiten rügt, hier behandelt er sie mit schalkhafter Laune und mit einem warmen Mitleide, daß in allen Zuhörern das Herz auflebt. Der sieche Gastgeber ist selig und winkt immer seine Hausfrau herbei, um den Worten des Meisters zu lauschen. Doch Frau Martha kann sich nicht genugthun, die Herstellung der Speisen zu überwachen, zu vervollkommnen, die Gäste zu bedienen und ärgert sich über die Schwester Magdalena, die sich's an seiner Seite so gut sein läßt und sich um nichts kümmert. Da, als sie wieder mit einem Gericht kommt, legt Jesus seine Hand sanft auf ihren Arm und sagt: „Martha, Du emsige! Lass doch einmal Deine sorgenvolle Geschäftigkeit und setze Dich zu uns. Wir werden ja satt an den köstlichen Dingen und Du kümmerst Dich noch immer. Mache es doch wie Deine horchende Schwester, sie hat das bessere Theil erwählt, das geistige Brot statt des leiblichen.“

Hat sich nun auch Frau Martha ein wenig hingesetzt, auch ihr Auge hängt an seinem Munde, doch weniger darauf hin, was er spricht, sondern wie ihm die Speisen munden. Er merkt es und sagt lächelnd: „Jedes thue Gutes nach seiner Art. Eines nur ist das Wichtigste —

„Hat Euch bei mir je einmal etwas gefehlt?“ frägt er, „habt Ihr Mangel gelitten?“

„Nein, Herr, niemals!“ Denn sie haben an seiner Seite den Mangel nie empfunden. Nun freut der Meister sich ihrer Uneigennützigkeit, denn die zehn entscheiden, der Jüngste und der Älteste sollten mit ihm gehen, das wäre billig. So sind Johannes und Simon Petrus auserkoren. Die übrigen haben Unterkunft bei Bürgern der Stadt. Da ist Joseph von Arimathea, der um Jerusalem Besitzungen hat, er nimmt Jünger auf. Da ist der reiche Simeon, der damals in die Wüste gezogen war, um das ewige Leben zu gewinnen und dabei beinahe das zeitliche eingebüßt hätte. Er ist seither über den Wert der Güter anderer Meinung geworden, wenigstens will er Dürftige mitgenießen lassen, er nimmt Jünger auf. Jakobus hat drüben in Bethphage, am rückwärtigen Hang des Ölberges, zu thun, wo er den Esel gemiethet. Dorthin nimmt er auch den Andreas mit. Das Thier war wohl schon zurückgestellt, aber noch nicht entlohnt worden. Das Greislein kommt ihnen sehr freundlich entgegen. Über die Maßen sei er stolz, dass sein edler Brauner zu so hohen Ehren gekommen. Er sei selbst in der Stadt gewesen und habe gehört, wie der Prophet es denen im Tempel eingetränkt! Das sei der schönste Tag seines Lebens gewesen. Wenn der Herr nur auch komme und sein Weib von der Gicht heile, dann wäre er bekehrt.

Das sei schon auch darum erfreulich, meint Jakobus, weil er ohnehin kein Geld habe, um den halben Silberling zu bezahlen. Das Greislein thut vor Überraschung einen Pfiff. Er sehe nun wohl, dass die Leute recht hätten, die auf keinen Galiläer was halten!

Um die Ehre der Landsleute zu retten, haben sie sich erboten, im Garten zu arbeiten, bis der Esel völlig abgedient wäre. So haben denn die beiden Jünger drauf losgegraben und vielleicht seines Gleichnisses von den Arbeitern im Weinberge gedacht. Dabei besprechen sie auch die Vorgänge in Jerusalem und wie sie selbander im Goldenen Hause als Minister des Messias sich wohl sein lassen könnten, statt hier zu schwitzen. —

Als Jesus mit Johannes und Petrus nach Bethanien kommt, lässt der Gastherr Amon sich auf seinem Rollwagen ihnen entgegenschieben und ruft seine Frau Martha, dass sie eilen möge, um den Ankömmlingen die Ehrerbietung zu bezeigen. Doch, dazu hat eine Hausfrau keine Zeit, sie hat noch in den Stuben, im Tafelsaal und überall nachzusehen, ob es in Ordnung ist, nöthigenfalls selbst nachzuhelfen. Im Hofe tummeln sich Kinder des Gesindes herum und es ist überall eine warme Heimlichkeit. Plötzlich eilt der schlanke schmale Lazar herbei und legt sich dem Meister vor die Füße. Dieser erkennt ihn und

„Die Kleinen — lass sie heraufkommen.“

„Mein armer, guter Knabe, er wird sich heute die Augen ausweinen, nicht hier zu sein. Er ist in Jerusalem.“

„So sei er dort unter Gottes Schutz. Die im Hofe spielen, lasse sie heraufkommen.“

Und dann trippeln sie schüchtern zur Thür herein, zwei schwarze Mädchen und ein blonder Knabe, der ein geschnitztes Kameel in der Hand hat. Als Jesus seine Arme nach ihnen ausbreitet, kommen sie heran, sind bald zutraulich und halten die rothen Mäulchen auf, in die er ihnen Früchte vom Nachtisch legt. Petrus, der auf seiner Teppichbank gerne ein Schläfchen gemacht hätte, ist über die kleinen Gäste nicht gerade erbaut, freut sich aber, dass der Meister so seelenvergnügt mit ihnen kost und scherzt. Wenn er sich derlei gönnen wollte, dachte der Alte, weder ihm noch uns würde es schaden. Über schlechte Ehen ist er oft erzürnt, wie wenn er ihnen das Beispiel einer guten gäbe? Weit um brauche er vielleicht nicht zu suchen. — Noch andere Gedanken beunruhigen den Jünger, allein über gewisse Dinge ist es schwer, mit ihm zu sprechen.

Da sagt Jesus zum Knaben: „Benjamin, setze Dich nun einmal auf Dein Kameel, reite zu jenem Manne dort hinüber und frage ihn, weshalb er so schweigsam ist?“ Dieser Aufforderung, sich an der Unterhaltung zu betheiligen, kommt Petrus nach, aber nicht auf das glücklichste. „Meister“, sagt er unsicher, „was mir anliegt, das stimmt schlecht zu diesem schönen Tag.“

Solche Bemerkungen, meint Frau Martha launig, seien schon die rechte Art, um in einem trauten Kreise den Frohsinn zu erhöhen. Petrus ist nicht der Mann, ein Geheimnis lange in sich niederhalten zu können. Er sagt gegen den Meister gewendet: „Heute früh, oben in der Stadt, habe ich etwas reden gehört und sie thun Dir immer unrecht.“

„Was ist denn wieder geredet worden, Petrus?“

„Sie sagen von dem Propheten, das wäre auch einer von solchen, die schöne Worte haben und nichts thun. Nicht einmal die Kranken wolle er heilen, die ferne her zu ihm kommen.“

„Das reden sie?“

„Ja, Herr, so sagen sie — allerhand so.“

Jesus hebt das Haupt und blickt munter in den Kreis. Dieweilen er eines der Mädchen auf dem Knie schaukelt, spricht er gelassen hin: „Also, dass ich nur spreche und nichts thue, sagen sie. In ihrem Sinne haben sie recht. Ich bete nicht, meinen sie, weil sie es nicht sehen. Ich faste nicht, weil man weniger als wenig nicht essen kann, außer man sitzt einmal im Überfluss, wie bei Frau Martha. Ich gebe nicht Almosen,

der Seele nicht zu vergessen.“ Und er fährt fort in anmuthiger Form die Geheimnisse des Himmelreiches zu offenbaren.

Aber sie sprechen auch über den Tag. Amon hat ihm artig seinen Glückwunsch ausgesprochen zu dem großen Erfolge in Jerusalem.

„Erfolg nennst Du das?“ frägt Jesus. „Amon, kennst Du die Menschen so wenig? Den Messias-König sehen sie an mir, der morgen das Kaiserreich besiegen wird. Mein Reich ahnen sie nicht, die Verblendeten! Reden, die niederreißen, sind ihnen zum Vergnügen, und Reden, die aufbauen sollen, verlangen sie nicht zu hören. Es ist ein schales Volk, das nur mit Noth und Drangsal erweckt werden kann. Aber erweckt wird es werden!“

Nach Tische ruht er auf Kissen, den zartesten, die Frau Martha hat aufbringen können im Hause. An seiner Brust lehnt das Lockenhaupt des jungen Johannes, zu seinen Füßen hockt Magdalena. Nebenan auf einem Teppich liegt Petrus, weiterhin im Rollstuhl sitzt Amon, der von Frau Martha sich das weiße Haar streicheln läſst. Besonders selig ist heute auch Johannes. Nie noch hat er den Meister so sanft und mild gesehen, und dennoch bedrückt den Jünger etwas. Auf die frühere Bemerkung über das Volk zielt er: „Meister, wenn sie wüſsten, wie sehr Du sie lieb hast!“

„Das sollten sie doch wissen.“

„Wie Du zu ihnen redest, Herr, da können sie es nicht wissen.“

„Wie ich zu ihnen rede?“ sagt Jesus und streicht mit der Hand über des Jüngers weiches Haar. „Das ist ganz mein Johannes. Er kann es immer noch nicht fassen, daſs man Büffel nicht mit Pfauenfedern streichelt. Zu herbe bin ich ihm bei diesen Heuchlern, Verstockten und Lauen. Wenn ich jene zurückweisen muſs, die täglicher Vortheile wegen Wunder von mir verlangen; wenn ich ihre ängstlich verhüllten Seelengeschwüre bloßlegen muſs — da bin ich herbe. Und wenn ihre kindische Weltsucht, ihr Hängen an Nichtigkeiten zu zerstören sind, da bin ich herbe. Und wenn sie prahlen mit ihren Vorurtheilen und Lieblosigkeiten und aus Habsucht und Feindseligkeit die Schwachen mit Füßen treten, so stolz darauf, wie die Heiden, die ihren Götzen Menschenopfer bringen, da wollte ich eine Geisel aus Scorpionen haben, um sie zu züchtigen. Wenn aber Verlassene zu mir kommen, und büßende Sünder vertrauend bei mir Zuflucht suchen, nein, Johannes, da bin ich nicht hart.“

Zu den offenen Fenstern klingt vom Hofe herauf heller Kinderlärm. Da wendet Jesus sich zur Hausfrau und sagt: „Martha! Gut und fein hast Du mich bewirtet in Deinem Hause. Willst Du mir nicht noch ein Nachfest veranstalten?“

„Was wäre das, Meister? Nichts, was Du wünschest, soll mir unerreichbar sein.“

„Ja, ja, wir bleiben bei Dir!“ Und alle drei hängen an seinem Halse.

Frau Martha berichtet der Mutter: „Sie lesen die Haggadah mit sechs Armen!“

-

In diesem frohgemuthen Stilleben sind der Tage zwei vergangen, da spricht Jesus zu den Jüngern: „Die Rast ist vorüber, wir gehen hinauf nach Jerusalem.“

Das Fest soll in der Königsstadt begangen werden und Jakobus hat schon einen Saal bestellt, in dem der Meister mit seinen zwölf Getreuen feierlich Ostern halten will. So beginnen die Jünger sich wieder um ihn zu versammeln. Aber sie kommen mit besorgten Mienen. Auf ihren Gängen durch die Stadt haben sie unerfreuliche Erfahrungen gemacht. Die Volksstimmung hat völlig umgeschlagen, man redet weniger mehr vom Messias als vom Aufwiegler und Volksverführer, genau nach der Tonart wie in Galiläa. Nur dass hier die Ausdrücke leidenschaftlicher sind und begleitet von drohenden Geberden. Thomas hat vor dem Stadtthore, wo der Felshügel sich erhebt, zweien Zimmerleuten zugeschaut, die an langen Pfählen Querbalken festnageln. Er will wissen, was sie machen, und erhält zur Antwort, dass zum Feste Missethäter gepfählt würden. Auf näheres Befragen erfährt er nur, dass es Wüstenräuber wären.

„Wüstenräuber?“ redet ein Vorübergehender drein, „was ist das, Wüstenräuber? Wüstenräuber gibt's jedes Jahr. Diesmal werden ganz andere Leute in die Höhe gehoben werden!“

„Ja, wenn man sie erst haben wird“, gibt ein weiterer dazu. „Sein Gefolge, das soll sich zwar noch umherducken in der Stadt, er selbst ist geflohen. Ein wahrer Spass, wie die Häscher umherlaufen und wissen nicht wohin.“

Thomas verlangt nicht mehr zu hören, er macht sich davon.

Auch Judas hat ähnliches vernommen, nur noch deutlicher, sehr klar, es handelt sich um den Meister. — So weit also ist es! Und alles falscher Lärm gewesen. Noch sind auf den Straßen die Ölzweige und Palmenblätter nicht ganz zerstampft, die Zeugnis geben vom Messiasjubel vor vier Tagen. Und heute? Heute suchen ihn die Häscher! Aber — ist er nicht selber schuld? Den Feinden in den Rachen laufen und sie ärgern und lästern — sonst nichts. Hat er auch nur eine Falte seines Mantels gerührt, um zu zeigen, wer er ist? Dass er über das Meer geschritten ist, dass er Todte erweckt hat, wer glaubt es noch? Gelächter, wenn man's erzählt. Warum thut er jetzt nichts? Ein einziges Wunder und wir wären gerettet. Vielleicht, dass er es mit Ab-

weil mein Säckel leer ist. Was thue ich also Gutes? Ich arbeite nicht, weil in ihren Augen meine Arbeit nicht zählt. Ich wirke nicht stets Leibeswunder, weil ich gekommen bin, die Seelen zu heilen. Amon, sage, möchtest Du Deinen Herzensfrieden vertauschen gegen gesunde Beine?"

„Herr!" ruft Amon lebhaft aus, „wenn sie sagen, dass Du nichts Gutes thust, so sollen sie bloß einmal im Hause des alten Amon zu Bethanien anfragen. Dein Wort ist gekommen unter mein Dach und meine Seele ist gesund geworden."

„Und mir hast Du Auferstehung und Leben gebracht!" schreit Lazar leidenschaftlich vom unteren Ende des Saales her.

„Und mir — mehr als das", spricht Magdalena, feuchten Auges blickt sie auf zu ihm, beugt sich nieder, küsst seine Füße.

Alsbald ruft auch Petrus aus: „Eine Eintagsmücke war ich gewesen und er hat mich zum Menschen gemacht. Er thut mehr als alle Rabbiten und Ärzte und Feldherren zusammen!"

Da wendet diesem sich Johannes zu: „Bruder, und warum hast Du das denen zu Jerusalem nicht gesagt? Hast Du Dich vor ihnen gefürchtet?"

„Ist dieser Mann feige?" frägt der Knabe, mit dem Fäustchen nach Petrus deutend. „Ei, so hilf uns doch, wenn wir im Hof Löwe und Schaf spielen! Wir brauchen einen, der nicht Löwe sein will."

Jesus schüttelt den Kopf über solche Reden und sagt: „Nein, feige ist mein Petrus nicht, aber etwas schwankend noch für einen Fels. Wer sich in solchem Alter noch zu erziehen vermag fürs Reich Gottes, wahrlich, der ist kein Schwächling."

Frau Martha, die aufgestanden ist, um für das Abendbrot zu sorgen, meldet von draußen herein, die Mutter der Kinder habe gerufen, sie sollten in ihre Stube kommen, um die Haggadah zu lesen.

Die Kleinen verziehen missmuthig ihre Gesichtchen. „Die Haggadah lesen!" murrt der Knabe träge gedehnt, viel zu geringschätzig für das heilige Osterbuch.

„Liesest Du denn nicht gerne von Gott, mein Kind?" frägt Jesus.

„Nein", antwortet der Knabe trotzig.

Johannes kneipt ihn an der rothen Wange: „Schlingel! Von Gott sollten brave Jungen immer gerne hören."

„Aber nicht immer lesen!" begehrt der Kleine auf. „Die Haggadah ist langweilig zum Todtwerden."

Hierauf Jesus: „Auch das ist schon einer der Unglücklichen, denen Gott verleidet wird mit dem Buchstaben. Bliebet Ihr nicht lieber bei mir, Kinder, als die Haggadah zu lesen?"

Johannes legt seine Hand zärtlich auf die seine und frägt: „Was meinst Du, Herr, dass Du sagst, die Stunde kommt?"

„Freunde", sagt Jesus. „Ihr werdet nicht begreifen, wie das sein kann, was in dieser Nacht geschehen wird. Sie werden kommen und mich zum Tode richten. — Ich werde nicht fliehen, denn es muss so sein. Ich habe Zeugnis zu geben vom Vater im Himmel und seiner Botschaft, indem ich bereit bin, dafür zu sterben. Würde ich nicht sterben wollen für meine Worte, so wären sie wie Sand in der Wüste. Würde ich nicht sterben wollen, so wären meine Freunde nicht gerechtfertigt und sie müssten an mir irre werden. Ein guter Hirte gibt sein Leben für seine Herde."

„Meister", sagt nun Thomas und seine Stimme zittert, „nicht wenn Du lebst, nur wenn Du stürbest, müssten wir an Dir irre werden."

Da blickt Jesus betrübt im Kreise umher und spricht: „Einer unter Euch wird irre, da ich noch lebe."

„Wie meinst Du das, Herr?" frägt Judas.

Und Jesus: „Des Menschen Sohn geht seinen Weg, der von Ewigkeit ihm gezeichnet ist. Doch jenem wäre besser, er wäre nie geboren worden. — Einer der Meinen wird mich verrathen noch in dieser Nacht."

Wie von einer Wucht schwer getroffen, so sind sie einen Augenblick stumm. Dann brechen sie aus: „Wer ist es? Wer ist es?"

„Einer von den Zwölfen, die an diesem Tische sitzen."

„Meister, was trübt Dir Dein Denken?" so ruft jetzt Petrus, „untreu ist keiner!"

Und zu diesem Jesus: „Simon Petrus! Und ein anderer an diesem Tische wird mich verleugnen, noch ehe am Morgen der Hahn kräht!"

Da schweigen alle, denn es ist ihnen sehr bange geworden.

Nach einer Weile fährt er fort so zu sprechen: „Wie im Rathe des Vaters beschlossen ist, so geschieht es. — Für Euch aber beginnt jetzt die Zeit der Arbeit. Ihr werdet meine Apostel sein, die Sendboten, die in die weite Welt ziehen, um allen Völkern zu sagen, was ich Euch gesagt habe. Ihr sollet das Salz der Menschheit sein und sie mit Weisheit durchdringen, Ihr sollet der Sauerteig sein, der sie erregt. Anderen habe ich gesagt, thuet die guten Werke heimlich, Euch sage ich: Lasset Euer Licht leuchten, damit sie ein Vorbild haben. Seid klug wie Schlangen und lasset Euch von Heuchlern nicht betrügen; seid wie kundige Wechsler, die nur echte Münzen annehmen, falsche aber zurückweisen. Seid ohne Falsch wie Tauben und gehet hin, arglos wie Schafe, die unter Wölfe gehen. Haben sie mich verfolgt, werden sie auch

sicht zum äußersten kommen lassen will, damit seine Macht um so leuchtender ist. Sie ergreifen und fesseln ihn, führen ihn unter des Gesindels Lustgeschrei hinaus zur Schädelstätte — und plötzlich vom Himmel kommt die Engelsschar mit glühenden Schwertern, die Feinde stürzen zu Boden, der Messias steigt verklärt auf den Thron. Das wird geschehen, muss geschehen. Je eher je besser für uns alle. — Wie man es nur beschleunigen könnte? — Es scheint, seine Unentschlossenheit muss zur Entscheidung gedrängt werden. Ich wollte, sie hätten ihn schon, damit wir herrliche Ostern halten könnten. — Das sind so die Gedanken des Jüngers Judas von Karioth. Durch die abendlichen Straßen schreitet er halbverloren hin. Die Zinnen und Thürme stehen ins trübe Roth der untergehenden Sonne hinein. Mehrere Söldnertruppen begegnen ihm, ein Hauptmann hält ihn an und fragt, ob er nicht aus Galiläa wäre?

„Mich dünkt, Ihr frägt dem Propheten nach“, antwortet Judas, „nein, ich bin es nicht.“

„Aber Du weißt um ihn, ich merke es.“

Judas holt aus der Brust einen tiefen Athemzug, als ob er etwas sagen wollte. Sagt aber nichts und geht seines Weges dahin. So kommt er in das Haus, wo sie um den Meister bereits versammelt sind. Der Saal ist geräumig und düster. Eine einzige Ampel hängt nieder über dem großen weißgedeckten Tisch, der in der Mitte steht und um den sie sich schon zusammengesetzt haben. Der Meister so, dass ihn alle in der Runde gut sehen können. Vor ihm steht ein breiter Teller mit dem gebratenen, unzertheilten Osterlamm. Daneben in flachen Schalen das Osterkraut. Weiter hin auf dem Tische stehen die Schalen und liegen die Brote, wie sie zur Erinnerung an das Manna in der Wüste ohne Sauerteig zu diesem Feste gebacken werden. Nahezu in der Tafel Mitte steht ein Becher mit rothem Wein. Sie schweigen oder sprechen gedämpft zueinander, so dass die Schritte des eintretenden Judas, wie leise er auch auftritt, einen Hall geben. Fast erschrickt er vor diesem Hall. Dann grüßt er mit stummem, tiefem Kopfneigen und setzt sich hin. Gerade dem Johannes gegenüber, der zur Rechten des Meisters ist, sowie zu dessen Linken Petrus.

Ein schweigender Ernst. Das erste Ostern in Jerusalem! — Jesus nimmt eines der Brote, bricht es und legt die Stücke hin. Jakobus zertheilt das Lamm in dreizehn Theile.

„Dreizehn sind uns bei Tische!“ flüstert Thaddä zu seinem Nachbar Bartholomä. Dieser schweigt. Sie essen nicht, sitzen da und schweigen. Die Ampel flackert, so dass der röthliche Schein auf dem Tische sachte hin und herzuckt. — Nun erhebt Jesu das Wort und beginnt zu sprechen.

„Esset und trinket. Die Stunde kommt.“

Dann Jesus: „Ihr nennt mich den Herrn und ich wasche Euch die Füße. Das geschieht, damit Ihr wisset, unter Menschen gibt es keinen Herrn, nur Brüder, die einander dienen sollen. Seht, ich habe Euch lieb. Einen größeren Beweis seiner Liebe kann niemand geben, als wenn er stirbt, damit die Seinen leben. So hinterlasse ich Euch dieses Vermächtnis: Brüder, liebet Euch unter einander. Wie ich Euch liebe, so liebet Euch untereinander."

Überwältigt von diesen Worten sinkt Johannes ins Knie und legt schluchzend das Haupt auf seinen Schoß. Und Jesus sagt noch einmal: „Kinder, liebet Euch!"

Dann setzt er sich mit ihnen wieder zu Tische. Alle sind schweigend. — Jesus nimmt ein Brot in die Hand, hebt es ein wenig himmelwärts, dass es gesegnet sei, und bricht es entzwei. Dann reicht er zur Rechten und zur Linken die Stücke hin und spricht: „Nehmet hin und esset. Es ist mein Leib, der so für Euch wird hingegeben."

Sie nehmen es hin. Hierauf ergreift er den Becher mit Wein, hebt ihn gegen Himmel, dass er gesegnet sei, reicht ihn zur Runde und spricht: „Nehmet hin und trinket. Es ist mein Blut, das so für Euch wird vergossen."

Und als alle daraus getrunken haben, sagt er noch die Worte: „Dies thuet zu meinem Andenken."

Als nach diesem Mahle die Jünger auseinandergehen, ist ihnen trotz aller Bangigkeit nicht bewusst, dass es der Abschied gewesen. Sie suchen ihre Herbergen auf. Nur Johannes, Petrus und Jakobus begleiten in dunkler Nacht den Herrn, als er hinausgeht zur Stadt, hinabsteigt in das Thal bis zum Fuße des Ölberges. Dort ist ein großer Garten. Zwischen den Sebenbäumen und hängenden Cypressen liegen weiße Steine, auf dem Rasen sprießt frisches Frühlingsgras. Jesus sagt zu den Seinen: „Ruhet hier ein wenig." Er selbst geht tiefer in den Garten hinein. Der Himmel ist von einem dünnen Wolkentuche bedeckt, so dass das Mondlicht fahl auf der Erde liegt. Die Stadt dort auf dem Berge ragt finster und starr, lautlos alles, nur den Bach Kidron hört man rieseln vom Thale her. Jesus steht und schaut zwischen den dunklen Bäumen gegen Himmel. Sein Athem geht schwer, auf seiner Stirn steht Schweiß. Eine große Angst ist in ihm, eine Angst, die er bisher nicht gekannt. Hat er nicht oft des Todes gedacht und sich mit ihm vertraut gemacht in Gedanken? Weiß er nicht, dass der himmlische Vater ihn aufnimmt? — Jetzt gehört er noch diesem Leben, dem süßen Leben, und noch stehen ihm die Wege offen, dem Tode zu entrinnen. Ist seine Seele denn so krank geworden, dass sie bedrängt wird in der Vorstellung, wie der Feind schon aus ist,

Euch verfolgen. Wo Ihr für andere Frieden säet, wird für Euch das Schwert aufgehen. Es wird auch sein, dass Euer Friedenswort Unfrieden stiftet; ein Bruder wird gegen den anderen streiten, Kinder werden sich gegen ihre Eltern erheben — weil die einen für mich und die anderen gegen mich sind. Aber es kommt die Zeit, da sie eins sein werden, eine Herde unter einem Hirten. Dann wird auf Erden ein großes Feuer sein, das des Eifers für den Geist und für die Liebe. Ich wollte, dass es schon brennte! — Verzaget nicht, dass Ihr so, mit Eurer Einfalt und schwerer Zunge, der Sprachen unkundig, hinausziehen sollet in die fremden Länder. Zur Stunde, da Ihr reden sollet, wird mein Geist aus Euch reden in allen feurigen Zungen. Schwieget Ihr, so müssten die Steine reden, so wichtig ist das, was gesagt werden muss. Ihr müsset reden zu den Niedrigen von der frohen Botschaft; Ihr müsset reden zu den Mächtigen, die Gewalt haben, Euren Leib zu tödten, doch nicht Eure Seele. Es werden Tage der Versuchung und der Verfolgung kommen, ich will den Vater unablässig bitten, dass er Euch bestehen lasse. — Seid nicht betrübt. Wenn ich jetzt nicht hingienge, so könnte der Geist nicht in Euch kommen. Das Sichtbare ist ein Feind des Unsichtbaren. — Ich habe viel in Gleichnissen zu Euch geredet, damit es besser in Eurem Gedächtnisse bleibe. Ich hätte Euch noch vieles zu sagen; mein Geist wird zu Euch reden und in ihm werdet Ihr alles leichter fassen, auch wenn ich nicht in Gleichnissen rede. Auf Euch baue ich meine Gemeinde, erschließet das Reich Gottes allen, die es suchen. Was Ihr in meinem Namen thut auf Erden, das wird auch im Himmel Geltung haben beim Vater. — Und nun gebe ich Euch meinen Frieden, wie ihn die Welt nicht geben kann. Ich bleibe mit meinem Geiste und mit meiner Liebe bei Euch."

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Diese großen Worte sind gesprochen. Ein feierlicher Friede ruht auf den Herzen. Judas ist hinausgegangen. Die übrigen sitzen schweigend und blicken voll unbegrenzter Innigkeit auf den Meister. Sie können es nicht fassen, was er gesagt hat, aber das fühlen sie, es sind Worte, vor denen die Erde bebt und die Himmel sich neigen.

Und nun geschieht etwas Außerordentliches. Es ist kein Wunder, es ist mehr als ein Wunder. Jesus steht vom Tische auf, bindet ein Vortuch um, nimmt ein Wasserbecken, kniet hin vor einen und den andern und wäscht ihnen die Füße. Sie in ihrem Staunen lassen es geschehen. Als er zu Petrus kommt, sagt dieser: „Nein, Meister, Du sollst nicht mir die Füße waschen."

Hierauf Jesus: „Wenn ich es nicht thue, so bist Du nicht mein."

Und Petrus: „Wenn es so ist, dann wasche mir auch Kopf und Hände, o Herr, damit es klar wird, wie sehr ich Dein bin."

Judas — da er noch im Saale gesessen als einer der Zwölfe — hat nicht mehr jedes seiner Worte vernommen, so wirr und wild war es in ihm schon geworden. So ist er aufgestanden, hat den Saal verlassen und taumelt durch die öden Straßen der Stadt. — Einer, der an diesem Tisch sitzt, wird mich verrathen! Er kennt also des Menschen Gedanken. Damit ist ihm alle Macht gegeben. Aber er weiß es nicht, sicherlich er weiß es nicht, er muss erst gezwungen werden, seine Macht zu gebrauchen. — Anderes kann Judas nicht mehr denken. Der eine Gedanke, mit dem er sich vorher wie spielend vertraut gemacht, beherrscht Kopf und Herz mit ganzer Gewalt. Er geht durch das hallende Stadtthor, das zu dieser Osterzeit nicht verschlossen ist. In einem Buschwerk will er die Nacht verbringen, siehe, da wandelt auf der Straße der Meister vorüber mit den Dreien. Judas reckt sein Haupt zwischen dem Gezweige hervor, um ihnen nachzublicken, sie wandeln zu Thale. Geht das Bethanien zu? — Jetzt fährt's in ihn. Hastig rafft er sich auf und eilt geradewegs zum römischen Hauptmann.

„Ich weiß, wo er ist."

„Du willst wohl Geld dafür haben, Jude?"

„Darum sage ich es nicht."

„Und Du sagst es doch?"

„Weil ich es nicht mehr erwarten kann. Ihr werdet ihn kennen lernen!"

„Also, wo weilt er?"

„Ich will mit den Söldnern gehen. Es sind um ihn mehrere, auf einen werde ich zugehen und ihm die Wange küssen. Derselbe ist es."

„Wie viel verlangst Du für diesen Liebesdienst, Canaille?" frägt der Hauptmann.

„Wenn Ihr mich beschimpft, gut. Suchet ihn nur allein. Ich weiß, was ich will."

„Also, was willst Du? Sind Dir dreißig Silberlinge genug?"

„Der Mann ist mehr wert."

„Ich feilsche nicht."

„Gebt was Ihr wollt. Mich dünkt, er wird Euch noch theuer zu stehen kommen."

Der Handel ist abgemacht. Judas, der Säckelwart, thut die Münzen in den gemeinsamen Beutel und denkt, hätten wir's früher gehabt, was wir jetzt kaum mehr nöthig haben! Dann nimmt ihn ein Trupp von Söldnern in seine Mitte und mit Fackeln trabt der Zug zur Stadt hinaus und hinab in das Thal Kidron. Er überschreitet den Bach, am Eingang des Gartenthores will er vorüber gegen Bethanien hin. Ein flüchtig spähender Blick des Judas bemerkt im Mondesdämmer Gestalten, die unter einem Busch auf dem Boden liegen. Er steht still, lauert und

um ihn zu ergreifen? Kann er denn nicht noch über den Berg gehen, gegen Jericho, in die Wüste, ans Meer? — Nein, fliehen nicht. Freiwillig vor die Richter will er treten, um für das, was er gesagt hat, einzustehen. Aber — dieses Hintreten vor die Macht, die er beleidigt hat, heißt nichts anderes als sterben. In solchen Jahren sterben müssen! Wenn es auch ruft: Du verlierst nichts an dieser Welt! — die Natur empört sich gegen das Sterben. — Er läßt sich nieder auf die Erde, dass sein Haupt den Rasen berührt, so als ob die Erde mit heißen Armen ihn an sich zöge. — Muss es denn sein, o Vater? — Gerne wäre ich noch bei den Menschen geblieben, um sie mir näher zu bringen. Wer soll die Meinen führen, die noch schwach sind. Behüte Du sie vor allem Bösen, aber nimm sie nicht von der Welt. Sie sollen leben und Deinen Namen verbreiten. Wenn es möglich ist, so lasse mich bei ihnen. Wenn es aber sein muss, so nimm mir diese Angst und steh' mir bei. Aber nicht verlangen kann ich, mein Gott, nur demüthig bitten. Ist es Dein Rathschluss, dass ich alle menschlichen Qualen durchleide, so geschehe Dein Wille. Nimm dieses Opfer für alle, die Dich erzürnt haben. Verlangst Du es, so nehme ich die Sünden der Welt auf mich und büße sie, dass Du versöhnt seiest. Aber wenn es abzuwenden ist, Vater, mein Vater im Himmel, so hab Erbarmen mit Deinem Sohn, der Dein Erbarmen verkündet hat." — So betet er und in seinem grenzenlosen Weh verlangt ihn nach den Seinen. Er geht hin und findet sie schlafend. Arglos wie Kindlein schlafen sie und wissen nichts von dem schrecklichen Kampf. Den Petrus weckt er auf und sagt: „Mir ist traurig zum Vergehen. In dieser Stunde solltet Ihr doch mit mir wachen."

Der Jünger rafft sich träge und schwer auf und rüttelt die anderen. Als Jesus diese Armen sieht, denkt er: Was sollen die mir? Er geht nochmals hin und betet: „Hilf mir, Herr Gott, verlass mich nicht!" Aber die Himmel schweigen, die Einsamkeit ist nicht zu ertragen und neuerdings kehrt er zu den Jüngern zurück. Sie schlafen schon wieder. So fest und so friedsam ruhen sie, sind müde von der harten Welt. — So mögen sie schlafen. — Von seiner Stirn rinnen Tropfen, wie Blut, so tropfen sie zur Erde. Ein drittesmal wendet er sich zum Vater: „Dich allein rufe ich in meiner Verlassenheit. Niemand hört von meiner Pein. Sie schlafen und von der Straße her klirren die Speere. Herr Gott, sende Deine Engel, dass sie mich schützen!"

Kein Blatt regt sich und kein Hauch, der Himmel bleibt starr und stumm.

— Das ist die schweigende Sprache Gottes. Ich ergebe mich seinem Willen . . . .

Aber, wie's schon geht auf der Welt: des Menschen Herz ist nie zufrieden, und auf einmal b'langt uns um eine Kuh. Ein Stall war bei unserm Häusl, wenn auch kein großer, und des Fütterns wegen war uns auch nicht bang, denn ich hab' das Recht g'habt, den großen Friedhof zu mähen.

Wenn Ihr vielleicht glaubt, das Kirchhofgras hätt' meinem Vieh Schaden than, da irrt Ihr Euch. Unsereins gewöhnt überhaupt den Umgang mit Sachen, der andern unheimlich vorkommt, gerade so wie man's auch gewöhnt, wenn manche „Leidtragende" bei der Friedhofthür hinein flennen und beim Herausgehen schon wieder lachen. Wie oft hab' ich beim Abschneiden des Grases eine umgefallene Rosenstauden wieder zum Grabkreuz hingebogen, zu dem sie gehört hat, und darangebunden mit Grasschmielen! Wie oft mir dabei die schönen, dankbaren Blüten betracht't, die sich alle Jahr reicher und voller ums Grab herumziehen, als wollten's das Todte um Verzeihung bitten dafür, dass die Hinterbliebenen, oft lachende Erben, kein Gedenken mehr haben und keine Zeit zum Grabherrichten!

Aber ich hab' ja erzählen wollen, wie ich mir meine Kuh hab' erwerben müssen und einen Rührkübel dazu. Mit meinem Geschäft ist's so gegangen, dass der eine Tag genommen hat, was der vorherige geben hat. Von großen Ersparnissen hat keine Red' sein können, denn bei uns hat der Segen Gottes schon um den Tisch gelangt, wenn sich meine Lena mit unsern Kindern und mir zum Mittagessen g'setzt hat.

Mein Trachten ist also gewesen, mir einen Nebenverdienst zu schaffen, der ordentlich ausgibt.

Ich leugn' es nicht, das Herz hat mir oft weh gethan, wenn ich beim Zunageln der Todtentruhen gesehen hab', dass der eine einen funkelnagelneuen Anzug vom feinsten Tuch, die andre ein Seidenkleid, Ring und Ohrring und andern Schmuck mit in die Erd' hat kriegt — zum Verfaulen und ohne Nutzen für diese und die andere Welt — und der Versucher hat mir oft arg zugesetzt: „Die da drunten friert nicht mehr, die haben keine Freud' mehr an Goldglanz und Edelsteinen — die Truhen sind nur leicht vernagelt und kein Mensch wüsst' was davon und braucht es zu erfahren. Und wenn Du's scheust, in der Nähe anzubringen, in den Städten gibt es Tandler genug, die für eine solche Sach' Verwendung haben."

Oder es sind Zigeunerleute durchgekommen, die hätten mir Geld und Schmuck angetragen, wenn ich ihnen hätt' zu einem alten Bahrtuch verholfen oder doch nur einen Fetzen davon. Denn von allen Abergläubischen ist das Zigeunervolk am ärgsten. Da kommen oft Banden daher, die nennen sich Pferdehändler oder Musikinstrumentenmacher — damit das Herumwandern mit allem, was daran hängt, einen schönern Namen hat — die geben sich natürlich mit Wahrsagen ab, mit Vieh- und Krank

erkennt die Brüder. Alsbald winkt er den Söldnern, leise in den Garten zu treten. Leise auftreten, das ist wohl Sache der Verräther, aber nicht der Krieger. Trab und Schwertergeklirr weckt die Jünger. Das ist ein anderes Wecken, als das milde Mahnen des Herrn! — Sie springen auf und eilen hin, wo er auf den Knien liegt.

Judas tritt vor und sagt: „Hab' ich Euch denn erschreckt?" Dann geht er auf Jesus zu: „Du wachest noch, Meister?" Er neigt sich grüßend hin, küsst ihn leise auf die Wange und denkt in zitternder Erwartung: Messias-König, nun offenbare Dich!

Da stürmen die Söldner heran. Es hat sich schon Pöbel dazu geschlagen mit Stangen und Knütteln, so wie man gewaltthätigen Verbrechern naht. Jesus tritt ihnen einige Schritt entgegen und bietet seine Hände dar, dass sie ihn bänden. Johannes wirft sich dazwischen, er wird zur Erde geschleudert. Jakobus ringt mit Zweien, Petrus reißt einem Krieger das Schwert aus der Scheide und haut auf einen Tempelknecht ein, dass das Ohr vom Leibe fliegt.

„Was unterfängst Du Dich!" ruft Jesus dem Jünger zu. „Schlägst Du drein, so tödten sie Dich. Nicht mit dem Schwert, mit dem Worte werdet Ihr siegen. — Du aber, Volk von Jerusalem! Als wäre ich ein Mörder, so grimmig ziehst Du gegen mich aus. Noch nicht fünf Tage ist es her, und mit Palmen und Psalmen hast Du mich in die Stadt geleitet. Was habe ich inzwischen gethan? Im Tempel bin ich gesessen, mitten unter Euch, warum habt Ihr mich nicht ergriffen?"

Da spotten sie: „Ist es Dir heute etwa nicht früh genug? Kannst Du Deine Himmelsleiter nicht mehr erwarten? Geduld, sie ist schon gezimmert."

Als die Jünger solche Andeutungen hören und der Meister sich gelassen hingibt, da weichen sie zurück. Die Stangen und Speere klingen aneinander, die Menge johlt, die Fackeln qualmen — und so wogt der Zug gegen die Stadt hinauf. Judas steht hinter einem Baumstamm, lugt zwischen dem Geäste hin auf den schauerlichen Zug und seine Augen quollen aus dem Gesichte vor Entsetzen.

(Fortsetzung folgt.)

# Im Kampf ums Dasein.

Von **Louise Seidl-Derschmidt.**

Wie der Hans im Glück hab' ich's nicht gemacht, da könnt's meine Lena fragen, sie wird Euch's bestätigen, dass wir von der Bruthenn auf die Geiß, von einer auf mehrere kommen sind, so dass die Milchnoth bei uns ein End' g'habt hat.

So ist er daneben gerumpelt und hat ein Stück der sandigen Wand mitgerissen, dass ich bis auf die Knie verschüttet worden bin.

— „Hansörgl“, schreit schon von droben der Sepp, mein Bruder, „hat’s Dir was than?“

„Mir scheint nicht“, schrei’ ich zurück, „aber aus dem Sand musst mir heraushelfen.“

Für diesen Abend hab’ ich Feierabend gemacht, denn mir haben Händ’ und Knie gezittert, der Todesschreck hat mich nicht verlassen wollen und ich hab’s nur nicht begreifen können, dass doch die Augenblick’ der Gefahr mir Zeit gelassen haben, so viel z’ denken. —

Aber noch tiefer hat in den Brunnen hineingraben werden müssen und den nächsten Tag ist’s wieder angegangen mit frischem Muth. Wie mir’s geahnt hat, so ist’s kommen, meine Schaufel ist auf einen Felsen gestoßen.

Jetzt weg mit dem Grabwerkzeug und dem Bohrer, Pulver und Zündschnur her!

Das ist erst eine langweilige und gefährliche Sach’!

Endlich war doch das Loch tief genug, ich thu’ eine tüchtige Ladung Pulver hinein, richt’ die Zündschnur und steig’ aus.

Wir warten die längste Zeit hübsch abseits — und der Schuss geht nicht los.

Wie ich schon waghalsig bin, will ich noch einmal hinunterschauen, ob etwas nicht in der Ordnung ist und denk’ mir, musst halt nochmals anzünden, da fasst mich mein Bruder beim Rock und reißt mich z’rück, wie ich schon einen Fuß in die Lucke gesetzt hab’.

„Bist leicht narrisch!“ schreit er und noch was dazu, aber gehört hab’ ich nichts mehr davon, denn — pum! kracht der Schuss — und die Steintrümmer fliegen nur so an uns vorbei. Etliche haben uns das Gewand zerrissen und dazu auch dort und da ein Stückel Haut und Fleisch — aber weit hat’s zum Glück nicht gefehlt und mit einem Stück Pechpflaster hat man die Schäden wieder gut machen können.

Schlechter hat’s mit dem Seppen sein’ Hausdach ausgeschaut. Das größte Steintrumm ist im weiten Bogen auf die Schindeln geflogen, hat sie eingeschlagen und ein Stück der Dielen auch, wie er draufgefallen ist. Und in der Stuben drunten ist ein Stück Zimmerdecken auf dem Fußboden gelegen.

„Hansörgl“, hab’ ich zu mir gesagt, „wie würdst jetzt ausschauen, wenn Du zuvor schon ein Stücklein tiefer in den Brunnen gestiegen wärst? Du musst doch nicht schlecht steh’n bei unser’m Herrgott und den Schutzheiligen, weil’s Dich in keiner Gefahr umkommen lassen! Die Kuh soll mir, scheint’s, richtig vergunnt sein.“

heiten besprechen und andern Künsten, die nur dazu sind, die Dummheit der Leut' zu rupfen. Da brauchen sie zu ihrem Hokuspokus Bahrtuchfetzen, Stücke halbverfaulter Todtentruhen, Gebeine und Todtenschädel — hauptsächlich, um damit Handel zu treiben, denn alle diese Dinge preisen sie den Bäuerinnen an als Mittel fürs kranke oder verhexte Vieh, gegen den „Neid", gegen Fraisen bei Kindern und hinfallende Krankheit bei großen Leuten.

Ich hätt' mir da schon ein Geld machen können; aber geschämt hätt' ich mich vor mir selber, wenn ich beitragen hätt' dazu, dass das Volk so Dummheiten glaubt und sein Geld dafür ausgibt.

Zum Glück ist mir auch eine größere Arbeit unterkommen.

Denn damals fällt's meinem Bruder ein, dass er die alte, ausgetrocknete Cistern' vor seinem Haus will herrichten lassen zu einer rechtmäßigen Pumpen. Das Wasser ist nämlich bei uns immer hübsch hart angekommen, weil das Dörfl auf dem Berg liegt und die Bächlein ringsum nicht gar wasserreich sind.

So verspricht mir mein Bruder dreißig Gulden, wenn ich ihm so ein sieben Klafter tief hinein grab' und nach einer Wasserader such', die ja doch in der Nähe sein muss, sonst hätten's vor Zeiten kein' Brunn' kriegen können.

Dreißig Gulden ist wohl ein schön's Stückel Geld, wenn man aber denkt, was für lebensgefährliche Arbeit das Brunngraben ist bei dem nachlassenden Grund, wo's noch dazu wahrscheinlich Steine zum Herausschießen geben wird — ist's auch ein sauer verdientes Stückel Geld.

Ich fang' also zu graben an und stell' oben eine Winde auf, und mein Bruder hat oben den Wassereimer voll Erden immer hinaufgeleiert, den ich unten los gemacht hab'. Es war eine mühselige Arbeit, das Graben und Schaufeln in dem engen, tiefen Loch mit der schlechten, eiskalten Luft.

Und einmal — g'rad hab' ich einen Eimer voll Erdreich wieder gefüllt gehabt und mein Bruder droben leiert, dass ich's Holz quigezen hör' — da stoß' ich meine langstielige Schaufel in den Grund und will ein wenig rasten. Ich mach' noch einen Blick in die Höh', es war reiner Zufall, da seh' ich, wie mein Bruder um eine Viertelswindung zu viel macht, so dass sich der Haken am Eimer schon an die Welle legt — — Halt aus! will ich noch schrei'n — da hakt sich richtig der Eimer aus dem Seil und ich hab' g'rad' noch so viel Zeit, mich auf den Boden und an die Mauer zu drucken, denn der schwere Eimer saust schon herunter. Mein' arme Seel' hab' ich der heiligen Dreifaltigkeit empfohlen und mach' Reu' und Leid — dabei denk' ich aber immer an mei' Familie. — Ein Glück, dass meine feste Todtengraberschaufel den ersten Pröll aufgefangen und den Eimer auf die Seit' geschleudert hat!

# Das Mündel-Kindel.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

Im Garten des Gasthauses zum „Rothen Herzen“, an einem Ecktische, saß ein junger Mann. Er war der einzige Gast, die Mittagsleute hatten sich schon verzogen und die Nachmittagszecher waren noch nicht angerückt. Die jungen Wildkastanien gaben wenig Schatten, auf den runden Tischen mit den unordentlich verschobenen Tischtüchern, an denen hie und da Spuren der Bratensauce sichtbar waren, lag die grelle Aprilsonne. Drinnen in einem Winkel der Gaststube kauerte der Kellner, der einen Theil des süßen Schlafes, den in der Vornacht anhaltende Trinker ihm gestohlen hatten, einzubringen hatte. Der junge Gast, auf dessen blassem Gesicht kohlschwarze Augenbrauen und ein schwarzes dünnes Schnurrbärtchen lagen, stützte sein Haupt auf den Ellbogen, so dass der gesprenkelte Strohhut auf dem Ohre lag. Er hatte vor sich ein volles Glas Bier stehen, in dem der weiße Schaum bereits zerronnen war. Er blickte hinaus auf die Kastanienallee, in welcher gelangweilte Spaziergänger hin und her siffelten oder auf den Bänken saßen. Am Alleedamme balgten ein paar Gassenjungen, die grüne Gesichter und dunkle Ringe um die Augen hatten und die paar Lumpen, so sie an den mageren und schmutzigen Gliedern trugen, sich gegenseitig vollends herabzureißen suchten. Um ein Taschenmesser rauften sie sich und als der eine dem andern das Bein schlug und dann mit seiner Beute davonlief, zeterte der andere, sich träge vom Rasen erhebend, gegen den einsamen Gartengast herauf, wies mit dem Finger auf den Fliehenden und der hätte das Taschenmesser gestohlen, dem Herrn, der dort auf der Bank gesessen. Wenn er ihm das Messer nicht schenke, so werde er ihn anzeigen. — Aus dem Sinnen über die Zukunft solch verwahrloster Kinder wurde der junge Mann geweckt durch einen rasch in den Garten tretenden zweiten, der Überrock und Stock auf einen Sessel warf und sich bei dem Freunde entschuldigte, dass er ihn hatte warten lassen. Mit beiden Händen seinen braunen Vollbart streichend, setzte er sich an den Tisch, rief nach einem Glas Bier und auch der erstere ließ sein abgestandenes Glas gegen ein frisches umtauschen.

„Ich hatte zum Schluss noch eine Überstunde mit drei Processen“, erzählte der Ankömmling. „Eine Ehrenbeleidigung und zwei Paternitätsklagen.“

„Paternitätsklagen?“ fragte der junge Mann und hob jetzt seinen Kopf in die Höhe. „Das ist interessant.“

So hab' ich halt das schwere Stück Arbeit richtig fertig 'bracht und mit den dreißig Gulden bin ich zu dem Viehhändler und hab' die Dranzahlung gegeben. „Den Rest", hab' ich gesagt, „kriegst später, ich werd' schon trachten, dass ich bald z'samm' komm'."

Ich treib' die Kuh heim und die ganze Familie geht mit in den Stall, wie ich das Vieh anhäng' und ihm Futter vorschütt' — eine Freud' haben wir gehabt, als wenn's goldene Rössl[1]) kommen wär'.

Aber's geht nichts über gute Freund' und Nachbarsleut'!

Am nächsten Tag kommt der Viehhändler wieder und will uns die Kuh aus dem Stall treiben, er wär's inne geworden, sagt er, dass wir nichts haben und nichts verdienen, und er müsst schon's Kreuz hinterm angeschuldeten Geld nachmachen, das könnt' er nicht thun. Entweder ich soll die Kuh bar auszahlen oder er nimmt's wieder mit.

Nein, hergeben hab' ich's nicht. Bei einem Nachbar hab' ich mir das fehlende Geld ausgeliehen und die Kuh ist im Stall blieben.

Und so, wenn ich's kurz machen will, ist's mir kleinweis alleweil ein wenig besser gehend worden. Später hab' ich ein Kuhkälblein aufgezogen, denn für zwei Rindl war Platz im Stall und mein Weib hat wieder mehr im Taglohn verdienen mögen, weil die Kinder schon größer worden sind und kein Kleins mehr nachkommen ist.

Einmal hat mir der Sturm das Stalldach genommen und die Kühe sind bis an den Bauch im Schutt gestanden, aber gerettet haben wir sie wieder, und statt des alten, zerlumpten Stalles hab' ich ein schönes festes Gewölb' aufbaut.

Reiche Leut' sind wir heut' noch nicht, aber zufrieden sind wir.

Wir und alle uns're Kinder sind gesund, und was die Hauptsach' ist, g'rath' auch das junge Volk halbwegs brav. Eine von den größern Dirndln ist schon im Dienst bei einem Bauern, den größten Buben brauch' ich daheim und die andern gehen in die Schul'. Der Johann ist der beste Schüler in seiner Class', der möcht' gar studieren. Weil er sein Triblieren nicht aufhört, so hab' ich ihm nachgeben und bin vorig's Monat mit ihm nach Linz zur Aufnahmsprüfung in die Realschul'. Vielleicht erleben wir eine Freud' an ihm, der Lehrer sagt, er hätt' das Zeug dazu.

So schaut's beinah' aus, als wollt's mit mir und meiner Familie — schön langsam zwar, aber doch stetig — aufwärts und vorwärts gehen — und wenn das keine Einbildung ist, was könnten ich und mein' Lena uns noch Schöneres wünschen?

---

1) Nach der Legende der Gegend kommt der heilige Christ auf goldenem Ross.

Da blieb der Richter stehen, kehrte sich dem Freunde zu und sagte leise und gedehnt: „Na, hörst Du!" —

Alfons schaute ihn unsicher an. „Dein Richterantlitz magst Du nur abseits lassen. Das kann ich jetzt nicht brauchen. Ich bin schwer abgestraft. So theuer ist Dir das sicher nie zu stehen gekommen. Sie starb in der Klinik. Das Kleine — heute sechs Tage alt — ist im Findelhaus."

„Nun also!" rief der Richter, aber Alfons fand den Ruf nicht ganz harmlos. „Entweder", sagte er, „glaubst Du, ich gebe mich mit dem Findelhause zufrieden, oder —. Sei versichert, dass mir die Sache verteufelt nahe geht. Soll es nun ins Waisenhaus? Oder in eine andere Anstalt? Ich höre, man bringt so einen Wurm nirgends unter. Dann geben sie ihn aufs Land hinaus. Wo sie Engerl machen."

„Aber, das wirst Du doch nicht zulassen!"

„Ja, glaubst Du denn, ich werde mich nennen und bekennen?"

„Mein lieber Alfons, das wirst Du allerdings müssen."

„Du kennst doch meinen Alten. Der würde mich enterben. Was sage ich, enterben. Ermorden würde er mich. Wenigstens treffe ihn der Schlag."

„Dein Vater mag zwar ein bisschen so etwas sein, wie ein Moralphilister. — Du verzeihst schon. Aber ich halte ihn auch für einen anständigen Mann — Du verzeihst abermals. Das Kind seines Sohnes wird er nicht verderben lassen. Ist es ein Knabe?"

„Natürlich! Aber dass ich den Alten in die Geschichte einweihe, das ist ganz ausgeschlossen. Wenn ich nur Geld hätte, dann ließe sich's leicht machen."

„Setzt er Dir immer noch bloß zwanzig Kronen aus, monatlich?"

„Könnte ich mir ein Automobil halten oder wenigstens ein Reitpferd, wie andere unserer Sippe, ich hätte mich nie nach dieser Richtung hin so weit verloren. Ich habe schon gedacht, ob ich jetzt nicht die Reise nach England machen sollte, wie es mein Alter wünscht. Natürlich hielte ich mich die Zeit über bei einem guten Freunde verborgen und mit dem Gelde wäre das Kind für eine Weile versorgt. Was meinst Du?"

Als die beiden Männer langsam weiter giengen, sagte der Richter in einem etwas singenden Tone: „Ja, ja! So machen sie's alle. Fast alle. Ist die eine Dummheit vollbracht, dann machen sie die zweite. Aber es ist ja gar nicht nöthig, Alfons, dass Du Deines Kindes wegen ein Spitzbube wirst. Es wird auch so gedeihen. Hat es schon einen Vormund?"

„Was weiß ich. Wenn's erst auf so einen Vormund ankommt — das sind mir auch die rechten. Die Waisen, die da auf dem Lande draußen verlausen und versumpern und endlich Trottel oder Lumpen

„Ach, was verstehst Du davon", lachte der Bezirksrichter.

„Aber anhören kann man's doch."

„Im Vertrauen gesagt, Alfons, Du siehst mir seit einiger Zeit gar nicht danach aus, als ob Dir mit Widerlichkeiten gedient wäre. Nein, für Kopfhänger sind Gerichtsangelegenheiten nicht die richtige Unterhaltung. Heil Dir!"

Er hob sein Glas zum Anstoßen, Alfons that ihm verdrossen Bescheid und goss dann sein Bier auf einem Zug hinunter, während der Richter sich mit einem halben genug that, den er mit Behagen vollführte, um dann seinen etwas genetzten Bart wieder in Ordnung zu bringen.

„Sage mir, Freund, was fehlt Dir? Hast Du Deine Lustigkeit in den Taschen des Winterrockes gelassen? Gibt Dir das Staatsexamen so viel zu schaffen oder hat Dir Dein Alter die Rationen verringert? Andere Missgeschicke kann ich mir bei einem Studiosus nicht denken."

„Nicht?"

„Oder unglückliche Liebe? Doch dazu hast Du, so viel ich weiß, nie ein Talent gehabt."

„Nein, dazu habe ich nie ein Talent gehabt", sagte Alfons gelassen nach und schob auf dem Tisch das Salzgefäß bei Seite, obschon es ihm nicht im Wege gewesen war. Und rief nach Bier. Aber als der Kellner um das Glas kam, wehrte er ab: „Ich danke. Ich trinke nicht mehr."

Mit einiger Befremdung betrachtete nun der Bezirksrichter seinen Freund darauf hin, ob er nicht etwa krank sei. Der andere hielt das nun nicht mehr lange aus. Diese Gelegenheit war ihm ja erwünscht. Für die Länge ist solch ein Anliegen nicht zu ertragen, ohne es mittheilen zu können. Und wem sollte er es mittheilen, als diesem Manne, der, um etliche Jahre älter, entfernt mit ihm verwandt und seit Kindheit vertraut, sich stets als verläßslicher und verschwiegener Freund erwiesen hatte.

„Gustav", sagte er plötzlich und rückte seinen Sessel. „Ich möchte Dir etwas sagen. Vielleicht kannst Du mir einen Rath geben. Aber sitzen bleiben möchte ich nicht hier. Machen wir einen Spaziergang."

Sie legten ihre Münzen hin und giengen. Durch die Allee hinauf schwieg Alfons, erst als sie in den Eichenwald kamen, wo der Kiesweg mit dem Schatten der treibenden Baumzweige besprenkelt war, bückte er sich nach einem Steinchen, warf es wieder fort und sagte: „Denke Dir, Gustav, ich habe Malheur gehabt. Mit der kleinen Blonden."

„Mit der Strohhutmamsell? Aber das ist doch wohl tempi passati. Du hast mir ja schon lange nichts mehr von ihr erzählt."

„Nun eben dann hättest Du Dir's denken können. Sie ist todt und — das Kind lebt."

Liebe desselben zum Kind, so dass er eine doppelte Liebe hat, die des Vaters und die der Mutter. Wörtlich weiß ich nicht, wie es lautet, ein Spruch ist's."

„Ja mein Gott, was fienge denn ich mit dieser doppelten Liebe an! Und kein Kind dazu. Nein doch, auf einmal so ein kleines, kreischendes Kind haben, und doch wieder keines haben — etwas Komischeres gibt's nicht mehr." So der junge Mann, und dabei musste er sich heftig schneuzen.

„Regnet's denn?" rief plötzlich der Richter; zwischen den Ästen der Eichen klatschten einige Tropfen nieder. „Es muss wohl, denn ich habe den neuen Überzieher an und keinen Schirm bei mir. Da regnet's immer. — Schon wieder vorüber. Aprilwetter. — Ja, Freund, Du hast mich zwar nicht um Rath gefragt in Deiner Angelegenheit. Es gibt eigentlich weiter auch keinen. Aber ich biege das Dokument ein. Das heißt, es wird berücksichtigt. Es ist ja nicht ganz unmöglich, dass sich etwas machen lässt."

Solches ist besprochen worden auf jenem Spaziergange. Am Abende, als die Freunde auseinandergiengen, schlenderte Alfons noch eine Weile durch die Stadt, es that ihm aber das elektrische Licht weh und er suchte die Gassen, wo nur noch einige der alten, trüben Gaslaternen brannten. Er kam auch zu dem Gebäude der Findelanstalt, gieng einen recht langsamen Schritt und kam endlich doch vorüber. Nach dem Friedhofe führte diese schmale, winkelige Gasse hinaus. Aber er sagte sich: Nicht sentimental sein! Wenn Du was Warmes übrig hast, so gib es Lebenden. Er kehrte um und kam wieder am Findelhause vorüber. Es war schon spät in der Nacht.

Am Stadtplatz, links von der Rathhausecke mit dem sechseckigen Thurm, standen in geschlossener Reihe die Häuser des Kaufmannes Marand. Das letzte derselben, das Eckhaus an der Bürgerstraße, trug das Schild „zu den drei Schaufeln". Es war vom Erdgeschosse bis zum dritten Stock mit Waren aller Art angestapelt; die Treppen, Hofbalkone und Hallen surrten den ganzen Tag wie ein Bienenschwarm von Kauflustigen, die von zahlreichen Commis und Handlangern bedient wurden. Durch das Gedränge schritt manchmal, die Hände am Rücken, ein alter stattlicher Herr mit weißem, halbkurzgeschnittenem Haar und grauem Spitzbart. Er machte vornehmeren Kunden die Honneurs, wer ihn aber nach einer Ware oder deren Preis fragte, den wies er mit einer leichten Handbewegung an die Bedienenden. Das war Herr Josef Marand, der Chef des Hauses. Im vierten Stock hatte er eine geräumige Wohnung für sich, sein kleines Frauchen und seinen einzigen Sohn

werden — alle haben ihre Vormünder. Du siehst, dass ich mich schon unterrichtet habe."

„Also Deinem Vater willst Du nichts sagen?"

„Nein. Es würde das ganze Familienglück — was man so nennt — zerstören. Am meisten würde Mama darunter zu leiden haben. Nein, daheim in der guten Stube breite ich meine Sache nicht aus. Niemals."

„Lieber verleugnest Du das arme Kind, läßest es verderben, zum Trottel oder Spitzbuben werden. Na, ich dank' schön."

Da fasste Alfons den Freund am Arm und sprach: „Ich habe Dir nicht vertraut, damit Du mich rasend machen sollst. Wenn Du keinen Rath weißt — ich habe Dich ja nicht verpflichtet dazu."

„Fonserl! Fonserl! Nachdem, wie Du jetzt geneigt bist, anderen Unrecht zu thun, sehe ich klar, dass Du unglücklich bist. Und das freut mich. Das Unglück kommt von Deinem Kummer und der Kummer kommt von der Liebe. Du liebst Deinen Knaben."

„Aber ja!" brauste Alfons auf, zornig erregt darüber, dass ihm eine fremde Hand so tief in den versteckteſten Herzwinkel griff. Die andere Liebe hatte er dem Freunde gern verrathen, dieser hatte er sich geschämt. Sie war zu zart und wundersam, er war ihrer zu ungewohnt. Dieses so sanft und so unwiderstehlich hinneigende wehe Gefühl, dieses Lustgefühl, dieses Angstgefühl — dieses abgrundtiefe Erbarmen — wenn das Vaterliebe war! — Dann erzählte er, wie er durch mancherlei Finten ins Findelhaus gekommen war und das Kind gesehen hatte. Für eine Verwandte in der Provinz sollte er ein kleines Kind aussuchen, eine lächerlichere Lüge fiel ihm nicht ein, doch sie war gut genug, um ihn vor das Bettchen zu bringen, über dem auf der Tafel der Name Richard Fachler und eine Nummer stand. Das war auch alles, was sein Kind besaß, und er — der junge Vater — sollte einmal drei Stadthäuser erben. Und konnte ihm nichts davon geben. So klein lag es da und sein rothes Köpfchen war kaum größer wie ein Apfel. Den Mund und das Näschen hatte es, so deuchte ihm, von seiner Mutter, dem guten armen Mädel, das sie am selben Tage in die Leichenkammer trugen. Die Augen des Kindes hatte er nicht gesehen, es schlief, es versäumte den Augenblick, da sein Vater vor ihm stand, das erste- und vielleicht das letztemal.

„Und seither", sagte Alfons, „wohin ich blicke, überall dieses Kindergesicht. Vorhin im Gastgarten sah ich Gassenjungen, verkommene Rangen, und einer hatte das Gesicht Richards, der Teufel hol's, und war doch eine Fratze! — Freund, ich glaube, ich bin hysterisch."

„Weisst Du, was man draußen im Volke sagt?" sprach nun der Richter. „Wenn von den Eltern eines stirbt, erbt der andere Theil die

stellte er sich dann gelangweilt, lugte aber doch heimlich auf das Decret, das der Alte neben sich auf die Commode geworfen hatte. Der Name des Mündels interessierte ihn ein bisschen. — Es war richtig. Richard Fachler. Sein Vater war Vormund des Enkels geworden.

An einem der nächsten Tage begegnete Alfons seinem Freunde Gustav auf der Promenade. Ganz flüchtig, denn beide giengen in Gesellschaft. „Zufrieden?" rief ihm der Bezirksrichter zu.

Nun kam die Nothwendigkeit heran, dass Marand im Findelhaus sich nach dem Kind erkundigte. Die Besuchsstunde traf sich gerade mit einer Handelskammersitzung, er hatte also nicht Zeit und schickte seine Frau. Die kam ganz erregt nach Hause. Ein so herziges Kind habe sie noch ihr Lebtag nicht gesehen. Dann begann sie, es zu beschreiben, während der Alte mit finsterem Gesichte den Courszettel durchsah und Alfons mit der Seidenbürste seinen Cylinder glättete. So ordentlich hatte er den Hut noch nie gebürstet; so lange die Mutter redete, stand er am Fenster und bürstete den Hut. Sie hatte auch die Papiere der Kindesmutter mitgebracht, derer bemächtigte sich sofort der Student, um seinem vielbeschäftigten Vater die Durchsicht zu ersparen. Außer den gewöhnlichen Documenten war ein zierliches Notizbüchlein da, das er unterschlug und aus welchem er später ein paar Blätter entfernte, auf denen sein Name stand.

In der nächsten Woche wurde Marand — und zwar zu sehr ungelegener Stunde, er hatte nothwendig im Warenmagazine zu thun gehabt — zu Gerichte beschieden, um seine Unterschrift zur Verfolgung und Habhaftmachung des Kindsvaters zu leisten. Er that ein übriges und bestimmte für die Auffindung „dieses Strolches" ein Prämium von fünf Ducaten. Mittlerweile kündigte das Findelhaus dem Kinde den Aufenthalt, es sei eigentlich kein Findelkind, weil ja die Mutter bekannt war, es gehöre in ein Kinderasyl. Da gab es nun neuerliche Laufereien zu den Behörden, zu allerlei Anstalten und Persönlichkeiten und der Arzt verlangte, das Kind müsse eine Amme haben, es sei schwächlicher Natur und könne nur durch besondere Sorgfalt am Leben erhalten werden. Unter solchen Plagen nahm Marand eines Abends, als er mit seiner kleinen Familie beim Thee saß und eine vorzügliche Havanna rauchte, Anlass, über die Folgen eines Fehltrittes zu sprechen und ganz ausdrücklich seinen Sohn davor zu warnen. „Wenn Du einmal so was anstellteſt, Alfons! Ich weiß nicht! Ich möcht's nicht erleben! Merk' Dir's!" — Darob war die Mutter etwas ungehalten und meinte, das sei wirklich ganz überflüssig, vor Alfons solche Sachen zu besprechen; wenn sie sonst keine Sorgen hätte! diese, dass ihr Sohn in fraglicher Beziehung etwa nicht musterhaft sei, wolle sie leicht ertragen. Man müsse ihn nur nicht mit der Nase daraufstoßen.

Alfons. So lebhaft es in den unteren Stockwerken hergieng, so still war es im obersten. Der Sohn, ein studiosus juris war selten zu Hause, und wenn doch, so war er in neuester Zeit schweigsam und schwermüthiger Stimmung. Die Mutter suchte ihm seine Lieblingsspeisen aufzudrängen, durchwärmte übermäßig sein Zimmer, wollte mehrmals schon den Arzt rufen, denn sie war überzeugt, dass eine innere Krankheit in ihm nage. Sein Vater war der Meinung, Alfons arbeite zu wenig und der Müßiggang mache misslaunig.

Nun wurde der alte Herr selbst, obschon er stets tüchtig arbeitete, eines Tages in eine große Misslaune versetzt. Kam er zum Mittagsmahl mit zorngerötheten Wangen, einen grauen Papierbogen in der Hand. „Da haben wir's!" polterte er auf seine erschrockene Frau los. „Diese Lumpen! Da setzen sie Kinder auf die Welt und lassen andere dafür sorgen. Sie können mich zwingen, sagt mein Rechtsanwalt, und ich sage, sie können mich nicht zwingen. Geht das Bezirksgericht kurzer Hand her und commandiert mich zum Vormund eines Findelkindes. Oder so etwas. Den Herrn Papa kennt man nicht, natürlich, und die Mutter stirbt bei der Geburt. Diese Gewissenlosigkeit! Und jetzt drängen sie mir den Balg auf, es ist ja zum Todtlachen! Aber ich recurriere! Zwingen! Ich glaube nicht, dass man zu so etwas gezwungen werden kann. Das ist doch eine Gewissenssache, und zu einer solchen kann kein Mensch gezwungen werden. Nein, was sie einem bei uns alles aufmutzen wollen!"

Seine Frau war bald beruhigt und meinte, das Unglück sei ja nicht so groß. Er hätte doch öfter schon Vormundstelle vertreten und wisse, dass außer ein bisschen Überwachung des Mündels nichts verlangt werde.

„Nichts verlangt, nichts verlangt? Schon morgen bin ich zu Gericht beschieden zur Pflichtgelobung, um neun Uhr. Gerade diese fatale Stunde, wo die erste Post abzufertigen ist. Und so geht's hernach fort mit den Laufereien, einmal zum Gericht, dann zum Kind, dann in den Stadtrath, dann zum Vater —"

„Aber wenn man den Vater gar nicht weiß", lachte die kleine muntere Frau.

„Eben, der Vormund soll ihn suchen, das gehört zu seinen ersten Pflichten. Und wenn man so 'nen Kerl dann noch bei den Ohren nehmen dürfte! Hat der Vormund Rechte? niemals, nur Pflichten — ich pfeife darauf."

Alfons saß bereits bei seinem Suppenteller und löffelte tüchtig darauf los.

„Du isst schon wieder zu heiß, Kind!" verwies ihm die Mutter, denn er war roth im Gesicht bis hinter die Ohren. Während des Essens

Selbstverständlich nur für die erste Zeit, bis das Geschöpf etwas kräftiger ist und ohne Bedenken aufs Land gebracht werden kann."

Die Frau war über diesen Vorschlag verwundert. Instinctiv regt es eine Frau auf, wenn der Mann plötzlich ein fremdes Kind unsicherer Herkunft ins Haus nehmen will.

„Was meint Ihr?" fragte er.

„Mich geniert's nicht", antwortete Alfons mit gleichgiltiger Miene.

Die Mutter meinte, das müßte erst gut überlegt werden. Hätte man so etwas einmal im Hause, dann wäre schwer, es wieder fortzubringen. Es müsse extra dafür eine Magd gehalten werden und allerlei sonst. Die Männer hätten keine Ahnung, was das heißt, ein kleines Kind im Hause haben. Aber sie seien nachher doch die ersten, die sich über das Kindergeschrei beklagen.

„Mich geniert's gar nicht," versicherte Alfons noch einmal.

„Ich glaube endlich auch dem Vater auf der Spur zu sein", sagte der Alte. „Heißt das, positive Anhaltspunkte sind noch keine vorhanden, aber mancherlei stimmt auffallend. Ihr erinnert Euch noch an den Commis Steiner, den ich vor zwei Jahren entlassen musste. Der soll in dem Hause des Strohhuthändlers Goll gewohnt haben. Beim Goll im Hause, dort ist ja auch die Kindsmutter gewesen."

Das Tabakzusammenfegen auf dem Teppich erlitt eine Unterbrechung. Alfons war für zwei Augenblicke erstarrt.

„Der Steiner, meinst Du?" fragte die Frau. „Wenn ich nicht irre, ist der damals ja nach Triest übersiedelt."

„Ei richtig, Frau, Du hast recht. Man hörte sogar, dass er nach Südafrika ausgewandert sei, ich erinnere mich. Also der nicht. Dann ist's aber jedenfalls ein anderer. Ich werde ihm schon noch draufkommen."

Die Tabaksammlung gieng wieder ruhig von statten.

„Natürlich, in dieser Angelegenheit kommt's auf die Hausfrau an", sagte der Kaufmann. „Wenn es Dir nicht recht ist, dann nicht."

„Mein Gott, recht ist — recht ist!" entgegnete sie gutmüthig greinend. „Wenn ein gutes Werk geschieht, das muss einem wohl immer recht sein."

Da klatschte Alfons die Hände zusammen und rief in aller Lustigkeit aus: „Die Mama! Jetzt hat sie ein kleines Kind bekommen!" Und schon lange nicht mehr, wenn er des Abends auf sein Zimmer gieng, klang's so warm und froh wie heute: „Gute Nacht, Vater! Gute Nacht, Mutter!"

---

Nun war der kleine Richard im Hause Marands. Anfangs gab es Unebenheiten im Haushalte. Ein Kind, und es mag noch so klein sein, beherrscht das Haus. Aber sie ertrugen es. Hatten sie sich's doch

Am nächsten Morgen, als Alfons auf die Universität gieng, begegnete ihm auf der Treppe ein Weib vom Lande. Es hatte einen großen Handkorb bei sich, das runzelige Gesicht, das nur theilweise aus dem wulstigen Kopftuche hervorguckte, war über der Nase mit einem Leinwandpflaster bedeckt. Zu ihren Füßen heulte plötzlich ein braunes Dachshündchen auf, dem sie auf die Pfote getreten. „Luder, verdammtes!“ kreischte die Alte und stach mit ihrem rothen Regenschirm nach dem Thiere. Und dann erkundigte sie sich mit einer dünnen singenden Stimme, die aus zahnlosem Munde kam, ob in dem Hause der Kaufmann Marand wohne. Sie habe gehört, er sei der Vormund eines Findelkindes und da sie gerade beim Arzt in der Stadt zu thun gehabt habe, so wolle sie gleich ein kleines Kind mit nach Hause nehmen und da möchte sie halt anfragen, was dafür bezahlt würde.

Alfons antwortete, der Mann wohne allerdings im Hause, aber er würde sie, wenn sie in dieser Sache vorspreche, unfehlbar über die Stiege herabwerfen. Darob ist die Alte umgekehrt und Alfons hat auf seinem Weg in die Vorlesung und während derselben den Gedanken weitergesponnen, wie, wenn der kleine Richard diese Hexe zur Nähr- und Pflegemutter bekäme?

Bei einem Vorspruch im Findelhaus, um für das Kind die Bleibefrist zu verlängern, fand der alte Herr sich doch genöthigt, sein Mündel anzusehen. Und als er nach Hause kam, war er unwirsch und über sein Journal gebeugt rief er aus: „Der arme Wurm kann ja schließlich nichts dafür. Es ist ein armer Wurm. Anders kann man's nicht sagen.“ — Und abends beim Thee lauerte er die Stimmung seines Frauchens ab. Sie hatte viele gute Tage und er wollte nicht gerade einen der wenigen schlechten erwischen.

„Die Sache bin ich satt“, polterte er plötzlich hervor. „Ein Gelaufe hin und her, schon wochenlang. Eine Behörde schiebt's auf die andere, niemand will sich annehmen ums arme Wesen. Wenn ich — wie es beinahe aussieht, das Findelhaus bezahlen soll und die Amme verlohnen und fürs weitere Fortkommen sorgen — ja zum Satan, da ist's einfacher, man nimmt das Kind ins Haus — —.“

Und nun forschte er, was sie dazu für ein Gesicht zog. Sie zog aber gar kein's, sondern behielt ihr natürliches bei, das gute freundliche, blasse und feinrunzelige Gesicht. Hingegen hatte Alfons, der gerade eine Cigarette zu drehen im Begriffe war, mit einer plumpen Armbewegung die Tabakschachtel über den Tischrand hinabgestoßen, nun konnte er sich den feinen Türkischen auf dem persischen Teppich zusammenfegen.

„Im Gartenzimmer“, setzte der alte Herr bei, „würde es wenig genieren. Natürlich eine Amme dazu, und die Sache hat sich gehoben.

# Die Universität, ein Heim des höheren Lebens.

Von J. L. Spalding.[1])

Civilisation ist die Einheit des moralischen Willens eines Volkes, wie er sich äußert in seiner Geschichte. Die Universitäten der Vergangenheit wie die der Gegenwart haben nur theilweise ihre Mission erfüllt, da es ihnen nicht gelang, ein tieferes und reineres moralisches Leben zu pflegen. Ja, oft waren und sind sie noch die Cultstätten des Lasters. Der Hauptfehler ist der moralische Fehler, und eine Erziehung, die nicht gutes Benehmen fördert, nicht den Charakter bildet, trägt tödtliches Gift in sich. Unser Leben wird durch das, was wir fühlen, weit mehr geregelt und geleitet als durch das, was wir kennen, und die Potenz des Fühlens und Wollens ist gerade so bildungsfähig als der Intellect. Glauben, hoffen, lieben, tapfer, gütig und nützlich sein, kann man uns viel leichter lehren als das Denken; ohne moralischen Ernst in dem Streben nach Wahrheit ist es unmöglich, richtig denken zu lernen. Wenn man die Philosophie nur studiert als intellectuellen Zeitvertreib, und das Betragen betrachtet als politische Sache, dann kann rechte Erziehung nicht gegeben und nicht empfangen werden.

Ideale Weltanschauung und sittiges Betragen bilden die Grundlage eines rechten menschlichen Lebens, und der Student, der von diesem Princip nicht begeistert ist, kann wohl ein Mann werden, der glänzend ist und berühmt, nicht aber einer, der groß und edel ist. Was also immer die Gefahren entfernt, die sittliches Schaffen bedrohen, wie Reichthum und Luxus, das ist dem Leben des Schülers nützlich. „Was die Universität von Paris mächtig, ja positiv schrecklich machte“, sagte Savigny, „war ihre Armut. Sie hatte nicht einmal ein eigenes Gebäude, sondern musste gewöhnlich ihre Zusammenkünfte in den Klöstern befreundeter Mönchsorden abhalten. Ihre Existenz nahm so einen rein geistigen Charakter an und wurde dauernd unabhängig von der zeitlichen Ordnung.“ Sie entstand, wie die meisten Universitäten, aus der theologischen Facultät; geschliffen im Geiste einer weitblickenden Philosophie, umfangend die vernunftgemäße Interpretation der Erscheinungswelt von Geist und Stoff, war sie frei von berufsmäßigen und technischen Zielen und wurde so durch das ganze Mittelalter als die Mutter der Universitäten betrachtet. Jede Universität muss einen großen sittlichen Plan besitzen; ein großer sittlicher Plan aber, der inspiriert

---

[1]) Einzelne Gedanken aus dem Capitel „Die Universität als Pflanzstätte höheren Lebens“. Im Buche „Gelegenheit“. Anreden von Monsignore J. L. Spalding. Aus dem Englischen übersetzt von Isidor Heneka. München, G. Schuh & Co. 1903.

selbst eingebrockt. Der Vater hatte es im Hause haben wollen, die Mutter hatte ja gesagt. Alle vormundlichen Laufereien des beschäftigten Kaufmannes hatten ein Ende, das Gericht sagte nichts weiter, denn es wusste die Waise in guter Hut. Alfons war jetzt fast immer zu Hause, er brachte manche Stunde im Gartenzimmer zu und spielte mit dem Knaben, der von Woche zu Woche prächtiger gedieh und ein sehr schönes Kind war. Und selbst zur Zeit, wenn andere Studenten in der Kneipe saßen, blieb Alfons daheim und herzte das Kind.

Nach ein paar Jahren war der Knabe ein gesundes, kräftiges Menschlein geworden. Ein lieber kleiner Kerl. Das Haar war nachgedunkelt, die langen Augenwimpern und Brauen waren pechschwarz und die großen runden Augen schauten frisch und kindlich in die gute Welt hinaus, die liebevoll um ihn aufgerichtet worden war. Nun bekam er die erste Hose und das Übrige dazu — einen „Matrosenanzug" mit den flotten Schulterklappen und den goldenen Ankern daran, und das Käppchen dazu, wie es ähnlich einst auch Alfons gehabt.

Zur Zeit fiel Josef Marands sechzigster Geburtstag.

Am Vorabende desselben lud der Jubilar seine Frau und seinen Sohn zu einer Besprechung ein.

„Ich hätte einen Wunsch", sagte er „aber ich fürchte, Ihr werdet nicht damit einverstanden sein. Besonders Du nicht, Alfons. Denn für Dich bedeutet es eine Einbuße. Übrigens — Du könntest ja auch fünf Geschwister haben, oder acht, oder mehr. Einen Bruder verträgst Du spielend."

Jetzt hob die Frau rasch ihre Hand und wollte ihm den Mund zuhalten.

„Lasset mich bloß ausreden", sagte er ernsthaft. — — „Wenn wir den kleinen Richard ganz adoptieren wollten? Was denket Ihr?"

Nun konnte Alfons sich nicht mehr halten. Laut lachend fiel er dem Alten um den Hals und umarmte die Mutter und küsste sie und lachte und rief endlich aus: „Papa! Mama! also Ihr wisset alles? Ihr wisset alles?"

Sie stutzten und schauten ihn an. Nichts wussten sie. Aber als jetzt der kleine Richard zur Thür herein hüpfte, im neuen Kleidchen und hell lachend auf Mama zu, kreischte das Kaufmannsfrauchen auf: „Marand Josef! Das ist ja der Fonserl!"

Da wussten sie alles.

---

Jurisprudenz und Theologie sind, wenn sie nur der Praxis halber studiert werden, keine freien Studien, sie schränken eher den geistigen Horizont ein, unterjochen den Geist unter das, worin er thätig ist, wenn ihn nicht vorher die Philosophie geschmeidig gemacht hat, die Philosophie, welche die freie Wissenschaft, und ein Hauptzweck des Universitätsunterrichtes ist.

Edle Hingebung an Philosophie, Religion oder Cultur findet sich selten bei neidischen und streitsüchtigen Geistern. Dispute gefallen den Unwissenden, Vorurtheilsvollen; jene, die am wenigsten sich kümmern um des Menschen höchstes Gut, sind am ersten bereit, sich um Kleinigkeiten zu streiten. Die Luft, die der wahre Student athmet, ist rein und heiter; die Gedanken, in denen er lebt, haben dauernden Wert, und sind vermischt mit milden, gütigen Gefühlen. Sein Gesichtskreis ist weit, er ist tolerant in den kleinen Sachen, die den niedrigstehenden aufregen. Er weiß, dass sich die Wahrheit nicht enthüllt im Sturme der ziel- und planlosen Controverse. Er kümmert sich nicht um Rang und Popularität und besitzt deshalb keine Sinnesart, die Eifersucht und Neid ermöglicht. Seine bessere Einsicht in die Vergangenheit gibt ihm einen größeren, reelleren Gesichtspunkt für die Gegenwart. Im dunklen, nüchternen Lichte abgestorbener Reiche und veralteter Civilisation erkennt er, wie eitel die meisten Dinge sind, durch die wir unseren Frieden stören lassen. Er weiß, dass wir Zweifel und Schwierigkeiten am besten los werden durch Handeln und Dulden, nicht durch Streiten und Tadeln. Er versteht, wie leicht diejenigen, die sich an einen Kreis enger Gedanken und Liebhabereien gewöhnen, es profan finden, Gott überall zu sehen, und sich in ihrem Mikrokosmus niederlassen, glaubend, er sei das Weltall. Er will sie nicht stören, denn das ist ihre Welt. Er merkt, dass der schlimmste Egoismus nicht individuell, sondern corporiert ist, dass jene, die persönlich gütig, ja sogar großmüthig sind, das Gewissen verlieren, und hart werden und unbeugsam, sobald es sich um eine Frage ihrer Partei und ihrer Clique handelt, und dass auf diese Weise das, was Patriotismus heißt, oder was religiöser Eifer genannt wird, die Menschen zu den abscheulichsten Verbrechen verleitet hat. Er betet mit Isaias: „Nur Friede und Wahrheit seien in meinen Tagen." „Mögen andere streiten", sagt St. Augustin, „ich will bewundern." —

Nichts zerstört das Vertrauen der Jugend so sehr und so schnell, als wenn sie weiß, dass ihre Lehrer unaufrichtig oder ungerecht sind. Lieber noch mit Gewaltthätigkeit als mit trügerischer List regieren. Wenn irgend etwas Falsches an ihnen ist, kann es dem schnellen Blick jugendlicher Augen nicht entgehen. —

Wenn der Lehrer seine Schüler fühlen läst, wie sehr er sie an geistiger Macht und an Cultur übertrifft, dann entmuthigt er sie; denn

und anzieht, der erzieherisch wirkt, muſs seine Nahrung in einem tiefen und reinen Idealismus haben. Persönliche Moralität muſs in der Überzeugung wurzeln, daſs Gerechtigkeit Leben ist; ist sie nur eine Sache der Convenienz und der Klugheit, dann ist sie ein todtes, nutzloses Ding.

Zweifelsohne ist es Sache der Universität, den Verstand zu bilden, die geistige Cultur als ihren Endzweck anzusehen; allein Wissen sollte nicht getrennt sein von Weisheit, sittliches Hervorragen nicht von dem intellectuellen. Das erste, wesentliche Ziel ist, Männer, nicht Schüler heranzuziehen. Der Student, wie der Autor oder der Künstler, ist ein niederes Wesen, wenn er nicht auch edlen Charakter besitzt, tapfer, liebevoll, rein und aufrichtig ist. Organisation, herrliche Bauten, Stiftungen und Privilegien machen nicht die Schule aus. Eine begeisternde Idee muſs es sein, ein erhabenes lebendiges Ziel und Streben, eine Idee, die Lehrer und Schüler zugleich beseelt. Fehlt es daran, dann ist alles andere nutzlos. Das muſs besonders gesagt werden. Wenn auch der religiöse Glaube die große Hauptquelle des sittlichen Lebens bildet, so ist gleichwohl Religion nicht immer ein synonymes Wort für Moralität: Im Gegentheil, sie kann mit jeder menschlichen Schwäche und jedem Laster verbunden sein; soll sie erzieherischen Wert haben, muſs sie lebenskräftig sein, muſs sie Macht haben, den Menschen nicht minder moralisch als geistig anzuregen und fortzubilden. —

Der Universitäts-Student erntet die besondere Frucht, die solche Erziehung hervorbringen sollte, nur dann, wenn er sich den philosophischen Geist aneignet, dessen Attribute, wie Newman sagt, Freiheit, Unparteilichkeit, Ruhm, Mäßigung und Weisheit sind. —

Wenn Universitäts-Studenten als Alltagsmenschen, oder noch schlimmer leben und sterben, dann waren sie nie auf einer wahren Universität, oder sollten nie auf einer solchen gewesen sein. Die Schule kann im besten Falle nur in der Arbeit geistiger und moralischer Disciplin die Anregung und Führung geben. Die entscheidende Sache für einen jeden, soll sein Leben eine besondere Bedeutung und einen besonderen Wert besitzen, ist nicht, was er gelehrt wird, sondern was er selbst erlernt. —

Ein Hauptfehler unserer Erziehung liegt darin, daſs sie, statt das zu pflegen und zu entwickeln, was des Menschen eigentlichen Wert ausmacht, Kenntnisse vieler Dinge bringt, die nur schwach mit dem wahren menschlichen Leben in Beziehung stehen. —

Die Dispute der Theologen interessieren, wie alle Streitigkeiten, hauptsächlich die Betheiligten; andern sind sie Plage und Ärgernis. Sie entspringen weniger der Liebe zur Wahrheit, als einem engen, unsympathischen Temperamente, das oft in einem berufsmäßigen Geiste sich findet, und schon unendliches Unheil in der Welt angerichtet hat. Medicin,

denn eine Universität ist ein Heim großer Lehrer, oder sie ist überhaupt keine Universität. Kostspielige Gebäude, reiche Stiftungen, gut gefüllte Bibliotheken, fein ausgestattete Laboratorien, zahlreiche Studenten sind nur Symbole jenes herrlichen, üppigen Klimas, wo alles, nur nicht der Geist des Menschen göttlich ist, wenn es an großen Lehrern fehlt.

# Ums tägliche Brot.

Ein Bild aus dem steirischen Volksleben von **Rosa Fischer.**

Das Körndl hat keinen Wert, die Bauern müssen zugrunde gehen! So hört man tagtäglich sagen und in allen landwirtschaftlichen und „bauernfreundlichen" Zeitungen steht es geschrieben. Bejahrtere Leute wissen zu erzählen, wie es früher lustig gewesen, als das „Wecht Troad"[1]) zwölf und fünfzehn Gulden gekostet hatte — ja Fälle werden angeführt, wo das Wecht Korn mit dreißig und vierzig Gulden bezahlt worden war.

Bei solchen Beschreibungen bleibt mir immer das Herz ein bisserl stehn oder es geht ein wenig schneller.

„Brot und Most ist dem Bauern sei' Kost" heißt es im Volksmunde und das Brot in der Tischlade ist jedem zugänglich im Bauernhause, Kind und Gesind, und wo ein Besucher zuspricht, fremd oder nahe bekannt, sobald er Platz genommen am Tisch, wird ihm auch der Laib Brot vorgelegt mit der gastfreundlichen Einladung, sich einen Bissen abzuschneiden.

Das ist so traulich und traulich auch die Art und Weise, wie immer und immer fürsorglich geschaut wird, dass ja das Brot nie ausgeht im Haus. Der Hausvater, der das Samenkorn der Mutter Erde anvertraut, er sagt wohl: „In Gott's Namen", wenn er beim Säen den ersten Tritt thut aufs Feld und den ersten Armschwung in die Luft; und er sagt wohl in „Gott's Namen", wenn es nach unendlich viel Fleiß und Schweiß so weit ist, dass das geerntete Körndl auf den Boden und in die Truhen getragen wird.

„Gott sei Dank", und mit diesem Seufzer zeichnet er ein Kreuz in die weichgefügige Frucht, oder er legt den Rechen darein und macht dann eine Art Stammbaum mit den Anfangsbuchstaben und der Zeichnung des „süßen Herzens Jesus".

Das ist so gebräuchlich und so oft auch in „die Mühl angrechtelt"[2]) wird, das heilige Zeichen wird jedesmal wieder in die zurück-

[1]) Großer Metzen Getreide. [2]) Das Korn für die Mühle gerichtet, in Säcke gefüllt.

je empfänglicher sie sind für Erziehung, desto größer ist ihre Bescheidenheit und ihr Misstrauen auf sich selber. —

Diejenigen sind die besten Lehrer, die das Studium am anziehendsten machen. —

Wie ein weiser Mann wenig an seinen Erfolg und mehr an seine Fehler denkt, auf dass er lerne, sie gut zu machen, ebenso müssen Lehrer, wenn sie Erzieher werden wollen, weniger den guten Schülern Aufmerksamkeit schenken, als sich ganz besonders der schwachen und langsamen annehmen. Eine Schule beurtheilt man mit größerer Sicherheit nach denjenigen, die sie zu bessern unterlässt, als nach jenen, die sie vorwärts bringt. —

Das Wort, welches Gott am Anfange sprach, ist das Wort, das Gott für immer spricht: Es werde Licht; es wachse das Wissen, nehme zu die Weisheit, herrsche die Liebe. Das Licht des Geistes macht die Welt harmonisch und schön. Das vornehmste Volk ist nicht das reichste und stärkste, sondern das Volk, dessen Seele von den höchsten Gedanken und dem göttlichsten Streben durchdrungen ist. Nimm irgend einem Lande einhundert seiner größten Männer in Religion, Philosophie, Poesie, Literatur und Kunst, und das Leben aller sinkt auf eine niedrigere Stufe. Lass den Lehrer darum täglich darnach streben, seine Schüler zu jener Welt zu erheben, in der dieses Hundert ein Heim gefunden.

Der einzig ernste Unterricht ist der, welcher Vernunft und Gewissen pflegt. Die Worte, welche der Lehrer spricht, seien sie auch noch so weise, haben weniger Einfluss auf seine Hörer als sein Charakter. Der Mann, nicht das Wort ist beredt. —

„Wer es unternimmt, einen Menschen zu bilden“, sagt Rousseau, „muss erst wahre Menschlichkeit in sich selbst entwickelt haben.“ Ferner: „Der Pedant und der Lehrer sagen ziemlich dasselbe; allein der erste sagt es zur rechten und unrechten Zeit; der Lehrer nur, wenn er sicher ist, dass es den rechten Effect hervorbringen wird.“ —

Eine Universität ist nicht so sehr ein Ort, wo alle Facultäten vertreten sind, wo alles Wissen mitgetheilt, wo originelle Forschung getrieben wird, wo Menschen für die verschiedenen Berufszweige, die menschlichen Anforderungen dienen, vorbereitet werden, als ein Ort, wo große Geister, gute Herzen und edle Seelen versammelt sind, mit Weisheit, Liebe und Glauben auf die Jugend einwirken, ihr ganzes Wesen entwickeln und zum Ideale rechten Lebens und zu vollkommener Menschlichkeit erheben. Die ganze Frage der Erziehungsreform und des Fortschrittes ist einfach eine Frage der Anstellung guter und der Entfernung unzulänglicher Lehrer. Und diejenigen, die Erfahrung haben, wissen am besten, wie schwer dies ist. Wenigstens an einer Universität sollte es möglich sein;

hoffnungsreiches Bitten. Und später, wenn wir an einem Sonntag-Nachmittage einmal hingiengen durch die trübherbstliche Flur, ach, wie blieb da das Auge und das Herz hängen an der zart keimenden Saat!

Und der Winter kam mit seinem Ungestüm, mit seinem Schnee und seinen kalten Winden, und wenn wir da so geborgen saßen im „vollen“ [1]) Haus und wenn das Brot in der Lade war und Korn und Mehl in Kammern und Truhen, das Essen am warmen Herd, wie hätten wir nicht des schutzlosen Pflänzchens gedenken müssen, das draußen im Froste zitterte — so beiläufig wie man eines lebenden, unbeschützten Wesens gedenkt!

Dann sprach wohl der Vater sorgenvoll: „Der kalte Wind frisst's Troad“ [2]) und wenn Schnee fiel in der Quatemberwoche, dann hieß es:

„Quatember-Schnee
thut den Troadern weh.“

Blieb der Schnee lange Zeit liegen, etwa hundert Tage, ohne inzwischen einmal wegzuthauen, dann ward die große Sorge laut, dass das Korn „verwintern“ werde, nämlich unter der zu schweren Hülle ersticken.

Und dann wenn der „Auswärts“ [3]) kam und die linden Lüfte wehten — wenn die „Palmkatzl“ [4]) blühten und zur österlichen Zeit wir hinausgiengen und geweihte Palmkreuzlein in die Ackererde steckten, wie hätten wir uns nicht freuen sollen, wenn alles so im jungen Leben grünte.

In solchen Stunden wird man fromm und lebensfreudig — Vertrauen heißt es — Gottesgläubigkeit und Weltfreude zugleich.

Später wurde es noch schöner. Wenn das Korn schon hoch war, dass es im Winde wellte, ach, da war es, als ziehe ein grünes, sanft wogendes Wasser über alle Hügel und Thäler hin, und wenn gar die Halme schossen und die Ähren winkten, und wenn die Grillen sangen und die Kornblumen blühten, und wenn abends die Sonnwendkäferchen schimmerten und glühten — ach, da war es wohl so schön, so voll Glückseligkeit und Frieden, dass wir uns nicht trennen konnten von dem lieblichen Bilde und nur immer wünschten, dass wir diese schönste Zeit noch einmal in recht tiefem, süßem Glücke genießen möchten!

So der sinnige Mensch. Aber der praktische Landwirt denkt ein wenig anders. Er freut sich auch der schönsten Frühsommerzeit — wie lacht ihm das Herz, wenn das „Troad“ blüht mit bräunlichem, duftig verstaubendem Flaum — ach, ein heiliger Hauch — ein Weiheduft —

---

1) Mit Nahrungsmitteln versehen.
2) Verzehrt, vernichtet das Getreide.
3) Vorfrühling.
4) Palmweiden.

bleibende Frucht geprägt und ebenso das Kreuz in das Mehl, das in der Truhe ist. Die Hausmutter aber oder die Magd, welche zum „Backen z'sammen" richtet, nämlich das Mehl in den Backtrog gibt und das „Ura"[1]) einrührt, sie machen wieder das Kreuzzeichen darauf und dann noch einmal auf den gekneteten Teig, der zum „Aufgehen" bereit ist.

Der erste Laib, der in den Ofen „eingeschossen" (eingeschoben) wird, bekommt rasch drei Fingertupfe und heißt der „Gott'snam-Loab", und wenn später ein Laib Brot angeschnitten wird, so macht man noch vorher mit dem Messer oder Finger das Kreuz darauf: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen."

Jederzeit wird also darauf getrachtet, dass das Brot nicht ausgeht und wenn die Arbeit „gnöthig" wird, wird vorher „bachn" (gebacken); wenn hohe Feiertage kommen, wird wieder gebacken, und wenn etwa die junge Hausmutter im Willen hat, nach „Rom zu reisen", nämlich, wenn sie ins Wochenbett kommt, da backt sie „vor", zwei „Bäck" nacheinander, dass ja das Brot da ist, so lange sie nicht schaffen kann für die Ihren.

So war es auch im Kleinbauernhaus droben in der „G'schieln"[2]) beim Weißenbacher, als die Mutter starb. Sieben Kinder hatte sie vorher gehabt und hatte die Geburt des achten nicht gefürchtet. Dann kam etwas Unverhofftes und — das vom vielen Arbeiten und alljährlichen Kinderhaben ermattete junge Weib stand nicht mehr auf. Auf dem schmalen Brett lag es blass und still unterm durchsichtigen Überthan und die Kinderschar weinte. Da waren die größeren Dirndln, die schon begriffen — die kleineren Buben, die sich verschüchtert vor den vielen ab und zu gehenden fremden Leuten an die Schwestern drückten — das Kleine, das erst geboren worden war und dem keine Mutterbrust Nahrung reichte.

Wie groß war damals der Jammer — wie zu Thränen rührend der Aufblick zur „Broträhm"[3]) im Vorhaus draußen, wo etwa zwölf große Laibe sich befanden — ach, in alles Leid, in alle Verzweiflung das tägliche Brot für etwa vierzehn Tage — noch geknetet, noch gebacken von treuer Mutterhand. —

So geht es mit dem Brot im Bauernhaus und so war es auch bei uns Jahr für Jahr. Wie hätten wir nicht die Weihe fühlen müssen, wenn der Vater im Herbstesschein hinschritt übers frisch geeggte Ackerland und das Korn aussäete. Ein heiliger Duft stieg aus der Heimaterde auf und drang in die Herzen und stieg zum Himmel auf wie ein

[1]) Urzeug, Sauerteig.
[2]) Eine Hügelgemeinde bei Hartberg.
[3]) Brotrahmen, eine an der Wand ziemlich hoch befestigte Vorrichtung zum Hineinlehnen der Brotlaibe.

So schön wie an jenem Tage ist die Frucht nie gestanden, so silberhell, vom leichten Wind bewegt, und so schön wie damals ist uns die Welt nie erschienen, so grün, so sonnig und froh — das Erdäpfelgstauder bis an die Knie hoch und mit weißen Blütensternen. Dann wurde es schwül, am Bergkamm stieg ein Nebel und die Erde lechzte vor Durst. Aber nicht Regen war es, was kam — nein, nein. Rothe Nebel flogen — Schauerwolken — und ein Sieden in der Luft und ein Dunkelwerden auf Erden. Es kam so schnell. Wir eilten ins Haus, wir bargen das Vieh — wir schlossen die Fensterläden und wollten beten. Zu spät. Wir haben es nicht ausgehalten auf den Knien, nicht im dämmerigen Zimmer, als draußen der Hagel zu fallen begann, so groß, so verderbenbringend — als er an die Fensterläden schlug, klappernd und sturmgepeitscht, ohne Aufhören, als sei es der jüngste Tag.

Damals sind wir aus- und eingegangen durch das Haus, haben uns die Ohren verhalten, um nicht die grause Melodie zu hören und haben eine große Verzweiflung im Herzen getragen. Und als das Wetter schwieg — als es endlich, endlich stille ward, sind wir hinausgetreten in die Gotteswelt.

Ein traurig Bild. Eis, Hagel, rauschende Wässer. Die Baumzweige, das Obst, Hagel, alles durcheinander auf dem eisig kalten Rasen. Die Saaten zerschlagen, vernichtet, vor den eigenen Augen zusammen geschlagen — das tägliche Brot.

Ein dumpfes Gefühl der Trostlosigkeit hat sich unser bemächtigt; tagelang summte es im Kopf, wühlte es in der Brust. Was thun?

Eine traurige Zeit! — Schon für uns, die wir zu den Wohlhabenden zählten, wie erst für jene, in deren Hütten die Armut wohnte. Traurige Gesichter haben wir rings gesehen — das Gefühl, dass es keine Freude mehr geben könne für ein ganzes Jahr, drängte sich in uns auf und eine Empfindung der Bitterkeit, wenn uns unser Weg vorüber führte an unbeschädigten Feldern, an wogender Frucht.

In diesem Jammer drang nur eine Stimme des Trostes in unsere Herzen: „Wir beten ja um unser tägliches Brot — Gott wird es uns geben."

Und er hat es gegeben, ein ausreichendes, reichliches Brot. Die Kornpreise waren niedrig, wir haben im Magazin gekauft, billiges Mehl, schöne Frucht — wir haben ein gutes, genügendes Brot gebacken.

Damals nun, als bei den Thaldörfern drunten, wo es nicht gehagelt hatte, der Weizen im goldenen Glanz stand, sind mein Vater und ich mit einem gut bekannten und auch gutmütigen Besitzer aus einem jener Dörfer beisammen gewesen und die Rede fiel auf die herrliche, goldene Frucht. Der glückliche Bauersmann freute sich seines Ernte-

das Brot, es blüht das tägliche Brot. Zugleich aber ist diese Zeit eine Zeit der schwersten Sorge. Wenn ein Wölklein am Himmel aufsteigt und wenn es dann drohend, finster aufbaut — wenn es mit schwarzem Wetterdunkel grollend und donnernd niederzieht — wenn der Sturmwind kommt und Regengüsse und das unheilvolle Sausen und Brausen in Lüften — wenn Hagelkörner sich zeigen und klappernd an die Fensterläden schlagen oder wenn es niedergeht, eisig und weiß, schauervoll — ach, wie sollten nicht die Herzen erzittern, die Hände sich falten und die Lippen betend stammeln: „Verschone uns, o Herr — Gib uns heute unser tägliches Brot."

Wir haben auch das mitgemacht. Wenn ein „Wetter" kam, giengen wir in die dunkel dämmernde Wohnstube, zündeten Weihelichter an und beteten. Und wenn es recht schauerlich, verderbendrohend wüthete, stand die Mutter am Fenster des Nebenzimmers und hob segnend und betend ein geweihtes Crucifix dem wilden Elemente entgegen. Sie gieng auch vors Haus hinaus und „sprengte" [1]) Weihwasser nach allen Himmelsrichtungen unter heißdrängendem Gebet.

Und wenn es dann vorüber war — wenn das Wetter schwieg und ferne donnernd sich verzog — wenn feucht duftend und doch wieder segensreich erquickt die Welt vor uns lag, unbeschädigt die Frucht, mit Halmen, die wieder lebfroh die Köpfchen hoben, oder mit Ähren, die körnerschwer sich neigten der goldenen Reife entgegen, ach, wie glücklich, wie schön, wie reich war wieder die Gotteswelt!

So war es Jahr für Jahr, bis der Schnitt kam und die Sichel in die Halme schlug. Dann war es aus mit aller Poesie und doch auch nicht. Nein, es gab ja noch jauchzende Schnitterinnen und zum Weizenschnitt abends Schnitterkrapfen und ein Blumenbüschlein darauf. Und es gab auch ein Büschlein schönster Ähren für das Crucifix im Zimmer — ein stilles Dankgebet.

Unser Mütterchen, als es noch auf Erden weilte, hat zuweilen zu uns gesagt: So oft die Wachtel nach einander schlägt im Korn, so theuer wird's Troad, so viel Gulden wird das Wecht Korn kosten, und wir allesammt freuten uns, wenn die Wachtel nicht oft schlug, denn ein theueres Korn war uns gleichbedeutend mit Missernte und Mangel.

Unsere Mutter meinte auch, wir hätten so kein Korn zu verkaufen, denn was nicht aufgieng für Kind und Gesind und die Armen, die zusprachen um eine Gabe, das würde dem Vieh „zugelegt" [2]) und es hat sich bezahlt gemacht.

---

[1]) Spritzte, goss.
[2]) Zugefüttert.

Wehrwolf, der in der benachbarten Hecke Käfer und junge Vögel aufgespießt hat, so viele, als der König von Dahomey Köpfe seiner Unterthanen aufgesteckt hatte auf seinen Stadtthoren. Da läuft ein weißer Spitzhund dem Schnellzug nach, merkt, dass er nicht nach mag, thut plötzlich, als ob er etwas sehr Wichtiges im Felde draußen gesehen hätte, das seine Anwesenheit dort dringend erfordert, und so maskiert er seine Niederlage im Wettlauf und stellt die Hochachtung vor sich selbst wieder her.

Da reißt eine Amsel am Wege an einem großen Wurm, und ärger als jene Madame Pompadour sich gegen das Schafott sträubte, sträubt sich der Wurm gegen die gelbe Guillotine des Amselschnabels. Die Amsel aber lässt nicht los, sondern sperrt sich aus Leibeskräften, den hartnäckig sich Wehrenden aus dem Loch zu ziehen. Gewiss, wenn sie ihn jetzt plötzlich daraus hervorbrächte, es müsste knallen wie ein aus dem Flaschenhals gezogener Champagnerpfropfen. Aber der heransausende Zug verscheucht die Amsel und der Wurm zieht sich, vergnügt über seine Lebensrettung, aber schleunigst in seine Gemächer zurück.

Und die Thiere folgen einem in die menschenwimmelnde Großstadt und sorgen für drollige Scenen unter den steifen Menschen. Man sitzt in einem Restaurationsgarten — langweilige, zeitungskäuende Menschenantlitze, jedes an einem anderen Tischchen. Da kommt ein Finklein auf dem Kiesboden angetrippelt, man wirft ihm ein Bröselchen zu, es trägt's fort, kommt zurück mit seiner ganzen löblichen Familie, zeigt sie einem mit glänzenden Äuglein und empfiehlt sie dem Wohlwollen, und diese Schnäbelchen sind so viel anmuthiger als die Schnäbel dieser Zeitungskondore, die in den Eingeweiden der Journale herumwühlen.

Und von den Thieren kann man auf die Menschen schließen. In München sieht man neben vielen elenden Kutschenpferden, mageren Spinnen, Kutscher mit dicken Bäuchen und blauen Köpfen. Da weiß man doch, wo der Hafer hinkommt. In Dresden haben die Pferde dicke Bäuche und die Kutscher sehen drein wie Menschen; da weiß man auch, wo der Hafer hinkommt. Überall aber, besonders in Berlin und Paris, viel Thierelend. Da stehen sie, die armen Pferde, im Sonnenbrand der öffentlichen Plätze, in der schneidenden Winterkälte, den Rücken nothdürftig gedeckt, die meisten dabei kreuzlahm werdend, bei ihrer ärmlichen Portion Häcksel dem Menschen dienend. Sie müssen die lange Nacht hindurch draußen stehen und warten — von den Laternen tropft der kalte Regen und spritzt ihnen vom Straßenpflaster an die Knie empor und rinnt unter den rostenden Hufen hindurch, und sie stehen und warten da auf schwelgende Lumpen, sie nach Hause zu ziehen, bis tief in das Morgengrauen hinein, als Märtyrer, die ihren Peinigern Gutes thun müssen. So vieler Freundschaft und Kameradschaftlichkeit ist

segens und sprach lächelnd nur den Wunsch aus, dass „das Sachen", nämlich das Korn, einen besseren Wert haben möchte!

Ich dachte mir mein Theil, dankte Gott für die niederen Kornpreise und spann unwillkürlich den Gedanken aus, wie solch ein reich gesegneter Mensch eigentlich keinen Begriff hat, wie es anderen zumuthe ist.

# Die Thiere im Gebirg.

Von **Ch. Tester.**[1])

Die Einsiedler sind noch immer in intimer Beziehung zur Thierwelt gestanden; der einsame Elia am Bache Krith und der heilige Meinrad droben am waldigen Etzel hatten ihre Raben als Freunde im Leben und im Tod; die heilige Genovefa hatte ihre Hirschkuh und Gallus seinen Bären.

Aber wie viel Freude und Interesse eigentlich alle Welt, alt und jung, an den Thieren hat, das zeigt der große Menschenstrom, der unaufhörlich durch den zoologischen Garten in Berlin und den Jardin des plantes in Paris geht. Wandert und reist man durch Berg und Thal, immer sind die Thiere die belebenden Elemente der Gegenden, die man durchmisst. Wer von München nach Augsburg fährt, sieht die mageren Wiesen bevölkert vom bunten Volk der Haushühner, die kilometerweit von den Häusern herumstreifen und scheint da ihrer zoologisch-botanischen Sammellust durch kein gemeinderäthliches Verbot Schranken gesetzt zu sein. Man scheint mit ihnen zufrieden zu sein, wenn sie nur täglich als Zeichen ihres häuslichen Sinnes ein Ei an einem vereinbarten Orte deponieren. Dann und wann sieht man in den vom Eisenbahnzug durchjagten Strecken einen Fasan über einen Feldweg schlüpfen, der die Thauperlen des Morgens aus seinem Gefieder schüttelt; ein Hase macht ein paar drollige Sprünge über einen Kleeacker, gegen den dampfenden Zug neckisch mit seinen heldenhaften Hinterbeinen ausschlagend; ein Reh oder zwei, drei heben am nahen Waldrand den Kopf; ein Storch, vom Bahnzug überrascht, rennt mit komisch langen Schritten, die schwarzen Rockfecken verlegen schwenkend und seiner steifen Würde vergessend, aus einem Kartoffelacker fort — gewiss ist er in einer cultur-historischen Wehklage versunken gewesen über die heutige Entsumpfungswuth, die ihm die leckersten Froschschenkelchen weggenommen hat. Da sitzt auf einem Telegraphendraht ein grauer Würger, lauernd auf Beute, ein gefiederter

[1]) Aus dem anziehenden Alpenbüchlein: Schlappina. Bilder aus dem Hochgebirg von Th. Tester. Zürich, Th. Schröter, 1903.

einem biederen Sperling die Federn gezaust hätte. Die Mieze springt auf die Scheiterbeige vor dem Fenster des Hauses und schnurrt da wie eine Fabrik voll Spindeln und sagt in beweglicher Geberdensprache: Siehe, da gehe ich allemal hinauf und zu diesem Fensterlein herein schlüpfe ich in die Stube, willst du nicht auch hinauf- und hereinkommen? Weißt! wir haben ein schönes Canapé und ich habe ein schönes Thälchen hineingelegen und da hinein darfst du dann sitzen. — Danke, danke, Miezchen! Mir ist es jetzt nicht um die Thälchen zu thun, sondern um die Berglein da oben — so verabschiedete ich mich mit einem Streicheln über das sammetweiche, weiße Pelzchen. Zurückblickend, sah ich die Katze von der Scheiterbeige heruntergesprungen, um die Hausecke mir nachschauend, nicht klar darüber, dass man eine solche Einladung zur Visite abschlagen und in die unwirtlichen Berge gehen könne. Nein, das verstund die wohlveranlagte Mieze nicht; selbst Scheffels Hiddigeigei schüttelte ja den Kopf über die Menschen und nur Gottfried Kellers Kätzchen „Der Spiegel“ sah ihnen auf den Grund und wusste sie und sogar die Hexen zu überlisten.

Und nun da oben durch die dunklen Tannen, die so scharf und bestimmt sich vom darüber liegenden Gletscher abheben, erhebt der schwarze Specht mit dem purpurnen Helm auf dem Kopfe seinen hellen Trompetenruf und hämmert an den dürren Tannen, dass sie klingen, wie eine Stimmgabel. So klopft wohl ein guter Rathgeber an die Menschenherzen, da den Wurm herauszuziehen, der sonst den Lebensbaum und seine Gesundheit und sein Glück gefährdet. An nackten Felsen empor klettert der Buntspecht, durch die Tannen und Lärchen schlüpfen die Meisen, immer schwatzend und tuschelnd, und die Goldhähnchen und die Feuerköpfchen hängen wie bunte, klingende Glöcklein an den schwankenden Zweigen. Oben im grauen Gestein der Alpen und des Hochgebirges flattert die Alpenlerche und eine Art Hausröthelchen belebt den einsamen Heugaden des Wildheuers. Und hoch über den blauen Eishörnern schwebt in königlichen Kreisen der Adler, als ob er den Himmel mit der mächtigen Schere seiner Flügel in Schneckenspiralen zerschneiden wollte — hoch, hoch oben, ein schwimmender Gedankenstrich, ein weitausblickender Staatsmann des Gebirges, der tief unter sich läßt die kannegießernden Spatzen und Maulwürfe, ein Nachbar des Donners. Freilich, eine gefährliche Nachbarschaft; — mit versengten Flügeln kann man hinunterstürzen.

Einen Hauptglanz bereitet den Alpen der Sperling durch seine — Abwesenheit. Nein, da oben ist dieser kosmopolitische Gassenjunge, der einem sonst überall hinfolgt, wie das gute und schlechte Gewissen, doch nicht. Alpenluft verträgt er scheint's nicht. Im Thal ist er überall mit seiner knarrenden Maultrommel, die nur einen Ton

eine Thierseele fähig, wenn der Mensch es nur verdiente! Selbst ein Zola, der die Menschen sozusagen nur als Versuchskaninchen für seine Romane betrachtet, spricht dem Thiere das Wort; wie ergreifend weiß er doch in seinem „Debacle“ das Verhältnis des sterbenden Chasseur d'Afrique zu seinem sterbenden Pferde darzulegen.

Wenn man nur auf seinen Reisen für die armen Thiere auch mehr thun könnte. Aber etwas kann man immerhin thun. Man kann im Café ein Stücklein Zucker, das man leicht entbehrt, zu sich stecken und einem armen Droschkengaul bieten, dass ein Schimmer des Behagens und der Dankbarkeit durch das trübe Auge geht. Man kann einem armen vernachlässigten Hund, der im Regen vor einem Karren liegt, eine billige Wurst kaufen und dann auf den Besitzer des Hundes warten und ein Wort Schweizerdeutsch mit ihm reden. Man kann dabei die Erfahrung machen, dass nicht alles daneben fällt. Hat die Tante Krüger das nicht gut gemacht, dass sie, als sie über das ihrem Manne zu setzende Denkmal befragt wurde, bat, man möchte oben den Boden des Cylinderhutes ordentlich höhlen, damit die Vögelein das dort sich dann sammelnde Regenwasser trinken könnten? Ach, sei gut mit der armen Creatur! Stieg nicht ein Sakyamuni aus seinem Königspalast, ganz der armen Creatur sich zu weihen? Sagt nicht unsere Bibel: „Der Gerechte erbarmet sich seines Viehes. Wenn deines Widersachers Esel unter seiner Bürde erliegt, so sollst du ihm aufhelfen!“ Hat nicht Jesus, der Legende zufolge, als seine Jünger einst ihren Abscheu ausdrückten über einen am Wege liegenden todten Hund, gesagt: „Aber seht doch, wie schöne, weiße Zähne das arme Thier hat!“

Aus dem Verhältnis des Menschen zum Thier erkennt man den Menschen. Soll nicht der Mensch das Kreuz der stets fortschreitenden Erlösung auch aufpflanzen über den Lebens- und Leidensgefährten der Thierwelt, soll nicht alle „seufzende Creatur“ eingeschlossen sein in der Bitte: Erlöse uns vom Bösen, von allem Übel?

Auch in die hohe Einsiedelei der Alpenwelt bringen die Thiere Leben, Farbe, Gemüthlichkeit. Bei meinem Aufstieg nach Schlappina lag vor der letzten, braunen Hütte des Dorfes, an der man bergansteigend vorbeikommt, eine weiße Katze. Eine in schmelzendem Fisteltone gehaltene kurze Ansprache bewegt das „Miezchen“, heranzukommen und sich einem an die Füße anzuschmiegen, das Schwänzchen gradauf, als gefühlvolles Ausrufungszeichen rasch geschlossener Freundschaft. Sänftiglich am Kinn gekrabbelt, reibt es den Kopf einem an den Beinkleidern, miaut mit dem zartesten Sopranstimmchen, die schneeweißen Zähnchen zeigend und das rothe Rächlein, Äuglein voll unschuldigen Behagens, als ob ein Seelchen weiß und mild wie ein Maienrieschen dahinter wohne und als ob Miezchen noch nie einem Mäuschen ein Härchen gekrümmt, nie

und Staatsmann, hätschelt so einen Wurf Katzen in seinem Schoß. Der finstere Wallenstein trägt auf einem Porträt, auf welchem er als Knabe dargestellt ist und welches in seinem Sterbezimmer in Eger hängt, ein Spiegelmeischen auf dem Zeigefinger.

Thiere können uns gar Vorbilder sein. Heine hat selbst das Eselchen als Führer zur Selbsterkenntnis angenommen. „Ich sah einmal grau Eselein — mit Ohren, lang, wie Besen — und als ich richtig schaute drein — da bin ich's selbst gewesen!“ Die Bibel schickt den Faulen zur Ameise. Die Propheten weisen auf Storch und Turteltaube und Schwalbe hin; wie diese Vögel, soll der Mensch den Weg zu seiner rechten Heimat nicht vergessen. Auf die Vögel des Himmels weist Jesus, die sich nicht unnöthige Kümmernisse und Sorgen machen, und er selbst nimmt sich die Henne zum Vorbild, die ihre Küchlein unter ihren Fittichen sammelt.

## Der Großvater.

Genrebildchen.

Da war gestern in dem Hause meines Schwagers Thomas eine kleine Familiengeschichte, die mich herzlich ergötzt hat. Weil jetzt gerade die Regentage sind, so schreibe ich den Spass auf, dass die Meinige was zu lachen hat über ihren Bruder.

Der Schwager Thomas ist schon Großvater und hat — was Treuherzigkeit anbelangt — viel von meiner Emma. Und auf solcher Grundlage hat sich's begeben. Ich sehe und höre sie ordentlich noch vor mir, den Alten und den Jungen, denn ich habe sie von meiner Stube aus so halb und halb belauscht.

„Ja, Micherle, ja freilich!“ sagt der Großvater und schaukelt das Wickelknäblein auf seinen Armen und lugt es nicht viel weniger verliebt an, als er vor dreißig Jahren dieselbige angeblinzelt, die hernach Micherles Großmutter worden ist. „Ja, Micherle, heut' hat sie uns Zwei allein gelassen, die Großmutter, die schlimme! Und die Mutter hat uns auch allein gelassen, die Mutter, die schlimme! Und der Vater auch, und all' haben sie uns allein gelassen, die Leut', die schlimmen, und sind auf die Hochzeit gefahren. Weil Dein Oheimlein ein Weibel nimmt, mein Du! Das ist einer, das! Die Sauberste packt er her, die allersauberste! Nachher brauchen sie den Alten zum Kinderlocken, just wie ihn Deine Mutter dazu braucht, just so. Deine Base ist noch nicht achtzehn Jahr alt, hat auch schon einen Bräutger. Das wird noch eine Brut werden um mich, Jesus, Maria und Josef!“

gibt. Übernachte, wo du willst, des Morgens früh, wenn du am liebsten schliefest, wird er dir sein hartnäckiges Volapük durch die Fenster rufen. Wehe dir, wenn du nervös bist, wie Wallenstein und Carlyle, die der Spatz wüthend machen und in Lebensüberdruss hineinbringen konnte. Wo will man hinfliehen vor ihm? Er niestet im Löwenkäfig von Frankfurt und lässt auf den König der Wüste herabfallen, was fallen mag; er nistet in den Nüstern des ehernen Pferdes am Eingang der alten Gallerie in Berlin, dass man fürchtet, das Pferd fühle Kitzel und werde einem die ganze Geschichte ins Antlitz niesen; er wohnt in den Champs Elysés und im Garten des Palais Luxembourg, wo er alte Frauen dazu dressiert, ihm Brot zu bringen, das er ihnen dann aus der Hand frisst; er nistet im Denkmal des Leipziger Schlachtfeldes und conjugiert da sein ewiges Schlachtgeschrei, das immer die gleiche Wurzel und die gleiche Endung hat. Ein alter Naturphilosoph hat die Güte Gottes dafür gepriesen, dass er Ungeziefer erschaffen, welches den faulen Menschen zwinge, reinlich zu werden, und so kann man gewiss auch den Querulanten Sperling sich zum besten gereichen lassen, wenn man sich an seinem Geschrei auf Geduldproben hin trainiert.

Aber in der Hochgebirgseinsamkeit ist man dieser Geduldprobe entronnen und das Gebahren der Geschöpfe hier oben wirkt wahrhaft beruhigend und versetzt einen in das Leben der Idylle. Herden mit dem geruhsamen Glockengeläute weiden da zwischen den Felsen, in den saftigen Mulden, auf den grünen „Köpfen", mitten in Wacholder und Alpenrosen, und ein grundgutmüthiges Muh tönt einem entgegen, wenn man einer wackeren Alpenkuh ein cordiales Wort gönnt und sie hinter den Ohren kraut; ja, man riskiert dann einen tüchtig kuhwarmen Schnauf ins Angesicht und einen breiten Pinselstrich mit der ausgiebigen, rauhen Zunge; Neugierde und Interesse sprechen aus den großen, klugen Augen; die Hauptneugierde mag allerdings sich auf die stille Anfrage contentrieren, ob man, dem Bibelspruch gemäß, Salz bei sich habe. In manchen Alpen trifft man auch die borstigen Musen des Naturalismus, die in melodramatischen Gruppen um die Alpenhütten sich lagern, und sie ergehen sich hier oben grunzend und quiekend in dem großen Spruch Goethes: Uns ist cannibalisch wohl —! Lasst's euch wohl sein da oben! Es ist besser so, als ihr rast bei uns drunten in der Literatur und in der Kunst herum! Auch Pferde mit ihren munteren Füllen tummeln sich durch manche Alp; sie alle sind da oben ausgespannt aus der Cultur mit ihren Jochen, Geißeln, Stricken, Flüchen, „Fletschen" und Misshandlungen, sind da oben wieder versammelt wie in einem Vorhof des Paradieses.

Es ist wie eine Erinnerung an ein altes, gemeinsames Paradies, was die Menschen zum Thier hinzieht. Richelieu, der mächtige Cardinal

nicht langmüthig, und Dinge, in denen Dein Zorn nicht groß, und Dinge, in denen Deine Demuth nicht innig genug sein wird. Iss Milchbrei, mein Kind. Die Lüge wird mit Gold belegt werden, die Wahrheit mit Eisen. Iss Milchbrei, Kind, und werde stark. Schau', ich werde schon in der Erden rasten. Du wirst Dein Kreuz allein müssen tragen. Es wird zeitweilig schwer sein wie ein Berg, aber es wird wieder leicht werden und sanft wie ein kleines Kind — wie ein liebes Enkelkindlein, das Du auf den Armen schaukelst, wie ich heute das meinige. — Wenn ich Dir einen Stab könnte stecken für jene künftigen Zeiten und dass Dein alter Großvater Dir so weit vorausgedacht hat, und dass Du Dich daran könntest stützen. — Schau', mein Großvater ist im dreißigjährigen Krieg geboren. Der hat gedacht: Alles, was ich an Geld und Gut meinen Nachkommen erwerbe, kann zerstört werden auf dieser tollen Welt. Ich hinterlasse ihnen einen Spruch, der kann ihnen nicht niederbrennen und nicht gestohlen werden, braucht keine Wartung und bleibt doch lebendig. Der Spruch heißt: ‚Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht.' Dieses Erbe wird ihnen bleiben. — Das ist der Stab, den er mir gesteckt hat, ich stecke ihn Dir wieder. Er ist Deine Herrenburg und Dein Adelsbrief, er ist der Markpfahl, wo der rechte Weg geht, er ist — So, da liegt der Quatsch!"

Ja, da liegt er, gutes Großväterlein kindsseits und Schwägerlein meinerseits. Dieweilen Du so brav dahingaloppiert bist in Deiner Philosophie und just den Stab hast stecken wollen mitten hinein ins zwanzigste Jahrhundert, wo die Urenkel vorbeigehen und sagen würden: Hut ab, das ist vom Ahn! Dieweilen macht auf Deinem ungelenken Arm das vorwitzige Micherle einen Ruck, und das Töpflein mit dem Milchbrei liegt in Scherben.

Da haben wir's! Und so lang und breit und tief sie ist, die Philosophie des Großvaters — sie reicht von Geschlecht zu Geschlecht — aber für diesen unvorhergesehenen Fall ist sie zu kurz.

Nun — wenn schon — denn schon. Er thut, was sich thun lässt. Er bettet das Micherle in seinen Wickel. Ja, freilich, das lärmt und ist doch an allem selber schuld. Ein Weltbürger wie jeder andere! — Die Scherben sachte aus dem Brei heben, den Brei mit einem Lappen vom Fußboden hübsch sorgfältig aufwischen. Bei meiner Treu! 's ist schad' um den Brei! Und das Zanken, wenn die Weiber kommen!

Die kommen denn auch. Vom Hochzeitstanz und Hochzeitswein noch frisch geröthet, kommen sie heim aus Obersam. Der ganze Aufruhr des Festes wüthet noch in ihren Adern.

„Nau, was hat es gemacht, das Micherle? Ist's brav gewest?"

„Brav ist's gewest."

Dabei schmunzelt er. Brummen muss man, wenn sie anfangen, Nester zu bauen, versteht sich, aber insgeheim schwimmt das alte Herz in einer goldenen Flut von Glückseligkeit. Einst in jungen Jahren, da er selber geliebt hat, da gab's Freuden und Kummer und Zorn und Ängsten. Jetzt ist's besser, von seinen „mordssauberen" Schwiegertöchtern nimmt er nur die Freuden, die so fein sind und mild, dass sie das Fleisch gar nicht mehr angreifen, außer wenn das kleine Micherle ihn in die Nase beißt.

Ja, das Micherle! Jetzt muss es aber Milchbrei schmausen, „sonst zankt die Mutter, wenn sie heimkommt", sagt der Alte, „die Weiberleut' zanken so viel gern. Guck einmal, Büberl, das ist ein Guterl! Methsüß! schau', ich kost' selber. Da wirst aber groß davon! Dein Oheimel, weißt, hat auch so viel Milchbrei gegessen, und ist so lange groß geworden, bis ihm der Schnurrbart ist herausgewachsen, nachher hat ihn der Kaiser haben müssen. Ist ein Jammern gewest bei den halbgewachsenen Dirndeln, wie er fort ist zu den Soldaten. Vaterland schützt Gott der Herr, aber die jungen Männer müssen ihm helfen dabei. Tapfer ist er gewest, heim ist er gekommen und hat gesagt: Mit Männern hätt' er sich genug gemessen, nu wollt' er's einmal mit den Weibern probieren! — Und das alles hat der Milchbrei gemacht. Desweg, Micherle, lass Dir davon einschaufeln ins Magensackerl, ich rath' Dir's! — Über die Männer Herr werden, mein Sohn, das ist keine Kunst, hab' ich ihm gesagt, ob Du aber auch für die Weiber genug Milchbrei hast! — Du wirst es auch noch brauchen, Micherle. Stehst erst auf den Füßen, wird die Herrlichkeit bald anfangen und Dich necken. Der rauhe Fußboden wird Dich stolpern machen. Der glatte wird Dir die Beine ausschlagen. Das Spiel wird Dir die Schule verleiden und der Schullehrer wird Dir das Spiel verderben. Just um die Zeit, wo Dir Dein junges Blut den größten Spass wird machen, ruft Dich vielleicht das Vaterland zum Streit aufs weite Feld! Iss Milchbrei, mein Bübel, die Deutschen haben viele Feinde! Ich bin ein alter Mann, aber so viel werd' ich noch können, dass ich rathe und bete; den Rath und den Segen der Alten hat man so nöthig, wie die Kraft der Jungen. — Hast fürs Vaterland Dein Tagewerk gethan, dann magst auf Dich selber denken, bau' Dir ein Nest; wirst schon eine finden, die hineinhockt und Dir taugt. Aber iss brav Milchbrei, Bübel! — Nachher kommt Arbeit, Sorge, Lust und Herzleid, es kommt Sonnenschein, es kommt Hagelschlag, es kommt der Storch, es kommt der Geier, es kommt der Hochzeitbitter, es kommt der Todtengräber — alles durcheinander. Iss Milchbrei, mein Kind. Es werden Tage sein, da du zu wenig Liebe, und andere, da du zu wenig Hass haben wirst. Es werden Dinge kommen, in denen Deine Geduld

Der Halm, die Stoppeln, ist nämlich schwer zu mähen, deshalb dieser Scherzspruch.

Herr Forstjäger Wutte, bedienstet bei Herrn Gouverneur z. D. Dr. H. v. Wissmann in Weißenbach erzählte mir, in Bistritza (Croatien) hätten sie einst einen Herrgott sammt 'n Kreuz (Crucifix) gestohlen, worauf man fragte:

Bistritza, hotei glu, glu,
Unser Herrgutt, wu bist du?

Natürlich hat sich der „Herrgott" nicht gemeldet.

Als unser Herrgott und Petrus noch auf Erden wandelten, kamen sie auch nach Croatien, wo ihnen ein „Krowot" eine Wurst gestohlen hat. Man visitierte den vermuthlichen Thäter und fand bei ihm die Wurst unter'm Hemd. Seitdem müssen die Croaten 's Hemd „heraußen" tragen und ein Volkssprüchel lautet:

Dös is a Krowot,
Der 's Hemat 'raus hot.

Oder man hört die scherzhafte Redensart: Der hat's heraußen, wia der Krowot 's Hemat.

In Latuč haben sie einst den heiligen Leonhard (eine Abbildung) gestohlen, denn die Latučaner stehlen wie die Raben. Seitdem heißt es:

Die Latučaner, dös is g'wiss,
Stehl'n oll's, wos nit ong'nogelt is.

Ergötzlich ist auch das Volkssprüchel:

A jed's Mannl
Hot sein Brannl.

Man meint damit, ein jeder Mann habe andere Eigenheiten, was ich vom Kohler Lipperl z' Traufenfels in Stenitzers Gasthaus vernahm. Der Lipperl ist überhaupt, das muss ich beifügen, ein Spassvogel, der besondere Sprüchel kennt. Und der Leser wird verzeihen, wenn ich ihm[1]) ein Versel bringe, das vom Lipperl gesprochen wird, wenn ihm etwas Menschliches passiert. In diesem Falle sagt er:

Is nit spot noh
San hint' ah noh auf!

Vom Meerrettig hat das Volk einen eigenthümlichen Glauben. Im Ennsthalerischen hörte ich:

Der Krenn bringt d' Monner auf's Pferd,
Die Rösser unter d' Erd'.

Warum das, konnte ich allerdings nicht erfahren.

In Weißenbach war einst ein Schneider, welcher der Moar-Kuchlerin, nämlich der Küchenmagd beim Moar in Lampalten, das jetzt dem Gouverneur z. D. Dr. H. v. Wissmann gehört, das Heiraten ver-

[1]) Um das Volk völlig kennen zu lernen, muss man es eben allseits studieren.

„Hat's geschlafen?"
„Geschlafen hat's."
„Hat's 'gessen?"
„'gessen hat's."
„Den ganzen Brei?"
„Den ganzen Brei." —

So lauten die Antworten des Mannes mit dem schönen Wahlspruch: „Im Worte wahr, im Werke recht — sei niemands Herr und niemands Knecht."

Ich bin fest überzeugt, dass der Schwager Thomas sein Lebtag strenge danach gehandelt haben wird; allein den Weibern gegenüber — da hatte er doch wohl auch selbst zu wenig Milchbrei gegessen. R.

---

## Volkssprüche und Redensarten.

Gesammelt von **Karl Reiterer.**

Im Nachhange zu meinen Spruchsammlungen im „Heimgarten" bringe ich noch einige Originalsprüche aus dem Ennsthalerischen, wobei ich jedesmal die Gewährsmänner citiere, aus dessen Munde ich das Aufgezeichnete vernahm.

Von der Gastwirtin Frau Weichbold in Weißenbach hörte ich, dass vor siebzig und mehr Jahren zur Zeit der Regierung Kaiser Franz I. in Österreich eine Fleischtheuerung eingetreten sei und man gesagt habe:

Großer Gott und kloaner Kaiser
Kostet's Fleisch scho gor dreiß'g Kreizer,
Kaiser Franz, mach' auf dein' . . . .,
Sonst kost's z'nachst scho gor zwölf Grosch'n.

Von den alten Gmoanrichtern, die vor 1850 existierten, hörte man spötteln:

Gmoanrichter,
Wia länger wia — z'nichter,

wodurch man ausdrücken wollte: je länger einer Richter ist, je untauglicher wird er zu dem Amte, was in manchen Fällen auch zugetroffen sein dürfte, denn der Volksmund dichtet keine Spottversel, wenn er nicht gerechte Veranlassung dazu findet.

Von den Schatzgräbern heißt es:

Sie haben lange Fräck'
Und z'riss'ne Säck'.

Die Halmmäher spöttelt man:

'n Fahrer und 'n Tritt
Nimmts 's oder nit.

Das Martiniloben ist, wie ich bereits anderwärts mittheilte, ein Erntefestessen, das sich im Ennsthalerischen, zumal im Gebirge, bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Bereits die Nonnen zu Admont[1]) kannten 's Martiniloben, wobei ausnahmsweise auch Wein getrunken wurde, nach dem Sprüchlein: „Martine pium est de te gaudere" (Martinus, keine Sünd' ist, wenn wir uns an deinem Tag efreuen. („Mittheilungen des historischen Vereines.")

In Donnersbach, witzelt man, bestelle der Bauer scho' s Joch (Kummet), wenn er mit der Kuh zum Stier fährt. Man sagt dieses, weil dort die Bergbauern bereits zweijährige Öchsl ins Joch spannen. Zuerst sagen, heißt es, die Donnersbacher: Hü Monnl, hü, wenn's aber vom Joch ausschliefen, lockt man die Zugthiere: „Busi, Busi!"[2])

Ein Spottversel lautet:

Die Donnschbocha, wenns Ochsen einwät'n
Hab'n s' ah eana Gspusi:
Z'erst schrein'n s': „Hü Monnl, hü Monnl",
Und aft: „Busi, Busi!"

Samstags gehen die Bauernburschen zur Sommerszeit gern auf die Alm. Man spöttelt:

Löffel von der Pfonn,
Auf von der Bon(k),
Aufi auf d' Olm
Und brav bei die
Menscher umg'wolg'n.

Vom Gelehrtsein hält der Älpler nichts; er sagt:

Wia g'lehrter,
Wia verkehrter.

Verredts Brot, sagt man, wird häufti (oft) g'gessen. Der Älpler drückt dies auch so aus:

Wia weiter oaner thoni schlogt,
Wia eahnter wird er verzogt.

Wenn man einen Gebirgsbauer mit „Herr" anredet, so sagt er: „Ja, hör'n thua ih guat."

Jüngst sagte eine Bäuerin in Weißenbach, die man ärgerte, derb:

Die Bauern soll'n s'
Gfruattla olli erschlog'n,
Die Herr'n werden dann eh von
Selber hin mit 'n laar'n Mog'n,

womit man meint, das Herrenvolk habe nichts mehr zu essen, es müsse verhungern, wenn die Bauern nicht mehr existieren.

Wenn einem Weibe der Mann stirbt, so jammert sie, „klagt" sie, sagt man auch, sobald die Leiche auf den Kirchhof getragen wird; entfernt sich die Witwe aus dem Kirchhofe, so schaut sie sich bereits nach einem Mann um.

---

1) Bis im 17. Jahrhundert war in Admont ein Nonnenkloster.
2) Lockruf für Kälber; gleichsam: Die Ochsen sind noch pure Kälber.

sprochen, aber sein Wort nicht gehalten hat, worauf man das Spott-g'sangel dichtete:

Der Schneider in Weißenbach
Und seine Sühn'
Hobn da Goas 's Loch vernaht —
Hiaz wird sie hin.

Gelegenheitsversel zu dichten sieht sich der Älpler wohl öfters veranlasst. So war in St. Martin ein Grundbesitzer, der unerlaubte Beziehungen unterhielt, worauf man dichtete:

Die Schwoabbauerntochter
Is bissel mei' Moam
Und der Christenbauer z' Teamlern
Suachts ah immer hoam.

Im Hinterberg'schen war ein Schuhmacher, den man hänselte:

Der Boaßlbiir [1])-Schuaster,
Du möchtest's nit moan,
Kommt er ins Unfriedenhaus,
Hört er olliweil woan',

womit man stichelte, so oft der Schuster zum vulgo Unfrieden, einem Gehöfte knapp an der Straße, komme, höre er immer ein kleines Kind in der Wiege weinen; Vater des Kindes — war der Schuhmacher.

Ich flechte dies ein, um zu zeigen, wie Vierzeiler auf dem Lande entstehen. Nach meiner Meinung ist jeder Vierzeiler eine Gelegenheitsdichtung und nicht umsonst wird das Schnaderhüpfel das Epigramm des Älplers genannt.

Das Volk sagt: Die ab'ghausten Bauern seien die besten Knechte, denn sie wissen es zu schätzen, was ein Bauerngut wert ist. Und wie man die Landwirtschaft betreiben soll, das wissen sie auch. Es heißt: Zum Abhausen muss man gute Zeiten haben. Das heißt: Jeder, der abwirtschaftet, besitzt etwas, das er verganten kann.

Ein Volkssprüchel lautet:

Mir hot mein Lebta
Von nix a so graust,
Wia von 'n Bauer,
Der ohaust.

Ähnlich wie der Städter sagt:

Einen Kuss in Ehr'n
Kann niemand verwehr'n,

sagt der Älpler:

A Kurzweil in Ehr'n
Konn oan neamd vawehr'n.

Am 11. November ist St. Martin im Kalender. Der Ennsthaler sagt:

Is da Schnea auf'n Gschret[2])
Der Bauer Martinilob'n geht.

---

[1]) Berberitze (Berberis vulgaris); man bereitet daraus im Ennsthalerischen Eingesottenes.

[2]) Wiese in Alpengegend.

dem dunkelbewaldeten Schlossberg zur Rechten hat er seine breite Straße, die von zwei Brücken überspannt ist. Von diesen Brücken ist die neue eiserne mit ihrem Spannungsreifen ein wahrer Anachronismus. Bei dem ersten Blick auf dieses stille friedliche Landstädtchen fällt es einem ein: Es ruht noch sanft in der guten alten Zeit. Kein Wagengerolle, keine aufgedonnerten Neubauten, kein Fabriksschlot, selbst die Eisenbahn wagt sich nicht zu nahe an die idyllische Stadt, sondern macht einen weiten Bogen auf ihrem Weg ins Weingelände von Kerschbach, Jerusalem und Luttenberg. Es ist aber nicht so, dass Radkersburg im Mittelalter ruht. Das alte Grafenschloss auf dem Berge beherbergt keine Feudalherren, frei und modern entwickelt sich der bürgerliche Geist der Stadt, deutsch und kräftig ringt er den nationalen Kampf mit, so hart an der Grenze des Wendenlandes, dass die Landleute, die mit ihren Waren in die Stadt kommen, fremde Zunge reden, sei es slovenisch, sei es magyarisch; denn über den Baumwipfeln der östlichen Gärten und Schachen schaut das Ungarland herein auf die zweitausend deutschen Bewohner der Stadt, die im Norden nur noch lose mit dem deutschen Volke zusammenhängen. Vier katholische Kirchen erheben ihre Thürme über den ziegelbraunen Giebeln der Stadt, ein fünfter Thurm ist der schöne Rathhausthurm, der manche historische Merkwürdigkeit in sich birgt. Das Unterrichtswesen ist in erfreulichem Aufblühen begriffen. Von Wohlstand der Gegend zeugt das neue Sparkassegebäude, das mit seiner zierlichen Fassade freundlich durch die lange Hauptgasse der Stadt heraufblickt.

Die Stadt Radkersburg war befestigt und hat eine harte Vergangenheit. Wie der größte Theil der Steiermark, musste sie jahrhundertelang ringen mit orientalischen Kriegshorden, während draußen im Reich schon Cultur und feinere Gesittung blühte. Zur Zeit der Gegenreformation hatten die Radkersburger, die alle evangelisch waren, sich lange widersetzt, bis sie endlich der Gewalt weichen mussten. Innerlich aber schien auch in dieser Stadt, wie an vielen anderen Orten der Steiermark, der Protestantismus nie ausgestorben zu sein. Zur Zeit ist die aufstrebende evangelische Gemeinde daran, eine Kirche zu bauen, wie auch vom Ungarlande die Thürme evangelischer Kirchen herübergrüßen. Die Stadt, die zwischen der Mur und einem Murarm sehr tief liegt, hat auch viel und schwer durch Überschwemmungen gelitten, ferner durch Brände und durch Heuschreckeneinfälle. Einen solchen beschreibt der Chronist wie folgt: „Am 29. August 1782, nachmittags 4 Uhr erhobe sich eine erschröckliche Menge deren Heuschrecken von der hungarischen Seite über Klöch anhero, ihre Ankunft im Flug schiene von weitem gleich einer düster aufsteigenden Wolken, oder eines von Feuer schwarz aufwallenden Rauchs; da sie anhero näher angeflogen, verfinsterten sie die Sonne durch ihre ungemessene Zahl und dicken Flug: ihr Geräusch in der Luft

Der Volkswitz kleidete dies kurz und prägnant in den Vers:

Hinob — flog'n,
Herauf — frog'n.

Ein Bauerndirndl hat's nit gern, wenn man sagt, sie sei liab oder schön. Sie fertigt einen, der's unrecht anredet, ab:

Wenn ih liab war',
War' ih geldreich;
Wenn ih schön war',
War' ih dir gleich;
Hätt' ih dih,
Hätt' ih a oagn's Vieh.

# Eine steirische Murstadt.

Spaziergang in der Heimat.

Quer über der grünen Steiermark, von Nordwesten bis Südosten, liegt ein Silberfaden, an dem sich kostbare Perlen reihen. Das ist der Murfluss mit seinen schönen Ortschaften. Vom salzburgischen Tamsweg an, wo er in die Steiermark eintritt, um dahinzuwallen in Schluchten, zwischen hohen Bergen, durch Alpenthäler, über lachende Ebenen — Burgen und Schlösser, Meierhöfe und Dörfer, Gewerkschaften, Flecken und Städte in sich spiegelnd, stets begleitet vom Strange der Eisenbahn — so wandert er ewig durchs Land, der Grenze Ungarns zu. Aber dort schwankt er lange hin und her, ob er über die Grenze gehen soll oder nicht, schon auf Ungarns Gelände, kehrt er zweimal zurück auf die steirische Seite, um sich endlich doch für die schlauen Magyaren zu entscheiden. Auf Pannoniens fettem Boden breitet er sich behaglich aus und gewinnt an Ansehen, aber bald verliert er im fremden Lande seine Selbständigkeit, seine Leblustigkeit und er stürzt sich in die Drau. Wer hätte diesem frischen munteren Murfluss in Steiermark solch tragisches Ende vorhergesagt?

Erst vor kurzem habe ich die Mur bis an die Grenze der Heimat begleitet. Ihre letzte steirische Perle ist Radkersburg. Von den Städten Steiermarks die einzige, die ich — mit Unrecht — spät begrüßt habe. Der Maitag war doch gar zu leuchtend gewesen. Da geht man nicht ins Gebirge, wo an den fahlen Lehnen noch die trüben Schneebäche niederrauschen, da geht man ins blühende Hügelland, auf die Ebenen mit den grünenden Getreidefeldern, und die Berge sind um diese Zeit noch am schönsten im Blau der Ferne.

Zu Radkersburg ist die Mur in ihrer großen Herrlichkeit. Ein breiter gesättigter Strom, der aber in dem lebhaften Heranwogen seinen Alpencharakter noch zeigt. Zwischen der blinkenden Stadt zur Linken und

punkte sieht man weiter in die Welt als von manchem 2000 Meter hohen Bergriesen des Oberlandes. Das Halbrund der krainerischen, kärntnerischen und steirischen Alpen liegt in seiner Höhen- und Kuppenkette wie ein ätherblauer Wall um das Paradies des steirischen Hügel- und Flachlandes, durch das der glitzernde Murfluss sich schlängelt. Gegen Ungarn hin spielen die fernsten Höhen wie ein Meerhorizont, in dem die weißen Punkte der Schlösser und Ortschaften gleich Segelschiffen blinken. Am Fuße des Schlossberges duckt sich traulich das Städtchen.

Das Schloss Ober-Radkersburg ist gänzlich unbewohnt, obschon es, in gut erhaltenem Zustande und größtentheils wohl eingerichtet, sehr fein bewohnbar wäre. Die herrlichen Räume mit den hohen Fenstern, zu denen ein wahres Lebensmeer von Luft, Licht und Blütenduft hereinströmt, harren der Menschen aus Großstädten, luft-, licht und friedensdurstiger Menschen, die hier in wahrer, weltentrückter Ländlichkeit, ihr Ideal von ländlicher Urfrische finden könnten. Dass auf dem Schlossberge sich einigermaßen Wassermangel zeigt, soll im Weinlande nicht arg empfunden werden. So viel ich hörte, liegt auf diesem Schlosse kein Fideikommisszwang, es kann vermietet und verkauft werden und es soll thatsächlich mitsammt dem Schlossberg um so mäßigen Preis zu haben sein, dass ein Mann mit bürgerlichem Vermögen daran denken könnte, es als Sommersitz zu erwerben. Besonders für Frühjahrs- und Herbstaufenthalte ist ein lieblicherer Punkt kaum denkbar. Bei dem Wachsthume der Städte steigt die Wohnungsnoth für Sommerfrischler, und anderseits stehen im Lande so viele Großbauten und Schlösser leer, die gerne verwertet werden möchten. Sollte sich nicht eine Gesellschaft bilden, um die Dinge zu vermitteln?

Während meines Aufenthaltes im Schlosse Ober-Radkersburg kam vom Bacher her ein Gewitter gezogen. Langsam kam es über die Windisch-Büheln heran, einen Hügel um den andern grau verschleiernd, bis die Regentropfen ans Fenster schlugen und die Hochburg eingehüllt war in fliegende Nebel. Nach kurzer Zeit lag wieder Sonnenschein über der Gegend, alles schimmerte und funkelte frisch, kühle Düfte stiegen auf aus den Angern und Gärten und das Gewitter verzog sich stahlgrau ins Ungarland hinab. R.

---

## Die Witzigen.

Eine Wiener Skizze von **Fritz Stüber.**[1])

Der Herr von Schwarzinger betritt soeben sein Stammkaffeehaus. Mitternacht ist längst vorüber und der Herr von Schwarzinger, nach seinem etwas unsicheren Gange, seinen glänzenden Augen zu schließen,

[1]) Aus dem mit feiner und scharfer Satire geschriebenen Buche: „Wiener auf Reisen und daheim“ von Fritz Stüber (F. St. Günther). Linz. Österr. Verlagsanstalt. Die Red.

und der drohende Untergang aller Erdenfrüchten verursachte bei allen Menschen Forcht und Schrecken, und dieses umsomehr, weil sie alles, wo sie hinkamen, bis auf den Grund verzöhreten; dessen Gestalt und Farbe ist braun und grau, der Kopf gleicht denen Tartaren, sie haben braune und gelbe Füsse, einen fast fingerlangen Leib und sind einen halben Finger dick, mit zwei größeren und zwei kleineren Flügeln, welche gleichfalls braun und fast mit einer griechischen Schrift bezeichnet sind. Am Boden saßen sie halbschuh hoch, auf den Bäumen so dicht, dass armdicke Äste, ja sogar zohlmäßige Bäume brachen." Solche Heuschreckeneinfälle waren in früheren Zeiten eine häufige Plage der Steiermark, und selbst über das Gebirge hin haben sie sich ergossen. — Aber mehr als einst die Heuschrecken, setzt heute eine überwuchtige Geschäftsconcurrenz mit ihren Agentenschwärmen dem Wohlstande kleiner steirischer Städte zu, doch die Radkersburger lassen den Muth nicht sinken, frischen ihn vielmehr manchmal mit einem Gläschen Wein auf, der feurig und lind zugleich in der Umgebung wächst. Auch ich bin einer solchen unter Umständen gar bedenklichen Gemüthserfrischung nicht entronnen. Als fremder Mensch war ich vom Bahnhof weg still durch die Stadt geeilt, über die lange alte Brücke, um auf den Schlossberg zu kommen und dort einen Überblick über Stadt und Land zu gewinnen. — Überall gekannt wie schlechtes Geld, wurde ich nächst der Burg durch einen Radfahrer festgenommen und in kühles Gewahrsam gebracht zu einem scharfen Trunke im Kreise deutscher Männer, dem ich nur mit größter Willensanstrengung noch zu rechter Zeit entkam, ehe der bewusste Moment eintrat, in dem der Trinker sagt: Ei was, bleiben wir sitzen, der Mensch lebt nur einmal, so jung kommen wir nicht mehr zusammen und morgen ist auch noch ein Tag! — Denn es zeigten sich schon bedenkliche Momente. Eine Meinungsverschiedenheit über den Namen Radkersburg war ausgebrochen. Einer der Anwesenden meinte im Hinblicke auf das nahe Ungarland, der Name sei nichts als ein verstümmeltes „Rakoziburg", worauf ein anderer voller Bosheit behauptete, von rechtswegen werde es „Rackersburg" geschrieben. Ich hingegen bestand auf „Radkersburg" und das um so fester, als ich an demselben Tage von einem Rade, das sich kehrte, bei der Burg eingeholt worden war.

Das machten die Geister der nahen Weinberge. — Man sieht, die Situation war der menschlichen Vernunft nicht ungefährlich.

Mir war vor allem um den Schlossberg zu thun gewesen, auf dem das alte stattliche Schloß Ober-Radkersburg steht. Von freundlicher Seite erhielt ich Einlass, vor allem, um die Aussicht zu genießen, die von den Fenstern aus im Osten, Süden und Westen über die Kronen der Obstbäume und im Norden über die Wipfel der Fichten herein sich so herrlich bietet. Von diesem wenig über 300 Meter hohen Stand-

Das Buffetfräulein lächelt pflichtschuldigst. Ebenso der Marqueur, der schon eine geraume Weile bei den Zweien steht und nun dem Gaste ehrerbietig aus dem Überrock hilft. Als dies geschehen ist, geht sein stilles Lächeln plötzlich in ein lautes Lachen über.

„Na, na, derfangen S' Ihnen nur", spricht ihn der Herr von Schwarzinger an, „'s is schon wieder gut. Was hab'n S' denn?"

„'tschuldigen, Herr von Schwarzinger, aber —"

„Na, was denn?"

„Aber wie schau'n denn Sie aus? Ihner rechter Frackschößel is ja viel kürzer als wie der linke."

„Was? Mir scheint, Sie sein b'soffen, Schan!"

„Bitte sich zu überzeugen, Herr von Schwarzinger!"

Augenblicks steht der dicke Hausherr in Hemdsärmeln da und betrachtet verblüfft und ingrimmig sein Festkleid, von dessen rechtem Flügel thatsächlich ein beträchtliches Stück fehlt. Er wird hochroth im Gesichte und ringt mühsam nach Fassung. Dann bricht er los:

„Himmelsakrament noch einmal! Wer hat mir das 'tan? 'n Frackschößel abschneiden, 's G'wand ruinier'n — is das vielleicht ah a Witz? Fufzig Gulden hat der Frack 'kost't, und 's dritte Jahr trag' i 'n erst, und jetzt is er hin! Das is kein G'spaß mehr, das is niederträchtig. Aber die Bagasch' soll schau'n! Meine Obmannstell' leg' ich nieder und klag'n tu' i s' alle miteinander weg'n boshafter Beschädigung! Solche Blödisten, so dumme Kerln übereinand'! Wann i den derwisch', der si' das erlaubt hat, der soll si' g'freu'n! Das soll'n ah Witz' sein?"

Und so tobt der Herr von Schwarzinger noch lange Zeit fort. Sein Zorn ist begreiflich, nicht minder begreiflich als die Angst und die Sorge des armen Schulmeisters, dessen Geld Herr Schwarzinger humoristischerweise beiseite geschafft hat. Aber sein Schelten hilft nichts mehr. Er ist eben auch das Opfer eines „harmlosen" Scherzes geworden, wie sie bei den „patzwachen Herzen" an der Tagesordnung sind. Und nicht nur bei diesen, auch bei vielen ähnlichen Gesellschaften, in gewissen Bevölkerungskreisen überhaupt.

Dass sie für den „Wiener Witz", der sich einer großen Berühmtheit erfreute und einer kleinen noch heute genießt, charakteristisch sind, will ich gerade nicht behaupten. Die Mehrzahl der Wiener ist denn doch zu geschmackvoll, als dass sie gefährliche Bosheiten für witzig hielte. Aber andere wieder betreiben sie mit Vorliebe. Und fast alle fühlen sich sozusagen verpflichtet, den Ruf ihrer Vaterstadt als Nest und Stapelplatz des Witzes aufrecht zu erhalten und, ein jeder nach Möglichkeit, zu seiner Hebung beizutragen. Witzig sein um jeden Preis, das ist ihre Losung und ihr Feldgeschrei. Da nun aber bekanntlich der Witz ungezwungen sein soll, so darf sich keiner über die kläglichen Producte wundern, die

ein wenig angesäuselt. Der blanke Cylinderhut, der ihm schief auf dem Kopfe sitzt, die weiße Halsbinde, die aus dem breiten Kragen des Stadtpelzes hervorlugt, beweisen, dass er von einer „besseren“ Unterhaltung kommt. Seinen vertraulichen Gruß erwidert das Fräulein Anna, das in der „Cassa“ thront, so achtungsvoll, wie es dem reichen Hausherrn und noblen Stammgaste gegenüber am Platze ist.

„Denken S' Ihnen, Fräul'n Anna“, beginnt der Herr von Schwarzinger und lehnt sich bequem an die Marmorplatte des Buffets, „denken S' Ihnen, was mir heut' wieder für eine Hetz' g'habt hab'n. Sie wissen eh', dass der Unterhaltungsabend von unserem Wohlthätigkeitsverein „Patzwache Herzen“ war, wo ich der Obmann bin. Is recht gut ausg'fall'n, der Saal war bummvoll, und die vier armen Hascherln, was mir alle Weihnachten vom Kopf bis zum Fuß neuch anzieg'n, krieg'n heuer auch was b'sonders Schönes. Wie alsdann das offiziölle Programm aberg'haspelt war, hab'n natürlich mir vom Comité uns g'müthlich zu ein' Flaschl Wein z'samm'g'setzt. Der Harter, der Schullehrer — wissen S', der Große, Magere, mit die Aug'ngläser — war auch dabei. Mir hab'n alle schon lang ein' Pick auf den hochnaseten G'sell'n. „Wann mir nur 'was außerstecken könnten, wo si' der fade Kerl recht d'rüber gift't“, wischpelt mir der Krumberger-Pepi ins Ohr. „Ja“, sag' ich, „aber mir fallt heut' gar nix ein.“ Währenddem ruft der Harter: „Zahl'n!“ und legt in Gedanken sein Brieftaschl auf'n Tisch. Der Kellner kummt die längste Zeit net, der Harter geht aussi und laßt 's Taschl lieg'n. „Jetzt hab'n m'r 'n bei der Falten“, sag' i und steck' das Taschl g'schwind ein. „Der Hungerleider wird schöne Aug'n machen, wann er zahl'n will und sein Geld net find't. Morgen früh schick' i ihm 's in die Wohnung, aber heut' soll er zappeln.“ Alles lacht über den guten G'spaß, da kummt der Lehrer wieder z'ruck, hinter ihm der Zahlkellner. „Hab' i net meine Brieftaschen daher g'legt?“ fragt er und fangt zum Suchen an. Mir machen alle ernste G'sichter und stell'n uns, als wann mir ihm suchen helferten. Natürlich war nix z'finden. „Aber ich hab' doch 'glaubt, dass ich's daherg'legt hab'“, sagt der Harter und wird ganz blass. „Ich werd's doch net verlor'n hab'n? Das wär' schön z'wider.“ Und dabei fahrt er hundertmal in seine Säck'. „Vielleicht hab'n S' es z'haus vergessen“, sag' i, und kann mi kaum z'ruckhalten, dass i ihm net in's G'sicht lach'. „Das wär' möglich“, meint er. „Ich bin halt soviel zerstreut. Aber da muss ich gleich z'hausgeh'n und nachschau'n. Josef, die Zech' zahl' ich Ihnen morgen. Hab' die Ehre, meine Herr'n!“ Und draußt war er. Na, jetzt können S' Ihnen das G'lachter vorstell'n, Fräul'n Anna, über den Teppen. Morgen in aller früh' kriegt er natürlich sein Geld z'ruck, aber die Angst, die er heut' Nacht noch aussteh'n wird, möcht' i net hab'n.“

„Hab'n S' heut' schon 'was 'gessen?"

„Nur a Stück'l Brot in der Fruah, gnä' Herr", erwidert der Stromer kläglich. „Seitdem no' nix."

„Alsdann, so wer' i Ihnen was sag'n. Wann S' die Schäler von die Krebsen da z'samm'fressen, so zahl' i Ihnen hernach ein Beuschl mit Knödeln und ein' Doppelliter Fensterschwitz. Hab'n S' mi verstanden?"

Das ganze, dicht gefüllte Gasthaus lacht laut auf, als der zerlumpte Mann sich auf dies Ansinnen hin verlegen hinter den Ohren kraut, wiehert einstimmig, als er sich endlich entschlossen zu der Schüssel setzt, und brüllt vor Vergnügen, als er wirklich einen Theil des gräßlichen Gerichtes unter lautem Krachen und Knirschen vertilgt. Dann empfängt er seinen Lohn, verzehrt auch diesen und entfernt sich mit großem Dank. Ob er späterhin an der „Hetz" gestorben ist, weiß ich nicht.

In einer anderen, großen und bekannten Wiener Gastwirtschaft war noch vor kurzer Zeit ein sogenannter Geschäftsführer thätig, der seine Gäste dadurch in bessere Stimmung zu versetzen suchte, dass er mit unglaublicher Raschheit und nie fehlender Sicherheit an die vorbeikeuchenden Kellnerjungen schallende Ohrfeigen austheilte. Manchmal aus ganz geringfügigen Ursachen, meistens aber — ohne jeden Anlass; rein zu dem Zwecke, den Essenden und Trinkenden die Zeit angenehm zu verkürzen. Und diese lachten bewundernd über seine taschenspielermäßige Fertigkeit. Was aber soll man zu einem Humor sagen, der sich nicht anders zu äußern vermag als in rohen Misshandlungen der Untergebenen, Abhängigen?

Die echte Wiener Art wird durch derartige Auswüchse freilich ebensowenig gekennzeichnet, wie etwa durch die allsonntäglichen Messerkämpfe auf dem Laaerberg, das Unterhaltungsbedürfnis derer um den Stephansthurm. Aber sie wuchern in jüngster Zeit immer üppiger, gefördert durch den Vermischungsprocess mit den zugewanderten Angehörigen fremder, roherer Nationen, genährt durch die Hartnäckigkeit und den Enthusiasmus, mit dem unsere Volksmuse ausschließlich den „Hamur" des Fiakerkutschers, des Pülchers, des Naschmarktweibes und der Straßendirne als edelste Emanationen wienerischen Wesens preist.

Witzig wollt ihr sein, meine lieben Landsleute? Immer und überall, unter allen Umständen? Gut. Aber dann wundert euch nur nicht, wenn euch eines schönen Tages überhaupt niemand mehr — ernst nimmt.

---

auf jene gewaltsame Art zustande kommen. Es könnte einen Hund jammern, was an vielen Stammtischen oft als Humor ausgegeben, belacht und beklatscht wird.

Wenn es an einem solchen Stammtische, wo behäbige Bürger in Würden und Ehren ihr Abendschöpplein trinken, einmal recht „fad" ist, wenn keinem in der Runde mehr ein „Jux" einfällt, dann macht gewöhnlich die Ankunft eines Hausierers diesem unerträglichen Zustand ein Ende. Alles athmet erleichtert auf, wenn der arme Mann mit dem Warenkasten sich schüchtern dem Tische nähert; denn jetzt, das wissen alle, gibt es endlich „a Hetz". Die Art, sie ins Werk zu setzen, ist ungemein einfach. Entweder man läſst den Handelsmann seinen ganzen Kram Stück für Stück ausbreiten, hält ihn eine halbe Stunde lang mit gut gespieltem Feilschen hin und wirft ihn dann erst, ohne das Geringste gekauft zu haben, unter allgemeinem Halloh zur Thür hinaus; oder man hört dem Anpreisen seiner Ware scheinbar aufmerksam die längste Zeit zu und erklärt schließlich, daſs man gerade an einem Artikel dringenden Bedarf habe, den jener nicht führt. Besonders gute Scherze sind es zum Beispiel, von einem Händler mit Zahnbürsten Stiefelwichse, von einem Zwirnhändler goldene Ringe mit Scharf'schen Diamanten-Imitationen zu begehren. Noch lohnendere Objecte aber sind weibliche Hausierer. Denn welch ein weites Feld öffnet sich beim Eintritte eines solchen erbarmungswürdigen Weibes dem geübten Witzbolde für Zwei- und Eindeutigkeiten jeglicher Gattung und aller Grade!

Jene besondere Art von Witz, die man als das „Läuten" eines gewissen „Glöckchens" bezeichnet, hat meist ihren Ursprung weit weniger in angeborner Frivolität als in der Sucht, die anderen um jeden Preis lachen zu machen. Man braucht durchaus nicht zimperlich zu sein, um sie einfach ekelhaft zu finden.

Auch der Hunger, schon an und für sich etwas ungemein Belustigendes, läſst sich trefflich zu Scherzen verwenden. Was ich jetzt erzähle, ist kein Erzeugnis meiner Phantasie, auch nicht aus ähnlichen, aber minder crassen Erlebnissen zusammengeklügelt, sondern hat sich vor wenigen Jahren in der Großstadt Wien buchstäblich zugetragen.

In einem Gasthause sitzen zwei reiche Hausherren einander gegenüber und verzehren mit großer Behaglichkeit, nachdem bereits mehrere leckere Gänge hinter ihnen liegen, selbander ein Gericht von Krebsen. Eben wie sie die Servietten weglegen und dem Kellner winken wollen, den kleinen Berg von rothen Schalen zu beseitigen, nähert sich ihnen ein Bettler. Der eine der beiden Spießer miſst den Mann, der allerdings kräftig genug aussieht, um sich seinen Unterhalt durch Arbeit erwerben zu können, vom Kopf bis zum Fuße, flüstert seinem Gegenüber etwas ins Ohr und spricht dann laut:

An 600 Menschen obdachlos geworden! Das ist schon für eine größere Stadt eine Calamität, wie erst für ein kleines, entlegenes Landstädtchen, das in einsamer Gebirgsgegend liegt und nach langem Winter seine Vorräthe aufgezehrt hat.

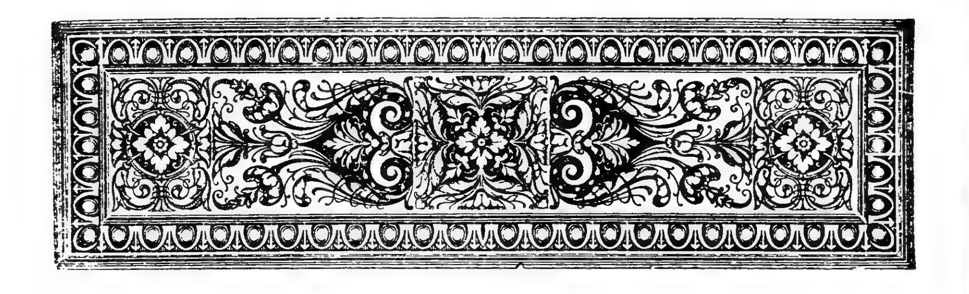
Der erste Tag nach dem Brande. Blauer Rauch steigt träge aus der glosenden Stätte. Zwischen dem Gemäuer schmutzige Wassertümpel, daneben Schutthaufen, aus denen manchmal noch die nimmersatte Flamme zuckt. Auf den Plätzen erschöpfte Männer neben zu schanden geschlagenen Feuerspritzen. Nur wenig Hausrath und halbverbranntes Zeug steht und liegt herum, das Feuer hat fast reinlich aufgeräumt.

Dann kommen Leute aus allen Richtungen und besehen die Brandstätte. Und die Einheimischen stehen und sitzen wie stumpfsinnig da, weinen nicht, lachen nicht — schweigen. Erzählen sollen sie, sagen die Fremden, erzählen, wie es gewesen sei. Mein Gott, was ist da zu erzählen — man sieht es ja. Die rostigen Steinruinen von achtzig Gebäuden, leere Höhlen mit ein bisschen Asche auf dem Boden, wo gestern noch durch lange Arbeit schwer erworbenes, dann ans Herz gewachsenes Hab und Gut gestanden! Rostbraune Eisenstücke, verbogene Blechplatten, wirres Drahtgeflechte hängen, liegen herum, in den Höfen und Stallräumen feuchtes, zerstampftes Stroh und manch verkohltes Thier. Und dort, das gestern noch heilig gehütete, traute Stübchen liegt kahl und nackend vor aller Augen und das grelle Tageslicht hat alles, was sonst Heim geheißen, zur Beute der Gasse gemacht. Diese Entblößung vor aller Welt, dieses offene Daliegen so lange still und fromm gehüteter Häuslichkeit ist mir bei solchen Bränden allemal das Traurigste und Unheimlichste. Die gestern noch darin gewohnt, hocken heute betäubt auf der Straße, um morgen sich in irgend einen, von guten Menschen angewiesenen Winkel zu verkriechen. Die anderen Leute obliegen in ihren noch stehenden Häusern den täglichen Geschäften, essen, trinken, rauchen, plaudern und scherzen wie gewöhnlich, nur dass sie in der Nacht manchmal vom Schlafe aufschrecken, als hätten sie Feuerlärm vernommen. Doch ist jeder nach Kräften hilfsbereit. Die Behörden sitzen beisammen vom Morgen bis zum Abend, um zu beraten, anzuordnen, Hilfe einzuleiten, Gaben zu empfangen, auszutheilen an die plötzlich zu Bettlern gewordenen Mitbürger mit ihren Frauen und Kindern, die draußen in langen Reihen stumm vor sich hinstarrend oder leise weinend kauern.

Sie können es nicht fassen. Mit heiserer Stimme sagt mancher nur das eine: Alles liegen und stehen lassen und davon gehen! — Der hohe Kirchthurm mitten in der Stadt hat seine schlanke Spitze verloren, die vier Giebel seiner Mauern starren gegen Himmel wie ein hohler Riesenzahn. Als grolle er mit Gott! Die Uhrzeiger weisen auf 2 Uhr 25 Minuten; dort bleibt die Zeit einstweilen stehen.

Und doch kam der zweite Tag. Er brachte schon Muth. Der Kaiser hat eine große Summe gespendet. Desgleichen der Minister. Der Statthalter, der Landeshauptmann kamen, um zu sehen, was vor allem noth that. Schon ist Militär beschäftigt, die Mauern abzutragen, den Schutt wegzuschaffen. Am dritten Tage werden bereits weittragende Pläne zum Wiederaufbaue gefasst. Nein, der Mensch lässt sich nicht unterkriegen. Nach wenigen Jahren wird der Ort neu und schön erstanden sein, Touristen und Sommerfrischler werden sich einheimen hier im lachenden Thale zwischen herrlichen Bergen, der größte Segen aber wird das sein, dass es sich wieder geoffenbart hat, wie die Leute in der Noth zusammenhalten, dass in solch schweren Tagen der Glückliche den Unglücklichen nimmer verlässt.

An dem Namen Windischgraz könnte man die ersten Silben streichen, denn es ist eine deutsche Stadt und tapfer steht dort ein Fähnlein Aufrechter im wendischen Lande. Aber die wilde Flamme hat nicht gefragt, ob sie deutschen oder windischen Herd zerstöre. Das Unglück macht alle Menschen gleich und die Liebe — soll dasselbe thun.



# Kleine Laube.

## Die Brandstätte in Steiermark.

Von Peter Rosegger.

Eine Bergpartie wollten wir machen. Einen solchen Maisonntag kann man nicht im blühenden Obstgarten verträumen und wäre er auch meilenweit gedehnt durch das ganze Mißlingthal. Man muss entweder auf die Welka-Kappa oder gar auf den Ursulaberg, um nach dem langen, stürmischen Winter zu sehen, ob Steiermark und Kärnten noch liegen auf ihrem alten Fleck. Nach den heißen Tagen geht heute ein kühler, starker Wind, er kommt vom Flügelschlag der in den Lüften nahenden Eismänner. Er bildet schöne Wolkenballen über dem fernen Zirbitzkogel. Einen besseren Wandertag gibt es nimmer! Hinaus, hinan! Im wunderschönen Monat Mai!

Unser Haus in Schloss und Hort, so marschieren wir, das Herz voll Frühlingslust, die Lehnen hinan. Da schlägt die Uhr auf dem Glockenthurm. Heftig, schrill und unregelmäßig sind ihre Schläge. Wir wenden uns um. Jesus Maria, was ist das? Schwarze ungeheure Ballen, dicht aneinander gedrängt, wirbeln auf mitten in der Stadt, heftig und wild wie ein wüthender Höllenausbruch qualmt es empor und gellende, kreischende Feuerrufe werden laut. Wir schnell zurück. In der Kirchengasse ist ein Brand ausgebrochen, mitten in den Schindeldächern! Gott gnade uns bei diesem Sturm. Der Rauch steigt nicht himmelan, er wälzt sich wuchtig über die Giebel hin, wirbelt in die Gassen, auf die Plätze nieder, dass es darunter finster wird wie am Abend, aber in diesem schrecklichen Gewölke zucken wie Blitze rothe Flammen hin von Dach zu Dach, auf allen Firsten beginnt es zu knattern, aus allen Fenstern brüllt die Lohe und der Sturm ächzt und winselt und pfeift ein grauses Lied in den Lüften. Wir wollen aus unserem Hause Haken, Stricke und Eimer holen, nur um löschen zu helfen, doch siehe, auch auf unserem Hause lodert das Dach, brennende Schindeln und flammende Strohfetzen fliegen wie feurige Drachen auf in Schraubenwindungen, tanzen und kreisen, um plötzlich niederzuschießen, dorthin, dahin, in entlegene Teile der Stadt, auf einzelne Gehöfte draußen, wo allsogleich neuer Rauch aufsteigt. Ehe noch der erste Wasserstrahl aus den Spritzen steigen kann, will der entfesselte Feuersturm die Stadt erobern. Und so gibt es für die Feuerwehren nichts anderes zu tun, als um das zu ringen, was noch abseits und unversehrt steht, zu ringen auf Leben und Tod! In kaum einer halben Stunde ist es entschieden, was des Verhängnisses gierige Hand sich nehmen will — es ist ein Dritteil der Stadt.

Der gewerbefleißigen, blühenden, deutschen Stadt Windischgraz!

manches, änderte aber nicht den Hirtenbrief. Im übrigen, was auch geschehe, der katholische Priester fühlt keine persönliche Verantwortung, weil er ja nur im Auftrage der Kirche handelt. Unser Fürstbischof ist ein viel zu kluger, wissenschaftlich gebildeter Mann, als dass er aus eigenem Antriebe in unserer Zeit den Brand socialer Glaubenswuth in das Volk schleudern wollte. Er sieht es wahrscheinlich selber, dass der katholischen Kirche mit Vermeidung solcher Art von Hirtenbriefen besser gedient wäre als mit Verbreitung derselben; aber die Kirche verlangt es und persönliche Einsicht hat zu schweigen vor unbedingtem Gehorsam. Es ist nur überaus betrübend, dass von der römisch-katholischen Kirche, die sich nebenbei doch auch die christliche nennt, so viel Hass und Feindseligkeit ausgeht.

Freilich, auch die Evangelischen agitieren für ihre Überzeugung, aber wohl ein wenig zweckmäßiger und vornehmer.

Natürlich darf der Hirte nicht schlafen.

Sollten die Bischöfe nicht lieber an allen Kirchthüren ihrer Diöcesen einen Hirtenbrief anschlagen gegen die sittliche Verlotterung des Volkes? Während ein hoher Clerus sich in kirchlichem Gezänke erschöpft, nimmt (trotz redlicher Arbeit der meisten Weltpriester) im Volke ganz erschreckend zu die Trunksucht, die Unzucht, die Roheit, die Gewinnsucht, die Unverläßlichkeit und Unverträglichkeit, die Lieblosigkeit gegen Arme, die Gleichgiltigkeit gegen Schule und alles geistige Leben, die Versumpfung christlicher Opfer- und Thatenfreudigkeit. Hier wäre einzusetzen mit einem Hirtenbrief, unter Berufung auf Jesu- und Apostelworte. Ein solcher Hirtenbrief wäre anzuschlagen außen an den Thoren, anstatt den unseligen Dogmenstreit auf die Gasse zu tragen! Peter Rosegger.

## Das Recht des Rades.

Unter diesem Schlagworte veröffentlichte vor einiger Zeit das „Neue Wiener Tagblatt“ einen sehr trefflichen Aufsatz, dem wir der Wichtigkeit der Sache halber einiges entnehmen. Da heißt es unter anderem: Über ein Menschenleben, das dem Rade zum Opfer fällt, geht man in der Großstadt hinweg wie über ein alltägliches Ereignis. Ist es nicht auffällig, dass das Auge des Forschers unaufhörlich am Mikroskop nach jenen tückischen, unsichtbaren Lebewesen forscht, die den geheimen Krieg gegen den menschlichen Organismus führen, und dass — trotz Bremse, Warnungsglocke und Polizeivorschriften — so wenig Radicales geschieht, um den Verkehrsmenschen vor der großen, plumpen, greifbaren Gefahr des Rades zu schützen. Ist das Recht des Rades in der Großstadt nicht schon zum tyrannischen Vorrechte geworden, das wir mit zu demüthigem Fatalismus über uns ergehen lassen? Und handelt es sich denn allein um jenen Bruchtheil der Menschenmenge, der durch das Rad zugrunde geht und der, mag er ein noch so kleiner sein, so viel Ganzes, Volles, Unersetzliches bedeutet?[1]) Geht nicht die Gefährlichkeit des Fahrens nachgerade auf unser ganzes geistiges Leben, ja, auf eines unserer ursprünglichen Menschenrechte, steht nicht das Recht des Rades bereits gegen unser Recht des freien, aufrechten Ganges?

Alles Recht ruht auf den Bedürfnissen und je mehr das Bewusstsein des Bedürfnisses in die Allgemeinheit dringt, desto unbestrittener ist das Recht. Der Mensch, der so oder so durch die Benützung des Rades vorwärts gebracht wird, hat eine

[1]) Es wird behauptet, dass das Rad im Mittelalter weniger Menschen verschlang als in der Gegenwart. Jene waren Verbrecher, die Opfer von heute sind unschuldig. Die Red.

Auf die hohe Welka-Kappa möchte ich steigen oder auf den ragenden Ursulaberg, und es hinausrufen ins weite Land: Bewohner unseres geliebten Österreich! Lasset Eure Herzen jetzt einen Maiausflug machen ins liebliche Mißlingthal zur schwergeprüften Stadt! Wir wollen den Verunglückten Muth machen zum Weiterleben und Vertrauen zu den Menschen, wir wollen ihnen über diese harte Zeit liebreich hinweghelfen und beitragen, dass sie wieder hausen und bauen können. Schwere Opfer werden vom einzelnen ja nicht verlangt. Wenige sind, die viel geben können, dafür werden viele sein, die wenig geben, und auch hier heißt es: Die Menge muss es bringen. Für Geldgaben sind sehr viele Sammelstellen: in der steiermärkischen Statthalterei, in den Pfarr- und Gemeindeämtern, bei den Tageszeitungen. Wem's bequem ist, dem halte auch ich die Hand hin oder den Hut: Bitte um eine Gabe für unsere so schwer verunglückten Landesgenossen in Windischgraz!

Graz, am 13. Mai 1903.

Für Windischgraz bei Rosegger eingegangen:

Professor Hans Brandstetter 10 K, Bruno Brandstetter 1 K, P. M. F. 5 K, Fridolin Reiser 10 K, Familie Eissenstein 20 K, L. B . . . y, Wien 10 K, „Gott segne tausendmal die kleine Gabe“ 10 K, Wenzel Ellner 6 K, A. v. Adler 5 K 50 h, Stiegert 12 K.

## Der Los von Rom-Hirtenbrief des Bischofs von Seckau.

Vor einiger Zeit hat der Fürstbischof von Seckau in Steiermark einen Hirtenbrief erlassen, der wieder einmal recht schlimm ist. Das Schriftstück erschien in allen clericalen Blättern, wurde von allen Kanzeln vorgelesen und an die Außenseiten der Kirchthüren genagelt. Diese bischöfliche Verordnung ist gegen die Los von Rom-Bewegung gerichtet, doch das rechtfertigt nicht die Feindseligkeit, die in dem Briefe so erschreckend zu Tage tritt. Die römisch-katholische Kirche wird als die allein wahre hingestellt, außer der es nur ewige Verdammnis gibt! Verkünder des Evangeliums Jesu werden verglichen mit falschen Propheten, mit reißenden Wölfen, ja selbst mit dem Teufel. Die Katholiken werden aufgefordert, jedem, der nicht römisch-katholisch ist, das Haus zu verschließen, mit ihm keinerlei Gemeinschaft zu haben, ja ihm sogar den Gruß zu versagen, also offene Feindschaft zu halten.

Der Bischof beruft sich dabei auf Sätze aus der heiligen Schrift, aber wie willkürlich und schief diese Sätze angebracht sind für unsere Zeit und Zustände, das muss der gelehrte Kirchenfürst doch wohl selber empfinden.

Übrigens sind solche Manifestationen der römischen Kirche nichts Neues, ich habe dergleichen hundert und hundertmal gehört. Man regt sich nicht mehr darüber auf, besonders da sie auch die Menge nicht ernst nimmt.

Die Bischöfe — sie mögen sagen was sie wollen — sind so gut Menschen unserer Zeit wie wir alle. Man sieht es den kalt theoretischen und dogmatisch rhetorischen Schriftstücken leicht an, dass sie nicht aus dem Herzen kommen, nicht persönlicher Überzeugung entspringen. Die Bischöfe fühlen sich als kirchliche Beamte eben verpflichtet, ihre Gläubigen vor dem drohenden Übertritte in andere Kirchen zu warnen. Sie setzen sich hin, suchen aus der Bibel Worte hervor, die freilich an Zustände längst vergangener Zeiten gerichtet waren, aus ihrem Zusammenhang gerissen heute befolgt aber Unheil anrichten könnten. Nach der Stilisierung des Hirtenbriefes war Aufmunterung zum wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Boykott beabsichtigt, anders konnte es nicht verstanden werden. Eine nachträgliche Broschüre des Bischofs milderte

der Elektrischen entronnen, nicht sein Opfer werden soll. Wer wird nicht willig jedem Lastträger ausweichen, sich mit jedem eiligen Geschäftsboten auf dem Bürgersteige abzufinden wissen? Aber dass jeder Laufbursche, der auf dem Rade thront, mich, der ich ruhig an meine Geschäfte gehe, zu einer Art Cake-Walk-Tanz auf offener Straße nötigen kann, das geht über alle Geduld und Fügsamkeit, die in einem demokratischen Gemüth liegt.

Jüngst geschah es mir, dass ich an einer Straßenecke, an der eben der Boden aufgewühlt ward, durch einen um die Ecke herankommenden Omnibus hart an einen Kothhaufen herangenöthigt wurde. Ich nahm Posto und wartete ab, aber während ich mich in dieser drangvollen Situation befand, schoss so ein Cäsar vom Heringmarkte auf seinem Rade heran, um haarscharf neben dem Stellwagen die krumme Linie zu nehmen, und mir blieb nichts übrig, als in den Kothhaufen hineinzustampfen. Das ist bereits eine Art „Bubokratie“, gegen die sich ein rechtschaffener Sinn auflehnt.

Das Vorrecht des Rades ist zur Tyrannei geworden, es trägt alle Kennzeichen des Despotismus an der Stirne, es demüthigt, es verbreitet Schrecken, es versetzt die Menschen in eine Spannung, die ermattend wirkt, es nimmt die Sicherheit und die Freiheit der Bewegung, und was das Schlimmste ist: es tödtet mit schauerlicher Regelmäßigkeit, es hat seine allmonatliche Liste der Hinrichtungen wie der Wahnwitz eines asiatischen Selbstherrschers, der die Leiber der Erschlagenen als seinen Tribut fordert. Und damit ist das Vorrecht des Rades an jenem Punkte angelangt, wo die Gegenbewegung einsetzen muss, und mit derselben natürlichen Kraft, die die Hoheit des Rades geschaffen hat, dieser Hoheit Halt gebietet.

## Sagen aus dem Obermurthal.[1])

Steirisch erzählt von Josef Steiner-Wischenbart.

### I.

### Die Zeiringa Silbagruab'n und die Schöderer-Vög'l.

Es is schoa vül dazählt wo'n van Zeiringa Silbabargwarch, oba sou gnau, wia is va da Ahnl g'hörscht hon, hot no neamd dazählt.

Auf da Zeiri is a mentasch reich's Silbabargwarch g'leg'n. Silba in Übafluaß. A Kirch'n homb's baut und zwölf silbani Apoustl eihi g'stellt, zan an Zoach'n, dass ah die Reich'n noch auf a Religion denk'n. Oba sist seins nix heili gwen. Und unsa Herrgott hot sie g'strost, die Zeiringa Knopp'n. Oanstogs is s Bargwarch vasunk'n und die Kirch'n mit die silbaran Apoustl ah. Glei da Thu'nknopf hot noch außa gugg. Und i sog das: Intan Morkt Zeiri is olls vull Wossa. Es liegt ah a silbas Sogbloch drei. Oba, we kunt so a silbas Sogbloch außa heb'n?

Die Knopp'nkirch'n ist vasunk'n und die Zeiringa, de übablieb'n seind, homb a neuchi baut. Ober — sie sinkt ah. Hiaz schoa drei Staffl. Wia's as wisst's, homb die Zeiringa g'schworn, dass sie olli Johr in Monat Mai auf Schöder gehant, zweg'n da Pest. Selm homb die Vög'l neama g'sung — glei-

[1]) Der Verfasser verfolgt in der Sammlung von Sagen in der ursprünglichen Mundart lediglich den Zweck, Volkssagen ohne Zuthaten den Lesern zu bringen.

große Gewalt über den anderen, vielleicht eine noch größere, als der Bewaffnete über den Wehrlosen; denn in der Waffe liegt nur die Möglichkeit, die Facultas einer Überlegenheit; der Fahrende macht aber schon sein Übergewicht geltend — ich muss ihm ausweichen, mich hüten, seinen Weg zu kreuzen, selbst wenn mich Gehenden eine stärkere, wichtigere Veranlassung treibt als sein Impuls zur Weiterbewegung. In den Tagen der tollsten und pedantischesten Gleichmacherei hat niemand das Übergewicht der Fahrenden über die Gehenden angetastet.

Ob aber dieses Recht in dem Maße, wie es heute sich herausgebildet hat und ausgeübt wird, doch anerkannt und geduldet werden kann — ist eine große wohl aufzuwerfende Frage. In kurzer Zeit, in etwa anderthalb Jahrzehnten, haben wir es miterlebt, wie das Rad in den Städten, wo Hunderttausende zusammenwohnen, sein Herrschaftsgebiet ausdehnt, Sorgen und Schrecken um sich her verbreitet, wie ein Moloch mit schauerlicher Regelmäßigkeit seine Opfer fordert, und die vielen, die es nicht an Leib und Leben schädigt, sondern nur gefährdet, in einen stetigen Habachtzustand, in eine unaufhörliche Spannung versetzt, die nachgerade die Nerven zerrütten und das Behagen am Dasein vernichten muss. Mit dem geschichtlich eingebürgerten, von Pferden gezogenen Wagen, dessen Terrain vor Jahrhunderten vom Gehwege, vom Bürgersteige, getrennt wurde und dem man bei Übergängen mit mäßiger Geschicklichkeit ausweichen kann, hatte man sich längst abgefunden. Aber mit dem ersten Schienenwege, der nicht nur Stadt mit Stadt, sondern Gasse mit Gasse verband, war ein neues Recht des Rades geschaffen: das einer Gasse in der Gasse, die nur mit äußerster Vorsicht gequert werden konnte. Die Geschwindigkeit des Rades auf diesen städtischen Eisenbahnen wuchs und wächst von Jahr zu Jahr zugleich mit der Menge der Vehikel: Heute bilden die dahinrasselnden elektrischen Donnerwagen an unzähligen Stellen bereits eine bewegte Wagenburg, durch die man manchmal nur nach langem Harren mit rascher Kühnheit einen Durchlass gewinnt. Aber immer noch ist diese Gefahr berechenbar, der Weg ist gegeben, und ein rascher Feldherrnblick nach rechts und links kann die Strecke abmessen, die für den Fußgänger noch frei ist; der letztere kann vielleicht noch jenseits der Geleise, die in Art und Tempo altvertraute Droschke, den ehrwürdigen Omnibus, der sich, wie man der Klapperschlange im Schulbuche nachrühmt, durch Gerassel ankündigt, und den Postwagen mit seiner amtlich gewährleisteten Rücksichtslosigkeit erspähen; aber, wenn er all dies mit dem Auge gemessen, rasch combiniert und mit geübter Taktik den Übergang gefunden hat, ist er noch lange nicht geborgen — noch bedroht ihn das furchtbare Automobil, das die Geschwindigkeit der Elektrischen, aber nicht ihren vorgezeichneten Weg hat, und dessen geheimnisvolles Pusten man erst versteht, wenn es einem schon an den Leib rückt, und noch schlimmer das unaufhaltsame Reitrad, das darauf angewiesen ist, sich just durch jene Engpässe, die dem Fußgänger übrig bleiben, hindurchzuzwängen. Das Automobil ist die brutalste, das Reitrad die tückischeste dieser Gefahren. Hier wie dort maßt sich der einzelne an, mir nicht nur, wie es das Fahren längst mit sich brachte, den Weg vorzuschreiben, sondern mich zur demüthigen Flucht, zum furchtsamen Rennen, zur äußersten Kraftanstrengung des Gepeinigten zu verurtheilen. Beide dienen heute dem geschäftlichen Verkehre, haben aber in dessen letzten Untergebenen einen Übermuth erzeugt, der an Cäsarenwahnsinn grenzt. Der automatische Reclamewagen, der doch am besten seinen Beruf erfüllte, wenn er möglichst langsam sich durch die Straßen wälzte, rast wie besessen über das Pflaster, der Conditorjunge oder der Vice-Hausknecht einer Spezereiwarenhandlung saust auf seinem Rade mit kühner Sportfreudigkeit um die Straßenecken, ist mir bereits im Nacken, wenn ich sein Klingeln höre, und zwingt mich zu einem lächerlichen Sprung, wenn ich, kaum

Suntakind n Kaisa Karl Friedrich mit somt seini Kriaga. In Oachfeld is sei Grob, oba er lebt — er lebt in da Tiaf'n und wird wieda aufstehan in Murwold, won's Vodalond in G'fohr is und a Glaub'nskriag losbricht, doss grod s Bluat auf da Stross'n dahe rinnt. Deraweg'n hörscht ma schoa truml'n und Tromperng'n blos'n: S Vodalond is in G'fohr!

N Barschtl dawischt a Grussl und er pockt die Füaß üba d Ochsl und rennt wos er konn — auf Zeltweg zruck und g'rechn in die — Schwertabräu eini. Helli Tropf'n seind eham g'stond'n den Norr'n und bloach is er gwen wia a Ouf'n-Reingerl.

„Wos is denn mit n Barschtl?" schreit ihn in da Schwertabräu oana on, „du schaust jo aus wia a Bettla ban Arrantier'n".

„Jo mei", sogt da Barschtl — „n Karl Friedrich hon i g'sech'n".

„N Karl Friedrich? Jo, wos is den do dabei. Karl Friedrich hoaßt jo a Fleischhocka z' Jud'nwrg (Judenburg)." — — — — — — — — —

Jo freili homb'n die Leut net vastond'n, wos er g'sech'n hot und er losst sichs ah net nehm':

In Oachfeld sitzt da Karl Friedrich bar an Tisch und n Zepta in da Hond. Sei Bort wort eham um an Tisch, wia a Migatschstaudan. Won eham da Bort s drittimol umandum g'wochs'n is — oft — gehat die Welt z'grund.

Pfüat dih Gott, Barschtl!

---

# Singvögel.

## Der Tod ist mein Begleiter.

Der Tod ist mein Begleiter,
Wo ich auch geh' und steh'!
So treu ist mir kein and'rer,
Wie er, der blasse Wand'rer,
Der stets in meiner Näh'!

Seh' ich die Rose blühen,
Er sagt: Sie welkt so bald!
Küss' ich des Liebchens Wange,
Er sagt: Sie blüht nicht lange,
Bald ist sie welk und kalt!

So lehrt er mich ermessen,
Wie kurz des Glückes Frist,
Dass ich auf gute Weise,
Vollende meine Reise,
Die so vergänglich ist!

Ich will ihn nicht verklagen,
Er ist kein bittrer Tod!
Ich will mit frommer Stärke
Betrachten seine Werke,
Und schweigen, wenn er droht.

Er ist ja mein Begleiter,
Wo ich auch geh' und steh'!
So treu ist mir kein and'rer,
Wie er, der blasse Wand'rer,
Der stets in meiner Näh'!

Franz Karl Ginzkey.

## Am Apfelbaum!

Dort, wo der Garten zu Ende geht,
Ganz nahe dem dornigen Schlehenzaun,
Da stehst du über mit Blüten besät,
Mein lieber, alter Apfelbaum.

Ich hab' mich in deine Äste gesetzt,
Ringsum träumt tiefe Mittagsruh,
Die Sonne blinzelt durchs Blütendach,
Du hauchest Märchen — ich höre dir zu.

Ich liege ganz stille geschlossenen Aug's,
Vom Dorf weht herüber ein Glockenklang —
Mir ist so wunderselig zu Muth,
Am Apfelbaum, im Blütensang.

?

z' Schöder, wo die Pest net hinglongg hot. Wia oba die Zeiringa auf Schöder kem seind, homb die Vögl gsung: „Esst, esst, Bibernell und Allraun, afft keman d' Leutla oll davon!“ Zweg'n den kriagt ma noch heuntz'togs z' Schöder doch'ni Schödererrvög'l. So oft die Zeiringa die jahrlachi Pestprocession af Schöder ausloss'n, sinkt die Kirch'n oan Staffl — und bis hiaz is sie schoa drei Staffl g'sunk'n.

So war die G'schicht. — Drum Leutla, gehats olli Johr auf Schöder; s is glei oan Togroas: z' Mittag seid's z' Wölz, nohmatog z' Sankt Peata om Komaschbarg (St. Peter am Kammersberg) und z' gschnochts seid's z' Schöder. In andarn Tog kemb's z'ruck und bring's Schödererrvög'l mit!

## II.

## Zweg'n wos Knitt'lfeld a so hoaßt.

Jo woaßt — dos is a hoagglagi G'schicht. Dazählt muaß amol we'n, damit's die Leut' wiss'n. In da graw'n Vurzeit — sog'n die G'studiert'n — (as wia wonn selm die Welt graw war gwen) is in da Ingaring a groaßa See g'stond'n: a kuhlschwoaza See. Und in den See is a Lindwurm g'legen: a ung'schickts Viech. Jo, wos konn ma va an Lindwurm guats valong? — Lauter Ungabs. Der Lindwurm is g'fressi gwen wia a junga Hund, olli Tog is er spoziern gong' in die Au und hot z'somg'fongg Leut' und Thier — wos eham holt grod intakom is.

Ober amol is n Leut'n doch z'dumm worn und homb n Lindwurm die Exastenz intagrob'n. Da See is ausgrun und da Lindwurm is n Wossa noch. Klewa und kam, doss er durch die Grad'n und z' Sachndarf außi hot mög'n. So ong'fress'n wor da Dingstl — a holt jo. — Heraust ba da Mur homb die Leut sih dos net g'foll'n loss'n, wos er in da Ingaring drein ton hot — da Lindwurm — nau — und de homb n mit Knitt'l daschlog'n — doscht, wo hiaz Lind stehat, is da Lindwurm lieg'n blieb'n. De Leut, de ihn daschlog'n homb, homb destweg'n van Kaisa sovül Geld kriagt, dass a Stadtl homb kinnt bau, und s seli homb se Knitt'lfeld g'hoiß'n. A holt jo. — Hiaz woaßt as!

In Lindwurm sei G'ripp is noch long lieg'n blieb'n und in Stodlmor seine Küha sein doscht intag'stond'n, won's g'regnt hot. A freili wuhl ah!

## III.

## Kaisa Friedrich in Murwold.

Schau — wonnst in da Christnocht außi gehast va Zeltweg geg'n Oachdarf (Aichdorf), und bist a Suntakind, sou gehat's da aso, wias n Barschtl (Bartholomä) van Tofner gong is. — Wulta rar is n gong. — Wia holt da Barschtl in da Christnocht geg'n Oachdarf gehat, sou geg'n da Mett'n, sicht er in Murwold a Schnoas'n Liachta. A muh! denkt er sih, do gehant heunt a Massa Leut zu da Mett'n; s is völli schean sou a Losta Liachta, schean hintranonda. Sovül Keanhölza hiat da Barschtl dahoam net.

Da hörscht da Barschtl af oanmol a kloani Trumm'l, afft zwaa — afft a groaße — a gonzi tirkische Musi! Jo, wos wor dos? — Trum, trumtum, trum! hörscht er. Und wia er sou schaut und schoa gleim geg'n Wold zuichi kimb, schaut er üba d'Mur aus — es keman eham d'Horr z'Barg, dass da Huat völli koan Ploß hot. Da Barschtl sicht deachas da Mur a Schnoas'n Ritta in Eisen kloadt. Hiaz denkt er auf, wos eham sei Ahnl oft g'sogg hot: In da Christnocht siacht a

# Was Bismarck aus dem Kriege an seine Frau schreibt.

Als vor drei Jahren Bismarcks Briefe an seine Braut und Gattin in viele Tausende von Familien ihren Einzug hielten, sah sich die Verlagshandlung zu ihrem Bedauern zu der Mitteilung genöthigt, dass die Feldzugsbriefe aus dem Jahre 1870/71 leider unauffindbar seien. Überall war nachgesucht und nachgeforscht worden, man beruhigte sich schließlich in der Annahme, dass die Briefe verliehen und nicht zurückgegeben worden oder, wie manches andere, bei dem eiligen Umzug im März 1890 abhanden gekommen seien. Im vergangenen Herbst wurde nun bei Bauveränderungen in Friedrichsruh der Dachboden abgeräumt, und da fand man zwischen Kisten und Kasten eine kleine holzgeschnitzte Truhe und in dieser mit einem seidenen Bande zusammengebunden die vermissten Briefe. Wir folgen hier der Kennzeichnung, die diese Briefe von den „Grenzboten" erfahren. Bismarcks Briefe an seine Gattin aus dem Kriege 1870/71. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Verlagshandlung.

Die Feldzugsbriefe umfassen 79 Nummern (88 Seiten), darunter eine kleine Anzahl Telegramme und fünf Briefe an seinen Sohn Herbert. Gleich der erste ist außerordentlich bezeichnend. Sicherlich hat damals jeder gute Deutsche angenommen, dass der Bundeskanzler mit allem sorglich in das Feld gezogen sei. Aber nach schier endloser Fahrt in Mainz angekommen, sieht sich Bismarck lediglich im Besitz eines Nachthemdes; alle seine Sachen sind aus Versehen zurückgeblieben, und der Schöpfer der deutschen Einheit kam aus Mangel an einem Hemd und an Kleidern nicht zum Könige. Wie außerordentlich komisch nimmt sich mitunter die Tragik der Weltgeschichte von der Rückseite aus! Am 6. August ermahnt er seine bei den ersten Gardedragonern stehenden Söhne fürsorglich, im Falle einer Verwundung erst an ihn zu telegraphieren, der Mutter aber erst später Nachricht zu geben. Dann kommen die Klagen über die Mangelhaftigkeit der Unterkunft, mit der er und Roon bedacht wird, zugleich aber die tiefe Bewunderung für den Heldenmuth unserer Soldaten. „Eiserne Kreuze noch keine ausgegeben, wahrscheinlich nicht fertig. Es ist vielleicht recht gut, denn wenn erst einige damit gehen, sind die anderen gar nicht mehr zu halten und stecken die Köpfe in die Mündungen der französischen Kanonen, sie sind so schon wie die Berserker." (14. August.) Zwei Tage später: „Die Leute müssen mich hier für einen Bluthund halten, die alten Weiber, wenn sie meinen Namen hören, fallen auf die Knie und bitten mich um ihr Leben. Attila war ein Lamm gegen mich." Überhaupt ist die Mischung von Herzlichkeit und Verdrießlichkeit innerhalb weniger Zeilen meist außerordentlich fesselnd. Die Fürsorge für Gattin und Kinder, die Mahnung an die Frau fast in jedem Briefe, nach Nauheim zu gehen, dann die Sorge um die Söhne, die Mittheilung, dass Herbert gar keine Hosen habe, die Klage aus Clermont: Ich beim Schulmeister, Lager an der Erde, ein Strohstuhl, kleiner fichtener Tisch zum Waschen, Schreiben, Essen. Am anderen Tage: „Noch immer an der Erde liegend beim Schulmeister. Bayerndurchmarsch seit vier Stunden, blasen falsch." Noch drastischer ist der Brief vom folgenden Tage, gleichfalls aus Clermont, wo er über den Mangel eines sehr nothwendigen Gerätheskl agt. Der zweite Brief aus Vendresse, 3. September, den die Franzosen nicht erwischten, sagt unter anderem: „Ich bin gestern früh um sechs zu Pferde gestiegen, um Mitternacht herunter, zehn bis elf Meilen geritten, zweimal nass und trocken geworden, und hatte seit dem dritten Tage nichts Warmes genossen, als ich zu besagter Mitternacht über einen Schmorbraten gerieth, wie ein Wolf davon aß, dann sechs Stunden sehr fest schlief." Eigentlich war dieser „Schmorbraten" ein Kalbsbraten, für den Schlachtenmaler Georg Bleibtreu und Gustav Freytag aufgetragen, die damals das kronprinzliche Hauptquartier begleiteten und sehr froh gewesen

## Mein Plätzchen.

Weiß eine Stelle,
Wo mich das Leben freut
Und mir das Herz wird weit —
Dort an der Quelle.

Da weil' ich gerne
Wenn sich der Abend senkt,
Ihr mir dann Ruhe schenkt,
Glitzernde Sterne.

Seid ja so milde!
Zaubert mit Allgewalt
Manch einer Huldgestalt
Freundlich Gebilde.

Sie, die mein eigen,
Holdes Braunmägdelein,
Blühend, wie frische Mai'n —
Wollt ihr sie zeigen?

Karl Krobath.

## Heimkehr.

Es ist nicht gut, wenn wir nach vielen Jahren
Rückkehren wieder heim, wo wir einst jung,
Und weil wir jung, auch froh und glücklich waren,
Denn, ach! es findet die Erinnerung
Wohl Haus für Haus, auf Flur und Waldesstellen,
Die uns einst traut und lieb, nur Grabdenkmale.
Denn längst dahin, über des Todes Schwellen
Sind sie gezogen schon, sie alle, alle,
Die froh mit uns gespielt, geträumt, geliebt,
Auch mit uns litten, waren wir betrübt,
Und mit uns in die ferne Zukunft schauten,
Luftschlösser, wohl die schönsten, mit uns bauten,
Die, wie den Kindern oft bei ihren Spielen,
Weil sie zu hoch, auch bald zusammenfielen. —
Ein Friedhof ward dies Heim, seit wir's verließen,
Und wieder nun mit weißem Haar begrüßen ...
Im tiefsten Herzen muss es uns betrüben,
Dass wir von allen so allein geblieben.

Gebell-Ennsburg.

## Gretel-Lieder.

Von Otto Promber.

I.

Wenn Gretls schmale Wangen glüh'n,
Seh' ich darauf zwei Sträußchen blüh'n,
Von weißen Kelchen mit rothem Saum —
Just wie zwei Troddeln vom Apfelbaum!
Ihr Mündchen gleicht einem Röselein,
Maiglöckchen könnten die Zähnchen sein
Und was aus ihren Augen spricht,
Das sind zwei Sterne Vergissmeinnicht.

II.

Dort hinterm grünbewachs'nen
Hölzernen Giebelhaus
Guckt's dunkeläug'ge Gretel
Zum Fensterchen hinaus.

Die sonst so krausen Locken
Sind schier noch mehr gelockt —
Sie legt die Hand aufs Mieder,
Als ob ihr Athem stockt. —

Es glänzen ihre Wangen
Wie rosa Röselein —
Was mag nur seit drei Tagen
Dem hübschen Gretel sein?

III.

Dort hinterm Fensterle,
Umrankt vom Wein,
Sitzt mein braunäugiges
Herzgretelein.

Flachsrothe Nelken blüh'n
Schaukelnd im Wind,
Klopfen ans Fensterle,
Grüßen mein Kind.

Nicken zu ihm hinein
Immer aufs neu:
„Liebes Herzgretelein,
Bleibe ihm treu!"

Tisch aufstanden. Trochu wollte Waffenstillstand, is nich.“ Sehr hübsch schreibt er über Thiers: „Mein kleiner Freund Thiers ist sehr geistreich und liebenswürdig, aber kein Geschäftsmann für mündliche Unterhandlungen. Der Gedankenschaum quillt aus ihm unaufhaltsam wie aus einer geöffneten Flasche und ermüdet die Geduld, weil er hindert zu dem trinkbaren Stoff zu gelangen, auf den es ankommt.“ Dieser Vergleich mit einer Flasche Sect ist geradezu classisch! Weiter heißt es: „Dabei ist er ein braver kleiner Kerl, weißhaarig, achtbar und liebenswürdig, gute altfranzösische Formen, und es wurde mir sehr schwer, so hart gegen ihn zu sein, wie ich musste. Das wussten die Bösewichter und deshalb hatten sie ihn vorgeschoben.“ Bezeichnend ist der Schluss des letzten Briefes, der von dem Einzug in Paris handelt: „Bei dem Zapfenstreich am Donnerstag sind Tausende Pariser mit unseren Soldaten im Arm gefolgt, und bei ‚Helm ab zum Gebet‘ nahm alles die Hüte ab und sagte voilà ce qui nous manque, und das wird wohl richtig sein.“ (Diese Mittheilung findet sich auch bei anderen Augenzeugen des Zapfenstreiches.)

Die Feldzugsbriefe sind fast mehr noch als alle anderen dazu angethan, dem „eisernen Kanzler“ ins Herz zu sehen. Ob Liebe darin aufflammt oder ob der Zorn auflodert — es sind fesselnde, menschlich anmuthende Züge auf einem Antlitz von gigantischer Größe, das uns heute wie von einem fernen Horizonte aus leuchtet.

---

## Schwarze Anschwärzer.

Trotzdem Pater Ansgar Pöllmann wegen seiner Schrift gegen Rosegger den Vorwurf absichtlicher Fälschung schweigend eingesteckt hat, gelüstet's nebst anderen giftigen Kampfhähnen auch einen priesterlichen Mitarbeiter der clericalen „Augsburger Postzeitung“, nebst einer argen Beschimpfung Victor von Scheffels, die dreisten Entstellungen und Verleumdungen fortzusetzen. Zu zeichnen wagt der Held sich nur mit J. G. B., um so deutlicher wird er in seinen Schmähungen, aus welchen ein Pröbchen hier mitgetheilt sein soll. „Rosegger“, heißt es, „sei verwerflich wegen seiner äußerst schlimmen Eigenschaften in religiöser und sittlicher Beziehung.[1]) Rosegger sei als Bekämpfer des christlichen und katholischen Glaubens gefährlicher als ein Dutzend atheistischer Universitätsprofessoren. Er betreibe die Schriftstellerei als Industrie (!) und habe mindestens 20 Millionen Leser. Ohne seine ‚Sinnlichkeit‘ wäre dieser religiöse Analphabet wohl kaum ein berühmter Mann geworden. Aber er müsse fallen! R.s Buch ‚Mein Himmelreich‘ bleibe für Österreich ein Unglück und eine Gefahr überall. Zu dem Schändlichsten in R.s Werken gehöre die Behandlung des Priesterstandes; die Priester zeichne er entweder als Lumpen oder als Schwachköpfe. (!) — In dieser lieblichen Melodie geht es durch zwei Fortsetzungen. Übrigens hat der Mann schon Bessere angeschwärzt, wie z. B. in demselben Aufsatz den Dichter des „Ekkehart“. Es gibt eben Leute, die alles, was sie antasten, schwarz und schmutzig machen. Kein Wunder, wenn solche Gestalten aller Welt zuwider werden.

[1]) Soll wohl auch auf die Person bezogen werden? Die Red.

---

waren, spät am Abend etwas zu essen aufzutreiben. Die Suppe hatten sie eben verspeist, als zugleich mit dem Kalbsbraten Graf Bismarck-Bohlen eintrat und „etwas zu essen“ für den ihm folgenden Bundeskanzler suchte. Die beiden gleichfalls recht hungrigen Freunde musſten nun zusehen, wie der Braten, dessen Duft ihren Appetit noch mehr gereizt hatte, vor ihren Blicken verschwand. Es war, wenn wir nicht irren, dasselbe Haus, wo am Abend vorher die von Bleibtreus Pinsel verewigte (später hat A. von Werner denselben Gegenstand behandelt) Capitulationsverhandlung stattgefunden hatte.

Am frühen Morgen nach dieser Mahlzeit war Bismarck dann durch den von Napoleon entsandten General Reille geweckt worden und „ungewaschen und ungefrühstückt“ zum Kaiser geritten, den er auf der Sedaner Landstraße traf. Dem Briefe liegt ein Zettel bei von der Hand der Gattin: „Bleibt's dabei, dass erste Friedensbedingung: ewiges Verbleiben von L. N. auf Franzosen-Thron?“ Bismarcks Antwort: „Wo möglich, ja.“ Ein Brief aus Ferrieres, 23. September, an Herbert, trägt unter dem Datum die Worte: „Heute vor acht Jahren wurde ich, dünkt mich, Minister.“ Weiter heißt es darin: „Die Kränkung über Wilhelmshöhe begreife ich; die Küche, Stall und Livreen sind gegen den Willen des Königs von Berlin geschickt worden (also wohl von der Königin), und Napoleon hat darauf seine eigene schnell entlassen und verkauft, um zu sparen. Im übrigen ist uns ein gut behandelter Napoleon nützlich, und darauf allein kommt es mir an. Die Rache ist Gottes. Die Franzosen müssen ungewiss bleiben, ob sie ihn wiederbekommen. Das fördert ihre Zwistigkeiten.“ Der ruhig, kühl berechnende Realpolitiker! Durch alle Briefe Bismarcks zieht sich neben manchem Ärger doch immer unverändert die innige Sorge um und für die Seinen, die Anerkennung der tapferen Truppen und eine demüthige Dankbarkeit gegen Gott für die unermesslichen Erfolge. Vom October an bricht sein Ärger über den Aufschub des Bombardements durch, einmal sehr entrüstet über das Gerücht, dass er das Spiel der Geschütze hemme. „Es schwebt über der Sache irgend eine Intrigue, angesponnen von Weibern, Erzbischöfen und Gelehrten, bekannte hohe Einflüsse sollen mitspielen, damit das Lob des Auslandes und die Phrasenberäucherung keine Einbuße erleiden.“ Am 12. November schickt der „eiserne Kanzler“ „einige Blätter von einem Strauß, welchen mir gestern ein 47er-Unterofficier, von seinen Schlesiern im Feuer der Franzosen für mich gepflückt, dienstlich mit strammer Meldung von den Vorposten brachte.“

In einem Briefe vom 16. November spricht Bismarck mit warmen Worten über Delbrück: „Sage ihm der Wahrheit entsprechend, wie dankbar ich seine rastlose und erfolgreiche Arbeitskraft bewundere; Du weißt, dass meine Anerkennungsfähigkeit nicht groß ist, aber dieser kommt mir durch . . . .“ Am zweiten Weihnachtstage mahnt er: „Sei sanft und gut, mein Herz, wir mangeln alle des Ruhmes und müssen Gottes Wille geschehen lassen, der gütig für uns über Verdienst ist.“ Die Zahl 71 schreibt er am Neujahrstage zum erstenmal an die geliebte Gattin, „das soll uns Glück bringen“. Vom 5. Jänner Morgens datiert der folgende Zettel des Generaladjutanten Grafen Lehndorff: „8$^{15}$ fiel der erste Schuss aus unseren Batterien — seitdem mehrere. Sie wissen es vielleicht schon lange, aber beim Erwachen mit diesem endlich erfüllten Wunsch mich an Ihrem Bett einzufinden wollte nicht versäumen — Lehndorff.“ Am 21. Jänner entschuldigte sich Bismarck, dass er so lange nicht geschrieben habe: „aber diese Kaisergeburt war eine schwere“. Ähnlich wie früher über Delbrück spricht er sich hier dankbar anerkennend über den Großherzog von Baden aus. „Der Großherzog von Baden ist recht verständig und vermittelnd, aber er ist der einzige, der mir ab und zu geschäftlich beisteht.“ „Gestern Abend plötzlich S. M. und Kronprinz im Zimmer bei mir, als wir von

nie vergessen, dass des Menschen beste Wahrheit immer noch voller Irrthümer ist. Und erst eine neue Natur-Heilmethode, die sogar von dem bisherigen Naturheilverfahren vielfach abstrahieren zu können glaubt und demnach noch keine hinreichende Erfahrung aufzuweisen hat! R.

**Wiener auf Reisen und daheim.** Skizzen und Erzählungen von Fritz Stüber (F. St. Gunther). (Linz, Wien, Leipzig. Österr. Verlagsanstalt.) Stübers erstes Büchlein „Auf dem Küniglberg“ machte trotz des wenig geschmackvollen Titels auf die Begabung des Verfassers vortheilhaft aufmerksam. Sein zweites, dermalen vorliegendes zeigt einen recht erfreulichen Fortschritt. Die Derbheit der Darstellung, ein Nachtheil der ersteren Sammlung, ist in der zweiten fast verschwunden, seine Lebens- und Stimmungsbilder überwiegen. Der größte Vorzug des Büchleins ist seine unbedingte Echtheit. Ein reinlicher Stoffkreis scheidet es wohlthuend von allem, was sich im letzten Jahrzehent an falschem Wienerthum so breit gemacht hat. Das innig empfundene Geschichtchen „Spätherbst“, aus dem Liesinger Versorgungshause; die launige, tief in deutschem Wesen wurzelnde Skizze „Ein Theaterabend in Greifenstein“ und die anheimelnde, heimatstreue Schilderung „Winter im Wienerwald“ zählen gewiss zu den besten Stücken der Gattung, die nun auch Stüber vertritt. Weniger ansprechend sind: die inhaltlich zu unbedeutende Skizze „Wohnung suchen“; die schwach ausklingende „Mein Neffe Karl im Krippenspiel“ und die nur auf die Tendenz gestellte leere Betrachtung „Zwei Dörfer“. Verfehlt ist auch die gezwungene Pointe in der überdies etwas süßlich geratenen, kleinen Geschichte „Die tapfere Bretzelfrau“. Den Vorwurf der Ungleichwertigkeit kann man dem Büchlein nicht ersparen, eine schärfere Auswahl hätte weniger und mehr geboten.

Bisweilen wandelt Stüber noch auf den Spuren Schlögls, so namentlich in den Skizzen „Die Witzigen“ und „Solo!“; aber die Wahl des Meisters zeigt vom ernsten Streben des Jüngers. „Dringende Bedürfnisse“ und „Andreas der Glückliche“ gemahnen in der Art des Vortrages an Pötzl. Wo Stüber sein Bestes gibt, dichterisch empfangene Stimmungsbilder, insbesondere aus dem Wiener Leben, ringt er sich mit einer entschiedenen Stilgewalt zur Selbständigkeit durch. Er besitzt zweifellos ein hübsches Talent, das hoffentlich noch weiterer Vertiefung und strengerer Auslese fähig ist; Freude kann man ungeachtet der berührten Mängel gewiss schon jetzt an ihm haben. Gust. Andr. Ressel.

**Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès.** Herausgegeben von Freifrau von Weinbach geb. Kaulbach. Mit Porträt. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.) Von dem 15bändigen Werk bringt die Herausgeberin Freifrau von Weinbach eine Auslese. Aber das Interessanteste hat die Herausgeberin in diesem Auszug niedergelegt. Das Werk bietet in seiner schlichten Erzählungsform reizende Einblicke in die Familie Bonaparte und dem nächsten Freundeskreis. V.

**Hausschatz älterer Kunst.** Von dieser im Verlage der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst erscheinenden, auf die Theilnahme der weitesten Kreise berechneten Publication sind soeben die Lieferungen 14 und 15 ausgegeben worden. Rubens ist durch ein Stück aus dem herrlichen Cyklus des Decius Mus und durch ein männliches Bildnis, beide aus der Liechtenstein'schen Gallerie in Wien, vortrefflich vertreten, Rembrandt durch die berühmte „Judenbraut“, im Besitze des Grafen Karl Lanckoronski in Wien, nicht weniger gut. Die sieben übrigen Blätter geben wenig bekannte Werke von Frans Hals d. J., Willem Kalf, Lorenzo Lotto, Aert van der Neer, Jan Steen und Philips Wouwerman wieder.

**Literarische Physiognomien.** Von Bernhard Münz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1903.) Adolf Pichler, Hieronymus Lorm, Malwide Meysenburg, Emil Marriot, Großfürst Konstantin Konstantinowitsch, Olga von Nowikow und Ignaz von Zöllinger finden in dem Buche charakterisierende Würdigung.

Büchereinlauf.

**Gegen den Strom.** Roman von Ludwig Rohmann. (Berlin. W. Vobach & Co.)

**Herr Lehrer!** Socialer Roman aus der Gegenwart von Alois Ulreich. (Wien. Verlag der Sammlung moderner Kampfschriften. 1903.)

**Laza K. Lazarevics schönste Erzählungen.** Der Schöpfer der serbischen zeitgenössischen Erzählung. Übersetzt von Božidar Schaić-Didolinko. Mit dem Bilde des Verfassers. (Dresden. E. Pierson. 1902.)

**Standpunkte.** Satiren und Fabeln. Von Felix Heilbut. (Dresden. E. Pierson.)

**Der Tod des ewigen Juden.** Von Peter Merwin. (Dresden. E. Pierson).

**Aus der Rosenzeit.** Erzählung für junge Mädchen. Von Therese Wagner. (Dresden. E. Pierson.)

**Cotta'sche Handbibliothek.** Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.)

# Lustige Zeitung.

**Schrecklich.** „Kinder", sagte die Mutter, „wenn morgen der neue Onkel kommt, dürft ihr nicht über seine Haare sprechen, das mag er nicht haben. Verstanden?" — „Ja!" riefen alle im Chore. — Als am nächsten Tage der gute Onkel mit am Kaffeetische saß, bemerkte die kleine Willy: „Mama, du hast gesagt, wir sollen nicht vom Onkel seinen Haaren sprechen — er hat ja gar keine!"

**Im Eisenbahnwaggon.** Herr: „Ist Ihnen der Tabakrauch unangenehm, meine Damen?" — Die drei Damen (wie aus einem Munde): „Ja, mein Herr!" — Herr (streicht sich ein Zündholz an): „In diesem Falle müssen's umsteigen; ich rauch'."

**Fürst und Schultheiß.** Als kürzlich seine Durchlaucht nach beendetem Besuch einer kleinen Schwarzwaldstadt dem dortigen Schultheiß im Festsaale die Hand zum Abschied reichen wollte, wies sie dieser zurück mit den geflügelten Worten: „Nex, nex do, Durchlaucht, i' komm' no' uf de' Bahnhof!"

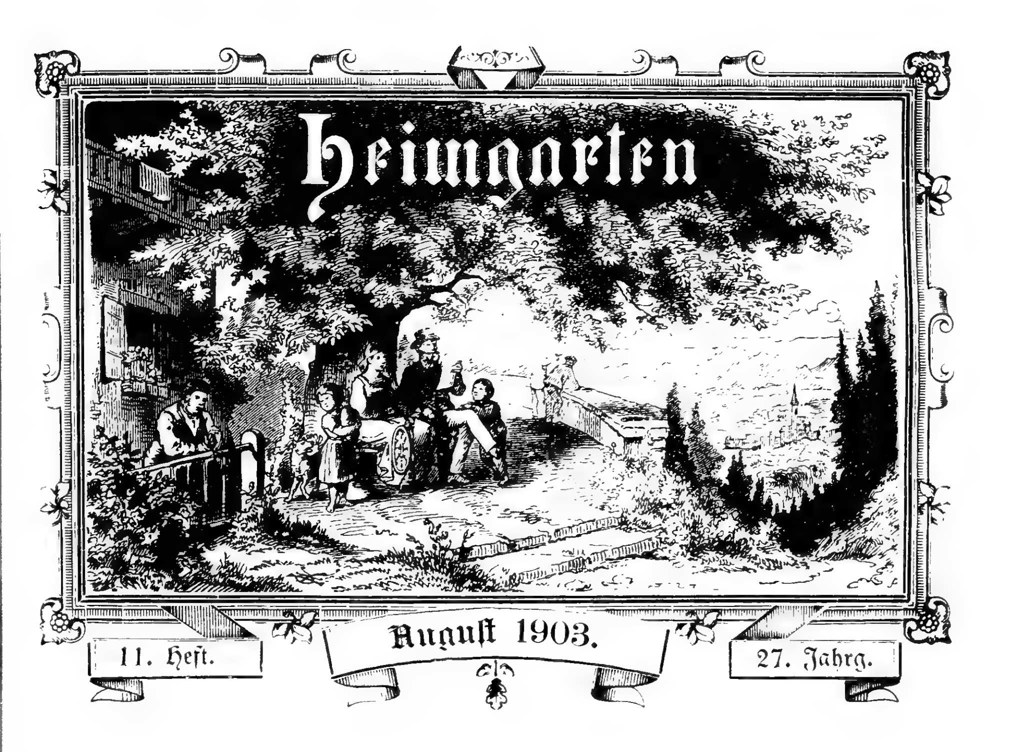
**Anzüglich.** „Weißt Du Sepp", sagt der Stoppelbauer zu seinem Großknecht, als er ihm von seiner Seelenwanderung erzählt, „alles möcht' ich nach meinem Tod wer'n, — nur kein Ochs!" — Großknecht: „Gelt, Bauer, Ihr möchtet halt gern auch amol was anders wer'n!"

**Feiner Ausdruck.** Fritz: „Du hast ja eine geschwollene Backe! Was ist denn das?" — Hannes: „Das ist weibliche Handarbeit!"

„Warum hat Jones seine Verlobung mit Fräulein Oldacres aufgehoben?" — „Wegen ihrer Vergangenheit." — „Was ist denn mit ihrer Vergangenheit?" — „Nichts, sie ist ihm nur zu lang."




**Kehrt zur Natur zurück!** Vor einiger Zeit habe ich mich gefreut über das Buch eines russischen Arztes, in dem der Verfasser ein hartes, gewissenhaftes Arbeiten zum Wohle der Menschen schildert, aber auch in treuherziger Demuth bekennt, dass trotz allem der Arzt das, was von ihm verlangt wird, nicht zu leisten vermag. Diese Redlichkeit ist mir höchst sympathisch und ich habe das Buch warm besprochen. Das war mehreren Naturärzten nicht recht. Ein solcher ist es auch, der mir nun sein Buch in die Hand legt. „Kehrt zur Natur zurück. Die neue, wahre, naturgemäße Heil- und Lebensweise. Wasser, Licht, Luft, Erde, Früchte, wahres Christenthum u. s. w. von Adolf Just (Kapelburg, Harz. Buchhandlung Jungborn. 1903). Der Verfasser nennt seine Schrift vollständig untrüglich und sagt, dass sie auf alle einschlägigen Fragen dem Leser vollkommen sichere Antwort gebe, dass sie ihn auf alle Fälle zu sicherem Erfolge führe! Der Verfasser versichert in der Einleitung, dass der Leser in diesem Buche die Lösung aller ernsten Zeit- und Lebensfragen finden werde. — Diese vorlaute Sprache gefällt mir nicht. Das Werk mag viel Wahres, Gutes, Ausgezeichnetes enthalten, aber in obiger Tonart spricht ein wissenschaftlicher Wahrheitssucher nicht. Schon bei Durchblättern des Buches findet sich vieles, was man für richtig halten kann und als gut selbst erprobt hat oder dass wenigstens der Vernunft einleuchtet. Und doch hat mich die charlatanmäßige Sprache des Vorwortes stutzig gemacht. Wenn Just zu den gewiss vorhandenen vielen Vorzügen seiner Lehre die Schlichtheit und Bescheidenheit des Forschers stellt, dann haben wir da ein Werk, das ich mit noch größerer Freude empfehlen möchte, als jenes vom russischen Arzt. Man soll aber




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(10. Fortsetzung.)

Um Mitternacht werden die Richter geweckt. Die jüdischen Oberpriester, dass sie ihn beschuldigten, die heidnischen Richter, dass sie ihn verurtheilten. Der Oberpriester Kaiphas verläst seine Kissen sehr gern; er ist vergnügt darüber, dass sie ihn endlich haben, aber die Anklage — so meint er — möge der Oberpriester Annas machen, der sei jünger, mit den römischen Gesetzen vertrauter und werde die nicht unschwierige Sache am besten vollführen. Er, Kaiphas, sei zur Zeugen- und Siegelschaft zu jeder Minute bereit. Annas freut sich unbändig, dass dieser Galiläer, der im Tempel das Pharitenthum so beispiellos geschmäht hat, endlich dingfest ist. Es sei gerathen, noch in dieser Nacht mit ihm fertig zu werden, ehe sich das Volk einmischen kann, auf das nie ein Verlass ist. Was jedoch die Anklage betrifft, so müsse wohl die ganze hohe Priesterschaft von Jerusalem zusammentreten, um den heiklen Fall zu berathen. Der Mann sei gar klug und nirgends recht zu fassen. Seine Volksreden, sein Auftreten im Tempel genügten leider noch nicht ganz, man müsse ihn einer Missethat überweisen, wo möglich einer staatlichen, wenn ihn dieser Heide, der römische Statthalter, verurtheilen soll.

**Max Hesses Volksbücherei.** (Leipzig. Max Hesse.) Bisher erschienene Werke von Grillparzer, Stifter, Jensen, Gerstäcker, Otto Ludwig, Wieland, Hauff, Bürger, H. Benzmann und andere.

**Glocken, die im Dunkeln rufen!** Ein Gedichtbuch von Paul Leppin. (Köln a. Rh. Schafstein & Co.).

**Primitien.** Von Julia Virginia. (Charlottenburg. Verlag Continent.)

**Errungen.** Liedercyklus von M. Volkart. (Dresden. E. Pierson.)

**Hausbuch deutscher Lyrik.** Gesammelt von Ferdinand Avenarius. Mit Bildern von Fr. Ph. Schmidt. Herausgegeben vom Kunstwart. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. (München. Georg D. W. Callwey.)

**Spruchdichtungen** aus dem Nachlasse von Justus Frey. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1903.)

**Sittlichkeit und Darwinismus.** Drei Bücher Ethik von B. Carneri. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1903.)

**Im Schleier der Maya.** Ein Entwurf arischer Welterfassung, aufgezeichnet von Beowulf. (Innsbruck. „Scherer"-Verlag)

**Der Weg zum Erfolg durch eigene Kraft.** Nach dem Muster des „Self-help" von Samuel Smiles. Für das deutsche Volk verfasst von Hugo Schramm-Macdonald. Dritte Auflage. (Kassel. Georg Weiß. 1903.)

**J. V. v. Scheffel.** Blätter der Erinnerung an die Enthüllung seines Denkmals auf Aggstein 1903. Herausgegeben von der Scheffelgemeinde in Wien. Geleitet von Wilhelm Pozduna. (Wien. Selbstverlag der Scheffelgemeinde.)

**Meisterbilder fürs deutsche Haus.** Herausgegeben vom Kunstwart. XII. Folge. Blatt 67—72. (München. Georg D. W. Callwey.)

**Künstlerischer Wandschmuck.** Farbige Künstler-Steinzeichnungen. (Leipzig, B. G. Teubner.)

**Bildmäßige Photographie.** Herausgegeben von F. Matthies-Masuren. Mit 40 Vollbildern als Anhang. (Halle a. d. S. Wilhelm Knapp.)

**Wiener Kinder.** Eine Monatsschrift für Wiens deutsche Jugend. Unter Mitwirkung von Lehrern und Schulfreunden herausgegeben vom Schriftleiter Lehrer Karl Haller. Erster Jahrgang. (Wien. Johann Straußgasse 13.)

**Beitrag** zur Kenntnis der Verbreitung der Giftschlangen in Steiermark sammt einer kurzen Beschreibung aller in diesem Kronlande und dem benachbarten Gebiete bisher beobachteten Schlangenarten nebst einem Anhang über Fang, Präparation und Konservierung von Kriechthieren (Reptilien) sowie über die ersten Vorkehrungen bei Verletzungen durch den Biss von Giftschlangen. Von Gottlieb Marktanner-Turneretscher. (Graz. Herausgegeben und verlegt durch den Verfasser. 1903.)

**Officieller Führer für Wörishofen und die Kneippcur.** Ausgabe 1903. (Hartmanns Vademecum.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.**




**Z. W., Braunau.** Wir dürfen in solchen wichtigen Dingen nicht schweigen. Es ist einfach Berufspflicht, unsere Überzeugung freimüthig auszusprechen. Es geschieht in redlicher Absicht, in diesen sittlichen und religiösen Wirren den rechten Weg zu suchen und zu weisen.

**M. M., Wien.** Erscheint im übernächsten Hefte. Eine Monatsschrift ist kein Tagblatt, das morgen bringen kann, was heute eingesendet wurde. Wir gehen weniger auf „Actualität" als auf Richtigkeit.

**P. H., Graz.** Ist so schlimm nicht gemeint. Höflichkeit ist für harte Charaktere; weiche Seelen müssen grob sein, um nicht aufgefressen zu werden.

**An sehr Viele!** Kann's nicht mehr „dermachen", bin erholungsbedürftig und muss persönlich Manuscriptprüfungen, Bücherbesprechungen u. s. w. ausnahmslos ablehnen. Auch hat der „Heimgarten" für unverlangt eingeschickte Beiträge keine Verwendung. Dieses statt aller persönlichen Antwort auf hundert Anfragen. Rosegger.

Die eingesandten Schriften sind in der Verlagsbuchhandlung „Leykam", Graz, hinterlegt, wo sie abgeholt oder zurückverlangt werden können.

(Geschlossen am 10. Juni 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Nazareth! Viele wissen, Du hättest gesagt, dass Du Christus seiest, der Gottgesandte. Antworte klar und unzweideutig. Ich frage Dich: Bist Du Christus, der Sohn Gottes?"

„Du sagst es", antwortet Jesus.

Nochmals und mit gehobener Stimme frägt Kaiphas: „Bei allem was Dir heilig ist, schwöre jetzt auf Deine Worte. Bist Du der Gottessohn?"

Und darauf spricht Jesus zum Oberpriester: „Wenn Du es nicht glaubst, da ich wie ein armer Sünder vor Dir stehe, so wirst Du es glauben, wenn ich herabkomme in den Wolken des Himmels zur Rechten des allmächtigen Gottes!"

Als Jesus diese Worte gesagt hat, wendet Kaiphas sich gegen die Versammlung: „Was wollt Ihr noch mehr? Wenn das keine Gotteslästerung ist, dann lege ich mein Amt ab. Dann haben wir andere, die weniger gesagt, viel zu strenge bestraft. Was soll mit ihm geschehen?"

Mehrere Priester zerreißen zornig ihr Gewand und rufen: „Er soll sterben."

Dieser Ruf pflanzt sich fort in einem vielstimmigen Schrei weit in die Straßen hinaus. Sofort unternehmen die Priester das Nöthige, damit das Urtheil noch in der Nacht gefällt und womöglich vollzogen werden könne vor dem Feste, ohne viel Aufsehen.

Wenn der Judenkönig Herodes noch was mitzureden hätte, der würde sich dieses Nebenbuhlers aus Nazareth mit einem Fingerzucken entledigen; aber man muss zum römischen Statthalter. Also wird in der Nacht auch Pontius Pilatus geweckt. Dieser, ein Römer, ist vom Kaiser nach Jerusalem gesetzt, um das Judenland zu halten trotz Herodes, dessen jüdisches Königsthum nichtig geworden ist. Das störrische Judenvolk dem Kaiser zu verwalten, dieses Amt — so sagt er oft — habe ihm sein Unstern zugewiesen. Er wäre lieber im feinen Rom geblieben, dessen Götter er immer viel liebenswürdiger gefunden hat als den widerharigen Jehovah, um den sich allerlei Secten zanken, bis nun auch dieser Nazarener dazu kommt. Als Pilatus aus dem Schlafe gestört den Anlass wahrnimmt, flucht er. „Schon wieder die thörichte Geschichte mit dem Nazarener, der in Begleitung einiger Bettler auf einem Esel in Jerusalem einreitet und sagt, er sei der Messias. Das Volk lacht dazu. Und das soll ein politischer Fall sein? Man soll ihn zum Tempel hinausjagen und die Leute schlafen lassen."

Vor seinen Fenstern aber lärmt die Menge: „Er ist ein Gotteslästerer! Ein Betrüger und Verführer. Ein Aufruhrstifter. Er soll gerichtet werden!" Pilatus weiß nicht, was er thun soll. Da kommt noch seine Gemahlin herbei und beschwört ihn, diesem Jesus von Nazareth nichts anzuthun. Sie habe einen schrecklichen Traum gehabt von ihm. Er sei gestanden in einem weißen Kleide, so leuchtend wie der

So kommen sie zusammen bei Kaiphas zur Berathung. Große Päcke von Schriften haben sie unter dem Arm, worin alles Bedenkliche, das seit dem ersten Auftreten des Nazareners bekannt geworden, verzeichnet steht. Besonders die galiläischen Rabbiten haben Bände geliefert, um ihn zu verdächtigen. Doch dem Statthalter würde das alles nicht genügen. Man muss den Kernpunkt suchen.

So wird Jesus vorgeführt. Seine Hände sind gebunden, sein Kleid verunreinigt und zerrissen, sein Gesicht zerschlagen. Der Pöbel hat seinen Muth schon an ihm erprobt. Er steht ruhig da. Keine Angst ist mehr in ihm, nur Betrübnis liegt in seinem Auge. Sie blättern in den Schriften und sprechen leise untereinander. Es wird bekannt gemacht, wer Zeugenschaft gegen ihn vorzubringen habe, der solle sich melden. Es meldet sich niemand, so dass die Priester sich verdutzt anblicken. Wer ihn schon schlägt und anspeit, der wird doch wissen warum!

Ein schief gewachsener Mann tritt endlich vor. Er sei seines Zeichens zwar nur Kameelhändler, aber er wisse etwas. Die Geschichte vom Walfisch! Dieser Galiläer habe gesagt, so wie der verschluckte Jonas nach drei Tagen aus dem Walfisch hervorgegangen sei, so würde er drei Tage nach seinem Tod aus dem Grabe hervorgehen. Dann habe dieser Mensch auch gesagt, den Tempel Salomons, zu dessen Bau man siebenundvierzig Jahre lang gebraucht, könne er zerstören und in drei Tagen wieder aufbauen. Man werde noch andere Zeugen bringen, dass er es wirklich gesagt hat.

Einige meinen jetzt, wenn sonst nichts wäre, diese Walfisch- und Tempelgeschichte sei eitel Großsprecherei und sonst nichts.

„Gotteslästerung sind sie!" ruft Kaiphas aus. „Alles was er sagt, hat einen versteckten Sinn. Er hat nichts anderes gemeint, als dass er drei Tage nach seinem Tode wieder auferstehen wird, um das Judenthum zu zerstören und ein neues Reich aufzurichten." Dann wendet er sich an Jesus: „Hast Du das gesagt?"

Jesus schweigt.

„Also, er leugnet es nicht, er hat es gesagt. Der Zorn Gottes, der schwer lastet auf Israel, durch diesen Lästerer und falschen Propheten ist er herabbeschworen worden. Und der Verderber leugnet es nicht." Dann wendet Kaiphas sich gegen das Volk, das sich im Vorhof immer mehr ansammelt: „Wer noch etwas gegen ihn weiß, der kann vortreten und sprechen."

Da rufen mehrere Stimmen: „Er ist ein Gotteslästerer, er ist ein falscher Prophet, er hat den Fluch Jehovahs auf uns gebracht!"

„Hört Ihr's?" sagt der Oberpriester, „das ist Volkesstimme! — Doch um der strengsten Gewissenhaftigkeit zu genügen, geben wir ihm selbst noch einmal das Wort, damit er sich rechtfertige. — Jesus von

wird es dem alten Jünger klar, was er gethan hat. Aus Angst, mitergriffen zu werden, hat er sich von seinem Herrn losgelogen. Er, der ihnen alles gewesen, alles, alles! Nun in seiner Noth lassen sie ihn allein, haben nicht einmal den Muth, sich als seine Anhänger zu bekennen. O Simon! sagt er zu sich selbst, Du hättest auf Deinem See bleiben sollen, anstatt einen Gotterwählten zu spielen! Er mir das Himmelreich nnd ich ihm das! — So zerrissen ist sein Leben jetzt, dass er hinausschleicht in die Öde. Dort wirft er sich auf Gestein, ringt die Hände und kann nicht aufhören zu weinen.

Endlich ist Jesus hinaufgebracht worden in den Saal zum Statthalter. Als Pilatus ihn in der unerhörten Vermummung sieht, beginnt sich in ihm die Laune zu regen. Er will nicht umsonst des Schlafes verlustig geworden sein. Wohlan, die Juden haben heute ihren Messias-König gehöhnt, so will er sie mit ihm höhnen.

Die Anklagen hat er entgegengenommen, aber er findet nichts. „Wie?" sagt er zu den Oberpriestern und ihrem Anhang, „Euren König soll ich verurtheilen? Ja, was denkt Ihr denn?!" Dann — anstatt den Angeklagten mit seiner richterlichen Würde zu zerschmettern, will er sich mit ihm in ein Gespräch einlassen. So armselig der Nazarener jetzt dasteht, etwas muss doch an ihm sein, dass er die Massen derart hat erregen können. Er will ihn ein wenig kennen lernen. Er richtet nun an ihn in freundlicher Art spöttische Fragen, ob er von Gott wirklich etwas Besonderes wisse? Ob er es ihm nicht mittheilen wolle, denn auch Heiden wären bisweilen begierig nach dem Himmelreiche. Wie man es anfangen müsse, einen Gott zu lieben, den noch niemand gesehen hat? Oder welcher unter den Göttern denn der wahre sei? Auch möchte er für sein Leben gerne wissen, was Wahrheit überhaupt sei?

Jesus antwortet ihm nicht mit einem Worte.

„Der Tugend des Stolzes scheinst Du mir nicht zu entbehren", spricht Pilatus weiter, „siehe und das gefällt mir an Dir. Du weißt übrigens doch, vor wem Du stehst? Vor dem, der die Macht hat, Dich zu tödten oder Dich freizugeben."

Jesus schweigt.

Die Menge, die bereits den großen Hof erfüllt, wird immer lauter und ungeberdiger. Rabbiten huschen umher, um das Feuer zu schüren und man verlangt das Todesurtheil. Da zuckt Pilatus die Achseln. Er verstehe dieses Volk nicht. Er könne doch keinen schuldlosen Menschen zum Tode bringen lassen! Den Nazarener, mit allem, wie er angethan ist, lässt er hinaustreten auf den Söller. Er selbst nimmt einem Sclaven die Fackel aus der Hand, um das Bild des Erbarmens zu beleuchten. „Seht!" ruft er hinab auf die Menge, „welch ein armer Mensch!"

„An den Pfahl mit ihm! Ans Kreuz mit ihm!" lärmt die Masse.

Mond. Dann sei er hinabgestiegen tief in einen finsteren Abgrund, wo die Seelen der Hingerichteten klagen, habe sie aufgerichtet und zur Höhe geführt. Dann hätten grimmige Engel mit großen schwarzen Flügeln die Richter herbeigeschleppt und in den Abgrund gestürzt. Darunter sei auch er, Pilatus, gewesen und noch jetzt schalle ihr in den Ohren sein Wehgeschrei.

„Mach' mir den Kopf nicht noch wirrer mit Deinem Gerede!" herrscht er sie an. Der Lärm auf der Straße wird immer drohender.

Jesus ist erschöpft und hat sich im Hofe des Pilatus, von Bütteln umgeben, auf einen Stein gesetzt. Die Menge kommt heran und treibt mit ihm Hohn und Spott. Den rothen zerschlissenen Mantel eines Beduinen haben sie ihm umgehangen als Königspurpur, aus einer Dornhecke des anstoßenden Gartens haben sie eine Krone geflochten und sie auf sein Haupt gesetzt. Ein dürres Rohr haben sie gebrochen und es ihm in die Hand gegeben zum Scepter. Mit Speichel haben sie seine Wange gesalbt. Und dann neigen sie sich vor ihm bis zur Erde und singen mit kreischenden Stimmen: „Wir grüßen Dich, Gesalbter, Messias-König!" Und strecken ihm die Zunge vor.

Jesus sitzt da und läßt gelassen alles über sich ergehen. Mit betrübtem Auge blickt er die Zudringlinge an — nicht in Verachtung, nur voll Mitleid.

Seine bis zu Tode erschreckten Jünger sind nun freilich auch herbeigekommen, halten sich aber hinter den Mauern. Petrus knirscht über den ruchlosen Verrath, der begangen worden ist und kann's nicht ausdenken, was dieser Bruder Judas gethan hat. Angstvoll steht er im letzten Hofe, wo es dunkel ist. Da prallt eine Magd auf ihn, die zum Brunnen will, um Wasser zu schöpfen.

„Auch so einer!" ruft sie aus, „was stehst Du nur da herum? Geh' doch und huldige Deinem König!"

Petrus will sich gegen den Ausgang wenden.

„Du bist", spricht sie weiter, „doch auch einer von diesen Galiläern!"

„Was geht mich Galiläa an!" sagt er.

Ruft ein Thürsteher dazwischen: „Freilich ist er auch ein Galiläer, man sieht's doch an seinem Gewand. Er gehört zum Nazarener."

„Ich kenne ihn nicht!" versichert Petrus und will enteilen. Der Thürsteher hält ihm den Schaft seines Speeres vor die Füße. „Gemach, Jude! Dort auf dem Thron sitzt Dein König. Huldige ihm, bevor er in die Wolken fliegt!"

„Laßt mich zufrieden, ich kenne diesen Menschen nicht!" ruft Petrus und will davon. Als er zum Thore hinausläuft, kräht gerade über ihm auf der Planke ein Hahn. — Petrus stutzt. Hat er beim Abendmahl nicht von einem Hahn gesprochen? „Und ein anderer wird mich verleugnen in dieser Nacht, noch ehe der Hahn kräht!" — Jetzt

auf Euer Gewissen!“ In ein Wasserbecken taucht er die Hände, damit jene, die nicht hören, es sehen können, triefend hebt er sie vor dem Volke auf: „Meine Hände sind rein von seinem Blute. Ich übernehme keine Verantwortung.“ — Dann ergreift er den Stab, bricht ihn mit denselben Händen entzwei und wirft die Stücke Jesus zu Füßen.

Da erhebt sich ein Jubelsturm: „Heil Dir, Pilatus! Heil dem Statthalter des großen Imperators! Heil dem großen Statthalter des Imperators!“

Die Oberpriester verneigen sich demüthig vor ihm und die Büttel ergreifen den Verurtheilten.

Von verwegenen Jungen getragen schwankt das große Kreuz über den Köpfen der Menge hin und her. Alles sucht diesem unheimlichen Holze auszuweichen; stoßt einer lachend den Nachbar zum Kreuze hin, so schnellt dieser kreischend wieder ins Gedränge zurück. Und dabei beständig das Gejohl: „Heil Pontius Pilatus! Ans Kreuz mit dem Nazarener!“ Jesus wird aus dem Saale in den Hof geführt und die Büttel müssen ihn schützen vor der Volkswuth. Sie führen ihn dem Kreuze zu.

Ein Hofwächter zeigt sich, gaukelt mit den Armen heftig umher und schreit: „Hier wird nicht gepfählt! Hinaus mit ihm! Hier wird nicht gepfählt!“

„Zur Schädelstätte!“

Als die Jungen merken, sie könnten den Pfahl wieder dort hintragen müssen, wo sie ihn geholt, lassen sie ihn zur Erde fallen, dass es dröhnt, und laufen davon.

„Er soll sein Holz selber tragen!“ rufen mehrere; den Bütteln ist das recht, sie binden ihm die Hände los und legen das Kreuz auf seine Schulter. Er knickt ein unter der Last. Sie schlagen ihn mit Stricken wie ein Lastthier; er schwankt mit zitternden Schritten wegshin, das Kreuz so auf seiner rechten Schulter tragend, dass der eine Holzarm an der Brust niederliegt, mit den Händen festgehalten. Der Schaft wird auf der Erde nachgeschleift. Um seinen Leib haben sie einen Strick geschlungen, an dem sie ihn führen. Heftig reißen sie ihn voran, so dass er stolpert und mehrmals zu Boden fällt. Die Menge hinten drein sucht ihm alles anzuthun, was sie glaubt, dass ihm weh thun kann. So schwankt Jesus dahin, unter diesem wuchtigen Holze gebeugt, das Gewand voller Straßenlehm, das Haupt von den Dornen versehrt, dass die Blutstropfen niederrieseln an seinem wirren Haar, über sein zerrissenes Gesicht. Noch nie war eine so armselige Gestalt hinausgeschleppt worden zur Schädelstätte, noch nie war ein armer Sünder auf seinem Todes-

„Wenn Ihr" sagt Pilatus immer in seinem spitzen Tone, „wenn Ihr Euer Osterschauspiel schon nicht entbehren wollet, so geht hinaus, es werden ohnehin Verbrecher gepfählt an diesem Tage. Was sagt Ihr zu Jusuf, dem Wüstenkönig? Jerusalemiten! Lasset es mit einem König genug sein."

„Diesen Jesus wollen wir am Pfahl sehen!" tobt die Menge.

„Aber beim Jupiter, weshalb denn? Ich finde keine Schuld an ihm."

Tritt einer der Oberpriester scharf zu ihm hin: „Wenn Du diesen Gotteslästerer frei gibst, diesen Aufwiegler, der — wie er sagt — das Judenvolk von der Knechtherrschaft erlösen will, der die teuflische Gewalt der Rede hat, die Massen hinzureißen — wenn Du diesen Menschen wieder in das Volk mischest, dann bist Du Deines Kaisers ärgster Feind. Dann werden wir den erhabenen Herrn um einen Statthalter bitten, der so treu dem Kaiser ist, als wir es sind!"

„Ihr wollet kaiserlicher sein als Pontius Pilatus?!" Dieses Wort schleudert er ihnen zu, mit Verachtung ihre Gestalten messend. So oft Rom eines ihrer verbrieften Standesrechte streift, bäumen sie sich auf, so oft sie Macht bedürfen, um ihre volksfeindlichen Sonderzwecke durchzusetzen, kriechen sie vor Rom. Die kennen kein Volk und keinen Kaiser, ihr Tempelgesetz ist ihnen eins und alles. Und wollen dem Statthalter vorschreiben, kaiserlich zu sein! — Aber die Menge brüllt. Im Hofe wogt mit Gewalt der Sturm. Tausend Stimmen, grollende, schreiende, kreischende, verlangen den Tod des Nazareners. In demselben Augenblick schickt zu Pilatus seine Gemahlin und läßt ihn erinnern an ihren Traum. Schon gedenkt er, den Angeklagten auf der Stelle freizugeben. — Da taucht dort unten über den Köpfen im Zwielichte der Fackeln und des anbrechenden Morgens ein dunkler Körper auf. Einer jener Henkerspfähle ist's, mit Querbalken, wie sie draußen an der Schädelstätte gezimmert werden, nur klobiger und ragender. Man hat das Kreuz herbeigeschleppt und als es die Menge ansichtig wird, bricht sie in verstärkter Wuth aus: „Gekreuzigt! Gekreuzigt! Jesus oder Pilatus!"

Jesus oder — Pilatus, hört er!

„Jesus oder Pilatus!" schallt es weiter, von Hof zu Hof, von Straße zu Straße.

„Hörst Du es Statthalter?" frägt ihn einer der Oberpriester. „Es kann für nichts mehr gebürgt werden. Du siehst, man ist wach geblieben in dieser Nacht. Das Volk ist rasend!" Damit ergreift er den Gerichtsstab und hält ihn dem Pilatus hin. Dieser ist blass geworden im Angesichte der offenen Empörung. Er winkt mit den Armen, er wünsche zu sprechen. Soweit dämpft sich der Lärm, dass er die Worte rufen kann, heiser ruft er sie hin: „Ich kann an diesem Menschen nichts Böses finden. Aber Ihr wollt ihn kreuzigen. Gut, so falle sein Tod

jenem Wüstenritte, von dem er geschlagen und beraubt nach Hause gekommen ist, hat er vieles an sich geändert nach den Worten des Propheten, bei dem er Seligkeit gesucht. So unmöglich es ihm damals geschienen, es ist doch manches möglich geworden. Er hat seine Sclaven freigegeben, seine Frauenschar entlassen, das Übermaß seiner Güter an Dürftige verschenkt und auf allen Glanz verzichtet. Und doch ist er nicht glücklich, sein Herz ist kahl und leer. — Darüber sinnt er, als von der Straße herauf das Geschrei der Volksmenge dringt. Was ist das so früh am Tage? Er blickt hinab, sieht über den Häuptern die Spieße der Kriegsknechte blinken und wie einer der armen Sünder, die an diesem Tage hingerichtet werden sollen, hinausgebracht wird. Abwenden will sich Simeon von diesem widerlichen Anblick, als er noch sieht, wie der Mensch selbst den Pfahl schleppt und von Bütteln misshandelt immer wieder darunter zusammenbricht, dass das Kreuz klingend auf den Stein schlägt. — In diesem Augenblick erfasst es ihn. Ohne zu denken eilt er auf die Straße, drängt sich vor zu dem Gequälten, um ihm aufzuhelfen. Und als er dem Armen ins zerrissene Antlitz schaut, über das eine Thräne niederrinnt, da packt ihn so das Mitleid, dass er sich unter das Kreuz stellt, es auf seine Schulter nimmt und weiter trägt. Neuerdings bricht das Gejohle des Pöbels los, Schimpf und Straßenkoth spritzt hin über Simeon. Er achtet es nicht, er merkt es nicht. Ganz ist er versunken in das was er thut, ganz geht er auf im Verlangen, dem Unglücklichen, der neben ihm dahin wankt, die Last tragen zu helfen. Ein wundersames Gefühl ist in ihm, eine heiße Freude, die er bisher nicht gekannt. All seiner Tage Freuden sind nicht zu vergleichen mit dieser Seligkeit, immer und immer hätte er mögen so hingehen neben dem elenden Menschen und tragen helfen und ihn lieben . . .

Ist es das? Ist es das, was man Leben nennt? Zu sein, wo die Liebe ist? Zu thun, was die Liebe will?

---

Im stillen Hause zu Nazareth war die Bangnis immer größer geworden. Da denkt Maria, sie wolle zum heiligen Fest nach Jerusalem reisen, im Tempel ihr Leid Gott zum Opfer bringen und ihn anflehen, dass er ihren verirrten Sohn erleuchte und ihn wieder zu dem Glauben der Väter zurückführe. Unterwegs über Samaria und Judäa gedenkt sie vergangener Tage, da sie mit dem treuen Josef diese Pfade gewandelt war gegen Bethlehem, und der unbegreiflichen Dinge, die dazumal geschehen sind.

Sie kommt in das Thal, wo die graue dürre Erde ist. Der Ort, wohin Adam und Eva nach Vertreibung aus dem Paradiese versetzt worden waren. Sie denkt an der ersten Eltern ungerathene Kinder und

wege so grausam verachtet worden. Und noch nie hat aus dem Antlitze eines Verurtheilten so viele Hoheit und Sanftmuth geleuchtet, als aus diesem Gesichte. Dort an der Ecke stehen etliche Frauen aneinandergedrängt, die aus Neugierde so früh aufgestanden sind, um den Zug zu sehen. Doch als sie ihn sehen, da wird ihnen anders zumuthe, in lautes Klagen brechen sie aus über die unerhörte Grausamkeit. Zu diesen erhebt Jesus seine bebende Hand, als wollte er abwinken: „Während Eure Männer mich morden, zerfließt Ihr in Wehmuth. Klaget nicht um mich, klaget um Euch und beweinet Euere Kinder, die der Eltern Sünden büßen werden!“ Eine der Frauen achtet nicht des rasenden Pöbels, ihr weißes Tuch reißt sie vom Haupt und neigt sich zum Kreuztragenden, um an seinem Gesichte Schweiß und Blut zu trocknen. Als sie dann in ihr Haus zurückkehrt, um das Tuch ins Wasser zu legen, da sieht sie daran — das Antlitz des Propheten. Und aus den entstellten Zügen ist es, als blicke ihr Güte und Dank entgegen für das Liebeswerk. Allsogleich laufen die Frauen zusammen, um das Wunder zu sehen und das Tuch mit solchem Bilde an sich zu feilschen. Aber die Eigenthümerin verschließt es in ihrer Kammer.

Nachdem Jesus unter dem Kreuze das drittemal zusammengestürzt ist, vermag er nicht mehr sich zu erheben. Die Büttel zerren und stoßen ihn, die begleitenden römischen Söldner sind zu stolz, um diesem elenden Juden den Richtpfahl zu tragen. So wird die Menge aufgefordert, dass jemand hervortrete, den armen Sünder aufrichte und das Holz weiter schleife. Hohngelächter ist die Antwort. Aus dem nächsten Hausthor springt ein derber Schuster und verlangt geifernd, dass man diese Creatur hinwegschaffe vor seiner Thür. Es scheueten sich die Kunden!

„So lasset ihn doch einige Augenblicke rasten!“ mahnt einer der Soldaten, auf den Hingefallenen weisend, dessen Brust in kurzen heftigen Athemstößen wogt.

Da schwingt der Schuster seinen Riemen und schlägt auf den Erschöpften los. Dieser rafft sich auf, um wieder einige Schritte weiter zu wanken. Steht jäh ein Greis, uralt und verwittert da. Er ist gekommen aus der Wüste, wo die großen Gedanken wohnen. Er ist gekommen um zu sehen, ob Jerusalem noch aufwärts steige oder niederwärts sinke. Das Sinken will er schauen, denn sein Sehnen ist Ruhe. Dieser Greis steht vor dem Schuster und sagt ihm leise: „Enkel des Uria! Diesem Ärmsten verweigerst Du die kurze Rast. So wirst Du ewig rastlos sein. Allen Jammer der Menschheit wirst Du mit erleben und nimmer ruhen können. In Dir wird der Fluch Deines Volkes sich erfüllen, herzloser Jude!“

Zur selben Stunde ist es, dass der Bürger Simeon einsam in seinem Hause sitzt, über sein Geschick nachdenkt und betrübt ist. Seit

äugige Dismas. Der eine starrt mit seinen Habichtsaugen grimmig drein, ballt die Fäuste und will die Fesseln zerreißen. Der andere ist gebrochen und sein Haar hängt nach vorne wirr herab. Hinter dem Thurme der Stadtmauer sind Jünger herangekommen, aber entsetzt wieder zurückgewichen, bis auf Johannes, Jakobus und Petrus. Auch Petrus ist nun entschlossen, sich als Anhänger des Jesus von Nazareth zu bekennen, und koste es das Leben. Doch niemand kümmert sich mehr um diese fremden Leute. Auch den Judas haben die Jünger hinter den Felsbüheln huschen gesehen, er ist furchtbar verstört, ein Jammerbild der Verzweiflung darüber, dass seine Frevelthat dem Meister das Leben kosten soll. So über alle Maßen entrüstet sie gegen den Verräther gewesen, dieses Elendgespenst bricht ihren Zorn, er ist ihnen nur noch ein Wesen des Grauens.

Simeon hat das Kreuz bis zur Höhe getragen. Und als er es dort niederlegt und dem neben ihm herangewankten armen Sünder noch einmal ins Gesicht schaut, erkennt er den Propheten. Erkennt den Mann der Wüste, den er einst angesprochen hat um das ewige Leben. Von seinen Worten damals hat er wenige befolgt, aber keines vergessen. Das ahnt er, dass die Lehre dieses Mannes, wer ihr nachleben könnte, zur inneren Glückseligkeit führen muss. Und dieser Lehre wegen soll der Mann hier hingerichtet werden?

Der Hauptmann herrscht Simeon an, sich zu entfernen. Dann legen zwei Henkersknechte Hand an Jesus, um ihn zu entkleiden. Einen einzigen raschen Blick gegen Himmel schlägt er auf, dann schließt er die Augen und lässt es ruhig geschehen. Die Büttel haschen nach dem Kleide, balgen sich darum und weil sie sich nicht einigen können, welchem es gehören soll, so würfeln sie. Dabei beschuldigen sie einander der Fälschung und wollen sich neuerdings balgen. Da hastet der Trödler Schobal herbei und meint grinsend, es wäre nicht der Mühe wert, dass sie sich die Köpfe einschlügen des alten Rockes eines armen Sünders wegen. Das Kleid sei zerrissen und blutig, es sei keinen Groschen gut, doch um den Streit zwischen tapferen Landsknechten zu beenden, biete er der Groschen vier, die sie in Frieden unter sich theilen könnten. So ist der Rock dem Schobal zugeschlagen worden. Dieser geht sofort mit dem Kleid in der Menge herum: Es sei der Rock des Propheten, der eben gepfählt werde! Wer von diesem Tag ein Andenken haben wolle! Der Rock koste nicht einmal die Hälfte seines Wertes, um zwölf Groschen sei er zu haben!

Ein Mann trägt im Korbe lange eiserne Nägel herbei. Dieser Nazarener wird nicht angebunden, sondern angenagelt, denn er habe einmal gesagt, er steige vom Kreuz herab. Als sie merken, dass Jesus einer Ohnmacht nahe ist, bietet man ihm einen Labetrunk aus Essig und Myrrhen. Er winkt dankend ab und wie er anhebt umzusinken, fangen ihn die Henkersknechte auf und legen ihn ans Kreuz.

sie sieht im Geiste einen kleinen, lieben Enkel Adams, der ganz unschuldig ist und doch das Elend der Erde mit den Schuldigen tragen muss. Der Knabe stellt sich traurig an die Hecke und guckt in das verlorene Paradies hinein. Dort am Baume der Erkenntnis steht ein weißer Engel, der sieht das Kind und er hat Leid. Er bricht vom Baume einen Zweig, reicht ihn dem Knaben hinaus und sagt: „Siehe, hier hast Du etwas vom Paradiese. Stecke den Zweig in die Erde. Er wird Wurzel schlagen und wachsen und immer neue Keime treiben, bis einst aus seinem Stamm der Thron des Messias wird gebaut werden.“ — O Gott, wo ist dieser Stamm und wo ist der Thron des Messias? seufzt Maria und zieht wegshin.

Als sie nach tagelangen Beschwerden am Morgen in der Stadt ankommt, sieht sie, wie durch Gassen und Straßen die Leute nach einer Richtung hinströmen. Sie frägt den Herbergsvater, was denn das wäre? Er entgegnet, ob sie nicht auch hinauswolle, um den Hinrichtungen beizuwohnen?

„Gott bewahre mich davor!“ antwortet Maria, „glücklich jeder, der nicht hinaus muss.“

„Siehe, hier kommen sie ja!“ ruft der Herbergsvater froh überrascht. „Sie kommen hier vorbei. Ich glaube gar, es ist der Messias-König! Ach, wie hätte ich die Fenster mindestens um je einen Silberling vermieten können!“

Das Weib aus Galiläa will zurück ins Haus, da drängt es von diesem her und sie wird mit der Menge gegen die Gasse geschoben, wo sie plötzlich vor ihm steht. Vor Jesus, ihrem Sohn. — Als er so die Mutter sieht, will ihn der Rest seiner Kraft verlassen, doch er bleibt aufrecht. Einen Blick unsäglicher Betrübnis und Liebe wendet er ihr zu, einen kurzen Blick, in dem alles liegt, was in solcher Begegnung das Kind der Mutter zu sagen hat. Dann zerren sie ihn vorüber mit Stößen und Flüchen.

Maria steht wie versteinert. Thränenlos ist ihr Auge, betäubt ihr Haupt, erstarrt ihr Herz. — Das hat mir Gott vorbehalten! So kann sie noch denken, dann wird sie im Gedränge willenlos und taumelnd weiter geschoben. Alles ist ihr versunken in einer blauen Nacht, nur Sterne tanzen vor ihren Augen.

Endlich ist der Zug durch die Gewölbe des Doppelthores hinausgekommen in das Freie. Über der starrenden Gegend liegt ein feuchtes, blasses Licht. Ganz nahe zur Rechten ragt der Steinhügel. Dort geht es lebhaft her. Emsige Arbeiter graben auf der Höhe tiefe Löcher, andere bereiten Pfähle für zwei Wüstenräuber. Diese wilden Gesellen sind schon halb entblößt und die Henkersknechte schlingen Stricke, um sie an die Hölzer zu binden. Es sind der hagere braune Jusuf und der blasse tief-

er sich gerade einmal selbst befreien. Einer, der anderen helfen will und sich selbst nicht helfen kann, ist ein schlechter Messias."

„Nun, Meister!" ruft ein Pharite, „wenn Du den zerstörten Tempel wieder aufbauen willst, nun ist es Zeit. Steig' vom Kreuz herab und wir glauben Dir." Ein wehmuthstiefer Blick des Gekreuzigten auf die beiden Spötter, sie verstummen. Als sei plötzlich eine Stelle der Schrift in ihnen lebendig geworden: Für Euere Missethaten muss er verbluten!

Als alles vom Kreuze zurückgewichen ist und die Henkersknechte sich anschicken, auch die beiden Wüstenräuber aufzurichten, schwankt das Weib hin, das vorher der Ohnmacht unterlegen, sie schwankt, vom Jünger Johannes geführt, dem hohen Kreuze zu und umarmt den Stamm, so dass das Blut auf sie niederrinnt. Als ob sieben Schwerter ihr Herz durchbohrt hätten, so über alles Ermessen groß ist ihre Pein. Jesus schaut nieder, wie dumpf ist seine Stimme, als er nun spricht: „Johannes, nimm Dich der Mutter an! — Mutter siehe, Johannes, das ist Dein Sohn!"

Erhebt sich in der Menge Gemurmel: „Seine Mutter? Seine Mutter ist das? O armes Weib! Und der junge, schöne Mensch sein Bruder. Diese armen Leute! Seht, wie er sie jetzt aufrichtet, wie er sie tröstet!"

Mancher fährt sich mit der Hand über die Augen und die Weiber schluchzen. Und es hebt ein dumpfes Klagen an durch das Volk zu gehen. Durch dasselbe Volk, das vorher so wüthend seinen Tod verlangt hat. Und sie sprechen untereinander.

„Lange wird er nicht mehr leiden."

„Er regt sich noch."

„Nein, ich vertrage sonst etwas. Alle Ostern bin ich dabei, aber diesmal —"

„Wenn ich nur wüsste, was auf der Tafel geschrieben steht."

„Die über seinem Haupte ist? Ich merke, mich verlassen meine Augen."

„Inri!" ruft jemand.

„Inri? Was heißt das? Es ruft jemand Inri."

„Das Wort steht auf der Tafel."

„Aber der Mensch heisst doch nicht Inri."

„Das heißt etwas anderes, mein Lieber. Das ist ein Spott von Pilatus. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum."

„Bleib' mir mit dieser verdammten Römersprache vom Leib!"

„Auf gut hebräisch: Jesus von Nazareth, König der Juden."

„Ich glaub's nicht. Es muss etwas anderes heißen."

„Jetzt haben sie ihn in der Mitte", sagt einer, denn die beiden Räuber sind zu seiner Rechten und zu seiner Linken aufgerichtet worden.

Die Menge drängt plötzlich nach rückwärts. Viele wollen es nicht sehen, das was jetzt geschieht. Sie verstummen. Das hat man sich anders gedacht. Seine Sanftmuth, mit der er alles erträgt, die Qualen, den Hohn, den vor Augen stehenden Tod — diese heldenhafte Sanftmuth fällt wie ein Berg auf ihre harten Herzen. Solche, die ihn sonst verachtet, jetzt möchten sie ihn hassen, aber sie können nicht. Sie sind ohnmächtig vor dieser zerschmetternden Sanftmuth. — — Welch ein Schall jetzt! — Das Klingen des Hammers, der auf Eisen geschlagen wird. „Wie das Blut spritzt!“ flüstert jemand. Zwei Hämmer schlagen auf Nägel und bei jedem Schlage zucken Erde und Himmel. Aller Athem ist erstarrt in der Menge und es verstummt das Lärmen der nahen Stadt. Nichts als das Klingen der Hämmer. Da gellt im Volke plötzlich ein durchdringender Schrei. Ein fremdes Weib, das ihn ausgestoßen und das zu Boden sinkt. — Immer nach rückwärts wogt die Menschenmasse, keiner will in den ersten Reihen stehen und doch streckt sich jeder, um über die anderen hinweg zu sehen. Man sieht, wie Stangen sich heben und wieder senken. Hart und scharf erschallt der Befehl des Hauptmannes, da richtet es sich auf. Zuerst erscheint über den Häuptern der obere Balken, er trägt eine weiße Tafel. Dann sieht man die Querbalken, an denen zuckende Menschenarme hängen, dann das Haupt, sich in krampfigen Schmerzen bewegend. Und so taucht das Kreuz mit dem nackten Menschenleibe in die Lüfte empor. Langsam hebt es sich, von Stangen gestützt, und als es aufrecht steht, lässt man des Kreuzes Fuß in die Grube prallen, so heftig, dass mit dumpfem Gestöhne der Körper schüttert. Die Nägelwunden an Händen und Füßen reißen klaffend weit, das Blut rinnt in dunklen Strähnen über den blassen Leib, am Stamme herab und tropft zur Erde. Und da schallt aus dem Munde des Gekreuzigten der helle Schrei: „O Vater, verzeih' ihnen, verzeih' ihnen! Sie wissen nicht, was sie gethan haben!“

Im Volke erhebt sich sonderbares Gemurmel, und jene, die den Ruf nicht verstanden haben, lassen ihn von Nebenstehenden wiederholen. „Für seine Feinde bittet er? Für seine Feinde? Für seine Feinde betet er?!“

„Dann — dann ist es kein Mensch gewesen!“

„Die ihn geschmäht, verleumdet, verhöhnt, geschlagen, gekreuzigt haben — denen verzeiht er? Sterbend denkt er an die Feinde und verzeiht ihnen? — So ist es doch, wie er gesagt hat Wahrlich, dann ist es der Christus! Ich habe es gleich gedacht, es ist der Christus. Schon am letzten Sabbath habe ich es gesagt!“ Solche Stimmen werden laut. Im Gedränge schlüpft der Trödler Schobal umher und bietet den Rock des Messias aus um zwanzig Silberlinge.

„Wenn es der Messias ist“, ruft ein heiserer Rabbite, „dann mag

Jerusalem ist entrüstet über den Krämer, der im Angesichte des sterbenden Heilandes Geldgeschäfte betreibt. Das gute, fromme Volk von Jerusalem!

Von den Oberpriestern ist keiner zu sehen, sie haben sich verzogen. Nur der heisere Rabbite ist da, der laut Psalmen betet, gleichsam als Zuspruch für den Sterbenden.

„Halte Du Deine Lästerklapper zu!“ schreit diesem jemand unters Kinn hinein. „Ihr habt ihn umgebracht.“

„Ihr? Wer Ihr?“ frägt der Rabbite mit gutgespielter Harmlosigkeit.

„Ihr, die Schriftausleger und Templer, habt ihn zum Tode gebracht und niemand anderer als Ihr!“

Hierauf antwortet der Rabbite gar ernsthaft: „Besinne Dich, Freund, was Du sagst, ob Du Deine Anklage gegen den würdigen Stand auch verantworten kannst vor dem furchtbaren Jehovah. Wir Templer ihn zum Tode gebracht! Jedermann weiß, wer ihn verurtheilt hat. Fremdlinge, die immer unseres Volkes Verderber gewesen sind. Jedermann weiß, wer ihn auf Verlangen des Volkes gekreuzigt hat!“

Auch dem wird es dringend, sich aus dem Staube zu machen, immer lauter werden die Stimmen: Volk und Richter sind von den Oberpriestern gedrängt worden! Diese sind schuld!

Alle Blicke haften am Kreuze.

„Er bewegt sich noch immer.“

Jesus wendet sein Haupt der Menge zu und stöhnt verschmachtend: „Durst! Durst!“

Der Hauptmann läßt einen Schwamm in Essig tauchen und ihn durch einen Stab hinaufreichen, dass der Sterbende die Labnis sauge.

Zwischen den Steinen liegt ein junges Weib mit aufgelöstem Haar. Es kniet und stützt seine Ellbogen auf die Erde, leise wimmernd: „O Heiland, o Heiland! Die Sünden!“

Noch einen Blick hat er auf die Seinigen. Dann hebt er rasch das Haupt und stößt gegen Himmel den Schrei aus: „Vater, nimm meinen Geist an! Mein Vater! Verlass mich nicht! —“ Starr schaut er empor, mit weit geöffneten Augen starrt er in den Himmel auf — dann knickt das Haupt ein und hängt herab über die Brust.

Johannes sinkt zur Erde, verdeckt mit den Händen sein Gesicht. Es ist vollbracht!

— — — — — — — — — — — — —

Die Menge ist fast bewegungslos geworden. Sie stehen und starren und haben bleiche Gesichter. Die Stadtmauern sind fahl, die Sträucher sind grau, die jungen Blüten sind blass und schließen sich. Am Himmel steht die Sonne glanzlos wie ein Mond und ihre Schatten sind gespenstig. Geschreckte Dohlen und Fledermäuse schwirren umher und umflattern die Kreuze in dieser ungeheuerlichen Dämmerung. Auf dem Hügel springen

Der zur Linken reckt seinen Hals und mit verzerrtem Gesicht spottet er nach Jesus hin: „Mich dünkt, Nachbar, Du bist auch einer von denen, die man nur deshalb henkt, weil sie die Schwächeren sind. Springe vom Pfahl, schlage drein und sie werden Dich vergöttern.“

Dem gibt Jesus keine Antwort. Hingegen hat er sein Haupt nach jenem gewendet, der ihm zur Rechten hängt. Dieser sieht den Augenblick nahen, wann ihm die Beine gebrochen werden. In seiner Todesangst und in seiner Reue um das verlorene Leben, wendet er sich dem zu, den sie Messias und Christus nennen. Und als er den Blick sieht, den Jesus auf ihn richtet, da geht durch das Herz des Missethäters ein wundersames Schauern. Wie der Gekreuzigte ihn anschaut, brechenden Auges — o Gott! — das ist jener unvergeßliche heilige Blick, der ihm einst in der Jugend Tagen von einem Kindlein geschenkt worden war. Dismas hebt an zu weinen und sagt: „Herr, Du bist vom Himmel! Wenn Du heimkommst, gedenke mein!“

Und Jesus spricht zu ihm: „Allen Büßern Gnade! Dismas, heute noch wirst Du mit mir beim himmlischen Vater sein!“ —

„— Er ist vom Himmel!“ murmelt es im Volke. „Er ist vom Himmel!“ Einer der römischen Krieger wirft seinen Speer weg und ruft in höchster Erregung: „In aller Wahrheit, das ist der Sohn Gottes!“

„Der Sohn Gottes! — Der Sohn Gottes! — Löset ihn los! Der Sohn Gottes ist es, der am Kreuze hängt!“ Wie eine dumpfe Lawine rollt dieser Ruf durch die Menge. Wie ein Schreckruf, wie das Innewerden eines ungeheuerlichen Irrthums, des ungeheuerlichsten, der seit Bestehen der Welt begangen worden. Der dort am Kreuze hängt, es ist der Sohn Gottes! —

Weiter unten in der Steinkluft ein armer Sünder. Mit dürren Fingern wühlt er sich aus dem Boden hervor, mit aufflackernden Augen schaut er aufs Kreuz hin. Aus seiner Brust quillt wie ein blutiger Brunnen das Gebet um Gnade. Und neben ihm kniet eine Frau und faltet die Hände gegen das Kreuz hin. Und ringt die Hände dem Weibe zu, das unter dem Kreuze steht und fleht um Gnade für das Kind....

In den Lüften eine Stimme: Inri! J. N. R. I. — Jesus Nähe rettet ihn! —

„Der Sohn Gottes! Der Gottessohn!“ Nimmer verstummt der Ruf. „Der Gottessohn am Kreuze!“

„Der Rock des Gottessohnes! Um hundert Goldstücke den Rock des Gottessohnes!“ Der alte Schobal schreit es aus, das Kleidungsstück mit dem Stock in die Höhe haltend wie eine Fahne. Zu dieser Fahne schwört der Trödler, denn der Wert der Ware ist seit einer Stunde um das Tausendfache gestiegen. „Hundert Goldstücke für den Rock des Gottessohnes!“ Aber er hat höchste Zeit sich davonzumachen, das Volk von

Bruders. Er geht vom Kreuze weg, um den Judas zu suchen. Er will ihm sagen, daß der Meister noch im Sterben seinen Feinden verziehen hat, er will ihm mittheilen des Heilands Vermächtnis: Den Sündern Gnade!

Seit dem Frühmorgen, als der Meister im Hause des Statthalters zum Tode gesprochen worden, ist Judas planlos umhergeirrt. Er hatte zum Hauptmann wollen, um sich dem Gerichte zu stellen als einen falschen Zeugen und Spion, als einen, der Menschen um Geld verkauft. Dess verlacht man ihn und läſst ihn stehen. Dann läuft er zu einem der Oberpriester, um zu schwören, daß seine Angabe so nicht gemeint gewesen, daſs sein Herr kein Übelthäter ist, vielmehr der Gesandte Gottes, der seine Feinde zertreten wird. Er wolle ihn nicht angegeben haben — und den Verräthersold stelle er dem Templer zurück. Dieser zuckt die Achseln, ihn gehe das nichts an, er habe kein Geld gegeben und nehme auch keines. Da wirft Judas ihm die Silberlinge vor die Füße und rast davon. Sein langes Haar flattert im Winde. Hinter der Stadtmauer huscht er dahin, um dem Zug zuvorzukommen und sich an der Schädelstätte statt des Meisters pfählen zu lassen. Aber das ist zu spät, er hört die Hammerschläge klingen. Ins Thal Kidron geht er hinab. Da ist es ganz menschenleer, denn alles ist auf der Richtstätte. Ausgestoßen ist Judas, selbst von der schaugierigen Menge ausgestoßen, hingeworfen als Verräther. Furchtbar, unausdenkbar, was er gethan! Doch, warum hat der Messias sich nicht geoffenbart? Sanft wie ein Lamm ist er vor den Richtern gestanden, geduldig, wie keiner noch so gesehen worden, hat er das Holz getragen. Oder ist es am Ende doch das? Den Feinden nicht widerstreben, sein Geschick mit Gotteswillen tragen, für des Vaters Botschaft das Leben lassen — ist am Ende doch *diese* Herrlichkeit die Sendung des Messias? — Und ich! Ich habe ihn in einer anderen sehen wollen. Und habe den Irrthum begangen, größer als alle Irrthümer aller Thoren zusammen. Und nun ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Gerechten und ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Sünder. Dem Zuchtlosen und dem Mörder Verzeihung, dem Verräther nicht. Besser, der wäre nie geboren worden, — er hat es ja selbst gesagt. Andere dürfen in den Wüstenhöhlen ihre Sünden abbüßen, dürfen ihre Missethaten mit ihrem Blute löschen — und ich außerhalb aller Liebe und aller Sühne für ewige Ewigkeiten verworfen! — So des Judas unendliche Klagen. Den ganzen langen Tag hat er sich hingetrieben hinter Mauern und Büschen, in Höhlen sich verborgen. Da plötzlich schießt es in ihm auf: Das ist ungerecht. Ich habe an ihn geglaubt. Daſs ich so fest an ihn geglaubt habe! Der ein *solches* Vertrauen verwirft! Kann der Gottmensch ein solches Vertrauen verwerfen? Nein, er ist es nicht, er ist es nicht . . . .

Felsen auseinander und Todtenschädel rollen den Hang hinab. — Und die Menschen, als ob sie die Sprache verloren hätten, so stehen sie stumm und starren einander an.

„Jetzt ist etwas geschehen!“ Sagt ein alter Mann für sich hin. —

Sachte fängt es an in der Menge sich zu regen, unsicher anfangs, aber bald bewegter und lauter.

„Was ist jetzt geschehen?“ fragt ein Nebenstehender.

„O Freund! Was jetzt geschehen ist, das hat die Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Was es ist, das weiß ich nicht, aber es hat die ganze Welt aus dem Gleichgewicht geworfen. Ist es nicht das Weltende, so ist es der Weltanfang.“

„Inri! Inri!“ ruft die Stimme eines Wahnsinnigen.

Dann beginnt ein Durcheinanderschreien: „Was ist das? Es wird Nacht! — All meiner Tage ist mir nicht so bang gewesen, wie jetzt!

„Seht Ihr es, das Kreuz — wie es wächst! Höher, immer höher auf! Immer höher auf! — Ich kann nicht hinschauen. Das riesengroße Kreuz!“

Von allen Seiten kommen Nachrichten. „Im Tempel ist eine Säule geborsten! Der Vorhang im Allerheiligsten — mitten entzweigerissen! Draußen an der Gräberstätte sind Grüfte aufgesprungen und die Todten — mit weißen Tüchern noch umhüllt — steigen hervor!“

„Das Weltende!“

„Der Weltanfang!“

„Jesus Christus!“

— — — — — — — — — — — — —

Wie Frühlingsföhn über der Steppe, so braust es hin durch die Menschenmenge: Jesus Christus! — Durch ganz Jerusalem hallt das Wort, durch das weite Judenland schallt es hin, das urgewaltige Wort — ein feuriger Sturm umbrandet, umleuchtet es den Erdball bis auf den heutigen Tag. —

Am Kreuze, auf dem der todte Meister hängt, haben die Seinigen sich versammelt. Es sind ihrer jetzt mehr als gestern, auch solche darunter, die in der Nacht noch „Kreuziget ihn!“ geschrien haben. Die Jünger stehen aufrecht, schweigend, ohne Klage. Maria, die Mutter, an Johannes Seite, daneben Magdalena. Eine wunderbare Herzensruhe ist in sie gekommen, so daß sie sich selber fragen: „Wie ist denn das möglich? Ist nicht unser Jesus gestorben?“

„O Brüder“, sagt Petrus, „mir ist, er lebt!“

„Er in uns und wir in ihm“, sagt Johannes.

Unruhig ist nur Bartholomä. Mit Beklommenheit frägt er den Bruder Jakobus, ob dieser denn nicht auch verstanden hätte: Vater, verlaſs mich nicht? — Jakobus gedenkt eines anderen Wortes und eines anderen

„Ich bin vor Euch gewarnt worden“, sagt Pilatus ungnädig. „Ich werde einen Aufseher hinschicken und das Grab bewachen lassen.“

„Wie es dem Herrn beliebt.“

„Der Mann soll ja gesagt haben, dass er am dritten Tage aus dem Tode auferstehen werde. Man vermuthet, dass seine Freunde ihm dazu gerne helfen würden.“

Josef stellt sich knapp vor den Statthalter hin und sagt: „Herr! Was berechtigt Dich zu einem solchen Argwohn? Sind wir Juden denn ganz rechtlos geworden in unserem Vaterlande? Nicht genug, dass dieser beste aller Menschen, dieser Gottmensch verurtheilt wird ohne auch nur den geringsten Schein von Recht, verdächtigt man auch noch die Seinigen, als wären sie Betrüger und Leichenräuber.“

„Dafür müsset Ihr Euch bei Euren Priestern bedanken“, sagt Pilatus mit kaltem Hohn.

„Diese Kaste kennen wir“, versetzt Josef, „und Du kennst sie auch, Statthalter. Aber Du fürchtest Dich vor ihr. Unser Meister wäre mit ihnen fertig geworden. Du aber bist ein schwankendes Rohr. Mancher unserer großen Männer ist zugrunde gegangen an römischem Übermuth, unserem Herrn hat römische Feigheit das Leben gekostet.“

Den Statthalter durchzuckt es, aber er bleibt kalt. Mit der Hand winkt er ab: „Lasset mich endlich einmal zufrieden mit dieser Geschichte. Machet was Ihr wollt mit ihm. An die Grube kommen Wächter und ich — habe heute der Judennasen mehr als genug gesehen.“

Damit ist der Arimathäer entlassen. Zwar ungnädig, aber mit der Gestattung, den theuren Leichnam zu bergen.

Mittlerweile ist den beiden Wüstenräubern die Qual geendet worden. Und Dismas befreit von Jusuf, an den ihn ein dämonisches Geschick das ganze Leben lang gefesselt hatte. Jesus ist zwischen sie getreten und hat den Unbußfertigen von dem Bußfertigen geschieden. Zwar ihre Leiber sind in die gleiche Grube geworfen worden, die Seele Dismas wird zum geladenen Stelldichein gefunden haben.

Als nun der Arimathäer vom Statthalter zurückkehrt, wird zur späten Stunde Jesus vom Kreuze gelöst und mit Tüchern zur Erde gelassen. Nachdem der Leib mit köstlichem Öle gesalbt worden, wickeln sie ihn in weiße Linnen und tragen ihn hinab in den Garten Josefs. Dort haben sie ihn zur stillen Nacht ins Grab gelegt.

Ein heilger Frieden athmet auf Erden und am Himmel leuchten die Sterne wie Ampeln zur Ruhe des Herrn. (Schluss folgt.)

Mit diesem Hinschleudern der letzten Stütze ist sein Geschick entschieden. Als es dunkel wird, huscht er an einem Meierhof vorbei. Dort an der Wand hängen Bindstränge, einen davon rafft er an sich und eilt den Berg hinan. Hinter Jerusalem über den Höhenrücken geht die Sonne unter wie eine große, rothe, glanzlose Scheibe. Noch einmal zieht es sein Auge, das letztemal, dem Lichte zu, dem verlöschenden. Und in diesem rothen Runde steht groß und dunkel ein Kreuz. Das auf der Schädelstätte hochragende Kreuz — mitten im trüben Sonnenball. Riesig und dunkel steht es in der blutigen Scheibe — — grauenhaft! Unerträglich dem verzweifelnden Judasherzen. Wie auf wilder Flucht springt er hin gegen einen dürren Feigenbaum. — Hinter ihm her ist Jakobus. Dieser hat ihn vorher den Hang hinanklettern gesehen, hat mit dem Flügel seines Mantels gewinkt: „Bruder! Ich bin es, der Jakobus! Vom Meister komme ich. Höre, Bruder! Den Sündern Gnade! Allen Büßern Gnade! Höre es!" Fast athemlos hinauf und hin zum Feigenbaum. — Beine und Arme hängen schlaff nieder, der Mund schief gezogen, zwischen den Lippen lugt die Zunge hervor. Der Abendwind schaukelt sachte den Körper. — Der Unselige hat auf des Heilands Gnade nicht gewartet. —

Gegen Ende desselben Tages ist es auch, dass jener morgenländische Greis, der aus der Wüste ist, wo die großen Gedanken wohnen, der müde Greis, der dem Enkel des Uria zweimal den Fluch ewiger Unrast zugerufen hat, dass dieser in Jerusalem zu einem Steinmetz geht. Es dünkt ihm doch Zeit, sich einen Grabstein zu bestellen. Und auf diesen Grabstein sollen eingemeißelt werden die Buchstaben I. N. R. I.

„Hast Du Dich auch zum Nazarener geschlagen?" fragt ihn der Steinmetz.

„Weshalb fragst Du das?"

„Weil es die Inschrift seines Kreuzes ist."

„Es ist die Inschrift meines Grabes", sagt der Greis, „denn es heißt: Im Nirwana ruh' ich."

Als alles dieses geschehen ist, geht Josef der Arimathäer, ein derber, freimüthiger Jünger Jesu, zum Statthalter Pilatus, um ihn zu bitten, dass des Propheten Leib noch an demselben Abend begraben werden dürfe.

„Ist er denn schon gebrochen?" fährt ihn Pilatus an.

„Herr, das braucht es nicht. Er ist todt."

„Ich traue Euch nicht."

„Es ist richtig, Herr. Der Hauptmann hat ihm den Seitenstich gegeben. Nicht ein Tropfen Blut."

schrift war. Insbesondere gehörte es zu den ersten Freuden der Neuverheirateten, alsobald irgend ein Inserat vom Stapel laufen zu lassen. Dabei gab es auch mancherlei Neid und Ärgernis; denn wenn etwa ein schwärzlicher Schuster oder sonst für gering Geachteter durch Führung solchen Doppelnamens an der allgemeinen Respectabilität theilnehmen wollte, so wurde ihm das mit Naserümpfen übel vermerkt, obgleich er im legitimsten Besitze der anderen Ehehälfte war. Immerhin war es nicht ganz gleichgiltig, ob ein oder mehrere Unbefugte durch dieses Mittel in das allgemein vergnügte Creditwesen eindrangen, da erfahrungsgemäß die geschlechterhafte Namensverlängerung zu den wirksameren, doch zartesten Maschinentheilchen jenes Creditwesens gehörte.

Für John Kabys aber konnte der Erfolg einer solchen Hauptveränderung nicht zweifelhaft sein. Die Noth war jetzt gerade groß genug, um diesen lang aufgesparten Meisterstreich zur rechten Stunde zu führen, wie es einem alten Schmied seines Glückes geziemt, der da nicht den Tag hinein hämmert, und John sah demgemäß nach einer Frau aus, still, aber entschlossen.

Und siehe! schon der Entschluss schien das Glück endlich heraufzubeschwören; denn noch in derselben Woche langte an, wohnte in Seldwyla mit einer mannbaren Tochter eine ältere Dame und nannte sich Frau Oliva, die Tochter Fräulein Oliva. Kabys-Oliva! klang es sogleich in Johns Ohren und wiederhallte es in seinem Gemüthe! Mit einer solchen Firma ein bescheidenes Geschäft begründet, musste in wenig Jahren ein großes Haus daraus werden. So machte er sich denn weislich an die Sache, ausgerüstet mit allen seinen Attributen.

Diese bestanden in einer vergoldeten Brille, in drei emaillierten Hemdknöpfen, durch goldene Kettchen unter sich verbunden, in einer langen goldenen Uhrkette, welche eine geblümte Weste überkreuzte, mit allerlei Anhängseln, in einer gewaltigen Busennadel, welche als Miniaturgemälde die Darstellung der Schlacht von Waterloo enthielt, ferner in drei oder vier großen Ringen, einem großen Rohrstock, dessen Knopf ein kleiner Operngucker bildete in Gestalt eines Perlmutterfäßchens. In den Taschen trug, zog hervor und legte er vor sich hin, wenn er sich setzte, ein großes Futteral aus Leder, in welchem eine Cigarrenspitze ruhte aus Meerschaum geschnitzt, darstellend den aufs Pferd gebundenen Mazeppa; diese Gruppe ragte ihm, wenn er rauchte, bis zwischen die Augenbrauen hinauf und war ein Cabinetsstück; ferner eine rothe Cigarrentasche mit vergoldetem Schloss, in welcher schöne Cigarren lagen mit kirschroth und weißgetigertem Deckblatt, ein abenteuerlich elegantes Feuerzeug, eine silberne Tabaksdose und eine gestickte Schreibtafel. Auch führte er das complicierteste und zierlichste aller Geldtäschchen mit unendlich geheimnisvollen Abtheilungen.

# Der Schmied seines Glückes.

Erzählung von **Gottfried Keller.**[1])

John Kabys, ein artiger Mann von bald vierzig Jahren, führte den Spruch im Munde, dass jeder der Schmied seines eigenen Glückes sein müsse, solle und könne, und zwar ohne viel Gezappel und Geschrei.

Ruhig, mit nur wenigen Meisterschlägen schmiede der rechte Mann sein Glück! war seine öftere Rede, womit er nicht etwa die Erreichung bloß des Nothwendigen, sondern überhaupt alles Wünschenswerten und Überflüssigen verstand.

So hatte er denn als zarter Jüngling schon den ersten seiner Meisterstreiche geführt und seinen Taufnamen Johannes in das englische John umgewandelt, um sich von vornherein für das Ungewöhnliche und Glückhafte zuzubereiten, da er dadurch von allen übrigen Hansen abstach und überdies einen angelsächsisch unternehmenden Nimbus erhielt.

Darauf verharrte er einige Jährchen ruhig, ohne viel zu lernen oder zu arbeiten, aber auch ohne über die Schnur zu hauen, sondern klug abwartend.

Als jedoch das Glück auf den ausgeworfenen Köder nicht anbeißen wollte, that er den zweiten Meisterschlag und verwandelte das i in seinem Familiennamen Kabis in ein y. Dadurch erhielt dies Wort (anderwärts auch Kapes), welches Weißkohl bedeutet, einen edleren und fremdartigeren Anhauch, und John Kabys erwartete nun mit mehr Berechtigung, wie er glaubte, das Glück.

Allein es vergiengen abermals mehrere Jahre, ohne dass selbiges sich einstellen wollte, und schon näherte er sich dem einunddreißigsten, als er sein nicht bedeutendes Erbe mit aller Mäßigung und Eintheilung endlich doch aufgezehrt hatte. Jetzt begann er aber sich ernstlich zu regen und sann auf ein Unternehmen, das nicht für den Spass sein sollte. Schon oft hatte er viele Seldwyler um ihre stattlichen Firmen beneidet, welche durch Hinzufügen des Frauennamens entstanden.

Diese Sitte war einst plötzlich aufgekommen, man wusste nicht wie und woher; aber genug, sie schien den Herren vortrefflich zu den rothen Plüschwesten zu passen und auf einmal erklang das ganze Städtchen an allen Ecken von pompösen Doppelnamen. Große und kleine Firmatafeln, Hausthüren, Glockenzüge, Kaffeetassen und Theelöffel waren damit beschrieben und das Wochenblatt strotzte eine Zeitlang von Anzeigen und Erklärungen, deren einziger Zweck das Anbringen der Alliance-Unter-

[1]) Gottfried Keller: „Die Leute von Seldwyla". Stuttgart. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

und kleine Papierchen mit goldenem Rande zum Aufkleben, Handlungsbücher und derartiges mehr.

Vergnügt eilte er wieder in seine Heimatstadt und zu seiner Braut, deren einziger Fehler ein etwas unverhältnismäßig großer Kopf war. Freundlich, zärtlich wurde er empfangen und seinem Reiseberichte die Eröffnung entgegengesetzt, dass die Papiere der Braut, so für die Hochzeit erforderlich waren, angekommen seien. Doch geschah diese Eröffnung mit einer lächelnden Zurückhaltung, wie wenn er auf eine zwar unbedeutende, aber immerhin nicht ganz ordnungsgemäße Nebensache müsste vorbereitet werden. Alles dies gieng endlich vorüber und es ergab sich, dass die Mutter allerdings eine verwitwete Dame Oliva, die Tochter hingegen ein außereheliches Kind von ihr war aus ihrer Jugendzeit und ihren eigenen Familiennamen trug, wenn es sich um amtliche und civilrechtliche Dinge handelte. Dieser Name war: Häuptle! Die Braut hieß: Jungfer Häuptle, und die künftige Firma also: „John Kabys-Häuptle", zu deutsch: „Hans Kohlköpfle".

Sprachlos stand der Bräutigam eine gute Weile, die unselige Hälfte seines neuesten Meisterwerkes betrachtend; endlich rief er: „Und mit einem solchen Hauptkopfschädel kann man Häuptle heißen!" Erschrocken und demüthig senkte die Braut ihr Häuptlein, um das Gewitter vorübergehen zu lassen; denn noch ahnte sie nicht, dass die Hauptsache an ihr für Kabyssen jener schöne Name gewesen sei.

Herr Kabys schlechtweg aber gieng ohne weiteres nach seiner Behausung, um sich den Fall zu überlegen; allein schon auf dem Wege riefen ihm seine lustigen Mitbürger Hans Kohlköpfle zu, da das Geheimnis bereits verrathen war. Drei Tage und drei Nächte suchte er das gefehlte Werk in tiefer Einsamkeit umzuschmieden. Am vierten Tage hatte er seinen Entschluss gefasst, gieng wieder dorthin und begehrte die Mutter statt der Tochter zur Ehe. Allein die entrüstete Frau hatte nun ihrerseits in Erfahrung gebracht, dass Herr Kabys gar kein Mahagonikästchen mit Werttiteln besitze und wies ihm schnöde die Thüre, worauf sie mit ihrer Tochter um ein Städtchen weiterzog.

So sah Herr John das glänzende Oliva entschwinden wie eine schimmernde Seifenblase im Ätherblau und höchst betreten hielt er seinen Glücksschmiedehammer in der Hand. Seine letzte Barschaft war über diesem Handel fortgegangen. Daher musste er sich endlich entschließen, etwas Wirkliches zu arbeiten oder wenigstens zur Grundlage seines Daseins zu machen, und indem er sich so hin und her prüfte, konnte er gar nichts, als vortrefflich rasieren, ebenso die Messer dazu imstande halten und scharf machen. Nun stellte er sich auf mit einem Bartbecken und in einem schmalen Stübchen zu ebener Erde, über dessen Thüre er ein „John Kabys" befestigte, welches er aus jener stattlichen Firmatafel

Diese sämmtliche Ausrüstung war ihm die Ideal-Ausstattung eines Mannes im Glücke; er hatte dieselbe als kühn entworfenen Lebensrahmen im voraus angeschafft, als er noch an seinem kleinen Vermögen geknabbert, aber nicht ohne einen tieferen Sinn. Denn solche Anhäufung war jetzt nicht sowohl das Behänge eines geschmacklosen eitlen Mannes, als vielmehr eine Schule der Übung, der Ausdauer und des Trostes zur Zeit des Unsterns, sowie eine würdige Bereithaltung für das endlich einkehrende Glück, welches ja kommen konnte wie ein Dieb in der Nacht. Lieber wäre er verhungert, als dass er das geringste seiner Zierstücke veräußert oder versetzt hätte; so konnte er weder vor der Welt noch vor sich selbst für einen Bettler gelten und lernte das Äußerste erdulden, ohne an Glanz einzubüßen. Ebenso war, um nichts zu verlieren, zu verderben, zu zerbrechen oder in Unordnung zu bringen, eine fortwährend ruhige und würdevolle Haltung geboten. Kein Räuschchen und keine andere Aufregung durfte er sich gestatten, und wirklich besaß er seinen Mazeppa schon seit zehn Jahren, ohne dass an dem Pferde ein Ohr oder der fliegende Schweif abgebrochen wäre, und die Häkchen und Riegelchen an seinen Etuis und Necessaires schlossen noch so gut als am Tage ihrer Schöpfung. Auch musste er zu all dem Schmucke Rock und Hut säuberlich schonen, sowie er auch stets ein blankes Vorhemdchen zu besitzen wusste, um seine Knöpfe, Kettchen und Nadeln auf weißem Grunde zu zeigen.

Freilich lag eigentlich mehr Mühe darin, als er in seinem Spruche von den wenigen Meisterschlägen zugestehen wollte; allein man hat ja immer die Werke des Genies fälschlich für mühelos ausgegeben.

Wenn nun die beiden Frauenzimmer das Glück waren, so ließ es sich nicht ungern in dem ausgespannten Netze des Meisters fangen, ja er schien ihnen mit seiner Ordentlichkeit und seinen vielen Kleinodien gerade der Mann zu sein, den zu suchen sie ins Land gekommen waren. Sein geregelter Müßiggang deutete auf einen behaglichen und sicheren Zinsleinpicker oder Rentier, der seine Werttitel gewiss in einem artigen Kästchen aufbewahrte. Sie sprachen einiges von ihrem eigenen wohlbestellten Wesen; als sie aber merkten, dass Herr Kabys nicht viel Gewicht darauf zu legen schien, hielten sie klüglich inne und ihre Persönlichkeit für das, was diesen guten Mann allein anziehe. Kurz, in wenigen Wochen war er mit dem Fräulein Oliva verlobt und gleichzeitig reiste er nach der Hauptstadt, um eine reich verzierte Adresskarte mit dem herrlichen Doppelnamen stechen zu lassen, andererseits ein prächtiges Firmaschild zu bestellen und einige Handelsverbindungen mit Credit für ein Geschäft mit Ellenwaren zu eröffnen. Im Übermuth kaufte er gleich noch zwei oder drei Ellenstäbe von poliertem Pflaumenholz, einige Dutzend Wechselformulare mit vielen merkurialischen Emblemen, Preiszettel

einigem Suchen auffinden konnte; er trat in die Gaststube und sah verschiedene Handwerkszeichen über den Tischen hängen, worunter auch dasjenige der Schmiede. Unter dieses setzte er sich als ein Schmied seines Glückes, der guten Vorbedeutung wegen, und stärkte sein Leibliches durch ein Frühstück, da es noch zeitig am Tage. Dann ließ er sich ein eigenes Kämmerchen geben, wo er sich umkleidete. Er stutzte sich auf jegliche Weise auf und behieng sich mit dem ganzen Zierrat; auch schraubte er das Perspectivfässchen auf den Stock. So trat er aus der Kammer hervor, dass die Wirtin erschrak ob all der Pracht.

Es dauerte ziemlich lang, ehe er die Straße fand, nach der sein Herz begehrte. Doch endlich sah er sich in einer weiten Gasse, worin mächtige alte Häuser standen; aber kein lebendes Wesen war zu erblicken. Endlich wollte doch ein Mägdlein mit einem blanken schäumenden Kännchen Bier an ihm vorüber huschen. Er hielt es fest und fragte nach Herrn Adam Litumlei, und das Mädchen zeigte ihm das Haus, vor welchem er gerade stand.

Neugierig schaute er daran hinauf. Über einem ansehnlichen Portale thürmten sich mehrere Stockwerke mit hohen Fenstern empor, deren starke Gesimse und Profile ein senkrechtes Meer von kühnen Verkürzungen vor dem Auge des armen Glücksuchers ausbreiteten, so dass es ihm fast bänglich wurde und er befürchtete, eine zu großartige Sache unternommen zu haben; denn er stand vor einem förmlichen Palast. Dennoch drückte er sachte an dem schweren Thorflügel, schlüpfte hinein und befand sich in einem prächtigen Treppenhaus. Eine steinerne Doppeltreppe baute sich mit breiten Absätzen in die Höhe, von einem reich geschmiedeten Geländer eingefasst. Unter der Treppe hindurch und durch die hintere offene Hausthüre sah man Sonnenschein und Blumenbeete. John gieng leise dahin, um vielleicht einen Dienstboten oder einen Gärtner zu finden, sah aber nichts als einen großen altfränkischen Garten, der voll der schönsten Blumen war, sowie einen steinernen Brunnen mit vielen Figuren.

Alles war wie ausgestorben; er gieng wieder zurück und begann die Treppe hinaufzusteigen. An den Wänden hiengen große vergilbte Landkarten, Pläne alter Reichsstädte mit ihren Festungswerken, mit stattlichen allegorischen Darstellungen in den Ecken. Eine eichene Thüre unter mehreren war bloß angelehnt; der Eindringling öffnete sie zur Hälfte und sah eine ziemlich hübsche Frau auf einem Ruhebette ausgestreckt, welcher das Strickzeug entfallen war und die ein geruhiges Schläfchen that, obgleich es erst 10 Uhr vormittags war. Mit klopfendem Herzen hielt John Kabys, da das Zimmer sehr tief war, seinen Stock ans Auge und betrachtete die Erscheinung durch das Perspectivchen von Perlmutter; das seidene Kleid, die rundlichen Formen der Schläferin ließen ihm das Haus immer mehr wie ein verzaubertes Schloss erscheinen, und

eigenhändig herausgesägt und von dem verlorenen Oliva wehmüthig abgetrennt wurde. Der Spitzname Kohlköpfle blieb ihm jedoch in der Stadt und führte ihm manchen Kunden zu, so dass er mehrere Jahre lang ganz leidlich dahin lebte, Gesichter schabend und Messer abziehend, und seinen übermüthigen Wahlspruch fast ganz zu vergessen schien.

Da sprach eines Tages ein Bürger bei ihm ein, der so eben von langen Reisen zurückgekehrt war, und jetzt nachlässig, indem er sich zum Einseifen setzte, hinwarf: „So gibt es, wie ich aus Ihrem Schilde ersehe, doch noch Kabysse in Seldwyla?“ „Ich bin der Letzte meines Geschlechts“, erwiderte der Barbier nicht ohne Würde, „doch warum frugen Sie das, wenn ich fragen darf?“ Der Fremde schwieg jedoch, bis er barbiert und gesäubert, und erst als alles beendigt und der Ehrensold entrichtet war, fuhr er fort: „In Augsburg kannte ich einen alten reichen Kauz, welcher öfter versicherte, seine Großmutter sei eine geborene Kabis von Seldwyla in der Schweiz gewesen, und es nehme ihn höchlich wunder, ob da noch Leute dieses Geschlechtes lebten?“

Hierauf entfernte sich der Mann.

Hans Kohlköpfle dachte nach und dachte nach und kam in eine große Aufregung, als er sich endlich dunkel erinnerte, dass eine Vorfahrin von ihm sich wirklich vor langen Jahren nach Deutschland verheiratet haben sollte, die seither verschollen war. Ein rührendes Familiengefühl erwachte plötzlich in ihm, ein romantisches Interesse für Stammbäume, und es ward ihm bange, ob der Gereiste auch wieder kommen würde. Nach der Art seines Bartwuchses musste er in zwei Tagen wieder erscheinen. In der That kam der Mann pünktlich um diese Zeit. John seifte ihn ein und schabte ihn beinahe zitternd vor Neugierde. Als er fertig war, platzte er heraus und erkundigte sich angelegentlich nach den näheren Umständen. Der Mann sagte: „Es ist einfach ein Herr Adam Litumlei, hat eine Frau, aber keine Kinder, und wohnt in der und der Straße zu Augsburg.“

John beschlief sich den Handel noch eine Nacht und fasste in derselben den Muth, doch noch tüchtig glücklich zu werden. Am nächsten Morgen schloss er seinen Ladenstreifen, packte seinen Sonntagsanzug in einen alten Tournister und alle seine wohlerhaltenen Wahrzeichen in ein besonderes Paketlein, und nachdem er sich mit hinlänglichen Ausweisschriften und pfarrbücherlichen Auszügen versehen, trat er unverweilt die Reise nach Augsburg an, still und unscheinbar, wie ein älterer Handwerksbursche.

Als er die Thürme und die grünen Wälle der Stadt vor sich sah, überzählte er seine Barschaft und fand, dass er sich sehr knapp halten müsse, wenn er im ungünstigen Falle den Rückweg wieder bestehen wolle. Darum kehrte er in der bescheidensten Herberge ein, welche er nach

passiere, so habe er nicht versäumen wollen, die Nachkommen einer Ahne seines Hauses aufzusuchen und zu begrüßen. Und er that, als ob er von Kindheit auf nur von Herrn Litumlei sprechen gehört hätte. Dieser war auf einmal freudig überrascht und rief freudig und wohlgemuth:

„Hah! so blühet also das Geschlecht der Kabisse noch! Ist es zahlreich und angesehen?“

John hatte schon gleich einem Wandergesellen, der vor dem Thorschreiber steht, seine Schriften ausgepackt und vorgelegt. Indem er auf sie wies, sprach er ernst: „Zahlreich ist es nicht mehr, denn ich bin der Letzte des Geschlechtes! Aber seine Ehre steht noch unbewegt! Erstaunt und gerührt ob solchen Reden bot ihm der Alte die Hand und hieß ihn willkommen. Die beiden Herren verständigten sich schnell über den Grad ihrer Verwandtschaft; abermals rief Litumlei: „So nahe berühren sich unsere Lebenszweige! Kommen Sie, lieber Vetter, hier sehen Sie Ihre edle und treffliche Urgroßtante, meine leibliche Großmama! Und er führte ihn im mächtigen Saale umher, bis sie vor einem schönen Frauenbilde standen in der Tracht des vorigen Jahrhunderts. In der That bezeichnete ein Papierbörtchen, welches in der Ecke des Rahmens befestigt war, die besagte Dame, sowie auch eine Anzahl der anderen Bildnisse mit solchen Zetteln versehen war. Freilich zeigten die Gemälde selbst noch andere Inschriften in lateinischer Sprache, welche mit den angehefteten Papierchen nicht übereinstimmten. Aber John Kabys stand und stand und überlegte in seinem Innern: „So hast du denn doch gut geschmiedet! Denn hier blickt auf dich hernieder, hold und freundlich, die Ahnfrau deines Glückes im reichen Rittersaal!“

Melodisch zu dieser Selbstansprache klangen die Worte des Herrn Litumlei, welcher sagte, dass nun von einer Weiterreise keine Rede sein dürfe, sondern der werteste Vetter zur Begründung eines engeren Verhältnisses vorerst so lange, als dessen Zeit es erlaube, sein Gast sein müsse. Denn das flunkernde Ziergeräthe des Herrn Großneffen, welches ihm schon in die Augen gefallen, versah trefflich seinen Dienst und erfüllte ihn mit Vertrauen.

Darum zog er jetzt mit aller Macht an einer Glocke, worauf allmählich einige Dienstboten herbei schlurften, um nach ihrem kleinen Gebieter zu sehen, und endlich erschien auch die Dame, welche im ersten Stock geschlafen hatte, noch geröthet von ihrem Schläfchen und mit halb offenen Augen. Als ihr aber der angekommene Gast vorgestellt wurde, that sie dieselben ganz auf, neugierig und vergnüglich, wie es schien, über die unerwartete Begebenheit. John wurde nun in andere Räume geführt und musste eine gehörige Erfrischung einnehmen, wobei ihm das Ehepaar so eifrig half, wie Kinder, die zu jeder Stunde Esslust haben. Dies gefiel dem Gast über die Maßen, da er sah, dass es Leute waren,

höchst gespannt zog er sich zurück und stieg weiter hinauf, sachte und vorsichtig.

Zu oberst war das Treppenhaus eine ordentliche Rüstkammer, da es behangen war mit Rüstungen und Waffen aus allen Jahrhunderten; rostige Panzerhemden, Eisenhüte, Gallaküraffe aus der Zopfzeit, Schlachtschwerter, vergoldete Luntenstäbe, alles hieng durcheinander und in den Ecken standen ziervolle kleine Geschütze, grün vor Alter. Kurz, es war das Treppenhaus eines großen Patriziers und Herrn John wurde es feierlich zumuthe.

Da ließ sich plötzlich eine Art Geschrei vernehmen, ganz in der Nähe, wie von einem größeren Kinde, und als es nicht aufhörte, benutzte John den Anlass, ihm nachzugehen und so zu Leuten zu kommen. Er öffnete die nächste Thüre und sah einen weitläufigen Ahnensaal, von unten bis oben mit Bildnissen angefüllt. Der Boden bestand aus sechseckigen Fliesen verschiedener Farbe, die Decke aus Gipsstuccaturen mit lebensgroßen, fast frei schwebenden Menschen- und Thiergestalten, Fruchtkränzen und Wappen. Vor einem zehn Fuß hohen Kaminspiegel aber stand ein winziges eisgraues Greischen, nicht schwerer als ein Zicklein, in einem Schlafrock von scharlachrothem Sammet, mit eingeseiftem Gesicht. Das strampelte vor Ungeduld, schrie weinerlich und rief: „Ich kann mich nicht mehr rasieren! Ich kann mich nicht mehr rasieren! Mein Messer schneidet nicht! Niemand hilft mir, o je, o je!“ Als es im Spiegel den Fremden sah, schwieg es still, kehrte sich um und sah mit dem Messer in der Hand verblüfft und furchtsam auf Herrn John, welcher, den Hut in der Hand, mit vielen Bücklingen vordrang, den Hut abstellte, lächelnd dem Männchen das Messer aus der Hand nahm und dessen Schneide prüfte. Er zog sie einigemale auf seinem Stiefel, dann auf dem Handballen ab, prüfte hierauf die Seife und schlug einen dichteren Schaum, kurz, er barbierte das Männchen in weniger als drei Minuten aufs herrlichste.

„Verzeihen Sie, hochgeehrter Herr!“ sagte hierauf Kabys, „die Freiheit, die ich mir genommen habe! Allein da ich Sie in solcher Verlegenheit sah, glaubte ich mich dergestalt auf die natürlichste Weise bei Ihnen einzuführen, insoferne ich etwa die Ehre habe, vor Herrn Adam Litumlei zu stehen.“

Das Alterchen betrachtete noch immer erstaunt den Fremden; dann schaute es in den Spiegel und fand sich sauber rasiert, wie lange nicht mehr, worauf es, Wohlgefallen mit Misstrauen vermischend, den Künstler abermals besah und mit Zufriedenheit wahrnahm, dass es ein anständiger Fremder sei. Doch fragte es mit immer noch unwirschem Stimmchen, wer er sei und was er wolle?

John räusperte sich und versetzte: er sei ein gewisser Kabys aus Seldwyla, und da er sich gerade auf Reisen befinde und hiesige Stadt

namen meines Großvaters, welcher eine Kabis geheiratet hat. Ich entschädigte mich anfänglich damit, die hier gemalten Herren und Frauen als meine Vorfahren zu erklären und einige zu Litumleis, andere zu Kabissen zu machen mittelst solcher Zettel, wie Sie sehen; doch meine Familienerinnerungen reichten nur für sechs oder sieben Personen aus, die übrige Menge dieser Bilder, das Ergebnis von vier Jahrhunderten, spottete meiner Bestrebungen. Um so dringender war ich an die Zukunft gewiesen, an die Nothwendigkeit, selbst ein lang andauerndes Geschlecht zu stiften, dessen gefeierter Stammvater ich bin. Mein Bild habe ich längst anfertigen lassen, sowie einen Stammbaum, an dessen Wurzel mein Name steht. Aber ein hartnäckiger Unstern verfolgt mich! Schon habe ich die dritte Frau und noch hat mir keine ein Mädchen, geschweige denn einen Sohn und Stammhalter geschenkt. Die beiden früheren Weiber, von denen ich mich scheiden ließ, haben seither mit anderen Männern aus Bosheit verschiedene Kinder gehabt, und die Gegenwärtige, welche ich auch schon sieben Jahre besitze, würde es gewisslich gerade so machen, wenn ich sie laufen ließe."

„Ihre Erscheinung, theurer Großneffe! hat mir nun eine Idee eingegeben, diejenige einer künstlichen Nachhilfe, wie sie in der Geschichte, in großen und kleinen Dynastien vielfach gebraucht wurde. Was sagen Sie hierzu: Sie leben bei uns wie das Kind im Hause, ich setze Sie gerichtlich zu meinem Erben ein! Dagegen haben Sie zu leisten: Sie opfern äußerlich Ihre eigene Familienüberlieferung (sind Sie ja doch der Letzte Ihres Geschlechtes) und nehmen nach meinem Tode, d. h. bei Antritt des Erbes, meinen Namen an! Ich verbreite unter der Hand das Gerücht, dass Sie ein natürlicher Sohn von mir seien, die Frucht eines tollen Jugendstreiches; Sie nehmen diese Auffassung an, widersprechen ihr nicht! Vielleicht lässt sich in der Folge eine schriftliche Kundmachung darüber aufsetzen, eine Memoire, ein kleiner Roman, eine denkwürdige Liebesgeschichte, worin ich eine feurige, wenn auch unbesonnene Figur mache, Unheil anrichte, das ich im Alter wieder gut mache. Endlich verpflichten Sie sich, diejenige Gattin von meiner Hand anzunehmen, die ich unter den angesehenen Töchtern der Stadt für Sie aussuchen werde, zur weiteren Verfolgung meines Zieles. Das ist im ganzen und im besonderen mein Vorschlag!"

John war während dieser Rede abwechselnd roth und bleich geworden, aber nicht aus Scham und Schreck, sondern vor Freude und Erstaunen über das endlich eingetroffene Glück und über seine eigene Weisheit, welche dasselbe herbeigeführt habe. Aber mit nichten ließ er sich davon überrumpeln, sondern er that, ob er sich nur schwer entschließen könnte wegen der Aufopferung seines ehrbaren Familiennamens und seiner ehelichen Geburt. Er nahm sich eine Bedenkzeit von vierundzwanzig

die sich nichts abgehen ließen und welche noch Freude an den guten Dingen hätten. Seinerseits aber verfehlte er auch nicht, stündlich einen angenehmeren Eindruck zu machen, ja schon beim bald folgenden Mittagessen stellte sich derselbe entschieden fest, als jedes der beiden Leutchen seine eigenen Leibgerichte auftragen ließ, und John Kabys von allem aß und alles trefflich fand und seine angewöhnte ruhige Würde seinem Urtheil einen noch höheren Wert gab. Es wurde aufs rühmlichste gegessen und getrunken, und noch nie genossen drei wackere Leute zusammen ein reichlicheres und zugleich schuldloseres Dasein. Es war für John ein Paradies, in welchem kein Sündenfall möglich schien.

Genug, es gab sich alles auf das Beste. Bereits lebte er acht Tage in dem ehrwürdigen Hause und kannte dasselbe schon in allen Ecken. Er vertrieb dem Alten die Zeit auf tausenderlei Weise, gieng mit ihm spazieren und rasierte ihn so leicht wie ein Zephir, was dem Männchen vor allem aus gefiel. John merkte, dass Herr Litumlei über irgend etwas nachzusinnen begann und erschrak, wenn jener von seiner Abreise sprach, was er etwa in ernsten Andeutungen that. Da fand er, es sei Zeit, jetzt wieder einen kleinen Meisterschlag zu wagen, und kündigte seinem Gönner am Ende des achten Tages deutlicher seine demnächstige Abreise an, zum Grunde nehmend, dass er durch längeres Zaudern den Abschied und die Gewöhnung an ein einfacheres Leben nicht erschweren dürfe. Denn männlich wolle er sein Schicksal ertragen, das Schicksal eines Letzten seines Geschlechtes, der da in strenger Arbeit und Zurückgezogenheit die Ehre des Hauses bis zum Erlöschen zu wahren habe.

„Kommen Sie mit mir hinauf in den Rittersaal!“ erwiderte Herr Adam Litumlei; sie giengen; als dort der Alte einigemale feierlich auf und abgewandelt, begann er wieder: „Hören Sie meinen Entschluss und meinen Vorschlag, lieber Großneffe! Sie sind der Letzte Ihres Geschlechtes, es ist dies ein ernstes Schicksal! Allein ein nicht minder ernstes habe ich zu tragen! Blicken Sie mich an, wohlan! Ich bin der Erste des meinigen!“

Stolz richtete er sich auf, und John sah ihn an, konnte aber nicht entdecken, was das heißen sollte. Aber jener fuhr fort: „Ich bin der Erste des meinigen will so viel heißen, als: Ich habe mich entschlossen, ein solch großes und rühmliches Geschlecht zu gründen, wie Sie hier an den Wänden dieses Saales gemalt sehen! Dieses sind nämlich nicht meine Ahnen, sondern die Glieder eines ausgestorbenen Patriziergeschlechtes dieser Stadt. Als ich vor dreißig Jahren hier einwanderte, war das Haus mit all seinem Inhalt und Denkmälern eben käuflich und ich erstand sogleich den ganzen Apparat als Grundlage zur Verwirklichung meines Lieblingsgedankens. Denn ich besaß ein großes Vermögen, aber keinen Namen, keine Vorfahren, und ich kenne nicht einmal den Tauf-

ein rechtsgiltiges Testament aufgesetzt. Schließlich umarmten sich der künstlich-natürliche Sohn und der geschlechtergründende Erzvater; aber es war nicht wie eine warme Umarmung von Fleisch und Blut, sondern weit feierlicher, eher wie das Zusammenstoßen von zwei großen Grundsätzen, die auf ihren Wurfbahnen sich treffen. (Schluss folgt.)

# Die Leichenwache.

Eine Erzählung aus dem Waldlande von **Karl Krobath.**

Die Waldhöflerin war gestorben.

Wer hätte die alte Wutzinger Burgl nicht gekannt! Das ganze Thal hatte es lieb gehabt — das schlichte, rechtschaffene Mütterchen mit der gewaltigen Hakelnase und den blauen, treuinnigen Augen darüber. Kein Bettler hatte ihre Thür verschlossen gefunden; jedem Leidenden suchte sie zu helfen, so oft und so gut sie es konnte. Knechte und Mägde verloren an ihr eine gütige Herrin, ja selbst die Nachbarn, die so gern den Splitter im Auge des Nächsten sehen, konnten ihr schon bei Lebzeiten nur Gutes nachsagen, und nun, da sie gestorben, wurde die Burgl erst recht „übers grüne Gras" gelobt.

Jahrelang hatte die Waldhöflerin mit unerschöpflicher Geduld ein schweres, unheilbares Leiden ertragen; der Tod war ein ersehnter Erlöser gewesen, denn er hatte sie mit ihrem schon lange heimgegangenen Manne vereint. Ruhig, wie ihr ganzes Leben, war auch ihr Lebensende gewesen. Der Sensenmann, der so oft unser Liebstes unbarmherzig entstellt, hatte über ihr Antlitz einen wunderbaren Ausdruck des Friedens ergossen. Es schien, als könne sie jeden Augenblick erwachen und an die Besorgung des Hauswesens gehen, dem sie so viele Jahre hingebend vorgestanden. Doch die Bäuerin umfieng jener tiefe, traumlose Schlaf, aus dem es kein Erwachen mehr gibt.

Von Haus zu Haus flatterte die Kunde.

„Wisst's schon, wos g'schehan is? — Schröckli!" raunte die „dicke Mitzl", die Dirn am Waldhof, ihren Bekannten zu, als sie zum Messner lief, das Bahrtuch zu entleihen.

„Nix wiss' ma! — Am End gor —?"

„Die Woldhöflerin — Gott gib ihr d' ewige Ruah! — Die Woldhöflerin is —"

Sie sagte nicht, was geschehen war, dafür aber presste sie einige Thränen aus den Augen.

„O mei, o mei! Schod' is um sie!"

„Sterb'n müasß ma so olle!"

Stunden, in höflichen und wohlgesetzten Worten, und fieng darnach an, in dem schönen Garten höchst nachdenklich auf- und abzuspazieren. Die lieblichen Blumen, die Levkojen, Nelken und Rosen, die Kaiserkronen und Lilien, die Geranienbeete und Jasminlauben, die Myrthen- und Oleanderbäumchen, alle äugelten ihn höflich an und huldigten ihm als ihrem Herrn.

Als er eine halbe Stunde lang den Duft und Sonnenschein, den Schatten und die Frische des Brunnens genossen, gieng er ernsthaft hinaus auf die Straße, um die Ecke, und trat in einen Gebäckladen, wo er drei warme Pastetchen sammt zwei Spitzgläsern feinen Weines zu sich nahm. Hierauf kehrte er in den Garten zurück und spazierte abermals eine halbe Stunde, doch diesmal eine Cigarre dazu rauchend. Da entdeckte er ein Beet voll kleiner, zarter Radischen. Er zog ein Büschel davon aus der Erde, reinigte sie am Brunnen, dessen steinerne Tritonen ihn mit den Augen ergebenst anzwinkerten, und begab sich damit in ein kühles Brauhaus, wo er einen Krug schäumendes Bier dazu trank. Er unterhielt sich vortrefflich mit den Bürgern und versuchte schon seinen Heimatdialect in das weichere Schwäbische umzuwandeln, da er voraussichtlich unter diesen Leuten einen hervorragenden Mann abgeben würde.

Absichtlich versäumte er die Mittagsstunde und verspätete sich beim Essen. Um dort eine kritische Appetitlosigkeit durchzuführen, aß er vorher noch drei Münchner Weißwürste und trank einen zweiten Krug Bier, der ihm noch besser schmeckte, als der erste. Endlich runzelte er doch seine Stirn und begab sich mit derselben zum Essen, wo er die Suppe anstarrte.

Das Männchen Litumlei, welches durch unerwartete Hindernisse einem leidenschaftlichen Eigensinn zu verfallen pflegte und keinen Widerspruch ertragen konnte, empfand schon zornige Angst, dass seine letzte Hoffnung, ein Geschlecht zu gründen, zu Wasser werde, und beobachtete den unbestechlichen Gast mit misstrauischen Blicken. Endlich ertrug er die Ungewissheit, ob er ein Stammvater sein solle oder keiner, nicht länger, sondern forderte den Bedenkzeitler auf, jene vierundzwanzig Stunden abzukürzen und seinen Entschluss sogleich zu fassen. Denn er fürchtete, die strenge Tugend seines Vetters möchte mit jeder Stunde wachsen. Er holte eigenhändig eine uralte Flasche Rheinwein aus dem Keller, von welchem John noch keine Ahnung gehabt. Als die entfesselten Sonnengeister unsichtbar über den Krystallgläsern dufteten, die gar fein erklangen, und mit jedem Tropfen des flüssigen Goldes, das man auf die Zunge brachte, schnell ein Blumengärtlein unter die Nase zu wachsen schien, da erweichte endlich der rauhe Sinn John Kabyssens und er gab sein Jawort. Schnell wurde der Notar geholt und bei einem herrlichen Kaffee

dem „rothen Franzl“, gab sie mehr Flüssigkeit als feste Stoffe. Sie hatte vollauf zu thun, um den immer gesteigerten Ansprüchen zu genügen, und so blieb denn nicht aus, was kommen musste: der Fusel that seine Wirkung. Bald machte sich eine Heiterkeit bemerkbar, die im grellen Gegensatze zu der eisernen Ruhe der Todten stand. Das Leben, das selbst dem Tode gerne die tolle Narrenkappe aufsetzt, machte sich in übermüthiger Laune geltend. Todeskälte und tiefer Friede dort auf der Bahre, Lebenswärme und Narrheit hier unter den Zechern im Kreise — im engen Rahmen ein Bild, das uns, wenn auch in anderer Gestaltung, oft genug im Laufe des Lebens entgegentritt.

Der Gelaunteften einer war der Waldhofer Sepp, der alleinige Erbe des schönen Anwesens und nun einer der reichsten Besitzer weitum. Seinen Schmerz über den Tod der Mutter hatte er mit einigen Stamperln Schnaps bald hinuntergespült, um so eher, da zwischen ihm und der Verstorbenen nie ein besonders gutes Einverständnis gewesen war und nur die kluge Nachgiebigkeit der Waldhöflerin einem völligen Bruche vorgebeugt hatte. So beliebt die Alte gewesen war, so unlieb war ihr Sohn allen jenen, die auf Anständigkeit und guten Ruf etwas hielten. Einige Burschen, die ein Lotterleben hinter sich hatten, waren sein Umgang gewesen. Sollte es nun anders werden? Eine alte Auszüglerin meinte, als davon die Rede war: „Da Toifl blabt doh schwoarz, wennst ihn ah in an Mehlsock eine steckst!“

Der Sepp hatte seinen Platz nicht schlecht gewählt. Neben die blonde Zenzi, das schönste Dirndl weit in der Rund, hatte er sich gesetzt. Dass er die Zenzi schon lang gerne sah, war kein Geheimnis; ebenso war's auch genugsam bekannt, dass die Zenzi dieser Bewerbung bislang nur Gleichgiltigkeit oder schlagfertigen Spott entgegengesetzt hatte.

Während des Gebetes konnte kein Gespräch angeknüpft werden. Um so eifriger richtete nachher der junge Besitzer das Wort an das Mädchen.

„Trink', Zenzi, host jo Dei Glos noh gonz gupfatvoll! Schaug, do hob ih scho an gonz ondern Zug!“

In einem Sturz leerte er sein Glas.

Die Zenzi that, als hätte sie nichts gehört, und sprach eifrig mit einer Bekannten weiter. Doch der Sepp vom Waldhof war nicht einer, der sich leicht abschütteln ließ.

„Mei Muattern hätt' ma da Herrgott holt doh noh nit nehman g'sollt! Gelt, Zenzi? So guat, wia sei, werd wohl niamd af dera bucklat'n Welt mehr sein mit mir.“

Nun wandte sich die Angeredete zwar zu dem Burschen, aber beileib mit keinem freundlichen Gesicht.

„Host amol d' Wohrheit g'redt, wos sunst'n eh selt'n bei Dir is; oba dös hättast z' Lebzeit von Deina orm Muattern ah schon wiss'n

„Loss die Zacharlan,[1]) Mitzl! Bist eh' froh v'leicht, doss sie niamma is, weil sie Dir von dem ‚roth'n Franzl' imma abg'wehrt hot!“

So klang es als Antwort auf die Rede der Dirne, die blutroth wurde, als vom „rothen Franzl“ die Sprache war.

Von nah und fern strömten Bekannte und Verwandte zusammen, um die Wutzinger Burgl noch einmal zu sehen, wie sie so schön zwischen Pelargonien, Rosmarin, Levkojen und duftigen Tannenreisern lag und in der Hand ein Büschlein Cyclamen, umwunden mit einem großen Rosenkranze, hielt. Und alle wussten, nachdem sie ihre sterbliche Hülle mit Weihwasser besprengt und einige stille Vaterunser gebetet hatten, noch etwas Schönes von der Verstorbenen zu erzählen, der eine dies, der andere jenes. Dabei setzten sie sich und machten im Anschluss an das Sterbegespräch noch einen gemüthlichen Plausch. Der sprach über das Vieh, jener über die Ernte, ein dritter über einen Process, den er mit einem ortsbekannten Streithansel führte. Die Weiber tischten alle möglichen und unmöglichen Neuigkeiten auf. Eine „Lug“ mehr oder weniger — was that's!

So hatten sich schon am ersten Abend so viele Leute eingefunden, dass die große Gesindestube, in welcher der Leichnam aufgebahrt war, sie alle kaum fasste. Am zweiten Abend aber gab es schon vor dem Aveläuten kein freies Plätzchen mehr. Manches Mütterchen, das gerne gebetet oder doch wenigstens am Leichenschmause theilgenommen hätte, musste unverrichteter Dinge umkehren oder doch lang genug warten, bis irgendwo ein Platz geräumt wurde.

Auf langen Bänken saßen sie da: Burschen und Dirnen, Besitzer und Dorfarme ohne Rangunterschied. Auch jene nimmersatten Leichenhüter, denen man mit Berechtigung nachsagt, dass sie Schmaus und Trank mehr denn Wachen und Beten liebten, hatten sich in stattlicher Zahl eingefunden. Ihr Sehnen sollte kein vergebliches gewesen sein.

Gerade war ein Vierteldutzend Rosenkränze gebetet worden, als eine Magd — die zumindest anderthalb Centner schwere „dicke Mitzl“ — zur Erleichterung der Nachtwache bei der Todten den L e i c h e n s c h m a u s brachte: Selchfleisch, Speck, Würste, Hausbrot und sogar eigens für diesen Zweck gebackene Krapfen.

Es musste noch etwas fehlen, denn die Mitzl sagte wie entschuldigend „Kumm glei!“, gieng wieder in die Vorrathskammer und kam zurück — mit zwei Literflaschen voll Branntwein.

Nun konnte jedermann nehmen, wonach ihn gelüstete und so viel er nehmen wollte. Es wurde denn auch nicht gespart. Die dicke Hebe musste gute Menschenkennerin sein; den Burschen, besonders ihrem Schatz,

[1]) Zähren, Thränen.

über eine Stunde. Erst als sie zum Schlusse kam, sprach das junge Volk kräftig das erlösende „Amen" und nahm das Gespräch wieder auf oder wandte sich um so eifriger, um das Versäumte nachzuholen — dem Gläschen zu.

Die dicke Mitzl war während des Betens eingeschlafen. Ein geräuschvolles Schnarchen verkündete ihren süßen Schlummer.

„Halloh, Trug'n, rühr' Dih — schenk' ein!" weckte sie ihr Verehrer, der branntweinduftende Franz.

„Geh' schon, geh' schon. Brauchast ah nit glei so kotz'ngrob sein!" krogelte die Mitzl, richtete sich auf und wackelte hinaus. An ihr war der Geist, den sie anderen und sich selbst credenzte, auch nicht wirkungslos vorübergegangen.

Mittlerweile wurde es Mitternacht.

Die älteren Leute machten sich, nachdem sie die Todte nochmals mit Weihwasser besprengt hatten, auf den Heimweg. Die Natur forderte schon nachdrücklich den Tribut der Ruhe von ihnen, besonders da sie den Tag über schwer gearbeitet hatten.

Die Jugend war nun unter sich und konnte sich, unbehindert durch Rücksichten, dem „Vergnügen" hingeben. Ob es in Gegenwart einer Leiche schicklich war oder nicht — wer fragte darnach! Von Viertelstunde zu Viertelstunde steigerte sich die Ausgelassenheit, je mehr dem Schnapse zugesprochen wurde.

Der „rothe Franzl" fieng sogar zu singen an.

„Mei Vota hot g'sogt,
I v'rtrinkat ihm oll's;
Na, Zockl [1]) und Strümpf
Geh'n nit obe ban Hols. —
Duliä, duliä, duliä, hahaho."

Im Jodler versuchten sich alle Burschen. Schön war das Gesangel gerade nicht. Dennoch bat die Mitzl mit zartem Schmachtblick nach dem Franzl hin:

„Wundaschean — wundaschean. Bitt' Enk, singt's noh eppas!"

Der Franzl ließ sich erweichen und hub, mit nicht misszuverstehender Andeutung, folgendermaßen an:

„Zan fopp'n und faxiern
Is a jed's Diandle recht;
Zan aufrichti liab'n
Is ma jede viel z'schlecht.

Gelt, Du Schworzaugate,
Gelt, für Dih taugat ih,
Gelt, für Dih war ih recht,
Wonn ih Dih mecht!"

[1]) Holzschuhe.

können. Monch's Johr vom Leb'n host ihr g'stohl'n durch Kumma und Surg', dö ihr g'mocht host!"

„Wia mi dös g'reut, Zenzi, dös konn ih Dir gor nit sog'n!" Und er guckte zu ihr hinüber, wie der Fuchs nach den Trauben. „Oba dös muaßt ah wiss'n, doss mei Muattern mir olls vazieh'n hot vur'm Sterb'n — gor olls vazieh'n. Wor ah hie und do nit oll's richti zwisch'n uns zwan, mir und meina Muattern, so hot's mi döstweg'n dennoh häufti gern g'hobt."

Das Dirndl warf den Kopf mit den goldschimmernden, langen Zöpfen trutzig zurück.

„Ih hätt' dir nix vazieh'n und Dih ah nit gern g'hobt — wonn ih Dei Muattern g'west war. Glab's oda loss bleib'n!"

Der Hieb saß, aber der Sepp versuchte den Ärger durch Scherzworte zu verdecken. Sogar zu einem Lachen brachte er es.

„Haha — Du warst ma oba ah d' richt'ge Muatta — Du — Du Trutzgöschle, Du! Muaßt früha an Monn kriag'n, bevur Muatta werst!"

„Eppa gor Dih?"

„W'rum nit?"

„Dös giengat ma ob und a Loch im Kopf!"

„Wos fehlt ma denn? Bin ih krahschinkat, langhaxat oda hob ih gar an Kropf?"

„Wenn ah nit — ih mog Dih nit — weil ih Dih eb'n nit mog!"

„Schaug, schaug, wia g'schnappig! Manst wohl, ih moch Spass? Oba wenn Du Bäurin am Woldhof wern möchst, am schön Woldhof — wia möchst denn nochha red'n?"

„Nit ond'rs wia hiazt'n!"

„Zenzi, waßt wos d' Leut sog'n, wonn jem'd so rödt wia Du?"

„No — wos eppa?"

„Sö sog'nt: D' Kotz mocht an Buckl, wonn's zar Milch zuabe kimmt!"

So wäre es noch fortgegangen, wenn nicht die alte Urschl, die Vorbeterin, an die Leute in der Aufbahrungsstube die Aufforderung gerichtet hätte: „Hiaz oba in da G'schwindigkeit noh an Ros'nkronz für d' Vasturbene!"

Alle knieten nieder.

Die Burschen und einige Dirnen waren — an den Gesichtern konnte man es herunterlesen! — wenig erbaut ob dieser Unterbrechung ihrer Unterhaltung, besonders aber, als aus einem Rosenkranze derer mehrere wurden. Immer leiser und langsamer wurde das Nachbeten. Die alte Urschl selbst war dem Einschlafen nahe; trotzdem betete sie fort, weit

Sepp zuckte zusammen bei dieser unverblümten Abweisung. Obwohl ihn sonst jede Geringfügigkeit in Harnisch brachte — diesmal bezwang er sich. Nur in seiner Stimme klang der verhaltene Groll.

„Wonnst schon af mih nit ochtast, Zenzl, g'schappische Zenzl, so ocht wenigst'ns af dös, wos dö drinn, mei Muatta, noch für an letz'n Wuntsch g'hobt hot."

„Wos eppa — lug' nar wos z'somm!"

„Nix lug' ih, gor nix. Mih heirot'n sollst, dös hot sie g'wollt! Schon domit ih a ond'rs Leb'n onfong'! Willst nit 'n letzt'n Will'n von da Woldhof'rin, dö Dih so häufti gern g'hobt hat, in Ehr'n holtan? Warat nit sauba von Dir, wonnst nit thätast, denn Donk bist ihr noh ins Grob eine schuldig — viel Donk!"

Es war richtig, was der Sepp zuletzt gesagt hatte.

Die Zenzi war ein armes, verlassenes Kind gewesen. Ihr Vater, ein Holzhacker, war beim Fällen eines Baumes verunglückt. Auf einer aus Ästen hergerichteten Tragbahre wurde er einst todt nach Hause gebracht, als Zenzi noch gar nicht in die Schule gieng. Ihre Mutter, ein verkommenes Weib, that wenig für die Erziehung der Kleinen und diese wäre wahrscheinlich im Laufe der Zeit verkümmert, wenn sich die Waldhöflerin ihrer nicht angenommen und treulich wie eine zweite Mutter für sie gesorgt hätte. Zenzi kam zur Schwester der Wutzinger Burgl, der braven Vefi [1]) Kienmayer, und wuchs in sorgsamer Pflege, behütet wie ein Augapfel, bei der kinderlosen Frau zu einer schmucken Maid heran. Durch den Tod ihrer Mutter wurde sie zwar Waise. Aber hatte sie nicht schon zuvor besseren Ersatz an ihrer Ziehmutter und an der Waldhöflerin? Diesen brachte sie daher ihre ganze kindliche Liebe und Dankbarkeit entgegen.

Und jetzt sollte sie den letzten Wunsch einer theuren Verstorbenen nicht erfüllen?

Ein heftiger Kampf wogte in ihrer Brust. Den Sepp vom Waldhof liebte sie nicht. Das stand fest bei ihr. Sie verabscheute ihn geradezu, weil sie im Laufe der Zeit seine Lieblosigkeit, seine Roheit, selbst der Mutter gegenüber, hinlänglich erkannt hatte. Doch verdankte sie nicht alles, was sie war, der Waldhöflerin, der Mutter dieses Menschen? Schuldete sie der Todten, die sie so lieb gehabt hatte, nicht ein Opfer, wenn auch ein so großes? Vielleicht war es ihr möglich, den Sepp auf bessere Wege zu bringen und dadurch einen Theil der großen Dankesschuld zu tilgen.

Nach langem Sinnen raffte sie sich auf.

„Is dös, wos Du g'sogt host, Sepp, ah wirkli die Wohrheit? I frog Dih bam Heil Deina Seel'."

[1]) Genovefa.

Es wurde gelacht über die Vierzeiler; nur die Mitzl wurde über und über roth und wandte sich einem Halter zu, der äußerst weise meinte:

„Oll's is recht, wos ban Hols auser kimmt! Ih, der Rabler Schofholta, sog's! Oba guat is ah dos, wos obe geht. Gelt, Dirn?"

Eine einzige begehrte auf ob solchem Unfug — die Zenzi, die Schöne.

„Lottern dös, hobt's nit schon g'nua g'soff'n? Müaßt's no imma mehr Schnops durch d' Gurgl jog'n? Und sing'n ah noh dozua! Dös Saubart'ln übaanond!"

„Schaugt's on, wia schean d' Zenzl belehr'n konn!" spottete der Franzl. „Am End' gor, weil sie jetz'n Bäurin am Woldhof werd!"

„Werd's ma wohl d' Schof göb'n, Zenzl, ols Woldhöflarin? I bin da Rabler Schofholter und d' Schof hom mih so gern wia sener'n Vota!" krogelte der Schafhalter.

„Göbt's ocht, doss mih nit da Zurn valoßt — ah, hob' sog'n woll'n: pockt!" kam der Sepp dem Mädchen zu Hilfe. „Müaßt's ah gleih ausasog'n, wos Enk denkt's! Saprawolter dös! Du, Schofholter von Rabl — zar Hochzat bist g'lod'n; oba kriag'n thuast nix, wia a Pfeif'n Tabok."

„Schmutzbeut'l übaanond! Trogt da Woldhof nit wenigstens für zwa Pfeif'n Tabok?"

Das Gespräch, dem bisher alle zugehört hatten, wurde wieder allgemein, so dass die Zenzl ohne Aufsehen ins Freie schlüpfen konnte. Sepp kam nach.

„Bist mockig?" [1]) hub er an.

Die Dorfschöne wollte ohne Erwiderung fortgehen, aber der Waldhofer erfasste sie am Arm.

„Laf nit furt — thua Dir nix! Bin ih Dir so z'wider? 's gibt monche saubere Dirn im Dorf, dö mir nit as'n Weg giengat. Grund und Hof hob' ih und bin hiazt'n eigna B'sitza drauf."

„Loss söchtans G'red', wenigst'ns bis Dei Muatta unta da Erd is!" sagte das Mädchen unwillig und riss sich los.

„'s muass amol z'ana Aussproch kömman zwisch'n uns zwan, Zenzi. W'rum nit schon heunt? Waßt eh, dass ih Dih z'Tod gern hob' — wirklih! Hob' imma g'sogt: d' Zenzl muass Woldhof'rin wern oda kane!"

Hätte sein Gegenüber nicht hell aufgelacht, so hätte er noch weiteres über die Eigenschaften seiner Lieb' gesagt.

„Nu, dös is gonz anfoch, Sepp — so werd holt kane d' junge Woldhof'rin, denn ih mog's nit wern."

---

[1]) mocken = schmollen.

Augenblicks war das tolle Treiben der Burschen und Dirnen beendet. Als sie sich vom ersten erstarrenden Schrecken erholt hatten, flüchteten sie sich, plötzlich furchtbar ernüchtert, mit rücksichtslosem Stoßen ins Freie, nicht zuallerletzt der um seine heile Haut sehr besorgte Waldhöfler-Sepp. Draußen im Sicheren raufte er sich wohl die Haare, aber nur deshalb, weil sein Besitz abbrannte. Um die Leiche trug er keine Sorge. Sicher wäre diese verbrannt, wenn sich nicht die Zenzi nach der ersten Erstarrung auf den Sarg zugestürzt, den theuren Leichnam in die Arme genommen und ihn mit aller Kraftanwendung ins sichernde Freie hinausgetragen hätte. Eine gütige Fügung wollte es, dass sie dabei völlig unversehrt blieb, ja nicht einmal ihr leichtes Kleid Feuer fieng. Doch nach glücklich vollbrachter That schwand ihr die Besinnung. Überwältigt von dem Schrecken des Ereignisses sank sie ohnmächtig zusammen. Sammt der Leiche wurde sie in das Haus der Kienmayer Vefi geschafft, wo sie sich alsbald wieder erholte.

Mit der Morgenröthe des jungen Tages aber malte sich Feuerschein am Himmel. Der Waldhof brannte bis auf den Grund nieder.

*
* *

Unter allgemeiner Betheiligung und Trauer wurde am nächsten Tage die Waldhöflerin zu Grabe getragen.

Der Sepp aber erhielt einen Brief.

Zu Anfang stand in der Mitte des Blattes spannhoch das Wort „Sepp!“ mit einem drohenden Ausrufzeichen hinterher.

Dann hieß es weiter:

„Dih mag ih nit! Gott selba hat Dih g'straft. Weil mih so ang'log'n hast, bist um Haus und Hof kömman! Bess're Dih und mirk Dir's guat: Aus aner Liab, dö schon z'Anfang anbrennt, wär' sicha nia nix G'scheides draus worn. So, hiaz hast's g'hört und Pfüat Gott für allweil! Am liebst'n is mir, ih sieg' Dih gar niammer.

Die Vefi, Dein' Tant', lasst Dir ah sag'n, doss Du a rechter Lump bist!

Zenzi.“

Der junge Waldhöfler hat den Brief lange in der Hand gehalten und durchgelesen. Dann verkaufte er, was er noch hatte, und gieng nach Amerika.

Er ist verschollen.

„Wohrheit — so wohr mei Muatta drinn af da Bohr' liegt."

„Da Herrgott soll Dih strof'n, wonnst lüagst!"

„Da Herrgott soll mih strof'n! Will nit B'sitza von dem Haus und Grund sein, wonn ih lüag'!"

Wieder trat Stille ein zwischen den beiden. Zenzi zitterte. Nicht nur die kalte Luft, die den nahenden Morgen ankündete, machte sie erbeben, mehr noch die Furcht vor dem Lose, dem sie entgegengehen sollte.

Leise und zögernd sprach sie endlich:

„'s wird schon kolt heraußen! — Murg'n will ih Dir sog'n, wia ih mih b'sunnan hob'. Oba d ö s konn ih Dir schon heunt sog'n: Wurat ih Dei Weib — ih wurat's nit z'wegens Dir, sund'rn z'wegens Deina Muatta. Ihr Will'n is mir heili. Dei Tant', d' Vefi, kummt Dir murg'n oll's ond're sog'n. Ih will mit ihr drüber red'n. Und hiazt'n: Guate Nocht!"

„Gleichviel, Zenzi!"

Das Mädchen huschte schnell ins Haus.

Als Sepp allein war, lachte er roh auf.

„Wildkotz, Dih kriag ih schon noch; nochha soll's ond'rs wern! Haha! so g'scheid bist, host ma doch glabt, doss ih d' Wohrheit red'. 's is jo ka Lug, wonn ma mit a poor Wörtlan a söchtane Dirn kriag'n konn! Mocht nix, wonn ih ah holb und holb bei da Todt'n g'schwur'n hob' und den Herrgott z'leih g'nomman! D' Todt'n beiß'n nit und da Herrgott werd sich um söchtane Klanigkeiten wohl ah nit scher'n. Wonn ih sei nar kriag, d' Zenzl, wonn ih sei nar kriag — 's ond're is nochha nit hackli." [1])

Er sprach noch einiges leise vor sich hin und gieng dem Hause zu.

Als er aber die Thüre des Aufbahrungszimmers öffnete, prallte er entsetzt zurück. Dichter Qualm erfüllte den Raum, wüste Hilferufe und angstvolles Gekreische tönten wirr durcheinander.

Der „rothe Franz", dessen brennrothe Haare und Gesichtsfarbe ihn im betrunkenen Zustande geradezu abschreckend häßlich erscheinen ließen, hatte der dicken Mitzl einen Kuss geben wollen. Diese, wenig erbaut über ihren Liebsten, hatte sich hinter die Bahre geflüchtet. Dort glaubte sie sich sicher; doch sie hatte sich getäuscht. Der „rothe Franz", der sich kaum mehr auf den Beinen erhalten konnte, ließ sich durch die Leiche auf der Bahre nicht abschrecken. Er haschte nach der Dirne, stolperte dabei und fiel mit einem derben Fluch der Länge nach auf die Bahre. Die Kerzen stürzten und entzündeten die Bahrtücher. — Es qualmte und loderte und bald erhellte lichter Feuerschein das Zimmer.

---

[1]) heikel.

heiligem Bereich, oder sie bleiben als Hörige unter den neuen Besitzern. Das ist die Schuld, an der das alte Bauernthum gemeiniglich zugrunde geht. Der Waldbauer gieng zwar auch zugrunde, aber nicht an dieser Schuld.

Heute war er wieder einmal sehr reich gewesen. Freilich vorwiegend sorgenreich. Denn er hatte noch die beiden Güter, das große auf der Höhe und das kleine im Engthal zu versorgen. Sein ältester Sohn gieng ja erst als halberwachsener Junge neben ihm her. In der Waldheimat sind die halberwachsenen Jungen, selbst wenn sie schon siebzehn Jahre alt wären, noch Kinder. Und ganz kindisch freute ich mich, mit dem Vater hinabgehen zu dürfen zum „Gasthäusel", wie wir das Ausgeding zu nennen pflegten. Jahrelang hatte der Vater einen alten Zimmermann als „Gast" darin wohnen lassen. Der war gestorben und so giengen wir denn manchmal vom Berge herab, um die kleine Wirtschaft zu versorgen und ein paar Stunden in dem Gasthäusel zu wohnen. Und das war's. Dieses Wohnen in der kleinen mürfelnden Stube mit den vielen Heiligenbildern im Tischwinkel war für mich eine Wonne. Eine noch größere aber das Wasser. Durch die steile Schlucht rauschte ein klares, kaltes Wässerlein herab, das sich vor dem Gasthäusel in einen großen Brunnentrog ergoss, um dann über weißen Sand flach weiter zu rinnen. Solch ein Wasser gab es oben im Hofe nicht. Was ließ sich an diesem Wasser alles machen! Die Rädchen tanzten, die Hämmerlein klopften und in einem eigens gehöhlten Tümpel war sogar eine lebendige Forelle eingesperrt. Mit nackten Händen und Füßen tappte ich in diesem Wasser herum und holte mir aus demselben allemal den prächtigsten Husten, auch Ohrenreißen, Halsweh, Zahnschmerz. Man konnte sich dieser ergiebigen Krankheitsfischerei auch nur hingeben hinter dem Rücken des Vaters, der im Stalle oder in der Scheune beschäftigt war; aber schon in der folgenden Nacht, wenn das Gewimmer angieng, kam es an den „Tag", dass unten wieder einmal „gewaschelt" worden war.

Doch ich wollte ja von dem Tage erzählen, als der Waldbauer wieder einmal reich gewesen.

Als gegen Abend mein Vater die Thür des Gasthäusels zuschloss, indem er ein Eisenstänglein, das eine bewegliche Zunge hatte, durch das runde Loch in die Wand steckte, mit diesem Schlüssel drinnen dem Holzriegel in die Scharten griff und ihn vorschob, da sagte er: „Unser Herrgott wird's beschützen vor Feuer und Schelm. 's ist derweil alles rechtschaffen gut beieinander."

Hernach sind wir durch den Waldsteig angestiegen, jeder mit einem vollgeschichteten Futterkorb am Rücken, denn wenn unten auf der Wiese das Gras war und oben auf dem Berg die Herde, so durfte man niemals „leer" hinaufgehen. Zwischen jungem Fichtenanwuchs standen schöne

# Das Ende von dazumal.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Also vergehen Jahr um Jahre und entfremden uns die Jugendzeit. Fern und immer ferner bleibt sie zurück und endlich will sie unserem sinnenden Auge ganz entschwinden. Auch mir beginnt die Jugend in der Waldheimat allmählich zu verblassen und ich kann schon nicht mehr genau erkennen, was an den trauten Bildern, die noch dämmern, Wirklichkeit gewesen und was Gesicht. Eine Furche ist aber noch vorhanden in meiner Erinnerung, eine vom Pfluge des Geschickes hart und tief gezogene Furche — auch über diese wächst das Gras. Heute zurückschauend wundere ich mich, dass es damals nicht noch mehr weh gethan hat. Ich erinnere mich eigentlich an keinen Schmerz, nur an die derben Thatsachen, die damals eben wie etwas Selbstverständliches erlebt und ertragen worden waren. Über alle schwanken Wege führte sicher die heilige Einfalt. Wenn man einen jener Tage aufruft, wie steht er fremd in der heutigen Welt! —

An diesem Tage war der Waldbauer wieder einmal sehr reich gewesen. Auf freier, luftiger Berghöhe oben stand sein großer Hof, er stand mit den vielen Holzgebäuden, Haus, Ställen, Schuppen und Geräthehütten da wie ein kleines, enge an einander geschobenes Alpendorf. An hundert Klafter tiefer unten im Engthale, am Wiesenhang zwischen Fichtenschachen, stand das Ausgedinghäuslein. Das war das Sanssouci des Waldbauern. Wenn einer alt geworden, den Hof dem Sohn übergeben hatte, so zog er sich in dieses Häuschen zurück, das zwar mit einigem Feld- und Wiesengrund, mit Wald, Stall und Vieh auch ein kleiner Hof war, doch lange nicht so viele Sorgen machte, wie das große, mit seinen Grundstücken den ganzen Berg einhüllende Waldbauerngut, das oft mehr Ungut als Gut gewesen war. Gewöhnlich wurde das dem ältesten Sohn übergeben. War dieser kränklich oder gar einmal ein Krüppel, dann bekam den Hof ein jüngerer Sohn, und zwar der strammste und frischeste; nicht etwa, um ein starkes Geschlecht zu erzielen, sondern um den Burschen von der Militärpflicht freizumachen. Denn ein Grundbesitzer war zu jener Zeit, die das Bauernthum ein wenig besser zu stützen verstand als die heutige, der Wehrpflicht enthoben. Grund und Boden machte frei und eigenständig, während jetzt ein Mensch durch Grund und Boden sich gebunden fühlt und in dieser Wahnvorstellung Heim und Freiheit für Geld verkauft, lieber heute als morgen. Die Fremdlinge kommen, kaufen, kletten sich an und die Einheimischen werden mit ihren Kindern hinausgedrängt aus der Väter

Schweinernes ist vortrefflich zu essen. Es war nicht gerade so wie bei jenem Hans im Glück, aber ähnlich. Mein Vater war nur so lange ein kluger Hauswirt gewesen, als er Glück gehabt hatte. Als er's mit allerlei Missgeschick zu thun bekam, suchte er für seine innere Zufriedenheit einen anderen Grundstein als den des Wohlstandes. Es war ihm gar nicht mehr viel daran gelegen; bis jedoch immer mehr der Mangel kam, die Bedrängnis, da fragte er: Wie so denn? Ganz arm werden? Wie so denn? — Den Kampf ums Dasein nahm er zwar auf, aber die Waldbauern — seit jeher in ruhiger Bedürfnislosigkeit lebend — haben darin keine Übung. Seinem geruhigen Leben merkte man nicht viel an, dass etwas nicht richtig war.

Froh waren wir nach Hause gekommen, hatten unsere Körbe in die Krippen der Kühe geleert und hatten uns zu Tische gesetzt, um Erdäpfel zu essen. Aber die Schüssel war nur halb voll und die Mutter sagte: An den Erdäpfeln würde dies Jahr keine große Freude zu erleben sein, mehr als die Hälfte von denen, die sie zur Probe ausgegraben, seien krank. „Wär' nit schlecht!" antwortete der Vater, „dann müssen wir uns halt ans Kraut halten. Haben zum Glück einen weiten Fleck angebaut."

„Kraut ist eh gut", meinte der alte Knecht, unser einäugige Simon, der mit seinem einzigen Auge immer mehr Gutes an der Welt sah, als andere mit zweien. „Kraut ist etwas Ausgezeichnetes, wenn die rechte Zuspeis dazu kommt: Speckknödeln und Selchfleisch."

Unser jüngerer Knecht, der Poldel, war in zweifelhaften Fällen immer witzig, der sagte nun, am besten sei das Kraut, wenn es Hirschfleisch geworden. Er spielte auf das nachbarliche Herrschaftswild an, das uns häufig den Krautgarten kahlgeäset hatte und das man füglich zu Wildbrat machen sollte. Dies Jahr stand im Krautgarten, der oben hinter dem Gehöfte lag, alles gut. Kein Wunder also, dass sich der Waldbauer bei den vielen Sachen an diesem Tage reich vorkam. Aber nur an diesem Tage, am nächsten nicht mehr. —

Als die Nacht vorüber war, hatte der trübdämmernde Morgen keinen einzigen Bewohner des Waldbauernhauses im Bette gefunden. Sie lehnten so in den Winkeln umher. Die Weibsleute hätten noch gern geweint, aber es gieng nicht mehr. Der Simon hatte sich eine Pfeife angezündet, aber sie schmeckte nicht. Die Mutter gieng verloren umher und verstopfte die eingeschlagenen Fenster mit Lappen. Der Vater schritt ums Haus herum. Die Erde war besäet mit Dachsplittern. Auf den weiten Feldern lag das schwere Eis. Aus dem Engthale stieg langsam ein brauner, brenzeliger Rauch herauf. Als das die Mutter durch ein Fenster sah, rief sie gellend aus: „Das Gasthäusel ist auch hin!"

Der Vater wusste anderes: „Das Gasthäusel steht, aber in die Mühl' hat's eingeschlagen. Raucht nur mehr die Brandstatt."

alte Lärchen. Sie standen mit ihren hellgrünen Hauben hoch über alle anderen Bäume hinaus, so dass man sie vom gegenüberstehenden Berghange aus bequem zählen konnte.

„Siehst Du", sagte mein Vater, „dort sind unsere Schuhe, die Lodenjoppen und das ganze Wintergewand. Das neue Stalldach ist auch dort."

Das wollte sagen, dass er für den Erlös dieser Lärchen die Kleider anschaffen und das schadhafte Dach ausbessern lassen wollte.

„Ist das Leben-Christi-Buch auch dort?" fragte ich, dieweilen mir halb und halb versprochen war, auf dem Thomaskirchtag in Krieglach würde mir mein großer Wunsch erfüllt werden.

„Ja, Peter, wenn der Eisenbahner die Lärchen gut zahlt, nachher kriegst Du auch Dein Leben-Christi-Buch."

Als wir hinaufkamen, wo an steilen Lehnen die Felder lagen, stand mein Vater still und blickte wohlgefällig auf die weiten goldgelben Flächen hin. Das Korn war gut gerathen und stand in der Reife. „Morgen heben wir an zu schneiden. Ist wohl Zeit, dass uns der Gott Vater die volle Hand herabhält, dem letzten Mehlschaffel sieht man schon auf den Boden. Da werden wir uns einmal helfen können. In etlichen Tagen will ich den ersten Kornsack in die Mühl' tragen." Unsere Kornmühle, drei Gänge groß, stand unten im Engthale unweit dem Gasthäusel am gießenden Wasser. — Am Kartoffelacker, zu dem wir auf unserem Heimweg kamen, sahen wir ein Fleckchen aufgewühlter Erde. Mutter hatte die ersten Erdäpfel ausgegraben. Heute abends gibt's ihrer! Das war allemal ein Freudentag, wenn die ersten Erdäpfel im Topfe brodelten. Es hatte Winter gegeben im Waldlande, da Kartoffeln und Kohlkraut fast die einzigen Nahrungsmittel gewesen.

Wir redeten unterwegs wenig, aber keuchten umsomehr in der schwülen Abendluft. Wenn die Kost, die wir in den Körben trugen, wenigstens unser, der Menschen, gewesen wäre!

Als wir gegen den Hof kamen, dunkelte es schon. Aus den Küchenfenstern schimmerte der rothe Schein des Herdfeuers. Mein jüngerer Bruder trieb die Herde von der mageren Weide heim. Es waren zwei Ochsen, zwei Kühe und ein Kalb.

„Wenn wir nur wieder zu einem Vieh kommen könnten!" sagte mein Vater. Unsere Ställe konnten leicht an dreißig Stück Rinder fassen und noch ungezählte Schafe, Schweine und Hühner. Aber in den letzten Jahren war es leer geworden. Misswachs, Seuchen, Gläubiger!

Und dann war mein Vater manchmal ein guter Viehhändler gewesen. Den Ochsen hatte er gegen eine Kuh vertauscht — die gab Milch. Die Kuh gegen ein Kalb — das brauchte weniger Futter und Pflege. Das Kalb gegen ein Ferkel, das konnte man schlachten und

während es flog, schrie er zum Himmel, dass es nicht treffe. Dann wurde er nachdenklich. „Mich wird Gott noch ganz verlassen“, sagte er zu mir: Ich habe keine Geduld im Unglück. Du sollst mir wohl wieder einmal was aus einem geistlichen Buch vorlesen.“ Er selber hatte nie einen Buchstaben lesen oder schreiben gelernt. Ich meinte, es wäre halt gut, wenn man jetzt „das Leben-Christi-Buch“ hätte.

Eines Morgens, es lag schon Herbstreif auf dem kurzen Grase, kam der Halterbub, der die einzige Kuh auf den Anger geführt hatte und berichtete, beim Kraut wäre der Hirsch gewesen. Am oberen Rand des Gartens seien alle Kohlköpfe zerfressen.

„Das auch noch“, sagte der Vater gelassen

„Siehst Du, Waldbauer!“ rief der Knecht Simon, „siehst Du, dass der Herrgott noch auf uns denkt. Jetzt schickt er uns Hirschfleisch.“

Darauf der Vater: „Schieß ihn nur nieder! Nachher wirst auf ein halbes Jahr eingesperrt.“

„Jetzt weiß ich was“, redete der Jungknecht Poldel drein, „schießen wir jedes einen Hirschen nieder und wir sind über den Winter versorgt —“

„Ja, mit dem Kotter.“

„Das meine ich. Brauchen nichts zu arbeiten und haben unsere ordentliche Kost. Um die Anbauzeit sind wir wieder da.“

So haben wir das angehende Elend ertragen mit Schalkereien und Kummer.

Als der Winter kam, ließ mein Vater die großen Lärchen fällen, um sie für Eisenbahnschwellen zu verkaufen. Aber auch diese lieben alten Bäume haben sich nicht treu erwiesen. Bis auf zwei oder drei Stämme waren sie kernfaul und nicht zu verwerten. Mit dem geringen Gelde, dass der Vater dafür gelöst hatte, gieng er am Thomastage nach Krieglach auf den Markt, um für die derb eingetretene Winterszeit ein paar Kleidungsstücke und einen Sack Bohnen zu kaufen. Und siehe, jetzt hatte er zu meinem geradezu freudigen Schreck auch noch etwas anderes heimgebracht vom Markte. „Da“, sagte der Vater zu mir, als er's aus dem Bündel nahm, „da hast Du Dein Leben-Christi-Buch, dass Du vorlesen kannst; schau nur, dass Du gesund wirst.“ Ich lag zur Zeit im dunklen Bette, litt an einer Augenentzündung so arg, dass es mir unmöglich war, irgend welchen Lichtschein zu vertragen oder ein Buch anzusehen. So machte sich gleich an demselben Abend der Jungknecht Poldel über das „Leben Christi“ her und begann, so gut es gieng, daraus etwas zu lesen. Der Vater hatte sich an den Tisch gesetzt, er dürstete schon nach christlichem Zuspruch. Der Poldel nahm das erstbeste Capitel, das Buch ist ja auf jeder Seite groß.

„Zur Bereitung von Trüffel- oder Gänse — leber — Pa — ste — ten — “

„Ah!“ sagte mein Vater, „schon ein Gleichnis!“

Als es ganz licht geworden war und die Verwüstung offen dalag, sagte der Knecht Poldel: „So schön, jetzt ersparen wir uns die Arbeit.“

„Und das Essen“, setzte der Knecht Simon bei, dann versuchte er es wieder mit der Pfeife; sie begann zu schmecken.

Der Halterbub berichtete: „Das Kraut steht noch!“

Und das war merkwürdig. Wie der Hagel schon mitunter seine schmalen Streifen nimmt: so sehr vom Gehöfte abwärts alles vernichtet war, vom Hause aufwärts war wenig zu spüren, außer dass die Kohlköpfe ihre äußeren Blätter verloren hatten.

Der Vater war den ganzen Tag wortlos herumgegangen, um nach schwerem Arbeitsjahre diese „Ernte“ zu betrachten. Am Abende, als wir bei der Milchsuppe saßen, alles schweigsam und verdrossen, sagte er plötzlich mit frischer Stimme: „Verhungern werden wir nit. Wir haben noch die zwei Kühe, wir haben die Sau, wir haben die Erdäpfel und das Kraut. Wir fretten uns durch und nächst Jahr wird's wieder besser sein.“

Die Dienstboten machten dazu saure Gesichter und mochten sich denken, drüben in Fischbach und in Trabach hat's nicht gehagelt. Brauchen auch dort Leute. — Der Vater sagte: „Wie es jetzt ausschaut um's Haus herum, ich brauch' nöthig Arbeitsleut'. Aber wer fortgehen will, aufhalten mag ich keinen.“

Der einäugige Simon stemmte den Beinlöffel auf den Tisch: „Ich bin im guten Jahr geblieben und bleib' auch im schlechten.“ Und keines sagte etwas vom Fortgehen.

Als die Gläubiger in Fischbach, in Krieglach, in Langenwang gehört, dem Waldbauern hätte der Hagel alles niedergedroschen, trachteten sie nach ihrer Sache. Denn wenn der Hof auf die Gant kommt, hätten sie das Nachsehen. Soll auch im Steueramt viel schuldig sein. Einem schimpfenden Mehlhändler in Mitterdorf, der uns in früheren Missjahren vor Hungersnoth gerettet, hatte mein Vater nun mit dem Kalb den Mund gestopft, wie der Poldel sagte. Der Bader von Fischbach hatte zwei Männer gesandt, um das Paar Ochsen fortzutreiben. Da musste der Waldbauer lachen. Die Armut ist stärker als der Reichthum, der Armut kann man nichts nehmen. Die Ochsen gehörten nicht ihm, sondern einem Nachbar, der sie „auf Zag und Zucht“ hergeliehen hatte. Auch andere der Ärzte begannen zu drängen. Die hatten sich für ihre Medicinen und Krankenbesuche jahrelang vertrösten lassen auf bessere Zeiten, jetzt, da die schlechtesten da waren, streckten sie hart ihre Hände aus. Eine Kuh wurde fortgetrieben und am nächsten Tage das Schwein. Meine Mutter rang buchstäblich mit den Treibern, aber sie wurde an die Wand geschupft. Der Vater hatte den „Räubern“, wie er die amtlichen Pfänderknechte nannte, ein Scheit nachgeschleudert, aber schon

ein so frisches, unternehmendes Gesicht, so dass die Mutter betroffen drein schaute. Was wäre denn das, wenn er so anfienge?! Beim Bruckmüller war ein Wirtshaus. — Nein, das war es nicht, getrunken hatte er nicht. Aus Krieglach kam er. Ein großes Paket trug er unter dem Arm. Loden, Joppen und Wollhauben hatte er eingekauft für uns Kinder und ein großes schottisch gestreiftes Umhängtuch für die Mutter. Und Bargeld hatte er in der Brieftasche. Wenn die Mutter erst betroffen gewesen, jetzt als sie die Sachen und das Geld sah, erschrak sie. Woher hat er das? Der Altknecht hatte an einem Abend zuvor das Märchen erzählt, wie ein armer Mann für einen Hut voll Geld dem Teufel seine Seele verschrieb. Sie wusste wohl, dass derlei Geschichten nicht wahr sind, aber sie sind ein Gleichnis! —

Meine Geschwister schliefen schon in der Stube, ich noch nicht, ich hörte was gesprochen wurde.

„Lenzl, woher hast Du's Geld!" fragte sie ihn leise, aber scharf.

„Wirst nit rathen", antwortete der Vater wohlgemuth.

„Hast das letzte Restel Wald verkauft?"

„Dafür möcht' ich wohl nit fünf so schaubere Bildeln bekommen haben. Schau nur her!" Fünf fast neue Hundertguldenscheine zog er aus der Brieftasche und legte sie vor ihren Augen auf die Bettdecke. „Weißt, Weib, ich hab' mir gedacht, besser das kleine ist weg, als das große. Mit dem großen Haus kann man sich immer noch leichter helfen, wenn wieder bessere Zeiten kommen."

„Mensch! Lenzl!" sagte sie stockenden Athems, „Du wirst doch nit — "

„Du denkst Dir's eh schon. Dem Bruckmüller hab' ich das Gasthäusel verkauft. Es ist alles abgemacht. Sind heut' beim Gericht gewesen." Nicht mit ganzer Sicherheit hatte der Vater diese Worte gesagt. Er hatte befürchtet, dass sie arg auffahren würde.

Nein, sie blieb ruhig und schwieg. Sie zog ihr Obergewand aus und legte sich ins Bett. Und war immer noch still. Erst nach Mitternacht begann sie zu schluchzen.

Am nächsten Tage stand die Mutter früh auf, legte ihr Sonntagsgewand an, weckte den Vater und fragte ihn gütig, ob er mitgehen wolle. Sie gehe nach Kindberg zum Gericht. Der Handel mit dem Bruckmüller müsse wieder zurück. Sie habe ihren Ehevertrag gut aufgehoben, darin heiße es, dass sie Miteigenthümerin sei von dem ganzen Waldbauerngut und wenn er das Gasthäusel verkaufen wolle, so müsse das auch ihr recht sein.

Er habe das alles bedacht, antwortete der Vater demüthig, aber sie würde so wenig wie er die Kinder erfrieren und verhungern lassen wollen. Der Winter währe noch lang und auf Borg habe ihm der Bruckmüller und der Krämer und der Bäcker in Krieglach nichts mehr gegeben.

Der Jungknecht las holpernd weiter: „Nimm Speck—latten, Fasch mit Leber—stücken und Trüf—feln, dann dicken Teig aus Roggen—mehl, Eierklar — kommt in ein mäßig erhitztes Kochrohr, zwei bis drei Stunden, dann mit gutem Wein aufgekocht —"

„Das ist kein Leben-Christi-Buch!" schrie ich von meinem Bette aus. Und jetzt erst besah er sich den Titel: „Kochbuch für deutsche Küche, nebst Rathgeber in häuslichen Dingen, insonderheit um Vorräthe aufzubewahren —"

„Auweh zwick!" rief mein Vater schrecklich hell aus, „was hab' ich da heimbracht?" — Ja, der Irrthum damals auf dem Markt war durch das Gedränge entstanden. Alles kaufte Kalender und da hatte der Büchermann ihm in der Eile das unrichtige Buch in die Hand gegeben. Gezahlt war das „Leben Christi".

Als meine Augen so weit waren, dass sie Schneelicht vertragen konnten, gieng ich mit dem Kochbuch, um den Buchhändler zu suchen. Ich fand ihn in Kindberg, er war sehr froh, als der Missgriff gut gemacht wurde, schien das Kochbuch mit der Trüffelpastete wesentlich höher zu bewerten als das „Leben Christi", mit dem ich dann nach Hause eilte. Das war für uns Waldbauernleute das richtige Buch! — Am Christtage habe ich schon zu aller Erbauung daraus vorgelesen. Der Christtag fiel überhaupt nicht so traurig aus, als wir in Ermanglung von Speckklößen und Schweinsbraten erwartet hatten. Meine Mutter leistete auch ohne Kochbuch etwas. Da gab es Erdäpfelsuppe, Erdäpfelbrei, Erdäpfelschmarren, Erdäpfelkrapfen, und wer was Gebratenes haben wollte, für den waren die schönsten „Grundbirnen" in die Glut gelegt worden. Kurz, wir hatten unser Festmahl, waren fröhlich und tranken Brunnenbacher-Auslese.

Wenn der Jungknecht an diesem Tage das Wort „Erdäpfelbauer" aufbrachte, so geschah es, weil man die besten Witze stets im Zustande behaglicher Sättigung macht. Die Mutter war froh. Sie dachte, das würden die letzten Weihnachten gewesen sein auf dem Hofe. Die nächsten möchte sie wohl schon im Ausgedinghäusel verleben in Ruhe und größerer Sorglosigkeit. Aufs Ausgedinghäusel hatte sie immer allen Trost und alle Hoffnung gesetzt, wenn Kummer und Mühsal sie überwältigen wollten.

Der Winter war mit harter Macht gekommen, die Fenster hatten so dicke Eisblumen, dass es ganz dunkel war in der Stube. Im Ofen brüllten fortwährend Scheiter und doch verkrochen wir Kinder uns immer wieder ins Bettstroh, um nicht zu frieren. Der Vater war um diese Zeit viel außer Hause, wie es hieß beim Bruckmüller draußen, wohl um künftige Mahlausgleiche zu machen, da ja unsere Mühle tief unter dem Schnee in Asche lag. Eines Tages kam der Vater gegen seine Gewohnheit erst spät abends heim; er trat fester auf als sonst und hatte

einzigen Auge immer noch mehr Gutes sah auf dem Hofe, als andere mit zwei. Er sagte zu einem anderen Dienstboten, auf diesem Hofe gehe es zwar arm her, aber verträglich und friedlich — und das sei sein Wohlgefallen.

Wenige Jahre noch und der Frieden im Waldbauernhause war zu groß geworden. Es rührte sich nichts am Hause, als nur die Brennesseln und der Hollerstrauch, wenn der Wind gieng. Und es rührte sich nichts im Hause, als etwa ein Spinnengewebe, wenn die Luft durch die Fugen strich.

Der Waldbauernhof, wohl einst von demselben Geschlechte begründet, in Sonnenschein und Sturm jahrhundertelang bestanden — so ist es mit ihm zu Ende gegangen. Zu den allgemeinen Verderbern, die unsere Zeit in die Bauernschaft sendet, waren deren noch besondere gekommen, vor allem Krankheiten, Wetterschäden und die Resignation eines weltentrückten Gemüthes. Das Gesinde war immer kleiner und armseliger geworden, die Kinder hatten sich zerstreut und ein anderes Leben angefangen, wo es sich eben bot. Den Hof hatte ein Nachbar genommen und die Zeit war so geworden, dass er sich am besten bewertete, wenn er leer stand und verfiel. Der Erlös für Wald und Scholle wurde vertheilt und ist für uns weder Schuld noch Gut übrig geblieben. Nur dem alternden Ehepaare war das Recht übriggeblieben, bis an sein Ende im „Gasthäusel“ wohnen nnd aus steinigem Acker sein Brot graben zu dürfen. Das kummerlose Alter, das die tapferen Leutchen ihr Lebtag erhofft von dieser Hütte, sie haben es nicht darin gefunden. Der Mutter ist bald in einem noch kleineren Hause ein seliges Sorgenlos geworden. Der Vater, der fortgezogen, hat sie beinahe um ein Menschenalter überlebt.

---

# Ein Maiausflug nach Ungarn.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Nach den Zeitungen sind die Ungarn sehr unangenehme Leute. Dieses widerspenstige Volk im Osten läßt uns nicht zu Frieden kommen, es ist ein ewiger Krieg zwischen uns und denen jenseits der Zaunhecke. Und wenn man hingeht und diese schreckliche Grenze betrachtet, die zwei Welten scheidet, ist nichts zu sehen als eine gewöhnliche Zaunhecke, oder ein Bächlein, oder bloß ein Grenzpflock auf freier Wiese, und am Wege die Tafel „Königreich Ungarn“, natürlich in martialisch ungarischer Sprache mit Sporen und langen Schnurrbartspitzen. Drüben wie hüben dieselben Heiden, Wiesen, Felder und Laubwälder und derselbe Himmel. Nichts und gar nichts rundet sich zu einem ungarischen Globus, als

„Das will ich doch einmal sehen“, sagte sie. „Steh' erst nur auf und geh' mit. Derweil Du Dich anlegst, koch' ich die Erdäpfelsuppe.“

Als sie hernach auf dem Wege zum Gericht an dem Bruckmüllerhause vorbeigiengen, kehrten sie bei diesem zu. Der Müller saß in seinem dicken Schafhautpelz beim Küchenherd und aß behäbig Kaffee mit Heidensterz. Daneben stand die Müllerin und schürte das Feuer.

„Du wirst schon verzeihen, mein lieber Bruckmüller“, sagte die Waldbäuerin zu ihm. „Der Handel geht zurück. Ich bin auch noch auf der Welt. Mein Mann hat's halt unüberlegt gethan, weil's uns just ein bissel zwickt. Und weil ich Mitbesitzerin bin, gehe ich jetzt schnurgerade nach Kindberg zum Gericht, wenn Du den Kaufbrief nicht willig hergibst.“

„Da ist er“, antwortete der Müller und zog den Schein aus seiner Brieftasche. „Schau' ihn an, ob er's ist und dann zerreiß' ihn, wenn Du willst. Unterschrieben ist er eh noch nit. Mir ist nix um Euer Gasthäusel, hab's nur kaufen wollen, weil ich gesehen hab', dass Ihr Geld braucht.“

Das sprach der Mann ganz ruhig und ohne jede Gereiztheit, so dass die Waldbäuerin sich ein wenig schämte, ihn gleich so scharf angefahren zu haben. Sie sagte nun zu ihrem Manne: „So gib ihm das Geld zurück.“

Recht zögernd langte der Waldbauer in seinen inneren Rocksack. „Das kommt mir wohl sauer an.“

„Ich bin kein Stein“, sprach nun der Müller, dieweilen er mit dem Tischtuch seinen Löffel abwischte. „Wenn's Euch gar arg zwickt, so leih' ich Euch das Geld gegen fünf von hundert im Jahr.“

„Du bist ein Thor! rief die Müllerin drein und warf ein paar Scheiter in das Herdfeuer, dass die Funken stoben. „Fünf von hundert, das zahlt jede Sparcasse. Der Waldbauer soll sechs geben!“

„Es ist wahr, Ihr könnt mir sechs geben“, entschied der Bruckmüller. So durfte mein Vater diesmal das Geld in der Tasche behalten und die Mutter war wieder Mitbesitzerin des Gasthäusels. Zufrieden giengen sie miteinander heim.

Auf solche Weise war zu den alten Gläubigern ein neuer gekommen, und zwar einer zu sechs Procent. Als die anderen Gläubiger wahrnahmen, dass der Bruckmüller Zinsen verlangte, thaten sie es auch. Zinsen waren bishin im Waldlande etwas Unerhörtes gewesen, nun aber fand der neue Brauch Eingang, um die Gebeugten ganz auf den Boden zu bringen. Das nächste fruchtbare Jahr half nicht mehr viel, was einkam, das holten sich die Gläubiger. Die Dienstboten hatten sich auch allmählich vom „Erdäpfelbauer“ abgewendet, denn in der Nachbarschaft gab es bessere Plätze. Nur der alte Simon blieb, der mit seinem

Die größte Überraschung auf dieser Fahrt von Pragerhof nach Budapest brachte mir der Plattensee. Man hört ihn bisweilen nennen, besonders wenn es von oststeirischen Bergspitzen heißt, man sehe von dort aus auch den Plattensee in Ungarn. Wie groß und schön dieser Plattensee ist, davon spricht selten jemand. Er wird das ungarische Meer genannt und ich hielt es stets für ungarische Großsprecherei, wenn sie sagen, das sei der größte Binnensee Mitteleuropas. Denkt man nicht an den Bodensee? Man denkt an ihn, aber der ist kleiner, als dieser Plattensee mit seiner Länge von 76 Kilometern und seiner größten Breite von etwa 30 Kilometern. Von den nördlichen Ufern blauen schöne Bergkegel und weit hingezogene Höhen herüber, mit Weinbergen und einigen Ortschaften, worunter ein paar Badeanstalten sein sollen. Das südliche Ufer, an dem die Eisenbahn dahinzieht, ist flach, doch bilden sich dort Villenorte für Sommerfrischen. Auf dem ganzen weiten See sah ich während der fast zweistündigen Fahrt nicht ein einziges Schiff, weder groß noch klein, nur in dem Hafen einer Bahnstation lagen ein paar Dampfer, die aber keine Passagiere fanden. Welch ein Unterschied zwischen dem Bodensee mit seinem Städtekranz, wo die halbe Welt sich kreuzt, und diesem verlassenen Binnenmeere Ungarns! Der südwestliche Teil des Seespiegels war ganz glatt und hatte ein gesättigtes Meerschaumgrün. An den lehmigen Ufern war das Wasser schmutzig trüb. Weiterhin erhob sich ein lebhafter Wellengang mit weißen Schaumkämmen, darüber kreisend Sumpf- und Wasservögel, von denen mancher nach den köstlichen Plattensee-Hechten niedertauchte. Bei der Nähe von Budapest nimmt die Einsamkeit des Plattensees Wunder; da man aber an den Ufern viele schmucke Landhäuser entstehen sieht und junge Waldanlagen, so ist sein Ruhm nicht mehr ferne. Bald wird selbst Wien sich daran erinnern, dass das ungarische Meer über Steinamanger in fünf Stunden bequem zu erreichen ist.

Ein Fahrstündchen hinter dem Plattensee erreichte man früher die alte Krönungsstadt Stuhlweißenburg. Das existiert heute nicht mehr. An seiner Stelle steht das magyarische Székesfehérvár. Die modernen Hunnen da unten haben nämlich alle deutschen und deutschnamigen Städte und Ortschaften ausgerottet, so daß der Reisende sich kaum mehr zu orientieren vermag. Fuhr jener harmlose Wiener Agent von Nagy-Kanizsa herauf an Szombathely und Sopron vorüber bis Wiener-Neustadt, um dann wieder nach Ödenburg und Steinamanger zurückreisen zu müssen, wo er Geschäfte hatte. Ja, der Ungar nationalisiert radical; ob jedoch die nichtungarische Bevölkerung des Landes, die an sechzig Procent betragen soll, durch das Sprechen ungarischer Wörter schon magyarisches Blut in den Leib kriegt, ist abzuwarten, oder vielmehr — nicht abzuwarten. Ich finde es nebenbei gesagt, sehr wenig

etwa der Hintertheil jenes Stuhlrichters, der im Eisenbahngelass sich so breit machte, dass „Schwob“ daneben sich kaum rühren konnte.

Denn ich hatte es gewagt.

Von der Südbahnstation Pragerhof aus drang ich ins Land des siamesischen Zwillingsbruders. Man sollte das häufiger thun, um zu sehen, dass die Ungarn nicht so schlimm sind als ihr Zeitungsruf. Wenn sie uns hie und da ein bisschen imponieren, so schadet das gar nichts, vielleicht lernen wir's von ihnen, wie man imponiert, eine Fertigkeit, die uns recht sehr zu statten käme. Allerdings blickt man vom Eisenbahngelass aus besser in die Landschaft als ins Volk. Aber die Landschaft ist heimlich schön. Noch eine Weile grüßt uns aus dem Westen die scharfe Spitze des steirischen Donatiberges nach, dann links die Windischen Büheln zurücklassend, haben wir zur Rechten noch die Ausläufer der croatischen Berge. Wir haben bei Pettau die Drau, hinter Csakathurn die Mur übersetzt. Die Landschaft hat sich noch nicht geändert, doch auf den Feldern arbeiten die Männer in weiten, kittelartigen Linnenhosen und die Weiber in hohen Stiefeln. Wir sind in Ungarn, das erzählt uns nun der Landschaft schweigende Sprache. Die Ebene breitet sich nach allen Seiten. Aus den kleinen steirischen Feldparzellen, die die Landschaft zum Schachbrett machen, sind unbegrenzte, von keinem Rain und keiner Hecke unterbrochene Flächen geworden und die sumpfigen Heiden haben sich zu weiten Pußten entfaltet, die stellenweise mit alten verknorrten Eichen schütter bestanden sind. Auf diesen Pußten weiden gefleckte langhörnige Rinderherden, oder langwollige Schafe, oder schmutziggraue Schweine oder gar schwarze Pferde, oft zu Hunderten beisammen. Alles ist ins Große gezogen. Auch die Dörfer dehnen sich weithin, stets von einer breiten, lehmigen, ungleichen Straße durchzogen, an deren Seiten zwischen Dunghaufen, Gärtlein und Obstbäumen die armseligen Hütten stehen. Diese Hütten sind gleichsam aus Lehm geknetet und mit steilen borstigen Strohdächern überstülpt. Manche sehen aus wie Wigwams wilder Völker. Doch gibt's im westlichen Ungarn auch noch Holzhäuser und Schindeldächer. An den Hütten oder auf freiem Felde stehen die hochwinkeligen Stangen der Ziehbrunnen in den Himmel hinein. Auch der Himmel ist nicht mehr steirisch mit weißen sonnigen Wölklein besetzt, er ist eine blassgraue Glocke, die wie ein ungeheurer Glassturz sich wölbt über das Tiefland der Magyaren.

Die Eisenbahn hat selten einem Hügel auszuweichen, sie zieht ihren schnurgeraden Strang, oft meilenweit. Und meilenweit keine Ortschaft, nur das unübersehbare grüne Meer des Kornfeldes, das im Juni zu einem Goldmeere wird. Vor allem trifft das im östlichen Ungarn zu. Das ist der große Völkertisch, auf den der Himmel die Gabe niederlegt, wenn alles mit Hand und Herz betet: Gib uns unser tägliches Brot!

eine Cigarre rauchen und dem lärmenden Leben des Speisesaales schweigend zusehen konnte. Es hat doch auch sein Feines, wenn man ganz fremd ist, mitten im Menschentrubel ganz sich selbst gehört, sich seinen Gedanken oder seiner Gedankenlosigkeit gemächlich hingeben kann. Es war keine Gefahr vorhanden, dass sich aus der Menschenmasse plötzlich einer loslösen, auf mich zuschreiten könnte und höflichst fragen, ob ich nicht „der berühmte“ Soundso wäre, den kennen zu lernen er sich glücklich schätze, da er ein „Verehrer der Werke“ sei, und dass sich hierauf aus der Menge auch andere loslösten, mich umringten mit der Bitte, Ansichtskarten mit Namen zu unterschreiben. Diese Verehrer-Influenza und diese Ansichtskarten-Pest kann einem sonst die schönsten Reisen verleiden. Ich mache meine Ausflüge doch nicht, um zu Leuten zu kommen, die man zu Hause billiger und bequemer hat, sondern um — zu mir zu kommen.

Am nächsten Morgen that ich etwas, das keiner thut, der nicht muss. Ich musste nicht, war völlig Herr meiner Zeit und Budapest hat sich in den dreißig Jahren, als ich es nicht mehr sah, über alle Maßen verändert, vergrößert, verschönert, war eine der interessantesten Städte des Continentes geworden. Und trotzdem! — Abends um 10 Uhr war ich angekommen, am nächsten Morgen um 8 Uhr — reiste ich ab. Wohl hatte ich vorher noch einen Spaziergang der Donau entlang und zum Königsschloss auf dem Ofnerberg gemacht, um die Stadt zu überblicken.

Dabei kam mir die Freude, einen Tag wenigstens zu bleiben und die merkwürdigsten Dinge hübsch ungestört und mit ruhiger Behaglichkeit zu besehen. Da ist mir auf dem Ofnerberg etwas passiert. Ich hatte just hinüber geblickt auf den Blocksberg, der heute noch gerade so kahl und ungepflegt dasteht wie vor drei Jahrzehnten, als mich jählings jemand deutsch ansprach, nämlich ein Bekannter aus Wien, der in Pest ein Kaufmannsgeschäft aufgethan hat und leider ein Frühaufsteher ist. Er war natürlich hocherfreut über das Wiedersehen, erbot sich als Cicerone für die ganze Zeit meines Aufenthaltes in Budapest, sprach davon, sofort den Geselligkeitsverein, dem er angehörte, mobil zu machen, dass es am Abend einen lustigen Vereinsabend gebe. Nun habe ich aber zufällig das größte „Abscheuchen“ vor Ciceroni, selbst wenn's sonst die besten Freunde sind, und ein namenloses Grauen vor lustigen Vereinsabenden. Ich wehrte mich dagegen, da wurde mein Bekannter nur noch liebenswürdiger, versprach, mich bei all seinen Freunden aufzuführen; die Noth ward so groß, dass es zu einer Nothlüge kam — ich müsse noch an demselben Abende in Steiermark sein.

Manchmal ist es schwer genug, liebe Menschen abzuweisen, die einen führen, begleiten wollen auf Spaziergängen und Partien, und noch schwerer ist es für mich, ihnen begreiflich zu machen, dass jedes Gespräch im Gehen oder Fahren bei mir Asthma oder gar tagelangen Bronchial-

naturwissenschaftlich gedacht, wenn man jetzt allerorts gerade mit der Sprache nationalisieren will. Ich dächte das müßte man mit dem ganz besonderen Safte tun, mit dem Blute. Wenn „Schwob“ in ungarischer Sprache um die Magyarin freit, so ist das ein Schleichweg, durch den die magyarische Rasse germanisiert wird! Weil jedoch allerorts mehr Gewicht auf die Sprache als aufs Blut gelegt wird, so sieht man, dass den nationalen Agitatoren mehr um politische Erfolge als um Rassenreinheit zu thun ist. Übrigens spricht auch der Ungar recht gut deutsch, wenn „Schwob“ begriffsstützig sonst den Geldbeutel nicht aufthun will. Vor dreißig Jahren, als ich zu meinem Verleger Heckenast häufig nach Pest gekommen war, gab es dort nur deutsche Plätze- und Straßennamen und vorwiegend deutsche Geschäftsfirmen. Heute alles magyarisch. In Honolulu sagte mir ein Reisender, gibt es mehr deutsche Aufschriften als in Budapest. Nun, wer's kann, der thut's. Und wer's thut, der wird laut bezankt und still respectiert.

Zur Abendzeit in Budapest einfahrend merkt man wohl, dass es nicht Graz, oder Brünn, oder Lemberg ist, vielmehr, dass man in die ungeheuren Arme einer Großstadt gleitet. Der breite Donaustrom gibt dem Lichtermeer den richtigen Spielraum, er verdoppelt die Lichter auf das bereitwilligste und billigste. Dieses Wasser ist zwar größtentheils deutschen Ursprungs, aber in Ungarn wird es localpatriotisch und vergrößert also in seinem Spiegel den Glanz der Hauptstadt. Der Ofnerberg ist übersäet mit einem ganzen Sternenhimmel. Wer am Südbahnhofe aussteigt, der hat einen Eintritt in die Stadt, wie ein solcher in einer anderen Stadt Europas kaum wieder zu finden ist. Zuerst geht's unter der Erde und dann in den Lüften. Durch den langen, schnurgeraden, gut beleuchteten Ofnerberg-Tunnel und dann in gerader Richtung hin über die Riesenkettenbrücke. Zur Abendzeit ist der Ausblick von dieser Brücke auf den ungeheuren Lichterkranz, ohne Übertreibung, feenhaft, märchenhaft. Die ganze Stadtfront von Pest entwickelt ihre Lichterreihen, die im Strome sich spiegeln. Die Brücken, die zahlreichen Schiffe und Kähne haben ihre schwebenden Lichter und vom Ofnerberge funkeln sie nieder; trotzdem man in der Menschenflut dahingeschoben wird, ist es, als sei man unversehens ins Firmament gerathen, dort wo das Sternengewimmel am dichtesten ist. Allein der Wächter, der die Brückenmarke einhebt, erinnert dich, daß du einstweilen noch jenem Planeten zugehörst, in dem des Menschen wichtigstes Organ der Geldbeutel ist.

Ich hatte ein wenig besorgt, dass die Magyaren mir dieses Organ etwas stark in Anspruch nehmen könnten, doch im Hotel „zum Erzherzog Stephan“ fand ich meine Sorge nicht begründet. Dort behagte es mir. Seit vielen Jahren, dass ich in einer fremden Stadt wieder einmal ganz unbeachtet und ruhig an einem Ecktischchen sitzen, beim Glase Rothwein

plötzlich rollt der Zug über die Ebene von Wiener-Neustadt dahin und in wenigen Minuten sind wir auf dem Bahnhofe der „allzeit Getreuen".

Vormittags noch in Budapest, mittags in der Nähe der croatischen Berge, am Nachmittag in der Wiener Gegend und am Abend in Steiermark — in großem Zickzack wie der Blitz, so gleitet sich's heutzutage durch die weiten schönen Länder; von bequemem Gelasse aus sieht man Gottes Herrlichkeit und der Menschen Werke, alles belebt von der Kraft der Erde und gesegnet vom Frieden des Himmels. Es ist eine Freude zu leben.

# Die Unangenehmen.

Ein Wiener Bild von **Friedrich Schlögl.**[1])

„Sein's so gut und machen's ein Mal die Thür' zu, m'r kann ja vor Zug nimmer sitzen!"

„Is's denn gar nit möglich, dass m'r a Bisl a Fenster aufmachen könnt', es is ja vor Hitz und Dunst nit zum Aushalten!"

Man kann beide Ausrufe binnen zwei Minuten an zwei verschiedenen Tischen hören, denn hier und dort sitzt einer, der's „nicht aushalten kann", weil — nun, weil er's überhaupt nie und nirgends „aushält", ohne sich zu ärgern, ohne zu brummen, ohne zu raisonnieren, ohne mit allen übrigen in entgegengesetzter Meinung zu sein — mit einem Worte: ohne „unangenehm" zu werden.

„Was is's denn? Schlaft's alle? Secht's nit, dass's Glas leer is? Muss m'r eigends rufen und klopfen? A schöne Bedienung!"

„Nur warten, es brennt nit und pressiert nit! I wir's schon sagen, wann i no was will! Kaum, dass a Glas leer is, woll'n's ein'm's schon wieder wegnehmen! A rechte Zudringlichkeit!"

Auch diese schroff differierenden Ansichten über Kellnerpflichten werden oft im selben Augenblicke und unisono laut, aber der Betreffende klagt doch nur, weil er überhaupt zu nergeln gewohnt ist und auch im conträren Falle mit dem Ganymed unzufrieden wäre, weil — nun, weil es schier eine Lebensbedingung ist, mit allen Leuten zu hadern und ihnen — unangenehm zu werden.

„Aber Sie schau'n schlecht aus! Is Ihnen was? Nix? Ah, das is merkwürdig! Ich hab' glaubt, Sie sein krank, weil's gar so dahergeh'n .... Hätt' Ihner am ersten Augenblick beinah' nit erkannt ... Wie si der Mensch verändern kann in a paar Jahr ... Wer'n halt auch schon alt, was? Müssen auch Ihnern Sechz'ger am Buckel haben,

---

1) Aus dessen „Wiener Luft". Wien. A. Hartleben.

katarrh zur Folge hat. Gesunde Leute können das nicht fassen und halten ein solches nothgedrungenes Sichabsondern für Unfreundlichkeit, Absonderlichkeit, Hochmuth, für alles Mögliche, nur nicht für das, was es ist, für unerläsSliche Diät. Muss ich doch selbst auf die Begleitung von Frau und Kind verzichten. — So, das wäre wieder einmal gesagt, und zwar mit größter Absichtlichkeit. Im ganzen steht der Poet den Menschen am nächsten, wenn er — allein ist.

Ein glückseliges Aufathmen, als ich wieder in meinem Gelasse saß und der Zug zwischen dem Donaustrom links und den Weinbergen rechts rasch dahinrollte. Allerdings habe ich einigermaßen schwermüthig zurückgeblickt auf die Zinnen der herrlichen Stadt, die ich wohl gesehen, aber nicht geschaut hatte.

Der Plattensee war auf der Rückfahrt blaugrün und heftig bewegt. Er gebärdete sich wie das leibhaftige Meer, besonders gegen Südwesten hin, wo man kein Ende sah, wo sein Horizont gerade so scharf und schnurgerade den Himmel schnitt, wie etwa der atlantische Ocean.

In Groß-Kanizsa bog meine Fahrt nach rechts ab, auf nördlicher Bahnlinie, die eine sehr liebliche Thal- und Hügellandschaft durchschneidet. Frisches Grün der üppig aufstrebenden Saaten, klare Flüsse aus Steiermark her, seltenschöner Baumschlag von Eichen und Birken. Die Ortschaften ähneln schon wieder denen der westlichen Länder. Dann kommt das stattliche Steinamanger mit seinem großen neuen Bahnhof, in seinen vornehm-architektonischen Verhältnissen und marmorschimmerndem Weiß beinahe der schönste Bahnhof, den ich gesehen. Steinamanger ist ein wichtiger Knotenpunkt von Eisenbahnen aus allen Himmelsrichtungen, und zur Reisesaison gibt's hier ein internationales Bild von Gestalten. Magyar und Älpler, Wiener und Bosniake, Pole und Türke, Russe und Italiener wirbeln hier durcheinander, und in neuerer Zeit soll manchmal sogar ein Engländer auftauchen, der seinen Bädeker auch einmal in Ungarn lesen will.

Bei Steinamanger sieht man in blauer Ferne des Westens einen hohen Gebirgszug mit sanften Linien. Das ist jenes Gebirge, das einst nach der andern Seite hin so freundlich blau in die Fenster meines Vaterhauses blickte, jenes Gebirge, über das die achttausend Sonnen aufgiengen, die meine Kindheit und Jugend so wonnesam verklärt haben. Das Wechsel-Gebirge an der steirisch-ungarischen Grenze, das von Osten aus gesehen fast dieselbe Gestalt hat, in der es sich nach dem Westen hin zeigt. Nun tauchen auch in aller Ferne die Semmeringberge auf, der Sonnwendstein, die Rax, der Schneeberg, die Hohe Wand, der Wienerwaldzug. Zur Rechten das Leithagebirge. Wir kommen nach dem schön gebetteten Städtchen Ödenburg, hinter dem der zweitgrößte See Ungarns, der Neusiedlersee, liegt. Wir fahren in ein jungbewaldetes Engthal, im Schatten heimischer Fichten und Tannen, malerische Sommerfrischorte und alte Bergschlösser grüßen uns und fast

Oder ein anderer: „Sie, was ich schon lang fragen wollt: Ihr neuches Buch is ja etwas unfreundlich besprochen wor'n? Der hat ja kein' gutes Haar an Ihnen lassen? Muss a Feind von Ihnen sein . . . Es ist wohl wahr, es sollt ein'm nit viel d'ran liegen, ob m'r so oder so besprochen wird, aber — unangenehm muss's doch sein, wann ein Urtheil gar so ungünstig is! Nit wahr? . . . No, trösten Sie sich; alle Leut' können keine Schiller und Goethe sein; es macht's halt a jeder, so gut er kann. . . . Ich hätt' von Ihnen nicht das erwartet, was Sie schon geleistet hab'n . . . hätt' Ihnen das gar nicht zutraut — wann m'r so mit Ihnen spricht, m'r glaubet gar nicht, dass Sie so viel g'lernt hab'n . . . kein Mensch sehet Ihnen das an! . . . Nix für ungut, dass ich so von der Leber weg red', aber ich bin schon so! . . . Unterthänigster!"

Und wieder ein anderer: „Ich weiß zwar, dass Ihnen das unangenehm ist, wenn man Sie beim Mittagessen stört, aber man trifft Sie halt um die Zeit am g'scheidtesten und dann — — bitte, sich nicht im mindesten incommodieren zu lassen, essen Sie nur ruhig fort, mich scheniert das gar nicht, pressiert auch nicht, ich kann schon warten, schau Ihnen halt derweil beim Essen zu . . . haben heut auch Schweinsbraten? Aber der ist fett! Dass Sie so gern fett essen! Dass Sie das vertragen können! Mir thät's nicht gut. Ich hab' neulich nur ein Bröckerl was Fett's versucht und in Gedank'n a Wasser drauf trunken und is mir todtenübel wor'n. . . . Heißt jetzt recht vorsichtig sein . . . kommt bald über ein' Menschen was. . . . Apropos, wissen Sie schon: der Wirt in unserer Gassen, der amal Volkssänger war, is an die schwarzen Blattern g'storb'n . . . so ein Mann! Wie a Ries! . . . Bitte, Sie wern aber doch nicht schon zum essen aufhör'n . . . wegen mir? Ich lauf' Ihnen nicht davon, ich kann warten. . . . Ich wir nur derweil, wann's erlauben, mein Stumpfel Cigarl, was ich drauß't lieg'n hab' lassen, hereinholen und wir's weiter rauchen . . . bitte sich aber ja nicht wegen mir stören zu lassen, wär mir wirklich leid!" —

Oder ein vierter: „Dass Sie aber Ihr Zimmer dunkelroth hab'n malen lassen! Wie bei ein' Scharfrichter! . . . Bei mir muss alles hell und licht sein. . . . Is eh g'nug finster bei Ihner. . . . Hab'n eh gar kein' Aussicht. . . . Die Bäum' knapp vor'm Fenster. . . . Da könnt' ich nit wohnen! . . . Ich brauch' Leben vor mir . . . ich muss Leut' seg'n . . . Begreif' überhaupt nicht, wie Sie sich hab'n daher zieg'n können. . . . Die arme Frau Gemahlin is ja g'rad wie in ein' Arrest . . . nit wahr, meine Gnädige? . . . Und dass Sie die Pfeifenstellasch' da im Eck steh'n hab'n . . . Lauter sonderbare Gusto . . . Is Ihner denn das Clavier so zu der Hand? Ich glaubet, wann Sie's umkehreten, Sie sitzeten Ihner a besser . . . probier'n Sie's einmal . . .

was? Noch nicht fünfzig? Hm! Hätt' wirklich glaubt, schon sechzig . . . no, halten's Ihner halt . . . . sollten doch auf's Land geh'n und sich a Bissl erholen . . . . is schon wegen der Familie — wär' ja schrecklich, b'sonders, wenn noch kein's versorgt is . . . . Aber zuknöpfeln sollten's Ihner . . . . bei Ihnern Zustand . . . . a Lungenentzündung is da, m'r weiß oft nit wie . . . . Nimmt die g'sündesten Leut mit, jetzt erst, wann ein's nit mehr ganz fest auf der Brust is und nit viel zum Zusetzen hat . . . . No, war m'r ein Vergnügen . . . . schaun's halt dazu . . . .!"

Und der Ungefragte, der so viel Auskunft zu geben wusste über dein angebliches Missbefinden, verlässt dich kopfschüttelnd und sieht sich noch einigemale nach dir um, gleichsam, als ob er dich zum letztenmale sehen wollte und gesehen hätte. Dann huscht er um die Ecke. Du aber gehst sinnend nach Hause, blickst in den Spiegel, beruhigst dich zwar und wirst auch von den Deinen beruhigt, trotzdem bringst du die leidige Diagnose des dir schon lange unangenehmen Gesellen nicht aus dem Kopfe. Hol' ihn der Henker mit seiner ungebetenen und unmotivierten Theilnahme! —

„Um Vergebung! War das nicht ein Anverwandter von Ihnen, der unlängst Concurs g'macht hat? Also doch! Denkt hab' ich m'r's, weil der Nam' so auffallend g'stimmt hat! Hab' mir, wie ich's g'lesen hab', glei vorg'nommen, Sie zu fragen, sobald ich die Ehre hab', Sie zu begegnen! . . . Also richtig, wie ich mir's denkt hab'! — War ja zum Vorausseg'n! . . . Hab' auch mit alle meine Bekannten d'rüber g'red . . . hab'n Sie alle sehr bedauert. . . . Muss sehr unangenehm für die Verwandten sein, nit wahr? Kann m'r's denken! . . . No, bedaure von ganzem Herzen, denn etwas bleibt doch immer auf ein Nam' hängen, wann auch eins nix dafür kann! . . . Sehr unangenehm! . . . 'Gebenster Diener!"

Und er läuft fort, alle Freunde zu verständigen und zu vergewissern, dass der unangenehme Fall thatsächlich deine Familie getroffen!

„Is das wahr, dass Ihner Pepi bei der Prüfung g'worfen wor'n is? Mein Franzi hat m'r's neulich erzählt. Muss sehr unangenehm für Eltern sein, weil's doch eigentlich a Schand' is, b'sonders, wann m'r auf'n Grund so bekannt is, wie Sie, und die Leut' bis jetzt ein' g'wissen Regart g'habt hab'n vor Ihrer Familie! Ja, a Kreuz hat mancher oft mit die Kinder! . . . Gott sei Dank, dass ich nit klagen därf, ich bin mit die meinigen zufrieden, aber Sie hab'n halt viel Malheur! Nit wahr? Sollten halt strenger sein und auch die Frau Gemahlin sollt' mehr ein Herrn zeigen; besonders bei Knaben . . . No, hat mi g'freut, Sie so wohlauf zu finden, bitt' meine Empfehlung!" —

wünschest, oder der andere die Passion cultiviert, als Apostel der Langweiligkeit dir die üppigsten Schaffensstunden zu stehlen oder doch zu verderben — es sind sammt und sonders, trotz der Verschiedenartigkeit ihrer Talente, dennoch gleichgeartete Brüder, zweifellose Söhne eines und desselben Vaters, der sich die Aufgabe gestellt und die Seinen ebenfalls die Kunst gelehrt, der übrigen Menschheit in jeder Lage des Lebens „bei Tag und bei Nacht, zu Wasser und zu Land" — unangenehm zu werden.

Merkwürdige Käuze! Sie ruhen und rasten nicht, bis es ihnen nicht gelingt, einen Misston in deine und die Stimmung der anderen zu bringen und sei sie die harmonischeste. Der Wald ist ihm zu dunkel und die Straße zu sonnig; der Berg zu hoch und das Thal zu tief: die Aussicht oben zu wenig lohnend und die Atzung unten zu dürftig. Er weiß sich nie in das Unvermeidliche zu fügen und unterordnet sich nie den allgemeinen Wünschen; er ist immer in Opposition und bemängelt, wo alles entzückt und zufrieden ist. Er beginnt Krakehl, wo und wann es niemand vermuthet und macht Vorschläge, gegen die sich jedermann sträubt. Er macht den Hofmeister deiner Kinder, ärgert dadurch deine Frau, und er insultiert deine Freunde in der Stammkneipe. Ach, die Kneipe selbst gefällt ihm ja schon nicht und wäre sie die gemüthlichste und trefflichste: der Wein ist ihm zu sauer und das Essen zu schlecht, der gewählte Tisch ist ihm unbehaglich und die Gesellschaft zu gemischt — „er begreift dich nicht" und macht seine spöttischen Glossen. „Ein unangenehmer Mensch!" ruft alles erleichtert auf, als er die Stube verlassen — „unangenehm, unleidlich, ungenießbar, unausstehlich!" . . .

Und so bleibt er bis an sein Lebensende, für welchen Fall er noch eine Menge unangenehmster Bestimmungen getroffen, deren umständliche stricte Erfüllung den lustigen Erben zur Verzweiflung zu bringen geeignet ist, und die von dem „in dem Herrn Entschlafenen" zu diesem Zwecke eigens vorher ausgeklügelt wurden. Seine Leidenschaft und Mission war — unangenehm zu sein, so ist er's denn auch im Tode. Ob er selbst auch eine vergnügte Stunde genossen? Ob ihm die vollste Ausführung seiner sich gestellten Aufgabe: die Menschheit zu ärgern und zu quälen — befriedigte, ob ihm die errungenen Resultate genügten? Nie und nimmer: Scheelsucht, Hader- und Nergelsinn machen ja doch nie froh, und selbst ein Meister in diesen Fächern würde sich im Zenithe seines Ruhmes schon deshalb unglücklich fühlen, weiß er und sieht er ja doch, dass seine reichen Mittel noch immer unzulänglich, daß es eine Menge Leute gebe, welche sich von ihm nicht tyrannisieren lassen und die den unangenehmen Gesellen sogar verlachen. Thun wir dasselbe. — —

— — —

rucken m'r's gleich herüber . . . nit? No, wie Sie glauben, mir is's recht, ich hab' nix dagegen, ich mein' nur . . . Sie brennen Ligroin? Macht Ihnen das nit Kopfweh? . . . Zum Schreiben könnt' ich kein' Schlafrock anhab'n, wär' mir z'warm . . . no, wie's halt der Mensch g'wohnt is . . . Um den Teppich da is aber schad', dass'n gleich bei der Thür lieg'n hab'n . . . Kann ja doch bald beschmutzt wer'n . . . Und dann die klein' Kinder — stolpern's denn nit drüber? Is gleich was g'scheg'n . . . Ah, da kommt ja das kleine Pauxerl . . . bisserl z'leicht anzog'n . . . trauet nicht bei dem Wetter . . . no, so komm' her, du Tschapperl, fürcht' di nit, thu' d'r ja nix . . . is aber die g'schreckt . . . meine Kinder fürchten sie nit im mindesten vor fremde Leut . . . dass Sie das Ihnern Kindern nit lernen! . . . So komm' doch . . . Bums, da liegt's! . . . Seg'n's, was ich g'sagt hab'!" —

Oder ein fünfter: „Aber heut ein' Pelz, wo's nur zwei Grad hat! . . . Dass Ihner das viele Virginierrauchen nit schadt! . . . . Begreif' überhaupt nit, was m'r an ein' Virginierzigar findt . . . Sie trinken abends Wein? Da könnt' ich nit schlafen! Wein g'hört Vormittag oder zu Mittag beim Essen — abends is Bier angezeigt! Folgen Sie mir, ich rath's Ihner! Sie wer'n seg'n, dass ich recht hab'! . . . Ihner hat der Salvini g'fall'n? Mir nicht! Lauter ein-g'lerntes Zeug! . . . Nach Petersdorf zieg'n Sie! Wär' nicht mein Aufenthalt! Ich bleib bei mein' Preßbaum . . . Sie lassen Ihre Frau schwimmen? Sie! Sie! Sie! Fangen Sie nichts an! Ihre Frau schaut m'r nicht darnach aus, dass sie so was aushalten könnt'! . . . Ich könnt' Ihner da G'schichten d'rzählen, dass Ihner die Haar gegen Berg steh'n! . . . Mit der Frau von Reichl war's grad so: Tanzen, Reiten, Turnen, Schwimmen . . . jetzt hat sie's . . . Und vier Kinder! Ein's kleiner als's andere! Schau'n Sie sich den Mann an . . . das Elend! Sein's vorsichtig!" — Und so fort in's Endlose . . .

Die paar Beispiele mögen genügen. Man wird die Nuancen bemerken, welche die Varietäten unterscheiden, aber die Gesammtgattung repräsentieren. Es ist ein und dasselbe Genus, wenn auch die Arten differieren. Ob nun dieser ein bärbeissiger Brummbär, der mit der ganzen Welt und bei den geringfügigsten Anlässen in Streit und Hader geräth, oder jener ein ungebetener Rathgeber, ein unverbesserlicher Verbesserer, ein ewiger Nergler an deinen Lebensgewohnheiten; ob der eine als unermüdlicher Schwätzer dir absichtlose Verlegenheiten bereitet, oder der andere als vermeintlich unfehlbarer Psycholog sich dir als Seelenarzt aufdrängen will; ob der als pädagogischer Volontär dein Hauswesen zu reformieren trachtet, oder jener mit seinem Studium der „hippokratischen Gesichter" einen Riss in deine Lebensfreudigkeit bringt, ob dich der eine mit Auffrischung von Geschichten quält, die du längst zu vergessen

In der ersten Hälfte eines jeden Monates mangelte es Friedrichen nie an Zuhörern; er konnte sein ihm am Ersten zufallendes Monatsgeld doch gewiss nicht besser und würdiger verwenden, als da er dasselbe in Bier an Zöglinge vertheilte, die sich hingegen verpflichteten, seinen Declamationen beizuwohnen. So lange noch Münzen klangen, horchte dieses Publicum mit Entzücken den erhabenen Vorträgen Friedrichs; aber gegen Ende des Monates waren stets so viele Schulaufgaben zu machen, dass für edlere Genüsse kaum eine Zeit blieb. Nur einer harrte aus, wohnte, wenn es die Berufspflicht nur irgendwie erlaubte, auf dem Dachboden, wo er auch sein Bett hatte, allen Declamationen des Poeten bei, selbst den lyrischen. Es war der taubstumme Präfect.

Auch der Director der Anstalt, ein leutseliger, für Schönes empfänglicher Mann, wusste Friedrichs hohe Eigenschaft zu würdigen, und kaum hatte er eines seiner glutvollen, phantasiereichen Gedichte vernommen, nannte er mit uns allen den Jüngling nicht anders als Friedrich Schüler.

Von jeher haben sich Poeten nur wenig um Orthographie gekümmert, und so ließ Friedrich in seinem Zunamen gerne das ü anstatt il gelten, gab es ja doch immer einen schönen Klang, Friedrich Schüler zu heißen. Auf jeden Fall, er gewann dabei; ist doch ein- für allemal Friedrich Kupfernagel kein Name für Poeten.

Und von jeher hat es die Welt versucht, große Geister in den Staub zu ziehen. Bald stand unter uns ein Bursche auf — wir nannten ihn den Quadrat-Mephisto, weil er an Sonntagen auf vier Pferdefüßen gieng; trug nämlich sein Monatsgeld in die Reitschule, um sich — da er Baron war — zum „Cavalier" heranzureiten.

In den Wochentagen aber ritt Herr Baron Quadrat-Mephisto auf Versfüßen einher, freilich zum Entsetzen und Unheile des edlen Friedrich Schüler. War es denn nicht geradezu haarsträubend, wenn der Quadrat-Mephisto auf das schöne Töchterlein eines reichen Mannes folgende Verse sang: „Engel, du mein Leben, meine Liebe, mein Hangen und Verlangen, meine Lust, meine süße Pein bist nur du mit deiner Million allein!"

Oder sah es nicht aufs Haar aus wie eine Parodie auf Friedrich Schüler'sche Stoßseufzer, wenn der Quadrat-Mephisto in hinreißendem Pathos rief: „Die Lieb' zu dir brennt in meinem Herze wie eine halbpfündige Unschlittkerze!" — oder: „Es zieht zu dir mich hin mit wilder Leidenschaft wie eine Dampfmaschine mit hundert Pferdekraft!"?

Das Entsetzlichste von allem aber war noch, dass der Quadrat-Mephisto bei seinen ähnlichen Declamationen Zuhörer in Massen hatte, während den echten Poeten im Dachgeschosse die Fledermäuse umgaukelten.

Wenden wir uns doch lieber wieder zu Friedrich Schüler, der resigniert alles ertrug, was um ihn her Niedriges vorgieng. Er schrieb

# Friedrich Schüler.

Eine frohe Erinnerung aus dem Pensionat.

Drei Jahre lang lebte ich in einem kaufmännischen Institut als Zögling. Einiges lernte ich von den theoriegrauen Professoren, vieles, was Menschenkenntnis anlangt, von meinen Kollegen, die um den goldenen Baum der Jugend tanzten.

Wir waren unser siebzig — zusammengeweht aus aller Herren Ländern. Davon nun hieng die Einrichtung des Hauses ab. Die Studierstube, das Speisezimmer, der Schlafsaal waren so eingerichtet, dass etwa der Ungar in die Nachbarschaft des Italieners, der Slave an die Seite des Griechen, der Deutsche zu Handen des Russen kam. Diese Einrichtung hatte jedenfalls einen sehr großen Vortheil, entweder die jungen Leute waren ruhig — da sie einander ja doch nicht verstanden — und konnten sich so ihren Aufgaben und Obliegenheiten hingeben, oder sie schwatzten miteinander, gut, so lehrten sie sich gegenseitig die Sprachen. Babylonische Verwirrung gab es allerdings zuweilen. Zwar waren der Präfecten vier, doch drei davon sprachen keine unserer Sprachen vollständig; der vierte, ein Aushilfsindividuum, war taubstumm. Der Taubstumme war der Beliebteste von allen vieren, denn so oft der Inspection hatte, wurde weder eine neue Aufgabe gegeben noch in einer alten examiniert; da galt es nur, irgend welche rückständige Themata fleißig auszuarbeiten oder ersprießlicher Wiederholung zu pflegen. Der taubstumme Präfect hatte zu besorgen, dass solches gewissenhaft geschah und im Saale Ruhe herrschte. Nun, Ruhe herrschte in dieser Stunde stets; jeder Zögling saß unbeweglich da und guckte in sein Buch, was ihn ja nicht hinderte, mit einem entfernten Nachbar in ungeniertester Vernehmlichkeit einen Wortstreit zu führen. Auch wurden bei solchen Gelegenheiten Debatten gepflogen über fühlbare Mängel des Institutstisches, oder es kamen beißende Kritiken über die Herren Präfekten und Professoren zum Ausdrucke.

Ein einziger war unter uns, der den taubstummen Präfecten in der That hoch verehrte; dieser junge Mann war niemand anderer als Friedrich Schüler, der Poet.

Dieser Friedrich, der Sohn eines Wollenhändlers aus Triest, war eine schöne, hehre Seele, die nie etwas mit den Trivialitäten der oft sehr profanen Kollegen zu schaffen hatte, die sich stets in den höheren Regionen bewegte und in freien Stunden auf dem Dachboden, wo die zahllosen Kisten und Koffer standen, Vorlesungen hielt. Poetische Vorlesungen: Gedichte, Dramen, Romane, die Friedrich selbst unter dem Drucke des verhassten Brotstudiums verfasst hatte!

# Was man dem Volke zu lesen gab.

Von Karl Reiterer.

Welch geistige Nahrung seinerzeit dem Volke geboten wurde, besagt unter anderem ein Lehr- und Exempelbuch, das mir kürzlich der Grundbesitzer Matthias Sulzbacher vulgo Angerer in Weißenbach überließ. Besagtes Buch, stammend aus dem Jahre 1724, schrieb ein Priester, der Kaplan Martinus Prugger, der hlg. Schrift Licentiat und Pfarrer in Freysing. Das Discurs-Register besagt, dass das Buch in fünf „Hauptstuck" gegliedert sei. Das erste Hauptstück handelt von dem Glauben und „Vorläufige Erklärung, in wem bestehe das Zihl und End deß Menschen." Seite 7 steht da, dass sich anno 1248 bei einer Synode in Italien ein Priester, der kein besonderer Redner war, nicht zu helfen wusste, was er sagen sollte. Der Teufel gab ihm ein, er möge das Thema wählen: Der Teufel lasse den Vorstehern der Kirchen danken für ihre bekannte Nachlässigkeit in Lehrung des Volkes. Da sich der betreffende Priester weigerte, dies zu predigen, fuhr ihm der Satan mit seiner „abscheulichen schwarzen Pratzen" über das Gesicht herunter. Hierauf erst trug der Priester voriges Thema zum Schrecken der anwesenden Geistlichkeit vor. Die Schwärze im Gesichte wusch er sich mit Weihwasser weg. Als Quelle ist angegeben: Cantiprat. l. I C. 10. Was der Teufel seinerzeit alles zustande brachte, erzählt Prugger noch Seite 9 seines Exempelbuches; es heißt dort, der heilige Antonius habe einst gepredigt. Da brachte ein Bote einer Frau, welche der Predigt zuhörte, einen Brief, in dem stand, ihr Sohn sei gestorben. Die Frau schlug ein Lamento, worauf sie vom heiligen Antonius in der Weise beruhigt wurde, dass er ihr nahelegte, der Bote habe die Unwahrheit überbracht; er sei ein Teufel, der Sohn lebe noch u. s. w. Und so soll es auch gewesen sein. In vita, ist als Quelle angegeben. Zu Padua soll, wie wir dem Exempel auf Seite 34 entnehmen, ein gelehrter Professor gestorben und nach seinem Tode einem seiner Freunde in einer entsetzlichen Gestalt erschienen sein. Der Geist erklärte, er sei ein Verdammter, weil ihm auf dem Todtenbette der Teufel erschienen war und eingeredet habe, es sei weder der Sohn noch der heilige Geist Gott. Quelle: P. Michael à S. Cath. P. 3. tract 6. Etudit 6.

Seite 37 steht: „Als der heilige Marcarius einst durch die Wüste reiste, traf er einen Todtenkopf. Von wem bist Du? fragte der Heilige.

Oden auf die Richtigkeit der Welt und er schrieb Hymnen auf Rosa, das Stubenmädchen des Institutes. Das Schlimme dabei war nur, dass er seinen Hymnen glaubte, aufs Wort glaubte. Und die Hymnen sagten es wohl in Treue und Schmerzen, wie unendlich sehr und bis zum kühlen Grabe er — Friedrich — das blumenholde Mädchen liebe.

Und was irdischen Sinnes der Alte in Triest auch in Baumwolle machte — sein Sohn wühlte „schmerzdurchflutet" in den Saiten des Apollo -- und er verzehrte sich in der Liebe zu der einzigen Rosa. Am Studierpult stützte er sein schweres Haupt auf die Hand und sann, bei Tische ließ er, falls er schon satt war, die Speisen unberührt, senkte seinen Kopf und träumte. Zur Nachtzeit schloss er kein Auge, denn sie fielen selber zu und blieben dann angelehnt. Sein Denken und Fühlen war Rosa, Rosa ganz alleine.

Achtzehn Jahre war Friedrich alt, da er so die erste Liebe litt, wie wir ja fast alle diese Jugendseuche und die Pocken zu überstehen haben, ehe wir zur Großjährigkeit eingehen.

Gebe Gott, meinem jungen Leser bekomme die Krisis besser, als dem unglücklichen Friedrich!

Gieng eines Nachts der Mond auf, schien in unseres Poeten Bett. Richtete sich Friedrich empor und hub an zu nachtwandeln. Wandelte durch den weiten Schlafsaal, in welchem alles ruhig schlief, wandelte die Treppe hinab, auf welcher der große Kater saß und schnurrte, und lag auf den Knien vor der Huldgestalt .... Diese aber stößt — so ward erzählt — einen kurzen Laut des Schreckens aus, huscht davon und schlägt die Thür hinter sich zu.

Die Nacht war lang. Der Mondenschein des Fensters zog von Wand zu Wand und nach und nach durch alle Winkel des Gemaches und legte sich schließlich gar in das Bettchen hinein, wo im Kopfpolster noch das reizende Grübchen war, das den eingeschlossenen und einsamen Poeten vollends zur Verzweiflung brachte.

Und als endlich der Morgen aufgieng, siehe, da kamen sie gezogen, die Jungen alle; wess Stammes sie auch waren, wess Sprache sie auch redeten — sie kamen, sahen und verstanden.

In seinem weißen Unschuldskleide wurde der Nachtwandler durch das Haus begleitet. Ach, wäre der taubstumme Präfect, der dem Zug begegnete, nur auch blind gewesen. Aber er sah! Er läutete heftig mit der Glocke — zur Studierstunde. Friedrich Schüler schrieb nicht seinen grammatikalischen Aufsatz, er verfasste ein Gedicht: „Der Treulosen zum Abschied".

---

# Schwank und Schwabel.

In steirischer Mundart von Nelly Kuhn.

## Sündign muaſs ma.

To hot da Pforra predigt heint,
Nit wert seids — dofs Enk d Sunn onscheint!
Wals nix ols ollwal sündign thuats,
Gor nia nit hört ma hiaz wos Guats.
Die Deandln denkn na afs Gwond
Und d Buabn, dä saufn umranond,
Thoan Kortnspüln und raufn gleih
Und wos an Tonz gibt, seins dabei.
Da liabi Herrgott schaut long zua —
Aft d Letzt do kriagt a holt ah gnua,
Donn is vabei mit seina Güat —
Donn schauts, wia er Enk strofn wiad! —
In der Weis hot er drobn ghaust,
Mir hots holt wul a wengerl graust. —
Und wia ih aftn hoamgong bin,
Will ma däs olls nit ausn Sinn!
Wia bin ih orma Lopp hiaz dron?
Ih woaß nit wia ih recht thuan konn!
Hon ollwal denkt — a Sünd muaſs sein,
Wos sogt ma sist in Beichtstuhl drein,
Nix Großas stell ih eh nit on.
Na wos er leicht vazeichn konn.
A kloani Sünd dä muaſs scha sein —
Do konn da Pforra noh so schrein —
Denn wonn ma neahma beichtn künnt,
Däs war die ollagrößti Sünd!

## Da Erſoffeni.

Zan Boda kimmt in Sepp sei Weib,
Vawegn n Todnschein.
„On wos is Enka Olta gsturbn?
Sogts mas — ih schreibs do drein!"

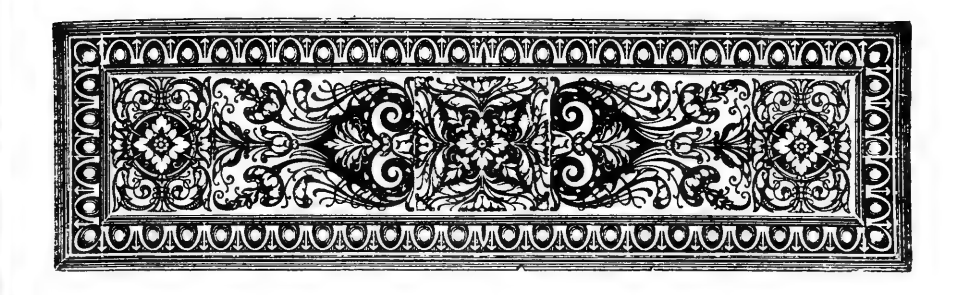
„So wiſsts, däs is a so a Soch",
Sogt d Mirl gonz valegn.
„Er is holt neahma nüachtan wurn
Und heint wors um eahm gschegn."

„J bitt Enk, schreibts nit, dofs im Rausch
Mein Sepp da Schlog hot troffn." —
„No, mir is recht — so gib ich holt
Ols Ursoch on — ersoffn."

## A gſtrengi Muada.

„Waberl bitt!" — sogt d Muada schorf —
„Schau her, wos ih do hon" —
S Diandl draht ihr n Ruckn zua
Ols gangs dä Red nix an.
„Kimm her za mir — und bitt schön drum,
Sei nit so sterrisch doh! — —
Du, wonnst nit bittst — däs sog ih da —
So — — — kriagst as ah a so."

Der Todtenkopf antwortete: Von einem heidnischen Priester. Wo befindet sich der Leib desselben? In der Hölle. Gibts auch viele Christen in der Hölle? fuhr der Heilige fort, und die Antwort lautete bejahend, es seien die Christen viel tiefer in der Hölle als die Heiden." (In vita S. Macarii.) Seite 40 wird erzählt: „Dem heiligen Abt Cyriacus träumte einst, die heilige Jungfrau Maria stehe in Begleitung des heiligen Johannis des Täufers und Johannis Evangelisten vor seiner Thür. Als sie der Abt einlud, ins Zimmer zu treten, antwortete St. Maria, sie gehe nicht hinein, da ihr Feind drinnen sei. Der Heilige sah nun nach und fand unter seinen Büchern das ketzerische Buch Nestorii, welches der ‚Feind' der Mutter Gottes war. Das Buch wurde hierauf verbrannt." (Joh. Moschus in Prato Spir. Cap. 46.) Seite 45: „Als ein Jude einst im Götzentempel Apollinis übernachtete, kamen sehr viele Geister. Diese wichen sofort, als der Mann das Kreuzzeichen machte." (Paed. Chvist. p. 2, c. 2.) Seite 58 steht wörtlich: „Da der heilige Paulus enthauptet wurde, hat sein heiliges Haupt dreymal den Nahmen Jesus ausgesprochen, und zwar nicht ohne grosses Wunderwerk; maßen ersagtes h. Haupt dreymal auf der Erde aufgesprungen und drey klare, schöne Brunnen, so zu Rom noch zu sehen sind, erwecket hat." Seite 63: „Als einst mehrere Geistliche im Chore sangen: Et incarnatus est u. s. w. neigte sich einer zu wenig tief, worauf der Teufel erschien und dem Betreffenden eine Ohrfeige versetzte, mit den Worten: O, du undankbarer Mensch! wie unterstehst du dich, also aufrecht dazustehen und dich nicht gleich anderen zu verneigen? Hörst du nicht, dass Gott für dich Mensch geworden? Wisse, wenn er für mich Armen wäre Mensch geworden, ich würde in alle Ewigkeit auf meinem Angesichte vor ihm liegen." (Spec. Exempl.) „Als ein frommer Priester in Rom starb, fand man in seinem Leibe, der geöffnet wurde, kein Herz. Wohl aber traf man dieses unter einem Crucifixe liegen." (P. Paulus Barty Soc. Jesu.) „Als eine Frau beichtete, sah man aus ihrem Munde allerlei Kröten herausspringen. Eine kroch jedoch wieder zurück, worauf das Weib starb. Ihr Geist erschien später dem Beichtvater und eröffnete ihm, sie sei verdammt, weil sie eine Sünde verschwiegen. Es seien, sagte sie, viele verdammt wegen der Verschwiegenheit, besonders aber viele Weibsbilder." Johann Junior de Scala coeli. (Seite 212.)



# Kleine Laube.

## Die serbischen Mörder.

Ich wiederhole es, die Anarchisten sind unzufriedene Leute, aber wenn sie auch jetzt noch unzufrieden sind, dann ist ihnen nicht zu helfen.

Nicht mit dem „Es war einmal“ beginnt die Geschichte, sondern: Es ist in unseren späten Tagen. — Es ist ein König, und der hat sich eine Armee zusammengestellt, einmal zur Wahrung der Ordnung im Lande, aber vor allem zum Schutze seines Hauses. Diese Armee schwört ihm Treue bis in den Tod. Die Officiere dieser Armee sind Helden vom Scheitel bis zur Zehe. Sie kommen eines Abends zusammen im Casino zur gemüthlichen Unterhaltung. Sie essen, trinken, ergötzen sich an Musik, dann gehen sie in den Palast und schlachten ihren König ab. Den König, die Königin, deren Verwandte und Dienerschaft und die königlichen Minister. Alles tödten sie. Denn die Helden sind treu „bis in den Tod“. Die Soldaten thun bei dieser Gelegenheit im Palast auch ein bisschen plündern und leichenschänden. Dann treten die Herren gemächlich auf die Gasse und rufen: „In dieser Nacht sind der König, die Königin und die Minister erschlagen worden.“

Der König ist todt! Das Volk jubelt. Es jubelt ja immer dem Erfolge zu, da mag geschehen was wolle. Diesmal freilich hat das Volk Grund zum Jubeln. Im Königspalaste war die Jahre her viel und schwer und verstockt gegen das Volk gesündigt worden. So frevelhaft gesündigt, dass dieses königliche Haus fallen musste. Aber wenn, wie sie sagen, hinter den Revolutionären die Armee und das Volk steht, kann man da den König nicht einfach absetzen und verjagen? War denn ein solch unerhörtes Blutbad nöthig in geheimer Nacht? Nun, dem Volke war es recht, es jubelte. Die Presse des Landes sang Heldenlieder, die Behörden stellten ehrerbietig ihre Funktionen ein, die Gendarmen legten vor den Mördern andächtig ihre Waffen nieder und die Priester versagten den Gemordeten die Ehren des Todes.

Ich frage, was können die Anarchisten noch wünschen? Sie sind am Ziele. Oder bliebe ihnen am Ende übrig, für die Menschenrechte der Könige einzutreten?

Doch nein, die Anarchisten schweigen, das Volk schweigt, die Völker, ihre Regierungen und Fürsten schweigen, als wäre alles einer Gesinnung. Das schreiendste Schweigen, das man je gehört hat. Alle Welt war in Weisheit einig, dass dieser Massenmord eine interne Angelegenheit Serbiens sei. Zwar, Entrüstungen gab es genug. Als die „interne Angelegenheit“ eine demokratische Wendung zu nehmen schien, waren die Monarchisten entrüstet über das Verbrechen im Konak; und als dann ein König gewählt wurde, empörten sich die Republikaner gegen die Mordgesellen. Aber natürlich, alles hübsch platonisch. Großartig war der neuge-

## As zechenti Gebot.

Da Pforra sitzt in Beichtstuhl drein —
Da Naz woscht sich von d Sündn rein —
Long hot er zwoschn, richti wohr!
No endli is dä Orbat gor. —
Hiaz aftn fongt da Pforra an:
„Es kriagts koa Absalution.
Sullst nit begehrn des Nächstn Guat,
So hoaßts — wos jads Kind wissn thuat!“
„Frali, Herr Pforra, woaß ihs noh,
Drum is as a so kemman doh,
Begehrn därfst nit — hon ih ma gsogt,
So hob ihs g n u m m a n und nit gfrogt.“

## Da guati Willn.

Ban Gmoanwirt is a Raufarei,
Da Wirt is selba nit dobei.
Doh wia s af Oan so dreinschlogn thoan,
Do pockt da Wirt a Sesslloahn. —
Mit oan Griff hot as scha in d Hond
Und schlogt wia narrasch umranond.
„Es Saggra“, schreit er, „gebts an Fried!
Af Oan so losgehn, schomts Enk nit?“
Er schaut nix auf — er schlogt na zua —
Buschwullne Schädln gibts grod gnua.
Und den da Wirt hot helfn wulln —
Der is am mehrastn vaschwulln. —
Af den Krawall und af däs Gschroa
Do kimmt notürlich da Stondar.
„Jo Gmoanwirt, hiazn sogts na grod,
Wer denn in Hias so zuagricht hot?“
„Däs“, sogt da Wirt, „däs hon ih thon,
Wal ichs oamol nit leidn konn,
Wonn gleih a viar, fünf Lakln do,
Oan fost in Schädl reißn o.“ —
„Däs war jo olls recht guat, Herr Wirt,
Doh kimmt ma vir, es hobts Enk girrt,
Denn grod da Hias, däs hon ih gmiakt,
Der hot die mehrast Prügl kriagt.“
„Jo sechts in Zurn hon ih nit gschaut,
Wos hinfollt — na — ih hon na ghaut.
Na, dofs da Hias, däs gfreut mih grod,
Mein guatn Willn gsechn hot!“ —

## Wos übribliebn is.

„Na“, moant da Sepp, „s is nit zan glaubn!
Noh vur a zechn Johr
Wor d Mirl wiar a Röserl grod
Und hiazt is d Schönheit gor!“
„Jo“, sogt da Hiasl af dä Red
Und krotzt sich hintat Ohrn,
„S is wohr, dass de a Röserl war,
Ih gspür jo noh die Dorn!“

# Wie lustig muss es sein, König zu werden!

Es ist wunderlich, wie manche Leute danach langen, hinaufgehoben zu werden. Wenn ein Bürgermeister oder ein Volksvertreter oder ein Präsident oder ein König gewählt wird — das erste des Gewählten ist gerührtester freudigster Dank. Sprudelnder Dank, als habe man ihm persönlich etwas Gutes gethan, als habe man ihn gewählt, um ihn persönlich zu ehren und zu bevorzugen. Er denkt nur gleich an sich selbst; selten empfindet einer, dass eine schwere Last, eine große Verantwortlichkeit auf ihn gelegt wurde, die ihn bange machen müsste, wenn er die große Aufgabe begriffe.

Der jüngst gewählte König, dem die Krone so unverhofft zufiel, war so außer sich vor Freudenrausch, plötzlich ein König zu sein, dass er sogar die sonst üblichen Phrasen vergaß, dass er immer nur entzückt danken konnte für die Krone, als sei sie ein persönliches Geschenk!

Wie muss der Mann gewartet und gelauert und gedürstet haben nach dem Königthum! Endlich ist es da und der Alte wird kindisch vor Glückseligkeit, wirft sich nachgerade bedingungslos in die Arme eines wahnwitzigen Volkes, bloß um König sein zu können.

Wäre so ein Mann nicht ganz von Eitelkeit und Ehrsucht berauscht, er würde anders handeln. Er würde sich weigern, das schwere Amt auf sich zu nehmen, er würde, nur dem allgemeinen und heftigen Volkswillen nachgebend, die Krone zagend ergreifen, nicht wie eine willkommene Gabe, sondern wie eine furchtbare Last, die eben einer auf sich nehmen muss. Ein Neuling, plötzlich zum Fürsten gewählt, würde entsetzt fragen: Warum gerade mich? Und würde sich loszumachen suchen mit allen denkbaren Mitteln. Erst wenn man ihn überzeugen könnte, dass ein Besserer nicht aufzutreiben, würde und müsste er die Wahl und das Amt annehmen — so wie einer sich hingibt für viele. Seine privaten Lebensfreuden können damit verspielt sein. Der König, wenn's der rechte ist, hat zu verzichten auf seine Behaglichkeit, auf seine persönlichen Passionen, er muss sich verleugnen, muss seinem Volke leben und, wenn es sein muss, auch sterben. Was von ihm verlangt wird, das ist das größte persönliche Opfer und eben dieses Opfers willen, das er zu bringen hat, genießt er die königlichen Ehren. Aber solche Herren denken nicht an die Opfer, nur an die Ehren und Vortheile, die ihnen und ihrer Familie aus der Würde erwachsen, sonst wäre ihre dionysische Freude, ein König zu werden, nicht erklärlich.

Es muss halt doch gut taugen, ein König zu sein. M.

---

# Zu Goethes religiöser Weltanschauung.

Aussprüche, gesammelt von Dr. Max Christlieb.

Sobald man nur von dem Grundsatz ausgeht, dass Wissen und Glauben nicht dazu da sind, einander aufzuheben, sondern einander zu ergänzen, so wird schon überall das Rechte ausgemittelt werden. (Mit Falk Jan. 1813.)

Die einzig brauchbare Religion muss einfach und warm sein. Von der einzig wahren haben wir nicht zu urtheilen. Wer will das echte Verhältnis der Seele gegen Gott bestimmen als Gott selbst? (Zwo bibl. Fragen 1773.)

Der Glaube ist ein großes Gefühl von Sicherheit für die Gegenwart und Zukunft, und diese Sicherheit entspringt aus dem Zutrauen auf ein übergroßes, übermächtiges und unerforschliches Wesen. Auf die Unerschütterlichkeit dieses Zu-

wählte König. Als man ihm die Nachricht von den Greueln überbrachte und ihm huldigte, war seine Bestürzung grenzenlos. Er nehme nichts an, so lange die Thäter nicht bestraft wären. Er wolle keinen zu Gesichte bekommen, sie müssten alle verbannt werden. Dann setzte er sich auf den Platz, den der Mord leer gemacht, setzte sich behaglich in die Blutlache und erhob die Blutgesellen zu hohen Ehren. Denn — das Volk hatte die Mörder amnestiert und „Peter" war ein constitutioneller König!

Nun frage ich dich, Herr König, glaubst du mit solchem Vorgehen deinen Thron zu befestigen und dein Volk zu cultivieren? Gib acht, das Verhängnis wird sich fortpflanzen von Geschlecht zu Geschlecht, so dass immer wieder das Volk moralisch von seinem Könige und der König von seinem Volke zugrunde gerichtet wird!

Ich hatte erwartet, dass in irgend einem Culturlande Europas unter den vielen Idealisten und Moralisten ein Mann auftreten und im Namen der Menschheit die Mörder der 56 Personen in Belgrad anklagen und principiell wenigstens ihre Bestrafung verlangen würde. Ich wartete vergebens. In der ersten Woche Grabesstille. Endlich entrang sich mir ein Schmerzensschrei, ein Ruf nach Sühne,[1]) der weitum wiederhallt ist. Nein, wir schweigen nicht, wenn in Armenien die Christen, in Russland die Finnen, in Polen die Juden verfolgt werden; wenn in Afrika ein fleißiges Volk vergewaltigt wird; wenn freventlich Kriege heraufbeschworen, wenn Soldaten aus lediglich dynastischen Interessen in den Tod gehetzt werden. Wir verurtheilen die wahnsinnigen Greuelthaten der Anarchisten. Und hier sollten wir mit beistimmendem Kopfnicken zusehen, wie in nächster Nachbarschaft Hekatomben von Leichen gehäuft werden, schweigen aus dem einen Grunde, weil unter den Ermordeten ein unwürdiger König oder eine verhasste Frau war?

Die Serben haben ihren König ermordet. Gut, das mag eine interne Sache sein, obschon es wunder nimmt, dass die Könige Europas diese Art politischer Selbsthilfe eines Volkes auf einmal stillschweigend so willig sanctionieren. Aber die Serben haben über 50 Menschen ermordet, die nur ihre Pflicht gethan, ihre Treue bewahrt hatten. Der Menschenmord ist keine interne Sache. Der Mensch ist eine gemeinsame Angelegenheit und steht unter dem Schutze des „Völkerrechtes", wenn's überhaupt eins gibt. Wenn diesmal schon die Staatsanwälte schweigen, so sollten die Menschheitsanwälte um so lauter sprechen. Wir können ja nicht nach Serbien gehen und die Mörder hängen lassen, ja wir begreifen, dass das serbische Volk es nicht einmal selbst thun kann. Aber wir, die sie Dichter und Denker, Lehrer und Weiser nennen, wir müssen im Namen der Menschheit und der Civilisation ausnahmslos jeden Mord, sei er aus welchen Gründen immer verübt, mit grenzenlosem Abscheu verurteilen. Ja, selbst ein Tyrannenmord der Freiheit willen muss gebüßt werden und ist stets gebüßt worden. Was hat Tyrannenmörder je zu Helden gemacht? Der Mord? Nein, sondern dass sie für die Befreiung des Volkes ihr eigenes Leben einsetzten! Jene in Überzahl, schwerbewaffnet die Wehrlosen im Konak niedermetzelnden „Helden" haben nichts eingesetzt als ihre Ehre, und diese haben sie schmachvoll verloren.

So lange die serbischen Königsschlächter nicht Sühne leisten, bleiben sie gemeine Mörder unter der Mitschuld des ganzen Volkes. Rosegger.

---

[1]) Neues Wiener Tagblatt, 20. Juni 1903.

Die menschlichen Gebrechen sind doch rechte Bandwürmer; man reißt wohl einmal ein Stück ab, und der Stock bleibt immer sitzen. (Tagebuch 13. Mai 1780.)

Wenn gewisse Erscheinungen an der menschlichen Natur, betrachtet von der Seite der Sittlichkeit, uns nöthigen, ihr eine Art von radicalem Bösen, eine Erbsünde, zuzuschreiben, so fordern andere Manifestationen derselben, ihr gleichfalls eine Erbtugend, eine angeborne Güte, Redlichkeit und besonders eine Neigung zur Ehrfurcht zuzugestehen. (Zur auswärtigen Literatur 1824.)

Nicht in den Versen

„Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange
Ist sich des rechten Weges wohl bewusst“

ist der Schlüssel zu Fausts Rettung enthalten, sondern in den andern:

Wer immer strebend sich bemüht
Den können wir erlösen:

in Faust selber eine immer höhere und reinere Thätigkeit bis ans Ende und von oben herab die ihm zu Hilfe kommende ewige Liebe. Es steht das mit unsern religiösen Vorstellungen durchaus in Harmonie. (Mit Eckermann 6. Juni 1831.)

Was mich von der Brüdergemeinde sowie von andern werten Christenseelen absonderte, war dasselbige, worüber die Kirche schon mehr als einmal in Spaltung gerathen war. Ein Theil behauptete, dass die menschliche Natur durch den Sündenfall dergestalt verdorben sei, dass auch bis in den innersten Kern nicht das mindeste Gute an ihr zu finden, deshalb der Mensch auf seine eigenen Kräfte durchaus Verzicht zu thun und alles von der Gnade und ihrer Einwirkung zu erwarten habe. Der andere Theil gab zwar die erblichen Mängel der Menschen sehr gern zu, wollte aber der Natur inwendig noch einen gewissen Keim zugestehen, der durch göttliche Gnade belebt, zu einem frohen Baume geistiger Glückseligkeit heranwachsen könne. Von dieser letzten Überzeugung war ich aufs innigste durchdrungen.
(Dichtung und Wahrheit III, 15.)

Die Kluft, die mich von der kirchlichen Lehre trennte, ward mir deutlich. Ich musste also aus dieser Gesellschaft scheiden und da meine Neigung zu den heiligen Schriften sowie zu dem Stifter und zu den früheren Bekennern mir nicht geraubt werden konnte, so bildete ich mir ein Christenthum zu meinem Privatgebrauch und suchte dieses durch fleißiges Studium der Geschichte und durch genaue Bemerkung derjenigen, die sich zu meinem Sinn hingeneigt hatten, zu begründen und aufzubauen. (Dichtung und Wahrheit III, 15, 1774.)

In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen wie in politischen, überall machte es mir zu schaffen, dass ich nicht heuchelte und den Muth hatte mich auszusprechen, wie ich empfand. Ich glaubte an Gott und die Natur und den Sieg des Edeln über das Schlechte. Aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte nun noch glauben, dass 3=1 und 1=3 sei; das aber widerstrebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele. Auch sah ich nicht ein, dass mir damit auch im Geringsten wäre geholfen gewesen. (Mit Eckermann 4. Jan. 1822.)

Ich wohne hier der Kirche gegenüber, das ist eine schreckliche Situation für einen, der weder auf diesem noch auf jenem Berge betet und keine vorgeschriebenen Stunden hat, Gott zu verehren. (An Frau von Stein 12. Mai 1782.)

Ich für mich kann bei den mannigfachen Richtungen meines Wesens nicht an einer Denkweise genug haben. Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist als Naturforscher und eines so entschieden wie das andere. Bedarf ich eines Gottes für meine Persönlichkeit als sittlicher Mensch, so ist dafür schon gesorgt.
(An Jakobi 6. Jan. 1813.)

trauens kommt alles an; wie wir uns aber dieses Wesen denken, das hängt von unseren übrigen Thätigkeiten, ja von den Umständen ab und ist ganz gleichgiltig.

(Dichtung und Wahrheit III, 14.)

Wenn mans bei Lichte besieht, hat jeder seine eigene Religion, und Gott muss mit unserem armseligen Dienste zufrieden sein, aus übergroßer Güte, denn das müsste mir ein rechter Mann sein, der Gott diente, wie sich's gehört.

(Brief des Pastors 1773.)

Die verschiedenen Denkweisen sind in der Verschiedenheit der Menschen gegründet und eben deshalb ist eine durchgehende gleichförmige Überzeugung unmöglich.

(An Reinhard 23. Jan. 1811.)

Die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt.

(An Jakobi 6. Jan. 1813.)

Eigentlich kommt alles auf die Gesinnungen an; wo diese sind, treten auch die Gedanken hervor, und nachdem sie sind, sind auch die Gedanken.

(Sprüche in Prosa 542.)

Wie einer ist, so ist sein Gott;
Darum ward Gott so oft zum Spott.

(Zahme Xenien 1814.)

Der Gotteserde lichten Saal
Verdüstern sie zum Jammerthal,
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind.

(Zahme Xenien.)

Frömmigkeit ist kein Zweck, sondern nur ein Mittel, um durch die reinste Gemüthsruhe zur höchsten Cultur zu gelangen. Deswegen lässt sich bemerken, dass diejenigen, die Frömmigkeit als Ziel und Zweck aufstecken, meistens Heuchler waren.

(Sprüche in Prosa 41, 42.)

Wir wollen der Hausfrömmigkeit das gebürende Lob nicht entziehen, auf ihr gründet sich die Sicherheit des einzelnen. Aber sie reicht nicht mehr hin. Wir müssen den Begriff einer „Weltfrömmigkeit" fassen. (Wanderjahre II, 7.)

Großen Dank verdient die Natur, dass sie in die Existenz eines jeden lebenden Wesens auch so viel Heilungskraft gelegt hat, dass es sich, wenn es an dem einen oder andern Ende zerrissen wird, selbst wieder zusammenflicken kann, — und was sind die tausendfältigen Religionen anders als tausendfache Äußerungen dieser Heilungskraft? Mein Pflaster schlägt bei dir nicht an, deines nicht bei mir; in unseres Vaters Apotheke sind viele Recepte. (An Lavater im Oct. 1782.)

Das Unser Vater ist ein schön Gebet,
Es dient und hilft in allen Nöthen;
Wenn einer Vater Unser fleht
In Gottes Namen lasst ihn beten.

(Gott, Gemüth und Welt 1815.)

Wir sollten einmal unsere Glaubensbekenntnisse in zwei Columnen neben einander setzen und darauf einen Friedens- und Toleranzbund errichten.

(An Lavater 4. Oct. 1782.)

Ich empfehle das Testament Johannis aber und abermal, dessen ganzer Inhalt Mosen, die Propheten, Evangelisten und Apostel begreift: Kindlein, liebet euch!

(An Herder 20. Februar 1786.)

Ich bilde mir nicht ein, dass ich Recht habe, aber das weiß ich, dass ich aufs Rechte losgehe. (An Schultz 25. Okt. 1820.)

Nichts ist gotteslästerlicher als die alte Dogmatik, die einen zornigen, wüthenden, ungerechten Gott vorspiegelt. (Mit Müller 1823.)

Gott helfe weiter und gebe Lichter, dass wir uns nicht selbst so viel im Wege stehen. (Tagebuch 7. Aug. 1779.)

Nach unserer Meinung sind die Kaiserworte über die Vernachlässigung des Volksliedes durchwegs sehr beherzigenswerte Wahrheiten. Der Aberglaube, immer moderne Kunstmusik üben zu müssen, schwierige Werke berühmter Meister aufführen zu können, ist selbst ins Dorf hinausgedrungen, wo die kleinen Gesangvereine es gewöhnlich vorziehen, sich mit pompösen fremdartigen Musikstücken lächerlich zu machen, als mit einfachem, ihrer Art und ihren Mitteln entsprechenden Gesang den Dank der Zuhörer zu gewinnen.

Zu wünschen wäre besonders auch in den Städten die liebevolle Pflege des alten Volksliedes, dem der gesunde Volkssinn ja überall entgegenjubeln würde. Man sieht es an dem Wirken des Wiener Volksliedvereines, wie viel Schönes und Großartiges auch in künstlerischer Beziehung hier geleistet werden kann. Ich weiß gar nichts Besseres, um patriotische und nationale Regungen zu erwecken, als die Lieder unserer Väter, die Zeugen unserer Kindheits- und Jugendideale, die alten, treuen, mahnenden, tröstenden und erfrischenden Begleiter in Freud und Leid unseres Volkes. Man beklagt es oft, dass unser nationales Leben und Empfinden den nationalen Phrasen nicht entspricht, die im Parlament und auf der Parteibierbank erschallen. Ein wahres deutsches Empfinden müsste bei einem Volke, das so gern singt, sich gerade in den alten deutschen Volksliedern Luft machen.

Auf der Bauernschaft, die sonst die Heimat des Volksliedes gewesen, hat man heutzutage das Lachen verlernt und auch das Singen. Höchstens dass Soldaten städtische Gassenhauer und Bänkelg'sangeln mitgebracht haben. In den gebildeten Sängerkreisen ist das Volkslied zu wenig vornehm, und sie sind doch so bettelarm an echten Liedern. Also hören gar viele der jetzigen Generation kein Volkslied singen. Das wäre noch nicht das Schlimmste, wenn das künftige Geschlecht es wieder fände. Aber das Volkslied, das nicht gesungen wird, stirbt ab!

Der deutsche Kaiser hat Kalliwodas „Das deutsche Lied“ erwähnt. Das war vor dreißig Jahren ein wahres Volkslied, welches überall gesungen wurde, wo warmherzige deutsche Männer zusammenkamen. Wir Älteren vergessen es nimmer, was bei diesem „Deutschen Liede“ alles durch unsere Seele gieng! Freundschaft und Liebe glühten in dieser erhaben schönen Melodie, Volks- und Vaterlandesfreude stiegen auf Andachtsschwingen gegen Himmel, während von fern her der Kanonendonner von Wörth und Sedan brüllte! Diese größte unserer Zeiten hat uns geweiht „in ewigen Klängen das deutsche Lied“. Es war wie ein Gebet, während die Brüder dort unter dem Schalle der „Wacht am Rhein“ den heißen Kampf ausgetragen. Später wurde bei uns „Das deutsche Lied“ verdrängt von der „Wacht am Rhein“. Hatten wir ein Recht, dieses Lied zu singen? Hatten wir mitgestritten? Vielleicht hätte „Das deutsche Lied“ uns besser geziemt, aber wir waren bereits schon so deutsch geworden, dass wir den Namen Kalliwoda nicht mehr hören mochten, obschon zu gleicher Zeit der größte Deutschenführer in Böhmen Smeykal hieß und der gefürchtetste Tschechenhäuptling den deutschen Namen Rieger trug.

Wenn man sich schon so leicht berücken lässt von Name und Schall, so kehre man doch zurück zum Volkslied, das auch Wort und Schall ist, und mehr als das. Es ist der Athem der deutschen Volksseele. So lange man das Volkslied verachtet, glaube ich trotz aller deutschnationalen Kannegießerei nicht, dass es den Leuten um das Deutschthum ernst ist. R.

# Der deutsche Kaiser und das Volkslied.

Wilhelm II., der als richtiger Culturkaiser in allen Zweigen der Cultur nach dem Rechten sieht und überall unumwunden seine Meinung ausspricht, hat gelegentlich eines großen Preissingens in Frankfurt über die Pflege oder vielmehr Nichtpflege des deutschen Volksliedes gesprochen. Der „Heimgarten“ kann an dieser Kaiserrede um so weniger vorübergehen, als auch er seit vielen Jahren in Bezug auf das Volkslied denselben Standpunkt vertreten hat.

Wilhelm II. sagte zu den Sängern unter anderem ungefähr folgendes:

„Von den Compositionen, die unserem Herzen nahestehen, ist heute merkwürdig wenig gesungen worden. Ich kann Ihnen, meine Herren, offen gestehen, man würde jeden Verein mit Dank und Jubel begrüßen, der einmal: „Wer hat dich, du schöner Wald“ oder „Ich hatt' einen Kameraden“ oder „Es zogen drei Bursche“ gesungen hätte. Diese Compositionen sind äußerst wertvoll für die Ausbildung der Technik. Ich bin im allgemeinen sehr dankbar, dass so patriotische und schöne Texte gewählt wurden, die von alten Kaisersagen und großer Vorzeit handeln. Ich glaube aber, dass zum Theile die Componisten den Texten nicht gerecht werden. Ich warne auch davor, nicht zu lyrisch zu werden. Die Herren werden gemerkt haben, dass die Chöre, die etwas mehr Energisches und Männliches zeigten, beim Publicum mehr Beifall gefunden haben. Die Sentimentalität, die in jeder deutschen Seele ruht, soll in poetischen Schöpfungen auch zum Ausdrucke kommen; aber da, wo es sich um Balladen und Mannesthaten handelt, muss der Männerchor energisch zur Geltung kommen, am besten in einfachen Compositionen. Wir sind hier am Rhein und nicht ein einziger Verein hat die „Drei Burschen“ gesungen oder „Joachim Hans von Zieten“ oder „Fridericus Rex“. Wir sind hier in Frankfurt und kein einziger hat Kalliwodas „Das deutsche Lied“ gewählt. Ich bin fest davon überzeugt, dass bei einfachen Volksliedern auch die Sänger selber noch mehr Freude an der Einübung haben. Ich glaube, dass da, wo die Noten erst eingeübt werden mussten, eine geradezu physische Anstrengung nöthig gewesen ist, um das zu erreichen, was Sie erreicht haben, zumal bei den Mitgliedern, die in Fabriken arbeiten. Ich habe die Listen durchgesehen; es ist erfreulich, wie viele vom Hammer und vom Amboss, von der Schmiede hergekommen sind, um hier zu singen, aber es muss schlaflose Nächte gekostet haben. Wenn wir auf einfachen Gesang kommen, dann sind Sie in der Lage, mit den rein künstlerischen Vereinen zu concurrieren. Unzweifelhaft ist, dass ein hoher Grad musikalischer Begabung in der Bevölkerung steckt, der aber in einfachen klangreichen Harmonien sich zu zeigen Gelegenheit haben muss. Wenn Sie diese einfachen schönen Chöre, wie sie das Volkslied darbietet, singen, so werden Sie selber Freude haben und weniger Schwierigkeiten, und gleichzeitig werden Sie das Publicum, das zum Teil aus Fremden besteht, besser mit unserem Volksliede bekannt machen; Sie werden mit dem Volksliede den Patriotismus stärken und damit das allgemeine Band, das alle umschließen soll.“

So der deutsche Kaiser. Kein Musiker, auch der modernste nicht, wird den hohen Wert und die Bedeutung des Volksliedes verleugnen können, aber manchem dieser Leute ist es herzlich zuwider und er duckt sich vorüber. Ein paar Phrasen der Anerkennung fürs Volkslied, aber nur nicht singen! Solche sind es auch, die an den Kaiserworten nergeln und die Sache schließlich so darstellen möchten, als hätte Wilhelm gemeint, Gesangvereine dürften nur Volkslieder singen, keine Kunstlieder, und es mangle dem Kaiser an dem richtigen Kunstverständnis. Oder sie theilen seine Rede ein in Zutreffendes und Unzutreffendes und halten sich bei dem letzteren auf, um ersteres nicht näher würdigen zu müssen.

mehren sich wieder in unserer Zeit, die in die menschliche Vernunft nicht alles Vertrauen setzen können, und zwar gerade aus Vernunft, die da sagt, dass alles Menschliche, also auch die Vernunft, unverlässlich und unzulänglich sei. Solche Leser werden immer wieder gegen das Buch Einwendungen haben, die, von einem anderen Grund ausgehend, nicht weniger vernünftig scheinen als die glänzenden Darstellungen unseres edlen Marburger Gelehrten, der aber trotz seiner empirischen Basis schließlich doch auch dort ausmündet, wo aller Menschengeist auszumünden sich sehnt. Das Christenthum kennzeichnet Carneri wie folgt:

Jede andere Gestaltung, nicht nur seiner Art, sondern der Geschichte überhaupt, weit überstrahlend, und betreffs der Folgen alle überragend, trat das Christenthum in die Welt. Nicht in seiner äußeren Erscheinung lag die Größe; denn in ihren Verhältnissen und Ansprüchen bescheidener hätten seine ersten Träger gar nicht sein können und von den lärmmachenden Wundern war im Anbeginn weit weniger als in späteren Tagen die Rede. Die Weise, in der die ganze Religion ins Innere des Menschen versetzt wurde, war es, was mit der Macht einer Idee um sich griff und alle Herzen an sich zog. Der Anker im Sturm des Lebens war gefunden und was so viele Jahrtausende nicht auszusprechen vermocht hatten, dem war entsprochen worden mit einemmal. „Du bist nicht von dieser Welt und hast im Himmel einen Vater, zu dem du zurückkehrst nach dem Tode; liebe ihn über alles und deinen Nächsten wie dich selbst — das ist das Gesetz und die Propheten." In diesen Worten liegt die ganze Lehre.

Wollte man die Religion der Bildung und die Religionen der Roheit in ihrem höchsten Gegensatz erfassen, so könnte man sagen: das Opfern äußerer Gaben, das im Menschenopfer seinen Culminationspunkt erreicht hatte, war umgeschlagen in Selbstaufopferung. Der Tod des Stifters, in welchem der Gegensatz sich aufhob, umfasste das Ganze: nicht der Herrschaft — der Liebe war der höchste Sieg in Aussicht gestellt und der Standpunkt war ein rein menschlicher, allgemeiner. „Mein Gott ist auch der Heiden Gott, alle Menschen sind seine Kinder. Schicket euch in die Zeit und gebt nicht nur Gott, was Gottes, sondern auch dem Kaiser, was des Kaisers ist. Den Schwachen im Glauben nehmet auf und verwirret die Gewissen nicht. Hat einer den Glauben, so habe er ihn bei sich selbst vor Gott. Unser Wissen ist Stückwerk und unser Weissagen ist Stückwerk. Dem Reinen ist alles rein, und selig ist, der sich selbst kein Gewissen macht in dem, das er annimmt. Wie wir tragen das Bild des irdischen Leibes, also werden wir tragen das Bild des himmlischen. Wenn ich mit Menschen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle: und wüsste ich alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also, dass ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts; und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, und hätte der Liebe nicht, so wäre mir es nichts nütze. Die Liebe ist langmüthig, eifert nicht und bläht sich nicht, sie sucht nicht das Ihre, lässt sich nicht erbittern, freut sich nicht der Ungerechtigkeit und freut sich nur der Wahrheit. Nun aber bleibt Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei; aber die Liebe ist die größte unter ihnen."

Man wird uns einwenden, dass wir hier die den Briefen des Apostels Paulus entnommenen Stellen ganz nach unserm Gutdünken zusammengestellt haben und dass aus dem neuen Testament, selbst mit Benützung derselben Stellen, eine ganz andere Lehre sich ableiten lasse. Nichts liegt uns ferner, als dies bestreiten zu wollen; wimmelt doch die ganze kirchliche Lehre von Beispielen davon. Alles, was wir behaupten, ist, dass die Lehre, die wir da entwickelt haben, ohne allen Zwang aus den Schriften des geistvollsten der Apostel hervorgehe. Jedem Worte lassen wir seinen angebornen Sinn, ohne erst einen solchen anderswoher zu holen, und überlassen es jedem Leser, selber die Frage sich zu beantworten, ob das von uns hier entworfene Bild oder das von der Kirche gelieferte, das edlere, geistigere, himmlischere sei? Uns war es vor allem darum zu thun, die christliche Lehre bei der vom Raum dieses Buches vorgeschriebenen Kürze möglichst erhaben zum Ausdruck zu bringen; denn, nach der Nachhaltigkeit ihrer Wirkung beurtheilt, kann sie nur das Allererhabenste in ihrer Art gewesen sein und würde sicherlich es noch sein, hätte nicht menschliche Kurzsichtigkeit und Schlechtigkeit an dieser geistigsten aller Religionen den einzigen materialistischen Punkt, den sie darbot, zum Schaden alles Übrigen fortentwickelt und zur Hauptsache gemacht. Eben, weil wir das Vortreffliche am Christenthum erkennen, lassen wir den, von Strauß in ebenso würdiger, als von Renan in frivoler Weise, erschöpften Streit über die Person des Stifters und die ihm zugeschriebenen Wunder unberührt. Die Person des Stifters erscheint uns das Vollendetste, das es je gegeben hat auf Erden, und seine Lehre wundervoller wie die Wunder alle, die nur zu seinem Nachtheil ihm angedichtet worden sind. —

Dann heißt es, für den duldsamen Geist dieses Gelehrten schön bezeichnend:

Die directe Herkunft von Gott nimmt jede Religion für sich allein in Anspruch; und da es alle mit demselben Recht thun, so haben nothwendig alle Unrecht. Die Beweise, welche dieser oder jener für die Richtigkeit seines Glaubens anführt, beweisen nichts; denn was

# Lustige Zeitung.

**Immer verdächtig.** Dienstmagd: „Ich bitte, gnädigster Herr, hier ist eine Depesche angekommen, Ihr Neffe sei gestorben.“ — „So, da will er wohl Geld zum Begräbnis?“

**In der Hitze.** Vertheidiger: „Herr Richter, dem hier rechnen Sie es als erschwerend an, daſs er am hellichten Tage, dem vorigen, daſs er in stockfinsterer Nacht gestohlen hat. Wann soll denn überhaupt ein Mensch stehlen . . .“

**Aus der Gesellschaft.** „Um einen Titel zu bekommen, bin ich nicht einen Schritt gegangen“, versicherte der Commerzienrat selbstgefällig. — „Spaſs“, lächelte der alte Graf, sich einer entfernten Gruppe intimer Freunde zuwendend, „er ist gekrochen!“

**Telegrammstil.** „Heute Morgen sechs Junge angekommen. Alles wohl. Fritz.“

**Der Schlaukopf.** Professor (Jurist): „Sagen Sie, Herr Candidat, was gehört zu einem Testament?“ — Candidat (sich ein Weilchen besinnend, dann plötzlich): „Herr Professor — ein Todter und — Vermögen!“

**Nationalstolz.** „Weshalb hast Du dem Pomeisel eine heruntergehaut, Kratochwill?“ — „Weil er mich einen Böhm’ genannt hat.“ — „Na, hör’ auf, Du bist doch einer?“ — „Bin ich einer, und bin ich stolz darauf — — aber kann ich nicht leiden, wenn man mir’s vorwirft!“

**Frommer Wunsch.** Redacteur (eingesandte Manuscripte wegwerfend): „Zu Babylon hätt’ ich Redacteur sein mögen, als sie noch auf Ziegelsteine geschrieben haben! Da hätt’ ich mir aus meinem Papierkorb die schönste Villa bauen können.“

Gast: „Also Ihnen ist ein Faſs Wein gestohlen worden, Herr Pantscher?“ — Weinreisender: „Ja, denken Sie, eine solche Frechheit! Ich habe aber ein Inserat einrücken lassen: Vor Ankauf wird gewarnt! . . .“ — Gast: „War er denn so schlecht?!“

**Naiver Wunsch.** „Papa, ich wünsche, Du wärest immer zornig.“ — „Warum denn?“ — „Weil Du zu Mama gesagt hast, im Zorn schlägt man keine Kinder.“

Arthur (zum kleinen Brüderchen): „Kannst Du denn gar nicht ruhig sein? Sieh einmal, wie artig der Papa dasitzt!“

**Boshaft.** A.: „Doktor N. ist wirklich ein lieber Mensch; noch nie nahm er von einem seiner Kranken Geld.“ — B.: „Von was lebt er denn?“ — A.: „Er wird immer von den Erben bezahlt!“




**Sittlichkeit und Darwinismus.** Drei Bücher Ethik von B. Carneri. 2. Auflage. (Wien, Wilhelm Braumüller, 1903.) Wenn zu diesem Werk der richtige Leser kommt, so kann es sehr viel Wohlgefallen erregen. Ein vernünftiger Mensch hat es geschrieben nur für solche, die mit der Vernunft allein auskommen. Nun gibt es aber Leute, und sie

„durch das Sclavenjoch der Armut“ zur Fundverheimlicherin werden, um das Leben ihres Bruders zu retten, wodurch sie Unglück über ein fremdes Menschenleben bringt. Doch auf all diese Trübsal legt L. seine milden, segnenden Hände. „Er begreift die Versuchung und die Unterliegung, das ganze Wirrsal der Empfindungen.“ Er weiß, dass „in verzweifelten Lagen es Heroismus ist, den Charakter dadurch zu zeigen, dass man sich selbst aufgibt“. Nicht ein „großmüthiges Verzeihen“ will uns L. verkündigen, sondern ein „menschlich warmes Begreifen,“ erhaben über die „niedrigen Philisterseelen“. Das Philisterium ist es, worunter der Künstler vorzugsweise leidet. Der Bildhauer Urban wollte am liebsten seine Kunst „als ein schönes Spiel mit allen Kräften und Regungen des Lebens“ betreiben. Seine Lehrer sollten ihm bloß „Handwerk und Technik“ geben. Er beugt sich nicht der Akademie. Es beginnt für ihn, dem der „erste Compromiss“ die „erste Charakterlosigkeit“ ist, die Leidenszeit. Er macht ihr durch den Tod ein Ende, nachdem er zuvor all die Qualen des Genies durchlebt hat, das da ausruft: „Wer beweist mir, dass ich das Genie bin, wofür ich mich gehalten habe? Alles Irrsinn, Wahn, Wahn!“ — „Er war ein überspannter Narr“, meinte man. Daneben malt uns L. jene stillen, zartbesaiteten Menschen, die fern vom Kampfe des Lebens in ihrem kleinen Heim contemplieren und phantasieren. In alle Kreise führt uns der Dichter, von einem Hofball zur Höckerin am Friedhofsthor, vom Atelier des Künstlers in die Werkstatt des kleinen Flickschusters. Den verschiedenen Welten entsprechend wechseln auch die Stimmungen. Bald entlockt L. sanfte, schwermüthige Weisen seiner Leyer, bald läßt er uns in das mystische Nachtleben der Seele blicken, um uns dann Todesgrauen in die Brust zu senken. Stets bleibt er der Dichter, dessen objective Darstellungen sich alle auf eine tiefinnerliche Weltanschauung zurückführen lassen, die einem reichen und wechselvollen Dichterleben ihren Ursprung verdankt. O. N.

---

**Bertha von Suttner**, eine „Schwärmerin“ für Güte. Von Leopold Katscher. (Dresden. E. Pierson. 1903.) Diese Schrift entstand gelegentlich des 60. Geburtstages der bedeutenden Frau, bedeutend als Dichterin und Denkerin, aber noch bedeutender durch ihre Bestrebungen für den Weltfrieden. Diese trotz aller Gegnerschaft unentwegten Bestrebungen sind ein culturbewegendes Element geworden, das nicht mehr aus der Welt zu schaffen ist, bis es dem Ideal immer näher und nahe gekommen sein wird. „Die Zukunft gehört der Güte!“ Ein großes Herz muss es sein, das diesen göttlichen Ausblick eröffnete. — Katschers Buch führt uns die Lebensgeschichte der merkwürdigen Frau vor, sowie die Kennzeichnung ihrer Werke, wovon das „Die Waffen nieder“ eine ihrer Weltbedeutung entsprechende Würdigung findet. Als Anhang Gedankenperlen und Selbstbekenntnis von Bertha von Suttner sowie eine sinnige Huldigung von Bertha Katscher. R.

---

**Im Lande des einstigen Paradieses.** Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. Mit Bildern, Karten und Plänen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Was der Verfasser während seines letzten, über vier Monate ausgedehnten Aufenthaltes in der babylonischen Ebene, vom Mai bis August 1902, gesehen, erlebt und erforscht hat, bietet er hier in Gestalt einer höchst lebensvollen, hie und da humoristisch gefärbten Reiseschilderung, die den Leser von Anfang bis zu Ende in lebhafter Spannung erhält. Handelt es sich doch um hohe und höchste Probleme menschlichen Wissens: Um die Aufhellung der alten und ältesten Menschheitsgeschichte. V.

---

**Ernstes und Heiteres** von berühmten Ärzten, Apothekern und Naturforschern. Von Dr. Adolf Kohut. (Berlinische Verlagsanstalt.) Das Büchlein führt uns in die Laboratorien, Sprechsäle und Studierstuben berühmter Naturforscher, Ärzte und Apotheker alter und neuer Zeit und berichtet über manches Neue — Ernstes und Heiteres — von ihrem Denken und Fühlen, ihrem Thun und Lassen, ihren Gewohnheiten und Eigenarten, das gewiss von Fachleuten und Laien mit gleich großem Interesse gelesen werden wird. V.

---

**Sind wir romfreie Christen bodenlos dumm?** Auszug aus den Conferenzreden des Pfarrvicars Josef Ferk. (Verein der Altkatholiken in Steiermark, Graz.) — **Don Quixote und Sancho Pansa.** Die Waffen dieser römischen „Glaubensstreiter“, beleuchtet von Josef Ferk. (Verein der Altkatholiken in Steiermark, Graz.) Wer die Broschüre „Hütet Euch vor falschen Propheten!“ vom Fürstbischof Schuster gelesen und die Predigten des Pater Opitz in Graz gehört hat, der lese auch diese Gegenschriften vom altkatholischen Pfarrer in Graz. Denn es ist billig, dass man beide Theile höre. M.

---

**Frau Récamier und ihre Freunde.** Ein Frauenbild aus bewegter Zeit von Joseph Turquan. Nach historischen Quellen und bisher noch unveröffentlichten Documenten. In freier Übersetzung von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.) Madame Récamier, die „Schönste der Schönen“, wie sie ihre Freunde und Bewunderer nannten. Die Freundin eines Chateaubriand, Benjamin Constant, des Herzogs von Montmorency, einer Frau von Staël, interessiert uns Deutsche diese eigenartige Frau namentlich durch ihr inniges Verhältnis

sich beweisen ließe, wäre kein Glaube mehr. Und eben weil das Wissen nicht zum Glauben gehört, haben wir Unrecht dem Gläubigen gegenüber. Das begreifen wir und verdenken es darum keinem, der vom Standpunkt des Glaubens aus unser Wissen verwirft.

So greift das Werk anregend in alle geistigen Sphären des Lebens und durchwärmt sie mit wohlthuendem Humanismus. M.

---

**Wo die alten Häuser steh'n** von V. Chiavacci. (Stuttgart. A. Bonz.) Es ist schwer, über ein neues Buch dieses altbekannten Autors zu berichten. Wenn wieder eines vom Verleger zur Thür hereinkommt, so begrüßt man es als lieben, vertrauten Bekannten: Ach, der Chiavacci! Damit ist alles gesagt. So geht es auch bei dem vorliegenden Buche. Wir wissen genau voraus, dass wir über die Abtheilung „Unsere Kinder“ hellauf lachen werden, nicht minder über die „Bilder von der Sonnenseite“ und „Lustige Momentbilder“, und dass uns die „Bilder von der Schattenseite“ ans Herz greifen. Alle bestätigen die Erfahrung, dass man einen Chiavacci nicht aus der Hand legen will, ehe man bis zur letzten (351.) Seite gelesen hat, und dass man zum Schlusse nicht recht sagen kann, ob die Thräne im Augenwinkel vom Lachen oder vom Mitgefühl stammt. Das sind die drei hauptsächlichsten Gefühle, die Chiavaccis Wiener Gestalten in uns erwecken: Mitleid, Spottlust und ein bissel brennende Scham; ich glaube, es sind dieselben, die dem herzwarmen Verfasser die Feder in die Hand gedrückt haben. H. F.

---

**Frisch auf!** Gedichte in oberbayrischer Mundart von Heinrich Zeller. (Stuttgart. Verlag A. Bonz.) Ein Echter und Rechter, der uns in den „Fliegenden Blättern“ oft begegnet ist. Den Dialect benützen heute leider viele; sie missbrauchen ihn, denn das Wort allein und der bequeme Reim thun's nicht, es gehört der Humus volkstreuen Empfindens dazu, den nur Abstammung oder liebevoller Umgang mit dem Volke bilden und erneuern. Daher findet sich in der neueren mundartlichen Dichtung so viel Anekdotenschund, bequeme Dutzendware, statt frischer Naturpoesie. Die Pseudodialectdichter haben den Geschmack des Publicums verdorben, dass vom Dialect nur die „Hetz“ und die derben „Gspaß“ erwartet und dafür strampelnden Beifall spendet, als hätte es nie einen Stelzhamer gegeben und nie die herrlichen Schätze des Volksliedes. Damit ist nichts gegen den Humoristen gesagt, beileibe nicht, denn der ulkt nicht, sondern er charakterisiert, wie es Bessere in ihren Schwänken verstehen; aber das ist eben keine billige Spassmacherei, sondern eine Kunst. Man sagt, der Volksdichter habe ein engumgrenztes Gebiet; das hat der Brunnen auch, der ist aber tief. Und noch tiefer ist das Menschengemüth mit Lust und Leid. Es ist ein schönes Lob für das vorliegende Buch eines bewährten Autors, daß es einen frischen Trunk aus dem Borne volksechter Empfindung bietet. Er möge recht viele laben! H. F.

---

**Novellen und Novelletten** von Fritz Lemmermayer. (Österreichische Verlagsanstalt Linz, Wien, Leipzig.) Die vorliegenden zwölf Skizzen verrathen alle den ganzen L. Frei von rohem Naturalismus wird das Realistische in die seelischen Vorgänge gelegt. Sind die Menschen auch individuell gezeichnet, so wird doch an den Schicksalen der einzelnen der Zusammenhang mit dem allgemeinen aufgezeigt. Sensitive Psychen sind es, die L. vorzugsweise schildert, schwärmerische, scheue Seelen, „die von den Fittichen der Schwermuth beschattet“ werden, die „eine Kleinigkeit trübt, wie ein Hauch den Spiegel, eine Roheit zittern macht“. Schon in der Schule müssen diese Seelen leiden, wo das Nervensystem durch den heutigen Unterricht häufig überreizt wird. L. schildert uns die Leiden des kleinen Viktor, „dessen gesteigertes, verfeinertes Gemüthsleben, verbunden mit seinem träumerischen, nachdenksamen Hang, der Ackerboden war, auf welchem der Schmerz in die Halme schießen konnte“. Auf seine individuelle Veranlagung nimmt unsere gleichmacherische Schule natürlich keine Rücksicht. Der Professor sagt nicht: „Er ist sensitiv“, sondern: „Er ist verstockt“. Und die Kindesseele bricht zusammen. Was die Schule für das Kind bedeutet, das ist vielfach für den Erwachsenen das Militär. Der Schneider Wendelin, ein grübelnder Kauz, der bei seinem beschaulichen Gemüth am liebsten Jung Stilling liest, muss durch Qualen aller Art lernen, dass „ein Soldat alles andere eher dürfe, als denken“, um so zur brauchbaren Maschine zu werden. Glücklicherweise läßt ihm L. trostspendende Liebe teilhaft werden. Die Erlösung von den Leiden der Schule, des Militarismus ist sicher, anders steht es mit den Leiden des Daseinskampfes. Der junge, lernbegierige Mensch muss „frühzeitig ein Arbeitsthier, ein Lohnsclave werden“. „Die Ideale seiner Jugend muss er begraben, ohne aufzuhören, darum zu klagen und zu trauern.“ Nur wenigen ist es vergönnt, wie Holm als geistiger Epikuräer zu leben, die meisten sind zu „rußiger“ Sclavenarbeit verdammt und bei so manchem wird die Seele einzig und allein durch die Verhältnisse schuldig. Ist nun die Psyche fein veranlagt, so leidet sie durch das Schuldgefühl entsetzliche Qualen. Wir sehen die junge Gertrud dulden, die „an der Kette schmählicher Abhängigkeit zerrend“ nach ihrem Glücke seufzt. Wir sehen sie, gebrochen

**Die große Krippe.** Komödie in fünf Acten von Georg Fernandes. (München. Karl Haushalter. 1903.)

**Der neue Kommandeur.** Komödie in vier Aufzügen von A. Bock und M. Schramm.

**Der Substitut.** Eine Eisenbahnkatastrophe in einem Act von Sepp Steyegger. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Gedichte** von Friedrich Otto. (Berlin. G. Thieme.)

**Verse** von Karl Josef Pichler. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Erzählungen** von Susi Wallner. (Linz. Österr. Verlagsanstalt.)

**Klingende Tiefen.** Neue Gedichte von Maria Kona. (Berlin. Hermann Costenoble. 1903.)

**Frisch auf!** Gedichte in oberbayrischer Mundart von Heinrich Zellner. (Stuttgart. Adolf Bonz & Comp. 1903.)

**Gedichte** von Ida Hahn. (Dresden. E. Pierson.)

**Nach Sonnenwende.** Eine Gedichtsammlung von Rud. Sammet. (Dresden. E. Pierson.)

**Meine Landsleut'.** Dichtungen in oberösterreichischer Mundart von Jos. Krempl. (Linz. 1903. Im Verlage des Verfassers.)

**Familie Swetzow.** Culturbilder aus Russisch-Polen von Cl. Nast. (Stuttgart. A. Bonz & Comp.)

**Aus der Tatra.** Von K. Przerwa-Tetmajer, deutsch von J. v. Immendorf. (München. J. Marchlewski & Co. 1903.)

**Erinnerungen aus der alten Zeit von Dippoldiswalde.** Dargebracht von Büchting. (Dippoldiswalde. Karl Jahne. 1903.)

**Goethes Briefe.** Ausgewählt und in chronologischer Folge mit Anmerkungen herausgegeben von Eduard von der Hellen. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

**Hebbels ausgewählte Werke** in sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Richard Specht. 1. Band. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

**Grillparzers Briefe und Tagebücher.** Eine Ergänzung zu seinen Werken. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben von Karl Glossy und August Sauer. 2 Bände. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

**Marie Eugenie delle Grazie** als Dichterin und Denkerin von Bernhard Münz. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1902.)

**Christi glorreiche Erscheinung.** Eine Klarlegung von Matthäus Vierundzwanzig. (Hamburg. Internationale Tractatgesellschaft.)

**Festschriften des Gustav Adolf-Vereines.** „Gustav Adolf-Geschichten" von Franz Blankmeister. (Leipzig. Arwed Strauch.)

„Peter Rosegger und die Heilandskirche in der Waldheimat" von Adolf Kappus. (Leipzig. Arwed Strauch.)

**„Frauennoth und Frauendienst".** Der evangelische Diakonieverein und seine Zweiganstalten. Von Prof. Dr. Friedrich Zimmer. (Berlin. Evang. Diakonieverein. 1901.)

**Der Liberalismus in Stadt und Land.** Von Ludwig Maurer. (Großgeschaidt. Selbstverlag des Verfassers. 1903.)

**Amt und Stellung des Volksschullehrers.** Von Dr. Wilhelm Petersen. (Berlin. Gerdes & Hödel.)

**Reform des Leseunterrichtes.** Eine Anleitung für Elementarlehrer, den Leseunterricht nach der „vereinfachten Normalwörtermethode" zu ertheilen. Von Matthäus Schmidbauer. (Schwanenstadt. Selbstverlag des Verfassers.)

**Silbenfiebel** für Schule und Haus. Von Ernst Lehmann. (Wenigenjena. Selbstverlag des Verfassers. 1903.)

**Meisterbilder fürs deutsche Haus,** herausgegeben vom Kunstwart. XIII. Folge, Blatt 73—78. (München. Georg D. W. Callwey.)

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorräthige wird schnellstens besorgt.

## Sammelt steirische Tanzweisen!

Zu Beginn des laufenden Jahres ist die Sammlung: 444 Jodler und Juchezer aus Steiermark im Verlage des Wiener Musik-Verlagshauses erschienen.

Der zweite Band des Gesammtwerkes soll die Instrumental-Musik des deutschen Steirers, namentlich aber echte, im Volke selbst entstandene steirische Tanzweisen enthalten.

Da der einzelne bei allem Sammelfleiße nicht imstande ist, alle diese über das ganze Land und oft in die abgelegensten Schluchten und auf fast unzugängliche Höhen verstreuten Erzeugnisse des schaffenden Volksgeistes zu erreichen, sieht sich der Unterzeichnete genöthigt, um die Mitwirkung aller derjenigen zu bitten, welche für die deutsch-steirische Volksmusik Herz und Verständnis besitzen. Er wendet sich diesbezüglich vor allem an jene Persönlichkeiten, welche mit dem Volke in mehr

mit Prinz August von Preußen. Der Prinz wurde bei Saalfeld gefangen genommen und lernte bei einem Aufenthalt am Genfer See bei Frau von Staël die schöne Julie kennen. V.

**Eine neue Reihe guter Bücher** ist das Programm der soeben erschienenen neuen Serie der Bibliothek der Gesammtliteratur (Hallesche Ausgabe). Die treffliche „Selbstbiographie" Franz Grillparzers, mit dem Bilde des Dichters und einer Vorbemerkung von Hans Marshall. Zwei erste Einzelbändchen einer neuen Byron-Ausgabe, übersetzt und mit Vorwort versehen von Alexander Neidhardt. „Der Giaur", Fragment einer türkischen Geschichte. „Die Braut von Abydos". Eine türkische Geschichte. „Der Korsar". „Lara". Karl Ernst Altena (Dr. Ernst Rzejacz), „Der junge Goldschmied", Dichtung, mit Vorbemerkung und dem Bilde des Dichters. Von Melchior Meyr: „Die Lehrersbraut". Erzählung aus dem Ries. Dem gemüthvollen schwäbischen Erzähler folgt ein russischer Meister der Schilderungskunst: Iwan Serg. Turgenjew mit drei Erzählungen: „Klara Militsch", „Jakob Passuinkow" und „Der Jude". Übersetzt von Nikolaus Möhring. Mit dem Bilde des Dichters und einer Vorbemerkung. Eine wirkungsvolle Schrift von Jeremias Gotthelf: „Dursli, der Branntweinsäufer" oder „Der heilige Weihnachtsabend", für deutsche Leser bearbeitet von Dr. Franz Kwest. Mit Bild und Vorwort, schließt diesmal die Reihe der culturfördernden gelben Halleschen Hefte. V.

Den Zankapfel der nächsten Zukunft für die hohe Politik, d. h. die Mandschurei, deren Besitz für den Einfluss, ja für die Oberherrschaft im chinesischen Reiche maßgebend sein wird, stellt die Karte: Ostsibirien und Mandschurei in der soeben ausgegebenen 17. und 18. Lieferung von **Stielers Hand-Atlas** (erscheint in 50 Lieferungen, jede mit 2 Karten, oder in 10 Abtheilungen, jede mit 10 Karten) dar. Das von Herm. Habenichts gezeichnete Blatt zeigt die durch die Vollendung der sibirischen und mandschurischen Eisenbahn für den Weltverkehr erst erschlossenen Gebiete in einem größeren Maßstabe, als irgend ein anderer Atlas bietet. Die Geländedarstellung lässt gut erkennen, welche Schwierigkeiten der Bau der sibirischen Bahn bereitet hat, das Kartenbild zeigt aber deutlich, wie viel von Russland noch für die Erforschung Ostsibiriens gethan werden muss, namentlich im Gouvernement Jenisseisk, in der Provinz Jakutsk und in der Amur- und Küstenprovinz. Die Karte ist leicht lesbar. Die letzten Blätter: Österreich-Ungarn, Blatt 1 und 2, sind aus der früheren Ausgabe übernommen, aber einer eingehenden Berichtigung unterzogen worden. V.

**Darf es so weitergehen?** Von Schulz-Wulkow. (Berlin.) Den Deutschen deutsches Getreide! Das ist ein großes sociales Programm, das in dieser Schrift entwickelt wird.

**Der Dürerbund** versendet an seine Mitglieder als Vereinsorgan ein „Dürerblatt", von dem uns die beiden ersten Nummern vorliegen. Die Kraft zu natürlicher und echter Gestaltung des Lebens in unserem Volke bedarf ja dringend der Stärkung. Der Verwahrlosung unseres durchschnittlichen Bauens zu steuern, die Erhaltung der Kunst- und Naturschönheiten, all die Bestrebungen für Heimatpflege, für Kunst in der Schule und im Volk, die Entseuchung unseres Heims von Imitationsschwindel, all das und vieles andere sind Aufgaben, an denen der Katholik und der Protestant, der Demokrat und der Conservative im Lande wirken kann, „damit die ästhetische Cultur in unserem Volke lauterer und reiner, tiefer und echter werde, wirken gegen Protzenthum, Nachäfferei und Augentrug, gegen das Simili in aller Gestalt", um so „unserem Volke im Alltags- wie im Festtags-Sein einen gesunden und wahren, erfreuenden und erwärmenden Ausdruck des besten Lebens erarbeiten zu helfen". — Der Dürerbund hat jetzt schon dritthalbtausend Einzelmitglieder und außerdem ist ihm eine Reihe der angesehensten Vereine für Kunstpflege bereits corporativ beigetreten. Schon wer eine einzige Mark Jahresbeitrag an den Geschäftsführer des Bundes, Georg D. W. Callwey in München, mit der Beitrittserklärung sendet, erhält dafür auch das Dürerblatt unberechnet und postfrei ein Jahr lang zugesandt. V.

## Büchereinlauf.

**Romane und Novellen.** Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.)

Von der österreichischen Verlagsanstalt, Linz: **Idealisten.** Zur Geschichte von kleinen Beamten von Karl Bienenstein. **Militär-Humoresken.** Von Rudolf Kraßnigg.

**Wien, das bist du!** Kleine Erzählungen aus dem Nachlasse von C. Karlweis. (Stuttgart. Adolf Bonz & Co.)

**Auf den Bergen.** Novellen von J. Norrmann. (München. Monachia-Verlag.)

**Sächsische Dorfgeschichten.** Von Wilhelm Schindler. (Kürschners Bücherschatz. Berlin. Hermann Hillger.)

**Verzweifelt.** Geschichte eines Theologie-Studierenden. (Dresden. R. von Grumbkow. 1902.)

**Snob.** Roman von Georges Speck. (Dresden. E. Pierson.)

**Thatkraft.** Novelle von Wilhelm Arens. (Dresden. E. Pierson.)




# Leben.

Die frohe Botschaft eines armen Sünders von **Peter Rosegger.**

(Schluss.)

In der Nacht, die diesem schwersten aller Erdentage gefolgt ist, hat Maria, die Mutter, wohl nicht geschlafen. Und doch hat sie ein Gesicht geschaut, wie es noch keinem Wachenden vor die Seele getreten.

Als sie so hingesunken am Steine lehnt und ihr Auge am Kreuze ruht, das hoch und starr in den Himmel aufragt, da ist es ein Baum voll weißer und rother Blüten. Es ist, als sei er entsprossen jenem Zweig vom Paradiesesbaum, den der Engel einst über die Hecke hat gereicht . . . Er steht mitten in einem lieblichen Rosengarten, von Düften, Wasserrieseln und Vogelgesang durchzogen und über allem ein wonniges Licht. Zu diesem Eden wandern aus einem weiten Abgrunde unübersehbare Menschenscharen. Sie steigen aus dunklen Tiefen langsam und feierlich hinan zur lichten Höhe. Ganz voran ein Paar, der Urvater Adam, Arm in Arm mit der Eva. Gleich hinter diesen Abel, Arm in Arm mit Kain. Dann schon in dichteren Reihen die Allväter, die Richter und Könige, die Propheten und Sänger, darunter Abraham und Isaak, Jakob und Josef, Salomon und David, Ezechias und Josias, Eleazar und Joachim und ganz hinten — allein wandelnd ein Greis, der sich stützt an den Stab, aus dem Lilien

oder weniger inniger Fühlung stehen, so namentlich an die Geistlichkeit, an die Lehrerschaft, an die Studierenden der Hochschulen, die Schüler der Lehrerbildungsanstalten, sowie der deutschen Mittelschulen Steiermarks.

Jede, auch die unbedeutendste Einsendung, wird mit Dank entgegengenommen. Die Musikstücke müssen ohne jede willkürliche Änderung von Seite des Sammlers möglichst genau so wiedergegeben werden, wie sie im Volke selbst gang und gäbe sind. Falls die Begleitung (Bass) nicht zu beschaffen ist, wie sie im Volke selbst gespielt wird, soll sie nicht etwa aus Eigenem hinzugefügt werden. Es genügt, die erste und womöglich auch die zweite Stimme anzugeben. Auch möge mit thunlichster Genauigkeit der Ursprung, das Alter, der Fundort und der Verbreitungsbezirk des betreffenden Stückes, sowie der Name dessen, der die Niederschrift besorgt hat, sowie des Einsenders angegeben werden.

Einsendungen erbeten an Dr. J. Pommer, Wien, V., Franzensgasse 11.

Wien, im Juli 1903.



## Postkarten des „Heimgarten".

* Wenn ein junger Mann mit mäßigem oder halbem Talente sich der Dichtkunst oder der Schriftstellerei widmen will, so rathen wir ihm allemal, sich zuerst um einen Beruf mit Brotkorb umzusehen und dann erst nebenbei zu dichten und zu schriftstellern. Manche sind entsetzt darüber, dass wir hauptsächlich ans Materielle und nebenbei erst ans Ideale denken, und ziehen daraus ihre Schlüsse. Jede Abweisung macht uns um einen Freund ärmer und um einen Feind reicher. Trotzdem bleiben wir dabei, dass man Unterdurchschnittstalente nicht in die Literatur hereinlassen, sondern sie zu einem nährenden Gewerbe jagen soll. Taucht einmal wirklich ein urspüngliches und eigenartiges Talent auf, dann freilich dürfte man ihn nicht zum Brotkorb des Philisters laden, sondern zum Kreuzweg des Genies. Aber unsere literaturbeflissenen jungen Herren und Damen wollen gleich ohne weiteres von ihrer Feder leben. Das gelingt von tausend kaum einem, alle anderen werden von ihren Büchern nicht satt, während das Publicum ihrer Bücher satt wird. Wir haben es stets für unsere Pflicht gehalten, die Herrschaften darauf aufmerksam zu machen und ihnen gerathen, nicht als zweifelhafte Scribenten zu verhungern, sondern als tüchtige Berufsleute leben zu bleiben und mit der freien Kunst sich nur in freier Zeit zu beschäftigen. Ja, es gibt Beispiele, dass Beamte, Lehrer, Officiere u. s. w. für die Literatur Besseres geleistet haben als mancher Berufsschriftsteller. Das Dichten sollte eigentlich nie zum Beruf gemacht werden. Anstatt dass, wie jetzt, alles nach diesem Berufe drängt. R.

**K. M., Graz.** Sie haben Recht, dass in dem betreffenden Aufsatz der „Revue de deux mondes" die steirischen Schilderungen Roseggers etwas zu französisch ausgelegt worden sind. Seillier hat einzelne Sondergestalten und Schilderungen aus alter Zeit der Steiermark verallgemeinert und in die Jetztzeit übertragen. Dadurch ist manches schief und unwahr geworden. An plastischer Darstellung und Wärme ist, glauben wir, Seilliers Arbeit unübertroffen.

**N. N., Wien.** Besten Dank. Zahlreiche Zustimmungen von Wienern selbst beweisen, dass Stüber mit seinem Aufsatz „Die Witzigen" den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Nur ein paar getroffene Gänse haben gekreischt.

**S. T., Mürzzuschlag.** Der vor kurzem verstorbene Jakob Rosegger, der in St. Kathrein (nicht Alpl) den sogenannten „Roseggerhof" hinterließ, war kein Verwandter des Dichters.

**Für Windischgraz** bei Rosegger eingelaufen: Von einem Deutschkatholiken in Dresden 50 K; Friedrich Ernst Heidenheim 11 K.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, dass unverlangt geschickte Manuscripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaction und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 10. Juli 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hierauf einer der Templer: „Ihr könnt es aber trotzdem sehr gut sagen. Denn geschlafen habt Ihr doch sicher in Eurem Leben einmal. Und der Strafe wegen wollen wir es beim Statthalter schon durchsetzen, dass Euch nichts geschieht.“

Die tapferen Römer dünkt es am klügsten, mit der Obrigkeit sich nicht zu überwerfen und das auszusagen, was sie am liebsten hört. Also die Wächter haben geschlafen und mittlerweile ist der Leichnam entwendet worden von seinen Jüngern, um sagen zu können, er ist auferstanden. Das wird bekannt gemacht und die Nachrichten von der Auferstehung des Nazareners sind stumm geworden.

Auch die Jünger haben es nicht glauben können. Etliche von ihnen haben sogar kurzweg gemeint, Pilatus und seine Hintermänner dürften am besten wissen, wohin der Leichnam gerathen sei. Und andere wieder sind von einer Begeisterung erfüllt, wie nie zuvor, von einer schöpferischen Kraft, die ihnen Bilder der letzten Tage mit qualvoller Deutlichkeit vor Augen stellt. Nun ist es, dass zwei der Jünger hinauswandern nach dem Orte Emaus. Sie sind betrübt und besprechen unterwegs das unfassbare Unglück, das sie getroffen hat. Da gesellt sich ein Fremder zu ihnen und frägt sie, weshalb sie so traurig wären?

„Wir gehören zu den Seinen“, antworten sie.

Weil er darauf schweigt, als ob er es nicht verstanden hätte, so fragen sie, ob er denn ganz fremd sei in Jerusalem und nicht wisse, was sich in den letzten Tagen dort begeben hat?

„Was hat sich denn also begeben?“ frägt er.

Er würde doch gehört haben von Jesus, dem Propheten, der so große Thaten vollführt und ein neues, wunderbares Wort Gottes verkündet hat. Vom himmlischen Vater voller Liebe, vom Himmelreich im eigenen Herzen und vom ewigen Leben. Es ist wohl nicht anders, als dass in diesem Verkünder Gott selbst Menschengestalt angenommen hat, um ihnen ein vollkommenes Leben vorzuleben. Und diesen Gottmenschen nun hat man hingerichtet in Jerusalem. Seither seien sie grenzenlos verlassen und deshalb wären sie traurig. Er habe zwar versprochen, dass er aus dem Tode auferstehen werde als Bürge für seine Botschaft von der Menschen Auferstehung und dem ewigen Leben. Nun sei aber schon der dritte Tag. Es gehe freilich wohl ein Gerede, dass heute morgens zwei Frauen ihn sollen gesehen haben mit den Nägelwunden. Aber so lange sie nicht selbst ihre Hand in seine Wunden legen könnten, wäre es nicht zu glauben und es werde wohl auch bei ihm so sein, wie bei allen Entschlafenen.

Hierauf spricht der Fremde: „Wenn der Auferstandene zu Euch nicht kommt, wie er den Frauen erschienen ist, so geschieht es nur, weil Euer Glaube zu schwach ist. Wenn Ihr schon ihm nicht glaubt,

sprießen — Josef, ihr Ehemann. Ihm eilt es nicht, er bleibt stehen und sieht sich um nach Maria.

Sie ziehen ein ins Paradies.

Das hat Maria geschaut, dann bricht der Tag an.

---

Nach der Beisetzung am dritten Tage geht in Jerusalem eine unerhörte Neuigkeit um.

Strenge nach den Vorschriften war das Grab des Nazareners gehalten worden. Vor die Felsnische, in welcher der Leichnam gelegen, haben sie einen schweren Stein gewälzt, den der Hauptmann auf Wunsch des Statthalters an allen Ecken und Enden versiegelt hat. Am Eingange sind zwei scharf bewaffnete Kriegsknechte aufgestellt worden mit dem Auftrage, jeden Verdächtigen vom Grabe zurückzuweisen. Und doch nun diese unerhörte Botschaft! — Der Nazarener ist auferstanden!

Am Morgen dieses Tages — so wird erzählt — sind zwei Frauen zum Grabe gegangen, die Mutter des Gekreuzigten und dessen Jüngerin Magdalena. Anfangs sind sie überrascht, dass die Wächter fehlen, und dann sehen sie, der Stein ist weggewälzt. Die Felsnische ist leer, nur das weiße Linnen ist noch da, in das er gewickelt gewesen. Die Frauen heben an zu weinen, dass man ihnen auch den Leichnam weggenommen, da sehen sie einen weißen Knaben stehen und hören, wie er spricht: „Der, den Ihr suchet, ist nicht hier. Er lebt und geht mit Euch nach Galiläa.“

Wie in einem wonnesamen Traum, so sind die Frauen vom Grabe hintangetaumelt. Da steht ein Mann im Garten, den sie für den Gärtner halten. Sie wollen ihn fragen, er tritt ihnen freundlich entgegen — Jesus ist's. Mit jugendlich schönem, leuchtendem Angesichte, kein Makel und keine Wunde, außer an den Händen die Nägelspuren. So steht er vor ihnen. Sie erschrecken, sie hören, wie er sagt: „Der Friede sei mit Euch! Ich bin es.“ — Weil es so sonnenhell ist, halten die Frauen ihre Hände vor die Augen und wie sie wieder aufblicken, haben sie ihn nicht mehr gesehen.

Das Grab des Nazareners ist leer! Alles pilgert aus der Stadt, um zu sehen. Seit der Kreuzigung hat sich im Volke die Stimmung ganz gewendet. Kein Schmähwort mehr und viele schlagen heimlich an ihre Brust. Die Oberpriester sind versammelt und befragen die Wächter, wie das zugegangen. Diese wissen nichts vorzubringen.

„So saget doch wenigstens aus, dass Ihr geschlafen habt und dass ihn seine Anhänger gestohlen haben müssten.“

„Würdige Herren!“ antwortet einer der Wächter. „Dass wir geschlafen hätten, können wir zweimal nicht sagen, einmal, weil es nicht wahr ist und das anderemal, weil wir bestraft würden.“

gewirkt haben auch die Propheten, und auferstanden? Was hilft es mir, wenn er doch nicht leiblich bei uns ist?"

Sie erschrecken sehr. Sie beben vor Schreck. Nicht des Meisters, sondern des Bruders wegen. Thomas aber spricht weiter: „Warum nennt Ihr nicht das größte Zeichen, das wahre Zeichen seiner Gottheit? Warum sprecht Ihr nicht von seinem Worte? Von der Gotteskindschaft, von der Feindesliebe, von der Erlösung? So hört mich doch, was ich sage, was wir alle erlebt haben und zu jeder Stunde erleben. Er hat uns von der Weltgier losgelöst, er hat uns die Liebe und die Freude gelehrt, er hat uns sicher gemacht des ewigen Lebens beim Vater im Himmel. Das hat er durch sein Wort gethan. Für dieses Wort ist er gestorben und in diesem Worte wird er leben. Dieses göttliche Wort, Ihr Brüder, ist mir der Beweis von seiner Gottsohnschaft. Ich bedarf keines anderen."

„Kinder!" sagt Johannes. Zwar ist er unter ihnen der jüngste, aber er sagt: „Kinder! Lasset solche Reden. Der Glaube ist das Wissen des Herzens. Sind wir nicht von Herzen selig, dass wir den Vater gefunden haben, so nahe bei uns, so treu mit uns, so ewig für uns, dass uns nichts mehr geschehen kann? Diese Leiber fallen hin, aber er ist die ewige Auferstehung und wer an ihn glaubt, der stirbt nicht. Er hat die Menschenkinder so sehr geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn hingegeben, damit jeder, der an ihn glaubt, ewig lebe. Darum sind wir so selig, weil wir in Gott sind und Gott in uns ist."

Also hat sein Lieblingsjünger gesprochen in wonniger Verzückung. Da leuchtet es in ihnen auf und sie sehen die unermessliche Bedeutung dessen, der in Menschengestalt unter ihnen gelebt hat.

Überall, wo sie gehen und stehen, klingen ihnen im Ohre seine Worte. Die Verheißung, dass er ihnen nach Galiläa folgen wird, ist erfüllt, sein Geist ist mit ihnen, sie sind dessen sicher geworden. Aber dieser Geist lässt ihnen die Ruhe des Alltags nicht, er ist wie Sauerteig, der ihr Wesen erregt, er ist wie ein Funke, der sie zu hellem Brand entzündet und ihnen die feurigen Zungen gibt zur Verkündung der frohen Botschaft. Sie müssen fort. Keiner will es zuerst sagen und auf einmal sagt es jeder: Wir müssen in die weite Welt. — Ohne viel Vorbereitung, mit Mantel und Stab, so wie sie mit ihm gewandelt, ziehen sie davon. Nach Jerusalem wollen sie, um an seinem Grabe noch einmal zu stehen, und dann fort nach allen Richtungen hin, um Jesus, den Sohn Gottes, zu predigen.

Unterwegs haben sie eine gar ungeahnte Begegnung. Eines Tages, da sie unter Mandelbäumen rasten, sehen sie im Thale einen Trupp von Reitern. Es sind Landsknechte mit einem Hauptmann. Dieser scheint

aus den Weissagungen sollte Euch doch bekannt sein, wie Gottes Gesandter leiden und sterben muss, weil man nur durch dieses Thor zur seligen Herrlichkeit gelangen kann."

Unter solchem Gespräche sind sie nach Emaus gekommen, wo die beiden Jünger einkehren wollen im Hause eines Freundes. Der Fremde, dünkt sie, wolle noch weiter wandern, aber er ist ihnen lieb geworden auf dem Wege, deshalb laden sie ihn ein, mit ihnen ins Haus zu treten: „Herr, bleib' bei uns. Der Tag neigt sich, es will schon Abend werden."

Also ist er mit ihnen eingekehrt. Und dann, als sie bei Tische sitzen und der Fremde das Brot genommen hat, flüstert einer zum andern: „Siehe, wie er das Brot bricht! Ist das nicht unser Jesus?"

Und wie sie ihn in namenloser Freude umarmen wollen, sehen sie, dass sie unter sich allein sind.

So haben es zwei Jünger erzählt und niemand glaubt lieber als der Trödler Schobal; nun will er dreihundert Goldstücke für den Rock des Auferstandenen. — Am wenigsten sicher der Ursänd ist der Jünger Thomas. „Ist er denn des leiblichen Lebens wegen gekommen?" frägt er. „Hat er nicht alles auf das geistige Leben gesetzt? So wird der wahre Jesus Christus im Geiste bei uns sein."

In diesem Vertrauen sind jene Jünger, die mit dem Meister aus Galiläa gekommen, wieder heimgereist in ihr Land. Dort hat sich auch einiges geändert. Die Verurtheilung des Nazareners, ohne eine Schuld an ihm zu finden, hat die Galiläer arg entrüstet. Sein großes Sterben hat sie aufgeschreckt. Nein, ein gewöhnlicher Mensch war es nicht gewesen, dieser ihr Landsmann! An seinen Anhängern wollen sie nun gut machen, was sie an ihm gesündigt. So werden die Jünger in Galiläa gut aufgenommen und man möchte ihnen die Lebensstellungen wieder einräumen, die sie zwei Jahre vorher verlassen haben. Johannes hat die Mutter heimgebracht und zieht mit ihr ins stille Haus von Nazareth. Die übrigen versuchen es ebenfalls mit der Alltagswelt, aber sie können nichts, als immer nur an den Meister denken, und wo auch nur zwei oder drei von ihnen zusammenkommen, ist er im Geiste unter ihnen. Eines Tages sind sie beisammen in einer Hütte am See. Sie sprechen von seiner Gottessohnschaft, und mehrere, die sich nun auch ein wenig in der Schrift umgesehen haben, führen Beweise an. Die Prophezeiungen, die in ihm eingetroffen sind, die Psalmen, die er erfüllt hat, die Wunder, die er gewirkt hat. Und dass er nach seinem Tode gesehen worden ist von vielen.

Darauf sagt plötzlich Thomas: „Mit dem, Brüder, weiß ich nicht viel anzufangen. Auch andere Dinge sind geweissagt worden, Wunder

Dann frägt er zum drittenmal: „Habt Ihr mich lieb?“

Und sie rufen alle zugleich: „Es ist unaussprechlich, o Herr, wie sehr wir Dich lieb haben!“

„So geht nun hin. Gehet zu den Armen und tröstet sie, zu den Sündern und richtet sie auf. Zu allen Völkern gehet und lehret sie alles, was ich Euch gesagt habe. Wer an mich glaubt, der wird selig sein. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich gehe nun zum Vater ein. Meinen Geist und meine Gewalt hinterlasse ich Euch: Den Augen das Licht, den Zungen das Wort, den Herzen die Liebe. Und den Sündern Gnade — —“

Noch haben sie ihn so sprechen gehört und -- ist doch sonst niemand da als sie, die Jünger. Auf dem Steine sind zwei Fußstapfen eingeprägt. Schweigend athmen die Himmel. Sie sinken auf ihr Angesicht und schauen es, wie er aufsteigt zu den Wolken, wie er entschwebt im Lichte und wie er eingeht zum Vater, zu dem auch wir einst kommen werden durch unseren Heiland Jesus Christus.

Herrgott Vater! Ich danke Dir, dass Du mir gegönnt hast, das Leben, Leiden und die Urständ Deines eingeborenen Sohnes zu betrachten und an seinen Worten und Verheißungen mich zu laben in dieser dunklen, angstvollen Zeit. In den Qualen der Ungewissheit, die schrecklicher sind als der Tod, habe ich Muth geschöpft aus dem großen Gleichnisse des Lebens und Trost erhalten aus der Erscheinung meines Erlösers. Die heiligen Büßer haben meine Hoffnung gestärkt. Um des gekreuzigten Heilands willen, o Herr, lege Erbarmen in das Herz meines Königs. Sterben, wenn es Gott will, wie Dismas starb. Nur Verzeihung. Mit Jesus rufe ich zu dir, o Vater im Himmel: Gnade dem Sünder! Amen.

## Schluss.

Das also ist die Schrift. Ein Handwerksmann hat sie geschrieben in der Armensünderzelle. Das Schlussgebet war genau an dem Tage, als es sich nach seiner Verurtheilung das sechstemal wochte.

Verurtheilt? Weshalb? Wozu? Konrad schreckte ein wenig auf.

So tief hatte er sich die letzte Zeit in das Heilandsbild versenkt, dass er fast in ihm aufgieng. In den Tagen hatte er daran geschrieben, in den Nächten davon geträumt. Zu Bethlehem war er gewesen an der Krippe. Am See Genezareth wandelte er, in der Wüste von Judäa nächtigte er und reiste dann nach Sidon, übers Gebirge und nach Jerusalem. Auf dem Ölberg stand er, in Bethanien und beim Abendmahl saß er an Jesu Seite. — — Gefangen hier im Strafhause, verurtheilt zum Tode! — Beinahe ließ ihn dieser

die Jünger bemerkt zu haben, denn er sprengt auf seinem Rappen heran. Die Jünger erschrecken ein wenig und Thaddä, der gute Augen hat, sagt: „Gnade uns Gott, das ist der grimme Weber!“

„Wir wollen ihn ruhig erwarten“, sagen die Brüder und bleiben stehen. Als der Reiter ganz in ihrer Nähe ist, steigt er rasch vom Pferde und frägt: „Seid Ihr des Jesus von Nazareth?“

„Wir sind seine Jünger“, antworten sie freimüthig.

Da fällt er vor Petrus, dem ältesten, aufs Knie, breitet die Arme aus und ruft: „Nehmt mich an! Nehmt mich an! Ich will würdig werden, sein Jünger zu sein.“

„Aber, wenn ich recht erkenne, Du bist doch Saul, der ihm nachgestellt hat“, sagt Petrus.

„Nachgestellt, verfolgt, ihn und die Seinen!“ spricht der Reiter und rasch von den Lippen stürzen seine Worte. „Vor zwei Tagen noch ausgezogen gegen solche, die gesagt haben, er sei auferstanden. Wenn sein Tod die Anhängerschaft noch vergrößert, so ist mein Denken, dann wird es gefährlich. Die Schwärmer müssen bei Zeiten ausgerottet werden. Immer muss ich denken an diesen Menschen, der so unheimlich in die Seelen greift. Tag und Nacht muss ich an ihn denken und an vieles, was er gesagt hat. Und wie ich auf der Steppe dahinreite im Abenddämmern, siehe, da ist über mir ein Licht, dass das Pferd sich bäumt, eine weiße Gestalt steht vor mir und seine gegen Himmel erhobene Hand hat ein Wundmal. Wer bist Du, dass Du mir den Weg vertrittst? rufe ich ihn an. Und er antwortet: Ich bin der, den Du verfolgst! — Euer Auferstandener ist's gewesen. — Warum verfolgst Du mich, Saul, was habe ich Dir gethan? — Lebendig steht er da! — Ja, Ihr Männer aus Galiläa, nun glaube ich, er ist wahrhaft auferstanden. Und wie ich sein Wort bisher verfolgt habe, so will ich es von nun an verbreiten helfen. Brüder! Nehmt mich an!“

Das ist mein Gesicht von der Bekehrung des Saul zum Weltapostel. Er schickt nun den Rappen ins Thal zurück und geht in Freude und Demuth mit den Galiläern gegen Jerusalem.

Als sie nach einigen Tagen auf den Ölberg kommen, wo sich dem Blick das erstemal die Königsstadt darbietet, sehen sie es: Auf dem Felsen steht — Jesus. In der Gestalt, wie er immer gewesen, steht er da und den Jüngern ist es zu Muthe wie sonst, wenn sie bei ihm haben können sein. Sie umgeben ihn im Kreise und er blickt sie gütig an. Und plötzlich hören sie, wie er mit leiser Stimme fragt: „Habt Ihr mich lieb?“

„Herr“, antworten sie, „wir haben Dich lieb.“ — —

Er frägt noch einmal: „Habt Ihr mich lieb?“

Sie sagen: „Herr, Du weißt es, dass wir Dich lieb haben.“ — —

„Da Sie mich schon gar nimmer rufen lassen wollen, lieber Ferleitner, so muss ich freilich wohl einmal ungerufen kommen, um zu sehen, was Sie treiben. Sie waren doch nicht krank?"

„Ist vielleicht die Entscheidung da?" fragte der Sträfling zurück.

„Dass ich nicht wüsste", antwortete der Mönch. „Wie ich sehe, stört man Sie in der Arbeit."

Denn Konrad hatte versäumt, seine Blätter wegzuräumen. So musste er nun auch gestehen, dass er sie geschrieben habe.

„Ist es denn hier nicht zu dunkel zum schreiben?"

„Man gewöhnt sich daran. Anfangs war's dunkel, aber es ist immer heller geworden."

„Am Ende gar — das Testament?" fragte der Pater mit gehobenen Brauen. Es hätte launig sein sollen.

„Nein, das nicht, Hochwürden. Oder vielleicht doch. Ja doch — das Testament."

„Schau, schau! Also zu testieren haben Sie!"

„Ich nicht. Ein anderer."

Der Pater blätterte in den Schriften, las hie und da eine Zeile, schüttelte ein wenig seinen geschorenen Kopf und sagte: „Es sieht in der That so aus, als wäre das so etwas, wie das Neue Testament. Haben Sie aus dem Evangelium abgeschrieben?"

„Nein, ein solches hatte ich nicht, geistlicher Herr. So habe ich mir selber eines machen wollen."

„Ein Evangelium? Sich selber machen wollen? Nur gerade so aus sich heraus?"

„Das nicht. Oder vielleicht doch ein wenig. So nach alten Erinnerungen. Für die Irrthümer werde wohl freilich ich verantwortlich sein."

„Na — jetzt bin ich aber neugierig geworden", rief der Pater aus. „Dürfte man die Sachen nicht lesen?"

„Es wird nicht der Mühe wert sein. Aber ich habe mir nicht anders zu helfen gewusst."

„Sie haben sich dabei wohl angestrengt, Ferleitner?"

„Nein gar nicht. Eher erfrischt, wenn man so sagen könnte. Mir thut's leid, dass ich schon fertig bin. Habe dabei an sonst nichts gedacht — alles vergessen."

So hat ihn das Feuer verzehrt, dachte sich der Mönch.

„Wollen Sie mir erlauben, Ferleitner, dass ich die Sachen mit mir nehme für ein paar Tage?"

Er gestattete es schüchtern. Doch als der Mönch die Blätter zusammengerollt in den äußeren Kuttensack gesteckt hatte, so dass die Rolle ungefüg hervorstand, und als er damit davongegangen war, da schaute

Gedanke gleichgiltig. Hatte er nicht erst das große Sterben auf Golgatha erlebt? Dagegen versinkt alles andere. Ihm war, als habe er den Tod bereits hinter sich. Der Auferstandene füllte sein Herz aus. Er konnte sich nicht trennen von den heiligen Erinnerungen. So wollte er nun noch eine Betrachtung über die ersten Christen schreiben, über ihren Freimuth, ihren Heldentod. Seine Mutter hatte ihm einst erzählt von jenem römischen Scharfrichter. Der hatte einen Christenjüngling enthaupten sollen, war aber von so heftigem Mitleid erfasst worden, dass er in Ohnmacht fiel. Der Jüngling labte ihn und sprach ihm Muth zu; so wie er selbst die Pflicht habe, zu sterben, so habe der Scharfrichter die Pflicht, zu tödten. — Aber Konrad schrieb das nicht. Es wollte ihm nicht aus der Feder, und dann sagte er sich: Du bist der Schuldige und darfst Dich mit einem Heiligen nicht vergleichen. Wärest Du wohl Büßer und Held genug, Deinen Nachrichter also zu ermuntern? Ist es gleichwohl mit Jesus süß zu sterben, so ist es noch süßer, mit ihm zu *leben*.

Vom Kerkermeister wurde er befragt, ob er denn nicht wieder einmal in das Freie gehen wolle?

In das Freie? Ei ja so, in den Hof hinaus, wo aller Kehricht zusammengeworfen wird. Auch der Menschenkehricht. Nein, er danke. Er wolle in der Zelle bleiben. Lange könne es ja nicht mehr dauern.

„Lange kann's nit mehr dauern", sagte der Alte. Aber dass der verwundete Kanzler gestorben war, das sagte er nicht. Konrad hätte es nach der größeren Zärtlichkeit des „alten Bären" ahnen können, dass seine Angelegenheit gerade nicht glänzend stand.

„Wenn Sie recht brav sind", sagte der Alte, „so sollen Sie das nächstemal unter grünen Bäumen spazieren gehen."

„Also doch? — Doch?!" Konrad dachte an die Begnadigung und wurde aufgeregt. Über seine Wangen zuckten rothe Flecken.

„Was Sie meinen, das noch nit. Wissen's, zum König ist halt ein weiter Weg. Aber kommen kann's jede Stunde. Ich wart' auch schon mit Schmerzen drauf. Wissen's, Ferleitner, ich nehm' nachher meinen Abschied."

Zur selben Zeit erschien in der Zelle wieder einmal der Pater. Er pflegte allemal mit heiterer Miene und frohem Gottesgruß in diese dunkle Kammer zu treten. Trost zu bringen, das war ja sein Amt. Zumeist, wenn der stattliche Mönch erschwitzt hereinkam, trocknete er sich mit dem blauen Sacktuch das Gesicht und pries mit lauter Stimme den Gefangenen glücklich in seinem kühlen Gemache. Diesmal jedoch erschrak er. Wie sah der Häftling aus? Abgemagert bis zum Gerippe, zwischen den fleischlosen Lippen quollen die Zähne hervor; die Augen waren groß aufgethan und in ihnen leuchtete ein wundersames Feuer.

„Glauben Euer Hochwürden", — fast lauernd sagte es der Gefangene — „dass — dazu noch Zeit sein würde?"

„Besonders auch einen recht guten und passenden Titel müssten wir finden. Denken Sie, dass das Kind auch einen Namen haben muss."

„Mir fällt nichts ein. Ich habe gerade einmal die Buchstaben I. N. R. I. daraufgeschrieben, wie sie über dem Kreuze stehen."

„Das ist nichts. Ein Schock Anfangsbuchstaben ist als Titel nicht zu brauchen. Wie willst Du einen solchen Titel denn aussprechen? Ein Titel ist dazu da, dass er ausgesprochen wird. Inri heißt nichts."

„Mir ist der Titel auch gleichgiltig", sagte Konrad. „Vielleicht wüssten Sie etwas."

„Ich werde nachdenken. Darf ich vielleicht die Schrift noch einmal mitnehmen? Gut, so will ich mich nun in meinen alten Tagen erst literarisch versuchen. Wenn der Tischlergesell ein ganzes Buch schreibt, so wird der Franciscanermönch wohl wenigstens einen Titel dazu finden können. — Hast Du vielleicht sonst etwas auf dem Herzen, mein Sohn? Nicht. Na — dann Gott mit Dir. Ich komme recht bald wieder." Dann an der Thür wendete er sich noch einmal um: „Sage mir, gibt Dir der Profoß wohl auch genügend zu essen?"

„Mehr als ich bedarf."

---

Draußen waren die heißen Sommertage. Konrad wusste nichts davon, dachte nicht daran. Da kam der Kerkermeister mit der Erlaubnis, er dürfe ausnahmsweise eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen. Konrad nahm das ziemlich gleichgiltig an, dann wurde er vom Aufseher hinausgeführt. Die gewölbten Gänge entlang taumelte er fast, hatte es schier verlernt, so gerade für sich hinzuschreiten. Er hielt sich am Arme des Begleiters und sagte: „Mir ist ganz ungleich."

„Halten Sie sich nur ruhig an, es geschieht Ihnen nichts."

„Kommen wir ganz hinaus, ganz ins Freie?"

„Sie werden jetzt täglich eine halbe Stunde im Baumgarten spazieren gehen."

„Ich weiß nicht", sagte Konrad mit Zagen, „ich fürchte mich — vor der Sonne."

Da waren sie schon unter freiem Himmel, im weiten, hellen, grünen Lichte. Er musste stehen bleiben. Eine Weile bedeckte er mit der Hand die Augen, dann schaute er auf und bedeckte wieder die Augen. Und hub an zu zittern. Der Aufseher schwieg und führte ihn. So schwankte er hin unter den hellen Schatten der Wildkastanien. An beiden Seiten weite, goldgrün leuchtende Flächen mit Blumen und Rosen, deren lodernde Farben zitterten wie die Luft über einem Feuer. Dar-

Ferleitner traurig in das Leere und hatte Heimweh nach seiner Schrift. So selig war er gewesen über ihr, wochenlang. Wie wird ein Geistlicher darüber denken? Das wird alles falsch sein. Solche Leute sehen den lieben Herrgott ganz anders als unsereiner. Und wenn er's gar verkritisiert, dann ist die Freude weg. Oder könnte das gleich eine Beichte sein? 's wird tief genug schauen lassen.

Er musste seine Blätter übrigens nicht lange entbehren. Schon am nächsten Morgen brachte der Pater sie zurück. Er habe am Abend angefangen zu lesen und die ganze Nacht daran gelesen. Aber mit seiner Meinung wollte er nicht recht heraus. Und Ferleitner fragte auch nicht. Schier unbehilflich saßen sie beisammen am rauhen Brettertisch und nicht einmal der Mönch wusste, wie das, was er vorbringen wollte, zu sagen wäre. Nach einer Weile hob er das Paket der Schrift, legte es wieder hin und meinte, dass vom kirchlichen Standpunkte aus natürlich allerlei dagegen einzuwenden sei. „Auch den Geschichtspharisäen, wie der Verfasser sagen würde, dürfte manches nicht recht sein. Ich weiß, Ferleitner, Sie haben mich ja gebeten um das Evangelienbuch. Hätte ich gewusst, dass Sie so weit sind, würde ich es gerne gebracht haben. Nun, vielleicht ist es besser so. Ich muss Ihnen schon sagen, Konrad Ferleitner, dass ich mich schon lange über nichts so gefreut habe, als über diese Ihre Betrachtungen und — man kann auch sagen — Dichtungen. Nach Fehlern sollen jene jagen, die sich über Fehler freuen. Das Wichtigste ist der lebendige Glaube und der lebendige Jesus. Und das ist da. — Mein Sohn!" Er legte dem Gefangenen eine Hand aufs Haupt. „So von Herzen fromm ist das empfunden, ich wollte Dir das Sacrament darauf reichen. Ja, Konrad, Du bist schon gerettet. Thu' nur fleißig beten."

Konrad verdeckte mit den Händen sein Gesicht. Er weinte still. Er war so glücklich darüber, was der Priester da gesprochen.

„Ich habe sogar gedacht", setzte nach einer Pause der Pater bei, „dass diese Aufschreibungen auch andere lesen könnten, die nach einem einfältigen Gotteswort suchen und nichts Rechtes finden können. In Krankenhäusern und Armenherbergen und Gefangenhäusern gibt es genug solche Leute. Besonders auch, die in Deinem Falle sind. Hättest Du etwas dagegen einzuwenden?"

„Mein Gott, warum nicht", antwortet Konrad, „wenn diese Schriften anderen Unglücklichen so wohl thun könnten, als sie mir wohlgethan haben! Aber ich weiß nicht — 's ist auch nicht so gemeint. Ich habe nur zu mir selber sprechen wollen."

„Natürlich müsste dies und das noch geändert werden", sagte der Pater. „Wir wollen die Schrift doch zusammen einmal durchsprechen."

den Ohnmächtigen zu laben. Da merkte er, wie es in der Brust stille ward, und das Auge, wie es verglaste. Er rief um Hilfe. Der Kerkermeister erschien. Er sah es, stockte einen Augenblick, um dann leise zu sagen: „Gut ist's."

Dann war es still. Und plötzlich rief der Alte fröhlich aus: „Gut ist's: Brav bist, Herrgott!"

Als hernach der Franciscaner durch die langen Gänge schritt, in Wehmuth Gott dankend für das selige Wunder dieses Missverständnisses, begegnete ihm am Thore der Gerichtspräsident. Schwerfällig, mit jedem Schritt sich auf den Stock stützend, kam er heran. Als er den Mönch sah, gieng er auf ihn zu. „Lieber Pater", sagte er heiser, „Sie werden leider eine recht schwere Nacht haben. Der Delinquent Ferleitner wird einen Priester brauchen. Morgen sechs Uhr früh muss er dran."

Ein kurzes Schweigen. Dann antwortete der Pater: „Herr Gerichtspräsident! Delinquent Konrad Ferleitner braucht keinen Priester und keinen Richter mehr. Er ist begnadigt."

# Der Schmied seines Glückes.

Erzählung von **Gottfried Keller.**

(Schluss.

Nun saß John im Glücke. Er hatte jetzt weiter nichts zu thun, als seiner angenehmen Bestimmung inne zu sein, etwas rücksichtsvoll sich gegen seinen Herrn Vater zu benehmen und ein reichliches Taschengeld auf die Art zu verzehren, die ihm am meisten zusagte. Dies geschah alles auf die anständigste und ruhigste Weise, und er kleidete sich dabei wie ein Baron. Von Wertgegenständen brauchte er nicht einen einzigen mehr anzuschaffen; es zeigte sich jetzt sein Genie, indem die vor Jahren erworbenen auch jetzt noch gerade ausreichten und einem genau entworfenen Schema glichen, welches durch die Fülle des Glückes nun vollkommen gedeckt wurde. Die Schlacht von Waterloo blitzte und donnerte auf einer zufriedenen Brust; Ketten und Klunkern schaukelten sich auf einem wohlgefüllten Magen, durch die goldene Brille guckt ein vergnügtes und stolzes Auge, der Stock zierte mehr einen klugen Mann, als er ihn stützte, und die schöne Cigarrentasche war mit guten Stengeln angefüllt, welche er aus dem Mazepparöhrchen mit Verstand rauchte. Das wilde Pferd war schon glänzend braun, der Mazeppa darauf aber erst hell röthlich, beinahe fleischfarbig, so dass das doppelte Kunstwerk des Schnitzers und des Rauchers die gerechte Bewunderung der Sachverständigen er-

über der blaue Himmel mit der furchbar herrlich funkelnden Sonne. Und alles durchklungen von Vogelgesang. O Leben! Leben! Er hatte ja schon vergessen, was das heißt, leben! Er stöhnte auf. Es konnte ein Klageruf gewesen sein oder auch ein Jauchzen. Dann setzte er sich auf eine Bank und ruhte erschöpft und schaute hinaus. Und schaute hinaus in das unermessliche Licht. Über seine welken Wangen rannen still die Thränen.

Nach einer Weile machte der Aufseher Miene, voranzuschreiten. Konrad erhob sich unsicher und sie giengen langsam weiter. Zu einer weißen Marmorbüste kamen sie, die in einer Runde von leuchtenden Blumen auf dem Steinsockel stand.

Konrad blieb stehen, legte seine Hand über die Augen, blickte auf die Büste und fragte: „Wer ist denn das?"

„Das ist der König", antwortete der Aufseher.

Konrad betrachtete den Kopf lange. Und dann sagte er leise und sehr bewegt: „Wie freundlich er dreinschaut! Wie freundlich er mich anschaut!"

„Ja, es ist ein guter Herr."

Da begann es sachte im Herzen des armen Sünders zu jubeln. Die Welt schön. Die Menschen gut. Das Leben ewig. Und über allem der himmlische Vater . . .

Der Aufseher blickte auf die Uhr: „Die Zeit ist abgelaufen."

Konrad wurde zurückgeführt in seine Zelle. Er stolperte über die Stufe und stieß an den Tisch, so dunkel war es. Aber in seiner Brust zitterte und jubelte es fort. Die Welt schön. Die Menschen gut . . . .

Dann — leise, ganz sachte und leise kam wieder die Bangigkeit. Müde war er, legte sich ein wenig hin aufs Stroh. Da knarrte das Thürschloss. Konrad erschrak und stand auf. — Was kommt jetzt? Was kommt? --

Der Pater trat ein, rasch und munter. Die Schriftrolle in der Hand schwingend, rief er: „Frohe Botschaft! Frohe Botschaft!"

„Frohe Bot— ?"

„Leben!"

Konrads Hände zuckten nach der Brust. „Doch? Doch? Leben? Wieder leben?" So rief er aus, hell, klingend. Dann stand er einen Augenblick unbeweglich, dann — setzte er sich auf die Holzbank.

„Ja, mein Sohn", sagte der Mönch. „Leben. Frohe Botschaft wollen wir die Schrift nennen. Frohe Botschaft eines armen Sünders. Das stimmt aufs Evangelium, das passt köstlich, nicht wahr? Ja, nicht wahr?" Er hielt inne und stutzte. — „Ferleitner, ist Ihnen etwas?"

Konrad war an die Wand gesunken, den Kopf eingeknickt auf die Brust. Er röchelte. Der Pater langte rasch nach dem Wasserkrug, um

John eilte wirklich mit dem Buch Papier nach jenem Zimmer und schrieb:

„Es war im Jahr 17 . ., als es ein gesegnetes Jahr war. Der Eimer Wein kostete 7 Gulden, der Eimer Apfelmost ½ Gulden und die Maß Kirschbrantwein 4 Batzen. Ein zweipfündiges Weißbrot 1 Batzen, 1 ditto Roggenbrot ½ Batzen und ein Sack Erdäpfel 8 Batzen. Auch war das Heu gut gerathen und der Scheffel Haber kostete 2 Gulden. Auch waren die Erbsen und die Bohnen gut gerathen und der Flachs und Hanf waren nicht gut gerathen, dagegen wieder die Ölfrüchte und der Talg oder Unschlitt, so dass alles in allem die merkwürdige Sachlage stattfand, dass die bürgerliche Gesellschaft gut genährt und getränkt, nothdürftig gekleidet und wiederum wohl beleuchtet war. So gieng das Jahr ohne weiteres zu Ende, wo nun jedermann mit Recht neugierig war, zu erleben, wie sich das neue Jahr anlassen würde. Der Winter bezeigte sich als ein gehöriger und regelrechter Winter, kalt und klar; eine warme Schneedecke lag auf den Feldern und schützte die junge Saat. Aber dennoch ereignete sich zuletzt etwas Seltsames. Es schneite, thaute und fror wieder während des Monats Hornung in so häufigem Wechsel, dass nicht nur viele Menschen krank wurden, sondern auch eine solche Menge Eiszapfen entstand, dass das ganze Land aussah wie ein großes Glasmagazin und jedermann ein kleines Brett auf dem Kopfe trug, um von den fallenden Spitzen nicht angestochen zu werden. Im übrigen behaupten sich die Preise der Lebensmittel noch immer, wie oben bemerkt und schwankten endlich einem merkwürdigen Frühling entgegen."

Hier kam der kleine Alte eifrig hergerannt, nahm den Bogen an sich, und ohne dass bisher Geschriebene zu lesen oder etwas zu sagen, schrieb er weiter:

„Nun kam Er und hieß Adam Litumlei. Er verstand keinen Spass und war geboren anno 17 . . . Er kam dahergestürmt wie ein Frühlingswetter. Er war einer von denjenigen. Er trug einen rothen Sammetrock, einen Federhut und einen Degen. Er trug eine goldene Weste mit dem Wahlspruch: Jugend hat keine Tugend! Er trug goldene Sporen und ritt auf einem weißen Hengst; er stellte denselben in den ersten Gasthof und rief: Ich kümmere mich den Teufel darum, denn es ist Frühling und Jugend muss austoben! Er zahlte alles bar und alles wunderte sich über ihn. Er trank den Wein, er aß den Braten, er sagte: Das taugt mir alles nichts! Ferner sagte er: Komm, Du holdes Liebchen, Du taugst mir besser als Wein und Braten, als Silber und und Gold! Was kümmere ich mich darum? Denke was Du willst, was sein muss, muss sein!"

Hier blieb er plötzlich stecken und konnte durchaus nicht weiter. Sie lasen zusammen das Geschriebene, fanden es nicht übel und sammelten

regte. Auch Papa Litumlei wurde höchlich davon eingenommen und lernte bei seinem Pflegesöhnchen eifrig Meerschäume anrauchen. Es wurde eine ganze Sammlung solcher Pfeifen angeschafft; doch der Alte war zu unruhig und ungeduldig in der edlen Kunst. Der Junge mußte überall nachhelfen und gutmachen, was jenem wiederum Achtung und Zutrauen einflößte.

Jedoch fand sich bald noch eine wichtigere Thätigkeit für die beiden Männer vor, als der Papa darauf drang, nun gemeinschaftlich jenen Roman zu erfinden und aufzuschreiben, durch welchen John zu seinem natürlichen Sohn erhoben wurde. Es sollte ein geheimes Familiendocument werden in der Form fragmentarischer Denkwürdigkeiten. Um Eifersucht und Unruhe der Frau Litumlei zu verhüten, mußte es in geheimen Sitzungen abgefaßt und sollte ganz im Stillen in das zu gründende Familienarchiv verschlossen werden, um erst in künftigen Zeiten, wenn das Geschlecht in Blüte stände, an das Tageslicht zu treten und von der Geschichte des Litumleiblutes zu reden.

John hatte sich schon vorgenommen, nach dem Absterben des Alten sich nicht schlechtweg Litumlei, sondern Kabys de Litumley zu nennen, da er für seinen eigenen Namen, den er so zierlich geschmiedet, eine verzeihliche Vorliebe hegte; ebenso nahm er sich vor, das zu errichtende Schriftstück, wodurch er um seine eheliche Geburt und zu einer liederlichen Mutter kommen sollte, dereinst ohne weiteres zu verbrennen. Aber dennoch mußte er jetzt daran mitarbeiten, was eine leise Trübung seines Wohlseins verursachte. Doch schickte er sich weislich in die Sache und schloß sich eines Morgens mit dem Alten in einem Gartenzimmer ein, um das Werk zu beginnen. Da saßen sie nun an einem Tische sich gegenüber und entdeckten plötzlich, daß ihr Vorhaben schwieriger war, als sie gedacht, indem keiner von ihnen je hundert Zeilen nacheinander geschrieben hatte. Sie konnten durchaus keinen Anfang finden, und je näher sie die Köpfe zusammensteckten, desto weniger wollte ihnen etwas einfallen. Endlich besann sich der Sohn, daß sie eigentlich zuerst ein Buch starkes und schönes Papier haben müßten, um ein dauerhaftes Schriftstück zu errichten. Das leuchtete ein: sie machten sich sogleich auf, ein solches zu kaufen, und durchstreiften einträchtig die Stadt. Als sie gefunden, was sie suchten, riethen sie einander, da es ein warmer Tag war, in ein Schenkhaus zu gehen und sich allda zu erfrischen und zu sammeln. Vergnügt tranken sie mehrere Kännchen und aßen Nüsse, Brot, Würstchen, bis John plötzlich sagte, er hätte jetzt den Anfang der Geschichte erfunden und wolle stracks nach Hause laufen, um ihn aufzuschreiben, damit er ihn nicht wieder verliere. „So lauf' nur schnell", sagte der Alte, „ich will unterdessen hier die Fortsetzung erfinden, ich merke, daß sie mir schon auf dem Weg ist!"

in die Ferne, dass er durch die platzgreifende Luftperspective in wenig Augenblicken ganz bläulich aussah. Er verschwand, kehrte nicht mehr zurück; denn er war ein Teufelsbraten!"

„Ha, nun ist's geschehen!" schrie Litumlei und warf die Feder hin, „nun habe ich das Meinige gethan, führe Du nun den Schluss herbei, ich bin ganz erschöpft von diesen höllischen Erfindungen! Beim Styx! Es nimmt mich nicht wunder, dass man die Ahnherren großer Häuser so hoch hält und in Lebensgröße malt, da ich spüre, welche Mühe mich die Gründung des meinigen kostet! Aber habe ich das Ding nicht kühn behandelt?"

John schrieb nun weiter:

„Die arme Jungfer Federspiel empfand eine große Unzufriedenheit, als sie plötzlich vermerkte, dass der verführerische Jüngling entschwunden war, fast gleichzeitig mit dem denkwürdigen Maimonat. Doch hatte sie die Geistesgegenwart, schnell das Vorgefallene in ihrem Innern für ungeschehen zu erklären, um so den früheren Zustand einer gleich schwebenden Wage wieder herzustellen. Aber sie genoss dieses Nachspiel der Unschuld nur kurze Zeit. Der Sommer kam, man schnitt das Korn; es ward einem gelb vor den Augen, wohin man blickte, vor all dem goldenen Segen; die Preise giengen wieder bedeutend herunter, Liselein Federspiel stand auf jenem Hügel und schaute allem zu; aber sie sah nichts vor lauter Verdruss und Reue. Es kam der Herbst, jeder Weinstock war ein fließender Brunnen, vom Fallen der Äpfel und Birnen trommelte es fortwährend auf der Erde: man trank, man sang, kaufte und verkaufte. Jeder versorgte sich, das ganze Land war ein Jahrmarkt, und so reichlich und wohlfeil alles war, so wurde doch das Überflüssige noch gelobt und gehätschelt und dankbar angenommen. Nur allein der Segen, den Liselein brachte, sollte nichts gelten und keiner Nachfrage wert sein, als ob der im Überfluss schwimmende Menschenhaufen nicht ein einziges Mäulchen mehr brauchen könnte. Da hüllte sie sich in ihre Tugend und gebar, einen Monat zu früh, ein munteres Knäblein, welches so recht darauf angewiesen war, der Schmied seines eigenen Glückes zu werden.

Dieser Sohn führte sich auch so wacker durch ein vielbewegtes Leben, dass er, durch wunderbare Schicksale endlich mit seinem Vater vereinigt, von demselben zu Ehren gezogen und in seine Rechte eingesetzt wurde, und ist dies der zweite bekannte Stammherr des Geschlechtes der Litumlei."

Unter dieses Document schrieb der Alte: „Eingesehen und bestätigt, Johann Polykarpus Adam Litumlei." Und John unterschrieb ebenfalls. Dann drückte Herr Litumlei noch sein Siegel bei, dessen Wappenschild drei halbe goldene Fischangeln im blauen Felde und sieben weiß und roth quadrierte Bachstelzen auf einem schräglaufenden grünen Balken zeigte.

sich wieder in acht Tagen, wobei sie ein lockeres Leben führten; denn sie giengen öfter ins Bierhaus, um einen neuen Anlauf zu gewinnen; allein das Glück lachte nicht alle Tage. Endlich erwischte John wieder einen Zipfel, lief nach Hause und fuhr fort:

„Diese Worte richtete der junge Herr Litumlei nämlich an eine gewisse Jungfrau Liselein Federspiel, welche in den äußersten Häusern der Stadt wohnte, wo die Gärten sind und bald ein Wäldchen oder Hölzchen kommt. Diese war eine der reizendsten Schönheiten, welche die Stadt je hervorgebracht hat, mit blauen Augen und kleinen Füßen. Sie war so schön gewachsen, dass sie kein Corsett brauchte und aus dieser Ersparnis, denn sie war arm, allmählich ein violettes Seidenkleid kaufen konnte. Aber alles dies war verklärt durch eine allgemeine Traurigkeit, welche nicht nur über die lieblichen Gesichtszüge, sondern über die ganze Gliederharmonie des Fräuleins Federspiel zitterte, dass man in aller Windstille die wehmüthigen Accorde einer Äolsharfe zu hören glaubte. Denn es war jetzt ein gar denkwürdiger Maimonat angebrochen, in welchem sich alle vier Jahreszeiten zusammenzudrängen schienen. Es gab im Anfang noch einen Schnee, dass die Nachtigallen mit Schneeflocken auf dem Kopfe sangen, als ob sie weiße Zipfelmützen trügen; dann trat eine solche Wärme ein, dass die Kinder im Freien badeten und die Kirschen reiften, und die Chronik bewahrt davon den Reim auf:

Eis und Schnee,
Buben baden im See,
Reife Kirschen und blühender Wein
Mocht' Alles in einem Maimond sein.

„Diese Naturerscheinungen machten die Menschen nachdenklich und wirkten auf verschiedene Weise. Die Jungfer Liselein Federspiel, welche besonders tiefsinnig war, grübelte auch nach und ward zum erstenmale inne, dass sie ihr Wohl und Wehe, ihre Tugend und ihren Fall in der eigenen Hand trage, und indem sie nun die Wage hielt und diese verantwortliche Freiheit erwog, ward sie eben so traurig darüber. Wie sie nun da stand, kam jener verwegene Rothrock und sagte unverweilt: Federspiel, ich liebe Dich! Worüber sie durch eine sonderbare Fügung plötzlich ihren vorigen Gedankengang änderte und in ein helles Gelächter ausbrach."

„Jetzt lass' mich fortfahren!" rief der Alte, welcher erhitzt nachgelaufen kam und dem Jungen über die Schulter las, „es passt mir nun eben recht!" und setzte die Geschichte folgendermaßen fort:

„Da ist nichts zu lachen! sagte jener, denn ich verstehe keinen Spass! Kurz, es kam, wie es kommen musste; wo das Wäldchen auf der Höhe stand, saß mein Federspiel im Grünen und lachte noch immer; aber schon sprang der Ritter auf seinen Schimmel und flog so schnell

stieg die Treppe hinunter, huschte hinein und blieb nur dort, bis der Patriarch nach Hause kehrte.

Es vergieng nun kaum ein Tag, wo die zwei Leute sich nicht zusammen thun und den Alten zu hintergehen wussten, dass es eine Art hatte. Die schläfrige Frau wurde auf einmal munter in ihrer Weise; John aber ergab sich dem leidenschaftlichsten Undank gegen seinen Wohlthäter, immer in der Absicht, seine Stellung zu befestigen und das Glück recht an die Wand zu nageln.

Beide Sünder thaten indessen nur um so freundlicher und ergebener gegen den betrogenen Litumlei, der dabei sich ganz behaglich fühlte und sein Haus auf das beste bestellt zu haben glaubte, so dass man nicht unterscheiden konnte, welcher von beiden Herren mehr mit sich zufrieden war. Eines Morgens schien jedoch der Alte den Sieg davon zu tragen infolge einer vertraulichen Unterredung, welche seine Frau mit ihm gepflogen; denn er gieng ganz sonderbar herum, stand keinen Augenblick still und suchte fortwährend allerlei Sätzchen zu pfeifen, was aber mangels an Zähnen nicht gelang. Er schien um mehrere Zoll gewachsen zu sein über Nacht, kurz, er war der Inbegriff der Selbstzufriedenheit. Aber denselben Tag noch neigte sich der Sieg wieder auf die Seite des Jüngeren, als ihn der Alte unversehens frug, ob er nicht Lust habe, eine tüchtige Reise zu machen, um auch noch die Welt ein wenig kennen zu lernen und besonders auch, indem er sich selber bilde, die verschiedenen Arten der Jugenderziehung in den Ländern in Betracht zu nehmen und sich über die diesfalls herrschenden Grundsätze zu unterrichten, namentlich mit Bezug auf die vornehmeren Stände?

Nichts konnte ihm willkommener sein, als solch herrlicher Antrag, und freudig genehmigte er denselben. Er wurde schnell für die Reise ausgerüstet und mit Wechseln versehen, und er fuhr in höchster Gloria davon. Zuerst bereiste er Wien, Dresden, Berlin und Hamburg; dann wagte er sich nach Paris, und überall führte er ein prächtiges und weises Leben. Er patrouillierte alle Vergnügungsorte, Sommertheater und Spectakelplätze ab, lief durch die Raritätenkammern der Schlösser und stand allmittags in der Sonnenhitze auf den Paradeplätzen, um die Musik zu hören und die Officiere anzugaffen, eh' er zur Tafel gieng. Wenn er all die Herrlichkeiten unter tausend anderen Menschen mit ansah, so wurde er ganz stolz und schrieb sich von allem Glanz und Getön das alleinige Verdienst zu, jeden für einen unwissenden Tropf haltend, der nicht dabei war. Mit dem behenden Genießen verband er aber die größte Weisheit, um seinem Wohlthäter zu zeigen, dass er keinen Hasen auf Reisen geschickt habe. Keinem Bettler gab er etwas, keinem armen Kinde kaufte er etwas ab, den Dienstbaren in den Gasthäusern wusste er beharrlich mit dem Trinkgelde durchzugehen, ohne

Sie wunderten sich aber, dass das Schriftstück nicht größer geworden; denn sie hatten kaum einen Bogen von dem Buch Papier beschrieben. Nichts desto weniger legten sie es in das Archiv, wozu sie einstweilen eine alte eiserne Kiste bestimmten, und waren zufrieden und guter Dinge.

Unter solchen und anderen Beschäftigungen vergieng die Zeit auf das angenehmste; es wurde dem glückhaften John beinahe unheimlich, dass es auch gar nichts mehr zu hoffen und zu fürchten, zu schmieden und zu speculieren gab. Indem er sich so nach neuer Thätigkeit umsah, wollte es ihn bedünken, dass die Gemahlin des Hausherrn ein etwas unzufriedenes und verdächtiges Gesicht gegen ihn zeige; es dünkte ihn nur, bestimmt konnte er es nicht behaupten. Er hatte diese Frau, welche fast immer schlief, oder wenn sie wachte, etwas Gutes aß, über seinen anderweitigen Bestrebungen wenig beachtet, da sie sich in nichts mischte und mit allem zufrieden schien, wenn ihre Ruhe nicht gestört wurde. Jetzt fürchtete er plötzlich, sie könnte ihm irgend eine nachtheilige Wandlung der Dinge bereiten, ihren Mann umstimmen u. dgl.

Er legte den Finger an die Nase und sagte: „Halt! Hier dürfte es gerathen sein, dem Werke noch die letzte Feile zu geben! Wie konnte ich nur diese wichtige Partie so lange aus den Augen setzen! Gut ist gut, aber besser ist besser!“

Der Alte war eben fort, um im Stillen an der Ausmittelung einer zweckmäßigen Gattin für seinen Stammhalter thätig zu sein, wovon er selbst diesem nichts verrieth. John beschloss unverweilt, sich zu der Dame zu begeben mit der unbestimmten Vorstellung, ihr auf irgend eine Weise den Hof zu machen, und sich bei ihr einzuschmeicheln, um das Versäumte nachzuholen. Er säuselte ehrbarlich die Treppe hinunter bis zu dem Gemach, wo sie sich aufzuhalten pflegte, und fand wie gewöhnlich die Thüre halb offen stehen; denn sie war bei aller Trägheit neugierig und liebte immer gleich zu hören, was vorgieng.

Er trat vorsichtig hinein und sah sie wieder schlummernd daliegen, ein halb aufgegessenes Himbeertörtchen in der Hand. Ohne recht zu wissen, was eigentlich beginnen, gieng er endlich auf den Zehen hin, ergriff ihre runde Hand und küsste sie ehrerbietig. Sie regte sich nicht im mindesten; doch öffnete sie die Augen zur Hälfte und sah ihn, ohne den Mund zu verziehen, mit einem höchst seltsamen Blick an, so lang er dastand. Verblüfft und stotternd zog er sich endlich zurück und lief in sein Zimmer. Dort setzte er sich in eine Ecke, jenen Blick aus schmaler Augenzwinkerung immer vor sich. Er eilte wieder hinunter, die Frau verhielt sich unbeweglich wie vorhin, und wie er näher trat, thaten sich die Augen wieder halb auf. Wiederum zog er sich zurück, wiederum saß er in der Ecke seiner Kammer, zum drittenmale fuhr er in die Höhe,

oder in andere unwirtliche Gegenden verbannt, wo sie in ferner Trostlosigkeit schmachteten.

Die Hauptsache war, dass die wackeren Bürger die armen Wesen so bald als möglich mit einem Reisepass und Regenschirm versehen hinausjagen und mit dem heimgesandten Erwerbe derselben sich gütlich thun konnten.

Aus alledem war aber bald eine gewisse Überlieferung und Geschicklichkeit für die äußerliche Zurichtung der Mädchen entstanden und John Kabys hatte vollauf zu thun, die kuriosen Grundsätze, die hierin walteten, mit noch kurioserer Auffassungsgabe einzusammeln und sich zu notieren. Er gieng in den verschiedenen Fabriklein herum, wo die Mädchen zubereitet wurden, befragte Vorsteherinnen und Lehrer und suchte sich vorzüglich ein Bild davon zu entwerfen, wie die Erziehung eines Knäbchens in einem großen Hause von Anfang an standesmäßig betrieben würde, und zwar so recht auf Kosten der hierfür bezahlten Leute und ohne Mühsal noch Verdruss der Eltern.

Hierüber fertigte er ein merkwürdiges Memorandum an, welches in einigen Tagen, dank seinen fleißigen Notizen, zu mehreren Bogen anschwoll, und mit dem er sich Aufsehen erregend beschäftigte. Er verwahrte die Schrift zusammengerollt in einer runden Blechkapsel und trug dieselbe an einem Lederriemchen beständig an der Hüfte. Aber als die Seldwyler das bemerkten, glaubten sie, er sei abgesandt, ihnen das Geheimnis ihrer Industrie abzustehlen und in das Ausland zu verpflanzen. Sie erbosten sich über ihn und trieben ihn drohend und scheltend davon.

Erfreut, dass er sie habe ärgern können, reiste er ab und langte endlich in Augsburg an, gesund und fröhlich, wie ein junger Hecht. Er trat wohlgemuth ins Haus und fand dasselbe ebenso froh belebt. Eine muntere schöne Landfrau mit hohem Busen war das Erste, was er antraf; sie trug eine Schüssel mit warmem Wasser und er hielt sie für eine neue Köchin und betrachtete sie vorläufig nicht ohne Wohlgefallen. Doch drängte es ihn, die Hausfrau schnell zu begrüßen; allein sie war nicht zu sprechen und lag im Bett, obgleich das Haus von einem seltsamen Geräusche wiederhallte. Dieses rührte vom alten Litumlei her, welcher herumrannte, sang, rief, lachte und krakehlte und endlich zum Vorschein kam, blasend, pustend, die Augen rollend und ganz roth vor Freude, Stolz und Hochmuth. Ausgelassen und würdeathmend zugleich hieß er seinen Günstling willkommen und eilte wieder davon, um etwas anderes zu verrichten; denn er schien alle Hände voll zu thun zu haben.

Zwischendurch ließ sich von einer Gegend her wiederholt ein gedämpftes Quieken vernehmen, wie von einem Kreuzertrompetchen; die vollbusige Bäuerin gieng wieder über die Scene mit einer Hand voll

Schaden zu leiden, und um jeden Dienst feilschte er lange, ehe er ihn annahm. Am meisten Spaß machte ihm das Vexieren und Foppen der verlorenen Wesen, mit denen er sich im Vereine mit zwei oder drei Gleichgesinnten auf den öffentlichen Bällen unterhielt. Mit einem Wort: er lebte so sicher und vergnügt, wie ein alter Weinreisender.

Zum Schlusse konnte er sich nicht versagen, einen Abstecher nach seiner Heimat Seldwyla zu machen. Dort logierte er im ersten Gasthof, saß geheimnisvoll und einsilbig an der Mittagstafel und ließ seine Mitbürger sich die Köpfe darüber zerbrechen, was aus ihm geworden sei. Sie waren überzeugt, daß nicht viel hinter der Sache stecke, und doch lebte er zur Zeit unzweifelhaft im Wohlstand, so daß sie einstweilen ihren Spott zurückhielten und mit krausen Nasenflügeln nach dem Golde blinzelten, das er sehen ließ. Er aber regalierte sie nicht mit einer einzigen Flasche Wein, obgleich er vor ihren Augen vom besten trank und sann, wie er ihnen noch weiteres anthun könne.

Da gedachte er, am Ende seiner Reise, plötzlich des Auftrages, der ihm zur Erforschung des Erziehungswesens in den durchreisten Ländern geworden, um die Grundsätze festzustellen, nach welchen die Kinder des von Litumlei gegründeten und von Kabys fortzupflanzenden Geschlechtes erzogen werden sollten. Diese Aufgabe in Seldwyla zu lösen, kam ihm nun trefflich zu statten, da er in den Mantel einer höheren Mission gehüllt als eine Art Educationsrath auftreten und die Seldwyler noch mehr foppen konnte. Er kam auch gerade vor die rechte Schmiede. Denn seit einiger Zeit schon waren sie auf einen herrlichen Erwerbszweig gerathen, indem sie alle ihre Mädchen zu Erzieherinnen machten und versandten. Kluge und unkluge, gesunde und kränkliche Kinder wurden in dieser Weise zubereitet in eigenen Anstalten und für alle Bedürfnisse. Wie man Forellen verschiedentlich behandelt, sie blau absiedet und bäckt oder spickt u. s. w., so wurden die guten Mädchen entweder mehr positiv christlich oder mehr weltlich, mehr für die Sprachen oder mehr für die Musik, für vornehme Häuser oder für mehr bürgerliche Familien zugerichtet, je nach der Weltgegend, für welche sie bestimmt waren und von wo die Nachfrage kam. Das Seltsame dabei war, daß die Seldwyler für alle diese verschiedenen Zweckbestimmungen sich vollkommen neutral und gleichgiltig verhielten und auch von den betreffenden Lebenskreisen durchaus keine Kenntnis besaßen, und der gute Absatz ließ sich nur dadurch erklären, daß die Abnehmer des Exportartikels ebenso gleichgiltig und kenntnislos waren. Ein Seldwyler, der den unversöhnlichsten Kirchenfeind spielte, konnte seine nach England bestimmten Kinder auf Gebet und Sonntagsheiligung einüben lassen; ein anderer, der in öffentlichen Reden von der edlen Stauffacherin, der Zierde des freien Schweizerhauses schwärmte, hatte seine fünf oder sechs Töchter nach den russischen Steppen

dass seine Frau wahrscheinlich sich eine Untreue habe zu Schulden kommen lassen u. s. f.

Sobald ihn das kleine Männchen ganz verstand, fuhr es wie besessen in die Höhe, stampfte auf den Boden, schnaubte und schrie endlich: „Aus den Augen mir, undankbares Scheusal, verleumderischer Schuft! Warum sollte ich nicht im Stande sein, einen Sohn zu haben? Sprich, Elender! Ist das der Dank für meine Wohlthaten, dass Du die Ehre meines Weibes und meine eigene Ehre begeiferst mit Deiner niederträchtigen Zunge? Welch ein Glück, dass ich noch rechtzeitig erkenne, welch eine Schlange ich an meinem Busen genährt habe! Wie werden doch solche große Stammhäuser gleich in der Wiege schon vom Neid und von der Selbstsucht attaquiert! Fort! aus dem Hause mit Dir von der Stund' an!"

Er lief zitternd vor Wuth nach seinem Schreibtische, nahm eine Hand voll Goldstücke, wickelte sie in ein Papier und warf es dem Unglücklichen vor die Füße.

„Hier ist noch ein Zehrpfennig und damit fort auf immer!" Hiermit entfernte er sich, immer zischend wie eine Schlange.

John hob das Päcklein auf, gieng aber nicht aus dem Hause, sondern schlich auf seine Kammer, mehr todt als lebendig, zog sich aus bis auf das Hemd, obschon es nicht Abend war, und legte sich ins Bett, schlotternd und erbärmlich stöhnend. In allem Jammer zählte er, da er keinen Schlaf finden konnte, das erhaltene Geld und das, welches er auf der Reise in oben beschriebener Weise erspart. „Unnütz!" sagte er, „ich denke nicht daran, fortzugehen, ich will und muss hier bleiben!"

Da klopften zwei Polizeimänner an die Thüre, traten herein und hießen ihn aufstehen und sich anziehen. Voll Angst und Schrecken that er es; sie befahlen ihm, seine Sachen zusammen zu packen; es war aber alles noch auf das schönste beisammen, da er seine Reisekoffer noch gar nicht geöffnet hatte. Darauf führten sie ihn aus dem Hause; ein Knecht trug die Sachen nach, setzte sie auf die Straße und schloss die Thüre vor seiner Nase zu. Hierauf lasen ihm die Männer von einem Papier ein Verbot vor, bei Strafe nicht mehr das Haus zu betreten. Dann giengen sie fort; er aber blickte nochmals an das Haus seines verlorenen Glückes hinauf, als eben einer der hohen Fensterflügel sich ein wenig öffnete, jene hübsche Amme eine in ländlicher Weise dort getrocknete Windel hereinlangte und gleichzeitig das Stimmchen des Kindes sich wieder vernehmen ließ.

Da floh er endlich mit seiner Habe in einen Gasthof, zog sich dort wiederum aus und legte sich nun ungestört ins Bett.

weißer Tüchelchen, und rief aus ihrer weißen Kehle: „Gleich, mein Schätzchen! gleich, mein Bübchen!“

„Dass Dich!“ sagte John, „was ist das für ein leckerer Bissen!“

Aber er horchte wieder auf jenes Quieken, das sich fort und fort vernehmen ließ.

„Nun?“ rief Litumlei, der wieder hergeträppelt kam, „singt der Vogel nicht schön? Was sagst Du dazu, mein Bursche?“

„Welcher Vogel?“ fragte John.

„Ei, Herr Jesus! Du weißt am Ende noch gar nichts?“ rief der Alte: „ein Sohn ist uns allendlich geboren, ein Stammhalter, so munter wie ein Ferkel, liegt uns in der Wiege! Alle meine Wünsche, meine alten Pläne sind erfüllt!“

Der Schmied seines Glückes stand wie eine Bildsäule, ohne jedoch die Folgen des Ereignisses schon zu übersehen, so einfach sie auch sein mochten; er fühlte nur, dass es ihm höchst widerstrebend zu Muthe war, machte ganz runde Augen und spitzte den Mund, wie wenn er einen Igel küssen müsste.

„Nun“, fuhr der vergnügte Alte fort, „sei nur nicht zu verdrießlich! Etwas verändert wird allerdings unser Verhältnis, habe auch bereits das Testament umgestoßen und verbrannt, sowie jenen lustigen Roman, dessen wir nun nicht mehr bedürfen! Du aber bleibst im Hause, Du sollst bei der Erziehung meines Sohnes die Oberleitung übernehmen, Du sollst mein Rath sein und mein Helfer in allen Dingen und es soll Dir nichts abgehen, so lange ich lebe. Nun ruh' Dich aus, ich muss dem kleinen Kreuzkerl einen rechten Namen zusammensuchen! Schon dreimal hab' ich den Kalender durchgesehen, will jetzt noch eine alte Chronik durchstöbern, dort gibt's so alte Stammbäume mit ganz merkwürdigen Taufnamen!“

John begab sich endlich auf sein Zimmer und setzte sich in jene Ecke; die Blechkapsel mit der Erziehungsdenkschrift hatte er noch umhängen und er hielt sie unbewusst zwischen den Knien. Er sah die Sachlage ein, er verwünschte die böse Frau, welche ihm diesen Streich gespielt und einen Erben unterschoben; er verwünschte den Alten, der da glaubte, er hätte einen rechtmäßigen Sohn: nur sich selbst verwünschte er nicht, der doch der wirkliche und alleinige Urheber des kleinen Schreiers war und sich so selbst enterbt hatte. Er zappelte in einem unzerreißlichen Netze, rannte aber wieder nach dem Alten, um ihm thörichter Weise die Augen zu öffnen.

„Glauben Sie denn wirklich“, sagte er mit gedämpfter Stimme zu ihm, „dass das Kind das Ihrige sei?“

„Wie, was? sagte Herr Litumlei und sah von seiner Chronik auf.

John fuhr fort, in abgebrochenen Redensarten ihm zu verstehen zu geben, dass er selbst ja nie im Stande gewesen sei, Vater zu werden,

# Der Lebensüberdrüssige.

Von Irene von Schellander.

Waßt, Mörtl, i mag niamer leben, das Leben is so viel schiach", sagt der Hiasl zum Mörtl.

„Hast recht", der darauf. „Hast ganz recht, das Leben is nix nutz. A ewige Schinderei." Und die Hände in den Hosentaschen steht er breitspurig da auf der weißen, im Mittagssonnenlicht blendenden Straße.

Der andere schnauft und schaut mit einem Blick, der hilfloses Bedauern und Neid spiegelt, auf den braunen, stattlichen Burschen, an dessen Weste mit den dunkelrothen Sammtblumen die Silberknöpfe blitzen und die schwere, funkelnde Uhrkette baumelt, denn heute ist's Sonntag. „Geh', Du!" Freilich, der Mörtl muss sich auch rechtschaffen plagen, nicht viel weniger als ein armer Teufel, wie er, der Hiasl, denn sein Alter läst nicht locker, ist rüstig wie der Sohn und will vom Ausgedingstüberl noch lange nichts wissen. Aber die Goldsäcke — so heißt es allgemein — die hat der Mörtl halt einmal sicher.

„Und was mi am meisten verdriaßt und mir ka Ruh' nit lasst, das is, heuer muass i zur Einberufung, sie hab'n mi beim drittenmal tauglich befunden", lamentiert der Hiasl.

Jetzt lacht der andere laut auf. „Zur Einberufung, na, das is nur guat. Scham Di, Hiasl, da wirst wenigstens lernen, wia mer si halt — nit allweil wia a Ähren, reif zum Schnitt, und hast do wahrhaftig nit so viel im Kopf drin, dass' Di vor Schweren niederdruck'n thät wia 'n Halm."

Die Anspielung auf seine geistigen Fähigkeiten war dem Hiasl entschieden unangenehm. „Schwach auf der Brust", antwortet er und reckt sich, dass seine hübsche, schlanke Gestalt erst zur Geltung kommt, „derwegen hab'ns mi ja zwamal z'ruckg'stellt bei der Assentierung. I waß nit, was 'n Herren dasmal eing'fallen is — i hab' do mei möglichst g'than und g'sagt, dass i 's Stech'n no hab' und hab' mi nachher a so tappig ang'stellt, wia i hab' können."

„Na, das wird Dir völlig g'lungen sein", muss der Mörtl wieder beistimmen. „Alsdann auf drei Jahr' furt, ja, ja", und ein Blitz seiner Augen fliegt über jenen hinaus, wo in einiger Entfernung ein rothes Dach, von zitternden Lichtern besäet, zwischen grünen, mächtigen Kastanienbäumen gleichsam hervorblinzelt.

„Sollst nit spotten, Mörtl, über an Hascher. Is nix guat's bei dem da" — er zeigt hinter sich nach dem rothen Dach und den Kastanienbäumen — „zu dienen. Is a Harber, der Alte. Thuat über-

Am anderen Tage lief er aus Verzweiflung noch zu einem Advocaten, um zu erfahren, ob denn gar nichts mehr zu machen sei? Sobald der aber seine Rede halb angehört, rief er zornig: „Machen Sie, dass Sie fortkommen, Sie Esel, mit ihrer einfältigen Erbschleicherei, oder ich lasse Sie verhaften!"

Ganz verstürmt reiste er allendlich nach seinem guten Seldwyla, wo er erst vor einigen Tagen gewesen war. Er setzte sich wieder in den Gasthof und zehrte einige Zeit nachdenklich von seiner Barschaft, und je mehr sie sich verminderte, desto kleinlauter wurde er. Humoristisch gesellten sich die Seldwyler zu ihm, und als sie, da er nun zugänglicher geworden, sein Schicksal so ziemlich erforscht hatten und ihn im Besitze seines abnehmenden kleinen Vermögens sahen, verkauften sie ihm eine kleine alte Nagelschmiede vor dem Thore, die gerade feil stand und, wie sie sagten, ihren Mann nährte. Er musste aber, um den Kaufschilling voll zu machen, alle seine Attribute und Kleinode veräußern, was er um so leichter that, als er nun keine Hoffnung mehr auf diese Dinge setzte; sie hatten ihn ja immer betrogen und er mochte nicht mehr um sie Sorge tragen.

Mit der Nagelschmiede, in der zwei oder drei Arten einfacher Nägel gemacht wurden, gieng ein alter Geselle in den Kauf, von dem der neue Inhaber die Hantierung selbst ohne viel Mühe erlernte und dabei noch ein wackerer Nagelschmied wurde, der erst in leidlicher, dann in ganzer Zufriedenheit so dahin hämmerte, als er das Glück einfacher und unverdrossener Arbeit spät kennen lernte, das ihn wahrhaft aller Sorge enthob und von seinen schlimmen Leidenschaften reinigte.

Dankbarlich ließ er schöne Kürbisstauden und Winden an dem niedrigen schwärzlichen Häuschen emporranken, das außerdem von einem großen Hollunderbaum überschattet war und dessen Esse immer ein freundliches Feuerlein hegte.

Nur in stillen Nächten bedachte er etwa noch sein Schicksal, und einigemale, wenn der Jahrestag wiederkehrte, wo er die Dame Litumlei bei dem Himbeertörtchen gefunden hatte, stieß der Schmied seines Glückes den Kopf gegen die Esse, aus Reue über die unzweckmäßige Nachhilfe, welche er seinem Glücke hatte geben wollen.

Allein auch diese Anwandlungen verloren sich allmählich, je besser die Nägel geriethen, welche er schmiedete.

---

Hiasl kehrt sich beleidigt ab.

„Die Sach' muasś a jeder mit sich selber abmachen", beginnt der Mörtl wieder, den jetzt das Komische reizt.

„Aber —" kommt's unterdrückt zurück. „Wann mer nit kann — —" Hiasl wendet ihm das erblasste Gesicht zu. „Waßt, der Tod — mit dem is nit zu spassen!"

„Dann kann i Dir nit helfen."

„Do, Mörtl, weil's D' immer mei Freund bist g'wesen. Waßt, am Abend um a sieben kimm i vom Feld z'ruck. Allweil auf'n Weg durch's Waldel, allan. Beim Bruckl drinn — kunnt's D' so guat sein — und mir aufpassen, aber sagen därfst mir nit, wann, und kunnt's D' mi — derschlagen —" Das letzte war nur geflüstert.

„Ins Wasser einischmeiß'n", lacht der Mörtl, dass es dröhnt.

„'s Wasser is dort über'n Sommer auftrickent. Aber dass D' mi auf die Staner drunt schmeißt, verbitt' i mir, waßt, mir is halt um a leichters Sterben."

„Versteht si, versteht si", der Mörtl. „So gach, wia a braver Soldat im Kugelreg'n, mitten durch's Herz, mausłodt." — „Na, i wer' Dir helfen", denkt er, wie er nach einem letzten langen Blick auf das rothe Dach still lachend davongeht, seinem Hause zu. War der „brustschwache" (womit der Kärntner das menschliche Oberstübchen bezeichnet) Hiasl wirklich ein Narr, oder hielt er ihn zum Narren? Das soll er sich nur unterstehen! Und sein Verliebtthun um die Gunst der schönen Pepi, dem Bachwirtstöchterlein dort unter den Kastanien! Das will er ihm einbrocken. Die Pepi — die „g'hört mein!" und wenn der Hiasl den hellsten Kopf hätt', auf den vollen Säckel kommt's an. Um so mehr, als auch die Peperl einen hat. Der Bachwirt liebäugelt und thut schön mit dem Mörtl, das Mädel zwar nicht, die Stolze! Der Bauer beißt die weißen Zähne knirschend aufeinander — aber er ist seiner Sache sicher. Sein Alter geht ihm bald da hinüber als Brautwerber. Den Hiasl will er am Bruckl schon treffen, nicht ihn erschlagen, Gott bewahr', aber die verliebten Grillen ein bissel „ausbeuteln".

Der Montag mit den gewöhnlichen Anforderungen an seine junge, gesunde Arbeitskraft ließ ihn seines seltsamen Versprechens beinahe vergessen. Wie der Nachmittag vorrückte, fiel es ihm immer deutlicher ein, er lachte, und beim verklingenden Ave schritt er dem Wäldchen zu. Unter den hohen Föhren war es noch so ziemlich hell, sie dufteten frischer und stärker durch tiefe Stille, um diese Stunde im Herbst rief auch kein Vogel mehr. Während Mörtl dem Holzsteg über dem ausgetrockneten, tiefen Bett des Wildbaches zuschritt, mischte sich in seine übermütig prickelnde Erregung ein leises Mitleid für den armen Hascher, der jetzt einrücken, alles zurücklassen muss, was er tagtäglich vor Augen ge

all was wittern, sakra, a wann nie nix dahinter is und sei' Leut spannt er ein bis zum letzten Athemzug —"

„Da wirst ja die Jahr' beim Militär kaum spüren, die sein zahmer", unterbricht ihn der Mörtl gedehnt, „aber was thuat er denn wittern, wo nie nix dabei is?" Funkelnd, drohend bohrt sich sein Auge in die jungen, einfältigen Züge.

„Halt allweil was — allweil was anders", stottert der Bursch und wird roth und blass. „Amal, dass die Viecher nit g'nua z'fressen kriegt hab'n, oder mer hat's versamt, sie grad auf die Minuten zum Brunnen z'führn, oder mer hätt' sei' Arbeit, für die mer zwa Stund' braucht, in a halben Stund' machen können —"

„Oder?" fragt der Mörtl immer herausfordernder.

„Oder —" dem Bedrängten wurde förmlich übel unter diesem Blick, „aber was kann's Di denn interessieren, Mörtl?"

„Du Sakra, weil's D' mei Freund bist", platzt er so heftig los, dass jeder auf den Freundschaftsausbruch zurückgefahren wäre wie der Hiasl. „Weil's D' mir derbarmen thuast, Du! Weil i Di für so dumm nit g'halten hätt'."

„Aber Jessas, Mörtl —"

„Schau nur, dass Di der Alte Knall und Fall davonjagt no vor dem Einrücken", poltert der Mörtl, scheint aber einen sehr schlechten Rath gegeben zu haben, denn er beißt sich plötzlich auf die Lippen, dann brummt er, schnell gefasst: „A Schkandal die G'schicht. Wann's Di nur allanig zum G'spött machen thäst . . ."

Der Hiasl ist indessen immer unruhiger geworden, jetzt wird er krebsroth, vom weißen Flaum über der Oberlippe bis zum blonden Kraushaar und den schlanken Hals hinunter. „Manst? Manst wirkli?" stammelt er, „aber schau, das is ja mei schwerstes Kreuz, die Liab, die unselige Liab, und wer kunnt'n Deandl denn nit guat sein! Und da hab' i nur mehr a Woch'n bis zum Einrucken, und dann: drei Jahr! Drei Jahr!" wiederholt er so schmerzlich, dass es eines so eifersüchtig schlagenden Herzens wie das des Mörtls bedurfte, um ungerührt zu bleiben. Trotzdem klangen ihm die Worte anderntheils wie Musik, weil er dann nur fort war; da fügt der Hiasl mit einem gewissen Trotz dazu: „Und darum, weil i 's nit erleben will, dass mir die Pepi in die drei Jahr' an andern nimmt, will i sterb'n."

Das hat der Mörtl doch nicht erwartet, der Ton macht ihn stutzig. Eine kurze Pause. Der Hiasl schaut um sich.

„Du, Mörtl . . . Wann Du amal — Di umbringen thäst — wia möchst das epper machen?"

„Wann der Fleischhauer mit'n Hackl an Ochsen schlagen will, Dein' Schädel druntersteckn."

unendlicher Vorsicht den behutsamen Schritt immerfort zu verlangsamen. Wenn es nicht beinahe dunkel wäre, so könnte man sein blasses, angstgespanntes Gesicht mit den großen Augen sehen, die sehr flink in der Runde schweifen. Jetzt starren sie geradeaus fest auf das Bruckl, es schüttelt ihn, er bleibt stehen, dann wie von einem jähen Entschluss getrieben, macht er einen Ruck nach vorwärts wie eine aufgedrehte Maschine. Da stolpert er heftig, taumelt und, ohne sich halten zu können, „Jessas Maria und Josef!“ stürzt er schreiend über einen schwarzen Gegenstand, der quer über dem Pfade liegt und den er trotz aller Umschau nicht bemerkt, weil er im letzten Moment nur Augen für das Bruckl hatte.

Nun ist's dem Hiasl, als wär' er schon halb erschlagen. Die Augen hat er ganz fest zugekniffen und muckst nimmer. Aber da reißt er sie weit auf vor Entsetzen — unter ihm regt es sich — und der Hiasl ist plötzlich sehend und hörend geworden . . .

„Hilfe!“ schreit der Bachwirt markerschütternd. „Hilfe, Mörder, Straßenräuber — Hilfe!“ Und mit kräftiger Faust greift er dem vermeintlichen Übelthäter an die Brust und müht sich vergeblich, auf die Füße zu kommen.

Dem Hiasl ist eiskalt geworden, aber mit einemmal ist die dumme Angst ihm ganz vergangen. Er schaut nur, Luft zu kriegen, mit einem Ruck ist er frei, denn der Bachwirt, der noch in den besten Jahren steht, ein Mann aus Knochen und Sehnen, hat wohl in der Verzweiflung noch fester zugepackt, als man sonst erwarten konnte, scheint sich aber verletzt zu haben, und das lähmt seine Kraft. Hiasl denkt nur, dass er einem Menschen helfen soll, vergisst darüber sogar, dass es der Bachwirt ist.

„Teufelslotter, jetz lasst mi aus, oder i schieß“, brüllt der in höchster Aufregung, und plötzlich reißt er die Hand aus der Brust, und da fällt ein Schuss . . .

Der Lärm wurde auf der nahen Landstraße von zwei patroullierenden Gendarmen gehört, die darob eiligst abschwenkten und im Laufschritt durch das Wäldchen daherstürmten. Während einer sich auf Hiasl stürzt, der entsetzt zur Seite gesprungen, richtet der andere den Bauer auf. „Überfall'n bin i word'n, derschlagen hat er mi woll'n und ausrauben a“ — da blitzt das Licht auf, das der Retter angezündet, und beleuchtet das Gesicht des Opfers und des schlotternden Deliquenten.

„Aber gar ka Spur“, ruft der Bachwirt verwundert. „Wia kummt denn der dazua, der Hiasl, der Tost! Der Mörtl vom Kirchbauer is ja g'wesen!“

Wie dem auch sei, die Klärung und Wahrheit der Dinge muss das Gericht bestätigen.

habt und woran er das Herz gelabt, trotz der Aussichtslosigkeit seiner Träume. Gut, dass Mörtl die drei Jahre beim Militär schon abgedient hatte, oder doch nicht gerade jetzt antreten sollte. Und wenn es der Fall wäre — ob er sich auch das Leben nehmen wollte? oder einen andern bitten würde, ihm dabei zu helfen? Leise lachend tritt er bei der Brücke ins Gebüsch, mit dem er im ungewissen Licht zu verwachsen scheint, und wartet. Er glaubt doch eher, dass er nicht kommen wird; wo wär' ein Mensch so toll; aber wie's immer länger dauert, reißt ihm die Geduld und enttäuscht, mit einem halblauten Fluch über die verlorene Zeit springt er hinaus.

Am nächsten Abend ist er wieder auf seinem Posten. Es hat ihm keine Ruh gelassen, vielleicht macht der Kauz doch Ernst. Und wenn nicht, weiß weder er noch sonst einer, dass der Mörtl dort gestanden.

Unbefangen verkehrt er unter Tags, wenn es sich so trifft, mit dem Hiasl, der dann auch keine Silbe über das gemeinsame Geheimnis verliert; aber es kommt sehr selten vor. Hiasl ist ein Bild der Trostlosigkeit und umschleicht die braunzöpfige Pepi wie ihr Schatten, stiehlt die letzten Septemberrosen, um sie ihr zu geben, und neulich bei der Frühmesse ist so eine Rose sogar auf ihrer Kirchenbank gelegen — ein Greuel vor dem Herrn. Und Pepi — aus der wird niemand klug. Sie nimmt und lacht! Wirklich, umbringen könnt' er ihn, wenn er jetzt daherkäm', der Esel, während der Rivale mit der wachsenden Wuth des Geprellten, der, sich selbst ein Spott, an allen Fibern gespannt, erhitzt, Abend für Abend beim Bruckl wartet.

Am Samstag, dem Vorabend des Abschieds der Rekruten, schwur er sich wieder im Walde: „Heut' is aber das letztemal." Immer kürzer wurden die Tage, vor einer Woche war es noch gerade hell genug, jetzt unterschied er kaum die nächste Umgebung.

„Verfluchter Kerl! Kimmt er, oder kimmt er nit — —"

Dabei stockte sein Selbstgespräch — dann sein Athem — denn er „kimmt"!

Die Umrisse einer dunklen Gestalt von schlanker Größe nähern sich — dem Mörtl zuckt's in den Gliedern, es packt ihn wie ein Rausch, er sieht und sieht doch nicht — und an den Kragen ist er ihm gesprungen, beutelt ihn gewaltig und gibt ihm noch zuletzt eins übern Buckel hinunter, „Du Rindviech, Du feiges", dass er hinpurzelt. Wie aber dem lauten Schrei, mit dem er das thut, nichts folgt und er lang ausgestreckt liegen bleibt, läuft dem Mörtel eine jähe Gänsehaut über den Rücken und ohne sich zu besinnen, nimmt er Reißaus.

Durch die wieder eingetretene Stille kommt aber jemand. Der Hiasl. Ein stückweise gebrochenes Herz in der Brust, was ihn nicht hindert, beim leisesten Geräusch schreckhaft zusammenzufahren und mit

Dann ziehen sie weiter ins Breiteggerthal hinüber, wo sie lieber arme Kirchenmäuse sein mögen, als Hausbesitzer auf dem Grindeljoch. Wenn nun im Winter ein Taglöhner, oder ein Krankenbote oder eine Eierhändlerin übers Bergjoch muss, da geht's schlecht. Seit den letzten zehn Jahren sind ihrer drei gefunden worden, im Mai, als der Schnee schmolz oben im Gebirge. Da haben die Gemeinden Grabel diesseits und Breitegg jenseits kund und zu wissen gethan: Wer den Winter über das Berghaus auf dem Joch bewirtschaften will: Wohnung frei, Beheizung frei, Wirtsrecht frei. „Und Verhungern auch frei!“ lachen die Leute. Keiner geht hinauf.

Nun, der Gärtnergehilfe Franz Wiffprechtinger geht ja hinauf. Der war einmal in Berchtesgaden gewesen und hatte dort das Pfeifenschnitzeln gelernt, aus Zirmholz. Wo gibt es feineres Zirmholz als auf dem Grindeljoch, was wird von Touristen besser bezahlt als Zirmpfeifen und wo lebt der Christenmensch hochmüthiger als auf dem Berge oben! Denn von Hochmuth war der Franz stets ein Freund gewesen. So ein bisschen Leuteverächter, besonders, wo sie in Herden beisammen waren. Genau zugesehen war da fast jeder keiner und fast keiner einer! Und erst die erlogenen Umthuereien! Kurz, wo es viele Leute gab, da war's ihm zuwider; ihr Hin- und Herreden um nichts war ihm zuwider und ihre Unsauberkeiten waren ihm erst recht zuwider. Da wusste er einen besseren Kameraden — sich selber. Wenn man das „Hochmuth“ nennt, auch gut, sind wir halt hochmüthig.

Jetzt muss er ja schon bald oben sein mit seinem Buckelkorb. Aber versteht sich. Ist sogar schon der grüne Kachelofen geheizt, das Strohbett aufgerichtet, das Zirmholz zubereitet und alle Sachen haben ihren guten Platz. Wenn er zum Fenster hinaus und auf die Welt hinabschauen will, so sieht er zumeist nichts als ein Nebelmeer, in dessen Tiefen statt Krabben und Seescorpione und Haie die Leute umherkrauchen und sich gegenseitig belecken oder bespeien oder gar einander langsam lebendig aufzehren. Und hier oben scheint die Sonne, denkt der Franz, und den einzigen Menschen, der da ist, mag ich leiden, und er mich. Wöchentlich einmal kommt aus Grabel der Gemeindehirt hinauf mit Lebensmitteln, Neuigkeiten und Tabak, letzteren erwartet der Franz immer am ungeduldigsten; vor den Tabakrollen wird er ganz demüthig und wenn er sie mit seinem Küchenmesser klein schneidet und in die Pfeife stopft, hat er ein so andächtiges Gesicht, wie der Gemeindehirt, wenn er zu seinem Viehpatron betet.

Von körperlichen Eigenschaften des Franz Wiffprechtinger verlautet weiter nichts. „Von der Schönheit hat man nichts“, meint er, „und gesund soweit sind wir.“ Schien die Sonne über den Schneekuppen, so konnte er in der Stube sitzen und Pfeifen schnitzen, gab's aber Nebel,

Der arme Hiasl verbringt eine Nacht im Gemeindekotter, wo die Todesgedanken ihm vollends verrauchen. Morgen kann er der Einberufung folgen. Der angesehene, reiche Mörtl, der all die Unglaublichkeit und Dummheit bejaht, bleibt auf freiem Fuße bis zur Verhandlung. Diese nimmt später einen so lustigen Verlauf, dass selbst die gestrengen Repräsentanten der Justiz das Lachen nicht verbeißen können.

Aber dem Mörtl ist's auf lange hinaus vergangen. Der hat seinen Zorn! Der Bachwirt war nämlich über die Geschichte giftig geworden und will nichts wissen von einem Schwiegersohn, der ihn noch vor einer Verlobung mit seiner Tochter durchprügelt. Und der Vater Brautwerber vom Mörtl, dem der eigene kluge Sohn so eine Schand' gemacht hat und der vorläufig nur die Sache wieder auf gleich bringen soll da drüben, wär' beinah' beim ersten Schritt über die feindliche Schwelle gestolpert. Denn da stand, am Abschiedstag der Rekruten, der Bachwirt, der Hiasl und die Pepi im besten Einvernehmen. Der Hiasl straff und mit leuchtenden Augen, der Bachwirt klopft ihm gerade auf die Schulter mit kräftigen Meinungsversicherungen über des Hiasls Edelsinn gestern und über das Attentat. Die Pepi blinzelt so wie ein Kätzchen voll Possen in der Sonne und lacht. Sie hat auch „mit dem Vater geredet", und was der Hiasl für ein guter, nur halt arg verschüchterter Mensch wäre. Und der Bachwirt, dem in den letzten zwölf Stunden manches passiert ist, was seine fünf Sinne sich nicht hätten träumen lassen, hat's richtig dem Hiasl wieder gesagt. Aber bis ihm das eingegangen ist, dass nach Ablauf der drei Militärjahre die Pepi „sein g'hört"!

## Die treue Hausgenossin.

Eines vom Gebirge her von **Peter Rosegger.**

Gärtnerburschen haben im Winter keine Arbeit, und auf dem Grindeljoch erfrieren Leute. Wenn weiter nichts fehlt, denkt sich der Franz Wiffprechtinger, diesem Übel kann abgeholfen werden. Packt seine Sachen in einen Buckelkorb, legt den alten Pelz seines Großvaters an, nimmt den Bergstecken seines Vaters zur Hand, schraubt seine eigenen Füße an — die von den Wanderschaften — und steigt ins Gebirge hinauf zum Grindeljoch. Dort, nahe dem Übergang steht etwas. Im Sommer nennt man es Touristenhaus oder gar Alpenhotel — im Winter jedoch ist es eine öde, mürfelnde Hütte, in die zur Spätherbstzeit auf ihrer Völkerwanderung die Feldmäuse einkehren. Aber diese Gäste bleiben nur so lange, bis alle Krumen und Krusten verzehrt, alle alten Lappen zerfressen und alle Kastenfugen einbruchshalber zernagt sind.

An einem stürmischen Abend, als der Franz Wiffprechtinger von der Breitegger Seite heraufkommt, wo niemand wahrzunehmen gewesen, und nun noch gegen die Grabelseite hinabspähen will, ob auch dort kein Bergwanderer in Noth sei — steht vor der Hüttenthür ein Frauenzimmer. Wenn Frauenzimmer Schneemänner sein könnten, so wäre das einer, so ganz über und über weiß ist die Gestalt, und braucht es lange, bis der Schnee aus allen Kleiderfalten herausgeschüttelt ist. In der warmen Stube legte sie, ohne viele Worte zu thun, den breiten Filzhut ab und die Lodenjoppe und den Wollspenser und den Oberkittel, denn es war jetzt alles patschnass, und nestelte die klinghart gefrorenen Schuhe auf und strählte dann ihr schwarzes Haar zurecht, das Wind und Schnee stark in Unordnung gebracht hatten. Wenn bisher das hereingeschneite Frauenzimmer zweifelhaft gewesen, jetzt war es das nicht mehr. Ein rundlich Weibsbild so in den Dreißigern, mit hängenden Wangen, zwischen denen das Stumpfnäschen wie eine große rothe Warze stand. Im ganzen lieblich anzuschauen, für Kenner. Die Barchentkleider inwendig waren soweit trocken geblieben, so wird's ihr — denkt der Franz — nicht geschadet haben.

Auf seine bescheidene Anfrage: „Woher, wohin?“ erhielt er soweit auch Bescheid. Aus Grabel herauf, nach Breitegg hinüber habe sie eigentlich gewollt; nun möchte sie halt dableiben.

Aber natürlich dableiben! Wer soll in dieser Sturmnacht weitergehen? Denn der Wind rüttelte ungestüm an den Balken. Soll nur rütteln, der Geselle wird nicht hereingelassen.

Der Franz warf Scheiter in das Ofenfeuer und schickte sich an, die Topfensuppe zu kochen. Das Weibsbild hatte ihm ein wenig zugeschaut, dann trat es an den Herd, schob den Franz sachte seitlings, goss vom Milchtopf in die Pfanne, stach aus dem Käsekübel Topfen, warf ihn in die Pfanne, Kümmel dazu, Salz dazu und schürte mit emsiger Kunstfertigkeit das Feuer, bis die Suppe in der Schüssel dampfte. Ihm blieb nur übrig, Brot in die Suppe zu brocken und zwei Blechlöffel auszulegen. Dann aßen sie selbander. Gesprochen wurde dabei sehr wenig, umsomehr gedacht, wenigstens von des Bergwächters Seite. — Allem Ausgeschau nach scheint sie ein besseres Leut zu sein. Von Grabel herauf. Vielleicht die Schwester des dortigen Werksverwesers, weil sie just auch eine solche Nase hat. In Breitegg drüben haben sie Verwandte, ich glaube die Baderischen. Im Dachboden auf dem Stroh kann man sie nicht schlafen lassen, wer weiß, was die für Seidenpölster gewohnt ist. — Nach der Suppe, als er in den Winkel gelehnt seine Pfeife schmaucht, hält sie ihre flache Hand an den Mund. Ist auch kein Wunder nach dem scharfen Marsch — Ring hat sie keinen am Finger.

Wind und Schnee, dann musste er hinaus, um dies- und jenseits des Berges die Wanderer vor dem Todtwerden zu hindern. Es kam selten einer herauf und noch seltener blieb einer liegen, oder wenn schon, dann an entlegenen Stellen, wo er trotz des bereitwilligen Lebensretters leicht einschlafen, erstarren und erfrieren konnte.

Eines grimmig kalten Tages fand er einen im Kar liegen. Das war ein Mann, wie Riesen gebaut sind, aber beinahe todt. Das pechige Holztrühlein und der Leistenbündel lagen neben ihm, und war's der Schuster von Breitegg. Der Franz wollte ihm Schnaps einflößen, aber siehe, es war ohnehin schon einer drin. Der Mann begann unter lallendem Fluchen mit seinen Schusterfäusten umherzuschlagen und da dachte der Franz: Lass ich ihn liegen, so erfriert er, und trachte ich ihn zu heben, so schlägt er mich wahrscheinlich todt. Dann half er sich so: Als der Schuster wieder zu schnarchen begann, band er ihm mit dem eigenen Riemen die Hände zusammen. Dann nahm er den zweiten, das war der Knieriemen, und legte denselben mit Schwung über die Weichtheile, bis der Schuster aufsprang. Dann trieb er ihn vor sich her ins Haus, wo der Herr von Drahtzug seinen Rausch ausschlief. Aus Dankbarkeit versprach er am nächsten Morgen, dem Lebensretter einmal ein Paar alter Stiefel zu doppeln. Ein Paar neuer schien er sich nicht wert zu sein.

Nach solchen Erfahrungen verfiel der Bergwächter auf einen Bernhardiner Hund. Von einer in Grabel durchziehenden Dörcherfamilie hatte er ihn erstanden — ein schwarz- und braungefleckter Zottel, der nun bei schlechtem Wetter auf dem Joch die verirrten und gefährdeten Wandersleute ausspüren, nöthigenfalls aus dem Schnee graben und dem Bergwächter anzeigen sollte. Aber eines Tages, als im Schneesturm unser Franz gegen Breitegg hinab auf die Wacht gegangen war und der Bernhardiner die Grabelseite nahm, lief dieser ins Haus zurück und fraß den ganzen Vorrath an Fleisch und Speck auf. Folge davon Todesstrafe und Grabrede: „Luder, du bist kein Bernhardiner gewest!“ Er hatte dann auch gehört, dass die echten Bernhardiner alle ausgestorben seien, die Hunde wie die Mönche — weil die Männche keine Weibche gehabt hätten. Schade d'rum. Wenn die Mönche schon sogar wohlthätig sind, warum keine Nachkommenschaft? — Der lose Gedanke verflog nicht ganz im Winde, ein Körnchen davon blieb in der Herzfalte hängen. Gärtnerburschen, die im Winter Menschen vor dem Erfrieren retten, sind das nicht auch tüchtige Leute? Ist es nicht schade, wenn so was ausstirbt? „Pah!“ sagte er sich dann. „So lang' ich noch lebe, bin ich nicht ausgestorben, und bin ich ausgestorben, so ist's mir Gsott.“ Unter „Gsott“ verstand der Gärtner dürres, vom Reif verbranntes Laub, das man in schwammige Haufen zusammenthut und verwesen läfst.

genossin zusammen, an der ihn weiter gar nichts interessiert, als ihr komisches Näschen zwischen den molligen Wangen. Am nächsten Tage geht er wieder in die Kare hinab; heute ist Samstag, denkt er, da haben immer Leute zu gehen über das Joch, einem wird sie sich doch anschließen. Kommt auch richtig aus Grabel ein Viehhändler herauf. Mit diesem ins Haus tretend, ruft er ihr zu: „Frau! Da haben Sie gleich einen Kameraden nach Breitegg. Der geht nach Breitegg."

„So!" sagt sie, „wär' schon recht. Wenn ich was zu thun hätt' in Breitegg." Nimmt den Besen, um aus den Wandwinkeln die Spinnweben herabzufegen.

„Schade um die Arbeit", sagt er verdrießlich. „In acht Tagen sind ihrer doch wieder oben."

„Das Unziefer ist grauslich."

„Mich irren sie nit, die Spinnen. Thun ja Glück bedeuten."

„Uh!" lacht sie auf, „was hilft 's Glück im Wandwinkel!" Schier etwas gereizt ist sie und das Näschen steigt völlig kühn hervor zwischen den Wangen. Er weiß sich keine Schuld. So soll sie fortgehen, wenn ihr was nicht recht ist.

Drei Tage später sitzt das fremde Frauenzimmer immer noch im Alpenhause. Über seinen Gewandkasten ist sie gekommen, die Kleider hängt sie in die frische Luft hinaus. Dann nimmt sie aus ihrem rothen Wollentäschchen Nähzeug, um am Gewand die schadhaften Ellbogen und Kniee und Abachen zu flicken. Und sagt dabei einmal zum Franz: „Möcht' ich doch wissen, wie Sie das machen, dass Ihnen die Hosen nit abifalln. In der da, schaun's einmal, ein einziger Knopf ist drin."

„Schneiden den auch heraus", antwortet er und trennt mit seinem Taschenmesser den Knopf vom Kleide. „Einem, der mäßig ist, fallen keine Hosen abi. Das kann nur geschehen, wenn der Bauch zu leer oder zu voll ist."

„Der Meinige braucht alleweil ein paar Hosenträger."

„Haben's also doch Einen?"

„Immer einmal gehabt."

Nimmt der Franz Wiffprechtinger einen muthvollen Anlauf. „Wenn Sie mir sagen, Frau, was es mit Ihnen ist, so schenk' ich Ihnen ein Guldenzettel. Hab' noch eins, aus den Siebzigerjahren."

„Das behalten Sie nur als Sparpfennig. Um Geld geht's mir nit. Arbeit will ich. Deswegen bin ich hergekommen, dass ich's rund sag'. Im Thal ist jetzt gar nichts, nicht einmal was zum Spinnen. Seit sie keinen Flachs mehr bauen, sollt' man die Weiberleut' über den Winter ins Maismehl legen wie die Eier, dass sie nit schlecht werden. Hab' ich mir halt gedacht, wenn am Joch oben einer ist für den Winter, dass die Leute nit erfrieren oder verhungern, so will ich auch hinauf.

Am Bett macht sie sich zu schaffen, das hinter dem Kachelofen steht, und er muss sich tummeln bei dem Geschirrabwaschen, dass er fertig wird, ehe es geboten ist, das Licht auszulöschen. Dann sagt er: „Schaun's halt, dass's schlafen können!“ untersucht, ob die Hausthür gut geschlossen ist, steigt die Bodenstiege hinan, legt sich auf's Stroh und zerrt die Kotzen über sich. In einem Hospiz gehört halt auch das dazu, dass man, wenn's sein muss, den Gästen Tisch und Bett ablässt.

Am nächsten Morgen funkeln durch die Dachfugen Sonnenstrahlen, und glitzernder Schnee stäubt herein. Der Franz macht sich fertig und steigt hinab, um die Stube zu heizen. Aber im Ofen prasselt's schon, das Bett ist aufgeräumt, die Diele ausgefegt und das Frauenzimmer wirtschaftet am Herd um.

„Aber heut schon!“ grüßt er sie, „heut' haben wir halt doch einen schönen Tag. Heut' ist's lustig über's Joch gehen.“

„Ist eh wahr“, thut sie Bescheid, „wenn's schön ist, ist's eh auch auf der Alm schön. Wo haben denn Sie Ihre Kaffeemaschin'?“

„Hab' keine. Brauch' keine. Lauter Kneippkaffee. In der Blechbüchsen, wenn noch einer drinnen ist.“

Es war noch einer drinnen und sie kochte das Frühstück, so geruhig, als ob sie zeitlebens an diesem Herd hantiert hätte. Wie gestern die saure Suppe, aßen sie heute den süßen Kornkaffee, gesprochen wurde wenig dabei. Er denkt sich: Wenn sie vor dem Fortgehen etwas bezahlen will, so kann ich's nicht einmal annehmen, weil sie Arbeit gemacht hat. Allein — sie sagte nichts vom Zahlen und sie sagte nichts vom Fortgehen, sie fieng an mit Lappen und Asche die bestaubten Fenster zu putzen.

Da wollte er doch fragen: „Sind Sie etwan von der Gemeinde heraufgeschickt worden?“

Sie war über diese Frage erstaunt. „Von der Gemeinde? Ich? Ah das nit!“ und rieb eifrig an der Glasscheibe. Gegen Mittag gieng sie hinaus in die Holzhütte, trug Scheiter herein und begann zu kochen. Sie fragte nicht was oder wie, besichtigte nur die Mittel in der Vorrathskammer. Dann machte sie Mehlklöße, sott Sauerkraut und Rauchfleisch. Hierauf aßen sie wieder selbander und nach dem Essen, dachte er, wird sie fortgehen. Als sie dann aber anhub, die Schalen auszuspülen und die Pfanne zu scheuern, so dass er ruhig bei seiner Tabakspfeife sitzen kann, thut er wieder einmal den Mund auf: „Wär' eh gut gemeint, aber dass es halt so bald finster wird um solche Jahreszeit.“

„Ja, der Tag ist kurz, 's selb ist richtig“, antwortet sie, „dafür ist halt die Nacht lang.“ Und blickt von ihrer Arbeit weiter nicht auf.

Sie geht nicht. Der Franz aber möchte wieder einmal seine Einschicht haben, es ist ihm, er lebe schon seit langer Zeit mit dieser Haus-

„— — Also gut", sagte er, hielt den Pfeifenkopf weit vor sich hin und das eine Auge zugedrückt guckte er ihn mit dem andern an. Das Ding ist ja schief geworden! — „Also gut. Wenn Sie schon durchaus dableiben wollen, so müssen Sie auch thun, was ich will."

„Aber Lapperl!" antwortete sie halbleise, „freilich thu' ich's. Dazu bin ich ja da."

„Heut' stöbert's wieder, dass alle Steig und Steg verschneit und verweht sind. Sie müssen nachher hinabgehen auf die Breiteggerseite ins Kar. Nehmen das Blashörndel mit und blasen und losen fleißig, ob's nix hören. Das Blutzerl mit dem Kranabethenen nit vergessen, dass für den ersten Augenblick eine Hilf ist, wenn Sie wen finden. Allemal so. Wenn er schon starr ist, tüchtig mit Schnee reiben."

„Gehst 'leicht Du nit mit?"

„Ich? Ob ich nit mitgeh', fragen Sie? Nein, ich muss auf die Grabelseite hinab, 's könnt' auch dort wer liegen bleiben. Wird eh nit sein. Aber nachschauen müssen wir doch, dafür sind wir da. Und nachher auf den Abend — der Teuxel von Pfeifenkopf hat richtig einen Bauch auf der linken Seite. Der Astwedel macht's. — Nachher auf den Abend machen wir's uns einmal gemüthlich. Wegschmeißen kann ich den Toifel! Der Ast bricht heraus und das ist nit Modi, auf der Seiten haben sie derweil noch kein Loch, die Tabakspfeifen."

Mit aller schönen Bereitwilligkeit legt das Frauenzimmer sich an, bindet sich die Schneereifen an die Sohlen, nimmt Blutzer und Hörndel, nimmt den einen Stecken und geht, dieweilen er noch die Hausthür abschließt, über das Joch hin gegen das Breitegger Kar.

Wie sie ihm aus den Augen ist, eilt er wieder ins Haus, holt vom Dachboden seinen Buckelkorb, wirft seine Schnitzerei hinein, darüber Gewandsachen und alles was ihm gehört, spannt über den Gupf ein Leintuch, wirft sich den Wettermantel um, steckt sich an der Herdglut noch die Pfeife an, nimmt dann das Griesbeil, sagt laut, dass es fast hallt: „Jetzt behüt' dich Gott, Alpenhaus!" und geht davon.

Nach drei Stunden, als er durch den Markt Grabel schlapft, ist es schon finster, aber der Bürgermeister, der gerade auf seinen Tarock zum Goldenen Löwen geht, erkennt ihn und ruft: „Oho, der Wiffprechtinger ist herunten! Wieso denn das? Hat's was?"

„Hau freilich hat's was!" gibt der Franz zur Antwort und trabt weiter, wie zum Markt herein, so zum Markt hinaus.

„Dass aber schon gar kein Verlass ist heutzutag auf die Leut'!" brummt der Bürgermeister, „nicht einmal den Schlüssel gibt er ab! — Na, den Mann will ich mir aber einmal ausborgen!"

Hat nichts zu borgen bekommen, der Herr Bürgermeister, denn der Franz Wiffprechtinger ist im selbigen Jahr nicht mehr gesehen worden zu Grabel.

Arbeiten thut man ja gern und sieht man's wohl eh wie's ausschaut, wenn in einem Haus die Weibsperson fehlt."

So, jetzt weiß er's, sie ist gekommen, um dazubleiben. „Wär' eh soweit recht", sagt er etwas zaghaft, „aber dass halt kein Platz ist."

„Was brauchen's denn die große Stuben allein?" fragt sie fast lieblich. „Im Sommer, wenn's lustig ist, können in dieser Stuben sieben Paar auf einmal tanzen und im Winter soll eins nit Platz haben — geh!"

„Auf dem Dachboden ist's halt kalt", sagt er.

„Und beim Ofen ist's warm", sagt sie.

Er thut nichts desgleichen und schnitzt an einem Pfeifenkopf.

„Sie möchten sich viel mehr dermachen", meint das Frauenzimmer, „wenn Sie bei Ihrem Schnitzeln bleiben könnten und wer anderer die Hausarbeit wollt' verrichten. Und was thun's denn, wenn Sie im Kar einen Versterbenden finden und können ihn nit derschleppen und ist keine Pflegerin da, dieweilen Sie selber wieder nach anderem ausschauen müssen. Gehn's, das heißt nix, das ist keine Wirtschaft. Kurz, wir haben Platz beieinand und haben zu essen miteinand und ich bleib' jetzt einmal da!"

Darauf sind dem Franz Wiffprechtinger die Gedanken still gestanden. Das gibt eine Katastrophe. Was haben wir jetzt? Jänner. Das dauert noch lang, bis der Schnee weggeht und so lange soll er bei diesem Frauenzimmer leben? Wenn's noch wäre, dass er sie sein Lebtag einmal gesehen hätte oder so was. Aber ein weltfremdes Leut! Und sich gleich so ankletten! —

„Was haben's denn, dass Sie so sper ausschauen?" fragte sie.

„Übel ist mir. Er legte das Schnitzmesser weg und gieng ins Freie. Da wehte frischer Wind, da flog der Schnee, da war es gut. Und bei der Unterredung darauf am Abend:

„Frau, was finden's denn eigentlich Schönes in dieser Hütten? Da ist's ja nix lustig. Da müssen's im Sommer einmal heraufkommen, wenn die Almhalter da sind, die Jäger, wenn die Touristen kommen. Ich sag's, da ist oft große Nachfrag' nach Weiberleuten, weil sich immer einer selber nit einmal eine Suppen kochen kann. Aber jetzt im Winter, da ist's nix. Und gar, wenn nachher im Frühjahr die Lahnen gehen — grauslich, sag' ich Ihnen! Und dass nit eine gar die Hütten mitnimmt! Keine Stund' ist man sicher."

„Macht nix, ich bleib' einmal da."

„Und jetzt unten in Grabel den Fasching versäumen! Wo beim Goldenen Löwen der Hammerschmiedball ist, und der Jägerball, wo das schönste Weibsbild die sechs Ducaten kriegt, den Schönheitspreis, und natürlich auch einen Mann dazu. So was wollt' ich fahren lassen!"

„Ist mir nix drum, ich bleib' just einmal da."

auf allen Straßen. Noch auf keinen, der ihr davongelaufen, ist sie so zornig gewesen, als auf den!

Der Franz Wiffprechtinger arbeitet wieder in einer Gärtnerei. In welcher? Das mag ich wohl nicht drucken lassen, weil man nie wissen kann, in welche Hände so ein Blatt kommt.

## Kirchliches Volksleben auf der schwäbischen Alb.

Von **Albert Landenberger.**[1])

Die schwäbische Alb, vom Dreifaltigkeitsberg bei Spaichingen beginnend und bis zum stattlichen Ipf bei Bopfingen in nordöstlicher Richtung sich erstreckend, ein vielfach zerklüftetes, meist wasserarmes und erst in letzter Zeit durch die großartige Albwasserversorgung mit Druckwerken versehenes Gebirge erscheint dem von Süden her Nahenden meist als breite, waldige Hochebene, allmählich aufsteigend. Dagegen bietet sie sich dem Anblick des von Norden, von Mittelschwaben her kommenden Wanderers als jäh abfallender, großartiger Gebirgswall dar, mit herrlichen Buchenwäldern bedeckt, mit stattlichen Felsen, Schlössern und Burgruinen geziert, die durch Geschichte und Sage, wie durch die Schönheit ihrer Lage in deutschen Landen berühmt geworden sind. Vom Dreifürstenstein, eine Stunde von Hohenzollern, beginnt die im engeren Sinne sogenannte „schwäbische Alb“, reich an Vorsprüngen und isolierten Bergkegeln, die, wie die Achalm, der Hohe Stauffen und die Teck jährlich Tausende von Wanderern an sich ziehen. Durch landschaftliche Schönheiten, seine Menge von prächtigen Wäldern und Burgruinen, Wasserfällen und Höhen gehört das Oberamt Urach jedenfalls zu den schönsten Theilen der schwäbischen Alb, wenn man ihm nicht die Krone von allen zuerkennen will. Das reizende, von hohen Bergen eingeschlossene Städtchen Urach, die ehemalige Residenz der württembergischen Grafen im 15. Jahrhundert, die fruchtbare, durch Ackerbau, Wein- und Hopfen-, vor allem auch Obstbau gesegnete Ebene des Ermsthales, die gewerbreiche Stadt Metzingen bilden den bevölkertsten Theil des Oberamtes. Das weiche Klima der Hochfläche der Alb läßt vorherrschend noch Ackerbau, nur theilweise noch Obstbau zu. Doch liefern die schönen, meist aus Laubholz bestehenden Waldungen sehr gutes Holz, das vielfach in die Residenz des Landes, nach Stuttgart, geführt und dort mit Vorliebe gebraucht wird. Das Klima des Bezirkes ist wegen des bedeutenden Höhenunterschiedes sehr verschieden. Der in der Albvorebene gelegene Theil hat ein ziemlich mildes Klima, die Hochfläche

[1]) Aus der Zeitschrift „Das Land“, die eine wahre Fundgrube deutscher Volkssitten und Gebräuche ist. Die Red.

Etliche Tage später besprechen sich zwei Schneidergesellen.

„Du, jetzt wär's fein über's Grindeljoch zu gehen."

„Fahr' ab, ist ja alles verschneit."

„Just derowegen. Nachher kann man sich retten lassen von einem sauberen Weibsbild."

„Ja, oder was beißt mich."

„Willst wetten?"

„Nit einmal einen Schnaps soll er haben, der Franzl."

„Ja, wenn er noch oben wär'! Ein Weibsbild ist oben. Ganz allein — im Berghaus! Hörst!"

„Geh' plausch nit!"

„Willst wetten?"

„Fahr ab! Beim Wetten verspiel' ich allemal. Ich glaub' Dir's lieber so nicht."

„Weil's billiger kommt, gelt! Aber mithalten lass ich Dich, wenn Du mich begleiten willst auf's Joch. Die Kerschen-Pepi ist jetzt oben."

„Fahr ab!" ruft der andere staunend aus. „Die Kerschen-Pepi?"

„Gelt, jetzt schaust! Ja, mein Lieber! Weil's im Winter keinen Kerschen-Handel gibt, so ist sie zum Wiffprechtinger hinaufgegangen — Leut retten helfen. Und der dumme Kerl lauft davon."

Und jetzt wird er vertraulich, der Schneider.

„Morgen, wenn's Wetter schön ist, such' ich sie heim. Bist dabei?"

Hat zugesagt, der andere. Und heimlich gedacht hat er also: Mit doppeltem Faden wird auch die Kerschen-Pepi nicht nähen wollen. Immer einmal gut, dass die Schneider schreckig sind. Dass sie sich vor schlechtem Wetter fürchten und sich nit einmal beim Tag allein auf den Berg getrauen. Aber Gott sei Dank, es gibt ihrer noch, die's auch bei der Nacht wagen! — Und anstatt auf den Kameraden zu warten, ist der Schlaucherl in derselbigen Samstagnacht bei Mondenschein hinaufgestiegen gegen das Grindljoch. Jetzt hätt's ja sein können, dass jählings ein Schneesturm einfiele und den Schneider begrübe und die Pepi ihn fände, mit Schnee riebe, bis er wieder lebendig wäre, mit Kranabeth-Branntwein säuge, bis er stark und munter würde. — Aber das ist alles nicht gewesen. Gewesen ist es vielmehr so, dass der Schneider gegen Mitternacht hinaufkam, das Alpenhaus verschlossen fand, eine Viertelstunde lang klopfte, dann eine Viertelstunde lang heftig rüttelte und die dritte Viertelstunde sich mit Schreien und Fluchen vertrieb, bis er endlich vor Frost und Jammer sachte anfieng, herzbrecherisch zu weinen.

Im Hause regte sich nichts, weil nichts drinnen war. Denn das Frauenzimmer ist über die Flucht des Treulosen so verzagt worden, dass sie sich schon am nächsten Morgen verlaufen hat. Sie suchte ihn in den Bergmulden, dann in den Schluchten, in den Köhlerhütten und endlich

ein blaues Hemd oder ein kurzes, grobes Wams. An den Sonntagen tragen sie einen langen Rock von schwarzem oder blauem Tuch, nach der Nachmittagskirche wird der Rock mit einem Wams oder mit dem blauen Hemd vertauscht. Auf dem Kopfe tragen die Männer eine schwarze Mütze oder einen schwarzen Filzhut. Auch das weibliche Geschlecht ist sehr einfach gekleidet. Die Weiber tragen gewöhnlich einen kurzen Rock und Kittel, die Mädchen statt des Kittels meist eine kurze dunkle Jacke. Auf dem Kopfe tragen Weiber und Mädchen Werktags ein rothes, Sonntags dagegen meist ein weißes Tüchlein. Im Winter tragen sie statt des Tüchleins öfters ein wollenes Schälchen. Die Lederhosen, weiße Strümpfe und Dreispitze, die früher der Bauer trug, verschwinden immer mehr, ebenso das Sammtbrusttuch mit Silberknopfriemen bei den Männern und das große, mit schönen Blumen geschmückte Halstuch bei den Frauen.

Fassen wir nun zunächst die Sitten und Gebräuche ins Auge, die mit dem kirchlich-religiösen Leben in inniger Verbindung stehen, so sind es vor allem die großen Festtage des Jahres vom Weihnachtskreis an, die hier in Betracht kommen. Zuerst das Weihnachtsfest selbst. Am Tage vor dem heiligen Christfest, am heiligen Abend, geht auf der der Erms links liegenden Seite der Alb der Pelzhansel oder Pelzmärte, sobald es dunkel ist, durch den Ort, um die unartigen Kinder zu ängstigen oder zu züchtigen und sie auf die Weise für die Gaben würdig zu machen, die sie am Christtag erhalten sollen. Dann reicht er ihnen Äpfel und Nüsse dar. Sind die Kinder an diesem Abend etwas früher als sonst in ihrem Bette aufgehoben und eingeschlafen, so wird der Weihnachtsbaum geschmückt und die Christtagsbescheerung für die Kinder zurechtgelegt. Am Weihnachtsmorgen, da die Kinder vor freudiger Erregung etwas früher aufwachen, werden einem jeden seine Gaben, die das Christkindlein gebracht hat, angewiesen und bald laufen auch die Geschenke von dem Döte und der Dote (den Taufpathen) ein. Abends wird der Weihnachtsbaum angezündet, und unter dem Scheine der Lichter ertönen da und dort in den Häusern Weihnachtslieder zur Ehre Gottes. Ähnlich ist es auf der rechten Seite des Ermsthales, wo der Pelzmärte mit rußigem Gesicht, einem Stock und einer Schelle einhergeht und die Nachtwächter nachts zwölf Uhr schöne Weihnachtslieder singen. Am Christfest bekommt selbst das Vieh in manchen Häusern eine bessere Fütterung, Brot oder Hafer, damit auch dieses sich freue. Noch ist die Christfreude in den Herzen der Kinder nicht ganz verklungen, so folgt der Pfeffertag, wie man den ersten Werktag nach den Christfeiertagen zu nennen pflegt. Es ist Sitte, daſs die Kinder an diesem Tage durchs Dorf wandern, um in jedem besseren Hause, oft auch nur bei ihren nächsten Verwandten, eine kleine Gabe zu empfangen. Manche wandern vom Dorf in die benachbarte Stadt, überall kleine Gaben, Äpfel, Nüsse,

der Alb dagegen ist rauh mit langen, schneereichen Wintern und häufigen Frühjahrs- und Herbstfröften. Das Oberamt ist beinahe 40 km lang und 7 bis 15 km breit. Sein Flächeninhalt beträgt 5 2 Quadratmeilen. Es hat nahezu 30.000 Einwohner, darunter 400 Katholiken, die anderen lauter Protestanten. Die Grundzüge des schwäbischen Volkscharakters, wie sie Kanzler v. Rümelin in der Beschreibung des Königreichs Württemberg so meisterhaft gezeichnet hat, treffen auch bei diesem Theil der Bevölkerung der schwäbischen Alb und der Vorebene zu. Alle Hände haben vollauf zu thun, um den Nahrungsstand zu sichern und der Nothdurft des Lebens zu genügen. Fleiß, Sparsamkeit, Genügsamkeit sind bei weitaus den meisten Bewohnern entschieden vorhanden, dabei ein stiller, reflektierender Ernst, eine bald nüchterne, bald träumerisch in sich gekehrte Lebensrichtung, eine gewisse Schwerfälligkeit, Schweigsamkeit und Unbeholfenheit, aber ein reeller, dabei kirchlicher, auch dem Gemeinschaftswesen des Pietismus vielfach zugeneigter Sinn findet sich vor allem auf der Alb selbst vor. Konservativ in politischer Hinsicht sind sie es noch mehr in religiöser, jeder Neuerung abhold, mit einem gewissen Hang zum Mystizismus gerade bei den edleren, tiefer gegründeten Naturen; in Privatgottesdiensten suchen viele noch neben den kirchlichen Versammlungen, denen sie beiwohnen, ihre Erbauung. Das Wirtshaus spielt zwar ebenfalls in manchen Orten eine bedeutende Rolle, dagegen gibt es auch manche Albbewohner, die es wochenlang nie besuchen und sich zu Hause mit ihrem Apfelmost begnügen. Die Weinbau treibende Bevölkerung des Ermsthales schafft sich ihren eigenen Haustrunk an Wein; die Lebensweise ist fast überall eine sehr einfache. Im Schweiße seines Angesichtes ißt der Landbewohner sein Brot, Verschwender und Schwindler sind selten; erst in neuerer Zeit hat die Fabrikthätigkeit auch hier in bedeutender Weise überhandgenommen und beschäftigt Tausende der Bewohner. Die Mundart ist das ausgesprochen schwäbische Idiom, der Albbauer spricht dieses Idiom noch in seiner vollen, genuinen und knorrigen Kraft, der niedere Handwerker und Städter bereits etwas modifiziert, die gebildeten Kreise mit mehr oder weniger glücklichem Anschluss an den hochdeutschen Dialect. Der altheidnische Aberglaube ist, wie wir dies des öfteren noch sehen werden, besonders in den Geister- und Gespenstersagen, in den Hexensagen und der Angst vor dem Muthesheer (Wuotansheer), auch in der Sage von Zwergen, Erdmännlein und verborgenen Schätzen, und mannigfachen, aus dem alten Heidenthum noch stammenden Gebräuchen vorhanden. Die Tracht ist mehr und mehr städtisch geworden, die scheinbare Wohlfeilheit der modernen Stoffe und der Zeitgeist haben die originelle und haltbare Tracht zum größten Theile verdrängt. Nur noch in einzelnen Alborten wird allgemein an der alten Sitte festgehalten. Da tragen die Männer an den Werktagen Hosen von grobem Tuch, eine rothe Weste, darüber

Herodes spricht bei Tag oder bei Nacht:
‚Ei, warum ist denn der König so schwarz?‘
Ist gar nicht schwarz, ist wohlbekannt,
Ist Käsperles König aus Morgenland.“

Östers tragen diese drei Weisen aus dem Morgenlande ein langes weißes Überhemd mit einem ledernen Gürtel und eine ausgeschnitzte Krone von farbigem Papier. Der Erscheinungstag wird deshalb auch „Sternlestag“ genannt.

Am Lichtmessfeiertage sagt man allgemein: „Lichtmess Sonnenschein, bringt noch viel Schnee herein.“ Dieser Tag ist, wie Georgii, Johanni, Jakobi und Martini, der Tag der Knechte- und Mägdewanderung. „Lichtmess — Dunkel vergess, bei Tag ess!“, so heißt es an diesem Tage, und

„Heut ist mei Büntelestag
(Tag, wo man sein Bündel schnürt),
Moarge mei Ziel,
Wann i marschiere muis
Han i net viel.“

Also singen die wandernden Dienstmägde.

An der Fastnacht neckt sich alt und jung und schickt einander in die „fasnet“. Zugleich aber werden an diesem Tage in allen Häusern, auch den ärmsten, „Fasnetküchla“ gebacken und gegessen. In der Fastnacht ziehen sogenannte „Fasnetnarra“ herum mit abenteuerlichen Masken, auch „Affagsichter“ genannt. Die ledigen Burschen versammeln sich in den Lichtstuben, die Mädchen backen sich Küchle, kochen Kaffee, während die Burschen sich Bier und Wurst schmecken lassen. Eine jede „Kameradschaft“ holt sich da ein oder zwei Fäschen Bier, die dann gemeinschaftlich bezahlt werden. Bald nach der Fastnacht, wenn die Feldgeschäfte wieder beginnen, die Tage länger und die Nächte kürzer werden, auch das Spinnen aufhört, wird in den Lichtstuben der sogenannte „Ausstand“ gehalten. An den langen Winterabenden versammelt sich nämlich jung und alt in irgend einem Hause, „Ebethinhaus“, zur gemeinschaftlichen Unterhaltung. Die Frauen sitzen auf den Bänken herum, spinnen, zwirnen, haspeln oder nähen; die Männer setzen sich um den Tisch herum, manche in der Nähe des Ofens. Alle haben ihren „Kloben“, d. h. ihre Pfeife im Munde und rauchen. Da gibt's nun viel zu reden vom Viehstand, von der Frucht, von einem Unglücksfall, der sich zugetragen, man redet von „Russa und Franzose“; erscheint ein Komet, so ist's am besten, man fragt den „alta Botta“ (Boten), der verstoaht ebbes (versteht etwas) vo de stearn, hat er ja doch a stearnkart zoichnet (eine Sternkarte gezeichnet). Die Frauen hören mit offenem Mund und Augen aufmerksam zu, vergessen darüber wohl auch ihr Geschäft und schlummern am Ende ein. Nicht so die Jungen. Wo die sich versammeln, da gibt es keinen Schlaf, sondern da ist es lustig, da wird gesungen,

Pfennige heischend. Hier und da werden auch Laibchen von seiten der Stiftung an die Kinderwelt ausgetheilt, die großen Jubel hervorrufen.

Das Neujahrsfest bringt mannigfache Bräuche mit sich: das Neujahransingen, Anschießen und Anwünschen. In manchen Orten wird das Neujahrsingen von dem Nachtwächter und etwa sechs anderen guten Sängern besorgt. Diese gehen in der Neujahrsnacht von Haus zu Haus und singen passende Lieder, wofür sie von den betreffenden Leuten Brot, Mehl, Schmalz u. s. w. erhalten. Ist eine Person krank in einem Hause, so wird auch ein geeignetes Lied danach gewählt. Häufig mischen sich auch die Neujahrsanschießer mit ihrem Unfug des Knallens unter die Sänger, und wo die Polizei lax ist, hört man oft die ganze Nacht hindurch das Knallen alter verrosteter Pistolen, wobei sich auch mancher mitunter den Finger oder die Hand abschießt, wenn die Pistole zerspringt. Am Neujahrsmorgen gehen die Kinder, namentlich ärmere, von Haus zu Haus, um den Leuten, oder wenigstens ihren Bekannten und Verwandten, ein neues Jahr zu wünschen. Der Spruch lautet gewöhnlich: „Gotta morga! I waisch ech au a guats nuis joar, da gsonda leib, da frieda, da sega und da hoiliga goischt!“ (Guten Morgen! Ich wünsche Euch ein gutes, neues Jahr, den gesunden Leib, den Frieden, den Segen und den heiligen Geist). Dafür erhalten dann die Kinder ein kleines Geldgeschenk. In vielen Häusern schneidet man in der Sylvesternacht eine Zwiebel mitten durch, nimmt sie auseinander und stellt zwölf aus der Zwiebel gebildete Schüsselchen in eine Reihe hin. Wie das neue Jahr beginnt, mit dem Glockenschlag zwölf, wird in jedes Schüsselchen etwas Salz gethan. Daraus kann man nun schließen, wie das Wetter im ganzen Jahr wird, trocken oder nass. Schmilzt das Salz im ersten Schüsselchen, so wird der Januar nass, schmilzt es nicht, dann bleibt er trocken. Um nun auch noch zu erfahren, ob im einzelnen Monat Sonnenschein oder Wind vorherrschen wird, achtet man genau auf die zwölf Tage zwischen Weihnachten und dem Erscheinungsfest. Weihnachten gilt dabei als erster Tag, der den Monat Januar vorstellt. Wie sich die Witterung an diesen zwölf Tagen gestaltet, so schließt der Bauer, wird sie auch in den einzelnen Monaten sein.

Am Erscheinungsfest werden Sterne von den Bäckern gebacken, kleinere und größere, zu 3, 5 bis zu 20 und 25 Pfennig, die morgens in den Häusern herumgetragen werden; an einzelnen Orten ziehen drei weißgekleidete Knaben mit dem Stern umher und singen:

„Wir kommen daher in aller Gefahr,
Und wünsche Euch allen ein neues gesund's Jahr,
Ein neues gesund's Jahr, eine fröhliche Zeit,
Wie's Gott Vater vom Himmel ra geit.
Die heiligen drei Könige aus Moraland,
Die kommen an's Herodes sein Haus,
Herodes, der schaut zum Fenster heraus,

die dann verkehrt dasitzt, ihrem Beobachter aber den Kragen umdreht, wenn er sich nicht vor dem Läuten aus der Kirche entfernt. Hat einer einen schlechten Haarboden, so darf er nur mit dem Schlage zwölf in dieser Nacht die Haare stutzen und erlangt dadurch üppigen Haarwuchs. Das Betreten von Kreuzwegen und das Niederlegen von Krankheitszeichen auf denselben, um Heilung zu erlangen, besteht fast überall. Manche Pferdebesitzer gehen morgens auf die Bühne, nehmen von jeder vorhandenen Fruchtsorte ein kleines Quantum in ein Gefäß, rühren die Früchte durcheinander und geben das Ganze ihren Pferden zu fressen, damit sie keine Gelbsucht bekommen sollen. Den ganzen Tag aber wird kein Fleisch gegessen, dafür Stockfisch, Zwetschken u. s. w., auch aus den Ställen kein Dung befördert. Manche Weiber bringen morgens ihren Männern ein gesottenes Gänseei an das Bett. Laugenbretzeln werden in Masse gebacken und von jung und alt verzehrt. Die Kinder holen sie bei den Bäckern, reihen sie an Schnüren auf, hängen sie um den Hals und bringen sie ihren Eltern. Die Erwachsenen gehen an diesem Tage fast alle zum heiligen Abendmahl.

Das Osterfest, auch Hasentag genannt, ist ein großes Freudenfest. Da legt „der Hase“ den Kindern die Eier ins Nest, in den Garten, und die Kinder gehen nachmittags auf die Wiesen, um mit ihren Eiern zu werfen. Die buntgefärbten, gekochten, auch zuckerigen Eier, Zuckerhäslein, Bretzeln u. s. w. machen überall große Freude. Morgens sechs Uhr auf den Gottesacker zu gehen und Auferstehungslieder zu singen, ist noch in einzelnen Orten Sitte. Dabei werden die Gräber und Kreuze mit Blumen und Kränzen geschmückt, die lange Zeit hängen gelassen werden. Das Eierlesen findet ebenfalls noch an einzelnen Orten statt. Während eine Partie Eier zusammenliest, eilt die andere in einen benachbarten Ort; wer zuerst fertig ist, dessen Partie hat gewonnen, und die verlierende hat die Eier, die nun gemeinsam verspeist werden, zu bezahlen. Mittags gehen die Kinder auf die Wiese, spielen und werfen dort mit ihren Haseneiern. Die Höhlungen, welche sich am Ende der geöffneten Eier finden, rühren von dem lieben Heiland her, er habe davon heruntergebissen. Sind die Höhlungen groß, hat also der liebe Heiland viel vom Ei gebissen, so haben die Kinder eine besondere Freude. Wenige Wochen nach Ostern findet alljährlich die Confirmation und im Zusammenhang damit der Schulaustritt und der Schuleintritt statt. Auf die Confirmation wird die Kirche von den Confirmanden mit Kränzen und Guirlanden geschmückt. Döte und Dote werden zur Confirmation meist schriftlich und mündlich eingeladen. Sie erhalten von dem Pathenkind den Confirmationsbrief, worin man ihnen für alle Freundlichkeit und für alle Liebe und Güte, die sie einem seit der Taufe bis auf diesen Tag erwiesen haben, herzlich dankt, sie einladet zur Theilnahme an der Confirmationsfeier und

gelacht und gekichert. Die Mädchen spinnen und haspeln, die Buben karteln und rauchen, tragen neue Lieder vor, spazieren auch mitunter im Dorfe herum, vespern dazu Schlehen, Hagebutten u. s. w., und erst, wenn der Wächter die elfte Stunde ruft, geht man allmählich zur Ruhe. Bei dem „Ausstand“ tragen nun die Mädchen abends Weißbrot, Zucker und Kaffeebohnen herbei, die ledigen Söhne dagegen bringen Wein. Es wird Kaffee bereitet, gegessen und getrunken. Alles ist fröhlich beieinander, ist man doch das letztemal beisammen. Die Kosten für das Öl, das den Winter über in der Lichtstube verbraucht wird, haben die Mädchen selbst zu bestreiten oder abwechslungsweise mitzubringen. Nach etlichen Wochen kommt die große Woche oder Charwoche.

Alles ist still, denn man feiert das Leiden und Sterben Jesu, die Wirtshäuser bleiben fast die ganze Woche leer und man hört wenig Geschrei auf der Gasse. An manchen Orten wird derjenige „Palmesel“ genannt, der am Sonntag des Palmfestes das Bett zuletzt verläßt. Blühende Salweiden, sogenannte „Palmkätzchen“, werden von den Kindern gerne im Wald und an den Bergabhängen geholt, nach Hause getragen und dort ins Wasser gestellt. Am Palmsonntage erhalten die meisten Kinder von ihren Eltern eine Bretzel. Von den ledigen Burschen werden in diesen Tagen farbige Bretzeln an die Scheunenthore gemalt, besonders, wo sich ledige Mädchen vorfinden. Zum Spotte flechten sie auch Bretzeln aus Stroh und hängen sie dann an den Häusern auf, dazu schreiben sie die Inschrift:

„Schau, Mädle, schau,
Die Bretzget ist von Strauh (Stroh),
Aber lass Dia's et verdrieẞa,
Dass Du kannst die Bretzget gnieẞn!
Schau, Mädle, schau,
Die Bretzget ist von Strauh.“

Der Charfreitag ist zwar der besuchteste Kirchentag (Charfreitags-christen nennt man diejenigen, die gewöhnlich nur an diesem hohen Fest-tage die Kirche besuchen), daneben aber ist er der Haupttag des Aber-glaubens; in allen möglichen Formen begibt man sich in der Frühe dieses Tages „unbräffelt“, d. h. unangeredet an ein fließendes Wasser, schöpft von diesem stromabwärts und wäscht sich damit, so ist dies für alle Krankheiten gut. Füttert man an diesem heiligen Tage vor Sonnen-aufgang dem Vieh einen Bund Heu, der die Nacht über unter dem Dachtrauf lag, so überfüttert sich das Vieh das ganze Jahr nicht. Will jemand eine ihm lästig werdende Hexe entlarven, so muss er in der Nacht vom Gründonnerstag auf den Charfreitag mit dem Schlag zwölf Uhr auf dem Kirchhofe einen Hollunderzweig abschneiden und aushöhlen. Damit hat er sich einen Operngucker verschafft, mittels dessen er im Vormittagsgottesdienst am Charfreitage die Hexe ausfindig machen kann,

festigt war. Die anderen hatten sogenannte Maienstecken, an denen oben schöne Bänder flatterten. Der letzte musste einen Dornbüschel an einem Stecken tragen. So zogen sie durchs Dorf. Vor jedem Hause wurde Halt gemacht, dann musste der erste folgenden Spruch sagen:

„Wir treten herzu und also fest
Grüßen wir den Hausvater und seine Gäst',
Grüßen wir den ersten und andere nicht,
Sind wir auch keine rechten Rossbuben nicht.
Als Rossbuben sind wir gebor'n,
Auf unsern Äckern wächst Wein und Korn,
Wein und Korn wie rothes Gold,
Das dem Hausvater und der Hausmutter ins Herz nei rollt.
Halloh! Katz springt Stieg na!
Kaufet au mei'm Vetter dahinter s' Reisbüschele a!"

Dafür erhielten sie Eier, Schmalz, Geld u. s. w. Aus den Eiern wurde dann ein ordentlicher Eierkuchen gemacht und dazu bekamen sie noch Getränke.

Am Pfingstfestmorgen heißen die Kinder den, der zuletzt aus dem Bette kommt, den „Pfingstlümmel" oder „Pfingstbutz", nach dem Reimlein:

„Pfingstbutz bin ich genannt,
Eier und Schmalz ist mir wohlbekannt,
Weißmehl schlag' ich auch nicht aus,
Ich und meine Kameraden backen Dötsche (Eierkuchen) draus."

Ein junger Bursche wird im nahen Walde mit Blumen und Zweigen umhüllt, auf ein Pferd gesetzt und in Begleitung seiner Kameraden im Orte herumgeführt. Die Burschen erhalten von den Weibern Eier und Schmalz, die dann gemeinsam verzehrt werden.

Am Trinitatisfest beginnt in den meisten Orten die Sitte des Katechismussprechens in der Kirche von zehn- bis vierzehnjährigen Kindern, das „Büchla beta"; sie erhalten dafür ein kleines Geschenk aus der Stiftung und noch weitere, oft größere Gaben von ihren Pathen und Anverwandten.

Ist die Heuernte vorüber, so wird die „Heukaz", nach beendigter Ernte die „Sichelhenke" und nach beendigtem Dreschen die „Flegelhenke" gehalten. Bei den zwei ersteren wird hauptsächlich getrunken, da sie in die heiße Jahreszeit fallen, bei der letzteren werden wieder „Küchla" in Schmalz gebacken und verzehrt. Nun beginnt das Brechen des Hanfes und des Flachses, was wieder zu manchem Verslein aus Weibermunde Veranlassung gibt:

„I schüttel dem Herrn d'Angla,
An a paar Kreuzer werd ihm's au net mangla,
Gibt er mer aber mehr,
No isch dem Herrn a gräißere Ehr."

Für das Hersagen des sinnreichen Sprüchleins erhalten sie dann, wenn der Herr nicht geizig ist und nicht durchgeht, ein kleines Geldgeschenk.

sie auffordert, an diesem Tage herzliche Fürbitte für ihr Pathenkind einzulegen. Am Morgen des Confirmationstages erscheinen die Kinder schwarz gekleidet und mit einem Sträußchen geschmückt in der Schule, von wo sie von dem Geistlichen und Lehrer zur Kirche begleitet werden. Nach der Handlung versammeln sich die geladenen Gäste im Confirmandenhaus zur Festmahlzeit. Kaum ist die Mahlzeit vorüber, so sieht man Kinder des Dorfes in die Confirmandenhäuser laufen, welche ein kleines Confirmationsgeschenk von 20 Pfennig bis zu 1 Mark bringen. Von ihrem Pathen oder der Dote bekommen die Confirmanden entweder ein Gesangbuch oder ein größeres Geldgeschenk. Nach der Nachmittagskirche werden die Geistlichen und Lehrer von den Confirmanden in Gemeinschaft mit ihren Müttern besucht, um ihnen den Dank für ihre Mühe auszusprechen und sie mit einem Geschenk zu bedenken. Ihre Confirmationsdenksprüche lassen sie häufig einrahmen und hängen sie in der Stube auf. In einzelnen Dörfern findet man auch im Rahmen eingefaßt den sogenannten „Himmelsbrief“, einen Brief, „so von Gott selbst geschrieben und zu Magdeburg niedergelassen worden ist“. Er war mit goldenen Buchstaben geschrieben und von Gott durch einen Engel gesandt worden, wer ihn abschreiben will, dem soll man ihn geben, wer ihn verachtet, von dem weicht der Herr. Der Brief enthält verschiedene Ermahnungen zur gottseligen Gesinnung und heißt am Schlusse: „Wer den Brief hat und ihn nicht offenbart, der ist verflucht von der christlichen Kirche. Wer ihn bei sich trägt oder in seinem Hause hat, dem wird kein Donnerwetter Schaden zufügen, er wird vor Feuer und Wasser sicher sein. Darum haltet meinen Befehl, den ich Euch durch meinen Engel gesandt habe. Ich wahrer Gott vom Himmelsthron, Gottes und Maria Sohn. Amen. Dies ist geschehen zu Magdeburg im Jahre 1783.“

Am Maitag ist es Sitte, gewissen Personen, die man lieb hat, einen grünen Maien zu stecken. Mitunter erhält auch der Geistliche und Lehrer einen solchen.

Am Himmelfahrtsmorgen vor Sonnenaufgang gehen viele Leute in den Wald und suchen Maienglöckchen. Dann begeben sie sich auf Anhöhen, um das Schauspiel der aufgehenden Sonne, welche an diesem Tage drei Freudensprünge machen soll, anzusehen. Den Tag über macht man Ausflüge. Die Kränze aus den Himmelfahrtsblümchen, auch Mausörchen genannt, sollen vor Einschlagen des Blitzes sichern. Früher war auch das „Maientragen“ um diese Zeit im Brauch. Mehrere Tage zuvor versammeln sich die elf- bis zwölfjährigen Schüler, um zu bestimmen, wer den Maien tragen dürfe. Dabei wurde um die Wette geritten und gesprungen. Wer vorne hinkam, durfte den Maien tragen, an dem allerlei Tüchlein befestigt waren. Der zweite erhielt einen Schmalzhafen, der dritte einen Eierhafen, der vierte eine Fahne, woran ein Geldbeutel be-

„Ich bin der Dichter Emil Zola, der auf Erden große Anstrengungen gemacht hat, Papst Leo den Dreizehnten zu sehen, von ihm in Audienz empfangen zu werden."

„Aber Du bist ja nicht bei mir gewesen, mein Sohn."

„Weil man mich nicht zu Dir ließ. Weil man mir die Audienz verweigerte."

„Davon weiß ich nichts", sagte Leo, und setzte sich auf eine Rasenbank, aber so, dass neben seiner ein Platz leer blieb, auf den er mit einer freundlichen Handbewegung den Dichter zu sich lud. „Also Zola, Emil Zola. Habe viel von Dir gehört. Sogar einiges gelesen. Scharfer Beobachter. Strenger Kritiker. Genau zugesehen im Leben. Etwas derb angefasst, wie? — So so, zu mir in den Vatican wolltest Du kommen. Hätte mich recht gefreut. Man sitzt dort manchmal hübsch einsam und möchte manchmal eins mit freien Geistern plaudern. Ich habe die freimüthigen Geister nie verachtet."

„Aber Du hast Dich vor ihnen abgeschlossen", wendete Zola ein. „Du hast Dich selbst in den Kerker gebannt, auf lebenslang. Da hast Du die Welt und Menschheit nicht sehen können wie sie ist, sondern wie sie Dir andere, die sie auch nicht recht gesehen, hinterbracht haben. Du, ein Diener der ewigen Wahrheit, hättest ebenso sorgfältig suchen und sehen müssen, als wir anderen es thun oder thun sollen. Ich höre, dass Du in der Sterbestunde auf die Brust geklopft hast: Mea culpa! Mea culpa! — Hast Du dabei nicht vielleicht an das Unrecht gedacht, das Du Dir selbst angethan? Dir und der Christenheit? Dass der Hirte nicht persönlich der Herde nachgieng, sondern sich einschloss in die enge Hütte?"

„Das that nicht ich, mein Sohn, nicht ich, der alte Pecci. Der Pecci hat die Welt geliebt, er hat sie sehr geliebt. Er hat gelitten in der Gefangenschaft, mehr als Du denken kannst. Oh, nicht freiwillig, nicht freiwillig. Der Papst hat den Pecci gefangen gehalten. Denn der Papst muss protestieren gegen den Raub des Kirchenstaates, so lange protestieren, bis das alte Recht wieder hergestellt ist."

Darauf sagte Zola ernst und leise: „Ich glaube, Papa Leo, der Kirchenstaat ist Geschichte geworden. Die Geschichte gibt nichts zurück. Aber sie rechtfertigt die Vergangenheit. Und das ist gut für die Kirche. Ich will es milde sagen: Alles, was die römische Kirche je gethan, ist gerechtfertigt unter der Nothwendigkeit der Entwicklung, die nicht von dem Willen der Menschen abhängt. Auch ich glaube an die Unfehlbarkeit. Die Geschichte ist infallibel, darum lässt sich an ihr nichts rühren und protestieren."

„Ah, ist das Emil Zola, der so spricht? Der große Niederreißer und Umbauer? Gibt sein Leben aus, um die Menschen zu ändern, in seiner Art zu bessern mit Zureden und leugnet ihren freien Willen und

Der Monat October bringt die beliebte Kirchweih, die, wenn auch an manchen Orten fast verschwunden, an anderen mit den lärmendsten Lustbarkeiten, oft unmäßigem Essen und Trinken verbunden ist. Die ganze Woche hindurch bis in den Sonntagmorgen hinein wird eine große Masse Kuchen gebacken. Die Weiber wissen von nichts mehr als von Kuchen und „Kirbegäst“ zu reden. Oft wird auch noch ein „Kirbetanz“ am Kirchweihmontag gehalten, wobei mancher grobe Unfug nicht ausgeschlossen ist.

Auf den ersten Advent holt man kleine Kirschenbäume und stellt sie in heißen Sand. Durch die Wärme werden sie so weit gebracht, dass sie bis zum Weihnachtsfeste in Blüte stehen.

So heften sich die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche an die kirchlichen Tage des Jahres und solche Kalendertage, die im Kreislaufe des menschlichen Lebens dem schwäbischen Volke bedeutsam erscheinen.

---

# Leo und Zola.

Eine Begegnung im Himmel.

Unter dem himmlischen Lorbeerstrauch saß Zola. Er saß allein, abseits von den andern. Auf die eine Hand stützte er seinen Kopf, mit der andern rückte er auf der Nase den Zwicker zurecht und streichelte dann den halbkurz gestutzten Vollbart. Er sann über etwas und schüttelte ein wenig den Kopf.

„Es ist eigentlich komisch“, murmelte er für sich. „So im Kohlenoxyd ersticken. Ich hatte mir den Tod anders gedacht. Es war gar nicht schmerzhaft. Die Frommen hatten mir immer einen ganz anderen Tod vorausgesagt. Doch bin ich froh, dass es vorüber ist.“

Dann stand er auf und gieng gemächlich den Blumenweg dahin. Da sah er, wie ein Greislein gegen ihn herankam. Es gieng gebeugt auf einen Stock gestützt, aber hastig, mit lebhaften Geberden. Es hinkte und schwankte nach einer Seite, wie ein Vogel, dem ein Bein verwundet ist. Die Gestalt hatte ein lichtes langes Kleid, schneeweißes Haar, blasses, mageres Gesicht mit scharfer Nase, einen Mund, der zu lächeln schien, und mit großen lebhaften Augen. Zola blickte auf und dachte: Wer kommt da? — Sollte das nicht Leo sein, der heilige Vater?

Er zog den Strohhut und sagte ehrerbietig: „Euere Heiligkeit!“

„Lass das, lass das“, antwortete der herangekommene Greis lebhaft. „Hier gibt es nur eine Heiligkeit, den Gottvater. Wer bist Du denn?“

müssen widerspruchslos das ihnen dictierte Schicksal ertragen. Ist das nicht eine unbeschreibliche Trostlosigkeit? Ist das nicht wie jenes Höllenthor, an dem jeder Eintretende alle Hoffnung fahren lassen muss?"

Leo lächelte fein und entgegnete: „Mich wundert, dass Zola in seiner Weisheit immer nur die Kehrseite der Medaille sieht. — Siehe, im Vatikan tagt eben die Papstwahl. Auf eine Person kommt es an, sagst Du. Wie nun, wenn diese Person einmal ein großer humaner Geist wäre, ein Mann des Fortschrittes, der Aufklärung, um in Eurer Sprache zu reden, ein starker, thatkräftiger Mann radicaler Reform? Und er säße auf dem Stuhle Petri und wäre unfehlbar, könnte er aus solcher Machtvollkommenheit die Kirche nicht ändern?!"

„Sagst Du das im Ernste, Papa Leo?"

„Ich sage nur: mich wundert es, dass von allen, die so sehr auf die Reform der Kirche warten, diesen Gedanken noch keiner ausgesprochen hat. Wäre die Kirche eitel Theorie, festgesetztes Dogma, dann — könntet Ihr sagen — lass alle Hoffnung fahren. Nun aber liegt es an einem Menschen, an einem warmblütigen, erleuchteten Menschen, der, zum Papst gewählt, ex cathedra gleichsam über Nacht die Kirche reformieren, modernisieren kann."

„Das aber wäre ein offenes Zugeständnis, dass die früheren Päpste mit ihren Grundsätzen geirrt hätten."

„Wieso, mein Sohn? Alle früheren Päpste haben eben so unfehlbar das gelehrt und gethan, was für ihre Zeit das Richtige gewesen. Das ist ja die geschichtliche Entwickelung in Deinem Sinne. — Die persönliche Unfehlbarkeit des Papstes ist Euere Verzweiflung. Könntet Ihr nicht gerade so gut sagen, sie sei Euere Hoffnung?"

Zola blickte dem Greis unsicher ins schmunzelnde Gesicht. Soll das — dachte er — etwa ein leiser Spott sein? Baut er auf meine Unkenntnis der innerkirchlichen Principien? Es war, wie wenn einer in guter Laune der Menge einen Brocken hinwürfe, an dem sie sich festnagen könnte, um dafür anderes unbenagt zu lassen. Oder war doch ein Funke Wahrheit in der Sache? Warum hatte dann Leo selbst die Reform nicht vollführt, der kluge, wohlwollende, weitschauende Geist? Wäre es denn noch immer nicht an der Zeit, den Katholicismus zu reformieren? Oder wäre es überhaupt unthunlich, gefährlich? Würde die Einbuße, die dadurch etwa die Kirche erfahre, größer sein, als der Segen für die Völker? Oder sollte ein solcher Segen überhaupt nicht in Betracht kommen? Wäre es allein nur auf eine herrschende Kirche abgesehen? — Dann stünde man wieder an dem alten, leidigen Thor: Wer hier eintritt, lass alle Hoffnung fahren!

„Papa Leo", sagte Zola plötzlich, „ich hasse die Kirche. Ich hasse sie sehr."

Da legte der Greis ihm die leichte Kindeshand auf die Achsel und sprach ernst und sanft: „Mein Sohn, Du liebst sie sehr. Deine Seele

meint, sie seien die Beute des Ungefährs, aus dem hinterher die Geschichte wird! Das stimmt ja nicht, mein Sohn?"

„Es stimmt, Papa Leo. Unsere Unzufriedenheit, unsere Kritik, unser Muth und unsere Ideale sind eben die Werkzeuge, mit denen das Geschick die Geschichte meißelt. Es wird nicht immer, wie wir wollen, aber es wird besser, als wenn wir nicht gewollt hätten. Leo, Du bist der erste Papst gewesen, der über das Abendland geherrscht hat, über alle Culturvölker, über die Fürsten, über die Seelen, auch die nicht katholischen. Die politische, die geistige Welt war unter Deinem Banne, sie mochte es wissen und wollen oder nicht. So siegreich war noch kein Papst in der modernen Civilisation, als Du gewesen bist, Leo, und Du bist der erste Papst gewesen, der keinen Kirchenstaat gehabt hat."

„Emil Zola", sagte nun der Greis. „Man siegt über die Welt, wenn man ihr imponiert. Der Gefangene im Vatican, der die persönliche Freiheit eines Lebens opfert, um immer und ohne Ende zu protestieren gegen den Raub des Kirchenstaates, er imponiert dem Freunde und dem Feinde. Er imponiert mehr als ein Papst, der auf sein historisches Recht verzichtend vergnügt in Stadt und Land herumreiste. Dazu kommt, dass der gefangene Papst, der für die meisten unsichtbar und unzugänglich ist, gleichsam über den Wolken thront. Glaube mir, mein lieber Sohn, die Kirche thut nichts ohne Grund. Es mag für die Weltkinder noch so thöricht aussehen, was sie thut, es hat einen tiefen Grund, ist praktisch aus den Verhältnissen herausgewachsen und weitschauend für künftige Zeiten berechnet."

„Wie könnt Ihr nur für künftige Zeiten berechnen, wenn Ihr in den alten sitzen bleibt?"

„Siehe doch auch hier einmal genau zu, mein Kind", sagte Leo. „Es sieht nur so aus, als ob wir in den alten Zeiten sitzen blieben. Hast Du nie bedacht, weshalb der Kutscher hinter den Pferden sitzt?"

„Nicht jeder Kutscher ist so klug, als es Leo war", sagte Zola, schlau ablenkend. „Man kann begierig sein, zu erfahren, wie sich in einem thörichten, despotischen, boshaften und wahnwitzigen Papste die Unfehlbarkeit ausnehmen wird."

„Das hat die Geschichte leider schon gezeigt", antwortete Leo. „Ist gleichwohl die Kirche als göttliche Einrichtung unfehlbar, der Mensch in ihr ist es nicht."

„Die Kirche unfehlbar, das ist für unsereinen verzweifelt zu hören!" rief Zola aus. „Ein schwacher, irrender, vielleicht böser Mensch steigt auf den römischen Lehrstuhl und plötzlich ist vollkommen, unfehlbar und unumstößlich alles was er ex cathedra sagt und thut! Das ist für uns gewöhnliche Vernunftwesen nicht ausdenkbar, ohne wüthend zu werden. Auf eine Person kommt es an und dreihundert Millionen Menschen

zu ängstigen und Höllenkinder aus ihnen zu machen. Nimm ihr den Hass gegen Andersglaubende und Andersdenkende! Und das war's, Papst Leo, was ich Dir in Rom, wenn ich damals in Deinem Palast vorgelassen worden wäre, das war's, was ich Dir zugerufen hätte in flehentlicher Bitte, in schreiendem Verlangen: Nimm Deiner Kirche den Hass!"

„Die Kirche, mein Freund, kann nicht hassen. Ihre menschlichen Diener hassen leider oft die, von denen sie gehasst werden."

„Nimm ihnen den Hass und sie werden geliebt sein, so wie Du geliebt wurdest, Leo, weil Du nicht hasstest."

In diesem Augenblick hörte man hinter sonnigem Gewölke ein Glöcklein läuten.

„Hörst Du", sagte Leo, „es ist Zeit für den Empfangsabend bei Gottvater. Du gehst sicherlich auch hin."

„Ich will ferne bleiben", sagte Zola. „Die Unterredung mit Dir, die Du mir gegönnt hast, hat zwar zu nichts geführt, aber ich danke Dir dafür. Ich habe an Dir, wenn schon nicht den Papst, so doch stets den vornehmen Geist geachtet."

Hierauf Leo: „Ich habe mich auch immer gut vertragen mit vornehmen Geistern, und selbst wenn es die Heiden Virgil und Horaz waren. Und wisse, was mich hier im Himmel am meisten freut? Dass ich reichlich Muße habe, Oden zu dichten. Doch nun muss ich zum Alten."

Auf den Stock gestützt humpelte der Greis hastig, aber mühselig voran. Da Zola ihn mehrmals wanken sah, so eilte er ihm nach, und indem er seine Hand unter den Arm nahm, sagte er: „Darf ich Dich führen, Papa Leo?"

„Du bist gut, mein Sohn, Du bist gut", antwortete der Greis dankend. Und so giengen Leo und Zola Arm in Arm in den lichten Kreis hinein, wo alle schon versammelt waren um den Herrn, von dessen Herrlichkeit Himmel und Erde voll ist.

Als Gottvater die beiden nahen sah, sprach er: „Ihr habt warten lassen, Kinder. Ihr habt Euch verplaudert. Lasset doch endlich einmal die irdischen Phantastereien und kommt zu mir." R.

# Josef Misson und sein „Naz".

Ein Gedenkwort von **Josef Allram.**

Der Zufall wirft oft absonderliche Gedenktage zusammen. So waren es am 14. März l. J. hundert Jahre, dass Klopstock seine Dichterseele ausgehaucht hatte, und an demselben Tage feierten die zahlreichen Schüler und Freunde des Kremser Piaristenlehrers und Dialectdichters Josef Misson den hundertsten Geburtstag dieses Meisters deutscher Mundart. Beide waren Classiker der deutschen Literatur, die den Hexameter in der

ist erfüllt von dieser Kirche. Bei Tage denkst Du an sie, in der Nacht träumst Du von ihr. Dein geistiges, Dein sittliches und Dein religiöses Leben kann sich nicht unbefangen entwickeln, es steht im Schatten dieser Kirche. Es ist vielleicht ein Licht, das nur in diesem Schatten leuchtet. Oder wäre manchem die Kirche zuwider, weil sie sein Licht überstrahlt? Ihr könntet ja gelassen abseits stehen und Euch Euerer Welt, die Ihr geschaffen, hingeben. Aber die Kirche beunruhigt Euch. Ihre Herrlichkeit müsst Ihr bewundern, ohne sie für Euere Zwecke brauchen zu können. Diese Herrlichkeit, diese Gewalt über die Seelen, dieser ewige Bau im Wandel der Zeiten, er erfüllt Euch mit Entsetzen, aber es ist das Entsetzen vor der Größe, es ist die Ehrfurcht. Lasset nur einen Augenblick ab von Eurer Welt, nähert Euch mit Eueren Interessen nur einen Schritt dieser Kirche, und Ihr liebet sie."

„Was Du da sagst, das mag für andere gelten", entgegnete Zola, „bei mir trifft es nicht zu. Ich habe sie gehasst, Deine Kirche, so lange ich noch hassen konnte. Allerdings, hier auf diesen kühlen Höhen bin ich ruhiger geworden. Das Christenthum gebe ich zu, es ist nothwendig, aber man muss es immer wieder sagen, es soll im Geiste sein."

Da sagte Leo: „Du bist doch der große Naturalist, Du weißt, dass auf Erden jeder Geist seinen Leib haben muss, um sich bemerkbar machen zu können. Wie soll das Christenthum denn bestehen und erhalten werden können, als durch den Unterricht, das Vorbild, die Gemeinde, den Cultus? Und das ist die Kirche. Ohne eine sichtbare Kirche, ohne sinnfällige Einrichtungen würde das Christenthum sich nicht vergeistigen, vielmehr verflüchtigen. Du wirst das einsehen, mein Sohn, Du bist Künstler."

„Wenigstens begreife ich, dass die Menge einer Kirche bedarf. Wenn sie der Vernunft gemäß reformiert würde —"

„Emil Zola", sprach der Greis. „Was denkst Du Dir darunter, dass die katholische Kirche reformiert werde?"

„Ich sage Dir nur, was die Zeit verlangt. Rückkehr zu den Evangelien. Dazu unerlässlich: Abschaffung des Heiligendienstes, der Marienanbetung, des Beichtzwanges, der Transsubstantiation, des Ablasswesens, der Dogmen von der Dreifaltigkeit, von der Infallibilität, Abschaffung der Priesterhierarchie."

Als Zola das gesagt hatte, lächelte Leo, dass sein freundlicher Mund weit über die vertrockneten Wangen gieng. Dann fragte er: „Ist das alles? Und das nennt Ihr eine Reform der katholischen Kirche? Das erinnert daran, wie vor hundert Jahren bei Euch in Paris die Jacobiner das Königthum „reformiert" haben."

Mit einer abweisenden Bewegung sagte Zola: „So behalte diese Kirche für sich, was sie nicht lassen kann. Aber dränge sich nicht in fremde Kreise, um Seelen zu fangen, sie dann mit dem ewigen Feuer

Revolutionszeit Feldcaplan der Steiner Nationalgarden. Im Jahre 1850 gab Misson die ersten acht Gesänge seines „Naz" heraus, der rasch große Verbreitung erlangte und von der zeitgenössischen Kritik als ein Meisterwerk deutscher Poesie erkannt wurde. Trotz des momentanen Erfolges konnte sich das große Publicum sowohl mit dem anscheinend schweren Versmaß als auch mit der breiten Anlage der Dialectdichtung nicht befreunden und legte das Büchlein ungelesen aus der Hand. Wer aber einmal in den Geist der Dichtung eingedrungen war und sich an den Schönheiten derselben erbaut hatte, der las die herrlichen Verse immer wieder, bis er sie auswendig konnte.

Als mir vor fünfundzwanzig Jahren unser Deutschprofessor in Krems den „Naz" übergab, ergieng es mir genau so. Ich sollte damals in einer Studenten-Akademie etwas vortragen — und war unglücklich, im „Naz" keine lustigen Geschichten mit zugespitzten Pointen zu finden, sondern breite Naturschilderungen und Lebensbilder aus der Heimat mit belehrendem Inhalt. „Na, wie gefällt Ihnen der Naz", fragte mich der Professor — und ich antwortete mit überlegenem Lächeln. „Es ist nichts Neues darinnen", sagte ich, „lauter bekannte Vorgänge und Redewendungen aus der Bauernstube, einfache Dinge, die niemanden interessieren."
„Aber wie das geschrieben ist", rief der Professor begeistert aus und nahm an der Hand des Buches die acht Gesänge halb blätternd und halb erklärend durch. Da gleich anfangs das schlichte Wort der Eltern des in die Fremde ziehenden Sohnes: „Naz, iatzn los, — dös, was a da sag — dös sagt da Dein Vader." —

Dann im zweiten Gesang die Dankbarkeit des Kindes und die Sorge der Mutter. Beim Kreuzweg will er sie nach Hause schicken, aber die alten Leute gehen noch bis zum Marterl mit, wo plötzlich der treue Sultl nachkommt mit der abgerissenen Kette um den Hals. Im dritten Gesang die Trauer der Mutter und die Treue des Hundes, im vierten die Idylle in der Bauernstube, wo sich die Alten nun so verlassen fühlen. Im fünften die herrliche Schilderung der Waldeinsamkeit und Angst des Wanderburschen. Und dieses Gewitter im sechsten Capitel, wobei der Dichter philosophiert: „Stöcklbach liegt ihm im Kopf, und Biasenreith liegt ihm im Herzen!" Und nun gar die gottvolle Naturschilderung nach dem Gewitter:

„'s Wöder lasst nach, von Regna hört's auf, sie kimmt allweil liachter,
Und aum Himmel, da siacht mar ön Reg'nbog'n, gleich daneb'n noh oan!
D'Sunn moant's a wieder guit, scheint a wieder warm und liabla;
Trickat gleich wieder und alles kann sich iatzt wieder dakwika.
Alles is wieder lebendi, frisch und munter und aufgramt:
D' Leröcherln floigen ausn Troadern und singan, oans schönar als 's aner;
Floign z'allerhöchst ö da Höh, und singan und lob'n unsern Herrgott!
Singan und lob'n unsern Herrgott, z'Gwött, oans schöner als 's aner!
Mitten in Woaz drinat, grad wo da g'schopfati Rothjodl 's Nöst hat,
Just a so mitten drin, zwischen zwen Bifang, schlagt iatzt'n 's Wachtl:
Wauwauwau, findst mich nöt!"

deutschen Sprache einführten. Der eine in dem religiösen Epos „Messiade“, der andere in dem Volksepos „Naz“, jedes ein Meisterwerk, das seinesgleichen in der deutschen Literatur nicht hat. Wird der Dichter der „Messiade“ als Grundleger der neuhochdeutschen Sprache gepriesen, so gebürt Misson das Verdienst, ein Bahnbrecher der niederösterreichischen Dialectdichtung zu sein, die bis zum Erscheinen des „Naz“ literarisch nicht salonfähig war. Diese gesellschaftlichen Schranken hat der „Naz“ mit kühnem Sprunge übersetzt, und wenn es auch sein Schöpfer nicht zu jener Popularität wie mancher seiner poetischen Zeit- und Landesgenossen gebracht hat — ich erinnere nur an Seidl, Castelli, Klesheim, Vogel und andere — so mag er sich wohl selbst mit dem Worte getröstet haben, das Lessing einst auf den ersten deutschen Classiker gemünzt hatte:

Wer wird nicht einen Klopstock loben?
Doch wird ihn jeder lesen — nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein!

Als zweiter Sohn des Kaufmannes Joh. Baptist Misson am 14. März 1803 zu Mühlbach am Fuße des Manhartsberges geboren, passte sich der Knabe der einfachen Denk- und Lebensweise seiner Umgebung an und blieb derselben auch bis zum Lebensende treu. Missons Mutter war aus dem Waldviertler Orte Zemling gebürtig und wird als eine einfache, schlichte, gottesfürchtige Frau geschildert. Sie war eine echte Dichter-Mutter, welcher der dankbare Sohn später im „Naz“ ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat. Der Pfarrer von Mühlbach nahm sich der Söhne Johann Missons an, die sich beide dem Priester- und Gelehrtenstande widmeten. Während Cölestin Misson eine hervorragende Leuchte des Göttweiher Stiftes wurde, trat sein Bruder Josef, nachdem er in Krems das Gymnasium absolviert hatte, in den Piaristenorden ein und studierte Theologie. Er musste oft seine Studien unterbrechen, da er meistens als Lehrer zur aushilfsweisen Dienstleistung herangezogen wurde. So wurde der im Jahre 1823 als Novize eingetretene Misson erst mit 31 Jahren zum Priester geweiht. Im Jahre 1826 trat er zum erstenmale an der Horner Ordensschule als Lehrer auf, 1827 war er in Krems thätig, 1829 bis 1832 wieder in Horn, hierauf kam er abermals nach Krems, von 1837 bis 1838 in Horn, worauf er ein Jahr am Josefstädter Collegium in Wien diente und 1839 nach Freystadt in Oberösterreich versetzt wurde. Damals lernte er auch Stelzhamer kennen, der in Misson einen ebenbürtigen Dichter schätzte und ihn den heimischen Fritz Reuter nannte.

Vom Jahre 1840 bis 1843 in Horn thätig, kam Misson an das Collegium zu St. Thekla auf der Wieden, wo sich die ersten Anzeichen einer beginnenden Taubheit fühlbar machten. Als kranker Mann kehrte er 1846 nach Krems zurück, blieb dort bis 1853 und war während der

aber die nächsten Stiefel geliefert wurden, kosteten sie um diesen Betrag mehr und so hat der Dichter abermals draufzahlen müssen.

Misson hat seine Dichtung fortgesetzt und wenn er bei guter Laune war, trug er einzelne Theile aus dem Gedächtnisse vor, denen dieselben Vorzüge nachgerühmt werden, wie den ersten acht Gesängen. Zunächst bleibt der Naz auf dem Bremsendorfer Kirchtag und stellt als Gast bei Tisch seinen Mann. Die weiteren Schicksale des Bauernbuben aus dem Waldviertel sind nicht bekannt. Nach fünfzehn Jahren kommt er wieder heim: Die alten Leute leben noch. Der Vater ist blind geworden und die Mutter hört schlecht; trotzdem erkennt sie den Sohn. „Verstöll nur Dein Stimm, Naz, 's alt Muiderl kennt Di do no!“ Am nächsten Sonntag führt Naz seine Eltern in die Kirche. Alle Leute fragen, wer der stattliche Mann sei. Mit Nazens Hochzeit schließt das Gedicht, das in seiner Anlage an „Hermann und Dorothea“ erinnert. Missons Ordensbruder Pater Josef Strobl hat es versucht, den „Naz“ fortzusetzen und es sind auch einige Gesänge davon veröffentlicht worden, die jedoch an den hohen Wert der Misson-Dichtung nicht hinanreichen. Es wird überhaupt nicht bald einen Dialect-Dichter geben, der den „Naz“ im Sinne und in der Größe seines Schöpfers fortsetzen könnte, weil Misson mit seiner Dichtung aufgewachsen ist, die gewissermaßen ein Vermächtnis an seine Landsleute war, an die auch das Vorwort gerichtet ist:

Na so geh hin zu mein Landsleut'n, grüaß mas fein all, die mi kennan;
Gegn an de Fremde und schau'n Di schier an, so sa: „Tseisas Christos!“
Sagt wer: „In Ewigkeit“ drauf, oft richt a vo mir an schön Gruiß aus.
Fragn s' Di um dös und um das, und woaßt as, so bleib bei der Wahrhat;
Hiat Di noglei von Loign und von der vadunnerten Hogfahrt:
Dös und dos Oan und dos Oan sowie Dös — is oans schlechter wias aner.

# Im Thale von Lienz.

Aus dem Tagebuche des Heimgärtners.

Wer von Marburg aus der Drau entlang in die Alpen einfährt, der findet eine geradezu künstlerische Steigerung von Landschaftsbildern.

Zuerst erhebt sich aus der Pettnauerebene links das Bachergebirge, ganz sanft, in mäßiger Höhe, von Kuppe zu Kuppe, stets höher und höher. Ein Meer von Wald, zumeist Nadelgehölzen, bedeckt diesen von Osten nach Westen ziehenden Gebirgszug, vielleicht der größte geschlossene Wald in Steiermark. Rechts der Drau die sonnigen Weinberge der Windischen Büheln mit ihren buschigen Schluchten und weißblinkenden Winzerhäusern. Der Bergzug, vielfach von tiefen Gräbeneinschnitten

Und so lobsingen sie alle dem Herrn: die g'streimt Amerling, der Stieglitz und 's Zeiserl, der Bamhackl, d' Turteltaub'n, 's Rothkröpfl, 's Dornreiherl, 's Rothschwanzl, d' Finken, 's Omärl (Amsel), d' Grasmuck'n, 's Ruisaamvögerl, 's Homöserl und der Gugelvirans (Pirol). Selbst Käferl, Omass'n und d' Bleamerl danken dem Herrn mit nassen Augen und Freuden im Herzen!

Und im letzten Gesang der köstliche Humor, wie der Naz beim angeschwollenen Bacherl steht und ausruft:

„Dös aber wird doh was sein? Jatzt kann ich nöd umi."
Geht nebma Bachl bald aufi bald abi — kann halt nöt umi. —
„Wer soll denn das moan!" sagt der Naz, —
Grundelbach, Blindenmarkt, Schafflahof und a da Bledl im Mühlthal,
Lauter bikannti Örter! san drenten und er — is herenten!
Stöcklbach, Biasenreith — alles liegt drenten und er — is herenten!

Mit wahrem Vergnügen erinnere ich mich an diese Extravorlesung, die mir der Herr Professor hielt. Bald darauf hatte ich das Gedicht memoriert und trug es in der Classe zum Erstaunen meiner Kameraden vor, denn sie konnten sich nicht genug darüber verwundern, dass der Professor die Bauernsprache nicht nur duldete, sondern meinen Vortrag sogar belobte. Es war eben ein deutscher Sprachlehrer, der den Wert des Dialectes auch beim Unterricht zu schätzen wusste. Er pflegte zu sagen: „In der Mundart des Volkes spiegelt sich seine Gesittung und seine geistige Eigenart findet darin treffenden Ausdruck. In der Schriftsprache lassen sich nicht jene Gemüthstöne wiedergeben, die dem Volke zum Herzen gehen. Deshalb wird uns auch so weich ums Herz, wenn wir in der Fremde heimatliche Klänge hören."

Misson war übrigens der beste Interpret seiner Dichtung. Da lebte alles auf, die Worte und die Silben, während die Personen selbst vor dem Auge des Zuhörers erschienen. Kein Wunder, dass Misson die verlockendsten Einladungen erhielt, seinen „Naz" vorzutragen. Über eine köstliche Vorlesung im engsten Familienkreise seines Schuhmachers in Eselsstein, berichtet Misson wie folgt: „Freudig trat ich nochmals auf und declamierte lauter, denn der Schuster klopfte dabei die Sohlen breit und sein Vogel in dem Käfig pfiff mich aus. Ich ließ den Muth nicht sinken, schrie mit Begeisterung und mit hellerer Stimme, fast in der Fistel könnte man sagen, denn die Stimme schlug mir zweimal um, wie ein verirrter Ton in einem alten Clarinette. Der Zeisig schrie noch mehr, der Schuster klopfte auf seinem Stein die Sohlen wie besessen, die Schusterin zischt dem Vogel zu, dass er doch schweigen soll, das Kind wird aufgeschreckt vom Schlafe und weint laut. Es war ein so großer Lärm, desgleichen nie vorkam in dieser kleinen Stube." Zur Belohnung wurde der Dichter auf frische Würste eingeladen, die er sich auch recht gut schmecken ließ. Der Schuster kaufte sich nachher sogar ein Exemplar des „Naz". Als

steht etwas erhöht nördlich am sonnseitigen Berghang; so liegt da vor uns das handebene Thal mit seinen großen Wässern, die aus mehreren langen Thälern hervorbrechen, und mit dem schönen Städtchen Lienz, hinter welchem die Lienzerklause und das Iselthal sich auszweigen und darüber die breiten Berge aufsteigen. Dem Dorfe Dölsach gerade gegenüber, aus der Draufläche fast senkrecht aufsteigend, stehen als glorreiches Wahrzeichen der Gegend die Unholden. Der Name besagt es, was sie sind, diese schauerlichen, phantastisch gestaltigen Dolomitenberge, von ihrer Nordseite aus, die sie uns zuneigen, absolut unbesteigbar, mit ihren Schnee- und Steinlawinen ewig das Thal bedrohend, mit ihren aufragenden Häuptern die lauen Lüfte Italiens abhaltend, die an der Südseite des Gebirges die Wände erglühen machen, während hier an unserer Nordseite in den Schründen ewiger Schnee liegt. An der Kirche zu Dölsach muss man einen Abend und einen Morgen stehen, zu Füßen das malerische Tirolerdorf und weiterhin eine Lieblichkeit und eine wilde Schönheit, die unbeschreiblich ist. Eines solchen Abends und Morgens wegen mache ich alljährlich einmal die weite Reise nach Dölsach. Wenn ich so durch das Dorf wandle, die Häuser mit den flachen steinbeschwerten Schindeldächern bleiben zurück und die weißen Felshäupter darüber schreiten mit mir weiter; wenn dann auf dem Waldwege die Büsche, die Bäume ebenso zurückbleiben, einer um den andern und hinter ihnen wandeln still die Felsen der Unholden und gehen mit mir dahin, und wenn ich stundenlang im Thale wandere, die Felsberge bleiben immer in gleicher Gestalt bei mir, und wenn ich hinaufgehe zum Pass, die Wacht genannt, oder emporsteige zu den Almen des Ederplans, die Unholden stehen unverrückbar da und schauen — so hoch ich auch steigen mag — riesengewaltig auf mich nieder.

Als ich das letztemal dort war, blühten im Thale die Rosen des Mai, die Unholden aber waren weiß bis herab zum Sockel. So weiß waren sie im Winter nie gewesen. Denn der griesige Winterschnee bleibt nicht so kleben an den Wänden, als der feuchte Schnee des Frühlings. An der halben Höhe dieses Felsenstockes lag ein wagrechter Riesenbalken. Er war rostbraun und lag frei in der Luft, eine meilenlange schmale Nebelbank. Zur gleichen Zeit stand über den Almen des Ederplans und des Zithen ein Gewölke, das im Abendlicht so weiß, massig und schwer schien wie Marmor. Diese Beleuchtungseffecte legten über die Gegend eine traumhaft phantastische Stimmung. Die Lüfte waren schwül und todt, zwei- oder dreimal schoss in meiner Nähe ein Windstrahl nieder, rüttelte im Busch, dass die Blüten stoben und wirbelte in feinen Spiralen den Staub auf. Die niederen Partien der Gegend lagen in einem unsicheren Schatten, die Sonne stand hinter dem Bergstocke des Hochschobers, man wusste nicht, was sie trieb; im klaren tiefblauen Himmel, wie er mir

unterbrochen, erhebt sich zu beträchtlichen Waldhöhen und schließt sich endlich dem Koralpenstock an. Die Drau, an beiden Seiten von steilen Waldhängen bestanden, von halbversteckten Ortschaften belebt, thut sich stellenweise breit auseinander, in gelassener Würde eines schiffbaren Stromes; dann wieder bildet sie scharf eingeengt einen reißenden Alpenfluss, der wohl tiefer als breit ist. Weiterhin erheben sich an beiden Seiten immer höher die Berge, von Waldhöhen zu Almen, endlich zum Felsengebirge. Dann treten die Massen an beiden Seiten zurück, im Süden die Karawanken, im Norden das Urgebirge, mit diesen zwei ungeheueren Armen das mittlere Kärntnerland mit seinen Ebenen, Hügeln und sanften Bergen umspannend. Es kommt der Wörthersee, von dem ich vor fünfunddreißig Jahren einen Landwirt sagen hörte: Wenn man diesen Fleck trocken legen könnte, was wäre das für ein fruchtbarer Boden! Heute gibt es in ganz Kärnten keinen Fleck, der so fruchtbar wäre, wie dieses Wasser. Großartiger Fischfang. Am ergiebigsten sind die Monate Juli und August, wenn die Wiener, die Budapester, die Triestiner anbeißen oder ins Garn gelaufen kommen. Das Netz, das die Natur selbst auswirft an diesem See, ist nahezu unzerreißbar; wer dieser sanften Schönheit sich einmal hingegeben, der kann sich ihr nie mehr ganz entwinden.

Endlich in Oberkärnten rücken die hohen Berge wieder zusammen an die Drau, sie sind hier noch höher, steiler und wilder. Plötzlich dann weitet sich das Thal, und nun steht, wie bei einem verabredeten Stelldichein, die ganze Herrlichkeit da. Das Hochgebirge in allen seinen Formen. Der steile blauende Wald, die gewaltig hohen braunen Almdome der Tauern, die senkrecht aufsteigenden Felsen der Dolomiten. Auf einmal ist alles da, wir stehen an der Pforte von Tirol, im Thale von Lienz.

Mich hat's oft schon gewundert, dass von diesem Thale so wenig gesprochen wird. Es gilt bislang hauptsächlich nur als rasche Durchzugsstation ins Pusterthal, nach Ampezzo und Meran und in die Großglocknergegend. Aus Gier nach diesen Herrlichkeiten versäumt man im Lienzerthal die Augen aufzumachen.

Der Glocknertourist, der in Dölsach übernachtet, kann am nächsten Morgen nicht eilig genug über die Wacht ins Möllthal, um Gletscherluft zu riechen. Wenn er sich Zeit nähme, zur Kirche von Dölsach hinaufstiege, ein paar Minuten Umweg, und wenn er von der Kirchhofsmauer aus in die Gegend blickte, er müsste sich sagen, mit dem Glockner eilt es nicht, so schön in dieser Art kann es dort oben ja doch nicht sein. Wenigstens sind die Sinne des in die Alpen ziehenden Städters hier noch frischer, als nach der langen beschwerlichen Tour, wo eine Schönheit nach der andern kommt, während ihrer viele und große hier zu einem wunderbaren Alpenlandschaftsbilde vereinigt sind. Dölsach und besonders die Kirche

leise und leiser, und plötzlich wieder so heftig, dass die Zimmerwand schütterte, als sei es ein Bergsturz gewesen. Mir kam zu Sinn, dass dieses Dölsach selbst am Fuße eines steilen Berges liegt und dass von demselben vor Jahren wenige Schritte hinter dem Dorf ein Bergsturz niederfuhr und eine Anzahl Menschen begrub. — Ja, das gibt dem Hochgebirge erst die Weihe, dass gerade an den schönsten Stellen immer der Tod über unserem Haupte schwebt. Ein Tod, der nicht bloß leblos macht, sondern den Körper oft auch im Augenblick zur Unkenntlichkeit vernichtet und verzehrt.

Am Fuße des Rauhkofels habe ich einmal eine Schneelawine liegen gesehen, die mehrere Joch hochstämmigen Waldes mit sich gerissen hatte. Aber es war im ungeheuren Schutthaufen kein einziger Baumstamm zu sehen, nur kurz abgesprengte Blöcke und Splitter, klein zerhacktes Reisig und unendlichen Nadelbrei. Der Schneeschutt war ganz grün und ein scharfer Fichtennadelgeruch stieg auf aus dem Wuste. So hatte die Wucht den Wald zermalmt, dass nichts von ihm zurückgeblieben war, als die Farbe und der Geruch. Von einem Harzsammler, den es auch mit herabgenommen hatte, fand man kein Fetzchen und kein Knöchlein, auch nicht, als im Hochsommer die Schneemasse geschmolzen war.

Von einem Wasserfall des Kreuzkofels kommen bisweilen im Frühjahr riesige Eiszapfen und Eismäntel herab, die sich den Winter über an ihm gebildet hatten. Sie zerschlagen die größten Baumstämme und bleiben dann manchmal bis zum August in einer Schlucht liegen.

In früheren Jahren beobachtete ich in diesem Gebirge einmal eine wunderliche Erscheinung. An einer Hochzinne hatte sich eine Schneewächte angesetzt, die ober der senkrechten Wand den Überhang bildete, dass es aussah wie ein ungeheurer Kappenschild. Dieser Kappenschild nun brach plötzlich herab. Er fiel als ein länglicher weißer Körper, zuerst in wagrechter Stellung, dann neigte sich das eine Ende tiefer. Der Körper fiel scheinbar so langsam wie eine leichte Wollflocke. Neben ihm fiel eine schwarze Gestalt von derselben Größe. Das war der Schatten an der Wand. Endlich kam die Schneewucht herab, fiel auf eine Terrasse und stiebte in tausend Stücke zerbrochen nach allen Seiten scheinbar sachte und sanft auseinander. Hierauf sah man ein paar Augenblicke nichts, bis von der Terrasse nieder die Trümmer zu fallen begannen, die tiefer unten auf eine zweite Terrasse fielen, worauf sie sich zerstäubten, als Schneestaub am Gewände noch eine Weile niederwirbelten und sich dann auflösten. Nach einer Weile, als alles schon in Ruhe war, kam erst der Schall zu mir herab, zuerst ein scharfer Knall, dann ein dumpfer Schlag und endlich ein zweiter Schlag. Es war das Zerspringen des Überhanges und das zweimalige Aufschlagen an den Felsvorsprüngen. Noch lange donnerte es nach in den Bergen.

über dem Haupte stand, schien sie nicht zu schwimmen. Auf dem Kirchthurme läuteten drei helle Glocken zur Maiandacht. Da kam das halbe Dorf herauf. Natürlich gieng auch ich in die Kirche, die geschmackvoll renoviert, in allen ihren Theilen vom Schönheitssinne der Tiroler Zeugnis gibt. Gegenüber dem Altar mit dem Bilde „Die heilige Familie“ von Defregger, der in diesem Orte geboren ist, war eine weiße Marienstatue aufgestellt, mitten in einem wahren Garten von Rosen, in einem wahren Walde von Kerzen. — Ich habe nie glauben mögen, dass Maria mehr für uns thun kann als Jesus. Aber wenn man des Volkes gläubige Inbrunst sieht zu „unserer lieben Frau“, da gibt man beinahe zu: Was Du so fest und glühend glaubst, das macht Dich selig.

Einmal habe ich einen alten Tiroler gefragt, weshalb sie den Herrgott so gerne links liegen ließen und in ihren Anliegen immer nur zur Maria kämen? Darauf antwortete der Mann: „Was ischt Gott? Und was ischt der Mensch? Schickt es sich, dass das nichtige Geschöpf wegen jeder Kleinigkeit dem Herrgott decht hinter den Ferschen her ischt? Aus Demuth und Ehrfurcht geht einer zur seligsten Mutter. Was dem lieben Gott selber vermeint, das spendet man halt seiner Mutter.“

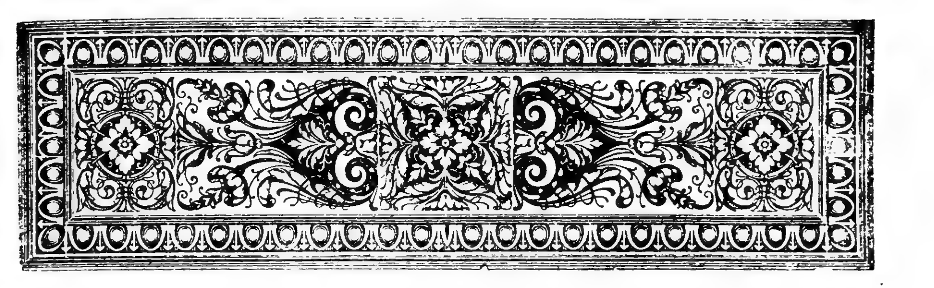
Diese Rechtfertigung des nicht selten heidnisch ausartenden Mariencultus läſst sich beinahe hören.

Doch ich halte mich da in der Kirche bei der Maiandacht auf, und draußen ruft laut und gewaltig die Stimme des Herrn.

Es ist mittlerweile dunkel geworden, zwar sieht man den weißen Staub, den es unten an der Straße aufwirbelt zu wahnwitzig tanzenden Staubhosen. Von den Unholden her fliegen finstere Wolkenfetzen, zwischen denen hernieder die rosigen Abendwölklein schimmern, die zart und ruhig hoch über allen Bergen stehen. Ich eilte in meinen Gasthof „Zum Tirolerhof“, wo es heimlich zu hausen ist. Aber nicht lange saßen wir an der Tafelrunde, so hörte man donnern. „Na, ich dachte es, dass wir ein Gewitter kriegen.“

„Das ist kein Gewitter“, sagte die Wirtin, „das sind die Lahnen. In den Unholden gehen die Lahnen ab.“

Wir eilten vor das Haus und hörten dem Donnern zu, das ununterbrochen, bald greller, bald dumpfer, von den Felsbergen herüberkam. Von solchen, die vorne am Rauhkofel herabrollten an den Tristacher-See, war das Donnern manchmal so stark, dass die Fenster klirrten. Die von der Sandspitze und vom Hochstadl herabfuhren, mehr fallend als rollend, gaben hohltönende Schläge von sich und es war an den Wänden, wenn die Massen sich rieben, manchmal ein phosphorblaues Aufleuchten. Die hinten vom Kreuzkofel niedergiengen, sandten nur einen schwachen Hall herüber. Und so dauerte es durch die halbe Nacht; ich lag lange schon im Bette, als es jenseits des Thales immer noch rollte und donnerte,



# Kleine Laube.

## Danksagung.

In jungen Jahren habe ich mir gedacht, welch ein königliches Gefühl das sein müsste, auf dieser Welt mehr zu geben als zu empfangen, der Menschheit Schuldherr zu sein. Zeitweilig schien es, als wäre diese stolze Würde mir beschieden. Und nun in meinen alten Tagen bin ich so tief in Schulden gerathen! Das, was ich jetzt empfangen, kann ich nimmermehr bezahlen. Bin doch viel an Nachsicht und Güte gewohnt worden, aber vor dieser Hochflut an Ehren und Liebe stehe ich rathlos da. Fast verzagend. Ich weiß ja, dass es ein großer Dank ist und dass wahrer Dank keinen Gegendank erwartet, aber in mir will keine Ruhe sein, solange ich nicht jedem, der mich in irgend einer Form zu meinem 60. Geburtstag begrüßt hat, gedankt habe. Und das ist nicht möglich. — Es war ein grimmiges, herzfrohes Unwetter. Ein Rauschen in den Blättern wie Maienföhn und Sommersturm, ein Gießen und Strömen aus allen Weltgegenden, aus allen Tiefen und Höhen — tagelang. Ich habe mich umsonst zu schützen gesucht und bin nun nass bis auf die Haut. Der Geburtstagsgruß ist ein brausendes Lied geworden. Wohl ein Jahr lang werde ich zu lesen haben daran, was in diesen märchenhaften Tagen freundlich, liebreich und schön an und über mich geschrieben worden ist. — Was soll ich thun? Anzengruber hat einmal seinen Geburtstagsgratulanten versprochen, er wolle fleißig dafür dichten. Sollte der Dank von unsereinem nicht besser darin bestehen, das Dichten endlich sein zu lassen? Ich kann nichts versprechen.

Lasset mich jetzt nur innig danken, von dieser Stelle aus nach allen Seiten hin, jeder Körperschaft und jedem einzelnen danken für alle Grüße, für alle Spenden, für alle Ehrungen — für alle Liebe. Und dann lasset mich wieder zurückkehren zu mir selbst

Krieglach, 6. August 1903.

**Peter Rosegger.**[1]

[1]) In einem der nächsten Hefte soll versucht werden, die Erfahrungen, Eindrücke und Stimmungen dieser Tage zu beschreiben.

Unter solchen Erinnerungen schlief ich in dieser Nacht zu Dölsach endlich ein.

Am nächsten Morgen, als das ganze Alpenbild wieder in der hellsten Sonne dastand, sah man an den Unholden die dunklen Striemen, an welchen die Lahnen herabgefahren, und das Weiß der Wände und Hänge hatte große Scharten. Manch ein schwarzer Thurm, der gestern noch weiß in glatter Fläche stand, war plastisch hervorgetreten, und manche Runse, gestern kaum zu sehen, war zum tiefen Schrunde geworden und dieser zur Schlucht mit finsterem Hintergrunde. Also reckte der ungeheure Bergstock seine Glieder und schüttelte sachte den Wintermantel von sich, dass in den aufgethauten Sandhalden und gelockerten Steinhängen der Sommer nun seine Arbeit beginne, Gras in den Schutt, in die Risse zu pflanzen, um so das Gebirge immer mehr zu mürben und neue Lahnengänge und Bergstürze vorzubereiten.

Die Geister, die hier immerdar zerstören und bauen, manchmal werden sie sichtbar in den zarten Nebelflocken, wie sie an den Wänden hängen, aus den Klüften steigen, über den Zinnen schweben und eine zarte Schönheit und Mannigfaltigkeit legen über das starre Gebirge. Stunden und stundenlang kann man sitzen auf der Kirchhofsmauer zu Dölsach und die Unholden betrachten — immer sind sie anders an Beleuchtung oder an Umhüllung. Der Wanderer muss nicht immer die Gegend wechseln, er kann auch warten, bis sie sich selber wechselt, und er mag sehr lange in einer und derselben Hochgebirgsgegend verbleiben, ohne sagen zu können: Ich kenne sie.

So geht es mir mit dem Lienzerthal. Ich kenne die Namen der Berge und der Gräben, der Ortschaften und der Menschen, doch die Landschaft zeigt mir neue Schönheiten, so oft ich auch komme.

---

# Der Musterschuster.

Eine Menschenskizze.

Meister Lucian Fluribus war der Musterschuster in Trumlach. Das gab Stiefel! Der ganze Trumlacher Boden, bis Rabstadt hinunter, bis Sanct Anton hinauf, war getreten von den Stiefeln, Stiefeletten und Bundschuhen des Meisters Lucian. Obschon es noch drei andere Schuster gab im Orte, jeder wollte seine Beschuhung beim Lucian machen lassen. Der hatte das zäheste Oberleder und die dickste Stiersohle, bei ihm klaffte keine Naht und fletschte niemals eine Nagelung und seine Stiefel hatten stets eine elegante Form. Das alles miteinander ist noch nichts, der Schuh muss sitzen wie angegossen an den Fuß. Er darf an den Fersen nicht schnappen, die Zehen nicht pressen, an den Frostballen und Hühneraugen nicht drücken. In den Schuhen Lucians gieng man weich wie in Butter. Ferner lieferte der Meister die Arbeit stets zum festgesetzten Termin, so dass jeder am Samstagabend sein ganzes altes Schuhwerk getrost auf den Dunghaufen werfen konnte, wenn Meister Lucian versprochen hatte, die neuen Stiefel am Sonntagmorgen zu liefern. Auch der Preis war mäßig und blieb sich immer gleich, das Leder mochte steigen oder fallen, die Gesellen mochten ihre Forderung erhöhen oder der Meister mochte — was auch manchmal geschah — ihren Lohn drücken.

War's dann ein Wunder, dass alles zum Meister Lucian Fluribus lief? Mit Ausnahme eines kleinen fast unausbleiblichen Ärgers, nämlich dass an Lucians Stiefeletten gerne die Strupfen rissen, war alles höchlich zufrieden. Nicht immer so zufrieden konnte der tüchtige Meister Lucian sein, der hatte an den Trumlachern mancherlei auszusetzen und das wurde von Jahr zu Jahr ärger. Die jungen Leute waren ihm zu ausgelassen, die alten zu schläfrig, die Männer zu faul, die Weiber zu unsauber, ja selbst an den Kindern fielen ihm die manchmal ein wenig genäjsten Kleidchen mehr auf als die rothen Wangen und frischen Augen. Er hatte große Grundsätze und es verdross ihn, wenn er sie an den Leuten nicht verwirklicht fand. Ganz besonders tadelnswert waren die drei Schuster, die außer seiner noch auf dem Trumlacher Boden saßen und eigentlich ununterbrochen darauf sannen und darnach trachteten, ihm sein Haus zu stürzen, dass er mit so großem Fleiße, mit so musterhafter Geschäftsredlichkeit sich gegründet hat. Das waren Canaillen, diese drei Schuster! Der eine verarbeitete schlechte Kuh- statt Ochsenhäute; Katzenfelle, die er dem Schinder schnipste, gab er für Kalbsleder aus. Der andere fälschte die Schuhsohlen mit dünnen Holzbrettchen, die er zwischen zwei noch dünnere Schafhautstücke legte; der dritte soll gar mit gestohlenem Leder umgehen, wobei Meister Lucian gerade nicht sagen wolle, dass er es persönlich gestohlen, weil er das nicht so gewiss wisse. Die sollten erst einmal auf etliche Jahre zu ihm in die Lehre gehen, damit sie vor ihrem Ende noch erfahren, was das heißt, ein guter Stiefel! — Aber das verstünden sie, die Galgenstricke, mit ihrem Geschwätz ihm Kunden abwendig zu machen. Und den dummen Spitznamen „Strupfenreißschuster" hatten ihm diese drei richtig aufgebracht, denn die Klagen, dass bei Lucians Stiefeletten alle Strupfen rissen, waren vernehmlicher geworden. Und seitdem dem Kammerwirt beim Anprobieren eines neuen Paares wieder einmal ein Strupfenhenkel in der Hand geblieben und er ärgerlich ausgerufen: „Dieser verfluchte Strupfenreißschuster!" und den Schuh wüthend unter seine Gäste geschleudert hatte, von diesem Tage an hatten es die drei anderen sich besonders angelegen sein lassen, den Titel ihres Berufsgenossen zu verbreiten.

Lucian dachte: Jetzt gerade nicht. Ja nichts leichter als stärkere Strupfenbänder zu nehmen und sie mit einigen Stichen mehr anzuheften, aber weil sie mir

# Aus dem Notizbuch.

Von Sophie von Khuenberg.

Es ist kein Mann so unbedeutend, dass in die Frauen und Mädchen nicht ein gewisser elektrischer Strom führe, wenn er unter sie tritt.

*
* *

Der Hund ist auch deshalb der treueste Freund des Menschen, weil er — nicht sprechen kann.

*
* *

Merkwürdig war es zu sehen, wie das hässliche Mädchen mit dem noch hässlicheren liebenswürdig war. Sie lächelte immerfort und drückte der andern beide Hände. Ein Mensch fühlt sich eben nur dann völlig behaglich, wenn er die entsprechende Folie hat.

*
* *

Er ist einer von jenen, die keinen Wald sehen können, ohne dabei zu denken: Wie viel Holz kann das tragen? Kein sonnenbeglänztes Feld, ohne sich mit Kornpreisen zu beschäftigen. Schrecklich!

*
* *

Eines haben die armen Weiber vor den reichen voraus: Man wird niemals sagen können, sie seien um ihres Geldes willen geliebt worden.

*
* *

Kein vernünftiger Mann wird ein Feind weiblicher Weisheit sein (zum mindesten wird er es nicht scheinen wollen!), denn er käme leicht in Verdacht sie fürchten zu müssen.

*
* *

Die Frauen sagen sehr oft „nein", wenn sie „ja" sagen möchten. Darin liegt eben — die gute Erziehung!

*
* *

Die Arbeit ist gewiss ein Segen. Aber zumeist für solche, welche nicht zu genießen verstehen.

*
* *

Wenn eine Frau den Mann, den sie liebt, auch dann noch liebt, nachdem sie ihn mit der — Schnurrbartbinde gesehen hat, dann ist ihre Liebe echt!

*
* *

Ganz natürlich, dass die Männer bei Erschaffung der Welt so gut weggekommen sind. Gott Vater war eben auch — ein Mann!

„Leutausrichten" suchte sie beim Plaudern gänzlich zu vermeiden, nicht weil ihr Mann zu nachdrücklich von der Abscheulichkeit dieses Lasters geeifert hatte, als vielmehr, weil sie gerade an ihm sah, wie häßlich dieses Laster war. Besonders viel ausgerichtet mit seinen guten Lehren hatte der Meister bei seinen Gesellen. Schon am nächsten Tage nach der Strafpredigt sah er keine einzige Unart mehr an ihnen, denn sie hatten stets das Felleisen gestopft und sich fremd gemacht. Solche Bekehrungserfolge machten den Meister durchaus nicht anmuthiger und die Stiefel, die er um solche Zeit schusterte, wurden noch fester genäht und genagelt, die Strupfen heftete er, wie es ihm beliebte.

Die drei übrigen Schuster hatten längst aufgehört, den Meister Lucian zu vernadern, es war nicht mehr nöthig. Die Trumlacher zeigten, dass sie nicht auf die Stiefel des Strupfenreißschusters anstünden. Heftete er aus Trotz die Strupfen schlecht, so wollten sie aus Trotz seine Strupfen gar nicht mehr in die Hand nehmen. Mancher ließ von fremden Stiefeln sich die Frostballen ganz abscheulich pressen, ehe er noch einmal bei Meister Lucian arbeiten ließ. Endlich wussten es auch die anderen Schuster den Leuten recht zu machen; jeder von ihnen hatte seine Gesellen; Meister Lucian hatte bald kaum für sich allein Arbeit genug, fand reichlich Zeit zu schimpfen, zu fluchen, zu poltern und immer wieder mit schönen Exempeln zu beweisen, wie hundshautschlecht die Leute wären, mit Ausnahme seiner Person. Wenn der Zorn gegen die böse Welt zu groß wurde, da trank er Wein. Und wenn er Wein getrunken hatte, da wurde der Zorn noch größer, da begann er mit dem Glase Narben in den Tisch zu schlagen und versuchte manchmal sogar thätlich zu werden.

An einem solchen Tage, als das Wirtshaus voll Leute war, um den Sonnabend mit kühlem Trunk zu feiern, hielt Meister Lucian es den Trumlachern vor, dass sie Lumpen wären alle miteinander.

Sie lachten unbändig und ein vorlauter junger Bursche rief: „Und wenn wir's etwa sonst wären, schon Deinetwegen möchten wir's nicht sein. Weil wir's just an Dir sehen, wie reizend ein Süffling ausschaut!"

Auf den fuhr Meister Lucian nicht schlecht los und hielt ihm alle Schande und Schmach vor, die ihm auf die Zunge kamen. Das sei schon die richtige Art in Trumlach, wenn die jungen Lecker würdigen Männern frech übers Maul fahren! Da könne man's sehen, wie es möglich sei, was man nicht für möglich halte, nämlich, dass die Trumlacher immer noch schlechter würden. In wenigen Jahren würde es überhaupt nicht mehr angehen für anständige Leute, in diesem Nest zu leben, so hundskatzenhautschlecht wären sie geworden.

Sie lachten wieder, sagten zueinander: „Lasst's 'n reden!" und wollten singen. Das machte er aber unmöglich mit seinem Geschrei. Nun war auch der alte Pfarrer von Trumlach da, der erhob jetzt seine Stimme, er konnte noch passabel laut sprechen, und sagte gegen den rabiaten Schuster gewendet: „Meister, Ihr verzeiht schon! Wenn Ihr's nicht leiden wollet, dass Euch die Jungen antworten, vielleicht dürfen es die Alten. Es ist im Grunde über Euch ja nicht viel zu sagen; dass Ihr ein wunderlicher Kauz seid, dem man lieber ausweicht als zugeht, das dürftet Ihr so wie so schon wahrgenommen haben. Weil wir aber doch heute wieder einmal beisammen sind, so muss ich schon erinnern, wie wir Alten es zu halten pflegen. Wenn wir anderen Leuten predigen, wie sie sein sollen, so müssen wir vor allem selber ihnen ein gutes Beispiel geben. Und doch habt Ihr Glück gehabt, mancher hat auf Euer Eifern hin seine Fehler abgelegt und ist besser geworden. Aber nicht Euch zu Liebe, sondern Euch zum Trotz. Und weil er die Häslichkeit der Fehler und Laster gesehen hat, wisset Ihr wo? An Euch selbst.

gerade deshalb auf die Kappe steigen — just nicht! Das wäre noch schöner, wenn mir diese Krähwinkler erst lehren müssten, wie ein Schuster die Strupfen annähen soll! Ich habe mein Meisterstück in Rabstadt gemacht, bin seit siebenundzwanzig Jahren Meister und werde Gott sei Dank noch wissen, wie man Strupfen anheftet. Wenn diese Tatzbären mit aller Wuth anreißen, da kann's keine halten, keine! Ist nur das Leder echt und der Stiefel gut gebaut, dann bleiben mir die Kunden nicht aus, kommen mir accurat auch die paar Abgesischten wieder zurück von den Katzenhautschustern, die mehr Kundenjäger sind als Schuhmacher! — So sein Denken und Vorsatz.

Sein Weib, die kluge Kunigunde, ahnte wohl, dass die abwendigen Kunden nicht so leicht zurückfanden, sie merkte schon den Ausfall und bewog den ältesten Sohn, an den fertigen Stiefeletten die Strupfen heimlich besonders und mit aller Sorgfalt festzuheften. Als der Bursche aber dabei vom Meister erwischt wurde, gab es einen Stiefel vorn ins Gesicht und einen Knieriemen hinten aufs Kreuz. „Wart', Hallunke, ich will Dir hinter des Vaters Rücken Heimlichkeiten zeigen. Da hast eine hinter Deinen Rücken!" Es war aber keine, denn der Knieriemen klatschte zu vernehmlich und der Junge kreischte laut auf. Dann aber gieng durch das ganze Haus ein Gewitter und jedes bekam seinen Theil. Das Weib war treulos, denn es hielt offenbar mehr zu den strupfenzerreißenden Kunden als zu dem ehrlich angetrauten Mann. Auch war es eitel wie ein alter Pfau, wenn es mit dem aufgedonnerten Maschenhut in die Kirche gieng. Der Tochter wollte er im Hinterhaupt noch ein paar Falkenaugen setzen, damit sie den Kopf nicht immer umwenden müsse in der Kirche, wenn hinter ihr ein Bursche sitze. Der Sohn, rief er, soll lieber das Kartenspielen sein lassen, da würde er dem Haushalt einen besseren Dienst leisten, als wenn er, der Nasenlecker, seinem Vater zeigen wolle, wie man Strupfen annäht! — Mit erneuerter Glut gieng er an die Erziehung der Seinigen. Am Morgen belehrte er hämisch, bei Tische erinnerte er bissig, am Abend rügte er gallisch und so oft er im Lauf des Tages eines seiner Hausgenossen ansichtig wurde, sah er an ihm einen Fehler und schalt mit heiligem Zorn darüber herum. Sie ärgerten sich, ja kränkten sich oft ob seines scharfen giftigen Vorgehens, dachten jedoch in gemächlicheren Stunden nach, ob er nicht doch in Etlichem recht haben könne. Das Weib sah ein, es wäre thöricht, in ihrem Alter noch einen bunt aufgedonnerten Kirchenhut zu tragen. Die Tochter dachte, wenn das Hintersichschauen nach den Burschen schon so auffallend sei, so könne sie es ja lassen; kein Mannsbild stünde dafür, daß man sich seinetwegen im Halse Falten wie bei einem Strick drehe. Der Sohn rechnete aus, dass er beim Kartenspiel wirklich schon einmal mehr verloren habe, als was dem Geschäft wegen der schlecht angehefteten Strupfen entgehe. Sie ließen also ihre Unarten sein. Aber als dies abgethan, entdeckte der Meister an ihnen wieder neue. Das Weib kochte die Knödeln zu patzig. Die Tochter hatte einen schleifenden Gang, der Sohn lag des Morgens stets zu lange im Bett. Nachdem er solcherlei mehrmals so arg begreint hatte, dass es ihnen zuwider geworden, gab das Weib beim Kochen sich mehr Mühe, befleißigte die Tochter sich eines flinkeren Ganges und stieg der Sohn stets um eine halbe Stunde früher aus dem Bette. Sie vermeinten, mit solchen Besserungen seiner giftigen Art Schranken zu setzen und seine Zufriedenheit zu erlangen, aber der Meister fand kein Wort des Lobes dafür, hingegen erfuhren sie neuen Tadel. Das Weib tratschte nämlich manchmal mit Nachbarinnen, die Tochter schleckte in der Milchkammer bisweilen ein bisschen Rahm, der Sohn fieng mit Schlingen Rehe, um sie zu verschachern. Der Meister fluchte rasend und schlug sogar drein. Die Schuldigen kriegten ein Grausen und trachteten auch diese Fehler abzustreifen, was ihnen völlig gelang, mit Ausnahme der Plauderstündchen, die konnte das Weib nicht lassen. Nur das

Der Arzt gieng fort. Da sah ich auf der Wand
Mir gegenüber noch den letzten Schimmer
Der Abendsonne. Aber bald verschwand
Auch er; ich dachte, — ach — vielleicht für immer!
Und in den Kissen barg ich mein Gesicht,
Als hört' ich dann des Vogels Locken nicht:
Komm' mit! Komm' mit!

Blaesner.

## Vögleinlied.

Es stand am Wiesenrande
Ein knospendes Blümelein,
Da kamen die Vöglein und sprangen
Zu ihm in das Gras hinein.

Da öffnete ganz leise
Die Knospe ihr Heiligtum,
Da hüpften die Vöglein im Kreise
Um die schöne Blume herum
Und sannen auf ein Liedlein
Und flogen von Baum zu Baum zu Baum,
Und sangen nur immer vom Blümlein,
Vom Blümlein am Wiesensaum.

J. Gahde.

## Träume.

Träumst du schon wieder, thörichtes Herz,
Lass doch das Träumen und Sinnen.
Träume sind schwül wie die Sommernacht,
Machen dein Ziel nicht gewinnen.

Sind wie die Märchen, die flüsternd verräth
Selig erschauernd der Kindermund,
Sind wie Libellen auf dunkler Flut,
Leichte Libellen, schimmernd und bunt.

Märchen, Libellen und Sommernacht,
Hab' euch doch gar zu gerne
In eurer süßen Zauberpracht,
Grüße euch freundlich von ferne.

Denn, das Leben ist grelles Licht,
Heißet mich streng euch entsagen,
Augen, gewöhnt an den Dämmerschein,
Würden das Licht nicht ertragen.

---

## Ich meine, mit dem Sommer müsst' ich gehen.

Ich meine, mit dem Sommer müsst' ich gehen:
Reif ist das Herz, reif ist das Feld.
Nur Sommersonnensegen ist zu sehen,
In goldnen Ähren steht die Welt.

So voll von Sonne ist so schön das Ende.
Man stirbt da nicht. Die Sichel klingt.
Die Ähre legt sich in des Lebens Hände
— Und eine leise Lerche singt.

K. E. Knodt

Wenn sich auf Euere Sittenrichterei alle in Trumlach gebessert haben, einer hat sich nicht gebessert, und das seid Ihr selbst. Während Ihr von anderen soviel verlangt, habt Ihr an Euch nicht einmal den kleinsten Fehler abgethan. — Die Strupfen heftet Ihr heute genau so schlecht als vor zehn Jahren — und die Stiefel macht Ihr schlechter als früher. Ihr habt einen Erfolg aufzuweisen, aber der ist Eure Schande. Alles ist auf dem predigenden Schuster hin besser geworden, nur er nicht. Er ist an dem, wie andere vorwärts gekommen, zurückgeblieben. Euere Concurrenten, sie haben es so gemacht, wie Ihr gesagt, dass man's machen soll und sind jetzt tüchtige angesehene Geschäftsleute. Ihr seid nicht so geworden, wie Ihr gesagt, dass man sein soll und seid zum Gespött geworden. Hättet Ihr Euch um andere nicht so sehr gekümmert, sondern ruhig Eurer besseren Einsicht gefolgt, so wäret Ihr jetzt der Wohlhabendste, der Bravste und der Geachtetste auf dem ganzen Trumlacher Boden. Fahrt nur fort, den anderen Schustern gute Stiefel machen zu lehren, während Ihr nicht einmal gelernt habt, Strupfen anzuheften. Übet dieses Beispiel nur so weiter auch in allen übrigen Dingen — das ist für Euch der Weg ins Armenhaus, wenn nicht gar ins Irrenhaus. — Das, mein lieber Lucian, habe ich Euch sagen müssen, da Ihr meine ganze Gemeinde gebessert habt, so möchte ich aus Dankbarkeit Euch bessern. Machet mir die Freude."

Der Meister Lucian Fluribus war während dieser Rede, die er vor allen Leuten zu hören bekam, nüchtern geworden. Er machte keinen Einwand. Er legte sein Zechgeld auf den Tisch und stolperte zur Thür hinaus. Die Frage aber blieb in Trumlach und weiter umher offen, wie man am besten Leute bekehren könne, ob durch entrüstete Worte oder durch abschreckende Beispiele. Es steht zu vermuthen, dass Meister Lucian der Musterschuster geblieben ist — das Vorbild, wie man's nicht machen soll.

---

# Singvögel.

## Wann bricht an mein reifer Tag?

Drei Gestalten seh' ich steh'n
An dem Amboss meiner Jugend,
Wie sie meine Seele schmieden,
Und es sind: die graue Sorge,
Die Entsagung und der Schmerz!

Wie sie hoch die Hämmer schwingen,
Gibt mein Herz ein dumpfes Klingen.
Hei — wie hämmern sie voll Wuth!
Hei — wie hämmern sie so gut!
Hämmert, hämmert, Schlag für Schlag,
Hämmert, hämmert, Tag für Tag,
Hämmert, hämmert meine Seele,
Dass sie eine rechte, wahre,
Schmerzensstarke, leidensklare
Dichterseele werden mag! — —

Wann bricht an mein reifer Tag?

Franz Karl Ginzkey.

## Komm' mit!

Der Doctor schwieg; doch sah er fort und fort
Mich an und zählte stumm die Athemzüge.
Mein Mütterl weinte. — Aber Frau! — Dies Wort
Des Arztes fühlte sie als bittre Rüge
Und gieng hinaus, da flatterte vorbei
Der Todtenvogel und es scholl sein Schrei:
Kuiwitt! Kuiwitt!

streng zu Jesus Christus führen will, dem er eigentlich hatte entwischen wollen. Mehr als ein entlaufenes Schäflein kam nach solcher Erfahrung wieder zurück in unseren Schafstall."

„Du erschreckst mich, Bruder", sagte der eine Pfarrer.

„O Freund!" rief der andere, „die Welt ist anders, als wir sie im Seminar gelernt haben. Die Leute sind in Wirklichkeit unvergleichlich anders, als sie in unseren theoretischen, dogmatischen Büchern stehen. Menschenkenntnis muss jeder von uns, wenn er eine haben will, sich erst im Leben erwerben. Darum rathe ich Dir, was ich selber endlich thue: Mach' die Augen auf! Siehe was vorgeht auf der Welt. Siehe, was die Leute jetzt für Streben und Ziele haben. Wenn Du ihnen den Protestantismus als den breiten Weg der Glaubenslosigkeit und der Sünde schilderst, so machst Du für denselben nur Reclame. Sage, dass Luther sich mit Geiseln blutig schlug, dass er Casteiung und Buße auch von andern verlangt, sage, dass auch bei den Evangelischen jeder durch das Kreuz muss, sage ihnen, dass der Protestantismus weit strenger und selbstverantwortlicher ist, dass er weit größere Opfer für Kirche, Staat und Gesellschaft fordert als der Katholicismus, und kaum ein einziger tritt über."

„Aber mein Lieber", sagte der eine Pfarrer, „es ist ja doch wahr, was ich ihnen von der Zerfahrenheit, der Glaubenslosigkeit der Protestanten sage. Ich pflege mich dabei auf die besten Quellen zu stützen, auf die Aussprüche und Schriften protestantischer Gelehrten und Pastoren, die selbst bittere Klage führen über ihre eigenen Zustände."

„Siehe, Bruder", sagte der andere Pfarrer, „das ist auch gefehlt. Wenn Du bei Deiner Predigt Protestanten anführst, die ihrer Kirche Fehler rügen, so denkt mancher der nachdenklicheren Zuhörer: So schlecht müssen doch diese Protestanten auch nicht sein, weil sie über die Schäden im eigenen Lager so bitter klagen, und weil sie von katholischen Predigern als Gewährsmänner gewürdigt werden. Es muss doch auch in dieser Kirche hohe Ideale geben und Menschen, die ihnen nachleben und sich ärgern, wenn die Menge versumpft. Es ist ja bei uns auch nicht anders, nur dass wir die Mängel und Fehler unserer Sache zumeist vertuschen müssen."

„Aber mein Gott, was soll man denn machen. Es ist ja zum Verzweifeln!"

„Nein, Amtsbruder, zum Verzweifeln ist es nicht. Gibt es im Volke zwar weniger Religiosität als wir glauben, so gibt's in demselben vielleicht mehr natürlichen Gerechtigkeitssinn, als wir gemeiniglich annehmen. Mit dem Schimpfen auf andere Kirchen machen wir die Leute kopfscheu. Erinnerst Du Dich, was unser alter Professor Randel in der Siebenten und Achten gerne gesagt hat? Weltliche Siege, sagte er, erringt man, indem man den Gegner todtschlägt, geistliche, indem man ihn überzeugt. Überzeugen können wir den ernst denkenden und strebenden Menschen nur, wenn wir stets die besten, die christlichen Vorzüge unserer Kirche lehren und leben, anstatt in die Kampfweise des Krämervolkes zu verfallen, als ob es sich um Kunden handelte."

Der andere Pfarrer war einen Augenblick still, als wenn er nachdächte. Plötzlich aber krampfte er die Fäuste zusammen und rief: „Und ich werde trotzdem vor dem Protestantismus warnen mit allen Mitteln!"

„Nun", sagte der eine, „Du wirst wissen, mit welcher Praxis Du bisher am meisten ausgerichtet hast." R.

# Prediger-Praxis.

Gespräch zwischen zwei katholischen Pfarrern.

„Jetzt möchte ich doch wissen, wie Du das anstellst, lieber Amtsbruder. Du sagst auf der Kanzel nie was über die Los von Rom-Bewegung, nie was gegen die Protestanten, ja Du lobst sie sogar manchmal und sagst, sie wären oft recht strenge in ihrer Lebensführung und könnten auch gute Christen sein. Und doch tritt in Deinem Sprengel niemand über. Ich hingegen gehe mit dem vorgeschriebenen heiligen Eifer drein, zeige alle Schlechtigkeiten der Los von Rom-Bewegung auf, sage meinen Pfarrkindern, dass der Martin Luther ein Wüstling gewesen, dass die Protestanten nicht an den Sohn Gottes glauben, seine Lehre nicht befolgen und bei ihnen alles Schlechte erlaubt ist. Und doch treten meine Leute über — massenweise, sage ich Dir! Und jetzt möchte ich wissen, wie das zugeht."

So sprach auf dem Spaziergange, den zwei katholische Pfarrer mitsammen machten, einer zum andern. Der andere schmunzelte.

„Was denkst Du?" setzte der erstere seiner erregten Rede bei.

Da antwortete der andere: „Lieber Freund, Du bist kein Menschenkenner. Du kennst die Welt nicht. Du solltest doch wissen, wenn Du auf der Kanzel stehst, mit wem Du es zu thun hast. Glaubst Du, dass solche, die morgen übertreten wollen, heute noch gläubig Deine Predigt besuchen? Zu denen Du sprechen willst, sie sind gar nicht da. Und die da sind, die sind entweder im vorhinein mit Dir einverstanden, oder sie sind da, um zu prüfen, wo man die erbaulicheren und christlicheren Predigten hört, in den evangelischen oder in den katholischen Kirchen. Sie schwanken zwischen beiden. Siehe, und die schreckst Du ab, sie laufen über. Aber es sind noch andere da. Solche, die gern selig werden möchten, ohne sich zu bemühen; die noch gerne ein bisschen Christen heißen möchten, wenn es nebenbei gerade leicht geht und es sie in ihrem weltlichen Thun nicht geniert. Wenn ich solchen Leuten darstelle, dass auch die Evangelischen gute Christen sind, dass ihre Vorschriften über das sittliche Leben sehr strenge sind, dass jeder dort für sich selbst einstehen und verantwortlich sein muss und dass es scharfe Kampfleute sind, die gleichsam jeden Tag neu ihren Gott suchen und erkämpfen müssen — wenn ich meinen Zuhörern alles so vorstelle, dann sagen manche: Nein, da wollen wir doch lieber katholisch bleiben, das ist bequemer. — Wenn Du den Deinigen aber die Protestanten recht verlästerst, dass sie ungläubige Sündenböcke seien, denen Luther nahegelegt, dass sie wacker sündigen sollen, und dass sie sich alles erlauben dürfen, ohne von ihrer Umgebung schlecht angesehen zu werden, wenn Du sagst, dass sie nur nach Geld und Genuss gehen, dass ihnen kein Mittel, an ihr Ziel zu kommen, zu schlecht ist — lieber Amtsbruder: Natürlich treten da manche über. Denn was Du ihnen von jenen schilderst, ist ja das Begehren ihres eigenen Herzens. Du kennst die Menschen nicht. Du glaubst, weil sie in die Kirche gehen, ihren Rosenkranz beten, ihre Beichte ablegen und dergleichen, dass ihnen am Reiche Gottes wunders was gelegen sei. Wirst wohl auch etliche Auserwählte haben, wie jeder von uns in seinem Sprengel; aber der Menge fällt es gar nicht ein, ans Christenthum zu denken, wirklich Christ sein zu wollen, wie wir es als Seelsorger verlangen müssen. Manchmal geniert sie das Gewissen ein wenig, wenn sie denken, dass ihr Leben mit den Geboten nicht stimmt. Wenn sie nun von einem Ausweg hören, wo man nicht alles so fest glauben muss, wo man ganz gut ein Sündenbock sein kann, wie Luther einer gewesen, ein Rauf- und Saufpold, und doch zu den angesehenen Leuten zählt — so schlagen sie diesen Ausweg ein. Darum treten sie über. Und mancher ist dann sehr unangenehm überrascht, wenn er auch bei den Evangelischen die Gebote Gottes findet, wenn man ihn dort ernst und




**Hugo Wolf.** Von Dr. Ernst Decsey. (Berlin. Schuster und Löffler. Band I.) Die Lectüre dieses Buches beendet man nicht, ohne es zur Seite zu legen mit der unabweisbaren Regung des Missmuthes, auf seine Fortsetzung bis zum November warten zu sollen! Damit ist eigentlich der Wert dieser Arbeit gekennzeichnet. Die zweite Zeile „hat" den Leser schon und die letzte hält ihn noch fest. Das mag ebensowohl der Gegenstand verschulden (Hugo Wolf, eine bisher so wenig beachtete künstlerische Erscheinung, aber eine der fesselndsten, überzeugendsten des Geniethums unserer Zeit), als die Art, wie der Verfasser sich als Herr und Diener dieses Gegenstandes gleicherweise zeigt. Es imponiert die strenge Gewissenhaftigkeit und der Eifer der biographischen Thatsachenforschung wie der Verwendung ihrer Ergebnisse eben so sehr wie die innige Vereinigung von Geist und Herz, mit welcher der Verfasser unsere Zeit (die Zeit Hugo Wolfs) im großen culturhistorischen Zusammenhang mit der ihr vorausgehenden grandiosen Epoche des Wagnerschen Kunstwerkes sieht und den Leser sehen lehrt. Das Capitel „Richard Wagner und Hugo Wolf" ist im wahren Sinne echter kunstkritischer Forschung von Bedeutung: es deutet uns die Seele jener Jahrzehnte des erbitterten Ringkampfes der Geister derer; die das „ich liege und besitze, lasst mich schlafen!" zum Wahlspruch erkoren hatten, und derer, denen das „Gott segne die Rebellen!" im edelsten Sinne eines Vollendungsstrebens Feldruf war! Auf diesem Hintergrund erscheint nun mit prächtiger Plastik in der einzig richtigen Beleuchtung die Gestalt des Beethoven redivivus: Hugo Wolf. Ich nenne ihn so mit Bezug auf das eigenartig Intensiv-dämonische seines genialen Wesens, welches zu solchen Vergleichen herausfordert. An der Hand des Verfassers begleiten wir den Lebensweg des willensstarken Gottbegnadeten vom Geburtshause über die Schulzeit in die nothvollen Drangzeiten seines Jünglingsthumes, wir sehen den Musiker, den denkenden Künstler („Hugo Wolf als Recensent") und das „Temperament", Hugo Wolf wachsen und werden, bis knapp an das Jahr, in welchem die Knospe seines Schaffensdranges zur Blüte, sozusagen über Nacht, aufplatzte, herrliche Düfte um sich verbreitend. Der zweite Band soll noch die biographische Schilderung bis zum düsteren Ende dieser kurzen Lebensbahn bringen und eine streng musikwissenschaftliche Kritik der künstlerischen Eigenart des steirischen Tönemeisters enthalten. Eine kostbare Reihe wertvoller Beigaben, wie Brief-Facsimile Hugo Wolfs, Porträts des Meisters und seiner Eltern, seiner Arbeitsstätten, Schulzeugnisse u. s. w. erhöht den Wert dieses ungemein empfehlenswerten Werkes, das mit Ausnahme der scheußlich verzeichneten „secessionistischen" Frauengestalt, die sich um das Titelblattporträt des Heimgegangenen windet, auch das Lob einer modern-werthvollen Ausstattung verdient. Nur eines: warum nicht deutsche Lettern? Wir haben sie einmal! — Möge der zweite Band nicht allzulange auf sich warten lassen! Aug. Prgr.

**Will's tagen?** Sociales Drama in drei Acten von Bruno Sturm. (Leipzig. Robert Baum.) Bruno Sturm ist ein Pseudonym. Hinter ihm verbirgt sich ein junger Student der Medicin an der Grazer Universität. In seiner sechsten Gymnasialclasse schrieb er in den Mußestunden, die ihm das Studium ließ, obiges Drama, das er dann einige Wochen nach abgelegter Matura durch den Buchhandel veröffentlichte. „Will's tagen?" ist ein sociales Arbeiterdrama. Dass das Werk arm an packender Handlung wäre, wird ihm auch der strengste Kritiker nicht vorzuwerfen vermögen: nichtsdestoweniger haben wir aber nicht den Muth, den Inhalt hier zu erzählen, wir haben Mitleid mit den Nerven der eventuellen Leser dieses Referates. Sturms Werk zählt nämlich in die Kategorie jener krass-realistischen Dramen, die mit ausgesuchtestem Raffinement die entsetzlichsten Greuel in ununterbrochener Kette vor unseren Augen entwickeln. Da gibt es: Armut bis zum Verhungern, dazwischenhinein Pfändung, daraus sich ergebende gefährliche Drohung und aus dieser sich entwickelnde Kerkerhaft, nebenbei zwei Todesfälle, eine Schändung, Mord, Aufruhr, Brand, Gotteslästerung und als endliches Dessert Selbstmord durch Erhängen vor den Augen des Lesers. Mein Herz, was willst du noch mehr? Und das soll Poesie sein!! Ein solches Schaudergemälde zeitigt ja nicht einmal die Wirklichkeit! Dem Referenten ist der Verfasser dieses Schauderdramas persönlich bekannt: ein liebenswürdiger, rothbackiger, innerlich gesunder, in den glücklichsten Verhältnissen lebender junger Mann. Aus sich selbst heraus hat der junge Dichter demnach nicht geschöpft. Sein Werk ist vielmehr ein deutliches Zeichen, auf welch

# Auch eine Ansicht über Reformtracht.

Von Max Grube.[1])

Über der Tracht Reform
Ließe sich ganz enorm
Richtiges sagen.
Dass sie durchaus gesund
Weiblicher Leber und
Weiblichem Magen.

Dass sie ästhetisch sei,
Scheint mir, ich sag' es frei,
Unwidersprechlich.
Wie sich mein Urtheil stellt,
Ist doch der Damenwelt
Ganz nebensächlich.

Dies ist mein Axiom:
Stiegen vom Himmelsdom
Engel hernieder,
Stürmten im Sphärendrang
Gegen den Höllenzwang:
Schnürbrust und Mieder.

Doch wenn's die Mode will,
Flögen sie wieder still
Ins Paradies ein.
Schön ist's in Himmelshöh'n,
Aber, was wirklich schön,
Muss aus Paris sein!

[1]) Auf eine Rundfrage über die Reformkleidung, die von der Leipziger „Illustrierten Zeitung" veranstaltet worden war.

## Lustige Zeitung.

**Logisch.** Junger Ehemann (nach den Honigmonden): „Ich sage Dir, täglich entdecke ich neue, herrliche Eigenschaften an meiner Frau!" — Freund: „Wie mangelhaft muss sie Dir da als Braut erschienen sein!"

**Onkel und Neffe.** Neffe: „Weißt Du, Onkelchen, mir träumte in der vergangenen Nacht, Du hättest mir zehn Mark geborgt." — Onkel (großmüthig): „So? Na, behalt' sie nur, Otto!"

**Unter modernen Weltdamen.** „Die Baronin hat schon vier Kinder." — „Ja, die ist mit ihrer Heirat gründlich 'reingefallen!"

**Kluge Berechnung.** Jemand bekam ein paar tüchtige Ohrfeigen, ohne sich zur Wehre zu setzen. „Warum schlagen Sie nicht wieder?" fragte man ihn. — „Ja", antwortete er kläglich, „ich dachte, weil doch unserer nur zwei sind, käme es zu oft herum."

**Schlaue Frage.** Herr: „Sagen Sie, sind Sie ein geborener Sachse?" — Sachse: „Ei Herrcheses, gloobten Se vielleicht een ungeborener?"

**Sonderbarer Unterschied.** Fremder: „Was kann man haben?" — Kellner: „Kalbsbraten, Schweinsbraten, Roastbeef, Rostbraten . . ." — Fremder: Was ist für ein Unterschied zwischen Roastbeef und Rostbraten?" — Kellner: „Roastbeef ist fertig, Rostbraten muss erst gemacht werden."

**Telegraphisch.** „Telegraphiert da mein Neffe: ‚Wer braucht Geld? Wer braucht Geld? Dein Neffe.' Aber dem habe ich eine gute Antwort gegeben, ha, ha, ha!" — „So, welche denn?" — „Ich habe zurücktelegraphiert: ‚Wer ist ein Lump? Wer ist ein Lump? Dein Onkel.' Ha, ha, ha, ist das nicht gut . . .?"

**Ein Kinderfreund.** Hausfrau: „Lieben Sie die Kinder, Mr. Wright?" — Engländer: „O, ich liebe die Kinder sehr, namentlich wenn sie schreien!" — Hausfrau: „Wenn sie schreien?" Engländer: „Yes, yes! dann werden sie gebracht hinaus."

**Ein Herr** unterhält sich mit einer Dame über die Schwächen und Mängel des weiblichen Geschlechts und bemerkt: „Ich habe nur zwei Damen kennen gelernt, die wirklich vollkommen waren." — Sie lächelt und spricht: „Wer war denn die andere?"

gesonnen, meinte sein Heil zu finden in Umgestaltungen socialer Art und wollte lieber eine vorübergehende Anarchie, als den Sieg der Reaction. Aber er wandelte seine Anschauungen, weil er an der Möglichkeit einer baldigen und völligen Umgestaltung unserer geschichtlich gegebenen Gesellschaftsordnung verzweifelte. Seitdem athmete sein Wesen schmerzliche Resignation, die ihren Ausdruck fand in der Wellanschauung des Buddhismus. Doch ungefähr seit 1854/55 gewann er mehr und mehr Verständnis für das, was Jesus wollte und reifte allmählich zu einem Christenthum heran, welches zwar sehr verschieden ist von der sogenannten kirchlichen Rechtgläubigkeit, aber eine Auffassung von Gott und Welt, Christen und Christus enthält, die einen denkenden Menschen nicht unberührt lassen kann. Doch diese Wandlungen in seiner Anschauung vollzogen sich nicht sprunghaft, etwa infolge eines Wechsels der politischen oder religiösen Partei; es liegt vielmehr bei ihm eine allmähliche Erweiterung seiner Einsicht vor. Dabei verleugnete er also nie die einmal gewonnene Grundanschauung seines Lebens, sondern er modificierte sie nur, bis er schließlich christliche Grundgedanken als die praktische Lösung seines Lebensräthsels anerkannte. Dieser Geist und diese Entwicklung Wagners wird in dem Buche schön und klar ausgeführt. Besonders das Erlösungsproblem in den Musikdramen findet glänzende Beleuchtung. F.

### Büchereinlauf.

**Sebald Soekers Pilgerfahrt.** Ein Roman von G. Ouckama Knoop. (Leipzig. Inselverlag. 1903.)

**Der Kafflerfranzl.** Roman von Selena Erdmann-Jesnitzer. (Bremen. Gustav Winter. 1903.)

**Stadt und Gebirg.** Roman von José Maria Eça de Queiroz. Aus dem Portugiesischen übersetzt von Louise Ey. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Die Kleinwelt unserer Väter.** Roman von Antonio Fogazzaro. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Der Richter.** Roman von Karin Michaëlis. (Stuttgart. Axel Juncker. 1903.)

**Ein gewöhnlicher Fall.** Von W. Korolenko. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Hebbels ausgewählte Werke** in sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Zweiter Band: Judith-Genoveva. Maria-Magdalena. (Stuttgart. J. G. Cotta Nachfolger.)

**Maria Magdalena.** Freie epische Dichtung von Ferdinand Feldigl. (Bruck bei München. Albert Sighart.)

Dramatisches von Arthur Kohlhepp. (Wien. Moriz Perles.) **Tröll & Comp.** Schauspiel in vier Aufzügen. **Fräulein Lieutenant!** Schauspiel in drei Aufzügen. **Unschuldig.** Schauspiel in vier Aufzügen. **Hoch hinaus!** Schauspiel in vier Aufzügen. **Freie Liebe.** Schauspiel in vier Aufzügen.

**Schwarzwälder Leben.** Gedichte in Schwarzwälder Mundart von Arthur H. Duffner. (Karlsruhe. G. Braun'sche Hofbuchdruckerei.)

**Spielmanns Liederstrauß.** Von Wilhelm Dallmeyer. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**1000 fl. sind wir wert! Lach'n oder rer'n?** Volkslieder, gesammelt und bearbeitet von Coop. M. Hölzl. (Wien. „Mozarthaus".)

**Da Mostschädl.** Mundartliche Dichtungen von Franz Hönig. Zweite Auflage. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Unsa Landl.** Mundartliche Dichtungen von Franz Hönig. Zweite Auflage. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Das Herz der Frau.** Ein modernes Frauen-Fabelbuch von Meta Seemann. Neunte Auflage. (Leipzig. Frauen-Rundschau.)

**Neue Skizzen von der Adria.** Von Josef Stradner. III. Liburnien und Dalmatien. (Graz. Leykam. 1903.)

**Nach Arosa.** Eine Sommerfahrt in die Schweizer Berge von Friedrich Ernst. (Braunschweig. Richard Sattler.)

**Für und wider die Reformkleidung.** Sonderdruck aus der „Illustrierten Zeitung". (Leipzig. J. J. Weber.)

**Luzifer.** Zeitschrift für Seelenleben und Geistescultur. Theosophie. Herausgegeben von Dr. R. Steiner. (Berlin. C. A. Schwetschke und Sohn.)

**Kaiserin Elisabeth** auf Cap Martin. Von Anna Claud-Saar. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1902.)

**Brennende Fragen.** Drei Kapitel reformatorischen Inhaltes von Louise Hackl. (Leipzig. Frauen-Rundschau. 1903.)

**Im Zeichen des Verkehrs.** Kritische Streifzüge und Reformgedanken von Otto de Terra. (Berlin. „Vita." Deutsches Verlagshaus.)

**Altkatholisches Handbüchlein.** Herausgegeben von E. K. Zelenka. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer. 1904.)

**Altkatholischer Volkskalender** für 1904. 14. Jahrgang. (Baden-Baden.)

**Entwicklung.** Monatshefte der Österreichischen Verlagsanstalt in Wien.

Abwege unsere moderne Ibsen-Hauptmann-Krankenhauspoesie strebsame, innerlich gesunde und demnach für alles schöne Wahre begeisterte junge Talente verführt. Bruno Sturm ist ein entschiedenes Talent. Er besitzt die Gabe scharfer Charakteristik und handhabt mitunter den Dialog mit Meisterschaft. Namentlich den Armen-Leut-Ton, den trifft er, dass es uns hineinpackt tief ins Herz. Ein Sextaner, der solches zuwege bringt, Hut ab vor ihm! Darum thut es uns auch so leid, dass er der echten, wahren, ewigen Poesie, die doch eine holde Göttin und nicht eine triefäugige Spitalvettel, mit seinem Werke einen derartigen Fehdehandschuh vor die Füße geworfen. Wir geben die Hoffnung indes nicht auf. Der Dichter ist jung und sein Werk ist der Erstling. Aus Bruno Sturm wird einst doch ein gesunder, vernünftiger Dichter werden. Dann wird aber auch die Zeit gekommen sein, da er sämmtliche noch auftreibbaren Exemplare seines „Will's tagen?" aufkaufen und in den Ofen stecken wird. M. M. Rabenlechner.

---

**Jesus im neunzehnten Jahrhundert.** Von Heinrich Weinel. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1903.) Dieses Buch füllt eine Lücke aus in der religiösen Literatur unserer Zeit. Es bedeutet eine Zusammenstellung der Standpunkte, die hervorragende Männer gerade in der Jesufrage einnehmen oder eingenommen haben. Jesus wird so von verschiedenen Geistern verschieden beleuchtet, z. B. die Zerstörung des überlieferten Christusbildes durch Reimarus, Paulus, Lessing, Strauß, Bauer. Jesus als Reformator der Ethik und des Cultus im Licht des Liberalismus nach Egydi, Kirchbach u. s. w. Jesus im Lichte der socialen Frage nach Wagner, Naumann u. s. w. Jesus im Licht des Culturproblems als Prediger einer buddhistischen Selbsterlösung nach Schopenhauer, Nietzsche, Hankel u. s. w. Jesus und die religiöse Frage der Gegenwart in Bezug auf Tolstoi, Chamberlain, Harnack, Rosegger, Bourrier, Schell. Die Schlusscapitel des interessanten Buches klingen im Sinne des gläubigen Christen aus. H.

---

**Wien, das bist du!** Von K. Karlweis. Nachgelassene Erzählungen. (Stuttgart. A. Bonz & Co.) Ein Dutzend und eine sorgfältig ausgeführter Geschichten von jener feinen und doch so wirksamen Satire, die wir an dem Dramatiker Karlweis kennen. Am bezeichnendsten für seine Art sind Balthasar Zipperl, der Held; das närrische Haus; die gute Art, in denen die Ironie wirkt wie Carmin in einem Glase Wasser. Unzutreffend ist nur der Titel des Buches, obgleich er vermuthlich von den zwei Pathen desselben stammt, Bahr und Chiavacci, die ihm ein warmes und interessantes Geleitwort mit auf den Weg gegeben. H. F.

---

**Friedrich Spielhagen Romane — Neue Folge.** — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.) Die Lieferungen 15 bis 22, welche uns vorliegen, bringen die Fortsetzung und den Schluss der Novelle „Susi" sowie den hauptsächlichen Umfang des Romanes „Opfer". — Der Roman „Opfer" trägt deutlich das zeitgeschichtliche Colorit des letzten Jahrzehnts. Es fehlt nicht die „Goethegesellschaft" und der „Vorwärts", nicht die Proletarierfamilie und die Erbschaft aus Amerika, nicht die aufgelöste Volksversammlung und der durchgebrannte Cassierer, nicht christlich-sociale Thätigkeit und Magdalenen-Arbeit. Auch der Buddhismus hat seine Liebhaber. In buntem Gemisch wirbeln verschuldete Officiere und reiche Lebemänner, Dirnen der Straße und des Salons, intrigante Witwen und mildthätige Frauen und Jungfrauen, hier der getaufte Banquier, dort der eifrige Pastor, am Auge des Lesers vorüber. — Die Verlagsbuchhandlung erwirbt sich ein hohes Verdienst, dass sie diesen vornehmen Dichter, welcher noch lange nicht so verbreitet ist, wie er es verdient, durch diese wohlfeile Lieferungsausgabe mehr unter das Volk zu bringen sucht. V.

---

**Die Hendel-Bibliothek** (Halle a. d. S. Otto Hendel), bringt die erste wohlfeile vollständige Ausgabe von Sienkiwicz' berühmten historischen Roman „Die Kreuzritter". Die Uebertragung ist von Theo Kroczek gegeben. Es ist ein geschichtlicher Hintergrund, auf dem Sienkiewicz in den „Kreuzrittern" seine Darstellung aufbaut; das behandelte Stück Geschichte liegt uns näher als jenes den Tagen frühchristlicher Zeit, es erfasst uns darum auch unmittelbarer. Ist es doch eine Zeit schwerer Kämpfe zwischen Deutschthum nnd Polenthum, die uns hier in dem heldenhaften Eintreten des Deutschen Ritterordens gegen das vordringende Polen vorgeführt wird und an die uns Vorgänge unserer Tage lebhaft von neuem gemahnen. Dem polnischen Meister folgt ein deutscher Classiker der Dorfnovellistik: Melchior Meyr mit einer seiner reizvollen Erzählungen aus dem Ries „Der Sieg des Schwachen". Die stimmungsvollen, dem Leben der Heimat, der die ganze Liebe des Dichters gilt, abgelauschten Meyr'schen Dorfidyllen dürften sich in dieser schönen neuen Ausgabe bald von neuem den großen Leserkreis erwerben, den sie verdienen. Ein weiteres Bändchen der neuen Byron-Ausgabe in Alexander Neidhardts Uebersetzung: „Die Belagerung von Korinth". — „Beppo" schließt diesmal die Reihe ab. V.

---

**Richard Wagner und das Christenthum.** Von Otto Hartwich. (Leipzig. G. Wigand. 1903.) Richard Wagner war rund 10 Jahre seines Lebens, bis 1851, durchaus revolutionär



## Postkarten des „Heimgarten“.

Wir sind dies Jahr in unseren Alpenländern so sehr von Feuersbrünsten heimgesucht worden, dass wir beinahe vergessen haben der ungeheuren Hochwasserschäden, von welchen die Sudetenländer, besonders Schlesien heimgesucht worden sind. Preußen hat für die Verunglückten in Preußisch-Schlesien zehn Millionen Mark bewilligt. Für unser österreichisches Schlesien ist, so viel ich weiß, noch nicht viel geschehen, und doch sollen die Wasserschäden dort auf siebzehn Millionen Kronen berechnet werden! Das Elend ist in einzelnen Gegenden entsetzlich. Staatshilfe muss kommen, aber das entbindet den einzelnen nicht von der Pflicht zu helfen, wie er helfen kann. Ich glaube, meine Heimgartenleser aufmerksam machen zu sollen auf die Noth, in der dort so viele unserer Mitmenschen sich befinden. Rosegger.

**J. G. K., Dessau.** Wir wissen es nicht zu erklären, weshalb das Fleisch von Thieren des Berglandes in der Regel uns feiner und besser schmeckt, als solches von Thieren der Niederung. Ist das eine Vererbung? Ein Beweis, dass die Menschheit vom Hochlande stammt? Sie müssten einen Gelehrten fragen.

**W. St. Stephan.** Für kleinere Unglücksfälle, wie sie sich leider so häufig ereignen, kann eine Monatsschrift Sammelaufrufe nicht veröffentlichen.

**Für Windischgraz** eingegangen von Rosa Fischer, Hartberg, 6 K. Von einem kleinen Beamten 10 K.

**Für die Waldschule.** Münchner Lehrer-Verein durch die Waldheimatgesellschaft 100 M.

**L. N., Lind.** Wir constatieren sehr gerne, dass Zeltweg — wo jetzt eine evangelische Kirche gebaut wird — auch eine katholische Kirche braucht, wie allerdings etwas spät empfunden wird. Das Bedürfnis war doch längst da. Jetzt ist für diesen Zweck eine Sammlung eingeleitet worden. Spenden wären ans Pfarramt in Lind bei Knittelfeld zu richten. Der „Heimgarten“ hat wiederholt auch schon zu Gunsten katholischer Kirchen sich an die Katholiken gewendet, aber bei diesen, wenn es sich um Werkthätigkeit handelte, wenig Glück gehabt.

---

# An unsere Leser.

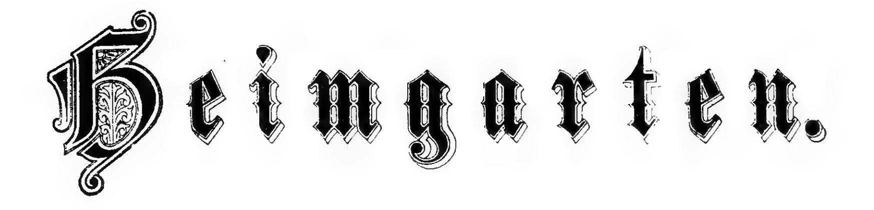
„Was Sie für den nächsten ‚Heimgarten‘-Jahrgang ungefähr anzeigen sollen? Vielleicht machen wir es so mit unseren Lesern, wie vor fünfzig Jahren mein Vater es mit mir gemacht hat. Waren wir aus der Kirche getreten, so sagte er: Jetzt, Bübel, weil du so fleißig die Predigt angehört hast, kannst ein bissl mit mir ins Wirtshaus gehen. Will sagen: Nachdem die Heimgartenleser bei der biblischen Darstellung des vorigen Jahrganges ein ganzes Jahr gleichsam auf der Kirchenbank gesessen sind, sollen sie wieder einmal mehr weltliche Ergötzlichkeit haben. Aber nicht als Gegensatz zu dem Reiche Gottes, das wir in allen Formen suchen, vielmehr als Fortsetzung desselben. Einkehr in sich und Erbauung hier, frohgemuthe, humane Weltlichkeit da — es ist ein Doppelweg zum gleichen Ziele. Wir wollen wie bisher auf ihm weiterwandeln.“

Mit diesen Worten deutet der Heimgartenmann uns an, was der nächste Jahrgang hauptsächlich bringen soll. Auf ernsten und heiteren Pfaden zum Ziele; wir hoffen, die lieben Leser leisten uns auch fürderhin treue Kameradschaft. Sie seien guten Muthes eingeladen zum achtundzwanzigsten Jahrgang des „Heimgarten“.

**Die Verlagshandlung.**

(Geschlossen am 20. August 1903.)

Für die Redaction verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam“ in Graz.





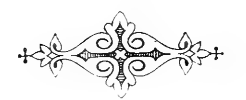

Eine Monatsschrift

gegründet und geleitet

von

# Peter Rosegger.

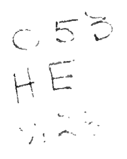
XXVIII. Jahrgang.



Graz.

Druck und Verlag von „Leykam“.

1904.



# Inhalts-Verzeichnis

des

# Heimgarten, XXVIII. Jahrgang.

## Romane, Erzählungen und Dramatisches.

Seite



## Alpines und Volkstümliches aus den Alpen.

## Zeitgeschichtliches, Plaudersames.



## Kunst und Literatur. Aus dem Künstler- und Schriftstellerleben.

## Land und Leute. Charakterbilder.



## Kultur- und Naturgeschichtliches.

## Gedichte.




## Ewiges Lied.

Im tiefen, dunklen Felsental,
Da rauscht ein ewiger Wasserfall.
Ein Wand'rer horcht der Melodei,
Es wird ihm wohl und weh dabei,
Und kann doch nichts verstehen.

Er macht ein feines Sinngedicht,
Das klar die schönsten Worte spricht.
Doch sieh, ob dieser Poesei
Wird keinem wohl und weh dabei,
Und kann es doch verstehen.

Und — eh das Jahr von hinnen zieht
Ist schon verstummt des Sängers Lied.
Was man verstand und nicht empfand,
Das klingt nur einmal durch das Land.
— Ewig rauschen die Wasser.

## Verschiedene Sachen.



## Kleine Geschichten, Sagen, Märchen, Schwänke.

glühende Blut; so süß und so würzig sind sie nicht wie die kleinen Wildkirschen, die hier der Baum auf der Hauswiese den armen Bergknaben beschert. Ganz umsonst beschert, ohne daß jahraus jahrein eine Hand sich rührt, um den Baum zu hegen. Also ist es, daß in dem ungeheueren Früchtegarten des flachen und hügeligen Landes ein einziger Baum daran gedacht hat, die oben im kalten Gebirge würden auch einmal etwas Süßes haben mögen; und er ist hinaufgestiegen und gibt, wenn der Spätsommer kommt, mit hundert Händen seine köstliche Frucht.

Und wenn der Alpenknabe später in die weite Welt geht, von allen Früchten genießt und an allen Süßigkeiten nascht — den Wildkirschbaum daheim am Vaterhause vergißt er nimmer, dem bewahrt er die heimliche Liebe. Nur im Frühherbste war damals dem Baume auf der Wiese das Herz zugewendet worden, die übrige Jahreszeit hatte man nicht viel nach ihm ausgesehen — war er doch wie andere Bäume auch: im Winter kahl, im Sommer grün. Aber nun, in späten Tagen, da der alte Knabe den Kirschbaum einsam und verlassen stehen weiß hinten in den Bergen an der Ruine des Hauses, nicht mehr auf sonniger Wiese prangend, sondern mitten unter Erlengebüschen und jungen Lärchen, in aufwuchernder Wildnis erstickend — nun denkt der in die Fremde verschlagene Alpensohn wieder einmal an jenen Baum, wie er still und anspruchslos hat dahingelebt und wie viele Freude er hat ausgeteilt. So gedenkt man manches Freundes, wenn es schon zu spät ist.

Zur Winterszeit, ja, da war er kahl gewesen. Auf den Ästen die Wulsten des Schnees, an den Zweigen die feinen Nadeln des Reifes, als wollte er im Wintertraume einmal ein wenig Nadelholz spielen. Die Krähen und die Dohlen flatterten darüber, setzten sich ins Gezweige und stäubten den Schnee herab. Der Knecht sucht wohl einmal seinen alten Kugelstutzen hervor, um so ein krächzendes Getier zu erlegen, aber die alte Ahne ruft: „So warte nur, bis der Vogel auf den Fichtenbaum hinüberfliegt; Du weißt doch, daß man nicht auf den Kirschbaum schießen darf.“ Das ist für junge Leute die einzige Kunde davon, daß die Alten den Hauskirschbaum heilig gehalten haben. So heilig, daß er selbst den Raubvögeln ein Gottesfrieden gewesen ist. Im Frühjahre blühten auf der Wiese schon die Dotterblumen und die Maßliebchen und die goldigen Krönlein des Löwenzahns, als der Kirschbaum noch immer kahl dastand, als wäre er im langen Winter über gestorben. Wer aber nur näher zusehen wollte, wie die Spitzen der Zweige zu schwellen beginnen — und eines Tages steht der Baum in einem weißen Schleier, wie die Braut, die zum Altare will. So dicht sind alle Äste und Wipfel eingehüllt von den weißen Röselein, daß man kaum das dazwischen und dahinter treibende grüne Laub sieht. Gott schütze uns jetzt vor dem Sturmwind! Wenn über die Almen der Föhn gefahren kommt,

# Der Kirschbaum.

Ein Träumen im Walde von **Peter Rosegger.**

Wer hätte nicht die Bäume lieb? Aber ich trage zu einem besonderen Baume eine heimliche Liebe. Er steht nicht im Walde, er gehört nicht zum Walde, er ist ein Hausbaum. So wie es wilde Tiere und Haustiere gibt, so ist's auch mit den Bäumen. Es gibt Bäume, die zahm und freundlich zum Menschen stehen und ohne Menschen nicht leben können. Auch wenn sie von diesem nicht gerade Hege und Pflege finden, sie bleiben bei ihm. Wo der Mensch in die Wildnis dringt, da folgen sie ihm gleichsam unsichtbar nach. Wo er den Urwald rodet, da sind sie schon am Zeuge, um mit neuem Gepflanze des Menschen Heim zu bekränzen. Kaum steht das neue Haus, so sproßt am Rande auch schon die Hagebutte und am Gemäuer der Hollunder. Am Bächlein wuchert die Weide, am Gartenrand der Vogelbeerstrauch und am Wiesenhage die Esche. Die Obstbäume lassen sich laden und Ehre erweisen, bis sie kommen und erstehen. Aber sie kommen doch oder — auch nicht. In unseren nördlichen Alpen wollen sie über sieben- und achthundert Meter nicht hinan. Der Apfelbaum, der von einem Hochberghof etwa geladen ist, läßt sich entschuldigen, er könne die scharfe Luft nicht vertragen, und schickt dafür den Holzapfelbaum. Der Birnbaum macht's ähnlich und sendet den Holzbirnbaum hinauf. Aber „an ihren Früchten werdet ihr sie erkennen". Es kümmert sich niemand um sie, als etwa einmal ein kluger Bauer, der guten Essig haben will. Von den edlen Apfel-, Birn-, Zwetschken- oder gar Pfirsichbäumen, keiner besucht ein Menschenhaus, das tausend Meter hoch auf dem Berge steht.

Nur der Kirschbaum.

Diesen geht es an, wenn ich sage, er ist meine heimliche Liebe.

Am Hause dort oben stehen Eschen, ihre Blätter fressen die Rinder gerne. Es stehen die Ahorne, deren Laub ist für die Schafe gut. Es stehen die Lärchen, deren Zweige benagen die Ziegen. Es stehen die Fichten und die Tannen und die Kiefern, deren bitteres Genadel will niemand kauen und die leckerigen Knaben gehen leer aus. Und siehe, dort hinter dem Stadl am Wiesenhang steht ein Kirschbaum. Er ist rot besprenkelt über und über, durch alles Geäste hindurch, im dunkelgrünen Blätterwerk Millionen von roten Punkten, die — näher besehen, glänzen, als wären es feurige Sternlein. Das sind die kleinen, süßen, würzigen Wildkirschen. Der Baum hat weitum im Lande vornehme Vettern; die sind in den Adelstand erhoben und tragen Kirschen so groß wie die Pflaumen, und sie sind die Freude der Jungen und der Gewinn der Alten. Aber ihr Fleisch ist wässerig und hat nicht das

Endlich kommt der Herbstreif. Der frißt nicht bloß Kirschen, sondern auch Laub; die Blätter beginnen sich abzulösen und tänzeln auf die feuchte Wiese hin und die noch oben bleiben, werden gelb und leuchten rötlich wie Goldmünzen, gleichsam: Einen Dukaten für eine Kirsche! Aber es ist keine mehr oben, oder hier und da noch eine eingerunzelte, verdorrte. Der erste Schnee findet den Kirschbaum bereits kahl und die moosigen Äste und dünnen vielgekreuzten Zweige stehen nackt und leblos in den Nebel hinein.

Wenige Wochen steht er so; aber mitten im Winter kommt den Menschen schon wieder die Sehnsucht nach blühenden Bäumen. Am Barbaratag im Dezember ist es, daß die Jungmagd über den hohen Schnee hinausgeht, vom Kirschbaum einen Zweig bricht, ihn in ein Wasserglas steckt und in der Stube über den Ofen stellt. Ihre Freundin, die Augustina, hat ihr das so geraten. Vielleicht wird etwas! Nach drei Wochen ist das liebe Christfest und siehe, der Kirschbaumzweig blüht. Er blüht in weißen Röslein, wie einst im Mai und es ist, als ob von diesen Röslein ein sanftes Licht ausginge über die dunkle winterliche Stube. — Die Jungmagd ist still wonniglich. Nicht jedem Mägdlein gelingt es, daß solcherweise der Kirschbaumzweig blüht. Der es geschieht, von der sagen die Hausgenossen in Scherzen und Ernsten, im nächsten Jahr werde ihr der Brautkranz geflochten. Der Jungknecht scherzt nicht so, er schweigt. Aber schon nach Heiligdreikönig, wenn der Fasching angeht, macht er die Weissagung wahr. In großen Bauernhöfen paaren sich nicht bloß Herr und Frau, sondern auch Knecht und Magd und sie bilden in der alten Familie eine junge — einen Zweig am Stamme. Allen gemeinsam ist die Gesindestube und der große Leutetisch und — der Kirschbaum.

Nach wenigen Jahren, während die Magd auf der Hauswiese den Klee mäht für ihre Kühe und der Knecht zur Feierabendzeit auf dem Kirschbaum herumklettert, hockt unten auf dem Rasen schon ein blondlockiges Bübel. Manch rotes Träublein fällt nieder ins grüne kühl duftende Gras. Der Kleine hascht danach und jubelt. Der Knecht sieht hoch in den Zweigen große glänzende Kirschen, auch die will er noch haben für sein Knäblein. Er steigt den langen Ast hinaus — dieser kracht, bricht, der Knecht stürzt herab und schlägt in wuchtigem Falle sein Haupt in die Erde. — Da wird der Rasen rot, aber nicht von den Kirschen. Die Leute kommen und tragen ihn schweigend ins Haus.

Auch die Magd ist schweigend. Nur in den Nächten, wenn sie ihren Arm um das süß schlafende Kind schlingt, da muß sie bitterlich weinen. Aber sie will's verdrücken, daß man's nicht sollte hören in der Nebenkammer. — Wohl freilich hart sind die Jahre, die nun kommen, sie sagt es niemandem, wie hart. Mit einundzwanzig Jahren wird der blonde Bursche Soldat. Er schreibt der Mutter drei- oder viermal des

daß es vom Baume die Blüten dahinjagt über die Wiese, wie ein Schneetreiben einst im Winter, dann stehen zwischen dünnem Laube bald alle Knospen entblößt und der Knabe mag übers Jahr einmal anfragen, ob er Kirschen bekommen wird. Oft, gottlob, kommt der Föhn zu früh, da die Blüten noch nicht entfaltet sind, oder zu spät, da das Fruchtknötlein schon anhebt zu schwellen. Fällt auch kein Reif in der Frühlingsnacht, dann, lieber Kirschbaum, gehab' dich wohl über den Frühsommer hinaus. Dein dichtes Geblätter schütze die zarte Frucht vor Hagel und lasse doch recht viel Sonne drauffallen, bis die Kirschlein — reif werdend — anfangen zu erröten. Sie wiegen sich auf langen Stengeln und werden glänzend rot „wie Karfunkel". In Träubchen zu zweien, dreien, vieren und fünfen, so schaukeln sie sachte im lauen Sommerwinde. Die Jungmagd, sie mäht auf der Wiese Gras, bemerkt die ersten reifen. Sie streckt den Rechen aus und zieht den Ast herab und erhascht den Zweig, und wie sie schon das Träubchen pflücken will, steht der Jungknecht da und hält gerade den Mund so auf, daß die Kirschen wundersleicht hineinkommen. Er schmatzt mit der Zunge und lacht, sie schimpft ihn einen Raben und lacht auch. Denn sie weiß, der Jungknecht ist einer, der Gestohlenes reichlich gutmacht. So klettert er denn jetzt, mit Armen und Knien sich festklemmend, den Stamm empor, steigt am Ast hinaus, der sich biegt unter solcher Last, pflückt Träubchen um Träubchen und läßt sie niederfallen. Die Jungmagd steht unter dem Baum im Schatten und hält ihr Schürzlein auf. — Von jetzt an hat der Baum keinen Mangel an Besuchen. So oft ein Knecht sein Viertelstündchen freie Zeit findet, steigt er auf den Kirschbaum und unten hagelt es an Kernen, wenn sie der Knecht nicht etwa samt und sonders verschluckt. Der Hausvater bindet die Schürze zu einem Sack, steigt auf den Baum und pflückt die Kirschen handvollweise hinein, damit sie dann die Hausmutter am Herde zu einer schmackhaften Suppe verkochen kann für den Leutetisch. Aber der Baum hilft sparen; damit seine Frucht nicht in wenigen Tagen verzehrt werde, läßt er sie nicht auf einmal, vielmehr nach und nach reif werden, zuerst die sonnseitigen, später die im Innern des Laubes verborgenen, so daß er wochenlang in der Lage ist, die Gäste zu bewirten. Wer nicht innerhalb im Gestämme und Astwerk hinaufsteigt, der legt eine lange Leiter an, nimmt einen Hakenstock mit und erreicht die entlegensten Zweige. Und sollten immerhin an dem stattlichen Baum etliche Gegenden übrig bleiben, deren Frucht dem Menschen nicht erreichbar ist, so kommen die Vögel und picken Kirschen. Sie halten nicht reinen Tisch, picken die Früchte nur zur Hälfte auf, die andere Hälfte mit dem halb bloßgelegten Kern lassen sie am Stengel hängen zum Ärger der nachkommenden Gäste.

Er war ein Doktor-Professor an der Hochschule und so wußte er wohl weit mehr als seine Schüler, die als Ärzte mit den Krankheiten in Stadt und Land einen ewigen Krieg führten, und heilte auch gar manchen von denen, die seine Schüler bereits aufgegeben hatten, und sein Ruf drang selbst über das große Weltmeer und die reichen armen Kranken strömten aus allen Winkeln der Erde zu ihm.

Aber je mehr er studierte und probierte, desto mehr erkannte er die Unzulänglichkeit seines Wissens und Könnens, und wenn ihm der allmächtige Tod wieder einmal einen entrissen hatte, den er bereits gerettet zu haben glaubte, dann wurde er gleich dem Doktor Faust recht trübsinnig und beklagte mit bitteren Worten die Kürze des menschlichen Lebens, die ein völliges Durchdringen auch nur einer Wissenschaft unmöglich mache.

So wälzte er sich denn einmal schlaflos auf seinem Lager und seufzte:

„Ach, wie erbärmlich komme ich mir vor inmitten meiner Schüler, die auf jedes Wort aus meinem Munde als auf eine Offenbarung lauschen, wie erbärmlich inmitten meiner Kranken, die, oft bereits mit verglasten Augen, ihre Hoffnungen auf mich richten und denen ich, ach so oft, nicht helfen kann! Zu kurz ..... zu kurz ist mir das Leben gemessen, obschon ich bereits mehr denn sechzig Jahre lerne, strebe, forsche und im Studium die Nacht zum Tag mache, und zu groß, zu groß ist das Feld meiner Wissenschaft, als daß ich es ganz zu bebauen vermöchte! Ja ..... wenn ich wieder ein Kind wäre und wüßte, was ich jetzt weiß und könnte darauf weiterbauen ein Menschenleben und noch ein Menschenleben, dann ..... dann ..... vielleicht .....?!“

Er vermochte dieses „Vielleicht“ nicht auszudenken; denn die müden Sinne versagten der unermüdlichen Seele den Dienst und der Schlaf erbarmte sich des greisen Gelehrten und ..... brachte ihm die Erfüllung seines Wunsches.

Als er erwachte und die Augen aufschlug, sah er sich zu seinem größten Erstaunen in einer niederen, von kleinen, halbblinden Fenstern matt erleuchteten, mit übelriechenden Dünsten gesättigten Kammer oder Stube, oder alles in allem.

Mehrere Kinder, Buben und Mädchen, trieben sich halb angekleidet in dem ungastlichen Raume herum; ein Weib, dem Ansehen nach eine Bäuerin, fuhr scheltend dazwischen und kämmte sich vor dem zersprungenen Spiegel die Haare; ein Mann, in Kniehosen und Lodenjoppe, aß, an dem wackeligen Tische sitzend, Speck und Brot und trank Schnaps dazu und sagte, er wolle die Wiese abmähen, das Weib solle nachkommen mit Rechen und Gabel, wenn die Kinder in die Schule geschickt seien. Auf den Hansel könne ja das Lenerl achtgeben ..... zur Zeit der Mahd müsse halt der Lehrer ein Auge zudrücken ..... von den Schulbänken könne man leider nicht abbeißen.

Jahres und sie antwortet ihm, daß sie frisch und gesund sei, bis plötzlich ihre Antworten ausbleiben. Sie war beinahe unversehens alt geworden. Was die herbe Arbeit von ihr übrig gelassen, das hat eine kurze Krankheit verzehrt. Der alte Bauernhof auf der Höhe wird an einen Baron verkauft, dieser will dort nicht hausen und bauen, das durchaus nicht, sondern Rehe und Hirsche schießen. Der Wald rückt zusammen um die Ruine, auf dem Herde wächst Holler, in der Stube die junge Lärche. Und dort am Wiesenrain zwischen Erlsträuchern und aufwuchernden Jungfichten halb erstickt steht der Kirschbaum. Er hat nur mehr wenig Laub. Seine Äste bleiben kahl auch im Sommer; statt des Blätterschmuckes hängen graue Flechten nieder. Die wenigen grünen Zweige wollen nicht mehr blühen. Seit die Menschen fort sind, will den Baum nichts mehr freuen. Aber ganz sein lassen mag er alte Gewohnheiten doch nicht und auch der Kirschbaum hat seinen Johannistrieb noch in später Zeit mitten in der Wildnis. Die Krone ist ja ein wenig grün und trägt im Frühjahre noch manch weißes Blütensternchen. Und wenn das Jahr gnädig ist, so wiegen sich hoch über dürrem Astwerk etliche leuchtende Kirschlein. Der Soldat ist nicht mehr zurückgekommen ins arme, schöne Land seiner Kindheit; in einer Kanzlei ist er Schreiber geworden, hat die Zufriedenheit des Waldlandes für sich in die Stadt verpflanzt und ein leidliches Leben geführt.

Zu diesem Menschen kommt eines Tages ein altes Weiblein und bringt ihm ein Körbchen voll roter Wildkirschen. Auf dem Kirschbaume des Hochburghofes seien sie gewachsen. Sie wäre die alte Augustina, eine Jugendfreundin seiner seligen Mutter. Sie habe erfahren, daß er in der Stadt ein Herr Schreiber geworden sei und habe sich gedacht, vielleicht freue es ihn, wenn er von jenem alten Kirschbaum noch einmal einen Gruß bekäme.

Mit wahrer Andacht hat der Mann die Kirschen gegessen. Sie waren so wundersam süß, wie seit seiner Kindheit ihm nichts mehr so süß gewesen. Aber der Tropfen, der dabei über seine Wange rann, war bitter. — Du lieber, treuer Kirschbaum im wilden Walde!

---

# O selig, ein Kind noch zu sein!

Von **Josef Wichner.** (Nachdruck verboten.)

Es war einmal ein Professor, der hatte sich gleich dem weisen Sokrates schon ganz kahl studiert, und also galt er auch in den Augen der Leute gleich dem weisen Sokrates für ganz entsetzlich gescheit und hielt sich selbst gleich dem weisen Sokrates für ganz entsetzlich unwissend.

Kein Zweifel .... sein Wissen war ihm geblieben! Er war sich der Unvernunft des Einwickelns der Kinder, des Gebrauches der betäubenden Wiege vollauf bewußt, und als ein neunjähriges Büblein, sein Bruder Ludwig, der ja ein Kurschmied geworden war, auf einen Stuhl kletterte und einen Fensterflügel öffnete und die Mutter ihn anschrie, er solle nur geschwind wieder zumachen, daß die warme Luft nicht hinausgehe, hatte der Professor gute Lust, dem Weibe unumwunden seine Meinung zu sagen und einen Vortrag über den gesundheitlichen Wert der frischen, sauerstoffreichen, alles belebenden Luft zu halten.

Aber .... entsetzlich .... er konnte kein Wort hervorbringen, er vermochte all seinem Unmute nur mit einem quietschenden, weitausgedehnten „Ä . . ä . . ä . . äh!“ Ausdruck zu geben.

Da hob die Tischgesellschaft, die mit Blechlöffeln tapfer in die Suppe fuhr und sich um die Brocken zankte, die Köpfe gegen die Wiege und die Mutter sagte:

„Schau .... schau, jetzt ist er aufg'wacht, der Hansel! Hol's Trankel, Lenerl, und d'Lisi soll's Bad richten fürs kleine Schweindl, daß er wieder schlaft, der Bue!“

„Zum T .... holen“, dachte der Professor, „Schweindl bin ich keines und geschlafen habe ich vollauf genug und zum Frühstück wäre mir Thee mit Schinken und Eiern lieber als das Milchgesüffe! Aber richtig .... ich bin ja wieder ein Kind und für Kinder ist wohl Milch das Beste, und so ergeben wir uns halt in unser Schicksal!“

Das Lenerl kam aus der Küche mit einem Fläschelchen, in dem eine grau-weiße Flüssigkeit schlappte. Es war wohl Milch; aber die Flasche war seit manchen Tagen nicht gereiniget worden, darum vermochte die lichte Farbe nicht durchzudringen. Von dem Kork, in dem ein Glasröhrchen steckte, ging ein langer, dünner Gummischlauch ab, der ganz sauer roch, und am Schlauche war ein Sauger aus Bein und den wollte das Lenerl dem Bruderl in den Mund stecken, nachdem es selbst angesaugt und versichert hatte, es sei guti .... guti.

Dem Professor aber war beim Anblick der schmierigen Flasche aller Appetit vergangen, und so drehte er den Kopf beständig zur Seite, um dem Sauger auszuweichen, bis die Mutter kam, das Lenerl als ein ungeschicktes Ding wegstieß, mit einer Hand den Kopf oder das Köpflein festhielt und mit der andern das Beinröhrlein in den Mund des Kindes hineinzwängte.

„Na nu“, dachte der Professor, „Gewalt geht vor Recht; aber zum Saugen bringt und zwingt ihr mich doch nicht!“

Und er tat in seiner Widerspenstigkeit auch nicht einen Zug.

„Ei ja,“ sagte die Frau mit Mutterstolz, „ist das ein Schnipfer .... ein z'widerer, ein z'nichter! Ist halt schon groß, der Hansel, und alleweil nur

Und der Mann erhob sich, langte das Futterfaß mit dem Wetzstein vom Nagel, band sich's samt der Tabakblatter um den Leib und stolperte mit schweren Schritten über die Schwelle, draußen nach dem Knechte rufend, der noch, wie aus dem metallischen Geläute zu entnehmen war, die Sensen dengelte.

„Herr des Himmels“, dachte der Professor, „wo bin ich denn?! Diese ärmliche Kammer .... hab' ich in ihr nicht meine Kindheit verlebt? Diese Frau .... ist das nicht das abgehärmte Gesicht meiner seligen Mutter? Und der abgerackerte Mann mit dem gebräunten Antlitz und den Stoppeln drin und dem ergrauenden Haupthaar .... das ist heilig mein Vater, und das Lenerl, das eben mit einer irdenen Schüssel voll Milchsuppe zur Tür hereinkommt, das ist wahrhaftig meine älteste Schwester!

Bei Gott, es waren harte Zeiten in der Hütte am Waldberg, aus der ich hervorgegangen bin, und an der Wiege hätte es mir wahrlich keiner gesungen, daß ich einmal ein Hochschulprofessor und einer der gesuchtesten Ärzte werden sollte!

Aber merkwürdig ist es, wie einem die Erinnerung plötzlich so lebhaft .... so leiblich vor das Auge treten kann! Nun .... ich will mich ermuntern ..... ich will aufstehen und mein schweres Tagewerk beginnen!“

Ja .... aufstehen! Das war bald gesagt, aber nicht so leicht getan; denn er konnte kein Glied rühren, er vermochte die Hände nicht aus den Leinen herauszuschälen. Nur der Kopf war beweglich, und da merkte er, ihn hebend und nach abwärts schielend, zu seinem nicht geringen Schrecken, daß der stattliche schneeweiße Bart, der sein Antlitz so ehrwürdig und vertrauenerweckend machte, vollständig verschwunden war.

Ja .... was war denn das?

Ein erneuter, recht kräftiger Versuch, sich aus den unheimlichen Banden zu befreien, machte es ihm zur Gewißheit, daß er tatsächlich gefesselt war .... in ein Wickelband, vielfach um den Leib geschlungen, das die Glieder lähmte, den Blutumlauf hinderte, die Wärme fast unerträglich machte und jeden Luftzutritt verwehrte.

Auch kamen ihm jetzt seine Glieder erschrecklich klein und schwach vor, und daß er im Unmut den Kopf hin und her warf, hatte nur zur Folge, daß sein Bett zu schwanken anfing .... hin und her .... her und hin .... beim heiligen Gott, er lag wieder in der alten, wurmstichigen Wiege seiner Kindheit .... er war, wie er gewünscht hatte, zum Kind geworden!

Zum Kind mit all der Weisheit des in der Wissenschaft ergrauten oder vielmehr kahl gewordenen Professors und Doktors der Heilkunde!

empfindlichen Hand hinein und meinte, es sei eh nit z'warm; der Hansl aber, der sich beinahe verbrühte, war der entgegengesetzten Ansicht: er schrie, als ob er am Spieße stecke, worauf er wieder herausgenommen und auf den Tisch gelegt wurde.

Er wollte sich feierlich dagegen verwahren, daß man ihn gleich den toten Ägyptern vom Fuß bis zum Kopf einwickle, und so zappelte und strampfte er, daß die Frau alle Mühe hatte, die Beinlein einzufangen, schüttelte abwehrend den Kopf und schrie — so ein gescheites und altkluges Kind lernt eben schnell — und schrie in einem fort:

„Mum . . . mum . . . mum", was eben heißen sollte: „Nicht zur Mumie machen!"

Ei, gab das eine freudige Aufregung in der Hütte am Waldberge!

Wie im Meere Well' auf Well', — so läuft's von Mund zu Munde schnell:

„Habt Ihr's g'hört? G'red't hat er!"

„Hat er?"

„Was hat er g'sagt?"

„‚Mum' hat er g'sagt!"

„Na ja . . . ist halt soviel a g'scheit's Bueberl . . . wer weiß, am End wird er gar no ein Pfarrer!"

So zuletzt die Mutter. Sie prophezeite oder ahnte wenigstens aus dem „Mum" eine glänzende Zukunft, fing indessen die Beinlein ein, schlang das magische Band zwanzigmal um den zarten Körper und steckte das lebende Binkel in ein Tragkissen.

„So, Lenerl, jetzt tragst ihn, bis er schläfrig wird! Kannst ihn a 'naus nehmen auf'n Roan zu die Goaßen!"

Also wurde der Hansel, indes die andern Kinder mit einem Mugel (Stück) Brot in die Dorfschule hinabliefen, der Lenerl überantwortet, und die tänzelte mit ihm zwischen Misthaufen und Schweinstall auf und ab und patschte mit der rechten Hand auf das Kissen den Takt dazu und ließ zur Abwechslung das Köpfchen des armen Kindes baumeln, bis diesem schwindlig wurde und ihm die Sinne vergingen.

Als der Fatschenkindprofessor erwachte, lag er am Rain im grünen Gras. Zu seinen Füßen schnupperte eine zottelbärtige Ziege herum und schielte mit ihren Schlitzaugen hie und da recht satanisch auf das gar zu gescheite Kind; ein struppiger, überaus häßlicher Hund leckte ihm mit Behagen das Gesicht rein.

„Sonderbare Waschanstalt!" dachte der Professor und kehrte dem gutmütigen Tiere das mit einigem Wollhaar bestandene Hinterhaupt zu; „da ist mir der große Waschtisch mit dem Marmorbecken in meinem Schlafzimmer schon lieber; aber . . . de gustibus non est disputandum

a Milli ist ihm z'fad. Wart' nur, Bubi, z'Mittag, wenn i' heim komm' vom Graszetten, kriegst a Papperl, halt wohl a fein's Papperl. Derweil aber machst ihm an Zuzel, Ludwig, und wenn er gar nit schlafen will, Lenerl, tauchst den Zuzel ins Magensafterl,[1]) nacher gibt er a Rue, der Bue, g'wiß ah noh!"

Da machte sich der Ludwig frischweg über eine schimmelige Brotrinde her, schob sie in den ungewaschenen Mund, kaute gar eifrig, füllte den mit Speichel vermengten Brei in ein kleines viereckiges Fetzchen, band die Enden mit einem Zwirnfaden zusammen, spitzte, daran lutschend, den guten Zuzel und schob ihn dem Hansl mit Gewalt in die zusammengekniffene Öffnung unter dem Näslein.

Der aber spie ihn sogleich wieder heraus und spuderte und spuckte noch lange nach.

„So ein Zuzel", wollte er sagen, „das ist die aufgelegteste Schweinerei und die vollendetste Bakterienzuchtanstalt, und wenn ihr mich in der ersten Kindheit wirklich mit Mohnsaft eingeschläfert habt, dann ist rein ein Wunder geschehen, daß ich nicht vertrottelt bin!"

Aber er konnte eben nichts sagen .... er konnte nur spucken und weinen!

Und die Mutter meinte, sie begreife nicht, was der Hansl heut' habe. Sonst habe er ja allweil wohl fleißi trunka, und jetzt sei er wie ausgewechselt. Sie wolle ihn derweil ausfatschna ..... D' Lisi solle 's Wandl (Badewanne) bringen.

Und sie nahm den Hansl aus der Wiege, legte ihn auf den zur Not abgeräumten Tisch und lüftete die Hüllen, und der Professor, von der lästigen Fessel befreit, zappelte, ein Jubelgeschrei ausstoßend, mit Händen und Füßen, daß die Geschwister, die den Tisch umstanden, sich vor Lachen krümmten.

Sie hatten ihr jüngstes Brüderlein ja gewiß von Herzen gern, und was sie ihm und was die Mutter tat, das war ja alles gut gemeint .... leider verstanden sie es nicht besser!

Aber ..... etwas kalt war's nun doch, so ohne jedes Kleidungsstück: die zarten Glieder überzogen sich mit einer Gänsehaut, das Lustgefühl schwand und der Professor dachte:

„Na ..... das kann eine schöne Verkühlung und am Ende gar einen Gedärmkatarrh absetzen und dann ist's aus mit einem zweiten der Wissenschaft geweihten Menschenleben!"

Indes brachte die Magd die mit rauchendem Wasser gefüllte Wanne. Die Mutter griff mit der abgearbeiteten, schwieligen und daher wenig

[1]) Mohnabsud (Opium). Mit diesem Gift werden die Kinder vielfach eingeschläfert. Die Wirkung ist großartig .... mit dem Mohnzuzel im Munde schlafen die Kinder den ganzen Tag und .... verblöden! So morden unverständige Eltern den Geist ihrer Kinder!

Und also verzog er das Mündchen zu allerlei seltsamen Formen — er wollte das Organ der Sprache, die er ja beherrschte, gefügig machen, aber vorerst brachte er es über etliche „ba . . bä, a . . ä . . ma . . mä und pa . . pä“ nicht hinaus.

Inzwischen machte aber doch der Magen seine Rechte geltend und er hätte nunmehr, da bekanntlich der Hunger ein ausgezeichneter Koch ist, selbst mit einem Mehlmüslein vorlieb genommen. Wie aber die Mutter das gute Papperl löffelweise anblies und im eigenen Munde kühlte, da verging ihm die Lust, er widerstrebte mit Macht und spuckte wieder heraus, was ihm eingenötigt worden war, und hatte bald das ganze Gesichtchen voll Teig.

Und es nahm die gute Mutter ihr Sacktuch, spuckte hinein und fuhr damit dem Professor, dem es tatsächlich den Magen umdrehen wollte, im Gesichte herum.

„Pfui Teixel“, dachte er, „incidit in Scyllam, qui vult vitare Charybdin . . . . da komme ich ja aus dem Regen in die Traufe . . . . erst der Hund mit seiner leckeren Warzenzunge und nun gar die Frau Mama mit dem vielgebrauchten Sacktuch . . . . . Herrgott von Mannheim, wie glücklich sind die eigentlichen Kinder, die das Gefühl des Ekels noch nicht kennen!“

Die rätselhafte und so beharrliche Nahrungsaufnahmeverweigerung gab übrigens Anlaß, sich über die Ursachen der bedauerlichen Erscheinung des langen und breiten zu ergehen, und die Frau Mahm, offenbar eine gar gescheite und viel erfahrene Dame, zweifelte keinen Augenblick daran, daß es dem Kinde „angewunschen“ sei und daß irgend eine Hexe die Hand im Spiele habe. Überhaupt müsse bei der ganzen Erziehung und Pflege vieles übersehen worden sein, was dem Gedeihen so eines zarten Wesens zuträglich sei, wie sie denn auch zu ihrem Entsetzen bemerkte, daß die Mutter dem Kinde weder ein Amulett, gefüllt mit Mauszähnen, um den Hals gehängt, noch ein Krallerlubandel[1]) um's rechte Armerl geschlungen hatte. Jedenfalls sei es nötig, da das Kind offenbar das „Schwinnade“[2]) habe, daß der Vater vor dem nächsten Sonnenaufgang drei Nägel in den nächsten Baum schlage, damit die Krankheit weiche und sich gegen die † † † Hexe selber kehre, und wenn man ihn ins Freie trage, den Bue, solle man ja darauf schauen, daß man mit dem rechten Fuße die Schwelle zuerst betrete.

„Ja du mein . . . . .“ schloß sie ihre lange Rede, „es seids halt a scho von die Neumodischen, und es halts halt a scho nix mehr auf die gueten alten Bräuch!“

„Und i“, mengte sich der Grillenhäuselhanselgöt ein, der wie eine Grille zirpte, „i sag nix als das: wenn a Kind nit ißt, wird's nit alt,

[1]) Armband aus Korallen.
[2]) Glieder- und Leibschwund.

. . . . . dergleichen ist eben Geschmackssache und der Hund ist offenbar der Hauswaschl! Wo nur die Lenerl stecken mag?"

Richtig, dort drüben am Waldrand, wo die große Linde ihre Äste weitete, da war die Lenerl und veranstaltete in ihrer dreizehnjährigen Lebensfreudigkeit mit einem jungen Böcklein, das vor lauter Lust mit allen vier Beinen zugleich in die Luft sprang, ein Turnier. Der junge Meckbock hatte bereits zwei niedliche Hörnchen, die Lenerl aber hielt die Hände neckend über den Kopf und so rannten die Kämpen gegeneinander, und immer einmal kollerte das Dirndl hellauflachend den blumigen Hang hinunter.

Ei, das war freilich lustiger, als den Hansel herumtragen . . . . . er hätte gleich selber dabei sein mögen, wäre er nicht gar so ein junges Kind und nicht zugleich gar so ein alter Professor gewesen! Aber . . . . . das Kind konnte leider noch nicht mit Ziegenböcken raufen und . . . . . für den würdevollen Professor schickte sich die lustige Balgerei leider nicht.

Schon stand Frau Sonne hoch am Himmel und schaute dem jungen Gelehrten mit schelmischem Lächeln ins Gesicht, da kam die Mutter den Rain herauf, den Rechen über den Rücken geworfen, und hinter ihr der Vater, der die blitzende Sense trug und aus einer Stummelpfeife vergnüglich qualmte, und hierauf noch eine Person, ein kleines pfauchendes Ungetüm mit einer Gugelhaube und einem höchst ansehnlichen Kropfe und mit wenigstens sieben Röcken am gedrungenen Leibe.

Das war die Scharinger Frau Mahm, wie die Lenerl, jubelnd entgegenspringend, kundtat, und sie war gekommen, das neue Weltwunder zu sehen, das im sechsten Monate bereits „Mum" sagen konnte.

Offenbar war das große Ereignis während der Feldarbeit mit peinlich genauer Anführung sämtlicher Begleitumstände besprochen und jedem, der des Weges kam, kundgetan worden, und so fand sich nach dem Mittagessen, als die Mutter ihren Hansel eben auf den Knieen hatte und ihm das Kindskoch eingeben wollte, auch der Grillenhäuselhanselgöt ein, der als Taufpate des Kindes auf die Ausbrüche seines Geistes das erste Anrecht hatte.

Leider waren die Versuche, den Hansel zu einem weiteren „Mum" zu bewegen, erfolglos; denn der Professor dachte:

„Habt meinetwegen einen anderen zum Narren! Ich sehe nicht ein, warum ich gerade „Mum" sagen soll, wenn ich dazu nicht aufgelegt bin und damit ohnedies nichts erreiche. Ich habe mein Lebtag nie zwecklos gehandelt, wenn ich auch meine Absicht leider nicht immer erreichte, und ich habe auch oft Studenten geprüft, die nicht „Mum" und nicht „Mau" sagten . . . . . warum soll denn gerade ich „Mum" sagen? Wär' mir lieber, ich könnte überhaupt reden, um euch über eure hirnverbrannte Kinderpflege einmal ordentlich den Text zu lesen!"

# Der verhängnisvolle Vorfall.

Eine Erzählung von **Hans Malser.**

Über den Hafenplatz in Lissabon eilten schnellen Schrittes zwei junge Männer. Es war vor Abgang des Schiffes beinahe eine Stunde Zeit, da wollten sie in einem Weinhause noch den Abschied feiern. Die Sachen des Abreisenden hatte der Hoteldiener bereits aufs Schiff gebracht, dort auch den Fahrschein nach Newyork gelöst, so konnten die beiden Freunde noch ruhig beim Weine sitzen und warten, bis vom Molo herüber, an dem mehrere große Dampfer lagen, das Glockensignal erklang.

Der eine der beiden, ein schlanker strammer Bursche mit schwarzem Schnurrbärtchen und einer vernarbten Schramme über der Stirn, war der Elektrotechniker Richard Wifart aus Berlin. Er war ein Jahr vorher mehrere Monate lang auf einer Geschäftsreise für das Haus Siemens & Halske in Amerika gewesen und hatte in New-York ein wundersam schönes Mädchen kennen gelernt, die einzige Tochter eines Rechtsanwaltes. Die jungen Leute hatten sich unmittelbar vor Wifarts Abreise nach Berlin verlobt und nun war er auf der Reise nach New-York, um Hochzeit zu halten und seine junge Frau nach Europa zu führen. Er war sehr heiter und schaute mit hellen, glücklichen Augen in die sonnige Zukunft.

Der andere der beiden Freunde war Herbert Fanke, ein etwas kleinerer, untersetzter junger Mann mit dunkelblondem welligem Haar und einem glatten Gesicht, über dessen rechte Wange das schwarze Seidenbändchen des „Zwickers" hing. Er besaß in Hamburg ein großes Export- und Geldgeschäft und war seit drei Jahren dort glücklich verheiratet. Er hatte weiche, fast kindliche Züge und sein blaues Auge hing mit Innigkeit an dem Freunde, den ihm schon die nächste Stunde entführen sollte.

Die beiden hatten auf der Berliner Technik zusammen studiert und waren Freunde geworden, die sich in schwärmerischen Stunden auch das zugeschworen, daß, wenn einer oder der andere einmal heiraten sollte, unfehlbar der andere oder der eine mit bei der Hochzeit sein müsse. Richard hatte bei Herberts Hochzeit in Hamburg ohne jede Schwierigkeit seinen Schwur einlösen können. Anders war's bei Herbert, der den Freund nach New-York begleiten müßte, um an dessen Hochzeit teilzunehmen. Er würde es mit tausend Freuden getan haben, wenn er als Chef seines Hauses nicht gerade um diese Zeit wegen Handelsunternehmungen in Europa festgehalten worden wäre. Doch gestatteten es die Verhältnisse, den Freund eine Strecke zu begleiten. Denn die Reise ging nicht den glatten, geraden Seeweg Bremen-New-York, sondern über Frankreich und

und wenn's gar so g'scheit ist und mit sechs Monaten scho' „Mum" sagt, wird's a nit alt, und alsdann mach di g'faßt, Nachbarin, mach di g'faßt!"

Das wurde dem Professor, der bereits mehr als sechzig Jahre studiert hatte, denn doch zu dumm. Im größten Unmute, ja in der Empörung über solche Borniertheit verdichteten sich die Blasen, die das Mündchen bei seinen Sprechversuchen aufwarf, zum Worte und er schrie, krebsrot im Gesichte, gerade wie er die Studenten bei den Prüfungen schon viele hundertmale angeschrieen hatte, mit aller Kraft seiner noch jugendlichen Stimme:

„Bl . . . Bl . . . Bl . . . Blödsinn!"

Jesus, Maria und Josef, gab's da einen Aufruhr!

Die Frau Mahm bekreuzte sich gewiß ein Dutzendmal, der Grillenhäuselhanselgöt schüttete dem verhexten Kind den ganzen Weihbrunn in das Gesicht, der Vater stand, zur Säule erstarrt, an der Türe und hielt die Klinke und wußte nicht, solle er zum Doktor oder zum Lehrer oder zum Pfarrer laufen, die Lenerl heulte laut auf und rannte in die Küche, die Mutter sank wie gelähmt in den Stuhl zurück und ließ die Arme herabbaumeln und der Hansel glitt sachte über den Schoß und die Knie der Mutter und fiel mit jähem Absturz auf den Boden.

Da wachte der alte Professor, der wieder ein Kind hatte werden und seine Weisheit hatte behalten wollen, in Schweiß gebadet auf, und richtig, da lag er neben seinem Bette auf dem Boden.

Mühsam klaubte er sich zusammen und wischte sich die Augen und sah sich verwundert um: ja . . . . . das war sein geräumiges, luftiges Schlafzimmer und nicht die dumpfe Stube seiner ärmlichen Kinderjahre, und sein silberweißer, ehrwürdiger Bart hing ihm wieder zur Brust herab.

Und er atmete lange und er atmete tief und wusch sich im herrlichen Marmorbecken vollends wach.

Von dieser Zeit an soll der Herr Professor überhaupt keinen Wunsch mehr geäußert haben, ja er soll, wie gemeldet wird, sich mit dem begrenzten Wissen, das wir Erdenkinder nun einmal zu erlangen fähig sind, begnügt haben, und so hatte denn sein Traum, obschon Träume gemeiniglich Schäume sind, für ihn doch eine tiefere Bedeutung und eine segensvolle Wirkung.

Ob die Geschichte nicht noch etwas Gutes hat, mögen jene Mütter und Tanten entscheiden, mit denen ein so gescheites Kind, wie der Professor im Traume eines war, nie und nimmer zufrieden wäre.

„Kommt dort nicht der Hausdiener unseres Hotels?“ unterbrach Richard. Zwischen den Tischreihen trippelte ein buckliges Männlein heran und mit sehr kurzsichtigem Auge guckte er jedem Anwesenden unsicher ins Gesicht, bis er unsere Freunde bemerkt hatte. Dann kam er heran und sagte in gutgewähltem Portugiesisch, daß er glaube, die Auszeichnung zu haben, Herrn Herbert Fanke aus Hamburg vor sich zu sehen.

„Suchen Sie mich?“ fragte Herbert.

„Ich wußte es ja gleich. O, ich erkenne alle meine Herren sofort wieder. War schon am Hafen, auf der Brest. Da denke ich, die Exzellenzen werden im Weinhause sein. Und siehe da!“

„Wünschen Sie etwas?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, eine Depesche ist angekommen.“

Er reichte sie hin, nahm die Bestätigung in Empfang und empfahl sich mit graziösen Bücklingen.

„Wenn ein deutscher Tanzmeister so viel Grazie hätte, als ein spanischer Stiefelputzer!“ lachte ihm Richard nach. — „Nun, wie stehen die Kurse auf der Hamburger Börs'?“

Herbert hatte seinen Zwicker aufgeklemmt, doch der war wieder von der Nase gefallen. Er hatte hierauf die Depesche für sich gelesen, und Richard sah, daß er erblaßte.

„Was ist das?!“ sagte Herbert fast tonlos.

„Etwas Wichtiges?“

Der Hamburger hielt mit zitternder Hand das Blatt dem Freunde hin: „Herbert Fanke aus Hamburg, Hotel Imperatore, Lissabon: „Bitte mit möglichster Eile nach Hause zu reisen. Verhängnisvoller Vorfall. Mama.“

„Was ist geschehen?“ fragten beide zugleich und erhoben sich von ihren Sitzen. Sie starrten sich an, einer bleicher wie der andere.

„Meine Frau!“ sagte Herbert. „Meiner Frau ist etwas widerfahren!“

„Ei nein, davon steht doch kein Wort. Diese verdammte Unklarheit der Depeschen! Man denkt gleich an das Allerschlimmste. Ein paar Worte mehr —“

„O mein Freund, wer weiß, wie schrecklich sie wären, diese paar Worte mehr! Gewiß, meiner Susanna ist etwas widerfahren. Dem kleinen Siegfried ist etwas zugestoßen. Ich reise sofort. Mit dem internationalen Expreßzug.“

„Das geht nicht; denke doch, daß die Verbindungen unterbrochen sind.“

Herbert schlug sich die Faust an die Stirn. Dann las er wieder das Telegramm: „Bitte mit möglichster Eile nach Hause zu reisen. Verhängnisvoller Vorfall. Mama. — Warum depeschiert Mama? Warum nicht meine Frau?“

Spanien. In Frankreich hatte Herbert Geschäfte abzuwickeln und auch Richard wurde teils durch den Umstand zu diesem Umwege bewogen, als seine Firma wegen einer elektrischen Straßenbahn mit Madrid in Unterhandlung stand. Anderseits wollte er Verwandte in Granada besuchen.

Die Reise war nicht ohne Widerwärtigkeiten vor sich gegangen. Eine Überschwemmung in den Pyrenäen hatte die Eisenbahnverbindungen unterbrochen, was jedoch wieder den Vorteil gab, durch eine Wagen- und Fußreise die Pyrenäen und einen Teil des nördlichen Spaniens näher kennen zu lernen. Das war jetzt alles hinter sich, die Gebirgsreise, die Geschäfte, die Verwandten waren abgetan, und an diesem Tage punkt zwölf Uhr sollte in Lissabon das Schiff nach New-York auslaufen.

Sie saßen nun bei einer Flasche köstlich feurigen Spaniers und rauchten Zigaretten. Sie waren in hochgemuter Stimmung, der aber ein Mollton des Abschiedes nicht ganz fehlte. Nach dieser gemeinsamen heiteren Reise, auf der sie manchmal ernsthafte Gespräche über die Zukunft geführt, dann wieder tolle Jugendschnacken getrieben hatten, sollte die nächste Stunde jeden allein finden.

Eine solche Trennung im fremden Lande hat etwas Beklemmendes. Richard würde in acht Tagen ja drüben bei seiner Braut sein und Herbert nach einigen Querzügen durch die romanischen Länder ungefähr um dieselbe Zeit in Hamburg. Jeder bei den Seinen, und in wenigen Wochen würden sie sich in Hamburg alle zusammenfinden.

Richard erhob sein Glas: „Freund, ich danke dir noch einmal, daß du mich bis an dieses Ende der Welt begleitet hast. Kehre mit Glück nach deiner geliebten Elbestadt zurück und von heute in zehn Tagen denke, daß ich mit meiner Luise am Altare stehe."

„Und wenn du sie hast, so säume nicht allzulange, mir sie zu zeigen. Ich brenne, dein Weib kennen zu lernen und gedenke mich zu rächen für die Eifersucht, die du bei meiner Susanna immer wieder in mir erweckt hast."

Sie lachten und stießen die Gläser an.

„Ich hoffe, daß ich rasend eifersüchtig sein werde," sagte Richard.

„Du hoffest das?"

„Keine Frage. Was wäre das für eine Suppe? Ohne Salz!"

„Das Salz der Ehe — gut. Aber eine versalzene Suppe — nein," sagte Herbert und drehte sich eine frische Zigarette.

„Und ich bleibe dabei," scherzte Richard, „daß wir beide uns die ausgiebigste Ursache zur Eifersucht geben müssen. Wir haben seit acht Jahren aneinander die Herzen und Nieren zu genau erforscht, um nicht zu wissen —"

„Laß das bloß gut sein, Richard. Wir waren zwei Galgenstricke, wenigstens in der Laune, doch als Ehemänner — "

Sie standen am Bord, jener drüben, dieser hüben, und winkten sich mit den Taschentüchern zu. Die letzten Lebewohlrufe haben den gellenden Hafenlärm nicht mehr durchdringen können.

Eine plötzliche Wandlung. Wer hätte das vor einer halben Stunde gedacht! Herbert schaute auf Lissabon. Je mehr es zurückwich, je höher schien es aufzusteigen. Jetzt fiel ihm ein, was er noch alles hätte tun sollen. Besonders nach Hamburg depeschieren, daß er auf der Heimreise sei. Was hätte er dem Freunde noch alles zu sagen gehabt, dem Glücklichen, der jetzt schnurgerade, ohne Aufenthalt und Unterbrechung, seiner Braut entgegendampft, während ihm nach umständlicher See- und Landfahrt zu Hause ein außerordentliches Unglück erwartet.

Noch in der Bucht waren die beiden Schiffe in einer gewissen Entfernung nebeneinander hingefahren und die Freunde hatten mit den weißen Fähnchen ihrer Taschentücher ohne Unterlaß sich zugewinkt. Nun die hohe See erreicht, sah Herbert, wie der Dampfer „New-York" sich immer weiter von dem seinen entfernte und wie er als kleiner schwarzer Punkt unweit der Küste gegen Norden eingebogen hatte, während sein Schiff schnurgeraden Lauf gegen Westen nahm.

Herbert hatte seinen Handkoffer auf dem Deck unter eine Bank geschoben und suchte nun den Kapitän auf, um ihm zu sagen, daß er noch keine Fahrkarte lösen konnte, weil er sich erst im letzten Augenblick zur Reise entschlossen habe. Er wolle eine nach Brest.

Der Kapitän starrte ihn an von oben bis unten: „Sie wollen nach Brest?"

„Nach Brest eine Karte erster Klasse."

Darauf mit yankeemäßiger Gelassenheit der Kapitän: „Dieses Schiff geht nach New-York."

„Was sagen Sie?"

„Dieses Schiff geht nach Newyork."

„Um Gotteswillen! Aber um Gotteswillen!" rief Herbert mit wildstoßendem Atem. „Ich — bin doch auf dem Dampfer, der nach Brest geht! Man hat mir's doch gesagt. Das ist doch der Dampfer Brest!"

„Es ist allerdings der Dampfer Brest, aber er geht nach New-York. Der nach Brest lauft — sehen Sie! — der schwarze Punkt dort an der Küste, die alte New-York, die geht nach Brest."

„Aber Gott! Aber mein Gott im Himmel! Ich fahre ja nach Brest! Ich muß nach Brest!" schrie Herbert grell auf. „Ich muß — ich muß!"

„Also ein Billet nach New-York," sagte der Kapitän gelassen und nannte den Preis.

Herbert stampfte wütend mit den Füßen und verlangte in seinem wahnsinnigen Schreck, daß der Dampfer umkehre. Darauf schaute ihn der Kapitän mit kühlem Blick neuerdings an und zuckte die Achseln.

„Weil sie im Augenblick nicht zur Stelle war. Hast du doch — glaube ich — auch in Madrid eine Depesche von Mama erhalten, über etwas Geschäftliches. Und nun — du kennst ja die alten Frauen. Wenn eine Spiegelscheibe zerschlagen wird, posaunen sie es in alle Winde; wenn ein Schornsteinbrand ist: Verhängnisvoller Vorfall."

„Laß das, Richard. Du siehst ja, daß ich ruhig bin. Ich muß eben nach Hause. Mit dem nächsten Zug." Er verlangte vom Kellner den Eisenbahn-Kurier.

„Das hilft dir nichts," sagte Richard, „du kannst nicht weiter. Du mußt den Seeweg nehmen."

„Gut, also den Seeweg."

Herbert sah im Schiffsfahrplan nach, der an der Wand hing. „Eildampfer nach New-York."

„Der geht dich nichts an."

„Eildampfer nach Southampton."

„Nichts für dich."

„Dampfer nach Genua."

„Zu großer Umweg."

„Eildampfer nach Brest."

„Das ist der deinige," sagte Richard. „Von Brest mit Eisenbahn nach Hamburg."

„Nach Brest also. Abfahrt jeden Mittwoch mittags zwölf Uhr. — Mittwoch, das ist ja heute!"

„Und zwölf Uhr ist es in zwanzig Minuten. Unsere Schiffe gehen im gleichen Augenblicke ab."

„Das ist ja ausgezeichnet!" rief Herbert. Er lief ins nahegelegene Hotel Imperatore, um seine Sachen zu holen, seine Rechnung zu begleichen, und eine Viertelstunde später trafen sich die beiden Freunde am Molo. In demselben Augenblicke schrillten die Schiffsglocken.

„Brest!" rief Herbert zum Gepäckträger, und dieser eilte dem großen schwarzen Dampfer zu, der links am Molo lag und schwarze Rauchdrubel aus dem Kaminrohre stieß. Gerade gegenüber rechts am Molo lag der Dampfer „New-York". Es rasselten schon die Ketten, um die Brücke aufzuziehen.

„Leb' wohl, Herbert. Es wird nicht so schlimm sein. Gib mir gute Nachricht."

„Leb' wohl, grüße mir deine Braut."

„Auf Wiedersehen!"

Ein flüchtiger Händedruck, denn es schrillten die Dampfpfeifen. In großen Sprüngen eilte jeder zu seinem Schiffe. Kaum war Herbert, die Hand eines Matrosen mußte ihn fassen, auf seinem Dampfer, da rollte es, der Koloß zitterte und begann sich sachte zu bewegen.

Weg sein in New-York. Hat er doch Richards Koffer, der auf diesem Schiffe ist, dort abzugeben. Und dann mit dem nächsten Schiffe nach Hamburg! Aber welche Ewigkeit liegt dazwischen! Der erste Tag wollte kein Ende nehmen; wie sollten die neun Tage vergehen, ohne daß er vor Ungeduld stirbt? — Auf ein aus dem Westen entgegenkommendes Schiff hatte Herbert noch gerechnet, das ihn aufnehmen und nach Europa bringen konnte. Aber außer ein paar kleinen kreuzenden Segelschiffen war kein Fahrzeug zu sehen. Am zweiten Tage kam von Norden her ein großer englischer Dampfer, ein Ostindienfahrer, dann nichts mehr auf den öden, unendlichen Wässern. Kein Schiff, das ihn erlöst und in die Heimat gebracht hätte. Nichts und nichts. Er mußte eine Beute der „Brest" bleiben, sich in Geduld fassen und tatlos warten auf das, was das Schicksal über ihn verhängt haben mochte. So saß er denn auf dem Deck, stets allein, und brütete. Mancher der Mitreisenden, es waren auch ein paar Deutsche darunter, wollte sich ihm nahen, um ihn zu zerstreuen; er ging nicht darauf ein. Er brütete vor sich hin in dem Gedanken: Immer weiter fort, immer noch weiter fort! Wäre er auf irgend einer Stelle der Erde festgehalten für die Länge der Zeit! Aber dieses immer noch weiter fort, immer noch weiter der Heimat entrückt werden — es war nicht zu ertragen. Es war eine unsägliche Qual. Herbert nahm sich vor, wenn er seine Lieben wiedersehen sollte, so wird er sie nicht mehr verlassen, nicht auf zwei Tage lang. Aber — er wird sie ja nicht wiedersehen, sicher nicht alle wieder. Tag und Nacht waren seine Gedanken zu Hamburg in seinem Hause, er sah nichts als Brandstätten, Totenbahren, gesprengte Kassen und fallierte Geschäftsfirmen.

Am fünften, sechsten Tage wurde er etwas gefaßter. Die Nahrung, wovon er sonst mit Widerwillen genossen, begann ihm zu munden, der Schlaf wurde ruhiger und erquickender. Je mehr man sich der amerikanischen Küste näherte, je klarer ward es ihm, daß er dort etwas erfahren müsse. Und mit dem ersten Schritt, den er auf das nach Deutschland abgehende Schiff setzen wird, ist er so viel als zu Hause, denn jede Sekunde bringt ihn dann im Fluge näher der Stelle, wo er aufzurichten und zu trösten haben wird. Er ist nun gefaßt, so schlimm kann es unter keinen Umständen sein, als er es in der Vorstellung durchlebt hat. Denn er hat alle denkbaren Unglücksfälle durchlitten, und in der Tat wird es doch nur einer sein. „Verhängnisvoller Vorfall." Der Ausdruck imponierte ihm nicht mehr ganz so. Was ist verhängnisvoll? Alles Mögliche. Alte Frauen lieben in Hyperbeln zu sprechen. Vielleicht war es sogar im scherzhaften Sinne gemeint, um den Sohn, der sonst mit der Rückreise manchmal arg zu säumen pflegte, ein wenig zu peitschen. Vielleicht ist bei der ganzen Sache verhängnisvoll nur die Verwechslung der Schiffe auf dem Hafen zu Lissabon. Aber — wer

Herbert tobte über das Deck hin und fluchte und flehte und bat den Kapitän auf den Knien, ihn wenigstens auf einem der Rettungsbote nach Lissabon zurückbringen zu lassen oder irgendwie das bereits entschwindende Brester Schiff zur Umkehr, zum Warten zu verständigen.

Der Kapitän zuckte schweigend die Achseln. Endlich gewann der Hamburger doch so viel Vernunft, um einzusehen, daß hier alles Rasen nichts helfe. Der Dampfer schnitt mit brausender Energie die Wellen des Ozeans — dem Westen zu. Herbert setzte sich hinter dem Mast auf einen Ballen und starrte zu Boden. Die Mitreisenden, die ihn mit Teilnahme beobachteten, konnten sehen, wie große Tränen über seine Wangen liefen.

Die portugiesische Küste war nur mehr ein ferner blauer Streifen und allmählich verschwand sie ganz. So fuhr er nun von Europa davon und zwar zu einer Zeit, wo er's am wenigsten durfte, wo er daheim am notwendigsten war, wo er von den Seinen zu Hilfe gerufen wurde in einer großen Not. Wenn er nur eine Ahnung hätte, was geschehen ist! Ein verhängnisvoller Vorfall! War ein Brand ausgebrochen? War Frau Susanna erkrankt oder der kleine Siegfried, welcher erst wenige Wochen zuvor den Scharlach überstanden hatte? Oder gar jemand plötzlich gestorben? O heiliger Gott, wie das qualvoll ist! Und mit jedem Augenblick entführt das Schiff ihn weiter und weiter von seinen Lieben, die in Sehnsucht auf ihn warten. — Sollte bei der Berliner Firma Schwippe & Sohn, bei der er stark engagiert war, etwas los sein? Nein, hatte ihm doch sein Bureaudirektor Maischuster erst nach Madrid mitgeteilt, daß Ultimo die hundertachtzigtausend Mark bar bezahlt worden waren. Oder wäre ein Einbruch in die Kasse vorgekommen? Unmöglich, Maischuster ist der vorsichtigste Mensch, ist im stande, sein Nachtlager auf der harten Eisenkasse zu nehmen, um sie zu bewachen. Ein öffentliches Unglück mußte man ja in den Blättern gelesen haben. Also was ist geschehen? — Ringsum war nichts mehr als die grünen Wässer des atlantischen Ozeans und der Dampfer, der den unglücklichen Namen „Brest" trug, schnitt seine schnurgerade Straße nach Westen.

Dann dachte Herbert auch an seinen Freund, der auf der „New-York" nordwärts der fernen französischen Küste zufuhr, ohne Gepäck, vielleicht auch ohne Geld, ins Ungewisse hinein. Wie mochte dem zu Mute sein, der seine Braut wartend weiß in New-York, und er kann nicht eintreffen zu dem für die Hochzeit bestimmten Tage und kann ihr keine Nachricht geben. Sein unglücklicher Freund, der Herbert, ja der wird dem Schiffe entsteigen, mit dem Luise den Bräutigam erwartet, aber sie erkennen sich nicht, gehen fremd aneinander vorüber.

Herbert hat nun allerdings in seinem Taschenbuch die Adresse der Familie Luisens, und zu ihr soll auch der erste und wohl auch einzige

„Da haben Sie's, da haben Sie's! Ich gebe ja Alles zurück!" stammelte der Bureaudirektor und zog aus dem Westenlatz ein Paket. „Ich hätte es ja ohnehin zurückgegeben, ich wollte nur — — Lassen Sie mich bloß los. Lassen Sie mich los, oder — —" Er suchte mit einer Hand in die Rocktasche zu kommen. Die beiden Männer rangen, stießen Stuhl und Tisch um, bis Kellner herbeieilten, Hoteldiener und Wachleute, mittels welcher der Defraudant festgenommen und gebunden werden konnte.

Herbert öffnete das wohlverschnürte Paket und fand in Noten und Papieren eine Summe von 230.000 Mark. — Und nun wußte er's. Nun glaubte er es zu wissen, was die Depesche „Verhängnisvoller Vorfall" bedeutete. Sein Herr Maischuster war ihm in Hamburg mit der Kasse durchgegangen. Und nun sah er auch, wie es kommen kann, wenn man in eigener Ohnmacht sein Anliegen dem Herrgott anheimgibt, der in diesem Falle schon vorher für die Sache gesorgt hatte. Herbert mußte in Lissabon das unrichtige Schiff besteigen, um in Amerika den Dieb zu erwischen.

Dem Maischuster wurde noch eine Tasche mit Goldstücken und ein Revolver abgenommen und dann ist er in behördliches Gewahrsam gebracht worden.

Als Herbert das auf so wunderliche Art wiedergewonnene Vermögen wohl verwahrt hatte, ging er daran, das Haus der Braut seines Freundes aufzusuchen. — O wie war das jetzt anders, wie war dieses Newyork jetzt schön! Nur die Betrübnis der Miß Luise fürchtete er noch, wenn anstatt des heißerwarteten Bräutigams ein fremder Mensch kommt, um zu sagen, der Bräutigam sei auf ein unrechtes Schiff gestiegen und könne kaum vor einer Woche eintreffen. Im Wildpark, dem Lärme ein wenig entrückt, stand ein stattliches Haus. Hohe Tannen, wie er sie seit den Pyrenäen nicht mehr gesehen hatte, überragten mächtig die Giebel und auf den Wipfeln sangen zu hunderten die Vögel. Herbert drückte mit Beklemmung am Taster, das Tor öffnete sich und vor ihm stand — Richard. Er war eben vor einer Stunde angekommen. Ein amerikanischer Eildampfer, mit dem sein nach Brest fahrendes Schiff getreuzt, hatte ihn aufgenommen und hierher gebracht. Laut lachend fielen sich die beiden Freunde in die Arme und Herbert erzählte mit kurzen Worten lustig, daß er in den wenigen Stunden seines Aufenthaltes in Newyork schon ein großes und gutes Geschäft gemacht habe. Dann, gleich im Stiegenhaus, wurde die Braut vorgestellt — ein frisches, rund- und schwarzäugiges Mädchen, das ohne viel Förmlichkeit dem Freunde ihres Richards derb die Hand schüttelte.

Gegen Abend desselben Tages kam die erbetene Depesche aus Hamburg mit dem Berichte, der verhängnisvolle Vorfall bestehe darin, daß

weiß es?! Gott allein, dem er nun alles anheimgibt. Ja, das ist der Anker. Dem Allmächtigen will er's anheimgeben. — Ach, wie eine solche Seereise herrlich wäre bei ruhigem Gemüte! Und wie peinvoll sie gewesen ist, wie so schrecklich nichts vorher in seinem Leben war. Richard, der mag zusehen, wie er herüberkommt. Hochzeiten lassen sich verschieben. Wenn sich alles so verschieben ließe? — Ei doch, wir haben den „Verhängnisvollen Vorfall" ja Gott anheimgestellt.

Am zehnten Tage um fünf Uhr früh war die Freiheitsgöttin in Sicht, im Hafen von New-York. In der aufgehenden Sonne glühte sie rot, wie Eisen in der Esse. Und dann tauchte die abenteuerlich-herrliche Stadt auf. Um sieben Uhr betrat Herbert den Boden von Amerika. Da war im Augenblicke sein Anliegen völlig vergessen, so lebhaft stürmte die neue Welt und ihr Treiben auf seine Sinne ein. Er kam sich vor wie ein dreister Abenteurer und wollte es sein. Wollte es denn in Gottes Namen einmal sein! Er war völlig berauscht. — Den Koffer seines Freundes bekam er nicht ausgefolgt, um ihn an dessen Braut zu überschicken; er wurde ins Magazin gestellt, bis der Eigentümer selbst sich um ihn ausweisen konnte. Das erste, was Herbert suchte, war eine Auskunftstelle wegen Abfahrt der Schiffe und ein Telegraphenamt. Zu seiner größten Freude sollte an demselben Tage, abends zehn Uhr, ein deutscher Lloyddampfer nach Southampton und Bremen abgehen. So ist er in sechseinhalb Tagen zu Hause. — Und nun wollen wir frühstücken. Er ging in das nahe dem Hafen gelegene Hotel „Grodin". Aber es schwankte noch der Boden unter den Füßen, er hatte auf schwankendem Boden das Gehen verlernt. Im großen Hotel trat er in eines der Speisekabinette. Da war's behaglich ruhig; ein einziger Herr saß in der Ecke und sprach mit Eifer seinem Imbiß zu. Er blickte nicht vom Teller auf, bemerkte den Eintretenden kaum, dieser aber tat einen Schrei.

„Maischuster!"

Ja, es war sein Bureaudirektor aus Hamburg. Im ersten Augenblick glaubte er, der Direktor sei ihm nachgereist, doch schon im zweiten Augenblick glaubte er etwas anderes. Denn Maischuster, als er plötzlich vor sich seinen Chef sah, zuckte heftig ein und wurde blaß. Dann sprang er auf, raffte vom Nagel Hut und Überrock; Herbert aber stand an der Thür, packte den Mann fest am Arm und sagte gedämpft:

„Maischuster, was ist das?"

Der Direktor ergab sich wehrlos, denn er glaubte, Herbert sei aus Hamburg nachgereist, um ihn festzunehmen und vor der Tür stünden die Häscher, denn durch die Fenster sah man Wachleute.

Herbert hatte den Zusammenhang nun durchschaut. „Sie haben sich etwas zu schulden kommen lassen, Maischuster!"

# Ein religiöser Papst?

Der Hochsommer dieses Jahres gehörte dem Papst. Dem alten und dem neuen. „Der alti Pecci stirbt, der Papst lebt ewig!" Mit diesen Worten wollte der sterbende Leo im Papsttume das Menschliche und das Göttliche kennzeichnen. Die Welt horchte auf. Die ganze gesittete Welt, auch die nicht katholische, sogar die nicht christliche, horchte auf und hielt den Atem ein die vierzehn Tage lang, die Leo starb. Ich glaube kaum, daß der Tod je eines Papstes, selbst im Mittelalter, größeres Aufsehen erregt hat als nun der Tod Leos. Und doch war er nicht weltbeliebt gewesen, vielmehr, er war mit der Welt und dem Zeitgeist prinzipiell in schärfstem Zwiespalt gestanden. Aber man hatte mit ihm eben zu rechnen als mit einer Großmacht, denn hinter ihm standen die katholischen Völker als das ungeheuere, wohldressierte Heer der Kirche. Leo beherrschte zwar nicht das Reich der Geister, wohl aber das Reich der Seelen, und dieses ist unvergleichlich gewaltiger als jenes. Diesem Heere gegenüber stand der Papst als Statthalter Christi auf Erden, mit diesem Heere der Welt gegenüber stand er als weltlicher Fürst, als kluger Diplomat, als Mitbestimmer im Rate der Völker. Ob er seinen Kirchenstaat hatte oder nicht, das zählte kaum; ja es schien, als sei nicht bloß seine kirchliche, sondern auch seine politische Macht gestiegen, seit er scheinbar von der Scholle losgelöst, rein seelischer Beherrscher der katholischen Christenheit war. Wem konnte der kleine, verrottete Kirchenstaat imponieren? Ja dieser am Fuße des göttlichen Statthalters hängende Erdklumpen war ein sehr komisches Ding, das die ganze Würde ins Niedrige und Lächerliche ziehen konnte. Erst das Reich, das ganz auf die Seelen gebaut zu sein schien, hat das große Ansehen gewonnen. Mit diesem Herrscher der Seelen war nicht so leicht fertig zu werden als mit dem weltlichen Papa rex. Dafür mußte man ihn wohl gelten lassen. Auf diesem Untergrunde war der Diplomat Leo der Politik seiner Zeit gewachsen. Die Papstwürde als einzige in ihrer Art auf dem ganzen Erdenrunde hatte die Gemüter erwärmt, viele Geister gefesselt. Dazu bei vielen der moderne Hang nach Kirchlichkeit. Daraus erklärt sich die ungeheuere Teilnahme aller Welt bei dem Tode Leo XIII.

Wer eine solche Stellung des Papstes nicht beständig vor Augen hat, der muß sich über die Art, wie in der Presse, auch der katholischen, dieser Papstwandel besprochen wurde, sehr gewundert haben. Auch mir ist bei Leos Tode und bei dem darauffolgenden Konklave etwas Wunderliches aufgefallen. Nämlich, daß der Papst nicht mehr als religiöse, sondern fast einzig nur als politische Persönlichkeit behandelt wird. Daß der Papst Oberhaupt der katholischen Christenheit ist, wurde höchstens

der Bureaudirektor eine große Defraudation verübt habe, flüchtig geworden sei und bis zur Stunde noch keine Spur von ihm zu entdecken wäre. Dann hieß es: „Sonst alles wohl. Deine Susanna."

„Nun also!" rief Richard. „Das wäre geschlichtet. — Und nun wirst du bei unserer Hochzeit sein!"

„Das versteht sich. Ich eile nur, meiner Familie zu berichten, daß wir ihn haben."

---

# Neue Gedichte.

Von Sophie von Khuenberg.

## Heimgang.

Sie trägt ein Bündel Bauholz daher,
Er trägt sein blasses Kind.
Die Last ist leicht wie der Frühlingswind,
Nur die Sorgen drücken schwer.

Vergrämt das Weib und müd der Mann,
Ach, Ruhe bringt wohl die Nacht.
Doch wenn sie am Morgen aufgewacht,
Dann geht's von neuem an.

Tagaus, tagein der Kampf ums Brot.
Doch sind sie noch jung, die zwei —
Da geht die Hoffnung tröstend vorbei
Und schmückt ihres Lebens Not.

## Sommermorgen.

Irgendwo im Finkennest
Klingt ein froh' Gezeter,
Und die Amsel singt Choral,
Als ein rechter Beter.

Schwalben jubeln durch die Luft,
Holde Optimisten,
Finden immer schön die Welt,
Liebreich alle Christen.

Horch! Nun schwillt es mächtig an,
Alle Sänger singen,
Lassen rings im offnen Saal
Ihre Chöre klingen.

Daß in all der Poesie
Nicht die Prosa fehle,
Kreischen Spatzen und ein Hahn
Kräht aus heisrer Kehle . . .

Nimmer duldet's mich im Bett,
Bin ja auch ein Sänger
Und verachte drum, wie sie,
Müde Müßiggänger.

Hei! Nun gilt's im Sängerkrieg
Sich den Sieg erringen —
Und schon wachsen, lerchenfroh,
Meines Liedes Schwingen.

## Sonett.

(An eine tote Kollegin.)

Wie klug von dir! dich nicht zu überleben,
Zu sterben noch im Vollglanz deiner Jahre,
Als Rose dich zu betten auf die Bahre,
Von Liebestrauer sehnend noch umgeben.

Nichts ist so elend für ein Weib, als leben
Mit welken Lippen, hingeblaßtem Haare,
Wenn ringsum hell ertönt des Glücks Fanfare,
Wunschlos, gedrückt an seinen Pflichten weben. —

Wie klug von dir! Nun halten die Gedanken,
Die um dein Bildnis sich erinnernd schmiegen,
Als schöne Frau dich fest, gewohnt zu siegen.
So überwindest du die dunklen Schranken,
Und während andre grau ins Nichts versanken —
Wirst du im Tod noch dich als Blüte wiegen!

---

wohlwollend gegen alle gewesen und also der Liebling seiner Diözese geworden ist. — Giuseppi Sarto! Viele hoffen, daß du von Gott der Kirche gesandt wurdest als jener Mann, der not tut, dessen Diplomatie die Verträglichkeit, dessen Politik die Liebe ist. Auch du wirst es nicht vermögen, die Kirche umzugestalten, aber du kannst mit solchen Tugenden sie im Sinne Jesu beseelen. Du kannst die menschenverwirrenden, völkerentzweienden Dogmen nicht ändern, aber du kannst sie in den Hintergrund stellen, das Einigende aber, das Evangelium, in den Vordergrund rücken und so ganz unpolitisch die beste Opportunitätspolitik der Kirche treiben.

Doch gemach! Ich habe in kirchlichen Blättern bereits die Mahnung gelesen, man möge den neuen Heiligen Vater mit solchen Vorschlägen nicht verwirren, man möge seinen Plänen und Absichten nicht vorgreifen, sondern demütig schweigen und warten, was er beginnen werde. Mittlerweile hofft das Heilige Kollegium wohl Zeit zu gewinnen, den Sinn des gütigen Sarto in die alten Traditionen einzulenken.

Ich möchte dich aber doch über die Köpfe der Kardinäle hin erinnern, edler Sarto, daß du durchaus nicht Papst werden wolltest, daß man dich fast dazu hat zwingen müssen. Nun, da du es aber bist, so sei es. Auch ich hätte Papst werden sollen. Als damals meine Mutter mit dem Waldbauernbüblein gen Birkfeld wanderte, damit der dortige Dechant mich in die Arbeit nehme und es erst einmal mit dem Latein versuche, kehrten wir unterwegs beim alten Stockerwirt ein. „So, so“, sagte dieser, „Geistlicher werden willst, Peterl. Ein lateinischer Herr! Na, nachher trink' einmal, daß du stark wirst.“ Er schob mir ein Kelchgläschen zu. „Trink' Branntwein, Peterl, am End' wirst gar noch einmal Papst. Tu' nur trinken!“ Ich nahm einen Schluck und nahm noch einen zweiten, aber Papst bin ich nicht geworden. Vom Fusel wird man's nicht. Wäre ich's aber durch den heiligen Geist geworden und säße jetzt statt deiner auf dem Stuhle Petri, dann wüßte ich, was zu tun wäre. Für's erste möchte ich mich selbst befreien. Wisse, ich bin ein alter Petri Kettenfeier. So wollte ich als Papst selber mein Engel sein, mich aus dem Gefängnisse erlösen und dann die ganze katholische Christenheit frei machen. Ich wollte erst einmal die Fesseln entzweischneiden im Sinne dessen, der gesagt hat: Mein Reich ist nicht von dieser Welt; gib dem König, was des Königs ist, und Gott, was Gottes ist. Dann wollte ich sehen, wie herrlich sich die Kirche entwickeln müßte. — Auch du, Josef Sarto, bist einmal so tief unten gewesen als ich, und bist teils gestiegen, teils getragen worden zu dieser Höhe, auf welcher dich alle als eine Leuchte sehen und viele dich anbeten wollen. Lasse tagsüber deine Italiener dir lustig applaudieren, lasse dein Kollegium reden, was es reden will, zur Nacht aber lege unter dein Kopfkissen das Evangelium. Träume

nur als Redeschmuck gesagt. Weitaus das meiste Interesse, ich sage noch einmal, auch der kirchlichen Presse, nahm des Papstes politisches Verhältnis zu den Ländern und Fürstenhäusern, besonders zum Königreiche Italien, in Anspruch. Von seiner christlichen Aufgabe, von seinen religiösen Eignungen und Erfolgen war soviel als gar keine Rede. Bei einer Präsidentenwahl in Frankreich, bei dem Thronwechsel irgend eines großen Reiches könnte man nicht anders schreiben und erwägen, könnten die Regierungen Europas nicht diplomatischer vorgehen. Man hat sich eben gewöhnt, den römischen Papst vor allem nur als politische Persönlichkeit zu betrachten.

Und das ist ein trostloses Zeichen, in dem das ganze religiöse Elend der Kirche grell widerleuchtet. Wenn der Papst eine politische Person ist, dann ist er keine religiöse, wenigstens kann er wirklich religiösen Gemütern nicht als Vertreter Christi auf Erden maßgebend sein.

Leo der Dreizehnte hat sich wohl nie mit persönlicher Seelsorge abgegeben, er ist dem religiösen Herzensleben der Menschen sicherlich nie so nahe gekommen als ein armer Pfarrer auf seiner Dorfgemeinde. Er hatte aristokratische Eignungen, war geborener Diplomat und hat in diesem Sinne die Kirche äußerlich mit großem Geschick und Glück verwaltet und geleitet. Ist aber während der fünfundzwanzig Jahre seines Pontifikates die Kirche innerlich weiter gekommen? Hat er die katholischen Völker christlicher gemacht, dem Reiche Gottes näher gebracht? Hat er die religiöse Sehnsucht der Gebildeten unserer Zeit verstanden oder auch nur geahnt? Hat er ihnen die Möglichkeit geboten, ohne Verleugnung der ihnen von Gott gegebenen Vernunft in der katholischen Kirche ihr Heil zu finden? Leo war nicht Mehrer des Reiches, er hat nicht eine einzige Schaufel voll Erde geworfen, um den Abgrund auszufüllen, der die römisch-katholische Kirche von der modernen Gesellschaft trennt. Doch Leos persönliche Klugheit und Liebenswürdigkeit, sein offenes Auge für soziale Schäden und Bedürfnisse, seine persönliche Duldsamkeit gegenüber anderen Konfessionen, besonders hohen Häuptern und einflußreichen Männern gegenüber, hat seine kirchliche Rückständigkeit gedeckt, so daß er viele für seine Politik gewann. In diesem Sinne ist er mit Recht der weise Papst genannt worden.

Es ist gesagt worden, Pius IX. sei ein kirchlicher, Leo XIII. ein politischer Papst gewesen; nun bedürfe man einmal eines religiösen. Bedenklich genug, daß es als besondere Eigenart betont werden muß, was doch selbstverständlich sein sollte: Ein religiöser Papst! — — So ist nun nach mancherlei Konklavenöten ein schlichter Mann gewählt worden, der dem Bauernstande entstammt, es nicht durch Weltklugheit, sondern durch Frömmigkeit, Versöhnlichkeit und andere Christentugenden zum Patriarchen von Venedig gebracht hat, welcher barmherzig gegen Arme,

# Fernsichten in den Alpen.

Eine Gebirgsstudie von **J. G. Kohl.**

Die Alpen sind rund umher von flachen Ebenen und tiefen Becken umgeben; im Süden von den norditalienischen Ebenen, im Norden von der bayrischen und der schweizerischen Hochebene, im Osten von der ungarischen Ebene und im Westen vom Becken der Saone und Rhone. In diesen weiten Ländern sind sie, die angedeutete Rolle spielend überall sichtbar und umstellen hier den Horizont mit den gezackten Reihen ihrer Felskolosse.

Wären diese Ebenen unbegrenzt, so würde in ihnen der Horizont der Sichtbarkeit einer Pyramide von 13.000 Fuß Höhe etwa einen Durchmesser von 40 bis 50 Meilen haben, und die Alpen, welche eine Menge Pyramiden von solcher Höhe enthalten, würden demnach ihr Bild auf einer gewaltig großen Länderstrecke reflektieren. Da aber jene Ebenen wieder von anderen Gebirgen umzogen sind, die nach außen hin ihre Grenze bilden, so wird dadurch dieser Gesichtskreis etwas verengt. Die Apenninen im Süden, das Jura-Gebirge mit seinen Fortsetzungen längs der Donau im Norden, die äußersten Ausläufer der Karpathen und das ungarische Mittelgebirge im Osten, die Cote d'or und überhaupt die ganze Gebirgsreihe längs der Saone und Rohne im Westen sind die äußersten Grenzen des Gebietes der Sichtbarkeit der Alpen. Die genannten niedrigen Berge sind gleichsam als Fußschemel rund um die Alpen herumgestellt, von denen aus man, aus fernen Weltgegenden kommend, zuerst ihres Anblickes teilhaftig wird. Zieht man Linien von den Gipfeln der Apenninen bei Genua, wo man die ganze Kette der südwestlichen Alpen im Norden erblickt, zu den Höhen des Platten-Sees in Ungarn und den äußersten Absätzen der Karpathen, von denen aus man den Anblick der steirischen und österreichischen Alpen genießt, zu den schmucklosen Bergplateaus des Böhmerwaldes und des deutschen Jura in der Mitte von Bayern, von wo die Großglockner-Spitze und ihre Nachbarn sich zeigen, und über den Straßburger Dom hinweg zu den gerundeten Bergkuppeln des Cote d'or, wohin selbst noch der schneeige Montblanc hinüberwinkt, so erhält man als Gesichtskreis der Alpen ein Länderoval von mehr als 200 Meilen Länge und mehr als 100 Meilen Breite, mit einer Bevölkerung von nahe an 30 Millionen Menschen, für welche alle die Alpen Jahr aus Jahr ein einen täglichen und stündlichen Gegenstand der Betrachtung, Besprechung und Bewunderung bilden, und die vielfach damit beschäftigt sind, ihre Augen an dem Anblick der Alpenkette zu weiden, das Aussehen derselben in Bezug auf das Wetter zu kritisieren, ihre Gipfel den staunenden Fremden zu zeigen. Dies tun die lombardischen Reisbauern am

von dem Reiche Gottes, das Jesus, und nur er allein, uns gebracht hat; dann des Morgens, wenn du erwachst, wirst du wissen, was zu lehren ist und in solchem Bereiche unfehlbar sein. Siehe heute die Menschen, sie plangen, sie weinen nach Gott. Wenn du liebreich bist und klug, so kannst du die Menschheit gewinnen. Verschließe dich nicht in deinem Palast, wie der mißtrauische Herodes, gehe hinaus unter das Volk, wie Jesus. Sei nicht König, sei Prophet. Zeige den Menschen Gott. Alle strecken nach ihm die Arme aus, die einen mit krampfigen Fingern, die anderen mit geballter Faust. Diese hassen den dogmatischen Gott, der wie ein mächtiger Mensch seine Freunde erhebt und seine Gegner zertritt. Lehre sie das Vertrauen zu Gott, der jeden sich nach ihm Sehnenden an der Hand nimmt und in Ewigkeit nimmer losläßt. Wer Gott entgegen kommt, soweit er kann nach seiner Art, der ist nimmer verlassen. Nach solcher Gewißheit dürsten die Menschen in dieser dunklen Welt. Sie dürsten danach heute mehr als je; an dir, Vater Pius, wird es liegen, sie mit Nachsicht und Liebe zu finden, oder sie mit herzlosen Dogmen zurückzuscheuchen. Zürne nicht, wenn viele von der Kirche sich abwenden, freue dich, wenn sie die Gottheit suchen jeder nach seiner Weise. Verkünde Gott den Menschen menschlich. Versuche es nicht, Gott von außen in sie hineinzutragen, trachte ihn aufzuwecken in ihrem Innern. Den Geistigen zeige Gott im Geiste, den Sinnlichen in Gestalten. Und solchen, die Gott nicht im Geiste und nicht in Gestalten fassen können, zeige ihn in der Liebe. Da werden dich alle verstehen. Wie du in deiner früheren Seelsorge als Pfarrer und Patriarch mit den Fröhlichen fröhlich und mit den Betrübten betrübt gewesen bist; wie du geduldig und versöhnlich und nachsichtig die Menschen ertragen hast, wie sie eben sind, und bereit, allen väterlich zu raten und zu helfen; wie du zu den Armen und Kranken und Verlassenen gegangen bist, sie aufgerichtet und getröstet hast — so tue es auch als Papst, und du wirst allen ein Vater sein. Das Christentum, lehre es die Menschen nicht bloß, lebe es ihnen auch vor, und du wirst ein Heiliger Vater sein. Jede Stelle auf Erden ist schon besetzt, nur die Liebe hat noch keinen Anwalt und keinen Statthalter. Josef Sarto, sei du der Papst der Menschenliebe, und du wirst einzig, göttlich und unbestritten infallibel sein! R.

sich zu verschwistern. Ihre hohen, fernen Gipfel sind dabei selbst bei der heitersten Luft von einem Dufte überzogen, der gleich einem graulichten Schleier vor ihnen liegt, und der dem Auge zauberisch erscheint. Es ereignet sich da das Umgekehrte von dem, was man, auf jenen Höhen selber stehend, gewahrt, wo man in demselben graulichen Flor der verdünnten Luft, welcher dort die niederen Gegenden überzieht, die Erde und ihre Gestaltungen unter sich verschwinden sieht, als blicke man von einem Planeten auf sie herab.

Jeder, der einmal aus dem Inneren Frankreichs oder der Lombardei oder aus der Öffnung eines Juratales die leuchtende Kuppe eines Montblanc oder eines Monte Rosa so luftballonartig oder dem Monde gleich am Horizonte über alle Nebel und Hügel emporschweben sah, wird es erfahren haben, wie mächtig diese hohen Gipfel selbst noch aus so großer Ferne auf das Gemüt einwirken können.

Man weiß nicht, ob man dabei mehr die Natur der Luft und Berge, oder die Einrichtung unseres Auges und die Operationen, welche unsere Seele dabei vornimmt, bewundern soll. Die ganzen großen Bergmassen sind dabei zu bloßen hellen Punkten in der Landschaft zusammengeschrumpft, ein Strohhalm, den wir in die Hand nehmen, verdeckt sie uns völlig. Dennoch aber hat die Ferne sie so eigentümlich gefärbt, und dennoch faßt unser Auge die perspektivischen Verhältnisse so genau auf, und unser Geist macht seine Berechnung dabei so richtig, daß man kaum sagen kann, jener Riese mache aus dieser Ferne einen minder tiefen und großartigen Eindruck als in der Nähe.

Jedoch, wie gesagt, es gehören besondere Umstände dazu, daß einzelne Gipfel sich so isoliert und dominierend darstellen, und meistens werden wir bei Annäherung zu den Alpen ganzer Bergketten auf einmal ansichtig, und dies ist allerdings dann ein Anblick, der die Seele noch vielseitiger anregt.

Man überschaut da die ganze Ruinenfülle, welche die urweltlichen Kräfte im Laufe der Zeitalter gestalteten, auf einmal und läßt die leichtbeschwingte Phantasie von Gipfel zu Gipfel schweben, in hundert Schlünde auf einmal blicken und alle die Täler rasch durchschweifen, Schlünde, Gipfel und Täler, die, wenn man nahe hinzutritt, der schwerfällige Fuß einzeln nur mühsam beschreitet und durchforscht. Man liest da, sozusagen in einer einzigen großen, klaren und zusammenhängenden Phrase alles, was die Berge zu verkünden haben und was man nachher Zug für Zug mühsam buchstabieren muß.

Im Grunde gibt es weder für einzelne Berge, noch für ein ganzes Gebirge einen Standpunkt, von welchem aus man es in seiner wahren Gestalt und Bildung sähe. Die Perspektive, welche alles wunderbar verkürzt und verkleinert oder erhöht und vergrößert, schafft auf jedem Punkte

Po, die wilden magyarischen Schweinhirten am Bakonyer Walde, die slowakischen Schafhirten in Mähren, die tschechischen Kohlenbrenner in Böhmen, die bayrischen Pfälzer, die Schwaben auf der rauhen Alp, die Straßburger Turmwächter, die Schwarzwälder Berguhren-Fabrikanten, die burgundischen Weinbergbesitzer, die Nachkommen der Troubadoure in der Provence, im Beaujolais und Vivarrais und die Ligurier auf den Höhen von Genua.

Alle diese Leute haben in der langgestreckten Kette der hohen Gipfel des Montblanc, des Monte Rosa, des Ortlers, des Glockners und ihrer Nachbarn sozusagen ein gemeinsames Band. Sie finden in ihnen Punkte, in welchen sich ihre Blicke begegnen, wie die Blicke des halben Menschengeschlechtes sich in der Sonne und dem Monde begegnen.

Die Natur wirkt aus allen Standpunkten, die wir bei ihrer Betrachtung einnehmen mögen, ganz eigentümlich auf uns. Man kann nicht sagen, daß die Berge aus der Ferne einen minder interessanten oder minder effektvollen Anblick gewähren als in der Nähe. In jedem Grade der Entfernung ist die Ansicht und der Eindruck nur anders, und es lohnt sich daher der Mühe, diese Reihe von Ansichten und Eindrücken, die sich von dem äußersten Punkte des Gesichtskreises, wo man nur einzeln hochschwebende Gipfel entdeckt, bis zu den Zentralpunkten, wo man der Gebirgswelt nahe in den Busen schaut, einigermaßen zu verfolgen und zu bezeichnen. Reisende, welche auf eine vernünftige Weise raffinierte Augen- und Seelengenüsse suchen, sollten den Zauber jedes Standpunktes und jeder Entfernung durchkosten.

Könnten wir uns den Alpen auf einer vollkommenen Fläche, z. B. auf einem Meere, von weitem nähern, so würden immer zuerst die allerhöchsten Spitzen als weiße Punkte am Horizonte erscheinen, und später erst die anderen nachfolgen. So wie das Terrain umher aber jetzt beschaffen ist, geschieht es, daß wir gewöhnlich des Anblickes einer ganzen Abteilung der Ketten auf einmal teilhaftig werden.

Indes geschieht es doch, daß wir hie und da bloß die Gipfel des Montblanc oder eines anderen Riesen sehen können. Auch verhelfen uns die Wolken zuweilen zum isolierten Anblick eines einzigen solchen Kegels. Sie hüllen mitunter alle niedrigen Massen in undurchsichtigen Nebel, über den man dann nur den Abschnitt eines Riesendomes emporragen sieht.

Wird dann der Schnee eines solchen Domes von der Mittagssonne blendend weiß oder von der Abendröte feurig leuchtend gefärbt, so glaubt man in ihm einen zweiten Himmelskörper, einen aufgehenden Mond zu gewahren.

Die plumpen irdischen Bergmassen scheinen in solcher Beleuchtung und Ferne sich dann gleichsam von der Erde zu lösen und dem Himmel

sein. Alle Sehwinkel würden gleich werden, wenn ich mich so weit entfernte, daß das ganze Bild auf der Netzhaut meines Auges zu einem Punkte zusammenschmölze. Zu gleicher Zeit würde aber dann auch der ganze Gegenstand selber mir in einem Punkte entschwinden,

Ich sage daher nur: eine gewisse Entfernung. Sie läßt sich nicht genau bestimmen und muß je nach der Beschaffenheit der Luft, der Güte des Auges und der Größe des zu betrachtenden Gegenstandes verschieden sein. Pyramiden von 10.000 bis 14.000 Fuß Höhe, wie es die Alpen sind, lassen sich noch aus einer Entfernung von vielen Meilen herrlich auffassen.

Es gibt, wie fast neben jedem einzelnen hohen Berge, so auch neben jeder interessanten und bedeutenden Berggruppe der Alpen niedrige Spitzen, welche den Beschauer gerade zu der rechten Höhe und Entfernung emporheben, die von der Natur expreß als Fußschemel zum bequemen Genuß der rundumher aufgestellten Gebirgs-Panoramas angelegt zu sein scheinen, die der Mensch herausgefunden hat und die dann berühmte Wallfahrtsorte für die Reisenden und Naturbewunderer geworden sind. Ein solcher Fußschemel ist z. B. für den Montblanc der Mont Brevent, der sich auf etwas mehr als die Hälfte seiner Höhe erhebt; für die Jungfrau ist es das Plateau von Mürren, für die Gruppe der Berner Hochalpen das Faulhorn, für einen größeren Alpenabschnitt der Rigi, und so gibt es tausend andere berühmte Fußschemel dieser Art für tausend andere Ansichten.

Je weiter einzelne hohe Spitzen isoliert aus der Kette der Alpen hervortreten, desto weitere Überblicke werden sie zu gewinnen uns erlauben. Je mehr sie mitten in dem Gewebe der Gebirge selber liegen, desto tiefere Einblicke in ihr wildes Getreibe werden sie gestatten.

Für die Überschauung des Alpengebirges in seiner ganzen Ausdehnung gibt es keinen Standort, weil seine äußersten, über 100 Meilen entfernten Endpunkte schon tief unter die Krümmung der Erdoberfläche hinabsinken oder hinter dem Schleier selbst der klarsten Luft verschwinden. Aber für einen großen Teil, beinahe könnte man sagen für die Hälfte der ganzen Kette ist das Jura-Gebirge am besten geeignet. Die Gipfel dieses Gebirgszuges erheben sich ungefähr bis zur Hälfte der Durchschnittshöhe der Alpen und liegen dabei in einer ziemlich passenden Entfernung von der Streichungslinie seiner Hauptmassen. Der Jura als eine den Alpen zur Seite liegende Bank scheint von der Natur eigens dazu geschaffen, um die herrlichsten Aussichten auf die Alpenwelt darzubieten.

Eine ähnliche Bank bietet im Nordosten der Böhmerwald dar, von dessen südlichen Höhen sich ebenfalls herrliche Überblicke über Alpenpartien gewinnen lassen. Allerdings aber liegt er nicht wie der Jura gerade dem höchsten und pittoreskesten Gebirgsknoten der Alpen gegenüber. Im

Täuschungen, welche fast unüberwindbar sind. In der Nähe des Fußes eines Berges wird das Zunächstliegende so groß und sein Gipfel so herabgedrückt, daß das Kleine mächtig und das Kolossale unbedeutend erscheint. Nimmt man seinen Standpunkt in der Ferne, so wachsen dort freilich die vertikalen Höhendimensionen zu ihrer wahren Riesengestalt empor, alle Horizontalverhältnisse dagegen schwinden und schrumpfen zusammen.

Du glaubst da eine schroffe Wand zu sehen, wo in der Tat noch meilenlange, vielfach abgestufte Arme sich dir entgegenstrecken. Vorgebirge mit Tälern dahinter, völlig isolierte Bergzüge schmelzen da mit den hinter ihnen liegenden Gipfeln so zusammen, daß du da eine kompakte Masse zu sehen glaubst, wo in der Tat eine Menge Teile sind, die kaum zusammengehören.

Schwingst du dich wieder auf einen weitschauenden Mittelpunkt im Zentrum des Gebirges, so entfliehst du auch hier nicht dem Zauber der perspektivischen Täuschungen. Es zeigt sich dort zwar eine richtigere Ansicht der Ausdehnung der Massen in der Fläche. Du siehst die Berglandschaft unter dir wie in einer Planzeichnung. Es entfalten sich die Täler, es trennen sich die Ketten, und du missest leicht die Dimensionen der Länge und Breite. Aber für die Beurteilung der vertikalen Dimensionen der Höhen ist dieser Blick aus der Vogelperspektive wieder sehr unvorteilhaft. Da sinken hohe Felswände gleichsam in den Nebel und Boden unter dir ein. Schroffe Absätze ebnen sich aus, und du glaubst da eine Fläche zu erblicken, wo beim Hinabsteigen dein Fuß auf die unüberwindlichsten Schwierigkeiten stoßen würde.

Vielfach die Meßkette und das Senkblei gebrauchend und stets rechnend, zufügend und abziehend, muß da der Mensch sich mühsam das wahre Bild der Gebirgsgestaltungen zusammenstücken.

Wenn es also für keinen Körper einen Standort gibt, von dem aus wir alle Dimensionen und Teile desselben in ihren richtigen Proportionen sehen, weil wir mit Ausnahme eines einzigen Punktes alle jene Teile unter schiefen, mehr oder weniger kleinen Gesichtswinkeln auffassen, so gibt es aber doch Standorte, welche diese Nachteile in geringerem und ganz geringem Grade haben. Und untersucht man da die Sache genau, so wird sich herausstellen, daß solche Standorte diejenigen sind, welche gerade der Mitte der zu beurteilenden Dimension gegenüberstehen.

Will ich eine Ebene in ihrer ganzen Ausdehnung auf einmal möglichst richtig auffassen, so muß ich wie ein Vogel über ihrem Zentrum schweben, und will ich eine Höhe beurteilen, so muß ich einen Absatz erklimmen, der der Mitte dieser Höhe in einer gewissen Entfernung gegenüberliegt. Ich sage: in einer gewissen Entfernung. Je größer diese Entfernung ist, desto geringer wird der Unterschied zwischen den verschiedenen schiefen Seewinkeln, unter denen ich die Teile der Höhe auffasse,

Eine Idylle sind Grillparzers Briefe, die er aus seinen Reisen und Badeaufenthalten an Katharine Fröhlich schreibt.

Uns interessieren am meisten die Briefe, die unter dem Drucke seiner amtlichen Dienstbarkeit einerseits und in dem Bewußtsein seiner literarischen Bedeutung andererseits entstanden. Aber auch die Briefe an seine literarischen Freunde. Etliche der charakteristischen sollen hier wiedergegeben werden.

An Karoline von Pichler.

Gnädige Frau! Rom, am 9. April 1819.

Sie sehen aus der Überschrift, daß ich in Rom, dem Hauptziel meiner Reise bin. Nach einer beschwerlichen, mit mancherlei Unannehmlichkeiten verbundenen Fahrt trafen wir am verflossenen Mittwoche hier ein. Was soll ich sagen, was kann ich sagen? Ich bin in einer neuen Welt und befinde mich darin um so besser, je weniger die alte nach meinem Sinne war. Dieses Kommen und Gehen, dieses Schauen und Genießen; bei Gott! ich könnte mein ganzes Leben so zuzubringen, obwohl nichts dabei herauskäme, denk' ich.

Anfangs war unsere Reise nichts weniger als erfreulich. Durch die steirischen und krainerischen Gebirge Tag und Nacht zu fahren, zu einer Zeit, wo sie noch größtenteils mit Schnee bedeckt sind und noch mit der Grüne alles Reizes entbehren; in Triest ankommen und dort die Pässe zur Fortsetzung der Reise sich verweigert sehen; von dort nach einem zweitägigen Aufenthalte auf einer elenden Barke nach Venedig übersetzen, zwei Nächte und einen Tag durch widrige Winde auf der See gehalten zu werden, die Seekrankheit bekommen und unpäßlich in Venedig anzukommen, darin ist wahrlich nichts, was eine Reise angenehm machen könnte, und doch traf uns dieses alles. Aber in Venedig war der Wendepunkt unserer Leiden. Vom Gouverneur auf das freundlichste aufgenommen, erhielten wir die Pässe zur Fortsetzung unserer Reise und fuhren, nach einem unfreiwilligen Aufenthalte von zweieinhalb Tagen, von Venedig ab. Ich sage, ein unfreiwilliger Aufenthalt, unter diesen Umständen wohl, unter anderen wäre ich mit Vergnügen Monate lang dort geblieben. Venedig übertrifft alles, was ich bisher von Herrlichem gesehen habe, selbst Rom, ja selbst das ewige Rom, was nämlich die Macht des ersten Eindruckes betrifft. Dieser Markusplatz, diese Markuskirche, dieser Markuspalast, diese Denkmäler einer Größe, die zwar auf dem Sterbebette liegt, aber doch noch in den letzten Zügen die Riesenglieder dehnt und streckt, indes Rom ganz tot und unbeweglich daliegt — bei Gott, gnädige Frau! Reisen Sie nach Italien! Tun Sie's nicht, so begehen Sie ein Verbrechen an sich selbst und an allem Großen und Schönen.

Ich bin in Gefahr, eine Reisebeschreibung zu schreiben statt eines Briefes, aber der bloße Gedanke an den Markuspalast und an dieses kolossale Venedig, das, wie jene heiligen Siebenschläfer im Mittelalter, eingeschlafen zu sein scheint und jetzt erwacht, sich selbst in seiner altertümlichen Tracht und die Umgebungen in ihrer neuen nicht zu erkennen scheint, das alles spukt gewaltig in meinem Kopfe herum.

Die Reise nach Florenz herrlich. Wir passierten die Apenninen bei Nacht. Warum habe ich meinen Jaromir nicht in die Apenninen statt nach Böhmen versetzt; mir tat es beinahe leid, daß wir nicht angefallen wurden, so notwendig schienen Räuber zu diesen wilden Klüften und Abstürzen zu gehören. Und als nun die Sonne aufging und, durch Streifnebel gebrochen, die grimmigen Felsen von einer Seite und die friedlichen Täler von der anderen beleuchtete, und als nun

Süden schaut man von einigen Vorgebirgen der Apenninen über die Po-Ebene hinweg ebenso zu den Alpen hinüber und erhält von da aus ebenso die vortrefflichen Überblicke großer Abschnitte von ihnen.

Wo die Natur es unterlassen hat, da haben die Menschen zuweilen eine Höhe errichtet, um freie Umsicht zu gewinnen. So steht der mächtige Dom von Mailand in der lombardischen Ebene, alle Natur- und Kunstgegenstände dieser Ebene weit überragend, und in der Mitte eines Gebirgspanoramas, das seines Gleichen nicht mehr hat. So sind der Münster von Bern, der Markusturm von Venedig, die Türme von München und von Konstanz und die Zinnen noch vieler anderer Städte der umliegenden Ebenen zu gewöhnlichen Rendezvous der zahlreichen Scharen naturgenußsuchender Reisenden geworden.

Die Freude und das Entzücken, welche uns ergreifen, wenn wir einen jener natürlichen oder künstlichen Altane erstiegen haben und die Ketten der hohen Berge am ganzen Horizont hin vor uns schimmern sehen, fließen aus einer Reihe von anmutigen Täuschungen und überraschenden Enttäuschungen, mit denen sich eine Menge von erwartungsvollen Hoffnungen oder dankbaren Erinnerungen reizend verkettet.

---

## Briefe von Grillparzer.

Bei Cotta in Stuttgart sind jetzt zwei Bände: „Grillparzers Briefe und Tagebücher", herausgegeben von Karl Glossy und August Sauer, erschienen. Eigenartig interessante Briefe, die schon in der Form literarische Meisterstücke sind und deren Inhalt uns einen tiefen Blick in des Dichters Leben und Verhältnisse tun lassen. Diese Verhältnisse sind zumeist ganz verzweifelte. Grillparzer, lange Jahre kleiner Beamter an der Hofkammer, ringt mit seinen Vorgesetzten um Urlaub, erstens wegen Kränklichkeit, besonders aber um literarisch tätig sein und Reisen machen zu können. Er ringt mit mißlichen Familienverhältnissen, namentlich die Familie eines Bruders macht ihm Sorge und Ärger. Er ringt mit der Polizei, die ihm seine Dramen vandalisch zensuriert oder gar verbietet. In späteren Jahren ringt er mit körperlichen Leiden, gegen die er in allerlei Kurorten vergebens Hilfe sucht. Und immer ringt er mit seinen schlimmen Seelenstimmungen, denen oft beißender Sarkasmus entkeimt und die ein bisweilen hervorspringender, wunderlich gemütlicher Humor nicht zu zerstreuen vermag. Es ist derselbe eigentümliche Wiener Humor, dem man auch bei Anzengruber und Schlögel so ausgesprochen begegnet.

Jedesmal aber, wenn ich mich einließ, bestätigte sich jene traurige Erfahrung, was umso natürlicher ist, da ich mich gerade zu solchen am meisten oder vielmehr ausschließlich hingezogen fühle, die eigentlich am wenigsten für mich passen: zu denen nämlich von entschiedenen Charakterzügen, die meinem Hang zu psychologischer Forschung und dem stoffumbildenden Dichtersinne in der Idee die meiste Nahrung geben, auf der anderen Seite aber durch ihr Sprödes und Abgeschlossenes im wirklichen jedes Zusammenschmelzen nur noch unmöglicher machen.

An den Grafen Chorinsky!

Euer Exzellenz!

Durch das hohe Präsidialdekret vom 17. d. M., Zahl 1243, aufgefordert mich über mein nicht autorisiertes Wegbleiben vom Geschäft und Amt zu verantworten, bin ich zum Teil in nicht geringer Verlegenheit. Indem ich nach Rechtfertigungsgründen suche, finde ich höchstens Umstände zur Entschuldigung und diese von der Art, daß jedermann sie ebenso gut weiß und noch dazu besser anführen kann, als ich selbst. Dieses letztere war auch größtenteils die Ursache, warum ich ihre wiederholte Anführung unterließ und den aus Gründen mir bewilligten Urlaub stillschweigend als eben so lange dauernd fortsetzte, als die Gründe der Bewilligung selbst. Ich bekenne, daß eine solche Voraussetzung außer der amtlichen Regel ist, aber ich war eitel genug, meinen Fall selbst als einen Ausnahmsfall zu betrachten.

Ich bin kein Müßiggänger, kein fahrlässiger Bureauflüchtling, der die Stunden, die er dem Dienste stiehlt, in Vergnügungen und Unterhaltungen zubringt. Anhaltende Studien und angestrengte Arbeiten haben mir vor der Zeit die Jugend geraubt und ihre Freuden!

Die Art meiner Körperleiden zeigt deutlich die Quelle, aus der sie entspringen. Hat mich irgend jemand einmal lachen oder spazieren gehen und reiten und fahren gesehen, so sah er nicht einen übermütigen Bruder Lustig, sondern einen gepeinigten Gemütskranken, der sich auf Geheiß des Arztes und nach schwer gefaßtem Entschlusse nötigte, seinen Zustand auf Augenblicke zu vergessen und im Vergessen zu erleichtern. Ganz Deutschland weiß, d a ß und w i e ich mich beschäftige.

Ich habe mir Ehre gemacht und meinem Vaterlande, und meine Arbeiten sind nicht von der Art derjenigen, die ein glücklicher Augenblick unvorbereitet gebiert, sie tragen die Spuren der Wehen oft nur zu deutlich an sich und zeugen von anhaltenden Studien und Vorarbeiten.

Man kann aber nicht zwei Herren dienen, sagt schon die Bibel, und die allgemeine Hofkammer hat mir durch oftmalige Verwerfung bei Dienstverleihungen nur zu deutlich gezeigt, daß sie sich nicht für den Herrn halte, dem ich mit Glück zu dienen imstande wäre.

Weit entfernt, mich dadurch beleidigt zu glauben, gab ich vielmehr alle weiteren Dienstbewerbungen bei jener hohen Stelle auf und erwarte von ihr nichts mehr als Duldung, so lange, bis es meinem seitdem oft wiederholten Bemühen gelungen sein würde, einen anderen, mit meinen literarischen Beschäftigungen mehr in Einklang stehenden Platz zu erhalten. Diese Bitte um Duldung — hauptsächlich durch den Wunsch erzeugt, sieben schwer zurückgelegte Dienstjahre nicht durch Unterbrechung zu verlieren — wird doch, bescheiden wie sie ist, nicht größer erscheinen, als meine, wenn auch geringen Verdienste?

Aber, dürfte man fragen, wie kommt die Hofkammer zu der Zumutung, literarische Verdienste zu würdigen? Es gibt Staaten, die Akademien und Pensionen für Literatoren haben. Österreich hat sie, vielleicht aus guten Gründen, nicht. Wo

endlich die Berge allmählich sich senkten und das gottgepflegte Toskana dalag in einer Schönheit, für die die Sprache keine Worte hat, grün und blühend mit Zypressen und Pinien, mit Lorbeern und Ölbäumen. — Noch einmal: Reisen Sie nach Italien, gnädige Frau.

Florenz. Fort ohne Aufenthalt, und so fort, Tag und Nacht, durch die wildesten Gegenden, mitten durch die aufgehangenen Glieder von hingerichteten Mördern, die gedörrt an Pfählen baumeln und die Orte geschehener Morde bezeichnen, fort bis endlich hinter alla Storta der Postillion still hielt, auf eine rundliche Erhöhung in nebliger Ferne mit der Peitsche hinwies und sagte: Dort liegt Rom!

Was ich in Rom gesehen und gehört, weiß ich so eigentlich selbst nicht mehr. Ich war in der Sixtinischen Kapelle und habe die Lamentation samt dem Miserere gehört, welchem letzteren nichts beikommt, was ich gehört habe bis jetzt, selbst Beethovens Symphonien nicht, mein Fräulein Lottchen! Ich habe den Papst gehen und tragen gesehen; ich habe ihn gesehen den Segen austeilen orbi et urbi vom Altar der Peterskirche, und in der Tat, der Eindruck dieses letzteren war größer als alles andere, was ich bis jetzt erfahren, und wird mit dem Markuspalast und dem ersten Anblick des Meeres als Merkzeichen in meiner Erinnerung stehen.

Von Ihren Briefen, gnädige Frau! konnte ich noch keinen abgeben. Petzold ist in Florenz und Ignatius ist durch den hier verbreiteten Ruf von seines Onkels Kotzebue Tode so berührt, daß ich ihn bis jetzt noch nicht aufsuchen mochte. Übrigens habe ich Schoppe hier gefunden und die Bekanntschaft mit ihm erneuert.

Mir geht es recht gut und es soll mir, hoffe ich, immer so gehen; möge doch ein gleiches mit Ihnen, Ihrem würdigen Gemahle und Fräulein Lottchen der Fall sein. Zürnen Sie nicht, daß ich da so viel dummes Zeug geschrieben habe, und behalten Sie mich in Ihrer Erinnerung. F. Grillparzer.

H. v. Pohl bitte ich zu grüßen.

## An Georg Altmütter. (Frühjahr 1821?)

Du verlangst von mir, ich soll sie Dir beschreiben, die ich liebe? Vor allem: die ich liebe, sagst Du? Wollte Gott, ich könnte sagen ja! Wollte Gott, mein Wesen wäre fähig dieses rücksichtslosen Hingebens, dieses Selbstvergessens, dieses Anschließens, dieses Untergehens in einen geliebten Gegenstand! Aber — ich weiß nicht, soll ich es höchste Selbstheit nennen, wenn nicht noch schlimmer, oder ist es bloß die Folge eines unbegrenzten Strebens nach Kunst und was zur Kunst gehört, was mir alle anderen Dinge aus dem Auge rückt, daß ich sie wohl auf Augenblicke ergreifen, nie aber lang festhalten kann. — Mit einem Worte: ich bin der Liebe nicht fähig. So sehr mich ein wertes Wesen anziehen mag, so steht doch immer noch etwas höher und die Bewegungen dieses etwas verschlingen alle anderen so ganz, daß nach einem „Heute“ voll der glühendsten Zärtlichkeit leicht — ohne Zwischenraum, ohne besondere Ursache — ein „Morgen“ denkbar ist der fremdesten Kälte, des Vergessens, der Feindseligkeit möchte ich sagen. Ich glaube bemerkt zu haben, daß ich in der Geliebten nur das Bild liebe, das sich meine Phantasie von ihr gemacht hat, so daß mir das wirkliche zu einem Kunstgebilde wird, das mich durch seine Übereinstimmung mit meinen Gedanken entzückt, bei der kleinsten Abweichung aber nur umso heftiger zurückstößt. Kann man das Liebe nennen? Bedaure mich und sie, die es wahrlich verdiente, wahrhaft und um ihrer selbst willen geliebt zu werden.

Das Bewußtsein dieser unglücklichen Eigenheit meines Wesens hat auch bewirkt, daß ich von jeher allen Verbindungen mit Weibern, zu denen mich übrigens mein Physisches ziemlich geneigt macht, nach Möglichkeit ziemlich ausgewichen bin.

Ich bin Eurer Majestät geborener Untertan, von österreichischen Eltern, in Wien geboren. Ich habe die philosophischen und Rechtsstudien auf der Wiener Hohenschule, und ich kann wohl sagen, mit günstigem Erfolge gemacht. Ich diene seit dem Jahre 1812, mithin fast durch volle zehn Jahre Eurer Majestät bei verschiedenen Stellen, und wenn ich es auch in meiner gegenwärtigen Diensteslaufbahn, bei der so zahlreichen Kompetenz, nur erst bis zum Konzeptspraktikanten der allgemeinen Hofkammer gebracht habe, so bin ich doch unter diesen Praktikanten an Dienstzeit der älteste und somit der nächste zur Beförderung.

Meine Neigung, die von jeher vorzugsweise auf literarische Beschäftigungen ging, hat mich überdies früh zum Bibliothekfache gezogen. Ich diente nämlich fast durch ein volles Jahr in Eurer Majestät Hofbibliothek, wo ich Gelegenheit hatte, mich für die gegenwärtig angesuchte Stelle vorübend auszubilden. Nur der Mangel an Aussicht zum weiteren Fortkommen, verbunden mit meinen dürftigen Umständen, hatte mich damals bewogen, die Dienste der Hofbibliothek mit einer Stelle bei dem Gefällswesen zu vertauschen. Die Beamten der Hofbibliothek werden auf Befragen mir gewiß das günstigste Zeugnis nicht verweigern.

Als weitere Empfehlung darf ich wohl anführen, daß ich seit Vollendung meiner Studien nie aufgehört hatte, auch in ernsten Wissenschaften, vornehmlich aber im historischen Fache, weiter fortzuschreiten, und daß ich — was gerade für einen Bibliotheksdienst nicht unwichtig sein kann — nebst der lateinischen auch die griechische und von neueren Sprachen die französische, italienische, englische und spanische lese und vollkommen verstehe.

Da aber Eure Majestät bekanntlich, und mit so großem Rechte, gewohnt sind, bei Verleihung von Anstellungen außer den erforderlichen Kenntnissen und Geschicklichkeiten auch auf die moralischen Fähigkeiten der Bewerber Ihr Augenmerk zu richten, so glaube ich, was ein redliches Gemüt, dankbare Anhänglichkeit, Eifer für das Gute und strenge Grundsätze betrifft, hinter niemanden zurückstehen zu dürfen.

Wenn ein einziger von jenen, die Eure Majestät hierüber befragen können, mir ein anderes Zeugnis gibt, so will ich mich selbst für unwürdig bekennen, Ihnen zu dienen.

Und so lege ich Eurer Majestät mein Gesuch zu Füßen. Eure Majestät werden entscheiden und ich Ihren Ausspruch verehren, er mag mir günstig sein oder nicht.

Der ich bis zum Tod verharre Eurer Majestät getreuester Untertan

Franz Grillparzer, Konzeptspraktikant der allgemeinen Hofkammer.

Wien, am 1. Dezember 1821.

## An Josef Graf von Sedlnitzky. (Ende 1823.)

Es gehet ein Gerücht — und nur von zu guter Hand wurde es mir bestätigt — man gehe damit um, mein Trauerspiel König Ottokar zu verbieten. So unwahrscheinlich mir die Sache schien und noch scheint, so wenig eine solche Voraussetzung selbst mit dem übereinstimmt, was ich von E. E. mündlich zu vernehmen die Ehre hatte, so fühle ich mich doch beunruhigt und fange an zu fürchten, was ich zu glauben kaum über mich gewinnen kann.

Um E. E. nicht noch einmal persönlich zur Last zu fallen, nehme ich meine Zuflucht zu diesen Zeilen und bitte E. E., ehe Sie etwa ungünstig entscheiden, den vollen Umfang dessen zu überblicken, was Sie zerstören und wie sehr Sie entmutigen.

Ich habe mich nie unter die Schriftsteller des Tages gereiht. Kein Journal hat Beiträge von mir aufzuweisen. All die Korrespondenznachrichten und Tages-

die Beschützung der Wissenschaften nicht Pflicht einer besonderen Behörde ist, muß sie gemeinsame Obliegenheit aller übrigen werden, und zudem ist die Begünstigung, die ich bitte, so klein, das Geschäft eines ohnehin nicht glücklich arbeitenden Konzeptspraktikanten so leicht ersetzt, ein Gehalt von 400 fl. so gering und noch dazu nur auf so lange, bis sich ein anderer Ausweg zeigt, denn man wird doch nicht glauben, daß ich darauf die Aussicht meines künftigen Lebens beschränkt habe!

Lebte ich in Frankreich oder England, so wäre mein Lebensunterhalt nach drei gelieferten dramatischen Arbeiten gesichert, in Wien bin ich ohne Mittel, und wahrlich in Verlegenheit, wenn die allgemeine Hofkammer mich nach Dienstesstrenge behandelt. Fürchtet man durch solche Nachsicht ein übles Beispiel zu geben, so gestehe ich, nicht zu glauben, daß einer der Konzeptspraktikanten der allgemeinen Hofkammer aus gleichen Gründen eine gleiche Begünstigung werde ansprechen können, und der Tadel der Welt dürfte diese hohe Stelle im vorliegenden Falle vielleicht eher bei allzugroßer Strenge treffen, als bei rücksichtnehmender Milde.

Spricht doch jedermann von Schutz für die Künste und nachsichtiger Schonung für die Künstler, man schreibt Bücher und Schauspiele davon, in denen sich die ganze Welt erbaut, und trotz alles Mitleides im allgemeinen bleibt man doch gleich hart im besonderen, und nur die Tassos und Corregios werden weniger, indes die Antonio und Battista bleiben.

Ich bekenne, daß das alles keine Gründe für die allgemeine Hofkammer sind, aber es soll auch weder für diese Stelle, noch selbst für ihr Präsidium. Für Sie sei es, Graf von Chorinsky, der Sie den Menschen zu schätzen wissen und den Literator; der Sie aus eigener Erfahrung die Leiden kennen, mit denen überspannte Geistesanstrengung den Körper angreift und das Gemüt; der mich bei ähnlichen Anständen noch nie ohne Trost entlassen hat und aus dessen Augen ich so gern persönlich die Gewährung meiner Bitte gelesen hätte, wenn mir durch das obenerwähnte Dekret nicht schriftliche Verantwortung zur Pflicht gemacht worden wäre.

Daher auch keine Beibringung halberlogener ärztlicher Zeugnisse, kein Herumlaufen hier und dort nach Vorsprache und Protektion, kein Gesuch unter Stempel und Kanzleiform, sondern unmittelbares Nahen voll Unterwerfung und Zuversicht.

Eurer Exzellenz gehorsamster

Wien, am 23. Juni 1821. Franz Grillparzer, Konzeptspraktikant.

## An Kaiser Franz.

Euer Majestät!

Der Schreiber dieses Gesuches, Franz Grillparzer, ist derselbe, der durch mehrere theatralische Arbeiten, als: Die Ahnfrau, Sappho, Medea, das Glück gehabt hat, die Aufmerksamkeit des Publikums auf sich zu ziehen, ja selbst die Teilnahme des Auslandes zu erwecken, was die Übersetzung dieser seiner Stücke in die meisten Sprachen des kultivierten Europa zu beweisen scheint.

Ich würde Anstand nehmen, diese literarischen Verdienste selbstlobend zu erwähnen, wenn es nicht eine literarische Anstellung wäre, um die ich es wagen will, Eure Majestät zu bitten, und wobei denn auch wissenschaftliche und Kunstkenntnisse allerdings als Empfehlungsgründe angeführt werden dürften.

Es ist nämlich durch den Tod des Skriptors in Eurer Majestät höchsteigener Privatbibliothek dessen Stelle in Erledigung gekommen und ich unterfange mich, Eure Majestät zu bitten, bei Wiederbesetzung derselben Ihre Augen huldreichst auf mich zu wenden, der ich zur Unterstützung meines Gesuches manches und vor allem folgendes anzuführen vermag.

erfolgen können, der Tadel Esaus würde gleich groß sein, wenn er seine Erstgeburt statt um ein Linsengericht, um Tonnen Goldes hingegeben hätte.

Sobald mir übrigens der Wille Seiner Majestät hierüber bestimmt bekannt geworden sein wird, verpflichte ich mich mit meiner Ehre, niemandem, zu was immer für einem Gebrauche, eine Abschrift dieses meines Stückes mitzuteilen, noch zu gestatten, daß eine solche Abschrift von wem immer genommen werde. Hierüber will ich mich nur noch gegen die Möglichkeit verwahren, daß, da ich in der Notwendigkeit war, mein Stück vor der Aufführung zweimal kopieren zu lassen, schon damals ohne mein Vorwissen Abschriften vom Kopisten heimlich gemacht und für sich behalten werden konnten. Für den Mißbrauch solcher heimlich genommener Abschriften könnte ich natürlich nicht verantwortlich sein. Was meine eigenen Handlungen und Unterlassungen betrifft, so ist, wie ich hoffe, mein Ehrenwort ein unantastbarer Bürge. Daß ich selbst im Besitze eines genau zu verwahrenden Exemplares bleibe, ist natürlich und billig.

Diese meine Gesinnungen bitte ich Seiner Majestät zu Füßen zu legen, mit der Versicherung, daß, wie schwer mir auch manches in der Erfüllung dieses höchsten Befehles fallen mag, mir doch die milde, schonende Art, in der es gegeben wird, ewig unvergeßlich sein wird.

In tiefster Ergebenheit Eurer Exzellenz gehorsamster

Wien, am 5. März 1828. Franz Grillparzer.

An den Grafen Sedlnitzky.

Eure Exzellenz!

Als ich die Ehre hatte, Hochdenselben die mir abgeforderte Erklärung in Bezug auf die Abtretung des Dispositionsrechtes über mein letztes Trauerspiel „Ein treuer Diener seines Herrn" zu überreichen, waren Eure Exzellenz so gütig, mir die Bekanntmachung der Höchsten Entscheidung für die nächstfolgenden Tage zuzusichern. Wenn seitdem bereits zwei Wochen verstrichen sind, so schöpfe ich freilich daraus einerseits die freudige Hoffnung, daß Seine Majestät Ihre Willensmeinung in dieser Sache geändert haben; anderseits aber wächst, außer der quälenden Ungewißheit, auch noch für mich die Gefahr, das mir hierüber empfohlene Stillschweigen nicht in seiner ganzen Ausdehnung befolgen zu können.

Außerdem nämlich, daß ich täglich von Personen, bei denen Achtung und Verhältnisse mir unmotiviert ablehnende Antworten nicht erlauben, um Mitteilung des Manuskriptes zum Lesen angegangen werde, drängen mich auch noch die Bevollmächtigten der Theater in Hamburg, Hannover und Pest, die das Stück schon vor der Aufführung in Wien für jene Bühnen verlangten und denen ich das Manuskript, unmittelbar nach der ersten Vorstellung im Burgtheater, mit meinem Worte zugesichert habe.

Durch diese meine peinliche Stellung und die Ausflüchte, die ich zu nehmen gezwungen bin, dürfte endlich leicht ein im Publikum dumpf herumgehendes Gerücht, als seien neuerdings Bedenken über mein Stück entstanden, eine scheinbare Bestätigung erhalten, und wenn die Menge nach solchen bedenklichen Stellen erst *sucht*, so ist zu fürchten, daß es deren durch falsche Deutung endlich auch *finde*, und das Stück könnte — wenn jene Gerüchte nicht bald durch die Tat widerlegt werden — am Ende aufhören, anstandslos zu sein, bloß weil man es beanständet glaubt.

Diese Gründe entschuldigen mein Erkühnen, wenn ich es wage, mich an Eure Exzellenz mit der Bitte zu wenden, Seiner Majestät diese Lage der Sachen

neuigkeiten, wodurch andere Literatoren so leichten und so reichlichen Gewinn finden, habe ich verachtend von mir gewiesen, meine Kräfte anhaltend ernsten Studien, meine Zeit der Hervorbringung weitaussehender Werke gewidmet und von der Anerkennung meines Vaterlandes jenen Lohn erwartet, der der Ehre nichts benimmt und ohne den diese Ehre selbst mehr das Ansehen eines höhnenden Spottbildes für Leichtgläubige und Toren hätte, als eines wünschenswerten Zieles, wert, daß Verständige darnach trachten.

Ich habe ein Recht auf Berücksichtigung von seiten der Zensur.

Wenn E. E. meinen Ottokar verbieten, rauben Sie mir die Frucht jahrelanger Arbeiten, meine Aussicht auf die Zukunft, vernichten mich und in mir vielleicht eine Reihe aufkeimender Talente, die mein Beispiel sich zur Warnung nehmen und sich zur Gemeinheit der Journale oder der Posse der Leopoldstädterbühne flüchten werden, von denen mich enthalten zu haben, an mir so hart bestraft wird.

## An den Grafen Sedlnitzky.

Eure Exzellenz!

Durch Hochdieselben von dem, einem Befehle gleichgeltenden Wunsche Seiner Majestät unterrichtet, der alleinige Besitzer des von mir verfaßten Trauerspieles „Ein treuer Diener seines Herrn" zu sein, ward ich zugleich aufgefordert, mich zu erklären, wie hoch ich ungefähr den, durch die unterbleibende Verbreitung jenes Stückes mir entgehenden pekuniären Vorteil angeben zu können glaubte.

In gänzlicher Unwissenheit über die Ursachen dieser an mich ergangenen Aufforderung, muß ich mich lediglich auf genaue Befolgung der erhaltenen Andeutungen beschränken und erlaube mir demnach folgendes zu bemerken: Die Honorierung solcher Werke von Seite des Buchhändlers geschieht nach Auflagen, über deren jede besonders kontrahiert wird. Der hiesige Buchhändler Wallishausser hat mir für zwei aufeinander folgende Auflagen meines Trauerspieles „Ottokar" in einem und demselben Jahre, und zwar für die erste Auflage 1500 fl. K.-M., für die zweite 1200 fl. K.-M. bezahlt. Die Zahl der Auflagen bei einem mit Glück aufgeführten Stücke in einer Reihe von Jahren auf zwei anzunehmen ist keinesfalls überspannt, da meine beiden Trauerspiele „Die Ahnfrau" und „Sappho" gegenwärtig in der vierten Auflage im Umlaufe sind. Als Honorar der Aufführung von den verschiedenen Theatern Deutschlands habe ich bei einzelnen meiner Stücke: von Berlin 50 #, von Hamburg und München 30 #, von Stuttgart und Leipzig 20 bis 25 # u. s. w. erhalten. Das Honorar für die Aufführung außer Wien ist daher mit 100 # gleichfalls nur mäßig angenommen. Wenn ich unter diesen Umständen von meinem letzten Trauerspiele, die Aufführung in Wien abgerechnet, einen Ertrag von 3000 fl. K.-M. erwartete, so glaubte ich nicht mich einer leeren Hoffnung überlassen zu haben.

Diese meine Angaben sind natürlich keine Bedingungen, sondern Erfüllung der an mich ergangenen Befehle. Weit entfernt hier einen Vorteil zu suchen, würde ich, bei ganz freier Wahl, tausendmal die ungehinderte Verbreitung meines Stückes, wenn auch nur bei halbem Geldgewinne, jedem möglichen Geldgewinne vorziehen. Ich hätte gesagt: ohne allen Geldgewinn, wenn ich nicht durch mehrfache Umstände, namentlich durch die Unterstützung eines mit Weib und Kind als Lokalaufseher in Not schmachtenden Bruders, in wirklichen Geldbedarf geraten wäre. Aber auch so, wenn Seine Majestät für gut fänden, jede meiner Erwartungen auf äußeren Vorteil überschwänglich zu erfüllen, würde ich immer nur durch die Hoffnung aufrecht erhalten, daß, nach dem Vorübergehen gebietender, mir zur Zeit unbekannten Umstände, die Verbreitung meines Stückes ohne weitere Anstände werde

Schließlich wiederholt er, mit seinen Bitten nicht gerechten Beförderungsansprüchen des Hofbibliothekspersonals selbst in den Weg treten zu wollen, so wie ihn auch zu gegenwärtigem Gesuche weniger die Hoffnung veranlaßt hat, den erledigten Platz wirklich zu erhalten, als das Gefühl, daß ihm seine literarische Stellung nicht erlaube, sich von einer Bewerbung auszuschließen, in der er wohl Nebenmänner, aber keine Vormänner zu erkennen imstande ist.

Euer . . .

## An König Max II. von Bayern.

Indem der gehorsamst Unterzeichnete den vorgeschriebenen Ordensrevers hierneben anschließt, fühlt er sich glücklich, zugleich seinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Orden mögen in staatlicher und politischer Beziehung sich schon mit anderen Zeichen der Konvenienz vermengt haben, in literarischer haben sie noch ganz die Frische der ursprünglichen Bedeutung. Es muß daher hoch erfreuen in einer Zeit, die sich alle Mühe gibt, jede frühere Geltung zu zerstören, ohne imstande zu sein, neue an ihre Stelle zu setzen, von einer Seite anerkannt zu sein, wo die Macht zu belohnen mit der Einsicht in das zu Belohnende verbunden ist.

Bayern hat das Glück, schon in zweiter Generation einen Freund von Wissen und Kunst auf seinem Throne zu sehen, und da Österreich mit Bayern für jeden Fall das gemein hat, daß die Wärme der Empfindung von dem Grübeln der Nüchternheit noch nicht ganz verdrängt ist, so darf ich wohl in König Maximilian dem Zweiten meinen geistigen Lehensherrn verehren, wenn auch meine Untertanstreue ganz und ungeteilt einem anderen Staate gehört.

Wien, am 28. April 1854.

Ergebenst gehorsamer
Franz Grillparzer, Archivsdirektor im k. österr. Finanzministerium.

## An Kaiser Franz Joseph.

Eure Majestät!

Der gehorsamst Unterzeichnete steht gegenwärtig dreiundvierzig Jahre lang in Staatsdiensten. Eine immer mehr zunehmende Schwäche des Augenlichtes macht ihm die Lesung von Handschriften, worin doch sein hauptsächliches Geschäft als Direktor des Archives des Finanzministeriums besteht, geradezu unmöglich. Er sieht sich daher genötigt, in den Ruhestand zurückzutreten. Die allerhöchsten Direktiven sichern ihm hierbei den Genuß seines vollen Gehaltes von 1800 fl. zu, und insoferne wäre die Sache nur ein Disziplinargegenstand des Finanzministeriums und gar nicht würdig, vor die Augen Eurer Majestät gebracht zu werden. Nun bezieht er aber außer diesem Gehalte noch eine Personalzulage von 300 fl. — die übrigens schon sein Vorgänger genoß und die mit der Stelle eines Archivdirektors nur verbunden wurde, um einen mit juridischen Studien Ausgerüsteten zu vermögen, sich um die Archivsdirektorstelle bewerben — und nebstbei ein Quartiergeld von gleichfalls 300 fl.

Er hat auf diese Art im Staatsdienst nicht viel mehr erreicht, als jeder Registraturspraktikant erreichen kann, der, wie er, dreiundvierzig Jahre lang gedient, indes alle seine Schulkameraden, Neben- und Nachmänner mitunter in den höchsten Ämtern und Gehalten stehen, wobei es ihm in seiner Amtsführung, vor der Abnahme seines Augenlichtes, nicht an allseitigen Belobungen und Anerkennungen fehlte. Alle Gesuche des Unterzeichneten um Versetzung oder Beförderung wurden unberücksichtigt gelassen, so daß, wenn er gegenwärtig normalmäßig pensioniert würde, er,

vortragen und mir die Höchste Entschließung baldmöglichst zu meiner Richtschnur bekannt machen zu wollen.

In ehrerbietiger Verehrung Eurer Exzellenz gehorsamster

Franz Grillparzer.

Wien, am 19. März 1828.

## An Kaiser Franz.

(1834?)

Euer Majestät!

Alle anderen, vielleicht höheren Gründe beiseite gelassen, ist schon allein der entscheidend, daß bei dem gegenwärtigen Zensurzwange alles für gefährlich geltende nichtsdestoweniger im Auslande ungehindert erscheint, zu 100 Exemplaren eingeschwärzt und als verboten mit doppelter Begierde gelesen, verschlungen wird, indes der inländische Schriftsteller in jeder Wirksamkeit gehindert ist. Österreich kommt in den Ruf eines neuen Böotien und doch wird gar nicht verhindert, was man dadurch verhindern will. Die Maßregel hat alles Lästige eines Verbotes und gar nichts von seinen Vorteilen. Wäre der Kaiser von Österreich Herr der Welt oder auch nur Herr von Deutschland, so ließe sich eine solche separatistische Maßregel denken, gegenwärtig aber ist sie ein Unding. Die österreichische Zensur ist ein napoleonisches Kontinentalsystem; die inländischen Kaufleute gehen darüber zugrunde, die auswärtigen ärgern sich höchstens ein wenig, und Kaffee und Zucker kommt deshalb doch nicht außer Gebrauch.

## An Kaiser Ferdinand.

Wien, im April 1844.

Der Unterzeichnete erlaubt sich, um Verleihung der durch den Tod des Hofrates Mosel erledigten Stelle eines ersten Kustos der k. k. Hofbibliothek untertänigst zu bitten — für den Fall nämlich, daß dieser Platz nicht durch stufenweise Vorrückung des höchst verdienstvollen Personales der Hofbibliothek selbst besetzt werden sollte.

Da es sich hier um eine literarische Anstalt handelt, so dürfte es erlaubt sein, sich auf literarische Verdienste zu berufen. Der Unterzeichnete beruft sich auf die seinigen. Man mag sie nun für groß oder klein halten, so sind sie doch von der Art, daß keiner der inländischen Bewerber um die jetzt erledigte Stelle sich ihm wird voranstellen können.

Er dient gegenwärtig einunddreißig Jahre dem Staate, steht in einem Gehalte von 1800 fl. mit 300 fl. Personalzulage und ebensoviel Quartiergeld, seine Schulkameraden sind Hofräte und Regierungsräte, man wird also eine solche Beförderung auch nicht als einen gar so großen Sprung auf der Stufenleiter des Dienstes bezeichnen können.

Es befällt den Unterzeichneten manchmal eine Ahnung, daß in seinen Werken mehr liege, als man ihm gewöhnlich zuzugeben geneigt ist. Sehr oft ist der Fall dagewesen, daß die nachkommende Zeit von der vorausgegangenen Rechenschaft begehrt hat über die Art, wie sie Talente höherer Art behandelt hat. Es möchte nicht zum Ruhme der Gegenwart gereichen, wenn sie einen Mann hinter den Akten versauern ließ, der in anderen Verhältnissen Höheres zu leisten imstande war.

Eure Majestät! Ich fühle das Alter herannahen. Die Spannkraft der Seele beginnt nachzulassen in dem immerwährenden Konflikt mit der verkehrten literarischen Richtung der Neuzeit sowie mit den mannigfaltigen Hemmungen, die, vielleicht durch die Zeitumstände gerechtfertigt, doch nichtsdestoweniger schwer auf den einzelnen lasten. Eine kongenialere Dienstbeschäftigung dürfte vielleicht in dem Unterzeichneten wieder die Lust zur Hervorbringung erwecken, deren frühere den Namen Österreichs beinahe zuerst auf den literarischen Stapel der Welt gebracht haben.

## An Kaiser Franz Joseph.

Eure Majestät

haben dem gehorsamst Unterzeichneten die unverdiente Ehre erwiesen, ihn zum lebenslänglichen Mitglied des Herrenhauses im Reichsrate zu ernennen. Derselbe hat sich der hohen Bestimmung nur darum gefügt, weil er darin mehr eine Ehre für die Literatur als für sich selbst zu erkennen glaubte.

Nun nehmen aber die Schwächen des vorgerückten Alters bei dem Unterzeichneten sowohl körperlich als selbst geistig in so erschreckendem Grade zu, daß er sich einer so hohen Ehre nicht mehr gewachsen fühlt und daher Eure Majestät untertänigst bittet, diese Vertrauensstelle hiermit ehrfurchtsvoll zurücklegen zu dürfen.

## An Joseph Pollhammer.

Werter Herr und Freund! Wien, am 22. März 1866.

Daß es Ihnen wohl geht, freut mich mehr, als es mich überrascht. Es gibt Menschen, die den Keim des Wohlbefindens in sich tragen, und darunter gehören vor allen Sie. Obgleich das eigentlich ein Unglück für Ihre Poesie ist; denn ein deutscher Dichter muß mit Gott und der Welt unzufrieden sein. Und doch geht's mit Ihrem neuen Gedicht vorwärts! Wir wollen die Lösung des Rätsels mit Furcht, vor allem aber mit freudiger Hoffnung erwarten.

Ihre Frau Gemahlin hat alle Strapazen des vorjährigen Feldzuges glücklich überstanden. Sie sagen, sie sehe wieder aus wie ein Mädchen. Dann weiß ich Ihnen keinen Rat, als heiraten Sie sie noch einmal, ich weiß Ihnen keine bessere. Daß Sie die Sie umgebenden Naturmenschen zugleich bilden und unterhalten, ist recht schön. Die Erheiterung braucht man recht notwendig in unserer unsinnigen Zeit und die Bildung hat trotz Konkordat und B . . . doch auch ihr Gutes. Meine Hausfräulein, die sich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin herzlich empfehlen lassen, hatten neulich einen großen Triumph. Eine Frau, die ihre Lebensschicksale erzählte, erwähnte, daß sie sich in Gföhl (wo sie entweder geboren ist oder sich doch aufgehalten hat), daß sie sich also in Gföhl, als einem barbarischen Orte, entsetzlich gelangweilt habe. Wo denn meine Fräulein mit der dem ganzen Geschlechte eigenen Schadenfreude ihr erwiderten, daß sich der neue Notar mit seiner Frau daselbst sehr gut unterhalte. Was mich selbst betrifft, so werde ich immer kränker und unangenehmer. Nebstdem, daß kein Fleck in meinem ganzen Körper ist, der nicht sein eigenes Leiden aufzuweisen hätte, greifen mich die inneren und äußeren Staatsverhältnisse auf eine so unvernünftige Art an, daß ich fast unvernünftiger bin als diejenigen, die die Verwirrung veranlaßt.

Halten Sie sich so rein als möglich von so nutzlosem Anteil.

Freundschaftlich Grillparzer.

## An Joseph Pollhammer.

Lieber Freund! Wien, am 22. Mai 1866.

Sie haben denn endlich auch Ihren Zoll an das Menschenschicksal bezahlt, denn gar so gut wird es doch niemandem in dieser trotz aller Vortrefflichkeit doch immer etwas hundsföttischen Welt. Übrigens war der Tod Ihrer Mutter ein Unglück, das früher oder später Sie einmal betreffen mußte und dem Sie nur dadurch hätten entgehen können, wenn Sie vor ihr gestorben wären, was denn der vortrefflichen Frau ein noch härterer Schlag gewesen wäre, als ihr eigener Tod.

Übrigens ist das Unvermeidliche geschehen und Sie selbst samt den Ihren befinden sich gesund und wohl; ein Glück, das nur derjenige ganz zu schätzen weiß, der wie ich sich im entgegengesetzten Falle befindet.

der doch nicht wissen kann, welche Hilfeleistungen und häusliche Erleichterungen ihm die im Wachsen begriffene Schwäche seines Augenlichtes noch nötig machen wird, leicht in seinen alten Tagen einem nicht sehr beneidenswerten Lose anheimfallen könnte.

Nun hat er aber außer seinen Amtsgeschäften sich auch literarischen und vor allem dramatischen Arbeiten hingegeben. Was er in letzterem Fache geleistet, dürfte leicht unter das Beste gehören, was seit Schillers Tode in Deutschland erschienen ist. Hierbei war immer die Verherrlichung seines Vaterlandes eines seiner Hauptaugenmerke. Er hat im Jahre 1848, als die gesamte Literatur schwieg oder sich der Bewegung anschloß, durch sein, nicht ohne eigene Gefahr, veröffentlichtes Gedicht an den Feldmarschall Radetzky nicht wenig zur Stärkung der guten Gesinnung, ja selbst zur Begeisterung der Armee beigetragen, die ihm dafür einen Ehrenbecher mit der Inschrift: „Von der dankbaren italienischen Armee" zum Geschenke gemacht hat.

Wenn er daher gegenwärtig sein Augenmerk auf eine Ausnahme von allgemeinen Pensionsvorschriften richtet, so darf er selbst wohl auch ein wenig unter die Ausnahmen zählen, und er lebt der Überzeugung, daß der großartige Sinn Eurer Majestät seine Hoffnungen nicht täuschen werde.

Eurer Majestät untertänigst gehorsamster

Franz Grillparzer, Archivsdirektor des k. k. Finanzministeriums.

Wien, am 26. März 1856.

## An die Steueradministration.

Löbliche Steueradministration für Wien!

Durch Dekret vom 10. November 1860, Z. 9486, wurde ich aufgefordert, mich über mein Einkommen zum Behufe der Steuerbemessung zu äußern.

Ich lebe von meiner Staatspension mit 2400 fl., welche bekanntlich steuerfrei ist.

Was den Ertrag der Schriftstellerei betrifft, so war ich ein Schriftsteller, bin aber keiner mehr; ich habe nämlich seit zwanzig Jahren nichts drucken und nichts neues aufführen lassen. Meine älteren Stücke sind in Deutschland außer Gebrauch gekommen, und wenn sie auch hier oder dort noch aufgeführt werden, so fällt doch — trotz der hohen Bundesgesetze — niemandem ein, mir dafür ein Honorar zu zahlen.

Was die Tantiemen vom hiesigen Hoftheater betrifft, so habe ich allerdings im Jahre 1860 ein- oder zweimal eine solche bezogen, ohne daß ich aber angeben könnte, wie viel. Was übrigens umso gleichgiltiger ist, da ich aus dem verehrten Dekrete erfahren habe, daß die Theaterkasse angewiesen ist, die Beträge bei der Steuerbehörde einzugeben; wodurch ich nur dann die Steuer für das Vergangene zu bemessen bitte.

Dieselbe Bemessung bitte ich für die Zukunft eintreten zu lassen, da die Wiederaufführung meiner seit dreißig und vierzig Jahren (nicht) oft gegebenen Stücke von vielen Umständen abhängig ist: ob sie dem so sehr geänderten Geschmacke noch entsprechen? ob man die dazu erforderlichen Schauspieler noch findet? ob die geänderten politischen und sonstigen Verhältnisse die Wiederaufführung zulässig machen? so daß von einer Fatierung in voraus keine Rede sein kann.

Wien, am 16. November 1860.

F. Grillparzer, pens. Hofrat.

schleierten sie nicht die trennende Kluft durch wohlwollend täuschende Nebel und suchten sie nicht durch blumige Brücken schwächlichen Kompromisses zu überwinden. Im Gegenteil, indem der eine als ein streitbarer Kämpe mit seiner Überzeugung vor die Öffentlichkeit trat, lief er Gefahr, den Freund in seinem tiefsten und zartesten Empfinden zu verletzen, indem er das letzterem Verehrungswürdige und Heilige, das Fundament, auf welchem seine innere Welt aufgebaut war, zu negieren, den Glauben daran zu erschüttern suchte. Freilich wurzelte des Katholiken Rosegger Gottesglauben nicht minder tief im Grunde der Seele, wie des radikalen Freidenkers Adalbert Svoboda im Leben und Forschen errungene und gewonnene Erkenntnis und Überzeugung, mit deren Verfechten er, wie Rosegger selbst sagte: „auf Grund bekannter oder auch nur halb bekannter Naturdinge eine Welt und einen Himmel des Geistes und des Gemütes umstoßen zu können vermeinte". Als Svoboda dem vierundzwanzigjährigen Rosegger, im ersten Jahre von des Letzteren Aufenthalt in Graz, der ihm durch die unausgesetzte Bemühung seines selbstlosen Entdeckers und Gönners ermöglicht worden war, in einem Gespräche über Kunst, Kirche, Gott und Welt die „Wahrheit" — die zu ertragen er ihn bereits stark genug glaubte — mitteilte: daß es keinen Gott gebe, erwiderte Rosegger auf eine daran geknüpfte Frage, daß er nicht nur glaube, sondern wisse, daß Gott existiere, weil es nicht anders sein könne; und als Svoboda weiter bemerkte, in solchem Denken müsse man wissenschaftlich vorgehen, entgegnete der junge Rosegger, das täte er eben; und deshalb könnte er die Nichtexistenz Gottes erst annehmen, wenn sie bewiesen sei. (Vgl. Roseggers Nachruf an den entschlafenen Freund: „Ein Gottloser" im „Heimgarten", XXVI, Seite 772. Und wenn Rosegger — wie Svoboda in „Nord und Süd" (Oktober 1885) veröffentlichten Abhandlung über den steirischen Dichter erzählt — im Jahre 1876 das Zugeständnis machte, daß die Erkenntnis des Naturwirklichen die Wahrheit enthalte, so war doch seine Meinung, daß dies „eine häßliche Wahrheit sei, zu der sich der echte Poet nicht gesellen dürfe". Er halte dafür, „daß die Philosophie der Naturwissenschaften nicht in das Volk dringen solle; sie fülle die Welt mit Egoismus aus und lasse keinen Platz für Priester, Dichter und andere Idealisten. Der Poet aber habe mehr mit dem Priester gemein als mit dem Materialisten. So lange es ihm gelinge, den schönen Wahn von Menschenglück und Ideal zu singen, nütze er den Menschen". Und die Schärfe einer Absage besitzen die Worte, die Rosegger in einer Skizze über Berthold Auerbach zum Lobe des Verfassers der „Schwarzwälder Dorfgeschichten" schrieb: daß dieser „kein Anhänger der atheistischen Sekte, die ihren Kultus mit dem Unglauben treibt, daß er kein Anhänger des Skeptizismus und der Pessimisten war, die sich in dem Gedanken wohl fühlten, unglücklich zu sein",

Mit der Photographie Ihres Sprößlings haben Sie uns allen eine große Freude gemacht. Meine Frauenzimmer waren halb närrisch darüber. Meine Freude war gemäßigter. Nicht als ob mir der Bursch nicht unendlich gefallen hätte, aber Ihre Frau, die ihn auf dem Schoße hält, hat mit sämtlichen Photographien einen immerwährenden Krieg. Auf jedem ihrer Bilder ist sie um zehn Jahre älter, um hundert Prozent weniger hübsch und sieht so verdrießlich aus, als sie in der Wirklichkeit freundlich und heiter aussieht.

Aber der kleine Kerl ist prächtig und ich rate Ihnen, sich nach diesem Muster bei Ihren künftigen Werken zu halten. Ich hoffe, daß die Weltbegebenheiten Ihnen nicht so nahe gehen als mir. Mich machen sie fast zu allem unfähig und ich habe nur den Wunsch, früher zu sterben, als den Untergang meines Vaterlandes mit anzusehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie Ihre liebe Frau. Grillparzer.

An Joseph Pollhammer.

Hochgeschätzter Herr und Freund! Wien, 14. November 1868.

Ich war schon im Begriff, statt einem Glückwünschungsbrief an Sie, einen Drohbrief an Ihre Mitschuldige zu schreiben und sie zu fragen: ob sie nicht bald ihren Bevölkerungsbestrebungen ein Ziel setzen werde? Und wenn es schon sein muß, warum sie nicht wenigstens ein paar Frauenzimmer in die Welt setzt, die ihr und ihrer Schwester ähnlich sind, und zugleich mit dem Unglück einen Trost in die Welt setzt? So viele Juristen und künftige Notare und Advokaten müssen endlich das ganze Viertel Obermanhardsberg überschwemmen und zu Grunde richten. Doch ich schone ihren geschwächten Zustand und verspare meine Strafpredigt bis zum zwölften Kinde, wenn ich ja so lang lebe. Obwohl bei Ihrer beiderseitigen Eilfertigkeit für nichts gutzustehen ist.

Also will ich vorderhand nur bei dem Glückwunsch bleiben und damit schließen, denn Sie sehen aus der schlechten Schrift, wie schwer mir das Schreiben wird. Meine Hausfräulein freuen sich mit mir und können das zwölfte Kind kaum erwarten. Ergebenst Grillparzer.

# Ein Freidenker.

Dem Andenken Adalbert Svobodas von **Oskar Wilda.**

„Bekenne, was du erkennst.“ Fr. Nietzsche.

Wenn ich von dem Manne, dessen Andenken diese schlichten Zeilen gewidmet sind, sprechen soll, so weiß ich keinen besseren Ausgangspunkt, nichts, was — wenn ich nach mir urteilen darf — die Leser mit einem Schlage so in innige Fühlung mit ihm zu bringen vermöchte, als sein durch Jahrzehnte sich erstreckendes, bis zu seinem Tode in seiner Festigkeit und Innerlichkeit unerschüttert gebliebenes Freundschaftsverhältnis zu einem Manne, von dem ihn die tiefe Kluft verschiedener Weltanschauung trennte, zu Peter Rosegger. Dabei verhehlten sich die beiden als ehrliche und mutige Bekenner nicht die Gegensätze ihrer Naturen, ver-

sprach aus dem Munde eines slavischen Naturkindes zu dem empfänglichen Gemüte des Knaben. Die schöne Ruska, die auf dem großväterlichen Gute durch ihre madonnenhafte Schönheit von den aus Polen und Rußland zum Roboten nach Böhmen gekommenen derben Knechten und Mägden so merkwürdig abstach — sie war die natürliche Tochter eines polnischen Offiziers — erzählte wohl nach dem Abendläuten mit geheimnisvoll gedämpfter Stimme von verrufenen Orten und von übernatürlichen Wesen, indem sie fester den Rosenkranz um ihr feines Handgelenk wand, und knüpfte dann die Lehre und Mahnung an: „Mein Söhnchen, der ganze Himmel ist mit Sternen und Geistern belebt. Der größte heißt Gott. Glaube an ihn, damit er dir Gutes erweise und alle deine Wünsche erfülle.“ Und der Knabe sprach, als er zu Bette ging, folgendes bezeichnende Gebet: „Lieber Gott, wenn du wirklich bist, so schenke mir morgen früh eine neue Pistole. Ich will damit einen Fuchs erlegen, der die schwächeren Tiere, die ihm in den Weg laufen, zerfleischt. Treffe ich ihn, so soll sein buschiger Schweif meine Siegestrophäe sein, und dir, lieber Gott, schenke ich dafür ein Dankgebet.“ Hier finden wir schon jene edle Hilfsbereitschaft, das ethische Gefühl, die der Verfasser der „Idealen Lebensziele“ so oft und so warm betätigt; hier finden wir auch den unerschrockenen Kämpfermut und schon eine Andeutung des kritisch-skeptischen Geistes, jenen Drang, alles auf seinen positiven Wert, seinen sichtbaren Nutzen für das Menschheitswohl abzuschätzen, den Zug zum tatkräftigen Handeln an Stelle andächtigen Schwärmens und blinden Verehrens. Der Knabe, der weder vor Mordgesellen noch vor den Geistern, von denen Ruska erzählt, sich fürchtend, allein in das Dunkel der böhmischen Wälder untertauchte und an den von Teufelsmächten beherrschten Kreuzwegen sich vorüberwagte, bewaffnet mit der alten großväterlichen Pistole, der man eher ein gefährdendes Zerplatzen als wirksamen Schutz zutrauen konnte, streifte mit offenem Blick durch die Natur, von der er beobachtend lieber lernte als vom Lehrer, bewunderte den Arbeitstrieb der Ameisen und Bienen, die ihm klüger als die Knechte und Mägde des Gutes erschienen, und betrieb auf eigene Faust botanische Liebhabereien.

Bis zum sechzehnten Jahre blieb Adalbert Svoboda, welcher am 26. Jänner 1828 in Prag das Licht der Welt erblickt hatte, im Banne des Glaubens. Dann aber wandelte sich die religiöse Inbrunst des Knaben, dessen angeborener Schönheitssinn und starke musikalische Begabung in den Prager Kirchen mit ihren wunderbaren architektonischen Reizen, ihren Madonnen- und Heiligenbildern, ihren von hohen Wölbungen herniederklingenden Gesängen und Orgelklängen so reiche Anregung fanden, in eine rein ästhetische Freude an der Poesie des katholischen Kultus und an den Schöpfungen der kirchlichen Kunst. Aber sein offener, kritisch-

und daß Berthold Auerbach seine Gestalten mit einer „schicksalumfassenden versöhnenden Philosophie“ durchgeistigt habe.

Man sieht, bestimmter können zwei Menschen sich ihrer Gegensätzlichkeit nicht bewußt werden, noch sie entschiedener und offener bekennen; und wie Rosegger gesteht, ist von dem Tage der ersten Aussprache über diese Fragen an der Widerstreit nicht mehr verstummt. Aber jeder blieb auf seinem Standpunkte. Der eine konnte den andern nicht an sich selbst irre machen; aber es wurde auch keiner an dem andern irre; Rosegger erkannte und ehrte die idealen Absichten des Freundes, ob er gleich seine Ansichten in ihrem wesentlichen Kern verwerfen mußte. Über die tiefe, trennende Kluft hinweg reichten sich die beiden Männer als Menschen, die gegenseitig ihren Wert erkannt hatten, die Hände, in der freudigen Erkenntnis, daß, wenn sich auch Wissen und Glauben nicht vertragen wollen — doch „die Ideale der Vernunft und des Herzens harmonisch zusammenklingen können“.

Ich habe das Verhältnis Svobodas zu Rosegger nicht nur deshalb als Ausgangspunkt gewählt, weil es von vorneherein dem Worte Freidenker das Abschreckende, das es für manches Gemüt haben mag, zu nehmen und seinen Träger in seiner sympathischen Menschlichkeit sofort auch dem Gegner seiner Lebensanschauung nahe zu bringen geeignet ist, sondern auch, weil auch ich dem Versuche einer Würdigung des entschlafenen Gelehrten das Bekenntnis vorauszuschicken mich gedrungen fühlte, daß wie bei Rosegger, meine Wertschätzung des Menschen und Schriftstellers Svoboda nicht mit einer grundsätzlichen Übereinstimmung der Ansichten verknüpft ist.

Wenn man nun, sei man Gläubiger oder Freidenker, sich wie Heine mit Widerwillen von jenem Atheismus abwenden wird, der nach Käse und Branntwein riecht, das heißt, der nur einer rohen Gefühllosigkeit, einer frechen Negierung alles Hohen und Unerforschlichen entspricht, so muß man oder sollte man doch, gleichviel auf welcher Seite man stehe, jenen Atheismus achten, der eine unter Kämpfen und Schmerzen geborene Überzeugung ist, mit deren freimütigem Bekenntnis man eine sittliche Pflicht erfüllt. Und Adalbert Svoboda hat seine Weltanschauung nicht als ein fertiges Geschenk erhalten oder als eine leichte Beute gewonnen. Vom Glauben kam er her, durch den Zweifel mußte er gehen, bis er, den festen Boden einer sicheren, unentreißbaren Weltanschauung und Lebenserkenntnis unter den Füßen, aus einem Kämpfer zum Sieger, aus einem schwankenden Zweifler zum Wissenden, aus einem Suchenden selber ein Pfadweiser für andere geworden war.

Im Banne des Glaubens, der mit all dem mystischen Zauber und den ästhetischen Reizen des Katholizismus die junge Seele anzog und umstrickte, stand seine Kindheit; und die Poesie religiösen Aberglaubens

Pädagogen, dessen Andenken in Prag durch ein ihm gesetztes Denkmal und eine nach ihm benannte Straße lebendig erhalten wird, mußte der Jüngling jedoch entbehren, da der Vater bereits in seinem 47. Lebensjahre einem Lungenleiden erlegen war und dem begabten Sohne, der in der Schule stets die ersten Zeugnisse erhalten hatte, außer seinem guten Rufe nur eine geringe Geldsumme hinterlassen hatte. So war für den Strebsamen der Weg zu den Höhen des Wissens mit den Dornen der Entbehrung und mühseliger Anstrengung — da er neben seinen eifrig betriebenen Studien Stunden zu geben genötigt war — bedeckt. Trotzdem fand er auch noch Muße, sein ausgeprägtes musikalisches Talent zu pflegen und sich mit Kontrapunkt und Komponieren zu beschäftigen. Es sei hier gleich über diese Seite von Svobodas schöpferischer Tätigkeit angefügt, daß er neben zahlreichen Klavierstücken und Liedern auch eine vierstimmige Messe komponiert und auch eine komische Oper „Die Pegnitzerschäfer" begonnen, jedoch nicht vollendet hat. Er war — wie die Stuttgarter „Neue Musikzeitung" (1902, 26. Juni) berichtet — ein ausgezeichneter, über eine brillante Technik verfügender Klavierspieler, der noch im späteren Alter imstande war, die Virtuosen-Effektstücke seiner Jugendzeit mit Bravour wiederzugeben. Ein literarisches Zeugnis seiner musikalischen Fähigkeiten, seiner musik-historischen und -theoretischen Kenntnisse und zugleich seiner anziehenden Darstellungsgabe hat er auch in seiner „Illustrierten Musikgeschichte" (Stuttgart, 1892, C. Grüninger) geliefert. — Die meiste Anziehungskraft hatten für den jungen Studenten indessen die exakten Wissenschaften, und nur der Mangel an genügenden Mitteln hinderte ihn, der mit besonderem Eifer physiologische Vorlesungen und die Anatomie besuchte, Mediziner zu werden; ein Beruf, zu welchem er wie wenige auserwählt erschien. Mit seinem Scharfblick, seiner mutigen Entschlossenheit und sicheren Festigkeit, die er in kritischen Situationen bewährt, mit seinem auf praktische Umsetzung des erworbenen Wissens zum Heile der Menschheit gerichteten Geiste, mit seinem ethischen Gewissen und seinem warmen Herzen, vereinigte er die Gaben, die ihn zu einem idealen Arzte, der Freund und Erzieher, Tröster und Wohltäter seiner Patienten ist, gemacht hätten. Doch auch auf dem Gebiete, auf welchem ihm das Schicksal seine Lebensarbeit zugewiesen, hat er diese seltenen Eigenschaften seiner Natur in reichem Maße bewährt.

Bereits im Alter von zweiundzwanzig Jahren wurde Adalbert Svoboda, der in Prag Geschichte, Philosophie und Kunstgeschichte studiert hatte, zum Doktor der Philosophie promoviert und setzte seine zunächst hauptsächlich der Erforschung des Gotischen und Mittelhochdeutschen zugewandten Studien in der Absicht fort, sich in seiner Heimatstadt als Dozent der alten Sprachen niederzulassen. Er verzichtete aber darauf, als zwei Kollegen, deren Konkurrent er geworden wäre, ihn flehentlich

vergleichender Geist, dessen Klarheit die berauschenden Weihrauchwolken nicht in dämmersüßes Träumen einzulullen und dessen Urteilsfreiheit kein dogmatischer Zwang zu beschränken vermochte, unterwarf sich ihnen nicht. Die demütigen Heiligen, die duldenden Märtyrer, vor deren Bildern er stand, waren ihm nicht Erwecker überschwänglicher Jenseitsgefühle und — mit ihrer Nichtachtung irdischen Lebens — zur Nacheiferung reizende Lehrmeister der Menschheit, aber sie waren ihm Gegenstand sinnenden Denkens und Anreger vergleichender historischer Betrachtung, welche das Menschlich-Gleiche verschiedener Zeiten zu verknüpfen wußte.

Schwelgte sein Schönheitssinn in den Linien des Körpers, in dem Ausdrucke des von ekstatischem Schmerze verklärten Antlitzes von Guido Renis heiligem Sebastian, so rief zugleich der von Pfeilen durchbohrte christliche Ephebe den Gedanken an den von Lokis tückischem Pfeil niedergestreckten Gott Baldur, den heidnischen Märtyrer, wach. Hier erschlossen sich dem jungen Geiste in dämmerndem Ahnen Beziehungen, hier keimten Gedankengänge, aus denen später die Früchte des an Wissen und Erkenntnis gereiften Geistes hervorgingen, jene Programmschrift vom Jahre 1857, in der Svoboda die Beziehung der religiösen Weltanschauung zur Kunst beleuchtet hat, und jene viele Jahre später erschienene, groß angelegte vergleichende Mythen- und Religionsgeschichte: „Gestalten des Glaubens".

Den kritischen Wendepunkt in Svobodas Innenleben bildete ein Ereignis, in welchem seine Unerschrockenheit, seine Geistesgegenwart und Tatkraft, die, fern von passivem Vertrauen auf eine höhere Hilfe, durch selbstvertrauendes Handeln die „Arme der Götter" herbeiruft, die Rettung eines Menschenlebens bewirkten. Mit eigener Gefahr entriß er einen beim Baden verunglückten Freund den Fluten der Moldau; und während die Umstehenden nichts Besseres zu tun wußten, als für die entflohene Seele des einer Leiche völlig gleichenden Ertrunkenen ein stilles Gebet zu sprechen, unterstützte Svoboda, dem Handeln angebrachter als Beten erschien, eifrig die Wiederbelebungsversuche, die von Erfolg gekrönt wurden. Das Bewußtsein kehrte zurück, die Bewegungsfähigkeit des Körpers stellte sich wieder ein, die vermißte Seele hatte in ihm wieder ihre Wohnung bezogen und offenbarte in dem Funktionieren der Sinne und aller Organe ihre Gegenwart. Das Erlebnis machte einen tiefen, aufwühlenden Eindruck auf den jungen Svoboda. Das Problem der Seele und ihrer Beziehung zum Körper trat ihm überwältigend nahe, um später von ihm in materialistischem Sinne gedeutet zu werden. Jedenfalls empfand er gegenüber den auf ihn einstürmenden Fragen stark die Unzulänglichkeit seines Wissens, das zu erweitern und zu vertiefen er fortan alle Kräfte einzusetzen entschlossen war. Der Unterstützung seines Vaters, eines ausgezeichneten, auch musikalisch begabten

die öffentliche Aufmerksamkeit auf den jungen steirischen Poeten lenkten, dem sein Entdecker später auf der Höhe seines schriftstellerischen Ruhmes auch — wie eingangs erwähnt — in „Nord und Süd" eine darnach in Buchform erschienene eingehende Würdigung gewidmet hat.[1])

Dankbar hat Rosegger, der seine Weiterentwicklung unter der Obhut Svobodas selbst in den Schriften „Waldheimat", 2. Band, „Am Wanderstabe meines Lebens" und „Mein Weltleben" geschildert hat, jederzeit gerühmt, was Svoboda an ihm getan, so insbesondere anläßlich des 70. Geburtstages des Gelehrten im Januarheft 1898 seiner Monatsschrift „Der Heimgarten" (22. Jahrgang, 12. Heft), wo er seine erste Begegnung mit seinem Gönner geschildert hat, in der uns der weltfremde Naturbursche Rosegger in unbefangener Selbstcharakterisierung wie auch sein kluger und edler Mentor so sympathisch und zugleich in dem originellen Kontrast ihrer beiden Persönlichkeiten so erfrischend eigenartig entgegentreten. Und dankbar mögen auch alle die Freunde des Volksschriftstellers, wenn sie sich an seinen Werken erfreuen, des Anteils gedenken, den Svoboda an ihnen mittelbar hat, indem er dem unwissenden und hilflosen Strebenden nicht nur mit klugem Rat das Ziel und den Weg zu diesem wies, sondern ihn auch im entscheidenden Moment tatkräftig für die beschwerliche Wanderung ausrüstete, als Freigeist ein Beispiel praktischen Christentums gebend, das manche unserer selbstgerechten Gläubigen mit Beschämung erfüllen müßte. Auch andere junge Talente fanden einen willigen Förderer in dem Leiter der „Grazer Tagespost", der für die geistige, künstlerische und soziale Hebung der österreichischen Alpenländer so erfolgreich gewirkt, daß sein Fortgang nach 20jährigem Wirken als ein unersetzlicher Verlust für Graz und die Steiermark und das Deutschtum dieser Länder schmerzlich bedauert wurde. Im Februar 1882 legte Svoboda die Redaktion der „Grazer Tagespost" nieder und übersiedelte nach München, wo er sich mit kunstgeschichtlichen und philosophischen Arbeiten beschäftigte und endlich Muße fand, mit der Ausarbeitung seines großen kulturphilosophischen Werkes, zu dem er schon während seines Grazer Aufenthaltes und auf weiten Reisen in Österreich, Deutschland, der Schweiz, Italien, Frankreich, Holland, Schweden und Norwegen reiches Material gesammelt hatte, zu beginnen. Bereits 1886 konnte der erste Teil der „Kritischen Geschichte der Ideale" mit dem Nebentitel: „Der Seelenwahn" (Leipzig, Th. Grieben) erscheinen und in demselben Jahre noch entstand neben der bereits erwähnten Abhandlung über Rosegger eine ebenfalls zunächst in „Nord und Süd", sodann selbständig in der „Deutschen Bücherei" (Breslau, S. Schottlaender, 1886) publizierte Monographie über Franz von Defregger, der wie

[1]) „Nord und Süd", Bd. 35, Heft 103 und „Deutsche Bücherei", Breslau 1886, S. Schottlaender.

mit dem Hinweis darauf, daß sie selbst zusammen nur drei Hörer hätten, baten, von seinem Vorhaben abzustehen. Mit sechsundzwanzig Jahren zum Professor ernannt, machte er sich bei seinen Vorgesetzten durch seinen ausgeprägten Unabhängigkeitssinn und seinen kühnen Freimut keineswegs beliebt und legte, da er seine Überzeugung nicht den Forderungen des Kultusministeriums, das den Beamten fleißigen Besuch der Messen und regelmäßiges Beichten zur Pflicht machen wollte, unterordnen mochte, sein Lehramt nieder, um sich der journalistischen Laufbahn zu widmen. Als Schriftsteller war er außer mit der bereits erwähnten Programmschrift mit dem Werke „Die Poesie in der Malerei" (Leipzig, 1861, R. Weigle), welches Wilhelm von Kaulbach gewidmet war, an die Öffentlichkeit getreten. — Im Jahre 1862 übernahm er die Leitung der „Grazer Tagespost", die sich unter ihm zu einem angesehenen und einflußreichen Organ auswuchs, das auch außerhalb der österreichischen Kronländer ernsthafte Beachtung fand. In dieser Tätigkeit, die einen Zeitraum von zwanzig Jahren umfaßte und sowohl durch große Arbeitslast, wie die verwickelnden und schwankenden politischen Verhältnisse Österreichs an die geistige Spannkraft und die Nerven ebensowohl wie an die moralischen Qualitäten so hohe Anforderungen stellte, zeigte sich Svoboda sowohl intellektuell auf der Höhe seiner Aufgabe als auch als das Vorbild eines Charakters, der kernfeste Überzeugungstreue und mannhafte Tüchtigkeit der Gesinnung mit echt menschlicher Güte vereinigte. Nicht nur die seiner politischen Richtung und seiner Weltanschauung nahestehenden freisinnigen Gelehrten und Künstler, auch Staatsmänner, die ein gerades Rückgrat zu schätzen wissen, bezeugten ihm ihre Achtung. Viele Träger bekannter Namen fanden sich in dem gastfreien Hause der Stempfergasse in Graz ein. Hier las Fürst Auersperg, als Dichter unter dem Namen Anastasius Grün bekannt, seine schwungvollen, bilderreichen Verse vor und klagte über die zerfahrenen politischen Verhältnisse Österreichs, die er ein sehr mißlungenes heroisches Gedicht nannte; der Naturforscher Brehm erzählte von dem Seelenleben der Seehunde und von ihren Liebeswerbungen auf den nordischen Eisterrassen; der Afrikareisende Holub schilderte den Reiz einer Wüstenfahrt und verbreitete sich über die gastronomischen Vorzüge eines Eidechsenbratens, und Meister Brahms ließ sich am Klavier hören. Gleich in den Anfang seiner neuen Tätigkeit fällt auch das erste Zusammentreffen mit Rosegger, der als schlichter Bergbursche am 1. September 1864 von Krieglach-Alpl nach Graz kam und in Svoboda, dessen scharfes Auge in den ungelenken Versen und Geschichten das ursprüngliche und ausbildungsfähige Talent erkannt hatte, den verständnisvollen und hilfreichen, edlen Beschützer fand, dessen er bedurfte.

Am 2. und 14. Dezember desselben Jahres erschienen jene beiden Aufsätze Svobodas in der „Grazer Tagespost", welche zum erstenmale

Hochverehrte gnädige Frau!

Mit herzlicher Teilnahme erfahre ich soeben die Trauerkunde von dem Hinscheiden Ihres teuren Gatten, meines hochverehrten Freundes. Sie wissen, wie sehr ich den trefflichen Mann in jeder Beziehung geschätzt habe: als tiefen, allseitig gebildeten Freidenker, als charaktervollen mutigen Bekenner der Wahrheit, als edlen liebenswürdigen Menschen; ich brauche Ihnen daher nicht besonders zu versichern, daß ich seinen Heimgang als schweren Verlust für uns und für die wahre Wissenschaft empfinde.

Die wertvollen Werke, in denen der geistreiche Schriftsteller für die Erkenntnis der Wahrheit und die Verbreitung der monistischen Philosophie seit so langen Jahren unermüdlich eingetreten ist, werden seinen Namen unsterblich machen.

Im Patriarchenalter von 75 Jahren war Adalbert Svoboda, der schwer krank von Bordighera, wo er Kräftigung seiner geschwächten Gesundheit erhofft hatte, nach München zurückgekehrt war, am Pfingstmontage (19. Mai) des Jahres 1902 entschlafen. Ruhig und liebreich hatte er von seiner Gattin und seinen drei Kindern Abschied genommen, hatte noch einige Anordnungen wegen seiner Bücher und der Schrift, an der er noch gearbeitet hatte, getroffen, Grüße an seine Freunde aufgetragen, und war, nachdem er so angesichts des nahen Endes die Haltung eines echten Philosophen bewahrt, nach vielstündigem, aber gefaßt ertragenem Todeskampfe zuletzt sanft verschieden.

*
* *

Man hat Svobodas Werke, insbesondere seine Hauptschöpfungen, die „Gestalten des Glaubens“ und „Ideale Lebensziele“, nicht mit Unrecht ein „Höhenfeuer der Aufklärung“ genannt. In der Tat hat er auch wie wenige in die finsteren Abgründe menschlichen Wahns hineingeleuchtet, ist er mit Eisen und Feuer der hundertköpfigen Hydra trügenden und selbstbetrügenden Aberwitzes zu Leibe gerückt. Frei von wissenschaftlichem Doktrinarismus, hat er die praktischen Ziele des Menschenglücks stets im Auge, das ihm auf keinem anderen Wege als dem der wissenschaftlichen Erkenntnis erreichbar erschien. In dem Gottesglauben, dem Seelenwahn, der Hoffnung auf ein Jenseits sah er verhängnisvolle Irrtümer, welche die Menschheit von ihrer wahren Aufgabe, sich „hier auf Erden schon ein Himmelreich zu errichten“, ablenkten. Wenn er mit feuriger Beredsamkeit seinen Atheismus predigte, so geschah dies — wie Rosegger bemerkt — nicht aus Haß gegen Gott, der ja für ihn gar nicht vorhanden war, sondern aus Liebe zu den Menschen, die er mit seiner Enthüllung der Wahrheit von geistiger Knechtschaft befreien wollte. Er selbst bezeichnete den Atheismus einmal als eine ernste und heilige

seine Kollegen Hermann und Friedrich August von Kaulbach, die Dichter Hermann von Lingg, Paul Heyse und andere Künstler, Poeten und Gelehrte zu den Freunden des Svobodaschen Hauses zählte. Eine vortreffliche Bearbeitung der bekannten aber veralteten „Briefe Chr. Oesers über die Hauptgegenstände der Ästhetik“ — in welcher fast die Hälfte der Briefe das geistige Eigentum des Bearbeiters ist — erschien im Jahre 1888 (Berlin, Warschauer). Dieselbe Jahreszahl trägt auch der erste, Rosegger gewidmete Band der bereits erwähnten „Illustrierten Musikgeschichte“ (Stuttgart, C. Grüninger), der ihm einen ehrenvollen Ruf nach Stuttgart eintrug, wo er 1889 die Redaktion der „Neuen Musikzeitung“ übernahm, die er über ein Jahrzehnt führte. Während dieser Zeit verlor er seine treue, an seinem Schaffen regen Anteil nehmende Lebensgefährtin, der er in Zueignung der „Gestalten des Glaubens“ ein so schönes Denkmal gesetzt hat, in Worten, deren tiefe Innigkeit auch den Svobodas radikalem Denkertum Abgeneigten überzeugen wird, daß auch in diesem streitbaren Kämpen, der einen so heftigen „Religionskrieg“ geführt hat, der Geist lebendig war, den man im reinsten und tiefsten Sinne als einen religiösen bezeichnen kann. — Eine zweite Ehe ging Svoboda mit der durch ebenso hervorragende Eigenschaften des Geistes wie des Herzens ausgezeichneten Schriftstellerin Helene Freiin van Thüngen ein.

Neben seiner redaktionellen Tätigkeit fand er Zeit, den Schlußband der „Illustrierten Musikgeschichte“ (Stuttgart 1892, C. Grüninger) und die Fortsetzung der „Kritischen Geschichte der Ideale“ zu verfassen, als deren 2. Teil 1896/97 die vollständig in sich abgeschlossene Schrift „Gestalten des Glaubens“ in dem vornehmen Nietzsche-Verlage (C. G. Naumann in Leipzig) erschien und bereits 1901 in wesentlich erweiterter neuer Auflage herauskam. Im Frühjahr 1900 legte er die Schriftleitung der „Neuen Musikzeitung“ nieder und siedelte im Herbst desselben Jahres wieder nach München über, wo er sein groß angelegtes Werk „Ideale Lebensziele“ (Leipzig, C. G. Naumann, 1901) vollendete. Unter den Anerkennungen, welche dieses Werk wie auch insbesondere die „Gestalten des Glaubens“ ihrem Urheber einbrachten, war für diesen von besonderem Werte diejenige Ernst Haeckels, der in Svoboda einen wissenschaftlichen Gesinnungs-Bundesgenossen in dem Verfechten einer monistischen Weltanschauung begrüßte und häufig auf dessen Schriften in seinem Buche „Welträtsel“ Bezug nahm. Es war eine letzte, große Genugtuung für Adalbert Svoboda, als der berühmte Jenenser Gelehrte im Herbst 1901 in dem Münchener Heim als willkommener Gast erschien und eine Woche des Zusammenseins gar manche erlesene Stunde anregendsten Gedankenaustausches brachte. Es wurde ein Wiedersehen für das nächste Jahr erhofft. Doch am 22. Mai 1902 sandte Professor Haeckel die folgenden warm empfundenen Zeilen an Svobodas Witwe:

nicht der daran geknüpften Mahnung: wer sie nicht besitzt, der habe Religion. Diesem starken Geiste war das tief in die menschliche Natur gepflanzte religiöse und metaphysische Bedürfnis unverständlich. Indem er gegen die Religionen zu Felde zog und mit einem außerordentlich reichen, historischen und kulturhistorischen Rüstzeug ihre und ihrer Anhänger Sündenregister aufstellte, glaubt er die Religion selbst — die Schiller in seinem bekannten Distichon den Religionen gegenüberstellte — zu treffen. Hierbei hat er sich in der Hitze des Kampfes und in der Freude am Kampfe — man merkt ihm diese an mancher mit offenbarem Behagen geprägten satirischen Wendung an, und es ist bezeichnend, daß er als eine der Quellen ethischer Freude den „unermüdlichen Widerstand gegen jene Schergen, welche die Entfaltung des Edelmenschlichen gewaltsam hindern und die Wahrheit immer wieder kreuzigen," anführt — manche Einseitigkeit zu Schulden kommen lassen. Eines seiner Hauptaxiome ist, daß Religion und Sittlichkeit sich ausschließen, was er durch eine unerschöpfliche Fülle von Beispielen zu illustrieren und zu belegen nicht müde wird. Dem Christentum ist er, selbst vom Standpunkt rein historischer Betrachtung, nicht völlig gerecht geworden; es scheint mir, daß Svoboda viel zu sehr dessen Zerrbilder, die den Namen des Christentums sich mit Unrecht angemaßt haben, als die reine, unverfälschte Lehre seines Stifters im Auge gehabt hat, deren ethische Macht trotz allem in der Verinnerlichung und der sittlichen Enttwickelung der Menschheit so Gewaltiges gewirkt hat.

Auch die großen Persönlichkeiten erscheinen oft zu sehr unter dem polemischen Gesichtswinkel seines Sittlichkeitsideals gesehen, zu sehr als Beweisobjekte benützt, denn unbefangen in ihrer Gesamtpersönlichkeit und aus ihrer Zeit heraus erfaßt. Aber wie man sich auch zu dem Verfasser der „Gestalten des Glaubens" und der „Idealen Lebensziele" bezüglich seiner Grundanschauungen und vieler Einzelheiten stellen mag, man wird sowohl dem starken Idealismus dieses Freidenkers als auch seiner überzeugungstreuen Mannhaftigkeit, die rückhaltslos das Erkannte bekannte, und dem reichen geistigen Arsenal, der glänzenden Fechterkunst dieses Ritters vom Geiste Anerkennung zollen müssen. Der Umfang seiner Interessen, seiner Kenntnisse, seiner Belesenheit ist erstaunlich. Die verschiedensten wissenschaftlichen Disziplinen haben ihm Bausteine liefern müssen zu dem mächtigen Gebäude, das er aufgeführt und in dem er die gräßlichsten und lächerlichsten Fratzen und die täuschenden Visionen menschlichen Wahnes zu heilsamem Schrecken und aufklärender Belehrung vorführt, aber auch ihnen lichte Abbilder einer lebenswirklichen Schönheit und edlen Menschentums gegenüberstellt. Das hat Svoboda wohl gefühlt, daß er, um einen Ersatz für die Religion zu bieten, die verschiedensten Triebe in Bewegung setzen müsse, denn, wie ein wenig ge-

Sache, die große ethische Ziele im Auge habe; und ferner meinte er, daß Idealismus und Materialismus nicht Gegensätze seien, daß man vielmehr ein wohlunterrichteter Materialist sein müsse, um Idealist werden zu können. Er für seine Person hat zum mindesten den Beweis der Möglichkeit geliefert; und zwischen seiner Lehre und seinem Leben besteht nicht jener Widerspruch, der ihm an Schopenhauer so sehr mißfiel. Der monistische Materialismus Svobodas, der alles Metaphysische und alle „dualistischen Sinnlosigkeiten" mit soviel Sarkasmus bestritt, war von keinem Pessimismus angekränkelt, im Gegenteil mit einer starken Aktivität freudiger Lebensbejahung und einem optimistischen Idealismus verknüpft, der an den Sieg der alleinseligmachenden Vernunft glaubt. Nicht durch das Evangelium des Glaubens, sondern durch das des Wissens ist seiner Überzeugung nach der Menschheit Heil erreichbar. Auch er hält zu dessen Verwirklichung eine Umwertung für notwendig, und so sucht er die gepriesenen Ideale, die Jenseitsträume als Irrlichter zu erweisen, denen er die Diesseitsideale einer glaubensfreien Weltanschauung entgegenstellt, aus der seiner Ansicht nach allein wahre Sittlichkeit hervorgehen kann, während die Religion eher ihr als Hindernis oder Widersacherin im Wege stand. Ihm ist ein Ideal nicht das Unerreichbare, sondern ein erreichbares Vollkommenheitsziel. Die ethischen Ideale drehen sich um die Achsen Wissen und Wohlwollen. „Alles Erkennbare wissen und alles Edle genießen" stellt er als Lebensgrundsatz auf. Und als sittliche Imperative einer religionsfreien Ethik führt er eine Reihe beherzigenswerte Kernsätze an: „Höre nie auf, aus dem Buche der Natur und aus der Geschichte der politischen Geschicke sowie der literarischen und Kunstschöpfungen der Völker zu lernen. Schule auf Grund der gewonnenen Kenntnisse das richtige Denken, damit du auch über deine ethischen Pflichten ins klare kommst. Lasse deine Rechte von niemandem schmälern und halte auch die Rechte anderer aufrecht. Hole deine Genüsse aus dem Betrachten des Welterhabenen und Naturschönen sowie der Werke der bildenden Kunst, aus der Poesie aller Völker und aus dem Umgange mit edelgearteten Menschen. Stehe immer für die Freiheit im Lernen, in der Aussprache des Gedachten und im politischen Leben ein. Sei wohlwollend und rücksichtsvoll gegen deine Daseinsgenossen und folge Impulsen eines hilfbereiten, teilnahmsvollen Herzens. Lehne dich gegen alle Erhalter der Unwissenheit, gegen Widersacher der politischen Vernunft, sowie gegen alle auf, welche dich hindern, auf den Wegen zu sittlichen Lebenszielen vorwärts zu schreiten." Er forderte, daß man die bisher nur von Höhenmenschen erkannten und betätigten Grundsätze der religionsfreien Sittlichkeit nunmehr in die breiten Volksschichten tragen solle. Er, der ein klassischer Zeuge für die Wahrheit des Goetheschen Wortes war: „Wer Kunst und Wissenschaft besitzt, der hat auch Religion," gedachte

# Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen?

Der Hofrat hatte einen Sohn und drei Töchter. Der Sohn kostete in seiner langen Studentenzeit viel Geld und verursachte noch mehr Ärger. Aber endlich war er auf dem Wege zum geborgenen Beamten. Die Töchter kosteten weniger Geld, machten fast keinen Ärger — hingegen aber schwere Sorge.

Wohin mit diesen Töchtern? Jede war nach der Normalschule, die sie zu Hause absolvierten, damit sie nicht mit ungezogenen Kindern zusammenkommen konnten, ein paar Jahre in Mädcheninstitute gebracht worden. Aber diese Jahre waren kurz, als die Töchter wieder ins Vaterhaus zurückkehrten, waren sie immer noch halbe Kinder, es zeigte sich, daß mit den tieferen Wissenschaften und schönen Künsten des Institutes eigentlich viel zu früh eingesetzt worden war; das Interesse an Puppen und Bonbons war noch wesentlich größer als das an Philosophie, Literatur- und Kunstgeschichte. Nun waren sie zu Hause, ganz unausgebacken, und die Mutter wußte sie nicht zu beschäftigen. Häusliche Arbeiten konnten und wollten sie nicht verrichten, weil sie erstens derlei nicht gelernt hatten und weil es zweitens unter ihrer Würde war. Hofratstöchter und waschen, kochen, Zimmer aufräumen — wohin mit der Welt! Höchstens, daß sie manchmal häkelten und stickten, aber ja nicht etwa brauchbare Sachen, sondern allerhand Vorhänglein, Decken für Tischchen, Sofas, Fauteuils, Spiegel, Lampen u. s. w. Etwa ein Hemd nähen oder einen Strumpf stricken? Dafür waren ja die gewöhnlichen armen Frauen vorhanden. In fremden Sprachen, besonders im Französischen, bildeten sie sich weiter. Es zeigte sich zwar nicht die geringste Wahrscheinlichkeit, daß sie einmal in Frankreich leben würden, aber die „gute Gesellschaft" spricht eben französisch. Dann wurde viel Klavier gespielt, obschon kein besonderes Musiktalent vorhanden war; eines der Fräulein lernte auch Zitherspiel, das andere übte sich im Malen und das dritte machte in heimlichen Stunden gar Gedichte und schrieb einen Roman. Hausfreunde bewunderten die Sachen und versicherten, die Damen hätten Talent. Aber die Papierkörbe der Zeitschrift-Redaktionen werden zumeist mit Manuskripten von Damen gefüllt, die — „Talent" haben. Mama war stolz auf ihre genial veranlagten, hochgebildeten Töchter; Papa aber hatte schwere Sorgen.

Was soll werden aus diesen Kindern? Von der Pension kann kaum die Frau leben, geschweige auch noch die drei Töchter. Der Frau Mama machte das aber keinen Kummer, denn die Mädchen sind nicht bloß gescheit und gebildet, sie sind auch schön! Wenn die jungen

kannter lebender Poet, Adolf Schafheitlin, in seinen kürzlic
zierten lesenswerten Tagebuchaufzeichnungen „So ward ich"
1903, S. Rosenbaum) sehr richtig gesagt hat: „Die Religion
einfaches Gebilde. Sie ist zusammengesetzt aus ästhetischen, mo
und zum Teil wissenschaftlichen Trieben. Allen diesen Gebieten
Kräfte und empfängt neue Nahrung von ihnen. Wer daher vo
Ersatz der Religion redet, muß alle diese Triebe in Bewegung
Das hat Svoboda denn auch nach Kräften versucht. Aus allen
allen Zeiten, allen Wissenschaften hat er Material zusammengetra
verarbeitet, das seine Hauptwerke zu einer wahren Fundgrube
Erkenntnis des menschlichen Geistes und des „Passionsweges des
Wissenswerten macht. Aber all dies Material bietet er nicht als
trockener Gelehrter dar; er hat es mit dem Geiste seiner Persö
seiner Lebensanschauung durchdrungen und ihm dadurch lebendi
kung gegeben. Kein Freund eines trockenen Tones, hat er di
waltigen Stoff und seine Ansichten in eine fesselnde stilistisch
gekleidet, die durch musterhafte Klarheit, Treffsicherheit und ind
Eigenart des Ausdrucks, überlegene Ironie und sarkastischen Hu
zieht und festhält, allerdings hie und da auch zart besaitete
empfindlich berührt.

Manche heftige Anfeindung hat er sich durch seine Ansich
und die Art, in der er sie vertrat, zugezogen; und — wie
bezeugt — hat er bei seinem überaus sensiblen Wesen jede Fe
keit, die man ihm persönlich antat, auf das lebhafteste empfunden
aber irgend einer seiner Gegner auf ihn angewiesen war, so er
ihm mit Freuden Gutes, und alles war vergessen. So konnte i
auch sein Freund entgegenhalten, daß er, der Freidenker, tro
Glaubenslosigkeit in der Tat ein besserer Christ sei als mancher
geher und schwärmerischer Heiligtumsverehrer, ja, daß gerade
gütige, nächstenliebende, wahrheitsdurstige Mensch der beste Bewei
sei — weil es ohne Gott keine selbstlose Liebe, keine Freude
Wahren und Schönen geben könne. Als ein mutiger Bekenner de
heit, wie er sie erkannt, als ein mannhafter Streiter für sei
zeugung und für das Heil der Menschheit, als ein lauterer C
dem kleinliche Allzumenschlichkeiten fern geblieben, hat er seinen
wie seinen Gegnern ein Beispiel gegeben; und auch er dürfte
Pforte des Jenseits, an das er nicht geglaubt, die Goetheschen
sprechen:

Nicht so vieles Federlesen,
Laßt mich immer nur hinein,
Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein.

(Aus „Nord und Süd" mit Gestattung des Verf

nur Angst vor wirtschaftlichem Elend, wenn die Frau gerade für feine Genüsse ausgebildet ist und nicht auch ein wenig für gröbere Arbeit.

In Deutschland — wo man immer ein paar Jahrzehnte früher sieht als bei uns in Österreich, was not tut — entstehen Anstalten zur praktischen Ausbildung der Hausfrau. Ein erster Grundsatz ist dort: Nicht bloß die Knaben, auch die Mädchen müssen behufs der Erziehung vom Elternhause fort, und zwar ganz soldatenmäßig. Haben sie schon nicht beim Militär ihr Freiwilligenjahr zu leisten, so müssen sie doch durch ein paar Jahre der Strenge, der Konsequenz, der Gleichheit mit Genossinnen und herber Pflichterfüllung gehen. Zu Hause bei den Eltern können sie das nicht oder nur in den allerseltensten Fällen haben. In den Erziehungsanstalten, wie ich sie meine, werden die Mädchen unterrichtet im bürgerlichen Haushalte, als Kochen, Nähen, Waschen, und sie müssen dabei körperlich mitarbeiten, Mägdedienste verrichten. Sie werden angeleitet zur Kinderpflege, haben Krankenpflege zu verrichten, in der Nacht wie am Tage, und gerade in der Krankenpflege sind sie voller Verläßlichkeit und Gewissenhaftigkeit, ein Beweis, welch ein Fond von Tüchtigkeit und Güte in unseren jungen Mädchen ruht. Zu Hause wären die meisten nicht imstande, solche Dienste zu leisten — weil es gegen die Sitte ist. Man empfände derlei Arbeiten einfach als standesunwürdig, es wäre nicht möglich, sich neben oder unter gewöhnlichen Dienstboten zu bescheiden und bei Vater und Mutter als einer strammen Autorität gleichmäßig, geduldig und fröhlich zu fügen. In den Anstalten, unter einer Reihe gleich behandelter und gleich verpflichteter Kolleginnen kommt ihnen die Sache leicht an. So unerhört es der Professors-, der Werksdirektorstochter am ersten Tage scheinen mag, daß sie den Strohlappen ergreifen und den Fußboden scheuern soll, so lustig erscheint ihr das nach einer Woche. Nach einem Jahre kommen Mädchen, die schmächtig, bleichsüchtig, nervös waren, körperlich entwickelt, blühend und munter nach Hause. Und sie bitten die Eltern, auch noch ein zweites Jahr in der Anstalt zubringen zu dürfen. Im dritten Jahre kommt auch schon der Bräutigam.

Das sind Erfahrungen aus den Anstalten für Hausfrauenerziehung, wie sie in Deutschland mehr und mehr eingerichtet werden.

Der Grundsatz, der Knabe soll vom Vater, die Tochter von der Mutter erzogen werden, klingt sehr gediegen, ist aber nie ganz wahr gewesen. Daß der Knabe nur in der Fremde endgiltig erzogen und für die Welt brauchbar gemacht werden kann, das hat man längst eingesehen; daß es bei den Mädchen vielfach ähnlich ist, wird man erst einsehen. Es gibt ja gewiß sehr viele Fälle, wo gerade die Mutter ihre Tochter am besten, praktischsten und zweckmäßigsten erzieht, eben dort, wo sie selbst die verständige, vernünftige, praktische und herzens-

Männer, die ins Haus kamen, auch nur halb so in die Töchter verliebt gewesen wären als Mama, dann freilich hätte alle Not ein Ende gehabt. Es wurde ja zugegeben, daß es sehr nette und liebe Mädchen wären, aber den meisten Männern fehlt der Mut, eine hochgebildete Dame heimzuführen, wenn sie kein Vermögen hat. Große Ansprüche und kleine Wirtschaftsfähigkeiten. Wie viele Männer gibt es, die vermöge ihrer Stellung eine solche Ehe wagen können? Die Hofratstöchter blieben sitzen. Heute sind sie alte, verbitterte Jungfern, deren ganzes Bestreben darauf hinausgeht, die Armut, in der sie leben, möglichst zu verdecken. Sie möchten Französischstunden, Klavierstunden, Malstunden geben, finden aber nur wenige Schüler, weil es zu viele Schicksalsgenossinnen gibt, die ihnen Konkurrenz machen. — Ach, wie ließe sich dieses traurige Kapitel ausspinnen, ich habe nur das Allgemeinste angedeutet und nur ahnen lassen das Elend, in das so viele Töchter sogenannter besserer Familien heute treiben.

Nicht daran liegt es, als ob das weibliche Geschlecht überhaupt zu wenig Möglichkeit hätte, sich selbständig fortzubringen; im Bauernstande, Arbeiterstande, kleinen Bürgerstande gelingt es den Mädchen und Frauen so gut wie den Männern, etwas zu leisten, ja da sind sie sehr oft die Hauptstütze der wirtschaftlichen Existenz ihrer Familie.

Nein, der Fehler liegt darin, daß die vornehmeren Kreise ihren Mädchen eine ganz unrichtige Erziehung geben.

Was sollen wir mit unseren Töchtern anfangen? Diese bange Frage habe ich sehr oft gehört, nicht aber diese: Wie sollen wir unsere Töchter erziehen und für das Leben vorbereiten? Als ob man gar keine Ahnung hätte, daß es an der Erziehung und Ausbildung fehlt. Allerdings gebietet es vielen schon frühzeitig die drohende Not, daß sich die Mädchen zu Lehrerinnen, Post- und Telegraphenbeamtinnen u. s. w. ausbilden; das heißt, sie resignieren auf die natürliche Aufgabe des Weibes. Warum auf den Beruf der Gattin und Mutter verzichten? Im Gegenteil, alle Erziehung soll darauf ausgehen, daß ein Mädchen, und selbst wenn es von „besserem Hause“ ist, geeignet werde, eine unter Umständen auch recht kleine Hauswirtschaft zu versorgen, die häuslichen Arbeiten nicht bloß anschaffen, sondern nötigenfalls auch persönlich leisten zu können, die Kinder persönlich zu pflegen und zu erziehen, Weib, Mutter und zur Not auch Magd zu sein. Im schlimmen Falle immer noch besser, als einen Beruf zu haben, aus dem die Erfüllung der Bedürfnisse des Frauenherzens, Liebe und Familie, zumeist ausgeschaltet ist.

Wenn die Mädchen fürs praktische Leben erzogen werden, dann wird an ehelustigen Männern nicht mehr der Mangel sein, als jetzt. Denn die jungen Männer heiraten eigentlich sehr gerne. Sie haben

Tröstung, daß der Nachbar im Bedarfsfalle auch den Hahn zur Verfügung stellen wolle.

Die gewöhnlichen drei Hühner nun waren das Kapital der Mutter, das im Frühjahr bis in den Sommer hinein höhere Zinsen trug, als heutzutage irgend eine neugegründete Aktienunternehmung bei allem Optimismus in Aussicht stellt. Das möchte ich gerne sehen, wie in unserer Zeit die Steuerbehörde hüpfen würde, wenn ihr ein Denunziant beibrächte, daß in irgend einem Bauernhause drei Hühner, die zusammen höchstens einen Gulden und fünfzig Kreuzer gekostet haben, monatlich um sechzig Kreuzer Eier liefern! Welch eine hundertfache Verzinsung! Welch eine Quelle für die Einkommensteuer! Leider versiegte die Eier- und Steuerquelle allemal schon nach wenigen Monaten. In übriger Zeit machten die Hühner sich nur bemerkbar, indem sie in Küche und Stube auf allen Kästen und über allen Töpfen herumflatterten, im Hof und im Garten Gruben auskratzten und dann von vorbeikommenden Jagdhunden manchmal unter schrecklichem Gegacker bis auf die Dachfirste gescheucht wurden. In fruchtbarer Zeit war dem brummenden Vater der Mund leicht mit einer fetten Eierspeise verstopfbar, aber in den vielen eierlosen Monaten des Jahres mußte die Mutter dann ihre ganze Beredsamkeit aufbieten, um die Hühner zu rechtfertigen. Die Hühner brächten Glück ins Haus, sagte sie einmal, die Hühner seien ein Gottesschutz gegen Seuchen und Blitzschlag und sie wären nach altem Glauben auch die Friedensvögel. — Das war auf dem Geleise des „alten Glaubens" um ein Wort zu weit gegangen, denn eben zankten sich drei Hühner um ein paar Haferkörner, die auf dem Boden zerstreut lagen; eine suchte die andere zurückzutreiben, so pickten sie sich gegenseitig mit dem Schnabel, schlugen unhold mit den Flügeln um sich, sprangen mit scharfen Krallen eine auf die andere und machten ein ohrenzerreißendes Gekreische. — „Na ja", sagte die Mutter, während sie mit der Schürze bledernd die kämpfenden Tiere auseinanderscheuchte, „na ja, raufen tun's freilich auch. Was rauft denn nit auf der Welt? Sogar immer einmal ein paar Leut', und haben sich doch gern."

Also war es ihr stets gelungen, die Hühner zu behaupten, bis sie im März anfingen Ostereier zu legen. Diese wurden als Erstlinge rot gefärbt und dann verschenkt an arme Kinder, die von Hof zu Hof gingen, um Ostereier zu sammeln, und an die Dienstmägde, die mit solchen Eiern wieder junge Bursche erfreuten. In manchen Gegenden bedeutet es geradezu eine Liebeserklärung, wenn das Mädel dem Buben ein rotes Osterei schenkt. Das berechtigt den Burschen übrigens einzig nur, des Abends manchmal ans Fensterlein zu kommen, um ihr „Gute Nacht" zu sagen. Die Burschen pflegen die geschenkten Eier zu benützen, um unter einander Eier zu „dutschen". Da werden die Spitzen der Eier

starke Hausfrau ist, wie das gerade in den unteren Ständen noch vorkommt. Viele unserer modernen Mütter haben leider nicht dazu das Zeug. Die wollen gar zu gerne aus ihren Mädchen „Fräuleins" machen und tun das so gründlich, daß diese dann ihr Lebtag — Fräuleins bleiben.

Die Zeit wird — nachdem der Höhepunkt der Zivilisation überschritten ist — ernster und rauher. Das Herren- und Dienerspiel hört auf, jeder muß für sich selbst stehen können. Wir brauchen nicht bloß starke Männer, wir brauchen ebenso auch starke Frauen, die sich in jeder Lage praktisch zu helfen wissen. Je langsamer wir in dieser Selbsthilfeschule, in diesem Schaffen mit eigener Hand, anderen Völkern nachhinken, je größer wird unser Nachteil sein. Wir wollen uns durch „feine" Erziehung zu Herren machen und werden dabei Knechte. Lerne arbeiten, als wärest du allein auf der Welt. Beginne dein gesellschaftliches Leben mit Dienen und du wirst es mit Herrschen beschließen. Von solchem Leitsatze gehen die „Töchterheime" in Deutschland aus, welche den Mädchen vornehmerer Familien jene Befähigung beizubringen suchen, die im praktischen Leben nötig ist, besonders für ein Weib, das einst der gute Kamerad des Mannes werden soll. R.

---

# Der Eierbub.

Eine Erinnerung aus der Waldheimat von **Peter Rosegger.**

Meine Mutter hatte im Hofe gewöhnlich drei Hühner gehabt. Waren ihrer bisweilen vier, so beklagte sich der Vater, daß dieses Geflieder zu viel Korn fresse, und gab es gar einmal fünf, dann war schon die Rede vom „schnurgeraden Abhausen", weil die Hühner alles Gesäme auskratzten und vernichteten. So manchmal gab es im Hofe etwas wie einen Hühnerkrieg. Als je schädlicher der Vater dieses flatternde Getier für die übrige Wirtschaft erklärte, je fester mußte die Mutter auf das Vorrecht der Bäuerin bestehen, sich Hühner zu halten. Denn die Eier waren zumeist ihre einzige Einnahmsquelle, von der sie einen Teil ihrer Kleider bestreiten mußte, überdies damit auch noch kleinere Bedarfe für die Kinder anzuschaffen hatte. Doch was der Vater nicht erreichte, das tat der Fuchs, der Iltis, die bisweilen den Hühnerkäfig ausleerten bis auf einige Federn und Knöchlein. Da gab's dann ein großes Klagen, und wenn dabei die Mutter gar mit der Schürze über die Augen fuhr, war der Vater allemal der erste, der von einem Nachbarhofe Hühner heimbrachte mit der weiteren

ihren Kasten. Er war eine untereinandergeworfene Sammlung von alten Geschichtenbüchern, Gedichtesammlungen, Reisebeschreibungen, Kalendern, Mode- und Theaterzeitungen, Anekdotenschätzen u. s. w. Aus diesem Kasten, den ich nach Herzenslust beherrschen durfte, ist mir im Laufe der Zeit so viel Geist und Weisheit entgegengeströmt, daß ich fast verrückt geworden bin. Wie ich den Korb voll Eier austrug, so trug ich ihn voll Bücher heim. Den Korb an den Arm gestreift, in einem Buche lesend, so trottete ich über Berg und Tal dem Waldhause zu, und wenn ich etwa einmal stark stolperte, so war ja nun keine Gefahr dabei. Die gelesenen Sachen mengten sich im Kopfe ohnehin zu einem so fabelhaften Weltkaleidoskop durcheinander, daß sie durch ein wenig Schütteln nicht leicht noch ungeheuerlicher werden konnten. Öfter geschah es auch, daß ich für das gelöste Eiergeld häusliche Notwendigkeiten einkaufen mußte und der Korb mit Band und Zwirn, Kerzen, Salz und dergleichen sich füllte. So war ich das merkantile Organ des Waldhauses geworden zur allseitigen Zufriedenheit. Da kam über den Eierbuben einmal das Verhängnis.

Als ich mit meinem reichlich gefüllten Eierkorb eines Tages wieder einmal auf der Waldstraße dahin ging gen Krieglach hinab, holte mich der Jungfuhrmann Blasius ein mit seinem flinken Rößlein. Da er sah, wie sehr weich und behutsam ich voranschritt, erstens der Eier wegen und zweitens der steinigen Straße halber, deren scharfe Splitter mich in die Barfüße stachen, so hielt der Blasius seinen Wagen an und sagte, ich dürfe aufsitzen.

„Es sitzt ja schon wer im Wagen", lachte ich.

„Der ist schon tot", antwortete er. Denn es war ein abgestochenes Kalb, das er zum Fleischhauer führte. Ein unterhaltsamer Fahrgenosse war das nicht, aber ich setzte mich zu ihm. Das Kalb schaute mich mit seinen großen, pechschwarzen Augen gleichgiltig an, als ich mich so zwischen seine vier ausgestreckten Beine hinschob und den Eierkorb daneben aufs Stroh setzte.

„Hat's dich denn nit derbarmt, Blasius, weil du es hast abgestochen?"

„Gerad' weil's mich derbarmt hat, hab' ich's abgestochen", sagte er. „Lebendigerweis' auf dem Wagen zum Fleischhacker schleppen, oder gar mit einem Hund hetzen, und am End' bleibt's ihm doch nit erspart, nur daß es der Fleischhacker vielleicht viel dümmer macht. Da hab' ich's Messer lieber gleich selber hineingeschoben. In zwei Minuten ist's auch hin gewesen."

Kaum er's gesagt, bewegte das Kalb den Kopf — es war aber nichts als das Schütteln des Wagens. Der Blasius ließ das Zeug flink vorangehen; mir tat das Sitzen auf dem hüpfenden Wagen sehr wohl.

aneinander gedupft; der, dessen Ei ganz bleibt, hat das zerbrochene damit gewonnen, es wird sofort verzehrt. Ein anderes Eierspiel besteht darin, daß einer das rote Ei hinhält, es mit der geschlossenen Hand so weit verdeckend, daß nur eine kleine Fläche offen bleibt. Ein anderer schleudert nun zielend eine kleine Münze darauf hin. Trifft diese die Fläche und bleibt sie im Ei stecken, so gehört es ihm, trifft die Münze nicht, so gehört diese dem Eigentümer des Eies. Ein weiteres Gesellschaftsspiel ist das Eiersuchen. Die Mädchen verstecken Eier in Winkeln, unter Stroh, Busch und dergleichen und die Burschen müssen dann suchen. Wer eins findet, glaubt bisweilen nicht bloß Eigentümer des Eies zu sein, sondern auch derselben, die es versteckt hat. Sie meldet sich aber nur, im Falle der Bursche recht nett ist. Ansonsten will keine hinter dem gefundenen Ei stehen und der Finder „ist der Narr, frißt den Dotter samt dem Klar." — Mein Vater hat solche Eierspiele zwischen Burschen und Dirndlein nie gern gesehen. Tat man's aber hinter seinem Rücken, so ward es oft noch bedenklicher.

Waren die Ostern endlich vorüber, dann kam die Zeit der Ernte. Meine Mutter hatte einen semmelgelben Korb mit Henkelreifen. Manchmal am Sonntage füllte sie diesen Korb mit Eiern, streifte den Henkel über den Arm und trug ihn ins Mürztal zum Verkaufe. In den Jahren aber, als die Mutter kränklich war, mußte ich der Eierbub sein. Alle Monate ein- oder zweimal wurde der Korb voll; ich, der zehn- oder zwölfjährige Junge, trug ihn über Berg und Tal nach Krieglach, wo die festen Abnehmer waren, als: die Frau Bürgermeisterin, die Frau Lebzelterin, die Frau Wirtin und die Frau Bäckin. Zwei Kreuzer für das Ei, das war der Preis, keine gab mehr, keine weniger. Nur dazu noch einen „Tragerlohn", der bei einem vollen Korbe in einer Schale Kaffee bestand oder in einem Gläschen Wein oder in einer Semmel. Die Frau Bürgermeisterin gab fast allemal ein Silbergröschlein, weshalb ich den Korb am liebsten zu ihr trug. Der Nachteil war nur, daß ich an solchen Tagen auf der ganzen Wanderung nichts zu essen hatte, weil die Gröschlein für Bücher und Schreibpapier zusammengespart wurden. Daß dem kleinen, kleberen Waldbauernbuben eine Semmel oder eine Schale Milchkaffee besser bekommen hätte, als das „Egyptische Traumbüchel" oder „Die Geschichte der heiligen Monika" oder ein Roman von Eduard Breier, das wollte ich heute schier meinen. Meine damalige Weisheit ging darauf hin, daß man morgen nichts mehr hat von den Schätzen, die man heute verspeist, weshalb man daher die Sachen nicht verspeisen soll, sondern sie für was Beständiges verwenden. Daß eine solche Weisheit allmählich recht mager macht, davon mag dieser Eierbub ein Beispiel gewesen sein. Manchmal bekam ich in Krieglach auch Bücher geborgt. „Bin froh, wenn sie mir weggelesen werden", sagte die alte Lebzelterin und öffnete mir

noch Eier, denen nichts geschehen war, diese nahm ich im Korbe wieder zu mir und so fuhren wir weiter talwärts.

In Krieglach angekommen, nahm der Blasius seinen Weg zum Fleischhauer, ich ging mit meinem Korb zur Bürgermeisterin. Da sie sich verwunderte über die geringe Anzahl der Eier, die ich heute brachte und wohl auch die Spuren des Mißgeschickes sah, erzählte ich ihr das Malheur.

„Ja," lachte die Frau, „Bübel, da hast heut' ein gutes Lehrgeld gezahlt. Jetzt wirst dir's wohl merken, daß man den Eierkorb nicht in einen holpernden Wagen stellt! Hast was gelernt?"

Da der Erlös für die Eier durchaus nicht reichen konnte für ein Pfund Kalbfleisch und für ein Pfund Reis und drei Semmeln, so zog ich die Sackuhr aus der Tasche und fragte, was die Frau dafür geben wolle. Die Uhr gehe zwar nicht, weil sie das Fahren gewohnt sei, aber sie koste drei Gulden, mindestens zwei. Wenn der Frau das zu viel, so sei sie auch um einen Gulden zu haben, oder wie viel man halt dafür geben wolle.

Das kam der Frau nicht recht vor, sie rief den Bürgermeister. Der kam aus seiner Kanzlei heraus, setzte sich auf der breiten Stumpfnase die Hornbrille zurecht und fragte kurz und schneidig: „Bub, woher hast du diese Uhr?"

Erschrocken stotterte ich, ein Fuhrmann hätte sie mir geschenkt.

„Das ist nicht wahr. Fuhrleute schenken keine Uhren. Du bleibst da, bis wir wissen, von wem du die Uhr hast!"

Die Bürgermeisterin wollte besänftigen, doch der Herr war überwältigt von seinem Richterberufe, er ließ schon den Gemeindediener rufen, der mich in den Kotter stecken sollte. — Es ist gefährlich, jetzt vor den Fenstern den Blasius vorbeifahren zu lassen, weil in solchen wahrhaftigen Erzählungen der Zufall nie eine zu auffallende Rolle spielen sollte, aber er fuhr doch vorbei. Erstens weil der Blasius bei seinem Fleischhauer schon fertig war und zweitens, weil die Straße da vorüberkam. Wie glaubte ich es der heiligen Kirche, daß Sankt Blasius ein Nothelfer ist, wie rief ich ihn an durch das Fenster: „Blasius, komm herein und sag', von wem ich die Uhr hab'!"

Da hat sich denn rasch und schön alles aufgeklärt. Und als die Frau Bürgermeisterin hörte, alles sei darum, daß die kranke Mutter daheim Fleisch, Reis und Semmeln bekomme, rief sie lebhaft, das hätte ich gleich sagen sollen, und gab Geld her. Abzahlen sollte ich es mit Eiern, recht langsam und kleinweise, daß es mir nicht weh täte.

So steckte der Blasius seine Uhr wieder ein, ich ging ins Dorf, um meine Einkäufe zu machen und dann setzten wir uns auf den nun leeren Wagen und fuhren heimwärts.

Da kam mir allmählich der Gedanke, es dürfte nicht ungeschickt sein, den Eierkorb auf den Schoß zu nehmen. Aber es war schon zu spät. Die schleimige, gelbliche Flüssigkeit sickerte hervor durch alle Spalten des Korbes.

Auf mein Klagegeschrei riß der Blasius sofort die Halfter zurück.

„Ein Pfund Fleisch hätt' ich sollen heimbringen für meine kranke Mutter, und ein Pfund Reis und drei Semmeln und jetzt ist das Eiergeld hin!" so jammerte ich verzweifelt. Der Fuhrmann schaute auf die Bescherung und schwieg.

„Wart Bübel, das wollen wir gleich machen," sagte er endlich und langte um seinen Geldbeutel.

„Oha!" rief er überrascht, denn das lederne Säcklein mit dem roten Binderiemen war leer. „Macht nichts", sagte er, „ich geb' dir meine Taschenuhr. Der Knödel geht eh nix nutz, aber ein paar Gulden ist das G'lump noch wert. Verkauf' sie in Krieglach und kauf' Fleisch für deine Mutter. Es da aus dem Kalb schneiden, wenn wir könnten! Ist eh dumm, daß wir Kalbfleisch hinführen, das Pfund nit teurer als etwa funfzehn Kreuzer und dort mußt du's sicher um zwanzig zahlen."

„Ich kann von dir nichts verlangen, Blasius. Die Eier sind wegen meiner Leichtsinnigkeit zerbrochen."

„Dummes Zeug! Der Wagen hat sie zerschüttelt und wenn ich dich nit auf den Wagen steigen hätt' heißen, so wär' den Eiern nix geschehen. Ich bin schuld, seh, da hast die Uhr!"

Ich nahm sie leihweise und wir fuhren weiter.

Als wir zur Seßlerschen Kohlenbrennerei kamen, wo neben einer verfallenden Hütte zwei Meiler dampften, hielt der Blasius wieder an. Er stieg ab, nahm den triefenden Korb und rief durch die offene Tür in die finstere Köhlerhütte hinein: „Susanna! Hörst du? Bist daheim, so komm heraus und bist nit daheim, so sag's. Bis wir nach vier Stunden zurückkommen, sollst du uns eine Strauben (Eierkuchen) backen."

Daß aus einer kohlrabenfinsteren Hüttentüre ein blühröserlrotes Dirndlgesicht hervorgucken kann, sollte man sich nicht denken.

„Eine Strauben?" fragte sie zurück. „Hast Eier?"

Der Jungfuhrmann hielt ihr den Korb entgegen. Sie schlug die Hände zusammen: „Aber Jesseles na! Was habt's denn da ang'stellt?" Sie kam mit einer blumigen Tonschüssel und schüttete das Gemenge hinein: Klar, Dotter, Schalen, alles durcheinander. Es hatte in der Schüssel nicht Platz, sie füllte auch noch einen Milchtopf. Und wurde es fest gemacht: nach vier Stunden kommen wir, die Strauben zu essen. Es fanden sich

Das Köhlerdirndl aß auch mit und als dann die Abrechnung kam, was wir schuldig wären für das Kochen und für das Schmalz und für den Zucker, schickte der Blasius mich hinaus, um aufzupassen, daß das Pferd nicht davon gehe. Weil das Tier ganz ruhig stand, so dachte ich, er habe mich fortgeschickt, um in seiner Großmut die Zeche allein zu bezahlen. Es war vielleicht nicht genau so. Um die Ecke — damals hatte ich noch ein scharfes Ohr — hörte ich folgendes, wenn auch nur geflüstertes Gespräch:

„Wie soll ich dir die Strauben denn bezahlen, Susanna?"

„Ja, das mußt du wissen, wohlfeil wird sie nit sein."

„Ist dir's derweil genug, wenn ich die Sackuhr da laß?"

„Uh, was brauch ich denn eine Uhr, die nit geht!"

„Weißt Dirndl, gehen tut gar keine Uhr. Jede muß man tragen."

„Schau, wie du g'scheit bist! Kannst denn so viel Gescheitheit derführen mit deinem Einspänner?"

„Ich tät' schon auch lieber zweispännig fahren," sagte er und wie mir schien, legte er gleich seinen Arm als Joch um ihren Hals. Nach ihren pfauchenden Einwänden zu schließen, suchte sie sich einer solchen Zweispännigkeit zu entwinden.

Sprechen hörte ich nichts mehr, auch nichts flüstern. Ein Holzblock fiel um. An einem der Kohlenmeiler, die neben der Hütte rauchten, war eine Glutstelle offen geworden, aus der Funken stoben. Ich wußte von meinem Vater her, der auch das Köhlern verstand, daß solches nicht sein dürfe und rief laut: „Köhlerin, das Feuer tut schaden!"

Darauf sind beide hervorgekommen aus der Hütte, nicht wenig verwirrt und erschrocken darüber, daß der Meiler zu Schaden brenne!

Na, dann gegen Abend bin ich glücklich nach Hause gekommen. Es war ja soweit alles gut abgelaufen, aber als nach einem Monat wieder der Eiertag kam, habe ich mir doch gesagt: Einem Fuhrmann sitze nicht wieder auf!

Möglich, daß auch die junge Kohlenbrennerin einen ähnlichen Vorsatz gefaßt hat.

Der Korb stand unter den Füßen und nun vertrug er die Püffe und Stöße ohne alle Gefahr. Der Jungfuhrmann fragte mich, was beim Fleischhauer das Pfund Kalbfleisch gekostet hätte.

„Fünfunddreißig Kreuzer."

„Was sagst du? Fünfunddreißig das Pfund? Fünfunddreißig Kreuzer, sagst du? Und mir hat er's am Kalb um vierzehn abgedruckt, das Pfund. Ist das ein Lump! Der ist ja für den Galgen zu schlecht! Und hat mir nicht einen Kreuzer ausbezahlt. Weil ich ihm schuldig bin gewest. Fünfunddreißig hast du ihm geben müssen für das Batzel! Und noch ein Knochen dabei. Sind doch Erzräuber, diese Fleischhacker, diese gottverfluchten Wuchererbuben, diese kreuzweis verdammten!"

Mit heiligem Schauder blickte ich auf. Als ob ein wildes Wetter mit Blitz, Donner und Hagel vom Hochgebirg herabkömme, so schreckbar erhaben kam mir dieser Fluch vor. Bei uns daheim wurde so was nie gehört. „Sapperawold nohamol!" war schon der höchste Zornesausruf, dessen mein Vater in den widerwärtigsten Momenten fähig war. Später freilich habe ich die Fleischer noch ganz anders verfluchen hören und man kann begierig sein, wie es den dicken Fleischhauern ergehen wird am jüngsten Tage, wenn die Teufel mit ihren neunmalhunderttausend Gehilfen in großen Krenzen (Rücktragkörben) all die Flüche vor den Richter schleppen werden, die je gegen die Fleischwucherer ausgestoßen worden sind. Ein halbdutzend Krenzen dürften allein von den meinen schon voll werden.

Als wir in die Nähe der Kohlenbrennerei kamen, wurde der Blasius sänftiglich. Mit dem Peitschenstab zog er sich von einem Vogelbeerbaume einen Ast nieder, pflückte eine Rispenblüte und steckte sich dieselbe auf den Hut, dann drehte er seinen falben Schnurrbart in Spitzen, was bei den widerspenstigen Haaren, wovon jedes für sich Spitze sein wollte, nicht sonderlich gelang.

Als wir aus der dunklen Hüttentüre den zarten blauen Rauch hervorsteigen sahen, schnalzte der Blasius mit der Zunge. Die Strauben war fertig und lag wie ein goldener Turban (deren gab's in meinem Buch von dem Türkenkrieg) auf dem Porzellanteller. Auch überzuckert war er. Das Dirndl hatte sich ebenfalls bereitet, schön die blonden Haare geflochten und eine Steinnelke hinters linke Ohr gesteckt. Ich weiß von ihr nicht viel zu beschreiben, als daß sie wie ein lichtes Röselein in der dunklen Hütte stand. Wir setzten uns um etwas, das sie Tisch nannte, nahmen die eisernen Gabeln zur Hand und begannen den stattlichen Kuchen zu zerreißen. Wir aßen mit Andacht und Dank gegen die brave steinige Waldstraße, die den Wagen hatte holpern und die Eier in süßer Wehmut hatte zerfließen gemacht.

diente Menschen gibt, denen man — sie mögen so alt als möglich werden — nie ein Jubiläum feiert. Viele, die ein Leben lang blutend nach dem Höchsten ringen und um die sich niemand kümmert! Ich sah in unserem lieben Österreich schon manchen Großen ins Grab steigen ohne das geringste Zeichen von Anerkennung. Statt des Lorbeers trugen sie eine Dornenkrone, statt einer Festblume hatten sie an der Brust Wunden, die ihnen das dankbare Vaterland beigebracht. Und mir? Nein, — wenn man so ganz allein beim Mahle sitzt, das ist nicht gemütlich.

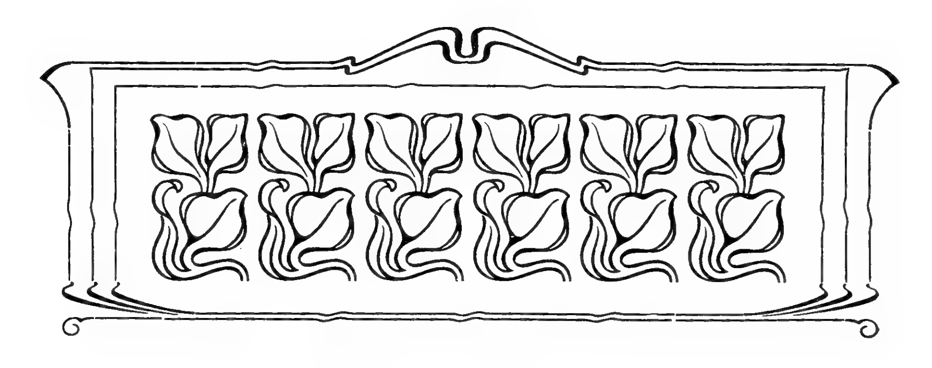
Und doch, wenn man empfindet, wie herzlich und treu die Ehren- und Liebesbeweise gemeint sind, da muß man dankbar sein.

Also waren die Tage endlich gekommen, die märchenhaften Tage, und so waren sie wieder vergangen. Eingeleitet wurden sie von dem so ehrend überbrachten Gruß der Grazerstadt. Dann die zahllosen Zuschriften und Ehrendiplome der Vereine. Doch was in diesen Tagen äußerlich vorging, das wiederhole ich nicht, weil alles schon öfter als oft in den Blättern gestanden. Was in mir vorging, das ist eine unentwirrbare Welt von Empfindungen, die nur der begreifen kann, dem Ähnliches passiert. War es gleichwohl unter Assistenz eines ausgiebigen Regenwetters gelungen, in meinem Wohnorte einen Teil geplanter Festlichkeiten abzudämmen, so kam es um so dicker aus der Ferne her. Die wackeren Post- und Telegraphenbeamten von Krieglach wissen zu sagen von dieser Woche. Wohl vor allem sie hatten empfindliche Opfer gebracht: ihre freien Stunden. Viermal täglich brachte der Postbote mir die Liebe der Zeitgenossen pfundweise ins Haus. Denn auch in der Liebe können die Leute brutal werden, das heißt, ganz rücksichtslos mehr aufladen als man ertragen mag, als man erwidern kann. Die Mächte sind auch gar zu ungleich, dort Tausende, hier nur einer. Von den Tausenden grüßt jeder einmal her und der eine soll tausendmal, wo möglich jedem besonders zurückgrüßen. Sonst kann's in einzelnen Fällen Verdruß geben, worüber ein recht schalkhaftes Kapitel zu schreiben wäre.

Besonders gekennzeichnet also waren die Tage durch die zahllosen Festgrüße aus allen Weltgegenden, aus allen Ständen und Klassen, bis hinauf zu den höchsten Behörden und Persönlichkeiten des Landes. Trotzdem nicht die mindeste Nötigung vorlag, bei diesem willkürlichen Jubiläum mitzujubilieren. Und was zu betonen ist — man verstehe es recht — auf die schriftstellerische Selbständigkeit und Freiheit wurde keinerlei Angriff versucht, das empfinde ich als eine besondere Ehrung.

Eine wahrhaft erfreuliche Erfahrung brachten mir die „Festblätter“, die von nah und fern erschienen. Dieselben waren veranstaltet worden in Kreisen, denen ich nie etwas Gutes hatte tun können und werde tun können; sie brachten mir in ihren zahlreichen glänzenden Beiträgen zeitgenössischer Schriftsteller den wahrhaft erhebenden Beweis, daß mir meine literarischen Berufsgenossen, bis zu den höchsten hinauf, gut sind, daß sie den Lorbeer, auf den sie selbst Anspruch haben, wohlgemut dem anderen reichen. Ich bin sonst manchmal unwirsch geworden, wenn es galt, bei Jubiläen und Denkmalgründungen für Dichterkollegen mitzutun, weil ich glaube, daß es eine bessere Art gebe, den Dichtern gerecht zu werden.[1]) Und sie kommen nun und singen mir ein Lied mit dem Tenor: Waldpoet, wir sind dir vom Herzen gut! Diese Dichtergrüße aus weiter Ferne, erwidert von Höhenfeuern und Pöllerkrachen in der engsten Heimat — sie sind ein schönes Erlebnis. Dann der brausende Chor der Zeitungen und Zeitschriften! Er war im ganzen viel zu hoch gestimmt; an Festtagen zieht man eben alle Register auf. Wehe einem Gefeierten, der darauf bauen wollte, was die Festartikel bei solchen Anlässen sagen, er ginge einem schrecklichen Elende entgegen. Denn der Hochstimmung folgt naturgemäß eine Depression und es wird nicht zu

[1]) Die deutsche Dichtergedächtnis-Stiftung in Hamburg hat mich verstanden.



# Kleine Laube.

## Beim Sechzigsten.

Vor Jahresfrist wurde an dieser Stelle ziemlich deutlich und ziemlich grob der Wunsch ausgesprochen, es möge von meinem sechzigsten Geburtstage keine Notiz genommen werden. Wer seinen fünfzigsten so großartig gefeiert sah und wer den achtzigsten zu erleben hofft, für den ist nicht der mindeste Anlaß vorhanden, den sechzigsten irgendwie festlich zu begehen. Die bewußte „Schwelle des Greisenalters" verpflichtet sich auf kein bestimmtes Datum, auf kein bestimmtes Jahr, ja nicht einmal ans Jahrzehnt hält sie sich. Ich bin alt, wenn mich Kummer oder Verdruß heimsucht, und jung, wenn ich Freude habe. So war's an meinem dreißigsten, so dürfte es — aber das steht beim lieben Herrgott — auch am achtzigsten sein. Nein, ich wäre kaum gestolpert jetzt über die „Schwelle", auch wenn man mich nicht darauf aufmerksam gemacht hätte.

Nun, wenn es wirklich der Drang meiner Zeitgenossen war — und das muß ich nun wohl glauben — mich an diesem 31. Juli 1903 so herrlich zu grüßen, so kann ich nicht dankbar genug sein, denn nichts ist so beglückend, als von seiner Heimat, von seinem Volke geliebt zu werden.

Schon Monate vorher merkte ich, daß etwas in der Luft liege. Leise Andeutungen von einem Sturme in den Julitagen machten mich bange, vorsichtig ausgestreckte Fühlhörner, wie man sich zu dieser oder jener Ehrung verhalten würde, etwa zu einem Volksfeste, zu einer Titelverleihung, zu einer Geburtstagsspende, konnten nur mit einem gewissen Aufwand von Schlauheit abgefertigt werden. Als trotzdem von allen Seiten Wolken aufzusteigen begannen (Weihrauchwolken), dachte ich an Flucht. Aber es wies sich, daß man in der Fremde noch schutzloser dasteht, daß man immer noch unter eigenem Dache am besten daran ist, gelassen erwartend und stillhaltend. „Gib dich die paar Tage freundlich hin," schrieb mir ein Kamerad, „das geht am wenigsten nach." So habe ich mich ergeben, aber bangen Herzens.

Und warum — so höre ich fragen — willst du dich der wohlgemeinten Huldigung denn durchaus entziehen? Ist es falsche Bescheidenheit oder falscher Stolz? — Ich glaube, es ist keines von beiden. Es ist eher ein bißchen Faulheit, die sich nicht gerne aus den häuslichen Gewohnheiten aufrütteln läßt, ein bißchen Ungeschicktheit und Befangenheit, die sich in solchen Momenten nicht zu benehmen weiß, eine Ungeübtheit bei festlichen Anlässen und in gesellschaftlichen Pflichten und auch die Besorgnis, es könnte die Dankespflicht zu groß werden, ein Umstand, der die persönliche Freiheit hemmt, das beste, was der Mensch hat. Vor allem aber ist es das Bewußtsein, daß es so viele andere ebenfalls verdiente und oft hochver-

für wahr und recht hielt, freimütig ausgesprochen, begangene und erkannte Irrtümer möglichst berichtigt. Ist ihm daraufhin die hohe akademische Würde verliehen worden, so darf er sie annehmen.

Bei allen Ehrungen, die mir — ob verdient oder unverdient — zuteil werden, pflege ich die Freude einzudämmen, aus Besorgnis, der Eitelkeit anheimzufallen. Der Freude von Heidelberg lege ich keine Zügel an, denn diese führt nicht zur Eitelkeit, sondern zum frischen, frohen Stolze. Der Stolz ist ein Kraftbringer, den wir lieben sollen. Aber echter Stolz wird immer demütig sein müssen, denn — und das ist bei allem so — gerade das Größte, das uns wird, hat man nicht verdient, kann man nicht verdienen. Sie haben mein gutes Wollen sanktioniert, auch dort, wo die Kraft eines ungeschulten Geistes nicht ausreicht, auch dann, wenn dieses Wollen eigensinnig und herbe seinen eigenen Weg geht. Sie haben die Treue gesehen, in der ein Einsamer auf unbetretenen Pfaden in seiner Art mithelfen will dazu, daß es auf der Welt besser werde. Vom Leuchtturme des akademischen Geisteslebens herab haben sie mir die Hand gereicht: Wir begrüßen dich als Kameraden! Darf das nicht eine stolze Freude sein?

Das Wichtigste an dieser Sache liegt aber anderswo. Altehrwürdige Hochschulen beginnen aus ihrer Abgeschlossenheit hervorzutreten ins freie Leben und geistige Werte anzuerkennen, auch wenn diese außerhalb akademischer Kreise liegen. Die Heidelberger Promovierung so vieler Männer aus allen geistigen Arbeitsgebieten ist ein bedeutsames Zeichen für deutsches Geistesleben der Zukunft.

Dazu Altheidelberg, das lieddurchklungene, das poesiegekrönte! Nun zieht's mich hin zu dir, du herrliche Ruperto Carola! — Und nun frage ich, ob ein Sechzigjähriger nicht soll Student sein können! Wenn es wahr ist, was in diesen Tagen Hunderte mir gesagt, daß ich „jung geblieben" sei und das achtzigste oder gar das neunzigste Jahr erleben werde, so zahlt sich's ja aus, daß man auf die Universität geht und sich nachträglich den geschenkten Doktor verdient. Und dann — was wollte ich nur sagen? — Ja, warum soll der Mäßigkeitsprediger sich nicht einmal ein bißchen Rheinweinlaub ins grauende Haar flechten? Warum soll der Duellgegner zwischen den Runzeln der Stirn nicht ein Schrammchen tragen, in heiterem Mute geschlagen und mit frischem Freundeskuß wieder geheilt? Warum soll nicht auch ein alter Jubilar mitjubeln im Chor: Jung Heidelberg, du feine, an Lieb und Ehren reich! — Wahrlich, Studentenlust ist mir gekommen und wohin Altheidelberg grüßt, dort lacht die Freude.

Und so, Ihr Freunde, hat diese „Schwelle des Greisenalters" mir — Jugend gebracht. Wer mit Faust alt gewesen, warum soll der „Magister und Doktor" nicht mit Faust wieder jung werden können?

Nachträglich hört man von „Roseggerfeiern", die an vielen Orten begangen wurden und begangen werden. Ich habe immer nur das eine Wort: Dank! Aber behaglich ist mir durchaus nicht auf dem hohen Sockel, auf den sie mich gehoben. Lasset mich doch endlich wieder hinabsteigen in die verborgene Niederung, um ohne weitere Anfechtungen meinen Nachsommer ruhig hinzuleben und zu beschließen.

Rosegger.

verwundern sein, wenn sehr bald Kritiken laut werden, die den „Roseggerrummel" verurteilen und in ihrem Tadel ebenso übertreiben, wie jene in ihrem Lobe übertrieben haben. Wie sehr müßte einer, der sich nach den Festhymnen taxieren wollte, unter solchem Rückschlage zu leiden haben! Nach dem Feste ziehen wir alle wieder unser Werktagsgewand an und wenn in der Arbeit Hitze einer den anderen einmal ein wenig mit dem Ellbogen anstößt, so soll darob keine Feindschaft sein. Falls von meiner Seite unversehens Derartiges geschieht, sage ich schon heute: Pardon!

Von den unzähligen Formen dieser Jubiläumstaten nenne ich jene, die dem Waldschulhause zugute kommen. So wird der Österreichische Touristenklub eine Weihnachtsbescherung für die Alpel-Schulkinder besorgen, so hat ein Gönner die Suppenanstalt daselbst für das nächste Jahr gedeckt und eine Gönnerin durch ihre Spende jedem der Kinder ein kleines Sparkassebüchel gestiftet. So hat die Waldheimatgesellschaft die Mitsorge um die Erhaltung des Schulhausgebäudes übernommen. Daß sie gleichzeitig auch am Schulhause eine Gedenktafel zu Ehren des Stifters anbringen ließ, soll ihr verziehen sein der Kinder von Alpel willen, die es lernen sollen, der Wohltäter dankbar zu gedenken, wer sie auch sein und wie sie heißen mögen.

Der Schwerpunkt des Festes — um es dankbar zu sagen — war Mürzzuschlag. Wie stolz schritt der junge Ehrenbürger dieses schönen aufblühenden Ortes zum Festplatze hin, wo Tausende von Menschen sich versammelt hatten bei der Aufführung des Volksschauspieles: „Am Tage des Gerichtes". Der unvergleichlich poetische Festplatz im Walde, zwischen der rauschenden Mürz und der düster starrenden Felswand, die Abendsonne, die zwischen den hohen Fichtenstämmen durchschimmerte auf die festlich gestimmte Menge, die in klassischer Einfachheit aufgebaute Bühne, die Begeisterung der Darsteller, lauter Landsleute, die eine nahezu vollendete Aufführung leisteten — für mich ist das ein unvergeßlicher Eindruck. Und da stieg der große Meister Anzengruber nieder vom Olymp und überreichte in seinen Söhnen dem geringen, gar ungelehrigen dramatischen Schüler — den Lorbeerkranz!

Ich hatte zu knobbeln, um all die mit lieblicher Gewalt über mich hereinbrechenden Dinge in mir zu verarbeiten. Und als man endlich glaubte, es sei vorüber, und nur die Briefschaften von Glückwünschen und Gedichten noch stattlich heranflossen wie Bäche nach einer großen Sturmflut — da begann von der Rheingegend her eine traute Melodie zu tönen . . . Altheidelberg, du feine! . . .

Und die Saiten des Telegraphen sangen mir ein Lied zu, wie ich es so wundersam noch nie gehört hatte: „Doktor Peter Rosegger, Krieglach. Den Dichter, den Bekenner, den tapferen Deutschen promoviert bei ihrer Säkularfeier zum Ehrendoktor die philosophische Fakultät der Ruperto Carola. Dekan Carolus Rathgen. Heidelberg."

Wahrlich, eine märchenhafte Botschaft! Ein Mann, der nie sein Lebtag eine Schule regelmäßig besuchen konnte, der (mit Ausnahme einer kleinen Religionsprüfung) weder auf jener zufälligen Bauernschule in Krieglach-Alpel noch später als Hospitant an der Grazer Akademie für Handel und Industrie und an der Grazer Universität auch nur das geringste offizielle Examen abzulegen in der Lage war, der den Mangel eines geordneten Wissens oft schwer empfunden hat und das in der Jugend Versäumte schon der Ungeübtheit und des elenden Gedächtnisses wegen nie mehr nachzuholen vermochte — dieser Mann wird plötzlich Doktor der leuchtendsten deutschen Universität! Eine harte Schule hat er freilich durchgemacht, eine strenge Prüfung vielleicht zur Not bestanden — die des Lebens. Die Wahrheit hat er ja stets gesucht, dem Guten und Schönen nach seinen geringen Kräften zugetrachtet, das, was er

Als Jüngling von etwa siebzehn Jahren begann Helmut sachte zu kränkeln. Seine Gesichtsfarbe war nicht mehr so rosig wie sonst, sein Auge hatte nicht das muntere Feuer, seine Wangen fielen ein und der Körper magerte ab. Die Eltern taten in ihrer Angst alles Denkbare, um den Liebling zu erhalten, und er wurde zeitweilig auch wieder frischer. Die einstige heitere Lebhaftigkeit aber war dahin, er ging und lehnte teilnahmslos so umher und immer wieder war er am liebsten allein. Endlich, nachdem das nahezu ein Jahr lang gedauert hatte, blieb er eines Morgens im Bette liegen und wollte nicht mehr aufstehen. In wenigen Tagen zehrte ein heftiges Fieber das Fleisch von den Knochen. Auf Anregung der Arztes entschloß man sich endlich, ihn mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen. Traurig schaute aus dem fahlen Antlitz das große, unschuldige Auge des Jünglings auf den Priester und er beichtete einige Alltagssünden: Lässigkeit, Ungeduld, Andachtslosigkeit im Gebete und dergleichen. Er beichtete sehr reumütig. Der Beichtvater fragte ihn, ob er mit Frauen verkehrt habe. Helmut schwieg, denn er verstand diese Frage nicht recht. Nun begann der Beichtvater weitere Fragen zu stellen, wobei der Kranke plötzlich rote Flecken auf der Wange bekam. Der Priester sprach ruhig weiter von gewissen Neigungen und Verirrungen, die, abgesehen von ihrer schweren Sündigkeit, den jungen Menschenkörper zugrunde richten, ein allmähliches Hinsiechen und aus Erschöpfung aller Kräfte endlich den Tod verursachen. Dann fragte er den Kranken, ob Ähnliches nicht auch bei ihm vorgefallen sei?

Helmut hatte dieser Offenbarung starr zugehört. Dann fragte er leise: „Sündig? Zugrunderichten?"

Der Beichtvater wiederholte eindringlich seine Ausforschung. Da hob der Jüngling die bebenden Hände, verdeckte sich damit das Gesicht und schluchzte: „So muß ich sterben!"

Der Priester saß bewegungslos da und Erbarmen bedrängte seine Brust so sehr, daß er kaum Atem schöpfen konnte.

Plötzlich krampfte Helmut die Finger in seine Wangen und unter lautem Weinen schrie er auf: „Ich habe es nicht gewußt! Ich *habe es ja nicht gewußt!*"

M.

# Worum d Erdkugl tonzad worn is.

In da steirischn Gmoansprodh von R.[1])

„Du," sogg da Thomerl zan oldn Wurzngroba, „hiaz woaß ihs, wegn wos d Leut imeramol sa damasch (schwindelig) wern! Denk da, d Weltkugl draht sih um und um. Wiar a Huat, den st in d Luft af d Höch wirfst, so draht sa sih um und um, die gonz Zeit, Winter und Suma, Tog und Nocht. Und wan d Sun *auf* und *nieda* geht, sa geht nit d Sun auf und nieda. D Sun rührt sih nit, de heukt afn Firmament festgnoglt, wiar a Schußscheibn af da Wond. Die Kinder lernens schon in da Schul däs, s sul richtig wohr sein — ober ih glabs nit."

„Zwe worum glabst as nit?" frogg der old Wurzngroba.

„s wird viel gredt wos nit wohr is. s Popier is geduldi und in da Schul wern viel Dumheitn glernt heintigstogs. Ih glab nix, wos ih nit selba gsiach. Und an iada Mensch gsiachts mit oagnen Augnan, daß d Welt schön fest und broat doligg und daß d Sun olli Tog auf und oi geht."

„Is amol a sou gwen, Thomerl," sogg da Wurzngroba. Oan Aug zwickt er dabei zua, mitn ondern gugg er drein wiar a Schelm, der wos in Sinn hot.

1) Nach einer in der „Wage" veröffentlichten Urkunde.

# Der Weltenfeiertag.

Hört an, was ich euch sagen mag
Von einem Weltenfeiertag.
Ich denke mir die Sache so:
Macht uns nicht alle frisch und froh
Nach dumpfer Woche Müh' und Plag'
Ein wohlverdienter Feiertag?
Die Seele, die zur Feier ruht,
Wird wieder weise, stark und gut!

Nun ist es mir ein schöner Traum,
Daß, einend über Zeit und Raum,
Und sei's auch einmal nur im Jahr,
Ein hoher Tag sich böte dar,
Ein Tag, der froh gefeiert werde
Von allen Völkern dieser Erde,
Ein Tag, der allen frommen mag,
Genannt der Weltenfeiertag.

Die Erde feiert viele Feste
Verstaubter toter Überreste,
Warum nicht auch nach froher Art
Ein Fest der tiefen Gegenwart?
Ein Fest der wahren Menschenwürde?
Ein Fest der abgeworf'nen Bürde?
Ein Fest, das alle gelten läßt,
Ein hohes, frohes Menschenfest?

Was wär' das, wenn er kommen mag,
Wohl für ein großer Freudentag!
Wie würde Mutter Erde, brausend
Im Wirbelsturm das All durchsausend,
Von Menschenfreude ganz umsponnen,
Am Weltenfeiertag sich sonnen!
Dann dringt vielleicht durch ihre Rinde
Verständnis mit dem Menschenkinde,
Daß sie begreife seine Not,
Ihm nicht nur gibt sein täglich Brot,
Auch mit dem Brote tiefe Ahnung
Von eines weisen Frühlings Mahnung,
Daß immer friedensvoller werde
Dem Erdenkind die Mutter Erde,
Bis ihr ein Weltenvolk entblüht
Mit feiertäglichem Gemüt.

Das ist's, warum ich träumen mag
Von einem Weltenfeiertag:
Die Seele, die zur Feier ruht,
Wird wieder weise, stark und gut!
Das könnte wohl uns allen frommen.
Wann aber wird die Stunde kommen?

Die Stunde, glaub' ich, liegt noch fern,
Es liegt noch fern der Tag des Herrn!

Franz Karl Ginzkey.

# Stumme — Erziehung.

Die Bewohner des Schlosses Schattwald waren stille, ruhige Leute. Abgefernt von aller Welt lebten sie in einem menschenarmen Gebirgstale, nur umgeben von einigen Arbeitspersonen, die das alte Gebäude bewachten und die notwendigen Dinge des täglichen Lebens herbeischafften. Die Bewohner von Schattwald bestanden in einem alternden Ehepaare, ihrem einzigen Kinde, einem schönen, wohlgearteten Knaben, und dem Lehrer desselben.

Der Knabe, namens Helmut, war seiner Eltern Abgott. Ihr ganzes Denken und Trachten ging darauf aus, seine Seele in sittlicher Reinheit zu bewahren. Die Unschuld betrachteten sie als das größte Gut, und darauf lief die ganze Erziehung hinaus. Alles wurde ferngehalten von dem Knaben, was auch nur möglicherweise lüsternes Sinnenleben hätte anregen können. Kein Buch, kein Bild, kein Wort durfte vorkommen, das irgendwie einen geschlechtlichen Gedanken hätte aufkommen lassen können. Am allerwenigsten ein weibliches Wesen, außer der Mutter, durfte sich seinem Gemache nahen.

Der Hofmeister, ein geistig sehr schlichter alter Mann, half mit heiligem Eifer den Eltern, diese unschuldige Seele vor allen Anfechtungen zu beschützen. Die Vorsicht ging so weit, daß man Hellmut auch nicht zur Beichte gehen ließ, weil keine Sicherheit war, ob der Beichtvater — wenn auch in bester Absicht — nicht irgendeine verfängliche Frage stellen könnte an das arglose Gemüt. Helmut wußte von nichts, durfte von nichts wissen und — konnte von nichts wissen. Als Knabe war er sehr lebhaft gewesen, später begann er in ruhiger Eingezogenheit fromm dahin zu leben, immer sanft und stille.

Heranwachsend war er seinen Eltern und dem Lehrer fast ängstlich folgsam auf jeden Wink und liebte es, allein auf seinem Zimmer den Studien zu obliegen oder in den schönen dunklen Wäldern einsam umherzustreifen.



# Bücher.

**Prinz Eugen.** Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Martin Greif. Dritte verbesserte Auflage. (Leipzig. C. F. Amelangs Verlag. 1903.) Was war das für eine prächtige Aufführung, als am 12. April 1880 das Schauspiel „Prinz Eugen“ im Burgtheater zum erstenmale über die Bretter ging. Es war ein Erfolg, dessen sich selten ein Dichter rühmen kann. Mit seinem Corfiz Ulfeldt hatte er sich von der Bühne aus als Dramatiker dokumentiert, sein Nero hatte zum mindesten Interesse erregt, mit seinem Prinz Eugen schien er sich jedoch die Sympathien des Publikums im Sturme erobert zu haben. Die Aufführung war glänzend. Die Hauptrollen waren vorzüglichen Kräften anvertraut; Sonnenthal gab den Kaiser Karl in der richtigen Mitte von Hoheit und Milde, Lewinsky, damals im Zenit seiner Kraft, errang als Prinz Eugen einen großen Triumph. Und die übrigen! Ich erinnere mich noch des anmutig neckischen Spiels der trefflichen, nun auch schon dahingegangenen Josefine Wessely, und wie behäbig breitschultrig pflanzte Baumeister den Sergeanten Eschenauer auf die Bühne. Sein polterndes „Stern, Ramassan und Schibuck aufeinander!“ klingt mir noch im Ohr. Das war gutes, altes Burgtheater. Und die Komparserie, endlich die szenische und technische Einrichtung! Wie das alles stimmte und klappte bis herab auf den trefflich nachgeahmten Hufschlag der Dragonerpferde (4. Akt). Greifs „Eugen“ war die letzte große dramaturgische Tat Dingelstedts. Wäre jedoch die Aufführung auch nicht so vollendet gewesen, die Wirkung des Stückes hätte sich doch bewährt, denn sie liegt im Innern, im Wesen dieses Dramas und blieb ihm treu, wo immer auch dasselbe zur Darstellung kam.

Wie hat sich das alles seit Jahren geändert! Unter Greifs Dramen finden sich doch einige, deren Wert und Bühnenwirksamkeit sich erprobt haben; sie sind jedoch gänzlich — wenigstens von den österreichischen Bühnen, verschwunden und auch „Prinz Eugen“, dieses anscheinend spezifisch österreichische, tatsächlich gut deutsche Stück, findet die Tore verschlossen und das kann uns bei der Richtung, die unser Drama eingeschlagen hat, nicht verwundern. Auf einer Bühne, auf der der blanke, nackte Realismus, auf der oft nur die bloße Milieuschilderung zur Herrschaft gelangt ist, bleibt für Martin Greif selbstverständlich kein Raum. Wir Deutsche bilden uns auf unser Gerechtigkeitsgefühl so viel ein; in literarischen und künstlerischen Angelegenheiten sind wir gewiß oft die ungerechtesten Richter. Während z. B. in Frankreich verschiedene literarische Richtungen neben einander gehen, sich entwickeln und ausleben können, sucht in Deutschland eine anscheinend zur Herrschaft gekommene die übrigen zu unterdrücken und läßt sie nicht gelten oder ignoriert sie geradehin. Das ist aber kein Vorteil. Greif mit seiner einfachen, naiven Poesie steht im scharfen Gegensatz zu der „modernen“ und sein „Prinz Eugen“, auf den ich nochmals zurückkomme, mag jenen, die in dem einseitig starren Verfolgen des Realismus das Heil des Dramas sehen, sehr veraltet vorkommen. Es liegt aber Poesie in dem Stück, es pulsiert in demselben warmes Blut, seine Gestalten verlangen nach der Verkörperung auf der Bühne. Die dritte Auflage des Schauspiels hat mir die Uraufführung wieder ins Gedächtnis gebracht und mir den Anlaß gegeben, einige Worte über dasselbe zu sagen. Vielleicht fachen sie das Interesse für das Stück wieder an.

Emil Soffé.

**St. Hubertus.** Novelle von Manfred Astura. (Dresden. E. Pierson. 1903.) Diese Dichtung weist eindringlich nach, daß St. Hubertus ein gefährlicher Patron ist für die Liebe und das häusliche Glück. Mehr als ein Jagdliebhaber wird gezeigt, der durch Pflege allzu leidenschaftlichen Jagdsportes sein Schicksal geschmiedet hat. Und wenn in einer Brautnacht der Bräutigam heimlich vom Bette aufsteht und in den Wald geht, um den balzenden Hahn zu schießen, so ist das ein bezeichnendes Sinnbild solcher Hubertushelden. In der künstlerischen Anlage der Erzählung gibt es noch große Unbeholfenheiten, aber gefreut hat mich an dem Buche der feine Stil, der mit den Vorzügen moderner Schreibweise die ruhige Klarheit der alten vereinigt. Und noch erfreulicher war mir die seelische Zeichnung der handelnden Personen, die fast nie literarischer Tradition, sondern dem Leben unserer Tage entspringt. Es ist ein Buch persönlicher Erfahrung und deshalb hat es trotz der Mängel seine Bedeutung. R.

**Durch Kampf zum Sieg.** Von F. A. Kienast. (Verlag Prietzel in Steyr.) Die mundartlichen Gedichte Kienasts haben sich viele Freunde erworben; das vorliegende Schöcklein hochdeutscher Dichtungen steht ihnen an echter Innigkeit nicht nach. Ein schlichtes, aber heimatliches Geläute; in dem die Sehnsucht nach entschwundenem und künftigem Glück zittert. Die Lebenserfahrung spricht sich in manch

„Is vor Zeitn a sou gwen. In Goud-Boda, der d Welt daschoffn hot, is koa Schuld, der hat gwißt, wos sih ghört, hot in Erdboudn festglegg weit und broad, hot d Sun asou einghenkt, daß aufgeht in da Frua und oigeht af d Nocht. Sa gwiß wiar an Uhr und nit amol aufzougn brauchts z wern. Oba däs Werkl is eahm vawiast (verwüstet) worn, muaßt wissn. An olda Jud hots vawiast."

„An olda Jud? Geh, wos d nit sogst, Wurzngroba! Daß oba dä vaboandn Judn schon überoll müassn Schodn toan! — Jo mei, wiar is dan däs lauta zuagonga?"

Drauf da Wurzngroba: „Sullst richti nouh nix ghört hobn von oldn Jousl? Steht eh z lesn in da Bibl, gleich hintern Muises. — Hobn d Judn holt amol an Kriag ghobb und hobn in Feind belogert und hobn d Stodt gleih putz weck wölln derobern. Is oba scha gegn Feirobndzeit gonga, d Judn sein noh nit fiatigwen und d Sun will schon owigehn. In da Finsta gschlaunt nix, nau sa hot in Judnen eahna General-Feldmarschal — Jousl hot er ghoaßn — sein Schimel d Sporn gebn, daß der an Hupsa hot gmocht gegn d Sun af d Höch und hot kumandiert: Holt! Oba d Sun will nit stillstehn und fliagg weida. Holt! schreit da Feldmarschal nouhamol. D Sun tuat nix dasgleichn und fliagg weida. Da lafft ihr afn Firmament gschwind da Mond zua und sogg: Du Sun, ih rot da's steh still, sist schiaßt er! — Und wia da Jousl zan drittnmol Holt ruaft, do steht d Sun bumfest still und rührt sih nit meh. — Nau, aftn hobns eahna Zeit lossn kina, d Judn, bar eanern Stodtmaur einsteßn, Häuseronzündn und Leutumbringa. Wia s nochha fiati sein gwen, do mocht da Jousl mit da Hond an Deuta gegn d Sun: Hiaz konst gehn! — D Sun geht owa nit, sie bleibb bumfest stehn af oan Fleck. D Leut möchtn scha gern schlofn gehn, is ollaweil nouh z frua, steht d Sun nouh hoch am Himl. Da Jousl mocht an Boscha mitn Händn: Schau, daß d weida kimst! Sie bleibb stehn wia s steht und rührt sih nit. Bin ih scha stehn bliebn, won s du willst, sa wiar ih gehn won ih will! — A sou locht d Sun in Feldmarschal z Fleiß zua und steht wiar ongmoln."

„Hots ihrn Koupf aufgsetzt?" sogg da Thomerl und locht. „Schau, dos gfollt ma va da Sun."

„Sou," sogg da Wurzngroba. „Und wia moanst, daß s heint ausschauad af da Welt, wan d Sun ollaweil af oan Fleck owascheinad? Als wiar an ausbrenta Kolchhaufn schauat d Welt aus. — Klewa vier a fünf Tog is s asou gstondn, hat da s Wosser onghebb zan brodln in Boch; aus n dickn Judnan hot d Foastn na gleih a sou außabrostlt und die mogern sein z brina kema wiar a Zündhölzl und die daschlognan Soldotn, de umananda glegn san wia die Gorbn afn Feld, hobn nit schlecht onghebb zan moudln (faulig riechen). Da Jousl schreit eahm schier d Lungl außa ban Kumadiern und loßt die schwar Gablarie (Kavallerie) ausruckn, gegn d Sun, daß sis vajogad. De steht bumfest still und zont owa (grinst herab). — Aus is s und gjahlt is s! jammert da Jousl, olls is hin, wan de Bedl nit ohfohrt! Und wiar er gsiacht, daß die Bam und Staudn schon anhebn zan rachn und die Taubn in Leutn ols a brotner (gebraten) ins Maul fliagn, do sogg da Jousl: Na, dos geht nit, sa guat därfs in Leutn nit gehn. Und selchn kina mar uns ah nit lossn. — Oans kunt ma nouh probiern. Wan sih scha d Sun neama will drahn, sa sul sih holt d Erdn drahn, daß ma von Fleck keman. Sein Knoppn reißt er in Spiaß aus da Hond und gib damit der Erdn an Schupfa, daß s üba und üba kuglt und weida tonzt wiar a damascha Hiasl. — Tog und Nocht tonzts, Winta und Suma und ka Mensch kons mehr aufholdn. — Und hiaz, mei liaba Thomerl," sogg der olt Wurzngroba mit olla Ernsthoftigkeit, „hiaz woaßt as, wia s gwen is und seidera (seither) draht sih d Erdkugl und d Sun steht bumfest still, schaut da tonzandn Kugl zu und — locht.

---

Generationen aufhören zu bellen und dann nur noch ein Geheul gleich dem des eingeborenen Hundes jener Küste hören lassen". Auf Grund dieser und ähnlicher Beobachtungen betrachten Darwin und andere namhafte Forscher das Bellen beim Haushunde als eine Folge der Domestikation seitens des Menschen. Daß die Gewohnheit des Bellens, die den meisten Rassen angeboren und bei den zum Haustiere gewordenen Hunden so allgemein ist, daß sie instinktartig zu sein scheint, trotzdem mit der geographischen Lage sich ändert, bestätigt auch Romanes, wie Professor Dr. W. Marshall in der soeben erschienenen 6. Lieferung seines volkstümlichen Prachtwerkes: „Die Tiere der Erde" mitteilt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) V.

**Musterstücke deutscher Prosa zur Stilbildung und zur Belehrung.** Von Professor Dr. O. Weise. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.) Das Buch will in erster Linie durch das Beispiel wirken und bietet darum eine gute Auswahl von Prosastücken, zu denen kurz auf die wichtigsten Punkte hingewiesen wird, durch die sich die Schreibweise des Verfassers auszeichnet und durch die er sich von anderen Schriftstellern unterscheidet. Dazu kommt, daß die ausgewählten Proben auch inhaltlich bedeutungsvoll sind und es an Abwechslung nicht fehlt. V.

Büchereinlauf.

**Martin Luther.** Eine dramatische Trilogie von Adolf Bartels. (München. Georg D. W. Callwey. 1903.) Wir hoffen, dieses großangelegte dramatische Werk durch einen Sachverständigen würdigen lassen zu können. Die Red.

**Kämpfer.** Roman aus der modernen Völkerwanderung von Max Bittich. (Berlin. Hermann Costenoble. 1903.)

**Die Dorfrebellen.** Roman von Adam Albert. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Der Zöllner.** Roman aus dem Glaubensleben an der Wende des Jahrhunderts von Theobald v. Kempis. (Dresden. E. Pierson. 1903.)

**Im Stubaital.** Bilder, Sagen und Skizzen von Paul R. Greußing. (München. Monachia-Verlag.)

**Der Trompeter von Baden.** Ein Badener Roman von Josefa Frank. (Österr. Verlagsanstalt. Wien.)

**Der arme Spielmann.** Novelle von Franz Grillparzer. (Wien. Leop. Weiß.)

**Brigitta.** Erzählung von Adalbert Stifter. (Wien. Leop. Weiß.)

**Der Zauberknoten.** Roman von W. Barry. Übersetzt von Johanna Szeminska. (München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.)

**Gottestal.** Von Anton Schott. Preisgekrönter Roman. (München. Allgemeine Verlagsanstalt.)

**Sibirische Erzählungen.** Von Sieroszewski. Band 4 der Internationalen Novellenbibliothek. (München. Dr. J. Marchlewski u. Co.)

**Lucindens Fluch.** Ein Goethespiel in drei Aufzügen, frei nach „Dichtung und Wahrheit" von Dr. phil. David Aufhäuser. (Dresden. E. Pierson.)

**Licht und Schatten.** Skizzen und Erzählungen von Hans Biendl. (Dresden. E. Pierson.)

**Verspielt.** Novelle von Gerhard Bortmann. (Dresden. E. Pierson.)

**Lachende Geschichten.** Von Karl von Heugel. (Dresden. E. Pierson.)

**Dramatisches.** Von Luise Wohl. (Dresden. E. Pierson.)

**Gedichte. — Eine Skizze.** Von Käthe Orleth. (Dresden. E. Pierson.)

**Der Ritter** Eine Dichtung von J. C. Scholé. (Dresden. E. Pierson.)

**Parnaßblüten.** Lyrische Fiktionen von Otto Haan. (Dresden. E. Pierson.)

**Vittoria Colonna.** Gedicht von Jaroslav Vrchlicky; aus dem Böhmischen übersetzt von Johann Spačil. (Dresden. E. Pierson.)

**Plattdütsche Dichtungen.** Von Friedr. Lübecke. (Dresden. E. Pierson.)

**Franz Grillparzer und sein Liebesleben.** Von Hans Rau. (Berlin. H. Barsdorf. 1904.)

**Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.** Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus von Otto Lyon. (Leipzig. B. G. Teubner.) Bisher erschienen Hefte über W. H. v. Riehl, Theodor Stern, Otto Ludwig, Fritz Reuter und H. Sudermann.

**Adolf Dauer.** Ein Augsburger Künstler am Ende des XV. und zu Beginn des XVI. Jahrhunderts von Dr. Otto Wiegand. (Straßburg. J. H. Ed. Heitz. 1903.)

**Lesefrüchte** aus dem Erkenntnis- und Erfahrungsschatze weltweiser und erleuchteter Autoren. Gesammelt von Heinrich Potowski. (Wien. Döbling. Selbstverlag.)

**Weltraum, Erdplanet und Lebewesen.** eine dualistisch-kausale Welterklärung von Siegmund Kublin. (Dresden. E. Pierson.)

**Mit der Nordseelinie.** Seebad-Nachdenkliches in 14 Kapiteln von Albert Eisert. (Dresden. E. Pierson.)

**Die jesuitische Gefahr.** Vortrag von Dr. Konrad Scipio. (Stettin. R. Graßmann.) 1903.)

**Los von Rom-Kämpfe im Böhmerwald.** I. Wie Böhmen protestantisch wurde. Von Pfarrer Bräunlich. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

**Los von Rom-Kämpfe im Böhmerwald.** II. Wie man Böhmen katholisch machte. Von

kräftigem Worte treffend aus. Ergreifend sind die Weisen, die der alternde Poet seiner Mutter widmet. Um dieser willen allein verdient Kienast die Rast an unserem Herde. H. F.

**Das Fräulein.** Von Paul von Schönthan. (Stuttgart, A. Bonz & Comp.) Der Roman einer Gouvernante, die durch die Klippen ihres entsagungsreichen Berufes in den Hafen einer angenehmen Ehe steuert. Nicht die gehaltvollste Arbeit Schönthans, aber leichtflüssig und fesselnd erzählt, treffsicher in der Charakteristik der Personen und behaglich im Humor. Ein unterhaltendes Buch. H. F.

**Familie P. C. Behm.** Von Ottomar Enking. (Dresden u. Leipzig. Karl Reißner.) Der Leser wird mitten in das Kleinleben einer Ostseestadt geführt. Die verschleierte Ironie, mit welcher Enking den herrschenden Kirchturmgeist des „Mittelstandes" beleuchtet, bildet einen packenden Gegensatz zum Leidensweg Anna Behms (der eigentlichen Hauptperson), die ohne eigene, ja auch ohne fremde Schuld eben durch die kleinliche Engherzigkeit ihrer Umgebung in zwei unglücklichen Ehen hinwelkt. Als gelungen muß die Milieuschilderung gelten. H.

**Romane und Novellen.** Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. I. Serie: Romane. (Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachf.) Auf die beiden großen Romane „Kinder der Welt" und „Im Paradiese" folgt, mit Lieferung 33 abschließend, „Der Roman der Stiftsdame", gleichzeitig enthält diese Lieferung den Anfang von „Merlin".

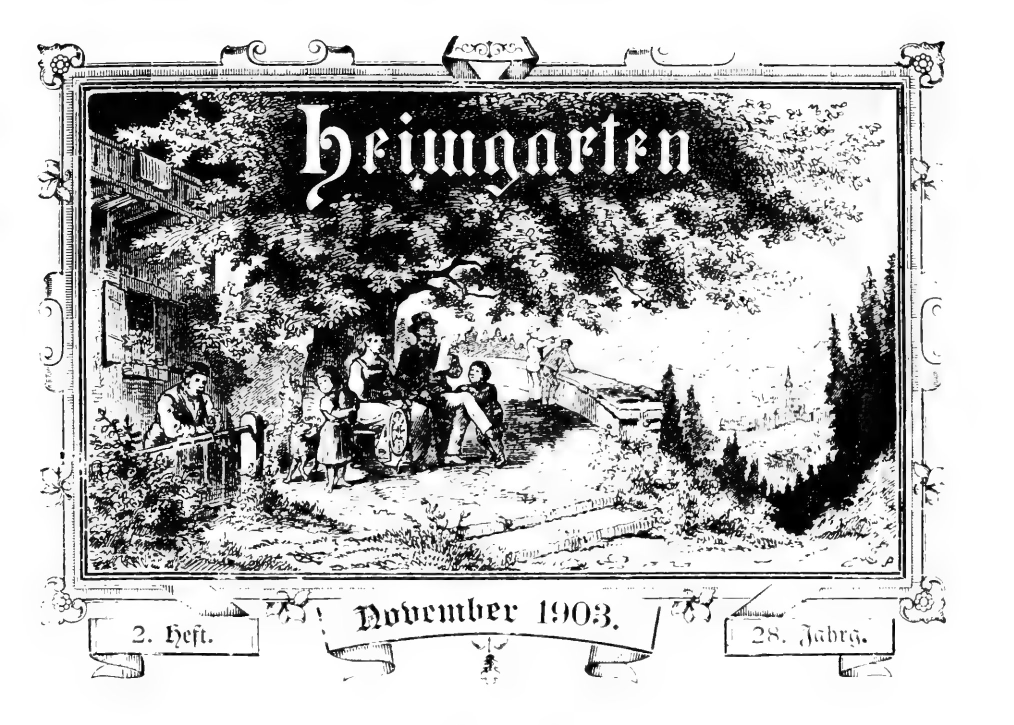
**Idealisten.** Zwei Geschichten von kleinen Beamten. Von Karl Bienenstein. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt.) Der erste Eindruck, den man in Gedanken an das Beamtenleben hat, mag stets ein nüchterner sein, aber Bienenstein lehrt uns einen viel besseren. Poesie, Phantasie und ein aufopfernder Idealismus erfüllen das äußerlich schale Leben seiner Hauptfiguren. Tragische Gewalt und ein heißer Atem in diesen Erzählungen fesseln besonders. V.

**Militär-Humoresken.** Von Rudolf Kraßnigg. Wenn man gute, unterhaltende Lektüre genießen, sich eines kräftigen, ungekünstelten Humors erfreuen will, so lese man die soeben erschienenen „Militär-Humoresken" von Rudolf Kraßnigg, welche die tatkräftige, mächtig aufstrebende Österreichische Verlagsanstalt in Wien just zu der Zeit herausgibt, wo man in den wachsenden Herbstabenden mit ganzem Herzen sich dem Humor und fröhlichen Unterhaltungen hingibt. Rudolf Kraßnigg hat sich bereits einen bedeutenden Namen als Humorist erworben, wozu nicht wenig die im vorigen Sommer erschienenen, köstlichen Ehestands-Humoresken „Sie und Er" beitrugen. V.

**Die Freundin.** Roman von Anna Hartenstein. (Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.) Ein moderner Roman im guten Sinne des Wortes, da die Verfasserin mit energischer Hand die kulturellen und sozialen Aufgaben, an deren Lösung unsere Zeit die besten Kräfte setzt, Arbeiterfürsorge, allgemeine Wohlfahrtseinrichtungen, Schulreform u. s. w., zu Angelpunkten einer lebhaft bewegten Handlung gemacht hat, die sich in einer industriereichen deutschen Großstadt abspielt. Im Vordergrunde dieser Handlung steht das neuerwählte Stadthaupt, eine getreu dem Leben nachgebildete Kernnatur. In seinem rücksichtslosen Kampfe gegen veraltete Einrichtungen und neidisches Cliquenwesen findet der Oberbürgermeister Kräftigung zum Widerstand gegen die feindlichen Gewalten bei einer gleichgesinnten, hochgemuten Freundin, die, nach dem frühen Tode ihres Gatten an die Spitze großer Industrieunternehmungen gestellt, in ihrem Kreise durchführt, was jener einem großen Gemeinwesen zugute kommen lassen will. Um diese beiden Hauptpersonen gruppiert sich eine große Zahl anderer Gestalten, die nicht minder lebenswahr charakterisiert sind. V.

**Zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart.** Nach Vorträgen von Alois Riehl. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.) Dieses Werk bietet, auf historischer Grundlage fußend, eine lichtvolle Orientierung in der Philosophie, die das gesamte Geistesreich der Menschheit umfaßt. Wir müssen es uns versagen, hier das Buch gründlich zu kennzeichnen, und deuten nur an, daß es eine Fülle von außerordentlicher Anregung, Belehrung und Erhebung in sich schließt, sowohl für den modernen als auch den konservativen Leser. Es ist die Arbeit eines abgeklärten, weitschauenden Geistes M.

**Bellen alle Hunde?** Wohl die meisten Leser werden geneigt sein, diese Frage unbedingt zu bejahen. Nun ist es den Naturforschern aber wohlbekannt, daß z. B. die Hunde von Labrador nicht bellen. Der Spanier Ulloa, der im 18. Jahrhundert Südamerika bereiste, meldet, daß auf der Inselgruppe Juan Fernandez im Westen der chilenischen Küste die Hunde niemals zu bellen versuchten, bis sie es von einigen aus Europa eingeführten lernten, wobei ihre ersten Versuche jedoch sehr seltsam unnatürlich gelautet haben sollen. Auch Linné erzählt, daß die Hunde von Südamerika Fremde nicht anbellten, und Hancock schreibt, „daß nach Guyana eingeführte Hunde nach drei oder vier




# Der Bahnwächter.

Eine Geschichte von **Peter Rosegger.**

In Karnburg hielt der Eilzug an. Der Stationsvorstand eilte erschrocken herbei, denn der Eilzug hatte programmäßig nicht zu halten in Karnburg. Einem Abteil erster Klasse entstieg ein kleiner ältlicher Herr in dunklem Anzug; in seinem verwitterten Gesicht zuckten die Muskeln, und indem er dem Schaffner winkte, daß der Zug weiterfahre, rief er in kurzausgestoßenen Atemzügen dem Vorstande zu: „Wächterhaus Numero 180! Der Mann auf 180. Rufen Sie ihn sofort herbei!"

„Wir haben hier keine Telephonverbindung, Herr Generalinspektor. Ich will einen Arbeiter nach ihm schicken."

Nach einer halben Stunde kam der Arbeiter von der Strecke zurück; schnaufend berichtete er: „Der Bahnwächter auf Numero 180 kann im Augenblick nicht ab, es fährt in wenigen Minuten der Postzug durch."

„Er kann nicht ab?" sagte der Generalinspektor scharf und rieb sich das glattrasierte Kinn. „Ei, ei, er kann nicht ab — der gewissenhafte Mann. Als aber der Schnellzug durchfuhr, da konnte er ab. Da konnte er ab! Ich sah es vom Fenster aus, wie der Mann den Zug Zug sein ließ und über die Wiese hin gegen die Weidenbüsche lief. Am Wächterhaus stand nicht eine Katze. Eine solche Gewissenlosigkeit ist mir seit dreißig Jahren nicht vorgekommen. So recht auffällig, wie aus reiner Bosheit, lief er vor dem durchfahrenden Zug davon in die Büsche hin.

Pfarrer Bräunlich. (München. J. F. Lehmanns Verlag.)

**Kommet zu mir.** Predigt von D. Dryander. (Lugano. P. Calvino.)

**Vom Reiche der Kraft.** Predigten von Otto Frommel. (Leipzig. Richard Wöpke. 1903.)

**Die Bodenreform.** Grundsätzliches und Geschichtliches zur Kenntnis und Überwindung der sozialen Not. Von Adolf Damaschke. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. (Berlin W. 15. Johannes Räde. 1903.)

**Was sollst du vom Bier und Branntwein wissen?** Von H. Schindler. (Dresden. „Sächsischer Landesverband gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.“)

32 **Ansprachen** und biblische Andachten für höhere Schulen. Von E. Kaiser. (Leipzig. Christoph Steffens. 1903.)

**Die Judenplage in Steiermark.** Kritik für alle von Franz Rauch. (Graz, Schönaugasse 45. Im Selbstverlage des Verfassers.)

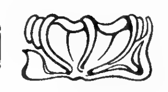
**Monographie des Bezirkes Feldbach.** Von Josef Steiner-Wischenbart. Erster Band: Die Stadt Feldbach. Mit Illustrationen. (Stadtgemeinde Feldbach.)

**Kompottbüchlein.** Von Frau Luise Rehse. (Hannover. Adolf Rehse.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam“, Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



## Postkarten des „Heimgarten“.



* Ich bitte meine Korrespondenten, gnädig und barmherzig zu sein. Ich vermag es ganz und gar nicht mehr, alle Briefe zu beantworten. Einzelne finden an dieser Stelle ihre Antwort. In letzter Zeit arg aus der Ordnung gekommen, muß ich zu mir selbst zurückkehren und mich sammeln, um wieder arbeiten zu können. R.

**Junger Literat, Breslau.** Wollen Ihnen ein Sprüchlein aus den „Meggendorfern“ in Erinnerung bringen; das lautet:

Ich sprach zum Aar: Du kannst nicht fliegen!
Da ist er still emporgestiegen
Und hat sich nicht verteidigt.
Dann sagte ich dasselbe trocken
Zur Heuschrecke, und die blieb hocken
Und war beleidigt!

* Ein katholisches Blatt behauptet, in der evangelischen Heilandskirche zu Mürzzuschlag seien das Marienbild und das Lied „Hier liegt vor deiner Majestät“ nur eingeführt worden, um Katholiken zum Übertritte zu ködern. Wenn das wahr wäre, dann täte die evangelische Kirche nicht zu billigender Weise das, was einst die römische getan hat, um die Germanen aus dem Glauben ihrer Väter zum Katholizismus hinüber zu locken.

**Scherer.** Nein, die „grüne Ledermappe“ war mir an der Festnummer nicht die Hauptsache. Die wird doch wohl der Inhalt gewesen sein. R.

* Ich bitte die heimischen Blätter, Notizen über mich, die immerfort produziert werden, die gut gemeint, aber zumeist für die Öffentlichkeit ganz belanglos sind, nicht zu veröffentlichen. R.

**Gefälschte Unterschrift.** In neuester Zeit werden wieder ärgerniserregende Ansichtskarten und Postkarten, achtenswerte Persönlichkeiten beschimpfenden Textes, mit meinem Namen unterschrieben. Ich bitte die Empfänger solcher Karten, sich an mich zu wenden, damit ich Handhabe gewinne, die Schufte zu belangen. Rosegger.

**W. K., München.** Eine gemäßigtere Lebensanschauung wäre Ihnen zu empfehlen. Ganz gute und ganz schlechte Menschen gibt es nur in den Büchern.

**Ph. J., Prag.** Als Nachtrag zu unserer Ansicht über Normalkleidung: Solchen Personen, die nicht zum Schwitzen neigen, ist besonders als Ersatz für Linnen das Seidenhemd zu empfehlen. Für Touristen ist es nicht angezeigt.

**Z. W., München.** Gute Reisebegleiter sind die neuen von Otto Robert im Verlage von Otto Maier in Ravensburg herausgegebenen Taschenwörterbücher und Sprachführer.

**Für die Waldschule**: Von der Grazer Gemeindesparkasse 100 K; durch Lehrer Hugo Schurig in Oschatz 1 M. 45 Pf.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 20. September 1903.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

sie getrieben haben, in den Büschen versteckten sie sich, eines kletterte auf die Weide und schaukelte. Wenn nur keines ins Wasser fällt! habe ich mir gedacht, unter den Weiden rinnt ja der Fluß. — Weiter habe ich ihrer nicht geachtet, es ward der Eilzug signalisiert. Der rollte bald heran, und wie ich mit meinem Fähnlein mich an die Strecke stelle, lauft vom Flusse her ein Junge und schreit: Ins Wasser gefallen! Ins Wasser gefallen! Schrecklich war der Schrei; ich bringe ihn nicht mehr aus dem Ohr. Ich springe über den Bahnkörper, über die Wiese hin, durch das Gebüsch zum Wasser und sehe, wie ein Kind mit dem Baumast, an dem es sich noch gehalten, davonrinnt. Der Ast war gebrochen, das Kind rinnt davon und läßt sich schon sinken. Bei so was schwimmt der Mensch, auch wenn er's nicht gelernt hat. Mich hat's nicht schlecht gewundert, daß ich's kann und wie ich den Knaben heraußen auf dem Rasen habe. Er hat stark gesoffen gehabt und es gibt zu tun, bis er so weit bei sich ist. Derweil sind Leute gekommen und ich denke an meinen Zug. Mein Gott, wo ist mein Zug! Verunglückt, das sah ich, ist er auf meiner Strecke nicht, so war ich halt zufrieden."

Der Generalinspektor hatte aufmerksam zugehört und nun sagte er ganz schlicht: „Also zufrieden waren Sie! Ich bin es aber nicht, daß Sie's nur wissen, und ich denke, daß Sie gestern Ihren letzten Dienst versehen haben, wenn es der Fall war. Denn heute haben Sie ihn nicht mehr versehen."

„Aber eine Lebensrettung, Herr Generalinspektor!" wagte der Stationsvorstand einzuwenden.

Der Herr blickte diesen betroffen an. „Sie sagten: Eine Lebensrettung, Herr Stationsvorstand. Wissen Sie, wir nehmen auf unserer Strecke keine Beamten auf, damit sie allfälligen Rangen auf Feld und Flur das Leben retten. Wir haben sie, damit sie über das Leben derer wachen, welche sich unserer Eisenbahn anvertrauen. Während das eine Leben gerettet wurde, konnten dreihundert andere auf der Strecke verunglücken — wie?"

„An das habe ich wohl nicht gedacht," sagte der Bahnwächter.

„Es scheint! — Was haben Sie denn gedacht?"

„Ich habe nichts gedacht. Ich habe nur gedacht: Jesus Maria, das Kind ist ins Wasser gefallen."

„Ja sehen Sie. Wenn Sie in dem Augenblick, als ein vollbesetzter Zug herankommt und Ihre ganze Aufmerksamkeit heischt, nicht an den Zug denken, sondern an das, was draußen auf der Wiese fliegt und kriecht, da können wir Sie nicht brauchen. Das sehen Sie doch ein."

„Ich sehe es ein, Herr Inspektor, ich habe schwer gefehlt; möchte aber halt doch bitten —"

„Sie sehen es ein und bereuen es?"

Und dann hat's die Direktion auf dem Buckel, wenn das Unglück geschieht. Ich werde kurzen Prozeß machen. Herr Vorstand, halten Sie einen provisorischen Wächter bereit."

Mit schnellen Schritten ging der Erzürnte den Platz vor dem Bahnhofe hin und her. Der Postzug fuhr ein und nach kurzer Zeit wieder ab, und wenige Minuten später keuchte auf dem Bahnkörper der Gerufene heran. Sein Kleid war feucht und es schien, als klebe es stellenweise noch am Leibe.

Der Generalinspektor ging ihm rasch entgegen: „Sie sind der vom Wächterhause Numero 180?"

„Ja wohl, Herr —"

„Der Herr Generalinspektor spricht mit Ihnen!" raunte ihm der ebenfalls herbeigeeilte Vorstand zu, worauf der Wächter eine ehrerbietige Verneigung machte.

„Wollen Sie mit ins Bureau kommen!" gebot der Inspektor und ging voraus. Und dort begann das Verhör.

„Wie heißen Sie?"

„Franz Baumgartner."

„Sagen Sie, Baumgartner, wann fährt der Eilzug Numero 5 an Ihrem Wachposten vorüber?"

„Nachmittags 3 Uhr 24 Minuten, Herr Generalinspektor."

„Auch heute so?"

„Auch heute."

„Waren Sie auf dem Posten, als er vorüberfuhr?"

Der Wächter blieb ein Weilchen ohne Antwort zu geben, aber nicht, weil er etwa nicht wußte, was zu sagen war, vielmehr um zu überlegen, wie das, was er vorzubringen hatte, gesagt werden müsse.

„Herr Generalinspektor," sprach er dann, „ich weiß wohl, daß ich schwer gefehlt habe. Aber es war nicht anders möglich!"

„Es war nicht anders möglich?" wiederholte der Herr und dehnte die Worte zum Zeichen höchster Verblüffung.

„Jeder würde es an meiner Stelle getan haben, tun haben müssen," sagte der Wächter.

„So! Na, da bin ich aber doch begierig zu erfahren, weshalb Sie davonlaufen mußten, als der Eilzug herankam und Sie vorschriftsmäßig auf Ihrem Posten zu stehen hatten?"

Der Franz Baumgartner zerrte ein wenig so an seiner Mütze herum, dann begann er: „Es ist ja leicht einzusehen. Ein Kind, das ins Wasser gefallen war."

„Ein Kind ins Wasser gefallen?"

„Schon seit Mittag sah ich auf der Wiese, vom Wächterhaus hin, einige Kinder von umliegenden Bauernhöfen herumlaufen. Spiele werden

gezogen morgen oder übermorgen. Hi, hi, hi, so lass' mir's doch, Bahnwächter, diese brave Hand, du, du!“ — Und er hörte nicht auf, sie zu herzen und zu küssen, und dabei lachte er laut.

„Aber Großvater!“ rief hinter ihm ein jüngerer Mann, „seid nicht kindisch! — Ihr müßt ihm schon verzeihen, Bahnwächter. Er ist halt ganz aus dem Häusel. Geht mir selber nicht viel besser. Verscheidenläuten täten sie jetzt auf dem Kirchturm, wenn ihr nicht wäret gewesen. Wie dem Nachbarsdirndl wär's ihm ergangen, unserem Hansel. Das Mädel ist ertrunken vor zwei Jahren. Mein Gott, jetzt bin ich hergekommen und weiß nicht, was ich soll sagen. Mein bestes paar Ochsen — gern, gern. Für so was kann man ja nicht danken genug! Und die Milch sollt ihr haben, so lang ihr sein werdet auf dem Wächterhaus.“

„Ich werd' nicht mehr lange d'rauf sein,“ sprach der Bahnwächter und lachte.

„Gelt nein! Gelt nein!“ rief der Bauer. „Ihr tut jetzt avanzieren und das g'hört sich auch. Nur sagen tut es, was wir euch geben dürfen. 's ist unser erstes Kind — und wohl auch unser letztes. Der Donner noch einmal, jetzt wär' er mausetot, der Fratz. Daß er immer so herum zu kranzen hat beim Wasser! Ist er nur erst ganz trocken, der kriegt's! Der kriegt's von mir!“ — In Zorn hatte er sich geredet und mit dem Arm machte er die Bewegung des Zuschlagens.

In demselben Augenblick kam die Mutter mit dem Knaben herbei. Der war schon trocken und hatte sein Sonntagsgewand an. Und hatte noch einen roten Hals, weil er daran gar heftig frottiert worden war. Als der Bauer sein Söhnlein sah, sprang er d'rauf hin, riß es vom Boden empor an seine Brust mit Leidenschaft. Das war wohl die ganze angedrohte Strafe dafür, daß der Junge auf den Weidenbüschen immer so „herumkranzte“ und ins Wasser fiel. — Die Bauersfrau war gekommen, um in bewegenden Worten ihr dankbares Herz auszuschütten vor dem Lebensretter. Nun stand sie vor ihm und schluchzte in die Schürze und konnte kein Wort hervorbringen, und schämte sich, daß sie gekommen war, um ihm vorzuweinen. Plötzlich fuhr sie auf und schrie zornig dem Knaben zu: „Nau, wirst gehen!? Bedank' dich bei ihm, daß d' lebst!“

Der Bahnwächter stand betroffen da und wußte nichts zu sagen. Da legte der Generalinspektor ihm die Hand auf die Achsel und schnarrte barsch: „Das muß Sie ja freuen, Baumgartner! — Sagen Sie einmal, wollen Sie nicht nach Wien? Ein Mann mit der Rettungsmedaille findet leicht eine Stelle. Bei der Sicherheitswache, oder als Flußaufseher, oder in einem Bureau. Besser wie auf der Strecke geht's Ihnen überall, und was in meinen Kräften steht — —“

„Ich möchte halt wohl bitten, Herr Generalinspektor. Ich habe ja sonst meinen Dienst immer gewissenhaft verrichtet. Der Herr Stationsvorstand wird's auch sagen."

„Er ist schon fünf Jahre auf dem Posten," bestätigte der Vorstand, „und hat nicht den geringsten Vermerk."

„Na, gut. Also Baumgartner, Sie bereuen es und versprechen heilig, daß dergleichen nicht mehr vorkommt?!"

Der Bahnwächter schwieg.

„Sie versprechen mir das, Baumgartner?"

Dieser zuckte die Achseln.

„Ich frage Sie, ob Sie das versprechen?"

„Mein Gott," sagte der Bahnwächter mit schwankender Stimme, „wie kann man denn so was versprechen! Wenn halt ein Mensch in Todesgefahr ist und man kann zugreifen, so denkt man nicht erst: Soll ich das? darf ich das? — Man tut's."

„So. Man tut's, sagen Sie. Und werden Sie mit eigener Lebensgefahr auch einen Eisenbahnzug retten?"

„So wird der Mensch auch nicht viel denken: Das ist deine Pflicht, das mußt du tun, wenn du auch dabei zugrunde gehst. Man tut's bloß. Und wenn ich ein Bauer bin und auf dem Felde arbeite, und wenn ich ein Straßenvagabund bin, dem es strenge verboten ist, den Bahnkörper zu betreten: wenn ein Eisenbahnzug in Gefahr ist und ich kann beispringen, die Weiche zu stellen oder so was, so tu' ich's."

Der Inspektor konnte schon nicht erwarten, bis der Wächter ausgeredet hatte. „Baumgartner," sagte er, „für die Strecke sind Sie nicht zu brauchen. Sie stellen sich gar großmütig in den Dienst der Menschheit, wir aber müssen von unseren Leuten verlangen, daß sie sich in den Dienst unserer Bahn stellen. Dafür werden sie bezahlt, und nicht dafür, daß sie eine Rettungsgesellschaft für alle Welt bilden sollen. Mit dem nächsten Postzuge erhalten Sie den Laufpaß. Basta!"

Der Franz Baumgartner zuckte wieder die Achseln, verneigte sich und ging zur Tür hinaus.

Draußen stand ein alter, gebückter Mann, dem das weiße Haar auf die Schulter niederhing. „Ist er das?" fragte dieser einen Beamten und zeigte mit dem Finger auf Baumgartner. „Ihr seid es? Aber seid ihr's denn richtig, Mensch? Seid ihr denn nicht noch naß? Ach, freilich seid ihr's!" so rief der alte Mann leidenschaftlich dem Bahnwächter zu und torkelte auf ihn hin, erhaschte seine Hand und drückte seinen Mund darauf und seine Wange. „O du Hand, du! O du liebe, brave Hand, du! Mein Buberl hast mir aus dem Wasser gezogen. Mein einzig's Herzensbuberl. Weg wär's! In den Fischerlhimmel wär' es gefahren! Nasen und Mund voller Schlamm, so hätten sie's heraus-

Frau Ziegenbusch (zwängt sich durch die Tür, ihr nach Fritz Hierling). Ich bin Abonnentin und habe also gewissermaßen ein Recht, gehört zu werden. (Balthasar ab.)

Dr Hansen. Gewiß, für drei Pfennige täglich den Bruchteil einer Sekunde lang.

Frau Ziegenbusch. Ich protegiere gewissermaßen das Talent —

Dr. Hansen. Schön. Kennen Sie den Spruch: Das Talent arbeitet, das Genie schafft? Leute, die arbeiten, finden ihr Fortkommen.

Frau Ziegenbusch. Gott sei Dank, Leute, die ich protegiere, brauchen nicht zu arbeiten. Das tun die Knechte und Mägde.

Dr. Hansen. Jedenfalls haben sie ein Talent entdeckt, gnädige Frau? Was tut das, wenn es nicht arbeitet?

Frau Ziegenbusch. Es dichtet.

Dr. Diller. Es dichtet!

Frau Ziegenbusch. Pack' aus, Fritz! Pack' aus!

Dr. Diller. Ihr Herr Sohn?

Frau Ziegenbusch (beleidigt). In meinen Jahren schon einen so großen Sohn! — Gewissermaßen mein Protégé. — Das hier sind Gedichte. Lesen Sie die Gedichte, Herr Redakteur. Nicht Gedichte wie die „Dichter" sie machen, Schiller und so weiter. Das geht so: „Ferne — Sterne — Lächeln — Linde — Winde — Fächeln — uns wach, — ach!"

Dr. Diller. Ach!

Dr. Hansen. Genug! Wir haben leider für — solche Poesie keine Verwendung.

Frau Ziegenbusch. Wir haben auch Ungereimtes, sehr viel Ungereimtes. Pack' doch aus, Fritz, pack aus! Da ist ein Roman „Untergang der Welt".

Dr. Hansen. Wir sind bis zum Untergang der Welt mit ungereimten Romanen versorgt.

Frau Ziegenbusch. Pack' aus, Fritz! Da sind politische Aufsätze. (Geheimnisvoll.) Herr Redakteur, Fritz ist gewissermaßen Anarchist, Sezessionist — großartig! Seine Sachen taugen gewiß für die „Neue Zeit".

Dr. Hansen. Glauben Sie? Ein hoffnungsvoller Jüngling — gewissermaßen.

Dr. Diller (der in den Manuskripten geblättert). Schauderhaft!

Frau Ziegenbusch. Nicht wahr? Es überläuft einen beim Lesen — gewissermaßen eine Gänsehaut.

Dr. Diller. Stimmt, wenn Sie es sagen.

Frau Ziegenbusch. Bitte schön um ihr geneigtes Urteil.

Dr. Hansen. In 14 Tagen erhalten Sie Bescheid.

Fritz Hierling. Nein, nein, Herr Doktor, damit lassen wir uns nicht abspeisen. Das haben Sie schon einmal gesagt, als ich Ihnen

Der Baumgartner besann sich. Dann sagte er: „Schön' Dank, Herr Generalinspektor. Ist gut gemeint. Aber weil ich schon einmal zufällig frei geworden bin, so will ich ein bissel frei bleiben. Vielleicht läßt sich auch außer Dienst was schaffen!"

Der Generalinspektor hatte wieder begonnen auf dem Platz lebhaft hin und her zu gehen. Dabei knurrte er: „Außer Dienst, natürlich! Außer Dienst!" Plötzlich blieb er stehen vor dem entlassenen Bahnwächter: „Sie haben recht. Die besten Dinge geschehen außer Dienst!"

---

## Szenen aus dem Lustspiel „Die Neue Zeit".

Von **Friedrich Kottenbacher.**

Personen:

Dr. Hansen, Chefredakteur
Dr. Diller, politischer Redakteur
Rühmlacher, Reporter
Balthasar, Redaktionsdiener
} der „Neuen Zeit".
Dr. Mary Hay.
Erna Haidemann.
Frau Ziegenbusch, eine Witwe.
Fritz Hierling.
Polizeiwachtmeister.
Ein Schullehrer.
Erster } Handwerker.
Zweiter }
Ein Arbeiter.
Redaktionsmitglieder, Polizisten, Unzufriedene.

---

### Aus dem ersten Aufzug.

Redaktionsstube.

### Dritter Auftritt.

Dr. Hansen, Dr. Diller, Balthasar, dann Frau Ziegenbusch und Fritz Hierling.

Dr. Hansen. Jetzt ist keine Sprechstunde! (Nimmt die Karte.) Frau Ziegenbusch. Haben Sie ihr nicht gesagt, daß sie später kommen soll?

Balthasar. Ich habe ihr gesagt, daß jetzt keine Sprechstunde ist. Augenscheinlich will die Frau sofort das Kapitol retten — sie brachte gleich einen jungen Gänserich mit und läßt sich nicht abweisen. Da sind sie schon!

## Aus dem zweiten Aufzug.

### Erster Auftritt.

Dr. Hansen, Dr. Diller, Dr. Mary Hay, Erna Haidemann, Rühmlacher und andere Redaktionsmitglieder, Balthasar.

Balthasar. Es rottet sich im Sturm zusammen und — keine Polizei! Die Leute schlagen das Tor ein!

Dr. Hansen. Die Setzer sollen den Eingang zum Setzersaal bewachen, damit die Maschinen nicht beschädigt werden!

Balthasar. Ich werde die Leute fragen, was sie wollen. Die Völker werden von großen Gefühlen bestimmt. (Öffnet vorsichtig die Balken eines Fensters und ruft hinunter:) Völker was wollt ihr? Welche sind eure großen Gefühle? (Geschrei: „Pfui! Nieder mit der „Neuen Zeit"!" Es fliegen Steine gegen das Fenster; ein Stein trifft Balthasar.) O weh! (Hält sich den Kopf und beeilt sich, schnell die Balken zu schließen.)

Rühmlacher. Balthasar, spüren Sie die großen Gefühle?

Balthasar (noch mit dem Schließen beschäftigt). Die Polizei rückt an! (In den Setzersaal ab.)

Erna. Das alles wegen eines Aufsatzes?

Dr. Hansen (mit Beziehung). Wegen einiger armseligen Tintentropfen.

Dr. Diller (ebenso). Der moderne Geist, der wie Wetterleuchten in die morsche Ruine fällt. — Nach dem Wetterleuchten Blitz, Donner und Hagel!

Erna. Jetzt haben sie das Tor gesprengt! Weh uns! Ich werde sagen, hier steht Wolf Rappel, der an allem schuld ist!

Dr. Hansen. Hier wird niemand reden als ich! Ich bitte die Damen, in das Nebenzimmer zu gehen!

Mary. Der Casus belli bleibt und hält Stand! (Zieht einen Revolver hervor.)

Erna. Und ich will sehen wie er Stand hält! — Sie kommen!

Dr. Hansen. Hier gilt nur ein Wille — mein Wille! Die Damen da hinein! Keine Widerrede! (Führt die beiden Frauenzimmer in das Lesezimmer und schließt hinter ihnen die Tür.)

Balthasar (kommt mit eingebundenem Kopf aus dem Vorzimmer. Leute drängen nach.) Es rast der See und will sein Opfer haben! (Wendet sich gegen die Nachdrängenden.) Jetzt ist keine Sprechstunde! Halt! Erst die Visitkarten!

Dr. Hansen. Balthasar, lassen Sie die Herrschaften nur eintreten.

Balthasar. Schöne Herrschaften! Ich wasche meine Hände! (Reißt die Türflügel auf. Leute dringen herein. Einige Stöcke schwingend. Vor der Tür stehen noch Leute.)

eine Novelle „Der kostbare rote Saft“ brachte. Aber Sie haben die Novelle gar nicht gelesen. Ich habe ein Haar zwischen zwei Blätter gelegt — und dort ist das Haar noch gelegen.

Dr. Hansen. Wird schon sein, daß der Feuilleton-Redakteur ein Haar darin fand — und es darin ließ. Was sind Sie ihres Zeichens, Herr?

Fritz Hierling. Schriftsteller.

Frau Ziegenbusch. Ich möchte gern, daß er für die Zeitung schreibt. Und da ich Abonnentin bin —

Dr. Diller. Für drei Pfennige täglich.

Frau Ziegenbusch. Bitte, samt Zustellung 1 Mark 50 Pfennig monatlich! . . . so möchte ich Sie bitten, ihm dazu — gewissermaßen behilflich zu sein.

Dr. Hansen. Haben Sie Medizin studiert? Ich lese aus Ihrem Blicke ein Nein. Was wollen Sie als Journalist einem neugierigen Abonnenten — und neugierig sind alle — auf die Frage antworten, welches Mittel das beste gegen Gehirnschwund sei? — Haben Sie Rechtswissenschaft studiert? Auch nicht? Nun, ich setze den Fall, es wetten zwei Abonnenten — sie wetten gerne — der eine wettet, daß Tagedieb keine Ehrenbeleidigung sei, der andere, es sei eine Ehrenbeleidigung. Sie werden zum Schiedsrichter gewählt; welchem geben Sie recht? — Sie sind wahrscheinlich auch kein Statistiker und kein Historiker und können nicht antworten auf die Fragen, welches Land die gefährlichsten Narren hervorbringt und in welchem Jahr Bileams Esel redete? Kein Uhrmacher, der den Zeiger auf dem politischen Ziffernblatte genau nach Minute und Sekunde richtet? Kein Fleckenreiniger, der das eigene Fell fleckenlos erhält? Das alles müssen Sie sein und wissen — und noch viel mehr, wenn Sie ein richtiger Zeitungsschreiber werden wollen. — Wenn Sie seine Protektorin sind, Madame — der junge Mann ist stark und hat Energie — lassen Sie ihn ein gutes Handwerk lernen, zum Beispiel die Seilerei — wir brauchen hänfene Krawatten.

Frau Ziegenbusch. Ich bin Abonnentin und Sie haben nicht das Recht uns zu beleidigen! Von heute an gebe ich die „Neue Zeit“ auf. Verstanden? Wir gehen Stante Peters zu den „Nachrichten“. Das muß — gewissermaßen in die Öffentlichkeit kommen!

Dr. Hansen. Wünsche Ihnen besseren Erfolg bei den „Nachrichten“.

Frau Ziegenbusch. Pack' ein, Fritz! Pack' ein! — Meine Herren, meine — Achtung — gewissermaßen. (Beide ab.)

In einer Volksversammlung, deren Tagesordnung ein Protest gegen die neuen Steuern bildet, hetzt Fritz Hierling gegen die „Neue Zeit“. Diese hatte im Abendblatte einen Artikel gegen die verrotteten Zustände und das kleinliche Treiben in Mückeburg aus der Feder der amerikanischen Journalistin Dr. Mary Hay gebracht. Die Mückeburger Plebs bringt der „Neuen Zeit“ eine Katzenmusik u. s. w.

das Kuvert. Der Journalist hat es im Fluge serviert mit allen Delikatessen, Feinheiten und Gewürzen für drei Pfennige! Geht mir doch, diesen nennt ihr einen Zeitungsschmierer! Den Kaufmann mit Geistesgütern, der euch Waren für tausend Mark um drei Pfennige verkauft, beschimpft ihr! Was habt ihr mir zu erwidern?

Arbeiter. Ihr haltet es mit dem Bourgeois und den Volksausbeutern!

Zweiter Handwerker. Nein — mit den Sozialdemokraten halten sie!

Erster Handwerker. Anarchisten sind sie!

Arbeiter. Mit der Regierung und mit der Polizei halten sie! Sie sind bestochen!

Zweiter Handwerker. Sie verraten den Fürsten und das Ministerium an das Ausland!

Dr. Hansen. All' das habt ihr aus einem einzigen Aufsatze, den „Mückeburger Wahrheiten", herausgefunden? Und dabei hat jeder etwas anderes gefunden. Sagt mir doch, was euch nicht gefällt. (Zum zweiten Handwerker, der eine Zeitung in der Hand hält.) Zeigen Sie mir die Stelle!

Zweiter Handwerker (liest). „Daß der Adel und die Geistlichkeit —"

Arbeiter. Was geht uns das an?

Lehrer. Nun kommt die Stelle über die Lehrer, die berichtigt werden muß!

Erster Handwerker. Was gehen uns die Lehrer an? Wir brauchen keine Schule!

Arbeiter. Was sagt der Dummkopf? Wir brauchen wohl eine Schule!

Zweiter Handwerker (auf die Zeitung deutend). Aber da! „Der Handwerker will nicht mehr von der Hände Arbeit, sondern vom leicht verdienten Profit leben."

Erster Handwerker. Wo ist der, der das geschrieben hat?

Dr. Hansen. Ihr könnt nicht von der Hände Arbeit leben, weil die Maschine die Arbeit billiger besorgt.

Erster Handwerker. Das ist wahr!

Arbeiter (auch mit einem Blatte). Da steht, daß wir um Hirngespinste kämpfen!

Frau Ziegenbusch. Und von den Frauen steht da . . . Was steht von den Frauen darin, Fritz?

Zweiter Handwerker. Was gehen uns die Frauen an?

Erster Handwerker. Die gehen uns wohl was an! Über die lassen wir nicht schimpfen!

## Zweiter Auftritt.

Vorige (ohne Mary und Erna), Frau Ziegenbusch, Fritz Hierling, Schullehrer, Handwerker, Arbeiter und andere Unzufriedene. Später Polizeiwachtmeister und Polizisten.

Erster Handwerker (den Stock schwingend). Wir wollen mit dem reden, der das in die Zeitung gegeben hat von den —

Zweiter Handwerker. Die „Mückeburger Wahrheiten".

Erster Handwerker. Ja, die „Mückeburger Wahrheiten". Den wollen wir haben!

Mehrere. Zeitungsschmierer!

Dr. Hansen. Ich bin der verantwortliche Redakteur, also redet mit mir!

Erster Handwerker. Wir werden ihn schon finden! Jetzt werden wir also ein Wörtlein mit Ihnen reden! (Schwingt den Stock.)

Dr. Hansen. Reden Sie!

Erster Handwerker (zum zweiten). Also red' Du mit ihm! (Schwingt den Stock.)

Zweiter Handwerker. Fang' nur einmal an!

Erster Handwerker. Ich will mit dem reden, der das in die Zeitung gegeben hat von —

Zweiter Handwerker. Die „Mückeburger Wahrheiten".

Lehrer. Ich ersuche im Namen der Lehrerschaft ganz ergebenst um preßgesetzliche Berichtigung. In Nummer 233 der „Neuen Zeit" steht unter dem Titel „Mückeburger Wahrheiten": „Die Lehrer sind keine Volksbildner. Sie drillen das Gedächtnis und ertöten den Geist. Anstatt freie Menschen ziehen sie Heuchler und Sklaven groß." Das steht darin! Ich verlange die preßgesetzliche Berichtigung. Was versteht so ein Zeitungsschmierer vom Lehrberuf.

Mehrere. Zeitungsschmierer!

Dr. Hansen. Ja, die Zeitungsschmierer! Die ihr uns Zeitungsschmierer nennt, erinnert ihr euch — zum Beispiel an den naturwissenschaftlichen Kongreß, wißt ihr überhaupt davon?

Arbeiter. War ja die „Neue Zeit" voll davon.

Dr. Hansen. Aus der Zeitung wißt ihr davon. Heute — ich sage heute, um euch den Gegenstand näher zu rücken — wurde über eine sehr wichtige Frage verhandelt; ein berühmter Naturforscher trägt eine geistvolle Abhandlung vor — ein anderer stellt ein wohlbegründetes System auf, das seines Vorredners Hypothesen geradezu vernichtet — die Geister platzen aneinander — es ist ein Mahl für Götter und morgen wird das ganze Mahl dem Fürsten wie dem Arbeiter aufgetischt. Aus dem Göttermahl ist ein Volksmahl geworden — zu drei Pfennigen

Wachtmeister. Räumen Sie das Lokal! Zurück!

Dr. Hansen. Das ist mein Lokal, meine Herren!

Wachtmeister. Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht.

Arbeiter. Wir sind Arbeiter, keine Bürger und Arbeit ist unsere erste Pflicht.

Wachtmeister. Keinen Widerspruch! Im Namen des Gesetzes, verlassen Sie das Lokal!

Dr. Hansen. Mit welchem Rechte wollen Sie diese Leute abschaffen?

Wachtmeister. Keinen Widerspruch! Es sind Exzedenten, Aufrührer, Rädelsführer!

Dr. Hansen. Leute, die höflich anpochen und fragen, ob sie eintreten dürfen, sind keine Aufrührer.

Wachtmeister. Angepocht hätten sie und gefragt, ob sie eintreten dürfen?

Dr. Hansen. Balthasar, haben sie nicht angepocht?

Balthasar. O, bedeutend — daß das Tor in Trümmer ging.

Dr. Hansen. Sie hören es! Die Rädelsführer finden Sie auf der Straße. (Wachtmeister will notieren.) Ich stelle Ihnen unsere Abonnentenliste zur Verfügung. Hier sehen Sie nur Abonnenten und gute Freunde, denen ein kleiner Gedankenaustausch mit mir ein Herzensbedürfnis ist. Ist es nicht so?

Mehrere. So ist es!

Dr. Hansen. Sie hören es!

Wachtmeister. Es ging sehr laut her!

Dr. Hansen. In welchem Haus geht es nicht laut her? Da spielt man Klavier, da Violine, da Baßgeige, da singt man — hier spricht man — mit Temperament. Meine Abonnenten sind temperamentvoll.

Wachtmeister. Wenn hier etwas Ungesetzliches geschehen sollte, fällt die Verantwortung auf Sie, Herr Doktor. Wir waren rechtzeitig zur Stelle.

Dr. Hansen. Besten Dank. Die Polizei ist ein nützliches Institut, wenn sie Eigentum und Leben schützt — ungerufen aber zuweilen ein unerwünschter Gast.

Wachtmeister. Gewissen Leuten kommen wir immer unerwünscht. (Polizei und Balthasar ab.)

Dr. Hansen. Wir brauchen keine Polizei, keine Zeugen, keine Geschworenen, keine Richter und keine Ankläger. Wir klagen uns selbst an und richten selbst. Mein Blatt hat Sie angeklagt — verteidigen Sie sich!

Fritz Hierling. Berichtigung! Wir verlangen Berichtigung und Widerruf!

Lehrer. Preßgesetzliche Berichtigung!

Mehrere. Widerrufen!

Zweiter Handwerker. Du hast es not, die Deinige in Schutz zu nehmen!

Fritz Hierling. Meine Damen und Herren, ich bitte um das Wort!

Frau Ziegenbusch. Lassen Sie ihn reden! Der kann es!

Arbeiter. Redefreiheit! Er soll reden!

Fritz Hierling. Die „Neue Zeit" ist eine Feindin des Volkes —

Dr. Hansen. Das ist eine Lüge!

Arbeiter. Reden lassen! Redefreiheit!

Mehrere. Redefreiheit!

Fritz Hierling. Meine Damen und Herren, wollen Sie einen Beweis für die Richtigkeit meiner Behauptung?

Mehrere. Ja.

Fritz Hierling. Meine Damen und Herren, es war — wenn Sie — lesen Sie die „Mückeburger Wahrheiten" und Sie werden —.

Einige. Die haben wir gelesen!

Fritz Hierling. Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen!

Arbeiter. Redefreiheit!

Fritz Hierling. Sie werden alsdann erkennen, daß eine volksfeindliche Feder ihr ganzes Gift, die ganze Feder ihr —

Erster Handwerker (hat eine Feder genommen.) Die Herren schreiben mit Stahlfedern, nicht mit Gansfedern!

Mehrere. Richtig!

Fritz Hierling. Ich habe gesagt ganze Feder, daß diese Gansfeder — ganze Feder — ihr volksfeindliches Gift auf das Volk ausspritzt. Ich bitte, mich nicht zu unterbrechen!

Mehrere. Redefreiheit!

Fritz Hierling. Ich habe gesagt — ich sage, das heißt, ich frage, ist jemand unter uns, der nicht von einem Tropfen dieses journalistischen Scheidewassers — ja Scheidewassers, Brandwunden erlitten hätte?

Frau Ziegenbusch. Sehr fein gesagt!

Erster Handwerker. Wer hat Scheidewasser auf uns geschüttet? Wer ist verbrannt?

Fritz Hierling. Ich habe gesagt journalistisches Scheidewasser!

Erster Handwerker. Was ist das für ein Scheidewasser?

Arbeiter. Redefreiheit!

Fritz Hierling. Ein solcher Giftmischer nennt mich Lügner, wenn ich — —

Erster Handwerker. Wer hat Gift gemischt?

Mehrere. Redefreiheit!

Fritz Hierling. — wenn ich die Wahrheit sage. Giftmischer!

Mehrere. Wo ist der Giftmischer? Nieder mit ihm! (Polizeiwachtmeister mit Polizisten, dann Balthasar.)

und in die richtigen, die großen Bahnen lenkt. Ja, meine Freunde, man schlägt den Sack und meint den Esel.

Fritz Hierling. Wer ist der Esel?

Dr. Hansen. Herr Fritz Hierling, Sie nicht, Ihre Ohren müßten erst noch wachsen. — Aber — meine Freunde, und das ist sehr erfreulich, wir haben bereits den Mann —

Arbeiter. Mit den langen Ohren?

Dr. Hansen. Auch den, aber ich meine den Mann, der unsere Fähigkeiten kennt und —

Lehrer. In die richtigen, die großen Bahnen lenkt?

Dr. Hansen. Richtig, den meine ich.

Fritz Hierling. Wer ist dieser Mann?

Dr. Hansen. Herr Fritz Hierling, Sie nicht. (Gelächter.) Doktor Berner, den ihr gewählt habt!

Mehrere. Heil dem Doktor Berner! Heil!

Dr. Hansen. Und wenn gezeigt wurde, wie tief ihr bereits gesunken seid, so war das ein Wink für andere zur Einkehr, Umkehr und Wahl der heilenden Medizin.

Fritz Hierling. Da hören Sie es, meine Damen und Herren, wir sind gesunken, tief gesunken! Wo ist der, der das geschrieben hat? Wir sind gesunken! Der Feigling verbirgt sich! Wo ist er?

## Dritter Auftritt.

Vorige, Dr. Mary Hay.

Mary (die schon einige Zeit unter der Tür gestanden, tritt heraus). Hier! Ich habe das geschrieben! Dieses Bekenntnis möge euch belehren, daß ich nicht feige bin.

Einige. Die Amerikanerin!

Mary. Ja, die Amerikanerin, die euch diesen Gruß aus Amerika mitbrachte.

Fritz Hierling (hat sich ihr, sie anstarrend, genähert). Fürchten Sie nichts!

Mary. Ich fürchte nichts — auch Sie nicht.

Fritz Hierling. Heil der unerschrockenen Amerikanerin!

Mehrere. Heil!

Frau Ziegenbusch (zieht Fritz Hierling am Rocke zurück). Fritz, was geht dich dieses Frauenzimmer an?

Dr. Hansen. Ihr habt nun gelernt, zwischen den Zeilen zu lesen. Sagt denen da unten auf der Straße, was ihr hier gehört habt, sagt, daß im nächsten Morgenblatte ein Aufsatz erscheinen wird, der sie darüber aufklären soll, wie die „Mückeburger Wahrheiten" gemeint waren; sagt ihnen, daß die „Neue Zeit" eine neue Zeit vorbereiten will, und daß die neue Zeit auch neue Menschen fordert, und —

Dr. Hansen. Sie haben den Spieß umgedreht und mich angeklagt.

Fritz Hierling. Angeklagt und verurteilt!

Dr. Hansen. Ohne Verhör! Gemach! — Sie wurden angeklagt, werden aber nicht verhört, brauchen sich auch nicht zu verteidigen. Wer zwischen den Zeilen lesen kann und will, wird finden, daß sich die Anklage nicht gegen Sie, sondern gegen ganz andere richtet.

Fritz Hierling. Gegen wen?

Dr. Hansen. Ich brauche nicht den Schutz der Polizei gegen das Volk, weil ich gegen das Volk nichts unternommen habe.

Fritz Hierling. Gegen wen?

Mehrere. Redefreiheit!

Dr. Hansen. Wer ist das Volk? Wir sind es und es wird mir niemand zumuten, ins eigene Fleisch zu schneiden. Es giebt aber Individuen unter uns, besonders kluge, die sagen, das Volk sei nicht mündig, nicht reif — wir also seien nicht mündig, nicht reif. Ich behaupte, wir sind mündig und reif!

Mehrere. Ja, ja.

Dr. Hansen. Das Volk ist also immer mündig — es gilt nur, es mündig zu erklären, damit es erkennt, daß es mündig sei — und es zu dieser Erkenntnis zu lenken.

Fritz Hierling. Das Volk ist keine Schafherde, die sich lenken läßt!

Dr. Hansen. Herr Fritz Hierling — ich glaube, so ist ihr Name —

Frau Ziegenbusch. Ja, so heißt er!

Dr. Hansen. Sie sind ein talentierter, strebsamer junger Mann und werden noch manches erreichen —

Zweiter Handwerker. Das Zuchthaus.

Dr. Hansen (zum zweiten Handwerker). Was sagten Sie? (Zu Fritz Hierling.) Aber Ihre Zunge läuft dem Verstand davon. — Denket nur, meine Freunde, wer drückt dem Zeitalter den Stempel der Reife auf? Eine einzelne Persönlichkeit, der geklärte Geist, oder, um mit einem eingebürgerten Fremdwort zu reden, der Extrakt — die Quintessenz der ganzen Nation. Warum war das deutsche Volk am Anfang des vorigen Jahrhunderts nicht mündig, als ihm der Korse den Fuß auf den Nacken setzte? Plötzlich ward es mündig — es hatte seinen Bismarck! — Wer machte die französische Nation groß, wer die Römer, Griechen, Perser?

Erster Handwerker. Bismarck!

Dr. Hansen. Richtig, nur hieß er nicht immer Bismarck. Bismarck hieß nur der Deutsche. Warum sind aber wir — die Kleinen in der großen Nation — so winzig klein, daß ein paar Männer, die sich von des Fürsten Gnaden Regierung nennen, uns alles Üble zu bieten wagen? Weil uns der Mann fehlt, der unsere Fähigkeiten kennt

Viele Leute hatte er täglich in der Fabrik um sich, mehr als im Dorfe das ganze Jahr über; trotzdem kam er sich gottverlassen vor und ein Gefühl meisterte ihn, als sei alles Innere aus seinem Körper geschwunden und nur in der Brust hämmere etwas so schwer und so todesbang, als müsse es in übermäßiger Flut ersticken. Und eine gewaltige Stimme rief ihm zu: Du mußt heim! Du mußt heim!

Er warf sich auf eine Bank, klemmte die Hände in die Augenhöhlen und preßte sie dann an die Brust. Die Hütte der Eltern stand vor ihm, träumte er, und Haus um Haus der Dorfstraße tauchte auf. Sonnenschein ergoß sich in warmen goldenen Wogen lind wie Öl, auf Dächer und Höfe, und die Rosen leuchteten purpurn, wie er sie in solcher Fülle noch nie gesehen hatte. Alle Bekannten traten aus den Häusern in die Höfe und zogen die klappernden Straßentüren auf, und nun rauschten sie auf die Dorfstraße hinaus, allesamt in glänzenden, farbenreichen Feiertagsgewändern. Und jeder Mensch im Dorfe winkte ihm so freundlich zu, als sei Traugott sein Kind und es mangele nichts von dem, was er, die arme, von den Geschwistern kaum beachtete Waise, nur begehren könnte.

Ob er die Augen öffnete oder schloß: Das wunderbare Bild der erregten Phantasie wich nicht von ihm, sondern lockte, als schreite er auf unbekannten Wegen durch die laue, düftesüße Sommernacht; und in der Ferne, auf dem Dorfplatze der Heimat, tönten alle lieben Lieder.

Er sprang auf und wußte nicht mehr, wie lange er gelegen hatte. Sollte er die Nacht verträumt haben oder waren nur Minuten an ihm vorübergegangen? War die Morgenstunde gekommen, in der Wächter und Hund die Fabrik verließen und die Gaslampen angezündet wurden zum Beginn des Tagewerks, oder wurde aus dem Dämmerlicht des Tages nun erst die Finsternis der Nacht?

Ihm liefen Schweißtropfen über das Gesicht, während der Körper fröstelte.

O, die im Dorf, die mit ihren reichen Kleidern und in den traulichen Häusern, wie saßen die wohlig am Ofen! Sie rückten wohl dicht, ganz dicht zusammen, erzählten Geschichten und knackten Nüsse, und die Glut der roten Ofenplatten ließ duftende zischende Äpfel hüpfen.

Doch ob auch alle Herrlichkeiten winkten: lauter gellte ihm das Machtwort der Geschwister in die Ohren, jeder von ihnen müsse sehen, sein Brot in der Fabrik zu verdienen, wie tausend andere auch. Wer da nicht fleißig sei, den lasse man zappeln und verhungern „mit steifem Arm“.

Gebeugt wie das Alter, schleppte er sich den feuchten Weg zurück nach der Stadt und leise, ganz leise, obwohl er nichts zu verbergen und zu verheimlichen hatte, schlich er über die breiten und niedrigen Stufen

Fritz Hierling (hat sich von Frau Ziegenbusch losgerissen). — daß als Prophetin der neuen Zeit über das Meer — aus Amerika — ein Engel —

Frau Ziegenbusch (hat ihn wieder erhascht, hält ihm den Mund zu und zerrt ihn fort). Willst du einmal stille sein, Fritz! (Alle verlieren sich bis auf Dr. Hansen, Dr. Diller und Dr. Mary Hay.)

Dr. Hansen (zu Mary). Ihr Anblick genügte, aus einem Wolf ein — Schaf zu machen.

---

## Heimweh.

Das Ende eines Bauernjungen von **Max Bittrich.**[1]

Novembernebel hingen leblos über der Stadt, verwischten jeden Laut und verschleierten, was greifbar war. Die Straßenlaternen blickten kraftlos und bleich darein wie Öllämpchen. Ein großer Totensonntag lastete auf der Welt.

Draußen im Walde verdichtete sich der Nebel in den Baumkronen; schwere Tropfen sammelten sich an den Spitzen der Kiefernzweige und von allen Bäumen war ein geheimnisvolles Rieseln. Aus einer Quelle ewiger Schaffenskraft der Natur war eine Stätte des Grauens geworden.

Ein müder Schritt schlürfte durch das Reisig wegauf und wegab und ein blasses junges Gesicht blickte, so oft ein der Stadt zugekehrter Rand des Waldes nahekam, hinüber in die Nebelschwaden. Der müde Körper lehnte dabei am Baumstamm und die Lider schlossen sich über die flackernden Augen, bis ein einsamer Wanderer oder ein Fuhrwerk die Ruhe störte und Traugott Dubian zurücktrieb in das Dunkel von Fichten und Kiefern.

Traugott irrte seit Stunden im Walde zwischen Dorf und Stadt umher. Heulend hatte er unter den Bäumen gelegen; wie die wilde Jagd war er, bis der Atem versagte, seinem Heimatdorfe zugelaufen; müde bis zum Zusammenbrechen hatte er sich der langen Fabrik, seiner im Mantel scharfen Öldunstes ruhenden Arbeitsstätte, wieder genähert, — und dem Gesicht des an der Erde fiebernden Burschen hatten die klatschnassen Mähnen des Grases am Raine Kühlung gebracht.

Er wußte nicht, was ihn trieb, doch er lief. Er konnte sich nicht Rechenschaft geben, was er dort suchte; aber ihn lockte sein Dorf wie ein Irrlicht, dem keine Macht der Erde widerstehen kann.

---

[1] Diesen Abschnitt, der Einheitlichkeit wegen hier durch kleine Zusätze vom Verfasser ergänzt, entnehmen wir dem soeben erschienenen Werke: „Kämpfer, ein Roman aus den Tagen der neuen Völkerwanderung", von Max Bittrich. (H. Costenoble, Berlin.)

„Kräutlein!“ rief er, als ob kein anderer als der Wächter ihn hören dürfe, „Kräutlein, hier drinne brennt's ja!“

Der Wächter kam herauf.

„Jetzt wird's richtig! Ich glaube immer, bei dir brennt's oben! 's roch mir doch schon so verdächtig. Hast denn du was angegeben?“

Der Junge antwortete nicht.

„Dunderlittchen, der ganze Saal ist ja helle!“ schrie Kräutlein, oben angelangt, und als habe er Angst, das volle Bild des Schreckens mitanzusehen, beugte er sich nur halb in die Tür. Sein Hund kafferte, floh über die Treppe und kam langsam zurück, zog den Schwanz ein und drückte sich an seines Herrn Beine.

„Was ist denn bloß passiert?“ rief der Wächter abermals und suchte mit zitternder Hand sein Feuerhorn, riß das Flurfenster auf und blies hinaus. Sein bißchen übrigen Atem benützte er, zwischen den Hornstößen dem Jungen zuzurufen, er möge den Schlüssel nehmen und das Tor aufschließen für die drückende Hilfe. Traugott polterte hinab. Nicht Angst packte ihn unten beim Alleinsein, sondern er atmete tief, als sei eine Last von ihm genommen. Leichtfüßig erreichte er das Hoftor und horchte auf, wie das Wächterhorn rief, wie hier und da eine Jalousie hochgezogen wurde und eine ängstliche Stimme fragte: „Wo brennt's denn?“

Töne verschiedener Art nahmen den Ruf auf und gaben ihn weiter; das Glöckchen im Turm begann zu klagen, einzelne Neugierige trabten schon die Straßen herauf und eröffneten den ersten Zug der Feuerwehr, die in tollem Lauf, begleitet vom Gerassel und von den Schlägen der Spritzenglocken, im Scheine qualmender Fackeln herantobte.

Jeder Mann der Wehr arbeitete alsbald wie ein Teil einer großen Maschine, und die Triebkraft der ganzen, zur Einheit verschmolzenen Macht war das Wort des Kommandeurs. Im Sauger pulste das Wasser des Fabrikbrunnens und aus mehreren Strahlrohren preßte sich knallend der Strom, um in die Flammen geschleudert zu werden.

Traugott Dubian stand an die Mauer gelehnt, als halte er den wärmenden Ofen; er horchte wie festgebannt auf das Pumpwerk der Spritze und stierte die im Fackellicht phantastisch dreinschauenden bärtigen Männer an, ließ den Sprühregen des Wassers ruhig über sich ergehen und hörte die Ablösungsmannschaften über die Ausbreitung des Feuers verhandeln.

„Schwerenot, das ist ja gerade, als wenn die ganze Bude mit Öl getränkt wäre; die Glut frißt sich weiter wie in Pech und Schwefel!“

Ein vielhundertstimmiges Rufen der vor dem Tore angesammelten Menge unterbrach das Gespräch.

Auch die Fenster des unter dem Feuerherd liegenden Stockwerks waren hell geworden. Bald zersprang eine Scheibe nach der anderen,

der Fabriktreppe, hinauf in den Schersal mit seinen Bergen roher Tuche, die ihm schon oft ein bequemes Lager für die Nacht gewährt hatten.

Der Hund schlug nur kurz an, und sein Herr, der halbtaube Wächter Kräutlein, ging mit seiner Laterne, wie immer in wichtigem Selbstgespräch, über die Treppen und durch die Säle, um die Wächteruhren zu schließen.

Traugott wälzte sich auf den Tuchballen und konnte den Schlaf nicht finden. Von Stunde zu Stunde sah er den Wächter vorüberwandeln. Er raffte sich auf und setzte sich vor seine Maschine, und wieder jagte es ihn auf und er wankte hinüber nach dem Saale, in dem sich tagsüber mit betäubendem Surren und Klirren und mit lautem Knall die Wagen der Zwirnmaschinen bewegten.

Träumend saß er auf einem Wagen und vergrub die Hände in die Taschen. Er umklammerte ein Messer und öffnete es und pickte sich die Spitze in den Arm, bis ihn der Schmerz ermunterte; er faßte ein Stück Brot in der Jackentasche und knabberte es auf und dachte erst jetzt daran, daß er am Tage gefastet hatte. Wieder fuhren die Finger in die Taschen. In der Weste stießen sie auf etwas Dünnes, und als er in der Dunkelheit damit über die Kleider strich, leuchtete es wie die Glühwürmchen daheim in milden Sommernächten, wenn er mit Nachbars Lenchen über die feuchten Wiesen gewandert war und unter verkrüppelten Weiden am Graben gerastet hatte. Er rieb das leuchtende Stäbchen zwischen den Fingern und fester strich er das Holz über das Bein. Die Augen wollten kaum noch aufgehen und doch sah er die Bekannten vom Dorf schon wieder im Feiertagsglanze vor sich. Und plötzlich horchte er auf, als könnten Meuchelmörder heranziehen, ihn rücklings zu fassen und zu erwürgen; es war, als drehten sich alle Maschinen und die im Dämmerlicht liegenden Fenster um ihn, und in seiner Hand brannte das Zündholz mit bläulicher und mit heller Flamme.

Die Hand — wer führte sie ihm nur und zog sie an die Maschine? — streckte sich nach den langen öligen Fäden. Ein Flämmchen lief durch die Finsternis in weiter Linie dahin, so geheimnisvoll und leuchtend wie ein Meteor durch die Lüfte zieht. Aus dem einen Feuerfaden wurden zehn und hundert; aus dem dicken Gespinst loderte eine Flamme empor und der Staub der Wolle flog in feurigen Wolken durch den Saal. Von einer Maschine hüpfte das Feuer nach der anderen in rasender Eile und tausendfüßig rannte es zu dem Durchlaß der Riemen nach dem oberen Stockwerke und schwang sich daran empor. Der Qualm fuhr durch den Raum wie der Nebel vor dem Winde.

Feuer! Feuer!

Die Wärmeschwaden fauchten den rufenden Burschen an und er floh nach der Tür.

„Da wissen wir ja gleich, wer du bist! Morgen wird sich das Weitere finden. Mach, daß du fortkommst!"

Traugott huschte in das Menschengewühl hinein, das auf der Straßenseite durch einen Strick von der Brandstätte abgehalten wurde.

„Hast denn du schon mit unserm Gottlieb gesprochen?" fragte Berta ihren Bruder. „Er war auf der Suche nach dir."

Traugott lungerte eine Weile umher und fand seinen Bruder.

Der fuhr sofort auf ihn los:

„Komm doch mal her an die Seite. Sage mal, was reden die Leute hier: Bist du dabei gewest, wie das Feuer ausgebrochen ist? Du hast doch nicht etwa etwas verseh'n? — — — Sperre doch dein Maul auf! Ich will wissen, ob du zuerst den Brand gesehen hast!"

Traugott nickte.

„Hast du etwas Unrechtes angegeben in der Fabrik? Da kann dir's schlecht gehen; da kannst du dich auf Gefängnis gefaßt machen."

Mehr aus Neugier, um etwas herauszukriegen, denn aus Empörung wurde er heftiger.

„Du sollst mir sagen, alte Traumsuse, dumme, ob du die Schuld hast am Brande! Willst du jetzt reden?"

Traugott muckte nicht.

Zorn und Ärger umkrallten Gottliebs Sinne, während er sich mit seinem Bruder langsamen Schritts von der Brandstätte entfernte.

„Willst du Schande über uns alle bringen und obendrein noch verstockt sein? Mir wirst du sagen, was du getan hast! Ich will's wissen!"

Und wuchtig sauste eine Faust mit derben Schlägen auf Kopf und Rücken Traugotts nieder.

Der Junge wimmerte wie in unendlichem Weh; er wagte nicht laut zu klagen und doch packte sein Jammer für einen Augenblick des Bruders Herz.

Und wie dann auch wieder die Faust schlug und die Finger Traugott rüttelten, — ein Wort des Geständnisses kam nicht über seine Lippen.

Sie durchwanderten mehrere Straßen, bis Gottlieb seine Hoffnung, Aufklärung zu erhalten, aufgab.

Im Banne der Empörung versetzte er dem Stummen einen neuen Schlag:

„Wenn du es nicht anders haben willst, da geh' hin, wo der Pfeffer wächst; du bist ja eine ganz bockbeinige Brut geworden!"

Ohne sich umzusehen, als habe er den Abschied nicht anders erwartet, ging Traugott weiter und auf kurzen Umwegen kam er der Stätte des Feuers wieder nahe.

die glühenden Scherben prasselten herunter — und Traugott Dubian hielt aus mit blutendem Gesicht.

Mit Klirren und Donnern und während das Gebäude in seinen Grundfesten bebte, brach oben der durchgebrannte Boden unter der Last der Maschinen zusammen. Einen Augenblick hielten sogar die Leute der Spritze erschreckt inne, um dann mit aufgerüttelter Kraft ihre Arbeit fortzusetzen. Traugott Dubians kleine Gestalt harrte aus. Er sah sein Dorf. Sein Gesicht glühte, als läge der Widerschein der verzehrenden Flammen darauf, und doch trieb ihm nur die erregte Phantasie das Blut in den Kopf.

Er sah nicht, wie die Absperrungsmannschaften alles aus dem Bereich der wankenden Mauern vertrieben; er wartete, bis ihn ein Mann packte und fortstieß.

„Was stehst denn du Bengel die ganze Nacht hier herum? Du bist wohl etwa der, der mit dem Wächter in der Fabrik war? Du siehst ganz aus, als ob du etwas ausgefressen hättest, — was?"

Nein, geraucht habe er nicht, antwortete Traugott, als schlafe seine Seele.

„Der Kerl scheint wirklich etwas auf dem Gewissen zu haben. Der ist ja wie nicht ganz richtig im Kopfe — vor Schreck!" mengte sich jemand darein. „Den werden wir morgen gleich ins Kreuzfeuer nehmen mit dem Wächter."

„Ich kann nicht dafür!" erklärte Traugott, und seine Züge begannen in der Angst zu beben.

Man betrachtete sein zerschundenes Gesicht und die durchnäßte Kleidung.

„Die Angst guckt ihm ja aus den Augen."

Er wurde am Kragen gepackt und nach dem Tor geführt.

„Das ist ja unser Traugott! Jetzt bin ich aber mal froh, daß dem kein Unglück zugestoßen ist!" rief ein Mädchen vom Gitter her aus der Menge der Zuschauer.

Traugott schlug vor seiner Schwester die Augen nieder, denn ihre Stimme hatte ihn in die Wirklichkeit zurückgestoßen.

„Ist das dein Bruder?" fragte sie Traugotts Begleiter.

„J. freilich, das ist unser Traugott."

„Hat denn der hier gearbeitet? Wie heißt ihr denn?"

„Der hat doch nicht Leute auszuhorchen und deinen Bruder herumzuschubsen!" rief ein Bursche, dessen Arm um Berta Dubians Taille lag. „Komm doch zu uns her, Traugott!"

„Er ist schon lange in der Fabrik!" antwortete Berta auf die an sie gerichtete Frage. „Wir sind Dubians, unser einer Bruder hat doch hier in der Stadt die Schänke, die ‚Nasses Dreieck' heißt."

Traugott?" fragte er in der eigenen Angst und beugte sich nieder zu dem blassen Gesicht. „Was soll denn nun mit dir werden?"

Der Junge sah ihn groß und starr an.

„Ich will gerne heim!" stöhnte er.

„Ja, da gehörtest du in dem Zustande zu allererst hin!" entgegnete man ihm. „Du siehst ganz so aus; dir tut alles andere mehr not."

Wenige Augenblicke später kauerte er im Wollkorbe und die Karre polterte über das Straßenpflaster zum Spital.

Aber wenige Stunden, nachdem das Gefährt dort gehalten hatte, brauchten sich die Menschen um Traugott Dubian nicht mehr zu sorgen.

Er war schon — heimgegangen.

## Der alte Hödl.

Eine Bauerngestalt aus Altsteiermark von **Rosa Fischer.**

Wenn unsere kleinen Buben auf einem Kalenderumschlag das scharf markierte Bild des Landesherrn sahen mit dem starken Schnurrbart und den gütigen Augen, dann sagten sie wohl: „Ui, der Hödl." Das heißt, es stieg ihnen eine Erinnerung auf, das Bild eines guten Bekannten, der so viele Stunden und Tage in ihrem großväterlichen Heime verbrachte.

Der Hödl, der alte Hödl! Er hatte tatsächlich eine Ähnlichkeit mit dem kaiserlichen Bildnis auf jenem Kalenderumschlag und mochte sie auch in der Gestalt gehabt haben; sonst war der Hödl halt ein Altenbergler Kleinhäusl-Besitzer, ein Arbeitsmensch, der sich sein Lebtag rechtschaffen geplagt, nicht lesen und schreiben gelernt.

Er mit seinen zwei starken Armen und seiner nimmermüden Arbeitsfreude hat sich auch so fort gebracht auf der Welt, und was sonst Lesen und Schreiben an Bequemlichkeit und Genuß bringen, das wußte er nicht. Er tat, wie er es gewohnt war von Jugend auf — er arbeitete den ganzen Tag und plauderte in der Feierstunde — er schaffte die ganze Woche über und ging Sonntags dafür „Kirchen";[1]) seine Erholung fand er bei „Freunden", nämlich guten Bekannten, die zu ihm kamen, oder die er selber „heimsuchte", und seine Herzerhebung und Freude bot ihm die Natur, die „freie Weid", die er liebte, mitten der er aufgewachsen war.

Dieser Hödl, wenn er zu uns kam, wie haben wir uns stets gefreut! Wie oftmals im Jahre, wenn eine große oder patschige Arbeit

[1]) In die Kirche.

Bis unten füllte die rasende Glut den Bau, und obgleich nichts mehr zu retten war, zischten noch aus vielen Schläuchen die Wasserstrahlen in das Flammenmeer. Eine Mauer hatte sich weit eingebuchtet und stürzte mit Donnergetöse in den Hof herunter. Ungestümer drängte die immer noch ausharrende Menschenmasse nach der anderen Seite und weder die Mannschaften der Wehr noch die paar Polizeibeamten vermochten die wie eine alles verdrängende Flut daherwogende Menge ganz zu besiegen. Auf Augenblicke des Sieges kamen halbe Stunden des langsamen, kaum beachteten Weichens.

Wie ein Huschkätzchen schlängelte sich Traugott aus dem Gewirr stets wieder in die vorderste Reihe und starrte in das Feuer, da es am hellsten loderte. Er hörte nicht Kommandoruf und Geschrei, für ihn gab es auch nicht instinktiv ein paar Schritte zurück, wenn Mauern krachten oder das eiserne Gebälk aus den Wänden gedrückt wurde und niederkrachte.

Er starrte wie auf ein Unglaubliches, ohne an sich zu denken, als sich die schwarze Steinwand mit den glühroten Löchern langsam nach der Straße blähte, wie ein vom Windhauch gepackter riesiger Ballon.

„Zurück! Zurück!“ brüllte die Wachmannschaft. Doch schon stürzten Steinmassen über Steinmassen hernieder; ein Regen von heißen Brocken und kohlenden Balkenresten ergoß sich, und während man sich in der Angst um das bißchen Leben in dem Knäuel der Fliehenden trat und sich stieß wie das liebe Vieh, unbekümmert ob Weib oder Kind die Unterliegenden waren, wurden die Nachzügler von den Trümmern erreicht, oder sie rissen sich gegenseitig ins Verderben.

Einige Sekunden Totenstille! Dann griffen hilfsbereite Hände mutig nach den Verunglückten und zerrten sie in sicheres Gebiet. Die beiden am schlimmsten Zugerichteten lagen besinnungslos beieinander, und es war ein blasser Junge dabei: Traugott Dubian.

Ein Schubkarren war zur Hand; einen großen Korb, in dem sonst die Wolle aus der Färberei geschafft wurde, gab der nächste Fabrikhof her, das Notlager der Verunglückten war fertig.

„Wem ist denn der Junge?“ ging die Frage.

„Das soll der sein, der gleich zuerst beim Feuer war.“

„Der Wächter soll mal flink herauskommen!“ wurde in den Fabrikhof gerufen.

Kräutlein erschien und war die verkörperte Aufregung.

„Nun ist ja der Junge noch halb totgeschlagen hier! Das ist ja doch Dubians Kleinster!“

„Hat er was verschuldet bei dem Feuer?“

„Was ich nicht sagen könnte! Das Feuer sah er zuerst. Wie's geschehen ist, weiß ich ja selber noch nicht. Ich dachte, die vom Gerichte würden den Jungen selber aushorchen .... Hast denn du was verseh'n,

„Grüaß Gott", sagte der Hödl, wenn er eintrat; „Grüaß Gott, Herr G'vatter", „Grüaß Gott, Frau G'vatterin", denn unsere Eltern waren die Taufpaten seines früh verstorbenen Dirndels gewesen. Oder auch, er sagte, „Herr Voda", „Frau Muada" und reichte bei seinem Grüßgott jedem die Hand, ebenso den sonst Anwesenden oder ihm Begegnenden, Kind und Gesind', falls er sie längere Zeit nicht gesehen hatte. Jedem sagte er „Grüß Gott" und setzte dann gutmütig hinzu: „Muß ah wieder amol a weng herschau'n."

Darauf nahm er auf ein einladendes Wort Platz und meinte wohl: „Bin eh schon müad." Den ihm hingestellten Mostkrug verschmähte er nicht und sagte ehrlich: „Durschti is mar eh frei alleweil." Ebenso griff er ungeziert um den Brotlaib und meinte: „An Biss'n Brot nimm ih schon."

Nur wenn er gerade zum Essen recht kam und eingeladen wurde, mitzuhalten, da sagte der Hödl entschuldigend: „'s is frei a Grobheit," hat aber dann tapfer mitgehalten.

So war er am ersten Tage, bevor er etwas gearbeitet hatte, später verlor er über so etwas nicht viel Worte. Er ging geradeaus seine Wege zur Arbeit und geradeaus zum Essen und wenn es Schlafenszeit war, suchte er sich selber ein Nest. Da wurde nicht gefragt: „Wo wird der Hödl schlafen?" Da brauchte ihm kein Leintuch, kein Kopfkissen und keine saubere Decke besorgt zu werden; er hätte es abgelehnt mit dem Einwande, daß er es „derziagn" [1]) würde. Nur ein warmes Platzerl verlangte er im Winter und im Sommer ein kühles, und er hat sich dasselbe gesucht, entweder im breiten Roßstallbett beim alten Seppl oder in einem leeren Stand neben dem Fuchs oder Schimmel oder Braun, im Sommer aber auf dem Heuboden oder in der Tenne, auch im Kuhstall. Sein Lager war Heu oder Stroh, sein Kopfkissen ein alter Polster oder ein mit „G'hack" [2]) oder mit Heu gefüllter Sack und seine Decke eine grobe Roßkotze und sein Rock.

So schlief er, und wenn die Hähne krähten oder der Morgen graute, war er der erste aus dem Nest und ehe er den jungen Roßknecht weckte oder den alten terrischen [3]) Seppl, gab er schon den Pferden Heu auf und ging dann hinaus vors Haus. Und wenn er wieder kam, sagte er im Winter tagtäglich: „Husch, kalt is's," oder er schrie es dem Seppl ins Ohr: „Schneib'n tuat's." Im Sommer weckte er die Schlaftrunkenen mit der Mahnung: „Is d' Sunn schon auf", oder „Betläutn tuans". [4])

Und während die anderen sich noch „renzten" (dehnten) war der Hödl schon bei der Arbeit — beim Zusammenkehren und Mistwegführen, beim Streumachen und Wassertragen. Die Knechte hatten es gut bei ihm.

[1]) umherziehen, beschmutzen. [2]) Häcksel. [3]) tauben. [4]) Gebetläuten tun sie.

bevorstand, hieß es wohl: „Da müss'n wir schau'n, daß uns der Hödl hilft", und einer der Mannsleute wurde dann den eine Stunde weiten Weg hinab geschickt nach Altenberg, den Hödl „auffa hoaß'n"[1]). Und wenn diese Mission einen der jüngeren Buben traf, dann wußte der bei seinem Heimkommen wohl Verwunderliches zu erzählen, wie es aussah im Hödl seiner „Residenz". Das Haus sei aus Lehm aufgesetzt und das Dach so schlecht, daß der Schnee es eindrücken müßte, wenn er nicht rechtzeitig heruntergezogen würde. Die Stube stehe auf vier oder sechs Spreizen, damit die Decke nicht einstürze und der Fußboden sei nicht „gebühnt",[2]) sondern nur aus Lehm geschlagen. In die „Kuchel"[3]) müsse man so tief hinunter steigen wie in eine Rauberhöhl'n und der Kuhstall sei mit Brettern verschlagen. Wasser sei auch keines beim Hause, nur „Laken", nämlich Lehmgruben, in denen das Regenwasser aufgefangen würde fürs Vieh, indes das Koch- und Trinkwasser eine halbe Stunde weit vom Walde hergetragen werden müßte. Bei all dem habe „sie", nämlich die Hödlin, die Gicht und ganz gekrümmte Hände, so daß alle Arbeit auf „ihn", den Hödl falle und auf das Ziehdirndl, die Nannerl — alles in allem wohl ein recht trübseliges Bild.

An diese Beschreibung aber schloß sich dann auch eine andere, nämlich die Erzählung, wie „schön es beim Hödl sei — wie schön eben das Gründl, mit vielen Obstbäumen darauf — wie sauber zusammen geräumt ums Haus und welch ein schöner, neugebauter Stadl dabei. Ein Fichtengehag sei angesetzt ringsum und drei hübsche Stückl Rindvieh stünden im Stall. Bei all dem finde der Hödl noch immer Zeit zum „Moaß'n", nämlich allerlei Kleinigkeiten zusammen zu richten, und wirklich, wenn er dann kam, ging er selten leer.

Alljährlich brachte er eine „Burd"[4]) Besen ins Haus, nämlich Birkenbesen, die er den Winter über gebunden, oder Werkzeug, wie Hauen- und Hackenstiele, die er angefertigt, oder „Dachwied'n", nämlich Weiden zum Decken des Strohdaches. Leitern konnte er auch machen, lange und kurze, einmal eine so lange, daß sie zum Gipfel der höchsten Bäume reichte und deswegen „Himmel-Loata" hieß — und so fort und so fort.

Gefeiert hat dieser Mann niemals, wenn nicht gerade Feiertag oder Feierstunde war, und zu hart war ihm kein Beginnen. Wenn er ins Haus kam, wußten wir schon, daß etwas vom Flecke ging, daß nichts Unrechtes liegen blieb und keine Arbeit rastet, und so haben wir uns gefreut, wenn die breitschulterige große Gestalt vor uns auftauchte und das Gesicht mit den starken Backenknochen, mit den hellen Augen und dem treu- und warmherzig grüßenden Mund.

[1]) Herauf kommen heißen. [2]) Mit Holz gedielt. [3]) Küche. [4]) Bürde.

weg gegangen, sehr verwundert, aber weil es Worte waren aus Priestermunde, haben sie sich doch im schlichtgläubigen Herzen erhalten.

Der Hödl war auch sonst in seiner Art ein Tierfreund, freilich hat es sein Beruf und die Gewohnheit von Jugend auf mit sich gebracht, daß er manches Stück Vieh mit ruhiger Hand tötete, aber es geschah so schnell wie möglich und wenn von weiblich-mitleidiger Seite die Anregung gemacht wurde, durch Betäuben mittelst Schlagen oder Erschießen dem Tiere einen schnellen Tod zu bringen, so war gerade der Hödl es, der dazu seine Bereitwilligkeit und seinen Beifall aussprach. Freilich hat er über zu große Weichherzigkeit auch lächeln können und hat manchmal Stücklein aus vergangener Zeit erzählt — Unbesonnenheiten, die sehr wohl eine Tierquälerei genannt werden konnten, aber er hat sich derselben nicht gefreut und er hat für absichtliche Roheiten ein scharfes Urteil gehabt.

Im übrigen war ja jedes Tier gut geborgen, das in seiner Obhut stand; da wurde nichts vernachlässigt, was ihm zukam, da gab es manches tadelnde Wort, wenn der junge Knecht unbesonnen schwer auflud oder wenn der alte Knecht in seinem Zorn grob mit den Pferden war. Und wenn der Hödl Feierrast hielt am Abend oder wenn er Sonntags unterm grünen Baum im kühlen Grase lag, da konnte er sich freuen, wenn die Mizzi-Katze sich an ihn schmiegte oder der Kasturl, der Hund, den Kopf auf seine Knie legte. Und er konnte sich freuen, wenn die Vöglein sangen und konnte dankbar anerkennen, wenn jemand dem durstigen Kettenhund frisches Wasser gab.

Wenn er vom Wald oder Feld kam, trug er ein Reisigständlein oder einen Palmzweig am Hut und wie manchesmal pflückte er sich ein Blümlein und trug es mit sich, wenn er ausging oder heimkam. Und Sinn hatte er für alles, was die Jugend freute, und wußte mit seinen weißen Haaren noch gar viele Liebesgeschichten und andere Angelegenheiten, die die lebensfrischen Leute gerne hören.

Er selber, der Hödl hat ja eigentlich in seiner Jugendzeit auch einen Roman gehabt; gesprochen hat er darüber nie und wir jungen Leute haben uns auch nicht getraut, aber gewußt haben wir es alle, daß in dem Hause, wo er gedient, die ledige, etwas beschränkte Tochter ein Kleines bekam.

Damals hat er wohl fort müssen aus dem Haus, aber auch die junge Mutter hat wandern müssen, nur viel weiter als der Bursche, nämlich in ein unbekanntes Heimatland; das Kind ist geblieben, ist groß geworden und hat ihre Anverwandten, die es erzogen, als Eltern betrachtet. Von ihrem Vater hatte die junge, derbe Dirne nichts als ein paar fleißige Hände, die gleich den seinen schafften, sonst nichts — keine

So war der Hödl, der sich noch die biedere Höflichkeit der alten Zeit bewahrt hatte, und mit dieser Höflichkeit sagte er auch jedesmal, wenn er etwas suchte oder wünschte: „Ih tat bitt'n" und für das Erhaltene: „Dank fleißi" oder wenn ihm persönlich etwas gegeben oder gezahlt wurde: „Ih sag' fleißi vergelt's Gott."

Das „Duwort", das er als junger Knecht dem jungen Haussohn gegenüber gewohnt gewesen war, vermied er als reifer Mann dem alten Hausvater gegenüber sorgsam und verstand es, ohne gerade „Sie" zu sagen, doch mit einer anständigen Rede auszukommen, zum Beispiel: „Wenn der Herr G'vatter so gut wär und mir das und das geb'n tät." Ebenso gebrauchte er gegen die, unter seinen Händen klein gewesenen und nun herangewachsenen Kinder möglichst selten das vertrauliche Du.

Im übrigen kannte der Hödl kein Schöntun — ein gerader Charakter in seinem Sinnen und Handeln. Geschafft hat er den ganzen Tag, sah ihn jemand oder niemand, und geplaudert in der Feierstunde hat er auch, hörte ihn wer immer. Wenn er da mit den Knechten bei der Jause saß, bei Most und Brot, da ist es meist kurzweilig gewesen, denn der Hödl wußte immer was. Von unt' und ob'n, von Steirisch und Österreich und vom Ungarland wußte er zu erzählen, von der alten und von der neuen Zeit. Und wußte er nichts Neues, so erzählte er das oft Gesagte immer wieder und merkte nicht, wie die jungen Leute darüber lächelten und allerlei Fragen stellten nach etwas, das sie lange wußten. Und merkte er es auch oder hatten die anderen ihn so angeplauscht, daß er darnach greifen konnte, so verlor er seine Ruhe nicht, sondern sagte nur bedächtig: „Ja so" oder lachte gutmütig dazu.

Ein häufig besprochenes Thema bildeten für den Hödl die Predigten seines Pfarrers, die wir anderen nicht kannten, weil er nicht unserer Pfarrkirche zugehörte. Da haben wir oftmals lachen müssen und zeitweise uns recht empört, wenn wir hörten, über welche weltliche Sachen und in welchem Tone jener Geistliche auf der Kanzel sprach. Und der Hödl, der doch ein Naturkind war, aufgewachsen ohne Schulunterricht und nicht beeinflußt von irgend einer Partei oder weltlichen Strömung, da er einfach nicht lesen konnte, er hat sich doch auch in seinem Innern das Ideal von einem Priester aufgebaut, das eben mit jenem Pfarrer nichts gemein hatte.

Da erzählte er lieber von einem anderen Geistlichen, der vor dem jetzigen in dieser Pfarre gewirkt hatte, und sprach zuweilen seine Bewunderung aus, zum Beispiel darüber, wie jener Priester einmal in der Predigt gesagt habe, jedes Tier, ja jeder Wurm sei ein Geschöpf Gottes und dürfe nicht gemartert werden. Das hatte den Hödl und viele andere, die gleich ihm einen ziemlich unbewachten, vielleicht verwahrlosten Lebens-

Wenn sie sprach davon, wie er den Hügel hinabging und wie sie ihm aus ihrer armseligen Stube nachgeschaut, sechs hungrige Kinder um sich, zwei kleine an der Brust, und wie die Verzweiflung in ihrem Innern wühlte, der Wahnsinn in ihrem Hirn, — und wenn sie dachte daran, was all die Jahre darauf kam, während welcher einige Kinder starben oder von ihren Eltern beziehungsweise von der Heimatsgemeinde zurückgenommen wurden, indes die drei verbliebenen eigenen und ein „Wienerdirndl“ heranwuchsen, und wenn sie an all die Gehässigkeiten und wilden Auftritte dachte, die es fast tagtäglich jetzt noch gab, da war es wohl eine Tränenflut, die der Lindhoferin in die Augen schoß, Klage, Abscheu, Reue, alles, was sie von ihrem Eheleben zu erzählen wußte. — Wenn in solch einer Stunde dann der Hödl im Hof drunten vorüberging in seinem blauen Barchentjanker und in der Lederhose, mit seinen schweren Stiefeln oder gar Holzschuhen an den Füßen, taktfest und gewichtig, oder wenn er im Sommer vom Felde kam barfuß und im weißen, rupfenen[1]) Hemde, da ist wohl manchmal ein jäher Blick aus grauen, noch immer schimmernden Augen auf ihn gefallen, auf die große, kräftige Gestalt, auf das Antlitz mit dem weißen Haar und den zufriedenen Augen, auf dieses Bild einer herzruhigen Frische; dann hat die Lindhoferin wohl manchmal geseufzt: „Hätt' ich den Hödl genommen, wie gut könnt' ich's hab'n!“

Wenn der Hödl sie sah, ob er dachte an die vergangene Zeit, ob er dachte an das Weib, das in seinem Heime aus- und einging, sein alterndes Weib mit den gichtgekrümmten Händen und Füßen? Ob er dachte, wie anders es könnte sein? — Er hat nichts darüber verraten.

Wir haben manchmal die Lindhoferin geneckt mit der „alten Liab, die nit rost'“, und den Hödl auch; da lächelte sie dann wehmütig, und Bilder des Glückes, das sie an der Seite des arbeitsamen, redlichen Mannes finden hätte können, traten ihr vor die Seele; er lächelte ebenfalls, jauste oder rauchte ruhig weiter und meinte nur: „Ja so?!“

Dieser Hödl mit seiner Seelenruhe und seiner gesunden Arbeitskraft hat sich überhaupt über nichts beklagt. Nur wenn der Winter recht lang war mit viel Schnee, da ist ihm angst und bang geworden. Wenn er nicht heraus konnte, nichts arbeiten, nichts schaffen, und wenn die täglich neu niedersinkende Schneehülle das Dach seines Hauses einzudrücken drohte.

Wenn er nach solch einer Zeit wieder einmal kam, sah er ganz schmal aus und die ganze Herzfreude am erwachenden Leben lag in seinen Worten, wenn er davon sprechen konnte, wie er jetzt wieder Holz hacken, Graßer schnoat'n, stockgraben gehe in den Wald, oder Erdarbeiten,

[1]) groblinnenen.

Liebe für ihn, keine Gesprächigkeit, kein Anhänglichsein — ist ihrem Vater nie zugegangen — er hat nie nach ihr gefragt.

Mit einer anderen Liebesgeschichte aber haben wir den Hödl oft geneckt, und er, der rüstige Mann mit den starken Händen und dem weißen Haare hat gelächelt dazu.

Das war so — oftmals, wenn der Hödl im Hause war, hatten wir auch eine Wäscherin oder Reiberin, eine kleine, noch immer rundleibige Person, die aber schon große Kinder hatte — die Lindhoferin, eine Kleinhäuslerin am Berge droben. Und diese Lindhoferin war einmal eine saubere junge Dirne gewesen und in der Stadt im Dienst — Küchendirne in einem Wirtshause. Der Hödl Franzl aber, der seine väterliche Hütte übernommen hatte, ging damals auf Freiersfüßen und da hätte er halt die Lisl gar so gerne gehabt.

Das Dirndl aber, das einen Stadtknecht als Geliebten hatte, einen feinen, einen süßen, geschmeidigen, wies den geraden, guten Hödl zurück und machte sich, jung und dumm wie es war, über ihn lustig, über diesen Freier, dessen Hemdkragel verschlissen und dessen Heimstatt nur eine Hütte war.

Seither aber war die Sache so anders gekommen; der Hödl hatte geheiratet und trotzdem sein Weib die Gicht bekam und er aus Mangel an eigenen Kindern mit Findlingen, das heißt mit angenommenen Waisenkindern aus Wien arbeitete, hatte er sich in gewissem Sinne aufgeschwungen; er hatte ein schönes Örtl (Gütchen) mit vielen ertragreichen Obstbäumen darauf; er konnte daran denken, sein Haus zu bauen.

Wie aber der Mann der schönen Lisl, die akkurat als junge Dirne den süßen, geschmeidigen Liebhaber geheiratet hatte?! — Ach, mit Tränen in den Augen hat die Lindhoferin zuweilen von ihrem Eheleben erzählt, wie sie als junges Weib anfangen mußte, eine Enttäuschung um die andere von Seite ihres Mannes zu erfahren — wie er sich durch betrügerische Vorspiegelungen in den Mitbesitz ihres übernommenen väterlichen Örtls zu bringen wußte — wie dann alles erlogen war, wie er nichts besaß an Geld und Gut, und wie sie, die junge Kleinhäuslerin dazu verhalten wurde, die Schulden ihres Mannes zu bezahlen.

Ach, und die Zeiten, die dann kamen! Wie nacheinander die Kinder sich einstellten und wie das junge Weib, um einen Nebenverdienst zu haben, noch alljährlich ein „Wienerkind" heimtrug und samt dem ihren säugte; wie sie dann auf diese Art im Laufe der Jahre einmal acht Kinder um sich hatte und kein Brot im Hause, und wie der Mann, der das „Findelgeld"[1]) geholt hatte, mit diesem Gelde fortging zu Spiel und Trank.

[1]) Das Kostgeld für die „Wienerkinder".

Bald darauf wollte er die ihm kindlich ergebene Ziehtochter heiraten lassen und ihr die Wirtschaft übergeben, aber auch da, als schon alles bei der Obrigkeit festgesetzt war, stellten sich nun zwischen dem angehenden Schwiegersohn und den alten Leuten Zwidrigkeiten ein, so daß der Hödl abermals Reugeld und Unkosten bezahlte und sein „Örtl“ behielt.

Zum drittenmale nun regte sich sein väterliches Gefühl zu seiner leiblichen Tochter, zu der stark gebauten, fleißigen, aber nur sehr wenig freundlich veranlagten Nanni. Er ließ ihr durch seinen alten „Herrn G'vatter“, zu dem er die Zuflucht nahm, die Post machen, sie möge kommen zu ihm, aber die Tochter anerkannte ihren Vater nicht und ging ihm nicht zu.

So hat der starke Mann, der immer so seelenruhig und zufrieden gewesen, in seinen alten Tagen Enttäuschungen erlebt, ist wankelmütig geworden und vielleicht auch menschenscheu, da er oftmals wegen dieser Irrungen und Geldausgaben in gutmütiger Weise ausgelacht wurde.

Im Winter darauf hörten wir, er sei krank, und unverhofft an einem Februar-Vormittage trat die Nannerl, das Ziehdirndl, in unser Zimmer.

Eine Tränenflut stürzte ihr aus den Augen, als sie jetzt ihre Botschaft ausrichtete: der „Voda“ sei gestorben.

Immer wieder trocknete sich das Mädel das gerötete Gesicht, und dabei erzählte es, wie der „Voda“ den Willen gehabt habe, heuer das Haus zu bauen. So viel Äpfel hätten sie gehabt im vorigen Jahr und ein schönes Geld, mehr als zweihundert Gulden, dafür eingenommen, zudem aber noch viel und guten Most gemacht. Das Geld, das ihm seine selbst gesetzten Bäume gebracht, habe der Vater in die Sparkasse gegeben, dann wollte er im Frühjahre eine Kuh „rat“ [1]) machen und darauf Haus bauen, und ein Ferkel mehr als sonst wollten sie abstechen und freuten sich ihres bescheidenen Wohlergehens.

Schon war der Hödl daran gewesen, zum Ziegelmachen zusammenzurichten, als er anfing zu kränkeln. Beim Katharina-Kirta, Ende November, war er noch das letztemal in der Stadt gewesen und hatte eine Strohstocksense heimgetragen, weil er die andere den Sommer über so gut versteckt hatte, daß er sie nicht finden konnte. Und von dort an sei er schon immer kränker geworden.

Einmal habe er die Nannerl mit hinausgenommen auf den Anger und habe ihr ein Beet gezeigt, wo er junge Bäumchen eingegraben hatte. — „Die tut's im Frühjahr aussetzen,“ hatte er dabei gesagt und die Stellen bezeichnet, wohin.

[1]) überflüssig, verkäuflich.

Streu rechen, G'hag schnoat'n, Wiesen abrechen, anbauen — was immer — nur heraußen sein auf der Weid', in Gottes freier Natur.

„Geht's," meinte er wohl, „wann mar so her los'n[1]) muaß in der Stub'n, wird oan frei Zeit und Weil' lang."

So füllte der Hödl seinen Platz aus, besser als mancher gebildete Mensch und nur ganz selten verriet er durch eine Frage seinen Mangel an Schulbildung. Lachten dann die jüngeren Leute über seine Unwissenheit, dann lächelte er auch und meinte gutmütig: „Ja so — dos hon ih nit g'wißt.[2])

Insbesondere beim Beten war er auch noch ein Mensch aus der alten Zeit, der sein Anliegen dem Himmelvater in seiner Weise vortrug. Wenn da der Hödl in Abwesenheit des Hausvaters ersucht wurde, er möge vor dem Essen vorbeten, da entblößte er andächtig sein Haupt, machte das Kreuz und betete langsam und mit tiefer Hingebung.

So war der Hödl in unserem Hause aus- und eingegangen, viele Jahre lang. So kam er im Werktaggewand zur strengen Arbeit und er kam zuweilen Sonntags, wenn er in unsere Pfarre „Kirchen·gegangen" war, im sauberen, dunklen Anzug, das Gesicht rasiert und den Feiertagsfrieden darauf.

Er kam auch später einmal, da wir ihn im tiefen Leide vergessen hatten, er kam von selber an jenem Allerheiligen-Nachmittage, als unsere entschlafene Mutter in den Sarg gelegt wurde, und ein Gefühl der Freude hat ihm entgegengeschlagen, ein Gefühl des Getröstetseins, daß er gekommen.

Später, so lang noch alles im gleichen Geleise ging, ist der Hödl wieder gekommen und gegangen wie früher, bis eine junge Frau einzog ins Haus und hie und da etwas anders wurde. Da ging es dem alternden Manne dann, wie es eben alten Leuten geht — es tat ihm „and",[3]) und allgemach fing er an, seltener zu kommen. Er kam auch nicht gerne ins Ausnahmstöckel hinauf, wo der alte Vater weilte, und nicht gerne zu der ihm früher sehr lieben, verheirateten Haustochter, die nun ein schönes Heim bezogen hatte, — er fand es „nobel" und fühlte sich fremd.

Bald darauf hörten wir, daß der Hödel selber „übergeben" wolle. Er rief deshalb seinen Ziehsohn, welcher geheiratet hatte und in einem nahen Dorfe als Ziegelarbeiter lebte, heim und ließ ihm sein „Örtl" überschreiben. Aber nur ganz kurze Zeit ging es an, dann mochten die jungen und die alten Leute sich nicht vertragen, und der Hödel, der sehen mußte, wie wenig wertgeschätzt sein Anwesen wurde, erklärte sich bereit, dasselbe zurückzunehmen und die Unkosten zu tragen.

[1]) lauschen, verweilen. [2]) das habe ich nicht gewußt. [3]) leid, die Änderung leid.

farbenbuntem Bilderschmuck geziert war und mit einem Bündel Garnsträhne, das Werk fleißiger Frauenhände.

Eine arme Heimstatt — und doch eine Heimstatt. Ein Dach, das schützte gegen die Unbilden der Welt, ein Stübchen, in welchem niedere Betten standen zur Ruh' und Rast nach des Tages Müh'. — Und in einer dieser Liegestätten, doch hoch gebettet, lag der Hödl, verhüllt mit schwarzem „Übertan".[1])

Als ich den „Übertan" hob und in dieses Gesicht sah mit den eingefallenen Wangen, auf die hagere Gestalt — ach, da kam das tiefe Leid um einen treuen, guten Menschen.

Ein wenig später bin ich dann draußen im Stalle gestanden, wohin mich das faltige, langsam sprechende Weib mit den gekrümmten Händen, die alte Hödlin, geführt hatte, auf daß ich die rotscheckigen Kühe, die schöne Kalbin betrachten möge. Sie gab mir Erklärungen dabei und gedachte inzwischen immer wieder des „Voda", wie er alles bedacht und beraten habe, wie er, ehe er noch bettlägerig geworden, aber doch nicht mehr arbeiten konnte, oftmals in der Stube gekniet und den Rosenkranz gebetet habe. Da hätte sie sich dann einmal ein Herz gefaßt und ihn gefragt, ob er sich denn wohl so krank fühle, worauf er sie mit einem Zornesworte fortjagte.

Das nun hat dem Hödl gleichgeschaut; — er hat es nicht merken lassen wollen, daß er seine Schwäche kommen fühlte, daß er das Sterben fürchtete. Und wie ich so das beschränkte Weib sprechen hörte, ist mir der Gedanke gekommen, daß er dasselbe nicht geliebt.

Drinnen in der Stube sind immer mehr Leute zusammengekommen; nacheinander sind sie an der Bahre niedergekniet, haben gebetet und den Toten mit Weihwasser besprengt. Dann hat man ein irdenes Geschirr mit glühenden Kohlen gebracht und Waldrauch darauf gestreut. Und mit diesem „Weihrauch" begannen die Angehörigen um die Bahre und zum Toten emporzurauchen. Von Hand zu Hand ging das Geschirr, — ein duftiger Hauch breitete sich durch den Raum und die Tränen rannen und brannten. Es war wie ein seltsam fremdes Opfer.

Inzwischen waren einige Männer näher getreten; die Zeit drängte, sie wollten den Sarg schließen und den Weg zum Friedhof antreten. Ein wenig mußten sie noch warten, bis die weinende Nanni, die „Muada", nämlich das Weib, und die Schwester des Verstorbenen sich wegbringen ließen. Dann haben wir noch einmal den Hödl gesehen und darauf die Totentruhe zunageln gehört.

Als wir nach halbstündigem Wege, den der Hödl auf den Schultern von vier Bekannten zurücklegte, in den Friedhof kamen und der

[1]) durchsichtige Hülle.

„Ja, Voda, die werden schon Sie setz'n," hatte das Mädel erwidert. Er aber hatte verneint. Dann sagte er ihr noch, wie sie im nächsten Jahre anbauen sollten und ermahnte sie, sie sollten ja gut auf ihren Grund schauen und auf die Raine und die „Umkehrstatt", nämlich den Platz zum Umkehren des Fuhrwerkes, dürften sie sich wohl nicht nehmen lassen.

So hatte er noch an alles gedacht, bis er ins Bett kam und nicht mehr aufstand.

Die Freunde kamen und die Nachbarn, die ihn so gerne hatten; nur immer nach der Nannerl verlangte er, mit den Augen, mit den Händen, wenn der Schleim kam und ihn zu ersticken drohte. Das Ziehkind und seine bejahrte Schwester, die aus dem „Österreich" [1]) gekommen war, standen ihm bei, netzten ihm mit Wasser die Lippen und die Zunge. Und so starb er. —

Die Nanni hatte fertig erzählt; sie weinte wieder und bat dann, es möge jemand, ein oder zwei Personen zur Leiche kommen am nächsten Vormittage. Sie selber ginge jetzt in die Sparkasse Geld herausnehmen und einiges kaufen: sie möchte den Vater wohl schön begraben lassen.

Am andern Morgen, als es rotwolkig am Himmelssaum aufstieg, ging ich einsam meinen Weg dahin. — Es war meist nur ein Pfad zwischen leicht beschneiten Feldern und es war gut dahingehen auf der gefrorenen Erde und in der milden Frische, die dem Herzen wohltat.

Ein Gefühl unendlichen Friedens und Glücklichseins beschlich mich und immer wieder hätte ich hinschauen mögen; aber nein, ich wußte, die Zeit drängt — ich mußte zum Hödl kommen, wollte ich ihn noch einmal sehen auf der Welt.

Einige Minuten später ging ich der armen Heimstatt zu. Ein struppiger kleiner Hund zerrte an der Kette und tat kläglich; mir war es, als müßte er trauern um seinen Herrn. Dann kam der gezimmerte Kuhstall, und unter einigen jungen Bäumen schaute mir ein niederes Fenster entgegen, auf dem drinnen im Stübchen ein Kruzifix stand und ein Lichtlein brannte.

Also da war es. — Düster war es in der Stube. Vier Holzpfeiler stützten die Decke und zwischen diesen vier Spreizen standen zwei niedere, lange Truhen, auf denen eine Anzahl dunkel gekleideter, trüb schauender Frauenspersonen saßen, indessen die Männer an der Türe standen und warteten. Ein Ofen in der Ecke, ungemein nieder und anscheinend aus Lehm aufgesetzt, wohl ein Werk des Verstorbenen selber, spendete eine angenehme Wärme und es war traulich in dem Stübchen, dessen Lehmboden sauber gekehrt und dessen dunkle Wand mit etwas

[1]) Niederösterreich.

# Der Deutschen Kaiser.

Von **Wilhelm Schwaner,** Berlin.[1])

Selten ist ein Königskind unter ähnlich gewaltigen äußeren Ereignissen aufgewachsen und von ähnlich tüchtigen und großen Männern erzogen und beeinflußt worden — als der Deutschen jetziger Kaiser. Der Heldengreis im Silberhaar, der in Jahren, da andere für immer schlafen gehen, durch den Gang der Ereignisse gezwungen und unterstützt von Bismarck, Moltke und Roon, der Deutschen einstige Herrlichkeit wieder neu aufrichtete; die hohe Siegfriedsgestalt mit dem langen blonden Bart, den schönen blauen Augen und dem goldigen Herzen, den das Volk im Gegensatz zum „alten Fritz" familiär und doch achtungsvoll „unsern Fritz" nannte, von dem man hoffte, daß er an der Hand berufener Männer pädagogisch und künstlerisch ausbauen werde, was der Vater angelegt: sie hatten beide dem jungen Herrn nicht viel zu tun übrig gelassen. So glaubte man wenigstens. Und man glaubte noch viel Schlimmeres, als nach den neunundneunzig Trauertagen Friedrichs III. Wilhelm II. als die Hoffnung unserer Junker und Pastoren den Thron bestieg. Man malte des jungen Herrschers Bild mit dem Schwarz der Waldersee-Stöckerschen Missionsversammlungen und dem leuchtenden Rot der Potsdamer Gardehusaren und behauptete, im Reiche des Enkels werde drinnen der gescheitelte friedlich neben dem geschorenen Priester den allerhöchsten Willen präsentieren, draußen aber Bismarcks Eisenfaust die Völker in Furcht und Schrecken jagen. Unehrerbietige Artikel selbst „liberaler" Blätter über den kaum heimgegangenen edlen Vater und der unselige Prozeß gegen Geffcken entstellten das Bild Wilhelms II. beim Volke vollends. Wir mit dem jungen Kaiser Herangewachsenen glaubten unsere Hoffnungen, die unter dem alternden und diplomatisch unsicher, unzuverlässig gewordenen Bismarck angesichts des Ganges nach Canossa und der Rückberufung der Mönchsorden allmählich beinahe auf Null gesunken waren, auf ein Menschenalter begraben zu müssen . . .

Aber sie sollten bald alle einsehen, daß sie sich im zweiten Wilhelm gründlich verrechnet hatten, sowohl die, welche eine neue Zeit „frisch fröhlicher" Kriege kommen sahen, als auch die, die schon gleich aus jedem noch so kleinen Dörfchen neue Kirchhäuser winken ließen, oder die für alle sozialistisch denkenden Arbeiter vor den Toren der Großstadt in Gedanken Gefängnisse und Zuchthäuser bauten. Die Sozialdemokraten

[1]) Nicht mit jeder Bemerkung dieses Aufsatzes können wir einverstanden sein. Uns interessiert aber nebst dem vielen Charakteristischen die begeisterte Bewunderung, die diesem Fürsten zuteil wird, den besonders auch wir Deutschösterreicher als Freund unseres Kaisers verehren. Die Red.

Priester im Ornat seine lateinische Segnung über den Hingeschiedenen gesprochen, ertönte — von uns allen gesungen — das alte Grablied: „Fahr' hin, o Seel', zu deinem Gott!"

Dein Leib geht jetzt der Erde zu,
Woher er ist gekommen, —
Der Seel' wünscht man die ewige Ruh
Bei Gott und allen Frommen.

Und wurdest du nicht gänzlich rein
Vor Gottes Aug' befunden,
So schließen wir hiermit dich ein
In des Erlösers Wunden.

Wenn an des letzten Tages Flamm'
Die Welt zugrund' wird gehen,
So gebe Gott, daß wir zusamm
Zu seiner Rechten stehen.

Noch drei Hände voll Erde ins Grab hinab „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes" und die Freunde, die den Hödl bis hierher begleitet, gingen der Kirche zu, wohin die Glocke rief.

In der Kirche war es kalt, so kalt, daß wir das Ende der Messe herbeisehnten, und als wir endlich draußen im Freien standen, sind wir hingetreten, wo die Sonne schien. Und da war es wohl und warm. —

Freude und Friede im schönen, warmpulsierenden Leben und Freude und Friede über den alten Hödl, der seinen Platz ausgefüllt auf der Welt und der nun dort lag beim Fichteng'hag am Friedhofsrand.

## Gedenken.

Auf Bergeshöh im Sonnenschein,
Wo Alpenrosen, rot und rein,
An Lust und Liebe mahnen;
Auf Bergeshöh im Sonnenschein
Bin ich mit meinem Leid allein
Bei Rosen und Gentianen.

Die Erde, die mir das Liebste nahm,
Sie schaut mich, ach, so kindlich an
Mit ihren Blumenaugen:
„Und hab ich dir gleich weh getan,
So denk, wie muß nach Qual und Wahn
Die kühle Erde taugen!"

R.

nicht ahnten, welche Demütigungen für den — Kaiser dieser notwendigen Trennung voraufgegangen waren.

Wenn die unentwegten Liberalen und die noch zielbewußteren Sozialdemokraten in diesen kritischen Tagen die Zeichen der Zeit richtig gedeutet hätten, so wären wir heute ein gut Stück Weges weiter vom Fleck. Aber jene wußten sich, unklug und politisch unerfahren, wie sie immer gewesen, im Siegestaumel über den gefallenen großen Gegner nicht genug zu tun, während diese die ehrlich dargebotene Hand des Kaisers dummstolz und brutal zurückwiesen. Enttäuscht und verbittert zog sich der fast über Nacht zum Manne gereifte Zollernfürst in die Kreise zurück, mit denen der nun grollende „Alte im Sachsenwalde" regiert hatte: es entwickelte sich die bei des Kaisers Temperament wohlbegreifliche Freundschaft zu Stumm, die Hinneigung zu Rom und Wittenberg, es kam der Appell an „die Edelsten der Nation", die harten Worte vom „Staub von den Füßen schütteln", von „jener Rotte, die nicht den Namen Deutsche verdient", das Drohwort vom „Zerschmettern!" Und je lauter die Junker und Mucker ihrem schneidigen Markgrafen zujubelten, um so stiller und trauriger wurden die ehrlichen Freunde der Monarchie, um so verbissener und wütender die Sozialdemokraten, die Polen und die Dänen, welch letztere durch ihre übermütige und verlogene Presse sich zu hochverräterischen Reden hinreißen ließen und nun ebenfalls die wieder zu Ehren gekommene eiserne Faust Bismarcks zu fühlen bekamen.

Auch auf anderen Gebieten scheiterten des Kaisers weitgehende und große Pläne. Auf dem Kasseler Gymnasium, an dessen Studienjahre er sonst mit Liebe denkt, hatte er das höhere Schulelend gesehen, das sich kennzeichnet in lauter Bleichgesichtern, in einer Menge verkrachter, junger und einst hoffnungsvoll gewesener Talente, in unverhältnismäßig vielen Brillenträgern, in unzeitgemäßem, sogenannt klassischem Sinn und einer daraus resultierenden Hilflosigkeit gegenüber den großen und praktischen Fragen der Gegenwart; jenes glänzende Elend, das viel wußte von griechischer und römischer Geschichte und Kultur, von jüdischer und ägyptischer Religion und Sitte, aber wenig oder nichts von dem Sinnen und Sehnen germanischer Völker und von Taten ihrer großen Männer aus großen Zeiten. Durchdrungen von dem heiligen Gefühle, daß man einem Volk mit hoher und bodenwüchsiger Bildung das Beste zu geben habe, was möglich sei, und daß man zu diesem Zwecke zunächst einen tüchtigen höheren Lehrerstand schaffen müsse, entstanden seine weitzügigen Schulerlasse, fielen seine warmblütigen Reden an die Akademiker. Der berüchtigte Berlitzsche Schulgesetzentwurf, durch den die niederen Schulen ganz der Kirche ausgeliefert wären und der im letzten Augenblicke dank dem Eingreifen unserer Intelligenzen an den Hochschulen zum Scheitern gebracht wurde, die durch die unseligen politischen Verhältnisse bedingte

Bunte, Schröder und Siegel wurden im Schloß empfangen; die Arbeitererlasse konnten als das erste Ruhmesblatt des jungen Zollern registriert werden und es fiel das Wort: „Die Sozialdemokraten überlassen Sie mir; mit denen werde ich schon ganz allein fertig!“ Man hatte mit einemmale das Gefühl, daß es den Enkel des Gebers der segensreichen Alters- und Invaliditätsgesetze dränge, ein Arbeiterkaiser zu werden.

Natürlich war das nicht nach dem Geschmack unserer Junker und Großindustriellen. Sie ließen Mine auf Mine springen, als der Kaiser sogar das Sozialistengesetz aufgab. Ja, der Bezwinger Frankreichs, dem der Kaiser bis dahin eine unbegrenzte Verehrung und Liebe erwiesen hatte, begann ohne Vorwissen seines Herrn mit dem verschlagenen Führer des Zentrums, dem kleinen Windthorst, um eine neue Regierungsfigur gegen die gefürchteten Sozis für sein politisches Schachbrett zu verhandeln. Natürlich erfuhr der Kaiser davon und in seiner offenen und ehrlichen Weise eilte er sogleich selbst zu dem „Alten“ und stellte ihn zur Rede. Es kam zu erregten Auseinandersetzungen, derart, daß es als unmöglich erscheinen mußte, Bismarck ferner in der Regierung zu behalten. Hatte er sich doch hinreißen lassen, das Tintenglas im Zorn gegen seinen kaiserlichen Herrn zu erheben! Wenn Maximilian Harden in seinen Intimitäten aus den kritischen Tagen von damals hierüber nichts erzählt und auch Bismarck in seinen „Denkwürdigkeiten“ davon schweigt, so hat doch der Kaiser selbst seinem Freunde, dem Könige Albert von Sachsen, darüber berichtet, der seinerseits unseren Moritz von Egidy einweihte, von dem ich es einst in einer vertrauten Winterabendstunde erfahren habe. Ich sage das hiermit zum erstenmale öffentlich, um alle Legenden über die „ungerechtfertigte und undankbare“ Behandlung des Reichsschmiedes endlich einmal ins rechte Licht zu rücken, und nenne dazu die Namen, um allen Zweifeln an der Echtheit dieser Sonne von vorneherein die Spitze abzubrechen.

Bismarck aber, der bis dahin gewöhnt war, als treuer Diener seines Herrn diesem gegenüber allemal seinen stärkeren Willen durchzusetzen, glaubte auch diesmal wieder obzusiegen, zumal er ja das mächtige Zentrum auf seiner Seite wußte und auf der anderen nur das durchaus Unzuverlässige der Liberalen und das absolut Widerspenstige der Sozialdemokraten. Und da keiner von des neuen Reiches beiden Ersten nur Dekorationsstück des anderen sein wollte, so mußte der eine weichen. Das konnte aber den Verhältnissen entsprechend nur Bismarck sein. Zwar klammerte er sich bis zum letzten Augenblick beinahe trotzig an das oft mit gutem Bedacht zur Verfügung gestellte Portefeuille; aber schließlich mußte er doch weichen. Mit grimmem Hasse schied er und nahm seinem jungen kaiserlichen Herrn, dem er auch bis zum Tode nicht wieder gut geworden ist, viele Tausende deutscher Herzen, die

interessierte er sich mit dem ihm eigenen Feuer für die „Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts“ von Houston Stewart Chamberlain.

Überall aber stieß er bei seinen aus diesen Studien sich ergebenden Plänen auf den Priester als den Kulturbremser, sah er den Lehrer des Volkes als den trotz allen Druckes und aller Entbehrung und Mißachtung getreuen Posten der Bildung, des Deutschtums und der Monarchie. Während im Babel-Bibel-Streite — der, wie die Mucker drüben und hüben in edler Gemeinschaft mit den Rabbinern uns glauben machen wollen, längst zum Austrag gebracht ist — die Geistlichkeit, ihre akademische Schutztruppe und die orthodoxe unmündige Gefolgschaft versagten, griffen die mehr im Leben der Jetztzeit stehenden Lehrer die Ergebnisse der Keilschriftforschung mit wahrer Begeisterung auf und suchten sie für den Religionsunterricht nutzbar zu machen. Und als nun gar der Kaiser selber in einem „offenen Briefe“ an den Admiral Hollmann das Recht der Bibelkritik zugestand, als er auf die großen Männer und Propheten auch anderer Völker, Zeiten und Religionen hinwies und sich zu dem einen einigen (er sagte ausdrücklich so, also nicht dreieinigen) Gott bekannte, da hatte er sich in der mehr als hunderttausend Mann starken Armee der deutschen Volksschullehrer eine Garde geschaffen, die befähigt und gewillt ist, die Spuren unserer Tage auf kommende Geschlechter unvergänglich zu prägen. Und diese Korps mußte der Kaiser gewinnen, wenn er seinen Namen als den deutschvölkischen Repräsentanten unserer Zeit in die fernsten Äonen sicherstellen und ihm einen Ruhmestitel erwerben wollte. Auf dem Wege mit den Lehrern des Volkes wird Wilhelm II. sicherlich keine Enttäuschungen erleben; denn hier ist noch trotz Jahrzehnte und Jahrhunderte langer Qual und Nichtbeachtung Begeisterungsfähigkeit und Glaube an die Zukunft; hier ist noch Uneigennützigkeit und Streben nach höherer Erkenntnis; hier leben noch Ideale und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit aller; hier gilt noch der Kaiser als angestammter Herzog höher als der Wahlmann der Kardinäle in Rom. Hier ist vor allem noch gesunder Wirklichkeits- und Diesseitssinn, ohne daß darüber das Höhere und noch jenseits unserer Erkenntnis Liegende mißachtet oder gar verspottet wurde.

Der Trieb zu fernen Ländern, Völkern und Zeiten führte den Kaiser auch zu dem hohen Ideale der Kunst. Hier ist er der würdige Erbe seiner königlichen Eltern geworden. Zwar teile ich persönlich nicht seine Vorliebe für die Theatereffekte Begasscher Statuengruppen; ich bedauere auch sein hartes und absprechendes Urteil über die moderne Kunst; aber was er im allgemeinen in seinen verschiedenen Reden über Erziehungszweck und -wert der Kunst gesagt hat, die Art, wie er die Maler, Bildhauer und Baukünstler anregt und mit Aufträgen bedenkt, wie er das einst so gehaßte Berlin in die schönste Stadt der Welt umwandeln möchte, das findet meinen ungeteilten Beifall.

Haltung unserer letzten Kultusminister gegenüber der Volksschule und den Universitäten ändert nichts an dem hohen Verdienst unseres Kaisers, auch die Jugendbildungsfrage kräftig ins Rollen gebracht zu haben.

Denn wenn sie auch in den mittleren und höheren Schulen trotz der endlich errungenen Gleichberechtigung nach wiederholten vergeblichen Ansätzen ins Stocken geriet, derart, daß selbst in Realgymnasien fast mehr Wert auf das wörtliche Einpauken religiöser Wissensstoffe gelegt wird als auf eine gründliche Allgemeinbildung; daß man dort immer noch keine Antwort oder nur einigermaßen befriedigende Auskunft erhält auf die großen Fragen, über die wir heute fast auf Schritt und Tritt stolpern; derart, daß unsere Einjährigen nicht selten nach Inhalt und Form geringwertigere deutsche Aufsätze schreiben als ein guter Volksschüler oder eine tüchtige Mädchenschülerin; derart, daß bei dem widersinnigen Zwiespalt, der durch unser ganzes öffentliches und privates Leben insonderheit aber durch die Schulen geht, schon in den mittleren Klassen dank der Unfähigkeit und Bequemlichkeit der Lehrer nicht selten zwei Drittel bis sechs Siebentel bei den Versetzungsterminen sitzen bleiben, ohne daß man diesen geradezu ungeheuerlichen Zuständen geheimrätlich ein Ende zu machen wagte: so hat die Neuform der Jugendbildung doch Fortschritte gemacht. Und das danken wir in gleichem Maße unserem Kaiser wie unseren Volksschullehrern. Es ist zwar noch nicht lange her, daß Wilhelm II. die Seminariker beachten gelernt hat. Vielleicht waren es die ersten Lehrer-Einjährigen und -Offiziere, die seine Aufmerksamkeit erregten; vielleicht war's der berüchtigte Trakehner Prozeß, in welchem juristisch der Landstallmeister über den Schulmeister siegte, moralisch aber der Pädagoge über den Hippologen; jedenfalls hat auch der Frankfurter Gesang-Wettstreit mit dem Siege des Berliner Lehrergesangvereines mit dazu beigetragen, des Kaisers scharfes und weitblickendes Auge auf die Volksschullehrer zu richten. Vor allem aber — und das scheint den meisten Chronisten bisher entgangen zu sein — die durch Professor Friedrich Delitzsch in rascheren Fluß gebrachte Babel-Bibel-Bewegung. Des Kaisers tiefreligiöser und wahrhaftiger Sinn hatte bald erfaßt, welch hohe Bedeutung den Forschungen des berühmten Assyriologen auf unsere religiöse Entwicklung zukomme. Darum besuchte er, unbekümmert um die römische Freundschaft und die kirchlich „protestantische“ Feindschaft die Vorlesungen Delitzschs über die wichtigen Funde im Euphrattale; darum ließ er sie sich, seiner Familie, seinen Hofpredigern und dem übrigen Hofstaate im Schlosse wiederholen; darum hatte er wie einst Nikodemus und Christus zu nächtlicher Stunde noch besondere Auseinandersetzungen über Gott und Weltauffassung mit Professor Delitzsch allein; darum ließ er sich und seinen Hofleuten von dem bekannten Universitätsprofessor Harnack im Schlosse Vorlesungen halten über „das Wesen des Christentums“; darum

Ich könnte noch manches erzählen von seinem ausgeprägten Sinn für eine großzügige Verkehrs- und Handelspolitik, von seinen ergebnislosen Kämpfen mit den bösen ostelbischen Kanalrebellen, seinen Bemühungen um Frankreichs und Englands Freundschaft und neuerdings um die der Vereinigten Staaten; ich wüßte die warmen Beziehungen zu Abdul Hamid durch allerlei politische und handelswirtschaftliche Erfolge zu erklären, alles Züge, die er tat, um seinem Volke den inneren und äußeren Frieden zu erhalten; aber das würde den Raum einer Skizze übersteigen.

Ich will zum Schluß nur noch versuchen, den Kaiser zu zeichnen, wie er sich im persönlichen Verkehre gibt. Der jetzige Reichskanzler Graf Bülow hat es gelegentlich einmal treffend mit dem Wort gesagt: „Der Kaiser ist kein Philister!“ Das bewiesen schon seine aller Etikette widersprechenden abendlichen Besuche bei Bismarck, zur Zeit, als Wilhelm II. noch Prinz von Preußen war; das beweist sein ungezwungener Verkehr mit Männer wie Chamberlein, Delitzsch, Harnack, Ballin, James Simon (beide Israeliten!), Slaby u. a. Das beweist sein frisches, fröhliches und herzliches Lachen, wenn er in lustiger angeregter Gesellschaft sitzt, wo seine Fröhlichkeit sich derart steigern kann, daß er sich vor lauter Vergnügen auf die Knie schlägt. Freilich, wenn er in seinem Wagen vorüberfährt, oder wenn er an der Spitze seiner Regimenter die Fahnen heimführt, dann schaut er gar ernst und strenge drein. Ganz als Mensch glaubt er sich eben nur zu Hause oder im engeren Freundeskreise geben zu dürfen; wir wissen und rechnen es seinem Durchdrungensein von einer hohen und gewaltigen Aufgabe zugute, daß er mit einer in unserer Zeit fast unverständlich gewordenen Beharrlichkeit am Gottesgnadentum der Fürsten festhält. Aber erfaßt's nur richtig, so werdet ihr's schon verstehen! Wir sind ja auch nicht von Teufels Gnaden . . .

Eben, weil sein Bild im Kopf der verschiedenen Stände und Bildungsklassen so sehr schwankt; weil es sich tatsächlich oft gründlich verändert hat; weil es so recht unsere revoltierende, neuformierende, gährende Zeit wiederspiegelt, diese Zeit mit dem Januskopf: rechts die sanften Züge des Nazareners, vereinigt mit den schönen Linien des Künstlers und des Pädagogen, links die kriegerische Stirnfalte des waffenkundigen Germanen, die weitschauenden Augen des geborenen und selbstgewordenen Herrschers; weil es uns noch so viel Großes und Gutes und Schönes verheißt, eben drum kann ich niemals prüfend, sinnend und hoffend an ihm vorübergehen. Viele meiner Volksgenossen hassen es, weil sie nicht künstlerisch und menschlich sehen können, sondern alles durch die Brille der Politik betrachten. Ich aber liebe ihn mit all seinen Fehlern und Vorzügen als ein rechtes Kind seiner Zeit und als einen ganzen und aufrichtigen Mann auf dem Throne.

Wenn dementgegen gewisse ausländische Blätter im Hinblicke auf den „Sang von Ägir“ oder auf das Bild der „Völker Europas, die ihre heiligsten Güter wahren“, oder auf das schlimme Wort von der „Salatmalerei des Böcklin“ spottend von dem königlichen Dilettanten sprechen, so möchte ich diesen neunmal Weisen doch die Aufgabe stellen, uns einen Fürsten zu zeigen, der nicht auf fast allen Gebieten des öffentlichen Lebens Dilettant wäre. Ein ganzer und großer Künstler kann man nur auf einem Felde sein und ich glaube bestimmt, spätere Zeiten werden mit Bewunderung von der Regierungskunst unseres weitschauenden und energischen Kaisers reden, des Name von allen Kulturvölkern außerhalb des Deutschen Reiches schon heute mit Achtung genannt wird.

Was bei uns regieren heißt, das versteht vielleicht am besten der zentrifugal veranlagte kaiserliche Österreich-Ungarer zu würdigen. Denn auch der 1870/71 „einig“ gewordene Reichsdeutsche ist von Haus aus kein Zentripetaler. Das beweist seine immer noch recht buntscheckige Landkarte, davon klagt seine blutgetränkte Geschichte der letzten Jahrhunderte. Und wir haben zur Rechten das halbasiatische und barbarische „Friedensvolk“ der Russen, zur Linken das immer noch grollende halb freimaurerische, halb jesuitische Frankreich! Da heißt es, die Augen offen halten, die Füße fest einsetzen und die Arme stählen! Ein anderes wäre ein Verbrechen am eigenen Volke, wäre Familienverrat und Selbstaufopferung! Das sage ich nach jahrelangem inneren Kampfe als Freund der Bestrebungen Leo Tolstojs, Moritz von Egidys, William Steads und Berta von Suttners. Von diesem Standpunkte aus kann man es auch nur verstehen, wie unser Kaiser gleichzeitig den Frieden fördernde und sichernde Kulturbestrebungen unterstützen und dabei doch Armee und Marine zu höchster Wehrkraft bringen kann; warum er den Papst in Rom besucht und dabei nach- wie vorher den Forscher Delitzsch und den Pangermanen Chamberlain empfängt; wie er die vaterlandsverräterische Rotte der Sozialdemokraten hassen und doch große Hoffnungen auf den Arbeiter setzen kann. Er ist eben als ein echter Deutscher allezeit kampf- und — friedensbereit. Er nimmt die Unterstützung, woher sie auch kommen mag, und er würde selbst dem „Roten“ die Hand reichen, wenn der ihm ebenso freundlich und achtungsvoll entgegenkäme. Aber er bedenkt auch, was er und wir von Rußland, Frankreich oder England und den — Sozialdemokraten zu erwarten hätten, wenn wir eines Tages nicht mehr wehrfähig wären und jene uns gegenüber die erdrückende Übermacht in die Hand bekämen. Drum steht er, ein Gegner des bösen Wortes „Nach uns die Sündflut“, als ein getreuer Eckhart Gewehr bei Fuß auf seinem hohen und exponierten Posten und wir wollen in unserm und aller anderen Kulturvölker Interesse nur wünschen, daß dies recht lange der Fall sei.

Stirne sah, konnte ihm genügen, wieder zu feilen, wieder zu ändern, sich wieder wochen- und monatelang zu quälen. Wenn ich ihn auslachte, erzählte er gern, Baudelaire habe seine Gedichte dem Hausmeister vorgelesen, um nur die Wirkung auf einen unbefangenen Menschen zu erkennen; und oft lud er mich ein: „Komm' morgen abends zu mir, du mußt wieder einmal mein Hausmeister sein!"

Und dann sind diese Tagebücher voll von Kommissionen für andere, und mit einer fast hämischen Freude las ich, wie viele seiner berühmten Kollegen ihn angebettelt haben um eine Verwendung bei einem Direktor, um irgend einen Posten, um eine freundliche Notiz in einer Zeitung. Er rannte sich die Füße ab für Leute, die dann hochmütig in seinen Premieren saßen, freundlich mit den Fingerspitzen klatschend und gütig bedauernd, daß dieser vortreffliche Südbahnbeamte die Marotte hatte, sich auch literarisch zu bemühen. Und er wußte das. Deshalb habe ich ihn so bewundert und geliebt. Er war nicht irgend ein leichtsinniger guter Kerl, der gefällig ist, weil er sich immer wieder über die Menschen betrügt. Er kannte sie. Er belog sich nicht. Er wußte ganz genau: dieser demütige „Freund", der jetzt vor ihm kriecht, der von Bewunderung überströmt, der ihn als den Erben Raimunds oder Nestroys preist, wird der erste sein, ihn hinterrücks zu verraten. Nach einer seiner Premieren war einmal ein kleines Fest bei ihm. Ich ging nicht hin, weil mir vor den Schmeichlern ekelte, die sich an solchen Tagen vor ihm wälzten. Am anderen Morgen schrieb er mir: „Ich danke Dir, lieber Freund, und Deiner Frau herzlichst für die Glückwünsche, die ich — sogar! — als echt empfinde. Freunderl! Eine Summe von Heuchelei ist bei dieser schönen Gelegenheit durch mein Zimmer geschleppt worden; ich muß wochenlang lüften, wenn der Schwefelgeruch heraus soll!" Er wußte das, er rechnete nicht auf Dank, er wußte, daß einem nichts sicherer einen Menschen zum ewigen Feinde macht, als wenn man ihn klein gesehen und ihm geholfen hat. Und er hatte doch die Kraft, immer wieder zu helfen. Wenn ich ihn warnte, sagte er nur lächelnd: „Ich kann einen Puff vertragen!" Und wenn ihn wieder einer giftig verleumdete, der ihm eben noch, von Rührung triefend, die Hände geleckt, und ich spottete dann, so hieß es immer: „Wenn die Menschen Haderlumpen sind, ist das ja noch kein Grund für mich, auch einer zu sein!" Und er ließ nicht ab und rannte atemlos durch die Stadt, zu Direktoren und Agenten und Redakteuren, für diesen zu bitten, für jenen zu sorgen, allen zu helfen. Er war ein Genie der Güte.

Ich habe niemals einen Menschen gekannt, der so wirklich „selbstlos" gewesen wäre. An sich dachte er immer zuletzt. Von sich sprach er mit einer sanften Ironie, fast mit einem Mißtrauen, und er wurde rot wie ein junges Mädchen, wenn man ihn lobte. Ja, er hatte die un-

# Von einem Wiener Dichter.

Von **Hermann Bahr.**[1]

Es jährte sich, daß wir unseren Karlweis verloren haben. Eben erst fünfzig Jahre alt, durch den Erfolg ermutigt, von großen Plänen leidenschaftlich bewegt, ist er uns entrissen worden. Es war furchtbar, ihn mit dem Tode ringen zu sehen. Wir wußten, daß er nicht mehr zu retten war. Er aber, abgemagert und eingeschrumpft, das fahle Antlitz verzerrt, die trockenen Lippen vom Fieber zerrissen, kaum mehr fähig, den Worten zu gebieten, stammelte immer noch von seinem neuen Stücke, lallte Verworrenes über einen Roman, mit dem er sich trug, und in den letzten Tagen schien das wirkliche Leben für ihn schon völlig erloschen zu sein und der Verstörte sah sich nur noch von den Gestalten seiner Einbildung umringt. Draußen funkelte der schöne Herbst. Er fühlte ihn nicht mehr. Er fühlte das Locken der stillen Sonne nicht mehr. Wenn ihm eine gütige Hand die letzten Astern reichte, lächelte er wohl noch einmal mechanisch höflich, aber er fühlte den Gruß der Natur nicht mehr. Hastig richtete er sich auf, streckte die dürren Arme aus und begann sogleich, einen irren Glanz in den unsteten Augen, vom Theater zu reden, immer nur vom Theater. Niemals habe ich den ganzen Wahn unseres tollen Metiers tragischer gefühlt, als vor diesem Sterbenden, der, schon von allen Dingen unserer Erde abgelöst, fast schon drüben, nur noch wissen wollte, ob denn die Glöckner den Schluß des zweiten Aktes richtig „bringen" würde.

Ich bin dann im letzten Winter oft in einsamen Stunden, wenn draußen alles in grauem Regen lag, über seinen Notizbüchern gesessen. Er pflegte da täglich in ein paar Zeilen aufzuzeichnen, was ihm wichtig war. Sie enthalten keine Betrachtungen, sie sind gar nicht poetisch. Sie merken kurz an, was er arbeitete, mit wem er verkehrte. Sie zeigen, wie unendlich fleißig er war. Die Arbeit wurde ihm leicht, aber er nahm sie schwer. Der Einfall sprudelte nur so heraus, aber er gab sich niemals zufrieden. Er hat seine Stücke immer drei- oder viermal geschrieben. Dann las er sie vor, seiner Frau zuerst, wohl auch einigen Freunden, Chiavacci, Herrn Max Hiller oder mir. Und das leiseste Bedenken, das er, bevor wir es noch aussprechen konnten, in unseren Blicken oder auf unserer

[1] Dieser Aufsatz findet sich als Vorwort zu einem neuen, bei A. Bonz & Comp. in Stuttgart erschienenen Büchlein: „Wien, das bist du!" Kleine Erzählungen von C. Karlweis. Freunde des vor Jahresfrist verstorbenen Dichters, der vor allem als Dramatiker bekannt geworden ist, haben den Nachlaß von Erzählungen gesammelt und in diesem Bändchen herausgegeben. Es sind herzige Sachen darunter, die einem noch lieber werden, wenn man den liebenswürdigen Verfasser gekannt hat. Und um diesen nachträglich ein wenig kennen zu lernen, lese man vorstehende glänzende Kennzeichnung, mit der wir die Sammlung am besten empfehlen. Das Büchlein wird vielen entsprechen, nur nicht — seinem Titel. Die Red.

waren, da er beim Arbeiten auf und ab laufen muß. Solche Zimmer fanden wir bei einem Besuche, den er Kainz machte, hier im Hotel de la Reine, und so übersiedelten wir denn sofort hierher. Vor einer Woche erhielt der arme Ganghofer jedoch eine telegraphische Nachricht, die ihn sofort nach Hause rief: Sein Vater liegt im Sterben. So bin ich seither nun allein mit Kainz. Wir haben uns sehr angefreundet, Dir brauche ich ihn ja nicht zu schildern, Du kennst ihn. Er ist ein famoser Mensch, dessen geniale Natur durch einen leichten philiströsen Zug gedämpft wird. Mir ist diese Mischung ungemein sympathisch. Leider geht Kainz morgen fort und ich bleibe nun ganz allein. Das will etwas besagen in einem Orte wie Ospedaletti, der kein Ort, sondern nur ein Hotel ist. Glücklicherweise kenne ich keinen einzigen Gast in dem Riesenhause, kann also meine eigene Gesellschaft unbehindert genießen. Sie ist nicht gerade aufregend — aber mir genügt sie. Deine Frau sah ich bisher nur ein einzigesmal — natürlich in Monte Carlo. Sie ist sehr hübsch, wie ich Dir bestimmtest mitteilen kann. In diesen Tagen gedenke ich nach Nizza zu fahren, das ich noch nicht kenne. Dort werde ich sie aufsuchen und bei einem Frühstück mit ihr gemeinsam Dich beschimpfen. Sollte Dich also demnächst so gegen 1 Uhr mittags der Schnackerl besonders belästigen, so weißt Du, daß ich mit Deiner Frau im Café de Paris sitze und mir dort den Magen verderbe. Für Deine Nachricht, das Engagement Th.s betreffend, danke ich Dir sehr. Hätte ich einen Busen, ich würde das Geheimnis dort bewahren. Hoffentlich geht die Sache glatt ab. Leb' wohl, laß wieder einmal was von Dir hören und schau, daß Du ganz gesund wirst! Was treibt der Herr Hofrat allerweil? Grüß ihn recht schön von mir. Dein treuer alter Karl."

Voriges Jahr schrieb er mir am 7. August aus Ischl: „Mein lieber Hermann! Bei Deiner Ankunft am Karersee wirst Du wohl erfahren haben, daß ich wegen neuer Fieberanfälle, die mich hier mit ihren Besuchen erfreuten, die anstrengende Reise nach Karersee aufgeben mußte, denn ich bin so schwach, daß mich die weiche Ischler Luft schon angreift. Stell' Dir das nur einmal vor. Es ist gar nicht lustig. Aber in meiner bewährten zähen Geduld trage ich auch das und denke mir, daß es schließlich doch einmal besser werden muß, zumal ich ja ganz ernstlich entschlossen bin, mich im Bureau pensionieren zu lassen, womit die ärgste Hast und Rackerei und damit die Hauptursache meines leidenden Zustandes von mir genommen wird. Wie leid es mir tut, auf die acht Tage, die wir gemeinschaftlich verplaudern wollten, verzichten zu müssen, brauche ich Dir wohl nicht erst zu sagen. Vor allem hätten wir viel, sehr viel über Deinen ‚Krampus' zu sprechen gehabt. Ich habe das Stück natürlich sofort nach seinem Eintreffen gelesen und die Lektüre

heimliche Gewalt über sich, sich über Erfolge anderer zu freuen. Mein Gott, andere reden auch von der Literatur und von ihren Bedürfnissen und von ihren Zielen. Sie meinen aber doch nur sich selbst. Ihre Welt dreht sich immer nur um sie. Er aber fühlte die Not unseres armen Landes so tief, daß er weinen konnte vor Freude über einen schönen Vers, über eine kluge Szene, die einem Österreicher gelungen waren. „Das Niveau!“ war täglich seine Rede, „wenn es uns nur vom Schicksale geschenkt wird, ein klein wenig das Niveau zu heben. Das aber kann kein einzelner. Dazu müssen wir zusammenstehen, kleine und große, durch Liebe stark, durch die Liebe zu unserem Lande.“

Ich habe viele Briefe von ihm bewahrt, kleine Zettel mit frohen Scherzen, lange, traurige Betrachtungen über das Elend unserer Theater. — „Ekelhaft, das Theater mit seinen dummen, sinnlosen Sorgen, findest du nicht?“ dieser Seufzer kehrt in tausend Variationen immer wieder — und stets Bitten für andere, welchen er ein unermüdlicher Vormund war. Drei will ich hierhersetzen, weil aus ihnen seine innige Menschlichkeit so rein und herzlich klingt daß ich sie niemals ohne die tiefste Rührung, ohne die frömmste Verehrung für ihn lesen kann. Den ersten schrieb er mir, als mein Vater starb, am 7. September 1898: „Mein lieber Hermann! Ich habe Dir heute nach Salzburg telegraphiert, weiß aber nicht, ob Du die Depesche erhalten hast, da ich keine bestimmte Adresse angeben konnte. Meine Frau und ich waren furchtbar erschüttert von der Nachricht, die wir vor Deinem Briefe schon aus der Zeitung erhielten. Ich namentlich weiß ja, wie Du, trotz aller Verschiedenheit der Charaktere und Lebensauffassung, in Deinem verborgensten Herzenswinkel doch an dem Vater hingst! Jedes Wort, das Du über ihn sprachst, verriet es mir, und ich gestehe Dir offen, daß es nicht zum geringsten diese halbversteckte Liebe war, die mich Dir menschlich so viel, viel näher brachte als manchen anderen, die gerne mit ihren weichen Herzen kokettieren. Und nun hat er gerade, während wir beisammen saßen und fröhlich über leichte und seichte Dinge schwätzten, den letzten Kampf kämpfen müssen. Ich habe es empfunden, als ob es mein Vater gewesen wäre! Mein lieber, armer Hermann, ich drücke Dir still die Hand — jedes Trostwort ist ja leerer Schall, der nur verletzen kann. Aber glaube mir, daß ich Dich aufrichtig lieb habe. Dein treuer Karl.“

Von Ospedaletti schrieb er mir am 12. März 1900: „Lieber Freund! Dein Brief vom 3. d. ist mir erst am 8. d. zugekommen, da Du ihn nach Bordighera adressiert hattest und ich seit bald vier Wochen in Ospedaletti bin, was ich Dir auch seinerzeit mit einer Karte mitteilte, die sich irgendwo bei Dir finden dürfte. Ganghofer wollte nämlich durchaus nicht in Bordighera bleiben, wo ihm die Zimmer zu klein

weiß ich nicht. Jedenfalls bereite Dich als Vize der Konkordia zu einer schönen Rede vor.“ Er floh nach Lovrana. Von dort schrieb er mir aus der Villa Souvenir am 31. August, wieder auf einer Karte: „Glücklich hier angekommen, wo wir sehr bequem wohnen und ganz ausgezeichnet essen (was für mich jetzt eine Lebensfrage ist), freue ich mich, Dir mitzuteilen, daß meine Genesung nun endlich wesentliche Fortschritte macht. Es ist hier aber auch unbeschreiblich schön und ruhig — ganz religiös könnte einem werden.“ Drei Wochen später brachten sie ihn sterbend heim.

## Der Müller und sein Kind.

Von **Emil Soffé.**

Ernst Raupach — eine abgetane Größe! In der Literaturgeschichte ist sein Name einregistriert und vergessen. Dieser Schriftsteller ist ein passendes Schulbeispiel für das kurze Gedächtnis der Menschheit oder vielleicht noch besser für das richtige Urteil, das sich instinktiv, wenn auch unbewußt in der Menge regt und das, wenn es auch Jahre lang mißleitet wurde, doch schließlich den Kern der Sache erfaßt. Raupach war durch Dezennien der beliebteste Autor, er hatte von Kotzebue die Herrschaft übernommen, seine Dramen dominierten üllerall. „Die Fürsten Chawanski“, „Isidor und Olga oder die Leibeigenen“, „Der Nibelungenhort“, „Die Schleichhändler“, „Der versiegelte Bürgermeister“, „Genoveva“, „Tassos Tod“, „Der Prinz und die Bäuerin“, „Der Platzregen als Eheprokurator“, „Lorenzo und Cecilie“, „Raphaele“, „Die Schule des Lebens“, „Vor hundert Jahren“, „Das Märchen ein Traum“, „Jakobine von Holland“, eine Cromwell-Trilogie und ein ganzer Zyklus Hohenstaufendramen entstammten unter noch anderen Schauspielen seiner Feder. Er war ja so fruchtbar, gar so sehr fruchtbar und der Liebling des Publikums und demgemäß auch der Schauspieler und der Theaterdirektoren; seine Stücke füllten die Schauspielhäuser und er verstand es, so dankbare Rollen zu schreiben. Hatte er somit nicht ein begründetes Anrecht auf allseitige Anerkennung?

Er schrieb nicht für die Ewigkeit. Ich glaube, Dr. Ernst Benjamin Salomo Raupach hatte über die Dauer seiner Dramen selbst die richtigste Empfindung. Er hatte Erfolg, weil er es verstand, die niederen Instinkte der Menge zu seinen Zwecken auszunützen; darum schwanden mit dem Wandel des Geschmacks auch seine Stücke von der Bühne, um

nach zwei Tagen wiederholt, weil man das erstemal, im Banne des Stofflichen, immer viel wichtiges Beiwerk übersieht. Also: Gesamteindruck — ausgezeichnet. Die Zeitfarbe und der Zeitton außerordentlich fein getroffen und — was für die Bühne weit wichtiger ist — höchst fesselnd. Von den Figuren des Krampus Negrelli selbst, die Generalin, der Diener, der Freund und auch das Liebespaar famos. Das Stubenmädchen ist ein bißchen typisch ausgefallen, wird aber trotzdem (oder vielleicht gerade deshalb) auf dem Theater eine sehr glückliche Figur sein. Alle Details brillant, der Quartettschluß für mich geradezu entzückend (schade, daß sie nicht Haydns Serenade spielen, die würde zu diesem Quartett, wie dafür geschrieben, passen!) — ob das Publikum von diesem Schluß nicht ein wenig verblüfft sein wird, weiß ich nicht, scheint mir auch nicht von Belang. Aber — jetzt kommt es, das vermaledeite, aufdringliche Aber! — die Handlung ist mir fürs Theater, für einen ganzen langen Theaterabend doch zu dünn. Es fehlt ihr an der echten Spannung, Verwicklung, Aufhaltung, an den Hindernissen — Du verstehst, was ich meine? Sag' nicht, das ‚Dünne' ist hier stilgemäß. Das Theater kennt solche Stilgemäßheit nicht. Es hat seine eigenen, unerbittlichen Gesetze und schert sich den Henker um alles andere. In Jahrhunderten ist es nicht möglich gewesen, an diesen Gesetzen auch nur das Geringste zu verrücken und es haben kräftige Kerle daran gerüttelt. Das Theater braucht Handlung. In Deinem Stücke sind alle Ansätze dazu, aber sie bleiben Ansätze. Aus dem Entschlusse Negrellis, die Aurelia seinem Freunde Föderl zu geben, mußte nach meiner Meinung ein stärkerer Konflikt entstehen. Föderl müßte darauf eingehen und dann in irgend einer Weise — einmal in seinem Leben — aufbegehren oder irgendwie zwischen die Liebenden treten mit der ganzen Autorität des hofrätischen Befehles. Die Liebenden müßten verzweifeln, ein bißchen Ferdinanderln und Luiserln (ich weiß schon, daß da keine Ähnlichkeit ist!) — kurz und gut, ich kann mir nicht helfen, die Handlung ist mir zu dünn und ich traue dem Beiwerk nicht die Kraft und unserem Publikum nicht die Freude an dem historischen Bilde zu, über diesen Mangel an Spannung hinwegzukommen. Ich weiß, Du nimmst mir das offene Wort gewiß nicht übel. Wir schicken uns doch unsere Arbeiten nicht, um gegenseitig Komplimente zu hören. Wegen der Besetzung am Volkstheater habe ich auch Sorgen. Die Generalin! Wer soll diese Prachtrolle spielen? Den Negrelli spielt natürlich Thaller, der ausgezeichnet sein wird. Aber den Föderl? Und den Dimpfl? Darüber sprechen wir wohl noch. Aber wann und wo? Schreibe mir, wann Du vom Karersee heimkommst."

Dies war sein letzter Brief an mich. Es kam noch eine Karte aus der Brühl. „Es geht mir gar nicht gut — wie das enden soll,

daß man sich diese kindische Komödie durch so viele Jahre habe auftischen lassen. Der Geschmack in Theatersachen hatte sich gründlich geändert; man hatte mit ganz anderen Autoren aufgeräumt, andere Dramatiker als dieser Herr Dr. Ernst Raupach waren hübsch still und stumm geworden, was wollte er noch mit seinen Gespenstern, seinem hustenden Müller und dessen dahinsiechenden Tochter — für sie war jetzt kein Platz mehr da. So verschwand das Stück nach und nach und die jüngere Generation kennt es nur vom Hörensagen und verbindet damit den Inbegriff von Abgeschmacktheit und Lächerlichkeit. Als ich vor kurzem einen jungen Advokaten fragte, ob er je einer Aufführung des Schauspiels beigewohnt habe, hielt er die Frage fast für eine Beleidigung, weil ihm das Stück als Blödsinn galt, nur gut, dem niederen Volke am Allerseelentag Gruseln einzujagen und den Aberglauben zu befördern. Schon aus diesem Argument sollte man nach seiner Meinung einer Darstellung des Stückes entgegentreten.

Lassen wir jedoch vorerst den ästhetischen Wert des Stückes beiseite und halten uns jetzt an den Inhalt. Es spielt so um das Jahr 1706; im Stücke wird der Schwedenkönig erwähnt, der ein großer Kriegsheld ist und sich des lutherischen Glaubens annimmt. Das ist Karl XII., der damals Sachsen besetzt hielt, durch Schlesien marschierte und bei Kaiser Josef I. durchsetzte, daß den schlesischen Protestanten 125 Kirchen herausgegeben wurden. Der Ort ist ebenfalls ungefähr bestimmt: ein Dorf unweit des Grödizberges. Nun der Inhalt. Der arme Müllerbursche Konrad liebt Marie, das einzige Kind des reichen und geizigen Müllers Reinhold, und findet Gegenliebe, aber der hartherzige Vater trennt die Liebenden; Konrad tritt bei einer Müllerswitwe in Dienst, durch Heirat könnte er Herr werden, er kann jedoch Marie nicht vergessen und kehrt in sein Heimatsdorf zurück. Der Müller will die Tochter zu einer reichen Heirat zwingen und droht, da ihm dieser Wunsch nicht erfüllt wird, sie zu einer bösen Muhme nach Goldberg zu bringen, wenn der verhaßte Konrad nicht in Wochenfrist sein Bündel schnüre und fortwandere. Nun ist aber der Müller kränklich; von dem Todtengräber hat er gehört, daß eine Handvoll Erde, von einem frischen Grabe am heiligen Christfest zur Mitternacht genommen, ein wirksames Mittel zur Genesung sei. Die Erde muß man jedoch selbst holen. In dieser Nacht kann man auch alle Personen, die im nächsten Jahre sterben müssen, über den Kirchhof zur Kirche gehen sehen. Auch Konrad kennt diese Volkssage. In seiner Verzweiflung geht er nun um die Mitternachtsstunde auf den Kirchhof, er will wissen, wie es mit dem Müller steht; vor Mattigkeit schläft er ein und sieht im Traum den Zug der zum Sterben Bestimmten, darunter wohl den Müller, aber auch seine Marie. Erschreckt erwacht er, erblickt den eben kommenden Müller, den er in Fortsetzung des Traumes für

nie mehr dahin zurückzukehren. Nur eines hielt sich zähe, selbstbewußt, und dieses eine erschien durch zwei Menschenalter regelmäßig, so weit die deutsche Sprache erklingt und Schauspieler agieren, vom vornehmen Hoftheater angefangen bis herab zur jämmerlichsten Schmiere, und behauptete hartnäckig die Herrschaft. Mit diesem Stücke klammerte er sich im Andenken des Publikums fest und nicht bloß des deutschen, denn sein Volksstück „Der Müller und sein Kind" war auch in die Literatur anderer Völker gedrungen. Über die ungeheure Wirkung dieses Schauspieles mag der Autor vielleicht selbst erstaunt gewesen sein, denn als er im Anfange 1830 an dessen Komposition ging, dachte er eben nur ein Bühnenstück zu fabrizieren, das recht packende Theatereffekte besitze; Mitleid und Grauen sollte beim Zuschauer erregt werden, Tränen der Teilnahme sollten fließen, und wer kennt ein Stück, das diese Wirkung mehr hervorgerufen hat als „Der Müller und sein Kind"! Im Wiener Burgtheater wurde es am 30. März 1830 zum erstenmale gegeben; Dr. Eduard Wlassak teilt uns in seinem Buche „Chronik des k. k. Hofburgtheaters" die Besetzung mit: Wilhelmi spielte den Müller, Madame Fichtner die Marie und Löwe den Konrad. Wlassak macht dazu die Bemerkung: „Die erste Aufführung dieses unverwüstlichen Wiener Allerseelen-Stückes wurde mit einem von Schreyvogel verfaßten Prologe eingeleitet, den Anschütz zu sprechen hatte und der mit den Worten begann: Dem unbefang'nen Sinn muß es gefallen. Schreyvogel hatte Recht behalten."

Der Sieg des Stückes wurde aber erst vollständig, als die Aufführung desselben auf ein bestimmtes Datum, den 1. und 2. November, den Allerheiligen- und Allerseelentag, verwiesen und festgesetzt worden. Die effektvollste Szene des Stückes spielt am Weihnachtsabende, aber für ein Weihnachtsmärchen ist sein Inhalt doch ein wenig zu unbehaglich. Der Spätherbst paßt dafür, der November; wenn die Natur trüb wird, die Bäume entlaubt dastehen, der Wanderer im Nebelgeriesel fröstelnd dahinschreitet, wenn wir bei jedem Tritte an die Vergänglichkeit des Irdischen erinnert werden, da ist die rechte Zeit für den „Müller und sein Kind" gekommen. An dem Tage, an dem wir der Toten mehr als sonst gedenken, meldet sich das Stück zu seinem Rechte. So mag sich die Wahl des 1. und 2. Novembers erklären.

Bis in die Achtzigerjahre ging das Volksschauspiel als Nachmittags- und Abendvorstellung über die Bretter, und in großen Städten mit mehreren Theatern wurde es an allen gleichzeitig gegeben und alle Vorstellungen hatten so zahlreichen Besuch, daß immer eine glänzende Einnahme zu verzeichnen war. Vor ungefähr zwanzig Jahren machte sich jedoch eine Reaktion gegen das Stück geltend. Man fand es etwas antiquiert, dieses Gespensterstück noch am Leben zu erhalten, künstlich am Leben zu erhalten, wie sich die Kritik vernehmen ließ; man schämte sich,

erliegt. Und dann ist noch ein Kämpfer da, Konrad. Man hat viel über den armen Flötenbläser gespottet und gemeint, mit mehr Energie hätte er sein Ziel erreichen können, und gegen diese Behauptung kann man nichts einwenden. Konrad ist aber auch vom Schicksal geknebelt. Solchen Reichtum zu erwerben und schnell zu erwerben, damit er ein dem Müller genehmer Schwiegersohn werden könnte, vermag er nicht; in seinem Schmerze setzt er alles auf eine Karte und verliert.

Die übrigen Personen des Stückes sind oft nur mit ein paar Striechen gezeichnet, aber tragen sämtlich sehr scharfe Konturen. So bietet die alte Brünig sogar ein sehr charakteristisches Genrebild; die Szene, in der sie von ihrem Sohne durch einige hingeworfene Bemerkungen zu erfahren sucht, wen er denn eigentlich in dem Zuge der Toten gesehen habe, ist sehr realistisch. Da wäre das Wort heraus: realistisch. Ja, realistisch gehalten ist das ganze Stück, die Charakterisierung der Personen, das Milieu. So bietet die Werbung Jakobs in ihrer umständlichen Breite ein sehr zutreffendes Bild des Freiens im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts; so ist der kundige Mann der Kirchhofgeheimnisse, der alte John, sogar eine ganz prächtige, scharf markierte Volksgestalt.

Die Sprache ist einfach, sie klingt oft banal und sie ist es auch oft. Ich frage jedoch, wie sollen diese einfachen Leute reden, wobei ich zugebe, daß sie oft noch derber und gemeiner reden könnten, wie es ja ihrem Stande mehr entspräche und wie sie ein moderner Dichter gewiß auch sprechen ließe. Aber an diesem Tone hängt's doch nicht allein. Hervorheben möchte ich jedoch andererseits, daß wir auf einige wirklich poetisch empfundene Züge stoßen, und da ist die Stelle, wo Margarete erschreckt mit der Schürze die Kinder bedeckt und Konrad anfleht, nur die Kinder nicht anzusehen; so schön, tief dichterisch spricht die Mutterliebe in wenigen Worten zu uns, daß der unbefangene Zuhörer erschüttert wird.

„Aber“ — so höre ich fragen — „sollen wir denn dieses Ammenmärchen mit seinem Gespensterglauben wieder auf die Bühne lassen?“ Halt! Sehen wir uns die Sache etwas näher an! Von einer Geistererscheinung ist ja in dem Stücke keine Rede! Konrad sieht nur im Traum den Zug der Toten, und der Traum gestaltete sich so, weil der Unglückliche sich im Wachen mit der Möglichkeit beschäftigte, durch den Tod des Müllers doch noch sein Ziel zu erreichen. Er liebäugelte meinethalben mit dem Gedanken und der Traum setzte diesen fort. „Gut,“ wendet man ein, „aber Konrad und alle andern glauben fest an das Traumgesicht.“ Was tut das weiter; es will auch heute so mancher nicht als Dreizehnter zu Tische niedersitzen, warum sollen diese Bauern und Bäuerinnen im Jahre 1706 aufgeklärter sein, dieser Aberglaube paßt ja ganz zu ihrem Gedankenkreise. Endlich erklären sich doch auch der Pfarrer und der Gastwirt Reimann gegen den Aberglauben. Und Raupach, so wenig

ein Gespenst hält, und verrät so, was er im Schlafe gesehen hat. Für den Müller ist es nun ausgemacht, daß er sterben müsse. Aus Geiz will er sein Geld vergraben, damit es nicht seine ungeratene Tochter, die er mit Konrad im Einverständnisse vermeint, erbe, Konrad überrascht ihn dabei und den Müller tötet der Schreck. Marie siecht dahin und stirbt, nachdem sie dem unglücklichen, reuigen Konrad vergeben hat.

Man sieht, es ist eine einfache Fabel. Das Schicksal zweier Menschen, die durch Glücksverhältnisse getrennt werden. Es ist jedoch nicht bloß der Reichtum, der hemmend seine Schranken zwischen ihr und ihm erhebt, es sind auch Standesrücksichten vorhanden. Die reiche Müllerstochter, der arme Mühlknappe, die Herrin — der Knecht. Und wir verstehen auch, wenn wir verstehen wollen, daß dieser Kampf, den hier drei Personen durchfechten, gar nicht so oberflächlich ist. Der alte Müller hat es sich sein Leben lang sauer werden lassen; er hat die Mühle vom Vater übernommen, das Gehöft lag noch halbwüst vom Kriege her, der Mutter mußte er herausgeben, es blieb ihm so viel wie nichts. Er hat in seiner Kindheit noch die Greuel des dreißigjährigen Mordens geschaut. Die harte Zeit hat ihn hart gemacht, sparsam, meinethalben geizig, aber ein Harpagon ist er nicht; er ist ein hartgeschmiedeter Mann, der seine mühsam erworbene Habe erhalten und mehren will. Seine Nachkommen sollen im Besitzthum wachsen; daher auch sein Mißtrauen gegen den armen Schlucker Konrad, dem er trotzdem die Gerechtigkeit widerfahren läßt, daß er fleißig und sparsam sei. Die schwere Arbeit, das knauserige Leben haben ihn früh alt gemacht, er sieht seine Pläne scheitern, und so wird der argwöhnische Mann nur noch hartnäckiger. Dieser Eisenkopf stößt bei der Tochter auf Widerstand, allerdings ist es ein passiver. Er ist aber ein Vater der alten Zeit, dessen Wille über das Gefühl der Tochter nicht allein zu herrschen gewöhnt ist, sondern der nach Anschauung der Zeit auch einzig und allein zu gelten hat. Diese Tochter hat von dem Vater nicht viele Züge geerbt, sie hat wohl auch seine Festigkeit, aber sie unterordnet sie dem Gehorsam; sie ist bereit, auf des Vaters Wunsch dem Bauer Jakob ihre Hand zu reichen, sie will als dessen Ehewirtin ihre Schuldigkeit tun und ihn zufriedenstellen, „aber das Herz, lieber Meister — das — steht nur in Gottes Hand.“ Diese Müllerstochter ist gar nicht so uneben gezeichnet, sie darf nur nicht von der Schauspielerin zu einer wandelnden Tränenweide gemacht werden. Heine schreibt in einem Briefe an Lewald: „Wo er (Raupach) Frauenzimmer sprechen läßt, tragen die Redensarten unter der weißen Musselinrobe eine schmierige Hose von Gesundheitsflanell und riechen nach Tabak und Juchten.“ Für die arme Marie gilt dieser Ausspruch nicht: hier steht eine reine Frauenseele vor uns, deren Schicksal es ist, den schwersten Kampf zwischen Neigung und Pflicht durchzumachen, und die siegt, wenn sie dabei auch

spekulierte, was zu dem Geschäft, das er mit seinen, die Geschichte verhunzenden Hohenstaufendramen seinerzeit gemacht hat, ganz gut zu passen scheint. Ich würde das Stück den Philistern so lange gönnen, als sie Gefallen daran finden." Man sieht, der zartere Dichter weicht vor dem praktischen Theatermenschen scheu zurück.

Greifs Biograph, der Literarhistoriker S. M. Prem, trat fest für das Stück ein: „Raupachs Rührstück, das ich als Student in seelischer Ergriffenheit auf den Brettern beschaute, besitzt kaum künstlerischen Wert, doch immerhin einen kulturhistorischen, indem es bei dem Umstande, daß es bis vor kurzem noch auf dem Hoftheater zu Allerseelen aufgeführt wurde, ein Zeugnis für den langanhaltenden Geschmack des Publikums an weinerliche r Romantik bildet. Die „Gebildeten" haben sich seither mit ästhetischer Verschämtheit davon abgewendet, aber das „Volk" rennt noch gerne zu einer „Schmiere", die so klug ist, diese geschickt gemachte Raupachiade recht raffiniert darzustellen."

Ferdinand von Saar äußerte sich in einem Briefe: „Meiner Meinung nach müssen sehr starke ethische und dramatische Elemente in dem alten Stück vorhanden sein, da es noch immer so mächtig auf die Volksseele wirkt, welche sozialen und sozialistischen Problemen weit weniger zugänglich ist, als man anzunehmen geneigt ist."

Alexander Strakosch, dem man in Theatersachen billig ein entscheidendes Wort einräumen kann, schrieb mir: „Ich finde nicht, daß „Müller und sein Kind" ein so schlechtes Stück ist. Im Gegenteil, ich liebe es und sehe es jedes Jahr mit größter Freude, höre es mit tiefster Andacht an. So mitten aus dem Volk geschrieben und der Lokalton in Schlesien wunderbar getroffen. Durch Mitterwurzers geniale Leistung des alten Müllers hat dieses merkwürdige, eigentümliche Volksstück große Anziehungskraft ausgeübt. Selbst bei uns in Oberungarn habe ich Ähnliches wie im „Müller und sein Kind" — ich meine das Charakteristikon des Stückes — gesehen. Kurz, ich halte es für ein gutes Volksstück."

Nun sei einem Schauspieler das Wort erteilt, einem Künstler, dessen Urteil in die Wagschale zu legen man wohl berechtigt ist. Meister Josef Lewinsky antwortete, auf meine Frage über den Wert und die Lebensfähigkeit des Stückes: „. . . . Ein gesundes altes Stück ist mir eben lieber als ein ganz neues, das krank ist. Nicht nur Gedanken haben oft eine lange Geschichte, — auch Gedankenlosigkeiten. Zu diesen gehört die geistig so traurige Gepflogenheit deutscher Literarhistoriker und ästhetischer Journalisten seit sechzig Jahren, von den geistigen Fähigkeiten eines Wiener Publikums höchst geringschätzig zu denken. Der Ursprung dieser Meinung ist in der Zeit nach dem Wiener Kongreß zu suchen, als die Regierung Österreichs aus Angst vor der neuen Gedankenwelt uns von

ich ihm sonst das Wort reden möchte, dachte gewiß nicht an eine Verherrlichung des Aberglaubens, er benützte nur die Volkssage für den Hintergrund. Die drei Personen, die so miteinander verknüpft sind, leiden unter ihrem Schicksal, leiden durch die Umstände, müssen wegen ihres Charakters leiden. Der alte Müller und Marie sterben nicht, weil sie Konrad im Totenzuge gesehen zu haben meint, aber daß sie dies glauben, zerreißt das letzte Band zwischen ihnen. Wenn auch Raupachs Stärke keineswegs in der Motivierung der Handlungsweise seiner Personen besteht, diese Familientragödie entwickelt sich aus dem Innern, aus den Charakteren und bedarf nicht erst der Gespenster. Diese wandeln nicht in der verhängnisvollen Christnacht über den Friedhof, sondern spuken in den Köpfen der Dorfleute und richten dort Schaden an. Raupach hat nicht für den Aberglauben gesprochen, sein Volksstück wendet sich vielmehr gegen denselben. Daß der dem Drama zugrunde liegende Gedanke volkstümlich ist, wird jeder Kenner der Volksseele bestätigen.

Über den ästhetischen Wert des Stückes mag man verschiedener Meinung sein; Heine ist in dem bereits zitierten Briefe an Lewald über den „Herrn Theaterdichter" Raupach jämmerlich hergefallen, auch Platen hat ihn recht unsanft gefaßt. Laube tritt in seiner Geschichte des Burgtheaters energisch für das Stück ein, ebenso hebt Anzengruber die volkstümlichen Elemente desselben hervor.

Im nachstehenden bringe ich die Urteile einiger Schriftsteller oder Literaturfreunde, die sich mir gegenüber in verschiedener Weise über das Volksdrama äußerten.

Rosegger, gewiß ein Kenner dessen was das Volksgemüt bewegt, schrieb mir, daß er das Stück immer hochgehalten habe, weil es so recht die Volksseele zum Ausdrucke bringt und weil es nicht den Aberglauben fördert, wie seine Gegner sagen, sondern das Unheil des Aberglaubens drastisch darstellt.

Anton Bettelheim urteilte: „Anzengruber hielt den „Müller und sein Kind" für ein ganz vortreffliches Volksstück. Ich glaube sogar — vielleicht irrig — daß die Szene, wie Jakob im „Meineidbauer" sich sein Lieblingslied im Sterben vorspielen läßt, durch Mariens Tod unter Flötenspiel beeinflußt worden sein kann .... Die weitere Frage, ob das Stück gespielt werden soll oder nicht, entscheidet das Publikum. Es hält in diesem Fall meines Erachtens nicht mit Unrecht an dem Werk fest und gibt Laubes Erörterungen darüber in der Geschichte des Burgtheaters dauernd Recht."

Abweichend von diesem günstigen Urteile, sprach sich Martin Greif so aus: „Raupachs „Der Müller und sein Kind" sah ich vor Jahren in Wien und seitdem nicht mehr. Es ist ein süßliches Machwerk, in dem der Verfasser auf den Tränensack weichmütiger Zuschauer mit Erfolg

zu mir mit euren Anliegen. Leider muß ich gestehen, daß ihr euch an mir täuschet: ich bin halt lange nicht so mächtig, nicht so einflußreich, nicht so reich, als ihr meint, und leider auch nicht so gut. Allerdings trage ich an der Täuschung auch selbst einige Schuld, da es mir in früheren Zeiten, so lange etwa monatlich nur ein bescheidener Bittsteller sich meldete, bisweilen möglich geworden war, zu dienen und so ganz unabsichtlich die phantastische Meinung erweckt habe, als wäre ich einer, der seine ganze Zeit und seinen letzten Rock für Dürftige in aller Welt hingibt und, wenn's sein muß, auch die Haut, die bislang noch ein wenig an den Knochen hängt. Und als dann zu dem zwar schönen, aber freilich überflüssigen Jubiläum die Zeitungen in Festeshymnen von meiner „Macht“, von meiner „Güte“ sprachen, da entstand in der Volksphantasie daraus eine Allmacht und eine Allgüte, der alles zugemutet werden kann, die alle erhört und allen hilft. Und nun kommen die Massen. Abgesehen von übrigens nicht schwer unterscheidbaren Berufs- und Sportbettlern, die immer auf der Lauer sind, ob nicht irgendwo in der Öffentlichkeit ein Mensch auftaucht, um ihn sofort anzupürschen, begannen nun die Bittgesuche heranzuströmen in unheimlicher Fülle, oft mit geradezu brutalem Drängen.

Auf diese tausend Bitten hätte ich nun eine Gegenbitte, die weit begründeter ist als alle die euren. Denn eure Bitten kann ich nicht schlichten, ihr aber könnet die meinige erfüllen. Wie meine Vorfahren, die Steirer, einst bei den Franzoseneinfällen und Brandschätzungen vor dem Feinde auf die Knie gefallen sind mit dem Angstrufe in der Bedrängnis: Verschonet uns! — so flehe ich heute euch, meine gütigen Bittsteller, an: Verschonet mich! Schonet meine Zeit, denn ich habe davon nicht viel übrig; schonet meine Kraft und Gesundheit, sie hält nicht viel aus; schonet meine Muße und Stimmung, denn ich muß noch lernen und arbeiten. Nur in meinem Berufe hätte ich noch etwas zu leisten. Weiteres kann einem alternden Manne, der sich sein Lebtag für viele und vieles abgerackert hat, nicht mehr zugemutet werden.

Ich bitte, stellet sie endlich ein, eure Gesuche an mich um Prüfung von Manuskripten, um Empfehlung bei Zeitschriften, bei Verlegern und bei Theaterdirektoren, um Befürwortung eurer Werke, um Vorworte für eure Bücher. Sendet mir keine Dichtungen mehr mit der Bitte, sie zu lesen, persönlich zu besprechen. — Verschonet mich mit Ansichtskarten und Photographien, mit Bitten um Autographen, mit Postpaketen, Albums und Fächern zum Hineinschreiben. Verschonet mich mit Gesuchen um Stellenvermittlung, um Mittel für schriftstellerische Ausbildung, um Pfandauslösungen, um Wohnungszinszahlungen, um Geldspenden und Darlehen. Verschonet mich, ihr guten, armen Leute zu Graz, Wien, Bukarest, Breslau, Zürich, Berlin, Innsbruck, Hannover, Lemberg, Rom, Leitmeritz und anderen Orten

der geistigen Entwicklung im „Reich“ trennte und das Volk im Genuß, nicht im Denken leben sehen wollte. Von dieser Zeit an entwickelte sich die Meinung, dieses Volk sei überhaupt eines richtigen Urteils unfähig. In diese Mißachtung fällt auch der Beifall, den die Wiener durch Dezennien dem Raupachschen Rührstück gezollt haben. Auch in Wien haben sich die Kunstrichter in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts geschämt, dem Stücke ein gutes Wort nachzureden. Wie oft sich dieses Publikum bedeutenden Dichtungen gegenüber auch geirrt haben mag, der Schauer und die Rührung, in welchen es bei diesem Stück schwelgte, waren gesund und echt und hielten demnach durch Dezennien fest. Vom schauspielerischen Standpunkte muß ich ihm Lob spenden, denn es sind Menschen, die der Autor geformt hat, sie sind einfach und wahr im Ausdruck und dadurch ergreifen sie den unliterarischen Hörer. Aber auch der literarische muß, wenn er wirklich etwas vom Bau eines Dramas versteht, zugestehen, daß es technisch vortrefflich gebaut ist. Unsere reale Zeit sollte anerkennen, daß sich das Stück vor vielen anderen seiner Zeit schon dadurch auszeichnet, daß die Personen niemals den Kreis ihrer natürlichen Gedanken und Empfindungen verlassen oder künstlich ausdrücken; aber sie schämt sich wegen des Motivs des Aberglaubens. O diese gelehrten Toren! Das ist ein sehr reales Motiv, und Shakespeare macht ausgiebigen Gebrauch davon. Ich schließe mich der Ansicht Laubes an, daß das Stück vortrefflich ist und würde den alten Müller mit größtem Vergnügen wieder spielen. Geben Sie mir talentvolle Mitspieler und die Wirkung soll nicht ausbleiben. Freilich darf man nicht unverständlich murmeln, noch die Hände in die Hosentaschen stecken.“ — — — —

Aber genug! Wenn dieses Volksstück nicht Lebenskraft in sich hat, dann wird es keines Menschen Urteil und wäre dies noch so überzeugend, vor dem Vergessen schützen können; ist sie jedoch vorhanden, dann wird es dauern, mögen sich auch die sogenannten Gebildeten in ästhetischer Entrüstung vor dieser „blödsinnigen Schaudergeschichte“ bekreuzen.

## Bitte an meine Bittsteller.

Meine lieben Freunde! (Nachdruck erwünscht.)

Ich glaube euch so nennen zu dürfen, da viele von euch schon seit Jahren treu zu mir halten, andere in neuerer Zeit mit der größten Liebenswürdigkeit und Zutraulichkeit sich an mich wenden, obschon wir uns selten oder gar nie gesehen haben. Aus der Heimat und aus der Fremde kommt ihr in immer größeren Scharen persönlich und brieflich

witwen, um Vorlesungen zu Gunsten von Katzenschutzvereinen, um Bücher für Volksbibliotheken, um Beiträge für neuerstehende Zeitschriften, um Aufrufe für Denkmäler, um Erlaubnis, aus dem Roman „Weltgift" oder einem andern ein Theaterstück zu machen, um Mithilfe bei dieser Arbeit und um Fürsprache, daß sie dann aufgeführt würde; um Versorgung für eine heiratsmäßige Tochter, um Käufer für eine Siegelsammlung, um Beitritt zu Komitees für Erhaltung alter Burgen, für Gründung landwirtschaftlicher Versuchshöfe, um Gratisnachdruck meiner Schriften in Volkszeitungen, Kalendern und Schulbüchern, um alte Manuskripte zur Versteigerung für eine zu erbauende Badeanstalt, um Beiträge zu Festzeitungen, um Gelegenheitsgedichte, Prologe, Grabschriften und Festreden. Ferner um Fürsprache bei Behörden, um Tausch von Ansichts- und Ex libris-Karten, um Privat-Begrüßungstelegramme zu Hochzeiten, Geburts- und Namenstagen. Dann auch um Bestreitung der Druckkosten von Romanen, die junge Schriftsteller im eigenen Verlage herausgeben wollen, endlich bei Androhung von Selbstmorden um Darlehen von zehn Gulden bis zu fünftausend Mark! Haben sie das Anlehen, dann allerdings hat man Ruhe vor ihnen für immer!

Das nur wenige Beispiele, was alles von mir verlangt wird. So ward ich vor kurzem ersucht um einen Beitrag zur neuen Wasserleitung einer Stadt in Böhmen, um eine persönliche Intervention wegen armenischer Christen, um Mithilfe zu einem Touristenhause in Kärnten und zur Gründung eines Frauenheimes in Schlesien. Von den unzähligen Anliegen notleidender Vereine nicht zu reden.

Eben als ich dieses schreibe, kommt der Brief eines mir absolut fremden jungen Mädchens aus Nürnberg mit dem Ansuchen, ich möchte bei dessen Mutter, die was auf mein Wort halte, Fürbitte einlegen, daß es ein Tanzfest besuchen dürfe, weil es für sein Leben gern tanze. — Und dieselbe Post bringt mir die Bitte einer Dame, die sich gerne an einer Preisausschreibung beteiligen möchte. Ein Witzblatt habe nämlich für den besten Witz einen recht erklecklichen Preis ausgeschrieben; den besten Witz nun möchte sie machen, aber er fiele ihr nicht ein. Ob ich bei meiner Menschenfreundlichkeit ihr denselben nicht liefern könnte? — Ich glaube, daß sie mit diesem Ansinnen ganz unversehens den besten Witz gemacht hat. Gefällt er der Jury, dann schicke ich ihr wegen Auszahlung des Preises die Adresse. —

Öfter als einmal kamen aus der Ferne stockfremde junge Leute zu mir mit Sack und Pack, um bei mir zu bleiben; eine Kammer und einen Löffel Suppe würde ich doch für sie haben, sie wollten bei mir das Dichten lernen. Alle beschreiben und erzählen ihre Lebensgeschichte; immer ist es das Unglück, welches sie verfolgt, keiner ist selber schuld. Eines Tages kam ein zerfahrener Mensch „unangemeldet und unange-

der weiten Welt: verschonet mich mit euren Armutszeugnissen, Flehen und Klagen, die mir nur das Herz zerreißen, ohne daß ich euch helfen kann. Denket doch, daß für das Wenige, was ein deutscher Poet selbst im besten Falle zu tun vermag, jeder seine eigenen Kreise hat, seine persönlich bekannten Dürftigen und Notleidenden, wohl gar auch nahe Verwandte darunter, die sonst niemanden als Stütze haben, weil sie zu verschämt und zu stolz sind, um fremde Leute anzubetteln. Sehet, solchen und nur solchen soll man nach Kräften helfen; all die fremden Bittgesuche, sie mögen noch so kläglich und noch so aufrichtig sein, die muß man wohl ablehnen. Wenn jeder, der was tun kann, in *seinen* Kreisen die unverschuldet Notleidenden stützt, dann ist dem Schlimmsten gesteuert. Viele glauben damit, daß sie ihren Bittbriefen Armutszeugnisse, Pfandscheine, Schuldforderungen und derlei Dokumente beilegen, zu einer Antwort und Rücksendung, mit milder Gabe begleitet, zwingen zu können: darin aber sieht man schon das Gewerbsmäßige, sowie auch im geläufigen Bettelbriefstil. Derlei Zuschriften werden mit gelassener Hartherzigkeit in den Papierkorb gelegt. Manche solcher Briefe sind mit der Schreibmaschine ausgefertigt, was immer meinen Neid erregt. Ich muß oder müßte alles persönlich mit einer halblahmen Hand beantworten. Hilfsschreiber habe ich keinen. Das bedenken auch jene ungezählten Korrespondenten nicht, die allerhand vorwitzige Fragen an mich stellen, z. B.: Wo man meine Bücher zu kaufen kriege? Ob der Waldschulmeister Dichtung oder Wirklichkeit sei? Wo der Gottsucher spiele? Ob es ein Lehrbuch zum Unterricht für junge Dichter gebe? Wo man sich die besten Steirerhosen machen lassen könne? Was ich über die Zionisten denke? Von wem das Volkslied „Wenn ich ein Vöglein wär'" stamme? Ob man sich begraben oder verbrennen lassen solle? Wie man des Heuschnupfens los werden könne? — Ich habe einmal begonnen, solche Briefe als Kuriosum aufzubewahren, aber es wurden die Kästen zu klein.

Besondere Veranlassung zu dieser Beschwerdeschrift geben mir die Folgen meines sechzigsten Geburtstages. Nicht umsonst habe ich mich gegen dieses Jubiläum gesträubt, oder vielmehr: *ganz* umsonst habe ich mich dagegen gewehrt. Mit allzuviel Lob wurde ich an die große Glocke gehangen — und seither ist der Teufel los. Möchte so ein Bittsteller, der sich für den einzigen und für den berücksichtigenswertesten hält, der mit der eindringlichsten Darstellung seines Anliegens schon vorwegs seiner Sache gewiß zu sein glaubt — möchte er einmal einen meiner Posttage sehen! Dutzende von Briefen, Karten, Rollen, Paketen, jeder, jede und jedes mit einer besonderen Bitte. Um Aufführungsvermittlungen von neuen Stücken, um Musiklehrer-, Sprachlehrer-, Journalisten- und Försterstellen, um hölzerne Krücken, um Schulhäuser, um alte Klaviere und neue Kirchen, um öffentliche Sammlungen für arme Beamtens-

machen. Ich korrigierte die Verse sorgfältig, schrieb sie auf ein frisches Blatt Papier und schickte sie zurück. Nach acht Tagen kam von demselben Dichter ein Schulheft mit ein paar Dutzend Gedichten und dem knappen Ersuchen, auch diese zu korrigieren. Ich vertat damit einen ganzen Tag, schrieb dem Verfasser dann, daß es mir Mühe gemacht hätte, wenigstens die gröbsten Sprachfehler auszurotten, der poetische Wert sei überhaupt nicht von Belang. Nun, dachte ich, würde der Herr Kollege Ruhe geben. Nach weiteren acht Tagen kam von demselben Autor ein großes Paket Novellen mit einem Roman, einem Theaterstück und der Zumutung, auch diese Arbeiten umzuarbeiten. Da schlug mein Seligmachungsbestreben plötzlich in Verdammungswut um, ich zerriß die Sachen und warf sie in den Ofen. Natürlich schreibt mir der junge Mann seither jeden Monat einen Drohbrief, die Manuskripte zurückzusenden. Je wütender diese Briefe sind, je mehr freue ich mich. In einem letzten Briefe drohte er grausam, nicht eine Zeile mehr zu schreiben, worauf mir die ganze Wohltat solcher Feuerbestattungen erst klar wurde.

Dann noch etwas ins Beschwerdebuch: die beständige Zeitungsnotizelei und Bildelei über mich! Wenn ich mir einen neuen Hut gekauft habe, wenn ich der Trauung eines Freundes beiwohne, wenn ich an mein Haus eine Kammer baue, wie ich mit meiner Familie beim Frühstückstisch sitze u. s. w. Derlei in der Öffentlichkeit empfinde ich als eine indiskrete Belästigung meiner und des Publikums. Der Schriftsteller mag mit seinen literarischen Werken der Öffentlichkeit angehören, das Privatleben jedoch ist Privateigentum.

Mit Gewalt muß ich mich unterbrechen, um mit der Aufzählung unerschöpflicher Belästigungen nicht auch meine Leser zu belästigen. Doch ein bißchen schadet es manchem vielleicht nicht, wenn er einmal meine Leiden leidet. Es ist wirklich bisweilen zum Davonlaufen. Aber das Davonlaufen hilft nichts. Denn da gibt es noch eine besondere Landplage, eine ganz scheußliche. Die Autographenbeuterei, die Ansichtskartenhamsterei. „Verehrer" und „Verehrerinnen" des — Namens. Das Buch ist ihnen Nebensache (so ein Mensch schreibt nämlich auch Bücher), aber der Namenszug macht sie „unendlich glücklich, wird ihnen ewig ein unschätzbares Andenken bleiben". Will man, um sich von den Zuschriften und Ansinnen anderer Verehrer einmal ein paar Tage auf einer Landpartie erholen, da gerät man auf dem Bahnhof, im Eisenbahnzug, im Wirtshaus, überall unter die Schwärme der Ansichtskartenhamster. In den Zeitschriften, Kalendern u. s. w. haben sie das Porträt gesehen, das ist der Steckbrief. Man ist ausgeliefert, ist vogelfrei und jeder glaubt den Gimpel fangen zu dürfen.

Schon vor Jahren hat mir ein Freund geraten, für jedes Autograph eine Krone einzuheben zu Gunsten des Deutschen Schulvereines.

klopft“ in mein Zimmer und er wolle mir seine Lebensgeschichte erzählen. Die war etwas krause, dauerte über eine Stunde und wiederholte sich immer — aber nicht ganz genau. Bei der ersten Darstellung war seine junge Frau schon im zweiten Jahre der Ehe gestorben und hatte ihm sieben unversorgte Kinder hinterlassen; bei der Wiederholung lebte sie noch und ging mit dem achten, ein paar Minuten später mit dem neunten, guter Hoffnung. Ich gab ihm schließlich eine Krone, so viel war schon die Phantasie wert; aber er schob sie mir über den Tisch zurück: Unter einem Gulden gebe er seine traurige Lebensgeschichte nicht preis. —

Man müßte sich solche Käuze mit ihren Anliegen und ihren Gehaben nur alle merken können. Arm sind sie sicher, aber zu helfen ist ihnen nicht.

Aber sie beunruhigen mich doch, sie quälen mich, und manche Dreistigkeit wirkt geradezu empörend, wie z. B. die jener Berliner Kommerzienratsgattin, deren Söhnchen beim Kartenspiel sechzehnhundert Mark vertan hatte und die mich händeringend bat, durch ein heimliches Darlehen das liebe Kind vor dem Zorne des Vaters zu retten! — Man möchte solche Frechlinge geradezu züchtigen, aber man möchte auch ob glimpflicherer Zumutungen zornig hinausschreien in alle Welt: Ich bin nicht so reich als ihr glaubt, ich bin nicht so gut oder auch nicht so dumm, als ihr mich haben möchtet. Ich leiste auf meinem Gebiete, was möglich ist, im übrigen will ich Ruhe haben, um mich sammeln und stärken zu können für das, was mit Recht von mir verlangt wird.

Ich muß auf Notwehr bedacht sein und wenn dieses Bitten nichts hilft, meine lieben Bittsteller, dann sind wir erst recht geschiedene Leute. Ich beantworte keines eurer Gesuche mehr, ich sende kein Dokument mehr zurück, ich lege die Bücher, Fächer, Bilder, Karten, anstatt Gedichte und Sprüche darauf zu schreiben, sie einzupacken, zu frankieren, auf die Post zu tragen, zurück zu senden — ich lege sie an einen dunklen Ort, wo sie kein Mensch mehr findet.

Ein wahrer Schrecken sind die Blaustrümpfe und Schöngeister.

Aus Lotz in Rußland kam mir vor einiger Zeit ein großes Postpaket zu mit einer Menge von Zollvermerken. Ein Riesenalbum war's, mit dem Ersuchen, meinen Namen hineinzuschreiben und es gut versichert wieder zurückzuschicken. Aber es kam mir zweimal wieder ins Haus, weil ich beim Verpacken, Versiegeln, Signieren und Frankieren den Geschmack der russischen Post nicht traf. Es war eine wochenlange Plackerei mit diesem Album. Daß ich meinen für dasselbe gewünschten Namen auch auf einem Blättchen Papier hätte nach Lotz schicken können, so einfach vermochte die Eigentümerin nicht zu denken.

Eines Tages schickte ein junger Mensch in Chemnitz mir ein Gedichtchen mit der geradezu fanatischen Bitte, es zu korrigieren, es hinge seine Seligkeit daran. Nun, wenn das ist, so will ich einmal einen selig

es doch umgekehrt, nimm, was man dir geben will, und gib es solchen, die es brauchen, die dich um etwas bitten. Damit ist beiden Teilen gedient und dir vor allem.

Mir vor allem? Also wären wir ein Vermittlungsbureau zwischen solchen, die zu viel, und solchen, die zu wenig haben. Kein übler Dienst, wenn es nur auch der meine wäre. Wenn meine persönliche Aufgabe mir nur Zeit und Kraft und Geschicklichkeit und Mittel gewährte, um eine solche Vermittlung hübsch glatt durchzuführen. Und dann weiß ich nicht, ob jeder Spender damit einverstanden wäre, wenn der Empfänger die sinnige Gabe gleich an Fremde weitergäbe! Wenn das ginge, dann wüßte ich zu dieser Hacke einen Stiel. Dann sollte jeder, der mir etwas schenken will, mir vorher schreiben, wohin er es zu schicken hätte. Ich wollte gerne, für Geblustige täglich eine halbe Stunde lang Adressen von Nehmlustigen schreiben. Weiter berührten all die Sachen nicht mein Haus und ich könnte mich endlich wieder einmal der Sammlung und friedlicher Arbeit hingeben. In allem Ernste, seit Monaten ist die Ruhe, das für geistige Arbeiten so wichtige Milieu, aus meinem Hause verscheucht, die unstillbare Post mit ihren tausend Ansprüchen, die Korrespondenzen, die Zeitungen und Zeitschriften, die Besuche füllen Zeit und Raum aus; seit Monaten habe ich kein Buch mehr gelesen, keine literarische Arbeit getan und vorstehender Aufsatz ist ein Beweis dafür, daß unter solchen Umständen auch das bißchen Humor zum Teufel geht. Diese öde Zeit muß aufhören und ich will einmal die Tür zuschlagen zwischen mir und der Welt. Schon vor vierzig Jahren habe ich der großen Welt zugesungen: „Ich will nichts von dir, nur lasse mir mich.“ Und das ist noch heute der Tenor meines Singens. Ich will abschütteln, was locker ist und endlich wieder einmal für mich sein, damit ich für andere sein kann. Das, wofür mich jetzt so viele haben wollen, können auch andere leisten und besser als ich, besonders eignen sich dazu gesellschaftlich einflußreiche, mit Gütern der Erde gesegnete Leute. Meine Eitelkeit ist nicht entwickelt genug, als daß ich der Popularität die Muße opfern möchte. Ich bin nichts als ein Literat, der manchen erfreut und manchen ärgert, der stets in der Absicht, Schönes und Gutes zu schreiben, die Feder führt. Nach vierzigjähriger Dienstzeit bin ich etwas müde geworden; für meine alten Tage möchte ich mir halt doch gerne wünschen ein ruhiges Ausgedingstübel, an dessen Fenster nicht alle Augenblicke ein anderer Bettler schreit, an dessen Tür nicht zu jeder Stunde ein müßiger Spaziergänger pocht. Sie mögen sich vorbeidrücken und meinetwegen einander zuflüstern: „Hier wohnt der alte Waldbauernbub. Aber er ist nicht so gut als sie sagen.“ Peter Rosegger.

Hätte ich dem gefolgt, ich würde mir mit dem Namen allein mehr erschrieben haben als mit den Büchern und könnte an den slavischen Grenzen die schönsten Schulhäuser bauen. Glaubt ihr das? Wisset, ich hab's schon versucht. Wenn diese Namenfresser manchmal recht zudringlich wurden, da verkündete ich vernehmlich laut: Jeder Namenszug kostet eine Krone für den Deutschen Schulverein! Da lächelten sie lind und wichen sachte zurück. Der Namenszug ist eben — „unschätzbar".

Aber, warum soll man mit so geringer Mühe den guten Leutchen die kleine Freude nicht machen? — O wie gerne, wie von Herzen gern, wenn der treue Leser auch einmal die Handschrift sehen möchte, sei sie gewährt. Jedoch die Belästigungen von aller Welt und überall macht einfach nervös und leuteflüchtig. Man kann im Gasthause kaum sein Mittagbrot essen, man kann mit Freunden kein ruhiges Gespräch führen, man kann sich keiner beschaulichen Stimmung hingeben — überall und immer die Handschriftenjäger, die zumeist mit den üblichen seelenlähmenden Phrasen ganz plump unterbrechen, um für sich, ihre Verwandten und Bekannten auf Ansichtskarten Autogramme zu ergattern. Manche glauben wohl noch obendrein, daß man sich geschmeichelt fühlen soll, „über das Geriß um die Handschrift". Sie haben keine Ahnung, wie taktlos und lästig ihre Zudringlichkeit ist.

Seht, so weit habt ihr mich mit euren unendlichen Ansinnen verdorben, daß ich ganz bösartig geworden bin. Und ich freue mich dieser Bösartigkeit, sie durchglüht mich mit bisher nicht gekannter Kraft, der Kraft hart zu sein.

Und diese Härte geht noch weiter, damit sie es nur wissen, die Zeitgenossen, die ich erst dann werde recht lieb haben können, wenn zwischen uns reiner Tisch gemacht ist. So wenig als ich schenken kann, so wenig will ich mir schenken lassen. Wer leistet, was Pflicht ist, der will dafür haben was gebührt und weiter nichts. Ich weiß gleichwohl, daß unter Umständen das Schenken ein Herzensbedürfnis ist, daß man sich oft selbst nicht besser zu beglücken vermag, als wenn man wem was schenken kann. Aber dieses rechte und treue Schenken der Freundschaft heischt keinen äußeren Dank. Nun ist aber für das, was man so gemeinhin geschenkt erhält, der stille innere Dank nicht genug, der Spender wartet auf einen äußeren Dank, wenn nicht gar auf eine vollgiltige Gegenleistung. Wenn mir zehn „Verehrer" je einen Briefbeschwerer schenken, so müßte ich allein für zehn gleichwertige Gegengaben aufkommen. Von den hundert Buchspenden, die ich von Kollegen erhalte, erhoffen wenigstens achtzig Spender ein Buch als Gegengabe. Ihrer sind viele, unsereiner soll's allein leisten. — Geschenke annehmen, das Vergnügen können sich die Armen und — die Reichen erlauben. Ich bin keines von beiden.

Nun höre ich schon die klugen Leute. Ich liebe sie, diese klugen Leute. Du willst nichts geben und nichts nehmen, sagen sie. So mache

Höhen aus machte er gleichgiltig das Kreuz der Lossprechung über das Beichtkind. —

Und fünfundzwanzig Jahre später in einem dämmernden Gemache der Stadt Berlin der alte Faust. Ein verwittertes, fast kupferbraunes Gesicht, ein langer, grauer Bart. Ein lahmer Mann, der im Rollstuhle vom Arbeitstische zum Bücherkasten gerückt werden mußte. Wenig über fünfzig und am Körper ein Greis. Aber ein noch jugendlicher Riese am Geiste! Jenes gefesselte Lehramt des vor Gesundheit strotzenden jungen Mannes und dieser seltsame Diener der Wissenschaft, von der ganzen Kulturwelt gekannt und genannt — was lag dazwischen?! Eine Welt von Kämpfen, Forschungen, Niederlagen und Siegen. Es lag dazwischen der Konflikt mit der Kirche und der Austritt aus dem Priesterstande, es lag dazwischen der Bruch mit den Banden der Heimat, die Liebe und die Verbannung, es lag dazwischen die westliche Weltreise, die persönlichen Forschungen auf wilden Urgebieten Südamerikas, wo er große naturwissenschaftliche und geschichtliche Funde machte und wobei er sein Siechtum geholt hat. Aber auch die Verehelichung und ein schönes Familienleben lag dazwischen, das nun trotz Krankheit und wirtschaftlichem Elende des Gelehrten Existenz froh verklärt hat. Aus seiner steirischen Heimat hatte er sich die opferwillige Lebensgefährtin geholt und die fünf frischen, braven Kinder mit dem echt steirischen Typus verlohnen es, daß er sich dem Zölibat entwunden hatte.

Einen solchen Lebensweg mochte sich der kleine Rudolf wohl kaum gedacht haben an jenem fernen Tage, als er mit seinem Freunde Hans Grasberger von Obdach straßhin gen das Stift St. Lambrecht wanderte, um dort die geistliche Schule zu beginnen. Und als er so viele Jahre später in den Dorfkirchen zu Hitzendorf, Kainach und Krieglach den Bauern predigte, wie hätte er es da ahnen mögen, daß einmal die halbe Welt auf sein Wort hören sollte, wenn er Gewitter und Überschwemmungen, Erdbeben und Vulkanausbrüche und andere kritische Tage prophezeien würde! Einmal hatte der Dorfkaplan von einer frommen Person ein kleines Weihbrunngefäß geschenkt bekommen, wie solche bei Bauern gerne an den Türpfosten hängen. Vermittels dieses „Weihbrunnkacherls", mit dem er sonst nicht viel anzufangen wußte, erklärte er mir, dem Schüler, halb in Spaß, halb in Ernst, die Flut und Ebbe des Meeres. Dann schenkte er das Gefäß meiner Mutter mit dem Rate, es stets sorgfältig zu putzen, weil selbst das allergeweihteste Weihwasser ansteckende Krankheiten übertragen könne, besonders wenn das „Kacherl" nicht rein sei. Und als ich ihm bei einem Wohnungswechsel seine Bücher ordnen half (wie staunte ich über die Menge von Büchern!), wußte er mir ganz nebenbei in ein paar Minuten den Unterschied zwischen der

# Rudolf Falb.

Ein Gedenken.

Im Schulzimmer der Handelsakademie ein junger Katechet. Mit sorgfältig frisiertem schwarzen Haar, das über der breiten Stirn wellig aufstand und die Tonsur verdeckte, mit einem schneeweißen Kollare, das glatt am wohlrasierten Kinn anlag, und mit einem dünnen güldenen Uhrkettlein über der schwarzen Weste. Die Gesichtsfarbe ein wenig gebräunt, die Augen lebhaft, die Lippen voll und beredt. Wöchentlich hatte er in der Klasse zwei Religionsstunden, auf die wir uns immer freuten, weil er nicht wie andere von der Hölle sprach, sondern vom Himmel. Allerdings von einem Himmel, den man immer sieht und nie erreicht — vom Sternenhimmel. Das Dasein und die Allmacht Gottes suchte uns dieser Religionslehrer durch die Wunder des Weltalls nahe zu bringen. Und wenn wir schließlich mehr von Astronomie als vom Katechismus wußten, so hatte er nichts dagegen und gab uns in Religion eine gute Klasse. Manchmal des Abends führte er uns in die Stempfergasse auf den sogenannten Keplerturm, wo er uns durch ein ungeheures Fernrohr gucken ließ. Da sahen wir in Wahrheit den Himmel offen. Ich wunderte mich nur, daß Gott nirgends zu sehen war. „Sie müssen nur etwas genauer gucken," sagte der Professor. — Zwei andere Stunden der Woche trug derselbe Professor bei uns Deutsch vor. Dabei befaßte er sich weniger mit der Grammatik, als mit dem Geist der Sprache, aber auch weniger mit Schillers oder Heines Dichtungen, als mit Goethes und Herders wissenschaftlichen Schriften. Dann gab er uns für die Schulstunde schriftliche Aufgaben, während welcher er an seinem Tische eifrig las und schrieb, allerdings über Dinge, die den halbwüchsigen Jungen um einiges zu hoch gewesen wären. Vielleicht schrieb er an einer jener Vorlesungen über Geologie und den Sternenhimmel, die er öffentlich im Grazer Rittersaale hielt und wobei er mich auserlesen hatte, die Demonstrationskarten aufzurollen und an die Wand zu hängen. Wie der Lehrer und Schüler hier im unendlichen Weltall sich trafen, so fanden sie sich vielleicht wenige Tage später im engen Kämmerlein des Beichtstuhls. Einen zerstreuteren Beichtvater habe ich nie gehabt. Es war fast beleidigend, wie er sich um meine Sünden — und es waren doch ein paar recht stattliche dabei — nachgerade gar nicht kümmerte, sondern gedankenlos, oder vielmehr in Gedanken vertieft, in die leere Luft starrte. Er war bei seinem Erdbeben, bei seinen Sternen, und von solchen Tiefen und

Vor einigen Jahren haben hochherzige Berliner Freunde für den genialen Gelehrten eine Sammlung veranstaltet. Dabei hat Falb — zur Genugtuung für die Berührten muß das angedeutet werden — wohl unter der nervösen Überreiztheit nach jahrelangen Krankheiten, Anfeindungen und allerlei Sorgen sich einer bedauerlichen Mißdeutung ergeben, einer Mißdeutung, der damals auch seine ältesten Freunde nicht auf den Grund kamen, die ihm seither mehr als einen kritischen Tag bereitet haben dürfte. — Der große Erfolg der Sammlung hat gezeigt, welcher Achtung sich der Wetterprophet in aller Welt erfreut; es müssen aus seinen Aufstellungen also doch sehr viel Leute Lehr und Nutzen geschöpft haben.

Auch dem Schreiber dieser Erinnerungen, die leider ein Nekrolog sind, hat Rudolf Falb einmal schönes Wetter gebracht, oder vielmehr bei schlechtem Wetter ein gutes Dach geschaffen. Damals, als der Bauernbengel hilflos in der Grazerstadt stand und etwas lernen sollte. Alle öffentlichen Schulen hielten ihre Türen fest geschlossen, einerseits weil dem Jungen für eine Schule die — „nötige Vorbildung“ fehlte, vielleicht aber auch, weil er kein Schulgeld zahlen konnte. Da war es eine Privatanstalt, die Grazer Handelsakademie, die ihr Tor aufmachte: Armer Kerl, komm herein! — Und das ist geschehen auf Fürsprache ihres jungen Professors Rudolf Falb, dem damals übrigens der Bursche ebenso gänzlich fremd gewesen als allen übrigen. Doch Falb wußte zu gut, wie es armen, lernbegierigen Leuten zu Mute sein kann, wenn sie sogar von den geistigen Schätzen der Menschheit ausgeschlossen sind. Hat er doch selbst aus großer Armut sich gleich einem Aar aufgeschwungen ins Licht — aus eigener Kraft.

## Aus m Mostschädl-Land.

(Gedichte von Franz Hönig.[1])

### Kimmt öfta vür.

In Schulgeh(n) habn s' gsagt oft,
I hätt a guats Hirn,
Und vodentwögn[2]) habn s' gmoant und
I sollat studiern.

Und iatzt bin i draufkemma —
Mei(n) Gott, u mei(n)! —
Daß iabl da Ungstudiert
Gscheidta muaß sei(n).

[1]) Aus „Unsa Landl“ und „Da Mostschädl“. Mundartliche Dichtungen von Franz Hönig. Wien. Österr. Verlagsanstalt. Diese Gedichte, gute Stelzhamer-Schule, sind Freunden echter Volksmundart zu empfehlen. In Bezug auf die Ausstattung zeichnen sich die beiden Büchlein durch bildliche Beigaben köstlicher Volks-Charakterköpfe aus.

[2]) darum.

englischen, italienischen, französischen, spanischen und hebräischen Sprache beizubringen, so daß mich, den größten aller Sprachenignoranten, ein Blick auf den Titel belehrte, in welches Fach das Buch einzureihen war. In volkstümlicher, leicht verständlicher Darstellung wissenschaftlicher Probleme war er ein bewunderungswürdiger Meister, und dieser Kunst (es ist eine) verdankt er sicher einen großen Teil seiner Popularität. Denn seine öffentlichen Vorlesungen über Erdbeben, Sternkunde und Wetterkunde machten ihn in allen Kreisen bekannt, und als seine Ausführungen und Vorhersagungen so oft und oft eintrafen, verbreitete sich sein Ruf in alle Weltteile. Sogar Gelehrte, die ihn anfangs heftig und nicht ganz selten ignobel bekämpft hatten, mußten schließlich eingestehen, daß an seinen Theorien „doch etwas dran sei".

Noch unvergleichlich anregender als seine öffentlichen Vorlesungen waren seine Gespräche im Freundeskreise. Da schien es — wenn er sich recht gehen lassen konnte — wirklich, als beherrsche er den Kosmos wie ein Spielzeug. Der Mann war so sehr erfüllt von seinen wissenschaftlichen Forschungen, daß jedes Gespräch, das er in Gesellschaft führte, sofort sich zu einer geistreichen Causerie darüber entwickelte. Spielend und witzig behandelte er die schwierigsten Dinge, sei es in Naturkunde, sei es im Gebiete der Sprachen oder der Mathematik, so daß man bei solchen Plaudereien auf die ergötzlichste Art eine Menge lernen konnte. Wer seinen eigenartigen Humor nicht verstand und anderseits nicht wußte, wie ernst und tiefgründig er seine Forschungen nahm, der konnte in der burschikosen Behandlung seiner Themata wohl eine gewisse Leichtfertigkeit erblicken. „Wenn man's mit dem Publikum zu tun hat" — sagte er einmal — „kommt es weniger auf peinliche Genauigkeit, als auf leichte Verständlichkeit an."

Leider mußte er allmählich, des lieben täglichen Brotes wegen, in seinen Wissenschaften zu sehr das volkstümliche Interesse hervorkehren; ähnlich wie Kepler, um der Astronomie leben zu können, einen astrologischen Volkskalender herausgegeben hat. Der meteorologische Forscher hat sich sachte zu einem Wetterpropheten fürs Volk entwickelt. Bei der unendlichen Wichtigkeit, die das Wetter für jeden Menschen direkt oder indirekt hat, konnte der Prophet, wenn schon nicht immer auf Glauben, so doch stets auf Interesse rechnen. Falbs Wetterbestimmungen und seine „Kritischen Tage" sind sprichwörtlich geworden und die Gelehrten werden nach dieser Richtung hin ihre Augen offen halten müssen. Ich denke, es kommt was Rechtes dabei heraus. Seit der Menschheit Bestand sind alle Wetterwinkel vergeblich nach dem Geheimnisse durchspäht worden; vielleicht liegt es mit seinem Schwerpunkte doch dort, wo alle irdischen Geschicke gewoben werden — bei den Sternen. Falb hat, ein Priester der Wissenschaft, als Wetterprophet himmelwärts gewiesen.

## Da Tram.

A Tram is a Freud,
Soll a wiadawöll sei(n),
Ob a guat oda schlecht is,
A Tram muaß oan gfreu(n).

Denn, tramt oan was Guats,
Hat ma während der Zeit,
Taweil's oan grad tramt,
Doh an Eichtl a Freud.

Und tramt oan was Schlechts,
Gfreut's oan doh ah, fürwahr,
Wann ma munta dann wird,
Und is allsand nöt wahr.

## D' Leut und eahna Schlechtikeit.

Was wahr is, is wahr,
Und was recht is, is recht,
So sagt da Windmicherl,
Dö Hundsfot, dö schlecht.

„Sei offn und ehrli
Wias d' denkst, a so röd,"
A so prödign gar viel,
Aba selbn tan sö 's nöt.

Und wann ma alls wissat,
Was s' übar oan sagn,
Da derfat ma all
Viertlstund amal klagn.

Wann zöh(a) vo dir rödn
Und ös schimpfan öbn neun,
Na, da muaßt schan völli
Von Himml gfalln sei(n).

Und weil halt dös Schlechte
Dös Guate vadeckt,
So wird a dösselbe
Schen ibasi[1]) glegt.

Was d' allweil vor deina hast,
Irrt di allweil,
Und drum habn a d' Leut nur
Dös Schlechta in Mäul.

Ös paßt eahn halt nix,
Wann ma wiadawöll[2]) tan,
Und mir wölln 's nöt kenna,
Daß ma selbn a so san.

## Da Lump.

I bin a Lump
Und bleib a Lump!
Ös geht a neamd nix an,
I trag nöt schwa(r),
Da Beutl la(r),
Han 's Gerstl[3]) alls vatan.
Koan Kreuza Geld —
Gibts auf da Welt
Koan lustigan wiar i;
I leb ja doh —
Mir gfallts a so —
Und bleib schan wiar i bi.

[1]) obenauf. [2]) wie immer. [3]) Geld.

## Unsa Familö.

Mei(n) Vada, mei(n) Muada,
Oan Tochta, zwee(n) Süh(n)[1]),
Da oan is mei(n) Bruada,
Da ana bi(n) i.

Da ana bi(n) i
Und da oan, dös is er,
Habn koan Kreuzar Vamögn,
Na, was wölln ma denn mehr.

Wern ah zu koan kemma,
Wia mi allaweil ziemt,
Drum gibt's a koan Stritt,
Wann da Tod amal kimmt.

Da wird neamd viel lacha,
Da wird neamd viel woan,
Wögn unsara Sacha,
Bei den, wia den oan.

Mei(n)! d' Öltan san längst
In dar Ewikeit schan
Und vor ötlige Jahrn
Is uns d' Schwösta davan.

Jatzt schwimm i am Truckan[2]),
Mei(n) Bruadar am Miar[3])
Und weil ma nia zsammkemman
Z'kriagn mar uns nia.

## Dös alt Kind.

A Muaderl, an alts, mit a ötladachtz'g Jahr,
Steht ganz betrüabt bei ihrn Kind seina Bahr.
„I han ma's wohl denkt," sagt s', „i bring's nöt davan."
's Kind war a fünfasechz'gjahriga Mann.

## D' Vasuachung.

Da Söpp hat ma gsagt
Und i gfallat eahm recht,
Daß 'n d' Liab a so plagt
Und mi heiratn mecht.

Er wa ma nöt zwida
Nur trau i eahm nöt,
Wei a allweil und wieda
Von Kammerlgehn röd.

Er bussit mi a,
Nimmt mi aft uman Hals,
Und was a darnah
Erst nu sagt zu mir alls.

Er moant, nahgöbn mur i,
Und wann 's schan sei sollt,
Dur's Feur gang a duri,
Wann i 's habn von eahm wollt.

„Nur di," sagt a, „mag i,
Sollt 's sei wiadawöll,
Mei Löbn für di wag i,
Wanns' d' mi liabst — auf da Stöll."

Sei Herz her i pumpan —
„Söpp! greif mi nöt an!
In da Nacht, in da dumpan,[4])
Mir geht 's durian.

Röd zerst mit mein Vadan,
Darnah Söppl, kimmst,
Bevors d' mit dein Schnadan
Mir d' Ehr wögga nimmst."

„A so," sagt da Söpp aft,
„Is dös dei löst's Wort?"
Aft hat a mi angafft
Ganz wild — und is fort.

Jatzt war i alloa
Aba gwön is mar a,
Als wann mar a Stoa
Vo mein Herzn gfalln wa.

Födalgring[5]) geh i dani,
So leicht is ma gschehgn;
'n Söpp aba han i
Sitdem nimma gsehgn.

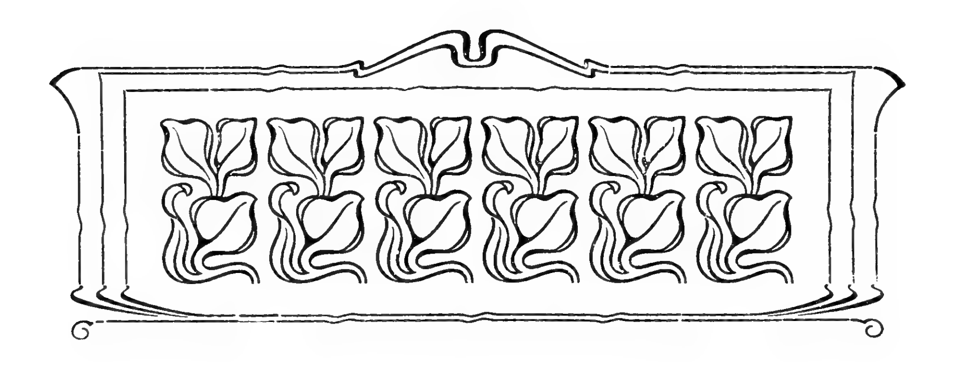
[1]) Söhne. [2]) Trockenen. [3]) Meer. [4]) düstern. [5]) Federleicht.

für den Frieden der Welt und muß zittern. Es ist das böse Gewissen. Das böse Gewissen seiner Geschichte, seiner Vorfahren, seines Prinzips — und doch wohl auch ein wenig das persönliche. Denn er ahnt, daß ihm nicht die Macht, nur der Mut fehlt, seine Völker zu befreien. Es mag wohl sein, das russische Volk ist noch nicht so reif, daß es ein Manifest politisch zur menschlichen Würde und Selbstbestimmung erheben könnte; aber der mächtigste Herrscher fände, wenn der gute Wille vorhanden, vielleicht doch Mittel, sein Volk reif zur Freiheit und dann frei zur hohen Kulturarbeit zu machen. Doch wenn er es nicht wagt, an dem starren Knechtesinn der seit Jahrhunderten Geknebelten zu rühren, wenn er fürchten zu müssen glaubt, bei der Erschütterung könnte seines Hauses Thron wankend werden — dann ist er es nicht, was sie sagen, daß er sei, und was er sich täglich von der Welt nennen läßt — der mächtigste Fürst der Erde.

In jenen Tagen, als der Zar, der russische Cäsar, im Gelände unserer lieblichen Mürz, von 500 Gendarmen bewacht, dem „edlen" Weidwerk huldigte, hörte man in unserer Bevölkerung nichts öfter als die Ausrufe: „Nein, ich möchte nicht der Kaiser von Rußland sein! Da ess' ich lieber alltag meine Erdäpfelsuppe und schlaf' auf Haferstroh. Da brauch' ich wenigstens keine Gendarmen dazu." Und der Wurzelgraber Josel von der hinteren Mürz soll sogar ein Brieflein geschrieben haben: „Lieber Herr Zar! Ich an deiner Stell' möcht' ihnen keinen Narren machen, daß ich nit einmal meines Lebens sicher wär', wo man doch gerade umgekehrt so einen Mann hoch estimieren soll. Wenn ich das Regieren, wie's sein soll, nit kann, so dank ih halt ab — Geld wirst eh noch so viel haben, daß du dir, Frau und Kindern ein Gschloß kaufen kannst und ihnen was lernen lassen. Lebst tausendmal besser und brauchst keine so Wachter da. Derweil machst halt jetzt fleißig Reisen, dabei lernt einer immereinmal was und kommt auf andere Gedanken. Wie du jetzt dran bist, Herr Zar, muß ich schon sagen, tust mir derbarmen. Wenn du einmal gar nit weißt, wohin, nachher komm' zum alten Wurzengraber=Josel im Ameisbühel. Allsdann ich empfehl' mich derweil, Herr Zar, und bleib' schön gesund."

Wenn ich mit diesem Brief nicht etwa mystifiziert worden bin, so wird der Zar einmal Augen gemacht haben. Es wäre nicht die erste Erfahrung an den „dummen Steirern". Die erste machte er vor einigen Jahren an mir selbst, als ich mittat, wie ein Dutzend Gelehrter, Dichter und anderer Idealisten sich an den Kaiser von Rußland wendeten mit der Bitte, die Finnen nicht zu unterdrücken. Ja, sagt er, hat er gesagt. Eine Woche lang hat er uns warten lassen in Petersburg mit unserer Bittschrift, dann hat er uns sagen lassen, wir sollen nur ruhig wieder heimreisen, er hätte keine Zeit. — Und weil halt so ein Herr keine Zeit hat, die Freiheitsideale der Völker ein wenig zu berücksichtigen, deshalb die vielen „Wachter".

Als ich nun von Wien her über den Semmering gefahren kam, wurde in Mürzzuschlag der Zug festgehalten, wir mußten aussteigen und den Bahnhof räumen. Denn aus Mürzsteg herab wurde der Kaiserzug mit dem Zaren erwartet, der eben auf der Rückfahrt nach Wien war. Da konnte es etwas zu sehen geben. Waren doch Leute von weit und breit nach Mürzzuschlag zusammengerannt, um den gewaltigen Zaren, sein asiatisches Gefolge oder wenigstens einen ruppigen Kosaken zu sehen. Die meisten waren zu ihrem Leidwesen umsonst gekommen, aber mir wollte jemand ein Fenster vermitteln, von dem aus man den Hofzug in allernächster Nähe betrachten konnte. Das sollte etwas Neues geben. Den mächtigsten Fürsten der Erde sieht man so bald nicht wieder. — Da kam mir aber zur Stunde mein einjähriges Enkelein zu Sinn, das unweit des Ortes wohnt und das ich nun in der Stunde Aufenthaltes wohl besuchen könnte. Während das Publikum, das Eintritts-



# Kleine Laube.

## Der mächtigste Fürst der Erde.

Von Wien her fuhr ich über den Semmering. Da fielen mir die vielen Gendarmen auf, die entlang der Eisenbahn zu sehen waren. Nahezu an jeder zehnten Telegraphenstange stand ein Gendarm mit hochragendem Gewehrspieße. Wo am Bahnkörper Arbeiter tätig waren, stand ein Gendarm daneben oder schauten gar deren zwei aufmerksam zu, „wie das gemacht wird". Durch Tunnels gingen in Begleitung von Gendarmen Fackelträger und an Bahnhöfen standen Gendarmen und beobachteten jeden Ankommenden und Abfahrenden. — Was soll denn aber das? Ist ihnen einer ausgekommen? Ist ein großer Verbrecher entwichen, den sie einfangen müssen? Mürzzuschlag war in einer Art Belagerungszustand. Der Bahnhof war abgesperrt und dem Bierjungen blieb sein „Frisch Bier gefällig?" in der Kehle stecken. Endlich stockte auch der Zugsverkehr.

Was war geschehen? War im Lande eine Revolution ausgebrochen?

Nein. Der mächtigste Fürst der Erde war in der Gegend.

So. Der mächtigste Fürst. Also er ist gekommen, um unser Alpenland zu erobern, um unser freies Volk zu unterjochen, um uns — die unter ihrem gütigen Landesvater bisher gewohnt waren, selbstbestimmend zu wirken und ein freimütiges Wort zu sprechen — in die sibirische Gefangenschaft zu schleppen?

Nein. Der mächtigste Fürst der Erde hat diese Wehrmacht auf allen seinen Wegen und Straßen, weil er — zittert für sein Leben. Noch so jung ist er und so gesund, von devoten Höflingen und einem kriechenden Volke umgeben und muß zittern um sein Leben. Ist persönlich unschuldig und doch schlimmer daran, wie der zum Tode verurteilte Verbrecher, dem man die Hinrichtung vierundzwanzig Stunden vorher meldet. Dieser mächtigste aller Fürsten aber ist nicht einen Augenblick sicher — oder glaubt es, nicht zu sein. In ein stilles Bergland, wo der Frieden und die Treue wohnen, kommt er, um an des Freundes Seite sich harmlos zu ergötzen, soweit man Tierjagd eine harmlose Ergötzung nennen kann. Freilich haben die Diplomaten nebenbei auch fleißig gearbeitet und heißt es, daß in unserem stillen Mürztale das Geschick Mazedoniens entschieden worden sei. Als damals die Buren sich um Schutz ihrer Freiheit an die Fürsten gewendet, hat sich in ganz Europa kein Mürzsteg gefunden . . . . Ja, Bauer, das ist was anderes!

Nun war es hier so, daß alle Gendarmen des Landes ihre Posten haben im Stich lassen und herbeieilen müssen, um den Zaren zu schützen oder ihm mit ihrer Gegenwart die Sicherheit zu gewährleisten. — Er hat ein freundliches Gesicht, ein gutes, blaues Auge, hat (sagen sie) den besten Willen für das Wohl seiner Völker,

## Hafenlied.

Viele Lichter sind im Hafen;
Sie erlöschen nach und nach.
Leutchen! Ihr könnt ruhig schlafen?
Draußen sind die Stürme wach!

Draußen irrt ein Lichtlein zagend
Durch die wilde Einsamkeit.
Ängstlich tönt der Warnruf, fragend . . .
Nacht und Nebel weit und breit.

Niemand schläft dort. Alle schauen
In den Nebel und die Nacht;
Auch den Kühnsten hat das Grauen,
Weil am Meer das Unheil wacht.

Und sie seh'n ein Lichtlein blinken . . .
Wehe! Rettet! Boote her! . . .
Sie versinken, sie ertrinken,
Und die Wracke frißt das Meer.

Gut und sicher ist's im Hafen;
Doch vergeßt der Brüder nicht!
Betet! wollt ihr ruhig schlafen.
Betet! dann erst löscht das Licht.

Hans Rudorff.

## Pflug und Schwert.

Der Pflug und das Schwert sind feindliche Brüder,
Die Wag' ihrer Siege geht auf und nieder.
Sie hungern nach Brot, sie dürsten nach Ruhm
Und tasten irrend im Kreis herum.
Was ist doch des Feldes Ehrenzeichen?
Sind's goldige Garben? Sind's blutige Leichen?
O möchte die Menschheit sich wählen ganz
Zum Ehrenkranz — den Ährenkranz!

R.

## Verloren.

Ich sah dich heut' zum letztenmal —
Es war — so im Vorüberschreiten; —
Kein Händedruck, kein Armebreiten,
Nur eines Herzschlags bange Qual.

Es schob sich in geschäft'gem Drang
Rings um uns her die bunte Menge,
Im Straßenwirrsal und Gedränge
Standst du vor mir — sekundenlang.

Wir sahen uns erblassend an —
Ein stummes Ringen uns'rer Seelen — — —
Da brachen schon die Menschenwellen
Gewaltsam zwischen uns sich Bahn.

Und die getrennten Wege geh'n
Wir weiter, die wir uns erkoren; —
Wir haben uns ja längst verloren
Und hoffen auf kein Wiederseh'n.

Gusti Hackel.

## Was du dir denkst . . .

Was du dir denkst, ist längst gedacht,
Was ich dich frag', ist längst gefragt,
Wenn Wange glüht und Auge lacht,
Ist alles, was uns blüht, gesagt.

O, sag' nicht nein und sag' nicht ja,
Wenn ich an deinem Busen ruh',
Zum Plaudern sind wir uns zu nah'.
Drum schweig' mir deine Liebe zu.

R.

karten auf den Perron erhalten hatte oder an den Fenstern wartete, immer aufgeregter wurde und aller Augen am Schienenstrange hingen, der von der Mürzsteger Gegend herauskam, begann sich in mir ein Konflikt abzuspielen. Zar oder Enkerl! Letzteres hast du erst vor acht Tagen gesehen und kannst du nach acht Tagen wieder sehen. Dem Kaiser aller Reußen kannst du dann bis Moskau oder Astrachan oder gar bis hinter den Ural nachlaufen, falls du ihn sehen willst. So einem Herrn einmal, wenn auch nur auf einen Augenblick, in das fremde Gesicht zu blicken, gibt einen Eindruck fürs ganze Leben. Wer weiß, wie interessant dieser russische Kaiser ausschaut, welch glühenden Blick er dir zuwirft, der deine Phantasie leicht zu einem ganzen Roman entzündet. Das ist etwas! — Aber mein Gott, das kleine liebe Buberl ist auch etwas. Wenn das mich anlacht, seine Händchen nach mir ausstreckt, das ist auch etwas. Aus diesen zwei Rundguckerln lacht mir ja mein heiliger Himmel entgegen. All Kummer, Sorge und Leid ist hin, die armen, törichten Menschen sind nicht mehr da, die ganze harte Erde ist nicht mehr da, wenn mich diese Äuglein anleuchten . . . Während alle anderen in der Erwartung schon die schwarze Lokomotive heranbrausen hörten, sah ich nur noch das kleine, weiße Rundgesicht mit den munteren Äuglein drin, sah, wie der Kleine mit bittenden Armen mir jauchzend entgegenstrebte. Also rangen der gewaltige Zar und das kleine Buberl um meine arme Seele. — Plötzlich sprang ich die Treppe herab und eilte dem Hause meiner Kinder zu. Noch hörte ich hinter mir das tiefe Pfeifen der Lokomotive, hörte das Rollen des einfahrenden Hofzuges; ohne umzuschauen, eilte und eilte ich, bis das Enkerl vor mir war, das — gerade vom Schlafe erwacht — rotwangig, frischäugig mit hellem Jauchzen mich begrüßte.

Freilich konnte das Knäblein leicht jauchzen, es hatte über den Zaren gesiegt, über den mächtigsten Fürsten der Erde. R.

# Singvögel.

## Warnung.

Ihr Blüten in dem braunen Kämmerlein,
Folgt nicht so rasch dem Frühlingssonnenschein!

Wohl meint es euch der junge Frühling gut,
Allein, ihr Blüten, seid auf eurer Hut!

Der Winter ist besiegt, doch rauh und kalt
Ruht er verborgen noch im Hinterhalt.

O laßt euch warnen, zarte Blüten all'!
Der Winter plant noch einen Überfall.

Er kennt nicht Mitleid, ist so streng und hart,
Ihr Blüten aber seid so fein und zart!

Folgt nicht so rasch dem Frühlingssonnenschein,
Bleibt noch in eurem braunen Kämmerlein!

Franz Floth.

„Meinst du die Menschen da unten?“ fragt der andere Geist.

„Die unseligen Menschen. Die dreimal, die siebenmal, die hunderttausendmal unseligen Menschen!“

„Warum unselig?“

„Siehst du es denn nicht? Seelen, die lebendig begraben sind. Begraben in Erde. In einer Kruste von Lehm, so schleppen sie sich dahin. Möchten frei sein und können nicht los. Sie haben durstige Sinne und plangen süße Freuden zu genießen. Und wenn sie genossen haben, so sterben sie daran. Der Lehmleib wird häßlich und schmerzt an allen Enden; sie schreien wild und zerren wütend an den Fesseln, und hebt der Leib an hinzusinken, dann rasen sie vor Angst und möchten in ihm bleiben. Aber das allein ist es nicht. In wahnsinniger Unrast ringen sie nach Erwerb von Dingen und besitzen sie dieselben, so haben sie statt Freude Not und Jammer damit. Sie arbeiten und bauen und sammeln, als sollten sie immerwährend leben, und sind sie berauscht von einem Behagen, so nennen sie es gesunden Sinn, die Augen vor der Wahrheit zu verschließen und sich wähnen zu machen, es gehe immer so fort. Und plötzlich schauen sie klar: Sie sind nicht einen Augenblick sicher, ihre Lieblinge sterben zu sehen, ihre Güter zu verlieren. Zu jeder Stunde kann ihr Leben erlöschen. Wachen sie am Morgen auf, so müssen sie denken: Wird heute nicht das Unglück kommen? Gehen sie des Abends zu Bette, so müssen sie fragen: Wird noch einmal ein Erwachen sein? So leben sie ein wenig dahin, freudendurstig und schmerzgequält, ein Vergnügen flüchtig genießend, während schon die Larve der Enttäuschung, des Elends, des Verderbens über das Knie heraufgreift. Welch ein Leben! Welch ein grenzenloses Elend, wem die Augen aufgegangen sind! Und angenommen, es wäre ein Leben ungetrübten Sinnengenusses, ein von keinem Körperschmerz, von keinem Verrat bedrohtes Leben, glückliche Freunde glücklicher Freunde, glückliche Eltern glücklicher Kinder, und alle Liebe wäre da, alle Freuden blühten schön — angenommen, das Leben wäre so. Dennoch wäre es die größte, grausamste Qual, die Ungewißheit. Wie lange wird es so bleiben? — Welche Giftkröten müssen sie sein, daß sie der Herr so hat zertreten? — Wir, die Ewigen, Seligen, die in absoluter Sicherheit beständiger Wonne Lebenden, wir können den Gedanken nicht fassen, wie vernünftige Wesen auch nur einen Tag des Lebensgenusses haben können, da sie doch umgeben sind von sichtbaren Abgründen des Verderbens und nicht eine Stunde sicher haben, nicht eine Stunde, bedenke das, nicht eine einzige Stunde! Und ist die letzte da, plötzlich in ein Unbekanntes versinken, in dem möglicherweise dieselbe Qual von neuem angeht, ohne Aussicht, je einen festen Ruheort zu finden. O, arme Seelen! O, arme Seelen!

Darauf spricht der andere Geist: „Wie kannst du so sprechen in diesen reinen Höhen? Blicke doch genauer hinab auf die Erde, du kannst sehen, daß sie sich freuen wie die Kinder. Nicht alle, aber die meisten. Freilich wissen sie es, daß jeden Augenblick der Nachbar sie berauben, der Freund sie verraten, der Blitz sie erschlagen, die Erde sie verschlingen kann. Sie sehen sich und ihre Lieben und ihre Güter in einem ungeheuren, rasenden Reigen von Gefahren — aber sie sind heiter, genießen die Stunde und fürchten sich nicht.“

„Und bei solch empörender Kurzsichtigkeit nennen sie sich Vernunftwesen? Die erbärmlichen Würmer!“

„Hast du nicht gehört, daß sie erlöst sind? — Ein Geist wie wir, nur unendlicher, größer und heiliger, stieg zu ihnen hinab, nahm ihre Gestalt an, daß er traut mit ihnen reden konnte, und sprach, sie sollten sich nicht fürchten. Es wäre ein ewiger Vater der Welt, der bewache jedes seiner Geschöpfe und ließe keines verloren gehen. Eine kurze Weile ließe er sie ringen und leiden, aber nicht einen

# Das Röslein im Winkel.

Ein Gesicht.

Im hohen Birg, in einer klobigen Hütte. Im dumpfen, modrigen, dunklen Winkel dieser Hütte steht ein wildes Röslein. In ein Wasserglas gesteckt steht es und senkt sein Haupt und leuchtet wie eine rote Flamme in der Nacht.

Vor dem Fenster draußen steht der Dornstrauch, der reckt seinen spießigen Zweig und schaut hinein aufs Röslein im Dunkel, auf sein liebes Röslein. Er sieht, wie es sinken läßt immer tiefer das lichte Gesichtlein und wie ein Tropfen gleitet aus seines Kelches Auge.

Da spricht der Dornstrauch zum Fenster hinein: „Warum, mein Kind, bist du so betrübt? Da dich doch Menschen in ihr Haus haben genommen, auf ihren Tisch haben gestellt zum besten Platz. Mich lassen sie stehen in Regen und Sturm, dich lieben sie.“

„Mich lieben sie!“ sagt das Röslein traurig nach. „Weißt du auch, wie diese Liebe der Menschen zu uns Blumen beschaffen ist? Sie brechen uns vom Zweige, denn wir sind zart und können uns nicht wehren wie du mit deinen Dornen. Du bleibst stehen im freien Lichte, uns brechen sie das Leben. Dann ‚frischen sie uns ein‘ und verlängern die Qual des Sterbens. Dieweilen unsere Schwestern, die nicht so bunt leuchten und nicht so der Menschen Lieblinge sind, draußen im freien Sonnenlicht gedeihen und reifen zur Frucht, müssen wir in solchen Höhlen lichtlos verderben.“

So spricht das Röslein und weint um sein junges Leben.

Da sagt der Dornstrauch: „Warte nur, es kommt die Stunde!“

„Ja wohl, es kommt die Stunde,“ ächzt das trostlose Röslein, „die Stunde, da ich in meinen Jugendtagen verwelkt und verdorrt unter dem Tische liege und die plumpen Menschenfüße treten achtlos darauf herum, bis ich zermalmt bin zu Staub.“

„Ja, du wirst zermalmt sein zu Staub,“ spricht der Dornstrauch vor dem Fenster, „aber warte nur, es kommt die Stunde! In deinem Staube wird ein winzigkleines Körnlein sein, kein Auge kann es sehen. Das können sie nicht zertreten, nur in die Erde stampfen mit den plumpen Pfoten. Im hohen Birg aber wird sich der lauernde Sturm erheben und mit flatternden Nebelflügeln niederfahren. Da werden an dieser Hütte die Dachbretter fliegen in den Lüften, es werden die Wände ächzen und der Blitz wird zünden. Und dann wird dort, wo die Hütte gestanden, das helle, weite Tageslicht sein und dein winzigkleines Körnlein Ich wird auferstehen und im Lichte leben. — Warte nur. Du kannst es erwarten.“ M.

# Arme Seelen.

Zwei Geister schweben dahin in den Höhen. Sie sind im Augenblicke so verdichtet, daß man sie beinahe sehen kann. Wie durchsichtige Nebelflöckchen, die manchmal sich zu menschlichen Gestalten formen, dann in luftige Flügel sich sachte lösen.

Und sieht man sie schon nicht, die Geister, so kann man sie vielleicht hören. — Als sie über einen hohen Berg dahinschweben und das Land vor ihnen ausgebreitet liegt mit allen Menschenwerken, sagt der eine: „Ach, die armen Seelen!“

# Ob das Volk Komödie spielen soll?

Da kreist jetzt eine Rundfrage, was die Ursache des Wiederaufblühens weltlicher und religiöser Volksschauspiele mit Dilettanten und was von dieser Bewegung für die Volksbühnenkunst zu erwarten sei? Ich glaube, es wäre weniger wichtig, diese Frage theoretisch zu beantworten, als die Sache praktisch zu unterstützen. In unserem Volke steckt viel Lust für dramatische Darstellungen, nicht bloß zum Zuschauen, sondern auch zum Mitspielen. Mancher Bauernjunge hat deshalb schon vor's Gericht müssen, weil er durch Darstellungen religiöser Gegenstände diese — profaniert hätte. Allerdings sehen sich manche Volksdarstellungen wie Parodien religiöser Gestalten und kirchlichen Kultus an, aber sie erstehen nicht aus Spottlust, sondern lediglich, um dramatische Neigungen zu betätigen. Freilich muß der deutsche Bauer überall seinen derben Humor dabei haben, doch dieser natürliche Humor ist tiefgründiger als unnatürliches Pathos, und wenn man einen Heiligen einmal so darstellt, daß gelacht wird, so ist es ein argloses, kindliches Lachen. Mit der „Profanierung" biblischer Dramen durch volkstümliche Darstellungen ist es gar nicht so schlimm.

Eine andere Frage, ob unsere Bühne durch ihre jahrzehntelange Vorführung von Operetten, französischen Ehebruchslustspielen und nordischen Anarchistendramen nicht das Recht verwirkt hat, um wieder idealer, sittlich hoher Kunst zu dienen? Jener Kunst, von der die Schauspielkunst überhaupt ihren Ausgangspunkt genommen hat. Es müßte vielleicht erst das Theater überhaupt regenerirt werden, bevor man daran denken könnte, das Volksschauspiel mit naiven Darstellern hineinzuheben — insoferne die Bühne als solche etwa mit in Betracht käme.

Für die Vervollkommnung der Schauspielkunst im allgemeinen verspreche ich mir von den Volksschauspielen, durch Dilettanten dargestellt, nicht viel. Es mag ja sein, daß hie und da auf der Volksbühne einmal ein besonderes dramatisches Talent auftaucht, das sonst in der Menge vergraben geblieben wäre. Ich wüßte aber kaum ein Beispiel, daß z. B. aus dem Bauerntum direkt ein großer Schauspieler hervorgegangen wäre. Freut sich der Bauer gelegentlich auch am Komödienspielen, die Zunftkomödianten sieht er doch mit Geringschätzung an und ist in ihm wenig Neigung vorhangen, einer zu werden.

Hingegen am Sonntag manchmal mit guten Kameraden die „Genovева" einzuüben und aufzuführen oder das „Paradiesspiel" oder den „Bayrischen Hiesel" oder das „Geburt Christispiel" oder ein Passionsspiel — da kann der Landmann, der Kleinbürger mit ganzer Seele dabei sein und die Schlechtesten sind es nicht, die statt Polzschießen, Hasenjagen, Kegeln und Karteln sich derlei geistige Aufgaben stellen. Und wenn's einer so weit bringt, sich in fremde Rollen, d. h. Charaktere vertiefen zu können, so fängt für ihn hier eine hohe Schule an, die ihn über die Alltagsseelen erhebt. Wenn nun gar die Volksstücke menschliche Tiefe und sittliche Höhe haben, wenn sie religiöse Erhebung bieten, dann vermögen sie geradezu wie ein Gottesdienst zu wirken. Ist doch der Kultus selbst vielfach dramatisch — eben in der Voraussetzung, daß sinnliche Darstellung die eindringlichste Sprache ist.

Also, wenn wir im Volke Neigung für dramatische Darstellungen spüren, dieselben ja nur tüchtig unterstützen, sehr einfache, gute Schauspiele schaffen, ohne viel Wortweisheit, ohne viel Rührsamkeit, aber mit energischer und sittlicher Handlung. Aufs Originelle und Geistreiche geht das Volk nicht, wohl aber auf das Plastische , Tatkräftige, mit drastischem Humor frisch durchsetzt.

Augenblick entziehe er seine Hand denen, die ihm vertrauten. Nur Vertrauen sollten sie haben zu diesem treuen, allmächtigen Vater, dann würden sie in kindlichem Frieden über die gefahrenreiche Erde schreiten und gerettet werden zu den seligen Geist rn. Und siehe, Freund, die diese Botschaft angenommen haben und dem Vater vertrauen, sie wandeln dort unten arglos und froh und werden vielleicht bald erhoben, höher als wir sind."

„Höher als wir sind?" fragte der eine Geist. „Sie krochen in Lehm und haben im Schmutze geatmet und sollten höher werden als ich bin? Niemals!"

Als diese Worte gesagt waren, strich in den Höhen ein kalter Hauch. Der Geist, der eben noch gesprochen, verdichtete sich zu einem grauen Nebelchen, zu einer Staubwolke, zu einem Lehmklumpen und fiel schwer und plump nieder auf die Erde.

R.

## Purzelbäume.

Lustiges und Ernstes von Otto Promber.

### Dichter und Publikum.

Man klagt so viel: der Deutsche vergesse
Gedichte zu kaufen. Es ist ein Graus!
Kaum hat er nämlich dafür Interesse,
Gibt er schon selber ein Buch heraus.

### Die Ehe.

Was ist die Ehe? Sie ist zugleich:
Für die Jugend das Ziel ihres Strebens,
Für den Mann seine Hölle, sein Himmelreich,
Für die Frau die Pointe des Lebens!

### Nach einem Ausspruch.

Warum wird die Brille auf die Nase gelegt?
Weil der Unt're die Fehler des Obern trägt.

### Die Worte des Enterbten.

„Sprecht nicht so geläufig von Mutterliebe!"
Rief grollend ein Bettler in weißem Haar;
„Meine Jugenderinn'rung sind blutige Hiebe
Von einer, die täglich betrunken war."

### Tinte.

O Tinte — du Blut der Kultur:
Wie viele hast du schon vergiftet!
Bereu', was du angestiftet
Und führ' uns zurück zur Natur!

### So oder so.

Es gibt nichts Schlimmes,
Das zu nichts frommt —:
Wie's kommt, so nimm es,
Nimm es, wie's kommt!



# Bücher.

**Im Lande des einstigen Paradieses.** Ein Vortrag von Friedrich Delitzsch. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1903.) Das ist ein Vortrag, den der Gelehrte am 17. April 1903 in Gegenwart des deutschen Kaisers zu Berlin gehalten hat. Der Vortrag ist hier im Druck mit 146 Bildern klar beleuchtet, so daß wir durch die kleine Schrift einen deutlichen Einblick in Land und Leute erhalten, aber auch in die Fabeleien des „ältesten Geschichtsschreibers Herodot“ sowie einen Zukunftsblick in die Assyrologie, die von der deutschen Orientgesellschaft durch babylonische Ausgrabungen so ungeahnt bedeutsam gefördert wird. M.

**Sibirische Erzählungen.** Von W. Sieroszewski. (München. Dr. Marchlevski und Komp.) Mit scharfen charakteristischen Strichen zeichnet der Verfasser sibirische Verhältnisse. Besonders erschütternd, mit eigener Meisterschaft schildert er das trostlose Leben der „Aussätzigen“, die fast vollständig von den „Gesunden“ verlassen und tief gehaßt einsam zugrunde gehen.

**Aus dem Tagebuche eines Wiener Schauspielers 1848—1902.** Erinnerungen und Betrachtungen von Dr. Rudolf Tyrolt. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1904.) Der Hofschauspieler Dr. Rudolf Tyrolt hat, auf seinen in 32 Jahren künstlerischer Tätigkeit wohlverdienten Lorbeeren ausruhend, eine Selbstbiographie geschrieben. Dieselbe ist ein interessantes, anmutiges Buch geworden. Interessant, weil es nebst den Schicksalen des Künstlers auch die Schicksale der Wiener Theatergeschichte seit dreißig Jahren berührt und weil uns in dem Buche eine große Menge von Künstlern, Theaterleitern, Kunstkritikern und Schriftstellern in meisterhafter Charakteristik vorgeführt werden. Anmutig ist das Buch wegen seines schönen klaren Stiles, wegen des guten, vielfach idyllischen Lebenslaufes, vor allem aber wegen des vornehmen Sinnes, der uns von der ersten bis zur letzten Zeile entgegentritt. In der Kennzeichnung der Freunde wie der Gegner sachlich, nie gereizt oder flunkernd, nie boshaft oder tratschhaft — immer des bedeutenden Menschen und Künstlers würdig. Selbst die beiden homes terribles, der böse Ratgeber Laubes und der Theaterrezensent von der „Neuen Freien Presse“, finden jene kühle objektive Kennzeichnung, die empfindlicher ist als leidenschaftliche Entrüstung. Tyrolts Erinnerungen aus der Jugendzeit in Graz haben für mich einen eigenartigen, fast wehmütigen Reiz, denn sie verflechten sich vielfach mit den meinigen und wecken schöne Zeiten wieder auf, die ich mit dem jungen Künstler verlebt habe. — Einen weiteren Reiz geben dem Buche die vielen Reiseerlebnisse, besonders die in den Alpen. Tyrolt ist selbst ein Älpler. In Rottenmann geboren, verlebte er einen Teil seiner Kindheit in Ungarn, seine Studienjahre in Graz, wo er sich als Jurist den Doktortitel erwarb. Aber sein ganzes Wesen trieb ihn zum Theater, wo er auf den Bühnen in Olmütz, Brünn und Wien, Stadttheater, Burgtheater, Volkstheater und auf zahllosen Gastspielen rühmlichst gewirkt hat. Von seinen Hauptrollen finden sich als besonders interessanter Schmuck in dem Buche acht Kostümbilder, die eine Anschauung geben von der Vielseitigkeit und der schauspielerischen Gabe dieses Künstlers, dessen wohlgetroffenes Porträt dem schön ausgestatteten Werke beigegeben ist. R.

---

**In der Lauca.** Rumänische Idylle von Carmen Sylva. Lange Jahre hat Carmen Sylva keinen Roman und keine Novelle mehr geschrieben und es schien fast, als wolle sie sich mehr und mehr nur noch dem ernsteren wissenschaftlichen und philosophischen Gebiet widmen, da kommt plötzlich und überraschend diese Erzählung voll Romantik, Poesie und Innigkeit, eine Idylle, wie sie Carmen Sylva selbst nennt, und zwar eine Idylle von so zauberhaft mächtiger Wirkung und dabei so kindlich rein und zart, daß sie den Leser innerlich ergreift und er sich einer tiefen nachhaltigen Rührung nicht wehren kann. Die Geschichte von Soare und Evanghelie und ihrer unendlichen von der Menschheit Satzungen nicht geduldeten Liebe, kann sich — beinahe möchten wir sagen — den herrlichsten poetischen Schöpfungen der Weltliteratur ebenbürtig an die Seite stellen und wird die Herzen um so mehr bewegen als Carmen Sylva im Vorwort sagt: „Diese Geschichte ist wahr und so passiert, wie sie erzählt ist.“ V.

Wenn die Volksschauspielbewegung, von der man heute in Deutschland spricht, wirklich vorhanden ist, dann mögen künstlerisch und sittlich gebildete Männer sich derselben bemächtigen und wachen, daß sie nicht auf Abwege gerate, sondern eine fruchtbare Stätte deutscher Volkskunst und deutschen Gemütes werde. R.

# Lustige Zeitung.

**Zweierlei.** A.: „Wie geht's denn unserem alten Freunde, dem Doktor?" — B.: „Ach, der arme Kerl ist endlich von seinem langjährigen Leiden erlöst!" — A.: „Da weiß ich noch immer nicht, ist er tot oder seine Frau?"

**Vor Gericht.** Richter (zum Angeklagten): „Sie haben den Mann braun und blau geschlagen?"

Angeklagter: „Entschuldigen Sie, Herr Richter, das wußte ick nich ... ick bin farbenblind!"

**Mißtrauisch.** Komponist: „Hier meine neueste Tonschöpfung!" — Musikverleger: „Und woher schöpften Sie dieselbe?"

**Kindlich.** Die kleine Anna hat sich auf dem Jahrmarkt von der Hand ihres Vaters verloren und fragt nun jeden Vorübergehenden: „Ach, haben Sie nicht einen Herrn ohne ein kleines Mädchen gesehen?"

**Mißverstanden.** Arzt: „In welcher Gegend haben Sie zuerst den Schmerz gefühlt?" — Patient: „So — zwischen Kufstein und Innsbruck."

**Ein Unglücklicher.** Irrenarzt: „Wir haben jetzt einen sehr beklagenswerten Kranken in unserer Anstalt, einen alten Zecher, der die fixe Idee hat, durch seine Gurgel führe die Wasserleitung."

**Aus der Schule.** Der Lehrer (der im Laufe der letzten sechs Tage die Schöpfungsgeschichte erzählte): „Also, Hahn, was hat Gott am ersten Schöpfungstage erschaffen?" — Der kleine Hahn (der am ersten Tage nicht in der Schule war): „Ich bitt', am ersten Schöpfungstage war ich mit meinem Vater in Salzburg."

**Immer derselbe.** Kaufmann: „Wie hoch ist dieser Berg?" — Führer: „Dreitausend Meter." — Kaufmann: „Nun, was verlangen Sie für'n Meter Führerlohn?"

**Durchschaut.** Lebemann: „O, meine Gnädige, sprechen Sie das Wort, das mich zum glücklichsten Sterblichen machen kann!" — Reiche Erbin: „Geld!"

**Immer freundlich.** Sie: „Unsere Köchin wird in letzter Zeit wieder recht nachlässig." — Er: „So? Da werde ich ihr wieder einmal tüchtige Grobheiten machen!" — Sie: „Sei so freundlich."

**Das Goldstück.** Liebesdrama von Guido List. (Wien. Literaturanstalt Austria.)

**Der Stadtsee und die heil'ge Kirche.** Komödie in drei Akten von Wilhelm Wainstabl. (Dresden. E. Pierson.)

**Komödiantenspiel.** Lustspiel in vier Akten von Georg Birnbaum. (Dresden. E. Pierson.)

**Der Schleier der Maja.** Drei ernste Szenen von F. Ritter v. Feldegg. (Wien. Karl Konegen. 1904.)

**Kaiser Julian.** Trauerspiel in fünf Akten von Marie von Najmajer. (Wien. Karl Konegen. 1904.)

**Schattenrisse.** Vier Einakter von Franz Wolf. (Leipzig. Oswald Mutze. 1903.)

**Die Ahnfrau.** Dramatisches Gedicht in vier Aufzügen von Franz Grillparzer. Nach dem Originalmanuskript herausgegeben und mit einem Vorworte versehen von Dr. Josef Kohn. (Wien. Karl Konegen. 1903.)

**Waldjugend.** Von Rosegger. Schulausgabe. Seule édition autorisée en France. Text allemand publé avec une Introduction et des Notes par M. Feuillié. (Paris. Librairie Hachette et Cie. 1903.)

**Hendel-Bibliothek.** (Halle a. d. S.) Isegrimm. Von Wilibald Alexis. — Meine Reisegefährtin und andere Novellen. Von Maxim Gorki. — Ende gut, alles gut. Von Melchior Meyr. — Der Kaufmann von Venedig. Von William Shakespeare. — Mazeppa. Die Insel. Von Lord Byron.

**Aus dem Tagebuche eines Sonntagsjägers.** Erlauschtes und Erlebtes von Heinrich v. Kadich. (Dresden. E. Pierson.)

**Aus knappen Stunden.** Dichtungen von Erwin Schmidhuber. (Dresden. E. Pierson.)

**Ich.** Liedeskunst von Louis Wolff-Cassel. (Dresden. E. Pierson.)

**Gedichte.** Von Johannes Behrbom. Dresden. E. Pierson.)

**Freie Klänge.** Gedichte von Friedrich Dorschner-Lanz. (Verlag „Freie Worte", Zwodau. 1903.)

**Gedichte.** Von Helene Diesener. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Aus Heim und Welt.** Gedichte von Jakob Stempel. (Straßburg i. E. Fr. Engelhardt. 1903.)

**Frühlingsblüten.** Lieder von Karl August Vorsteher-Schmidt. (Elberfeld. A. Martini & Grüttelien. 1903.)

**Orlnblättr on Buchnlaub.** Mundartliche Gedichte aus dem oberen Wittigtale von Josef Benesch. (Friedland, Böhmen. Franz Riemer. 1903.)

**Die Weltgeschichte nach Menschenaltern.** Ein universalhistorischer Überblick von Richard von Kralik. (Wien. Karl Konegen. 1903.)

**Josef Lauff.** Von Bruno Sturm. Herausgegeben von Anton Breitner. (Wien. Ad. della Torre.)

**Nacht und Morgen in Österreich.** Reisebilder aus dem Nachbarlande für das evangelische Volk vom „Sächsischen Gustav Adolf-Boten". (Dresden. F. Sturm & Ko. 1904.)

**Dalmatien.** Tagebuchblätter aus dem Nachlasse des Freiherrn Alexander von Warsberg. (Wien. Karl Konegen. 1904.)

**Eine Nordlandsfahrt.** Reiseerzählung von Jakob Stempel. (Straßburg i. E. Fr. Engelhardt.)

**Vom Barbarismus zur Zivilisation.** Ein Beitrag zur Friedensbewegung. Von Franz Prisching. (Franz Prisching, Graz, St. Petersgasse Nr. 17.)

**Sozialpolitische Gedanken eines Arbeiters.** Von Franz Prisching. (Franz Prisching, Graz, St. Petersgasse Nr. 17. 1903.)

**Soziale Bewegungen und Theorien bis zur modernen Arbeiterbewegung.** Von Gustav Maier. 2. Auflage. („Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. 2. Bändchen.) (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Die Küche der Zukunft.** Von Oskar Peterson. (Naumburg a. d. Saale. Alwin Kämmerer.)

**Die Lungenkrankheiten** (Lungen- und Bronchialkatarrh, Lungenentzündung, Lungenschwindsucht, Caverne, Auszehrung, Emphysem), deren Entstehungsursachen und naturgemäße und erfolgreiche Behandlung. Gemeinverständlich dargestellt von Karl Griebel. (Naumburg a. d. S. Alwin Kämmerer.)

**Der Taschenarzt.** Von Karl Griebel. (Naumburg. Alwin Kämmerer.)

**Gewinnbeteiligung und Miteigentum der Arbeiter, Arbeiterausschuß und Arbeitsamt.** Ein Beitrag zur Lösung der sozialen Frage im Anschluß an andere Zeitfragen. Von Fritz vom Berg. (Straßburg i. E. C. A. Bomhoff. 1903.)

**Die Freude.** Ein deutscher Kalender für das Jahr 1904. (Düsseldorf. R. Langewiesche.)

**Hochland.** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (Kempten. Köselsche Buchhandlung.)

**Junge Liebe**. Rückschau einer glücklichen Braut. Getreu in Versen nacherzählt von Heinrich Dieter. (7. Auflage. Salzburg. Heinrich Dieter.) Das Büchlein ist ein dichterisches Kleinod; Gedanke und Form decken sich harmonisch; kein Gefühl, keine Stimmung bleibt unausgesprochen, die ein junges Herz in bräutlichen Tagen bewegen mag. Die formvollendete, edle Sprache, die Wärme und Innigkeit der Empfindung ist dem Schönsten verwandt, das Scheffel in seinem Trompeter von Säkkingen dem deutschen Volke vermacht hat. Eine herzlabende Dichtergabe, die allen Brautpaaren auf den Lebensweg mitgegeben werden sollte. Friedrich Marx.

**Spicheren.** Von Karl Bleibtreu. Mit Illustration von Chr. Speyer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Keine Schlacht des großen Feldzuges berührt so nahe das patriotische Gefühl wie diese. Unmittelbar an der Grenze vor Saarbrücken ward hier dem Feinde Zutritt in deutsche Gaue verwehrt. Fast nirgendwo erreichte die begeisterte Vaterlandsliebe der deutschen Heeresmassen einen so hinreißenden Schwung, in leidenschaftlichem Eifer das Schlachtfeld zu erreichen und dem verhaßten Erbfeind an den Leib zu kommen. Nicht nur Rheinländer schützten hier die eigene Mark, sondern auch Hannoveraner und vor allem Brandenburger, als verschmölzen sich hier West- und Ostmark zu einer einzigen Vormauer für Alldeutschland. Dieser begeisternde Vorgang hat denn auch Bleibtreu zu einer glänzenden Darstellung des heldenhaften Ringens veranlaßt, wobei er jedoch mit gewohnter Unparteilichkeit auch den tapferen Widerstand der Franzosen ins rechte Licht stellt. Denn je tapferer der Feind, um so größer der Ruhm des Siegers. V.

**Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen!** Gedichte von Therese Köstlin. (Stuttgart. Max Kielmann.) Die Enkelin zweier schwäbischer Dichter, Karl Groks und Reinhold Köstlins, tritt mit diesem Bande meist ernster Lyrik vor die Öffentlichkeit. Sie besitzt als Erbe jene tiefe Innerlichkeit ihrer Vorfahren und eine dem lauten Weltgetriebe abgewandte Lebensauffassung, die eine potenzierte Eigenschaft des Schwaben ist und zur dichterischen Aussprache eine geeignete Grundlage bildet. Herrscht somit in diesen schönen und gedankenreinen Gedichten die Seite des Gemütes vor, so umfaßt der geistige Horizont der Dichterin doch auch die weite Welt mit ihren Kämpfen und ihrem Ringen, das sie in inniger Anteilnahme und unter idealen Gesichtspunkten verfolgt. Hauptsächlich zeigt sie Begabung zur Ballade in dem geheimnisvollen und zauberischen Halbdunkel, wie es der deutschen Volksseele in ihrem Zug zum Rätselhaften entspricht. V.

**Das Grundgesetz des Himmelreiches.** Volkstümlich dargestellt von Johannes. Erster Teil: Das Paradies im Herzen. (Leipzig. Siegismund & Volkening.) In origineller tiefer Weise, abgeklärt durch lebenslange pädagogische Erfahrung bietet hier ein ernster sinnender Christ eine Auffassung des Himmelreichgesetzes dar, das oft ebenso verblüfft als erfreut. S. K.

**Das Blatt der Hausfrau** (Wien. Friedrich Schirmer), von dem uns das erste Heft des neuen Jahrganges vorliegt, ist von einer geradezu verblüffenden Reichhaltigkeit. Wir registrieren: Zwei Leitartikel „Der Segen der Familie" und „Gesundheit, das höchste Gut"; die Rubrik „Das Reich der Hausfrau" mit den Aufsätzen „Die Erziehung unserer Söhne", „Zur Pflege der Sinnesorgane unserer Kinder", „Die Hausschneiderei", „Moderne Tapeten", Küchenzettel und Gemeinnütziges; die Abteilung „Mode, Kindergarderobe, Wäsche und Handarbeiten", enthaltend: Haus- und Straßenanzüge für Herbst und Winter, Gesellschaftskleider, Reformkleider, Blusen, Bettdecke mit Mullapplikation, Decke mit Kreuzstichstickerei, Monogramme u. s. w. V.

## Büchereinlauf.

**Auf Dornenpfaden.** Ein masochistischer Roman von Hans Fuchs. (Berlin. H. Barsdorf.)

**Venedig.** Roman von Cesare Castelli. Deutsch von C. Leroi. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**Liliane**. Sozialer Roman von Henry Borel. Deutsch von E. Otten. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**Das Grab am Rhein.** Roman von Gustav Adolf Müller. (Bremerhaven. L. von Vangerow.)

**Um Liebe**. Die Geschichte eines jungen Mädchens von Asta Maria Roland. (Dresden. E. Pierson.)

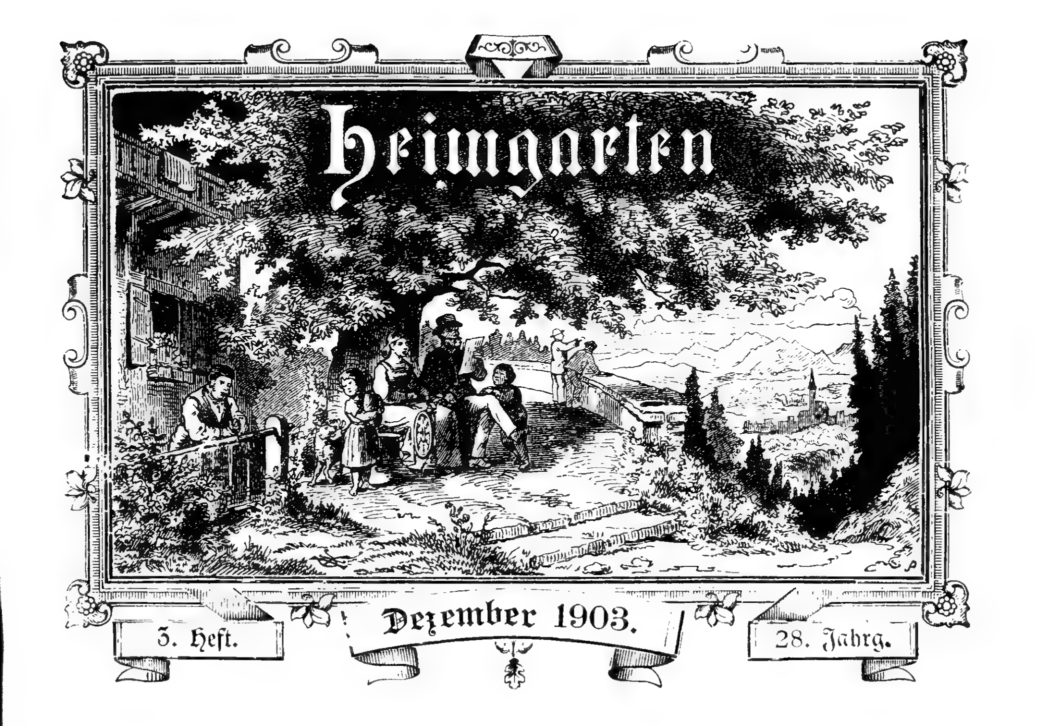
**Verwaist.** Roman von A. Busch. (Dresden. E. Pierson.)

**Die Oskarden** Trauerspiel in fünf Akten von Viktor Ritter v. Platzer. (München.)

**Friedrich I.**, König von Preußen. Eine kritische Studie von Viktor Ritter von Platzer. (München. 1903.)

**Der Messias.** Festspiel in drei Akten von Franz Kaim. (Heilbronn. Eugen Salzer. 1903.)

**Das Opfer.** Schauspiel in vier Akten von Ernst Gutfreund. (Dresden. E. Pierson. 1904.)




# Am Tage der Sonne.

Eine Erzählung aus dem Hochgebirge von **Peter Rosegger.**

Der Wildeisboden ist eine der höchsten Erhebungen unserer Alpen. Er ist eine meilenweite Landschaft für sich mit Berg und Tal. Während sonst in den Tälern und auf den Ebenen aperer Boden ist und der Schnee nur an den Bergen hängt, ist es dort umgekehrt, die Felsgipfel erheben sich nackt und kahl, in den Talungen und Muldungen liegt Schnee, ewiger Schnee, toter Schnee — Gletscher. Wer einmal auf einem jener braunen, zerklüfteten Felsgipfel gestanden, der hat es für sein ganzes Leben. Er hat eine Welt gesehen, in der nichts ist als Stein und Eis, so weit das Auge reicht. Ferne Gebirge, die ebenfalls Gletscher tragen, schließen sich scheinbar an die Wüste der Wildeisböden (man gebraucht den Namen auch in der Mehrzahl); die tiefen Täler, die dazwischen liegen, nimmt das Auge nicht wahr. Nach allen Weltgegenden furchen sich die Täler aus von diesen Wildeisböden und ihre grauen Gletscherwässer fließen in alle Meere.

In eines dieser Täler müssen wir hinabsteigen. Ich werde den Leser anseilen, um ihn zu erinnern an die Beschwerden und Gefahren dieses viele Stunden langen Abstieges, bei dem im letzten Jahrzehnte mehr als ein Hochtourist das Leben eingebüßt hat. Das Tal zieht gegen Westen hin und krümmt sich später etwas gegen Nordwesten, weit draußen eine scharfe Scharte lassend, aus der die sonnigen Vorgelände blau herein-

# Aufruf zur Errichtung eines Stifter-Denkmals in Oberplan.

Der Dichter, den wir ehren wollen, ist keiner von den Heroen deutscher Dichtung, zu denen auch fremde Nationen bewundernd aufblicken, aber er ist von denen, die wir lieben. Er redet eine holde, leise Sprache, für stille Stunden und stille Herzen, und weckt Wehmut und Sehnsucht, wie verklingendes Saitengetön.

Oberplan rüstet sich, dem großen Sohne zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages auf dem Gutwasserberge ein Denkmal zu weihen.

Der Heimatsort des zu Ehrenden wird sein Möglichstes tun, das begonnene Werk zu vollenden. Doch ist er, weil mit Glücksgütern nicht eben gesegnet, kaum imstande, diese Dankesschuld des deutschen Volkes allein abzutragen.

Es ergeht daher an alle, die zu diesem Ehrenmal für einen der Edelsten unseres Volkes eine Spende beisteuern wollen, die Bitte, sich an den Denkmalausschuß in Oberplan zu wenden.

Oberplan im Böhmerwald, 1903.




**P. Z., Wien.** Nach meiner Empfindung ist der Wettbewerb, die Preisausschreibung nicht die richtige Form, zu großen Kunstwerken zu kommen. Alles Echte aus dem Menschenherzen kommt ungerufen. R.

**Z. Bl., München.** Ihre Novelle „Der Kassenkontrollor“ sollen wir „wertschätzen“? Dazu müssen wir uns das Thema in Erinnerung rufen. Also — ein Kassenkontrollor liebt ein Mädchen, aber der harte Vater desselben will das Verhältnis nicht zugeben. Hierauf will der Kassenkontrollor den Vater vergiften, das Mädchen kommt rechtzeitig dahinter und macht ihm Vorwürfe, worauf er sie sitzen läßt, eine andere nimmt und als Kassenkontrollor sein zehnjähriges Jubiläum feiert. — Herr Verfasser, wir gratulieren! Das ist ein ganz hervorragender Schund. Es gehört geistige Kraft dazu, um auf 27 Seiten so viel Dummheit zu konzentrieren.

**O. H., Himberg.** Die Grabschrift lautet:

Wenn Gott ein Kind liebt inniglich,
So nimmt er's gnädig früh zu sich,
Damit es nicht auf dieser Erde
In Sünd' und Not verloren werde.
Beim lieben Gott im Himmel oben
Ist unser Kind gut aufgehoben.

**Z. L., Brünn.** Eine Stunde und länger lag ich auf ruppigem Steinhaufen und hatte heftiges Kopfweh. Wie gut würde man ruhen, wenn dieser Kopfschmerz aufhörte! So dachte ich. Als er aufgehört hatte, empfand ich die Unbequemlichkeit meiner Lage. Das Kopfweh war zum Steinhaufenweh geworden. — Das meine Antwort auf Ihre wunderliche Frage.

**W. K., Wien:**

Das Kind lallt (Dialekt).
Der Jüngling singt (Lyrik).
Der Mann sagt (Epik).
Der Greis schwätzt (Philosophie).

* Für die Waldschule: Kaufmann Kroath, Graz, 200 K.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 20. Oktober 1903.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Gemsjäger steht, oder auf den gegenüberliegenden Almen ein Hirte, und es erhebt sich in den Wildeisböden ein Gewitter, so hört er bei jedem Blitz zwei Donnerschläge. Den einen zuerst über dem Gletscher und den andern eine Weile später vom Donnerstein herein. Drei Vaterunser, sagen die Hirten, soll man bequem beten können, bis nach dem ersten Schlag der zweite hereinkommt. Dieses Widerhalles wegen heißt jene Felswand der Donnerstein. Der Sonnwender ist sie genannt, weil an den genannten Junitagen abends um halb 8 Uhr hinter dem Profil der Wand die Sonne hervorkommt und einige Minuten in die Not hereinleuchtet, ehe sie in der Scharte untergeht. Die Hütte unter den Schirmfichten erreicht sie auch zu dieser Zeit nicht, weil dieser Grund eben zu jenen Schattengeländen gehört, auf die seit der Welt Ursprung bis zur letzten Urständ kein Sonnenstrahl fällt. Wenn also jene Tage kommen, gehen die wenigen Hüttenbewohner längs des Schuttwalles hinaus bis zum steinernen Tisch und warten, bis hinter dem Donnerstein die liebe Sonne hervortaucht. Und wenn sie kommt, schauen die Leute schweigend auf sie hin, so lange, bis sie in der untersten Scharteneck verschwunden ist. Am ersten Abend der drei Tage taucht von der Sonne nur die Hälfte hervor, dann sinkt sie hinten hinab; am zweiten Tage löst sie sich in ihrer ganzen Runde aus der Felswand hervor, leuchtet in mildem, rötlichem Abendschein und sinkt in den Trichter hinab. Am dritten Tage lodert nur wieder die halbe Scheibe hervor, ehe sie untergeht. Ist sie dahin, dann gehen die Leute wieder der einsamen Hütte zu, um neuerdings ein Jahr auf den Besuch der Sonne zu warten. Am vierten Tage — so behauptet man — würde die Sonne nicht mehr sichtbar und nur ein strahlender Glanz gehe aus vom Donnerstein vor Sonnenuntergang.

In der Hütte wohnte zur Zeit dieser kleinen Geschichte der alte Hirte Bastian mit seinem Weibe, seiner Tochter, ihrem Manne und ihrem Knäblein. Es waren Hirten ohne Herde. Zur Sommerszeit, wenn aus den Dörfern der unteren Gegenden die Rinder, Pferde und Schafe auf die Almen geführt wurden, übernahm es die Familie des Bastian, über die Tiere zu wachen, daß sie sich nicht verliefen und daß sie den gefährlichen Absturzstellen ferne blieben.

Wenn bei schlechtem Wetter die Herden sich versammelten unter Schirmtannen, wie sie da und dort standen, ging von den Bastianleuten eines hinauf, zählte sie ab und teilte unter ihnen Salz oder Mehl aus; war eines der Tiere krank oder fehlte eines, dann mußte nach dem Eigentümer eine Botschaft geschickt werden. Trotz der Hunderte von Stücken mußten die Hirten jedes einzelne Rind oder Pferd unterscheiden und wissen, wem es zugehört. An den Schafen waren nur die Rudel zu merken, die sich je nach der Zusammengehörigkeit von Haus aus sonderten

schimmern. Zur Linken dieses Tales zieht sich vom oberen Wildeisboden das schauerlich wüste Fels- und Eisgebirge hin, dessen zerklüftete Nordwände fast senkrecht bis zur Talsohle niederstürzen. Zur Rechten, ebenfalls vom Wildeisbodenstock abdachend, steht ein hoher Bergwall von kahlen Kuppen, Felsriffen und Almen, auf denen goldener Sonnenschein liegt, während die Nordwände des Gebirges zur Linken nur hoch an den Vorsprüngen und Türmen beleuchtet sind, tiefer herab im ewigen Schatten dämmern. Der Bach, der in vielen Runsen und Fällen vom Wildeisboden niederstürzt, braust in schneeweißen Schäumen durch das ganze meilenlange Tal hinaus, er ist mehr eine Kette von Wasserfällen als ein Bach. Holzblöcke, die am Fuße der Böden in dieses Wasser fallen, kommen ganz zerschlagen erst nach zwei Tagen draußen an, wo das Gebirge sich sachte in Hügelgelände verliert.

Dort, wo aus Gletscherbereichen das Wasser niederstürzt in den Engkessel des hinteren Tales, wächst auf den schmalen Matten, zwischen Bach, Gewände und Felsblöcken kurzes, kümmerliches Gras und unter knorrigem Knieholz steht dort und da ein von Sturm zerrissener, halbverdorrter Fichtenstamm. An einer etwas erhöhten Stelle an den wüst und schwindelnd aufragenden Sollerwänden steht eine Gruppe von solchen Bäumen, unter deren Schutz eine kleine Holzhütte sich duckt. Seit die Welt steht, ist in diesem Bergwinkel kein Vogelgesang und kein Grillengezirpe vernommen worden; selbst wenn solche Tierlein hier hausten, erstürbe ihr Sang in dem Brausen der Wasser. Seit die Welt steht, ist kein Sonnenstrahl gefallen in diesen Engkessel am Fuße der Sollerwände, der Sonne Widerschein, der von den gegenüberstehenden Almkuppen herabkommt, legt ein mattes trauriges Licht auf die beständige Dämmer in der Tiefe. Von der Hütte gegen den Bach hin erstreckt sich eine Böschung aus Schutt und Stein. Wenn man auf derselben etwa hundertfünfzig Schritte lang dahinklettert, so kommt man zu einer flachen Felsplatte, die wie ein Tisch auf anderen Steinen ruht. Sie ist immer feucht von dem Nebelstaub, der aus dem schäumenden Wasser der Tiefe heraufsteigt. Der Engkessel heißt die Not. Aber von dem Felstische aus kann man einmal im Jahre Wunder sehen. Am 22., 23. und 24. Juni zur Abendstunde erscheint hier die Sonne.

Wenn man von diesem Punkte aus talabwärts schaut, so sieht man ganz unten, wo die lichte Himmelsscharte hereinblinkt, links als letzten Vorsprung der hohen Bergkette eine scharfe Felswand stehen. Ihr fast senkrechter Absturz, der 1500 Meter hoch sein soll, bildet eine schnurgerade Linie vom Himmel bis in die tiefste Talniederung, mit dem gegenüberstehenden Waldberghang die lichte Himmelsscharte einrahmend. Dieser wuchtige Felsvorsprung hat zwei Namen: er heißt Donnerstein und auch Sonnwender. Wenn im Engkessel, die Not genannt, an den Wänden ein

Die Sonne spannte ihre höchsten Bogen in den Himmel auf, aber den Zenit erreichte sie nicht und über die Zinnen der Sollerwände kam sie nicht. Jenseits stieg der goldige Schein herab über Alm und Wald, aber ins Tal kam er nicht. Gegen Abend begannen die Schatten, wie aus der Unterwelt steigend, den Berghang hinaufzukriechen, höher und höher die bunten Farben der Wälder und Matten löschend, bis endlich auch die höchsten lichten Gipfel zu dunklen Wuchten geworden waren. Die Not mit ihren Felsblöcken und ihren verwitterten Baumgruppen und ihrer Menschenhütte versank in dunkle Nacht. Am 22. Juni war der alte Sebast schon früh morgens rege und blickte aus, wie der Himmel sei. So viel von ihm niedersah, er war tiefblau und die Almkuppen leuchteten rein, wie grünliches Gold. Es ist der Tag der Sonne. Noch fünfzehn Stunden und er wird die Sonne sehen!

Zur Mittagszeit hatten sich über die Zacken der Wildeisböden ein paar milchweiße Wolkentürme heraufgebaut. Am Nachmittag zerfransten sie sich und verschwanden. Der Alte kratzte mit dem Schermesser seine Bartstoppeln weg und zog sein Sonntagsgewand an nach langer Zeit. Er merkte, es war ihm recht weit und luftig geworden. Auch sein Weib kleidete sich besser und die Tochter richtete ihr Knäblein festlich her, wusch ihm mit feuchtem Lappen das blasse Gesichtlein und strählte ihm das flachsfalbe Haar. So richteten sie sich her zum Empfang der Sonne. Der Bastian saß schon auf seinem Sandkarren und blickte ununterbrochen hinaus in die lichte Scharte. Ja, sie war licht, aber blaßlicht und mit einer Dunstschicht überzogen, die sich rasch verdichtete. Als sie hinausfuhren über den Schuttwall, standen in der Scharte bleigraue Wolken, aus denen es blitzte. Es war halb acht, und es wurde acht Uhr und hinter dem Donnerstein kam keine Sonne hervor. Betrübt kehrten sie in der Dämmerung zur Hütte zurück — hoffend auf den nächsten Tag.

Am nächsten Tage regnete es vom Morgen bis zum Abend und die Nebel hingen so tief nieder, daß nicht einmal die Scharte zu sehen war am Donnerstein. Am dritten Tage regnete es nicht, aber der Himmel war umzogen und auf den Bergen hingen Nebel. Der Knabe hüpfte den ganzen Tag um die Hütte herum und jauchzte, er werde die Sonne sehen, die liebe schöne Sonne!

„Du wirst sie freilich sehen, Kind," sagte der Großvater zu ihm, „du bist jung. Aber ich werde wohl ohne Sonnenuntergang schlafen gehen müssen."

Am Nachmittage heiterte es sich auf, am Abende leuchtete die Scharte im hellen, wolkenlosen Himmelslichte. Der Tochtermann war nicht zu Hause, war im Gebirge bei den Herden. Das Weib und die Tochter spannten sich an den Karren, in dem der Bastian kauerte; der dreijährige Knabe schob hinten nach und so zogen sie in feierlicher Andacht

und sich nie miteinander vermengten. Bei diesem Hüterdienst, der im Hoch- und Nachsommer etwa acht oder zehn Wochen lang währte, bis die ersten Schneestürme niederwirbelten von den Böden, verdiente sich die Familie so viel, um den Winter über leben zu können. Um sich einen Notpfennig zu erhausen, arbeitete der Schwiegersohn Killi manchmal im Holzschlag. Dieses Hirtenamt war seit alten Zeiten an die Leute des Bastian geknüpft, die man auch die Unterwander hieß, weil sie unter der großen Sollerwand ihre Hütte hatten.

Bastians Vater hatte drüben am sonnseitigen Hang die Hütte gebaut. Da war eines Maientags der Föhn gekommen und hatte hoch oben am Kar die Schneelawine gelöst. Diese kam niedergefahren, ihr Luftdruck fegte die Hütte weg und schleuderte die Trümmer mehrere hundert Klafter weit über das Tal, über das Wasser bis an die Felswand der Schattseite. Die Einwohner waren an demselben Tage draußen im fernen Kirchdorf bei der Fronleichnamsprozession gewesen. Als sie heimkamen ins Hochtal und kein Heim mehr fanden, da taten die drei armen Menschen ganz verschiedene Dinge. Das Weib weinte, der Sohn fluchte und der Vater betete ein Dankgebet, daß sie durch das „allerheiligste Altarssakrament“ gerettet worden seien. Die Nacht über schliefen sie in einer Felsnische, am nächsten Tage begannen sie aus den Trümmern eine neue Hütte zu bauen unter der senkrechten Wand bei den Schirmbäumen. Seitdem stand das Haus der Hirtenfamilie in dem ewigen Schatten. Zwar nun das Weib und die Kinder des Bastian hatten Sonne genug, wenn sie auf den Almen umherstiegen bei den schellenden Herden. Der alte Bastian jedoch hatte schon seit Jahr und Tag keinen Sonnenstrahl mehr gesehen. Er war einst, als er die von den Wildeisböden niedergehende Gletscherzunge zu überschreiten hatte, durch den Schneesteg gebrochen und in eine Eisspalte gefallen. Dort unten stak er neun Stunden lang, ehe er gefunden und gerettet werden konnte. Nach monatelanger Krankheit genas er, aber die Füße blieben lahm und tot. Der Bastian war ein Krüppel, der durch das Fensterlein in ohnmächtigem Wehe hinaufblickte zu den sonnigen Kuppen. Er hatte nie vorher empfunden, daß die Sonne so einzig nicht zu entraten ist. Nun konnte er mit dem alten Attingshausen klagen: „Wenn die liebe Sonne zu mir nicht kommt, ich kann ihr nicht mehr folgen auf den Bergen!“ — Nein, sie kam nicht zu ihm, die liebe Sonne. Als nach seinem Unglückstage der erste Sonnwendtag war und die Bewohner der Hütte den einjährigen Enkelknaben hinaustrugen zum steinernen Tisch, um dem Kinde die Sonne zu zeigen, lag der Sebast noch auf dem Krankenbette. In dem darauffolgenden Jahre hätte der Alte sich wohl auf einem Steinkarren hinausschieben lassen über den Schuttwall, aber es war trüber, regnender Himmel und wieder war die Sonne verspielt für ein ganzes Jahr. Nun aber kam die dritte Sonnenwende.

Nach einer Weile kamen Leute zusammen und schauten den armen Mann an, der hilflos im Winkel der dunklen Stube kauerte. Sie sagten, der schwache Augennerv sei von der grellen Sonne getötet worden, in die er anhaltend geblickt hatte.

Der Bastian saß da und sagte nichts als „In Gottesnamen!“ Er hat sein Gesicht keinem Fenster und keiner besonnten Bergkuppe und keiner Herdglut und keiner Kienspanfackel mehr zugewendet; ein unendliches Meer von Dunkelheit umgab den hinsiechenden Greis. Aber in dieser Dunkelheit begannen wieder zu kreisen, bald blasser, bald heller, die feurigen Sonnenräder. Der alte Hirte merkte es kaum, wie seine Seele auf solchem Sonnenwagen sachte entführt wurde empor zum ewigen Licht.

## Der Sklavenmarkt.

Ein Wienerbild von **Vinzenz Chiavacci.**[1]

Die Frau Gerstenbrand war unglücklich. Sie klagte die Ursache ihres Kummers laut und ohne Scheu ihrer Nachbarin, der Frau Stöhr: „Das waß i g'wiß, daß i heut' no meine Zuständ' krieg'. I soll a neu's Madl aufnehmen, und da hat ma so viel Gift und Gall' dabei, daß i mi immer a paar Tag' ins Bett leg'n muaß. Sagen S' m'r nur, Frau von Stöhr, wie fangen denn Sö das an, daß Sö dö Ihnerigen so lang derhalten?“

„Das is ganz einfach,“ erwiderte Frau Stöhr, „i lass' ihnen halt alles angeh'n, weil i m'r denk', mit dem ewigen Wechseln wird's net besser. I bitt' Ihnen, dö ane is drei Kreuzer wert und die andere an' Groschen. Was muaß i alles abischlicken, nur damit i mei Resi bei guaten Humor erhalt. Eigentlich bin ja i der Dienstbot' von der Resi. I geh' eh mit ihr um, als wia mit an' weichen Eier. Für'n Liabhaber wird auf d'Nacht extra 'kocht. In Anfang hab' i g'macht, als wann i 'hn gar net sähet. Da is s' aber kumma und hat gesagt, wann m'r ihr Liabhaber net recht is, so macht s' ihre vierzehn Täg'. Was wollt' i tuan, so bin i halt freundli wurd'n mit ihm. Auf dös is sie eifersüchtig word'n und hat g'sagt, sie laßt a mein' Mann in

[1]) Aus „Wo die alten Häuser stehen“. Bilder und Humoresken aus dem Wiener Volksleben von Vinzenz Chiavacci. Stuttgart 1903. Adolf Bonz & Komp. Es ist wahrlich schwer für einen Liebhaber natürlicher und humoristischer Darstellungsweise, an einem neuen Buche Chiavaccis vorüberzugehen, ohne von ihm ein paar Blätter loszulösen, sie weithin aufzuzeigen und auszurufen: Seht, Freunde, auch diese Sammlung müßt ihr euch gönnen! In diesen Geschichten aus den alten Häusern steht der Wiener Humorist auf der Höhe seiner Feinkunst. Und unsere Hausfrauen, die vorstehendes Dienstbotenbild lesen, werden sagen: Wahr ist's! Die Red.

den rauhen Wall hinaus bis zum steinernen Tisch. Dort standen sie und blickten auf die Scharte hin, die zwischen den beiden Berglinien immer heller und heller wurde. Der Bastian blieb im Karren und legte die Hände gefaltet auf den Tisch, sie zitterten ein wenig. Neben ihm hockte sein auch schon mühseliges Weib. Die junge Mutter hatte den Knaben auf den Schoß genommen und gesagt: „Jetzt mußt du schön still sein, Kind. Es kommt die liebe Sonne." Aber das hörte man nicht, denn es donnerten die Wasser in der Schlucht. Die vier Menschen blickten schweigend.

Hinter dem Absturz des Donnersteins begann es blendend hell zu blinken. Dann quoll aus der Wand eine glühende Lohe, ein feuriger Bogen, immer größer und weiter sich dehnend, bis die ganze funkelnde Sonnenscheibe in der Scharte stand und ihr rosiges Licht hereinlegte durch das tiefe Engtal. — Ein paar Minuten stand sie so da in stiller Majestät, dann plattete sich der untere Rand und die Sonne versank allmählich ins Dunkle.

Als sie verschwunden war, sagte der Knabe: „Ist das die liebe Sonne gewesen?" Die Frauen jubelten jetzt. Die Gnade war größer gewesen, als sie erwartet hatten. Die ganze Sonne hatten sie gesehen, während sie als am dritten Tage nur einen Teil von ihr erwartet. Es ändert sich nicht der Lauf der Gestirne, aber es irren die Menschen.

„Und wie geschwind alles wieder vorüber ist!" sagte die alte Frau, sie zog ihren Loden um die Achseln zusammen, denn es strich die frostige Abendluft.

„Ihr solltet doch beten, so lange die Sonne da ist," sprach der Greis, er mußte es schreien und hielt immer seine Hände gefaltet auf den Tisch gelegt.

„Gott der Herr führe uns all' zur ewigen Freud' und Seligkeit, Amen." So betete die Frau, „und nun, Alter, wollen wir wieder in die Stube fahren."

„So wartet doch, bis die Sonne unten ist!" rief er laut.

„Sie ist ja schon lange unten, Vater, und es wird dunkel."

Da schrie der Alte, die Sonne sei noch da, er sehe sie! Er sehe sie groß und tanzend vor seinen Augen stehen! Dann tastete er nach der Hand seines Weibes und tastete mit den Händen in die leere Luft und rief: „Was ist denn das? — Was ist denn das? Jetzt sind zwei Sonnen da! Jetzt sind drei Sonnen da! Sie tanzen in allen Farben. Was ist denn das?"

Die Frauen brachten ihn in die Hütte. Den Bastian umtanzten die Sonnen noch stundenlang. Und als der Morgen tagte und auf den gegenüberstehenden Kuppen wieder der goldige Schein lag — sah der Alte nichts mehr. Er war erblindet.

„Da steht's schlecht, das is ja der hauptsächlichste Grund, warum i geh'. Die Gnädige geht mit am Markt."

„Ui jeh!" schreit der Grenadier so laut wie eine Dampfpfeife. „Da is' schon nix, da melden S' mi gar net."

„Hab'n S' recht, i möcht Ihna a net raten dazua. Sö g'fall'n m'r, warum soll i Ihna denn einifall'n lass'n?"

„I dank' Ihna schön; dös is schon recht. Solang m'r z'samm-halten, richten s' nix aus."

„Halt ja, halt'n m'r nur fest z'samm'. Pfüat Ihna Gott."

„Adjes!"

„So a Trampel!" murmelt Frau Gerstenbrand und schließt die Tür. „Da kann ma schöne Sachen derfahr'n."

Gleich darauf wird geläutet.

Eine hübsche, aber etwas auffallend gekleidete Person steht vor der Tür.

„Ich bitte, ich habe mit der Frau Gerstenbrand zu sprechen."

„Die bin ich."

„Freut mich sehr. Ich suche bei Ihnen Engagement für das Küchen-departement."

„Was können S' denn?" fragt die Frau Gerstenbrand.

„O, ich kann alles: ich bin im Kloster erzogen worden. Ich hätte es mir in meiner Jugend nicht träumen lassen, daß ich werde dienen müssen. Ich bin eine Hofratstochter. Bei Papa sind die Minister aus und eingegangen. Ich habe mit Prinzen von Geblüt getanzt. O, Sie glauben gar nicht, meine Liebe, wie bitter solch' ein Brot schmeckt. Sich demütigen zu müssen vor ungebildeten Weibern, die man früher keiner Ansprache gewürdigt hätte!"

„Ja wissen S', meine Gnädige," sagte Frau Gerstenbrand spöttisch, „i bin a so ane, dö Sie kaner Ansprache gewürdigt hätten, da tuan S' schon besser, Sie bitten Ihnern Prinzen von Geblüat, daß er mit Ihna weitertanzt."

Mit einem stolzen Kopfnicken rauscht die „Hofratstochter" hinaus.

„Küß' die Hand, Euer Gnaden!" ruft ihr Frau Gerstenbrand nach.

Jetzt kommt eine freundliche, zutrauliche Person, die alles kann und mit allem einverstanden ist. Sie hat eine weite, bequeme Jacke an und drapiert sich sehr geschickt mit einem braunen Umhängtuch. Nichtsdesto-weniger ist es dem Falkenblicke der Frau Gerstenbrand nicht entgangen, daß sich die Bewerberin in einem Zustande befindet, woraus die Armee-leitung den Schluß zu ziehen berechtigt ist, daß sie gut tun würde, um ein Stück Repetiergewehr mehr in das Budget der nächsten zwanzig Jahre einzustellen.

Ruah, i soll dem unschuldigen Menschen net in Kopf verdrah'n. Was will i tuan? Sie kocht guat und wascht schön und is soweit ehrli — do muaß man sich halt in die Launen fügen."

„Na, hörn S', i bewunder' Ihna Geduld Frau von Stöhr," sagte die Frau Gerstenbrand, „da begreif' i's freili, daß i kane länger derhalt als vierzehn Täg'; denn mit so was därf m'r ani net kumma, da kriagt s' glei' ihr'n Wurf. Wann nur mei Zuabringerin a g'scheits Wurt mit ihr red'n liaßt. Aber dö schickt m'r z'erscht immer in ganzen Povel, der schon sechs Wochen bei ihr umakugelt und erst zu allerletzt kriag' i paar repatierliche Madeln z'seg'n. Dös is grad so, wia bei unserer Wasserleitung, wann a Röhr'nbruch ausbessert wurd'n is. Zuerst lauft's Wasser a wia a Lahmlack'n 'runter. Später aber wird's do wieder genießbar. Mir scheint, es läut' schon ani: Sö, dö schau'n S' Ihna an, i bitt Ihna, die schaut ja aus, wia a Luftzauberin."

Frau Gerstenbrand empfiehlt sich und begibt sich seufzend auf ihren Posten. Bei ihrer Tür angekommen, frägt sie das weibliche Wesen, das eben die Klingel ziehen will: „Was wünschen Sie denn?"

Der weibliche Grenadier mißt die Fragende von oben bis unten und sagte: „Ihna net."

Frau Gerstenbrand öffnete die Tür und fordert sie auf, einzutreten.

„Melden S' mi der Frau Gerstenbrand," sagt die Riesin mit einem tiefen Baß; dabei sieht sie sich im Vorzimmer um und macht: „Da g'fallt's mir net. Weg'n was gengan Sö denn furt?" — „I?" fragt Frau Gerstenbrand erstaunt.

„Na ja, i soll ja statt Ihna einsteh'n! Is g'wiß a rechte Bisgurn, dö Ihrige."

Frau Gerstenbrand ließ sie in ihrer Täuschung und sagte: „Na, ob; in ganzen Tag knauft's, dö fade Knausch'n."

„Dös war' mir 's wenigste," antwortete der Grenadier, „i bin no mit aner jeden firti wurd'n. Wie is' denn mit der Kost? Hab'n S' in Schlüssel zu der Speis'? Wissen S', i hab' an' Buab'n in der Kost — weg'n was soll i mi denn scheniern vor Ihna —"

„Ah, vor mir brauchen S' Ihna net z'scheniern," ermutigte sie Frau Gerstenbrand, „i steh eh in aner Viertelstund aus."

„Na, alsdann, Sö werd'n 's ja eh wissen, daß dö Kostfrau'n nia gnua kriag'n und da bin i halt g'wohnt, daß i ihr alle vierzehn Täg' an' Zucker und Kaffee bring', daß s' mir aufs Kind schaut."

„Ah dös geht schon," erwiderte Frau Gerstenbrand, „war' net aus, wann m'r für sei' Plag net amal dös hätt'; mei Schorschl hat alle Tag sei' Eierspeis' g'habt."

„Wie is' denn mit'n Körbelgeld?"

Ein Mädchen hätte ihr besonders gefallen. Sie war sehr hübsch und sympathisch. Schon wollte sie dieselbe aufnehmen, als ihr Blick auf dem Zeugnisse eine eigentümliche Schreibart gewahrte. Die Worte: fleißig, sittsam, nett waren mit dicken lateinischen Buchstaben geschrieben, während das Wort ehrlich mit kleinen Kurrentbuchstaben geschrieben war. Sie verstand den tiefen Sinn, welchen die Schreiberin da hineingelegt und verzichtete auf die „ehrliche" Haut in Kurrentbuchstaben.

Erst am anderen Tage kam, wie sie vorausgesagt, die bessere Sorte. Hoffentlich hält es der Gegenstand ihrer Wahl einige Wochen bei ihr aus.

## Kalifen-Lied.

Einst war zu Bagdad ein Kalif — er hieß nicht Harun al Raschid —
Auch weiß ich andres nicht von ihm, als daß er lebt in diesem Lied.
Er lebt, so wie ich ihn erschuf. Er lebt, wie ich's für gut befand.
Er lebt, so lang es mir beliebt. Er lebt und stirbt von meiner Hand.

Einst war zu Bagdad ein Kalif — — verzeiht, soeben bringt man mir
Mein ganz bescheid'nes Abendbrot, es ist nur etwas Wurst und Bier.
Es warte der Kalif so lang, bis ich verzehrt mein Stückchen Wurst.
Die Wurst ist für den Hunger gut, das Gläschen Bier ist für den Durst.

Einst war zu Bagdad ein Kalif — — wie freut's mich, daß er warten muß!
Kalif und Bettler sind mir gleich. Sein Warten ist mir Hochgenuß!
Sie alle sind in meinem Reich nur Sklaven meiner hohen Macht.
So ruht die Welt in meiner Hand, so herrsch' ich über Tag und Nacht.

Einst war zu Bagdad ein Kalif — — wer kommt zu mir ins Kämmerlein?
Gehüllt in einen großen Shawl die Liebste tritt zu mir herein!
Wie lacht verheißungsvoll ihr Mund! Wie grüßt mich ihrer Augen Strahl!
Wißt, was mit dem Kalifen war, erzähl' ich euch ein andermal!

Denn was mit dem Kalifen war, bleibt mir zu sagen Zeit genug.
Doch solche holde Wirklichkeit jetzt drob versäumen wär' nicht klug!
Kalifen schaff' ich mir herbei so viel ich mag, zu jeder Stund',
Doch niemals küßte euch ein Mund so heiß wie meiner Liebsten Mund!

Franz Karl Ginzkey

## Der Ätna.

Eins aus der weiten Welt von **Dr. M. Wilhelm Meyer.**

Auf Stromboli, 3. Mai.

Es war gut, daß ich den Vesuv vor dem Ätna sah. Der Vesuv hätte mir schon gar nicht mehr imponiert. Hierzulande nennt man ihn das Bambino des Ätna; es ist aber schon wirklich ein Wickelkind. Zunächst sagt dies die Höhendifferenz; der eine mißt 1350 Meter, der andere 3270. Es ist ein Hochgebirgsgipfel; er überragt zum Bei-

Nachdem die Redselige mit ihrer Anpreisung fertig ist, öffnet Frau Gerstenbrand die Tür und sagt: „Ah, Sie suchen die Madam' Maier, die wohnt um einen Stock tiefer."

Kling, kling! „Schon wieder ane!" ruft Frau Gerstenbrand.

„Ich bitt', ich bin die neue Köchin."

Das Mädchen sieht nett und anständig aus und auch die Zeugnisse sind in Ordnung. Frau Gerstenbrand ist geneigt, sie aufzunehmen.

„Ich geb' zehn Gulden Lohn."

„Ich bitte, das wär' mir wohl ein bißchen zu wenig; ich hab' im letzten Platz fünfzehn Gulden gehabt!"

„Sonst nix?"

„O ja; weil wir abends nur kalte Küche gehabt, so habe ich drei Gulden Nachtmahlgeld bezogen."

„Drei Gulden Nachtmahlgeld krieg'n S' bei mir auch."

„Dank sehr: aber ich trink weder Wein noch Bier, weil mir das der Doktor verboten hat, und da hab' ich täglich zwanzig Kreuzer Entschädigung kriegt. Den Kaffee hab' ich ohne Gebäck getrunken, weil ich von den Semmeln Magendrücken krieg, dafür hab' ich mir vier Kreuzer aufgeschrieben; jeden Sonntag habe ich Ausgang gehabt oder einen Gulden Entschädigung. Darf ich mir eine Frage erlauben?"

„O bitte!"

„Die Wäsche geht mich wohl nichts an?"

„Nein, die geht *mich* an."

„Nicht wahr, Sie haben keine Kinder?"

„Aber, diese Frage! wie werd' ich mich unterstehn!"

„Dann wären wir ja einig!"

„Net ganz. Wissen S', Sie haben mir die Zähn' lang g'macht mit ihre Forderungen," sagte Frau Gerstenbrand, „möchten S' m'r net a so a Platzl verschaffen, wie Sie gern ans hätten?"

Nun kommt eine Tochter Libussas.

„Ich küss' die Hand, gnädige Fra! Sie werd'n S' z'fried'n sein mit mi. Ich kann alles und noch viel mehr! I kann ich kuchen, waschen, bägeln, ich kann ich z'sammreimen, auskehren, abstauben, Kleider putzen, Stiefel putzen, Herd anstreichen. Ich tu ich Wasser tragen, Hulz und Kuhlen, alles, was wullen S' —"

Frau Gerstenbrand nimmt das Dienstbuch dieser an Vielseitigkeit einen Künstler der Renaissance übertreffenden Wirtschaftskraft zur Hand.

„Ja, liebe Marianka; da is a Zeugnis als Kellnerin, dann als Kindsmadl; nachdem hab'n S' sechs Monat Ziegeln g'schupft; dann war'n S' Gouvernant in an' Kuahstall — Sie hab'n ja Hände wie der heilige Christoph."

„Weil hab' ich alles gelernt," lächelt Marianka.

sehen! Nein, da lobe ich mir meine „Urania“, da haben wir das Wetter in unserer Hand. Der Wind pfiff durch die Ruinen, der Ätna wurde uns weiter vorbehalten, von den italienischen Jünglingen — ich hatte so viele wunderbar schöne Aktstudien von ihnen gesehen — war kaum die letzte Nasenspitze zu sehen, keine Stimmung. Ein Glück, daß man kein Eintrittsgeld in dieses Theater zahlt, ich hätte es zurückverlangt.

Am anderen Morgen um fünf Uhr früh aber wurde ich durch ein Triumphgepolter gegen meine Tür geweckt. Mein Zimmernachbar, empört über meine Zweifel am Vorhandensein eines Ätna, weckte mich. Da stand sie wirklich, die gewaltige weiße, majestätisch breit ausladende Pyramide, vom wolkenlosen Himmel sich abhebend wie ein Phänomen, das, wohl auf ungeheurer Basis auf diesem Planeten stehend, doch hinausweist in den Kosmos, aus dessen Kraft sich dieser Berg allein nur aufbauen konnte. Denn die Glut ihrer inneren Wärme bekam die Erde bei ihrer Geburt von ihrer himmlischen Mutter, der Sonne.

Schnell noch einmal ins Theater! Ja, das war noch ein unvergleichlicher Anblick! Von der „Urania“ darf ich nun nicht mehr reden. Aber auch beschreiben kann ich's nicht. Tausend Gedanken überwältigen den Geist. Der Herr Redakteur läßt mir den Platz nicht, sie wiederzugeben. Aber der Grundakkord war die Weihestimmung griechischer Ruhe und Größe, welche hier aus Säulen und Bogen der gewaltigen Natur eine Triumphpforte errichtete, genau orientiert zu dem schneebedeckten Feuerberge in der Ferne. Genau in der Verlängerung der Hauptachse des imposanten Baues liegt der Ätna. Seine von hier aus vollkommen symmetrische Form (er ist nicht doppelhöckerig wie der Vesuv) baut sich in seinen beiden weich abfallenden Linien genau in dem Hauptbogen über der Bühne zwischen den Säulenreihen auf. Wie man unten das Spiel der menschlichen Leidenschaften aus der heißen, schaffenden Seele des Dichters herausströmen ließ, so zeigte dann der Blick in die große, ebenso unergründlich wunderbare Natur dieselben Kontraste, denselben Kampf des Heißen mit der Kälte; eine so große, so dramatisch wirksame Kulisse hat kein anderes Theater der Welt! Dieses Schauspiel der Natur kann man noch weitere Tausende von Jahren geben.

Das mußte ich nun nach einem kurzen Blicke verlassen! Die wenigen Augenblicke guten Wetters mußten benützt werden. In einer Stunde ist man in Catania. Ich besuchte meinen Kollegen Professor Ricco von der Sternwarte. Oben auf dem Ätna, nur 400 Meter unter dem Kraterrande, befindet sich bekanntlich seit etwa einem Jahrzehnte noch ein anderes Observatorium, das in den Sommermonaten benützt wird und über den Winter selbstregistrierende meteorologische und seismologische Instrumente beherbergt. An dasselbe lehnt sich die unter dem Namen „Casa inglese“ bekannte Unterkunftshütte. Professor Ricco konnte mir also die beste Auskunft

spiel die Zugspitze um beinahe 300 Meter und die letztere besteigt man nur in den Sommermonaten. Wir aber lebten in diesen Frühjahrstagen in einer eisigen Kälte, wie man sie im strengsten Winter hier kaum kennt; auf dem herrlichen Capri, das man nur in blendender Sonnenglut auf all den Bildern sieht, hatten wir Schneefall um die Mitte April, und die arme alte Palme des Pagano, von Scheffel her berühmt, rang verzweifelt all ihre grünen Arme in dem Sturmwinde, der sie ganz jämmerlich zerzauste.

Und bei diesem Wetter sollte ich unglückseliger Mensch auf den Ätna! Denn ich hatte es doch nun einmal meinen Lesern versprochen. Wirklich! Ich tat es nur Ihnen zuliebe, meine verehrten Freunde und um meine Ehre zu retten, denn für mich bin ich längs entschlossen, so bald als möglich bei erträglicherem Wetter die ganze Reise noch einmal zu machen.

Ihnen aber, meine verehrten Leser, habe ich durch die Ausführung dieser Parforcetour um so mehr Interessantes zu erzählen. An Ungewöhnlichem bot sie wirklich viel. Nur gut, daß ich mit der Feder erzählen kann, mit dem Klange meiner holden Stimme würde ich es nicht imstande sein, denn ich habe mir von dem gewaltigsten Feuerberge Europas eine Erkältung geholt, die sich nur mit den Dimensionen des Ätna messen läßt.

Eine erste Station nötigte mir das Wetter in Taormina auf. Wolken jagten über das Meer und schrecklich wild brauste die Brandung gegen das zerrissene Felsufer, das zweihundert Meter unter dem Orte sich in weiten Bogenbuchten dehnt. Ich war gleich im ersten Gasthause, Castello a Mare, abgestiegen und die liebenswürdige deutsche Wirtin gab mir ein Zimmer mit direkter Aussicht auf den Ätna — wenn er zu sehen ist. Ich habe einen ganzen Tag lang damit zugebracht, die sogenannten ältesten Leute zu fragen, ob sie denn wirklich an die Existenz eines Ätna in dieser Gegend glaubten. Ich ging natürlich trotzdem „ins Theater". In Taormina ist man sehr vergnügungssüchtig; man geht morgens, mittags und abends ins Theater. In diesem wird seit ein paar tausend Jahren ein und dasselbe große Theaterstück gegeben. In unserer „Urania", dem „Theater der Naturschauspiele", klang das zweite darin überhaupt gegebene Stück der Entwicklungsgeschichte unseres Erdballes, die ich darzustellen suchte, die „Geschichte der Urwelt", mit diesem Bilde aus, das Theater von Taormina, durch dessen immer noch imposante, in die kleine Welt von heute ragende Trümmer der Ätna schaut. Ich kannte dieses Bild. Ich hatte hundertmal in den schönsten Farbenspielen, die unser Theater künstlich zu erzeugen vermochte, die Sonne hinter ihm untergehen sehen, und mit leisen, feinen Klängen tönte die wilde Geschichte der Erdentwicklung harmonisch aus. Mancher ist von diesem nachgemachten Bilde allein schon ergriffen worden. Welch ein Wieder-

einer ich augenblicklich wieder einmal vom Wetter eingefangen liege. Und ganz unglaublich billig lebt man in diesem Örtchen. Das Bett eine Lira, also weniger als eine Krone. Im ganzen kommt man den Tag mit drei Lire gut aus.

Das Wetter war natürlich wieder schlecht geworden und Signor Gualvani, ein markiger, relativ ruhiger Mann mit sicheren, klugen und doch braven Augen, schüttelte sein Haupt, das dunkel wie eine Bombe vom Ätna ist. Vorläufig unmöglich! Der Wirt erzählte, daß gestern ein Schweizer Tourist bei dem schönen Wetter hinaufgegangen sei. Der kam schimpfend und ganz zerschlagen zurück: Es war unmöglich gewesen, bei ausbrechendem Schneesturm vom Observatorium aus den Gipfel zu erreichen. Der Mann war offenbar ein Hochtourist ersten Ranges und von Schaffhausen per Rad hierhergekommen. Er konnte etwas aushalten. Schöne Aussichten für mich!

Den nächsten Tag mußte ich noch warten. Wir machten nur einen Ausflug nach dem Monti Rossi, zwei roten Kegelbergen, an deren Fuße Nicolosi liegt. Sie erheben sich 250 Meter über den Ort und sind parasitische Krater, die bei dem großen Ausbruche von 1669 entstanden, also Berge wie der Kahlenberg und der Nußberg, aber erst 250 Jahre alt. Dort ganz unten an dem flach ansteigenden Fuße des Feuerberges brach damals plötzlich die Lava aus und ergoß sich bis Catania hinab ins Meer, an die dreißigtausend wehklagende Menschen vor sich hertreibend, deren Hab und Gut unter dem Strome glühendflüssigen Gesteines begraben wurde. Das sind zwei von den zweihundert Maulwurfshaufen, welche der unterirdische Riese bei seiner unausgesetzt wühlenden Arbeit aufwarf rings um den Zentralberg herum. Noch mehr gilt für den Ätna, was ich schon vom Vesuv sagte, daß die Lava stets seitlich ausbricht, wo der ungeheure Druck der zentralen Säule flüssigen Gesteines sich Luft verschafft. Die parasitischen Krater geben deshalb der Ätnalandschaft ihren typischen Charakter. Rings ist alles von solchen Höckern besetzt und auch schon von Taormina aus erkennt man sie als leichte Aufschwellungen in der majestätischen Kontur des Berges.

Die meisten dieser Hügel haben noch ihre Grubeneinsenkung bewahrt, aus der die Eruption erfolgte. Natürlich hat sich längst ein fester Boden über dem Schlunde gebildet, auf dem es wieder grünt. Alle diese Parasitkrater haben immer nur einen einzigen Ausbruch gehabt.

Als ich auf einem dieser Hügel stand, entschleierte sich der Ätna ein wenig. Er erschien wie ein fernes Hochgebirge: der Gipfelkrater ist immer noch fünfzehn Kilometer von Nicolosi entfernt. Es zeigen sich Nebengipfel und Einstürze, weite Schneefelder; die Kontur des Berges wird vielseitiger. Unter dem Schnee hervor wälzen sich ungeheure schwarze

geben. Er zuckte die Achseln. „Es ist nicht unmöglich, hinauf zu kommen.“ Es gibt ja allerdings noch manche andere Dinge, die „nicht unmöglich“ sind, zum Beispiel, daß ich morgen zum Kaiser von China ernannt werde. Die Auskunft war aber nicht einladend. Aber mein gelehrter Freund gab mir einen Brief mit an den Kustoden des Observatoriums, der in Nicolosi hauste, dem Örtchen, welches auf dem Wege zum Ätnagipfel am höchsten liegt. Jener Kustode, ein Herr Gualvani, sollte mich hinauf begleiten. Unter allen Menschen kennt er den Weg und den Ätna am besten. Er hat schon manche böse Laune des alten Hephäst ertragen müssen, der seit der schönen Griechenzeit in diesen Berg gebannt ist und alle fünf bis zehn Jahre sich einmal regt, daß den Leutchen in der Umgebung Hören und Sehen vergeht. Manche Bombe, die er dann auswirft, ist ihm um die Ohren gesaust.

Also hinauf zu Signor Gualvani nach Nicolosi. Das Örtchen, auf 700 Meter Höhe liegend, hat etwa 3500 Einwohner. Auf dem ganzen Wege fährt man durch reiche Gärten, durch Wälder von großen Ölbäumen und namentlich ausgedehnte Weinberge. Überall ist der Ätna besäet mit Häusern. Es ist die bevölkertste Gegend von ganz Italien. Kein Boden ist sonst noch so fruchtbar. Schon gleich hinter Taormina begegnete man vielen mächtigen alten Lavaströmen, die sich 30 Kilometer entfernt vom Gipfel bis ins Meer ergossen hatten. Der ganze mächtige Fuß des Ätna, mit viel schwächerer Steigung sich doch zu dreimal größerer Höhe emporhebend wie der Vesuv, besteht aus Lava. Der Ätna hat sich nicht auf einer Spalte in einem Gebirge aufgebaut, wie sonst viele an sich höhere Vulkane, sondern besteht von seinem Fuß an, den das Meer bespült, nur aus seinen eigenen Produkten. Obgleich es also an sich noch einmal so hohe Feuerberge, zum Beispiel in den Anden, gibt, hat doch der Ätna nur wenige Rivalen auf der ganzen Erde, sobald man die Höhe in Betracht zieht, welche dem Vulkanberg als solchem zukommt, abgerechnet die gewöhnlichen Gebirgssockel, auf die sie oft gesetzt sind.

In Nicolosi, wo die Fahrstraße endet, war ich der einzige Fremde und mit Staunen aufgenommen. Es gibt dort ein einziges Gasthaus, „zu den roten Bergen“ genannt. Für einen Menschen, der auf den Ätna gehen will, wo es außer dünner Luft, Salzsäure und Schwefeldampf nichts zu genießen gibt, läßt dieses Hotel nichts zu wünschen übrig. Man kann dort so viel Makkaroni essen, als man Lust hat. Die Betten sind gut, wie überall in den allerkleinsten Nestern Italiens, und die Reinlichkeit größer als in den großen Städten. Die Menschen sind zuvorkommend, ehrlich und nicht zudringlich. Man glaubt sich in einem ganz anderen Lande, wenn man aus dem wilden Treiben der italienischen Städte auf die Campagna hinauskommt. Davon muß ich noch ausführlicher erzählen, wenn ich von den Liparischen Inseln berichte, auf deren

Der Weg ist stundenlang fast völlig eben, wenn man nicht gerade einen Lavastrom zu passieren hat. Den ersten derselben begegnet man gleich oberhalb des Ortes. Er hat sich erst 1886 bis in diese bedrohliche Nähe vorgewälzt. Die Leute von Nicolosi hatten ihre Sachen längst gepackt und waren bereit, zu fliehen, als der Glutstrom schließlich in 300 Meter Abstand von den ersten Häusern mitten in einem Weinfelde stillstand. So kann es jeden Augenblick wieder aus dem Berge quillen, gerade da, wo wir stehen. Die überall verstreuten „Maulwurfshaufen“ zeigen ja, daß der Riese überall hin seine glühenden Arme unterirdisch ausstreckt.

Während man in Catania unter Palmen wandelt, hören schon in Nicolosi die eigentlichen immergrünen Gewächse allmählich auf. Aber der Wein zieht sich noch bis gegen 1000 Meter Höhe hinauf. Dann wird es schrecklich öde. Auch die Weingärten waren vorher recht eintönig. Interessante, malerische Bilder bietet der Weg nicht, nur daß der Blick immer wieder an der majestätischen Größe der weißen Pyramide haften bleibt, die alles beherrscht und sich nun mehr und mehr gliedert. Immer böser wird der Weg. Die Tiere sind auf das äußerste zu bewundern, wie sie sich vollkommen sicher zwischen dem schwarzen Trümmerwerk der Lavablöcke hindurchfinden. Es geht nun auch steiler hinan. Wir kamen durch einen jetzt noch völlig kahlen Kastanienwald und dann noch an einige Buchen und Birken, zwischen denen mitten durch der jüngste Lavastrom von 1892 geflossen ist. Dann verläßt uns die Vegetation mehr und mehr. Aber es ist nicht der freundliche Übergang wie in den Alpen: gelbe, dürre Grasbüschel auf dem schwarzen Erdreich, keine Alpenblume. Ein paar Veilchen habe ich gefunden. Das ist alles.

Wir kamen zur „Cantoniera“, der ersten Alpenhütte, etwa nach dreistündigem Ritt. Sie liegt auf 1871 Meter. Unweit von ihr erheben sich die fünf Krater, aus welchen der große Ausbruch von 1892, also vor elf Jahren, erfolgte. Mein Signor Gualvani war dabei gewesen und schilderte mir das Ergebnis mit so wahrheitsgetreuen Naturlauten, daß mir angst und bange dabei wurde. Schade, daß ich kein Grammophon bei mir hatte. Dann würde ich meinen Lesern die Sache wiederholen können. Italienisch braucht man bei solchen Schilderungen nicht zu verstehen. Zuerst ein schreckliches Erdbeben, was er dadurch andeutete, daß er wie ein Betrunkener taumelte, dann zur Erde stürzte und jämmerlich schrie, indem er sich überall betastete, wo er sich dabei verletzt hatte. Dann kam das unterirdische Getöse, wie von vielen großen Geschützbatterien. Ich glaube, die fünf neuen Vulkane haben damals nicht mehr Spektakel gemacht als jetzt Signor Gualvani. Nun aber erfolgte erst die eigentliche Eruption. Die spottete jeder Beschreibung. Wie die glühenden Steine aus den Vulkanen, flogen seine Hände wohl hundert-

Lavaströme, oft alte Nebenkrater, die längst übergrünt sind, mit ihren finsteren Armen umschließend und ihre Zungen weit bis ins Tal hinab vorschiebend. Aber überall hat sich der Mensch gleich wieder dicht herangewagt und seine Reben angepflanzt.

Ein seltsamer Gedanke kam mir. Wären diese Ströme weiß statt schwarz, so gehörten sie organisch in dieses Hochgebirgsbild mit den wogenden Wolkenmassen um die höchsten Gipfel: Es wären die Gletscherströme, die sich aus den Firnfeldern ergießen. Auch die Lavaströme suchen die Talmulden auf und enden mit schmaler, aufgeworfener Zunge. Die Lavaströme waren einst die Gletscher einer Periode der Erdbildung, in welcher das Gestein die Rolle des Wassers vertrat, flüssig und fest werden konnte, mit dem Steigen und Fallen der ambianten Temperatur. Alle Kreisläufe in der Natur zeigen Parallelstellen. In wilden Kaskaden stürzte sich das flüssige Gestein den Abhang hinab. An der Luft, die gegen 1500 Grad kälter ist als dies neugeborene Gestein, kühlt sich die Oberfläche schnell ab, aber darunter fließt es noch weiter, nicht unähnlich dem Bache unter dem Gletscher, und tritt an der Zunge hervor, hier im Vordringen schnell erstarrend. Der Strom in der Tiefe reißt die oberste Kruste zum Teil mit und zertrümmert sie zu chaotisch wild durcheinander gewürfelten Blockmassen. Durch diese Form als „Blocklava" unterscheidet sich die des Ätna wesentlich von der des Vesuv. Von der letzteren sieht man unmittelbar, daß sie aus einem Schmelzfluß entstand, die Blocklavafelder des Ätna würde man für riesenhafte Bergstürze halten, die ihre Felstrümmer ja auch in den Talmulden wie Ströme niederwälzen, wenn nicht ihre schwarzbraune oder schwarzblaue Farbe und die noch mehr abgerundete Form der Blöcke ihren noch unheimlicheren Charakter als Bergstürze glühenden Gesteins verrieten.

Am nächsten Morgen, es war der 27. April, gerade Neumond, hatte sich das Wetter aufgeheitert. Also schnell zu Roß! Man pflegt nämlich stets so viel als möglich von dem langwierigen Wege hinauf auf Maultieren zurückzulegen. Es war eine ganze Expedition. Mein Signor Gualvani, der Hüter der Wissenschaft auf dem Ätna, hatte natürlich auch sein Tier. Darauf saß er wie auf einem kleinen Kameel, zwischen zwei großen Säcken voll Grünzeug und anderer Nahrung, teils für die Maultiere, teils für die Menschen; beides unterscheidet sich hier nicht wesentlich voneinander. Mit einem langen Alpenstocke, den er querüber trug, und der spitzen Kapuze, die er dann später über den Kopf zog, machte das Bild auf den weiten, fast ebenen, wüsten Feldern aus vulkanischem Sande, der im Winde riffelnd verweht wurde wie der Sand in der Wüste, oder auch in dem ebenso öden Trümmergewirr der Blocklava wirklich den Eindruck einer Wüstenkarawane. Hinter den Maultieren her trabten der Träger und der Treiber. Wir waren also unser vier.

Vergletscherung eingetreten. Als Zimmertemperatur wies dieses gastliche Haus zwei Grad unter Null auf. Ich wagte die Bemerkung, daß das für einen so großen Vulkan etwas wenig sei und wohl die „Zentralheizung“ in Unordnung gekommen sein mußte. Es war die höchste Zeit, daß man dem alten faulen Riesen einmal aufs Dach steigen und in den Schornstein gucken kam. Seit 1899, also seit vier Jahren, hat er sich nicht gerührt. Damals hatte er am 19. Juli eine mächtige Eruption, als gerade mehrere Herren von der Sternwarte in Catania oben waren. Gewaltige Bomben prasselten auf die Kuppel herab, die sich jetzt über uns wölbte, und beschädigte sie erheblich. Heute aber war es ganz still da oben. Nur von Zeit zu Zeit hörten wir ein leises Prasseln gegen die Fensterscheiben, wie von Graupeln oder kleinen Hagelkörnern. Dann trieb der Wind Asche aus dem 400 Meter über uns — unsichtbar — liegenden höchsten Kegel herab.

Nun hieß es, sich hier häuslich niederlassen, denn an eine Besteigung war wegen des Nebels heute nicht mehr zu denken, während wir wohl Zeit genug dazu gehabt hätten.

Es war vier Uhr bei unserer Ankunft. Die ganze Reise hatte also mit allen Aufenthalten von Nicolosi an etwa sieben Stunden in Anspruch genommen. Zuerst mußte der Schnee notdürftig entfernt werden. Dann wurde auf einem großen Bronzebecken von klassischer Formeneinfachheit ein Holzkohlenfeuer mitten in der Stube angemacht. Seine Wirkung mag dadurch illustriert werden, daß ich am späten Abend statt der zwei Grade unter Null deren eben so viele über Null vorfand. Wir drei gruppierten uns romantisch um dieses Feuer herum. Die auftauenden Stiefel dampften behaglich, die Hände waren nach einer halben Stunde auch wieder zu etwas zu gebrauchen. Etwas zur inneren Erwärmung zusammenzubrauen, etwa eine Erbswurstsuppe, die Wohltat aller Touristen in unseren dreimal gebenedeiten Alpen, davon war gar keine Rede. Man durfte ein Stück trockenes Brot essen und Wein dazu trinken. Der Ätnawein ist feurig, aber nicht, wenn er zwei Grad unter Null hat. Eine Apfelsine hatte ich mir mitgenommen. Alles mußte erst am Feuer auf eine genießbare Temperatur gebracht werden. Eine angenehme Abwechselung verschaffte uns ungefähr von Minute zu Minute der Träger, welcher in das Feuer spuckte oder sonst Abfälle hineinwarf; das gab dem Milieu sein charakteristisches Parfüm. Aber Signor Gualvani ist ein gebildeter Mann, der nur in die Stube spuckt. Spucken freilich muß der Italiener, das hat er nun einmal von den Vulkanen gelernt, die sich in dieser Hinsicht ja auch nicht genieren. Die eruptiven Geräusche bei diesen menschlichen Vulkanausbrüchen sind nicht minder erstaunlich. Die Leute hatten sich etwas Fleisch mitgebracht. Das rösteten sie nun direkt auf den Kohlen und als Salz diente die anhaftende Asche.

mal in die Höhe; ein erst gurgelndes, dann pfeifendes und heulendes Geräusch. Dann kommen die Bomben herunter — huiiitrrrboum boum trra trra trrr, so sausen sie durch die Luft und schlagen auf und kollern den Abhang hinunter. Aber es lassen sich diese wunderbar ausmalenden Naturlaute nicht in Buchstaben umsetzen. Nun die Angst vor den Steinen, er schützt sich mit vorgehaltenen Armen und aus Verzweiflung selbst mit dem Rocke; er duckt sich, schreit vor Schmerz, der Rock brennt an, das stinkt, alles wird köstlich ausgemalt. Dann wird es wieder einen Augenblick ruhiger. Die Neugierde packt ihn. Er schleicht sich langsam näher zum eben geborenen Krater heran; er verbrennt sich die Stiefel und die Füße auf den heißen Steinen; einen Augenblick schaut er hinab in den fürchterlichen Schlund: Eine neue Eruption; er stürzt davon und fällt betäubt zur Erde. Schluß der Vorstellung. Signor Gualvani sollte sich als Vulkanimitator sehen lassen; er würde ein „Bombengeschäft" machen. Und diese Sprache der Vulkane ist international.

Aber nun weiter hinauf! Noch eine weitere Stunde tragen uns die Maultiere. Dann wird der Schnee zu tief. Die Maultiere sind gescheit, sie gehen nicht durch Schnee, eher legen sie sich auf den Rücken, also mit dem Teile nach unten, auf dem wir uns augenblicklich befinden, und das ist nicht angenehm. Also absteigen. Die Tiere gehen mit dem Treiber nach der Cantoniera zurück und der Träger hat nun auch noch die Maultierlast auf sich. Der Schnee wird immer tiefer, bis wir übers Knie hinauf in ihm waten, und das geht so noch zwei Stunden lang. Endlos dehnen sich die Schneefelder; man hat jetzt durchaus den Eindruck wie auf den großen Firnfeldern der Hochalpen weit über den Gletschern. Nichts, gar nichts erinnert an einen Vulkan, den wir hinaufkriechen. Es kommen die Nebel, wie im Gebirge. Nichts als Schnee und Nebel, durch welchen sich die Reihe der Telegraphenstangen, die zum Observatorium führen, von denen aber der Winter die Drähte gerissen hat, wie eine Riesenschlange windet, welche sich in die Unendlichkeit verliert.

Endlich tauchte durch den Nebel die weiße Kuppel des Observatoriums auf, die auf einem schwermassiven, einstöckigen Unterbau ruht und jetzt zur Hälfte im Schnee vergraben war. Der Winter hatte die Türen fester verschlossen, als es erwünscht war. Wir mußten das Observatorium erst eine halbe Stunde in Belagerungszustand versetzen, ehe wir Einlaß erhielten.

Wie froh ist der Alpinist, wenn ihn die gastliche Hütte aufgenommen hat! Aber hier war mancher Tropfen Wermut (leider nicht di Torino) in den Kelch der Freude gemischt. Durch die dicht verbarrikadierten Fenster war trotz alledem der Schnee gedrungen, der in feinster Qualität handhoch auf dem Boden lag; an vielen Stellen war auch

schneidender Wind, der von der anderen Seite herüberbläst, daß einem Hören und Sehen vergeht. Zehn Grad unter Null, hier im sonnigen Italien, auf dem mächtigsten aller Feuerberge Europas! Wenn Kontraste interessant sind, so war es also diese Situation im höchsten Maße. Aber ich hätte diese Überraschung gern entbehrt. Man konnte sich auf dem Kraterrande kaum halten. Mit zitternden Händen, gegen meinen treuen Begleiter gestützt, habe ich ein paar Aufnahmen vom Kraterinnern gemacht; sie werden kaum gelungen sein. Nur noch einen Blick! Es war wohl ein gewaltiges Schauspiel! Fast senkrecht fallen die Wände des mehr als fünfhundert Meter im Durchmesser fassenden Kraterloches ab, unten sich zu einem engen Trichter zuspitzend, der völlig geschlossen zu sein scheint. Nur wenige Menschen dürften bis zu dieser letzten Tiefe hinabschauen; uns erlaubte es diesmal der scharfe Wind, welcher die Dampfwolken aus dem Riesenkessel blies, aus dessen Flanken es beständig zu- und abnehmend hervorbrodelte in mächtigen, wirbelnden Dampfwolken, ein wildes Arbeiten der nur zeitweilig gefesselten Mächten des unterirdischen Feuers. Aber eigentliche Ausbrüche fanden nicht statt während jener zwei bis drei Minuten, die es möglich war, oben auszuharren.

Unerbittlich zwang uns der Sturm zum Rückweg. Um ½ 6 Uhr begann der Abstieg. An einer windgeschützten Stelle warfen wir einen Blick auf die Landschaft unter uns. Erstaunt bemerke ich, wie die hohe, dunkle Wand, die ich beim Aufstieg rings den Horizont umspannen sah wie eine mächtige Wolken- oder Nebelwand, das Meer war, welches sich nun in den Strahlen der aufgehenden Sonne schärfer abhebt. Es gibt wenige Berge von gleicher Höhe, die sich unmittelbar aus dem Meere erheben. Der Horizont erhebt sich zu ganz ungewohnter Höhe. Das merkt man auf den hohen Alpengipfeln nicht, weil man diese Höhe der schon hochliegenden umgebenden Landschaft zuschreibt. Hier auf dem Ätna hat man den Eindruck, die Erde sei eine ungeheure, nach oben gewölbte Schale, ganz umgekehrt wie die Kugelgestalt der Erde es uns erwarten lassen möchte, und das Meer steigt gegen das Himmelsgewölbe empor. Auf der anderen Seite liegt das ganze Gewirr der sizilianischen Berge tief unter uns, von den Flußläufen durchzogen. Hunderte von Ortschaften, das Landkartenbild der hervorragenden Gipfel, hier aber nicht unterbrochen von dem unvergleichlichen Reiz der Gletschernatur in unseren Alpen. Ein großes, kein schönes Bild.

Um 11 Uhr waren wir an der Cantoniera, nachdem wir uns noch im Observatorium aufgehalten hatten. Wir bestiegen wieder unsere braven Tiere. Durch Lavafelder und mehr und mehr grünende Natur ging es weiter herab. Um 3 Uhr Ankunft in Nicolosi. Dort ging's mit einem Wagen nach Cantania. In kaum zwölf Stunden waren 3270 Meter Höhendifferenz erledigt. Ich habe mich in meinem Leben

Wir waren in die Urzustände der Menschheit zurückgekehrt. Endlich entschloß man sich, den mitgebrachten Kaffee in einer Kasserolle, die schwarz wie der Krater des Ätna aussah, auf die Kohlen zu stellen. Ach, dem Himmel sei Dank, nun werde ich endlich etwas Warmes in den vom Frost durchschüttelten Körper bekommen. Der Träger schürte das Feuer durch Wehen mit seinen Rockschößen. Bums! Da hatte er die Kasserolle umgeworfen und ich mußte mich mit dem Dufte des Kaffees begnügen, der uns höhnisch schmeichelnd umbraute. Es gibt nicht viele größere Enttäuschungen in meinem Leben.

Das Bett betrachtete ich nun als meine einzige Rettung. Der Herr Direktor hatte mir sein eigenes zur Verfügung gestellt. Ein ordentliches Bett kultivierter Herkunft auf 3000 Meter, das wäre gewiß etwas Einladendes gewesen. Aber man bedenke, daß der Schnee in der Stube lag und hier nach wie vor Minus zwei Grad herrschten. Nur aus Rücksicht auf das Direktorialbett zog ich die Stiefel aus, sonst nichts, und so verbrachte ich die Nacht, weiter geschüttelt vom Frost, ohne Schlaf, ein klägliches Opfer meiner Pflicht, jawohl, lieber Leser, meiner Pflicht gegen euer Hochwohlgeboren.

Um vier Uhr früh hinaus. Der Leser glaubt wohl, daß ich mit der Toilette diesmal nicht viel zu tun habe; ich war ja angekleidet. Aber die Nagelschuhe waren inzwischen zu Eisklumpen zusammengefroren. Wie schwer mußte ich meine zarte Rücksicht auf das schöne Bett bezahlen! Den vereinten Kräften von sechs Fäusten gelang es schließlich, mich gestiefelt auf meine „Eisbeine" zurückzuversetzen. Das Wetter war wieder schön geworden. Ich dachte, daß ich mich nun schon genügend an die Kälte gewöhnt hätte, und hüllte mich nur in meinen Lodenmantel, der mir sonst auf Gipfeltouren immer genügt hatte. Der Wind war am Observatorium nicht zu stark. Es ging nun den eigentlichen Krater steil hinan, so etwa, wie beim Vesuv. Aber es sind die ganzen 400 Meter hier zu steigen; am Vesuv besorgt das die Funiculare (Drahtseilbahn). Es war also anstrengend, obgleich der Boden hier nicht so sehr mit Asche überschüttet ist wie am Vesuv. Schnee sieht man nur wenig. Zum Teile mag das daher kommen, daß das Terrain zu abschüssig ist, zum größten Teile aber ist nun doch die deutlich merkbare „Zentralheizung" daran schuld. Man begegnet tüchtig arbeitenden Fumarolen und an einzelnen Stellen zeigt sich die wunderbare Kontrastwirkung, daß es mitten aus Öffnungen im Schnee hervordampft. Wir bekommen häufig die Nase voll beißender Dämpfe. Mehr und mehr nähern wir uns dem obersten Rande dieses mächtigsten Altars des Donnergottes, aus dem es kräftig hervordampft.

Endlich, endlich ist das höchste Ziel meiner ganzen Reise erreicht! Wir sind auf dem Gipfel des Ätna! Der erste Eindruck ein furchtbar

Wie steht es nun aber mit den anderen Deutschen, wie mit den Norddeutschen, die uns alle mitsammen nie verstehen wollen? Denen ist die Innviertler Redeweise völlig unverständlich?

Wir sagen: Gerade deshalb sollen sie ihn lesen. Haben wir Süddeutsche etwa den Fritz Reuter zurückgewiesen, weil er „plattdütsch" geschrieben? Haben wir erst auf Übertragungen gewartet? Kommentierte Ausgaben genügten. Und warum sollten es Pfälzer, Sachsen, Pommern nicht der Mühe wert finden, sich unser Innviertlerisch anzusehen, um Franz Stelzhamer — unsern, den süddeutschen Fritz Reuter[1]) — kennen zu lernen? Warum nicht einige Stunden oder Tage dem Studium und der Lektüre einer süddeutschen Mundart widmen? Mecklenburger und Innviertler, äußerlich soweit voneinander entfernt, würden durch dieses Sichkennenlernen ihrer, gerade beim Innenmenschen in so vielen Punkten hervortretenden Nationalverwandtschaft inne werden. Man kann sich leicht in eine Mundart „einlesen".

Dies also wären immerhin die geringsten Schwierigkeiten[2]) — Hauptgrund bleibt, daß man bei uns selbst den großen Dichter Franz Stelzhamer noch nicht nach Gebühr hat schätzen lernen; nicht zuletzt aus

---

[1]) Oder noch besser, den Jüngeren den norddeutschen Stelzhamer zu nennen. Die Red.

[2]) Franz Stelzhamer etwa ins Hochdeutsche zu übertragen, dürfte keinen rechten Erfolg haben. weil es schier unmöglich, ohne gleichzeitig das beste an ihm zu zerstören oder doch abzuschwächen. Und da gilt wohl Luthers Wort vom dolmetschen; sagt er nicht ungefähr, „ein gar gläubig, fromm, fleißig und gelahret Hertze" gehöre dazu! Das beste bleiben glossierte Ausgaben; für die Landesfremden Dialektwörterbücher. Ist doch Stelzhamer eine wahre Fundgrube für den germanistischen Forscher. Wie interessant für einen solchen sind doch die sich aus der Lektüre der beiden Mundarten ergebenden ethymologischen Übereinstimmungen bei zahlreichen Ausdrücken und Redewendungen des oberösterreichischen und des mecklenburgischen Dialektes. Eine kleine Auslese sei (versuchsweise) im folgenden gegeben.

| Niederdeutsch: | Oberdeutsch: |
|---|---|
| Allmeindag | mein Lebtag |
| vertellen | ver(vo=)zölln (erzählen) |
| Weinkauf | Leihkauf (der nach geschlossenem Handel zum besten gegebene Trunk) |
| Weihdag | Wehdoan (Schmerz) |
| en Dalerne föftig | vgl. „Stuck a fufz'g" |
| leg | lötz (schlecht) |
| hendal | hidan (seitwärts hinab) |
| rug (rauh) | Ruach (rauher Geselle) |
| (ab=)marachen (=mühen) | Aracht! (Arbeit) |
| mör | mar (mürbe) |
| Jug | Enk (You, Euch) |
| süs | sist (sonst) |
| föddern | federn (fordern) |
| verleden (vorig) | verten (voriges Jahr) |
| Fründschaft | Freundschaft (für „Verwandtschaft") |
| achter | aschling (von rückwärts) |
| Dat Öller | 's Ölter (Alter) |
| Gewirk | G'wirkst (Getreibe, Gedränge) |
| ehr (3. P. Pl.) | eahn (ihnen) |
| Manschin | Man(schein) Mond |
| täuwen | beiten (zuwarten) (Metathesis!) |

Dies nur als ein kleiner Wink für die Fülle von Stoff, die sich dem Philologen und Ethymologen bietet.

Der Verfasser.

noch nie so heruntergekommen gefühlt. Das ist ein alter Witz, aber wem er just passieret . . . Mir war wirklich erbärmlich zumute. Oben 10 Grad unter Null, nach zwölf Stunden 35 Grad Temperaturunterschied. Dabei nichts Ordentliches zu essen auf dem Wege.

Heute, acht Tage nach dieser Parforcetour, werde ich noch immer alle fünf Minuten an den Ätna erinnert, indem mein inneres Wesen in einer Weise, die der Wissenschaft ebenso rätselhaft geblieben ist wie die vulkanischen Eruptionen selbst, sie nachzuahmen strebt: Meine Nase ist zu einem kleinen Ätna geworden; heftige Eruptionen mit schallendem, zischendem, sprudelndem Getöse und schreckliche Lavaergüsse zeigen sich mit einer Regelmäßigkeit, die nur vom Stromboli übertroffen wird.

„N. W. Tagblatt."

# Franz Stelzhamer, der süddeutsche Reuter.

Versuch kritischer Parallelen von **Ludwig Fernbach.**

„Jede Provinz hat ihren Dialekt; denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft." Goethe.

Als er hundert Jahre alt geworden, haben sie ihn wieder hervorgeholt. — Wohl klang nun sein Name wie ein Posaunenton durch das deutsche Österreich. Alle nannten ihn, viele rühmten seine Werke, manche sangen ihn — und einige griffen zu seinen Schriften.

Wohl hielten sie Vorlesungen und schrieben Biographien, wohl stellten sie seine Büste in die Schauläden, malten sein Antlitz auf die Postkarten und sammelten für ein Denkmal. Alle Ehren eines heimgegangenen Dichters erwiesen sie ihm. Sie glaubten das Mögliche getan zu haben: Aber das Wort haben sie nicht ausgesprochen das eine, das gerechte, das befreiende Wort:

„Einer der größten Dichter des deutschen Volkes!" Und von den Liederdichtern unter den allerersten! — Kein Hauspoet „in oberösterreichischer Mundart", sondern eine literarische Erscheinung von nicht bloß heimatgeschichtlicher, sondern eminent kulturhistorischer Bedeutung.

„Zugegeben," wird man uns entgegnen, „Stelzhamer verdient, allen Deutschen bekannt zu werden; aber, es geht nicht an — die Sprachschwierigkeiten sind zu groß." —

Es ist richtig, daß manche Ausdrücke Stelzhamers, — Piesenhamer Idiotismen — selbst von gebürtigen Oberösterreichern nicht immer sofort verstanden werden: dem helfen aber ein guter Vortrag und für die Lektüre, wie es auch in den neueren Ausgaben geschehen, einige Fußnoten hinreichend ab.

Ebenso stolz aber können die Süddeutschen, kann der deutsche Stamm in Österreich auf seine treu erhaltene Art und Sprache sein. Und ebenso hoch dürfen die Oberösterreicher, dürfen wir alle unseren Franz Stelzhamer stellen, der dem Fritz Reuter, wenn auch nicht in jeder Einzelheit gleichkommend, so doch in der Summe seiner künstlerischen und kulturhistorischen Bedeutung vollkommen ebenbürtig ist und gleich ihm den Allerersten zugesellt zu werden verdient.

Wir haben Reuters Namen genannt, eines Erzählers und Humoristen, dessen Ruf weit über Deutschlands Grenzen reicht.

Fritz Reuter schrieb in niederdeutscher Mundart. Aber ebenso, wie Stelzhamers Sprache nicht etwa mit dem weiteren Begriffe des sogenannten österreichisch-bayrischen Dialektes identisch ist, sondern als das spezielle Idiom seiner Innviertler Landsleute und von diesem Idiome wieder als die sprachliche Spielart eines enger begrenzten Kreises, nämlich seiner Heimatsgegend Piesenham, erscheint, so schrieb auch Fritz Reuter nicht das „Platt" im allgemeinen Sinne, sondern die besondere Mecklenburger Mundart, und auch hier ist es wieder die Redeweise einer ganz bestimmten Gegend Mecklenburgs; er schrieb eben, wie seine Landsleute in Teterow, Güstrow, Lübz, in Kahlen, Ludwigsburg, Wahren u. s. w. sprechen.

Und der Umstand, daß Reuters Ruf trotzdem ein solch allgemeiner ist, spricht allein schon dafür, daß diese Engbegrenztheit des dichterischen Schauplatzes und die dadurch bedingte Besonderheit der Sprache durchaus kein Hindernis für die allgemeine Verbreitung von Mundartdichtungen bildet, sondern daß vielmehr gerade in dieser Bodenständigkeit und dadurch bedingten Ursprünglichkeit ihre beste Kraft wurzelt.

Stelzhamer und Reuter haben aber auch noch andere charakteristische Züge gemein, die dem Leser der beiden in stellenweise geradezu frappanter Weise entgegentreten.

Wir brauchen nicht erst die theoretischen Aufsätze zu lesen, die von beiden gelegentlich über das Wesen der Mundartdichtung geschrieben worden sind, um ihnen in der Geschichte des deutschen Schrifttums ihren Platz anzuweisen als Begründer der Mundartdichtung in Ober- und Niederdeutschland; denn diese ist erst durch sie zur Blüte gekommen, doch die beiden Meister hat kein Epigone übertroffen.

Reuters Stärke liegt im Humor. In Fritz Reuter findet der sprichwörtliche, der goldene deutsche Humor seinen großartigsten Interpreten.

Ist auch Stelzhamer nicht vorwiegend Humorist, so besitzen wir von ihm doch eine Reihe von Perlen des köstlichsten Humors.

Stelzhamer wie Reuter weisen in den Äußerungen des Humors die Art ihrer beiderseitigen Landsleute auf: Reuter schwingt, der rauheren Weise seines nordischen Stammes entsprechend, nicht selten die Geißel der

dem törichten, durchaus unberechtigten Gesichtspunkte, solch ein „Volksdichter" sei etwa ein Poet minderer Kategorie: Da haben die Niederdeutschen, die Norddeutschen, ihren Volksdichter Reuter mit ganz anderen Augen angesehen, und ihn nicht etwa als „Dichter dritter Klasse" auch so „mitlaufen" lassen. Der Grund hierfür liegt allerdings zunächst in dem höher entwickelten Freiheits- und Stammesbewußtsein der Niederdeutschen, die ihr ureigenes Wesen in Reuters Dichtungen niedergelegt fanden und ihm zujubelten, der Grund liegt ferner in dem stärker ausgeprägten Mannesstolze des Norddeutschen, der so elementaren Ausdruck findet in Reuters herrlichem demokratischen Sturmliede:

De Eikbom.

Ick weit einen Eikbom, de steiht an de See,
De Nurdstorm, de brus't in sin Knäst;
Stolz reckt hei de mächtige Kron' in de Höh;
So is dat all dusend Johr west.
Kein Minschenhand
De hett' em plant't;
Hei reckt sick von Pommern bet Nedderland.

Ick weit einen Eikbom vull Knorrn und vull Knast,
Up denn fött kein Bil nich un Ärt.
Sin Bork is so rug und sin Holt is so fast,
As wir hei mal bannt und behert.
Nicks hett em dahn;
Hei ward noch stahn,
Wenn wedder mal dusend von Johren vergahn.

Und de König un sine Fru Königin
Un sin Dochter, de gahn an den Strand:
„Wat deiht dat förn mächtigen Eikbom sin,
De sin Telgen reckt öwer dat Land?
Wer hett em plegt,
Wer hett em hegt,
Dat hei sine Bläder so lustig rögt?"

Und as nu de König so Antwurt begehrt,
Trett vör em en junge Gesell:
„Herr König, ji hewwt jug jo süs nich drüm schert,
Jug Fru nich, un juge Mamsell!
Kein vörnehm Lüd
De hadden Tid,
Tau seihn, ob den Bom ok sin Recht geschüht

Un doch gräunt so lustig de Eikbom up Stuns,
Wi Arbeitslüd hewwen em wohrt;
De Eikbom, Herr König, de Eikbom is uns',
Uns' plattdütsche Sprak is't un Ort.
Kein vörnehm Kunst
Hett' s' uns verhunzt,
Fri wüssen s' tau Höchten ahn Königsgunst."

Rasch giwwt em den König sin Dochter de Hand:
„Gott seg'n di, Gesell, för Din Red'!
Wenn de Stormwind eins brus't dörch dat dütsche Land,
Denn weit ick 'ne sekere Städ:
Wer eigen Ort
Fri wünn un wohrt,
Bi denn is in Not Ein taum besten verwohrt."

Aus Reuters angezogenem Gedichte (Läuschen un Rimels II) das folgende:

. . . „Na, einmal kamm ick nah en Urt —
De Stadt liggt dicht an de Tollens' —
Dor spelt ick desen Whist denn mit.
Min Mann, dat was oll Möller Curd,
Min Achtermann was Bäcker Mens',
Un de Burmeister un oll Smidt,
De wiren beid' uns' Gegenpart.
Na, as nu 'rümmer gewen ward,
Dunn seggt oll Smidt; „Na, so as süs."
Un as nu All'ns in Ordnung is,
Dunn seggt oll Curd: „Ick kann't den Herrn
Nah mine Kort g a u d äwerlaten,"
Und ward mi up de Tehnen peddén[1]).
Ick kik nu rin in mine Kort
Un finn dor söß von eine Ort,
Un segg denn nu: „Na, ick mak Pik." —
„„Holt!"" röppt min Achtermann tauglik,
„„Wat Pik? Hei will jo Grang abs'lut.
Wenn Sei't Herr Curd g a u d äwerlett.
Denn wis't[2]) hei Sei[2]), dat hei wat hett. —
Wir spelen Grang[3]); nu man h e r u t!""
Dat durt nich lang', dunn bün ick an[4]),
Ick spel Pik Dam' un krig den Stich.
„Man wider[5])," seggt min Aed[6]), Herr Curd.
Ick spel nu Kreuz, hei kickt mi an:
„Herr," seggt hei, „dat verstah ick nich,
Ick segg: man wider, wider furt!
Un Sei, Sei spälen mi Kreuz Säben?"
„„Ja,"" seggt min Achtermann, „„Sei möten
En beten beter[7]) Achtung gewen
Un up dat hören, wat hei will.""
Dat nächstemal kümmt Trumpf in't Spill.
Oll Curd, de ward mi eklich stöten[8]),
Un seggt dortau: „Na, man h e r u t!"
Un ick spell R u t e n = K ö n i g[9]) ut.
De König, de behöllt den Stich;
Un Curd, de seggt: „Verstahn Sei nich?
Ick segg tau Sei: „Nu man h e r u t!" —
„„Woll,"" segg ick, „„ick verstah Sei — j a!""
Un spel de D a m i n R u t e n nah.
Dunn smitt oll Curd de Korten hen
Un springt vör Bosheit hell in En'n[10])
Un röppt dortau in vulle Wut:
„Sei spelen just so as en Snider,
Mit Sei spel jo der Deuvel wider!
All[11]) dreimal segg ick: M a n h e r u t!
Un spelt doch keinen T r u m p f nich ut!"

Von gleichem Geiste, von gleichem Temperamente sozusagen sind diese beiden Darstellungen aus dem ländlichen und kleinbürgerlichen Milieu belebt. In ihren Neigungen und Leidenschaften nähern sich eben die Stämme ein und desselben großen Volkes einander am meisten.

Dort, wo die beiden Dichter von der Liebe, vom ländlichen Verkehre der Geschlechter ihren Stoff nehmen, wissen sie die reizendsten Töne zu finden; und hier tritt es wieder deutlich zutage, daß beide, Stelzhamer wie Reuter, diesen Stoff in gleicher Weise behandeln: Bei beiden dieselbe Ursprünglichkeit, worin das Empfinden ungekünstelter Naturen wiedergegeben wird.

Aus Stelzhamers reizendem Duett „Dö narrisch Liab" („Aus da Hoamat" VII, Seite 82):

Er: „I han di liaber als Haus und Hof
Und als mein Bött, in den i schlof,
I han di liaber als Roß und Wag'n,
So liab, i kann das go nöt sagn!

Sie: I han di liaba, wos d' Goas und Kuah,
Und gab s' ah Mihlö nuh so gnua;
I han di liaber, wos Schmalz und Rahm,
So liab, o mein, du glaubst es kam.

[1]) Auf die Zehen treten. [2]) weisen, zeigen; Sei = Sie = Ihnen (Dativ und Akk. Pl. werden im Platt regelmäßig verkehrt gebraucht). [3]) Grand. [4]) an der Reihe. [5]) nur weiter! [6]) Äde = Spielgenosse. [7]) ein bißchen besser. [8]) wird mich (lästig) stoßen = stößt mich (ethisches Futur.); ebenso ist „eklig" ein „geflügeltes Wort". [9]) Rauten-(Rhombus-)König entspricht dem Carreau der französischen Nomenklatur. Der Verfasser. [10]) vgl. „Frei auf d' Höch". [11]) Schon.

Satire (vgl. „De Haasenuhren") — Stelzhamer tippt mit der Gerte gutmütigen Spottes; denn Gutmütigkeit ist ein Hauptcharakterzug des Süddeutschen, besonders des Österreichers (vgl. „Dös anbrennt Rosl").

Die Berührungspunkte der beiden Dichter dürften wir am besten an der Hand ihrer Werke durch Parallelzitate veranschaulichen. Zu diesem Zwecke eignen sich die kleineren Dichtungen, und zwar wählen wir für Stelzhamer dessen „Lieder-" und „Neue Gesänge" in obderennsischer Volksmundart, für Reuter dessen „Läuschen un Rimels" (plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart), die so recht alle Vorzüge und Eigenheiten seiner Kunst an sich tragen.

Wie jene Stelzhamers, waren auch Reuters Werke zunächst für seine Heimatgenossen bestimmt. Mecklenburgische Orte, von denen sonst kaum jemand Kunde hat, bilden fast ausschließlich den Schauplatz seiner Erzählungen, Humoresken, Schnurren und Anekdoten. Gar manche seiner Gestalten und Typen sind in analoger Weise bei Stelzhamer anzutreffen. Da sind die „Spitzen der Gemeinde": Pfarrer, Schulmeister („Köster"), Notar, der Bader — die „Honoratioren" des Dorfes. In jenen Fällen, wo beide Dichter ein und dasselbe spezielle Thema behandeln, zeigt sich eine überraschende Ähnlichkeit in der humoristischen Grundstimmung. Angeführt sei Stelzhamers „Da Spiellump", das ein ländliches Charaktergemälde genannt werden darf, und Reuters „Dat nige Whist" (Das neue Whist).

Wir würden am liebsten die bezüglichen Zitate der Anschaulichkeit halber vollständig bringen; doch die Ökonomie des verfügbaren Raumes gestattet nur einige Strophen als Leseproben.

Aus Stelzhamer „Da Spiellump" (Franz Stelzhamers mundartliche Dichtungen I: „Aus da Hoamat", VII, Seite 95):

. . . 'n Sunda nah'n Össen,
Da kemman ma zsamm,
Dö rarasten Manna
Vo Graoßspiesenham.

. . . Aft ruckt gschwind an iada
Af a Seit um an Tisch —
„Geh Jagerl, wer ausgat,
Laß ahöbn und misch!"

I höb ma d' Schellnbahna,
Da Knecht höbt sö d' Sau,
Da Mitlo 'n Greankini,
'n Achta da Bau.

I denk ma, d' Schellnbahna
Bodeut't, daß's ma glückt;
Kriag a Drümpfl und schlag;
Awa richti! wir zwickt. —

„Dö ersten Hund tränkt ma!"
Soat da Bau und zoicht ein,
I gib aft und denk ma,
We woaß 's, kann schan sein!

Und schauts na, koan oanziga
Traut sö nöt z'spieln,
Jo! da derisch Mitlo
Macht a Faust an zun Milln:

„Traut sö koana, thua 's i!"
„Und i ah! Gi na he!"
„Grean!" — „Kann nöt affi!"
„Drumpf! — Drumpf! — Zwickt!" — „Auweh!" . . .

man aus den vorliegenden Beispielen sich leicht überzeugt, bei Stelzhamer vorwiegend das Gefühl zu Worte kommt, bei Reuter der Schalk die Oberhand behält.

In Derbheit und Freiheit des Ausdruckes gibt Reuter Stelzhamern nichts nach, im Gegenteile wirkt sein Humor stellenweise geradezu verblüffend durch die kräftige Drastik. (Vgl. „Wer is kläuker?" L. u. R.)

Diese Drastik des Ausdruckes und Witzes hat Reuter mit Karl Stieler gemeinsam, dem erfolgreichsten Humoristen, der in oberbayrischer Mundart schrieb. Stelzhamers Humor dürfte sich am besten durch den Vergleich mit jenem Stielers charakterisieren lassen.

Auch Stieler schöpft aus dem bäuerlichen Leben. Gestalten aus Dorf und Einöd, kleine Vorkommnisse, Zufälle, Freuden und Widerwärtigkeiten — das finden wir mit glücklichem Humor von ihm herausgegriffen und dargestellt. Doch ist Stelzhamers Humor wieder nicht der Stielers.

Dieser bringt köstliche, kleine Bauernanekdoten, kurze kräftige Witze, wahre Schlager, die den Zuhörer unfehlbar zum Lachen bringen. Stielers Gestalten und deren Schwänke gehen oft ins Derbkomische, Drollige, Hyperbolische, Tolle. Stelzhamers Humor dagegen erzählt breit und behaglich und noch gemütlicher als Stieler. „Kürze ist des Witzes Seele." — Allerdings, und das hat Stieler entschieden Stelzhamer gegenüber voraus. Dies begründet sich einfach: Stieler zeigt uns meist einen lustigen Gedanken, einen närrischen Einfall, einen „Aufsitzer" eines seiner Bauern in ihrer Schwere und Ungeschlachtheit, Biederkeit und Verschmitztheit, Dummpfiffigkeit und fabelhaften Naivetät: Stelzhamer gewährt uns auch bei seinen humoristischen Sachen einen Einblick in das Innenleben seiner Leute. Stieler zeigt uns deren Witz oder Blitzdummheit — Stelzhamer immer die Seele. Und deshalb ist er der Tiefere. Sein Humor ist freundlich, oft harmlos und doch lacht auch bei ihm der Schalk heraus; Stielers Humor ist schärfer, satirischer von Haus aus. Dieser liefert gelungene Skizzen, Silhouetten und Karikaturen mit wenigen, sicheren Strichen — jener sorgfältig ausgearbeitete Federzeichnungen. Man vergleiche z. B. Stelzhamers: „Da G'focktö", „Dö b'sunda Liab", „D'Abförtigung" mit Stielers[1]): „Derschlag'n", „Zum Abschied", „Der Augenblick".

Als kleine Belege für die eben gezogene Parallele mögen die beiden folgenden Scherze gelten:

Stelzhamer:

G'sangl.

I kennat wol oane,
Dö g'fallat ma schan:
Is a rundpunkats Doandel
Vo hint und voran!

Vo hint und voran
Is 's a rundpunkats Doan
Und i hör, sie braucht ehnta
Zun Duizat nuh oan. —

1) Aus „Habts a Schneid?!"

Er: I han di liaber als d' Kreuzkapelln,
Ols Fegfoi zsamt dö orma Seeln,
I han di gern, wiar i d' Muada han
Und — schier nuh liaber ann und dann.

Sie: I han di gern wia man Raosenkranz —
Na! Michl, na! na dert nöt ganz;
Du bist ma liaba als Goten und Göt,
Nur sagn, sagn mußt as neamden nöt! . . . .

**Und dieselbe Unmittelbarkeit und Naivetät im Gegensatze zu der falschen Sentimentalität gezierter Städterpuppen, dieselbe herzinnige Einfalt, die uns im vorstehenden Liede Stelzhamers ergötzt, spricht uns im nachstehenden Reuterschen an:**

Wat wull de Kirl? (Was wollte der Kerl?)

Ne Fiken,[1]) denk di, wo't[2]) mi gung! —
As't gistern an tau schummern[3]) fung,
Dunn gah ick hen nah'n Water halen,
Un as ick kam nah unsen Sod[4]),
Dunn steiht en Kirl dor, rank[5]) und grot,
Un smuck von Kopp bet up de Sahlen.
Hei kickt mi an,
Ick kik em an,
Hei seggt mi nicks,
Ick segg em nicks,
Un lat min Emmern[6]) in den Sod.

Und as de Emmern nu sünd vull,
Un ick nah Hus nu gahn wull,
Dunn kümmt de Kirl - un denk di Fiken! -
Dunn helpt hei mi de swore Dracht
Ganz frindlich up un strakt[7]) mi sacht
Un ward mi in de Ogen kiken.
Hei kickt mi an,
Ick kik em an,
Hei seggt mi nicks,
Ick segg em nicks,
Un nem de Emmern up un gah.

Un as ick gah de Strat hendal,
Dunn geiht de Kirl nu denk di mal! —
An mine Sid entlang de Straten,
Un as ick sett min Emmern hen,
Dunn kümmt hei' ran un ward mi denn
Ganz leiw in sine Armen faten[8]);
Ick kik em an,
Hei kickt mi an,
Ick segg em nicks,
Hei seggt mi nicks,
Un ick gah wider hen nah Hus.
Un as ick an de Husdör kamm
Un mine Dracht herunner namm
Un set't[9]) min beiden Emmern nedder,
Dunn namm hei mi in sinen Arm
Un drückt un herzt und küßt mi warm —
Un denk di mal — ick küßt em wedder.
Hei kickt mi an,
Ick kik em an,
Hei seggt mi nicks,
Ick segg em nicks;
Dunn kamm uns' Fru taum Hus herut,
Dunn was dat mit dat Küssen ut. —
Nu segg mi mal, wat wull de Kirl?"

**Stelzhamer hat ferner mit Reuter die Anschaulichkeit, die Plastik gemein, womit die beiden dem Leser, dem Zuhörer, jede Situation, jede Szene beleben, vor Augen führen, mit frischer Impression hinwerfen. Man vergleiche Stelzhamers so sangbares Duett „'s Flöckerl" („A. d. H." VII, S. 78) mit dem so derben und doch so dezenten Scherze Reuters: „Wat sick de Kauhstall vertellt".[10]) (Läuschen un Rimels II.)**

**Schon in diesen kleinen vorangeführten Gedichten finden wir, um mit den Modernen zu sprechen, das Milieu so unnachahmlich festgehalten, auf dessen Wiedergabe sie mit Recht großen Wert legen: Es trifft sich auch hier Stelzhamer mit Reuter in einem entscheidenden Merkmale, unbeschadet ihrer beiderseitigen individuellen Besonderheit, derzufolge, wie**

[1]) Sophiechen, [2]) wie es, [3]) dämmern, [4]) Brunnen, [5]) schlank, [6]) Eimer, [7]) streichelt, [8]) „faßt mich", [9]) setzte.
[10]) Was sich der Kuhstall erzählt.

Als Volksdichter — wir gebrauchen diesen Ausdruck nicht sowohl mit Rücksicht auf die äußere Form als auf den inneren, ethisch-psychologischen Gehalt der in Rede stehenden Dichtungen — hat Stelzhamer vor Reuter noch eines voraus oder besser gesagt, er besitzt zu seinem Vorteile nicht, was eine oberflächliche Kritik vielleicht Reutern auf Kosten des ersteren gutzuschreiben geneigt ist: Stelzhamer beschränkt sich sozusagen auf den eingeborenen Innviertler; dessen Lebensinhalt ist das Thema seiner Dichtung, so zwar, daß es ausschließlich Innviertler sind, die — zu seinen Bildern Modell stehen; Reuter schildert Mecklenburgs „Land und Leute", er zeigt uns „De Lüd ut Meckelborg", d. i.: die Typen und Gestalten, die Verhältnisse und Erscheinungen, die seinem Lande das charakteristische Gepräge verleihen — gleichgiltig aber, ob erstere ursprünglich diesem Lande entstammen oder etwa auf der Reise sind, ob letztere irgend ein Zufall hervorgerufen hat. Eine bunte Gesellschaft läßt er an uns vorüberziehen: Vom hochmütigen feudalen Junker bis zum schmarotzenden, „Hochdütsch" sprechen wollenden „Köster" bis herab zur lächerlichen Figur des altertümlichen jüdischen Landhausierers.

Das will sagen:

Reuter weiß allem und jedem in Gemütlichkeit und Humor eine interessante Seite abzugewinnen.

Stelzhamer aber „sammelt in einem Punkte die höchste Kraft". Er schöpft aus dem eigenen Herzen, und doch ist, was er uns hinstellt — der Innviertler, wie er leibt und lebt.

Reuters Gedichte gleichen mecklenburgischen Landschaften, jene Stelzhamers sind innviertlerische Porträts.

Reuter arbeitet bald im großzügigen Fresko, („Ut mine Stromtid", „Ut mine Festungstid"), bald im allerlieblichsten Genre, frisch erfaßt und hingeworfen; in letzterem berührt er sich mit Stelzhamer, wie wir gesehen. Doch dieser schafft häufiger in seinem ureigenen Stile Werke, gleich sorgsam in Öl ausgeführten Selbstbildnissen.

An unserer Bewertung Stelzhamers kann das Entgegenhalten der Tatsache nichts ändern, daß Reuter umfangreichere Dichtungen geschaffen, daß er überhaupt „produktiver" gewesen sei als Stelzhamer: Ist Reuter extensiver, so ist Stelzhamer intensiver. Fritz Reuter ist groß in der Gemütlichkeit — Stelzhamer aber durch sein Gemüt. Wir haben bereits an den oben zitierten Gedichten gemerkt, daß bei jenen Stelzhamers die gemütvolle, bei den Reuterschen die humoristische Seite stärkere Akzente findet; daß bei Stelzhamer das Gemüt, bei Reuter der Humor zuletzt die Oberhand behält.

Ist Reuter der größere Erzähler, so beruht Stelzhamers Bedeutung in seiner Lyrik, deren Reuter entbehrt.

Stieler:

Die Ohrwaschl.

„Dös oa freut mi für'n Wastl grad,
Daß er do no Ohrwascheln hat."
„„Warum?""
„No, wenn er die nit hätt, der Tropf,
Na laufets Maul ganz um sein Kopf
Hintumadum!"

Reuter schrieb eine Reihe von Försteranekdoten, die sich mit ihrem Jägerlatein gar wohl denen Stielers an die Seite stellen lassen. Wenn wir z. B. Stelzhamers „Dö droi Waldmahrl" dem entgegenhalten, werden wir eines Vorzuges gewahr, um welchen Stelzhamer dem Fritz Reuter voraus ist: Die feine Beobachtungsgabe für das intime Leben der freien Natur, die Freude am Walde und seinen Bewohnern, die Vertrautheit mit alledem. — Die Beschaffenheit seines Landes hat Reutern diese elementare Quelle der Poesie versagt; vielleicht ist darauf der Mangel einer reinen Lyrik, einer Liederdichtung, bei Reuter zurückzuführen. Auch hierin sind Stelzhamer und Reuter die typischen Vertreter ihrer Landsleute.

In seinen „Läuschen un Rimels" will Reuter meist nur erheitern, zum Lachen reizen. (Vgl. „De Wedd", „Dat Sößlingsmetz", „De Verwesselung", „Jochen Päsel".) Es sind Scherze, die, in entsprechender Weise zum Vortrage gebracht, wahre Lachsalven entfesseln müßten.

Was nun den Vortrag rein mundartlicher Dichtungen und die für die Mundart naturgemäße, rhapsodistische Verbreitung anbelangt, so ist an eine solche allerdings nur innerhalb des engeren Volksstammes, dem allein eben die Mundart geläufig ist, zu denken: Wenn wir dennoch für die großen Mundartdichter allgemeine Verbreitung, sohin völlige Gleichstellung mit den ebenbürtigen Dichtern der Schriftsprache beanspruchen, so haben wir eben den gebildeten Teil der Nation im Auge, der in der Lage ist, sich durch verständnisvolle Lektüre den ganzen oder doch annähernd jenen Genuß zu verschaffen, der sich diesen prächtigen, urpoetischen Werken abgewinnen läßt und der natürlich unter den Gebildeten wiederum für die Autochthonen, für die Landsleute des Dichters, am leichtesten zugänglich ist, da hier die, immerhin sich geltend machenden Sprachschwierigkeiten entfallen.

Nebenbei wäre es durchaus kein Schade für die deutsche Lesewelt, wenn einmal die „Bauerndichter" in die „Mode" kämen: Wenn der dekadente Geschmack an der mätzchenhaften, neuralgischen und rheumatischen „modernsten" Poesie durch den frischen Quell des Humors und Gemütes abgelöst würde, wenn der ästhetische „Sekt", der süßliche Likör und Absinth, die unsere Geister vergiften, weggeschwemmt würden durch einen tüchtigen Strahl aus dem Gesundbrunnen ursprünglicher Poesie, durch einen tiefen Zug aus „der Jugend Märchenkrug". —

„Da Soldadnvöda". Als Idyllen glaube ich sie am richtigsten gekennzeichnet zu haben; denn sie gehören in eine Reihe mit Voßens „Luise" und Goethes „Hermann und Dorothea". Und wenn letzterer Dichtung seiner Zeit das Lob der Alten gezollt wurde, daß ihr „homerischer" Charakter zukomme, so gilt dies in gleichen, ja in höherem Grade für diese Dichtungen Stelzhamers. Innerlich und äußerlich erinnern dieselben in bestem Sinne an Homer, der eben nichts anderes ist als der gewaltigste Naturdichter.

In dieser Hinsicht eben kommt Stelzhamer dem Homer noch näher als Goethe, — dem gegenüber er von Haus aus diesbezüglich im Vorteile ist. — Hermann Bahr war es, der darauf hingewiesen — zwanzig Jahre nach Stelzhamers Wiederbelebung durch Rosegger — daß Stelzhamer die Qualitäten zum großzügigen klassischen Epos besessen hat. Und Stelzhamer wäre uns vielleicht ein österreichischer Homer geworden, hätte ihm, dem unsteten Wanderer, das Schicksal mehr Ruhe gegönnt. Dann hätte er auch lange schon den wohlverdienten Namen „der süddeutsche Reuter". Denn auch das, was wir an Epischem von Stelzhamer besitzen, stellt ihn qualitativ auf Reuters Höhe: Nur kennt man Stelzhamers Prosa viel zu wenig, wie Professor Matosch so richtig bemerkte.

Und wenn es schon sprichwörtlich geworden: In einem niederdeutschen Bauernhause gebe es zwei Bücher: Die Bibel und den „ollen Reuter" — so möge es bald vom oberösterreichischen Volke heißen: Es liest nicht nur den Kalender, sondern auch den Stelzhamer.

Und wie soll das erreicht werden?

Wäre es nicht angezeigt, unsere Schulbücher, woraus die Jugend ganz verschiedener Kronländer schablonenmäßig mit überflüssigen und oft langweiligen Stücken aufgepäppelt wird, durch die poetischen Schätze der heimatlichen Dichter, in Oberösterreich also zunächst Stelzhamers, zu bereichern? Unter Stelzhamers Schriften finden sich wenige, die für die Jugend nicht nur „ungefährlich" sind, sondern auch in hervorragender Weise bildend und veredelnd wirken könnten. Wenigstens in den oberen Klassen der Volksschule, wo man gewiß durch die Pflege der heimatlichen Mundart dem hochdeutschen Unterrichte nicht schaden dürfte.

Und welchen besonderen Vorteil das haben soll?

Weil offenbar Lesestücke und Gedichte in der heimatlichen Mundart vom Kinde gern aufgenommen, auch leichter und rascher erfaßt und viel länger, ja für immer im Gedächtnis bleiben werden, während Gedichte in hochdeutscher Sprache, die von den meisten Kindern im ferneren Leben nie mehr gebraucht wird, größtenteils bald wieder vergessen werden. Lieder und Gedichte in der Heimatssprache aber werden sich den Schülern

Hat Stelzhamer keine Romane geschaffen, wie es die ungemein volkstümlichen Werke Reuters sind, so bietet uns Stelzhamer ein volles Äquivalent in seiner Liederdichtung, in seiner Lyrik.

Alle Lyrik gipfelt im reinen Liede; nicht etwa, wie es ein Teil der allzu Modernen hält in Stimmungsgedichten voll unaussprechlicher und doch ausgesprochen sein wollender Sondergefühle, unmöglicher Empfindungen, unerhörter Nervenzustände. Dies alles Irrfrüchte jenes falsch verstandenen Individualismus, der, zu weit getrieben, in Originalitätshascherei und endlich in Unsinn aufgeht.

Man muß sie gehört oder doch gelesen haben, die Lieder Franz Stelzhamers, um einen Begriff von ihrem eigenartigen Reize zu erhalten. Wir nennen nur „'n Vogel sein Früahlings-G'sang", „Da Dauba", „D' Stern", „'s Hoamatg'sang", „Früahlings-G'sangl", „D' Muadag'sanga" und wer „Mei Müaderl" nicht kennt, der kennt Stelzhamer nicht!

„Ist dies letztangeführte überhaupt ein lyrisches Gedicht? es ist doch erzählend!" — Gewiß ist es ein lyrisches Gedicht, wohl eines der herrlichsten in unserer Literatur. Denn auf die Form kommt es nicht an. Es ist hier, wie bei allen Lyrikern nicht selten — von Anakreon und Ovid bis Goethe, von Uhland und Lenau (vgl. dessen „Postillon") bis Baumbach, Liliencron und Falke — der reinlyrische Gehalt in Form eines erzählenden Gedichtes gegeben. Diese latente Lyrik findet sich selbst in guten Prosawerken. In diesem Sinne stoßen wir auch bei Fritz Reuter auf Stellen voll lyrischer Schönheit. So in „Hanne Nüte", in „Kein Hüsung", ja selbst in „De Reis' nah Belligen"[1]) z. B. die Abschiedsszene zwischen Fritz und Dürte.

Stelzhamers „Müaderl" aber, das dürfen wir sagen, wiegt den „Onkel Bräsig"[2]) von Fritz Reuter auf.

Es liegt uns ferne, kleinlich über die Dichtergröße der beiden in ihrem gegenseitigen Verhältnisse zu rechten und zu deuteln.

Gleichwie wir aber in Fritz Reuter den hervorragenden Erzähler schätzen, so muß von der anderen Seite der Vorzug Stelzhamers als Lyriker anerkannt werden.

Doch darf Stelzhamers Erzählungskunst durchaus nicht zu geringe angeschlagen werden.

Hervorzuheben sind seine „Mahrln", — halb Märchen, halb Sagen, halb Selbsterlebnisse, aber voll innigster Naturvertrautheit und schöpferischer Phantasie und mit demselben wundersamen Reize, der in den alten deutschen Märchen liegt.

Das Schönste aber, was Stelzhamer in poetischer Erzählung geschaffen, seine wahren Meisterstücke sind die Idyllen „D' Ahnl" und

[1]) „Die Reise nach Belgien", eine Art humoristischen Epos.
[2]) Reuters berühmteste Gestalt.

sie umgebunden und die seidene Schürze. Um die gefalteten Hände den Rosenkranz geschlungen, so sitzt sie nun im Armstuhl neben dem Tisch und kann nichts denken als: Der heilige Abend! Das Christkind.

Da ist plötzlich im Stubenwinkel ein Gepolter. Ihr Mann, der Zimmermeister, der auf der Wandbank lag, hatte sich umgewendet und dabei mit dem Ellbogen so derb an die Stuhllehne gestoßen, daß es klappert.

„Pst!“ zischt sie und steht rasch auf, „Mann, was hast denn für einen Unfried?“

„Ich? Unfried?“ brummt er und fährt sich mit der Hand übers Gesicht, „soll man denn nicht mehr schlafen dürfen? Laß mich zufrieden.“

„Wenn du schon nicht beten willst, so sollst wenigstens keinen Lärm machen. Schlafen sollst auch nicht.“

„Aber, Alte, gerade beim Schlafen macht der Mensch am wenigsten Lärm!“

„Geh' was du nicht sagst, Mann! Du machst beim Schlafen gerade den allermeisten Lärm. Wenn du schon beim Herumschlagen mit den Händen keinen Stuhl umwirfst oder der Wand kein Loch schlagst, so meint man doch, es gehen mindestens zwei Brettersägen und eine Dreschmaschine.“

„Die Brettersägen und die Dreschmaschine muß man freilich abstellen am heiligen Abend,“ sagte er gutmütig und setzte sich auf.

„Wer's nicht gewohnt ist, dein Schnarchen!“ rief sie aus.

„Aber Frau, bist du das denn immer noch nicht gewohnt?“

„Nicht so dumm reden sollst, beten sollst. Da, such' dir heraus ein Weihnachtsgebet.“ Sie langte das Buch von der Stelle, wischte den alten, zerschlissenen Einband mit der Schürze ab, ach, er war schon wieder staubig, und legte es auf den Tisch.

„Was hast denn schon wieder für Mucken?“ fragte er sie gelassen, „wenn sie läuten, werd' ich ja beten. Jetzt will ich noch ein bissel schlafen. Müde bin ich.“

„Zanken und Unfried machen sollst nicht!“ rief sie heftig und stieß zornig am Tisch den Fußschemmel bei Seite.

Er schaute sie an und schmunzelte. „Weib, bei dir hilft nicht einmal das Altwerden was, du bleibst doch alleweil die gleiche.“

„Weil's wahr ist!“ sagte sie, „wenigstens an solchen Tagen soll der Mensch dran denken, daß er Tauf und Chrisam an sich hat. Hast denn nit ein bissel ein Andacht! Weißt denn nit, daß morgen Christtag ist?“

„Tu' ich denn was Schlechtes?“

„Aber auch nichts Gutes. Jetzt such' dir das Weihnachtsgebet heraus, sag' ich!“

tief einprägen, sie werden von Mund zu Munde gehen und so die Kunde vom Stammesdichter wahren und verbreiten helfen auf Kinder und Kindeskinder bis in das späteste Geschlecht.

„Wann i lang nimma bin
Geht nu's Gfragat um mi
Und a Gfragat wird sein,
Eia mein, eia mein!

Und a Gfragat wird sein
Und a Blangar um mi.
Awa mein, awa mein —
I bin lang schan dahi!

# Die Weihnachtsandacht des Zimmermanns.

Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

Endlich war es vorüber, das schreckliche Fegen und Scheuern und Staubjagen, ein taglanges Rasen, bei dem kein Hausrat, kein Möbelstück, kein Wandschmuck an seiner Stelle blieb, bis jedes Holz gefegt, jeder Stein getüncht, jedes Metall blank gerieben war. Nun prangte das Haus in klarster Reine. Nach dem Sturm die Ruhe wirkt so wie so schon feierlich, nun erst gar, wenn das Christkind kommt. Irgendwo im Hause steht die Wiege, darin das göttliche Kind schläft. Wer Schuhe an hat, der ziehe sie aus, und wer in Socken ist, der schleiche auf den Zehenspitzen — denn — es schläft.

Die Hausfrau eilt mit bedeutsamen Gebärden in den Kammern umher, sie soll überall nach dem Rechten sehen und den Boden nicht betreten, sie soll alle Kästen und Truhen und Fenster prüfen und doch nichts berühren, auf daß alles in seinem unangetasteten Glanze bleibe. An den Fenstern rüttelt der Wind und wirbelt Schneestaub in die Ecken, so daß Wetterdunkel und Schneedunkel die Stube schier nächtig machen. Der Tisch in der Wohnstube ist überdeckt mit einem weißen Tuche, darauf steht ein Kruzifix, eine brennende Weihekerze und in einem bunten Wasserkrüglein der Kirschbaumzweig, der vor drei Wochen, am Barbaratag, vom Baume gebrochen worden war und der in dieser Nacht aufblühen soll. Die Knospen an ihm glänzen und schwellen, jede Stunde können die weißen Blättchen sich entfalten. An die Tür eilt die Hausfrau, öffnet sie still, hebt den Zeigefinger und macht ein „Pst!" hinaus in die Küche, wo die Magd mit den Brennscheitern und dem Herdgeschirre nicht leise genug umgeht. Pst! Das Christkind schläft! Die Frau ist in feierlicher Andacht fast versunken. Ihr bleichendes Haar hat sie in zwei Kränzen um das Haupt gewunden, das rote Busentuch hat

Die Grabenzenza war eine Witwe mit drei kleinen Kindern, wovon das älteste im Scharlach darniederlag. Man hatte das Weib nicht gern im Dorf, man sagte ihm nach, daß es zur Herbstzeit manchmal dort Kartoffeln ernten täte, wo es keine gepflanzt hatte. Nun das Hüttendach so zerstört war, daß das Dachbretterfletz auf der Gasse lag und der Wind den Schnee in die Stube trieb, irrte die Zenza mit ihren Kleinen heulend umher und nur zur Not gelang es, sie bei Nachbarn unterzubringen. Am allerwenigsten mochte man das scharlachkranke Kind haben, bis es endlich der Schullehrer ins Haus nehmen wollte; aber gerade ihm wurde es untersagt, die Seuche ins Schulhaus zu verpflanzen. Die kinderlose Zimmermeisterin wurde angegangen, allein diese wollte sich durch ein krankes fremdes Kind den heiligen Weihnachtsfrieden nicht stören lassen. Schließlich erinnerte sich der Pfarrer daran, daß Er, der in dieser Nacht erwartet wurde, gesagt hat: Wer so ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf. Mit Güte und List setzte er es bei seiner Häuserin durch, daß das Kleine mit der Mutter so lange im Pfarrhof sein dürfe, bis das Dach zur Not hergestellt sei.

Der Zimmermeister war hinausgegangen. Seine Stimme war lauter als die des Sturmes, als er jetzt seine Gesellen und die Nachbarn zusammenrief. Sie kamen mit Werkzeug und Leitern und Balken, und nun begann ein Pochen und Hämmern im Dorf, das bei Fackelschein durch den ganzen Abend dauerte, zum Entsetzen der Zimmermannsfrau, der die heilige Stille, der himmlische Friede dieser Nacht so ganz und gar über alles ging. „Wie soll der Kirschbaumzweig aufblühen, wenn es so unfriedlich zugeht! Und das Christkind, wie soll es schlafen?“

Als auf dem Kirchtum die Glocken anhuben zu läuten, schrien und hämmerten noch die Arbeiter auf dem Hüttendach der Grabenzenza. Als die Gemeinde in der Kirche ihre Lieder sang, erscholl, mit dem Brausen des Sturmes um die Wette, immer noch der Lärm, das Pochen und Klingen der Dachnägel, daß es für die frommen Frauen, die dergestalt um alle Weihnachtsstimmung kamen, ein wahrer Graus war. Endlich, als alle Glocken zusammenklangen und die Orgel der Mitternachtsmette hell ertönte, da sprangen die Arbeiter vom Dach und gingen in die Kirche. Der Zimmermeister sah sich in dem wüsten Bretterwerk mit seinen zwei Gesellen allein. Nur der Sturmwind arbeitete tapfer daran, das wieder zu zerreißen, was Menschenhände eben mühsam aufgestellt hatten. Der Meister hatte das Dach bis zum Morgen fertig haben wollen, nun er sah, daß die Leute ihn bei diesem Werke verlassen, daß sogar die Knaben ihre Fackeln in den Schnee geworfen hatten und in die Kirche liefen, hub er an abscheulich zu fluchen. „Hol' sie der Satan, diese gottverdammte Betbruderschaft! Das hab' ich schon gar gern! Den Herrgott vor lauter Bigotterie schier die Zehen wegschnatzeln und ein

Darauf entgegnete er: „Das Frommsein hab ich mir mein Lebtag nicht schaffen lassen. Wenn's nicht von selber kommt —"

„Bei dir von selber? Mar and Josef, da kannst lang warten. Bist eh in den Werktagen so unchristlich, daß es eine Schand ist. Die heiligen Tage sind da zum Frommsein."

„Ich pfeif' drauf!" versetzte der Zimmermeister unmutig. „Wenn der Mensch die ganze Woche schwer gearbeitet hat, in Gottsnam seine Pflicht hat erfüllt und niemandem unrecht getan, da soll er am Sonntag extra noch fromm sein. Ja, Alte, wie muß man denn das anfangen?"

„Beten sollst, hab' ich gesagt und still sein. Der heilige Christ wird dir noch früh genug munter werden, wenn er kommt zu richten die Lebendigen und die Toten. — Jeß Maria, was ist denn das?"

Ein Augenblick Finsternis in der Stube, als ob ein schwarzes Tuch an den Fenstern vorüberflöge, ein dumpfer Schlag, dann ein Aufwirbeln des Schneestaubes draußen. Der Zimmermeister wandte sich ans Fenster und blickte hinaus. Vom alten Ahornbaum, der vor dem Hause stand, hatte der Sturm einen Ast herabgebrochen.

„O Gott, o Gott, der ungestüme Tag heut!" jammerte das Weib, die Hände ringend, „das bedeutet nichts Gutes, das bedeutet ein unfriedliches Jahr."

„Wenn dich der Teuxel nicht holt, wohl gewiß!" brummte er im gutmütigen Tone.

„Heut' streit ich nit mit dir," sagte sie mit kalter Überlegenheit. „aber wart' nur, bis der heutige Tag vorbei ist! Du wirst schon noch sehen, wen der Teuxel holt!"

Sie ging zum Weihbrunngefäß, das am Türpfosten hing, tauchte den Finger ein und besprengte die Stube, besonders aber ihren Alten. Der starrte sie verdrossen an und rührte sich nicht. „Nit einmal bekreuzigen tut er sich, wenn er besprengt wird!" Sie eilte in die Küche, kam mit einem Gluttopfe zurück und streute Weihrauch hinein und räucherte in der Stube herum, an den Tisch, ans Ehebett und endlich auch an den Ehemann, bis diesen der heilige Weihrauch so sehr in die Nase stieg, daß er anhub zu fluchen und ein Fenster aufriß.

Das war gerade zu rechter Zeit. Von der Gasse, durch das Pfeifen des Windes, hörte man erregte Menschenstimmen. Grob' Schaden getan hätte es im Dorf. Der Grabenzenza hätte der Sturm die Hütte abgedeckt, daß man gar von oben ins wuselnde Kinderneft hineinsehe.

„Weil's nicht beten wollen, die Leut!" jammerte unsere Zimmermannsgattin, „Mar and Josef, zu geht's auf der Welt! Der ganze heilige Abend ist verdorben. Und statt, daß er jetzt tät Weihnachtsgebeter beten, lauft er davon. Wer, frag' ich, soll uns denn beschützen, als unser Herrgott!"

keine Religion. Und wenn sie hundert Jahr sollt leben, diese Nacht könne sie nimmer vergessen. „Nit ein Vaterunser hat er gebetet, nit mit einem einzigen Meßgebetel hat er das liebe Christkind gegrüßt. Was wird das einmal für ein Sterben werden bei diesem Menschen! Die Leut gehen heut von Haus zu Haus und sagen, ihr Lebtag hätten sie noch nie so schreckbar schelten und fluchen gehört, als in dieser heiligen Nacht. Hochwürden müssen's ja auch gehört haben, nach dem Kirchgang, vom Grabenhäusel her. Mir hat's gerade frei die Seel herausgeschaudert."

Der Pfarrer saß da, hielt die Hände über dem Schoß gefaltet und blickte das erregte Weib lächelnd an. „Gehört habe ich wohl etwas," sagte er dann, „aber ich hab' das für ein Gebet gehalten!"

„Gebet?!" stöhnte die Zimmermeisterin, hob ihre Hände, legte sie hoch in den Lüften zusammen und ließ sie sinken, als ob sie der Schlag gestreift hätte.

„Liebe Frau," sagte der Pfarrer, „manche Leute haben halt eine sonderbare Art zu beten. Zum Beispiel die Juden. Die binden während sie beten mit dem Gebetriemen an den Gliedern so herum. Andere wenden dabei im Gebetbüchel die Blätter um. Wieder andere lassen während der Ave-Maria die Rosenkranzgrallen zwischen den Fingern gleiten. Nun, und unser Zimmermann tut bei seinem Vaterunser halt Dachnägel einschlagen."

Das Weib schlug neuerdings die Hände zusammen. „Vaterunser sagen Euer Hochwürden. Ich dank' schön für so ein Vaterunser! Wie der Mensch geflucht und sakermentiert hat während der heiligen Mette! Wenn unser Herrgott nit so barmherzig wäre! Der Erdboden hätt' sich müssen auftun."

„Ich gebe zu," sagte der Pfarrer, „daß die Worte recht ungeschickt gewesen sind, aber die Meinung kann doch gut gewesen sein. Und auf das kommt es an. Euer Mann hat bei seinem Fluchen und Sakermentieren sicher keinen andern Gedanken gehabt, als wie er der armen Witwe mit ihren Kindern das zerstörte Haus wieder herrichten könnte und die Leute ihm dabei helfen sollten. — Wir werden ja alle andächtig gebetet haben in dieser Christnacht, aber ich vermute, daß das Gebet des Zimmermeisters mit Axt und Hammer unserem Herrgott am liebsten gewesen ist."

„Und jetzt," rief sie, „wo der Christenmensch zum Hochamt gehen soll, schläft er wie ein Murmeltier!"

„Laßt ihn schlafen, liebe Frau. So wie sein Werk ein Gottesdienst war, so ist es nun auch seine Ruhe."

Als das Weib den Pfarrhof verließ, wackelte sie fortwährend mit dem Kopf. Sie kann sich's nicht reimen. Man kennt sich nimmer aus auf der Welt. — Wenn sein Fluchen ein Beten war, was ist nachher ihr Beten? — So weit hat sie nicht mehr gedacht.

armes Leut können sie sterben und verderben lassen. Da kräht kein Hahn danach! Hocken in den Kirchenwinkeln herum bis sie stinkend werden. Der da oben kann eine Freud' haben mit so einer Brut. Krächzen sie jetzt drin das Gott wir loben dich! Und's Christkindel im lockigen Haar, wenn's von Wachs ist, das herzen sie wie eine Spieldocken, und so ein totkranker Menschenwurm kann unter ihren Füßen — krepieren, hätt' ich bald gesagt. Meiner Seel, das ist zum Ausderhautfahren mit diesem Gesindel, diesem kruzitürken himmelherrgotts Glumpert übereinand!"

So ging's los beim Zimmermann und zu größerem Nachdruck warf er die Dachbalken durcheinander, daß die Gesellen erschrocken bei Seite sprangen in der Meinung, den Meister hätte die Tobsucht überfallen.

Als der Mitternachtsgottesdienst vorbei war und die Leute aus der Kirche strömten, fluchte und polterte er noch immer auf dem Dache. Da sagte einer zum anderen: „Er wird wahnsinnig, wenn wir ihm nicht helfen und sind wir leicht auch mitschuldig an seinem Fluchen. Kommt, wir wollen helfen, in einer Stund' ist das Dach fertig.

Darauf stellte sich einer gar würdig hin und sagte: „Glaubst, Nachbar, daß ich so schlecht bin und am heutigen Christmorgen knechtliche Arbeit verricht'?" Dieses Wort war mit einem solchen Hochmut herausgesagt, daß es anders wirkte, als es vermeint gewesen.

„Habt's ihn gehört?" fragte einer der Männer. „Wie dem seine Scheinheiligkeit ist mir alleweil noch der fluchend' Zimmermann lieber. Ich geh' ihm helfen dachdecken."

Dem schlossen sich die übrigen an. Wieder wurden die Fackeln in Brand gesteckt und neuerdings erhob sich das Pochen und Hämmern, so daß die Zimmermeisterin verzweifelt ihre Ohren zuhielt mit beiden Händen. „Nit schlafen und nit beten kann man und ist diesen Heiden das schlecht' Bettelweib lieber als der kleine Herr Jesus, dem sie schon in der Wiegen keine Ruh' mehr lassen. Unser Herrgott soll's verzeihen!"

Am Christmorgen, als die Sonne aufging, fegte noch der eisige Wind über die Dächer und über manchem Giebel tanzte noch ein Schneewölklein. Das Dach der Häuslerin aber war festgelegt und genagelt, im Ofen der Stube brüllte frisches Feuer und die Grabenzenza zog mit ihren dichtvermummten Kindern wieder in ihr Heim. Der Zimmermeister lag mit Jacke und Stiefeln in seinem Bett und schnarchte, was das Zeug hielt. Sein Weib stand an der Tür und schaute mit Verachtung auf ihn hin. — Jetzt liegt er da wie ein Vieh und rührt sich nit. Daß doch immer ein Mensch gar so gottverlassen sein kann!

Sie selbst fand keine Ruhe. Sie war trostlos. Noch vor dem Festamte ging sie zum Pfarrer und brachte vor Weinen kein Wort hervor. Was sie für eine unglückliche Frau sei! Einen solchen Mann zu haben! Rechtschaffen brav wäre er sonst, aber halt keine Religion! Deutsch gar

da, wenn es nicht gar die Flucht ergreift. Denn irgend jemand hat ihm gesagt: „Du armes Hascherl, du bekommst jetzt eine Stiefmutter!“ Oder das Aufsichtsmädchen drohte: „Du, wenn du unartig bist, so bekommst du eine Stiefmutter!“ Und erzählte ihm Märchen von der bösen Stiefmutter. Da wird vor Ankunft der Neuvermählten das Kind vor seiner verstorbenen Mutter Bild geführt: „Nimm Abschied von ihr, jetzt kommt die Stiefmutter!“ Ja, da merkt es die junge Frau sofort, daß ihr hier feindlich entgegengearbeitet worden ist. Dennoch gibt sie sich Mühe, mit Güte das junge Herzlein zu gewinnen. Sie ahnt nicht, daß immer wieder teils boshafte, teils törichte Einmengungen ihr Werk zunichte machen werden. Stets unter dem Deckmantel sentimentaler Pietät natürlich! Ist eine Großmutter vorhanden, so fließen Tränenströme, die Basen und Muhmen, die Nachbarinnen und Godeln: „O du armes Würmlein, eine Stiefmutter!“

Nachher muß freilich wohl das Kind auf die Meinung kommen, daß die Stiefmutter ein gar böses Ding sei. Statt Liebe, bringt es der neuen Mutter Mißtrauen entgegen, statt herzhaftes Kosen, scheue Blicke — und der Anfang zur „bösen Stiefmutter“ ist gemacht.

Ist die Frau zärtlich, so wird das Kind oft tückisch, ist sie ernst, so wird es trotzig sein. Welche junge Frau ist hochherzig und geduldig genug, sich darüber hinwegzusetzen und für alle Unarten Liebe und nichts als lautere Liebe zu geben, so wie es die rechte Mutter tut! Je höher ihre Ideale vom „lieben Kinde“ gewesen, je stärker fühlt sie sich zurückgestoßen, sie befaßt sich dann ungern und weniger mit dem Kinde, als es sein sollte. Von der anderen Seite wird das vernachlässigte „Waisel“ nun doppelt bedauert, auch der Vater kann seine Verstimmung nicht ganz verbergen. Die Frau, ohnehin betrübt darüber, daß sie das Herz des Mannes mit dem ihr fremden Kinde teilen muß (sind doch selbst natürliche Mütter nicht selten eifersüchtig auf ihre Kinder!), ist gereizt, betrachtet das Kind als Nebenbuhler — und siehe nun das Verhältnis, das in manches Haus so viel Leid bringt und oft verhängnisvoll für Eltern und Kinder wird. Es sind harte, unselige Jahre. Die Frau kommt allmählich so weit, die Stiefkinder, diese „Unfriedenstifter“, ehemöglichst aus dem Hause zu entfernen. Das Mädchen wird ins Institut gegeben, dann an den erstbesten Mann geworfen; der Knabe kommt in fremde Erziehungsanstalten, in zweifelhafte Kosthäuser — und die Stiefmutter hat sie ums Daheim gebracht.

Es gibt also wohl Fälle, da man die Stiefmutter rechtfertigen kann. Der Mensch ist kein Engel und wäre es die schönste Frau. Doch das kann auch anders sein.

Es gibt Fälle, wo der Bräutigam seine zweite Braut auf alle Widerwärtigkeiten, die als Stiefmutter ihrer harren können, aufmerksam

# Die Stiefmutter.

Ich habe nur eine linke Mutter, meine rechte ist gestorben," sagte jener Junge. Er sagte es ganz gleichgiltig, doch ich bin darüber nachdenklich geworden.

Zwei Hände unterscheiden sich bekanntlich dadurch, daß die rechte nicht wissen soll, was die linke tut. Und zwei Mütter dadurch, daß die rechte niemals weiß, was die linke tut, weil sie im Grabe schläft, während die andere an ihrer Stelle schaltet — „liebeleer". Die linke Mutter sagt man, wenn die Stiefmutter gemeint ist. Das Stief klingt gar zu herbe, als sei es etwas Steifes, Sprödes, Spießiges, etwas Kaltes, Stahlhartes. Als ob das Wort ganz eigens erfunden worden wäre für eine herbe Frauenseele. Vom Stiefvater ist kaum die Rede, so viele es ihrer auch gibt. Die Völker, besonders die germanischen, haben in ihren Märchen, Liedern und Sprüchen viel Haß gegen die Stiefmutter geoffenbart. Ausfälle gegen die Schwiegermutter gibt es noch mehr, aber sie sind dagegen eitel Neckerei. Was an Bosheit, Grausamkeit, Falschheit und Bestialität vorkommen kann — der Stiefmutter hat man's zugeschrieben. Noch flattert aus dunklen Zeiten das Märchen von dem Weibe, das den Stiefsohn getötet und ihn dem eigenen Vater als Speise vorgesetzt hat. „Meine Mutter, die mich umgebracht hat, mein Vater, der Schelm, der mich gessen hat." Uns schaudert schon vor der Dichtung. Ist Wahrheit daran?

Ich höre ein vieltausendstimmiges Ja. Gleichzeitig aber auch ein hundertstimmiges Nein. Und die Ursache der Bösartigkeit einer Stiefmutter? Eifersucht. Aber diese nicht allein. Spielen nicht auch äußere Verhältnisse mit? Selbst ein gutes Weib wird als Stiefmutter oft in gewisse Gegnerschaft gedrängt, und zwar in eine, die künstlich erzeugt worden ist. Wie meint man denn, daß ein Weib mit seinem reichen Gefühlsleben, seiner Nervosität, mit seinen Liebesansprüchen, seiner Opferfroheit und Empfindsamkeit sich als Stiefmutter verhalten mag?

Die Braut naht sich mit Herzlichkeit dem Kinde ihres zukünftigen Gatten, ist es doch das Kind dessen, den sie liebt, und das ihr gute Anwartschaft verspricht; ist ihr doch das Bemuttern hilfsbedürftiger Wesen eine Freude. Und dieses Kind ist so arm, so verwaist, schaut angsterfüllt zur neuen Mutter auf. Welch ein Frauenherz ist so liebeleer, welch eine Weltdame seicht genug, in solchem Augenblick nicht das Gelübde zu tun: Ich will ihm gut sein! Die junge Frau öffnet ihre Arme, doch siehe, die Kinderaugen weichen ihrem feuchten Blicke aus, die kleinen Arme bergen sich trotzig hinter dem Rücken, steif und störrig steht das Kind

und so ist das Sprichwort wahr: Wer eine Stiefmutter hat, der hat auch einen Stiefvater. Insgeheim aber herzt er das Waiselein doch, und wehe, wenn sie es merkt! Sie fühlt es nahezu wie einen Ehebruch.

Das Sprichwort, je stärker die Eifersucht, je größer die Liebe! gehört zu den hinkenden, wenn nicht zu den lahmen. Wenn sonst die Eifersucht aus Mangel an Vertrauen entsteht, hier kommt sie geradewegs vom Neide. Wehe dem Stiefmädchen, wenn es schön heranblüht und von der Welt umhuldigt wird! — Doch hier ist eine der herbsten Arten gezeichnet, eine, die den Heimgartenleserinnen fremd sein wird.

Beim Manne findet man ein unseliges Verhältnis zu Stiefkindern fast niemals, er macht keinen Unterschied zwischen ihnen und seinen eigenen Kindern. Ist denn der Mann moralisch stärker als das Weib? Ist er gewissen Instinkten nicht unterworfen? Vielleicht könnte man sagen, daß der Mann überhaupt nicht so innig mit dem leiblichen Kinde verwachsen ist als die Mutter. Es scheint, als ob die Natur dem Weibe ins Ohr flüsterte: Gib dein Mutterherz nicht billig hin. Wie sollst du ein Kind, das eine andere geboren, damit beschenken? — Aber, meint ein Schalk, wäre es denn nicht eine Begünstigung, ein liebes Kind zu besitzen, ohne es mit Schmerzen geboren haben zu müssen?

Wieder anders wird das Verhältnis des Weibes zu den Stiefkindern, wenn sie eigene bekommt. Es ist zu viel verlangt von einer Mutter, fremde und eigene Kinder gleich zu behandeln und wenn eine gar sagt, sie ziehe das fremde dem eigenen vor, so ist ihr am allerwenigsten zu trauen. Und doch haben die Deutschen ein altes Lied, das die Stiefmutter wundersam erhebt:

„Den Waislein gab sie das weiße Brot,
Den Eig'nen das schwarze nur;
Den Waislein gab sie vom Weine rot,
Den Eig'nen vom Wasser nur.

Den Waislein gab sie ein Federbett,
Da waren sie frisch und froh;
Den Eig'nen gab sie zur Lagerstätt'
Auf der Erde ein Schäublein Stroh."

Überkluge meinen freilich, auch diese Mutter habe es den eigenen Kindern besser gemeint als den Waislein, die sie nur verwöhnen und mit Alkohol verderben wollte. Wer es in diesem Falle so deutet, der kennt das Weib nicht. — Freilich ist es wahr, daß sie dem Stiefkinde oft Besseres tut als sie selbst weiß; ihre eigenen Kinder verwöhnt, verweichlicht und verzieht sie, während die Stiefkinder abgehärtet und anspruchslos ins Leben treten. Stiefkinder verlieren wohl oft eine glückliche Jugend, doch ihre Entwicklung, ihre Tüchtigkeit und Widerstandsfähigkeit gewinnt, für ihr späteres Leben ist die herbe Schule oft von Vorteil. Trotzdem sind es sie, die den bösen Ruf der Stiefmutter immer wieder

macht, wo er sie beschwört, sich wohl zu prüfen, zu fragen, ob sie den schweren Pflichten gewachsen ist. Schon diese Frage kühlt ab, denn Liebende — meint sie — fragen so nicht. Dem müsse mehr an den Kindern der ersten Gattin als an seiner zweiten Frau liegen. Fühlt sie es so, dann sage sie rechtzeitig nein. Wenn sie es nicht sagt, dann pflanzt sie sich Dornen ins eigene Leben.

Es gibt Fälle, wo die zweite Frau, die ihren Mann innig liebt, schon deshalb seinen Kindern Neigung entgegenbringt; wo den Kindern in liebevoller Weise vorher von der „neuen Mutter" erzählt wird, wo ihr alle Wege treu vorbereitet wurden ins Haus und ins Kindesherz; wo bei ihrem Eintritt das muntere wohlgeartete Kind mit leuchtenden Äuglein ihr entgegeneilt, ihr einen Blumenstrauß bringt, so groß, daß ihn das kleine Händchen kaum zu umspannen vermag, und es sich auf die Zehen stellt, um der neuen Mutter einen Schmatz zu geben. Und sie? Sie nimmt kühl an und schiebt das Kleine sachte von sich, daß es ihr nicht das Kleid zerdrücke. Jahrelang bewahrt das Kind sein Vertrauen zu ihr und der Vater sagt ihm stets: „Ist gleichwohl die Mutter etwas strenge, sie meint es dir doch gut. Sei immer lieb mit ihr." Und zur Frau sagt er bittend: „Sei nicht herb mit ihm, mein liebes Weib. Sage ihm ein gutes Wort!" — Und sie bringt's nicht übers Herz. Seine Bitte macht sie nur noch trotziger, sie will das Kind am liebsten gar nicht sehen, vernachlässigt es körperlich und geistig. Oder sie kümmert sich nur zu sehr ums Kind, sie zankt beständig an ihm herum, rügt alles, was es tut oder läßt, unter dem Vorwand, daß sie es gut erziehen will, tatsächlich aber in der Absicht, es dem Vater zu verleiden. Endlich ist des Kindes Liebe verwelkt, des Mannes Vertrauen erlahmt und die Frau klagt — über den undankbaren Beruf der Stiefmutter. Sie fühlt sich als Märtyrerin im Hause, wo sie die Peinigerin ist.

Daß die Eifersucht der Hauptgrund schlimmer Stiefmütter ist, bezweifelt niemand als die Stiefmutter allein; diese gesteht es nie ein, daß dem so ist, immer wird sie die Gründe an den Eigenschaften der Kinder zu finden wähnen und Selbsttäuschung ist Vorrecht der Frau. Wir wissen, daß gerade oft die schönsten, gutmütigsten und heitersten Kinder von der Stiefmutter am leidenschaftlichsten gehaßt werden, und schon gar, wenn der Mann sich einmal vergißt und sagt: „Du kannst mir, *mir*, den du ja liebst, deine Liebe nicht schöner beweisen, als wenn du mit diesen meinen armen Kindern gut bist!" Also diese Kinder gehen ihm über alles! Sie ist nur noch gerade gut genug, seine „Fratzen" zu bemuttern, eine andere Liebe braucht er nicht von ihr! — Kluge oder auch schwache Ehemänner werden also des Hausfriedens wegen und um ihre ersten Kinder nicht den Anfällen der Stiefmutter preiszugeben, ihre natürliche Neigung zum mutterlosen Kinde so geheim als möglich halten

Wie oft mußte der Vater den Kindern vorausgehen „Pfad treten", oder er mußte die Schaufel zur Hand nehmen und den Kindern bei besonders argen Schneeverwehungen den Weg frei machen. Wie die „Schneemandeln" sind die Kleinen oft daher gekommen, über und über in Tücher gehüllt, so daß man gerade nur die hellen Äuglein und das rote Näschen aus dem Kleiderwulste hervorgucken sah. Wie tat es da den Kindern wohl, in die erwärmte Schulstube zu kommen, die hartgefrorenen Schuhe ausziehen zu können und in die warmen Filzschuhe zu schlüpfen, die im Schulzimmer für jedes Kind bereit stehen! Vergessen waren da die überstandenen Mühsale und ein fröhliches Plaudern nahm seinen Anfang, bis das Glöcklein am Turme des Schulhauses den Beginn des Unterrichtes verkündete.

Ja, ja, manche Kinder in der Stadt und im Markt, die wegen ein bißchen Regen oder Schnee unter die Bettdecke kriechen, statt zur Schule zu wandern, könnten sich ein Beispiel nehmen an den wackeren Waldbauernkindern.

Wie gerne sie zur Schule gehen, dafür ein Beispiel: Siehe da, die Mutter eines sechsjährigen Bübleins entdeckt einmal — es war im Winter — an ihrem Schützling, daß er über und über mit einem Ausschlag bedeckt ist. „Heut mußt daheim bleiben," sagt die Mutter. Der Bub, wie er das hört, nimmt Reißaus und läuft in seiner leichten Kleidung, ohne Rock und ohne Hut den Schneehang hinab. Dort aber geht's steil hinunter und es ist eisig. Wie leicht kann das Bürschlein in den Graben hinabsausen! Das bedenkt die Mutter und es wird ihr angst. Sie ruft dem unfolgsamen Büblein nach, es möge nur zurückkommen, es dürfe schon in die Schule gehen. Aber der Bub glaubt's lange nicht. Endlich kehrt er um. In die Schule hat er freilich trotzdem nicht gedurft, wohl aber ins Bett. — Und die alte Grablerin, die sagt immer zu ihren Enkelkindern: „Wenn's heute brav seid's, dürft's in d'Schul' gehen." Und wirklich sind sie brav und tun zu Hause gern, was verlangt wird, damit sie zur Schule gehen können.

Muß man da nicht seine helle Freude haben an den lernbegierigen Kindern! Ei freilich, muß man sie haben. Aber mir ist doch von einer Seite zu Ohren gekommen, die Schule da oben in den Bergen sei keine Notwendigkeit. Es habe sich wohl nicht ausgezahlt, wegen der paar Kinder eine Schule zu bauen. — Na, natürlich nicht, verehrter Herr Vetter! Es sind ja doch nur Waldbauernkinder, was brauchen denn die etwas zu lernen, und wenn sie schon was lernen wollen, so sollen sie zwei oder drei Stunden weit gehen. Was liegt denn da daran? Es genügt ja vollauf, wenn die Stadt- und Marktkinder die Volksschule regelmäßig besuchen können, vielleicht auch studieren, um dann den armen Bergler, der nichts lernen hat können, einen Bauerndodel zu nennen. — Für dich,

verbreiten helfen. Und dann geschieht ihr wirklich unrecht. Wer von einem Weibe, und wäre es noch so gut, verlangt, daß sie den fremden Kindern von Herzen jene Zärtlichkeit erweise, wie den eigenen, der sündigt mit seinem Verlangen nachgerade wider die Natur. — Wenn ein Witwer sagt, er müsse wieder heiraten, um seinen Kindern eine Mutter zu geben, so erinnert das wohl ans Volkssprichwort: Eine Ausred' und ein Nudelbrett muß in jedem Hause sein. — Und doch ist es wahr, daß, wenn die rechte Mutter fehlt, die linke immer noch besser ist, als gar keine, um nicht zu sagen, in mancher Beziehung besser als die rechte es etwa gewesen wäre. Ja, man weiß Fälle, wie die Stiefmutter es zuwege bringt, trotz Natur die ihr anvertrauten fremden Kinder gerade so treu zu pflegen und zu versorgen als die eigenen, so daß schließlich behauptet werden kann: Die edelste und heldenhafteste Entwicklung des Weibes findet man gerade — in der Stiefmutter. Die gute Stiefmutter stelle ich weit höher als den guten Stiefvater, denn sie hat den Kampf mit der Natur zum höchsten bestanden und einer solchen linken Mutter sind die Kinder weit größeren Dank schuldig als sie der rechten je schuldig werden konnten.

## Das erste Waldschuljahr.

Ein Bericht aus dem Waldschulhause vom Waldschulmeister.

Das erste Waldschuljahr ist vorüber!

Da gehört sich's, daß wir einen kurzen Rückblick auf dasselbe machen. Es ist ja — Gott sei Dank! — der Blick auf eine schöne frohe, wenn auch kurze Vergangenheit des Waldschulhauses, und ich glaube, er wird uns lehren, daß die Schule in der Waldheimat den Intentionen ihrer Gründer wenigstens einigermaßen gerecht geworden ist.

Wie bekannt, fand am 28. September des vergangenen Jahres die Einweihung des Waldschulhauses statt und am 6. Oktober wurde mit dem Unterrichte begonnen. 23 Kinder, 11 Knaben und 12 Mädchen, zogen in die Waldschule ein, die — auf drei Abteilungen nach den Jahresstufen verteilt — sich endlich eines regelmäßigen Unterrichtes erfreuen konnten.

Vom ersten bis zum letzten Tage des abgelaufenen Schuljahres sind sie fleißig und gern zur Schule gekommen, sie haben die Unbilden der Witterung nicht gescheut und selbst mächtige Schneeverwehungen vermochten ihnen den Weg zur Schule nicht zu verlegen. Ging's nicht anders, so mußten Ski oder Schneereifen herhalten und dann war das Schulgehen erst recht lustig. Aber auch die Eltern haben tapfer mitgeholfen.

„Draußt liegt der Schnee und der Winter is do
Und's schöne Weihnachtsfest a, es is schon a so.
G'freut hob'n ma uns ollmol auf d' Christkindelzeit,
Oba wia heuer hob'n ma uns denna nia g'freut.
Soch'n hot's a wuhl sakrisch vül brocht,
Na, dö Freud, dö uns heuer as Christkindl mocht!
Der Bam und dö Procht, as is nit zan sog'n,
Kam konn er die Sacherln olli datrog'n.
Die Kirzln, dö leucht'n, a schön is, u mei!
As kunnt'n die Sterndl'n vom Himmel leicht sei.
Und dö Zuckerln, dö süaß'n, dö lebzeltnan Mandln,
Na, ös werd's nit lang henk'n an enkere Bandln!
Und dö Strümpf und dö Schuach und dö vüln schön Gwanda,
Do liegnans daher oll schön nochananda.
Und d'Herrschoft'n, dö oll no kema san dazua,
Trau ma hal'n nit z'redn, oba 's loßt ma koan Ruah.
I wir nit weit fahl'n, i denk ma's so aus:
Ös hobt's as Christkindl brocht in dös Haus.
D'rum is a unsa nachsta Gedonk'n;
Mir tan holt von Herz'n, von Herz'n recht donk'n."

Zur Christbaumfeier waren auch die Eltern der Alpler Kinder vollzählig erschienen und manches Auge wurde naß unter dem Eindrucke, den die schlichte, erhebende Feier machte.

Sage ich nun noch etwas über die Waldbauernkinder, so ist es das Beste, was ich über sie zu sagen vermag: sie sind Kinder. Sie sind schuldlos und unverdorben, ihre Gemütsreinheit mutet mich an wie ein helles, silberklares Wässerlein, das aus der Erde quillt. Jedermann weiß, wie sehr die Unverdorbenheit der Kinder Eltern und Lehrer das Werk der Erziehung erleichtert, und mancher Lehrer in Städten und Fabriksorten weiß zu sagen, wie hart und schwer es mit Kindern ist, die das Kindliche abgestreift, das Kindische und Bübische aber angelegt haben. Helfe mir Gott, daß ich das in den Kindern mir anvertraute herrlichste und kostbarste Gut zu hüten weiß! Meine lieben Waldbauernkinder sind mir ans Herz gewachsen; Gott schütze sie!

Dem Waldschulmeister sind aber nicht bloß die Kleinen von Alpl anvertraut, er muß sich auch um die Großen kümmern. Er „muß nicht bloß Schulmeister, sondern auch Führer und Freund der Kinder und Anwalt der Eltern sein; er muß die Leute nehmen, wie sie sind und muß ihre Achtung und Liebe gewinnen." Darum ließ ich es mir angelegen sein, recht bald die Bekanntschaft mit den Alplern zu machen. Die sogenannte Schulbeschreibung bot mir hierzu die beste Gelegenheit. Da wanderte ich von Haus zu Haus, um mir die schulpflichtigen Kinder zu notieren, lernte dabei die Leute und die Verhältnisse, unter denen sie leben müssen, kennen. Überall fand ich nur Freude und Genugtuung darüber, daß Alpl endlich eine Schule hat. Nun mußten die Kinder nicht mehr einige Stunden weit zur Schule wandern, und die Eltern brauchten nicht mehr so in Sorge zu sein ob der Gefahren, die den Kindern auf dem Schulwege, namentlich im Winter und im Frühjahre

Erbärmlicher, der du im Ernste so denken und sprechen kannst, finde ich keine Bezeichnung.

Kehren wir lieber zu unseren Waldbauernkindern zurück! Wie sie eifrig im Schulbesuche sind, so sind sie auch fleißig im Lernen. Es sind natürlich nicht alle Kinder begabt, aber jedes hat das Bestreben zu leisten, was ihm zu leisten möglich ist. Und dabei sind sie nicht etwa zu Duckmäusern geworden. Gott bewahre! Als echte Kinder des Waldes sind sie frisch und munter, daß einem ordentlich die Augen glänzen vor Freude, wenn man ihrem Treiben zusieht. Nur gegen Fremde sind sie zurückhaltend und schüchtern. Daß sich solche Kinder tüchtig austoben müssen, ist selbstverständlich. In der Mittagspause, da geht's immer um beim Waldschulhause! Im Winter wird Ski und „Brettl" gefahren, mächtige Schneekugeln werden gemacht und den Abhang hinabgerollt, Festungen aus Schnee aufgebaut und erstürmt, mächtige Jagden veranstaltet und das gibt ein Hallo und Hurra, daß man schier selber gern mittäte — und ich tu' auch öfter selber gern mit. Im Sommer geht's ans Versteckenspielen, da wird „geguckt" und „gegamt" und „hiaz!" gerufen und keine Kiste und kein Brett und kein Winkel ist da vor den Buben und Dirndeln sicher; dann ist wieder einmal „Abfangen" — oder „Schwarzes Mann"-Spiel oder die Buben gehen „Ruab'n reiß'n" oder stellen sich zur Kurzweil auf den Kopf. Dabei sind sie aber nie ausgelassen oder ungezogen.

Da möchte ich wohl auch oft manchen und manche dabei stehen sehen, um sagen zu können: „Mach's ebenso!" oder „Gewähre ebenso!" Kinder müssen sich austollen.

Ein schönes Fest für die Alpler Kinder war die Christbescherung, die am 8. Jänner d. J. im Waldschulhause von der „Waldheimat-Gesellschaft" veranstaltet worden war. Wie staunten die Kinder, als sie den prächtigen, bis an die Decke reichenden Christbaum erblickten, der über und über mit Backwerk behangen war und in hellem Lichterglanze erstrahlte! Wie staunten sie aber auch, als sie gar viele nützliche Dinge, Kleider, Schuhe, Tücher, Strümpfe, Hüte, Fäustlinge, Handschuhe, Lernmittel und Spielsachen da liegen sahen, die ihnen gehören sollten! Helle Freude blickte aus den Augen der Kleinen und ich zweifle nicht, daß ihnen dieses frohe Fest ein neuer Ansporn zum Fleiße war. Kindern und Eltern ist mit dieser Christbescherung eine große Wohltat erwiesen worden; denn die Kinder hatten nun gute Kleider und festes Schuhzeug, die Eltern aber waren wieder einer Sorge um das leibliche Wohl ihrer Kinder enthoben. Weihevoll ertönten an jenem Tage im stillen Waldschulhause feierliche Weihnachtslieder aus den jugendlichen Kehlen und ein Mädchen sprach folgendes Gedicht in steirischer Mundart:

Die Eltern baten auch, mein Weib möge doch den Handarbeitsunterricht mit den Mädchen fortsetzen, da die Kinder so große Freude hierzu hätten und es ihnen auch von großem Nutzen sei. Dieser Bitte wurde natürlich gerne entsprochen. Die Mädchen haben ganz hübsche Handarbeiten geliefert; sie strickten Strümpfe und Leibchen, häkelten Kopftücher und lernten Nähen und Merken. Einen wahren Feuereifer legten sie an den Tag.

So bin ich den Alplern immer näher gerückt, und es ist ja eine bekannte Wahrheit, daß man durch die Kinder auch mit den Eltern gut Freund wird. Ich glaube, das Vertrauen der Alpler habe ich mir voll und ganz erworben. Das ersehe ich aus ihrem ganzen Entgegenkommen und daraus, daß sie zum Waldschulhause kommen, wenn sie in irgend einer Angelegenheit Rat oder Auskunft wünschen.

Und ich wieder habe die Alpler lieb gewonnen. Man muß sie nur einmal kennen, diese kernigen biederen Gestalten des Waldlandes. Hinter manchem rauhen Äußern verbirgt sich ein weiches Gemüt und ich habe hier Charaktere kennen gelernt, die man oft mit der Laterne des Diogenes suchen müßte. Freilich fehlt's auch an Schattenseiten nicht. Alle aber stehen der Schule freundlich gegenüber, sie sind Schulfreunde geworden. Es ist mit ihnen eine große Umwandlung vor sich gegangen. Einstmals haben sie sich gegen die Errichtung einer Schule gesträubt und gar viel mußte über Alpl hereinbrechen, bis sich der Sinn seiner Bewohner geändert hatte und sie die Schule zu schätzen wußten. Vielleicht vermag die Schule auch den wirtschaftlichen Niedergang von Alpl aufzuhalten und der Entvölkerung der Waldgemeinde Einhalt zu tun. Anzeichen sind da, die diese Hoffnung bestärken.

Am Schlusse des ersten Waldschuljahres feierte ganz Alpl ein Freudenfest: den 60. Geburtstag des Gründers der Schule. Zur schlichten Feier, die von der „Waldheimat-Gesellschaft" veranstaltet worden war, hatten sich zahlreiche Gäste aus nah und fern eingefunden. An der Vorderseite des Waldschulhauses wurde eine Gedenktafel, ein Werk Professor Brandstetters, angebracht.

Erst nach Schluß des Schuljahres konnte der Schülerausflug stattfinden, dessen Ziel das vom Waldschulhause eine Stunde entfernte Graneck war. Die Kinder wurden mit einer einfachen Jause bewirtet und konnten sich noch einmal gemeinsam nach Herzenslust im Freien herumtummeln.

Damit hatte das erste Waldschuljahr seinen Abschluß gefunden. Im Laufe desselben haben zwei Kinder die Entlassung aus der Schulpflichtigkeit erlangt, einige sind ausgewandert, andere hergezogen. Im nächsten Schuljahre werden bereits 30 Kinder in die Waldschule einziehen. Den Kindern werden fast sämtliche Lernbehelfe von der Schule beigestellt; sie ist mit

oft drohen. Manche Mutter hat mir gestanden, welche Angst sie um ihre Kinder ausgestanden hat, wenn plötzlich gewaltige Wetterstürze hereingebrochen waren. Ja, es ist des öfteren vorgekommen, daß Kinder überhaupt nicht nach Hause konnten, sondern im fernen Schulhause übernachten mußten.

Schon durch die Christbescherung sind sich Schule und Haus näher gerückt und endlich veranstaltete ich auch eine Elternzusammenkunft im Waldschulhause (15. Februar d. J.). Trotz des argen Schneewetters, das sich unerwartet eingestellt hatte, waren doch fast sämtliche Eltern der Alpler Kinder erschienen. Ich besprach in leicht verständlicher Art Wichtigkeit und Notwendigkeit der Schule und des Unterrichtes und dann das Verhältnis zwischen Schule und Haus, ich suchte ihnen die Vorzüge des Reichsvolksschulgesetzes zu erklären und bat sie, von der Sommerbefreiung für ihre Kinder keinen Gebrauch zu machen, wenn sie die Kinder nicht wirklich notwendig im eigenen Hause brauchen. Dies hat auch gewirkt; denn es wurde von den Alplern nur für zwei Kinder um Sommerbefreiung angesucht, von denen das eine sein Recht gar nicht ausgenützt hat, sondern fleißig zur Schule gekommen ist. Die Vorwürfe, die der Neuschule in unterrichtlicher und erziehlicher Hinsicht so gerne gemacht werden, suchte ich zu entkräften und ich zeigte den Eltern, wo die Ursachen für derartige Mißerfolge gewöhnlich zu suchen sind. Man dürfe nicht für alle Fehler in der Erziehung und im Unterrichte der Schule allein die Schuld beimessen. Mit Freude konnte ich den Eltern sagen, daß sich die Kinder meine volle Zufriedenheit erworben haben und daß sie so brav sind, daß ich kein einziges noch im geringsten zu bestrafen brauchte (und dies brauchte ich bis zum Schlusse des Schuljahres nie zu tun). Auch konnte ich den Eltern gestehen, daß in Alpl das Verhältnis zwischen Schule und Haus ungetrübt ist und ich nur wünsche, es möge immer so bleiben. Zum Schlusse habe ich damals gesagt: „Wir haben gesehen, daß eine gute Erziehung dann möglich ist, wenn Elternhaus und Schule einig sind, wenn sie sich gegenseitig unterstützen und ergänzen. Darum, liebwerte Eltern, reichen wir uns die Hände, halten wir fest zusammen beim verantwortungsvollen Werke der Erziehung, lassen wir keinen Mißton zwischen uns aufkommen und seien wir stets eines Sinnes, wenn es gilt, für das seelische Wohl der Kinder Sorge zu tragen! Tun wir das, so dürfen wir getrost in die Zukunft blicken, wir dürfen uns sagen, unsere Pflicht getreu erfüllt zu haben und wir dürfen hoffen, daß in Alpl ein braves, heimatstreues Geschlecht heranwächst. Und das gebe Gott."

Die Eltern baten mich um Bücher zum Lesen. So bin ich denn an die Gründung einer Volksbücherei gegangen, deren Grundstock Roseggers Werke bilden, vom Verfasser ausgewählt und gespendet. Heute zählt die Volksbibliothek bereits 250 Bände und wird von den Alplern in ihrer freien Zeit fleißig und gern benützt.

# Die Familie Kolbenblutt.

Etwas aus dem täglichen Leben von **Hans Malser.**

Im Hause des Rentmeisters Kolbenblutt herrscht eine strenge Zucht. Da ist sogar das Kranksein verboten. Das Kranksein vor allem! Nichts kann der Frau Kolbenblutt einen größeren Schrecken, einen tieferen Abscheu einjagen als irgend ein körperliches Leiden. Sie hält derlei geradezu für unsittlich, die ganze Erziehung ihrer Kinder geht darauf hinaus, daß sie gesund seien.

Und doch müssen sie immer krank sein, doch hält der Wagen des Arztes vor keiner Tür so oft, als vor der ihren. Wenn jemand im Hause den Schnupfen hat — der Arzt muß gerufen werden. Wenn jemand hustet — der Arzt! Muß ein Kind des Tages zweimal hinaus, oder in zwei Tagen nur einmal — der Arzt! Hat die Frau Kopfweh oder die Magd Zahnweh oder der Junge ein bißchen Ohrenreißen — also gleich der Arzt!

„Warum ißt du denn nicht, Kind?" wird das Mädchen gefragt, wenn es den zweiten Semmelknödel ablehnt. „Du hast keinen Appetit, du hast dir den Magen verdorben. Oder sind etwa gar die Masern in Anzug? Ich will den Doktor holen lassen."

„Poldi! Du hast mir heute so verdächtig rote Flecken auf den Wangen. (Denn der Junge hat eine schlechte Schulnote in der Tasche.) Geh, lang' einmal deine Hand her, daß ich den Puls greif'. Mein Gott, das Kind hat ja Fieber! Die Mali soll sofort zum Doktor laufen. Ich lass' bitten, so schnell als möglich!"

„Mann, du bist ja heiser! Lass' mich einmal in den Hals gucken. Der ist gerötet auf der linken Seite. Auch die Zunge ist belegt. Am Ende bekommst du mir die Influenza. Am besten, du legst dich gleich ins Bett, ich lass' den Doktor holen."

„Aber Mädel, was fällt dir ein! Du wirst heute doch nicht mit der Frühjahrsbluse ausgehen! Es geht ja der Wind! Sofort ziehe mir den Tuchmantel an!"

„Seitenstechen, sagst du? Warum laufst du wie nicht gescheit! Auf der rechten Seite? Stark? Du wirst mir noch eine Rippenfellentzündung bekommen, Franz. Das dumme Turnen! Die Turnstunden werden aufgehoben, hörst du! Heute bist du das letztemal gewesen. Ich werde mir nicht die Gesundheit meiner Kinder verderben lassen! — Es wär' schon wieder gut? Das ist nicht wahr. Seitenstechen wird nicht so schnell gut. Ich werde den Doktor holen lassen."

Lehrmitteln gut versehen, hat eine Volks-, Lehrer- und Jugendbücherei. Im nächsten Schuljahre wird die Waldschule schon eine Suppenanstalt besitzen und eine Christbescherung ist vom österreichischen Touristenklub (Wien) auch schon in Aussicht gestellt.

Ich glaube, daß uns der Rückblick auf die kurze und doch segensvolle Vergangenheit des Waldschulhauses auch mit froher Zuversicht in die Zukunft schauen läßt. Er gibt uns der Hoffnung Raum, daß die Waldschule den hohen Anforderungen gerecht werden wird, die an sie gestellt werden, er läßt uns erwarten, daß aus der Schule brave, treue Söhne und Töchter der Waldheimat hervorgehen werden. Möge die Waldschule immerdar zum Segen sein für die Kinder im Waldtale und für die ganze Gemeinde Alpl!

Und nun zum Schlusse sei es mir gestattet, mich ein bißchen in den Vordergrund zu schieben.

Wie es mir in Alpl gefällt? Danke, sehr gut! Von Langeweile weiß ich noch nichts und von Verbauern und Versauern kann auch keine Rede sein. Ich habe kaum sonstwo soviel Anregung empfangen als in der Waldheimat. Auf Gesellschaft verzichte ich gerne, und lieber verkehre ich mit einem biederen treuherzigen Bauer, als mit faden, gezierten Salonmenschen. Ein liebes, treues Weib zur Seite, einen schönen Wirkungskreis vor sich, da muß das Glück einziehen ins bangende Herz. Daß Alpl ein Paradies ist, das kann ihm der beste Freund nicht nachsagen. Aber es kann für das Waldschulmeisterpaar mehr und bedeutsamer werden als das Paradies, denn es hat die Arbeit, es hat das Leiden, es hat die große Lebensaufgabe. So stand einmal im „Heimgarten“ geschrieben, und so ist es auch gekommen und geworden.

Leopold Kramer.

## Quelle der Kraft.

Nur eine Stunde des Tages
Laßt mich mit Kindern
Tändelnd ein Kind sein.
Und ich bin stark
Und leiste euch,
Was ihr begehrt.

R.

suchen sie skrupellos Bälle, trinken in der Erhitzung kaltes Bier, rauchen Tabak ins Maßlose — das schadet nicht. Das treiben ja auch andere so. Wenn man nicht einmal mehr so kleine Genüsse soll haben dürfen, dann hat das Leben überhaupt keinen Wert. Dann sei es am besten — eine Kugel! — Zwischen Angst vor Fensterluft und Hang zum Revolver pendelt der moderne Mensch. Frau Kolbenblutt hat daran wohl auch einige Schuld.

Körpergesundheit ist freilich eine Hauptsache, aber man erreicht sie nicht durch völlige Außerachtlassung krankhafter Anlagen, nicht durch rücksichtslose Abhärtung, aber auch nicht mit dem Gegenteil. Die Gesundheit liegt nicht rechter Hand und nicht linker Hand, sondern — geradeaus. Aber wie man's da treibt, ist mit der größten Fürsorge die größte Rücksichtslosigkeit verbunden.

Der Hausarzt der Kolbenblutts ist ein Greis von mehr als siebzig Jahren, er ist gichtisch und asthmatisch und sehnt sich nach verantwortungsvoller Tageslast bei Schwerkranken abends allemal nach dem Bette. Und siehe, um Mitternacht wird er geweckt. Unverzüglich zum Rentmeister Kolbenblutt kommen! Eines der Kinder hat die Diphtheritis! — Er steht auf und geht hin und findet an dem fünfjährigen Mädchen eine leichte Angina. Ein einfacher Prießnitz-Umschlag, wie ihn bei solchen Fällen andere Hausfrauen zu machen verstehen, hätte die Sache behoben. Gott sei Dank! sagt die Mutter, insgeheim hat sie aber doch ihren Ärger. „Der Doktor nimmt halt alles so leicht."

Sonst hat jedes Haus seine kleine Apotheke gehabt von altbewährten Hausmitteln. Nein! Derlei lehnt Frau Kolbenblutt energisch ab, mit beiden Händen! „Ich fange nicht an zu patzen! Mit der Gesundheit ist nicht zu spielen. Wenn wer krank ist, geht man zum Doktor! Mir ist noch keines gestorben!"

Keines gestorben, aber auch keines gesund. Treibhauspflänzchen. Und zwar solche, an denen fortwährend herumgezwickt und geschmiert wurde. Hatte eines Schnupfen — zum Doktor. Hatte es Zahnreißen — zum Dentisten. Hatte es Gliederschmerzen — zum Masseur. Hatte es sich ein Speilchen in den Finger gestoßen — zum Chirurgen. Hatte es ein gerötetes Auge — zum Augenarzt. Hatte es einen überladenen Magen — zum Mediziner. In den meisten Fällen wäre es schon am nächsten Tage gut, aber man wartet nicht darauf, man läuft zum Arzt und ist empört, wenn er nicht im Augenblick zur Verfügung steht.

Drei Diurnistenfamilien könnten jahraus jahrein leben von dem Gelde, das die Kolbenblutts für Ärzte ausgeben, und doch sind sie immer „krank".

Die Ängstlichkeit ist eines unserer größten Übel. Wer ist denn heutzutage überhaupt vollkommen gesund? Und wie viel hat selbst der Ge-

„Jetzt schau aber, daß du ins Zimmer kommst! Da auf dem zugigen Gang — kehr' um die Hand, hast wieder dein Reißen! Heute bleibst du im Zimmer, es ist regnerisch. Warm, was warm! Es ist regnerisch, sage ich, und auf ja und nein ist wieder eins krank!"

„Mann! Gustl! Was hast du denn? Jesus Maria! Gustl, was ist dir denn! Ihr Heiligen Gottes, steht uns bei! Gustl! Gustl!" Die Frau ist aufgesprungen und schlägt mit beiden Fäusten auf den Rücken des Herrn Gemahls los, der sich bei einem Trunk Wasser ein bißchen verschluckt hat und mit einem Hustenkrampf kämpft. Er wehrt mit den Händen ab, kann kaum zu sich kommen, weil die Frau ihn wie tobsüchtig bearbeitet. Das ganze Haus ist zusammengelaufen und weil sie immer noch grauenhafter um Hilfe ruft, so meinen die Leute, der Herr ersticke, bis er sich endlich ruhig räuspern kann, und schimpfen über das Geschrei, wenn einmal ein Wassertropfen „in den unrechten Hals kommt."

Die Schulzeugnisse der Kolbenbluttschen Kinder sind voll versäumter Lehrstunden. Alle natürlich korrekt entschuldigt mit Krankheiten. Die Kinder wollen schon gar nicht mehr in die Schule, weil sie immer rückständig sind. „Ist kein Unglück!" meint die Mutter. „In der schlechten Schulzimmerluft werden sie doch allemal krank und bringen von andern allerlei Ansteckungen heim. Gesundheit ist die Hauptsache. Auf alles andere pfeif' ich." Die Kinder waren's soweit ganz zufrieden.

Keines der Kinder will in der Nähe der Mutter schlafen, denn so oft eines hustet, wird es ausgezankt. Wenn es trotzdem das zweite- oder gar das drittemal hustet, so wird es gestraft. Sie haben die Mutter sehr lieb, wenn sie aber einmal ein paar Tage abwesend ist, dann sind sie ganz vergnügt — nun darf man wieder einmal ungeniert einen Huster tun. Nun braucht man nicht mehr zu ersticken bei Unterdrückung eines augenblicklichen Hustenreizes, nun kann man, wenn's einmal in der Nase beißt, frisch drauf los niesen. Man kann auch kaltes Wasser trinken, in Hemdärmeln und barfuß im Garten herumlaufen. Natürlich schadet das dem verweichlichten Geschöpflein und das führt die Mutter dann mit schrecklichem Zorn als Beweis dafür an, daß ihre Vorsicht notwendig und die richtige Methode sei, um die „Fratzen" gesund zu erhalten.

Die älteren Kinder sind demnach richtig schon Hypochonder geworden. Sie trauen keinem frischen Luftzug, keiner freien Bewegung, keinem derben Stück Brot mehr — das könnte schaden. Spüren sie irgendwo im Leibe ein Zwicken und Zwacken, so fahren sie erschreckt auf, forschen ängstlich nach, ob sich nicht da eine Krankheit entwickele und schreien nach jedem vorübergehenden Unbehagen nach dem Arzt. Einzelne Leiden, die besonders in der Jugend sich öfters einstellen, als Kopfweh, Katarrhe, Magendrücken, Ohrenreißen und dergleichen, halten sie für besonders krankhafte Anlagen, für beginnendes Siechtum. Hingegen be-

So sind sie — und so bleiben sie.

Eines Tages ersuchte mich diese Frau, etwas in ihr Stammbuch zu schreiben. Sie hat eins angelegt für „berühmte Leute zum Einschreiben, und weil die Frau Bezirksrichterin auch eins hat". Ich schrieb aufs Blatt: „Man muß nicht zu jeder Krankheit, die anklopft, herein sagen."

„Siehst du, Gustl!" rief sie triumphierend ihrem Mann zu, „der Herr Malser sagt's auch! Er fürchtet sich auch vor den Krankheiten. Wenn sie einmal im Hause sind, dann ist's zu spät."

## Wie ich das erstemal auf dem Selbstlaufer saß.

Ein Automann soll auch ein Automobil sein, mit anderen Worten: ein Selbstmann soll sich aus eigenen Kräften weiterbewegen. Leider sitzt der Mann nicht allemal auch in den Beinen, und wenn die Beine müde sind, und links und rechts, vorn und hinten am Wege fahren die Pferdewägen, die Lokomotive, die Radler und die Motorschnober — dann kostet es Überwindung und besondere Klugheit, um nicht irgendwie aufzusitzen. Die Versuchung war also eine ungeheure, als eines Morgens in Mürzzuschlag ein Automobilkutscher mir zurief: „Fahren's mit, es geht nach Langenwang!"

Nach Langenwang wollte ich ja eben und einmal sollte man es doch mit einem solchen Wundertier versuchen, von dem einer gesagt hat, es brauche von Petersburg nach Neapel gerade siebenundfünfzig Minuten. So mußte man diese sechs Kilometer bis Langenwang ja in dreiviertel Sekunden bequem zurücklegen. „Ja, lieber Herr, wenn Sie so freundlich sind, ich fahre mit." Dann saß ich auch schon auf dem Ungetüm. Dieses pusterte und schnob, als ob ihm etwas nicht recht wäre. Der Kutscher bog ihm den Schweif und gab ihm die Sporen oder so etwas — ich sah es nicht genau —, das Zeug machte einen Ruck und rollte davon wie der Satan. Ich bin so weit, daß der Satan mich nicht mehr schreckt; ich lachte nur, wie er wild so dahinraste, als ginge es der Hölle zu. Nein, meine liebe Bestie, es geht Langenwang zu! Kaum aber waren wir zwanzig Häuser weit gefahren, da machte das Ding einen Sprung und blieb stehen. Der Kutscher sprang ab, guckte hinten und vorne, tat so an den Schrauben und Hebeln herum — das Ungeheuer pustete und blieb stehen.

„Ich geh' nicht!" schnob es.

Der Kutscher versuchte allerhand Griffe, redete dem Zeuge gütig zu, aber das Untier sagte: „Ich geh' nicht. Heute geh' ich nicht."

sunde Tage, an denen er nicht irgendwo an seinem Körper einmal einen Schmerz, ein Unbehagen empfindet? Wer da allemal die Hände über den Kopf zusammenschlagen wollte, da gebe es mehr Hände über den Köpfen, als Köpfe über den Händen. Man behalte vielmehr den Kopf oben. Man denke doch nicht immer nur an sein leibliches Befinden! Unser Körper ist manchmal ein Simulant, ohne daß wir es wissen. Wenn wir jeglicher seiner krankhaften Regungen Gehör geben, so fängt er bald an, die Sachen aufzubauschen. Wenn man alle seine Finessen gleich beobachtet und bedenkt, dann fängt man eben an, „bedenklich" krank zu werden. Wenn man seine Versuche, zu außergewöhnlichen Zeiten in ein warmes Bett zu kommen, gelassen überhört und übersieht, verdrießt es ihn weiter nicht, sondern tritt wieder frisch und munter ins Leben. Wenn man sie aber lockt, die schalkhaften kleinen Schmerzen, wenn man ihnen geradezu entgegenkommt, dann packen sie aus und spielen sich auf die schönsten Krankheiten hinaus.

In einer Nacht war es, daß Ricki, das kleinste Töchterchen der Kolbenblutts, gar bitterlich schluchzte. Die Mutter, schwer erschrocken, stand auf und fragte, was der Kleinen denn wäre um Gotteswillen!

„Mama! Mama!" stöhnte das Kind, „ich habe so Angst, daß ich krank werde."

„Mein Gott, tut dir was weh?"

„Jetzt noch nicht, aber ich habe so Angst, daß ich krank werde."

„Das arme Kind!" klagte die Frau ihrem Manne, „es ist so aufgeregt. Ich will doch morgen den Doktor holen lassen."

Ihr Mann hat sie schon vielfach beschworen: „Lass' es, Margaret', es ist ja nichts, es geht vorüber!" Und sie: „Du bist auch so einer! Weil dir die paar Groschen Doktorhonorar leid tun, sollen die armen Wesen leiden wie Hunde, wenn's nicht schlimmer wird, Gott bewahre uns. Du hast kein Herz für deine Kinder."

Der Doktor hat ihr schon oft zu verstehen gegeben: „Wenn an den Kindern etwa die und die Erscheinungen auftreten sollten, so wenden Sie bloß das und das an, und brauchen Sie sich nicht die Mühe zu nehmen, mich holen zu lassen. Ich bin auch nicht immer zu Hause, weil es Schwerkranke gibt."

„Du, mir scheint, unser Doktor will streiken," sagte die Frau einst zu ihrem Manne. „Nun, wenn es ihm nicht gefällig ist, es gibt noch andere Ärzte. Ich werde meine Kinder nicht verkommen lassen, wenn ihnen was ist. Es ist doch gescheiter, man schaut dazu, bevor sie schwer krank werden, nicht?"

Unvorsichtig tat Herr Kolbenblutt einen ungeduldigen Huster.

„Du könntest auch einmal was tun für deinen verdächtigen Husten," rief sie, „wenn du erst die Lungensucht hast, dann ist es zu spät."

Fuhrleute hüpften vom Bock und rissen ihre Pferde an den Straßenrand, Rinder machten vor Schrecken große Sprünge und traten beinahe die Hirten zu Boden, Kinder liefen vor Entsetzen hin und her und in das nahende Ungeheuer hinein, das seine ganze Brutalität entfaltet hatte und im Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit wahnsinnig geworden war. Mein Kutscher konnte nicht genug wägen und wenden und bremsen, um die wahnsinnige Maschine gefahrlos zu machen. Ja, die wahnsinnige Maschine! In einem wahren Tobsuchtsanfalle schoß sie dahin, mir fast die Seele aus dem Leibe schüttelnd. Es war nicht möglich, auch nur einmal das Auge in die liebliche Gegend hinausschweifen zu lassen, so sehr nahm die Höllenfahrt den ganzen Menschen in Anspruch. Dazu noch stieß immerwährend ein heftiger Wind entgegen, weil eine Brutalität immer eine gegnerische Brutalität weckt. Hinterher die kilometerlange Staubschlange mit ihren berstenden Bäuchen, alles erstickend, was das Ungetüm etwa nicht zermalmt. — So raste es dahin. Und doch ging es mir nicht schnell genug; wir fuhren schon fünf Minuten, wir sollten schon in Langenwang sein. Also war ich bereits vom Automobilteufel besessen. Was war das für eine armselige Kriecherei — kaum flinker als der Kurierzug! Nach neun Minuten erst waren wir am Ziele. Und so was nennt sich mobil! Und dafür verkauft man seine Seele! Verkauft den Frieden, die Schönheit der Landschaft, verkauft die Sicherheit der Straße, verkauft gerade Glieder und Menschenleben. Rast wie der Sturm dahin und kommt doch zu spät. Zu spät zur schönen, reinen Freude des Daseins.

Ja, Höllendrache, du lange vorhergesagter, gefürchteter, du hast recht, daß du den Poeten nicht fahren willst. Manches neuartige Fahrzeug, manches Wunder der Mechanik ist poetisch; du bist es nicht, du bist die Ausgeburt des modernen Fernhungers, des dämonischen Wahnes, so schnell als möglich überall sein zu wollen. Das ist das Ideal der Eintagsfliege, die nicht Zeit hat und gleichsam an einem Tage alles erreichen will. — Fahr' zu, ich bleibe, ich hab' Zeit!

Es ist aber erst noch zu überlegen, ob wir so auseinandergehen sollen; ich könnte doch wieder einmal in die Lage kommen, mit dir fahren zu müssen — keine Wand wäre dir zu hart, um mich hineinzustecken, kein Graben zu tief, um mich hinabzuwerfen. Du bist halt noch ein wildes, ungebändigtes Tier; bis man dich erst dressiert hat, bis du erst vernünftig geworden bist und statt tollen Sportshetzen schöne und nützliche Beschäftigungen treibst; bis du nicht mehr der Schrecken, sondern der Segen der Straße sein wirst, dann werden wir hoffentlich noch auf gutem Fuß oder vielmehr auf gutem Rad miteinander stehen.

Jetzt fahr' wohl! Und fahr' ab! Rosegger.

„Warum gehst du nicht?“ fragte der Kutscher.

„Und ich geh' einmal nicht! Denn — weil einer draufhockt, den ich nicht mag.“

„Wieso?“ fragte der Kutscher und blickte auf mich zurück.

Da fuhr es fort zu schnoben: „Das ist mein Feind. Er hat mich beschimpft. Er hat mich schlecht gemacht. Mit dem fahr' ich nicht!“

Der Kutscher war nicht einmal sehr überrascht, daß das Automobil wie ein Mensch redete. Es gibt ja genug Maschinen, welche gescheiter sind als manch ein Mensch, und besonders das Automobil. Das ist einer der klügsten Teufel, die es gibt. Er fährt nicht mit jedem in den Abgrund, sondern, wie man wissen will, erst mit dem zehnten. Denn beim Teufel ist der Zehent noch nicht abgekommen.

„Also sprich, wie hat er dich denn beschimpft?“ fragte der Kutscher sein unheimliches Roß.

„Mich? Der? Der hat gesagt, daß ich dem Teufel zu schlecht wäre; deshalb hätte derselbe mich aus der Hölle verjagt, ich täte seither die Erde unsicher machen und hätte nicht einmal einen Paß. Leut' zusammenrennen täte ich, hätte aber gar keinen Gewerbeschein dazu. Und so ein häßliches Beest wäre noch nicht auf der Straße gewesen und man sollte mir die Räder und die Fänger — und was weiß ich — krumm und klein schlagen. — Das hat er gesagt, derselbige, der hinter deiner hockt, und ich fahr' nicht!“

„Du wirst aber doch fahren müssen, wenn ich will!“ sagte der Kutscher.

„Und ich fahr' einmal nicht!“

Mir fiel der Eigensinn ein, den diese Rasse auch sonst manchmal zeigt, zum Beispiel, wenn dies Unding trotz aller Lenkkünste klippab schwankt und eine Hauswand einrennt oder mit Mann und Maus in den Straßengraben stürzt. So klopfte ich nun dem Kutscher auf die Achsel: „Sie, ich glaube, das Ding sollte man statt ‚Automobil‘ — ‚Autowill‘ heißen.“

„Das werden wir sehen!“ rief der Kutscher aufgebracht. „Das ‚Autowill‘ bin i c h!“ Sprang vom Zeug, stellte sich vorne hin, faßte das Ungetüm an und beutelte es so derb, daß es knarrte und ächzte. So macht's der Bauer mit dem unfolgsamen Knecht; er nimmt ihn bei den Ohren und beutelt ihn. Es kommt aber darauf an, wer der Stärkere ist; derselbe ist auch — ‚Autowill‘.

Diesmal schien es wirklich der Kutscher zu sein. Die Maschine begann regelmäßig zu rasseln, der Kutscher sprang auf seinen Sitz und das Ding rollte anstandslos dahin. — Nun aber auf der Straße! Da entstand eine fortlaufende Panik. Fußgänger sprangen entsetzt beiseite, Karrenführer konnten nicht schnell genug ihre Habe in Sicherheit bringen,

Belialssöhne so wenig Schaden wie möglich anrichten. Ein Katholik soll von den „sogenannten“ Klassikern nur das lesen, „was klassisch ist und keine Gefahr bringt“. Dieser Ausspruch ist entschieden klassisch. Skrupulöse Gemüter werden ängstlich fragen: Ja, um Himmelswillen, was ist denn an den Klassikern klassisch und was ungefährlich? Das hätten Sie ausführlicher erörtern sollen, bester Herr Falkenberg! Mit uns dummen Deutschen, die wir noch dazu durch fortgesetzte Selbstvergiftung geistig umnachtet sind, muß man eine deutliche und kräftige Sprache führen. Sie hätten beispielsweise sagen können: Einer der abgefeimtesten Sittenverderber ist der seinerzeit infam kassierte Regimentsmedikus Friedrich Schiller. Daß jeder Mensch, der auf Anstand hält, die Jugenddramen dieses Pornographen niemals nennt, ohne ein „salva venia“ vorauszuschicken, ist ja selbstverständlich. Aber auch seine übrigen Theaterstücke sind ebenso unklassisch wie gefährlich. Darf man einem züchtigen deutschen Mägdlein das Ehebruchsdrama „Maria Stuart“ oder die blutschänderische „Braut von Messina“ in die Hand geben? Muß einer besorgten Mutter nicht das Herz zittern, wenn sie bedenkt, ihr unschuldiges Töchterlein, das noch gar nicht weiß, was ein Leutnant ist, könnte über den „Wallenstein“ geraten und dort erfahren, wie ein Fräulein aus den besten Kreisen bei nachtschlafender Zeit einem jungen Offizier der Gardekürrassiere nachläuft? Daß besagter Offizier schon Todes verblichen, ändert an dem Skandale nichts. Und erst der „vielgepriesene „Wilhelm Tell“! Gewissenlose, freimaurerische Unterrichtsverwaltungen entblöden sich nicht, dieses Schauspiel als Schullektüre zu empfehlen, offenbar in der Absicht, die Keime der Tugend schon in den zarten Herzen der Gymnasiasten zu ersticken. Das sittenlose Stück beginnt mit zweideutigen Schnaderhüpfeln, die angeheiterte Schweizer Bauern zum besten geben. Gleich darauf erzählt Baumgarten eine lüsterne Badegeschichte. Der freche Dorf-Don Juan, Arnold von Melchthal, brüstet sich coram publico mit seinen unzüchtigen Abenteuern beim „Fensterln“ und prahlt:

Eine Dirn des Schlosses ist mir hold,
Und leicht betör ich sie, zum nächtlichen
Besuch die schwanke Leiter mir zu reichen.

Und was soll man erst vom Tell, dem braven Biedermanne sagen, der mit geradezu beispiellosem Cynismus dem Boten, den er an Frau Hedweg sendet, erklärt:

Ihr werdet meinen Schwäher bei ihr finden
Und andre, die im Rütli mir geschworen.

Selbst den ehrwürdigsten Stand läßt der schamlose, antiklerikale Dichter nicht unbesudelt. Er verdächtigt den Pfarrer Rösselmann, „den frommen Diener Gottes“, daß er einer „großen Frau zu Zürich vereidet“ sei. Auch die lyrischen Sachen dieses „sogenannten“ Klassikers strotzen von

# Geschichten zum „Giften“.

Von O. Kernstock [1])

Endlich ist er gekommen, der große Worfler, der mit unerbittlicher Wurfschaufel die Spreu von dem Weizen sondert — nein, der Vergleich trifft nicht ganz zu! Erschienen ist der starke Herakles, der mit fernhin treffender Mistgabel den Augiasstall der katholischen Presse säubert. Es handelt sich um eine Reihe von Attentaten, welche gewissenlose Seelenmörder gegen die moralische Gesundheit des katholischen Volkes verübten. Seit Jahren schon treiben diese Unheimlichen ihr giftmischerisches Handwerk und niemand hat's gemerkt. Die Fürsten der Kirche, die Priester, die Publizisten — alle haben geschlafen; nur der Kaplan Heinrich Falkenberg zu Mehlem am Rhein hat, gottlob, nicht geschlafen. Seinen Späherblicken entging es nicht, daß katholische Blätter und katholische Buchhandlungen Werke empfehlen und verschleißen, die geeignet sind, die Milch frommer katholischer Denkungsart in gärend Drachengift zu verwandeln. Und da er weiß, daß Vergiftungserscheinungen nur durch Brechmittel wirksam bekämpft werden können, ordiniert er uns ein drastisches Vomitiv, welches den Titel führt: „Katholische Selbstvergiftung. Ein Beitrag zu der Frage: Was soll der gebildete Katholik lesen?“ Zu haben bei Butzon und Bercker in Kevelaer.

Das Traktätlein zerfällt in zwei Teile. Im ersten wird gezeigt, was für verwerfliche Autoren, zumal in katholischen Weihnachtsanzeigern, empfohlen werden. Mitleidlos metzelt Elias-Falkenberg die 450 Baalspfaffen der deutschen Literatur von Lessing bis auf Frenßen nieder. Diese Partie der Schrift ist ein grausiges Schlachtengemälde à la Wereschtschagin. Nur Leser von erprobter Tapferkeit werden es ohne Nervenzufälle ansehen können. Im zweiten Teile der Broschüre kämpft Falkenberg einen homerischen Zweikampf — bei diesem Epitheton denke ich aber nicht so sehr an die homerischen Gefechtszenen als an das homerische Gelächter mit dem von der „Literarischen Warte“ edierten „Literarischen Ratgeber“ aus. Diese kriegerische Episode interessiert uns weniger; wir wollen uns nur mit der Hauptschlacht beschäftigen.

Zunächst werden, wie billig, die Köpfe der literarischen Hydra, die deutschen Klassiker abgetan. So „liederliche“ Menschen hätten nach der Ansicht des Herrn Kaplans überhaupt nicht geboren werden sollen. Da sich aber diese Kalamität leider nicht mehr rückgängig machen läßt, möge wenigstens durch eine scharfe Präventivzensur gesorgt werden, daß die Werke dieser

[1]) Aus dem „Korrespondenz-Blatt für den katholischen Klerus Österreichs“, 22. Jahrg., Nr. 20.

berg dem „Literaturblatt“ eins mit seinem Nachtwächterspieß und erklärt, Dümmeres als das genannte Referat habe er noch nie gelesen. So weit kommt's, ruft er aus, wenn den Katholiken „die so nötige Korrektheit, die Kenntnis der katholischen Prinzipien, oder sagen wir einfach, der christlichen Moral, abgeht.“ Die Wiener werden sich wundern, wenn sie eines schönen Tages sämtliche Vorstandsmitglieder der Leo-Gesellschaft in Büßerhemden, mit brennenden Kerzen in der Hand, vor dem Portale der Stephanskirche werden Buße tun sehen.

Ich persönlich halte den Verfasser des „Jörn Uhl“ für einen vortrefflichen Menschenschilderer, der seine Dithmarsen von innen und außen gründlich kennt, und habe in seinem Buche nichts gefunden, was das sittliche oder religiöse Gefühl eines Katholiken, der, wohlgemerkt, stets im Auge behält, auf welchem Fleck Erde die Geschichte spielt, verletzen könnte. Für meinen Geschmack allerdings ist der Roman, um ein Wort Goethes zu brauchen, etwas gar zu „sachdenklich“. Das ist eine hübsche Umschreibung für langweilig. Wenn nun ein Katholik den Wunsch hegt, über diesen in gebildeten Kreisen besprochenen Roman der Neuzeit ebenfalls mitzusprechen — soll der Buchhändler, an den er sich wendet, etwa sagen: Verehrtester, wollen Sie sich gefälligst wo anders hin bemühen! Ich bin ein katholischer Sortimenter und führe nur Kinderkatechismen und solche Bücher, die Herr Heinrich Falkenberg gutgeheißen hat?

Den katholischen Bücherverschleiß im Ernste einer so engherzigen und kindischen Zensur unterworfen wollen, wie der Kaplan von Mehlem sie wünscht, hieße einfach den katholischen Buchhandel vor der Welt diskreditieren und geschäftlich ruinieren. Die heutigen katholischen Buchhandlungen im großen Stile würden sich binnen kurzem fast ausnahmslos in ärmliche Gebetbücherverschleißbuden verwandeln, wie wir sie vor vierzig Jahren hatten. Das wäre allerdings eine katholische Selbstvergiftung der schlimmsten Art.

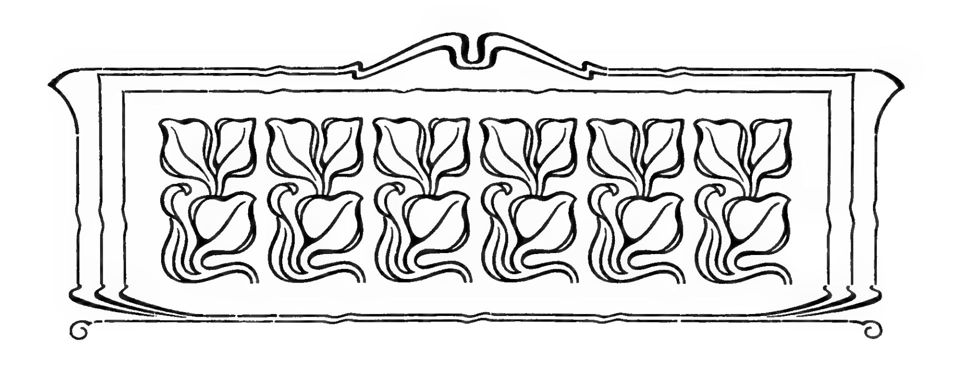
Übrigens stelle ich Verehrern der lex Falkenberg zu lieb, folgende Amendements: Die Congregatio Indicis wird abgeschafft und der Kaplan zu Mehlem am Rhein wird zum Generalgroßinquisitor und obersten Buchrichter des katholischen Erdkreises ernannt. Jeder Buchhändler ist verpflichtet, für sämtliche Werke, die er verschleißen will, das Imprimatur dieser höchsten Zensurstelle einzuholen. Die deutschen Klassiker dürfen an Frauen gar nicht, an Männer nur dann verkauft werden, wenn diese durch Beibringung eines pfarrämtlichen Taufscheines nachweisen können, daß sie das siebzigste Lebensjahr überschritten haben. In Romanen darf vom gesellschaftlichen Verkehre beider Geschlechter keine Rede sein. Überhaupt braucht das katholische Lesepublikum nicht zu wissen, daß es zwei Geschlechter gibt; daher ist es wünschenswert, daß in Erzählungen entweder ausschließlich Männlein oder ausschließlich Weiblein auftreten —

Unziemlichkeiten. Das einzige Poem, welches allenfalls zur Lektüre für das katholische Publikum empfohlen werden könnte, ist die Ballade „Willst du nicht das Lämmlein hüten“, obgleich auch in diese sonst korrekten Verse die beschmutzte Phantasie des Dichters hineinspielt und ihn von „der Felsen nackten Rippen“ sprechen läßt.

So hätten Sie zu uns katholischen Deutschen reden sollen, allerwertester Herr Kaplan und Moralretter! Dann hätten wir gewußt, woran wir sind, hätten an die Brust geschlagen, die alten Lesesünden bereut und wären bessere Menschen geworden.

Nach Abschlachtung der klassischen Größen geht Falkenberg mit bluttriefenden Händen daran, auch den Diis minorum gentium den Garaus zu machen. Wir Österreicher hatten gemeint, auf Landsleute wie Anzengruber, Ebner-Eschenbach, Grillparzer, Lenau, Rosegger, Mariot stolz sein zu dürfen. Wir haben schüchtern gehofft, wenigstens einiges aus den vielen Publikationen dieser Autoren werde uns Katholiken zu lesen und zu empfehlen gestattet sein; aber nein! der grimme Hagen kennt kein menschliches Erbarmen. Er hat, dem Mädchen von Orleans vergleichbar, mit der Firma Butzon und Bercker einen „furchtbar bindenden Vertrag“ geschlossen, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das ihm der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschickt. Haufen von Schriftstellerleichen bedecken die Walstatt — ihre Seelen überantwortet der Rächer der beleidigten Moral dem Teufel, ihre Leiber den Raben, ihre Bücher dem verzehrenden Feuer. „O schaudervoll, o schaudervoll! höchst schaudervoll!“

Mit besonderem Elan attackiert Ritter Falkenberg den Verfasser des von unerhörtem Erfolge begleiteten Moderomans „Jörn Uhl“, den protestantischen Pastor a. D. Gustav Frenßen. Feuerspeiend, wie seinerzeit Dietrich v. Berne, angetan mit der ehrwürdigen Waffenrüstung des edlen Ritters von der Mancha, stürmt der Kaplan auf den Pfarrer ein, in der festen Zuversicht, sämtliche Schwadronen der katholischen Presse reiten hinter ihm. Doch als er sich umblickt, gewahrt er mit Zähneknirschen, daß ihm kein Mensch gefolgt ist. Selbst die Zentrumsblätter stehen friedlich abseits und zeigen gar keine Lust, die abenteuerliche Attacke mitzumachen. Die „Kölnische Volkszeitung“ bemerkt: „Alles in allem ist „Jörn Uhl“ ein tüchtiges Buch, das die Verbreitung, die es gefunden, verdient.“ Die „Katholische Haus- und Privatbibliothek“, herausgegeben in Dortmund, meint: „Ein katholischer Leser, sofern er zu den Reiferen gehört, wird sich tief und dankbar freuen an dem Ewigkeitsgehalte, den das Herz und die Kunst des Autors bietet.“ Das „Allgemeine Literaturblatt“ der Leo-Gesellschaft endlich versteigt sich sogar zu dem Ausspruch: „Jörn Uhl“ sei keusch, ja, soweit es der obligate Liberalismus gestattet, fromm. So eine Unverschämtheit! Sofort versetzt Drachentöter Falken-



# Kleine Laube.

## Es mahnt.

Der Wind vom Kirschbaum Blütenblätter streut,
Der Frühling macht's dem Winter nach, es schneit.
So mahnt in Wonnetagen leis das Leid. —
Der Buchenwald in roten Rosen glüht,
Der Spätherbst tut's dem Winter nach, er blüht.
So weht der Traum von Glück in herber Zeit. K.

## Treue Feinde.

Einige Feinde soll jeder Mensch haben, sie sind ein Segen Gottes. Feinde sind die Unruhe in unserer Lebensuhr, sie sind unser Gewissen. Von Feinden, wenn man will, ist viel mehr zu profitieren, als von Freunden, sie tragen zu unserer Selbsterziehung das Erklecklichste bei. Mancher, der nicht den Freunden und sich selbst zuliebe besser und tüchtiger wurde, ist es den Feinden zum Trotz geworden. Wenn es keine Feinde gäbe, müßten einzelne sowie Völker recht bald faul werden.

Freilich denke ich da nur an offene Feinde, nicht an versteckte, die unter ewiger Zurückhaltung und Heuchelei nur Schlimmes anrichten, für sich und andere. Leute, die gegen uns etwas haben, es hinter unserem Rücken breittreten, allerhand Bösartiges gegen uns unternehmen, aber aus Rücksicht oder Feigheit uns persönlich stets Artigkeiten ins Gesicht lügen — das sind die stinkenden Freunde, die giftigen Feinde. Ja, ich wünsche mir Gegner, aber offene. Solche, die mir stets männlich vor Augen treten und freimütig sagen, was ihnen an mir nicht recht ist. Will auch wissen, **wer** es ist, der da über mich urteilt. Dann habe ich entweder Gelegenheit, mich zu rechtfertigen, oder ich muß meinen Fehler wenigstens vor mir selbst zugestehen. Das ist die gute Schule, in der man seine schlimmen Eigenschaften — die allemal von anderen eher empfunden werden, als vom eigenen Träger — kennen lernt, dann über sie nachdenkt und doch zumeist auch Anstalten trifft, sie abzulegen. Daß man im Augenblicke des Vorwurfes unangenehm berührt ist, sich verletzt fühlt und sich unter allen Umständen lebhaft zu verteidigen sucht, liegt in der menschlichen Natur. Ein bißchen hochmütig ist auch der Bescheidene und die Hand an eine Wunde zu legen, tut immer weh. Wo etwas Vernunft vorhanden ist, dauert die

ein Verfahren, welches orthodoxe Dramatiker schon längst in löblicher Weise in Anwendung gebracht haben. Sollte sich ein Buchhändler unterfangen, die Zensurgesetze zu verletzen, so wird er als Giftmischer behandelt und zur schwersten Leibesstrafe verurteilt, die die Geschichte der Kriminalistik kennt: er soll gehalten sein, die Werke, die der Herr Heinrich Falkenberg geschrieben hat oder jemals schreiben wird — zu verlegen.

Bald hätte ich eine Note auf Seite 6 übersehen. Dort äußert sich der Entdecker der katholischen Selbstvergiftung, er habe durch Herausgabe seiner Schrift „den striften Anordnungen seines Arztes entgegen gehandelt". Ja, das merkt man! Es kommt nie etwas Gescheites heraus, wenn ein schwächliches Organ, dem der weise Arzt absolute Schonung verordnet hat, mutwillig strapaziert wird.

---

## Güte.

Sei gütig, und solltest durch Güte dich irren,
So wirst du an Adel deshalb nicht verlieren.

Aus Güte sündigen steht Gott näher,
Denn aus Eigennutz Gutes tun.

R.



Bauerngeist aufzuweisen habe und damit die große, begehrliche Welt seh(r), wie fleißig, anspruchslos, gutmütig und zufrieden bei Dir daheim die Menschen leben oder gelebt haben.

So führe uns alle nun ein in Dein oststeirisches Bauernhaus, lasse das Bauernjahr, wie Du es oft miterlebt hast, an uns vorüberziehen und lasse uns recht tief blicken ins Herz Deiner engsten Landsleute.

Passiert Dir etwa manchmal ein Verstößlein in der Anordnung oder in der Sprache, so vergessen wir nicht, daß Du nur die einfache Volksschule genossen hast und freuen uns dann doppelt Deines reichen Talentes, das mit so viel Liebe zum Landvolke geheiligt ist. — Kann ich im literarischen Gedränge mit meinen Ellbogen Dir ein wenig Platz machen, so geschieht es gerne. Behaupten mußt Du Dich dann selber und wirst es auch, denn Du hast in Deiner Lade noch schöne, lebendige Gestalten, wovon manche hervorsteigen und uns ansprechen werden. Also wage und gewinne! Krieglach, am 31. Juli 1903. Peter Rosegger."

So ist das Buch, mit prächtigen Bildern von Alexander D. Goltz geziert, nun erschienen. Es gibt ein treues, lebendiges und höchst sympathisches Bild von dem Bauernleben der östlichen Steiermark, wie es sich in einem Jahresreigen vollzieht. Es erschließt auch manchen neuen Blick in die alte deutsche Volksseele, es ist mehr als ein bloßes Unterhaltungsbuch, auch die Volkskundeforscher werden daran ihre Freude haben.

Besonders sympathisch an dem Werkchen berührt die strenge, innige Frömmigkeit in sich und die Duldsamkeit für Andersdenkende. Und besonders auch die freimütige Aussprache. Die Volkscharakteristiken sind durchaus richtig und ungekünstelt dargestellt. Von Rosegger haben wir die Äußerung, daß er froh wäre, einst sein Buch „Volksleben in Steiermark" mit derselben milden Abgeklärtheit geschrieben zu haben. M.

---

## Sinngedichte.

Von Otto Promber.

Wer nur sophistisches Wissen schleppt,
Der sucht nach dem Glücke vergebens;
Das ist ein goldenes Lebensrezept:
Tu' recht und — freu' dich des Lebens

* * *

Geh' hin und such' das Glück in allen Zonen,
Es winkt dir nicht im Golde, nicht im Ruhm —
Still baut's aus tausend sel'gen Illusionen
Im tiefsten Herzen dir sein Heiligtum!

* * *

Brenn' leuchtende Gedanken ab,
Daß jeder Seher Beifall schreit —:
Ein Blinder ruft gewiß noch aus:
Ich sehe nichts von Helligkeit!

* * *

Verstimmung nicht lange, und indem man den Fehler erkannt hat und zu beseitigen sucht, hat man dem rügenden Gegner nicht bloß schon verziehen, sondern ist ihm dankbar, so daß aus solchem Freimute oft treue Zuneigung entsteht. Natürlich darf der Freimut nicht rüpelhaft und nicht boshaft sein, obschon selbst das immer noch besser ist, als unter Schmeichelei versteckte Tücke.

Unter Freunden, die sich entzweit haben, ist zur Rettung der Freundschaft offenes Aussprechen immer anzuraten. Es braucht ja nicht gleich in der ersten Hitze zu geschehen, wohl aber in der ersten ruhigen Stunde. Zwei Freunde, die sich gegenseitig alles sagen dürfen, ohne Gefahr eines Verdrusses, leben in einem ersprießlichen, köstlichen Verhältnisse. Das heimliche Nachtragen aber artet leicht zu einer schleichenden Antipathie, manchmal sogar zur chronischen Feindschaft aus.

Freilich soll es auch natürliche Feinde geben, nämlich solche, die gegen irgend wen eine grundlose Antipathie haben und denselben ohne zu wissen warum, bei jeder Gelegenheit, manchmal offen, aber viel öfter heimlich, Böses anzutun trachten. Das sind krankhafte Belastungen, die man, wie verschiedene andere Übel dieser mangelhaften Welt eben ruhig zu ertragen hat. Im übrigen aber sind bewußte Widersacher wie gesagt eine gesunde Erscheinung. Und da Feinde schon einmal vorhanden sein müssen, so wünschte ich mir eben treue Feinde, die, wenn Grund vorhanden ist, genug Mut haben, sich mir freimütig gegenüberzustellen mit der Anklage. Die Rechtfertigung oder das Unterliegen ist dann meine Sache. R.

# Ein steirisches Bauernbuch.

„Österreichisches Bauernleben" von Rosa Fischer (Wien. Österr. Verlagsanstalt).

Wir kennen dieses starke Talent, die innige und sinnige Art der Verfasserin aus dem „Heimgarten". Hier sei über das eben erschienene Buch nur ein Brief abgedruckt, den der Herausgeber des „Heimgarten" an Rosa Fischer geschrieben hat und der als Vorwort dem interessanten Buche beigegeben ist:

„Liebe Dichterin aus der Oststeiermark! Du fragst mich, ob Du es endlich wagen solltest mit einem Büchlein. Und ich rufe Dir ein fröhliches Ja zu. Wage es! Du bist ein herzfrisches Dirndl mit klaren, offenen Augen und einem sagfrohen Mund, der aber nicht etwa geschwätzig ist, sondern hübsch ernsthaft bei der Wahrheit bleibt. Du lebst mitten im Volke, arbeitest mit ihm, freust Dich mit ihm, leidest mit ihm, wie sich's für Volksdichter gehört. Und hast eine prächtige Darstellungsgabe. Seit jener Zeit, als Du, die blutjunge Dichterin, Dich meldetest, als Anzengruber Dich aufgefunden hat, als Du dann Mitarbeiterin meines „Heimgarten" geworden bist, habe ich Deine Volksschilderungen und warmherzigen Menschenbilder zwar hier und da ein wenig beschulmeistert, aber doch aufrichtig schätzen gelernt, ja stellenweise geradezu bewundert.

Du bist Schicksalsgenossin des Bergbauers, des Handwerkers, der fahrenden Leute, des Dörflers und des Kleinstädtlers, Du weißt vieles, was andere nicht wissen, und das mußt Du erzählen. Oder manches, was wir schon wußten, wieder frisch in Erinnerung bringen. Deine oststeirische Heimat, wo nahe dem Magyarenreiche die urdeutschen Hienzen wohnen, nennt man die vergessenen Lande. Dort haben die Leute gar alte Sitten und noch die braven frommen Vorfahrenseelen. Ehe diese aussterben oder ins Himmelreich fliegen, mußt Du sie einfangen ins Buch, damit die Volkskunde auch aus dieser entlegenen Germanenscholle einen wahrheitsgetreuen

# Nicht neu, aber wahr.

Wir haben zum Abdruck die folgende Zuschrift erhalten:

Wie der evangelische Glaube den gläubigen Protestanten ihr kostbarster, ewig unvergänglicher Schatz der Seele ist, den sie sich nicht rauben lassen, ebenso ist den gläubigen Katholiken die von den Vätern ererbte Lehre ihr höchstes, heiligstes Gut. Dafür sollten wir gegenseitig Verständnis haben und nicht durch Unduldsamkeit Religionshaß entzünden. Die Feindschaft zwischen Christen und Christen ist die schwerste Betrübnis für Christi Geist, die ärgste Schmach für seinen Namen. Er hat uns geboten „Liebet euch untereinander — bleibet in Meiner Liebe".

Im Lichte dieser göttlichen Liebe erkennen wir leicht, daß wir mit den getrennten Brüdern auf einem Grunde stehen im Bekenntnis der heil. Schrift, im Glauben an Jesus Christus.

Auf seinem Namen sind wir getauft. Gemeinsam feiern wir den Tag seiner Geburt. Gemeinsam erinnern wir uns seines erlösenden, unschuldigen Leidens und Sterbens. Gemeinsam frohlocken wir am leeren Grabe „der Herr ist wahrhaftig auferstanden". Gemeinsam glauben wir an seine Himmelfahrt und Wiederkunft zum Gericht. Gemeinsam werden die Bußfertigen und Gläubigen im Sakrament des heil. Abendmahls, der Versöhnung mit Gott, aus Gnade teilhaftig. Gemeinsam feiern wir das Fest der Ausgießung des heil. Geistes.

Derselbe Befehl unseres Heilandes führt katholische wie protestantische Missionare in die weite Ferne, den Heiden sein Evangelium zu bringen. O, ihr lieben protestantischen und katholischen Christen, die ihr rechte Jünger Christi sein wollt, bezeuget euch als solche der Welt gegenüber, indem ihr euch untereinander liebet.

Folget eurem Herrn und Meister nach, dessen höchstes Gebot die Liebe zu Gott und dem Nächsten ist; lasset uns in Frieden nebeneinander dem gemeinsamen Ziel, dem großen Vaterhause zupilgern, wo der Herr selbst die Stätte uns bereitet hat. Er wird nicht fragen, warst du katholisch oder protestantisch, sondern hast du mich lieb gehabt?

Kassel. C. K.

Wir wissen, daß solche Aufrufe nicht zu wirken pflegen, nichtsdestoweniger muß immer wieder auf das christliche Ideal hingewiesen werden. Es heißt ihm redlich zustreben, wenn nicht all unsere Religiosität Geflunker sein soll. D. H.

# Der religiöse Indifferentismus.

In einem Schweizer Blatte[1]) finden wir einen Aufsatz über die römisch-katholische Kirche in Österreich, dem keinesfalls aus Trutz, vielmehr zu Nutz für eben diese Kirche das folgende entnommen sei.

Um die Übertrittsbewegung zu verstehen, muß man die katholische Kirche Österreichs ein wenig kennen. Und da fallen einem schweizerischen Protestanten

[1]) „Religiöses Volksblatt."

Was ich im Wechsel der Tage erfleht,
War ein vergnügtes und ehrliches Streben;
Namenlos qualvoll wird dem das Leben,
Der keinem Ziele entgegengeht!

* * *

„Wenn andere lügen, lüge auch ich“
So spricht wohl mancher — sieht er das Treiben;
Der Starke aber denkt sicherlich:
Ich achte mich selbst! So soll es bleiben!

* * *

Ob du vor Götzen kniest, ob du als ernster Christ
Zu deinem Heiland sprichst, ob du ein Moslem bist,
Ob du an Buddha glaubst und dich mit Geißeln schlägst,
Ob du dein Kleinod fromm zum heil'gen Indus trägst —:
Nur das zeigt deinen Wert, nur das bestimmt dein Leben,
Was du der Menschheit gabst und was du dir gegeben!

* * *

Ob sie dich auch verlästern und verhetzen —
Ein trautes Heim kann dir die Welt ersetzen;
Doch bettelarm bist du, löscht dir im Haus
Ein böser Geist den Stern der Liebe aus!
Viel besser ist's noch mutterseel'n allein,
Als unter nahen Menschen fremd zu sein.

## Zur Frage der Vivisektion.

Unter allen Umständen gegen die Vivisektion zu kämpfen wäre eine Torheit. Wer überzeugt davon ist, daß die Versuche an Tieren den Menschen wirkliche Heilvorteile bringen, der kann und darf nicht dagegen sein, weil der Mensch uns näher stehen muß als das Tier. Daß der Mensch das Wohl des Tieres mit seinem Weh bezahle, verlangt die Menschlichkeit nicht. Wenn aber die Vivisektion ausartet, gleichsam zu einem grausamen Sport von Ärzten und Studenten wird, wie es wohl leider auch geschieht, dann muß mit der Gewalt der Menschlichkeit und des Gesetzes dagegen gekämpft werden. Allerdings, wo die humanitäre Forschung aufhört und der vorwitzige Sport anfängt, das ist nicht immer leicht zu unterscheiden. Wer ist berufen, das zu kontrollieren? Hier liegt die Schwierigkeit der Frage. — Daß das Volk sich endlich auch der Tiere annimmt, ist kein schlechtes Zeichen und längst durch die Tierschutzvereine vorbereitet worden. Man soll doch nicht überall gleich politische Parteiumtriebe wittern. Es gibt auch außer solchen noch Regungen im Menschenherzen und selbst wenn die Güte für alle Kreatur sich einmal irren sollte, würde sie nicht von ihrem Adel verlieren. R.

# Singvögel.

## Herbst.

Des Jahres Ernte ist vollendet,
Die dichten Nebelschleier wehn,
Die Erde hat sich müd gespendet
Und rüstet nun zum Schlafengehn.

Die Herde hat sich müd gesprungen
Und gibt die Freiheit gerne preis,
Der Hirte hat sich müd gesungen
Und trägt zur Flamme dürres Reis.

Vom Geben, Springen oder Singen
Bin ich nicht müde. Meine Kraft
Verlor ich nur im heißen Ringen
Mit einer heißen Leidenschaft.

Franz Floth.

## Allerseelen.

Ich weine nicht um meine Toten,
Gönn' ihnen ihre tiefe Ruh,
Hab' ihnen meinen Gruß entboten
Und geh nun still der Heimat zu. —
Auf Erden aber weiß ich einen,
Der noch des Lebens Wonne trinkt,
Doch in den Pfuhl der Schande sinkt.
Um den Lebendigen möcht' ich weinen.

Franz Floth.

## Das Märchen der Nacht.

Das Märchen der Nacht hat ein strahlendes Kleid
Und Augen so mondhell und klar
Und Schwingen voll tauweicher Dunkelheit
Und silberne Sterne im Haar ...

Das Märchen der Nacht schwebt still durch den Raum
Und singt ein berauschendes Lied,
Und wohin es blickt, erblühet ein Traum
Von goldenen Strahlen durchglüht ...

Das Märchen der Nacht kommt aus Himmelshöh,
Wenn Abendgeläute erschallt,
Es mildert den Schmerz und lindert das Weh,
Streut Frieden durch Flur und durch Wald ...

Das Märchen der Nacht ist heilig und rein,
Von Engeln Gottes umringt —
Und weiß es wo Herzen, die müd und allein,
So wacht es bei ihnen und singt ...

Chrysanth Rainer.

gleich verschiedene Dinge auf. Daß das Wort des freiburgischen Stadtpfarrers Hansjakob: „90 % aller Gebildeten, 60% aller Halbgebildeten und 50% des Arbeiterstandes sind bei uns in Deutschland der katholischen Kirche entfremdet, innerlich abgefallen“, auch für die Schweiz richtig wäre, könnte ich nicht glauben. In Österreich aber habe ich unter den Katholiken, mit denen ich im Eisenbahncoupé und in Gasthöfen auf die Übertrittsbewegung zu reden kam, ja selbst unter den Türmern katholischer Stadtkirchen nicht einen einzigen getroffen, der sich gehässig über die Bewegung ausgesprochen hätte, wohl aber manche, die sofort bereit waren, ihre Kirche anzuklagen. „Wir können in den Gottesdienst gehen, wo wir wollen, wir hören von unsern Kanzeln immer nur Politik und Polemik. Unsere Frauen werden im Beichtstuhl bearbeitet, wie sie ihre Männer beeinflussen sollen zu wählen. Alles ist Politik bei unsern Geistlichen. Und dazu werden Dinge gelehrt, die ein gebildeter Mensch unmöglich glauben kann“. „Glauben Sie, daß das bei den Evangelischen anders ist?“, fragte ich einen Förster in Kärnten. „Das will ich meinen“, antwortete er, „wenigstens in den paar evangelischen Gottesdiensten, denen ich in Villach beigewohnt habe, habe ich nichts anderes predigen gehört als Gottes Wort: da bekam ich etwas fürs Herz. Hätten wir an unserm Wohnorte oder in erreichbarer Nähe einen evangelischen Geistlichen, wüßte ich schnell, was ich mit meiner Familie täte.“

Aus dem erschien mir glaubwürdig, was ich immer wieder hörte, besonders in Nordböhmen: „Die römische Kirche hat hier bankerott gemacht. Man fürchtet sie noch, aber man liebt sie nicht. 90% der Bevölkerung waren innerlich lange vor der Los von Rom-Bewegung los von Rom. Wir Evangelischen haben nicht den Katholizismus, vielmehr den Indifferentismus zu bekämpfen.

Und der katholische Geistliche Hansjakob gibt uns ja auch die Erklärung, woher der Unterschied stammt zwischen katholischer Kirche Deutschlands oder der Schweiz und derjenigen Österreichs: „Wenn der katholische Klerus in Deutschland eifriger und unterrichteter ist als der Österreichs, so kommt das lediglich daher, daß er dem im Deutschen Reich viel mächtigern Protestantismus gegenüber sich regen und wehren muß, ob er will oder nicht“.

## Vom Gleichgewichte.

Es muß in der Welt ein unendlicher Vorrat des Guten und Tüchtigen vorhanden sein, daß sie trotz alles Bösen und Niederträchtigen nicht aus dem Gleichgewichte kommt. — Am meisten gestört ist das Gleichgewicht einer Wage allemal dann, wenn das Zünglein — nicht nach oben weist. R.

# Lustige Zeitung.

**Zu ehrlich.** Ein Reisender, dessen Gewissenhaftigkeit wahrlich den höchsten Gipfel erreicht, war auf einer Eisenbahnstrecke die Veranlassung zu einer humorvollen Szene. In einem Coupé zweiter Klasse hatte ein alter, würdig aussehender Herr mit seinem Enkel, einem neunjährigen Knaben, Platz genommen. Der Großvater hatte für das Kind gemäß der Vorschrift eine halbe Fahrkarte gelöst. Auf freiem Feld hält plötzlich der Zug, der alte Herr hat die Notbremse gezogen. Als der Schaffner das Coupé festgestellt hatte, in dem der Apparat in Bewegung gesetzt worden war, und den Großvater fragte, aus welchem Grunde er den Zug zum Stehen gebracht, entgegnete dieser in aller Gemütsruhe: „Mein Enkel ist soeben zehn Jahre alt geworden. Ich wollte nur den vollen Fahrpreis für ihn nachzahlen, um die Eisenbahnverwaltung nicht zu betrügen!“

**Schusters Philosophie.** Ja, das ist alleweil a so. Mach i die Stiefeln den Leuten nach die Füß', nacher sind's net nach ihrem Kopf, und mach i's ihnen nach'm Kopf, nachher passen's nich an die Füß'.

**Nobel.** Dame: „Ich bitte um ein Pfund Kaffee zweiter Qualität!“ — Kommis: „Bedaure lebhaft! Zweite Qualität führen wir gar nicht — nur erste Qualitäten: allererste, erste und zweiterste!“

**Aus der Schule.** Professor: „Beweisen Sie mir, daß diese Dreiecke kongruent sind.“ — Schüler: „Aber Herr Professor, entweder sind die Dreiecke kongruent, dann ist das Beweisen nicht nötig, oder sie sind es nicht und dann ist doch alles Beweisen überflüssig!“

Lehrer: „Das Kamel ist ein geduldiges Tier. Es streckt sich mit Sanftmut in den Sand und wartet, bis sein Herr den natürlichen Sitz einnimmt —“ — Fritz (leise zum Nachbar): „Weißt du — was es da denkt?“ — Heinrich: „Nein — du?“ — Fritz: „Steig' mir'n Buckel 'nauf.“

**Aus einer Garnisonsstadt.** Feldwebel; „Warum bleiben Sie zurück? Machen Sie rasch, daß Sie der Kompagnie nachkommen!“ — Soldat: „Ach, Herr Feldwebel, der Tornister drückt zu sehr — ich kann nicht mehr weiter!“ — Feldwebel: „Dummes Zeug! Marsch vorwärts! Was zum Kuckuck haben Sie denn alles in den Tornister hineingesteckt?“ — Soldat: „Ei, meine Mutter hat mir für die Frau Feldwebel einen schweren Schinken eingepackt.“ — Feldwebel (so laut, daß es die ganze Kompagnie hören muß): „Ja, warum sagen Sie denn nicht gleich, daß Sie krank sind; es wird ja keinem etwas Menschenunmögliches zugemutet.“

**Gut gemarktet.** „Was kostet das Tuch?“ fragte ein etwas schwerhöriger Bauer einen Kaufmann. — „Sieben Franken, Mann!“ — „Was, siebenzehn? Ich gebe ihnen zehn.“ — „Ich sagte sieben,“ rief der Kaufmann lauter. — „Ach so, sieben! Nun, dann geb' ich Ihnen halt fünf.“

**Dilemma.** „Jetzt wär' i scho so lang drin im Landtag und hätt' noch kei Red' g'halt'n, sagen s'. Bal i net bal oane halt, nacha wähl'n s' mi nimmer. Dö Rindviecher. Bal i oane halt, nacha wähl'n s' mi ja erst recht nimmer!“

(Simplicissimus.)

## Der greise Dichter.

I.

Er stützt das Haupt auf seine welken Hände
Und weiß nicht, soll er freun sich oder klagen,
Daß noch an seiner Jahre später Wende
Er in vergangne Zeit sich fühlt getragen,

Daß er sein Herz noch jugendlich fühlt schlagen,
Als hätt' des Herzens Leben nie ein Ende,
Daß er es fühlt noch hoffen und verzagen,
Als ob das Hoffen noch Erfüllung fände . . .

Das Haupt ist grau, das Herz ist jung geblieben.
Wohl ist's auch so bei vielen andern Alten;
Doch anders will's bei Dichtern sich gestalten,

Die all ihr Glauben, Hoffen und ihr Lieben
Stumm in ihr jung gebliebnes Herz verschließen,
Und öffnend es in Liedern dann ergießen.

II.

Wohl ist nicht angetan dies, um zu klagen.
Er gleicht des Südens glänzend grünen Bäumen,
Die unter einem Frucht und Blüte tragen,
Und so zugleich von Herbst und Frühling träumen.

Er gleicht den Felsen, die gen Himmel ragen,
Wenn graue Wolken auch ihr Haupt umsäumen,
An ihrer Brust doch Gräser Wurzel schlagen,
Aus ihrem Herzen muntre Quellen schäumen.

Auch alte Schollen frische Blumen bringen,
Auf altem Stamm auch Blüten sich erneuen,
Als ob sie jung auch alte Glocken klingen.

Drum greiser Dichter kannst du dich nur freuen,
Daß dich begnadet hat des Himmels Güte,
Aus grauem Stein noch wächst die Edelblüte.

Gebell-Ennsburg.

## Pflug und Schwert.

Der Pflug und das Schwert sind feindliche Brüder,
Die Wag' ihrer Siege geht auf und nieder.
Sie hungern nach Brot, sie dürsten nach Ruhm
Und tasten sich fliehend im Kreise herum. —
Was ist doch des Feldes Ehrenzeichen?
Sind's goldige Garben, sind's blutige Leichen?
O, möchte die Menschheit sich wählen ganz
Zum Ehrenkranz — den Ährenkranz!

Rosegger.

5.

Vier Guglwunzen,
Zwo rauche Blunzen,
A Bogamandl
Und a Beckhandl.
(1 Wagen, 2 Rosse, 1 Kutscher, 1 Peitsche.)

6.

Es hat neun Häut
Und beißt alle Leut.
(Zwiebel.)

7.

Es geht was in Hof und hat a Sichel in Rucken.
(Gaushahn.)

8.

Es geht was in Haus umadum und wrabt viel Grüaberl in Sand und sagt allergeil: tik—tak, tik—tak. (Dachtropfen.)

9.

Es liegt was hinter da Schupfa, hat koan Mäul und wann ma's angreift, so schreit's. (Eiserne Kette.)

10.

Es liegt was in Keller und vier Paar Roß' kinnan's nit auffazarrn. (Zwirnknäuel.)

11.

Es gehngan zwölf Frauna wohl über a gläserne Brucken und sie bricht nit ein.
(Zwölf Fliegen auf dem Fensterglas.)

12.

Es san zwee Steckan, auf den Steckan is a Stock, auf'n Stock is a Kugel, auf da Kugel is a Wald: was is däs?
(Der Mensch.)




**Mann und Weib.** Da hätten wir ein neues merkwürdiges Buch zu beachten. In seinem Buche „Geschlecht und Charakter“ (Wien. W. Braumüller. 1903) betont Otto Weininger besonders, daß in allen Individuen das Männliche (M) und das Weibliche (W) in einem bestimmten Mischungsverhältnis enthalten ist. „Aber nicht nur das Individuum als ganzes, sondern jede Zelle des Organismus hat eine bestimmte sexuelle Betonung.“ Es soll sein Grundgedanke festgehalten werden, daß bei allen Individuen, der bisexuellen Anlage entsprechend, M und W in verschiedenen Mischungsverhältnissen verteilt ist. M und W werden Weininger zu mathematischen Größen, mit denen er rechnet und die er in Formeln zu bringen weiß. Wenn zum Beispiel ein männliches Individuum $^3/_4$ M und $^1/_4$ W hat, so muß das weibliche Wesen, welchem die größte Anziehungskraft für dieses Individuum zukommt, $^1/_4$ M und $^3/_4$ W haben. Wenn zwei nach der Formel schlecht zusammenpassende Individuen verheiratet sind und später das wirkliche Komplement des einen erscheint — so gibt dies einen Ehebruch. Das zum Beispiel die Homosexuellen als Individuen, die gleichviel M und W haben, aufgefaßt werden, ist selbstverständlich; sie sind nur ein Mittelglied in der unendlichen Reihe von Zwischenstufen. Sie strafrechtlich zu verfolgen, wenn sich ihr Geschlechtsverkehr ohne „öffentliches Ärgernis“ abspielt, hält Weininger auf Grund seiner Deduktionen für verwerflich, ein Standpunkt, den bekanntlich auch die Juristen in jüngster Zeit einnehmen. Das Prinzip der sexuellen Zwischenstufen muß sich logischerweise auch im Psychischen geltend machen, und bei der Beurteilung der geistigen Eigenschaften, des Charakters, muß die Fragestellung ebenfalls lauten: wieviel Mann, wieviel Weib ist in einem Menschen? In dem verschieden „abgestuften Beisammensein von M und W“ liegt das Charakteristische einer Person, was auch im Verkehr der Geschlechter untereinander zum Ausdruck kommt. „Je mehr vom W eine Frau hat, destoweniger wird sie den Mann verstehen, um so stärker wird er in seiner geschlechtlichen Eigentümlichkeit auf sie wirken, um so mehr Eindruck als Mann auf sie machen. Dies ist nicht nur aus dem bereits erläuterten Gesetz der sexuellen Anziehung zu verstehen, sondern geht darauf zurück, daß eine Frau um so eher ihr Gegenteil anzuziehen in der Lage sein wird, je reiner weiblich sie ist. Umgekehrt wird einer, je mehr M er hat, destoweniger W zu verstehen in der Lage sein, desto eindringlicher jedoch werden die Frauen ihrem ganzen äußeren Wesen nach in ihrer Weiblichkeit sich ihm darstellen. Die sogenannten Frauenkenner, die nichts sind als nur Frauenkenner, sind darum alle zum guten Teile selbst Weiber“.

**Richtige Auskunft.** Fremder (der in Dresden am Elbeufer mehrere Leute mit Fischen beschäftigt sieht, zu einem Passanten): „Was sind denn das für Leute, die dort am Wasser stehen?“ — Passant: „Die dort? Das sind — Angelsachsen?“

**Frau Mayerhuber,** deren Gedächtnis etwas schwach geworden ist, pflegt sich stets Notizen zu machen über das, was sie sich für den nächsten Tag vorgenommen. Unter diesen Notizen findet man folgende Bemerkung: „Morgen zu Müller's gehen, wo der Mann gestorben ist (e' bische' weine').“

---

## Moderne Kunst.

Vor kurzem hat der „Kunstwart“ die Wiedergabe eines Bildes von Ernst Kreidolf gebracht. Eine Gebirgslandschaft und ein verirrtes Kind, das im Froste umkommt. Das kleine halbnackte Mädchen steht da auf einsamer Höhe, seine mageren Beine krampfen sich vor Kälte, man sieht ordentlich, wie sie zittern und erstarren. Der eisige Wind fährt durch das flatternde Kleidchen, durch die fliegenden gelben Locken. Wimmernd und mit klappernden Zähnen starrt das arme Kind in die Weite, wo in kaltem Blau die Gebirge stehen und wo graue Schneewolken am Himmel treiben. Auf der Almmatte blühen wie zum Hohne verspätete gelbe Blümlein, die morgen wie das verlassene Kind unter dem Schnee liegen werden. Ein erschütterndes Bild! — Stimmung machen, das können sie, unsere modernen Maler! denke ich, da fällt mein Auge auf den beistehenden Text. Der klärt mich auf, daß es kein kaltes Herbstbild sei, vielmehr eine Mailandschaft mit dem „jauchzenden Frühlingslüften des Werdenden“. Das Mädchen ist kein erfrierendes Kind, sondern ein lebfrohes Wesen, das der Frühling eben aus Erde und Stein herausgezeugt hat. Es mag ein jubelndes Menschenkindlein sein, meint der Text, aber es mag auch ein Geistlein sein. — Jetzt frage ich, wie hat's der Maler gemeint? Wahrscheinlich wird er sagen: Ich habe gar nichts gemeint, ich habe nur etwas gemalt. Die Beschauer mögen herausfinden, was sie wollen.

Na, das ist doch eine reiche vielseitige Kunst, in der jeder etwas anderes sieht, über die sich jeder seinen Teil denken kann. Ich denke mir auch meinen Teil.

R.

## Ein Dutzend Volksrätsel aus Hornsburg in Niederösterreich.

Mitgeteilt in der Zeitschrift „Das deutsche Volkslied“ von Koloman Kaiser.

(In der Mundart.)

1.

Hoch, hoch wiar a Haus,
Kloan, kloan wiar a Maus,
Hanti, hanti wiar a Gall,
Essen's d' Herrn überall.
(Nußbaum, Nuß mit grüner Schale, Nußkern.)

2.

Einwendi rauch, auswendi rauch,
Hat koan Bugel und koan Bauch.
(Strohschaub.)

3.

Es geht was unter da Brucken
Und hat 'en Kaiser sein Bettgwand am Rucken.
(Gans und ihre Federn.)

4.

Oans sagt, wann's Tag war',
Oans sagt, wann's Nacht war',
Oans sagt, was soll denn i toan:
I muiß Tag und Nacht gehn!
(Bett, Tür, Uhr.)

schien der Verbannte großes Vertrauen in den hochgebildeten Florentiner Arzt zu setzen, denn die Äußerungen, welche Napoleon, Ereignisse seines Lebens betreffend, ihm gegenüber machte, tragen ein durchaus vertrauliches Gepräge. V.

---

**Theorie und Praxis.** Antwort auf Dr. Karl Büchers Denkschrift: „Der deutsche Buchhandel und die Wissenschaft". Bearbeitet vom Vorstande des Verbandes der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel. (Hamburg. In Kommission bei L. Staackmann in Leipzig. 1903.) Büchers in der Theorie wohlklingende Vorschläge würden — praktisch geübt — das sprichwörtlich gewordene Schriftstellerelend in Deutschland nur noch erhöhen. In dieser klaren und schneidigen Gegenschrift werden Karl Büchers Trugschlüsse gebührend beleuchtet. R.

**Otto Julius Bierbaum** Von Eugen Schick. (Berlin. Schuster & Loeffler. 1903.) Mit der Ungeniertheit eines Modernen und mit der Begeisterung eines Nichtmodernen plaudert der Verfasser über den Dichter, dem jeder gut sein muß und den besonders Freunde echter Lyrik nicht hoch genug stellen können. R.

---

**Rudolf Falbs Wetterkalender** und Verzeichnis der kritischen Tage. Halbjahr 1904. Herausgegeben von Otto Falb. (Berlin. Hugo Steinitz.) Falbs ältester Sohn ist in der Lage, den weltberühmten Wetterkalender fortzusetzen. Sein Vater hat ihn, nachdem er die Theorie festgestellt, in die Art der Berechnungen eingeweiht, so daß er nun mit der gleichen Sicherheit die kritischen Tage feststellen und die Wahrscheinlichkeit der Witterung vorausbestimmen kann. Besonderes Interesse gewinnt dieser neue, eben erschienene Halbjahrgang durch einen Nachruf und ein rührend inniges Gedicht, vom Sohne dem Vater geweiht. M.

**Der arme Wenzel.** Drama in fünf Akten von M. St. Berg (Mathilde Gräfin Stubenberg). (Kassel. Georg Weiß. 1904.) Der bedeutende Eindruck, den das Stück dem Leser macht, wird für den Zuschauer naturgemäß wohl noch erhöht werden. Für diesen ist dann auch Gelegenheit, das Drama richtig zu würdigen. Einstweilen sei auf das Werk nur kurz hingewiesen. M.

---

**Deutsches Kinderliederbuch.** Herausgegeben von Adelheid Wette und Engelbert Humperdinck. (Gotha. Friedrich Andreas Perthes.) Die Auswahl, die die Herausgeber aus dem reichen Schatze deutscher Volks- und Kinderlieder mit feinsinnigem Verständnis für die deutsche Kindesseele getroffen haben, ist ein an Texten und Melodien eigenartiges Werk von durchaus künstlerischem Charakter. Die Sammlung bietet 72 der wertvollsten Lieder für die Jugend. V.

---

Ein gutes Geschichtenbuch zum Vorlesen wie zum Selbstlesen der Kleinen ist soeben im Verlage von Otto Maier in Ravensburg erschienen: **Zur Freude.** 150 Geschichten von Helene Stökl und Frau Juliane. Diese Erzählungen und die eingestreuten hübschen Illustrationen sind so recht dazu angetan, „zur Freude" unserer Lieblinge zu dienen. Die Tendenz des Buches ist gediegen, alle Erlebnisse und Begebenheiten sind lebenswahr aber nicht übertrieben geschildert und ohne ein Kinderherz traurig zu stimmen, oder zu erschüttern. V.

**Los von Rom.** Eine Geschichte aus dem Leben von Anton Ohorn. Großes Aufsehen erregt in weitesten Kreisen das Werk, dessen Verfasser, als vormaliger katholischer Priester ein genauer Kenner der betreffenden Verhältnisse, die Zustände im katholischen Klerus und den Geist, der dort — wie er angibt — lebt und regiert, das Leben und Treiben mit intimen Vorgängen im Hause des vornehmen Prälaten, wie in der bescheidenen Dorfpfarre schildert. Das Buch ist kein Sensationsroman, auch keine Agitationsschrift, aber es hat die Kraft der Wahrheit. M.

**Der Deutsche Spielmann.** Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtungen. Herausgegeben von Ernst Weber. Mit Bildern von deutschen Künstlern. Band 1: „Kindheit", mit Bildern von Ernst Kreidolf. Band 2: „Wanderer", mit Bildern von J. V. Cissarz. Band 3: „Wald", mit Bildern von Wilibald Weingärtner. (München. Georg D. W. Callway und Karl Haushalter, G. m. b. H.) Auf dem deutschen Kunsterziehungstage in Weimar betonte einer der bekanntesten Führer und Vorkämpfer der modernen Jugendschriftenbewegung, daß der Jugend nur solche Werke in die Hand zu geben seien, die vom Dichter, nicht vom Jugendschriftsteller herrührten. Kinderbücher zu schreiben solle in Zukunft nicht mehr bloß eine Sorge der Pädagogen, sondern der Dichter sein; diese sollten sich der Kinderschriften annehmen. Und hierbei seien solche dichterische Erzeugnisse vorzuziehen, die das gemeinsame Interesse der Eltern und Kinder erwecken; dieses Jugendbuch soll literarischen Wert haben nnd müsse ein Kunstwerk sein. Hier wird nun mit dem Deutschen Spielmann gerade das, was Herr Hauptlehrer

**Romane.** Von Friedrich Spielhagen. Neue Folge. Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.) Die neuen Lieferungen bringen den Schluß des Romans „Opfer“ sowie die vollständige Novelle „Faustulus“, 7. Auflage, und den größeren Teil der Novelle „Herrin“, 7. Auflage. — Herrenmoral ist das Leitmotiv der Novelle „Faustulus“. Die Ostsee, in deren Schilderung die alte Kraft des Verfassers sich voll bewährt, die schlichte Lotsenfamilie auf dem Inselchen und die mit satirischem Griffel gezeichnete Honoratiorengesellschaft der kleinen Seestadt bilden das Milieu. Der Held dieser Novelle ist ein Mensch, welcher ursprünglich gut und mit gewinnenden Eigenschaften ausgestattet ist, aber an dem Mangel an Selbstzucht und ungezügelter Genußgier moralisch zugrunde geht. — Das Bild des Übermenschen wird vervollständigt durch die Hauptfigur der zweiten Novelle „Herrin“. Hier tritt uns als Held eine emanzipierte Frau entgegen, die im Getriebe der Welt Stellung und Geltung zu erringen sucht und im Kampfe darnach des Sinnes für den Beruf und das häusliche Glück des Weibes verlustig werden muß. Das Herz kommt zu kurz bei dem Ringen der Frau von heute, denn überall und immer läuft dieser Kampf auf die Frage hinaus: Herr? oder Herrin?

**Sixt und Hartl.** Von Karl Wolf. (Innsbruck. A. Edlinger. 1903.) Zu den besonderen Lieblingen der zahlreichen Freunde der Wolfschen Geschichten und Schilderungen aus Tirol gehören seit langem schon die beiden Passeier Burschen Sixt und Hartl, wahre Prachtkerle, deren drollige Streiche und wunderbare Abenteuer auch schon in den bisherigen fünf Bänden der „Geschichten aus Tirol“ in einzelnen Stücken voll ergötzlicher Komik geschildert wurden. In einem humorvollen Vorwort zu dem vorliegenden neuen Werke Karl Wolfs berichtet nun der Verfasser von dem großen Anliegen der beiden, das darauf hinaus ging, „ganz alloan für ins“ in ein eigenes Buch „inni gedruckt“ zu werden. Diesen ehrgeizigen Wunsch hat Karl Wolf erfüllt und wer von unseren Lesern „Sixt und Hartl“ zur Hand nehmen sollte, wird ihn berechtigt finden. V.

**Der Mutter Gedenkbuch.** Soeben geht uns vom Verlag Eugen Sutermeister in Bern dieses gediegene Werk zu. Ein Buch für wichtige Aufzeichnungen aus dem Familienleben, mit Sprüchen und Aussprüchen für jeden Tag, gesammelt von einer Mutter. Das „Gedenkbuch der Mutter“ ist ein Erzieher der Mutter, ein „Erzieher der Erzieherinnen“ überhaupt. Von Tag zu Tag lehrt es in erster Linie und in vorwiegend neuen, unbekannten Weisen durch den Mund der klügsten und frömmsten Leute der ältesten wie der allerneuesten Zeit (200 Autoren mit 750 Sprüchen) wahre Fröhlichkeit, kindliches Gottvertrauen, treue, echte Menschenliebe. Die vielbeschäftigte Hausfrau oder Erzieherin kann sich wohl jeden Tag die fünf Minuten Zeit erübrigen, um aus dem Gedenkbuch eine köstliche Anregung, etwas zum Nachdenken und zum „Dran leben“ mit hinüberzunehmen in ihr mühevolles Tagewerk. V.

**Schatzkästlein moderner Erzähler.** Herausgegeben von Dr. Gustav Porger. (Bielefeld. Velhagen & Klasing. 1904.) Wieso Friedrich Hebbel, Adalbert Stifter, Arthur Achleitner moderne Erzähler? Unter moderne Erzähler versteht man literarisch und geschäftlich doch ganz andere. Da wird es bei einem nächsten Bande systemlos zusammengewürfelter Novellen doch gut sein, einen etwas weniger irreführenden Titel zu wählen. M.

**Eduard Mörikes Briefe.** Im Auftrage seiner Hinterbliebenen herausgegeben von Prof. Dr. Karl Fischer und Dr. Rud. Krauß. (Berlin. Otto Elsner.) Der vorliegende erste Band von Mörikes Briefen, dem ein zweiter und letzter binnen kürzester Frist nachfolgen soll, umfaßt die erste Lebenshälfte des Dichters, von der glücklichen Ludwigsburger Knabenzeit bis zu den Jahren, da der Mann im Cleversulzbacher Pfarrhaus eine bleibende Stätte gefunden hat. Wir verweilen bei dem werdenden Theologen im Uracher Seminar, im Tübinger Stift, wir geben dann dem Pfarrvikar auf seinen Wanderfahrten das Geleite. Wir sind Zeugen seiner schweren inneren Kämpfe, seines qualvollen Ringens um die äußere Existenz. Wir sehen sein einziges größeres Werk, den „Maler Nolten“, entstehen. Welche Einblicke in seine Dichterwerkstatt, in die Tiefen seiner poetischen Natur, in seine ästhetischen Grundsätze und Überzeugungen gewähren uns diese Briefe! Aber fast noch heller und reiner als sein Geist leuchtet uns daraus sein Gemüt entgegen. Liebe und Freundschaft heißen seine Leitsterne. V.

**Napoleon I. kurz vor seinem Tode.** Nach dem Journal des Dr. F. Antommarchi. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. 2 Bände. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.) Antommarchi, ein junger korsischer Arzt, wurde von Kardinal Fesch in Rom, dem Onkel des Kaisers, zur Pflege Napoleons nach St. Helena geschickt. Namentlich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes

und in Bronzeeinband vor. Schließlich sei noch des altehrwürdigen Bauernkalenders (Mandelkalender) mit seinen naiven Tagesmarken gedacht, welcher noch immer seinen Weg bis in die einsamste Holzknechthütte Steiermarks und Kärntens findet. Er ist selbstverständlich im Wandel der Zeit unverändert geblieben. Auch als billige Festgeschenke eignen sich wegen ihrer geschmackvollen Ausstattung die Leykam'schen Kalender. V.

Büchereinlauf.

**Moralische Unmöglichkeiten** und andere Novellen. Von Paul Heyse. (Stuttgart. Cotta. 1903.)

**Wohltäter.** Roman von F. Redy. (Wien. Karl Konegen. 1904.)

**Ihr treuster Freund.** Roman von Mervarid. (Görlitz. Rudolf Dülfers.)

**Um Zepter und Kronen.** Zeitroman von Gregor Samarow. Neue einbändige Ausgabe. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Gärungen—Klärungen.** Wiener Roman von Franz Josef Gerhold. (Wien. Österreichische Verlagsanstalt.)

**Heimatsucher** Roman von Wilhelm Arminius. (Leipzig. Ed. Avenarius. 1904.)

Heinrich Sohnreys Werke im Verlage Martin Warneck, Berlin:

**Hütte und Schloß.** — **Friedesinchens Lebenslauf.** — **Die Dorfmusikanten.** Volksstück in drei Aufzügen.

**Deutsche Heldensagen,** dem deutschen Volke und seiner Jugend wiedererzählt von Karl Heinrich Keck. Besorgt von Dr. Bruno Busse. I. Band. 1. Teil: Gudrun. 2. Teil: Nibelungen. Künstlersteinzeichnungen von Robert Engels. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.)

**Deutsche Götter- und Heldensagen.** Nach den besten Quellen für Haus und Schule dargestellt von Dr. Adolf Lange. Zweite verbesserte Auflage. Mit zwölf Künstlersteinzeichnungen von Robert Engels. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.)

**Deutsches Märchenbuch.** Herausgegeben von Dr. Oskar Dähnhardt. Mit vielen Zeichnungen und farbigen Originallithographien von Erich Kuithan. Zwei Bändchen. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.)

Im Verlage von Kirchheim & Co. in Mainz erschien von Johannes Joergensen:

**Lebenslüge und Lebenswahrheit.** Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg. — **Das heilige Feuer.** Eine Legende aus dem alten Siena. Autor. Übersetzung aus dem Dänischen von Henriette Gräfin Holstein-Ledreborg.

**Bunte Geschichten vom Himalaya.** Novellen, Schwänke und Märchen von Somadewa aus Kaschmir. Deutsch von Johannes Hertel. (München. J. Bruckmann A.-G. 1903.)

**Heitere und ernste Zoll- und Steuer-Kriegsgeschichten.** Von Josef André (Meran. F. W. Ellmenreich.)

**Erzählungen.** Von Iwan Bunin. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Im Hinterhause.** Drama in vier Akten von Ernst Preczang. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Ausgewählte Geschichten und Legenden.** Von Julius Zeyer. In autorisierter Übertragung von Paula Lokota und Paul Jos. Harmuth. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Wirklichkeit und Schein.** Von Roberto Bracco. Band VI der Internationalen Novellenbibliothek. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Schnee.** Drama in vier Akten von St. Przybyszewski. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**In der Welt der Verstoßenen.** Erzählungen von L. Melschin. Aus dem Russischen übersetzt von G. Polonsky. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

In der Volksbücherei Max Hesse ist soeben erschienen:

**Der Höllbart.** Von Rosegger. — **Die Moderatoren.** Erzählung aus Texas. Von Gerstäcker. Ausgewählte Erzählungen. — **Die Narrenburg.** Von Stifter. — **Das Märchen vom toten Kinde. Aus einem alten Schulmeisterleben.** Von Ludwig. — **Ludwig und Annemarie. Ende gut, alles gut.** Erzählungen aus d. Ries I. Von Melchior Meyr. — **Aus dem Tagebuch eines wandernden Schneidergesellen.** Von Gaudy. — **Die Leiden des jungen Werther.** Von Goethe.

**Im grünen Klee, im weißen Schnee.** Dorfgeschichten aus Hannoverland von Heinrich Sohnrey. (Berlin. Martin Warneck. 1903.)

**Der Freiwillige des Ghetto.** Kulturbilder aus Vergangenheit und Gegenwart von M. Friedländer. (Zürich. Cäsar Schmidt. 1903.)

**Ende gut, alles gut.** Schauspiel in drei Aufzügen von Hugo Foral. (Wien, VI/₂, Ufergasse 14. Verlag des Verfassers.)

Im Verlage von Karl Konegen (Wien, 1904):

**Der König.** Ein Schauspiel in 4 Akten und einem Vorspiel von Björnesterne Björnson. Übersetzt von A. H. Graf. — **Mozart.** Dramatisches Charakterbild in drei Aufzügen von Hugo Schoeppel — **Marino Faliero,** Doge von Venedig. Geschichtliche Tragödie in fünf Akten. Von Lord Byron. — **Der Vagabund und andere Novellen.** Von

Wolgast als erstrebenswert bezeichnete, dem deutschen Volke und seiner Jugend geboten.

---

**Der Morgen.** Monatsschrift für religiöse, wissenschaftliche und künstlerische Kultur. (Rudolf Abt. München, Isartorplatz 1.) Die Redaktion liegt in den Händen von Franz Clement; ihm stehen für Theologie, Philosophie, Kulturfragen, Ästhetik, Geschichte und Literatur erste Kräfte zur Seite. Der Leitgedanke lautet: „Unsere neue Zeitschrift strebt eine Vertiefung des Katholizismus an, in rein religiöser und wissenschaftlicher Beziehung. Sie will die Katholiken Deutschlands in innige Fühlung setzen mit dem gesamten Kulturleben der deutschen Nation und versucht, die sehnlichst gewünschte geistige Einigung der beiden christlichen Hauptkonfessionen anzubahnen. Wir stehen fest auf dem Boden katholischer Weltanschauung, sind jedoch bereit, alle Bestrebungen und Persönlichkeiten, die ernst und gut sind, anzuerkennen und mit uns in Beziehung zu stellen; wir wollen aufräumen mit der gehässigen Polemik, die bisher alle freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Vertretern entgegengesetzter Anschauungen unmöglich machten; „Liebe und Milde!" ist unser Wahlspruch." Es wäre schon recht, wenn diese Zeitschrift zu einem führenden Geiste würde. Aber man wird bald sturmlaufen gegen sie. Möge ein Heer von Lesern sie beschirmen! M.

**Der grode Michl.** Parteilose Monatsschrift. Schriftleitung. Verwaltung und Versendung St. Petersgasse 17 in Graz. Der grode Michl will programmgemäß keine neue Partei, Sekte oder Gruppe bilden, sondern sein Prinzip ist, die Menschen zum freien, selbständigen Denken und Handeln zu erziehen.

**Meyers historisch-geographischer Kalender für 1904.** (Leipzig und Wien. Bibliograph. Institut.) Der vorliegende praktische Abreißkalender hat sich seit den Jahren seines Bestehens schon bestens eingebürgert. Die Verlagsbuchhandlung ist bestrebt, ihn alljährlich noch zu verbessern und zu vervollkommnen. Die hübschen und überaus belehrenden Illustrationen wurden auch für den neuen Jahrgang in der üblichen Anordnung beibehalten. Berühmte Männer, Städte und Landschaften, naturwissenschaftlich interessante Stücke, auch wohl alte Holzschnitte. Kunstwerke u. dgl. bilden den illustrativen Stoff für jeden Tag des Jahres. Für den Geschichts- und Literaturfreund sind an jedem Tage Gedenktage aus vergangener Zeit angemerkt, welche eine gute und brauchbare Beigabe bilden. Kurze Aphorismen unserer Geisteshєroen erfreuen täglich den Betrachter durch einen kernigen Spruch. Selbstverständlich fehlt auch im eigentlichen Kalendarium nichts Notwendiges. Die hübsche Ausstattung dieses Zeitweisers macht ihn zu einem nicht nur praktischen, sondern auch gefälligen Zimmerschmuck. A. S.

---

**Kalender für das Schaltjahr 1904** in durchgehends hübscher und schöner Ausstattung liegen uns in allen möglichen Formen aus der Verlagsbuchhandlung „Leykam" in Graz vor. Da ist vor allem der Grazer Schreibkalender, welcher in seinen 120. Jahrgang trat; derselbe enthält wieder wertvolle Erzählungen, Gedichte und Aufsätze von Peter Rosegger, Dr. Franz Martin Mayer, Hans Fraungruber, Ferd. v. Ebhardt, M. v. Lettkow, Gustav Budinsky, Rosa Fischer, Josef Jahn ꝛc. Außer dem Farbendruckbilde „Partie aus der Bärenschütz" enthält der Kalender noch eine Menge von Textbildern ꝛc. Weiters nennen wir den Schreibkalender für Advokaten und Notare (113. Jahrg.), welcher nicht nur diesen, sondern auch Amtsvorstehern, Geistlichen, Staats- und Kommunalbeamten, Militärs, Gemeindevorständen, Kaufleuten ꝛc. als Vormerk-, Geschäfts- und Auskunftsbuch dient.

Dann ist der Blockkalender zu erwähnen, der mit seinem farbenprächtigen Hintergrundbilde jeder Zimmerwand zur Zierde gereicht. Der Wochennotiz-Blockkalender, gleichfalls äußerst geschmackvoll ausgestattet, mit seinen Vormerkblättern, die Notizraum für jeden Tag des Jahres auf bestem Schreibpapier und außer dem vollständigen Kalendarium für Katholiken und Protestanten die Ziehungen aller österreichisch-ungarischen Lotterieeffekten, die Coupons-, Stempel-, Post- und Telegraphentarife enthalten (sowohl zum Aufhängen als Aufstellen gerichtet), ist für jeden Schreibtisch ebenso praktisch als zierlich. Der Grazer Taschenkalender — ein nettes kleines Büchelchen im Futteral einfach ausgestattet. aber sehr bequem. Leykams eleganter Taschenkalender ist ein vornehm ausgestattetes Notizbuch in Goldschnitt mit dem wohlgetroffenen Porträt Peter Roseggers. Der Brieftaschenkalender, welcher auf einem einfachen Blatt Papier den vollständigen Kalender, die Stempelskalen und das Verzeichnis der Ziehungen bietet, der große und der kleine Wandkalender sowie der zum Aufstellen hergerichtete Blattkalender, der besonders hübsch aussieht, und der wie ein Täschchen schließende Grazer Taschenkalender verdienen weiteste Verbreitung. Wunderschön sind auch die Portemonnaie-Kalender, welche mit gut ausgeführten Photographien versehen und mit Goldschnitt ausgestattet sind. Dieses elegante Kalenderchen liegt uns nett broschiert, in Ledereinband mit Goldschriftaufdruck

**Schriftdeutsch und Volkssprache.** Ein Lehrbuch für Lehrer- und Lehrerinnen-Seminare von Edwin Wilke. (Leipzig. Friedrich Brandstetter. 1903.)

**Nach dem Nordpol.** Eine sozial-reformatorische Studie aus den Memoiren eines welterfahrenen Philanthropen von Josef André. (Meran. F. W. Ellmenreichs Kommissionsverlag. 1903.)

**Das Dorf Friedheim.** Eine glückliche schulden- und steuerfreie Tiroler Bauernkolonie in Ohio oder das goldene Zeitalter der Landwirte. Aus den Memoiren eines welterfahrenen Philanthropen von Josef André. (Meran. F. W. Ellmenreichs Kommissionsverlag. 1903.)

**Zur Philosophie der neuen Frauentracht.** Von Dr. med. Adolf Thinle. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger. 1904.)

**Handbuch für die Ehe.** Von Dr. med. Schulz. (Leipzig. P. Hilsmann.)

**Die Sparsamkeit.** Von Professor Fidel Mähr. (Wien. R. Brzezowsky & Söhne.)

**Goldenes Buch der Erziehung.** Wegweiser zur Pflege des gesunden und kranken Kindes vom zartesten Alter an, insbesondere für die Ausbildung der Geisteskräfte. Nebst Winken für die Berufswahl der Knaben und Mädchen, Auskünften über das Lehrlingswesen, den Staatsdienst, die Gehälter sowie über alle den Militäranwärtern vorbehaltenen Stellen. Von J. G. Obst. (Breslau. Franz Goerlich.)

**Aufruf an das schlesische Landvolk.** Von Therese Michnik. (Teschen. Im Selbstverlage der Verfasserin. 1902.)

**Alte Märchen den Kindern neu erzählt.** Von Elisabeth von Nathusius. Mit Bildern von Otto Fikentscher. (Halle a. S. Gebauer-Schwetschke.)

**Die kleine Fee.** Von Sophie Rollier. Aus dem Französischen übersetzt von Martha Stöber. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Puppenmütterchens Nähschule.** Von Agnes Lucas. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Vegetarismus und Ernährung.** Eine Widerlegung zahlreicher von Prof. Ewald in Berlin ausgesprochener Einwände gegen die vegetarische Ernährung. Von Dr. med. Emil Bönisch. (Brünn. Brünner vegetarisches Speisehaus „Freya" der Julie Richter. 1903.)

**Was ist Spiritualismus?** Von Hudson Tuttle.

**Ausgedinge oder Bauernversicherung?** Wirtschaftspolitische Studie von Dr. Heinrich Herbatschek. (Wien. 1904. Im Selbstverlage IX., Schulz-Straßnitzkigasse Nr. 5.)

**Zur häuslichen Gesundheitspflege der Schuljugend.** Bemerkungen für die Eltern und die Pfleger von Kostzöglingen. Gesundheitsregeln für Schüler und Schülerinnen. Von Leo Burgerstein. (Wien. Im kaiserlich-königlichen Schulbücherverlage. 1904.)

**Anleitung zur häuslichen Krankenpflege.** Von Schwester Ottilie Müller. (Berlin. Max Harrwitz. 1903.)

**Errichtung und Organisation von Sommerhaushaltungsschulen** in Verbindung mit landwirtschaftlichen Winterschulen und die Abhaltung von kürzeren Haushaltungskursen. Dr. phil. univ. Lip. Felix Gabriel. (Friedland i. B. Franz Riemer. 1903.)

**Bunte Bühne.** Fröhliche Tonkunst, gesammelt von Richard Batka, herausgegeben vom Kunstwart. (München. Georg D. W. Callwey.)

Verlag Otto Maier, Ravensburg:

**Skizzierende Aquarellmalerei.** Anleitung für Anfänger. Von Thomas Hatton, übersetzt von Otto Marpurg. — **Ölmalerei.** Anleitung für Anfänger von S. S. Cartlidge, übersetzt von Otto Marpurg.

Verlag Otto Hendel, Halle a. S.:

**Aucassin und Nicolette.** Ein altfranzösischer Roman aus dem XIII. Jahrhundert. Übersetzt von Paul Schäffenacker. — **Kleine Erzählungen und Schwänke.** Von Ludwig Aurbacher.

**Badische Kunst 1903.** Im Auftrage der Vereinigung „Heimatliche Kunstpflege", Karlsruhe, herausgegeben von Albert Geiger. Mit zahlreichen Vollbildern, Bildern im Text und Vignetten badischer Künstler. (Karlsruhe. G. Braunsche Hofbuchdruckerei.)

**Deutschösterreichische Literaturgeschichte.** Von Nagl und Zeidler. 23. Lieferung. Hof-Verlagsbuchhandlung Karl Fromme, Wien.)

**Deutschnationales Taschenbuch** mit Zeitweiser auf das Jahr 1904/2017. Von Karl Habermann. (Innsbruck.)

**Tierschutz-Kalender 1904.** (Berlin. Tierschutzverein.)

**Der Wiener Bote** und Der Jahresbote für Österreich-Ungarn für das Jahr 1904 (Wien. R. v. Waldheim.)

**Der Jahresbote** für Österreich-Ungarn 1904. (Wien. R. v. Waldheim.)

☛ **Vorstehend besprochene Werke** ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**

Maximilian Gorki. — **Kein Roman. Der Freiplatz.** Zwei Erzählungen von Lucia Gräfin Saracini-Belfoth.

**Die weiße Frau.** Drama in drei Akten. von Gottfried Tarenta. (R. Maeder. Leipzig.)

**Odyssee.** Von Helene Otto. In der Sprache der Zehnjährigen erzählt. Mit Vollbildern von Friedr. Preller und einer Vorrede an Eltern, Lehrer und Erzieher von Berthold Otto. (Leipzig. K. G. Th. Scheffer. 1903.)

**Das Wort sollen sie lassen stahn.** Volksstück aus der Vergangenheit der Großpolder in drei Aufzügen von Ernst Thuller. (Hermannstadt. W. Krafft. 1903.)

**Theodora.** Schauspiel in vier Akten von Johann Bojer. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Adele Neustädter. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Romane und Novellen** von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.)

**Hebbels Ausgewählte Werke.** In sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitungen versehen von Richard Specht. Zweiter Band. Inhalt: Judith. — Genoveva. — Maria Magdalene. Dritter Band. Inhalt: Herodes und Marianne. — Michel Angelo. — Agnes Bernauer. — Gyges und sein Ring. (Stuttgart. J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger.)

**Fercher von Steinwands sämtliche Werke** in drei Bänden. Herausgegeben von Josef Fachbach Edl. v. Lohnbach. Mit Einleitungen von Franz Christel und Dr. Wolfgang Madjera. (Wien. Theodor Daberkow.)

**Er und wir.** Eine Rhapsodie von Tim. Klein. (Augsburg. Th. Lampert. 1904.)

**Jeremia.** Dramatisches Gedicht in fünf Akten von Johannes Arthur. (Tübingen. J. C. B. Mohr. 1903.)

**Irmgard von Berg.** Ein dramatisches Gedicht von Wilhelm Idel. (Elberfeld. Baedekersche Buch- und Kunsthandlung. 1903.)

**Meilensteine.** Dichtungen aus dem Leben von Heinrich Vierordt. (Heidelberg. C. Wintersche Universitätsbuchhandlung. 1904.)

**Dichtungen** von Karl Wilh. Geißler. (Leipzig. Verlag Kreisende Ringe. 1903.)

**Neue Scherzgedichte** von Trojan. (Stuttgart J. G. Cottasche Buchhandlung.

**Gedichte.** Gesamtausgabe von Seidel.

**Ausgewählte Briefe** von Ludwig Richter an Georg Wigand aus den Jahren 1836—1858. Herausgegeben von Eugen Kalkschmidt. (Leipzig. Georg Wigand.)

**Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts.** Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Professor Dr. Otto Lyon. Heinrich von Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, von Dr. Robert Petsch. Gottfried Keller, Martin Salander, von Dr. Rudolf Fürst. Weber, Dreizehnlinden, von Direktor Dr. Ernst Wasserzieher. Richard Wagner, die Meistersinger, von Dr. Robert Petsch. (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Gedanken eines Schauenden.** Gesammelte Aufsätze von Friedrich von Hausegger. Herausgegeben von Siegmund von Hausegger. (München. F. Bruckmann. A.-G. 1903.)

**Jesus von Nazareth.** In der Form des historischen Romans von Wilhelm Germa. (Schwäbisch-Hall. Germas Verlag. 1904.)

**Gedanken Otto Ludwigs.** Aus seinem Nachlasse gewählt und herausgegeben von Cordelia Ludwig. (Leipzig. Eugen Diederichs. 1903.)

**Kritische Gedanken über die innerkirchliche Lage.** Von Dr. Otto Sickenberger. (Innsberg. Th. Lampert. 1904.)

**Das Elend der Kritik.** Ein Weckruf an den deutschen Geist, an Künstler und Publikum. Von Fr. Dietert-Zoppot. (Danzig. Fr. W. Dietert. 1903.)

**Worte Christi.** Von H. S. Chamberlain. Kleine Ausgabe. (München. F. Bruckmann. A.-G.)

**So spricht Dr. Martin Luther.** Worte aus Luthers Schriften, ausgewählt und geordnet von Georg Buchwald. (Berlin. Martin Warneck. 1903.)

**Sittlichkeit und Darwinismus.** Drei Bücher Ethik von B. Carneri. (Wien. Wilhelm Braumüller. 1903.)

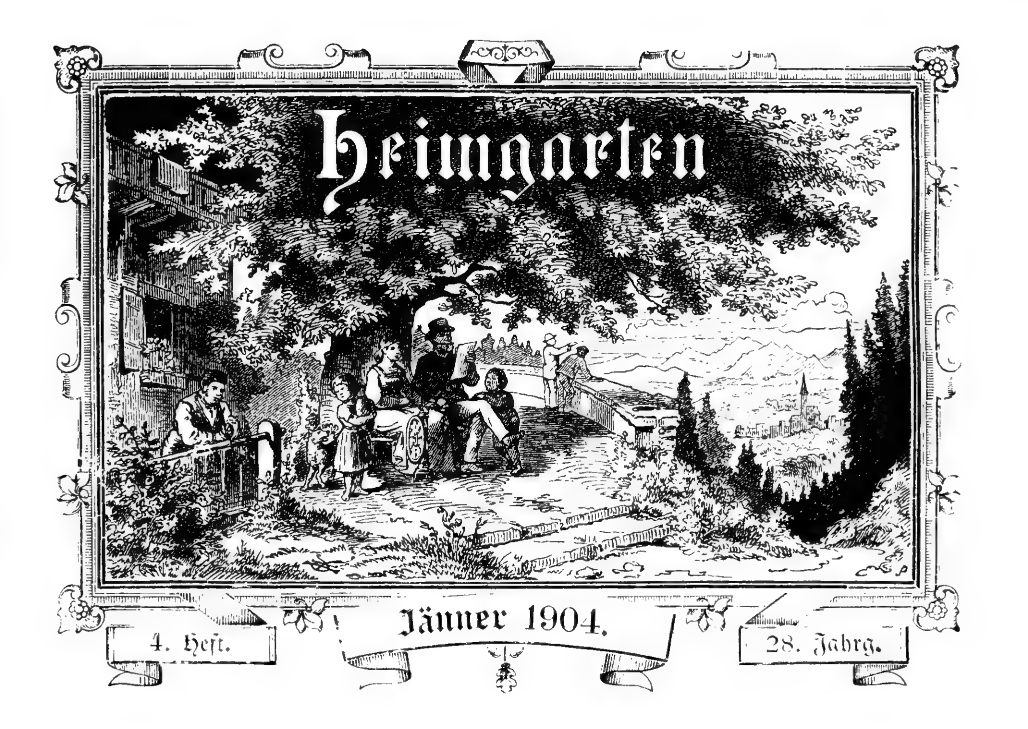
**Walden.** Von H. D. Thoreau. Deutsch von Emma Emmerich. (München. Verlag Concord.)

**Comenius** und die Erziehung des Menschengeschlechts. Von Johann Gottfried Herder. Aus Anlaß des Herder-Gedenktages am 18. Dezember 1903 herausgegeben von Dr. Ludwig Keller. (Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1903.)

**Aussichten und Aufgaben.** Betrachtungen über die Lage des Christentums in der geistigen Krise der Gegenwart. Von Christian Rogge. (Stuttgart. Greiner und Pfeiffer. 1903.)

**Zur Kirchenreform.** Von Dr. E. Schaarschmidt. (Gera. Jul. Beckers Verlag.)

**Fürs Leben.** Zum Gebrauch in Oberklassen der Volksschule und Fortbildungsschulen zur Selbstbelehrung von A. Kankeleit. (Königsberg in Pr. Pestalozziverein. 1903.)




# Neujahr.

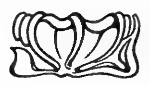
Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Der Mensch ist eigentlich doch ein merkwürdiges Ding. In mancher Hinsicht mächtig bis nahe zur Allmacht. Er ist der Schöpfer der Begriffe. Im Anfang seiner Welt war der Begriff. Der Begriff ist sein Um und Auf. Da nimmt er z. B. einen Begriff, teilt ihn ein in nebeneinander und nennt ihn Raum. Dann nimmt er wieder einen Begriff, teilt ihn ein in nacheinander und nennt ihn Zeit. Raum und Zeit sind Urschöpfungen des Menschen, und wenn das menschliche Gehirn nicht wäre, um sich Raum und Zeit zu denken, dann gäbe es weder Raum noch Zeit. So hörte ich einmal einen Gelehrten sagen. Darüber kann jeder denken, wie er will; auch ich denke mir mein Teil, und zwar, daß es nicht stimmt. Denn das Gehirn setzt den Raum voraus, sonst hätte es nicht Platz, und das Denken setzt die Zeit voraus, sonst hätte es eben nicht Zeit zum Denken. Es ist eine verzwickte Sache, die weder Anfang noch Ende hat, die also ganz und gar nicht zu brauchen ist, wenn man vom Ende des alten und Anfang des neuen Jahres sprechen will.

Natürlich auch das Jahr ist so ein Ding, das der Mensch aus einem Begriffe gemacht und dann nach Belieben geordnet hat. Er hält sich dabei nicht an das durchschnittliche Menschenalter, sonst müßte ein Jahr an fünfunddreißig Jahre lang dauern; er hält sich auch nicht nach dem Sonnenlauf, sonst müßte sein Jahr am 22. Dezember oder 22. Juni



# Postkarten des „Heimgarten“.



**St. T., Graz.** Das Volksstück „Der Herr Gemeinderat“ ist das Werk eines Dichters, darauf können Sie sich verlassen. Wer das jahrelange tapfere Ringen Schrottenbachs beobachtet hat, der muß, wenn er kein hirschledernes Herz hat, sich doch freuen des Erfolges, den dieser Volksdichter endlich erlebt hat. Es wird nicht sein letzter und nicht sein größter sein. Allerdings mit pessimistischer Voreingenommenheit und Nörgelei hat man noch keinen Poeten gefördert und es muß schon eine gute Kraft sein, die durch Vorurteil und Teilnahmslosigkeit hindurch sich zur Höhe arbeitet. R.

**Z. W. A., Graz.** Die modernen Dramen schildern das Laster grell und abstoßend, die Operetten einschmeichelnd und mit Lüsternheit. Die ersteren erzielen leere Häuser, die letzteren volle, und Sie ermessen selbst, welche Richtung die schlimmste ist.

**Dr. T. P., Prag.** Die Wahrheit, was sie ist? Sie ist der Glaube, durch welchen wir leben, sagt der Norde Joergensen. Und wir setzen bei: Die moralische Wahrheit ist jene Vorstellung und Gesinnung, die uns am meisten fördert. Nicht jeden macht die gleiche Vorstellung stärker und vollkommener. In idealen Dingen haben verschiedene Menschen verschiedene Vorstellungen, also daß man sagen könnte, die Wahrheit sei nicht die Wirklichkeit, sondern nur unser Verhältnis zur Wirklichkeit, die Wahrheit sei subjektiv. So z. B. wäre gleich diese Annahme eine Wahrheit, die ihren Bekenner duldsamer und gütiger gegen Andersgeartete machen könnte. Goethe sagt: Die Gesinnungen, welche dem Menschen die einheitliche, sittlich zweckvolle Ausübung seiner Tätigkeit verbürgen, sind die für ihn fruchtbare und darum für ihn einzig giltige Wahrheit.

**P. T., Laibach.** Geschenke wären eigentlich nicht nach dem Werte zu messen, sondern stets nach der Absicht des Gebers. Das ist schon richtig. Der Bettler jedoch frägt wenig nach der Absicht des Gebers, ihm stillt das geschenkte Stück Brot den Hunger.

**W. H., Wien.** Im „Neuen literarischen Deutschösterreich“ veröffentlicht Wolfgang Burghauser einen Aufsatz über „Österreichische Schriftstellermisere“, in welchem beklagt wird, daß wir in Österreich keine Verlagsanstalten haben, die etwas riskieren wollen. Dann kommt der Verfasser auf das Zeitschriftenwesen zu sprechen und sagt: „Der zweite hindernde Umstand bei den österreichischen Zeitungen ist die innere Organisation, oder besser gesagt, das literarische Cliqueunwesen. Bei manchen Zeitungen ist da ein fester Stamm Mitarbeiter, die natürlich gewisse Verpflichtungen in Geld haben, und außer diesen wenigen kommt niemand bei der Zeitung an. Ich will hier als Beispiel solcher Engherzigkeit nur eine zu best bekannte Zeitschrift anführen: „Heimgarten“ von Rosegger, der nur Manuskripte von anerkannten Mitarbeitern akzeptiert! — So ehrend diese Meinung über unseren „Heimgarten“ sein mag, der Satz: „Die natürlich gewisse Verpflichtungen in Geld haben“ ist uns unverständlich. Was soll das heißen und in welchem Sinne soll das auf den „Heimgarten“ bezogen werden? Wir bitten um Antwort.

**L. St., Graz.** Die Buchausgabe des Werkes „Leben“ wird neu bearbeitet im Herbste 1904 bei L. Staackmann in Leipzig erscheinen.

**T. R., Graz.** Ja freilich ist das ein wirklicher Poet, an dem wir noch große Freude erleben werden. Sein köstliches „Kalifen-Lied“ finden Sie schon in diesem Hefte.

* Im Aufsatze „Der Deutschen Kaiser“ von W. Schwaner sind einige sinnentstellende Fehler stehen geblieben. Der aufmerksame Leser wird aber schon selbst die „Sonne“ (S. 116) in „Szene“, „Berlitz“ (S. 117) in „Zedlitz“ umwandeln und auf S. 121, Zeile 6 v. u. hinter „niemals“ die Worte „anders als“ hinzufügen.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 20. November 1903.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

Und dann legten wir uns zu Bette. Die Neujahrsstunde erwarten, das war bei uns im Waldlande nicht der Brauch. Still und dunkel lag die Nacht über dem Gehöfte; der Schlaf des Gesunden, die Schmerzen des Kranken, die Träume und die Sorgen, das alles war wie in jeder Nacht. Ich aber hatte in meinem Dachkammerbette weder Schlaf noch Schmerzen, weder Träume noch Sorgen — ich wachte und hielt Ohren und Augen groß auf und wartete auf das neue Jahr. Es war die Ruhe und die Dunkelheit wie jede Nacht und doch ganz anders — alles so geheimnisvoll heilig. Wenn draußen der Wind ging, ächzte immer ein wenig die Holzwand; heute ächzte sie auch, aber wie jemand, der im Sterben lag. Durch das Fenster herein schimmerte bläulich der Himmel, sichtbarlich bewegte sich nichts in ihm, und doch schien es, als gehe was vor dort oben. Ich dachte an die Mär der Ahne: In der Neujahrsnacht täten die lieben Engelein Sterne scheuern, daß sie schön blank würden fürs nächste Jahr.

Unten in der Hausstube schlug heiser röchelnd die Wanduhr. Elf Schläge. Nun ist die letzte Stunde. Ich hub an zu denken an die Ereignisse des vergangenen Jahres. Zu Maria Lichtmeß hatte die Katze den Finken im Bauer getötet. Zu Ostern hatte mir der Fleischer, der ein Kalb holte, zwei Groschen Futtergeld geschenkt. Eine Woche vor Pfingsten hatte ich mein Taschenmesser mit der Schildkrötenschale verloren. Am Peter und Paulitage, da war die Geschichte mit der Tabakspfeife und mit dem kalten Angstschweiß. Zu Jakobi einen Zahn reißen lassen, hat fünf Groschen gekostet. Zu Micheli ein Schaf verloren, von einem Jagdhunde totgebissen worden. Drei Tage vor Allerheiligen beim Forellenfangen in den Bach gefallen, vom Fischpächter herausgezogen und geschopft worden. — Derlei waren so meine Erlebnisse jener Jahre. Es werden wohl noch wichtigere vorgekommen sein in mir und um mich, aber man sieht nur die oberflächlichsten; die ewigen, geheimen Mächte der Entwicklung, sachte aber ehern wirkende Wünsche und Leidenschaften, innere Schuld oder Seligkeit — diese großen Schicksalsgewalten, die uns das Jahr über geändert haben, so daß wir am Ende desselben nicht mehr der sind, der wir am Anfang gewesen — selten gedenken wir ihrer bei der Silvesterrückschau!

Die kleinen Erlebnisse scheinen zu versinken mit dem scheidenden Jahr. In den letzten Minuten wächst die Spannung. Es ist, als ob man einem Sterbenden zusähe bei seinen letzten Atemzügen. Man wünscht, daß es zu Ende wäre und will ihn doch nicht lassen scheiden. Noch ein Atemzug — und noch einer. — Nun schlägt die Uhr. — Es ist aus. Es geht an. — Hat's nicht einen Schnalzer gemacht irgendwo im Himmel? Hat's nicht einen Ruck, einen Stoß gegeben in der Weltkugel? Oder geht die Uhr vor oder nach, daß der Sprung über den Abgrund nicht gewahr wurde?

beginnen oder meinetwegen auch am 22. September oder März. Er läßt sein Jahr mit aller Unverfrorenheit beginnen, wie es der Zufall menschlicher Einrichtungen mit sich gebracht hat. Also beginnt das sogenannte bürgerliche Jahr (ob das weltbürgerliche oder staatsbürgerliche oder spießbürgerliche gemeint ist?) zehn Tage nach der Sonnenwende im Winter. Der Neujahrstag unterscheidet sich von Natur wegen nicht von seinem Zwillingsbruder, dem Silvestertag, aber die gesellschaftlichen Sitten und die menschliche Einbildungskraft haben es zustande gebracht, daß beide Tage sich unterscheiden wie Greis und Kind.

Schon der einfältige Waldbauernbub hat das erfahren. Der hat ein scharfes Auge gehabt auf die beiden Tage. Am Silvestertag, nachdem er im Stall das Vieh gefüttert und zum Brunnen geführt hatte, stand er gern auf der Anhöhe, die hinter dem Hause ist, und schaute das sterbende Jahr an.

Spät und mühsam war die Sonne heraufgestiegen hinter dem Wechselgebirge, mit blassem Gesicht und tief herabhängendem Kopf kroch sie am Himmel dahin. Um 10 Uhr vormittags, als die Mutter das zweitemal Herdfeuer anblies, kam die Sonne an der kahlen, reifgrauen Esche vorbei, um Mittag war sie erst bei den Fichtenwipfeln, höher ging's nicht mehr, erschöpft sank sie dem Waldschachen zu und hinter demselben nieder. Der Schein auf den schneebedeckten Dachgiebeln verblaßte, die Wipfel der Fichtengruppe, die erst wie Rosen geglüht hatten, wurden schwarz und standen als finstere Zacken in den dämmernden Himmel hinein. Über den fernen Almen lagen die blassen Leichentücher und hinter ihnen dunkelte immer mehr die Nacht herauf, bis darin Sternlein zu glimmen begannen wie Ampeln an einer Bahre. Tagsüber waren von den Dachrändern Tropfen gefallen, zu hören wie das Ticken von Uhren; das war nun still geworden und statt der Tropfen hingen Eiszapfen nieder, erdwärts wachsend. Auch der Hausbrunnen überzog sich mit einem Eismantel, so daß sein Plätschern sachte verstummte. Die Hühner hatten ihre Stangen gesucht und gackerten nicht mehr, die Rinder im Stall lagen auf ihrer frischen Streu und scharrten im Wiederkäuen mit den Zähnen. Der Vater aber ging leisen Schrittes mit einem Rauchgefäß im Hofe herum, beräucherte sein Hab und Gut: das Gebäude, den Brunnen, den Dunghaufen, die Vorräte und Werkzeuge, die Tiere und endlich auch die Menschen. Das war sein Segnen, nun am Ende einer Zeit. Denn die Sonne des Jahres war gestorben und versunken. — Trotz der feierlichen Stimmung, die über uns gekommen, wollte doch einer oder der andere witzig sein. „Jetzt wird's lang finster bleiben, jetzt; die Sonn' geht erst im nächsten Jahr wieder auf." Und beim Nachtmahl hieben sie mit den breiten Hornlöffeln tief in die Schüssel: „Brav Sterz essen heut; wir kriegen erst im nächsten Jahr wieder was zu essen."

sprach sogar von noch viel ungeheuerlicheren Dingen — von einer stehenden Sonne und von einer tanzenden Erdkugel. Wer's glaubt! Daß aber am Neujahrstag dieselbe Sonne wieder aufging, die am Silvestertage untergegangen war — das wollte dem Buben nicht einleuchten, oder vielmehr, er mochte sich's nicht einleuchten lassen, weil er fürs neue Jahr partout eine neue Sonne haben wollte. Er dachte sich die Welt überhaupt nie, wie sie war, sondern sie war, wie er sie sich dachte. Damit war er stets Herr der Situation und so ließ er denn am Neujahrmorgen eine junge Sonne aufgehen, an die er alle Hoffnung und alle Liebe hing, wie man sie an ein gesundes Kind zu hängen pflegt.

Wo zitternde Liebe und bange Hoffnung mitspielt, da wird alles deutsam. Der Mensch schaut aus, horcht aus nach Zeichen. Das Knistern der Kohlen im Ofen, das Miauen der Katze, die Formen des gegossenen Bleies, das erste Begegnen am Neujahrsmorgen, alles spricht von der Zukunft — wer's verstünde. Da ist der Mensch geneigt, das verhüllte Schicksal zu bestechen mit Wohltaten. An solchen Tagen steigt kein Armer vergeblich über die Schwelle. Also kommen die Neujahrswünscher und Christkindelbeter, armer Leute Kinder, die vor den Haustüren ihre Sprüchlein aufsagen und dafür kleine Gaben einsacken.

Beim Festgottesdienst in der Kirche sieht man selten so andächtig beten als am Neujahrstage. Die armen Menschen, sie zittern vor der Zeit. Eben erst war im trüben Winter alles langsam versterbend und plötzlich nun steht vor uns ein neuer Frühling, ein neuer Sommer, ein neuer Herbst. Und man frägt sich: Das kleine, arme Herz unter dem Brustblatt, wird es sich noch einmal durchzuschlagen vermögen? Wenn heute ein Sarg vorübergetragen wird am Fenster, so wendet man sich rasch ab und will nichts gesehen haben. Wenn uns ein munteres Knäblein begegnet, so nehmen wir's gar freundlich am Händchen und wollen ihm gerne etwas schenken. Das Schicksal wollen wir uns zum Freunde machen, denn wir bangen vor der Zeit.

Aber bange sein sollen wir nicht, wir sollen freudig sein. Der Herr der Zeiten hebt die Sonne höher von Tag zu Tag und läßt sie hinfliegen über Winter und Sommer, über Wiege und Sarg. Das irdische Jahr mit all seinem Wandel, nichts bedeutet es vor Gottes Ewigkeit, der nur eines gewachsen ist, nur eines standhält — die unsterbliche Seele des Menschen.

Vor dieser sind alle Jahresläufe und alle Geschicke ohnmächtig, Arm in Arm mit Gott ist sie die Schöpferin der Zeit und die Beherrscherin des Raumes, schreitet groß und des ewigen Lebens froh durch Äonen über die Welten und Sonnen dahin.

Ich dachte: In Gottesnamen, jetzt ist das neue Jahr! und legte mich aufs andere Ohr. Nun schlafen. Neben Sterbenden wacht man, neben Neugeborenen schläft man. Die ersten Stunden des neuen Jahres gehören dem Traume. Vielleicht kann er weissagen. Verlangend und bangend starren wir vor uns hin in solchen Stunden, aber nächtig und geheimnisvoll ist die neue Straße, auf die wir mit oder gegen unseren Willen geworfen wurden. — In einer Neujahrsnacht sah der Waldbauernbub ein Märchen. Es war ein seltsames, freudvolles, leidvolles, ehrenreiches, dornenreiches, köstliches Leben — es war meine Zukunft. Als ich mitten heraus plötzlich erwachte, hatte ich die ruhige Überzeugung, daß es wirklich so kommen würde. Die Knabenseele war zu romantisch veranlagt, als daß sie sich darüber besonders aufgeregt hätte. Es war schließlich auch nichts Neues, nichts Besonderes, in den alten Geschichten und Märchen war derlei oft zu lesen. Ist ja recht, wenn's so kommt. — Damit legte ich mich wieder aufs andere Ohr. In dem darauffolgenden Jahre kam aber gar nichts als wieder die Reihe der gewöhnlichen Hirten- und Bauernereignisse. Der Traum indes begann sich zu wiederholen, er gehört zur Art jener Träume, die immer wieder einsetzen und weiterspinnen und mit denen man allmählich so vertraut wird, daß sie neben dem realen Leben wie ein zweites einherschreiten, bis endlich die beiden Leben — das wirkliche und das geträumte — in eins zusammenfließen.

Nun, und wie war dann der Neujahrsmorgen? Die Fensterscheiben hatten gerade so ihre silbernen Gärten als andere Wintertage, die Sonne ging gerade so trübrot und träge auf, sie kroch gerade so kraftlos über die kahle Esche hin, kam gerade so spät zu den Fichtenwipfeln und ging gerade so schläfrig und zeitig zu Bette. Und doch, dem einfältigen Knaben war es eine andere Sonne. Gestern konnte sie nicht empor, weil sie eine alte Frau war, heute kann sie nicht, weil sie noch ein schwaches Kind ist.

Die Sonne hatte dem Buben überhaupt schon Gedanken gemacht. „Vater, wie ist denn das, daß alle Tage eine Sonne aufgeht über dem Wechselgebirg?" Und der Vater: „Das ist die Allmacht Gottes." „Muß der liebe Gott aber viele Sonnen haben!" Denn es war nicht denkbar, daß dieselbe Sonne, die heute vorne auf- und hinten hinabgeht, morgen wieder vorne aufgehen könne. Man sah sie ja nicht umkehren; und selbst wenn sie während der Nacht hinter den Bergen zurückschlich bis zum Wechselgebirge, mußte sie der Schein verraten, wenn sie nicht etwa eine Lederkapuze aufhat, wie der Nachtwächter. So schalkhaft hatte der Waldbauernbub gedacht, bis er in Erfahrung brachte, daß die Erde eine große Kugel ist und die Sonne nach ihrem Untergang allemal unterhalb durchläuft, um vorne wieder aufgehen zu können. Der alte Schulmeister

Als der Ferdl dahinter kam, war er darüber so wild, daß er sein untreues Lieb prügeln wollte; doch er besann sich noch rechtzeitig, daß dadurch ein „schlechtes Mensch“ um nichts besser wird und er sich nur der Gefahr aussetzt, die Schläge mit Zinseszinsen zurückzuerhalten. Doch etwas mußte er ihr antun, das stand bei ihm fest und wie er sich nun gerade hierüber den Kopf zerbrach, kam ihm der Gräßl in den Schuß. Da durchzuckte ihn ein „rettender Gedanke“ und — der Racheplan war fertig.

Die Mali ging an demselben Abend ganz ahnungslos zu Bette und schlief auch bald trotz ihres schuldbeladenen Gewissens den süßen festen Schlaf des Gerechten. Da trommelte jemand kräftig an ihr Fenster, so daß sie erschrocken emporfuhr und lauschte . . . O Himmel, was war das?

Draußen auf der Straße stand eine kleine gedrungene Gestalt und schrie aus Leibeskräften, und nun vernahm das Mädchen ganz deutlich die Worte:

„. . . Und du, du kannst noch schlafen, du sündenbeladene, elende Seele? Wach' auf, du Pestbeule der Menschheit, du Schandfleck der Jungfräulichkeit, du Auswurf des Weibervolkes! Wach' auf und vernimm die Stimme des Gerichtes und das grollende Donnerwort des göttlichen Zornes! Vernimm das Wort des Rufenden in der Wüste, der dir zuruft: Rette deine Seele und laß ab von allen Gelüsten, die des Teufels sind! Der liebe Gott war gnädig mit dir und hat dir einen schönen Leib und ein hübsches Gesicht verliehen; aber was hilft der schöne Körper, wenn die arme Seele im Kote watet! Der schöne Leib wird einmal in der Erde verfaulen und die elende Seele wird zutiefst in die Hölle fahren und dort brennen und braten bis in Ewigkeit! Drum rette deine arme Seele und . . .“

Und plötzlich ward der nächtliche Prediger von nervigen Fäusten „bearbeitet“, daß ihm Hören und Sehen verging. — Am anderen Morgen forderte er vom Ferdl ein Schmerzensgeld, weil ihm eine „Bestie in Menschengestalt“, d. h. ein Liebhaber Malis, alle Knochen im Leibe entzweigeschlagen habe. Und Ferdl gab richtig ein stillendes Pflaster für des Predigers schmerzende Wunden, denn er fürchtete nicht mit Unrecht, im Weigerungsfalle gelegentlich ebenfalls — angepredigt zu werden.

Vom Anpredigen konnte auch der Gastwirt Gallas etwas erzählen. Derselbe war Eigentümer jenes Hauses, welches einst Gräßls Vater besessen, aber durch eine großartige Mißwirtschaft verrottet hatte.

Kam da der Prediger einmal in das Gastzimmer des Gallas und setzte sich an einen Tisch, auf welchem ein Teller mit „Safiladi“ für die Gäste bereit stand. Gräßl trank ein Viertel Wein und aß ein Stück Brot und schob nebenbei, während just niemand im Zimmer war, auch noch zwei Würste in die Rocktasche. Als es nun zum Zahlen kam, wollte er nur ein Viertel Wein und ein Brot schuldig sein.

# Der Prediger.

(Eine Sondergestalt aus dem Volke von **Adolf Frankl.**[1])

Unser Dorf hat drei „Berühmtheiten" aufzuweisen: den Moar-Diepl, den Prediger und dann — na, wenn niemand etwas dagegen hätte — der dritte im Bunde, das wäre halt ich selber. Über den Moar-Diepl hat der „Heimgarten" schon einmal sehr „erbauliche Dinge" gebracht; vom Prediger will ich heute erzählen und vom dritten wollen wir füglich schweigen.

Der Prediger heißt Richard Gräßl, gehört aber weder dem Predigerorden noch einem anderen Orden an, ist überhaupt kein Priester, sondern ein einfacher Weltmensch und seines Zeichens ein Sattler. Er ist von kleiner, gedrungener Gestalt, hat seinen Kopf etwas vorgeneigt, da er schon manches Jahrzehnt auf dem Buckel trägt und schaut mit seinen käferlichten Augen zumeist recht nachdenklich in die „närrische Welt" hinein. Gewöhnlich ist er mehr ernst und ruhig und fast wortkarg; wenn aber der „Geist" über ihn kommt, dann kommt Leben in die kleine Gestalt und der gute Richard muß predigen, einerlei, ob er sich im Wirtshause oder auf der Straße befindet, ob ihm jemand zuhört oder nicht.

Dieser Geist, welcher Gräßl mit einem so unwiderstehlichen Rednerdrange erfüllt, ist jedoch recht irdischer Art und hat seinen Ursprung zumeist im Bier oder Wein. Einige Glas voll genügen oft schon, um unseren Prediger zu einer Predigt zu begeistern und seinem jetzt schon ziemlich zahnlosen Munde entweder salbungsvolle Lehren oder eine zornesmutige Strafrede zu entlocken.

In gar manchem Wirtshause hat er schon auf einem Stuhle gepredigt oder wenn es „hoch" herging, sich sogar einen Tisch zur Kanzel erkoren und den Leuten mitunter recht scharf ins Gewissen geredet. Geholfen hat es freilich nicht viel; denn dazu fehlten alle Vorbedingungen und es waren weder Ort, noch Zeit, noch Zuhörer und — Prediger darnach angetan! Den Leuten machte es einen großen Spaß und das war alles.

Mitunter konnte aber der Prediger auch recht ungemütlich werden. Da hatte z. B. der Kratzer-Ferdl ein feines Lieb, dem er vom Herzen gut war. Aber solche Dirndln sind oft wie das Aprilwetter, und von der schönen Mali konnte man bald singen und sagen:

Ja, schön is sie frali,
Aber falsch wiar a Katz',
Und die Leut' sag'n, die Mali
Hätt' mehr als oan Schatz.

[1]) Wir bringen diesen Aufsatz, um eine tatsächliche Sondergestalt aus dem Volke zu charakterisieren. Daß uns jede Profanierung religiöser Dinge ferne liegt, wird man uns wohl gerne glauben. Die Red.

Unzähligemale schon ward er von den Leuten absichtlich in jenen „begeisterten“ Zustand versetzt, der ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zum Predigen drängte. Mit der Zeit jedoch wurde er den Dorfbewohnern lästig und da er, sobald der „Geist“ über ihn kam, nicht zum Schweigen zu bringen war, so ward er nicht selten ausgetrieben. Da mußte dann der unermüdliche Prediger flüchten — vom Zimmer in die Küche, von da in den Hof oder gar in den Kuhstall, um endlich, von der Kuhmagd versprengt, auf der Straße seinem Redeschwalle freien Lauf zu lassen. Doch auch da fand er die Leute meist eher zu allerhand Schabernack als zum andächtigen Zuhören aufgelegt, so daß er einmal entrüstet ausrief:

„Wehe dir, Chorazia! Wehe dir, Bethsaida! Hätten Tyrus und Sidon solch einen Prediger gehabt, sie hätten in Sack und Asche Buße getan! Doch ich sage euch: Es wird Tyrus und Sidon erträglicher ergehen am jüngsten Gerichte als euch!“

Diese Worte, welche der ziemlich bibelfeste Gräßl in einer Anwandlung nicht allzu großer Bescheidenheit frei nach dem Evangelisten Matthäus vorgetragen hatte, verursachten ein großes Gelächter, so daß der arme Dorfprophet vor der „gottlosen Menge“ entsetzt die Flucht ergriff.

Eine Viertelstunde später hörte der alte Wulfing, welcher am südlichsten Ende des Dorfes wohnte, ein lautes Geschrei, welches er sich nicht gleich zu erklären vermochte.

„Pst, sei stad!“ rief er plötzlich seiner kepelnden Alten zu. „Ich weiß nicht, ist das ein Feuerlärm oder eine Rauferei! Hör' nur, da schreit ja einer, als wenn er gespießt würde!“

Wulfing machte die Türe auf und vernahm nun ganz deutlich die Worte: „Sie ist erhoben worden über alle Frauen auf der Welt und keine Königin und Kaiserin kann sich mit ihr vergleichen, denn sie thront als Königin in höchster Pracht und Herrlichkeit in jenem himmlischen Paradiese . . .“

Da die Menschen ihn nicht hören wollten, so hielt Gräßl draußen auf den Feldern den Kürbissen und Kohlköpfen eine „rührende“ — Marienpredigt.

Das Höchste leistete er jedoch gelegentlich des Zellerfestes.

Die Dorfkirche war nämlich auch ein kleiner Gnadenort und wurde Klein-Mariazell genannt. Dreimal hierher zu wallfahrten galt so viel als eine Wallfahrt nach Mariazell.

Schon am Vorabende zum Zellerfest-Sonntage war im ganzen Dorfe ein überaus reges Leben, da bereits viele Wallfahrer, namentlich aus Ungarn, eingetroffen waren. Die meisten verweilten bis spät in die Nacht im Gotteshause, um daselbst die Kleinzeller Muttergottes zu ehren und zu preisen und in den mannigfaltigsten Kümmernissen und Leiden ihre Fürbitte zu erflehen.

„Hast du nicht auch ein Paar Würste genommen?“ fragte hierauf der Wirt.

„Was? Ein Paar Würste? Aber gar keine Spur!“ erwiderte Gräßl ganz entrüstet.

„Aber ich glaub’ doch!“ bemerkte der Wirt, „denn früher waren sieben Würste da und jetzt seh’ ich nur mehr fünf!“

„Aber ich kann dir beim Heil meiner armen Seel’ schwören, daß ich wirklich keine Wurst gegessen hab’!“

„Das glaub’ ich schon! Aber ich sag’ auch nicht, daß du die Würste gegessen hast, sondern ich mein’ vielmehr, du hast sie gleich eingesteckt.“

„Na, weißt, da hört sich aber schon alles auf! Du wirst doch nicht glauben, daß ich dir deine madigen Roßwürste stehlen will? So ein Gefraß mag ich nicht einmal zu schenken!“

Das war dem Wirte doch zu stark. Mit einem raschen Griffe zog er aus Gräßls rechter Rocktasche die beiden noch zusammenhängenden Würste hervor und schlug sie dem ganz verblüfften Prediger derart um den Mund, daß er schimpfend und polternd das Weite suchte.

Gegen Mitternacht aber, als die Lichter im Gastzimmer längst erloschen waren, erschien Gräßl vor dem Gasthause und rief in „heiligem Zorne“:

„Verfluchte Seele in meines Vaters Hause! Wie kannst du es wagen, mich, den Prediger in der Wüste, in so schändlicher Weise zu behandeln. Ich bereite seine Wege und wenn mich hungerte und ich nichts zu essen hätte, es ließe der Herr wohl Manna vom Himmel fallen, und du, du hast es gewagt, mir zwei stinkende Würste um meinen Predigermund zu schlagen! Zorn über dich und die ganze Hölle hinterdrein! Beim Genick sollen dir die Würste herauswachsen, die du räuberisch aus meinen Taschen entwendet hast und dein ganzes Leben soll dir so wohl bekommen wie mir gestern die zwei verfluchten Safiladi . . .“

Er hielt plötzlich inne, denn in der Haustüre knarrte ein Schlüssel und durch die üble Erfahrung vor Malis Fenster gewitzigt, war er sehr vorsichtig geworden und ließ kein Geräusch unbeachtet. Als sich nun die Türe knarrend in den Angeln drehte, griff er mit seinen kurzen Beinen aus, so rasch es nur ging und war bald in einer Seitengasse verschwunden.

Von der ungemütlichen Seite zeigte sich Gräßl gewöhnlich nur, wenn er gereizt oder aufgehetzt wurde. Sonst hielt er sich zumeist an religiöse Stoffe und verkündete den Leuten das „Wort Gottes“ in seiner Weise und so manche hörten ihm dann nicht ungern zu.

Er wird allgemein als ein Halbnarr betrachtet und so läßt man ihn ruhig gewähren. Er selber hält sich natürlich für einen großen Prediger und gab mitunter sogar zu verstehen, daß er es, wenn es drum und drauf ankäme, wohl auch mit manchem echten Prediger aufnehmen würde.

zahllose Menschen haben dort Erhörung, Hilfe und Rettung gefunden. Auch unsere Kirche ist ein Gnadenort und alle Jahre kommen die Leute von weit und breit daher, um ihre armen, hilfesuchenden Herzen hier vor ihrem Altare auszuschütten und das Gnadenbild um Fürsprache und Hilfe anzuflehen . . ."

Bisher war die Predigt noch leidlich gut verlaufen; aber schon die nächsten Sätze kennzeichneten den Übergang zu einer schärferen Tonart. Gräßl fuhr fort:

„Eine Wallfahrt zu tun ist, wie die Kirche lehrt, gewiß etwas Gutes, besonders wenn man sich hierbei allerlei Entbehrungen und Bußen auferlegt, ein gottergebenes Herz mitbringt und — das merkt euch wohl, meine andächtigen Zuhörer — daheim keine wichtigen Pflichten versäumt. Ich frage euch nun: Ist dies bei euch auch wirklich der Fall? Sind nicht manche unter euch, die nur wallfahrten gehen, damit sie von der Arbeit loskommen und sich ordentlich auszotteln können; die zu ihrer Sündenlast auch noch einen großen Binkel Fleisch und Weißbrot und andere gute Sachen mitnehmen und sich in keiner Weise etwas abgehen lassen, anstatt in Sack und Asche mit zerknirschtem Herzen Buße zu tun, zu fasten und Almosen zu geben? Ist eine solche Wallfahrt nicht weit eher eine Vergnügungsreise als eine Bußfahrt? Und ich frage euch ferner: Sind nicht so manche in eurer Mitte, in deren Herzen statt der Andacht allerlei böse Begierden und Gelüste wohnen und die bei ihrer Wallfahrt keinen guten Zweck, sondern nur schlechte, nichtsnutzige Absichten vor Augen haben? Gehen da nicht manche wie die Wölfe unter den Schafen einher, um die Unschuld zu würgen und Glück und Ehre zu rauben? Und ich frage euch endlich: Haben nicht viele von euch durch diese Wallfahrt eine große Pflichtverletzung begangen? Ihr Hausväter und Hausmütter! Habt ihr euer Haus wohl ganz verläßlichen Händen anvertraut, damit nicht in eurer Abwesenheit ungebührliche Dinge geschehen? Seid ihr eurer Dienstboten wohl so sicher, daß ihr sie so lange sich selbst überlassen könnt? Und sind eure Söhne und Töchter wohl so tugendhaft und gottergeben, daß ihr heut' ruhig hier knien und beten könnt? Ich sage nein und tausendmal nein! Denn wißt ihr, was sie daheim machen? Diese verruchten und elenden Seelen, sie . . ."

Gräßl gebrauchte einen Ausdruck, der wohl noch in keiner Kirche gehört worden war und hier gar nicht wiedergegeben werden kann.

Entsetzt waren die andächtigen Zuhörer in sich zusammengeschauert und saßen da, als hätten sie die „Stimme des jüngsten Gerichtes" vernommen. Auch einige Dorfbewohner — Leute aus dem Wirtshause — waren zugegen und hörten voll Schrecken die Strafrede des grimmigen Predigers und wußten nicht, was sie beginnen sollten, um dieser unerhörten Predigt ein Ende zu machen.

Gräßl saß zur selben Zeit im Wirtshause und sprach den ihm vorgesetzten Getränken fleißig zu. Plötzlich ward er wieder „vom Geiste erfüllt“ und erklomm einen Stuhl, um eine Predigt zu halten. Da rief ihm ein Gast zu:

„Wenn du predigen willst, so geh' in die Kirche! Das Wirtshaus ist nicht der Ort für solche Sachen!“

Ein Paar kräftige Arme stellten ihn etwas unsanft auf den Boden und im nächsten Augenblick hatte ihm ein Spaßvogel ein weißes Hemd über den Kopf gestülpt. Gräßl ging auf den Scherz ein, fuhr mit den Armen in die Hemdärmel und strich die Pfaid zurecht; dann eilte er unversehens zur Türe hinaus.

„Na, wo rennt denn der Narr hin?“ riefen die Gäste lachend und rannten auf die Straße.

Gräßl schritt der Kirche zu und trat, ehe es die bestürzten Gäste verhindern konnten, in das Gotteshaus. In dem weiten Raume war es ziemlich dunkel; nur das „ewige Licht“ und einige Kerzen sandten spärliche Lichtstrahlen aus. Die Bänke waren trotz der vorgerückten Stunden mit zahlreichen Andächtigen gefüllt, welche soeben ein Marienlied zu Ende gesungen hatten und nun in stillem Gebete zur „gnadenreichen Gottesmutter“ emporblickten.

Da erscholl von der Kanzel herab ein lautes: „In Ewigkeit, Amen.“ Aller Augen waren erstaunt nach der Kanzel gerichtet, von welcher Gräßl mit größter Seelenruhe in den dämmerigen Kirchenraum herniederschaute. Dann rief der Prediger mit lauter Stimme: „Gegrüßet seist du, Holdselige! Also lesen wir beim Apostel und Evangelisten Johannes im 32. Kapitel, 10. Vers. Bevor wir jedoch über diese Worte unsere Betrachtungen anstellen, wollen wir u. s. w.“

Es muß hier bemerkt werden, daß die angeführten Worte nicht im Evangelium Johannes, sondern in dem des Lukas vorkommen und zwar im 1. Kapitel, 28. Vers. Doch unser Prediger setzte sich über derlei Kleinigkeiten mit größter Gemütsruhe hinweg; die Leute bemerkten solche Unrichtigkeiten ohnehin nicht und die Worte waren ja richtig wiedergegeben und das war ihm die Hauptsache.

Die Wallfahrer hatten nicht die geringste Ahnung, daß sich ein Unberufener auf der Kanzel befinde und waren hoch erfreut, noch zu so später Stunde eine Predigt zu vernehmen.

Nun streifte Gräßl die Ärmel seines weiten Hemdes etwas zurück und sprach dann also: „Gegrüßet seist du, Holdselige! Tagtäglich beten wir zu ihr und im heiligen Rosenkranz verehren wir sie noch ganz besonders. Zahlreiche Feiertage sind ihr zu Ehren eingesetzt und unzählige Kapellen und Kirchen sind ihr zum Lobe und zum Preise errichtet worden. Und viele dieser Kirchen sind weltberühmte Gnadenorte geworden und

Die Predigt fiel zwar bedeutend kürzer aus, da, wie gesagt, die nötige Begeisterung fehlte; doch die Hauptpunkte der „Zellerpredigt" hatte Gräßl doch vorgebracht.

Noch nie in seinem Leben ist es dem Richter so schwer geworden, den nötigen Ernst zu bewahren wie bei dieser „Kanzelrede".

Es war aber auch zu drollig, wie Gräßl in gut nachgeahmtem Predigerton der sündigen Menschheit „den Text las"; wie sich seine buschigen Augenbrauen bald zur halben Stirnhöhe emporschoben, bald wieder düster dräuend die funkelnden Äuglein beschatteten; wie er seine Worte mit vollster Lungenkraft hervorstieß und mit den Armen in der Luft herumfocht, daß er auf dem Stuhle ein paarmal beinahe das Gleichgewicht verloren hätte.

Im Vorsaale gab es ein unterdrücktes Gekicher und Gelächter und auf der Straße blieben die Leute horchend stehen und fragten einander verwundert, was denn heute beim Gerichte los sei.

Und als Gräßl ausrief: „Und jetzt, meine geliebten Zuhörer, jetzt werde ich scharf!" Da mußte sich der gestrenge Herr Richter schleunigst umdrehen und einen Hustenanfall heucheln, um nicht ganz aus der Rolle zu fallen und dem drolligen Kauz laut ins Gesicht zu lachen.

Gräßl schloß endlich mit den Worten:

„Wie ich aber gerade im Zuge bin, den ruchlosen Seelen die Hölle recht heiß zu machen, da packen mich auf einmal ein paar unsichtbare Fäuste und reißen mich nieder und schleppen mich fort, daß ich in meinem Schrecken nichts anderes gemeint hab', als der Leibhaftige hätte mich selber geholt. Es ist aber nur ein ruchloser Bauernbursch gewesen. — So, Herr Richter, jetzt wissen Sie es und jetzt lassen Sie mich fortgehen; die Predigt hat mich rechtschaffen durstig gemacht."

Der Richter gab sich alle Mühe, wieder eine strenge Amtsmiene aufzustellen; aber es wollte nicht recht gelingen. Doch es galt den Urteilsspruch zu fällen und so legte er denn doch endlich sein Antlitz in würdige Falten.

Was sollte er mit dem armen Schelm anfangen? Ihn zu einer empfindlichen Strafe verurteilen? Unmöglich! — Das Zeugenverhör hatte ergeben, daß Gräßl, sobald er ein Gläschen über den Durst trinkt, einen unwiderstehlichen Drang zum Predigen hat und diesem Drange, ganz unbekümmert um Ort und Menschen nachkommen muß: daß er am Zellerfest-Samstag in diesem Zustande in die Kirche geriet, war wohl nur den Worten jenes Mannes zuzuschreiben, der ihm zurief: „Geh' in die Kirche, wenn du predigen willst!" Doch eine Religionsstörung und Gotteslästerung lag ihm gewiß vollkommen ferne; ja, er glaubte wohl noch ein Gott wohlgefälliges Werk zu tun, wenn er diesen „verruchten Seelen" einmal ordentlich ins Gewissen redete!

Und Gräßl sprach weiter:

„Und jetzt, meine geliebten Zuhörer, jetzt werde ich scharf! Denn die Greuel auf Erden sind groß und schreien nach Rache zum Himmel und über die Sündenlast der Menschheit frohlocken alle neunmalneunundneunzig Teufel in der Hölle. O Menschen, Menschen, was seid ihr für ein verruchtes, gottverlassenes Gesindel! Ihr seid nicht wert, daß Gottes Erdboben euch trägt und die Sonne euch bescheint! Ihr häuft Sünden auf Sünden ohne Zahl und End' und wenn euch diese höllische Last doch ein wenig zu drücken anfängt, dann rennt ihr zum Beichtstuhl und leert eure Sünden ab wie eine Kraxen voll Mist und dann, verruchte Seelen, dann geht ihr wieder hin und häuft Sünden auf Sünden, bis die Kraxen wieder voll ist. Und das nennt ihr einen christlichen Lebenswandel und bildet euch vielleicht sogar noch ein, weiß Gott, was für gute Christen zu sein! Die Juden haben unsern Herrn nur einmal gekreuzigt; ihr aber kreuzigt ihn durch eure Sündenlast jeden Tag unzähligemale und seid schlechter wie die Juden und Heiden! Gottes Donner über euch, ihr verruchten Seelen, wenn ihr euch nicht bessert und nicht bloß mit dem Maul gute Christen seid, sondern durch euer ganzes Leben und Streben zeigt, daß das rosenfarbene Blut nicht vergeblich vergossen worden ist! Oder glaubt ihr, daß Gott mit sich spaßen läßt und es ruhig hinnimmt, wenn ihr so ein Luderleben führt? Nein, ihr Verruchten! In der untersten Hölle werdet ihr einst brennen und braten und die Teufel werden eure elenden Seelen peinigen und martern, daß ihr alle Engel singen hört . . . Hu, der Teufel . . .“

Plötzlich verstummte der schreckliche Prediger und verschwand in der „Versenkung“. Ein beherzter Dorfbewohner hatte ihn von der Kanzel heruntergerissen und ins Freie befördert. Die Leute aber eilten voll Grauen und Entsetzen aus der Kirche.

Dieser unerhörte Vorfall verursachte in der ganzen Pfarre ein gewaltiges Aufsehen und eines schönen Tages stand der Prediger — vor den Schranken des Gerichtes.

Seine Einvernahme hatte zahlreiche Neugierige herbeigelockt, die im weiten Warteraume voll gespannter Erwartung der interessanten Gerichtsverhandlung entgegensahen.

Gräßl sowie mehrere Zeugen wurden eingehend verhört und der Richter sah bald, wes Geisteskind der Prediger war. Um jedoch über diesen völlig ins reine zu kommen, bestand er darauf, daß der Angeklagte wenigstens einen Teil der Predigt wiederhole; doch Gräßl wollte davon nichts wissen, da es ihm an der nötigen „Begeisterung“ fehlte. Als er aber sah, daß man ihm die Predigt durchaus nicht erlassen wolle, fragte er endlich zögernd: „Ja, muß ich wirklich — muß ich wirklich, Herr Richter?“ Dann erklomm er jählings einen Stuhl und legte los.

Da, in dem Drang des Lebens
Merkt' ich erst aller Frist,
Daß höchster Preis des Strebens
Der Herzensfriede ist.

Mich selbst will ich bezwingen,
Nicht Völkerstämme mehr.
Doch wird sie mir gelingen,
Der Künste Kunst, so schwer?

Da selbst der Uhren Ticken
Den Machtwahn Lügen straft:
Wird da mein Herz sich schicken? —
O Gott, leih' du mir Kraft!" . . .

Bald wird der Mönch geborgen
Im engen Friedenshaus.
Dort ruht er von den Sorgen
Des Herrschertumes aus.

# Die Sünde des Oheims.

Eine Erinnerung von **Peter Rosegger.**

Die Sünden des Oheims soll nun der Neffe beichten? Als ob der nicht selber die Menge zu beichten hätte, wovon eine schwerer wiegt als von des Oheims drei. Wenn man bei dem Mann, den ich meine, von Sünden sprechen kann, so konnten es nur solche sein, die zu großer Nachgiebigkeit und Gemütlichkeit entsprangen.

Eine Sünde aber hatte er doch, die so recht gemein in den Staub schlug, obschon diese Sünde und ihr Verlauf mir den Mann noch rührender gemacht hat. In späteren Jahren, als mein Oheim alt und arm einmal unter einer Lärche saß und ich neben ihm, sagte er plötzlich und eigentlich ganz unvermittelt: „Ja, Peter, früher habe ich gerne Leute belehrt, daß sie brav und gewissenhaft sein sollten. Davon bin ich abgekommen. Wer selber was auf dem Buckel hat, der soll nit so laut predigen."

„Ich denk', Oheim, ihr werdet nicht gar viel auf dem Buckel haben."

„Meinst? Weiß nit. Viel oder wenig, ist alles eins, 's tut halt drucken. Kannst mir sagen, Peter, ob der Hammerherr noch lebt, der dazumal im Mürztal den Sensenhammer gehabt hat und dem ich vor dreißig und vierzig Jahren die Kohlen hab' verkauft?"

„Der Zeilinger? Oh, der lebt freilich noch, der ist jetzt in Graz. Ich komm' immer einmal mit ihm zusammen."

„Du kommst mit ihm zusammen? Und ist er gut mit dir? Hat er nie was gesagt? Nit? Na ja, er kann's halt nit wissen. Denk' dir, dem Herrn bin ich alleweil noch was schuldig. Er wird's nit wissen, aber ich weiß es. Wär' mir halt recht, wenn ich könnt' auf gleich kommen. Ist hart sterben mit so was. Bin nit losgesprochen davon. Gut machen soll ich's, sagt mein Beichtvater . . . ."

Dann hat mir der Oheim die Geschichte erzählt. Wenn ich sie wieder erzählen soll, so bedarf's vorerst einer kleinen Einleitung.

Wie alle Bauern in den Waldbergen hatte einst mein Oheim Holzkohlen zu verkaufen, die er selber aus den alten Fichtenstämmen zu brennen

In Anbetracht all dieser Umstände fällte der Richter ein freisprechendes Urteil, legte aber dem Gräßl dringend ans Herz, sich nie mehr eines ähnlichen Vergehens schuldig zu machen.

Frohgemut eilte der Freigesprochene in den Vorsaal, wo ihm die große Schar der Neugierigen eine Menge Zigarren und Geldstücke in den Hut warf.

Sein erster Weg war nun ins Wirtshaus und da er nun, was eben nicht immer der Fall war, auch erklecklich Geld in der Tasche hatte, so ließ er sich eine so gründliche Stärkung zukommen, daß er sich bald wieder in gehobenster Stimmung befand. Und als er endlich sein ganzes Gerstl verklopft hatte, stieg er mit schwerer Mühe auf eine Bank und von da auf den Tisch und hielt eine recht beherzigenswerte Predigt über — die Vergänglichkeit alles Irdischen.

## Der kaiserliche Mönch. (Karl V.)

Von Karl Krobath.

In stiller Klosterzelle
Saß einst ein bleicher Mann,
Sein Auge blitzte helle;
Man sah ihm Würde an.

Die welke Hand, die führte
Voreinst den Flammberg kühn;
Der schlichte Mönch regierte
Soweit die Sonne schien.

Doch dann ging er im Kleide,
Das ernst der Büßer trägt,
In dem für Erdenfreude
Kein fühlend' Herz mehr schlägt.

Der Welt war er erstorben,
Zu Grab getragen schon;
Die Klause ward erworben
Im Eintausch für den Thron. —

Zwei Uhren wollte richten
Er manchen langen Tag
Mit Rädern und Gewichten
Zu gleichem Gang und Schlag.

Es wollt' ihm nicht gelingen,
Wie emsig auch und bang
Er's wollte just erzwingen:
Stets ungleich blieb der Gang.

Die eine Uhr zu eilig
In ihrem Lauf ans Ziel,
Die andere zu weilig —
Und stand dann plötzlich still.

Da hat der Mönch die Blicke
Gedankenvoll gesenkt.
„O Wahn, daß die Geschicke
Der Welt ich einst gelenkt!

Wohl hab' ich Millionen
Von Menschen unterjocht,
Mit kühnem Arm an Zonen
Der neuen Welt gepocht.

Es glänzte wohl die Krone
Am ruhmumstrahlten Haupt,
Hab' mich auf hohem Throne
Schier fehlentrückt geglaubt.

Wie wähnte ich mich mächtig,
Kein andrer stand mir gleich;
Die Welt schien mir so prächtig
Und glückerfüllt mein Reich.

Doch blich der helle Schimmer
Der sonnerfüllten Welt,
Mein Glück zerfiel in Trümmer,
Mein Weg — er war verfehlt.

ist auf eilf Faßl gemessen, so will ich auch allemal eilf Faßl bringen. — Weil du nit gescheit bist, sagt der Sepp. Ich wollt' einem Herrn was schenken! Die werden mit unseren Kohlen eh reich genug, derweil wir uns das ganze Jahr schinden und rackern müssen, den Wald schlagen, den Weiler machen, die Kohlen herführen den weiten Weg, weißt denn nit, wie hart das ist? Und wird unterwegs viel zusammengebeutelt, man mag noch so gut aufladen. Wenn's recht herginge, müßt oben beim Weiler gefachtet werden und nit erst da beim Eisenhammer, wo alles festgeraidelt ist, wie ein Mehlsack. Da kommen wir freilich zu kurz. Da muß man sich selber zu helfen wissen. — Auf diese Red' sag' ich noch einmal: Meine Krippen mißt eilf Faßl, so will ich auch meine eilf Faßl bringen. — Ja, und aufladen tust zwölf, sagte er. Da denk' ich nach: Es ist wohl wahr, aufladen muß unsereiner zwölf, wenn beim Eisenhammer ihrer eilf herauskommen sollen. Was kann der Bauer dafür, daß die Kohlen sich unterwegs so zusammenraideln! Wenn der Fachter sagt, eilf mißt die Krippen, so braucht man auch nit mehr aufzuladen. — Gesagt hab' ich nichts, aber bei der nächsten Fuhr hab' ich halt richtig weniger aufgeladen. Und ist mir nachher beim Eisenhammer wohl völlig der Schiech angegangen (die Furcht gekommen). Ist der Krippengupf eingesattelt gewesen, wie eine zu Schanden gerittene Schindmähre. Aber der Fachter hat nix gesagt. Wenn's einmal geht, wird's zweimal auch gehen, hab' ich mir gedacht und hab' das nächstemal wieder schlecht geladen. Wenn ich's ein paar Wochen lang so mach', hab' ich gedacht, schlag ich mir eine ganze Krippen voll Kohlen heraus, macht sechs Gulden. Ist auch was. — Gott Lob und Dank, daß mein Schutzengel gescheiter ist gewesen als ich."

Da mein Oheim nach diesen Worten schwieg, ich aber doch wissen wollte, wie die Geschichte sich verlaufen hatte, so war meine Frage, wieso denn der Schutzengel gescheiter gewesen sei?

„Sechs oder siebenmal mag ich's so getrieben haben," redet der Oheim weiter. „Da ist eines Tages — just vor Ostern war's, in der Antliswochen — der Lauwind gekommen. Da ist uns Kohlenbauern mit unseren Krippen schon unterwegs der Schiech angegangen. Wenn der warme Wind geht, da ist unser Kohlenfachter nie gut aufgelegt, da hat er nit ausgeschlafen, hat Kopfweh, ist grantig (schlecht gelaunt). Wenn er an einem solchen Tag fachtet, da geht's nit gut aus. Da zieht er einen gleich fürs halbe Jahr nieder. Es ist unser eine ganze Reihe von Kohlenfuhren, ich bin mit meiner Krippen der letzte, ganz hinten. Eh wir zum Eisenhammer kommen, halten die vorderen an, lockern die Kohlen auf und stecken Stauden durch, daß es hohl wird und die Krippen ihren Gupf kriegen. Der Sepp hat über die Radachsen schon daheim Heubündel gesteckt, daß es nit so raideln hat können, und ist seine Krippen

verstand und die er selber ins Mürztal führte zum Eisenhammer. Im Winter, wenn der Schlitten ging, füllte er die große Kohlenkrippe mit den bläulich schimmernden knisternden Kohlen, spannte zwei Ochsen vor und brachte so an jedem zweiten Tag eine Fuhre ins Tal. Die Maßeinheit für diese Kohlen war ein „Faßl", ungefähr ein halber Kubikmeter. Ein solches Faßl wurde mit fünfzig Kreuzern bezahlt, die Rait (Abrechnung) war stets zu Ende des Monats. Ich stand damals beim Oheim im Dienste. Unsere Kohlenkrippe, eine der mittleren, faßte ungefähr zehn Faßl. Wenn wir mit dieser ächzenden Krippe auf den Kohlenplatz des Sensenhammers einfuhren, um dort die Krippe umzustürzen und also unsere Kohlen in den gemeinsamen Barren zu werfen, stand schon allemal ein rotbärtiger Mann da, der den Kragen seines Schafspelzes stets so hoch um seinen Kopf zog, daß nur die kleinen gestrengen Augen dazwischen hervorglühten. Dieser Mann war der „Fachter" (vielleicht Frachter), der Kohlenmesser. Er hatte die Aufgabe, mit ein paar Handlangern den Inhalt der Kohlenkrippen zu messen, wenn die Bauern damit herangefahren kamen. Die Kohlen wurden mit einem Korb überschüttet, der gerade ein Faßl maß. Diese Messungen wurden nicht bei jeder Fuhre und nicht jedesmal unternommen, sondern nur in willkürlichen, für den Kohlenbauer unvorhergesehenen Zeiträumen, und wurde dann der Gehalt einer Krippe im allgemeinen nach diesem Maße bestimmt. Unsere Krippe trug beim ersten Messen eilf Faßl, beim zweiten Messen etwa nach vierzehn Tagen wieder genau eilf Faßl. Und als der Fachter einen Monat später das drittemal maß, waren es wieder rund eilf Faßl, so daß er sagte: „Ich sehe es schon, bei dem ist's allemal in Ordnung." Dann schrieb er es ein für allemal auf und ohne daß weiter gemessen wurde, erhielt der Oheim jede Krippe zu eilf Faßln ausbezahlt.

Von diesen Dingen nun sprach der Oheim, als er viele Jahre später neben meiner unter der Lärche saß.

„Wir Bauern haben recht geschimpft, daß er so oft fachten (messen) tät," fuhr er fort zu sagen, „und hat doch alleweil noch zu selten gefachtet. Hat immer einmal einer das Volle nit gehabt in der Krippen, hat's einzurichten gewußt, daß inwendig was hohl gewesen ist und auswendig so schön vollgegupft; hat sich zwölf Faßl zahlen lassen, derweil er nit vielmehr als zehn dahergebracht hat. Beim Umstürzen merkt man's nit, deswegen sag' ich, daß zu selten gefachtet worden ist. Meine Nachbarn haben's jahrelang getrieben, wunderselten, daß einer aufgekommen ist. Und wie also meine Krippen dreimal nacheinander gefachtet worden ist und allemal das volle Maß hat gehabt, ja noch um etliche Kohlenbrocken drüber, da hat mein Nachbar, der Klempel-Sepp gesagt: du hast es jetzt leicht, Waldwastl, du kannst auf lange Weil laden wie du willst, deine Krippen laßt er gewiß in Ruh. — Nit so, sag' ich, meine Krippen

so gut und tu' dem Herrn das Geld einhändigen, wenn du ihn wieder einmal siehst. Brauchst just nit zu sagen von wem, sag' nur, er könnt's mit gutem Gewissen annehmen, es tät sein gehören. Rechtschaffen froh werd' ich sein, wenn die zuwidere Sach aus ist. Der Teuxel noch einmal! Wie leicht der Mensch doch ein Spitzbub werden kann auf der Welt!"

So sein Bekenntnis. Und als ich hernach wieder in die Stadt gegangen, hat er mir das Geld, wohl fein in ein weißes Linnen gebunden, mitgegeben. Es dauerte aber so lange, bis ich dem Rechten begegnete, daß die Sache ganz verknüllt wurde in meinem Sack. Endlich sah ich den weißbärtigen Herrn Zeilinger im Stadtpark. Er hatte seinen Sensenhammer längst verkauft und lebte als Rentier. Ich erzählte ihm die Geschichte im Stadtpark und übergab ihm die vier Gulden.

Laut und fröhlich hat er aufgelacht, der Hammerherr. „Was man doch alles erlebt, wenn man alt wird. Ich sag' Ihnen nur das, wenn mir meine schlauen Kohlenbauern alles Geld täten bringen, um das sie mich übervorteilt zu haben glauben, das wäre ein gutes Geschäft. Oh, wie müssen die armen Teufel uns für edel und dumm halten! Nein, wer es mit Holz-, Kohlen- und Viehbauern zu tun hat, der muß früh aufgestanden sein. Wenn wir auf Treu und Glauben die Kohlenkrippe zu zehn Faßl schätzten, haben wir recht gut gewußt, daß man uns drin nicht mehr als höchstens acht ein halb bringt. Das ist schon vorwegs abgerechnet worden. Nun, der Mann hat mich ein wenig betrügen w o l l e n und ich nehme den Willen fürs Werk. Unrecht muß getilgt werden. Ich nehme die vier Gulden an, lege noch sechs dazu und bitte Sie, die zehn Gulden dem Waldwastel zu übermitteln. Ich laß ihm sagen, wenn er etwa irgendwo einen guten armen Mann weiß, dem soll er das Geld in meinem Namen schenken."

Dieser Bescheid des gemütlichen Hammerherrn hat mich nicht wenig erbaut. Aha! mußte ich denken: Schon vorwegs abgerechnet? Dann war die Sache ja nicht so, als hätte der Waldwastl ein paar Wochen lang den Hammerherrn übervorteilt, sondern vielmehr so, daß er sich ein paar Wochen lang nicht übervorteilen ließ. — Schief gedacht, mein Guter. Der Wille war schlecht und das war die Sünde. Man könnte die Sache schärfer spitzen und sagen: Wer dem Nächsten einen Vorteil zuwendet in der Absicht, ihn zu betrügen, der begeht in der Tat einen Betrug.

Derselben Ansicht war schließlich auch mein Oheim, als ich ihm das Geld übergab. Aber unbändig freute es ihn, daß der Hammerherr so freundlich vergeben hatte. Nur fühlte er sich jetzt mit einer neuen Sorge beladen. — Einen armen Mann! Woher nimmt er jetzt einen armen Mann, um ihm das Geld zu geben? Alle Bewohner des Waldlandes

passabel gupfig gewesen. In Gottsnam! sagen wir und fahren in den Eisenhammer. Dort auf dem Kohlenplatz steht schon der Fachter. Just lustig schaut er nit aus. Seinen Pelz hat er weg, aber um den Kopf ein blaues Tuch gewunden, wie der Türk beim Tabakkramer. Aufhalten! schreit er der ersten Fuhr zu, heut wird gefachtet! — Nau, gute Nacht! zischeln die Bauern einander zu und ich sag' zu mir selber: Jetzt hast es. Unrecht Gut tut kein gut. Der Sepp geht höflich zum Fachter: Fachten, schon recht das, Herr Zindler, sind alle Tag bereit dazu. Aber gerad' jetzt vor Ostern ist's zuwider. Wir sollen am Nachmittag daheim sein zum Holzführen für die Osterfeuer und haben frei nit Zeit. Ein paar Stündl macht's doch gleich Aufenthalt, das Fachten. Wenn wir bitten dürften, nach Ostern, ist uns nachher die ersten Täg recht. — Nix da! schreit der Beamte, heut' wird gefachtet! und winkt gleich den Kohlenstürzern, daß sie mit ihren Körben kommen."

„Und wie ist's ausgegangen?" frage ich den Oheim.

„Kind, wie wird's ausgegangen sein. Die erste Krippen hat um ein halbes Faßl zu wenig gehabt, die zweite hat knapp ihr Maß gebracht, die dritte hat um mehr als ein Faßl zu wenig gehabt, die vierte, das war dem Sepp seine, hat um zwei Faßl zu wenig gehabt, die fünfte ist gerecht gewesen. Und nachher endlich muß meine Krippen voran. Ich wisch' mir geschwind mit dem Ärmling den Schweiß vom Gesicht; wenn er sieht, daß ich schwitz', so wird sein Verdacht gleich noch größer. Die Stürzer fangen schon an aus meiner Krippen Kohlen in ihre Körbe zu werfen, da sagt der Fachter: Na, das ist ja der Waldwastl. Der hat immer die vorgeschriebene Maßerei, der ist gerecht, dem vertrau' ich. Laßt es gut sein. — Und ist die Krippen für eilf Faßl gut geblieben. — Was ich mich dazumal hab' geschämt vor mir selber, Peter, das kann ich dir nicht sagen. Hat eine so gute Meinung von mir und bin verludert wie die andern. Was ich nachher hab' getan, das wirst dir denken können. Gerecht hab ich aufgeladen von dem Tag an, wieder gerecht wie voreh und das Falschsein soll der Teuxel holen."

„Nun also!" rief ich fröhlich aus.

„Wie so nun also? Die sechs oder sieben falschen Faßl hab' ich ja doch auf dem Buckel. Es geht sich hart damit in alten Tagen. — Bekannt bist, sagst, mit dem Hammerherrn?"

„Ich sehe ihn im Bierhaus." Denn dazumal bin ich noch manchmal in ein Bierhaus gegangen.

„Das ist mir rechtschaffen lieb." Er rückte ein wenig näher an mich und flüsterte vertrauensvoll: „Ich hab' etwas Erspartes, Peter. Fünfzehn Silbergulden werden es wohl sein, oder gar noch um ein paar mehr. Mitnehmen kann der Mensch eh nix. Auf vier Gulden mag man's schon rechnen, daß ich den Hammerherrn beschummelt hab'. Sei

# Josef Wichner, ein Volksschriftsteller.

Von Gusti Hackel.

Fassen wir die literarischen Erzeugnisse der letzten Jahrzehnte ins Auge, so tritt uns hier deutlicher denn je eine Spaltung entgegen. Auf der einen Seite steht die große Mehrzahl aller jener Dichter, die sich in ihren Werken ausschließlich an ein Publikum wenden, dessen Interessenkreis weit hinausragt über das gewöhnliche Maß allgemeiner Volksbildung. Auf der andern Seite finden wir eine verschwindende Minderheit, die sich bemüht, dem fühlbaren Mangel an einer volkstümlichen Poesie, die allen Bildungskreisen gleichmäßig zugänglich ist, abzuhelfen. Leider ist die geringe Zahl derer, die sich berufen glauben, in dieser Richtung zu wirken, immer noch größer als die Zahl jener, die tatsächlich dazu erwählt sind. Ein solcher Auserwählter, ein Volksdichter im besten Sinne des Wortes ist Josef Wichner. Schon seine ganze Entwicklung eignet ihn förmlich zum Volkspoeten. Er hat uns seine Lebensschicksale in der reizvollsten Weise selbst erzählt.

Von den drei autobiographischen Romanen, die wir von ihm besitzen: „Im Schneckenhause“, „Im Studierstädtlein“ und „An der Hochschule“ bringt der erste die Geschichte seiner Kindheit, der zweite enthält „Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben“, der dritte behandelt die Zeit seiner Hochschulstudien bis zum Übertritt in das praktische Leben.

Josef Wichner ist ein gebürtiger Vorarlberger; er stammt aus Bludenz, wo er am 23. Oktober 1852 in den denkbar ärmlichsten Verhältnissen das Licht der Welt erblickte.

In dem ersten Abschnitte seines Romanes „Im Schneckenhause“ schildert er voll köstlichen Humors seine Reise nach dem Erdenlande, die er auf Knecht Ruprechts Rücken unternimmt.

Das Bild, das der Dichter weiter vor unseren Augen entrollt, ist freilich ernst genug. Not, Hunger und Krankheit umstehen als treue Wächter das armselige Schneckenhaus, die Stätte seiner Kindheit.

Der Vater, ein armer Schneidermeister, vermag dem Elend nicht lange die Stirn zu bieten; er stirbt, und sein treues Weib folgt ihm bald nach. So steht der Knabe, kaum neun Jahre alt, verwaist in der Welt und mit ihm sein halb so altes Brüderlein Lorenz.

Da nehmen sich zwei Schwestern der Mutter — Eva und Senza — blutarme Fabriksarbeiterinnen, mit wahrhaft bewunderungswürdigem Opfermute der verwaisten Kinder an. Eva besorgt Haus und Feld und dreht nebenbei den Haspel von früh bis spät, die schweigsame Senza

dachte er ab, kümmerlich erging es jedem, aber arm war keiner. Ein alter Wurzner fiel ihm endlich ein, dem der Förster mit dem Gewehrkolben einst ein Bein abgeschlagen, weil er ihn beim Pechen ertappt hatte. Der hinkte seither zu den Bauernhäusern umher, um die tägliche Suppe und das Roggenbrot dazu zusammen zu betteln. Er nahm auch Kreuzer, von reichen Bauern sogar Groschen an. Aber als der alte Waldwastl ihm nun die zehn Gulden gab, ließ er sie lange auf der flachen Hand liegen, schaute sie verdächtig an und murmelte: „Das soll mir gehören? Ja, für was denn? Arm bin ich ja nit, nur daß ich immer einmal ein wenig betteln tu'. Nau, wenn's mir schon vermeint ist vom guten Herrn, so kauf' ich mir halt ein Haus dafür und sag' fleißig: Vergelt's Gott!"

Jahre später, zwei Tage vor seinem Tode, nahm mein Oheim mich an der Hand und sagte, er müsse ernsteshalber noch um etwas fragen. Sei es wohl richtig und gewiß, daß der Hammerherr ihm verziehen habe? Auf meine Versicherung, daß die Sache nach allen Seiten hin gerecht ausgetragen worden sei, lächelte er und sagte: „Da bin ich wohl froh."

## Der Schneider im Monde.

Von Gustav Appelt.

Aus alter Zeit ein Märlein geht,
Wie einst ein Schneider ward verweht
Und seinen Flug zum Monde nahm,
Der freundlich ihm entgegenkam.
Es sprach der alte Unbestand:
„So nackt zu wandern durch das Land,
Hat mir schon oft Beschwer gemacht;
Zumal in kalter Winternacht,
Wenn's draußen friert und grimmig schneit,
Tät mir gar wohl ein warmes Kleid.
Da bist du grad der rechte Mann,
Drum miß mir flugs ein Röcklein an!"
Der Schneider zog ein schief Gesicht,
Jedoch ein Weigern gab's hier nicht.
Er schaute seinen Kunden an;
Dess' Haltung war nicht wohlgetan:
Tief eingefallen war sein Bauch
Und einen Höcker hatt' er auch,
Der war in schönem Rund gezogen
Wie ein gespannter Flitzebogen.
Der Schneider denkt: „Ein feines G'stell!
Doch muß es sein, so mach' ich's schnell."
Behende nahm er ihm das Maß
Und schnitt gleich zu, es war kein Spaß —
Er faltet, stichelt, bügelt, schwitzt;
Der Abend kommt, der Rock, der sitzt!
Nun glaubt er froh, es sei getan:
Fängt nachts der Bauch zu wachsen an!
Der Schneider richtet an der Wat
Von morgens früh bis abends spat.
Er trennt und stückelt, was er kann:
Allnächtlich voller wird sein Mann,
Bis er so prall und kugelrund,
Daß er nicht weiter wachsen kunnt.
„Jetzt," hofft der Schneider, „hab' ich Ruh!"
Drauf macht der Mond ein Auge zu.
Im Rücken kriegt er nun den Schwund,
Das Bäuchlein bleibt schön dick und rund.
„Potz Blitz und Hitz und Bügelstein,
Da soll der Teufel Schneider sein!"
Verzweifelt eilt der Arme her;
Alltäglich Dienst hat nun die Scher.
Der Mond wird endlich fingerdünn.
Dann legt er sich zum Schlafe hin
Und schläft gleich ein paar Tage lang.
Der Schneider seufzt, im Herzen bang:
„Bald geht das Spiel von Anfang her;
Bedank mich schön vor solcher Ster!"
Mit Frühwindpost macht er sich fort,
Läßt Scher und Bügeleisen dort,
Damit die Reise schneller geht.

* * *

Der Mond erwacht — doch viel zu spät.
Nun ist er wieder ohne Kleid
Und wird so sein in Ewigkeit.

den Gräbern meiner Eltern und Geschwister und erflehte mir die Fürbitte der in Gott Seligen, ich umschlich das Schneckenhaus am Marktplatze, wohin mich der Ruprecht vor zwölf Jahren gebracht hatte, ich blickte in die falben Wipfel der Kastanienbäume, in denen meine Höslein so arg waren mitgenommen worden, ich sah das Dorngestrüppe, durch welches ich barfuß ins himmlische Jerusalem hatte pilgern wollen, ich ging zur Stelle, wo einst die wilden Tiere geheult und meine Märchenprinzessin Emma mich mit schillernden Federn geschmückt hatte, ich ließ mein umflortes Auge zum fernen Bergwalde schweifen, wo ich nebst dem Holze für unsere Küche das Gold des Burgfräuleins von Rosenegg gesucht und das Gold der im Tannendunkel irrlichternden Sonnenstrahlen gefunden hatte, ich schritt allein durch Feld und Au, und so jung ich war, ich empfand es doch: Der Traum meiner Kindheit war ausgeträumt, des Lebens schönste, wonnigste, seligste Zeit, sie war entschwunden und kehrte nie und nimmer zurück!"

Vom Herbste des Jahres 1864 bis zum Sommer 1872 besuchte Wichner das Gymnasium zu Feldkirch. Die Erlebnisse dieser Zeit finden sich in dem zweiten Romane „Im Studierstädtlein" aufgezeichnet. Erwähnung verdient die erziehliche Tendenz, die diesem interessanten Buche zugrunde liegt. Wichner hat hier die Erfahrungen seiner achtzehnjährigen Lehrtätigkeit niedergelegt und manchen beherzigenswerten Wink über die ersprießliche Wirksamkeit des Lehrers und Erziehers beigefügt.

Die Feldkirchner Lehranstalt befand sich zur Zeit Wichners in den Händen des Klerus. Erst im Obergymnasium übernahmen weltliche Professoren den Unterricht. Wichner rühmt allen seinen Lehrern die große Liebe, Geduld und Nachsicht nach, die sie ihm allezeit erwiesen haben. Laut seinem eigenen Zeugnisse war er durchaus kein Musterstudent.

Eine unbändige Lesewut, die zeitweiligen Theateraufführungen einer wandernden Schmiere, die Gesellschaft einiger nichtsnutziger Kameraden — endlich die unvermeidliche „erste Liebe", das waren etwa die Klippen, an denen die guten Vorsätze des jungen Wichner gelegentlich scheiterten.

Hatte er sich unter dem Einfluß jener Theateraufführungen dramatisch angeregt gefühlt und ein Werk verfaßt, das den vielversprechenden Titel führte: „Consilium abeundi, oder: Wie Hans vom Gymnasium verjagt wurde", — und das Wichner mit köstlicher Selbstironie im „Studierstädtlein" zum besten gibt, so vollzog sich zur Zeit der ersten Liebe ganz naturgemäß der Übergang von der Dramatik zur „Lyrik"; auch ein „Tagebuch" entstand in jener Wertherzeit.

Erst im letzten Jahre raffte er sich energisch zusammen und seinem eisernen Fleiße gelang es, die Maturitätsprüfung mit Auszeichnung zu bestehen.

aber, „die Heldin der Arbeit“, geht Tag für Tag in die Fabrik und arbeitet unermüdlich um kärglichen Taglohn. Wichner hat diesen beiden seltenen Frauencharakteren wiederholt in seinen Dichtungen Gestalt verliehen. Mit geradezu meisterhafter Plastik aber tritt uns die Persönlichkeit Evas entgegen in dem Romane „Im Schneckenhause“. Sie ist die eigentliche Heldin der Erzählung, das schlichte Weib aus dem Volke, das sich abringt und abmüht, um ihr Samariterwerk zu Ende zu führen, und die in all ihrer Armut und Not den einzigen Halt in einem unerschütterlichen Gottvertrauen findet. Dieser Frau mit dem klaren Verstande, dem urwüchsigen Humor und dem goldtreuen Herzen hat Wichner hier ein Denkmal gesetzt, dessen erschütterndem Zauber sich wohl nicht so leicht jemand zu entziehen vermöchte.

Unter der Obhut Evas wächst der Knabe heran. Von ihr empfängt auch seine Phantasie die erste Nahrung. Sie ist eine unermüdliche Erzählerin, und der Knabe lauscht mit leuchtenden Augen den wunderherrlichen Märchen und Sagen, in denen der Herzschlag des Volkes klingt.

Wenn wir später vor allem Wichners seltene Gabe bewundern, die ihn befähigt, das tiefinnerste Schaffen und Träumen der Volksnatur so getreu wiederzugeben, so ist uns klar, daß wir die Wurzeln seines poetischen Schaffens tief in der Heimaterde seiner frühesten Kindheit suchen müssen.

Mit dem ganzen glücklichen Vorrecht der Kinder, unbekümmert um äußeres Elend und die Sorgen des Alltags, genießt der Knabe die Zeit seiner ersten Jugend.

Er führt uns ein in sein Kinderparadies, er beichtet seine drolligen Kindersünden und später die losen Bubenstreiche.

Von besonderem Interesse aber sind in dem Buche die Schilderungen des vorarlbergischen Volkslebens, bei dessen Wiedergabe dem Dichter eine begeisterte Liebe zu seiner einzig schönen Heimat die Feder führt.

Seit dem sechsten Jahre besucht Josef die Schule. Seine Lehrer sind bald einig darüber, daß der begabte, lernbegierige Knabe sich gar wohl fürs Studium eignen würde. Der Hilfspriester Andreas Kobald, dem der kleine Wichner beim Messelesen dient, geht selbst in die nahe Gymnasialstadt Feldkirch und erwirkt dort bei mildtätigen Leuten Kosttage für seinen Schützling.

Kaum sind die Schwalben über alle Berge, da rüstet sich auch unser Studentlein zum Abschied; zuvor aber sucht er noch einmal all die lieben Plätze seiner Heimat auf und eine wehmütig träumerische Poesie liegt über den Schlußzeilen des Buches „Im Schneckenhause“:

„Ich kniete in der Kirche, wo ich der Gnaden überreiche Fülle genossen und den Engeln gleich dem Herrn gedient hatte, ich stand an

Zum erstenmale trat Wichner im Jahre 1889 mit seinen „Alraunwurzeln“ hervor; diese begründeten aber auch mit einem Schlage seine Stellung als Volksschriftsteller. Darauf erschienen rasch nach einander: „Aus der Mappe eines Volksfreundes“ 1891, „Erlauschtes“ 1894, „Nimm und lies!“ 1897, „Jahresringe“ 1899, „Im Frieden des Hauses“ 1902. Diese eigenartig köstlichen Bücher enthalten eine Fülle kleiner Erzählungen, Sagen, Anekdoten und Schwänke.

Die Stoffe nimmt Wichner, wo er sie findet; nicht nur „Erlauschtes“, auch Erlebtes, Erdachtes und Überliefertes findet sich hier beisammen.

Wichner ist ein scharfer Beobachter und er ist bei seinem Volke selbst in die Schule gegangen, er kennt dessen ureigenstes Sein und Wesen.

Wichner verfügt aber auch über einen klaren, kritischen Verstand und über die nötige poetische Kraft, um seinem Volke und seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten. So zieht er hier zu Felde gegen den Aberglauben, die Gespensterfurcht, die Modetorheit, den unvernünftigen Gebrauch der Fremdwörter, gegen das Laster der Trunksucht, die Tierquälerei, die Prahlerei und wie sie alle heißen mögen, diese Erbübel der Menschheit. Er ist ein Mann, der mit rührendem Glauben festhält an dem Guten, Erhabenen und Edlen in der Menschennatur. Er verurteilt den bewaffneten Frieden, er geißelt das Duell als den „Schandfleck der modernen Kultur“ und als traurigen Rest eines verrohten Mittelalters. Er nimmt wiederholt Stellung zur sozialen Frage; er dringt auf Abschaffung der kleinen Lotterie; er tritt ein für die humanen Bestrebungen des Sträflingsversorgungsvereines, dem er selbst als Mitglied angehört.

Ein feines künstlerisches Gefühl verhindert den Dichter, selbst bei starker Herausarbeitung der didaktischen Tendenz seiner Schriften, jemals in Geschmacklosigkeit zu verfallen.

Hierbei ist er allerdings aufs wirksamste unterstützt durch den ihm eigenen köstlichen Humor, der in seiner Urwüchsigkeit und lebendigen Frische seinesgleichen sucht. Er blendet nicht mit dem Brillantfeuerwerk eines kunstvoll pointierten Witzes, allein er trifft mit kerniger Schlagfertigkeit — wie man zu sagen pflegt — den Nagel auf den Kopf. Wichners Humor ist nicht ein Produkt des Verstandes, sondern die natürliche, sonnige Heiterkeit eines in sich abgeklärten Gemütes.

Ebenso schlicht ungekünstelt wie sein Witz ist seine Sprache. Sie kommt vom Herzen und geht deshalb zum Herzen. Wichner meint, er hätte das Geschichtenerzählen der Mutter Eva abgelauscht: „Ich habe die ganze Kunst, noch bevor ich zur Schule ging, von einer blutarmen

Und nun stand der junge Mann in der Welt, sein Reifezeugnis in der Hand, im übrigen aber ärmer als je zuvor, und sah sorgenschwer in eine unbestimmte Zukunft.

Hier setzt das Buch „An der Hochschule“ ein.

Wichner hatte sich an die Universität nach Innsbruck begeben. Er wollte die „deutsche Sprache und Literatur“ zum Gegenstande seiner Studien machen und hoffte durch Erteilung von Privatstunden den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben. Die Hoffnung erwies sich nur zu bald als nichtig.

Und nun überkommt ihn inmitten der fremden Stadt unter dem Druck seiner materiellen Notlage ein furchbares Heimweh. Die Rückkehr ins Schneckenhaus ist ihm versagt, und doch sehnt sich sein Herz nach Frieden und Ruhe, nach einer weltfernen Einsamkeit. Rasch entschlossen verläßt er Innsbruck und tritt noch im Oktober des Jahres 1872 in das fürsterzbischöfliche Priesterseminar in Brixen ein. Drei Jahre bleibt Wichner dort und besteht sämtliche Prüfungen mit Auszeichnung. Doch nur die erste Zeit empfindet er eine gewisse Befriedigung und Ruhe. Bald genug überkommt ihn die Furcht, daß ihm für den geistlichen Stand der eigentliche Beruf fehle. Und damit beginnt eine Zeit der furchtbarsten Selbstpeinigung und Seelenqual für Wichner. Er fühlt schließlich, daß er dem inneren Zwiespalt über kurz oder lang erliegen müßte, und so bleibt ihm wohl oder übel keine Wahl, als: abermals auszuwandern.

Er kommt um eine Anstellung beim Steueramte in Brixen ein und — wird abgewiesen. Da wendet er seine Blicke zaghaft zum zweitenmale der Alma mater zu.

Eine Hofmeisterstelle, ein — mühsam genug errungenes Stipendium, endlich die selbstlose Unterstützung durch seine ehemaligen Seminarvorstände machen es ihm möglich, seine Studien zu Ende zu führen. Schon nach fünf Semestern unterzieht er sich der Lehramtsprüfung. Eine Hilfslehrerstelle in Feldkirch hält ihn so lange über Wasser, bis er im Jahre 1880 zum Professor in Krems in Niederösterreich ernannt wird.

Hier wirkt Wichner bis heute — ein geliebter Lehrer seinen Schülern, ein treuer Freund seinem Volke.

Eine herzliebe Frau steht dem Dichter zur Seite. Sie ist die Tochter des Gutsverwalters Mathiasch in Enzersdorf und Wichner hat sie daselbst als Hofmeister der Söhne des Grafen Spangen kennen gelernt. Im Jahre 1880 führte er sie als Gattin heim.

Aus dem ganzen Entwicklungsgange des Dichters geht hervor, daß seine schriftstellerische Tätigkeit verhältnismäßig spät einsetzt.

Die drei besprochenen biographischen Romane gehören den Jahren 1893, 1896 und 1900 an.

ferne. Der die Erzählung belebende Humor, der mit etwelchen menschlichen und darum verzeihlichen Schwächen der guten Mönche sein Spiel trieb, war das Recht meiner Natur, die vielleicht oder sogar gewiß zu starke Herausarbeitung der Gegensätze in dem laxen Frater Polykarp und dem rigorosen Pater Gottfried samt dessen Spiegelbilde, dem kränklichen Skrupulanten Severus das Recht des Dichters, der scharf umrissene Typen schaffen will. Ein wohlwollender oder auch nur halbwegs vorurteilsfreier Mann hätte ferner aus der Dichtung die Idee, daß ein armer und talentloser Junge nicht studieren, ein Unberufener nicht Priester werden solle, unschwer herausgefunden, und gegen eine solche Idee konnte denn doch selbst der heilige Vater in Rom nichts einwenden."

Ein typisches Leitmotiv liegt auch den drei biographischen Romanen zugrunde. Wichner hat darauf in der Vorrede zu den einzelnen Werken jeweils noch besonders hingewiesen.

Im „Schneckenhause" handelt es sich, sofern man von allem Persönlichen absieht, darum, die Schicksale einer Familie aus den niedersten Ständen poetisch zu erfassen und auszugestalten. — Im „Studierstädtlein" soll die allmähliche Entwicklung des menschlichen Geistes „von der kindischen Beweglichkeit, Unselbständigkeit und Denkunfähigkeit durch die meist unvermeidliche Sturm- und Drangzeit der Flegeljahre und Liebesjahre hindurch bis zur geistigen Festigung, Willensstärke und Tatkraft und bis zur ernsten Erfassung des Daseinszweckes" veranschaulicht werden — also ein seelischer Vorgang wiederum, der mehr oder weniger in jedem Menschenwesen sich abspielt. — Das Buch „An der Hochschule" bringt im wesentlichen nur den Abschluß in diesem Entwicklungsgange.

Diese Neigung zum typischen Ausbau in der Erzählung und die damit verbundene sachliche und zeitliche Konzentration findet wohl ihre innerste Begründung in der Natur unseres Dichters selbst. Der Band „Jahresringe" bringt eine Anzahl von Novellen mit Angabe des Datums ihrer Entstehung. Wir können an der Hand dieses Buches bereits einen gewissen Überblick über die allmähliche Entwicklung des Dichters gewinnen. Ziehen wir vollends die übrigen Werke Wichners chronologisch in Betracht, so ist uns klar, daß wir es hier mit einer stetig und gleichmäßig sich entwickelnden Natur zu tun haben, mit einer Natur, in der es nichts Sprunghaftes, nichts Gegensätzliches gibt. Wichners dichterische Individualität bleibt unverrückt dieselbe, ob wir jetzt sein erstes oder sein letztes Werk ins Auge fassen. Und der Gesamteindruck, den wir von seiner Persönlichkeit empfangen, geht dahin: daß wir in Wichner einen Schriftsteller besitzen, dem unter den Dichtern und Freunden unseres Volkes zweifellos eine hervorragende Stellung gebührt.

Fabriklerin gelernt und ist also eigentlich nicht viel dran. Will ich etwas recht anschaulich und volkstümlich machen, so stelle ich mir einfach die Eva vor und lasse sie erzählen und schreibe nur schnell nach, was ihrem reichen Munde so wunderfrisch entströmt, wie der Bergquell dem moosigen Gestein in nie versiegender Fülle und kristallener Klarheit."

Für den lachenden Scherz und für die tiefe Tragik des Menschengeschickes weiß Wichner den richtigen Ton zu treffen. Eine seltene Tiefe und Innigkeit des Gemütes, eine fast weibliche Zartheit der Empfindung eignet unserem Dichter.

Trotzdem ist Wichner keine lyrische Natur. Ansätze zur Lyrik finden sich nur ganz vereinzelt und kommen kaum in Betracht. Ebenso fehlt das erotische Element in seinen Schriften nahezu vollständig.

Wichners Stärke liegt bei der erzählenden Darstellung in der scharfen Charakteristik und der lebendigen Anschaulichkeit, mit der er Personen und Situationen zu schildern versteht. In Hinsicht der letzteren verdienen die „Augenblicksaufnahmen" (aus der Sammlung „Jahresringe") mit an erster Stelle genannt zu werden. Es sind kleine, humoristische Genrebildchen, in denen mit einigen wenigen Meisterstrichen eine geradezu frappierende Wirkung erzielt wird.

Die Freude an scharfer Typisierung begegnet uns allenthalben in Wichners Werken. Sein Meisterstück in dieser Richtung ist unstreitig die Figur der Eva. Der „Gruber Hans" und die markanten Gestalten der jungen Kapuzinermönche in der Erzählung „Der Novize" stehen ihr jedoch nur wenig nach. „Der Novize", der mißratene Sohn, wie ihn Wichner scherzweise nennt, erschien 1891 bei Reclam zugleich mit drei anderen Erzählungen.

Bei seinem Ersterscheinen hatte das Buch von Seite gewisser Kreise, die dem ausgesprungenen Extheologen wenig wohlwollend gesinnt waren, mehrfache Anfeindungen zu erdulden. Man wollte aus dieser gänzlich harmlosen Erzählung eine Verspottung der Religion und der Geistlichkeit herauslesen. Niemandem liegt wohl eine solche Absicht ferner, als gerade unserem Dichter.

Wichner ist ein Mensch, dem die Religion Herzenssache ist. Er ist überzeugter Katholik. Wer sich die Mühe nimmt, des Dichters Werdegang zu verfolgen, der wird begreifen, daß seine ethisch-religiösen Anschauungen diese und gar keine anderen sein können. Wichner ist eben, wie jeder Mensch, das Resultat seiner Naturanlagen und seiner Verhältnisse.

Bezüglich des „Novizen" hat sich Wichner gelegentlich selbst geäußert:

„Ich hatte in der erwähnten Erzählung nur poetisch, das heißt gestaltend wirken wollen, und jede Nebenabsicht lag mir vollkommen

Meister in der Kleinmalerei, beiden eignet die Gabe scharfer Beobachtung, beide haben unserem Volke nicht nur ins Antlitz, sondern ins Herz gesehen, und aus Wichners wie aus Seidels Werken leuchtet dieselbe kernige, Herz und Gemüt erfrischende Heiterkeit. —

Wer eines Volkes Sprache lernen will, der geht unter das Volk. Wer einen Dichter kennen lernen will, der nehme statt aller Biographien des Dichters Werke zur Hand! Wichner ruft uns selbst das entscheidende Wort zu: „Nimm und lies!“ betitelt er eines seiner Bücher. Man möchte am liebsten auch alle die übrigen mit diesem Geleitrufe in die Welt hinaussenden, und es wäre nur zu wünschen, daß derselbe überall warme Beherzigung fände.

## Eine Beichte.

Eine Plauderei von J. K. Lecher.

Die Aussicht ist mir unangenehm, nach meinem Tode wegen Verrückens von Grenzmarken gespenstern zu müssen. Wäre es noch ein ganz regelrechter Spuk wegen Verschiebung von Flurmarken, der mir droht, ein Geistern auf der freien Halde meines Obstangers, unter dem leuchtenden Sternenzelt in linden Frühlings- und Sommernächten, während oben vom Bergwald her die Nachtigall noch einzelne Liedstrophen hören läßt, die Grillen ringsum dreinzirpen und unten in den Autümpeln an der Donau die Froschvölker ihre weithin hallenden Chöre anstimmen — das ginge noch an. Aber mir Armen droht viel Schlimmeres! Mir steht, fürchte ich, vorgeschrieben, daß ich allmitternächtlich in zahllosen Büchereien unter Schriften, die ich nicht dem Aussehen, nicht einmal dem Namen nach kennen kann, herumstochern muß und darin ein paar Sätze zurechtrücken soll, deren hochgelahrten Blödsinn ich mit einem mutwilligen Jungenstreich vor langen, langen Jahren verschuldet habe. Das Ärgste hierbei wird sein, welche heillose, öde Gesellen ich da unter meinen Mitgespenstern treffen würde, den Kehricht aus der Büchelmacherzunft!

Ich möchte nun mit einer ehrlichen Beichte mein Gewissen wenigstens erleichtern und damit die verschuldete Strafe mindern — darum frischweg confiteor: Als kleines Büblein, daheim im Bregenzerwald, bin ich im Winter für mein Leben gern zu meinem Freund, dem benachbarten Senntoni, hinübergeschlüpft, um die Abendzeit, wenn die Männer aus dem Dorf die Milch zur „Sennete“ brachten. Es gab da jedesmal einen Plausch und man kriegte die schönsten Gespenstergeschichten zu hören. Von daher weiß ich auch, welche Strafe nach alemannischem

Man hat Wichner wiederholt mit seinem alemannischen Landsmann Peter Hebel verglichen. Hebels Stellung in der Volksliteratur ist ja unumstritten. Allein auf uns moderne Menschen vermag er denn doch nicht mehr jene Wirkung zu erzielen, wie vor einem halben Jahrhundert etwa.

Wir verlangen einen würzigeren Humor, eine weniger dickflüssige Moral und vor allem einen größeren, reichhaltigeren Interessenkreis. In dieser Hinsicht ist den Schriften Wichners unbedingt der Vorzug zu geben.

Erfreulicherweise ist dem Dichter auch die äußere Anerkennung seiner Verdienste nicht versagt geblieben. Zur besonderen Freude gereichte es ihm, als sein Buch „Aus der Mappe eines Volksfreundes" in die kaiserliche Fideikommißbibliothek aufgenommen wurde.

Sehr willkommen werden Wichners Werke den Herausgebern von Lesebüchern sein, wie denn überhaupt die aktuelle Frage nach passender Jugendlektüre in einer großen Anzahl der Wichnerschen Erzählungen aufs glänzendste gelöst erscheint. Eine Auswahl dieser Erzählungen für die Jugend hat Wichner selbst zusammengestellt; im Jahre 1890 erschien „In freien Stunden" und bei „Leykam" in Graz (Proschkos „Jugendlaube") „Vor dem Arlberg".

Auch als Literarhistoriker hat sich Wichner betätigt. Wir besitzen von ihm eine Sammlung: „Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter" (Regensburg, Manzscher Verlag), die sowohl für den gelehrten Forscher als für den naiven Freund volkstümlicher Dichtung von nicht geringem Interesse sein dürfte. Unserem Dichter kommt hier das Verdienst zu, ein Stück alter, echt deutscher Volkspoesie gerade noch zu rechter Zeit der Vergessenheit entrissen zu haben.

Es erübrigt noch ein Gebiet der volksfreundlichen Wirksamkeit Wichners zu streifen. Seit 1890 leitet er die in einer Auflage von 11.000 Exemplaren erscheinenden „Volksbildungsblätter" des Niederösterreichischen Volksbildungsvereines und seit drei Jahren „Vogels Volkskalender". Hier sowie in dieser Monatsschrift „Heimgarten" und in verschiedenen anderen Zeitschriften und Kalendern finden sich zahlreiche literarische Beiträge aller Art von ihm.

Wenn wir uns zum Schlusse die Frage vorlegen, wie Wichner ungefähr in den großen Zusammenhang unserer Literatur einzureihen wäre, so mag in Kürze nur darauf verwiesen sein, daß man nächst Hebel auch Jean Paul, Hansjakob, Alban Stolz und Dickens zum Vergleiche herangezogen hat; die beiden letzteren gewiß mit Unrecht. Auch die Parallelen mit Jean Paul und Hansjakob sind nur teilweise zuzugeben. Dagegen scheint eine größere Verwandschaft mit Heinrich Seidel vorzuliegen. Seidel zeichnet zierlicher, Wichner kräftiger; aber beide sind

den Windbruch einer riesigen Wettertanne entstanden war, und fabelte ihr vor, daran knüpfe sich eine schöne Schatzsage. Und ich erzählte ihr die oben erwähnte Geschichte aus dem Sennhause, aber mit schmückenden Zutaten. Das Wasserloch, auf das ich hinwies, hätten die Bursche ausgegraben und in dasselbe sei der bereits an die Oberfläche gezogene Kessel mitsamt der Kröte unter erdbebenartigen Erscheinungen wieder versunken, als die Schatzgräber so unvorsichtig waren zu sprechen. Geblieben sei diesen nur ein eherner Kesselring, den sie mit einem „Heulüher" festgefaßt hielten. (Ein „Heulüher" ist ein mit einer scharfen, geraden Spitze versehener Eisenhaken, der an einer Stange befestigt ist, ähnlich wie das Eisen eines Griesbeiles; mit solchen Heulühern zerren die Bauern das Futter aus dem Heustock.) Diesen Ring werde ich dem Fräulein auf dem Heimwege leibhaftig zeigen. Er sei jetzt noch zu sehen an der seitlichen kleinen Kirchentür zu Andelsbuch, wohin ihn die reuigen Sünder gestiftet hätten. Es hängt dort wirklich ein interessanter uralter Bronzering, wahrscheinlich von einem älteren Kirchenbau stammend.

Diese stilistischen Schnörkel sind nun das Verbrechen, wegen dem mir die Gespensterstrafe für Markenverrückung nach meinem Ableben droht und das mir seit Jahren viel Ärgernis über die Sagenbüchelmacherei und ihre Ausdeutung durch germanistische Aftergelehrte verursacht hat. Das kam so: Im Wintersemester 1851/52 wohnte ich in Wien in einer Studentenbude in der Paniglgasse mit vorarlbergischen Landsleuten zusammen; darunter waren zwei Lehramtskandidaten, die klassische Philologie und Germanistik studierten. Der besondere Gönner dieser strebsamen Studenten war Herr Professor Vernalcken, der heute noch hochbetagt in Graz lebt und sein lebhaftes Interesse für die deutsche Sagenforschung bewahrt hat. Professor Vernaleken munterte meine Landsleute auf, die noch nicht bekannten Heimatsagen zu sammeln. Seine Mahnung fand insbesondere bei meinem Bregenzerwälder Landsmanne Elsensohn Eingang; dieser sammelte sofort eifrigst in der Paniglgasse und quetschte auch mich aus. Ärgerlich über diese Drängelei erzählte ich ihm auch eines schönen Abends für das Honorar einer Kuba zu vier Kreuzer die obige Schatzgräbergeschichte von der Bezegg und er, dessen Wiege kaum eine halbe Stunde weit von dem erwähnten Wassertümpel gestanden, trat richtig ganz kritiklos in die Sprenkel. Nach vielen Jahren hörte ich, daß Freund Elsensohn, der mittlerweile ein ganz tüchtiger Gymnasialdirektor zu Feldkirch geworden, unter anderen Sagen auch diese Schatzgräbergeschichte veröffentlicht habe. Ich ärgerte mich und vergaß dann die Angelegenheit alsbald wieder. Da kam aber 1891 ein Heft auf meinen Redaktionstisch geschneit, welches den Titel führt: „Das kleine Walsertal und seine Bewohner. Eine Burgunder Niederlassung. Von H. H. G. F. Schliep, königl. niederländischem Regierungsbeamten

Geisterrecht den Markenrücker erwartet. Mitunter kamen auch Schatzgräbersagen an die Reihe; die waren aber allemal recht nüchtern. Einmal erzählte Vetter Jodok Greuß: Zwei arme Knechte haben einen vergrabenen Schatz ausgekundschaftet und haben dann in einer dunklen Wetternacht versucht, ihn zu heben. Nach langem, mühevollem Graben stießen sie endlich auf einen Kessel, voll mit Goldstücken und Talern bis zum Rand. Als Schatzhüterin hockte obenauf eine große Kröte mit glühigen Augen. Bisher hatten die zwei Bursche vorschriftsmäßig ihr Maul gehalten und es ging alles nach Wunsch, auch als sie den Kessel zu heben anhuben. Wie des Kessels Rand das Gras auf der Oberfläche berührte, schickte sich die Kröte an, wegzuhüpfen. In der Freude über das vermeintliche Gelingen ihrer Schatzgräberei rief einer der Männer: „Bigop, sie juckt scho!" und mit furchtbarem Gepolter sank der Kessel wieder in die Tiefe. Aus unserem Bregenzerwälderdialekt ins Hochdeutsch übertragen, lautet obiger Ausruf: „Bei Gott, sie hüpft schon." Wie der geehrte Leser sieht, ist diese Schatzgräbergeschichte das nackte Skelett der meisten Schatzgräberhistorien aus den Alpen und kehrt dutzendfältig in alpinen Sagensammlungen wieder. Eigenartig ist vielleicht nur, daß als Hüterin des Hortes hier eine Kröte erscheint anstatt des Lindwurms oder eines anderen mythischen Ungetüms. Viel später, ich war mittlerweile ABC-Schütz gewesen und man hatte mich hernach aufs Gymnasium getan, wo ich bereits lateinische Hexameter mit acht Füßen verbrochen hatte — es war also beiläufig um mein vierzehntes oder fünfzehntes Jahr herum, 1845 oder 1846 — da traf ich in den Ferien zu Hause in meinem Heimatsdorfe Andelsbuch einen lieben, alten Herrn auf Sommerfrische, einen pensionierten Professor, der, aus der Bodenseegegend stammend und später nach Innerösterreich verschlagen, seinen Lebensabend wieder in der Heimat verbringen wollte und in Bregenz sich niedergelassen hatte, wo er den ersten Anstoß zur Gründung des vorarlbergischen Landesmuseums gab. Der alte Herr war noch recht rüstig und ich wurde alsbald sein „Leibfuchs", der ihn als Wegweiser auf allen Ausflügen in Berg und Tal begleitete und ihm die mächtige Botanisierkapsel schleppte. Dafür unterrichtete er mich in der Pflanzenkunde der Alpenwelt. Mich genierte hierbei nur des Professors Nichte, der ich immer den Dialekt meiner Landsleute und deren Sitten und Gebräuche ausdeuten sollte. Besonders erpicht zeigte sich die Dame auf Volkssagen, war aber von meinem Wissen in solchen Dingen gar nicht erbaut. Sie fand, was ich, realistisch treu an meine Quellen mich haltend, ihr mitteilte, unpoetisch, trivial. Nun, ich konnte ihr ja auch einmal spanisch kommen! Als es eines Nachmittags auf die Bezegg ging, wo wir auf einer Voralpenmatte Apolloschmetterlinge einsammeln wollten, die dort in Unzahl sich tummeln, zeigte ich ihr in der versumpften Wiese eines Waldkessels ein Wasserloch, das durch

Schnepfau, wie Hirschau und das mittelbergische Hirschegg. Was vom Kesselring zu halten, diesem Ornament, womit mein Studentlein-Übermut dem wählerischen Fräulein die Sage schmackhafter zu machen suchte, wissen die Leser bereits. Diesen Kesselring habe ich an die Kirchentür hingelogen und Schliep macht daraus das Sagensymbol der Knechtung des alten Rechtes durch die Kirche.

Ich habe diese Fälschungen und Verdrehungen zum Zwecke der Begründung einer angeblich ernsten gelehrten Forschung so ausführlich, sozusagen quellenmäßig, dargelegt, weil dies geradezu einen sogenannten Schulfall von einem Beispiel darstellt, wie man da in gewissen Literaturkreisen mit Volkssagen umspringt, kritiklos und von der Annahme ausgehend, alles müsse entweder unter ein vermeintlich historisches oder ein mythologisches Richtmaß gezwängt werden. Zu solchen Kunststücken werden mit Vorliebe Sagen der Älpler Bevölkerung mißbraucht. Es wäre endlich einmal an der Zeit, daß älplerische Schriftsteller von fünf gesunden Sinnen ein ernüchterndes Wort mitdreinredeten. Es würde sich da meist eine recht einfache, rationalistische Erklärung ergeben, anstatt der nebelhaften Mystik der Exegeten von der Büchelmacherzunft. Nur noch zwei Exempel: Da ist der sonst nicht übel beleumundete Kulturhistoriker Henne am Rhin, der in seiner recht lesenswerten Sammlung schweizerischer Alpensagen die so weithin verbreitete Märe von Geistersennen erzählt, welcher im Winter, wenn die Leute mit dem Vieh ins Tal gezogen sind, in den Alphütten sein unhold Wesen treibt. Auf einer solchen Sennhütte wollte einmal ein Wurzelgraber übernachten, der hatte einen Hund bei sich und eine scharfe Axt und zündete im Kesselherd ein Feuer an, bevor er sich ins Heu niederlegte. Dieser Mann hörte nachts den Geistersenn rumoren und schelten, „hätte der da im Heu nicht den Beiß und die Schneid und den Brenn, würde ich ihn zerreißen.“ Diese Sage deutet nun Henne am Rhin sehr gelehrt germanistisch auf Wodan; an das Detail wie, kann ich mich nicht mehr genau erinnern. — Wer jemals im Spätherbst, nach dem Alpabtrieb auf Schneehühner in die Höhen gegangen ist und das Morgengrauen in einsamer Hütte erwarten mußte, der weiß, wie sehr ein lohender Holzbrand in der Esse, ein wachsamer Hund zu Füßen und die Schußwaffe zur Hand sein erregtes Nervensystem in gesunden Schlaf gelullt haben. Ist das nicht eine weit näher liegende Erklärung für die Entstehung der Sage vom Gespenstersenn? Der vorerwähnte Herr Schliep fabuliert einen weitläufigen Kohl zusammen, betreffend die Bregenzerwälder-Sagen über die „gebauten“ Sennkessel. Wer einen solchen Kessel stehle, der müsse, heißt es, im Walde sterben, bevor er mit dem gestohlenen Gut zu Tal komme. Daraus macht nun unser Mann wieder „burgundischen“ Firlefanz: Kessel bedeute das Recht — das wird weitläufig „philologisch“ erhärtet; wer dem Volke das Recht

a. D." Da ich selbst aus einem der alten Walsergeschlechter des Mittelberg stamme, interessierte mich begreiflicherweise die Schrift; ich studierte sie eines freien Sonntags und erheiterte mich anfangs nicht wenig über diese verwegen kecke Dilettantenarbeit und ihre arroganten Phantastereien, mit denen sie alle beglaubigten geschichtlichen Daten über gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts erfolgte Auswanderung von Wallisern aus dem heutigen Schweizer Kanton Wallis nach Vorarlberg, Graubündten (Davos) und Hochpiemont auf den Kopf stellt. Schliep nimmt die sehr fragliche Hypothese, die Walser seien burgundischen Stammes, als bare Münze und konstruiert ein Burgunderreich und eine Landkarte desselben mit Hilfe der gewagtesten sprachlichen Kombinationen.

Da findet sich in besagtem Büchlein nebst zahllosen anderen „Beweisstücken" ähnlichen Wertes auf Seite 17 die Stelle: „Auf der Bezegg soll ein Schatz in einem Kessel vergraben liegen. Dieser Schatz ist das Recht, welches im Kessel (Gesetz) enthalten ist. Er wird gehütet durch einen alten Mann, d. i. greis = gamul, d. i. auch gleich oder Recht. Will man den Schatz heben, darf man nicht sprechen, muß also schweigen, d. i. dagen (älteres Deutsch), was aber auch zu Gericht sitzen heißt. Ein Paar arme mutige Burische entschlossen sich, den Kessel zu heben, d. h. Knechte (Unterdrückte) suchten das geschwundene Recht. Diesen gelang es, den Kessel zu erreichen. Als sie den Kesselring faßten, rief der eine: „Bigop, jetzt ham mer ihn." Da sank der Kessel in die Tiefe, und nur der Ring (Griff) blieb in ihren Händen, der noch an der Kirchentür zu sehen ist. — „Das Sprechen hilft nichts, wol aber die Tat." „Bigop" sagt der eine. „Gop" ist aber absichtlich hier gesetzt, denn Gop ist der Sklave, der Unterdrückte. Gleich Sklaven halten sie den Ring (bah), was auch Fessel bedeutet. Die Tage des Burgunderrechtes waren um mit Einführung des Christentums, das Recht wurde an die Kirche gefesselt. — Das ist der tiefe Sinn der Sage."

Eine solche Höllenbreugeliade hat dieser Herr Schliep, der ausdrücklich Elsensohn zitiert, aus des Vetter Jodok einfacher Schatzgräbergeschichte gemacht, weil ich dieselbe gefälscht und so die „Auch-Historiker" auf einen Holzweg geführt habe. Hätte der gute Mann sich um den Ortsdialekt des Waldes mehr bekümmert, als um altnordische, dänische, altholländische u. s. w. Wortwurzeln, so würde er gehört haben, daß „Bigop" ein allgemein gebräuchliches Fluchwort im Munde frommer Leute ist, anstatt der Blasphemie „Bigott". Er hätte auch wahrnehmen können, daß Bezegg, welchen Namen er verburgundert wissen will, einfach die Ecke des Bergriegels ist, die in der alten Jagdzeit der Montforter Grafen ihren Namen von einem Bären erhalten haben mag, wie das unter der Höhe liegende Dorf Bezau, analog dem ebenfalls nach Wild benannten weiter taleinwärts befindlichen Bergriegel Schnepfegg oberhalb des Ortes

# Fördert vieles Lesen die Bildung?

Von **F. Bettex.**[1]

Ein Hauptmittel der Bildung ist heutzutage das Buch; ja, wir können uns Bildung und Volksbildung gar nicht ohne dasselbe denken; und doch hat es ohne Bücher gebildete Völker gegeben; so die Athener, bei denen Fischer und Marktweiber über die Werke eines Phidias, Sophokles und Aristophanes mit urteilten. Ob Aristoteles wirklich gesagt hat, daß Bücher nur für Dummköpfe seien, weiß ich nicht, wohl aber daß, abgesehen von Gesetzbüchern, lakonisch verfaßt wie die 12 ehernen Tafeln Roms, die Alten weniger Wert auf Geschriebenes legten als auf das von einem eisernen Gedächtnis einmal Erfaßte und dauernd Bewahrte. So die Kelten, deren Priestern verboten war, auch nur einen ihrer 25.000 Sprüche oder Triaden zu schreiben. Der heutige Gebildete verläßt sich weniger auf sein Gedächtnis als auf seine Bücher; wozu denn Konversations- u. a. Lexika und Enzyklopädien? Von manchen gilt das bekannte Wort: sie lesen, um nicht denken zu müssen, und vielfach beruht die Macht der Tagespresse auf der Unselbständigkeit und Geistesarmut so vieler Gebildeter.

Gewiß sind Bücher zur Bildung nützlich, für manche unentbehrlich, und doch birgt das viele Bücherlesen geistige Gefahren, stumpft die eigene Produktivität ab und läßt selten eine Weltanschauung aus einem Guß bei einem Menschen entstehen. Mohammed und Buddha, um nicht von vielen andern zu reden, haben nicht gelesen. „Der Selbstdenker," schreibt Schopenhauer, „und der Bücherphilosoph sind schon am Vortrag leicht zu erkennen: jener am Gepräge des Ernstes, der Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit, am Autoptischen aller seiner Gedanken und Ausdrücke; dieser hingegen daran, daß alles aus zweiter Hand ist, matt und stumpf wie der Abdruck eines Abdrucks in einem aus konventionellen, ja banalen Phrasen und gangbaren Modeworten bestehenden Stil."

Es gehört einiger Mut dazu — von jeher hat zu allem Guten und zur wahren Bildung Mut gehört — sich heutzutage gegen die steigende Flut der zu Tür und Fenster fast unabweisbar eindringenden Tagespresse, der gepriesenen Neuheit auf dem Büchermarkt, der unaufhörlichen Vorträge und Konferenzen, der öffentlichen Besprechung von

[1]) Aus „Bildung" von F. Bettex. Berlin. Martin Warneck. Der Verfasser spricht ein eindringliches Wort, stellt Erziehung, Schule, Reisen, Literatur, Theater, bildende Kunst, Wissenschaft und Religion ins Verhältnis zur Bildung, wobei der bewährte Idealismus gut und vieles Neue schlecht wegkommt. Vorstehenden Aufsatz finden wir besonders trefflich.
Die Red.

stehle, der sei dem Tode verfallen. Ich denke mir wieder, nüchtern realistisch, die Sache wäre einfacher so zu erklären: Sennkessel sind ein wertvoller Besitz an sich und doppelt wertvoll auf den Hochalpen, wohin man sie nur mühevoll zu schleppen vermag. Sie bleiben deshalb, einmal auf der Höhe, auch heute noch an Ort und Stelle. Um sie zu schützen, wurde auf deren Diebstahl die Todesstrafe gesetzt. Die letzte Hinrichtung, welche die halbsouveräne Bauernrepublik, der hintere Bregenzerwald, der durch die Jahrhunderte, bis zur bayrischen Okkupation eigenen Gerichts- und Blutbann hatte, überhaupt vornehmen ließ, wurde an einem Kesseldieb, einem gewissen Rüscher aus dem Dorfe Reutte vollzogen. Meine Großmutter, die im Galgenholz zu Großdorf dieser Justifikation als „gewachsenes" Mädchen zugesehen, schilderte mir oft lebhaft, wie der arme Sünder so auferbaulich bußfertig den Hals dem Richtschwert dargeboten habe. Dann hätten — fügte sie jedesmal bei — zwei arme Leute, die das Hinfallende gehabt, in kleinen „Gebsen" (hölzernen Milchschüsseln) des Geköpften Blut „frisch vom Hals weg" aufgefangen und getrunken und hernach wie besessen um den Richtblock herumgetanzt. Den durch Landesbrauch und Satzung gebannten, das heißt mit Tabu belegten Sennkessel durfte man bei Todesstrafe, die unerbittlich vollzogen wurde, nicht stehlen. Das ist der einfache Sinn der Kesselsagen. Würde man ehrlich, voraussetzungslos, ohne gleich von vorneherein auf eine mythologische oder historische Ausbeutung hinzusteuern, die Sagen ganz nüchtern, ohne Nebel und Schwefel zu erklären suchen, so würde man meist eine recht einfache Deutung finden.

Weit gescheiter wäre es freilich, man deutete an den Sagen gar nicht herum und ließe sie auch ungesammelt und ungedruckt. Wie die Dinge seit einem halben Jahrhundert ihren Lauf nehmen, wird umsonst der alte, echte Sagenschatz im Volke binnen einem weiteren Halb-Säkulum ganz verschwunden und von den gemachten, für die Deutelei adaptierten Sagen überwuchert sein. Wollte sich dann noch ein alter Senn am Kesselfeuer oder eine Großmutter in der Spinnstube mit einer urwüchsigen Sage hervorwagen, so würde diese ihnen von den belesenen Neumodischen sofort korrigiert werden, entsprechend jenem Wechselbalg der im Sagenbuche abgedruckt steht. — Es wäre endlich hoch an der Zeit, da zum Rechten zu sehen und Wandel zu schaffen, so lange es vielleicht noch möglich sein könnte.

eine bedenklichen Schattenseiten. Nach dem alten Walter Scott kamen Dickens, Gotthelf, Freytag, Reuter, Scheffel und schrieben mit behaglicher Ruhe und Breite, mit einer gewissen Heiterkeit des Gemüts Werke, deren wohltuende Stimmung sich dem Leser mitteilte. Sie kamen aus ohne Ehebruch und Selbstmord, dessen Versuch sie als klägliche Schwäche auffaßten. Heute ist es anders geworden. Von behaglicher Ruhe ist nicht mehr die Rede, und fast hinter jeder Seite glaubt man das aufgeregte Gesicht des Autors zu sehen, wie es fieberhaft fragt: Pikant? sensationell! nicht wahr? Noch nie dagewesen! Wie? — Und weil bloße glückliche und ehrliche Menschen uns langweilig geworden sind, häufen der Verfasser und die Verfasserin Katastrophen, Leidenschaft und Sinnlichkeit und beschreiben mit sich und der Welt zerfallene, über alles spottende oder konfus philosophierende Figuren oder die edle, vom brutalen Mann mißverstandene und unwürdig behandelte Frau (meist eine sentimentale Närrin) oder das von borniert frommen Eltern in seinem genialen Flug gehemmte Kind (gewöhnlich ein eingebildeter Tropf); und das ganze ungesunde Gemälde schließt mit obligatem Selbstmord. Der Grundzug vieler moderner Romane ist die Auflehnung gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze, das Murren wider Gott und seine Weltregierung, die schwache und im Leben untaugliche Seelen kennzeichnen. Das bildet nicht und man merkt es nur zu gut. Des Bösen ist in der Welt freilich viel; aber besser wird sie wahrlich nicht durch die bloße, einseitige, möglichst krasse und oft übertriebene Schilderung desselben.

Wie der so interessante und tiefgreifende Parallelismus zwischen leiblichem und geistigem Leben zu wenig bekannt ist und beachtet wird, so auch der zwischen leiblicher und geistiger Nahrung. Daß er existiert, beweist schon die allwissende Sprache, in dem sie zahlreiche Ausdrücke von ersterer auf letztere überträgt. Daß unsere Seele ebenso der regelmäßigen Nahrung bedarf wie unser Körper, dürfte jedem klar sein. Das erste und wichtigste aber, was von einer Nahrung gefordert wird, ist, daß sie *gesund* sei. Merkwürdig, daß wir es mit der Nahrung unserer Seele weniger genau nehmen. Ich höre und lese von Büchern, daß sie schön — übrigens ein sehr unbestimmter Begriff — interessant, spannend, ergreifend, packend u. s. w., nie aber, daß sie *gesund* seien, ja, es will mich dünken, als ob mancher und manche Gebildete, die sehr wohl weiß, was für ihren Tisch gesund ist, sehr unklare Anschauungen von einem gesunden Buche hätte. Und doch sind auf beiden Gebieten die Gesetze identisch. Eine Nahrung, die du nicht oder schwer verdaust, die dir Magensäure, Sodbrennen, Aufstoßen verursacht, auf die du dich unbehaglich fühlst, nach der du zur Arbeit weder Lust noch Kraft spürst, nach der du nicht ruhig schläfst, ist ungesund; meide sie. Eine geistige Nahrung, ein Buch, auf das du ähnliche Symptome be-

Zeitfragen und Protestmeetings zu wehren, kurz alles dessen, was uns die geistige Ruhe stört und uns am Denken verhindert. Man glaubt angeregt zu sein und wird aufgeregt; und bald ist es einem ohne fortwährende An- und Aufregung nicht wohl. Sehr vieles nicht lesen, sehr vieles nicht hören wollen, bei sehr vielem — und ich meine hier keineswegs nur Schlechtes — nicht mittun gehört zur wahren Bildung.

Von dem Menschen ist nicht viel zu halten, der nicht einzelne Bücher immer wieder mit neuem Interesse lesen kann. Wie wenige genügen, kann man aus der äußerst kurzen Liste derjenigen sehen, meist nur sechs oder sieben, von denen bedeutende Männer bekannt haben, daß sie einen entschiedenen Einfluß auf sie ausgeübt hätten, wie Präsident Krüger, dessen diplomatischer Scharfsinn selbst einem Bismarck Achtung einflößte, nur die Bibel und eine Geschichte Hollands und Transvaals gelesen haben soll — ein starker Gegensatz zu der modernen Lesewut so vieler. So suchte ich einst einen alten Freund meines Vaters auf dem Lande auf, traf ihn aber nicht an in dem alten Bauernhaus unter den schönen Nußbäumen am klaren Brunnen. Auf ihn wartend, musterte ich seine Bücher; es waren deren vier: Bibel, Gesangbuch, ein Band eines großen Dichters und ein Kalender. Da kam er in Hemdärmeln, ein paar prächtige Ochsen dem Stall zutreibend, daher. Ich blieb bei ihm über Nacht und wir besprachen manches. Der Mann mit dem bescheidenen, gesunden, klaren, nüchternen Urteil über Menschen und Dinge war mir, der ich als frisch gebackener Jüngling von der Universität herkam, entschieden an Bildung überlegen. — Ein anderes Mal wollte ich einen bekannten Professor besuchen. Er war zu Haus, ließ mich aber lange in seinem modern eingerichteten Studierzimmer warten, und ich hatte den Eindruck, es geschehe, damit ich mit Muße die prächtigen Einbände und die Titel seiner vielen wissenschaftlichen Bücher anstaune. Als er dann kam, fand ich . . . einen aufgeblasenen Menschen, der mit gesuchter Höflichkeit vergeblich mir die Tatsache zu verbergen suchte, daß ich und meine Angelegenheiten ihm völlig gleichgiltig seien, da er Zeit und Interesse nur für sich selbst habe. Der Mann kam mir nicht gebildet vor.

Heute ist wohl der Roman nebst der Zeitung und illustrierten Zeitschrift, in der er übrigens immer mehr die erste Rolle spielt, die besonders unter Frauen verbreitetste, wenn auch nicht bildendste Form der Literatur.

In dieser Zeit des Weltverkehrs und der Momentaufnahme hat der Roman sich nach manchen Seiten hin glänzend entwickelt. Er bietet treffliche, gut beobachtete, fein gefühlte Landschaftsbilder, auch nicht zu verachtende psychologische Studien, und brillant ist oft der Dialog und die gesellschaftliche Konversation. Aber neben diesen Vorzügen hat er

und Haben", so finde ich in den zwei Bänden nicht ein falsches Bild. Hier wird einfach, natürlich erzählt und geschildert; das ist gesunder Stil und deshalb wirksam.

Selbst der beste Roman soll nur Zukost sein. Geistesarm ist und wird, wer sich davon nährt, und ein schlechter Menschenkenner dazu, denn er hat nicht nach der Natur, dal vero, „nach dem Wahren", wie der Italiener sagt, studiert.

Sonderbar! Wie es reiche Leute gibt, die für eine Statue oder eine gemalte Landschaft oder ein Blumenstück Zehntausende zahlen, ohne je die oft ergreifende, auf einem Menschengesicht geschriebene Lebensgeschichte, oder den wunderbar originellen Bau einer Eiche oder eines Gebirgsstockes, oder die Pracht einer Blume beachtet zu haben, so gibt es Menschen, die in nächster Nähe, in der eigenen Familie echte Tragödien, ergreifende Romane, zerrüttete Ehen, geistige Umnachtung und ebenso große Beispiele von Selbstaufopferung, unerschütterlichem Glauben, Heldenmut und Geduld im endlosen Leiden erleben, und die, anstatt diese furchtbaren und schönen Erscheinungen des Daseins zu ernster Einkehr, zur eigenen Seelenbildung zu verarbeiten, nur bestrebt sind, diese Realitäten über erdichtetem Schund aus der Leihbibliothek zu vergessen. Oder sie drängen sich zu einem Lustspiel von Molière und klatschen Beifall und merken nicht, daß die ganze Gesellschaft um sie her und sie dazu mit unbewußter, aber trefflicher Komik unentgeltlich Varianten vom Bourgeois gentilhomme, Tartuffe, Le Malade imaginaire oder Les Femmes savantes zum besten geben. Es gehört eben mehr Geist dazu das Original zu verstehen, als die Kopie anzustaunen.

## Wie schaffen die Komponisten?

Ein geradezu prachtvolles Buch hat uns vor kurzem unser junger Meister Siegmund v. Hausegger gegeben. Es sind gesammelte Schriften seines Vaters unter dem treffenden Titel: „Gedanken eines Schauenden von Friedrich von Hausegger." (München. F. Bruckmann 1903.) Zumeist kunstphilosophische Aufsätze sind es, die eine eingehendere Würdigung verdienen als wir ihnen jetzt an dieser Stelle widmen können. Vorführen möchten wir aber jene Partie, die vom künstlerischen Schaffen handelt.

Hausegger hatte sich nämlich an eine Anzahl von Künstlern gewendet mit folgenden Fragen:

Welche äußeren Umstände sind von Einfluß auf Ihre Lust und Fähigkeit zum künstlerischen Schaffen? (Einsamkeit? Umgebung? Äußere Anregung; Tag; Nacht; Körperdisposition u. s. w.)

merkst, das dich unzufrieden mit deinem Beruf, deiner Stellung, deinen Pflichten, mit dir und mit der Welt und ihrer Regierung macht, dir Arbeitslust und Freudigkeit lähmt, das deinen Seelenfrieden stört und auf das du nicht ruhig schlafen kannst, ist ein ungesundes Buch, wirf's weg. Aber viele Gebildete leiden am geistigen Alkoholismus. Steht die Flasche, ich will sagen das Buch, vor ihnen, so wird zuerst nur zur Probe genippt, dann ein Glas genommen und schließlich die ganze Flasche getrunken und vielleicht noch eine dazu, obgleich man sicher weiß, daß dies schwere Kopfschmerzen und längeren Katzenjammer zur Folge hat. Nicht nur viel Unbefriedigung und Unfrieden, Mißmut und trübe Launen, sondern auch viel Nervosität und leibliche Kränklichkeit, besonders bei Frauen, rührt von der Lektüre her. Auch hier wäre ein Blaukreuzverein und Mäßigkeit oder besser Abstinenz sehr nötig. Aber wir haben viel Wesen von der leiblichen Hygiene, schreien nach frischer Luft, Ozon und Ventilation und kümmern uns wenig um die Hygiene unserer armen Seele. Über „Lesen und Bücher" sagt Schopenhauer: „Um das Gute zu lesen, ist eine Bedingung, daß man das Schlechte nicht lese; denn das Leben ist kurz, Zeit und Kräfte beschränkt."

So ist nach obigem Maßstab, um nur ein paar Beispiele anzuführen, Jeremias Gotthelf durchaus gesund, mag auch seine Spezialität, das Leben und Treiben der Berner Bauern, nicht jedermanns Geschmack sein. Nicht gesund dagegen ist auf ähnlichem Gebiet Auerbach mit seiner schöngeistig sentimentalen Philosophie und ebensowenig Jörn Uhl, diese störrische, trotzige, alles in sich verbeißende, von Gott und den Menschen keine Hilfe wollende, nur auf sich bauende, sich selbst liebende und doch ohne inneren Halt nur für materiellen Erwerb lebende Persönlichkeit.

Und immer ungesunder wird der Stil auch unserer beliebten Romane mit ihrem affektiert kurzen, orakelmäßigen Satz und dem durch falsche Bilder gesuchten Effekt; so schon vielfach in Frensens Werken, wo „die Sonne verächtlich schaut" und „der Wind mit nassen Fäusten schlägt"; so noch mehr in „Jochen Klähn". Da erzählt „die Sorge mit staubiger Stimme". „Die Sonne streichelt mit ihrer segnenden Hand ihre Stirn und legt ihre warmen Lippen auf den welken Mund." „Der Sommer winkt mit dem weißen Tuch, das er sich aus der schimmernden Seide der Lüfte gewoben; und der Wind sieht ihn mit den kalten grauen Augen an." „Das Sternlicht legte seine silbernen Hände auf den Klang ihrer Stimmen und dämpfte sie." „Die See kroch wie ein Raubtier auf dem Bauche gegen ihn an und drohte mit einer Reihe schneeweißer Zähne" u. s. w. Solche abgeschmackten, verunglückten Personifikationsversuche, leider von manchen als Lyrik angesehen oder gar gepriesen, verderben den Geschmack und hindern uns immer mehr natürlich und wahr zu denken, zu sprechen und zu schreiben. Lese ich „Soll

tung unaufhörlich, man hat nur mit ihr zu tun, gibt sich ihr völlig hin, so daß es zum schaffenden Impuls nicht kommt. Erst nachher in der Reflexion kann der gewonnene Eindruck befruchtend wirken. Ich habe stets nur in den vier bekannten Wänden meines Zimmers wirklich geschaffen, wo gar nichts meine Sammlung störte und abzog. Dessenungeachtet halte ich es für den Künstler unerläßlich, die freie Natur aufzusuchen, aber er soll sich dann ganz dem Eindrucke hingeben und sich anderer Gedanken völlig entschlagen. Tritt aber in der Natur wirklich einmal der Impuls zum Schaffen mächtig hervor, so wird der Künstler die schönste Gegend vielleicht sogar als Störung empfinden und heim eilen, das Geschaute zu fixieren. Als ich einmal bei nebeligtem Tage den Pilatus bestieg, durchbrach, kurz bevor ich das Unterkunftshaus auf dem Klimsenhorn erreicht hatte, die Sonne mächtig die Nebel, welche mit unbegreiflicher Schnelligkeit verschwanden und die Schneegipfel des Berner Oberlandes schauen ließen. Dieser Anblick regte mich so mächtig auf, daß ich, als ich kurz darauf im Hause ein altes Klavier fand, ein Stück improvisierte, welches meine Empfindung aussprach. Ich war der einzige Tourist, also völlig unbehindert. Es ist dieses der einzige mir erinnerliche Fall, daß ein Vorgang in der Natur unmittelbar produktiv auf mich gewirkt hat. Aber daraus, daß ich gar kein Bedürfnis empfand, das Gespielte zu fixieren, schließe ich, daß es nicht der Mühe wert war, es zu tun.

Im allgemeinen fand ich die Morgenstunden dem produktiven Schaffen am günstigsten, nach ihnen den späten Nachmittag, völlig ungünstig die Nachmittagsstunden. Mitunter ist die Nacht günstig, jedoch habe ich gefunden, daß, was da geschaffen worden ist, am anderen Morgen gewöhnlich umgearbeitet werden mußte.

Ein freudiges Erlebnis kann vielleicht unmittelbar zum Schaffen reizen, ein trauriges nie.

Am besten halte ich zum Hervortreten des produktiven Zustandes völlige Ruhe des Gemütes. Nur bei klarer, ruhiger Oberfläche tritt der sonst verborgene Grund des Sees deutlich hervor und wird oft bis in die größten Tiefen sichtbar.

So ist es auch mit dem Schauen in jene Tiefen, woraus der Künstler schöpft. Die äußere Welt muß ihm gerade möglichst wenig fühlbar sein, dann wird sie leicht vollständig aus dem Bewußtsein treten.

Gute körperliche Disposition ist unerläßlich. Das kleinste Unbehagen, der geringste Schmerz stellt sich jeder Produktion entgegen. Die Augenblicke des Schaffens sind so unendlich zarter und subtiler Natur, daß sie nur durch das Zusammentreffen von vielen günstigen Umständen zustande kommen können.

Wenn der künstlerische Impuls so stark auftritt, daß er unwiderstehlich wirkt, so wird er seelische und körperliche Indispositionen beseitigen und während des Schaffens werden alle Schmerzen verschwunden sein. Aber eben weil er in diesem Falle ungewöhnlich stark sein muß, wird er unter solchen Umständen viel seltener auftreten, als wenn sein Erscheinen durch den Mangel jeder Belästigung von außen oder von innen gewissermaßen vorbereitet ist. Ich strebe daher stets darnach, meinem Körper Gesundheit und meinem Gemüte Heiterkeit zu bewahren. Auch suche ich gern vollständige Einsamkeit auf. —

Über den Zustand des Schaffens selbst kann ich nicht viel berichten, da, wie Sie selbst sehr richtig bemerken, es da unmöglich ist, sich selbst zu beobachten. Aber unmittelbar nach den Zeitspannen des eigentlichen Schaffens kann ich sagen, daß mein Blut schneller als sonst fließt, daß meine Nerven ungewöhnlich erregt sind, und daß ich das Gefühl einer ungeheuren, warmen Freude empfinde, welches sich mit dem Gefühle der Fröhlichkeit im gewöhnlichen Leben nicht vergleichen läßt. Das Gesicht erscheint erweitert und die Gedanken jagen, verbinden und trennen

Worin erblicken Sie in Beziehung auf Ihren Zustand und Ihre Fähigkeit den Unterschied zwischen Augenblicken der Schaffenslust und solchen der Schaffensunlust?

In welcher Art gelangen Sie zu den Ideen für Ihre Kunstwerke?

Wie verfahren Sie bei ihrer Ausgestaltung und welche inneren Gründe bestimmen Sie zu dieser oder jener Art der Ausgestaltung?

Inwieweit und wie machen sich dabei Einflüsse unbewußter Natur geltend?

Spielen Träume oder Zustände geistiger Exaltation bei Ihrem Schaffen eine Rolle?

Sind Sie überhaupt lebhaften Träumen oder Exaltationszuständen unterworfen?

Fühlen Sie den Wert eines von Ihnen mit Schaffenslust hervorgebrachten Produktes im Gegensatze zu einem mit Schaffensunlust gearbeiteten?

In welcher Art drängt sich Ihnen die Überzeugung von diesem Werte auf? Als dunkles Empfinden oder als Erkennen nach bestimmten Merkmalen?

Wie weit reicht bei Ihrem Schaffen das Beabsichtigte, Gewollte, und inwieweit greift in dasselbe eine unbewußte, innerlich drängende Tätigkeit ein?

Haben Interessen des Erkennens oder des Begehrens (äußere Zwecke) Einfluß auf Ihr Schaffensvermögen?

Wann und unter welchen Umständen ist Ihnen das Schaffensvermögen zum erstenmal erwacht? —

Auf diese Fragen haben viele Künstler hochinteressante Antworten gegeben, wovon hier einige unserer Komponisten zum Abdruck kommen sollen.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihr wertes Schreiben, welches den Zustand des schaffenden Künstlers betrifft, ist an mich gelangt, und glaube ich Ihrem Zwecke am besten zu dienen, wenn ich die gestellten Fragen mit möglichster Ausführlichkeit beantworte.

Ich halte vollständige Einsamkeit für ein wesentliches Erfordernis des künstlerischen Schaffens. Wenn es mich zum letzteren drängt, so strebe ich vor allem darnach, vollständig mit mir allein zu sein und jeden Einfluß der Außenwelt, vor allem aber Gehörseindrücke möglichst zu entfernen. Fälle, wo es mir aus verschiedenen widrigen Umständen unmöglich war, mich in solchen Augenblicken abzuschließen, hinterlassen mir stets eine sehr schmerzliche Verstimmung, ungefähr das Gefühl, einen kostbaren Schatz für immer verloren zu haben.

Ich bin daher überhaupt ein Gegner übergroßer Geselligkeit, welcher man sich stets nur mit Auserwählteren überlassen soll, insbesondere ein Feind der sogenannten „Gesellschaften“, welche ich niemals gebe oder besuche.

Ich habe bisher nicht gefunden, daß die Umgebung, z. B. eine schöne Gegend unmittelbar zum künstlerischen Schaffen reizt. Die Natur fesselt die Betrach=

Der wichtigste Moment bei Erschaffung eines Kunstwerkes ist der Augenblick, wo sich dasselbe zuerst im Bewußtsein bemerkbar macht. Ich möchte es den Augenblick der Konzeption nennen. Es mag vorher mir unbewußt die Disposition dazu vorhanden sein, jedoch plötzlich, scheinbar ohne Veranlassung, steht das Bild des entstehenden Werkes vor mir. Ohne im geringsten noch Einzelzüge aufzuweisen, trägt es doch bereits die charakteristischen Merkmale, den Typus des Ganzen in sich; dieses Bild, einmal geschaut, ist durch nichts mehr aus dem Bewußtsein zu verwischen, und ich fühle nur die Sehnsucht, es auszuführen. Mitunter gehe ich sofort daran. Mitunter trage ich das Bild länger im Kopfe herum und warte, was es mir außer seiner Gesamtheit noch für Einzelheiten zu sagen hat.

Bei dramatischen Werken ist das Dichten schon beeinflußt von dem Charakter der Musik, welcher mir deutlich vorschwebt, wenn die einzelnen Themen auch noch nicht volle Deutlichkeit erlangt haben. Das Ausführen in Versen ist dann, nachdem der allgemeine Fluß der Diktion festgestellt ist, oft Sache der Überlegung und des Verstandes, ebenso auch die letzte Feile, welche an die Musik angelegt wird.

Nicht alles gelingt auf den ersten Wurf.

Ein charakteristisches Thema zeigt sich öfters nur in sehr allgemeinen Zügen und es bedarf der Modellierung nach allen Seiten, bis es die notwendige Plastik erlangt hat. Eine Partie des Werkes wird mit großer Schnelligkeit geschaffen, jede niedergeschriebene Note bleibt ohne Korrektur stehen. Andere Partien schreiten langsam vor. Man glaubt es gelungen, jedoch eine Stimme des künstlerischen Gewissens ruft leise, dann immer lauter „nein, nein“. Man prüft, sucht und entdeckt endlich die Ursache; sie kann eine Note, ein Wort, eine unpassende harmonische Ausweichung sein. Aber ein kleiner Mißstand störte die Harmonie des Ganzen. Man beseitigt den Übelstand und froh ruft die innere Stimme: „So ist's!“ „So mußte es sein!“

Ist die künstlerische Inspiration so stark, daß es mich mit aller Macht drängt, jetzt den Entwurf auszuführen, so kann ich mir jederzeit vornehmen, z. B. die Stunden von 6 bis 11 Uhr morgens meinem Werke zu widmen, und die Arbeitslust wird mich nur selten im Stiche lassen.

Das fertige Werk (die Skizze) lasse ich längere Zeit liegen und nehme es nachher wieder vor, wo es vorkommen kann, daß ich noch unwesentliche Änderungen mache. Gehe ich einmal an die Reinschrift, so ist das Werk bis in die kleinsten Züge fertig fixiert und die Reinschrift nur mehr technische, obwohl doch sehr vergnügliche Arbeit.

Das Bewußtsein von dem Werte des Geschaffenen entnehme ich meiner endlichen Überzeugung, einem inneren Drange gefolgt zu sein und ohne jede Rücksicht auf Erfolg oder äußerliche Wirkung, ohne Spekulation geschaffen zu haben. Interessen des Begehrens haben nicht den geringsten Einfluß auf mein künstlerisches Schaffen, schweigen bei demselben überhaupt vollständig. Bei dem jetzigen Zustande der Kunstpflege und des öffentlichen Geschmackes habe ich nach meinen Erfahrungen die Hoffnung auf einen Erfolg im gewöhnlichen Sinne überhaupt aufgegeben. Nichtsdestoweniger werde ich meine Pläne und Entwürfe unbehindert ausführen, und das größte erreichbare Glück im Leben scheint mir, dies gesund an Körper und Seele zu können. Was die Welt dazu sagt, ist mir gleichgiltig, und nichts wird mich bewegen, dem Erfolg zuliebe dem herrschenden Geschmack eine Konzession zu machen. Ich ziehe vor, im Geiste denjenigen die Hand zu reichen, welche ebenso dachten, empfanden und handelten wie ich.

Produkte im Zustande der Schaffensunlust hervorgebracht, kenne ich nicht.

Drängt es mich nicht dazu, was oft monatelang der Fall ist, so erwarte ich ruhig und unbesorgt, bis mir, kurz gesagt, etwas einfällt.

sich in ungewöhnlicher Schnelligkeit. Ich ertappte mich bei solchen Gelegenheiten, daß ich lange Reden an Personen hielt, die gar nicht da waren, und herumsprang, um mich schlug und alle möglichen Tollheiten trieb, so daß ich mir beim Innewerden meines Gebarens sagen mußte, daß mich ein unbefangener Beobachter wohl hätte für verrückt halten müssen.

Und doch erschien es mir im Augenblick ganz natürlich.

Die Erlebnisse und Eindrücke des vergangenen Lebens sowie auch des gegenwärtigen erscheinen da zu einem Bilde verdichtet, welches ich anschauen kann, ohne daß mein Begehren irgend wie erregt wird. Das Leben dieser Welt bereitet da weder Freude noch Schmerz. Das beseligende Gefühl dieser Augenblicke geht über diese Welt weit hinaus.

Sowie aber dieser Zustand vorbei ist, tritt das Leben wieder voll in seine Rechte. Jedoch glaube ich zu empfinden, daß dieser immer wiederkehrende Zustand allmählich über das ganze Leben einen sich nach und nach verstärkenden verklärenden Schimmer wirft, so daß das Dasein in eine immer höhere Sphäre rückt.

Ihre Frage, auf welche Art ich zu den Ideen meiner Kunstwerke gelange, muß ich dahin beantworten, daß hier nach meiner Ansicht ein großer Unterschied zu machen ist zwischen dem heranreifenden und dem vollendeten Künstler. Zuerst ist es das Vorbild, welches begeistert, und man greift nach Stoffen, von welchen man glaubt, diesem Vorbilde so nahe als möglich zu kommen, z. B. Sakuntala und Malawika. Später bildet sich und reift sich jedoch eine ganz bestimmte, nur dem Individuum eigene Weltanschauung aus, und diese ist es, welche maßgebend wird für reifere Kunstwerke. Der Künstler wird dann nicht mehr im blinden Drange nach Stoffen greifen, sondern nur mit solchen in Berührung treten, welche eine teils offene, teils geheimnisvolle Beziehung zu seiner Weltanschauung haben und welche sich ihm dadurch unwillkürlich aufdrängen.

Man kann daher niemals sagen: „Dieser oder jener Stoff taugt für eine Oper, oder dieses und jenes Gedicht ist komponierbar,“ sondern es kommt stets auf die Individualität respektive auf die Weltanschauung des Künstlers an, welcher es unternimmt, diesen oder jenen Stoff dramatisch zu gestalten, dieses oder jenes Gedicht zu komponieren.

Bizet hätte mit dem „Parsifal“, Wagner mit der „Carmen“ niemals etwas anfangen können. Beide hatten wechselseitig zu diesen Stoffen gar keine Berührungspunkte. In der Weltanschauung des Autors liegt auch der wahre, innere Maßstab für den Wert eines Werkes. Vom Standpunkt der Technik, in Beziehung auf das Übereinstimmen von Wort und Musik, von Gedanken und Ausführung ist „Carmen“ vielleicht ein ebenso großes Meisterwerk wie „Parsifal“. Der Unterschied des Werkes beruht im Grunde auf der Tiefe der Weltanschauung der Autoren, welchen beide Werke ihr Dasein zu verdanken haben.

Warum ich dieses Gedicht komponiere, jenes nicht, kann ich nicht definieren. Dieses spricht eben zu mir, jenes nicht, und ich werde ein Gedicht gut und schön komponieren können, was vielleicht kein anderer vermöchte. Ebenso steht es mit dramatischen Stoffen. Ich werde einen Stoff, aus welchem ein anderer vielleicht sogar ein volles Werk zu schaffen imstande ist, liegen lassen, ja es wird mir vielleicht gar nicht in den Sinn kommen, daß dieses ein günstiger Stoff sein könne, weil es mir unmittelbar nichts sagt, mich daher nicht zur Verkörperung drängt. Es steht in keiner Beziehung zu meiner Weltanschauung, bleibt mir daher stumm, während der Stoff, welchen ich berufen bin zu komponieren, sofort mit eigentümlicher Deutlichkeit zu mir spricht.

Auch der Morgen eignet sich vorzüglich, falls die Nacht günstig war; im Gegensatz hierzu kommt es vor, daß eine vollständig durchwachte Nacht, besonders in froher Gesellschaft, das gesamte Nervensystem in den Zustand großer Empfänglichkeit, und leichten Produzierens versetzt, ein Fall, der allerdings selten eintritt. Von großem Einfluß ist dabei die Sonne, weshalb ich Wert darauf lege, mein Arbeitszimmer im Osten oder Süden zu haben. Spaziergänge in der freien Natur sind ebenfalls sehr wohltätig, besonders auf Hochebenen, die den Blick nach allen Richtungen freilassen, während der Aufenthalt in engen Tälern nur hinderlich sein kann. Die Einsamkeit ist natürlich vorzuziehen, doch schadet auch Gesellschaft nicht, wenn ich mich unbeobachtet weiß. So hat meine Wallfahrt nach Kevlar zum Teil sogar in dem lärmenden Treiben des Münchner Hofbräuhauses seinerzeit ihre Entstehung gefunden.

Als eine besondere Eigentümlichkeit führe ich Ihnen an, daß längere Eisenbahnfahrten, namentlich morgens, den Hang und die Stimmung zum Produzieren in der Regel erwecken.

Was Ihre übrigen Fragen betrifft, so greifen sie zum Teil in das Gebiet rein technischer Angelegenheiten über und sind daher nur von Fall zu Fall beantwortbar.

In der Hoffnung, daß Ihnen diese Zeilen nicht ganz unwillkommen sein werden, zeichne ich mit vorzüglicher Hochachtung Engelbert Humperdink.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Nichts ist schwerer für einen Künstler, als den Quell seines eigenen Schaffens zu belauschen. Der Schaffensprozeß scheint mir Äußerungsbetätigung eines Affektes, wie es der des Zornigen oder des durch einen anderen Leidenschaftszustand seiner Sinne nicht völlig mächtigen und dadurch der Selbstbeobachtung nicht mehr fähigen Individuums ist.

Es ist mir daher recht bange, ob ich Ihren Aufforderungen in diesem Punkte werde genügen können.

Wenn ich es auch aus verschiedenen Gründen unterlasse, die in Ihrem Fragebogen gestellten einzelnen Fragen der Reihe nach zu beantworten, so will ich es doch versuchen, eine kurze Schilderung meiner Art, künstlerisch zu produzieren, zu geben. Ich muß aber im voraus erklären, daß dieselbe keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit oder wissenschaftliche Methode der Darstellung erheben will. Ich werde nur lose aneinanderreihen, was mir gerade darüber einfällt.

Vor allem erscheint es mir wichtig, zu betonen, daß ich nie oder nur äußerst selten rein musikalisch, das heißt, ohne Beeinflussung durch eine dichterische Idee komponiert habe, was sich nicht nur auf meine Gesangsmusik (vor allem die Opern), sondern im gleichen Maße auf meine Instrumentalmusik bezieht, so z. B. auf meine zahlreichen Klavierstücke, die fast nur Erlebtem die Anregung zum Entstehen verdanken. Ein Verfolgtwerden von rein musikalischen Ideen, wie es bei anderen vorzukommen pflegt, ist mir ziemlich fremd; wohl aber setzt sich bei mir alles, was ich erlebe, sehe, empfinde, in Musik um.

Bin ich aber einmal in der schöpferischen Begeisterung, in welche mich eine Anregung von außen oder innen (eigentlich gibt es doch nur letztere), versetzt hat, dann vermag ich mich vor einer Überflutung durch Ideen (vielleicht besser Einfällen) kaum zu retten, so daß es schwer hält, auch nur das Nötigste zu Papier zu bringen, obwohl ich außerordentlich rasch skizziere. Es ist mir dreimal im Leben passiert, daß ich in der Nacht plötzlich aufwachte und durch einen rein musikalischen Einfall veranlaßt wurde, Licht zu machen und denselben zu notieren.

Mich zum Schaffen zu zwingen hätte keinen Zweck. Es käme doch nichts dabei heraus, als gesuchte Konglomerate.

Träumen und lebhaften Erregungen bin ich unterworfen.

Träume haben auf meine Stimmung unleugbaren Einfluß, ob auf mein Schaffen direkt, kann ich mit Bestimmtheit nicht beantworten. Jedenfalls ist es mir noch nicht begegnet, daß mir ein Traum z. B. einen Aufschluß gegeben hätte, wie ich dieses oder jenes komponieren sollte. Jedoch halte ich den Zustand des Schaffens mit dem Träumen nahe verwandt.

Bei beiden schweigen die Eindrücke der Außenwelt.

Ich meine das eigentliche grundlegende Schaffen, nicht die Ausführung ins Einzelne, wobei schon auch der Verstand eine Rolle spielt, die Eindrücke der Außenwelt aber wieder, wenn auch in sehr beschränktem Maße, in das Bewußtsein eintreten.

Der Trieb zum Schaffen ist in mir sehr frühzeitig erwacht. Von Musik hatte ich stets den Eindruck einer sehr ausdrucksvollen Sprache.

Natürlich empfand ich dies anfangs sehr dumpf.

Ehe ich Noten kannte (vier Jahre alt) komponierte ich, indem ich Linien auf Papier malte, welche sich bogen, stiegen, fielen, dünner und dicker wurden. Ich entsinne mich dieser kindlichen Versuche recht genau. Leider sind sie nicht aufbewahrt worden.

Meine späteren Versuche, nach Kenntnis der Noten, waren vielleicht viel unbeholfener als jene allerersten.

Der Formsinn ist verhältnismäßig spät bei mir erwacht.

Nach meiner Ansicht muß sich auch der Inhalt immer die Form schaffen, nicht aber in eine nachahmende Form hineingezwängt werden.

Herzlichste Grüße von Ihrem sehr ergebenen Felix Weingartner.

Hochgeehrter Herr!

Ihr wertes Schreiben vom 29. August habe ich erhalten und mit großem Interesse gelesen. So sehr auch das darin behandelte Problem, auf welches Ihre Schriften mich bereits aufmerksam gemacht hatten, mich fesselt und zu weiterem Nachdenken erregt, so fühle ich mich dennoch außerstande, Ihrem Wunsche in seiner ganzen Ausdehnung Rechnung zu tragen.

Ich halte die hierzu erforderliche Selbstbeobachtung mit einem naiven künstlerischen Schaffen für unvereinbar, man müßte sich dann gleichsam vor einen Spiegel stellen, um den Werdeprozeß des Kunstwerkes in seinen einzelnen Phasen als Momentbilder mit photographischer Treue festzuhalten.

Der Zustand der geistigen Produktion scheint mir einem Traume vergleichbar, auf dessen Einzelheiten man sich allenfalls beim Erwachen besinnt, der aber späterhin in der Erinnerung mehr und mehr verblaßt, so daß man sich kaum noch Rechenschaft darüber zu geben vermag.

Hätte ich den Vorzug Ihrer persönlichen Bekanntschaft, so möchte es mündlicher Unterhaltung vielleicht gelingen, mehr oder weniger interessante Einzelheiten ans Licht zu fördern; so aber muß ich mich bescheiden, Ihnen einige äußerliche Merkmale zu nennen, wenn sie auch nicht geeignet sind, in das Wesen der Sache einzudringen.

Die für die Schaffensstimmung glückliche Zeit ist bei mir in der Regel der Spätnachmittag oder vielmehr die Zeit kurz vor Sonnenuntergang bis zum Eintritt der Dunkelheit.

solchen „Gesprächen“ fast ausschließlich ich selbst der Redende, der andere aber nur der Hörende war. Das genügte mir völlig und ich fühlte nach solchen sonderbaren Dialogen eine Fülle von Ideen in mir aufkeimen.

Ich gestehe, daß es vorkommt, daß weitgehende Einwände gegen meine dargelegten Pläne die gegenteilige Wirkung auf mich ausüben, nicht weil ich mich für unfehlbar halte, sondern weil ich die Empfindung habe, daß mein Gefühl, welches im liebevollen Umgange mit der gewählten Materie diese gleichsam durchdringt, weiter und tiefer zu blicken vermag als das nüchterne Auge des meinem Gegenstande von außen beikommenden Individuums, welches sich auf seine „Objektivität“ mehr zu Gute tut, als diese in solchem Falle wert sein kann. Ich empfinde dann eine Art von Schmerz, der mich, den eben noch Schaffensfreudigen, sogleich gänzlich schaffensunlustig macht.

Die Beantwortung der in Ihrem Fragebogen gestellten Frage, ob ich einen Unterschied zwischen jenen Werken fühle, welche ich im Zustande der Schaffenslust, und jenen, welche ich in dem der Schaffensunlust gearbeitet habe, fällt mir nicht schwer, da ich prinzipiell nur im Zustande der Schaffenslust arbeite, wobei allerdings ein Gradunterschied zwischen größerer und geringerer Disposition vorkommt, für den ich empfindlich bin. Es wird mir hier wohl der naheliegende Vergleich mit der Liebe gestattet sein:

„Liebe ohne Lust, ach welche Pein!
Lust ohne Liebe, o wie gemein.“

Es gibt Zeiten, in welchen ich absolut nicht schaffe. Auch während dieser Zeiten gibt es ein künstlerisches Wachsen und ein im Aufnehmen von Innen- und Außeneindrücken bestehendes, gleichsam passives Schaffen. Stellt sich aber das Bedürfnis dazu wieder ein, so komme ich kaum vom Pult und bin wochen-, ja monatelang zu keiner anderen Betätigung gestimmt. Kleine Unterbrechungen sind wohl auch da nötig. Um ein Urteil über eine eben entworfene Partie zu erhalten, pflege ich die Arbeit durch etwas ganz Disparates zu unterbrechen, indem ich entweder ein gleichgiltiges Zeitungsblatt lese oder in einem Lexikon blättere, oder am Klavier einen erbärmlichen Gassenhauer loslasse, um mit Gewalt von dem eben Gemachten frei zu werden und einen gleichsam außer mir liegenden Standpunkt zu gewinnen, von dem aus ich mich als Kritiker dem Künstler gegenüberstellen kann. Es ist dieses Verfahren dem des Malers ähnliche, der von der Staffelei sich weit entfernt, um das Fertiggestellte besser überblicken zu können.

Um die vielleicht lächerliche Außenseite solchen Verfahrens nicht profanen Augen oder Ohren preiszugeben, pflege ich einsame Orte für das Arbeiten zu wählen, wo ich völlig unbeachtet und unbelauscht sein kann. Es ist mir auch nicht gleichgiltig, in welchen Räumen ich arbeite. Je einfacher, schmuckloser diese sind, desto mehr behagen sie mir, weil mich nichts in und an ihnen zerstreut und ablenkt.

Auch die Fensteraussicht soll keine großartige, sondern eine einfach-liebliche sein; dann regt sie mich an aber nicht auf, wie dies bei einer prachtvollen Gebirgslandschaft oder einer glänzenden, reichbelebten Straße wohl der Fall zu sein pflegt.

Auch regt mich Sonnenlicht im Gegensatze zu anderen, welche es stört, angenehm an, während mich ein trüber Himmel unaufgelegt findet. Viele Ideen und Kombinationen stellen sich beim einsamen Wandern, wohl auch beim Fahren (besonders im Eisenbahnwagen) ein. Die Bewegung ist offenbar der Phantasietätigkeit förderlich. Durch alkoholische oder narkotische Mittel habe ich mich — und zwar ohne Ausnahme — niemals zur künstlerischen Arbeit angeregt, weder durch Wein,

Ich glaube übrigens, daß auch der dramatische Entwurf meines Evangelimann unbewußt im Schlafe oder Traumzustande entstanden ist, denn ich schlief unmittelbar nach Lesung der kleinen Meißnerschen Erzählung ein und erwachte mit dem fertigen Entwurfe im Kopfe, verließ sogleich das Bett und schrieb denselben ohne Unterbrechung nieder, als ob mir ein unsichtbares Wesen die Hand mit dem Bleistifte führte. Etwas Ähnliches war mir weder vorher noch ist es mir später wieder passiert. Es war ein ausgesprochenes Müssen.

Beim musikalisch-dramatischen Schaffen quillt mir die Musik sozusagen aus den dramatischen Situationen, Aktionen und Gebärden meiner handelnden Personen, welche ich leibhaftig zu sehen vermeine, hervor, nie aber wird sie extra nur durch ein wohlklingendes Versmaß, welches den rhythmischen und tonlichen Sinn kitzelt, angeregt. Dafür spricht deutlich, daß ich ganze Szenen erst dann dichterisch ausführe, wenn ich zur musikalischen Komposition derselben schreite. Je lebhafter ich die handelnden Personen empfinde, je heftiger mich ihre Seelenzustände angreifen, desto unabweislicher wird der Drang, ihre Gefühle, Worte und Gebärden musikalisch auszudrücken.

Ich habe selten das Gefühl größerer Übereinstimmung gefunden, wie damals, als ich Richard Wagners Ausführungen über seine Art zu schaffen las.

Jedes Wort ist mir da aus der Seele geschrieben. Ich würde lügen, wenn ich sagte, daß ich auch nur im geringsten andersartig empfinde, als er es von sich schildert.

Interessant war es mir stets im hohen Grade, daß ich trotz aller intensiven Verstandesarbeit, die bekanntlich bei der Gestaltung jedes Kunstwerkes eine eminente Rolle spielt, oft lange nach gänzlicher Fertigstellung eines dramatisch-musikalischen Werkes, auf einzelne Beziehungen musikalisch-physiologischer Art gestoßen bin, die mir wiederholt eine geradezu ehrfurchtsvolle Scheu vor den unergründlichen Geheimnissen des künstlerischen Schaffens einflößten, und die Überzeugung von einer höheren Naturnotwendigkeit, von welcher der seherhaft schaffende Künstler unbewußt geleitet wird, woher es auch kommen mag, daß die erhabensten künstlerischen Schöpfungen in einem solchen Zustande höheren Unbewußtseins entstehen.

Sollte man nicht berechtigt sein, diese Unwillkürlichkeiten, welche auch nicht entfernt angestrebt oder beabsichtigt werden können, im eigentlichsten Sinne des Wortes Eingebungen zu nennen?

Darauf beruht wohl auch die von mir mehreren nach Opernstoffen gierig fahndenden Komponisten gegenüber gemachte fast paradox klingende Bemerkung: „Einen musikalisch-dramatischen Stoff darf man nicht suchen, man muß ihn finden."

Ist ein dramatischer Komponist auf dem Wege der Reflexion oder aus praktischen Gesichtspunkten zu einem Stoffe gekommen, und ist ihm dieser nicht wie ein plötzliches Gesicht vor die Seele getreten, so halte ich dies schon für höchst bedenklich. Ich wenigstens kann mir nicht vorstellen, daß ich anders als auf die letzte Art einen Opernstoff ergreifen könnte.

Ich glaube daher wohl nicht erst versichern zu müssen, daß mich zum Schaffen überhaupt nur ideale Interessen veranlassen können. Mag ja sein, daß zuweilen unbewußte äußere Ziele oder eine außergewöhnliche Teilnahme meiner Umgebung fördernd mitgewirkt haben; bestimmenden Einfluß jedoch haben diese nie auf mich ausgeübt.

Bei der einmal begonnenen Arbeit selbst fühle ich allerdings eine Reihe von Einflüssen äußerer Art anregend und fördernd auf dieselbe wirken. So regten mich von jeher Gespräche mit Kunstverständigen, meinem Schaffen sympathisch gegenüberstehenden Personen sehr an. Ich habe es aber schon herausbekommen, daß bei

# Die Alpen, der Mensch und die Zeit.

Von J. G. Kohl.[1])

## I.

Die ganze schöne, reiche und großartige Natur ist doch ohne ein lebendes, fühlendes und denkendes Wesen, das erst Bedeutung hineinlegt und das alles jenes Schöne und Große darin findet, tot. Selbst beim Anblick eines Paradieses würden wir doch nach einer Eva darin suchen, die mit uns empfände, oder mindestens nach einem treuen Hunde, zu dem wir reden könnten, oder doch nach einem friedlichen Rinde, das um uns her die Blumen abgraste.

Die Landschaftsmaler haben dies wohl gefühlt und daher das in ihre Bilder gebracht, was sie Staffage nennen. Kein Salvator Rosa, kein Calame malte einen Gewittersturm, ohne auch einen kleinen Tüpfel Farbe in seinem Gemälde anzubringen und ihn zur Figur eines armen Wanderers auszupinseln, der, von den Schrecken der Natur überrascht, flüchtigen Schrittes seiner Heimat zueilt, — kein Claude Lorrain einen Sonnenuntergang ohne tanzende Arkadier im Gefilde, die sich dieser Farbenpracht, dieser Luftfrische, dieser Lichtfülle, dieses Wiesenduftes jubelnd erfreuten, — kein Ruisdael einen Bach, ohne, wenn auch nur mit ein paar Strichen, die Figur eines Schäfers und einer Schäferin anzudeuten, die am Ufer dieses Baches Blumen pflücken.

Und im Grunde bilden dann doch immer diese paar Striche, jener kleine Farbentüpfel, jene tanzenden kleinen Arkadier für uns das Zentrum des Bildes, den Fokus, aus dem seine ganze Wirkung auf unsere Seele herüberstrahlt. Durch das Mitleiden mit dem armen Wanderer, durch die Mitfreuden, die wir jenem Liebespaare widmen, empfinden wir selber erst die erhabenen Schrecken des Gewittersturmes oder die Reize des Himmels und der bewässerten Flur.

Ohne diesen lichtsammelnden Fokus der Staffage würde das größte Landschaftsgemälde einem Lichtreflexe gleichen, dessen Strahlen sich ins Leere zerstreuten und unser Herz nicht träfen.

Auch die Blumenmaler haben eine sogenannte Staffage nötig gehabt und zeigen uns ihre hübschen, aber toten Töchter der Flora von lebenden Kindern der Fauna umgeben. Von Schmetterlingen lassen sie ihre Blüten umflattern. Kleine stille Käfer kriechen über die gebogenen Stiele und Zweiglein wie über Brücken, — eine Eidechse schlüpft, nach Schattenlabung begierig, unter das Laub, — ein Vogel baut sein Nest in dem

[1]) „Naturansichten", Leipzig.

Bier, Kaffee und Tee, noch durch Tabakrauchen. Ich halte die Abhängigkeit von solch niederen Stimulantien für geradezu unwürdig.

Die Anregung muß immer rein geistiger Natur sein; zum mindesten darf eine physische nicht mit Fleiß aufgesucht oder angewendet werden.

Ich habe in früheren Jahren mit Vorliebe in der Nacht gearbeitet, weil diese mehr Sammlung gestattet als der Tag und die Ablenkungsmöglichkeiten vermindert, weil auch sie das Nervensystem bereits in einem Zustande vorgeschrittener Sensibilität und für die musikalische Arbeit sozusagen präpariert findet. Ich habe mich aber eines Besseren besonnen und arbeite jetzt nur mehr vormittags und abends im ganzen sieben bis acht Stunden. Bisher hatte ich diese zweifellos gesündere Einteilung noch nicht zu bereuen gehabt.

Lärm, Gespräche und Ähnliches in meiner nächsten Nähe, welche mir wohl die Abfassung des einfachsten Briefes unmöglich machen, stören mich physisch bei der musikalischen Arbeit nicht im geringsten, abgesehen von dem oben berührten Umstande des Unbeachtetseinwollens.

Was die Ausführung meiner Werke betrifft, so mache ich immer nur eine einzige Skizze (Notizen nicht gerechnet), welche sich bei der Ausarbeitung immer mehr verdichtet, bis sie — bei Orchesterwerken — einem Partitur-Mikrokosmus ähnlich sieht. Ist die Arbeit vollendet, so pflege ich keine Note mehr zu ändern, sowie ich jede Umarbeitung eines älteren Werkes perhorreszier. Gefällt es einem „Reminiszenzenjäger", auf die Ähnlichkeit einer meiner Melodien mit der eines anderen Komponisten in wohl- oder unwohlwollender Weise aufmerksam zu machen, so ändere ich dieselbe, selbst wenn ich dem Betreffenden Recht geben müßte, grundsätzlich nicht, weil ich in einem solchen Vorgehen eine Unehrlichkeit und eine Fälschung meiner eigenen Eingebung erblicken würde. Mit einer Umgestaltung würde ich entweder eine künstlerische Lüge aussprechen oder demjenigen ein Zugeständnis machen, der meine Melodie nicht für ehrlich erfunden hält.

Überhaupt liegt die Eigenart der Empfindung nicht in der bloßen Tonfolge, die immer schon ähnlich dagewesen sein muß, sondern in der Gesamterscheinung des Kunstwerkes.

Noch möchte ich beifügen, daß ich ebensowenig, als ich einen „Stoff", eine Melodie, eine Harmonie oder einen Rhythmus suche, auch die Tonart wähle, in welcher eine Komposition sich aussprechen soll, sondern es bildet sich dieselbe, als zur Wesenheit des Ganzen gehörend, in mir gleichsam als Farbe des „Einfalles" gleichzeitig mit diesem.

Der erste Anstoß zu meinem musikalischen Schaffen überhaupt ist mir unbekannt.

Ich weiß nur, daß ich mit acht Jahren am Klavier zu „phantasieren" begann und auch wiederholt in Wald und Flur meinen jugendlichen Gefühlen durch phantastisches Singen Ausdruck verlieh, und daß ich mit zwölf Jahren die ersten Niederschriftversuche von eigenen „Kompositionen" machte.

Dr. Wilhelm Kienzl.

Es war ein unglückseliger Gedanke von unserem Schiller, wenn er sagte, daß die Natur vollkommen sei, wohin der Mensch nicht käme mit seiner Qual. Wenn in einer solchen traurigen Idee ein Schein von Wahrheit liegt, und wenn dann ein großer vielverehrter Geist sie aufnimmt und in ansprechende Worte ausprägt, so findet sie einen tausendfachen Nachhall, senkt sich der Nation tief in die Seele und stiftet dann dort, in allen Gemütern fortwuchernd, unsägliches Unheil, indem sie dem ganzen Volke einen falschen Impuls gibt und ihm eine melancholische Ansicht der Dinge beibringt.

Ich will nicht untersuchen, worauf Schiller mit jenem Axiom in der Verbindung, in welcher er es vorbrachte, hinzielen wollte. Aber in Bezug auf das Schöne und Pittoreske in der Natur, glaube ich, ist es so wenig anwendbar, daß wir gewiß der Wahrheit näher kämen, wenn wir es geradezu umdrehten und sagten: Natur ist nur soweit reizend, lieblich, schön und ansprechend, soweit der Mensch kommt mit seiner Intelligenz, mit seinem Mute, mit seinem Herzen, mit seiner Kunst und Phantasie.

Der Mensch ist ja der wahre Arzt der Natur, die von Haus aus an tausend Unvollkommenheiten und Fehlern leidet. Er heilt ihre Wunden und Geschwüre, indem er die Sümpfe trocknet, — er befördert ihre Ausdünstung und Respiration, indem er in den verwachsenen Urwäldern aufräumt und überall Licht und Wärme hinbringt, — er befreit sie von tausend Plagen, indem er das Ungeziefer und die Raubtiere ausrottet, — er säubert, ordnet und verschönert sie in seinen Gärten.

In seinen kunstvollen Händen gestalten sich die Blumen zu herrlicheren Blüten, zu reicheren Farben und Formen. Wie er die wilden Rinder und Schafe in seinen Stall treibt und zähmt, so sammelt er die Fruchtbäume hinter seinem Zaun, impft ihnen sanftere Triebe ein und veranlaßt sie zur Erzeugung lieblicherer Frucht. Er reinigt die Wiesen und Felder vom Unkraut und schneidet es aus, wie der Chirurg das wilde Fleisch in unseren Wunden.

Und sogar der Rest der wilden, sich selbst überlassenen Natur, den der Mensch sich nicht untertan macht, gewinnt im Kontraste mit den Werken des Menschen einen doppelten Reiz. Der Mensch arbeitet alles, seine Häuser, seine Gärten, seine Felder, nach mathematischer Regel und Schnur. Wäre die ganze Natur so eingezäunt und eingewinkelt, so wäre sie einförmig. Die Natur bildet alles in ungeregelten, schnörkeligen, gezackten oder welligen Linien. Wäre alles so wild, so wäre es wieder einförmig. Die Quadrate, Zirkel und Dreiecke der menschlichen Werke sind daher der wilden Landschaft zur anmutigen Abwechslung als Salz und Würze eingestreut. Ich wüßte auch nicht, wie irgend jemandem, wenn er, sei es in einer gemalten oder in einer natürlichen Landschaft ein Haus, oder

Blütenzweige, — ein Finke nascht von den glänzenden Beeren oder ein Mäuschen beknuspert die zierlich ausgemalte Nuß.

Und uns phantastischen Beschauern wird nur erst durch Vermittlung aller dieser riechenden, schmeckenden, naschenden, schauenden, fühlenden, flatternden Wesen, mit, denen wir sympathisieren, mit denen wir uns für eine Weile identifizieren der ganze Vollgenuß des gemalten Blumenbouquets zu teil.

Man könnte sagen, daß alle Künstler, mit Ausnahme eines einzigen, außer dem Hauptgegenstande, den sie darstellen wollen, noch einige Nebendinge hinzutun müssen, vermittelst deren sie wie durch elektrische Konduktoren den Effekt, den die Hauptsache produzieren soll, auf unsere Seele leiten.

Der, welcher Felsenpartien darstellt, hat wenigstens einige Pflanzen und Bäume nötig, die, an diesen Felsen rankend, ein kümmerliches Leben fristen und durch die uns das wilde, starre, harte Wesen des Gesteins erst fühlbar wird. Der Wiesen- und Flurenmaler bedarf, wie gesagt, der Hirten und ihrer Schafe, — der Blumenmaler der Maus, der Eidechse und des Schmetterlings, — der, welcher ein Stilleben darstellt, wenigstens einer Hauskatze oder des Hofhundes, oder doch eines Vogels, den er, wenn auch nur im Käfig, mitten unter seinen toten Gegenständen anzubringen gut tun wird.

Der Tiermaler, dem die Rinder, die Pferde und Schafe zwar die Hauptsache sind, bedarf doch wieder eines Hirtenknaben bei seinen Kälbern, oder eines Reiters für sein Pferd, und Tiere allein, es sei denn zum Zweck des Studiums, wird kein Künstler, der einen bedeutenden Eindruck auf uns zu machen denkt, darstellen.

Der einzige Künstler, welcher seinen Hauptgegenstand ganz ohne Staffage und Nebendinge, ganz außer dem Zusammenhange mit der umgebenden Natur darstellen kann, ist derjenige, welcher sich mit dem Zentral- und Zweckwesen der ganzen Natur, mit dem Menschen selber, beschäftigt. Denn während der Mensch alle anderen Genüsse erhöht und bedeutungsvoll macht, sind seine eigenen Freuden, Leiden, Empfindungen und Passionen in sich selbst das Höchste, Verständlichste und kraftvollst Wirkende. Eine Laokoonstatue brauche ich nicht mit höllischen Feuerflammen oder schreckhaften Bergschlünden oder Gewittern, oder mit Donnern und Blitzen zu umgeben, um den Effekt zu erhöhen. Ich lese des Gepeinigten tiefen Schmerz unmittelbar aus den Zügen seines Angesichts. Neben einer Gruppe von Amor und Psyche Blumen zu setzen, Bäche rieseln zu lassen, Grotten und Büsche zu gestalten, ist überflüssig. Denn diese Zutaten können mir nichts Höheres deuten und sagen, als was in den Augen und Mienen der Liebenden selber ausgedrückt liegt. Auf den höchsten Gipfeln der Kunst und Empfindung, wo Seele in Seele blickt, sind alle Zutaten sogar störend.

## II.

„Von diesen Pyramiden schauen vier Jahrtausende auf euch herab", rief Napoleon seinen Soldaten in Ägypten zu. Der Alpenschilderer müßte darnach seinen Lesern zurufen: von diesen Gipfeln und Zacken schauen Millionen von Seklen auf euch herab.

Im Grunde genommen haben wir es zwar auch in den Ebenen schon mit Gegenständen von einem sehr respektablen Alter zu tun. Die Erdrinde, die wir hacken und pflügen, ist der Hauptsache nach nicht viel jünger als die in den Alpen. Selbst die Ton- und Lehmschichten unserer Hügel übertreffen, so wie sie da liegen, in Bezug auf Alter alle ehrwürdigen Pyramiden, Tempelruinen und sonstigen von Menschen zu stande gebrachten Bauwerke der Welt, und sogar das Stück Steinkohle, das ein Niederländer in den Ofen steckt, hat eine ziemliche Reihe von Jahrhunderten so existiert, und du verbrennst da in wenigen Minuten zu Asche ein Gebilde, welches Jahrtausende respektierten.

Ich sage, schon das Alter der Stoffe, wie sie in unseren Ebenen aufgeschichtet sind, übersteigt nicht nur alles Menschengedenken, sondern auch alle menschliche Berechnung und Einbildung. Allein aus unseren uralten Morästen, Lehm- und Tonlagern, aus unseren Sanddünen und Sandheideflächen können die ergreifenden und erhebenden Gefühle, mit denen uns der Anblick uralter Gegenstände zu erfüllen pflegt, nicht auf uns einwirken, weil sie alle so form- und gestaltlos sind und weil wir keine Zeichen des Arbeitens und der Wirksamkeit der Zeit an ihnen gewahren.

In den Alpengebirgen ist dies anders. Hier ist fast alles Form und Gestalt und fast kein Fleck ist ohne die deutlichsten Spuren einer langanhaltenden Tätigkeit. Aus den tief eingegrabenen Tälern, aus den pyramidalisch aufgehäuften Bergen, aus jedem langsam abgerundeten Felsblocke blickt uns das graue Haupt der Zeit entgegen. Hinter jeder Felsecke schaut ihre gerunzelte Stirne hervor.

Ich gebe zu, daß es eine vergebene Mühe wäre, diese Runzeln zu zählen, daß selbst das Alter der kleinsten unter diesen Riesenarbeiten der Zeit unserer Berechnung und unserer winzigen Maßstäbe spottet. Jahrhunderte, ja fast Jahrtausende sind zu geringfügige Zeiteinheiten für die Bemessung jener Perioden.

Wie die Astronomen zur Messung der Himmelsräume statt der Schritte und Meilen den Erddurchmesser und die Sonnen- und Syriusweiten erfunden haben, so sollte auch der Chronolog der Alpen für diese riesenhafte Chronometrie sich statt der Jahrhunderte und Jahrtausende noch größere und passendere Zeitmaßstäbe schaffen.

ein Dorf, oder gar die Zinnen und Türme einer ganzen Stadt erblickt, dabei zunächst alle die Qualen, die Leiden und Laster einfielen, die zahllos in diesen Wohnungen verborgen sein mögen. Selbst die Zinnen und Türme einer ganzen Stadt mit allem Elende, das sie bergen, machen auf uns in Summe den wohltätigen Eindruck der Sitte, der Ordnung, des Gesetzes, der Heimatlichkeit und Häuslichkeit. Häuser, Dörfer, Städte erscheinen uns nicht als Mißtöne in der Landschaft, sondern als willkommene Erscheinungen, wir vergessen dabei aller üblen Nebenbeziehung.

Wenn du die kleinen Menschenwerke, wie sie in der Mitte der gewaltigen Gebilde der Natur, z. B. in einer großartigen Gebirgswelt, verstreut sind, betrachtest, so tritt dir die Idee sehr nahe, daß in diesen Gegenden zweierlei Geschlechter von Wesen durcheinander arbeiteten, zuerst ein gigantisches Riesengeschlecht und dann eine Rasse von winzigen, aber kecken Zwergen. Alles, was jene hinsetzten, ist grob zugehauen, gewaltig und grotesk. Alles, was sich diese hindrechselten, ist regelmäßig, miniaturartig und zierlich!

Beide Geschlechter führen miteinander einen ununterbrochenen malerischen Krieg und die Liliputer siegen meistens in diesem Kriege durch Schlauheit.

Der Titan stellt schaudererregende Felsenwände vor den schönen Wiesen in die Höhe und will sie dem kleinen Menschen nicht gönnen. Dieser aber zimmert Leitern oder hämmert Stufen in den Felsen aus und baut seine Hütte mitten im fetten Grase dem Titan auf den Rücken. Jener läßt einen wilden Bergstrom los, dem liliputischen Menschen den Weg abzuschneiden. Dieser baut den schlanken Bogen einer Brücke und eilt trockenen Fußes und des zürnenden Flußgottes lachend darüber hinweg. Der Titan häuft Blöcke auf Blöcke, macht das Terrain so uneben unmöglich und spricht zum Liliputer: hier sei es dir verboten zu hausen. Dieser aber füllt vorsichtig alle Unebenheiten aus und baut auf der Spitze zur Ehre Gottes ein Kirchlein. Jener rollt ganze Gebirge herbei und umgibt mit ihnen seine Behausung wie mit einem Walle. Die Kleinen aber sprechen: laß uns auch dort neben dir wohnen! Und wie die Hamster und Mäuse arbeiten sie sich, Wege und Felder anlegend, Mauern und Dörfer bauend, durch das wüste Labyrinth, durch Höhlen und Gänge, im Zickzack hinauf, in Schlangenwindungen hinab.

Wie unaussprechlich mannigfaltig ist das Vergnügen, das aus diesem in allen Alpentälern sichtbaren Ringen des Menschen mit der Natur entsteht. Und wie groß ist der poetische Reiz, den hier im Gegensatz zu der wilden Natur der Gebirge die Menschenwerke bloß dadurch erhielten, daß sie die Idee der Kühnheit uns nahe bringen, ein Reiz, den sie in der ebenen Landschaft, wo die Natur nicht so grimmige Mienen macht, nicht gewinnen.

Unsere Sprache ist zu arm. Selbst mit unseren großartigsten Ausdrücken, mit dem „Riesenhaften," mit dem „Kolossalen" reichen wir nur zu den kürzesten Lebensaltern der kleinsten Naturkinder, und die Größe der Massen von Zeitaltern, die sich noch hinter ihnen auftürmen, können wir gar nicht zur Empfindung unseres Geistes bringen, da wir schon bei dem Kleinen unseren Vorrat von Kraftberedsamkeit verschwendet haben.

Es ist demnach unmöglich, auf eine würdige und angemessene Weise über das Schalten und Walten der Zeit in den Gebirgen zu reden, und könnte also auch überflüssig erscheinen. Da aber bei jedem gerollten Steine, bei jedem verwitterten Blocke, bei jeder Felsenecke, bei jeder Gebirgsschichte, bei jedem bearbeiteten Berggipfel sich doch wieder die Bemerkung aufdrängt, daß hier ein Produkt einer lang anhaltenden Tätigkeit vor Augen liegt, da wir in allen diesen großen Ruinen den nagenden Zahn der Zeit noch jetzt in beständiger Wirksamkeit sehen und da wir überall in den Gebirgen aus dieser Betrachtung einen großen Genuß ziehen, so ist eine solche Betrachtung doch unabweisbar. Und wäre das Resultat derselben auch nichts als ein bloßes Staunen, so ist doch auch in diesem Staunen ein ergreifendes, lehrreiches und heilsames, ja ein religiöses, frommes Element.

Man hat zwar zuweilen versucht, die Zeiträume gewisser Erdepochen genau zu bestimmen. Man hat gesagt, daß seit der Steinkohlenbildung eine Million und dreimalhunderttausend Jahre vergangen seien, und man hat berechnet, daß die Erdkugel, bevor sich aus ihrem heißen, gasartigen Ball der Granit niederzuschlagen anfangen konnte, schon fünfzigmillionenmal ihren Lauf um die Sonne vollendet haben mußte. Allein die Fazits solcher Berechnungen zerplatzen gar zu oft wie Seifenblasen an irgend einem kleinen übersehenen Faktum.

Und im ganzen muß man gestehen, daß die Chronologie der Erdbildungsepochen noch in dichte Wolken gehüllt ist.

Vermutlich schießen wir bei ihrer Bestimmung immer zu kurz. Besonders haben die früheren Geologen, wenn sie auch nicht wie Moses alles auf ein bloßes Wort des Schöpfers ins Leben treten ließen, an viel zu kurze Zeiten glauben wollen. Sie haben entweder, weil sie vor der Annahme von Millionen von Jahrhunderten erschraken, oder weil das Bild gewaltiger Kämpfe und ungeheurer Anstrengungen ihre Phantasie mehr ansprach als langsame und allmäliche Umgestaltungen, Feuer und Wasser furchtbar auf der Erdoberfläche wüten lassen.

Heiße Regengüsse, plötzliche Erkaltungen, ungeheuere Aufspaltungen des Erdreiches, entsetzliche Hervorbrechung der glühenden Flüssigkeiten, gewaltige Meeresergüsse und strömende Ozeane von unwiderstehlicher Kraft beschäftigen vielfach ihre Phantasie. Die kurzsichtigen und ungeduldigen Menschen haben mit einem Worte überall in den Bergen Resultate

Ich gebe zu, daß selbst unsere Phantasie sich am Ende vergebens anstrengt, diese gewaltigen Zeiträume zu umspannen, die Klüfte zwischen ihnen zu erkennen und den Geist je nach der Stufe des Alters mit einem entsprechenden Gefühle von Ehrerbietung zu erfüllen.

Es gibt hier und da Felseneinschnitte in den Bergen, die einige hundert Fuß tief und wenige Klafter breit sind und in deren unterstem Grunde ein Fluß braust. Diese Schluchten haben ganz den gewundenen, schlängelnden Lauf, wie ihn jedes Flußbett zeigt. An ihren Wänden tempeln sich bogenförmige Nischen und ausgewaschene, glattpolierte Höhlungen übereinander auf, wie an den Mauern eines römischen Äquaduktes. Dies alles läßt uns keinen Zweifel darüber, daß wir in diesen Schluchten ein Werk desjenigen Gewässerchens vor uns haben, das noch heutiges Tages unten in der Tiefe seine Arbeit auf dieselbe Weise fortsetzt.

Ein Stäubchen nach dem anderen wurde da von dem festen Gestein gelöst, entführt und so der Entsetzen erregende Schlund gebildet. Und doch ist diese Wirkung so gemach, daß selbst ein Methusalem während seines langen Lebens kaum einen am Zollstabe meßbaren Fortschritt würde beobachten können.

Wir schwindeln bei der Menge von Methusalemsaltern, die wir aufhäufen müssen, um das Alter einer einzigen solchen Schlucht und eines einzigen solchen Berggewässers zu bestimmen. Selbst die kleinsten Waldgewässer fließen und arbeiten, schleifen und sägen in den Gebirgen seit Äonen und sind Titaniden, vor deren Größe und Kraft unsere Phantasie zusammenschrumpft.

Und doch sind ihre Arbeiten nur Zwergarbeiten und wahre Miniaturwerke in Vergleich mit den Riesenverrichtungen und Herkulestaten, welche wir über und neben ihnen ausgeführt erblicken.

Treten wir aus jenen Schluchten hervor in das freie Tal, so sehen wir, daß hier ganz auf dieselbe Weise durch Hinwegführung eines Stäubchens nach dem andern weite Räume geschaffen wurden, in deren kolossalen Verhältnissen jene Schluchten gleich einem schmalen Riß in einem Gebäude kaum bemerkt werden. — Wir können uns kaum entschließen, zu glauben, daß die Gewässer hier imstande waren, ganze Gebirge von mehreren tausend Fuß Weite, von mehreren hundert Klaftern Höhe und von meilenweiter Längenerstreckung hinwegzuspülen. Woher gab der Zeitengott alle diese Fluten von Jahrtausenden, die dazu erforderlich waren?

Und doch zeigt uns der Geolog zu beiden Seiten bis zum Gipfel der Wände die harmonierende Schichtung der Massen, zeigt uns, daß ihre Tücher einst auch da, wo jetzt leerer Raum ist, über das Tal hinweggespannt waren, und zwingt uns Widerspenstige, das Unglaubliche zu glauben.

wie die Ameisen an ihren Ameisenhaufen. Lange, unermeßliche Zeiträume brütete wiederum der Ozean über den Kalkmassen, die sich in lange dauernden Ablagerungen absetzten.

Keine Zeit und Mühe ließen sich die Naturgewalten verdrießen, um die aufgewachsenen Massen wieder zu zertrümmern und am Ende zu den feinsten kleinen Sandkörnern zu zerreiben und aus diesen Körnern und Kugeln dann wieder weithin ausgedehnte Länder verwachsen zu lassen.

Viele von den Trümmern zerrieben sie nicht so sorgfältig zu feinem Sande. Sie begnügten sich, sie einige Myriaden von Jahren hindurch geduldig im Strudel der Wellen hin- und herzuwälzen, bis sie sich zu runden Kugeln abschliffen. Dann umgaben sie sie wiederum im Laufe einer Reihe von Jahrhunderten mit festem Kitt und bildeten daraus die weitverbreiteten Nagelfluegebirge.

Gleich der Penelope, welche, Ulysseus zehn Jahre lang erwartend, ihr Gewand wob und wieder auflöste, so arbeitete und zerstörte auch die Natur in Erwartung ihres Ulysseus, des Menschen, ihre Gebilde unverdrossen und komponierte sie wieder von neuem.

## Das Gefühl des Volkes für Religion und Nation.

Aus dem „Oststeirischen Bauernleben" von **Rosa Fischer.**

Wenn ein kleiner Mensch zur Welt kommen will, noch ehe er ihr Licht erblickt, haben die Leute Sorgen um ihn, leibliche und geistige.

Er soll ein Platzerl haben, wohin er sein „Haupt" legen kann auf Erden, und er soll auch nicht einmal vergeblich an der geschlossenen Himmelstür stehen.

So wird denn ein Betterl bereit gemacht, ganz seltsame, kleinwinzige Kleidungsstücke, Hemderl und Jackerl, Hauberl und Barterl mit Spitzen und Banderln werden mit einer gewissen Heimlichkeit zurechtgelegt und wenn dies bereit ist, gibt es für die hoffnungsreichen Leute einen meist schweren Gang, — „Gödenleut oder Gevatter anreden" — nämlich Taufpaten bitten.

Erfahrene Leute behaupten, dies sei gar so schwer, — anderseits gilt es als eine Ehr' [1]) — in jedem Falle aber sagt man, eine Taufe

[1]) Es heißt auch: „die Ehr' lassen", „die Ehr' geben", wenn man von einer voraussichtlichen oder erhaltenen Taufpatenstelle eines Bekannten spricht.

ungeheuerer Zerstörungen vor sich gesehen und da ihnen diejenigen langsam auflösenden und umgestaltenden Kräfte, welche sie dort noch jetzt wirksam finden, viel zu viel Zeit zu verlangen schienen, so waren sie überall geneigt, an ganz übernatürliche und plötzliche Anstrengungen der Natur zu glauben.

Eine ruhigere Beobachtung der noch jetzt tätigen Naturkräfte hat uns auf der einen Seite etwas mäßiger und eine geistreichere, weniger buchstäbliche Auffassung der von unseren heiligen Büchern festgesetzten Erdbildungsepochen auf der anderen Seite kühner gemacht. Wir haben es erkannt, daß wir von dem Zeitengott, der die ganze Ewigkeit hinter sich wie vor sich hat, uns ohne Scheu so viel Seklen erbitten dürfen, als wir zu bedürfen glauben, und daß, wenn wir dies tun, wir der Sache mehr Zeit lassen können und gar nicht nötig haben, solche gewaltige Anstrengungen vorauszusetzen.

Auch von den Spaltungen und Zerreißungen der Gletscher glaubte man sonst, daß sie plötzlich entständen. Man ließ die Eismassen in gewaltigen Abgründen aufklaffen, ja man ließ ganze Abteilungen dieser Eisströme auf einmal und gleichsam in Sprüngen herabrutschen. Neue Beobachtungen haben aber gezeigt, daß alle Klüfte der Gletscher sehr klein beginnen und ganz allmählich sich weiten und daß ihr Wachstum fast mit derselben ebenmäßigen Langsamkeit wie das Wachstum eines Baumes vor sich geht.

Vermutlich ganz ähnlich ist es mit den Spalten und Rissen gegangen, welche die Erdkugel bei ihrer Abkühlung durchfurchten. Anfangs waren es kleine schmale Risse und im Laufe der Zeiträume klafften diese immer weiter und weiter auf und die inneren Eingeweide der Erde quollen gemach daraus hervor.

Noch jetzt biegt und bäumt sich die Erdrinde hie und da so zu sagen vor unseren Augen empor. Vermutlich nicht viel schneller haben sich auch die Gipfel der höchsten Berge herausgehoben und obgleich sie hie und da aussehen, als wären sie schnell zerworfen und umgestülpt wie Eisschollen, die eine unwiderstehliche Macht von unten auf zerbrach und die darnach im erhärteten Schlamme so stecken blieben, wie der Zufall sie hinwarf, so ist es doch viel wahrscheinlicher, daß sie ganz gemach sich aufrichteten und mit der Langsamkeit von Riesenbäumen wuchsen.

Es hat schon viel Irrtümer hervorgerufen, daß man der Natur in den Bergen eine große Leidenschaftlichkeit unterzulegen geneigt war und ihr leises Schaffen hier so leicht übersah.

Unverdrossen schwenkte sich der Erdkomet millionen- und millionenmale um die Sonne, bis er sich zum Planeten verdichtete. Unverdrossen häufte er in fortgesetzten Niederschlägen aus seiner gasartigen Atmosphäre Kristalle auf Kristalle, und die Gnomen arbeiteten an den Granthaufen

Anderseits geht die Rede, daß bis zum Vorsegnen das Kind nicht allein gelassen werden soll, da es von bösen Mächten gegen einen häßlichen Wechselbalg ausgetauscht werden könnte.

So liegt das Kleine weich und warm im Bettlein oder an der Mutterbrust, sagt nichts anderes als von leiblichen Anliegen, wenn es hungrig ist oder ihm was weh tut, aber Angehörige oder Besucher geben dem kleinen Christenmenschen zuweilen Weihwasser aufs Gesichtlein oder machen ihm das Kreuz.

Lächelt das Kind im Schlafe, so träumt es vom Schutzengel, hält es die Handerl zusammen, so sagt man glücklich: „Es tut schon beten."

So früh wie möglich, wenn das Kleine einmal verstehen und scherzen lernt, zeigt man ihm die Bilder von Jesus und Maria und sagt ihm, es solle ein Busserl hinaufgeben zum Himmelvater und zur Himmelmutter.

Sobald es plaudern kann, mit noch stammelnden Lauten, lehrt man es die süßen, kleinen Kindergebetlein zum Jesukindlein und Schutzengel und zur „liab'n Frau" und gar manche Mutter hängt ihrem Kinde ein geweihtes „Breverl" [1]) um den Hals, auf daß es das Kleine schütze auf seinem Weg, und ebenso hängt man liebliche Schutzengelbilder und andere heilige Zeichen an dem kindlichen Lager auf. Bildlein, Kerzchen und glitzernde kleine Beten [2]) sind es, mit denen man die unbewußt und hingebig gläubigen kleinen Leute erfreut, und frühzeitig, oft noch auf dem Mutterarm, dürfen sie in die Kirche mit, und insbesondere die kleinen Mädchen sind ja so glücklich, zu Fronleichnam die Prozession begleiten zu dürfen in weißen Kleidern, mit Kränzlein im Haar.

So verklärt man dem Kinde seinen Gottesglauben, pflanzt aber gleichzeitig auch die Gottesfurcht und das Gefühl für Recht und Unrecht in die kleinen Herzen.

„Das darfst nicht tun — der Himmelvater greint und Schutzengerl tut weinen," sagt man dem unmündigen Kleinen, wenn es etwas Unrechtes tun will, und den größeren, die schon Schule besuchen und im „Gebrauche ihrer Vernunft" sind, wie vom siebenten Jahre angefangen gerechnet wird, droht man vor einem Unrecht: „Das ist Sünd'. Dafür wird dich Gott strafen und das mußt du beichten."

Die Kinder selber verfügen von Geschlecht zu Geschlecht über besondere, in ihrer Art strenge Satzungen.

So ist es zum Beispiel eine schwere Eidesformel, wenn eines sagt: „G'wiß Gott wahr" oder „Meiner Seel'".

Ein Mißbrauch solch eines Schwures ist ganz undenklich und würde bei den Kindern als eine Todsünde gelten.

---

[1]) Medaille. [2]) Rosenkranzschnüre.

dürfe man keiner Bettlerin auf der Straße abschlagen und jedes Taufkind sei eine Stufe zum Himmel.

So wird denn, wenn das Kindlein auf der Welt ist, so bald wie möglich um die Taufpaten geschickt und wenn möglich das Kleine schon am ersten Tage zur Taufe getragen. Ist es schwach, so erhält es wohl schon früher die Nottaufe, denn ein ungetauft verstorbenes Kind kommt nach dem Volksglauben im Jenseits an einen Ort, wo keine Freude und kein Leid ist.

Darum läßt man auch das kräftige Kind nicht lang daheim. Frisch gewaschen, nach der langen Reise im schönsten Feiertagskleid, meist bevor es noch eine irdische Speise empfangen hat, wird es in die Kirche getragen, darf als kleiner Heide anfangs nicht hinein, spricht dann durch den Mund der Godl oder des Göden das Taufgelübde, wird getauft im „Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes“ und ist mit allem still zufrieden.

Oder auch, es zieht ein Mäulchen und erhebt ein leises oder lauteres Entgegnen; in jedem Falle aber ist der kleine Christenmensch fertig und beim Heimkommen, wenn die Godl oder Hebamme der Mutter das Kindlein in die Arme legt, sagt sie wohl: „So — einen kleinen Heiden haben wir fortgetragen und einen Christen bringen wir wieder.“

Die Mutter aber zieht glückselig das Kind an sich — jetzt gehört es erst ihr. —

Ein kleiner Taufschmaus mit „kraustèn Tatscherln“ (krausgebackenen Krapfen) und Kaffee beschließt den festlichen Tag. Beim Scheiden aber gibt die Patin Weihwasser über Mutter und Kind.[1])

Acht oder vierzehn Tage später stellt sich die Mutter in der Kirche zum „Vorsegnen“ ein, denn nach der Geburt eines Kindes gilt ein Weib als unrein und soll nicht unter Gottes freien Himmel, nicht in die Sonne gehen, damit es nicht schuld sei an bösen Wettern und Hagelschlägen.

In die Kirche aber nimmt die Mutter wenn möglich auch das Kleine mit, um es der Segnung teilhaftig werden zu lassen, denn der Priester spricht beiläufig[2]): Segne, o Jesus, diese Mutter mit ihrem Kind und lasse sie einst bei dir und deiner Mutter im Himmel sein.“

[1]) Die „Gödengaben“ (Taufgeschenke) sind im allgemeinen ziemlich gleich. Früher gab man Taler und alte Silberzwanziger in bunte Seidenbänder und Silber- und Goldfäden genäht — „eingefaßt“. Heute sind Fünfkronen- oder auch Goldstücke in der Mode, entweder in einem mit dem Namen des Täuflings oder des Paten versehenen Etui oder auf ein Sparkassebüchel eingelegt. Überdies bringt die Godl noch Zucker und Kaffee ins Haus sowie einige Gulden Brotgeld zum gelegentlichen Einkauf von Semmeln, oder sie schickt nach einer Woche das „Kindsbettbrot“, nämlich einen vom Bäcker hochaufgegupften Korb voll Semmeln, mürben Kipfeln und langen Wecken, deren Enden mit buntflatternden Bändern verziert sind — bei einem Buben blau, für ein kleines Dirndl rosa.

[2]) Aber lateinisch.

was Angehörige und Geistlichkeit weiter glauben und lehren — es muß (in ihren Augen) wohl das Richtige und die Wahrheit sein.

Daß es einen anderen Christenglauben als den katholischen gibt, weiß man kaum. Der überwiegende Teil der Landbevölkerung denkt sich unter Andersgläubigen nur Türken und Juden und wo die Rede auf „Lutheraner“ und „Calviner“ kommt, da erzählt sich das Volk über die religiösen Begriffe und Sitten dieser Andersgläubigen die unsinnigsten Geschichten.

Zum Beispiel behauptet man, die Protestanten jenseits der ungarischen Grenze beteten den Hahn auf dem Kirchturm an und bei ihrer Beichte sage der Pastor: „Gib mir dein' Siebner und sündige nimmer.“ Ihr Gebet aber laute: „Kraft, die macht die Herrlichkeit.“

Von den Calvinern sagt man, sie hielten das erste Tier heilig, das ihnen in der Frühe begegnet.

Eine Bäuerin, die irrtümlich das Bild Martin Luthers von einem Händler gekauft hatte, meinte dann, dies sei den „Ungarn ihr Herrgott“, weil eben in Ungarn viele Protestanten leben.

Anderseits mag man doch die Lehre, daß nur ein Glaube selig macht, nicht recht fassen.

Manche freilich sprechen die Worte der Kirche bedingungslos nach, andere aber meinen doch mit schönem Rechtsgefühl: „Warum sollten sie (die Nichtkatholiken) denn nicht selig werden? Sie können ja nichts dafür, daß sie in einem anderen Glauben aufgewachsen sind.“

Und so ein alter, guter, inniggläubiger Vater meint wohl: „Freilich, nur ein Glaube macht selig, nämlich der, den man hat. An Gott glauben ja die andern auch, und wenn's brave Menschen sind, wird s' unser Herrgott nicht verdammen. Und wenn einer gar nichts glauben sollte — leider Gott — aber es kann ja für ihn auch noch die Gnade kommen.“

Aber auch in anderer Beziehung gehen die Gefühle der katholisch Gläubigen zuweilen auseinander. Es sind nicht alle gleich fromm, nicht alle gleich brav und nicht in derselben Weise vom Schicksal heimgesucht oder vom Weltsinn umfangen.

Viele Mädchen neigen von Kindheit auf zur Sanftmut und Keuschheit; sie gehören dem Jungfrauenvereine an und schmücken kirchliche Feste durch ihr Erscheinen in weißen Kleidern und mit Kränzlein im Haar, sowie sie auch für Blumen und Wäschezier der Kirchen und Kapellen Sorge tragen und nach den Statuten ihres Vereines einander in Liebe zugetan und kranken, verlassenen Mitgliedern behilflich sein sollen.

Die weltlich Gesinnten aber mögen diese Vereine und ihre Mitglieder nicht. „Betschwestern“ sagt man und lebensfrohe Mädchen weichen dem Vereine aus.

Anderseits lernen sie in der Schule auch den Ernst der Religion kennen, die biblische Geschichte von Adam und Eva an bis zur Geburt des Erlösers und sein Leben und Sterben, und ziemlich jung, meist mit zehn und elf Jahren, gehen sie das erstemal zur Beichte. Das ist ein schwerer Schritt. Ein Stein liegt auf den jugendlichen Herzen und eines der sündigen Menschenkinder will das andere vordrängen zum Beichtstuhl, um nur noch ein Weilchen Stärke und Fassung zu erlangen. Mit stockenden und hastenden Worten sagen sie dem Priester an Gottes statt die Sünden, deren sie sich schuldig wissen, und sie sagen alle, denn sie sind sich bewußt, daß sonst die Beichte ungiltig ist und daß sie Gott von neuem beleidigen.

Insbesondere später, wo sie nach der Beichte auch zur Kommunion gehen, müssen sie gedenken, daß derjenige, der mit einer schweren Sünde auf dem Herzen das heilige Abendmahl empfängt, sich „das Gericht und die ewige Verdammnis ißt“.

Darum ist das Gewissen eine mächtige Stimme und darum beichten die kleinen Sünder alles Unrecht ihres Lebens und darum, weil es sich dieser oder jener Sünde recht bitter schämte, hat schon manches Menschenkind dieselbe Sünde gemieden, nur um sie nicht wieder bekennen zu müssen. Aber wahr ist es wohl, schwer kommt das Beichten gar manchen kleinen Leuten an, insbesondere gegenüber dem Katecheten; leichter beichtet man einem weniger bekannten Priester.

Aber auch in diesem Lebensalter, trotz des Ernstes der Religion, mischt sich dem gläubigen Gefühle auch wieder ein Stück weltliche Freude bei.

Schon die Kleinen in der ersten Klasse freuen sich über die Bilder, die ihnen der Katechet zur Erläuterung seiner Erzählungen und Lehren zeigt; das buntfreundliche Bild, wie der Engel der Jungfrau Maria die Botschaft gebracht, und die liebliche Darstellung des Kindleins in der Krippe.

Die größeren haben ihre Freude an den Bildern der Bibel und zeichnen insbesondere gerne den alttestamentarischen Frauen und Königen buntfärbige Kleider an.

Und kommt es zur Firmung, wer wollte es denn leugnen, daß die Kinder mehr an die zu erwartenden Patengeschenke und an die weltliche Freude des Festtages als an die kirchliche Weihe denken?

Gleichwohl pflanzt sich in die jungen Herzen der Lehrsatz ein, ihrer Religion treu zu bleiben und lieber alles, ja selbst den Tod zu leiden, als ihren Glauben zu verlassen, und mit diesem Lehrsatz und dem festen Vorsatz, ihn zu befolgen, treten die Kinder in die Welt hinaus.

Und diesen Lehrsatz tragen sie auch fürder mit sich. Seinen Glauben abzuschwören, wo fiele dies wohl einem Naturkinde ein?! Was Vater und Mutter gelehrt, der Katechet mit weihevollen Worten erklärt und

Hand in Hand mit den religiösen Verrichtungen geht dann freilich auch der Gedanke an die Gebote Gottes und an ein einstiges Gericht und die Vergeltung im Jenseits, und es ist gewiß, daß man Leute, die viel beten, doppelt verurteilt, wenn sie es an der Nächstenliebe fehlen lassen. Dieses Gefühl geht so weit, daß ein schlichtgläubiger Mensch, der von der Vivisektion hört, von den Greueltaten, die an einem armen Tiere verübt werden, wohl schmerzlich ausruft: „Daß unser Herrgott das zulaßt!"

Im übrigen freilich, im Tiefinnersten ist das religiöse Gefühl der einzelnen sehr verschieden, so wie sie halt eben von Natur veranlagt, vom Lebensschicksale betroffen sind.

Den einen ist alles ernst, alles strenge — ihre Religion ist Hingebung, Gottesglaube, Beten und Kasteien, insbesondere wenn sie durch den Tod liebe Angehörige verloren und, durch Heimsuchungen betroffen, den Blick vom Leben ab- und dem Jenseits zugekehrt haben.

Andere aber sind wieder weltfrohgläubig, schönheitssehnsüchtig, glaubensfreudig. Das Dirndl, das mit Röslein am Busen in die Kirche kommt, der Bursche im sauberen Sonntagsgewand, der nach einer Woche voll Arbeitsmüh' Gottesdienst feiern will, sie haben ein anderes Gefühl im Innern als das weltabgewandte Menschenkind, das betet und büßt, und der alte, weißhaarige Vater, der zitternd den Rosenkranz in Händen hält.

Das Volk an sich ist gläubig und schönheitsfreudig und will schönheitsfrohen, herzinnigen Gottesdienst. Die Lichter, die schimmernd brennen, die Blumen, die die Altäre schmücken, der Weihrauchduft, der aufsteigt, Altäre und Gläubige umschleiernd, die Lieder, die klingen, und der Orgelton — alles, alles zusammen ist den Menschen ein großes Glück — ein Stück Himmelreich.

Hier aber ist es auch, wo sich das „nationale" Gefühl des Volkes regt.

Man darf nicht gerade sagen „national" — diesen Begriff kennt das Landvolk nicht.[1]) Deutsch sein, das ist ihm selbstverständlich — nationale Gefahr aber sieht und fürchtet es keine. Die wenigen Böhmen und Slovenen, die in der Gegend angesiedelt sind, haben Platz, wenn sie nur rechtschaffene Menschen sind, und außer einem harmlosen Spottnamen, wie „Wenzel", „schwarze Böhm", und der Nachahmung irgend einer deutschverdrehenden Redeweise legt ihnen niemand etwas in den Weg. Selbst der schwarze Rastelbinder, der Slovake oder Kroate, der mit seiner Ware von Haus zu Haus auf dem Lande wandert, er ist gut aufgenommen und er hat Platz, wenn er sonntags irgendwo im Hintergrunde der Kirche sitzt oder steht und in seiner Weise Gottesdienst

[1]) Wohl aber heimattreu.

Auch über andere „beterte“, nämlich außergewöhnlich fromme Leute, wird häufig gegreint.

„Du kommst obern Himmel an,“ sagt man gutmütig spöttisch zu einer fleißigen Kirchenbesucherin, oder auch in wegwerfendem Tone über eine fleißige Beterin: „Die wird wohl unsern Herrgott vom Kreuz herunterbeten.“ —

Mit den Jünglingsvereinen schon gar schaut es schlecht aus wegen Mangels an Mitgliedern, denn die Buben, kaum daß sie der Schule entwachsen sind, kommen häufig in einen solchen Taumel der Weltlust hinein, daß sie gar kein Verlangen nach frommen Vereinen und geistlicher Aufsicht haben. Und auch die Braveren, die anständigen Burschen, gehen in sehr minderer Zahl zum Vereine, es will keiner als „Betbruder“ gelten,[1] und den Unterschied macht man im Volke im großen und ganzen, daß man den Burschen vielen Leichtsinn und viele Liebesgeschichten verzeiht, indes es doch den Dirndln als eine Schande angerechnet wird, wenn sie sich ledigerweise (unverheiratet) mit einem Kinde einstellen.

Freilich kommt dies noch häufig vor und es wird schließlich jeder verziehen, aber mit Verachtung behandelt man die Fälle von Ehebruch und das unerlaubte Zusammenleben zweier nicht rechtmäßig verheirateter Personen. In vereinzelten Fällen kommen auch solche Verhältnisse vor.

Im übrigen aber ist das Volk so ziemlich gleich in seinen religiösen Sitten; sonntags Kirchengehen und daheim das tägliche Tischgebet; zu den heiligen Zeiten Beichte und Kommunion und dann und wann ein Bittgang, eine Wallfahrt nach irgend einem Gnadenorte. Was die Kirche anordnet und die Priester verkündigen — Missionen und Abläße und sonstige religiöse Verrichtungen — das wird alles meist gerne angenommen, und sollte man über dies und das auch Worte verlieren, schließlich wird alles für gut befunden. Man fühlt sich eben als Katholik und will sich nicht ausschließen von der Gemeinschaft der übrigen. —

Das Volk ist der Geistlichkeit sehr ergeben. Politische Bewegungen, die gegen die Kirche gehen, genießen kein Vertrauen, und einzelne Menschen, die so ihre besonderen, nicht religiösen Ansichten verraten, sind nicht beliebt. Es ist kein gutes Zeichen, wenn einer zur österlichen Zeit nicht den Beichtstuhl findet und nicht zum Tische des Herrn geht; solch einem Menschen traut man nicht, der muß etwas auf dem Gewissen haben, meint man, und es ist ein schlechtes Zeugnis, wenn es von Leuten heißt, daß man sie nie in der Kirche sieht und daß in diesem oder jenem Hause das ganze Jahr kein Vaterunser gebetet wird.

[1] Doch wo ein beliebter Priester als Vereinsvorstand waltet, da scharen sich auch angesehene junge Leute zahlreicher um ihn.

nachtlich deutsches Fichten- oder Tannenbäumlein hin, und wo dies aus irgend einem Grunde weggelassen wird, da fehlt der schlichtfrommen Darstellung ein Stücklein trautes Heimatglück. —

Die sinnigsten Geschichten erzählt sich das Volk von der Mutter Gottes, der „lieben Frau“.

So heißt eine lichtblaue Blume „Marienblume“, weil sie wohl an das blaue Kleid der Gottesmutter erinnert, und ein nieder wachsendes duftendes Kräutlein heißt „Frau'nblattl“, weil vielleicht die „liebe Frau“ daneben gerastet. In die Hainbuche schlägt der Blitz nicht ein, weil die Gottesmutter bei einem Gewitter dort untergestanden, und der „Frau'n-dorn“ im G'hag duftet so süß, weil die „liebe Frau“ die Windeln des Jesuskindes daran aufgehängt hatte.

Das rote, schwarz punktierte kleine Marienkäferl oder „Himmels-kuhferl“ wird von niemandem beleidigt und das Kommen und Ziehen der Schwalben knüpft sich an zwei Marientage:

„Zu Maria Geburt
Flieg'n d' Schwalben furt,
Zu Maria Verkündigung
Kommen sie wiederum.“

Anderseits, so wie man frommchristlich sagt: zwischen den Frauentagen [1]) habe jedes Heilkräutlein doppelte Kraft, so glaubt man dies auch mit heimattreuem Volksgemüt von der Zeit vor Johanni, nämlich vor der Sonnenwende.

Unleugbar ist es ja, daß sich jüngere oder auch ältere Leute zuweilen einen harmlosen Spaß mit irgend einer kirchlichen Sitte erlauben, zum Beispiel durch Nachahmung einer lateinischen Rede, wenn man etwa sagt, bei der Firmung gebe der Bischof dem Firmling eine „Watsch'n“ (Ohrfeige) und sage dabei:

„Pax de kum
Warst eh kumm“,

worauf der Halterbub erwidert habe: „Ih hon' müaß'n Schouf' holt'n.“ Oder bei der Zeremonie am Palmsonntag, wo die Geistlichkeit außer der geschlossenen Kirchentüre steht und nach lateinischen Wechselreden von dem Kirchendiener Einlaß erhält, da sagt man auch, der Pfarrer habe dem Mesner müssen ein Kraut versprechen, oder man ahmt die lateinischen Gesänge in mutwilliger Weise nach.

Zum Beispiel erzählt man, ein Pfarrer habe seinen Mesner geschickt, ein Lamm stehlen, worauf er ihn dann in der Kirche im Tone des lateinischen Gesanges fragte:

„Hast du das Pläblä-um bekommen?“

und der Mesner, der beim Schafdiebstahl Schläge erhalten hat, erwiderte singend:

---

1) 15. August bis 8. September.

feiert. Die Macht der katholischen Kirche ist eben groß genug, daß sie die Angehörigen aller Nationen umschließt und wenigstens im gläubigen Sinne als Brüder erscheinen läßt.

Aber in anderer Weise regt sich das deutsche Gefühl des Volkes — es ist das Verlangen nach dem deutschen Kirchenlied und wohl auch nach sonstigem Herzenstrost in lieber Muttersprache.

Eine junge Mutter zum Beispiel, der gesagt wird, daß der Priester beim Vorsegnen dem Sinne nach lateinisch spricht: „Segne, o Jesus, diese Mutter mit ihrem Kind und lasse sie einst bei dir und deiner Mutter im Himmel sein,“ ruft wohl aus tiefster Seele aus: „Warum sagt er es denn nicht deutsch? Wie von Herzen bewegen müßte es uns!“

Und in den Bittagen, wo das Volk in Scharen unter Gottes freiem Himmel dahinzieht, betend um Erhaltung der Feldfrüchte, wie wirkt es da so unendlich trostreich, wenn dann in der Kirche das Evangelium deutsch verlesen wird, jenes Evangelium, in dem es heißt: „Wer von euch bittet seinen Vater um ein Brot und erhält einen Stein oder um einen Fisch und erhält einen Skorpion? Um wie viel weniger aber wird euch euer Vater im Himmel verlassen. Bittet und es wird euch gegeben werden.“

Und wenn in einem Hause ein teures Leben zu Ende gehen will und es kommt der Priester mit seinem Heiligen Abendmahle, mit der Wegzehrung für die Reise hinüber in ein fremdes Land: ach, wie heilig kann er sprechen, wie unendlich trostreich beten, wenn er nach der lateinischen Segnung auch noch in lieber, deutscher Muttersprache zu Jesus spricht, zu Jesus, der die Liebe ist.

„Liebe warst du dem Lahmen, Liebe dem Aussätzigen, Liebe dem Blinden und Liebe dem Gichtbrüchigen: Liebe warst du der Sünderin Magdalena und Liebe der Ehebrecherin, Liebe dem Schächer am Kreuz — Liebe, Liebe.“

Und wenn der Priester dann noch betet: „Ist es dein Wille, diese unsere liebe Schwester gesund werden zu lassen, o, so laß es geschehen; ist es aber dein Wille, diese gebrechliche Hütte abzutragen, um sie jenseits desto herrlicher aufzubauen, o, so nimm sie hin“ — wie sollte da bei diesem hingebungsvollen Flehen es nicht den Menschenkindern sein, als sähen sie den Himmel offen, als müßten sie sich freuen, hingehen zu dürfen, wo die Liebe ist?!

Und so umspinnt das Volk auch sonst sein religiöses Gefühl mit heimattreuem Empfinden. Ohne es auszusprechen, ohne ein Verständnis für nationale Schwärmerei, hängt es an alten Sitten und am alten Glauben. Es wird niemandem einfallen, das Weihnachtsfest als „Julfest“ zu feiern und den alten Göttern einen „Julbaum“ anzuzünden, aber wo ein „Kripperl“ steht im Gotteshaus, da gehört auch ein weih-

# A horti Buaß.

In da steirischn Gmoansproch dazählt.

Da Heidlgugu z Wogelstoan traut sih schon a Weil nit zan Beichtstuhl. Sei Binggl is oanmol scha z groß worn. Und wia länga, daß ers aufschiabb, wia größa wird er ollaweil nouh, da Binggl. He saxn, wan er den amol einiloachn kunt ban Beichtstuhlgader! Zizerlweis, daß da Herr Pfora nit go z laut wurd. Die Zeil hintnoch schmecks eh gleih, wans awenk wos hot. Is a zwideri Soch däs.

Ober sein muaß douh wieder amol. Wia zar Ollerheilign wieder die Beichtzeit kimbb, nau, do probiert ers holt. Um a so a Beichtzeit is s zan gscheidern, do kon er sih bar oan nit long aufholtn, da Gweichti, do gehts mehr überhabbs. Nau, sa stellt sih da Heidlgugu in die Zeil, manerseits notürla; heint hoaßts schön deamüatifrum d Augn zuamochn und nit epper umispeanzln af d Weiberleutseitn. Endla kimbb er sa weit zuwi, s Schuberl geht auf, er steckt sei Nosn ins Gaderl und tuat eini. Da Pforer loant sein grabn Kopf her, holt't s Socktüachl vors Gsicht, hört zua und zwickt aus da Dusn a Bris. Sogn tuat er nix, loßtn ausredn. Oba wiar er ausgredt hot ghobb, da Heidlgugu, wiar er nix meh woaß, und wiar er wordt drauf, wos hiaz da Pforer wird sogn: do riglt sih da Pforer, draht sein Kopf, holt'n a schöni Lehr, nau und nochha gibb ern die Buaß auf. — Do spitzt er amol seini Ohrwaschl, da Heidlgugu. Da Pforer mocht s Kreuz und hiaz war er lousgsprouchn.

Däs is besser ohgonga, wiar ih ma denkt hon, moant da Heidlgugu, bol er von Beichtstuhl dona woglt. Und daweil die ondern Beichtleut in da Kirchn umanonda knean, ba den Winkel awenk, ban ondern Winkel awenk, und eahna Buaß varichtn, stragelt da Heidlgugu ba da Kirchtür aussi und geht ins Wirtshaus.

„Wos mogst, Heidlgugu?" froggn da Lampelwirt. „Host ohglegg heind?"

„A wenk wul, a wenk."

„Nau, is recht. Hebst holt hiaz wieder on, fleißi aufzfossn. Wos därf ih da bringa?"

„Bring ma zerst amol a Moß Wein."

„Hau saxn! Du gehst as heind schorf on."

„Heind wul, heind," moant da Gugu und setzt sih schön broat zan Tisch zuchi. „A Moß Neuen trink ih."

Und wiar er eahm in Wein schmeckn loßt, der is süaß und schneidi dabei, hot noh nit amol gonz ohgjesn, und wiar er aus sein Jangga-

„Nicht hab' ich das Pläblä-um bekommen,
Aber Alleluja, Plubuja
Hab' ich's bekommen."

Oder auch man ahmt Wallfahrtsgesänge nach im Tone des Vorsängers und der Nachsänger wie etwa:

„Schauts vüri, schauts vüri,
Durt geht a schön's Mensch"

und die andern:

„Laufts nachi, laufts nachi,
Schauts, ob's as nit kennts."

Dann wieder erzählt man hie und da ein Geschichtlein von einem Pfarrer und besonders gern von seiner Köchin, aber all das zusammen ist Scherz.

Würde man dem Landvolke sagen, seine Geistlichen sollten heiraten, so würde es lachen dazu — in ernster Rede aber erwidern, sein Priesterstand gefalle ihm so besser — ganz undenkbar wäre ihm eine Frau und eine Kinderschar im Pfarrhause.

Anderseits aber ist man auch nicht blind gegen die Fehler der Geistlichen und gegen die Übelstände der Kirche, und wenn auch das derbe Sprichwort: „Pfaffensack hat keinen Boden" just nicht gar so oft ausgesprochen wird, so wird doch mit anderen Worten vielfach die große Geldgier der Kirche getadelt. Man verschweigt sich nicht, daß alles, alles ums Geld geht und daß die Zahlungen bei Hochzeiten und Begräbnissen riesige sind. Man täuscht sich nicht, daß nur für Geld der Verstorbenen von Seite der Kirche gedacht wird und daß dem hingeschiedenen Armen kein Glöcklein läutet, ihn kein Priester zu Grabe geleitet und kein Meßopfer ihm geschenkt wird.

Man sieht auch beim Lesen von ausgesprochen katholischen Zeitungen so oft und oft Streit und Schimpf gegen politische Gegner, so daß man wohl öfters unwillig sagt: „Das gehört sich ja gar nicht für eine christliche Zeitung und für Geistliche, daß sie andere Leute so verschimpfen", und ebenso urteilt man über die Unduldsamkeit der Kirche gegen Andersgläubige.

Wenn ein herzensgütiger Katholik sein Bekenntnis wechselt darum, weil er nicht alles glauben kann, „was die katholische Kirche zu glauben vorstellet", wenn er nach ehrlichem Kampfe schied, um den Frieden seines Herzens im fremden Lager zu erringen, warum sollten wir ihm nicht diesen Frieden wünschen, wenn er ein braver, warmherziger Mensch gewesen und geblieben ist.

Und wo derselbe heilige Erlöserglaube die Herzen einet, wo das Kreuzbild seine Arme ausstreckt nach beiden Seiten, nach allen Christenkindern, warum soll da nicht auch die Grenze fallen an Gotteshaus und Gottesacker?!

„Jo freilih, mein Olti, freilih hon ih gsouffn. Weil er mas auftrogn hot.“

„Wer, da Pforer?“

„Da Pforer hot mar in Beichtstuhl a zwoa Liter Neuen aufgebn.“

— Wos hiaz dos wieder is! Sie kent sih nit aus. Liegn loßts ihrn Mon und last in Pforhof zur.

„Owürdn, Herr Pforer. Er lüagg jo sist nit, mei Mon. Oba heind —. Do obn unter der Eschn ligg er und hot an Eselsrausch. Afn Pforer redt er sih aus, a sou a Buaß hät er aufkriagg, sogg er.“

„Der Heidlgugu? Ja, der is heut bei der Beicht gewesen.“

„As wird jo nit wohr sein, wos er sogg. In Rausch redt da Mensch s narischesti Zeug daher. Ols Buaß hät eahm da Herr Pforer zwoa Liter neuen Wein aufgebn.“

„Was?“ frogg Pforer, „was hätt ih ihm aufgebn?“

„Zwoa Liter, sogg mei Mon. Zwoa Liter Neuen.“

Da Pforer schlogg d Händ zsom. As wia wan er ohnmächti wurd sinkt er in sein Ledersessel eini, schlogg nouhamol d Händ zsom, aft schreit ers laut ausser und völli woanad wird er dabei: „Zwei Litaneien hab ih gsagt!“

## Erklärungen.

Heidlgugu: Ein Vulgärnamen. So heißt das Bauernhaus, dessen Besitzer dann unter demselben Namen bekannt ist. Binggl: Bündel. Saxn! Ein abgeschwächter Fluch statt: Zum Sakerment! einiloachn: hineinleiten. Gader: Gitter. Zizerlweise: kleinweise, nach und nach. Zeil hintnoch: Reihe hintendrein. überhabbs: oberflächlich, im großen und ganzen. umispeanzln: liebäugeln. Sih rigln: sich bewegen. steageln: stolpern, mühselig gehen. umanonda knean: umherknien, auch auf den Knien herumrutschen, was bei bigotten Leuten besonders auf Wallfahrtsorten vorkommt. „Er is dreimol um an Oltor umi kniat.“ Hau saxn! Ausruf der Verwunderung. Zuchi: hinzu. ohjesn: abgären. Janggasäckl: Jackensäckel. Schial: Stück. lacherlad: lächelnd. Kästn: Kastanien. tirggelt: torkelt. hasn: beinahe. Die Grodn: die gerade Richtung. oha: herab. ohi: hinab. as wia wan a Por Lanftn schobeln thadn: Als ob ein paar Männer hohle Baumrinden schaben täten. ohgschmolzni Bretzn: Abgeschmälzte Bretzeln. Fastenspeise, am Beichttag gebräuchlich. Mei Lepper: Mein Lebtag. Owürdn: Euer Hochwürden.

säckl a Schial Brot ziacht und dazuabeißt: do woglt er mitn Koupf, mocht a lacherlads Gsicht und sogg güati zan eahm selber: „A sölchti Buaß loß ih ma gfolln, a sölchti. Wird schon ah wos zu bedeutn hobn. Hon öfter scha ghört, in Wein lag a Gnod, in Wein. Und gor in neugn, der no nix pontscht is. Gsegn Goud!“ — Und trinkt mit Ondocht oan Glasl ums onder und kifelt hoassi Kästn dazua, de eahm die Kellnerin von Kirhploß, von Kästnröster, hot einabrocht.

Nau und nochha, wiar eahm da Wirt denkt: Begieri bin ih, ob ers ah zohln konn, sei Zech, da Heidlgugu — hebb der die groß Floschn af d Höch und sogg: Füll noch, Lampelwirt.

Denkt eahm da Wirt: Noh amol nochfülln? — Wos is dan den heind possiert, daß er an Rausch braucht! — Er bringg af dos in zweitn Liter und da Gugu sitzt still und ondächti dabei und trinkn aus.

Wiar er nochher a Stund späder ba da Tür aussi tirggelt, do wills hasn z eng wern, die Tür; und da Weg, wo sist zwen grossi Heuwägn überoll kinen ausweichn, in Heidlgugu wird er heind z schmol. Die Grodn is heind ah nit zan treffn. Da Huat is n übers Gsicht oha grutscht und aftn wiar ern zruggschiabb, follt er hintn ohi afn Weg. — Hot holt ah oan, mei Filz, locht da Gugu hoaseri auf, sul liegn bleibn, wo s n gfreut. Ih leg mih ah nieda. — Unter an olter Eschn is er na gleih aso af d Erdn kuglt, is bumfest liegn bliebn und hot gschnorcht, as wia wan a Por Lanftn schobln tadn in seiner Gurgl.

Dahoam in Häusel wordt sei Weib af eahm mitn Mittogmohl. Ohgschmolzni Breßn hots eahm kocht, wia sa sih ghört für an Beichtmenschn. Ober er kimbb nit hoam. Ma woaß nit, zwe da Gugu nit hoamkimbb. Dos is jo sist nit sei Gwohnheit. Spot nochmitog legg s Weib ihr Joppn on, nimbb in Steckn und gehtn suachn. Und wia s n unter der Eschn findt olßa schlosanda, weckts n auf und frogg, ob eahm wos fahlad.

„Jo freilih, damasch Kopfweh! Und sou viel übel!“ —

Sie steht still und schautn a weil on. „Du Gugu! Mih zimbb gor, du hoft an Rausch!“

„Jo freilih, mein Olti, jo freilih. Zerscht is s a Rausch gwen, hiaz is s a Koßnjomer!“ A sou findlt er und hebb sih und draht sih af d Seitn. „Mei Lepper is ma nouh nia sa schlecht gwen. Auweh, auweh! Js däs a Buaß! Sou viel Sündn begeh ih neama, däs woaß ih. Auweh, auweh!“

„Oba Mensch, wia kimst dan du zar a sou an Rausch?!“

„Da Pforer, mei liabs Weib, da Pforer! A sou a horti Buaß hot er mar aufgebn, a sou a horti Buaß!“

„Geh wos plauscht dan! Gsouffn hoft.“

# Wie der Teufel in den Himmel wollte.

Ein Weihnachtssagen.

Bislang war der Teufel gerade gar kein Freund des neuen Schulgesetzes gewesen. Zwar verwehren konnte er es seinem Jüngsten nicht, daß dieser die Geographie-, Geometrie- und Astronomiestunden besuchte; da hätte ihn der Bezirksschulrat ja beim Schopf gefaßt, denn heutzutage muß jeder arme Teufel was lernen. Aber insgeheim hatte der alte Satan mit den Zähnen geknirscht. „Was ist denn das heutzutag für eine Schul? Mich wollen sie leicht ganz bei Seite schieben? Und voreh, in der guten, alten Zeit bin ich der erste gewesen, mit dem die Jugend Bekanntschaft gemacht hat. Meine ganze Lebensgeschichte hat so ein Bürschchen kennen müssen. Vor allem hat man ihm viel Schönes aus meinen jungen Jahren erzählt, wie ich noch Engelgeneral gewesen bin und wie ich im demokratischen Geiste meine revolutionären Scharen gegen den einen einzigen geführt habe, in der Absicht, das Himmelreich zu einer Republik zu gestalten. Wie anregend wäre das nicht für die heutige Jugend! Freilich haben die Kinder damals auch die Geschichte meiner traurigen Niederlage erfahren, wie mich Marschall Michael mit seinen Legionen zum Teufel gejagt hat. Aber es ist doch von mir gesprochen worden; die Kinder haben meine Machtstellung, meinen Einfluß, mein Reich der Hölle gekannt, mit einem Worte, sie sind unterrichtet gewesen. — Heutzutage aber, wo alles von Reklamen abhängt, heute wollen sie mich nachgerade totschweigen. Die vergängliche Erde dünkt den Verblendeten wichtiger wie die ewige Hölle. O böse Zeit!"

Und des guten Bösen Klage war leider nicht ungerechtfertigt. Die Hölle stand abseits und wie an einem alten Einkehrhause aus der Fuhrwesenzeit grauten Spinnengewebe an ihren Fenstern und Toren. Der Teufel hatte bereits verschiedenartige Apostel; aber diese machten zum großen Teile sehr ungeschickt Propaganda und das Publikum lachte nur über die Hölle, anstatt sich für dieselbe zu interessieren.

Bei so schlechten Zeiten begann es nun dem armen Teufel entsetzlich langweilig zu werden. — Im Himmel ist ewige Tugend und ununterbrochenes Anschauen Gottes; aber ob es denn nicht etwa doch noch kurzweiliger wäre da oben wie hier unten, in der so arg vernachlässigten Hölle? Oben ließe sich auch leichter wieder ein Durcheinander anheben, und wer weiß, ob in diesem Jahrhundert der Anarchisten der Thron des Alleinzigen denn nicht etwa doch ins Wackeln gebracht werden könnte. — So überlegte der Fürst der Finsternis.

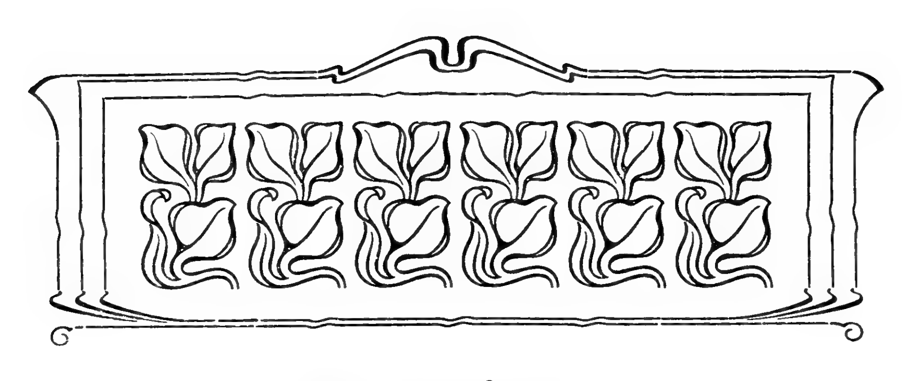
Einige Tage später klopfte ein hageres, blasses Studentchen an der Himmelstür.

„Wer?" rief der Petrus.

„Ein armer Seminarist auf Vakanzen bittet, sich einen Tag oder zwei bei euch ausruhen zu dürfen."

Einem angehenden Theologen wird das gerne gewährt. Das Studentlein darf in den Hof spazieren, kann sich im Refektorium bequem machen, kann sich umsehen, wo es ihm behagt. Das Studentlein schlendert ein wenig im Garten herum, belauscht im Vorüberschleichen ein bißchen die eilftausend Jungfrauen und sieht den Engelein zu, die auf den Wipfeln lustig umherflattern. Es ist dem Studenten nicht so ganz fremd hier, obwohl seit jenen schönen Zeiten schon mehr denn sechstausend Jahre vorüber. — Ei, wie die Zeit vergeht!

Guck, dort in der Laube sitzt der Gott Vater, vor sich ein Schälchen Schwarzen.



# Kleine Laube.

## Die Hammerschläge.

Mitternacht, die Erde ruht, sie träumt von Fried und Lieben,
Dort oben hoch bei den Sternlein klar, dort steht der Friede geschrieben.

O Menschen, schlummert in sanfter Ruh,
Über Himmel hin sind Saiten gespannt,
Die tönen hin über Meer und Land
Und singen ein süßes Liedlein dazu.
Das Liedlein, es singt von Stunde und Zeit,
Das Liedlein klingt fort in Ewigkeit:
O, schlummert in süßer Ruh!
— Ein schrillender Schlag vom hohen Turm!
Um Mitternacht! Ist Feuer? Sturm?
Wie braust das gewaltig in jedes Ohr,
Die Menschen, sie fahren vom Schlummer empor,
Die Augen funkeln, die Herzen beben;
Ist Unheil da oder neues Leben?
Zwölfmal fällt nieder der Hammer mit Macht,
Gar eigen erschallend um Mitternacht.
Die Menschen umarmen und küssen sich gar
Und rufen bewegt: Ein neues Jahr!
Ein neues Jahr? Das hätt' keine Sorgen,
Die Zeit bleibt dieselbe, gestern wie morgen. —
Männer des Bundes, das Zeichen ist euer,
Das Zeichen vom Turm, es bedeutet: Feuer!
Es brennt auf Erden, es glühen die Herzen,
Hier vor Freude, dort vor Schmerzen.
O, vernehmet, ihr Männer, zu dieser Stunde
Von Schlägen des Hammers ureigene Kunde:
Die ersten drei Schläge bedeuten, daß
In gar vielen Herzen glühet der Haß.
Er lohet auf in gewaltigen Flammen,
Als Rachetat schlägt er schwer zusammen
Über manches Glück, über manches Sein!
O, ist denn kein Retten, du edler Verein,
Hört ihr es rufen vom Glockenhaus:
O, löschet den Haß in den Herzen aus! —
Die zweiten drei Schläge, so süß und mild
Und minnig, sie bedeuten der Schönheit Bild.
Die Schönheit glüht in den Herzen rein,
O, gießt nicht Jauche zum Löschen hinein;
Das ist ein wonnig' Feuer auf Erden,
Aus diesem kann Licht und Wärme werden! —
Der dritten drei Schläge entfesselte Kraft
Die künden die Gluten der Leidenschaft.
Sie wüten fort in den Herzen und Seelen,
Sie schlagen auf in wüsten, grellen
Entfesselten Lohen. Klagen verhallen,
Familien stürzen, Völker fallen;
Das Glück der Erde ist Asche und Schutt!
O Gott! noch sehen wir rauchen das Blut!
Das Blut der Menschen, es rieselt nieder;
Die Tropfen, die heißen, sie zünden wieder;
Die Leidenschaft droht mit vernichtendem Brand,
Sei's dem einzelnen, sei es dem Vaterland.
Männer des Bundes, o, lasset uns kämpfen
Und helfet die Gluten der Leidenschaft dämpfen! —
Die vierten drei Schläge zu dieser Stunde,
Auch sie bringen Kunde
Von Licht und Glut.
Doch dieses Feuer ist ein hohes Gut,
Das fachet an,
Dem brechet Bahn;
Laßt alles ergreifen, laßt alles verzehren
Von diesem Feuer; es wird nichts verheeren.
Die ganze Erde soll es umschlingen
Mit seinen göttlichen Flammenarmen,
Alle Herzen soll es durchdringen,
Alle Gemüter soll es erwarmen.
Dieses Feuer, von Gott geweiht,
Heißt Menschenliebe, Menschlichkeit!
O, dieses Feuer legt zum jungen Jahr
Dem Menschengeschlecht auf den Opferaltar.
Dann kommt hernieder das freudige Lieben
Und der Friede, der bei den Sternen geschrieben,
Von dem die Menschen so lange gesungen,
Um den sie so schwer und vergebens gerungen,
Von dem sie geträumt in banger Nacht,
Bis es der Christ vom Himmel gebracht. —
Verstummt sind am Turme die ehernen Zungen,
Die mahnenden Schläge sind leise verklungen.
Nun wißt ihr, wo's brennt, nun kennt ihr das Feuer;
Nun löschet und facht und der Friede sei euer!

M.

Der Teufel aber schüttelte doch den Kopf, als er unterwegs das Maß nahm vom Himmel bis zur Erde. Bigott, das ist kein Katzensprung! Die Altarkerzen brennen während der Christnachtmesse kaum einen fingerlang tiefer und der Turm sollte Millionen und Millionen von Klaftern wachsen? Und wo Baumaterial nehmen aus aller Welt? Aber so ein Mann wie der Teufel ist schlau. Mit lebendigen Bausteinen baut sich leicht ein lebendiger Turm. Und lebendige Bausteine hat er genug in der Hölle, sein Anhang zählt nach Legionen, ungerechnet jene, so auf Erden leben.

Es kommt der Winter, es naht Weihnacht. In der Hölle geht es lebendig her; alle Teufel rüsten sich zum Aufbruch. Nur unseres Satans Jüngster sitzt ruhig beim Herd und macht unbeirrt um das wilde Gehetz seine Schulaufgaben.

„Ei, Schlingel, lern' lieber was, als daß du da mit den dummen Schulaufgaben die Zeit tot schlägst!“ rief ihm sein Vater zu.

Und endlich kam die Zeit. Gestern war's spät abends, als die Teufel in unendlichen Scharen, geführt von ihrem Fürsten, aus der Hölle zogen und der Erde zu.

Der Schneeberg bei Wien muß seine Nase auch so in den Himmel hineinrecken, daß es dem Teufel gleich auffiel: von der Schneebergspitze aus ist der kürzeste Weg. Wien schwamm in Licht und Lust der Christbäume; das hatte wohl nicht geahnt zur Stunde, daß der Teufel los und so nahe an seinem Tore war.

Tiefer und tiefer ging es in die Nacht hinein; über dem Schneeberg leuchteten die Himmelssterne; über Wien lag der Nebel. Jetzt begann die Glocke von St. Stephan zu tönen. Da hatte der Teufel bereits all' seine Scharen um den Schneeberg versammelt und wiederholte noch einmal die Instruktion, was jeder seiner Haufen bei dem bestimmten Zeichen zu tun habe.

Schon klangen alle Glocken Wiens und auf jedem Kirchturme im ganzen Lande klang ein Glöcklein. Über Berg und Tal flimmerten Lichtlein der Kirchengeher hin; denn während der Christmesse ist alles vergessen und vergeben, das wissen die Menschen, darum stehen sie vom Schlafe auf mitten in der Nacht, um in der Kirche zu beten, und auf diese Weise auch ihrerseits den Turm zu bauen von der Erde bis zum Himmel.

Endlich klang das Glöcklein an der Sakristei, der Priester trat zum Altare. In demselben Augenblicke war der ganze Schneeberg lebendig. Wie ein ungeheurer Heuschreckenschwarm flatterten die Teufel auf und hüpften empor einer über den anderen; und rasch und rascher wuchs der schwarze Turm und in unsäglicher Hast schwirrte es hinan über Kopf und Fuß einer auf den anderen, über und über, als dehne inmitten des Schwarmes die lebendige Säule aus sich selbst zur unendlichen Höhe. Längst über den Luftkreis hinaus ging es schon an den Sternen vorüber. Ein schöner großer Komet, der dem Unternehmer just im Wege stand, wurde bei Seite geschleudert, daß er wildsprühend hinsauste durch den endlosen Raum.

Die Stunde aber nahte ihrem Ende und in den Kirchen ging's an das letzte Evangelium. Der Teufel blies sich die Backen voll, die noch immer herbeischwärmenden Scharen zur Hast und Eile ermahnend. Und der Turm baute und baute sich und siehe — dort strahlten schon die Fenster des Himmels. „Sieg! Sieg!“ brüllte der Teufel und die ganze lebendige Säule bebte vor Lust und Begier und der ganze Turm fuhr hinein in — die Hölle.

Glut und Flammen, Rauch und Ruß all' überall, wie vor und eh, und die Teufel kreischten und winselten, und der Satan hielt seinen angerannten Kopf zwischen den Klauen und murmelte: „Teufel, wie ist das gekommen!!“ —

Das Studentlein tritt hin, macht seine ehrerbietige Reverenz: „'samster Diener!"

Der Herr blickt auf, tut eine leichte Handbewegung, wäre schon gut, schon gut.

Aber das Studentlein tritt näher und näher und zieht den Hals ein und grinst. — „Euer Gnaden," stottert er, „kennen mich nicht mehr? Je halt, daß wir beid' miteinand per Du sind gewesen, das ist freilich schon lang her."

Auf diese Worte steht der Gott Vater rascher auf, als man es von dem alten Herrn erwartet hätte.

„O, bitte, sich nicht stören zu lassen," versetzt der Student höflich. Bald aber ist er zutraulicher: „Wir sind unter uns; reden wir offen. Es war damalen nur einer Kleinigkeit wegen, daß wir uns so närrisch sind entfremdet worden. Ich mach's gut, gern, gern; nur möcht' ich euch wohl bitten — — seht, da unten, das ist schon dem Teufel zu schlecht. Alles voll Finsternis und voll Pech und Rauch und Ruß; seht mich nur recht an, wahrhaftig, bin selber schon kohlschwarz über und über. Deswig — halten zu Gnaden! — tät ich wohl bitten —"

Das war nun ein kritischer Standpunkt für den lieben Herrgott — er stand zwischen zwei Schwarzen. Doch der Herr weiß sich immer zu helfen; den einen trank er aus, dem anderen sagte er folgende Wahrheit: „Er Strolch, Er hat mir wollen mein Himmelreich verderben! Hör' Er, das vergeß ich Ihm nimmer! Und weiß Er noch, wie Er mir im Paradeis Adam und Eva hat verführt? — Ich hoffe, daß Er freiwillig —!" Ein Fingerzeig gegen den Ausgang sagte das übrige.

Der Teufel schwieg und duckte sich; er hatte den Michael mit dem Schwerte noch im Gedächtnis.

Daß Gott Vater ein gutes Herz hat, wird kein Mensch bestreiten. Dieses regte sich jetzt; der Herr trank den letzten Rest Schwarzen und wendete sich dann wieder gegen den armen Teufel:

„Übrigens — Er soll nicht sagen, daß ich von Stein bin. Ich seh' es ein, Er hat die lange Zeit her schwer gebüßt und ich will Ihm die Möglichkeit, wieder ins Himmelreich zu kommen, nicht ganz und gar benehmen."

Da ließ der Teufel sein Auge schießen. — Das ginge ja leichter, als er vermutet.

„Hat Er von der Christnacht schon was gehört?" frug der Herr.

„O ja, hab' in derselben einmal —." Der Teufel brach ab und hüstelte; eine Mücke war ihm in den Mund geflogen.

Der Herr tat wieder eine Handbewegung: „Wir kennen Seine Aufführung zur Genüge. — Weiß Er auch vom Meßopfer, das mitten in der Nacht gehalten wird? Gut. Nun sehe Er, das ist das große Versöhnungsopfer und so lange dasselbe in der Nacht währt, ist alles vergessen und vergeben. Ich weiß es, Er weilt gern auf Erden; die Erde ist des Teufels. Wenn es Ihm nun aber gelingt — ja, wenn Er nicht aufpaßt! — wenn es Ihm, sage ich, gelingt, während dieser Messe in der Christnacht von der Erde bis zum Himmel einen Turm zu bauen, so kann er an demselben mit seinem ganzen Reiche zu mir heraufsteigen und ewig im Himmel verbleiben."

Gleich schoß der Teufel heran, um den Herrn dankbar für diese Gewähr die Hand zu „bussen". Der Herr aber steckte die beiden Hände tief in die Taschen seines Talars und wendete sich.

Gleich nachher ging das hagere, blasse Studentlein sittsam wieder zur Himmelspforte hinaus und der Petrus steckte ihm noch einen Batzen zu, „gelegentlich auf ein Gläschen Gesundheit".

## Die Mutter.

Die Wipfel rauschen. Das Hifthorn schallt.
Den Knaben trieb es in' wilden Wald.
Und als er kam vor der Hexe Haus,
Der Hexen jüngste sah zum Fenster heraus.
Ergriff es mit Lust den heißen Knaben:
„Schön's Hexenmädel — und ich muß dich haben!“
Sie sang und lachte: „So bring' mir zur Stund
Das Herz deiner Mutter — für meinen Hund!“

Da ging er hin ins Abendrot —
Ging hin und schlug seine Mutter tot
Und griff ihr zum Herzen. Und riß es aus.
Und rannte nach seiner Liebsten Haus.
Rannte in Blut und Nachten — und fiel.
Und leise hub es und weinend an —
Und das war das Herze, das da lag —
Und das war das Herze, das da sprach:
„Mein Sohn — und hast du dir weh getan?“

E. H. Herrmann.

## Einst wird's wieder klingen!

Sieh nur die Vöglein, die kleinen,
Will mir es doch beinahe scheinen,
Als könnt ich ihr Singen verstehn
Und tief in ihr Herz ihnen sehn.

Der Nachtigall jubelnder Schlag,
Der Schwalbe Gezwitscher und Klag',
Der Stieglitz pfeift sehnend und leise,
Der Lerche hell trillernde Weise;

Selbst der Spatz ohne Rast, ohne Ruh',
Er lockt sich sein Liebchen herzu,
Sein Liebchen beflügelt und fein,
Der Schnabel so süß und so klein.

Das Ruhn an gefiederter Brust,
Das Schnäbeln, welch' selige Lust,
Aus seinem so luftigen Haus,
Da pfeift er es schmetternd hinaus.

Vom Herz ringt sich's mächtig empor
Zum leuchtenden Himmelstor,
Das trillernde zwitschernde Heer
Es singet dem Lenze zur Ehr'.

Es singet der Liebe Gewalt
In Liedern Jahrtausende alt
Und doch klingt's so frisch und so neu
In jedem erwachenden Mai.

??

## Einst wird's wieder lenzen!

Gesprächig und munter und lustig und wach,
Empfing mich heut morgens im Walde der Bach —
Die Wellen, die sprangen und sangen . . . .
Den Kiefern lagen noch Träume im Laub,
Von ihren Zweigen hing goldener Staub
In jugendlich sonnigem Prangen . . . .

Und über dem Bache lag silberner Schaum,
Es lachten Aurikeln am Waldessaum,
Es trällerten Buchfink und Meise;
Im Dunkel des Tannenwalds klopfte der Specht,
Ein fröhliches Lied sang am Felde der Knecht
Der Herzallerliebsten zum Preise.

Im Moose erglänzte in Perlen der Tau,
Die uralten Tannen ragten ins Blau
Und träumten und sannen und schwiegen . . . .
Beim Fliederstrauch koste ein Falterpaar,
Aus seinem Häuschen guckte der Staar
Nach goldenen Käfern und Fliegen.

Und in des Frühmorgens heimliche Ruh
Summte das Bächlein sein Lied immerzu,
Die Wellen, die sprangen und sangen . . . .
Sie gingen und kamen, ohn' Ende und Rast,
Sie stürzten dahin in seliger Hast,
Ein Rausch und ein stürmisch Verlangen.

Mir klang in die Seele ihr heiteres Lied
Von goldener Jugendzeit, wie sie verblüht,
Von Sorgen, die unser harren . . . .
Es zog mich ihr Lauf weit, weit in die Welt,
Wo grausames Ringen um Weib und um Geld
Die Menschen macht ewig zu Narren.

Hoch über dem Haupte in sonniger Luft,
Da sang eine Lerche von Liebe und Duft,
Von Licht und von rosigen Blüten . . . .
Ich träumte am Bach unter schattigem Baum,
Die Wellen sangen . . . . ich hörte es kaum
Und goldene Strahlen erglühten . . . .

Chrysanth Rainer.

Sein Jüngster saß noch am Herd und hatte die Schulaufgabe fertig. — „Wie das gekommen ist, Papa?“ entgegnete der Kleine, „ich weiß es und kann es sagen. — Die Erde ist rund und dreht sich in vierundzwanzig Stunden einmal um sich. Da die Erde nun aber, wie Papa von Alters her weiß, zwischen Himmel und Hölle steht, so hat ein bestimmter Punkt auf Erden, z. B. der Schneeberg bei Wien, zwölf Stunden des Tages den Himmel über sich und zwölf Stunden die Hölle. Hätte Papa am Tage, wenn die Sonne am Himmel steht, den Turm gebaut, es wäre getroffen gewesen. Aber nächtlich Werk, sagt der Schulmeister, baut der Hölle zu.“

„Du Schlingel!“ schreit der Alte, „mir scheint gar, du willst mich meistern! Du, ich sage dir, von heute an gehst du mir nicht mehr in die Schule!“ R.

# Singvögel.

## Traum und Leben.

Saß im Frühlingsduft einst unter Bäumen,
Schaute zu dem holden Blütenspiel,
Glich's so ganz doch meinem Heer von Träumen,
Immer reich, wenn Blüt' um Blüt' auch fiel!

Immer reich! wie ist so schön das Leben,
Blüten welken, Blüten neu erstehn! —
Als ich so den Träumen mich ergeben,
Merkt' ich kaum ein leises Flüstern wehn:

„Glaubst du wohl, daß ewig uns umflutet
Traumesleben wie im Blütenmai?
Glaub' es nicht, die Wahrheit wird entsiegelt,
Und mit allen Träumen ist's vorbei.“ . . . .

Aufgetan stand mir des Lebens Pforte
Und ich sprang mit raschem Fuß hinein
Und die Träume blieben ohne Worte
Eng verfargt in meines Herzens Schrein.

Ja, das Leben ging mir auf in Klarheit,
Aus dem Schlummer stieg ich an das Licht,
Wahrheit fand ich, ja ich fand die Wahrheit —
Doch in ihr fand ich die Wahrheit nicht.

Gebell-Ennsburg.

## Schlafgebet.

Lege deine weißen Rosen
Auf mein müdes Antlitz nieder —
Mit den ernsten kalten Lippen
Schließe meine Augenlider.

Um mein Herze wund und traurig
Falte deine Lilienhände — — —
Heilig frohe schönste Stunde,
Wo es seinen Frieden fände.

Wo in langen dunklen Haaren
Du es durch die Lüfte führtest
Und mit ewig tiefem Schlafe
Seine wache Qual berührtest.

Lege deine weißen Rosen
Auf die kühlen Wangen nieder . . . .

Oskar Falke



## Bücher.

**Rudolf Falb.** Eine Lebens- und Charakterskizze von H. G. Heller. (Berlin. Friedrich Gottheiner. 1903.) Wenn Falb Priester geblieben wäre, er hätte es zu den höchsten Würden gebracht. Es hätte keinen klassischeren Papst gegeben, als Rudolf Falb. — So sagt der Verfasser dieser Schrift. Es ist also eine hohe Meinung, die er von den Fähigkeiten und Charaktereigenschaften des Gelehrten hat. Das wissenschaftliche Bestreben Falbs würdigt er mit hoher, bewundernder Beipflichtung, die wissenschaftliche Bedeutung aber erkennt er mit einiger Zurückhaltung an. Den Menschen stellt er ins schönste Licht. Tatsächlich ist die Schrift durchaus richtig, so weit ich sehe, mit Ausnahme des Umstandes, daß Falb vor seiner Lehrerstelle an der Grazer Handelsakademie den Priesterrock ausgezogen hätte. Nein, Falb war während seiner Lehrtätigkeit an dieser Anstalt, wo er Religionsunterricht erteilte, noch ausübender Priester. Das Werkchen bringt des weiteren manche interessante Einzelheit aus dem Leben unseres so populär gewordenen Landsmannes, die bisher wenig bekannt gewesen.
M.

---

**Jakobe.** Von Goswina von Berlepsch. Eine Gestalt und Geschichte aus dem Zürich von ehedem. (Zürich. Art. Institut Orell Füßli. 1903.) Die vorliegende Erzählung spielt auf zürcherischem Boden. Die Heldin des Stückes, die schlichte, etwas patriotisch-ideal-humoristisch veranlagte wackere und gesinnungstüchtige alte Jungfer, Jakobea Wohlgemut und ihr derber, braver Hausherr, der Küfermeister Kunz, sind zwei vortrefflich gezeichnete Persönlichkeiten. In ungezwungenster Weise sind in der Erzählung historische Reminiszenzen und Darstellungen aus dem zürcherischen Volks- und Privatleben eingeflochten. Stimmungsvoll sind die landschaftlichen Bilder aus der herrlichen Umgebung der Stadt gemalt und der Liebesroman zwischen dem Küfersohn Heiri und seiner Geliebten spielt sich in freundlichster Weise ab. Einen besonderen Reiz geben der Erzählung die zahlreichen mit Verständnis ausgeführten Illustrationen.
V.

---

**Trude Alberti.** Roman von F. v. Zobeltitz. Illustriert von M. Barascudts. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Die Fremdenkolonie mit ihrer interessanten, internationalen Gesellschaft und das farbenglühende, bunte Leben der ewig anziehenden, unvergleichlichen Roma ist der Schauplatz dieses feinen psychologischen Romans. Die weibliche Hauptperson — Trude Alberti — ist ein herzgewinnendes, talentvolles Münchener Kind, das durch widrige Verhältnisse zur Bühne gedrängt wurde. Weich, vertrauensselig, ernüchtert vom Scheinleben der Kulissenwelt und ihrer düsteren Kehrseite, tastet Trude nach einem festen Halt für ihr junges Leben; sie findet diesen in ihrem treuen Jugendfreund, einem frohgemuten Künstler, dessen markige Gestalt besonders fesselnd gezeichnet ist. Zu einem Gesamtbild haben sich die verschiedenen Charaktere geschlossen.
V.

---

**Hugo Wolfs Briefe an Hugo Faißt.** Im Auftrage des Hugo Wolf-Vereines in Wien herausgegeben von Michael Haberlandt. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Erst nachdem ihr Schöpfer bereits geistiger Umnachtung anheimgefallen, sind Hugo Wolfs Tondichtungen der Welt offenbar geworden als ein Born edelster und reifster Kunst. Wesentlich hat zu dieser erfreulichen Wendung ein treuer Verehrer und hingebungsvoller Freund des Komponisten im Schwabenlande mitgewirkt, der Stuttgarter Rechtsanwalt Hugo Faißt, in dem Wolf nicht nur das feinste Verständnis für seine Werke fand, sondern auch den begeisterten Propheten, der der Welt zu zeigen verstand, wie diese neue Kunst zu Gehör gebracht werden müsse. Die in diesem vornehm ausgestatteten Bande vorliegenden Briefe Wolfs an Faißt, die Professor Michael Haberlandt in Wien mit einem gehaltreichen Vorwort und den nötigen Erläuterungen versehen hat, umfassen die Zeit vom Herbst 1893 bis Herbst 1898. Sie gewähren nicht nur ein ungemein anziehendes Bild hochgesinnter Männerfreundschaft und bieten zahlreiche wichtige Anhaltspunkte für des Komponisten Leben und Schaffen, sondern es wird darin durch die rückhaltlosen Ergießungen Wolfs seinem Interpreten, Bewunderer und Freunde gegenüber auch ein intimes Selbstporträt des so oft völlig verkannten Briefschreibers als Mensch wie als Künstler und als Musiker im besonderen geliefert.
V.

**Gedichte.** Von Martin Greif. Eine neue Auflage dieser Gedichte ist soeben in prächtiger Ausstattung in C. F. Amelangs

# Lustige Zeitung.

**Bedientenglück.** „Was ich für einen guten Herrn habe, gestern hat er mir eine Ohrfeige gegeben und heute denkt er schon nimmer daran.“

*
* *

Fräulein: „Darf ich Ihnen meine neueste Komposition vortragen, Herr Müller?“

Herr: „Warum fragen Sie noch? Sie wissen doch, daß ich zu jedem Opfer bereit bin!“

*
* *

**Die klugen Buben.** „Es ist schon 6 Uhr; wir sind stark verspätet; — laßt uns schnell nach Hause gehen.“ – „Ich werde mich hüten; kommen wir jetzt nach Hause, bekommen wir Prügel; kommen wir um 8 Uhr, werden wir verhätschelt und beschenkt, weil wir nicht ertrunken sind.“

*
* *

**Dann allerdings.** Nachtwächter: „Aber, meine Herren, wissen Sie denn nicht, daß es strafbar ist, in der Nacht beim Nachhausegehen einen solchen Skandal zu machen?“ — Student (bekneipt): „Hahaha! Wir gehen ja noch gar nicht nach Hause!“

*
* *

**Auf der Sekundärbahn.** Schaffner (beim Aussteigen): „Sie hatten beim Einsteigen keine Fahrkarte, das wird bestraft!“ — Passagier: „Das ist aber doch längst . . . verjährt!“

*
* *

**Kein Ersatz.** „Sehen Sie nur den Dichter Reimler dort, ist der aber schlecht genährt!“ — „Ach ja, der genießt sonst nichts als die allgemeine Anerkennung!“

*
* *

**Verschnappt.** Hausfrau: „Also, das war Ihr Bruder, der Sie gestern besucht hat . . . ein netter Mensch!“ — Dienstmädchen (erfreut): „Nicht wahr, Madame, da habe ich einen ganz guten Griff getan?“

*
* *

Herr: „Johann, geh' doch 'mal schnell in die Apotheke und hole mir ein Antipyrinpulver, ich habe schreckliche neuralgische Kopfschmerzen!“

Diener: „Soll ich nicht auch einen sauren Hering mitbringen — der hilft bei mir immer!“

*
* *

**Bestrafte Neugierde.** Von Sr. Exzellenz dem Höchstkommandierenden war bekannt, daß er sich sehr eingehend um die Verpflegung seiner Truppen bekümmerte. Bei einer seiner häufigen Kasernenrevisionen bemerkte er eines schönen Tages, daß zwei Soldaten mit einem dampfenden Kübel aus der Küche kamen und sich bei seinem Anblick schleunigst zu entfernen suchten. — „Halt! Hinstellen! Löffel holen!“ donnerte Se. Exzellenz. Die verblüfften Soldaten sehen einander an und einer stürzt fort und bringt den Löffel. Exzellenz versucht. — „Pfui Teufel, das schmeckt ja wie Spülwasser — was ist denn das?“ — „Spülwasser, Exzellenz!“

Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries (II): „Die Lehrersbraut". „Der Sieg des Schwachen". — Hoffmann, E. T. A., „Der Doppelgänger". „Der Feind". — Stifter, „Der Waldsteig". „Der beschriebene Tännling". — Brinckman, „Voß un Swinegel und andere Erzählungen". — Tieck, „Der Gelehrte". „Das Zauberschloß". „Des Lebens Überfluß". — Wieland, „Geron der Adelige". „Das Sommermärchen". „Hann und Gulpenheh". „Der Vogelsang".

Werke von J. Dirnböck-Schulz. (Wien. Selbstverlag):

**Favianus.** Roman aus der Zeit der Völkerwanderung. — **Schulmeisters Kalenderjahr.** Erzählung. — **Die Juwelen der Ahnfrau.** Erzählung. — **Ein Totentanz den Manen unserer Kaiserin Elisabeth.** — **Gruß vom Lindenhof.** Gedichte. — **Das ewige Licht.** Kulturbilder aus der Zeit der Völkerwanderung. — **Der Freihof zu Ottachring.** Roman-Zyklus aus der Vergangenheit Wiens. — **Juno,** der Freigelassene.

Jugendschriften von H. Brandstädter. (Düsseldorf. August Bagel):

**Das böse Latein.** Eine stille Land-, Stadt- und Schulgeschichte. — **Friedel findet eine Heimat.** Eine Erzählung für jung und alt, zum Weinen, zum Lachen und — zum Nachdenken.

**Ein Dämon.** Dramatischer Scherz in einem Aufzug von Ernst Rauscher. (Klagenfurt. Ferd. von Kleinmayr.)

**Der Totentanz.** Ein Tanz- und Singspiel in drei Aufzügen. Nach einer schlesischen Sage von Max Morold.

**Weihnachtsbuch.** Max Hübner. Mit Illustrationen. Prachtausgabe. (Breslau. Franz Goerlich.)

**Deutsches Märchenbuch.** Herausgegeben von Oskar Dähnhardt. Mit Bildern von Erich Kuithan. 2. Bändchen. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.)

**Siebeneichen.** Poetische Erzählung von Fr. A. Kerrl. (Berlin. K. Siegismund.)

**Es werde Licht!** Ein neues Lied vom Luther von Tim Klein. („Schertlinhaus", Burtenbach bei Augsburg. Im Selbstverlage des Verfassers.)

**Klinginsland.** Heitere Gedichte und anderes von Demetrius Schrutz. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Raum dem Werde!** Neue Gedichte von R. W. Bierbaumer. (Neurode. Leuschner & Tesch. 1903.)

**Eisblumen.** Neue Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. (Leipzig. Breitkopf u. Härtel 1903.)

**Pfiff und Rauch.** Roman in Gedichten von Erwin Wurmb.

**Katerfrühling.** Gedichte von Thor Görg. (Dresden. E. Pierson.)

**Unterwegs.** Gedichte. (Wien. Karl Konegen. 1904.)

**Kinderlieder.** Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen von E. H. Straßburger. (Berlin. Ernst Hofmann & Co.)

Schriften von Hans Withalm:

**Verbrochenes.** Gedichte. Straßburg i. E. J. Singer. 1904.) — **Ecce Hominis!** Skizzen. (Straßburg. J. Singer. 1904.) — **Religion und Sittlichkeit.** Ein Dialog. (Wien. Selbstverlag. 1904.)

**Am Wege.** Vermischte Schriften von Friedrich Spielhagen. (Leipzig. L. Staackmann. 1903.)

**Jeremias Gotthelf und J. J. Reithard** in ihren gegenseitigen Beziehungen. Von Dr. Rudolf Hunziker. (Zürich. Schultheß & Co. 1903.)

**Zwei Jahre im Irrenhause.** Von Margarete E. Stolle. (Jauer. Oskar Hellmann. 1904.)

**Bildung.** Von F. Vetter. (Berlin. Martin Warneck. 1904.)

**Behüt dich Gott!** Betrachtungen für alle Tage des Jahres von Wilhelm Schirmer. Lieferung 1. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer. 1904.)

**Zwei Festpredigten** für unsere Gegenwart. Gehalten von Wilhelm Brückner. (Wiesbaden. Emil Behrend. 1903.)

**Solidarismus,** natürliche wirtschaftliche Erlösung des Menschen. Von Rudolf Diesel. (München. R. Oldenbourg. 1903.)

**Das höchste Ziel des Kulturmenschen.** Gewidmet der Menschheit von einem Arbeiter. (Franz Prisching, Graz, Petersgasse Nr. 17.)

**Recht den Rechtlosen!** Von Olga von Werther. (Bamberg. Handelsdruckerei.)

**Meisterbilder fürs deutsche Haus.** Herausgegeben vom „Kunstwart". XV. Folge. Blatt 85—90. (München. Georg D. W. Callwey.)

**Posthornschule und Posthorn-Taschenliederbuch.** Von Fr. Gumbert, nebst Abriß der Geschichte des Posthorns und Sammlung historischer Posthornstücke von Karl Thieme. (Leipzig. Karl Merseburger.)

**Musikalische Stillehre** für Lehrerseminare und kirchenmusikalische Anstalten. Ein Handbuch für Lehrer und Schüler von Robert Handke. (Meißen. H. W. Schlimpert. 1904.)

**Vom Nervensystem,** seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande. Von Prof. Dr. R. Zander. Mit Abbildungen. (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Was und wie sollen wir essen?** Ein bescheidener Beitrag zur Lösung der Magenfrage vom sozialen und gesundheitlichen Standpunkte von Dr. Artur Laab. (Graz. Heinrich Stiasny. 1903.)

Verlag in Leipzig erschienen. Es sind alte liebe Freunde, die uns manchen reinen Genuß, manche schöne weihevolle Stunde bereitet haben. Über die Bedeutung und den Wert dieser Gedichte zu sprechen ist heute nicht mehr nötig; trotz so mancher mißgünstigen Stimme steht es jedem klar und objektiv Urteilenden schon lange fest, daß Greif als Lyriker einen hervorragenden Platz einnimmt. Der wahrhaft edle Kern seiner Dichtungen und die einfache, zarte, harmonisch abgetönte Sprache derselben verdienen Anerkennung und Bewunderung.

E. S.

**Die Jesuiten.** Von H. Boehmer-Romundt. (Leipzig. B. G. Teubner.) Ein Büchlein nicht für oder gegen, sondern über die Jesuiten, also der Versuch einer gerechten Würdigung des vielgenannten Ordens. Um möglichst gerecht zu sein, sucht der Verfasser dem Leser auch einen Überblick über die gesamte Wirksamkeit des Ordens zu geben. Er handelt darum nicht nur von der sogenannten Jesuitenmoral oder von der Ordensverfassung, sondern auch von der Jesuitenschule, von den Leistungen des Ordens auf dem Gebiete der geistigen Kultur, von dem Jesuitenstaate u. s. w. V.

**Im Wechsel der Tage.** Unsere Jahreszeiten im Schmucke von Kunst und Dichtung. Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter. Neu bearbeitet von Paul Heinze. Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler und einer Heliogravüre nach dem Originale von E. Niczky. Elfte Auflage. (Leipzig. Ferdinand Hirt & Sohn.) Getreu dem in seinem Untertitel ausgeprägten Charakter bietet das Werk nicht allein für jede Stimmung im Wandel der Jahreszeiten, sondern vor allem auch im Kreislaufe des menschlichen Lebens mit seinen wechselnden Geschicken auf der Tonleiter der Empfindungen allenthalben bezeichnenden Klang und Ausdruck. V.

**Eine schöne Burg** mit Türmen, Schanzen, Zugbrücken, Aufgängen zu besitzen, ist der Wunsch aller Knaben. Wie man nun mit wenig Geld sich eine dauerhafte, zum Spiel mit Bleisoldaten vorzüglich geeignete Burg selbst herstellen kann, zeigt das Büchlein von O. Mayser, das unter dem Titel „Die Burg" soeben im Verlag von Otto Maier in Ravensburg erschienen ist.

**Frommes Kalender** (Wien, Karl Fromme) eben erschienen: „Vogl-Wichners Volkskalender." Die Redaktion dieses seit 60 Jahren erscheinenden Volksbuches hat jetzt der durch seine ausgezeichneten Volksschriften in aller Welt bekannte Professor Josef Wichner in Händen. Die glückliche Wahl, welche die Verlagshandlung hiermit getroffen hat, zeigt der ganze von frischem Geiste durchwehte Inhalt des Kalenders mit seinen heiteren und ernsten Erzählungen, seinen launigen Gedichten und lehrreichen Aufsätzen. Frommes „Wiener Auskunftskalender", dessen Inhalt hier kurz skizziert sei: An das Kalendarium reiht sich Hof-, Kirchen-, Staats-, Militär-, Post-, Telegraphen-, Geschäfts-, Wiener Adreß-, Verkehrs-, Vergnügungs-, Haus- und Landwirtschaftskalender. Dann ist der „20 Heller-Schreibkalender". Der „Tägliche Einschreibkalender". Frommes „Schreibtischunterlage-Kalender". Frommes „Österreichischer Studentenkalender für Mittelschulen, Fach- und Bürgerschulen". Frommes „Elegante Welt-, Edelweiß- und Künstlerkalender". „Portemonnaie- und Blockkalender". „Notiz-, Wand- und Blattkalender". V.

In der bekannten Sammlung wissenschaftlich gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens „**Aus Natur und Geisteswelt**" ist soeben im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig das 47. Bändchen erschienen, das, von Dr. Schumburg-Hannover verfaßt, eine der für das Leben des einzelnen wie unseres ganzen Volkes wichtigsten Fragen, nämlich die Tuberkulose, behandelt.

Büchereinlauf.

**Die Hochzeitsreise nach Rom.** Novelle von Ludwig Fulda. (Leipzig. Ernst Keils Nachfolger.)

**Gabriel von Herrenburg.** Eine epische Dichtung von 14 Gesängen von Mathilde Gräfin Stubenberg. (Paderborn. Ferd. Schöningh. 1902.)

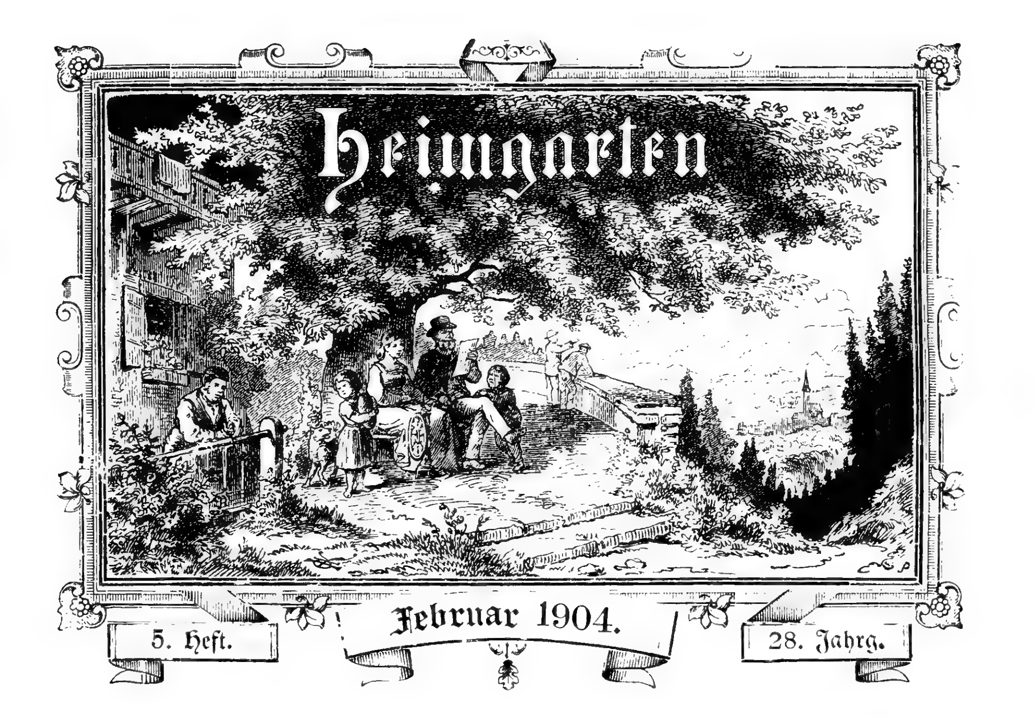
**Nini et Mundo.** Gedichte von Alfred Kleinberg. (Wien. Spelinski & Comp.)

**Federspiel.** Westliche und östliche Geschichten von Karl Busse. (Berlin. Albert Goldschmidt. 1904.)

Bibliothek der Gesamtliteratur des In- und Auslandes. Halle a. S. Otto Hendel: **Bleakhaus.** Von Charles Dickens. (Boz.) Zwei Bände. — **Der Abt.** Roman von Walter Scott.

**Max Hesses Volksbücherei.** Soeben erschienen nachstehende neue Nummern:

Multatuli (Ed. Douves Dekker), „Minnebriefe und Millionenstudien in Auswahl". Übersetzt und herausgegeben von Paul Seliger. — Ludwig, „Die Heiteretei und ihr Widerspiel." — Novalis, „Gedichte." Mit Einleitung von Wilhelm Bölsche. — Brinkman, „Kasper-Ohm un ick". Herausgegeben von O. Weltzien. — Petersen, „Prinzessin Ilse". — Tieck, „Der blonde Eckbert". „Magelone". — Wieland, „Schach Lolo". „Pervonte". „Die Wasserkufe". —




# Die goldene Ehrmesse.

Eine Skizze aus dem Leben von **Peter Rosegger.**

Das Gewühl der Straße. Die Fußgänger heben hoch ihre Beine, ihre Kleider, um vom spritzenden Schmutz nicht zu sehr verunreinigt zu werden. Die Regenschirme über den Häuptern sind so dicht, daß sie sich ineinander verwirren, verhäkeln und doch dringt das Nasse, halb Regen, halb Schnee, überall durch und legt sich an die Kleider. Trotz des Lärmgemenges kommt von der Höhe gleichsam mit den Flocken herab ein helles Klingen. Vom Turme der Stadtkirche, der in den Nebel hineinsteigt, so daß sein Helm nicht mehr zu sehen ist, von dort herab kommt das festliche Glockengeläute.

Ist nicht Werktag heute? Was sagen sie? Wozu rufen sie? Merkwürdig, daß man's den Glocken anhört, ob sie zu einer Trauer oder zu einer Freude läuten. Geht vom Menschenarm eine Seele aus, durch den Strang, durch das Metall, durch die Luft, ins Ohr des geschäftigen Weltkindes auf der Straße? Du warst schon lange in keiner Kirche mehr. Deine glückselige Welt einst — in längst vergangenen Tagen. Und jetzt, wenn du es versuchst und hineingehst, verscheucht dich immer etwas aus dem heiligen Hause. Betrübt gehst du hinaus und denkst: Es ist vorbei. Es ist ein Abgrund dazwischen und wie Liebe und Sehnsucht auch Brücken darüber wollen bauen, ein hartes, kaltes Eifern reißt alles wieder ein.

**Unsere Tonschrift.** Kurzer Rückblick von Hans Sacher. (Wien. A. Pichlers Witwe & Sohn. 1903.)

**Das Nürnberger Bilderbuch mit Malbuch.** Von Meister Johan. (Leipzig. S. L. van Looy.)

**Der Orden der Trappisten** und die vegetarische Lebensweise. Von Hofrat Dr. Suchier. (München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau". 1902.)

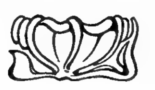
**Bibliothek des allgemeinen und praktischen Wissens.** Zum Studium und Selbstunterricht in den hauptsächlichsten Wissenszweigen und Sprachen. In Verbindung mit hervorragenden Fachmännern herausgegeben von Emanuel Müller-Baden. Vollständig in 75 Lieferungen. (Berlin. Deutsches Verlagshaus Bong & Ko.)

**Rohrers Kalender-Handbuch** für das Jahr 1904. XV. Jahrgang. Ausgabe für Österreich-Ungarn. (Brünn. Rudolf M. Rohrer.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



## Postkarten des „Heimgarten".



**M. H., Stuttgart.** Der „Heimgarten" soll es gelegentlich zeigen, wie hoch wir den Volksdichter Hans Jakob zu würdigen wissen. Das ist ein ganzer Mann, der weiß vieles zu sagen, was den Deutschen gesund ist.

**S. E., Graz.** Über Rosa Fischers „Oststeirisches Bauernleben", das vor kurzem erschien, habe ich meine Meinung schon angedeutet. Ist dieses Buch nicht das echte Volkslied in Prosa? Besonders bewundere ich die feine Beobachtung und das Talent, bei Charakterisierungen haarscharf das zu sagen, was i s t, ohne zu denken, wie es wirkt. Und gerade mit dieser unbefangenen Wahrhaftigkeit wirkt diese Schriftstellerin. Eine Objektivität, die bei Männern nicht allzu oft, bei Frauen noch seltener vorkommt. Vor allem spürt man in diesem Buch ein durchaus glückliches Menschenherz und das überträgt sich auf den Leser, auch in scheinbar unbedeutenden Stoffen und Darstellungen. Und Glück, das ist die Spur des echten Dichters. Ferner Ihnen zur Antwort, daß Rosa Fischer nichts weniger als reich ist. Daß sie nicht des Erwerbes wegen schreibt, ist ihren Sachen leicht anzusehen. Wenn das Buch aber dazu beiträgt, ihr Leben sorgloser und behaglicher zu machen, so ist das durchaus kein Unglück. R.

**Druckfehler.** Es ist nicht schwer zu erraten, daß es im Gedicht auf Seite 223 heißen muß:

„Der Spätherbst tut's dem Frühling nach, er blüht.
So weht der Traum von Glück in herber Zeit."

**Autographen haschenden Lesern:**

Wenn ihr mir „dankbar wollet sein",
So schonet mich mit Kinderei'n.
Mit meiner Seele gab ich mich,
Was soll da noch der Federstrich?
Hab' ich das Herz euch zugewandt,
Wozu noch werben um die Hand?

**K. W., Salzburg.** Alles kann man nicht in wissenschaftliche Formeln bringen. Das meiste, was uns Problematisches im Leben begegnet, muß die Vernunft von Fall zu Fall entscheiden.

Auf unsere „Postkartennotiz" vom Dezemberheft des „Heimgarten" 1903, betreffend einen Aufsatz über die österreichische Schriftstellermisere, geht uns folgende Erklärung zu: Ich erkläre hiermit auf das bestimmteste, daß in dem Artikel „Österreichische Schriftstellermisere" im Oktoberheft des „Literarischen Deutschösterreich" 1903 in dem Satze: „Bei manchen Zeitungen ist da ein fester Stamm Mitarbeiter, die natürlich gewisse Verpflichtungen haben, und außer diesen wenigen kommt niemand bei der Zeitung an" der Abschnitt „— die natürlich gewisse Verpflichtungen in Geld haben —". der zwar zu Mißdeutungen Anlaß geben kann und auch gegeben hat, sich nicht auf den „Heimgarten" bezieht, sondern auf andere mir bekannte Zeitschriften.

Wolfgang Burghauser.

* Der deutsche Dichter Viktor Blüttgen, dem unser Volk so manch schönes Lied verdankt, begeht am 4. Januar seinen 60. Geburtstag.

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. Dezember 1903.)

Für die Redaktion verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

steine, die Sterne in sie verwoben worden. Mit gefalteteten Händen, das glatte, wohlgefärbte Antlitz erdenwärts gerichtet, so schritt er demütig dahin, dem prangenden Hochaltare zu. Ich hatte ihn nur einen Augenblick gesehen; auf die Zehen stellte ich mich, sah zwischen den hochaufrechten Assistenten aber nichts mehr als die schwankende Krone.

Dann begann die Messe. Durch sachtes beharrliches Zwischendurchgleiten gelang es mir allmählich, vorzudringen bis ans Altargeländer. Das wollte ich doch gerne sehen, wie im Angesichte des Jubilars die Freude über diesen Festtag, den so wenige erleben, sich zeigte. Ich sah nichts als tiefe, stillbeglückte Demut. Mit leise zitternder Andacht schien er das hochheilige Opfer zu vollbringen. Die Krone hatten sie ihm vom Haupt genommen und auf einen Tisch hingestellt. Im Kreise der Priester, wovon ihm einer das Buch vorhielt, las er leise, mit der Stimme vibrierend, das Evangelium. Und als er am Altartisch mühesam sich stützend das Knie beugte, unter leisem Klange des Glöckleins langsam die Hostie emporhob und dann den Kelch emporhob — da ist mir nach vielen, vielen Jahren wieder einmal jener heilige Schauer durchs weltliche Herz gegangen . . . .

Dann war in der Kirche die atemlose Stille, bei der er leise das Paternoster sprach. Hernach wendete er sich um, bei aufgerichtetem Körper breitete er die Arme aus, öffnete sein Auge, schaute ruhig und milde über die Menge hin: Dominus vobiscum!

Und nun, an dieser Miene, an diesem Auge habe ich ihn erkannt. Nach mehr als vierzig Jahren wiedererkannt.

In den Fünfzigerjahren war zu Krieglach ein junger Dorfkaplan gewesen. Wenn er so in seinem kurzgeschnittenen dunklen Haar mit den großen braunen Augen auf der Kanzel stand und mit ruhiger Eindringlichkeit das Evangelium auslegte oder mit dem Kruzifix in der Hand den Segen sprach, da war er anzuschauen wie der heilige Aloisius daneben auf dem Wandbilde. Er war sehr schön, sehr gütig und sehr ernst und die Fenster seines Zimmers blühten den ganzen Sommer wie ein Garten, so viele lebendige Blumen und Rosen hatten die Frauen ihm zugetragen. Er verstand sie nicht zu begießen, ließ die Gewächse immer welken und gab sich seiner Seelsorge hin. Aber sie welkten nicht, die Spenderinnen haben dafür stets Sorge getragen.

Der junge Priester hielt es so gerne mit den kleinen Menschenkindern und wo er ging und stand, überall liefen die Kleinen herbei, um ihm die Hand zu küssen, wobei er eins oder das andere festhielt und ausfragte, wie es daheim gehe bei dem kranken Vater oder bei der blinden Großmutter. Auch der Waldbauernbub aus Alpl war bald mit ihm bekannt geworden, dem hatte der gute Kaplan ein Schwesterlein getauft und ein Brüderlein ins Grab gesegnet. Den Vetter hatte er mit der

Willst du es nicht doch wieder einmal versuchen? Aus diesem Unwetter, aus diesem schmutzigen Jagen der Straße — flüchte dich in die Kirche.

So bin ich hineingegangen.

Die große Kirche war voll von Menschen, die in feierlicher Stille auf etwas warteten. Zahllose Lichter erhellten schon den Raum bis hoch hinauf zwischen den schlanken Pfeilern ins dunkle gotisch gerippte Gewölbe. Auf allen Altären, auf allen Kronleuchtern, an allen Bildnissen Lichter, von denen ein warmer, heimlicher Hauch ausging. Einen weißbärtigen Küster im roten Chorrock, der eben mit dem Anzünden des letzten Kronleuchters fertig geworden war und nun sein Wachsluntchen auslöschte, fragte ich flüsternd, was es für ein Fest sei.

„Die goldene Ehrmesse des alten Herrn," antwortete der Alte vernehmlich, so daß mehrere umschauten und sich vielleicht darüber wunderten, wie einer da war, der es noch nicht gewußt hatte. Die goldene Ehrmesse, das ist gleichsam die goldene Hochzeit des Priesters, die Jubelmesse fünfzig Jahre nach der Primiz. Das war mir nun gerade recht, denn so was hatte ich noch nie geschaut. Ein lehrhaftes Frauchen, das neben mir stand und mit meiner Unwissenheit Mitleid hatte, winkte, ich möge das Haupt zu ihm niederbeugen und dann flüsterte es mir ins Ohr. Der alte Herr, das sei ein Landpfarrer aus dem Gebirge, der seine alten Tage nun in der Stadt als armer Messepriester zubringe. Weil er gerade fünfzig Jahre lang Priester sei, so habe der hochwürdige Herr Propst ihm diesen Ehrentag veranstaltet. — Da schellte auch schon das Sakristeiglöcklein und die Orgel entlud ihren klingenden Strom durch die Hallen. Die Menge wurde von Ordnern zurückgestaut, daß sich durch die Kirche eine Gasse bildete, und nun erschien der Zug. Weißgekleidete Jungfrauen mit Lilien in den Händen und priesterliche Embleme auf Samtkissen tragend. Sie hatten Schleier über den Gesichtern, die noch rosig durchschimmerten. Der Paare sechs zählte ich. Dann kamen etliche Bauernleutchen, ein paar gebückte Greise in Gebirgstracht, einige alte Weiblein und mehrere schmucke Burschen, das Haar glatt über die Stirn herabgestrählt und mit befangen gesenkten Augen, als schämten sie sich ein wenig der Ehre, die auch ihnen heute in dieser herrlichen Stadtkirche zu teil wurde. Das waren die Verwandten des Jubilars. Nach diesen kamen die Priester in weißen Chorröcken und mit Lichtern in den Händen. Sie gingen zu Paar und Paar und die Reihe wollte nicht enden. Nun kamen ältere Herren im Ornat und mitten unter ihnen, der kleinste von allen, eine gebückte Greisengestalt, der Jubelpriester. Er war in schwerem, reichvergoldetem Meßgewande und auf seinem Haupt mit dem dünnen schneeweißen Haar trug er eine Krone. Kunstvoll war sie geflochten und das schimmerte und funkelte zart in ihr, als seien die himmlischen Edel-

zu begleiten und ihm Tasche und Laterne zu tragen. Der wird von Rehen und Hasen und Füchsen Wichtiges erzählt haben, der Waldbauernbub mußte sein Anliegen wieder allein bezwingen wie vorher. Später hat sich auch keine Gelegenheit mehr ergeben zu gestehen, daß er halt gar so gern nach Graz in die Studie kommen und geistlich werden möchte, und was da zu machen wäre? — Denn der Kaplan wurde auf einen anderen Posten übersetzt, weit ins Gebirge hinein, und der Bub hat ihn nicht mehr gesehen.

Nicht gesehen bis an diesem Tage, da jener liebe, junge Kaplan jetzt dort am Altare stand als Jubilar und die fünfzigjährige Ehrenmesse las. Er hatte noch das ernsthafte Gesicht. Aber das Haupt war mit dünnem weißen Haar bedeckt und der Nacken gebeugt. Um den Mund, der so manch freundliches Wort einst zum armen Waldbauerbuben gesprochen, war noch der milde, gütige Zug.

Nun traten die Priester seitlings hin und setzten sich auf seidene Sessel, in der Mitte der Jubelgreis, wohl gebeugt von der Last der Ehren, die er heute zu tragen hatte. Einer der älteren Geistlichen bestieg die Kanzel und hielt eine Anrede. Er erzählte den schlichten Lebenslauf des Jubilars, der in treuer Seelsorge auf dem Lande seine Jahre hingelebt hatte. Ein recht armer Lebenslauf und doch gesegnet und doch reich an Freuden. Der Redner sprach dann im allgemeinen von den hohen Freuden eines katholischen Priesters. „Er lebt abseits von den rohen Kämpfen der Welt im Hort der katholischen Kirche, deren Satzungen er gehorsam vollführt und die für ihn viele Verantwortung trägt. Die ganze Kirche steht für ihn ein und was er auf der Lebensstraße etwa sammelt an Seelen und an Gütern, das bringt er der Kirche heim. Es ist zwar ein dornenreiches, aber auch friedensvolles Leben, ein Seligsein schon auf Erden. Er ist gefeit vor Kummer ums Brot. Er ist befreit von jener Sorge, die alle in den Staub zieht, von der lästigen, widerlichen Familiensorge —!“

„Oho!“ Beinahe hätte ich ihn mit solchem Ausrufe unterbrochen. Das wäre unheilvoll geworden.

Von den lästigen, widerlichen Familiensorgen! Mit diesem Worte wurde der Steg wieder einmal weggerissen, den Liebe und Sehnsucht über den Abgrund bauen wollte. Da gähnte wieder der unheilvolle Bruch zwischen Priester und Menschen. Jenes Herzensanliegen, aus dem das heiligste Leid und die reinste Freude quillt — widerlich! Die Familie! Ja, wer diese Quelle des Menschentums, seiner Konflikte, seiner Aufopferung, seines Sieges nicht kennt oder nicht ehrt, der weiß ja gar nicht, was das heißt, Mensch sein und sich für den Nächsten verbluten! — Guter Greis auf der Kanzel, ein solches Wort hättest du nicht sollen sagen. Gewiß hast du es gut gemeint, du verstehst eben die

„Muhme“ getraut und an Sommersonntagen war er nach Alpl gekommen und hatte in einem Baumgarten Christenlehre gehalten. Eine solche Christenlehre im Freien ist anders wie die Predigt in der Kirche. Die Leute rücken nahe zusammen um den Priester und es gibt Frage und Antwort. Man darf, hörte ich, sogar fragen, wenn etwas nicht verstanden wird und seine Meinung sagen. Bei der Christenlehre selbst fragte der Waldbauernbub nicht, weil ihn die Anwesenden befangen machten, aber nachher, wenn er den Kaplan durch Wälder und über die Berge nach Hause begleiten durfte, gab es gar wunderliche Religionsgespräche zwischen beiden. Manchmal hat der ernsthafte Priester wohl geschmunzelt, wenn das Bauernbübel gar zu ungeduldig und radikal interpellierte, wie es denn eigentlich sei mit Himmel und Hölle? und ob man in die Hölle käme, wenn man zwei Feldrüben gestohlen und sie nicht gebeichtet hätte? Ich vermute fast, der Bub hatte gerade an diesem Fall ein persönliches Interesse. — Aber es lag ihm auch etwas anderes an. In schönen Kirchen bei Glocken- und Orgelklang, bei Bildern und Lichtern, hochgeehrt wie ein Heiliger schon auf Erden im Reiche Gottes zu sein — das war so das Ideal jenes Waldbübleins.

Der Kaplan nahm den Knaben manchmal mit in den Pfarrhof, zeigte ihm Bücher und ließ ihn manches davon mit ins entlegene Waldhaus nehmen. Der Bub staunte, daß darunter auch Bücher waren, die sich nicht mit Gott und Kirche befaßten, vielmehr weltlichen Inhalt hatten. So — nach dunklem Erinnern — die Geschichte der Pfalzgräfin Genoveva, so die Gedichte von Friedrich Schiller, so die Anleitung zur Milchgewinnung und Käserei, so das Schulmeisterlein Wutz von Jean Paul, so die Gründung von Karlsruhe, so eine Lebensbeschreibung Friedrichs des Großen, so die Geschichte vom daumenlangen Hansel.

Das war eine neue Welt für den Waldbauernbuben und jetzt kam ihm der liebe Kaplan, der auch solche Sachen im Kopf hatte, ganz anders vor. Viel vertraulicher und menschlicher, beinahe wie einer, dem man nicht bloß die Sünden, sondern auch die heimlichen Freuden und Wünsche anvertrauen durfte. Jetzt wollte er es gelegentlich wagen, mit ihm über Herzensangelegenheiten zu sprechen. Die Herzensangelegenheiten bestanden darin, daß er, der Bub, eine Legende des heiligen Joachim gedichtet hätte und daß er — die zweite Bedrängnis kam ihm noch schwerer an zu gestehen. Und eines Tages, als der Bub ausgeschickt wurde, um den Geistlichen zu einem Schwerkranken zu holen, wollte er unterwegs so beim Laternenlichttragen und Klingeln von seinem Anliegen sprechen. Der Kaplan gebot ihm Schweigen. „Auf dem Hinweg, wenn das Allerheiligste bei uns ist, müssen wir andächtig beten, auf dem Rückweg nachher kannst schon plaudern.“ Aber auf dem Rückweg nachher erbot sich ein mit seinem Hunde nach Krieglach heimkehrender Jäger, den Geistlichen

wäre er an diesem Tage, in dieser höchsten Stunde seines ganzen Lebens, mit der Würde und Gnade des heiligen Vaters belehnt.

Der Zug verlor sich im Tore zur Sakristei. Dort werden sie, die Berufsgenossen, ihn alle noch beglückwünscht haben. Die paar alten Verwandten mit ihren jungen Nachkommen werden den Tag über wohl bei ihm geblieben sein zur heiteren Feier. Dann sind sie fortgegangen ins freie, frischbewegte Leben hinaus. Und der Greis ist zurückgeblieben allein in der Zelle, ohne Bruder und ohne Schwester, ohne Weib und ohne Kind — —. Einsam der dunklen Pforte Gottes entgegenwankend — aber als Stütze und Stab das Bewußtsein treuerfüllter Lebenspflicht.

# Zwei Lehrer.

Von **Karl Busse.**[1]

## Zmurko.

Die Versetzungsarbeiten wurden zurückgegeben. Mäuschenstill saßen die Obertertianer da. Es war überhaupt immer still, wenn Dr. Freeß unterrichtete. Im Handumdrehen wurde er mit der gefürchtetsten Klasse fertig.

Nachlässig, die langen Beine übereinandergeschlagen, saß er auf dem Katheder. Eine schmächtige, hoch aufgeschossene Gestalt. Das hellblonde Haar war sehr gepflegt; das Bärtchen, dünn, aber lang gezogen, gleichfalls. Er gab überhaupt viel auf sein Äußeres. Seine Anzüge mußten tadellos sitzen; er ließ sie zum Kummer der ortsansässigen Schneider in der Provinzhauptstadt arbeiten. Seine Krawatten waren geschmackvoll und vortrefflich gebunden; die Fingernägel sorgsam poliert und gefeilt. Wenn er neben einem Schüler stand, ließ er sie bei leicht gebogener Hand gern lose auf der schwarzen stumpfen Platte der Bank aufliegen: ihr heller Glanz hob sich dann schön ab.

Er war einer von den jüngsten Lehrern der Anstalt. Bei den Kollegen schien er nicht sehr beliebt zu sein, aber sie hatten Respekt vor ihm, weil er gleichsam spielend mit der schwierigsten Klasse, der Obertertia, fertig ward. Die Schüler fürchteten ihn. Selbst diejenigen, die er

[1] Diese zwei Bilder sind entnommen dem neuen Buche: „Federspiel". Westliche und östliche Geschichten von Karl Busse. Berlin. Albert Goldschmidt. 1904. Ein geradezu herziges Buch ist das. Es tat uns die Wahl weh, welches der dreißig Stücke wir den Heimgartenlesern zur Probe vorsetzen sollten. Sei es das Alpen- und Liebesbild „Die Birne", sei es die Großstadtskizze: „Die Zigarette", sei es der treue Gemütsklang „Aus der Heimat". Nun, mit den vorstehenden Lehrergeschichten erzwecken wir nebst Aufzeigung eines sittlich hochstehenden Talentes auch noch etwas anderes. Gewiß ahnt es mancher unserer Schulmänner, worauf es abgesehen ist. Wir aber freuen uns, den hervorragenden Lyriker Karl Busse nun auch als einen so trefflichen Schilderer und Erzähler kennen gelernt zu haben. Die Red.

Gefühle von Vater und Mutter nicht. Dieses Fest der goldenen Ehrmesse hatte schon ein bißchen Wehmut in mich gebracht gehabt darüber, daß dem Waldbauernbuben der Weg zum Altare versagt gewesen, daß der hohe, gottesfrohe, kunstdurchleuchtete Priesterberuf ihm nicht beschieden war. Aber das Wort von der widerlichen Sorge hat ihn aufgeweckt. Freilich würde ein Mann ohne Familiensorgen besser schlafen und leichtfertiger in den Tag hineinleben, freilich würde er, falls er sonst Talent dazu hätte, sich viel leichter in das süße und weiche Milieu des Ideals hineinträumen, wenn ihn die kranke Frau, die hilflosen Kinder nicht mit herben Ketten an die Erde fesselten. Aber ich denke doch, daß ein rechter Familienvater dem Willen Gottes näher kommt als ein anderer, der durch sorglose Beschaulichkeit im Schoße Gottes zu ruhen meint. Es sei nicht damit gesagt, daß letzterer unrecht hätte, aber ich für meinen Teil ziehe die Familienstube, wo die Kleinen zu mir kommen, der Zelle vor. Du, lieber Festprediger, kommst mir gewiß mit jenen evangelischen und paulinischen Aussprüchen. Ich kenne sie und meine, daß sie die Ehe des Altertums im Sinn gehabt haben. Seither — besonders bei den Germanen — hat das Familienleben sich veredelt. Die Ehe hat wohl nicht mehr bloß eine Leibes-, sondern auch und vielmehr noch eine Seelengemeinschaft zu bedeuten. Es ist eine andere Art der christlichen Nächstenliebe und ein gemeinsames Bestreben, die Kinder zu braven und tüchtigen Menschen zu erziehen. Sorgen macht das freilich, aber sind es nicht auch Seelsorgen? Ist das geistliche Amt des Familienvaters nicht eben so bedeutsam für die Menschheit als das des Priesters? Nein, daß der katholische Priester die Sorgen und Würde des Familienlebens ablehnt das ist nicht gut.

Nun habe ich ein wenig gezankt. Aber das soll uns die Stimmung an der goldenen Ehrmesse nicht verderben.

Nach der Ansprache auf der Kanzel wurde unter Weihegesang die Messe weiter zelebriert und dann mit einem Te Deum laudamus geschlossen. Unter diesen hehren Klängen und als ich wieder dem Jubilar ins Antlitz schaute, ist das gestörte Gleichgewicht wieder ruhig geworden und als hernach bei aufsteigenden Weihrauchwolken dem Greise die Monstranze in die Hände gegeben wurde und er damit die Menge segnete, da fühlte ich den Segen ordentlich auf mich niedertauen, denn das wußte ich, der Segnende glaubt ans Heiligtum und in Liebe betet er für alle, so da ihr Haupt neigen.

Dann haben sie vom Tische die Krone genommen und ihm auf das Haupt gesetzt. Und also wallte der Zug wieder durch die Kirche: Die Kranzjungfrauen, die Verwandten, die Diakone mit den Lichtern, die Priester in strahlendem Ornat, zwischen ihnen der Greis, der mit erhobenen Fingern nach rechts und nach links die Menge segnete, als

er da, massig und bäurisch. Er hatte den ein wenig schäbigen Anzug, den er trug, ausgewachsen. Er war ihm in den Schultern viel zu eng geworden. Ein tiefes Atmen der kräftigen Brust, meinte man, müßte genügen, um die Nähte zum Krachen und Platzen zu bringen. Aus den zu kurzen Ärmeln sahen große, grobe Hände — der Junge wußte nie recht, wohin er damit sollte. Nur wenn es etwas recht Schweres anzufassen galt, waren diese breiten ungelenken Tatzen gerade recht. Das Gesicht war rot, sommersprossig. Über der niedrigen polnischen Stirn stand struppiges, brandrotes Haar.

„Hast du verstanden, Meister Ungeschlacht?“ sagte Dr. Freetz. „Du hast es nun auch von deinen Mitschülern gehört, daß du als Hornvieh in den Stall sollst. Deine Arbeit ist ein Hohn auf allen Unterricht; deine Arbeit ist eine Niederträchtigkeit: deine Arbeit ist eine Schmach für die ganze Klasse!

Herr und Heiland, merkst du denn nicht, daß du nicht hierher gehörst?“

Das blasse, sonst blutleere Gesicht war rot geworden. Die Wut packte den Lehrer. Dieser Bengel verdarb ihm alles, drückte das Niveau der Leistungen ganz fürchterlich.

„Was ist dein Vater?“

Valentin Zmurko hob gleichmütig den Kopf.

„Landwirt.“

„So karr' doch Mist wie er,“ schrie der Ordinarius, „anstatt mit diesem Brett vor dem Schädel hier zu sitzen. Ich bin doch kein Dresseur! Worauf wartest du denn! Auf das Einjährige? So wahr ich Freetz heiß' — nie kriegst du das! Pauk' dir Tag und Nacht in deinen Büffelschädel ein: ich will abgehn!“

Er lief auf und ab vor dem Katheder.

„Alles will heut' studieren. Jeder Pferdeknecht, jeder Schusterjunge! Für keinen Sechser Grips — aber Gymnasium! Keinen ordentlichen Rock auf dem Leibe — aber Gymnasium! Keinen Satz richtiges Deutsch — aber Gymnasium! Ich sag' dir, Rotkopp, du sollst mich kennen lernen! Ein ganzes Jahr lang hab' ich mich gequält mit dir, ein anderer hätt' sich schon totgeschämt, aber du Büffelschädel — —

Da, dein Heft! Und warte mal das Zeugnis ab, Söhnchen meiniges!“

Er schleuderte ihm das Heft vor die Füße, das Löschblatt flog heraus, die Seiten legten sich um.

Valentin Zmurko hob das Heft auf und legte es ruhig unter die Bank.

Die Gewitterstimmung hielt auch für den Rest der Stunde an. Niemand wagte laut zu atmen.

bevorzugte — die Söhne adeliger Besitzer oder reicher städtischer Familien — hatten ein geheimes Mißtrauen gegen ihn. Er war sehr jähzornig; eine unheimliche Wut konnte ihn plötzlich packen. Und wehe dem, der dazu Veranlassung gegeben hatte. Die üblichen Schulstrafen existierten dann nicht mehr für ihn. Er hatte sich eine Reihe eigener grausamer und drückender Strafen erdacht. Selbst die liederlichsten Burschen lernten deshalb eifrig für seine Stunden. In den Jahren, die er am Gymnasium zubrachte, hatte der Direktor immer feststellen müssen, daß die von Dr. Freetz geleitete Klasse am besten abschnitt.

Jetzt, auf dem Katheder, nahm er ein Heft nach dem andern vor. Flüchtig fertigte er die guten Arbeiten ab. Lob kannte er nicht. Aber die Schüler waren schon froh, wenn er nicht an seine „Fliege" griff und lächelte.

Die „Fliege", ein paar blonde Härchen unter der blassen Unterlippe, zupfte er stets, wenn er witzig wurde. Und er liebte es, Witze zu machen. Sie prasselten nur so auf das Haupt des Opferlammes nieder. Nur in diesem Falle durfte die Klasse laut sein. Je heller das Gelächter, um so besser, der Schuldige mußte sich darunter winden.

Die Klassenarbeiten waren leidlich gut ausgefallen. Auch das vorletzte Heft war zurückgegeben.

Da richtete sich Dr. Freetz aus seiner nachlässigen Haltung auf.

„Bisher," sagte er und drückte den Kneifer fester, „war alles noch menschlich, wenn man weitherzig urteilt. Hier aber habe ich eine Arbeit, das ist die eines Hornviehs."

Er sah sich um.

„Förster!" Das war der Primus. Eilfertig erhob er sich.

„Wie heißt das Hornvieh?

Der Junge ward rot, er schielte zur Seite. Er wußte wohl, wen der Lehrer meinte. Aber Scham und Scheu band ihm die Zunge.

Doch mit dem kurzen scharfen Akzent wurde die Frage wiederholt. Das hieß: antworte, oder es geht dir schlecht!

„Zmurko," sagte der Primus.

„Richtig. Was ist das Hornvieh?"

„Ein . . . Tier."

„Schafskopf! Ein *nützliches* Tier ist es, ein ganz unentbehrliches. Und wohin gehört es?"

„In den Stall."

„Ausgezeichnet. In den Stall, und nicht in . . ."

Klatschend schlug er mit dem Heft aufs Katheder: „Und *nicht* in ein preußisches Gymnasium! — Zmurko!"

In der Bank, die der Tür am nächsten stand, erhob sich ein Junge. Er stach seltsam von den andern ab. Schwerfällig und breitschultrig stand

Und der Schüler, in seiner schwerfälligen Sprechart, erwiderte langsam, ruhig, aber in einer hartnäckigen Bestimmtheit:

„Ich will Ihnen vorlesen, was ich mir in diesem Heft notiert hab'. Da steht, wie Sie mich von Michaeli ab geschimpft haben."

Plötzlich wurde es ganz still.

Fassungslos trat der Ordinarius einen Schritt zurück. Er brachte keinen Ton heraus. Man hörte nichts — nur einmal das Knittern eines Zeugnisses.

Und wieder die schwerfällige Stimme mit dem fremden Akzent:

„Hornvieh oder Rindvieh haben Sie, Herr Doktor, vierunddreißigmal gesagt. Weil ich rotes Haar hab', haben Sie, Herr Doktor, vierzigmal mich gehöhnt. Weil — —"

„Zmurko!" schrie der Lehrer. „Bist du verrückt?"

„Ich bin nicht verrückt." Und hartnäckig: „weil ich keine neuen Bücher hab' —'"

„Schweig'!" rief Dr. Freetz gell. „Sonst sollst du was erleben —!"

Er war totenblaß.

„Ich werde nicht schweigen. Sie, Herr Doktor, haben ein ganzes Jahr geredet und ich hab' nichts gesagt. Nun rede ich auch!"

„Das wird ja immer besser — — Ungehorsam!" schrie der Ordinarius. „Mensch, ich schlag' dich halb tot!"

Und blaurot vor Wut sprang er auf ihn zu und hob die Hand.

Aber Valentin Zmurko wich keinen Schritt zurück. Er kam nicht aus seiner Ruhe. Er hob nur gleichfalls eine seiner groben Tatzen:

„Wenn Sie, Herr Doktor, mich hauen, werde ich auch hauen. Was ist da weiter?"

Dr. Freetz hatte, als er die Bewegung sah, den Kneifer vom Gesicht gerissen. In dem jetzt wieder totenblassen, blutleeren Gesicht sah man tiefrot die beiden Einschnitte der federnden Bügel des Klemmers.

„Niemand rührt sich vom Fleck," rief er heiser. „Ich hole den Herrn Direktor."

Doch mit einem einzigen Schritt war der Rotkopf an der Tür, schloß sie ab und steckte den Schlüssel in die Tasche.

Wie gelähmt saßen die anderen Schüler. Was da vor sich ging, faßten sie nicht. Starre, erschrockene Augen überall. Der Jüngste hatte ein Gesicht wie eine Leiche. Der Unterkiefer hing ihm schlaff herunter, als hätte er nicht mehr die Kraft, den Mund zu schließen.

Der Lehrer wandte sich. Langsam — die hohe Gestalt schwankte etwas — schritt er zum Katheder, faßte mit einer Hand darnach, drehte sich wieder den Schülern zu. Alle Muskeln schienen sich an ihm zu spannen, auf der Stirn waren die Adern emporgetrieben, die schmalen Lippen verschwanden fast, so preßte er sie aufeinander.

In der Pause sagte der Primus: „Du, Zmurko, ich konnt' nicht anders . . . du weißt schon, das mit dem Hornvieh."

„Schon gutt, schon gutt," erwiderte der Rothaarige mit seinem polnischen Akzent. „Es ist nicht so serr schlimm, weil es erzwungen war."

Auch für die Schüler war der starkknochige Bursche ein Rätsel. Man wußte, er war der Sohn eines armen Kossäten. Er hatte fraglos keinen Kopf zum Lernen. Er sprach kaum richtig Deutsch. Er war über siebzehn Jahre alt, während das Durchschnittsalter der Klasse 14 bis 15 Jahre war. Er kam nicht vorwärts. Warum besuchte er die Anstalt noch?

Dabei war er gern gesehen, wenn auch kaum jemand mit ihm verkehrte. Er war gutmütig, mißbrauchte seine Kraft nie, war für alles Freundliche dankbar, half immer mit Federn aus, übernahm freiwillig bestimmte Pflichten, die jeder gern von sich abschob — dazu gehörte die Aufgabe, den Schwamm feucht zu halten — und war durch sein ruhiges Benehmen jedem noch extra angenehm. Er sprach niemals viel, verteidigte sich auch nie, wenn ein Lehrer ihn rüffelte. Man wußte auch, daß er zu Hause fleißig war.

Nicht lange darauf fanden in der Aula die Feierlichkeiten zum Abschluß des Schuljahres statt. Die Versetzungen wurden verlesen. Valentin Zmurko war sitzen geblieben. Es wunderte keinen — ihn selbst auch nicht.

Aus der Aula gingen die Schüler in ihre Klassen zurück. Dort sollten ihnen die Zeugnisse ausgehändigt werden. Dr. Freetz erschien mit dem ganzen Stoß. Weil die Ferien begannen, war er vortrefflicher Laune.

Er würzte jedes Blatt noch mit ein paar Bemerkungen, ehe er es dem betreffenden Schüler übergab.

Valentin Zmurko war nach dem Alphabet der Letzte.

„Nun, Freundchen meiniges — da ist die Quittung. Wenn du zu den Kühen nach Hause kommst, kannst du sie zeigen. Und dem Vater deiniges bestell' nur, er möcht' das Hornvieh gleich dabehalten, anstatt es zu uns zu schicken."

Der Junge faltete das Zeugnis ruhig zusammen, ohne einen Blick darauf zu werfen, und steckte es in die Tasche. Das ärgerte den Lehrer. Aber er griff nach dem Hut, rief der Klasse noch das übliche „Vergnügte Feiertage" zu und wollt' zur Tür hinaus.

Mit einemmale war Valentin Zmurko aufgestanden.

„Herr Doktor," sagte er, „ehe Sie fortgehn, möchte ich noch bitten . . ."

Er machte eine ungeschickte Handbewegung, die so viel heißen sollte wie: Bleiben Sie noch gefälligst!

Die Klasse war schon im Aufbruch begriffen. Erst als Dr. Freetz sprach: „Nanu, was willst du denn noch?" ward sie aufmerksam.

Monate mochte er es auch in seinem Schädel gewälzt haben, ehe es diese Form — so spröde und eckig sie war — bekommen hatte.

Dr. Freeß war, als höre er nichts, ans Fenster gegangen. Er trommelte mit den fein polierten Nägeln an die Scheiben.

Aber die hohe Gestalt zitterte.

Er wußte, daß nach dieser Szene vor der ganzen Klasse seines Bleibens hier nicht mehr war. Daß er durch unerbittlichste Strenge zwar auch weiterhin einen äußeren Respekt bei den Schülern erzielen würde, daß aber der innere heute den Todesstoß erhalten hatte.

Er konnte nichts tun; er war machtlos. Es gab nur eins: möglichste Ruhe und Würde bewahren, um durch vergebliches Aufbegehren nicht noch lächerlich zu werden.

Valentin Zmurko aber packte langsam seine Bücher zusammen.

„Adieu ihr!" sagte er mit seinem gutmütigen Lächeln zur Klasse gewandt. „Wenn einer von euch nach Podlice kommt — nun, ich würde mich sehr freuen."

Und ruhig zog er den Schlüssel aus der Tasche, schloß auf und ging langsam, in seiner massigen Schwerfälligkeit, in dem ausgewachsenen, schäbigen Röckchen, aus der Tür.

Man hörte seine ruhigen, bedächtigen Bauernschritte nicht nur aus dem Korridor tönen, sondern auch von der Steintreppe her, die aus dem Gymnasium hinaus und ins Freie führte.

## Die letzte Stunde.

Auf dem Katheder standen, sorgsam in einer Reihe, sechs ausgestopfte Vögel.

Mit leise zitternder Hand — sie zitterte wohl aus Altersschwäche — schob der Lehrer die sechs noch weiter an den Rand, daß die Schüler sie besser sehen konnten.

Dann öffnete er das Tagebuch. Heute war Freitag — die letzte Nachmittagsstunde. Überhaupt der letzte Unterricht vor den Ferien. Morgen hatten sich die Schüler nur in den Klassen zu versammeln; von den Lehrern wurden sie dann in die Aula geführt, es gab eine kleine Feier mit Gesang, der Direktor bestieg das Katheder: der Tag des Gerichts war gekommen.

Jahre und Jahrzehnte hatte er das mitgemacht. Aber die Unruhe der Schüler, das Klopfen vieler Herzen hatten sich ihm zu jedem Ostertermin mitgeteilt. Die Namen der Versetzten wurden verlesen, die Prämien für hervorragende Leistungen wanderten in die Hände der Musterknaben. Ab und zu ein leises Schluchzen: da war einer sitzen geblieben. Dann noch ein Gesang — das Schuljahr war zu Ende.

Mit unheimlicher Anstrengung zwang er sich zur Ruhe.

„Das ist . . . Rebellion," sprach er, leise fast, mit trockner, spröder Stimme. „Wie kommt der Schlüssel ins Schloß?"

Er allein stand, und vorn, in der Bank neben der Tür, Valentin Zmurko.

Der gab Antwort: „Gestern war der Arresttag. Sie, Herr Doktor, haben uns eingeschlossen."

„Es soll sofort geöffnet werden."

„Ich werde öffnen, jedoch muß ich dieses sagen. Sie, Herr Doktor, haben mich ein Vieh genannt, weil ich einen schlechteren Kopf habe wie andere. Ich war aber serr fleißig. Sie haben mir das Heft hingeworfen, als ob ich ein Hund bin. Ich bin so wenig ein Hund wie Sie. Sie denken, Sie können das tun, weil ein Schüler nicht widersprechen darf.

Sie, Herr Doktor, haben gehöhnt, weil ich rotes Haar hab'. Im Dorf haben das die Kinder auch getan, aber der Lehrer im Dorf hat ihnen gesagt, das tun nur Straßenjungen.

Sie haben mich verspottet, weil ich einen schlechten Rock hab', und nur die alten Bücher, die billiger sind, und einen serr armen Vater.

Mein Vater spart das Geld für mich jeden Tag. Denn der Lehrer im Dorf hat ihm gesagt, daß ich viel lernen soll, weil man dadurch gut wird.

Sie, Herr Doktor, haben viel gelernt, aber Sie sind nicht gut.

Sie verspotten die Armen und auch ihre Eltern. Aber ich lass' meinen Vater nicht verspotten. Sie sind ein serr schlechter Mensch.

Das sage ich Ihnen vor allen Schülern. Denn Sie haben mich auch vor allen gehöhnt und den Förster gezwungen, mich ein Vieh zu nennen, das in den Stall gehört.

Und meinem Vater werd' ich sagen, das viele Lernen nützt nichts zum Gutwerden.

Und ich werde nicht wiederkommen, sondern zu Hause bleiben. Denn im Stalle ist es besser als in Ihrer Klasse.

Dasselbe denken die anderen auch, aber sie haben Furcht vor Ihnen und sagen es nicht.

Sie haben gefragt, ob ich mich nicht schäme.

Herr Doktor, wer hat sich zu schämen — Sie oder ich?"

Zum erstenmal kam in die ruhige, hartnäckige Stimme etwas wie Erregung. „Sie oder ich?" fragte sie noch einmal.

Und der „Meister Ungeschlacht" stand breit und massig in der Bank und er streckte in dieser ersten Erregung den Zeigefinger aus — aber auch das erschien ungelenk, als ob er seine Glieder nicht recht beherrschte.

Dann atmete er tief. Es hatte alles geklungen, als hätte er sich Wort für Wort darauf präpariert. In den Tagen und Nächten vieler

Dabei war er müde. Er wollte nicht mehr unterrichten. Bombycilla garrula . . . was hatten die Jungens davon, ob sie den Namen noch hörten! Behalten würde ihn doch keiner.

Von den letzten Bänken brachten zwei Knaben die Vögel zurück. Sie gingen auf den Fußspitzen.

Er nickte nur: „Ihr könnt sie gleich wieder ins naturwissenschaftliche Kabinett tragen — wir brauchen sie nicht mehr.“ Und nach einer Pause: „Fertig werden wir ja doch nicht!“

Beinahe mußte er über sich selbst lächeln. Solange das Gymnasium stand, war er nie fertig geworden. Im Sommer nicht mit der Botanik, im Winter nicht mit der Ornithologie.

Jedesmal hatte er sich verschworen: „Das nächste Semester!“

Und nun war er ganz am Schlusse — am Schlusse seines Lehramtes, am Schlusse wohl auch seines Lebens. Aber fertig war er auch jetzt nicht.

Das kam davon, daß für Naturgeschichte wöchentlich nur zwei Stunden angesetzt waren. Noch dazu Nachmittagsstunden, in denen die Schüler schon schlaff waren.

Sein alter Kummer! Jetzt war auch das gleichgiltig.

Die Uhr ging weiter, die Zeit lief ab. Immer stärker faßte ihn die Unruhe.

Er sah die helläugigen Jungen vor sich. Ein tiefes Weh und Wollen überkam ihn. Ihm war, als müßte er ihnen in dieser letzten Viertelstunde noch etwas geben, was zum Segen für ihr ganzes Leben würde.

Als müsse er das Fazit ziehen seiner ganzen fünfzigjährigen Lehrertätigkeit, in der Tausende von Knaben durch seine Hände gegangen waren.

Und er fand nicht, was er suchte, während seine Unruhe wuchs und die Uhr weiterging.

Längst war er wieder vom Katheder herunter. Die Hände auf dem Rücken, schritt er vor den Bänken auf und ab. Das rote Schnupftuch, das er stets nachlässig einsteckte, hing ihm auch jetzt halb aus der Rocktasche.

Mit einemmal blieb er stehen und griff nach dem Notizbuch. Das Leder war abgeschabt und abgegriffen.

„Hier steht noch,“ sagte er, „meine erste Klasse drin. Da war ich ganz jung. Es war eine Privatschule. Zweiundzwanzig Schüler hatte die Sexta.“

Und wie ganz benommen von der Erinnerung, begann er die Namen zu lesen: „Lüderitz — Werner — Gersdorf — Hahn“ . . . alle zweiundzwanzig. Er nickte fast bei jedem. Als Knaben saßen die wieder

Die Lehrer atmeten auf. Wie bald und das neue begann. Neue Gesichter drängten sich neben die vertrauten. Kaum merkte man, daß ein paar alte fehlten. Und wenn Ostern diesmal vorbei war, wenn die Klassen sich wieder füllten und die neuen Stundenpläne diktiert wurden, dann hieß es nicht mehr „Naturgeschichte — Herr Dr. Patuschke.“ Dann war dieser Dr. Patuschke verschwunden — weggewischt, als wär' er nie gewesen.

Es war gut . . . ja, ja . . . eine Pensionierung in Ehren; sogar den Roten Adlerorden bekam er. Aber warum ließen sie ihn nicht im Amte, bis er einst in den Sielen starb?

Er tauchte die Feder ein. „Fehlt jemand?“ fragte er leise. Jetzt kam das Murmeln von unten . . . er kannte das. Viele Köpfe drehten sich um. „Nein!“

Das heutige Pensum mußte bezeichnet werden. Er sah die Vögel an.

„Fliegenfänger — (Muscicapidae)“, notierte er. Einen Augenblick schwankte er, ob er die Familie der Schwalben auch noch dazuschreiben sollte, aber statt dessen schrieb er: „Abschluß“. Dann noch den Namen — zum letztenmal . . .

Die Klasse war ruhig. Still und etwas träge saßen die Schüler da. So kurz vor den Ferien war es kein rechtes Arbeiten mehr. Auch manche von ihnen wollten nicht mehr wiederkommen.

Da stieg der kleine Dr. Patuschke vom Katheder. Er hielt das Notizbuch aufgeschlagen zwischen den Fingern, aber es geschah nur aus alter Gewohnheit.

„Ich will nicht mehr fragen,“ sagte er, „— eure Zensuren sind geschrieben. Wir wollen weitergehn.“

Er nahm die Kreide aus dem Kasten und stellte sich an die Tafel.

„Zwanzigste Familie: Fliegenfänger (Muscicapidae). Wir unterscheiden drei Gattungen. Erstens: Seidenschwänze, Bombycilla garrula — das ist er.“

Dabei deutete er auf einen der sechs ausgestopften Vögel. Die lateinischen Namen schrieb er an die Tafel.

Er mußte sich hoch recken dazu. Er ward immer kleiner, die Schüler größer. So war das einmal auf der Welt.

Dann beschrieb er den Vogel, erzählte, wie er ihn einst in den Wäldern unweit der Stadt im strengen Winter gefunden hatte, und ließ den Balg von Bank zu Bank reichen. Auch die anderen fünf gab er zum Anschauen mit. Und während die Schüler die Vögel betrachteten, setzte sich der kleine alte Lehrer wieder aufs Katheder.

Er zog die Uhr. Schon halb vier . . . wie schnell rann seine letzte Stunde! Oft hatte er es nicht erwarten können, daß die Glocke tönte. Heute wünschte er, die Zeit möchte stillstehen.

Ich bin ein alter Mann. Ich habe viele Schüler gehabt. Der eine konnte den Livius ex tempore lesen und der andere stand hilflos sogar vor Cäsar. Der eine kannte alle Jahreszahlen der Geschichte, der andere warf die Jahrhunderte durcheinander, daß jeder Lehrer stöhnte."

Dr. Patuschke schüttelte sorgenschwer den Kopf bei sich. Er sprach jetzt mehr zu sich selber: „Und doch ist der Kluge verdorben und der andere ein braver Mann geworden. Wenn man alt ist und dann zurücksieht — das Wissen macht es nicht. Es macht auch nicht frei. Oft denk' ich: all eure griechische Grammatik — — bombycilla; römische Kaiser — bombycilla; das meiste, was ihr lernt — bombycilla — Gedächtniskram! Nicht die Hauptsache — wenn es wohl auch sein muß."

Und plötzlich ward er rot: „Natürlich muß es sein. Ihr müßt fleißig lernen. Denn daraus sollt ihr 'mal Erfahrungen ziehen, daraus schneidet ihr euch später 'mal Stecken, versteht ihr. Und euer Lehrer erkennt an der Art, wie ihr eure Aufgaben bewältigt, schon ungefähr, wie viel sittliche Kraft ihr später 'mal werdet einzusetzen haben. Aber nicht die Hauptsache vergessen. Und die Hauptsache — —"

Der kleine Lehrer sah von einem zum andern.

„Es wird ja gleich läuten," sprach er leise. „Ich wollt' euch in der letzten Stunde etwas ganz Großes mitgeben, für euer ganzes Leben. Wenn sich der Schüler etwas recht fest einprägen soll, dann muß man es an die Tafel schreiben. Er muß es auch sehen. Ich . . . ich werde euch an die Tafel schreiben das Beste, was ich weiß."

Wieder nahm er die Kreide. Es war nur noch ein kleines Stücklein da. Der dafür zu sorgen hatte, mochte geglaubt haben, für den letzten Tag genüge es.

Der alte Mann schrieb.

Totenstille war in der Klasse. Jeder wollte sehen, was da kam. Nur wenn sich einer vorbeugte, raschelte es.

Die Kreide bröckelte schon beim ersten Buchstaben, beim großen W. Beim letzten Buchstaben war sie auch verschrieben.

Da trat Dr. Patuschke von der Tafel zurück. Unter „Muscicapidae" und „Bombycilla" und anderer Gelehrsamkeit stand mit großen Buchstaben, an denen man das Zittern der Hand viel deutlicher merkte: „Werdet brave Menschen!"

Die Knaben blieben stumm. Mancher schien enttäuscht. Mancher lächelte. Mancher sah nach der Uhr.

„Das ist alles," sprach der kleine Lehrer und starrte selbst unentwegt auf die drei Worte. Und ob ihr gelehrt werdet wie Leibnitz . . . es gilt für jeden. Darin ist alle Weisheit. Ich geh' nun von euch . . . ich lass' euch nur das da. Vergeßt bombycilla, vergeßt alles, vergeßt euren alten Lehrer . . . vergeßt nur nicht, was da steht."

vor ihm, die heut' auch schon an der Schwelle des Alters standen oder tot waren, deren Namen die heutige Jugend nicht einmal kannte. Die Schüler hörten knapp zu, lächelten sich an und dachten an morgen. — Als der alte Patuschke dann fertig war, sprach er: „Nun bekommt auch das Notizbuch Ruhe. Das Leder ist einmal erneuert worden. Man kann es immer wieder füllen — man kauft einfach solchen Block und legt ihn 'rein. Nur vorn und hinten sind je zwei steife weiße Blätter, die immer bleiben. Vorn steht meine erste Klasse; auf die beiden hinteren Seiten kommt ihr . . . meine letzte Klasse. Es liegt viel dazwischen. Das begreift ihr noch nicht."

Er sah sich um. Ihm war, als müßte er in diesen letzten Minuten mit seinem Herzen und seinem Menschentum zu den Schülern kommen, nicht mit seinem Wissen und Beruf. Da vergriff er sich wohl. Was ihn rührte und bedrängte — wie sollte das diese helläugigen Knaben interessieren, vor denen jenes lange Leben, das er schon abschloß, noch in ganzer Weite und Breite lag!?

Und im Gefühl einer halben Scham schob der kleine Lehrer das Notizbuch schnell in die Tasche.

Gerade tat die Uhr draußen drei Schläge. Sie verzitterten stark, wie mahnend. Sie sagten: Denke dran, daß in einer Viertelstunde alles aus ist.

Langsam strich Dr. Patuschke das weiße Haar glatter übers Haupt.

„Ich will noch etwas zu euch reden," sprach er. „Ehe es zu spät ist und der Pedell klingelt. Wenn die Stunde vorbei ist, habe ich nicht mehr zu unterrichten. Ihr werdet einen anderen Lehrer kriegen. Der wird jünger sein und vielleicht anderes verlangen. Dann lernt fleißig und macht mir keine Schande."

Er suchte die Worte zusammen. Er stand in der Mitte, vor dem Gange, der die Bänke rechts und links schied. Jeder sah seine kümmerliche Figur, die zusammengezogenen, eingesunkenen Schultern, das greise Gesicht, das wenige weiße Haar. Und alle Schüler hatten den Kopf erhoben und horchten. Es war etwas in den nicht lauten Worten, daß sie alles andere vergaßen, selbst die Versetzung morgen. Eine stille Wärme ging von da vorn aus und suchte das Herz eines jeden.

„Hier auf dem Gymnasium, da ist ja Naturgeschichte nur ein Nebenfach. Und für Nebenfächer lernt man nicht." Eine halbe Handbewegung: „das weiß ich so gut wie ihr. Es ist auch kein Unglück, wenn ihr vergeßt, wie der Herr im bunten Rock hier heißt. Und wer das Bombycilla garrula behält, braucht sich auch nichts darauf einzubilden. Nur vielleicht . . . daß ihr ein bißchen Freude habt an der Natur . . . an dem Vogel, der fliegt, an dem, was euch vor den Füßen blüht, an dem Stein, den ihr mit dem Schuh beiseite stoßt. Daß ihr die Augen aufmacht und nicht blind seid!

Der Schwamm war nicht naß. Kreidiger Staub rieselte herab, als er langsam, fest aufdrückend, die lateinischen Worte löschte. So wie sie war er jetzt gleichsam weggewischt. Seine Stelle nahm ein anderer ein. Ob er lebte oder im Grabe lag, war gleichgiltig. Nach dieser letzten Stunde fürchtete er auch die andere letzte Stunde nicht mehr.

Immer noch wischte er mit dem trockenen Schwamm über die schwarze Fläche. Muscicapidae und Bombycilla waren längst verschwunden. Es war ihm, als striche er aus, was er in fünfzig langen Jahren gelehrt. Nur die kindliche Mahnung ließ er auch jetzt stehen.

Dann zog er seinen Paletot an, nahm Hut und Bücher und ging.

Ohne sich noch einmal zu wenden, verließ er das Zimmer. Man sah ihn gebückt, mit zusammengezogenen, eingesunkenen Schultern über den Schulhof schreiten. Als er den Gruß des Pedellen erwiderte, wirrte sich sein weißes Haar im Winde.

Seine Freude, seinen Lebenszweck ließ er hier für immer zurück. Nur ein ganz stilles, wehes Lächeln begleitete ihn nach draußen.

Ihm war, als sei er, der niemals zu Ende gekommen war in fünfzig Schuljahren, heut' in dieser letzten Stunde doch auf eine Weise einmal fertig geworden.

## Gerechte Entrüstung.

Von **Josef Wichner.**

Sie standen vor dem Gerichte, die beiden Sitzgenossen und Bettkameraden Fridolin Stichling und Peter Knopfloch, der Fridolin als Kläger, der Peter als Angeklagter.

Beide waren Schneidergesellen oder Gehilfen eines und desselben Meisters, beide saßen tagsüber und, wenn es Postarbeit gab, oft noch bis tief in die Nacht hinein auf demselben Tische und ließen die Füße in die nämliche Hölle hinabbaumeln, beide teilten ihr ärmliches Lager in einer feuchten, luft- und lichtarmen Kammer und beide galten seit Jahren als gute, verträgliche Kameraden . . . und nun gar vor Gericht!

Das erste Wort hatte der Fridolin und der hub an:

„Alles, was recht ist, Herr Richter, aber mit Verlaub, wenn Ihr ein Schneiderg'sell wäret und wär Euch passiert, was mir passiert ist, Ihr tätet Euch auch giften!"

„Und wenn Euch passiert wär, was mir passiert ist, Ihr tätet Euch auch giften," wollte der Peter dreinreden, wurde aber vom gestrengen Richter zur Ruhe verwiesen, und der Fridolin fuhr fort, den Sachverhalt zu berichten:

Mit gellem Läuten kam ihm der Pedell dazwischen. Der Schall schien das riesige Gebäude aus der Stille zu wecken. Türen wurden geöffnet, Stimmen tönten — die letzte Stunde war aus.

Und mit einer Bewegung, als wollte er alle Knaben an sich ziehen, wandte sich Dr. Patuschke zur Klasse .... „Liebe Schüler .... die letzten, die ich hab' ... werdet brave Menschen!"

So sehr zitterte seine Stimme jetzt, daß er sich rasch umdrehte und langsam auf das Katheder zuging.

Aber keiner von den Jungen rührte sich. Einer sah auf den andern, was der wohl tun würde. Und weil keiner sich vorwagte, blieben sie alle still sitzen, obwohl die Stunde beendigt und der Korridor draußen schon voll Lärm und Leben war.

Als der alte Lehrer die ungewohnte Stille hinter sich wahrnahm, wandte er das Haupt mit dem weißen Haar. Dann winkte er dem Primus.

„Ich danke euch allen," sagte er leise und unsicher. „Ich kann ja nicht jedem die Hand geben. So geb' ich sie dem Primus' und sag euch allen Adieu. Und nun geht!"

Da kam Leben in die Knaben. Im Nu hatte jeder seine Bücher unterm Arm, die Mütze in der Hand. Aber fast scheu drängten sie nach der Tür. Als der erste sie öffnete, sagte er „Adieu". Und von jedem Knabenmund ward dieses Adieu aufgenommen, daß der Lehrer nur immer mit der Hand winken konnte. Er traute sich nicht mehr zu, ein Wort zu erwidern.

Endlich hatte auch der letzte das Zimmer verlassen.

Patuschke zog langsam den Kathederschub auf. Da lag noch manches, was ihm gehörte: eine kleine Bürste, ein Taschenmesser, ein Band von Brehms Tierleben. Er legte sorgfältig alles heraus. Er kehrte ja nicht mehr zurück. Und wenn er erst die Schlüssel abgeliefert hatte — —

Es schüttelte ihn. Als müsse er den Geruch dieser Schulstuben einsaugen, holte er tief Atem. Dann ging er durch das ganze Zimmer, leise mit der Hand über die zerkratzten und zerschnitteten Bänke streichend. Auf die letzte setzte er sich. Nachmittagssonne lag darauf.

Das Tintenfaß stand offen. Mechanisch klappte er den Deckel darüber. Wie weit die Tafel hier war! Kaum daß er bombycilla lesen konnte. Aber die Jungens hatten auch bessere Augen!

Deutlich darunter sichtbar jedoch die drei Worte — seine letzten an die Schüler.

Je länger er auf sie hinsah, um so größer wurden sie; sie füllten die ganze Tafel.

Und ihm war, als wären sie allein wert, von ihm übrig zu bleiben. Ohne den Blick von ihnen abzukehren, schritt er auf sie zu.

„Da hört sich denn doch alles auf . . . ich lasse euch beide einsperren, wenn ihr noch einmal . . .!“

„Richtig . . . das war wieder g'fehlt! Alsdann . . . Ihr würdet Eure Frau nit karbatschen, aber wir . . . wir machen halt unsere Verdrießlichkeiten gewöhnlich unter der Hand ab und laufen wegen so einem Schmarren von ein paar blauen Flecken und Beulen nit gleich zum Richter, wie der da . . . die Lettfeigen!

Aber . . . daß i' erzähl: denkt Euch nur, was mir passiert ist!

Wie armselig wir leben müssen und wie schlecht die Kost bei unsern Herrn Meistern ist und wie wir uns fast nie einen guten Bissen gönnen dürfen, das wird Euch wohl bekannt sein.

Na . . . und weil uns das Leben von all den Herrlichkeiten, die den Reichen in den Mund fliegen, von ein paar Roßwürsteln abg'sehen, nichts bietet, so müssen uns halt die Träum aus der Not helfen und so hab i' grad in jener Nacht einen wunderschönen Traum g'habt.

In den Prater bin i' g'fahren . . . im Traum nämlich . . . im Gummiradler, im Mäul eine Virginia, zur Rechten eine Prinzessin . . . Eure Frau mag schön sein . . . richtig, die darf nit schön sein . . . also . . . eine Prinzessin von einer Schönheit . . . rein 's Wasser zergeht einem im Mund, und im linken Hosensack, da hat's allweil fein g'läutet wie mit goldenen Glocken.

Sagt die Prinzessin: ‚Du, Peter, i' hab an Hunger . . . wollen wir nit einkehren im braunen Hirschen und uns a paar Backhendeln beibiegen und an Schampas?‘

Ja . . . warum denn nit, sag' i', wir habens und wir können's tun!“

J' gib also dem Kutscher mit dem rechten Fuß an Stupfer auf seinen untersten Rücken und brr! stehen die zwei Prachtroß wie ang'mauert.

J' spring' ab wie an Gummiball in seidenen Strümpfen und hupf' wieder halbwegs zu meiner Prinzessin auffi und schwing' sie aus dem Wagen und führ' sie mit Schwung in den braunen Hirschen und laß anfahren, was gut und teuer ist.

Herr . . . im Paradies mag's schön sein, aber schöner noch ist es im braunen Hirschen mit meiner Prinzessin Braut und mit dem Sack voll Dukaten!

Ei, wie machen da die Kellner schnelle Füße, und auf ja und nein steht ein ganzer Backhendelberg auf einer Silbertassen vor uns . . . jedes Stückl so goldig braun und duftig und resch! J' freu mi' wie nit g'scheit auf das kostbare Essen und leg meiner Braut vor und gleng a selber zu und steck grad das erste Biegel unter d' Nasen, da . . . krieg i' an Rippenstoß: hat mi' der verfl . . . Kerl aufg'weckt!!

„Na . . . wir schlafen also alle beide und schnarchen wie die Ratzen . . . na, Ihr tätet auch schnarchen wie ein Ratz, Herr Richter, wenn Ihr Euch so schinden müßtet den ganzen Tag und die halbe Nacht wie wir . . .“

Der Richter verbat sich jede Anzüglichkeit und Beziehung auf seine Person und jede Gleichstellung mit Ratzen und der Fridolin sprach weiter:

„Alsdann . . . wir beide schnarchen wie die Ratzen und auf einmal klopft die Meisterin an die Tür, wie sie alle Morgen klopft, und i' wach auf, wie i' alle Morgen zuerst aufwach, eben weil ich einen leichteren Schlaf hab, und i' gib dem Peter einen Rippenstoß, wie i' ihm alle Morgen einen gib . . . in aller Freundschaft und guter Meinung, Herr Richter, wie Ihr Eurer Frau ja auch einen geben tätet, wenn Ihr zuerst aufwachen tätet und 's Frühstück wäre nicht fertig.“

„Jetzt laßt aber einmal mich und meine Frau aus dem Spiele,“ schrie der Richter ärgerlich, „sonst . . .“

„Oha,“ sagte der Fridolin, „halten zu Gnaden, Herr Richter, i' hab mi' verplappert und will gern zugeben, daß Ihr Eurer Frau Gemahlin einen etwas sanfteren Rippenstoß geben tätet — aber unter uns gewöhnlichen Leuten ist man nit so empfindlich und der Peter hat den Rippenstoß auch allweil als ein Zeichen freundschaftlicher Gesinnung hing'nommen, wie er denn auch gemeint war.

Na . . . und am selbigen Morgen, da ist Euch rein die verkehrte Welt! Der Peter schreckt auf, als hab ihn ein Mörder g'stochen, macht ein fuchsteufelswildes Gesicht, hebt an greulich zu fluchen und zu schimpfen, macht zwei Fäust . . . recht knochige, weil er durchaus kein Fleisch nit hat am ganzen Leib, und boxt auf mi' hinein wie nit g'scheit und wirft mi' aus dem Bett und springt nach und drischt darauf los, daß i' grün und blau werd, und wer weiß, hätt er mi' nit erschlagen, wär i' nit abg'fahren in Hemd und Gattie und hätt i' nit die Tür hinter mir abg'schlossen.

Herr Richter, da müßt einer Fischblut haben in den Adern, wenn ihn so was nit giften tät, und alsdann verlang i' seine Bestrafung!“

„Nun,“ sagte der Richter, „Eure Entrüstung ist gerecht und also wollen wir nur noch hören, was Euer Kamerad, der mir ein gar gewalttätiger Mensch zu sein scheint, zu seiner Verteidigung zu sagen weiß.“

„I'? Zu meiner Verteidigung? Mehr als genug,“ erwiderte der Peter Knopfloch. „Hört nur, was mir der . . . der Kerl da angetan hat! Bei allen geduldigen Heiligen, Ihr würdet Eure Frau auch karbatschen, wenn . . .“

# Eisblumen.

Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg.[1])

## Sturm.

Hast du dem Wettersturm
Sinnend schon nachgeblickt,
Wenn über Dach und Turm
Er seine Boten schickt?
Wenn er um Hütt' und Haus
Heulet und pfeift,
Alles in tollem Saus
Eilend nur streift?
Wenn er den Regen fegt,
Wild an die Scheiben schlägt;
Rasselnd,
Prasselnd,
Rasend durch Tal nnd Schlucht
Geht seine Flucht.

Hei! wie der Unhold jagt,
Achtlos bergauf, bergab,
Was in den Weg ihm ragt,
Knickt er im Fluge ab;
Ob seine Stimme grollt
Drohend und schwer,
Echo verhallend rollt
Weit übers Meer;
Vor ihm die Wolke streicht,
Er sie doch nie erreicht,
Gaukelnd,
Schaukelnd,
Sieht er die Wolke ziehn,
Lockend entfliehn.

Hoch schwebt das Wolkenheer,
Flieht seinen Liebeskuß;
Neckend zieht's vor ihm her,
Sendet ihm Gruß auf Gruß,
Ändert im Fluge schnell
Form und Gestalt,
Jetzt schimmert's goldig hell,
Grau dann und kalt.
Dräut mit dem Donnerkeil,
Bis es mit Blitzeseil'
Duftig,
Luftig,
Zitternd verhaucht, zerbebt,
Tänzelnd entschwebt.

Flucht ist das Leben auch,
Jagd nach der Truggestalt,
Glück ist der Wolkenhauch,
Sehnsucht die Sturmgewalt.
Wenn auch das Unheil droht,
Achten wir's nicht —
Hinter uns Nacht und Tod,
Vor uns das Licht!
Wie auch der Würfel fiel,
Glück nur ist unser Ziel —
Tastend,
Hastend
Stürmt der Mensch durch die Welt,
Bis er zerschellt!

## Blumenseelen.

Hast du noch niemals Kinder sterben sehen,
So still geräuschlos wie die Blumen scheiden?
Unmerklich fast ist das Hinübergehen
Von beiden.

Erst neigt sich sacht das erdenmüde Haupt,
Allmählich folgt ein zögerndes Verblassen;
Kaum kann dein Auge, das dem Lenz geglaubt,
Es fassen.

O, weine nicht, wenn Gott sie welken hieß;
Gar kurz gemessen ist ihr Sein auf Erden —
Es ist kein Tod, verpflanzt ins Paradies
Zu werden.

[1]) Aus „Eisblumen". Neue Gedichte von Mathilde Gräfin Stubenberg. Leipzig. Breitkopf und Härtel. 1903. Leidlieder ohne Sentimentalität, so könnte man die meisten dieser Gedichte bezeichnen. So tief und wahr aus dem Innern kommen sie und packen mit sanfter Gewalt unser Herz, erschüttern es oft, erheben es und befreien es. Es ist undenkbar, daß der warmempfindende Leser diese schönen Poesien aus der Hand legt ohne das Gefühl, er hätte einen Segen empfangen. R.

Herr Richter, den möcht' i' kennen, der da nit fuchtig wird . . . und so hab' i' ihn halt ordentlich karbatscht. Wenn er wenigstens g'wartet hätt', bis i d' Hendel verschluckt hätt'; aber einen aufwecken, wenn ma grad den ersten Bissen tun will, das ist . . . das ist teuflisch und verdient Prügel . . . hab' i nit Recht g'habt?!"

„Nun," sagte der Richter lächelnd, „Eure Entrüstung war allerdings gerecht, aber die Backhendel waren nur Traumhendel, die Prügel dagegen waren wirkliche Prügel und das macht hier bei uns einen bedeutenden Unterschied.

Vielleicht aber kann ich Euch doch zum Guten raten, und wenn der Fridolin bedauert, daß er Euch vorzeitig geweckt hat, und wenn Ihr bedauert, daß Ihr ihn gebleut habt, dann . . ."

„Na, so bedauern wir halt," fielen beide ein, reichten sich die Hände und gingen friedlich heim.

„Eigentlich," sagte der Peter auf dem Heimwege, als er am freundlichen Gesichte des Kameraden merkte, derselbe verstehe wieder einen Spaß, „eigentlich bist du beim ganzen Handel immer noch besser dran als i', denn . . . du hast deine Schläg', i' aber, i' hab' vom Hendel nit a Feder und die Prinzessin Braut ist auch verschwunden und i' kann wohl lang warten, bis mir im Schlafe wieder etwas so Schönes vorkommt . . . heutzutage kann man sich auf nichts verlassen . . . nit einmal auf die Träum.

Übrigens . . . komm mit . . . i' zahl' dir a Roßgolasch, daß d' a Pflaster auf deine blauen Flecken hast!"

Und sie feierten die Versöhnung und philosophierten dabei, was besser sei, ein geträumtes Backhendel oder ein wirkliches Golasch, und sie fanden's nach langem Hin- und Herreden unter Mithilfe einiger Einspännerkutscher auch heraus: Für den Magen sei ein wirkliches Golasch besser, für den Gusto aber oder den G'schmacken ein Traumhendel!

## Wie du willst.

Willst du ein Frohgedicht,
— hol' mir die Leier.
Magst du den Frohsinn nicht,
— hol' dich der Geier.

## Glücksklee.

Wo die Felder grünend stehen,
Hab' ich manchen schon gesehen
Rasch sich bücken,
Klee zu pflücken.
Sah er doch vier Blätter nicken,
Meint, was Wunder er erhascht,
Da — kaum traut er seinen Blicken,
Steht enttäuscht und überrascht:
An dem Glücksklee, grün und glatt —
Fehlt ein Blatt!

Hab' auch manchen schon gesehen
Auf dem Lebenswege stehen,
Rasch sich bücken,
Glück zu pflücken.
Sah er's deutlich doch ihm nicken,
Meint, was Wunder er erhascht.
Da — kaum traut er seinen Blicken,
Steht enttäuscht und überrascht:
An dem Glücke, glitzernd glatt —
Fehlt ein Blatt!

## Verlassene Gräber.

Nichts stimmt mich so trübe, nichts tut mir so weh,
Wie wenn ich verlassene Gräber seh';
Inmitten des Friedens reichblühendem Port
Die Kränze verblichen, die Blumen verdorrt.
Hier rostige Gitter, die Stäbe geknickt,
Verwildert die Beete, vom Unkraut umstrickt,
Der Hügel verfallen zu Schutt und zu Staub,
Im Sturme umflattert vom herbstlichen Laub.
Dort bröckelt ein Kreuzlein, vom Moder benagt,
Seitdem an der Stätte kein Herz mehr klagt,
Drauf längst schon verwischt, was trauernde Lieb'
Mit zitternder Hand einst zum Abschied schrieb;
Unlesbar verwittert zu wehendem Sand
Der Name des Schläfers, der Ruh' hier fand;
Verweht auch die Liebe — und tot auch das Leid,
Erstickt in dem Hauch der Vergänglichkeit.

## Nicht sterben kann, was man geliebt.

Das ist es, was die Träne stillt,
Daß stets der Liebe Segen quillt,
Mich im Erinn'rungshauch umgibt —
Nicht sterben kann, was man geliebt.

Es lebt in uns und webt und schafft
Als süßgeheime Himmelskraft,
Ob Wolke sich vor Wolke schiebt —
Nicht sterben kann, was man geliebt.

Wird auch der Staub ins Grab versenkt,
Wenn Seele nur der Seele denkt;
Vergängliches im Sturm zerstiebt —
Nicht sterben kann, was man geliebt.

## Die Zeit.

Wenn sich zwei liebe Augen schließen
Für immerdar,
Da werden deine Tränen fließen —
Ein kurzes Jahr!

Dann kommt die Zeit mit mildem Lächeln
Und flüstert lind;
Will heilend Trost und Kühlung fächeln
Dem wunden Kind.

Sie nimmt den Schmerz aus deinem Innern —
Dir unbewußt —
Und Wehmut legt sie und Erinnern
In deine Brust.

Viel treuer als die wilden Schmerzen
Ist dieses Gut,
Das still verklärt in deinem Herzen
Für ewig ruht.

## Aufschwung.

Laßt mich fliegen,
Wehrt mir's nicht,
Selig wiegen
Mich im Licht;
Laßt mich schweben
Hoch im Blau,
Mir zu Füßen
Dämmergrau,
Mir zu Füßen
Erdennot,
Mir zu Häupten
Morgenrot!
Kurze Stunden
Solcher Lust,
Nur der Seele
Sich bewußt,
Frei vom Staube
Ird'scher Qual,
Fern des Daseins
Tränental;
Breitgeflügelt,
Adlergleich,
Nach der Schönheit
Friedensreich
Laßt mich fliegen,
Wehrt mir's nicht,
Selig wiegen
Mich im Licht!

## Anders hat es Gott gewollt.

Glücklich, glücklich wollt' ich sein,
Lieben wie die andern,
Wollt' im Lebenssonnenschein
Mit dem Liebsten wandern.

Anders hat es Gott gewollt,
Und auf meinen Pfaden
Haben Donner dumpf gegrollt,
Wetter sich entladen.

Doch das Schicksal sprach zu mir
Einst in meinen Träumen:
Nimmer wird im Becher dir
Glück der Liebe schäumen.

Kannst du selbst nicht glücklich sein,
Laß dich's nicht bedrücken,
Nennst du nur die Freude dein,
Andre zu beglücken!

## Heiligung.

Daß deine Hand in meiner lag
Bei deinem letzten Gang,
Daß deines Herzens letzter Schlag
An meinem leis verklang,
Dein letztes Wort, eh' es verhallt,
An mich gerichtet war,
Daß mir dein letzter Blick noch galt,
So innig, treu und klar;
Den letzten Kuß du liebewarm
Von deinem Kind empfingst,
Daß, Mutter, du in meinem Arm
So still hinübergingst —
Wie eine Heiligung empfand
Ich jener Stunde Qual,
Als reichte mir mit eigner Hand
Der Herr das Abendmahl!

eine Höhe von 3743 Fuß. Das wäre schon ein respektabler Luftkurort. Uns gelüstete aber höher hinauf und als wir dem Postmeister an der Wirtstafel anvertrauten, daß unser Ziel die Tillfußalpe im Gaistal sei, da leuchteten seine Augen auf und er sagte mit lokalpatriotischem Stolze: „A, Sie wöllen zum Dokter Ganghofer aufs Jagdhaus? Das ischt a Jager! Söl' lass' i mir g'falln. Der hat vor'g Wochen an' Steinadler g'schossen; da lug i net — aber zwa und a halb Meter Spannweit' hat er schon g'habt. Und zwoa lebendig' Junge hat er a ausg'hobn. Das ischt a Jager, der an' jeden Wildschützen no 'was vorgibt." Diese Geschichte von dem Steinadler war mir schon über den Brenner entgegengeeilt. In dem Zuge von Toblach nach Franzensfeste erzählten drei Herren davon und der Wirt von der „goldenen Sonne" in Innsbruck war auch, als ich den Namen Ganghofer nannte, mit den Worten eingefallen: „Einen Steinadler hat er erlegt, der Herr Doktor, ein prachtvolles Tier. Es wird jetzt in Innsbruck ausgestopft."

Schwere Wolken stiegen hinter dem Wettersteingebirge auf, als wir in leichtem, von einem abergläubischen Ackergaul gezogenen Wägelchen die Fahrt nach der Tillfußalpe antraten. Der Gaul mußte an Geister glauben, denn so oft am Wege ein Ast vom Winde bewegt wurde, sprang er entsetzt zur Seite. Diese Seitensprünge vermehrten den Genuß an der Fahrt nicht; denn die Straße ging über ungeländerte Holzbrücken, dann wieder an schwindelnden Abgründen vorbei. Immer höher stieg sie hinan; in tiefer Schlucht brauste die wilde Ache; drüben reckten sich die gigantischen Felsmauern des hohen Munde und der Hochwand empor und zeigten ihr wildzerklüftetes steinernes Antlitz mit den steil abfallenden, von mächtigem Gerölle erfüllten Runsen, von denen die Tauwässer der zahlreichen Schneefelder kaskadenförmig herabstürzen. An mehreren Stellen war der Wald auf Hunderte von Metern von den Lawinen niedergelegt. Die mächtigen Fichtenstämme lagen, ihrer Rinde beraubt, wirr durcheinander, wie eine Schachtel Zündhölzer, die ein Bergtitan hier ausgestreut.

Das kann gut werden, dachte ich mir und sah in den kochenden Kessel, in dem Wolken und Nebel zu einem schönen Gewitter gebraut wurden. Da stiegen sie herab von der Zugspitze und den Wetterschroffen und dort drüben schlichen sie sich längs der Platte und Hochwand entlang, wie die Jäger, die das Wild angehen. Ein Gewitter im Hochgebirge! Schon fielen schwere Tropfen und ein erster Kanonenschuß mit siebenfachem Echo verkündete die Eröffnung der Feindseligkeiten. Ich blickte den Kutscher mit einer bangen Frage in den Augen an. Er kehrte sich um und sagte: „Dös werd'n S' wohl eh' wissen, daß der Herr Dokter an' Steinadler g'schossen hat. Zwa Junge hat er auch ausg'nommen."

# Bei Ludwig Ganghofer.

Von **Vinzenz Chiavacci.**

## I.

Wir wollten sie überraschen, die beiden prächtigen Menschen, mit denen uns seit vielen Jahren ein enges Freundschaftsband verknüpft. Am 7. Juli feierten beide ihren Geburtstag. Wir ganz allein wollten sie in ihrer romantischen Wolkeneinöde aufsuchen und, wie so oft, im trauten Kreise von vergangenen Tagen plaudern, von so vielen herrlichen und erhebenden Stunden der Freude und auch von den bitterbösen Stunden des Kummers und der Trauer, die wir gemeinsam erlebt und die uns so eng aneinander gekittet hatten.

Bis Zirl konnten wir die Bahn benützen. Von da ging es in kühn geschwungenen Serpentinen auf der die Höhe erklimmenden Bergstraße, welche Tirol mit dem bayrischen Isartal verbindet, bis Seefeld. Fünf Pferde schleppten den Postwagen die steile Höhe hinan. Und allmählich aufwärts steigend, entwickelt sich ein entzückender Ausblick über das breite fruchtbare Inntal. Die Martinswand, den Solstein und die „Frau Hütt", die uns die mühsam auswendig gelernte Romantik des Sprach- und Lesebuches in Erinnerung brachten, ließen wir rechts liegen. Bald sahen wir auch die Trümmer der Burg Fragenstein unter uns und das Auge blickte frei in das Gewoge der Berge im Süden, das sich von der Talsohle des Inn bis zu dem gewaltigen Ötztaler Gletschermassiv aufbaut. Im Tale gegen Osten glänzten die Fenster und Turmkuppeln von Innsbruck, dahinter der Berg Isel, der Kalvarienberg des treuen Tiroler Volkes, und die wie ein reichgegliederter gotischer Dom emporragende Waldrastspitze. Stolz wälzt der Inn im breiten Bette seine stürmischen Fluten durch das reichbebaute Tal, in dem sich Ortschaft an Ortschaft reiht. Von hier oben kann man erst das mit freundlichen Dörfern und wogenden Ährenfeldern bebaute Hochplateau überblicken, auf dem sich die vielbesuchte Sommerfrische Igls befindet und das gegen das rechte Innufer als steiler bewaldeter Bergrücken abfällt.

Hochgebirge! Freier hebt sich die Brust, wenn wir aus dem Qualm und Brodem der Hauptstadt in die ozonreichen, würzigen Höhen steigen, wo die Berggeister aus dem Gletschereis die Quellen destillieren, die die verschmachtende Menschheit in den Städten erquicken. Nach der erschlaffenden Wiener Gluthitze genossen wir doppelt dankbar den kühlen, harzduftenden Zephir, der uns von den Wogenkämmen des Waldozeans entgegenstrich. An den Hängen der Straße blühten Tausende von Alpenrosen, sichere Boten des Alpenklimas mit seiner dünneren Luft und leichteren Wärmestrahlung. Die Paßhöhe ist in Seefeld erreicht. Die Karte meldet

hat, ins Gespräch wirft, dann fährt der Dichter aus seinen Träumen auf und erkundigt sich nach dem Gegenstande des Gespräches.

Nicht weit vom Jagdhause wächst Edelweiß. Zahme Hirsche und Rehe begucken aus ihrer umzäunten Waldparzelle neugierig den Fremdling. Ein Steinadler hat nahe beim Hause ein fideles Gefängnis. Der verzauberte Wald besitzt aber auch alle Einrichtungen für einen dauernden Aufenthalt. Eine Kegelbahn und ein sorgfältig gepflegter Tennisplatz bieten gesellige Unterhaltung im Freien.

Und wenn abends der Vollmond über dem hohen Munde emporsteigt und die mit Schneeadern durchzogenen Felswände mit seinem magischen Lichte übergießt, da wird es auf dem freien Platze lebendig. Blondhaariges Elfenvolk dreht sich im Reigen, liebliche Gestalten. Die älteste Schwester, Frau Lolo Wedekind, hat ein reizendes Baby im Arm.

Denn Ludwig Ganghofer ist schon zweifacher Großvater. Die junge Frau ist aber selbst noch ein halbes Kind. Ihr goldiges Blondhaar umflattert das liebliche Antlitz wie der Schein eines Irrlichtes und aus dem Antlitz leuchten zwei große fragende Augen wie ein beginnendes Märchen: Es war einmal . . .

Dann kommen Jäger und Holzknechte. Ein junges Öchslein hatte sich im Gewände „derstößen". Und da hatte der Herr Doktor das billige Fleisch — das Kilo um zwanzig Kreuzer — für seine bärtigen Geburtstagsgäste erstanden. Dazu spendete er ein Fäßchen Wein. Vorher aber mußten sie Urfehde schwören: „Aber das sag i Enk, graft darf net werd'n." — „I wo denn?" sagten die Burschen, vergnügt schmunzelnd. Beiläufig gesagt, am anderen Tag sah ich sie alle mit Beulen und verbundenen Gesichtern.

Nachdem die Gläser gefüllt waren, brachte einer der Bursche ein herzhaftes Hoch auf das Geburtstagspaar aus, das die anderen mit lauten Juchezern begleiteten. Die Jäger schossen eine Salve in die Luft, Raketen flogen von der nahen Sennhütte empor. Dann nahm Ganghofer die Zither zur Hand und im Handumdrehen hatten wir ein Schuhplatteltanz, wie ihn die Schlierseer auch nicht schöner können.

Dann wurde es immer bunter. Während der Mond mit seinem Silberglanz die Felswände übergoß, drehte sich ein merkwürdiges Volk im Kreise. Ein Sommernachtstraum! Das blonde Elfenvolk tanzte mit den treuherzigen Rüpeln aus der Waldeinöde.

So sieht das Alpenheim Ludwig Ganghofers aus. Sollen wir den Dichter noch näher beleuchten? Sollen wir deutschen Lesern erzählen, daß der Dichter heute zu den gelesensten Erzählern Deutschlands gehört? Sollen wir die Werke alle aufzählen, die längst zu den Lieblingen der deutschen Lesewelt gehören? Sollen wir erzählen, was in jedem Nachschlagebuche steht, daß Ludwig Ganghofer am 7. Juli 1855 in

Das tröstete mich sehr und ich fing an, die Situation humoristischer aufzufassen. An einer Straßenbiegung schien unser spiritistischer Gaul wieder einmal sein „Alle guten Geister“ zu wiehern, denn er stand plötzlich mit weitaufgerissenen Ochsenaugen da und die Mähne verwandelte sich in eine Kotbürste. Die Ursache seiner blassen Furcht waren zwei Hirschkühe, die auf unseren Wagen zusprangen und unser Gepäck revidierten, wie zwei Grenzwächter, die nach Kontrebande auslugen. „Frieda, Liesl“, riefen ein paar helle Kinderstimmen und gleich darauf trat das uns wohlbekannte Zwillingspaar, Gustl und Sopherl, meine Patenkinder, aus dem Walde. Zwei frische, sonnverbrannte Kindergesichter. „Onkel, Tante!“ jubelten die Kinder. Wir waren am Ziele. Ein Jäger in der kleidsamen Gebirgstracht dieser Gegend tritt aus dem Hause. Die Idealgestalt eines Germanen, hochgewachsen, blond und blauäugig, ein Bild strotzender Kraft und Gesundheit tritt uns der Dichter des Klosterjägers und all der herrlichen Schöpfungen aus dem Leben und der Geschichte des bayerischen Hochlandes entgegen. Eine Gestalt, an der die Phantasie des Lesers, wenn sie dieselbe auch mit allen Vorzügen schmückt, keine Enttäuschung erleidet. Wie die Verkörperung eines seiner Romanhelden steht er vor uns und wenn er den Mund zu einer treuherzigen Ansprache öffnet, die einen starken Einschlag seines heimischen Dialektes hat, so glauben wir eine seiner Phantasiegestalten lebendig vor uns zu sehen.

Hubertus heißt das Jagdhaus nach seinem berühmt gewordenen Roman „Schloß Hubertus“, der das hohe Lied des Jägertums ist und bei den Jüngern Hubertus als das Buch der Bücher gilt. Und wenn wir dieses Haus betreten, dann wird der Märchenzauber erst lebendig. Gattin und Kinder, blond, blauäugig, durchleuchten und verklären die geselligen Räume mit Anmut und Liebreiz. Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau . . . Dieses „drinnen“ umfängt uns mit dem ganzen Zauber wohliger, deutscher Häuslichkeit. Lichte Zirbelholzwände bilden das Getäfel; die Möbel sind aus gleichem Holze. Einen kostbaren Fries zu diesem Gemache geben die Bildwerke von Allers, Matthias Schmid, Defregger, Fritz Kaulbach, Hugo Engel, Adalbert Seligmann und anderer Künstler, die hier schon Tage der Ruhe und des Naturgenusses zugebracht und ihren Dank an die Wand oder in Stammbuchblätter gemalt haben.

Im Hergottswinkel sitzt der Hausherr und präsidiert die Tafel, an der man nichts davon merkt, daß man 4400 Fuß über dem Meere und weitab von menschlichen Behausungen sitzt. Während das Gespräch bald über das Alltägliche hinauskommt, sitzt der Dichter häufig sinnierend und weiß kaum, was um ihn vorgeht. Wenn jedoch einer der Herren von der Jagdgesellschaft scherzweise ein Wort, das auf die Jagd Bezug

wohlgepuderte Perücke und als der Major zur bestimmten Zeit wieder erschien, war er zum Mitgehen bereit; beide begaben sich nach dem Apelschen Hause, wo damals Friedrich der Große in Leipzig wohnte. Wir wollen nun das Gespräch zwischen Monarchen und Dichter, so anregend es auch war, hier nicht wiedergeben, sondern nur erwähnen, daß, als Gellert die Frage des Königs, ob er schon von Sachsen weggekommen sei, verneinte, dieser ihm nahe legte, zu reisen, worauf der Professor erwiderte:

„Ew. Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen."

„Was hat Er denn für eine Krankheit, etwa die gelehrte?"

„Weil Ew. Majestät sie so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde sie zu stolz geklungen haben."

„Die habe ich auch gehabt, ich will Ihn kurieren: Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen."

Dem armen Professor wackelte die Perücke und er wurde noch blässer als er schon war; ängstlich erwiderte er:

„Ew. Majestät, diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein; wenn das Pferd gesunder wäre als ich, möchte ich's nicht reiten können und wär's ebenso krank, so möchte ich nicht fortkommen."

Rhabarber war ein bei Friedrich dem Großen sehr beliebtes Mittel, das er selbst gern gebrauchte und auch anderen eifrig verschrieb; daneben gehörten zu seinen Universalmitteln Magentropfen, die er aber nicht etwa tropfenweise, sondern in gehörigen Portionen zu sich nahm.

Als im Spätherbst 1761 die preußische Armee noch in Böhmen stand, brach dieselbe auf königlichen Befehl gleich auf und marschierte weiter. Ein Unteroffizier der Avantgarde befand sich unwohl und Friedrich, der daneben ritt, fragte ihn über mancherlei und bemerkte endlich, als er nur ganz lakonische Antworten bekam, daß der Angeredete gekrümmt auf dem Pferde saß.

„Fehlt Ihm etwas?" war seine Frage.

„Ew. Majestät, entsetzliches Schneiden im Leibe."

„Er hat sich gewiß in der Nacht erkältet."

„Vermutlich, ich weiß nicht, wo ich bleiben soll."

„Das ist schlimm, die Apotheke ist indes nicht weit, aus der will ich Ihm etwas verschreiben."

Er sah sich nach seinem Gefolge um und sprach:

„Ich weiß, meine Herren, unter Ihnen führt jemand gute Magentropfen bei sich." Dem König war nämlich bekannt, daß dies der Fall bei einem Major sei. Alle sahen sich verständnisinnig an, aber keiner erwiderte ein Wort. Der alte Fritz wurde ärgerlich und rief:

„Nur heraus damit, ich brauche sie," den Major dabei scharf ins Auge fassend. Der Offizier zog die Flasche mit Magentropfen endlich

Kaufbeuern geboren wurde, seine erste Jugend in der Waldeinsamkeit eines Forsthauses verträumte, später den technischen Beruf erwählte, der ihn jedoch nicht befriedigte? Nachdem er den Doktorgrad erworben, widmete er sich ganz dem Schriftstellerberufe und schon sein erstes dramatisches Werk: „Der Hergottschnitzer von Ober-Ammergau" machte die Runde über alle deutschen Bühnen und behauptet sich seit zwanzig Jahren mit ungeschwächtem Erfolge. All dies wissen die Leser Ganghofers längst. Wir wollten nur das Bild des Dichters in den Rahmen seiner Häuslichkeit zeigen und durch die Schilderung seines Milieus das Geheimnis seines poetischen Schaffens lüften.

## Friedrich der Große als Arzt.[1]

Am 18. Dezember 1760 sitzt der ehrsame Professor in Leipzig, der als Nebenamt das Metier eines deutschen Dichters betrieb, Christian Fürchtegott Gellert, nachmittags um 5 Uhr in seinem Zimmer mit seiner weißen Mütze auf dem Kopfe, unrasiert und kränkelnd an seinem Pulte und schreibt. Da klopft es an die Tür:

„Herein."

Ein preußischer Offizier tritt ins Zimmer und spricht: „Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Se. Majestät der König verlangt Sie zu sprechen und hat mich zu Ihnen geschickt, um Sie zu ihm zu bringen."

„Herr Major, Sie müssen es mir ansehen, daß ich krank bin, es wird dem Könige mit einem kranken Manne nicht viel gedient sein, der nicht sprechen kann."

„Es ist wahr, Sie sehen leidend aus, und ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen, aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich durch diese Ausrede ganz von dieser Audienz loszumachen suchen, so irren Sie. Ich muß morgen wieder kommen, und wenn Ihnen nicht besser ist, übermorgen und so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Bedenkzeit, um 4 Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein anderes Mal mitnehmen soll."

„Ja, das tun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich bis dahin befinde."

Quintus Icilius, der Liebling Friedrichs des Großen, ging. Gellert verschaffte sich nun unter vielen Umständen einen Barbier und eine

[1] Diese Berichte entnehmen wir dem launigen Buche: „Ernstes und Heiteres von berühmten Ärzten, Apothekern und Naturforschern" von Dr. Adolf Kohut. Berlin. Berlinische Verlagsanstalt.

sehe, daß sich Ew. Majestät auch mit der schweren und mühseligen Medizin beschäftigt und dieselbe studiert haben."

„Wundert Er sich darüber?" scherzte der Monarch moquant, „meint Er nicht, daß ich noch viel mehr Patienten als Er gehabt habe und noch habe?"

„Wenn Ew. Majestät Ihre kranken und verwundeten Soldaten darunter verstehen," replizierte der Arzt diplomatisch, „so werde ich es, so wie viele Ärzte neben mir, in der Anzahl niemals so weit bringen."

## Etwas von der Heilsarmee.

In unserer Zeit sozialer und religiöser Gärungen hört man wieder viel von der Heilsarmee sprechen. Man hat von dieser „Sekte" zumeist eine unrichtige Vorstellung, als ob sie aus halbverrückten Fanatikern bestünde. So steht es wohl dem „Heimgarten" nicht schlecht an, wenn er eine kennzeichnende Skizze dieser großen und immer tatkräftiger ins Leben greifenden Vereinigung darbietet. Dem Leser wird es ja angenehm sein, sich über diese interessante Erscheinung der modernen Zeit unterrichten zu können.

Die Heilsarmee ist auf dem Boden des Christentums gegründet worden als eine Vereinigung, die nach dem Sinne des Evangeliums bestrebt ist, die im Unglück und Verderben dahinlebenden Mitmenschen materiell und sittlich zu heben. Zu diesem Zwecke wartet sie nicht, bis diese Verlorenen und Tiefgesunkenen zu ihr kommen, sondern „sie greift das Reich des Bösen an und bemüht sich, den Befehl des Meisters auszuführen, indem sie an die Hecken und Zäune geht und die Menschen nötigt, hereinzukommen". Dieses compelle intrare ist jedoch nicht wörtlich aufzufassen, wie die Kirchen es verstehen, denn die Heilsarmee ist keine Kirche. Ihre Mitglieder sind Tag und Nacht an der Arbeit in den noch unerforschten Schlammvierteln der großen Städte; an den Türen der Gefängnisse warten sie auf die entlassenen Sträflinge, um ihnen eine hilfreiche Hand entgegenzustrecken. Sie fangen die Trunkenbolde auf den Straßen ab und reden ihnen Vernunft zu. Die Schwestern der Heilsarmee durchwandern nachts die Lasterhöhlen, um die gefallenen Mädchen einem rechtschaffenen Leben zuzuführen. In fernen Ländern ist die Heilsarmee in der verschiedensten Weise tätig: sie nimmt sich der Fischer Neufoundlands an und begleitet sie auf ihren gefahrvollen Reisen, geht den Rothäuten in Nordamerika und den Eingeborenen in Südafrika nach, trotzt im Innern Indiens der Pest und der Cholera. Das System, das sie so in der ganzen Welt bekundet, empfiehlt sich aus denselben

hervor, der König nahm sie ihm aus der Hand und sie, dem Kranken reichend, sagte er: „Da trink' Er, so viel er glaubt vertragen zu können, sie sind etwas stark."

Der Unteroffizier setzte die Flasche, die ein ganzes Achtelquart enthielt, an den Mund und leerte dieselbe mit einem Zuge, worauf er sie dem Major zurückgab. Nach einer halben Stunde fragte Friedrich:

„Wie befindet Er sich jetzt?"

„O, wie neu geboren."

„Seh Er, ich bin der Doktor und," auf den Major zeigend, „das war der Apotheker."

Hatte Friedrich auch, wie gesagt, von den Ärzten keine allzu hohe Meinung, so verkehrte er doch gern mit ihnen und es machte ihm unendlichen Spaß, ihnen allerlei medizinische Fragen vorzulegen, um sie in Verlegenheit zu setzen. Bei seinen geistreichen und witzigen Einfällen, seinem gesunden Menschenverstande und seiner außerordentlichen Belesenheit auch in medizinischen Schriften mußten selbst gediegene Fachmänner vor ihm auf ihrer Hut sein. Als gegen Ende des Jahres 1757 der praktische Arzt Tralles in Breslau den Prinzen Ferdinand von Preußen von einem heftigen Fieber, verbunden mit Seitenstechen, geheilt hatte, besuchte der König den Kranken und unterhielt sich eine volle Stunde hindurch mit dem Arzt über das Übel. Er prüfte ihn wie ein Kollege aus der medizinischen Fakultät und schien mit dessen Antworten zufrieden zu sein, wobei sich folgender amüsanter Dialog entwickelte:

„Das wird Er aber doch nicht leugnen, daß ein jeder Doktor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke kuriert; sag' Er mir doch, ist er mit dem Füllen bereits fertig?"

„Mein Kirchhof war sehr klein und ich bin schon lange damit fertig," erwiderte Tralles.

„Wie hat Er das angefangen?"

„Ich habe bedacht, daß das Leben das größte Gut ist, das ein Mensch hat, und daß man es nur einmal verliert; wenn es mir also anvertraut war und ich merkte, daß es verloren sei, so habe ich ältere und erfahrene Ärzte zu Rate gezogen; starb der Patient gleichwohl, so kam er doch nicht auf meinen Kirchhof."

„Das hat Er klug gemacht, aber glaube Er nur, wir mögen ein Metier haben, welches wir wollen, so machen wir im Anfange doch Fehler; das ist jedoch ein weiser Mann, der einen Fehler von einer Art nur einmal macht und dabei so viel profitiert, daß er andere vermeidet; mehr kann man nicht verlangen."

„Ich wäre der unwürdigste Untertan von Ew. Majestät," sagte Tralles, sich tief verbeugend, „wenn mir nicht bekannt wäre, daß Sie in allen Wissenschaften bewandert sind, aber ich erstaune, da ich deutlich

scheint. General Booth selbst hat zur Aufklärung über seine Ziele und zur Unterrichtung der Außenstehenden zahlreiche Schriften veröffentlicht. Am meisten Aufsehen erregte seine im Jahre 1890 erschienene Schrift: „Im dunkelsten England und der Ausweg daraus" (In Darkest England and the Way out). Sie enthielt bemerkenswerte Vorschläge über die Aufklärung und gewerbliche Förderung der untersten Volksklassen. Herr Booth gab an, er bedürfe 100.000 Pf. St. (2,000.000 Mark), um sein soziales Rettungswerk zu beginnen. Das Geld floß reichlich und bald konnten 76 Heimstätten für gefallene Frauen und 100 slum posts, d. i. Rettungsstationen, inmitten der elendesten Stadtviertel, ferner Arbeitsnachweise, Lager mit Nahrungsmitteln, Nachtasyle, Werkstätten und Trinkerheilanstalten eröffnet werden. Dann, im Jahre 1892, verkündigte er, daß zur Unterhaltung seiner Anstalten und Einrichtungen 30.000 Pf. St. (600.000 Mark) jährlich erforderlich seien. Sein Aufruf wurde von dem Earl of Aberdeen, Lord Compton, Sir Henry James (jetzt Lord James of Hereford) und den Herren Labouchere, H. H. Fowler und Erzdiakon Farrar, einem ganz hervorragenden Geistlichen der englischen Staatskirche, unterstützt. Mehrere Parlamentsmitglieder und Sachverständige prüften die Bücher und berichteten sehr günstig über die Wirksamkeit der Vereinigung und die Verwendung der Jahresbeiträge. William Booth war schon längst eine volkstümliche Persönlichkeit. Seine „Soldaten", verstärkt durch Scharen von Anhängern aus allen Gesellschaftsschichten, fanden verschiedentlich Gelegenheit, ihn zu ehren, so namentlich 1896, als er von einer großen Reise nach Südafrika, Australasien, Ceylon und Indien zurückkehrte und die größte Halle Londons, der Kristallpallast, für eine Versammlung der Heilsarmee dienen mußte. Sehr bezeichnend war für Londoner Verhältnisse der Umstand, daß eine der Hauptstätten der Heilsarmee nicht im schlammigen Osten, sondern im Westen, in der Regent Street, errichtet wurde, bis vor einigen Jahren der vornehmsten Geschäftsstraße. Dort konnten In- und Ausländer die Versammlungen besuchen, und wenn auch der eine oder andere Beobachter das seltsame Treiben belächelte, so dachte er doch beim Verlassen des Lokales über die Ziele und Zwecke der Heilsarmee nach und gewann ein freundliches Verständnis dafür. In einer solchen Versammlung trat ein Redner auf, der einst eine glänzende gesellschaftliche Stellung innegehabt haben mußte; zwei der Freunde erkannten in ihm erst den Ausländer, dann den früheren preußischen Offizier. Als sie nach der Versammlung an ihn herangetreten waren, fanden sie ihre Vermutung bestätigt: die Spielwut hatte ihm den Kragen gekostet, die Heilsarmee hatte ihn vor dem Untergange gerettet, seine Fähigkeiten halfen ihm durch und er wurde einer der nächsten Mitarbeiter Booths. Dem letzteren wurde eine hohe Ehrung im vorigen Jahre bei einer

Gründen, wie das Missionswesen bei gut verstandener Missionsarbeit: es gilt, zunächst die Not der Elenden zu lindern, um sie dann auf eine höhere sittliche, kulturelle und religiöse Stufe zu bringen. Deshalb auch steht die Arbeit im Programme der Vereinigung. Äußerlich hat die Heilsarmee für den Außenstehenden etwas Befremdendes. Die lärmenden Umzüge, die Uniformen, die militärischen Titel, das Absingen religiöser Texte nach weltlichen Melodien, am liebsten nach Gassenhauern, das Auftreten halbverzückter Redner in den Versammlungen kann nicht nach jedermanns Geschmack sein. Allein in diesen Bräuchen erkennt man bei näherer Beobachtung die große Anpassungsfähigkeit der Heilsarmee: sie redet zu dem niederen Volke die einzige Sprache, die es versteht, und da wird manchem aufgefallen sein, daß nicht nur im Elende des Londoner Ostens, wo die Schulpflicht nicht zur Geltung gekommen ist und Verwahrloste aus allen Ecken der Welt fortwährend zuziehen und die jammervolle Überlieferung früherer Geschlechter fortsetzen, sondern daß auch in den deutschen Landen mit ihrem festen Gefüge von Schulpflicht, staatlicher Kirchenpflege, Arbeiterschutz und Armenpflege, die Heilsarmee ein ausgedehntes Feld für ihre Tätigkeit finden konnte. Es ist eine eigentümliche Erscheinung, daß dieselben Mittel der Überredung, die in der englischen Welt mit ihrer einförmigen Gebarung und ihren mehr simplizistischen Anschauungen zu einem beispiellosen Erfolge führten, auch in Deutschland, wo die Anschauungen am weitesten auseinandergehen und am tiefsten das Gemüt durchsetzen, wo die Mannigfaltigkeit nach Stamm und Gegend immer noch die Grundregel des gesellschaftlichen Lebens bildet, sich als wirksam erweisen konnten.

Die Anfänge der Heilsarmee waren natürlich schwer. Ein methodistischer Geistlicher, William Booth, begann das Werk im Jahre 1865, indem er in den Straßen des Londoner Ostens, in Zelten, Musikhallen, Theatersälen und anderen gemieteten Gebäuden predigte. Der Lebenslauf dieses jetzt 74jährigen, in Nottingham geborenen Apostels ist sehr interessant. Seine Tätigkeit als Missionär bei den von der vornehmen, unsozialen Staatskirche vernachlässigten ärmeren Volksklassen dehnte sich sehr bald von dem rein religiösen auf das soziale Gebiet aus. Seine Organisation, die Christian Mission erhielt 1878 von ihm ihre jetzige Gestalt mit den militärischen Rangstufen, deren höchste, die des Generals, er immer noch bekleidet. Seine im Jahre 1890 verstorbene Gattin stand ihm treu und eifrig rednerisch, schriftstellerisch und wohltätig zur Seite. Sein ältester Sohn ist Chef des Generalstabes und führt die ausgedehnten Geschäfte der Vereinigung während anderen seiner Kinder, Schwiegersöhne und Schwiegertöchter die Leitung in einzelnen Ländern oder Erdräumen anvertraut worden ist. Sehr viel trug zum Erfolg die Vereinszeitung „Der Kriegsruf“ bei, die fortlaufend in verschiedenen Ländern und in verschiedenen Sprachen er-

wärtig zwölf. Von diesen sind fünf Rettungshäuser für gefallene Mädchen, je eines in Berlin, Hamburg, Köln, Königsberg und Straßburg; über 550 Mädchen und Frauen fanden bis heute dort Aufnahme; ein Wöchnerinnenheim in Berlin, ein Männerheim in Freienwalde für entlassene männliche Gefangene, ein Kinderheim in Hamburg, ein Logierhaus (Mädchenheim) für alleinstehende junge Mädchen mit 75 Betten in Berlin, ein Samariterheim in Schöneberg, ein Samariterposten in Köln, ein Samariterposten in Straßburg zur Pflege armer Kranker. Mehrere andere Einrichtungen sind in Vorbereitung. Außerdem wurden im letzten Winter über 55.000 Arbeitslose gespeist.

Diese gewaltige Einrichtung, die in ihrer Weltverbreitung höchstens ein Gegenstück in dem Jesuitenorden besitzt, hatte im Jahre 1899 eine Gesamteinnahme von über 33,000.000 Mark. Einen ganz bedeutenden Einfluß übt sie in den skandinavischen Ländern aus, wo sie einen umfangreichen Grundbesitz erworben hat. Sie wird natürlich verschieden beurteilt. In streng katholischen Kreisen bringt man ihr im allgemeinen keine Sympathie entgegen. Wohl aber hat sie bei der protestantischen Geistlichkeit manche Förderer gefunden, wie namentlich die Schrift: „Die evangelische Kirche und die Heilsarmee nach ihrem inneren Verhältnis“ von A. Schindler (Basel 1900) beweist. Festländische Behörden — außer vielleicht denjenigen der Hansastädte, stehen der Heilsarmee, einem Wesen, das sich nicht unter die anerkannten Kirchengesellschaften einreihen läßt und, obwohl auf religiöser Grundlage stehend, überhaupt keine Kirche ist — fremd gegenüber, obwohl die Heilsarmee geeignet wäre, dem Staate und der Gesellschaftsordnung im Kampfe gegen die Sozialdemokratie Dienste zu leisten. Dagegen hat sie sich die Anerkennung weiter Kreise erworben, die nicht nur ihre Wirksamkeit zu schätzen wissen, sondern auch den Umstand würdigen, daß die Mitglieder der Heilsarmee keinem geistigen oder politischen Zwang unterworfen sind.

## Ein Buch für Priester.

An allen Kirch- und Pfarrhoftoren sollte dieses Buch angeschlagen sein. Denen, die darnach sind, zur Beruhigung und Ermunterung, auf demselben Wege fortzuschreiten; denen, die es trifft, zur eindringlichen Mahnung. Das Buch ist von einem katholischen Priester, der in Bayern eine sehr geachtete Stellung einnimmt, hauptsächlich für den katholischen Klerus geschrieben. Es betitelt sich: Extremer Antiprotestantismus im katholischen Leben und Denken. Von Dr. Otto Sickenberger. (Augsburg. Theodor Lampart. 1904.) Es ist ein merkwürdiges

Reise in den Vereinigten Staaten zuteil. Präsident Roosevelt zeichnete ihn aus und das Abgeordnetenhaus forderte ihn auf, das Gebet zur Eröffnung einer Sitzung zu sprechen, wobei ihm eine erhebende Huldigung bereitet wurde.

Sehen wir uns nun die Leistungen der Heilsarmee näher an. Hier sind einige statistische Angaben unentbehrlich. Das geistliche Werk der Heilsarmee zählt 7390 Posten oder Mittelpunkte für Evangelisierung in 49 Ländern. Es werden auf diesen Posten jährlich über 2,500.000 Versammlungen für Propaganda gehalten. Die Zahl der Offiziere oder Missionäre, die sich dem Werke in seinen verschiedenen Zweigen ganz hingeben, beträgt 15.389. Sie werden bei ihrer Arbeit durch 60.000 örtliche Offiziere und Hunderttausende von freiwilligen Soldaten unterstützt, die denselben Zielen ihre freie Zeit ohne jede Entschädigung widmen. Sämtliche Mitglieder der Armee verzichten auf den Genuß geistiger Getränke und kein Offizier oder Lokaloffizier raucht. Die Heilsarmee zählt an sozialen Anstalten: 115 Rettungshäuser für gefallene Mädchen; durch diese Stellen sind schon 22.500 Mädchen und Frauen gegangen, von denen sich nach einer Probe von etwa vier Jahren etwa 70 Prozent als zufriedenstellend erwiesen haben; in 157 Obdachhäusern werden jede Nacht über 20.000 beherbergt und gespeist; über 7,000.000 Mahlzeiten werden jährlich an die Hungerigen verabreicht; dann werden 132 Schlamm- oder Samariterposten in den ärmsten Quartieren der Großstädte gezählt. Die für die Armen- und Krankenpflege besonders geeigneten Schwestern wohnen dort inmitten von Armut und Elend, um Tag und Nacht an Krankenbetten zu helfen, Sterbende zu trösten und Ordnung und Sauberkeit dahin zu bringen, wo Schmutz und Elend ist. Ferner 99 verschiedene Arbeitsstätten, meist für solche Leute, die anderwärts keine Beschäftigung finden würden. 59 Entbindungsanstalten und Krankenhäuser. 33 Waisenhäuser, meist für vaterlose Kinder. 23 Stellennachweise, welche die Vermittlung unentgeltlich besorgen und bis heute 112.427 Personen Beschäftigung gegeben haben; 16 Landkolonien, in denen 40.000 Leute beschäftigt werden. 13 Asyle für entlassene Sträflinge, durch die im letzten Jahre 1441 entlassene Verbrecher wirklich gebessert wurden. In ihre Anstalten nimmt die Heilsarmee alle auf, ohne Unterschied der Konfession, nur unter der Bedingung, daß sie willig sind, ein besseres Leben anzufangen. Durch ihre Nachfragestellen wurden im letzten Jahre mehr als 2000 verschwundene Personen aufgefunden.

Was nun die vor 15 Jahren begonnene Tätigkeit der Heilsarmee in Deutschland angeht, so gibt es bis jetzt 132 Stationen, davon 20 in Berlin. Die Leitung für Deutschland liegt in den Händen des „Kommandeurs“ Oliphant. Die soziale Arbeit wurde im Oktober 1897 in Angriff genommen und die Zahl der sozialen Anstalten beträgt gegen-

Wenn der Protestantismus, wie der Verfasser sagt, einst der katholischen Kirche in Sitte und christlicher Moral so sehr geschadet hat, so scheint er ihr heute — zu nützen. Ohne des neuerlichen protestantischen Vordringens würde die Selbsterkenntnis kaum erwacht sein, würden solche Werke wie das gegenwärtige, kaum geschrieben werden. Wenigstens wäre ihnen vom Klerus und Volk nicht jenes lebendige Interesse gewiß, mit dem jetzt alles nach solchen Schriften greift. Die gegenwärtige religiöse Bewegung — wenn sie auch Wunden schlägt — ist überaus heilsam für die Verinnerlichung und Verchristlichung der katholischen Kirche. Und solche Bücher, wie besonders dieses von Otto Sickenberger, müssen endlich eine klärende und wohl auch versöhnende Wirkung üben. — Wenn ich in diesem Sinne etwas wünschen dürfte: Ihr Geistlichen der Steiermark, evangelische wie katholische, leset dieses Buch. Manches, was ihr euch gedacht, was ihr ersehnen und erhoffen möchtet, hier ist es schön und freimütig ausgesprochen, hier ist aus allem Wirrwarr kirchlicher Polemik und Gehässigkeit ein ruhiges und freundliches Licht aufgestiegen, von dem ich sagen möchte, es ist an der Flammenzunge des heiligen Geistes entzündet worden. R.

## Der Bauer und die Behörden.

„Herein! — Ah, du bist es, Marl. Sag', seit wann klopft man bei uns daheim denn an die Tür, wenn ein Schulkamerad den andern besucht?"

Nicht mit seinem lustigen: „Grüß dich der Himmel, die Höll ist dir eh gewiß!" begrüßte er mich diesmal, gar ernsthaft und demütig war er und mit Umständlichkeit zog er einen Pack aus der Tasche, der in ein rotes Sacktuch gewickelt war.

„Heut' muß ich dir schon wieder mit etwas zusetzen", sagte er „seit du Doktor geworden bist, wirst du doch was verstehen. Meine Herrschaftsbriefe hätte ich da und du sollst mir halt den Wiesenkaufbrief heraussuchen. Ich tu so hart lesen und kenn' mich nicht aus bei den Gschriften."

Mein Schreck war nicht gering. Behördliche Urkunden eines Bauernhofes, die waren schon in der Jugend meine Not gewesen, jetzt im Alter verstand ich auch noch nicht viel mehr davon, konnte erstens die Amtsschrift nicht lesen, zweitens den Amtsstil nicht verstehen und drittens als Gesetzunkundiger überhaupt keine Auskunft geben — da half aller Doktor nichts.

„Aber du weißt doch, Marl, ich versteh' nichts davon. Gehe doch zum Advokaten."

Buch. Einerseits ängstlich festhaltend an den Lehren der katholischen Kirche, findet es anderseits an der praktischen Führung dieser Kirche außerordentlich viel zu tadeln, und der Eindruck ist: es richtet strenge, aber gerecht. Scharf geht der Verfasser ins Gericht mit den kirchlichen Fehlern und Irrtümern der Hierarchen, der Bischöfe, der Priester, der katholischen Laien, die immer katholischer als katholisch sein wollen.

Als eine Hauptursache, weshalb die katholische Führerschaft so sehr ins Extreme gejagt worden sei, wird die Reformation bezeichnet, von der übrigens stets mit Achtung die Rede ist, als einer Bewegung, die von Anfang an den Willen hat, zu den Grundwahrheiten des Christentums zurückzuführen. Diese Reformation ist schuld an den großen Fehlern, die seit Jahrhunderten von und in der Kirche gegen die Kirche selbst gemacht werden. Der Verfasser stellt das ungefähr so dar. In der ersten Zeit war die Kirche christlich vollkommen. Allmählich fiel sie, ihre eigenen Grundsätze verleugnend, in Entartungen, die so groß wurden, daß im sechzehnten Jahrhundert Luther öffentlich dagegen Stellung nahm, aber nicht bloß die Entartung, sondern auch die Kirche und ihre Grundlehren selbst auf das Heftigste bekämpfte. Dadurch wurde die Kirche in eine nicht minder heftige Opposition getrieben, welche in der Absicht, die besonders angegriffenen Punkte, wie die Hierarchie, das Zölibat, die Eucharistie, die Heiligenverehrung, die Ablaßstiftungen u. s. w., zu rechtfertigen, gerade solche Punkte nun übermäßig hervorhob. Damit aber kam die Kirche in der der Reformation entgegengesetzten Richtung weiter als sie sollte und wollte, sie kam in einen Hyperkatholizismus hinein, der die angegriffenen Stellen zur kirchlichen Hauptsache machte und darüber des Christentums vergaß. So war die katholische Kirche durch die Reformation auf die schiefe Ebene gedrängt worden; ein leichtverständlicher menschlicher Vorgang. Auf dieser schiefen Ebene ist vielfach die Kirche bis heute geblieben und das ist der Hauptgegenstand des Buches. Sein strenger Katholizismus dürfte wohl auch bei der Kirche keinen Anstoß erregen können. Um so freimütiger, stellenweise mit zorniger Schärfe geht es gegen die bekannten Entartungen vor, die der Kirche zum größten Schaden sind und die ihre Gegner immer von neuem ins Recht stellen. Wären alle die Schäden, die der mutige Verfasser (ganz im Einklange mit dem, was auch der „Heimgarten" so oft gesagt) verurteilt, wären sie beseitigt, dann stünde die katholische Kirche so groß und schön da, daß der Protestantismus seine Macht verlieren und sich am Ende wohl auch selbst vor der Kirche verbeugen müßte.

An einzelnen Kirchendogmen muß man ja nicht immer Anstoß nehmen, da eine Kirche ohne solche kaum bestehen kann und da wir im Evangelium selbst Geheimnissen begegnen, die mit der menschlichen Vernunft unmeßbar sind. Nur sollten solche Dogmen im Hintergrunde stehen bleiben, im Vordergrund das praktische Christentum.

Amtsperson, die ihren Namen nicht schreiben kann, wäre es doch angezeigt, wenn sie eine Namensstampiglie hätte, die neben dem geheimnisvollen Kratzfuß aufgedrückt werden könnte.

Schlechte, schwer leserliche Handschrift ist schon an und für sich ein Greuel, auch bei Privatbriefen. In ihrer Lässigkeit und leichtfertigen Hudelei gehört sie zu jenen großen Unarten, ja Rücksichtslosigkeiten, die sich die halbe Welt zwar ärgerlich brummend, aber dumm geduldig gefallen läßt. Eine Aufwartung in unordentlichem Anzuge ist verpönt, aber eine schlechte Handschrift ist schlimmer als der unordentliche Anzug, sie ist wie ein verzerrtes Gesicht, wie ein absichtliches Lallen und Stottern der Sprechenden, von dem man's nicht recht herausbringen kann, was er meint und will. Und rücksichtslos! Indem der eilig und schlecht Schreibende für sich Zeit gewinnen will, stiehlt er sie dem Lesenden in dreifachem Maße. Denn nicht alle Briefleser sind so wie ich, der einen schwer leserlichen Brief einfach ungelesen beiseite legt, um sich noch das bißchen Zeit für die artigeren und rücksichtsvolleren Korrespondenten zu retten. Wie viel Unklarheiten, Mißverständnisse und Verdruß kommen von schlechter Handschrift und wie mancher Bittsteller wird gerade einer solchen wegen abgewiesen. Viele wissen es aber gar nicht, daß sie schlecht schreiben, denn sie lesen ihre eigene Schrift mit Leichtigkeit, oder vielmehr sie kennen den Inhalt schon im voraus und sind in ihre Schriftzeichen und deren allmähliche Entartung so sehr verliebt, daß sie von deren Unleserlichkeit für Fremde keine Ahnung haben.

Am unverantwortlichsten aber ist es für professionelle Schreiber, wenn sie nicht schreiben können; da jedoch eben das viele Schreiben die Schrift verschlechtert, wie ich es wohl leider auch an mir selber weiß, so hat einer doppelt acht zu geben, daß seine Schrift stets für alle wenigstens leserlich bleibe, besonders wenn davon amtliche, oft sehr wichtige Dinge abhängen.

Für den Menschen schlechthin ist es ja keine Schande, wenn er vor Amtsschriftstücken ratlos dasteht, aber für den Staatsbürger kann es recht unangenehm werden, wenn er sie nicht zu entziffern und nicht zu deuten vermag.

Weil der alte Maxl aber doch zu mir gekommen war, um sich Rat zu holen, so habe ich ihm auch einen Rat gegeben. „Wollt ihr Bauern der ganzen Gemeinde euch nicht zusammentun und euch gemeinsam für beständig einen Rechtsanwalt verzahlen, zu dem dann jeder in seiner Not gehen könnte?“

Der Alte guckte drein, als wisse er mit diesem Vorschlage nicht viel anzufangen. Für Genossenschaften haben unsere Bauern wenig Verständnis und das ist ihr Verderben. Sie sind zu gleichgiltig für alles, was sie nicht augenblicklich in die Finger brennt, sie sind zu knauserisch,

„Au, der zwickt!“ schrie der Maxl mit einer kläglichen Gebärde. „Weißt, du kennst doch meine Waldwiese, die hinterm Schachen. Wegen der hab’ ich jetzt einen Streit. Der Nachbar Steffel sagt, er wüßt’s von seinem Vater, die Wiese tät sein gehören. Aber ich hab’ den Kaufbrief und jetzt find’ ich ihn nicht. Da unter den Gschriften muß er dabei sein, aber ich kann nix lesen, sei so gut und such’ mir ihn heraus.“

Eine Stunde lang habe ich umgetan. Urkunden über Hofübernahme der Vorfahren, über Schuldner und Schuldherrn, über Grundablösungen und Steuergebühren, Sparkassequittungen, Eheverträge, Erbschaftssachen, auch Kaufverträge und dergleichen, aber ganz klar wurde mir nicht ein Stück, nicht ein einziges. Die Sätze waren Rattenkönige mit allerhand Zwischensätzen und Beifügungen, betreffend Paragraphen, Daten, Zahlen, Namen — aber um was es sich eigentlich handelte, das war nicht genug ersichtlich. Wenigstens nicht für den Laienverstand. Endlich stieß ich auf ein Schriftstück, in welchem von einer Parzelle 575 die Rede war, die als zur „Herrschaft“ so und so gehörig, ins Grundbuch so und so, Zahl so und so, am Datum so und so, von N. N. in so und so, unter dem Beamten so und so, bestätigt vom Zeugen so und so durch das und zu dem als eingetragen erklärt wird. Ähnlich war’s, aber dieses Beispiel ist noch viel zu klar, mir fehlt das Talent, die ganze Verworrenheit des Amtsstiles auch nur anzudeuten. Möglicherweise war es das Dokument von der strittigen Wiese, möglicherweise war es eine ganz wertlose Amtsverständigung.

Mein Bauer und ich standen da und schauten uns dumm an. Wir beide glauben uns sonst eines schlichten Hausverstandes erfreuen zu können, aber wenn wir’s mit solchen Schriftstücken zu tun kriegen, da empfinden wir die völlige Erbärmlichkeit des menschlichen Geistes, aber gleichzeitig die aller natürlichen Fassungskraft hohnsprechende Überlegenheit der Amtssprache. Sachlich sind es zumeist ganz einfache Dinge einfacher Leute, in gewöhnlichem Leben mit größter Leichtigkeit sagbar. Aber sobald sich ihrer der Amtsstil bemächtigt, ist der Wirrwarr fertig. In der Absicht, die Sache so kurz als möglich in einem alles umfassenden Satze zu sagen, wird ein Sätze- und Zahlenkonglomerat zustande gebracht, das nur eine für die Behördensprache besonders geschulte Kraft mit Mühe lösen kann. Und das sollen Mitteilungen, Verständigungen, Aufträge und Rechtsurkunden sein, die auch der schlichte Mann aus dem Volke verstehen muß, „bei ansonsten sich selber zuzuschreiben habender Folgen!“ Zu diesem Stil kommt dann gewöhnlich die flüchtig hingesetzte Handschrift und schließlich eine Namensunterschrift, die nur in den allerseltensten Fällen lesbar ist. Letzteren Umstand findet die Behörde für so gleichgiltig und selbstverständlich, daß sie bei Abschriften statt des Namens ruhig beizusetzen pflegt: „Unterschrift unleserlich.“ Für eine

Und solche, die immer zum Gericht laufen, hoffen manchmal durch die Religion des Teufels zu erlangen, was ihnen das Gesetz Gottes abspricht.

Der harmlose Bauer, selbst wenn er sich seines Rechtes bewußt ist, geht, wie ich schon gesagt, ungern zu Gericht. Er hat dafür auch seine besonderen Gründe. Erstens vertut er seine Zeit, die er allein nur in der Wirtschaft notwendig und fruchtbar anwenden kann, zweitens versteht er nichts von dem Zeug, das bei Gericht maßgebend ist, drittens wird er dort wie ein unmündiger Schulbub behandelt, und vergißt es mancher Amtmann, daß „die Partei" ebenso vollberechtigter Staatsbürger ist als er selbst, ja daß der Beamte eigentlich in zweiter Linie steht, weil er nicht die schöpferische Kraft ist, auf der ein Staat beruht, sondern nur zur Regelung derselben beiträgt.

Der Amtsschimmel ist mir von allen Lasttieren das widerlichste. Und der ihn reitet? Manch einer mag von Haus aus noch so ein armer unbedeutender Junge sein, sobald er auf dieses Roß kommt, ist der Tyrann fertig. Doch, wenn man über das Gericht richten will, muß man selber gerecht sein — es gehört bisweilen viel Geduld dazu, für einen, der es mit Bauern zu tun hat. Die Bauern können nicht Ja und nicht Nein sagen. Das Einfachste, um was sie befragt werden, was sie vorzubringen haben, bringen sie mit einer Weitläufigkeit und Umschweifigkeit vor, daß einem die Ungeduld in den Zehen anhebt zu krabbeln. Es ist schon notwendig, daß der Amtmann manchmal mit Blitz und Donner dreinfährt, um den schwätzenden Bauern von seinen häuslichen Angelegenheiten, Ackerfeldern, Viehweiden, Nachbarsbesuchen, Jahrmärkten, Freund- und Feindschaften und anderen Herzensergießungen in die Schranken des Gerichtes zurück zu weisen. Der Amtmann weiß eben mit dem Bauernstil gerade so wenig anzufangen als der Bauer mit dem Amtsstil.

Bauer und Bureau taugen einmal nicht zusammen. Und doch könnte der Bauer, wenn er klug und nicht so mißtrauisch wäre, die Behörden ganz prächtig zu seinem Vorteile ausnützen. Denn im Grunde sind diese doch der Staatsbürger, ihres Bestandes, ihrer Sicherheit und ihres Rechtes wegen da. Wenn der Bauer bei irgend einer Rechtsangelegenheit sich in seinen „G'schriften" nicht auskennt, was wäre natürlicher, als daß er damit zu seinem Bezirksrichter ginge und ihn bäte um Erläuterung und Aufklärung. Wie ich unsere Richterbeamten kenne, tun sie lieber schlichten als richten, lieber ausgleichen als urteilen und wenn die „Partei" sich einmal mit guten Worten bestimmen läßt und Raison annimmt, so schmeckt dem Richter darauf die Mittagssuppe besser, als wenn er durch harten Urteilsspruch einem „unrecht" tun mußte. Denn wer nicht die Einsicht hat, der empfindet das Fallen seiner Sache unter allen Umständen als das empörendste Unrecht.

um einen Groschen auszugeben, der nicht unmittelbar wieder zu dem Ausgeber zurückkehrt, sie sind zu mißtrauisch, als daß sie mit dem Nachbar gemeinsame Sache halten möchten. An den Behörden, hätte ich gemeint, wäre es, das Volk nach dieser Richtung hin anzuregen und sich selbst dadurch das Amt zu erleichtern. An den Fortbildungsschulen wäre es, die Leute in die allerwichtigsten Rechtsfälle des Berufes einzuführen, daß der Bauer von seinen Rechten, Pflichten und von alltäglichsten Amtssachen wenigstens einen Begriff bekäme. Unser alter Schulmeister Patterer in Alpl — mein Marl weiß es ja — wollte für solche Sachen einen Sonntagskurs einrichten; da wurde ihm amtlich bedeutet, in die Sonntagsschule gehöre nicht das Gesetzbuch, sondern der Katechismus — darauf hat's der Mann sein lassen. Es scheint unseren Bauern offiziell aufgesetzt zu sein, daß sie an Unwissenheit und Gleichgiltigkeit verkommen sollen. Das Ziel dürfte endlich bald erreicht sein.

Nun, ich will ja hier ein wenig von dem Verhältnisse des Bauers zu den Behörden, besonders den Gerichtsbehörden plaudern.

Unter behäbiger Umständlichkeit — er hatte mit seinem Hut, mit seinem Sacktuch, mit seiner Tabakspfeife, mit seinem Taschenveitel zu tun — gestand mir endlich der Marl, der strittigen Wiese wegen sei er schon vor den Bezirksrichter geladen.

„Nun also!“ sagte ich, „da wird sich's ja weisen, der Richter wird dir die Gschriften schon ausdeuten und sagen, wer im Rechte ist.“

Der Marl schaute mich so an, als hege er Zweifel, ob ich wohl bei Troste sei, daß ich das Bezirksgericht so ruhig, nahezu anmutig, behandeln könne. Ich wußte es wohl, daß der Bauer einen großen Abscheu hat vor jeder Behörde. Das Amt hält er unter allen Umständen für seinen größten Feind. Nicht etwa bloß das Steueramt, das Gericht, sondern das Amt, die Behörde überhaupt. Die natürliche Ungebundenheit des Wald-, Heide- und Feldlebens hat einen Schreck vor aller Einregelung und ziffermäßigen Ordnung. Zuwider ist den Landleuten die Vorschrift, die aktenmäßige Entwickelung, die theoretische Entscheidung der Fälle aus Feld und Wald und Wiese, die doch von wirklichen Menschen, Gegenständen und Verhältnissen handeln. Bauerntum und Bureau sind unvereinbare Gegensätze. Und doch gibt es auch solche Bauern, die sich mit Vorliebe in den Kanzleien herumtreiben, immer in der Absicht, ihr Recht aus Paragraphen abzuleiten, mit Paragraphen zu begründen; aber das sind nicht die besten. Sie fühlen, daß ihr Recht bisweilen vor der Nachbarlichkeit und Kameradschaftlichkeit, vor dem Hausverstand, der Billigkeit und Nächstenliebe nicht bestehen kann, darum flüchten sie zum Gesetzparagraphen, der kein Wohlwollen, keine Güte, keine sittliche Forderung kennt. „Die Religion ist das Gesetz Gottes und das Gesetz ist die Religion des Teufels“, hat einmal einer nicht ungeschickt gesagt.

mit dem Löseln nicht fertig werden, meinte sie: Lass' mich auch einmal losen. Dabei riß sie die Gesponsin am Kleide, nun erst bemerkte sie, daß nur mehr ihre Kleider da waren, das Mädchen selbst war weg; der Teufel hatte es geholt, denn das Krautstiberlosen ist, wie das Volk glaubt, Sünde, und nicht jedes entrinnt bei dieser Löselart dem Teufel. Bemerkt sei, daß die Krautstiber in der Erde ausgezimmerte Gruben sind, in denen man das Sauerkraut Jahre lang hindurch aufbewahren kann. Wie mir erzählt wurde, hat man beim Stögmüller einst ein zwanzig Jahre altes Sauerkraut im Stiber gehabt. Ein solches Kraut, bemerkt mein Gewährsmann, ist aber dann nicht mehr gut genießbar, es hat einen widerlichen, übelriechenden Geschmack, was auch begreiflich ist.

Am Sonnwendtag löselt das Waldbauerndirndl, wie ich's seinerzeit in Donnersbachwald getroffen habe, auf diese Weise, daß man horcht, wie oft der Gugg schreit. So oft er seinen Ruf ausstößt, so viele Jahre, wird geglaubt, hat man noch bis zur Heirat zuzuwarten.

Ein Sprüchel, vom vulgo Lahmbacher Moizerl seinerzeit gehört, lautet:

Gugg auf 'n Krautgarten,
Wia lang muaß ih noh auf 'n Bräutigam warten?

Wer wissen will, wie lange er noch lebt, horcht auch auf den Kuckuckruf im Lenze.

Gugg auf der Eben,
Wia lang werd' ih noh leben?

lautet ein zweites Ennstaler Löselsprüchel.

In Donnersbachwald hat man seinerzeit, wie ich's selbst sah, bei der Stöger Loamgruab'n das Radlschlingen beim Sonnawendfeuer vorgenommen. Diese Volkssitte brachten der vulgo Stöger, der alt' Fischer und Mörschbacher, drei Lengdorfer, nach Donnersbachwald. Lengdorf ist unweit Gröbming, wo man das Radlschlingen in der Art vornimmt, daß Eichenholzscheibchen glühend gemacht, auf einen Haselstab geschoben und in die Luft geworfen werden. In Donnersbachwald wirft man die Scheibchen jedoch nicht in die Luft, sondern man rollt sie über einen Abhang.

In Weißenbach sagt man:

Scheib'n aus und ein,
Wo werd' mei' Geliabter sein?

In der Richtung, wohin sich die Scheibe wendet, kommt der Geliebte.

Wer am Sonnwendtag, glaubt man in meinem Domizile weiters, neun Feuer sieht, bekommt einen Mann. Die Mädchen gehen in Weißenbach am Sonnwendabend auf der Reichsstraße, die mitten durchs Dorf führt, Arm in Arm, wie ich's auch einmal traf, spazieren, Sonnwend-

Das Bezirksgericht wäre dann wohl auch ganz der rechte Ort, um die Leute in Rechtssachen gütig, bündig und leichtfaßlich zu unterweisen. Leicht faßlich aber nicht im Sinne jenes Richters, der jeden Hitzkopf, der widersprach, sofort vom Gerichtsdiener fassen und auf ein paar Wochen kalt stellen ließ. Ein Mensch, der, sei es als Ankläger oder Verklagter, vor dem Gerichte steht, sieht nicht mehr ganz klar, er ist Partei und darum einseitig und leidenschaftlich. Seine Quer- und Hitzköpfigkeit kann nur durch die Korrektheit und Ruhe der Amtsperson wett gemacht werden. Und dazu ist eine himmlische Geduld nötig. Geduld, ein Gemüt, frei von sympathischen oder antipathischen Einflüssen, dann Wohlwollen und vor allem das Bestreben, das Richtige zu finden, zu entscheiden, das Recht zu sprechen. Hat der Richter einen hellen Kopf und ein warmes Herz, dann wird er nicht bloß das todte Recht des Buchstabens, sondern unter Umständen auch das lebendige Recht sprechen können, das Recht der Menschlichkeit und Billigkeit, das Recht von Fall zu Fall, für das in dieser komplizierten Welt im Gesetzbuche nicht immer vorgesehen sein kann. Der Amtmann hat sich zu den Parteien ja nicht prinzipiell als gegensätzlich zu stellen, er soll ihre Sache zu der seinen machen und die seine zur ihren. Wirkt er für das Wohl des Volkes, schützt und nützt er nach Möglichkeit den einzelnen Staatsbürger, dann dient er dem Staate am besten.

Solche Amtspersonen müßten denn doch allmählich das Vertrauen der Leute gewinnen, wenigstens das der Vernünftigeren. Die Unvernünftigen, die Dickschädel, die Egoisten, die Gewaltmenschen und Rechtbrecher werden in den Behörden ja immer ihre Gegnerschaft sehen, besonders in den Richtern. Im ganzen aber, glaube ich, hat unser Volk keine Ursache, die Behörden zu fürchten, so wie auch freilich manche Amtsleute der Vorstellung sich zu entschlagen haben, als sei das Volk, besonders die Bauernschaft, für sie nur ein sprödes, widerwärtiges Material, das mechanisch oder polternd abgetan werden müsse. Wer zum Richter geht, der kommt mit der wichtigsten Angelegenheit des sozialen Menschen — mit der des Rechtes.

# Alte Volkssitten aus dem Oberlande.

Fragmente von **Karl Reiterer** (Weißenbach).

Löselsitten. Solche kennt das Volk verschiedene, es wurde darüber bereits viel geschrieben. Neu dürfte dem Leser sein, daß man im steirischen Oberlande, wie ich erfuhr, das Krautstiberlosen kennt. Es wird am Thomasabende vorgenommen. Man erzählt sich, daß zwei Mädchen einst das Krautstiberlosen vornahmen. Als es der einen schien, die zweite wolle

Schalkhaft ist's, wenn der Bauer, der Milch pantscht, meint:

A Seidl (Milch) gibt die Kuah
Und a Holbe schwoab ih dazua.

Die alten Krippengesänge, von denen ich, wie bereits gemeldet, eine große Anzahl samt Noten, handschriftlich im Manuskript, sammelte, enthalten oft das krauseste Zeug, immer aber ist es echte unverfälschte Volksart, was uns hier entgegentritt.

Durch Herrn Oberlehrer Josef Haas in St. Peter a. K. erhielt ich wohl das originellste, was auf dem Gebiete gefunden werden kann, es ist ein abwechselnder Gesang zwischen Engel und Hirten.

Der Engel beginnt:

Gloria, gloria, in excelsis Deo!
Hirte: Potztausend, Buama, wos dos Ding muaß sein,
Daß allweil tut klinga
Und so klar tut singa,
Ih bild mir's schon ein,
Was Ding muaß sein!
Engel: Gloria, gloria, in excelsis Deo!
Hirte: Wer da?
Engel: Zwei Engel vom Himmelssaal.
Hirte: Mei Lebtag, zwei Engel, was tuat denn Ees da?
So tuat's mir's doh sag'n
Und laßt's mih nit lang frag'n,
Warum Ees da seit's
Und gar a so schreit's.
Engel: Liaber Hirt, geh nur gschwind mit mir,
Ih will dir's sagen,
Därfst nit viel fragen:
Es ist geboren
Ein Kind, auserkoren,
Vom Himmelssaal,
Liegt in ein' kalten Stall
Zu Bethlehem zumal,
Ist Gott und Mensch zugleich.
Kommt, Ihr Hirten,
Anbetet ihn im Stall!
Hirte: Ees habts ma verkünd't,
Ih sollt lafa g'schwind,
Es sei gebor'n
Ein Kind, auserkor'n,
Geht's, laf ma allzamm,
Jesus heißt sein Nam'.
Chor: Grüß dih Gott, o mein kleines Kind, kleines Kind,
Fallen dir zu Füßen,
Verzeih' uns're Sünd'.

Wenn ich vorhin sagte, dies uralte Krippenlied sei das originellste, was man sich denken kann, so sei hinzugefügt, daß ich, dies zum Ausdrucke bringend, meine, die „Arie" sei das eigenartigste. Der Schreiber des Originalmanuskriptes, das mir eingesandt wurde, notierte auf den Umschlag: „Christnacht Arie pro Canto, Alto, Baßo, Violine 1 und 2, Orgamo. Aus der Oper: Die Schweitzer Familie. Componiert vom Rosetti im Jahre 1586 nach Christi Geburt."

feuer zählend. Die mehr als neun Sonnwendfeuer zählt, kommt nit z'heiraten, drückt man sich aus.

Andererseits heißt es: Wer am Sonnwendabend neun Feuer sieht, bekommt keinen Halsschmerz das Jahr über. Im Waldlande bäckt die Bäuerin am Sonnenwendtage die Sonnawendstraub'n: eine Nachahmung des Festkuchens der alten Germanen, zur Zeit der Sonnenwende gebacken.

Den Sonnenwendtag nennt man in der Gegend von St. Martin an der Salza, Bezirk Gröbming, den Schwendtag, weil es an diesem Tage gut schwenden (roden) sein soll. Man behauptet, am Sonnenwendtag werden jene Bäume abdorren, die man streicht miteinander. Ehe der Gugg (Kuckuck) im nächsten Jahre wieder kommt, ist der Baum verdorrt und man hat sich die Mühe des Fallens erspart. Leider konnte ich über diesen interessanten Volksglauben bis heute noch nichts weiteres erfahren.

Beim Tosch in Werg soll die Bäuerin an einem heiligen Abende Klötzenbrot gebacken haben, worauf ihr jemand zum Fenster hineinschrie:

Alte Frötten[1])
Gehst nit in d' Mötten?

Der Teufel war es, der zum Fenster hineinschrie, sagt der Volksmund. Es heißt, man soll die Mettennacht nicht durch knechtliche Arbeiten entheiligen. —

Wenn eine Sennin in Donnersbachwald, wo es viele Almen gibt, eine Sennhütte im Herbste verläßt, so legt sie zwei Holzscheiter kreuzweise über den Herd, damit der Almranzel, der Teufel, nicht in der Hütte Einkehr halte. Buben, wenn sie vom Gasselngeh'n müde sind, sagen scherzweise:

Geh'n ma hoam
Zu der Moam'
Krapfen aufzoan'.

Gasselsprüche verschiedener Art habe ich bereits in mehrfacher Weise publiziert. Heute bringe ich folgenden neugesammelten Spruch:

Dirndl, dein Fenster,
Is ah voll Spinabett und Wesen,
Als wia wenn seit sieb'n Johr
Koan Gasselbua wär' herbei g'wesen.
Dirndl, gib mir aussa 'n stumperten Besen,
Damit ih kann okehr'n Spinabett und Wesen.
Dirndl, hörst nit dunnern und krochen?
Drent'n beim Nachbar tean s' Kropf'n bochen.
Sie hat mir ah oan geb'n zum Einschiab'n und Mittrog'n,
Daß ih mih nit sollt beklog'n.
Wia ih hergeh' über die Grenz',
Hat mih a Dirndl recht schön beten,
Ih möcht' ihr vier Schneck'n einweten.
Zwoa hon ih über'n Zaun umig'schmiss'n,
Und do hob ih mein Hos'n z'rissen.
Gelt's Dirndl, a so geht's oan?
Braucht's Es denn gor koan?

[1]) Hier die Bedeutung von altes, gebrechliches Weib.

Sie lachte über den guten Spaß, und einen Spaß braucht man nicht ernst zu nehmen. Der Fuhrmann hatte aber doch gemeint, wenn sie ein Gröschlein gebe, so sollten die Rösser einen Extrahafer bekommen. Sie sagte: „Vergelt's Gott!" -- Ist auch genug, dachte er; für meine Reise nach Böhmen hab' ich nicht einmal soviel bekommen.

Einmal wurde ihm, während er auf der Straße war, die Gewandtruhe erbrochen und das Bargeld gestohlen. Von den Kleidern hatte der Dieb nichts genommen, worüber der Hummeltreiber bis zu Tränen gerührt war. „Er hätt' mir ja alles wegtragen können und hat sich mit dem bissel Geld zufrieden gegeben. Nein, so gut ist nicht jeder. Mit den geflickten Hosen kunnt' ich Sonntags in die Kirche gehen, wenn er nicht so gut gewesen wär'! Muß doch ein braver Mensch sein, der Dieb. Dem, wenn sie derwischen, schenk' ich was auf eine Pfeifen Tabak. Das heißt, wenn er raucht und nit etwa schnupft. Schnupfen tut er 'leicht ah nit, aber schnipfen (stehlen) tut er."

So half der Hummeltreiber sich lustig über Widerwärtigkeiten hinweg. Da erlaubte sich eines Tages mit ihm der Himmel eine besondere Neckerei. Der Fuhrmann führte ein großes Faß Essig über den Alpsteig. Es brach der Wagen, das Faß kippte um und kollerte den Hang hinab, wo es im Brombeergebüsch zerschellte.

„Na, da glaub' ich's, daß die Brombeeren sauer werden!" rief er aus. Aber auch ihm wurde es sauer, als er das Faß vergüten mußte, doch sagte er nichts als: „Natürlich, wenn man mit Essig umtut, kann's nit allemal süß sein."

Viel schlimmer war ein anderer Fall, als ihm auf vereister Straße ein Pferd strauchelte, über den Hang rutschte und mit dumpfem Krachen in den Abgrund fiel. Da schlug der Mann, der auf dem Wagen saß, die beiden Hände über den Kopf zusammen: „O heilige Maria-Zell, vergelt's Gott, vergelt's Gott, daß du uns jetzt hast beschützt! Wären die Strangen nit gerissen, so täten wir and'ren, der Schimmel und ich, auch drunten liegen mitsamt dem Wagen." Und erzählte den Leuten, die des Weges kamen, den großen Glückstag, den er heute gehabt.

Als er darauf in der ersten Nacht mit seinem Schimmel allein im Stalle lag und der Platz zwischen den Planken, wo der Fuchs gestanden, leer war, da wurde dem Mann bange. Da hätte er gern wen bei sich gehabt, um gemeinsam mit ihm für den verunglückten Fuchs beten zu können. So war ihm zu Mute. Als er jedoch den Schimmel beobachtete, der ganz stumpfsinnig sein Heu fraß, mußte er lachen: „So ein Vieh muß eine Roßnatur haben, daß ihm der Tod des Kameraden nicht zu Herzen geht." Und im Einschlummern lallte er noch: „Hat auch eine, hat auch eine." Die Nacht war unruhig, er träumte vom seligen Fuchs und wie ihm einfiel: Sei nit dumm, Lixl, ein seliges Roß! — dann

# Der Felix Hummeltreiber.

Eine Gestalt aus dem steirischen Volke von **Peter Rosegger.**

Das war einer von denen, aber sie sind selten, sie sterben aus. Wenn er nicht ein so windschiefes possierliches Männchen gewesen wäre und nicht den komischen Namen Felix Hummeltreiber gehabt hätte, sondern mit stattlichem Körper und klingendem Namen in der Öffentlichkeit gestanden wäre, so würde man eine großartige Persönlichkeit aus ihm gemacht haben. Hingegen wie er war, da mußte man lachen. Doch es war ein Lachen, das einem wohl tat und das auch den Hummeltreiber ergötzte, so wie er ergötzlich für andere war.

Aus seinen jüngeren Jahren ist nur zu vermelden, daß er den Feldzug in Böhmen mitgemacht hatte, und zwar als Trommelschläger. Er war der Meinung, daß es besser sei, man schlage auf Kalbfell statt auf Menschen. Aber sein tolles Rasseln mit den Schlegeln muß den Preußen zuwider geworden sein, sie nahmen ihn gefangen. Und da er ihren General, den Moltke, ihnen ins Gesicht einen Erzräuberhauptmann nannte, so wollten sie ihn erschießen. Darauf soll der kleine Hummeltreiber gesagt haben: „Seid's gescheit, Leuteln. Ich nehm's zurück. Räuber seid's ja nit, ihr tuts blos leutumbringen. Mich geht's weiter nichts an, aber ich tu euch das sagen, überlegt euch's! Wenn ihr mich über den Haufen schießt, so habt ihr nachher die Schererei, bis der Kerl weggeschafft ist. Laßt ihn lieber selber weglaufen, den Schelm. Der lauft schnurgerad' nach Steiermark hinein und tut euch sein Lebtag nichts mehr zu leide."

Der preußische Oberst soll über eine solche Verteidigungsrede sehr gelacht haben und auf Ja und Nein war der Hummeltreiber frei und konnte gehen, wohin er wollte. Er hat Wort gehalten, ist nach Steiermark gelaufen und hat den Preußen niemals wieder ein Leid zugefügt.

Später ist er durch Arbeit und Sparsamkeit in den Besitz zweier Pferde und eines Wagens gekommen, womit er der Alpsteigstraße entlang zwischen dem Mürztale und dem Jakellande allerlei Frachten beförderte. In der Einwohne war er mit den Seinigen — nämlich den besagten zwei Pferden — in einem der Bauernhöfe, die dort so herum an der Straße stehen. Zeitweise besorgte er auch die Post und den Personenverkehr, indem er die alten Weiblein, die Eier, Hühner, Leinwand und junge Lämmlein aus dem Gebirge ins Mürztal tragen und dann mit müden Beinen wieder heimgehen sollten, aufsitzen ließ. Und wenn dann so eine fragte, was sie schuldig wäre fürs Aufsitzen, antwortete er: „Mir nichts, ich hab' dich nicht gezogen. Aber den Rössern, wenn du willst, kannst ein Trinkgeld geben."

ihr. Ihr Vater, der Bachschuster, war krank, und so ging sie wöchentlich dreimal ins Mürztal zum Arzt, und da gefiel es dem Hummeltreiber, daß sie so von ihrem Vater sprach und wie sie sonst klug redete über allerlei. Auch diese lachte gern, wenn er etwas Drolliges sagte, aber es war so ein weiches, gutes Lachen, als ob sie immer mit ihm einverstanden wäre. Am besten gefiel ihm, daß sie an steileren Straßenstellen allemal vom Wagen steigen wollte, weil der Schimmel so schwer ziehen täte. „Aber Kathrin, du bist auch schon weit gegangen,“ sagte er einmal, „du hast noch eine lange Lebensstraßen vor dir, du mußt deine Füßeln aufsparen. Was meinst, wen wirst auf dieser Straßen lauter begegnen? Allerhand Mannsbildern, gelt? Und der rechte auch darunter. Du sag', Dirndl, wirst ihn wohl auch sicher erkennen? Daß er nit etwan vorbeigeht oder fahrt, wie die andern.“

„Erkennen,“ meinte lachend das Dirndl, „das ist nit meine Sach', das ist seine Sach'!“

„Aber wenn's einer ist, der sich nichts zu sagen getraut, weil er vielleicht buckelig ist oder sonst nit recht gewachsen?“

Sie lachte wieder, aber diesmal unsicher. Und dachte in der Verborgenheit hinter dem goldenen Haar: Jetzt red' ich just einmal schön mit ihm. Ein Fuhrmann hat Geld. Und je älter und buckeliger er ist, je mehr hat er. Ist ein guter Mensch, und gute Leut' muß man gern haben. — Und er dachte: Sie ist dreiundzwanzig und ich noch nicht fünfzig, und wenn sich der Mensch um ein paar Jahrln irrt, so zieht's zum Schluß halt der Tod ab oder gibt's dazu. Die, wenn sie nicht gar so kreuzsauber wär', die möcht' ich haben! — Als er hernach näher herumredete und endlich geradeaus zufragte, wies es sich, daß ihre Sauberkeit kein Ehehindernis war. Sie antwortete treuherzig, sie möge ihn auch leiden. Sie habe das schon öfter gedacht. Er sei nicht so wie die andern Mannsbilder, die alleweil nur an den Kittelfalten herumschmecken und mit denen gar nichts Ernsthaftes zu reden ist. Und wenn ein Mann stellenweise ein bissel ausgewachsen ist, ob denn das was Schlechtes sei? Wenn er nur eine gute Brust hat. Und wirtschaftlich ist ein Fuhrmann ja auch, daß er sich ein bissel was erspart hat . . . Ihr Vater, der Bachschuster, habe auch einen großen Buckel und sogar noch einen Kropf dazu, und sie möchte wissen, wo man einen bessern Menschen finde. Wenn sie einen so guten Mann bekäme, als sie heute noch einen guten Vater habe, dann könne sie sich alle zehn Finger abschlecken. Sie habe bisher zu jedem Burschen ein scharfes Nein gesagt, zu ihm sagte sie Ja.

Der Hummeltreiber erschrak beinahe, als er jetzt plötzlich eine Braut hatte. Und die Schwarzrotgoldene noch dazu. Allsogleich wollte er sich zu ihr in den Wagen setzen. „Nachher steig' ich aus,“ sagte sie. „Mit dem Tiermartern fangen wir nit an — verstehst?“

kam es ihm zu Sinn: Wenn der Mensch einen Menschen bei sich hätte, könnte er nicht auf so dumme Gedanken kommen. Er hat sich alleweil zu wenig an die Leute und zu viel an die Tiere gemacht! Und ist so ein Vieh hin, dann bleibt nichts übrig davon, nicht einmal ein Geist, vor dem man sich fürchten könnte! — Er hatte gelegentlich wohl schon ein bißchen so herumgefragt unter den Weibsleuten. Es war aber nicht viel dabei herausgekommen als Gelächter. Die eine lachte grob, die andere fein, das war der Unterschied. In jener Gegend lacht überhaupt alles, wenn es sich um Liebessachen handelt. Und lachend sagten sie es ihm offen. Dieser hatte er einen zu großen Höcker, der anderen eine zu hohe Brust, der dritten eine zu schiefe Achsel, der vierten ein zu krummes Knie, der fünften war der ganze Mensch zu klein und der sechsten war er zu einfältig. Er meinte hingegen, gar so arg müßte es doch nicht sein mit seiner Verwachsenheit, weil sie ihn zum Soldaten genommen hätten. Zum Derschossenwerden nehme man sonst nur die schönsten Leute.

„Deswegen haben's dich halt nit derschossen, weil du ihnen zu wenig schön bist gewesen," sagte ihm lachend eine ins Gesicht. Dagegen ließ sich auch wieder nichts sagen, und er lachte mit. Übrigens soll er sich erst als Fuhrmann beim vielen Hocken auf dem Wagen schief gewachsen haben, was freilich an der Sache nichts änderte.

Im Dorfe Ratten war das Weib, das ihm die Wäsche besorgte. Ihr Mann war schon vor Jahren gestorben und hatte ihr ein Häuschen und zwei Ziegen hinterlassen; sein Geist war ihr nie erschienen, weshalb sie freies Verfügungsrecht über sich fühlte. Dieses Weib fragte nun der Hummeltreiber, was sie meine. Er sagte nicht um ein Wort mehr, aber sie verstand schon. „Mein lieber Xixl," sagte sie, „du bist halt zu lang' stolz gewesen. Seit sieben Jahren wasch' und flick' ich dir die Wäsch'. Wenn du einmal was gesagt hättest! Aber derweil du zwei Rösser hast gehabt, bin ich dir nit gut genug gewesen und jetzt, weil du nur eins hast, wirst halt du mir nit gut genug sein." Sie lachte dabei und er lachte mit. Er hatte diesmal besonders gut lachen, denn zum größten Glück war er mit der noch nicht verheiratet. Die Wäsche ließ er ihr bis auf weiteres, aber vorher schälte er sich allemal herzlich gern aus derselben heraus.

Für das eine Pferd nun mußte der Hummeltreiber den kleinen Wagen nehmen. Aber den Fahrgast konnte er immer noch mitführen. Jeden dritten Tag hatte er nämlich vom Mürztal herüber einen bestimmten Fahrgast. Es war ein schlankes munteres Dirndl. Drüben an der Feistritz, wo es daheim war, nannte man es die Schwarzrotgoldene, denn es hatte schwarze Augen, rote Lippen und goldgelbes Haar. Da wollte denn mancher junge Bursch gerne zu dieser Trikolore schwören. Für ein solches Dirndl nun fand sich auf dem Wagen zwischen den Paketen und Kistlein immer noch Platz. Der Fuhrmann ging daneben her und plauderte mit

ein Elend wär's gewesen. Ein blutiges Elend!" — Nun schlief er wieder, und zwar jede Nacht von neun Uhr abends bis fünf Uhr früh.

Sein Weib hatte es mittlerweile wohl erfahren, daß sein Geldsack der Größe des Buckels durchaus nicht entsprach. Sie hatte sich nun erinnern müssen, daß sie einmal das Wäschenähen gelernt hatte, ja daß sie zeitweise mit ihrem Vater auf die Ster gegangen war; er machte die Schuhe und sie im selben Hause die Hemden. So ging sie auch jetzt wieder auf die Ster als Nähderin und naderte in den Bauernhöfen herum vom Montag bis zum Samstag, dieweilen er auf seinen Straßen war. Aber auch ein Fuhrmann ist nicht immer auf der Straße. Des Abends kam er mit Roß und Wagen zumeist in sein Quartier, wo er sich seit seiner Verheiratung noch ein Stübchen aufgenommen hatte. Doch was half ihm das Ehegemach, wenn er sich den Milchbrei oder den Erdapfelsterz selber kochen mußte! Er schlief nun schon wieder schlecht. Wie es ihr gehen wird bei den Bauern, unter allerhand Leuten? An das mußte er denken. Es gibt schlechte Mannsbilder auf der Welt. Und was der alte Wagnermeister einmal über den böhmischen Schneider gesagt hat: Bei der Schwarzrotgoldenen möcht' sogar der Böhm' deutschnational werden! Man weiß nicht recht, wie das gemeint war. Viel Schönes wird er damit nicht haben wollen. Und wie leicht ist es möglich, daß der Schneider im selben Haus seine Ster hat, wo die Kathrin ist! — Nach derlei Träumen stand der Hummeltreiber am Morgen allgemach recht verdrießlich vom Lager auf. Er freute sich nur auf den Samstag. Doch wenn sie dann nach Hause kam, redete er so zweideutig und mißtrauisch herum, daß ihr aller Humor verging. Und das dauerte. War sie fort, so plangte er[1]) nach ihr, und war sie bei ihm, reizte er sie mit eifersüchtigen Bemerkungen, so daß sie, anstatt am Montag, oft schon am Sonntagabend mit ihrem Nähkorb auf die Ster ausging. Wenn der Hummeltreiber früher allein gewesen, so war er jetzt einsam. Die Einsamkeit würde er sehr schwer ertragen haben, wenn ihm nicht der Schimmel Sorgen gemacht hätte. Der war in jenes hohe Alter gekommen, wo selbst ein Roß lieber auf dem Stroh liegt als an dem Strange zieht. Auf gutes Zureden seines Herrn leistete es was es konnte. „Schau, Schimmel, ich kann mir's ja denken, du tust halt schon hart ziehen. Aber das nit, daß du mir da stecken bleibst. Nur über den Bühel noch, wenn du's dermachen könntst, ich will recht nachschieben. Ruck! — Brav bist gewesen! — Schau, du erbarmst mir, und wollt' mich gern statt deiner an die Deichsel spannen, aber ich sag' dir's, Schimmel, der stärkst' Mensch ist alleweil nit so stark wie das schlechtest' Roß, so lang's noch stehen kann. Früher, weißt, hab' ich dir das nit gern sagen mögen. So, und jetzt wenn wir heimkommen, kriegst deinen Hafer."

[1]) sehnte er sich.

So sagte er nichts mehr, ging geduldig dahin neben dem Wagen.

In den nächsten Nächten war's beim Hummeltreiber mit dem Schlaf vorbei. Etwas Neues das. Sein Lebtag hatte er es nicht verstanden, wenn die Leute sagten, sie hätten keinen Schlaf. Nur der Fuchs damals hatte etwas gestört, doch das war mit einer Nacht vorüber. Nun ging's schon eine Woche an, das schlechte Schlafen. Er hatte Wirtschaftssorgen. Seine Kathrin bringt ihm das Bachhäusel zu, und zwei Kühe, und eine Wiese, und ein Erdapfelfeld. Ja, was soll er denn damit anfangen? Er muß fuhrwerken. Soll er das junge Weib allein beim Gütel lassen? Dann braucht sie einen Knecht, das will er nicht. — Er wälzte sich im Bette hin und her. Lag er auf der rechten Seite, so war ihm: das Bachhäusel selber versorgen; lag er auf der linken, so wollte er es verkaufen und Fuhrmann bleiben. Und lag er auf dem Rücken, dann wollte er beides betreiben, und zwar ohne Knecht.

An einem der nächsten Tage stritten sie schon. Er war für das Fuhrwerk, sie für die Landwirtschaft. Er wollte den Kuhstall für die Pferde einrichten und sich wieder einen Fuchsen anschaffen. Sie wollte den Schimmel verkaufen und das Grundstück vergrößern. Sein Streiten war ein durchaus gutmütiges, aber es tat ihm dabei das Herz weh, denn er merkte wohl, daß er unterliegen würde. Sie schlug endlich vor, den kranken Vater entscheiden zu lassen, denn das wußte sie, er entschiede für die Hauswirtschaft, die er gegründet hatte. Doch als er gefragt wurde, machte er einen ganz kleinen Schneller mit der Hand und sagte: „Tut's, wie's wollt's!“ Und bald darauf ist er gestorben.

Da standen sie wieder auf demselben Fleck. Tut's, wie's wollt's! Wollen taten sie freilich, aber jedes was andres. Als sie vom Begräbnis nach Hause gingen, stritten sie neuerdings, er war für die Pferde und sie für die Kühe. Und als sie nach vier Wochen Mann und Weib geworden waren, stritten sie noch immer, und diesmal schon wesentlich hitziger — er war für die Pferde und sie für die Kühe, und mit Hummeltreibers einst so süßem Schlaf schien es aus zu sein für alle Tage.

Da trat ein Glücksfall ein. Bei der Nachlaßabhandlung stellte es sich heraus, daß das junge Ehepaar gar kein Bachhäusel hatte. Es war alles verschuldet, es ging gerade so aus, daß der Hummeltreiber noch sieben Gulden draufzahlen mußte, um alle Gläubiger zu befriedigen und die Familienehre zu retten. Er hatte immer noch einen Vorteil dabei, denn die Schwarzrotgoldene, die ihm blieb, war mehr wert. Jetzt stritt sie auch nicht mehr, war gar sanftmütig geworden und gab sich ganz in den Willen des Mannes, der mit seinem einzigen Pferde notig fuhrwerkte. Da schlug er gar manchmal die Hände zusammen: „Himmelvater! Du machst halt alles recht! Wär's Bachhäusel unser geblieben,

# Christfest im Waldschulhause.

Aus dem Tagebuch des Herausgebers.

Zur Weihnachtszeit des Jahres 1903 fuhr eines Sonntagmorgens eine Reihe von Schlitten durch das Mürztal und bog die Alpsteigstraße hinan. Die geschmückten Pferde schellten lustig und lautlos glitten die Kurfen auf glatter Bahn dahin, während die Insassen heiter plauderten, lachten und Rufe des Entzückens hören ließen über die Winterlandschaft ringsum. Sie kamen aus großen Städten, wo schmutziger Rauch auf den klebigen Boden sank und stinkender Brodem niederschlug in die belebten Straßen, die Lichter des Weihnachtsmarktes fast erstickend. Hier war der stille, weite Winter. Auf reinem Schnee lag dichter blasser Nebel, so daß die Schlitten dahinglitten in einer weißen Finsternis, man kann's nicht anders sagen. Die Bauernhöfe kamen erst wie verschwommene Flecken hervor, als sie schon auf zehn Schritte nahe waren, und die Bäume, deren lange Äste von Schneewuchten tief niedergedrückt wurden, tauchten ihre Wipfel so hoch in den Nebel, daß man sie nicht mehr sah.

Als wir — ich war natürlich auch dabei — eine Höhe von acht- bis neunhundert Metern erreicht hatten, wurde der Nebel dünner und enthüllte weite Waldstrecken, um uns — grauenhaftes Unheil zu zeigen. Als wir den ersten frischgebrochenen Baum sahen, erhob sich besonders bei den Frauen schon ein Wehklagen. Was sollten wir noch sehen! Die herrlichen Wälder meiner Waldheimat waren stellenweise ein ungeheures Schlachtfeld geworden, auf dem noch die Toten lagen zu Tausenden und Tausenden. In Adalbert Stifters Erzählung „Aus der Mappe meines Urgroßvaters" wird von einem Waldbruche durch Schneedruck im Böhmerwald erzählt, den ich oft mit Teilnahme und Betrübnis gelesen hatte, ohne zu ahnen, daß auch meiner engsten Heimat eine solche Katastrophe bevorstehen sollte. Ein Elementarereignis, wie an ein ähnliches sich niemand in der Gegend erinnern kann. Hatte der Sturm gewütet? Ach hätte er nur, es wären wenigstens geschützte Striche verschont geblieben. Nun ist aber die Vernichtung überall, in den Schluchten wie auf den Höhen. Die Windstille war es gewesen, die das Unheil angerichtet. In der ersten Dezemberwoche gab es im ganzen Land große Niederschläge. In den Niederungen war es Regen mit Schnee, auf den Höhen war es Schnee mit Regen. In den Nadelwäldern legte der weiche Schnee sich ans Geäste und blieb daran kleben. Denn es war ganz windstill, tage- und wochenlang. In der Nacht fror der Schnee fest, am Tage regnete es drauf, die Lasten vereisten sich und verbackten sich mit dem Astwerk. Dann begann es zu schneien, auch dieser Neuschnee blieb hängen, es kam Tauwetter und es kam Frost, so daß von den Schneewuchten auf den Bäumen Eismäntel

Eines Abends jedoch dankte der Schimmel für den Hafer. Er ließ sich wackelnd nieder aufs Stroh, schlug noch mit den Beinen aus, streckte sie dann hin, legte auch den langen Schädel weg und stand nicht mehr auf. „Es ist nur gut," sagte der Hummeltreiber, „daß er mir nit auf der Straßen ist umgefallen. Sonst hätt' ich Roß und Wagen selber heimziehen können. Aber, meine Alte, wenn sie kommt, das wird keinen schlechten Tanz geben." —

Sie kam aber nicht. Sie war im selbigen Sommer anstatt auf die Ster ins Murtal hinabgezogen zum Kornschnitt. Da verdient sich eine fleißige Schnitterin fast an einem Tag so viel wie beim Hemdnähen die ganze Woche. Aber die Sichel nahm ihr ein andrer aus der Hand und mähte selber damit. In ein grassierendes Nervenfieber geriet die Kathrin, und nach wenigen Tagen war's aus.

Der Hummeltreiber hatte sich mit dem blauen Sacktuch mehrmals tüchtig die Nase geschneuzt, als man ihm die Botschaft brachte, dann schlänkerte er die Arme aus und rief: „In Gottes Nam'! So wär' auch das glücklich vorbei!"

Er wußte es aber nicht, wie verlassen er jetzt dastand. Das Pferd hatte ihn verlassen, das Weib hatte ihn verlassen und seine Kräfte hatten ihn auch verlassen. Er wußte das kaum, denn sein Schlaf war wieder gut, wie schon seit vielen Jahren nicht mehr. Von allem Ungemach hatte ihn nichts aus dem Gleichgewicht gebracht, als das Weib. Auch das, fand er, war nun aufs beste gelöst. Nicht die Liebe tat ihm leid, nicht das kranke Pferd und nicht mehr das gestorbene Weib. Er lag in seiner Kammer und schlief. War er wach, so vertrieb er sich die Zeit mit Husten und Schnaufen.

Des war der Bauer, bei dem er wohnte, nicht ganz zufrieden, und er wollte den alten kranken Mann in die Einlege (öffentliche Versorgung) geben. „Ich glaub' dir's, ich glaub' dir's," lachte der Hummeltreiber, „die alten Leut' sind halt überall im Weg. Aber nur noch ein bissel behalt' mich, weißt, los einmal, ich will dir was sagen." Er neigte sich hin und flüsterte dem Bauern ins Ohr: „Ich tu nachher so bald umstehen (sterben). — So lang' behalt' mich. Kannst nachher von mir erben."

Der Bauer lachte grob auf. „Möcht' schon wissen, was!"

„Ist nit zu verachten, mein Mensch, was ich dir vermachen will. Meinen guten Schlaf. Den lass' ich dir da. Brauch' ihn eh nit, weil ich einen noch besseren krieg, he he — gelt?" —

Das ist es, was ich vom Felix Hummeltreiber zu erzählen weiß. Dann war es schon in einer der nächsten Nächte — der Alte schlief, und schlief so gut, daß er — das Atmen vergaß.

Gebe Gott uns allen ein so glückliches Gemüt und ein so gutes Hinüberschlafen auf die andere Seite!

Die früher so fröhliche Schlittengesellschaft war umsomehr betroffen, als von diesen Verwüstungen kaum ein Wort in die Welt gedrungen war, so gewaltiger Schaden sich auch über das weite Land erstrecken mußte.

Die Gesellschaft fuhr dem Waldschulhause zu, aber noch bevor wir es erreichten, war für etwas gesorgt, das unseren Sinn zu Fröhlichem wendete. Am Höllkogel, dort wo der Alplweg die Straße verläßt und rechts talwärts biegt, wurden von unserem sechssitzigen Schlitten die Pferde losgespannt; dafür setzte sich zu „nordischem Spiel" ein junger, strammer Holzknecht zwischen die Kufenhörner, und nun ging wegshin eine verwegene Talfahrt los, die uns Neulingen in der ersten Minute nachgerade für das süße Leben bangen ließ. Wäre neben uns nicht der Veranstalter dieser wildlustigen Fahrt, Freund Schruf, gesessen, mit seiner heiteren Ruhe, so hätten wir kaum schon in der zweiten Minute das Gefühl der Sicherheit gefunden. In der dritten ging uns sogar eine leise Ahnung davon auf, was in unseren Ländern die „nordischen Spiele" zu bedeuten haben werden. — Eine Strecke von ungefähr zwei Kilometern legten wir in vier Minuten zurück und glitten dabei in Übermut noch ein Stück über den Platz des Waldschulhauses hinaus.

Klang vom Glockentürmchen nicht ein Willkommgruß hin in das winterliche Hochtal, wo die Leute von allen Seiten herankamen? Die Schulkinder, die Eltern und Verwandten derselben eilten herbei, Gäste aus dem Mürztale, aus Graz und an dreißig Personen aus Wien, vom Österreichischen Touristenklub, die gekommen waren, um im Namen dieses großen und überall wohltätig wirkenden Vereines den Kindern von Krieglach-Alpl einen Weihnachtsbaum zu bescheren. Die Schulstube konnte alle nicht fassen, die erschienen waren und bei unserem Eintritte leuchtete schon der Tannenbaum, der in seinem Lichterstrahle und mit seinen Liebesgaben mir vorkam wie ein Seliger, ein ins Himmelreich Erhobener, im Vergleiche zu jenen draußen, die von irdischen Lasten so grausam niedergeworfen in der Erde modern sollen.

Und dann hat im Waldschulhause ein rührender Gottesdienst begonnen. Begrüßungsansprachen und Weihereden so hehr und christlich, wie sie in keinem Bischofsdome schöner gehört werden können, dann herzige Mundartgedichte, vom wackeren Waldschulmeister verfaßt und von Kindern vorgetragen. Freude und Dank sprachen sie aus.

So traten zwei Mädchen vor den Baum und hielten folgende Wechselrede:

„Do steh' i holt wieda wia just vor an Johr." — „Und i dechta a, so san ma glei zwoar." — „Der Bam steht a grod am nämlich'n Fleck.„ — „Jo und von die schön Sacherln is a no nix weck." — „Schön is er, der Bam, dös muaß i schon sog'n." — „Wirst

und Eiszapfen niederhingen. Endlich kam wieder Schneefall und deckte die Bäume so gründlich zu, daß die einzelnen Astpartien nicht mehr zu erkennen waren und die Gestalten dastanden wie Riesenzuckerhüte. In den dichten Beständen klebten ganze Baumgruppen aneinander und wer von Bergesgipfeln niederschaute, dem schien es, als ob weite Waldflächen mit einem einzigen Tuche überdeckt wären.

Das war eine Weile so gestanden in der Ruhe der Luft. Und dann hat es allmählich begonnen. Hier ein Knistern, da ein Schnalzen. Dort ein dumpfer Schlag. Bisweilen brach ein Wipfel nieder, dann brach ein Stamm, dann neigte sich ein Zuckerhut und legte sich gelassen um — bei der gänzlichen Windstille ganz gespensterhaft zu sehen. Stellenweise brachen viele Stämme auf einmal wie die Säulen eines Domes, die das gemeinsame Dach nicht mehr zu tragen vermögen. Der Waldstraßenwanderer sah, wie hinter ihm dröhnend die Lasten stürzten und vor ihm die hundertjährigen Stämme über den Weg fielen. Auf der Alpsteigstraße waren an einem Tage viel hundert Bäume so hingebrochen, als gelte es, die arme kleine Gemeinde Alpl da hinten vor anrückenden Türken zu verschanzen. Und so währte es Tag und Nacht, eine Woche lang in den Wäldern, das Krachen und Dröhnen. Den Leuten in ihren einsamen Häusern wurde angst und bange, viele wußten nicht, was das bedeuten sollte, daß bei der größten Windstille der Wald niederbrach. Auch manches Scheunendach hat seine Schneewucht nicht ertragen können und ist eingeknickt wie ein armes Tier, dem zu viel aufgeladen worden. Die Wälder sprenkelten sich allmählich in dunkle Flecken. Der Stamm, dem es nicht gelang, sich der Schneelast zu entledigen, mußte sterben.

Und durch diese Verwüstung führte nun unsere Straße. Von vielen Arbeitern war sie ausgeräumt und fahrbar gemacht worden. Aber zu beiden Seiten und so weit man hinblicken konnte, lag gebrochener Wald. Stellenweise nur einzelne Stämme, aber stellenweise ganze Reihen und Partien niedergelegt. Die einen Bäume waren wipfellos, die anderen in der Mitte gebrochen, weitere waren gespalten von oben bis unten. Viele waren an der Wurzel gebrochen, die meisten aber mitsamt der Wurzel umgelegt worden. Denn dasselbe laue Wetter, das den Schnee oben anklebte, weichte unten den Boden auf, der sonst zur Winterszeit hart gefroren dem Stamm mit seinen Schneelasten eine gute Stütze gibt. Wenn sonst bei Windbrüchen die Stämme zumeist in gleicher Richtung hin liegen, so gab es hier ein verworrenes Durcheinander von Schäften, aufragenden Wurzelballen, Astwerk, Wipfeln und Splittern. Über den Bäumen, die tief im weichen Schnee lagen, war vieles aneinander verklemmt, vieles schief lehnend, noch hängend in der Luft. Aber es rührte sich nichts, nur große Raben flatterten hin und her und ein betäubender Harzgeruch erfüllte die Luft.

zu umfassen vermochten. Der Kinder waren einunddreißig. Jeder der Knaben erhielt einen vollständigen Steireranzug, jedes Mädchen ebenfalls ein graues, grünausgeschlagenes Kleid. Ferner erhielt jedes Kind vollständige Wäsche, Strümpfe, Schuhe, Hauben, Hüte, in denen sich noch besondere Dinge vorfanden: Nüsse, Backwerk, Bürsten, Seife u. s. w. Die Mädchen bekamen, von einer edlen Wiener Dame besonders gespendet, hübsche Nähkästchen mit Zugehör. Dann gab es Bücher und mancherlei sonst. Ich habe mir nicht einmal alles im Gedächtnis behalten können, was die kleinen Leutchen nun in den Armen halten und nach Hause tragen mußten. Ein ungenannter Gönner in Wien hatte für Musikunterricht Violinen geschickt und so hing den Alplkindern in jeder Beziehung der Himmel voll Geigen. Die jungen Augen leuchteten um die Wette mit den Christbaumkerzen und unsere Pulse schlugen um die Wette mit den Kinderherzen! Ja, meine Freunde vom Touristenklub, einen schöneren Aufstieg habt ihr noch nie gemacht, als an diesem Weihnachtstage. Höher kann man nicht steigen, als auf die lichten Höhen reiner Menschlichkeit.

Ich werde diese Stunde nimmer vergessen.

Bevor wir Abschied nahmen von diesem wundersamen Christbaum, konnte noch mitgeteilt werden, daß ein hochherziger Mann in Wien die Suppenanstalt fürs Waldschulhaus auf Jahre hinaus gesichert hat. Von der gleichen Seite ist auch der armen Einleger und besonders dürftiger Familien in Alpl gedacht worden.

Die Alplkinder, zumeist ganz kleine Wesen, haben kein Wort des Dankes zu sagen vermocht, aber in ihren rosigen Gesichtlein mit den hellen Guckern hat man alle acht Seligkeiten lesen können. So haben sie nun, von ihren Eltern und Verwandten unterstützt, die reichen Spenden davongetragen, hin in ihre einsamen Höfe und Hütten, um es wohl erst daheim recht inne zu werden, was an diesem Tage ihnen geworden ist.

Die Festgesellschaft aber hat nun eine kleine Winterpartie gemacht zu Schrufs Bergwirtshaus am Alpsteig, wo ein Mittagsessen stattfand, das wieder mit herrlicher Rede und fröhlichen Gesprächen gewürzt wurde. Mittlerweile hatte die liebe Sonne den Nebel überwunden und zeigte den Städtern eine prächtige Winterlandschaft mit dem leuchtenden Wechselgebirge im Hintergrunde.

Nachdem zu Ehren des Touristenklub-Präsidiums noch ein Hörnerschlittenausflug nach dem nahen St. Kathrein am Hauenstein gemacht worden war, wurde es Zeit zur Rückkehr ins Mürztal. Auf der Höhe des Höllkogels nahte wieder der Nebel, um unsere Frohstimmung vor den traurigen Waldbildern zu schützen. Und in die Silberfäden des Nebels wob sich sachte das dunkle Tuch des Abends. Durch die blasse Dämmerung, in der man nicht zwanzig Schritte vor sich sah, sausten wir auf dem Hörnerschlitten, immer an Abgründen entlang, in wilder Jagd zu Tale.

leicht an sölt'n do ninascht dafrog'n." — „I frog a wuhl nit, bin z'frid'n mit dem oan." — „Jo moanst, er g'hört für di glei alloan. — Und is just wegen deiner so schön bei der Hond?" — „A freili, er g'hört uns allen mitanond." — „O jegerl und jerum, do schau amol her!" — „Jo schau amol do, sölti Sacherln san mehr!" — „Gelt, Lini, wer hätt' sich dos denkt wieda heut'?" — „Mei Angerl, i hob da a narrische Freud." — „Wos moanst, wia dös wuhl zuaganga is?" — „I glaub', dös is vom Christkindl g'wiß." — „I möcht's do amol as a wirkliga seg'n." — „Jo mei, dos kann so leicht wuhl nit g'scheg'n; — Aber schau, da siachst jo die Boten oll, — Dös Christkindl g'schickt hot in unser Tol." — „Jo, jo, dö Leut hob'n in Christkindlsinn — Wuhl g'wiß im guat'n Herz'n drinn." — „D'rum muaß ma a donk'n den guat'n Herr'n." — „A freili, a freili, dös tua i recht gern." — — „So donk i holt enka" — „Und i a nit wenka" — „Und wir oll mitanond — Für enker guats Herz — Und d' mildtätig' Hond."

Dann als gesungen worden war, torkelte ein altes Weiblein herein und aus zahnlosem Munde begann es sich zu verwundern darüber, daß neuzeit sogar in der Stube Bäume wachsen, und zwar solche, die anstatt Blüten Lichter hätten. Zu ihrer Zeit hätte man von solchen Sachen nichts gehört und sie möchte am liebsten selbst wieder jung werden, um in einem so schönen Schulhaus in die Schule zu gehen. — Kaum das alte Weiblein so gesprochen, geschah ein Wunder, die Hüllen des Alters fielen von ihr ab, das graue Haar sank zu Boden und ein junges frisches Mädchen stand da, das nun nach Herzenslust in die Schule gehen kann. Diese einfache sinnige Darstellung ergötzte und rührte alle Anwesenden. Dann sangen die Kinder unter des Waldschulmeisters Begleitung mit dem Harmonium Weihnachtslieder, so das alte, in Alpl einst so gern gesungene: „Los nur, mei Nochbar mit Fleiß", dann „O Tannenbaum!" hernach: „O fröhliche, o selige, o gnadenbringende Weihnachtszeit!" und endlich das lieblichste aller Weihnachtslieder, in der Hütte wie im Palast wonnig daheim: „Stille Nacht, heilige Nacht!" — Schlicht, geistvoll und weihevoll war die Festrede, gehalten vom Präsidenten des Österreichischen Touristenklubs, Dr. Rudolf Spannagel. Um aus Anlaß des sechzigsten Geburtstages den Stifter des Waldschulhauses zu ehren, seien sie hergekommen, die armen, braven Kinder zu beschenken. Ich kann die hochehrenden Worte hier ja nicht wiederholen, ich hörte sie ja eigentlich auch nur mit dem Ohre der Waldheimatkinder, es war, als ob mein halb städtisch gewordenes Weltherz zu Hause in Graz geblieben wäre, als ob in meiner Brust wieder nur das einstige Waldbauernbub-Herzlein klopfe, freudig, freudig, daß es nun beschenkt werden wird.

Und wie beschenkt! Der Präsident selbst teilte die Gaben aus, legte sie in die Arme der Kinder, die bald ihre Reichtümer nicht mehr

Früchte bei euch!“ sprach Alexander; „ich bin nicht gekommen, eure Reichtümer zu sehen, sondern von euren Sitten zu lernen.“ Da führten sie ihn auf den Markt, wo ihr König Gericht hielt.

Eben trat ein Bürger vor und sprach: „Ich kaufte, o König, von diesem Manne einen Sack voll Spreu und habe einen ansehnlichen Schatz in ihm gefunden. Die Spreu ist mein, aber nicht das Gold, und dieser Mann will es nicht wieder nehmen. Sprich ihm zu, o König, denn es ist das seine.“

Und sein Gegner, auch ein Bürger des Ortes, antwortete: „Du fürchtest dich, etwas Unrechtes zu behalten, und ich sollte mich nicht fürchten, ein solches von dir zu nehmen? Ich habe dir den Sack verkauft nebst allem, was darin ist; behalte das deine. Sprich ihm zu, o König!“

Der König fragte den ersten, ob er einen Sohn habe? Er antwortete: Ja. Er fragte den anderen, ob er eine Tochter habe, und bekam Ja zur Antwort. „Wohlan,“ sprach der König, „Ihr seid beide rechtschaffene Leute: verheiratet eure Kinder untereinander und gebet ihnen den gefundenen Schatz zur Hochzeitsgabe; das ist meine Entscheidung.“

Alexander erstaunte, da er diesen Ausspruch hörte. „Habe ich unrecht gerichtet?“ sprach der König des fernen Landes, „daß du also erstaunest?“ — „Mit nichten,“ antwortete Alexander, „aber in unserem Lande würde man anders richten.“ — „Und wie denn?“ fragte der afrikanische König. — „Beide Streitende,“ sprach Alexander, „verlören ihre Häupter und der Schatz käme in die Hände des Königs.“

Da schlug der König die Hände zusammen und sprach: „Scheinet denn bei euch auch die Sonne und läßt der Himmel noch auf euch regnen?“ Alexander antwortete: „Ja.“ — „So muß es,“ fuhr er fort, „der unschuldigen Tiere wegen sein, die in eurem Lande leben, denn über solche Menschen sollte keine Sonne scheinen, kein Himmel regnen.“

## Weingefäße.

Eines Kaisers Tochter sprach zu einem Weisen: „Wie eine große Geschicklichkeit ist in dir und du bist so häßlich! Wie eine so große Weisheit in einem so schlechten Gefäß!“

„Sage mir,“ sprach der Weise, „in welchen Fässern habt ihr Euren Wein liegen?“ — „In irdenen,“ sagte sie. „Und seid so reich! Bitte deinen Vater, daß er den Wein in silberne Fässer lege.“ Sie tat’s und der Wein ward Essig.

„Warum hast du meine Tochter zu solcher Torheit vermocht?“ fragte der Kaiser; der Weise sagte ihm die Veranlassung und behauptete, daß in einem und demselben Menschen Weisheit und Schönheit selten beisammenwohnen.

Neben mir saß eine junge Frau, der die Fahrt deshalb so besonders gut gefiel, weil sie damit gar schnell ihrem kleinen Buberl nahekam, das dort unten in einem Hause des Tales ihrer wartete. Es war zum Jauchzen, dieses Hinfliegen zwischen Zeit und Ewigkeit. Freund Toni Schruf jauchzte wirklich, er war dazu der berechtigtste, denn diese Fahrt war sein Werk. Der Präsident war so begeistert, daß er am Schlitten kein Einschleifen dulden wollte — flott darauf los, und gehe es schnurgerade in die Hölle! Ich war nicht ganz dieser Meinung. Denn ich wußte jenes herzige Knäblein, das ein Waisenkind geworden wäre, wenn die junge Frau, die neben mir saß, mit uns in den Abgrund geflogen. Ich für meinen Teil schwieg und gab mich ganz dem Märchen hin, wie ein Weg, zu dem der Waldbauernbub einst länger als eine Stunde gebraucht, jetzt auf diesem Zaubermantel in wenigen Minuten zurückgelegt wurde. Ja wahrlich, faustisch ist unser Leben geworden. Sollte der menschliche Geist, der heute kühn das Verwegenste wagt, sich wirklich dem Teufel verschrieben haben? Dann wüßte ich freilich keine bessere Erlösung als die, so der Österreichische Touristenklub praktiziert, da er in kalter Winterszeit arme unschuldige Kinder bekleidet oder sonst derer liebreich gedenkt, von denen der Heiland sagt: Was ihr ihnen tut, das tut ihr mir.

Opferfrohe Nächstenliebe! Da kann der Teufel schon machen was er will, solche Seelen kriegt er nicht.

# Wie Herder sang.

Vor kurzem haben wir das Gedächtnis des hundertsten Todestages Herders gefeiert. In den Blättern ist uns das Leben und die Persönlichkeit dieses großen deutschen Gelehrten und Dichters in Erinnerung gerufen worden, auch seine Werke wurden literarisch besprochen und nach Gebühr hochgehalten.

Da dünkt es uns beinahe an der Zeit, auch von dem Dichter etwas zu lesen. Und weil der „Heimgarten" den großen Sänger nicht mit Worten über ihn, sondern mit Worten von ihm feiern will, so sollen hier einige seiner kleinen Dichtungen und Umdichtungen mitgeteilt werden, daß wir auch wieder einmal hören, wie vor und neben Goethe und Schiller andere gesungen haben.

## Der afrikanische Rechtspruch.

Alexander aus Mazedonien kam einst in eine entlegene goldreiche Provinz von Afrika; die Einwohner gingen ihm entgegen und brachten ihm Schalen dar, voll goldener Äpfel und Früchte. „Esset ihr diese

## Der Hagestolze.
(Ein esthnisches Lied.)

Liebchen, Brüderchen, du sagtest:
Daß man ohne Weib ja leben,
Daß man ungefreiet sterben,
Daß man könn' alleine tanzen.

Brüderchen, du lebtest also,
Und du fandest dich gar einsam,
Und du unternahmst, aus Holze
Dir ein Weibchen selbst zu bilden,
Gar ein reines, gar ein weißes,
Gar ein grades, gar ein schlankes,
Gar ein dauerhaftes Weibchen.

Liebchen, Brüderchen, drei Dinge
Sind zu einem Weibe nötig,
In ihr eine zarte Seele,
Gold'ne Zung' in ihrem Munde,
Angenehmen Witz im Haupte.

Und du unternahmst, dem Bilde
Sein Gesichtchen zu vergülden,
Seine Schultern zu versilbern;
Nahmst es nun in deine Arme
Eine, zwei und drei der Nächte;
Fandest kalt des Goldes Seiten,
Fandest hart ihr's untern Armen,
Grauerlich die Spur des Silbers.

Liebchen, Brüderchen, drei Dinge
Sind zu einem Weibe nötig,
Warme Lippen, schlanke Arme
Und ein liebevoller Busen.
Wähl' ein Weib dir aus den Mädchen,
Wähl' ein Weib aus unserm Lande,
Oder richte deine Füße
Hin zum Rudern, hin zum Laufen,
Richt dein Schifflein hin nach Deutschland,
Deine Segel hin nach Rußland,
Hohl' ein Weib dir aus der Ferne.

## Der kurze Frühling.
(Spanisch.)

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Laßt euch nicht die Zeit betrügen,
Laßt euch nicht die Jugend täuschen,
Zeit und Jugend flechten Kränze
Aus gar zarten Blumen.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Leicht entfliegen unsere Jahre,
Und mit räuberischem Flügel
Kommen, unser Mahl zu stören,
Sie, Harpyen, wieder.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Wenn ihr glaubt, daß Lebensglocke
Euch den Morgen noch verkündet,
Ist es schon die Abendglocke,
Die die Freud' euch endet.

Frühling währt nicht immer, Mädchen,
Frühling währt nicht immer.
Freut euch, weil ihr freu'n euch könnet,
Liebet, weil man euch noch liebet,
Eh' das Alter eure goldnen
Haare schnell versilbert.

## Das nußbraune Mädchen.
(Schottisch.)

Falsch oder wahr, man sagt es klar:
„Wer traut auf Weibertreu',
Der trügt sich sehr, der büßt es schwer,
Mit mancher späten Reu',"
So spricht die Welt, doch wenn's gefällt,
Hört ein Geschichtchen an,
Vom Mädchen braun, die fest und traun,
Liebt, wie man lieben kann.

Es kam zu ihr leis' an die Tür,
Ihr Lieb zu Mitternacht,
Tu', Mädchen, auf im schnellen Lauf,
Eh' jemand hier erwacht.
Sie tat ihm auf in schnellem Lauf:
„Ich muß, ich muß von hier,
Zum Tod verdammt, vom Richteramt,
Nehm' Abschied ich von dir.

Ich muß gar bald in wilden Wald,
Sonst ist's um mich gescheh'n."
„O nein, o nein, es kann nicht sein!
Auch ich will mit dir geh'n."
„Was ist der Zeit Glückseligkeit?
Sie wandelt Lieb' in Not."
„O Lieber, nein, es kann nicht sein,
Uns scheidet nur der Tod."

„Du kannst nicht mit! Hör' an, ich bitt',
Hör' an und laß es sein.
Was ist der Wald für Aufenthalt
Für dich, du Liebe mein!
In Frost und Schnee, in Durst und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nein, Liebe, nein! es kann nicht sein,
Bleib' hier und still' dein Herz."

„Ei," sagte der Kaiser, „es gibt doch auch schöne Menschen, die gelehrt und gescheit sind!" — „Wenn sie nicht schön wären, wären sie wahrscheinlich gelehrter und gescheiter. Ein schöner Mensch ist selten demütig; er denkt an sich und vergißt darüber das Lernen."

## Der frühe Tod.

Frühmorgens ging ein Mädchen in den Garten, sich einen Kranz zu sammeln aus schönen Rosen. Sie standen alle noch in ihrer Knospe da, geschlossen oder halb geschlossen, des Morgentaues duftende Kelche. „Noch will ich euch nicht brechen," sagte das Mädchen. „Erst soll euch die Sonne öffnen; so werdet ihr schöner prangen und stärker duften."

Sie kam am Mittage und sah die schönsten Rosen vom Wurm zerfressen, vom Strahl der Sonne gebeugt, erblaßt und welkend. Das Mädchen weinte über ihre Torheit und am folgenden Morgen sammelte sie sich ihren Kranz früh.

* * *

Seine liebsten Kinder ruft Gott früh aus diesem Leben, ehe der Strahl der Sonne sie sticht, ehe der Wurm sie berühret. Das Paradies der Kinder ist eine hohe Stufe der Herrlichkeit; der gerechteste Fromme kann sie nicht betreten, denn seine Seele ist befleckt gewesen.

### Die gute Gesellschaft.

Im Bade reichete mir einst
In meine Hand des Knaben Hand
Ein Stückchen Erde voller Wohlgeruch.
„Bist du," sprach ich, „Ambra? bist du Muscus?
Denn trunken entzündet sich an dir mein Herz."

„Ich bin," antwortet sie, „nur schlechte Erde,
Doch war ich einige Zeit der Rose nah',
Und ihre süße Kraft ging in mich über;
Für mich bin ich nur Erde, was ich bin.

### Der Fromme und der Weise.

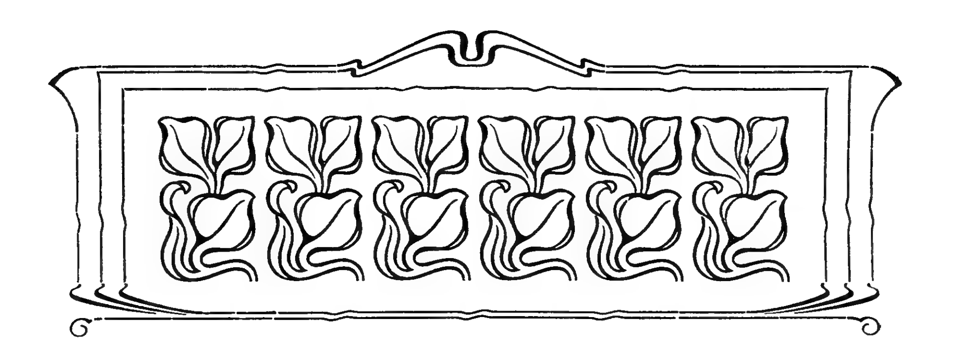
Werde vom Frommen ein Weiser. Der Fromme rettet sich selbst nur,
Aber der Weise hilft, wem und worin er es kann.

### Scherz und Ernst.

Sage dem Klugen ein Wort; er wird's zu Lehre sich nehmen;
Selbst dein spielender Scherz wird ihm ein warnender Ernst.
Lies dem Toren dagegen auch tausend Kapitel der Weisheit,
Seinem unweisen Ohr dünken sie nichtiger Scherz.

### Milde Gesinnungen.

Wer freundlich mit den Menschen lebt,
Dem wird das Feuer Kühlung,
Das Salzmeer wird ihm Labung sein,
Der Löwe wird ihm dienen,
Die Schlange wird ihm Blumenkranz,
Das Gift zur Götterspeise.



# Kleine Laube.

## Grüß Gott!

Grüß Gott! das ist ein gutes Wort.
Grüß Gott!
Ob du kommst an, ob du gehst fort,
Grüß Gott!
Zu jeder Zeit, an jedem Ort
Ist es ein treuer Segenshort.
Grüß Gott! Grüß Gott! Grüß Gott!

So wie du kamst zur Welt herein,
Grüß Gott!
So sollst du grüßen Freud und Pein:
Grüß Gott!
Und betten sie dich, Bruder mein,
Zur letzten Ruh' im stillen Schrein:
Grüß Gott! Grüß Gott! Grüß Gott!

## Über die Entstehung des Weltalls.

Eine Betrachtung von Th. Vernaleken, auf Grund der neuesten Forschungen.

Bisher wurden die Völker in kirchlicher Weise getröstet, so lange die Naturwissenschaft in ihrer Kindheit war. Wie alles, so erweitert sich auch die Weltanschauung durch die neueren Forschungen.

Nach den Vorstellungen des Moses (im Alten Testamente) sei erst am sechsten Tage der Mensch geschaffen. Diese sechs Tage sind in der Wirklichkeit Millionen Zeitabschnitte.

Kindlich und volkstümlich ist die Vorstellung von einem persönlichen Urheber, den man Gott nennt.

Den Glauben an einen Schöpfer des Menschen und der Welt finden wir auch im Neuen Testamente, z. B. Hebräer 11, 10; Römer 1, 20. Der Stifter des

„Nein, Lieber, nein! geh' nicht allein!
Ich muß, ich muß mit dir!
Entfliehest du, wo find' ich Ruh'?
Was bleibt für Leben mir?
In Frost und Schnee, in Durst und Weh,
In Hunger, Furcht und Schmerz;
Nichts ficht mich an, gehst du voran,
Und stillst mein armes Herz."

„Ach, Liebe, nein! Ich muß allein,
Bleib' hier und tröste dich;
Es stillt die Zeit ja alles Leid,
Sie still't dir's sicherlich.
Was wird die Stadt, die Zungen hat,
So scharf wie Spieß und Schwert,
Für bitt're Schmach dir reden nach,
Wenn sie die Flucht erfährt?"

„Nein, Lieber, nein, es kann nicht sein,
Mich tröstet keine Zeit;
Ein jeder Tag, der kommen mag,
Macht neu mir Herzeleid.
Was geht die Stadt, die Zungen hat,
Was ihre Schmach mich an?
Komm', Liebster, bald zum grünen Wald,
Wenn der uns sichern kann."

„Der grüne Wald ist wild und kalt,
Und drohet mit Gefahr;
Wenn meine Hand den Bogen spannt,
So zitterst du fürwahr!
Erhascht man mich, so bind't man dich,
So leidest du mit mir;
So folgt auf Not der bitt're Tod,
Bleib' hier, ich rate dir."

„Nein, Lieber, nein! die Lieb' allein
Macht sicher in Gefahr,
Sie gibt dem Weib' auch Mannesleib
Und Manneshertz fürwahr.
Wenn deine Hand den Bogen spannt,
Lausch' ich für dich und mich,
Und trotze Not und trotze Tod
Und sich're mich und dich."

„Der wilde Wald ist Aufenthalt
Für Räuber und für's Tier;
Kein Dach und Fach als Himmeldach,
Als Laub zur Decke dir.
Dein' Hütt' und Raum' ist Höhl' und Baum,
Dein Bette kalter Schnee;
Dein kühler Wein muß Wasser sein,
Dein Labsal Hungersweh."

„Der grüne Wald ist Aufenthalt
Der Freiheit mir und dir.
Folg' ich dir nach, was brauch' ich Dach?
Was dir ziemt, ziemet mir,
Dein' harte Hand tut Widerstand
Dem Räuber und dem Wild',
Schafft Speis' und Trank, und lebenslang
Die Quelle süß mir quillt."

„O nein, o nein! es kann nicht sein!
Die seid'ne Locke hier
Sie muß herab! Es muß hinab
Dein Kleid dir bis zum Knie.
Kommst nimmer nicht vor's Angesicht
Der Schwester, Mutter dein;
Ein Weib ist bald so warm als kalt;
Leb' wohl, es kann nicht sein."

„Leb', Mutter, wohl! ich muß und soll
Geh'n mit dem Lieben mein!
Lebt Schwestern all' im Freudensaal,
Ich geh' nicht mehr hinein.
Sieh', wie das Licht des Morgens bricht!
Auf, Lieber, aus Gefahr!
Was kümmert Kleid und Weiberfreud',
Was kümmert mich mein Haar?"

„Wohlan, so sei denn fest und treu,
Und hör' ein ander Wort.
Der grüne Wald ist Aufenthalt
Für meine Buhle dort.
Die lieb' ich sehr und lieb' sie mehr
Als dich, die alt mir ist,
Und wähle dort den Ruheort
Ohn' allen Weiberzwist."

„Laß immer sein die Buhle dein
Im grünen Walde dort;
Ich will, wie dir, auch folgen ihr,
Will horchen ihrem Wort,
Und lieben dich und üben mich,
(Auch wären's hundert noch,)
In süßer Pflicht und fehlen nicht
Der Liebe treuem Joch."

„O Liebste mein, kein Flitterschein,
Kein Wandel ist in dir!
Von allen je, die ich erseh',
Bist du die Treue mir.
Sei frei und froh, es ist nicht so,
Ich bin nicht fortgebannt,
Sei ohne Harm, ich bin nicht arm,
Ich bin ein Graf im Land."

„Sei, was du bist, die mit dir ist,
Ist immer Königin!
Was wankt so oft und unverhofft,
Als falscher Männer Sinn?
Du wankest nie! Und spät und früh
Will ich die deine sein;
Alt oder neu, bin ich dir treu,
Lieb' ewig dich allein."

am vollkommensten sind. Von Engeln und Erzengeln redet nur der Theologe, aber unter den dichtenden und gelehrten Menschen gibt es hohe Stufen.

Brenner macht uns mit der Entstehungsgeschichte der Erde bekannt, dann mit der des Sonnensystems und zuletzt mit jener des Weltalls.

Vielleicht finden sich Leser, die neben dem Tagesgeschäft, den Familiensorgen, dem Vergnügen und Parteiklatsch noch ein Stündchen für solche Dinge einen Sinn haben. Wenigstens einige Andeutungen mögen hier Platz finden, denn in Graz gibt es Leser; das sehe ich daraus, daß das Buch in der Landesbibliothek fast immer vergriffen ist.

Über die Entstehung des Erdballs sagen die gelehrten Forscher: die Erde hat eine lange Reihe von Umwälzungen durchgemacht, ehe sie das wurde, was sie jetzt ist. Die Erde war ein glühender Ball, der im Laufe der Jahrmillionen an seiner Außenhülle erkaltete, so daß sie erst zähflüssig, dann teigig und endlich fest wurde. Dieses wiederholte sich oft, aber stets mit dem Erfolge, daß die Kruste wegen der fortschreitenden Abkühlung des Erdballs immer dicker und fester wurde. Es schlug sich Wasser auf der Kruste nieder und bildete die Meere, in welchen dann die ersten Lebewesen entstanden. Je weiter die Abkühlung fortschritt, desto höher organisierte Geschöpfe entwickelten sich aus den niedrig organisierten, von denen viele zugrunde gehen mußten und versteinerten. Die davongekommenen änderten sich in Form und Lebensweise.

Das Sonnensystem entstand nach Laplace folgendermaßen: Ursprünglich bestand die Sonne aus einem riesig glühenden Gasball, dessen Durchmesser bis über die Bahn des weitest entfernten Planeten hinausreichte und rotierte. Planeten heißen Wandelsterne, umherirrende Sterne.

Mit der Zeit lösten sich Wandelsterne (Planeten) vom Sonnenäquator der Reihe nach ab: Mars, Erde, Venus, Merkur, bis der ursprüngliche Sonnenball zur heutigen Kugel wurde. Wie es mit der Sonne, so ging es auch mit den Planeten.

Das heute nur noch die Sonne ein glühender Gasball ist, alle Planeten aber nicht selbstleuchtend, ist nur die natürliche Folge der Abkühlung, die bei kleineren Kugeln zunimmt, der Art, daß z. B. eine viermal kleinere Kugel sechzehnmal schneller abkühlt. Sicher kann man behaupten: Das Weltall ist zeitlich und räumlich unendlich. Und der einzelne lebt in der Welt und muß sich trösten mit Rückert, der in „Welt und Ich“ sagt:

Blühe was da blühen mag
Unter euern Hauchen!
Ich will meines Herzens Schlag
Für mein Leben brauchen.

Möge jeder still beglückt
Seiner Freuden warten!
Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten.

Und diese Betrachtung widme ich dem „Heimgarten“.

Christentums nennt den Herrn der Welt unzähligemale den Vater im Himmel und dieser volkstümliche Name ist bei den Christen allgemein geworden.

Aus dem Leben und der Geschichte erfahren wir, daß sich mit der Zeit alles in der Welt entwickelt hat und diese Entwicklung dauert ewig und an ein Ende ist nicht zu denken.

Alles auf der Welt Vorhandene stirbt ab und entwickelt sich neu. Die Stimme der Natur, die aus den sprossenden Keimen und Blumen des Frühlings wie aus den welkenden Halmen und fallenden Blättern des Herbstes zu uns redet, ist die Stimme der Vergänglichkeit und des Todes für den, der den innersten Sinn der Natur begriffen hat, wie diesem Bewußtsein auch Rückert, in der „sterbenden Blume“, Worte ergreifender Wahrheit geliehen hat. Rückert läßt die Blume sagen:

Wenn du denn die Blume bist,
O bescheidenes Gemüt,
Tröste dich, beschieden ist
Samen allem, was da blüht.
Laß den Sturm des Todes doch
Deinen Lebensstaub verstreu'n,
Aus dem Staube wirst du noch
Hundertmal dich selbst erneu'n.

Ja es werden nach mir blüh'n
Andre, die mir ähnlich sind;
Ewig ist das ganze Grün,
Nur das einzle welkt geschwind.
Aber sind sie, was ich war,
Bin ich selber es nicht mehr.

Ob die mythologischen Vorstellungen der alten Griechen älter sind als das Alte Testament, ist schwer zu sagen. Nach der griechischen Mythologie nennt Homer den Okeanos (Ozean) als den Anfang aller Dinge, d. h. das Urflüssige seien die Weltanfänge. Ist nur der Okeanos zuerst dagewesen, so muß auch die Erde und selbst der Himmel aus ihm entsprungen sein. Näheres berichtet uns die griechische Mythologie von Pretter. Die Religion der Römer neigte mehr zum Kultus als zur Mythologie, denn es fehlte an einem nationalen Epos.

Was bisher dem Völkerglauben zugemutet wird, muß durch die neue Naturwissenschaft fallen.

Da sind in der Gegenwart „Spaziergänge durch das Himmelszelt“ erschienen von Leo Brenner (Berlin bei H. Paetel), dem Direktor der Sternwarte in Lussinpiccolo in Österreich (am Adriatischen Meere). Er schreibt: Das Weltall ist räumlich nicht begrenzt, aber auch zeitlich nicht. Daß es nämlich unbegrenzt sein muß, folgert man aus dem Umstande, daß mit der steigenden Sehkraft immer mehr und mehr Sterne sichtbar werden. Also die Zahl der Sterne ist eine unbegrenzte.

Nachdem das Weltall räumlich nicht begrenzt sein kann, so müsse man fragen: Was wäre denn hinter diesem Körper? Mithin kann man auch nicht annehmen, daß eine zeitliche Grenze bestehe.

Unserem menschlichen Geiste fehlt dafür das Verständnis, es ist uns unbegreiflich. Man beruft sich also auf eine Gottheit und dies ist der herkömmliche Menschenglaube.

Der Stoff, aus dem die Weltkörper bestehen, muß von jeher vorhanden gewesen sein, denn aus nichts kann nichts geschaffen werden. Sobald der Stoff vorhanden war, mußte er naturgemäß den Naturgesetzen unterworfen sein und endlich in eine Stufe (ein Stadium) treten, welche das Entstehen lebender Wesen ermöglichte. Und diese Wesen steigern sich je nach den Lebensorganen, die im Menschen

## Legende.

Als einst Gott Vater auf der jungen Erde
Das Menschenpaar erweckt mit seinem „Werde"
Und dann vom hohen Himmelsthron herab
In Schöpferlust der Welt den Segen gab,
Trat leis vor ihn, in wallend weißem Kleid,
Der hehre Engel der Gerechtigkeit.
„Was führt dich jetzt zu mir, mein schöner Knab'?"
Der deutet schweigend auf die Erd' hinab,
Wo unter Blumenduft und Vogelsingen
Die ersten Menschen just spazieren gingen.
Er zum Herrn: „Verzeih', wenn ich es wage,
Dein Werk zu tadeln jetzt mit meiner Klage!
Doch höre selbst: Dem Manne, dem soeben
Du, wie dem Weibe, schenktest Licht und Leben
Dem Manne gabst du Mut und Geist und Kraft
Und Schaffenslust und Drang nach Wissenschaft
Und Herrschaft in der neuen Welt Revier, —
Was aber gabst dem Weibe du dafür?"
Da lächelt mild der Himmelsherr und spricht:
„Dem Weibe, meinst du, gab ich Gleiches nicht?
Du klagst, daß ich Gerechtigkeit nicht übe
Und fragst, was ich dem Weibe gab? — Die Liebe
Und ihre süße Frucht: das Mutterglück!"
Und sieh', der Kläger trat besiegt zurück.

Herma v. Skoda.

## Woher? Wohin?

Woher? Woher? Aus einem Meer des Lichts?
Aus dunkler Nacht, aus grenzenlosen Räumen?
Wir fragen, zweifeln, suchen, irren, träumen
In heißem Forscherdrang — und wissen nichts.

Wohin? Wohin? In Schauer des Gerichts?
Zu ew'gem Schlaf? Atom zu den Atomen?
Wir grüßen jeden Stern als leuchtend Omen
Wir glauben, hoffen —, doch wir wissen nichts.

Therese Köstlin.

## Sonett an Graz.

In deinen stillen, ruhdurchsonnten Mauern
Webt süß ein Hauch von Frieden und von Glück,
Den Menschen liegt's wie Sonnengold im Blick,
Es duftet rings nach warmen Blütenschauern.

Und Schmerzen, die sonst kühn am Wege lauern,
Hier weichen scheu und ängstlich sie zurück
Vor einem Herzen, fest wie Felsenstück,
Und einer Seele, frei von falschem Trauern.

Vom Himmel strömt der Allmacht Segen nieder
Und legt sich auf Gefild und Berg und Land,
Lacht dir ins Herz die schönsten Sonnenlieder.

Und wie ein Glockenklang zieht's durch die Räume,
Und allen ist's — als führt' der Engel Hand
Sie fern zum Glück durch strahlend gold'ne
Träume.

Chrysanth Rainer.

## Paris.

Der Toten Tag,
Des trüben Herbstes Schauern.
Und alles wallt
Mit dunklen Schleiern zur Eglis.
In dieser schönen Stadt
Kann ich nicht trauern.
O, leih' mir eine Träne
Für Paris.

Der Karneval.
Die frohen Gruppen ziehen,
Ich mag nicht lachen,
Zu trübe ist mein Blick.
Die Träne, Freund,
Die du mir einst geliehen,
Ich gebe jetzt
Mit Zinsen sie zurück.

R.

# Singvögel.

## Die Nonne.

I.

Tief zum Meer vom Felsenriffe
Starren düst're Klostermauern,
Gleichend einem Totenschiffe
Mit geheimnisvollen Schauern.

Zürnend wohl den toten Herzen,
Die von Wogen hoch umflutet,
Weil sie nicht in ihrem Ringe
Einst gelitten und verblutet.

Und das Meer, das freie, weite
Spiegelklare Himmelsbildnis,
Schlägt empört zurück die Wogen
Vor der öden Klosterwildnis.

Wann wird wohl der Mensch gesunden
Von dem maßlos irren Glauben,
Daß, um seinen Gott zu dienen,
Er die Freiheit sich muß rauben,

Daß er von sich reißen müsse
Seiner Menschheit edle Zeichen,
Und die Spuren seines Gottes
Fliehend, wandeln unter Leichen?

II.

Eine Nonne, bleich und bebend,
Träumt hinab zur wilden Brandung,
Die den müden Fischerkähnen
Nimmer winkt zur frohen Landung.

In dem Gürtel eine Rose
Noch aus schönen Liebestagen,
Fühlt sie eine wilde Brandung
Auch ans Herz, das müde, schlagen.

Ob den Sturm in ihrem Herzen,
Ob der Wogen wildes Höhnen
Sie mit ihrer welken Rose
Will beschwören und versöhnen. —

Träumend langt sie nach dem Gürtel
Und ins Meer, ins Friedenlose
Senkt sie Blatt für Blatt die welke,
Tränenfeuchte Liebesrose.

Mit dem Kampf in ihrem Herzen,
Mit der Rose in den Wogen
Ist ein ganzes Frühlingsleben
Auch aus ihrer Brust gezogen.

III.

Oft noch muß die Nonne lauschen
In die Meereseinsamkeiten,
Hören fern die Rose flüstern
Sagen aus vergangnen Zeiten.

Rauschend hell, bald still und klagend
Dringen wundersam zum Herzen
Lieder aus den Wellengräbern
Wie der Wehruf tiefer Schmerzen,

Wie ein Trauerton der Liebe
Um verlorne sel'ge Stunden,
Wie der Mahnruf eines Jenseits,
Das geahnt, doch nie gefunden.

Es erfaßt die bleiche Jungfrau
Trübes, träumerisches Sehnen.
Es umschlingen sich im Meere
Die hinabgeweinten Tränen.

Ob nicht auch verwandte Seelen,
Wenn das Aug' wir sterbend schließen,
Wie im Meere diese Tränen
Liebend ineinander fließen?

Gebell-Ennsburg.

Die Menschen lieben, heißt, mit ihnen leiden wollen. Und da ein Mensch, sei er wer immer, ebensowenig dem Leid entfliehen kann wie seinem eigenen Schatten, so umfaßt das Mitleid und die Liebe alle Menschen. Nur die Liebe, die aus dem Mitleid entspringt, ist die echte Liebe des Erlösers.

Ist nun Selbstliebe die echte Liebe? Sie ist ihr Gegenteil. Denn Selbstliebe will nicht leiden und die echte Liebe will mitleiden, wenn sie sein will; denn das ist ihr Wesen.

Liebte sich aber jemand so gänzlich, daß er auch sein eigenes Leiden liebte, so wäre dies die echte Liebe, die alles überwindet, und diese Selbstliebe wäre gleich der Liebe zu allen Menschen. Daß der Sohn Gottes diese Selbstliebe besessen hat, ist eine tiefe Wahrheit.

Da der Mensch in allem sich selbst sucht, so sucht er auch, ohne daß er es weiß, in allem Gott. Alle Dinge sind ihm fremd, ein Abgrund trennt Atom von Atom, wie Gestirn von Gestirn, das Bewußtsein eines jeden Wesens ist eine von dem andern getrennte Welt; und gleich zu fühlen, gleich zu denken ist selbst dem getreuesten Ehepaare ebenso unmöglich, als gleichzeitig körperlich denselben Raum einzunehmen.

Nun predigt dem so isolierten Menschen die Liebe, daß er dasselbe Wesen wie alle anderen sei, und daß er ihr Leid zu dem seinen machen müsse. Er, der in seinem Bewußtsein allen fremd ist, soll sich in seinem Wesen allen gleich fühlen! Die Möglichkeit davon ist nicht abzusehen.

Wer in der Welt ist, kann nie über die Welt räsonnieren. So wenig sich jemals einer ohne spiegelnde Fläche selbst sehen kann, so wenig kann er des Ganzen Ursache ins geistige Auge fassen.

Ein Rätsel wird nur dann in das eine Auge gefaßt, wenn das andere die Auflösung bereits sieht oder zu sehen glaubt. Nur dem, was der Geist erkennt, spricht er Daseinsberechtigung zu. Was mir so nahe ist, daß ich es nicht erkenne, das ist für mich gleich dem, was mir so fern ist, daß ich es nicht erkenne. Was mir ewig nahe ist, das ist mir ebenso unerkennbar und fremd wie das, was mir ewig ferne ist; es ist das, was die Menschen mit vielen Namen nennen: Gott.

Mensch und Gott, Gott und Mensch sind untrennbar. Leugne Gott und du hast das Wesen des Menschen geleugnet; noch mehr: du hast das Wesen der Welt geleugnet und die unvergängliche Kraft zu dem gemacht, was nur ihre wandelvolle Erscheinung ist, die rastlos Entstehen und Vergehen darstellt.

Die Menschheit sehnt sich nach Ursprünglichkeit, ohne daß sie es weiß; das ist ihr wesenhaftes Sehnen. Die Sehnsucht jedes besseren Menschen nach der entschwundenen eigenen Kindheit ist ein schwacher Abglanz dieses Sehnens. Das Wort: „so ihr nicht werdet wie diese“ — Christus auf die Kinder deutend — ist ein Symbol dafür. — —

Also zeigt uns der Poetenphilosoph in seinem hochgemuten Buche den Weg, wie man von Darwin zu Jesus kommt. Ein gangbarer Weg, den vielleicht mancher nun wandeln wird.

R.

# Poetenphilosophie.

Ein gutgeprägtes Wort, das Wilhelm Fischer auf sein neues Buch geschrieben hat.[1]) Es tut sich leicht darunter, man hat Bewegungsfreiheit. Der Verfasser hätte auch einen strengeren Titel nehmen dürfen, denn sein Werk ist, wenn auch nicht immer in der Anlage, so doch in der Vortragsweise, völlig wissenschaftlich gehalten. Es schließt sich gerne Satz an Satz, wie mathematische Gleichungen und Folgerungen; eine Kette, der trotz des vorwegs aufgestellten Kompasses nicht immer ganz leicht zu folgen ist. Und doch ist die Schreibweise klar, vom schönsten Deutsch, oft poetisch.

Poetisch ist ja vor allem der Grundgedanke. Das Buch setzt in der modernen Naturwissenschaft ein, schreitet in ihr fort bis zu den letzten Konsequenzen, und die letzte Konsequenz ist — Gott. Andere Philosophen der Darwinischen Lehre sind ganz anderswo hingeraten, obschon es doch so selbstverständlich ist, daß wenn sich etwas aus dem Urstoff entwickelt und immer weiter und zweckmäßiger und feiner entwickelt, das Endziel die Vollkommenheit sein muß.

Wilhelm Fischers Darstellung könnte man in drei Teile zerlegen, in denen die große Menschheitsgeschichte sich entwickelt. Das Tiersein, die Menschwerdung, die Gottwerdung. Gott ist nicht außerhalb, er liegt als Keim in allem Uranfange des Wesens, er ist die innerste Triebkraft, daß und weshalb das Wesen sich gerade so entwickeln muß, vom Urkeim durch niedrige Lebeformen, durch die Tierheit, durch die Menschheit bis zur sich bewußten Gottheit des Allindividuums. Darum ist es auch immer der Mensch, aus dem je nach dem Kulturstandpunkte das Bild der Gottheit, d. h. die Gottesidee, die Gottesform entsteht. Wie der Mensch, so sein Gott, je höher und reiner und vergeistigter der Mensch sich entwickelt, in demselben Verhältnisse steigt stets aus ihm die Gottheit empor. Anfangs wird er sich nur dunkel bewußt, daß sie ist, dann wird sie ihm gegenständlich, als sei sie außerhalb seiner, in der räumlichen Unendlichkeit, und endlich findet er, daß sie mit ihm und er mit ihr eins ist.

Also steigt das Werk von Stufe zu Stufe an, unterwegs häufig die Ausblicke auf das höchste Ziel enthüllend, so daß der Tourist nicht leicht ermüdet, wenn er über sich den leuchtenden Gipfel sieht. Die einzelnen Kapitel, manchmal scheinbar sachlich getrennt, sind geistig doch gut miteinander geschlossen und das große Intermezzo „der Zweihänder" ist eigentlich kein Intermezzo, noch weniger eine Dichterlaune, sondern das notwendige Bild, wie aus der Tierheit der Mensch wird. Es ist der sich schürzende Knotenpunkt in dieser göttlichen Komödie. Aus dunkler Scholle fliegt der Aar auf, langsam, immer von der Erdenlast niedergezogen, und doch empor, immer empor bis in den Sonnenglanz des Gottmenschen Jesus. Vor erfüllter Zeit ist dieser Jesus auf Erden erschienen als Offenbarung jener Zukunft, in der die Menschheit ein einziger Gottmensch sein wird.

Zur Kennzeichnung des Gedankengehaltes, mit dem der große Bau aufgeführt ist, seien aus den Abschnitten „Leiden", „Mitleid", „Erkennbarkeit" einige Stückchen hier mitgeteilt. Obschon aus dem Ganzen genommen, sie glänzen auch für sich.

Wer das Leiden vergöttlicht, der hat den Widersacher bezwungen, den alten Feind, und die Welt erlöst. Wenn im Leiden Heil liegt, so ist der Gegensatz, der das Reich des Lebens durchzieht, aufgehoben. Denn das größte und einzige Unheil, das Leiden, wird zum Heil.

[1]) Poetenphilosophie. Eine Weltanschauung von Wilhelm Fischer in Graz. Verlag Georg Müller in Leipzig, 1904.

Ganz ähnlich ist's mit den Männern. Sie sprechen voll Anerkennung von dem Geist der ersten, voll Wärme von der Häuslichkeit und Güte der zweiten, aber schließlich und endlich trägt den Sieg davon — der Busen der dritten!

Es ist nicht genug, daß einer Genie hat, er muß vor allem verstehen, sich in Szene zu setzen.

Die Vivisektion ist die in ein System gebrachte Roheit des Schlächters verbunden mit den Verbrechergelüsten eines Wahnsinnigen. Gegen sie aufzutreten ist die Pflicht aller gesunden Geister und fühlenden Herzen.

# Lustige Zeitung.

**Berechtigte Neugier.** Karlchen (acht Jahre alt): „Als ich zwei Jahre alt war und mein großer Bruder sechs, da war er dreimal so alt wie ich, nicht wahr?" — Lehrer: „Jawohl." — Karlchen: „Und als ich vier Jahre alt war und er acht, da war er zweimal so alt wie ich?" — Lehrer: „Sehr richtig." — Karlchen: „Und jetzt bin ich acht und er ist zwölf Jahre. Ist er jetzt ein und einhalbmal so alt wie ich?" — Lehrer: „Jawohl." — Karlchen: „Wie lange dauert es denn noch, bis ich ebenso alt bin wie er?"

**Mißverständnis.** Richter: „Sie waren schon einmal wegen Milchfälschung angeklagt! wie?" — Bauersfrau: „Ja." — Richter: „Wie viel haben Sie denn damals bekommen?" — Bauersfrau: „Bekommen hab' ich gar nix; ich mußt' noch sechzig Mark zahlen!"

**Einfach.** „Siehst du, mein Sohn, du mußt dir das Französischlernen nicht so schwer vorstellen. Statt Flasche sagt man einfach bouteille — und so ist's mit den andern Wörtern auch."

**Rache.** Tochter: „Denke dir, mein Mann will haben, daß ich selbst koche!" — Mutter: „Will er? Na, tue das! Da würde ich auch kein Mitleid mit ihm haben."

**Übung macht den Meister.** Standesbeamter (zur Braut): „Sie brauche ich ja auf die Pflichten des Ehestandes nicht aufmerksam zu machen." — Braut: „Nee, ick habe schon zwee Männer unter de Erde."

**Mißverständnis.** Arzt (in der Sprechstunde zum Patienten): „Haben Sie Appetit?" — Patient: „Nun, wenn Sie gerade etwas bei der Hand haben, so will ich es nicht abschlagen."

Schuldner: „Ich kann die Rechnung heute nicht bezahlen; Sie werden noch ein bißchen aufs Geld warten müssen." — Kommis: „Schön, das hat mein Chef auch gesagt." — Schuldner: „Was hat er gesagt?" — Kommis: „Ich sollte auf das Geld warten."

Vater (seinen Sohn besuchend): „Gute Zigarren rauchst du, mein Junge; ich kann mir solch teures Kraut nicht leisten." — Sohn (wohlwollend): „Na, steck' dir 'n paar ein, Papa!"

Besucher (eines Gefängnisses): „Warum sind Sie hier, mein Freund?" — Sträfling: „Ich bin ein Opfer der Zahl 13!" — Besucher: „Wieso?" — Sträfling: „Na! 12 Geschworene und 1 Richter."

# Bedürfnis nach Reform im Katholizismus.

In einer katholischen Zeitschrift lesen wir folgende Klagen eines Laien:

„Vorige Woche besuchte ein Protestant mit mir die Abendandacht in der hiesigen Gereonskirche. Es wurde Rosenkranz gebetet. Der Vorbeter, ein seeleneifriger Priester und glänzender Redner, rasselte monoton ein Ave nach dem anderen herunter und die Menge schnatterte gedankenlos den Refrain. Ich war ordentlich beschämt. Ich glaube, daß das Rosenkranzbeten der Ausbreitung des Katholizismus unendlich schadet. Überhaupt bei uns muß die Masse alles bringen. Man betet nicht ein andächtiges Vaterunser, sondern man leiert gleich sechs. Auch finde ich, daß bei uns der Heiligenkultus sich in ganz ungebührlicher Weise breit macht. Und ich muß Ihnen ehrlich bekennen, daß ich die Fürbitte der Heiligen für eine recht problematische Sache halte. Soll der Himmelsvater, die wesenhafte Weisheit und Liebe, das Rufen einer sündigen Seele, die in tiefem Weh zu ihm aufschreit, nicht lieber direkt hören? Wird er eher helfen, weil jemand vermittelt? Bekanntlich ist doch mehr Freude über einen Sünder, der Buße tut, als über 99 Gerechte!! (Und hören denn die Heiligen auch alle Gebete? Ist denn dies so sicher?) Ich kann die Heiligenanrufung nur verstehen, wenn ich annehme, daß eben die meisten Leute sich ihren Gott arg menschenähnlich vorstellen."

Hierzu bemerkt der Herausgeber der Zeitschrift, ein katholischer Priester:

Wir bringen diese Klagen, weil sie jedenfalls viel Richtiges enthalten. Den Rosenkranz bete ich selbst oft, aber für mich, und mehr als Buße. Er ist zu einer Zeit erfunden worden, wo das Volk nicht lesen konnte. Die alte Zeit hätte so etwas verpönt."

Daß wir die Klage des Laien gerade in einer katholischen Zeitschrift finden, ist an dieser Sache das Erfreuliche.

# Aus dem Notizbuch.

Von Sophie von Khuenberg.

Wie traurig, daß die Tiere nichts von Selbstmord wissen! Wenn alle mißhandelten Pferde imstande wären sich zu töten, so erwüchse ihren Besitzern solcher Schaden, daß sie aus Habsucht und Egoismus gütig würden, sowie sie vorher aus den gleichen Gründen unmenschlich und roh waren.

Trotz aller Sezession blicken die vollen Frauen selbstbewußt auf die schlanken herab und werden von diesen beneidet.

Es ist eigentümlich, daß gerade die schwächlichsten Männer mit ihrer Kraft renommieren und sich mit Vorliebe auf den Athleten hinausspielen.

Jung bleiben ist ein Talent, das angeboren sein muß. Nicht durch Haarwasser und Schminke ist die Jugend zu halten, nur durch die seelische Frische, die in uns quillt und mit ihrem unsichtbaren Glanz und Duft alles durchströmt, was wir sind und geben.

Unter hundert Frauen werden neunzig sagen, daß ihnen am wichtigsten bei dem Manne der — Geist sei. Unter diesen neunzig haben fünfundachtzig gelogen. Das wichtigste am Manne bleibt der Frau immer nur eines: daß er sie liebt!

# Gedichte in oberösterreichischer Mundart.

Von Josef Krempl.[1])

## Ob s' an Bart ham odar nöt.

„Du", sagt d' Res amal zun Kathl,
„Es is netta, daß mar röd,
Was für oana g'fallt dar bössa,
Der an Bart hat odar — nöt?"
„Nu", sagt 's Kathl, „liabar is mar,
Daß i dar schan d' Wahrat sag',
Allweil oana, der koan Bart hat,
Weil i 's halt nöt leid'n mag,
Wann a Mannsbüld mit sein Schnaunza
Z'nahat zu mein G'sicht'l kimmt;
Wia das brennt und wia das kitzelt!
Sei' tuats netta, wia mi ziemt,
Als wia wann a Ausreibbürst'n
Awafahrat üba d' Haut.
Na, i mag koan sölchan Kunt'n,
Wann ar nu so zinslat schaut!"
„Mei', dö Gusta sand vaschied'n",
Sagt draf 's Resl, „i muaß 's sag'n,
I kunnt wiedar koa so aog'schleckt's,
Nackat's Milig'sicht vatrag'n.
So a Mannsbild, das koan Bart hat,
Is nöt förti, kimmt 's mar vür,
Und es derf si so a Gisp'l
Ah nöt zuwahab'n zu mir!"
„Is an Unsinn!" moant draf 's Kathl,
„Daß d' di da so wichti machst,
Was soll denn a Mannsbild macha,
Wann eahm halt koa Bart nöt wachst?
Und mei Liabe, wann ma röd'n wollt',
Wissast g'wiß nir z'sag'n dagög'n,
Gel', in Simerl — drent von Nachban —
Den hast ohne Bart ah mög'n?"
„So?" schreit 's Resl glei springgifti,
„Und was is 's denn aft mit dir?
Hat denn nöt da bartat Jaga
Ba dein Fensta sei Revier?
Und mi(t)n Moarsuhn drent — mi(t)n Franz'n
Bist von Kirtatanz davan,
Der hat ah an tüchtig'n Schnaunza,
Gel', i kann dar eh ah an?"
„Geh', sei g'scheid'!" sagt hoamli 's Kathl,
„Mir wern streit'n, das wa schen!
Wann 's dö Lackeln inna wurd'n,
Liass'n s' ins amende steh'n!"
„Recht hast", wispelt iatzn 's Resl,
„Es is netta, daß mar röd,
Mir tan furt a so wia früha,
Ob s' an Bart ham odar — nöt.

## Er is da Herr.

„I bi Herr und i han 's Recht!
Himmelseit'n, wa nöt schlecht,
Wann mi i da ducka müaßat
Und mein Wei glei d' Hos'n liaßat.
I bi 's Mannsbild, sapradi!
All's muaß nahgöb'n, Herr bin i!"
Iatz'n hert ar draußt sei Wei
Und mi(t)n Afdrahn is 's vobei.
„Jessas!" sagt ar, wann sie's herat,
Wia dö wiedar afbögehrat!
Iatz hoaßt 's stad sein, denn wißt's, sie
Braucht 's nöt z' wiss'n, wer i bi.

## A brava Mann.

Wannst a brava Mann willst sei(n),
Find' di in dö Rögeln drei(n):
Bring' koan Rausch hoam ön da Wocha,
Trenz Dei(n) Wei' nöt an ban Kocha,
Und wann s' ausputzt, nimm dar 's vür —
Putz dar d' Füaß ao vor da Tür.
Lög ihr d' Pfeif'n nöt in d' Nähat,
Denn da wer'n s' ön d' Hitz gern gehat.
Nu und garaus da ham s' g'frössen,
Wannst ön Sunnta nöt zun Össen
Hoamkimmst za da recht'n Zeit.
Speanzl nöt af d' Weibaleut! —
Laß ihr 's lößte Wort ban Streit'n,
Nacha hast dö böst'n Zeit'n.
Außa — nu, i woaß 's nöt g'wiß — —
Wann s' a rechte Zanga is.

[1]) Aus dem launigen Büchlein „Meine Landsleut'". Dichtungen in oberösterreichischer Mundart von Josef Krempl. (Linz. 1903. Im Verlage des Verfassers.) Das Büchlein braucht man nicht zu empfehlen, weil es sich selbst empfiehlt.

# Der Schalttag.

Ein zeitgemäßes Plaudern.

Einmal hat jemand den Vorschlag gemacht, man möge vierzig Jahre lang den Schalttag weglassen, damit dann das bürgerliche Jahr mit dem Sonnenjahr anfangen und ohne Gefährdung aller übrigen Einteilung für immer gleichen Schritt mit dem Sonnenjahre halten könne.

Ist abgelehnt worden. Man ging über diesen Antrag ruhig zur Tages- oder vielmehr zur Jahresordnung über. Es gäbe heutzutage praktischere Dinge zu vollführen als die Zusammenspannung unseres bürgerlichen Jahres mit dem Phöbuswagen.

Ganz richtig, es gäbe wichtigere Dinge. Nur, daß die allerwichtigsten Dinge oft gar nicht durchführbar sind, während oben angedeutete Kalenderreform spielend gemacht werden könnte. Man brauchte dabei nicht das mindeste zu tun, sondern bloß etwas zu unterlassen. Nämlich zehnmal zu unterlassen, den Schalttag einzuschalten. Dann verschöbe es sich innerhalb von vierzig Jahren ganz von selber so, daß der 1. Jänner auf den heutigen 22. Dezember fiele.

Aber die Kalendermacher wollen nicht. Die Gelehrten wollen nicht, und zwar der Umrechnungen wegen, die sonst mit den bisher aufgestellten astronomischen und geschichtlichen Zahlen nötig würden. Ferner sagen sie, daß die vorgeschlagene Jahreskorrektur zwar für unsere nördliche Halbkugel passen würde, nicht aber für die südliche. — Na, denn man nich. Ich für mein Teil kann wie bisher so auch in Zukunft meine Silvesternacht in der Thomasnacht feiern, noch unbehelligt von allen Neujahrskarten, die nur immer daran erinnern, daß es auch solche Leute gibt, die einem andern nichts Gutes wünschen. Wenn derlei Leute korrigiert werden könnten, das wäre allerdings wichtiger als die Zeitkorrektur.

Allein — der Schalttag, er will mir nicht aus dem Kopf. Einmal zerbreche ich mir den Kopf darüber, weshalb im Kalender nicht der 29. Februar als Schalttag gilt, sondern gerade der 24.? Und dann möchte ich diesem Schalttag praktisch nahekommen. Denn es ist ein herrenloser Vagabund, der die längste Zeit Gott weiß wo umherlungert und sich nur alle vier Jahre einmal sehen läßt. Und fügt sich keiner Hausordnung. In allem Ernste: Wenn einer, wie so viele Leute, sich knapp und genau auf ein Jahr dienstlich verpflichtet, wie kommt er dazu, des Schalttages wegen einen ganzen Tag länger als die normale Zeit, also umsonst dienen zu müssen? In allem Ernste, ein gutes Trinkgeld gebührte ihm sicherlich, dem Jahresknecht, der, auf 365 Tage geeicht, 366 Tage dienen muß.

Allerdings, dem Heimgärtner wird es ganz angenehm sein, daß er dies Jahr im Februar um einen Tag länger Zeit hat mit dem Märzheft. Hoffentlich fällt ihm gerade am Schalttage etwas gutes ein, damit dieser vertrakte Schalttag, den man nicht einmal zur bewußten Zeitregelung verwenden mag, nicht ganz umsonst auf der Welt ist. Sonst könnte es schon sein, daß der Schalttag zu einem Scheltage würde und man das Schaltjahr schließlich für ein ganz gemeines Jahr hielte.

M.

einem romanhaft aufgebauschten, tragischen Konflikt zuspitzt, sondern ihr das humorvolle Sachet des außerordentlich lebenswahr geschilderten Milieus der großen Künstlerin aufdrückt. Und diese Künstlerin selbst, wie steht sie vor uns da! Wie sie leibt und lebt, mit ihrem, im Grunde guten Herzen, eine Egoistin reinsten Wassers, doch eine Egoistin der Kunst zuliebe, bei der sie aufgewachsen ist. Aber nicht der Kunst, die wir sehen und hören, die wir im hohen Aufschwung unserer Seelen aus dem Theater nach Hause tragen, sondern dem Mechanismus dieser Kunst, den sie notwendig hat, um ihre Effekte hervorzubringen, gilt ihr Zittern, gelten ihre abergläubischen Regungen, ihre Launen und Nervositäten, ihm opfert sie auch ohne jedes Bedenken ihre heiligsten Gefühle und Pflichten. Und wir können ihr trotz alledem nicht gram sein, denn wir sagen uns: So sieht es hinter den Brettern aus, die die Welt bedeuten und die von denen, die darauf agieren, eine Energie des Sichselbstaufgebens verlangen, daß ihnen für ihr menschliches Sein nichts mehr davon übrig bleibt.

Und unter dem Schleier der flüchtig und interessant hintändelnden Schilderungen amüsanten gesellschaftlichen Lebens entdecken wir tiefe Konflikte, wie sie im Herzen des einzelnen sowie im Herzen des Volkes sich abspielen. Aber dieser Roman, der so wahr, so vortrefflich, so spannend geschrieben ist, nimmt den, jeder Gehässigkeit baren, hohen Standpunkt eines echten Kunstwerkes ein und kann den Lesern jeder Richtung wärmstens empfohlen werden — es wird jeder seine Rechnung dabei finden. Josepha Frank.

**Ellen Olestjerne.** Eine Lebensgeschichte von F. Gräfin Reventlow. (München. Dr. Marchlewski & Ko.) Schon manche Schriftstellerin hat durch ihre Werke bewiesen, daß der männliche Hochmut unbegründet, der den „schreibenden Damen" die „Literaturfähigkeit" abspricht — das weiß ich, und doch nehme ich immer mit den denkbar geringsten Erwartungen das Buch einer Frau in die Hand. Mangel an Psychologie vermisse ich meistens. Und wenn nun gar noch eine Gräfin zur Feder greift, dann sehe ich schon Uniformen und Ballkleider vor mir — in denen keine Menschen stecken, aber schon gar keine! Marionetten! Wie man sich irren kann! Freilich unter der geschmackvollen, unpassenden Umschlagzeichnung von „Ellen Olestjerne" wird kaum jemand ein ernstes, tiefes, wahres Werk vermuten. Erst das Lesen widerlegt die Voreingenommenheit gründlich, mit jeder Seite gründlicher. Ich bedauerte und beneidete die kleine Ellen von ihren Flügeljahren bis zu ihrer Mutterschaft. Leid und Glück, genau wie im Leben, unaufdringlich und doch psychologisch klar schildert die Verfasserin, wie ein echter Künstler. Eine Inhaltsangabe zu geben, wäre geschmacklos und nähme den Reiz der Entwicklung für jene hinweg, die sich in das Buch vertiefen wollen. Nur so viel will ich sagen: Wir lernen eine kleine Baronesse kennen, die eine Bohèmenatur und in die Bohème geht. Der Roman ist von der ersten bis zur letzten Seite spannend und wahr — bis auf die Umschlagszeichnung, die bei der nächsten Auflage des Buches wohl fällt!

**Wahrheit ohne Dichtung.** Ein Religionsbuch für gebildete Laien von P. Victorin Berger O. S. B. (Admont. Selbstverlag.) Es ist zu befürchten, daß dieses groß angelegte Werk, zu dem vorläufig nur der Einleitungsband erschienen ist, nicht so warm wird empfohlen werden können, als etwa das Buch Sickenbergers. Daß es einerseits die Vorzüge der katholischen Kirche verherrlicht, ist ja löblich, daß es aber anderseits an den evangelischen Bekenntnissen nur die Schattenseiten hervorhebt (und das tut die Einleitung) ist nicht geeignet, uns von der Objektivität des Verfassers die beste Meinung beizubringen. Und Objektivität soll eine gute Sache doch vertragen! Mit dieser Methode ist eine Verständigung nie und nimmer zu erreichen und eine solche wünscht doch angeblich der Verfasser. P. Bergers Werk wird das Schicksal vieler ähnlicher Schriften haben: Der eigenen Partei gefallen sie, von der gegnerischen Partei wird keiner bekehrt. Und die Bekehrung letzterer wäre doch die Absicht. Vielleicht aber bezweckt Berger das gar nicht, sondern will nur die Katholiken in ihrer Kirche befestigen, dann dürfte die Absicht vielfach erreicht werden, denn das Werk ist mit großer Beredsamkeit eingeleitet und der Gehalt ist geistreicher als der Titel. R.

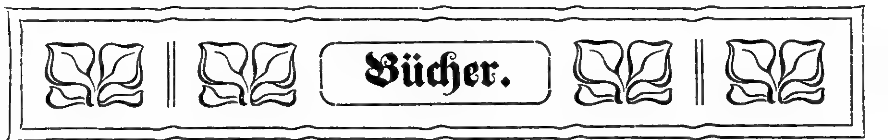
**Jesus von Nazareth.** In der Form des historischen Romans von W. German. „Es geht wie christliches Frühlingsbrausen durch die Welt. Kaum ein Jahr vergeht, in dem nicht ein neuer Herold christlicher Weltanschauung aufstände und in Wort oder Schrift für sie eintrete. Kunst und Wissenschaft wetteifern mit einander, die Person Jesu in ihrer Reinheit und Schönheit den hastenden Zeitkindern vor die Augen zu stellen." Diese Absicht hat auch obengenanntes Buch, auf das wir noch zurückkommen dürften. M.

**Das neue Wesen.** Von Ludwig Ganghofer. (Stuttgart. Bonz.) Die wundersame Geschichte der armen Maralen ist nun in neunter Auflage erschienen, ein Beweis der tiefen Wirkung dieses Romanes, in welchem Ganghofer mit der Hinrichtungsszene wohl den stärksten Akkord anschlägt, der einem Erzähler selbst vor dem dissonanzgewohnten

## Da Witiwa.

A Witiwa sei(n),
Is was Schens af da Welt,
Wannst an G'sund hast, an guat'n
Und an übarig's Geld.
Gehst in 's Wirtshaus, wannst willst
Und kimmst hoam, wann 's di g'freut.

G'hert da Hausschlüssel dein
Und bleibst aus üba d' Zeit,
Geht 's koan Mensch'n was an.
Hat ah neamd z' resanier'n.
Und es tuat neamd, wannst schlafst,
Deine Säck visatier'n.



# Bücher.

**Der Wiener Roman. Gärungen — Klärungen.** Von Franz Josef Gerhold. (Wien. Österr. Verlagsanstalt.) Man liest und hört es immer wieder, daß der wahre Autor des Wiener Romanes noch nicht gefunden, daß dieser Roman noch immer nicht geschrieben ist. Was nun Franz Josef Gerhold uns als Wiener Roman in seinen Gärungen — Klärungen bringt, hat wohl Anspruch darauf, der so lange ausständige Wiener Roman zu heißen, wenn wir eine erschöpfende, klare, bis ins kleinste Detail wahre und dabei höchst anziehende Schilderung des Wiener Gesellschaftslebens mit seinen Perspektiven in manchmal unerquickliche, bedrohliche Zustände, deren „Klärung" Gerhold andeutet, so nennen wollen.

In dem mit fürstlicher Gastfreundschaft prunkenden Hause eines Wiener Zeitungskönigs finden sich Elemente aus ganz Wien zusammen, die Aristokratie der Geburt, des Geistes und des Geldes gibt sich dort Stelldichein. Im Palais Ehrenreich wird Zeitgeschichte gemacht, es werden dort Kunst- und Börsenereignisse vorbereitet und last not least Heiraten gestiftet. All die feinen Fäden, an denen dies hängt und sich abspielt, sind in der Hand des Hausherrn vereinigt, dessen wahrhaft geniale Divinations- und Kombinationsgabe ausgezeichnet geschildert ist. Ebenso gelungen ist die Beschreibung des Apparates, der von Ehrenreich täglich in Bewegung gesetzt wird, um die Residenz mit Neuigkeiten zu versorgen. Wir bekommen einen Einblick in das Getriebe einer großen Zeitungsredaktion und sehen die prächtig charakterisierten Söldlinge Ehrenreichs an der Arbeit. Auch einer ganz famos gegebenen Duellgeschichte infolge einer, ohne das Wissen des Chefs eingeschmuggelten sehr pikanten Zeitungsnotiz begegnen wir. Der Lokalredakteur Siegmund Spitzmaus hat sie auf dem Gewissen und der blonde germanische Recke Caesar Rumboldt stellt sich an Stelle des Chefs dem Gegner.

Auf jeder Seite des Buches treffen wir Beobachtungen und Schilderungen, die uns höchlich interessieren und unwiderstehlich fesseln, weil wir uns sagen müssen, daß wir all diesen Menschen, Dingen und Situationen täglich gegenüberstehen und daß wir selbst dabei mittun.

Im Mittelpunkt des Romanes stehen außer Ehrenreich noch zwei Männer, über deren Absichten wir nicht im Zweifel sind: Baron Reibenstein und Dr. Gruber. Im Anfange vereinigt, trennen sie sich dann, um sich am Schlusse wieder als Freunde die Hände zu reichen und, wenn auch auf verschiedenen Wegen, dennoch einem gemeinsamen Ziele zuzustreben, dem wahrhafter Humanität. — Mit plastischer Deutlichkeit tritt uns ferner aus dem Gewoge der verschiedensten Gestalten der Komponist der Oper „Judith", der Budapester Theaterkapellmeister Berger, entgegen. Ein Poseur durch und durch, läßt er das Mädchen, dem er seiner Ehre und seinem Gewissen nach seinen Namen geben müßte, sitzen, — um die Tochter des reichen Börsenspekulanten Riccardo Meyer zu heiraten. Er motiviert diesen Entschluß bei sich selbst durch die lakonische Reflexion: „Schöne Mädchen gibt es beim Theater genug, aber eine Million wird einem höchstens einmal im Leben angeboten!"

Von den weiblichen Figuren des Romanes zu sprechen ist im engen Raum einer Buchbesprechung beinahe unmöglich. Es sind ihrer zu viele, die schön, elegant und chic (wie die Wienerinnen nun einmal sind, auch wenn sie nach Asien hinübergreifen und dann vielleicht erst recht) an dem Leser vorüberschweben.

Da ist vor allem die berühmte Sängerin Elvira Patuzzi und ihre soi-disant Nichte, die schöne Emmy, die in allen Gesellschaften, bei allen Festen glänzt. Wir wissen es dem Autor Dank, daß er die Situation der beiden Frauen nicht, wie es nahe gelegen wäre, zu

**Wie das so ist** .... Novellen. Von Martha André. (Dresden. E. Pierson.)

**Spitzwegerich.** 200 vierzeilige Geschichten, großenteils auf Grund deutschen Volksgutes. Von Ernst Freimut. (Dresden. E. Pierson.)

**Affenspiegel.** Von A. Nowaczynski. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**Die Nibelungen.** Ein deutsches Trauerspiel. — **Moloch.** Eine Tragödie. Von Hebbel. (Stuttgart. J. G. Cotta.)

Volksbibliothek der Gesamtliteratur, Otto Hendel, Halle a. S.:

**Ruhe ist die erste Bürgerpflicht.** Vaterländischer Roman von Wilibald Alexis. — **Märchen und kleinere Erzählungen.** Von Goethe. — **Hamlet, Prinz von Dänemark.** Ein Trauerspiel von Shakespeare. — **Das siebente Gebot.** Sittenkomödie von H. Heijermans jun.

**Die Doktorsfamilie im hohen Norden.** Ein Buch für die Jugend. Von Agot Gjems-Selmer. (München. J. Marchlewski & Ko.)

**Aus Rübezahls Reich.** Ein Romanzenstrauß von Hans Berger. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Der deutsche Spielmann.** Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Dichtung für Jugend und Volk. Von Ernst Weber. Hochland illustr. v. Franz Hoch; Meer ill. v J. B. Cissarz; Helden ill. v. W. Weingärtner; Schalk ill. v. Julius Dietz. (Verlag des deutschen Spielmanns Georg D. W. Callwey und Karl Haushalter, G. m. b. H. in München.)

**Eine Liebe.** Gedichte. Von Peter Sirius. (Karlsruhe. Friedrich Gutsch. 1904.)

**Rosenstock und Holderblüt.** Schwäbische Gedichte. Von August Reiff. (Stuttgart. Robert Lutz. 1903.)

**Knospen.** Lyrische Versuche. — **König Lothar.** Dramatischer Versuch. In einem Band. Von August A. Schröder. (Dresden. E. Pierson.)

**Mönchs Hausschatz.** Deutsche Dichtung der Neuzeit. (Charlottenburg. Richard Münch.)

**Was in mir war verborgen.** Gedichte und Aphorismen. Von Arthur Roberti. (Braunschweig. Richard Sattler. 1904.)

**Gedichte und Aphorismen.** Von B. L. Armstrong. (Wien. Karl Fromme. 1904.)

**Weihnachtsklänge.** Weihnachtslied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte von G. A. Schönrich. (Ingel. Riesengebirge.)

**Das Streichquartett.** Phantasien eines Musikers. Von Alfred von Ehrmann. Illustr. von Goltz. (Wien. Österr. Verlagsanstalt.)

**Mein Liederbuch. Neuland.** Gedichte. (Berlin. K. Henckell.)

**Ernst Graf Napoleon Buonaparte,** angeblicher Sohn Napoleon I. und der Gräfin Kielmannsegge-Schönberg. Ein ungelöstes Rätsel des Königreichs Sachsen. (Leipzig. H. Schmidt & C. Günther.)

**Ellen Olestjerne.** Eine Lebensgeschichte. Von F. Gräfin Reventlow. (München. J. Marchlewski & Ko. 1903.)

**Vom Köhlerbub zum fürstlichen Theater-Direktor.** Erinnerungen aus meinem 40jährigen Bühnenleben von H. Steffen. (Braunschweig. Benno Goeritz. 1904.)

**Ferdinand Wittenberger.** Ein Neu-Romantiker aus Österreich. (Wien. Karl Konegen.)

**Fritz Spalteholz, der junge Volksschullehrer.** Plaudereien aus der Sturm- und Drangzeit. Von Dr. ph. Franz Pfalz. (Leipzig. Richard Wöpke.)

**Hausbücherei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung.** Mit Bildern. Band 1. Heinrich von Kleist: „Michael Kohlhaas". — Band 2. Goethe: „Götz von Berlichingen". — Band 3. Deutsche Humoristen. Ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter und Albert Roderich. (Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen vorherige Einsendung des Betrages durch die Kanzlei der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung in Hamburg-Großborstel.)

**Aus der Ferienkolonie.** Militärische Humoresken und Skizzen. Von Kuno Rübezahl. (Leipzig. R. Lipinski. 1903.)

**Der steirische Bienenvater.** Illustriertes Monatsblatt zur Förderung des einträglichen Bienenzuchtbetriebes im Herzogtume Steiermark, herausgegeben vom „Steiermärkischen Bienenzucht-Vereine", welcher unter dem hohen Protektorate Ihrer Exzellenz der Frau Therese Gräfin Meran steht. 1. Jahrg. Schriftleiter: Mauriz Edmund Müller. Schriftstelle: Graz, Rosenberggürtel 13.

**Das Preisprobemelken mit Futterverbrauchskontrolle** anläßlich der Dritten Kärntner Landes-Tierschau in Klagenfurt vom 30. August bis 5. September 1903. Von Dr. H. Svoboda, Vorstand der landw.-chem. Versuchsstation Klagenfurt. (Klagenfurt 1903. Landwirtschafts-Gesellschaft.)

**Die deutsche Illustration.** Von Professor Dr. Rudolf Kautzsch. Mit zahlreichen Abbildungen. („Aus Natur und Geisteswelt.") Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Das neue Spiel.** Österreich-Ungarn. Eine nützliche Unterhaltung für die lernende Jugend. Herausgegeben vom Lehrerverein Weitra.

**Das Zahlenspiel.** Eine nützliche Unterhaltung für die lernende Jugend. Herausgegeben vom Lehrerhaus-Verein in Wien.

**Deutscher Kalender** für die Bukowina 1904. Verein der christlichen Deutschen in der Bukowina. (Czernowitzer Buchdruckerei-Gesellschaft.)

Publikum gestattet ist. „Das neue Wesen“ dürfte nicht nur das reifste Werk seines Verfassers sein, es ist sicherlich auch durch den großen kulturgeschichtlichen Zug einer der gediegensten deutschen Romane überhaupt. Die reizenden Bilder Seligmanns sind zum großen Teile mehr als bloßer Buchschmuck. H. F.

**Wiesbadener Volksbücher.** Der Volksbildungsverein zu Wiesbaden hat in bisher 40 Einzelbändchen Meistererzählungen zumeist deutscher Autoren herausgegeben. Die Hefte empfehlen sich durch gefällige Form, sehr deutlichen Druck und den ungewöhnlich billigen Preis. Das Unternehmen verdient die allerkräftigste Unterstützung und es seien insbesondere Volksbüchereien und Lehrervereine darauf dringend aufmerksam gemacht. Es wäre zu wünschen, daß sich die Herausgeber auf deutsche Dichter beschränken könnten, deren Werke nicht in billigen Gesamtausgaben erhältlich sind. H. F.

**Deutsches Märchenbuch.** Von Oskar Dähnhardt. (Leipzig. Teubner.) Der dreibändigen vielverbreiteten Dialektanthologie „Heimatklänge aus deutschen Gauen“ läßt Dr. Dähnhardt eine zweibändige, von Erich Kuithan eigenartig illustrierte Sammlung ernster und heiterer Volksmärchen folgen, die sich den Grimmschen Märchen ebenbürtig zur Seite stellen kann, in bestem Sinne eine Ergänzung derselben. Das hübsch ausgestattete und billige Werk ist von so guter, herzerfreuender deutscher Art, daß es selbst in die bescheidenste deutsche Hausbücherei gehört, um groß und klein mit dem Hauche der Innigkeit und des Humors immer aufs neue zu erquicken. H. F.

---

1870—71. Feldzugserlebnisse und Erinnerungen eines Einjährig-Freiwilligen. Von Arnold Bock. Mit Bildern. (Wien. Karl Konegen.) Ein Buch voll schlicht erzählter Tatsachen. Nichts Politisches, nicht eine Darstellung jenes gewaltigen Kampfes, nur die Aufschreibung persönlicher Erlebnisse, aus der man die Medaille auch einmal von der anderen Seite sieht, der rein menschlichen. Mich haben diese Erinnerungen des Einjährig-Freiwilligen aus Hannover von der ersten bis zur letzten Seite gefesselt. R.

**Die Tiere der Erde.** (Stuttgart. Deutsche Verlagshandlung.) Diese Tierkunde für jedermann, die in Lieferungen erscheint, steht dadurch völlig eigenartig da, daß sämtliche Illustrationen (mehr als 1000, darunter 25 Farbendrucktafeln) ausnahmelos nach photographischen Aufnahmen lebender Tiere hergestellt worden sind. Mit der 16. Lieferung ist der erste Band dieses Werkes vollständig geworden. V.

**Renaissance.** Monatsschrift für Kulturgeschichte, Religion und Kunst. Organ für religiösen Fortschritt. Herausgegeben von Dr. Josef Müller. 5 Jahrg. (Verlag Augsburg.) „Das neue Jahrhundert drängt zur Vertiefung und Erneuerung des Menschen. Nun ist auch die Zeit für eine neue Fassung des Christentums gekommen. Nur nehmen einige das Problem zu leicht und zu einfach. Es kann nicht genügen, auf einzelne kirchliche Schäden und Mängel hinzuweisen, sondern es gilt eine Neubelebung, eine innere Umwandlung des ganzen Menschen. Das Problem der Religion wird im 20. Jahrhundert die Gemüter wieder mehr beschäftigen und, vielleicht durch schwere Katastrophen hindurch, wird sich erweisen, daß das Christentum nicht nur eine große Vergangenheit, sondern auch eine große Zukunft hat.“ So spricht ein bedeutendar Philosoph unserer Zeit, Rudolf Eucken, tund diese Worte hat obengenannte Zeitschrift bezeichnender Weise auf die Stirn ihres Prospektes geschrieben. M.

**Bevölkerungslehre.** Von Professor Dr. M. Haushofer. („Aus Natur- und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.) Das Buch sucht darzustellen, wie die Ermittelung der Volkszahl durch genaue Volkszählungen zur Grundlage alles Bevölkerungswissens wird; wie sich durch den Besitz und durch die Verteilung wichtiger Eigenschaften die Bevölkerung in unterscheidbare Gruppen und Abteilungen gliedert; wie die Folge der Geburten und der Todesfälle, sowie die Auswanderungen und Einwanderungen die Zahl und das Geschick der Bevölkerungen beeinflussen; wie sich das in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht so tief einschneidende Verhältnis der Bevölkerung zum bewohnten Boden und seiner Ertragsfähigkeit gestaltet und welche Ziele die Bevölkerungspolitik verfolgen kann, um die Bevölkerungsmassen zu mehren, zu mindern oder zu verschieben. V.

Büchereinlauf.

**Der Mensch mit seiner eisernen Maske.** Roman von Alexander Loebel. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Richtet sie! Das Glück.** Zwei Dramen von Wilhelm Heller. — **Mit Feder und Stift** Ein Band jungdeutscher Arbeit. Von W. Heller. (Miskolcz. Forster, Klein & Ludwig. 1903.)

**Bleibet in meiner Liebe.** Eine Erzählung für Konfirmanden. Von Max Georg. (Erbenstock i. S. Benno Kändler.)

**Henrik Otte.** Geschichte eines Lebens. Von Karl Hansen. (Dresden. E. Pierson.)

**Fratres sumus.** Erzählungen. Von W. Popper. (Dresden. E. Pierson.)




# Thomas und sein Unglück.

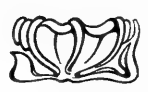
Eine Erzählung von **Peter Rosegger.**

Thomas Landstetter fuhr auf seinem einspännigen Steirerwäglein die Straße entlang. Es war ein schwüler Julitag und über den Bergen stand schweres Wettergewölk. Die einzige helle Wolke, die wie ein fabelhaft steiler Schneeberg hinter dem Tale emporstand, legte ein fahles Licht in die dunkelnde Bergschlucht; in diesem Licht hatte Roß und Wagen einen leichten mitlaufenden Schatten. Hoch am Berghang die Fichtenwipfel schlugen aneinander, auf der Straße spürte man nur kurze qualmige Windstöße, vor denen manches Staubhöslein keck aufwirbelte.

Thomas ließ die Peitsche pfeifen in der Luft, daß der Schimmel rascher trabe. Er hatte wohl Ursache, den Ausbruch des Gewitters zu fürchten, denn der Wagen hatte kein Dach und neben ihm kauerte, in die Pferdedecke eingewickelt, sein junges, krankes Weib. Die Wetter sind wüst in diesem Sommer und hatte er unterwegs gehört, daß es die Nacht zuvor im Hilmbachtal, dem er nun zufuhr, schlimm hergegangen sei. Das Wasser, das ihm aus diesem heimatlichen Tale entgegenkam, wälzte sich schwer und trüb heran und überflutete in schlammigen Wellen die Ufer, dürres Geäste, Baumrinden und Scheiter auf die Wiesen werfend. Vor zwei Tagen war er mit seiner Ottilie aus Altlechen im Hilmbachtale ausgefahren, gen Schellbach im Unterlande zu einer traurigen Pflicht. Den Vater seines Weibes, der dort Grundbesitzer gewesen, hatten



## Postkarten des „Heimgarten“.



„**Berichtigung.** In der Novembernummer Ihrer Zeitschrift hat Herr Schwaner in seinem Artikel „Der Deutsche Kaiser“ den Namen meines verstorbenen Gatten in Verbindung gebracht zu einer Legendenbildung eigener Phantasie über den Fürsten Bismarck. Die Voraussetzung allein schon — die Quelle, die Herr Schwaner für das angebliche Wissen meines Gatten nennt — kennzeichnet diese ganze Erzählung als eine so unwahrscheinliche Sache, daß jedes Wort zu ihrer Widerlegung erübrigt, es sei denn, daß ich meinem Erstaunen darüber Ausdruck gebe, daß Herr Schwaner von „vertrauten Stunden“ mit M. v. Egidy spricht. München, den 15. Dezember 1903. Frau v. Egidy, geb. v. Götz.“ — Diese Berichtigung ist uns volle zwei Monate nach Erscheinen des Schwanerschen Aufsatzes zugegangen, so daß wir erst in diesem Hefte in der Lage sind, sie abzudrucken. — Wir würden uns freuen, wenn die Sache mit Umgehung toter Zeugen endlich gründliche Aufklärung fände. Die Red.

**J. W., Graz.** Sie meinen, solche Stücke wie „Die Weber“ auf die Bühne zu bringen, nütze nichts. Ich aber glaube, es schadet auch nichts, wenn unsere Theaterbesucher einmal sehen, wie es in der Welt der Armen zugeht. Solches Elend kam nicht bloß am Nordabhange des Riesengebirges vor — auch anderswo. Die Aufführung in Graz ist nahezu vollendet zu nennen. Der künstlerische Genuß ist groß, und groß ist das Gefühl des Mitleids, das man mit nach Hause nimmt und das doch wohl manchmal der Keim barmherziger Handlungen werden kann. Wer sich vor solch eindringlichen Aufforderungen zur Nächstenliebe fürchtet, der dürfte doch auch keine christliche Predigt besuchen. Sie wundern sich, daß in dem Stück der einzige gottvertrauende Mensch erschossen wird und bedenken nicht, daß Gott nichts Besseres tun kann, als solche Menschen aus dieser Welt der Ungerechtigkeit plötzlich und radikal zu erlösen. Nicht jeder moderne Dramatiker pflegt die poetische Gerechtigkeit so schön walten zu lassen, wie es der geniale Gerhard Hauptmann in diesem Falle getan hat. R.

* Meine unmaßgebliche Meinung, daß man das Tier lieben und den Menschen noch mehr lieben solle, ist von Eiferern, die dem Tiere näher stehen als dem Menschen, heftig und nicht sehr gescheit angegriffen worden. Diese Leute scheinen allen Ernstes den Menschen in den Dienst des Tieres stellen zu wollen. Wie segensreich ist die Tierschutzbewegung, wenn sie in vernünftigen Bahnen bleibt! Aber die Querköpfe, die sich ihrer bemächtigten, müssen alles ins Lächerliche ziehen. Entschiedener hat wohl niemand die Roheit und Grausamkeit gegen das Tier, sei es im täglichen Umgang, bei der Jagd, bei ärztlichen Versuchen u. s. w., verurteilt, als ich es getan; so werde ich mir auch gestatten, der Entartung des Tierschutzes, dem sentimentalen Tier-Götzendienst entgegenzutreten. R.

**F. K., Graz.** Wenn Sie das „Zwinggärtlein“ erst gelesen haben, dann wird Ihre „Verwunderung darüber, daß man diesen Pfarrer Kernstock“ in Marburg durch eine „Kernstockgasse“ und in Hartberg durch einen „Kernstockplatz“ geehrt hat, nicht mehr allzu groß sein.

**J. A., Bremen.** Im Konflikte zwischen dem Schriftsteller Heinrich Sohnrey und dem Deutschen Verlag in Berlin, stellen wir uns unbedenklich auf Seite Sohnreys. Denn sein Recht scheint vom moralischen wie vom literarischen Standpunkte aus sonnenklar. Wir halten es auch für eine Berufspflicht des Schriftstellers, dort, wo man sein Recht und geistiges Eigentum, ja seine Ehre antastet, sich mit aller Energie darum zu wehren. — Näheres über den Fall finden Sie in der Broschüre „Der Tatbestand in dem Konflikt zwischen Sohnrey und dem Deutschen Verlag“. (Berlin SW. Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege.)

**Dr. E. L., Wien.** Schönen Dank. Erscheint im Aprilhefte.

* Herr Konsul Friedrich Böhler in Wien hat für Krieglach-Alpl 1000 K gespendet. Davon sind 600 K zur Sicherung einer Suppenanstalt geeignet worden. Der Rest wurde teilweise als Grundstock eines Waldschulhausfonds bestimmt, teils an die Armen von Alpl verteilt.

* Für den Waldschulhausfonds: Frau Gusti Hackl, Prag, 20 K.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 15. Jänner 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

sah ihn, machte lebhaft eine kleine Bewegung und saß wieder fest. Sein Weib zupfte mit zwei Fingern das Kopftuch zurück, das ihr übers Gesicht herein gerutscht war und sagte: „'s ist frei zum Lachen."

„Dir ist jetzt besser, gelt?"

„Aber so eine Ähnlichkeit. Den sie dort dahin treiben — man meint, dein Bruder hätt's sein können, der Natzl."

„Ist dir das auch eing'fallen?" rief Thomas wie verwundert aus. Sonst sagte er nichts mehr, es sausten große Tropfen nieder. — Was mag das jetzt wieder sein? Da ist was geschehen. Gewesen ist er's sicher. Nach der Seite hat er sich gewendet, wie er unseren Wagen sieht. Sein Jähzorn, oder was — daß er mir nicht ins Gesicht sehen kann. Es mag mich aber doch auch betrogen haben. Es wäre nicht zu denken.

Endlich waren sie zum Wirtshaus in der Brühl gekommen. Dort gab's Verwirrung. Der Hausknecht war nicht zuhanden, so leitete Thomas das Gefährte unter ein breites Stalldach, hob sein Weib aus dem Wagen und sie stützend, schritt er mit ihr langsam ins Haus.

„Fahrst leicht jetzt aus, oder wie?" Mit diesen Worten begrüßte ihn der Wirt, dieweilen er hastig schnaufend von Tür zu Tür eilte. „Im Hilmbachtal soll's ja schauderhaft ausschauen. Ist's denn wahr? Ist's denn wirklich wahr, daß ganz Altlechen verschüttet ist?"

„Was redest denn? Ich weiß nichts, ich komm' vom Unterland. Was weißt denn, Brühlwirt? So red'!"

Der Brühlwirt wußte viel. Alle Fuhrleute, die vom Hilmbachtal herabkamen an demselben Tage, hatten erzählt und nicht genug erzählen können. Der erste wußte, das halbe Dorf habe der Bergsturz unter sich begraben, die nachfolgenden sprachen davon, daß Altlechen einfach nicht mehr existiere. „Welcher Bergsturz? Was nicht existiere?" So schrie Thomas heftig auf. Aber der Wirt wußte weiter nichts. — „Und der Ramesbauer, der Bruder?" — „Ja der Natzl, man soll dem Gerede gar nicht glauben. Seinen Nachbarn soll er erstochen haben." — „Welchen Nachbar? Wann? Warum?" Näheres wußte der Wirt nicht. Die Fuhrleute hätten es so eilig gehabt, sie fürchteten, der See könne losbrechen jeden Augenblick und das ganze Tal mitsamt der Straße unter Wasser setzen. — „Welcher See?" — Ja, es hieße, der Bergsturz habe das Wasser gestaut; oberhalb, wo Altlechen gestanden, sammle sich ein See und wenn der Schuttwall bricht, sei das ganze Hilmbachtal bis herab in die Brühl in größter Gefahr. Er, der Wirt, beobachte den Bach, der sei des Morgens so klein gewesen, daß die Forellen verdurstend auf dem Sand umhergelegen. Seit einer Stunde schwelle das Wasser unerhört schnell an und wenn jetzt das Ungewitter auch noch losbricht, wisse man nicht, was geschehen werde. — So der Brühlwirt. Länger hielt er nicht stand, eilte aufgeregt in seinem Gehöfte umher, mit den

sie begraben. Und ein paar Stunden nach dem Begräbnis, als Ottilie zur Heimfahrt in den Wagen steigen sollte und noch vor der Haustür ihr Bündel fester binden wollte, fiel sie um und blieb liegen wie ein Stück Holz. Thomas riß sie an sich, aber sie ließ Arme und Haupt hängen, in den halb offenen Augen sah man nur das Weiße und zwischen den gepreßten Lippen kochte etwas wie Schaum hervor. Die umstehenden Leute sprachen schon davon, daß der Küster die Sterbeglocke läute, da begann sie allmählich wieder zu atmen, kam zu sich, fuhr sich mit der Hand übers Gesicht, schaute mit großen Augen ihren Mann an und sagte verwundert: „Was ist denn jetzt gewesen? Bin ich denn eingeschlafen?" — Thomas hat später nachgedacht, wie ihm wohl in jenen Augenblicken gewesen sei. Er wußte es nicht, hatte nur den Eindruck, es sei ein Augenblick aus purem Stein gewesen. — Ans Herz ging es ihm eigentlich erst, als sie jetzt wieder zu sich gekommen war und die Leute hin- und herredeten, das Weib sei wohl zu bedauern, es habe die „hinfallende Krankheit". War es ja selbst sein erster Gedanke gewesen: Epilepsie! So weit er sich an Leute, die die Fallsucht hatten, erinnern konnte, es war so. Die Gemütsflut wegen des Vaters Tod wäre wohl die Ursache gewesen, und nun würde der Anfall von Zeit zu Zeit immer wiederkehren.

„Jetzt magst den Herrgott wohl um Standhaftigkeit bitten, Bauer, jetzt ist ein großes Kreuz auf dich vom Himmel gefallen!" Also sagte mit hoher, zarter Stimme der Totengräber des Ortes, weil er als einzige anwesende Amtsperson sich für verpflichtet hielt, ein gewichtiges Wort zu sagen und den armen Leuten christlichen Zuspruch zu erteilen. Ein paar Nachbarsfrauen stimmten ihm bei: Wer diese schreckliche Krankheit einmal habe, der müsse mit ihr in die Truhe steigen. Bei jedem Vorfall, bei jeder Freude und bei jedem Schreck komme der Anfall und die arme Frau würde ihr Lebtag die zerbissenen Lippen haben und die Beulen im Kopf vom Hinfallen und Mundkrämpfen! Das beste sei noch, ihr allemal schnell den Daumen aufzudrehen und ihr in die hohle Hand zu spucken, damit wenigstens der böse Feind über sie keine Gewalt habe.

Mit solchem Troste war Thomas davongefahren, an der Seite das Weib, das ein wenig fröstelnd und erschöpft dahinlag. Wenn er sie nur glücklich möchte heimbringen nach Altlechen; dort bei ihrem Herde und beim klugen Doktor Baldmann würde sie sich doch wohl wieder finden. Aber es ist noch stundenlang dahin und das Gewitter, just zum Niederstürzen, lastet über den Bergen, wie der Kummer auf dem Herzen. Wenn sie wenigstens das Wirtshaus in der Brühl noch erreichten! Ehe sie zu demselben kamen, begegneten ihm zwei Landwächter, die einen Mann vor sich hertrieben. Dem waren die Hände auf den Rücken gebunden und den grauen Filzhut hatte er bis über die Augen herabgestülpt. Thomas

„Schau, Thomas, mußt denken, einmal kommt über jeden Menschen ein schwerer Schlag. Es wird nachher allemal alles wieder besser.“

„Wenn mir der Teufel hilft, vielleicht!“

„Was du alleweil mit dem Teufel hast. Unser Herrgott ist da!“ Sie sagte es mit sanfter Stimme, daß er es nicht sollte wie einen Vorwurf nehmen, denn er erbarmte ihr so sehr, daß sie nicht weiter sprechen konnte, so viel ihr auch noch einfiel, ihn zu trösten und aufzurichten. Der Wagen rasselte dahin, das Pferd stolperte auf dem Wege, der ausgewaschen und steinig geworden war; Thomas hieb mit der Peitsche drein, und daß er dreinhauen konnte, schien ihm die einzige Erleichterung zu sein. Sie lag wieder hingelehnt im Wagen, hüllte sich fröstelnd in den Kotzen und unterdrückte oft einen Seufzer. Thomas begann zu murmeln. Er sah den ungeheuren Schutthaufen auf dem Fleck, wo Altlechen gestanden. Die Kirchturmspitze ragt noch hervor, ganz schief, talwärts gedrückt. Und sein Hof? Eine feuchte, schmutzige Steinschütte mit zerbrochenen Waldstämmen bedeckt alles. Ein großer Hügel, und auf dem wird ein Galgen gebaut. —

„Das größte Unglück wär', wenn du den Verstand tätest verlieren,“ sagte sie.

Das belebte ihn fast. Ja, wahnsinnig, das wollte er sein, da konnte er sich gehen lassen, konnte selber Unglück sein, anstatt es zu tragen. Er freute sich an der Angst, die er seinem Weibe machte und er phantasierte weiter, so wie man halb wachend, noch im Traum befangen, mit stöhnender Stimme ein Ungeheuer herausfordert. Das Weib hatte unter der Decke die Hände gefaltet und betete heimlich. Das Gewitter hatte sich allmählich verflüchtigt, doch als sie hinter der Schlurer-Schlucht ins Hilmbachtal einbogen, zogen hinter den fernen Rittfelsbergen neue Wolken herauf, dunkel und schwer. Von den Seitengräben herab schossen trübe Bäche, wovon mancher die Straße durchbrochen hatte, so daß der Wagen nur mit Mühe weiter kam. Das Wasser des entfesselten Sees aber war immer noch nicht gekommen. „So wird das ganze Tal ertränkt, wenn der Wall nicht bricht!“ rief Thomas. „Lustig, lustig! Fahr' zu, alter Drache!“ Und hieb auf das Tier ein.

Beim Gatterkreuz begegnete ihm der Sägemeister von Altlechen. Der hatte seine Pfeife im Mund, schritt ganz gelassen einher und setzte seinen Stecken fest auf den Boden.

„Aber, Simon, lebst noch? Lebst noch?“ rief ihm Thomas zu.

„Freilich. Alleweil noch ein bissel,“ antwortete der Mann und wollte vorübergehen.

„So halt still!“ rief Thomas zornig und riß den Leitriemen zurück.

Knechten schreiend, die allerhand Geräte in die höher liegenden Gebäude brachten. Die Wirtin trug jammernd das Silbergeschirr zusammen in einen großen Korb und zwei Mägde führten Kühe und Kälber aus den Ställen und jagten sie den Berghang hinan.

Thomas, der Bauer von Altlechen, war starr.

„Das sind ja lauter Narren in diesem Haus!“ sagte sein Weib, und sagte es ganz gelassen, „fahren wir heim, Thomas. Schau, es regnet ja gar nicht arg.“

Er schaute sie an. Sie war jetzt plötzlich wie in gesunden Tagen, war schier gar nicht erschrocken. Wo alle Leute vor Entsetzen beben, war sie ruhig. Und das Hinfallende war nicht gekommen.

Es kann aber kommen, dachte Thomas, nicht einen Augenblick ist man sicher. Unglück über Unglück! So groß, daß es kein Mensch kann ausdenken. Und da soll die Krankheit ausbleiben? Es ist schon alles eins, wenn der Hof hin ist und das Gesinde und die Ehr', so mögen wir auch hin sein, soll alles miteinander zugrunde gehen. „Ja, Ottilie, fahren wir!“ — Der losgebrochene See wird uns ein kurzes Ende machen. Ist am besten: Ich will von allem nichts mehr sehen, nichts mehr wissen. Eine verdammte Luderei ist alles miteinander. — In solch grenzenlose Verzweiflung sank er nieder, der Bauer von Altlechen.

Die Zechmünze warf er auf den Tisch. Den Wein ließen sie stehen im Glase, setzten sich in den Wagen und fuhren davon. Ein feiner Regen ging nieder, daß die glitschige Straße glänzte, im Bergwald war es ruhig geworden, zwischen dem sich lösenden Gewölk blickte ein wenig blauer Himmel.

Thomas hieb mit der Peitsche heftig auf das Pferd ein, obschon dieses nach allen Kräften dahintrabte. Sie legte die Hand an seinen Arm: „Mußt nicht, Thomas, schau, es kann nicht schneller laufen.“

„Der Teufel soll's holen!“ knirschte er, „alles miteinander soll der Teufel holen!“

„Ein bissel sollst doch Gottvertrauen haben.“

„Wer? Ich? Gottvertrauen? Da müßt ich mir wohl selber ins Gesicht spucken.“

„Aber Mann!“

„Wenn einer noch ein schlechter Mensch wär'! So lang hab' ich gebetet alle liebe Tag: Bewahr' uns vor allem Unglück! Was hab' ich denn angestellt? Daß ich jetzt mit dem kranken Weib betteln gehen muß, und die Schand dazu? Seit die Welt steht, ist in unserer Familie kein Mörder gewest! Und jetzt auf einmal hat der Teufel alles, was er weiß, über mich zusammengeworfen. Meiner Seel, wenn jetzt das Wasser daherkommt, schnurgerad' fahr ich mit Roß und Wagen hinein, wo's am tiefsten ist.“

den Sandbichler angestochen haben, so wird's sein. Na, ich sag's ja, das verflucht' Raufen allemal. Ein paar Tag kann's ihm schon kosten. Ja, Leut', ich verweil mich. Behüt euch Gott bei einand!"

Ein Fuhrmann mit seiner Blockfuhr kam heran, auch von Altlechen. Der sagte auf Thomas' Befragen ähnlich aus. Altlechen stehe, wie es gestanden, den Ramesbauer aber hätten sie zum Bezirksgericht gebracht, weil er gegen den Sandbichler ein wenig gewalttätig worden wäre. Der Doktor Baldmann hätte aber gesagt, in einer Woche sei die Wunde heil.

Als diese Berichterstatter davon waren, hieb Thomas nicht mehr aufs Pferd ein, sondern stieg vom Wagen, streichelte es und nannte es ein gutes Tier. — Ja, das war einer von denen, die des Herrn Prüfung noch nicht bestehen. Im Glücke sind sie freundlich und gerecht und schöner Grundsätze voll. Kommt Widerwärtiges, sofort werden sie ungeduldig, roh, rücksichtslos und geraten in Verzweiflung. Was half es, daß Thomas ob seiner wahnsinnigen Auflehnung sich jetzt schämte vor dem Pferd und vor seinem Weibe? Dieses hatte nun gesehen, daß noch eine ganz andere Rute notwendig sein wird, um das Gold in ihm zu läutern. Wie männlich er auch dagestanden war als ihr Gebieter und als Großbauer in Altlechen, wie er dem Gesinde auch den Herrn zeigen konnte und sein Recht und Ansehen sich zu wahren wußte im Dorf — ein wirklicher Mann war es doch nicht, das hatte sie jetzt erfahren. Nicht einmal gesehen hatte er das Unglück, nur auf Hörensagen-Nähe war es ihm gekommen und er bricht ein wie morsches Holz! — Das war dem Weibe weit härter auf die Seele gefallen, als der Tod ihres alten Vaters, als ihre eigene Erkrankung, aus der er so trostlose Vorstellungen machte, anstatt sie zu trösten.

An demselben Abend, als auf der Anhöhe am Fuße des Berges Altlechen vor ihnen dalag und die Abendsonne — das Gewölke durchbrechend — auf die weißen Mauern, roten Holzwände und silberig schimmernden Bretterdächer schien, hielt Thomas die Hände zusammen. Es war ihm ums Beten. Er rüttelte sein Weib, daß sie mit ihm laut bete; er ahnte nicht, daß ihr Denken und Empfinden während der ganzen Fahrt ein ununterbrochenes Gebet gewesen war.

Endlich in seinen heimatlichen Hof gekommen, der unversehrt und traut seine stattlichen Gebäude um ihn auftat, ließ Thomas den Arzt holen und klagte, sein Weib hätte die Fallsucht bekommen.

„Unsinn!" sagte der Doktor und ließ sich alles erzählen. Dann erklärte er das plötzliche Bewußtloswerden und Hinfallen für einen gewöhnlichen Ohnmachtsanfall, verursacht durch die vorhergegangene schlaflose Nacht, die weite Fahrt, die Aufregung beim Begräbnisse und vielleicht mitverursacht von einem jungen hoffenden Zustande, zu dem Anzeichen

Nun blieb der Sägemeister stehen, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Hast eine traurige Fahrt gehabt. An was hat's ihn denn so schnell gepackt?“

„Sag mir um Gotteswillen, Simon, wie schaut's aus in Altlechen?“

„So weit nichts Neues. Hochwasser hätten wir bald gehabt. Vom Glöckelberg ist eine große Lahn niedergegangen, hat den Bach verlegt. Die ganze Nacht hat sie zu tun gehabt, unsere Feuerwehr, bis das Wasser wieder zum Ablauf gebracht worden ist.“

„Aber mein Gott, es soll ja —. Es hätt' ja Häuser verschüttet, sagen sie. Das ganze Altlechen hätt's verschüttet, sagen sie.“

„Wann?“ fragte der Sägemeister. „Ich komm' doch gerad' von Altlechen herab. Die Brunner-Mühl hat's weggerissen, sonst weiß ich nichts.“

„Heiliges Kreuz! Aber so lügen!“ Der Thomas und sein Weib riefen es mit kreischender Stimme. Und sie lachten in freudigem Schreck.

Gelogen war's zwar nicht vom Brühlwirt und seinen Gewährsmännern, aber übertrieben war's, mächtig entstellt und aufgebauscht, wie jedes Ereignis, das sich halb verhüllt vollzogen hat und dann durch vieler Leute Köpfe und Mäuler geht. Von Kopf zu Kopf vergrößerte sich auch der Bergsturz, die Wasserstauung, es bildete sich die Verschüttung des Tales, der Untergang des Dorfes, und was die eigene Phantasie schuf, als schon geschehen oder geschehend, das glaubten die Leute und sagten es gläubig weiter und redeten sich selbst in eine Aufregung und Angst hinein, der sie dann zu entfliehen suchten.

Der Sägemeister sagte noch: „Na, also, kommts gut heim!“ und wollte weiter. Allein Thomas ließ ihn nicht, sondern fragte: „Und sonst auch nichts? Wirklich nichts sonst?“

„Was denn? Wo du erst seit ein paar Tagen fort gewesen bist, wird weiter viel geschehen sein! Sei froh. Das Neue ist eh' selten was Gutes.“

Thomas wurde mutiger: „Was ist's denn mit meinem Bruder, dem Ramesbauer?“

„Ah, das meinst. Hast schon gehört davon? Beim Raufen gestern im Lindenwirtshaus. Mit dem Sandbichler soll er ins Raufen gekommen sein. Zuerst halb Spaß, nachher Ernst, wie das schon immer einmal geht. Ein Handschurf, mehr Blut als Wunde. Aber den Sandbichler, hab' ich gehört, sollen doch die Standarn heut' abgeholt haben.“

„Den Sandbichler abgeholt? Ich hätt' gemeint, meinen Bruder hätten sie fortgeführt.“

„So, deinen Bruder?“ lachte der Sägemeister. „Nachher ist's wohl umgekehrt und ich hab' nicht recht verstanden. Der Ramesbauer wird

charitatis vor sich gegangen, na meinetwegen, er würde sich eventuell mit dem Troste abgefunden haben, das Opfer einer faulen, bis in ihren innersten Kern vermorschten Gesellschaftsordnung zu sein; aber die peinliche Auseinandersetzung hatte vor Zeugen stattgefunden, unter denen auch die Köchin Lisi war, welche ohnehin eine durchaus respektlose Person ist.

Das ließ sich unser starrer, komplett unbeugsamer Charakter nicht gefallen, umsoweniger als diese Prügeleien nachgerade zu einer Lieblingsbeschäftigung Papas ausarteten.

Es mußte endlich einmal ein Exempel statuiert werden. Der Hansi beschloß zu sterben und traf ohne weiteres die zweckdienlichen Anstalten. Bei ihm wird nicht geflunkert.

Die Unentschlossenheit wegen der zu wählenden Todesart währte nicht lange.

Er hätte in einen Wasserfall springen können. Es macht sich gut und deshalb war ihm dieser Gedanke anfänglich recht sympathisch, aber für derlei Bedürfnisse ist in unserem Vaterlande fast gar keine Vorsorge getroffen. Gerade wenn man einen Wasserfall notwendig brauchte, hat man keinen zur Hand. Ein Krieg zur Ausrottung der Menschenfresser — auch keine üble Idee. Aber leider hatte er sich in letzter Zeit infolge einer plötzlich auflodernden, heftigen Leidenschaft für Schokoladezuckerln fast all seiner Barmittel entblößt und befand sich augenblicklich in so traurigen materiellen Verhältnissen, daß ihm die Anschaffung einer Fahrkarte nach den unentdeckten Teilen Afrikas beim besten Willen nicht möglich war. Sich vom Schlage treffen lassen? Gar nicht übel, doch an zu viele Bedingungen geknüpft. Was da von einem alles verlangt wird! Man soll alt, man soll dick sein, man soll unmenschlich viel Bier und Wein trinken, man soll eine sitzende Lebensweise führen, man soll sich ärgern und dann ist es doch noch immer nicht sicher. Der reiche Onkel Matthias zum Beispiel erfüllt all diese Anforderungen, und wie sehr sich auch die ganze Verwandtschaft darüber wundert, „daß den Mann noch immer nicht der Schlag trifft!“, er bleibt dennoch gesund und guter Dinge.

In solche Geschichten kann man sich nicht einlassen, solchen widrigen Zufällen darf man sich nicht aussetzen, wenn man die Absicht hegt, ein Exempel zu statuieren. Er wollte prompte Arbeit liefern und trat mit seinem fertigen Plane an die Öffentlichkeit, an dessen leichter und schneller Realisierbarkeit nur eingefleischte Bosheit zweifeln durfte. Nichts in seinem äußeren Verhalten deutete auf den schrecklichen Entschluß.

Der Hansi aß wie gewöhnlich sein vormittägiges Butterbrot und erbat sich dann noch eines, das man ihm auch nicht vorenthielt; er wollte sich die nötige Kraft zur Durchführung seines entsetzlichen Vorhabens sammeln.

vorhanden waren. Von Fallsucht oder sonst irgend etwas Bedenklichem war keine Spur. Völlig beruhigt schüttelte Thomas dem Arzte die Hand, dann ging er in die Wirtschaftsgebäude, um zu sehen, ob das Korn eingebracht worden war, und um in seiner kurzen, barschen Art neue Befehle zu geben. Sein Weib hatte ihn mit Bangen beobachtet, nur ein wenig Zerknirschung, nur ein bißchen dankbarer Demut, wenn sie an ihm wahrgenommen hätte! — Noch vor dem Einschlafen kam es ihr bei: Altlechen ist nicht verschüttet, aber seine Seele ist verschüttet.

Tief in der Nacht wachte sie auf, denn nahe an ihr hörte sie ein Stöhnen. Und da kniete vor dem Bette ihr Mann, die Ellbogen ans Brett gestützt, mit den Händen das Gesicht bedeckend und heftig schluchzend.

Da langte sie nach seinem Haupt und sagte voller Liebe: „Thomas, gelt, jetzt hast es erst bedacht?"

„Ottilie, ich bin mein Glück nicht wert."

Und das eben war sein Unglück. Und vielleicht auch der Wandel zum Glücke.

# Hansis Selbstmordversuch.

Von **Ottokar Tann-Bergler.**[1])

Der Hansi ist ein starrer, komplett unbeugsamer Charakter!

Es liegt etwas Alt-Römisches in seinem Wesen; man kann sich nur schwer der Vermutung entschlagen, daß ihn die Natur lediglich zu dem Zwecke werden ließ, damit die Tragödiendichter (es herrscht seit langer Zeit eine verzweifelte Baisse in dieser Branche) endlich einmal wieder einen ordentlichen „Vorwurf" kriegen.

Die landläufigen, tragischen Helden machen sich ihre Aufgabe in den meisten Fällen eigentlich recht leicht; sie kommen gewöhnlich zu anständig-bürgerlichen Jahren und fallen erst im fünften Akte als Opfer ihres Berufes. Sie bereiten sich vor. Sie trainieren sich sozusagen. Sie betrachten das Ganze einfach als Übungssache.

Der Hansi kam frühzeitig, im Alter von sechs Jahren und unter erschwerenden Umständen zur tragischen Katastrophe seines Lebens, zum Abschluß einer verheißungsvollen Karriere.

Das Schicksal ließ sich ihm gegenüber eine gröbliche Ungerechtigkeit zu schulden kommen und das verwand er nicht. Genauer gesagt: weil er sich mit unauslöschlicher Merktinte das Gesicht „tätowiert" hatte, war er vom Papa geprügelt worden. Wäre die Prozedur in camera

[1]) Aus dem humorvollen Büchlein „Seine Majestät das Kind". Kleine Geschichten von unseren Kleinen von Ottokar Tann-Bergler. (Leipzig. Hermann Seemann Nachfolger. 1902.

„Ja, du hast mir immer die Rosinen geputzt,“ [1]) bestätigte sie doppelsinnig. „Du willst durchaus verhungern, Hansel?“

„Selbstverständlich. Wenn ein Mann sich einmal etwas vornimmt, so führt er’s auch aus, sonst ist er ein Schuft. Und überhaupt gibt’s ja heute Sauerampfer-Sauce!“

„Omeletten ebenfalls. Schau’ nur das schöne Eingesottene an.“

Der Hansi schlich sich zu den offenen Gläsern, nahm einen Löffel und meinte:

„Eingesottenes, sagt die Mama, ist kein Nahrungsmittel, ist Gift für die Kinder. Davon könnt’ ich doch kosten, gelt?“

Die Lisi schob die Gläser in unerreichbare Ferne:

„Nichts Ungesunderes für einen, der sterben will.“

Der Hansi neigte zwar zu grundverschiedener Anschauung hin. Er dachte, daß nichts geeigneter sein könnte, die letzten Augenblicke eines der Vernichtung Geweihten zu verschönern, als speziell Marmelade, aber die Lisi hätte das vielleicht als Charakterschwäche gedeutet und dieser Demütigung setzte er sich nicht aus.

Um einiges bequemer hatte er sich aber die Sache doch vorgestellt. Als die Zeit des Mittagessens herankam, litt er schon unsägliche seelische sowie körperliche Qualen und er hegte die lebhafte Befürchtung, man werde diesen Zustand verringerter Widerstandsfähigkeit listigerweise ausnützen und ihn mit roher Gewalt zum Essen zwingen.

Die Eltern waren edelsinniger als er angenommen hatte. Für ihn wurde gar nicht gedeckt und es blieb ihm gegönnt, sich nach Herzenslust weiter selbstzumorden. Davon machte er den ausgiebigsten Gebrauch.

Er ging in das Kinderzimmer und nahm sich vor, seine irdischen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Eine Verrichtung, bedeutend umständlicher als er geglaubt. Zum Anfang beschäftigte er sich damit, sein gesamtes Spielzeug, als nunmehr überflüssig geworden, der Erde gleich zu machen. Es befanden sich wenige Stücke mehr in einem Zustande, der wegen seiner Herrlichkeit zur Bewunderung herausforderte, indessen waren sie doch auch noch nicht invalid genug, um zum Spiel völlig untauglich zu sein. Er demolierte demnach alles kurz und klein unter bedeutenden Beschwerden. Er wird doch keine lachenden Erben hinterlassen! Hierauf verzehrte er die Figürchen, die vom Christbaume übrig geblieben waren. Sie sollten angeblich aus Tragant sein und er hatte schon zu wiederholten Malen davon gekostet, wobei es ihm stets vorkam, als seien sie aus gezuckertem Gips. Im Grunde genommen schmeckten ihm die Dinger auch jetzt nicht hervorragend. Indessen, er fühlte bereits Hunger.

[1]) Wienerisch entwenden.

Hierauf begab er sich in das Zimmer zur Mama und erklärte schlicht und mit vornehmer Zurückhaltung, ohne die geringste theatralische Pose:

„Mama, daß ich dir's nur sage, ich werde mich erhungern."

„Was wirst du?"

Dabei lachte die Mama.

Er befürchtete, sich nicht ganz korrekt ausgedrückt zu haben, und bemerkte ein wenig kleinlaut:

„Erhungern werd' ich mich; ich will auch gleich anfangen damit."

„Ah so, du willst nichts mehr essen? Nun, wenn es weiter nichts ist. Aber das tu' nur draußen, Hansi, denn ich möchte lesen."

Damit war diese denkwürdige Unterredung zu Ende und der jugendliche Selbstmörder begab sich ins Vorzimmer und erwartete den Tod. Wahrhaftig, er blickte ihm gefaßt und ungebrochenen Mutes ins Auge.

Viele Leute denken, daß der Hungertod von Unannehmlichkeiten nicht frei sei. Er war auch vor kurzem noch so vorurteilsvoll gewesen und fand nun zu seinem vergnügten Staunen, daß es gar nichts Gemütlicheres auf der Welt geben könne.

Freilich hatte er besonderes Glück. Es gab heute zum Fleisch Sauerampfer-Sauce; die mochte er ohnehin nicht und mußte sie doch essen, wollte er andere Speisen bekommen. Leichter hätte ihm von der Lisi das Erhungern schon gar nicht gemacht werden können.

Die Kunde von dem Unerhörten, das sich da vorbereitete, drang alsbald zu den Hausgenossen und man muß sagen, daß sie alles Mögliche taten, um dem Hansi die Ausführung seines Vorhabens zu erleichtern. Man schien ihm demnach allgemein recht zu geben. Sogar der Papa war schließlich damit einverstanden, obwohl er ursprünglich nicht übel Lust gezeigt hatte, den Lebensmüden mit dem Stocke in der Hand umzustimmen.

Mit einer stillen, sonnig-heiteren Gefaßtheit wartete man den Eintritt des Unabwendbaren ab und sprach nicht weiter von der Sache.

Wenn man aber schon einmal freiwillig aus dem Dasein scheidet, möchte man es doch nicht lautlos tun. Auch der Hansi empfand das Bedürfnis, seiner Umgebung klar zu machen, welche unausfüllbare Lücke seine in Bälde zu gewärtigende Abwesenheit in das gewohnte Getriebe reißen werde.

Er ging in die Küche zur Lisi, welche ihrer unverhohlenen Verwunderung darüber Ausdruck verlieh, daß er trotz des nun fast einstündigen Verhungerns noch immer so außerordentlich lebendig sei.

„Es wird nicht mehr lange dauern," sagte er ernst, „und dann habt ihr's! Du Lisi wirst am meisten weinen; ich hab' dir immer beim Kochen geholfen."

Da der zweite Lehrer abwesend war, fing der Poldl mit der Wohnung dieses jungen Mannes an. Dieser hatte als Junggeselle nicht viel Einrichtung, daher war bald ausgeräumt.

Der Lehrer hatte unter dem Volke den Beinamen „Der Natternfänger", weil er Schlangen und anderes Getier zu Schulzwecken sammelte und präparierte. Gleich nach Schulschluß hatte er sein leichtes Kofferchen gepackt und war damit zur Bahnstation gewandert, um in seine Heimat Vorarlberg zu reisen.

Während er dort auf den Bergen herumkletterte, eifrig an Mineralien und Gesteinen klopfend, nach allerlei niederem und höherem Wild jagend, oder Alpenpflanzen sammelnd, staunte der Maurerpoldl in seinem Zimmerchen im Mühlviertel die vielen ausgestopften Tiere an, welche auf dem Kasten und an den Wänden prangten. Der Schulleiter, dem der Lehrer den Schlüssel seines Zimmers gegeben hatte, räumte auch eigenhändig mit vieler Vorsicht die vielen Einsiedgläser herab, die verschiedene Reptile und Lurche in ihrem Innern bargen, und stellte sie in ein Klassenzimmer, wo auch die ausgestopften Vögel und Säugetiere untergebracht wurden.

Nun noch das Bett und den Tisch in die Mitte des Zimmers gerückt, mit alten Reissäcken zugedeckt, damit keine Kalkspritzer daran kamen, dann konnte der Poldl seine Arbeit beginnen!

Gedankenvoll schaute er dem Schulleiter nach, der eben das letzte Schlangenpräparat hinaustrug, und sagte zu sich: „Schad' um die schönen Glaseln! Was hätt' die Meinige für eine Freud, wenn's ein paar davon kriegen könnt' für ihre Hollersalsen oder Grankerlbeeren[1])! Zu was soll denn das sein, Regenwürm und Nattern in Gläsern einmachen? Essen wird er's doch nicht, der Herr Lehrer? Man weiß wohl nicht, was für Gusto so studierte Stadtherrn oft haben, — aber mir tät' grausen vor einem solchen Getier, — mir schon! — Pfui Teuxel!"

Der Poldl bekam schier einen schlechten Magen bei dem Gedanken. Wenn er jetzt ein Stamperl „Zweschbernen" haben könnt'! Das tät' den Ekel hinunterbeißen.

Er rückte das Nachtkästchen beiseite und horch! — es tönte ein verräterisches Klirren daraus hervor. Neugierig war er sonst nicht, der Poldl, aber diesmal konnte er der Versuchung nicht widerstehen, er öffnete die Tür des Kästchens. Richtig, da standen zwei dicke Champagnerflaschen, fest verstoppelt und, nach der Schwere zu urteilen, auch gefüllt.

Poldl hielt eine gegen das Licht, um sich zu überzeugen, doch das Glas war zu dunkel und zu dick, er konnte nicht mehr ausnehmen, als daß die Flüssigkeit darin bis über die Hälfte reichte.

[1]) Preiselbeeren.

Jawohl, Hunger. 's ist doch keine Kleinigkeit, sich durch Nahrungsentziehung aus der Welt zu schaffen. Er besah sich im Spiegel und konstatierte, daß die Zerstörung schon unglaubliche Fortschritte gemacht habe. Erschüttert wendete er seine Blicke ab und überlegte.

„Hm, es ist ganz nett, wenn man aus einer unhaltbaren, aus einer verzweifelten gesellschaftlichen Position die Konsequenzen zieht," dachte er ungefähr, „aber man darf nicht übertreiben, denn das ist der Gesundheit nachteilig. Verhungern, warum nicht? Aber man will sich doch auch satt essen!"

Der Hansi schlich sich von einem Zimmer zum anderen und stellte sich, als ob er ganz zufällig in die Nähe der Mama gelangt sei.

„Mama . . . Mama, hörst du nicht? . . . es ist doch schon Zeit zur Jause!"

„Aber Hansi," lachte die Mutter, „du willst doch Hungers sterben."

„Es wird euch so viele Ausgaben verursachen und dann . . . hab' ich ja erst neue Schuhe gekriegt und dann . . . wenn der Papa sein Ehrenwort gibt, daß er nicht mehr haut . . ."

Er formulierte noch sehr eingehend die weiteren Bedingungen, unter denen er eventuell bereit sein würde, die Bürde des Daseins weiterzuschleppen, fand aber nicht das mindeste Entgegenkommen. Die einzige Konzession, zu der die Mama sich bereit fand, war die Überlassung der restlichen Sauerampfer-Sauce. Das soll einem die abhanden gekommene Lebensfreude wieder geben!

Dabei blieb es.

Der Nachmittag verging und der Abend brach an und in der Küche duftete es geradezu perfid. Der Papa mußte bald nach Hause kommen. Der Selbstmörder strich stets in der Nähe der Eingangtür herum und als sie sich endlich öffnete und der Vater eintrat, da sprang der Hansi auf ihn zu, ergriff ihn an beiden Händen und sagte:

„Lieber Papa, dir kann's ja einerlei sein — ich möchte sehr gerne erst nach dem Nachtmahl verhungern!"

## Der bekehrte Branntweinfreund.

Eins aus dem Dorfe von **Luise Seidl-Derschmidt.**

Um die Zeit der Erdäpfelferien war's, als der Maurerpoldl in das Schulhaus des Dorfes Grafenschlag kam, um die zwei Klassen und die Lehrerwohnungen zu weißen.

„Ja, ja, Sie Herr Schulmeister, er hat schon einen gehabt, einen rechtschaffen guten, zwei Flaschen voll. Im Nachtkastl sind's gewesen."

Dem Schulleiter dämmerte eine Ahnung auf. Er eilte hinauf in das neugeweißte Zimmer, wo das zweifache corpus delicti noch am Nachtkästlein stand, und hielt dann die zwei Flaschen dem Poldl unter die Nase.

„Habt Ihr d i e ausgesoffen?"

„Wird wohl so sein; aber bitt', Herr Schulmeister, reden's für mich, daß mir der Herr Lehrer verzeiht. So viel gut ist er gewesen."

„Ja, das glaub' ich! Da, schaut's einmal her, was er sich angesetzt gehabt hat."

Damit drehte der Schulleiter die eine Flasche um, aus deren Schlunde nur noch einige trübe Tropfen rannen, und klopfte mit der flachen Hand kräftig auf den dicken Boden derselben.

Da kamen zuerst einige kleinere schwärzliche Klümpchen heraus mit vielen Beinen, Flügeln und langen Fühlhörnern, worin der Poldl, der mit weit aufgerissenem Auge und Mund zusah, Käfer und Heuschrecken erkannte. Zuletzt rückte noch ein Hirschkäfer nach, der fast nicht durch den Flaschenhals wollte und ein langgehörnter, moschusduftender Holzbock.

„Davon hat er den feinen Geruch kriegt," — erklärte der Schulleiter.

Der Poldl wurde auf einmal n ü c h t e r n. Er erhob sich zitternd. Aber der Schulleiter wollte ihm nichts schenken.

„Halt's aus noch ein bissel!" sagte er und ergriff die zweite Flasche, mit der er ebenso, wie vorhin, verfuhr.

Da spazierten zuerst eine schlanke Blindschleiche, ein paar Wassermolche mit schöngezacktem Schweife, endlich ein fetter schwarz und gelb gefleckter Salamander heraus und sie stürzten zu Füßen des schreckensbleichen Poldl auf das kurze Gras nieder.

Mit mächtigen Sprüngen nahm dieser Reißaus und verschwand hinter der Hausecke, der stillen Gegend zustrebend, wo Kompost- und Dunghaufen einträchtig ihre Stoffe behufs künftiger Verbesserung des Schulgartens aufspeicherten.

Dann, — als er mit totenblassem Gesichte wiederkam, sagte er mit zager Stimme zu seinem Töchterlein: „Trag's wieder heim, die Suppen! Ich mag heut' nichts."

* * *

Die Ferien vergingen und der junge Lehrer kam, reich beladen mit naturwissenschaftlicher Beute, von Vorarlberg zurück.

Gleich am ersten Sonntage, als er sich an die Sichtung seiner Schätze machte, klopfte es an die Tür seines Zimmers, und auf

„Also schon angegänzt! Muß doch dazuriechen.“ Ein starker geistiger Geruch mit eigentümlicher, nicht unangenehmer Beimischung rauchte dem Poldl in die Nase.

„Muß doch kosten, was sich der Herr Lehrer da angesetzt hat. Wenigstens vergeht mir der Grausen vor dem abscheulichen Viehzeug. — Nicht schlecht!“

Der Poldl weißte weiter; da er aber bei seinem Rundgange oft an dem Nachtkästlein vorbei mußte, konnte er nicht widerstehen, immer wieder und wieder die dunkle Flasche herauszuholen und zu „kosten“. Auch die zweite Flasche stoppelte er auf und versuchte deren Inhalt.

So kam es, daß er immer aufgelegter wurde bei seiner Arbeit. Und als er mit dem Weißen fertig war und der Schulleiter ihn hinabrief mit dem Bemerken, sein Dirndl habe ihm von daheim die Mittagssuppe gebracht, — da zeigte er sich als eine schwankende Gestalt, die sich unsicher die Treppe hinabtappte und draußen in der frischen Herbstluft, der stützenden Mauer entbehrend, sich hinstreckte auf den weichen, kurzen Rasen des Rains, wo sein Töchterlein mit dem Suppentopfe seiner harrte.

Dem Kinde schien der Anblick des Vaters nicht gerade seltsam zu sein.

„Mariankerl, jetzt hat der Vater z' Mittag schon einen Rausch,“ rief es weinerlich und versuchte vergeblich, den Vater zu nötigen, daß er etwas warme Suppe zu sich nehme.

Von dem Gejammer des Mädchens angelockt, kam der Schulleiter, um nachzusehen, was es gäbe.

„Poldl,“ schrie er ihn an und rüttelte ihn unsanft an der Schulter, — „wo seid's denn zu dem Rausch kommen?“

„Zum Wirt wird er halt hinüber sein, der Mutter ist's eh im Geist vorgangen; laß dir schlaun,[1]) hat's gesagt, daß du bald dort bist mit der Suppen, sonst geht er ins Wirtshaus. Und jetzt bin ich doch z' spat kommen.“

„Im Wirtshaus war er nicht“ — wandte der Schulleiter ein. „Ich hab' den ganzen Vormittag im Garten gearbeitet, da hätt' ich ihn aus- und eingehen sehen müssen.“

„Was habt's denn trunken?“ rief er den Poldl nochmals an, als er sah, daß dieser sich schwerfällig zu erheben versuchte.

„Dem L — — lehrer hab' ich sein B — — branntwein austrunken,“ lallte er, — „bitt' g — gar schön, red's mir ein g — gut's Wort, ich tu's eh nimmer, — daß kein Verd — druß wird.“

„Der Lehrer hat ja gar keinen Schnaps, er trinkt nie einen.“

[1]) beeile dich.

Der Lehrer nahm die gutgemeinte Gabe, um das Weiblein nicht zu kränken, welches nun hocherfreut zu ihrem von der Trunksucht geheilten Manne zurückkehrte.

„Schau schau!“ sagte er bei sich selbst, „jetzt hat die spaßige Geschichte gar noch einen ernsthaften Schluß gefunden. Da könnt' ich mich ja mit meinem Hausmittel beim Anti-Alkoholiker-Kongreß anmelden! Vielleicht hilft's auch anderswo.“

# Lyrische Grotesken.

Von Franz Karl Ginzkey.

## Tani Tani Titibu.

Heute stimm' ich meine Leier
Mir zur Feier ganz allein.
Mir zur stillen Freudenfeier
Soll dies Lied gesungen sein.
Kümm're mich um keinen Lohn,
Fürchte mich vor keinem Hohn,
Selbst vor keiner Redaktion!

So mit freigeword'nen Sinnen,
Jeder Sklavenfessel bar,
Kann ich nun mein Lied beginnen,
Daß es töne schlicht und klar.
Niemand höre mich als du,
Meine schwarze Felsenkuh,
Tani Tani Titibu!

Du bist nicht wie and're Kühe,
Tani Tani Titibu!
Dich zu schaffen gab mir Mühe,
Wie so wunderlich bist du!
Wie das Herz im Leib mir lacht,
Seh' ich deiner Hörner Pracht,
Deines Felles tiefe Nacht.

Gott, der Herr, hat kühn erschaffen
Viel und seltsamlich Getier,
Dromedare und Giraffen,
Viel an Wundern, dort und hier,
Aber keines ist wie du,
Meine schwarze Felsenkuh,
Tani Tani Titibu!

Du bist nicht wie and're Kühe,
Tani Tani Titibu!
Lohnend deines Dichters Mühe,
Wie so wunderlich bist du!
Selig, als ich dich erschuf,
Als dein leichter Silberhuf
Folgte meinem Zauberruf!

And're Tiere zu besingen,
Wäre freilich sehr bequem.
Braucht man doch vor allen Dingen
Nichts als einen „großen Brehm“.
Tief'rer Macht nur folgest du,
Meine schwarze Felsenkuh,
Tani Tani Titibu!

Du bist nicht wie and're Kühe,
Tani Tani Titibu!
Nur des Dichters tiefe Mühe
Schuf ein Wundertier wie du!
Wem verdankest du dein Sein?
Du verdankst es mir allein,
Und auf ewig bist du mein!

So als Schöpfung ohnegleichen
Weide nun, mein teures Vieh,
Auf der grünen blumenreichen
Wiese meiner Phantasie!
Weide dort in guter Ruh,
Meine schwarze Felsenkuh,
Tani Tani Titibu!

## Von der Liebe.

Schrieb die schöne Adelheid:
„Daß ich Euer Liebesleid
Süß zu stillen mag geruh'n,
Habt Ihr folgendes zu tun:

Wenn die Abendwinde weh'n,
Müßt Ihr heut' um Sieben steh'n
Unter meinem Fensterlein,
Aber — nur auf einem Bein!“

Das Unglaubliche geschah:
Um Punkt Sieben stand er da,
Ganz allein auf einem Bein
Stand er da im Mondenschein!

— Lache niemand, der dies hört!
Lieb' hat jeden schon betört!
Jedem schlägt sein Stündlein fein,
Da er tanzt auf einem Bein!

sein „Herein" trat ein noch junges anstelliges Weiblein über die Schwelle.

„Herr Lehrer," hub sie an, indem sie begann aus einem Henkelkörbchen allerlei Dinge hervorzukramen, — „heut' wär ich da, um mich recht schön zu bedanken."

„Bedanken? Für was denn?"

„Die Maurer-Poldlin bin ich halt. Und wenn's der Herr Lehrer nehmen wollt, — da hätt' ich etliche Eier und ein' Butter, — wenn's das als Zahlung gelten lassen wollt's. Geld hab' ich keins!"

„Was wollt's denn eigentlich? Mir seid's nichts schuldig." „A wohl ja, Herr Lehrer! Für's erste sind wir Ihnen den Weingeist schuldig, den mein Alter Ihnen beim Weißen ausgesoffen hat."

„Ja so!" Jetzt ging dem Lehrer ein Flämmchen auf, — denn der Schulleiter hatte ihm das Schicksal seiner zwei Champagnerflaschen bereits mitgeteilt.

„Und zweitens," fuhr die Poldlin fort, „bin ich Ihnen noch häufig Dank schuldig, so viel, daß ich's mein Lebtag nicht zahlen könnt'. — Denn seit demselben Schnapsrausch mag der Poldl keinen Branntwein mehr schmecken. Was all mein Bitten, Greinen und Kebeln nicht zustand gebracht hat, was nicht einmal der Pfarrer in der Beichtlehr und am Predigtstuhl mit all seinem Menten[1]) ausg'richt hat, — das hat der Weingeist vom Herrn Lehrer bewirkt. D'rum gelt's Gott z' tausendmal."

„Freut mich, Poldlin, wenn's so ist. Aber mir dürft's deshalb nicht danken, ich weiß weiter nichts davon."

„Wegen dem! Und noch was! Gescheiter bin ich auch um ein Trum worden. Mein Lebtag hab ich mich gift, wenn ich so Würm und Käfer und Nattern hab' kriechen sehen, die nur zum Schaden für die Leut da sind, — so hab' ich gemeint in mein' Unverstand, — und hab' einmal über das andremal gesagt: Zu was denn unser Herrgott das Viehzeug erschaffen hat!"

„Und jetzt meinst," lachte der Lehrer belustigt, „daß er's eigens deswegen in die Welt gesetzt hat, damit ich's mit Weingeist umbring' und der Poldl mir beim Zimmerausweißen drüber kommt?"

„Der Herr Lehrer mag lachen, — aber sein tut's doch so! Eine ganze Familie ist vor dem Elend gerettet worden, — denn er hätt' sich ganz versoffen, der Poldl."

Eier und Butter waren ausgepackt und standen auf dem Tische.

„Bitt' gar schön, tun's mir's nicht verschmähen, — das ist nur für den Weingeist und für die verstreuten Vieher, wenn's etwan abgehen sollten. Und für das andere nochmals schön' Dank."

---

[1]) zürnen.

III. In welcher Art ich zu den Ideen meiner Werke komme?

Stets zufällig. Absichtliches Suchen nach Ideen und Stoff führt zu nichts. Auch aus Büchern vermag ich wenig Gewinn zu schöpfen, ebenso aus Anregung von anderen Personen. Aus dem Leben direkt weht mich ganz unvorhergesehen und plötzlich etwas an, ein kleiner Keim, der unbewußt in mir Wurzel faßt und allmählich zur Gestaltung drängt.

Manchmal auch ist der Eindruck so heftig und so zur Bearbeitung drängend, daß ich sofort an den Schreibtisch muß, um die Arbeit anzufangen. So war's mehrmals, daß ich des Morgens ganz harmlos aufstand, um dann, durch irgend ein unbedeutendes Erlebnis gepackt, an den Schreibtisch gefesselt zu werden, von dem ich dann monatelang nicht loskam.

IV. Welche inneren Gründe und welche äußere Form?

Darüber denke ich wenig nach, arbeite nur frisch darauf los, wie es mir in die Feder kommt. Aufgeregt fühle ich mich bei meiner Arbeit nicht, ruhig schreibe ich hin, was mir ebenso ruhig eingefallen ist. Ein einzigesmal ist der Traum der Schöpfer eines Werkes bei mir gewesen. Ich träumte eine Gerichtsszene und der Traum war so überaus lebhaft, daß ich nach dem Erwachen aufstand, an den Schreibtisch ging und den Eindruck wie ein Geschehnis niederschrieb. Das Volksdrama „Am Tage des Gerichts" ist daraus geworden. Lebhaften Träumen bin ich überhaupt unterworfen, doch im Tageslichte pflegen die Eindrücke nicht mehr standzuhalten und das, was im Traume oft noch so effektvoll gewesen, ist wachend überdacht leer und nichtig. Nur jener Gerichtsszenetraum war eine Ausnahme.

Der Unterschied des Wertes zwischen einem mit Schaffenslust hervorgebrachten und einem in Unlust entstandenen Werke ist mir stets sehr klar. Nur werde ich in allzu großer Schaffensfreude leicht geschwätzig und weitläufig, während im Gegenteile manchmal der Vorzug der Knappheit erreicht wird.

Die Fehler eines Werkes merke ich mehr instinktiv als mit klarem Bewußtsein.

Gewöhnlich gefällt einem etwas nicht, ohne zu wissen, wie es besser zu machen sei.

V. Zuerst habe ich eine dämmernde Vorstellung vom Ganzen, das da werden soll. Dann mache ich einen ganz theoretisch gedachten Plan. Oft aber nimmt die Sache während der Ausführung einen anderen Lauf. Ich hemme ihn nicht, obschon er dem ursprünglichen Plane nicht entspricht, und habe es selten zu bereuen gehabt, daß ich mir keinen Zwang angetan, sondern meine Erzählung planwidrig, hingegen organisch ausgestaltet habe. So wird's am Ende zumeist etwas anderes als ich anfangs beabsichtigt hatte, und oft etwas Besseres, und manchmal war ich schließlich überrascht von dem, was fertig vor mir lag und ich wunderte mich, daß etwas da war, von mir gestaltet, ohne daß ich's eigentlich machen wollte, oder wenigstens ohne daß ich von einer Arbeit oder Mühe auch nur das mindeste gemerkt hatte. Es hatte sich, möchte ich sagen, selbst gemacht.

VI. Äußeres Wollen oder Müssen hat bei mir auch vielfach mitgewirkt, aber ich wartete damit doch zumeist auf einen inneren Anlaß oder Berührungspunkt. Innerer Drang mit äußeren Beweggründen wirken zusammen sehr vorteilhaft.

VII. Meine Schaffenslust regte sich das erstemal etwa in meinem zehnten Jahre. Damals war es lediglich Nachahmungstrieb, ich wollte ähnliches machen, was ich in Büchern las. Ich hatte zu eigen keine Bücher, liebte sie aber und darum wollte ich mir welche schreiben. Schließlich kommt ja alles auf Nachahmerei hinaus, anfangs ahmt man Kunst nach, später Natur. Peter Rosegger.

## Die letzte Pflicht.

Und als er nun gestorben war
Nach langen Daseins großer Müh',
Nach wenig Licht auf dunklem Pfad,
Da schlief er einen guten Schlaf.

Es stand der Sarg im hohen Dom,
Mit Kränzen war er reich geschmückt,
Die Freunde standen rings umher,
Der Prediger stand zu Häupten ihm.

Er sprach mit schön beschwingtem Wort
Vom Manne, den er nie gekannt,
Von Werken, die er nie geseh'n,
Vom Leben, das er nicht verstand.

Da öffnete mit einemmal
Der Sarg sich leise, und es stieg —
Entsetzen bannte jeden Blick —
Der Tote unverzagt heraus!

Er schritt wohl auf den Pred'ger zu
Und gab ihm, mit geübter Hand
— Die ganze Kirche schallte laut —
Zwei wohlgezielte Backenstreich!

Dann — legt' er wieder sich zurück
In seinen Sarg und schloß ihn zu
Und war noch toter als zuvor,
Nun war es erst der rechte Tod!

Nun war es erst der rechte Schlaf,
Der volle tiefe Todesschlaf.
Es war das Schlafen eines Mann's,
Der seine letzte Pflicht getan.

# Wie schaffen die Dichter?

Der Auszug aus Friedrich v. Hauseggers Buch: „Gedanken eines Schauenden" („Heimgarten" XXVIII, Seite 279) über das Schaffen der Komponisten hat bei unseren Lesern ein so hohes Interesse gefunden, daß wir hier den Anschluß, wie die Dichter schaffen, folgen lassen wollen. Auf Hauseggers angeführte Fragen, wie, unter welchen Voraussetzungen, Einflüssen, Stimmungen u. s. w. die Dichter arbeiten, haben geantwortet Julius Bierbaum, Ludwig Fulda, Franz Keim und andere.

Lieber Freund!

I. Bin ich von etwas beseelt, so ist mir zum Schaffen jede Stunde recht, obschon die Abendstunden der Winterszeit am gedeihlichsten sind. Lärm draußen oder in den Nebenzimmern macht mir nichts, nur muß ich die Sicherheit haben, daß niemand in mein Zimmer tritt. Erwarte ich Besuch oder muß ich sonstwie die Tagesordnung unterbrechen und mich aus der Arbeit reißen, so beunruhigt mich das schon Stunden vorher. Ich bedarf zur Arbeit vor allem das Bewußtsein, daß der Tag mir gehört. Körperlicher Schmerz macht mich bald unfähig für die richtige Stimmung, nur das Asthma, und selbst wenn es ziemlich heftig ist, läßt mir den Kopf frei; während schwerer Atemkrämpfe, die manchmal stundenlang dauern, habe ich oft recht lustige Sachen geschrieben. Bei Sonnenschein fühle ich weniger geistige Kraft und Sammlung als bei schlechtem Wetter. Nebel, Regen, Schnee, Sturm erfrischen mir die Seele.

II. Fühle ich mich überhaupt geistig frisch und angeregt, so drängt es mich sofort zum Schreiben, zum Produzieren. Und wenn ich beseelt bin, da freut mich kein Lesen, kein Hören, kein Beobachten, nur Schreiben und Schreiben. So nehme ich zu wenig ein und gebe zu viel aus.

Ad VIII. Ob Interessen rein künstlerischer Art Einfluß auf mein Schaffensvermögen haben, weiß ich nicht. Auf Erkenntnis zielt mir jede künstlerische Tätigkeit, denn diese ist mir eine betätigte Sehnsucht nach Klarheit und Harmonie, dies aber nicht im philosophischen Sinne, sondern in dem einer persönlichen Genugtuung. Das Schaffen ist mir Tiefenerkenntnis meiner selbst. Daß etwas Ehrgeiz mitläuft und stößt, glaube ich, obwohl ich im ganzen frei von der Gier nach Anerkennung bin. Aber ich fühle zuweilen mitten im Gelingen einer Sache den freudigen Gedanken: das muß den und jenen wie mich ergreifen, das muß meinen Wert beweisen. Aber vielleicht ist auch das bloß lyrische Exaltation.

Nehmen Sie, sehr geehrter Herr, mit diesen Andeutungen fürlieb und empfangen Sie die Grüße der Hochachtung Ihres ergebenen

Otto Julius Bierbaum.

Sehr geehrter Herr!

Der Anregung Ihrer gef. Zuschrift vom 2. d. M. komme ich gerne nach, da ich das Ziel Ihrer Studien für außerordentlich interessant, freilich auch für ebenso schwierig halte. Es erscheint mir fast unmöglich, zu allgemeinen Gesetzen des künstlerischen Schaffens vorzudringen, erstens, weil es ebensowenig wie zwei Menschen mit gleicher Handschrift, zwei Künstler mit gleicher Produktionsweise gibt und jemals gegeben hat; zweitens weil — wie Sie ja selbst betonen — das wichtigste der Selbstbeobachtung des Künstlers entzogen bleibt. Ihre Fragen nach den Einflüssen unbewußter Natur stelle ich daher an die Spitze; denn nach meinen theoretischen und praktischen Einsichten in das Wesen der Kunst und nach meinen eigenen bescheidenen Erfahrungen entsteht alles künstlerisch Echte unbewußt; der Verstand hat dabei nur die sekundäre Tätigkeit einer nachträglichen Kontrolle; niemals aber ist er zeugend, und wo er von einer lückenhaften Inspiration zu Hilfe gerufen wird, da kann er diese Lücken nur sehr mangelhaft verschleiern, niemals aber im Sinne wahrer Produktion ausfüllen.

Bei vielen Ihrer Fragen kann ich also nur ein „Ich weiß nicht" zur Antwort finden. So z. B. habe ich, so viel ich auch darüber schon nachgesonnen, keine Ahnung, welche äußeren Umstände mich schöpferisch machen. Ich weiß nur, daß mir die besten Ideen und Einfälle stets völlig spontan kommen, daß sie blitzartig auftauchen und daß ich durch systematisches Denken niemals eine poetische Eingebung habe sollizitieren können. Ich weiß ferner, daß solche produktive Augenblicke mir bei allen möglichen und sehr verschiedenartigen äußeren Situationen, bei Tag und Nacht, in Einsamkeit oder Gesellschaft, im Studierzimmer oder in schöner Natur gekommen sind, ohne daß ich irgend behaupten dürfte, eine dieser Situationen sei der anderen vorzuziehen.

Von Körperdispositionen bin ich als nervöser Mensch im höchsten Grade abhängig. Meine Arbeitskraft ist an verschiedenen Tagen und in verschiedenen Stunden des Tages von sehr verschiedener Stärke. Aber mit dem, worauf es Ihnen hauptsächlich ankommt, mit dem schöpferischen Anstoß, haben solche Dispositionen auch sehr wenig zu tun; denn ich habe gefunden, daß ein elektrisierender Einfall sie überwinden kann, während sie ein andermal wochenlang jede Arbeitslust lähmen.

Die Natur ist für mein ganzes Seelenleben von dem allergrößten Einflusse. Landschaftliche Eindrücke sind für mich mit die stärksten, die ich kenne; trübes oder sonniges Wetter wirken entscheidend auf meine Gemütsstimmung. Aber auch hier sehe ich wieder nur einen losen Zusammenhang mit der eigentlichen produktiven Disposition, da diese mit meiner sonstigen Gemütsverfassung nur sehr lose zusammenhängt. Meine Phantasie hat in Zeiten sonstiger Melancholie heitere und in Zeiten glücklichster Laune düstere Bilder hervorgebracht.

Sehr geehrter Herr!

Auf Ihre interessanten Fragen würde ich gerne ausführlich antworten, wenn ich nicht wüßte, daß es dann zu ausführlich würde. So muß ich mich also damit begnügen, mich zu den von Ihnen herausgehobenen Punkten zu äußern.

Ad I. Ich fühle mich künstlerisch, besser gesagt: schöpferisch am meisten angeregt, wenn ich in der Nähe einer großen Stadt, aber doch so weit von ihr entfernt wohne, daß mein Wohnort kein städtisches Gepräge trägt. Die Möglichkeit mich abzusondern, einsam und in der Stille zu sein, ist mir Bedürfnis, aber ich muß es in der Hand haben, schnell einmal diese Einsamkeit zu verlassen, um auf kurze Zeit im Getümmel der großen Stadt unterzutauchen. Ich nenne das: mich massieren lassen, wobei ich das Wort in seinem hygienischen Sinne nehme, mir aber auch zugleich erlaube, es von „Masse" abzuleiten. Kurz gefaßt also: Grunderfordernis: Aufenthalt in stiller Natur, aber zuweilen das Bedürfnis nach Kontrast dazu. — Im übrigen viel Bewegung, eine schöne Umwelt, keine Lebenssorgen, aber zuweilen eine starke seelische Erregung, z. B. durch eine Äußerung großer Kunst. Auch wirken Gespräche, auf die ich mich selten einlasse, häufig lösend und klärend auf meine schöpferische Psyche. Voraussetzung ist im allgemeinen körperliches Wohlbefinden, doch habe ich öfters die Bemerkung gemacht, daß die besten Produktionszustände auf ein gewisses Unwohlsein, das sich in einer besonderen Art von nicht heftigem Kopfschmerz äußert, folgen. Früher wirkte Alkohol stimulierend auf mich, jetzt wirkt er direkt gegensätzlich, so daß ich ihn vermeide. Aber ein anderes Reizmittel, die Zigarre, kann ich gerade in künstlerisch bewegter Verfassung nicht entbehren, ohne daß das Rauchen etwa den schöpferischen Zustand herbeiführte. Es unterstützt ihn nur.

Ad II. Augenblicke der Schaffenslust sind mir identisch mit dem, was ich das eigentliche Lebensgefühl nenne. Nur in ihnen fühle ich mich wirklich wohl. Habe ich sie nicht, so leide ich an Langweile, Unbefriedigtheit, bin ärgerlich, gallig erregbar oder deprimiert. Vor allem fehlt es mir in diesen Zwischenzeiten durchaus an Selbstbewußtsein. Zuweilen tritt dies Gefühl fast krankhaft auf und sieht der Verzweiflung ähnlich. Aber ein glücklicher Augenblick des Schaffens macht alles wett.

Ad III. Wie ich zu den Ideen meiner Werke, sei es ein kleines Gedicht oder etwas Größeres, komme, weiß ich nicht. Ich habe die Empfindung, als sei alles eigentlich schon fertig entstanden und die Gnade des Augenblickes bestehe nur im Wegheben einer Dunstschicht, die sonst darüber lagert.

Ad IV. Auch die Ausgestaltung und die Wahl der Kunstform geschieht nicht mit deutlichem Bewußtsein. Häufig ist es ein Tasten, bei dem ich aber nicht immer gleich das treffe, was ich für das rechte halte. Im Augenblicke des blinden Zugreifens meine ich das richtige zu haben, beginne, führe aus, aber plötzlich sehe ich, daß ich auf dem falschen Wege bin. Dann vernichte ich sogleich, was ich geschrieben habe, und fahre mit probieren fort, bis sich das Gefühl, im Irren zu sein, nicht mehr einstellt.

Ad V. Ich bin mir nicht bewußt, direkt von Träumen beeinflußt zu sein, aber ich glaube, daß ich manches Gedicht geträumt habe, bevor ich es schrieb. Geistige Exaltation ist beim lyrischen Schaffen immer da.

Ad VI. Im allgemeinen träume ich selten und sehr lebhaft; meistens wirr und grotesk. Meine Exaltationszustände sind meine lyrischen Schaffensausbrüche. Andere habe ich nicht.

Ad VII. Produkte invita Minerva erkenne ich mit einem Gefühle von Ekel als solche. Eigentliche Merkmale habe ich dafür nicht.

nenwerth vorstellend. Ein Häuschen an der Straße schien mir eine Schmiede sein. Längst hatte sich in meiner Phantasie die Geschichte vom Vater, der den nen Sohn tötet, vorgebildet; als ich das Bild eines Tages wieder betrachtete, ich in dem Flur des genannten Hauses plötzlich den weißbärtigen Alten mit hwungenem Hammer, und sofort stellte sich die Handlung und dazu das nationale ment auf historischem Hintergrunde (der Freiheitskrieg von 1813—1814) wie selber ein. Der brave deutsche Alte erschlug seinen französisch gewordenen ver-rischen Sohn.

Trotz meiner leicht exaltierenten Natur bin ich mir nicht bewußt, daß ume einen direkten Einfluß auf mein Schaffen geübt hätten. Tatsache ist aber, ich nach anhaltender größerer Arbeit oft unbekümmert den Faden des Zu-menhanges fallen lasse, um ihn trotz aller Verwicklung nach einer wohldurch-afenen Nacht nur um so sicherer wieder aufzugreifen.

Die Ausgestaltung aller meiner Dichtungen, so unbewußt sie auch geschehen , läßt mich doch die Tatsache klar erkennen, daß mir alles das leicht gelingt, ich in Form von Dialog und gegenwärtiger Handlung vorführe. Dagegen ist s Erzählen oder Beschreiben meinem unruhigen Wesen widersprechend. So habe denn bisher nur ein einziges episches Gedicht, „Stephan Fadinger", vollendet auch dieses nur in der Art, daß es sich nicht aus langen erzählenden Ge-gen, sondern aus kurzen, dramatisch belebten Situationsballaden zusammensetzt, n jede ihren Anfang und ihr Ende so in sich trägt, daß sie ein Ganzes, hsam eine Szene für sich bildet.

Also die Form wird mir von der Richtung meines Naturells und Tempera-ts unbewußt vorgeschrieben.

Gewiß fühle ich daher selbst (nach Wiederkehr einer ruhigen Stimmung), ob fertiges Werk in diesem Sinne gelungen oder mißlungen ist. Zwingen kann ich absolut zu keiner Produktion, die gelingen soll.

Es wäre Lüge, wenn ich mein Schaffen ganz dem Bereiche des intellektuellen llens entrückt halten wollte. Bei volkstümlich politischen Liedern ist derlei über-pt unmöglich. So hat mich die bekannte Bedrängung und Herausforderung der Ungarn preisgegebenen Siebenbürger Sachsen zur Schaffung des Gedichtes urmlied der Siebenbürger Sachsen" veranlaßt. Dies Wollen gab dem Liede seine ularität.

Bei dramatischen Entwürfen, von denen jeder Poet eine größere Auslese im te zu haben pflegt (weil man doch vieles will und weniges vollendet), spielt persönliche Moment unbewußt die Hauptrolle.

Wer aber vermöchte jedesmal zu entscheiden, ob nicht Anregung durch zeit-össische Meister, Widerspruch, Polemik und Kunstmode dabei ebensoviel mit-beitet haben. Soviel glaube ich zugeben zu dürfen, daß mich bei Schöpfung nes Schauspieles „Die Spinnerin am Kreuz" nicht zum wenigsten auch der nsch begeistert hat, im Gegensatze zu Anzengrubers Bauernkomödien und Stücken dem Wiener Leben der Gegenwart ein allgemein menschliches Stück auf historisch nhaftem Grunde zu schaffen, das mir noch keiner vorgeschrieben hätte. Aller-gs wirkte auch das Malerische der alten Säule und das Kolorit einer vergan-n Zeit gewaltig auf meine Anschauung hier wie anderwärts ein.

Äußere Zwecke haben niemals mein Schaffen in irgend einer Weise beein-t. Es ist immer nur die Befriedigung meines innersten Wesens, welches in m Werke ein Bekenntnis seiner jeweiligen Sehnsucht zum Ausdruck bringen will.

Diese Sehnsucht, dieses Streben nach Wiedergabe, nach Ausgestalten dessen, s mich bewegt und erfüllt, halte ich für das Wesen aller, so auch meiner

Damit habe ich Ihre Fragen bereits beantwortet, soweit ich kann. Die Art der Ausgestaltung einer Idee ist freilich schon weit mehr der Reflexion unterworfen; hier haben Bildung, Geschmack, Selbstkritik ein entscheidendes Wort mitzusprechen. Dennoch sind sie auch hier nicht allein ausschlaggebend; sonst wäre es ja nicht denkbar, daß ein Teil des Werkes, an den man einen besonders mühevollen Fleiß gewandt, zurücksteht hinter einem anderen Teil, der sich ganz von selbst ergab.

Träume haben, soweit ich es beurteilen kann, mich nie beeinflußt. Exaltationszustände hatte ich nur in frühester Kindheit.

Den Wert meiner einzelnen Arbeiten beurteile ich in verschiedenen Zeiten sehr verschieden, meist am günstigsten ehe sie vollendet und am ungünstigsten kurz nachdem sie vollendet sind. Bei wirklicher Schaffensunlust habe ich nie auch nur eine Zeile schreiben können.

Das erste Erwachen meines Produktionsdranges fällt bereits in mein sechstes Lebensjahr. Ich begann Verse zu machen, noch ehe ich schreiben konnte, und habe während der ganzen Kindheit und Jugend eine Unsumme pueriler Opera verfertigt, die neben meiner früh ausgeprägten Gewandtheit der Form nichts anderes verrieten als einen selbst durch Nichtachtung, Spott und Warnungen nicht zu unterdrückenden Naturtrieb.

Ich bitte Sie, sich mit diesem Wenigen zu begnügen. Es ist alles, was ich, meine Person betreffend, über den Gegenstand zu sagen weiß.

Mit vorzüglicher Hochachtung Dr. Ludwig Fulda.

Sehr geehrter Herr Doktor!

Ihre Fragen über das künstlerische Schaffen möchte ich dahin beantworten:

Äußere Umstände üben auf mich einen merklichen Einfluß aus, auch die äußere Umgebung ist für mich geradezu stimmunggebend oder -raubend.

So erinnere ich mich, daß ich (vielleicht weil ich auch etwas Maler bin) durch das Entzünden der Laternen in größeren Städten, und zwar umsomehr als noch am Himmel ein lebhaftes Abendlicht nicht erloschen ist, zu lebhafter, aber unbestimmter poetischer Empfindung jedesmal erregt werde. Ich schreibe dieses aufgeregte Empfinden der Ähnlichkeit mit jener Stimmung zu, die mich vor dem Rampenlichte des Theaters ergreift. Also Dämmerung und noch mehr Abend- oder Lampenlicht macht mich produktiv; dagegen läßt mich der schönste Morgen und der hellste Tag mehr indifferent, wenn nicht andere Momente der Anregung hinzutreten.

Die Schaffensstimmung kündigt sich als eine Unruhe, Neigung zu Selbstgespräch, Gesang, wohl auch abgerissenem Phantasieren auf dem Flügel an. Wie mir denn einige Dialektgedichte mit Wort und Melodie zugleich entstanden sind, ohne daß ich Musiker bin.

Die Ideen zu meinen Werken sind mir kaum je vor der Arbeit bewußt geworden.

Wie die musikalische, so regt sich in mir noch viel mehr die malerische Ader, der ich, halb unbewußt, die meiste Eingebung verdanke.

So empfing ich den ersten Gedanken zu meiner Tragödie „Sulamith“ — abgesehen von den selbstverständlichen inneren Prozessen meiner Gemütslage — einerseits aus der Erinnerung an einen schönen Garten an der Küste des Adriatischen Meeres andererseits aus der Betrachtung eines Kartons von Führich, „Das Urteil Salomonis“.

Das Schauspiel „Der Schmied von Rolandseck“ entstand auf eine noch zufälligere Art. Ein Antiquar hatte mir ein Bild gesandt, Rolandseck und die Insel

ters, des Österreichers Ferdinand Wittenbauer[1]) entgegenstellen. e verhält sich zu jener wie Gesundheit zu Krankheit. Aus dem tigen Gedeihen des deutschen Volkes und aus dem berechtigten nsche, daß die gute nationale Eigenart desselben sich erhalte, nnt Wittenbauer den Titel, mit der deutschen Vergangenheit zu beschäftigen, dieselbe von Neuem dichterisch zu be- n und zu gestalten. Das eben war ja der Grundgedanke der roman- en Schule im ersten Drittel des vergangenen Jahrhundertes, den rländischen Sinn zu wecken und zu erhalten und gegenüber dem ten, nüchternen Rationalismus eines Nicolai und seiner Genossen Rechten des Herzens Achtung und Befriedigung zu schaffen.

Man ist vielleicht versucht, den Wert einer derartigen dichterischen tigung zu unterschätzen. Wer aber wollte sich vermessen, einem wahr- en Dichter, das heißt einem Schöpfer vorzuschreiben, was er schaffen, welchem Ton er seine Menschen kneten soll? Wenn er nur, wie tenbauer, wirklich die Kraft besitzt, Bewegung, Leben, frisches, starkes n zu gestalten. Und dann tut es not, das deutsche Volk, das mit einer rgie und einem wohlverdienten, aber leicht zur alleinigen Kultur Verstandes hindrängenden Erfolge sondergleichen wirtschaftlicher und ischer Arbeit sich hingibt, an die Forderungen des Gemütes zu nen, des innigen deutschen Gemütes, das die Vergangenheit des schen Volkes wie mit einem milden Feuer durchwärmt und durch- tet und geschaffen ist, auch der strengen Gegenwart etwas Ver- endes zu geben . . . Und endlich ragen in unsere Zeit noch man- ei Reste mittelalterlicher und frühneuzeitlicher deutscher Kultur herein, auch ein stoffliches Interesse bieten. Ich erinnere nur an das ntische Leben an deutschen (hierzu rechne ich natürlich auch die schösterreichischen) Hochschulen, dem tatsächlich Wittenbauer den Vor- f seines Stückes „Filia hospitalis“ entnommen hat.

So sind wir der Eigenart Wittenbauers in Rücksicht auf die rarhistorie gerecht geworden und haben sozusagen seine historische wandtschaft mit anderen deutschen Dichtern festgestellt. Er verdient nicht minder, daß wir uns mit seiner literarischen Individualität sich beschäftigen und den poetischen Feingehalt seiner Dichtungen digen. Wir haben Wittenbauer seinen Platz unter den Romantikern wiesen und es sei vorweg gesagt, daß er an poetischer Begabung die Besten jener Zeit heranreicht, an Baumbach, Wolff und Scheffel. werden darum zunächst einige Worte über den Lebensgang des ters gewiß interessieren.

[1]) Von Wittenbauer erschienen bisher: „Der Narr von Nürnberg“, „Jung Unnutz“, Gispele“, „Schnabelwetze“, „Die Hübscherin und ihr Gärtlein“, „Filia hospitalis“. tlich im Verlage Karl Konegen in Wien.)

Kunst; und deshalb kann ich mich des ersten produktiven Aktes (der viele Jahre sich bei mir unbewußt wiederholte) nicht entsinnen.

Die schwere Erkrankung meiner Mutter, soviel entsinne ich mich noch, brachte mich zu dem Entschlusse, zum erstenmal ein Gedicht an ein großes deutsches Familienblatt einzusenden. Zu meiner Freude brachte gleichzeitig mit der Genesung meiner Mutter damals vor vielen Jahren die „Gartenlaube“ Ernst Keils das betreffende Lied „Mutter und Kind“, ein Umstand, der mich noch immer nicht bestimmte, mich für einen Dichter zu halten. Erst das „Lied des Lebens“ machte mich dazu.

Eines Umstandes pathologischer Natur darf ich nicht vergessen. Ich bin dem Fieber sehr oft unterworfen. So peinlich das für normale Menschen sein mag, ich ziehe einen seltsamen Vorteil daraus. Mit ihm zieht sofort eine hochgesteigerte Schaffenstätigkeit ein. Meine Augen sehen dann dramatische Vorgänge mit lebhaftester Deutlichkeit in vollster Bewegung. Ich begehre dann Stift und Papier und höre buchstäblich den Dialog mit der passiven Empfindung, ich müsse ihn eben nur diktando nachschreiben.

So habe ich beispielsweise im Wechselfieber den „Schmied von Rolandseck“ in sechs Tagen im ersten Wurfe niedergeschrieben. F. Keim.

# Klassizistische Romantik.

Von **Dr. Emil Reimdörfer.**

Feinfühlige Ästheten spüren den Hauch einer neuen Romantik. Sie wollen sagen, daß einige Dichter (Maeterlinck u. a.) den Tatsachengehalt unserer Zeit völlig erschöpft glauben, indem die Oberflächenerscheinungen aller Bereiche des Lebens bereits zur Genüge geschildert worden seien und daß die Dichter nunmehr, nachdem sie alle Wirklichkeiten erfaßt haben, sich anschicken, was hinter den Dingen und Vorgängen verborgen liegt, in unsere, der „Laien“ Merkweite, womöglich ins helle Licht der Bühne zu ziehen. Ob wir wirklich schon so weit sind, ein wenig hinter den Vorhang des Lebens gucken zu dürfen und zu können, soll hier nicht untersucht werden; es ist aber bald klar, daß diese Richtung der Dichtkunst mit dem, was man literargeschichtlich und gemeiniglich Romantik nennt, bisher doch nur die ungesunden Eigenschaften teilt: eine unselige Neigung zum Mystizismus (vielleicht als natürliche Reaktion gegen einen übertriebenen und schließlich abstoßenden Realismus); eine gewisse Zerflossenheit, Zerrissenheit, Formlosigkeit, bisweilen geradezu ein hilfloses Lallen ihrer Schöpfungen; eine gewisse Schwäche und Widerstandslosigkeit ihres reichen Gemütes, das in frommer Ergebung unter alle Widrigkeiten des Lebens sich beugt.

Dieser Richtung möchte ich die, wenn ich mich so ausdrücken darf, klassizistische Romantik eines bisher leider viel zu wenig gewürdigten

Reden gegen die hohe Geistlichkeit „Narrenstube oder Kloster". Da t er und zieht dem Mädchen nach. Er rettet sie aus den Händen s rohen Landsknechtsführers. Imre glaubt nun Jürgen zu lieben, ihr Gefühl für ihn ist doch nur Dankbarkeit. Das wird ihr klar, sie auf dem Hohenstein, wohin Jürgen mit ihr geflohen ist, in dem ker Heini denjenigen findet, dem sie mit Leib und Seele sich zu n geben wird. In Edeltraut, der Mutter des Hohensteiner Schloß-n, findet Jürgen die Mutter, die in dämmernden Kindheitstagen hen zu haben er sich erinnert und nach der immerfort sein liebe-tiges Herz sich gesehnt hat. Er sagt es ihr freilich nicht geradezu us in kindlich-frommer Scheu, sie zu verletzen, indem er ihr enthülle, der Zwerg, der Mißgestaltete, sei ihr Sohn. Aber er tröstet und higt sie, deren Herzenswunde seit dem Tage noch nicht vernarbt ist, dem der ritterliche, starke Jüngling, welchem sie in Liebe sich hin-ben hatte, von dannen geritten war. Imre hat der von so schwerem mmer Bedrückten ein Trankrezept gegeben, das ihr allmähliches Ver-n schaffen soll. Edeltraut nimmt aber zu viel von dem verderblichen e und stirbt. Imre klagt sich selbst an und wird vor das Nürnberger dtgericht gestellt. Der Bischof jedoch nimmt die sündige Heidin für Gericht in Anspruch. Sie wird seinem Abgesandten Murr, dem es n längst nach Imre gelüstete, ausgeliefert, demselben aber unterwegs Heini entrissen und gerettet. Der Stadtschulmeister, der von Imre t lassen will, obgleich sie sowohl als Heini ihm schon längst die sichtslosigkeit seiner Liebe erwiesen haben, wird von den Nürnbergern iffen und soll zur Strafe für seine Flucht und dafür, daß er sich dem Priester Murr vergriffen hat, gerichtet werden. Er aber erhängte im Wahnsinne.

Diese hier skizzierte Handlung ist mit Geschick zum Knoten geschürzt dann wieder gelöst. Sie setzt gleich anfangs lebhaft bewegt ein und Interesse an ihrem Fortschreiten kann keinen Augenblick erlahmen. gibt Episoden genug darin, „retardierende Momente", wie der zünft-che Ästhetiker sagt, aber Wittenbauer hält die Fäden so sicher in Hand, daß unsere Spannung nicht nachläßt. Gerade in Bezug Straffheit des Aufbaues, Geschlossenheit und Sicherheit der Kon-on halte ich den „Narr von Nürnberg" für Wittenbauers gedie-es Werk.

Die formellen Vorzüge treten im „Gispele" zutage. Das ist die hichte eines Träumers, des Leni Arempropster, der durch ein herzhaftes dchen gerettet und beglückt wird. Von diesem Gedichte sagt Wittenbauer:

„Doch will ich auch mit meines Sanges Bildern
Ein warnend Beispiel deutscher Jugend schildern.
Wie Träumerei und wankelmütig Handeln
In schwache Tröpfe deutsche Männer wandeln."

Ferdinand Wittenbauer wurde am 18. Februar 1857 in Marburg in Steiermark als Sohn eines Regimentsarztes geboren, als das letzte von acht Geschwistern. Frühzeitig war der Knabe ganz verwaist und wurde zu treuen Verwandten nach Graz gebracht, um daselbst die Schulen zu besuchen. Am Kreuzweg des Lebens entschied sich Wittenbauer für das Studium der Technik, ja er, der als Dichter — bis heute wenigstens — den Gegenwartsproblemen aus dem Wege geht, widmete sich der modernsten Wissenschaft, wählte eine Disziplin, die scheinbar alle Phantasietätigkeit ausschließt und nur den kalten starren Ziffern und Formeln Raum gibt, Wittenbauer wählte theoretische Mechanik als sein Spezialgebiet. Indessen gibt es beneidenswert feine Geister, die in den für einen Laien leblosen Ausdrücken der exaktesten Wissenschaft einen hohen Schwung der Phantasie, ja wahrhafte Poesie zu finden vermögen. Mag das uns die immerhin merkwürdige Wahl Wittenbauers erklären. Indessen war das Studium der theoretischen Mechanik nicht eine bloße Laune, sondern er hat dieser Wissenschaft sein Leben geweiht. Nach Absolvierung seiner Studien habilitierte sich Wittenbauer als Dozent derselben an der Grazer Hochschule, ging auch für einige Zeit auf „Deutschlands hohe Schulen“ und wurde, nach Graz zurückgekehrt, bald außerordentlicher und im Jahre 1891 ordentlicher Professor für theoretische und technische Mechanik. In dieser Stellung wirkt er noch heute.

Ein Professor also ist Wittenbauer „und ein Poet dazu“. Aber seine Poesie hat nichts Schulmeisterliches, trocken Pedantisches. Im Gegenteil, da ist Leben, da spielen auf dem Hintergrunde weltgeschichtlicher Begebnisse ergreifende Menschenschicksale sich ab, da wird mit allen Mitteln der List und Gewalt das untreue, flüchtige Glück erjagt, da wird geliebt und gehaßt, gelacht und geweint, gefeilscht und gegrübelt, geträumt und geschafft, gescherzt und gesonnen: da wird im Umriß und im einzelnen das Bild einer Zeit mit allen ihren Strebungen, Irrungen und Erfolgen so kräftig, so zum Greifen deutlich entworfen, daß es eine herzliche Freude ist. Und darüber schwebt ein kerniger, tiefsinniger Humor, in dem alles Bittere und Süße harmonisch sich versöhnt. In ihm verläuft die Linie milder Schönheit, die Wittenbauer niemals außeracht läßt.

Wie der Dichter nun seinen Stoff meistert, darin erweist er sich als souveräner Techniker, am deutlichsten wohl in dem Epos „Der Narr von Nürnberg“. Das ist die Fabel. Der Nürnberger Stadtschulmeister Jürgen liebt eine kleine Zigeunerin, die mit fahrendem Volke in die Stadt gekommen ist und vor den Müßiggängern und Gaffern ihre Gauklerkünste zeigt. Der ehrsame Rat ist dem Jürgen nicht gewogen, weil er durch seine Lehren, die mit den Anschauungen der Stadtväter nicht übereinstimmen, die Jugend verderbe. Und gerade droht ihm wegen

s", die Tochter seiner Quartiersfrau, beleidigt hat, zur Mensur ge- und verletzt ihn tödlich. Er flieht zunächst, kehrt aber bald zurück, sich dem Gerichte zu stellen; sein Leben ist zerstört, mit seiner Liebe, dem schönen Traum von Glück und Gelehrtenruhm ist es aus.

Das ist ein Studentenstück ohne süßliche Sentimentalität wie „Alt-elberg". Da greift die neue Zeit mit ihren strengen Forderungen nittelalterliche Schwärmereien ein, das Gesetz steht über dem Komment, verlangt unbedingten Gehorsam, ohne Rücksicht, ob man mit den chauungen der Umwelt in Konflikt gerät oder nicht. Auch in „Filia pitalis" ist die Handlung geschickt gebaut, gibt es starke szenische kte, sind die Personen gut charakterisiert. Das Leben und Treiben deutschen Hochschulen, das Verbindungswesen mit seinen schönen und ichen Seiten ist mit sicherem Auge geschaut und mit sicherer Hand ichnet. Und dazu wieder der sonnige Humor, der gelegentlich vor Derb-en nicht zurückschreckt, wie sie unter Studenten ja vorkommen, die Liebe filia hospitalis, feuchtfröhliche Kneiperei, Klirren der Schläger, bunte tzen, aber auch ehrlicher Fleiß, treue Kameradschaft, Prüfungspech: wir uben, daß das Schauspiel manchem Philister stark ans Herz greifen wird.

Das also ist klassizistische Romantik, das ist eine gesunde, ihrer st bewußte dichterische Begabung, die mit liebevoller Absicht in die gangenheit des deutschen Volkes sich vertieft und doch auch die Gegen-t achtet. Und der Mann ist — merkt es wohl! — ein Deutscher Österreich, ist Ferdinand Wittenbauer.

## Ein Lob der Kunst.

(Zum Erscheinen des Buches „Richard Wagner" von Wilhelm Kienzl.)

Es ist nicht leicht, daß Bauernblut ein richtiges Verhältnis zur Kunst findet. Die Kunst betrachtet der Bauer ungefähr wie eine Arabeske Lebens, die zierlich und unterhaltlich sein mag, aber auch leicht zu ehren ist. Praktisch ist sie nicht, sie kostet nur Geld und bringt nichts; sie ist wie ein Spiel, mit dem man oft nur die Zeit vertut und für müßige Leute paßt. Die Achtung, die der praktische Landmann Kunst entgegenbringt, ist also keine große. Die wirkliche Kunst ist ja sein Lebtag ferne gerückt; dazu lebt er in der Natur, die den ngel an Kunst erst recht unfühlbar macht, obschon er sich auch der önheit der Natur selten bewußt wird. Sobald aber der altgesessene ner bei der Schaffung des Notwendigen einige Kräfte erspart, sobald wohlhabend wird und sich etwas gönnen kann, greift er recht gern seiner Art zur Kunst und schmückt sein Haus mit geschnitzten Möbeln,

Man kann darüber anderer Meinung sein, ob die heutige deutsche Jugend wirklich so träumerisch ist, daß ihr ein Spiegel des Wankelmutes vorgehalten werden muß, man wird sagen müssen, daß bei diesem Gedichte die Fäden der Handlung hier und da nur lose hängen, daß also innere Mängel vorhanden sind; die glänzende Form des „Giſpele“ aber verdient das höchste Lob. In wohllautenden, ungereimten trochäischen Versen strömt die Handlung dahin, in einer Sprache, welche allen Stimmungen und Ereignissen so natürlich sich anschmiegt, daß man die Kunst kaum mehr merkt, mit der sie gehandhabt wird. Nicht so häufig wie im „Narr von Nürnberg“, aber doch immer an passender Stelle sind in den Text wunderhübsche Lieder eingestreut, wie man eine feine Stickerei mit edlen Steinen auslegt. Maßvoll verwendete Archaismen geben der Handlung das Zeitkolorit. Durch kraftvolle Schilderung starker Leidenschaft, durch zarte, bald ernste, bald gemütlich-humorvolle Schilderung des Sich-Findens der Liebenden erweist sich der Dichter als feiner Seelenmaler und er versteht es ganz meisterhaft, auch das Milieu zu zeichnen, aus dem er die Figuren seiner Dichtung holt.

Die rauhe Zeit der Bauernkriege, den hohen und niederen Klerus, Bauern, Bürger und Adel u. s. w. u. s. w. So wird das Einzelschicksal durch das Weltschicksal bestimmt.

„Die Hübscherin und ihr Gärtlein“ ist ein Allerseelentagsgedicht, voll feiner Stimmungen und merkwürdiger, stellenweise bis ins Groteske gesteigerter Szenen. In „Jung Unnutz“ und „Schnabelwetze“ kommt Wittenbauer als Raisonneur, immer mit der Vorliebe für das Mittelalter, in welchem er Männer von ausgeprägter starker Eigenart, Frauen voll edler Weiblichkeit findet, Persönlichkeiten also von jener Tüchtigkeit, die in unseren Tagen Nachahmung finden sollte. Daneben moquiert sich der Schnabelwetzer über die mancherlei Verrücktheiten unserer Zeit. Stets aber mit freundlichem Humor. Dann wieder tippt er sich vor die Stirn und sinniert. Etwa: „die Weiber mögen sagen, was sie wollen: Gewalt gefällt ihnen immer, wenn sie von dem Wunsche geleitet wird, sie zu besitzen“. Oder: „Ja, mein lieber Karolus Bürstenzug, es gibt nicht nur ein Recht auf Wärme, das du mit so schöner Entschlossenheit für dich in Anspruch nimmst — es gibt auch ein Recht auf jene höchste Wärme, in deren Strahlenfülle die Kreatur gottähnlich wird: es gibt ein Recht auf Liebe.“

„Filia hospitalis“ ist bisher der einzige Versuch Wittenbauers, ein bühnenfähiges Schauspiel zu schreiben, ohne aus dem liebgewordenen romantischen Stoffkreise herauszutreten. Man muß gestehen, daß er seine Absicht erreicht hat. Ein verliebter Student, die Hoffnung seiner Lehrer und der Wissenschaft, hat sich, obwohl er ein prinzipieller Gegner der Mensur ist, einem Kommilitonen, der sein Mädchen, die „Filia hospi-

ẞdem wäre es meinem innersten Gewissen immer noch lieber gewesen, hätte als Bauer oder Handwerker etwas Tüchtiges geleistet, als nach stregeln lesehungerige Leute mit Novellen und Schwänken zu füttern. als arme, gedrückte, unglückliche Menschen anfingen, mir zu danken Erfrischung, Aufrichtung und Trost, so ihnen meine Schriften bereitet, nn ich mich selbst zu finden, selbstbewußter und strammer auf meinem ze zu stehen. Allmählich ging mir ein Licht auf, was in diesem n die Dichtkunst, die Kunst überhaupt bedeutet.

Man sieht es ja endlich klar, die Kunst ist dem Kulturmenschen notwendig wie das Erkennen der uns wichtigsten Naturgesetze, wie planmäßige Ausüben der Mechanik, wie die Religion. Überflüssig nur die Kunstkritik, das gelehrte Herumreden über ein Kunstwerk, das lisieren, Schematisieren, Systematisieren, Registrieren und dergleichen tesübungen. Und doch ernähren auch solche Beschäftigungen ihren Mann. wendig aber sind verstehende und liebevolle Einführungen in die Kunst.

Da ist nun ein Buch erschienen über einen großen Künstler und seine nst, ein Beispiel, wie über Künstler und Kunst geschrieben werden muß, n es einen fruchtenden Wert haben soll. Dieses Buch wird manchem noch Zweifelnden klar machen, welch ungeheuere Bedeutung die Kunst t bloß für den einzelnen, sondern vor allem für die Nation hat.

Richard Wagner, von Wilhelm Kienzl. Das Werk bildet n Band der in der Kirchheimschen Verlagsbuchhandlung zu München heinenden „Weltgeschichte in Charakterbildern“. Es ist ein Volksbuch Gebildete. Es ist trotz der feinsten Durchgeistigung ein Produkt des zens. Es ist nicht dem Bücherstudium entsprungen, sondern einer ividualität, die selbst empfunden und gedacht hat. Darum ist die rift so warm und lebendig, darum wirkt sie so unmittelbar und zeugend. Über Richard Wagner sind ja zahllose und umfangreiche ke schon geschrieben worden, doch ich glaube, keines könne geeigneter , den Laien in Richard Wagners Persönlichkeit, Schaffen und Be- ung einzuführen als das neue Buch von Wilhelm Kienzl.

Der erste Abschnitt spricht einleitend vom Gesamtkunstwerk in seinen ereitenden Geistern, von der Vereinigung der Künste auf der Bühne, der Gegenwart durch Wagner zur hohen Vollkommenheit gebracht. m Kienzl hier auch der Kunsttechnik stark nahe kommt, so darf das Laien nicht verscheuchen; die Behandlung ist eine so frische und e, daß sie unterrichtet, ohne zu langweilen. Der zweite Abschnitt er- t Richard Wagners Leben und Wirken. Mit dem sicheren Griffel d uns ein knappes, doch in den Hauptsachen tiefgründendes, leben- s Bild des großen Kunstreformators und seiner persönlichen wie er künstlerischen Geschicke dargestellt. Mehrfach allerdings merkt man Fesseln, die der enge Raum und wohl auch die enge Tendenz einer

mit Heiligenfiguren, begleitet seinen Naturgesang mit der Zither und lernt Pfeifen und Geigen spielen. Er betrachtet derlei aber stets als Luxus, und wenn einer als Schnitzer oder Spielmann sein Brot verdienen muß, so wird solcher zu den Gewerbsleuten gezählt, die vielleicht nicht ganz so hoch stehen wie der Schuster oder der Zimmermann, weil sie ein „windiges Geschäft“ haben und ein wenig bettelhaft sind.

Wer nun erst gar in Armut geboren worden ist und das Elend des Hungers, des Frostes und allerlei Entbehrung kennen gelernt hat, der geht kühl an der Kunst vorüber, wo sie zufällig an seinem rauhen Wege steht. Und selbst wenn ein solcher Mensch später in bessere Verhältnisse kommt, die innige Beziehung zur Kunst bleibt ihm fast immer verschlossen. Er mag sich an ihr ergötzen und freuen, er mag viel mit ihr zu tun haben, immer wird sie ihm wie eine holde Zugabe des Lebens erscheinen, die man gerade auch entbehren kann.

Aus solchen Kreisen und Erfahrungen einst ins Stadtleben eingetreten, wunderte ich mich über den Ernst und die Wichtigkeit, womit die Musik und das Theater, die Bilderei u. s. w. behandelt wurde. Gespräche über Kunst, Vorlesungen über Kunst. Schriften, eine Sintflut von Schriften und Büchern über Kunst. Der gebildete Städter lebte nachgerade nur in der Kunst, für die Kunst, aber nicht immer — von der Kunst. Mich wunderte es arg, daß er während seines oft schweren Kampfes ums Dasein so viele Zeit, so vieles Interesse für Kunstdinge haben konnte. Denn die Not, die überall im Hintergrunde lauert und die ich nur zu gut von Angesicht zu Angesicht kennen gelernt hatte, sie verdarb mir eben einmal die rechte Freude an diesen Verzierungen des Lebens. Der Hinblick auf jene Mitmenschen, die kaum ein Hemd am Leibe haben und sehr oft hungrig schlafen gehen müssen, kann den Kunstgenuß ganz kurios verderben.

Durch eine solche Geringschätzung der Kunst bin ich mir sogar selbst vor dem Lichte gestanden. Wenn ich Lieder oder Geschichten dichtete, fand ich weiter nichts daran und wunderte mich über das viele Gerede und Geschreibe darüber. Freuen tat's mich schon, wenn sie sagten, daß mir etwas gelungen sei, und die Vorteile daran schmeckten auch, aber für wichtiger hielt ich den Schneider und den Schmied und vor allem den Landbauer als den Dichter. Dieses zu niedrige Taxieren meines Berufes und vielleicht manchmal auch meiner Leistungen hat mich oft recht gedrückt und unzufrieden gemacht. — Die Vergangenheit ging mir nach.

Das Dichten und Schreiben im Bauernhause hielt nicht bloß meine Umgebung, sondern auch ich selbst für einen Fehler, für eine Art vorwitziger Tändelei, die nicht viel besser sei als Nichtstun. Daher war ich später nicht wenig froh darüber, zu hören, daß meine Leidenschaft, mein Kardinalfehler eigentlich ein Vorzug, eine vielgeschätzte Veranlagung sei.

ge das Jahrhundert in die Schranken zu fordern und ihm zu n, wie die Kunst durch Vereinigung der Künste großmenschlich, national sittlich sein kann.

Der Deutsche, der in dieser Angelegenheit noch so sehr der Weisung rf, möge Kienzls Richard Wagner-Buch zur Hand nehmen. Schon erſten Durchblättern wird er sich freuen an den Bildern Wagners, r Heim- und Kunststätten, seiner Freunde und Mithelfer. Von solchem nucke angeregt wird er sich bald vertiefen in eine große Persönlich- und ihre bewunderungswürdigen Schöpfungen. R.

# Aus der Sterzeit eines steirischen Herrgottschnitzlers.

Erinnerung von **Hans Brandstetter.**[1])

In dem kleinen Walchergehöft zu Reiteregg hauste mit den Ihrigen die ehrsame „Thurner Mirzl". Sie war hager von Gestalt, hatte reizloses Äußeres und gehörte frommen Vereinen an. Obwohl sie als schon an die vierzig Sommer zählte, traf man sie immer noch gekleidet mit dem Jungfernkränzlein auf dem Kopfe — bei Marien- n und Prozessionen unter der betenden Schar.

Zu Hause hatte sie aber häufig ihren „Rappel"; wenn sie „schichtig" , bekamen ihre Leute tagelang kein Wort zu hören. Mir zeigte sie stets als gute Tante; sie war meine Ratgeberin, Geschäftsvermitt- n und Botin in einer Person. Gab es notwendige Feld- oder Wein- enarbeit, griff sie eifrig zu — hatte man diese aber „gerichtet", „die Mirzl" gern „as hondeln", wanderte mit ihrem „Kraxl" zu entlegensten Gebirgsbehausungen und kaufte bei den Bäuerinnen: , Rindschmalz, Bohnen und was sie sonst noch bekommen konnte, trug n die „Sachen" in die Stadt und veräußerte diese Lebensmittel gegen n Gewinn; denn die „Mirzl" hatte schon ihre ständigen Abnehmer.

Wenn ihr ein „G'scheiter" unterkam, dem erzählte sie gleich wie schickt" ich im „Schnitzeln" sei und was ich für schöne Arbeiten zu- nmenbrächte; fragte wohl auch bei den Bauern, ob nicht ein Haus- : Feldkreuz auszubessern oder ein „neuer Herrgott" zu schnitzeln und bemalen wäre. Sie war es auch, die bei ihren Handelsgängen in dingberg, Stüboll und St. Pankratzen mein „Ster-Revier" aus- elte. Aus der Stadt brachte sie mir alles, was ich zu meinem asteln" bedurfte, und hatte ich kein Geld zum „Mitgeben", bestritt die Auslagen aus ihrem Sack.

---

[1]) Gelegentlich des 50. Geburtstages. Die Red.

Redaktion des Gesamtzyklus dem Verfasser angelegt haben. Aber man fühlt auch das Sieghafte, mit welchem diese Hindernisse überwunden wurden.

An Wagners Leben schließt sich die Abhandlung über Wagners dramatische Schöpfungen, in welcher die Grundzüge der einzelnen Werke in ihrem Geiste dargestellt werden. Wer in so knappem Rahmen alles scharf vorzubringen weiß, was gesagt werden muß, dem rühme ich das tiefe Verständnis, den umfassenden Geist und vielmehr noch die Künstlerkraft, die nicht bloß die Natur und das Leben, sondern auch — die Kunst als solche, gleichsam als Kunstwerk, muß darstellen können.

Das letzte Kapitel des Buches spricht besonders von der Kunst in Bayreuth, dem Wagner-Theater daselbst, von seiner Einrichtung und von den in ihm herrschenden Grundsätzen. — So viel in kürzester Berichterstattung über das Werk Kienzls. Jede Zeile atmet Liebe und Treue zum Gegenstand, ich glaube, der Verfasser hat dieses Buch aus innerstem Antriebe den Manen des großen Meisters, aber auch dem deutschen Volke geschrieben. Es ist ein Lob der Kunst. Nicht allein dem armen, dem ungebildeten Manne muß es gesagt werden, was die Kunst bedeutet; auch den gebildeten Kreisen legt das Werk nahe, daß die Kunst nicht dazu da ist, um sie zu bekritteln, sondern um sie zu genießen. Und zwar nicht zu genießen zur Zerstreuung, zum Zeitvertreib, sondern mit Andacht, als das geheiligte Gleichnis des Lebens, welches uns tiefer in die Welt und in uns selbst blicken läßt, als je ein „gesunder Hausverstand“ oder je eine „Leuchte der Wissenschaft“ es zu tun vermag.

Vor allem die Kunst Wagners, die den Deutschen wieder zurückführt zur Deutschheit, die ihn im Feuer erhabener Schönheitslust stählt, reiner und freier macht. Die Kunst sollte nach Richard Wagner bestimmend in das Leben der menschlichen Gesellschaft eingreifen und nicht nur die einzelnen erheitern und zerstreuen; sie sollte die Menschheit zum Bewußtsein des Wertes ihrer höchsten Güter, der Religion und Sittlichkeit bringen, ihr das Leben erst lebenswert erscheinen lassen und die Richtschnur für ihr Handeln geben. Das aber könnten niemals starre Gesetze und konstruierte Systeme, sondern nur Gemütseindrücke bewirken. Das heißt, die Kunst muß sich befreien von der Schulmeisterei und aus tiefstem Ernste geboren Arm in Arm mit der Religion zur Führerin der Menschheit werden. Das gilt nicht etwa von der tragischen Kunst allein, auch die heitere Kunst kann einen tiefen, ernsten veredelnden Gehalt haben. Solcher Würde wird selbst der gemeine Mann die Achtung nicht versagen können und er wird den Künstler nicht mehr verwechseln mit dem Wirtshausspielmanne, mit dem Pfeifenkopfschnitzler und mit dem schalkischen Fabelhans.

Richard Wagner hat lange Lebensstrecken den Weg des Märtyrers wandeln müssen, bis es ihm endlich gelang, Arm in Arm mit einem

Manderl steckt eh' im Holzscheit!" sagte er, „und won's ban Riadl lous san, kemman's zu mir umi, ih brauch a an Herrgott."

Der hünenhaft gebaute Mann plauderte gern mit mir; weil zwischen uns so viel Verwandtes sei, meinte er einmal. Er schrieb sich auch so wie ich — und dann befaßte er sich ebenfalls mit kirchlichen Arbeiten, wie er behauptete. Der „Knappengreger" war nämlich ein gesuchter „Kirchturmdachstuhlmacher", der kein Schwindeligwerden und keine Furcht vor dem Herunterfallen kannte. Nebstbei verstand er auf einigen Musikinstrumenten ganz geläufig zu spielen — und da auch ich ein bißchen Musiker war, konnten wir zusammen musizieren.

Es war im „Saufasching". Da hörte ich, daß in den lustigen Faschingstagen vor der „heiligen Fastenzeit" in dieser Gegend das „Krapfensammeln" gebräuchlich sei — und daß ein „G'spoaßmacher" gut zuteil käme, und ich sollte es nur versuchen. Eigentlich ist das ein Bettelgeschäft — aber ich ging auf den Spaß ein, und bald hatte ich eine alte zerrissene Joppe, einen geblümten, abgeschobenen Kittel, eine nicht mehr neue Schürze — und ein etwas durchlöchertes Kopftuch aufgebracht. Nun richtete ich mir, indem ich ein Garnknäuel mit einem farblosen Tuch um den Hals band, einen „Kropf" zurecht, färbte meine Nase etwas rötlich — zog die Kleider an — „gugelte" den Kopf ein, nahm einen schleißigen Handkorb und die „Gebirgsbettlerin" war fertig. Der „Großriadlsohn", ein aufgewecktes zwölfjähriges Bürschchen, mußte sich als „Bettelbub" herrichten — und dann wanderten wir im Schnee und auf beeisten Wegen von Haus zu Haus, um „Nachthirbi" anhaltend und um „Krapfen" bettelnd. Nachtherberge fanden wir keine — daran war unser defektes und landstreichermäßiges Aussehen schuld; man fürchtete sich eben, daß wir „bissige Kleinigkeiten" in den Betten „versetzen" könnten — aber Krapfen bekamen wir eine solche Menge, daß sie in dem Handkorb gar nicht Platz fanden und ich noch die Schürze zu Hilfe nehmen mußte, um die verschiedenen „Gebachtstücke" zu bergen. Tags darauf wurden mehrere eßlustige „Diandln und Buam" zusammengerufen — und es gab einen gar heiteren Krapfenschmaus.

Dann hieß es wieder „fleißig beim Zeug sein". Und als ich bei dem „Knappengreger" fertig war, kam ich zum „vulgo Bergglonger", wo es mir hauptsächlich deshalb so behagte, weil der Hauspächter als Wagner von Beruf eine Hobelbank und anderes handsames Werkzeug hatte, das mir bei meinem „Schnitzeln" gute Dienste leistete. Während der „Bergglonger" in der einen Ecke der Werkstatt Wagen- und Pflugräder fertigte, schnitzelte ich in der andern die „Manderln". Nur bei den Mahlzeiten — und in den Feierabendstunden hielten wir uns bei den „Weibsleuten" in der Wohnstube auf.

Eines Tages kam sie mit der Nachricht, bei den „Großriadlschen" in Södingberg sei ein Kruzifix für das Zimmer und ein großer Christus für das Feldkreuz zu schnitzeln und es wären mir fünfunddreißig Kreuzer Taglohn und die Kost zugesichert. „Bua, do muaßt hin!" meinte „die Mirzl".

Natürlich überlegte ich nicht lange, sondern machte mich reisefertig. Mein Werkzeug, das aus einigen Schnitzern, Bohrern und Raspeln nebst den Farben, Firnis, Lack, Pinseln und einer Anzahl Goldblättchen zum Vergolden der Draperien bestand, packte ich in einen „Strohzegger", und so ausgerüstet ging ich das erstemal „auf die Ster".

Über Stallhofen, jenem hübsch gelegenen Pfarrdorf, wo das hohe Turmdach und die vielen Römersteine an der Außenseite der Kirche von jeher meine Aufmerksamkeit erregten, führte mich der Weg aufwärts in die Gebirgsgegend Södingberg.

Unter den Behausungen, die hier von einander ziemlich entfernt an der ausgedehnten Berglehne lagern, sticht das „Großriadlgehöft" wegen seiner altväterlichen Bauart besonders hervor. Das stattliche Haus ist aus Holz gezimmert und erhebt sich mit seinem mächtigen Strohdach auf einem etwa vier Meter hohen, gemauerten Unterbau; es hat kleine vergitterte Fensteröffnungen und das vordere Haustor umgibt der „Gang", ein auf starken Holzpfosten ruhender Brettervorbau, zu dem die „lange Stiege" emporführt. An diesen Vorbau schließt sich der „schmale Gang", der sich balkonartig längs der Seitenfront und der einen Giebelseite des Hauses anschmiegt, von dem weitausgreifenden Hausdach geschützt wird und zum Trocknen von Samen und Früchten und Wäsche dient. Das Innere des Gebäudes hat außer der „Labm" und der „Selchkuchl" mit den „Saukesseln" und dem Backofen drei bewohnbare Räume, nämlich: ein „Stübl" mit den Schlafstellen der „Herrenleute", eine „Rauchstubm", in der außer dem offenen Herd als besonderes Kennzeichen die Decke und die oberen Teile der Wände mit einer schwarzen, glänzenden Rauchkruste belegt sind, und eine „große schöne Stubm". Diese Räumlichkeit, die nur bei besonderen Gelegenheiten benützt wird, enthält die bunt bemalten Kleiderschränke, den langen Schüsselkorb mit dem Prunkgeschirr, wenn man die glasierten Schüsseln und Teller und Krüge so nennen darf, ein Mauerkästchen mit den Gläsern und den großen Tisch — bei dem ich die Christusdarstellungen und Heiligenfigürchen „schnitzeln" und „anmaln" durfte. Trockenes Linden- oder Erlen- oder Weidenholz, das ich benötigte, fand sich ohnehin bei jedem Gehöfte vor. Um den Tisch saßen die „Großriadlschen" und schauten wie ich hantierte. Auch die Nachbarn kamen und ließen sich auf den Bänken und Stühlen breit nieder, um das „Schnitzeln" zu sehen.

Einer der häufigsten Zuschauer war der „Knappengreger" — ein Spaßvogel seltenster Art. „Nur das Überflüssige wegschneiden, das

gehumpelt, um den Fortschritt der Arbeit zu beobachten und um mit mir einen Plausch zu halten. Es ging mir dort überhaupt sehr gut. Aber nach etwa sechs Wochen gestand mir der kunstfreundliche Pfarrer mit trauriger Miene — daß seiner Köchin, seit ich bei ihnen wäre, in der Wirtschaft zuviel aufginge und daß fünfunddreißig Kreuzer Taglohn und die ganze Verpflegung in der Länge der Zeit wirklich viel ausmache. Daraufhin packte ich mein Werkzeug wieder in den Strohzegger — und verließ den hochgelegenen, mit Bergkuppen umsäumten, beliebten Wallfahrtsort.

Daß ich hernach zu dem Grazer Bildhauer Jakob Gschiel in die Lehre kam, später an der Wiener Kunstakademie studierte, mich in Rom und Paris und in anderen Kunststädten aufhielt und als Professor für Modellieren an die Grazer Staats-Gewerbeschule berufen wurde, verfolgte ein Landwirt, der als Musiker bei einer Militärkapelle diente und auch als Bürgermeister in Stüboll fungierte. Er ließ mir durch Bekannte sagen, daß er jene „Manderln“, die ich seinerzeit bei dem „Leitenschuster“ schnitzelte, erworben und aufbewahrt habe und daß er hoffe, daß ich diese meine Arbeiten gelegentlich anschauen käme.

Da mich auch ein Jugendfreund, der gegenwärtige Pfarrer in Stüboll, aufforderte, diese Ortschaft, die mir aus meiner Jünglingszeit her so wohlbekannt sei, zu besuchen, wanderte ich mit den Meinen hinaus, durch das von mächtigen Bergen eingeengte Liebochtal in das niedliche, stille Pfarrdorf Stüboll, wo auch die „Knappengreger Waberl“, jetzt als Frau eines Schneidermeisters, ihre bescheidene Wirtschaft versieht.

Die „Waberl“, die von der Schlagfertigkeit und von der witzigen Art ihres Vaters, des „Kirchturmdachstuhlmachers“, einiges geerbt hat — führte mich kürzlich in ihre Heimatsgegend Södingberg und in die Behausungen, in denen ich vor vierunddreißig Jahren „auf der Ster“ war und wobei ich eben die „Knappengreger Waberl“ als zehnjähriges Diandl kennen lernte.

Die damaligen Inhaber der Gehöfte sind freilich nicht mehr; auch sonst fand ich manches verändert. Das hölzerne „Großriadlhaus“ hat aber noch das alte, unveränderte Aussehen. Sein gegenwärtiger Besitzer, ein stämmiger, rotbärtiger Mann, war damals, als ich bei seinen Eltern im Großriadlhause „auf der Ster“ war, ein ganz junges Bürschchen. Er kam gleich mit dem, einst von mir geschnitzten Kruzifix hervor, das noch immer auf dem „Stubmaltarl“ sein Plätzchen hat. Bei dem Betrachten dieser Erstlingsarbeit sah mich mein zehnjähriges Söhnchen verdutzt an — und schüttelte unglaublich sein blondes Köpfchen.

Der „Großriadlbauer“, der auch für die Erhaltung der von mir gefertigten Christusdarstellung bei seinem Feldkreuze pietätvoll sorgte, zeigte große Freude, daß ich wieder in diese Gebirgsgegend kam. Er behandelte

Hernach zog ich in die „Huhntaxnkeusch'n", die sich, von Obstbäumen umgeben, auf der Bergspitze erhebt und weithin sichtbar ist. Der „Huhntax", ein schmächtiges, rühriges Männlein, war Weber, und er wollte eine „schmerzhafte Muttergottes" für sein „Hausaltarl". Das aus Holz gezimmerte „Stübl" schloß sich an die etwas größere „Wohnstubm" und bot gerade so viel Raum als der „Webstuhl" brauchte. Da jagte das Weberlein die Schützen den ganzen Tag emsig hin und her — „rupferne Leinwand" erzeugend. Anfangs störte mich das gleichmäßige Gerumpel — aber bald gewöhnte ich mich daran und ich schnitzte an dem Holzstück bei dem kleinen Tisch in der Stubenecke „lüftig" weiter. Bisweilen tat mein Arbeitsgeber einen Blick über die schwarzgeränderten Brillen hinweg zu mir heraus, um zu sehen, wie ich die Arbeit anpackte. Der „Huhntax" wurde aber sehr traurig, als ich mit dem Schnitzeisen ausglitt und mir tief in die Hand schnitt, so daß ich Feierabend machen — und die „schmerzhafte Muttergottes mit dem Leichnam Christi" unfertig lassen mußte.

Während ich mir die Hand verletzte, trat mein Vater zur Tür herein. Da er Monate nichts über mich hörte, wurde er um mich besorgt und er machte sich auf, um mich zu suchen. Weil ich ohnehin arbeitsunfähig war, nahm er mich gleich mit nach Hause.

Längere Zeit war ich bei den „Leitenschusterschen Eheleuten", deren Behausung in Stüboll an einem steilen Bergabhang wie hingeklebt erschien, als „Herrgottschnitzler" beschäftigt. Der „Leitenschuster" galt als lebenslustiger Dorfinsasse, der den frischen, rotbackigen „Diandln" gern die Schuhe anmaß; und da er auch noch um viele Jahre jünger war als seine mißtrauische Ehefrau, gab es mitunter aufregende Eifersuchtsszenen.

Unglücklicherweise war der Schuhmachergehilfe taubstumm und so wurde ich trotz meiner Jugend in Eifersuchtsangelegenheiten wiederholt als Richter angerufen. Der Schuhmachermeister und sein Weib, die nebstbei sehr gemütliche gute Menschen sein konnten, mußten jedoch eingesehen haben, daß ich mich in ihren verfänglichen Streitfällen schlecht zurecht fand — da sie späterhin ihre Herzensdifferenzen unter sich ausglichen ohne meinen Rechtsspruch einzuholen.

Auch bei dem Pfarrer in St. Pankratzen war ich „auf der Ster". In einem hübsch eingerichteten Zimmerchen im ersten Stock des Pfarrhofes war ich einquartiert und das gegen Sonnenaufgang gelegene Gartenhäuschen erhielt ich als Werkstätte zugewiesen. Ich mußte Darstellungen aus dem Leben Christi schnitzen, die der Pfarrer für die Weihnachtskrippe zu verwenden gedachte. Er war ein behäbiger, rosig aussehender und liebenswürdiger Priester, der sich mühsam fortbewegte — da eines seiner Beine kürzer war. Öfter des Tages kam er heran-

In den Gebirgen ist es fast umgekehrt. Hier in den „hallenden Felsgestaden“, wie Homer sagt, redet die Natur überall mit lauten Stimmen. Statt in den Schlüssellöchern heult der Wind hier in Berghöhlen, statt an den Brückenpflöcken braust das Wasser an den Pfeilern der Urfelsen. Große Felsblöcke sind die klappernden Nägel, mit denen die Bergriesen ihre Schuhe beschlagen, und die Blitze, die Lawinen, die Wasserfälle, die Felsen sind hier die Instrumente, mit denen gesägt und gehämmert und gemeißelt wird. Da verstummt nun der Mensch wohl seinerseits — wohnt, verloren in der lauten Natur, in stillen Hütten, in die er sich rettet vor dem draußen tobenden Geräusche.

Das geschwätzigste aller Kinder der Natur in den Bergen ist das Wasser, das bei uns in den Ebenen so leise dahingleitet, das dort aber fast keinen Schritt tut, ohne ihn zu besprechen, das ohne Unterbrechung das ganze Jahr hindurch in allen Winkeln murmelt und plätschert, von allen Felsen herab braust und rauscht.

In jedem Teile der Alpen vernimmt man diese nie endenden und den Dichtern so verständlichen Unterredungen der Wassernymphen. Sie beleben überall die Einsamkeit des Waldes. Ihr Geräusch, das die Felsen im Echo zurückwerfen, empfängt dich beim Eintritt in jedes Tal.

Zuweilen, wenn heftige Regen alle Adern der Berge schwellten, erheben sie dann ihre Stimmen gewaltig, und das Murmeln und Plätschern steigert sich fast auf unbegreifliche Weise zu einem wilden und tobenden Gebrülle.

Von allen diesen murmelnden, plätschernden, tobenden und brüllenden Bächen entsteht im ganzen Tale ein gemischtes Ertönen der Luft, das eine Verschmelzung des Echos aller jener in ihren besonderen Winkeln wirtschaftenden Lärmmacher ist.

Jede einzelne Nymphe redet zwar ihre eigene verständliche Sprache, wie ein einzelner Mensch in einer großen konversierenden Versammlung, aber das ganze gibt ein brausendes Tongemenge, wie das Gerede der Menschen auf unseren Routs, Börsen und Marktplätzen.

Die Wasserfälle in den Bergen könnte man ebenso gut nach der Form und Fülle ihrer Wassersäule, als nach der Art und Weise ihres Geräusches klassifizieren, und ein feinhörender Blinder könnte dabei vermutlich ebenso viel von ihrer Eigentümlichkeit und von den Eindrücken und Genüssen, die sie der Seele zu gewähren vermögen, bloß durch die Ohren auffassen, wie wir Sehenden durch die Augen.

Da haben wir zuerst die Staub- und Schleierfälle. In Millionen schwebender Tröpfchen aufgelöst, lassen sie sich sanft aus der Höhe nieder. Aus dem Karambolieren dieser kleinen Tropfen untereinander und aus der leichten Berührung, mit der sie die Felsen streifen, entsteht ein sanftes Geräusch, wie von einem flatternden und knisternden

mich und die Meinen als „seltsame Gäste“. Nebst dem riesigen Feiertagsgugelhupf mußte noch mancher gute Bissen her, der gerade im Hause war.

Bis zur Grenze seines mit Obstbäumen reich bepflanzten Grundes gab uns dann der „Großriadl“ das Geleite und zum Abschied sagte er, mir kräftig die Hand drückend: „Bitt' gar schön wiederkommen — aber nicht erst in vierunddreißig Jahren!“

Dann wanderten wir gegen Krems. Die bewaldete Anhöhe mit dem malerisch gelegenen Pfarrdorf Stallhofen gewährte uns eine herrliche Fernsicht. Die Schlösser Reiteregg, Schütting und Altenberg in meiner engeren Heimatsgegend beleuchtete die Sonne besonders freundlich — was mir die kleinen Erlebnisse meiner ersten Jugend auf das lebhafteste ins Gedächtnis rief.

—

# Wie es in den Alpen tönt.

Eine Naturstudie von **J. G. Kohl.**[1])

In unseren Flachländern kann man im ganzen genommen die Natur als still und geräuschlos bezeichnen, wie dies Wilhelm Tell bei Schiller tut, wo er seinem Sohne von dem Lande erzählt, zu dem man gelangt, wenn man, von den Höhen immer tiefer steigend, den Strömen nachgeht,

„wo man frei sieht nach allen Himmelsräumen,
wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
die Flüsse ruhig und gemächlich zieh'n.“

Kaum hörbar gleiten die Ströme in den Ebenen durch die flachen Fluren, wo nirgends sich Gelegenheit darbietet zu rauschendem Ergusse. Der Boden ist überall mit weichen Erdmassen gepolstert und nirgends zeigen sich nackte Felsen, an denen irgend ein in der Natur Bewegtes lärmen oder schallen könnte. Hier ist es nun der Mensch, der lärmend in der Schöpfung auftritt, der statt der weichen Naturwege schallende Steinpflaster herstellt, der sogar den von Haus aus leise wandelnden Tieren klappernde Fußeisen anlegt, der für den Wind Straßenecken und Schlüssellöcher schafft, damit er heule, der Brückenpfeiler baut, damit das Wasser rausche. Dieser geschwätzige, schreiende, stampfende, fahrende, schießende, hämmernde, hobelnde, sägende Mensch ist bei uns der Hauptlärmmacher. — Daher eilen wir auch zuweilen, wenn der Straßenlärm in den großen Städten unserer Flachländer unsere Ohren betäubte, hinaus in die stille Natur unserer Ebenen.

[1]) Naturansichten aus den Alpen. Leipzig, Arnoldische Buchhandlung.

Die Akustik des Felsgebäudes der Alpen ist ein noch sehr wenig beachteter Gegenstand und doch wäre hier wohl noch manches zu lernen und zu bemerken.

Die mannigfachen Gestaltungen des Gebirgsechos, je nach der Form der Berge, je nachdem es durch Wiesenteppiche und Wälder gedämpft oder durch glatte Wände befördert wird, sind mehr ein Gegenstand des bloßen Staunens der Reisenden als der Untersuchung der Forscher gewesen. Sollten nicht auch die Felsen je nach ihrer Pralligkeit oder je nach der Abspannung ihrer Fibern verschiedenartig schallen? Sollte nicht das ganze Tonleben z. B. in den Granitfelsen, in den Urgebirgen heller und lebendiger sein als in den Kalkgebirgen oder in den noch weicheren Flötzmassen? Es sind dies Fragen, die man noch nicht einmal aufgeworfen, geschweige denn beantwortet hat.

Von den meisten Naturtönen in den Alpen, von ihrer Entstehung und Modifizierung weiß man sich zwar im allgemeinen Gründe anzugeben, aber viele sind geradezu geheimnisvoll und haben dem Volke mehr Veranlassung zu abergläubischen Erzählungen und Sagen als den Gelehrten zu wissenschaftlichen Untersuchungen gegeben. Dahin gehören manche Töne, welche die Luftströmungen veranlassen, z. B. das starke und eigentümliche Brausen, das man in den Tälern vernimmt, wenn ein heftiger Sturm in den oberen Regionen im Anzuge ist. Es klingt dies zuweilen gerade so, als wenn in der Ferne alles drüber und drunter gekehrt würde, als wenn Bäume zusammenbrächen und Felsen übereinander wegstürzten, obgleich, wenn man später nachforscht, dergleichen fast nie geschehen ist.

Es hat dies Geräusch, das als Vorbote dem später eintreffenden Gebirgssturme vorausgeht, die größte Ähnlichkeit mit dem knisternden Lärm, den man auch an den Meeresküsten zuweilen beim Nahen eines Unwetters vernimmt und der ebenfalls von vielen übereinander polternden harten Gegenständen herzurühren scheint, obwohl es offenbar nur durch weiche Luft- und Wasserwogen veranlaßt sein kann.

Das Volk fast aller Teile der Alpen will aus einigen hohen und unbewohnten Tälern und Schluchten ganz ähnliches Gepolter vernommen haben, ohne daß jedoch später ein nachfolgender Sturm als anlaßgebende Ursache sich zeigte. Und daraus sind denn die Sagen von Hexenwallfahrten und wilden Jägern entstanden.

Hie und da wird auch von langgezogenen Klagetönen gemeldet, welche, als seufze es in der Natur, in den Tälern vernommen wurden.

An einigen Orten sollen solche Töne fast bei jeder Wetterveränderung erklingen. Unwillkürlich erinnert man sich an die Klänge der Memnonssäule in Ägypten, welche, wie einige vermuten, durch den

Gewande oder wie man es bei den milden Mairegen hört, die befruchtend auf das Feld fallen. — Nach den leisen Schleierfällen bieten sich uns dann die einem einzigen dicken Wasserarme vereinigten Strahlkaskaden. Plötzlich vom Felsen sich abhebend, setzen sie mit einem gewaltigen Sprunge durch die Luft. Aber unten in der Tiefe, wo sie in einem Felskessel gegen das feste Gestein schlagen, da siedet es, brauset und zischt. Weithin, ehe man sie sieht, vernimmt man ihre vernehmliche Stimme durch die Wälder, in denen sie das Gefühl von frischer und anmutiger Kühlung verbreiten, auch da, wohin ihr Wasser selber nicht gelangt.

Selbst die toten Gletscher macht das Wasser lebendig. Auf dem Eise wandelnd, hört man es überall in den Schlünden sich bewegen. Es fällt klingend in die Brunnen hinab, die es sich in dem Eise ausgebohrt hat. Es arbeitet in der Tiefe, als wären dort unten Wassermühlen angelegt. Es streift die zackigen Eisschollen und macht sie ertönen, gleich geschlagenen Glasscheiben erklingen. Und im ganzen könnte man die Gletscher mit großen Glasharmoniken vergleichen, die von den Nymphen des Wassers gespielt werden.

Am heftigsten lärmt's in den Alpentälern an heißen Frühlingstagen, wo die vom Eise gebundenen Steine sich lösen, wo die Eissäulen an den erwärmten Felswänden abfallen und die Bäche große Blöcke gefrorenen Wassers an den abschüssigen Wänden herunterführen. Krachend schlagen diese Massen auf, zersplittern in tausend Brocken, und wie sie selber so zersplittert der Schall in tausend Stöße und Schläge gleich dem Trommelwirbel. Es lärmt dann zuweilen in den tiefen Felsentälern von fallenden Eissplittern wie vom kleinen Gewehrfeuer in der Schlacht.

Dazwischen fällt aus der Ferne zuweilen das schwere Geschütz der Lawinen ein, das dem Ohre den Genuß eines Donners bei hellem Himmel gewährt. Dumpf brüllt der Firn, es donnern die Höhen, wie Schiller sagt. Das Getose dieser Bergpoltergeister wird unbegreiflich weit getragen. Es stößt gegen die Berggipfel, die es zurückwerfen und vielfach repetieren. Man glaubt, diese kolossalen Felsenriesen selber hätten sich unterredet.

Viele tiefe, lange, gerade Täler mit schroffen Wänden dienen dem Donner der Lawinen, die in ihrem Hintergrunde herabfallen, als Schallleiter, als große Röhren gleichsam, durch welche der Schall viel weiter hinaus getragen wird, als dies da möglich ist, wo er sich in einer unbegrenzten, freien Atmosphäre verliert. So wie lange enge Täler als Schallröhren, so dienen manche überhängende Felsen als Schalldeckel und lange glatte Wände als Resonanzböden. Doch sind die Lawinendonner fast die einzigen Töne, welche stark genug sind, von diesen großen, akustischen Instrumenten Gebrauch zu machen.

weite Landschaften verbreiten — wer den lieblichen Lärm in unseren norddeutschen Bäumen kennt, den die Dohlen, die Staare, die Finken und Meisen dort erheben, wenn ihre flatternden Chöre im Frühling in die Obstgärten unserer Dörfer, in unsere Spree- und Oderwälder erwachend einziehen, der wird die Alpentäler selbst in ihrer belebtesten Zeit in Bezug auf Vogelgesang vergleichsweise tot und leblos finden.

In dem Grasteppiche der Steppen Südrußlands vernimmt man das Gepfeife zahlreicher Nagetiere so häufig wie bei uns das Gezirpe der Grashüpfer. An den Ufern der dortigen Flüsse verbreitet sich das melancholische Geschrei der Unken, die myriadenweise in den Niederungen wohnen, gleichsam wie ein Nebel über die Landschaft hin und gibt, indem das Krächzen von Millionen Kehlen zu einem einzigen lang ausgehaltenen, nie endenden Seufzer verschmilzt, dem Lande für das Ohr einen eigentümlichen Charakter.

Dort auch begegnet man wirklich dem Gekrächze ganzer Scharen von Geiern und anderen Raubvögeln.

In den Waldungen Podoliens und überhaupt Kleinrußlands leben so viele Wölfe, daß man ohne alle poetische Übertreibung sagen kann, ihr Geheul verbreite sich wie ein Chorgesang rund um den nächtlichen Belauscher ihrer Konzerte her.

Von solchen durch ihre Masse wirkenden Tiertönen, die mit der Landschaft verschmelzen und bei denen die ganze Natur selber aus allen Bäumen und Gräsern, aus allen Höhlen und Winkeln sozusagen zu klagen oder zu jubilieren scheint — und nur von diesen Tiertönen kann hier, wo es sich darum handelt, aufzufinden, was aus dem Reiche des Schalles der Landschaft ihren Charkter gibt, die Rede sein, findet sich in den Alpen fast nichts — nichts, was dem Papageiengeplapper oder dem Affengeschwätz gliche, das die Urwälder am Orinoco die Nacht durchkreischt, nichts, was dem wilden Stimmenaufruhr der Tiergeschlechter in den Schilfwaldungen des Ganges nahe käme. Ich sage *nichts* — oder gewiß doch nur sehr wenig.

Allenfalls könnte ich hier die Zikaden nennen, deren Geschrei in den südlichen Alpentälern der Lombardei während der heißen Tagesstunden das Ohr betäubt, und viele Grillen- und Heuschreckenarten, die auf manchen grünen Alpenstrichen unaufhörlich zirpen.

Das Wesen der Alpen ist dem Auftreten großer Tiervergesellschaftungen und daher dem *Massengeschrei* durchaus nicht so günstig wie die Beschaffenheit ebener Länder. Weil die bewohnbaren Täler enge sind und sich überall die hohe, tote Gipfelwüstenei in schmalen und breiten Verzweigungen eindrängt, und weil fast jeder Schritt auf- oder abwärts in ein anderes Klima und also auch in eine andere Tierzone führt, so sind alle Tiergeschlechter sozusagen sehr zerstreut und zerstückelt.

frischen Morgenwind, der bei Sonnenaufgang durch den Mund dieser Säule streifte, veranlaßt wurden.

Bei der außerordentlich bunten Gestaltung der Bergwände und Felsengebilde läßt sich wohl begreifen, daß die an ihnen und zwischen ihnen vorüberstreichende Luft ebenfalls sehr verschiedenartig ertönen muß.

Da gibt es Höhlen aller Größen, in denen die Winde sich verfangen und in denen sie heulen wie in der Äolushöhle, die Homer beschreibt. Da gibt es schmächtige Spalten und Risse, durch welche sich die Windgötter ächzend hindurchdrängen müssen. Da tut die Erde zuweilen ihren Mund auf und läßt, als schöpfe sie Atem, unterirdische Winde zischend ein- und ausfahren.

Es ist noch viel zu wenig untersucht, welche Töne durch alle diese Umstände erzeugt werden können. Und man sollte dem Volke, wenn es von „spukhaften" Klängen erzählt, nicht die Ohren verschließen, sondern vielmehr eifrig all den Felsen nachforschen, die es als singende oder redende, zischende, pfeifende oder klagende Memnonssäulen bezeichnet.

* * *

So laut diesem allen nach die tote Natur in den Alpen ist, so schweigsam ist im ganzen die lebendige. Es kommt einem oft hier vor, als wären die Tiere vor der starken Rede der Natur eben so wie der Mensch verstummt.

Liest man die Werke der Alpenpoeten, so könnte es freilich scheinen, als krächze auf jedem Baume ein „Bergrabe," als vernähme man von allen Felsen das Geschrei des Geiers oder des Adlers oder des Schuhus,

„Auf weitgebreiteten öden Eisesfeldern,
Wo nur der Lämmergeier krächzt",

oder gar „das Brummen des wilden Bären", als „schlage hinter jedem Busch eine Nachtigall und als „wirble die Lerche über jedem grünen Alpenwiesenflecken". Allein dies volltönende poetische Konzert, das die Dichter in ihren Liedern und Schriften uns vorführen, verstummt, sowie man die Alpen selber betritt. Zwar holen sich die Lombarden und Venetianer, deren Vaterland noch ärmer an Naturtönen ist, ihre meisten Singvögel aus den südlichen Alpentälern, die fleißig von ihren Vogelfängern besucht werden, allein wer in den Niederlanden das ununterbrochene Geschrei der Kibitze gehört hat, die in zahlreichen Scharen beständig über den feuchten Niederungen und Marschen jenes Erdstriches flattern — wer in den Gebüschen und Birkengehölzen Ostpreußens Lithauens und Kurlands zur Zeit der langen nordischen Sommernächte die Scharen von Nachtigallen vernahm, deren reizende Melodien sich dort wie bei uns das gemeine Gezwitscher der Sperlinge über ganze

summe und Gemurre, das von den Chorgesängen herrührt, die jene Völker dann in Wäldern und Fluren ertönen lassen.

Fast aller Gesang der in den weitesten Flachländern unseres Weltteiles wohnenden Russen ist Massengesang. In Kleinrußland ertönt in der guten Jahreszeit auf den Feldern bei Tag und Nacht ein fast ebenso kreischendes Geräusch von Menschenstimmen, wie von den Fröschen und Grillen.

Erwähne ich noch des „Wetterglöckleins an der Waldkapelle“,

„Das herabklingt aus dem Schweizer Land,“

und dann noch des schönen Geläutes der „braunen Lisel“ und ihrer zahlreichen Gefährten in den Alpen, so hätte ich denn hiermit alle Farbe gebenden Töne, die in diesen Gebirgen vorkommen, erwähnt. Über das zuletzt genannte Geläute der Rinder ließe sich eine eigene Abhandlung schreiben. Denn es ist neben den rauschenden Wasserbächen der charakteristischeste Lärm der Alpen. Es erklingt aus allen Tälern und auf allen Höhen. Man vernimmt es Tag und Nacht in ununterbrochener Musik. Mit diesem Geläute verbindet sich so manche eigentümliche Sitte der Alpenbewohner und das Geläute selber verbindet wieder so sehr mit der Natur und dem Wesen des Landes, daß man sich Alpen und Rinderglockengeläute kaum getrennt denken kann. Der Schweizer, wenn er es vernimmt, glaubt sich schon mitten in seinen Bergen und selbst der fremde Reisende fühlt sich anmutig davon begrüßt. Im ganzen kann man sagen, daß Wassergemurmel und Glockengeläute die dominierenden Töne in den Alpen sind. Ein Gropius glaubte daher auch dieser beiden Klänge nicht entbehren zu können, um den Beschauern seiner Dioramas den zauberischen Genuß einer täuschenden Versetzung in die Mitte der Alpennatur zu verschaffen.

Das Reich der Töne gewährt das kräftigste Leben in den unteren dichteren Luftschichten unserer Atmosphäre. In den höheren Regionen verlieren die feineren Luftwellen mehr und mehr die Kraft zu resonieren und den Ton fortzupflanzen. Ein nicht unbedeutender Teil des Alpenlandes wird zu diesen hohen Regionen der gedämpften Laute emporgehoben. Es gibt nicht wenige Berggipfel in den Alpen, die schon so hoch sind, daß der Schuß einer Pistole nicht viel lauter klingt als der Schall eines derben Handschlages.

Dieser Umstand, sowie auch die mit der Erhebung fortschreitende Abnahme alles Lebendigen bewirkt denn, daß die markierte und lebhafte Färbung der Tongebilde mit der Höhe in den Bergen stets abnimmt.

Im ganzen genommen kann man also die tiefen Täler als die vornehmsten Sitze des Lärmens, des Vogel- und Menschengesanges, des Dorf- und Städtegeräusches, des Brausens der Wasserfälle, des Tobens

In dem unteren Ende des an der Talwand aufgerichteten Waldes leben Vögel, die sich schon in dem oberen Zipfel dieses selben Waldes nicht mehr aufhalten können.

Da verbreitet, verallgemeint und verschmilzt nichts. Jedes schreit oder singt seine Weise für sich. Dort ist es ein einsam pfalzender Auerhahn, hier eine einzelne Amsel. Hier wieder streichen einmal ein paar versprengte Finken oder Meisen zwitschernd durch die Zweige. Die Nachtigall hört man fast gar nicht. Ganz selten vernimmst du einmal in der Nacht einen Uhu oder das heisere Geschrei eines Geiers.

Ich glaube, daß selbst auf den Gesang der Menschen die Natur der Alpen in derselben Weise influenziert. Die Hochgebirge scheinen mir wesentlich für Solostimmen berechnet und dem Massen- oder Chorgesange minder günstig.

Der eigentümlichste Gesang, den man von den Grenzen Frankreichs bis an die von Ungarn bei allen Hochgebirgsvölkern findet, ist das sogenannte Jodeln oder Jauchzen mit dem Übergehen der Stimme in den Fistelton. Diese Singweise ist auf die Erweckung des in den hohen Felswänden schlummernden Echos berechnet und daher ganz aus der Natur der Alpen hervorgegangen. Um das Echo in den Bergen zu wecken, bedarf es eines lautschallenden Gesanges, und ein solcher paßt besser für eine einzelne Stimme. Ein lautjauchzendes Chor hätte allerlei Schwierigkeiten. Fast ist es auch unnötig, denn die einzelne Stimme findet hier in den Alpen in dem Echo sozusagen ihren Chor und jeder einzelne Sänger singt gleichsam immer im Chor der ihm antwortenden Felsen und Berge.

Man kann daher auch allgemein bemerken, daß die Hirten, die Alpenjäger oder die Bergführer eine große Neigung haben, allein zu singen. Ihre berühmtesten Gesänge, der Kuhreigen, sind Sologesänge, Selbst wenn ihrer mehrere beisammen sind, tritt nur einer hervor, jodelt, jauchzt, und die anderen lauschen indes auf das tönende Echo, bis die Reihe des Singens an sie kommt. Ziehen sie sich dann aus der Natur in ihre Wohnungen zurück, so stimmen sie allerdings auch Chorgesänge an. Doch redeten wir hier immer nur von dem Gesange im Freien, der sich mit der Natur der Landschaft verschwistert. Auch das vornehmste und berühmteste Instrument der Alpenbewohner, das Alpenhorn, ist auf die Berge und die Erregung eines Echos in den Bergen berechnet. Der schwachtönige, echolose Dudelsack fand bei den Alpenhirten nie eine besondere Verbreitung.

Betrachtet man dagegen die Gesänge im Freien bei Völkern, welche die Ebene bewohnen, so scheint sich hier das Umgekehrte zu finden. In Lithauen, in Preußen, in den flachen Ländern der Letten und Esthen verbreitet sich in den hellen Sommernächten ein ununterbrochenes Ge-

Die alleroberſten Gipfel erreicht bloß die Spinne, deren Seufzer und Sprache nur ein Ohr belauſchen könnte, das auch imſtande wäre, das Gras wachſen zu hören.

Nur in dieſen einſamen Hochtälern, wo keine geſchwätzige Krähe krächzt, wo keine Unheil verkündende Eule ſchreit, wo nicht einmal ein Heimchen zirpt, wo ſogar noch das beſcheidene Pfeifen der Mäuſe und Murmeltiere in der freien Luft gedämpft wird, wo ſelbſt der Flintenknall und der Donner nur lispelt, nur da kann der Reiſende, der auf dem Schneeteppich nicht einmal ſeine eigenen Tritte vernimmt, deſſen Gefährten aus Furcht, den Schnee zum Rutſchen zu bringen, ſogar noch ihrem Munde ein Schloß vorlegen und auch ihren Maultieren die Schellen abbinden, ſolche vollkommene, weitverbreitete Stille finden, wie ſie hier auf Erden nur noch am Nordpol herrſcht.

Die lautloſe Ruhe, in die man ſich dann beim Betreten dieſer ausgeſtorbenen Regionen verſenkt findet, erſchreckt das warmfühlende, heitere Weltkind! Es glaubt, das Reich des ſtummen Todes vor ſich geöffnet zu ſehen. Sie erquickt aber mehr als alles die Seele des im Weltgetümmel Leidenden, der ſich dort den ſtillen Wohnungen der Seligen zu nahen wähnt.

## Veränderung der Landſchaft.

Von **Peter Roſegger.**

Die Erdoberfläche und die Menſchen auf ihr verändern ſich raſcher, als man denkt. Man braucht nicht mit Jahrhunderten oder Jahrtauſenden zu meſſen. In gewiſſen Zeitepochen genügt ein Menſchenleben, um den Wandel und Wechſel zu ſchauen.

Ich bin ſeit fünfzig Jahren erſtaunter Zuſchauer, wie die Weltgeſchichte vor ſich geht — ſchnell und ſchneller. Sie fährt mit Dampf. Ich glaube, daß der ausgiebigſte Ruck vom Mittelalter in die Neuzeit erſt im letzten Jahrhundert geſchehen iſt. Im innerſten Kerne geht die Veränderung der Erde wie des Menſchen langſam vor ſich, im Äußeren jedoch mit unheimlicher Raſchheit. Die Veränderung der Leute in ihrem Leben und Wirken bringt natürlich eine Veränderung der Landſchaft hervor. Vom Hochſchwab aus geſehen dürfte heute die Steiermark noch ziemlich genau ſo daliegen wie vor hundert Jahren. Vom Schöckel aus geſchaut hat ſich die Gegend weſentlich verändert und noch näher betrachtet, iſt manches Tal für den, der es vor fünfzig Jahren geſehen, nicht wieder zu erkennen.

der Wildbäche und Steingerölle, des Donnerns der Lawinen und der Gewitter bezeichnen und die Gipfel und hohen Schneefelder dagegen, auf denen man über allen diesen Erscheinungen erhaben ist, als die Sitze der Ruhe und Lautlosigkeit.

Hier oben sickert das Wasser gemach in stillen, kleinen Hochalpenseen zusammen, die nie so laut gegen ihre Ufer branden, wie die großen Wasserbassins in den Ebenen. Hier verstummt das Rauschen der Wasserfälle, weil erst unten die einzelnen Wasserfäden stark und mächtig werden. Nur ganz bescheiden und kaum hörbar murmeln die kleinen Quellen auf jenen hohen Gefilden. Ja den größten Teil des Jahres ist dort allem Wasser die Zunge von der Kälte gefesselt und selbst die Niederschläge vom Himmel steigen geräuschlos aus den Wolken herab, nicht als schauernde Regentropfen oder rasselnde Hagelkörner, sondern als wollige, in der Luft schwimmende stille Schneeflocken, die sich sanft und leise auf den Boden anlegen.

Selbst die Lawinen beginnen hier oben gemach, gleiten anfangs lautlos von den Wänden ab. Erst unten, wo sie sich massig ballen und und mit Steinblöcken vermischen, werden sie so tobend, wie wir sie oft schilderten.

Und zu den angeführten tondämpfenden Ursachen kommt dann noch die lose Decke von Schnee, mit dem hier alle Wände gepolstert sind und in dessen lockerem Gewebe das Echo wie in den Vorhängen und dem Teppiche eines Saales sich verstrickend, ermattet.

Es mag da einzelne hohe Spitzen geben, wo sogar der Donner der Gewitter das Versprechen, das der Löwe in Shakespeares „Sommernachtstraum" gibt, so zart und leise zu brüllen wie ein Täubchen, wirklich erfüllt. Denn man hat dort die Gewitter häufiger unter sich als über dem Haupte und erst in den unteren Regionen zwischen den Felsen der Täler erlangt der Donner seine herzerschütternde Stimme.

Und diese allerhöchsten Gipfel nähern sich dann auch schon denjenigen hohen Luftgegenden, in welchen eine geringere Heftigkeit in den Luftströmen herrscht, wo die Winde sanfter und stetiger fließen als an der Oberfläche der Erde. Es ist zu vermuten, daß die Täler der Alpen weit häufiger an wilden und sausenden Winden leiden als ihre Gipfel, wenngleich hier die Lüfte vielleicht *perpetuierlich* streichen.

Wie die Polterakkorde der toten Massen auf den Gipfeln geringer werden, weil sie dort an Fülle und Kraft verlieren, so läßt sich dort auch das Tierreich in immer isolierteren Tönen vernehmen, weil es mit der Höhe an Rassen- wie an Individuenzahl beständig verliert.

Am längsten hält wohl das melancholische Unkengeschrei in den kleinen trüben Seen der Hochplateaus aus und dann das zirpende Pfeifen der Murmeltiere, die von allen Vierfüßern am höchsten wohnen.

bäude einer großen Holzsäge, die durch Wasser oder Dampf oder beides getrieben, Tag und Nacht Bretter schneidet.

Nun aber das breite Tal im Vorlande. Es ist kaum wieder zu erkennen. Wie die Hinterlandschaft durch Entvölkerung anders geworden war, so änderte sich das Tal durch Übervölkerung. Statt der zahlreichen Bauerndörfer mit ihrer Mischung von alten Holz- und Steinhäusern, jetzt weit sich dehnende Ortschaften mit städtisch gebauten Häusern und zierlichen Villen. Über den Kirchen ragen statt den alten Zwiebeltürmen schlanke Spitzen gegen Himmel und nächtlicherweile funkeln die Sterne des elektrischen Lichtes, wo sonst nur Mond und Sterne niedergeleuchtet hatten. Die Ritterburgruinen auf den Felshügeln sind fast verschwunden, von Gestrüpp überwuchert; hingegen prangen im Tale vielfensterige Bauten, aus deren hohen Essen immerwährend schwarzer Rauch qualmt, der das ganze Tal mit einer russigen Luftschichte überzieht. Kleine Arbeiterhäuser, eines wie's andere, stehen in Reih' und Glied auf der baumlosen Fläche. Daneben hin, wo einst die weiten Felder und Gärten gewesen, jetzt Ziegeleien, Steinbrüche oder Bergwerke. Über allem hin spinnen sich auf Stangen hängend die Drähte des Telegraphen, des Telephons, der elektrischen Wägen. Was früher im ganzen Tale das Bewegteste, Lauteste gewesen, die Landstraße, liegt still da, nur der Radfahrer gleitet lautlos dahin. Oder der wahnsinnige Motorwagen, den der Teufel holen müßte, wenn noch einer im Lande wäre. Hingegen auf der doppelgeleisigen Eisenbahn rollen Tag und Nacht die Züge und der Bahnhof, wo einst die stille Schafweide gewesen, ist ein großer Stapelplatz aller möglichen Dinge geworden und wenn die Schnellzüge einlangen, herrscht dort internationales Leben wie auf den Plätzen großer Städte.

Einst sind die steilen Berghänge, die das Tal begrenzen, bewaldet gewesen bis herab und große Waldzungen haben sich über das Tal selbst erstreckt, so daß manche Ortschaften durch schöne breite Schachen voneinander abgegrenzt waren. Heute sind die Täler kahl geworden, selbst die einzelnen Nadelbaumgruppen fallen, nur Obstbäume werden noch geduldet, obschon selten nachgepflanzt. Wo sonst Feldkreuze und Marterln mit frommen Sprüchen gestanden, dort sind jetzt Warnungstafeln, die Fluren nicht zu betreten. Die Fluren werden zu Baugründen und Bauwerkstätten. Das Tal gehört der Industrie und nur wo diese sich nicht festgesetzt hat, bleiben einzelne Bestände stehen, bis auch sie von der Menschenhand oder vom Sturme benagt, verschwinden. Mit jedem Jahre vermißt der Sommerfrischler im Tale eine liebe Baumgruppe, einen Waldstreifen, der die sonnige Fläche freundlich unterbrochen; mit jedem Jahre lichten sich die Feldraine und die Berglehnen und die dunklen Wälder ziehen sich immer mehr hinauf ins Gebirge.

Oft ist die Rede von den merkwürdigen Veränderungen, die sich in den Hintergegenden unserer Alpenländer vollzogen haben und die den Veränderungen im breiten, reichbevölkerten Tale gerade entgegengesetzt sind. Wo vor fünfzig Jahren noch stattliche Bauerngehöfte gestanden, dort ragt heute in menschenleerer Ödnis mitten aus Hollerbüschen und Brennesseln die Ruine eines steinernen Herdes oder es steht der Rest einer Bretterhütte, in welcher das Winterheu für Rehe und Hirsche geborgen wird. Wo einst an Berghängen die weiten Felder gelegen, die im Frühsommer so sonnig gegrünt und im Spätsommer so goldig gereift haben, ist jetzt dunkler Wald. Wo einst die blumigen Wiesen gelegen und der Sensenschlag heiterer Mäher geklungen, ist jetzt Moor und Sumpf. Die klaren Quellen, die sonst durch Holzrinnen munter in den Trog gesprudelt, sickern jetzt träge aus der Erde und anstatt in gebahnten Bächlein hinzufließen, verlaufen sie in Sumpf und Morast. Wo einst die Holzzäune der Höfe-Grenzlinien sich gezogen, wuchert an zerfahrenen Steinhaufen wildes Gestrüpp und aus den räderfurchigen Fahrwegen und den glatten Fußsteigen sind zerrissene Bergrunsen geworden, aus denen das Wildwasser tiefe Gräben wühlt. Wildnis überall, wo vor wenigen Jahrzehnten eine wohlgepflegte Scholle noch ganze Menschengemeinden genährt hat. An Berglehnen hingegen, wo einst Wald gestanden, sind die weiten Schläger mit den langen Holzriesen, mit den Holzknechthütten und rauchenden Kohlenmeilern. Oder es wachsen auf solchen Schlaglehnen schon wieder die Erlen- und Brombeergesträucher, die jungen Buchen und Ahorne; denn die Natur treibt Wechselwirtschaft und wo Nadelholz gestanden, sproßt Laubholz auf. Wenn der Förster wieder jungen Fichtenwald haben will, so muß er ihn pflanzen, aber ein Holz, das nicht aus Selbstwahl der Natur gewachsen, das ihr gleichsam aufgezwungen worden ist, wird nicht so fest und haltbar, als das Urwaldgestämme gewesen. Wir haben keinen Ur- und Naturwald mehr, nur noch Kunstwald; unsere Holzbauten morschen in wenigen Jahrzehnten, während die Blockhäuser unserer Vorfahren jahrhundertelang gestanden und dabei so hart geworden sind, daß die Wände bei einem Axtschlag geklungen haben.

Die einst zwischen Wiesen und Matten mit Wasserbauten gut regulierten Bäche sind wüst geworden, haben Brücken und Stege fortgerissen, versanden in zahlreichen Bächlein das Tal, und wo die malerischen Getreidemühlen gestanden, hat das Wasser an die Berglehne gefressen, so daß die fahlen Scharten niedergegangener Lawinen gähnen.

Oder auch, durch solche Berggräben, wo früher neben dem Bach ein schmales Bauernweglein gegangen, zieht jetzt eine breite Straße, auf der Kohlen, Brennholz und Bauholz herabgeschafft wird aus den hinteren Gegenden. Und wo der Graben ins breite Tal mündet, steht das Ge-

langsam aber sicher die Berge umgestalten. Dem Menschenauge fällt das im Laufe des kurzen Lebens kaum auf, aber die Photographie wird es zeigen, wie sehr die Form unserer Felsenberge sich in wenigen Jahrhunderten verändern.

Das Wandelbarste von allem ist der Mensch. Und zugleich auch das Beständigste. Tiere, die auf den Menschen angewiesen sind, Pflanzen, die der Mensch hegt, sind abhängig vom Gange der Kultur; während jene Wesen, die dem Menschen nicht erreichbar sind, in großer Gleichmäßigkeit fortwuchern. Ihr Schicksal steht bei den Sternen, denn diese bestimmen das Klima. Der Mensch jedoch, trotz seiner Unbeständigkeit, er überdauert und überspannt alles — sei es schon nicht mit seiner Leiblichkeit, so doch mit seinem Gedanken, der mit heißer Ewigkeitssehnsucht die Jahrtausende mißt.

## Grundentschuldung.

Volkswirtschaftliche Anregung von **Franz Schlinkert.**

Seines Gedenkens der alte Schienagel Martin hat sein Lebtag gesagt, daß sich die Bauern vor Zeiten viel leichter getan haben, dieweil sie noch Robot und Zehent leisten haben müssen. Den Leuten ist es dazumal gut gegangen, weil sie gar kein Geld in die Hand zu nehmen gebraucht haben — das ist auf der Straße gelegen und kein Mensch hat sich darum gebückt.

Da hat es halt der Schienagel Martin genommen. Hinter seinem Rücken erzählten sich nämlich die Leute eine lustige Geschichte. Er war ein pfiffiger Pfannenschmied und hat in seinen jungen Jahren — jetzt ist er schon lange unter der Erde — auf den verschiedenen Märkten seine Waren feilgehalten. Zu blitzblanken Säulen hatte er seine glänzend gehämmerten Pfannen und Kesseln ineinander geschachtelt und aufgestapelt, daß sich die Bretter des „Standels" bogen. Kam einmal ein handsamer Waldbauer daher, der ein ganzes, unangebrochenes Kaufrecht für ein Paar schwere Ochsen in der dicken Brieftasche hatte und nicht wußte, was er mit dem vielen Gelde anfangen sollte. Möchte er seiner Bäuerin eine haltbare Schmalzkochpfanne kaufen. Er sucht und handelt und legt dabei die Brieftasche achtlos auf den Standtisch. Unversehens stürzt der Martin eine von seinen Pfannensäulen darüber, daß die schweren Ochsen, die in der Brieftasche eingesperrt waren, ganz gewiß nicht mehr auskonnten. Und wie der Bauer zahlen will, ist die Tasche nicht zu finden. Nicht zu finden! Rein verschwunden. Was machen? Polizei war nicht in der Nähe, denn dazumal haben die Leute, wie

Wie die taubengrauen Bretterdächer der Häuser den roten Ziegeldächern weichen, der malerische Lattenzaun dem gespannten Stacheldraht, die hölzernen Jochbrücken den eisernen Spannbrücken, so weicht das Holz dem Stein, dem Eisen überall, aber die Stein- und Eisenbauten machen trotz des dauernden Stoffes nicht den Eindruck langer Beständigkeit, wie vorher die Holzgebäude. Ein weiteres Merkmal der neuen Menschenkultur ist das Absterben vieler Brunnen. Tief muß ihnen nachgegraben werden, die einst leicht und von selbst hervorgesprudelt. Die Bäche sind hübsch geregelt, aber sie sind nicht mehr so wasserreich als einst; die Wild- und Hochwässer bei Gewittern und langem Regen sind reißender und gewaltiger geworden. Die Wassertümpel in der Landschaft verschwinden, die Seen treten sachte zurück, denn der Mensch, dem die Erde zu enge wird, ist überall daran, durch Spaten und Haue die Scholle zu erobern.

Und diese Art von Kultur greift weiter und immer weiter aus und über der Landschaft liegt ein fremdes staubiges Licht.

Wie das breite Alpental kahl und trocken geworden ist, so wird es auch das Hintergebirge werden. Wenn wir in Ägypten, in Palästina, in Griechenland mit Grauen heute die kahle karstige Landschaft betrachten: es ist daran schuld nicht das Klima allein; vielmehr die tausendjährige Menschenkultur hat die Berge rasiert und die Täler ausgesogen. Das wird auch die Zukunft unseres Vaterlandes sein. In Sumpf und Nebel setzt der Mensch ein mit nimmermüder Arbeit, macht urbar, macht fruchtbar, saugt und erntet so lange, bis die Gegend eine Mondlandschaft geworden ist.

Dort oben auf den Almen, bei den Felsen und Schneefeldern, wo das kalte stürmische Wetter den Menschen die längste Zeit des Jahres zurückscheucht, behält die Landschaft noch am längsten ihren ursprünglichen Charakter. Doch selbst der Senne baut seine Hütte anders und stattlicher als einst. In den wüstesten Karen, am Rande der Gletscher stehen Touristenhäuser; an den Wänden klettern anstatt flinker Gemsen bedächtige Bergsteiger und anstatt des Adlers hat man schon den Luftballon über die höchsten Riffe dahinschweben gesehen.

Daß im Steingebirge auch eine Veränderung der Felsformen vor sich geht, ist klar. Sehen wir doch jeden Tag, wie Wetter und Wasser daran meißeln. Ja was die Bodenformen anbelangt, sind steile Gebirge den Veränderungen viel mehr ausgesetzt, als die flacheren Hügel- und Tallandschaften, weil ja im Gebirge Wasser, Eis, Luft, Hitze und Kälte u. s. w. viel mehr Angriffspunkte finden, um zerstörend auf die dem Schwergewichte nachgebenden steilen Massen einzuwirken, als in flacheren Gegenden. Nicht so sehr die großen Berg- und Lawinenstürze sind es, als die ewig grabenden Tropfen und ewig rieselnden Sandkörnlein, die

stiegen. In Niederösterreich wuchsen sie während dieser Zeit von 312,460.422 K auf 651,110.177 K, das ist um 108·3 Prozent, in Böhmen von 1.198,902.510 K auf 2.405,741.275 K, das heißt um 100·6 Prozent. In Schlesien stiegen sie um 127 Prozent, in Galizien gar um 212·1 Prozent u. s. w. Überall zeigt sich ein bedrohliches Anwachsen des Schuldenstandes.

Ratlos steht der Bauer vor der heillosen Geldwirtschaft. Soll er auch sein Bündel packen und auf- und davonrennen? Unser Landvolk ist zu sehr geneigt, sich in stummer Ergebenheit dem anscheinend Unabänderlichen zu fügen. „Schlechter wird's immer und besser wird's nimmer". Mit diesem trübseligen Rückschauen kommt aber nichts vom Fleck. Was möchte man zu einem gesunden, ausgewachsenen Menschen mit geraden Gliedern sagen, der noch immer dann und wann auf dem Steckenpferd reitet, weil das in der goldenen Jugendzeit so lustig gewesen ist? Auch die Völker entwachsen ihren Kinderschuhen. Der Bauer **wird** bestehen; aber er muß alle Hilfsmittel, die ihm die heutige Geldwirtschaft an die Hand gibt, vor den Pflug spannen, um eine reichlichere Ernte aus der tiefer aufgewühlten Ackerfurche zu bauen. Wie kann er jedoch vor allem aus den Schulden kommen, die ihn kurzweg aufzufressen drohen?

Die wichtige Frage der **Hypothekarentschuldung** behandelt ein erschöpfendes Referat des eben in den Ruhestand getretenen Direktors der niederösterreichischen Landes-Hypothekenanstalt, Regierungsrates Josef Ritter v. **Hattingberg**, welches derselbe der landwirtschaftlichen Abteilung des österreichischen Industrie- und Landwirtschaftsrates (eine dem Ackerbauministerium beigegebene beratende Körperschaft) erstattete. In drei Bänden sind die Ergebnisse umfassender, gründlicher Studien niedergelegt, und von berufener Seite wird diese Publikation als die interessanteste und wichtigste bezeichnet, welche in den letzten Jahren in Bezug auf wirtschaftspolitische Fragen in Österreich erschienen ist. Alles, was sich an Material zur Beurteilung der Verschuldungsfrage und der zur Befriedigung des Kreditbedürfnisses der ländlichen Bevölkerung getroffenen Einrichtungen beschaffen ließ, findet sich hier mit emsigem Fleiße zusammengetragen und zum erstenmal werden die Grundsätze einer gemeinnützigen Geldpolitik in großen Zügen dargelegt.

Die Schlüsse, zu welchen der Verfasser gelangt, lassen die Lage nicht aussichtslos erscheinen. Das Schuldenmachen des Bauers ist an sich keine Sünde, sondern der Teufel steckt hinter der vollständig zweckwidrigen **Art** der Befriedigung des Kreditbedürfnisses. Die Neuzeit erfordert eine ausgiebigere, nutzbringendere Bewirtschaftungsweise der bäuerlichen Güter. Durch „billige und zweckentsprechende Zufuhr der Produktionsmittel sowie günstige Verwertung der Produkte" ist vor allem

gesagt, das Geld auf der Straßen liegen lassen. Auf die Art ist dem Martin das Reichwerden freilich leicht geworden. Spitzbuben hat es halt doch auch schon gegeben in der guten alten Zeit . . .

Dem Schienagel Martin seine Meinung, daß die Bauern leichter gewirtschaftet haben, als sie mit dem Geldwesen noch nichts zu tun hatten, ist übrigens nicht einmal so dumm und wird oft auch von ganz ernsten, vielstudierten Leuten ausgesprochen. Freilich ging dazumal alles viel einfacher, da der Bauer nicht erst sein Körndl in klingende Münze umzuwandeln brauchte, um die Steuern und Gaben zu zahlen; da er seine Verpflichtungen gegen die gestrenge Obrigkeit noch mit den eigenen, schwieligen Händen abarbeiten konnte und da noch alles, was er zum essen und anziehen brauchte, in der eigenen Wirtschaft geerntet, gemahlen, gebacken und zugerichtet, gesponnen, gewebt und geschneidert wurde. Wie viel ging dabei aber von jenen inneren Werten verloren, die seit jeher anderen Berufsständen das Dasein erträglicher gemacht haben!

Und der Weltlauf läßt sich nicht aufhalten. Wege und Straßen schlängeln sich immer tiefer durch Wälder und Wiesen und Schiene für Schiene wird angestückelt, damit der Dampfwagen bis zu den entlegensten Bauerndörfern rollen kann. So bahnte sich auch das flüssige Geld ein freies Gerinne bis ins Gehege des Bauers. Da läßt sich nichts mehr verschlagen und verdämmen. Losgekauft hat sich der Wirtschaftsmann aus Robot und Zehent und eigener Herr ist er auf seinem Grund und Boden geworden. Aber auf denselben Bahnen, welche das Geld ins Land führen, sind auch erhöhte Lebensbedürfnisse eingezogen, kommt das fremde Getreide herein und fahren schließlich dem Bauern die Dienstboten davon. Die Ausgaben und Zahlungen sind größer geworden, der Preis für die Landesprodukte ist gesunken und die Arbeitslöhne sind gestiegen. Freilich können jetzt wohl auch leichter Schulden gemacht werden. Auf diese Art ist der Bauer zunächst mit den gefährlichen Seiten des neuzeitlichen Geldverkehres bekannt geworden; statt die reichlicher fließenden Geldmittel im Wirtschaftsbetriebe klug auszunützen, ist er in eine Abhängigkeit von den Kapitalskräften geraten, bevor er sich noch in den veränderten Verhältnissen zurechtfinden konnte. Wie diese Geldmächte dem Bauersmann an den Leib rücken, wie sie ihn einspinnen und verstricken, das hat gerade der Herausgeber des „Heimgarten" in ergreifenden Dichterworten erzählt, die mächtig unsere Seele bewegen — heißt das, wenn man sich für das Kämpfen und Ringen unseres deutschen Bauernstammes den mitfühlenden Herzschlag bewahrt hat.

In Steiermark sind vom Jahre 1867 bis zum Jahre 1899 die Grundbuchsschulden von 349,395.770 K auf 487,805.977 K, das ist um 39·6 Prozent, in Oberösterreich im selben Zeitraum von 191,631.484 K auf 327,385.603 K oder um 70·8 Prozent ge-

*weitestem Umfange nachkommen.* Damit die Grundbuchsschulden aus den Wirtschaftserträgnissen abgezahlt werden, ist ferner die *Zwangstilgung* aller aus öffentlichen Kreditstellen entnommenen Hypothekardarlehen zu fordern. Von der sicheren Wirkung der Zwangstilgung kann man sich leicht ein richtiges Bild machen. Nimmt man die Gesamtverschuldung eines Landes mit 255 Millionen an, welche *keiner* Tilgung unterliegen, und wachsen dieser Verschuldung halbjährig 2 Millionen neuer Schuldverpflichtungen zu, so hat die Schuldsumme am Ende des 110. Semesters die Höhe von 475 Millionen erreicht und wächst nachher immer weiter um 2 Millionen im Semester. Wird diese ursprüngliche Schuld von 255 Millionen jedoch einer halbprozentigen Zwangstilgung unterzogen, so ist sie am Ende des 110. Semesters bei dem gleichen halbjährigen Zuwachs auf 146 Millionen *gesunken und bleibt auf dieser Höhe*, weil von diesem Semester an durch die Zwangsamortisation so viel getilgt wird, als jährlich zuwächst. Das Leihgeld, mit welchem der Bauer seinen Grund belastet, muß *unkündbar und zu unveränderlichem Zinsfuß* gewährt werden, was durch die Pfandbriefhypothek erreicht werden soll. Die *Landes-Hypothekenanstalten* sind vor allem berufen, die vollständige Selbstlosigkeit in der Darlehensgewährung zur Verwirklichung zu bringen, sie werden dadurch Organe der öffentlichen Wohlfahrtspflege und diese besondere Stellung sei vom Staate durch *Zugestehung der Steuerfreiheit anzuerkennen.*

Jenes Kreditbedürfnis, welches sich auf Anschaffungen im Wirtschaftsbetriebe bezieht (Betriebskredite), hat ausschließlich im Wege des *Personaldarlehens* seine Befriedigung zu finden. Das bäuerliche Personaldarlehen ist als *Geschäftskredit* aufzufassen und darf nicht in's Grundbuch kommen. Aus der Verschuldungsstatistik Niederösterreichs ergibt sich, daß sich die Betriebsschulden tatsächlich noch erwirtschaften lassen.

Die Erfüllung des *Personalkreditbedürfnisses* fällt den *Raiffeisenkassen* zu. In sämtlichen ländlichen Spar- und Darlehenskassenvereinen Deutschösterreichs erlagen bis zum Jahre 1900 (soweit sich die Ziffern erheben ließen) 129 1/2 Millionen Kronen Spargelder, von welchen nur 98 1/2 Millionen auf Darlehen hinausgegeben waren. Im Jahre 1901 betrugen diese Überschüsse in Niederösterreich 11 3/4 Millionen Kronen, in Steiermark 1 1/2 Millionen. Aus diesen Quellen hat der Bauer klug zu schöpfen, denn die Spargelder sollen im Sparbezirke wieder verwendet werden. Ohne umsichtige Pflege des Personalkredites ist keine Entschuldung möglich. In diesem Sinne ergeben sich verschiedene Forderungen: Bereitstellung von Betriebsreserven für die Spar- und Darlehenskassenvereine nach dem Systeme Raiffeisen; Zuge-

dieser Zweck zu fördern und „unter den Produktionsmitteln (Grund und Boden, Kapital und Arbeit) tritt das Kapital als der wichtigste Produktionsfaktor in den Vordergrund". Langt das eigene Geld nicht, dann muß der Bauer borgen, „fehlt die reale Kreditanlage, dann muß er trachten, seine persönliche zu verwerten". Bisher hat nun der Landwirt mit Vorliebe den Weg des Realkredites als den bequemeren und anscheinend billigeren betreten, dabei aber beharrlich vergessen, seine Grundbuchsschulden zu bezahlen, wenn auch in kleinen Raten. Er belastete sein Gut, ob er nun das aufgenommene Geld zur Begleichung eines Kaufschillingsrestes, zur Aussteuer eines Kindes, zum Zukauf eines Ackers oder zur Erwerbung einer Maschine, eines Stückes Vieh, zur Bezahlung von Taglöhnern und Gewerbsleuten brauchte. Durch diese unwirtschaftliche Gewohnheit, die freilich ihre Ursache in dem Mangel der Vertrautheit mit dem Geldwesen hat, mußten die Grundschulden zu ihrer heutigen erschreckenden Höhe anschwellen. „Der Sozialpolitiker aber sagt, jeder Darlehenszweck hat seine Kreditform. In einer Wirtschaftsperiode muß sich erwirtschaften lassen, was nur für diesen einen Umtrieb dient. Auf mehrere Perioden darf sich verteilen, was erst in mehrfachen Wirtschaftsläufen sich amortisieren soll. In langen Jahren erst kann sich verdient machen, was zur Erwerbung von Grund und Boden selbst verwendet wurde". So sei jenes Kreditbedürfnis (und damit kennzeichnen wir einen der leitenden Grundsätze des Verfassers), welches auf die Vermehrung oder Erhaltung des Besitzes abzielt, genau von jenem zu unterscheiden, welches die Verbesserung des Betriebes bezweckt. Dem ersteren habe der Hypothekar-, dem letzteren der Personalkredit abzuhelfen.

Ebenso nachteilig wie falsche Benützungsart der Kreditformen wirkten ungünstige Leihbedingungen, herbeigeführt durch mangelhafte Kreditorganisation.

Zu Ende des Jahres 1898 wurde die grundbücherliche Verschuldung in Österreich mit 10 Milliarden Kronen ausgewiesen. Unter diesen befinden sich 6 Milliarden Hypotheken von Einzelngläubigern und 4 Milliarden entfallen auf den organisierten Kredit von Instituten; von dieser letzteren Summe sind aber nur 0·9 Milliarden selbstloser, unkündbarer Rentenkredit. „Die grundbücherliche Verschuldung Österreichs steht im Zeichen des lukrativen Hypothekargeschäftes und die Landwirtschaft erscheint als jenes zinspflichtige Gewerbe, dessen Wirtschaftsbetrieb das geeignete Exploitierungsfeld bietet."

„Als erstes Ziel der Entschuldungsaktion zeigt sich daher die konsequente und systematische Verdrängung des wirtschaftlich ungünstigen Privatkredites durch den organisierten Hypothekarkredit öffentlicher Kreditstellen." Dieß wird nur dann gelingen, wenn die öffentlichen Kreditstellen dem berechtigten Kreditbegehren in

Wie viel aber gäbe man heute, wo die „Leute“ so bitter rar sind, um so einen alten Bockenemer Knechtemarkt, der immer krabbelnd voll war von pflügelustigen Burschen aller Art.

*

* *

Den besten und schönsten Knecht, der je auf dem Bockenemer Martinimarkte gedingt worden war, konnte man drei Jahre und länger auf dem Steffenhagenschen Halbspännerhofe zu Breinum hantieren sehen. Seine Unverdrossenheit war wie ein Morgen- und wie ein Abendstern, leuchtete durchs ganze Dorf, wenn's auf allen anderen Höfen noch finster oder schon finster war, leuchtete in alle Bauern- und nicht minder in alle Mädchenherzen.

Steffenhagen, der Bauer, war ordentlich stolz auf seinen Knecht und rühmte sich dieses Kleinodes gern vor den Leuten, namentlich wenn er die Gewißheit hatte, daß sein Nachbar Voßhagen, gewöhnlich der „lange Voßhagen“ genannt, es hören konnte.

Denn mit ihm stand er sich nicht gut und Voßhagen hatte viel Pech mit seinen Knechten.

Da geschah es mitten im Sommer, gerade als die Zeit am heißesten und die Arbeit am dringendsten war, daß der Bauer Steffenhagen seinem Knechte Harmhennig den Laufpaß gab.

Es erregte sich das ganze Dorf. Man forschte und fragte und so hinten herum erfuhr man, daß Harmhennig, der anstellige, fleißige und allgelittene Harmhennig ein — Brandstifter gewesen war. Ja, denkt euch! Er hatte das einzige Herz der einzigen Tochter seines Herrn, der hübschen Ilse-Marie, in Brand gesteckt. Ja, das hatte er.

Dem stolzen strengen Halbspänner war das die Sünde wider den heiligen Geist und als der Knecht hinausgeflogen war, rief der Bauer seiner schier zu Tode erschrockenen Tochter zu: „Bet Martensmarkt bist döu meuin Knecht, versteihste meck?“ [1])

Das war grob; aber wofür bin ich der Vater?

Also mußte Ilse-Marie, das blondhaarige Kind, den Sommer lang die gesamte Knechtsarbeit verrichten, hacken und harken, fahren und pflügen, mähen und melken, binden und „böhren“, daß die schönen Hände gar harte Schwielen bekamen.

Da seufzte sie wohl manchesmal unter der Last und Liebe: „Daß doch der gute arme Harmhennig noch bei uns wäre!“ Wo mochte er wohl sein? Ob weit, ob nahe?

Sie durfte sich aber nichts auslassen, mit keinem Zeichen verraten, daß sie an ihn dachte. Der Vater, der sie immer so argwöhnisch ansah, hätte sie umgebracht.

[1]) Bis Martinimarkt bis du mein Knecht, verstehst du mich?

ständnis der Pupillarsicherheit für die Geldeinlagen bei denselben; Freimachung der Raiffeisengelder aus den Krediten der Wirtschaftsgenossenschaften; zielbewußte Pflege des bäuerlichen Personaldarlehens als Geschäftskredit (Bedachtnahme auf den Darlehenszweck, Zusammenschluß der Hypothekar- und Personalkreditorganisation); Ausgestaltung dieses Kreditsystemes als Organe einer gemeinwirtschaftlichen Geldpolitik.

Die besonderen Vorzüge des hier kurz entwickelten Entschuldungsprogrammes J. v. Hattingbergs liegen vor allem darin, daß es von umwälzenden Eingriffen der Gesetzgebung zum Zwecke der Grundbuchsbereinigung vorläufig absieht. Die Feststellung einer Verschuldungsgrenze, die Monopolisierung des Pfandbriefdarlehens werden nur für den Fall in Aussicht genommen, als „die Mehrheit der bäuerlichen Wirtschafter den erzieherischen Einflüssen der gemeinwirtschaftlichen Kreditorganisation sich unzugänglich erweist“.

Auf diese Einflußnahme wird ein Hauptgewicht gelegt und es ist erfreulich, daß endlich nachgeholt werden soll, was bisher übersehen wurde. Während auf allen Gebieten eine staatliche Fürsorge zur Geltung kommt, hat man den bäuerlichen Wirtschaftsmann in völliger Hilflosigkeit vor den ihm gegenüberstehenden neuen, ungewohnten Formen der heutigen Geldwirtschaft belassen.

Warum wir das alles im „Heimgarten“ erzählt haben? Weil wir glauben, daß hier alles einen Wiederhall finden soll, was unserem Volke am Herzen liegt: seine Jauchzer und Schnalzer, sein Werben und Ringen, aber auch die Sorgen um Verdienst und Arbeit, um Haus und Hof.

## Der Knechtemarkt.

(Ein Bauernbild aus deutschem Norden von **Heinrich Sohnrey**.[1])

„Dei Knechte lange we von 'n Bockenemer Markede, dei Päre von 'n Peinumer,“ pflegten die Hildesheimer Bauern früher zu sagen.

Die Knechte holten sie vom Martinimarkte zu Bockenem, die Pferde vom Markte zu Peine.

Sagen's wohl auch heute noch einmal, wenn's die Gelegenheit so mit sich bringt; tun's aber längst nicht mehr.

Mindestens schon ein halbes Jahrhundert gehört der Knechtemarkt, an den ich heute so lebhaft erinnert wurde, der nebelschweren Vergangenheit an.

[1]) Aus dessen neuem, naturfrischem Buche: „Im grünen Klee, im weißen Schnee“. Dorfgeschichten aus Hannoverland. (Berlin. Martin Warneck. 1903.) Bei dieser Gelegenheit haben wir die Freude, Sohnreys ausgezeichnete Bauerngeschichten aus Norddeutschland den süddeutschen Lesern wieder einmal recht angelegentlich empfehlen zu können. Die Red.

Das Mädchen sieht den Burschen an. „Ja, Vader, dä is gaut, den nümm!“ [1])

Der Bauer streift das Gesicht seiner Tochter mit einem zwinkernden Blick unter krauser Stirn, geht weiter und murmelt zwischen den Zähnen: „Dat wöre meck gerade weer dei Rechte!“ [2])

Nach einer abermaligen angestrengten Musterung spricht er einen anderen Burschen an, bricht aber die Unterhandlung schleunigst ab, als er sieht, daß der Bursche seine Augen mehr auf Ilse-Marie als auf ihn gerichtet hält. Sie sieht in ihrem roten Rocke mit dem breiten blauen Saume, dem seidenblumigen Brusttüchlein und der weißen Krause auch gar zu wonnig aus.

Steffenhagen schreitet hastiger durch die Reihen hin, so daß sein offener Mantelrock flattert, deutet auf den einen, deutet auf den anderen und fragt jedesmal seine Tochter, wie der und der ihr gefalle?

Arglos antwortet sie mehrmals: Der wäre gewiß gut oder der sehe gut aus, den solle er nur nehmen. Sie stecke jedoch in keinem drin und der eine könne so gut sein wie der andere.

Aber der Alte ging an den prächtigsten Kerlen vorüber, ohne auch nur einmal ein Wort an sie zu richten. Er schien ganz wild zu werden, rannte schließlich wie ein grimmiger Bär durch die Reihen hin und her und grunzte: Eck gläwe, eck nöhme gar kennen Knecht weer.“ [3])

Ilse-Marie konnte ihm kaum folgen; sie schüttelte wieder den Kopf und seufzte.

Da — war das nicht Harmhennig? Ilse-Marie fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht schoß, wagte indes aus Furcht vor dem Vater nicht mehr aufzusehen.

„Ilse-Marie!“ hörte sie leise hinter sich rufen.

Ach Gott im Himmel, er war's; aber sie senkte den Kopf und eilte dem Vater nach, der sich gerade grimmig nach ihr umsah. Ein Glück nur, daß er Harmhennig nicht gesehen hatte. Da gewahrten sie Voßhagen in den Reihen der Knechte. Steffenhagen grunzte: „Dat lange Eichel is ok da!“

Voßhagen kreuzte ihren Weg, grüßte aber nicht, sondern machte nur ein höhnisches Gesicht, dem Steffenhagen ein grimmiges entgegensetzte.

Ilse-Marie zupfte an ihrem breiten Haubenbande und seufzte. Wäre sie doch nicht mitgegangen! Ja, sie wünschte sich selbst ins Land, wo der Pfeffer wächst.

Schon waren die Reihen der Knechte bedeutend gelichtet. Alle, die einen Herrn gefunden hatten, banden sich einen bunten Strauß an die

---

[1]) Ja, Vater, der ist gut, den nimm!
[2]) Das wäre mir gerade wieder der Rechte.
[3]) Ich glaube, ich nehme gar keinen Knecht wieder.

Schneckenschnell ging ein Tag dahin wie der andere.

Doch auch die Schnecke kommt schließlich an den Ort ihrer Sehnsucht, in die saftige süße Jungsaat, und so war auch Ilse-Mariens schwere Zeit endlich bis zum langersehnten Martinimarkte vorgerückt, von dem sie wußte, daß er neue Knechte in Hülle und Fülle aufbot.

Am Abend vorher sagte Steffenhagen zu seiner Tochter, sie solle ihn auf den Markt begleiten, denn sie hätte gute Augen und müsse ihm helfen, daß sie wieder einen Knecht fänden. Er würde aber schon früh „brucken", denn sie wollten zeitig gehen, damit sie den Markt noch voll fänden.

Das Mädchen wußte nicht, sollte sich's wundern oder sich freuen! So etwas pflegte doch der Vater sonst immer ganz allein abzumachen. Wer nahm denn auch seine Tochter mit auf den Knechtemarkt!

Also machte sich Steffenhagen mit seiner Tochter am anderen Morgen in aller Frühe auf den Weg. Die Luft wehte scharf, ein dichter Filz, der bei der aufgehenden Sonne lustig blitzerte, lag auf dem wilden Stoppelgrase. Hier und da standen noch Streifen ungemähten Hafers, für das gottgesegnete Erdreich dieser Gegend allzu schmächtig und klein. Auch Kartoffeläcker standen noch mit ihren gänzlich vertrockneten Hörsten da. In dem glitzernden Reif machten die verspäteten Felder einen gar kläglichen Eindruck. Steffenhagen runzelte die Stirne und seine Schritte wurden größer und schneller, denn auch er hatte noch ungeerntete Felder draußen. „We willt moken, dat we henkomet," grunzte er, „we mötet nahmedag noch den Hawern mägen." [1])

Ilse-Marie, die sonst keine so großen Schritte zu machen pflegte, mußte sich jetzt gewaltig dran halten, sich ganz rote Backen laufen, um sich neben dem Vater zu behaupten.

In Bockenem läutete die Morgenglocke. Sie sahen sich unter den Frühesten und fanden den Marktplatz noch dicht gedrängt voll von Burschen aller Art, alten und jungen, kleinen und großen, krummen und geraden, hübschen und häßlichen. Und alle trugen noch die ungeschmückte Fuhrmannspeitsche zugebunden schräg über die Brust her, ein sicheres Zeichen, daß noch keiner einen Herrn gefunden hatte.

Steffenhagen rückte seinen großen Randhut zurecht und ließ seine Tochter vorangehen, Reihe für Reihe und in Kreuz und Quer. Scharf musternd ging er hinterher.

Endlich bleibt er stehen, deutet auf einen schlanken Jüngling mit blitzernden Augen und keckem Schnurrbärtchen, stößt seine Tochter an und fragt: „Ilse-Marie, wat meinst dön täau (zu) dene da?" [2])

---

[1]) Wir wollen machen, daß wir hinkommen, wir müssen nachmittag noch den Hafer mähen.

[2]) Was meinst du dem da?

„Häste ak 'n gäauen Akstaten?"[1]) Worauf Hanfried Remmert wichtig nickend ein schmutziges Schriftstück aus der Tasche zog, das Steffenhagen sich von seiner Tochter vorlesen ließ, da er selbst Geschriebenes nicht gut lesen konnte, angeblich wegen seiner schlechten Augen.

Der „Akstaten" enthielt eitel Lob, aber Ilse-Marie las ihn mit so bitteren Mienen, ja, mit so schreckhaften Gebärden, als stände lauter Zuchthaus darin.

Da Steffenhagen mit dem „Akstaten" zufrieden sein konnte, so fuhr er alsbald fort: „Wo vele Lahn födderste?"[2])

„Eck häau up'n Gäaue twintig Daler ekregen un gewogen datäau!"[3])

„Hanfreuid, eck will deck seßtein (sechzehn) Daler geben un wat datäau härt."

Hanfried Remmert kraute sich das wulstige Haar, verzog den breiten, zahnlückigen Mund bis an die Ohren und meinte: „Achteine mößten't awer doch seuin."[4])

Nach längerem Markten willigte Steffenhagen in die Forderung, indem er Hanfried Remmert noch folgende Lieferungen zusicherte: Einen Himten Lein ausgesäet, eine Stiege Leinewand, eine Erntehose, ein Paar Gamaschen von Leinewand sowie einen Gutengroschen (zwölf Pfennig) „Stadtfahrgeld" und drei Mariengroschen (à acht Pfennig) „Zehrungsgelder".

Hanfried versuchte noch ein „Bindelwams" und eine „Bindelschärte" (Bindeschürze) einzuhandeln, hatte aber damit kein Glück. Der Bauer sagte: „Dat is wat vor Wiewere'" (Weiber.) Und um weiteren Anzapfungen vorzubeugen, zog er rasch den Geldstrumpf aus der Hosentasche und drückte dem Knechte einen halben Gulden „Mägegeld" in die Hand. Damit war der Vertrag besiegelt.

Hanfried band die Peitsche los, knüpfte in Ermangelung eines Blumenstraußes ein buntes Band daran, „balderte" einmal und trottete gleich hinter Steffenhagen und Ilse-Marie her, denn einen guten Kameraden, mit dem er hätte Abschied trinken können, besaß er nicht.

Ilse-Marie stand das Weinen näher als das Lachen! Es war auch zu traurig, mit dieser Ungestalt nach Hause ziehen zu müssen, da doch der hübschen und lustigen Burschen so viele, ach, so viele, viele gewesen waren.

* * *

Am anderen Morgen, als Ilse-Marie im Garten Wurzeln (Möhren) ausgrub, rief's auf einmal hinter der großen, buschigen Haselecke, die Steffenhagens von Voßhagens Anwesen voneinander schied: „Pst, pst!"

[1]) Hast du auch ein gutes Zeugnis?
[2]) Wie viel Lohn forderst du?
[3]) Ich habe auf dem Gute zwanzig Taler gekriegt und gewogen dazu.
[4]) Achtzehn müßten's aber doch sein.

Peitsche und gingen zur nächsten Schenke, um von einem Teile des erhaltenen Mietgeldes mit den Freunden und Kameraden den Abschied zu trinken.

Ilse-Marie spähte verstohlen umher, aber Harmhennig war nirgends mehr zu sehen. „Wer weit, wo wiet hei nöu hen ekommen is,“ [1]) flüsterte sie für sich und preßte die Hand auf die Brust. Sie hätte weinen können.

Da der Alte immer noch unschlüssig hin und her sah, gab sie ihrer innersten Wallung entschlossen nach und sagte in vorwurfsvollem Tone: Was denn das nun heißen solle? Sie wäre mit der Sonne gekommen, um ja nichts zu versäumen, und nun ließe er sich doch die besten Knechte ruhig vor der Nase wegnehmen?

Mit einem grimmigen Lächeln sah Steffenhagen seine Tochter von der Seite an. Was er sagen wollte, verschluckte er hastig wieder; denn im gleichen Augenblicke kam ihm ein Knecht zu Gesichte, der völlig allein stand, krumme Beine und einen ganz gehörigen Buckel, schielende Augen und eine gequetschte Nase hatte, überhaupt nicht gut häßlicher sein konnte.

„Wat seggst döu täau dene da?“ fragte der Halbspänner mit jäh aufleuchtenden Augen seine Tochter.

„I gitte, Vater! Den wutte doch nech int Hus nöhmen? Dei süht ja iut as'n Pott vull Muise!“ Sie faßte den Vater beim Saume seines langen Mantelrockes und suchte ihn eilig fortzuziehen.

Da lief ein breiter Freudenstrahl über Steffenhagens viereckiges Gesicht, er nickte energisch und rief: „Wenn't ichtens is, sall dei 't sien!“

Hastig trat er auf den alten Burschen zu, der sein von der Natur so vernachlässigtes Gesicht alsbald zu einem scheußlichen Grinsen verzog.

„Wo biste her?“

„Iut Holzen.“ (Wrisbergholzen.)

„Wo häßte?“ (Wie heißt du?)

„Hanfreuid Remmert.“

„Wo häste deint?“ (gedient?)

„Up'n Howe in Holzen.“

„Worümme biste weggahn?“

„Weil eck leiwer be'n Böuern deinen wolle.“ [2])

„Vader, kumm!“ rief Ilse-Marie jetzt in schier weinerlichem Tone und suchte den Bauern abermals fortzuziehen. Der aber stand fest wie eine Eiche und fuhr fort, mit dem alten Knaben zu unterhandeln:

[1]) Wer weiß, wie weit er nun hingekommen ist.
[2]) Weil ich lieber beim Bauern dienen wollte.

Vermögen" und solches hat sich naturgemäß gerade in den Händen der unlautersten Elemente angesammelt. Dieser schandbefleckte Reichtum kennt keine sozialen Pflichten, keine Ehre und keine Würde. Er ist es, der durch sein unreinliches und schamloses Wesen das Ansehen alles Besitzes befleckt hat; und die verbitterten Massen begehen nur den Fehler, nicht richtig zu unterscheiden und alles in einen Topf zu werfen.

Aber darf man diese Unterscheidungsgabe bei ihnen suchen, wenn selbst viele in den höchsten Ständen sie vermissen lassen und an der Tafel des schmutzigen Wuchervermögens zu Gaste sitzen?

Segen der Industrie. Der Industrialismus mit seinem Handels- und Verkehrsaufschwung hat so viel Verlockendes an sich, daß die Völker zu allen Zeiten sich blindlings seiner Führung und — Verführung anvertraut haben. Das rege Leben, das er schafft, der schnell aufblühende Wohlstand einzelner Kreise, der vermehrte Geldumlauf, die erhöhten Löhne, die gesteigerte Lebenshaltung: alles das wirkt so bestrickend, daß der naive Verstand alles Heil in dieser Richtung zu finden glaubt. Fortschritt — Entwicklung — Verkehr! — lauten die Schlagworte. Nur wer sich tiefer auf die Völkerpsychologie versteht, der gewahrt, daß hier ein Feuer angezündet wird, mit dem sich auch das Haus verzehrt. Er weiß, daß diese gewaltige Auslösung aller Kräfte den Bau erschüttert und lockert bis in die Fundamente. Dem raschen Aufschwunge folgt der jähe Absturz, denn die Unstetheit des industriellen Wesens löst alle Bande und entfesselt alle Triebe. Sie vernichtet auch die sittlichen Grundlagen. Der Industrialismus zieht seine Kraft aus den aufgespeicherten Reserven der Volksseele und greift unbedenklich die heiligsten Schätze und Lebenswerte an — alles im Dienste des Augenblicksvorteiles. Er treibt Raubbau an den Volkskräften und läßt eines Tages die Wüste hinter sich. Der höchste Handelsaufschwung und die üppigste Lebensentfaltung bildeten immer den letzten Akt in dem Dasein der Kulturvölker.

Haß und Liebe. Weichherzige Menschenfreunde möchten allen Haß aus der Welt verbannen und ein Reich des ewigen Friedens errichtet sehen. Und wahrlich, es braucht weniger unvernünftigen Haß in der Menschheit zu geben, weniger Feindschaft und ungerechte Verfolgung! — Aber können und dürfen wir alles lieben und nachsichtig dulden? — Auch die Bosheit — die Niedertracht — die Lüge — das Verbrechen? Sollen wir auch gegen das Sittlich-verwerfliche keinen Abscheu empfinden dürfen? Dann müßten wir unser Herz ersticken, unsere Ideale ausrotten und nicht mehr unterscheiden zwischen gut und böse, zwischen göttlichem und teuflischem. Solche Lauheit würde zum Fluche werden und die Vernichtung alles dessen bedeuten, was menschliche Geisteskraft

Als das Mädchen verwundert aufsah, gewahrte es in der sacht auseinander gebogenen Hecke Harmhennigs Gesicht. Ilse-Marie erschrak, daß ihr die Schute aus der Hand fiel.

„Bist doch nech bäse, Meken, dat'ck meck up jöwe Nawerschaft vermäget hew?" [1]) rief er leise und beteuerte: „eck konne ja nech anders, obwohl eck hundert bettere Stehens hurre kriegen konnt." [2])

Da Steffenhagens Stimme über den Hof dröhnte, konnte das wonneerfüllte Mädchen nicht gleich antworten. Ihr Herz seufzte.

Was sie ihm hernach in sicherer Hut geantwortet hat, das läßt sich schon denken, braucht also nicht erzählt zu werden.

Wichtiger ist für die freundliche Leserin ohne Zweifel der Ausgang der Geschichte; aber darüber weiß ich — weiß Gott! — selber gar nicht viel. Denn der Mund derer, welche die Geschichte erlebt und mit erlebt haben, ist längst stumm.

Soviel scheint jedenfalls sicher zu stehen, daß Harmhennig nach etlichen Jahren doch noch auf den Steffenhagenschen Hof zurückgekommen ist. Wie etliche meinen, wäre der verlotterte Nachbarhof durch den Knecht in kurzer Zeit so emporgekommen, daß Steffenhagen es in seinem unüberwindlichen Hasse gegen den Nachbar nicht länger zu ertragen vermochte und darum selber das Eis brach oder vielmehr die Hecke, durch die er eines Tages den Knecht ganz unversehens ansprach.

Wie dem aber auch sei: soviel steht unbestreitbar fest, daß Ilse-Marie ihren Harmhennig gekriegt hat und eine der glücklichsten Frauen geworden ist, die in dem zur Rüste gegangenen Jahrhundert zwischen Harz und Heide gelebt und geliebt haben.

# Hammerschläge.

Von **Fritz Thor.** [3])

Entwürdigter und entwürdigender Reichtum. Ein Umstand scheint den Schürern des Klassenhasses Recht zu geben, wenn sie den Unwillen gegen den Besitz erwecken: Der Reichtum hat seine Würde verloren! Vieler — und gerade der aufdringlichste Reichtum von heute verdankt seinen Ursprung den trübsten Quellen: dem Börsenspiel, der Bodenspekulation, dem geschäftlichen Wucher aller Art, kurz: der Volksauspressung und dem Betruge. Es ist, wie die Alten sagten, „schwarzes

[1]) Bist doch nicht böse, Mädchen, daß ich mich auf eure Nachbarschaft vermietet habe?
[2]) bessere Stellen hätte kriegen können.
[3]) Aus „Hammerschläge". Sozial-ethische Aphorismen von Fritz Thor. Leipzig. Th. Fritsch, 1904. Ein herbes, gescheites und grundehrliches Buch, das wir am besten mit diesem Auszuge kennen lernen. Die Red.

finnung auch in andere verlegt. Der echte Lump wird daher jeden für einen Lumpen ansehen und sein Verhalten darnach einrichten; er wird sich durch Anmaßung und Geringschätzung auszeichnen — oder durch unverschämte Aufdringlichkeit. Nur der Mensch von hoher Selbstachtung vermag auch fremde Persönlichkeit voll zu würdigen; er wird auch dem geringsten nicht die persönlichen Rechte versagen. — Wer Achtung verdient, wird auch anderen gerne Achtung zollen.

Die verkannte Bescheidenheit. Seitdem Goethe das unvorsichtige Wort sprach, daß nur die Lumpe bescheiden seien, sucht jeder Lump durch Unbescheidenheit sich unkenntlich zu machen. Das Wort lief den Lumpen so recht in den Wurf, denn was war für sie bequemer als die Frechheit? Manche Wahrheiten sind nicht aller Orten und zu allen Zeiten wahr. Heute muß man das Wort umkehren, um der Wahrheit nahezukommen; denn heute ist die Anmaßung ein hervorstechendes Merkmal der Lumpen und nur vornehme Geister kennen noch die Tugend Bescheidenheit.

Die Heilsamkeit der Not. Manchem ist nichts so dienlich als magere Kost. Schlaue Kurpfuscher erwarben sich großen Ruhm damit, daß sie ihre Patienten geschickt hungern ließen. Damit gereicht manchem zum Glück, was anfangs wie ein Unglück aussah. Das Schicksal meint es gut mit jedem, dem es einmal karge Tage beschert; denn die Weisheit des freiwilligen Fastens haben wir leider in unserem verwöhnten und vernunftlosen Zeitalter verlernt.

Überlastung der Jugend. Künste und Wissenschaften verschönen das Leben; wenn sie aber mit einem Opfer an Gesundheit erkauft werden müssen, so sind sie zu teuer bezahlt.

Volksbetrug. Gröber ist nie gelogen worden als an dem Tage, da man den Völkern weismachte, sie wären klug genug, sich selbst zu regieren. Seitdem blüht der Weizen der Maulhelden und Beutelschneider, die dem eitlen Volke vorreden, daß sie für seine Freiheit kämpfen, während sie in Wahrheit nur die Leute von ihrer Habe — befreien.

Vom Werte des Lebens. Wer nach dem Werte des Lebens fragt, der hat kein Leben — der kennt nicht die schwellende Kraft, die beständig antreibt, erhebt, beseligt, ausstrahlt und ausgibt, sich selber zur Wonne. Leben ist jener gesegnete Quell, der sich immer neu gebiert in unerschöpflichen Wellen und sein Entzücken findet an den Blüten und Früchten über seinen Ufern, an der Fülle der Gestalten, die sich in ihm spiegeln, an den tausend Rädern, die er in Bewegung setzt. — Das Leben ist keine Frage, sondern eine Antwort, die Welt kein Rätsel, sondern eine Lösung.

seit Jahrtausenden mühsam erstritten hat. Es wäre die Preisgabe aller sittlichen Maßstäbe, ein Untersinken in Verwirrung und Lodderei.

Und leider hat unter dem Drucke der Phrase die Verstumpfung der Gewissen schon weit um sich gegriffen. Darum sollten alle Einsichtigen gegen diese Vermanschung und Verquabbelung der Begrifie ankämpfen. Wie kein Licht ohne Schatten denkbar ist, so gibt es auch keine echte Liebe ohne ihr Widerspiel: den Haß. Wer das Gute leidenschaftlich liebt, wird den Feind des Guten verabscheuen und hassen müssen. Schwachmütige Dämmerseelen sind es, die weder hassen noch lieben können!

Gegen den Strom! Volksmassen unterliegen den nämlichen Gesetzen wie alle Massen — auch geistig! Sie beherrscht vor allem das Gesetz der Trägheit und der Schwere. Die Trägheit widerstrebt jeder Änderung der Bewegungsrichtung; die Schwere aber zieht nach unten. Das Volk, das ohne anspornende und führende Kräfte sich selbst überlassen bleibt, geht daher sicher den Weg nach abwärts. Eine Kunst, eine Politik, die den Masseninstinkten huldigt, führt zum Sumpfe; und wer die Massen recht betrügen will, der rühmt sie als die Träger der höchsten Weisheit.

Nur diejenigen, die beständig gegen die niederziehenden Masseninstinkte ankämpfen, sind zu Führern berufen. Ihnen erwächst die undankbare aber geheiligte Aufgabe, immerfort gegen den Strom zu schwimmen. Und wer da zweifelt, wo der richtige Weg ist, dem sei gesagt: entgegen der Masseneigung!

Vergeltung. Alles was krank und häßlich macht, ist Sünde. Unsere Gestalt ist die Buchführung unserer Tugenden und Laster — und derjenigen unserer Erzeuger. Darum sollten alle Zeugenden das Gewissen der Zukunft besitzen.

Nachtlichter. Der Alkohol ist das Brennöl für die Lampe der geistig Armseligen. Je weniger Spiritus der Mensch von Natur in sich hat, desto mehr sucht er von außen nachzufüllen.

Berufene und unberufene Schriftsteller. Die Kunst des Zeilenschreibers und Tafelredners besteht darin, einen mageren Gedanken in möglichst viele und großklingende Worte zu kleiden. Der ernste Schriftsteller und Dichter hat das entgegengesetzte Ziel: wenig Worte zu machen und viel zu sagen. Das Dichten bedeutet auch ein räumliches Verdichten und Zusammendrängen. Wer diese Kunst nicht versteht, sollte das Schreiben lieber bleiben lassen.

Achtung vor der Persönlichkeit. Durch eines stellt sich der Mensch unbewußt ein Zeugnis seines eigenen Wertes aus: durch die Art, wie er fremde Persönlichkeit achtet. Unwillkürlich macht jeder sich selbst zum Maßstab fremden Wesens, insoferne als er seine eigene Ge-

Wer hat den Städter zurück in den Wald geführt? Die Jagd. Wer hat ihn in die Wunder und unermeßlichen Schätze der Alpen eingeführt? Der Bergsport. Wer hat ihm die Frische und die Freuden des ländlichen Winters gegeben? Der Schnee- und Eissport.

Der Landbewohner kann freilich solchen Sportes nicht bedürfen, um mit der Natur in Gemeinschaft zu sein, er hätte den Sport zumeist auch zur Körperübung nicht nötig. Die Jagd aus Vergnügen am Töten, die Wettspiele, um einander zu übervorteilen, sind zumeist nur eine Schule der Verrohung und des Eigennutzes. Seitdem es keine gefährlichen Raubtiere mehr gibt, seitdem die Hasen kümmerlich gezüchtet werden müssen, um von mutigen Jägern niedergebrannt zu werden, kann die Jagd sich auch kein ritterliches Handwerk mehr nennen. Um nichts schlimmeres zu sagen, hat solcher Sport der Landbewohner den zweifelhaften Wert des Zeitvertreibes, des Spieles und körperlicher Regsamkeit, die ja sehr angenehm, unter Umständen gesund, aber auch schädlich sein können und einfach zu den persönlichen Gewohnheiten zu zählen sind.

Welch andere Bedeutung hat es, wenn der Sport den Städter aufs Land hinausführt. Dieser bleibt dann selten am Sporte kleben. Er vergißt des Hasen und freut sich des Waldes. Des kindischen Wettlaufens nach den Gipfeln ist er bald satt, sein Herz wendet sich sachte den Eigenschaften, den Herrlichkeiten des Gebirges zu. Und die winterlichen Ausflüge zu Skifesten, zu „nordischen Spielen" aller Art machen ihn mit den Schönheiten und Annehmlichkeiten des ländlichen Winters bekannt, von denen die meisten der Großstadtleute keine Ahnung hatten. Wenn nun unseren Städtern auch der alpine Winter erschlossen wird, wie ihnen der ländliche Sommer erschlossen worden ist; wenn zu den Sommerfrischen nun auch die Winterfrischen entstehen und wir fragen, wer diesen neuen Jungborn des Lebens aufgetan hat, so wird die Antwort sein müssen: Der Sport. Freilich spielt auch die Mode mit, doch das instiktiv gefühlte Bedürfnis nach Regenerierung hat die Mode zu Hilfe gerufen und vor allem den Sport, um die Städter aus ihrer physischen Versumpfung emporzureißen und zurückzuführen zur Natur. Ist das erreicht, dann mag der Sport vom weiten Schauplatz des Lebens sich zurückziehen und in engem Bereiche die Großtaten kleiner Seelen stiften. Der Mensch hat heimgefunden zur Natur und das ist die Hauptsache. R.

## Allerhand.

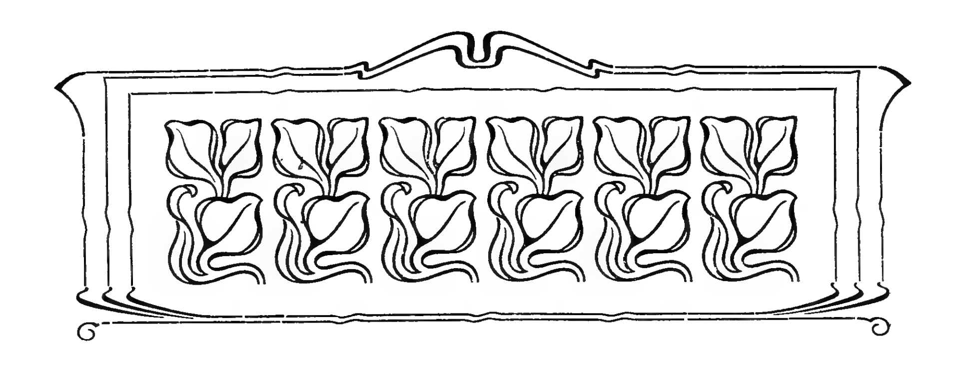
Sinngedichte von Otto Promber.

Der schönste Stolz, der nie sich verkündet,
Liegt in des Herzens Reinheit begründet.
Wer etwas kann, wird im Winkel strahlen.
Mit Ehren wird nur ein Schwächling prahlen.
Der Schönheit Stolz wird nur wenig gefallen,
Doch Geldstolz — ist der dümmste von allen.

*

Schwer wie ein Lastzug rollt vorbei das Unglück, das die Seele traf,
Jedoch das Glück, das rasche Glück, spielt wie ein Blitz am Telegraph.

* *
*



# Kleine Laube.

## Was bedeutet der Sport?

Nansen sprach vor einiger Zeit mit einem schwedischen Journalisten vom Sport. Er kann weder den Namen noch die Sache leiden. „Die jungen Leute von heute," sagte er, „setzen eine Ehre darein, in Rennen und Wettkämpfen zu siegen und alle Rekords zu schlagen. Das durchaus übertriebene Lob, das man ihnen zollt, schmeichelt ihrer Eitelkeit. Aber was gewinnen sie in Wirklichkeit dabei? Sie geben ihrem Körper eine Entwicklung, die nicht harmonisch genannt werden kann, und werden dann leichter als andere Leute von Krankheiten, besonders von der Tuberkulose befallen; außerdem verlieren sie jedes Interesse für das praktische Leben und werden schlechte Geschäftsleute und unfähige Staatsdiener, deren Gedanken sich nur mit den nächsten Rennen und Wettkämpfen beschäftigen. Die Jugend sollte mehr aufs Land, in die Wälder gehen und die Natur studieren. Die Einsamkeit bildet den Charakter. Das moderne Leben ist zu oberflächlich. Man springt von einem Gegenstand zum anderen, will alles kennen lernen, alle Bücher und alle Zeitungen gelesen haben, bei allen Vorstellungen und allen Vorträgen dabei gewesen sein. Die industrielle Entwicklung hat raschere Fortschritte gemacht als die Entwicklung des Menschen. Deshalb ist die moderne Literatur auch so pessimistisch, es fehlt ihr das Gravitätszentrum. Sagen sie den jungen Leuten, daß sie sich mehr körperlichen Übungen widmen sollen, aber keinem Sport! Sie sollen wie die Propheten die Einsamkeit in der Wüste suchen."

Wie köstlich sind diese Worte. Und doch leiden sie an Einseitigkeit. Der Sport an sich ist durchaus verwerflich, er ist eine Kraftvergeudung ohne Arbeit zu sein, er züchtet eine der verächtlichsten Manneschwächen, die Eitelkeit, er entfremdet den Sportsmann gewöhnlich dem praktischen und noch mehr dem geistigen Leben.

Aber siehe, die Natur benützt den Sport auch für etwas besseres. Sie lockt damit den Stadtmenschen aufs Land hinaus. Ja freilich, in die Wälder, in die Einsamkeit der Berge, in die Rauheit des Winters soll der Städter. Wer ist denn der Führer, dem er folgt? Den Predigern der Vernunft, den Lehrern der körperlichen Abhärtung, der gesundheitlichen Lebensweise folgt er gewiß nicht. Aber dem Triebe der Eitelkeit folgt er. Seinen Zeitgenossen will er zeigen, daß er am besten schießt, reitet, steigt, schwimmt, springt, lauft, haut und sticht. So kommt er zur Körperübung, kommt in die frische Luft hinaus, stählt in der Übung seine Kraft, wenn auch nur einseitig; stählt in Gefahren seinen Mut, wenn auch nicht zum Wohle der Mitmenschen, sondern der Selbstgefälligkeit wegen; aber die Natur, die den verkommenden Städter retten will, hat die erste Stufe ihres Zweckes erreicht.

Pseudonym Dito und Idem eine Reihe guter und wohlaufgenommener Erzählungen veröffentlichte. Wer in den Dichtungen der Königin zuweilen starken gedanklichen Äußerungen begegnete, die sich scharf von der Sentimentalität der gekrönten guten Fee abhoben, wer manchmal in den duftigen Rosen, die sie streute, spitze, stechende Dornen fand, der mußte sich fragen: Woher plötzlich dieser trotzige Kampfesmut in der Frau, die von allen guten Engeln und Geistern durchs Leben getragen wurde? Und gerade diese Frage findet in dem Buche von Mite Kremnitz ihre volle Antwort, sie zeigt uns die zwei Seelen in der Brust der Dichterin, die sich voneinander trennen wollen und in ihrem Zusammenklang erst uns das Wesen der Frau verständlich und dadurch doppelt interessant machen. Die „unversiegbare innere Lustigkeit“, mit der Carmen Sylvas früh verstorbener Vater das Wesen seiner Tochter Elisabeth sehr richtig kennzeichnete, und das Bedürfnis, das Sehnen nach Leid, Kampf und Schrecken, das sich aus ihrer Dichterseele losringt und von dem eigenen Ich sagt:

„Das gewaltigste Wort, das je
Aus Menschenmunde gekommen,
Aus welchen Fernen von Weh
Hat's durch Nächte geglommen,
Aus welchen Tiefen von Qual
Ist das Wort schon gedrungen?
Von welchem blutenden Pfahl
Ward's los wohl gerungen?

Das verbindende Element dieser Gegensätzlichkeit in der Seele Carmen Sylvas ist eine herbe Keuschheit, die nichts mit gewöhnlicher Prüderie gemein hat, die sich aber in starkem Widerspruch gegen den Aphrodite-Kultus auflehnt, auch da, wo sie einen Genius wie Goethe in diesem Kultus befangen sieht. Strachwitz und selbst der burschikose Scheffel waren der stolzen Rheintochter mehr als Goethe, und sie bekannte diese Abneigung offen:

Gern tät zu ihm bescheiden
Ich wie zum Heros beten,
Wenn nicht alle seine Leiden
Sich allein um Eros drehten.“

Es ist hochinteressant und lehrreich, in dem Kremnitzschen Buche nachzulesen, wie Carmen Sylva sich allmählich entwickelte, als Kind bald liebenswürdig und zärtlich, bald gewälttätig und launisch, so daß ihre englische Kinderfrau von ihr sagte, es sei nichts mit ihr zu machen, wenn der „black dog“ (schwarze Hund) in sie käme. Wir sehen das so schwer zu erziehende Mädchen unter dem Schmerze über das Siechtum ihres jüngeren Bruders Otto allmählich den „black dog“ in sein Inneres verschließen, um den Seinen keinen Kummer zu machen, aber doch lange nicht des Dämons Herr werden. Wir sehen das junge Mädchen als „Rekrut der vornehmen Gesellschaft“ am Berliner Hofe, ein lieber junger Gast der Königin, nachmaligen Kaiserin Augusta. Auch ihrem späteren Gemahl, damals Prinzen von Hohenzollern, begegnet dort das Patkind der eben verwitweten Königin und die Prinzessin stolpert sogar mit ihrer Lebhaftigkeit einmal einige Stufen der Treppe im Schloß herab, direkt in seine hilfebringenden Arme. Als acht Jahre später durch Vermittlung des Kronprinzen Friedrich von Preußen der Fürst Carol von Rumänien in Köln um ihre Hand anhielt, diente dieser Vorfall zur Anknüpfung des Gesprächs zwischen beiden. Und dies kurze Gespräch brachte den Fürsten zum Entschluß, seine Werbung vorzubringen. Die Mutter war von solcher Eile bestürzt, aber Prinzessin Elisabeth gab ohne Bedenken ihr Jawort, hatte sie doch immer gewünscht, einen ernsten, nach großen Zielen strebenden Fürsten kennen zu lernen, und nun wurde das höchste Ideal ihr im eigenen Gemahl verwirklicht.

Hartes Brot verdirbt das Messer,
Hartes Holz die beste Klinge;
Glaub', die Menschen wären besser,
Wenn — es ihnen besser ginge.

* * *

Die stillen Wasser hab' ich gern, die Tag für Tag zur Mühle gehn,
An deren grünem Uferrand die Weiden und die Erlen stehn,
An denen die Libelle schwirrt, das schönste Himmelschlüssel blüht —:
Die stillen Menschen hab' ich gern mit reichen Schätzen im Gemüt!

Doch lieb' ich auch den kühnen Fluß, der schäumend nach dem Tale fließt,
Der silberblanke Perlen wirft und sich von Stein zu Stein ergießt,
Der uns mit seinem Brauselied aus müdem, dumpfem Sinnen schreckt —:
Ich liebe auch den kühnen Mann, der zündende Begeist'rung weckt!

## Von der gekrönten Dichterin.

Am 29. Dezember des vergangenen Jahres feierte die Königin Elisabeth von Rumänien ihren sechzigsten Geburtstag. Dem Ernste, der Tatkraft, der hohen Intelligenz und militärischen Tapferkeit seines Königs Karl dankt Rumänien die geachtete Stellung, die es heute unter den Mächten Europas einnimmt. Seiner Königin, der Dichterin Carmen Sylva, dankt das rumänische Volk eine Erhebung zu feineren Sitten, zur Pflege der Künste und Wissenschaften, eine poetische Verklärung, die ganz wesentlich dazu beigetragen hat, das große Lebenswerk seines ersten Königs zu ergänzen, den Lorbeeren, die Rumäniens Armee auf den blutigen Schlachtfeldern von Plewna errang, die Friedenspalme anzureihen, welche das Ehrenzeichen idealer Kunst ausmacht. Die Dichterin Carmen Sylva dankt die vielfachen Huldigungen, die ihr von den edelsten Geistern aller Kulturvölker Europas dargebracht wurden, wohl nicht gerade dem Königsdiadem, das ihr Haupt schmückt und sie über Millionen anderer Sterblichen hinaushebt. Wäre Carmen Sylva auch einer bescheidenen bürgerlichen Familie entsprossen, sie hätte sich unter den Sängern ihrer Zeit in gleicher Weise als Künstlerin von Gottes Gnaden durchgesetzt und zur Geltung gebracht. Und doch lebt, jubelt, klagt und singt eine fürstliche Seele in ihren Dichtungen, doch ist ihre poetische Natur nur aus dem Prinzeßchen zu erfassen und zu erklären, als das sie unter dem Glockengeläute der zwölften Mittagsstunde in Wied als das erste Kind des Fürsten Hermann und der Fürstin Marie zu Wied am 29. Dezember 1843 geboren wurde.

Von dieser begnadeten Frau, die doch auch auf den sonnigen Höhen ihres Daseins dem Leid und Schmerze ihren Tribut reichlich hat zollen müssen, ist seit Jahrzehnten schon vieles zu ihrer Würdigung gesagt und geschrieben worden. Aber noch nie ist in so anregender Weise, frei von liebedienerischer Schmeichelei, die Seele Carmen Sylvas, diese ihr ganz eigenartige Durchdringung der selbstbewußten Fürstin, der starken Ich-Natur und der allen Regungen der Güte, der Menschenliebe, der Begeisterung sich freudig hingebenden Dichterin geschildert worden, wie in der kürzlich erschienenen Biographie Carmen Sylvas von Mite Kremnitz,[1]) der langjährigen Vertrauten und Mitarbeiterin der Königin, mit der sie unter dem

[1]) Verlag von E. Haberland, Leipzig.

„Ich bin der festen Meinung, daß Gutes und Böses nicht belohnt und bestraft wird, sondern sich selbst belohnt und bestraft.“

„Nur nicht hören, was andere Leute sagen, das ist ganz dumm, sondern ruhig weiter gehen und die bei den Händen halten, die mit einem steigen wollen.“

„Nur nicht kargen, auch mit der Liebe nicht, vor allem mit der Liebe nicht! Es ist wie Mond und Sonne. Ich habe darum den Mond nie leiden können, weil er so karg ist und geizig, so ein bißchen hell, wie eine Nachtlampe. Er erhellt nicht, er erwärmt nicht, er befruchtet nicht. Es wächst nicht einmal etwas unter seinem Strahl. Der Mond ist ein Philosoph, während die Sonne ein Künstler ist, voilà toute la différence! Wenn die Sonne den ganzen Tag geschaffen hat, dann kommt der Mond hinterher und kritisiert alles und findet die Bäume und Blumen farblos, weil sein dummes Licht sie farblos macht!“

„Das einzige, das ich ganz schlecht spiele, ist Inkognito. Damit habe ich meiner Umgebung die heitersten Stunden verschafft, und die wollen sich wälzen, wie ich fortfahre, Gnaden auszuteilen, und die Leute gar nicht gerührt und geschmeichelt sind, da sie die Krone nicht sehen! Wie sonderbar, daß die foule Fetische nötig hat! Was ist die Krone, die Fahne, der Kelch anderes als ein Fetisch?“

„Ja, lachende Augen hast du,
Sie strahlen so hell mir entgegen,
Und tun sie das Herz mir bewegen,
Doch geben sie Frieden und Ruh!

So blau, wie die leuchtende See,
So tief wie die ernsten Gedanken,
So hell, wie die Sternlein, die blanken,
Ich bete, so oft ich sie seh'!

Ihr Augen, ihr blauen, bleibt rein,
So rein wie die See, wie die Sterne,
So rein wie der Himmel, der ferne,
Und schaut mir ins Herze hinein!“

„Du kannst nun nicht mehr schöner sein, als andere,
Du kannst nicht viel begabter sein, als andere,
Drum möchtest du gern kränker sein, als andere,
Von Unglückslast betroffner sein, als andere.“

„Wenn ich Welten tragen kann,
Was brauch' ich Glück?
Wenn ich sturmgleich klagen kann,
Was brauch' ich Glück?
Wenn ich Sphären fragen kann,
Was brauch' ich Glück?
Wenn ich's Lied erjagen kann,
Was brauch' ich Glück?
Wenn ich sieghaft zagen kann,
Was brauch' ich Glück?
Gold aus Steinen schlagen kann,
Was brauch' ich Glück?
Firnschnee überragen kann,
Was brauch' ich Glück?
Unerhörtes wagen kann
Was brauch' ich Glück?
Schöpferkraft ertragen kann —
Dann bin ich's Glück!“

Was die Fürstin, später Königin Elisabeth, auf dem Throne Rumäniens gewirkt hat, wie sich mit der Ausreifung ihres Geistes und Charakters ihr dichterisches Talent entwickelte, wie sie als überreich spendende Wohltäterin die Künste in Rumänien förderte, wie sie als Helferin in der Regentenarbeit des Gatten durch Werke der Nächstenliebe, durch neue Entwicklung, namentlich der weiblichen Hausindustrie, das Vertrauen und die Liebe des rumänischen Volkes gewann, wie sie schließlich teils durch ihr ideales Herz, teils durch eine wunderliche Dichtermarotte ihre Stellung und ihr Lebensglück beinahe verscherzt hätte, das kann in dem Buche von Mite Kremnitz nachgelesen werden.

## Gedanken der Königin.

In dem Buche „Carmen Sylva" von Mite Kremnitz finden sich viele Briefe der königlichen Dichterin und viele Aussprüche von ihr, die uns gewöhnlichen Leuten einen Einblick in das Leben, Empfinden und Denken dieser hohen Seele gewähren. Einige davon seien hier mitgeteilt.

„Herr Gott, sind die Menschen egoistisch und immer für sich besorgt und mit sich beschäftigt! Wenn doch jeder sich als einen Teil des Ganzen ansehen könnte und sich selbst als Einzelwesen ganz gleichgiltig sein, nur als Quader oder Backstein oder nur als Kalk und Mörtel. Freilich ist man sich leicht interessant, zumal wenn man leidet. Man behauptet, Frauen opfern sich für einen Menschen, Männer für eine Sache. Ich glaube, daß Frauen und Männer ganz gleich bald das eine, bald das andere und beides zugleich tun.

Ach, wenn man doch mit seinen Leiden alle anderen Menschen loskaufen könnte, daß sie nie mehr weinen müßten! Wie gern trüge man sein Kreuz! Aber umsonst! Die andern werden darum nicht freier und nicht glücklicher und nicht leichter belastet, weil meine Last schwer ist. Da steht er da oben, der Christus, und wartet auf das Martyrium, das die Welt erlösen soll! Was hat es erlöst? — Wie viel neuen Kampf und Streit hat es gebracht, wie viel Hader und Unfrieden, wie viel Torheit und Kinderei! Ja, es brachte einen Himmel voll Liebe daneben und das war das Schöne und vielleicht des Sterbens wert. Da steht er und schweigt. Und sein Schweigen besiegelt mehr seine Lehre, als wenn er jetzt noch Reden hielte und Flammen sprühte. Sein Schweigen weht durch die Jahrtausende, wie ein tiefer Atemzug und gibt der Flamme Leben, die er entfacht!"

„Ich denke so viel darüber nach, wie ungeheuer schwer es ist, über andere zu urteilen und wie man doch so hastig Urteil fällt. Man weiß doch eigentlich gar nichts von einem andern, weder von seiner Erziehung noch von seiner Umgebung, noch von seiner Ehe, noch von seinen Erlebnissen. Und er kann es einem auch gar nicht erzählen, er wird sicherlich das Wichtigste auslassen, weil er so daran gewöhnt ist, daß er es für unwichtig hält. Es würde gar kein Widerspruch möglich sein, wenn man alles wüßte, denn dann würde man jeden in seinem Recht finden."

„Ach, nur nicht in der Dressur verdorren! Nicht das Herz einschnüren in den Panzer der Konvenienz, des Zerklemachens, der Redensarten, von denen nicht einmal die Augen etwas wissen, die doch so nahe vom Munde sind! Die Ohren fangen auch die Antwort nicht auf, denn es kommt nur darauf an, selbst das richtige zu sagen. Was der andere erwidert, ist ja absolut gleichgiltig! Also schläft auch ein Teil des Gehirns, während das Herz nur dazu da ist, Wangen und Lippen in gleichmäßiger Farbenfrische zu erhalten! Ich werde bitter, denn ich ersticke!"

Wie war's, daß mir das nied're Dach verschwand?
Von Glanz und Licht umgab mich rings ein Strom;
Es wölbte sich ein hoher gold'ner Dom,
In dem der Tron der höchsten Liebe stand.

Um ihn erstrahlten Leuchter siebenteilig,
Und Engelschöre sangen: Heilig, heilig!

?

## Des Schicksals Kuß.

Ob dir im goldengesäumten Kleide
Seligen Glückes das Schicksal nahte
Und dich mit liebenden Armen umfieng —

Ob es draußen auf einsamer Heide,
Auf der Wildnis wirrsamem Pfade
Über dich weg im Sturmwind ging —

Zog's auch mit Wetterbrausen vorbei:
Schicksals durchbebender Kuß macht dich frei. —

?

## Sing' es im Herbste.

Sing, Vöglein, singe!
Spring, Häslein, springe!
Weil noch der Sommer blüht.
Bald er von dannen zieht
Zu eurem Leide.

Duftet, ihr Blumen,
Käferchen summen
Friedlich im Sonnenschein,
Bald muß's geschieden sein
Von Sommersfreuden.

Tummelt euch, Fische!
Bächlein, das frische,
Rauschet durch Hain und Flur,
Macht seine Sommertour,
Bald ist's zu Ende.

Bald sind die Wälder
Kahl und die Felder
Bald, — ach, ihr ahnt es kaum,
Endet des Sommers Traum
Mit bangem Klagen.

Menschenherz, liebe!
Menschenherz, übe
Zeichen und wohl zu tun!
— — — — — — — — —
Balde auch wirst du ruhn
Nach schönen Tagen.

M. Frühsorge.

## Alleinheit.

Die Rose am Strauch,
Wer hat sie erdacht?
Das Rad am Hebel,
Wer hat es gemacht?
Den Funken im Draht,
Wer hat ihn gebracht?
Ob es gewachsen
Oder gebaut:
's ist Gottes Macht
Und Gottes Pracht.

M.

## Der Knabe und der Schmetterling.

Der Knabe steht am Wiesenrand
Mit einem Falter in der Hand:
„Du lieber, kleiner Schmetterling,
Was bist du für ein zierlich' Ding!
Gleich zeig' ich dich dem Mütterlein,
Ei, ei, wie wird sich dieses freu'n!"
Der Knabe spricht's, und lacht, und hüpft,
O weh, der Falter ist entschlüpft.

Maria Kupertin, ein blindes Mädchen.

# Singvögel.

## Das gute Wort.

Sag' mir noch einmal mit dem weichen Klang
Das gute Wort!
Mir war, als scheuch' ein milder Trostgesang
Mein Bangen fort.

Mir war, als träufle mir ein Balsam lind
Ins Herz, so wund,
Als säusle mir ein lauer Frühlingswind:
„Du wirst gesund!"

Franz Floth.

## Von wem willst du's erfragen?

Von wem willst du's erfragen,
Wohin dein Weg dich führt?
Hast Du's in schönen Tagen
Urplötzlich nicht gespürt?

Hast du's, im Grase liegend,
Urplötzlich nicht erfaßt,
Wie, sich im Lichte wiegend,
Das alles zu dir paßt?

Wie du im Kranz der Welten
Erstrahlst zu deiner Frist,
Und kannst fürwahr nicht gelten
Mehr als du hast und bist?

Du bist wie eine Motte,
Die sich am Licht versengt,
Wenn zu dem großen Gotte
Die kleine Seele drängt.

Die Schwingen werden schwächer
Und stiller wird der Sinn.
Ein Tropfen noch im Becher,
Auch der ist bald dahin.

Trink aus! Trink aus die Neige,
Die 's Leben dir vergällt.
Schnall' ab den Gurt und steige
So hoch es dir gefällt.

Durchziehe alle Weiten,
Geöffnet ist die Bahn.
Und sei in allen Zeiten,
Was hindert dich daran?

O Mensch, du arme Motte,
Die sich am Licht versengt,
Wenn zu dem großen Gotte
Die kleine Seele drängt.

Karl Bartes.

## Der Dichter.

Das Kind, das bunte Muscheln, Vogelbeeren
Am Faden reiht im Wechsel froher Wahl
Und sie dann glänzen läßt im Sonnenstrahl,
Soll mir mein Glück anstatt der Weisen lehren.

Was Schicksalsmeer am Strande ausgeladen,
Was ich in sonnbeglänzten Gärten fand,
Der Muscheln, Kiesel, Blüten, Früchte Tand,
Reiht' ich — ein glücklich' Kind — am Wunderfaden.

Ob mich die weis're Menge auch belehrte,
Der Jude gäbe nichts für solche Werte:
Nur selt'ne sahn, wie tausend Diamanten
Im Licht mit Farbenblitzen funkelten und brannten.

?

## Die Verklärung.

Des fremden Siechtums Frucht — elend und krank —
Kaum war's ein Kind zu nennen, das sie barg
In armer Kammer, und ihr Brot war karg:
Ihr war ein bleiches Kinderlächeln Dank.

Man bot ihr leicht're Müh' um beff'res Brot:
„Es kennt und liebt nur mich — nie geb' ich's fort!"
So sprach ein altes Weib, ihr Leib verdorrt,
Die Seele jung nach Lebens Müh' und Not. —



# Bücher.

**Protektion.** Von Alexander Engel. (Stuttgart. Ad. Bonz.) Großstadtmenschen, Großstädterschicksale. Der hofrätliche Lebemann in ewiger Geldverlegenheit, sein Sohn ein liebenswürdiger Flachkopf in Uniform, der Subalternbeamte als Mädchen für alles, die abenteuerliche Beauté, die einen geliebten Schlingel protegiert, und alle die übrigen Personen des Romanes, mit Fingern könnte man — nicht nur in Wien — auf sie zeigen. Manches in der Führung der Handlung reizt zum Widerspruche, aber wer möchte mit einem Autor rechten, der so unwiderstehlich flott zu erzählen weiß! Aber so ganz harmlos ist er nicht, er wird vielmehr manchen Leser nachdenklich stimmen. Wer den Roman lobt, der macht sich damit keiner leichtfertigen Protektion schuldig H. F.

**Die Flucht ins Paradies.** Von Richard Bredenbrücker. Illustriert von Hugo Engl. (Stuttgart. Ad. Bonz.) Prof. H. Bischoff von Lüttich nennt Bredenbrücker in einer gleichfalls bei Bonz erschienenen ziemlich ausführlichen Studie „Das bedeutendste Talent auf dem Gebiete der Tiroler Dorfgeschichte". Daß Bredenbrücker der bedeutendste „Realist" der Tiroler Dorfgeschichte sei, mag nach Lektüre der oberwähnten Erzählung und des „Dörferpack" zugegeben werden, auch daß ihm Ernst und Tiefe eigen sind; allein daß er alle übrigen Tiroler Autoren, auch Adolf Pichler, „weitaus überrage", sollte doch nicht so schroff behauptet werden. Trotz aller Vorzüge des Gepriesenen wird sich der geborene Älpler des Gefühles nicht erwehren können, daß Bredenbrücker eben — doch ein Rheinländer ist. Und ich gebe auch jenem Heimatsdichter recht, der sich der kräftigen Farbe des echten, bodenständigen Dialektes zuliebe mit einem kleineren Leserkreis bescheidet. Für die Züge der Mutter brauchen wir keine Retusche. Desungeachtet allen Respekt vor Bredenbrücker und Prof. Bischoff, der einem hochbegabten Poeten die Wege bereitet. H. F.

---

**Uarda.** Roman aus dem alten Ägypten von Georg Ebers. Mit Bildern von Rich. Mahn. Zwei Bände. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Die Wirkung der „Uarda", vielleicht das beste Werk des im Jahre 1898 aus dem Leben geschiedenen Dichters, ist eine so nachhaltige bis auf den heutigen Tag geblieben, daß sich die Verlagsanstalt veranlaßt gesehen hat, eine neue illustrierte Ausgabe mit 160 wirkungsvollen und mit feinem künstlerischem Verständnis entworfenen Bildern von berufener Künstlerhand zu veranstalten. Der Roman entrollt ein farbenprächtiges Bild jener glanzvollen Zeit, als der große Ramses, der Sesostris der Griechen, auf dem Thron „beider Ägypten" saß, und versetzt den Leser mitten hinein in das reiche, in der Ammonstadt Theben pulsierende Leben. V.

**Die Politiker.** Komödie in fünf Aufzügen von Rudolf Hawel. (Wiener Verlag 1904.) Der Dichter hat einen gar unerquicklichen Stoff gewählt und — was viel schlimmer ist — einen so verbreiteten, unser gesellschaftliches Leben völlig durchsetzenden Stoff, daß für die Kunst wenig Plastisches dabei herausschaut: Gesinnungslosigkeit. Parteipolitik ins Wienerische übersetzt. Hawel hat 5 Akte darüber geschrieben und sie Komödie genannt. M.

**Die schöne Melusine.** Von Moritz von Schwind. Herausgegeben vom Kunstwart. 11 Bilder mit Titel in Umschlag nebst einem erläuternden Begleittext von Ferd. Avenarius. — **Das Märchen von den sieben Raben.** Von Moritz v. Schwind. Herausgegeben vom Kunstwart. 6 Bilder mit Titel in Umschlag nebst einem erläuternden Text von Ferd. Avenarius (München, Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.) Der Verlag schreibt uns darüber: Bedeutet es nicht eine der wunderlichsten Erscheinungen in der deutschen Kunst, daß es kaum überhaupt Werke gibt, von deren Schönheit sowohl wie gerade Volkstümlichkeit so viel gesagt und beinahe gesungen worden ist, wie von den hochberühmten Schwindschen Märchenzyklen — und daß sie dennoch so wenig in Nachbildungen verbreitet sind? Nun hat sich der Kunstwart der Werke angenommen und vorzügliche und billige Ausgaben von ihnen hergestellt. Es ist nicht zweifelhaft, daß sie so schnell in jedes schönheitsfreudige deutsche Haus dringen werden, wie noch ausnahmelos all unsere übrigen Künstlermappen. V.

**Unter dem Zeichen des Verkehres.** Von Otto Jentsch. Mit 180 Abbildungen. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Als zweiter Band des zeitgemäßen Sammelwerkes „Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen" hat sich dieses Buch, das als Motto Kaiser Wil-

# Lustige Zeitung.

**„Wegen Hinrichtung des Chefs bleibt das Geschäft Vormittags geschlossen.“** In einer kleinen Stadt wurde vor kurzem ein dort ansässiger Fleischhauermeister wegen Mordes an einem seiner Knechte durch das Fallbeil vom Leben zum Tode befördert. Da es dem Fleischhauer beim besten Willen nicht möglich war, Morgens zur gewohnten Stunde den Laden zu öffnen und freundlich grüßend die Kunden zu empfangen, so wollten die trauernde Witwe, sowie die Gehilfen dem Publikum dies zur Kenntnis bringen. Passanten, die an dem Geschäfte vorbeigingen, die Köchinnen, die zur gewohnter Stunde Rinds- oder Schweinebraten für das Mittagessen kaufen wollten — fanden die Türe des gastlichen Geschäftes versperrt. An der Türe aber prangte ein Täfelchen mit den Worten: „Wegen Hinrichtung des Chefs bleibt das Geschäft heute Vormittags geschlossen.“ Nachmittags war die Firma wieder geöffnet.

**Beim Examen.** Professor: „Wie groß ist der Erdumfang?“ — Student: „5400 Meilen.“ — Professor: „Wie finden Sie ihn? — Student: „Großartig.“

**Scherzfrage.** „Was ist das Wertvollste am Trauring?“ — Antwort: „Das ‚n‘ — denn sonst wär's traurig!“

**Natürlich.** Gast: „Aber Kellnerin, die Servietten werden ja jeden Tag schmutziger!“ — Kellnerin: Aber Herr Hampel, das ist doch ganz natürlich!“

**Kollegial.** Schauspieler A.: „Du hör' mal, das muß doch wieder eine verdammte Arbeit gewesen sein, zu deiner heutigen Leistung die Kanone auf den Schnürboden zu schaffen!“ — Schauspieler B.: „Kanone — welche Kanone?“ — Schauspieler A.: „Na die, unter der du gespielt hast.“

**Zerstreut.** Professor: „Ach, guten Tag, Herr Lehmann, Sie haben sich aber sehr verändert seit unserem letzten Zusammensein.“ — Herr: „Ich heiße gar nicht Lehmann, mein Name ist Meier.“ — Professor: „Was, und Lehmann heißen Sie auch nicht mehr?“

**Auf der Jagd.** Sonntagsjäger (indem er auf einen Hasen anlegt): „Nun, Häschen, kannst du dein Testament machen.“ (Er schießt und fehlt.) „Sehen Sie, er läuft schon zum Notar.“

**Reingefallen.** Vater: „Na, das ist hübsch, du scheinst mir doch recht fleißig die Kollegs zu besuchen. Hast du denn auch den Professor Kitscher gehört?“ — Sohn: „Den höre ich jetzt noch jede Woche dreimal.“ — Vater: „Na, so etwas! Da fährst du also wöchentlich dreimal von Berlin nach Halle, wohin derselbe schon seit einem halben Jahre versetzt ist?“

**Komplizierte Tätigkeit.** „Sagen Sie mir, haben denn die Beamten in der Abteilung IV wirklich so viel zu tun?“ — „Na, eigentlich haben sie nichts zu tun, aber sie haben genug zu tun, um zu bemänteln, daß sie nichts zu tun haben!“

**Wie Napoleon.** „Nun, Meier, wie kommen Sie sich denn jetzt vor? Früher der reiche Mann und jetzt in so kleinen Verhältnissen!“ — „Wie soll ich mer vorkommen? . . . Wie Napoleon! Beide haben mer g'habt in Leipzig e' Niederlag' und beide sin' mer dran zugrund' gegangen!“

**Hineingeritten.** Verteidiger: „Mein Klient hat eingestanden, den Einbruchsdiebstahl verübt zu haben, gewiß ein sprechender Beweis seiner Wahrheitsliebe und seiner strengen Gewissenhaftigkeit! Hoher Gerichtshof — ein Mann mit so glänzenden Tugenden sollte eines Einbruchdiebstahls fähig sein?! — Nimmermehr!“

Büchereinlauf.

**Der schmale Weg zum Glück.** Ein Roman von Paul Ernst. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Romane und Erzählungen.** Von Nikolai Hießkows. „Der verzauberte Pilger.“ „Der Toupetkünstler.“ „Der versiegelte Engel.“ „Lady Makbeth.“ (Wiener Verlag.)

**Erlösung** und andere Novellen. Von Arthur Rosenberg. (Kiel. A. Mißfeldt. 1903.)

**Kloster Goldenkron.** Eine Erzählung aus der Hussitenzeit von Hans Pfeiffer. (Wien. Martin Gerlach u. Ko. 1904.)

**Durchs Leben.** Erzählungen aus der Heimat von Gottlob Hagen. (Buchdruckerei Aarberg.)

**Fähnrich Stahls Erzählungen.** Von Johann Ludwig Runeberg. Aus dem Schwedischen übertragen von Wolrad Eigenbrodt. (Leipzig. Philipp Reclams Verlag. 1904.)

**Den Raben und Geiern zum Fraß ....** Von Stefan Zeromski. (München. Dr. J. Marchlewski u. Ko.)

**Die Kolossows.** Von W. Weressajew. (München. Dr. J. Marchlewski u. Ko.)

**Die Sinkenden.** Ein Drama von Heinz Tomaseth. (Wien. Karl Konegen.)

**Gedichte.** Von Walter Kinkel. (Gießen. J. Rickert'sche Verlagshandlung. 1904.)

**Höhen und Tiefen.** Eine Sammlung ausgewählter Lyrik von Anna Theiß. (Darmstadt. J. Waitz. 1903.)

**Flammenzeichen.** Ausgewählte Zeitgedichte von Hugo E. Jüngst. (Dresden-Blasewitz.)

**Lieder eines Arbeiters.** Von Karl Ph. Weiland. (Fellbach. W. Weller.)

**Hammerschläge.** Sozial-ethische Aphorismen von Fritz Thor. (Leipzig. Th. Fritsch. 1904.)

**Gedichte und Aphorismen.** Von B. L. Armstrong. (Wien. Karl Fromme.)

**Richard Wagners Frauengestalten.** Von Hedwig H. Materna. (Berlin. Verlag Frauenrundschau.)

**Johannes Brahms.** Von Max Kalbeck. Erster Band 1833—1862.

**Feuilletons.** Von Theodor Herzl. Zwei Bände. (Wiener Verlag.)

**Neue Bahnen der Pädagogik.** Ernste Worte an alle Lehrer und Erzieher. Von R. Thierfelder. (Berlin. „Lebensreform“ [H. Polte]. 1904.)

**Schulmeister — Volkserzieher — Selbsterzieher.** Züge und Briefe aus dem Leben und den Schriften eines deutschen Volkslehrers. Herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Zweite Auflage. (Berlin N. 54. Selbstverlag des Verfassers. 1903.)

**Die nördlichen Alpen** zwischen Enns, Traisen und Mürz. Von Dr. Norbert Krebs. (Leipzig. B. G. Teubner. 1903.)

**Ernstes und Heiteres aus dem Tierleben.** Von A. Thylleri. (Als Manuskript gedruckt.)



# Zur Tintenfaßgeschichte.

Von Wilhelm Schwaner.

Es ist gewiß nicht ohne Bedeutung für die Stellung meines „Heimgarten“-Artikels vom November, wenn der hier folgenden Erklärung vorausgeschickt wird, daß ich Peter Rosegger im September vorigen Jahres meine Tagebuchblätter über den Stand der religiösen Frage in Deutschland unter Bezug auf das Verhältnis unseres Kaisers zu ihr anbot und daß ich darauf von Rosegger die Aufforderung erhielt, es so einzurichten, daß meine Notizen im „Heimgarten“ gedruckt werden könnten. Der Artikel erhielt, da ich nunmehr für die Öffentlichkeit und meines Erachtens hauptsächlich für österreichische Leser schrieb, eine bestimmte Tendenz, die in der Überschrift „Der Deutschen Kaiser“ zum Ausdruck kam. Erst vier Wochen später, anfangs Dezember, nahm die Presse Akt von meinem Artikel, aber in einer Weise, die mir oft die Schamröte ins Gesicht getrieben hat über die Leichtfertigkeit, mit der man meine Huldigung vor dem Kaiser zerstückelte. Von den mehr

helms II. Ausspruch: „Die Welt am Ende des 19. Jahrhunderts steht unter dem Zeichen des Verkehres“ trägt, die Aufgabe gestellt, in einer Reihe von Monographien die Verwendung von Dampf und Elektrizität auf allen Gebieten des Verkehrswesens und Verkehrstechnik dem Leser in Wort und Bild vorzuführen und ihm vor allem das jetzige Wirken und die jetzige Bedeutung der Elektrizität klarzumachen. Nach einer einleitenden Übersicht bespricht der Verfasser, der in ganz besonderem Maße die Fähigkeit besitzt, technische Fragen dem Verständnisse der Laien zu erschließen, die Fortschritte der Post und Telegraphie, so vor allen den Schnelltelegraph von Pollák und Virág, das deutschamerikanische Telegraphenkabel und Funkentelegraphie. In dem folgenden Abschnitte, der die Entwicklung des Fernsprechwesens behandelt, werden die Abhandlungen über Ozean- und Lichttelephonie sowie über den Telephonograph ganz besonderes Interesse erregen. Die den Eisenbahnen gewidmete Abteilung führt uns deren technische Errungenschaften bis zur Gegenwart vor, also auch die Dampf- und die elektrischen Schnellbahnen, die Schwebebahnen, die geleiselosen elektrischen Bahnen u. s. w. Mit der Entwicklung der Schiffahrt, dem Wachsen der Handelsmarine und dem Ausbau der zu ihrem Schutze notwendigen Kriegsmarine befaßt sich der letzte Abschnitt, in dem auch die neuerdings so vielfach besprochenen Unterseeboote nicht fehlen. V.

---

**Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen.** 1. Band: „Die Physik des täglichen Lebens.“ Von Prof. Leopold Pfaundler. Reich illustriert. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Ein neues bedeutungsvolles Unternehmen beginnt soeben unter obigem Titel zu erscheinen, von dem der erste Band vorliegt: „Die Physik des täglichen Lebens“, gemeinverständlich dargestellt von Leopold Pfaundler, Professor an der Universität Graz. Man braucht nur etwa die Abschnitte über die Dampfmaschine, über den Bau und die Einrichtung des Auges und über die Elektrizität und ihre Anwendung zu lesen, um sich davon zu überzeugen, in welch hervorragender Weise der Verfasser seine schwierige Aufgabe gelöst hat. Sein Buch ermöglicht es in der Tat einem jeden, ohne weitere wissenschaftliche Vorkenntnisse die schwierigsten Probleme der Physik verstehen zu lernen und sich über alle physikalischen Erscheinungen des täglichen Lebens klar zu werden. Außerordentlich geschickt ausgewählte Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie beleben die Darstellung und machen sie, in Verbindung mit 464 Abbildungen, so anschaulich wie nur möglich. V.

---

**Lehrbücher der Botanik und Zoologie.** Von biologischen Gesichtspunkten aus für höhere Lehranstalten und die Hand des Lehrers bearbeitet von Dr. Otto Schmeil. (Stuttgart und Leipzig. Erwin Nägele.) Zwei vornehm ausgestattete, mit Bildern von Künstlerhand geschmückte Bücher der lebensvollen Natur, verfaßt von dem trefflichsten Methodiker des naturgeschichtlichen Unterrichtes und den besten Forschungsergebnissen Rechnung tragend, brauchen nicht weitschweifig besprochen werden, weil sie selbst für sich sprechen. Tatsächlich haben Dr. O. Schmeils Tier- und Pflanzenkunde ohne viel Zeitungslärm, getragen von ihrem inneren Wert, ihren Siegeslauf angetreten. An 30.000 Botanik-Lehrbücher des großen methodischen Bahnbrechers wurden in 10 Monaten abgesetzt; die Schmeil'sche Zoologie kann ebenfalls nach vierjähriger Daseinsfrist bereits auf neue Auflagen zurückblicken. Und tagtäglich gewinnen sich die beiden lichtvoll geschriebenen Bücher neue Freunde, da sie einem schwer empfundenen Bedürfnis abhelfen. Muß doch die Schule den Riesenschritten der Naturwissenschaften klug überlegend, weise wählend, folgen. Lebensvolles Naturgebilde, nicht totes Gerippe soll den Schülern gezeigt werden; ihr Wissen soll nicht an den Formen haften bleiben, sondern sich zu tiefer, geist- und gemütbildender Erkenntnis der wichtigsten, ich möchte sagen charakteristischen Lebensäußerungen, Abhängigkeitsverhältnisse und Wechselbeziehungen der organischen Naturkörper durchringen. So hat denn Schmeil das, was schon Comenius, Basedow, Salzmann, Pestalozzi u. v. a. anregten, zur befreienden Tat gemacht. Deutsche Gründlichkeit und Gemütstiefe paart sich bei ihm mit verständnisvoller Naturbeobachtung und überquellender Liebe zur Allmutter. Bei ihm gibt es keinen trockenen unverdaulichen Wortkram, sondern prächtige aneinander gereihte Schilderungen und Schlüsse, welche den gründlichen Kenner der Natur — und der Menschenseele verraten. Ich kann daher Schmeils Werke als naturwissenschaftliche Volksbücher bezeichnen. Lehrenden und Lernenden, allen, die auf einen gewissen Grad zeitgemäßer Bildung Anspruch erheben, seien sie bestens empfohlen; muß doch mit der auch in gebildeten Kreisen sich breit machenden, geradezu beschämenden Unkenntnis in den allereinfachsten Fragen, die uns tagtäglich die Natur vorlegt, gründlich gebrochen werden. Dabei wird „Schmeil“ sicher ein guter Berater sein. Der Naturfreund aber, der auf den vielen und oft verworrenen Wegen der Naturbeschauung eines kundigen Gefährten bedarf, wird den wackeren Magdeburger Meister gar nicht entbehren können — wenn er ihn nur erst einmal näher kennen gelernt hat.

Karl Krobath.

---

dem Herrn Oberstlieutnant wiederholt gesehen haben (ich rufe hier nur zu Zeugen an Herrn Major Weisse, Strausberg; Frau Anna Plothow, Berlin; Herrn Postsekretär Fr. Schubert, Berlin; die Herren Redakteure Ottomar Enking, Dresden, und Erich v. Wussow, Friedenau; den Schriftsteller Herrn Wilhelm Lentrodt, Berlin, und den Lehrer Herrn Karl Böttger, Kiel), sondern auch und nicht zum mindesten die Leser der früheren „Versöhnung“. Denn ich leitete vom 1. Januar 1896 bis 1. Juli 1896 als verantwortlicher Redakteur der „Kieler Neuesten Nachrichten“ auch die „Versöhnung“ M. von Egidys! Daß ich in solcher Vertrauensstellung, die bei den eigenartigen Besitzverhältnissen (M. v. Egidy als geistiger, Prof. Lehmann-Hohenberg als finanzieller Inhaber) eine wahrlich nicht beneidenswerte Entsagung üben mußte, begreift jeder, der Gelegenheit hatte, die Charaktere dieser beiden Männer und ihre Kreise zu studieren. Infolgedessen hatten wir vor und zu jener Zeit gewiß mehr ernste als vertraute Stunden. Daß es aber auch solche gab, lag in der Natur der Sache, der ich diente und noch diene, das lag in Egidys Persönlichkeit und in meinen äußeren und inneren Schicksalen, an denen M. v. Egidy trotz vorübergehender einzelner, außer ihm liegender Mißstimmungen stets und bis zu seinem Tode warmen Anteil nahm. Das weiß Frau v. Egidy auch; denn noch wenige Wochen vor dem Tode ihres Gatten bat mich die Frau Oberstleutnant gelegentlich eines Besuches in Potsdam, doch mithelfen zu wollen, daß sich M. v. E. auf seinen Reisen und in seinen Versammlungen mehr schone.

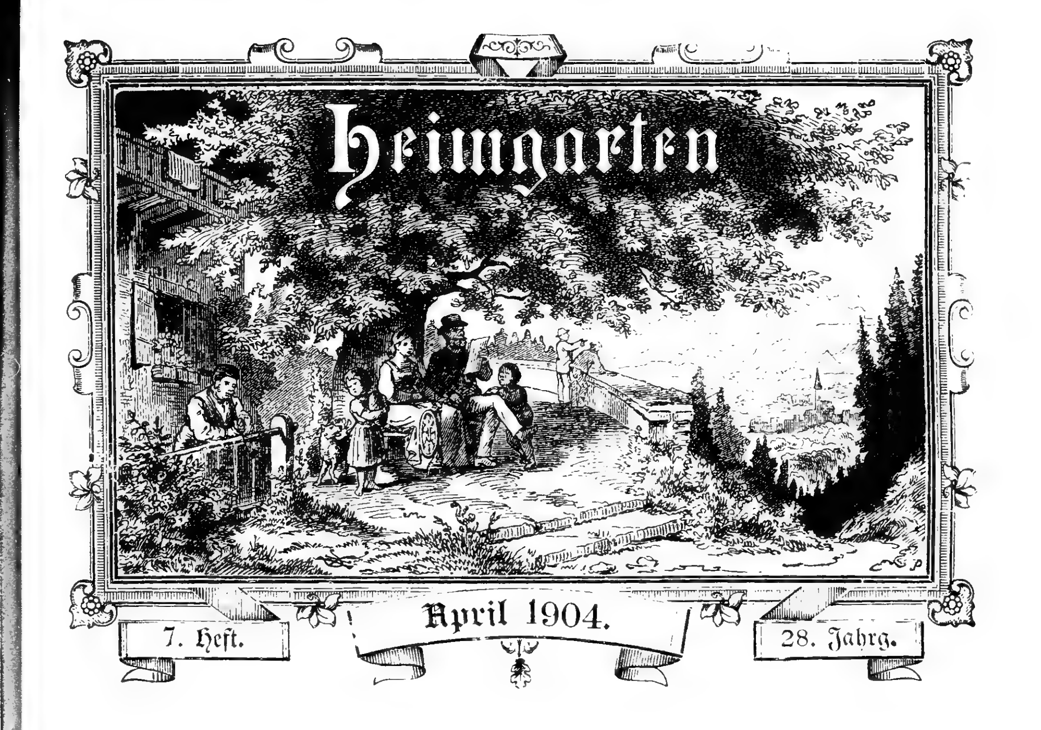
Immerhin mögen Zweiflern auch diese Nachweise nicht genügen als Berechtigung, von einem „vertrauten“ Verhältnis „des Herrn Schwaner zu M. v. E.“ zu reden. Vielleicht genügen denen auch nicht die mancherlei Hinweise M. von Egidys in seiner „Versöhnung“ auf mein „verwandtes Wirken“, vielleicht schon gar nicht die wiederholten Bezugnahmen in den Versammlungen auf die „Kieler Neuesten Nachrichten“, die „Berliner Reform“ und den „Volkserzieher“. Darum lege ich dieser meiner „Abwehr“ für Peter Rosegger zur Einsichtnahme einige Originalbriefe M. v. Egidys an mich mit bei, die ich aus naheliegenden Gründen nicht veröffentlichen mag. Der Herausgeber des „Heimgartens“ wird aus diesen mir heiligen Schriftstücken den Eindruck gewinnen, ob ich ein Recht habe, von „vertrauten Stunden“ mit M. von Egidy zu reden.

Vom 1. Oktober 1896 bis zum 1. April 1897 (wo das Blatt mit seinem Besitzer, dem Rechtsanwalt a. D. Glünicke, starb) leitete ich als Chefredakteur die sozialpädagogische Tageszeitung „Berliner Reform“. Gegen den ausdrücklichen Willen Martin Glünickes brachte ich das damals von allen Neuformern beachtete und beliebte Blatt aus innerer aufrichtiger Zuneigung zu Egidy in „egidysches Fahrwasser“. Ich habe manchen bitteren Strauß darum gehabt, wie meine noch sämtlich lebenden Mitredakteure wissen: aber dafür entschädigten mich reich die wenigen Abendstunden (die vorletzte, im Januar 1897, war eine zweistündige Nachmitternachtsstunde!), die ich während der Monate November 1896 bis Februar 1897 mit M. von Egidy in seiner Wohnung Treysestraße 4 auf seinen Wunsch verbrachte. Damals tobte der Hamburger Schauerstreik, der Leckert-Lützow-Prozeß und der Anarchistenskandal von Barcelona. Zu ersterem und letzterem wie auch zum Fall Ziethen erließ Egidy in der „Berliner Reform“ mit mir persönlich vereinbarte und von hervorragenden Männern mitunterzeichnete Erklärungen, deren Text wir in jenen Stunden fixierten. Und am letzten Abend, wo wir eingehend über den Tauschprozeß sprachen, vertraute er mir zur Informierung über unseren „arg verkannten“ Kaiser die Geschichte von Bismarcks Entlassung an, genau so, wie ich sie in der November-Nummer „Heimgarten“ erzählt habe.

als hundert Zeitungen des In- und Auslandes, deren Ausschnitte mir vorliegen, hat auch nicht eine einzige den „Heimgarten“-Artikel im Original nachlesen lassen; sonst würden sie nicht samt und sonders die Überschrift entstellt wiedergegeben haben; sonst würden sie wenigstens die eine oder andere meine Verbeugung auch vor Bismarck bemerkt haben. Einige der wütendsten Blätter haben mir Entstellung, Schwindel, Sensationslust vorgeworfen — man sieht, wie wenig gewissenhaft gerade sie einer Sache nachgingen, die nur einen Monat zurücklag und die eine ganz andere Tendenz durch die gewaltsame Zerstückelung erhielt, als sie zweifellos auch dem „rechtfesten“ Politiker erscheinen muß, wenn er sich nur der Mühe unterziehen will, den Artikel im Original nachzulesen.

In ihrem „peinlichen Berührtsein“ gegenüber einer angeblichen Indiskretion, auf die ich bei meinem Drange, über unseren gerade in Österreich oft verkannten Kaiser die volle Wahrheit zu verbreiten, keine Rücksicht nehmen durfte, verbissen sich einige Zeitungen derart, daß man nur kurz auf einige der eklatantesten Widersprüche hinzuweisen braucht, um mindestens die Wahrscheinlichkeit der Szene darzutun. Die großindustriellen Berliner „Neuesten Nachrichten“ bezeichnen die Geschichte als einen „aufgewärmten Schwindel“ und stellen „zum Überfluß“ fest, daß sich in dem Zimmer des denkwürdigen 15. März 1890 weder Schreibtisch noch Tintenfaß befunden habe. v. Kl. aber, der Beziehungen zur Familie Bismarck hat, erzählt im „Rhein. Kur.“, wie der Kanzler bei der in Rede stehenden Szene so heftig mit den Armen gestikulierte, daß er „in begreiflicher Erregung gegen das auf dem Tisch stehende Tintenfaß stieß, wobei in fataler Weise Tinte verspritzte“. Also doch ein Tisch mit Tintenfaß und noch dazu von den Bismarcks selber beinahe gegengezeichnet! Auch Maximilian Harden, der Vertraute des Alten aus dem Sachsenwalde, nimmt Stellung und behauptet, der Kanzler sei viel zu wohl erzogen gewesen, sich seinem Herrn gegenüber so gehen zu lassen. Dagegen weiß die „Augsb. Abendztg.“ aus unbedingt sicherer Quelle, daß Bismarck, „in aller Frühe krank aus dem Bette geholt, sich lebhaft gegen die Vorwürfe des Kaisers verteidigte und dabei derart in Aufregung geriet, daß er mit der Hand heftig auf den Tisch schlug, so daß die Tinte des vor ihm auf dem Tische stehenden Tintenfasses in die Höhe spritzte“. Nach der „N. Bayer. Landesztg.“, die ebenfalls „ausgezeichnet informiert“ ist, schlug Bismarck im Zorn mit dem Lineal auf den Tisch, daß die Tinte hochspritzte, und nach der am schnellsten bedienten „Vossischen Zeitung“ wars gar die Aktenmappe, mit der u. s. w. Man sieht, Maximilian Harden hätte lieber von dem lebhaften Temperament des Fürsten sprechen und die Sache selbst wenigstens als möglich zugeben sollen. Denn alle diese Blätter haben doch ihre „totsicheren“ Zeugen! Zum Überfluß erinnert das „Regensburger Morgenblatt“ an die „Sachsenaffaire“ von 1859, für die sich der Historiker v. Sybel verbürgt. Darnach schlug Bismarck, nachdem sich kaum die Tür hinter dem als „Kabinetskurier“ erschienenen Sachsenkönige geschlossen hatte, einen auf den Tisch stehenden Teller mit Gläsern in Scherben. „Ich mußte etwas zerstören“, sagte er; „jetzt habe ich wieder Atem“. Zum Schluß bemerkt der nationalliberale „Hann. Kurier“, ein begeistertes, aber ehrliches Bismarckblatt, zu meinem „Heimgarten“-Artikel: „In ähnlicher Weise war über den Vorgang schon wiederholt berichtet worden.“ Und ich selber halte alles, was ich da erzählt habe, auch der „Februarberichtigung“ gegenüber, Wort für Wort aufrecht!

Wenn meinem bestimmten Bericht gegenüber in der „Februarberichtigung“ des „Heimgartens“ von einem Erstaunen über „vertraute Stunden“ des „Herrn Schwaner mit M. v. Egidy“ geredet wird, so werden darüber nicht bloß meine älteren Freunde und Bekannten erstaunt sein, die mich im vertrauten Verkehr mit




# Der breitdruckte Kriesel.

Eine Sondergestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger**.

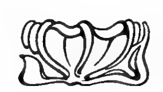
So oft behauptet wird, daß in einem gesunden Körper ein gesunder Geist, in einem schönen Leibe eine schöne Seele wohnen müsse, möchte man gerne beifügen, daß dann wohl auch in dem ungestalten Leib die ungestalte Seele daheim sei. Für das letztere sehe ich mehr Gründe als für das erstere, und darauf will ich nun hinaus. Eine ungestalte Seele, wie ist, wie wird sie das? Oft durch den häßlichen Körper, dessen sie inne wird. Wer ganz für sich allein leben könnte, der allerdings würde die Häßlichkeit seines Körpers nie inne werden und selbst wenn er vier große Spiegel um sich stehen hätte. Wer aber unter Leuten leben muß und er ist häßlich, der bekommt es durch Vergleich mit anderen zu sehen, zu hören und zu fühlen. Ein häßliches Kind wird nie so viel Liebe erfahren, als ein wohlgebildetes, es kann sich also in ihm die Liebe auch nie sammeln und entfalten. Ein schielender Mensch, der uns nie gerade ins Gesicht blicken kann, hat für uns etwas Widerliches, wir trauen ihm Tücke und Falschheit zu und haben hierin oft auch recht. Aber nicht so, als ob er falsch wäre, bloß weil er ein schlecht gebautes Auge hat, sondern vielmehr so, daß wir seines Augenfehlers wegen in dummem Aberglauben ihm Mißtrauen entgegenbringen, und daß unser Mißtrauen zu ihm auch sein Vertrauen zu uns zerstört hat. Ihm wird's viel schwerer gemacht als anderen, auf geradem Wege etwas zu erreichen, er muß

Es ist möglich, daß Frau von Egidy von jenen Abenden und selbst von der Bismarck-Geschichte nichts weiß; denn sie lebte damals mit ihren Kindern draußen in Potsdam. Aber, wer M. von Egidy politisch und sozial war und was er da Wertvolles sagte, das gehört, wie von anderer Seite am Begräbnistage des edlen Versöhners vor einem größeren Kreise richtig gesagt wurde, nicht bloß der Familie Egidy, sondern auch der Gemeinsamkeit! Und darum glaubte auch ich ein Recht zu haben, einen Beitrag zur Persönlichkeit unseres Kaisers und derjenigen Bismarcks mit Berufung auf M. von Egidy gelegentlich weiterzugeben, abgesehen davon, daß er nicht unter Diskretion gegeben war.

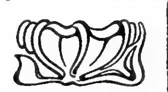
Diese Erklärung ist länger geworden, als nach einem bloßen Zweifel an der Richtigkeit meines Berichts nötig gewesen wäre. Habe ich doch zu den hunderten von geradezu verleumderischen Artikeln der sogenannten loyalen Blätter nur mit einem einzigen Satze in meinem „Volkserzieher" geantwortet: daß ich alles aufrecht erhalte! Nachdem aber Frau von Egidy ihre Persönlichkeit gegen meinen Artikel einsetzte und meine Glaubwürdigkeit an dem Worte „vertraut" abwog, da erschien es mir als Pflicht, den „Heimgarten"-Lesern und mir selbst gegenüber, einiges über mein Verhältnis zu M. von Egidy der Öffentlichkeit preiszugeben, was ich bisher aus heiliger Scheu und aus dankbarer Liebe gegen den Verstorbenen in meinem Herzen verwahrt hatte. —

Soweit Schwaner. Wir haben hiezu nur zu bemerken, daß der „Heimgarten" Schwaners Mitteilungen (die selbstverständlich der Autor verantwortet) abdruckt, ohne für oder gegen dieselben Stellung zu nehmen. Die Tintenfaßgeschichte ist übrigens schon älteren Datums, und es wäre zu wünschen, daß dieselbe endgiltig ausgetragen werden könnte, solange noch beteiligte Persönlichkeiten am Leben sind.

Die Red.



## Postkarten des „Heimgarten".



**H. A., Graz.** Es ist gewiß ein Fehler von uns, daß wir immer mehr ans Gesundwerden denken, als ans Gesundbleiben. Wer dem Volke den Wald wegnimmt, freilich, der muß an dessen Stelle — Siechenhäuser bauen.

* Eine große Plage für die Provinzblätter und eine noch größere für deren Leser sind die Vereinsberichte, Festberichte, Konzertberichte, Faschingsberichte u. s. w., wie sie täglich aus allen Winkeln der Stadt und des Landes auftauchen, grenzenlos öde, nichtssagend, nur lieben persönlichen Eitelkeiten dienend. Aber die Zeitung wagt solche Korrespondenzen nicht abzuweisen, weil sie eine Einbuße an Abonnenten oder Inseraten fürchtet, in Hinblick auf Konkurrenzblätter, die solche Berichte doch aufnehmen. Um diese einen großen Teil des Raumes einnehmende und überaus fade Rubrik ganz oder wenigstens größtenteils abzuschaffen, müßten alle Zeitungen zusammenstehen, um prinzipiell nichts derart für das große Publikum Belangloses zu bringen. Es wäre doch endlich bei der Bedeutung der Tagespresse an der Zeit, auch einmal an eine Zeitungsreform zu denken.

**U. H., Leipzig.** Sie verlangen, daß in diesem russisch-japanischen Kriege wir es mit den — Mongolen halten sollen. Wir erinnern bloß, wie sehr Sie noch vor Jahresfrist von der „Edelrasse der Arier" geschwärmt haben.

Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. Februar 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: P. Rosegger. — Druckerei „Leykam" in Graz.

anders war als die der anderen, man wußte nur nicht recht, ob besser oder schlechter.

Wenn der Kriesel ein paar Schluck Wein getrunken hatte, da wurde er allemal weichmütig, redete davon, was er doch für ein armes Hascherl sei, ganz verlassen auf der Welt. Sein Vater sei in Bosnien mitsamt den Stiefeln ins Bett gestiegen, seine Mutter habe er ausgetrunken und der Schatz, den er liebe, möge ihn nicht, „wegen dem breitdruckten G'sicht". Solches war so zu verstehen, daß sein Vater bei der bosnischen Okkupation stehenden Fußes erschossen und dann mitsammt dem Gewand in die Grube geworfen worden war; daß er als Säugling seiner siechenden Mutter so lange Milch und Herzblut aus dem Leibe gesogen hatte, bis sie eines Tages verstarb, und endlich, daß die feine Schwickel-Tochter Anda statt des armen unansehnlichen Schusters den Dreihahn mit seinem stattlichen Hof zum Bräutigam erwählt hatte. So lange andere Burschen um die Anda sich bemüht, war er unter ihnen und nahm den Wettkampf, wie es schien, mit Erfolg auf. Als das Dirndl sich aber zum reichen Bauern schlug, verließ ihn der Mut. Er schrieb ihr ein Brieflein, er wünsche nichts, als daß sie es beim Dreihahn recht gut haben möchte, nur den Fingerring hätte er gern zurück, der sei ein Andenken von seiner Mutter. Denn er war schon so weit gekommen, daß er eines Abends am Gartenzaun ihr den Ring angesteckt. Sie hatte dabei den Finger hübsch gerade gehalten und es geduldet, als er den Gliedknorpel mit Speichel bestrich, damit das Ringlein leichter dran konnte. Er war im ganzen ja ein netter Junge, und der Einfalt und Blödheit, die sich manchmal an ihm zeigte, stand eine größere Gutmütigkeit zur Seite. Diese Gutmütigkeit war bei ihm ganz Natur, denn er hatte eigentlich gar keine Erziehung genossen und wenn er aufwuchs wie das Tier, so war dieses Tier kein Bär, sondern ein Lamm.

Die Anda war mit dem Dreihahn schon das erstemal von der Kanzel aufgeboten, als sie den Ring des Schusterburschen immer noch an ihrem Finger trug. Der Dreihahn wollte ihn mit derbem Griff herabziehen, da schrie sie „au weh!" und sie wolle nur warten, bis der Knorpel abgelaufen sei, dann werde sie ihn schon selber vom Finger tun. Der „Knorpel" wurde aber eher dicker als dünner und es schien schon, sie würde sich den Ring müssen „herabfeilen" lassen, als sich etwas ganz Seltsames ereignete, das die Geschichte in einen unvorgesehenen Lauf und den Kriesel in ein anderes Licht brachte.

Der Dreihahn hatte den Schuster Kriesel zu sich bedungen, daß er ihm die Bräutigamsstiefel mache. Es mag das sauer sein für einen Schuster, seinem sieghaften Nebenbuhler die Hochzeitsschuhe zu nageln, und es mag das mehr als einem Schuster schon passiert sein. Aber dagegen läßt sich nichts tun, als etwa ein paar Nagelspitzen durchstechen

krumme Wege versuchen. Das Anmutige, das ihm abgeht, muß durch Schlauheit ersetzt werden; also erziehen die Leute in einem häßlichen Menschen recht oft einen häßlichen Charakter. Daher kommt es auch, daß in einer Gestalt, die irgend etwas Komisches an sich hat, sich schwer ein ernster feierlicher Charakter entwickeln kann. Der wenn auch nur harmlose Spott, der ihn von der Schulbank an durchs Leben begleitet, macht einen solchen Menschen entweder verbittert oder ein wenig närrisch. Als Zielscheibe für Neckereien wird er ein gutmütiger Geselle, der sich alles gefallen läßt, unter Ausnahme von zeitweiligen Wutausbrüchen seine Willenskraft verliert und durchaus ein komischer Charakter wird. Die Seele paßt sich allmählich dem Körper an, aber nicht aus dem heraus, vielmehr durch Einwirkung von Seite seiner lieben Nächsten.

Ähnliches war wohl auch im „breitdruckten Kriesel“ vor sich gegangen. Solcher war seines Zeichens ein Schuster, der seinen Beruf zwar sehr ernst nahm und der doch überall, wohin er kam, Lachen erregte. Freilich kam er über den Kreis roher und thörichter Leute selten hinaus. Der Kriesel hatte nämlich eine etwas verunglückte Gesichtsbildung. Das Gesicht schien in sich zusammengedrückt zu sein, so ungefähr, wie es ein nichtswürdiger Hohlspiegel zu zeigen pflegt, der, eines verzerrten schmalen langen Gesichtes statt, im Handumdrehen ein breites kurzes, grinsendes zeigt. Die Augen waren zusammengezwinkert, und die Nase wurde von Stirn und Mund so in die Enge getrieben, daß sie, anstatt behäbig niederwärts, sich wie ein vorwitziges Zipflein in die Luft hin ausstrecken mußte. Um was die Nase zu kurz, schien der Mund zu breit und zwischen beiden war nur für ein ganz schmales, dünnes Schnurbärtlein Raum. Die Stirn und der Kiefer waren so stattlich, fast wuchtig, daß es den Eindruck machte, als würde das Gesichtlein eben von diesen Massen so breit und platt gedrückt. Natürlich machten die Jugendgenossen Kriesels sich lustig über diesen Anblick und behaupteten, bei seiner Geburt habe Frau Meier sich unversehens auf seinen Kopf gesetzt, wodurch das Malheur geschehen sei. Der Junge stand solchen Späßen hilflos gegenüber, oder vielmehr, er stand über den Gemeinheiten, denn er lächelte gutmütig, wenn ihm jemand sein „breitdrucktes Gesicht“ ins Gesicht warf. Allmählich begann er sich auf dieses Gesicht beinahe etwas einzubilden, denn es machte ihn auffällig. Während andere seinesgleichen unbeachtet blieben, übten die Burschen an ihm ihren Witz. Und weil er sich alles gefallen ließ, so ließen sie ihn bei ihren Spielen und jugendlichen Unternehmungen mancher Art gern mittun, ja nützten ihn gern aus, und wo „Kösten aus dem Feuer zu holen waren“, da schoben sie den Kriesel voran. Dafür durfte er aber auch mittrinken im Wirthshaus und der Spott wurde durch manche kleine Guttat, die sie ihm erwiesen, wettgemacht. Allein durch diese besondere Behandlung, die er erfuhr, bildete sich allmählich auch die bescheidene Seele so aus, daß sie

Schuhe waren grau wie Mäuse, zusammengedorrt und so hart wie Horn. Sie hatten keine Riemen mehr in den Löchern, die Sohlen klafften vom Überleder los und dieses war teils so verschimmelt, daß der Schuster das alte Zeug mit dem Fuß bei Seite stieß und sagte, davon wäre nichts zu brauchen. In Wahrheit dachte er jetzt überhaupt nicht an Schuhe, sondern an die kostbaren und guten Dinge, die ihn auf diesem Dachboden umgaben und die seine verwichene Anda mit dem protzigen Bauer genießen sollte. Geräucherten Schweinsschlägel hatte der Schuster schon lange nicht mehr gegessen, auch der Bratwürste mit Sauerkraut erinnerte er sich nur dunkel, trotzdem lief ihm das Wasser schon im Munde zusammen. Doch, davon konnte keine Rede sein. Näher lagen schon die üppigen gelben Birnen, von welchen der Schuster überlaut behauptete, sie müßten schon mehr als reif sein. Der Dreihahn nahm mit zwei Fingern eine am Stengel, hob sie sachte in die Luft, drehte sie um, guckte sie an und sagte: „Die werden noch alle Tage besser" und legte sie wieder zu den anderen in den Korb. Der Kriesel wischte sich mit der rückwärtigen Handseite den Mund ab und dachte, so wird er warten bis sie g a n z gut sind und dann wird er mir von den Kaiserbirnen welche zum Kosten geben.

Er arbeitete noch drei Tage im Hof, aber es kam weder eine der schönen Birnen zum Vorschein, noch eine Bratwurst, noch ein Schweinsschlägel, noch sonst etwas von jenen Vorräten. Es gab immer nur die gewohnte Schottensuppe, die Mehlnocken und die gesäuerten Rüben mit Einbrenne. Abends, wenn er in der halben Dämmerung ums Haus herumstrich und auf den jenseitigen Berghang hinüberschaute, gilbten dort im Abendlicht zwischen den dunklen Fichten die Ahorne, es war ein Gelb zum Hineinbeißen, es war genau das gesättigte, süße Gelb der Kaiserbirnen auf dem Dachboden. Diese Birnen hatten es dem Kriesel angetan und die Anda nachgerade verdrängt aus seinem Herzen. Sie besetzten das hilflose, zuckende Ding ringsum, so daß man sagen konnte, jeder Herzschlag poche an eine Kaiserbirne. Und am Samstagabend, als er seine achteckige Zeugtruhe und den klappernden Laistenbündel über der Achsel seiner Berghütte zuging, dachte er an die Kaiserbirnen, und als er zum Abendbrot die beim Herdfeuerchen mühsam gebratenen Erdäpfel aß, dachte er an die schönen Birnen, aber statt ihres Honigsaftes hatte er im Mund nichts als den mehligen Erdapfel mit halbverbrannten Krusten. Kein Verliebter kann ungesegneter schlafen als es der Kriesel tat in derselben Nacht. Ja, er tat es wirklich den Verliebten nach, stand auf, zog sich an, steckte sich Kerze und Feuerzeug in den Sack und schlich durch den Wald und über die Felder hin, dem Dreihahnhofe zu. Am Vortage hatte er an der Hinterwand des Hauses eine Leiter lehnen sehen zum Dach hinauf. Auch neue Dachlatten und Weidenbuschen lehnten an der

zu lassen, der in die Ferse oder in die Fußsohle sticht; dem Kriesel fiel das richtig ein, doch er tat nichts. Wenn ihn der Nagel sticht oder der Schuh drückt — so dachte der Junge — dann wird er grob, der Dreihahn ist ein wüster Mensch, und die Anda muß es büßen. Er machte also im Dreihahnhof gewissenhaft und geduldig seine Arbeit und pfiff beim Drahtziehen und beim „Zweckstechen“ sogar unterschiedliche Liedlein, „Verlassen, verlassen“ oder „Wenn ich mein Dirndel hals, hupft mir das Herz im Leib.“ Er benahm sich dabei mit großer Bescheidenheit und Demut, während der Dreihahnbauer gern seine Körperkraft, seine vielerlei Wirksamkeit hervortat, seine Herrschaft über das große Gesinde und seinen Reichtum aufspielte, um zu zeigen, welch' ein Glück die Anda mit ihm mache, gegenüber anderen Freiern, die krüppelhaft und bettelhaft seien und dumme Gesichter hätten.

Nachdem die Bräutigamstiefel fertig waren, sollte der Schuster auch noch die alten Schuhe des Gesindes flicken, was bei solchen Sterarbeiten stets mit unterläuft. Die Flicken dazu wurden aus noch älterem Schuhwerk genommen, das in irgend einem Winkel des Hauses aufbewahrt ist und etwa noch brauchbare Sohlen und Überlederteile an sich hat. So führte der Dreihahn den Kriesel auf den Dachboden, um solches Schuhwerk zu suchen. Da sah nun der arme Schuster mit Freude und Wehmut einen Teil des Reichtums, in den die Anda sich hineinsetzen konnte. In den Dachkammern, durch die sie schritten, sah er eine Fülle aufgespeicherter Lebens- und Wirtschaftsmittel aller Art. Da gab es große Lodenrollen, die wie Riesenwalzen übereinanderlagen. Dann aufgeschichtet mächtige Schafwollbündel, teils noch knollig und ungereinigt, teils schon gekrempelt und geflockt. Da gab es Buschen von Leuchtspänen mit Strohbändern geraidelt für die nahenden Winterabende vorgerichtet. Da gab es Kuh-, Schweins- und Schafhäute, die noch ungegerbt, rindenartig getrocknet auf Stangen hingen. Da gab es eine Reihe irdener Töpflein, in welchen Kuhkäse trocknete, da gab es Flachsballen, Leinwandtruhen und Fässer mit gedörrten Zwetschken. Gleich daneben stand ein großer Korb voll schwellender Kaiserbirnen, wie sie eben aus dem Unterlande angekommmen waren. Dann war ein Stoß von Strohschauben, fest gebunden und an den Köpfen glatt geschnitten, zum Neudecken des Daches vorbereitet. Darüber hingen auf Stangen geräucherte Schweinsschlägel und Würste; auch in längliche Stücke zerhacktes geräuchertes Kuhfleisch, dann drei Zoll dicke Speckfladen und an großen Eisenhaken Schmerlaibe und Talgtöpfe. So viel nur von dem, was dem Kriesel im Gesichte blieb; vieles andere sah er nicht in den halbdunklen Bodenkammern, denn der Bauer schritt voraus und riet dem Schuster nur, sich an den Kübeln nicht zu stoßen, die neben den Stützbalken standen und hinter denen der Haufen von alten Schuhen lag, die zu durchstöbern sie eben heraufgestiegen. Diese

schaub und steckt in einer Stunde den Hof in Brand! — Einen Augenblick stand der Schuster starr, dann die nächste Regung: Fliehen, damit sie den Brandstifter nicht erwischen! Aber das kam nicht auf in ihm. Die Bündel warf er an den Drieselbaum und lief stolpernd, so gut es gehen konnte, durch den Wald zurück, dem Dreihahnhofe zu, um die vergessene Kerze auszulöschen. Er dachte nichts als das eine, ob er noch früh genug kommen wird. An den Stämmen stieß er sich Beulen, ohne es zu merken. Endlich auf dem Feldrande — siehe, das Tal ist noch dunkel, dort liegt der Hof wie eine unförmige Masse. Die Leute sind gerade im ersten Schlaf, sie können jämmerlich verbrennen, alle, o heiliger Gott! Er läuft über die Felder, jeden Augenblick erwartend, daß die Lohe aufsteigen wird über den Dachgiebel. Endlich steht er am Gebäude, wo die Leiter lehnt. Aus der Dachlücke dringt kein Schein. Oder doch? Ist's nicht, als ob ein rötliches Räuchlein hervorsteige? Wie er über die Leiter gekommen, weiß er nicht, er ist im grell erleuchteten Dachraum, der Strohschaub steht in Flammen. Eine Kuhhaut reißt er von der Stange, wirft sie über den Schaub, und wirft sich selbst auf die Haut, um so das Feuer zu ersticken. Im Hause haben sie es schon wahrgenommen und poltern von den Stuben und Kammern herauf mit Laternen. „Ein Dieb, ein Brandleger!" schreien die Knechte, dringen durch den Rauch heran und packen den Schuster. Die Flammen sind erstickt, doch wie der Dreihahnbauer herbeikommt in seiner weiten bläddernden Nachthose und den Schuster sieht, da wird er wütend. Nicht sieht oder nicht achtet die Brandwunden, die der Kriesel an den Händen und am Halse hat; an den Leib springt er ihm, setzt ihm die Knie an die Seiten, stößt ihm die Fäuste ins Gesicht: „Ich will dir dein breitdruckts G'friß einmal auseinanderbügeln, du Rab! Du hast mir Birnen gestohlen! Wo ist der Schweinsschlägel? Du Galgenstrick!" Der Schuster vermochte kaum seine Augen zu schützen und war noch froh, daß ihn ein Knecht an den Beinen faßte und so die Stiegen hinabzog, wobei der Kopf an den Staffeln tüchtig geklappert hat. Lieber war ihm das doch, als die schrecklichen Fäuste des Wüterichs, die ihm die Nase platt gestoßen, die Zähne eingeschlagen haben mußten, so überströmte das Blut sein Gesicht. Alles im Hause war auf und flatterte in Nachtgewändern umher, in der Küche brannte am Haken ein Leuchtspan, dorthin schleppte man den Schuster und schickte sich an, ihn zu schlachten. — Das Haus hatte er anzünden wollen! Aus Eifersucht, weil der Dreihahn die Anda heiratet! Das war die Meinung im ganzen Hause. Als der Schuster, in den Herdwinkel hingeschleudert, diesen Vorwurf hörte, begann er sich zu verteidigen und erzählte in zerrissenen Worten den Hergang. In den Dachboden sei er eingestiegen, um einige Birnen zu nehmen, dann habe er auch Würste und den Schweinsschlägel mitgetragen. „Und hast Feuer

Wand. Der Strohdecker hatte seine Arbeit vorbereitet, die in der nächsten Woche beginnen sollte. Wenn das alles so belassen war, dann — deuchte dem Schuster — wäre es keine Kunst, zur nachtschlafenden Stund die Leiter hinanzusteigen, etliche Strohfetzen vom Dache loszureißen und bei dem Loche hineinzusteigen zu — den Kaiserbirnen. Zwar rasselte der Kettenhund aus dem Kobel und wollte anschlagen; als er aber den Kriesel erkannte, der das Tier die Woche über oft freundlich gestreichelt hatte, schwieg er und ließ den Nachtwandler passieren. Ein paar Minuten später war dieser im Dachboden, wo er einiges Poltern nicht vermeiden konnte, bis er die Kerze anzündete, sie in einen Schaub steckte, um aus seinem Taschentuch ein Säcklein zu formen und Birnen hineinzutun. Es hatten nicht ein halb Dutzend drin Platz, so groß waren sie, er füllte auch noch die Rocktaschen und tats ihm leid, nicht mehr unterbringen zu können. Ein paar Würste hätten just in der Hosentasche Raum und wenn auch noch der Schweinsschlägel unterzubringen wäre . . . Er sputete sich, um, einmal bei der Arbeit, an sich zu bringen, was das Zeug hielt. Da war ihm, als hätte er unter seinen Füßen im Hause ein Geräusch gehört. Mit der größten Gelenkigkeit, die ein Schuster entwickeln kann, kroch er durchs Loch und floh dahin, woher er gekommen.

Als der Kriesel mit seinen Schätzen durch den Wald hinaufging, fiel ihm etwas Komisches ein. Es fiel ihm ein, er sei ein Dieb, der gerade in ein Bauernhaus eingebrochen und dort Sachen entwendet hätte. Dummes Zeug! Ein Dieb. Da müßte er doch selber etwas davon wissen, müßte den Willen dazu gehabt haben. Er wollte doch um Gotteswillen kein Dieb sein, hatte nur zum Scherz dem geizigen Bauern ein paar Birnen und ein paar Würste entlehnt, damit er sich morgen recht ärgern soll. Gelegentlich kann er es ihm ja auch sagen: Du Neidhammel, ein anderesmal verwahr deine Sachen besser, sonst stehlen dir das, was du einem armen Schuster nicht gönnst, die Schelme. — Aber die schöne Umschreibung half nichts, ein Uhu im Gebäume hub an zu schimpfen: Du Dieb! Du Dieb! — Der Kriesel stolperte über eine Wurzel, weil es ganz dunkel war. — Paß auf, Schuster, es wird bald licht werden! — Er stand still und horchte. Hatte nicht jemand gerufen: Es wird bald licht werden? — Lächerlich, es ist noch nicht Mitternacht. Er stieß an einen rauhen Baumstamm; nach dem Ungetüm dieses Baumes — er betastete ihn ringsum — schloß er, daß es die Dreifaltigkeit sei. Das war eine alte Drieseltanne, das heißt eine, die sich aus einem Grundstamm auf Manneshöhe in drei Stämme zweigt und deshalb auch die Dreifaltigkeit genannt war. Hier dachte er, es sei doch am besten, die Kerze anzuzünden, um durch den dichten Wald weiter zu kommen. Da durchfuhr es den Kriesel plötzlich wie heißes Eisen vom Scheitel bis zur Zehe. — Die Kerze! Die Kerze brennt ja im Dachboden auf dem Stroh-

# Drücken Sie die Knie durch!

Eins aus dem Soldatenleben im Frieden.

In seinem Roman „Jena oder Sedan?" erzählt Beyerlein von der Bestrafung eines Kanoniers beim Regimente. Der Kanonier Vogt war durchaus ein braver, tüchtiger, pflichtgetreuer Soldat, der seinen Dienst die lange Dienstzeit her mit der größten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Endlich stand er nahe der Entlassung, um heimkehren zu können zu seinem Vater, der auf dem Bauerngut vereinsamt lebt. Wie sehr hatte der Soldat sich gefreut auf diese Heimkehr!

Nun hatte Vogt aber in letzterer Zeit einen überaus eingebildeten und hochmütigen Vorgesetzten bekommen, den Oberleutnant Brettschneider, einen jener „strammen, schneidigen Offiziere", die trotzdem, anstatt nach Sedan in Zukunft nach — Jena gehen werden. Da wird nun erzählt:

Oberleutnant Brettschneider stand beständig steif und kerzengerade da, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte, und konnte den sorgfältig frisierten Kopf kaum in dem hohen Kragen drehen. Und niemals verlor sein bartloses, rotbäckiges Gesicht den hochmütigen Ausdruck.

Die Mannschaften gingen ihm so viel als möglich aus dem Wege, denn es kam selten einer an ihm vorüber, ohne daß er zurückgerufen und getadelt worden wäre, und alle, die Unteroffiziere nicht ausgenommen, waren erbittert über sein hochnäsiges Wesen.

Zum Teufel auch! Wegstetten und Reimers machten sich gewiß nicht gemein mit den Leuten, aber wenn einmal alles recht gut gegangen war, dann hatten sie doch ein lobendes Wort und ein anerkennendes Lächeln übrig. Selbst die scharfen, grimmigen Augen des kleinen Hauptmanns Wegstetten konnten dann ganz gemütlich dreinschauen. Aber Oberleutnant Brettschneider blieb immer abweisend und hatte immer das Lineal verschluckt.

Das empörte den ehrlichen Vogt. Gewiß tat man im Grunde nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit als Soldat, aber war man nicht zugleich ein Mensch, dem für sein ehrliches Bemühen auch eine kleine Anerkennung gebührte? Mindestens war das nicht die rechte Art, ein Band zwischen Offizieren und Mannschaften zu knüpfen, das auch in schweren Zeiten sich als dauerhaft erweisen sollte.

Während der Schießübung wurde er von Oberleutnant Brettschneider mehrmals getadelt. Vogt tat seinen Dienst mit einer munteren Freudigkeit und ließ sich auch hie und da einmal ein halblautes Wort fröhlicher, kameradschaftlicher Aufmunterung entschlüpfen. Das rügte der Offizier, und er würzte seinen Tadel mit der Bemerkung, wie wohl einer, der

gelegt, damit der Diebstahl nicht aufkommen soll!" schrie der Dreihahn drein.

„Das ist nit wahr, das ist nit wahr!" beteuerte der Kriesel und rang die Hände verzweifelt. „Nur meine Kerze habe ich vergessen. Und wie mir im Wald einfällt: sie brennt noch und kommt ins Stroh, bin ich eh gleich zurück! Und hab das Feuer noch können derstiсken. Aber tuts mich nur einsperren, das verdien' ich." Dann ließ er die weiteren Püffe und Schläge ruhig geschehen, als wären sie ganz selbstverständlich und ballte selbst die Fäuste, um sich damit den Kopf zu zerschlagen, so zornig war er auf den Dieb, der in ihm steckte.

Am nächsten Tag beim Gericht gings ernst her, aber dem Schuster war's, als sei er im Himmel, vergleichs der Mißhandlung im Dreihahnhof. Bei der Dreifaltigkeit waren die Bündel gefunden worden, das rettete ihn, denn es bewies ungefähr die Wahrheit seiner Aussage. Der Richter sagte in wenigen Worten, was sich da ergeben: Der Andreas Kriesel sei zwar ein kleines Dieblein aus Genäschigkeit, weiter gehe seine Verderbtheit nicht. Wo es um eine Feuersbrunst hergegangen, da habe er unbedenklich sein eigenes Leben in den Handel gesetzt. Er frage den Dreihahn, ob er dem Schuster die Dummheit nicht etwa nachsehen wolle, da ohnehin für jede Birne ein Nasenstieber und für den Schweinsschlägel ein ausgeschlagener Zahn in Rechnung komme. Das weitere, dachte der Richter, würde dem Bauer von selbst einleuchten.

Der Richter gab dem Schuster einen vierzehntägigen Kotter und als der vorüber war, brach für den Kriesel eine andere Zeit an. Die Leute hatten den Fall viel bedacht und besprochen und nun erschien es ihnen so, als sei der arme Kriesel erwiesenermaßen ein besserer Mensch als manch anderer, der nie eine Birne gestohlen und auch nie seinen Leib aufs Feuer geworfen habe für das freilich von ihm gefährdete Gut eines andern. Und etliche meinten, daß die Roheit des reichen Dreihahnbauers viel schlimmer sei als die Dieberei des Schusters. Dieser Meinung war auch die Schwickel-Tochter Anda. Sie ließ dem Bauer sagen, er möge in seinen neuen Bräutigamstiefeln, wenn sie ihm überhaupt nicht zu schlecht wären, seiner Wege gehen, sie heirate nicht. Allerdings hat sie auch nichts davon verlauten lassen, daß sie den Andreas Kriesel heiraten würde. So viel aber hat sie vor kurzem angedeutet, daß es ihr just keine Unmöglichkeit dünke, sich an sein „breitdrucktes" Gesicht zu gewöhnen.

Aber der Kriesel überlegt sich's jetzt.

Herausgleiten verhüten sollte, unten durch das Loch der Lünse zu ziehen. Das geschah mit bebenden Fingern.

Vogt richtete sich auf. Gottlob! von den anderen fünf Geschützen war noch keines so weit wie das seine. Und dabei hatte das seine die schwierigsten Aufgaben gehabt! Er ließ seine Leute stillstehen und rannte zum Oberleutnant Brettschneider hin, um ihm die Vollendung der Arbeit zu melden.

Brettschneider stand am Rande des Exerzierplatzes im Schatten des Heergeräteschuppens und unterhielt sich mit Oberleutnant Reimers.

Während des Laufens merkte Vogt erst, wie sehr er sich angestrengt hatte. Das Herz klopfte ihm zum Zerspringen und die Beine zitterten ihm ordentlich. Mit dem Handrücken wischte er sich den Schweiß von der Stirn, und er zog noch den Fuß zu der vorschriftsmäßigen Stellung heran, da meldete er auch schon: „Sechstes Geschütz fertig. Deichsel geschient und Reserverad eingesetzt.“

Dann hörte er plötzlich die scharfe, hohe Stimme Brettschneiders.

„Stellen Sie sich gefälligst erst anständig hin, Gefreiter Vogt, wenn Sie mir etwas zu melden haben!“ schalt sie.

Vogt stellte sich zurecht und wiederholte seine Meldung.

Nun aber begann ihn der Oberleutnant erst zu korrigieren. Er ließ ihn die rechte Schulter höher nehmen, die Mütze gerade rücken, die Spitzen der kleinen Finger an die Hosennaht pressen und die Füße weiter auseinander stellen.

Und alles das befahl er mit seiner hochnäsigen Miene, in seiner steifen Haltung, als ob er einen Ladestock verschluckt hätte.

„Drücken Sie die Knie durch!“ kommandierte er zuletzt.

Vogt fühlte, wie seine Beine zitterten. Gleichwohl hätte er gehorchen können. Aber er wollte nicht mehr.

Brettschneider befahl nochmals und lauter: „Gefreiter Vogt, drücken Sie die Knie durch!“

Aber Vogt rührte sich nicht. Ein wilder Trotz war in ihm aufgestiegen. Diesem Laffen gehorchte er um keinen Preis.

Er hob den Kopf in die Höhe und sah dem Offizier mit einem Blicke voll offener Auflehnung ins Gesicht.

Nun schrie Brettschneider: „Gefreiter Vogt, ich befehle Ihnen, die Knie durchzudrücken. Wissen Sie, daß Sie sonst eine Gehorsamsverweigerung, ein militärisches Verbrechen, begehen?“

Aber der Gefreite Vogt blieb unbeweglich, die trotzigen Augen fest auf den Oberleutnant gerichtet.

Brettschneider wartete noch ein paar Sekunden. Dann rief er mit gelassener Stimme einen Unteroffizier.

„Führen Sie den Gefreiten Vogt in Arrest!“ befahl er.

nicht einmal die ersten Gebote der Disziplin beobachte, sich erdreisten könnte, Unteroffizier werden zu wollen.

Der Kanonier steckte die Schelte ein. Er hatte es gut gemeint, als er dem langweiligen Truchseß sein „So mach doch voran!" zurief. Anderseits ließ sich nicht bestreiten, daß Brettschneider im Rechte war: es war verboten, außer dem Notwendigsten irgendwie zu sprechen, und „notwendig" war dieser Zuruf allerdings nicht gerade gewesen.

Trotzdem blieb in Vogt das bittere Gefühl zurück, daß er ungerecht behandelt worden war.

Er freute sich, als nach der Rückkehr vom Truppenübungsplatz wieder der Dienstzweig an die Reihe kam, in dem er sich etwas wirklich Besonderes zu leisten zutraute — die Herstellungsarbeiten am Geschütz. Da wollte er dem Oberleutnant zeigen, was für ein tüchtiger Kerl er war. Und diesmal verwandte man eine größere Sorgfalt als sonst auf diese Übungen. — Der Oberst selbst wollte sie sich bei der sechsten Batterie ansehen.

Auf Haltbarkeit und Schnelligkeit kam es bei den Herstellungsarbeiten an. So wurden den einzelnen Geschützen bestimmte fingierte Schäden zugeteilt, und die Mannschaften wetteiferten nun darin, sie möglichst geschwind und dauerhaft auszubessern.

Bei Vogts Geschütz sollte die Deichsel zerbrochen sein. Im Nu hatte er die starken Vorratschienen angelegt, die in Wirklichkeit mit Nägeln hätten befestigt werden müssen, und dann reihte er Schlinge um Schlinge die derben Bindestränge um die Bruchstelle, so daß sie wie in einen Panzer aus Stricken eingepreßt war. Eher brach die Deichsel darnach an einer anderen Stelle, als daß der Bruch noch einmal einknickte.

Er war eben fertig mit seiner Arbeit, da kam ein Kanonier gelaufen, das rechte Lafettenrad wäre so zerschossen, daß es durch ein neues ersetzt werden müßte.

Das war eine gehörige Schinderei. Drei Mann mußten die schwere Lafette auf der rechten Seite hoch halten und die beiden anderen das nicht minder schwere Rad auf die Achse schieben. Zu allem Pech quetschte sich der tollpatschige Truchseß beim Abnehmen des „zerschossenen" Rades, so daß nur vier Mann übrig blieben. Vogt rollte das Reserverad heran; nun wollte es nie klappen, daß die Nabe vor die Achse zu liegen kam. Für einen einzelnen Menschen war eben das schwere Rad gar zu unhandlich.

Der Schweiß lief Vogt in Strömen von der Stirn und biß ihm die Augen. Aber er gab nicht nach, und schließlich hob er das Rad allein mit einer ungeheueren Anstrengung in die Höhe. Da endlich glitt es über die Achse. Nun galt es nur noch, schnell die Röhrscheibe und die Lünse über die Achse zu streifen und den Knopfriemen, der das

Aber der Gefreite antwortete: „Doch, Herr Hauptmann. — Ich wußte, was ich tat.“

Nun, das war ehrlich, aber dumm.

Die Miene des Anklägers erhellte sich. Es war ein verhältnismäßig sehr junger Mensch mit vielen Mensurnarben im Gesicht. Er saß, in eine tadellose, funkelnagelneue Uniform gepreßt, auf seinem Platze. Bisher hatte er, gelangweilt, ein silbernes Armband betrachtet, das er um das rechte Handgelenk trug.

Die Zeugenvernehmung war zu Ende. Der Verhandlungsleiter, ein dicker, gutmütiger Herr in reiferen Jahren fragte: „Haben Sie noch irgendeine Bemerkung zu machen, Gefreiter Vogt?“

„Nein, Herr Kriegsgerichtsrat.“

„Sie räumen also Ihre Schuld ein?“

„Zu Befehl, Herr Kriegsgerichtsrat.“

Der Verhandlungsleiter wollte in diesem Falle noch ein übriges tun und stellte noch eine Frage. Ihre Bejahung war ja selbstverständlich.

Er fragte: „Aber Sie empfinden doch Reue über ihre Handlung?“

Der Angeklagte zögerte abermals mit der Antwort.

Jeder erwartete das ganz natürliche Ja, man brauchte ja gar nicht erst hinzuhören. Als dieses Ja nicht verlautete, richteten sich plötzlich aller Blicke auf Vogt.

„Nein,“ sagte er deutlich.

Der Kriegsgerichtsrat horchte auf.

„Sie haben mich wohl nicht recht verstanden“, sagte er. „Ich habe gefragt, ob Sie Reue über Ihre Handlung empfinden?“

Abermals klar und deutlich: „Nein. Ich kann das nicht.“

Und hinterdrein etwas zaghafter: „Wenn ich die reine Wahrheit sagen soll.“

Die Anwesenden schauten sich verblüfft an.

Wegstetten stieß zornig den Säbel auf die Erde. Gottsdonnerwetter! War der Kerl ein Esel! Nun war sein Schicksal besiegelt!

Die Mitglieder des Gerichtshofes zogen krause Gesichter. Der Vorsitzende, ein Major vom Königsdragonerregiment, klopfte mit seinem goldgefaßten Bleistift leise auf die Tischplatte und wiegte mißbilligend das Haupt. Der jüngste der Beisitzer, ein Oberleutnant von den Leibgrenadieren, zwirbelte sich lebhaft den Schnurbart; in seiner Miene stand geschrieben: „Na wart! Dir werden wir's zeigen!“

Der Staatsanwalt strahlte.

Er erhob sich siegessicher zu seiner Rede und beantragte „in vollkommener Würdigung der eigentümlichen mildernden Begleitumstände des Falles, aber auch in Anbetracht der offensichtlichen hartnäckigen Verstocktheit des Angeklagten“ eine Strafe von neun Monaten Gefängnis.

Der Unteroffizier sah verständnislos erst Brettschneider und dann Vogt an.

Der Oberleutnant wiederholte seinen Befehl.

So nahm der Unteroffizier den Gefreiten an seine rechte Seite und verschwand mit ihm durch das Gatter im Kasernenhof. —

Dann fand vor dem Divisionskriegsgericht die Verhandlung statt.

Über den Tatbestand herrschte kein Zweifel. Die Zeugen sagten übereinstimmend bis aufs Haar das gleiche aus, und der Angeklagte gab die Richtigkeit der Tatsachen zu.

Die Verhandlung hätte darum sehr schnell zu Ende geführt werden können, wenn nicht eine Menge Leumundszeugen für den Angeklagten zu hören gewesen wären.

Hauptmann von Wegstetten als Batteriechef, Hauptmann Güntz als ehemaliger Batterieführer, Oberleutnant Reimers und Leutnant Landsberg als Batterieoffiziere, der Wachtmeister und einige Unteroffiziere der Batterie stellten Vogt sämtlich das allerbeste Zeugnis aus. Wegstetten hatte eine heftige Auseinandersetzung mit Brettschneider gehabt, nicht sowohl aus persönlicher Anteilnahme an dem Gefreiten, als vielmehr aus Ärger darüber, daß ihm der beste Unteroffizierskandidat vieler Jahrgänge durch ein albernes Geschick verloren gegangen war. Brettschneider hatte sich deshalb beschwert, aber er war überall mit seiner Beschwerde abgewiesen worden. Das allein sprach für den Angeklagten. Güntz und Reimers legten sich gleichfalls warm für Vogt ins Zeug, und selbst Leutnant Landsberg erinnerte sich des Mannes als eines ganz hervorragend willigen und famos diensteifrigen Soldaten.

Die Sache stand günstig für den Angeklagten.

Zu allem Überfluß fragte noch einer der Beisitzer, ein Pionierhauptmann: „Vogt, Sie hatten sich vorher tüchtig angestrengt, Sie hatten das schwere Rad allein gehoben und waren zu dem Herrn Oberleutnant Brettschneider schnell hingelaufen, — waren Sie da nicht erschöpft und außer Atem?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Ich meine, daß es Ihnen da vor Anstrengung etwa vor den Augen geflimmert hätte?"

„Zu Befehl, Herr Hauptmann."

„Und daß Sie vielleicht nicht recht gewußt haben, was Sie taten?"

Der Angeklagte zögerte mit der Antwort.

Wegstetten war mit Reimers im Zeugenraum geblieben. Er trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Wenn Vogt jetzt ja sagte, dann ließ sich am Ende eine momentane Störung des Bewußtseins herausklauben, und die Geschichte endete mit einer Freisprechung.

Wenn sie noch gesagt hätte „höchstens“ eine Nummer. Das „wenigstens“ war Unbescheidenheit oder Schmeichelei.

„Soll ich singen, meine Damen?“

Die Baronin wollte dem Witz gelinde ausweichen, allein die Gräfin faltete lachend die taubengrau behandschuhten Händchen: „Ach ja, Herr Malser, singen! Dann sind wir im Trockenen, dann brauchen wir gar nichts mehr zu tun, als einen größeren Saal zu suchen, wenn Hans Malser singt. Das wäre schrecklich schön!“

„Mit Ausnahme des letzten Wörtchens gebe ich's ohne weiteres zu, meine Damen.“

Aber dieser ungenierte Ton war nicht gut, nun wurden sie dreist.

„In allem Ernste eines bedrängten Komitees, Sie müssen bei unserem Konzert eine Nummer lesen. Im Johannensaal am sechsten Februar.“

„Es geht nicht, ich bin heiser, ich habe an demselben Abende im Klub zu tun, ich bin um jene Zeit in Prag verpflichtet, auch bin ich todkrank und möglicherweise am sechsten Februar gar nicht mehr am Leben. Also sehen Sie, meine verehrten Damen, daß ich absolut nichts zusagen kann.“

Sie lachten. „Zusagen, das ist gar nicht nötig, wenn Sie nur bei uns lesen. Ihre Mitwirkung — ach, wozu das noch sagen — garantiert uns ein volles Haus, das bedeutet die halbe Jahresmiete für unser Haus. Es bitten ja nicht wir, es bitten hunderte von Frierenden, Hungernden, Heimatlosen.“

„Aber was soll ich denn lesen!“

„Ganz und gar nach Ihrem Belieben, wir sind für alles unendlich dankbar.“

„Soll wohl etwas Ernstes sein, dem humanitären Zweck angemessen.“

„Was Sie uns schenken wollen. Das Publikum wird entzückt sein.“

„Was meinen Sie zu Enoch Arden?

„O wie reizend! — Wenn Sie das nicht zu sehr anstrengt?“

„Oder der Streik der Schmiede.“

„Wäre vielleicht noch besser. Wir möchten Sie nur um Gotteswillen nicht anstrengen. Im Notfalle wären wir schon etwa mit ein paar Heineschen Gedichten zufrieden. Vorläufig sind wir Ihnen überaus dankbar, Ihren verehrten Namen ins Programm drucken zu dürfen. Haben Sie tausend, tausend Dank. Ach, wie sich schon alles freut auf Ihre Vorlesung. Nochmals Dank, bester liebster Herr Malser!“

Na nu — und dann waren sie fort.

Zwei Tage später erhielt ich das Programm. Acht Nummern, und welche illustre Namen! Die Produktionen bestanden aus Klavierstücken, Liedern, meiner Vorlesung, einem Violinsolo und einem Vortrag in ober-

Vogt wurde leichenblaß, als er diese Ziffer hörte. Das war doch unmöglich! Das konnte, das durfte nicht sein!

Der Gerichtshof bedurfte zur Beschlußfassung nicht langer Zeit.

Mit ruhiger, gleichmütiger Stimme verlas der Kriegsgerichtsrat das Urteil.

Der Angeklagte hing mit ängstlicher Erwartung an seinen Lippen. Endlich, — nach den vielen Formalien — kam die Strafe, — fünf Monate Gefängnis.

Er stützte sich auf das Geländer, das zwischen seinem Sitze und dem Richtertische gezogen war. Das Holz knackte. Immer noch, als sich der dicke Herr längst schon wieder gesetzt hatte, horchte er nach ihm hin. Es mußte ja noch etwas anderes kommen -- eine Herabsetzung des grausamen Urteils. Aber die Verhandlung war zu Ende.

## Zum Schlusse wird getanzt.

Ein Bild aus der humanitären Gegenwart von **Hans Malser.**

Im Vorzimmer rauschte Seide.

Mein Stubenmädchen gab Karten ab: „Zwei Damen!"

Baronin de Crocci, Gräfin Trenn-Sigloff.

„Ich lasse bitten!"

„Ach, bester Herr Malser! Wir sind so glücklich, Sie zu Hause zu treffen."

Ich lud sie mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Aber die Damen wollten stehen bleiben, bis sie ihr Anliegen vorgebracht hätten.

„Sie können sich's denken", sagte die ältere der Damen, die Baronin. „Es kommt ja kein Mensch zu Ihnen, der nicht eine Bitte hat."

„Sehr schmeichelhaft."

„Das heißt", verbesserte die Gräfin, „jeder, der zu Ihnen kommt, hat eine Bitte. Sind Sie doch der Nothelfer aller Bedrängten. Helfen Sie auch uns, bitte, bitte!"

„Ich schwieg, lud sie noch einmal ein, Platz zu nehmen. Es war leicht zu erraten, was sie von mir wollten, aber ich fühlte mich im vorhinein entschlossen, die Bitte abzulehnen. Umsomehr empfiehlt sich ausgesuchte Höflichkeit.

„Unser Verein ‚Armenhaus' gibt ein Konzert. Nun wissen Sie alles, liebster Herr Malser", sagte die Baronin.

„Sie dürfen, Sie werden es uns nicht abschlagen", rief die Gräfin, „wenigstens eine Nummer!"

intim im Vortrage. Es war für Andächtige gewesen, während im Saale noch die Sorge um frisches Bier jede andere Stimmung schlug. Nun kam's an mich. Ich war bereits bescheidener geworden und hatte „Vor einer Gentiane" aufgegeben. Während ich aufs Podium stieg, fragte mich flüsternd ein Komiteemitglied, wie lange mein Vortrag wohl dauern würde.

„Nicht über eine Viertelstunde."

„Doch so lang? Na, schön."

Mit Klatschen begrüßt, natürlich. Mir war's um etwas anderes zu tun. Das herrliche Gedicht wollte ich ihnen hinlegen, da sollten sie schon einmal sehen, daß es auf dieser Welt auch noch andere Dinge gibt, als Biertrinken, Kokettieren und Flirten. Rasch schlug ich das Buch auf mit dem erschütternden Gedicht: „Der Streik der Schmiede". — Jemand hustete, dann war es ruhig, eine oder zwei Minuten lang. Hernach wieder Husten, hier und da ein klappernder Teller, ein Getrippel und im Nebensaal das Gemurmel der Menge. Pst! machte jemand, die Unruhe dauerte fort, steigerte sich. In den ersten Reihen der Tische gab es noch Andächtige. Aber weiter hinten! Es war verspielt. Ich hatte schon die Seele verloren und schrie das Gedicht mechanisch herab. Ich war in jenem schrecklichen Stadium, wo man vom Gemeinen suggeriert wird und nicht mehr loskann. Dachte nur noch an die Leute, und was sie über mich denken würden. Ich hörte die Witze gerade nicht, die hinten im Saale von jungen Leuten geführt wurden, aber ich fühlte sie.

„Diese Streiks waren mir immer in der Seele zuwider", sagte ein junger Papierfabrikant. Jetzt verfolgen sie einen noch in den Tanzsaal."

„Er scheint überhaupt nicht mehr aufhören zu wollen", murmelte ein Anderer, nachdem ich an zehn Minuten gelesen hatte. „Ich glaube, er treibt Obstruktion."

„Man sollte die Polizei rufen. Es gibt noch Streikbrecher in Österreich. Prosit!"

Ich hörte es nicht, bin aber ganz absolut überzeugt, daß derlei gewitzelt wurde. Solche Sachen empfindet man suggestiv. Übrigens, das Zusammenstoßen mit Gläsern hörte ich wirklich. Das Räuspern und Hüsteln und das undefinierbare Geräusch des Hinundherrückens mit Sesseln, das immer unbefangener werdende Trappeln flüsternd gerufener Kellner sagte mir immer freimütiger: Laß es gut sein, lieber Malser, mach ein Ende, denke, daß hinter dir noch ein paar Leidensstationen folgen, bis wir zum Tanzen kommen. Mehr als einer blickte verstohlen oder auch auffällig auf seine Uhr. So rückhaltslos bin ich mit der Menge wohl selten einig gewesen in einer Meinung, als diesmal: Wenn ich nur schon fertig wäre! Man könnte ja plötzlich abbrechen, diesem holden Ungeheuer Publikum das Buch über die Köpfe hinwerfen und abtreten, aber ich glaube, daß sie auch dieser Schluß nicht befriedigt haben würde.

österreichischer Mundart von einem beliebten Humoristen. Dann unten mit größeren Buchstaben: „Zum Schlusse wird getanzt."

Aha. — Da wäre freilich der Enoch Arden — zu anstrengend. Zum Schlusse wird getanzt. Ich wählte für meine Nummer den „Streik der Schmiede" und Hamerlings „Vor einer Gentiane."

Getrommelt wurde tüchtig. Auf den Plakaten waren sezzessionistisch-widerliche Figuren abgebildet, die asyllose arme Leute vorstellen sollten. In den Blättern standen erschütternde Artikel über das Elend der Unterstandslosen, deren zu dieser herben Jahreszeit mehr als Tausend in Stadt und Umgebung umherirren, zu Tode gehetzt vor Hunger, Frost und Verzweiflung.

Der Festabend kam. Alle Mitwirkenden, mit Ausnahme der Diva, hatten die Wägen, mit denen sie abgeholt werden sollten, abgelehnt zu Gunsten des wohltätigen Zweckes. Als ich in den Johannensaal kam, ah, wie prächtig war er ausgeschmückt! Gewinde, Fahnen, erbauliche Sprüche; aus den Türen, Fenstern und Nischen hatten Tapezierer wahre Kunstwinkel gemacht. Bassins mit Goldfischchen kühlten und erfrischten die Luft. Der Saal war bereits völlig besetzt, aber nicht in Sitzreihen, sondern mit etwa vierzig runden Biertischen, an welchen sich junge Paare zum Essen und Trinken gruppiert hatten. Zahlreiche Kellner schossen wie Schwalben umher, und alles wollte vor Beginn des Konzertes abgefüttert sein. Aber der Klaviervortrag hatte schon begonnen, man merkte das vor allem an dem Zischen im Publikum. Es wollte den Lärm zur Ruhe zischen. Trotzdem klapperten Teller und Besteck immer noch mindestens so vernehmlich, als die Tasten, so sehr der Virtuos auch darauf losschlug. Unter mehreren Tischen hörte ich Füße Takt treten, und es war doch kein Walzer, es war eine Symphonie. Der Mann spielte auf dem Flügel einen Teil der „Neunten" mit allen Stimmen. Das hielten die jungen Beine nicht aus. Es dauerte aber nicht lang. Dann kam schon die Diva. Im Saale war es plötzlich so ruhig, daß die Kellner wie angewachsen stehen blieben auf dem Punkte, wo sie eben standen. Es war ein schönes Weib. Dieser Wuchs, diese Augen! „Ach, wie beneide ich diesen Müllerburschen!" murmelte ein dreister Leutnant.

„Müllerburschen? Welchen Müllerburschen?"

„Der jetzt über ihre Lippen geht!"

Denn sie sang das Lied vom Müllerburschen.

Der Applaus war scharf und lärmend. Dreimal mußte sie kommen, nur zitterten einige davor, daß sie etwas beigeben könnte. Aber sie merkte schon etwas und tat es nicht. Sie bekam einen Riesen-Blumenstrauß. Ich rechnete mindestens zwanzig Obdachlose, die um den Preis dieses Buketts für ein paar Tage hätten versorgt werden können. Ein weiteres Musikstück fiel ab. Es war zu fein gewesen, zu edel und

Mutter aller Wissenschaften nennen. Wenn ich mich auch in Hinblick auf die vorgerückte Zeit nicht mit jener systematischen Gründlichkeit in die Überfülle des Stoffes vertiefen kann, die wohl wünschenswert wäre, so wird es doch unerläßlich sein, vorerst in dem Hauptsächlichen die vergleichende Methode einzuschlagen, bevor wir dann die Einzelheiten näher beleuchten können."

Nach diesen einleitenden Sätzen eine kleine Pause. Das Publikum war erstarrt, eine junge Dame am Nebentisch tat einen stöhnenden Seufzer, als ob ihr meuchlings und lautlos der kalte Stahl ins Herz gestoßen worden wäre. Gräfin Trenn-Sigloff rang stumm die Hände und sah sich nach Hilfe um. Eines der Komiteemitglieder müsse sofort auf das Podium.

Der Redner fuhr fort: „Indem ich mich selbst der gebotenen Kürze zu befleißigen habe, will ich den großen Vorteil der Kürze und Präzision, der in der Volksmundart liegt, sofort an einem Beispiel zeigen. Ich nehme zu diesem Zwecke ein erstbestes hochdeutsches Gedicht zur Hand, „Ballmusik" überschrieben. Es lautet:

Lasset doch bei Euren Kränzchen
Amor in die Saiten greifen,
Anstatt daß zu jedem Tänzchen
Euch die Dichter sollen pfeifen.
Traun, es ist mit anderen Dingen
Vollgerüttelt unser Ranzen.
Pfeifet ihr auf unser Singen,
Pfeifen wir auf Euer Tanzen.

Und jetzt verehrte Zuhörer geben Sie acht, wie dieser im Hochdeutschen so wortreich und umständlich ausgesprochene Gedanke in der Volksmundart mit zwei Wörtern ebenso treffend als erschöpfend zum Ausdrucke kommt, ich sage, mit zwei Wörtern, die fast klassisch anmutend ans Altägyptische oder besser ans Chaldäische erinnern, mit den geradezu köstlichen Wörtern lects mi!"

Der Redner machte eine Verbeugung und stieg herab. Der Applaus war großartig, er entsprach der freudigen Überraschung über den unerwartet plötzlichen Schluß. Ob man etwas verstanden hatte oder nicht, das große Verdienst des Redners bestand darin, daß er's doch noch so kurz gemacht hatte.

Und nun begann die Gewalttätigkeit. Wie die mitwirkenden Künstler moralisch hinausgeworfen worden waren, so wurden es die Tische und Stühle nun tatsächlich. Die Kellner und Hausknechte wurden wacker unterstützt von Herren und Damen, bis der Saal von allem Möbelwerk geräumt und die Bahn zum Tanze frei war. Dann rückte Cupidos Leibgarde an, die sechsundzwanzig Mann starke Militärkapelle.

Ich hatte Hut und Überrock gefunden. Während die Kapelle schon den ersten Straußischen aufspielte, und die Menschheit als Männlein und

Mit Resignation las ich das Gedicht dahin und bei der Katastrophe, da erzählt wird, wie der Schmied den Agitator erschlägt, sah ich im Publikum mehrere Hände, die sich an die Stirne legten, entweder um das leichte Kopfschütteln zu verbergen oder das Gähnen — wie man an einem Tanzfeste zum Vorlesen eine solche Wahl treffen könne! Geradezu mißbilligende Gebärden habe ich gesehen. Hingegen der Applaus am Schlusse meiner Vorlesung war von einer aufrichtigen Herzlichkeit. Eine rührende Dankbarkeit, daß ich zu gunsten der tanzlustigen Paare die „Obstruktion“ doch gnädig aufgegeben hatte. Ein Alp schien der Versammlung vom Herzen gerutscht zu sein. Ich tat fröhlich mit den Fröhlichen, insgeheim hatte sich in mir ein grauenhafter Schwur entladen: Nie wieder!

Der Violinspieler, der jetzt an die Reihe kam, war ein kluger Mann, der hatte eben aus der gemachten Erfahrung etwas gelernt. Er müsse sich entschuldigen, seine Geige sei plötzlich heiser geworden. Das Komitee bedauerte es unendlich, versicherte dem Künstler aber, ihm sehr verbunden zu sein für die große Güte seiner Bereitwilligkeit; wenn er sich unwohl fühle, werde wohl kein Mensch so indiskret sein, Unmögliches zu verlangen.

Nun noch der humoristische Mundart-Vorleser. Sie erwarteten ihn mit Gier. Erst noch eins lachen und dann — tanzen. Schnurren, dachte ich, würden kommen und dann dürfte er ihnen ein par saftige Liebesliedeln in die Adern spritzen. — Der Mundartmann kam auf seinem Weg zum Podium an meinem Tisch vorüber und flüsterte mir über die Achsel zu: „Herr Malser, ich werde Sie rächen.“

„Wie? Was werden Sie?“

„Ich lese Ihnen Stelzhamers „Ahndl“, die dauert drei Stunden lang.“

„Um des Himmelswillen, nein!“ hauchte ich ihm erschrocken zu.

„Erbarmt Sie diese Meute?“

„Gewiß nicht. Stelzhamer würde mich erbarmen. Haben Sie so viel Achtung vor Ihrem großen Landsmann, um ihn nicht den Tanzwütigen unter die zappelnden Beine zu werfen.“

„Ich werde den Bedürfnissen nach allen Seiten hin Rechnung tragen“, sagte er und stieg aufs Podium. Dort setzte er sich behaglich an den Vortragstisch, zog einen Pack Papier aus der Brusttasche, legte die Blätter ordnend vor sich hin und begann ruhig zu sprechen:

„Meine geehrten Damen und Herren! Der Einladung eines ebenso wissenschaftsfreundlichen als kunstsinnigen Festkomitees, eine Charakteristik der Volksmundart im allgemeinen und der oberösterreichischen Mundart im besonderen zu geben, bin ich recht gerne nachgekommen. Denn die Philologie ist eine höchst wichtige Wissenschaft, ja, ich möchte sie die

# Wer ist der Nächste und wie soll man ihn lieben?

Eine Betrachtung.

In Graz war ein Mann bekannt, ein frommer Mann, ein Heiliger. Der gab den ganzen Tag Almosen. An seiner Tür klingelte es fortwährend, aber noch reichlicher spendete er im Freien. Wo ein Mensch in ärmlichem Anzuge demütig umherstand oder saß, ob er nun bettelte oder nicht, dem reichte er eine Gabe. Im Stadtparke, wenn er spazieren ging, selbst wenn ihn jemand begleitete, ja dann noch am liebsten, immer wieder blieb er stehen und beschenkte Arme. Es waren sehr kleine Münzen, die er gab — man dürfe die Leute auch nicht verwöhnen, meinte er — aber des Abends wies es sich doch, daß er tagsüber stets ungefähr einen Gulden verschenkt hatte. Polizei, Armendirektion und Armenverein waren nun zwar nicht einverstanden damit, das Bettelwesen auf solche Art zu züchten, ohne daß dem Elende auch nur im geringsten Einhalt getan wurde. Im Gegenteil, wenn das Betteln so leicht gemacht wird, zieht mancher doch diesen Beruf gerne einem andern vor, der leicht schwerer und weniger erträglich sein kann. Aber Polizei, Armendirektion und Armenverein kümmerten den Mann nicht viel, er ließ sich nicht irre machen und gab Almosen. Er tat es gerade nicht aus Mitleid, wie er einst einem guten Bekannten gestand, denn diese armen Leute waren ihm im Grunde ziemlich gleichgiltig. Er wollte ein guter Christ sein, deshalb gab er Almosen.

„Aber, wäre es nicht besser, lieber Freund, wenn du das Geld, anstatt es kreuzerweise an Fremde zu verzetteln, so verwendetest, daß du jeden Tag einer bekannten armen Familie einen Gulden gäbest, wovon sie den Tag leben könnte?"

„Ganz recht. Aber wenn du das tust, so bekommst du des Tages nur ein Vergelts-Gott. Ich aber bekomme deren hundert."

„Ah, das ist richtig. Doch, wenn du hundert kleine Almosen gibst, so müssen sich die Armen hundertmal demütigen, gibst du's auf einmal, so nur einmal."

„Na na, das Demütigsein ist nichts Schlechtes, das steht dem Bettler gut an."

„Und dem Almosengeber? Was steht dem an?" Doch nicht die Hoffart.

Das Gespräch ist geführt worden im Grazer Stadtparke, den frommen Mann aber hatte es verdrossen, daß er sozusagen als hoffärtig bezeichnet worden war. Und wenn den Leuten sein christliches Werk nicht recht sei, so könne er es ja auch bleiben lassen. Und gab von nun ab gar nichts, nicht im kleinen und nicht im großen.

Weiblein zu strudeln begann, fragte ich am Ausgange den Kassier, wie es gehe.

„Vorzüglich!“ antwortete er. „Ein kleines Defizit wird’s geben.“

„Wieso ein Defizit?“

„Die hohe Miete des Tanzsaales, die Ausschmückung desselben, die Kapelle. Aber das macht nichts.“

„Ah so!“

Nun verstand ich. Eigentlich bloß um ein Tanzkränzchen hatte es sich gehandelt. Und das sollte aufgeputzt werden mit dem Schilde der Wohltätigkeit und mit ein paar populären Künstlernamen, die als Lockvögel Dienste leisten. — Wen geht’s übrigens was an? Das Defizit wird ja vom Armenhausverein ja gedeckt werden.

Durch die nächtlichen Straßen strich ein schneidig kalter Wind. In einem zierlichen Hüttchen, das anderen Zwecken zu dienen hat, kauerte etwas. Bei dem Scheine eines Streichhölzchens zeigte sich ein in Lumpen gehüllter junger Mensch, der mit den Zähnen klapperte und am ganzen Körper fieberte.

„He, was machen Sie da? — Kein Obdach? Paperlapap, es geschieht genug an Wohltätigkeit. Hören Sie die Musik? Hören Sie nicht, wie eifrig man schon wieder tanzt für die Armen!“

---

## Ruhendes Sein.

Die Lust wie das Leiden,
Sie quälen die Seele;
Sie sind wie die Unrast
Auf stürmischer Welle;
Sie sind eine Botschaft
Vom nahen Vergehen.
Ein Eilen zum Ende
Ist alles Geschehen.
Nach Rast strebt der Pendel,
Und jegliche Regung,
Und Sehnsucht nach Ruhe
Ist alle Bewegung.
Die Seele der Gottheit
Ist ruhendes Sein,
Ist wunschlos und streitlos,
Ist raumlos und zeitlos,
Ist Frieden allein.

Peter Rosegger.

mehr getan, als das Gebot der Nächstenliebe vorschreibt, aber das scheint nicht ganz so hoch angeschlagen zu werden, weil es ihr der tierische Instinkt, die Liebe zum eigenen Kinde erleichtert hat. Auch für den liebsten Freund in den Tod zu gehen, oder für eine große Idee, es wäre nicht so unerhört hart, als etwa für einen ganz fremden, mir gleichgiltigen Menschen, der vor meinen Augen ins Wasser fällt, mich opfern zu sollen. Mich dünkt, solche Fälle der Nächstenliebe wären schwerer noch zu erfüllen als jenes andere Gebot, welches seiner Härte wegen geradezu als widernatürlich gilt: Und auch deinen Feind sollst du lieben? — Einem Feinde zu verzeihen und ihm Gutes zu tun ist unter Umständen nicht allzu schwer, es ist dramatischer Schwung in der Sache, es ist eine solche Wonne über den Sieg des Gewissens damit verbunden und es ist manchmal eine solche tückische Freude, auf das Haupt des Gegners glühende Kohlen zu sammeln, die ihn brennen, beschämen und gegen mich lahm stellen. Ist selbstklug, vielleicht boshaft, und gilt doch als Feindesliebe.

Den Zeitgenossen die strengste Nächstenliebe scharf ans Herz zu predigen, das kommt mir anmaßend, lieblos vor, solange man nicht selbst die Kraft hat, sie zu üben. Und dann — wenn dem Menschen die schwere Nächstenliebe unerreichbar scheint, bemüht er sich auch nicht um die leichte, die wir doch täglich üben könnten, wenn es uns ernst wäre. Güte im Hause gegen die Seinen, gegen die Dienstboten, im Bureau gegen die Untergebenen, im Gasthause gegen die Aufwärter; Entgegenkommen und Rechtlichkeit im Geschäftsleben, Bescheidenheit und Freundlichkeit in Gesellschaften und auf Reisen, Wohlwollen gegen jedermann. Das wäre die selbstverständlichste Art der Nächstenliebe, die jeder halbwegs anständige Mensch ohne weiteres üben müßte. Diese Nächstenliebe wäre leicht, statt Opfer zu heischen brächte sie Vorteile, hätte die Eigenschaft, den Ausübenden bei den Menschen beliebt zu machen.

Etwas schwerer und umständlicher ist die Nächstenliebe, wenn du strenge bist, z. B. gegen anderer Leichtsinn, Unredlichkeit und vorsätzliche Schlechtigkeiten, und wenn du dich schon des guten Beispieles wegen befleißigst, einen musterhaften Lebenswandel zu führen. Das ist eine edle, vergeistigte Nächstenliebe, aber auch noch von der Art, die dem Ausübenden mehr Vor- als Nachteile bringt.

Eine weitere unschwere Art der Nächstenliebe ist die, welche im Berufe selbst liegt, eine Nächstenliebe, die gleichsam ihren Mann ernährt. In diesem Falle sind die Lehrer, die Priester, alle Schriftsteller und Künstler, die durch Lehr- und Kunstwerk die Menschheit zu heben trachten. Dann die Ärzte, die Krankenwärter und Mitwirkende gemeinnütziger Anstalten. Diese Art von Nächstenliebe wird sehr lebhaft betrieben, es läßt sich ein Geschäft daraus machen. Verdienstlich im Sinne der Nächsten-

Solche Käuze gibt's.

Doch sind wir im ganzen zur Erkenntnis gekommen, daß das Almosengeben nach alter Art nichts taugt. Das ist keine Wohltat, das ist eine Bettlermacherei. Wie sieht es denn aus in Italien, Spanien und anderen Ländern, wo ein solches Almosengeben noch allgemein Brauch und Sitte ist?

Die Nächstenliebe muß anders angefaßt werden, nicht mit Kreuzergeben, mit Schenken überhaupt nicht. Seht euch an unsere gesellschaftlichen Verhältnisse, ihr werdet erraten, was not tut. Werfet einmal einen Blick auf die Wohlfahrtsbestrebungen in Deutschland, in England. Wir fangen ja auch schon an, also Nächstenliebe im großen zu üben, aber alle begreifen es noch lange nicht, um was es sich handelt. Es handelt sich weniger darum, armen Leuten zu helfen, obschon das heute noch sein muß, es handelt sich vielmehr darum, Armut zu verhüten. In vielen unserer sozialen Anstalten und gemeinnützigen Körperschäften sind Organe dafür schon gegeben. Der Gelegenheiten gibt es genug, bei welchen wir alle und jeder einzelne beitragen können zur Besserung des Loses unserer Mitmenschen. Geschenkt wird nichts sein und Vergelts-Gott wird's keines geben.

Und doch wird mehr Gottessegen sein als heute zwischen — Reichen und Armen.

Denn es handelt sich weniger um den einzelnen, als um's Ganze, natürlich unter der Voraussetzung, daß das Ganze jeden einzelnen behütet und stützt und dorthin stellt, wo er sein Bestes leisten und genießen kann. Wir dürfen unter dem Ganzen oder der Menschheit aber nicht eine ideale Einheit sehen (denn das wäre unfruchtbar), sondern die Summe aller einzelnen. In jedem einzelnen liegt auch wieder das Ganze, so daß die Nächstenliebe schließlich nichts anderes ist, als Liebe zu sich selbst. Aber das wird vielen „zu hoch" sein; es muß praktischer gesagt werden, die Nächstenliebe muß zum Gebrauch für die Normalmenschen handlicher gemacht werden.

Den Nächsten lieben wie sich selbst! welch ein hartes Verlangen! Wann werden wir an uns das erreichen? Wie sollen wir mit unserem „gesunden Egoismus" je einmal so weit kommen? Und doch wird eigentlich weniger verlangt, als manche glauben, als große, heilige Menschen angestrebt und durchgeführt haben. Den Nächsten wie sich selbst — aber auch nicht mehr lieben. Es wird verlangt, daß ich mit dem hungernden Nächsten mein letztes Stück Brot teile, aber es wird nicht verlangt, daß ich ihm das ganze gebe und selber verhungere. Es wird verlangt, daß ich den Nächsten aus der Todesgefahr, wenn es sein muß mit Lebensgefahr rette, aber wird auch verlangt ihn zu retten, wenn ich dabei sicher zugrunde gehen muß? Wie manche Mutter hat an ihrem Kinde

Nun heißt es aber, die Liebe zu seiner Familie, seinen Verwandten sei eine natürliche, eigentlich eine tierische Liebe, die sich von selbst verstehe. Die hohe, die christliche Liebe fange erst an, wo die natürliche Liebe aufhöre, wo alles was Mensch heißt, mit demselben liebes- und opferfrohen Herzen umspannt werde, also daß, wenn ich einem stockfremden Menschen begegne, der meiner bedarf, demselben gerade so dienen und helfen muß, als sei es mein leiblicher Vater, Bruder oder Sohn. Ja es soll, wird gelehrt, verdienstlicher sein, bei gleicher Lage dem Fremden zu helfen, als dem leiblichen Verwandten.

Das geht nun gegen die Natur und ist, wie wir jetzt stehen, bloß akademisches Christentum. Das Gebot, so verstanden, wäre wohl nur als höchstes Ideal aufgestellt worden. Die Menschheit müsse ja einmal so weit kommen, daß alle untereinander sich wie Brüder lieben, ohne alle Selbstsucht. Meine nächsten Blutsverwandten gehören natürlich auch zur Menschheit, die ich zu lieben habe, aber die Liebe zu meinem Kinde, und sei es die reinste, opferwilligste, steht doch immerhin der Selbstsucht näher als die Liebe etwa zu einem Chinesen. Darum müßte ich, wenn mein Sohn und ein Chinese hilfebedürftig vor mir liegen, um der Selbstsucht recht weit auszuweichen, zuerst dem Chinesen helfen. Wäre im Menschen alle Selbstsucht und jede Regung zur selben einmal ausgetilgt, dann brauchte der Fremde nicht mehr bevorzugt zu werden, dann wäre es absolut gleich, welchem von mehreren Hilfebedürftigen in gleichem Falle man zuerst helfe. Dann käme es nur noch darauf an, wer uns im Sinne des Beispiels vom Samariter räumlich der Nächste ist, um ihm unmittelbar helfen zu können.

Es muß einstweilen genügen, daß der Mensch überhaupt hilfebereit sei. Wenn er bei beschränkten Kräften vor allem seine Familie, seine Blutsverwandten opferwillig betreut, so muß man schon einmal zufrieden sein, vorausgesetzt das Wohlwollen für alle Menschen. Denn, wenn jeder, ohne andere zu benachteilen, die Seinen stützt, tüchtig und gut macht, dann ist der Menschheit sehr ausgiebig geholfen. Was frommt es, wenn du heute für die Versorgungshäuser Geld gibst, während die Deinigen verkommen und eben dann von Versorgungshäusern das, oder mehr, als was du gegeben, wieder in Anspruch nehmen müssen?

Übrigens gibt es zu den Blutsverwandten nicht bloß eine tierische, sondern auch eine ethische oder christliche Liebe. Wenn du deine Kinder nährst, kleidest und beschützest, ihnen ein Vermögen erwirbst, so ist das tierische Liebe. Wenn du sie lehrest, sorgfältig erziehst zu braven arbeitsamen, angenehmen Menschen, die in die Welt taugen, oder zu entsagungsfrohen, dem Hohen lebenden, gottglücklichen Wesen, so ist das christliche Liebe, die du nirgends und in keiner Weise besser anbringen kannst.

liebe sind dabei allerdings nur solche, die unter Hintansetzung eigener Vorteile danach brennen, den Menschen Gutes zu tun. Oft freilich auch ist Schimpf und Spott der einzige Lohn für solch christliches Wirken.

So wären hunderte von Beispielen anzuführen, wie wir Nächstenliebe üben und verstärkt üben könnten. Es braucht keiner mit seinen Wohltaten in die Ferne zu schweifen, siehe, die Hilfsbedürftigkeit liegt so nahe. Möge jeder in seinem Kreise treu und wohlwollend leben, opferwillig wirken und er braucht keine pathetische Großtat zu vollbringen, um dem Gebote der Nächstenliebe im Sinne des Heilandes zu entsprechen

Ein Mittel zur leichteren Erfüllung des Gebotes hat uns die Natur selbst gegeben, es ist das Mitleid.

Aber so oft führt man die Liebe auf Grund des Mitleides zurück, daß es für viele eins und dasselbe ist — Mitleid und Liebe. Gewiß, Mitleid gehört zur Liebe, aber sie ist nicht die Liebe. Mitleid mit jemand zu haben genügt nicht, man muß ihm auch helfen wollen. Mitleid ist Leid, aber Liebe ist nicht Leid, im Gegenteil, Liebe will aus Leid Freude machen. In vielen Fällen kann man einem Leidenden freilich nicht praktisch helfen, da wird warmes Mitleid selbst zum Trost und zur moralischen Stütze. Auch in diesem Falle muß dem Leidenden das Mitleid wohltun, dann erst ist es ein Gut.

Ein Mitleid, von dem der Leidende nichts zu spüren bekommt, mag wohl der Beweis eines weichen Herzens sein, aber es ist unfruchtbar. Erst wenn es sich betätigt, um dem Leidenden das Leid abzunehmen und womöglich in Freude zu verwandeln, ist es die Liebe.

Mit einem gewissen Grunde könnte sogar gesagt werden, daß das Mitleid kein christliches Moment sei denn Christus hat gelehrt: Liebe deinen Nächsten G o t t z u l i e b e. Also nicht aus dem halb tierischen Triebe des Mitleids. Aber der Zwiespalt ist lösbar, wenn wir erwägen, daß unser armer Mitmensch und der ewige Gott nahe miteinander verwandt sind.

Viele wissen sich dem Gebote der Nächstenliebe zu entziehen, indem sie es so auslegen, als wäre Nächstenliebe nichts anderes als Fernstenliebe. Nicht den nahen einzelnen, vielmehr sein Volk müsse man lieben, oder die ganze Menschheit.

Das sagen sie aus dem einleuchtenden Grund, weil man bei der „Liebe zum Volke" oder „zu allen Menschen" weniger Opferwillen als schöne Worte zu haben braucht. Viele sagen, daß es christlicher, weil schwerer sei, Fremden Gutes zu tun, als etwa seinen Nächststehenden, seinen Verwandten. Ob das nicht ganz falsch ist? Was soll denn das Wort Nächstenliebe bedeuten, wenn nicht damit die Liebe zu den N ä c h s t e n gemeint ist?

Und flattern durch die Lüfte hin,
Wie Schwäne über den Weiher zieh'n;

Zum Himmel fahren sie hinan
Und dreimal pochen ans Tor sie an.

Zu Petrus aber spricht der Herr:
„Geh hin und sieh', wer pocht so sehr!"

Der tritt ans Tor: „Wer will herein? —"
„Wir sind es, die drei Schwesterlein!"

„Drei Mägdlein jung und frisch und rot,
An einem Tag nahm uns der Tod!"

Zum Himmel fuhren wir herauf,
St. Petrus, tu' das Tor uns auf!"

Da hebt der Herr zu Petrus an:
„Frag', was sie Gutes denn getan?"

Die ersten beiden sprechen so:
„Wir waren des Lebens wenig froh;

Wir haben gesponnen, gewebt, gestrickt,
Und Haus und Hof und Herd beschickt;

Am Sonntag lagen wir früh und spät
Auf unsern Knien im Gebet,

Kasteiten fleißig unsern Leib,
Verschmähten schnöden Zeitvertreib,

Den Armen teilten wir Gaben aus;
Empfang uns, Herr, in Deinem Haus!"

Da spricht der Herr: „Kommt denn herein,
„Ihr sollt bei mir im Himmel sein!"

Die dritte aber weint und spricht:
„Ach, Herr, viel Gutes tat ich nicht!

Die Arbeit fiel mir stets zu schwer
Und Beten liebt ich auch nicht sehr!

Nur Zeitvertreib und Tanz und Spiel,
War all mein Trachten, all mein Ziel!

So lebt' ich, eine Sünderin,
In wüstem Taumel töricht hin;

Erst als mein Sterbestündlein kam,
Empfand ich Reue, Herr, und Gram,

Und nahm mir vor, ich wollt' fortan
Hinwandeln auf der Tugend Bahn.

Doch weil so rasch der Tod genaht,
Nimm, Herr, den Willen für die Tat!" —

Der aber, stumm, mit strengem Blick,
Erwägt der Flehenden Geschick;

Doch eh' ihr Urteil noch erscholl,
Da naht, die aller Gnaden voll,

Maria naht sich, lichtverklärt,
Und spricht, zum Sohne hingekehrt:

„O Sohn und Herr und Heiland mein,
Laß sie bei ihren Schwestern sein;

Wenn sie auch Tugend nicht erwarb,
Sie war doch reuig, als sie starb!

Wenn sie auch Gutes nicht geübt,
Sie hat doch eins, sie hat geliebt!

Schon aller Erdenbande frei,
Vernahm sie noch der Mutter Schrei,

Empfand aufschwebend himmelwärts
Mitleidend noch der Mutter Schmerz,

Den Schmerz, mein Sohn, den ich empfand,
Als ich an Deinem Kreuz einst stand!

Bei dieses Schmerzes heißer Glut
Empfehl' ich, Herr, sie deiner Hut,

Verstoße nicht ein treues Herz,
Das faßte einer Mutter Schmerz!"

Da sprach der Herr: „So komm herein,
Du sollst bei mir im Himmel sein!

Arbeit ist gut und Glauben stark,
Doch Liebe ist des Lebens Mark!

Was irrend auch sein Wahn verbricht,
Ein Herz, das liebt, verwerf' ich nicht!" —

Lassen die Bedürfnisse und wichtigen Anforderungen im Kreise der Nächsten noch Kräfte übrig, dann wirst du wohl auch an die entferntere Menschheit denken müssen. Gemeinde und Staat zwingen dich allerdings schon vorher, als du die Deinigen versorgt hast, fürs Ganze und Große beizutragen. Und das ist schon deshalb gerecht, weil du ohne die gesellschaftliche Ordnung, die Gemeinde und Staat dir verbürgen, eine Versorgung und Erziehung der Deinigen nie und nimmer zu leisten vermöchtest.

Unsere Nächstenliebe steht ja doch noch ganz auf dem Nützlichkeitsstandpunkte. Was wir den Mitmenschen leisten, das wollen wir in anderer Form wieder zurückhaben. Und bestünde eine solche Form auch nur in Ehre oder in einem guten Gewissen, wir wollen eben für unsere Liebe und Güte etwas haben. Wenn der Mensch einmal so vollkommen sein wird, als Christus sich ihn gedacht hat und als er selbst war — dann wird die selbstlose Liebe herrschen und das wird die Erlösung sein. Wie diese Erlösung aussehen wird, wenn alle Selbstsucht und ihr Streben verschwunden, jede Persönlichkeit und ihre Spannkraft aufgegeben sein wird, das kann man sich denken. Es ist die Erlösung von dieser Welt.

## Drei Schwestern.

Eine Legende von Friedrich Halm.

Die Sonne geht auf, die Sonne geht nieder,
Drei Mägdelein sehen sie niemals wieder!

Drei Schwestern, jung und frisch und rot,
An einem Tag nimmt sie der Tod!

Die eine stirbt im Morgenschein;
Ach, morgens sterben muß bitter sein! —

Die andere um des Mittags Glut
Im kühlen Arm des Todes ruht;

Die dritte aber im Abendschein
Legt sich hinüber und schlummert ein!

Und als die Schwestern gestorben waren,
Da wollten die Seelen zum Himmel fahren;

Sie heben die Flügel und machen sich auf
Und schweben und streben zum Himmel auf;

Und in den Lüften hoch erhoben,
Da blickt die eine zurück von oben:

„Ach, liebe Schwestern, kommt nach Haus!
Die Mutter rauft das Haar sich aus.“

Rauft sie ihr Haar, uns kränkt es sehr;
Nach Hause kehren wir nimmermehr!

Und wieder schaut mit trübem Blick
Die eine Schwester zurück, zurück:

„Ach, Schwestern mein, kehrt um geschwind,
Die Mutter weint sich die Augen blind!“

— Laß weinen, laß weinen lieb Mütterlein,
Der Himmel muß uns lieber sein!

Und wieder zurück die eine schaut,
Und ruft und fleht und jammert laut:

„Ach, liebe Schwestern, wehrt der Not,
„Lieb Mütterlein härmt sich zu Tod!“

— Und härmt sich zu Tode lieb Mütterlein,
Wird bald sie bei uns im Himmel sein!

„Verehrte Versammlung! Zu meinem Bedauern entdecke ich soeben, daß ich die Hälfte meines Manuskriptes zu Hause liegen gelassen habe. Unter diesen Umständen bleibt mir nichts anderes übrig, als die Vorlesung zu unterbrechen, bis ich das Manuskript zur Stelle geschafft habe. Ich bitte daher um eine Stunde Geduld.“ Damit verließ er die Estrade.

Im Publikum erhob sich ein Gemurmel, wie bei jeder sensationellen Nachricht. Einige lachten, andere erhoben sich von ihren Plätzen, um das Lokal zu verlassen. Die Frau des Dichters schwankte, einer Ohnmacht nahe, aus dem Saale.

„Aber das geht doch nicht,“ riefen wir dem Freunde zu. „Das Publikum kann doch nicht eine Stunde warten, bis du von Mariahilf zurückkommst.“

„Also gut“, sagte Ganghofer, „so werde ich die Geschichte aus dem Gedächtnisse weitererzählen.“

Und so geschah es. Der Dichter setzte sich hin und sprach die ganze Erzählung aus dem Gedächtnis zu Ende. Er brachte aber nicht etwa eine gedrängte Inhaltsangabe, sondern sprach die Erzählung Wort für Wort, wie er sie geschrieben hatte, mit allen Stimmungsbildern der Landschaft, mit allen Feinheiten des Dialogs, mit allen Witzworten und Wendungen, die als schmückender Aufputz die Kleinarbeit des Novellisten bilden. Als er geendet hatte, brach das Publikum, das dieses Wagestück als dramatische Würze des Vortrages goutierte, in stürmischen Beifall aus.

Im Jahre 1886 kamen wir beide zum „Wiener Tagblatt“. Von da an gestaltete sich unser Verkehr noch inniger als bisher. Wir mieteten zwei Wohnungen in der Ferstelgasse, die das dritte Stockwerk einnahmen. Meine Garçonwohnung war mit seiner Wohnung derart verbunden, daß unsere beiden Arbeitszimmer durch eine Tapetentür miteinander korrespondierten. Hier saßen wir, ein jeder in seine Arbeit eingesponnen, in unseren Arbeitsstuben mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß wir nicht allein waren. Wenn es dann einem von uns zu schwül wurde, so schlüpfte er zu dem Freunde hinüber und klagte ihm sein Leid über den spröden Stoff, dem wieder einmal nicht beizukommen war. Manchmal auch stürmte Ganghofer plötzlich herein und fing mit fliegender Hast zu erzählen an. Der verwickelte Knoten hatte sich gelöst und der ganze Stoff lag klar vor ihm. Einmal kam er mit einem Blatt Papier, auf dem ein Personenverzeichnis und die trockene Aufzählung der Szenen standen und sagte mit einem Seufzer der Erleichterung: „Das Stück ist fertig.“ Es handelte sich um sein Schauspiel „Auf der Höhe“, das später im Volkstheater aufgeführt wurde. „Das ist das Stück?“ fragte ich verwundert. „Da steht ja nichts als: Erste Szene, zweite Szene und so fort und die Personen, die dabei auftreten.“ — „Ganz richtig“, sagte Ganghofer, „aber das andere ist da fix und fertig.“ Dabei deutete er mit

# Bei Ludwig Ganghofer.

Von **Vinzenz Chiavacci.**

## II.

Wir lernten uns im Jahre 1882 näher kennen. Damals blühte der Verein der Literaturfreunde, der eine für das geistige Leben Wiens bedeutsame Tätigkeit entfaltete. Zu seinen eifrigsten Mitgliedern und Förderern gehörten Männer wie Ludwig Anzengruber, Leopold Kompert, Josef von Weilen, Wilhelm Goldbaum, der kunstsinnige Fürst Konstantin Czartoryski und andere Literaten und Männer der Wissenschaft. Mit besonderem Feuereifer waren wir Jüngeren — damals zählten wir uns noch dazu — bei der Sache. Durch den anregenden Verkehr bildete sich bald ein inniger Freundschaftskreis, in dem die Schriftsteller Karlweis, Fried. G. Triesch, Ferdinand Groß, Albert Ilg, Gustav Schwarzkopf mit dem unermüdlich tätigen Hermann Winds die Stützen des Vereines bildeten.

Es war für uns ein Ereignis, als sich der Dichter des „Herrgottschnitzers", Ludwig Ganghofer, der damals eben seinen jungen Ruhm genoß, unseren Bestrebungen anschloß. Er kam mit seiner Gattin, einer jugendlichen Erscheinung voll Anmut und Liebreiz. So blendend wie ihre Persönlichkeiten, wirkten auch ihre liebenswürdigen Umgangsformen, und das Ehepaar Ganghofer, das es auch wie wenige verstand, sein reizendes Heim den Freunden anheimelnd und gemütlich zu machen, war bald der Mittelpunkt unseres Freundeskreises, in dem sich auch zeitweilig auswärtige Gäste, wie Georg Brandes, Karl Stieler, Albert Träger behaglich fühlten.

Natürlich war es uns darum zu tun, unseren Dichter dem Publikum sobald als möglich als Vorleser zu präsentieren. Eine Erzählung aus dem bayerischen Hochlande, die er soeben vollendet hatte, sollte dies ermöglichen. Voll Sympathie empfing das Publikum den Jüngling mit dem blonden, lockigen Germanenhaupte, der mit einem Einschlag in seinen heimischen Dialekt zu lesen begann. Die Erzählung fesselte ungemein. Doch als er etwa in die Mitte seiner Vorlesung gelangt war, machte sich bei ihm eine steigende Unruhe bemerkbar. Er blätterte in seinem Manuskripte, seine Sprache wurde immer tonloser und mechanischer und von Zeit zu Zeit wechselte er mit seiner Gattin, die in der ersten Reihe saß, verzweifelte Blicke, die fragend und hilfesuchend auf sie gerichtet waren. Diese erbleichte und zuckte die Achseln. Es entstand eine lange peinliche Pause. Niemand wußte, was vorgefallen war. Endlich nach einigem Räuspern entschloß sich der Vortragende zu folgender Ansprache:

linge" und „fing Pinslinge", wie sie die Pilze nannte und lachte und sprang wie ein Zicklein.

Ich sagte vorhin, bis Freitag ging es uns gut. Da lebten wir wie Gott in Frankreich. Aber am Freitag früh stieg ein Wölkchen herauf, das immer dunkler und dräuender wurde — die Geschichte für den Sonntag. Es ist eine bittere Sache, die wohlverdiente Ferienmuße mit dem Ersinnen einer Geschichte oder einer Humoreske zu unterbrechen. Hundert Geschichten und Humoresken im Jahr zu ersinnen, ist schon eine Aufgabe; in den Ferien aber schmeckt sie doppelt bitter. Ganghofer gestand mir später, daß er sich in der Folge mit seinen Romanen lange nicht so geplagt hätte, wie damals mit der Kleinarbeit. Freilich kamen dabei oft wahre Perlen zu Tage, die Aufsehen machten; denn ein Sonntagsfeuilleton von Ganghofer wurde mit Ungeduld erwartet und mit Eifer verschlungen. Aber wie lang es oft dauert, bis man sich angewärmt hat! Wir gingen in unseren Schreibzimmern auf und ab wie die Tiger in ihren Käfigen. Von Zeit zu Zeit ging eine Tür auf: „Manderle, is dir schon was eing'falln?" — „Mir net." — „Mir auch net. Mir scheint, es wird heut' gar nichts." — „Muß werd'n; sie warten ja darauf." — „I spür' schon wieder meine Migrän'!" Und so war es auch. Mit kalten Tüchern auf der Stirne, von Zeit zu Zeit ein wenig Sodawasser schlürfend, saß er da und arbeitete. Bald aber verschwand die Migrän', wenn es lichter wurde mit dem Stoffe und dann flog die Feder nur so übers Papier. Am Sonntag aber ergötzte sich das Publikum an dem poetischen Gehalt und dem glänzenden Stil einer seiner prächtigen Skizzen. Wie sie zustande kam, wußte freilich niemand.

Einmal wurde es Samstag nachmittag, bis die Arbeit fertig war. Jetzt mußten wir erst einen Boten auftreiben, der nach Wien fahren und das Manuskript in der Redaktion abgeben sollte. Wir fanden ein Bäuerlein, das jede Woche mit seiner Ware zur Stadt fuhr. Ihm gaben wir eine königliche Belohnung mit dem Auftrage, den Brief allsogleich abzugeben. „Wohl, wohl," sagte er, „da können S' schon ruhig sein. Das wir' i schon machen."

Wir saßen bei unserem Abendessen mit dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung und der frohen Aussicht, bis Freitag wieder aller Sorgen enthoben zu sein. Da kam gegen 10 Uhr Abends ein Telegramm: „Feuilletons bis jetzt nicht eingelangt. Sendet sofort Boten."

Jetzt war es mit unserer Stimmung vorbei. Die Sonntagsnummer erschien richtig ohne unsere Beiträge. Später erfuhren wir, daß das schlaue Bäuerlein, von der Nützlichkeit und Verläßlichkeit der k. k. Post überzeugt, den Brief in Wien in einen Postkasten geworfen hatte. Er kam auch pünktlich am anderen Tag an.

dem Finger auf die Stirne. Er lehnte sich zurück und die Augen halb geschlossen, erzählte er mir das ganze Stück bis in die kleinsten Details. Nach dieser Probe seines mir bereits bekannten phänomenalen Gedächtnisses schien ihm ein Stein vom Herzen zu fallen. Als er seinen geistigen Besitz in Sicherheit wußte, war die Arbeitslust verflogen und er trat nun wieder als Verführer an mich heran. „Was meinst, Manderle, spieln m'r ein Partiederl?" Verführungen dieser Art waren wir beide sehr leicht zugänglich und bald saßen wir bei unserem Schachbrett, von undurchdringlichen Rauchwolken eingehüllt. Oft dauerten diese „Partiederln" bis in die Morgenstunden. Denn wir waren gleiche Spieler und der Ehrgeiz stachelte uns zu den schärfsten Kombinationen. Als wir endlich das Bett aufsuchten, waren wir mehr erschöpft, als wenn wir die ganze Nacht durchgearbeitet hätten.

Unser Zusammenleben gestaltete sich in der Folge immer inniger. Ich ging ganz in der Familie meines Freundes auf. Ich war ihr „Kostknabe", wie sie mich scherzend nannten, und als der gute Onkel hatte ich die hervorragende Aufgabe, die zwei reizenden Babys, wahre Engelsköpfchen, auf den Knien zu schaukeln. Onkel Watschi nannte mich Lolo, die ältere, ein fünfjähriges Kind mit großen dunklen Märchenaugen. Mizzi, die jüngere, ein dreijähriger goldener Blondkopf, voll Liebreiz und Anmut, wie einer von den Rafaelischen Putti, fand auch diesen Namen noch zu umständlich und nannte mich einfach: „O-Wa." Und dieser Kosename wurde später von der ganzen Familie und selbst von den engeren Freunden akzeptiert.

Im Sommer bezogen wir eine kleine Villa in Preßbaum, dicht am Walde. Nachmittags fuhren wir nach Wien, um die Redaktionsgeschäfte zu erledigen. Die Ferien brachten wir ganz in dieser reizenden Waldidylle zu, sendeten aber jeden Sonntag ein Feuilleton oder ein Entrefilet an unser Blatt. Da ging es uns immer bis Freitag recht gut. Wir „erholten" uns in Garten und Wald und spielten mit den Kindern und wie die Kinder. Wie heitere Elfen sprangen die Kleinen im Wald umher und es war ein lieblicher Anblick, wenn ihr flatterndes Goldhaar, vom Sonnenstrahl umspielt, zwischen den Bäumen glänzte und die fröhlich jauchzenden Silberstimmchen bald da, bald dort erklangen. Gar oft wanderte O-Wa mit ihnen durch den Wald und erzählte ihnen Märchen von Riesen und Zwergen, von bösen Hexen, von guten Feen und vom kleinen Elfenvolk. Da wurden die sinnigen Märchenaugen Lolos weit und sie blickte scheu um sich, wenn ein Vogelschrei die Waldesstille unterbrach. Das kleine Mizerl jedoch kümmerte sich wenig um all den Fabelspuk. Sie lebte fröhlich für die Gegenwart, beguckte neugierig jeden Käfer, der durchs Moos kroch und pflückte jedes Blümchen, das sie mit seiner Farbe lockte. Sie sammelte „Brimbeer und Brombeer", haschte „Schmecker-

werde im Frühjahr keine Blumen mehr pflücken." Es schnitt mir durch die Seele. „Warum denn nicht?" fragte ich.

„So," antwortete sie und sah mich mit ihren großen blauen Augen klagend an.

Und endlich kam die furchtbare Stunde. Man rief mich nach dem Konsilium zu den Ärzten. „Sie sind der Freund des Hauses", sagte der Professor. „Ich kann Ihnen den schweren Schritt nicht ersparen. Sie müssen die armen Eltern auf das Unvermeidliche vorbereiten. Das Kind ist verloren. Eine Gehirnhautentzündung."

Wie schwer sich da die Worte von den Lippen lösten! Wie ich wieder mit dem nächsten Wort zurücknahm, was ich vorher gesagt, bis mein Schluchzen ihnen die ganze furchtbare Wahrheit verriet . . .

Einen Tag später standen wir vor einem kleinen Sarge. Das Marmorantlitz des lieblichen Kindes lag zwischen Rosen in friedlichem Schlummer.

Die ganze Nacht saßen wir im Nebenzimmer. Die Mutter mit dem versteinerten, tränenlosen Antlitz blickte ins Leere. Ganghofer saß an seinem Schreibtisch, das Haupt in die Hand gestützt. Manchmal ergriff er die Feder und schrieb. Es waren Gedichte an sein heimgegangenes Kind. Kleine Erinnerungen, hübsche Aussprüche, zarte Seelenregungen und dann die Passionsgeschichte. Bis zum frühen Morgen rang er mit seinem Schmerze. Doch endlich kam es aus ihm heraus, was er die ganzen Tage mühsam niedergehalten. Laut aufschreiend sank er an dem Sarge seines Kindes nieder . . . .

Wenige Tage nachdem wir unseren Liebling zur Ruhe bestattet, kamen dringende Briefe, die um Vollendung des Romanes: „Der Klosterjäger" baten.

Und in dieser Stimmung saß Ganghofer nun Tag für Tag bis drei Uhr morgens und schrieb seinen Roman zu Ende. Aber was seine Seele dabei so mächtig bewegte, ließ sich nicht abweisen. Die tieferschütternde Erzählung von dem kurzen Leidensweg der kleinen Gittli berichtet von der selbsterlebten Tragik des Vater- und Mutterherzens. Sie ist mit seinem Herzblut geschrieben. Die rührende Schilderung wird wohl Tausenden Tränen des Mitleids erpreßt haben. Ob wohl manche ahnen, daß sie der Schmerzensschrei einer blutenden Seele war? . . . .

Im Jahre 1893 übersiedelte Ganghofer nach München. Unser Freundschaftsbund hat darunter nicht gelitten. Wir sind einander sicher. Freud und Leid hat uns zu enge miteinander verkittet.

---

Wer das Lebenswerk Ganghofers, das in einer stattlichen Anzahl von Bänden vor uns liegt — es dürften weit über vierzig sein — überblickt, der wird aus dieser Schilderung wohl nicht den falschen Schluß ziehen, daß Ganghofer der Arbeit aus dem Wege ging. In jener Zeit der angestrengten journalistischen Tätigkeit entstanden eine Anzahl dramatischer Werke, wie: „Die Hochzeit von Valeni“ (mit Marco Brociner), „Auf der Höhe“, „Die Falle“, „Der Flüchtling“, „Der kritische Tag“ und eine große Anzahl von Novellen und Erzählungen, die er für die „Gartenlaube“ und andere deutsche Familienblätter schrieb, wie „Der Unfried“, „Die Fackeljungfrau“, „Der Klosterjäger“, die ihn in der Folge zu einem der ersten Erzähler Deutschlands gemacht haben.

Seine echte Künstlernatur, die mit einer glühenden Naturliebe verbunden ist, verlangt aber auch Abwechslung. Da treibt es ihn hinaus in Feld und Wald und mit der Büchse auf der Schulter geht er seinem geliebten Weidwerk nach. Hier aber in der Waldeinsamkeit reifen seine Pläne, gewinnen Form und Farbe und sein nie versagendes Gedächtnis bringt sie als beste Jagdbeute nach Hause. Die herrlichen Naturschilderungen, die einen der größten Reize seiner Hochlandsgeschichten bilden, sind seinem Innenleben entsprungen, unmittelbarste Anschauung und Empfindung.

Da ich kein Jäger bin, so wartete ich immer geduldig auf seine Heimkehr. Dafür half ich ihm redlich bei der großen Würdigung seiner Jagdbeute und brachte es in der richtigen feinschmeckerischen Schätzung der eingelieferten Rebhühner und Schnepfen, der jungen Hasen und Wachteln zu einer ziemlichen Fertigkeit. Einmal brachte er ein ganzes Nest junger Bussarde nach Hause. Er hatte einen hohen Baum erklettert und seine Kleider dabei zerrissen; die jungen, schon ziemlich kräftigen Vögel hatten ihm die Hände blutig gehackt. Er ließ sie aber nicht aus und trug sie wie Täubchen auf seinen Armen.

Dieses fröhliche, idyllische Leben wurde eines Tages jäh gestört. Das kleine, nunmehr fünfjährige Mizerl war schon einige Tage einsilbig und blaß umhergeschlichen. Eines Tages nach dem Speisen kam sie zu mir aufs Sofa, lehnte ihr Köpfchen an meine Schulter und sagte: „O-Wa, spielen wir schlafen.“ Und sie schlief wirklich ein. Ich griff ihr an die Stirne, die sich glühend anfühlte. Der herbeigerufene Arzt konnte nichts konstatieren als einen Gastrizismus. Aber die Erscheinungen wurden immer bedrohlicher, das Kind delirierte und ward immer hinfälliger. „Es wird ein Typhus“, meinte der Arzt. Die ganze Familie kam in größte Aufregung. Unser Sonnenstrahl, unser lieblicher Poltergeist, dessen Silberlachen uns den Frühling in die Winterstube zauberte, in Gefahr! Aber wir hofften und hofften. Das Kind war engelsgut. Es sah den schweren Kummer seiner Mama und klagte nicht. Als ich nachts an seinem Bette saß, erwachte sie aus ihrem Fieberschlummer und sagte: „O-Wa, ich

ja mehr als ihren Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kritzliche, nachlässige Schrift zu Gesichte kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichtes machen möchte, umsomehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe." Zu seinem Söhnlein sagte Goethe, wenn er mit ihm auf das Schreiben zu sprechen kam, väterlich mahnend:

Geschrieben Wort ist Perlen gleich,
Ein Tintenklecks ein böser Streich!

Friedrich Rückert, der sich in seinen Manuskripten einer peinlichen Ordnung und Reinlichkeit befliß, schärfte seinem Knaben ein:

Rein gehalten dein Gewand
Rein gehalten Mund und Hand,
Sohn, die äußere Reinlichkeit
Ist der innern Unterpfand!

Ähnliche Verszeilen setzte Graf Friedrich Leopold Stolberg seinem Töchterchen ins erste Schulheft.

Als Lessing, der fest und gefällig schrieb, sich durch Überanstrengung ein Augenleiden zugezogen hatte, jammerte er, daß seine Handschrift darunter leiden müsse, und klagte sich öfters einer einreißenden Unleserlichkeit selbst in jenen Briefen an, die doch ausschließlich nur an seine „liebe Frau" gerichtet waren.

Varnhagen von Ense, der mit den bedeutendsten Zeitgenossen in regem Briefwechsel stand, durfte sich einer sehr schönen Schrift rühmen, und seine Briefe, die er z. B. an den Weinsberger Dichter Justinus Kerner schrieb, sind kalligraphische Musterleistungen.

Der schweizerische Dichter Gottfried Keller, welcher eine Reihe von Jahren das Amt eines Staatsschreibers des Kantons Zürich bekleidete und eine sehr leserliche Schrift hatte, hielt ungemein viel auf eine passende Feder. 1885 widmete er, auf diese seine Liebhaberei Bezug nehmend, einem Freunde folgenden launigen Albumvers:

Wie der Stift,
So die Schrift;
Mancher plagt sich siebzig Jahr,
In der Feder stets ein Haar!

Es ließen sich noch viele hervorragende Poeten, wie Schiller, Schenkendorf, Chamisso, Uhland, Heine, Lenau, Geibel, Mörike, Scheffel, Hamerling, Anzengruber u. s. w. nennen, deren jeder trotz seines Dichterruhmes über eine gute und deutliche Handschrift verfügte: das gleiche gilt von den jetzt noch lebenden Dichtern Paul Heyse, Spielhagen, Rosegger, Martin Greif u. a. Die bisher gebrachten Beispiele dürften indes unseren Lesern die Unhaltbarkeit des Sprüchwortes „Gelehrte schreiben schlecht" zur Genüge dargetan haben.

# Schlechte Handschriften.

Die Witzblätter pflegen mit Vorliebe von Zeit zu Zeit unter der Überschrift „Der zukünftige Doktor“ einem Knaben die Worte in den Mund zu legen: „Du Papa, jetzt kann ich meinen Namen so schreiben, daß man ihn nicht mehr lesen kann!“ Es ist leider Tatsache, daß viele Angehörigen der gelehrten Berufsarten vielfach eine schlechte, oft sogar beinahe unleserliche Schrift besitzen. Schon Shakespeare spielt auf das bekannte lateinische Sprichwort: „Docti male pingunt“ (Gelehrte schreiben schlecht) an, wenn er seinen Hamlet (Akt 5, Szene 2) erzählen läßt, wie derselbe einen auf ihn lautenden Uriasbrief auf die Namen seiner Gegner umgeschrieben und sich damit vom Tode gerettet habe:

Ich hielt es einst, wie uns're großen Herrn,
Für niedrig, schön zu schreiben, und bemühte
Mich sehr, es zu verlernen; aber jetzt
Tat es mir Ritterdienste.

Bei Jeremias Gotthelf, dem schweizerischen Volksschriftsteller, meint einer, der die „Haken“ und „Krähenfüße“ seines Pfarrherrn nicht zu entziffern vermag, ärgerlich: „Er könne jede Schrift lesen wie Schnupf, numme (nur) dem Pfarrer sein Gechafel (schlechte Schrift) könne er nicht verstehen; der schreibe aber auch, wie wenn er einen Tannast auf dem Papier hier und da umeschleipfte“ (umherschleifte). An einer anderen Stellen bei Gotthelf schimpft Joggi, der die Schrift eines Beamten nicht lesen kann: „Er wüßte nicht, wie man den Stabellenküngen (Sesselhelden, Sesselrutschern) Schreiber sage.“

Und doch steht die Redensart „Gelehrte schreiben schlecht,“ die bedauerlicherweise nur allzuoft als wohlfeile Entschuldigung für eine nachlässige Handschrift gebraucht wird, im Grunde genommen auf recht schwachen Füßen, indem bewiesen werden kann, daß gerade unsere größten Dichter und Denker eine leserliche und saubere, in vielen Fällen sogar schöne Schrift hatten und auf deren Pflege und Erhaltung hohen Wert setzten. Eine Reihe von Beispielen mag hier folgen:

Goethe hatte es gewiß nicht nötig, auf seine Handschrift besonders zu achten. Aber er dachte über dieses Kapitel öfters nach und erinnerte sich noch in alten Tagen mit Vergnügen der Sorgfalt, womit er in seinen „sonst so flatterhaften Studentenjahren zu Leipzig“ die Arbeiten für Gellerts Kollegen ins Reine schrieb („Wahrheit und Dichtung“, 8. Buch): „Der gute Gellert machte bei den Aufsätzen, die ihm seine Schüler einreichten, zur heiligen Pflicht, ihre Hand so sehr,

# Aus literarischen Flegeljahren.

Das wird sich jener nachdenksame und übermütige Handelsschüler zu Graz auch nicht gedacht haben, daß seine poetischen Allotrias einmal als Lückenbüßer für den „Heimgarten“ würden dienen müssen. Hätte er Druckschwärze gerochen, so würden seine Versuche formell vielleicht etwas sorgfältiger, inhaltlich etwas weniger „ursprünglich“ geraten sein. In den Schulheften der Arithmetik, des Wechselrechtes, der kaufmännischen Buchhaltung, der italienischen Sprache hatten die Poesieen damals einen Platz gefunden, der nicht weniger illegitim war, als es jetzt die Druckseite sein mag. Aber wohin denn nur mit diesen ledigen Kindern, wenn sie nirgendwo zuständig sind? Der „Heimgarten“ hat schon manchem Dichtervagabundlein zutraulich Unterstand gewährt, so kann er nicht wohl zurückweisen diese heimatlosen Geisterlein eines Merkurianers, der mit dem Herausgeber des „Heimgartens“ in so naher Verwandtschaft steht. Wäre der Mann, wie es damals geplant gewesen, Kaufmann geworden, so würde er ein Reformer der kaufmännischen Korrespondenz geworden sein, wie die Probe auf Seite 528 zeigt.

Nicht ohne Bedenken beherbergt der „Heimgarten“ das „Spitzbubenleben“, eine verwegene Parodie auf Schillers „Glocke“. Dieses Stück soll bloß zeigen, welche Luftsprünge die unruhige Seele des Handelsakademikers versuchte, um sich auszutoben. Wer da bedenkt, wie es zugeht in dem kompaßlosen, gährenden Herzen eines jungen Poeten, der noch dazu unter Ziffern und Knoppern begraben werden soll, der wird's bei dieser Parodie mit dem bloßen Kopfschütteln bewenden lassen. Die reuige Umkehr folgt ja auf dem Fuße.

## Scherz- und Ernstgedichte.

(1865—1869.)

### Einem Anonymen ins Stammbuch.

Wenn es, wie sich's schon so begibt,
Ein anonymer „Löwe“ liebt,
Um einen Wahrspruch mich zu bitten.
Wer soll sich da den Kopf zerrütten,
Die Götter und die Sterne fragen,
Wer es wohl sei? —
Wenn ich ihm sende Stroh und Heu,
Kann sich der „Löw'“ beklagen?

### Elisabeth.

(Ein Taufgruß.)

Dein Schwesterlein, dein Schwesterlein
Das heißt Elisabeth.
Da dacht' ich nach, was mag das sein?
Was heißt Elisabeth?
Und wenn ich schlaf' und wenn ich wach':
Was heißt Elisabeth?
Ich denk' sogar im Traume nach:
Was heißt Elisabeth?

Erfreulicherweise mehren sich von Jahr zu Jahr die Stimmen, welche gegen verdorbene und nachlässige Handschriften Einsprache erheben. So äußerte sich ein neuerer pädagogischer Schriftsteller: „Eine schlechte, will sagen unleserliche Handschrift ist eine Rücksichtslosigkeit gegen die Mitmenschen. Es ist unglaublich, wie wenig Gewicht die menschliche Gesellschaft auf gute Schrift legt. Eine altmodische oder schlechtsitzende Krawatte wird weniger verziehen als eine unleserliche Handschrift. Eine gute Schrift ist eine Höflichkeit, welche man seinen Mitmenschen gegenüber beobachten muß, des weiteren ist sie aber auch eine Notwendigkeit für alle die, welche auf Grund ihres Berufes in schriftlichen Verkehr mit anderen treten müssen. Es ist niemals zu spät, an der Schrift etwas zu bessern, man muß nur nicht den Fehler begehen, Kalligraph werden zu wollen. Die Schönheit der Schrift liegt nur in der Leserlichkeit und in ihrem Charakter, nicht in der Formvollendung der einzelnen Buchstaben."

Wir schließen unseren Aufsatz mit dem Gedichte „Graphologisches" des jungen Berner Poeten Otto Lanz, worin dieser seiner Freude über eine ihm zugekommene schöne Handschrift — daß es gerade die der Geliebten des Dichters ist, tut hier nichts zur Sache — Ausdruck verleiht:

Mein Liebchen schreibt mir. Ihre kräftig schöne Schrift
Durchschreitet stolz, aufrechten Gangs die glatte Trift
Der weißen Flächen. In den klaren, schlanken Lettern
Erkenn' ich ganz ihr Wesen; in den lieben Blättern
Ist mir ihr Sein aufs lieblichste geoffenbart,
Ihr holdes Sein, die kräftig off'ne Eigenart:
Mir ist's, als säh' ich rasch sie durch das Zimmer schreiten,
Als sähe ich sie auf den weißen, glatten Weiten
Der Eisbahn kraftbeseelten Schwebelaufes gleiten;
Mir ist's, als hör' ich leise Walzermelodien
Beim Blättern in dem Brief durch meine Seele ziehen.
Mir ist's, als säh' ich manchmal in den Spitzen
Der Lettern ihre klaren Augen fröhlich blitzen
Wie Sonnenschein im Lanzenwalde der Ulanen,
Sie reiten aus dem Tor, es flattern ihre Fahnen.
Den einen Zug verhüllt mir ihre Schrift allein,
Der mir ihr Bild verklärt als weicher Glorienschein,
Den innig rein in meinen schönsten Lebensstunden
In ihrem Herzen ich voll Seligkeit gefunden:
Hingebung, Liebeweichheit zeigt kein Zug der Schrift,
Den tiefsten Seelenlaut vertraut sie nicht dem Stift.

Diesem Aufsatz, der „Kölnischen Volkszeitung" entnommen, ist beizusetzen, daß man erfahrungsgemäß in Norddeutschland noch immer mehr bessere Handschriften findet, als im Süden, besonders in Österreich. Hier wird dazu auch mehr in Lateinschrift gekutzelt, wodurch man die völlige Unleserlichkeit am sichersten erreicht.

---

Und weitere behaupten gar fest, es sei blau,
Und ältere Herren: es sei weiß wie die Milch;
Und was erst der Pöbel der größere spricht:
Es könnte recht schön sein, doch — da sei es nicht.
Ich bin nicht der Menge zu glauben gewohnt,
Ich glaub' meinem Mädchen: das Bärtchen sei blond.
Und das muß doch wissen, wie's eigentlich ist:
Es hat's ja gestreichelt, gerupft und geküßt.
Und findet mein Mädchen: das Bärtchen sei schön,
Und sollt' es auch grün sein — ich ließe es stehn.
Doch eines, mein Bärtchen, ob rot oder blau,
— Ei, sage mir eines nur: Wirst du mir grau? —

## An einen jungen Dichter.

Erbos dich nicht, wenn Meister, die ja selber auch
Ihr schlechtes Liedlein an den Meister sandten,
So lange bis durch Fehlen sie erfuhren Kunst und Brauch —
Wenn sie dein schlechtes Verslein strenge ahnden.

So lang aufs Holz der Tischler nicht den Hobel setzt,
So lange fügt kein Tischlein sich zusammen;
So lang aufs Glas die Säure nicht die Wunde ätzt,
So lang, o glaube mir, gibt's keinen Namen.

## Wortspiel.

So wie Osterfeuer
Für die Osterfeier
Gibt's in Obersteier
Auch recht ungeheuer
Viele Ostereier.

## Auf einen zerfallenden Freundschaftsbund.

Was nützt uns doch des Frühlings Grün,
Wo jedes Blatt sich Kraft erwirbt,
Was nützt's, wenn hundert Blumen blühn,
Wenn unser Kleeblatt welkt und stirbt!

Mich hat das liebe Blatt entzückt,
Jetzt liegt es welk, zerfallen hier;
Das ich so gern ans Herz gedrückt,
— Jetzt geb' ich keinen Deut dafür.

Muß denn ein zartes Blatt vergehn
Im heißen Kuß von Sonnenlicht;
Kann denn ein Bündniß nicht bestehn,
Wenn einer nicht wie andre spricht?

So lang die Blätter noch gegrünt,
Verspann sich innig ihr Geflecht;
Doch als sie breiter worden sind,
War eins dem andern nimmer recht.

Mit Gift war jedes Blatt gefüllt,
Da fiel manch böser Spott und Witz;
Und jeder Stich war wohl gezielt
Ins Herz des andern, scharf und spitz.

Und als der Sinn des Bruders schlief,
Die Freundschaft reif war für das Grab;
Da fiel, gekränkt besonders tief,
Ein Blatt, gar traurig träumend, ab.

Es wünscht den andern gut Gedeihn
Und ehrt sie noch zu jeder Frist,
Doch mag's bei keinem Kranze sein,
Der sich durch Stechen nur begrüßt.

## An einen Epigrammendichter.

Willst du, Freund, auf Menschenherzen schießen
Mit des Epigrammes scharfem Pfeil,
Mußt du auch genau das Schwarze wissen,
Um zu letzen nicht den reinen Teil.

Ich frag' darauf mein Brüderlein:
Was heißt Elisabeth?
Das lächelte gar hold und fein:
Elsa! Elisabeth!
Ein Bote aus dem Himmelreich,
Das heißt Elisabeth.
Ein Friedensengel auch zugleich,
Das heißt Elisabeth.
Doch ist der Name viel zu groß
Für klein Elisabeth,
Drum nennen wir sie Elsa bloß
Anstatt Elisabeth.
Ich dachte, Hänschen, du bist klug,
Elsa! Elisabeth!
Doch ist mir noch nicht klar genug
Das Wort Elisabeth! —
Ich frug mich beim Gelehrten an:
Was heißt Elisabeth?
Mein Kind, sprach der gelehrte Mann,
Das Wort Elisabeth
Ist wohlbekannt und wohlbenannt,
Es heißt: Das Heil von Gott gesandt!
— Das heißt Elisabeth.
Da rief ich aus: Das beste Teil
Ist diesem Haus geworden — seht,
Uns ist gesandt von Gott das Heil
Elisabeth!

## Wie sie dich draußen lieben!

Wie sie dich da draußen lieben,
Mein teures Österreich!
Dort, wo am Isarstrom
Bavarias Hochwart steht,
Wo auf Walhalla hoch
Die heilige Fahne weht,
Im treuen Schwabenland,
Am alten Vater Rhein,
Allüberall lieben sie
Österreich mein!

Doch dir im Innern tief
Wird jetzt der Haß entfacht,
Wird schon zum Selbstmord dir
Das Eisen scharf gemacht.
Mit deinem Leben welkt
Auch draußen Liebe ab,
Sie pflanzen Fluch dir
Auf das wüste Grab.

## An einen jungen Dichter.

Bleibe, o Musensohn, eigen, wie die Natur dich gemacht hat,
Ziehe nicht fort mit dem Weltstrom des täglichen Lebens;
Sonst geht es dir, wie dem starken, dem mächtigen Bergfluß:
Sobald er dem Strom sich ergießt, verliert er den Namen!

## Mein Bärtchen.

Es webet und spielt sich ein Bärtchen ums Kinn;
Ich kann noch nicht kennen, ob rötlich, ob blond.
Es sprechen die Leute verschiedenes Zeug,
Zum Beispiel die einen: mein Bärtchen sei rot,
Und dann wieder andre: mein Bärtchen sei schwarz.

## Vorschlag.

Ich bin eine Rose, und willst du mich sehn
Und riechen nur im Vorübergehn,
So lasse mich stehn;
Doch soll meine nächste Näh' dich beglücken,
Und soll mein bester Duft dich entzücken,
So mußt du mich — pflücken.

## Spitzbubenleben.

(1865.)

Fest gemauert in der Erden
Steht der Grund, aus Stein gebaut.
Ja, da muß das Zuchthaus werden
Vor dem so sehr den Lumpen graut.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß
Bei so manchem Vagabunden
Der sich hier im Loch gefunden.

Zum Schnapse, den wir froh bereiten
Geziemt sich wohl ein fettes Wort;
Wenn Speck und Braten ihn begleiten
Fließt er zum Magen munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten
Womit der Schnaps wohl ist begabt,
Den schlechten Mann muß man verachten
Der nie noch einen Rausch gehabt.
Das ist's ja was den Menschen wirft,
Und darum ward ihm der Verstand,
Daß er ihn, wenn er Branntwein schlürft,
Verkaufen kann an Teufels Hand.

Nehmet Holz vom Birkenstamme,
Doch recht zähe laßt es sein,
Daß des Branntweins geile Flamme
Fliehe aus dem Kämmerlein;
Nehmt mir von der Wand
Schnell den Strick zur Hand;
Bindet rasch mit ernstem Fleiße,
Züchtigt ihn nach rechter Weise.

Was auf der Straße, in der Hube
Der Strolch mit Schlauheit hascht und faßt,
Hoch oben in der Wirtshausstube
Wird alles Gold verzecht, verpraßt.
Oft dauert es bis spät am Abend,
Nicht selten in die Nacht hinein;
Der letzte Kreuzer den sie haben
„Muß heute noch versoffen sein." —
Was draußen auch dem Erdensohne
Das wechselnde Verhängnis bringt:
Da drinnen in der Lumpen Krone
Wird aller Leichtsinn stets verjüngt.

Blaue Ballen seh' ich springen;
Wohl! Die Wund' ist ziemlich breit,
Laßt's mit Pech und Salz durchdringen
Daß sie heilt in kurzer Zeit.
Auch vom Zorne rein
Muß der Kerl sein;
Während er noch flucht und tobet
Schlagt mir zu, bis er uns lobet.

„Zu der Kirche Festgesänge
Ruft die Glock' mit hellem Klang;
Misch't auch euch in das Gedränge
Da gibts manchen fetten Fang.
Suchet nach der Börse Spuren,
Greift nach Ketten, greift nach Uhren,
Und so was den Magen stärket;
Macht euch dann — bevor man's merket
Aus dem Staube pfeilgeschwind — —."

Vom Hause wird gejagt der Bube,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchschleicht die Welt und manche Stube
Und plündert volle Kisten aus.
Und dann wird wieder heimgegangen,
Und wie ein Bild aus Himmelshöhn
Mit vollen apfelrothen Wangen
Sieht er ein Mädel vor sich steh'n.
Da faßt ein namenloses Ruchen
Des Buben Herz — er irrt allein,
Und erst nach stundenlangem Suchen
Fällt dem Taugenichts was ein.
Schritt für Schritt mit Argusaugen
Verfolgt er sie mit geilem Blick;
Von ihrem Leben möcht' er saugen,
Und schmeichelt ihr von Liebesglück.
O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen
Er wünscht herbei die Abendzeit
Da steht ihm ihre Kammer offen.
Ihm schwellt das Herz voll Lüsternheit
— Drei Monate sind kaum verflogen
So sieht sie ein, daß sie betrogen.

Wie sich schon die Glieder färben
Nu, ich glaub er merkt sichs jetzt,
Höret auf nun ihn zu gärben,
Sonst krepiert er uns zuletzt.
Jetzt Gesellen frisch
Laßt ihm seine Fisch'
Zwingt ihn zu der Arbeit herbe,
Daß er sich sein Brot erwerbe.

## Gedenke mein.

Der Sommer ist gekommen kaum,
Naht auch der Wind mit roher Hand
Und bläst den Samen ab vom Baum
Und trägt ihn fort ins ferne Land.

Und hast du dort im fernen Raum
Den Keim gelegt zum Wohle dein,
So weih' auch deinem alten Baum
Das Blütenblatt: Gedenke mein.

## Studentenwert.

Es ist Studentengalanterie,
Sich duellierend tot zu schießen,
Ich meint', es wäre schad um sie,
Doch — selbst wird man's am besten wissen.

## Lebenswahrheit.

So lange der Brand im Entstehn,
Kann eifriges Löschen noch schützen;
Doch können, ist Unglück geschehn,
Auch Ströme von Tränen nicht nützen.

## Der beste Kitt.

Wenn die Freundschaft ist zerfallen,
Fügt sie nicht des Klampfners Blech;
Ist der beste Kitt von allen
Beiderseitig — Pech.

## Probe.

Ein Werk, das nur die Freunde loben,
Das hat deshalb noch keinen Wert,
Doch wenn darüber Feinde toben,
Dann ist's von Wert.

## Wahrspruch.

Nicht an die Gitter hänge dein Herz,
Die ein Fenster so lieblich zieren.
Der Dieb kann's brechen und fühlt keinen Schmerz.
Wer Geld hat, der kann es verlieren.

## Der Wehspruch.

Willst du stehen,
Wähle Wasser;
Willst du liegen,
Wähle Wein;
Willst ins Wasser,
Wähle Würfel;
Willst du weinen,
Wähl' ein Weib.

## Vom faulen Michel.

Ich hab' geschafft, bis ich am Abend
Mich ganz erschöpft zur Ruhe warf;
Herr Michel muß noch viel mehr schaffen,
Weil er — auch tags der Ruh' bedarf.

Riesengroß;
Ha, famos!
Rafft jetzt auf die alten Gelder
Und in uns're finstren Wälder
Lasset uns hinüberziehn.

Leergeräumt
Ist die Stätte,
Fortgetragen um die Wette.
In den öden Talertruhen
Wohnt das Grauen.
Und des Hausherrn Augen schauen
Trüb hinein.

Einen Blick,
Ob die Schergen
Ihn verfolgen,
Sendet noch der Dieb zurück.
Mustert seine sieben Sachen;
Was verstreut auch hie und da,
Ein süßer Trost ist ihm geblieben,
Er zählt die Häupter seiner Lieben:
Und sieh' — er hat's, 's ist alles da.

So! Das Zuchthaus ist entstanden,
Seht wie schön es niederschaut!
Bringt nun Strolche, Diebesbanden,
Daß wir nicht umsonst gebaut.
Wenn der Fang mißlang —
Wenn der Dieb entsprang?
Ach! Vielleicht indem wir hoffen,
Hat er unser Geld versoffen.

Im dunklen Schoß der heiligen Erde
Dort unterm Felsen tief versteckt, —
Hat er sein Quartier verlegt,
Auf daß er nicht gestöret werde,
Wenn er falsche Noten prägt.
Ach, die Zehner sind so selten;
Sind die meisten fortgebracht;
Niemand, niemand wird ihn schelten
Wenn er neue Zehner macht.

Hier im Loche
Wird ihm bang,
Denn die Woche
Dauert lang.
Wohl wüßte er es was ihm fehle —
Zum Teufel — eine Weiberschelle.
Ach, es fehlt ihm eine Gattin,
Sei sie Mädel, sei sie Mutter,
Eine Stunde nur im Schatten
Möcht' er sein ein treuer Gatte.
Ein Mädel schön von Fuß zum Haar,
Ei zum Kuckuck, die sind rar. —
Ein solches möchte er mit Lust
Drücken an die rauhe Brust.
Ach! 's ist wirklich eine Schande!
Seht er kriegt ein Weib so schwer,
Wenn er doch — im Schattenlande
Mit den Zehnern fertig wär'.

Sind sie fertig alle hundert
Wird zum Kirchweihfest spaziert;
's macht ihm Spaß, wenn man sich wundert:
„Seht, wie dieser auftraktiert!"

Bis sich jedes Wirtshaus füllet
Laßt die strenge Arbeit ruh'n;
Wenn der Mann am Zechtisch spielet
Ist für euch die Zeit zu tun.
Packet jeden ein,
Der ein Lump könnt sein;
Ist bei Kirchweih nichts zu spießen
Können wir das Zuchthaus schließen.

Munter fördert seine Schritte
In die nächste Stadt der Gauner;
Dort gibt's manche liebe Kneipe
Wo man frischen Schnaps kann haben.
Wo die Rinder
Und die Schafe
Wohlgebraten ohne Hüllen
Die gewohnten Teller füllen.
Morgen ist der Kirchweihsonntag.
Schwer herein
Schwankt mancher Gauch,
Mädchen auch
Mit welkem Kranz.
Und das junge Volk, das lustige,
Fliegt zum Tanz.

Markt und Straßen werden stiller,
Und er sucht sich eine Flamme.
Sagt er sei ein Gutsbesitzer,
Herr von Greifer sei sein Name.
Reich bedecket
Sich die Tafel;
Alles was dem Gaumen schmecket
Muß herein.
Esset, in die Taschen stecket,
Greifer selbst wird Zahler sein.

Heilige Ordnung, dich zu gründen
Will der Gauner Mittel finden:
Vormittag bis zehn Uhr schlafen,
Und dann in die Zeitung gaffen,
Ob vielleicht in irgend einer
Kaufmannshalle, Wechselstube,
Und dergleichen anderen Quellen
Billig etwas wär' zu stehlen.
Gleich zum Frühstück trinkt er Branntwein,
Dreizehn Stamperl können g'nug sein.
Seine fleißigen Hände regen,
Helfen sich im Kartenspiel
Und im künstlichen Verlegen
Zieht er ab der Münzen viel.
Meister plagt sich und Geselle
Um des Lebens Unterhalt,
Und alldort auf grüner Stelle
Wird das Geld verspielt, verprahlt.
Saufen ist des Lumpen Zierde,
Schläge sind der Mühe Preis;
Rausch von Schnaps ist seine Würde
Lug und Falschheit seine Weis'.

Zur Arbeit läßt er sich nicht zwingen,
Nur da wo fesch die Gläser klingen
Da gibt es einen guten Klang.
Drum prüfe jeder der sich bindet
Ob er auch Lust zur Arbeit findet!
Ein Tag ist kurz, die Woch' ist lang. —
Ach! Herrlich unter'm Baum zu hocken
Senget dort der Sonne Glanz,
Da zerreißt man keine Socken,
Auch die Stiefel bleiben ganz.
Ach des Lebens schönste Feier
Ist hier unterm Brombeerstrauch
Wenn ich mir ein Liedlein leier
Und dabei Zigarren rauch!

Die Blume verblüht,
Die Frucht muß treiben
Der Rausch der flieht
Das Kopfweh wird bleiben.
Der Mann muß hinaus
Ins feindliche Leben,
Muß zittern und beben,
Muß lauern und raffen,
Muß gucken und gaffen,
Muß springen und schnaufen
Der Polizei zu entlaufen.
Er bettelt am Thor und manch freundliche Gabe
Fällt ihm in die Tasche, er geht mit der Habe
Zur Kneipe um Branntwein und dann in den Wald
Und legt sich nieder
Im kühlenden Schatten
Und stopfet sein Pfeifchen,
Und dünkt sich weise
— Entschläft dann leise.
Und träumt vom Mädel,
Er möchte eins haben;
Und regt ohne Ende
Die Füße, die Hände;
Umarmet den Stein
Und denkt sie sei sein.
Doch, wie er erwachet vom göttlichen Traume,
Da sieht er Gendarmen ganz nahe am Baume
Umsteh'n ihn mit Grinsen unhöflicher Art,
Mit stechenden Augen und mächtigem Bart,
Er fühlt an den Händen Kettengeklimmer:
„Entkommst uns nimmer!"

Und der Arme mit trübem Blick
Von des Berges hochragendem Giebel
Überschauet sein Mißgeschick;
Siehet des Waldes ragende Bäume,
Unter den Ästen die leeren Räume;
Denkt sich: Es wäre ein herrliches Wogen
Zu hängen am Aste hübsch aufwärts gebogen.
— Rühmt sich mit stolzem Mund:
„Fest wie der Erde Grund
Gegen Gendarmenmacht
Rauf' ich die ganze Nacht."
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ewiger Bund zu flechten
Und Gendarmen schlagen d'rein.
Wieder können Schläg' beginnen
Fest gebunden ist der Wicht,
Dann bevor er geht von hinnen
Haltet ihm ein streng' Gericht!
Ha! Er reißt sich aus!
Eilet! Schließt das Haus!
— Teufel! Wie der Pfeil vom Bogen
Ist der Spitzbub fortgeflogen.

Wohl ratlos ist des Diebes Macht
Wenn sie der Häscher wohl bewacht,
Und was sie wirket, was sie schafft,
Überall wird sie begafft.
Doch furchtbar wird die Diebeskraft
Wenn sie der Fesseln sich entrafft,
Hinaus eilt auf die freie Flur
Und selbst vertilgt die eig'ne Spur:
Wehe, wenn sie losgelassen
Schlagend, ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen,
Links und rechts mit kecker Hand;
Denn die Diebsgesindel hassen
Enge Zellen, wohlbekannt.

„Aus der Wolke
Mir entgegen
Strömt der Regen,
Schon bin ich
— Ohne Spaß —
Pudelnaß.
Hört ihr's läuten dort im Haus
Zum Abendschmaus.
Und ganz leer
Wie mein Beutel
Ist mein Magen.
Welch Getümmel,
Straßenauf
Zieht ein Hauf'
Ha! Die niederträchtig'n Raben
Wollen mich schon wieder haben;
Hunde hört, ich will euch schaben!
Während ihr mich wollet fangen
Schleich' ich mich auf langen Stangen
In die Häuser über Dächer
Suche auf geheime Fächer;
Seh' was flimmern
Seh' was schimmern;
Es sind blanke Talerstücke
— Servus Brüder, auf zum Glücke.
— Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegen Schätze in die Säcke,
Machet nur recht dicke Päcke.
Brechet in die Kleiderschränke
Nehmet Ketten, Uhr und Ring
Und dergleichen lieblich Ding.
— Steigen wir auf dürre Bäum
Fallen in des Speichers Räume,
Wollen Mehl und Butter suchen,
Sehet, hier gibt's ohne Not
Milch und Käs und Honigbrot;
Backen uns nun einen Kuchen

## Die gute alte Zeit.

Parodie auf: „Der Frühling“ von Schiller. (1866.)

Willkommen schöner Fremdling,
Du Wonne dieser Welt;
Mit deinem großen Sacke,
Willkommen mit dem Geld.

Ei ja, da bist ja wieder;
Du bist recht lieb und schön;
Nicht wahr, du bringst uns Silber —
Sonst magst du wieder gehn.

Denkst wohl noch an die Zwanziger?
Ei lieber, denke doch;
Einst hatten wir's der Menge;
Ach hätten wir sie noch!

Mitunter manchen Taler
Erbat ich mir von dir;
Nun bitt' ich: bring' das Silber
Und nimm uns das Papier.

---

## Die lieben Ferien sind vorüber.

(1868.)

So war's, als ich vor neun Wochen gekommen bin: Die Wände kahl, viel Staub und altes Papier auf dem Boden herum und aus dem unüberzogenen Bett starrte ein wirrer Strohwisch. Ganz fremd und eigen kam's mir vor, bis ich mich mit allem möglichen Hausrat der guten Haselgraber eingeheimst hatte.

So ist es jetzt: Kahl und leer sind die Wände und auf dem Boden liegen Stilübungen, Aufsätze, Zeitungsblätter und anderes Papier, das ich von meiner Mappe ausgemustert hatte, wüst durcheinander. Meine Bücher und Schriften habe ich schon fortgeschickt, die besten Kleider habe ich am Leib und die anderen liegen auf der Ofenbank in einen Ballen zusammengebunden, weil sie viele Flicken haben, und was noch das ärgste ist, nicht einmal überall ein Flicken, wo das Loch ist. Mein kleiner Bruder wird sich daraus noch einen neuen Anzug machen lassen. Der Tisch ist mir auch nicht mehr bequem, weil er, aus seiner Lage gerückt, jetzt wackelt; und die Blumen auf demselben riechen wie dürre Kräuter ganz kräftig, als ob sie Medizin für ein krankes Herz sein wollten. Ich habe sie schon seit mehreren Tagen nicht begossen, weil ich heute nichts Freundliches mehr hier sehen will, das mir das Fortgehen erschweren könnte. — Vor wenigen Minuten habe ich die Pistole, die ich zur Vorsicht wochenlang an meinem Bette hängen hatte, in die blaue Luft abgeschossen. Mir tat das wohl, die Schrote haben kein Bein verwundet und der Knall hallte so lustig auswärts in die Täler — ein rechter Dank und Abschiedsgruß allen Hausteinern! — Prächtig sieht das Bett aus! Es weist mir schon die Türe, wie einem Fremdling, den es überdrüssig geworden. Solltest du nicht erzählen können, alte Strohschütte, von den emsigen Händen Milis, die dich oft und oft aufgelockert und bequem gemacht; ist keiner jener holden Träume in dir nisten geblieben, mit welchen du meine sehnende Seele so oft gesegnet hast? — Wärest du die Sterbestätte eines teuren Wesens und hätte man erst vor wenigen Augenblicken den Sarg hinausgetragen, du könntest nicht düsterer und unheimlicher aussehen. Und du bedeutest so was; jetzt ist sie tot, die Muse, meine Gattin, mit welcher ich in diesem Raume die neun Flitterwochen so selig gefeiert habe.

Ich ziehe fort — jetzt bald. Auf die Anhöhe steige ich und schaue mir das Dörfchen und die Kirche und die Gegend noch einmal an, dann hebt mir das Herz ungestüm an zu pochen; ich bereue, daß ich die schönen, langen Ferien so leichtsinnig vertändelt habe und wünsche mir nur noch einen Tag, einen einzigen Tag zurück, so wie in der Sterbestunde der hundertjährige Greis. — Dann steige ich hinab zu den Häusern, um allen das letzte Wort zu sagen. Ich werde dabei wohl recht kurz und spröd sein müssen, weil die Leute so gut sind und weil — ach, wegen der Mili! Ich muß ihr nun die Hand hinhalten und sagen: Leb' halt wohl!

Und so geht es
Bis am Abend
Hei, dann zieht er
Fleißig ins Geschäft hinaus.
„Möge nie der Tag erscheinen
Wo der Schergen rauhe Horden
Ihn um seine Freuden bringen;
Wo die Nase
Ach, des Schnapses
Braune Röte .
Nicht mehr mahlt,
Und die Hände in der Kette
Stillstand schließen durch Gewalt.“

Ha! Zerbrecht mir das Gebäude
Wenns die Absicht nicht erfüllt,
So ein Zuchthaus ohne Leute —
Wahrlich, bin fuchsteufelwild!
Überall im Land
Haust des Diebes Hand.
Nur bei einem ists gelungen,
Und auch dieser ist entsprungen.

„Die Herren können Zuchthaus bauen
Mit weiser Hand und allbereit,
Bis wir ihnen in die Klauen
Kommen, ist noch lange Zeit!
Täglich haben wir die Ehre
Sie zu seh'n in ihrer Not;
Wenn der Dieb nicht pfiffig wäre,
Ständ es elend um sein Brot.
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann man nur Arrest erhalten,
Doch, wo sich Diebe selbst befrei'n
Dort gibt es feine Gaunerei'n.

Vorwärts jetzt in große Städte,
Wo kommen große Diebe fort;
Und wenn ich gerne Ämter hätte
Ist in der Stadt der rechte Ort.
Dort könnt' ich noch Minister werden,
Man weiß oft nicht zu was man taugt;
Wohl kenn' ich manches Tier auf Erden,
Das mehr als ich, vom Lande saugt.
Freiheit und Gleichheit hört man schallen;
— So lang der großen Diebe Zahl,
So lange nicht die Sauger fallen,
Bleibt dieser Schall ein leerer Schall.
Das Beste ist darum von Allen,
Ich stehle flink und bleibe klein;
Denn wer hoch steigt hat hoch zu fallen,
Und schlägt sich oft den Schädel ein. —
Man schleicht bei Nacht, wenn Alle schlafen
In's Vorhaus und in's Kämmerlein,
Und ohne viel zu sinnen, gaffen
Durchstöbert man und stecket ein.

Gefährlich ist's die Leut zu wecken
Sobald man eben Mustrung hält;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken
Ist ein Beutel ohne Geld. —
Das Licht verlischt, — o weh mir Blinden;
Was polterst du, verfluchter Schrein;
Beim Zeus ich kann die Tür nicht finden
— Wohl mag ich heut' verloren sein.“

Freude hat mir Gott gegeben!
Sei gepriesen, Schicksalsgunst!
Nein, jetzt hilft kein Widerstreben,
All' dein Wehren wär umsunst.
Wie, von Helm zum Fuß
Deckt ihn Kuchelruß.
Ha, du schwarzer Mordgeselle
Endlich bist du reif zur Hölle.

„Herein, herein, Gesellen alle
Schließt den Reihen,
Daß er uns nicht kann entweichen.
— Freund! Jetzt heißts gehangen sein.
Nicht wahr, Hallunk, nun wird dir bange?
Gefoppt hast du uns höllisch lange.
Und dies sei fortan dein Beruf
Wozu der Satan dich erschuf:
Hoch überm niedern Erdenleben
Sollst du im blauen Himmelszelt
Zur Leckerspeis' den Raben schweben,
Und gucken an die Sternenwelt.
Sollst eine Stimme sein von oben
Und warnen die verweg'ne Schar;
Auf daß in ihrem wilden Toben
Sie der Sühne sei gewahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sei deine letzte Stund' geweiht.
Man mög' dir einen Pfaffen bringen,
Der Himmelströstung dir verleiht.“
„Trocken ist mir Gaum und Zunge
Sagt vom Pfaffen nichts zur Stund',
Stärkt dafür mir Herz und Lunge
— Ein Glaserl Brannwein wär' gesund.
Kein Mensch, mir in die Schenke gehet,
Da kriegt man nichts wo man nicht zahlt;
Das lehre mich, daß nichts bestehet,
Daß aller Gläserklang verhallt.“

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt den Schelm mir aus der Gruft,
Daß er in das Reich des Sanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt,
Er bewegt sich, schwebt!
Am Strick noch stiehlt er eine Flasche
Dem Freimann aus der Hintertasche.

## Der Nebenbuhler.

Eine Idylle. (1869.)

Drei Tag' war es just seit der Hochzeit mit Anton dem Förster,
Und Klärchen deckt sinnend das Bett mit gesprenkeltem Leinen
Und zwängt sich den wallenden Busen ins härene Mieder.
Und spricht sich was vor, damit 's Mündchen, das rote, nicht leer steht:
„Bist mir ein Bursche, ein kecker, und kennst nichts von Anstand und Sitte,
Mein Mann war im Wald noch, ich schlummert' schon süß in der Hütte,
Da steigst du ganz leise durchs Fenster und schleichst auf den Zehen zum Bettchen,
Und drückst in den Polster dein weißes Gesichtchen zum meinen,
Und ringelst mit Lilienfingern gar zärtlich mein goldiges Haupthaar,
Und küssest die Stirne so kecklich, als wär' ich dein Weibchen,
Küssest die Augen mir, Mund und das schnippische Näschen,
Küssest den wogenden Busen und schlingst mir den Arm um den Nacken.
Ich bitt' dich, geh' fort, daß ich schlafe! Du gibst mir nicht Antwort?
Ich warn' dich, es käme mein Anton nach Hause; du gibst mir nicht Antwort?
Doch endlich, da sagst du, du stiegest zu jeder durchs Fenster
Und kümmerst dich wenig um Ehemänner. Hättest geküßt schon
Im Beisein des eifernden Mannes das züchtige Weibchen;
Und kämst, wenn ich 's Fenster ließ offen, jetzt täglich ins Stübchen.
So komme halt, sag' ich, du freundlicher, schmeichelnder Knabe,
Und hilf mir die Zeit hübsch vertreiben, ist Anton im Walde.
Doch muß es der Mann nicht just wissen, er schlöße die Läden,
Er — „schöße ihn nieder!" fiel Anton ihr wild in die Rede,
Just kommend vom Walde, vom Morgengang, wirft er
Die Flint' in die Ecke: „Ei, so steht es, Weibchen?
Du ladest den zärtlichen Buhlen, wenn draußen ich hüte
Das Wild vor dem Wildschütz? Ich Dummkopf,
Betrogener Dummkopf ich. Aber, ich schwör's bei Diana,
Ich schieße kein Reh mehr, ich gönn' es dem Wilddieb im Walde;
Ich lauer' im eig'nen Revier jetzt und schieß' nicht, es wär' denn
Ins Herze des ehrlosen Buhlens, ich schwör's bei Diana!"
So wütet der Förster. Klärchen kichert ins Mieder
Und haucht, daß er heut' wieder komme der minnige Bursche
Durchs Fenster, und Anton mög' stehn in der Ecke;
Ein bißchen erst sehn, wie er's treibt, und dann wacker ihn zücht'gen,
Sie sei ja des Schelmes schon müde. Scharf ladet der Förster
Die Flinte und kann kaum erwarten das Dunkel des Abends.
Und endlich ist's Nacht. Es ruhet das Klärchen auf schwellendem Eh'bett;
Und hint' an der Eck' lauert Anton mit grimmigem Knirschen,
Die zuckenden Finger am Hahne zum rächenden Morde;
Und starrt auf das lächelnde Weibchen im silb'rigen Mondschein;
Die Glieder so halb unter schneeigem Linnen,
In magischem Glanze wohl doppelt so schön als am Tage.
Dem feurigen Jäger wallt förmlich das liebende Herz auf,
Doch muß er sich halten ganz leis' auf dem Posten im Winkel,
Und spähend den Blick auf das offene Fenster. Was ist das?
Schon regt es sich draußen im Strauche, und schier wie ein Schatten
So huscht es am Fenster vorüber. Es war nichts. Es war nichts.
Der Wind war's; die Wolk', die am Vollmond vorbeizog.
Da war's wieder still, und noch immer lag lächelnd im Bette
Das silberne Klärchen; doch fand sich, der Jäger war wütend,
Just heute der Buhle nicht ein, so lang er auch stand in dem Winkel.
Und erst als im Dorfe der Kirchturm ein Uhr verkündet,
Der Vollmond entfloh'n aus der Stube, schon längst überm Dach stand,
Erhebt sich das schelmische Mädchen und ruft nach dem Anton:
„Du wirst doch nicht schlafen und hast wohl gezüchtigt den Buhlen?"
„Ich hätt' ihm gespalten den Schädel, wär' er gekommen durchs Fenster."
„Er ist ja gekommen, du Närchen, er hat mich geküßt doch wie gestern,
Und hat ans Gewehr dir geschillt noch mit höhnendem Blicke.
Du Feigling, du ließest ihn laufen und hast dich noch weidlich ergötzet,
Als er mich geküßt auf die Wang', auf den Mund, auf die Nase.

Wie ich denn das aushalten werde! Es wäre sicher am besten, ich ließe ihr einige Worte hier auf dem Tisch liegen und ginge hinten den Fußweg hinauf zur Straße. Am besten wär's . . .

Es war heute den ganzen Tag trübe und ein scharfer Alpenwind blies gelbe Blätter von den Bäumen. Jetzt, wo ich fortgehen muß, wird der Himmel heiter und so blau wie an jenem Tage, an welchem ich lustig auf die Ferien kam. Damals träumte mir in der ersten Nacht, die neun Wochen seien schon um, ich müsse wieder in die Stadt — mir war sehr bange im Schlafe, und als ich erwachte und mir die Morgensonne des Juli freundlich in das neueingerichtete Zimmer lächelte, war ich zu glücklich. Jener Traum ist nun wahr geworden; dafür ist die damalige Wahrheit jetzt ein Traum, den ich heute, in der letzten Nacht träumte und der mich just ankommen ließ vom heißen Schuljahr der Stadt her auf lange, frohe Ferien, bis mich der Fuhrmann weckte, um mir meine Habseligkeiten zur Bahn hinüber zu schaffen.

Somit wäre die letzte Stunde jetzt verschrieben und ich lege das Blatt in mein Tagebuch. Ich habe von den Ferien sonst nichts gerettet als wenige Blätter für dasselbe, aber sie schließen einen Schatz in sich — Erinnerung.

## Der Bauernrekrut.

Mutter: Ist's doch wohl ein Mädl?

Hebamme: Ein Bub ist's.

Mutter: Uh mein, uh mein! Soldat werden müssen! Armes Kind!

* * *

Der Bursche unterwegs: Zu den Kaiserlichen! Juchhe! Juchhe! Wein her! Wein her! Alles schlag' ich heut' z'samm, vor Lust und Freud. Soldatenleben, lustig leben! Juchhe! Heißt's in das Feld marschieren! Juchhe! Heut' ist uns all's erlaubt! Zu den Kaiserlichen! Juchhe!

Ein anderer: Da steht schon das Stellungshaus!

Bursche (kleinlaut): O weh, wie wird's mir gehen?

* * *

Leutnant: Bursche Anton Maier, hervor!

Bursche (stöhnend): Hier!

Stellungskommissär: Was ist Ihm denn?

Bursche: Schlecht.

Kommissär: Hierher stellen!

Bursche (für sich): Ach!

Kommissär: Soweit gut gewachsen. Gerade Glieder.

Bursche (für sich): Mein Gott!

Kommissär: Gute Muskeln.

Bursche: O weh!

Kommissär: Gutes Gesicht und Gehör.

Bursche: Ach Gott!

Kommissär: Frische, kräftige Brust.

Bursche: O weh, o weh!

Kommissär: Aber — unordentlichen Puls. Ganz bedenklich. (Schüttelt den Kopf): Ich glaube, vorgeschrittener Herzfehler.

Bursche: Gott sei Dank!

### Ein Fragebogen.

Motto: Sich selbst getreu — ist eins und alles.

Ihr Begriff von Glückseligkeit? — Jugend, Freiheit und ein ewiges Leben.

Ihr Begriff von Unglückseligkeit? — Sich selbst verloren haben.

Wo möchten Sie wohnen? — Mein Herz ist im Hochland.

Ihr Lieblingsname? — Pah, schöne Namen, ich liebe schöne Menschen.

Ihre Lieblingsbeschäftigung? — Nimmer schlafen, immer schaffen.

Was macht Ihnen am meisten Vergnügen? — Die Kunst, wenn sie lächelt, die Natur, wenn sie rast.

Was ist Ihnen am meisten zuwider? — Eintagsfliegen und Alltagsmenschen.

Ihr Begriff vom Helden? — Im Schmerz ein Mann ist groß, in Lust ein Mann ist größer.

Ihre Hauptcharakteristik? — Für die Hölle zu gut, für den Himmel zu schlecht — für die Erde recht.

Ihr Begriff von sich selbst? — Ja, ich — ich bin mir unbegreiflich.

---

# Die Osterzeit in der Oststeiermark.

Von **Rosa Fischer.**[1])

### Die Karwoche.

Mit dem Palmsonntag beginnt die Karwoche. Die letzten Tage vorher gehen Hausväter oder Buben Palmweiden abschneiden und binden die Zweige zu einem Busch — „Palmbesen“.

Am Palmsonntag werden diese Palmbesen besonders von halbwüchsigen Buben und wohl auch von erwachsenen Männern in die Kirche zur Weihe getragen und geht es auf dem Weg dahin unter der kleinen Schar zuweilen etwas hitzig her, wobei die Palmbesen als Schutzwehr dienen.

Ein scherzhaftes Sprichwort sagt, der Palmsonntag sei der kälteste Tag im Jahr, weil die Leut’ das Holz in die Kirche mit tragen, — im ernsten Sinne aber werden die geweihten „Palm“ aufbewahrt, auf daß zu Ostern Kreuzlein davon in die Erde der verschiedenen Felder gesteckt und im Hochsommer bei schweren Gewittern Zweige ins Feuer gegeben werden können.

Auch die Haustiere, besonders Pferde und Rinder, erhalten zwischen Brotschnitten etliche geweihte „Palmwuzerl“[2]) und sogar recht gläubige Menschenkinder halten es für gut, einige „Palmkatzl“ zu genießen.

Die Woche vor Ostern ist überaus arbeitsreich. Da werden Stuben und Küchen ausgeräumt, da wird mit Kalk geweißt, da wird gerieben, gewaschen und ausgestaubt. Vor allen Häusern stehen Bettstätten und

[1]) Aus ihrem Buch: Oststeirisches Bauernleben. Österr. Verlagsanstalt.

[2]) Weidenkätzchen.

Nun, jetzt ist er freilich längst fort durch das Fenster, der Buhle.
Ei, sput' dich, du kannst ihn noch sehn, wohl guckt er noch über den Dachfirst.
Just duckt er sich hinter der Wolke." — „Der Mond?" haucht der stutzende Jäger:
„Ei, warte, du Schelmin! Da läßt sie mich stehn in der Ecke,
Anstatt ich sie küßte und herzte, und lacht mich derb aus noch.
Das sollst du mir büßen sofort, für den flüchtigen Buhlen!"
Er spricht's, eilt ans Bettchen und tut es gelehrig dem Mond nach.

## Handelskorrespondenz.

(1869.)

Dieses dem würdigen Herren Van Zanten in London. — Graz, den neunzehnten Juni im Jahre des Heils neunundsechzig.

Wir haben die Ehr', Euch zu grüßen und Euch zu erinnern in Güte,
Nicht länger zu säumen mit Eurem Akzept unsrer Tratte,
Bevor Ihr dieselben Herrn Riburg in Wien remittieret;
Um was wir Euch bitten, wenn möglich, bis Ende des Monats.
Auch geben wir heute Aviso vom Wechsel auf Dutschka und Söhne,
Wie Not er gelitten, und wir ihn zur Ehr' Eures Giros,
Berechnend wohlweislich die Spesen, intervenierten.
Auch bringen wir Nota von Provision und Courtage;
Vom ersten einviertel Prozent, vom andern ein Drittel pro Mille!
Wir hoffen dafür zu erkennen uns baldigst im Kredit
Und uns in konformo das Kontokorrent zu ermitteln.
Zdekauers Söhne, die machen mit Glück jetzt in Knoppern,
Und ist ihnen wohl zu gewähren Kredit von Zweitausend!
Indem wir uns ferneren Aufträgen freundlich empfehlen,
Sind wir in Hochachtung                    Peter Rosegger und Söhne.

## Grabrede auf Napoleon III.

(1872.)

Der Napoleon ist tot? — das ist eine Red', tausendsapperlot! Eine solche Botschaft kommt nicht alle Tag, und daß ich dir's, lieber Sepp, nur sag': mich hat der Bot' von des Alten Tod in Wehmut gebracht. Freilich, wenn man's betracht', der Mann mit seinen inwendigen Kniffen und auswendigen Schliffen war Betrüger und Sieger und Held und Unterlieger. Räuber und Mörder ist er gewesen, in allen Zeitungen der Welt stand von ihm zu lesen. Alle Potentaten hat er geführt am Fädchen, alle Länder hat er bewegt durch geheime Rädchen. Da trat wie seinem berühmten Vetter das Gericht heran, und verdorben ist er im Ausland und im Bann.

Das ist der Weltgeschichte heiliger Gang, mit Stolz und Schimmer dauert es lang — aber nicht immer. Doch merke, Sepp, im Menschenleben muß es auch solche Käuze geben; sie sind der Sauerteig, ohne ihnen bliebe alles patzig und weich, sie sind das Werkzeug, das schiebt und zieht und treibt, auf daß die Maschine stets in Bewegung bleibt. Sie mag vorwärts brausen oder rückwärts fahren: Bewegung muß sein, soll nicht alles erstarren. — Keiner aber stellt sich selbst hinauf zur Zinne, zum tyrannisierenden Lebenslauf; jeder wird hinaufgestellt, von ihm, dem waltenden Geist der Welt. Und ist er oben, so muß er handeln nach Gesetzen, nach welchen die Sterne wandeln. Und hätte Gott mich oder dich zum Napoleon erdacht, wir hätten, ich wette, es just so gemacht.

Darum keine Feindschaft und keinen Groll; und das sei dir, Alter, unser letzter Zoll: Du hast deine Sendung erfüllt, nun fahre wohl!

Das „heilige Grab" ist aufgerichtet, von Lichtern umflimmert und von den schönsten, duftigen Blumen umblüht. Kinder und Erwachsene drängen sich ehrfurchtsvoll, neugierig oder andächtig heran und Betstunden werden gehalten, zu denen die Landleute aus den verschiedenen Gemeinden in Schöcken betend herzukommen.

Glockenklang tönt keiner, denn die Glocken sind am Gründonnerstag „fortg'flog'n" nach Rom und eine „Ratsch'n" ist ihre Stellvertreterin.

Am Karsamstag wird in der Kirche am Morgen das Feuer geweiht, und viele Buben mit einem an einer Schnur schwankenden, mit glimmenden Baummoder gefüllten Gefäß, ein Sackerl mit vorrätigem Brennstoff umgehängt, stellen sich zur Weihe ein, und darauf so schnell wie möglich, meist barfuß, eilen sie flüchtig auf allen Wegen dahin[1]). In die Häuser rennen sie, das Herdtürl machen sie auf, werfen mit hastigen Fingern einige Stücklein Glut hinein, nehmen munter eine Gabe dafür in Empfang — einige Kreuzer, ein rotes Ei oder ein Stücklein Weißbrot — und schon wieder eilen sie auf flüchtigen Sohlen fort, einer schneller wie der andere, und eine Rauchwolke mit ihnen.

In den Häusern, wo sie kamen und gingen, liegt der Duft des Rauches, der „Weichg'ruch", und ein anheimelndes Gefühl scheint ihm zu entströmen.

Später bringt man wohl auch ein Flascherl voll frischgeweihtes „Taufwasser" heim; — am Nachmittage des Karsamstags aber rüstet sich groß und klein zu einem Freudenfest, zur „Auferstehung".

Insbesonders die Kinderwelt ist es, die sich schon die ganze Zeit über auf diese Stunden freut, und um der Kinder willen freuen sich die Erwachsenen. Da gibt es neue G'wandl im Haus, neue Schuhe, die mit ihrem Chagrinleder gar so „österlich" duften — lichte Kleiderl, saubere Schürzel.

Angetan mit all der kindlichen Herrlichkeit gehen die Kleinen dann an der Hand und an der Seite der Eltern oder Anverwandten oder gutmütiger Dienstboten im Sonnenglanz ihre Wege und Straßen dahin. Da schimmert es von freundlichem Rosa und lichtem Blau, von Weiß und prangendem Rot und von glückseligen Kindergesichtern.

„Wer selber kein Kind hat, der nimmt sich eins z'leih[2]), sagt man, aber auch die alten und jungen Leute, die ohne kleine Begleitung gehen, freuen sich des harmlosen Glückes.

Und bei der Auferstehung ist es so schön, wenn der Ruf erklingt: „Der Heiland ist erstanden, Alleluja" — wenn unterm „Himmel"[3])

---

[1]) Alle Buben freilich sind nicht brav. Manche warten draußen auf freiem Felde und wenn sie die „Weichfeuertrager" in der Ferne kommen sehen, laufen sie den Braven voran um als erste die meisten Gaben zu kriegen.

[2]) Borgt sich eins aus. [3]) Baldachin.

Bänke, auf allen Zäunen hängt „Bettg'wand" (Bettzeug) und überall weiße und farbige Wäsche.

Kinderkleider, Kittel und Schürzen und Männerhemden werden gestärkt und gebügelt; das „Altarl" im Zimmer erhält ein frisches Tüchlein oder verziertes und ausgeschnittenes „Altarlparpier" und frischfarbige Blumenbüsche als Schmuck.

Im Garten wird Ordnung gemacht, ums Haus herum wird aufgerecht, Hof und Gasse gekehrt und zufrieden sagt dann wohl ein alter Knecht: „Hiazt schaut's aus, als wenn ein Herr beim Haus wär'."

Unterschiedliche Leute, die es nicht so g'nötig haben, gehen wohl auch in die Kirche, wo es in diesen Tagen verschiedene seltsame Zeremonien und gottesdienstliche Gebräuche gibt, und viele Menschen halten es auch für ihre Pflicht, vor Ostern noch zur Beicht und Kommunion zu gehen, auf daß nicht nur die Häuser, sondern auch die Herzen gereinigt seien. Auch solche, die sonst das ganze Jahr hindurch sich nicht leicht dazu bringen lassen, insbesonders junge Burschen und etwas lustige Dirnen, stellen sich um die österliche Zeit beim Beichtstuhl ein in langen Reihen. Viele freilich sparen sich das Beichten so lang wie möglich auf die ersten Wochen nach Ostern, denn eine scherzende Rede sagt, das Beichtengeh'n und Roßbeschlag'nlass'n sei den Knechten ihre härteste Arbeit; anderseits meint man, wer erst in der letzten, nämlich vierten Woche nach Ostern beichten geht, der geht mit den Roßdieben. Mancher sagt lachend: „Stehl'n und raub'n tu' ih nit; umbracht[1]) hab' ih ah nieamd[2]), — was soll ih denn beicht'n?"

Schließlich aber findet auch von den jungen, ländlichen Leuten noch fast jedes den Weg zum Beichtstuhl und mit dem Beichtzettel in den Händen oder im Büchel oder mit mehr oder weniger guten Vorsätzen treten sie dann zum Tisch des Herrn und wieder in die arbeits- und versuchungsreiche Welt hinaus.

In den letzten Tagen der Karwoche gibt es insbesonders für die Hausmutter noch besondere Arbeiten, wie Gugelhupf- und Krapfenbacken, Weihfleischsieden und Eierfärben und wohl für alle Hände reicht das Schaffen aus, so zwar, daß selbst am Karfreitag die gröbsten Arbeiten verrichtet werden, weil leider die katholische Kirche außer Fasten und freiwilligem Kirchengehen keine besondere Heiligung des Erlösungstages gebietet.

Nur in der Erde wird Freitag und Samstag nichts gearbeitet, solang „unser Hergott im Grab liegt", sagen die Leute. Denn am Karfreitag zwischen acht und neun Uhr vormittags wird in der Kirche die Erinnerung an die Kreuzigung und Grablegung des Erlösers gefeiert.

[1]) Ums Leben gebracht. — [2]) Niemanden,

„Der Stein ist weg,
Das Grab ist leer;
Der Tod hat keinen Stachel mehr, Alleluja!

Im Tale graut der Morgen. Ein kühler Luftzug weht, Pöller krachen — in der Ferne verglühen Osterfeuer — Auferstehung.

### Ostertag.

Beim Bauernhaus daheim kracht auch ein Schuß. Der Knecht hat damit die Leute aufgeweckt, oder wenn die junge Magd mit dem weißverhüllten „Weichkorb" das Haus verläßt, schießt man ihr aus einer Pistole nach, in den dämmernden Ostermorgen hinein.

Überall krachen wieder Schüsse — über die Hügel her donnert und schüttert es, eine unendliche Osterfreude breitet sich mit dem jungen Tage aus.

Mit Körben an den Armen, gefüllt mit Weißbrot, Fleisch, Eiern und Kren, gehen die Leute — Hausmutter oder Mädchen, meistens aber die Männer selber — der Kirche zu, zur Weihe.

Nach dem Gottesdienst, bei dem alle Lichter brennen und die Altäre im österlich weißen Blumenschmucke schimmern, gehen die Leute so schnell wie möglich heim, und es ist Sitte, daß jedes Hausmitglied ein Stücklein geweihtes Fleisch, Kren, Weißbrot und einige rote Eier bekommt.

Wer nicht früh zum Kirchengottesdienste ging, der geht spät und die schmuckſten Kleider, lichte Seiden- oder Kaschmirtüchel und die feinsten Schuhe haben die jungen Dirndln an, sowie die Hausfrauen meistens das in Ehren gehaltene Brautkleid.

Die Burschen und Männer tragen dunkle oder lichte Tuchanzüge und wird besonders gerne ein neuer Hut zu Ostern gekauft.

So wohnen sie dem Gottesdienste bei, so freuen sie sich des Wortes: „Er ist auferstanden" und so ist alles zusammen froh und osterglücklich und munter plauternd wandern die Leute nach der „Kirch'n"[1]) wieder zeitlich heimwärts.

Eilig wird die Stall- und Hausausarbeit verrichtet, früher wie sonst geht man zum Essen und nach demselben „auf die Grüan" (Grün). Zu diesem Vorhaben hat der Hausvater schon vorher den am Palmsonntag geweihten „Palmbusch'n" aufgelöst und teilweise die Zweige zu Kreuzlein geformt. Diese Kreuzlein nehmen die Hausleut und ein Schalerl voll Weihwasser samt einem Buchsbaumzweig, und so, leise betend, die Männer mit entblößtem Haupt, gehen sie auf die Felder hinaus.[2])

[1]) Nach dem Kirchgang.

[2]) Es herrscht teilweise der Glaube, daß diejenigen, die zuerst auf die „Grüan" gehen, auch als erste ernten.

die Geistlichen in schimmernden Gewändern mit dem hochwürdigsten Gute durch die Gassen zieh'n und die Menschenscharen mit ihnen — die Vereine mit Ehrenabzeichen — die Jungfrauen in weißen Kleidern mit Kränzlein im Haar und brennenden Kerzen in Händen — wenn die Musik erklingt und die Glocken läuten — wenn auf dem Berg die Pöller dröhnen und weithin die Luft erschüttern — wenn die Menschen vor der Brotgestalt in die Knie sinken und in der Kirche dann der Hochgesang ertönt:

„Großer Gott wir loben Dich!
Herr, wir preisen Deine Stärke;
Vor Dir neigt die Erde sich
Und bewundert Deine Werke."

Der ganze Jubel schönheitsfroher, gläubiger Menschenkinder klopft da in den Herzen und schimmert auf den Gesichtern der Großen und Kleinen, Jungen und Alten.

Und mit harmloser Freude wird dann auch ein wenig „eingekehrt", insbesonders im Methaus, wo es für die Kinder süßen Trank und Lebzelt gibt.

Frühzeitig aber geht darauf alles heim und frühzeitig wird die Hausarbeit verrichtet, und wenn auch die Nacht liegt mit ihren Wolken oder ihren Sternen, dann flammen nacheinander die Osterfeier auf.

Auf Bergen und im Tal glühen sie empor zum nächtigen Himmel; ein frohes Plaudern ist dabei — ein andächtiges Schauen, wie die Flammenzungen lecken und zischeln, wie die Funkengarben in der Nacht versprüh'n — wie es saust und braust in der lodernden Flut, bis alles in Kohle und Asche und schimmernde Glut zerfällt.

Schöne Osterfeuer in Kreuzform, Kienleuchten, die sich lange Stunden brennend halten, richten die Burschen auf der Hügellehne, nahe der waldigen Höhe, auf; Lieder klingen, heimatliche Gesänge — Pöller dröhnen weit hin über Berg und Tal, und die Buben laden Pistolen und schießen beim Osterfeuer immer wieder — „Bum — Bum".

Freudenfeuer — Freudenschüsse — Freudengesänge — die ganze Welt scheint zu jubeln in so einer herrlichen, frühlingslauen Osternacht. — Spät kommt man ins Bett.

Um Mitternacht gehen verschiedene Scharen betend und singend von Station zu Station den „Kalvarienberg" hinauf. Die Kirche droben ist beleuchtet; mit vielen Lichtern ums Portal schimmert sie den Kommenden entgegen. Lichter brennen bei den Stationen mit den Leidensbildern und bei der Grotte, wo weinend der steinerne Petrus sitzt und der krähende Hahn.

In der Kirche ragen die Kreuzholze der Schächer und des Erlösers mit den reglosen Gestalten. Traurige Lieder erklingen und Gebete, bis plötzlich der Sang ertönt:

Fastenzeit ertönen in verschiedenen Wirtshäusern am Nachmittag und Abend „Blechmusi“ oder „Harmoni“.[1])

Da wird dann getanzt und getrunken, gejauchzt und gesungen und in vielen Fällen gestritten und gerauft.

Der Wein macht die jungen Leute verrückt. Sie trinken viel. Dann werden sie beim Klange der heimischen Musikweisen leichtsinnig und liebesselig, und wenn sie immer wieder trinken, werden sie „groß und stark.“

„Hab ih dih beleidigt?“ schreien sie einander an. — Ein wüstes Geschrei und Gejohle — oftmals handelt es sich um eine Tänzerin und so suchen die Dirnen die Tobenden zu beruhigen.

Manchmal gelingt's, oftmals aber, aus was immer für einer Ursache, schlagen sie mit Fäusten, Stühlen, Flaschen auf einander los, oder ein Verwegener zieht wohl gar das Messer.

Zuweilen gibt es ein Nachspiel bei Gericht, meist aber gleichen sich die Leute wieder aus und, kaum daß Streiten und Schreien verklungen ist, tönt wieder Jauchzen und Singen.

Eine andere Gelegenheit zum Lustigsein bringt um Ostern herum die „Stellung“ oder Assentierung. Da ziehen die Burschen mit bunten Buschen und flatternden Bändern an den Hüten, jauchzend und singend, tanzend und springend, meist beim Klange einer Ziehharmoni ihrer Wege.

Beim Heimkehren sind die Hüte der nicht Verbliebenen ihres Schmuckes beraubt und dafür die der Tauglichen überreich geziert.

„Uns hab'ns g'halt'n“, singen die Burschen und dann jauchzen und jubeln sie: „Juh, juh — hois, hois!“

Beim Klange der Musik vergessen sie den Ernst des Geschickes und viele diesem Geschicke geltende Liebestränen.

## Ein steirischer Volksdichter in der Kutte.

Der steirische Volksschriftsteller Fridolin vom Freithal (Dechant Jakob Simbürger) 1832 bis 1903. Für seine zahlreichen Freunde geschrieben von **Josef Steiner-Wischenbart.** Mit 8 Illustrationen. (Graz. Verlagsbuchhandlung „Styria“.)

Diese sehr fleißig und geschickt verfaßte und zusammengestellte Lebensbeschreibung hat mich aus mehrfachen Gründen angemutet. Es ist die, wenn auch freilich nur andeutungsweise Darstellung eines katholischen Priesterlebens auf dem Lande, wie ein solches ja in seinem Äußeren nicht viel Seltsames aufweist, um so reicher aber in seiner Innerlichkeit ist. Es ist der Typus eines braven, überzeugten Landgeistlichen. Jakob Simbürger entstammt einem Bauerngeschlechte der alten deutschen Gebirgsansiedlung

[1]) Blasmusik oder Ziehharmonikaspiel.

Die Kreuzlein werden in die Erde gesteckt und mit Weihwasser wird über das Feld „gesprengt" (gespritzt). Andächtig sind die Leute bei dieser Segnung, und lustig ist es auch beim Hinwandern durch die jung ergrünenden Fluren.

Beim Heimkehren schießen die Buben wieder Pistolen ab; dann rastet jung und alt im Sonnenschein, plaudernd mit den Nachbarn oder daheim vorm Haus. Die Kinder kommen mit roten Eiern, richten sich aus breiten Spänen oder einer Baumrinde eine „Oascheib" (Eierscheibe, Rinne) auf und lassen nach einander ihre roten Eier auf den Rasen hinunterrollen. Wessen Ei ein anderes „anpeckerlt" (anpickt), der ist der Gewinner.

Rote Eier gibt es an diesem Tage in allen Händen. Die Hausleute bekommen sie von der Frau, die Kinder von der Mutter und hauptsächlich von den „Göden" und „Godeln", den Taufpaten, die sich zu Ostern mit Krapfen, Weißbrot, Eiern und in vielen Fällen auch mit neuen Gewanderln bei ihren Taufkindern einstellen.

Junge Leute, die sich gerne sehen oder necken, betteln einander an um ein rotes Ei, und der Erhalt eines solchen gilt als Gunstbezeugung. Vielfach schreibt man auf solche Andenken-Eier auch mittelst Scheidewasser irgend einen Spruch, einen Namen, oder man legt ein rotes Ei in einen Ameisenhaufen, auf daß es die erregten Tiere überlaufen und „malen".

Auch andersfarbige Eier haben sich teilweise eingebürgert, aber nicht sehr zahlreich. Beliebt und heimisch ist das rote Ei geblieben, doch vom Osterhasen weiß man nichts.

Kleinen Kindern sagt man, daß die roten Eier auf einem Baume, in einem tiefen Graben wachsen — Große neckt man mit der Red', daß „heuer das Rote-Eierfärben verboten ist", worauf die Gescheiteren lachend erwidern: „Ja, die rot'n — aber die weißen darf man färben."

Wer am Ostersonntag Befreundetes oder Bekanntes auf Besuch kommt, dem wird mit „Aufgeschnittenem" — Fleisch, Weißbrot, Gugelhupf, Eier und Kren „aufgewartet" [1]) und ebenso am Ostermontag.

Im Übrigen gilt aber dieser Ostermontag recht als weltlicher Freudentag. Wohl geht man vormittags fleißig in die Kirche und wohl ist es schön, wenn das jubelnd gesungene Auferstehungslied erklingt „Der Heiland ist erstanden" — aber der Nachmittag gehört der heiteren Freude.

Ein Ausweg im Sonnenschein, insbesonders mit den „kleinen Leuten", ist als harmloses Glück ersehnt. Auch einsamere Menschenkinder gehen wohl „ebenaus", wie man scherzend sagt bei der Erinnerung an das Evangelium, von den zwei Jüngern, die nach „Emaus" gingen.

Für die jungen Leute aber, die gerne lustig sind, bringt der Ostermontag schon ein großes Glück, denn das erstemal nach der langen

[1]) Bewirtet.

Schon während der letzten Ölung rief der Kranke die Gerichtsdienersfrau herbei und verlangte „Schlaftrunk“, wie er den Branntwein nannte. Simbürger (Fridolin) blieb bei ihm, bis er verschied. Es glaubte der Priester, ein so alter Greis würde im Tode sanft einschlafen können; aber es kam anders. Als der greise Häftling in die letzten Züge fiel, wurde er von einem gräßlichen Krampf erfaßt. In der Brust krachte es, als wenn die Rippen gebrochen worden wären, dann zog es ihm die Kinnspitze bis zur Nasenspitze empor und hierauf wieder auseinander und die Mundwinkel bis fast zu den Ohren zurück. Zugleich stieß er einen lauten Schrei aus und es ergoß sich aus seinem Munde über die nackte Brust herab eine Menge zersetztes Blut.

Nicht viel freundlicher war das Sterben einer Person, die durch lange Krankheit ganz ausgedorrt war. Eine lange Zeit knarrte ihr Mund bei jedem Atemzug wie dürres Leder, so daß ihre Angehörigen vor Schauder alle das Zimmer verließen und Fridolin allein bei der Kranken war. Auf einmal senkte sich ihr Mund bis zur Brust herab und ihre Augen starrten glanzlos zur Decke empor. So verblieb sie — sie war tot.

Übel erging es dem Kaplan einmal, als er einer Wahnsinnigen die letzte Ölung reichte. Als er ihr die Füße salbte, schlug sie ihm mit solcher Gewalt auf den Rücken, daß er mehrere Tage lang Schmerzen fühlte.

In einer Nacht versah er eine typhuskranke Magd, in deren Zimmer noch eine andere Typhuskranke lag. Die Betten standen wegen der Enge des Zimmers so nahe, daß der Kaplan fast an beide Betten anstreifen mußte, wenn er durchging. Während er das heilige Sakrament bei einer spendete, röchelte die andere im Tode und zeigte ihrer Kameradin den Weg auf den Friedhof. Als Fridolin nach diesem Versehgange vom Schlafe erwachte, war er ganz schweißbedeckt und es hatte diese Ausdünstung den Geruch, den er bei den Typhuskranken wahrnahm. Diese Selbstreinigung der Natur nach Versehgängen gewahrte er öfters.

Die übelste Ausdünstung fand Fridolin bei einem Manne, der tatsächlich bei lebendem Leibe — verfaulte. Bei der Kommunion dieses Ärmsten war sein Mund nur als eine faulende Höhle zu sehen; Zunge war gleichsam keine vorhanden und es mußte die heilige Wegzehrung mit Wasser auf einem Löffel gereicht werden.

Nicht viel weniger grauenhaft war die Krankheit eines Mannes, der am sogenannten Brande der Alten starb. Seine ganze Haut war wie gebraten und rauschte wie eine getrocknete Rindsblase.

Einer hatte die Phantasie, er stecke in einem engen, glühenden Ofen und bat flehentlichst, man möchte ihn doch aus demselben herausziehen oder schäffelweise Wasser über ihn gießen. Einer phantasierte, es

in Pusterwald. Er studierte in Graz, war Kaplan in Oberzeiring, in Lassing, Irdning, Donnersbachau, Wörschach, Liezen, Maria-Kumitz und zuletzt Dechant in Schöder. Er war ein großer Natur- und Volksfreund, förderte überall das kirchliche Leben und trieb tapfer Politik. Die Auffassung und der tiefere Einblick in ein solches Menschenleben und seine dem Laien zumeist verhüllten Beweggründe wäre an und für sich interessant, auch wenn es nicht noch etwas besonderes auf sich hätte. Dieses Besonderen wegen ist das Büchlein geschrieben worden. Jakob Simbürger war Volksschriftsteller und Dichter. Er hatte als solcher sich den Namen Fridolin vom Freithal beigelegt. Seine Erzählungen, die fast nur in katholischen Blättern und Volksbüchern Steiermarks veröffentlicht wurden, verdienten eine weitere Verbreitung. „Katharina von Erlenbrunnen", „Das Hochgericht im Birkachwald", „Das Kohlröslein beim Ödensee", „Vater Martins Heimgang", „Bader Heinrich", „Das Vermächtnis des Einlegers" sind kernige, oft lebenswahre Heimatsgeschichten und Gestalten, stellenweise voll romantischer Poesie, stellenweise von einem derben Erdgeruch, der an Jeremias Gotthelf erinnert. Am liebsten ist dieser Schriftsteller mir dort, wo er aus seinem eigenen Leben, von seiner schönen Kindheit und Bergheimat erzählt. Aber auch aus der Priesterzeit hat er Erlebnisse aufgezeichnet, die uns einen Blick in den Ernst dieses Berufes tun lassen. So spricht er von seinen Versehgängen in Oberzeiring.

Da mußte er einmal zur Mitternachtszeit eine verwitwete Bäuerin weit drinnen in einem Graben und wieder ziemlich hoch auf einem Berge versehen. Als er mit ihr allein im Krankenzimmer war, gab sie vor, sie sehe ihren verstorbenen Mann neben dem Bette stehen. Der Kaplan wollte ihr dieses als eine leere Phantasie oder Sinnestäuschung ausreden, aber es half nichts. Sie wurde durch seinen Unglauben ganz verstimmt, denn sie sehe zu deutlich. Er mußte sie bei ihrer Meinung lassen und sie richtete dann auf eine ganz unheimliche Weise ihr Tun und Reden so ein, als wäre ihr verstorbener Mann von allem Zeuge. Als der Kaplan wieder nach Hause ging und über den Berg hinunterstieg, glitschte der Mesner plötzlich aus und es verlosch das Licht. Die Zündhölzchen waren naß und brannten nicht. Ohne Licht mußten die beiden nächtlichen Wanderer, welche ziemlich unbekannt mit der Gegend waren, im Gehölz und auf schlüpfrigen Wiesen herumtappen, bis sie in die Talsohle zum Stege hinabkamen, der über den tiefen Bach zur Straße führte. Da der Weg sehr schmal und die Nacht stockfinster war, mußten sie, um nicht in den reißenden Bach zu stürzen, kriechend übersetzen, wobei sie vom hochaufspritzenden Wassergischt nicht wenig befeuchtet wurden. Das war ein düsterer Versehgang!

Nicht weniger unfreundlich kam es ihm vor, als er einmal einem mehr als neunzigjährigen Greis im Arreste die Sterbesakramente reichte.

# Das Testament des Papstes.

Von **Hans Ludwig.**

Der Papst stirbt!

Im Petersdome liegen Tausende Tag und Nacht auf den Knien und flehen um Genesung für den Herrscher der Katholiken, aus allen Kirchen und Kapellen der Welt steigen Bittgebete zum Himmel: „Herr, erhalte uns Deinen Stellvertreter!", von allen Höfen, von Kaisern und Königen, vom irrgläubigen Zar, von Mohameds Nachfolger laufen täglich Genesungswünsche ein, selbst der Sonnensohn der Mitte läßt fragen, wie es seinem Herrn Bruder gehe . . . .

Zu Millionen bitten sie zu Gott, dem Herrn — der Papst stirbt.

Leise röchelnd liegt Sixtus in seinem Bette, Decke und Decke lasten auf dem kleinen hageren Manne und doch rüttelt der kalte Fieberschauer an dem abgezehrten Greisenkörper.

Draußen brennt die glühende Julisonne auf die Loggien, aber kein Strahl des blendenden Lichtes darf in das Krankenzimmer; dunkle Vorhänge decken die Rundbogenfenster.

Der Papst stirbt!

Es muß ja wohl wahr sein, denn der Leibarzt kommt vom Lager des großen Sixtus und flüstert's den im Vorsaale harrenden Kardinälen zu; so lange gab er Hoffnung!

Ein Gesumme erhebt sich in den Reihen der hohen Würdenträger, wie es aus einer Bienenschar brummt, wenn sie schwärmt.

Lange, hagere Erzpriester mit Hakennasen und Vogelaugen schwingen im Eifer die Arme und flüstern . . . .

„Pst — der Papst stirbt . . !"

Und sie knicken in sich zusammen; andere Purpurträger lassen Rosenkränze durch die Finger gleiten und die Lippen murmeln: „pater noster . . . amen."

Im Gemache des Oberhirten wartet der ehrwürdige Camerlengo, starr blickt er auf das eingefallene Gesicht des Sterbenden mit den tausend Runzeln, der geraden spitzen Nase und dem halboffenen, zahnlosen Mund, der sich zitternd bewegt. Der Kardinal kniet nieder, vielleicht hat papa noch etwas zu sagen — leise nur hört er das abgebrochene Stammeln einer brechenden Stimme: „oremus . . . oremus . . . ." Von den weißlichen, blutleeren Lippen schaut der alte, treue Camerlengo auf die in den Deckenflocken zerrenden, abgemagerten Hände, an einem Finger hängt lose baumelnd der Fischerring, dann ein Blick auf die dreifache Krone unter der Glashülle; der Papst verlangte nach ihr . . . wer wird sie tragen?

hänge eine Glocke über ihm, welche schmelze, so daß die Metalltropfen auf seine Stirne herabfielen. So oft er glaubte, es sei wieder ein Tropfen auf ihn gefallen, griff er hastig auf die Stirne und schrie vor eingebildeten Schmerzen laut auf. Ratlos und weinend umstanden Weib und Kinder das Schmerzenslager des Typhuskranken."

Einmal kam er zu einer Magd, die ihr Krankenbett im Stalle hatte, wo der dampfende Atem der Kühe auf sie wehte. Fridolin selbst mußte acht haben, daß ihm nicht eine Kuh den Chorrock in ihr Maul zog. — Ein sterbenskranker Bettler wurde wegen seines Ungeziefers in der Tenne auf ein wenig Heu gelegt. Der Kaplan mußte, um sich mit ihm verständigen zu können, sich zu ihm auf den Boden hinlegen. —

Ein erfreulicherer Gegensatz zu diesen an Zola gemahnenden Schilderungen sind Simbürgers lebens- und naturfreudige Gedichte, deren Doppelgrundstimmung vielleicht am besten in seinem Vierzeiligen zusammenfaßbar ist:

„Olleweil a weni lusti sein,
Olleweil a weni beten;
Aft wern ma scho kriag'n,
Wos ma gern hätten."

Von einem Vergleiche Simbürgers etwa mit seinem geistlichen Heimats- und Sangesbruder Ottokar Kernstock kann allerdings keine Rede sein, da schon die Stoffe der beiden Poeten grundverschieden sind und bei Kernstocks größerem Talent eine hohe akademische Bildung zur künstlerischen Formvollendung führte, während Simbürgers Art eine rein volkstümliche geblieben ist.

Mich hat mein Lebensweg mit Simbürger, der vor nun kaum einem halben Jahre in Schöder gestorben ist, niemals zusammengeführt und ich glaube an diesem Manne etwas versäumt zu haben. Vor sechs Jahren, als ich auf einer Tauernpartie Schöder berührte, kam es mir bei, dem heimatlichen Sangesgenossen meine Aufwartung zu machen, habe es aber unterlassen. Damals war ich von klerikalen Blättern noch so zugerichtet, daß jeder Landpfarrer sich durch meinen Besuch kompromittiert halten mußte. — Nun, seit das hier besprochene Büchlein mich, wenn freilich zu spät, näher mit dem Manne bekannt gemacht hat, dünkt es mir, daß trotz mancher nicht aufzuhebender Meinungsverschiedenheiten, wir uns recht gut verstanden haben würden. Das Büchlein mutet gar heimatlich an, und mit der Wärme, mit der es ein Steirer geschrieben hat, wird es mancher Steirer lesen. R.

# Der stumme Büßer.[1])

Nach geschichtlicher Tatsache von Karl Krobath.

Wer ist der Fremde, der mit raschem Schritt
Hin zu des grauen Klosters Pforte tritt?
Ein reckenhafter Mann und ungebeugt,
Obgleich sein Haar das Weiß des Winters zeigt.

Die Hand so zart, der Arbeit ungewohnt,
Ein hoher Ernst auf seiner Stirne thront.
Im Auge brütet düst'rer Flammen Glut.
Der Mann scheint groß — ob böse nun, ob gut.

Kaum pochte er ans mächt'ge Klostertor,
Trat schon ein Mönch mit frommem Gruß hervor
Und redet ihn mit mildem Worte an;
Vergeblich — stumm verblieb der Pilgersmann.

Stumm reichte er dem Mönch ein Schreiben hin.
„Forscht nicht," stund da, „woher und wer ich bin.
Ich pilgerte von Rom, und ist's euch recht,
So nehmt mich auf als euern letzten Knecht."

Er wurde vor den greisen Abt geführt;
Der nahm ihn auf, vom Mitleid tief gerührt,
Ließ reichlich Speise bringen ihm und Trank —
Ein dumpfes Lallen war des Stummen Dank.

Dem neuen Knechte tat es keiner nach,
Der, ohne daß er je ein Wörtchen sprach,
Der Arbeit schwerste willig stets erwählt,
Um zu vergessen, was sein Herz gequält.

Kein friedlich Glück bot ihm die weite Welt,
Das seines Lebens Dunkelheit erhellt;
Nur eine Harfe, die er mitgebracht,
War die Gefährtin seiner stillen Nacht.

Wenn sanft der Abendaveruf verklang,
Im nahen Busch der Vogel nimmer sang,
Die Berge sich in letztes Rot getaucht
Und Friede sich auf die Natur gehaucht:

Dann stimmte er die Freundin hell und rein,
Manch Seufzen flocht er in das Spiel hinein
Und klagend tönte seiner Saiten Chor
Zum sternenreichen, blauen Dom empor.

Doch brausten stolze Harmonien oft,
So stolz wie das, was er dereinst erhofft,
Dann wieder huschte durch der Saiten Reih'n
Der fernen Zeiten gold'ner Widerschein.

Doch nun! Wie aus der Brust ein jäher Schrei
Klagt wild von Schuld die düst're Melodei;
Unheimlich tönt sie — schrill die Saite springt
Und in der Harfe Leib der Mißton klingt.

Nach solchem Spiele schlief der Knecht einst ein;
Da war es ihm, als strahle lichter Schein
Von einer Königskrone um sein Haupt,
Von jener Krone, die ihm Schuld geraubt.

So lebhaft war's, daß er zum Kopfe griff,
Als just der Hahn den jungen Tag ausrief.
Der Traum war Trug und das Erwachen bang,
Das Leid nahm seinen neuen Dornengang.

Neun Jahre floh'n. Da rief das Glöcklein aus,
Daß eine Seele floh ihr Erdenhaus.
Dem stummen Knechte, der mit mattem Fuß
Zur Kirche sich geschleppt, galt dieser Gruß.

Versammelt war der Mönche ernste Schar,
Man trug den Sterbenden vor den Altar;
Obwohl der Blick in Todesschauern brach,
Erschloß der stumme Mund sich nun und sprach:

„Lob sei dem Herrn, der neue Gnade gibt
Und selbst dem größten Sünder noch vergibt!
Bevor mein Auge sich im Tode schließt
Vernehmt die Schuld, ob der ich hier gebüßt."

Da er ihr Staunen sah, sprach er sodann:
„Verzeiht, daß ich so lang euch ließ im Wahn,
Daß stumm ich und geringen Standes bin —
Der Fürsten Purpurkleid war mir verlieh'n.

Ein Fürstenkleid, das mir kein Heil gebracht,
Das wilde Leidenschaft in mir entfacht.
Ich liebte Krieg, und meiner Pferde Huf
Zertrat die Wohlfahrt, die der Friede schuf.

Entweiht hab' ich der Menschen höchstes Gut
Und ausgesogen meines Volkes Blut;
Denn hört und wendet euch nicht ab in Graus:
Ich war der Polen König Boleslaus."

Nicht eines Wortes mächtig, regungslos
Die Brüder sah'n, wie seine Träne floß.
„O schaudert nur! Wißt ihr es doch gewiß
Warum dann meines Volkes Langmut riß.

Da Bischof Stanislaus mir widersprach,
Mit freiem Worte vorhielt meine Schmach,
Da wollte ich, in wildem Zorn entbrannt,
Ihn töten lassen durch des Mörders Hand.

---

1) In der Klosterkirche des Städtchens Ossiach in Kärnten befindet sich eine lateinische Inschrift, die lautet: „Boleslaus, rex Poloniae, occisor sancti Stanislai, episcopi Cracoviensis" — zu deutsch: „Boleslaus, König von Polen, Mörder des Bischofes Stanislaus von Krakau". Als Zeit der geschilderten Vorgänge sind die Jahre 1090 bis 1099 anzunehmen. Als im Jahre 1839 das Grab, das die sterblichen Überreste Boleslaus II. birgt, geöffnet wurde, fand man Gebeine, Nägel vom Sarge und eine Metallschließe, welche vom Pilgerkleide des königlichen Büßers herrühren dürfte.

In einer dunklen Ecke des Zimmers steht die große, verschlossene Kasse, dazu gab der kranke Pontifex seinem Vertreter die Schlüssel, nach seinem Tode zu öffnen!

Der große Sixtus muß ein gewaltiges Vermächtnis hinterlassen — er soll seinen Nachfolger frei ernannt haben; so sagen sie ....

Und neben dem schweren Schranke liegt eine kleine Silberkassette, in deren Deckel unbehilflich eine Jahreszahl eingeritzt ist; das Jahr der Priesterweihe des Oberhirten.

Wo ist der Schlüssel dazu? Niemand weiß es! Dort wird das Geheimste, Wichtigste liegen! Der Papst öffnet mühsam die glanzlosen Augen, die Hand mit dem Ringe tastet zum Halse ... Hilfsbereit beugt sich der Kämmerer nieder und sieht ein goldenes Schlüsselchen auf der Brust des Röchelnden, neben dem Diamantkreuze am blauen Bande.

Petris Nachfolger schließt wieder die müden Augen mit den trüben Pupillen ...

Seltener und seltener pfeifen die Atemzüge, schwächer und schwächer... Der Arzt wird gerufen und fühlt den Puls: „. eins .. zwei ... drei .... vier ..... fünf ..... fünf."

Befangen richtet sich der Doktor auf: „Seine Heiligkeit ist verschieden!"

Wie die Kardinäle die Nachricht hören, kommt Leben in die Schar — Mann für Mann treten sie zum Toten und küssen seine Hand; dann gehen sie — einige weinen. — Laut verkündet der Kardinaldiakon draußen dem aufgeregten Volke: „papa mortuus est." Bis zur Leiche tönt der Klang seiner durchdringenden Stimme ....

Dreimal schlägt der Kämmerer den silbernen Hammer an die Stirn des Sixtus: „Schläfst du, Luigi Casatti? Schläfst du, Luigi Casatti? Schläfst du, Luigi Casatti?" — Der schläft!

Der Papst ist tot — was hat er hinterlassen?

Schweizer besetzen die Eingänge, das Bronzetor wird geschlossen.

Die Papabili harren eifersüchtig in der sixtinischen Kapelle; zum Gebete fehlt die Sammlung.

Kardinalkämmerer, Pönitentiar und Vikar öffnen feierlich die eiserne Kasse des Verstorbenen — Bücher, Schriften, Anweisungen, Berichte; kein Testament.

Mit vor Aufregung zitternder Rechte löst der Camerlengo den Goldschlüssel vom Halse des Toten und schließt die Silberschatulle auf — das Gehäuse ist doppelt versperrt. Hier muß das Testament sein! Im gepolsterten Innern liegt eine verdorrte rote Rose, eine Locke blonden Frauenhaares, von einem schwarzen Bande geknüpft.

Ratlos starren Kämmerer und Großpönitentiar einander an ....

Fahrgeschwindigkeit die elektrische Betriebskraft nicht nur sich besser eignen, sondern voraussichtlich auch billiger werden. In dieser Erkenntnis beschäftigen sich jetzt namhafte Gelehrte und Techniker aller Länder mit der Ergründung der Bedingungen, die für die Schaffung eines sicheren Schnellbahnverkehrs zu erfüllen sind. Fast in allen Kulturstaaten haben sich für diesen Zweck, zum Teil unter Mitwirkung der Regierungen, besondere Studienkommissionen gebildet. Trotzdem deren Arbeiten noch bei weitem nicht abgeschlossen sind, hat man schon eine Menge Projekte elektrischer Fernbahnen auf dem Papier fertiggestellt. So sind namentlich in Italien Bestrebungen im Gange, nicht nur elektrische Fernbahnen zu bauen, sondern auch den elektrischen Betrieb auf allen Vollbahnen einzuführen. Man hofft dadurch die Schwierigkeiten zu beseitigen, die für den italienischen Bahnbetrieb durch die Beschaffung der Kohlen für die Lokomotiven erwachsen. In Belgien ist auf Anregung des Königs Leopold ein Plan für ein elektrisches Schnellbahnnetz ausgearbeitet worden, dessen Ausführung eine Milliarde Mark erfordern wird. Brüssel soll mit Ostende, Antwerpen und Paris verbunden werden und es soll die elektrische Schnellbahnfart Brüssel—Paris nur zwei Stunden beanspruchen. Frankreich will zunächst die Strecke Cannes—Mentone unter Benutzung einer in der Nähe von Nizza belegenen Wasserkraft für den elektrischen Schnellbahnverkehr nutzbar machen. In Schweden hat man infolge des geringen Ertrages der dortigen Steinkohlengruben und des Reichtums an natürlichen Wasserkräften, die für die Erzeugung des elektrischen Stromes nutzbar gemacht werden können, ebenfalls die Einführung des elektrischen Betriebes auf den dortigen Staatsbahnen in ernste Erwägung gezogen. Österreich will einen elektrischen Schnellbahnverkehr zwischen Wien und Preßburg, Rußland einen solchen zwischen Petersburg und Moskau, England zwischen Manchester und Liverpool einrichten. In Deutschland ist bereits ein Schnellbahnprojekt Berlin—Hamburg bis in die Einzelheiten ausgearbeitet; die 250 Kilometer lange Strecke soll in 1 $^{1}/_{4}$ Stunde zurückgelegt werden. Züge zu je drei Wagen sollen alle 6 Minuten in jeder Richtung fahren; der Fahrpreis für die einzelne Fahrt soll in der ersten Klasse 7·50 Mark, in der zweiten Klasse 5 Mark betragen.

Wenn auch die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen für die Ausführung dieser Projekte zur Zeit noch nicht ausreichend klargelegt sind, so lassen doch die mit dem regsten Eifer betriebenen Arbeiten der verschiedenen Studienkommissionen dies in Kürze erhoffen. Gegenwärtig erregen die von der deutschen Studiengesellschaft für elektrische Schnellbahnen in Berlin bekannt gegebenen Resultate der von ihr auf der Militäreisenbahn Berlin—Zossen längere Zeit ausgeführten Versuchsfahrten mit elektrischen Schnellbahnen in hohem Maße das Interesse der beteiligten Kreise des In- und Auslandes. Die von deutschen Elektrotechnikern seiner-

Doch niemand fand sich zu der Schreckenstat,
So viel ich Gold bot, drohte, sogar bat.
Das mehrte meinen Grimm, besinnungbar
Trat ich mit blankem Schwert vor den Altar.

Hoch hielt den gold'nen Kelch der Greis empor,
Da traf ich ihn — hell quoll sein Blut empor
Es rieselte an heil'ger Stätte fort,
Die ich entweiht durch grauenhaften Mord.

Empörung flammte auf im ganzen Land
Als diese arge Missetat bekannt.
Im Schutz der Nächte mußte ich entflieh'n,
Verzweifelnd, arm — ich wußte nicht, wohin.

Ich ging nach Rom. Als ich mich offenbart
Und strenger Büßung willig dort geharrt,
Da schickte man, ihr Brüder, mich hieher —
Ich wurde Knecht, kein Wörtchen sprach ich mehr.

Nun öffnet sich das Tor der Ewigkeit,
O seht — er naht im reichen Bischofskleid.
Er lächelt. Jene blut'ge Wunde schwand.
Vergebung! — O, er reicht mir seine Hand!"

Der königliche Büßer sank zurück,
Sein Auge strahlte brechend neues Glück.
Die Mönche knieten nieder, stimmten dann
Bewegt und ernst das „De profundis" an.

# Elektrische Schnellzüge.

Ein Blick auf den neuesten Stand des Eisenbahnwesens von **Otto Jentsch.**[1])

Abkürzung der Fahrzeiten und Vermehrung der Fernzüge ist jetzt die allgemeine Forderung der am Reiseverkehr beteiligten Kreise. Ob dieser Forderung in wirtschaftlicher Weise noch durch den Dampfbetrieb der Eisenbahnen genügt werden kann, oder ob sie nur durch den elektrischen Betrieb zu erfüllen sein wird, ist zur Zeit eine brennende Frage. Die Umwandlung des Dampfbetriebes großer Eisenbahnen in elektrischen Betrieb würde allerdings mit ganz erheblichen Kosten verknüpft sein, und es ist von vornherein einleuchtend, daß ein elektrischer Betrieb von langen, in großen Zeitintervallen verkehrenden Zügen nicht so wirtschaftlich sein kann wie der Dampfbetrieb. Andererseits bricht sich aber immer mehr die Anschauung Bahn, daß den Bedürfnissen des Fernverkehrs viel besser durch kurze Züge oder selbst durch einzelne Wagen genügt werden kann, wenn sie in schneller Folge verkehren. Ein solcher Schnellverkehr erfordert natürlich die Trennung des Personenfernverkehrs vom Personenlokalverkehr und vom Güterverkehr. Denn wenn man Geschwindigkeiten von 200 Kilometer und darüber hinaus erreichen will, so dürfen die Bahnstrecken nicht viele Zwischenstationen haben, und diese müssen weit auseinander liegen, insbesondere deshalb, weil bei solchen Geschwindigkeiten die lebendige Kraft der fahrenden Züge so groß wird, daß die Betriebskraft schon mehrere Kilometer vor den Haltepunkten abgestellt werden muß. Gleicherweise ist auch eine gewisse Anlaufszeit erforderlich; die volle Fahrgeschwindigkeit wird ebenfalls erst nach einigen Kilometern erreicht.

Da bei den Dampflokomotiven die Betriebskosten, insbesondere für Kohlenverbrauch, mit steigender Geschwindigkeit sehr anwachsen, so wird für eine schnelle Folge der Züge oder einzelnen Wagen mit großer

[1]) Aus „Unter dem Zeichen des Verkehrs" von Otto Jentsch. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.

verursachte seitliche Ausbiegungen und vertikale Durchbiegungen der Schienen, namentlich an den Schienenstößen.

Welche Wirkungen der Luftwiderstand bei den verschiedenen Fahrgeschwindigkeiten hat, konnte noch nicht mit genügender Sicherheit festgestellt werden. Man erkannte jedoch, daß die Form der Stirnwände der Schnellbahnwagen einen großen Einfluß auf den Luftwiderstand hat. Zur Feststellung dieses Einflusses sollen bei den späteren Versuchen Vorbauten verschiedener Art an den Stirnwänden der Wagen angebracht werden. Da ferner die Höchstgeschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde, für welche Leistung die elektrische Einrichtung im Kraftwerke und in den Wagen gebaut ist, noch nicht erreicht werden konnte, so ist es zwar zur Zeit auch noch nicht möglich, auf Grund der Versuche eine genaue Berechnung der Gesamtkosten eines elektrischen Schnellbahnbetriebes aufzustellen. —

Die Militäreisenbahn ist mit den gewöhnlichen optischen Einfahrtssignalen ausgerüstet und an den wenigen nicht übersichtlichen Stellen sind außerdem noch Vorsignale vorhanden, die sich gleichzeitig mit den Hauptsignalen einstellen. Bei den Versuchsfahrten stellte sich jedoch heraus, daß die Signale bereits bei Geschwindigkeiten von 120 Kilometer in der Stunde nicht mehr früh genug zu erkennen waren, um die Wagen rechtzeitig zum Halten zu bringen. Es ergab sich, daß bei 160 Kilometer Fahrgeschwindigkeit die Signale bereits 1·5 bis 2 Kilometer vor den Stationen aufgestellt werden müssen. Wird ferner in Betracht gezogen, daß die Signale bei Nebel und Regenwetter schlecht zu sehen sind, so erscheint es unbedingt notwendig, die Einrichtungen so zu treffen, daß im Wagen selbst optische Signale sichtbar werden und mit diesen gleichzeitig ein elektrisches Läutewerk in Tätigkeit gesetzt wird.

Infolge der sorgsamen Unterhaltung und Überwachung der Strecke und der vorzüglichen Bauart der Wagen und Stromleiter ist während der ganzen Versuchszeit kein Unfall bei den Fahrtteilnehmern und den auf der Strecke beschäftigten Arbeitern vorgekommen. Irgendwelche psychologische Einwirkungen der hohen Fahrgeschwindigkeit auf das Führerpersonal sind nicht bemerkt worden. Das Auge gewöhnte sich selbst bei Fahrten mit über 150 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde schnell daran, die Gegenstände zu erfassen; es konnten sogar die Nummern der Kilometersteine an den benachbarten Geleisen abgelesen werden.

Durch die Versuche kann schon jetzt als erwiesen angesehen werden, daß auf dem betretenen Wege mit sicherem Erfolge weiter gearbeitet werden kann und daß es gegenwärtig schon möglich ist, einem mit der doppelten Geschwindigkeit der jetzigen Schnellzüge fahrenden Zuge von einer festen Luftleitung aus die erforderliche elektrische Betriebskraft sicher zuzuführen.

zeit geschaffene Versuchsanlage Lauffen — Frankfurt zur Übertragung elektrischer Kraft auf weite Entfernungen hat die Grundlage für die gesamte elektrische Kraftübertragung in allen Ländern gegeben und die jetzt wiederum deutscherseits ausgeführten elektrischen Schnellbahnversuche dürften nach den bisherigen Ergebnissen ebenfalls vorbildlich werden für den gesamten elektrischen Fahrdienst.

Die Wagen sind Durchgangswagen für etwa 50 Personen und ihre Bauart ist so, daß sie nach Wegnahme der Strombügel ohne weiteres auf den zum Verein deutscher Eisenbahnverwaltungen gehörigen Bahnstrecken verkehren können. Zur besseren Überwindung des Luftwiderstandes sind die Wagen an den Stirnflächen mit Abschrägungen versehen; die Dachenden der Wagen sind haubenförmig nach abwärts gezogen. Die Wagenkasten ruhen auf zwei Drehgestellen, die zwei angetriebene und eine mittlere Laufachse besitzen; die Wagenräder haben einen Durchmesser von 1·25 Meter, was bei einer Geschwindigkeit von 200 Kilometer in der Stunde einer Umlaufszahl der Räder von rund 880 in der Minute entspricht. Für jede der vier Treibachsen ist ein Motor vorhanden, der eine durchschnittliche Leistung von 250 Pferdekräften entwickelt. Erforderlichenfalls muß aber jeder Motor das Dreifache leisten können.

Der Oberbau der Versuchsstrecke entspricht demjenigen der Geleise der älteren preußischen Staatsbahnen und ist nur für Höchstgeschwindigkeiten von 80 Kilometer in der Stunde berechnet. Es war daher von vornherein anzunehmen, daß er für Geschwindigkeiten bis zu 200 Kilometer nicht genügend widerstandsfähig sein würde. Da jedoch die Kosten für einen neuen, hinreichend starken Oberbau rund $^1/_2$ Million Mark betragen, so hat man von der Herstellung eines solchen zunächst abgesehen, um erst Erfahrungen zu sammeln, ob sich eine solche Ausgabe überhaupt lohnen würde.

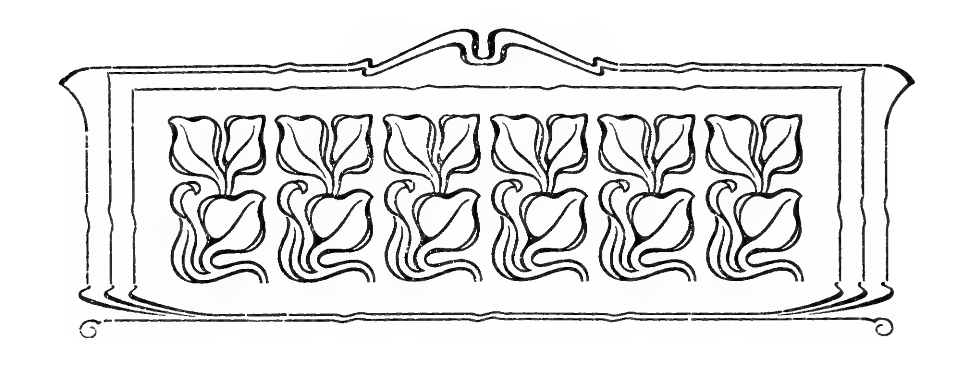
Die beiden Schnellbahnwagen haben während der Versuchsfahrten im ganzen 3000 Kilometer durchlaufen. Die ersten Fahrten fanden unter Vorspann einer Dampflokomotive statt, um die Wagen einzufahren; hierauf fuhren die elektrischen Wagen zunächst mit einer Geschwindigkeit von 60 Kilometer in der Stunde allein. Später wurde eine Höchstgeschwindigkeit von 100 Kilometer, dann eine solche von 130 Kilometer eingehalten. Die Versuche mit diesen Geschwindigkeiten dienten hauptsächlich zur Ermittlung der Zeiten und Wege, die für das Anfahren bis zur vollen Geschwindigkeit und gleicher Weise für das Anhalten der Wagen erforderlich sind.

Nachdem bei diesen Versuchen sich die Konstruktion beider Wagen in allen Teilen auf das vorzüglichste bewährt hatte, wurde noch zu Fahrgeschwindigkeiten von 135 bis 160 Kilometer übergegangen. Bei 140 Kilometer Geschwindigkeit in der Stunde ergaben sich jedoch unruhige Bewegungen im Laufe der Wagen; es trat das sogenannte Schlingern ein. Bei größeren Geschwindigkeiten nahm das Schlingern noch zu und

# Jena oder Sedan?!

So wollte ich mir doch auch einmal die beiden „Bücher der Saison" ansehen. „Briefe, die ihn nicht erreichten von Baronin Heyking". Was sage ich darüber? Eine geistreiche Frau, die Herzensangelegenheiten und Sonstiges in Briefen erzählt. Diese Briefe sind an einen Mann in fernem Osten gerichtet, dem sie zwar nachgeschickt werden, aber den sie nicht finden. Außer diesem traurigen Umstand, der schließlich auch nicht neu ist, hat das Buch nicht gerade viel Besonderheiten, ist ein schöngeistiges Frauenwerk, wie es deren unzählige gibt. Die Welt kommt damit nicht um einen halben Schritt weiter.

Wie ganz anders das zweite Buch der Saison: „Jena oder Sedan. Roman von Franz Adam Beyerlein." (Berlin. Deutsches Verlagshaus.) Jenes ist ein recht gutes Buch für Frauen, dieses ein noch viel besseres für Männer. Mit dem Roman „Jena oder Sedan" liefert der Verfasser eine Geistesschlacht gegen die Verzopfung und gegen noch Schlimmeres im Militarismus des Deutschen Reiches. Das ist die Tendenz, die aber diesmal das Kunstwerk nicht gerade wesentlich verdirbt. Es ist ein großartiges, überaus reiches Bild des Soldatenlebens im deutschen Heere. Soldatenleben im Frieden. Schlimmer wie das im Kriege! In der Diktion erinnert das Buch mich an Erckmann und Chatrian. Indes Beyerleins Lehrmeister ist Emil Zola, den er in der Größe der Anlage, in der Schilderung völlig erreicht, an Klarheit und künstlerischer Geschlossenheit weit übertrifft. Es ist ein Roman, der sich in seiner epischen Entwicklung und in der Ausgestaltung der Charaktere nicht minder Zeit läßt, und dabei kaum weniger glücklich ist, als etwa Gustav Freytag in seinem „Soll und Haben". Ich will mit dieser Beziehung auf die bedeutenden Vorbilder nicht etwa von einem Nachtreten reden; dieser Roman ist durchaus eigenartig, hat eine Unmenge von Situationen, die man in Romanen bisher nicht erlebte. Und es gibt in der deutschen Literatur nichts, das uns so genau mit der Soldatenwelt zur Friedenszeit bekannt machte, als dieses „Jena oder Sedan". Das Buch ist fragend wie sein Titel. Was wird bei solchen Zuständen des Heeres bevorstehen, Jena oder Sedan? Das Werk hat sozialdemokratische Färbung, ist aber nicht etwa eine gehässige Polemik gegen Bestehendes, sondern eine ernste, objektive Darstellung desselben. Die Tendenz drängt sich selbst auf. Eine große Anzahl köstlich geschilderter Personen, und zwar keine Romanfiguren, sondern Menschen, wirkliche deutsche Menschen, selbst in ihren besonderen Vorzügen wie Lastern und Niedrigkeiten durchaus glaubwürdig dargestellt. Die sympathischen Gestalten überwiegen und in ihrer Gesellschaft werden uns die 737 Druckseiten nicht langweilig, die zurückzulegen sind. Manchmal wirds allerdings arg bizarr. Aber ist nicht auch das Leben manchmal bizarr, gerade besonders auch dort, wo es gar würdevoll und pathetisch sein will? Trotz lustiger liebenswürdiger Leute begegnen wir im Buche wahren menschlichen Ungeheuern, Totschlägern, Mördern, Selbstmördern, aber alles aus den Ursachen des Lebens von heute heraus. Gerade wie bei Zola steht bei Beyerlein das Romantische knapp neben kraß Naturalistischem; dann das häufige Zurückkommen auf tendenziöse Abhandlungen ob Sedan, ob Jena — ja wahrscheinlich, eigentlich gewiß Jena! — verdirbt gegen Ende hin doch etwas den künstlerischen Eindruck. Ganz wie bei Zola. Endlich erinnert dieses Werk lebhaft an Suttners „Die Waffen nieder"; das sind Seitenstücke, die einander ersetzen, vervollständigen. — Die üblen, oft empörenden Zustände des deutschen Militärs haben wohl niemals einen empfindlicheren Nasenstüber erhalten, als durch dieses Buch, welches seit kaum einem Jahre seines Daseins bisher in 140.000 Exemplaren verbreitet worden ist! Das gibt schon eine Wirkung. Ich sage geradezu, dieses Buch bedeutet eine patriotische Tat.



# Kleine Laube.

## Der unzurechnungsfähige Prinz.

Neulich stand vor dem preußischen Kriegsgerichte Prinz Arenberg, angeklagt, daß er als Kommandant in der südwestafrikanischen Schutztruppe einen Eingeborenen, der ihm des Hochverrats verdächtig schien, auf die grausamste Weise ermordet habe. Die Anklage war durchaus gerechtfertigt, aber der Prinz wurde — freigesprochen. Und zwar wegen Unzurechnungsfähigkeit. Als Beweis dafür wurden von Zeugen folgende Stücklein aus seinem Leben vorgebracht:

Ein Stallmeister, der bei dem Vater des Prinzen in Belgien angestellt war, erzählte als Zeuge, daß der Prinz als achtjähriger Knabe öfter Fischen, die er gefangen, die Augen ausgestochen und den Bauch aufgeschnitten habe. Auch habe er Katzen, die er in Fallen gefangen hatte, die Pfoten abgeschnitten.

Einmal hatte die Mutter ihm einen kleinen französischen Seidenspitz geschenkt. Er hetzte einen anderen, bösartigen Hund auf das Tierchen und während die beiden Vierfüßler miteinander kämpften, biß der Prinz dem Seidenspitz den Schwanz ab. Seine Lehrer hat der Prinz geprügelt, so daß die meisten baldigst demissionierten.

Müden Kamelen, die sich am Boden niederkauerten, ließ er Feuer unter dem Schwanz anzünden, und wenn dann die Tiere wie von der Tarantel gestochen aufsprangen, freute sich der Prinz kindisch darüber.

Ein weiterer Zeuge erklärte, daß, wenn ein Ochse geschlagen wurde, der Prinz schnell herbeigekommen sei und sich über die Todeszuckungen des Tieres gefreut habe.

Aus diesem Falle geht die Lehre hervor, daß jeder Bösewicht womöglich recht viele Grausamkeiten an Tieren begehen soll, damit ihm Grausamkeit und Mord an Menschen begangen — freundlich entschuldigt werde. Wenn er dazu auch noch fleißig Kognak sauft und — Prinz ist, dann hat er immer den schönsten Anspruch auf das Asyl des Irrenhauses, um — dem Henker zu entwischen.

Wir hätten es unmaßgeblicherweise nur für wünschenswert gehalten, daß man dieses Herrn Unzurechnungsfähigkeit erkannt hätte, bevor man ihn zum Kommandanten gemacht hat. R.

warm bekennt (welcher Christ wäre **kein** Verehrer Mariens!), äußert sich in dieser Sache geradezu vernichtend über Liguori. Er sagt: Alfons von Liguori hat die Meinung und Absicht der Kirche Gottes gefälscht und diese in den Verdacht der Abgötterei gebracht; er hat tausende frommgläubiger Menschen betrogen, indem er sie, statt zur göttlichen Weisheit empor zu heben, zu Maria führte — so viel muß man blindem frommen Eifer und zügelloser Phantasie des verirrten religiösen Affektes verzeihen!

Hier folgen „Beispiele“ oder Erzählungen, mit denen Liguori seine Theologie belegt. Statt göttlicher Liebe und Gerechtigkeit führt darinnen seltsame, oft groteske Laune und Willkür das Szepter, und statt Jesus steht Maria im Mittelpunkt der Heilsökonomie!

Da verliert ein junger Mönch die Gnade des Klosterberufes, weil er in der Andacht zu Maria lauer wurde, verließ das Kloster, führte ein gottloses Leben, mietete ein Wirtshaus und ermordete und beraubte die Reisenden. Er wird gefangen und aufgeknüpft. Aber Maria bewirkte, daß er nicht starb, sie selbst löste ihn später vom Galgen und befahl ihm, ins Kloster zurückzukehren und Buße zu tun; wann er in ihrer Hand ein Blatt erblicken werde, wodurch ihm die Verzeihung seiner Sünden angezeigt werde, soll er sich zum Tode bereiten. Nach mehreren Jahren der Buße erblickte er in der Hand Mariens dieses Blatt; sogleich bereitete er sich zum Tode vor und starb heiligmäßig.

Einen Vogel hatte man die Worte sprechen gelehrt: Gegrüßt seist du, Maria. Als nun eines Tages ein Sperber auf denselben zufuhr, rief der kleine Vogel: Gegrüßt seist du, Maria! und der Sperber fiel tot zur Erde nieder.

Ein Priester ward zu einer kranken, armen Frau gerufen. Als er ins Zimmer eintrat, erblickte er einen hellen Glanz, und sah nahe beim Bette der Kranken die Mutter Gottes, welche sie tröstete und ihr den Todesschweiß von der Stirne trocknete. Er wagte nicht einzutreten; aber Maria winkte ihm und reichte ihm einen Stuhl, damit er sich setze und die Beichte ihrer Dienerin anhöre, worauf diese mit großer Andacht kommunizierte und in den Armen Marias ihren Geist aufgab.

Ein Edelmann, der Maria sehr verehrte und sogar nachts oft in ihrer Kapelle betete, sagte zu seiner Frau, die eifersüchtig fragte, ob er noch eine andere Frau liebe: „Ja, und zwar die liebenswürdigste von der Welt, ihr habe ich mein ganzes Herz geschenkt.“ Er meinte Maria. Seine Frau aber schnitt sich in einer Nacht, als er sie wieder verließ, um zu Maria zu beten, den Hals ab. Heimkehrend findet er das Bett voll Blut, seine Frau tot. Da geht er wieder in die Kapelle und fleht: „Bedenke, daß die Verehrung, die ich dir erweisen wollte, die Ursache des Todes und der ewigen Verdammnis meiner Frau ist.“ Da ruft ihn schon das Dienstmädchen, daß seine Frau nach ihm verlange; er kehrt zurück, sie fällt ihm zu Füßen und sagt: „Um deines Gebetes willen, lieber Mann, hat mich die Mutter Gottes von der Hölle befreit.“

Ein verarmter, junger Edelmann wird von seinem alten, bösen Diener, der ein Zauberer war, dem Teufel zugeführt, um ihn wieder reich zu machen. Der Teufel verlangt von ihm zuerst, daß er Gott verleugne. Der Jüngling schaudert zwar, tut es aber. Dies genügt aber noch nicht, fuhr der Teufel fort, du mußt auch Maria absagen, denn durch sie verlieren wir am meisten. Das tue ich nicht, sagte der Jüngling, meine Mutter verleugne ich nicht, auf sie setze ich alle meine Hoffnung; und er entfloh. Unterwegs betete er an einem Marienbilde, Maria möge ihm Verzeihung seiner Sünden erlangen. Sogleich bat Maria bei ihrem Sohne für den Unglücklichen, aber Jesus antwortete ihr: „Sieh, liebe Mutter, der Undankbare hat mich verleugnet.“ Da Maria aber nicht aufhörte zu bitten, sprach

Es ist eine Kassandrastimme, dieweilen ja der Staat besonders durch die moralischen Schäden seines Heeres — Sozialdemokraten macht. Aber das wäre noch nicht das schlimmste. — Mit wahrhafter Trauer habe ich das Buch aus der Hand gelegt. Alles ist zerstört und die Zerstörung des Vaterlandes in Sicht. Nur ein letzter tröstender Ausblick bleibt offen, der auf das — Kornfeld. Der heimkehrende Soldat, dessen Lebensfreude und Patriotismus während der Dienstzeit vernichtet worden ist, widersteht noch den Lockungen der Sozialdemokraten, tiefernst aber hoffend streut er als Bauer das Samenkorn aus über seine schwarze Erde. — Hier liegt die einzige Rettung. R.

# Ob wir nach Glückseligkeit trachten dürfen.

Antwort auf eine Zuschrift.

Nach Kants Weltanschauung — sagen Sie — soll der Mensch nicht nach absoluter Wahrheit und nicht nach persönlicher Glückseligkeit streben. Nun, das erstere begreift sich, weil ja absolute Wahrheit für uns nicht erreichbar ist. Nach persönlicher Glückseligkeit aber soll man meiner Meinung nach sehr entschieden streben. Wozu alle Tugendphilosophie, wenn sie nicht zu persönlicher Glückseligkeit führt? Es kommt nur darauf an, was man unter dieser Glückseligkeit versteht. Versteht man darunter rohe sinnliche Genüsse, Befriedigung der Selbstsucht, Leidenschaften und Eitelkeiten, dann fort damit. Versteht man aber unter persönlicher Glückseligkeit ein gutes Gewissen, den Frieden des Herzens, das Bewußtsein, stets zu allem Reinen, Liebreichen und Vollkommenen den guten Willen zu haben und nach Möglichkeit zu betätigen, dann ist diese persönliche Glückseligkeit jenes Himmelreich in uns, von dem Jesus spricht. Und *diese* Glückseligkeit wird wohl auch Kant als das Endziel aller Sitte und Tugend gelten lassen.

Wie es für den Menschen keine Wahrheit an sich geben kann (weil er das Ding an sich nicht kennt) so gibt es auch keine Tugend an sich, d. h. die an sich von Wert wäre. Wenn eine Tugend den Menschen nicht nützt, die Menschen nicht vollkommener und glücklicher machen kann, dann ist es eben keine Tugend. Gut ist nur das, was für das innere Glück des Einzelnen und näherhin für das seelische Gedeihen der Menschheit von Wert ist. *Das Bewußtsein seelischer Vollkommenheit ist Glückseligkeit*, und in diesem letzteren göttlichen Zielpunkte trifft sich die Ethik aller Weisen.

Wer die schwerzufassende Lehre Kants nicht in diesem Sinne deuten kann, der soll sie lieber gar nicht anrühren. R.

# Die Göttin Maria.

Über den vielumstrittenen Heiligen Alfons von Liguori haben wir nun auch das Urteil eines katholischen Priesters gehört. Nachdem dieser, Otto Sickenberger, in seinem Buche „Extremer Antiprotestantismus im katholischen Leben und Denken" dargetan, wie Liguori Bibelauszüge entstellt und willkürlich auslegt, um Maria zu einer Göttin zu machen, teilt er eine Reihe liguorianischer Mariensagen mit, die der Kirchenlehrer aufgeschrieben und verbreitet hat, wohl damit man sie buchstäblich glaube. Sickenberger, ein strenger Katholik, der sich selbst zur Marienverehrung

# Singvögel.

## Die Lerche.

Eines Ackers schneeverwehte
Furchen sah ich auf und nieder
Frühen Frühlings eine Lerche
Eilen, Sturm kraust' ihr Gefieder.

Bange schien mir, suchten, bange
Ihre Äuglein, was ihr fromme,
Wo nun wäre, was ihr fernher
Süß gerufen, daß sie komme?

Ich, im Herzen, selbst verzagte
An des kleinen Sängers Loose;
Doch sein kleines Herz war stärker
Als das meine, hoffnungslose.

In die Lüfte stieg sie jubelnd,
In den Sturm, der Furcht genesen —
Ob sie riefe: Sieh, hier bin ich,
Schöpfer, schütze deine Wesen.

Hermann Hango.

## Mein Mütterlein ist keine gnädige Frau.

Mein Mütterlein ist keine gnädige Frau
Und kleidet sich nicht nach der Mode
Und müßt' sie es tun, o, ich weiß es genau:
Sie grämte sich d'rüber zu Tode.

Ein einfaches Tüchel, ein einfaches Kleid,
So hat sie's von jeher gehalten.
Einst wollt' ich es ändern, da ward mir Bescheid:
„Ich bleibe am liebsten beim alten!"

Viel klang aus den einfachen Worten heraus:
Ein Bitten, ein Trotzen, ein Grämen.
Ich aber, ich ging in die Kammer hinaus.
Zu schmollen? O nein — mich zu schämen!

Der Kaiserin in ihrem Krönungsgeschmeid
Möcht' ich nun mein Mütterlein weisen.
Das einfache Tüchel, das einfache Kleid
Und das goldene Herz würd' ich preisen!

Franz Floth

## Daseinsfroh.

Ich trinke, Dasein, deinen Saft
Mit Lust aus vollen Bechern.
Ich lieb' die Tat vollbracht aus Kraft
Und helfe gern dem Schwächern.

Um Menschenhaß und Völkerstreit
Mag sich ein andrer kümmern.
Ich trage gern des Weisen Kleid
Und schlag' mich zu den Tümmern.

Ich geh' nicht vor und nicht zurück,
Nichts kann mein Werden hindern.
Ich freu' mich auf mein Greisenglück
Und freu mich mit den Kindern.

Vor keiner Schwelle halt' ich still,
Ich zieh' an keiner Schelle.
Und wenn ich einmal trinken will,
Trink ich gleich aus der Quelle.

Denn jeder sieht's durch andres Glas,
Der nichtig und der wichtig.
Und messe ich's mit meinem Maß,
Dann ist auch alles richtig.

Ich leb' mein Zeit und sing mein Lied,
Belach' mein Freud', bewein' mein Leid
Und bin so gern ein Bindeglied
Von Ewigkeit zu Ewigkeit.

Mit dem Stern im Licht gereift
Kreisen wir im Wollen.
Lebensprühend — totgeschleift,
Niemand in die Speichen greift,
Ist das Rad im Rollen.

Von des Lebens Widerstreit
Lasse dich nicht blenden.
Alles muß sich mit der Zeit
Im Gesetz der Ewigkeit
Lösen und vollenden.

Trinke Mensch die Sonnenpracht,
Laß dich nichts verdrießen.
Großes ist dir zugedacht,
Wenn sich einmal über Nacht
Deine Augen schließen.

Karl Bartes.

Jesus: „O meine Mutter, ich habe dir nie etwas verweigern können; also will ich auch diesem Jünglinge verzeihen.“ Ein Mitbürger, der das Vermögen des Jünglings an sich gebracht hatte, beobachtete, was in der Kirche vorging, und als er sah wie barmherzig Maria mit diesem Sünder verfuhr, gab er demselben seine Tochter zur Frau und machte ihn zum Erben.“

Eine Klosterfrau, Pförtnerin des Klosters, entflieht und führt ein schlechtes Leben. Weil sie aber bei der Flucht den Schlüssel der Klosterpforte vor einem Bilde Marias niedergelegt hat, nimmt Maria, um ihre Flucht zu verdecken, ihre Gestalt an und vertritt fünfzehn Jahre lang ihre Stelle im Kloster, bis die Entflohene reuig zurückkehrt.

Eine sündhafte Florentinerin, Benedikta, wird nach ihrer Bekehrung in ihrem Schmerz über die begangenen Sünden von Maria getröstet und dabei ermahnt, oft zu betrachten, wie viele um geringerer Sünden willen als jene, die sie begangen hätte, verdammt worden seien; dabei offenbart ihr Maria, daß ein Knabe von acht Jahren an demselben Tage um einer einzigen Sünde willen zur Hölle verdammt worden sei.

Ein skrupelloser Advokat, der nur das einzige Gute tat, daß er täglich ein Gebet zur Mutter Gottes verrichtete, hatte einen Affen bei sich, der ihn bediente. Als aber einst ein Pater bei ihm zu Tische saß, ward der Affe entlarvt und gestand, er sei der Teufel und warte nur darauf, daß jener Sünder es einmal unterlasse, sein Gebet zur Mutter Gottes zu verrichten; denn Gott habe ihm die Erlaubnis gegeben, das erstemal, wo jener dies Gebet unterlasse, ihn zu erwürgen und mit sich in die Hölle zu nehmen.

Eine Jungfrau in Aragonien, namens Alexandrina, liebten zwei Jünglinge und sie töteten einander im Duell. Die Eltern der Duellanten schlugen in ihrer Wut der Jungfrau den Kopf ab und warfen ihn in einen Brunnen. Einige Tage darnach kam der hl. Dominikus in der Nähe vorbei; da gab ihm Gott ein, sich dem Brunnen zu nähern und zu rufen: „Komme hervor, Alexandrina!“ Da erschien plötzlich der Kopf der ermordeten Jungfrau, legte sich auf den Rand des Brunnens und wünschte zu beichten. Der Heilige hörte die Beichte an und gab ihr die Kommunion. Auf seinen Befehl erzählte dann Alexandrinas Kopf der versammelten Menge, daß sie sich, als man ihr den Kopf abschlug, im Stande der Todsünde befand; daß aber Maria, weil sie täglich den Rosenkranz betete, ihr das Leben erhalten habe. Zwei Tage lang blieb der Kopf lebendig auf dem Brunnen stehen, worauf endlich die Seele sich von demselben trennte und ins Fegefeuer fuhr.

Ein Soldat hatte mit dem Teufel einen Vertrag geschlossen, ihm seine Frau zu übergeben. Als er sie an den ausgemachten Ort führte, kamen sie an einer Muttergotteskirche vorbei, in welcher die Frau einige Zeit beten wollte. Aber statt ihrer kam die Mutter Gottes aus der Kirche, die ihre Gestalt angenommen hatte, und ließ sich von dem Manne dem Teufel zuführen. Dieser erschien, rief aber sofort: „Du Schelm, was hast du getan, daß du mir statt deiner Frau meine größte Feindin herbeibringst?“, und kehrte auf Befehl Marias in die Hölle zurück.

Mehrere dieser Sagen sind ja recht poetisch, doch wenn man sie glauben wollte — wie Liguori verlangt — würde man an der Lehre Jesu Christi einen Frevel begehen, den die Kirche wohl selbst in strenger Stunde eine „Sünde gegen den heiligen Geist“ nennen müßte.

---

„Kurzschluß" gabs beim Militär noch ehe die — elektrische Beleuchtung eingeführt war.

*
* *

Herr X. will keine Vorhänge mehr in seiner Wohnung, denn er glaubt auf diese Weise am besten den „Gardinenpredigten" zu entgehen.

*
* *

Nicht: „Lange Haare — kurzer Verstand", wohl aber: „Lange Schleppe — kurzer Verstand" soll es heißen.

*
* *

Wenn ich einem rollenden Zuge nachblicke, so denke ich mir, der muß, dem Schicksal gleich, seinen vorgeschriebenen Weg gehen; und wenn er entgleist?!

*
* *

Der „Stundenplan" ist ein geistiger Speisezettel.

*
* *

Früher sagte man den Kindern: Denkt!
Heute sagt man ihnen: Schaut!

*
* *

Weil der Herrgott ein Mann ist, hat er alles zum Vorteile der Männer gemacht, klagt — eine Frau.

## Heimatschutz.

(Ein Aufruf an alle Deutschen.[1])

Heimatschutz fordern wir! — Einen fremden Eindringling zwar haben wir nicht zu befürchten, wohl aber die einheimischen Vandalen. Seit der Begründung des neuen Deutschen Reiches sind „deutsche Interessen", „vaterländische Bestrebungen" und ähnliche Schlagworte so sehr in aller Munde, wie bis zu jenem Zeitabschnitt kaum jemals zuvor; aber die Heimat selbst, unser deutsches Land, der Nährboden aller unserer Gesittung, sie darf ungescheut entehrt, beraubt, entstellt werden. Die Kulturvölker haben immer eine Ehre darin gesehen, das zu bewahren und zu erhalten, was edel geartete und feinsinnige Menschen bei ihnen geschaffen haben. Dem zuwider ist bei uns freilich schon in früheren Jahrhunderten durch Zerstören alter Bauwerke viel gesündigt worden. Aber das verschwindet völlig im Vergleich zu dem, was heute geschieht. Ja, die Verwüstungen des dreißigjährigen Krieges haben nicht so verheerend gewirkt, so gründlich in Stadt und Land mit dem Erbe der Vergangenheit aufgeräumt, wie die Übergriffe des modernen Lebens mit seiner rücksichtslos einseitigen Verfolgung praktischer Zwecke. Und hier handelt es sich nicht mehr allein um die Zerstörung von Menschenwerk, sondern eben so sehr um die brutalsten Eingriffe in das Leben und Gebilde der Natur. Heide und Anger, Moor und Wiese, Busch und Hecke verschwinden, wo irgend ihr Vorhandensein mit einem sogenannten rationellen Nutzungsprinzip in Widerstreit gerät. Und mit ihnen verschwindet eine ebenso eigenartige als poetische Tier- und niedere Pflanzenwelt. In der Forstwirtschaft gilt trotz der einsichtsvollen Gegenstrebungen nicht weniger Fachmänner vielfach ausschließlich der Gesichtspunkt, hohe Erträge zu erzielen. Namentlich in Gemeindewaldungen und Privatforsten wird nur allzu oft jede ideale Rücksicht beiseite geschoben. Selbst die Kuppen unserer Berge, welche die Linien

[1]) Siehe „Heimgarten", 27. Jahrg., Seite 119.

## Nivellement.

Lächerlich machen
Alles, was groß ist,
Ist das Bestreben
Ebnender Zeit;
Nur das Gemeine,
Tausendfach Häufige,
Kleine und Winzige,
Staubüberdeckte
Weiß sie zu loben,
Strebt sie zu heben;
Niedergezogen
Wird wohl das Große;
Aber das Kleine —
Dennoch bleibt's klein! — — —

Schmidt-Prinzl.

## Was fang' ich an?

So müde und so wirr ich bin,
Möcht von mir fortgehn, weiß nicht wohin,
Mag nicht mehr hassen, mag nicht mehr lieben,
Möchte das Leben selbst von mir schieben.
Was fang' ich an?

Muß nach Gottes Wort wieder greifen,
Das muß Herz und Willen steifen.
Da ist noch Feuer, weil ich so kalt,
Da loht ewige Geistgewalt.
Wo fang' ich an?

Da ist die Stelle von seinem Tod.
Seine Lieb', seine Liebe, die brennt so rot.
Das ist gewiß schon für mich geschrieben:
Ich habe ja auch Leute zum Lieben.
Da fang' ich an.

Gustav Frenssen.

# Kleine Einfälle.

Von Franz Goldhann.

Nagen an verbotenen Früchten, trägt mitunter — schlechte Früchte.

* * *

Viele stehen hoch und doch schaut man auf sie — herab.

* * *

Warum gibt es keine Strafe für die, welche uns die Zeit stehlen, die Ruhe nehmen?

* * *

Wenn das Auge das Fenster der Seele ist, dann begreife ich das viele „Fensterln“!

* * *

Manche hoffende Zukünftige hat eine zweifelhafte Vergangenheit.

* * *

Wenn unsere oft recht lieblosen Hausfrauen im Umgange mit den Dienstboten sich vor Augen halten täten, daß eine Zeit kommen kann, da auch ihre eigenen Kinder so hilflos und verlassen dastehen und in sich hineinweinen, vielleicht würden sie dann weniger hartherzig sein.

* * *

sind, die ererbten baukünstlerischen Schätze unseres Landes vor Zerstörung und Entstellung zu behüten. Dazu kommen die in einzelnen Teilen Deutschlands — leider nicht so in Österreich! — auftauchenden Volkskunst- und Trachtenvereine, die Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen, die Bestimmungen zur Wahrung ihres altertümlichen Charakters, die Bemühungen des Bonner Verschönerungsvereins um die Rettung des Siebengebirges, der Isartalverein in München, der Dürerbund, der Deutsche Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatspflege, der Badische Verein für ländliche Wohlfahrtspflege, der Verein für Erhaltung der Alpenflora in Bamberg, die Maßnahmen zum Schutz der Vögel, der bayerische Verein „Heimat“, der hannoversche Verein Niedersachsen und zahlreiche örtliche Gruppen, die das Interesse für die engere Heimat beleben wollen — lauter Erscheinungen, die von erwachendem Verständnis für die Bedeutung dessen zeigen, was auf dem Spiele steht. Aber es fehlt an einem Zusammenschluß aller dieser vereinzelten, ähnlich gesinnten und strebenden Elemente, der in ihnen das lebendige Bewußtsein weckte von dem großen gemeinsamen Ziel, das es zu erreichen gilt, und das in dem Worte „Heimatschutz“ den entsprechenden umfassenden Ausdruck finden würde.

Schaffen wir also einen sich über ganz Deutschland (und auch Deutschösterreich) erstreckenden Bund aller Gleichgesinnten, denen es darum zu tun ist, deutsches Volkstum ungeschädigt und unverdorben zu erhalten, und was davon unzertrennlich ist: die deutsche Heimat mit ihren Denkmälern und der Poesie ihrer Natur vor weiterer Verunglimpfung zu schützen!

Was im einzelnen zu tun ist, auf welchen Wegen wir hoffen, das gesteckte Ziel zu erreichen, das entscheiden eben die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse.

Die Erwerbung der Mitgliedschaft hierzu ist weder für Vereine noch für einzelne an die Zahlung eines Jahresbeitrags geknüpft. Dagegen wird auf freiwillige — einmalige oder jährliche — Zuwendungen allerdings gerechnet. Die Mitgliedschaft schließt für die beitretenden Vereine sowohl wie für einzelne die Verpflichtung ein, die vom Bunde vertretenen Gedanken in ihrer Gesamtheit zu verbreiten, ihnen nach Kräften Geltung zu verschaffen und, wenn das Einschreiten des Bundes wünschenswert erscheint, dies schnell zu seiner Kenntnis zu bringen. Der einzelne kann in verschiedener Eigenschaft Mitglied werden: als „Helfer“, als „Gönner“ oder als beides zugleich. Der „Helfer“ stellt seine persönliche Tätigkeit den Interessen des Bundes zur Verfügung. Er soll namentlich bemüht sein, in seinem Wohnort oder in dessen Nähe die Gründung eines örtlichen Vereins für Heimatschutz herbeizuführen, sofern ein solcher daselbst noch nicht besteht. Auch soll er, falls eine Vereinigung mit ähnlichen, aber einseitigen oder teilweise bedenklichen Zielen bereits vorhanden ist, dieselbe dahin zu beeinflussen suchen, daß sie die Gesinnungen und Absichten des Bundes zu den ihrigen macht. Der „Gönner“ verpflichtet sich lediglich zu Geldbeiträgen. Um den Vorsitzenden des Bundes zu entlasten, ist eine Zentralgeschäftsstelle in einer großen Stadt zu errichten. Ihr liegt es ob, die Kasse zu verwalten, Nachrichten zu geben und zu empfangen, Anmeldungen von Mitgliedern entgegenzunehmen u. s. w. Durch jährlich wiederholt erscheinende gedruckte Mitteilungen soll von hier aus das Interesse für das gemeinsame Ganze lebendig erhalten werden.

In England besteht seit einer Reihe von Jahren eine Gesellschaft, die die gleichen Zwecke verfolgt und deren erfolgreiche Wirksamkeit beweist, daß unsere Ziele nicht jenseits des Erreichbaren liegen. In Frankreich in vor drei Jahren eine „société pour la protection des paysages de France“ gegründet worden, deren Mitglieder zu den hervorragendsten Männern des Landes gehören.

Und so wenden wir uns an alle, die Herz und Sinn haben für unser teures Vaterland, an den Städter wie an den Landmann, an das Alter, dessen

der Landschaft seit Urzeiten bestimmen, die phantastischen Felsbildungen, welche die Abhänge unserer Täler schmücken, werden durch Steinbrüche angetastet, die häufig genug an gleichgiltigeren Stellen angelegt werden könnten. Den Zauber einsamer Gebirgswelt vernichtet man durch aufdringliche Bauten. Eiserne Brücken spannt man in unschönen, das Landschaftsbild verunstaltenden Formen über unsere Wasserläufe, auch da, wo allen Anforderungen der Zweckmäßigkeit mit schlichten Stein- oder Holzbrücken zu entsprechen gewesen wäre. Bäche und Flüsse werden zugunsten praktischer Zwecke so völlig umgestaltet, daß von ihrer natürlichen Schönheit nichts mehr übrig bleibt. Der Baum, der seit Jahrhunderten Schatten gespendet, wird den Theorien der Wegebaukommission zuliebe gefällt; das alte Tor, das vorspringende Haus wird niedergerissen, weil der enge Durchgang, die krumme Straße angeblich nicht mehr den Forderungen des Verkehrs entspricht; dies aber nicht nur in Städten mit einigen hunderttausend Einwohnern, sondern in jeder Mittel- und Kleinstadt bis zum winzigsten Flecken herab, weil sie alle von der Sucht geplagt werden, großstädtisch scheinen zu wollen. Hier legt man — unbekümmert um natürliche Verhältnisse oder um malerische Wirkungen — Bauwerke frei, die doch erst als Glieder eines architektonischen und geschichtlichen Zusammenhanges in ihrer vollen Bedeutung erscheinen. Dort wird das der Natur unseres Landes und unserer Empfindung so entsprechende steile Dach von dem flachen verdrängt, der kräftige Hohlziegel muß der Dachpappe oder einem anderen unschönen Surrogat, der anmutende Fachwerkbau und das verputzte Haus dem kahlen Backsteinkasten weichen. Wo wir auch hinblicken, nichts als Verunstaltungen, nichts von dem natürlichen Takte, durch den sich unter den Händen unserer Altvordern das Nützliche ganz von selber schön gestaltete, so daß die Brücke, die Mühle, die Scheune zu anmutsvollen Gebilden in der Landschaft wurden.

Man sollte nun meinen, die ungeheure Verbreitung eines modischen Naturkultus, wie er in dem außerordentlich gesteigerten Reisebedürfnis, in den die ganze Welt überschwemmenden Anpreisungen von Luftkurorten, schön gelegenen Sommerfrischen, Aussichtspunkten, kurz in der gesamten Fremdenindustrie zutage tritt, müsse im entschiedenen Gegensatz zu der auf anderer Seite herrschenden Nichtachtung idealer Gefühlswerte stehen. Leider aber ist dies doch nur in beschränktem Maße der Fall. Im Gegenteil: Vergnügungssucht, die sich für Naturbegeisterung hält auf der einen Seite, und auf der anderen das Verlangen aus den Reizen der Landschaft und der Altertümlichkeit pekuniären Vorteil zu ziehen, sind in eine so verhängnisvolle Wechselwirkung getreten, daß gerade von dieser Seite her die schwersten Gefahren drohen. Durch die sogenannten „Erschließungen“ und sonstigen Zurüstungen, welche sich Tal, Wald und Berg, Fels und Wasserfall, Dörfer, Städte und Burgtrümmer gefallen lassen müssen, durch Drahtseilbahnen, Hotelkästen, Walpurgishallen, Rübezahlburgen und zahllose andere schön sein sollende Geschmacklosigkeiten werden alle Ursprünglichkeit und wahre Schönheit in beinahe gleichem Maße zerstört, wie durch die Verwüstungen, die das Gefolge rücksichtsloser industrieller Ausbeutung der Natur bilden.

Wir haben nicht die törichte Absicht, die außerordentlichen Errungenschaften der Gegenwart auf praktischem Gebiet zurückdrängen zu wollen. Wohl aber dürfen wir einen Ausgleich anstreben zwischen jener herzlosen Ausbeutung des Heimatbodens und den Forderungen des Gemüts, dessen Wurzeln keine Lebensnahrung mehr finden werden, wenn wir in gleichem Maße fortfahren, die Schönheiten des deutschen Landes achtlos zu vernichten. Würden wir diesen Ausgleich nicht finden, so wäre das gleichbedeutend mit der Zerstörung des besten und bedeutungsvollsten Teiles unserer Kultur.

Manches zwar geschieht schon zur Besserung. In hohem Grade bedeutungsvoll sind die „Tagungen für Denkmalpflege“ welche seit einigen Jahren bestrebt

der Anfang eines Schillerschen Gedichtes, aber keine Sentenz. Frl. Käthchen, Sie vielleicht?" — „Ja wohl: Willst Du nicht das Lämmlein hüten . . . ." — „Halt, derselbe Fehler. Der Anfang eines Gedichtes, aber keine Sentenz. Frl. Therese, Sie wollen einen nennen? Also bitte." — „Das ist eben der Fluch der bösen Tat," — „Ganz richtig, Bravo, fahren Sie nur fort." — „Daß man vom Liebsten, den man hat, fortzeugend Böses muß gebären!"

**Militärischer Unterricht.** Feldwebel: „Was sind Sie Ihrem Offizier schuldig, wenn Sie ihm auf der Straße begegnen?" — Bursche: „Zu salutieren." — Feldwebel: „Und was ist er Ihnen schuldig?" — Bursche: „Eine Mark fünfzig Pfennig, ausgelegt für Bier und Stiefelwichse."

**Astronomisches.** Der kleine Karl: „Du, Vater, woher kommt es denn, daß die Erde sich dreht?" — Vater (der eben vom Frühschoppen heimgekommen ist): „Das kommt meistens vom Bier, manchmal aber auch vom Wein oder vom Schnaps."

**Falsche Auffassung.** Major: „Weiß er Tölpel nicht, wieviel der Abstand beträgt, in welchem der Untergebene seinem Vorgesetzten Meldung zu machen hat?" — Grenadier: „Zu Befehl!" — Major: „Nun? — 'raus mit der Sprache!" — Grenadier: „Der Vorgesetzte soll dem Untergebenen immer drei Schritte vom Leibe bleiben!"




**Wie man Weltgeschichte macht.** Ein Roman aus der Wiener Gesellschaft von Balduin Groller. (Dresden. Pierson. 1902.) Bei E. Pierson wieder einmal ein gutes Buch! Oder auch ein schlechtes, wie man's nimmt. Wenn man es für einen ernst gemeinten Roman nimmt, worauf der Titel hinweist, so ist das Werk mißlungen. Denn mit Ausnahme des geschilderten Journalistenlebens, das bloß stark idealisiert ist, sind die hervorragendsten Charaktere und ihre Entwickelung nicht möglich. Wenn's aber eine Satire sein soll — und was hindert daran, eine solche anzunehmen! — dann ist es eine köstliche Satire. Die Darstellung des übermütigen, Provinzler würden sagen, frivolen Treibens in den Zeitungsredaktionen der Residenz ist glänzend. Die Tendenz läuft darauf hinaus, daß die Weltgeschichte von den Journalisten gemacht würde. Tatsächlich gezeigt aber wird in der Erzählung, daß der Journalist als solcher gar nichts vermag, daß der erstbeste aristokratische Dummkopf unter Umständen mehr bedeutet, als die ganze Politik der Zeitungswelt. Wer diese Bemerkung recht verstehen will, der lese das Buch „Wie man Weltgeschichte macht". Klüger wird er im ganzen nicht dabei, aber unterhalten wird er sich prächtig. M.

**Novellen des Lyrikers.** Von Hugo Salus. (Berlin. Egon Fleischel & Ko. 1903.) Seltsame kleine Geschichten eines wahren Dichters in der feinen rhythmischen Sprache, an die uns Salus in seiner Lyrik bereits gewöhnt hat. Aus unscheinbaren, den profanen Blicken meist wertlosen Dingen und Geschehnissen erträumt sich seine Muse ihre wunderlichen Abenteuer und gestaltet sie zu kleinen Novellen, die man allerdings nicht „spannende Geschichten" nennen kann im landläufigen Sinn, die aber feineren Lesern ein willkommener Genuß sein werden in ihrer tiefen Symbolik und ihrem demütigen Gefühl für die Wunder des Lebens. F. C. G.

**Die Hexe von Garmisch.** Von Adolf Ott. (Stuttgart. Ad. Bonz.) Die Bemerkung, daß der Verfasser dieses von Hugo Engl sehr hübsch illustrierten Romans auf den Pfaden Ganghofers wandelt, soll ein aufrichtiges und kräftiges Lob bedeuten. Die Handlung hebt sich in klaren Zügen von dem interessanten kulturhistorischen Hintergrunde ab, die lebensvollen Gestalten werden dem Leser rasch vertraut und ihr Schicksal ist von erschütternder Wirkung. Dem Autor dieses Buches und des „Memento mori" ist ein treuer Leserkreis sicher und Ott verdient ihn redlich. H. F.

Erinnerungen in dem Deutschland von ehemals leben, an die Jugend, die den Widerspruch zwischen dem Land der Dichtung und dem Land der Wirklichkeit dunkel empfindet, an den Pfarrer, den Lehrer, den Künstler, dessen Jungbrunnen verschüttet zu werden droht, an alle Stände und Berufsarten, damit sie sich mit uns vereinigen zum Schutz der deutschen Heimat.

(Zahlreiche hervorragende Männer Deutschlands und Österreichs haben diesen Aufruf unterschrieben).

Vorläufige Geschäftsstelle: Robert Mielke, Charlottenburg 5, Rönnestr. 18.

## Mein Himmelsritt.

Ich war schon einmal oben an der Himmelstür und hab' wieder zurück müssen. Die Sache war so.

Unser Herrgott ließ mir sagen, ich dürfe kommen. Aber der Berg hinan war steil, der Weg steinig, die Luft schwül. Und ich wollte ohne Mühe in den Himmel kommen. Da begegnete mir mein Nachbar, der führte sein altes Pferd gegen das Häuschen, wo der Mann wohnt, der hoffnungslos hinsiechende Hunde, Katzen und Mähren unter den Wasen zu betten pflegt. Ich dachte, ob dieses Pferd nicht doch etwa noch zu brauchen wäre, um mich in den Himmel hinaufzutragen. Besser ein schlechtes Roß, als gar keines. Ich erstand es und setzte mich gleich drauf. Das Tier knickte ein, aber fiel nicht um. Ich gab ihm den Sporen. Es schwankte, stapfte weiter mit zitternden Beinen und keuchte und hustete und brach nieder auf die Steine. Ich nannte es ein höllisches Rabenvieh, hieb mit der Peitsche drein und stieß ihm die scharfen Sporen in die Weichen, daß es wiehernd den großen Kopf in die Höhe warf, aufsprang und einige Schritte weiter wankte. Wieder fiel es hin und wieder peitschte ich es auf, bis wir endlich vor der Himmelstür waren. Hier hielt ich still, ordnete mein Gewand und gedachte vornehm durch die Pforte zu reiten. Daher nahm ich einen Ansatz, wie jeder Reiter tut vor einem scharfen Ritt, und stieß dem Tiere noch einmal den Sporen ins Fleisch. Dieses machte mit mir einen Sprung, aber die Himmelstür war zu niedrig, ich stieß mit dem Kopfe an den oberen Rand und stürzte rücklings hinab. Das Pferd ging hinein und Petrus machte die Türe zu, mir vor der Nase.

Erst vor kurzem hatte ich diesen Traum. Er gibt mir zu denken. R.

## Lustige Zeitung.

**In der höheren Töchterschule.** Deutsche Literaturstunde. Der junge Herr Lehrer Dr. X.: „Meine jungen Damen, Sie wissen sicher alle, was man unter einer Sentenz versteht?“ — Verlegenes Schweigen sämtlicher Backfische in der Klasse. — „Nun, eine Sentenz nennt man eine allgemeine Wahrheit, die sich oft seit uralten Zeiten durch Beobachtung und Erfahrung als solche herausgestellt hat, dann durch Dichter oder Philosophen in eine bestimmte, knappe, präzise Form gefaßt und so allmählich geflügeltes Wort geworden ist. Gerade Ihr Lieblingsdichter, unser großer Schiller, ist in seinen Gedichten und Dramen sehr reich an solchen Sentenzen. Nun, Frl. Gretchen, können Sie mir eine solche Sentenz aus Schillers Gedichten zitieren? Denken Sie einmal nach. Nun? — „Jawohl, Herr Doktor: Festgemauert in der Erden . . . .“ — „Nein, Sie haben mich mißverstanden. Das ist wohl

Avenarius, Hermann Sudermann, C. F. Meyer, F. Grillparzer in einzelnen ihrer Werke.

---

**Es bricht der Tod die Rosen.** Singgedicht in drei Aufzügen von Otto Falb. (Berlin. Schöneberg. 1904.) Die Forscherphantasie des Vaters hat beim Sohne sich in Dichterphantasie verwandelt. Die erste Probe ist vielversprechend. Opernkomponisten, die nach Libretti auslugen, darf man dieses gedankenreiche, formschöne Singgedicht recht angelegentlich empfehlen. M.

---

Die „Steierische Alpenpost" in Aussee hat am 27. Februar d. J. ein Gedenkblatt auf den obersteierischen Volksforscher Karl Reiterer herausgegeben. Dieses durchaus warm und herzlich geschriebene Gedenkblatt bringt Beiträge von Karl Grill, F. Bernhaupt, Sophie von Khuenberg, Franz Kriso, Adolf Frankl, Hans Fraungruber und P. Rosegger. Reiterer selbst hat seine kurze Lebensskizze geliefert. Einige hübsche Bilder, darunter Reiterers Porträt, zieren das Blatt. M.

Büchereinlauf.

**Romane.** Von Paul Heyse. Lieferung 48. (Stuttgart. Cottasche Verlagshandlung.)

**Der Lehnsmann von Bröfum.** Roman von Thusnelda Kühl. (Jena. Hermann Costenoble. 1904.)

**Die Blutsteuer.** Ein Roman aus dem deutschen Militärleben von Dorothea Longard de Longgarde. Mit Porträt der Verfasserin. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. (Leipzig. Heinrich Schmidt & Karl Günther.)

**Zwei Seelen** Erzählung von Wilhelm Speck. (Leipzig. F. W. Grunow. 1904.)

**Zwischen Unrecht und Recht.** Roman von Doris Freiin von Spättgen. (Dresden. E. Pierson.)

**Cabanis.** Vaterländischer Roman von Wilibald Alexis (W. Häring). (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Ein Zweikampf.** Novelle von Anton Tschechow. Aus dem Russischen von Theo Kroczek. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Der goldene Käfig.** Von Hans von Zobeltitz. Illustriert von Ed. Cucuel. (Stuttgart. Karl Krabbe Verlag Erich Gußmann.)

**Jungfrau Königin.** Roman von Franz Rosen. (Dresden. E. Pierson.)

**Fräulein Chef.** Roman von Hanna Aschenbach. (Dresden. E. Pierson.)

**Im Kampf mit Idealen.** Zeitroman von J. v. Brun-Barnow. (Dresden. E. Pierson.)

**Lo's Ehe.** Roman von Liesbet Dill. Zweite durchgesehene Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

**Die Schwestern von Mbusini.** Roman von Fritz Bley. (Dresden. E. Pierson.)

**Helmut von Loysen.** Roman in zwei Bänden von Ursula Zöge von Manteuffel. (Dresden. E. Pierson.)

**Frau Leonies Geheimnis.** Roman von A. von der Elbe. (Dresden. E. Pierson.)

**Treue.** Historischer Roman aus den Jahren 1810—1814 von Henriette von Meerheimb. (Dresden. E. Pierson.)

**Mensch unter Menschen.** Roman von Emmy v. Egidy. Dritte Auflage. (Dresden. E. Pierson.)

**Die Nixe.** Roman von A. Gundaccar v. Suttner. (Dresden. E. Pierson.)

**Gäste auf Hohenaschau.** Roman von Wilhelm Jensen. (Dresden. Karl Reißner.)

**Just Zwölf.** Yankee-Schnurren und Anderes von Henry J. Urban. (Berlin. „Konkordia", Deutsche Verlagsanstalt. 1903.)

**Die Söhne des Öslings.** Ein Bauerndrama aus der französischen Revolution von Nikolaus Welter. (Diekirch. J. Schroell. 1904.)

**Renaissance.** Zeitbild in fünf Akten von P. Coudenhove. (Augsburg. Theodor Lampert. 1904.)

**Hans in der Falle.** Original-Lustspiel in einem Aufzug. Für Vereine. Von Bruno Stephan. (Berlin W., Kanonierstraße 43. Bruno Stephan.)

Bibliothek der Gesamtliteratur (Otto Hendel, Halle a. S.):

**Zur Neujahrszeit im Pfarrhof von Näddebo.** Erzählung von Henrik Scharling. — **Sardanapal.** Tragödie von Lord Byron — **Die beiden Foscari.** Trauerspiel von Lord Byron. — **Die Hexe und andere Novellen.** Von Anton Tschechow. — **Die Cenci.** Tragödie von P. B. Shelley. — **Die zärtlichen Verwandten.** Lustspiel von Roderich Benedix. — **Der Vetter.** Lustspiel von R. Benedix. — **Doktor Wespe.** Lustspiel von R. Benedix.

**Stimmen aus dem Erzgebirge.** Poesien von M. Reichel. Mit Illustrationen [Originalzeichnungen von E. Munscheid]. (Dresden. Konrad Weiske.)

**Der Störenfried.** Lustspiel von Roderich Benedix. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Das Gefängnis.** Lustspiel von Roderich Benedix. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Das bemoste Haupt** oder der lange Israel. Schauspiel von Roderich Benedix. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Liebesklage.** Ein Zyklus lyrischer Dichtungen in drei Teilen von Hans Michaud. (Dresden. E. Pierson.)

**Gedichte.** Von Fritz Gräntz. (Grossenhain. Bramert und Ronge. 1903.)

**Volksdichtung** in oberösterreichischer Mundart von Josef Teutl. (Linz. Oberösterreichische Buchdruckerei und Verlagsgesellschaft. 1904.)

**Kloster Goldenkron.** Von Hans Pfeiffer. (Wien. M. Gerlach.) Nach seiner mustergiltigen Ausstattung ist das Buch eine Zierde des Salontisches, seinem Inhalte nach eine ernste, fleißige Arbeit. Die Handlung aus der Kampfzeit der Hussiten zerflattert in der reichen Kapitelgliederung ein wenig, aber die poetische Schilderung des Böhmerwaldes entspringt ehrlicher Begeisterung und sagenhafte Episoden, geschickte Verwendung volkstümlicher Bräuche geben dem leichtflüssig geschriebenen Epos, dem gewissenhaftes Quellenstudium zu grunde liegt, höheren Wert. H. F.

**Romane -- Neue Folge.** Von Friedrich Spielhagen. Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.) Die Lieferungen 31 bis 37 enthalten den Schluß der Novelle „Herrin" und den Roman „Stumme des Himmels". Ein echter und rechter Spielhagen, gleich ausgezeichnet in der Menschen- und Naturschilderung, das Ganze hineingestellt in den Strom des modernen Lebens. V.

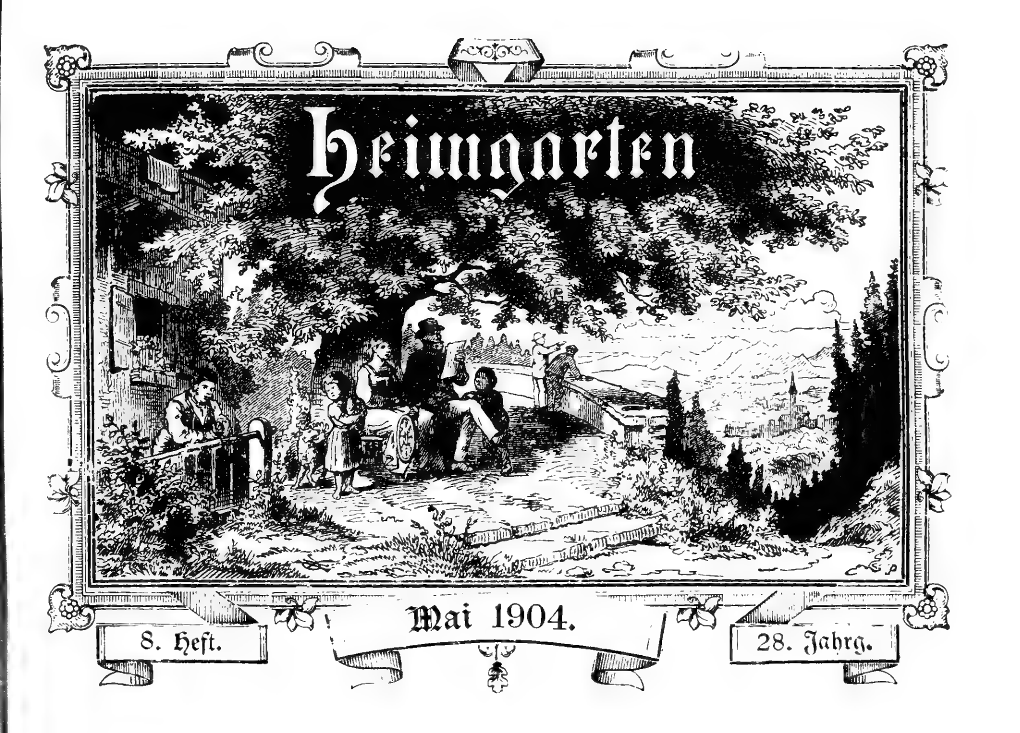
---

**Die Gleichnisse Jesu.** Von Lic. Privatdozent H. Weinel. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.) Das Büchlein will ein richtiges, d. h. geschichtliches Verständnis für einen der wichtigsten, wenn nicht den wichtigsten Teil der Bibel gewinnen helfen und damit einer hoch bedeutsamen Aufgabe dienen. Gegenüber kirchlicher und nichtkirchlicherseits geübter Allegorisierung der Gleichnisse Jesu will es ihre richtige, wörtliche Auffassung, wie sie mit so großem Erfolg von der neueren Theologie herausgearbeitet worden ist, in den Kreisen der Nichttheologen zur Geltung bringen. V.

**Nostra maxima culpa!** Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung. Von Anton Vogrinec, Pfarrer in Leifling, Kärnten. (Wien. Karl Fromme.) Das Werk ist von einem modern denkenden und modern fühlenden Manne verfaßt. Der Autor ist Südslave, was manchesmal in seiner Ausdrucksweise und Stilisierung merkbar wird. Mit erfreulichem, wohltuendem Mute greift der Landpfarrer — wie er sich selber nennt — in die Wunden, an denen, wie er behauptet, die katholische Kirche krankt. Frei, offen und ehrlich sagt er seine Meinung, auch seinen Vorgesetzten gegenüber. Er hält es für seine Pflicht, offen die Schäden aufzudecken, die, seiner Ansicht nach, an dem Marke der katholischen Kirche zehren. Offen spricht er unter anderem über das Gebet — das Beichten — das Fasten — den Gebrauch der lateinischen Sprache — den Unterricht in den katholischen Seminarien — den Zölibat — die Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien — das Verhältnis der Kirche zur Politik 2c. 2c. — So weit die Anzeige. Wir gedenken auf das interessante Werk noch zurück zu kommen. M.

**Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben.** 1. Bd. Raffael. — 2. Bd. Rembrandt. Mit biogr. Einleitungen von A. Rosenberg. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1904.) Von dem richtigen Grundsatze ausgehend: „in der Kunst ist die Beschreibung nichts — die Anschauung Alles" bietet die Verlagshandlung in den vorliegenden zwei stattlichen, schön ausgestatteten Bänden ein vortrefflich angelegtes Werk, das man allen kunstfreudigen Lesern auf das Beste empfehlen kann. Es werden hier nämlich in sehr guten scharfen Reproduktionen die Bildwerke der hervorragendsten Künstler der Welt in ihrer Vollständigkeit vorgeführt, um ein lückenloses Bild vom Schaffen jedes Einzelnen derselben zu gewähren. Den ersten und berühmtesten Meistern, Raffael und Rembrandt, sind diese ersten zwei Bände gewidmet. Sie vertreten bekanntlich die Blüte der Malerei im Süden und Norden und Alles, was ihr Pinsel geschaffen, findet sich hier vereinigt. Bisher ist um bescheidenen Preis noch kein ähnliches Bilderwerk erhältlich gewesen, welches dem Kunstfreunde wie dem Kunstforscher und Lehrer, aber auch dem ausübenden Künstler selbst die reichste und beste Übersicht und das trefflichste Anschauungsmaterial bietet. Die Wiedergabe der Bilder ist, wie gesagt, vorzüglich gelungen und ermöglicht bis auf die kleinsten Einzelheiten und der Zeichnung die Schönheiten des Originals zu verfolgen. Auch an belehrendem, verständlichem Texte fehlt es nicht, denn jeder dieser Zusammenstellungen von Bildern erscheint eine Biographie des bezüglichen Meisters aus der Feder des Kunsthistorikers A. Rosenberg vorgesetzt, die auch auf die besonders hervorragenden Schöpfungen aufmerksam macht. Höchst wertvoll für den praktischen Gebrauch erscheinen auch die jedem Bande beigefügten Register über die Reihenfolge der Entstehung der Bilder, über die Aufbewahrungsorte der Gemälde und über die behandelten Stoffe nach alphabetischen Schlagworten. Diese Ausgabe der Klassiker unserer Kunst wird das ästhetische Schönheitsgefühl in allen Kreisen des Volkes anregen und heben und gewiß reichen Nutzen bringen. Dr. A. Schl.

**Deutsche Dichter des neunzehnten Jahrhunderts.** Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Lyon. (Leipzig. B. G. Teubner.) In den neueren Heften werden behandelt: Ferd.




# Das heimliche Leid des Kammerdieners.

Ein Bericht aus dem Palaste von **Hans Malser.**

„Glauben Sie ja nicht,“ sagte die Königin zur Gesellschaft, die nach dem Diner im Zerkle sich um sie versammelt hatte, „glauben Sie ja nicht, meine Herrschaften, daß unsereins so mächtig sei und alles nach Herzenswunsch schlichten könne. In vielen Fällen können wir das weit weniger als andere Leute; oft nicht einmal das Naheliegendste, Selbstverständlichste vermögen wir durchzusetzen. Ach allzuoft war ich schon in heller Verzweiflung darüber, wie uns die Hände gefesselt sind, und das Herz, und ich sage sogar, auch der Kopf. Soll ich Ihnen eine Geschichte erzählen? Die Geschichte hat sich vor etwa einem halben Jahre im Schloß zugetragen und ist sehr tragisch. — Wollen die Damen und Herren nicht rauchen? Schön, ich will, wie es Pflicht der Fürsten ist, mit gutem Beispiele vorangehen.“

Bei dieser launigen Bemerkung nahm sie aus der Kupferschale eine Zigarette und der Lakai hielt ihr das Flämmchen vor. Die Königin sog es mit einem Atemzug in die „Ägypter spezial“ und winkte dem Diener mit einem gütigen Blick, daß er sich entfernen könne.

Der General strich seinen langen weißen Schnurrbart und horchte schmunzelnd der tragischen Geschichte entgegen, die im phantastischen Lockenhaupt Ihrer Majestät sich wieder zugetragen haben mochte.

**Das hohe Lied der Liebe.** Predigt von Dr. Theol. Ernst Dryander. (Berlin. Druckerei des Sonntagsblatt. 1904.)

**Vier Bücher von der Nachfolge Christi.** Von Thomas von Kempen. (Halle a. S. Otto Hendel.)

**Die Lösung der Abendmahlsfrage.** Von Wilhelm Winsch. (Berlin. Max Breitkreuz. 1904.)

**Die Grundzüge der israelitischen Religionsgeschichte.** Von Prof. Dr. Fr. Giesebrecht. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. Leipzig. B. G. Teubner.)

**Vom Glück und dem neuen Menschen.** Grundzüge für neue Lebensführung. Von Dr. Hjalmar Kjölenson. (Leipzig-Neuschönefeld. Rich. Wöpke.)

**Colombey.** Von Karl Bleibtreu. Illustriert von Chr. Speyer. (Stuttgart. Erich Gußmann.)

**Wie ist dem Offiziersmangel in der k. k. österreichischen Kavallerie abzuhelfen?** (Graz. Franz Pechel.)

**Die Heilung und Ausrottung der Tuberkulose.** Deutschland in absehbarer Zeit tuberkulosefrei! Von Dr. Carossa. (München. Knorr & Hirth, 1904).

**Hochland.** Monatsschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Muth. (München und Kempten. Josef Köselschen Buchhandlung.)

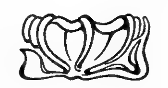
**Die Tiere der Erde.** Von Prof. Dr. W. Marshall. 21. u. 22. Heft. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Kurze Anleitung zum Sammeln und Bestimmen der Pflanzen.** Von Dr. K. G. Lutz, bearbeitet von M. Kohler. (Ravensburg. Otto Maier).

☛ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.



## Postkarten des „Heimgarten".



**Dr. M. M., Frankfurt.** Das geht nicht. Ich weiß es aus Erfahrung. Ich hab's versucht. Schillers „Wilhelm Tell", das großartigste Volksstück, das wir haben, wollte ich einmal in die Volksmundart der Älpler übertragen. An einzelnen Personen und Stellen ging's, da nahm sich die Volksmundart recht natürlich und wirkungsvoll aus. Aber als es, besonders bei Attinghausen, Melchthal, Rudenz und Tell darauf ankam, Schillers einzig herrliches Pathos zu brechen, da verzagte ich. Es wäre ein Frevel, diese wunderbare Sprache in die Niederung des gewöhnlichen Lebens herabzudrücken. Den Gedankeninhalt würde man ja meist zur Not wiedergeben können, nicht so aber die Stimmung, die Begeisterung, die aus der Sprache Musik macht und uns ins höchste reinste Menschentum emporreißt. — Da habe ich die Feder hingelegt und mir gedacht: Preisen wir uns glücklich, daß der Dichter für die naivsten Empfindungen der Volksseele den höchst vollendeten Ausdruck fand und ziehen wir nicht in den Staub, was er in den heiligen Äther gehoben hat. Das mögen sich auch die Naturalisten merken, die da glauben, mit der Konzentration des Alltäglichen, des Gemeinen zur naturalistischen Plastik habe der Dichter das Seine getan. R.

* In Enns besteht ein Komitee zur Errichtung eines Denkmals für den oberösterreichischen Dichter K. A. Kaltenbrunner, dessen Mundartgedichte seinerzeit sehr beliebt waren. Allfällige Beiträge wären an das Kaltenbrunner Denkmalkomitee in Enns zu schicken. Über diesen seinen Heimatsort sang der Dichter:

Es is a kloans Stadtl,
Außt umi schier schwarz
Und ös kennts es recht guet,
Weils gar oft duri fahrts,
Dös Stadtel hoaßt Enns;
Liegt schön obn af der Hch,
Is schön lüiti und frisch
Und va dort bin i he.
Kaltenbrunner.

**Dr. F. B., Wien.** Danken. Solche Aburteilungen können wir nicht brauchen. Wer niederreißen will, muß auch Ratschläge zum Aufbauen in Bereitschaft haben.

☛ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☚

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

(Geschlossen am 15. März 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

Hand die Bürste, über die andere den Stiefel gestreift — es war furchtbar komisch. Einmal machte er dem Prinzen den Vorschlag, ob sie nicht miteinander Sprachstudien treiben wollten. Er möchte von dem Prinzen französisch lernen und würde hingegen diesem das Ungarische beibringen. Der Prinz ging darauf ein und ich glaube, er hat bei dieser philologischen Gegenseitigkeit mehr profitiert als der andere. Doch glaubte der Prinz eine Klage verstanden zu haben, die Lajosch in seiner Sprache ausdrückte: Nichts sei ihm furchtbarer als die drei Tage in der Woche! — Was sind das nur für drei Tage in der Woche? Wir verstanden es nicht. Wenn durch den Schloßhof die bärtigen Husaren in ihrer schmucken Uniform ritten, und hinaus ins Weite, da konnte Lajosch ganz melancholisch werden. Da vergaß er sein Singen und Tanzen, ging schwermütig umher und versah mürrisch seinen Dienst. Oft, wenn der König vorüber ging, blickte er ihm verstohlen nach und einmal will die Kammerfrau ihn murmeln gehört haben: Wie beneide ich ihn! Werde ich's auch einmal erreichen? Da soll ihr schrecklich unheimlich geworden sein. Mit der übrigen Dienerschaft hat er gar nicht verkehren wollen. Diese Vollmondgesichter! Diese Vollmondgesichter! So soll er bei sich geknirscht haben, und es hätte ihn der Ekel geschüttelt. Dann hat er die braune Gesichtsfarbe verloren und das Feuer in den Augen und ist abgemagert und ist immer trauriger geworden. Da fragte ich ihn eines Tages: Lajosch, hast du noch eine Mutter? Er antwortete auf ungarisch. Hast du Heimweh? Was ist dir, Lajosch? Er brummte etwas und wendete sich ab. Gerne hätte ich ihm noch wegen einer unglücklichen Liebe auf den Zahn gefühlt, denn nach meiner Überzeugung konnte es nur die Liebe sein. Mein Gott, vielleicht wäre dem Braven zu helfen. Warum sollte er sein Magyarenmädchen nicht an den Hof bringen? Es ist gewiß sehr hübsch. Ich liebe Naturkinder und brauche ein Kammermädchen. Aber es war nichts herauszukriegen vom armen Lajosch. Wieder einmal hörte man eine Klage über die drei Tage in der Woche. Dann versank er ganz in eine stumme Schwermut. Der König sagte, er würde den Lajosch weggeben müssen, der Arme müsse krank sein. Dem Arzt, der ihn konsultieren wollte, rief er ein ungarisches Fluchwort zu. Dann ging er auf sein Zimmer und zertrümmerte den Toilettespiegel. Nun dachten wir allen Ernstes an eine Geisteskrankheit. Der arme junge Mensch! Es war furchtbar traurig. Dabei war eine so weiche, ich möchte sagen, um Hilfe flehende Melancholie in ihm, daß uns allen betrübt zu Mute ward und wir uns entschlossen, doch noch eine Weile mit dem Burschen Geduld zu haben und recht gütig mit ihm zu sein. Wäre es irgend ein Anliegen gewesen, gewiß — hatten wir gedacht — ließe es sich erfüllen. Aber eine solche Krankheit — das ist schrecklich. Auch weinen soll man ihn einmal gesehen haben, und

„Die Herrschaften erwarten jetzt den Vortrag einer Romanze oder dergleichen", lächelte die Königin, weil sie zum schwarzen Kaffee manchmal eine ihrer neuentstandenen Poesien zum besten zu geben pflegte. „Diesmal werden Sie irren. Die unerhörtesten Geschichten macht nicht der Dichter, macht das Leben. Und Sie, mein General, dürften der kommenden Tragödie wohl etwas weniger skeptisch entgegensehen, als es offenbar der Fall ist. Vielleicht werden die kommenden Dinge sogar Ihr Herz engagieren!"

„Mein Herz wird nicht mehr engagiert," lachte der alte Weißbart, „außer Majestät geruhen zu gestatten, daß ich mir Kognak einschenke."

„Oh, Exzellenz, es gibt zwischen Himmel und Erde noch andere Dinge, als — nein, Kognak hat Shakespeare nicht gesagt."

Sie langte selbst nach der Kristallflasche und goß Kognak in die Gläschen. „Nun für die Stärkung also gesorgt ist, soll der Held meiner Geschichte in den Vordergrund treten."

„Der König," so begann die Königin zu erzählen, „hatte einen Kammerdiener aufgenommen. Ein junger Magyar wars, ein hübscher sympathischer Bursche mit braunen Augen und schneeweißen Zähnen. Die blaue Livree mit den weißen Seidenschnüren stand ganz prächtig zu seinem frischen, glattrasierten Rundgesicht. Sehr bald wußte er sich in seine Stellung zu finden, bei seiner ruhigen und flinken Art. Dabei hatte er einen heimlichen Humor, der sich allerdings nur in den Mienen ausdrückte, trotzdem aber nicht weniger sprechend war. Anfangs war er zum Laufburschen aufgenommen worden, allein, nachdem unser alter Onkel Tom gestorben, machte ihn der König zu seinem Kammerdiener. Obschon der Bursche einige Jahre Soldat gewesen, hatte er von seiner Einfalt, die er aus der Pußta mitgebracht, noch den Löwenanteil bei sich behalten."

„Verzeihen Majestät," unterbrach der Graf, „sollte der Ausdruck nicht etwas zu stark geadelt sein?"

„Meinetwegen lassen wir den Löwen fallen. Jedoch ein geringeres Wesen dafür namhaft zu machen, könnte ich nicht gestatten. Es war ein guter braver Junge, der dem König und sich selbst die Stiefel putzte, weil er es für unbegreiflich hielt, daß der Kammerdiener wieder einen Kammerdiener hätte. Wenn er dann im Vorzimmer nach dem Takte eines Czardas drauf losbürstete, oder wenn er schwermütige Pußtalieder sang, da habe ich manchmal ein wenig an der Türe gehorcht. Das Liebchen und die Mutter, diese zwei Frauen rangen in den Liedern um sein Herz — es war ganz rührend. Der kleine Prinz stand oft bei ihm und hatte seinen Spaß, wenn Lajosch sang und die Melodie manchmal lustig mit ein paar hopfenden Sprüngen mittanzte, in der einen

in unserer Zeit der Freiheit und der Menschenrechte um weniger bitten? Kann man um etwas Selbstverständlicheres bitten, als um sich selber? Um seinen Schnurrbart bittet er, der aus seiner eigenen Haut hervorwächst — und siehe, ich kann ihm den Schnurrbart nicht bewilligen. Ich bin Königin und habe nicht einmal die Macht, zu sagen: Ja, mein Junge, deinen Schnurbart sollst du haben. Ist das nicht tragisch? Ist es nicht lächerlich tragisch? Wir regieren die Völker, und den Sitten unseres Hauses gegenüber sind wir ohnmächtig. Hofetikette! Die Diener haben stets in vorgeschriebener Livree und glatt rasiert zu erscheinen — punktum. Welche Palastrevolution, wenn der König entschieden hätte: Lajosch, dir ist gestattet, den Schnurrbart zu tragen! Nach einem Monat prangten alle Diener in Schnurr-, Backen-, Spitz- und weiß der Himmel was für Bärten. Was bliebe dem König übrig, als sich den Bart — rasieren zu lassen! Es ist ja ein Unding und man kann's nicht ändern, man kann nicht. Wahrlich, diese Bartgeschichte des armen Lajosch hat mich sehr demütig gemacht. Wir, die sogenannten Mächtigen, in welchen Fesseln wir liegen! Spinnengewebe und doch unzerreißbar, so lange wir der Vorurteile nicht Herr werden können."

„Wenn ich mir eine Bemerkung gestatten dürfte," sagte mit einer Verneigung der Professor.

„Die kann ich nicht zulassen!" rief halb ernsthaft, halb humoristisch erregt die Königin. „Um höfische Torheiten zu schützen, muß ich die Zensur verhängen. Denn ich weiß, was Sie sagen wollen, Professor. Sie wollen sagen, der König habe gottlob doch noch andere Eigenschaften, um sich von den Lakaien zu unterscheiden, so daß er für sich wie für jeden andern die Bartfreiheit unbedenklich gestatten könnte. Dem Könige eines freien Staates gezieme es, von freien Männern umgeben zu sein, selbst in seinem eigenen Hause, so daß das Volk sehe: im persönlichen Dienste des Königs zu stehen sei Rittersart, aber nicht Lakaienart. Das wollten Sie sagen!"

„Ei doch nein, Majestät, so weit hätte ich mich nicht erdreistet —"

„Ich bitte Sie, Professor, Sie sind zufällig glücklicher Besitzer Ihres Schnurrbartes — behalten Sie ihn oben und gestehen Sie offen Ihre Meinung."

„Nun allerdings, wenn auch nicht ganz so geradeweg, ungefähr allerdings hatte ich mir so gedacht. Mir fällt nur noch ein, daß man — anstatt den Schnurrbart bis auf das „Es ist erreicht" aufzustrammen — auch sagen könnte: Wenn einer, so sollte der König bartlos gehen, weil er der erste — Diener des Staates ist."

„Das nenne ich Schnurrbart!" lachte die Königin.

Die Königin-Mutter hatte diesem Gespräche anfangs mit freundlichem Kopfnicken, nun aber mit einiger Unbehaglichkeit zugehört. Sie

bei sich jammern, daß es ein Unglück sei, wenn er einen solchen Posten verlassen müsse. Aber es sei gräßlich, es sei zu gräßlich, das zu ertragen! Die Kammerfrau glaubte nicht an Krankheit. Sie meinte, da sei ein Geheimnis dahinter. Mein Himmel, ein dunkles, wenn nicht gar blutiges Geheimnis! Ich habe ihn gar nicht mehr sehen können, ohne daß mich Grauen anwandelte. Die Entlassung wird notwendig werden. Doch habe ich mir vorgenommen, ihn erst noch einmal ernstlich zur Rede zu stellen. Da findet sich eines Tages unter den eingelaufenen Bittschriften auch ein Gesuch von unserem Kammerdiener Lajosch. — Ich merke, die Herrschaften werden aufmerksam," unterbrach sich die Königin. „Sehen Sie, das war ganz mein Fall. Neugierde kann man es nicht mehr nennen. Ein Taumel höchster Spannung, unter dem ich die unbehilfliche Schrift entzifferte, die schlechte Behandlung der Landessprache nicht achtete, um das Geheimnis endlich zu enthüllen. — Ich könnte die Herren nun raten lassen. Doch abgesehen davon, daß Sie es kaum erraten würden, ist es nicht danach. Ich habe ja gesagt, daß es eine tragische Geschichte ist, vielleicht eine tragisch komische — ich finde es geradezu packend und das Herz seiner Exzellenz wird am Ende doch soweit engagiert, daß es — begreift."

Denn der General lehnte nachlässig und ziemlich teilnahmslos in seinem Fauteuil und drehte seine Schnurrbartspitze.

„Wir brennen, Majestät!" sagte der Graf.

„Meine Herren, nur Geduld! Es wird episch erzählt," entgegnete die Königin. „Man sollte das Schriftstück ja eigentlich vorlesen. Aber es ist besser, ich ziehe bloß den Inhalt heraus. Es ist zu rührend. Lajosch dankt für die Auszeichnung, ins Schloß aufgenommen worden zu sein. Er sagt, so gut wie jetzt ihm, sei es in seinem Heimatskomitat noch keinem Menschen ergangen, seit die Welt steht. Nur ein Anliegen trage er, es sei vielleicht dumm, aber er sei es einmal gewohnt und er könne sonst nicht leben. Beim Militär sei er es so arg gewohnt worden und bei ihm zu Hause sei ein Mannsbild gar nicht anders denkbar. Gut und Blut wolle er mit Freuden opfern für den König, nur um die eine Gnade bitte er; wenn er schon bei Hof bleiben dürfe, so bitte er um einen Schnurrbart. Daß er nicht wöchentlich dreimal unter das schreckliche Messer kommen müsse, daß er einen Schnurrbart tragen dürfe, das sei sein untertäniges Bitten."

„Einen Schnurrbart?!" Die Gesellschaft brach in ein unbändiges Gelächter aus.

Die Königin machte eine Gebärde des Mißmutes: „Ich wußte ja, daß Sie lachen würden. Mir war nun aber gar nicht ums Lachen. Der arme Bursche bittet ja um gar nichts anderes, als um seine Persönlichkeit, um das Selbstbestimmungsrecht über sich selbst. Kann man

in welcher sonder Begräbniszeremonie die Opfer der furchtbaren Seuche zu Dutzenden verscharrt worden sind, um wie viel schrecklicher muß der Tod erst in der Hauptstadt gewütet haben.

Jedenfalls mag die Liebe eine große gewesen sein, die den jungen Ternstein zu solcher Zeit zur Brautwerbung in die Stadt trieb. Und fürwahr, sie war schön, die dreiundzwanzigjährige Wanda von Scharnthal, schön und reich und viel umworben. Sie war, wie es heißt, die Blume unter den Frauen der Stadt. Sie bevorzugte den ritterlichen Jüngling von der Raab. Ternstein war großjährig geworden und hatte die Herrschaft über die Güter seiner Ahnen angetreten. So wollte er nimmer länger säumen, in sein wohlbestelltes Haus und in sein junges lebenswarmes Herz die Seele einzuführen, nämlich ein liebes Weib. Darum zog er gen Graz und nicht ohne innere Beklemmung, da er wohl wußte, er habe zu dieser Zeit einen gefährlicheren Nebenbuhler als je, nämlich den grausen Asiaten, den schwarzen Tod.

Als Ternstein von den Höhen des Ruckerlberges heran gegen das graue Eisentor ritt, merkte er schon die Aufregung. An den Wällen, wo man sich sonst nicht ungern erging, auf den Gassen, wo die Handwerks- und Kaufläden einzuladen pflegten, war es fast menschenleer; und die doch wandelten, taten es eilig, wichen einander aus; die besten Freunde reichten sich nicht einmal die Hand, grüßten sich von weitem und huschten ihre Wege. Die Gesichter waren blaß und deutlich sah man auf ihnen die Furcht, die Angst. Manche hatten sogar eine sogenannte erst vor kurzem von einem Augustinermönch erfundene Pestlarve vor dem Angesichte, um durch ein solches Schild der Ansteckung zu entgehen. An den Toren der Stadt wurde Ternstein bewogen, vom Pferde zu steigen, wurde von zwei Ärzten ganz überflüssig untersucht, ob sich nicht Zeichen der argen Krankheit an ihm fänden. Dann konnte er vollends seiner Wege traben. Es war völlig still in der Stadt, nicht ein einziger Musikklang war auf den Plätzen, kam zu den Fenstern heraus. Unter den Dahineilenden sah Ternstein mehr als einen, der seine Schritte plötzlich inne hielt, sich seufzend, den Schweiß auf der Stirne, niederließ auf einen Stein, auf eine Bank, oder gar hinstürzte auf den Erdboden, um von den nächsten Wachmännern allsobald mit großer Hast davongeschleppt zu werden.

Ganz außerordentlich abstach von solchen Erscheinungen eine junge Frauensperson, die in gewöhnlicher Kleidung der Bürgerinnen, fast unbekümmert um alles, die Herrengasse heraufeilte. Auffällig war sie dadurch, daß sie schön war und daß sie ein heiteres, fast lustiges Gesichtchen machte, als hätte sie kein Herz in der Brust für das grauenvolle Elend, das sie rings umgab. Dieser Gestalt wichen die Leute schon von weitem aus; mit dieser — so heiter und leblustig sie auch sei — am wenigsten

war auf Besuch im Schlosse und der freie Ton, der hier herrschte, war ihr neu und befremdlich. Sie warf nun die ablenkende Frage ein, ob der arme Lajosch sich getröstet habe.

„Nein, teuere Mama," antwortete die Königin, „der hat sich nicht getröstet. Wir haben uns trösten müssen. Als er merkte, daß sein Bittgesuch unberücksichtigt bleibe, hat er kurz und höflich den Dienst gekündigt. Noch nie habe ich einen Diener so ungern ziehen sehen als diesen, der seine Existenz dem Schnurrbart opferte."

„Dem Manne kann geholfen werden," sagte nun der General. „Ich rekrutiere ihn neuerdings zum Heere. Dort muß der Mann — sozusagen — zwar auch manchmal Haare lassen, doch der Schnurrbart bleibt ihm stehen."

„Ich wußte es ja, General, daß Ihr Herz engagiert wird. Und Sie werden ihn doch gleich wenigstens beim Hauptmann anfangen lassen?"

„Das allerdings, Majestät, dürfte sich schwer machen lassen. Es rückt alles nach der Rangordnung."

„Auch im Fall, daß einmal Verdienst und Tüchtigkeit — ?"

„Alles stets nach der Rangordnung, Majestät." —

Als der Zerkle aufgehoben war, die Gäste vor der Königin ihre gebührende Reverenz gemacht hatten und davongegangen waren, trällerte der Professor, auf der Straße dahinschlendernd: „Trallala, trallala! Rangordnung! Stehen die Haare vorne, so heißen sie Schnurrbart, stehen sie hinten, so heißen sie Zopf — trallala, trallala!"

Daß aber der General die Allerhöchste Protektion unberücksichtigt ließ, das war nicht Zopf, sondern — Schnurrbart.

## Pest-Röserl.

Eine Erzählung aus schreckensvoller Zeit.

Es war im Sommer des Jahres 1680, da ritt der junge Gutsherr Ternstein aus, um zu freien. Vom Schlosse seiner Väter, das am lieblichen Ufer der Raab stand, zog er gen Graz. Es war aber keine Zeit zum Freien, denn in allen Kirchtürmen, an denen er vorüber ritt, klangen die Sterbeglocken. In der Stadt Graz nur klangen sie nicht mehr, denn so hatte es der Rat vergeordnet: es soll nimmer geläutet werden, maßen das ständige Klagen der Glocken die Einwohner der Stadt immer noch mehr in Angst und Schrecken jage; — und still wurden sie hinausgeschleppt zu den sechs Toren — die Toten und die Sterbenden. Der schwarze Tod war im Lande. Wenn man schon in vielen kleineren Ortschaften des Landes heute noch Pestgruben zeigt,

Röchelnden, Sterbenden auf einem Strohbunde lag, waren an seinem Leibe bereits auch die Pestbeulen zum Vorscheine gekommen.

Zu allererst nahte ihm der Priester, welcher ohne vorhergegangene Beichte ihm die Hostie auf einem silbernen Löffel reichte. Da nahte ein eiliger Arzt, der den hohen Grad der Krankheit feststellte und hierauf sogleich wieder davonging. Und nun erwartete Ternstein niemanden mehr, als den letzten Besucher eines jeden Kranken und Elenden, den Tod.

Sterben in so jungen Jahren und als Bräutigam! Der Mann klagte nicht, sein Gedanke war getrübt, sein Gefühl stumpf; seine Braut ist ihm in den Fieberträumen nicht erschienen.

Ein anderes Wesen aber, das bei jedem der Pestkranken saß, jeden hegte und die Sterbenden tröstete, kam oftmals auch zu seinem Lager heran, rückte ihm das Kissen des Hauptes zurecht, ordnete die Decken, kühlte seine fieberheiße Stirne, labte seine trockenen Lippen, seinen öden Gaumen, sprach die liebreichsten Worte zu ihm, als wäre sie seine treue Mutter . . .

*
* *

— Ich ehre den Bauer, den Gewerbsmann, den Handelsmann, der das Vaterland ernährt und mit allen Mitteln des Lebens versieht. Ich ehre den Soldaten, der mit seinem Blute das Vaterland beschützt. Ich ehre den Amtmann vom Tagschreiber bis zum Minister hinauf, der unsere Verhältnisse regelt und unsere Rechte wahrt. Ich ehre den Gelehrten und den Lehrer, der bestrebt ist, die Welt mehr und mehr kennen zu lernen und unseren Geist zu bilden, auf das wir aus allem, was da ist, unseren Vorteil zu ziehen wissen. Ich ehre den Künstler, der uns die Drangsale dieses Daseins durch herrliche Werke, wie sie unsere Sinne erfreuen, zu verschönern weiß. Ich ehre den Geistlichen, der uns Irrende, Leidende mit Gott vertraut macht und für Jenseits die Bürgschaft ewigen Glückes bietet. — Sie alle sind Wohltäter der Menschheit; wir erkennen ihre Werke und lieben sie; so manchem von ihnen bauen wir dankbar ein ehernes Denkmal, auf daß die Nachwelt, die an seinen Taten noch fortgenießt, auch seinen Namen kennt.

Einen aber halte ich höher noch als alle — den Samariter, von dem der Heiland uns erzählt, er hätte den armen fremden mißhandelten Siechling auf der Straße, an dem alle anderen mitleidslos vorübergegangen, aufgehoben, mit in sein Haus getragen und gepflegt wie einen lieben Bruder. Wer denkt an die Samaritaner und Samaritanerinnen unserer Armen- und Krankenhäuser, unserer Straf- und Zuchtanstalten? Leute, die alle Freuden dieser Welt von sich geschoben haben und ihr Leben, die Stunden des Tages wie die der Nacht, den Unglücklichen opfern! Diese Unglücklichen sind zumeist weltfremde Menschen, die ihr

wollten sie jetzt zu tun haben; und unser junger Mann von der Raab glaubte sofort zu erraten, welcher Klasse von Frauenspersonen diese Spaziergängerin angehören mochte. Mit Abscheu wendete er seinen Rappen und ritt die Sporgasse hinan, dem Hause zu, wo Wanda von Scharnthal wohnte.

Der Torsteher verweigerte ihm just nicht geradezu den Eintritt, doch offenbar angenehmer schien es ihm, der Ankömmling bliebe heraußen. Im Vorsaale mußte sich der junge Mann eine Weile mit Wachholderfeuer ausräuchern lassen und als er endlich in die Gemächer eintreten konnte, kam ihm der alte Scharnthal, viel Qualm aus seinem Pfeifenrohre blasend, etliche Schritte entgegen, kaum so nahe, daß er ihm die Hand reichen konnte.

„Gott zum Gruße, lieber Junge“, rief er gedehnt, „ei, ei, das war höchst unvorsichtig, daß Ihr zu einer solchen Zeit in die Stadt kommt. Wir rüsten uns gerade zur Flucht.“

Wanda reichte ihm die Linke mit dem Handschuh und sagte ein höfliches Wort.

Bald wurde dem Gaste eine elegante Wohnung angewiesen. Tags darauf war die Werbung, die für den wohlhabenden Gutsbesitzer vom Lande selbstverständlich den gewünschten Erfolg hatte. Die Hochzeit wurde für den Spätherbst festgesetzt. Somit stand der sofortigen Abreise aus der unheimlichen Hauptstadt nichts mehr im Wege; der Bräutigam sollte mit der Familie nach Scharnthal reisen.

Einige Stunden vor der Abfahrt erkrankte Ternstein, und zwar unter Anzeichen, die es bewiesen, daß er von der Seuche ergriffen worden.

Von dem Augenblicke an bekam er seine Braut nicht mehr zu Gesichte; sie hatte ihm noch ihr tiefstes Bedauern und die allerbesten Glückwünsche sagen lassen; der alte Scharntal hatte wohl die verschiedenartigsten Maßregeln, ihn zu pflegen, getroffen, und darauf war die Familie voll wahnsinniger Angst in einen Winkel des Kainachtales geflohen, wo sie einen Sommersitz besaß.

Der unglückliche junge Mann, so von seinen besten Freunden verlassen, gemieden, mit dem Taglöhner mußte er sein Los teilen; da ihn die fürchterliche Krankheit ergriffen, so konnte man keine Ausnahme machen, mußte mit ihm jene rücksichtslosen Wege gehen, die auf geradewohl entweder des Kranken Genesung oder rascheste Beseitigung bezweckten.

Zwei in Pestlarven vermummte Männer preßten den Erkrankten in eine sargähnliche Truhe, schlugen über ihn den Deckel zu, trugen ihn durch das Eisentor, wo er hereingekommen, wieder hinaus und der Bretterhalle zu, die in Waltendorf für die Pestkranken errichtet worden war.

Als der arme Bursche — umso ärmer, da er bisher nur die Glanzseiten des Lebens kennen gelernt hatte — dort unter Wimmernden,

Tochter eines Riemers, ihr Großvater jedoch war — — 's ist im Grunde kein entehrend Handwerk, aber die Leute sind es einmal gewohnt, es so zu nehmen — Röschens Großvater war Wasenmeister und schon damals sind in seinem Hause Riemen geschnitten worden. Der junge Riemer — unseres Mädchens Vater — war wie der alte ein grundguter, ehrlicher Mensch, aber die Nachbarsleute und alle, mit denen er zu tun hatte, hätten ihm's allzu gerne noch ein wenig nachgetragen, was sein Vater gewesen. Dem Mädchen ging's schon besser, das war so hübsch, daß man darüber ihren Großvater vergaß, aber so trotzig gegen jeden, der ihr über ihre Schönheit Schönheiten sagte, daß die lockeren Herren bald darüber einig waren, im Röschen stecke noch zu sehr die niedrige Abstammung. Arme, hilfsbedürftige Leute hingegen waren der Ansicht, das Mädchen hätte ein gar vornehmes Herz. Verwandte hätten das gute Kind, das so zurückgezogen und ernsthaft lebte und insgeheim so wohltätig wirkte, gerne in das Kloster der heiligen Ursula gesteckt. Die Werke der Ursulinerinnen, Pflege der Kranken, Unterricht der Jugend, gefielen ihr wohl, aber auf ewig mochte sie sich vorläufig nicht gerne binden an einen Orden, der leicht mehr verlangen konnte, als was so ein schwaches Menschenkind imstande ist, zu erfüllen. Umso segensreicher war das Walten des Mädchens zu Hause; Röschen war das Glück ihrer Eltern und, wo und wie sie helfen konnte, der Engel der Armen. „Ach“, sagte sie lächelnd den Dankbaren, „ihr schlagt meine wohlgemeinten Bestrebungen allzu hoch an; was ich tue, ich tue es zumeist meiner selbst willen, weil ich eine Freude daran habe.“ Und tatsächlich, je mehr Gutes sie tun konnte, desto heiterer war ihr Wesen.

Alljährlich einmal, am Tage ihrer Geburt, trug Röschen einen Korb mit Lebensmitteln in das Armenhaus zu Mariatrost. Und wenn sie auf dieser Wallfahrt allein durch den stillen Wald schritt, da war ihr zu Mute, als ginge Gott mit ihr und hätte sie lieb — und die Waldvöglein flogen ihr zu und hüpften vor ihr her — und des freute sich das Röschen.

Da traf sie auf einmal das Unglück. Ihr Vater starb plötzlich an Pest und nach wenigen Tagen wurde auch ihre Mutter hinausgeschleppt ins Lazarett von Waltendorf. Röschen folgte ihr, man wies das Mädchen zurück, erkämpfen wollte es sich den Eingang in die Pestbude, man stieß es hintan. Da nahm das treue Kind seine Zuflucht zur List und stellte sich wie von der Seuche ergriffen; so schleppte man es hinein und nun war es endlich bei der Mutter, die bald darauf in den Armen der einzigen Tochter verschied.

Und von diesem Tage an blieb Röschen im Lazarette — wo ein großer Mangel an Wärtern war — und hegte die Kranken und tröstete die Sterbenden. Ein hilfreicher Engel stand sie jedem bei, ob Freund,

Lebtag ihnen niemals ein Liebes erwiesen, die im Gegenteile in den Tagen ihres Wohlseins vielleicht mit Verachtung auf sie — die Pfleger und Wärter — geblickt und die jetzt im Elende noch oft mit Mißmut und Danklosigkeit die Wohltaten hinnehmen, die ihnen von solcher Seite dargebracht werden. Und der Pfleger, der Wärter, die Wärterin, liebt den Armen doch und ist ihm zugetan mit vieler treuer Herzlichkeit und gibt für all sein Fehl ihm Gutes und nichts als Gutes, und alles nur darum, weil der Pflegling unglücklich ist.

Und der Samariter (wenn wir schon all die barmherzigen Brüder und Schwestern unserer Armen- und Krankenstuben so nennen wollen), er darf nicht hoffen auf irgend welch irdischen Lohn, auf Weltehre und Ruhm. An ihn denkt, von ihm spricht niemand; in der Verborgenheit schwindet sein segnendes Leben dahin, in der Verborgenheit schließt er sein Auge. — Ihr Bischöfe und Beichtiger, ihr Büßer und Blutzeugen alle, vielleicht, vielleicht auch in euch, aber in diesen gewiß ist der Heiland, der sein Leben für seine Brüder opfert.

Mir ist ein Mann bekannt, ein schon betagter Mann, der hat die Welt kennen und sie verachten gelernt, der hat der Menschheit allen Wert und Adel abgesprochen, denn er hat die Untaten und all die bösen Ränke gesehen, die der Bettler wie der Fürst, der geistliche wie der weltliche, je nach seiner Macht ausübt, bloß seiner Ichsucht fröhnend. Jede größere Geistesvollkommenheit schien ihm von Übel, weil sie ihren Träger nur befähigt, die Mitmenschen zu Gunsten seiner Selbstliebe mehr und mehr zu unterdrücken. Das beste an allem schien ihm das Ende der Welt. — Dieser Mann wurde krank, kam in ein Spital und eine barmherzige Schwester hat ihn bekehrt. Nicht bekehrt zu ihrem Glaubensbekenntnis, das hat sie gar nicht versucht, sondern bekehrt zu dem großen göttlichen und seligmachenden Glauben an die Menschheit. Die Mehrheit der Menschen mag zeitweilig ja im Argen liegen; aber ein Geschlecht, das Wesen hervorbringt, die sich mit stiller Ruhe oder lieblicher Heiterkeit ganz und gar für ihre unglücklichen Mitwesen aufzuopfern vermögen — ein solches Geschlecht ist groß, ragt weit über diese Welt empor und in den Himmel hinein. — Heute liebt der Mann die Menschen wieder und freut sich an ihrem Wohle.

Und gerade ungelehrte, harmlose Menschen sind es oft, denen es gelingt, Herr über sich selbst zu werden, die ihre Angehörigen, ihre Jugendfreuden und all ihre Ansprüche auf diese Welt fahren lassen, der großen Idee wegen, denen auch das ewige Beten und Singen in abgeschiedenen Klöstern lange nicht genügt, sondern die Gott zuliebe den Armen dienen und gerade dort, wo diese am verlassensten sind.

Und zu solch größten der Helden, die sich selbst zu besiegen wissen, gehörte Röschen, das Mädchen aus dem dritten Sack. Sie war die

lich trösten, und wenn ihre zarte weiße Hand die Locken schlichtend über seine Stirne glitt, so war dem armen Ternstein tatsächlich zu Mute, als riesele in dieser Berührung neues, frisches Leben in seinen Leib.

Vier Tage und fünf Nächte lag Ternstein im Lazarette zu Waltendorf. Am fünften Morgen kündete ihm der Arzt, daß er wahrscheinlich gerettet sei und daß er nun den gefährlichen Ort zu verlassen habe.

„Mein Leben lang!“ hauchte der Scheidende zu Röschen, „euch vergesse ich's nimmer — nimmer!“

„Gott mit euch,“ antwortete das Mädchen, „lebt nur recht glücklich!“

Und er wankte wieder hinaus in die freie, sonnige Welt; und Röschen blieb mit ihrem heiteren Lächeln zurück bei den Sterbenden. Sie erlag nicht. Noch wochenlang waltete sie im Lazarette, und zwar mit solchem Eifer, daß sie darüber auf den schmerzlichen Verlust, den ihr der schwarze Tod beigebracht hatte, völlig vergaß.

Mit dem letzten der Genesenen endlich — es war zur Zeit, als die Buchen auf dem Plabutsch schon zu gilben begannen, da die Seuche erlahmte — wankte Röschen aus der Bretterhütte. Trotz ihrer fröhlichen Miene, die sie nicht eine Stunde verlassen hatte, war sie nun abgehärmt und schien gebrochen. Ins stille, leere Haus ihrer Eltern kehrte sie zurück. Da war sie nun ganz allein und bitter verlassen. Die Leute ehrten sie und die Leute mieden sie und nannten sie das Pest-Röserl. Sie wurde von der Regierung und vom Rate zu Graz durch mancherlei ausgezeichnet, aber nichts erhielt sich so beständig, als der Name Pest-Röschen. So gefällt es den Menschen zuweilen, ihre größten Wohltäter zu lohnen. Zum Glücke war das heldenhafte Mädchen nicht gegangen Gutes zu tun einer Vergeltung wegen. Der Himmel aber waltet seines Amtes . . .

Als im nächsten Jahre der Lenz kam und als die ersten freundlichen Blümchen blüthen auf den Pestgruben, und als die Zeit der Schrecken, weil vergangen auch vergessen war, ritt der Gutsherr Ternstein wieder aus zum Freien. Wieder gen Graz, wieder durchs Tor im Süden, wieder die Herrengasse heran, die voll Leben und Menschen war. Aber er bog nicht mehr die steile Sporgasse ein, er trabte geradeaus an der neuen Säule der Dreifaltigkeit vorüber, die zum Gedächtnisse an die Pest errichtet worden war — trabte in den Sack hinauf, bis in die Gegend, wo die elenden Häuschen eingezwängt standen zwischen dem Schloßberg und der Mur. Im Riemerhause sprach er zu, warb um Röschens Hand.

Und das arme Pest-Röschen hat's gar nicht glauben können, daß der schöne, gute junge Mann, der ihr seit dem Lazarette her mehrmals im Traume erschienen war — daß dieser nun so muntere Ritter sie

ob Fremdling, und ihr liebevolles heiteres Antlitz allein schon war imstande zu trösten. Und wie unsagbar wohl tat es den Kranken, in diesen Räumen der Todesnot, wo man kaum sonst etwas sah, als Sterbende bringen und Tote davonschleppen — der jungen Wärterin liebreiches, lächelndes Angesicht zu schauen. In solchen Räumen kann selbst das hoffende Lächeln eine große Wohltat werden. Das heitere Menschenauge ist der süßeste Stern in der Nacht des Elendes.

Und wie war Röschen mit den Kranken beschäftigt! Sie reinigte die bösen Geschwüre, sie kühlte die heißen Glieder mit Essig, sie wusch das matte Auge mit frischem Wasser; sie gab Labnis den Lippen. Dem sprach sie von den lieben Seinen, dem anderen von der Huld Gottes, dem dritten von der wiederkehrenden Gesundheit. Man nannte sie die liebe Schwester, aber auch schwere Fluchworte und Wutausbrüche der Fiebernden hatte sie zu bestehen, und doch war sie allen gegenüber von der gleichen Milde und Herzinnigkeit. — Das Amt eines Krankenwärters ist nicht zu beschreiben, es ist so mannigfaltig und schwer und fordert die größte Aufopferung, deren ein Mensch nur immer fähig sein kann.

Und so stand und kniete dieser Schutzgeist aus dem Riemerhause auch vor dem jungen Manne, den der Tod mit dem Köder einer schönen Braut in sein Nest gelockt hatte.

Er aber flehte dieses Mädchen insgeheim um Vergebung an, für den wüsten Verdacht, den er bereits von ihm geschöpft hatte. Denn die junge Wärterin war niemand anderer, als jene Frauensperson, die er ein paar Tage früher in der Herrengasse beobachtet hatte, nicht ahnend, daß dieses so leichtlebig scheinende Wesen nach einem Priester eilte für die Pestkranken. Tief verfluchte er in seinem Herzen die Neigung zu bösem Verdachte, dem sich der Mensch so gerne hingibt — ach, wie oft zu voreilig!

In einem lichten Augenblicke bat er das Mädchen, ihm nur einige Worte, den Abschiedsgruß an sein Daheim im grünen Raabtale zu schreiben. Er bat weinend, denn das Leben war ihm doch so lieb. Und dann, seine letzte Bitte war an Röschen selbst gerichtet: „Du liebes Kind, geh fort von mir, denn mein Atemzug ist giftig. Du junges Blut, denke an dich selber!“ Sie ging nicht von ihm, sie wartete seiner, wie eine Mutter ihr Kind. „Ach, das ist ein böses Sterben!“ klagte Ternstein, „dir aber, o mein Gott, danke ich für diesen Schutzengel an meinem Totenbette!“

Obgleich die meisten Bewohner dieser Pesthütte dieselbe als Leiche wieder verließen und nur selten ein wiedererstandenes Skelett den argen Ort auf eigenen Beinen verließ, so hatte Röschen für unseren Freund immer nur Worte der Hoffnung und ihre blassen Lippen konnten herr-

meines Mitleids und eine leidenschaftliche Liebe zu den armen Kranken, so wären diese Wege doch köstlich und schön gewesen. So aber erfreute ich mich noch außerdem an der herrlichen Landschaft, für die der Onkel sich ein warmes Gefühl bewahrt hatte und die mir zu weisen ihn immer von neuem entzückte; lernte ich die Wunder der märchenhaften Nachtgänge durch die schweigenden Felder kennen und die Geheimnisse der dunklen Waldmorgen, tat einen erstaunten Blick in die Seelen der Bauern und Arbeiter, mit denen ihr geliebter Arzt in ihrer seltsamen Sprache verkehrte und ergötzte mich immer von neuem an den krausen Einfällen des Onkels, der bei all seiner Müh und Plage und bei dem Ernst seines Berufes das Herz eines Kindes besaß — mit allen Launen und Wünschen eines solchen, aber auch mit seiner Freude und mit seinen Begehrlichkeiten. Und ich denke gern an jene Abende zurück.

Unvergeßlich aber wird mir eine Augustnacht bleiben, wo der Onkel an mein Bett trat und mich fragte, ob ich Lust habe, ihn sofort zu einem Schwerkranken ins Gebirge zu begleiten; der Wagen warte und ich müsse mich sputen, wenn ich mitwolle, viel Zeit sei nach dem Bericht des Boten nicht zu verlieren. Ich machte mich rasch fertig und wir fuhren in dem offenen Wäglein davon.

Es war die ruhigste, feierlichste Sommernacht, die ich erlebt habe. Wie in einem entzückenden Märchen lag Dorf und Feld im Mondschein träumend da und das Klappern der Pferdehufe, das Wiehern und Schnauben der Tiere waren die einzige Unterbrechung der unendlichen Stille. Der Bote saß neben dem Kutscher auf dem Bock, der Oheim hatte sich in seinen Radmantel gehüllt und schien ein wenig weiter zu schlafen. Ich aber schaute träumend in die flimmernde, schimmernde Mondlandschaft. Mein Herz war durch die merkwürdige, geruhige Schönheit der schlafenden Felder, durch die geheimnisvolle Klarheit der zitternden Luft, durch das Leuchten des sternübersäten Himmels in eine glückliche Erregung versetzt und ich schaute mit staunenden Augen in das Wunder, das mich umgab. Ich atmete tief auf, mir war, als ob ich noch niemals die Größe der Welt und ihre Schönheit so klar gefühlt hätte wie in dieser schweigenden, verträumten Nacht und ein Glücksgefühl, daß ich zu dieser Welt gehöre, erfüllte mich und ließ meine Augen überquellen. Ich fühlte, wie meine Blicke klarer wurden, wie diese beglückende Philosophie des Einsseins meiner Seele mit der Seele der Landschaft mich gefangen nahm und ruhig und selig machte, selig, wie die religiöse Vorstellung von der Seligkeit und ich wußte, daß die flimmernde, schimmernde Luft rings um mich aus dem selben Stoff sei wie meine Seele.

So mag wohl eine Stunde dahingeflossen sein, ohne daß ich ein Bewußtsein der verströmenden Zeit hatte. Der Weg war steiler geworden,

zum Weibe haben wolle. Er aber hat sich's wohl gemerkt, wer in seiner größten Not ihm treu und lieb zur Seite gewesen, hat ein so edles Frauenherz wie dieses früher nicht und seither nicht wieder gesehen.

In lauter Feierlichkeit hat er den Grazern das goldene Pest-Röschen entführen wollen; sie aber wollte schlicht und still ihre Vaterstadt verlassen und schlicht und still einziehen in die neue Heimat an der Raab, wo an des geliebten Gatten Seite ein glückseliges Leben ihrer harrte. R.

## Hände.

Novelle von **Hugo Salus.**[1])

Wenn ich in den Ferien als Mediziner bei meinem Onkel, dem Landarzt, zu Besuch weilte, liebte er es, mich auf seinen langen und beschwerlichen Wegen zu den Kranken mitzunehmen.

„Etwas besonders Wissenschaftliches kannst du da freilich nicht lernen“, pflegte er zu sagen, „obgleich wir alten Landbader immerhin Erfahrungen haben, von denen sich eure Schulweisheit nichts träumen läßt. Aber du sollst sehen, wie sauer sich Unsereiner sein Brot verdienen muß, auf daß es dir besser ergehe auf Erden! Und“ — wie alle alten Ärzte aus der früheren Zeit machte er gern seine witzelnden Bemerkungen — „du sollst hinter das philologische Geheimnis kommen, daß das Adjektiv aurea in dem Merkwort aurea praxis sich nicht von aurum, das Gold, sondern von aura, die Brechneigung, ableitet“.

Nach einer solchen Bemerkung senkte er den Kopf und schaute mich mit blinzelnden Augen von der Seite an und so oft ich auch den „aurea-Witz“ schon gehört hatte: Dieses schlaue Blinzeln seiner Augen über den oberen Brillenrand verhalf mir immer von neuem zur Möglichkeit, ihm meinen Beifall durch ein herzliches Lachen auszudrücken, das er, angenehm berührt durch die Wirkung seines Witzes, mit einem liebevollen Rippenstoß quittierte.

„Was?“ sagte er dann, „ganz dumm wird man doch durch die Bauern nicht! Man darf nur nicht schon ein latenter Bauer sein, wenn man in die Praxis kommt; sonst wird man auch in Paris kein Kirchenlicht!“ Und ein solcher Ausdruck, wie „latenter Bauer“, freute ihn Tage lang.

Auf diesen Wanderungen durch die Dörfer und diesen anstrengenden Märschen im Gebirge habe ich viel Elend gesehen und große Not, und wenn ich nichts anderes heimgebracht hätte als eine Vertiefung

1) Aus dem ganz eigenartigen Büchlein: „Novellen des Lyrikers“ von Hugo Salus. Berlin. Egon Fleischel & Co. 1903.

Händen wieder neben mir im Dunkel des Gemaches. Es war ganz still im Zimmer, die Atemzüge des Sterbenden waren seltener geworden und mir schien, als ob ich die Bewegungen der Lippen des Pfarrers hören müßte, der lautlos sein Gebet sprach. Und er nahm die Watte und gab dem Sterbenden die letzte Salbung auf den Weg, während der Arzt seine Spritzennadel in die Haut des Verscheidenden einstach.

Und nun schien mir plötzlich alles Licht auf die Hände der beiden Männer gesammelt, die um den Kranken bemüht waren; der Streifen des Mondscheins, der durch das Fenster in die Stube fiel, schien dann auf einmal die Leuchtkraft des Sonnenlichtes zu bekommen und hob sich scharf von dem Dunkel der Umgebung ab. Und in diesem hellen, weißen Licht sah ich nichts als den bleichen, blutleeren, entblößten Körper des Menschen, der seinen letzten Seufzer aushauchen mußte, sah seine ergebenen, müden, auf alles vorbereiteten Hände, die auf der Brust gekreuzt waren; sah auf jeder Seite des Körpers emsig beschäftigte Hände, links die feierlichen, ihr pathetisches Amt versehenden Hände des Priesters, der die Hände des Sterbenden salbte und rechts die nervösen, eilenden Hände des Arztes, der an der Spritze hantierte, die dem letzten, flackernden Flämmchen des Lebens noch neues Öl zuführen sollte. Und wie ich so auf diese bewegten Hände sah, die allein in Licht getaucht waren, während schon die Arme der beiden im Dunkel verschwammen, da wuchsen sie vor meinen erregten Blicken ins riesige: Wie ein grandioses Monument des Lebens schien mir diese Gruppe von Fingern, diese Hände des Menschen, um den sich irdische und himmlische Mächte bemühten, diese bleichen, abgearbeiteten Finger, die für das Diesseits und Jenseits gerettet werden sollten. Und jetzt, da der Pfarrer mit seinen ernsten Fingern die linke Hand des Sterbenden salben wollte, an der die Finger des Arztes beschäftigt waren und seine Hand herübergriff zu der Seite des Arztes, da war es eine Sekunde lang, als ob ein Kampf um den Besitz die vier Hände errege, als ob sie sich den Raum streitig machen wollten. Aber die Brust des Kranken hob sich in diesem Augenblick, ein langgezogenes Gurgeln, angstvoll und schauerlich, erschütterte seinen Körper — dann war es still im Gemach. Und die Hände des Arztes, die schon so oft über Tod und Leben entschieden hatten, hoben sich von der Brust des Verstorbenen und machten zum Pfarrer hinüber eine ruhige Bewegung, als wollten sie ihm sagen, daß er gesiegt habe. Da antwortete die Rechte des Priesters mit einer verzichtenden Neigung und machte ein Kreuz über den Toten. Und die Hände der beiden verschwanden aus dem Licht . . .

Die Strahlen des Mondes aber lagen breit und ruhig auf den gefalteten Händen des Verstorbenen und lagen so ruhig auf den Händen des Toten, wie sie früher auf denen des Lebenden geruht hatten. Die

die Pferde gingen langsamer und blieben endlich stehen. Ich nahm dem Onkel seine Instrumententasche ab und wir stiegen hinter dem Boten den steilen Fußpfad hinan, der zu dem Hause des Erkrankten emporführte.

Als wir auf der Höhe des Bergkammes angelangt waren und plötzlich, wie eine Schneelandschaft, nur viel duftiger und zauberischer, die Ebene im Mondlicht vor uns lag, mußten wir beide einen Augenblick tiefatmend stehen bleiben. Ein feiner, bläulich weißer Schimmer lag über der ganzen Landschaft, die Felder und Bäume waren ganz in die durchsichtigen Schleier des Mondlichtes gehüllt, und die Sterne schienen in dieser Höhe näher zu leuchten und inniger zu blinken; eine Sternschnuppe fiel ruhig in schönem Bogen über den Himmel und der Mond lächelte auf die Erde hernieder. Mein Oheim aber wies im Weiterschreiten auf zwei Gestalten hin, die auf dem schmalen Fußwege, scheinbar ganz nah, einem einsamen Gehöfte zuschritten.

„Das ist der Pfarrer und der Sakristan“, sagte er. „Wir müssen rasch gehen, die beiden haben dasselbe Ziel wie wir“.

So beschleunigten wir unsere Schritte und traten nur wenige Minuten nach dem Geistlichen in die Stube des Schwerkranken. Es war eine geräumige Bauernstube, der Mondschein fiel in einem breiten Streifen ins Gemach, während der übrige Teil des Zimmers nur schwach von zwei Kerzen erleuchtetet war, zwischen denen ich ein Kruzifix stehen sah. Nah dem Fenster und im Mondschein war das Lager des Kranken. Der Priester stand schon bei ihm, leise betend; ein stilles Kopfnicken begrüßte uns und wir traten an das Bett des Sterbenden. Er lag mit bleichem, angstvollem Gesicht auf seinem Kissen; das Gesicht war weißer als das Bettlaken und mühsam hob sich, wie zu einem schweren Seufzer, seine entblößte Brust. Er schaute mit unsäglich traurigen Augen den Onkel an; es war, als müßte er sich erst lange, lange besinnen, wer die fremden Menschen seien, die an sein Bett getreten waren; keine Regung in seinem Angesicht verriet, daß er seinen Arzt erkannte. Dann schaute er lange zu dem Geistlichen hinüber und schloß schwer seufzend die Lider.

Der Onkel hatte sich über die Brust des Kranken gebeugt und horchte auf den Herzschlag des Stillgewordenen. Er horchte länger, als ich es sonst bei ihm gewohnt war, dann hob er den Kopf und winkte mich herbei und auch ich horchte auf den matter werdenen Puls des müden Herzens. „Eine innere Blutung“, sagte der Arzt leise und nickte dem Pfarrer verständnisvoll zu, „wir werden noch eine Einspritzung machen“, sagte er dann zu mir. Ich reichte ihm die kleine Spritze und das Fläschchen mit dem starkriechenden Kampferöl und trat vom Bett zurück. Auch der Sakristan war zum Pfarrer getreten, hatte ihm die kleine Büchse mit dem Salböl gegeben und stand nun mit gefalteten

Wo Menschen stehn, wo Menschen gehn,
Frag' ich nach meinem Liebchen,
Doch niemand kann mich recht verstehn.
Der Lenz geht fort, der Sommer zieht,
Und keiner bringt mirs Liebchen mit.

O Knabe, laß dein Herze nur
Flink hüpfen wie ein Böcklein.
Erst wenn du hast der Liebsten Spur,
Und kannst sie nicht erjagen,
Ist's Zeit noch zum Verzagen.

## Marie.

(1867.)

War immer so froh,
War immer so gesund,
Und seit ich Dich kenne,
Geh' ich kläglich zu Grund.

Meine Augen sind blind
Für alles um mich,
Sie gucken und sehen und schauen
Nur Dich.

Mein Mund, sonst beredt
In der Philosophie,
Hat alles verlernt
Bis auf den Namen Marie.

Und hier diese Hand,
Die so vieles einst schrieb,
Jetzt kann sie nur schreiben
Das Wörtlein: Ich lieb!

War immer so gesund,
War immer so wohl,
Und jetzt weiß ich nimmer
Was werden soll.

## Gefährliche See.

Dein Gesicht ist ein Meer in Freudenschimmer,
Und wer drüber fährt, der kehret nimmer.
Ein Leuchtturm sind deine Augen, die heitern.
Doch, deine Lippen, das sind böse Klippen,
An denen alle scheitern.

## Amor dieser Wicht!

(1867.)

Ich mach' in meinem Leben kein Gedicht mehr an ein Mädchen,
Das ich nicht darf lieben.
Es ist mir zu gefährlich um das Licht zu schwärmen,
Das bestimmt ist, andere zu wärmen.
Wer hatt' mich auch dazu getrieben? —
Wo Auserwählter war mein liebster Freund,
Und sie des liebsten Freundes Auserwählte.
Und ich? Ich war nebstbei so da, und wie es scheint
Ein wenig lecker auch. Und sieh', da stellte
Der Knirps von einem Amor mir die Falle.

beiden, Pfarrer und Arzt, schüttelten einander freundschaftlich die Hände und wir traten wieder in die Landschaft hinaus.

Und in jener Sommernacht, als wir wieder in unserem Wagen saßen und durch den Mondschein nach Hause fuhren, der Onkel fest in seinen Radmantel gehüllt und in seiner Wagenecke scheinbar ruhig und befriedigt nach der anstrengenden Arbeit schlummernd, während ich in meiner Jugend das ganze Pathos der miterlebten Todesstunde eines Menschen nachfühlte, in jener Sommernacht, durch die ich im glücklichen Gefühl des Einsseins mit der Natur zu dem Kranken gefahren war und die auch jetzt noch schön und herrlich und überwältigend in ihrer Ruhe und träumerischen Klarheit vor meinen Blicken sich ausbreitete, in jener Nacht, als ich von dem Sterbelager eines mir fremden Bauern dahinfuhr, wurde mir klar, daß die Philosophie der Zusammengehörigkeit des Menschen und der Natur doch nicht den letzten Rest der menschlichen Sehnsucht befriedige, daß sie eine Lücke habe, daß die Natur in ihrer Größe und Herrlichkeit doch nur bis zur Haut des Menschen reiche, nicht tiefer, und daß im Menschen etwas zittere und bebe, sich sehne und dränge, das im Gegensatze zu der ewig gleichgiltigen Ruhe der Natur stehen muß; daß unsere Seele denn doch nicht dasselbe Fluidum sei wie die zitternde, flimmernde Luft, die da rings um uns ausgegossen ist . . . Und in jener Stimmung beugte ich mich auf die Hand des Arztes herab, um sie zu küssen, und ich hätte, wenn der Pfarrer an meiner Seite gesessen wäre, eben so innig seine Hände geküßt . . .

Es war gut, daß der Onkel schlief oder scheinbar von meiner Erregung nichts merkte; denn er hätte sonst wohl allen Respekt vor seinem Neffen, dem Mediziner, in jener Sommernacht verloren.

Und so fuhren wir durch die bläulich schimmernde Mondnacht, zwischen schlafenden Wiesen und Feldern, zwischen verträumten Bäumen, durch die stille Landschaft dem Hause des Oheims zu.

---

# Jugendstimmungen.

Von **Peter Rosegger.**

---

### Es hüpft in meiner jungen Brust.

(1867.)

Es hüpft in meiner jungen Brust
Das Herze wie ein Böcklein.
Es guckt hinaus mit schalker Lust.
Die Welt ist groß, der Schatz ist klein,
Wo wird er nur zu finden sein?

## Die Mädels.

Als ich dem Liebel im Stübel gestand,
Ich würd' es küssen müssen.
Da gab es mir ein Amulet in die Hand,
Daß ich was hätt' zum Küssen.

Es war der heilige Antonius,
Der Findpatron zum Glücke.
Ich hatt' verloren des Liebchens Herz,
Er bracht' es mir zurücke.

Denn als sie sah, wie glühend ich
Das Amulet tat küssen,
Da hat sie's zornig weinend mir
Gleich aus der Hand gerissen.

Nun hab' ich gewußt, was zu geschehn,
Die Eifersucht rasch zu kühlen.
Die Mädels, die mögen das Küssen nicht sehn,
Da lieber es noch fühlen.

## Der Verlassenen Fluch.

(1867.)

Vor des Ewigen Angesichte
Klag' ich ihn, o Himmel richte!
Ach, wie hab' ich ihn geliebt,
Während er den Tod mir gibt!
Möge ihm in dunklen Tagen
Auch die grause Stunde schlagen!
Möge er in Qual sich winden,
Und kein Herz, kein treues, finden!
Mög' der Mensch zum Teufel werden,
Dem er hoffend sich auf Erden
Voll Vertraun zu eigen gibt!
— Ach, wie hab ich ihn geliebt!
Ein Verworfner mög' er lungern
Auf der Heide und verhungern.
Welche Lust mir, wenn er schmachtet,
Glückverlassen, notumnachtet!
Sollte hilflos ihm begegnen,
Wie wollt' ich die Stunde segnen!
Ihn an meinem Herzen haben,
Ihn mit meinem Blute laben!
— Bist du dieser Qual versunken,
Hast du mein Leid erst getrunken,
Weißt du, was die Hölle ist.
Will ich dich so lange küssen,
Bis du wieder selig bist.

## Der Dichter.

(1867.)

Der Dichter muß Feldherr sein,
Muß anführen tapfere Reihn,
Um vor feindlichen Scharen,
Das Geistesreich zu wahren.

Der Dichter muß König sein,
Muß stehn über Groß und Klein,
Muß alle zur Höhe führen
Und sich selbst regieren.

Dem Freund zu lieb und seiner Maid zu Ehre
Gedacht ich ein Gedichtchen ihr zu weihn.
Aus Eigennutz war's nicht, denn ich begehre,
So dachte ich, dafür das bißchen Heiligenschein
Des Ruhmes nur. War noch erklecklich eitel,
Und meint', mit einem Vers müßt' ich beglücken
Ein Mädel, von der Zehe bis zum Scheitel,
Und mindestens dem Erdball es entrücken.
Gedacht, getan, ich schrieb ihr ein Gedicht
In leichten Jamben. Für eines andern Liebe
Sind Jamben gut genug. Schweres tauget nicht.
Was anders, wenn ich eine Ode schriebe
Im tiefen Seufzertakte eines Romeo!
Dann allerdings schwerschreitende Trochäen.
Doch, was wollt' ich nur sagen? — Ei ja so!
Ich schrieb der Liebsten meines Freunds,
Um mich verbindlich bei ihr einzustellen.
Sie war zu herzig, traun, sie war's wohl wert,
Der holden Muse warm sie zu empfehlen.
Begann zu dichten, wie's ein Herz begehrt,
Beschrieb die zarten Reize, sagte ihr auf Ehre,
Wie ich an ihrem Glücke Anteil nehme,
Und daß als Freund ich gar im Stande wäre,
Dergleichen selber — wenn die Stunde käme —
Zu gönnen mir. Doch müßte auch mein Püppchen
So lieblich sein wie sie. Es stünde immer
Mein Sinn nach solchen Wänglein, solchen Grübchen,
Und solchen Äuglein auch, wie man sonst nimmer
Sie gesehn auf dieser Welt, als — im Vertrauen
Nur sei's gesagt — an ihr der Treuen
Meines lieben einzigen Freundes, sind zu schauen.
Unmöglich, sang ich, wäre zu bereuen
Eine Wahl, wie diese. Ließ es ihr stark merken,
Daß sie, nur sie allein, die Schönste sei der Schönen.
Und es gelang mir, solches zu bestärken
So gründlich, daß — bevor ich es konnt' wähnen —
Diese kunstvoll hübsch gedrehten Liebesphrasen
Ich selber treulich glaubte. Und bevor
Das Liedchen fertig noch, begann ich schon zu rasen,
Aus purer Leidenschaft, die bis ans Ohr
Mir tückisch heiß tat steigen. — —
Was dann geschah! — Ach, laßt mich schweigen. —

Und hast du einen Freund, das lehret die Moral,
So schicke seinem Liebchen nie ein Liedel,
Auch wenn er's selbst erlaubt, wie's hier der Fall.
Sonst gibt es einen Tanz nach seiner Fiedel.
Und hast du weidlich Pfeile zu verschießen,
Ich gratulier' dazu, doch mußt du wissen,
Auf welche Scheibe du mit Recht darfst zielen,
Denn Amor, dieser Wicht, er läßt mit sich nicht spielen.

## Abbitte.

(1867.)

Röslein rot, als du verwelkt,
Da habe ich gelacht.
Denn als er dich gebrochen hat,
Hat er an mich gedacht.

Röslein bleich, verzeihe mir,
Daß ich um dich gelacht.
Ach, als er mich gebrochen hat,
An wen hat er gedacht?

Ich preise den, deſſ' Herzenskummer ſich
An einer warmen Bruſt entſchlagen läßt
Wozu Vertraun zum Freund, als daß es frei
In ungewiſſen Stunden fragen läßt!
Verächtlich iſt, wer mich im Glück umarmt,
Und troſtlos mich in böſen Tagen läßt,
Wozu der Freund, als daß — ich ſeiner wert —
Er in Not mich nicht verzagen läßt!

## Ich will geliebt ſein.

Meine Mutter hat mich lieb gehabt,
Sie iſt mir geſtorben.
Ein Mädel hat mich lieb gehabt,
Das iſt mir verdorben.
Zwei Freunde, die ich lieb gehabt,
Haben mich betrogen;
Ein Wandrer hat mich lieb gehabt
Und iſt — davongezogen.
Ich will geliebt ſein, ſteht es tief
In meinem Herzen geſchrieben.
Und wenn mich niemand Andrer liebt,
So muß ich ſelbſt mich lieben.

## Wanderlied.

(1869.)

Hei, wandre hinaus in die herrliche Welt.
Und haſt du kein Geld, ſo brauchſt du kein Geld.
Das Geld iſt nur läſtig, beſchweret den Sack,
Laſſ' alles, was ſchwer iſt, und reiſ' ohne Pack, ohne Pack, ohne Pack!

Der beſte Kamerad iſt ein Herz in der Bruſt,
Der zahlt, was du zehrſt, mit Liebe und Luſt.
Und wer das nicht will und dir greift nach dem Sack,
Den jage zum Teufel — es iſt Pack, es iſt Pack, es iſt Pack.

## Verlornes Glück.

(1869.)

Wer das laute Glück verloren,
Nein, dem ſei darum nicht bange,
Denn in Prunk und Feſtesklange
Es ſich meldet ſeinen Ohren.

Anders, wer das ſtille Glück
Hat verſpielt im Schwall des Lebens;
Dieſes wird geſucht vergebens —
Schweigt und kommt nicht mehr zurück.

## Wo wird es ſein?

(1869.)

Was hab ich dich geſucht, du Unbekanntes,
Auf Erden dich geſucht und nicht gefunden.
Du mir Unfaßbares und doch Verwandtes.
Ich habe dich geſucht.

Der Dichter muß Priester sein,
Sich allem Edlen weihn,
Muß sich in Tat und Leben
Zum Opfer geben.

Der Dichter muß Bruder sein,
Sich freuen in frohen Reihn,
Und in Trauertagen
Der Hoffnung Fahne tragen.

## Gottes Rat.

(1867.)

Zu Anfang aller Tage stands geschrieben
Im Buche Gottes:
Die Wesen, die ich liebend schuf,
Sollen lieben und leben.

Am Ende aller Tage wird es künden
Der Herr den Welten:
Die Wesen, die nicht lieben können,
Sollen vergehen.

## Fehde den Ziffern!

(1868.)

Ich kann nicht mehr bleiben, ich kann nicht mehr weilen,
In diesem, den Krämern gewidmeten Haus.
Die Stunden, sie schleichen, die Jahre, sie eilen,
Und bald ist die blühende Jugendzeit aus.
Was wollet ihr, Ziffern, mit stetigem Prahlen,
Ihr mag'ren Gestalten mit schiefem Gesicht?
Ihr feilscht um mein Leben, ihr wuchernden Zahlen,
O nimmer! Mein Leben verkauf ich euch nicht!
Ei, glaubt ihr, ich hätte mich euch schon verschrieben?
Oh, des sind fürwahr eure Summen zu klein.
Will wandern und lachen, will singen und lieben,
Nur das ist der Preis für mein Sein.

## Gib ein bißchen acht.

(1869.)

Zum lachen und zum weinen nur
Will ich einen guten Freund,
Der im Leben mit mir lacht
Und im Sterben um mich weint.
Doch, hast du den treuen Freund,
Traun, dann gib ein bißchen acht,
Daß er nicht schon vorher weint
Und nach deinem Tode lacht.

## Anklage.

(1869.)

Wie heißt das Drängen, das mich wagen läßt
Zu sagen, was sich doch nicht sagen läßt?
Bist du ein Stein, ders nimmer wissen kann,
Daß leichter sich ein Leiden tragen läßt,
Wenn so das harte Eis am Herzen taut
Und lösend sich dem Freunde klagen läßt?

## Ein Jüngling stand an der Fichte.

(1869.)

Ein Jüngling stand an der Fichte,
Sein Mägdlein an der Hand:
Nun muß ich Dich verlassen,
Muß fort ins fremde Land.
Und ist das Heim gefunden,
So geb ich Nachricht Dir,
Dann bau' ein leichtes Schifflein
Und fahr', mein Schatz, zu mir. —
Dann war ein Jahr verflossen,
Und keine Nachricht kam,
Da geht ein Greis zum Walde
Und fällt den Fichtenstamm,
Und baut ein leichtes Schifflein
Aus wenigen Brettern gemach,
Und legt hinein das Mägdlein.
Sie fährt dem Liebsten nach.

## Die Wandernde.

(1870.)

Ich wäre allen ein willkommener Gast,
Doch muß ich wandern ohne Ruh und Rast.
Bin nirgends daheim, fast fremd auf Erden.
Ja, mag denn niemand glücklich werden?
In armer Hütte kehrt ich ein:
O Landmann, sollst gesegnet sein!
Der Empfang war froh, doch leider Gott,
Bald vertrieb mich die Not. —
Ich zog ins Haus des Großen ein:
Dein Reichthum soll gesegnet sein!
Da kam die Gier, der Hochmut ins Haus
Und trieb mich hinaus. —
Ein Knabe wandert die Straße entlang,
Sein Hab auf dem Rücken, mit heiterem Sang
Auf meine Frag' er spricht sogleich:
Ich bin nicht arm, ich bin nicht reich.
Ich hab' mein Licht und meine Ehr',
Und jauchz' dazu — ich brauch' nicht mehr! —
Da ruf' ich freudig: Wohlan, wohlan,
Wir geh'n mitsammen, Du bist mein Mann.

## Der Krieg.

(1870.)

Die Kämpfer ringen,
Die Sänger singen
Dem Vaterland zum heiligen Streiten.
Doch ich — was soll ich Armer bringen?
Das schneidend Eisen, ich kann's nicht schwingen,
Ich weiß es nur als Pflug zu leiten.

Sie mögen ringen,
Sie mögen singen.
Ich halt' mich an des Pfluges Sterzen,
Denn meine Zither will jetzt nicht klingen,
Sie weiß nur Lieder von lustigen Dingen.
Und jetzt fließt Blut — es brechen Herzen.

Im Gartenzelt und in der Felsenkrone,
Im engen Wald und auf den Meeresrunden,
In dunklen Nächten, in des Himmelssonne,
Wie hab ich dich gesucht!

In Einsamkeit, im prunkenden Gemenge,
Bei Freunden und bei Frauen tat ich fragen,
In stiller Lust, in rauschendem Gedränge,
Wie hab ich dich gesucht!

Wie grünte, blühte es in vielen Zweigen,
Doch keiner hat die heilige Frucht getragen.
Hier mußt ich sinken, dort zur Höhe steigen.
Ich hab es nicht erreicht!

Was wars, das ich gesucht? Ich kanns nicht sagen.
Für solche Größe ist das Wort zu klein,
Das Allergrößte kann die Welt nicht tragen.
Wo wird es sein?

Ich find' es doch, denn nichts ist halb gegeben.
Wenn Sennsucht ist, ist auch der Sehnsucht Stillung,
Der demutsvollen Ahnung wird Erfüllung.
Und lebe ich, so muß auch jenes leben.
Ich find' es doch.

## Mahnung.

(1869.)

Nicht zur Erde, armer Dulder,
Blicke auf zum Heimatland!
Der Dir Leid und Kummer sendet,
Reicht Dir auch die Vaterhand.
Er blickt liebend Dir ins Auge,
Wenn Du wimmerst unter Schmerzen.
„Sieh', ich will Dich nicht verlassen,
Ruh Dich aus an meinem Herzen."

## Ich laß den Frühling sprechen.

(1869.)

Mein Herz ist zum Zerspringen,
Mein Mund ist wie verschlossen.
Die Vögelscharen singen,
Die jungen Blüten sprossen,
Die Dörnlein neckisch stechen.
Ich schweige still
— Und laß den Frühling sprechen.

Und sieh, auf grüner Aue
Beginnt er süß zu kosen,
Und schreibt dir, holde Fraue
Ein fein's Gedicht in Rosen.
Und will die Dornen brechen —
Ich warte still
Und laß den Frühling sprechen.

Leb wohl, o Land im Süden-Sonnenschein,
Das du ein strahlend Traumbild mir geworden.
Ich habe dich gesehn, ich denke dein
Und bleib daheim im herben, lieben Norden.

In den Tauern, Herbst 1872.

### Ihr ewigen, sonnigen Himmel!

(1873.)

„Ihr ewigen, sonnigen Himmel,
Wie seid ihr so hoch und so weit?
Warum sind keine Flügeln gewachsen,
Zum göttlichen Flug durch die Ewigkeit?“ —

Und als er sich sehnte und sehnte,
Da dämmert ein seltsam Gesicht,
Aus Tiefen winken ihm Hände,
Es lacht aus dem Abgrund das himmlische Licht.

Da ging die Mär im Walde:
Ein Mann schläft auf dem See. —
So kommt die Stunde gar balde,
Da endet der Sehnsucht unsägliches Weh.

### Erfüllung.

(1873.)

Und hab' ich geruht an der Mutterbrust,
Dann zieh' ich in alle Weiten.
Und hab' ich verjubelt des Knaben Lust,
Dann geh' ich mutig streiten.
Und hab' ich geküßt die süße Braut,
Dann mag meine Jugend schwinden.
Und hab' ich die Wunder der Schöpfung geschaut,
Dann will ich willig erblinden.
Und hab ich in Liebe zum Höchsten gestrebt,
Was soll ich noch weiter erwerben?
Und hab' ich den Menschen zur Freude gelebt,
Dann kann ich ruhig sterben.

—

# Ritter Gutschmid und sein Schimmel.

Von **Josef Widner.**

In den „Stationen meiner Lebenspilgerschaft“ gedenkt Robert Hamerling auch seines „Kriegsjahres im Dienste der Freiheit“ und meint u. a., er habe sich trotz aller jugendlichen Begeisterung für den alle beseelenden Gedanken doch auch dem Humor nicht verschließen können, der in so manchen kleinen Vorkommnissen in der „Aula“ gelegen sei. Jedenfalls entbehrte die von ihm erwähnte Tatsache, daß ihm, dem künftigen Helden der Feder, während er schlummerte, das Gewehr gestohlen wurde und daß ihm auch der Säbel auf rätselhafte Weise abhanden kam, nicht des Humors, und auch folgende Episode vermag uns Epigonen ein Lächeln abzunötigen.

## Eine kommt!

(1871.)

Bald ist zu End' mein irdisch Sein und Streben.
Doch möcht' ich eins voraus, bevor ich geh'.
Nach meinem Tod ein Jahr noch möcht' ich leben,
Daß ich den Hügel meines Grabes seh'.

Ich möchte wissen, welches Blümlein blühet
Aus meinem Staub empor im Sonnenschein.
Ich möchte wissen, wer zum Gräblein ziehet
Und schmerzlich sehnend ruft den Namen mein.

Ich glaube fast, von allen jenen keiner,
Mit denen ich genossen froh und frisch,
Mit denen ich gejubelt einst. Nicht einer.
Der Hügel ist kein wohlbesetzter Tisch.

Und keine jener Frau'n, die ich besungen
Auf meiner lichten, frohen Sängerfahrt —
Nicht eine kommt. — Die Lieder sind verklungen,
Die Kränze welk, das heiße Herz erstarrt.

Ein rotes Blümlein blühet zwischen Steinen,
Und Eine kommt zu meiner Ruhestatt.
Sie kommt ans Grab, um einsam hier zu weinen.
Die treue Frau, die mich geboren hat.

## Heimgedenken.

Du liebes Haus auf stiller Bergeshöh,
Von kühlem Mondessilber mild umgossen,
Wie grüß' ich dich aus fernem, heißen Land,
Wo niemals deine hohen Tannen sproßen.
Wo nie ein Laut der heiligen Sprache klingt,
Die du zum deutschen Erbe mir gegeben.
Wo nur ein altes Kind im Fastnachtstanz
Verschachert und verjohlt sein glitzernd Leben.
Ein Land, so schön, so reich und hochberühmt,
Bewohnt von einem Volk in Bettlerlappen,
Das auf den Trümmern seiner großen Zeit
Sich kindisch freut an seinen Narrenkappen.
Ein Land, ein Märchengarten auf dem Meer,
Ein Eden, das sonst nichts mit dir gemein,
Du arme Heide auf der Bergeshöh,
Als Gotteshimmel und den Mondenschein.

Neapel, im September 1872.

## Ferngedenken.

Du sonnenlichter, südlich süßer Hain,
Wo holde Grazien Maienkränze flechten
Zu Gottes Hochzeitsfest — wie denk' ich dein
In diesen nordisch nebelgrauen Nächten.
O, nimmer hör ich deinen hellen Sang,
Und nicht das Säuseln weicher Meereswellen.
Ja freilich wird der armen Seele bang,
Wo wüster Stürme Eislawinen gellen.
Wo in den halbzerriss'nen Mondesgrau'n
Die Wolkenfetzen ums Gewände wehen,
Und wo in finst'rer Tannenwildnis, traun,
Die Wölfe heulen und die Raben krähen.

eigentlich hieß er Drahtschmid — sich samt seinem Schimmel nicht mehr blicken ließ.

Besagter Leutnant oder Hauptmann Herzfeld, damals Philosoph, später Jurist, der sich ebenso warm wie kurz des verschwundenen Freundes angenommen hatte, fand den Boden von Wien nach der Erstürmung durch Windischgrätz und der Erschießung Robert Blums zu heiß, setzte seine Studien in Leipzig fort und trieb sich, da sich sein revolutionäres Gemüt noch nicht beruhigt hatte, mit einigen Genossen als Flüchtling in Mitteldeutschland herum, bis er erfuhr, daß der österreichische Konsul von den jungen Leuten — offiziell nichts wissen wolle.

Also kam Herzfeld wieder in die Heimat zurück, beendete seine Studien und war in der Folge ein vielbeschäftigter Hof- und Gerichtsadvokat und ein braves Familienoberhaupt, und seine Kinder, voraus die zarte, blonde Anna, hingen mit abgöttischer Verehrung an dem geliebten Vater.

Als nun Hamerlings „Stationen" zuerst, wenn ich nicht irre 1886, im „Heimgarten" erschienen, war die gute Tochter nicht wenig — pikiert, daß ihr Ideal von einem Vater im Jahre 1848 mit seiner Rede vom edlen Gemüte des Gutschmid oder Drahtschmid eine etwas komische Rolle gespielt haben sollte, und, kurz entschlossen, setzte sich das etwa zwanzigjährige Mädchen hin und schrieb an Hamerling einen geharnischten Brief des Inhalts, daß sie es nun ein für allemal nicht dulde, daß Hamerling ihren Vater komisch finde. Der Vater habe seinen Freund mit dem stattlichen Schimmel ganz richtig beurteilt, Gutschmid habe tatsächlich ein gutes Gemüt gehabt und wäre ganz gewiß seinem akademischen Schwure gemäß wieder gekommen, wenn .... ja wenn ihn seine besorgten Eltern nicht .... eingesperrt hätten, um ein großes Unheil zu verhüten und die Gefahr vom Haupte ihres Sohnes fernzuhalten.

Also .... ein Korpskommandant der akademischen Legion von den besorgten Eltern .... eingesperrt und Hamerlings Legionssäbel im Werte von 3 fl. 30 kr. Konv.-Münze von der sonst politisch unbescholtenen Mutter übers Knie gebrochen und in den dichtbebuschten Garten des Nachbarhauses geworfen (vgl. „Stationen" 3. Auflage S. 123) das ist doch wirklich rührend! Das erinnert lebhaft an die gute Frau, die ihrem revolutionierenden Gatten am Tage der Barrikadenkämpfe .... die Hosen versteckte und ihn so vom Tode oder langjähriger Gefangenschaft rettete!

Ich weiß nicht, ob der „pikierte" Brief des Fräuleins Anna Herzfeld sich im Nachlasse Hamerlings befindet, aber ich zweifle nicht, daß der kranke Dichter mit dem weichen Herzen das Schreiben der Tochter, die ihren Vater mit dem jugendlichen Ungestüm idealisierender Liebe verteidigte, gar hoch schätzte.

Hamerling erzählt:

Wie jede Fakultät als „Korps“ der Legion sich ihren Kommandanten wählte, so hatten wir Philosophen unsere Stimme auf einen gewissen Goldschmidt oder Gutschmid oder dergleichen — ich erinnere mich des Namens nicht mehr genau — vereinigt. Der neugewählte Korpskommandant machte uns einen gewaltigen Eindruck dadurch, daß er den ersten Tag nach seiner Wahl auf einem stattlichen Schimmel vor die Universität geritten kam. Wir waren nicht wenig stolz auf einen Kommandanten, der auf einem glänzenden Schimmel vor unserer Front einherreiten konnte. Nun ereignete sich aber das Befremdliche und Unangenehme, daß eben dieser Schimmel des Korpskommandanten mitsamt dem Korpskommandanten selbst nur dies eine und einzigemal vor der Universität erschien.

Eine zeitlang harrte man seiner in Geduld; endlich aber sah das Philosophenkorps sich bemüßigt, eine Versammlung seiner Mitglieder einzuberufen, in welcher die Absetzung des Korpskommandanten Gutschmid oder Goldschmidt — sagen wir Gutschmid — und die Wahl eines neuen beantragt wurde. Mit scharfen Worten erging sich ein Redner gegen Gutschmid, der die in ihn — und seinen Schimmel! — gesetzten Erwartungen so schmählich zu Schanden gemacht hatte. Da erhob sich ein Leutnant oder Hauptmann des Korps — Herzfeld, glaube ich, hieß er — und hielt, die Hand aufs Herz gelegt, eine warme Verteidigungsrede für den Angegriffenen. „Meine Herren!“ sagte er, „ich bin Gutschmids Freund; ich kenne Gutschmid, wie ihn kein anderer kennt! Und ich sage Ihnen, Gutschmid hat ein edles Gemüt!“ Weiter wußte er zur Verteidigung Gutschmids und seiner Handlungsweise nichts vorzubringen. Neue Redner traten hervor, welche geltend machten, daß man die löblichen Eigenschaften Gutschmids nicht in Zweifel ziehe, daß man aber von ihm verlangen müsse, er möge entweder an der Universität erscheinen und seine Pflicht als Korpskommandant tun, oder wenigstens sein Versäumnis genügend entschuldigen. Aber immer wieder trat Herzfeld hervor, und immer wieder schlug er mit den warmen, nachdrucksvollen Worten: „Gutschmid hat ein edles Gemüt, meine Herren! Gutschmid wird wieder kommen! denn ich kenne ihn und sein edles Gemüt meine Herren!“ alle Vorwüfe nieder. Ich erinnere mich nicht mehr, mit welchem Ergebnis die bewegte Versammlung für diesmal auseinanderging. Ich weiß nur, daß Gutschmid, sein edles Gemüt und sein Schimmel für uns verloren waren und blieben. „Roß und Reiter sah man niemals wieder.“

Ein günstiger Zufall, der mir zwei noch ungedruckte Briefe Hamerlings in die Hände spielte, ermöglicht es mir, diese heitere Episode zu ergänzen und den Grund anzugeben, weshalb Ritter Gutschmid —

„Hochgeehrtes Fräulein!

Sie haben Recht — so sehr Recht, daß ich eigentlich nicht begreife, wie Sie nur einen Augenblick in Ungewißheit darüber sein konnten, ob Sie wirklich Recht hätten oder nicht. Denn was Sie aus „Aspasia“ herausgelesen, das meinte ich deutlich darin gezeigt und gesagt zu haben. Allerdings ist es mir indes nicht erspart geblieben, vielfach zu bemerken, daß ich in dieser Hinsicht gar nicht oder nur halb verstanden worden bin. Und so muß ich es Ihnen zum Verdienst, ja zum besonderen Verdienste anrechnen, daß Sie „Aspasia“ so aufmerksam gelesen und so gut aufgefaßt haben. Wie sehr wünschte ich nur Leser und Leserinnen von Ihrer Art zu haben! Bewahren Sie mir Ihren freundlichen Anteil und seien Sie der Hochschätzung versichert, mit welcher ich bin

Ihr ergebener

Graz, 14. Jänner 1887. Robert Hamerling.“

# „Unsere größte Schuld!“

Bekenntnis und Reformvorschläge eines katholischen Landpfarrers.

Die Los von Rom-Bewegung ist — wie schon oft gesagt wurde — für die katholische Kirche eine überaus heilsame Läuterung. Vor derselben war sie, oder vielmehr ihre Vertretung, unter wenigen Ausnahmen, allzu hochmütig und unbußfertig. Die leidenschaftliche Sehnsucht manches ihrer Laien nach Reform und Verinnerlichung hat sie nicht bloß mißachtet, sondern auch verspottet und als akatholisch und antichristlich zu brandmarken gesucht. Jetzt aber beginnt sie bußfertig zu werden. „Mea culpa! Mea culpa!“ hört man bisweilen im Lager des Klerus seufzen, ja sogar mit heller Stimme rufen. Das ist durchaus keine demütigende Schwäche; vielmehr das Bewußtwerden einer großen sittlichen Kraft ist es, was da in einzelnen hervortritt. Ein gar gutes Zeichen, das wir — an der Sache nie verzweifelnd — erwartet haben. Aus sich selbst heraus muß der Kirche die Heilung kommen — und ich hoffe sie kommt. Es ist ja gewiß nicht schwer für diese Kirche; wenn sie halbwegs der Zeit entgegenkommt, mit tausend Armen wird sie freudig aufgenommen. Wir sehen es jeden Tag, wie echt religiöse, dann auch volks- und deutschfreundliche Priester, besonders wenn sie auffallende Herzens- und Geisteseigenschaften haben, selbst in antiklerikalen Kreisen verehrt, ja geliebt werden. Sicher geschieht es noch, daß Priester, wenn sie etwa mit Freimut gegen kirchliche Mißstände öffentlich auftreten, von ihren Vorgesetzten gemaßregelt werden, ja selbst ihrer Stellung verlustig gehen können; aber diese Vorgesetzten tun es nicht aus bösem Willen, sondern

Beweis dessen die liebenswürdige Antwort:

„Sehr geehrtes Fräulein!

Sie sind ein geistreiches Mädchen und eine brave Tochter. Ihr Brief hat mir recht heiß gemacht. Aber Sie müssen doch zugeben, daß es immerhin ein bischen komisch wirken kann, wenn ein Revolutionshäuptling und Korpskommandant von seinen Herrn Eltern in Zimmerarrest gehalten wird. Ein bischen Komik mischt sich immer und überall in die Weltgeschichte — wie sollte sie fehlen, wenn die Weltgeschichte eben durch blutjunge Leute gemacht wird? Jetzt, nach nahezu vierzig Jahren, würde wohl selbst Herr Drahtschmid über die Sache und meinen Bericht lächeln. Etwas Beschämendes liegt für ihn wahrlich nicht darin, da ja der Leser meiner Erzählung nicht wissen kann, ob Herr Drahtschmid für sein Ausbleiben nicht die vortrefflichsten und vernünftigsten Gründe gehabt, oder sich nicht — wie es wirklich der Fall war in einer Zwangslage befunden. Und was nun gar Ihren Herrn Papa betrifft, so erscheint er in seinem jugendlichen Eifer bei Verteidigung des Freundes geradezu liebenswürdig. Darum habe ich auch kein Bedenken getragen, seinen Namen zu nennen, während ich bei Herrn Drahtschmid in Betreff des Namens Ungewißheit vorschützte. Ich erinnere mich nicht bloß des Namens Ihres Herrn Papas recht gut, auch seine sympathische schlanke Gestalt ist mir im Gedächtnis lebendig geblieben, und auch ich bedauere jetzt, damals einem Kollegen nicht persönlich näher gestanden zu sein, der sein eigenes edles Gemüt in meinen Augen nicht schöner betätigen konnte, als durch den entscheidenden Wert, den er auf das eines anderen legte. Und daß er dies edle Gemüt auf seine Tochter vererbt hat, beweist nun wieder die Art, wie Sie für ihn eintreten. Grüßen Sie ihn herzlich von mir, und erbitten Sie mir seine Nachsicht, wenn ich ihn wirklich unangenehm berührt haben sollte.

Mit größter Hochachtung Ihr ergebener

Graz, 23. Juni 1886. Robert Hamerling."

Auch an der vollen Aussöhnung zwischen dem Hause Hamerling und Herzfeld ist nicht zu zweifeln. Jedenfalls vertiefte sich nunmehr Fräulein Anna mit verdoppeltem Interesse in Hamerlings Dichtungen und konnte sich nicht versagen, dem Dichter mitzuteilen, wie sie die „Aspasia" aufgefaßt und welche Ideen sie in diesem Romane aus Alt-Hellas gefunden habe.

Wie sehr sich Hamerling über die richtige Erfassung des Aspasia-Problemes von Seite der jungen, feingebildeten Dame gefreut hat, umsomehr gefreut, als er gleich anderen Poeten unter der vielfachen Verkennung seiner Absichten zu leiden hatte, beweist folgender Brief, den wir zum Schlusse mitteilen:

Entfaltung des christlichen Gedankens, dessen er sich offenbar befleißigen will, manchmal darunter leidet. Eher verschweigt er wichtige Offenbarungen des Evangeliums, als daß er einem kirchlichen Dogma ein wenig zu nahe käme. Den Religionsunterricht nach dem jetzt vorgeschriebenen Katechismus findet der Verfasser sehr im Argen, tritt aber doch immer wieder für die kirchlich-dogmatische Seite des Unterrichtes ein, während er nach meiner Empfindung die Lehre Christi zu sehr in dem Hintergrunde stehen läßt. Die Lehre Christi vom Vater im Himmel, von unserer Gotteskindschaft, vom unerschütterlichen Vertrauen, von der Menschenliebe, von der Unbedeutendheit irdischer Güter gegenüber den geistigen und seelischen, von der Seligkeit des Himmelreiches in unserem Herzen u. s. w. Diese Lehre ist doch eine ganz eigentümliche, die weder in einer andern Philosophie, noch in der Sittenlehre der mosaischen oder der kirchlichen Gebote erschöpft wird. Diese Jesuslehre, die recht verstanden schon diesseits wie im Jenseits glückselig macht, ist der Kern des lebendigen Christentums, welcher Wärme und Fruchtbarkeit in die Herzen der Schüler bringen und den Keim eines idealen gottzugewendeten Lebens in sie legen könnte. So lange im Unterrichte nur unverstehbare und unfühlbare Dogmenbegriffe, kirchliche Formenvorschriften und trockene Aufzählung der Sittengebote gelehrt werden, das wundervolle Jesugemüt aber fast umgangen wird, kann man sich nicht ereifern über den Indifferentismus, in dem alles religiöse Herzensleben abstirbt. Freilich ist für die katholische Kirche die Gleichgiltigkeit insoferne vorteilhaft, als diese Gleichgiltigkeit, wie jede geistige Bewegung, so auch die — Los von Rom-Bewegung hemmt.

Übrigens ist Vogrineć ein Freund des Bibellesens; besonders das Neue Testament will er in aller Christen Händen wissen. So weist er ohnehin den richtigen Weg und ist es entschuldbar, wenn er in seinem Buche den oben angedeuteten Kern der Christuslehre zu wenig betont.

Zur Einleitung gibt der priesterliche Verfasser stets mit der Wirklichkeit des Lebens ein Bild von der bedrängten Lage der Kirche, die als religiöse Anstalt durchaus nicht so sieghaft und herrlich dastehe, als sie sich den Schein gibt. Durch die bisher beliebte Praxis ist das Volk entweder frömmelnd oder gleichgiltig geworden, in beiden Fällen unfruchtbar für christliche Gesittung. Ein solches Volk ist auch kein Heerbann mehr, mit dem man in der Welt große Pressionen ausüben könnte. Wenn auch kein größerer äußerer Abfall stattfindet, so fühlt die Kirche sich doch verlassen von ihrer Gemeinde. Wenn Mächtige der Erde sich um ihre Gunst bewerben, so geschieht es nicht aus religiösen, sondern aus zumeist politischen Ursachen. Und im Volke wird die Religion ebenfalls zu eigennützigen Zwecken oder bloß als Formsache behandelt, so daß es gar viele Gemeinden mit blühendem Kirchenkultus gibt, aber ohne innere Religiosität.

weil sie selbst noch zu sehr im Banne jener Gewalten sind, die eben in unseren Ländern gebrochen werden müssen, wenn die Kirche ihre christliche Freiheit wieder gewinnen soll.

Im Klerus erheben sich Stimmen und immer mehr Stimmen, die eine Reform der katholischen Kirche verlangen. Sonst, wenn man in diesem Lager vom Elende der Kirche sprach, hat man die Schule, die Presse, die Glaubenslosigkeit u. s. w. angeklagt. Heute beginnt man klarer zu sehen und viele Priester, Landgeistliche, wie gelehrte Professoren und Prälaten gestehen ein: die Schuld liegt an uns.

„Nostra maxima culpa!“ ruft da plötzlich ein kärntnischer Landpfarrer aus, indem er unter diesem Titel ein umfangreiches Werk veröffentlicht, um die bedrängte Lage der Kirche und deren Ursachen zu zeigen und Vorschläge zur Besserung zu machen.[1]) Seinen etwaigen Richtern ruft er vorwegs die biblische Stelle zu: „Wenn ich unrecht geredet habe, so beweise das Unrecht; wenn ich aber recht gesprochen habe, warum schlägst du mich.“ Es steht zu befürchten, daß man sein Unrecht nicht beweisen, sondern ihn einfach „schlagen“ wird. Diese unumwundene Aufdeckung so vieler kirchlicher, seelsorgerlicher Schäden muß betreffenden Ortes sehr wehe tun. Die Schrift appelliert an große Menschen, und wir sehen fast überall nur kleine.

Es ist höchste Zeit, daß unser deutscher Klerus sich auf sein Deutschtum zu besinnen beginnt, denn dieser Mann, der in seinem Buche „Nostra maxima culpa“ so warm und überzeugt für die deutsche Art, für das Recht des deutschen Volkes der Kirche gegenüber eintritt, ist — ein Slave. Anton Vogrinec, der Pfarrer zu Leifling in Kärnten, bekennt es selbst und sagt, er schreibe sein Buch deshalb in deutscher Sprache, weil er das deutsche Volk in seiner hohen Kultur und wegen des hohen Standes der deutschen Theologie für das geeignetste halte, um bei Anbahnung vernünftiger Reformen die Führung zu übernehmen.

Ich habe bisher noch keine Stimme, weder die eines Priesters, noch die eines Laien gehört, die so unerschrocken, so sachlich und gründlich zugleich die Schäden der Kirche, ihres Kultus, ihres Unterrichtes und vieler ihrer Einrichtungen bespricht und tadelt, als Anton Vogrinec in diesem Buche; und zwar geschieht das in einer schönen, klaren überzeugenden Sprache, in der man nichts vom Staub der Gelehrtenstube, vielmehr die Sicherheit der persönlichen Erfahrung und den warmen Hauch der lebendigen Rede fühlt.[2])

Der geistliche Verfasser greift natürlich keine Dogmen der katholischen Kirche an, ja er bleibt denselben so eng verbunden, daß die

[1]) Nostra maxima culpa. Von Anton Vogrinec. Wien. Karl Fromme. 1904.

[2]) In Bezug auf die vollendete äußere Form vermuten wir, daß der schlichte, slavische Dorfpfarrer einen guten Kameraden gehabt hat. Die Red.

eindringlich spricht unser Verfasser gegen die Prachtliebe eines Teiles des Klerus, während ein anderer Teil darbt, gegen den Prunk mancher Kirchen, während es in anderen Kirchen oft am notwendigsten fehlt, und er verurteilt das Hinneigen mancher Bischöfe und Priester zu den Reichen und Mächtigen, da sie doch vor allem die Armen aufrichten sollten. Die Frage des Kirchenstaates wird direkt nicht berührt, aber wir merken sehr deutlich, wie überflüssig, ja sogar schädlich der Verfasser eine weltliche Kirchenherrschaft hält. Dann lehnt sich dieser seltene Priester gegen die allzugroße römische Vorherrschaft der Kirche auf; der italienische Klerus besonders die große Anzahl italienischer Kardinäle hätten in der Kirche eine zu überwiegende Macht. Was die Politik anbelangt, so gebe es allerdings Zeiten und Verhältnisse, da der Klerus auch politisch tätig sein müsse (selbstverständlich nur auf korrekteste Weise), im allgemeinen solle er sich nicht in weltliche Händel mischen; seine Politik sei, daß er in der Seelsorge die Menschen zur Gerechtigkeit und Liebe erziehe, wodurch dann ja ohnehin auch die Politik, wie jeder Lebenszweig, in richtige Bahnen gelenkt würde. Ein höheres Ideal als die Liebe dürfe die Kirche nicht kennen. Lebhaft plaidiert Vogrineć für eine gediegene, möglichst vieljährige Schulbildung auch auf dem Lande. Den oft gehörten Grundsatz, die Landkinder sollten nicht allzu gebildet werden, damit sie ihrer Scholle und der körperlichen Arbeit nicht entzogen würden, nennt er geradezu eines wahren Volksfreundes unwürdig. Je gebildeter ein Volk, je tüchtiger und auch religiöser.

All diese Grundsätze und Forderungen sind in der modernen Welt ja nicht neu, aber aus dem Munde eines katholischen Priesters sind sie wie eine Offenbarung. Eine Menge herrlicher Gedanken und Abhandlungen über wichtige Punkte könnten noch angedeutet werden aus diesem Buche, das dazu bestimmt zu sein scheint, eine Programmschrift für die Zukunft der katholischen Kirche zu werden. Die Dogmen dieser Kirche, sowie ihre hierarchische Einheit greift der Verfasser nicht mit einem Worte an, hingegen fehlt auch jede Gehässigkeit gegen Andersdenkende und andere Kirchen. Dem Protestantismus schreibt er für die katholiche Kirche eine geradezu reinigende Macht zu, ja er hofft sogar — ist es nicht, als ob man da „Heimgarten"-Glockenläuten hörte! — die endliche Vereinigung der beiden Kirchen! „Wenn der Katholizismus manches Unwesentliche wegläßt, der Protestantismus einiges Wesentliche, das aber ihm infolge seiner freieren Auffassung als unwesentlich gilt, annimmt, oder wenigstens toleriert, so werden sich beide mächtige Konfessionen zusammenfinden, was zumal bei den Deutschen einmal geschehen muß."

So schreibt heutzutage ein katholischer Priester! Nun wird sich's zeigen, ob sein Bischof auf demselben hohen Standpunkte steht, ob er nicht etwa stolz sein wird darauf, daß gerade aus seiner Diözese diese

Dann spricht Vogrineć über die großen Schäden, Mängel, ja sogar groben Unzukömmlichkeiten des religiösen Unterrichtes in den Schulen und macht Vorschläge zur Reform. „Der Jüngling," sagt er irgendwo, „verlangt nach den Lehren Christi, die ihm das Gemüt erwärmen würden; statt derselben bekommt er ein theologisches System von Definitionen, fremdliegenden Begriffen, hochwissenschaftlichen Begründungen zu verschlucken." Auch gegen törichte Predigten, Vereins- und Parteiumtriebe zieht er tapfer zu Felde und von der religiösen Presse sagt er, daß sie nicht politisch sein solle. Die Sprache des Gottesdienstes, der Zeremonien hat unter Ausnahme der Messe durchaus deutsch zu sein. Aber in Rom ist nicht die geringste Geneigtheit vorhanden, die Liturgie den Landessprachen freizugeben. Es ist, als ob man Bedenken hätte, den simplen Text, der jetzt so geheimnisvoll klingt, dem Verständnisse der Menge darzulegen. „Da will man," sagt Vogrineć, „unsern Gottesdienst, der im Geiste und in der Wahrheit gefeiert werden soll, so geheimnisvoll gestalten, wie es die alten Auguren und Haruspizes getan haben, oder wie die Wahrsager und Zauberer, die absichtlich alle möglichen Fremdwörter zusammentragen, um ihre Prophezeiungen geheimnisvoll zu gestalten." — Nun, das ist deutlich genug gesprochen. Besonders ist Vogrineć für die Pflege des deutschen Kirchenliedes. — In Sachen der Beichte hat unser kärntnischer Reformator wesentliche Änderungsvorschläge, um diese Anstalt zu vergeistigen und fruchtbringender zu machen, als sie jetzt ist. — Das Gediegenste, Schärfste und Glänzendste des Buches dünkt mich die Abhandlung über den Zölibat zu sein. Die erzwungene Ehelosigkeit verdammt der mutige Pfarrer auf das Entschiedenste und begründet seine Forderung so einwandfrei, daß man über diesen oft besprochenen Gegenstand nicht leicht etwas Besseres lesen und hören kann. Zutreffende Worte sind es auch, die über die materielle Stellung des Klerus gesagt werden, und ferner über das Verhältnis des Klerus zu einander, das recht viel zu wünschen übrig läßt. Bei dem gerechten Verlangen nach besserem Gehalt für den niederen Klerus hätte der Verfasser auch hinweisen können, daß eine ordentliche Gehaltsregulierung die an Simonie grenzenden Messengelder und Stolagebühren beseitigen könnte. Zwischen den Zeilen glauben wirs zwar zu lesen, wie tief er diese geschäftliche Verwertung der heiligsten Dinge verdammt. Ein untergeordneter Mensch, der so viel Wichtiges zu sagen hat, muß eben lernen — schweigend zu sprechen. — Besonders interessiert uns der Standpunkt, den Vogrineć in der Heiligen- und Reliquienverehrung einnimmt. Er wünscht, wenn wir ihn recht verstehen, ein Zurückdrängen dieses Kultus aus dem öffentlichen Gottesdienst in die Privatkreise. Wer durch solchen Kultus sich erbauen und beseeligen kann, der soll ihn üben; verpflichten dazu soll die Kirche niemand. Besonders

Und ein bißchen später, als wir schon die Schule besuchten, da kam der bosnische Krieg — da haben sich die Leute Greueltaten erzählt und da hat einmal der „Jurgerl“[1]), der Knecht, einen Pappendeckelmann heimgebracht mit einem roten Turban auf dem Kopfe, mit Pumphosen und einem Krummsäbel, mit einem mächtigen Schnauzbart und einem Gesicht, so grimmig und wild und grausam, daß uns der Schiach[2]) anging vor dem „Bosniaken“, den der Juri an die Zimmertür nagelte und durch Ziehen an einer Schnur in Bewegung setzte, so daß er auf- und niedersprang und mit grimmiger Geberde seinen Krummsäbel schwang.

Um dieselbe Zeit aber hörten wir von einem Lehrer, der uns Kleinen früher kurze Zeit unterrichtet hatte, daß ihm die Bosniaken die Augen ausgestochen und Petroleum in die Höhlen gegossen hätten. — Und um dieselbe Zeit haben wir oft und oft eine junge Bäckersfrau weinen gesehen, deren Mann so lange nicht aus dem Kriege zurückkommen wollte.

Und Schauerbilder haben wir später gesehen, insbesonders vom russisch-türkischen Krieg — Bilder von gemarterten Menschen und aufgespießten Köpfen — und Kalender und „Panoramen“ haben uns blutige und glutige Schlachten vor Augen geführt.

So haben wir den Krieg fürchten gelernt und sind wir Nachbarsdirndeln wohl gar manchmal im Dämmern irgendwo zusammen „g'rullt“[3]) und haben vom Krieg gesprochen, haben uns geängstigt und haben Pläne gemacht, wie wir Gruben graben, unser Hab und Gut und zuletzt uns selber verstecken wollten. Und dann sind wir wohl zum Vater gegangen mit der bangen Frage: „Vater, kommt der Kriag?“

Er lächelte und sagte: „Freilich kommen Krüag, wenn die Petersdorfer Plützertrager[4]) umgeh'n.“

Das war dann wohl ein großer Trost. Und es ist auch kein Krieg gekommen. Der Friede lag über unserem Vaterlande, aber das Bild des Krieges sollte uns vor Augen geführt werden — ein Manöver.

Im Frühjahre war die Red' gegangen: „Soldaten kommen heuer, Manöver wird gehalten“, und ein Gefühl des Schrecken war es, das die Bauersleute beschlich. — „Soldaten mit Roß und Wagen — Soldaten, die alles zusammentreten und verwüsten“.

Zweifel stiegen in den Leuten auf, ob sie wohl etwas anbauen, eine Sommerfrucht setzen sollten, und just keine Segenswünsche waren es, die man den mutmaßlichen Urhebern dieser Heimsuchung nachsprach.

„Was fragen die Stadtleut' darnach“ hieß es, „denen treten's nichts z'sammen. Manöver gehören in solche Gegenden, wo nichts wachst“.

[1]) Georg. [2]) Scheu, Furcht. [3]) Gerollt, gehuscht. [4]) Ungarische Hausierer mit irdenen Krügen, sogenannten Plutzern.

bedeutsame Schrift hervorgegangen ist, oder ob der arme Pfarrer von Leifling für seinen christlichen Freimut büßen muß. Vielleicht wird man ihm einen Widerruf abzwingen wollen. Ich glaube aber nach dem Eindruck dieses merkwürdigen Buches schließen zu dürfen, daß Anton Vogrinec für alle Fälle aus dem Holze ist, aus welchem — Märtyrer gemacht werden. — Obschon wir Fälle kennen, wo auf den Wink eines Bischofs die entschiedensten Reformer sofort ihre Schriften, ihre Überzeugung erbärmlich verleugnet und verraten haben. Wer so schwach ist, der sollte wohl lieber gar nicht anfangen. Nach vernünftigen menschlichen Erwägungen allerdings scheint es uns unmöglich, daß dieses durchaus im katholischen Geiste und mit aller Ehrerbietung geschriebene Werk, so bittere Wahrheiten es auch zu sagen hat, von den Vorgesetzten wesentlich gemaßregelt werden könnte. So schlimm steht es ja doch nicht mit der Kirche, wie ich einmal einen leberkranken Benefiziaten sagen hörte: „Wir dürfen nicht daran rühren. Wenn wir daran rühren, fällt alles zusammen.“ Nein, die Kirche ist doch ein Fels, dessen Verläßlichkeit nur gewinnen kann, wenn man die morschenden Stellen mit einem Hammer losklopft. R.

# Soldatenleben auf dem Lande.

Ein Manöverbild von **Rosa Fischer.**

Als wir noch kleine Kinder waren, haben wir schon immer von vergangenen Kriegszeiten erzählen gehört — schaurige Geschichten. Wie da der Feind ins Land gekommen war mit Sengen und Brennen. Wie er plünderte und mordete und wie die Einwohner die Häuser verließen in wilder Flucht — die Mütter mit Kindern an der Seite, manch eine die Wiege auf dem Kopfe — und wie andere sich im Heu und Stroh versteckten und dann die Feinde kamen und mit langen Spießen die Heu- und Strohschober durchstachen oder anzündeten.

An diese alten Erzählungen schloß sich dann die Erinnerung an den Franzosendurchmarsch, bei dem in unserer Gegend wohl viel Furcht herrschte, aber kein Blut floß, nur daß man den Leuten die besten Pferde aus dem Stalle nahm — und darauf folgte die Beschreibung des Achtundvierziger-Jahres mit seinen Greueltaten jenseits der ungarischen Grenze.

Daran knüpften sich die Erzählungen heimgekehrter und wieder im ländlichen oder Handwerksberufe tätiger Krieger von Schleswig-Holstein und Königgrätz oder Italien.

ihm, dem Ermüdeten, der Ruheplatz geboten wurde und als er drunten im Hause mit seinen Gastgebern plauderte und zutraulich die kleinen Kinder zu ihm kamen.

Der Koch aber hatte inzwischen auf dem grünen Anger vor der neuen Wagenhütte ein Feuer angezündet und seinen großen Kessel darübergebracht. Viel Fleisch kochte er darin und viel Suppenkräutel, Petersilie und Sellerie dazu. Der Rauch stieg zum blauen Himmel auf und die Sonne glühte auf Koch und Kessel nieder.

Es war ein schöner Tag. Im Garten blühten die Astern, die blauen, weißen und roten prangenden Astern und späten Rosen. Herzenstrost duftete und am Zaune blühte der Flock. Die Zwetschken wurden blau und die Äpfel färbten sich. Die Salzburger- oder Augustinerbirnen aber wurden reif. Die Sommerglut und die Frühherbst-Schöne lag über dem Lande und die Bäume rauschten um das Bauernhaus.

Auf der Straße aber lag viel Staub und die Sonne glühte darauf nieder und in Staub und Sonnenbrand zogen endlose Reihen Soldaten dahin. Müde waren sie und so, bestaubt, sonnenverbrannt und tournisterbeladen schwenkte eine kleine Schar, eine halbe Kompagnie, von dem Zuge ab und auf unsere Heimstatt zu.

Sie mochten sich wohl freuen, als sie die grünumrauschte Ruhestätte sahen, und als sie uns nahekamen, schwenkten sie die Kappen mit frohem „Grüß Gott“.

Deutsche Leute. Kärntner waren es, die nun alsbald mit großer Zutraulichkeit unser Haus, insbesonders die Küche überschwemmten. Hunger und Durst hatten sie — nach saurer Milch und Most und Brot verlangten sie und wollten alles zahlen. Aber dagegen sträubte sich das Gefühl der ländlichen Gastfreundlichkeit; für einen „Bissen Brot“ und einen „Trunk Most“ nimmt man nicht gerne Geld im Bauernhaus.

Nun, die Leute haben sich schön bedankt und als dann die Fuhre Heu vor dem Hause stand, haben sie auch mit hurtigen Händen angegriffen und das Heu auf den Boden hinaufgeschlagen. Dann haben sie Bett gemacht — jeder ein Strohlager in der luftigen Wagenhütte oder Futterkammer.

Kurz darauf gingen sie zum Mittagmahle und setzten sich mit ihren Schüsselchen voll Reis und Fleisch ringsum unter Gottes freiem Himmel auf der Mutter Erde nieder.

Wir haben ihnen zuschauen müssen, wie sie schwätzten und aßen und wie sie nach dem Essen jung und übermütig Kurzweil trieben. Dann haben sie sich gewaschen, haben gebürstet und geputzt und sind dabei wohl überall im Hause gewesen, wo sie just nicht sein hätten müssen. Sie haben uns wohl tüchtig von der Arbeit aufgehalten und ist an jenem Samstag manches Saubermachen, wie es sonst vorm Sonntag

Gleichwohl beruhigte man sich allgemach, da es ja hieß, daß jeder Schaden ersetzt würde, und schließlich haben wir mit lebhafter Neugierde dem Kommenden entgegengeschaut. Mit doppeltem Fleiße wurde gearbeitet, daß doch noch alles verrichtet und das Grummet unter Dach gebracht werden möchte, denn sehr wohl wußten wir, daß später viel Zeit mit Zuschauen vertragen werden würde, die Wiesen aber gemäht und abgeräumt sein sollten.

So war es denn die letzte Fuhr Heu, um die an jenem August-Samstagvormittage unsere Leute fuhren, indes daheim die Einquartierung kam.

Quartiermacher waren vorausgegangen; ein paar einfache Soldaten mit lachenden Gesichtern und ein Offizier, jung und blond und schmuck. In höflicher Weise erkundigten sie sich nach dem Quartiere und mit eiligem Schritte ging der Oberleutnant in Scheunen und Hütten und Ställe und gab dem alten Hausvater Anweisung, wo er die Soldaten unterbringen sollte.

Aber so höflich der junge Offizier sprach, so abweisend konnte der ländliche Hausvater antworten. Der ganze Trotz des freien Mannes stieg in ihm auf bei dieser willkürlichen Verfügung über seine Räumlichkeiten und als der Oberleutnant nach einem Zimmer als Kanzlei für den Rechnungsunteroffizier fragte, wurde ihm keines zugesagt.

Nun, der Offizier verlor nicht viel Worte. Höflich, wie er gekommen, empfahl er sich und ging eiligen Schrittes dem Nachbarhause zu; den alten Vater aber hat nachträglich seine Schroffheit gereut, als ihm ans Gewissen gelegt wurde, daß die Soldaten ja nicht als Feinde kämen und sein eigener Sohn ja auch froh war, wenn er beim Manöver irgendwo freundliche Aufnahme fand.

Nun, die zweiten Ankömmlinge wurden schon besser behandelt, denn bei diesen zweiten war außer einem großen Kessel ein kleiner Koch — ein liebenswürdiger Kärntnerbursche, der in seinem weißfalben Küchenanzuge alsbald die Hofstiege heraufgesprungen kam und mit heiterem „Grüß Gott“ den Hausleuten entgegentrat. Er hatte allerlei Anliegen; er brauchte einen Suppenschöpfer und er brauchte Holz; er hatte auch Durst, vor allem aber kam er dem Hausvater mit der geschmeidigen Bitte, ob denn nicht irgend ein Zimmerchen sei zu einer Kanzlei für den Herrn Rechnungsunteroffizier.

Und was dem Oberleutnant verweigert worden war, dem kleinen Koch wurde es gewährt und ihm das Zimmer im Ausnahmstöckel droben gezeigt, ob es passe. Er war sehr zufrieden und der Rechnungsunteroffizier, der später kam — säbelrasselnd und schnurrbärtig, streng und scharf befehlerisch gegen seine Untergebenen, die bemüht waren, mitgebrachte Kisten und Gepäckstücke abzuladen — er taute auf, als

Er wollte in der Tenne schlafen, aber nur wo keine Soldaten waren und bloß ein Leintuch erbat er sich, damit ihn das Stroh nicht steche. Das Angebot eines Bettes lehnte er eine Weile lebhaft ab; er wolle keine Störung, keine Unannehmlichkeiten machen, nur bei seinen Leuten wolle er sein, um am Morgen mit ihnen fortmarschieren zu können.

Bei diesem Gespräche gestand er, wie sehr unangenehm ihn selber die Änderung getroffen, wie wenig lustig es sei, wenn man gerade bei Kaffee und Unterhaltung sitzt und es kommt der Hauptmann und gibt Befehl, sofort zur Kompagnie zu gehen und mit ihr am Morgen wieder weiter zu marschieren.

Und wie er so auf der Hausbank saß und die stille Mondnacht ringsum lag, fiel dem jungen Manne manches ein — ob die Leute hier im Hause beteten, ob sie in die Kirche gingen; sodann meinte er, wie wenig er das Manöver liebe, denn nur exerzieren, essen und trinken und schlafen sei ihm zu wenig — er möchte leben auch.

Schließlich ist er zur Ruh' gegangen in dem Zimmer und Bett, das ihm eingeräumt wurde, nicht aber ohne nochmaliges Bedauern, daß er so viel Störung verursachte, und mit der Besorgnis, daß er wohl gar die Mutter von den Kinderchen trenne.

Eine kurze Nacht mit wenig Schlaf ist hingegangen und ein Nebelmorgen war es, als das laute Reden und Zanken der Soldaten uns weckte. Sie waren bemüht, einen schweren Wagen zum Aufladen des Gepäckes vors Haus hinaufzuschieben, indes drüben auf dem Anger vor der Hütte ein Feuer verglomm, das Feuer, an dem der Kaffee gekocht worden war.

Nun war der Kessel abgerissen — also Abschied. Eine mißmutige, abgespannte Stimmung war es, die die Gemüter in diesem Nebelgrau beschlich und mit schläfrigen Augen stand ein Dirndl am Herd, um für den Rechnungsunteroffizier einen tagszuvor von seinem Burschen erbetenen Kaffee zurecht zu machen. Ob er gut geworden ist?

Vielleicht wohl nicht. Aber wer hätte auch Zeit gehabt, darauf zu achten, denn als die Sonne kam und mit ihrem warmen Scheine auch ein freundliches Gefühl ins Menschenherz ergoß, standen ja die Soldaten schon in Reih und Glied.

Wir konnten sie kaum erkennen, die einzelnen, die uns gestern näher bekannt geworden waren, wie sie nun alle in voller Ausrüstung Schulter an Schulter standen unter dem Kommando ihres Vorgesetzten, aber ein Lebewohl winkten sie noch und der Oberleutnant, der ein Zweirad führte, reichte uns die Hand, dankte und kommandierte sodann seine Schar.

Vorwärts marsch, ging es, trap, trap, im goldenen Sonntagsmorgen der Straße zu und der Wagen mit dem Gepäck fuhr hinter-

Sitte war, ausgeblieben. Aber dafür nachmittags, als die jungen Leute erfrischt und erquickt am steinernen Tische vorm Hause unterm Apfelbaume Rast hielten und den Mostkrug vor sich stehen hatten, da haben sie auch Lieder gesungen, weiche, schöne Kärntnerlieder, so klangvoll und innig, daß wir nicht müde werden konnten, ihnen zuzuhören.

Es war ein schöner Tag und es war auch noch ein schöner Abend und lachend haben sich die Leute beim Abladen der angekommenen Proviant- und Montursquagen die Kommißbrotlaibe zugeschupft und die schweren Kisten an Ort und Stelle gebracht. Aber auf all die Schönheit und die frohe Freude folgte eine trübe Überraschung.

Ein schnauzbärtiger Offizier, ein Hauptmann, war am Nachmittag im Quartier gewesen und hatte in lauter, grober Weise gewettert und geschimpft — ein gespreizter Oberleutnant kam am Abend ziemlich spät ins Haus und machte den Chargen unter einem Donnerwetter klar, daß die Mannschaft am nächsten Morgen in ein anderes Quartier in der Stadt zu übersiedeln hatte.

Die Leute waren wie geschlagen. Ganz verdonnert stand der schmucke Führer im mattbeleuchteten Vorhause und wortkarg saß der Koch in unserer Küche samt einem Kameraden, dem er, weil derselbe wegen Auspacken auf dem Bahnhofe zu spät zum Nachtmahl gekommen war, ein Schüßlein Milch und Sterz von der jungen Hausmutter erbettelt hatte.

Unwillkürlich nahmen wir für unsere Einquartierung Partei und hatten unsere Freude daran, dem Oberleutnant zu widersprechen, als er Befehl gab, das abgeladene Gepäck auf nur einem Wagen wieder fortzubefördern, indes der Führer die Einwendung machte, daß es zu viel sein werde für einen Wagen, da früher zwei Fuhren gewesen waren.

Der Herr Oberleutnant ärgerte sich und verblieb bei seinem Befehl. Dann empfahl er sich und ging in die Nacht hinaus.

Wir anderen aber, Hausleute und Einquartierung hielten darauf noch ein wenig Rast draußen in der mondhellen Nacht und bedauernde Worte waren es, die hin und wieder gesprochen — ein Murren darüber, daß die Leute darum ihr luftiges Quartier aufgeben mußten, weil dem Hauptmanne der Weg zum entlegenen Vorstadthause zu beschwerlich war.

Die Leute wurden wortkarg und brachen dann auf, um ihr Nachtlager aufzusuchen, indes der Rechnungsunteroffizier noch Licht hatte droben im Ausnahmstöckel und als Vorgesetzter einsame Wege ging.

In später Stunde, als nur noch die „Wache“ am steinernen Tische unterm Apfelbaume einsam saß und beim Scheine einer kleinen Laterne in einem Büchelchen schrieb, kam noch ein Gast ins Haus. Es war wieder der gespreizte Oberleutnant, aber diesmal, da keine Untergebenen zugegen waren, gab er sich gemütlich und höflich und ersuchte um ein Nachtquartier.

Nun, seine Untergebenen hatten auch kein Wort der Verehrung für ihn, doch waren sie so ehrlich, zu gestehen, daß der Oberleutnant im Grunde ein guter Mensch sei, und daß auch der Rechnungsunteroffizier nicht so strenge wäre, als er aussehe. Das bringe alles nur das militärische Leben mit sich, wir hätten ja gestern gesehen, wie stufenweise einer den andern drücke.

Der so sprach, war ein junger, sauberer Korporal, im Zivil ein Schuhmachergeselle, der jetzt seine weißen Handschuhe glatt strich und nun, da sie allein waren, gut freundschaftlich mit seinen „gemeinen" Kameraden verkehrte.

Im übrigen waren alle guter Dinge und sahen recht frohmütig dem Kommenden entgegen, insbesonders auch der liebenswürdige kleine Koch, — der hatte freilich nichts zu fürchten, brauchte nicht ausrücken und exerzieren in Staub und Sonnenbrand. Seine größte Sorge war höchstens, daß die Fleischhauer das Fleisch so teuer rechneten und es ihm schwer wurde, mit dem ihm Zugewiesenen alle seine hungrigen Leute zu befriedigen.

Übrigens ging auch dieser Kummer nicht zu tief und heiter und herzlich haben sich die jungen Leute verabschiedet, als die Dämmerung sank.

Die Tage, die nun kamen, brachten Abwechslung und Aufregung genug. Schon am Morgen, da kaum die notwendigste Arbeit verrichtet war, klang der Ruf durchs Haus: „Die Soldaten kommen". Und in bunten Uniformen, in Reih und Glied, in kleinen Gruppen und in langen Reihen, zu Fuß und hoch zu Roß, zogen sie vorüber, das Tal überflutend und an der Hügellende hinstreifend.

Das Geknatter des Gewehrfeuers ging mit ihnen und schnaubende Rosse zogen rasselnd Kanonen auf den steinigen Feldwegen hin — hoch oben am Berg war sogar ein drohender Feuerschlund aufgestellt.

Das war ein Jagen und Verfolgen, ein Gegeneinanderstürmen und Deckungsuchen, ein Blitzen und Geknatter der Gewehrschüsse und dann und wann der dumpfe Donner der Kanonen.

Wir ansässigen Leute konnten nicht müde werden zu schauen. Wir hatten die Häuser verlassen und zugesperrt, Kinder und Große liefen mit und wo ein Kleines nicht gehen konnte, wurde es mitgetragen. Ja, wohl öfter als einmal und in gar manchem Hause, wurde der Säugling in der Wiege vergessen, das Feuer im Herd und das Vieh im Stalle. Schauen wollten die Leute, nur immer schauen, mehr sehen, als zu sehen war.

Wenn der Hornist sein Ruhesignal blies, sein „Nieder ins Gras", war man nicht zufrieden — ein Gefühl des Bedauerns fast, daß aus dem hitzigen Spiel nicht Ernst geworden. Und wenn sie wieder bliesen, wieder schossen und kämpfend weiter zogen über die Ackerwellung und

drein. Dann erst kam der Rechnungsunteroffizier die Stiege des Nebenstöckels herunter, bot uns ernsthaft die Hand, sprach ein Wort des Bedauerns, daß es so gekommen, und folgte dann den Vorangegangenen.

Um uns war es still geworden; die Rosen blühten im Garten, die Astern prangten und der Sonntagsfriede wob um uns mit sanftem Sonnenschein. — Das war unsere erste Einquartierung gewesen.

Der Tag, der diesem Morgen folgte, verging still, so ein heißer Sommersonntag auf dem Lande, wo die Lüfte glühen und die Blumen blühen und wo es so gut rasten ist im Schatten rauschender Bäume.

Es war still um uns, kein Hauch des fremden militärischen Lebens, denn im Dorf droben, wo Soldaten einquartiert waren und in der Stadt drinnen waren Posten aufgestellt. Es durfte keiner in Uniform hinein und keiner hinaus. Am Nachmittag aber kamen doch ein paar Infanteristen vorüber; sie hatten sich herausgeschwindelt und wollten in ein Walddorf hinüber. Sie waren nicht von unseren gestrigen Leuten, aber sie haben doch recht gerne Einkehr gehalten unterm Apfelbaum bei einem Trunk Most bis, ja bis plötzlich beim Nachbarhause droben ein Reiter auftauchte, ein Offizier mit einem breiten roten Streifen an der Hose — der General.

Ach, wie sind da die armen Burschen erschrocken. Wohin, wenn er herunter kam, welcher Ausweg, welche Ausrede? — Sie waren ganz ratlos, aber Gott sei Dank, der Reiter kam nicht. Er examinierte einen Soldaten, der droben beim Nachbarhause ein Bündel geholt hatte, vielleicht Wäsche, die er gestern dort gelassen, dann wandte der General sein Roß und entschwand unseren Blicken.

Die beiden Soldaten atmeten auf, lächelten, sagten Gott sei Dank und tranken noch einmal, dann setzten sie ihren Weg fort ins Walddorf hinüber.

Wir waren wieder allein, nur ein einzelner Soldat von gestern, dem Ansehen nach ein Slovene oder Kroate, kam und sagte, er habe sein Geldtäschlein verloren im Bettstroh, ob er es suchen dürfe. Er fand es auch und trank einmal von dem angebotenen Äpfelmost, ging aber dann ohne weitere Zutraulichkeit wieder weiter.

Erst gegen Abend kamen liebe Bekannte von gestern, geschwätzige, heitere Gesellen, die sich hinter der Wache am Bergrande fortgestohlen hatten. Wir freuten uns, daß sie da waren und sie freuten sich auch. Sie erzählten uns, daß sie einen schlechten Tausch gemacht hatten mit dem Quartier und nunmehr statt in der luftigen, kühlen Hütte, unterm heißen Ziegeldach auf dem Boden eines Stadthauses bleiben mußten.

Wir haben uns redlich geärgert — geärgert über die Rücksichtslosigkeit beim Militär, insbesonders aber über den Hauptmann, der um seiner eigenen Bequemlichkeit willen den vielen geplagten Soldaten nicht ein kühles Ruheplätzchen gönnen mochte.

Infanteristen, die Jäger, die braunen Bosniaken mit den roten Kappen, die Reiter mit den blitzenden Helmen.

Und wenn dann die Offiziere kamen auf den herrlichen Rossen und wenn die Trommeln wirbelten und die Militärmusik spielte, wie hätten da die Leute an ihre Arbeit denken können — die Hausmutter an ihren Herd — die Dienstleute an ihr Vieh?

Ein Glück nur, daß vorher so fleißig gearbeitet worden und schöne Zeit in Aussicht war, sonst wäre manches versäumt geworden. Die Vormittage schwanden wie in einem Taumel dahin, erst nachmittags, wenn die Soldaten in ihren Quartieren waren, kam halbwegs wieder Ordnungssinn in die Leute.

Und abends, wenn es so still war und die tauige Sommernacht niederging, dann kamen wohl wieder einige Besucher zu uns, kärntnerische Leute von unserer ersten Einquartierung und sie saßen auf dem Rasen vorm Hause und sie plauderten, heiter oder einsilbig, wie sie eben gestimmt waren.

Der kleine Koch war einmal sehr ernst und sehr zusammengeschlagen, er hatte seinen Posten verloren. Wegen einer Kleinigkeit, nur weil ihn der Hauptmann ohne Bluse getroffen hatte, wurde er abgesetzt. Und nun mußte er ausrücken als gewöhnlicher Soldat, marschieren und exerzieren. Er war ganz desperat. Wir mußten lächeln und neckten ihn damit, daß er jetzt nicht mehr zwei Portionen essen könne wie früher, aber wir lachten nicht, als uns die Soldaten verschiedene Geschichten von Unterjochung und absichtlicher Sekkatur beim Militär erzählten, so von einem Soldaten, der einesteils einen so unschönen Namen trug, daß er sich dessen immer schämte, anderenteils aber mit Strafen so sehr überhäuft war, daß er selbst nach der dreijährigen Militärzeit keinen Ausweg sah, bis er schließlich durch eine Kugel in die Brust seinem Leben ein Ende machte.

Und wenn uns die Soldaten erzählten von ihrem Hauptmann, wie er sie sekkierte und strafte, wie er sie Hunde und Schweine nannte und ihnen zurief: „Zu Gulasch laß ich Euch zerstampfen“, wie hätte uns diese Roheit nicht empören sollen? — Doch das waren wohl Ausnahmen.

In jenen Tagen nun, gerade eine Woche nach dem Erscheinen der Soldaten kam eine Änderung in die Sache — die Truppen wechselten ihre Quartiere. Und nun waren es statt der grauen Jäger, die ehedem im Nachbardorfe logierten, braungesichtige Bosniaken, die mit schleppenden Schritten die Straße entlang gingen. Und von jenen sonnverbrannten Burschen mit den roten Kappen auf den Köpfen war es ein Trupp, der gegen unser Haus abschwenkte.

Wir haben die fremden Leute neugierig betrachtet. Das also waren die Bosniaken, um deren Väter und Heimat willen so viel österreichisches

hinter den Wald hinaus, dann rannten noch immer Scharen Neugieriger von Stadt- und Landleuten nach. Nur die Besonnenen hielten Rast, sagten wohl: „Was wird man denn weiters sehen" und eine alte Mutter, die beim Erdäpfelgraben gewesen war, meinte, alles zittern tue es in ihr und „Gott sei Dank" sagte sie, daß ihr Franzerl, ihr einziger Bub, als Kind gestorben war. Zu furchtbar erschien ihr das Bild des Krieges, das dieses Manöver ihr vor Augen führte.

Eine junge, stämmige Dirne meinte wiederholt, nur die Rösser täten ihr so viel erbarmen, wie sie so gehetzt und gejagt, mit fliegenden Flanken und gähnenden Mäulern, mit Geschützen und Reitern vorüber sprengten.

Andere Leute meinten wieder, ihr würden wohl die Soldaten erbarmen und wieder andere betrachteten mit sorgenvollem und unmutigem Blick die Felder, über die die wilden Scharen hingegangen. Viel beschädigt, viel zertreten.

Da war es dann ein Offizier, ein Oberleutnant, hoch zu Roß und begleitet von einem Reiter mit einer weißen Fahne, zu dem die Besitzer der beschädigten Grundstücke gewiesen wurden. Das sei der Schätzoffizier, der mache den Schaden gut.

Er hat ihn auch gut gemacht und in so großmütiger Weise, daß ein junger Bauer, der vorhin bei seinem vertretenen Heidenfeld gejammert hatte, daß ihm jetzt heimgezahlt werde, was er als Soldat anderen Leuten im fremden Lande angetan, nun fröhlich lachte und meinte, für so einen Preis lasse er seinen ganzen Heiden zusammentreten.

Andere Leute waren freilich wieder sehr verschiedener Meinung, die sagten, Sünd und Schade sei es um die Gottesgabe und schließlich hieß es, den Schadenersatz leisten müsse ja doch wieder der Bauer, der Steuerträger. Und was man an dem Manöver gesehen, wußte man auch nicht recht — wer gesiegt und wer verloren — es war ja doch niemand verwundet und keiner gefallen.

„Ein Kinderspiel" zum Vieh und Leut plagen, meinte der Reiter, der den Schätzoffizier begleitete.

Und dieses Spiel wiederholte sich nun tagtäglich, näher oder ferner, im Osten oder Westen der Gegend. Und überall kamen die Leute in Aufregung. Überall liefen Junge und Alte, Vornehme und Geringe, Bauern und Städter dem Gewehrgeknatter und den hinziehenden Soldatenschwärmen nach. Schauen, nur schauen wollte man und wenn nach Beendigung des Manövers die Truppen in unabsehbaren Reihen heimwärts zogen, wieder schauen.

Nicht müde werden konnte man, sich an dem bunten Bild zu ergötzen, nicht müde werden hinzusehen, wie sie vorübermarschierten, die

Nun, er ist uns sympathischer gewesen als die vier griechischen Christen, die den Schweinestall erspäht hatten und den Blick nicht wenden konnten von den kleinen, noch säugenden, herzigen Ferkeln, von denen sie um jeden Preis gerne eines abstechen und braten wollten am Feiertag, ein Verlangen, das ihnen nicht gewährt wurde.

Sonst aber durften wir uns über unsere Einquartierung nicht beklagen. Sie legten niemand etwas in den Weg und rührten nichts an, was nicht ihr Eigentum war, nicht einmal Obst, das anderen Soldaten wohl hie und da in die Hände fiel. Unsere Bosniaken nahmen nichts; sie gingen wohl zuweilen durch den Garten hin und schauten zu den Bäumen auf und wenn ihnen Obst geschenkt wurde, nahmen sie es dankbar an, aber gestohlen hat keiner.

Sie waren zu streng gehalten, doppelt streng wie die anderen Truppen und etwas sklavisch Demütiges war es, das ihren Vorgesetzten gegenüber aus ihrem Wesen sprach, noch ein Rest jener Untertänigkeit, die ihre von türkischen Herrschern unterjochten Väter einmal getragen.

Auch sonst verstanden es die dunkeläugigen, braunen Burschen, das südliche Feuer zu zügeln, das wohl durch ihre Adern rann, nur des Abends wurden die Frauenspersonen gewarnt, ihnen nahe zu kommen. Und wirklich — so kühl und teilnamslos sie am Tage vorübergingen, so nahe strichen die fremden Gesellen an die Frauen und Mädchen heran, die etwa ihr Weg an den Soldatenquartieren vorüberführte, wenn schon die Nacht niedersank.

Da mochte den fremden Burschen die Erinnerung aufsteigen an die Sitte ihrer Heimat.

Aber auch sonst tauten die fremden Leute auf, sobald die Dämmerung und die Abendkühle sank. Da lagen sie in Gruppen beisammen, rauchten, schwätzten und lachten. Ein lebhaftes Wortspiel war es, das sie dann führten und das wir nicht verstanden und dann wieder war es ein Tanz, den sie aufführten und den wir bisher nie gesehen.

Sie kletterten einander auf die Schultern und bauten Pyramiden auf und sie nahmen sich an den Händen und sprangen im Reigen, wortlos, ohne Sang und Klang, aber im gleichmäßigen Takt und so heftig auftretend, daß fast der Erdboden schütterte. Sie sprangen sich müde und wenn sie nicht mehr mochten, dann ruhten sie; von allen Gehöften aber an der Berglehne, wo Soldaten einquartiert waren, klang allnächtlich ein fremder, eintöniger Gesang — „Wodje — Wodje“ — klang es immer wieder herunter. — Von was sie wohl sangen?

„Sie singen vom Madl“, sagte einmal ein kroatischer Feldwebel in gebrochenem Deutsch.

Ein fremdes Leben war es, das sich da in unserer Heimat einschlich — ein fremdes Leben vom Morgen an, wo draußen im Nebel-

Blut geflossen — das waren die Ungläubigen, die Türken, die Christenhasser.

In einem Trupp standen sie auf der Gasse; sie kamen nicht ins Haus, wie ehemals die Deutschen, sie belästigten uns nicht und trauten uns nicht. Ein Korporal, auch in der Bosniakenuniform und den roten Fez auf dem Kopfe, aber deutsch in der Sprache und deutsch im Wesen, ein blonder Mann aus deutsch-böhmischem Land, machte den Dolmetsch und Vermittler.

Er fragte nach Brot und ließ die erhaltenen Laibe unter seine Leute verteilen, die nun gierig darnach griffen. Dann nahm er dankend auch den Most, der ihm geboten wurde, aber nur eine kleine Anzahl Soldaten war es, die davon tranken — griechische Christen. Die Übrigen, die Mohamedaner tranken nicht.

Für diese existierte nur das Wasser des Brunnens, aber selbst da tranken sie nur aus eigenen Bechern und zuweilen schien es, als führte der schwarzäugige, sehr hübsche, hochgewachsene türkische Korporal eine strenge Kontrolle.

Dann haben wir die Leute beobachtet, wie sie draußen vor der Hütte saßen, auf dem Erdboden, mit untergeschlagenen Beinen und wie sie rauchten und schwätzten. Da erst fiel uns auf, wie unter diesen Männern, die uns alle gleich braun und gleich wild vorgekommen, etliche sehr hübsche Erscheinungen waren, weißer in ihrer Wäsche, heiterer in ihrem Wesen. Die mochten wohl im bürgerlichen Leben besser gestellt sein als ihre Kameraden.

Im übrigen gaben sich alle recht träge. Sie putzten und bürsteten nicht wie ihre deutschen Vorgänger, aber sie trieben auch keinen Schabernack. Nur ein armer Geselle, den der Schuh gedrückt, der kam barfüßig zum Brunnen und wollte seine Socken waschen. Auf das Bedeuten, daß beim unteren Brunnen eine Waschwanne stünde, ging er traurig hinaus. Er hatte nicht verstanden, hatte geglaubt, daß er überhaupt nicht waschen dürfe und lächelte dankbar, als ihm Brunnen und Wanne gezeigt wurden.

Im übrigen gab es nicht viel Befreundetwerden zwischen Hausleuten und Einquartierung, weil die gleiche Sprache fehlte! Nur der schmucke, türkische Korporal, der zuweilen mit seinen Konservenbüchsen in die Küche kam, versuchte es, ein wenig deutsch zu sprechen, sagte wohl zum Herd: „Schön's G'schäft" und zu den Kindern: „Liebe Mensch" und ersetzte durch ein schönes Lächeln, was der Mund nicht in Worte bringen konnte.

Dann wieder stand er lange Zeit im Hof und sah gutmütig dem Treiben des Geflügels und der übrigen Haustiere zu — also ein Tierfreund — er, der „Mordstürk", der nach der Beschreibung seines Vorgesetzten eine Viertelstunde weit vor einer Flasche Wein davonlief.

Seit einiger Zeit war der dicke Gemeindediener ein Gegenstand des Spaßes. Leiblich hatten sie den einfältigen verabschiedeten Feldwebel nicht just gerne in ihrem Kreise gesehen, um so lieber beschäftigten sie sich geistig mit dem Abwesenden. Wegen des gelbbeschnürten Dienerkostüms hatte ihn eines Tages der Gutsverweser mit dem Namen Gemeinde-Lakai belegt, woraus in wenigen Minuten der „Gmoa-Lackl“ wurde. Und dieser Titel fand in der Gesellschaft so großes Wohlgefallen, daß wochenlang von jedem bei jeder Gelegenheit das Wort „Gmoa-Lackel“ gebraucht wurde. Zu dem witzigen Worte mußte nun auch einmal eine witzige Tat kommen, das lag auf der Hand. Der in seinem Diensteifer stets etwas komisch aufgeregte Gemeindediener gab dazu einigen Anlaß, aber noch mehr ein Geschehnis, das, zwar ernster Art, den Abelsberger Geistesaristokraten recht war für einen Ulk.

Der Pudelhaubenschneider — auch dieser Name stammte von der Tischgesellschaft, weil der Mann Winter und Sommer eine graue Pelzmütze trug — dieser Pudelhaubenschneider war eines Tages in Verlust geraten. Stark berauscht hatte man ihn den Dorfrain hinaustorkeln gesehen, später lag er, wie ein Hirtenjunge aussagte, in der Nähe der Ach und schlief — seither ward er nicht mehr geschaut. Man erinnerte sich daran, daß der einsame Mann, ein alter Junggeselle, oft verzagt gewesen sei und vom Inswassergehen gesprochen habe. Als er nun nicht erschien und die Leute schon schlimme Mutmaßungen laut werden ließen, schlug eines Abends im „Grünen Hahn“ der Gemeindearzt vor, mit dem Pudelhaubenschneider müsse man den „Gmoa-Lackel“ foppen. Man stopfe ähnlich dem Schneider einen Popanz aus, klemme ihn unterhalb der Achbrücke in den Wehrrechen und schicke den „Gmoa-Lackel“ mit irgend einer Botschaft in den Trübelhof, der jenseits der Ach liegt.

Das war kein schlechtes Halloh unter den Zechbrüdern. „Das gibt einen Hauptspaß! Wenn der dicke Lackel daher gewackelt kommt und wie ein Hahn durchs Dorf kräht: Der Schneider! Der Schneider ist ersoffen! Und wenn er nachher das Strohbündel aus dem Wasser zieht, wie zwei Pflugradeln, so große Augen wird er machen. Und das Gelächter! Das wird eine Hetz' werden!“

Von der Tischgesellschaft erboten sich ihrer ein paar, den famosen Vorschlag des Arztes auszuführen. Am nächsten Morgen aber, als die Unternehmer soweit nüchtern waren, schwante es ihnen, daß dieser Spaß eigentlich nicht recht am Platze sei, indem man nicht wisse, ob der Fall mit dem Schneider nicht etwa doch einen tragischen Ausgang genommen. Man ging sogar zum Gemeindediener, um zu fragen, ob noch keine Pudelhaube gefunden worden sei — und dann hat man etwas mit ihm besprochen.

Leute, die gewohnt sind, alles aufs beste auszudeuten, sofern es nicht ihr eigenes Bauchweh ist, sagten, der Schneider würde auf irgend

grau der türkische Korporal in seiner trägen Weise kommandierte: „Vergatterung — Antreten" — und der Trupp dann zum Nachbarhause marschierte zum Frühstück. Ein fremdes Leben den heißen, sonnscheinigen Tag über, wo das Militär vorüberflutete und die Einquartierung, vom Manöver zurückgekehrt, ihr Schaffen und Rasten entfaltete, bis zum Abend, wo noch immer vereinzelte dunkle Gestalten zwischen den benachbarten Häusern hin- und hergingen und dann die eintönigen, sehnsüchtigen Melodien klangen.

(Schluß folgt.)

# Geistiges Leben zu Abelsberg.

Das Zentrum des geistigen Lebens zu Abelsberg ist das Wirtshaus zum „Grünen Hahn". Die älteren Herren, das sind die stillen Philosophen, die Stoiker. Mit schweigendem Ernste, als säßen „Einherier beim Totenmahle", spielen sie Karten. Aber manchmal gellt aus dumpfer Ruhe ein schmetternder Schrei, wenn ein Blatt gar zu unvorhergesehene Folgen ins Spiel gebracht hat. Dann wieder eherne Stille, nur selten vom Geräusche geschleuderter Karten unterbrochen. Diese schweigenden Geister würden längst den Ruf tiefer Denker erlangt haben, wenn sie nicht doch mitunter ein Wort von sich gäben. Dieses Wort bringt sie allemal wieder ums Renommee, so daß der Verdacht vorhanden ist, ihre Weisheit bestehe einzig nur darin, daß sie sich des Schweigens befleißigen.

Hingegen schnell fertig ist die Jugend mit dem Worte. Bei den Tischen derselben wird geulkt. Auch ältere Leute, die noch „jung" geblieben, sind dabei und die Gesellschaft ist den ganzen Abend, von sieben Uhr bis nach Mitternacht ununterbrochen witzig. Sie spinnen Schalkheiten gegen Abwesende, bieten auch in brüderlicher Bereitwilligkeit sich gegenseitig als Zielscheibe, je toller mancher genarrt wird, je heimlicher fühlt er sich im Kreise. Gewisse Witze finden solchen Anklang, daß sie jeden Abend wie Novitäten belacht werden. Nach Wochen vielleicht wirkt das Wort nicht mehr, aber mittlerweile hat es sich eingebürgert in die Abelsberger Umgangssprache und ist ein Bestandteil derselben geworden. Also gibt es in Abelsberg viele Ausdrücke, Anspielungen und Wortbilder, die nur von Eingeweihten verstanden werden, die man aber im Wirtshaus bei Gegenwart von Fremden gerne verwendet, damit diese eine Ahnung bekommen sollten von der Geistestiefe der geheimen Beziehungen, die hierzulande walten! Auch der Schullehrer bedarf natürlich geistiger Anregung, ebenso der Gemeindearzt und der Gutsverweser ist nicht der letzte, wenn es sich um einen tüchtigen Schabernack handelt.

betrachtet, die Ergebnisse des historischen Forschens, demzufolge die Idee der Gütergemeinschaft des Waldes eine echt altgermanische war. Auf diesem Wege könnten wir dann aber auch wieder zu dem weiteren Resultate kommen, daß die Gütergemeinschaft nur ein einzigesmal folgerecht verwirklicht worden sei, nämlich — am und im Urwalde.

In aufgeregten Tagen hat man wunderschöne Rechenexempel aufs Papier gebracht über das Zerschlagen des Waldbodens zu kleinen Ackerstücken für die Armut. Das Papier ist geduldig, und es liest sich so idyllisch, so behaglich, wenn uns vorgerechnet wird, wie man aus dem karg ertragenden Waldboden hunderte von allerliebsten kleinen Landgütchen herausschneiden könne, auf welchen die Proletarier zu einem zufriedenen urväterlichen Farmerleben sich niederlassen würden. Es sind auch praktische Versuche in diesem Sinne nicht ausgeblieben. Aber statt das Proletariat zu vermindern, zog man es durch solche Vermehrung der bäuerlichen Kleinwirtschaft erst recht herbei. Probiert geht über studiert. Die Leute hätten Gott danken sollen, daß der Wald fast allein noch nicht klein geschlagen ist; nun zerschlugen sie gar den Wald, um dem kleinen Bauern unter die Arme zu greifen! Der arme Bauer müßte ja in vielen Gegenden Deutschlands und Österreichs verhungern, wenn die herkömmlichen Waldnutzungen nicht eine feste Leibrente für ihn wären. Durch den Wald wird die Kleingüterei in hundert Fällen erst gediegen; zerstört man dann den Wald, um die kleinen Güter zu vermehren, so unterwühlt man festgewurzelte Existenzen, um neue daneben in den Sand zu pflanzen.

Daß in unseren Ländern der Gegensatz von Wald und Feld noch so allgemein feststeht, daß wir noch eine ganze Gruppe förmlicher Waldländer haben, ist ein großer Trost für den Sozialpolitiker. Ein Volk, welches noch den offenen, gemeinheitlichen Wald neben dem im Privatbesitz abgeschlossenen Felde festhält, hat nicht bloß eine Gegenwart, sondern auch eine Zukunft. So ist in Rußlands undurchdringlichen Wäldern, deren inneres Dickicht nach den Worten des Dichters Mickiewicz ein so tiefes Geheimnis ist, daß es das Auge des Jägers so wenig kennt, wie des Fischers Auge die Meerestiefe, die Zukunft des großen Slavenreiches verbürgt, während uns aus den englischen und französischen Provinzen, die gar keinen echten Wald mehr haben, ein schon halbwegs ausgelebtes Volkstum entgegenschaut.

Die nordamerikanischen Freistaaten mit ihrer vom rohen Materialismus zersetzten Gesellschaft, mit ihrem wunderlichen Gemisch eines jugendlichen und eines erstarrten Volkslebens würden rasch ihrem Untergange entgegeneilen, wenn sie im Hintergrunde nicht den Urwald hätten, der ein frischeres, kräftigeres Geschlecht für das rasch sich auslebende Küstenland großzieht. Die Wildnis ist das große ruhende Barkapital, auf dessen Grundlage die Nordamerikaner noch lange die kecksten sozialen

eine Ster gegangen sein und zu Ende der Woche schon nach Hause kommen. Aber die Woche verging und die Wohnung des Schneiders blieb verschlossen.

Am Sonntagmorgen wurde der Gemeindearzt frühe geweckt. Er möge doch um des Himmelswillen schnell mitkommen, der Schneider sei gefunden! Ob noch früh genug, das wisse man nicht. Beim Doppelmaierhof, hinten in der Flachskammer hänge er.

Der Arzt nahm rasch seine Beine aus dem Bette, Belebungsmittel aus der Apotheke und lief. Um den Doppelmaierhof gab es schon Leute, die Flachskammer stand offen, der Arzt mußte sich, von Neugierigen und Klageweibern gefolgt, im Dunkeln erst zurechtfinden. Dort an einer Querstange, wo sonst die Flachsbündel getrocknet zu werden pflegen, baumelte er.

„Ei schau! Sein tut er's. Na, werd'n mer halt sehen," sagte der Arzt wie zu sich selbst, um den Leuten mit seiner Gelassenheit zu imponieren; das Messer zog er aus der Tasche, „wenn's nur nicht schon — ich fürchte . . . Sein tut er's freilich!"

„Ja, sein tut er's!" kreischte es hinter der baumelnden Gestalt. Der Arzt, nicht schlecht erschrocken, fuhr zurück. Leblos hing der Strohpopanz, über der Achsel desselben streckte sich ein Pudelhaubenkopf hervor. Der Schneider grinste, machte vor seiner Nase mit den Fingern eine Grimasse gegen den Arzt hin: „Bader, du kannst mich . . .!"

Also ist der Gemeindearzt zu Abelsberg seinem eigenen Witze aufgesessen. Worauf er sich ein halbes Jahr lang nicht blicken lassen durfte im „Grünen Hahn", wenn er nicht die Frage hören wollte, was der erhängte Schneider mache?

Bei späteren Ulken hat er doch wieder mitgetan, denn — sagte er sich — der Mensch ist ein bevorzugtes Wesen und bedarf geistiger Anregung.

---

# Unser deutscher Wald.

Von **W. H. Riehl.**[1]

Wald, Weide, Wasser sind nach einem uralten deutschen Rechtsgrundsatze gemeine Nutzungen aller Markgenossen. Der Spruch von Wald, Weide und Wasser ist noch nicht ganz vergessen beim Volke. So bestätigt uns eine schwach dämmernde Erinnerung, eine halbverklungene Sage, welche das gemeinsame Anrecht auf allerlei Waldnutzen wie einen von Anfang der Tage her in Kraft stehenden naturrechtlichen Grundsatz

[1] Trotzdem seit Erscheinen dieses Aufsatzes in Riehls „Land und Leute" in der Welt sich manches geändert hat, birgt er doch große, ewig giltige Wahrheiten, die nie vergessen werden sollen. Die Red.

im Kern der Erde schlummernden titanischen Urkraft die Erde selber zertrümmern, wenn einmal der ganze Ball überzogen sein wird mit dem Zaubernetze der Eisenbahnen. Bis dahin werden auch alle Wälder in Ackerland umgewandelt sein.

Es ist eine matte Schutzwehr, welche die Fürsprecher des Waldes ergreifen, wofern sie lediglich aus ökonomischen Gründen die Erhaltung des gegenwärtigen mäßigen Waldumfanges fordern. Die sozial-politischen Gründe wiegen mindestens ebenso schwer. Haut den Wald nieder und ihr zertrümmert die historische bürgerliche Gesellschaft. In der Vernichtung des Gegensatzes von Feld und Wald nehmt ihr dem deutschen Volkstum ein Lebenselement. Der Mensch lebt nicht vom Brote allein. Auch wenn wir keines Holzes mehr bedürfen, würden wir doch noch den Wald brauchen. Das deutsche Volk bedarf des Waldes, wie der Mensch des Weines bedarf, obgleich es zur Notdurft vollkommen genügen mag, wenn sich lediglich der Apotheker eine Viertelohm in den Keller legte. Brauchen wir das dürre Holz nicht mehr, um unsern äußeren Menschen zu erwärmen, dann wird dem Geschlecht das grüne, in Saft und Trieb stehende, zur Erwärmung seines inwendigen Menschen um so nötiger sein.

In unsern Walddörfern — und wer die deutschen Gebirge durchwandert hat, der weiß, daß es noch viele echte Walddörfer im deutschen Vaterlande gibt — sind unserm Volksleben noch die Reste uranfänglicher Gesittung bewahrt, nicht bloß in ihrer Schattenseite, sondern auch in ihrem naturfrischen Glanze. Nicht bloß das Waldland, auch die Sanddünen, Moore, Heiden, die Felsen- und Gletscherstriche, alle Wildnis und Wüstenei ist eine notwendige Ergänzung zu dem kultivierten Feldland. Freuen wir uns, daß es noch so manche Wildnis im deutschen Lande gibt. Es gehört zur Kraftentfaltung eines Volkes, daß es die verschiedenartigsten Entwickelungen gleichzeitig umfasse. Ein durchweg in Bildung abgeschliffenes, in Wohlstand gesättigtes Volk ist ein totes Volk, dem nichts übrig bleibt, als daß es sich mitsamt seinen Herrlichkeiten selber verbrenne wie Sardanapal. Der ausstudierte Städter, der feiste Bauer des reichen Getreidelandes, das mögen Männer der Gegenwart sein, aber der armselige Moorbauer, der rauhe, zähe Waldbauer, der einsame, selbstgewisse, sagen- und liederreiche Alpenhirt, das sind die Männer der Zukunft. Die Lehre von der bürgerlichen Gesellschaft ist die Lehre von der natürlichen Ungleichheit der Menschen. Ja, in dieser Ungleichheit der Gaben und Berufe wurzelt die höchste Glorie der Gesellschaft, denn sie ist der Quell ihrer unerschöpflichen Lebensfülle. Wie die See das Küstenvolk in einer rohen Ursprünglichkeit frisch erhält, so wirkt gleiches der Wald bei den Binnenvölkern. Weil Deutschland so viel Binnenland hat, darum braucht es so viel mehr Wald als England. Die echten Walddörfler, die Förster, Holzhauer und Waldarbeiter

und politischen Börsenspiele wagen können. Aber wehe ihnen, wenn sie dieses Stammkapital selber aufzehren würden!

Der deutsche Wald mit seinen Gerechtsamen und Servituten ist ein letztes überlebendes Stück Mittelalter. Nirgends liegen die Trümmer des feudalen Elementes noch offener zu Tage als in den Forstordnungen; der Wald allein sichert dem Landvolke — echt mittelalterlich — eine von der Hetzjagd der Konkurrenz und der Kleinwirtschaft unberührte Beisteuer zu seinem Bestand. Darum verkehren die Demagogen den Krieg „um“ den Wald so gerne in einen Krieg „gegen“ den Wald; sie wissen, daß man zuerst den Wald niederhauen muß, wenn man mit dem Mittelalter in Deutschland aufräumen will. Und also kommt der Wald bei jeder Volksbewegung am schlimmsten weg. Denn wenn man in unserem raschen Jahrhundert durchschnittlich einen fünfzehnjährigen Zwischenraum von einer Revolution zur andern gelten lassen will, so braucht ein ordentlicher Waldbaum viel längere Zeit, um auszuwachsen; wenigstens wird der unermeßliche Verlust, den das Jahr 1848 durch Verschleuderung, Plünderung und mutwilligen Ruin von Waldeigentum gebracht hat, bis zu dieser Frist auf natürlichem Wege gewiß noch nicht wieder ausgeglichen sein.

In Anhalt-Dessau wurde im Jahre 1852 durch eine Verordnung dahin entschieden, daß alle Eichen, die auf Privatgrund stehen, dem alten Herkommen gemäß, landesherrliches Eigentum bleiben. Der Gegensatz von Feld und Wald ist dadurch als ein ganz ideeller gefaßt; auch der vereinzelte Waldbaum ist für sich noch Wald und hat Waldrecht, wie in entwaldeten Gegenden die Bauern einen vereinzelt stehen gebliebenen Waldbaum häufig noch mit dem Titel ihres „Gemeindewaldes“ auszeichnen.

Die Männer der Staatswirtschaft führen den Beweis, daß unser gegenwärtiger Waldbestand zur Befriedigung des Holzbedarfs keineswegs zu groß, eher zu gering ist. Die grundsätzlichen, die politischen Feinde des Waldes aber zählen uns die alljährlich sich mehrenden Ersatzstoffe des Holzes vor und deuten siegesgewiß auf die nicht mehr ferne Zeit, wo man gar keine Wälder mehr brauchen wird, wo man alles Waldland in Ackerland verwandeln kann, damit jede Scholle in dem zivilisierten Europa auch einen Menschen ernähre. Dieser Gedanke, jeden Fleck Erde von Menschenhänden umgewühlt zu sehen, hat für die Phantasie jedes natürlichen Menschen etwas grauenhaft Unheimliches; ganz besonders ist er aber dem deutschen Geiste zuwider. Es wäre alsdann Zeit, daß der jüngste Tag anbreche. Emanuel Geibel hat dieses natürliche Grauen vor dem äußersten Maß der jegliche wilde Natur aufsaugenden Kultur in seinem Gedichte „Mythus“ versinnbildet. Er schafft sich eine Sage von dem zum Knechtesdienst gefesselten Dämon des Dampfes. Erst dann wird dieser seine Bande sprengen und mit seiner

# Eine Erinnerung an das Lurloch-Ereignis.

Das zehntemal jährt es sich seit jenen bangen Maitagen im Jahre 1894, da sieben Personen bei einer unvorsichtigen „Höhlenforschung „durch Hochwasserverstauung im Lurloche eingeschlossen wurden und neun Tage in dieser damals noch wilden, größtenteils unerforschten Grotte zubringen mußten. Uns liegt der Brief eines Grazers nach Berlin vor, der, in jenen Tagen geschrieben, kein übles Stimmungsbild gibt von der Aufregung, die damals in unserem Lande geherrscht hat, und von den Rettungsarbeiten, die unter allgemeiner Hingabe geleistet worden sind. Der Brief lautet:

„Sehr geehrter Herr!

Eine geordnete Beschreibung des Unglückes in den Lurlochhöhlen kann ich Ihnen nicht geben. Vor allem, weil mich der Fall zu sehr erregt hat, um die nötige Ruhe und Objektivität zu finden. Gestern habe ich die von Graz an fünf Stunden entfernte Unglücksstätte besucht. Die Szenerie ist großartig. Ein mächtiger Gebirgsbach ergießt sich durch eine Schlucht hinab und schießt in den ungeheueren Rachen einer Felsenhöhle. Diese verengt sich bald und teilt sich in mehrere Schlurfe, erweitert sich wieder in große Räume mit Erhöhungen und Löchern, in welchen der Bach sich verliert, bis er eine Stunde weiter unten, bei der Eisenbahnstation Peggau, aus einem Loche hervor und über die Felswand herabstürzt zur Mur. Die Höhle hat nur den einzigen Eingang, durch den das Wasser hineintost; derselbe ist ziemlich wagrecht, später senkt sich der Paß bis zu den mächtigen Hallen, die wassersichere Erhöhungen haben. Die Grenzen der Höhle sind nicht bekannt, die Aushöhlungen des ganzen Berges wären vergleichbar mit den Durchlöcherungen eines Badeschwammes. In diese bisher wenig durchforschte Höhle sind am vorigen Sonntag früh 2 Uhr sieben vorwiegend junge Leute, zwei davon verheiratet und Familienväter, hineingekrochen. Sie waren sämtlich aus Graz, kleinbürgerlichem Stande angehörig, Mitglieder eines Vereines, der sich „Die Höhlenforscher“ nennt, ohne daß er aber in der Lage ist, die Forschung wissenschaftlich zu betreiben. Als Konkurrent eines anderen Vereines, „Die Schöckelfreunde“, wollten die „Höhlenforscher“ die Lurlochhöhlen ergründen, und so haben sie den Sonntag dazu benützt. Schon während ihres Hineinkriechens war das Wasser, durch das sie waten und schlürfen mußten, so hoch, daß sie in den Schlürfen kaum am Kopfe trocken bleiben konnten, mittlerweile aber kam von anhaltendem Regen größeres Hochwasser, das den Eingang gänzlich ausfüllte und mit Felsblöcken, Baumstämmen und Schutt verstopfte. Seitdem (heute ist Freitag) sind die sieben Menschen eingeschlossen in den Berg und haben kein Lebenszeichen von sich geben können. Auf drei Tage

sind der kräftige, derbe Seemannsschlag unter uns Landratten. Rottet den Wald aus, ebnet die Berge und sperrt die See ab, wenn ihr die Gesellschaft in gleichgeschliffener, gleichgefärbter Stubenkultur ausebnen wollt! Wir sehen, wie ganze gesegnete Länder, denen man den schützenden Wald geraubt, den verheerenden Fluten der Gebirgswasser, dem ausdörrenden Odem der Stürme verfallen sind, und ein großer Teil Italiens, des Paradieses von Europa, ist ein ausgelebtes Land, weil sein Boden keine Wälder mehr trägt, unter deren Schutz es sich wieder verjüngen könnte. Aber nicht bloß das Land ist ausgelebt, auch das Volk. Ein Volk muß absterben, wenn es nicht mehr zurückgreifen kann zu den Hintersassen in den Wäldern, um sich bei ihnen neue Kraft des natürlichen, rohen Volkstumes zu holen. Eine Nation ohne beträchtlichen Waldbesitz ist gleich zu achten einer Nation ohne gehörige Meeresküste. Wir müssen den Wald erhalten, nicht bloß damit uns der Ofen im Winter nicht kalt werde, sondern auch damit die Pulse des Volkslebens warm und fröhlich weiter schlagen, damit deutsches Land deutsch bleibe.

Die Bewohner der deutschen Walddörfer haben fast durchweg ein ungleich eigeneres, frischeres geistiges Gepräge als in den reinen Felddörfern. Hier steht meist mehr feister Wohlstand grell neben größerer Entartung der Sitten als dort. Die Walddörfer sind oft sehr arm, aber der mißvergnügte Proletarier haust viel öfter in den reinen Felddörfern. Die letzteren sind volkswirtschaftlich, die ersteren sozialpolitisch von größerer Wichtigkeit. Der Waldbauer ist roher, händelsüchtiger, aber auch lustiger als der Feldbauer; es wird oft da ein genialer Lump aus ihm, wo aus dem schwerfälligen Feldbauer ein herzloser Geizhals geworden wäre. Die Erhaltung oder Vertilgung der alten Volkssitten und Trachten folgt nicht so sehr dem Gegensatze von Bergland und Flachland, als von Waldland und Feldland; wofern man unter jenes auch die Heiden, Moore und andere wüste Gegenden einbegreift. Das Waldland ist der Herd der volkstümlichen Kunst; der Waldbauer singt mit den Vögeln des Waldes noch durch lange Geschlechter seinen eigenen Sang, wenn dem benachbarten Felddörfler das Volkslied schon weitab verklungen ist. Ein Dorf ohne Wald ist wie eine Stadt ohne historische Bauwerke, ohne Denkmäler, ohne Kunstsammlungen, ohne Theater und Musik, kurz ohne gemütliche und künstlerische Anregung. Der Wald ist der Turnplatz der Jugend, oft auch die Festhalle der Alten. Wiegt das nicht mindestens ebenso schwer als die ökonomische Holzfrage? In dem Gegensatze von Feldland und Waldland tritt die einfachste und natürlichste Vorstufe der deutschen sozialen Vielgestaltung und Vielfarbigkeit zu Tage, jener Fülle der eigensten Volkscharaktere, darin die zähe Verjüngungskraft unserer Nation geborgen liegt.

etwa eine Stunde lang in den oberen flacheren Gegenden zu stauen und mittlerweile in die Höhle einzudringen. Einige waghalsige Männer arbeiten in der Höhle mit bewunderungswürdigem Heldenmut und dieselben sind bestimmt, sofort vorzudringen, wenn Wasser und Verstauung es zuläßt. Sie werden, falls der Rückweg unmöglich würde, auf 14 Tage lang Lebensmittel mit sich schleifen, denn die Gefahr des Dammbruches ist groß. In dem Momente, als die Verunglückten hervorgebracht werden, wird auf dem Kirchturme von Semriach eine Fahne, weiß oder schwarz, aufgehißt werden. Diese wird gesehen von dem Schöckelberge aus, wo das Touristenhaus steht und von wo aus es sofort nach Graz telephoniert werden kann.

Noch ist die Fahne nicht zu sehen, noch harren die Familien der Verunglückten in fast tödlicher Angst der nächsten Stunden. Die zwei Frauen, deren Männer eingeschlossen sind, lassen sich nicht wegbringen von der Felswand mit der grausen Höhle, sie sind betäubt vor Erschöpfung und Wasserrauschen. Der Pfarrer labt sie, spricht ihnen Trost und Ergebung zu. Der Eingang zur Höhle ist fortwährend von Neugierigen belagert und belebt von der wackeren Rettungsmannschaft, die ihre Tätigkeit nicht eine Stunde unterbrechen. — Wenn die in der Tiefe des Berges noch leben, wie würden sie getrost und gestärkt sein, wenn sie wüßten, daß Hunderte von Menschen ununterbrochen an ihrer Rettung arbeiten, daß das ganze Land, ja fast eine Welt mit atemhemmender Spannung an ihrem Geschicke teilnimmt! Aber nichts und nichts können sie wissen in ihren ewigen brausenden Nächten. Und alle Liebe und Opferfreudigkeit der Menschen — du barmherziger Himmel! — soll sie denn zu schanden werden?

Mögen Sie, geehrter Herr, von diesen Darstellungen nach Belieben Gebrauch machen. Eine Herzergießung, die mir Bedürfnis war.

Graz, 4. Mai 1894."

Vom Datum dieses Briefes an dauerte es noch unendliche drei Tage, bis am 7. Mai, Montag vormittags, die Hilfsmannschaft in die Höhle zu dringen vermochte und die Eingeschlossenen gerettet werden konnten. Sie lebten, waren verhältnismäßig wohlbehalten und sogar derart bei Humor, daß es die Bevölkerung, die so namenlose Angst um die verloren geglaubten ausgestanden, baß verdrießen wollte.

Wer Näheres über dieses seltene und damals die halbe Welt in fieberhafte Spannung versetzende Ereignis nachschlagen will, der findet es im „Heimgarten" XVIII. Jahrgang, Seite 747.

Das Lurloch ist seitdem der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden und bildet für Einheimische wie für Fremde eines der besuchtesten Naturwunder unserer Alpen.

sollen sie Nahrung und Lichtzeug mit sich geführt haben, heute ist der sechste Tag! — Schon am Montag, als das Unglück konstatiert war, begannen die Rettungsarbeiten, anfangs leider in zu kleinem Maßstabe und offiziell zu wenig oder gar nicht gefördert. Der Pfarrer des nahen Ortes Semriach hat in bewundernswerter Umsicht die ersten Rettungsarbeiten geleitet und bei diesem Falle überhaupt wieder einmal gezeigt, was christliche Nächstenliebe heißt.

Erst die sich von Tag zu Tag steigernde Aufregung im ganzen Lande hatte größere Hilfsaktionen zur Folge, aber immer geschieht noch nicht so viel, als menschenmöglich wäre. Wohl arbeiten Hunderte von Personen an der Abdämmung des Wassers, an der Sprengung der Felsen, an der Wegschaffung der angestauten Gegenstände, bisher ohne wesentlichen Erfolg. Die Arbeiten in den engen, kaum einen halben Meter hohen, aber viele Meter langen, unregelmäßig sich windenden und von Wasser erfüllten Schlurflöchern sind unbeschreiblich schwierig. Ein Taucher aus Triest konnte nichts machen, andere Versuche aller Art waren ebenfalls erfolglos. Durch Sprengungen der Felsen und der angeschwemmten Baumstämme ist man aber bis jetzt fünf bis sechs Meter vorwärts gekommen. Da auch freiere Strecken sind in der Höhle bis zu den undurchdringlichen Schlurfen, so kann man zwar ziemlich weit hinein, aber von den Eingeschlossenen keine Spur. Ein Telephon hat man angelegt, daß die Arbeiter drinnen mit denen draußen sich sollten verständigen können, aber das Brausen und Gurgeln der Wässer übertäubt alles. Elektrisches Licht wollte man hineinleiten, schweres Böllergeschütz hat man losgeschossen, um den Ärmsten, falls sie noch leben, ein Zeichen zu geben, daß an ihrer Rettung gearbeitet wird. Von innen will man pochen und schrill pfeifen gehört haben, was sich aber schließlich als Täuschung erwies. Die abenteuerlichsten Gerüchte gehen um, daß die Eingeschlossenen in ganz anderen Gegenden des Landes zum Vorschein gekommen wären, daß der Ausfluß des Wassers bei Peggau eine Flasche gebracht habe mit einem Zettel, daß sie alle lebten und um Hilfe flehten. Der hinterste bekannte Punkt der Höhle ist ein ungeheuerer senkrechter Abgrund, der „Tartarus“ genannt, in welchen das Wasser krachend niederfällt in ungemessene Tiefen. Dort hinab sollen sie sich gestürzt haben in ihrer Verzweiflung. Tatsache ist, daß wir bis zur Stunde gar nichts von ihnen wissen. Die verbreitetste Ansicht ist, daß die unerfahrenen jungen Leute längst tot sind. Andere, mit den Höhlen vertraute, haben aber Hoffnung, daß sie noch leben und gerettet werden können.

Die Aufregung in der Bevölkerung von Graz ist eine enorme, man hört und spricht nichts als von den Verunglückten im Lurloche. Jede Stunde erwarten wir entscheidende Nachricht. Heute werden die vier neuen Dämme abgesperrt, um das immer noch hochangeschwollene Wasser

welche in jeder Oper „bildstehen“ sollten. Nachdem alle Darsteller die für sie bezeichnete Nische eingenommen hatten, nannte der Intendant die Szenen und Gestalten, welche er aus jeder Oper ausgewählt hatte, und bestimmte für jede Figur den geeigneten Darsteller. Herr Steffen „Beckmesser“ hieß es. Allmächtiger, ich hatte nie Gelegenheit gehabt, die damals ganz neuen „Meistersinger“ zu sehen — ich kannte das Werk nur aus Kritiken. Wie sollte ich die richtige Maske für den „Beckmesser“ treffen?

Als der Intendant unsere Gruppe stellte, sagte ich leise: „Um Gotteswillen, Herr Intendant, ich kenne ja die Oper gar nicht. Was muß ich denn für eine Maske machen?“

„Nachher, Herr Steffen, lassen Sie mich nur erst mit dem Arrangement fertig sein“, war die Antwort. Nachdem dasselbe beendet war, hatte der Intendant noch so viel mit dem Theatermeister, dem Garderobe-Inspektor ꝛc. zu besprechen — überhaupt war der alte Herr in so großer Aufregung, daß ich ihn nicht mehr belästigen mochte.

Von den Regisseuren war keiner da —; die Sänger, welche abends zu singen hatten, wirkten in den Bildern nicht mit — ich wandte mich deshalb an den jetzigen Intendanten, Diedeke, welcher gerade auf der Bühne war, und der zu jener Zeit die Stellung eines zweiten Kapellmeisters bekleidete.

„Um Gotteswillen, Herr Kapellmeister“, bat ich, „sagen Sie mir doch, was muß ich zum „Beckmesser“ für eine Maske machen? Ich habe ja die Oper nie gesehen!“ „Na“, antwortete er, „natürlich komisch“. Nun war ich so klug wie vorher.

Die Zeit drängte; ich wollte doch kostümiert sein und sehen, wie Richard Wagner die Loge betrat. Also auf gut Glück Maske gemacht, angezogen und dann hinunter auf die Bühne!

Das bekannte Guckloch im Vorhang war von Kollegen und Kolleginnen umringt; einer drängte den anderen fortwährend zur Seite. Das Haus war festlich erleuchtet und selbstverständlich ausverkauft — denn die Nachricht hatte sich mit Windeseile durch die ganze Stadt verbreitet. Die Damen in Balltoiletten — die Offiziere und Beamten in Gala-Uniform — die Herren vom Zivil im Frack. Endlich kam der große Moment: Ein Diener in Galalivree öffnete die Logentür, der Intendant in Kammerherrnuniform mit sämtlichen Orden geschmückt, leitete Richard Wagner und Frau Cosima selbst in die Loge. Eine schmetternde Fanfare begrüßte die berühmten Gäste; das ganze Publikum erhob sich — als wenn ein fremder Monarch das Haus betreten hätte. Wagner trat an die Logenbrüstung — verneigte sich dankend nach allen Seiten und nahm mit seiner Gattin Platz.

# Ein Beckmesser.

Erinnerung von **Heinrich Steffen.**[1])

In den Jahren 1872/73 war ich am herzoglichen Hoftheater in Dessau engagiert, welches damals unter der Leitung des Intendanten Kammerherrn von Normann stand. Eines Nachmittags — es war im März 1873 — kam ein befreundeter Kollege zu mir gestürzt und rief: Richard Wagner kommt! Schnell ziehe dich an, wir wollen zum Bahnhof.

„Weshalb sollte wohl Richard Wagner nach Dessau kommen“, bemerkte ich zweifelnd, „man hat dir einen Bären aufgebunden!“ „Nein, er kommt bestimmt“, sagte mein Freund; er hat mit dem Schatzmeister des Bayreuth-Unternehmens, der hier wohnt, zu konferieren“.

Also los! Im Laufschritt eilten wir zum Bahnhof und kamen eben noch zurecht, um Wagner mit Frau Cosima aussteigen zu sehen. Da er ganz inkognito kam, war natürlich niemand zum Empfang da, als der damalige Hofkapellmeister Thiele, welcher gleich uns durch Zufall im letzten Augenblicke von der Ankunft des Dichterkomponisten Wind bekommen hatte. Er überreichte Frau Wagner ein Bukett und stieg nach kurzer Begrüßung mit dem Ehepaar in einen bereitstehenden Wagen.

Als ich mit meinem Freunde die Kavalierstraße hinaufschritt, kam uns der Theaterdiener atemlos entgegen, der vom Intendanten ausgesandt war, das ganze Schauspiel-Personal zusammenzurufen. Als wir vollzählig waren, sagte der Intendant: „Meine Herrschaften! Richard Wagner weilt in Dessau und wird unser Theater heute Abend mit seinem Besuch beehren. Die Vorstellung (es wurde Glucks „Orpheus“ gegeben) ist ja nicht mehr zu ändern, aber wir müssen doch dem großen Künstler einen Empfang bereiten! Ich lasse also vor der Oper die Ouvertüre zu den „Meistersingern“ spielen, und dazu wollen wir lebende Bilder stellen, Gruppen aus allen Wagner-Opern.“

Herr von Normann war Maler und hatte bereits eine Skizze entworfen. Es war ein Prospekt vorhanden, welcher wohl einmal zu ähnlichem Zwecke angefertigt war. Dieser bildete zwei übereinanderliegende Reihen Nischen. In jeder derselben sollte ein Gruppenbild aus einer Wagner'schen Oper erscheinen. Der Intendant nannte uns zunächst die Reihenfolge der Opern und bezeichnete diejenigen Damen und Herren,

[1]) Aus dessen Autobiographie: „Vom Köhlerbub zum fürstlichen Theaterdirektor.“ Braunschweig. Benno Goeritz. 1904.

# Distinguiert und aufgeputzt.

Von **Max von Weissenthurn.**

Es ist ein gewagtes Unternehmen, von Dingen sprechen zu sollen, welche mit dem Gebiete der Mode stammverwandt sind; dieses streifen und beleuchten! — Es ist, wie gesagt, ein gewagtes Unternehmen, welches als Anmaßung ausgelegt werden kann, schon gar dann, wenn man selbst keine Modedame nach des Wortes landläufiger Deutung ist, sondern mit belustigtem, sehendem Auge die Versündigungen gegen den guten Geschmack betrachtet, welche unter dem Deckmantel dessen, daß es „modern“ sei, einer andächtig lauschenden Gilde vorperoriert werden, die gedankenlos alles anbetet, was die Mode zum Gesetz erhebt. Im Abstrusen aber liegt der Reiz und deshalb sei es mir auch einmal gestattet, über ein Thema mit Ihnen zu sprechen, mit dem ich mich sonst sehr wenig befasse. Wenn jene, welche vor der Göttin „Mode“ huldigend im Staube liegen, sie beleuchten und erörtern, so geschieht es sicherlich nur mit einer verhimmelnden Begeisterung, welche keinen Tadel aufkommen läßt. Warum also sollen nicht auch jene das Wort zu führen versuchen, welche zum mindesten einen mehrfachen Götzendienst betreiben, nicht nur der Mode leben und nebst Vorzügen derselben auch deren Mängel sehen, weil sie über den Parteien stehen.

Die Modesucht ist ein Übel, von welchem vielleicht immer, gewiß aber in der Jetztzeit beide Geschlechter befallen sind, die beim Manne, an welchen man in Bezug auf Wissen und Können größere Anforderungen stellt, wie beim Weibe, natürlich noch lächerlicher zu Tage tritt, aber bei dem schwachen Geschlechte verhältnismäßig größeres Unheil anzurichten vermag, weil dieses sehr selten in der Lage ist, aus eigenen Mitteln sich all das zu verschaffen, was der Modemoloch verschlingt und die Anforderungen, welche von der Frau an den Mann gestellt werden, unzähligemale sein Können übertreffen.

Der Begriff „Mode“ ist ein aus dem Französischen importierter Ausdruck, welcher nicht nur alles in sich auffaßt, was zu der jeweiligen Sitte des Kleidens gehört, sondern auch den Ton angibt in dem, was momentan als „chic“ und elegant bezüglich gesellschaftlicher Form und ähnlicher Dinge angesehen wird. Die Mode bestimmt, wann die Damen im Theater mit oder ohne Hut zu erscheinen haben; sie bestimmt die Kleideweise zu dieser oder jener Saison, sie bestimmt die Farbe und den Schnitt der Roben, sie bestimmt die Art der Frisur, die Reihenfolge der Gerichte, welche man zu speisen hat, sie weist auf die Gesprächsthema hin, welche man zu führen verpflichtet ist, wenn man wahrhaft „pschütt“ sein soll, kurzum, sie ist eine allgewaltige Herscherin, vor

Nun begann das Meistersinger-Vorspiel. Gegen den Schluß desselben hob sich der Vorhang, und die lebenden Bilder erschienen. Wagner stand auf und betrachtetete die Bilder lange durchs Opernglas, dann gab er selbst das erste Beifallszeichen, in welches das Publikum so kräftig einstimmte, daß sich der Vorhang noch drei-, viermal heben mußte.

Dann kam Richard Wagner auf die Bühne, bedankte sich beim Intendanten für die erwiesenen Aufmerksamkeiten und sagte diesem, sowie dem Hofkapellmeister Thiele Komplimente über die künstlerisch gelungenen „Bilder" und die musterhafte Exekution des Meistersinger-Vorspiels.

Nachdem ich mir den großen Künstler noch einmal aus der Nähe recht genau angesehen hatte, ging ich nach meiner eine Treppe hoch gelegenen Garderobe, mich umzukleiden. Als ich oben angelangt war, rief ein Kollege: „Steffen, Sie sollen noch einmal auf die Bühne kommen, Wagner will Sie sprechen". „Machen Sie Ihre Späße mit Dümmeren", rief ich ärgerlich hinunter, und öffnete bereits die Garderobetür — als ich die dünne Stimme des Intendanten rufen hörte; „Wo ist denn Herr Steffen?" „Hier Herr Intendant", rief ich und sprang die Treppe hinunter.

Auf der Bühne stellte mich der Intendant Richard Wagner vor. Der Dichterkomponist schüttelte mir kräftig die Hand und sagte: „So hat die Gestalt des „Beckmesser" meinem Geiste vorgeschwebt, während ich an dem Werke arbeitete. Noch nie habe ich eine so gelungene Maske gesehen. Schade, daß ich Sie nicht in der Partie sehen und hören kann!"

Großer Gott, Wagner hielt mich für den Darsteller des „Beckmesser" in der Oper.

„Sie sind gar zu gütig", sagte ich sehr betreten, „aber ich bin leider nicht der Darsteller des „Beckmesser", wie Sie glauben. Ich bin überhaupt nicht Sänger, sondern Schauspieler; — ja ich muß gestehen, ich habe noch nie Gelegenheit gehabt, die Oper zu sehen, und habe die Maske gewählt, wie Sie mir nach den vielen Kritiken, die ich über Ihr Werk gelesen habe, am richtigsten erschien". Jetzt war der große Wagner in Verlegenheit.

„Um so verdienstvoller", sagte er dann und drückte mir noch einmal herzlich die Hand. Das war einer der unvergeßlichsten Momente meines Lebens.

Richtung unserer Tage läßt sich in dieser Beziehung manches Verbrechen zu Schulden kommen, und doch fördert auch sie das Schöne, da, wo sie sich nicht in karikaturenhafter Verzerrung breit macht. Den Frauen und Mädchen unseres Hochadels muß man belobend nachrühmen, daß sie sich zumeist zu kleiden wissen, daß sie den Begriff dessen, nur die höchste Einfachheit sei die wahre Eleganz, würdig vertreten. Die Frauen und Mädchen des Mittelstandes und des Bürgertums aber stehen weit hinter jenen anderen zurück; sie leben nur allzuhäufig in dem Wahn, Distinktion zu bekunden, indem sie sich farbenprächtig und überladen aufputzen, indem sie sich mit Schmuck behängen, wie das Schaufenster eines Juweliers. Körperliche Reize aufdringlich zur Geltung zu bringen, indem man sich so kleidet, daß man die Blicke der Menge auf sich zieht, ist ein Krebsschaden, dem die Damen der Halbwelt huldigen mögen, weil die Ärmsten es nicht besser verstehen; bei den Mädchen und Frauen aus gutem Hause aber beweist es, wenn sie dies tuen, nichts weiter als einen Mangel an Erziehung, ein Manko an Verstand und Herzenstakt. „Kleider machen Leute" allerdings, aber an der Art des Kleidens erkennt man die vornehme oder mindere Herkunft; je geringer der Bildungsgrad, desto größer der Putz, dafür legen die verschiedenen Küchenfeen, Kammerkätzchen und Ladenmädchen beredtes Zeugnis ab, die sich außerdienstlich blähen, schniegeln und schmücken, über ihre Natur aber doch nicht hinweg zu täuschen im stande sind, wenn ihr Hut auch noch so federnreich, ihr Kleid noch so schön geputzt, ihre Spitzenkrause noch so üppig ist, weil ein Wort, eine Bewegung, ein Zuviel an Tand untrüglich verrät, daß sie erst nicht das sind, was sie zu sein scheinen wollen — feingebildete Damen.

Die vornehme Dame erkennt man gerade am einfachen Satin- oder Wollkleide, sie verrät sich in zierlich geformter Fußbekleidung, in tadellosem Handschuh, in glatt und ordentlich frisiertem Haar, in irgend einem einfachen aber gediegenen Schmuckgegenstand. Im Grunde genommen liegt viel mehr Raffinement und viel mehr Mühe darin, einfach und gerade deshalb geschmackvoll und elegant einherzugehen, als nur gedankenlos nachzuäffen, was die Mode vorschreibt und sich einzubilden, daß es darum allein hübsch sein müsse. Wir haben uns aus dem Französischen ein Wort angeeignet, für welches es im Deutschen keinen Ausdruck gibt, der vollinhaltlich das bezeichnet, was damit gemeint ist. „Distinguiert" läßt sich weder mit „vornehm" noch mit „elegant", weder mit „geschmackvoll" noch mit „reich gekleidet" wiedergeben und doch birgt es etwas von all diesen Begriffen in sich, sagt es aber mehr noch, als diese bezeichnen. Distinguiert auszusehen soll dasjenige sein, was wir alle anstreben müssen, um es aber zu erreichen, brauchen wir nicht blinde, gedankenlose Untertanen des Modeteufels zu sein, die in dem Wahne

der sich Millionen huldigend im Staube neigen; von der Millionen sich Gesetze vorschreiben lassen und es gibt eine große Zahl von Menschen, die sogar geneigt sind, den warmen Pulsschlag des Herzens dem Modeteufel unterzuordnen, aus Furcht, vor jener Gilde lächerlich zu erscheinen, welche keine höhere Instanz anerkennt, als das vernichtende, oder belobende Verdikt der Göttin Mode. Natürlich ist es die Jugend in erster Linie, welcher diese alte ewig junge Herrscherin gewaltig imponiert.

Und die Mütter der Jetztzeit versündigen sich weit mehr noch als unsere Ahnen gegen die heranblühende Generation, indem sie ihr die anbetende Verehrung für alles, was modern sei, in die Wiege legen und großziehen, anstatt ernstem Wissen, tüchtigem Streben den Vorzug zu geben und nur gerade soviel Modekultus zu dem Rezept der Lebensregel beizumischen, als man bedarf, um nicht durch Exzentrizität nachteilig aufzufallen. Mit belustigtem Lächeln höre ich im Geiste das „Pereat" der Modedämchen, welche meine Anschauungen niederdonnern, ohne mir das Recht der Verteidigung einzuräumen. Glücklicherweise leben wir aber in einer Zeit, in welcher das freie Wort doch ausgesprochen wird, auch wenn man sich müht, dagegen zu Felde zu ziehen und deshalb gestatten Sie mir, Ihnen in gedrängter Kürze darzutun, was ich eigentlich meine. Es gibt eine Unzahl von Menschen, welche alles schön finden, was die Mode vorschreibt, jeder Laune nachkommen, welche der Augenblick erzeugt und sich dem Wahne hingeben, unendlich distinguiert oder elegant zu sein, wenn sie ihr mehr oder minder schönes „Ich" palmeselhaft behängen und aufputzen, wenn sie eine Musterkarte alles dessen sind, was die Mode des Tages erzeugt, unbekümmert darum, ob es sie kleide oder nicht. Hätten diese kleinen Zierpüppchen, deren Anzahl Legion ist, eine Ahnung dessen, wie lächerlich sie sich machen, wie sehr sie die Spottlust der Vernünftigen herausfordern, sie würden sich gewiß alle Mühe geben, den Götzendienst der Mode nicht mit solchem Feuereifer zu betreiben.

Es ist nicht nur recht und billig, sondern es ist sogar Pflicht, den Kindern schon in den Schuljahren Ordnung und Nettigkeit zu lehren. Überdies fällt jeder Mutter die Aufgabe anheim, sich das zum eingehenden Studium zu machen, was ihr Kind kleidet, was dessen Erscheinung zu voller Geltung bringt, aber sie soll dabei mit Umsicht und Verstand zu Werke gehen, sie muß vor allem selbst hinreichend gebildet sein, um nicht alles schön zu finden, nur, weil es „modern" ist! Sie muß es gelernt haben mit sehendem Auge zu schauen, und nicht jede Verballhornung des „guten Geschmackes" lobenswert finden, weil die Mode des Tages es vorschreibt. Um die Mode mit Geschick zu handhaben, muß man vor allem gebildet sein, muß man Sinn haben für die Harmonie der Farben, für die Grazie der Formen. Die sezessionistische

Gott. Oder wenn dieses Wort Sie geniert, gegen das Ganze. Was ich auch denke, ich kann nicht hindern, daß ich einem Ganzen angehöre, daß ich ein Teil einer Harmonie bin. Und dieses Bewußtsein, das ich von meiner Verbindung mit dieser Harmonie habe, ist das, was man sonst religiösen Geist nennt. Aber die Menschen verharren trotzig in einem Zustande der Barbarei und wir sehen sie mit Überlegung abscheuliche Kriege anfangen, ohne daß sie sich sagen, daß die erste, wichtigste Pflicht denkender Wesen ist, den Krieg abzuschaffen.

Der Journalist wendete ein, der Krieg sei eine Tatsache, er müsse einen Abschluß finden. Der Fortschritt der Menschheit erfordere es, daß dieser Abschluß sich im Sinne der Zivilisation vollziehe. Tolstoi antwortete: Dieses Raisonnement ist sehr bequem zur Rechtfertigung aller Unternehmungen. Aber ich lasse es zu. Ich stimme bei, daß die Zivilisation in sich eine erzieherische und schöpferische Kraft enthält, aber wo ist die Zivilisation? Warum wollen Sie durchaus, daß ich sie in Europa finde? Weil die Europäer sich künstliche Bedürfnisse geschaffen haben und ihren Geist aufwenden, sie zu befriedigen? Weil sie die Eisenbahn, den Telegraph, das Telephon und was weiß ich noch erfunden haben? Aber alle diese Errungenschaften der vorgeblichen Zivilisation erscheinen mir Erfindungen der Barbarei. Sie dienen dem Niedrigsten im Menschen. Ich sehe nicht, daß sie ihm irgendwelche moralische Überlegenheit verleihen, ich sehe im Gegenteil, daß der Gebrauch, den der Mensch von seiner Intelligenz macht, häufiger auf das Schlechte, denn auf das Gute geht.

Später sagte Tolstoj noch: Wir wundern uns über die Pyramiden und fragen uns, wozu sie dienten. Ich glaube, daß in Tausenden von Jahren ein Volk kommen wird, das, unsere Spuren wiederfindend, sagen wird: Wer waren doch diese sonderbaren Leute, die sich einbildeten, daß von einem Punkte zum anderen sich schnell begeben beiträgt, den Sinn des Lebens zu erfüllen? Und sie werden mit dieser Frage recht haben. Ich habe nie den Nutzen der Reisen begriffen. Sie sind für den Menschen nur Ursachen von Zeitverlust, sie sind eine Behinderung in der Arbeit.

Nun verfocht Bourdon die These von der Härte, Grausamkeit, Fremdenfeindlichkeit und bloß äußerlichen Zivilisation der Japaner und fragte dann: Nehmen wir einmal das Unmögliche an, einen Sieg Japans. Wird die daraus sich ergebende Hegemonie in Ostasien nicht zum Nachteil der Friedensidee und des zivilisatorischen Fortschrittes ausfallen? Ohne sich zu echauffieren, erwiderte Tolstoj: Sind die Japaner das wirklich alles, was Sie sagen? Ich möchte gern den Beweis dafür haben. Es gibt einen Autor, den ich sehr oft wieder lese, Pascal, und Pascal hat geschrieben: Man ahmt nicht die Reinheit Alexanders des Eroberers nach, aber man sucht seine Eroberungen nachzuahmen. Ebenso ist es wahrscheinlich, daß Japan Europa nur in seinen Fehlern nachgeahmt hat. Doch es ist wie es ist, mit seinen Vorzügen und seinen Fehlern. Es entwickelt sich wie alle Völker. Es kommt aus der Barbarei und beginnt sich von der Knechtschaft zu emanzipieren. Ich sehe es mehr weniger in einem Zustande, in dem Rußland unter Katharina II. war. Es schreitet in seiner Entwicklung fort, wie wir in der unserigen und seien Sie gewiß, auch an Japan wird die Reihe kommen, es wird sich entwickeln und sich vervollkommnen nach den allgemeinen Gesetzen.

Bourdon: Aber es ist gelb. Wo sind die Fortschritte der gelben Rasse? Sehen Sie sich China an. Wo sind die äußeren Symptome seiner Evolutionen seit Jahrtausenden hervorgetreten?

Tolstoj: Wir kennen die gelbe Welt nur schlecht. Wer von uns hat sie studiert, sie durchdrungen, ihr Gewissen durchforscht? Ich sehe, daß die Chinesen, die Hindus keine kriegerischen Völker sind, daß sie den Krieg und die Krieger ver-

leben, einen vornehmen Eindruck zu machen, wenn sie geschwind alles befolgen, was die Laune des Augenblickes erzeugt. Sicherlich ist es nicht unschwer, etwas in die Mode zu bringen und es braucht nur eines der tonangebenden Wesen, welches deshalb längst noch keine Dame sein muß, irgend eine Verrücktheit zu erfinden, so ergibt sich sofort eine Schar Geistesarmer, die es mit Stolz nachahmt. Es besteht ein altes, sehr drastisches Sprichwort, durch welches der übermäßige Gebrauch von Wohlgerüchen verdammt und als unfein bezeichnet wird: „Wo es viel riecht, da stinkt es viel“, was mit anderen Worten heißen soll, daß die Parfüms über irgend einen Mangel, über irgend ein physisches Gebrechen hinweg zu täuschen bestimmt sind. Genau so verhält es sich mit dem übermäßigen Putz; man redet sich ein, durch denselben elegant und distinguiert auszusehen und bringt jeden Gebildeten auf die Vermutung, daß man von nicht sehr gediegener Herkunft sei, denn Damen in des Wortes guter Deutung haben eine viel zu hohe Meinung von sich, um zur Reklame für den Modeteufel herabzusinken, sie wissen auch, daß der Wert des Menschen nicht in dem Kleide zu suchen sei, daß es kleinlich und einer erhabenen Lebensaufgabe unwert sei, das höchste Interesse auf die Behängung des eigenen „Ichs“ zu verwenden. Jener Mann, der sich durch Putz und Tand ergattern läßt, ist des Ergatterns, weiß Gott, nicht wert. Schminken, Schönheitspflästerchen, Haarfärbemittel, farbenschillernde Toiletten, Puder und Gesundheitscrème sind die Gegensätze vornehmen Fühlens, wahrer Distinktion, echten Seelenadels, gegen welche jede Mutter mit allen ihr zu Gebote stehenden Waffen zu Felde ziehen sollte, damit ihr Kind nicht zu spät erkenne, wie hohl, schal und nichtig die Götzen sind, an denen manches Lebensglück zerschellt.

---

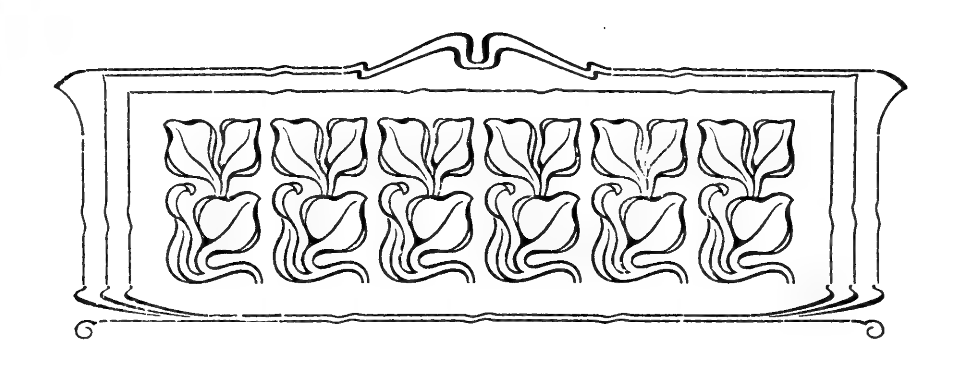
## Tolstoj über den Krieg.

Der russische Dichter Graf Tolstoj hat vor kurzem einem Journalisten Bourdon Gedanken ausgesprochen, die wohl wert sind, daß sie aus dem Meere der Tageszeitungen auf ein Eiland gerettet werden, wo sie dem Gewissen der Menschen länger ausgesetzt bleiben.

Es handelte sich um den russisch-japanischen Krieg.

Bourdon bemerkte, der Krieg sei mehr als der Konflikt zweier Völker, er sei der Kampf zweier Rassen und frug Tolstoj, welche seiner Meinung nach die Folgen des Sieges des einen oder des anderen sein können. Tolstoj erwiderte:

Was liegt daran. Ich mache keinen Unterschied zwischen den Rassen. Ich bin vor allem für den Menschen. Und was immer geschehe, was wird für den Menschen der Gewinn dieses Krieges sein? Dieser Krieg zeigt, wie weit die Menschen ihren Pflichtbegriff vergessen oder gar nicht kennen; höher als die Pflichten gegenüber der Familie, dem Vaterlande, den Menschen ist die Pflicht gegen



# Kleine Laube.

## Von der Sünderglöckel-Lyrik.

Adolf: Ich habe dieser Tage dein neues Buch gelesen.

Peter: Welches?

Adolf: Das neueste.

Peter: Das lyrische!

Adolf: Hast du auch Lyrik? Die kenn' ich nicht. Das „Sünderglöckel" habe ich gelesen.

Peter: Ich habe nichts dagegen einzuwenden.

Adolf: Sage mir, lieber Alter, weshalb schreibt man solche Bücher? Weshalb diese leidenschaftlichen Ausfälle gegen menschliche Torheiten? Sage weshalb?

Peter: Darauf weiß ich dir wirklich keine rechte Antwort. Es dürfte eine dunkle Naturnotwendigkeit sein, denn solche Bücher sind seit jeher geschrieben worden.

Adolf: Glaubt man sich damit den Beifall der Zeitgenossen zu erwerben?

Peter: Das weniger.

Adolf: Glaubt man damit ein Einkommen zu erzielen?

Peter: Das noch weniger.

Adolf: Glaubt man selbst von den Torheiten frei zu sein, die man an anderen so heftig rügt?

Peter: Das am allerwenigsten.

Adolf: Oder glaubt man gar, die Leute mit solchen Bußpredigten zu bessern?

Peter (lacht auf).

Adolf: Nun also, was willst du mit dem „Sünderglöckel"?

Peter: Seit ich schreibe, und das ist an vierzig Jahre her, habe ich predigen müssen. Ich habe gepredigt mit Erzählungen, Theaterstücken, Schwänken und Schnaderhüpfeln, unter der Begründung, daß die Leute gebessert werden müßten. Im Laufe der Zeit ist es mir klar geworden, daß diese Begründung nichts taugt. Die Leute werden nicht durch Lehren, nicht durch Beispiele, nicht durch Kunst, nicht durch Religion gebessert. Nur durch harte persönliche Erfahrung und Not. Wenn's ihnen an den Hals geht, wenn der Untergang unvermeidlich scheint, wenn sie nichts mehr rettet, als die Besserung, dann bessern sie sich auf ein Weilchen, um sofort, wenn die erzwungene Spannung nachlaßt, in ihre alte Natur zurückzusinken.

Adolf: Also, warum predigt ihr?

Peter: Wir predigen, weil wir lyrische Naturen sind.

Adolf: Lyrische Naturen, wie hängt den das mit dem Predigen zusammen?

40*

achten. Das ist schon etwas. Eine wahre Überlegenheit über uns. Ich sehe, daß sie nicht töten. Ich sehe aus Reiseberichten, daß sie in Geschäften verläßlich sind, daß sie ihr eigenes Wort respektieren, daß sie nicht lügen. Das ist auch etwas, das in Europa nicht allgemein ist.

Bourdon: Und doch ist ihre Diplomatie listig, verschlagen und perfid!

Tolstoj: Sie haben recht. Und dann praktizieren sie die Folter. Das ist seltsam. Wie soll man das erklären? Aber ihre Philosophen haben wunderbare Gedanken formuliert. Erinnern Sie sich an Konfuzius, an Buddha. Und sie sind grausam. Sind wir es nicht auch? Hat man die Rechnung der Greuel gemacht, welche in das Schuldbuch der sogenannten zivilisierten Welt eingeschrieben sind? Wo sind die Taten, wo sind die Resultate der Zivilisation von Europa? Schreitet die Welt vor oder geht sie zurück? Gibt es nicht Stunden, wo man sich diese Frage stellen kann? Wo findet sich in den Werken der kolonisierenden Nationen ein Gedanke wahrer Zivilisation? Da dem so ist, wie wollen Sie, daß ich a priori entscheide, ob der Triumph dieser oder jener Rasse mehr oder weniger Wert habe für das Wohl der Menschheit?

Dann richtete der Journalist eine Gewissensfrage an Tolstoj, indem er sagte: In diesem für Rußland so schicksalsschweren Augenblicke haben Sie nicht als Russe trotz allem, was sie vom Kriege überhaupt und über diesen Krieg im speziellen denken, nicht irgend eine Einschränkung zu machen, ich will nicht sagen in Bezug auf die Ideen, die Sie während Ihres ganzen Lebens gepredigt haben, aber in Bezug auf die praktische Verwendung und die Verbreitung dieser Ideen?

Tolstoj: Keine. Und er fügte mit einem Lächeln hinzu. Aber ich muß aufrichtig sein. Im Grunde genommen, fühle ich mich nicht vollständig befreit von dem Begriffe des Patriotismus. Durch Atavismus, durch Erziehung fühle ich ihn in mir fortbestehen trotz meiner selbst. Ich muß meinen Verstand anrufen, ich muß an meine wesentliche Pflicht appellieren, und dann erst sage ich mir, ohne irgendwelche Einschränkung meines Gewissens, daß es nichts auf der Welt gibt, was der Sache der Menschheit vorangehen könnte. Ja, mein Gewissen sagt mir, daß der Mord, in welcher Form immer er begangen wird, mit welchem Vorwand immer er sich deckt verabscheuungswürdig ist, daß der Krieg eine monströse Geißel ist, daß alles, was den Krieg vorbereitet, verdammenswert ist.

Zum erstenmal, schreibt dann Bourdon, sah ich Tolstoj sich echauffieren, seine Worte überstürzten sich, seine Stimme zitterte, seine Züge krampften sich zusammen. Aber seine Augen blitzten und etwas Weihevolles lag über seiner Persönlichkeit. Nein, fuhr er fort, nichts, nichts ist abscheulicher. Nie hat die Welt Ähnliches gesehen. Zu Zeiten Dschingis Khans haben nur jene getötet, die es selbst wollten, die Leute hatten das Recht, zu Hause zu bleiben, ihre Felder zu bebauen, in Frieden zu leben, Gutes zu tun. Die zivilisierte Welt ist heute grausamer als Dschingis Khan. Sie befiehlt jedem, Menschen zu töten, ob er nun einwillige oder nicht, und wenn er sich weigert, bestraft sie ihn dafür, wie für ein Verbrechen. Wie kann man sich dem unterwerfen? Warum empören sich nicht die Gewissen?

Also Tolstoj. Der gigantische Mann steht jetzt mit seinen Grundsätzen, denen er auch persönlich nachlebt, ziemlich einsam da. Vielleicht ist er der einzige, den das nächste Jahrtausend hoch aufragen sehen wird aus unserer unseligen Zeit.

Giftzelle, bis sie der Richtige einatmet, in dem oder durch den sie Unheil stiftet. Alles was wir Schlechtes über unsere abwesenden Mitmenschen sagen, verdichtet sich allmählich zu irgend einer Form oder Tat und bringt Leid. Sie, die es angeht sind gegenwärtig, d. h. dem Leide nicht entrückt, das böse Rede bringen kann.

Wer sich's schon so nicht merken kann, daß über Leute, die abwesend sind, so wenig Böses gesagt werden soll, als ob sie anwesend wären, die mögen sich getrost auf einem ihrer Speisetisch- oder Salonsessel schreiben lassen: Die Abwesenden sind da! R.

---

# Bittere Gedanken.

Von Fanni Spork.

In der Jugend hält man die Folgen dessen, was man tut und denkt, für viel wichtiger, weil unsere Ahnung und wohl auch die Erziehung sie übertreibt. Man verspricht sich vom Lernen zumeist mehr, als es hält, hat einen Schutzengel, der alle unsere Taten und Beweggründe wägt und aufschreibt, ja selbst bloßen Höflichkeitsphrasen und leeren Formeln schiebt man einen ernsten Grund und wichtige Folgen unter. Für die meisten Fragen sind Antworten bereit, für andere erwartet man sie mit Zuversicht von der Erfahrung. Man lebt in einem Gefühle der Sicherheit, das sich später, in den großen, bangen Fragen unseres rätselhaften Daseins, unwiederbringlich verliert. —

Selten schlagen zwei glühende Herzen füreinander, meistens wird sich solch ein heißes Herz an ein ruhiges anklammern, oft auch seine Glut an ein kaltes verschwenden. Es liegt darin vielleicht eine Absicht der Natur, denn zwei gleicherweise glühende Herzen würden ihre Glut gegenseitig sukzessive bis zur Maßlosigkeit steigern und ihre Gefühle oder ihre Lebenskraft zu rasch verbrauchen. —

Auf wie schwachen Füßen steht doch immer noch das Mitgefühl für die Tiere! In den untersten Volksschichten ist oft gar nichts davon vorhanden: man verachtet die „unnützen“ und schindet die nützlichen Tiere; in der „Gesellschaft“ ist man scheinbar schon viel weiter; man interessiert sich für rassige Tiere und spielt sich auch gelegentlich zum Wohltäter der Tiere auf, indem man bei den Vögelchen anfängt und, weil sie gar zu niedlich sind, auch bei ihnen stehen bleibt. Was für ein reizendes, billiges und nebenbei auch löbliches Vergnügen ist es doch, den Vögelchen, unbeschadet der Jahreszeit, Futter zu streuen! Für ein nettes Vögelchen, das ein Pignoli aus den Fingern oder gar von den Lippen holt, haben sie viele Worte, für die armen stummen Opfer einer Hummermajonnaise, an der sie sich bald darauf delektieren, haben sie nicht einmal einen Gedanken! —

Rauchen und sich betrinken sind zufälligerweise an sich nicht mit Tierquälerei verbunden; denn wenn man z. B. statt Wein Blut tränke, so wie man Fleisch ißt, welches so ziemlich auf eins herauskommt, so würde die Phrase dieses Getränk als „edlen Saft“ 2c. besingen, wie sie es mit dem wenigstens in dieser Hinsicht unschuldigen Traubensaft macht. Besingen sie doch auch die Jagd auf harmlose Tiere als „edles Weidwerk!“ —

Jene, die bei ihren Mitmenschen keine Liebe und kein Verständnis finden, suchen Liebe und Verständnis in Büchern, den Vermächtnissen von meist durch Lebenszeit gleich Einsamen. Wenn der Drang nach Liebe und Mitteilung in ihnen zu mächtig wird, wenden sie sich später wohl selbst in eigenen Schriften an die Nach-

Peter: Soweit ich beobachte, ist die Sache ungefähr so. Die Schwächen, die Torheiten und Niederträchtigkeiten der Menschen gehen einem nahe. Fürs erste betrübt man sich darüber, daß die Menschheit kein schönes Gedicht ist. Dann tut's einem weh, daß die Menschen so viel Widerwärtiges zu erdulden haben und daß sie daran meist selbst schuld sind. Und das sind darunter noch die Allerunglücklichsten, die wohl die Einsicht, aber nicht die Kraft haben; die wohl das Ideal sehen, aber auch den großen Abstand, der von ihm trennt. Das zusammen erzeugt in der armen Menschenseele Schmerz. Der Schmerz aber will seufzen und klagen. So wie ein Kranker wimmert, ein Gefolteter ächzt, ein armer Sünder im Gefängnisse sich und die Welt anklagt, ein unglücklich Liebender weinende Lieder singt, so und mit derselben Naturnotwendigkeit ist der Herzenslaut erfolgt, den du im „Sünderglöckel“ findest. Dann auch ein gewisses Zorn- und Haßgefühl gegen die Niedrigkeit, in der wir alle mehr oder minder dahin leben, und gegen jene, die diese Niedrigkeit entschuldigen und an ihr Gefallen finden. Dieser Unmut und der Jammer ist endlich so mächtig geworden, daß er nicht mehr zurückzuhalten war. Wie der Schmerz sich Luft macht im Schrei, so mußten diese Belastungen des Gemütes herausgeschrien, herausgesungen werden. In Ermanglung eines Trauerschleiers setzt man bisweilen eine Narrenkappe auf. Nun verstehst du es wohl, wenn ich sage, das Buch ist lyrischer Art. Es hat wohl kaum einen andern Zweck als den, das Herz zu erleichtern. Und deine Annahme, daß ich damit belehren und bessern wolle, fällt mir längst nicht mehr ein. Denn ich weiß im voraus, daß das einfach nicht möglich ist und daß dazu ein weit herberer Lehrmeister kommen muß, als es das Wort ist.

Adolf: Also pessimistische Lyrik ist es, die im „Sünderglöckel“ singt? Auf das hin muß ich es noch einmal durchsehen. Nun dünkt mich fast, du sängest damit stellenweise auch mir aus dem Herzen. Denn die sittliche Verkommenheit, die erbärmliche Torheit, in der unser ganzes Kulturgeschlecht steckt, kann niemandem gleichgiltig sein.

## Die Abwesenden sind da!

Von dem französischen Dichter Viktor Hugo wird erzählt, daß an seiner Speisetafel, zu welcher er stets Freunde und gute Bekannte einzuladen pflegte, ein eichener Lehnsessel gestanden sei, in den sich nie jemand setzen durfte. Leer und still stand der Sessel da zwischen den übrigen besetzten Stühlen und an der Lehne leuchtete die Inschrift: „Die Abwesenden sind da!“

Über diese „Marotte“ des Dichters ist viel gespöttelt worden, man hat sie dem „Aberglauben“ zugeschrieben. Liegt nicht aber die wahre, die tiefe Bedeutung viel näher? Wäre es nicht bei jedem Tische, in jeder Versammlung zweckmäßig, daß solch' ein Sessel stünde mit der Mahnung: „Die Abwesenden sind da!“ — Vielleicht würde manches Wort der Medisance, der Verleumdung, der Lieblosigkeit gegen Abwesende ungesprochen bleiben.

Denn die Abwesenden sind wirklich da, sofern sie überhaupt noch leben, sie empfinden jedes böse Wort, jede gegen sie ausgestreute Lieblosigkeit, sie bekommen es zu fühlen, wenn nicht heute, so morgen. Denn so wie jedes Wort der Güte, der Liebe über Abwesende irgendwie, wenn auch nach vielen Wandlungen, segensreiche Früchte trägt, so kann auch das böse Wort, sobald es einmal ausgesprochen ist, nicht sterben. Wird es schon nicht immer gleich weiter gesagt, so ist es doch vorhanden. Es bleibt gleichsam in der Luft hängen oder schwebt dahin wie eine

zum Schlafen, einen Kohlenofen zum Wärmen der Finger, eine Teekanne; als Kleiderschrank dient ein Haufen übereinander getürmter Kisten. Im Gastzimmer findet sich dann noch ein Ofenschirm, ein „Rakemono“, eine Blumenvase und, wenn das Haus schon 30 Jahre besteht, ein Schwertgestell. Der reichste Japaner schmückt sein Haus nie mit mehr als einem Kunstgegenstande gleichzeitig. Prunkvoll sind allein die öffentlichen Gebäude, auf deren prächtige Ausstattung großer Wert gelegt wird.

Die Japaner haben keine Stiefel und Schuhe, die Männer auch keine Beinkleider und die Frauen keine Unterröcke. Beide Geschlechter tragen statt dessen mehrere Röcke übereinander, die „Rimonos“.

Die Japaner essen kein Brot. Und merkwürdigerweise auch keine Kirschen und Pflaumen, trotzdem das Land voller Kirschen- und Pflaumenbäume ist. Aber die ersteren werden nur wegen der Blüten gebraucht, die letzteren zum Anhängen von Gedichten.

Unübertroffen ist die Höflichkeit der Japaner, die nicht nur bewirkt, daß sie keine Flüche kennen und selbst die Kinder schon keine Launen, sondern sogar so weit geht, daß sie auch keine Worte für „ja“ und „nein“ haben: es ist nicht höflich, so bestimmt zu sein. Diese Förmlichkeit macht es zu einer ernsten Angelegenheit, wenn man in einen japanischen Laden geht, Taschentücher zu kaufen. „Man steigt aus der ‚riksha‘. Dann wird man von allen Dienern im Laden begrüßt, bis man wünscht, sie möchten aufstehen und sich sagen lassen, was man will. Wenn sie dann aufstehen, bitten sie, daß man den Auftrag wiederholt, und bieten fünf Tassen Tee an, der nach japanischer Sitte ohne Milch und Zucker getrunken wird. In einem guten Geschäft kann man auch gesalzene Kirschenblüten haben. Wenn man dem Besitzer des Ladens endlich erklärt hat, was man will, so gibt er den Dienern Befehle. Die Diener zischeln, wie wenn sie ein Pferd striegeln, reiben sich die Knie und bewegen die Köpfe. Dann laufen sie fort und kommen mit den Waren wieder, die in verschossene grüne, seidene oder baumwollene Tücher gebunden sind. Niemals wird der Kunde in die Warenniederlage geführt, denn dann würde er gleich wählen und schnell fertig sein, statt daß er einen halben Tag der Etikette gemäß behandelt wird und so viel Tee erhält, daß er darin baden könnte . . . Die japanische Höflichkeit verlangt, daß man bei einem Mahle für jede Speise, die man nicht essen kann, eine besondere Entschuldigung vorbringt. Das nutzt aber nicht im mindesten, denn wie man in seine ‚riksha‘ steigt, so überreicht die ‚musmi‘, die aufgewartet hat, einen Turm von weißen Holzschachteln, in die sie sorgfältig alles eingepackt hat, was man nicht essen konnte, damit man es seiner Familie mitbringt, und die Etikette verlangt, daß man sie nimmt, wenn man sie auch, sobald man außer Sicht ist, dem Rikſha-Burschen gibt.“ Das Seltsamste aber, was diese übertriebene Höflichkeit gezeitigt hat, ist die Anschauung, daß es nicht nur als keine Erniedrigung gilt, zu dienen, sondern sogar als eine Ehre, und zwar in dem Grade, daß sie den Jinrikſha-Burschen, die die zweirädrigen Wagen ziehen, überhaupt nicht die Ehre zugestehen, Diener zu sein, sondern sie als Händler betrachten, was das Niedrigste in Japan ist und fast schon zur Klasse der Ausgestoßenen gehört.

Natürlich ist es höchst wichtig, daß ein höherer Bedienter in Japan gute Manieren habe; denn man erwartet von ihm genügend Kenntnis der Etikette, die Gäste seines Herrn zu unterhalten, wenn der Herr nicht zuhause ist. Nachdem er seine Knie aneinander gerieben hat, gezischt und mit der Stirn den Boden berührt hat, fordert er den Gast auf, Platz zu nehmen — auf der Diele oder, um genauer zu sprechen, auf den Hacken, mit einem flachen Kissen zwischen den Knien und dem

welt, um gleichfalls auf diese Art wieder mit einsamen, liebe- und verständnis-gemiedenen Herzen verbunden zu sein. So erhebt sich, über Zeit und Raum hinaus, eine Freimaurerloge einträchtiger, ihrer Mitwelt fremd gebliebener Herzen, gleichsam eine ewige Freundschaft über allen ephemeren Liaisons. —

„Pflicht" dünkt mich für wahrhaft gute Menschen ein überflüssiges Wort; sie werden in Liebe und Mitleid, ohne beständiges Verweisen auf Pflicht, den rechten Weg zu finden wissen. —

Daß so viele Menschen nicht verstehen lernen, daß Kinder kein Spielzeug sind! Man könnte die Menschen überhaupt ihrem Verhalten nach gegen diese in Gruppen einteilen: Jene der niedrigsten sind gegen die Kinder roh oder boshaft, die der nächsten sind gleichgiltig. Dieser Gruppe gleichwertig ist die Gruppe derer, die sich für Kinderfreunde halten, doch Kinder nur als Spielzeug behandeln, sie zärteln bis zum Überdrusse der Betroffenen; jene, die zum Spielzeuge nicht niedlich genug sind, übergehend, aber auch die Gezärtelten bei Seite lassend, wenn sie nicht bei Laune sind. Für das eigentliche Wesen der Kinder hat diese Gruppe von Menschen kein Verständnis. Die vierte und höchste Gruppe denkt vor allem an das Wohl und Wehe der Kinder und nicht an ihren eigenen Zeitvertreib. — Ganz analog ließe sich auch das Verhalten der Menschen gegen die Tiere in solche Gruppen einteilen. —

Von Freude wie von Humor gibt es vielerlei Arten. Die edelste Freude hat ein seliges, der edelste Humor ein versöhnliches Lächeln. Die edelste Freude ist ein Kind beglückter Liebe des Tiefsinnes zur Charitas, der edelste Humor, ein Kind des gleichen Vaters, des Tiefsinnes, der in milder Resignation die Vermählung mit der Unzulänglichkeit erträgt. —

Woher kommt es, daß zumeist temperamentlose, pedantische Leute die Tempi in der Musik sehr rasch haben wollen, während temperament- und gemütvolle Vorliebe für getragene Musik und gemäßigte Tempi haben? Diese Neigungen scheinen den Charakteren zu widersprechen, doch mag die Lösung diese sein, daß temperamentlose, pedantische Menschen wohl überhaupt kein eigentliches Verständnis für Musik haben und die Lebhaftigkeit der Musik die fehlende Lebhaftigkeit ihres Gemütes ersetzen soll, daher die rasche Abwechslung der Töne ihrer inneren Langweile abhilft. Gemütvolle Menschen hören die Töne, d. i. beleben sie mit ihrem Gemüte, daher erscheint ihnen auch getragene Musik bewegt, während die rasche Aufeinanderfolge der Töne ein inniges Gefühl nicht aufkommen läßt. —

## Seltsame Sitten der Japaner.

Ein Engländer namens Douglas Sladen, der lange in Japan gereist ist, hat soeben ein Buch veröffentlicht: „Queer things about Japan", aus dem das neueste Heft der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik" (A. Hartlebens Verlag, Wien) „Allerlei Seltsames" mitteilt. Das Haus des Japaners, das weder Türen noch Fenster hat, vergleicht er mit einer bloßen Schale, weil es nichts von dem besitzt, was wir Möbel nennen. Nicht einmal eigentliche Zimmer hat es, denn diese werden erst durch Schiebwände je nach Bedarf hergestellt. Zum Beispiel wird so zur Nacht der gemeinsame Wohnraum in die nötige Anzahl von Schlafräumen abgeteilt. Statt der Tische, Stühle, Betten und sonstigen Möbel enthält das japanische Haus nur Matten, ein oder zwei Kissen und eine Steppdecke

## Allerweltsfreunde.

Verächtlich muß ich solche Menschen heißen,
Die ganz im stillen ihre Schlauheit preisen,
Die Welt zu „nehmen“, und in allen Lagen
Sich mit der lieben Menschheit zu vertragen!
Glaubt, diese würd'gen Menschenexemplare
Betrachten ihren Nächsten nur als Ware,
Besitzen nicht Charakter, noch Gesinnung,
Erstreben nichts als Vorteil und Gewinnung,
Und sind als scheinbar tadellose Christen
Engherzig kleine — große Egoisten!

Otto Prombe r.

## Nachtstimmung.

Wie die Mutter, leis' und lind,
Kommt die Nacht,
Setzt sich zu dem müden Kind
Und hält Wacht.

Bringt ein golden Spinnrad mit
Und spinnt fein
Jedem innigen Gemüt
Blumen ein.

Ihrer weichen Hand entfällt
Zarter Mohn;
Zaubervoll huscht hin zur Welt
Mondglanz schon.

Wie in alter Märchenpracht
Träumt Natur,
Wallt durch hohe Wipfel sacht
Friede nur.

Glückesjubel, Schmerzenslaut —
Alles schweigt,
Wenn des Todes ernste Braut
Mild sich neigt.

Karl Krobath.

## Des Schreiners Lied.

Die Säge singt ihr schrilles Lied,
Wenn meine Hand durchs Holz sie zieht.

Ich zimmre einen Totenschrein,
Drin sarg ich all mein Hoffen ein.

Und langsam füg' ich Brett zu Brett:
Das erste aus dem Ehebett . . .

Nicht lange klar der Himmel hing;
Mein Weib war leichten Sinns und ging.

Es war hier oft die Not zu Gast;
Nur Treue teilt der Armut Last. —

Das zweite Brett — wo nehm' ich's her?
Im Winkel steht die Wiege leer . . .

Die Schwalbe frag in ihrem Nest,
Ob sie ihr Junges auch verläßt!

Vergebens hat mein Schmerz gewacht
Beim Kind so manche bange Nacht.

Es streckte stumm die Händchen aus —
Wer faßte sie? . . . Wer kam ins Haus? . . .

Wohl sah ich nichts, doch ahnt' ich's tief —
Ich sägte stark — das Würmchen schlief.

Und säge fort. Mir ist dabei,
Als sägt' ich auch mein Herz entzwei. —

Nun trägt man leicht das Särglein hin,
Und liegt doch meine Welt darin.

M. Scherlag.

Fußboden, um die Lage weniger unbequem zu machen. Er bietet darauf fünf Tassen Tee an — es kommt auf die Zahl der Tassen und nicht auf die Zahl der Besucher an — und indem er sich leicht und anmutig auf seine eigenen Hacken niederläßt, beginnt er eine liebenswürdige Konversation, bis zu einem Grade unterwürfig, aber völlig vertraulich, bis sein Herr kommt, um ihn abzulösen. Selbst dann kann er im Zimmer bleiben und sich eventuell in das Gespräch mischen."

Danach wäre Japan eigentlich das Dorado für Servilismus. Und der geheime Zug von Sympathie, der weite Kreise unseres Volkes in diesen Tagen des Kampfes zwischen der weißen und der gelben Rasse es mit letzterer halten läßt, fände eine eigenartige völkerpsychologische Erklärung!

Im übrigen ist Japan auch noch das Dorado der Schwiegermütter. Denn man hält dort die europäische Eheschließung für unmoralisch, weil der Mann aufgefordert wird, „Vater und Mutter zu verlassen und seinem Weibe anzuhangen", vielmehr ist die Hauptbestimmung einer Frau, die Bediente ihrer Schwiegermutter zu sein; wenn diese nicht zufrieden mit ihr ist, kann sie ihrem Sohne befehlen, sich von der Frau zu scheiden.

Bei alledem dringen europäische Moden vielfach ein, zumal Japan neuerdings England stark nachahmt, weil es hofft, das England Asiens zu werden. Sladen erzählt u. a., wie er auf einem Balle eine sehr hübsche Hofdame in elegantestem Pariser Ballkleide, mit feinsten französischen Schuhen an den kleinen braunen Füßen antraf — „man konnte nämlich sehen, daß die Füße braun waren, denn die Hofdame hatte keine Strümpfe an . . ."

Anmutend sind diese japanischen Sitten für uns gerade nicht. Es ist die höchste Zeit, daß sie wenigstens kriegerisch etwas leisten, sonst könnte mancher glauben, es sei ein abgestandenes Volk. Keine Ursprünglichkeit — nur Überkultur und Nachäfferei.

---

# Singvögel.

## Die Religion der Tat.

Ein Weiser gab uns einst den schönen Rat:
„Schafft euch erst eine Religion der Tat!"

Nur der versteht den göttlichen Prophet,
Dem Glaube, Liebe, Hoffnung und Gebet
Notlindernd durch die beiden Hände geht!

Nur der ist groß als Mensch und wahr als Christ,
Der eignen Schmerz in fremdem Leid vergißt
Und voll inbrünstig-warmem Mitleid ist;

Nur der hat ganz das Himmelreich ergründet,
Der sich in Liebe aller Welt verbindet!

Otto Promber.

Menschen zu dem weitberühmten Feste. Am Tage selbst und zwar in den Nachmittagsstunden fand die große Prozession statt, die übrigens nur allen derartigen Umzügen in den südlichen Ländern glich: halb nackte Kinder mit Lammfell bekleidet, weiß gekleidete Mädchen, die Blumen streuen, unzählige Brüderschaften und Korporationen mit Fahnen, Heiligenbildern und zur Schau getragenen Reliquien, eine große Menge hoher und niederer Geistlichkeit und eine unabsehbare Menschenmasse, die sich an dem Umzuge beteiligte oder dicht gedrängt in den Straßen stand, wobei das weibliche Geschlecht das überwiegende war. Ich stand im dichten Gedränge in der Contrada S. Antonio, neben mir eine alte Frau, die mit gefalteten Händen andächtig den Zug verfolgte. Eine Frage, die ich wegen einer eben vorübergehenden Reliquie stellte, brachte mich bald mit ihr ins Gespräch und sie zeigte sich mir bereitwillig als eine in kirchlichen Bräuchen wohl erfahrene und auf den Nationalheiligen stolze Frau. Der heilige Antonius, erzählte sie mir unter anderem, wirke noch täglich dreizehn Wunder. Da ich sie lächelnd fragte, wer sie denn eigentlich gezählt habe, wurde sie unwirsch und meinte, daß die jungen Leute von heute keinen Glauben mehr hätten. Ich beruhigte sie jedoch bald mit der Erklärung, daß ich ein Fremder sei und von der Lebensgeschichte und den Wundern des heiligen Antonius nicht viel wisse. Da wurde sie erst recht gesprächig und erzählte mir ein ganz eigenartiges Wunder, wie der Heilige einmal auf dem Wege nach seinem Kloster gewesen wäre, in dessen Nähe eben ein Schindeldecker durch Unvorsichtigkeit vom Dache fiel und in seiner Todesangst den Heiligen um Hilfe rief. Dieser aber durfte ohne Erlaubnis seines Obern keine Wunder wirken und begab sich eiligst ins Kloster um die Erlaubnis einzuholen. Dieweilen aber blieb der Dachdecker ruhig und ungefährdet in der Luft schweben, und fiel erst, als S. Antonius mit der Erlaubnis zurückkehrte, sanft und ohne Schaden zu nehmen, auf die Erde. Die Vorstellung des fallenden Handwerkers, der wie im weichem Bette in der Luft liegend auf seine Errettung vom sicheren Tode warten mußte, erregte mein Lachen, worauf sie mir unwillig mit der Bemerkung den Rücken wendete, daß Gott mich für meinen Unglauben noch gewiß strafen werde.

So erzählt Dr. Ernst Gnad in seinem Buche: „Aus dem österreichischen Italien.“

## „Wir schoben es immer einander zu.“

### I.

Es ist noch nicht lange her, da stand eine Witwe — wie sie heißt und wo sie wohnt, tut nichts zur Sache — tief betrübt am Sarge ihres Mannes. Die beiden hatten im Grunde einander recht lieb gehabt und doch viel wider einander geseufzt, und gar nicht selten war es vorgekommen, daß jedes tagelang in Verstimmung seinen eigenen Weg ging. Brach ein Mißgeschick oder gar eine Trübsal über die Familie herein, so bürdete der Mann der Frau und die Frau dem Manne die Schuld auf. Geriet im Garten der Kohl nicht, so sagte die Frau, der Mann habe das Land nicht sorgsam genug gedüngt, und der Mann behauptete, die Frau hätte die Pflanzen besser setzen oder begießen sollen. Wurde der Mann einmal krank, so meinte die Frau: „Das kommt davon, daß du zu eifrig bist und dir zu viel zumutest.“ „Nein“, erwiderte der Mann, „daß kommt daher, daß du bald für dies, bald für das Geld willst.“ Selbst wenn eins der Kinder den Eltern Kummer machte, hatte er gesagt: „Da sieht man es, daß du zu nachsichtig bist“, und sie empfindlich versetzt: „Deine Härte ist viel mehr schuld.“ Jetzt meinte

# Im österreichischen Italien (1856—1867).

Erlebnisse aus meinen Lehrjahren von Dr. Ernst Gnad. (Innsbruck. Wagnersche Universitätsbuchhandlung. 1904.)

Erinnerungen aufschreiben, das kann nicht jedermann. Bei vielen ist dazu das Gedächtnis zu schwach und die Phantasie zu stark. Und doch wären gut wiedergegebene Erinnerungen an wirklich Erlebtes etwas sehr Köstliches. Ich ziehe die gewissenhafte Autobiographie, wenn sie mit Geschmack verfaßt ist, oft der Dichtung vor; sie kann ein literarisches Kunstwerk sein, von dem man belehrt, erquickt und erhoben wird. Dessen bin ich mir bei dem vorliegenden Buche wieder recht bewußt geworden. Diese Aufzeichnungen eines österreichischen Schulmannes nach seinen Erlebnissen in Udine, Venedig und Padua während der großen politischen Wandlung um 1859—1866 sind für mich ein gar anregendes Lesen gewesen. Das Interesse ist von doppelter Art. Der Verfasser stellt vor allem die Schulzustände, die politischen Verhältnisse jener Zeit und jenes Landes dar, er weiß durch unzählige Einzelnheiten, kleine Vorkommnisse und Anekdoten die Italiener auf das meisterhafteste zu schildern, so daß in uns ein Gehalt zurückbleibt, als hätte man ein ethnographisches Werk gelesen. Und doch hat sich allmählich das Hauptinteresse der Persönlichkeit des Verfassers selbst zugewendet. Wie der unerfahrene 18jährige Mann aus deutscher Heimat zu jener kritischen Zeit nach dem österreichischen Italien ins Gymnasium als Lehrer der deutschen und griechischen Sprache versetzt wird; wie er den stets mißtrauischen Lehrkörper zu gewinnen, die disziplinlosen Schüler zu bändigen weiß; wie er harmlos und leutselig mit der antiösterreichisch gesinnten Bevölkerung verkehrt, ohne sich als österreichischer Beamter auch nur das mindeste zu vergeben; wie er, trotz aller Güte und Nachsicht in wichtigen Dingen unbeugsam bleibt und nicht ein Jota mit sich handeln läßt, bis er auch den Gegnerschaften Achtung abzwingt — das ist in einer schlichten, überzeugenden Weise dargestellt. Allerdings kann es nur Sache des gereiften, weltkundigen Mannes sein, über die Jünglingszeit ein so klares, wohlgeordnetes, künstlerisch einheitliches Buch zu schreiben. In Bezug auf die politische und soziale Seite des Werkes, hat der Verfasser einen ganz ausgezeichneten Abschluß gefunden, indem er noch eine kleine Reise erzählt, die er durch Venetien gemacht, nachdem dieses Land sein ersehntes Ziel erreicht hat und dem italienischen Königreiche einverleibt ist. Trotz des feinen Sarkasmus, der in diesem Abschnitte liegt, tut uns die Wärme wohl, mit der Gnad den Charakter und das Leben der Italiener beschreibt. Durch das ganze Werk entzückt uns die Meisterschaft, mit der Persönlichkeiten, wie Kaiser Franz Josef, Garibaldi, Ernesto Rossi u. s. w. in wenigen Strichen charakterisiert sind. — Der Verfasser überschreibt diesen Band „Erlebnisse aus meinen Lehrjahren“; wir dürfen nun wohl auch einen weiteren Band aus seinen Meisterjahren erwarten, der uns dieses verdienstvollen Schulmannes Wirken in Triest und Südtirol in eben derselben schönen und liebenswürdigen Art zur Darstellung bringt. R.

---

# Vom Wundermann in Padua.

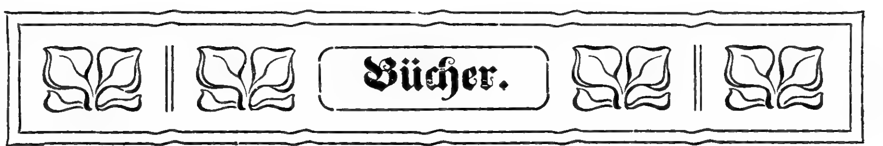
Lebendig ist mir die Erinnerung an das große Volksfest, das am 13. Juni jeden Jahres zu Ehren des heiligen Anton von Padua gefeiert wird. Bis zum Jahre 1859 wurde es noch mit aller gewohnten Festlichkeit begangen, später mit Rücksicht auf die politischen Verhältnisse in bedeutend eingeschränktem Maße. Nicht nur war die ganze einheimische Bevölkerung von Padua in diesen Tagen auf den Beinen, sondern auch aus der Umgebung von nah und fern strömten Tausende von

Sie (im Fortgehen): „Du hast dir doch gestern das neue Trauerspiel angesehen; wer ist denn in demselben zuletzt noch am Leben geblieben?“ — Er: „Leider der Dichter!“

**Der geizige Apotheker.** Frau (zum Provisor, der die Bestandteile der Arznei gewissenhaft abwiegt): „Aber, Herr Apotheker, tun S' doch net gar so sehr knickern, die Medizin g'hört ja für a arms Waisenkind!“

**Kindlich.** Mehlhändlerstochter: „Wir mahlen unser Mehl selber.“ — Bierwirtstochter: „Und wir brauen unser Bier selber.“ — Weinwirtstochter: „Und wir machen unsern Wein selber.“

**Vernichtendes Urteil.** „Na ja — je dümmer einer ist, desto mehr Glück hat er. Der alte Klobig hat schon wieder 3000 Mark in der Lotterie gewonnen.“ „Hm — der müßte eigentlich viel mehr gewonnen haben!“




**Fercher von Steinwands sämtliche Werke** in drei Bänden. Herausgegeben von Josef Fachbach E. von Lohnbach. Mit zwei Einleitungen von Franz Christel und Dr. Wolfgang Madjera. (Wien. Theodor Taberkows Verlag.) Ein Kreis von Freunden Ferchers, in seltener, echt deutscher Opfertreue allen voran Josef Fachbach von Lohnbach, rettete das Lebenswerk des Dichters für die Nachwelt. Es umfaßt lyrische und lyrisch-epische Dichtungen, Sinngedichte, Dramen und Abhandlungen in Prosa. Die, wie ich glaube, nicht vergängliche Bedeutung der Fercherschen Lebensarbeit ruht in seinen lyrisch-epischen Dichtungen und den Sinngedichten. Die Balladen „Schön Elschen“ und „Die Geißhirten“, das kleine Tierepos „Die Biene“ und die wahrhaft klassische Idylle „An mein Kalb“, die Bildchen „Die Frühe“, „Der Morgen“, „Der Mittag“, „Die Nacht“, insbesondere aber „Der Abend“, das herbe Selbstbekenntnis „Die Distel“ und das bilderreiche Gedicht „Eisenbahnzug“ — sie alle, als das Beste unter dem Guten, bekunden des Dichters Schaffensmark und Gestaltungskraft. In den „Kryptofloren, einem poetischen Spruch- und Tagebuche“, dem männlich-reifsten Ergebnisse, das uns Fercher bescherte, spricht ein unbeugsamer, deutscher Charakter — wir hören heute deren nicht viele Bedeutsames sprechen — ein weiser Denker, ein schönheitsseliger Dichter über alles menschliche Wesen. Unter den satirischen Sprüchen, die den Erscheinungen des Tages gewidmet bleiben, sind etliche über „Die Wiener“ epigrammatische Meisterstücke.

In seinen ins Übersinnliche schweifenden philosophischen Lehrgedichten „Chor der Urträume“, „Chor der Urtriebe“ und „Der Geisterzögling“ strebt Fercher das Höchste an und erreicht Hohes in rühmlicher Weise. Freilich wird gerade ihre Wirkung durch die Schwere des Ausdruckes, oft bis an der Grenze des Verständlichen, immer nur auf eine kleine Gemeinde Suchender beschränkt bleiben; diese aber wird auch hier ihren Lohn finden! Ferchers Sprache ist im allgemeinen eine etwas gewaltsame und zwingt den Leser zu ganz besonderer Aufmerksamkeit, ja sie ist gewiß bisweilen selbst nicht frei von Schwulst. Aber sie gehört ebenso wie die Ausdrucksform irgend eines schwer verständlichen Musikers diesem, der Eigenart des Dichters an, der wohl ein geistiges Feld verwaltet und durcharbeitet hat, groß genug, um ihm das Recht auf Zuerkennung von Eigenart zu sichern. Denn was man den Schaffenden, deren Werke Geltung besitzen, auf anderem Kunstgebiete zugesteht, darf doch dem Dichter nicht vorenthalten werden und er kann es als sein Recht fordern, das Denken des Lesers etwas bemühen zu dürfen.

In „Gräfin Seelenbrand“, einem kleinen Epos, kämpft Fercher mit dithyrambischer Wucht gegen die materialistische Moral, die er in der Gestalt eines oberflächlichen, nur den Sinnesgenüssen ergebenen Weibes verkörpert und richtet.

Minder berufen als der Epiker und Lyriker erscheint mir Fercher als Dramatiker. Sein in Form und Aufbau bestes Werk dieser Art ist das Trauerspiel „Dankmar“. Die höchste Gabe seiner Charakterisierungskunst aber bot Fercher in der Gestalt seines Lieb-

die Einsame ihre bittern Tränen, und als die alte Mutter kam und sie durch die Bemerkung, der Verstorbene habe ihr doch oft unbegründete Vorwürfe gemacht, einigermaßen trösten wollte, seufzte die Arme einmal um das andere: „Hätt ich's doch nur auf mich genommen! Aber wir schoben es immer einander zu.

II.

In der Altmark lebte noch vor kurzem ein Bauer, der immer meinte, seine Frau habe das Beste nötig, denn sie sei die Schwächere. Die Frau aber war ganz anderer Ansicht. Sie dachte, der Mann muß uns alle ernähren; darum muß ich für ihn auch etwas Besonderes tun. War Sonntag das Stück Fleisch, welches unter Mann und Frau und Kinder geteilt werden mußte, etwas knapp, so reichte der Mann der Frau den größten Teil hin, und wenn am Ende doch noch ein Stücklein überblieb, sagte die Frau zum Manne: „Das mußt du haben." Der Mann sparte von seinem Bier und Tabak sich manchen Groschen ab, damit die Frau zu ihrem Kirchgang ein neues Kleid bekäme, und die Frau sann darauf, wie sie hier und da ein paar Pfennige Nebenverdienst erlangen könnte, um dem Mann zu seinem Geburtstage eine neue Pfeife oder ein gutes Buch zu kaufen. Brachte der jüngste aus der Schule ein erfreuliches Zeugnis, dann sagte der Mann zur Frau: „Mutterchen, das habe ich dir zu danken!" und diese erwiderte: „Nein, Vater, das tut deine feste Hand." — Da starb die Frau. Es war um die Weihnacht. Der Pfarrer des Dorfes ging zum Witwer, um das Weihnachtslicht auch in sein Dunkel hineinleuchten zu lassen. „Habt Ihr denn", fragte er den Trauernden, „mit der Heimgegangenen eine friedvolle und glückselige Ehe geführt?" Weit und fest schlug der Witwer das Auge auf, und mit Sonnenschein im trauernden Antlitz antwortete er: „Ja, wir schoben es einander nur immer zu!"

---

# Lustige Zeitung.

**Eine sonderbare Rechnung** erhielt kürzlich ein Herr von seinem Tischler zugesandt: 1 Schrank, rechts zur Wäsche, links zum Aufhängen, 30 Mk., ein Fußtritt für die Gemahlin 1·50 Mk., 1 Ofenaufsatz für den Herrn Gemahl, der durchgebrannt war, 1·50 Mk., 1 Kaffeemühle für die Köchin, die verdreht war, 1 Mk. Summe 34 Mk.

**Abkühlung.** Junge Dame: „Ach, wie herrlich ist dieser Spaziergang durch die junge Natur! . . . Welch geheimnisvolles Flüstern! Wenn ich die Sprache dieser herrlichen Eiche verstehen könnte, was würde sie mir wohl sagen?" — Professor: „Mein liebes Fräulein", würde sie sagen, „entschuldigen Sie, — ich bin eine Buche!"

**Im Examen.** Professor: „Gesetzt den Fall, Herr Kandidat, Ihr Papa borgt sich tausend Mark aus und verspricht, von dieser Summe jährlich hundert Mark zurückzuzahlen; wie viel schuldet er nach drei Jahren?" — Kandidat: „Genau noch tausend Mark." — Professor: „Aber Sie kennen ja nicht die einfachsten Grundsätze der Arithmetik!" — Kandidat: „Das ist wohl möglich; aber ich kenne meinen Papa."

**Mißbrauchte Bescheidenheit.** Bettler (nachdem er ein Stück Brot erhalten): „Vergelts Ihnen Gott tausendmal, Jungfer Köchin!" — Köchin: „Das ist ja viel zu viel, ich bin schon mit einmal zufrieden!" — Bettler: „So! Dann geben S' mir für den Rest noch ein Käs'."

Titelblatt: Brautpaar — Offizier und Amerikanerin — dazu auch der Buchschmuck von Cucuel, liebenswürdig, hübsch und paßt vielleicht zu zwanzig anderen Werken, in denen ein verheirateter Leutnant vorkommt. Der Inhalt, freilich, ist weniger anspruchslos: ein Fürst und ein verschuldeter Offizier heiraten zwei Schwestern, millionenreiche Erbinnen von „jenseits des Ozeans“ — und damit sind sie im „goldenen Käfig“ gefangen; der Fürst geht daran zugrunde — weil er seine Frau lieb hat, der Lieutnant rettet sich recht und schlecht durch Arbeit. Und damit auch Sonnenschein in die Zeilen fällt, so ist noch ein drittes Paar da, das sich liebt und arbeitet. Ein bezeichnender, tiefer Zug der Zeit spricht aus den Werken fast aller unserer deutschen, modernen Schriftsteller, mögen sie nun Megede, Bacherlein oder Zobeltitz heißen: die Sehnsucht nach der Erdscholle! Diese Sehnsucht, eine scheinbar merkwürdige und doch so verständliche Kulturwelle, ergreift immer weitere und weitere Kreise: augenblicklich ist sie, wenn wir Hans von Zobeltitz glauben dürfen, auch schon im lebenslustigen Kasino von „S. M. Garderegiment zu Fuß“ angelangt.

H. L.

---

**Bekennen oder brennen!** nennt sich ein Beichtbüchlein von einem Kaplan Hiersch, das vor Kurzem in Regensburg bei Manz erschienen ist. Das heißt, wer nicht beichtet, der muß in der Hölle brennen. Ich will nicht brennen, sondern lieber bekennen, daß solche Traktate auf die christliche Religion, die Religion der Liebe, ein Hohn sind und nebstbei in der modernen Menschheit eine immer größere Abneigung gegen die römisch-katholische Kirche züchten müssen.

R.

---

**Die Götterhunde.** Von Paula Gräfin Coudenhove. Buchschmuck von E. Rosenfeld. (München. Josef Bernklau. 1904.) Ein altes Märchen neu und anmutig erzählt, besonders Jägern und Jagdfreunden zur Ergötzung.

M.

---

Im Verlage von B. G. Teubner ist soeben ein Bild erschienen, das jeder Freund des Altertums und der südlichen Landschaft mit Freude begrüßen wird. Es ist eine Darstellung des **Tempels von Pästum** (Bildgröße 100:70 cm.), die von Professor Max Roman in Karlsruhe ausgeführt ist. Aus weitem, öden Lande ragt, in glühende Goldfarben getaucht, der Neptunstempel von Pästum. Wohl erhalten ist der gesamte Bau, so daß die gedrungene Kraft der dorischen Bauglieder, der Rhythmus der Massen, das edle Ebenmaß aller Verhältnisse unmittelbar wirkt und einen lebendigen Eindruck davon gibt, was griechische Architektur bedeutet; der Bau gehört zu dem Erhabensten, was man an Menschenwerk in dem an Schönem so überreichen Italien schauen kann.

V.

## Büchereinlauf.

**Götz Krafft.** Die Geschichte einer Jugend von Edward Stilgebauer. (Berlin. Rich. Bong.)

**Der Mann mit dem Eselskopf.** Ein Mimodrama vom klassischen Altertum verfolgt bis auf Shakespeares Sommernachtstraum von Hermann Reich. (Weimar. R. Wagner. 1904.)

**Letzte Stunden. Das Geschlecht Edelmaier.** Erzählungen von F. von Feldegg. (Wien. Karl Konegen.)

**Peter Rosegger.** Door J. van Loenen Martinet. (Haarlem. H. D. Tjeenk Willink & Zoon. 1904.)

**Die drei Rosen.** Ein Zaubermärchen von Margarete Benda. (Leipzig. Th. Scheffer. 1903.)

**Für stille Stunden.** Ein Buch fürs Leben von Max Karl von Krempelhuber. (München. G. Franzscher Verlag.)

**Ich singe, wie der Vogel singt.** Gedichte von P. Koch. (Glauchau-Leipzig. Arno Peschke.)

**Gedichte.** Von Hermann Kunibert Neumann. (Dresden. Heinrich Minden.)

**Eduard Mörikes Briefe. II.** Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Krauß. (Berlin. Otto Elsner.)

**Führende Dichter im Zeitalter der Königin Viktoria.** Von Dr. F. H. Pughe. (Wien. Karl Konegen.)

**Natur und Gesellschaft.** Eine kritische Untersuchung der Bedeutung der Deszendenz-Theorie für das soziale Leben von Dr. Albert Hesse. (Jena. Gustav Fischer. 1904.)

**Seid Täter des Worts!** Predigten über den Brief des Jakobus von Robert Anschbacher. (Bern. A. Francke. 1904.)

**Deutsch-österreichische Literaturgeschichte.** Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. Lieferung 25. — 7. und 8. Lieferung des Schlußbandes. (Wien. Karl Fromme.)

**Rudolf Falbs neuer Wetterkalender** und Verzeichnis der kritischen Tage für 1904. Juli bis Dezember. Fortgesetzt von Otto Falb. (Berlin. Hugo Steinitz.)

lingsdichters Grabbe in dem Trauerspiele „Ein Prometheus". Leider versagt just in diesem Stücke die Charakteristik der anderen Figuren zumeist sowie die geradezu gewalttätige Lösung gänzlich. Am schwächsten erscheint Fercher in seinen Abhandlungen, von jener über „Dante Alighieri" abgesehen. Fercher's im Klassischen wurzelnder, weltferner, ganz in sich zurückgezogener Geist, fand leider keinen Einklang mit irgend welcher Realistik, daher auch sein beinahe feindseliges Verhalten gegen alle volkstümliche Dichtung, Raimunds Schöpfungen ausgenommen. Es geht für eine immerhin so bedeutende Persönlichkeit von Geist und Geschmack nicht an, die Mundart als „Rotwelsch" und „Zigeunerdeutsch" zu bezeichnen, wie Fercher es getan hat, und es nimmt dies gerade an ihm beinahe schmerzlich Wunder, weil er ja als ein geborener Kärntner Sohn der Berge und somit selbst ein Kind des Volkes gewesen ist.

Fercher hat mit seinen Dichtungen zeitlebens zwei sichtbare Erfolge errungen: Einen größeren äußeren zur Zeit, als ihm der österreichische Reichsrat für seinen „Dankmar" einen Preis zuerkannte, und einen inneren, reicheren, als er mit seiner „Gräfin Seelenbrand" den Beifall und die bleibende Wertschätzung Hamerlings gewann. Mögen Ferchers Werke, die zu Lebzeiten des Dichters im Verborgenen ruhten, wenigstens jetzt nach seinem Tode zahlreichere Freunde finden und endlich laut zum deutschen Volke sprechen. Es hat in Fercher einen weitschauenden Geist und einen vornehmen Dichter gewonnen.

Die Ausgabe selbst betrachtet, ist eine umfassende und rühmenswerte. Manche Spreu wäre ja noch vom Korne zu sondern gewesen, doch mit den Herausgebern nachgelassener Dichtungen darf der für sie selbstverständlichen Pietät wegen gewiß nicht zu strenge gerechtet werden. Sache der Herausgeber von Anthologien aber sollte nun sein, das Beste, was Fercher geschaffen, in knapper Auslese ins Gemeingut unserer Dichtung zu reihen. Leider entscheiden bei der Auswahl für derartige Sammlungen so häufig noch Brauch, Herkommen und vor allem der Sortimenten-Speiszettel für ein bequemes Publikum mehr als ein führendes literarisches Verständnis und Wagen! Gust. Andr. Ressel.

---

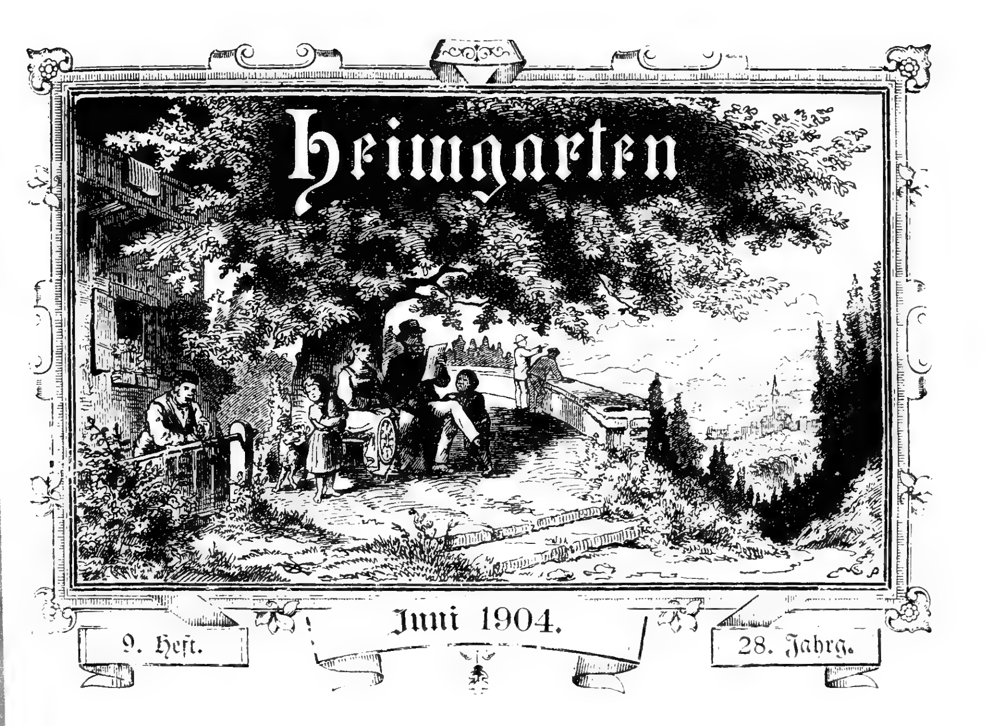
**Novellen.** Von Paul Heyse. Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Im Anschluß an die soeben vollständig gewordene wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Romanen beginnt die Cottasche Buchhandlung nun auch mit der Herausgabe einer Novellenserie, welche etwa siebzig Novellen Paul Heyses in einer wohlfeilen Lieferungsausgabe den weitesten Kreisen zugänglich machen soll. Die Sammlung ist auf zehn von dem Dichter selbst zusammengestellte Bände berechnet und wird unter anderem auch seine „Trobadournovellen", das „Buch der Freundschaft" sowie zwei Bände „Italienische Novellen" enthalten, also gerade die Schöpfungen, durch welche Heyse seinen Ruhm als Meister der Novelle begründet hat. Er hat die Kunstform der Novelle auf eine Höhe gebracht, die noch lange einen Gipfelpunkt der erzählenden deutschen Literatur bilden wird. Dank einer überaus fruchtbaren Phantasie und der Leichtigkeit, mit der er seine Stoffe darzustellen vermag, beschenkte er uns mit einer Fülle von Erzählungen, die bald ernst, bald tragisch, sonnig heiter oder anmutig spielend, immer echte Kunstwerke sind und den Stempel des Genius tragen. V.

---

**Populäre Himmelskunde** und Mathematische Geographie. Von Diesterweg. Neu bearbeitet von Dr. M. Wilhelm Meyer und Prof. Dr. B. Schwalbe. Zwanzigste verbesserte und vermehrte Auflage. Von Dr. M. Wilhelm Meyer. Mit zwei Sternkarten, drei Oleatentafeln, fünf mehrfarbigen Beilagen, acht Vollbildern, über hundert in den Text gedruckten Abbildungen, einer Heliogravüre und dem Bildnis des Verfassers in Kupferstich. (Hamburg. Henri Grand.) Diesterwegs populäre Himmelskunde zeichnet sich vor den vielen ähnlichen Werken unserer Literatur durch die Eigenart der methodischen Behandlung aus, so daß nicht allein Laien sich demselben als sicherem Führer auf dem Wege vom Anschauen der tagtäglichen Himmelserscheinung bis zum Verstehen der Bewegungen im Weltall anvertrauen können, sondern auch Lehrern eine unschätzbare Fundgrube für die pädagogische Behandlung der Astronomie und mathematischen Geographie darin geboten wird. Ohne den Geist und Charakter des Buches zu verwischen, der es zu einem bahnbrechenden und mustergiltigen Werke für das Studium der Himmelskunde erhoben hat, bringt die Neubearbeitung und ihre neueste Auflage alle die Änderungen, die durch die großartigen Fortschritte der Himmelswissenschaft bis heute nötig geworden sind, und gibt zur Erleichterung des Verständnisses wie zur Erhöhung des Interesses eine größere Zahl neuer Abbildungen und in bester Weise Ersatz für alte inzwischen durch die Fortschritte in der Beobachtungstechnik und der Photographie überholte Darstellungen, recht geeignet, dem anziehenden Studium neue Jünger zuzuführen. V.

---

**Der goldene Käfig.** Von Hans von Zobeltitz. (Stuttgart. Karl Krabbe.) Das Buch, halb Roman, halb Novelle, tritt äußerlich ganz anspruchslos auf; ein flott gemaltes




# Der Hirt.

Von **Karl Schönherr.**

Auf einer Blöße der hochgelegenen Ochsenalm, einen Büchsenschuß weit von der Hütte, steht im Schein der sinkenden Sonne der alte, weißhaarige Galthirt und lockt das Vieh (die Herde).

„Kusee . . . kusee . . . kusee . . .“

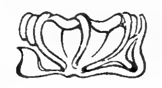
Die paar Schritte da herauf scheinen ihn heute ordentlich hergenommen zu haben, denn er hält nach jedem Lockruf mühsam schnaufend, inne, und stützt sich mit beiden Händen ganz baufällig auf seinen kerschbaumenen Stock mit dem langen Stachelspitz.

Das Galtvieh kennt den Ruf von weitem und kommt mit aufgezogenen Schweifen und schnaubenden Nüstern von allen Seiten herabgestürzt. Der Hirt greift in die schmutzige, lederne Salztasche, die er an einem verschossenen grünen Bande um die Brust hängen hat, und holt eine Hand voll nach der andern heraus.

„Kusee . . . kusee . . .“

Wie gierig sie das Salz aus seiner Hand lecken, wie sie den Hirten umdrängen.

„Stoßt's nit . . . drängt's nit! Teufelme! Alle kriegt's euer Salz! Nur nit drängen! Stuck für Stuck! Du scheckerter Pinzgauer . . . hörst nit, was i sag'! Teufelme!“ So hält er sich, müde scheltend, die drängenden Tiere vom Leibe.



# Postkarten des „Heimgarten".



* Zur Veröffentlichung von Aufrufen für Denkmalsetzereien u. s. w. sind Monatsschriften nicht der richtige Ort. Diese haben zu wenig Raum und können solche Schriftstücke nur in ganz ausnahmsweisen Fällen berücksichtigen. Fast jeden Tag bildet sich irgendwo ein Komitee, das irgend einem Dichter oder Künstler ein Denkmal setzen will und dafür Geldsammlungen einleiten möchte. Wir halten von solchen Ehrungen nicht viel, so lange die Werke der betreffenden Dichter oder Künstler selbst unbeachtet bleiben. Die Dichterdenkmale sind viel wichtiger für den lebenden Bildhauer, als für den toten Poeten, dessen Werke eines Denkmals wegen erfahrungsgemäß nicht populärer werden. Wem es ernst ist mit der Dichterehrung, der schließe sich mit Beiträgen der „deutschen Dichtergedächtnisstiftung" an. Diese verwendet das Geld, um von den Dichtern, die man ehren und warm halten will, die Werke anzukaufen und dieselben an Schulen, Volksbibliotheken u. s. w. zu verteilen. Wenn der Mann in seinen Werken nicht fortlebt, Stein, Erz oder andere äußere Ehrungen vermögen ihm die Unsterblichkeit nicht zu geben.

**M. L., Wien.** In der Wochenschrift „Die Zeit" schreibt Prof. R. M. Meyer gelegentlich einer Betrachtung über die „Psychologie der Clique" ziemlich unvermittelt über Robert Hamerling: „Ebensowenig wird man außerhalb des immer enger werdenden Kreises der fanatischen Hamerlingianer heute noch behaupten wollen, daß die Wiener Kritik sich systematisch gegen ihn verschworen habe. In Wirklichkeit nähert sich das allgemeine Urteil immer mehr demjenigen, das ein Kürnberger schon vor Jahrzehnten über den Dichter des „Königs von Zion" abgegeben hat." — Was den immer enger werdenden Kreis der „fanatischen Hamerlingianer" betrifft, müßte man nur erst einmal anfragen beim Hamerling-Verlag in Hamburg, der von der neuen nicht gar billigen Volksausgabe Hamerlings in kurzer Zeit mehrere große Auflagen drucken mußte. Kürnberger wäre besser nicht als der maßgebende Kritiker Hamerlings angezogen worden. Hat dieser Mann, der ja immer gerne unsterblich gewesen wäre, sich um Hamerling doch bekanntermaßen unsterblich blamiert, indem er bei „Ahasverus in Rom" sich über das unzutreffende Lebensalter Ahasvers ausgelassen hat und damit bewies, daß er das Werk gar nicht gelesen hatte. (Siehe „Heimgarten" XVII, Seite 537.) Also ein Mensch, der einen Dichter beurteilt, ohne ihn gelesen zu haben, gilt hier als der tonangebende Kritiker! Die Namen anderer Wiener Kritiker, die seinerzeit Hamerling kurzerhand umgebracht haben, sind heute vergessen, mit Ausnahme etwa jener, die Hamerling in seinem „Homunkulus" verewigt hat, so wie man besondere Arten von Gifttierchen manchmal wundershalber gern in Weingeist konserviert. Das Vorurteil einzelner Kreise gegen Hamerling ist mir stets ein Rätsel gewesen. Man hat bei diesem Dichter nicht die literarischen Vorzüge und Fehler gemessen, ihm nicht einmal jene kühle Achtung angedeihen lassen, deren sich auch die Mittelmäßigen erfreuen. Es war bei dieser Art von Kritikern stets eine Gereiztheit gegen seine Person vorwaltend, eine nervöse Gereiztheit, über die sich die Herren wohl selber nie genau hätten Rechenschaft geben können und die dem, der diesen Mann näher gekannt hat, einfach unbegreiflich ist. M.

**K. L., Nikolsburg.** Für das so warmempfundene Gedicht an den allverehrten Abt Karl besten Dank.

**H. H., Wien.** Zu den steirischen Schriftstellern, die das steirische Volksleben dramatisch behandelt haben, gehören Morre, Kuschar und Schrottenbach. Anzengruber hat aus dem steirischen Volksleben direkt wenig geschöpft.

* Die mit Fragezeichen versehenen Gedichtchen auf Seite 473 stammen von Else Schenkl.

**☛ Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können. ☚**

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten"**

(Geschlossen am 15. April 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

zerung der ernsten Worte: „Mensch gedenke, daß du Staub und Erde bist.“ Ja, wenn man den Buben ansah, konnte man das nicht vergessen.

„Seppele, gleich nimm dein Schnarfsack und mach dich durchab ins Dorf! Sag dem Alpmeister, er soll dir Viehsalz mitgeben! Morgen in der Fruh mußt damit da sein . . . verstanden!“

„Ja . . . i versteh schon! Salz fürs Vieh soll ich bringen! Und was denn für uns?“ setzte er gedehnt hinzu. „Wir haben auch nix mehr zum beißen . . . kein Brot . . .“

Der Hirt verzog das Gesicht, als bekäme er einen Ekel, und wehrte nach Art kranker Leute, die vom Essen nicht reden hören wollen, ab:

„Sih, du mein Bub, hör auf! Mir ist nicht ums Essen!“

„Aber mir!“ beteuerte das Seppele mit großen, vorwurfsvollen Augen.

„Also vier Brotlaib für die Woche soll dir der Alpmeister auch mitgeben und ein Flaschl voll Steinöl fürs kranke Kalbele vom Moserbaur . . . ja nit vergessen . . .“

„Ja, und dann ein Sackl Mehl für uns . . .“

Der Hirt wehrte ab.

„Mich graust ja, wenn i nur vom Essen hör!“

„Aber mich graust nit!“ meinte das eßlustige Seppele.

„Also ein Sackl Mehl,“ lenkte der Hirt seufzend ein. „Und sag, der Moarbauer muß morgen herauf, seinen Ochs anschauen; er tränzt und will dem Fraß nimmer nachkommen! So! Jetzt geh! Vergiß mir das Viehsalz und das Steinöl nit!“

Der Junge zögerte. Er hatte noch etwas auf dem Herzen:

„Schmalz haben wir auch keins mehr zum Kochen . . .“

„Wart, du Freßsack,“ zürnte der müde, kranke Alte und hob kraftlos den Stock.

Dem kleinen Bengel fiel es gar nicht ein, noch lange zu warten; er eilte schnellfüßig mit dem leeren Rucksack über den Almrain hinab. Auf dem Wege wiederholte er sich etlichemale, was er alles mitzubringen habe: Brot . . ., Schmalz . . ., Mehl . . ., Viehsalz und Steinöl!

„Richtig . . . und der Ochs vom Moar will dem Fraß nimmer nachkommen . . . soll ich Botschaft tun! Dummes Vieh,“ meinte er kopfschüttelnd bei sich selber. „So was gibts bei mir nit . . .“

Auf der Alm ist es Abend geworden. Je weiter die Dämmerung vorrückt, desto spärlicher tönen die Almglocken; ein Stück Vieh nach dem anderen legt sich — wie es auf der Galtalpe Brauch ist — irgendwo unter Gottes freiem Himmel zur Ruh. Der Hirt hockt zusammengekauert auf der Bank vor der Blockhütte und horcht mechanisch auf die mählich verklingenden Schellen.

Er mustert jedes Stück, tastet da und dort eines ab, kratzt ein anderes zwischen den Hörnern und überzeugt sich, so wie jeden Tag, auch heute von dem Wohlbefinden der ihm anvertrauten Herde.

„Aha! das Weißfleckl wird jetzt anfangen leibig,“ murmelt er, und tätschelt befriedigt die Lenden eines wohlgenährten Kalbes ab. Dann schilt er wieder ein junges Öchslein aus, an dessen einem Horn sein geübter Blick soeben einen Defekt wohrgenommen.

„Was treibst denn du mit deine Horn . . . verdammter Racker . . . du!“

„Kusee . . . kusee . . .“ lockte er weiter, und dabei blickte sein rotgeränderte̲s Auge kummervoll gegen die fernen Almhügel. Alle sind sie da, nur das „Schwarzl“ will nicht kommen, das prächtige Stierkalb. Seit zwei Tagen hat er es nicht gesehen.

„Schwarzl . . . kusee . . . kusee . . . hörst mich denn nit, Ludervieh!“

Ratlos schaut er von einem Bühel zum anderen. Wenn er nur hinauf könnte. Kein Weg wäre ihm zu weit . . . Tag und Nacht wollte er laufen um das verlorene „Schwarzl“, Bühel auf und Bühel ab. Dort oben auf den fernen Moosbeerböden steht es vermutlich oder auf dem Bernlehnkogel. Er hat schon versucht hinaufzusteigen, gestern und heut; aber seit drei Tagen hat es ihn gehörig. Sowie er nur ein paar Schritte aufwärts macht, fängt es ihm in der Herzgrube an zu pumpern, und bleibt ihm der Odem aus. Und mit dem kleinen Hirtenknaben in der Hütte drunten ist es von eh nichts; der weiß keinen Standplatz und keinen Steg; der findet sein Lebtag kein „vergangenes“ Vieh; der denkt nur ans Essen.

Nun ist er mit dem Salz auch zu Ende. Der „Bleß“ und der „Scheck“ mögen wohl an des Hirten Ledertasche herumschnuppern . . . für sie ist kein Körnlein mehr darin.

„Salz auch keins mehr . . . o verflucht . . .“ jammert der Hirt und vertröstet den „Scheck“ und den „Bleß“:

„Morgen kriegt ihr schon Salz . . . gehts nur . . . i vergiß euch nit!“

Und er tappt schwer und steifbeinig mit sorgenvollem Gesicht der Hütte zu.

„Seppele . . . ho,“ ruft er vor der Haustüre, und läßt sich zum Umfallen müde auf der nahen Holzbank nieder. Keine Antwort.

„Lausbub, hörst nit?“

„Ho!“ ertönte sofort vom Heugaden herab eine helle Knabenstimme; und gleich darauf als hätte man ihn jetzt erst bei seinem richtigen Hausnamen genannt, erschien der Hirtenbub, ein rotwangiger unendlich schmieriger Knirps von zwölf Jahren, eine lebendige Verkör-

In den Ohren klang und sauste es ihm, seine Augen glänzten, und auf den vorstehenden Backenknochen brannte die Röte.

Mitten im Trinken hielt er inne. Das Klingen in den Ohren ... „Ja, was ..." Er horchte zitternd in die Nacht hinaus. „Bei Gott ... das klingelt ja ..." Es gab ihm einen Ruck. „Wahrhaftig das ist ja Schwarzls Schelle!"

Einförmig und gleichmäßig bimmelt es immer näher. Gling ... gling ... gling ... gling ...

Und da kommt auch schon das „vergangene" Schwarzl im hellen Mondschein gemütlich über die Blöße herabgetrottet, geradewegs auf die Hütte zu.

„Mein Gott und Herr ... das Schwarzl ..." Dann kippte seine Stimme ins Weinerliche um:

„Weil du nur wieder da bist ..." Er betastete das Tier mit zittrigen Fingern und besah es mit fiebrigen Augen, ob es wohl heil sei.

„Heil und gsund! Gott Dank! Mein Schwarzl gsund!"

Er kratzte zärtlich Schwarzls dunkles Fell und das Stierkalb rieb seine breite Stirn an des Hirten werchener Pfaid und hätte ihn bei einem Haare umgeworfen.

„Zwei Tag hast kein Salz kriegt ... jetzt leg dich ... wirst rund sein? Morgen kriegst Salz ... morgen ... ich werd dich nit vergessen ..."

Der kranke Hirt torkelte knieschlotternd in die Hütte und murmelte immer noch:

„Weil nur das Schwarzl wieder da ist und heil und g'sund! Aber müd' wird's sein ... das arme Vieh!" Dabei klapperte ihm vor Frost der Unterkiefer auf und nieder. Und nun warf ihn eine tödliche Müdigkeit auf den Strohsack. Wie ein Holzklotz fiel er hin. In der Nacht setzte er sich ein- um das anderemal im Bette auf und tastete mit unsicheren Händen nach dem Fensterschuber zu Häupten des Lagers. Bald riegelte er zu, denn es beutelte ihn die Kälte; bald öffnete er wieder den Schuber und riß das Fensterlein weit auf, denn es war ihm heiß zum Ersticken ...

„Und was wird morgen mit dem Viech sein ... wenn ich nit aufstehen kann ... hat das arme Viech keine Pfleg und keine Wartung ..."

*
*   *

Am nächsten Morgen in aller Frühe — es dämmerte noch — kam schon, besorgt um den „tränzenden" Ochsen, der Moarbauer mit seinem Knecht daher. Der Moar nahm sich nicht Zeit, in die Hütte zu treten; er klopfte nur mit seinem Rindenstock an das offenstehende Schubfenster;

„Und wo wird das Schwarzele sein?“ seufzte er. „Etwan hoch oben in den Moosbeerböden . . . und mich tragt nit Hand und Fuß, daß i dich suchen gehn könnt! Verdammts Viech . . . machst mir Kummer . . .“

Er nickt vor Schwäche ein; aber er ermannt sich bald wieder und will sich zum Essen zwingen, um nicht ganz zu „derschwachen.“ Er zieht eine Brotkruste aus dem Hosensack und beißt darein. Aber er bringt den Brocken nicht über die Zähne und speit ihn wieder aus.

„Teufelme! Was ist mit mir! An wahren Grausen hab i!“

Er brennt sich sein kleines Eisenpfeifel an und macht ein paar Züge. Steckt es dann rasch wieder ein und schüttelt den Kopf. Es ward ihm von dem Rauch ganz wirblig, und der Gaumen wie Zunderschwamm trocken. Er stand auf und tappte sich zum Brünnlein hin, das fünf Schritte unter der Hütte sprudelt. Mühsam bückte er sich nieder, hielt seinen verwitterten, schmierigen Hut unter und trank ihn voll aus . . . zwei- und dreimal. Das Wasser rann ihm gurgelnd durch den Leib, aber es löschte ihm nicht den Durst. Es rüttelte ihn kalter Schauer.

„Teufelme! Was ist mit mir!“

So etwas hatte der Galthirt bis heute noch nicht erlebt und war siebzig Jahre alt geworden und tausendmal in Regen und Wettersturm und knietiefem Schnee gestanden. Kopfschüttelnd schob er sich vorne die werchene Pfaid zusammen und trat in die rußige Hütte. Trotz seines Unwohlseins konnte er das „vergangene Schwarzl“ nicht vergessen.

„Es wird etwan nit gar in die Wetterschrofen hineingeraten sein . . . und mich tragt nit Hand und Fuß, daß i ihm nachsteigen kunnt,“ jammerte er in der weinerlichen Art alter Leute. „Luderviech . . . ein so zu plagen!“

Dann warf er sich, so wie er war, mit bleischweren Gliedern ins Stroh und schlummerte ein. Nach einer halben Stunde fuhr er plötzlich im Schweiß gebadet auf und starrte fiebernd, mit weitaufgerissenen Augen auf das kleine mondbeleuchtete Schubfenster zu Häupten des Lagers.

Es war totenstille; nichts regte sich. Und ihm war es gewesen, als hätte soeben ein knöcherner Finger dreimal an die Scheibe geklopft. Nun packte den alten Galthirt zum erstenmale in seiner Alpeneinsamkeit das Grauen.

„Der Tot hat sich gmahrt“ (angemeldet)!

Er sprang besorgt vom Lager auf. Eine schwere Bangigkeit kam über ihn; Hütte aus und ein trieb es ihn, und dann wieder hinunter zum Brünnlein, wo er einen Hut voll nach dem anderen hinuntersoff. Nicht genug konnte er kriegen.

„In mir brennt ja das höllische Fuir!“

„Das Steinöl . . . Teufelme . . .“

„Da ist's!“ rief Seppele und zeigte ein kleines, schmieriges Fläschchen her.

„Und das Viechsalz . . . Bübl . . . das Viechsalz . . .“

Da gab es dem Jungen einen Riß. Er fuhr sich mit der Hand an den kugelrunden Kopf und stotterte verlegen:

„Das hab' i jetzt akurat vergessen!“

„Vergessen . . . das Viechsalz“, kreischte der Hirt und machte eine gewaltsame Anstrengung, sich im Stroh aufzusetzen. Aber er fiel sofort wieder zurück.

„Das arme Schwarzl ohne Salz . . . Komm her . . Lausbub . .“ stöhnte er und kniff die bläulichen Lippen hart aufeinander.

„Das Viechsalz vergessen . . . Du mein Herr und Gott . . . .“

Nun gibt es Schopfbeutler. Das wußte Seppele aus reichlicher Erfahrung. Er machte zaghaft einen Schritt gegen das Lager hin; dann blieb er in respektvoller Entfernung stehen.

„Wenn er von mir was will, dann muß er aufstehen“, dachte er bei sich. „Mich beuteln wollen und dabei im Bett liegen wie ein Graf . . na . . . na! So nobel geben wir's auf der Alm nit!“

Als aber nun der erste Sonnenstrahl durch die Fensterlucke auf des Hirten Liegerstatt fiel und sein Gesicht beschien, da schrak der Bub zusammen.

„Hirt,“ rief er mit weinerlicher Stimme, „Dir fahlt's ja grob! Du bist ja krank . . Hirt!“

Des Alten Gesicht war ganz verfallen, die Augen tief eingesunken; das kräftig-frische Rinderbraun der Haut war weg und häßliche gelbe Flecken standen auf Gesicht und Schläfen.

Der Junge war nun mit einem Satz am Bett und beugte willig sein Ohr ganz hernieder, damit es der Alte nur ja ganz bequem zur Hand habe.

„Hirt . . . beutl' mich, . . . ich verdien's . . . i hab' ja das Viehsalz vergessen,“ schluchzte er.

Aber die Hand, die bei ähnlichen Gelegenheiten stets so nervig zugegriffen, war matt und kraftlos. Kaum ein leichtes Krabbeln und Krauen spürte der Junge am Ohr und an den angrenzenden Haarbüscheln. Da lief das Bübl laut aufweinend vor die Hütte hinaus. Ihm, dem elternlosen Jungen, war ja der alte, knorrige Hirt alles gewesen; Vater und Mutter und Lehrmeister und Koch, der Mus und fette Nocken zu kochen verstand wie keiner. Und er klagte dem Moar, der eben mit dem Knecht von der Ochsenschau über das Mahd herabkam, sein Leid:

„Der Hirt liegt krank auf'm Strohsack . . .“

„Was . . . krank,“ murrte der Knecht. „Viel wird ihm nit fehlen!“

steckte, so gut es ging, den Kopf durch das kleine Fensterviereck und rief in den dämmerigen Raum hinein:

„Hirt . . . ho . . . hast mir sagen lassen, mein Ochs sei krank...

Man vernahm von drinnen heraus ein leises Stöhnen und ein Geräusch, als ob jemand sich mühsam im Stroh umzuwenden versuchte.

„Dein Ochs . . . dein Ochs . . .“ klang es hohl aus dem Hüttenraum. „Das Vieh kann nit fressen . . . schau dir ihn an . . . er hat sein' Standplatz oben . . das arme Vieh . . . bei den zwei großen Zirbelbäumen oben . . .“

„Ja, dem Moar sein Ochs“, schrie ärgerlich der Knecht. Wach einmal auf, du fauls Murmeltier!“

„Moar . . . dem Moar sein Ochs“, hörte man drinnen wieder murmeln. „Der hat seinen Standplatz oben . . .“

„Wo denn oben . . . Teufel noch einmal . .“ drängte der Moar.

„Bei die zwei großen . . . Zirbelbäum' oben . . .“

„Na also . . . Dös braucht an Segen!“ brummte der Knecht.

Der Moar zog nach dieser Auskunft rasch seinen Kopf aus der kleinen Fensteröffnung und stieß dabei an den Balken, wobei er ein paar kräftige „Kreuzteufel“ heruntergeflucht hatte. Der Moar stieg nach dieser Auskunft mit dem Knecht eilig aufwärts, um nach dem kranken Tier zu sehen.

Eine halbe Stunde später trat der kleine Hirtenbub, den schwergefüllten „Schnarfsack“ auf dem Rücken, verschwitzt und krebsrot in die Hütte. Er wunderte sich nicht wenig, den Hirten noch liegend zu finden.

„Guten Morg'n, Hirt“, grüßte der Schlingel mit boshafter Nachdrücklichkeit und schlüpfte behende aus den Tragbändern des bauchigen Rucksackes.

„Bübl . . bist da“, nickte der Alte auf dem Strohsack, und seine Stimme klang dünn wie ein Faden.

Der Kleine begann sogleich mit protziger Behaglichkeit auszupacken.

„Da wären einmal die vier Brotlaib'!“ Er besah sie zärtlich und legte sie fürsorglich beiseite.

„Und 's Steinöl für das kranke Kalb . . . Bübl?“ flüsterte der Hirt vom Bett herüber.

Der Junge ließ sich nicht irre machen und hob beinahe ehrerbietig eine blecherne Büchse aus den Tiefen des Rucksackes.

„Da ist Schmalz! Das gibt endlich wieder einmal fette Nocken ab!“ Dabei schleckte er mit der Zunge um die Mundwinkel, als ob schon Fett daran tröffe.

„Wo ist das Steinöl fürs kranke Kalbele . . .“

Der Bub förderte triumphierend ein Säckchen Mehl zutage:

„Da wär's Musmehl! Auf ein Mus freu' ich mich ganz wütig!“

An dem Glockenriemen eines Kalbes hatte sich die Schließe gelöst. Das ersahen noch die brechenden Augen des Hirten:

„Ach du mein Gott . . Dem Bleß ist der Schellriemen aufgangen; laßt mich . . . i geh' nit von mein' Viech . . .“

Sie waren gerade zum „untern Brünnl“ gekommen, da merkte der Knecht, daß der Alte den Kopf plötzlich schwer hinten überhängen ließ.

„Klaus!“

Im selben Augenblick rief auch schon der Moar, der bei den Füßen trug, hastig: „Knecht . . . stell nieder!“

Er glaubte zu spüren, wie auf einmal den ganzen Körper des Alten ein leichtes Zittern durchlaufe.

Sie ließen ihn vorsichtig auf den Rasen niedergleiten.

„Klaus!“ Der Moar rüttelte den leblos Daliegenden heftig. Dann sprang er auf und lief zum Brünnl um Wasser.

Der Knecht versuchte ein paarmal, ihm den Kopf aufzurichten, aber er fiel immer wieder bleischwer zur Seite. Der Hirt machte noch einen Schnapper und regte sich nimmer.

Als der Moar eilig, hilfsbereit mit dem Hut voll Wasser kam, winkte ihm der Knecht schon von weitem ab:

„Brauchst nit zu laufen, Moar. Den wecken wir nimmer auf!“

„Dann geb' ihm Gott die ewige Ruah und laß ihm leuchten das ewig' Licht,“ betet der Moar nach einem Blick auf den Toten und ließ das Wasser aus dem Hut langsam, bedächtig ins Gras fließen.

Und die vieltönigen Schellen des weidenden Galtviehes läuteten Schiedung ihrem bis in den Tod getreuen Hirten.

## Himmelschlüssel.

*Eine Dorfgeschichte aus der Mark.*

Endlich war es so weit, daß der alte Pfarrer sich in seinen Ledersessel lehnen und die Pfeife anzünden konnte. Dann wollte er einmal die kleine Post durchsehen, die auf dem Tische lag. Die Zeitung — das hat Zeit. Für den Hausgebrauch liefert das Dorf Neuigkeiten genug. Ein Mahnzettel vom Steueramt — das hat auch Zeit. Mindestens solange, bis wir Geld haben. Wenn sie pfänden kämen! In größter Verlegenheit. Den Kleiderkasten, die Bücherstelle. Das dürfen sie nicht. Was man doch für ein starker Mensch ist, wenn man nichts hat. Trotz all seiner Exekutivgewalt mag mir der Staat nicht einmal die paar Gulden fälliger Steuer wegnehmen. Na doch! Denn wohl doch! Wenn sie über mein altes Leder-Faulwinkel da kämen! Und über

„O, wohl! Er muß schwar krank sein! Er hat mich nicht einmal mehr schopfbeuteln können," schluchzte Seppele, und die Tropfen rannen ihm über die Wangen.

Als sie dann in die Hütte traten und den Hirten auf dem Stroh liegen sahen, ein Bild zum Gotterbarmen, da schlug der Moar freilich die Hände über dem Kopf zusammen.

„Klaus! Was ist mit dir! Hat's dich zusammeng'rissen!"

Der Hirt sah den Moar mit traurigen Augen an und nickte. „Und was ist mit dem Ochs", erkundigte er sich dann mit fadendünner Stimme. „Wie gehts ihm?"

„Besser, Klaus! Er ist wieder frisch wohlauf und frißt wieder .. ... Gott sei Dank!"

„Ah! Frißt er wohl wieder", murmelte der Hirt befriedigt. „Nachher ist's recht! Weil er nur wieder frißt!"

„Aber was fangen wir jetzt mit dir an, Klaus ... Jesus Maria! Auf der Alm da kann man dich nit lieg'n lassen ... ohne Wartung und Doktor ... da bleibt nichts übrig, als daß wir di' ins Dorf hinuntertragen!"

„Also packen wir ihn auf", stimmte der Knecht bei und trat entschlossen auf das Lager zu.

Der Hirt schüttelte heftig abwehrend den Kopf.

„Laßt mich ..." stöhnte der Alte. „I geh' nit von mein Viech! 's Viech braucht auch a Pfleg'!"

„Mach' dir nur keine Sorg', Klaus, redet ihm der Moar zu. „Ist ja derweil das Bübl da, bis ein anderer Hirt kommt ..."

„Der ... ach du mein Gott", jammerte der Hirt und stierte den Jungen an. „Der denkt nur auf den Fraß ... der beim Viech .. ach du mein Gott, da tät mir's Viech erbarmen!"

Sie hoben den Alten aus dem Stroh, so sachte und sorgsam, als es halt rauhe Bauernhände vermögen.

Der Hirt suchte mit den kraftlosen Fingern am Strohsack einen Halt zu gewinnen und jammerte in einemfort:

„Laßt mich ... ich bin der Hirt! Mich bringt ihr nit weg! I geh' nit von mein' Viech .."

„Jetzt laß einmal das Vieh und denk auf dich selber", tröstete der Moar.

Der Knecht hatte ihn zu Häupten angefaßt, der Moar bei den Füßen.

So trugen sie den todkranken Hirten selbander über die taufrischen Almwiesen hinab, und er schaute über die Schulter des Knechtes, auf der sein Kopf ruhte, in den strahlenden Alpenmorgen. Die Viehherde war schon auf der Weide. Ringsum klangen die Glocken.

stiefel an. Und wie er dann über den Kirchplatz geht, um das Allerheiligste zu holen, fährt der Eisenbahnbote mit dem Schubkarren daher, und auf dem Karren ist ein Faß.

„Ich komme zu Ihnen, Herr Pfarrer!" rief der junge Bursche heiter aus. „Wein ist angekommen!"

„Ich habe jetzt keine Zeit," antwortete der Pfarrer, „laß nur stehen vor dem Pfarrhofe. Wenn ich zurückkomm', werd' ich's schon verwahren."

„Der Frachtschein wäre zu unterschreiben!"

Während der Pfarrer mit dem Bleistifte das besorgte, wobei das Faß auf dem Karren den Tisch abgeben mußte, kraute der Bahnhofjunge sich vergnügt das blonde Haar. Die Freude, von allen Schätzen, die er täglich ins Dorf zu führen hatte, endlich auch einmal dem Herrn Pfarrer etwas bringen zu können, leuchtete ihm aus den munteren Augen. Den alten Herrn hatten alle lieb. Besonders Adam war ihm zugetan. Dieser war das Kind armer Eltern des Dorfes, das seinen Vater früh bei dem Brande einer Mühle verloren hatte und das dann von der Mutter, einer Nähterin, kümmerlich erzogen worden war. Durch die Vermittlung des Pfarrers hatte Adam hernach die Anstellung bei der Eisenbahn gefunden, wo er als Packer und in anderen Bahnhofdiensten sich als anschicksam und verläßlich zeigte. Da er auch seine halb blind gewordene Mutter versorgen wollte, so pflegte er in seinen wenigen freien Stunden zum Nebenverdienste angekommene Frachtsendungen den Empfängern ins Haus zu karren, so daß der frische, immer heitere und dienstgefällige Bursche allenthalben gerne gesehen war.

Während über den Platz das Versehglöcklein dahinklingelte, suchte die Mamsell Kathrin im Hause nach Münzen, um für das angekommene Faß die Zustellungsgebühr zu entrichten. Obendrein peinigte sie der Zweifel, ob der Inhalt des Fasses die Sache wohl auch wert sein würde. Adam fragte, wohin das Faß zu kommen hätte. „Du wirst es nit dermachen können!" sagte die Mamsell.

„Aber leicht!" antwortete Adam und wälzte das Faß langsam in das Vorhaus und der Kellerstiege zu. — Natürlich, der alte Herr, wenn er müde vom Versehgang heimkommt, wird noch das schwere Faß in den Keller tun! Das können wir auch machen.

Die Mamsell war indes zum Kaufmann hinübergelaufen, um Kleingeld auszuborgen. Als sie in den Pfarrhof zurückkehrte, war der Junge fort, aber er mußte bald kommen, der Karren stand noch da. Adam kam nicht und als die Alte nach einer Weile in den Keller hinabstieg, um zu sehen, wo er weile und ob er das Faß auch richtig geborgen habe, da fand sie den Adam am Mauerpfeiler liegen unter dem Faß.

mein Tabakzeug! Immer noch hat der Mensch zu viel, um vor Unglück sicher zu sein. — Ein Brief. Aus Wien. Jerum, vom Herrn von Stadlberger. Was schreibt er denn, der Herr von Stadlberger?

„Würdigster Herr Pfarrer!

Wir haben uns in der Stadt wieder eingerichtet, aber noch nicht getröstet über das Ende der schönen Sommerfrische, die wir erst — meine Kinder zählen die Monate — im Juli nächsten Jahres, so Gott will, wieder anknüpfen können. Meine Frau liegt mir im Nacken mit dem Auftrage, Ihnen und der lieben Mamsell Kathrin für alles Liebe, für alle Rücksicht und Aufmerksamkeiten, die meiner Familie in Ihrem Hause während der Sommermonate zuteil geworden, nochmals den besten Dank zu sagen. Und Sie möchten uns die drei Stuben doch ja nicht anderweitig vergeben. Gleichzeitig geht von meiner Kellerei ein, wie ich glaube, guter Tropfen an Sie ab, den Sie, lieber Herr Pfarrer, in der kalten Winterszeit sich zu Gemüte führen wollen. Mit dem Wunsche, daß der Wein Ihnen recht wohlbekommen möge und in der Hoffnung, daß Sie auch der alten Mamsell etwas davon zukommen lassen, denn geteilte Freud' ist doppelte Freud', Ihr recht aufrichtig und warm ergebener

Franz Stadlberger."

Wenn der Mensch mit geschlossenem Munde etwas sagt, so heißt das immer: „Hm, hm!" Das sagte nun der Pfarrer, rückte auf dem weißen Kopfe das schwarze Käppchen, als ob er sein Kompliment machen wollte, und murmelte: „So, so! Einen guten Tropfen. Ei, nun fängt das Steueramt an, mir gefährlich zu werden. Der Pfarrer von Stifting lebt in Luxus und Überfluß."

Die Pfeife war ausgegangen. Feuchter Tabak. Oder können wir nicht mehr rauchen? Man kommt so selten dazu, daß es kein Wunder ist, wenn sich die Übung verliert. — „Herein!"

Ein Bauersmensch tappte linkisch zur Türe herein und begann etwas zu stottern. Er schien Eiliges auszurichten zu haben, war aber so atemlos, daß er nichts hervorbrachte. Als er gewahr wurde, daß ihm der alte Filzhut noch auf dem Kopfe saß, hier mitten in des Pfarrers Zimmer, wurde die Verwirrung noch größer; halb gehobenen Arm's, so starrte er mit seinen Wasseraugen auf den alten Herrn, gleichsam fragend, ob es noch Zeit sei, den Hut abzunehmen oder ob er ihn nun nicht lieber oben lassen sollte.

„Das macht nichts, das macht nichts", sagte der Pfarrer, „was willst du denn?"

Es war der Knecht vom Hochmoser-Hof. Die alte Hochmoserin ist so viel krank geworden; sie läßt bitten um den Geistlichen. Der Pfarrer legte eilig seine Sachen weg, zog den Talar aus, stülpte sich die Berg-

kennst du ihn. Dem hat vor einem Jahre eine wildgewordene Kuh das Töchterl totgestochen mit den Hörnern. Jetzt hat von dieser Kuh im ganzen Hause keiner die Milch mehr mögen. So hat er sie geschlachtet. Und denk' dir, das Fleisch haben sie gegessen."

„Mag sein, mag sein. Die Leute sind nicht alle gleich. Mir widerstrebt es. Ich müßte immer an den armen Adam denken bei der Messe. Und es wäre doch keine rechte Aufopferung. Nein, es geht gegen meine Natur; den Wein kann ich nicht trinken."

„Gib ihn ins Armenhaus. Den Leutchen wird einmal ein bißchen Herzstärkung auch nicht schaden."

„Ich habe schon daran gedacht. Aber sie dürfen's nicht wissen woher, sonst blitzen wir ab. Vielleicht, Amtsbruder, daß du so gut wärest. Ich meine, daß du in deinem Namen dem Armenhaus ein Faß Wein spendieren wolltest. Ich lasse dir's gleich herüberschaffen."

„Schön. Da kann ich auf billige Weise gleich einmal einen Wohltäter spielen. Und jetzt wollen wir ein Glas miteinander trinken, freilich wohl aus einem anderen Faß."

„Ich danke dir schön. Ich müßte mich nötigen. Mir schmeckt jetzt kein Wein. Gar keiner. Wenn du mir ein paar Äpfel schenken willst!"

Das Faß Wein wurde nach Ebenraid geschickt und der Sack Äpfel nach Stifting.

Bald hernach konnte der Armenhausverwalter einem edlen Gönner danken für die großmütige Spende und die alten, siechen Leutchen der Anstalt bekamen zum halben Nachmittag ein Töpfchen Wein, so daß die blassen Wangen rosig wurden und die müden Augen wie Lampenflämmchen, wenn frisches Öl dazukommt. Am nächsten Morgen aber war große Unruhe im Armenhause und als am Nachmittag wieder der Wein kam, ließen sie ihn stehen und schauten trotzig drein. Und sagten der Wärterin, sie wüßten es jetzt wohl, das sei jener Wein, der den Eisenbahnburschen umgebracht habe und den tränken sie nicht.

Das beinahe noch volle Faß ist wieder zurückgegangen in den Pfarrhof zu Ebenraid. Da es nun einmal angestochen war, mußte es bald zur Nutznießung kommen — aber wie? Es ergab sich hierzu ein neuerlicher Anlaß.

Der alte Pfarrer zu Stifting — der sich nie Ruhe gönnte, so lange es da und dort im Sprengel für ihn zu tun gab, ging eines Tages hinauf in den Kernbaumwald, wo er in einer der Kohlenbrennerhütten, die in der Mulde stehen, einkehrte. Unterwegs hatte er sich die Predigt für den morgigen Sonntag zurechtgelegt und noch eine andere, die er in der Köhlerhütte zu halten gedachte. Hier fand er am Feuerherde zwei junge Leute beisammen, das Weib, es war die Köhlerin, schürte mit einer Eisenzange die Glut und legte Pilze hinein, daß sie

Gegen Abend, als der Pfarrer vom Versehgange zurückkehrte, war das Vorhaus des Pfarrhofes voll Leute, die ihm gleich mit der Neuigkeit entgegenkamen: „Über die Kellerstiegen hinab hat er nit derhalten können, ist unters Faß gekommen!“ Und der Arzt bestätigte: „Das Brustblatt eingedrückt, den Schädel gesprengt.“ — Der Junge lag noch auf dem Lehmboden am Pfeiler, der Kopf war verhüllt mit einem weißen Tuche. Daneben stand eine brennende Kerze.

Der Pfarrer hat die Hand des Unglücklichen gefaßt und laut aufgeschrien: „Adam, warum hast du mir so was angetan?!“

Nach zwei Tagen, als die Leute vom Begräbnis nach Hause gingen, besprachen sie, wie schwer der alte Herr unter diesem Falle leide.

„Der Wein aus diesem Fasse wird ihm wohl nicht schmecken.“

„Er soll ihn der armen Nähterin schenken.“

„Natürlich, die wird den Wein trinken, der ihr Kind umgebracht hat!“

Die alte Hauserin im Pfarrhofe hatte dann einmal den Pfarrer gefragt, was mit dem unglücklichen Fasse zu geschehen habe. Es liege immer noch im Keller, so wie es über die Stiege gerollt sei: sie möge gar nicht darauf hinschauen.

Der Pfarrer machte einen Spaziergang nach Ebenraid, um seinen Amtsbruder zu besuchen. Bei dem redete er zuerst von mancherlei, was ihm ganz gleichgiltig war. Auch der Amtsbruder erwähnte das traurige Geschehnis mit keinem Worte.

„Was du für ein schönes Obst hast, heuer,“ sagte der von Stifting und schaute auf die prangenden Apfelbäume hinan, in deren Schatten sie saßen.

„Wie steht's denn bei dir?“ fragte der von Ebenraid.

„Bei mir hat der Hagel schon im Juli abgeräumt. Es ist halt wieder einmal ein schlechtes Jahr, heuer.“

„Nun, so lange wenigstens der eine ein bissel was hat!“

Dann schwiegen sie und es war eine drückende Luft.

„Du,“ sagte der von Stifting auf einmal, „hast du für den Winter schon deinen Opferwein bestellt? Ich wüßte dir einen wohlfeilen. Einen recht wohlfeilen. Echt wird er auch sein.“

„Alter Freund,“ antwortete der von Ebenraid, „daß du ihn nicht trinken magst, ist freilich zu begreifen.“

„Ich könnte diesen Wein nicht transsubstantieren.“

„Und mir tät's auch nicht besser gehen. Nein, für uns, die wir von der Geschichte wissen, taugt das nicht. Obschon der Wein nichts dafür kann. Es ist schade, wo man ohnehin so selten zu einem echten Tropfen kommt. Ich will dir was sagen, Bergdorfer. In meinem Sprengel ist ein Bauer, der Bilsimmer mit dem krummen Fuß, vielleicht

so gut, wie die von Baronen und Grafen. Tut nur endlich einmal dazu."

Als der Pfarrer so gesprochen hatte, guckte der Holzhauer nach dem jungen Weibe hinüber und fragte ganz weichmütig: „Isel, was meinst denn dazu?"

Und die Isel gab zurück: „Mir ist es allzeit recht, das weißt, Hartl."

„So machen wir's gleich richtig, Leuteln!" sagte der Pfarrer.

In den halbverkohlten Baumästen des Herdfeuers knisterte, pfiff und sang es ein wenig.

„Gib mir das Milchhäferl her!" rief die Isel dem Burschen zu, dann griff sie mit der Hand in die Milch und sprengte davon einige Tropfen ins Feuer.

Der Pfarrer fragte sie, warum sie das getan habe?

„Weil die armen Seelen im Fegefeuer wieder gar a so winseln," antwortete das Weib. „So viel Hunger und Durst werden sie wieder haben. Im vorigen Frühjahre ist meine Mutter gestorben. Wer weiß, wie's ihr geht!"

Hierauf sagte der Pfarrer: „Das Winseln höre ich wohl auch im Feuer. Aber ich denke, das ist das feuchte Holz. Das tut gern so singen. Ist übrigens brav von dir, Isel, daß du der armen Seelen im Fegefeuer gedenkst. Tu' nur fleißig beten. Deine Mutter ist als eine fromme Christin gestorben, die wird nicht viel zu leiden haben. Aber wenn ihr zwei jetzt das ledige Beisammenleben aufgebt und in die heilige Ehe tretet, so wird's auch für deine selige Mutter eine Freud' sein. Hast du noch Eltern, Hartel?"

„Nie gehabt," antwortete der Bursche und verbesserte schnell: „Mein' Vater und Mutter hab' ich nie gekannt. Bin als Waisel allweil nur unter fremden Leuten herumgewalgen."

„Na, so wird's dir auch taugen, wenn du einmal wen hast, der ganz dein ist und du sein bist. Und daß du es deinen Kindern besser machst, als es dir selber ergangen ist. — Darf ich euch morgen von der Kanzel werfen?"

Von der Kanzel werfen, das heißt, zwei Leute öffentlich als Brautpaar verkünden. Die beiden verstanden es und sagten: „In Gottesnamen."

So haben der Hartel und die Isel sich versprochen, so sind sie am nächsten Tage das erstemal aufgeboten worden und so ist nach vierzehn Tagen die Hochzeit veranstaltet worden beim Schwanenwirt in Stifting.

Das Brautpaar hatte neues Gewand an, in hellen Farben, wie es Landesbrauch ist. Es hatte eine erkleckliche Anzahl lustiger Hochzeitsgäste mitgebracht herab vom Kernbaumwald. Den Weibern waren die Busen, den Männern die Hüte geschmückt mit Sträußen und Rosen, die

braten sollten. Der Mann, es war ein Holzarbeiter, der schon Feierabend gemacht hatte, saß auf einem Blocke und schaukelte mit dem Fuß eine Wiege. Dabei schnitt er sich Speck und Brot, wovon er Stück für Stück in den Mund steckte und mit Behagen verzehrte. Es waren zwei urgesunde Leute und es war in dieser kleinen dunklen Hütte eine große Behaglichkeit um alles, ein stillheiterer Friede, daß der alte Pfarrer die vorbereitete Predigt einstweilen unterschlug. Wie kann man zu ein paar Menschen, die so zufrieden miteinander leben, sagen: Geht's auseinander!?

„Tun's Ihnen niedersetzen, Herr Pfarrer," sagte der Holzhauer, da er von seinem Blocke aufstand, um Platz zu machen. „Ist eine seltene Ehr'. Mögen's ein' Speck?"

„Närrisch du, wie wird der Herr so ein' Speck mögen!" verwies das Weib mit gutmütigem Gebrumme die unschicksame Einladung und setzte dem Gaste einen grünglasierten Topf mit Ziegenmilch vor. „Ist noch euterwarm und gesund für die Brust."

Der Pfarrer mußte aber doch seiner Pflicht genüge tun. Aber er sagte die harten Worte in einem gütigen Tone. „Ja, Leut'ln, was ist's denn mit euch? Das wird halt doch nicht gehen, so. Ihr gebt Ärgernis; für die Kinderln gibt's auch allerhand Zuwidrigkeiten, wenn sie von ledigen Eltern sind, und kommen nachher hart fort auf der Welt. Und Gottes Segen wollt ihr ja doch auch haben. Ich denke, ihr sollt auseinandergehen oder heiraten."

Das Weib machte sich lebhaft am Feuer zu tun, der Mann hatte ein wenig gestutzt, dann sagte er bloß: „Auseinandergehen! Wie können wir denn auseinandergehen?" Und schlenkerte seinen Arm gegen die Wiege hin.

„Das Heiraten ist mir auch lieber," sagte der Pfarrer, wobei das Weib ein geringes mit dem Kopfe nickte und das frische Gesicht zu einem Schmunzeln breitzog.

„Wär' schon recht, heiraten," sagte dann der Holzhauer. „Wenn wir ein bissel was hätten. Sie hat nix und ich hab' nix."

„Aber ihr müßt doch auch ledigerweise für euch sorgen."

„Das ist wohl wahr. Aber 's Heiraten kostet auch Geld. Und lachend setzte er bei: „Nit einmal einen Hochzeitstrunk tragt's bei unsereinem."

„Wenn's nur das wäre," meinte der Pfarrer, „die Amtlichkeiten sollten schon bestritten werden und die Trauung bei mir kostet auch nichts, das wisset ihr ja. Dann — was den Hochzeitstrunk anlangt, lasset für den einmal einen anderen sorgen, der's tun kann. Ich wüßte schon wen. Sollet auch euere Bekannten und Verwandten dazu einladen. Möchte schon feierlich werden. Die Hochzeit braver Arbeitsleute ist gerade

zeitlichen Glück gleichsam ein zarter Schleier lag. Als draußen auf dem Kirchturme das Ave Maria geläutet wurde, legte sich der Lärm, der Wirt machte über das Gesicht ein Kreuz und betete laut: „Der Engel des Herrn brachte Maria die Botschaft!" Da ist plötzlich ein ernster Hauch über die Gesellschaft gegangen, als ob es allen zugleich eingefallen wäre zu denken: Der lustigste Tag hat ein Ende.

Sie sind dann aufgestanden, hin- und hergegangen und wollten noch einmal anfangen zu tanzen, da sagte jemand, im Hofe draußen unter der Streuhütte höre man wen heftig weinen. Der Hartel sah sich nach seiner Braut um. Die war nicht da. Er ging hinaus in den Hof und wer dort weinte, laut und herzzerreißend schluchzte, das war sein Weib.

„Isel! Was ist dir widerfahren?" Er fragte gar beklommen und legte den Arm über ihre Achsel. Sie stieß ihn von sich und schluchzte noch heftiger.

„Hat dir wer was getan? Isel, mein Mädel', sag' mir's. Hab' ich dich gekränkt?"

Da zuckte sie im Weinen plötzlich ab, strich mit den Fingern ihr Haar aus dem Gesicht, wendete sich scheinbar ganz ruhig zu ihm und sagte: „Das Unglück ist fertig. Besser hätten wir's nit einladen können zu unserem Ehestand, als mit diesem — diesem Unglückswein!"

„Unglückswein? Isel, ich weiß nit — du müßtest nur zu viel davon getrunken haben."

„Schau mich an, Hartel. Streich' ein Zündhölzel und schau mich an, ob ich etwa einen Rausch hab'. So nüchtern bin ich mein Lebtag noch nie gewesen, als jetzt an diesem Abend. — Weißt du nichts davon? Kannst denn du dir gar nichts denken? Schüttest den Wein nur so in den Bauch und denkst nicht, wer ihn bezahlen wird? Sei still mit dem Pfarrer, das ist auch so einer, der das Unglück auf andere wirft, das bei ihm selber ist angerichtet worden! Wir werden diesen Wein bezahlen, weil's der Unglückswein ist, der den Eisenbahner hat umgebracht!"

Da ist auch der Hartel erschrocken, denn das Unglück mit dem guten Adam war noch in aller Gemüt. Und hat der Bräutigam gemeint, das Unheil finge schon an zu wirken, weil die Isel in einem so harten Ton zu ihm gesprochen wie früher nie.

„Aber, Isel, wie weißt denn das du, daß es jener Wein ist?"

Sie hat es ihm bald erzählt. Während des Ave-Maria war ihr eingefallen, von dem guten Wein könnte sie doch eine Flasche zu der Nähterin hinübertragen, die in der Hinterkammer des Nachbarhauses wohnt und ihr die Hochzeitsjoppe genäht hat. Sie tat's, aber das arme Weib verdeckte ihr kummervolles Gesicht mit dem Arm und rief aufgebracht, wie man denken könne, daß sie von diesem Wein sollt' trinken! Da war die Isel zur Wirtshauskellnerin gelaufen und habe sie gefragt,

aus Leinwand und Papier gemacht waren. Die gemachten Blumen sind ja viel schöner wie die anderen, die überall wachsen. Gewachsene Blumen steckt sich jeder Halterbub an den Hut. Bei einer Hochzeit muß wohl was besseres sein! Etliche der Burschen hatten alte schwere Pistolen bei sich, mit denen sie manchmal in die Luft knallten, zu größerer Feierlichkeit und Ehre des Brautpaares. Der Tag war nebelig und regnerisch, was an einem Hochzeitstage die beste Vorbedeutung ist. Aber als sie zur Kirche kamen, wendete die Braut sich plötzlich um, verdeckte mit beiden Händen die Augen und rief klagend, sie trete in keine Kirche, auf deren Dach die Raben säßen!

Tatsächlich hockten auf dem Firste des steilen Daches ein paar schwarze Vögel, die einen unglückseligen Ehestand bedeuten konnten.

„Herabschießen!“ rief ein Forstjunge.

„Das braucht's nit. Gib her!“ sagte ein alter Holzmeister, nahm dem Nächststehenden die Pistole aus der Hand und schoß sie ab in die Luft. Da haben die Raben auf dem Dachfirste sich erhoben und sind davongeflogen. Also, das Unglück war verscheucht, Isel trat wohlgemut in die Kirche. Kein Kranz lag auf ihrem braunen gescheitelten Haare, umso unbefangener schaute sie mit hellem Auge in den Ehestand hinein.

Nach der Trauung wurde am Altar nach alter Landessitte Wein getrunken. Aus zwei großen Kristallflaschen schenkte der Schwanenwirt, der gleichzeitig auch Küster war, goldig funkelnden Wein. Als von den Hochzeitsgästen jeder an dem Trinkglase seinen Schluck nahm, guckten sie sich nur so an. Das war ein Wein! Lind wie Milch ging er hinab und in der Brust begann sofort der warme Mut zu glühen.

Hierauf gabs beim Schwanenwirt ein Essen, bei dem jedes seinen Teller mit Backwerk und Aufgeschnittenem und sein Trinkglas hatte. Immer war der Wirt herum und schenkte mit heiterer Miene Wein ein, so viel jeder und jede trinken wollte. Es war wieder derselbe süße, süffige Wein und die Leute wurden lustig dabei. Die Holzhauer fingen an, alte pudelnärrische Lieder zu singen; drei Hirten von der Alm jodelten klingende Almer, so als ob drei Glocken ineinander läuteten. Dann zogen sie zierliche Pfeifchen aus dem Sacke und fingen an, liebliche Weisen zu blasen. Die Isel kehrte sich plötzlich ihrem Manne zu, packte mit beiden Händen fest seinen Kopf, blickte ihm brennend ins Auge und sprach leicht gedämpft: „Jetzt hab' ich dich, Spitzbub! Jetzt kommst mir nimmer aus!“ Und er lachte sie treuherzig an.

Dann haben sie eins getanzt miteinander. Nach dem Tanze, als die Lichter angezündet wurden, saßen sie wieder zusammen um den Tisch herum und tranken Wein. Die Weiber knusperten Backwerk dazu und die Männer rauchten ihre Tabakpfeifen, daß der Rauch, mit Wein- und Leutedunst vermischt, ganz dicht war in der Stube und über dem hoch-

Wenn ich selber in den Dreck spring. Der Herr Pfarrer muß mir halt helfen, daß ich wieder herauskomm'"

„Was redest da herum, Wirt? Hast mir was zu sagen, so komme, wenn du nüchtern bist".

„Es ist besser gleich. Wenn ich nüchtern bin, hab' ich die Kurasch' nicht dazu. — Keinen Tropfen haben die Hochzeitsgäste bekommen von dem Wein, den mir der Herr Pfarrer für sie geschickt hat. Mir hat's leid getan um den feinen Saft, daß ihn diese Waldbären saufen sollten. Für die ist ein leichter Tischwein auch gut, nur recht viel Zucker dazu für die Weiberleut'!"

Der Pfarrer blickte den Schwanenwirt an und schwieg.

„Und wenn Sie der Kohlenbrennerin jetzt sagen wollten, Herr Pfarrer, der Unglückswein sei es gar nicht gewesen, den hätten Sie gar nicht hergegeben."

„Das soll ich sagen? Schwanenwirt, was denkst du? Du hast den Wein unterschlagen und ich soll lügen! Wenn es so ist, wie du sagst, so geh nur hinauf in den Kernbaumwald und sag' es selber."

Der Wirt kratzte sich am Hinterhaupt: „Es ist aber eine zuwidere G'schicht. Man kann dabei leicht um den ehrlichen Namen kommen."

„Das ist schon möglich."

„Sie legen es leicht so aus, als hätt' ich den guten Wein selber behalten und den schlechten dafür geben wollen. Ich hab's nur so gemeint, daß ich Euerer Hochwürden beichte und daß es der Herr Pfarrer nachher selber recht machen sollen."

„Ja ja, mein lieber Schwanenwirt", antwortete der alte Herr, „und Seine Hochwürden der Herr Pfarrer gibt dir zur Buße auf, daß du jetzt gleich hingehst und den Leuten reinen Wein einschenkst!"

„Muß das sein?"

„Du wirst dich doch nicht erst bedenken? Wenn du zwei arme Seelen erlösen kannst."

Der Wirt strampfte mit einem Fuß: „Gut und ich geh hinauf!"

Als er fort war, sann der Pfarrer nach und jetzt mußte er erst lachen. Was da für Sachen herauskommen? Es scheint doch, daß im Weine etwas wie Wahrheit liegt. O du niederträchtiger Schwanenwirt! Aber wacker ist es erst noch von dir, daß du lieber deine Schlechtigkeit eingestehst, als die zwei Leute in ihrem Elend zu lassen. Wenn's auch ein eingebildetes ist. Habe doch auch ich den Wein nicht trinken mögen und meine nicht, daß es Aberglauben gewesen; der Mensch ist halt einmal so. Aber gut trifft sich's diesmal doch, daß der Wirt ein Spitzbub ist. Wenn sie auf meine unbedachte Weise hin meinen Wein getrunken hätten, was sollten wir jetzt anstellen, dieses Weib zu beruhigen? Die Schuld sitzt ja schließlich und endlich auf meinem eigenen Buckel. —

was das für ein Wein sei, den sie bei der Hochzeit bekommen hätten. Ja, der sei vom Herrn Pfarrer, jenes Faß! — Da hatte sie plötzlich alles überschaut und war's ihr gewesen, als hätte sie Gift getrunken. „Immer und immer ist mir zu Sinn gegangen" so setzte sie bei, „dieser Tag hat kein gutes Bedeuten und auf einmal deucht mich, Hartel, wir zwei gehören nit zusammen und es geht uns überall der Tote nach!" So ungestüm weinte sie, daß alle Leute zusammenliefen, um sie herumstanden und sie trösten wollten. Aber die Isel war in ihrer Aufregung für keinen vernünftigen Gedanken zu haben. Der Hartel schüttelte traurig den Kopf und sagte langsam für sich hin: „Es ist richtig, das Elend hebt schon an."

Der Schwanenwirt hatte zuerst mit gemütlichen Worten beschwichtigen wollen, aber der alte Hirte Gottschalk riet ihm, das bleiben zu lassen. Er kenne dieses Frauenzimmer, so brav und gescheit es sonst sei, wenn sie sich einen Aberglauben einbilde, da sei es gerade so gut, man rede einem alten Butterkübel die zehn Gebote ins Loch hinein. Es sei wirklich ein Malheur, daß es just dieser dumme Wein habe sein müssen. Man hätte die Laken schon lang sollen auslassen in den Straßengraben.

Mit Mühe und Bitten war die Isel endlich zu bewegen, den Heimweg anzutreten. Aber vom Arm des ihr erst angetrauten Mannes riß sie sich los und eilte voraus. Zu ihrem Kinde wolle sie!

Also war es plötzlich totenstill geworden in der Gaststube beim Schwanenwirt und die Weingläser standen halbgefüllt noch da und es war, als stiegen aus demselben in Dunstschlänglein die unseligen Geister hervor. Der Wirt nahm eines der Gläser, füllte es bis auf den Rand und leerte es auf einen Zug. Aber nur die Kellnerin und der Hausknecht sahen es, daß er sich vor diesem Wein nicht fürchtete. Dann nahm er den Hut vom Nagel und ging in die Nacht hinaus. Trotzdem, was geschehen, fühlte er sich ganz munter. Heute freute es ihn, daß er ein Sünder war. In den Pfarrhof ging er und erzählte den Auftritt. Für den alten Herrn war das ein neuer Schlag. „Wir hätten tun sollen, wie der Gottschalk gesagt hat. In den Straßengraben mit dem Gesüff!"

„Wenn's nit schad' wär', wir könnten es ja noch tun, Herr Pfarrer," sagte der Schwanenwirt und machte ein dreieckiges Gesicht — unten ganz spitzig zusammen — wie immer, wenn er etwas hinter den Ohren hatte.

„Was noch tun? Sie haben ihn ja ausgesoffen."

„Nicht einen Tropfen Herr Pfarrer", sagte der Wirt. Dann wurde er ernsthaft, legte die Hände zusammen zu einer doppelten Faust. „Hochwürden! Ich bin jetzt eigentlich in einer abscheulichen Zwickmühl'. Ich kann der abergläubischen Jammergredl da oben helfen, wenn ich will.

so will ich euch, meine lieben Leut', jetzt, wie man sagt, reinen Wein einschenken und ich weiß, daß noch keinem Wirt sein Weinfälschen so gern verziehen worden ist, als mir das meinige. Hört nur zu: Den Wein, der euch vermeint gewesen, habe ich im Keller behalten und dafür einen andern aufgetischt, auch einen guten, wie ihn die Leute daherum halt gewohnt sind und wie er bei mir zu allen Hochzeiten geschenkt wird. — So ist's und nicht anders und jetzt will ich von der dummen Jammerei aber auch nichts mehr hören."

Während dieser gut gesetzten und schneidig betonten Rede hatte die Isel ihren Kopf gehoben und ein frohes Licht war über ihr Gesicht gegangen. Der Hartel aber stützte seinen Oberkörper auf den Ellbogen und sagte unwirsch: „Schwanenwirt, das ist leicht gesagt, das kann man glauben oder nit."

„Morgen werd' ich einen Zeugen haben," gab der Wirt lachend zurück. „Dein brummender Kopf wird dir's schon sagen, daß es kein feines Gewächs war, was du getrunken hast, sondern ein kreuzweis verschwefelter Kunstwein. — Na, ernsterweis, wenn ihr Gewißheit haben wollt, und ich glaub' euch's gern, so kommt morgen zu mir, ich will euch das volle Faß zeigen, das der Wiener Herr geschickt hat und mit dem das Malheur ist gewesen; der Pfarrer wird auch dabei sein. Und jetzt, Leutln, sagt Vergeltsgott, daß ich die Gutheit gehabt und heut' noch die Botschaft gebracht hab. Daß ihr nachher eine bessere Nacht sollt' haben, hab' ich gedacht."

Eine Weile haben sie sich nun angeschaut, die jungen Eheleute. Keine Verstellung und kein Trotz ist in ihnen gewesen. Offen und freudig haben sie es gesagt, daß ihnen jetzt ein gar schwerer Stein vom Herzen gefallen wäre. — Und so ist ja alles gut abgelaufen. Die Raben sind vom Kirchendach verscheucht worden, der Unglückswein ist im Faß geblieben. Und ein gewöhnlicher Hochzeitswein, wenn er auch Kopfweh macht, kann dem ehelichen Glücke nicht schaden.

Der Schwanenwirt ist gar befriedigt nach Hause gestolpert. Wie jetzt die Sache steht, ist seine Spitzbüberei nur eine weise Wohltat gewesen und den feinen echten Wein kann er prächtig verzapfen für die fremden Honoratioren, die bei ihm manchmal einkehren.

Am nächsten Tage allerdings hat der Pfarrer wieder Geschichten gemacht. Der wollte das ominöse Faß in den Straßengraben rinnen lassen. Da sah es der Schwanenwirt, um seinen Vorteil wäre es geschehen. Aber er wollte auf seiner moralischen Höhe bleiben.

„Herr Pfarrer," sagte er, „Straßengraben ist gut, aber Bouteillen sind besser. Es wäre zu schade. Ziehen wir den vornehmen Tropfen in Flaschen ab, geben wir ihm die Etiktte „Himmelschlüssel," maßen er ja

Nun hatte der alte Herr es sich so lange zurechtgelegt, bis er neuerdings anhub, schwer an der Sache zu tragen. So viele Güte hatte der Herr von Stadlberger in diese Weinsendung gelegt und so viel Unsegen kommt dabei heraus!

Das war doch einmal ein ordentlicher Bußweg, den der Küster von Stifting als Schwanenwirt heute machte. Zwei Stunden lang stolperte er auf schlechtem Bergweg, bis er endlich in den Kernbaumwald kam zur Köhlerhütte. Aber es war die rechte nicht. Ein altes Weib kreischte zum Guckloch heraus, wenn er dem Hartel seine suche, die sei um zehn Vaterunser lang weiter hinten im Graben. Ob man heute dort gern jemanden über Nacht behalte, das wisse sie nicht.

Statt der zehn Vaterunser, die der Schwanenwirt als Zeitmaß hätte beten können, dachte er nach, wie er seine Angelegenheit am besten vorbringen werde, daß es den zwei Leuten nütze und ihm nicht schade. Erbaut würden sie anfangs wohl nicht sein von seinem Erscheinen, obschon diese Nacht längst vorweg genommen worden war. Schlimmsten Falles wollte er es zum Fenster hineinrufen, dann hätte er das Seine getan und wollte heimgehen schlafen. Aus den zwei Fensterchen ging ein trübroter Schein, der wegsüber einige Baumstämme traf. Die Tür war nicht verriegelt, sie ging knarrend auf und der Eintretende stieß seinen Kopf an den Pfosten. Drinnen, in einem eisernen Wandhaken stak der Leuchtspan, aus dessen träger Flamme leichter Qualm aufstieg und die niedere Hüttendecke mit einer dünnen Rauchschichte überzog. Das Weib saß am Herd und stillte ihr Kind, nachdem die Nachbarin, die es tagsüber versorgt haben mochte, fortgeschickt worden war. In einem Bretterverschlag auf breitem Strohsack lag schon der Hartel. Er richtete sich auf, hatte noch das weiße Hochzeitshemd an. Er fragte nicht, was dieser späte Besuch des Schwanenwirtes bedeute. Er glaubte es zu erraten, der Mann würde wohl gar die Zeche beglichen haben wollen. Froh und glücklich sah das junge Ehepaar nicht aus, ja es schien, als ob ihm alles öde geworden wäre. So begann der Wirt sein Gebet: „Da heraufsteigen bei der Nacht, und einer Dummheit wegen, na, ich dank' schön."

Er trocknete sich mit dem Sacktuch die Stirn. „Ich hab's gar nicht gleich so verstanden, Isel, wie ich heut' deinen Jammer hab gehört. Sonst hätt' ich dir's ja gleich können sagen. Ich höre, du glaubst, daß euch heute der Wein vorgesetzt worden wär', der den armen Adam erschlagen hat. Ja, vermeint ist er euch wohl gewesen, wenn unsereins nicht gescheiter tät sein. Ein fürnehmes Trinken wär's wohl auch gewesen; seit zwanzig Jahren oder länger hat der Schwanenwirt einen solchen Tropfen nit im Haus gehabt. Schade, hab' ich gedacht, daß es das Unglücksfaß ist, aber ich kann nicht helfen und so was setzt man einer Hochzeitsgesellschaft nicht vor. Weil ihr es euch aber doch einbildet, närrischer Weis,

durchsuchen, wo denn der Fehler liege, daß die Frucht gerade so geworden. Ganz ähnlich beschäftigt mich meine innere Entwicklung. Ich bin mehrmals befragt worden, wie es denn etwa komme, daß meine religiöse Empfindung und Anschauung anders geworden sei, als die meiner Verwandten, meiner Landsleute, meiner Zeitgenossen überhaupt. Wie es denn möglich sei, daß ich trotz meiner sonstigen Altständigkeit mich in vielem Kirchlichen so leicht loszulösen vermochte von den Grundsätzen meiner Vorfahren und meiner Brüder, daß ich mir dreist eine Welt- und Gottesanschauung baute, wie sie meiner Person und meinen Aufgaben vielleicht am ersprießlichsten war, ohne zu fragen, ob es mit anderen stimme.

Wer auf solche Fragen nach Antwort suchen muß, der nimmt den Stab und wandert zurück durch sein vergangenes Leben. Er wandert bis in die Jugend und bis in die Kindheit und forscht schon an der Wiege nach einer Abzweigung seines Fußsteigleins von der allgemeinen Straße. Da finde ich nun aber nirgends einen Wendepunkt. Ja, die religiöse Gemütsverfassung zeigt nicht einmal eine besondere Entwicklung. Nach Erinnern waren die religiösen Grundzüge meiner Kindheit ungefähr dieselben, die sie noch heute sind. Wunderlich ist nur, daß ich bei meinen sehr genauen katholischen Eltern damit nie angestoßen bin, während ich jetzt mit diesen Grundsätzen an allen Ecken und Enden der Kirche und der Kirchen überhaupt anstoße. Darauf gibt es zwar eine Antwort, die aber nicht hierher gehört. Zu sagen ist nur das, daß mich große religiöse Bedrängnisse nie geplagt haben. Den seelenzerstörenden Zwiespalt, von dem andere wissen, kenne ich kaum. Es hat ja auch sehr oft bei mir nicht gestimmt, aber es war alles dunkel und ich habe mir nicht viel daraus gemacht. Nur schön brav sein, Gott wirds schon recht machen! Damit waren alle Zweifel abgeschnitten und ob ich unter „Bravsein" wohl auch allemal das Richtige verstand, das ist auch gerade nicht mit der Lupe untersucht worden. Im ganzen werde ich unter „Bravsein" Wahrhaftigkeit, Züchtigkeit und Arbeitsamkeit gemeint haben, denn in diese drei Punkte hat alle Sittenlehre meiner Eltern ausgemündet.

Zum Nachdenken über mein religiöses Empfinden, zum Begründen und Verteidigen meiner Anschauung kam ich natürlich erst durch fremden Widerspruch. Da trat es mich klar an, daß ich vielfach anders fühlte und dachte als andere, und wären sie sonst auch meine besten Freunde gewesen. Es müßte ja das plötzliche Innewerden, daß man in so wichtigen Dingen allein steht, durch furchtbare Abgründe von lieben Menschen getrennt, es müßte das ja zum Erschrecken sein. Ich erinnere mich nicht, erschrocken zu sein, ich nahm sofort Kampfstellung und begründete, verteidigte, rechtfertigte meinen Standpunkt nach Möglichkeit und dieses leidenschaftliche Eintreten für meine Sache, die ich bisher mehr geahnt

wirklich einem den Himmel aufgeschlossen hat, und verkaufen die Bouteille um sieben Gulden."

„Mesner du bist ein hautschlechter —"

„Tun's mich ausreden lassen, Herr Pfarrer. In einem Jahr ist der Wein weg. Besonders die Sommerfrischler! Das Geld, das wir lösen, geben wir der Nähterin."

„Mesner, du bist ein hautschlechter Lump. Aber ein guter Kerl. Gib den Wein in Flaschen, taufe ihn „Himmelschlüssel" — aber ohne Wasser!"

---

## Ewiges Sein.

„Wer soll sich nicht heute
Noch freuen des Licht's?
Wir sinken schon morgen
Ins ewige Nichts."

Hat je sich der Galgenfrist
Einer gefreut,
Der unwendbar morgen
Dem Henker geweiht?

Die Freude von heute
Hat nur einen Wert,
Wenn ewig und ewig
Sie uns wiederkehrt.

Im rohen Genuß
Wird das Herze bald matt,
Des inneren Glück's
Wirst du nimmermehr satt.

Das Nichtige freut sich
Am flüchtigen Schein,
Das Echte an dir
Verlangt ewiges Sein.

Rosegger.

---

# Religiöse Entwicklung.

Ein Inblick und ein Ausblick.

Da gibt es eine Wissenschaft, die so groß und so weit ist, daß sie alle vier Fakultäten zusammen nicht fassen können. Sie müßte eine eigene, eine fünfte Fakultät haben: Die Fakultät der Selbsterkenntnis.

Ich studiere an dieser Wissenschaft seit ungefähr fünfzig Jahren mit heißem Bemühen und mir gehts wie dem berühmten Doktor Faust, der schließlich so dumm war, wie zuvor. Bei der Erforschung unsrer selbst gehen wir viel zu fein vor; wir prüfen mit größter Genauigkeit unser Empfinden, Denken und Wollen und übersehen darob das eine wichtigste Merkmal, auf das Christus hinweist: An deinen Früchten sollt du dich erkennen.

Freilich sehen wir diese Früchte, können aber selten mit ihnen zufrieden sein, so daß wir dann, wie der findige Bauer, den Grund

musunterricht in der Dorfschule und bei der Gleichgiltigkeit der Bauernschaft, die sich nur gewohnheitsmäßig an kirchliche Begehungen hielt und sich eigentlich bloß für abergläubisches Zeug erhitzte. Ein Verhalten, das mich zum Spötter gemacht hat. In meinen Schriften ist der Spott über diese Art von Religiosität wohl zu spüren und obschon er ein paarmal gar drastisch ausgefallen sein mag, so freue ich mich seiner doch. Ein alter Mann, der nicht bloß ein guter Katholik, sondern auch katholischer Priester war, hat mir einmal gesagt, ich hätte für das Christentum mehr ausgerichtet mit meinem Spotte, als mit meiner Salbung.

In die Schule des Spottes kam ich allerdings erst bei den Atheisten der Stadt und mußte ich den Spott vorerst über mich ergehen lassen. Die erste nähere Bekanntschaft in Graz machte ich mit einem Schriftsetzerlehrling namens Robert Wagner. Der war Sozialdemokrat und trotz seiner Jugend bereits agitatorisch tätig. Damals waren die Sozialdemokraten noch romantische Leute, die Revolution machen wollten, um die Güter der Erde unter der Menschheit gleichmäßig aufzuteilen. Mein Robert, der nur ein paar Stiefel besaß, erhoffte sich dabei einen Vorteil, während für meine zwei paar Stiefel bei der Austeilung schon eine gewisse Gefahr vorhanden war. Ich bestritt also seine kommunistische Lehre und führte gegen dieselbe auch die Religion ins Treffen. Da hörte ich etwas Neues. Die Religion war nichts als Pfaffentrug, das Christentum ein System der Großen, um die Kleinen zu fesseln und auszubeuten und die Gläubigen waren verdummte Knechteseelen. Als Robert, der sonst ein herzensguter, freundestreuer Junge war, sich von dieser Seite aufgezeigt, hätte ich mich sofort am liebsten von ihm getrennt. Aber ich tat es nicht, ich fühlte mich gewissermaßen persönlich angegriffen, suchte also nach Abwehr und Entgegnungen, die ich anfangs ungeschickt, bald aber mit einer gewissen Schneidigkeit und Schlagfertigkeit betrieb. So oft wir zusammenkamen, führten wir Streit über Religion, sowohl in warmer Art der Überzeugung, als auch lustig und sarkastisch und bisweilen derb, aber kaum einmal roh, die Person des Gegners verwundend. Ich fand nach und nach Vergnügen an solchen Geistes- und Redeübungen und gewann eine gewisse Geläufigkeit in der Verteidigung des Christentums, in der Rechtfertigung der Kirche.

Eines Sonntagnachmittags saßen wir in einem Wirtshause beisammen, ich, der Schriftsetzer und ein junger Theologe aus meiner Heimatgegend, der mich manchmal besuchte. Ganz gemütlich und heiter hatten wir angefangen Bier zu trinken, aber gar bald kam Robert mit seiner kommunistischen Lehre. Ich fürchtete, daß er den Theologen damit verscheuchen könnte, denn solche Skolaren sollen sich nicht in derlei verfängliche Gespräche einlassen, sondern sich schweigend zurückziehen, weil

als gedacht, machte sie mir deutlich, gegenständlich, sozusagen wirklich, und wenn ich durch meine Rechtfertigungen schon die Gegner nicht überzeugte, so überzeugte ich doch mich. Es kommt ja wohl bei manchen Leuten vor, daß sie erst etwas ihnen ganz Unklares zufällig behaupten und dann, in die Enge getrieben, so lange und leidenschaftlich behaupten, bis sie selber fest daran glauben. Ganz so war es bei mir nicht. Denn etwas Bestimmtes lag fest, und indem ich meinen Glauben bekannte, wurde er immer stärker, indem ich von meinen heiligen Anbildern sprach, wurden sie immer lebendiger, als wecke sie der Schall der Stimme aus tiefem Schlaf. Der Gegner mochte die tiefgründigsten und schlagendsten Einwände haben, sie prallten an mir ab, sie rückten meine Meinung nicht um ein I-Tüpfelchen von der Stelle. So sicher war ich meiner Sache, die für mich also unter allen Umständen die Wahrheit bedeutete und ganz als solche wirkte. Aus jedem Streit, den ich über religiöse Gegenstände geführt, ging ich erfrischt und zuversichtlicher hervor. Vielleicht hielten mich die Gegner, ebenso von ihrer Sache durchdrungen, manchmal für geschlagen, während ich das stolze und frohe Bewußtsein des Siegers hatte. Es war ein neues, fast sinnfälliges Gut in mir, das um so köstlicher war, je tapferer ich es erkämpft hatte. Wäre ich mit meiner dunklen Gottes- und Ewigkeitsanschauung nie auf Widerstand gestoßen, so würde sie mir kaum je klar und brauchbar geworden sein. Dazu muß noch gesagt werden, daß ich nie mit angelesenen oder sonst von außen kommenden Belegen kämpfte, sondern die Beweisführung aus mir selber zog, aus meinen Empfindungen, Wünschen und seelischen Erfahrungen, womit ich mich freilich leicht selbst überzeugte, den Führer eines stilgerecht theoretischen Streites aber gewiß selten befriedigt hatte. Es mag ja vorgekommen sein, daß in nebensächlichen Dingen beigegeben werden mußte und für den Augenblick gerne beigegeben wurde, im ganzen aber war der Kern meines religiösen Lebens immun. Mir war es nie so sehr darum zu tun, den Gegner zu meiner Anschauung zu bekehren, als vielmehr, mich vor ihm zu rechtfertigen. Passierte es einmal, daß ein Gegner sich mir ergab, so hatte ich nicht eigentlich die Befriedigung eines Proselitenmachers, mir tat vielmehr der Schwachgewordene leid und ich mochte ahnen, daß einen Schwächling gewonnen zu haben für die Sache kein großer Gewinn sei. Ich bedurfte ja eigentlich für meinen Gottesglauben keines Kameraden, so sicher fühlte ich mich darin. Mir war es nur unangenehm, wenn andere diese meine ureigene Seelenwelt nicht anerkennen, mir m e i n Recht dazu abstreiten wollten. Deshalb die hitzigen Wortfehden, die ich in meiner Jugend und wohl auch später so oft um den Glauben geführt habe.

Jedenfalls ist mein religiöses Empfinden mehr belebt worden in der Stadt bei den Freigeistern, als bei dem handwerksmäßigen Katechis-

Sogts, wos ih eppa tät,
Wenn ih koan Mund nit hätt'.
Grod, daß ma schwatzn kunt
Brauchat ma'n nit, den Mund.
Ober beim Tirndl lebn
Und nit könna Bussel gebn!
Sogts, wos ih eppa tät,
Wann ih koan Mund nit hätt'?

Das ist die göttliche Jugend. Wie leicht sie über theoretische Konflikte hinauskommt, wie lustig sie dem Erhabenen, das auf Stelzen schreitet, ein Schnippchen schlägt!

Bei unserer nächsten Zusammenkunft schüttelten wir drei uns so warm die Hände, als ob es nie einen Religionskrieg gegeben hätte, aber kaum waren wir eine Viertelstunde lang beisammen, begannen die Sticheleien und Meinungsverschiedenheiten von neuem und es stellte sich heraus, daß gerade diese Meinungsverschiedenheit zwischen uns das belebende und begeisternde Element war, das uns zusammenhielt. Roh sind wir bei solcher Erkenntnis nicht mehr geworden, freilich auch nicht mehr so recht intim, wie das schon geht, wenn das Denken an die Stelle kindlicher Hingabe tritt.

Ähnliche Erlebnisse habe ich bei meinen Bekanntschaften wiederholt durchgemacht. Oft hatte ich mir vorgenommen, meine religiösen Anschauungen hübsch für mich zu behalten und solchen Gesprächen sorgsam auszuweichen. Damit war mir aber gleichsam der geistige Nerv unterbunden und sobald sich eine Unterhaltung philosophisch vertiefte, war ich allemal wieder bei den Grundsätzen des Christentums, in welchen ich rhetorisch den besten Bescheid wußte und warm werden konnte.

Übrigens habe ich durch die Jahre in dieser Sache weder viel gelernt noch vergessen. Soweit ich mir das religiöse Denken und Empfinden meiner Jugend noch vorstellen kann, es war, wie schon gesagt, kein großer Unterschied mit dem von jetzt. Das viele Lesen und Nachdenken über den Gegenstand hatte mich hierin eher verdorben als gefördert, Religion sollte man eben nie wie eine Wissenschaft betreiben. Nur die zeitweilige Vertiefung ins Evangelium hat dann das Flämmchen allemal wieder angezündet. Und leidenschaftlich wurde ich, wo nach meiner Meinung das Christentum, mißverstanden, schnurgerade in sein Gegenteil umschlug. Dann hieb ich drein und sei es gegen Bischof und Papst, und brannte auch meinen Spott oft tief in die Haut bigotter Heiden.

Das hat mir natürlich keine Rosen getragen, die Dornen aber, die daraus erwuchsen, waren köstlich. Die Anfeindungen haben mich in meiner Überzeugung nur befestigt.

Durch das viele Beobachten und Nachdenken in diesen Dingen bin ich im ganzen freilich auf ein negatives Resultat gekommen, ich bin mir bewußt geworden, daß uns im religiösen Leben etwas fehlt, etwas Tiefes

nach der Meinung ihrer Oberen die Flucht der beste Schutz vor dem Feinde sei. Mein Theologe aber ließ neuerdings das Bierglas füllen und griff frisch an, indem er der kommunistischen Gewalt das Christentum entgegenstellte. Hierauf behauptete Robert, daß Christus selbst der größte Kommunist und Sozialdemokrat gewesen sei, was mich wieder zur Bemerkung veranlaßte, weshalb die Sozialdemokraten dann nur so antichristlich wären? Sofort begann Robert mit seinem Pfaffentrug, dem gegenüber der Theologe die glühende und rückhaltslose Gläubigkeit des echten Priesters hervorhob, dessen Gottesstattschaft mit dem bekannten evangelischen Ausspruch bewies und sogar das Geheimnis der Transsubstantiation bei der Messe berührte. Das war Wasser auf die Spottmühle des Sozialdemokraten. Mir schien diese Wendung im Wirtshause, von Nebentischen aus behorcht, nicht recht passend, ich suchte zu schlichten, wobei ich mich aber so in meine persönlich Anschauung verrannte, daß eine dritte Richtung zum Vorschein kam und Robert mich lachend einen Pfaffen, der Theologe verweisend einen Freigeist nannte. Und tatsächlich, gegen den Sozialdemokraten hatte ich mit fast bebender Leidenschaft das Christentum verteidigt, während mir dem Theologen gegenüber das Geständnis entfuhr, daß ich die Hostie und den Altarwein *nur* für ein Symbol des Leibes und Blutes Jesu halten könne, was ihm viel zu wenig war, ja was mich nachgerade aus der katholischen Kirche ausschloß. Die beiden, der Sozialdemokrat und der Theologe, wußten gar nicht einmal, wie *weit* sie auseinander waren. Der in der Mitte stand, wußte es, er war durch eine Welt getrennt, von dem zur Linken und durch eine Welt von dem zur Rechten.

Und auf so entfernte Feinde schießt man mit Kanonen. In der Hitze der Schlacht wurden wir so persönlich, daß jeder den Gegner für dessen System verantwortlich machte, so daß der Theologe ein Mucker und Heuchler ward, der Sozialdemokrat ein gottloses Tier und ich auch etwas nicht sehr Ehrenvolles, worauf wir beleidigt auseinandergingen. — In mir gings zu wild her, um schlafen zu können, ich stieg auf den Schloßberg. Es war eine friedsame Mondnacht. Da fiel es mir bei, was es doch für ein Unsinn ist, unter Brüdern wegen verschiedener Ideale sich so zu vergessen, daß jeder gleichwohl in bester Absicht sein System verteidigend gerade das tat, was dem Theologen die Kirche, dem Sozialdemokraten die Brüderlichkeit, mir das Christentum verbieten müsse: Den Nächsten persönlich zu beleidigen! Hat man dazu den Mund, daß man die besten Freunde schmäht und vielleicht für immer zurückstößt? Was er doch, der Mund, für Unheil anrichtet! — Die Nacht war zu geruhsam und lieblich, als daß des Poeten weiche Stimmung nicht metrisch werden sollte. Wenn ih koan Mund nit hätt'! Klangs mir im Kopf und zu Schlaf gesungen wurde meine Bitterkeit durch die Takte:

kommt man auf Dinge, die einem, vom Schul- und Kirchenklange des Wortes eingelullt, sonst nie klar geworden sind.

Viele Prediger glauben also mit recht viel Zitaten aus der heiligen Schrift ihre Aufgabe am besten zu lösen. Allein da solche Zitate zumeist ganz unpassend angewendet werden, so decken sie den Gegenstand der Predigt selten oder können, unvermittelt, unerklärt oder schief erklärt hineingetragen, nicht verstanden werden. Der orientalischen Bildersprache, für die orientalischen Verhältnisse berechnet, steht der heutige Mensch, der Laie, fast hilflos gegenüber, wenn es der Prediger nicht versteht, die Lehre in unsere Zeit und in unseren Geist zu übertragen. Die christliche Botschaft paßt ja für alle Zeiten. Die Zeit muß sich dem Geiste anschließen, die Form aber der Zeit.

Soviel man in unserer Zeit beobachten kann, ist in der ganzen gesitteten Welt ein großes Sehnen nach dem Christentume vorhanden; aber die Kirchenform ist es, die viele zurückschreckt. Jede Form ist dem Wandel unterworfen; sowie gewisse Kultusformen einmal, fast alle lange nach Christus, aufgekommen sind, so müssen sie sich überleben. Sowie in der Wissenschaft die Wahrheit von Epoche zu Epoche eine andere Form hat, während ihr Geist, der Drang nach Erkennen, doch stets der gleiche bleibt — also wird es wohl auch bei der Religion sein: Je nach Anlage, Entwickelung und Bedürfnis der Völker und Geschlechter ändert sich der Kultus und sucht stets eine Form, in der er den Geist des Christentums, das Vertrauen und die Liebe, am leichtesten neu belebt.

Das ist nicht so gemeint, als ob alle jetzt herrschenden Formen geändert werden sollten. Die christlichen Kirchen, die evangelische wie die katholische und altkatholische haben in ihrem Kultus wunderschöne Sinnbilder, Begehungen und Sitten, die gleichsam sinnlich uns das Wort Gottes zurufen. Aber sie sollten nicht dogmatisch verhärtet werden, es sollten nicht alle Mitglieder der Kirche darauf verpflichtet werden, weil ja solche Äußerlichkeiten nicht für alle passen können, im Gegenteil für viele störend wirken.

Unser Gottesdienst hat sich auf die allererschreckendste Weise zur Formsache ausgebildet und je länger eine Form besteht, je banaler und gehaltloser wird sie. Die Kirchen oder Konfessionen tun sich auf ihr Alter viel zugute, während man gerade bei jungen Kirchen und Gemeinden den lebendigen Geist finden kann.

Das handwerksmäßig Schablonenhafte in unseren Kirchen hat natürlich ihre Schablonenchristen gezüchtet, die mit handwerksmäßigem Abwickeln des Gottesdienstes der Religion Genüge zu tun glauben. Den wirklich religiösen Menschen stößt gerade das von dem kirchlichen Leben zurück und so bildet sich sachte und still eine neue große Gemeinde von Leuten, die einem lebendigen verinnerlichten Christentume zugetan sind.

und Hohes, ohne daß ich es nennen könnte. Vielleicht ist es die schweigende Innerlichkeit. Von der heillosen Veräußerlichung im kirchlichen Leben gar nicht zu reden, wird zu viel gesprochen, doziert und geschrieben über Religion. Wir empfinden eben Leere in uns, doch anstatt das Herz auszufüllen, füllen wir den Kopf aus, oder gar nur den Mund. Wer noch einfältiges Glauben und Gottvertrauen in sich hat, den sollte man in Ruhe lassen und ihn nicht noch weiter in den religiösen Wissenschaften unterrichten wollen. Er kann dadurch nicht gewinnen, nur verlieren.

Und dann etwas besonders Arges. Das Evangelium ist solchen, die es immer im Munde führen, zur Phrase geworden. Dieses wunderbare Buch, in welchem das sittliche Leben der Menschheit so verdichtet und verkernt ist, wie in keinem anderen, es ist zur Phrase geworden. Viele seiner Verse werden von Predigern nicht aus innerem Bedürfnis und nicht zum wirklichen Beweise ihres Gegenstandes zitiert, sondern lediglich, weil sie schön klingen, weil sie jugendsüß sind, möchte ich sagen, weil sie altgewohnte Stimmungen wieder bringen und man damit einen Augenblickseffekt zu erreichen glaubt. Man passe bei solchen kirchlichen Reden doch einmal auf, wie selten irgend ein evangelischer Ausspruch zum übrigen Texte stimmt, wie selten er von den Zuschauern so verstanden wird oder verstanden werden kann, als er ursprünglich gemeint gewesen. Die Pastoren wie die Priester pflegen so strenge auf dem altgewohnten deutschen Wortlaut zu bestehen, obschon natürlich auch dieser nicht Original ist, daß eine Wiedergabe des Sinnes mit anderen Worten gar nicht gerne gesehen wird. So sprach ich einmal mit einem alten Pastor, der über das Wort vom „kostbaren Blut unseres Herrn Jesu Christi“ nicht hinauskam. Er war durchaus befangen in diesem Satze, er wiederholte ihn immer wörtlich, mit schönem Wohlklang seiner Stimme, er tat, als sei mit diesem Worte alles Christentum erschöpft, als gebe es weiter keine Sünde und keine Tugend, als sei kein menschliches Wollen und Bestreben nötig, im „Blute unseres Herrn Jesu Christi wird der Mensch wiedergeboren.“ Ich sagte ihm, damit wüßten die Leute nichts anzufangen, ja es sei gar nicht sittlich, sich ganz auf die Verdienste Christi zu verlassen, der Mensch müsse selbst sein Möglichstes tun und sich mit erlösen helfen. Das verstand mein Pastor einfach nicht und er wiederholte immer seinen gleichen Satz, der ihn wirklich zu beseelen schien. — Nein, es sollte der alte Wein einmal in neue Schläuche gegossen werden; es sollte die christliche Lehre in eine neue Form gebracht werden dürfen, damit wir nicht noch bloß an dem Wortklange hängen bleiben, daß vielmehr der Sinn durch unsere Seele gehen muß. Erst wenn man diesen Gehalt mit anderen Worten sagen will, ist die Nötigung da, in seinen Sinn einzudringen, seine Ursache und seine Bedeutung zu erfassen. Und da

Gegen welche Wissenschaft soll denn das verstoßen? Etwa gegen den Darwinismus? Der Darwinismus ist eine Theorie, und zwar eine solche, die für mich spricht. Ein Denksystem, nach welchem der Mensch sich aus einer Urzelle entwickelt habe und durch tierische Stoffe zur Vergeistigung emporwächst. Was ist hier der Anfang und das Endziel? Gott. Ich wüßte gar kein Lehrsystem, das uns auf naturwissenschaftlichem Wege so glaubwürdig die göttliche Vorsehung predigte, als die darwinische Entwickelungslehre es tut. Vorher bestimmt entwickelt das Wesen aus der Materie sich immer mehr zum Geiste, bis er in diesem eingeht zum Vater. Gerade der Wissenschaftsmensch, der Forscher führt ein Leben im Geiste, sucht jene Wahrheit im Geiste, von der Jesus spricht. Kann man nicht gerade in den Wissenschaften die großen Offenbarungen Gottes sehen? Die Philosophie will uns das Licht der Weisheit geben. Die Naturwissenschaft will den Geist zum Beherrscher des Stoffes machen. Wenn ich die Erfindungen, die Technik unserer Zeit betrachte, so wird mir ganz heiß in der Brust aus dankbarer Ehrfurcht vor dem, der diese göttlichen Fähigkeiten in das menschliche Wesen gelegt hat! Gott ist Geist, und alles was der Geist schafft, in der Werkstatt wie in der Studierstube, ist göttliche Schöpfung. Ich halte also jede Ausbildung des Geistes für einen Weg zu Gott. Gottlos, wirklich gottlos hingegen kommen mir jene Bereiche vor, wo Dummheit, Vorurteil, Gleichgiltigkeit oder Feindseligkeit gegen geistige Weiterentwickelung herrscht und seien sie mit noch so viel Bigotterie durchsetzt. Wer die kindliche Einfalt nicht mehr hat, in der der allheilige Gott am liebsten wohnt, der halte sich nicht auf in jenen Kreisen der Dummheit, der Vorurteile, der Gleichgiltigkeit, der tierischen Versumpfung, sondern eile der forschenden Weisheit nach, die in ehrerbietiger Demut dem Geiste ewiger Wahrheit zustrebt.

Das ungefähr ist die Anschauung, die seit jenen fernen Tagen, als ich zwischen Theologen und Atheisten den Vermittler machen wollte, sich immer mehr in mir geklärt und befestigt hat. Und ich glaube mich, so weit meine Selbsterkenntnis reicht, an diesen Grundgedanken zu halten, so daß mir jener Mann begreiflich ist, der einmal sagte: „Solange ich das Gotteswort nach dem Schalle der Kanzeln angenommen habe, war es wenig wirksam; erst seit ich es mir in meiner Sehnsucht nach Gott selbst deute und in Einklang mit der Natur und unserem Leben zurechtlege, habe ich die Empfindung, als ein zwar welkes, aber nicht totes Pflänzlein im Garten des Christentums weiter wachsen zu können.“ R.

Organisation und Form können auf die Länge auch solche Gemeinden nicht entbehren, und so wird die zeitweilige Umwandlung der Form immer nötiger. Zur Rettung des Christentums wird es immer unabweisbarer, das Evangelium, nicht bloß den Buchstaben, sondern auch den Geist, in unser geliebtes Deutsch zu übertragen, allen Religionsunterricht anstatt für den Kopf für das Herz einzurichten, und den Kultus dem deutschen Verständnisse nahezurücken. Ein anderes Mittel wüßte ich nicht, dem religiösen Indifferentismus unseres Volkes zu steuern.

Wissenschaft und Religion nie durcheinander, sondern nebeneinander. Es wird gesagt, daß die christliche Religion sich mit der Wissenschaft nicht vereinigen lasse. Wieso? Vielleicht sind es nicht einmal Gegensätze, oder nur solche, wie der Südpol und der Nordpol. Wehe dem Gleichgewicht, wenn einer dieser Pole wegfiele!

In letzterer Zeit war viel die Rede von Kant, gelegentlich dessen hundertsten Todestages. Da wollen nun einige Ausleger gefunden haben, daß dieser Philosoph Gott und Unsterblichkeit geleugnet hätte. Da möchte ich nur wissen, wann und wo. Ein echter Philosoph kann das gar nicht. Würden Gott und Unsterblichkeit menschliche Ideale sein, so müßte der Mensch damit fertig werden können, was — wie man sieht — nicht der Fall ist. Gott und Unendlichkeit gehen ungemessen weit über unsere Begriffe hinaus, sind Sehnsuchten und Ahnungen, die aber nicht sein könnten, wenn die Ursache dazu und der Zweck dafür fehlte. Was hätten Kants Begriffe von Wille und Pflicht, was hätte alle Ethik für einen Sinn, wenn nicht eine unendliche Göttlichkeit dahinterstünde, der die Menschheit zustrebt, halb bewußt, halb unbewußt. Man kann den Menschen nicht so hoch erheben, wie es Kant getan hat, wenn man nicht glaubt, daß es eine Höhe gibt. Man kann den Menschen nicht vollkommener machen wollen, wenn man nicht annimmt, daß es eine Vollkommenheit gibt. Daß wir diese Vollkommenheit nicht zu denken vermögen, das macht nichts, das mahnt nur, daß die Wissenschaft bescheiden und ehrerbietig vor ihr stehen bleiben muß. Das aber, was die Wissenschaft erforschen kann, wird niemals unsere inneren Beziehungen zu Gott und Ewigkeit aufheben.

Ich habe mich in den Wissenschaften auch ein wenig umgesehen, nicht bei einer einzigen fiel mir ein, daß sie Gott verdrängen könnte oder wollte. Sehr oft stieß ich auf gottesleugnerische Tendenzen, aber das war nicht die Wissenschaft, das waren Meinungen einzelner Forscher. Das was in der Wissenschaft feststeht, mag wohl oft gegen kirchliche Dogmatik verstoßen, nie aber gegen jene Jesuworte, auf denen die christliche Religion gegründet ist. Nie gegen die Botschaft von der Geistigkeit Gottes, von dem himmlischen Vater, dessen Kinder wir alle sind und von dem Himmelreich, das wir in uns selbst suchen und finden müssen.

Aufwand ist erbärmlicher und lächerlicher, als der um Leichen herum gemacht wird. Dabei verrät sich die innere Trauerlosigkeit. Und man vergißt im Anblicke solcher Zubereitungen, was das Sterben doch für eine großartige Sache ist. Auch sollten zur Totenfeier nur diejenigen kommen, denen der Verstorbene im Leben Gutes getan hat und die es noch wissen oder die ihm wohlgewollt haben. Dann aber gäbe es vielleicht keine Leichenbegängnisse mit zahlreicher Beteiligung. O man erweist die letzte Ehre, so genannt, weil dann keine andere Ehrenbezeigung mehr zu folgen braucht. Zumeist sind es reine Anstandsvisiten, Verdauungsbesuche; man wünscht nur, von den Leidtragenden oder wenn es sich um einen angesehenen Toten handelt, von den Reportern bemerkt zu werden. Es werden Nachrufe gehalten, über die sich jeder im Stillen seinen Teil denkt. Denn so sehr sitzt uns die Lüge im Blute, daß wir auch im Angesichte des Größten keinen echten Ausdruck finden. An einem frischen Grabe sollte man nur weinen und schweigen. Die Schwachen mögen sich in Tränen Luft machen, die Starken werden durch ihr Schweigen das Erhabene grüßen. Und wenn wir uns zu dem Rosengarten im Kirchspiele der Zukunft auch eine edlere Form der Bestattung ersinnen wollen, so wäre es etwa diese. Die nächsten Verwandten und Freunde lassen den Toten in aller Stille beisetzen. Erst nachher machen sie die Anzeige öffentlich. „An dem und dem Tage ist unser Lieber gestorben, an dem und dem Tage haben wir ihn begraben, er ruht im Rosengarten dort und dort". Nun kann, wer will, wem es ein Bedürfnis des Herzens und keine gesellschaftliche Verpflichtung ist, hinausgehen, auch sein Kränzlein mitnehmen und im Frieden niederlegen. Dann ist es möglich, daß, besonders in der ersten Zeit, Freunde des Verstorbenen einander an seinem Grabe begegnen und sie werden von ihm reden, wie ihnen wahrlich ums Herz ist.

Für den Toten ist ja eine wie die andere Form der Trauer vollkommen gleichgiltig und diese Teilnahmslosigkeit der Hauptperson ist immer wieder das Merkwürdigste in dem Schauspiel. Die Bekümmerten und Tiefbekümmerten, gleichwie die von innigstem, aufrichtigsten Beileid Erfüllten gewahren gar nicht, daß eine stolze Veränderung in dem Entschlafenen vorgegangen ist. Für manche Menschen scheint der gefürchtete letzte Augenblick der höchste ihres Daseins zu werden, denn ihre Maske erlangt eine Reinheit und lächelnde Ruhe, von der ihre gehetzte und kleinliche Seele nie etwas wußte. Völker von einer heiter großen Auffassung des Vergänglichen haben dies wohl geahnt, auch wenn sie sich nicht in abgeklärter philosophischer Weise davon deutliche Rechenschaft gaben. Was ist der Jüngling mit der umgestürzten Fackel, den die Alten bildeten, für ein lieber Geselle! Der Sorgenlöser, der Befreier, der Beendiger allen Leides. Weinet nicht! Bewundert nur und schweiget! In

# Marterl.

Ein Gedenken von **Theodor Herzl.**[1])

Auf dem Dorfe liegt der Friedhof mitten im täglichen Leben. Die Toten ziehen eigentlich gar nicht weg. Sie bleiben um die Kirche herum gelagert, wie in einem ewigen Sonntag. Man muß an ihnen oft vorbeigehen und sie sind einem darum auch viel besser und viel länger im Gedächtnis. Die ländliche Niederlassung hat sogar den Zug, das Leben an die Peripherie zu setzen und den Tod mit der Kirche in den Mittelpunkt. Die Außenwerke und Gehöfte, wo man lebt und schafft, sind weiter vom Gemeindehause entfernt als der Friedhof. Da ist die letzte Zusammenkunft der Dorfleute, die schöne Allmende der Ewigkeit, die Ruhegenossenschaft, in der man nicht mehr zu schuften braucht. Darum sieht auch der Bauer ein Leben hindurch mit getröstetem Blicke und ohne zu großes Entsetzen nach dem Kirchhofe hin, wo man einmal die Glieder lang wird ausstrecken können zu einem nimmer gestörten Feierabende.

Es gehört mit zur Unfreundlichkeit und Unliebenswürdigkeit der großen Städte, daß sie den unabweislichen Tod weit hinaus in die Bannmeile drängen. Ich weiß wohl, daß es aus Gründen der öffentlichen Gesundheit nicht anders sein kann; es ist aber häßlich, so häßlich wie viele unserer heutigen Notwendigkeiten, die sich aus dem zusammengepferchten Leben der Massen ergeben. Wenn wir uns die schöneren, freieren Städte der Zukunft ausmalen, mit mehr Luftraum für die Arbeitenden, mehr Gärten für die röterwangigen Kinder, so paßt in diesen Traum auch eine nähere Unterbringung der hingeschiedenen Einwohner. Jedes Kirchspiel müßte wieder seinen Rosengarten haben, wie der Friedhof in manchen alten Gräberinschriften heißt. Es ist klar, daß die Entwicklung der Verkehrsmittel dahin führen muß. Nicht alle Leute haben fortwährend in der Mitte der Stadt zu tun, es ist also für die einzelne Wirtschaft richtiger, sich weiter draußen anzusiedeln, wo das Leben billiger und das Sterben oder wenigstens das Begraben freundlicher aussieht.

Wenn einer zum Beispiel immer in der inneren Stadt Wien gelebt hat und vielleicht gern, so wird er nachher nach dem unbekannten Lande Simmering gebracht, von dessen Bezirk kein Wanderer wiederkehrt. Aber es geht auch nie ein Wanderer hinaus, mit Ausnahme der großen Gelegenheiten, der Raouts des Todes. Das sind kalte und prunkhafte Feste, keine lieben, gemütlichen Besuche. Auch das Beerdigen mit seiner dummen Einteilung in Klassen kann nicht zum Herzen sprechen. Kein

[1]) Aus dessen geistvollen und warmherzigen „Feuilletons“. Wien. Wiener Verlag. 1904.

die Landleute haben auch ihr Verhältnis zur Ewigkeit, nicht nur wir Städter und studierten Herren; mir scheint sogar, das ihrige ist viel tiefer und herzinniger, weil sie die Natur gleich bei der Hand haben. Ach, Poesie und Weisheit haben sie mehr als unsere gekünstelten Dichtwerke; aus ihren spritzt ordentlich der Saft heraus. Ein solcher ländlicher Denker macht vielleicht in seinem ganzen Leben nur einen Vers, der ist aber dann auch danach, nämlich unbeholfen und inhaltsreich. Man weiß gar nicht, wenn man das Erzeugnis, immer nur durch einen Zufall, zu lesen bekommt, was einem stärker ans Herz greift: Die schwere Hand des Poeten oder die Erlebnisfülle des Gedichtes. Ich weiß noch manchen Spruch auswendig, den ich so im Wandern vor Jahren mitgenommen habe. Das Dorf kann meinem Gedächtnis entschwunden sein, den Spruch, der dort gewachsen ist, habe ich behalten. So bin ich einmal aus dem Engadin gekommen und von Finstermünz nach Landeck gefahren. Unterwegs hatten wir Aufenthalt in einer Ortschaft, wo die Pferde getränkt wurden. Da konnte ich auf der Stirnmauer eines Hauses diese wunderschönen Worte lesen:

Wir bauen Häuser hoh und fest,
Darin wir sind nur fremde Gäst.
Dort, wo wir werden ewig sein,
Dort bauen wir nur wenig ein.

Leuten, in deren Gedärm sich alles, auch das Gute, in Spott verwandelt, mag dieser Vers gar nicht gefallen. Mich rührt aber seine Schlichtheit immer wieder, seine Nachdenklichkeit und der Selbstvorwurf bei einer so unschuldigen und gerechten Sache, wie es ein Hausbau ist. Vielleicht ist das Verslein anderswo gebaut worden als das Haus, etwan im siebzehnten Jahrhundert von einem der geistlichen Poeten; danach schmeckt es. Woher die Sprüche stammen, die unsern Sinn erfreuen, ist am Ende gleichgiltig wie die Urheberschaft eines richtigen Liedes. Aber die treuherzigen und doch gescheiten Grab- und Haussprüche sind selten. Man findet sie nicht alle Tage unterwegs.

Da habe ich in herbstlicher Zeit, wo die Natur wieder einmal ins Sterben ging, zufällig eine Sammlung solcher Inschriften in die Hand bekommen. Ich weiß nicht, wann die beiden Heftchen erschienen sind. Können auch schon ein paar Jahre alt sein, ihrem Werte verschlägt das nichts. Was man vom Tode sagt, gilt jeden Tag. Und beim Lesen war mir, als hätte ich den Weg in ein besonders reiches Dorf gefunden, so viel herzliche und törichte Inschriften fand ich da. Die Sammlung heißt „Marterl“, Votivtafeln, Grabschriften, Feldkreuze, Leichenbretter, Haussprüche, Armeseelenbilder in Tirol, Vorarlberg, im Bayerischen Wald u. s. w., gesammelt „von mehreren Touristen“. Auf dem Titelblatt ist ein Marterl abgebildet, auf einer Stange eines jener schmal überdachten

unseren Vorstellungen und Darstellungen vom Tode aber ist noch die ganze Angst, das Schaudern des Mittelalters enthalten, doch vielfach ohne den Glauben, der diese düsterste Zeit sonderbar wohnlich machte. Dadurch ist den modernen Menschen die Beschäftigung mit dem Unausweichlichen, Unausbleiblichen etwas Grauenvolles geworden. Sie wollen daran nicht denken, wie ein schlechter Zahler den Verfallstag, den doch so sicheren, zu vergessen sucht. Der gute Zahler aber, ob er es aus Weisheit oder Glaubensstärke sei, hält zu allen Stunden seine Rechnung klar, wobei es wiederum wunderbar gleichgiltig ist, ob er von der unanfechtbaren Ewigkeit seines folgenden Zustandes nichts oder alles erwartet. Ohne Trost und haltlos und feig sind nur diejenigen, die noch nicht weise und nicht mehr gläubig sind.

Den Gedanken des Todes sollten wir immer mit uns tragen, weil nichts so geeignet ist, uns die Genüsse zu parfümieren und die Schmerzen zu erleichtern; ja selbst leere, freud- und quallose Tagen werden uns bedeutend, wenn wir sie auf das Vergehen hin betrachten. Ich habe das Bewußtsein, damit nur etwas vollständig Banales oder Allgemeines zu sagen. Jene Mönche des Schweigens machen das vielleicht ein wenig zu düster, wenn sie nur den Mund öffnen, um einander zu sagen: Bruder, man muß sterben! Aber sie sind zweifellos im Wahren. Ich weiß mich an einen der besten Augenblicke meines Lebens zu erinnern, da mir dieser Gedanke aufstieg. Ich lag in einem Sommer an der Meeresküste im Sande. Ein gestrandetes Boot gab Schutz vor der Sonne, die schon der Wassergrenze zusank. Kein menschliches Wesen war zu sehen. Es spielte ein kleiner Wind und ein Rosenglanz war auf dem Meer, auf dem Ebbeboden. Man konnte weit hinaus träumen, das Gemüt war ohne jeden bewußten Wunsch. Da fiel mir plötzlich ein, daß dieses Glück wohl dem Tode ähnlich sein könnte. Seitdem habe ich diese persönliche Vorstellung vom Tode, die ich selbst als einfältig erkenne: Ein Ausruhen auf rosigem Ebbegrund, unter einem schrägen Boot und zugleich eine bewußtlose, wunschlose Auflösung im besonnten Grenzenlosen. Ich suchte nach einem Ausdruck für diese versöhnte Rückkehr zur Natur. Wie könnte man das nur in Worte fassen? Du bist Erde und sollst zur Erde werden! Und siehe, das ist schon längst gesagt worden. Wir entdecken eine alte Welt.

So habe ich dieses vergnügte und nachdenkliche Todesverhältnis zur Natur späterhin auch bei anderen einfältigen Menschen erkannt, verstanden und gegrüßt. Manche haben das Bedürfnis, es auszusprechen und sie malen es an ihre Häuser oder schnitzen es auf Schilder im Walde oder graben es in Leichensteine. Das ist der Entstehungsgrund vieler naiven Sprüche, über die man sich auf Landstraßen, Dorfkirchhöfen oder in der Einöd im Vorbeigehen freut, wenn man das Auge dafür hat. Denn

Der Weg in die Ewigkeit
Ist doch gar nicht weit.
Um 7 Uhr fuhr er fort,
Um 8 Uhr war er dort.

Oder wenn die Sammler auf dem Brenner diese Grabschrift gefunden haben wollen, die ein Mann seiner Frau widmete:

Tränen können dich nicht mehr zum Leben zurückrufen, darum weine ich.

Glaublicher klingt die Inschrift auf einem Bilde in der Ortschaft Patsch:

O Maria voller Gnaden,
Bewahre das Vieh und uns vor Schaden.

Das Vieh hat so viel Wert, es kommt natürlich zuerst. Mit Interesse liest man auch, wie ein Mann in Ingolstadt, nach der Inschrift seines Hauses zu urteilen, vom lieben Gott zum heiligen Florian überging:

Dieses Haus stand in Gottes Hand,
Nun ist es abgebrannt,
Ich hab' es wieder aufgebaut,
Dem heil'gen Florian anvertraut.

Auf der Herreninsel trägt ein Grabstein die Worte:

Hier ruht in Gott F. K., 26 Jahre lebte er als Mensch und 37 Jahre als Ehemann.

Wie schön aber und wahr ist die Inschrift auf einem Kindergrabe in Sterzing:

Ein Engel flog gen Himmel,
Die Hülle blieb zurück.
Und nichts ist hier verstorben,
Als zweier Eltern Glück.

Oder diese andere:

Hier in diesem Rosengarten
Muß ich auf Vater und Mutter warten.
Bin noch jung und klein
Und muß gestorben sein.

Da möchte man gleich ein bißchen mitweinen. Und der Rosengarten ist überall. Manche andere Inschrift erzählt von seinem immerwährenden Blühen. Auch die vom Kirchhofe in Ötz:

Im Rosengarten
Will ich auf meine Eltern warten,
Für sie betten alle Zeit,
Wie der Kinder Schuldigkeit.

Betten mit zwei t, aber die es richtig schreiben können, haben diese Andacht nicht. Man hört die Färbung des e, man sieht die armen Eltern, die sich damit trösten, daß ihr Kind im Rosengarten auf sie wartet und inzwischen seine Schuldigkeit tut.

Aber die Inschrift der Inschriften ist in Axams auf einem Kindergrabe zu lesen:

In diesem kleinen Gräbelein
Da liegt mein kleines Häuselein.

Das hat gewiß sie selbst, die Mutter schluchzend dem Steinmetz vorgesagt. Denn so schön dichtet nur ein Mutterherz.

Schilder, die wir in unseren Bergen so oft an Unglücksplätzen zu sehen bekommen. Auf dem Marterl ist, so gut der ländliche Maler eben konnte, der anregende Unfall dargestellt und darunter findet sich der Spruch. Hier sieht man in einer Gebirgslandschaft, hart am Abgrunde, einen wütenden Stier, der mit seinen Hörnern einen begreiflicherweise zu Tode erschrockenen Bauer aufspießt. Die Inschrift aber lautet:

Durch einen Ochsenstoß
Kam ich in des Himmels Schoß,
Mußte ich auch gleich erblassen
Und Weib und Kind verlassen,
Kam ich doch zur ewigen Ruh'
Durch dich, du Rindvieh du.

Man sieht schon aus dieser Probe, daß es den mehreren Touristen eher um die derben und komischen Marterln zu tun war, als um die sinnigen und innigen; doch gibt es auch von solchen genug. Manchmal wird man freilich stutzig, wenn man ein bekanntes Epigramm als wirkliche Grabschrift angeführt findet, wie dieses auf einen Schriftsteller gemünzte:

Hier liegt ein guter Mann,
Kaum gütiger zu denken;
Er stahl sich selbst den Schlaf,
Um andern ihn zu schenken.

Oder wenn der bejahrte Beckmann-Scherz als „Inschrift auf einem Grabstein im alten Wiener Friedhof" zitiert wird:

Wanderer, zieh' deine Mütze,
Es liegt ein Komiker und schlechter Schütze
In diesem feuchten Loch.
Die Witze, die er sagte,
Die Hasen, die er jagte,
Die leben alle noch.

Aber die meisten der wiedergegebenen Inschriften haben doch den Geruch der Echtheit und die ungenannten Wandersammler müßten große Künstler gewesen sein, wenn sie diesen Naturton als Fälscher getroffen hätten. Ein Beispiel die Inschrift im Schongau auf dem Grabe des Kanoniers Sebastian Burker:

Ein braver Soldat ist er gewesen,
Bei siebthalb Schuach hat er gemessen,
Er zog für König und Vaterland
Hinein mit ins Franzosenland.
Da haben die feindlichen Granaten
Zerrissen ihm Schienbein und die Waden.
Einen Fuß, den mußt' er in Frankreich lassen
Und hier dann ganz zu Tod erblassen.
O heiligste Dreifaltigkeit,
Mach' ihm den Himmelsweg nicht weit,
Mit einem Fuß an seiner Krücken
Kann er die Straß' nur langsam hinken.

Ein bißchen verdächtiger nimmt sich das Marterl aus dem Stubaital aus, das mit dem Bilde eines verunglückten Fuhrmannes geschmückt sein soll:

Kam der dunkelaugige, aber deutsche Unteroffizier mit Befehl und Ordre des Herrn Obersten und stand der sehr schmucke junge Mann mit dem roten Fez auf dem Kopfe in streng militärischer Haltung vor seinem Vorgesetzten, dann plauderte wohl der Hauptmann in seiner liebenswürdigen Weise über das Papier hinweg, in dem er blätterte.

Saß der Hauptmann auf der Bank zwischen Birn- und Zwetschkenbaum und es war ihm das Zigarrenfeuer ausgegangen und kein weiteres zur Hand, so rief er wohl ohne Umstände einen vorübergehenden gemeinen Soldaten in bosnischer Sprache an. Der braune Bursche stutzte und kam dann mit freudigem Gesichte auf seinen Vorgesetzten zu, rieb ein Zündhölzchen an und bot es dem Hauptmann hin — stumm aber mit einem Ausdruck der innigsten Verehrung in den glänzenden Augen.

So war es oftmals; nicht nur seine Untergebenen, sondern durchwegs fast alle Leute, die diesen Hauptmann kennen lernten, haben ihn hoch geschätzt. So geschah es, daß einmal an einem Sonntage in einem Bergwirtshause Musik war. Viele Soldaten verschiedener Abteilungen und insbesonders auch von unseres Hauptmannes Kompagnie waren ohne Erlaubnis dort und tranken und tanzten und sangen.

Da auf einmal in später Stunde geht die Tür auf und herein tritt der Hauptmann. Eine furchtbare Panik war es, die die Leute befiel. Sie stürzten unter die Tische, wollten fort. Kreideweißen Antlitzes kam der Schwiegersohn des Wirtes, der selbst Soldat gewesen und wollte den Offizier bitten um Nachsicht und Pardon.

Der Hauptmann aber stand und schaute. Dann sagte er: „Ja, was ist denn das? Habt Ihr Erlaubnis?"

Sie verneinten und wollten fort; der Hauptmann aber sagte: „Dableiben und weiter machen", und er zahlte die Musikanten, daß sie wieder spielten und er zahlte Wein den jungen Dirndeln, daß sie wieder sangen. Den jungen Sohn seines Hausvaters aber, auch ein Soldat, jedoch in Zivil, nahm er an seine Seite, nannte ihn scherzend: „Mein Sohn", und hat es zuwege gebracht, daß sich die jungen Leute trotz seiner Gegenwart einer harmlosen Lustigkeit hingaben.

Am nächsten Tage war der Hauptmann ruhig, freundlich, sprach aber von dem Vorfall nicht. — Und so war es oftmals, daß die Leute, die mit diesem Manne zusammenkamen, ihn lieben lernten — sei es bei den Nachbarhäusern, wo er vorüberging und mit den ihm begegnenden Bauersleuten hie und da ein Weilchen plauderte, sei es bei dem Wirt im Dorfe droben, wo die Offiziere speisten. Auch sein Diener, ein junger blonder Türke mit einem unaussprechlichen langen Namen hing verehrend an ihm. Nicht nur, daß er ihm aufs genaueste seine Toilette versorgte und sein Zimmer ordnete, wie es ja seine Pflicht war — er hatte ihn auch sonst lieb.

# Soldatenleben auf dem Lande.

Ein Manöverbild von **Rosa Fischer.**

(Schluß.)

Ein fremdes Leben — aber ein Lichtpunkt war für uns in diesem fremden Leben und dieser Lichtpunkt hieß: „Der Herr Hauptmann.“ Der Herr Hauptmann! Ein Bild war es, das bei diesem Wort vor unserem Geiste auftauchte, ein schönes Bild: Ein Mann groß und stolz gewachsen — ein Gesicht, gebräunt, mit gebogener Nase, mit schön geschwungenem Kinn, bräunlichem Schnurrbart und glänzenden braunen Augen — ein Mann in der Uniform eines Hauptmannes — eine ritterliche Erscheinung.

Er war gekommen, der Herr Hauptmann, als die bosnischen Truppen beim Quartierwechsel vorüberzogen, er war gekommen auf seinem herrlichen, braunen Pferde mit den feinen Füßen und weißen Hufen, und hatte in seiner sonnigen, gewinnenden Weise nach einem Zimmer für sich selbst gefragt. Und es war ihm nicht verweigert worden.

In dem behaglichen Stübchen im Nebenstöckel droben zog er ein und er fühlte sich so glücklich, ja ordentlich dankbar seinen Gastgebern gegenüber. Und wer von uns Hausleuten, vom alten Vater bis zu den Kindern und Dienstboten hätte den Herrn Hauptmann nicht gern haben müssen?!

Er hatte etwas unendlich Gewinnendes an sich, etwas herzlich Schönes, Ritterliches — in seinem Stolze und in seinem sonnigen Lächeln.

Wie er an jenem ersten Tage, da er gekommen, abends in den Garten ging, da wir die Beete gossen, wie er hinsah über die prangenden Astern, über das friedumwobene Land und zum rotwolkigen Abendhimmel auf — und wie er dann, fast die Arme ausbreitend, sehnsüchtig sprach: „Wie schön ist es hier. Wie glücklich ist ein Bauer, ein König in seinem Reich“ — wie hätten wir ihm die überzeugungsvollen Worte nicht glauben müssen! — Und als er dann dem halbwüchsigen Schulbuben, der eine Kanne voll Wasser herzutrug, warnend sagte: „Du, das ist zu schwer für dich“, wie wäre ihm diese sorgsame Umsicht nicht gut gestanden?!

Wir haben den Herrn Hauptmann sehr gern gehabt, er war so ganz anders als das Bild, das uns von andern Offizieren gezeigt worden.

Er gebot über eine große, harmlose Herzlichkeit und er war edel in seinem Ernst. Niemals ist ein Schimpfwort über seine Lippen gekommen und doch verhielten sich seine Leute in musterhafter Ordnung.

die Soldaten zusehen sollen, wie die Leute sie beschimpften und Steine auf sie warfen? Soll ich mich hinstellen und sagen: Da habt Ihr mich, ich wehr' mich nicht?!" Dann aber kamen wieder Stunden, wo er fast traurig war. Es schien ihm, als sei er für nichts auf der Welt, als leiste er nichts.

„Wir tun ja nichts für die Zukunft," meinte er. „Nichts für die Ewigkeit."

Einmal nach einem Manöver erzählte er in stiller Abendstunde, daß ein altes Mütterlein ihn mit gefalteten Händen gebeten habe, er möge doch ihren Haiden nicht zusammentreten lassen, sie seien so arm." Und der Hauptmann hatte seine Leute auf einen Umweg vorbeimarschieren lassen.

Er freute sich darüber, fühlte es wie ein gutes Werk.

Dann wieder meinte er in düsterem Sinnen: „Sie haben ja recht, die Leute, wenn sie uns finster anschauen. Wir ruinieren ihnen ihre Früchte und für nichts und wieder nichts."

Als einmal die Rede darauf kam, daß in einigen Jahren ein „Kaiser-Manöver" gehalten werden sollte in der Gegend, da meinte der Hauptmann tiefernst und erbarmend: „Da gnade Ihnen Gott. Da bleibt kein Halm auf dem Felde stehen."

Von solchem Sinnen weg kam er auf sein Leben zu sprechen, auf seine Vergangenheit und seine Zukunft.

Er war in Deutsch-Böhmen geboren und in Wien erzogen. Seine Mutter verlor er mit acht Jahren — sein Vater, der als Offizier in einer Schlacht eine Wunde davongetragen hatte, starb an den Folgen derselben, als der Sohn in der Kadettenschule war.

So war dann der junge Mann aufgewachsen, elternlos, heimatlos, und jetzt, als Vierunddreißigjähriger litt er noch darunter. Er hatte nur eine verheiratete Schwester, sonst niemand ihm angehörig, und wohl traurig fühlte er, daß es ihm nicht möglich war, sich ein Familienglück zu gründen, wie er sich wohl wünschte. Nicht ausgesprochen hat er es, aber fühlbar war es, daß er und sie, die er liebte, nicht die Mittel besaßen, die Schranken zu überbrücken, die das Gesetz vor ihnen zog, anderseits aber wieder nicht die Fähigkeit, sich einem bescheiden bürgerlichen Leben anzugewöhnen.

„Soll ich mich pensionieren lassen?" meinte der Hauptmann. „Jetzt mit vierunddreißig Jahren? Und dann ein Leben beginnen mit sechshundert Gulden jährlichem Gehalt und einer Familie dazu?"

Ihm bangte, daß sie mit dieser Summe, die uns viel Geld erschien, nicht auskommen könnten, und er hatte recht. Mußten sie in seinen Kreisen ja doch bedacht sein auf ein „standesgemäßes" Leben. Übrigens hatte er auch von seinem Stande keine stolze Meinung. „Was

„Herr Hauptmann sein brav," sagte er. „Herr Hauptmann nicht sagen, ich trink."

Der Bursche hatte nämlich bei seinem Kommen schon gesagt, er sei ein Mohamedaner und trinke nicht Wein, nicht Bier, nicht Schnaps, sondern nur Milch, Kaffee, Wasser; trotzdem aber wurde ihm manchmal im Vorübergehen das volle Mostglas scherzend hingehalten: „Einmal trinken, ist gut."

Das ärgerte ihn; er schmollte und hatte seinen Hauptmann doppelt lieb, der ihn niemals neckte. Daß auch sonst noch jemand den Hauptmann sehr lieb hatte, bewiesen die zierlichen Karten und Brieflein, die sich zahlreich, fast jeden Tag eines, bei ihm einstellten. Sie trugen den Poststempel Graz und die Unterschrift „Alba" und waren von weicher Frauenhand geschrieben.

Der Herr Hauptmann ließ die Karten, von denen eine einmal recht mondenschwärmerisch und liebesehnsüchtig gehalten war, immer im offenen Zimmer liegen und als wir ihm sagten, er sei selber schuld, wenn wir sie lasen, und als wir ihn mit der Mondenschwärmerin neckten, da lachte er herzlich und meinte, er wolle uns auch ihre Briefe lesen lassen, und die Schreiberin sei achtundvierzig Jahre alt. Sonst würde sie ja nicht für den Mond schwärmen.

Wir wußten nun wohl, in welch jugendlichen Jahren man mondenschwärmerisch ist und haben dem Hauptmann auch gesagt, daß er uns „anplausche", aber verübelt haben wir es ihm nicht.

Er konnte dann ja wieder recht ernsthaft plaudern. Nicht nur, daß er uns von seinen Leuten erzählte, zum Beispiel von einem Gemeinen, den er „Mistbub" nannte, wegen seines Leichtsinnes, der aber so gut gestellt sei und daheim drei Frauen habe, sowie von anderen aus der Kompagnie, und von dem Leben dort drunten im bosnischen Land — er hatte auch ein Wort des Bedauerns für die nicht bosnischen Soldaten, die dem Regimente eingereiht waren.

Von dem blonden Korporal meinte er, derselbe sei ein Schneider und da habe er sich gedacht, wenn er schon ein Schneider wäre, warum sollte er nicht auch ein Korporal sein und so habe er ihn dazu gemacht. Von dem schmucken Unteroffizier sagte er bedauernd: Er ist ein Deutscher, aber er muß halt auch den roten Fez tragen wie die andern."

Von da weg kam er auf sich selber und sagte mit einer gewissen Bitterkeit: „Ich bin ein Wiener und wie komme denn ich dazu, ein bosnischer Hauptmann zu sein?!"

Als aber die Rede kam auf die stürmischen Novembertage des Jahres 1897 in Graz, wo die aufgeregte Volksmenge von den Bosniern zurückgedrängt und ein Mann erschossen worden war, da richtete sich unser Hauptmann hoch auf und sagte mit flammenden Augen: „Hätten

und kam dann mit einer kleinen Überraschung zurück, mit einem Blumensträußlein, das er nun mit einer unendlich liebenswürdigen Herzlichkeit dem Namenstagskinde bot. Es waren einige Astern und eine Rose, wie er sie in einem bescheidenen Bauernhaus-Gärtlein erbettelt hatte, aber die Freude an dem zierlich gebundenen Ding war eine überaus innige.

Und als dann als Entlohnung dafür schüchterne Frauenhände es wagten, dem Hauptmann einen duftigen Strauß ins Zimmer zu stellen, da kam er nach seiner Heimkehr auch sogleich ins Haus herab mit einer ganzen Flut fast jubelnder Dankesworte. Er hatte jede Blume extra betrachtet und insbesonders bei einigen späten roten Nelken eine laute Freude — und Freude immer und immer wieder über dieses kleine Zeichen der Liebe.

So war der Hauptmann — stramm, ritterlich als Offizier und dann wieder ein Mensch voll weicher, überquellender Sehnsucht nach Heimat und Liebe — ein Mann in glänzender Stellung, von vielen bewundert und doch ein Einsamer, der, wie er sagte, dort, wo man ihn lieb und gut aufnahm, sich seine Heimat dachte.

Dann kamen aber wieder Momente, wo die schlicht bürgerlichen Hausleute fühlten, welch eine Kluft zwischen ihnen und dem in so anderen Kreisen aufgewachsenen Gaste lag; auf manche trauliche Abendstunde, die die gegenwärtigen Hausgenossen unter Gottes freiem Himmel auf der Bank unterm Baum verplauschten, folgte doch wieder ein Gefühl, als gebe es trotz aller Traulichkeit kein Vertrauen — als stehe halt eine Schranke zwischen ihnen.

So war es auch dem Hauptmanne trotz seines längeren Aufenthaltes nicht gelungen, sich die Zuneigung der Kinder zu erobern; sie, die dem Rechnungsunteroffizier der ersten Einquartierung mit herzlicher Vertraulichkeit schon in der ersten Stunde entgegenkamen, sie hatten eine gewisse Scheu vor dem stolzen, schönen Manne, den sie lieber aus der Ferne bewunderten. Der Hauptmann war eben ein Mann des großen, warm flutenden Lebens und so fehlte ihm trotz seiner vielen gewinnenden Eigenheiten das Gefühl für das Kleine, Schüchterne.

So konnte er sich unter anderem nicht recht begeistern für die Tierschutzidee; er wird ja selber gerade keine unnütze Tierquälerei geduldet haben, dafür war er wohl zu edel, aber so recht das warme, innige Gefühl für die hilflose Kreatur fehlte ihm. Er sprach zum Beispiel in Anbetracht des Kampfes gegen die Vivisektion seine Verwunderung aus, wie so etwas die Menschen der verschiedensten Stände zusammenführe — dann schwieg er über seine eigenen Gefühle.

Man solle Menschenschutzvereine gründen, meinte er und auf die Entgegnung, daß dies sich ja mit dem Tierschutz innig vertrage und auf

ist ein Hauptmann?“ meinte er. „Nur ein bescheidener Beamter.“ [1]) Er dachte auch an einen anderen Beruf, aber was? Bauer, Landwirt hätte er sein mögen. Einen breitrandigen Strohhut möchte er sich kaufen und Erdäpfel graben geh'n.

Schließlich lachte er. „Ich muß halt doch Soldat bleiben“, meinte er und am andern Tag war er wieder der ritterliche, schöne Offizier, der auf seinem „Vorwärts“, seinem glänzenden, braunen Pferde dahin ritt und heiter lächelnd heimkam.

Einmal bei seiner abendlichen Heimkehr erzählte der Hauptmann, jetzt habe er eine Idylle gesehen — ein Dirndl saß melkend bei einer Kuh und drei Soldaten lehnten an der Stalltür und schauten hinein. Da habe er sich gedacht: „Mädl, was denkst du dir, und ihr bösen Burschen, was denkt ihr euch?!“

Dann wieder meinte er, wie sehr es ihm gefiele, daß die Leute in den Bauernhäusern, wo er vorüberging, überall gemeinschaftlich zum Abendessen beteten. [2])

Einmal erhielt der Herr Hauptmann Besuch, eine bloßköpfige, kraushaarige junge Frauensperson. Sie lächelte den Diener, der herunter der Stiege den Säbel seines Herrn putzte, vertraulich an, als sie nach dem Hauptmann fragte, aber der blonde Türke schien nicht erfreut und nur ungern gewillt, ihr den Weg frei zu geben. An jenem Tage, als der Hauptmann zum Abendessen ins Dorf hinaufging, schritt er ohne Lebewohl für seine Hausgenossen den Fußpfad zwischen den Feldern entlang und abends, als er heimkehrte, suchte er keine Begegnung.

Am andern Tage aber brachte er der jungen Hausfrau und ihrer Schwester gegenüber selber das Gespräch auf seine gestrige Besucherin und es schien, als habe er das Verlangen, sich über etwas zu entschuldigen. Er nannte das Mädl ein leichtsinniges Geschöpf, das gar aus Graz heraus den Soldaten nachgereist sei, und zu ihm mit der Bitte gekommen wäre, ob es bei seiner Kompagnie Schnaps verkaufen dürfe. Er hatte herbe Worte über die junge Person, und als die Hausfrau gütig meinte, wer weiß, welchen Lebensweg das Mädl gegangen, ob es nicht etwa ohne Eltern aufgewachsen sei, da sagte der Hauptmann streng: „Muß sie darum verderben?“ — Er schien ihr über etwas gram zu sein.

Ein paar Tage später aber war er wieder der heitere, sonnige Offizier und als just der Namenstag der jungen Hausmutter war, da ging der Hauptmann ganz verschwiegen zum Frühstück ins Dorf hinauf

[1]) Freilich, ob ihm diese Worte ernst waren? Wir bezweifelten es.

[2]) Über seine eigenen religiösen Gefühle schwieg er; nur erzählte er, daß er in Maria-Lebing, wo er im Pfarrhof einquartiert gewesen war, der heiligen Messe beigewohnt habe, zugleich mit den barmherzigen Schwestern der Siechenanstalt — unter lauter Engeln ein großer Sünder, wie er sagte.

An jenem Vormittage sind die Häuser leer gestanden; was Hände und Füße hatte, eilte ins Freie, eilte die Wege entlang, die zu erhöhteren Plätzen führten, von wo aus eine bessere Aussicht möglich war. Andere wieder, die besorgt waren um die Frucht auf dem Felde und noch retten wollten, was zu retten war, die standen im Kukuruz- oder Erdäpfelacker und rauften mit fliegenden Händen und glühenden Wangen die Bohnen aus. Es war wohl die höchste Zeit und gelang auch nicht überall, denn schon stürmte von allen Seiten das Militär kreuz und quer daher.

Ein seltsames, buntes, lautes, lärmendes Bild. Und doch so bekannt — so bekannt, als hätten wir es in unserer Kinderzeit schon gesehen. Es mochte wohl die Erinnerung an die Panoramabilder sein, die da momentartig im Innern auftauchte, dann aber war es gleich wieder das lebendige, fremd flutende Leben.

Der Berg war übersäet mit Soldaten; graue Jäger zogen über, duckten sich und verschwanden; Kundschafter auf jagenden Rossen sprengten über das Hügelland hin und verstohlen schlich dort und da eine einzelne Gestalt, die dann heimlich und vorsichtig hinter Buschwerk sich duckte. Dazu sandte hoch oben eine Kanone ihre dröhnenden Schüsse ins Tal und wieder eine und weit drunten, wo niedere Hügelreihen das Flachland begrenzen, tönte aus glutspeiendem Schlunde schauerliche Antwort. Gewehrfeuer, Hornsignale, Trommelwirbel — jagende Rosse, Reiter mit blitzenden Helmen und heimlich schleichende Bosniakentruppen.

Wir haben sie beobachtet, die braunen Gesellen, wie sie mit schußbereiten Gewehren durch die Felder und Gehege schlichen; wie sie sich auf ein Knie niederließen, den Hahn gespannt, das Gesicht vorgebeugt und unter der roten Mütze den lauernden, gierigen Ausdruck der Augen.

So mochten ihre Väter geschaut haben, als sie vor Jahr und Tag in ihrem Heimatlande die fremden Soldaten erwarteten und niederschossen und ein Funke jener Grausamkeit, die damals der bosnisch-herzegowinische Krieg zu Tage gefördert hatte, mochte in diesem Momente in diesen trägen, braunen Burschen glühen, die ganz aufgelöst schienen in lauernder Kampfeslust.

Dann rückten sie vor — herunten am Bergfuß, an der Hügellende, hoch oben aus allen Büschen und Feldern — Rotkappen ohne Zahl, lauter Bosniaken. Und vom Tale drunten marschierten im Sturmschritt Infanterietrupps von allen Seiten heran, ohne Aufhören und die vorderen erstürmten den Hügel und das Gewehrfeuer knatterte — knatterte so lange, bis die Besatzung von Hartberg überwunden, die Stadt eingenommen war.

Bei diesem Kriege, bei dem ausnahmsweise keine Dörfer brannten und keine Hütten rauchten, da war es bei den Berghäusern droben bunt

den Appell an sein eigenes fühlendes Herz, sprach er die Sehnsucht aus, die warme Liebe dieses Herzens so recht, recht jemand schenken zu können. Dann lachte er plötzlich auf.

„Mein Beruf ist das Morden", sagte er fast bitter. Es war eine schauerliche Rede.

Ein andersmal meinte der Hauptmann, man solle Friedensbündnisse machen — man solle den Krieg abschaffen — und gerade an einem jener Septembertage war dies, als weit draußen im fremden Reiche ein mächtiger Kaiser voll warmer Menschenliebe das hoffnungsreiche Wort von Abrüstung und Völkerfrieden sprach.

Das Manöver ging zu Ende. Einmal noch sollte uns ein recht interessantes Schauspiel geboten werden, dann war Schluß und Abmarsch. Jenes interessante Schauspiel aber hieß: „Die Einnahme von Hartberg". Ein großartiger Titel und großartig auch die Spannung, in der sich die Gemüter befanden.

An jenem Tage war es bei uns, daß wir just zum Backen zusammen gerichtet hatten. Es war geknetet und der Teig stand zum Aufgehen bereit, um dann ausgelaibt und in den Ofen eingeschossen zu werden. Mein Gott, wo jetzt die Geduld hernehmen, da schon alle Augenblicke der Beginn des Manövers zu erwarten war — wo einen Gehilfen zum Einschießen erhalten, wo schon das ganze Hauspersonal sozusagen auf dem Sprunge stand?

Den dreizehnjährigen Schulbuben, den Natzerl, traf die Ordre, zu warten und beim Einschießen behilflich zu sein. Herrgott, war das eine Überraschung. „Ich?" sagte er in gedehntem Tone, dann kam er alle Augenblicke mit der Nachricht: „Sie schießen schon".

In fieberhafter Aufregung stand das Backdirndl am Trog; Laib um Laib warf es mit hastenden Händen in der „Laibsschüssel" über und über und in die bereitstehenden Körbel hinein — der Natzerl trug im Laufschritt alles in die Küche hinaus, dem Backofen in die Nähe.

Da auf einmal: „Bum" — ein lang dröhnender Kanonenschuß.

„Sie sind schon da", schrie der Natzerl und wäre am liebsten bei der Türe ausgelaufen; auch dem Mädl fuhr es so in die Glieder. Dann kam ihr der Gedanke, daß sie oft als Kind gehört, wenn einmal die Dirn vom Melken, die Bäuerin vom Backtrog weglaufe, dann sei es schon schlecht und bei diesem Gedanken hat sie noch einmal still gehalten, hat den Buben gerufen, daß er das Feuer aus dem Ofen ziehen und das Brot einschießen helfe — alles freilich in so fliegender Eile, wie noch nie. Laib um Laib in den Ofen hineingeschossen, dann die Ofentür zu, der Natzl marschaus und nach kürzester Zeit und flüchtiger Kleiderordnung das Mädl ihm nach.

Die Soldaten waren aufgebrochen und gingen im Morgenschein in einer Zeile, einer nach dem andern zum Frühstück ins Nachbarhaus; sie gingen auf Nimmerwiedersehn, aber die braunen Burschen boten uns nicht die Hand, nur der schlank gewachsene, schmucke türkische Korporal lachte zurück und rief: „Adieu".

Der Herr Hauptmann kam, grüßte, dankte und verabschiedete sich so herzlich, wie ein überaus lieber und geliebter Mensch. Das erstemal an diesem Tage hatte er von uns ein Frühstück angenommen, für alles übrige wurde ja vom Regiment gezahlt und doch war dieser Mann so dankbar, als hätte man ihm viel Gutes erwiesen und diese Herzlichkeit war so ansteckend, daß wir an diesem Tage alle die vielen vorüberreitenden Offiziere, hohe und höchste Persönlichkeiten mit forschendem, freundlichem Blick betrachteten. Mußte nicht in ihnen auch ein warmes Herze wohnen?

Der türkische Diener, der blonde Bursche mit dem unaussprechlichen Namen machte es ein wenig anders; er der bisher so heikel und gewissenhaft gewesen war in seinen Dienstleistungen und durchaus nicht litt, daß jemand etwas für seinen Hauptmann in Ordnung brachte, er ließ an diesem Morgen alles liegen und stehen. Vielleicht, daß der Rest Apfelwein und Selchfleisch von jenem dem Hauptmann gestern ins Zimmer gestellten Abendessen ihn daraus vertrieb, oder war es das Bewußtsein, daß er jetzt auf Urlaub ging und nicht mehr lange Offiziersdiener blieb, oder ein Stück Bosheit, daß er gerade zum letztenmale den wenig geliebten Christenleuten absichtlich alles in Unordnung hinterließ, kurzum, da er wußte, daß der Hauptmann nimmermehr zurückkehren würde, tat er keinen Handgriff mehr, sondern trieb sich mit dem Blumenstrauß für seinen Herrn stundenlang droben an der Straße bei vereinzelt zurückgebliebenen Kameraden und Posten herum.

Die übrigen Soldaten waren fort; in langen Reihen, tornisterbeladen waren sie die Straße entlang marschiert; die Trommeln wirbelten, Musik erklang und ein kleiner Esel, der für gewöhnlich die Aufgabe hatte, die große Trommel zu tragen, ging friedfertig mitten drein. Dann kamen die Offiziere in bunter, schimmernder Reihe auf ihren schönen, leichttrabenden Pferden und einer, den der weißbehufte „Vorwärts" trug, winkte noch einmal Lebewohl. Dann war der Zug vorüber, trat an der Straßenbiegung noch einmal hervor und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Auf allen Wegen im Tal marschierten Soldatenkolonnen stundenlang ohne Aufhören und drunten beim Bahnhof spielte Musik, schmetternd und klingend, als wäre alle Welt des Jubels voll oder auch, als gelte es, einer in den Krieg ziehenden Armee das Herzweh zu betäuben und Mut einzuflößen zum Leben und zum Sterben.

von lauter neugierigen Menschen — ein Kapuziner im braunen Gewand, Damen in lichten Kleidern mit roten Schirmen — Männer, Kinder. Und sie alle fürchteten sich nicht, fürchteten die „Einnahme von Hartberg" nicht — das war ein lustiger Krieg.

Als die Schlacht zu Ende war, gingen wir heim und was während der Aufregung dieses Kriegsschauspieles vergessen gewesen war, das tauchte nun wieder in unserer Erinnerung auf, vor allem der Gedanke an das Brot im Ofen. Das Brot, mit dem man sonst einen so großen Heikel hat im Bauernhaus — das nicht länger als die vorgeschriebene Zeit backen soll, dieses Brot war heute während der ganzen „Einnahme von Hartberg" im Ofen gewesen und kam nun nach der Schlacht braun und duftig heraus. Es war wohl geraten, Gott sei Dank; aber in einem andern Haus soll es „abgfahlt" [1]) sein, nämlich speckig, nur halb gebacken worden, was ja an so einem Kriegstage gerade kein Wunder war.

Unser Hauptmann kam auf seinem „Vorwärts" heimgeritten, sprang ab und plauderte dann eine Weile zur Haustür herein. Er war gut gelaunt; wohl war er sonngebräunt und schweißbenetzt, seine weißen Handschuhe schmutzig vor Staub, aber es war alles gut gegangen und der Erzherzog, der dem Manöver beigewohnt, war so gütig und zufrieden gewesen, ja er hatte lange Zeit plaudernd neben unserem Hauptmanne gelegen. Das freute den stattlichen Mann und dann freute es ihn, daß das Manöver nun zu Ende und er nächste Woche seinen „Urlauberzug" ins bosnische Land heimbegleiten werde, allerdings mit dem Bewußtsein, nach dieser friedlichen Mission eine weniger angenehme übernehmen zu müssen, nämlich eine vierzehntägige Abrichtung der bosnischen Rekruten drunten in ihrem Heimatland.

So war also für viele Soldaten der „Kriegsdienst" vorläufig zu Ende und für uns auch bald das tagtägliche neugierige Schauen. Die Abrüstung vollzog sich im tiefen Frieden, nur mit dem „Schätzoffizier" gab es Zwidrigkeiten. Es war nämlich dieser Mann nicht mehr der Oberleutnant, der am ersten Tage den angerichteten Schaden so großmütig gut gemacht hatte, sondern ein Hauptmann mit einem unfreundlichen Geschau und einem wulstigen Schnurrbart im Gesicht. Dieser Mensch knauserte und knickte mit den Bauern, daß es ein Graus war, so daß mehr als einer der Beschädigten lieber auf einen Schadenersatz verzichtete, als das Spottgeld einzustecken. Der Offizier lachte und dankte in einer höhnischen Weise dazu und steckte nach der Mutmaßung der Bauern das Geld selber ein.

Das war ein häßlicher Mißklang und mit einem Gefühle der Befriedigung haben wir uns nur gesagt, daß dieser Mensch kein Deutscher war.

[1]) Abgefehlt, mißraten.

Die Briefe blieben nach kurzer Zeit aus — die Karten kamen noch längere Weile, aus Graz, aus Bosnien, aus verschiedenen Zwischenstationen und auch später noch zeitweilig — insbesonders zu Weihnachten das Bild eines lichterschimmernden Christbaumes — immer und immer der Ausdruck der herzlichen Verehrung und Dankbarkeit für die junge Frau und ihre Angehörigen, bis plötzlich auch dieses Gedenken verstummte, verstummte mit einem unendlich traurigen Klang: Der Hauptmann hatte sich erschossen!

„Erschossen!“ Wie ein körperlicher Schlag war es für uns. „Dieser Mann, jung und froh, in beneidenswerter Lebensstellung — dieser Mann, sonnig und liebenswürdig, stramm und stolz, dieser Offizier erschossen. Ach, undenklich. Eine Kugel durch diesen Kopf — starr, reglos diese Glieder — so viel männlich-schöne Kraft.

Wir haben nicht geweint, nur geschaudert hat uns. Nur beklagt haben wir, bedauert und die Nachricht nicht glauben wollen — und dann die Frage ausgesprochen: „Warum, warum?“ — Ja warum. Die Zeitungen brachten Nachricht und sprachen Vermutungen aus, aber die Wahrheit wußte man nicht.

Der nun Verstorbene hatte einen kranken Kollegen, der die Aufsicht über die Kasse der Regimentsmusik über hatte, vertreten müssen, sodann als der Offizier genesen war und seinen Dienst samt Verwaltung der Kasse antreten wollte, geäußert, seinen Namenstag — Josef — möchte er noch heiter verbringen, worauf er sich am andern Tag erschoß.

So ein Zeitungsbericht und durch die Zeilen schimmernd ein schwerer Verdacht. Andere Erzählungen sprachen von gekränkter Ehre und so weiter — die Vermutung stieg auf, daß der Hauptmann gespielt hatte, hoffend, daß er auf diese Art so viel Geld gewinnen könne, um sich und seiner Liebe ein gemeinschaftliches Glück gründen zu können. — Verlorene Hoffnung — verlorenes Leben.

## Ein steirischer Schulgehilfe von dazumal.

Von **Franz Schrehl.**

In nicht zu ferner Zeit werden sich die Gräber über jenen Männern schließen, die vor dem Jahre 1871, also zur Zeit der geistlichen Schulaufsicht, im Dienste der Volksbildung tätig waren. Schon ist die Schar dieser Schulveteranen durch den Tod gelichtet. Ist doch ein Menschenalter inzwischen verflossen! Dem großen Publikum sind die Schul-

Von unserer ersten Einquartierung war keiner mehr gekommen — keine Zeit, wohl auch kein Gedanke — vergessen die kurze Bekanntschaft im Fluge der Erlebnisse. Aber einer war geblieben, ganz geblieben in der ihm fremden Gegend, die er für kurze Zeit nur betreten wollte, ein Feldwebel der nach einer hitzigen Krankheit — Gehirnentzündung — unter fremden Leuten, aber bei mitleidigen Herzen seinen Geist aufgab.

Gerade an dem Tage, da das Militär abmarschierte, wurde er begraben. Verstummt war schon Jubel und Musikklang und Zug um Zug fortgerollt, nur eine Kompagnie zum ehrenvollen Geleite des Toten zurückgeblieben.

Am Nachmittage klangen dann die Glocken und viele, viele Menschen begleiteten den ihnen unbekannten, aber in dieser Stunde von Herzen bemitleideten Soldaten, der ja auch auf „dem Felde der Ehre" als ein Opfer seines Berufes gefallen war, jung und fremd. Viele Tränen flossen und unter den Leidtragenden war der Rechnungsunteroffizier unserer ersten Einquartierung, dem hier ein liebes Freundesherz zu Grabe ging.

In jener Stunde, als die Glocken klangen bang und trauervoll, da frug draußen beim Bauernhaus ein junger Mann, der jahrelang krank, irrsinnig gewesen war und noch jetzt abseits von allem frohen, lauten Leben stand, warum sie so viel läuteten, er habe gedacht, der Kaiser sei gestorben. Und siehe, am selben Tage ging die Nachricht, daß in Genf die Kaiserin ermordet worden war.

Mit dieser Trauerbotschaft, mit diesem dunklen Schattenbild schloß unsere Manöverzeit.

* * *

Seitdem sind fünf Jahre vergangen. Eine Zeitlang kamen Briefe und Karten ins Haus — Briefe von dem Rechnungsunteroffizier der ersten Einquartierung, der von seinem kurzen Aufenthalt bei uns doch eine ihm liebe Erinnerung mitgenommen hatte — und die Karten vom Hauptmann, der auf gar mancher Station, wohin sein Weg ihn führte, an das einsame Haus dachte draußen im grünen Land, wo, wie er schrieb, er sich heimisch gefühlt hatte.

Die Briefe des Rechnungsunteroffizieres waren die eines ernsten Mannes, der im strengen Dienst emporgekommen war und nun, mit der Aussicht auf eine Beamtenstelle, daran denken konnte, sich ein Familienglück zu gründen.

Die Karten des Hauptmannes aber brachten die herzlich und oft scherzhaft hingeworfenen Zeilen eines auf sonniger Lebensbahn wandelnden Menschenkindes, warmblütig und leichtmütig und dann doch wieder mit jenem schwermütigen, heimatsehnsüchtigen Hauch.

Um die eingangs genannte Zeit mußte der Lehramtskandidat sich an den Schuloberaufseher, einem Domherrn der Diözese, wenden, wollte er eine Anstellung erlangen. Unser Aspirant für das Lehrfach, ein junger Mann von 18 Jahren, wendete sich an diesen Allgewaltigen, der das Schulwesen von mehr als zwei Dritteln des Landes leitete und lenkte, um einen Posten als Schulgehilfe zu erlangen. Es war dem Jüngling ernstlich darum zu tun, dieses Ziel zu erreichen, da sein Vater im Sterben lag und wenigstens den ältesten Sohn versorgt sehen wollte. Leider konnte der Vater diese Freude nicht mehr erleben; er wurde ohne diesen Trost zu Grabe getragen. Vom St. Peter-Friedhofe in Graz, von dem Begräbnis des Vaters zurückkehrend, fand er das Dekret des Ordinariats vor, welches den Jüngling zum Lehramte berief.

In diesem amtlichen Schriftstücke waren die Linien seiner Amtstätigkeit verzeichnet. Es lautete: „Das Ordinariat findet Sie mittelst des gegenwärtigen Dekretes als Lehrgehilfen und zur Aushilfe im Mesner- und Organistendienste anzustellen. Hierbei hat man das Vertrauen, Sie werden unter Anrufung des göttlichen Beistandes beflissen sein, Ihren unmittelbaren Vorgesetzten stets willigen Gehorsam und schuldige Achtung zu beweisen, den Schulunterricht eifrig und gewissenhaft zu erteilen, den Ihnen anvertrauten Kindern mit einem guten Beispiele voranzugehen, sich im Lehr- und Musikfache immer mehr auszubilden und unausgesetzt einen religiös-sittlichen Lebenswandel zu führen."

Es war ein nur wenig genannter Winkel der grünen Steiermark, wohin ihn, einen gebornen Städter, dieses Dekret verschlug. Eisenbahn und Post führten nicht zum Orte der neuen Wirksamkeit. Er war nur per pedes apostolorum zu erreichen. Es hieß nun von den Seinen Abschied nehmen. Eine Träne wird aus dem Auge gewischt, die gute, schwer kranke Mutter und die vier unversorgten Geschwister werden noch einmal umarmt und geküßt und dann wird der Wanderstab zitternd zur Hand genommen. In die Ledertasche hat die weinende Mutter noch die notwendigste Wäsche verpackt, in die Seitentasche wandern noch Schillers Gedichte. Der Mann ist fertig zur Reise in die unbekannte Welt. Vorwärts also!

Bald verschwinden hinter dem Steinbruche die Türme der geliebten Vaterstadt. Er ist auf der staubigen Landstraße allein ohne Eltern und Geschwister, ohne Freunde und Mitfühlende. Die Brust aber ist geschwellt von Idealen, gefüllt mit Zukunftsplänen und Hoffnungen, die der Erreichung harren. Verkünden doch die politischen Blätter den Anbruch einer neuen, goldenen Zeit für Schule und Lehrstand. Von der neuorganisierten Volksschule erhoffte man einen großartigen Aufschwung des ganzen Vaterlandes. Unter solch erhebenden Gedanken geht es auf

verhältnisse jener Tage nie vor Augen geführt worden und selbst mancher Lehrer schüttelt ungläubig den Kopf, wenn ein älterer Kollege aus diesen längst vergangenen Zeiten im Kollegenkreise erzählt, und hält diese Berichte für Märchen und erfundene Darstellungen. So mögen denn diese Zeilen, der Wahrheit entsprechend, Kunde geben, wie es einem steirischen Schulgehilfen am Ende der Sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts erging.

Die Pforten der Präparandie in Graz hatten sich Ende Juli 1867 hinter etwa zwanzig jungen Männern geschlossen. Dem Alter nach verschieden — dieses schwankte zwischen 18 und 30 Jahren — waren doch alle erfüllt von Begeisterung und Freude für ihren Beruf, obwohl keiner von ihnen darüber in Unkenntnis war, was ihn als Schulgehilfe oder Unterlehrer erwartete. Diese Stellen ernährten ihren Mann nur kümmerlich; dafür winkten aber in vielen Tälern unseres Heimatslandes in erreichbarer Zukunft Pfarrschullehrerstellen, die ein reichliches Auskommen boten, wie gegenwärtig keine Lehrstelle des Kronlandes. Dicht gesäet waren diese Posten allerdings nicht; aber der Schulmeister von St. und auch der anderer Orte konnte sich ausreichend versorgt halten und hatte die Mittel, Pferde und Wagen zu halten und mit einem „feschen Zeugel" die Nachbarsorte zu besuchen. Zudem lockte manchen jungen Mann das Privilegium, vom Wehrdienste frei zu sein, sobald er dem Lehrstande, wenn auch nur als Schulgehilfe, angehörte.

Die Besetzung dieser Schulgehilfenposten war in den Jahren vor 1848 den Pfarrschullehrern oder Schulmeistern, von den Gehilfen Prinzipale genannt, überlassen, welche weniger auf geschickte Lehrer als auf Musikanten, für den Chordienst brauchbar, ihr Augenmerk richteten. Um diese Zeit wanderte so mancher Böhme, bewaffnet mit Klarinette, Waldhorn und Geige, durch die Täler unserer Steiermark, um bei einem Schulmeister, womöglich bei einem „Musterlehrer", wie der offizielle Titel eines ausgezeichneten und vielfach belobten Pfarrschullehrers lautete, eine Stelle zu erbitten. Dieser examinierte den Sohn Libussas in der Kenntnis des Blasens und Streichens, und fiel die Prüfung günstig aus, so war der Schulgehilfe fertig. Die nötige Einführung in die deutsche Sprache und in die Schulgegenstände oblag dem „Musterlehrer". Später wurde die Anstellung eines Gehilfen dem Dechant als Schuldistriktsaufseher zugesprochen. Bald jedoch wurde auch letzterem das Ernennungsrecht der Schulgehilfen abgenommen und dieses Recht allein durch das fürstbischöfliche Ordinariat ausgeübt, während die Präsentation des Pfarrschullehrers dem Schulkonkurrenzausschusse des Pfarrortes zugesprochen wurde. Diese Körperschaft war mithin der erste Vorbote der Gemeindeautonomie in Sachen der Volksschule und der Vorläufer des heutigen Ortsschulrates.

zur Freude der biederen Landleute wird nach dem anstrengenden Marsche tüchtig zugegriffen. Der Bauer erscheint nun auch am Tische und beginnt das Lied zu singen, das dem Lehrer in seiner langen Dienstzeit wohl oft genug in den Ohren klang. „Also, ein Lehrer seid Ihr! Ich möcht keiner sein! Beileib! eher alles andere! Verdruß und Ärger, wenig Brot und wenig Dank!", so tönte es aus seinem Munde. Damals beneidete man den Lehrer noch nicht, wie es jetzt wohl zuweilen mit größtem Unrecht geschieht. Mit dem Versprechen, ein andermal länger zu bleiben, wird Abschied genommen und die Weiterreise angetreten, denn die Sonne neigt sich schon gegen Westen.

Mehr als zwei Stunden dauert schon der Abstieg und der ersehnte Ort erscheint noch immer nicht. Da zeigt sich vor dem Wanderer die behäbige Gestalt eines Bauern. Sobald er eingeholt ist, wird gefragt, wie weit es noch nach dem Ziele ist. Der Bauer blickt forschend nach dem Wanderer und fragt endlich: „Seid Ihr vielleicht gar unser neuer Herr Lehrer?" „Ja, so ist es!" tönt es ihm zutraulich entgegen und freundlich ergreift der fremde Mann die Hand des Lehrers. „Wir haben Euch schon hart erwartet! Gott grüß Euch! Ich bin der Gemeindevorstand und freue mich, daß ich der erste bin, der Euch begrüßen kann. Lange werdet Ihr hier wohl nicht verweilen. Es ist zwar recht traurig für den Ort, daß die Lehrer hier von Jahr zu Jahr wechseln, aber leicht zu begreifen, denn der Schulmeister verköstigt seinen Lehrer schlechter als ein Bauer seinen Knecht. Unser Herr Pfarrer und der Gemeindeausschuß haben ihn schon öfters dieser Sache wegen zur Rede gestellt, hilft aber nichts." Auf die Antwort des jungen Lehrers, daß er hier gerne sei, fleißig seiner Pflicht nachkommen und hoffentlich lange daselbst verbleiben werde, schüttelte der Gemeindevorstand nur leicht den Kopf und antwortete: „Wird nicht sein! Wär für Euch nicht gescheit. Besser der Has verrennt sich, als er versitzt sich! Hütet Euch vor den Madeln, sonst bleibt's picken. Wär' eh recht!" Es ist nicht zu leugnen, daß diese Worte den Jüngling stutzig machten, daß er später noch in mancher Lebenslage dieses Ausspruches eines einfachen Mannes gedachte, daß er ihm zur bleibenden Richtschnur diente. So bestimmt oft eine hingeworfene Äußerung des Menschen Schicksal; sie hat auch diesem Manne den Weg in die Welt gewiesen. — Verhockt hat er sich nie.

„Gehen wir miteinander; in einer Viertelstunde sind wir beim Schulhaus," war seine weitere Rede und damit war die Bekanntschaft der weltlichen Obrigkeit gemacht. Kurz darauf war der Bühel überschritten und „in Abendrots Strahlen" erglänzte der Turm des Ortes der Bestimmung. Mit wenigen Worten wurde noch der Lehrer in die Schulverhältnisse des Pfarrortes eingeweiht und am Tore des Schulhauses verabschiedete sich der freundliche Mann vom Lehrer.

der staubigen Landstraße rüstig vorwärts; Handwerksburschen und Marktleute kreuzen den Weg des Pädagogen und tauschen mit ihm wohl freundliche Grüße. Ein aufstrebender Kurort wird durchschritten, in welchem Hobelspäne und Reisig die einladenden Stätten weisen, wo Kehle und Magen Labung finden. Der Schulgehilfe aber schreitet, unbeirrt von diesen Lockungen, weiter, nachdem der leere Säckel energisch gegen dieselben Einsprache erhoben hat. Es ist ja nur ein armer Schulgehilfe, der da wandert und sich wohl an Gottes Sonnenstrahlen und am Quellwasser, nicht aber an den von den Poeten gefeierten geistigen Getränken erfreuen und erlaben darf. Vorahnend spielt der Jüngling den Antialkoholiker, macht aus der Not eine Tugend und schlürft beim Anstieg zur Paßhöhe bei verschiedenen, reichlich sprudelnden und murmelnden Quellen.

Keuchend ist endlich das Kreuz mit seinen Wegweisern auf einsamer Höhe erreicht; nach fünf Richtungen kann der Abstieg erfolgen. In nicht zu großer Ferne erheben sich aus dem braunen und einförmigen Herbstkleide der Felder und Matten die Bergspitzen, welche die Teichalpe umsäumen. Der einsame Wanderer starrt in das ungewohnte, ihm fremde Bild der Gebirgswelt, die von nun an die Stätte seiner Wirksamkeit, vielleicht auch der Tummelplatz seiner Leidenschaft werden soll und gelobt im Stillen, treu und ehrlich seinem schönen Berufe zu leben, von dem ein Kirchenvater behauptet, er könne nie in diesem Leben den angemessenen Lohn finden; dieser könne nur im Jenseits folgen. Solche Worte erzeugen dann wohl leicht Eitelkeit im Schulmeister, den sogenannten „Schulmeisterstolz". Besonders wenn er hört, daß der Prophet Daniel den Sternen den Rat gibt, vor einem Lehrer, der treu seinen Pflichten lebt, sich zu beugen. Diese Worte seines einstigen geliebten Katecheten streiften nur flüchtig durch die Gedanken des zukünftigen Pädagogen, mehr wohl die Sorgen um das Heute und das Morgen, denn er wußte, daß ihn schwere Zeiten erwarten.

Wie er so, in sich gekehrt, den Abstieg antritt, welchen die vergilbte Tafel als Weg zum Ziele weist, schließt sich unbemerkt eine alte Bauersfrau dem einsam Wandernden an. Neugierig erkundet sie das Ziel und den Zweck des Marsches, und als sie erfährt, daß sie den Lehrer der Nachbarspfarre vor sich hat, macht sie die Einladung, ein Glas Most und ein Stück Brot in ihrem nahegelegenen Bauernhofe einzunehmen. Die neue Stellung erweist sich also schon als eine achtenswerte und die Einladung wird angenommen. „Kinder, Handbussen!" tönt es ins Haus. Der junge Lehrer wird auch sogleich von Bauernkindern umringt, die ihre Nase an der Hand des Angekommenen reinigen. Zu den angebotenen Stärkungsmitteln tritt noch Honig in den Wabenzellen und Butter, zu einer Taube geformt, mit Augen, durch „Weinberln" dargestellt. Das sind seltsame Gaben für den Städter und

Fleisch Abwechslung in den vegetarischen Kult bringen könnte. Der Schulmeister, der ein tüchtiger Nimrod war, entfernte sich bald mit seinem Stutzen und kehrte nach kurzer Zeit, mit „Wild" beladen, zurück. Von nun ab gab es zweimal in der Woche gebratene und gedünstete Krähen, denn dies war das Federwild. Gutes Gebiß war freilich dazu erforderlich. Die Bauern aber, welche von dieser Jagdbeute Kunde erhielten, dachten anders über die Sache. Sie waren ohnehin schlecht auf den Schulmeister zu sprechen. Es ging das dunkle Gerücht in der Gegend, daß er seine Stelle im Orte nur den harten Talern zu verdanken habe, welche die Witwe des früheren Schulmeisters, in der Hoffnung, seine Ehegemahlin zu werden, in die Hände der maßgebenden Faktoren gespielt hatte. Er erhielt die Stelle — die Witwe jedoch nicht den Mann; denn dieser weigerte sich nun, dieselbe zu heiraten. Solche Handlungsweise erbitterte die Dorfbewohner. Als diese bald erfuhren, daß die geschossenen Krähen das Abendessen des Lehrers bilden sollten, höhnten sie nun im Gasthause den Krähen- und Rabenjäger. Da hieß es nun im Fasching bei der Tanzmusik:

„Der Schulmasta schiaßt und trifft leicht die Rabn
Fürn Lehrer zum Nachtmahl, muaß guate Zähn habn."

Ein Bursche sang:

„Der Schulmasta ißt Hendl,
Der Lehrer die Rabn;
I bedank mi fürs Essen,
Möcht was Besseres habn."

Ein Witzbold sang:

„Die Krah, die weichn dem Schulmasta aus,
Weils glaubn, er trogts als Hendl ins Haus."

Bei einer Hochzeit wurde in Gegenwart des Schulmeisters folgender Spruch losgelassen:

„Guat sein die Hendeln, die Anln net schlecht,
Recht fein sein die Ganseln, aber was i net möcht,
Sein die Schulmasta-Krah, de liegn im Mogn
Wia Stoana, de konn nur der Lehrer vertrogn."

Im Bräuhause des Nachbarortes wurde folgendes Gedicht eines Kaplans, der eine witzige Ader hatte, vorgelesen und verbreitet:

„Am Turm ist a großes Gschra,
Fliagn um schwarze Krah,
Schrein und bledern
Mit ihre Federn.
Bald ists mit euch wohl aus,
Drenten beim Schulhaus
Segns den Schulmasta lauern.
Es seids zu bedauern,
Aber die no mehr, die euch essen!
Ist das für an Lehrer a Fressen!"

Die biederen Landleute waren empört über eine solche Behandlung des Lehrers, sprachen überall von dem traurigen Los desselben und

„In Gottes Namen,“ spricht der Lehrer und tritt über die Schwelle des Schulhauses und stellt sich dem Schulmeister vor, der eben mit „Rübenschälen“ beschäftigt war. „Sie kommen gerade recht zur Bereitung des Abendessens. Seien Sie mir herzlich willkommen!“ war die Begrüßung des Schulvorstandes. „Wir können gleich zur Kirche gehen; es ist Zeit zum „Gebetläuten“. Dieses Geschäft haben Sie zu besorgen, abends, wenn die Dämmerung eintritt, und morgens im Winter um 5 Uhr, im Advent und im Sommer um 4 Uhr. Zu Mittag läuten die Buben.“ Er erläuterte nun eingehend, wann und welche Glocken bei verschiedenen Gelegenheiten zu läuten seien, und damit begann die „Turm- und Strangperiode“ seines Lehramtes, die bis Neujahr 1871 währte.

Nun ging es zum lukullischen Souper. Süße und saure Rüben mit Erdäpfeln und zur Abwechslung süßes Kraut und Sauerkraut mit Kartoffeln standen täglich des Abends auf dem Tische. Bald wurde mir der Spruch verständlich, der die Türe des Lehrerzimmers mit großen Buchstaben zierte. Mit Beziehung auf die Instrumentalmusik stand dort: Kraut: allegro. Fleisch: tacet. Morgens gab es Kaffee; derselbe wurde schon damals, Kneipps Anordnungen vorahnend, aus gebrannten Roggen- und Gerstenkörnern von der Wirtschafterin dargestellt; dazu wurde schwarzes Brot gereicht; denn der Genuß von Semmeln zum Kaffee sei gesundheitsschädlich, erklärte ihm der Schulmeister, auch vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus verwerflich.

Durch ein zufälliges Ereignis gelangte der junge Lehrer jedoch später zu frischen Kipfeln am Frühstückstisch. Das ging so zu. Eines Tages verweilte er nach dem Läuten etwas länger auf dem Kirchturme und betrachtete die herrliche Gegend und den lieblichen Ort, der nun längst zur Sommerfrische avanzierte. Plötzlich schlugen aus dem Schindeldache des Bäckerhauses Flammen in die Höhe. Erschrocken zog er bald an diesem, bald an jenem Glockenstrange — das Alarmsignal bei einem Schadenfeuer — und im Nu war die Bevölkerung des Ortes auf der Gasse. Vom Turme rufend, bezeichnete er das gefährdete Haus und in wenigen Minuten war dasselbe durch ein paar Wasserstrahlen gerettet. Zur Anerkennung für diese Leistung ward nun der Frühstückstisch des Lehrers täglich mit einigen Kipfeln seitens des Bäckermeisters geschmückt, die dem jungen Manne trefflich mundeten, trotz der hygienischen Ansichten des Schulvorstandes.

Bald wäre des Mittagessens nicht erwähnt worden; dasselbe zeigte sich insofern reichhaltig, als dieses auch ein Stückchen Rindfleisch brachte, freilich in den kleinsten Dimensionen, aber immerhin ein Lichtblick in der Kraut- und Rübenwüste. Eines Tages bemerkte der Lehrer gesprächsweise gegen den Schulmonarchen, daß auch am Abend ein Stückchen

nicht bei Hagelgefahr geläutet, so bekomme auch der Pfarrer keinen neuen Stadel, meinten die Bauern; der Pfarrer hatte nämlich wiederholt beim Kirchenkonkurrenzausschusse um den Neubau seiner Scheune nachgesucht. Ja sogar zu Drohungen verstiegen sich die in beengenden Anschauungen aufgewachsenen Landleute. „Wehe den Herren, wenn der Schauer unsere Felder verwüstet! Dann sollen sie uns kennen lernen!" rief so mancher jener Bauern, welche im Glockentone einen Schutz gegen den Hagel erhofften.

Dem Lehrer lief es kalt über den Rücken, wenn er solche Worte hörte; denn der Ärger kehrte sich auch gegen diesen Liebling der Gemeinde, weil er die Turmschlüssel nicht ausliefern durfte und wollte, sobald ein Gewitter im Anzuge war. Aber Glück muß man haben! In vergangenen Jahren hatte der Hagel oft die ganze Ernte vernichtet, obwohl nach Kräften der Glockenstrang in Bewegung gesetzt wurde. Nun wurde diesem Gebrauche durch die Energie des Pfarrers ein Ende gesetzt und der Himmel hatte ein Einsehen. In den kritischen Jahren, die dieser Verfügung folgten und in die Amtstätigkeit des jungen Lehrers fielen, schoß kein Hagelkorn vom Himmel. Reiche Ernten belohnten den Schweiß des Landmannes. Schließlich versiegte der Groll des nun auch vom Himmel belehrten Bauern, der Haß gegen diese Neuerung verschwand und opferwillig erbauten sie dem Pfarrer eine neue Scheuer. Günstige Witterungsverhältnisse waren unserer Kulturmission gnädige Helfer gewesen, hatten Gefahren von den Neuerern abgewendet.

Das Läuten spielte im Leben des Lehrers damals also eine sehr gewichtige Rolle. Er war durch dasselbe auch der Regulator des Fleißes in der Gemeinde. Verschlief der Lehrer das Gebetläuten am Morgen — und das mag wohl vorgekommen sein — so erwachte auch die Gemeinde nicht; denn vor dem Klingen der Morgenglocke kroch weder Knecht noch Bauer aus dem warmen Bette. Hin und wieder ereignete es sich nun, daß der Lehrer zu einer Hochzeit oder zu einem Kindstaufschmaus geladen war, wobei es auch spät, beziehungsweise früh werden konnte. Armer Lehrer und Glockenstrickverwalter! Um zwei Uhr ins Bett, um vier Uhr schon wieder auf den Turm! „Machen wir es anders," denkt er und läutet gleich um zwei Uhr zum Gebete und schläft dann ruhig ein mit dem erquickenden Bewußtsein, nicht verschlafen zu können. Ein anderes Gesicht schneidet bei dieser Manipulation der Bauernknecht. Er muß heraus aus dem Bett und aufs Feld hinaus zur Arbeit, ehe noch die Lerche trillert. Der Bauer aber lacht sich ins Fäustchen und belobt den frühtätigen Lehrer; er hat zwei Stunden Arbeitszeit für das Gesinde gewonnen, das seinen Unmut freilich in Kraftworten äußert.

Im Winter, besonders im Advent, wo schon um vier Uhr morgens geläutet werden mußte, um die Knechte noch zwei Stunden vor der

suchten es nach Kräften zu lindern. So wurde der Lehrer im Herbst von fast allen Bauernhäusern freiwillig mit „Haarreisten“ beschenkt, aus denen das Garn gesponnen wird. Auch Butter und Honig wurden ihm in reichlichem Maße aus allen jenen Häusern gesandt, die Kinder zur Schule schickten. Aber nur ungern reichten sie dem Schulmeister, der ihrer Ansicht nach durch Trug diese Stelle erreicht hatte, die vorgeschriebene Sammlung, die von Haus zu Haus eingehoben wurde und aus Korn, Hafer, Weizen, Eiern und Schinken bestand. Eine derartige Sammlung wurde auch dem Pfarrer verabreicht. Am Ferialtag erwuchs dem Kaplan und dem Lehrer die Verpflichtung, diese „Fressalien“ für Pfarrer und Schulvorstand einzufordern. Mit der geschriebenen Liste in der Hand, welche das Ausmaß der Verpflichtung enthielt, wurde ein Tal nach dem andern abgestöbert, Bauer und Keuschler aufgesucht; der Träger schleppte die gesammelten Lebensmittel zum bereitstehenden Wagen. Gar zu liebenswürdig gestaltete sich die Aufnahme gewöhnlich nicht; denn nur ungern läßt sich der Bauer an seine Verpflichtungen erinnern, obwohl er schon am vorhergehenden Sonntag von der Kanzel aus über das Obligatorische dieser Abgabe aufgeklärt wurde, während die Bauern ihr den Charakter einer freiwilligen Spende zu geben trachteten. Höhnend fragte mancher: „Wozu brauchen Pfarrer und Schulmeister Hafer? Haben sie Pferde?“ Ein anderer wieder meinte, er habe nicht gehört, daß der Lehrer mit Schinken traktiert werde, der Schulmeister füttere ja ohnehin den Lehrer mit schwarzem Geflügel.

Der junge Lehrer mußte in Erfüllung seiner Instruktion dahin aufklärend wirken, daß diese Sammlung eine zur Zeit Maria Theresias freiwillig übernommene, aber nichtsdestoweniger genau zu leistende Steuer für Kultus- und Schulzwecke sei, nötigenfalls auch eingeklagt werden könne. War im Hause ein Kind, das die Schule besuchte, so wurde mit Bereitwilligkeit der Getreidekasten geöffnet, Kaplan und Lehrer wurden auch mit Äpfelmost und Brot bewirtet. So ging es wochenlang im Herbste. Den Pfarrer und Schulmeister „vergnügte einstweilen des Jagens Begier“, beide wollten und mochten die „speren“ Reden der aufgeregten Landleute nicht anhören.

Hatte doch der Pfarrer damals „das Wetterläuten“ abgebracht. In früheren Jahren mußte der Lehrer bei heranziehenden Gewitterwolken den Turm besteigen und die Glocke in Bewegung setzen, um dem „fulgura frango“ zum Rechte zu verhelfen. Der Pfarrer war bestrebt, den Aberglauben zu beseitigen, als ob durch das Läuten der Glocken böse Wetter abgewendet werden könnten, und verbot dem Lehrer, zu diesem Zwecke weder selbst zu läuten, noch anderen dazu die Möglichkeit zu bieten; denn es stehe jeder Läutende während eines Gewitters in Lebensgefahr. Darob große Aufregung in der Pfarrgemeinde! Werde

taufte die Kinder, wenn kein bestimmter Vorschlag gegeben war, oft mit Namen, die dem Geschmacke des Bauern nicht entsprachen, während der Seelsorger bestrebt war, Abwechslung in die Namenserteilung zu bringen. Von einer Nachbarspfarre wurde erzählt, daß der dortige Pfarrer sämtliche uneheliche Kinder mit den seltensten Namen des Kalenders belegt und nur bei ehelichen Kindern die freie Wahl von Namen zugelassen habe. Die Patin und die Hebamme konnten sich bei der Rückkehr häufig nicht mehr des seltenen, fremdklingenden Namens erinnern und das Kind erhielt einen landläufigen Vornamen und erfuhr erst bei der Einschreibung in die Schule aus dem Taufprotokoll den wahren Taufnamen.

Bei der „Vorsegnung" lediger Mädchen wurde der Lehrer um seine Fürsprache bei Pfarrer und Kaplan gebeten, damit die Strafpredigt möglichst gelinde ausfalle.

Ein ziemlich seltenes Ereignis war eine Hochzeit, wenigstens eine solche mit Musik und Tanz. Auch dabei durfte Kirche und Schule nicht fehlen. Die Kranzeljungfrauen befestigten nach der Trauung ihr Sträußchen am Rocke des Lehrers und damit war die Einladung vollzogen. Gewöhnlich erschienen Kaplan und Lehrer am Hochzeitstische und erhielten dort die Ehrenplätze. Beim Tanz wurde der Lehrer häufig den Bauernburschen vorgezogen und erntete dafür finstere Blicke der Zurückgesetzten. In älteren Zeiten spielte wohl auch der Lehrer mit den Musikanten beim Tanze auf, wie dies auch der Komponist Anton Bruckner erwähnt. Am Ende der Sechzigerjahre im vorigen Jahrhundert war dies jedoch in Steiermark nicht mehr üblich, ja durch die geistliche Schulaufsicht direkt, als das Ansehen des Lehrstandes schädigend, verboten.

In der Kirche sah man den Lehrer jedoch gern als geschickten Musiker. Und tüchtige Musiker waren in damaliger Zeit im Lehrstande nicht selten. Das Notenabschreiben nahm viele Stunden des Tages in Anspruch. Jeden Sonntag gab es ein Hochamt mit Instrumentalmusik. Die Besetzung der Singstimmen war in den meisten Fällen ungenügend. Gewöhnlich war nur eine Sopran- und Baßstimme vorhanden. Alt und Tenor fehlten gewöhnlich. Als Begleitung fungierten die Orgel, eine Violine, zwei Klarinetten, eine Flöte, zwei Hörner, zwei Trompeten, ein Baßbombardon und die Pauken. Die Wirkung dieser Orchestrierung auf die Zuhörer war geradezu markerschütternd; den Bauern jedoch galt diese Art von Kirchenmusik als Ohrenschmaus. Der Schulmeister spielte oft zwei Instrumente zu gleicher Zeit, nämlich mit den Füßen das Pedal der Orgel, mit den Händen die Geige; dabei entströmten seiner Kehle die Töne eines Tenorsolos. Mehr kann ein Mensch gleichzeitig nicht leisten. So unglaublich diese Schilderung auch klingt, geschehen sind solche Arbeiten, die einem Hekatoncheiren Ehre machen würden, auf dem Kirchenchore in vielen Fällen und an vielen Orten. Zum Dank für die

Rorate ausgiebig mit dem Dreschen zu beschäftigen, war dieser Teil des „Schuldienstes“ wohl ein sehr beschwerlicher. Der erste, welcher über den beschneiten und verwehten Kirchhof wanderte und oft bis zur Brust im Schnee einsank, war der Herr Lehrer. Einstmals strumpfte er gar in ein geöffnetes Grab, kam aber mit dem bloßen Schrecken davon. Ein boshafter Schneider meinte, auf das „Gehalt“ des Lehrers anspielend, welches 48 fl. K.=M. pro Jahr betrug, zum Leben hätte er zu wenig, zum Sterben zu viel; es sei deshalb gar nichts Merkwürdiges, daß er wieder lebend das Grab verlassen durfte.

Eine Nebenbeschäftigung des Lehrers damaliger Zeit war auch das tägliche Aufziehen der Turmuhr. Es war keine Kleinigkeit, die zentnerschweren Gewichte mittels einer Kurbel drei Stockwerke hoch emporzutreiben. Als der Jünger Pestalozzis sich über diese dem Lehrer nicht angemessene, knechtliche Arbeit beim Schulmeister beklagte, erwiderte dieser sarkastisch, er habe gehört, daß durch das neue Schulgesetz auch das Turnen im Lehrplane der Volksschule einen Platz fände; somit wäre das Turmuhraufziehen eine gute Leibesübung und eine Vorbereitung für den Beruf des künftigen Turnlehrers. Also zum Schaden auch den Spott! Dafür herrschte der Lehrer unbeschränkt über die Zeit. Manchmal wurde der Vormittag verkürzt und der Nachmittag verlängert oder umgekehrt. Die Uhrzeiger gehorchten der machtvollen Hand des Lehrers.

Von sechs bis acht Uhr morgens war die Sakristei der Kirche das Arbeitsfeld des Lehrers. Die kirchlichen Kleider, die Geräte zum Gottesdienste mußten geordnet, der Wein für die Messekännchen geholt, der Kelch und das Meßbuch in Ordnung gebracht werden, die Kerzen zur Messe wurden angezündet, das Zeichen zur Messe mußte mit der Glocke am Turme gegeben werden. Da gab es nun im Anfange gar manche Verstöße gegen die kirchlichen Vorschriften. Mit freundlichen Worten erinnerte der Pfarrer oft daran, daß das „ewige Licht“ erloschen sei, daß dies und jenes abgängig sei. Die meiste Sorge und große Verlegenheit bereitete dem kurzsichtigen Lehrer das Anzünden der Kerzen am Kirchenluster. Kaum war die einzelne Kerze mit dem Stangenleuchter berührt, so tanzte der Luster um den Lehrer; die Kerze blieb aber ohne Licht. Dies erregte wohl das Schmunzeln der Andächtigen; endlich eilte dann dienstbeflissen irgend ein Kirchenbesucher herbei, um dem Lehrer diese schwere Bürde abzunehmen.

Das Leben des Dörflers spielte sich vor den erstaunten Blicken des Lehrers ab. Bei jeder kirchlichen Handlung war er zugegen. Werden und Vergehen begleitete seine Anwesenheit. Des Morgens trat die Hebamme mit dem Neugebornen, von der „Godel“ begleitet, zum Lehrer in die Stube, damit derselbe alle Vorbereitungen zur Taufe treffe und einen passenden Taufnamen empfehle; denn der Amtsvorgänger des Pfarrers

Die Kinder wurden hier im Beisein einiger Dorfhonoratioren in allen Gegenständen vom Kreisdechante als Schuldistriktsaufseher eingehend geprüft. Lob mit Tadel vermischt entströmten dem Munde des Prüfenden; andächtig lauschten die aufgeregten Kinder diesen Worten. Endlich wurde zur Verteilung der Prämien geschritten. Es waren dies einfach gebundene Gebetbücher, häufig auch Erzählungen von Chr. Schmid. Kaum war das letzte Prämium ausgegeben, so waren auch die Tränenschleusen geöffnet.

Es waren dies häufig weniger Tränen der Freude, als vielmehr bittere Zähren des gekränkten Ehrgeizes. Die Auswahl der Bravsten unter den Braven war oft mit Schwierigkeiten verbunden; die sozialen Verhältnisse in der Gemeinde erschwerten es dem gewissenhaften Lehrer nicht selten, volle Gerechtigkeit zu üben. Ein Fall solcher Art haftet noch im Gedächtnisse des Schreibers dieser Zeilen. Bei einer solchen Prüfung hatte sich etwas Unerhörtes begeben. Die Tochter einer armen Dienstmagd, ein „lediges" Kind, hatte mit einer freundlichen Ansprache des würdigen Dechanten den ersten Preis erhalten; der Sohn des Kirchenwirtes und Kirchenprobstes war leer ausgegangen. Darob große Entrüstung unter den Honoratioren. Der Schulmeister hatte dies vorausgesehen und gewarnt; Lehrer und Kaplan waren aber fest geblieben. Das arme Kind einer noch ärmeren Dienstmagd erhielt nach Recht und Gerechtigkeit den ersten Preis, den es verdiente. Nicht wenig dürfte zu dieser Entscheidung eine Grabschrift beigetragen haben, die das einfache Kreuz über dem Grabhügel eines unehelichen Kindes zierte und zufällig vom Lehrer am Ortsfriedhofe entdeckt wurde. Sie machte mit ihren schlichten Worten auf den Lehrer großen Eindruck und lautete:

„Ich bin ein armes lediges Kind,
Die überall verachtet sind,
Drum nahm mich Gott ins Himmelreich,
Dort sind wir Kinder alle gleich".

Diese Verse sollten in ihrem ersten Teile widerlegt und dem Rechte auch auf dieser Welt einmal zum Siege verholfen werden. Schwerlich wird dies oft geschehen sein. Darum kann man diesen Prämien, bald darauf verboten, keine Träne nachweinen. Zum Schlusse der Prüfung erhielt jedes Kind ohne Ausnahme von den Kirchenpröbsten eine Semmel, für Bauernkinder ein seltener Leckerbissen. Entrüstet wies gleichwohl manch ein Gekränkter diese Stärkung zurück. Mit Groll verließ er den Prüfungssaal in der Meinung, ein großes Unrecht erlitten zu haben.

Die Honoratioren versammelten sich aber zum würdigen Abschlusse der Feierlichkeiten im Pfarrhofe, wo bei einer festlichen Tafel auf Kosten des Pfarrherrn Kehle und Gaumen gelabt wurden. Nur zweimal konnte der junge Lehrer an derartigen Festen teilnehmen und unter den Auspizien der geistlichen Schulaufsicht Probe von seinem Können und Wollen ab-

Leistungen auf dem Kirchenchore, erhielten sämtliche Musiker, also auch der Lehrer am Lichtmeßtage eine Wachskerze.

Auch beim Begräbnis war der Lehrer zur Stelle. Am Eingange des Ortes, bei einem Kreuze wurde die Leiche vom Wagen abgeladen und hier erwarteten die Leidtragenden den Pfarrer und Lehrer. Von hier bis zum Friedhofe wurde der Weg unter Absingen der vorgeschriebenen Choräle zurückgelegt und am Grabe nach dem Gebete das Lied: „Fahr hin, o Seel' zu deinem Gott" angestimmt und von der versammelten Gemeinde mit lautem Gesange begleitet. So war der Lehrer, an allen kirchlichen Funktionen beteiligt, Schule und Kirche innig verwachsen.

Die Schultätigkeit trat gegenüber den kirchlichen Verrichtungen in den Hintergrund. Ein großer Teil der Zeit des Lehrers war letzteren gewidmet und der Pfarrschullehrer betonte bei jeder Gelegenheit: „Von der Schule — er meinte das Schulgeld — können wir nicht leben; wir müssen uns vom Einkommen aus dem Mesner- und Organistendienst sättigen!" Ganz unrecht konnte man dem Mann nicht geben. Trotz dieser widrigen Umstände wurde in der Schule verhältnismäßig viel geleistet. Die Bauernkinder, welche etwa durch sechs Jahre die Schule besuchten, erlernten Lesen, Schreiben und Rechnen, das sogenannte Trivium — daher der Ausdruck Trivialschule, der auch anders gedeutet wird — und Religion. Aus den gesammelten, nach Jahren geordneten, viele Dezennien hindurch aufbewahrten Probeschriften konnte man ersehen, daß im Schönschreiben prächtige Resultate erzielt wurden. Auch im Kopfrechnen, welches täglich geübt wurde, stellte die alte Schule ihren Mann. Vielfach wurden in damaliger Zeit in der Schule Handschriften verschiedener Personen gelesen und entziffert; besonders behördliche Schriftstücke mit veralteten Buchstabenformen wurden von den Lehrern eifrig gesammelt und in der Schule zu obigem Zweck verwertet. Dieser Vorgang könnte auch heute als praktisch bezeichnet werden und wäre auch der Neuschule zu empfehlen.

In der Osterzeit, wo sich Schulschluß und Schulanfang unmittelbar aneinander reihten, fiel die Zeit der öffentlichen Prüfung, welcher der Kreisdechant präsidierte. Pöllerschüsse und Glockengeläute verkündeten das Eintreffen des staatlichen Prüfungskommissärs. Derselbe begab sich nach seiner Ankunft als kirchlicher Funktionär in die hellerleuchtete Pfarrkirche zur Vornahme der Kirchenvisitation, empfing dann im Pfarrhofe die Geistlichkeit, den Lehrkörper, die Kirchenpröbste, die Hebammen, ließ sich die Kirchenrechnungen vorlegen, prüfte das Kirchenvermögen, die kirchlichen Auszüge und Taufbücher, ließ sich über das kirchliche und sittliche Leben der Pfarrkinder Bericht erstatten und begab sich nun zur Schule.

Wien auf der Straße ausgesetzt ist. In Dresden ist mir einmal ein Droschkenführer nachgelaufen, schimpfend, daß ich die zwanzig Pfennige, die er mir von der Mark herauszugeben hatte, nicht abgewartet habe. Derlei braucht man bei einem Wiener Fiaker nicht zu befürchten. Im Gegenteil, der schleudert einem die kompaktesten Grobheiten nach, wenn man ihm zu wenig über die Taxe gezahlt hat. Er erwartet stets ein Übriges und weiß alle denkbaren Finten und Ausreden, um ein Trinkgeld zu ergattern. In diesem Punkte möchte man in Wien vielen jener Elemente, die es auf der Straße und in Wirtshäusern mit Fremden zu tun haben, mehr persönliches Ehrgefühl wünschen.

Ich glaube, die Hauptschuld, daß Wien keine eigentliche Fremdenstadt werden kann, trägt der liebe Herrgott, der dieser Stadt einen ungünstigen Platz angewiesen hat. Hätte er — den heutigen Reise- und Verkehrsverhältnissen entsprechend — Wien nach Thüringen verlegt, oder an den Rhein, oder nach Bayern, oder nach Oberitalien, es würde eine gar rege Fremdenstadt sein trotz der Sperrsechserln und der groben Höckerinnen. Nicht, als ob Wien in einer weniger schönen Gegend läge; die Umgebung Wiens gehört doch gewiß zu den allerschönsten, deren Großstädte sich erfreuen. Leider werden große Städte nicht ihrer landschaftlichen Umgebung wegen besucht. Das Entscheidende: Wien ist den Hauptfremdenstraßen entlegen! Das ist das Geheimnis, und doch aller Welt bekannt. Den reisenden Nordländern, die in die Alpen oder nach Italien gehen, liegt Wien zu weit links; den reisenden Ostländern zu weit rechts. Die Polen und die Russen, denen Wien am Wege liegen könnte, reisen noch zu wenig in Massen. Die westlichen Reisenden haben unterwegs zu viel moderne, interessante Städte, so daß sie im alten Wien kaum viel Neues fänden. Der Schauplatz der Weltgeschichte in Europa hat sich beträchtlich verschoben, so ist es um Wien ruhiger geworden. Das ändert sich auch wieder einmal und dann kann plötzlich Wien im Mittelpunkte stehen, und alles wird finden, daß man nach allen möglichen Ländern hin am besten über Wien reist. Dann werden auch die entsprechenden Verkehrswege vorhanden sein. Die Fremden allein sind kein genügender Grund zur Schaffung neuer Verhältnisse; lokale Änderungen und Reformen genügen nicht, den Fremdenstrom zu ändern. Feste, Ausstellungen, Reklamen sind wohl ein Reiz, aber nicht stark genug, elementaren Massen eine neue Richtung zu geben. Dazu gehören große Ereignisse und sie können kommen. Neue Straßen pflegen zuerst vom Heere ausgetreten zu werden.

Wien steht auch nicht im Rufe jenes modernen energischen Arbeitens, das eine Welt zwänge, aufzuschauen, hinzuschauen. Und wer sich einmal den heiteren Lebensgenuß, den sorglosen Fatalismus besehen will, der geht gleich lieber nach Neapel oder Konstantinopel. Die berühmten

legen. 1870 wurden diese Schauprüfungen aufgehoben, die weltliche Schulaufsicht trat in ihre Rechte und der junge Mann verließ den Ort seines Wirkens, um ihn mit einem Posten im steirischen Unterlande zu vertauschen. Schweren Herzens nahm er von der Stätte Abschied, wo er zuerst im Dienste der Volksbildung gestanden, wo er viel gelernt und noch mehr erfahren, wo er so manche Wünsche und Hoffnungen begraben hatte. Die Strahlen der aufgehenden Sonne verklärten noch einmal den Ort seines Wirkens, während er als rüstiger Fußwanderer den trennenden Bergesrücken überstieg. Damit tauchte er in das Leben der Welt hinab, dem er zwei Jahre entrückt war. Wohl mag man in dem geschilderten Gebirgsdorfe den jungen Lehrer vergessen haben! Dies ist der Lauf der Welt. Wenn nur sein Wirken Früchte getragen hat, seine Worte und Lehren empfänglichen Boden gefunden haben. Diese Zeilen sollen aber dazu dienen, die Schulverhältnisse jener vergangenen Zeiten festzuhalten. An Übertreibung bei Schilderung der Zustände, welche damals fast die Regel waren, darf nicht gedacht werden; die alles mildernde Zeit, die mittlerweile verflossen, hat eher dazu beigetragen, manche Bitternis, die verkostet wurde, abzuschwächen und den Erlebnissen einen fröhlicheren Verlauf zu geben, als ihn die rauhe Wirklichkeit gezeigt hätte.

## Warum Wien keine Fremdenstadt werden will?

Jetzt wird wieder einmal viel darüber herumgeredet, weshalb Wien sich nicht so recht zu einer Fremdenstadt entwickeln kann, warum so wenig Reisende nach Wien kommen.

Die Meinungen darüber sind natürlich sehr geteilt, ein Beweis, daß keine auffallende Ursache vorhanden ist. Die meisten Meinungen sind — echt wienerisch. Ja, allen Ernstes behaupten viele, die Fremden kämen hauptsächlich deshalb nicht nach Wien, weil in Wien die Parteien keinen Hausschlüssel hätten, weil in der Nacht vom Hausmeister das „Sperrsechserl" eingehoben werde, weil die Hökerinnen ein zu „grobes Maul" hätten, weil auf dem Meldzettel Damen das Alter angeben müßten, weil die Gewölbe zu frühzeitig geschlossen würden, weil es kein Nachtleben auf den Straßen gebe, kein Theater um Mitternacht u. s. w.

Merkwürdig! Man sollte denken, daß andere Gründe — wenn für die Fremdenarmut Wiens schon welche genannt sein müssen — näher lägen. Zum Beispiel die große Teuerung. Man braucht darüber weiter kein Wort zu verlieren, Alles nickt mit dem Kopf, wenn ich sage: Die große Teuerung! Hierin hat Wien den Vorzug von allen mir bekannten Städten. Oder etwa auch das unreelle Gebaren, dem der Fremde in

Fremden wegen unsere Eigenart, sofern sie gut ist, aufgeben sollen, daß wir ihretwegen das natürliche Leben zum Opfer bringen sollen, so etwa die Nacht zum Tage machen (woraus der Tag sich dann so leicht zur Nacht macht) das wäre zu viel verlangt. Daß es in Wien zur Nachtzeit ruhig und dunkel ist, das wird die Fremden nicht abhalten zu kommen, wenn es nur am Tage hell und lebendig ist. Sie werden höchstens sagen: Ei siehe, die Wiener sind doch gescheite Leute, die schlafen in der Nacht und rühren sich am Tage. Jener gewiß recht böswillige Beobachter dürfte wohl doch nicht ganz recht haben, der da behauptete, der Wiener gehe nur deshalb so früh schlafen, weil er um zehn Uhr abends schon müde sei von Wirtshaus und Kaffeehaus, während der Berliner tagsüber arbeitet und abends erst zum Genießen aufgelegt ist. So klipp wird sich das wohl nicht unterscheiden lassen. Keinesfalls glaube ich, daß man des Nachtlebens halber nach Berlin reist und daß man Wien deshalb meidet, weil es dort in der Nacht dunkel ist. Wäre es aber so, dann müßte erst recht dazu geschaut werden, den Karren wieder ins richtige Geleise zu bringen. Am Ende wird doch das die leistungsfähigste, die frischeste, die lebenslustigste Stadt sein und bleiben, die ihr Leben naturgemäß, zweckmäßig einrichtet. Nach Jahren, wenn die Leute noch klüger sein werden, als sie heute sind, wird als die schönste, anziehendste Stadt die gelten, der es gelang, möglichst viele Nachteile des Stadtlebens abzustreifen und möglichst viel natürliche Lebensweise anzunehmen. Und sollte dann eine solche Stadt nicht immer genügend Fremde in ihren Mauern haben, so wird sie um so mehr von gesunden Einheimischen bewohnt sein. Rosegger.

---

## Scherzgedichte.

Von Johannes Trojan.[1])

### Kurzgefaßte poetische Feuermeldung.

Nichts Gutes komm' ich anzusagen,
Kein froher Anlaß führt mich her;
Ich muß — wohl ist es zu beklagen —
Ein Unglück melden, groß und schwer.
Wie käm' ich sonst mit bleichem Munde,
Verstört, daß man mich kaum erkennt!
Wohlan vernehmt des Unglücks Kunde,
Schon dauert's eine halbe Stunde:
Es brennt!

[1]) Aus dessen lustigem Büchlein „Neue Scherzgedichte“ (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung, 1903).

„Backhendl“ Wiens sind zwar verflogen, aber der Backhendlgeist ist noch geblieben, wenigstens in den älteren Schichten der Bevölkerung. Neu-Wien allerdings ringt heldenhaft mit der Zeit und will nicht zurückbleiben, doch damit unterscheidet es sich nicht von anderen Großstädten, das ist also auch kein Zugsmittel für Fremde. Wer in den modernen Städten Europas Umschau gehalten, der weiß es wohl, wie fabelhaft weit sie gekommen sind; da kann eine alte ehrwürdige Stadt, deren Wurzeln im Mittelalter gründen, trotz aller Entwicklung gar zu schwer gleichen Schritt halten. Ja, wenn Wien in seinem Zustande etwa der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts stehen geblieben wäre, mit seiner Festungsmauer mit seinen Zeiserlwägen, mit seinem Polizeiwesen, mit seiner Geisteskuebelung, dann allerdings würde es heute eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges sein und jeder Weltreisende müßte nebst Venedig auch Wien gesehen haben. Doch über den Grad der Kuriosität ist es hinausgekommen, nur nicht weit genug.

Weil unsere österreichische Hauptstadt sich weder als europäische noch als orientalische Sehenswürdigkeit, weder als alte noch als moderne Stadt recht zeigen kann, weil sie den Hauptreisestraßen dermalen abseits liegt, darum ist es sehr schwer, einen großen Fremdenzuzug zu erzielen.

Ich glaube, die Wiener sollten auch nicht zu sehr darauf warten. Sie sollten ihre verhältnismäßige Ruhe dazu ausnützen, recht tüchtig zu arbeiten, auf allen Gebieten Reelles und Gediegenes zu leisten und immerfort ein wenig mehr an die Leistung denken, als an das Genießen. Ich glaube, diese Wirtschaftsart wäre der Fremdenpolitik vorzuziehen. Die Fremden würden dann vielleicht von selbst kommen und es würde manchen kaum schlecht gefallen, wenn die Wiener mit höflicher und vornehmer Gelassenheit es darauf ankommen ließen, ob sie es den Fremden recht machten oder nicht. Es ist ja eine neue Mode, daß die Bürger ihre Stadt als Schaustück ausbieten und von deren Schönheit leben wollen. In früherer Zeit hat man sich ja auch gefreut, wenn die Heimatsstadt den Zugereisten gefiel, aber man hat deshalb doch nicht einen Augenblick das Schurzfell weggeworfen. Die Bürger wollten mit Schick und Fleiß schaffen und in ihrer Stadt der Herr sein, anstatt — wie es jetzt der Brauch — sich zum Fremdendiener zu erniedrigen. Es war ein stolzeres Geschlecht.

Nun, damit kann man nicht rechten, das ist vorbei. Wir sind wandernde Leute geworden. Wir haben ein weiteres, ein größeres Herz bekommen. Nicht allein das, was wir selbst treiben, was unser ist, interessiert uns, sondern auch anderer Leistungen und Güter. Gemeinsamer sind wir geworden mit aller Welt, darum reisen wir zu anderen, und erwarten, daß andere zu uns reisen. Wir sollen uns rüsten, gewiß, um Fremde würdig und gastlich zu empfangen. Aber, daß wir der

## Zu Enkirch im Anker.

Zu Enkirch im Anker,
Da gibt's einen Wein,
Der könnte nicht blanker,
Nicht duftiger sein.
Ein Labsal der Kehle,
Ein Bad für die Seele —
Zu Enkirch im Anker,
Gern kehr' ich da ein.

Zu Enkirch im Anker,
Da sitzt einer gut,
Da lauscht bei dem Trank er
Dem Rauschen der Flut.
Darüber erheben
Sich Berge voll Reben —
Zu Enkirch im Anker,
Wie wohl sich's da ruht.

Zu Enkirch im Anker,
Gern geb' ich es kund,
Kommt dorthin ein Kranker,
Der matt ist und wund:
Wie schwer er auch leide,
Da trinkt er sich Freude,
Zu Enkirch im Anker,
Da wird er gesund.

## Der Geldpunkt.

Wenn sie es hat und du es hast,
Seid ihr ein Paar, das trefflich paßt.
Wenn sie es hat und dir gebricht's,
Dann gräm' dich nicht, das schadet nichts.
Wenn ihr es fehlt und du es hast,
So scheint mir das noch besser fast.
Doch habt ihr beide „gar nichts nich",
Sohn! Sohn! wie wird das werden, sprich!

## Vorzug des Winters.

(Von Huno dem Einfältigen.)

Das Feld ist öde, der Wald ist kahl,
Wie es ja in der Regel
Im Winter ist. Klein ist die Zahl
Der hiergebliebenen Vögel.

Mir ist's egal, mir tut's nicht leid,
Wenn auch noch diese verschwänden.
Das Dichten gewinnt an Einfachheit
Durch Mangel an Gegenständen.

Wo? Linker Hand gleich um die Ecke,
Zwei Treppen hoch nach vorn heraus,
Da brachen, ach, zu unserm Schrecke,
Auf einmal Feuersflammen aus.
Das Haus gehört dem alten Steuer-
Direktor Wolff, den jeder kennt —
Die Frau ist 'ne geborne Meier —
Da wütet, wie gesagt, das Feuer.
Es brennt!

Mutmaßlich mich zu äußern drüber,
Wodurch die Feuersbrunst entstand,
Verschieb' ich wohl auf morgen lieber,
Wenn hoffentlich gelöscht der Brand.
Vielleicht ein Streichholz war's, das Line,
Die man als unvorsichtig kennt,
Geworfen hat in die Gardine,
Vielleicht entstand's durch die Maschine —
Es brennt!

Es brennt! Indes ich steh' und plaudre,
Stürzt sicher schon der Dachstuhl ein.
O Feuerwehr, nicht länger zaudre,
Dem Löschungswerke dich zu weihn!
Schnell mit der Eimer langer Kette
Bekämpf' das gier'ge Element,
Sonst findest du nur eine Stätte
Von Trümmern noch. Erschein' und rette!
Es brennt!

## Die Gattin an den Eheherrn nach beendeter Wahlzeit.

Endlich hast du ausgewählt!
Hast du auch mal nachgezählt,
Was du währenddem verbraucht,
Teils verkneipt und teils verraucht,
Teils verprepelt und verpraßt,
Teils im Skat verloren hast?

Wochenlang zum Zweck der Wahl
Gingst du täglich ins Lokal.
Dort dein Beefsteak oder zwei
Aßest du, sogar mit Ei,
Trankst dazu dein echtes Bier —
Und von Graupen lebten wir!

Aussehn tust du wirklich gut!
Ist das denn dein eigner Hut,
Oder hast du den vertauscht,
Als ihr weggingt schwerberauscht?

Ist das denn dein Überzieher?
Dunkelblau erschien er früher,
Und jetzt ist er dunkelgrün —
Und der Schirm — wo hast du ihn?

Zeig' mir mal dein Portemonnaie!
Nichts ist drin mehr, wie ich seh'.
Hast du auch die Uhr nicht mehr?
Und der Trauring, wo ist der?

Sieh doch in den Spiegel mal,
Wie du aussiehst nach der Wahl.
Herrlich ist sie dir bekommen.
Lieber Gott, wie mitgenommen,
Wie verstört erscheinst du mir!
Ist das deine Nase hier,
Was so funkelt und so glimmt?
Güt'ger Himmel, ja — es stimmt.

Wenn es nur von Nutzen wär'!
Aber das bezweifl' ich sehr.
Selten kommt bei Saus und Braus
Was fürs Vaterland heraus. —
So, jetzt geh' und schlaf' dich aus.

Wir haben süperb uns die Zeit vertrieben,
Halli.
Ich wollte, wir wären zusammen geblieben,
Hallo.
Doch wurde die Sache mir stark ennuyant,
Ich sagt' ihr, daß mich die Regierung ernannt,
Kamele zu kaufen in Samarkand.
Halli und Hallo.

Und als ich zum Abschied die Hand gab der Kleinen,
Halli.
Da fing sie bitterlich an zu weinen,
Hallo.
Was denk' ich just heut ohne Unterlaß,
Daß ich ihr so rauh gab den Reisepaß . . .
Wein her, zum Henker, und da liegt Trumpf Aß.
Halli und Hallo.

## „Kampf ums Dasein“.

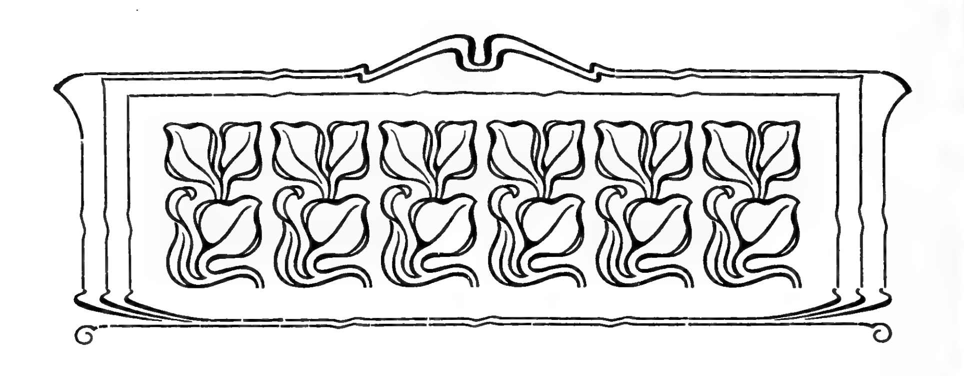
Da ist das Leitwort erfunden worden vom „Kampf ums Dasein“. Man will damit das Lebenselend recht kraß kennzeichnen, als ob es sich nicht selbst kennzeichnete. Man will den rücksichtslosen Egoismus damit rechtfertigen, und den Kampf, den man so oft willkürlich vom Zaune bricht, heiligen.

Stimmt es aber wohl auch? Ist es nicht eines jener Leitworte, die nur immer tiefer in den Abgrund führen, anstatt aufwärts? In dem einen Sinne mag das vom „Kampf ums Dasein“ ja seine Richtigkeit haben; in dem anderen Sinne aber, in dem es insgemein verstanden zu werden pflegt, ist es unwahr.

Freilich gibt es in der Welt einen ewigen und rücksichtslosen Kampf ums Dasein, aber vor allem nur unter den verschiedenartigen Elementen und Kreaturen. Auch in einer und derselben Gattung natürlich gibt es Kämpfe unter den Individuen, aber dieselben kommen sehr oft der Erhaltung der Gattung zugute, sie stärken die Individuen, sie entwickeln die Anlagen, und unser gesellschaftlicher Kampf ums Dasein ist heute so geartet, daß die durchschnittliche Lebensdauer sich verlängert, statt verkürzt. Freilich kämpfen die unterschiedlichen Tierarten untereinander und auch andere Wesen, die verschiedenartig sind und doch einander tangieren, einen rasenden Kampf auf Leben und Tod. Hunde, so bissig sie aufeinander sein mögen — den Wölfen gegenüber halten sie zusammen. Die Menschen, so heftig sie sich befehden, der feindlichen Tierwelt, den Elementarmächten gegenüber halten sie zusammen.

Wahr ist auch, daß die Gesellschaftsklassen miteinander einen Kampf auf Leben und Tod führen, und zeitweilig manche Völker. Hinter all dem aber steht das Ideal des Menschentums und es erstarkt immer mehr. Und wir sehen, wie in normalen Zeitläuften die Humanität ununterbrochen lebt und webt und wie sie gerade bei Streit und Krieg sich oft zu heldenhaften Taten aufschwingt, um gefährdete Menschen zu stützen, zu retten.

Das Wort vom Kampf ums Dasein legt nahe, daß wir den Mitmenschen für unsern größten Feind betrachten sollen, der uns das Brot vom Munde wegschnappt und uns mit dem Ellbogen vom Plane drängen möchte. — Ich wollte nicht gerne sehen, wie es ginge, wenn diese Mitmenschen nicht wären, wenn nur ein einziger Mensch dastünde unter den Früchten der weiten Erde! Mit seiner persönlichen Kraft allein nicht drei Tage könnte er bestehen bei den wilden Elementen



# Kleine Laube.

## Bruder Liederlich.

Von Detlev v. Liliencron.[1])

Die Feder am Sturmhut in Spiel und Gefahren,
Halli.
Nie lernt' ich im Leben zu fasten, zu sparen.
Hallo.
Der Dirne lass' ich die Wege nicht frei,
Wo Männer sich raufen, da bin ich dabei,
Und wo sie saufen, da sauf' ich für drei.
Halli und Hallo.

Verdammt, es blieb mir ein Mädchen hängen,
Halli.
Ich kann sie mir nicht aus dem Herzen zwängen,
Hallo.
Ich glaube, sie war erst sechzehn Jahr,
Trug rote Bänder im schwarzen Haar,
Und plauderte wie der lustigste Star.
Halli und Hallo.

Was hatte das Mädel zwei frische Backen,
Halli.
Krach, konnten die Zähne die Haselnuß knacken,
Hallo.
Sie hat mir das Zimmer mit Blumen geschmückt,
Die wir auf heimlichen Wegen gepflückt,
Wie hab' ich dafür an's Herz sie gedrückt.
Halli und Hallo.

Ich schenkt' ihr ein Kleidchen von gelber Seiden,
Halli.
Sie sagte, sie möcht' mich unsäglich gern leiden,
Hallo.
Und als ich die Taschen ihr vollgesteckt
Mit Pralinés, Feigen und feinem Konfekt,
Da hat sie von morgens bis abends geschleckt.
Halli und Hallo.

---

[1]) Eine Probe von der lustigen Weise des hochgefeierten Dichters.

der Herdengefühle! Das ist das Elend! Wir aber suchen zur Ergründung unserer eigenen dunklen Herzenswelt eine Fackel, die einmal so recht in die Gründe leuchtet. Nichts Neues soll und kann die Lyrik uns vorphantasieren, wir sind und bleiben Adam und Eva, Kain und Abel unentwegt. Aber unser dunkles Menschenwesen soll sie in seinen Tiefen fassen. Dinge, die wir wohl empfinden, aber nicht zu sagen vermögen, soll der Lyriker uns in Wort und Klang, in Bild und Gleichnis geben, gleichsam der Seele einen Leib erschaffen, so daß unsere geistige Wesenheit in sinnfälliger Gestalt uns offenbar wird. Damit ist uns geholfen. War nicht auch Gott Vater ein solcher Dichter, als er der Seele einen Leib gegeben hat?

Die Musik, heißt es, sei die göttlichste Kunst. Und das zwar, weil sie lyrisch ist. Mit klingenden Feuern leuchtet sie in das Menschenwesen und wir sehen mit wonnigem Schauern, wie weit, wie tief, wie inhaltsschwer, wie schicksalskeimend unsere Seele ist. Es gibt eine lyrische Dichtung, die gerade als Musik auf uns wirkt, da ist nichts zu verstehen, nur zu empfinden. Aus den Gedanken des Gedichtes werden wir oft nicht recht klug und doch müssen wir die Verse immer wieder lesen, sie tun uns wohl, wir wissen nicht warum, sie lösen in uns Glücksgefühle aus, deren wir sonst nicht inne werden können.

Zu dieser echten und tiefgründenden Lyrik gehört auch ein neues Gedichtbüchlein, das ich eben bei glücklicher Stimmung gelesen habe. Denn kleine Stimmungen muß man selbst mitbringen, um für große empfänglich zu sein. Das Büchlein nennt sich „Pulse des Lebens.“ Gedichte von Helene Svoboda. (Dresden. E. Pierson. 1904.) Gewöhnliche Verse sind das wahrlich nicht. Diese Feuer gemahnen an das innere Schwalchen eines vorzeitig verschütteten Vulkans. Ein glühendes Leben, vom Geschick zu früh gedämpft. Wie der geblendete Vogel, singt diese Dichterseele in der angebrochenen Nacht von ihrem vergangenen Liebesfrühling. Ist das nicht die elementare Schwüle des Volksliedes?

Ich kann nicht zurück,
Es soll mir gelingen,
Ich will dich erringen,
Du bist mein Glück!

Es lockt wie das Licht
Dein sprühendes Wesen,
Dran will ich genesen,
Verlasse mich nicht!

Ach, geh nicht vorbei,
Du trauter Gesell,
Dein Blick ist so hell,
Wie der Tau im Mai...

So werden wir eingeführt und sind bereits gefangen. Wir sehen die Dichterin vor uns stehen mit großen, träumerischen Nachtaugen, aber voll mühsam verhüllter Glut.

Ob die Lieb' ich versteh,
Ach, nur zu gut!
Sie liegt mir im Blut,
Wenn ich zu dir geh!

Und dann folgt in sanft gelöster Leidenschaft die völlige Hingabe an den Geliebten und wir spüren in jedem Rhythmus die Pulse des Lebens. Doch nicht allein „die Liebe, die im Blut liegt,“ ist's, bald entdeckt sie an dem Freunde auch andere Werte. Oder sind vielleicht gerade diese Werte bei ihrem Werben entscheidend gewesen?

und der feindlichen Tierwelt! Die Menschen organisieren sich untereinander zur Erhaltung ihrer Art, sie erziehen das Kind, unterrichten den Unerfahrenen, stützen den Schwachen, schützen den Rechtlosen, helfen dem Kranken. Ja die Hilfsbereitschaft für einander ist so groß, daß sie an modernen Philosophen sogar ernste Tadler gefunden hat: Man möchte die Schwächlinge doch nicht noch künstlich aufpäppeln! — Da kann man doch in der menschlichen Gesellschaft im allgemeinen nicht von einer Feindlichkeit der Mitmenschen sprechen. Die Mitmenschen helfen und nützen uns unendlich mehr, als sie uns bekämpfen und schädigen. Das soll keiner vergessen. Wer das Wort vom Kampf ums Dasein für sich auf die Menschheit bezieht, der tut ihr Unrecht und noch mehr sich selbst. Denn er wird lieblos, wird roh und haßerfüllt, wird von so grenzenloser Selbstsucht befallen, daß die Gesellschaft schließlich in der Tat ihn als gemeinschädlich bekämpfen muß.

# Ein neues Büchlein Lyrik.

Es ist eigentlich nichts leichter, als ein lyrischer Dichter zu sein, nämlich ein guter. Ein schlechter lyrischer Dichter zu sein ist schon viel schwerer, denn der muß allerhand tun, was ihm nicht liegt. Er muß nach Stoffen jagen, muß klügeln, anempfinden und nachempfinden, muß nach Formen suchen und Metrik studiert haben, muß falsche Phantasterei treiben, sich selbst belügen, um andere zu belügen. Der gute und echte Lyriker braucht all diese schweren Dinge nicht zu leisten. Er braucht nur das zu tun, wozu die meisten Menschen ohnehin geneigt sind: sein tiefes Herzempfinden aussprechen, so unmittelbar und schlicht als möglich, er braucht nur seine seelischen Qualen treuherzig zu klagen, seine Lust auszujauchzen in lebendiger, sinnlicher Form. Wie der singende Vogel, unbefangen und kräftig, holt er seines Herzens dunkle Anliegen hervor, daß er dieselben sich selbst verkünde, gegenständlich mache, nnd in solcher Weise sich befreie. Das ist der echte Lyriker.

Aber nun sage ich plötzlich, es ist nichts schwerer, denn als solcher echter Lyriker Anerkennung zu finden. Er wird sie ja nicht suchen und soll sie nicht suchen, er soll nur singen, weil er singen muß, gerade aus sich heraus, unbekümmert darum, wer es hört und wie es wirkt. Doch gesetzt den Fall, den Lyriker gelüstet nach Anerkennung, und es soll das schon vorgekommen sein, dann hat er's nicht leicht, und je echter seine Dichtuug ist, je schwerer „dringt er durch". Denn die meisten Menschen erleben in ihrem Gemüte Gleiches und Ähnliches, sie finden also nichts Neues, sie singen alle das alte Lied und das wird endlich langweilig und überflüssig, besonders wenn das Seine sich jeder selbst singt.

Um nun die Lyrik genießbarer zu machen, hat man schon allerhand versucht, absonderliche Gedichtformen und Manieren, geistreiche Gedanken, philosophische Exkursionen, erotische Pikanterien — letztere finden immer ihre Liebhaber, aber sehr vorübergehend. Nach einmaliger Lektüre und Wirkung haben die meisten daran genug. Erotische Gedichte, sie mögen heute die reizendsten Blumen sein, sind morgen Heu, und zwar faules.

Der modernen Lyrik muß zugestanden werden, daß sie größtenteils echt ist. Denn der Anerkennung oder gar eines Honorars wegen macht kein vernünftiger Mensch ein „lyrisches" Gedicht. Also die Echtheit, oder besser, die innere Notwendigkeit zum Dichten zugegeben. Aber ach, die Banalität, die Seichtigkeit dieser Gedichte seichter Menschen, dieses Aufwärmen von längst besser Gesagtem in trostloser Gymnasiastenform, diese pathetischen Aufbauschungen der Durchschnittsstimmungen,

Des Pöbels bleiche Kinderbrut
Bedeckt das Straßenpflaster;
Die Tugend in ihr keimend ruht,
Wie auch das Laster.

Gekettet scheint das Häuflein nur
An karge Lebensziele;
Doch seltsam mischt oft die Natur
Die Würfelspiele.

Nicht Menschennieten schafft sie bloß,
Nein, oftmals große Treffer,
Und löst sie von der Herde los
Der niedern Kläffer.

„Wir lieben nicht den Sondergeist,
Die Gleichheit taugt uns eher,"
So rufen Alltagsmenschen dreist,
Ideenschmäher.

Doch die Natur will Schaffensdrang,
Die einstmals stürmte Berge,
Sie liebt nicht jenen Gleichheitszwang
Der Geisteszwerge.

Aus dem Schabloneneinerlei
Greift sie mit kühner Regung
Ein Herz heraus, das groß und frei —
Verleiht ihm edle Prägung.

Aufragen soll der starke Mann
Als einer unter vielen,
Der kühn die Menge führen kann
Zu hohen Zielen.

Also gehört auch die Weltanschauung und die gesellschaftliche Sorge in die Lyrik, sofern sie Herzensangelegenheit ist. Und gerade das Geschick der Menschheit wird eines großen Herzens größte Angelegenheit sein, vor der alle persönlichen Angelegenheiten ganz zurücktreten. Und das ist in der Anordnung dieses Dichterlebens das Bezeichnende: Nachdem die Dichterin mit dem persönlichen Glück und Leid hat abschließen müssen, wendet sie sich dem Ganzen zu, macht der Menschheit Freude zu ihrer Freude und das Weltleid zu ihrem Leide. Das ist die Entwicklung auserwählter Seelen. Rosegger.

## Etwas vom Dorfwirtshaus.

Daß das Wirtshaus eine Institution des Teufels ist — so plaudert L. v. Hörmann in den „Münch. N. N." —, setze ich als männiglich bekannt voraus. Sagt ja schon das Sprichwort: „Wo der Herrgott eine Kirche baut, baut der Teufel ein Wirtshaus dazu." Und die Wirte haben es mit höllischem Raffinement stets an eine Stelle hingebaut, wo der arglose Wanderer geradezu hineinfallen muß. Statt nun solche Lasterhöhlen schon von außen als das kenntlich zu machen, was sie im Innern sind, haben die Wirte im Gegenteil die sträfliche Gewohnheit, ihnen durch ganz unschuldig klingende Namen den Schein ungefährlicher Lokalitäten zu geben und zur Einkehr daselbst einzuladen. Natürlich! „Ein Titel muß sie erst vertraulich machen", und so nennt nach diesem mephistophelischen Rezept der eine z. B. sein Gasthaus: Zum „Engel" oder zum „guten Hirten", ein anderer zur „Krippe", zur „Arche Noah", zur „Taube" oder gar zum „Lamm" oder „Kreuz", um ihm den Nimbus der Unschuld oder Frömmigkeit zu verleihen. Und damit der Name mehr Gewicht erhalte, hängt der Wirt auch noch ein schönes Schild heraus, auf dem in verlockendster Weise schäumender Gerstensaft, rotblinkender Wein, Würstel, Braten u. s. w. aufgemalt oder auf zierliche Art aus Blech und Eisen gebildet zu sehen sind. Viele dieser Wirtshausschilder sind sehr kunstreich aus getriebenem Eisen gearbeitet, ja oft wahre Meisterstücke des Schmiedehandwerks. Man trifft sie noch häufig, besonders in Tirol, an alten Gasthäusern und Fuhrmannsherbergen. Reich daran ist u. a. Schwaz, Hall, Sterzing, Klausen, kurz, das ganze Inn- und Wipptal, als vielbefahrener Verbindungsweg mit Italien. Da ist es nun einem schwachen Erdenwaller nicht zu verargen, wenn er aus Neugierde oder um seinen

Als ich dein blaues Auge sah,
Dein Blick mich traf so tief und hell
Wußt' ich, der Höhe bin ich nah',
Wo klar entspringt der Wahrheit Quell.

Und wie den weißen Gletscherfirn
Ein Hauch der Ewigkeit umweht —
Vor deiner edlen Denkerstirn
Neig' ich mich stumm, wie zum Gebet.

Und als dein Herz ich dann erkannt,
An Menschenliebe reich und voll,
Da wußt' ich, hier ist Sonnenland,
Wo meine Sehnsucht rasten soll.

Zum Lichte und zur Güte fühlt sie sich hingezogen, die Verehrung für den Freund krönt ihre Liebe und ihr Glück. Wer den Lebenslauf der Dichterin erschaut, wer in ihrem Freunde die große verehrte Persönlichkeit erkennt, die besonders mir so nahe gestanden, der muß tiefbewegt sein von der Wahrheit der seelischen Kennzeichnung. Welch eine Harmonie zwischen beiden, mit Ausnahme — der Lebensjahre! Als er an der Schwelle des biblischen Alters zur Ruhe geht, findet die jugendliche Frau sich wieder allein im wilden Meere des Lebens, ohne Licht und Stern.

Keine Träne, kein Schrei —
Kann die Wunde stillen!
Wir sind getrennt — —
Schmerz martert, verbrennt
Und lähmt meinen Willen —
's ist alles vorbei!

Keine Träne, kein Schrei —
Nur sengende Gluten . . .
Keine helfende Hand
Mit lindem Verband,
So muß ich verbluten —
Und draußen lacht der Mai.

Ihr einziges Sehnen geht dahin,

Daß wir, wie einst im Leben,
Uns im Tod die Hände geben,
Traulich ruhn zu zweit,
Wie im stillen Heiligtume
Einer großen Wunderblume,
In dem Kelch der Ewigkeit.

Die vereinsamte Dichterin wendet sich von der Gegenwart ab und flüchtet zu antiken Gestalten und mit den Gedanken und Idealen des entschwundenen Geliebten feiert sie sein Andenken. Sie wendet sich von der Wirklichkeit ab und webet in der Sage, im Märchen. Daraus zeitigten sich die schönen Gedichte: „Aus Franken", „Das Waisenkind und die Sonne", „Ballade vom guten Sandmann", „Begegnung mit der Sage", „Die Drude" u. s. w. Das ist jene mystische Art, in der uns bei verschleierten Gedanken so oft der Klang, die Form berückt. Aber ich ziehe jene Lebensbilder vor, wie „Romano", die als Dirne einen schönen Schmuck bekommt und sich nun mit der heiligen Jungfrau im Dome vergleicht, die auch solche Perlen hat. Dann das Gedicht: „Führende Geister", in dem die Poetin der Wirklichkeit scharf und ernst ins Auge schaut.

richtigen, daß ich bin gottlob gesund, dasselbe von Dir zu hören, und zweitens bitt ich Dir, schick' mir Deine Schuh. Du werst fragen, warum bitt' ich Deine Schuh und nicht meine Schuh? Hätt' ich Dir gebeten, schick' mir meine Schuh, hättest Du gelesen „meine Schuh" und gemeint Deine Schuh und nicht meine Schuh. Schreib' ich Dir also „Deine Schuh" und Du werst lesen „Deine Schuh", werst Du verstehen, daß ich mein' meine Schuh und nicht Deine Schuh. Also bitt' ich Dir, schick mir Deine Schuh".

**Die Philosophie im Kasernhof.** Die in Dresden erscheinende Wochenschrift „Sachsenstimme" erzählt folgende Anekdote: Unteroffizier (zu der Korporalschaft, die Gewehrpräsentieren übt): „Einjähriger Müller, wissen Sie, was eine Idee ist?" — Einjähriger Müller: „Jawohl, Herr Unteroffizier. Das Wort Idee hat Plato in Umlauf gebracht. Er nahm an, daß in einer höheren intelligiblen Welt die höheren Begriffe wirklich vorhanden wären und daß sie, in der sensiblen Welt unvollkommen ausgedrückt, von der menschlichen Seele, die sie im Vorleben erblickt, wiedererkannt würden." — Unteroffizier: „Na, wenn Sie's wissen, dann nehmen Sie gefälligst das Gewehr eine Idee links?

**Vorsorglich.** Arzt: „Also Sie sind nun so weit hergestellt, Herr Müller. Nur halten Sie noch gute Diät, und vor allem: hüten Sie sich vor großen Aufregungen!" — Patient: „Wird besorgt, und nicht wahr, Herr Doktor, Sie sind so freundlich und denken auch mit dran, — wenn Sie mir meine Rechnung machen —"

**Wer ist schuld?** Frau Professor: Karl, schon wieder hast du deinen Schirm stehen lassen!" — Professor: „Ja, aber daran trägst nur du die Schuld, warum gibst du mir immer wieder einen mit!"

**Beweis.** „Glauben Sie, daß unser Freund Schmidt ein Geheimnis bewahren kann?" — „Gewiß! Ich habe ihm vor zwei Jahren zwanzig Kronen gepumpt, und seitdem hat er nie ein Wort davon gesprochen."

**Scharfsinnige Zeitbestimmung.** Lehrerin: „Anna, wie lange hat der dreißigjährige Krieg gedauert? — Anna schweigt. — Lehrerin: Wie alt ist denn ein zwölfjähriges Mädchen? — Anna: „12 Jahre." — Lehrerin: „Na, siehst du! Wie lange hat also der dreißigjährige Krieg gedauert?" — Anna (freudig): „12 Jahre!"

**Kriegserinnerung.** Tante (ihre Altertümer auskramend): „Diese Locke ist noch von meinem seligen Mann!" — Nichte: „Die hast du wohl bekommen, wie du noch seine Braut warst?" — Tante: „O nein — wie wir den ersten Streit zusammen hatten!"

Bäckerjunge: „Hat dein Meister auch eine poetische Ader wie Hans Sachs?" — Schusterjunge: „Nein — bloß Schlagadern!"

**Ein letztes Mittel.** Verteidiger: „. . . Der Einbruch wurde von meinem Klienten just am ersten April vollführt! Ich will deshalb dem Ermessen des hohen Gerichtshofes noch anheimstellen, ob er nicht in der ganzen Sache einen Aprilscherz erblickt!"

Kunstsinn zu befriedigen, dem Gasthaus zu nahe kommt und allmählich in seinen Dunstkreis gerät, besonders wenn, wie es häufig der Fall ist, verführerische Sprüche neben dem Schild angebracht sind, die ihn zum Eintreten so zu sagen nötigen. Hierbei nimmt der Wirt auf sein Publikum eine gewisse Rücksicht. Im Schankgarten des Neunerwirtshauses in Lans sieht man einen alten Bauern vor einem Glas Wein sitzend aufgemalt und darüber die Worte: „Gehts decht a Bissl einer — Zum Anton Neuner.“ Überhaupt behandelt der Wirt sein nahendes Opfer in einem äußerst zutraulichen Tone, als ob er sein bester Freund wäre, nennt ihn seinen „lieben Gast“ u. s. w. Selbstverständlich ist er in erster Linie bestrebt, das in seiner Herberge Gebotene bestens anzuempfehlen. Was soll man sagen, wenn selbst am „Paradies“ beim frommen Kloster Admont zu lesen ist:

Trinken lernt der Mensch zuerst,
Viel später dann das Essen,
Drum sollst du auch aus Dankbarkeit
Das Trinken nicht vergessen.

Auch im Gewande des Sophisten tritt der Versucher heran, indem er das bekannte „Qui multum bibit, bene dormit“ umschreibend also spricht:

Wer viel trinkt, schläft nach Pflicht,
Wer gut schläft, der sündigt nicht,
Wer nicht sündigt ist ein Mann,
Den man selig sprechen kann.

Als sophistischer Kniff gewöhnlichster Art, der schon an das Gebiet der Bauernfängerei grenzt, muß auch der Spruch bei einem Wirt in Lorenzen bezeichnet werden:

Es ist ein Wort und bleibt dabei:
Wer morgen kommt, ist Zöhrung frei.

Hingegen gehört es wohl mehr in das Gebiet unfreiwilliger Komik, wenn es über dem Durchgang eines beliebten Weinhauses in Innsbruck heißt: „Das Durchgehen ist nur den Gästen gestattet.“

---

# Lustige Zeitung.

**Beim Zeugenverhör.** Der „Daily Telegraph“ zitiert folgenden hübschen Dialog zwischen einem Staatsanwalt und einem Zeugen, welcher in einem kürzlich geführten Prozeß stattfand. Der Staatsanwalt fragt: „Haben Sie — ich weiß, Sie haben nicht, aber ich muß ihnen die Frage stellen — am 24. — es war nicht der 24., sondern der 25., aber das falsche Datum beruht auf einem Irrtum in den Akten — den Angeklagten gesehen? Eigentlich handelt es sich nicht um den Geklagten, sondern um den Kläger, denn es liegt eine Gegenklage vor, aber das verstehen Sie nicht — also: Ja oder Nein?“ Die einzige Antwort des so befragten Zeugen war ein langgedehntes „Was?“

**Aus dem „Simplizissimus“.** Aus Poczape, seiner Heimatstadt, geht ein polnischer Jude nach Krakau. Dort unterrichtet er die Söhne des reichen Großhändlers Bienenschmalz und schickt die harten Gulden nach Hause, seiner treuen Familie. Er schrieb seiner Frau einen Brief: „Erstens komm' ich Dir zu benach-

eine neue, doppelte Schuld und doch eine heroische Tat, denn durch ihr Opfer bewahrt sie Gatten und Kinder vor unauslöschlichem Schimpf. — Als eine Art Gegenstück zu dieser ungewöhnlich packenden, seelisch vertieften Erzählung erscheint die zweite: „Lentin". Hier ist der Held ein armer Bub, der sich verpflichtet fühlt, eine schwere Schuld seines Vaters zu sühnen. Diejenigen, in deren Frondienst er sich nunmehr stellt, machen sein Leben zu einem wahren Martyrium, aber er duldet schweigend und bleibt selbst in äußerster Bedrängnis dem am Sterbebeete des Vaters geleisteten Schwur getreu. Aufrecht erhält ihn in allen Qualen die Liebe zu einem Mädchen, das schließlich auch sein eigen wird. — Im Vordergrund der dritten Erzählung. „Das Muttergöttesli", steht wieder eine edle Frauengestalt. Die arme Stina ist im dunkelsten Schatten geboren, nur einmal lächelt ihr ein flüchtiger Sonnenblick, um aber bald düsteren Wolken zu weichen. Und doch findet sie in treuer Pflichterfüllung den Weg zu lichteren Höhen, erringt sie sich ihr trauliches Plätzchen an der Sonne. V.

**Anno dazumal.** Eine Geschichte aus der Franzosenzeit von Karl Landsteiner. (Wien. Heinrich Kirsch.) Der geschichtliche Hintergrund dieser gemütvollen Erzählung ist die Besetzung Wiens durch Napoleon. In dieser Zeit tiefster Erniedrigung bewährt sich der Held als treuer Österreicher, warmfühlender Mensch und frommer Christ und geht aus schweren Prüfungen siegreich hervor. Als ehrlichem Vermittler gelingt es ihm zumeist, die Gegensätze auszugleichen und sich schließlich bei Freund und Feind beliebt zu machen. Wir gewinnen zugleich Einblick in eine brave Wiener Familie von gutem alten Schlage und manche Bilder muten wie eine liebliche Idylle an. Daß das Buch den Volkston trifft, beweist die binnen kurzem nötig gewordene zweite Auflage. W.

**Auch Einer.** Eine Reisebekanntschaft von Friedrich Theodor Vischer. Volksausgabe in einem Bande. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Ein Vierteljahrhundert ist verflossen, seitdem dies humorvolle, geistesgewaltige Werk des berühmten schwäbischen Ästhetikers, das man eines der gehaltvollsten und persönlichsten Bücher unserer Literatur genannt hat, zum erstenmal erschien. Seitdem hat unser Schrifttum manche Wandlungen erfahren und die literarische Tagesmode bald diese, bald jene Richtung begünstigt, um jedesmal die vorhergegangene als „veraltet" abzutun. Vischers Schöpfung aber ist fünfundzwanzig Jahre hindurch jung geblieben, und der darin niedergelegte Reichtum an Geist und Gemüt hat immer mehr Verständnis und Würdigung gefunden. Man darf die Gestalt dieses Kämpfers gegen Heuchelei und Philistertum, den immerfort der Gegensatz zwischen seelischem Aufschwung und physischer Unzulänglichkeit peinigt, in ihrer Mischung von Schrullenhaftigkeit und gewaltigem Ernst, von polternder Rauheit und selbstloser Güte als eine der wunderbarsten Schöpfungen unsers neueren Schrifttums bezeichnen. V.

**Klassische Dramen und ihre Stätten.** Von Robert Kohlrausch. Illustriert von Peter Schnorr. (Stuttgart. Robert Lutz. 1903.) Das Buch bietet neben den Schilderungen der betreffenden Schauplätze eine Fülle historischen Wissens verschiedenster Art, namentlich wird auch die Entstehungsgeschichte der einzelnen Dramen in Betracht gezogen. Mag Kohlrausch hier den Kundigen nicht viel neues erzählen, im Zusammenhang seiner anmutigen Plaudereien erscheint auch das Bekannte in neuer Beleuchtung und dem minder Unterrichteten erspart der hier gebotene Überblick langwierige Studien. V.

**Die Teilung der Erde.** Von Johannes E. Barolin. (Dresden. E. Pierson. 1904.) Kaufmann von Beruf, Nationalökonom aus Neigung, Denker aus Drang, hat Barolin die große Weltkrise auf ihre Ursachen geprüft und will ihr durch eine kühne Reformierung der wirtschaftlichen Verhältnisse ein rationelles Ende bereiten. Er macht in Verknüpfung altruistischer Weltanschauung und der Erkenntnis der Notwendigkeit eines genauen Kalküls über alle Arbeitsmärkte den völlig eigenartigen Versuch, den Erdball unter Abwägung der wirtschaftlichen Ergänzung von Agrar- und Industriestaaten in zehn große Wirtschaftsgebiete zu teilen; eine originelle, aber höchst einfache Zollpolitik würde alle Rivalitäten beseitigen und immense Kräfte für die Arbeit, für den Fortschritt frei machen. Die Kriegsmöglichkeiten würden nicht nur verringert, nachgerade völlig beseitigt, und auch manch anderes Streitmaterial seiner Gefährlichkeit beraubt. V.

**Kunstgeschichte.** Bearbeitet von Dr. Max Schmid, nebst einem kurzen Abriß der Geschichte der Musik und Oper von Dr. Clarenze Sherwood. Ein Band von 850 Seiten Text mit 400 Abbildungen und 10 Tafeln in feinstem Farbendruck. (Neudamm. J. Neumann.) Der Verfasser der „Kunstgeschichte" will hier eine populäre Darstellung geben. Der wissenschaftliche Apparat wird nicht mit übertriebener Gründlichkeit in den Vordergrund gestellt, sondern tritt bescheiden zurück gegenüber dem Streben, die einzelnen Epochen in ihrem kulturgeschichtlichen Zusammenhang anschaulich zu machen. Darum sind zwar alle



# Bücher.

**Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend.** Von Dr. Heinrich Reicher. (Wien. Manzsche Buchhandlung. 1904.) Dem Manne, der dieses Buch schreibt, hat die Steiermark in der Reform der Armenpflege schon vieles zu verdanken. Aber im Hinblick darauf, wie vieles noch im Argen liegt, kann er nicht ruhen. Mit seinen Landsleuten selbst, besonders den Vertretern des Landes, hat er nicht die besten Erfahrungen gemacht. Über das politische Gezänke, über die Sonderinteressen der Partei und persönlicher Eitelkeit vergißt mancher, was vor allem not tut und aus lauter Nationalsein übersehen viele die Zukunft der Nation — die Jugend.

So ist Reicher ins Ausland gegangen, wo man in allem weiter ist, als wir sind, um mit eigenen Augen zu sehen, wie sie dort die Armenfrage lösen, besonders wie sie es mit der Fürsorge für die verwahrloste Jugend halten. Und von diesen Erfahrungen in anderen Kulturländern handelt das Buch. Der vorliegende erste Band spricht über die Zwangserziehung im Großherzogtum Baden. Er erörtert die betreffenden Gesetze zur Bekämpfung der Verwahrlosung gemeindearmer Kinder. Er bespricht unter anderem das Verfahren, die Anordnung der Zwangserziehung, die Unterbringung und Durchführung. Er bespricht die Aufgabe des Staates und der Privatwohltätigkeit bei Kindern, die durch Arbeit oder Unfähigkeit und Gewissenlosigkeit der Eltern hilf- und schutzlos sind. Endlich behandelt dieser erste Band auch den Erfolg der Zwangserziehung.

Reichers Werk, wie es geplant ist und teilweise vorliegt, ist vor allem an die Gesetzgeber gerichtet. Hoffentlich gibt es in unserem Staate nebst Sprachenstreit, Militärfrage und Steuererhöhungen auch noch ein bißchen Interesse für die Erziehung eines künftigen Geschlechtes, dort wo sie die allergrößten Schäden zeigt. Nach meiner Meinung kann es für einen Staat, der sich der Zukunft erhalten will, keine so wichtige und schwere Sorge geben, als die für Erziehung und Schule. Die Zustände in diesen Dingen sind so, daß es mich wundert, wieso sich denn kein allgemeiner Schrei nach Reform erhebt, der alle anderen Gesellschaftsfragen übertönte. Eine solche gewichtige Stimme ist Dr. Reichers Buch: „Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend.“ Möge die große humanitäre Bestrebung dieses treuen Volksmannes endlich Verständnis und Mitarbeiterschaft finden!

R.

---

**Oberleutnant Grote.** Ein Roman von Liesbet Dill. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Der Träger der Handlung, Oberleutnant Hans Grote, ist aus Schlesien nach Haarburg an der lothringischen Grenze versetzt worden; in der Nachbargarnison Amberg steht sein älterer Bruder Max, der verheiratet und Vater zweier Kinder ist, als Hauptmann. Die beiden Brüder sind grundverschiedene Naturen: Hans ernst und fleißig, ohne Streber zu sein, tief veranlagt und den Kameraden gegenüber zurückhaltend; Max jovial, eine praktische Natur und von seiner dienstlichen Tätigkeit befriedigt. Er hängt zärtlich an seinen Kindern und macht es seiner jungen, lebenslustigen und etwas phantastischen Frau zum Vorwurf, daß sie sich nicht besser mit den übrigen Regimentsdamen zu stellen versteht und sich von dem öden Dasein in der engen Garnison niedergedrückt fühlt. Hans empfindet für seine schöne Schwägerin trotz ihrer kleinen Schwächen und großen Fehler eine lebhafte Sympathie, aus der sich aber bald eine tiefe leidenschaftliche Liebe entwickelt, die von Else erwidert wird. Sie kämpfen beide aus aller Kraft gegen dieses Gefühl an, das sich mit elementarer Gewalt ihrer bemächtigt hat, bis sie sich bewußt werden, daß ihr Mühen vergeblich ist und daß sie einander nicht mehr entbehren können. Zugleich aber wird es Hans klar, daß es so nicht weiter gehen darf, wenn er nicht ehrlos werden soll; Pflicht und Ehre siegen über die Liebesleidenschaft, aber in diesem Kampfe ist auch seine Kraft gebrochen. Hans sucht eine Heilanstalt auf und stirbt dort mit einem letzten Gruße an die Geliebte auf den Lippen.

V.

---

**Schattenhalb.** Drei Erzählungen von Ernst Zahn. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) „Schattenhalb“ hat der Dichter nach einem Bezirk seiner Heimat sein neues, drei Erzählungen umfassendes Buch benannt. Die erste, „Der Schatten“, behandelt ein wahrhaft tragisches Frauengeschick. Einst in kindlicher Unerfahrenheit die Beute eines Gewissenlosen geworden, wird die Heldin nach Jahren das Weib eines wackeren Mannes, den sie liebt und verehrt. Dadurch, daß sie das Vergangene ihm verschwieg, lud sie eine schwere Schuld auf sich, die sie grausam büßen muß. Denn der Verführer erscheint wieder auf dem Plan, seine alten „Rechte“ geltend zu machen, ihr Ehe- und Mutterglück mit Vernichtung bedrohend. Indem sie den Nichtswürdigen aus dem Wege räumt, gibt sie sich selbst den Tod —

**Herzenswille.** Komödie in drei Akten von Ludwig Ferd. Frey. (Dresden. E. Pierson.)

**Gedichte.** Von Gustav Renner. Gesamtausgabe. (Gr.-Lichterfelde. E. Th. Förster. 1904.)

**Ahasver.** Von Gustav Renner. Ein episch-lyrisches Gedicht. (Gr.-Lichterfelde. E. Th. Förster.)

**Zu guter Letzt.** Von Wilhelm Busch. Mit Bildnis. (München. Fr. Bassermann. 1904.)

**Wilde Ranken.** Vermischte Gedichte von Franz Josef Kurka. (Wien. Selbstverlag des Verfassers. 1904.)

**Gedichte.** Von Dr. Gotthard Schnerich. Dritte Auflage. (Graz. Kommissionsverlag von Franz Pechel. 1903.)

**Neue Gedichte.** Von Paul Wertheimer. Mit Umschlagzeichnung von Karl Soffel. (München. Georg Müller. 1904.)

**Ranken.** Gedichte von Adolf Bekk. Mit dem Porträt des Verfassers. Dritte, vermehrte Auflage. (Wien. A. Hartleben.)

**Eine Liebe.** Gedichte von M. Alfred Vogel. (München. G. D. W. Callwey.)

**Lieder aus der kleinsten Hütte.** Von Max Bewer. Zweite Auflage. (Dresden-Laubegast. Goethe-Verlag. 1904.)

**Neufränkische Lieder und Weisen.** Von August Deppisch. (Leipzig. Leo Woerl.)

**Österreichische Dichter. Zum 60. Geburtstage Detlev von Liliencrons.** Herausgegeben von Adolf Donath. Mit Buchschmuck von Heinrich Lefler. (Wien. Karl Konegen.)

**Professor Schauerlichs Vorlesungen.** Heitere Bilder aus dem österreichischen Gymnasialleben. Gesammelt und herausgegeben von Wolfgang Studio. (Linz. „Linzer Fliegende Blätter".)

**Aus meinem Leben.** Von F. M. Felder. Herausgegeben und eingeleitet von Anton E. Schönbach. (Wien. Literarischer Verein. 1904.)

**Der deutsche Roman seit Goethe.** Skizzen und Streiflichter von Dr. M. Schian. (Görlitz. R. Tülfer.)

**Die Welt der Freiheit.** Steine zum Bau einer einheitlichen Weltanschauung von M. Eichhorn. (Leipzig. Richard Möpke. 1904.)

**Mehr Bildung.** Von Dr. Max Stock. (Berlin. Pädagogische Zeitung. 1904.)

**Das erste Jahrzehnt des evangelischen Diakonievereines.** Denkschrift von Professor Zimmer. (Berlin. Verlag des evangelischen Diakonievereines. 1904.)

**Warum sind wir auf der Welt? Wo kommt der Mensch her? Wo geht er hin?** Von Richard Müller. (Plauen i. V., Kaiserstraße 55. Selbstverlag des Verfassers. 1904.)

**Ewiges Erdenleben.** Von Karl Mayer. (Freiburg i. B. 1904.)

**Das deutsche Konsular- und Kolonialrecht.** Von P. Ch. Martens. (Leipzig. Ludwig Huberti.)

**Nach Steiermark!** Jahrbuch des Landesverbandes für Fremdenverkehr. Nachweisung von Sommerstationen in Steiermark. Mit 140 Illustrationen. (Graz. Verlag des Landesverbandes für Fremdenverkehr. 1904.) Auskünfte in Sachen des Fremdenverkehres in Steiermark erteilt die Speditionsfirma Franz Kloibers Söhne, Graz, Neutorgasse 42.

**Steiermark, Kärnten, Krain, Küstenland und Venedig** in 20 Tagen von A. Möller. Mit Karten. (Freiburg i. Br. Paul Lorenz. 1904.)

**Die Tiere der Erde.** Von Prof. Dr. W. Marshall. 25. Heft. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Vergleichende Untersuchungen** über die Beschaffenheit und Menge der Milch der beiden Kärntner Haupt-Landesrassen. Von Dr. F. Svoboda. (Klagenfurt. Verlag der landw.-chem. Versuchsstation. 1904.)

**Die Infektionskrankheiten.** Von Stabsarzt Dr. Lobedank. — **Die Gicht.** Von Dr. Burwinkel, Nauheim. (München. Verlag der „Ärztlichen Rundschau" Otto Gmelin.)

**Kleiner Sprachführer.** Von Otto Robert. 1. Band: Französisch. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Die Gesetze der Bewegungen am Himmel und ihre Erforschung.** Von Dr. M. Wilhelm Meyer. (Berlin. Hermann Hillger.)

**Vaterländisches Gedenkblatt.** König Ludwig II. im Jenseits. (München. Franz'sche Hofbuchdruckerei. 1904.)

**Die Abgangsprüfung.** Ein Traumgesicht von .... (Braunschweig. Hellmuth Wollermann. 1904.)

☛ Vorstehend besprochene Werke zc. können durch die Buchhandlung „Leykam" Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.

wichtigen Persönlichkeiten und Daten angeführt, aber nur die Höhepunkte gründlich erörtert. Des Verfassers Absicht ist nicht so sehr auf Vermehrung des Wissens, als auf Belebung der Anschauung und Empfindung gerichtet. Trotzdem ist diese Kunstgeschichte, den modernen Ansprüchen gemäß, umfassender als viele frühere. V.

---

**Eine Krisis.** Von Rudolf Huch. Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand der Literatur. München. Georg Müller. 1904. Auch wieder ein moderner Denker, der mit dem gegenwärtigen Kunst- und Geistesleben durchgehends so ziemlich unzufrieden ist und alle jene, die durchaus glücklich sein wollen, auf das — Jenseits verweist. Aber gerade sittlich gefördert fühlt man sich durch Huchs Betrachtung nicht; die Stunde jedoch, die man damit verbringt, ist besonders für Kunst- und Literaturleute eine recht kurzweilige, denn der Mann hat Witz. Und schließlich läßt er auch mit sich handeln, was er da sage, sei die unmaßgebliche Meinung von heute; gestern habe er teilweise eine andere gehabt, und für morgen könne er ihre Beständigkeit auch nicht garantieren. Das ist ganz ehrlich gesprochen. Manchmal, wenn man so einen Kritiker über große Meister urteilen und aburteilen hört, hat man den Eindruck, als dünkte er sich gescheiter und verstünde es besser zu machen als jene. Das ist dann für andere allemal sehr possierlich. Bei Huch gibt es auch solche Stellen. Aber die schließliche Selbstbescheidung steht gut und macht das Büchlein zu einer liebenswürdigen Plauderei. M.

---

**Rembrandt-Mappe.** Herausgegeben vom Kunstwart. 14 Bilder mit erklärendem Text von F. Avenarius. (München. Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey.) Der Verlag schreibt uns: Für diese Mappe, die wir wohl als die schönste aller bisher von uns herausgegebenen Künstlermappen bezeichnen können, machte sich schon jetzt ein Neudruck nötig. Die erste Auflage erschien ganz kurz vor Weihnachten und verkaufte sich innerhalb weniger Tage bis auf eine geringe Anzahl Exemplare. Es ist dies gewiß ein deutlicher Beweis von der Notwendigkeit dieser Mappe für das kunstliebende Publikum. V.

**Auch ein Totentanz.** Von Alfred Rethel. Herausgegeben vom Kunstwart. Sechs Bilder mit Begleitstellen und Einleitung von Ferdinand Avenarius. (München. Georg D. W. Callwey.) Zu dieser neuen Künstlermappe, die soeben vom Kunstwart herausgegeben worden ist, schreibt uns der Verlag: Rethels „Totentanz" ist bekanntlich nicht nur die gewaltigste künstlerische Frucht der Revolutionszeit von 1848, sondern vielleicht die größte germanische Kunsttat ihrer ganzen Zeit. Man empfindet, diese so stattlichen und überaus billigen Mappen durchblätternd, den innerlichen Ruck, mit dem sie einen aus der matten Stimmung des Alltäglichen, des Gewohnheitswesens emporheben in eine reinere Region.

### Büchereinlauf.

**Hebbels ausgewählte Werke** in sechs Bänden. Herausgegeben und mit Einleitung versehen von Richard Specht. 5. Band: Novellen und Erzählungen. Meine Kindheit. Schriften zur Theorie der Kunst. (Stuttgart. J. G. Cottasche Buchhandlung.)

**Friedrich Spielhagen, Romane — Neue Folge.** — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Leipzig. L. Staackmann.)

**Maiglöckchen und Astern.** Heitere und ernste Erzählungen aus dem Leben. Von P. Barth. Widmayer. (Lilienfeld. K. Engel. 1904.)

**In doppelten Banden** (La double Maitresse). Roman von Henri de Régnier. Aus dem Französischen übersetzt von Friedrich v. Oppeln-Bronikowski. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

Bei Georg Müller in München erschienen:

**Unter altem Himmel.** Von Wilhelm Fischer. 2. Auflage.

**Grazer Novellen.** Von Wilh. Fischer. 2. Auflage.

**Michael Schönherrs Liebesfrühling und andere Novellen.** Von Wilhelm Weigand.

**Die Parias.** Von S. Juschkewitsch. Erzählung aus dem Leben der russischen Juden. Autorisierte Erzählung aus dem Russischen. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**Melancholie.** Von Przerwa-Tetmajer. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**Novellen.** Von Gljeb-Uspenskij. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

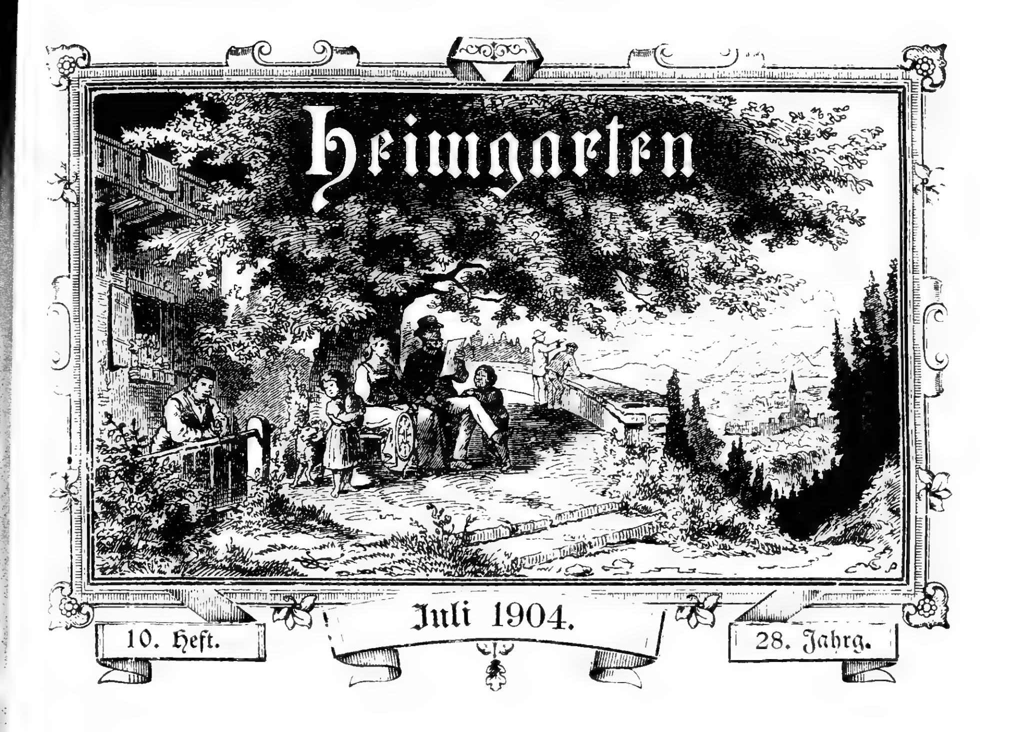
**Die Juden.** Von Eugen Tschirikow. Schauspiel in vier Akten. (München. Dr. J. Marchlewski & Ko.)

**König Heinrich I.** Geschichtliches Schauspiel von Hans v. Gumppenberg. (München. G. D. W. Callwey. 1904.)

**König Konrad I.** Geschichtliches Schauspiel von Hans v. Gumppenberg. (München. G. D. W. Callwey. 1904.)

**Die Gerechten.** Schauspiel von Julius Koch. (Bremen. Gustav Winter. 1904.)

**Der Himmelsrichter.** Eine Komödie in vier Aufzügen von Alois Fietz. (Prag. Karl Bellmann. 1904.)




# Eine Handvoll Gold.

Von Gustav Frenssen.

Er hieß Peter Dierksen, aber sie nannten ihn alle Peter Gold, und so will ich ihn auch nennen. Denn es gab eine Zeit, da war er stolz auf diesen Namen und hörte ihn gern. Zu der Zeit lernte ich ihn kennen. Ich war damals in das Pfarramt zu Hemme versetzt worden, ein Mann mit schon grauem Haar und über fünfzig Jahre alt.

Als ich zum erstenmal zu Peter Gold kam, saß er in der Sonne vor seinem Hause und sah den Knechten zu, wie sie mit den Pflügen und Eggen über die Hofstelle fuhren, um das Land zu bestellen. Es war im Anfang Mai.

Er hatte einen schönen Besitz, vielleicht den besten im Dorf, betrieb aber seine Landwirtschaft nachlässig.

Er empfing mich freundlich, wenn auch mit einer gewissen Herablassung.

Wir sprachen eine Weile über Wind und Wetter, wie der Bauersmann so gerne tut. Da drängte es mich, von seinem Leben zu hören. Und ich bat ihn, mir etwas davon zu erzählen.

Er sah eine Zeitlang vor sich hin in den Sand, machte mit seinem Eichenstock verschlungene Kreise und schüttelte seinen grauen Kopf.

„Ich weiß nicht", sagte er und sah mich an. „Man sagt von Ihnen, daß Sie die Menschen und das Leben kennen, so wie es wirklich ist; aber ich weiß doch nicht, ob ich Ihnen etwas erzähle."



## Postkarten des „Heimgarten“.



# Zum Danke.

Der fünfundzwanzigste Gedenktag unserer Vermählung, den meine Frau und ich mit unseren Kindern auf die einfachste Weise begehen wollten, hat durch zahlreiche Ehrungen und Liebesspenden von außen einen ungeahnten Glanz erhalten. Man wird sich in Zukunft gar nicht mehr getrauen, Geburtstage, Trauungen, Taufen, silberne und goldene Hochzeiten zu erleben, wenn alles dabei mittut und einen mit Auszeichnungen überschüttet, die man nicht anders erwidern kann, als mit dem einzigen Worte: Dank! Freilich ist es ein glückseliges Gefühl, in den Herzen der Mitmenschen sich so warm gebettet zu wissen. In solchem Neste lassen sich die Fröste des Herbstes, die nahenden Gebrechen des Alters leichter ertragen. Nach allen Seiten hin innigen Dank.

Graz, im Mai 1904. Peter Rosegger.

**G. F., Graz.** Johann Kleinoschegg war einer der treuesten, verdienstvollen Bürger von Graz. Seine Liebe zu dieser Stadt war (das Wort ist nicht zu laut) grenzenlos. Graz hat eine Menge Spuren und Werke, die seiner Anregung, seiner Tatkraft, seiner geradezu schöpferischen Begeisterung entsprungen sind. Es ist zu wundern, daß dieser Mann in Graz noch kein öffentliches Zeichen besonderer Dankbarkeit und Verehrung besitzt. Was wäre es mit einer Johann Kleinoscheggstraße? Die Grazer würden darauf nicht schlecht fahren.

* Aus Kärnten erhalten wir folgende erfreuliche Zuschrift:

„Angeregt durch unsere Lehrerschaft finden bei uns in Ebene Reichenau (einem Alpendörfchen im oberen Gurktale) seit kurzer Zeit in einem Bauernhause gesellige Zusammenkünfte statt. Der Zweck der Zusammenkünfte ist es, unter den Bauern Verständnis für die heutigen Verhältnisse, Einsicht für die Notwendigkeit eines innigen Zusammenschlusses zu wecken; und zwar soll durch rein wissenschaftliche Vorträge, ohne jede politische Färbung, in diesem Sinne gearbeitet werden. Dadurch, daß den Leuten unumstößliche Tatsachen aus den verschiedensten Wissensgebieten in leicht verständlicher Weise übermittelt werden, soll der Wert verschiedener Einrichtungen und Vorschläge zur Verbesserung der Lage des Bauernstandes, verständlich gemacht werden. Des weiteren soll auch auf die heute allgemein als zu nebensächlich betrachtete Charakterbildung, ein allseits fühlbarer Mangel, ein bedeutendes Gewicht gelegt werden.“

Darf zur Nachahmung empfohlen werden.

**H. L., Wien.** Ein ausführlicher Aufsatz über den Semmering, seine Eisenbahn, seine Naturschönheiten, Sommer- und Winterfrischen erscheint in den nächsten Heften.

**Z. W., München.** Ihre Annahme, daß das Wort „verdammt sein“ nur das höllische Feuer bedeuten könne, teile ich nicht. Viel eher heißt verdammt sein: abgedämmt sein, hinter den Damm gesetzt sein, also ausgeschlossen sein. Wenn es heißt, daß der Ungläubige „verloren“ sei, so will damit wohl auch nichts anderes gesagt sein, als daß er für die Sache Gottes verloren ist. Allemal gleich das Brennen in der ewigen Hölle annehmen — das ist nicht christlich und beweist wenig Liebe. R.

**M. M., Teplitz.** Das ist klar. Wer seine Wirtschaft nicht selber besorgt, der braucht eine Magd, die die Kuh pflegt, die die Milch gibt, die — die Magd trinkt.

**F. F., Zürich.** Besten Dank. Aber als Original zu spät eingelaufen. Das Buch käme zuvor.

☞ Von jetzt ab den Sommer über Roseggers Adresse: Krieglach, Steiermark. Alle Geschäftssachen, die sich auf den „Heimgarten“ beziehen, sind stets direkt an den Verlag „Leykam“ in Graz zu richten. ☜

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten“ nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten“.**

(Geschlossen am 15. Mai 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam“ in Graz.

„Es war ein hartes, wildes Leben. Wer war dort treu? Wer war dort freundlich? Gibt es nicht ein Sprichwort: Treu wie Gold? . . . O ja, so waren wir dort, wir Goldgräber, treu wie das Gold . . . treulos wie das Gold! So waren wir! Das habe ich gut gesagt.“

„Sie haben dort Gold gegraben?“

„Nein, ich nicht . . . ja doch im Anfang ein paar Monate! Wir lagen beide nebeneinander auf den Knien in der heißen Sonne. Wir hatten keinen Spaten, hatten keinen einzigen Pfennig mehr in der Tasche. Da fanden wir eine Grube, mannstief. Dem sie gehörte, der lag darin, seine Hände in das Steingeröll gekrallt, vom Schlag getroffen, mit großen, weit aufgerissenen Augen. Er hatte eine Hacke neben sich liegen; die nahmen wir, sie, meine Frau, schrabte mit den Händen zurück, was ich losstieß. So haben wir drei Monate gearbeitet. Da hatte ich so viel, daß ich“ . . .

Ich unterbrach ihn: „Sie müssen doch sagen: W i r hatten so viel — Ihre Frau hatte doch mitgearbeitet.“

Er sah mich wieder mit den grauen Augen an, scharf und forschend, und nickte mit dem Kopf.

„Ganz recht,“ sagte er, „ich und meine Frau und meine Hacke und mein Esel — wenn wir alles nennen wollen. Ich hatte mir nämlich einen Esel gekauft, der Wasser herbeischleppte. Nun also, wir hatten fünfhundert Dollar herausgekratzt, da war ich klug geworden. Da wußte ich, wie man Gold graben müßte. Nicht so, Herr, daß man auf den Knien lag und es aus der Erde kratzte wie die Henne — sondern so, daß man es den Leuten wegnahm, welche es zusammengekratzt hatten. Das ging entschieden bequemer und vor allem rascher! Ich kaufte zwei Pferde und einen Karren und brachte den Goldgräbern Lebensmittel in die Berge, bald auch Branntwein und Geräte. Bald hatte ich zwei Wagen, dann drei . . . so vergingen die Jahre. Es war mühsam, aber es brachte Gold, manche schöne Handvoll Gold!“

„Wo wohnten sie damals?“

„Wohnen? Am Tag auf dem Wagen oder daneben, in der Nacht unterm Wagen.“

„Und Ihre Frau?“

Er machte wieder die Kreise im Sand: „Ich glaube,“ sagte er, „es war oft sehr kalt — und unsere Glieder waren steif, wenn wir am Morgen aufwachten . . . die Kinder schrien . . . aber es brachte Gold, manche Handvoll Gold.“

„Wer hat etwas von dem Gold genossen? Wen hat es glücklich gemacht? Das möcht' ich wissen!“

„Glücklich? . . . Ja . . . ich habe mein Wort gehalten . . . ich sitze auf diesem Hof!“

„Und warum nicht?“

„Weil ich nicht will, Herr, daß Sie mir nachher eine salbungsvolle Rede halten und an den Fingern aufzählen: erste Sünde, zweite Sünde u. s. w.“ . . . Er sah mit schadenfrohem Hohn in mein Gesicht.

Aber ich war von Kind auf unter seinesgleichen aufgewachsen, ich ließ mich nicht bange machen.

„Sie können tun, was Sie wollen,“ sagte ich . . . „ich habe einstweilen keinen anderen Gedanken, als daß wir hier schön sitzen, mitten in der Maiensonne, und daß wir besser tun, wenn wir uns etwas erzählen, als wenn wir im Sand Kreise machen.“

„So!“ sagte er, und ich bemerkte die Zufriedenheit, mit der er das sagte: „So! . . . Ich sehe, die Leute haben Recht, Sie kennen die Menschen! Sie kennen sogar die groben Menschen! . . . Ich will Ihnen etwas erzählen. Ich war ein Knecht wie die beiden, welche da eben an uns vorbei in mein Land gingen. Ich besaß nicht mehr, als diese besitzen, nämlich einen Arbeitsanzug und einen Sonntagsrock, ein paar niedrige und ein paar hohe Stiefel, eine Peitsche von Fischbein und eine Braut. Ich war zwanzig Jahre alt.“

Er nickte mit dem eisgrauen Kopf und deutete mit der Hand nach der Hofstelle: „Dort ging ich vor fünfzig Jahren, genau so, wie die beiden, die eben dort gingen.“

„Ich sah ihn an: „Sie waren Knecht, gerade auf diesem Hof?“

Er nickte: „Ja,“ sagte er, „und ich prahlte auf dem Tanzsaal . . . es war in einer Maiennacht . . . daß ich einmal Besitzer werden wollte . . . gerade auf diesem Hof!“ . . .

„Da fielen die Bauernsöhne über mich her . . . . zwei von ihnen waren Kinder dieses Hofes . . . sie wollten mich gründlich zusammenhauen . . . aber ich war stark und hatte Mut und hob den einen auf, den ältesten von diesem Hof, und stieß ihn in wilder Kraft gegen die andern . . . er stürzte rücklings in die Stube, zu den Füßen der schreienden Mädchen, ein Blutstrom stürzte aus seinem Mund . . .

„Ich sah das rote Blut . . . dann blickte ich auf mein Mädchen. Ich erkannte, daß meines Bleibens nicht länger wäre in der Heimat und . . . draußen in der Maiennacht haben wir uns verabredet, ich und das Mädchen — und sind zu Fuß nach Hamburg gegangen und von da mit dem ersten Auswanderer nach Amerika gefahren.“

Ich blickte ihm ruhig in das alte verwitterte Gesicht.

„Hat Ihre Frau gute Tage gesehen . . . drüben an Ihrer Seite?“

Er zeichnete einen wunderlichen Kreis in den Sand und sah vor sich hin . . .

„Müh’ und Arbeit“ . . .

„Das ist Menschenlos!“ sagte ich, „aber treue, freundliche Liebe?“

„Waren Sie bei ihr?“

„Nein, Herr, ich mußte sie verlassen, sonst wären mir fünfhundert Dollar davon gegangen. Ich hatte einen großen Transport Waren in das Lager geschickt, und es war heiß, die Waren wären verdorben!“

Ich sah ihn ernst an. „Sie war groß und schlank!“ sagte er langsam, „fast so groß wie ich und hatte helles Haar und hatte mich bei der Hand angefaßt, und der Himmel war voller Sterne ... und sie starb allein, weil für fünfhundert Dollar Waren verdarben!“

Wieder glitzerte es in seinen Augen, diesmal jäh und grell.

Mit heiserer Stimme fuhr Peter Gold fort: „Sie starb ... Bald darauf entzweite ich mich mit meiner Tochter, oder vielmehr mit ihrem Mann.“

„Wie kam das?“

„Das kam so. Wir waren alle drei ins Lager gefahren ... ich weiß es noch sehr gut, es sind ja auch erst zwanzig Jahre her ... auf der Hinfahrt wurde die kleine Liddy geboren, meine erste Enkelin, die muß jetzt zwanzig Jahre alt sein.

„Wechseln Sie Briefe mit Ihren Kindern?“

„Nein ... ich sagte Ihnen, daß ich mich mit ihnen entzweite! Als wir zurückkamen, da war ein böser Tag. Zuerst war die kleine Liddy krank. Sie war ein feines, zartes Kind mit klugen, blauen Augen und hielt mehr von mir als von ihrer Mutter. Daß sie krank wurde, erregte mich. Die Sonne schien so heiß auf das Kind! Dann, als wir in die Hütte traten, sah ich sofort das Unglück. Sie müssen wissen, Herr, daß wir das Gold, das wir besaßen, neben dem Herde vergraben hatten. Nun hatten die Schweine die Tür unterwühlt und waren eingebrochen und hatten die Stelle entdeckt und das goldige Gestein herausgerissen und es in der ganzen Hütte zerstreut. Es flimmerte mir vor den Augen. Es erfaßte mich ein zäher Zorn, ich nahm das größte Stück, das zu meinen Füßen lag und hob es auf ... es war ein schweres Stück und es zuckte im Sonnenschein von dem Goldflimmer ... und warf es nach meiner Tochter, denn sie hatte das Gold vergraben, Herr, und sie hatte es schlecht vergraben. Und Gold muß man gut vergraben. Das sage ich, Peter Gold!“

„Was geschah weiter?“

„Mein Schwiegersohn fuhr mit ihr in die Stadt; sie hatte ein Loch im Kopf. Dort blieben sie drei Monate. Es wollte nicht heilen.“

„Wo waren Sie unterdessen?“

„Ich blieb in der Hütte ... bei der kleinen Liddy. Sie muß jetzt zwanzig Jahre sein — sie hatte hübsche blaue Augen und helles Haar. Als ich fortging, konnte sie schon etwas sprechen.“

Er sah in Gedanken vor sich hin; es lag ein anderer Zug um seinen Mund: „Ja, die kleine Liddy!“ sagte er.

„Richtig!“ sagte ich. „Aber Ihr Weib und Ihre Kinder?“

„Sie ist tot. Sie konnte es nicht vertragen. Und war doch ein so stattlich junges Ding, damals, in der Nacht! Dort standen wir“ sagte er und deutete mit dem Stock nach dem Eingang des Hofes. „Dort! . . . Dann gingen wir fort. Sie war fast so groß wie ich, sie hatte helles Haar und hatte mich bei der Hand angefaßt, und der Himmel war voller Sterne! Merkwürdig, so war es! Als wenn es gestern wäre, so sehe ich es! Habe lange nicht an sie gedacht.“

Er schüttelte den Kopf.

„Sie muß gut gewesen sein,“ sagte ich, und ich fühlte, daß meine Augen flammten, „treu und mutig, und ich hätte ihr mehr sorgliche Liebe gegönnt — und nun sie tot ist – mehr Erinnerung.“

Ich sah ihn zornig an. Peter Gold legte den Stock quer über seine Knie, stützte seine Hände darauf und sah in Gedanken in das vor uns liegende Land. „Sie sind der erste Mensch,“ sagte er, „mit dem ich reden mag, seitdem ich wieder in der Heimat bin. Sie sind alle so höflich und glatt. Die meisten haben viel Respekt, sie wissen ja, daß Peter Gold einen großen Geldsack hat — die andern fürchten mich und gehen mir höflich aus dem Wege. Sie aber sind grob wie ein irischer Goldgräber.“

Ich schüttelte unwillig den Kopf, der Vergleich gefiel mir nicht; aber ich gab ihm doch recht. „Ja,“ sagte ich, „ich bin ein Goldgräber, ich sitze hier, um Gold bei Ihnen zu suchen.“

„Sie wollen etwas für Ihre Mission?“

„Nein, heute nicht! Ich will nach Gold in Ihrer Seele graben.“

„So?!“

„Ich habe noch nichts gefunden, aber ich glaube, ich sah es im Grunde schimmern. Wollen Sie fortfahren!“

Er sah mich wieder durchdringend an, in seinen Augen flimmerte etwas, ich erkannte nicht, ob es Zorn war oder sonst etwas. Aber etwas Weiches war es nicht, denn es glitzerte wie Stahlschimmer.

„Wir haben dort lange gelebt. In der letzten Zeit hatten wir eine Blockhütte unten im Tal. Dort weideten wir unsere Pferde und Schweine, hielten auch ein paar Schafe, die wir molken. Meine Frau blieb dann in der Hütte und beherbergte Goldgräber, die nach Frisko gingen . . . und wir, meine Tochter und ich, und nachher der Mann meiner Tochter, wir fuhren in die Lager der Goldsucher und verkauften unsere Waren. So ging das eine Reihe von Jahren, und wir hatten schon viel Gold — auch ein großes Stück Land.“

„Und Ihre Frau und Tochter?“

„Ja, das will ich Ihnen erzählen,“ sagte er rauh, „und wie es kam, daß ich allein wieder hierher gekommen bin in dies alte Land. Meine Frau starb . . .“

Pfingsten hätten, so meinte ich, es könnte wohl etwas für ihn vom Himmel fallen, wenn auch nur ein einziger Funke. So dachte ich.

In der Woche nach Pfingsten lebte ich still und zurückgezogen dahin, noch ganz erfüllt von den Festgedanken; am Donnerstag Abend machte ich mich an die Sonntagspredigt. Ich hatte über die Epistel zu predigen, welche anfängt: O welch eine Tiefe des Reichtums. Es kränkte mich, daß da nicht stand: O welch eine Tiefe der Liebe. Aber nachdem ich gebetet hatte, ward mir doch wieder froh ums Herz. Und während ich mich nun in die Worte der Schrift vertiefte, stand auf einmal der alte Mann wieder vor mir mit seinem schmerzerstarrten Gesicht und dem grünen Stein. Warum läßt der Schöpfer aller Dinge denn all das Elend zu und die Hartherzigkeit der Menschen, warum schlägt er nicht den alten Mann mit demselben Stein, den er in der Hand hat, bis sein Herz weich wird? Ich konnte mich lange nicht aus diesen Gedanken herausfinden, die mich umgaben wie das Spinngewebe die gefangene Fliege.

Da stand ich ungeduldig auf und trat ans Fenster und sah in den Garten. Es war gegen Abend und die Dämmerung stand schon wartend zwischen den Büschen und die ganze Schöpfung hielt still und feierlich ihr Nachtgebet. Da hörte ich hinter mir Schritte durch den leeren Saal kommen, der neben meiner Stube liegt, und noch ehe ich mich umkehrte, hatte sich die niedrige Tür meines Zimmers geöffnet. Als ich mich umsehe, steht da ein junges Mädchen auf der Schwelle, hoch und stark gewachsen und mit hellem Haar und blauen Augen.

Ich glaube, daß ich das junge Mädchen sehr fragend angesehen habe, vielleicht ist mein Blick auch reichlich ernst gewesen, denn ich kam aus schweren Gedanken. Als ich aber sah, daß sie noch zögernd auf der Schwelle stand und, obwohl sie mich mit großen Augen ansah, doch verlegen war, da ging ich nach meiner Weise rasch auf sie zu und sagte: „Komm näher, Kind, und setze dich! Ich will mich auch setzen, und dann sage mir, was du auf dem Herzen hast."

Da setzte sie sich, und es freute mich, wie sie so stattlich dasaß und mich so freundlich ansah. Sie hatte ein einfaches, dunkles Reisekleid an, starke, aber nicht grobe Halbschuhe an den Füßen und eine Ledertasche am Riemen an der Seite. Hut und Mantel hatte sie wohl draußen abgelegt.

Als mein Auge auf die Ledertasche fiel, da erkannte ich an der eigentümlichen Form, daß sie aus der Ferne kam. Da durchzuckte es mich wie ein Blitz. Der Mann mit dem Stein in der Hand stand vor meiner erschütterten Seele. Darum bebte meine Stimme, als ich sie fragte: „Woher kommst du, Kind?"

„Von Amerika, Herr!"

„Und du heißt Liddy!"

„Dann kamen die beiden wieder," fuhr er ruhig fort, „die Wunde war heil, und ich nahm meinen Teil Gold und ging damit nach Frisko. Dann bin ich hierher gegangen. Seh'n Sie, das ist mein Leben!"

„Und jenes Goldstück," fragte ich, „mit dem Sie Ihre Tochter niederschlugen?"

Da fuhr er auf, und ich sah, wie seine abgearbeitete Hand den Stock mit hartem Griff umfaßte.

„Kommen Sie mit!"

Wir traten in die alte niedrige Stube. An einem Eckschrank öffnete er die Tür; er zog eine Schublade auf und griff hinein.

Und dann hatte er den grünlichen Stein in der Hand. Es war gerade eine Handvoll.

Er sah mir mit wildem Hohn ins Gesicht: „Es sind über hundert Dollar Gold darin ... in dieser Handvoll!"

Ich sah ihm finster in die flammenden Augen.

„Hundert Dollar?" sagte ich rasch. „Was sind hundert Dollar, verglichen mit einem einzigen freundlichen Blick? Hundert Dollar ohne Liebe sind so viel wert wie ein elender Graustein?" Ich sagte diese Worte nicht, ich warf sie ihm vor die Füße, wie den Graustein, von dem ich sprach.

Er sah mich starr an. Dann sagte er, und ich merkte, wie er schwer nachdachte und mühsam atmete: „Sie verstehn doch nichts vom Leben, gar nichts!"

„Nichts? Ich lege Ihnen die Frage vor, Peter Gold: Was hätten Sie lieber ... diesen toten, dummen, grüngelben Stein oder einen einzigen freundlichen Blick von der kleinen Liddy?"

Das rasche Wort schlug wie ein Peitschenhieb über sein Gesicht, seine Lippen zogen sich auseinander, und ich sah seine zusammengebissenen Zähne, seine Augen funkelten von Haß, und er hob den Stein gegen mich."

Ich sah ihn fest an: „So haben Sie ausgesehen, als Sie den Sohn dieses Hauses niederschlugen und gegen Ihre eigene Tochter diesen Stein hoben!"

Da ließ er die Hand sinken.

Und dann ging ich. Als ich mich in der Tür umwandte, sah ich ihn neben dem Eckschrank stehen, mit finsterem, von Haß und Schmerz verdüstertem Gesicht, und mit der Handvoll Gold.

Darauf feierten wir Pfingsten. Ich erinnere mich noch sehr genau, daß ich, als ich am Pfingsttagmorgen vor der versammelten Gemeinde am Altar stand, an den Mann dachte mit dem grünen Stein in der Hand, und ich dachte, dieser Stein wäre sein Herz, und es wäre so sehr notwendig, daß er ein anderes Herz bekäme, und weil wir nun doch

wüßte, ob er noch lebte und daß er ihre Briefe unbeantwortet gelassen hätte."

„Sagte sie sonst noch etwas?"

„Zuletzt sprach sie noch von einem Stück Goldquarz, das er in die alte Heimat mitgenommen hätte und das ihm schweren Kummer mache, und ich sollte über das große Wasser gehen und ihn bitten, daß er das alte Stück fortwürfe oder mir gebe, daß ich es wieder in die öden Berge zurückbrächte, woher es gekommen ist. Das habe ich ihr versprochen, daß ich hierher reisen wollte und ihrem Vater zu Diensten sein, so gut ich könnte, und daß ich wegen des Steines mit ihm sprechen wollte. Dann ist sie ruhig eingeschlafen, als der Tag graute."

„Bleibe sitzen, Liddy, ich hole etwas Wein und Brot; du sollst eine kleine Stärkung haben, dann wollen wir zu deinem Großvater gehen."

Als ich wieder herein kam, fragte ich sie: „Du bist doch nicht allein gereist, Liddy?"

„O", meinte sie, „das hätte ich schon gewagt; ich bin nicht furchtsam; aber ich habe doch Begleitung, der Sohn unseres Nachbarn, mein Schulkamerad, ist mit mir gereist. Wir haben uns in Hamburg getrennt. Er besucht seine Familie, die in Westfalen wohnt; ich bin hierher nach Holstein gefahren. In Hamburg treffen wir uns wieder."

Ihre Augen leuchteten.

„Er ist dein Bräutigam?"

Sie lächelte verlegen: „Er ist es nicht!"

„Aber er wird es werden!"

Ich sah an ihren Augen, daß sie nichts dawider hätte.

„Seine Mutter", sagte sie, „hat mich sehr lieb und wünscht, daß ich seine Frau werde; sie meint aber, es wäre richtig, wenn wir als gute Freunde miteinander reisten und nachher, wenn wir wieder heimgekehrt wären, uns verlobten."

„Es ist eine kluge Mutter," sagte ich.

Und dann redeten wir noch über den Reisegefährten und Liddy wurde sehr zutraulich, lobte auch sehr, daß er so ritterlich und ehrerbietig wäre und daß ihr der arme Junge eigentlich leid täte, „denn", sagte sie, „ich bin ein wenig steif gegen ihn, weil es die Mutter so will."

„Er könnte hierher kommen," sagte ich, „und könnte dich hier abholen. Er soll gern mein Gast sein; mein Haus ist groß."

Sie ergriff meine Hand. „So wird er meine Heimat sehen!" Und ich wußte nicht, was sie mir betonte: das „er" oder die „Heimat".

Und dann gingen wir zusammen die Dorfstraße entlang und ich erinnere mich noch, wie die alte Mutter Thormählen, die um die achtzig war, über der halben Tür lehnte und fragte:

„Herr Pastor, wer ist das? die ist ja außenländisch!"

Da schlug sie die Hände zusammen, wie die jungen Mädchen tun, nicht allein diesseits des großen Wassers, sondern auch jenseits, wie ich merkte. Ich mußte unwillkürlich lächeln.

„Du willst deinen Großvater besuchen, Liddy?“

„Ja,“ sagte sie, „o wie schön, daß Sie so freundlich sind!“

„Hattest du eine gute Reise?“

„Schön! Gott sei Dank!“

„Kennst du Gott?“

„O gewiß!“ sagte sie. „Früher, als meine Eltern mit Großvater noch Gold gruben, war es ein wildes, rohes Leben in unserer Gegend, aber nachher, als Mutter wieder hergestellt war — Mutter war nämlich lange krank — da nahm das Goldgraben allmählich ein Ende, und es siedelten sich deutsche Landleute bei uns an, und Vater wurde Friedensrichter, und wir bauten eine Kirche. Und ich soll Sie grüßen von unserem Pastor!“

Ich neigte den Kopf und sandte im Geiste über das weite Meer einen Gruß an meinen Bruder.

„Wir sind christlich geblieben,“ sagte sie, und ich sah den Stolz und die Freude in ihren großen Kinderaugen. Ich wies mit der Hand auf die Gestalt unseres Heilands, wie Thorwaldsen sie dargestellt hat. Sie stand auf meinem Schreibtisch, daß ich sie immer sehen konnte. Und ich sagte: „Der das Ein und das All!“

Da stand sie auf und verneigte sich vor dem Bild des Herrn und in ihre Augen traten Tränen.

„Es ist wie ein Gruß aus der Heimat,“ sagte sie, „und daß hier auch Heimat ist und überall, wo Er die Herzen regiert.“ Und sie reichte mir die Hand.

„Weißt du,“ fragte ich, „warum deine Mutter damals erkrankte, als du ein halbes Jahr alt warst?“

„Sie hatte eine schwere Kopfwunde, die nicht heilen wollte, weil schlechte Metallsplitter hineingedrungen waren. Sie war über die Schwelle unserer Hütte gestolpert und hatte einen schweren Fall getan.“

„Lebt deine Mutter noch?“

„Nein,“ sagte sie, und es traten ihr wieder Tränen in die Augen. „Sie behielt von jenem Fall einen schwachen Kopf und hatte häufig Schmerzen in den Schläfen. Sie war eine stille, fleißige, treue Mutter, ich habe sie sehr lieb gehabt.“ Sie stützte den Kopf in die Hand.

„War sie so, wie du sagst, Liddy, so weine nicht. Sie ist dort, wo Gott den Frommen, Fleißigen und Stillen eine festliche Wohnung bereitet hat. Das ist unser Glaube.“

„Nun hat sie in der letzten Nacht, als ihre Gedanken anfingen sich zu verwirren, immer von ihrem Vater geredet und daß sie nicht

„Wenn du mir nicht glauben willst, sagte Mutter, so sollst du mir in die Augen sehen! Sie sagt, ich habe die Augen meiner Großmutter."

„Ja, ja, sie war auch so groß, und Haar und Augen hatten die Farbe."

„Wenn du aber noch nicht glaubst, soll ich von dem Goldquarz reden. Weiter hat sie nichts gesagt; nur dies: Sprich von dem Goldquarz!"

Peter Gold senkte den grauen Kopf und holte tief und schwer Atem. Dann sah er finster zu ihr auf.

„Was willst du hier? Weshalb hast du die große Reise gemacht? Haben deine Eltern dir gesagt, daß ich reich bin?"

Die Enkelin hatte sich hoch aufgerichtet, und aus den blauen Augen flog ein stolzer, flammender Blick. „Wir brauchen dein Geld nicht — wir haben genug zu essen und zu trinken und wir gehen jährlich einmal nach Frisko, um etwas von der großen Welt zu sehen. Das ist uns genug. Wenn du aber meinst, daß meine Mutter mich um Goldes willen geschickt hat, so kann ich dir sagen, daß Mutter reicher ist als du und wir alle; denn sie ist beim lieben Gott."

„Deine Mutter? Ist sie tot?"

„Ja! Und ich soll dir ihren letzten Gruß bringen."

Peter Gold starrte lange vor sich hin, regungslos; aber ich glaube, daß seine Seele in diesen Augenblicken wanderte — weite Wege — und an zwei Gräbern stand jenseits des Meeres, einem alten Grab und einem neuen. Darnach richtete er sich auf: „Es ist gut," sagte er leise. „Wir wollen morgen mehr miteinander reden. Komm ins Haus."

Als er sah, daß ich mich von Liddy verabschiedete, kehrte er um und gab mir die Hand.

Wenige Tage darauf fing Peter Gold an zu kränkeln: Er verlor alle Eßlust, und es währte nicht lange, da konnte er nicht mehr gehen. Nun saß er im Lehnstuhl und sah auf den Hofplatz hinaus.

Er war still geworden. Liddy, welche ihn in einer ruhigen, geschäftigen Weise pflegte, meinte anfangs, daß er teilnahmslos sei. In der Tat hatte er für die Feldarbeit und für das Gedeihen des Viehes gar kein Interesse. Der Arzt sprach von einem leichten Schlaganfall, der sich bei dem Alter des Kranken und seinem schweren Körper leicht wiederholen könnte.

Ich fragte Liddy: „Wie benimmt er sich gegen dich?"

„Er ist freundlich," antwortete sie, „fast weich; aber er spricht wenig. Wenn er redet, so ist es über die Großmutter und über die Mutter. Bei diesen beiden sind alle seine Gedanken."

Ich blieb stehen. „Haben Sie Liese Nummsen gekannt?“ fragte ich.

„Die mit Peter Gold nach Amerika lief?“

„Ja, gerade die meine ich, Mutter Thormählen! Und diese hier ist das Enkelkind von Liese Nummsen!“

„O Gott,“ sagte die Alte und streckte ihre beiden Arme über den wackelnden Kopf. „Wie ist das möglich? Und wie ist sie ihrer Mutter ähnlich.“

„Großmutter!“

„Ja, Großmutter! Ach Gott, schon Großmutter und noch so jung!“

„Damals waren Sie auch noch jung, Mutter Thormählen!“

„Ja, war ich — es ist alles verkehrt. Alles verkehrt . . . Kann sie deutsch sprechen, Herr Pastor?“

„Ja, Mutter, wie wir!“

„Sag' mal, Kind, hast du meinen Jungen gesehen, den Fritz? Fritz Thormählen heißt er und hatte eine Narbe über der Stirn; hast ihn gesehen, Kind?“

Meine Begleiterin schüttelte mit dem Kopf. „Ich habe ihn nicht gesehen, Mutter; aber ich will mich umsehen, wenn ich wieder hinkomme und wenn ich ihn treffe, will ich ihn grüßen.“

„Ach ja, das tu. Er hat 25 Jahre lang nicht geschrieben. Sag ihm, ich wäre jetzt zweiundachtzig oder dreiundachtzig Jahre alt, und wenn er mich noch einmal sehen wollte, würde es hohe Zeit. Nicht wahr, Herr Pastor?“

„Ja, Mutter Thormählen, es wird Zeit, er muß kommen!“

„Ach ja, es ist alles verkehrt . . . Wenn du ihm also mal begegnest, dann grüß' ihn.“

Die Fremde nickte: „Ich will's gewiß nicht vergessen, Mutter,“ sagte sie freundlich. Und wie wir weiter gingen, hörten wir sie noch sagen: „Es ist alles verkehrt.“

Das war nämlich ihre ständige Redensart.

Nach einigen Schritten standen wir im Garten von Peter Gold. Er saß auf der Bank und als er uns sah, stand er auf. Seine Augen blieben an dem Mädchen neben mir haften. Ich trat gerade vor ihn hin.

„Gott hat es gut gemacht, Nachbar,“ sagte ich, „diese hier ist Liddy!“

„Liddy!? Liddy!?“ schrie er. Er preßte die Faust gegen die Stirn, sein Stock entfiel ihm und er stolperte rückwärts. Er war ein schwerer Mann und von der Gicht geplagt.

„Ich bin es, Großvater, und ich soll dir einen Gruß bringen von meiner Mutter, deiner Tochter.“

„Wenn es nicht wahr ist!“ sagte er keuchend. „Du bist nicht Liddy!“

doch? . . . Ach — das war da, wie ich von Bord kam und traf den Goldsucher, der mir einen grünen Stein zeigte, hundert Dollar wert! Einen elenden grünen Stein! Damals! Seitdem bin ich hinter dem grünen Stein hergelaufen . . . Bis ich ihn hatte! . . . Eine Handvoll Gold."

Er schleuderte die geballte Hand von sich:

„Weg mit dem Stein! . . . Elender Stein! . . . O . . . hätte ich ein einzig Mal ihr Gesicht vor mir . . . die weichen Augen und das blonde Haar . . . Nein, nur ihr Gesicht, wie es zuletzt war, still und voll Kummer, abgehärmt! Und das Gesicht meines Kindes! . . ."

Da legte Liddy ihre zitternde Hand auf meinen Arm und trat allein an seinen Stuhl. Er erschrak nicht, er saß still da, während sie sich über ihn beugte.

„Laß die Toten ruhen, Großvater," sagte sie mit tiefernster Stimme. „Laß sie ruhen! Die haben's gut! Du aber sorge, daß du den Weg wiederfindest, auf dem deine Toten gingen. Du sagst, du hast ihn verloren."

Der eisgraue Kopf sank tief auf die Brust, dann sagte Peter Gold langsam und stockend:

„Gib den Stein dem Pastor . . . er soll ihn an irgendein Museum verkaufen und für den Erlös soll er irgend etwas Gutes tun, irgendeinem eine Freude machen. Aber er soll nicht sagen, von wem das Gold kommt. Hörst du, Kind?"

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, trat Liddy in mein Zimmer. Mit ausgestrecktem Arm legte sie das grünschillernde Erz auf den Schreibtisch.

„Er hat die ganze Nacht nicht geschlafen," sagte sie, „er sagt, daß er heute noch sterben muß. Und ich glaube, daß er Recht hat, seine Kraft ist hin, sein Atem ist schwach. Er kämpft mit Mühe gegen Anfälle von Ohnmacht."

Ich ging wieder mit ihr.

Da haben wir eine stille Stunde verlebt, wir beide allein, Peter Gold und ich. Er war freundlich und weich.

Gegen Abend bekam er das heilige Mahl. Die Sonne schien schräg in das große Zimmer auf sein Bett. Die Sonnenstrahlen funkelten um den goldenen Kelch, den meine Hand umfaßte. Er sah mit feuchten, halbabwesenden Augen auf das Flimmern und Funkeln:

„Eine Handvoll Gold!" stöhnte er.

In derselben Nacht starb er.

(„Kalender für Schleswig-Holstein. 1903." Von A. Weinreich, Altona.)

Nach einer Weile lächelte sie vor sich hin.

„Was hast du, Kind?"

„Ich lese jeden Abend einen kurzen Abschnitt aus den Evangelien vor. Anfangs machte er ein finsteres Gesicht, darnach duldete er es still."

Am andern Tage ging ich zu ihm. Es war gegen Abend, in der Dämmerung. Als ich in das stille Haus trat, kam mir Liddy in der halbdunklen Diele entgegen.

Indem sie mir die Hand zum Gruße bot, sagte sie mit flüsternder Stimme: „Großvater schläft!" und sie deutete auf die breite Tür des Wohnzimmers, die weit offen stand. Mit leisen Schritten gingen wir über die Fliesen. Da saß er in dem niedrigen großen Zimmer in seinem Lehnstuhl, mit dem Gesicht von uns abgewandt. Er schlief nicht, er war in tiefen, erregten Gedanken und bewegte heftig den grauen Kopf.

Und dann kamen auch die Worte. Ganz klar und deutlich drangen sie zu uns herüber, die wir still nebeneinander auf der Schwelle standen.

„Sie hat nicht viel vom Leben gehabt. Sie wär' wahrhaftig besser daran gewesen, wenn ich hier geblieben wäre . . . als ein Knecht oder Taglöhner. Eine elende Sklaverei ist es gewesen und die Peitsche über ihr! . . . Über ihr!"

„Und sie hatte so weiches Haar und so junge weiche Augen . . . Die leuchteten damals, als sie mit mir fortging . . . in der Mondnacht . . ." Er streckte den Arm aus und zeigte auf den Weg, an dessen Seiten die wilden Schlehenbüsche standen: „Dort ging sie mit mir aus ihrem Vaterland, aus ihrer Heimat und von Vater und Mutter . . ."

„Und ich selbst? Wenn ich das Glück zusammenzähle, das ich hatte . . . durch fünfzig Jahre? Das ist wenig! Erbärmlich wenig! Das sind, glaube ich, ganze fünf Wochen! Damals, als ich mit ihr hinüberfuhr in das neue Land! Sie war mein eigen und rund um uns rauschte das große unendliche Wasser. Da war ich glücklich . . . Nachher, als ich die neue Erde betrat, riß es mich fort . . . fort . . . immer fort, bis ich den elenden Klumpen, den grünen, in der Hand hatte, den verdammten grünen Stein."

Er lehnte sich müde in den Stuhl zurück, dann fuhr er stiller fort:

„Ich habe irgend etwas verkehrt gemacht. Ich bin irgendwo vom Weg abgekommen. Falsch bin ich gegangen! Irgendwo habe ich den Sonntagsrock verloren und bin in Lumpen weitergegangen. Irgendwo verlor ich all' meine goldenen Schätze: Liebe und Treue, Glauben und Beten . . . Irgendwo verloren meine Augen den weichen Glanz . . . und wurden gierig und hart . . . Wo war's doch? Wo geschah das

zum Christentum bekannt hatten. Flugs war der Kopf weg, dann donnerte es schauerlich und ein Engel kam vom Himmel, um die Märtyrer zu holen. Aber wo waren die Heiden? Wohl gar weit. Da hörte Regerl einmal zufällig, wie der Bürgermeister und der Lehrer von einem Bezirksrichter sprachen und der Lehrer meinte: „Der sei ein rechter alter Heide.“ Der Bezirksrichter kam ja manchmal auf Kommission ins Dorf und brachte gleich Gendarmen mit; da hatte sie es ja dann leicht. Sterben hätte sie eigentlich noch nicht gerne mögen, aber vielleicht ist das nicht nötig. Er steckte sie zuerst ins Gefängnis, dann kommt ein langer Prozeß, sie bleibt heldenhaft und bekehrt zuletzt noch den Richter. Sie paßte eifrig auf, ob sie nichts von einer Kommission höre. Endlich wurde eine angesagt. Regerl nahm ihr Sonntagsgewand, hing sich das Kreuzerl von der seligen Mutter um und betete recht inbrünstig zur heiligen Jungfrau. Dann wartete sie vor dem Gasthaus „zum goldenen Ochsen“ auf den Wagen des Richters. Es gingen Bauern aus und ein, die das Dirndl erstaunt ansahen und ihr Scherzworte zuwarfen. Regerl würdigte sie keiner Antwort. Da lachte einer und meinte, mit der sei's auch nicht ganz richtig. So war's recht. Hohn und Spott hatten auch die Heiligen ertragen müssen. Da rollte ein Wagen daher, drinnen saß ein rundlicher Herr im Jagdkostüm mit einem jovialen, roten Gesicht, daneben ein hageres, kleines Männchen, der Schreiber. Im zweiten Wagen folgten die Gendarmen. Regerls Herz klopfte heftig. „Jess', Maria und Josef,“ flüsterten ihre Lippen unaufhörlich. Der Richter stieg aus. Jetzt mußte es sein! Sie krampfte ihre Hände ineinander und trat näher. Ihm fiel das hübsche Dirndl auf und er grüßte sie gutmütig: „Na, grüß Gott, Dirndl, willst was haben von mir vielleicht? Fürcht' dich nicht, g'schicht dir nichts. Allweil ist das hohe Gericht nit so g'fährlich.“ Regerl blickte ihn angstvoll an und blutrot im Gesicht stieß sie heraus: „Ich bin eine Christin.“ Der Richter sah sie an, schüttelte den Kopf, sah seinen Schreiber an, der devot mit den Schultern zuckte und meinte dann: „Brav, brav, bleib' nur recht fromm, dann kriegst zum Lohn einen guten Mann.“ Er gab ihr einen freundschaftlichen Klaps auf die Wange und trat ins Haus. Regerl stand unbeweglich, wie vom Schlag gerührt. „Also da is die saubere Dirn“, keifte es da neben ihr, „gar im Sonntagsstaat am Werkeltag, willst eppa gar ins Wirtshaus geh'n? Und wer holt denn a Streu für die Goas? Schau, daß du weiter kommst, du fauler Nichtsnutz! I werd' dir lernen!“ „Is doch schwer heilig zu werden,“ dachte Regerl und folgte der Mahm.

Aber sie gab es noch immer nicht auf. Und nach langem Nachstudieren fand sie endlich einen neuen Weg. Das mußte der richtige sein! Sie mußte eine Einsiedlerin werden und in einer Höhle hausen,

# Vom Regerl, das eine Heilige werden wollte.

Von **Andrea Maria Birnbacher.**

Das Regerl war ein sauberes, frisches Dirndl, das mit seiner alten Mahm in einem kleinen Gebirgsdörfchen lebte. Es war eben mannbar geworden und mancher Bursch warf schon ein Aug' auf das Mädchen; aber von denen wollte Regerl nichts wissen. Sie hatte etwas ganz Besonderes vor, etwas viel Besseres, als ihre Kameradinnen und da durfte man sich nicht in Liebesgeschichten einlassen. Regerl wollte eine Heilige werden. — Das war ihr Träumen schon in den Kinderjahren. Der Herr Katechet erzählte manchmal gar schöne Geschichten von dem Leben der Heiligen, und außerdem hatte die Mahm ein dickes, altes Buch, in dem schaurig schöne Dinge von Märtyrern und Versuchungen standen und endlichem Triumph. Regerl sah sich schon in einem langen weißen Gewande, mit offenem Haar und einem glänzenden Heiligenschein, Wunder wirkend, während die Leute von allen Seiten herbeiströmten, sie verehrten und ihr Gaben brachten. Nach ihrem Tode dann wird man ihr eine Kapelle bauen, der Bischof selber wird sie einweihen und ihr Standbild wird so schön sein wie das der heiligen Jungfrau in der Kirche, im weißseidenen Kleid. Oben im Himmel aber wird sie unter allen Heiligen sitzen und ganz erstaunliche Wundertaten bewirken und von Zeit zu Zeit jemandem erscheinen. Regerl betete in heißer Andacht zur heiligen Jungfrau und zu ihrer Namenspatronin, sie möchten ihr doch helfen, eine Heilige zu werden. Sie hatte auch die Geschichte von dem Bauernmädchen in Lourdes gehört, und wenn sie im Wald Holz oder Beeren suchte und dann bei der Quelle ausruhte, wartete sie auf die heilige Jungfrau. Einmal mußte sie doch kommen. Es kamen aber nur Holzknechte oder alte Weiber und von Zeit zu Zeit der Jägerfranzl. Der war bei dem Grafen auf der anderen Seite des Gebirges angestellt und kam auf seinen Pürschgängen auch über den Kamm in Regerls Heimattal. Er fand immer öfter den Weg zur Quelle, setzte sich neben Regerl ins Moos und plauschte mit ihr. Sie war manchmal recht froh, wenn ihr jemand das lange Warten auf das Wunder verkürzte und sie wurden gute Freunde. Wollte aber der Franzl ein bißchen wärmer werden, dann wies ihn das Dirndl schroff ab. Den Franzl schreckte das nicht, im Gegenteil, die herbe Art war ihm gerade recht. Wäre kein echter Jäger gewesen, wenn er's aufgegegeben hätte! Regerl wurde es aber schließlich satt, auf Erscheinungen zu warten; wenn nicht auf die Weise, wird's auf eine andere sein. Und sie las fleißig im Buche der Mahm. Am einfachsten hatten es wohl diejenigen gehabt, die vor einen heidnischen Richter getreten waren und sich

Heiligen abgebildet sieht. Als sie sich wieder erhob, bemerkte sie, daß es in der Höhle dunkel zu werden begann. Die Sonne war hinter den Bergen versunken und Dämmerung brach ein. Da begann das Regerl sich zu fürchten. So still und einsam war's, nur das Pipsen eines Vögelchens oder fernen Wildschrei hörte man und manchmal ein Knacken der Zweige. Daheim kroch jetzt die Mahm ins weiche Bett in der Kammer, nachdem sie ihre Milchsuppe gegessen hatte. „Is doch gut bei der Mahm, wenn sie auch so viel zankt." — Zu rechter Zeit erinnerte sie sich, daß die Heiligen auch ihre Familien verlassen hatten, das gehörte eben dazu. Sie schnitt sich ein tüchtiges Stück Brot ab und aß mit gutem Appetit. Dann richtete sie sich die Streu aus getrocknetem Farrenkraut zurecht, die sie in der Höhle vorgefunden hatte, legte sich im versteckteften Winkelchen der Höhle nieder und schlief trotz Furcht und Grauen bald ein. — Da plötzlich fuhr sie aus ihren Träumen auf! Ein heller Ton gellte in ihren Ohren nach. Entsetzt richtete sie sich auf und sah wie aus dem Dunkel zwei gräulich grüne Lichter auf sie starrten. Dazu hörte sie lautes Schnaufen. Ein wildes Tier, war ihr erster Gedanke. Außerhalb der Höhle blitzte momentan ein blauer Lichtschein auf, der rasch wieder erlosch und in Regerls Nase stieg Schwefelduft auf. Nun wußte sie es; es war der Leibhaftige! Der kommt ja immer zu den Heiligen, um sie zu versuchen. Sie zitterte am ganzen Körper und wagte nicht sich zu rühren. Alle Gebete, die sie wußte, sagte sie sich im Stillen her. Nun hörte sie einen kurzen Pfiff, dann etwas, das wie Schritte klang, die grünen Lichter verschwanden, ein Körper fiel zur Erde, ein Ächzen ertönte und dann ward es still. Regerl schaute mit offenen Augen in die tiefe Dunkelheit. Wartete nun der Teufel, daß sie anfing mit ihm zu reden oder sollte sie warten, bis er mit der Versuchung beginnt? Was doch eine arme Heilige alles ertragen muß. Nichts rührte sich mehr, nur leises Schnarchen war vernehmlich; Regerl lauschte und lauschte, bis sie endlich doch wieder in Schlaf verfiel. Als sie die Augen aufschlug leuchtete schon Dämmerschein in die Höhle und vor ihr stand groß und stark — der Jägerfranzl! Sie starrte ihn mit dummen Augen an. Ja Regerl, was tust denn du da! Hast dich verlaufen und nicht mehr heimgfunden. Komm mit, ham ma eh den gleichen Weg." Es brauchte Zeit, bis Regerl zur klaren Besinnung kam, dann sah sie sich zuerst in der Höhle ängstlich nach dem Teufel um und atmete erleichtert auf. Er war verschwunden. „Nein Franzl", sagte sie dann feierlich, „i geh nit mit dir, i bleib da heroben. Tu mi nit drängen, es hilft alles nichts." „Bist glei närrisch wordn, Dirndl, was willst denn da?" „Eine Heilige werden!" Franzl starrte sie mit leeren Augen an. Dann lachte er hell auf. „Lach nit", rief Regerl zornig, „was verstehst du dummer Bua davon. Ich bin schon eine Heilige, heut Nacht

den ganzen Tag beten, sonst gar nichts tun und dann kommen Vögel vom Himmel und bringen Speise und Trank und bald wird sie im ganzen Land bekannt. Sie behielt ihren Plan still für sich und wartete — auf eine schöne warme Jahreszeit. Sie wußte, daß es am jenseitigen Abhang des Gebirges Höhlen gab, die wollte sie aufsuchen. Und im heißen Sommer, als alle sich bei der Heumahd abmühten und Regerl bei einem Großbauer verdungen war, da suchte man sie eines Tages vergebens. Sie blieb verschwunden. In aller Herrgottsfrühe war sie davongelaufen mit einem Pinkerl, in dem sie außer Gebetbuch und Heiligenbilder vorsichtshalber auch einen großen Laib Brot und Dörrfleisch mitnahm. „Ob die Vögel grad gleich kommen würden?“ — Das Dirndl lief durch den kühlen, taufrischen Wald, naschte da und dort eine Erdbeere, trank an den Quellen und fühlte sich so froh und leicht, als liefe sie geradewegs in den Himmel hinein. Als sie aus dem Wald trat, schon in ansehnlicher Höhe, sah sie unten die Felder und Wiesen der Heimat ausgebreitet und wie kleinwinzige Pünktchen erkannte sie die mähenden Leute, die mußten sich plagen und sie — sie trällerte ein lustiges Liedchen, in dem von allerhand merkwürdigen Dingen, wie von Burschen und Fensterln, die Rede war. Singen wird eine Heilige wohl dürfen! — Auf den Matten, die von der Sonne grell bestrahlt waren, wurde das Steigen mühsamer und schon konnte Regerl kaum mehr weiter vor Hitze und Durst, da hörte sie von weitem Glockenklingen. Dort trieb der Senner die Gemeindeherde. Sie lief hin und bat ihn um Milch. Er kannte das Regerl gut und während sie im Gras lag und trank, fragte er neugierig, was sie heroben wollte. „Das kann i dir no nit sagen“ flüsterte Regerl geheimnisvoll, „aber bald wirst es erfahren. Du wirst schauen. Vergelt's Gott, die Milch! Für die kriegst noch einmal einen besonderen Lohn. Ich werd schon für dich fürbitten.“ Der Hirt glotzte sie dumm an und Regerl kicherte und lief davon. — Endlich erreichte sie den Kamm des Berges. So hoch war sie noch nie gestiegen. Da sah man weit hin über ihr Heimattal, Bergspitzen hinter Bergspitzen, große Wälder und tief im Tal die Dörfer. Da unten mußte ja auch der Jägerfranzl wohnen, was wird der sagen? Der wird Augen machen! Sie legte sich in die Sonne und blinzelte in den blauen Himmel hinauf, als wollte sie ihre zukünftige Wohnung betrachten. Dabei schlief sie ein. — Als sie erwachte war's später Nachmittag. Sie lief eilig den Abhang hinab, denn vor Einbruch des Abends mußte sie ja eine Höhle finden. An der Waldgrenze, da wo die Felsen steil abfallen, entdeckte sie endlich eine passende — groß und geräumig. Sie machte ihr Bündelchen auf, stellte die Heiligenbilder und das kleine Kruzifix fein säuberlich auf einen Felsvorsprung und einen Wachsstock davor. So, das war der Altar. — Dann kniete sie nieder und betete, ganz wie man die richtigen

Augen. Warum der Jägerfranzl gar nie vorbei kommt, der richtige nämlich? Ein bissel plauschen wär nit so übel. Die Heiligen haben gewiß auch manchmal Besuch bekommen. Aus dem Tal klingen schwache Glockentöne herauf zu ihr. Heut' is ja Sonntag, richtig! Da kocht die Mahm Knödl. Regerl seufzt. Die Vögel oder Engel könnten auch einmal kommen und ihr was bringen. Im Magen brennt's schon wieder. Und ihr Vorrat geht zu Ende. Na vielleicht findet sie jetzt was in der Höhle vor. Nach der Versuchung könnte sie schon eine himmlische Tröstung brauchen. Regerl lief wieder zum Walde hinab. Da sah sie vom Tal herauf jemanden ansteigen, mit einem Gewehr auf der Schulter. Das ist gewiß der Franzl. Der soll nur gleich sehen, was für eine sie ist. Rasch huscht sie in ihre Höhle, löst ihre Haare und kniet andächtig vor ihrem Altar nieder. Von Zeit zu Zeit lugt sie verstohlen nach dem Eingang. Er wird doch nicht einen andern Weg gehen! Endlich hört sie die Schritte. Sie hebt recht inbrünstig die Arme empor. Ein Räuspern ertönt, dann die Frage: „Mit Verlaub, wohnt da die heilige Regerl?" Das ist ja gar nicht der Franzl, sondern ein Alter! Aber die Frage gefällt ihr. Also wissen die Leute schon von ihr. Sie nickt mit niedergeschlagenen Augen. „Ja freilich." „O mein, und Sie san eppa selber die Heilige?" Regerl nickt demutsvoll und frägt dann herablassend: „Was willst du von mir?" so hochdeutsch wie möglich. „Ja mein," sagte schüchtern der Alte, „i wär halt der Martin, der Jägermartin. Und i tät schön um a Fürbitt bitten." „Bist du krank? Tu dich setzen!" Martin setzte sich zagend auf die äußerste Ecke eines Steinblockes und klagte sein Leid. „Krank bin i nit soweit, aber die Zungen halt, die Zungen, das is halt an Unglück. Sitz i ganz still beim Glasl Wein im Wirtshaus und tu nit's Maul auf, da fangt die Zungen von selber an. Ja nit zu glauben. Muß vom Teufel besessen sein. Lauter derlogene Gschichten verzählts, daß mi den Lugenmartin heißen und i kann nix dafür. Wenn die Heilige halt für mich fürbitten tät, auf a Wachskirzen käm's ma net an." Regerl legte ihm tröstend die Hand auf's Haupt und sagte sanft: „Tu nur ruhig sein. Meine Fürbitt' wird dir schon helfen. Du mußt halt auch fleißig beten." „Vergelt's Gott tausendmal," seufzt der Martin erleichtert, „und nix für ungut, i hab mir halt denkt, wann i der Heiligen was bringen durft.` Ist nit viel, bloß a Laib Brot und a Stück Selchfleisch, wias halt arme Leut' haben — aber nit bös sein."

„Gib nur her," ruft Regerl so eifrig, daß sie beinahe aus der Rolle fällt. „Das ist ein gottgefälliges Werk." Er wickelt seine Gaben aus dem roten Sacktuch und Regerl hebt sie auf. Dann kniet sie nieder und betet. Martin schaut ihr andächtig zu, irgendwo in seinem wetterverbrannten Gesicht lauert aber ein böses Schalkteufelchen. Will

hat mich schon der Teufel versucht." „Da herinnen! Is schad, daß i ihn net auch gsehn hab, hätt ganz gern amal die Bekanntschaft gmacht! Hab nit gwußt, daß er in dera Höhln verkehrt, wo i so oft übernacht, wenn mir der Weg zu weit wird heim. Is richtig schad." Dabei lachte der Gottlose. Regerl sah ihn zornig an und nun kam ihr sein Lachen ganz unheimlich vor. „Warst du heut Nacht in der Höhln?" fragte sie. „Freilich. Hab nit gwußt, was für a schöne Nachbarin i hab." Regerl sprang auf, haschte nach ihrem Kruzifix, hielt es mit ausgestreckten Armen vor sich hin und schrie: „Weiche von mir, Satanas." Nun war ihr alles klar. Das war nit der Jägerfranzl, das war der Teixel in seiner Gestalt. Wenn er den heiligen Männern als schönes Frauenbild erscheint, dann wird er halt bei den Dirndln als fescher Bua kommen. Aber sie ist klüger als er. „Weiche von mir" schrie sie in einem fort. Der Franzl wußte nit aus noch ein. „Ja aber Regerl sei gescheit, was hast denn, kennst mi denn nit?" „Freilich kenn i dich, du Leutverführer, du elendiger, du Teufel, du schwarzer Wauwau, nutzt dir nichts, ma kennt di do gleich." Franzl sah, daß da nichts zu machen sei und kopfschüttelnd zog er endlich mit seinem Hunde ab. Regerl triumphierte. Die Versuchung war überstanden, sie war schon eine Heilige, g'wiß müßt man den Schein schon seh'n, nur schad', daß sie ihr kleines Spiegerl nit eing'steckt hat. Er steht ihr g'wiß net übel. —

Der Franzl ist an dem Tag recht nachdenklich gewesen. Wie er abends vor dem Jägerhaus mit seinem Kameraden, dem alten Martin gesessen ist, hat er kaum ein Wort geredet. „Na was hast denn Franzl, hast ein Bock gfehlt" fragt endlich der Martin. „Na, wer mir eh no lieber. Is a narrische Gschicht!" „Du mußt halt erzählen." Und da erzählte der Franzl sein Erlebnis vom Morgen. Vom Martin hört man nur manchmal ein verwundertes „Hm" sonst kein Wort, er pafft aus seiner Pfeife und bleibt stumm! Endlich ist er fertig, klopft die Pfeife aus, klappt den Deckel zu, steht schwerfällig auf und sagt endlich: „Da muß was gschehn, Franzl, sonst wird die Dirn richti narrisch." „Freilich, freilich, aber was? I weiß mir nit aus no ein, trau mi ja nit mehr hin zu ihr. Und verhungern wird's auch noch da oben in der Einschicht." „Weißt was, morgen ist Sonntag, da geh' i einmal aufi und schau mir's an, vielleicht fallt ma aften was ein. Und daß nit von Kräften kommt, nehm i ihr an Laib Brot mit." Dem Franzl war es recht.

Unterdessen lebte Regerl einsam in ihrer Höhle. Sie betete fleißig, sammelte Beeren und begann sich zu fürchten, wenn es dunkelte. Jetzt lag sie an einem sommerhellen Nachmittag draußen auf einer Almwiese und schaute zum Himmel auf. Sie langweilte sich. Alleweil beten geht auch nicht und Arbeit gab's ja keine. Sie gähnte und rieb sich die

mein warmen Nest liegen zu nachtschlafener Zeit. Also schau mi amal an. Bin i denn gar so uneben? Schau wann'st mi wieder vertreiben willst, komm i halt an andersmal wieder und da nehm i mei Großmutter mit. Dö packts anders an. I bin alleweil galant mit saubere Dirndln. I will bloß a Bußl von dir! Was is denn auch, wannst nacha in die Höll kommst. Is nit übel dort. Wohnung, Beheizung, Beleuchtung umsonst, alle Tag Feuerwerk, san andere auch ganz zufrieden. Also Regerl tu's Kreuzel weg, das mag i nit und halt ma dei Göscherl her." Er trat näher. Regerl konnte kein Glied mehr rühren, da trat jemand von außen mit einer Laterne ein — der Jägerfranzl. „Du Höllnbratl, schau nur schau, daß d' weiter kummst, du elendiges Mistvieh, du Malefizteifel, laß mir's Dirndl in Fried." Er schrie und fuchtelte mit seinen Armen herum. Der arme Teufel stieß ein jämmerliches Geheul aus und floh. Regerl lief mit letzter Kraft auf den Retter zu, umklammerte ihn und sank zu Boden. Er bemühte sich ängstlich um sie und nach einer Weile schlug sie wieder die Augen auf. „Is er noch da?" flüsterte sie mit klappernden Zähnen und klammerte sich an Franzl an. „Nein, Regerl, der is fort, der kommt nimmer, so lang i da bin. Is a Glück, daß i grad heut' Nacht herauf gangen bin, muß morgen in aller Früh über's Gebirg. Da hör' i den Höllenlärm. Hast di erschreckt arme Dirn, da trink an Schluck von mein Schnaps, wird dir gut tun." Regerl trank, ließ aber seinen Arm nicht los. „Bleib' da," flehte sie. „Aber freilich bleib i da, tu schön schlafen, i paß schon auf." Mit dem Schlafen war's nichts. Schloß Regerl einmal die Augen, gleich fuhr sie wieder entsetzt empor. So dämmerte der Morgen an. Da schulterte Franzl sein Gewehr um. Regerl sprang auf. „Gehst fort," rief sie angstvoll. „Freili is Zeit, jetzt kommt er so nit mehr am hellen Tag." „Verlass' mi nit," wimmerte Regerl und hielt ihm am Arm fest. „Verlass' mi nit. Schau Franzl, du mußt da bleiben. Hast ka Mitleid mit mir? I stirb vor Angst." Franzl schüttelte den Kopf. „Es geht halt nit. I hab mein Dienst. Und schau Regerl, i tät 'n schon wieder vertreiben, wann er kummat, aber was nutzt denn das? Die Heiligen hab'n neamd net g'habt, der aufpaßt und ihnen den Teixel verjagt hätt'. Wannst a Heilige werden willst, mußt aushalten. A Bua und a Dirndl allein z'sammen in einer Höhle, dös taugt gar net zum Heiliwerden. Regerl, b'hüat di Gott. Es geht halt net."

Regerl ließ ihn nicht los. „Wohin gehst denn?" „Zu dein Dorf. Soll i leicht was bestelln an die Mahm oder an'n Herrn Pfarrer?" Regerl stand ratlos und sah sich in der Höhle um. Da erfaßte sie ein neuer Schauder. „Franzl," sagte sie kleinlaut, „i geh' mit dir." Er staunte sie verwundert an. „I halt's net aus; der Schrecken. Leicht kommt er no amal und da bringt er sei Großmutter mit, hat er g'sagt.

ihn fast das Lachen ankommen. „Amen," sagte er dann, als Regerl sich erhebt und nach einer Weil' kopfschüttelnd: „Muß völli schwer sein, a Heilige werden." Regerl antwortet ernsthaft: „Ma muß a auserwählt sein! Sonst kunnt ma's nit ertrag'n, wenn der Leibhaftige einen versuchen kommt." „Der Leibhaftige, Jesus, Maria." Martin bekreuzigte sich. „Und wie schaugt er denn aus. Pechölrabenschwarz?" „Er nimmt auch a andere Gestalt an, bei mir hat er ausgschaut wie der Jägerfranzl." Das kann der Martin nicht glauben und Regerl verzählt ihm ihr Erlebnis. Martin schaudert vor Entsetzen und blickt voll Angst in alle Ecken hinein. „Grad' als wie der Jägerfranzl. Is doch so a netter Bua, derselbige" und er singt in aller Eile sein Loblied; dann nimmt er ehrfurchtsvoll Abschied von Regerl. — Die war überselig. Sie aß von Martins Gaben und sonnte sich im Gefühl ihrer angehenden Berühmtheit. Und in ihrem Glück schlief sie ohne jede Besorgnis ein.

Der Martin aber stieg schmunzelnd zu Tal und erzählte dem gespannt wartenden Franzl seine Erlebnisse. Dann entwickelte er seinen Plan. „Wenn sie nur nit zuviel erschreckt," meinte der Franzl, „kunnt ihr schaden." „Hab ka Angst! Sie wart' ja eh auf ihn. Und wenn's ihr zu arg wird, dann kommst du daher und verjagst mi. Das vergißt sie dir ihr Lebtag lang nit. Narrische Dirn." Und es begann nun ein merkwürdiges Treiben im Jägerhaus. Martin schwärzte Gesicht und Hände mit Ruß, befestigte ein Gamskrickerl auf seinen Kopf, so daß es hoch empor stand wie Hörner und wickelte Tierfelle um sich herum. Einen roten Lappen band er sich über den Bart, daß er wie eine lange Zunge heraushing. „Wie schau i denn aus," fragte er dann. „Hätt' mi fast selber derschreckt," sagte der Franzl. „Arme Dirn! Tut ma richtig leid." In nächtlicher Dunkelheit stiegen die beiden Verschwörer zu Regerls Höhle empor. — Sie lag in süßen Träumen und sah Engel vom Himmel herabschweben, da erweckten sie schreckliche Töne. Es quiekte und wimmerte und heulte, daß es sie eiskalt überlief. Zitternd entzündete sie ihren Wachsstock und packte das Kruzifix. Die gräulichen Töne hörten nicht auf, bläuliches Licht blitzte draußen auf, es roch immer mehr nach Schwefel. Regerl lag in furchtbarster Angst auf den Knien und wimmerte, „heilige Marie, steh' mir bei." Und dann sah sie im netten Schein des Wachslichtes eine scheußliche Gestalt näher kommen. Regerl konnte nicht sprechen, sie hielt ihm in stummen Entsetzen das Kreuz entgegen. Das war der Leibhaftige, wie er abgebildet war in der Kirche mit den Hörnern und der langen Zunge. Er blieb ein paar Schritte vor ihr stehen und sagte ganz gemütlich: „Grüß Gott, Regerl! Da bin i wieder. Schau sei gscheit, mach' keine Gschichten. Versuchen muß i di doch, dös g'hört zu mein' Dienst. Tät a lieber in

Speck umzukommen fürchtete. Zum Glücke gestatteten es seine Vermögensverhältnisse — denn er hatte die sieben Hämmer an eine Gesellschaft für schweres Geld verkauft — den Armen etwas zukommen zu lassen, um so leichter, als er unverheiratet war. Nur kamen ihm auch in dieser Sache Bedenken, wie Wolfhardt ja einer von denen war, die besonders in gesetzterem Alter vor lauter Bedenken zu keiner Betätigung kommen können. Freilich wollte er Arme ernähren, fürchtete darüber aber, die Allerärmsten zu übersehen. In seiner Gegend gab es ja Leute genug, die sich kümmerlich fortbrachten, aber sie brachten sich trotzdem fort. Eigentlich Arme gab es nicht, während in anderen Tälern, besonders in den unfruchtbaren Gebirgsgräben, gewiß auch solche Leute sein würden, die an Entbehrung und Hilflosigkeit zugrunde gehen müssen. Was nun, wenn sein Leben im Fette plötzlich erstickt und die arme Seele muß dem strengen Richter Rede stehen, wie es mit der Nächstenliebe gewesen sei? Ob zur selben Zeit, da er sich seinen Speck geholt, nicht Mitmenschen an Hunger gestorben wären? — Wenn Wolfhardt daran dachte, wurde ihm übel. Eines Tages spannte er seinen Schimmel ein, setzte sich auf den Wagen und fuhr ins Land hinaus, um Arme zu suchen.

So war denn dieser merkwürdige Mensch in unser Alpel gekommen. Er hatte ein breites Gesicht und einen falben Backenbart, der auf dickem Halse wie ein wulstiger Pelzkragen herumlag. Die Äuglein schienen verwachsen zu wollen; das eine war abgestanden, er hatte daran ein „Blümerl", wie die Leute sagten. Mit dem anderen lugte er schlau hin, und den Kopf mit dem befederten Steirerhute neigte er im Gespräche schief vor, weil er etwas schwerhörig war. Trotzdem sah man ihm die Behaglichkeit an, mit der er in seiner wohlgepolsterten Haut stak. Aber mit unserer Gegend war er nicht ganz zufrieden. Die alten großen Bauernhöfe mit frisch-heiterem Gesinde, die weiten Haferfelder, die saftigen Wiesen und Weiden mit den beleibten Rindern, die schlagbaren Waldungen sahen nicht darnach aus, als ob er sich in einem Tal von Notleidenden befände. Doch wies ihn der Ortsrichter in die Grabelhütte. Dort wäre freilich wohl Elend daheim. Hochwasser habe die Wiesen verschüttet, die Lawine eine melkende Kuh begraben, dazu hätten die Leutchen ihr Grundbuch voll Schulden.

Ja, das könnte etwas sein, dachte Wolfhardt, und ließ sein Rößlein gegen die Grabelhütte traben. Vor derselben saß ein altes Mütterlein und kräutete Feldrüben ab. Sie antwortete auf sein Befragen, sie müsse lügen, wenn sie sage, es gehe ihnen gut. Aber zu beißen hätten sie allerweil noch ein bissel was, gesund seien sie auch und das sei die Hauptsache. Auf Borg, wenn er geben wolle, nähmen sie schon, aber schenken hätten sie sich noch nichts lassen müssen. Da sei die alte, kranke Sina oben in der Kohlstatt freilich wohl ärmer dran.

I kann ka Heilige net werd'n." Regerl schluchzte jämmerlich — „i trau mi net." Da tröstete sie Franzl und dann machte sie ihr Pinkerl und ging mit ihm. Kein Wort sprach sie und weinte nur leise in sich hinein. Dem Franzl ist ganz weich worden vor lauter Mitleid. Aber wie sie vom Kamm aus die Heimat wiedersah, da hob ein tiefer Seufzer der Erleichterung ihre Brust.

## Der Armeleut-Sucher.

Eine Sondergestalt aus dem Volke von **Peter Rosegger.**

In den Sechzigerjahren war's, als eines Tages ein merkwürdiger Mensch nach Alpel kam. Auf einem Steirerwäglein war er dahergefahren mit einem stattlichen Schimmel, den er selbst leitete. Auch er war stattlich, hatte ein rundliches Bäuchlein, um das der breite Ledergut geschnallt war, wie ums Faß der Reifen. Vor diesem Bäuchlein soll er sich gefürchtet haben, daß es allmählich für die dünnen Beine zu groß und schwer werden könnte. Einer jener Hammerwerksbesitzer aus dem Murtale war er, denen es um jene Zeit noch so gut ging, bei denen das Gewerbe noch so glatt in der Väter Geleise lief, daß sie selbst ihre leibliche und geistige Tätigkeit vorwiegend auf Essen, Trinken und andere vergnügliche Übungen anwenden konnten. Weil es standesgemäß war, tat's auch der Wolfhardt von den sieben Hämmern. Dabei traf ihn aber das Mißgeschick, daß er fett wurde. Der Arzt verordnete ihm eine Abmagerungskur, er aß ein halbes Jahr lang nur Gemüse, Obst, spärlich Rindfleisch, und wurde dabei noch beleibter. Denn der Appetit war für alles vorhanden, für Sauerkraut wie für Kapauner, für Apfelbrei wie für Torten, für Obstmost wie für Bier und Sekt. Alles schmeckte ihm, alles bekam ihm wohl, und wenn die Angst vor Verfettung nicht immer ein wenig genagt hätte, die Wohlbeleibtheit selbst wäre zu ertragen gewesen. Nun hatte der Wolfhardt von den sieben Hämmern hinter seinem Speckwanste seltsamerweise noch ein Herz, das sonst hinter solchen Wülsten leicht zu ersticken pflegt. Ein Kanzeleiferer, ein fremder Gastprediger, hatte es aufgeweckt. Der Christ gehöre nicht seiner Familie, sondern dem Reiche Gottes, das dort ist, wo die Ärmsten der Armen sind. Der Richter komme um Mitternacht und fordere Rechenschaft über die Verwaltung des Vermögens. Ein bißchen Herz für die Armen hatte Wolfhardt ja immer gehabt; nun, bei seinem Wohlleben fielen ihm sehr oft solche Leute ein, die nichts oder nur ungenügend zu essen hatten, und die in Gefahr waren, an Auszehrung zu sterben, während er im

stehe sein Sinn. Aber auch Wiesel- und Marderfelle, Fuchshäute und Rehdecken könne er brauchen, was manchem Wildschützen schon etliche Groschen eingetragen habe. Gewohnt habe er in schlechten Bodenkammern oder Scheunen oder leerstehenden Ställen, wo er auch seine Hautlager gehabt. Auch ein Jüngel wäre bei ihm gewesen, das in ersteren Jahren mit dem Alten, später selbständig hausieren gegangen und große Bündel von Häuten, aber auch Fetzen, altes Schuhwerk und Knochen, rostiges Blech, Haar von Pferde- und Ochsenschwänzen gesammelt habe und andere Dinge, die in Bauernhöfen unbrauchbar, fast umsonst oder gegen etwas Bandelzeug, Zwirn oder Nadeln an die Juden abgegeben werden. Hatten sie einen größeren Vorrat beisammen, so ließen sie ihn mit Ochsen zur Eisenbahn hinausführen und verreisten selbst auf einige Zeit, bis sie plötzlich wieder da waren, Häute, Lappen und allerlei Trödel sammelten.

Als der Knabe zu einem schmächtigen, blassen jungen Manne herangewachsen war, der unter seiner langen herabgebogenen Nase den schwarzen Bartanflug bekam, wurde er auf einmal in der Gegend nicht mehr gesehen. Der alte Jude ging immer allein umher, und wenn man ihn fragte nach seinem Sohne, tat er einen Seufzer. Er mußte wohl ein schweres Anliegen in sich tragen. Da er von bescheidener, gutmütiger Art war, hatte man ihm nie etwas in den Weg gelegt. Als sich jetzt sogar Teilnehmende an ihn heranmachten, blieb er verschlossen und traurig, so daß die gebückte alternde Gestalt, die so blutarm und menschenverlassen war, oft Mitleid erregte. Die Gemeindeältesten hatten schon zur Sprache gebracht, was mit ihm etwa zu geschehen habe, wenn er krank und siech würde. Denn er hatte keine Papiere und wußte selbst nicht, wohin er zuständig wäre. Er wußte nur, daß seine Leute vor vielen Jahren aus Galizien eingewandert waren und daß er Kochel Beinkopf heiße.

Zu diesem alten Juden nun wurde der Wolfhardt von den sieben Hämmern gewiesen, der nach Alpel gekommen war, um unter Armen die Ärmsten aufzusuchen.

In Zwickels Sommerstall, einem alten, verfallenden Holzbaue, war aber der Jude nicht zu finden. „Der Hebräer ist fort mit Haut und Haar!“ rief ein Wegmacher aus, der vor dem Stalle Steine klopfte. „Gestern ist die letzte Fuhr mit Tierhäuten und Ochsenschwanzhaaren fortgegangen; ich glaub', sie haben ihm's gepfändet. Sein Jüngel wird sich wohl das Leben genommen haben, weil es ihnen gar so schlecht 'gangen ist. Jetzt ist der alte Beinkopf auch ins Wasser oder wohin. Schade! Immer einmal ein paar Kreuzer Tabakgeld hat man doch gelöst bei ihm.“

Der Wolfhardt war von dieser Auskunft gar beunruhigt worden. Den Ärmsten auf die Spur kommen und gleichzeitig versäumen! Er

„Ich kann natürlich nur die Ärmsten bedenken," sagte Wolfhardt, wünschte schön guten Tag und ließ sich von einem Hirtenknaben hinaufbegleiten zur Sina in der Kohlstatt. Das Fuhrwerk mußte zu Tale bleiben und der stattliche Herr schnaufte und schnob den steinigen Bergweg hinan, blieb alle zehn Schritte stehen, um sich mit rotem Sacktuch Gesicht, Haupt und Nacken zu trocknen. Zum Glücke für seine Lunge begegnete er der Sina schon unterwegs. Wie eine dünne braune Raupe kroch sie am steilen Berghange herum und sammelte Preiselbeeren in einen Korb. Bis der Korb voll sei, entgegnete sie auf Wofhardts Anrede, laufe sie mit demselben ins Mürztal und verkaufe die Preiselbeeren.

„Aber Ihr sollt ja krank sein, höre ich?"

„O, freilich wohl. Seit Jahr und Tag krank. Dazu hat mich die Gicht, wissen S'; aber ins Mürztal dermach' ich's schon noch."

Die ist krank und hat noch dazu die Gicht und lauft mit dem Beerenkorb ins drei Stunden entfernte Mürztal. Andere sind gesund und können nicht einmal das Rückerl Berg herauf.

„Werden Euch die Preiselbeeren wohl gut bezahlt?"

„Das glaub' ich!" kreischte sie lachend auf, „heuer schon gar, weil's nit g'raten sind. Und die Kindberger Frauen brauchen sie zum Einsieden."

„Wie viel bekommt Ihr denn für so einen Korb voll?"

„Gar fünf Sechserln hat sie mir gegeben, 's letztemal, die Frau Lebzelterin. Lebt eins davon wieder prächtig eine ganze Woche."

„Verdient Ihr Euch nicht auch auf der Kohlstatt?"

„Seit etlich' Jahren nimmer. Mein Mann hat dem Riegelberger seinen Wald verkohlt, nachher ist er gestorben. Hock' ich jetzt halt allein in der Hütten und heiz' mir schön warm ein."

„Die Hütte gehört doch Euch?"

„Ei wo? Wird die Hütten mein gehören! Ist dem Riegelberger seine. Ich wohn' halt gleich so drin und wenn keine Gichtwochen sind und es geht 's Beerengeschäft soweit, aftn fahlt mir nix."

„Sagt mir, gute Frau, gibt's in dieser Gegend herum nicht irgendwo arme Leute?"

„Arme Leut'?" sagte die Sina langsam nach und besann sich. „Die armen Leut' gfolgen (langen) freilich überall aus. Aber da weitum wüßt' ich nit recht. Müßt nur der Hautjud! Sollt' der Herr nit beim Zwickel-Sommerstall vorbeikommen sein? Dort hat er alleweil gewohnt mit seinen Häuten. Na, dem gehts freilich schlecht."

Beim Waldbauern hat der Hammerherr näheres erfahren über den „Hautjuden". Das sei ein armer Hausierer, der seit zwanzig Jahren in Alpel und Umgegend herumgehe, um Tierhäute zusammen zu kaufen. Besonders nach Hunde- und Katzenhäuten, die billig zu haben seien,

die Köpfe derselben hinwegsehen nach „Brüdern in Christo", die noch hilfsbedürftiger sein könnten, und er müsse den Gottsverwandten eher als den Blutsverwandten helfen — so pfiff jetzt der siebenfache Schmied auf solche Lehren, kümmerte sich nicht um ferne, unbekannte Arme, sondern blieb im Lande und nährte redlich die Seinen.

---

## Gedichte.

Von Wilhelm Busch.[1])

Halt dein Rößlein nur im Zügel,
Kommst ja doch nicht allzuweit.
Hinter jedem neuen Hügel
Dehnt sich die Unendlichkeit.

Nenne niemand dumm und säumig,
Der das nächste recht bedenkt.
Ach, die Welt ist so geräumig,
Und der Kopf ist so beschränkt.

---

Dies für den und das für jenen,
Viele Tische sind gedeckt.
Keine Zunge soll verhöhnen,
Was der andern Zunge schmeckt.

Lasse jedem seine Freuden,
Gönn' ihm, daß er sich erquickt,
Wenn er sittsam und bescheiden
Auf den eignen Teller blickt.

Wenn jedoch bei deinem Tisch er
Unverschämt dich neckt und stört,
Dann so gib ihm einen Wischer,
Daß er merkt, was sich gehört.

---

Nirgend sitzen tote Gäste,
Allerorten lebt die Kraft.
Ist nicht selbst der Fels, der feste,
Eine Kraftgenossenschaft?

Durch und durch aus Eigenheiten,
So und so zu sein bestrebt,
Die sich lieben, die sich streiten,
Wird die bunte Welt gewebt.

Hier gelingt es, da mißglückt es.
Wünsche finden keine Rast.
Unterdrücker, Unterdrücktes,
Jedes Ding hat seine Last.

---

Der Fährmann lag in seinem Schiff
Beim Schein des Mondenlichts,
Als etwas kam und rief und pfiff,
Doch sehen tat er nichts.

Ihm war, als stiegen hundert ein,
Das Schifflein wurde schwer.
Flink, Fährmann, fahr uns übern Rhein,
Die Zahlung folgt nachher.

Und als er seine Pflicht getan,
Da ging es klinglingling,
Da warf ein Goldstück in den Kahn
Jedwedes Geisterding.

Husch, weg und weiter zog die Schar.
Verwundert steht der Mann:
So Seelen sind zwar unsichtbar
Und doch ist etwas dran.

---

Die Tugend will nicht immer passen,
Im ganzen läßt sie etwas kalt,
Und daß man eine unterlassen,
Vergißt man bald.

Doch schmerzlich denkt manch alter Knaster,
Der von vergangnen Zeiten träumt,
An die Gelegenheit zum Laster,
Die er versäumt.

---

[1]) Aus dem frohen Büchlein: „Zu guter Letzt" von Wilhelm Busch. München. Fr. Bassermann. 1904.

fuhr ins Mürztal und fragte beim Kaufmanne in Krieglach an, ob denn niemand etwas wisse vom Hautjuden, dem Kochel Beinkopf.

„Von dem steht's ja heute in der Zeitung“, entgegnete der Kaufmann und holte ein Wiener Blatt aus der Lade (denn das war einer, der die Zeitungen noch vor den Kindern versperrte).

„In der Zeitung? Ist ihm doch nichts zugestoßen?“

Der Kaufmann las: „Geschäftseröffnung. In der Leopoldstadt Nr. 813 ist unter der Firma Kochel Beinkopf und Sohn eine neue Lederhandlung eröffnet worden, in welcher die gefälligen Kunden mit allen Sorten von Rohware sowie mit allen in die Branche schlagenden Artikeln reell und billig bedient werden.“

„Der Beinkopf?“

„Kochel Beinkopf und Sohn!“

„Der alte Hausierjude von Alpel?“

„Der nämliche!“

Nun sah es der siebenfache Hammerschmied wohl ein, daß er mit der Armeleut-Sucherei kein Glück hatte. Und so ist es dem Hammerherrn bei seinem Nächstensuchen in der Ferne ergangen. Wäre er nicht gerade zu bescheidenen Menschen eines abgefriedeten Gebirgstales gekommen, er hätte leicht ganz andere Erfahrungen machen können.

Ungefähr um dieselbe Zeit soll unser barmherziger Wolfhardt aber auf Arme aufmerksam gemacht worden sein, an die er nicht gedacht hatte oder die ihm aus dem Gedächtnisse entschwunden waren. Da der Hammerherr unverheiratet gewesen war, so glaubte er wohl, auch keine Familie zu haben. Dem war nicht so. Es gab in der Gegend der sieben Hämmer manchen jungen, halb verkommenen Menschen, sogar Wesen, noch in Kinderhauben, die wohl von einer Mutter wußten, aber von keinem Vater. Die Mütter hatten sich mit Geldbeträgen abfertigen lassen und so schien alles in bester Weise geschlichtet zu sein. Aber der Kurat blätterte manchmal im Pfarrbuche und lud auch den dicken Hammerherrn ein, einmal ein wenig in dieses Buch zu gucken. Der Schullehrer machte ihn eines frostigen Spätherbsttages auf zwei barfüßige Kinder aufmerksam und der Gemeindevorstand wußte von einem halberwachsenen Burschen, der so verwahrlost und verroht war, daß er schon ein paarmal vom Gemeindediener hatte in den Kotter geführt werden müssen. Der Wolfhardt hat gar nicht viel gefragt, wem solche Gewächse wohl angehören möchten, er hat sich bei der Nase genommen und gedacht: Der Mensch hätte nicht nötig, den Armen in die fernen Bergtäler nachzulaufen weil im Katechismus eigentlich nicht von der Fernstenliebe, vielmehr von der Nächstenliebe die Rede sei. Wenn es jener Kanzleiferer zwar einmal so auslegte, als dürfe der wahre Christ eine Familie gar nicht erkennen, sondern solle über

der neuen Dampfeisenbahnerfindung gegriffen hatten. Und da jede Großstadt — schon gar eine Reichshauptstadt — nach dem Meere dürstet, so tauchten bald Pläne auf, wie es möglich wäre, von Wien mit der Eisenbahn ans Adriatische Meer zu gelangen. Kühne, abenteuerliche Pläne. An den Weg über Ungarn und Kroatien dachte man zuerst, je östlicher die Alpen gefaßt werden konnten, je leichter waren sie zu überwinden. Da meinte Erzherzog Johann, der große Alpenfreund, wenn die Bahn durch Kroatien kann, so kann sie auch durch Steiermark. Die Täler der Fröschnitz, der Mürz, der Mur sind doch wie geschaffen, die Bahn zur steirischen Hauptstadt zu leiten. Mit den Windischen Büheln wird man unschwer fertig, hernach gehts über Ebenen und Engtäler mitten ins Krainland hinein. Und sind wir dem Meere einmal so nahe, dann soll uns kein Moor und kein Karst mehr bange machen. Der Erzherzog hatte sich also für die Linie Wien bis Gloggnitz eingesetzt und nun sollte es weiter in die Steiermark. Aber der wilde Grenzberg blieb dabei: er ließe sich nicht bändigen.

Man suchte ihm auf alle mögliche Weise beizukommen, man rechnete, trassierte und bohrte. Ein Ingenieur unserer Tage würde unbedenklich den Adlitzgraben genommen und von dort ab einen langen Tunnel schnurgerade ins Fröschnitztal hinüber geschlagen haben. Das wäre der gerade Weg gewesen und hätte die Strecke ungefähr um 15 Kilometer verkürzt. Aber die Furcht vor der unterirdischen Welt war damals noch zu groß. So zog man die Linie von Gloggnitz bis Payerbach und gedachte von dort ins schöne Preintal und dann über oder durch das Gescheide nach Kapellen und Mürzzuschlag zu kommen. Ein anderer vielerwogener Vorschlag war, von der Prein aus durch den Kampalpenzug bis Spital zu bohren, aber auch dieser Tunnel hätte über 6 Kilometer lang werden müssen. Dann wieder wollte man die Linie von Gloggnitz bis Schottwien verlegen und dort, wie alte Leute noch zu erzählen wissen, der Reichsstraße entlang eine Art Drahtseilbahn einrichten über den Semmeringpaß. Aber klappen wollte es nirgends. Da kam der geniale Ingenieur Ghega mit seinem Plan: An den Hängen und Wänden durch Serpentinen möglichst hoch hinan und oben einen etwa 1400 Meter langen Tunnel durch die Semmeringpaßhöhe. Natürlich wurden unterwegs hinan kolossale Bauten nötig; an den steilen Lehnen Lawinen- und Wasserschutzbauten, durch die Bergrücken Tunnels, an den Wänden Galerien, über die Schluchten und Seitentäler Viadukte. Die Kosten ungeheure, aber der Bau möglich. Es hing nur von der Maschine ab, die Steigung zu überwinden. Ältere Fachleute taten einstweilen nichts, als gerade das allerunfruchtbarste: sie jammerten und kritisierten. Es ginge nicht und es ginge einmal nicht. Wie könne man an diesen Abgründen, in diesem Steingeschiebe, an diesen von Lawinen stets bedrohten

# Unser lieber Semmering.

Eine Gedenkschrift zum 17. Juli von **Peter Rosegger.**

Gegen Ende der Vierzigerjahre wurden die Bewohner der Waldheimat durch eine seltsame Wahrnehmung beunruhigt. In den Lüften hörte man dumpfe Schläge, ohne zu wissen weshalb und woher. Manchmal war es wie ein Dröhnen und Brummen, dann wieder wehte aus dem Waldschachen der Hauch eines Widerhalls. Kam das nicht von den Almen des Stuhlecks herüber? Aber dort war nichts als stiller Hirtenfrieden. Was bedeutet die Unruhe in den Lüften? — Da brachte ein Hausierer die Nachricht, Kanonenschüsse seien es, von der Donau her, dort gäbe es Revolution und man sei gerade an der Arbeit, die schöne Wienerstadt zusammenzuschießen. Deshalb täte es in den Lüften so brummen.

Aber das Brummen dauerte monatelang und jahrelang. Als die Revolution längst vorüber war, als die schöne Wienerstadt längst wieder in neuer Kraft und Lebenslust aufblühte unter Gottes Friedenssonne — hörte man noch immer die dumpfen Schläge in den Lüften. Und endlich haben wir die Neuigkeit erfahren. Vom Semmering käme es herüber. Dort wollten die Leute jetzt ein Loch schießen durch den Berg, um die Eisenbahn durchzuziehen. Wie die Waldbauern sich dieses Lochschießen durch den Berg vorgestellt haben, kann man sich ungefähr denken. Die Eisenbahn war zu jener Zeit schon gebaut von Wien bis Gloggnitz und von Mürzzuschlag bis weit über Graz hinaus. Dazwischen aber stand das wilde, zerklüftete Gebirge. Über dasselbe zog zwar mit aller Vorsicht die Reichsstraße bergauf, talab, durch Waldwildnisse, zwischen Felswänden, über Almen; aber das war als Vermittlungsweg zwischen zwei Eisenbahnen ein lächerliches Ding. Der Unhold Semmering stand da und in der Sprache seiner Alpenstürme und Berglawinen erklärte er: Ich lass' mich nicht bändigen!

Nun war das aber schon zur Zeit, als der Mensch aus seinem Wörterbuch das Wort „Unmöglichkeit" gestrichen und dafür das schöne Wort „Wagemut" hineingeschrieben hatte. Wenn die Eisenbahn nicht über den Berg kann, so muß sie durch den Berg! — Die Welt war nachgerade entsetzt über die gotteslästerliche Verwegenheit, so was auch nur zu denken. „In die Erde hinein gehören die Toten, aber nicht die Lebendigen!" — Als die Ingenieure dann begannen, in den Bergwildnissen herumzumessen, da schlugen die Bewohner der Gegend ihre Hände über den Kopf zusammen, worauf ein lustiger Kohlenbrenner das Wort sprach, nicht die Hände, vielmehr den Kopf müsse der Mensch oben behalten.

Nun, die Unternehmer behielten ihn oben. Unser Österreich war eines der ersten Länder gewesen, die entschlossen und weitschauend nach

Und am 17. Juli desselben Jahres 1854 ist der erste Personenzug hinangestiegen an den schroffen Bergen, den schwindelnden Wänden und durch den großen Tunnel in das grüne Alpenland hineingefahren, um die beiden Strecken zusammenzuschließen zur einen großen Südbahn. Stolz wie der Wagen eines Triumphators war das bekränzte Dampfroß herangekommen, „vom Jubel des Volkes begrüßt!“ Läßt diese Phrase sich hier wohl anwenden? War die Stimmung nicht eher eine ernste, feierliche, einer großen Stunde der Weltgeschichte würdige gewesen?

Das Volk schaute mit einfältiger Neugierde zu, als der Zug schnaubend daherkam. Manchem dämmerte vielleicht die Ahnung auf, daß diese Sache mehr bedeute als ein neues Verkehrsmittel von märchenhafter Geschwindigkeit, daß damit überhaupt ein neues Tempo ins altlässige, gemütliche Land komme, daß nun ein heftiges Wettspiel des Lebens beginnen werde für das ganze Volk.

Als im Jahre 1864 auf einer Anhöhe bei Mürzzuschlag der zehnjährige Bestand der Semmeringbahn durch ein Volksfest gefeiert wurde, waren solche dabei, die durch den neuen Verkehr wirtschaftlich ruiniert, und auch solche, die dadurch schon reich geworden. Die einen waren so lustig wie die andern. Ein junger Bursche, einer, dessen Vater bei den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen schon abgehaust hatte, kletterte auf den weißen glatten Kletterbaum. Oben am buschigen Wipfel flatterten bunte Bänder und hing eine Flasche Wein. Der Bursche, dort angelangt, ergriff die Flasche, schwang sie gegen den Semmering hin, von dessen Paßhöhe als weißer Punkt das Hospiz herableuchtete und rief laut: „Vivat, Ghega!“, trank den Wein auf einen Zug aus und schleuderte das Glas in den Grund. — Damals hatte ich, der in der Menge stand, das erstemal den Namen Ghega gehört. Der Kletterbursche hat später eine Bahnwächterstelle angenommen und in den Siebzigerjahren fand ich ihn auf einer wichtigen Kreuzungsstation als wohlbestallten Stationsvorstand. Einer seiner Söhne ist heute ein hoher Beamter im Eisenbahnwesen.

So gut ist freilich nicht jeder gefahren. Im Volke war ein großes Vorurteil wach geworden gegen die Eisenbahn und man erklärte sie offen für ein Teufelswerk. Ich habe gerne erzählt von jener Wallfahrt, die ich als Knabe mit einem alten Mann nach Mariaschutz am Semmering gemacht. Als wir damals von der Höhe aus den ersten dampfenden Eisenbahnzug gesehen, rief mein Begleiter: „Schau du! Ein schwarzer Wurm, der Tabak raucht!“ Wir hatten uns vorgestellt, daß an die Maschine nur so etliche Steirerwäglein gespannt sein würden, und nun hingen ganze Stadthäuser dran, zu deren Fenstern „lebendige Leutköpf“ herausschauten. Sofort erinnerten wir uns des „Teufelswerkes“, aber auf der Heimreise sprachen wir doch bei der Station Semmering zu und mein Bauer feilschte lange aber erfolglos um einen ausnahmsweise

Berghängen die Bauten konstruktiv richtig durchführen! Wo könne eine Lokomotive hergestellt werden, die die Lasten von Gloggnitz bis zum Semmeringpaß 500 Meter emporhebe?[1]) „Sie sollen's nur probieren, in ein paar Monaten stellen sie alles wieder ein." — Ghega, nun der hat's probiert, aber eingestellt hat er nichts.

Zur Zeit hatte auch die wirtschaftliche Not einem dem Unternehmen günstigen Zwang ausgeübt. Während der Revolution waren überall Leute erwerblos geworden. Bei diesem Bahnbau konnten sie beschäftigt werden; so waren die 22½ Millionen Gulden selbst im schlimmsten Fall kein hinausgeworfenes Geld. Aus aller Herren Ländern strömten nun Leute herbei und übervölkerten die Gegend ungeheuerlich. Mehr als 16.000 Arbeiter! Die Berggräben und Waldlehnen waren voll von Baracken und Schenken, im Adlitzgraben war für sonntägigen Gottesdienst ein Kirchlein errichtet worden.

Hundertfach knallten und hallten die Sprengschüsse Tag und Nacht. Stellenweise veränderten gewaltige Erdarbeiten nahezu die Gegend; aus tiefen Tälern empor wurden riesige Mauern und Pfeiler aufgeführt, die dann ganz unvermittelt und unerhört dastanden und dem Laien unerklärlich waren. So vieles mußte man erst erfinden, versuchen, ausprobieren. Wie weitblickend war der Bau gedacht in einer Zeit, da viele die Eisenbahn mehr für einen vorübergehenden Sport, als für ein wirtschaftliches und gesellschaftliches Bedürfnis gehalten hatten. Ins Hundertfache ist heute der Verkehr, der Anspruch an die Eisenbahn gestiegen, und der Semmeringbau in seiner ganzen Anlage genügt vollauf den Bedürfnissen. So groß zu denken und die Idee in ihrer ganzen Größe durchzuführen, das erstemal in solcher Art — fast erweckt es unsere Ehrfurcht! Was bedeutet für die Zivilisation ein siegreicher Feldzug, die Eroberung eines Königreiches gegen eine solche Tat! Größere, noch kühnere Alpenbahnen sind seither gebaut worden, aber der Lehrmeister stand in Österreich, das erste herrliche Gelingen vollzog sich in Österreich.

Sechs Jahre lang hat der Bau gedauert. Es war ein titanisches Ringen gewesen. Auf dem Kirchhofe zu Klamm liegen viele Kämpen begraben, die in dieser Schlacht gegen Naturgewalten im Dienste der Kultur gefallen sind. Aber endlich kam der Tag der Erfüllung.

Unser geliebter Kaiser, damals ein Jüngling von 24 Jahren, war der erste Passagier gewesen. Am 12. April 1854 befuhr er gelegentlich einer Jagd die der Vollendung nahe Strecke. So sehr war er von dem Werke entzückt, daß er kurz nach der Hochzeit mit Elisabeth (am 24. April) mit seiner jungen Gemahlin die Semmeringfahrt ein zweitesmal machte.

[1]) Eine solche Lokomotive, die den Verkehr über den Semmering möglich machte, ist von Professor Engerth konstruiert worden. Engerth darf als Mitbegründer der Semmeringbahn nie vergessen werden.

Tal mit seinen hingestreuten Ortschaften und Landhäusern nieder und gleichzeitig erhoben sich jenseits die blauenden Bergrücken und dort aus der Engschlucht des Höllentales aufsteigend der Schneeberg mit seinem weißen Haupte. Unversehens hatte der Hochgebirgscharakter sich entwickelt, so daß mein Reisegenosse sich mit der Hand über die Stirne fuhr: „Man wird beinahe berauscht.“ Da, an der Station Eichberg, plötzlich wieder ein anderes Bild. Tief unten Gloggnitz ausgebreitet, weiterhin die Ebene von Neunkirchen und das Steinfeld im Dunst der Ferne verschwimmend. Wie lachte die Landschaft! Mein Norddeutscher lachte auch; es war ein Lachen aus froher Brust. Ich, der diese Fahrt schon unzähligemal gemacht, betrachtete die Gegend gleichsam mit seinen Augen und freute mich mit seinem Herzen, gerade so, als ob auch ich die Schönheit das erstemal genösse. Nach wenigen Augenblicken ist auch die Ebene verschwunden. In steiler Tiefe vor uns zieht sich das Engtal von Schottwien, gegenüber stehen mäßig hohe Waldberge mit der stattlichen Ritterburg Wartenstein. Der Zug geht hoch an bewaldeter Berglehne; das Bild wird durch zwei kleine Tunnels unterbrochen, dann rollen wir in die Station Klamm. — Als Gottvater von diesem Punkte aus das Bild erschaffen, war er ganz Künstler gewesen, und zwar einer von der romantischen Schule. Im Vordergrund die Ruine, tief in der engen Felsenschlucht die eingeklemmte Ortschaft mit ihren Giebeldächern; wir sehen von unserer Vogelperspektive in ihre Straße hinein. Im Hintergrund auf ansteigender Matte die zweitürmige Wallfahrtskirche und darüber steil aufsteigend der hohe Berg, der mit leuchtender Felszinne gekrönt ist. — Als ich Namen nennen wollte, winkte mein Gefährte ab: „Das braucht es nicht. Ich sehe es ja. Es ist köstlich!“

Im Zuge wurden die Lichter angezündet, am hellen Vormittag. „Wieso?“ fragte mein Reisender, „die Tunnels liegen doch hinter uns.“ Da habe ich einmal geschwiegen.

Kaum aus der Station gefahren, kam Tunnel auf Tunnel. Wo es licht war, sahen wir in der Richtung des Zuges rechts die steil aufsteigenden Hänge und links die in Wänden und Schutthalden niederstürzenden Abgründe. Die Bilder wechselten von Minute zu Minute, jeder Tunnel war der Rahmen zu einem anderen Bild. Jetzt noch dort drüben das weiße Kirchlein und die Ruine. Jetzt uns gerade gegenüber dunkler, steiler Wald, aus welchem allerhand eigentümliche Felsgebilde aufsteigen: Burgen, Türme, versteinerte Riesen, wie im Märchenwald. Jetzt grüne Mulden und Wiesen mit einzelnen Bauernhöfen. Jetzt aus höheren Bergbereichen niederschimmernde Gebäude mit steilen Dächern, Kuppeln und Türmen. Teils ragen sie über die Waldwipfel empor, teils stehen sie auf grünen Almmatten, und ihre Fenster funkeln in der Sonne. Das ist der Kurort Semmering. Und plötzlich alles verschwunden

billigen Fahrpreis durch den Berg bis zur steirischen Station Spital. Die Angst durch den Tunnel war groß, aber in Spital wollten wir nicht aussteigen, weil mein Begleiter fand, die paar „Vaterunserlang", die wir gefahren, könnten wir unser Geld noch nicht abgesessen haben. Also sitzen geblieben bis Mürzzuschlag, wo man uns zu einer bitterschweren Nachzahlung veranlaßte. Sehr mißgestimmt kraute der Alte sich hinter den Ohren: „Beim Dampfwagen — 's ist doch der Teufel dabei!"

Ganz so tragisch hatte ich es nicht genommen. Vielmehr wurde mir wonnig klar: Der Weg in die weite Welt ist offen! Damals habe ich auch gesehen, welch' eine merkwürdige Eingangspforte unsere Steiermark besitzt, welch' ein herrliches Tor am Semmering uns nach Wien eröffnet war. Die Bahn durch den Berg gleichsam eine eiserne Stola, die beiden Länder miteinander vermählend. — Und nun habe ich die Zeit erlebt, da das Ehepaar Niederösterreich und Steiermark seine goldene Hochzeit feiert!

* * *

Also war damals in die stille, entlegene Landschaft fast plötzlich das „Weltwunder" gesetzt worden und der Name „Semmering" erweckte allmählich auch den Stolz derer, die ihm anfangs nur Mißtrauen entgegengebracht hatten. Bald jedoch bekam der Semmering einen Nebenbuhler an dem Brenner. Dort mußte die Eisenbahn noch höher hinauf, fast in die Gletscherluft, die Landschaft ist noch großartiger, aber der Bahnbau macht doch nicht mehr so den Eindruck naiver Genialität. Die Landschaften der Eisenbahnen in Tirol, der Schweiz sind vielfach wuchtiger, alpiner — der Semmering übertrifft sie weit an klassischer Schönheit.

Eines Tages bin ich von Wien aus mit einem Norddeutschen gefahren. Er wollte nach dem Süden. Er hatte ein Gelaß für sich genommen, um unterwegs schlafen zu können. „Schlafen? Über den Semmering schlafen?" fragte ich fast beleidigt. Darauf er: „Pah, Berge! Solche habe ich auf meinen Reisen genug gesehen."

Über die weite Ebene hin hat er hoffentlich gut geschlafen. Als hernach der Zug hinter Gloggnitz ins Schwarzatal einbog, wo im Hintergrunde die Wände der Rax leuchteten, da war mein Norddeutscher am Fenster zu sehen. Als er den gewaltigen Viadukt schaute, der das ganze Tal mitsamt Fluß und Straße überspannt, als er den malerischen Gebirgskessel von Reichenau sah, der sich dem Auge ebenso plötzlich wieder geschlossen als aufgetan hatte — da kam der Mann in mein Abteil herüber und ward gesprächig. Sachte stieg der Zug auf dem linken der Doppelgeleise die Lehnen anwärts, durch ein paar Tunnels für Kommendes das Auge schärfend. Sachte sank vor uns das grüne

Die Maschine tut einen feierlichen Pfiff; es ist der Abschiedsgruß ans Kronland Niederösterreich. Aber es ist auch ein „Habt acht!" auf das, was nun kommt. Wir fahren ein in den Haupttunnel. Ein Fußgeher würde zur Durchwanderung desselben ungefähr fünfundzwanzig Minuten brauchen. Das war einst und lange Zeit hindurch der längste Eisenbahndurchstich der Erde. Wie eine geräumige Halle erstreckt er sich durch den Berg und mit derselben Unbefangenheit wie draußen verkehren hier stets wie überall auf Doppelgeleisen die Züge. Im Gewölbe sind Schachte angebracht worden, um den Rauch ab- und frische Luft zuzuleiten. Sie haben sich als überflüssig erwiesen. Nach vier Minuten langem Rollen durch den Tunnel gleitet der Zug lind und glatt in die Sonne der Steiermark hinein. Hier ist alles frisch grün und klare Bächlein durchrieseln das Hochtal. Doch siehe! Waren wir jenseits des Tunnels nicht hoch auf dem Berge gewesen, frei hinblickend über das Land, das tief unter uns ausgebreitet lag? Und hier sind wir in der Talsohle, an beiden Seiten aufstrebend die Lärchenwaldberge und die hohen Almen. Um so viel liegt die steirische Seite höher und jetzt erst sind wir in den Alpen.

An den trautheimlichen Ortschaften Steinhaus und Jauern geht's rasch vorüber. Dort, wo einst im wüsten Zerwald das Hospital für Palästinapilger gestanden, breitet sich jetzt am Fuße des Hohen Stuhleck das freundliche Alpendorf Spital. Zwischen pochenden Eisenhämmern und stattlichen Landhäusern geht's talwärts in lieblicher Berglandschaft, bis der Zug einfährt in den Bahnhof von Mürzzuschlag.

Hier ist denn mein Norddeutscher ausgestiegen, hat die flache Hand an die Stirn gelegt: „Und diesen Semmering hatte ich verschlafen wollen!"

Ich weiß aber noch einen. Denn dieser Norddeutsche erinnert mich an jenen Sonderling, der in den Achtzigerjahren monatelang zwischen Mürzzuschlag und Gloggnitz hin- und herfuhr. Der schönen Kellnerin in dem Mürzzuschlager Gasthof, wo er wohnte, war der Mann unheimlich, erstens, weil er eine fremde Sprache redete, die sie nicht verstand, und zweitens, weil er immer einen Revolver bei sich hatte. Der Wirtssohn, der englisch sprach, stellte den Fremdling der Waffe wegen zur Rede, und dem antwortete er gelassen, man sei auf der Reise, um sich irgendwo zu verlieben oder zu erschießen. Einstweilen mache ihm das Semmeringgebirge Spaß. Das bereiste er jeden Tag in bequemem Wagengelaß. Er fuhr an den Wänden hin am Morgen, wenn draußen über der fernen Ebene das weiße Nebelmeer lag und darüber die große rote Sonne aufstieg. Er fuhr zu Mittag, wenn die lichten Sommerwolken in die Schluchten leuchteten und wieder Schattengestalten hinglitten über Berg und Tal. Er fuhr des Abends, wenn auf den Hochzinnen die Glut lag, dann die Berge schwarz in den blassen Himmel hineinstanden und in den Tälern die Lichter der

denn unser Zug rollt wieder in den Berg hinein. Mit schrillem Pfiff begegnet ihm ein Train, der wie rasend von den Höhen herabkommt und nach zwei Stunden schon in Wien sein will, während unser Zug pustend und keuchend die immer steiler werdende Bahn hinan muß. Ich stupfe meinen Reisegenossen am Arm, er möge nun mal aufpassen. Hoch an der Brust einer senkrechten Wand, im Innern der Kalkfelsen geht die Bahn. Zu den Waggonfenstern zucken blendende Blitze herein, denn durch große Löcher und Galeriebögen flutet Tageslicht mit märchenhaften Bildern. Abgrund, Schlucht mit Sträßlein und Bächlein. Wald und hoch oben die hellen Gebäude des Semmering. Diese blitzende Nacht der „Weinzettelwand“ ist bald vorüber, wir fahren in die Station Breitenstein. Sie ist, wie jede Semmeringstation, ursprünglich in die Wildnis hineingebaut worden — Stationen ohne Ortschaften. Aber seit Jahren beginnt es zu bauen und zu hausen ringsum. Schon eine Volksschule hat die Südbahn hier errichtet, die von hundert Kindern besucht wird. — Die Steigungen der Bahn werden nun noch größer, die Tunnels länger, die zu übersetzenden Quertäler weiter und tiefer. Unmittelbar hinter dem Tunnel einer Felswand kommt der gewaltige Viadukt der „Kalten Rinne“, mit der ihn umgebenden Bergwildnis vielleicht das effektvollste Bild der ganzen Strecke. Mein Norddeutscher eilte aufgeregt von einem Fenster zum andern. Rechts hinter dem Vorbergrücken empor blaut das Hochgewände der Rax, links fliegt der Blick durch das lange, reichgestaltige Engtal hinaus. Mittlerweile braust unser Zug über die ungeheure Kurve des beinahe 50 Meter hohen Viadukts hinweg. — Mein Reisender steht da, fast erstarrt, und klammert über der Brust die Finger aneinander. Ich glaube, er betet. Ein Wunder wäre es nicht. Der Gedanke, das Gott den Menschen so groß werden ließ, um solche Werke zu vollbringen, muß uns doch alle wonnig erschüttern. Sie sagen, daß die praktische Wissenschaft, die moderne Technik uns mehr und mehr vom Gottesideale entferne. Mich dünkt vielmehr, die geniale Kraftentfaltung des Menschen zeigt erst recht, daß er — von guten Eltern ist.

Die Gegend wird nun ruhiger, die Waldbestände dehnen sich weiter und zu den Fenstern weht kühle, reine Luft herein. Noch ein paar Tunnels, zwischen welchen auf der Station Wolfsbergkogel noch einmal im Norden das Alpenbild auftaucht, und wieder hat die Szene sich gründlich geändert. Nahe vor uns steht die Masse des Sonnwendsteins, wir fahren in die Station Semmering ein und sind auf der Höhe, 900 Meter über dem Meer. In der Zeit von kaum einer Stunde hat unser Eilzug von Gloggnitz aus nahezu 500 Meter Höhe überwunden.

Auf dem Semmeringbahnhof sehen wir das prächtige Ghega-Denkmal. — Vom Berghange herab winken uns palastartige Gebäude, doch wir können jetzt nicht weilen. — „Abfahrt!“ ruft der Schaffner.

Zuerst war ein Maler gekommen und hatte sich hoch über der Bahn in der steilen Waldwildnis ein Haus gebaut. Ein Alpenhaus aus Holz mit dem Ausblick auf die unten in den Wänden sich windende Eisenbahn, mit dem Ausblick ins Hochgebirge und auf das zwischen den Vorbergen hereinlachende Flachland. Dann kamen andere Leute und fanden den Punkt hier am Ostabhang des Kampalpenzuges wunderbar schön. Es wurden Wege angelegt, Kunststraßen gebaut. Es wurde ein Touristenhaus errichtet und auf einer Höhe von 1000 Metern ist ein großer Gasthof, das Südbahnhotel, aufgeführt worden, mit aller Ausstattung, allem Zugehör, wie es vornehme Leute gewohnt sind. Denn all die lästigen Dinge der Großstadt, denen die Herrschaften angeblich entfliehen möchten, auf dem Lande wollen sie sie wieder finden. Um diesen Mittelpunkt, dem Hotel, in Wald und Hang zerstreut, hat sich ein weiter Kranz von eleganten Landhäusern gebildet, in allen Stilarten, für jeden Geschmack. Konventionelle Lügen wird es wohl auch an diesen Häusern geben, im ganzen suchen die Gebäude doch dem Charakter der Gegend und hoffentlich auch dem der Besitzer sich anzupassen. Der Menschenzuzug steigert sich von Jahr zu Jahr und gar mancher Vermögende der Großstadt will am Semmering seine Villa haben. Ein Gasthof um den anderen wurde erbaut, Heilanstalten, Warenhäuser taten sich auf, Kaffeehäuser, Trinkhütten, Spielplätze und Schaubuden. Eine Schule mußte gegründet werden und endlich auch eine Kirche, für die aber das Geld nicht mehr ganz gelangt hat. Ihr mit rohen Brettern verschlagener Dachgiebel schreit ganz erbärmlich nach einem Turm. So viele Semmeringhäuser haben Türme ohne Glocken, aber die Kirche hat für die Glocken keinen Turm.

So hat sich's an den Hängen des Berges gestaltet und unter den prächtigen Straßen, den schönen Kiesplätzen, den Kellern der Wirtshäuser, tief in der Erde rollt wohl zu jeder Stunde ein Eisenbahnzug, der Gäste bringt und Gäste entführt. Immer weiter greift dieser merkwürdige Kurort aus, nicht bloß Mariaschutz, Schottwien, Reichenau, die Prein, Spital, Mürzzuschlag und andere Nachbarsorte hat er in sein Bereich gezogen, er steigt sogar empor zu den Alpengipfeln. Die Hotels auf dem Sonnwendstein, auf der Rax, auf dem Schneeberg, sie alle gehören zu diesem Hochwien. In den Abenden flimmern von den Alpenspitzen die Lichter wie Himmelssterne und der Semmering antwortet ihnen von unten hinauf mit seinem elektrischen Feuernetze. Wer vom Semmering hinüberschaut auf den Schneeberg, der kann mit guten Augen auch dort einen Wurm hinankriechen sehen, der Tabak raucht. Der Sonnwendstein träumt ebenfalls schon lange von einem solchen Wurm und die Rax macht sich vor der Hand noch damit wichtig, daß sie für eine Eisenbahn viel zu rauh und wüst sei. Die Freunde echter

Ortschaften sich entwickelten. Er fuhr in der Nacht, wenn über dem Sonnwendstein der Mond stand und das ganze Gebirge mit einem zarten, glitzernden Schleier übergoß. Als der Herbst kam, beobachtete er die rotgewordenen Buchen- und die gelbgewordenen Lärchenbestände und den silbernen Reif am Rande der Wälder. In der klaren Luft leuchtete von der Rax jede Felstafel auf ihn herab und die Leute, so auf dem Scheitel des Sonnwendsteines standen, sah er mit freiem Auge. Und als der Winter da war, fuhr der Mann noch immer auf dem Semmering hin und her im Spinnen des grauen Nebels, im Schneetreiben der sausenden Stürme und im blendenden Flimmern der sonnigen Schneefelder. Zwischen allem dahin trug ihn der Eisenbahnzug mit der gleichen ruhigen Sicherheit und immer und überall entdeckte er auf seiner abenteuerlichen Straße neue Lichteffekte, Schattenspiele und landschaftliche Punkte, die ihn anzogen. Die Naturfreude war ihm aufgegangen und zur Frühjahrszeit, als er endlich abgereist, hatte er im Gasthof den Revolver vergessen, hingegen die schöne Kellnerin mitgenommen. — Ob das alles nur dem Semmering zuzuschreiben ist, will ich ja nicht behaupten. Daß aber der Semmering ein unerschöpflicher Quell von den mannigfaltigsten Naturstimmungen und von Lebenslust ist, das weiß nur einer, der ihn zu allen Tages- und Jahreszeiten befahren hat.

Die Besonderheiten der Anlage selbst kann der Reisende im Waggon weniger sehen. Und der Laie kann's schwer ermessen, was bei diesem Gebirgsbaue alles vorgesorgt werden mußte und wieviel Geist und Kraft da beständig arbeitet, um ihn in seinem heimlichen Gelasse wohlbehalten ans Ziel zu bringen. Die Semmeringstrecke, von der einst gesagt worden, jeden zehnten Passagier werde der Teufel holen, sie hat stets so programmäßig und sicher gearbeitet, als je eine Strecke. Bei der strengen Gewissenhaftigkeit der Leiter, Streckenbeamten und Arbeiter wird der Schutzgeist aller Menschenwerke auch in Zukunft unseren Semmering vor Unheil bewahren. —

Nachdem im Laufe von mehr als 25 Jahren die halbe Welt auf der Semmeringbahn gefahren war, von Nord nach Süd, von Süd nach Nord, wurde der Semmering eigentlich erst — entdeckt. Es mochte vorher ja mancher Tourist hier ausgestiegen sein, um, die Großstadt fliehend, in den Einsamkeiten dieser Waldwege zu wandern. Solche Bergwanderer hatten die ursprünglichen Schönheiten der Landschaft weislich verschwiegen, damit sie lange ihr heimliches Eigentum blieben. Doch auf die Dauer ließ es sich nicht vertuschen und Ende der Siebzigerjahre wurde das Gebiet als Sommerfrische und Luftkurort in aller Form aufgetan. Nun aber ging es rasch und heute stellt sich das Semmeringgebiet so, daß man nicht weiß, ist es ein Land mit Stadthäusern oder eine Stadt von Landhäusern.

Strecke von Gloggnitz bis Spital, sie liegt in vielen Teilen vor unseren Augen mit ihren Riesenserpentinen, mit ihren Viadukten und Galerien, Stationen und Bahnhäusern. Die ganze Gegend, die — möchte ich sagen — wie ein gebirgiges Waldtal da unten liegt, ist besäet von Landhäusern und Gasthöfen. Rechts weithin die mit blinkenden Ortschaften gezeichnete niederösterreichische Ebene bis zum Leithagebirge und den Kleinen Karpathen; links über den lieblichen Bergen des Mürztales die steirischen Alpen bis zu den Wüsten des Hochschwab. Fast knapp hinter uns das wuchtige Stuhleck, an Höhe und touristischen Verdiensten unseren Sonnwendstein weit überragend. Mit Geringschätzung blickt es nieder auf den Parvenu und hüllt sich dann stolz in seinen Nebelmantel.

Vom Sonnwendstein aus kann man manchmal gleichzeitig zwei Tage sehen: In Niederösterreich einen Regentag, in Steiermark einen klaren Sonnentag. Oder dort ein Nebelmeer, hier blauen Himmel — und auch umgekehrt.

Wenn man auf hohen Bergen die Luft-, Wasser- und Lichtspiele alle beobachten und beschreiben könnte! Wenn man da oben die Gestalten des Steinreiches, die Wunder der Pflanzenwelt erschöpfend betrachten könnte! Die Alpenkinder der gnädigen Frau Flora, den ganzen Sommer über sind sie abwechselnd am Zeug, um den heraufkommenden Damen schöne Sträußchen vorzubereiten. Aber wer ihre Sprache verstünde, diese duftende, leuchtende, diese schweigende Sprache Gottes! Und das Gestein, das so wirr und tot auf der Oberfläche liegt oder in der Tiefe des Berges schlummert — wer weiß, ob es in seinem harten Herzen nicht träumt von längstvergangenen Zeiten, da es noch im Pflanzen- und Tierreiche lebendig mitgetan hat; ob das Gestein nicht träumt von der Zukunft, da es wieder von den Toten auferstehen wird! — Es ist alles so geheimnisvoll und so deutsam in der Natur . . .

Wer nicht auf der Höhe bleiben kann in der Nachbarschaft des Göttlichen (und wir können es alle nicht), nun der steige wieder hinab in die Stickluft der Niederungen. Wir nehmen den steilen Abstieg nach Mariaschutz. Erst bei diesem steilen Niedersteigen wird es uns klar, wie hoch oben wir gewesen sind.

Einst, als heimlose Reisende durch diese wilden Täler gezogen, bedroht von Raubtieren und Raubmenschen, vielleicht nicht zum wenigsten von den „Mautnern" der Felsenveste Klamm, da hat man wohl bei Maria Schutz gesucht und so wird die Gnadenstätte entstanden sein. Die „gute alte Zeit!" — lassen wir sie ruhen. Und freuen wir uns des Segens, der heute über diesem schönen Erdenflecke waltet.

*
* *

Natur werden immer weiter zurückgedrängt; stolpert man schon auch hier über Eisenbahnschienen, so ist es kein Wunder, daß die Überkulturflüchtlinge in entlegensten Schluchten Zuflucht nehmen und an grausen Wänden die unmöglichsten Aufstiege versuchen. Von Payerbach aus, der größten Touristenstation Österreichs, vielleicht der Alpen, ergießt sich der Strom der Bergsteiger in tausend Verzweigungen über das meilenweite Kalkgebirge bis in die steirischen Alpen hinein — wir können ihm nicht folgen.

Wir bleiben heute bei unserem Jubilar, dem Semmering. Ist nicht auch der eine kleine Gebirgswelt für sich? Nicht bloß für Talbummler, Waldgänger, Höhensteiger, wohl auch für Felskletterer, Abfahrer und Abstürzer hat er die schönsten Anstalten. Der Semmering, sagte einmal einer, sei der gesunde Lungenflügel der Wiener. Nun, mit der Lunge muß man tüchtig Bergluft schöpfen. Als erste Übung ist, vom Hotel Panhans aus bequem erreichbar, der niedliche Pinkenkogel mit seiner zwar etwas „beschränkten Weltanschauung“ anzuraten. Dann auf den Sonnwendstein, der sich schon eines weiteren Horizontes rühmt. — Auf dem Semmeringpaß, dort, wo das Grand-Hotel „Zum Erzherzog Johann“ steht und das schöne Denkmal Karls VI., der die alte Semmeringstraße erbaut hat, führt die Straße hinauf. Zuerst durch Wald, dann über Almen bis zum Friedrich Schüler-Haus. Nahe demselben, auf der 1523 Meter hohen Bergspitze liegt der Felsen kahl, er bildet gleichsam einen steinernen Tisch. Die alten Deutschen sollen hier ihre Sonnwendfeuer angezündet haben, wenn die Wilde Jagd über die Höhen raste und Wuotan auf feuerschnaubendem Hengste in den Lüften dahinritt.

Einst als Halterbub bin ich manchmal auf diesem Steine gelegen und habe hinausgeschaut in die weite, wunderliche Welt. — Ach, in diese weite wunderliche Welt! — Auf dieser Hochmatte habe ich einst mit dem Ochsenhalter Michel beratschlagt, wie etwa zu unserer Brotrinde ein Schluck Wasser aufzutreiben sei. Und heute? Dort ein Wirtshaus, hier ein Wirtshaus, da gar ein Hotel. Und davor tummelt sich zwischen Krämerbuden ein heiteres Volk, jung und alt, Herrschaftskutschen stehen da und in den Speisesälen dinieren Grafen und Fürsten und wer sonst mag, so gut wie bei Sacher in Wien. Wer heute auf dieser Alm nach Wasser gräbt, der stößt auf Sekt. Wenn der Berg auch noch die langersehnte Zahnradbahn bekommt, dann muß man wohl „Herr von Sonnwendstein“ zu ihm sagen.

Die Aussicht von der Spitze des Sonnwendsteins ist danach. Da unten in dem weiten blauenden Kessel, der vom Hochgebirge begrenzt wird, liegt der Semmering mit seiner aus den Schluchten sich emporschlängelnden Reichsstraße und mit seiner Eisenbahn. Die meilenlange

ein verklungenes Christmärchen geschienen. Und siehe, der Städter nimmt es munter auf mit Schnee und Eis, die lange nicht so arg sind, als man sich's vorgestellt. Er vergißt die Erbärmlichkeiten der Überkultur, gewinnt Vertrauen zu seiner Kraft und Zähigkeit, fühlt sich als tapferer Sohn der Natur und ist gerettet. — Deshalb sagte ich: die Götter sind freundlich in unserer Zeit.

Sollten es nicht auch die Menschen sein? Wir begehen das fünfzigjährige Jubiläum der Semmeringbahn. Es ist ein erhebendes, ein stolzes Fest, das vom ganzen Lande begangen wird. Aber Feste vergehen bald und lassen in uns nur allzu gerne ein welkes Herz zurück. Sollte bei diesem Anlasse nicht etwas geschaffen werden, das bleibend ist und fortwährend Segen in die Zukunft hinausträgt? Wäre ich einer jener reichen Menschen, die zwar den besten Willen haben, für das Gemeinwohl etwas wahrhaft Gutes zu tun, aber nicht recht wissen, wo es am besten angebracht ist — ich würde nun einmal nachdenken, ob nicht auf unserem lieben Semmering etwas zu machen wäre. Wie gut auf dem Sonnwendstein eine Wetterbeobachtungsanstalt am Platze wäre! Aber wir selbst könnten Wetter machen und auch über Dürftige und Notleidende ein wenig die Sonne scheinen lassen. Ich denke an eine Wohltätigkeitsanstalt auf dem Semmering. An ein Heil- oder Erholungsasyl für arme Kinder, besonders für Kinder von kleineren Südbahnbeamten und Arbeitern. — Ich ahne freudig, es wird in diesem Jubeljahre etwas geschaffen werden, das weit über die glänzenden Feste hinaus unseren Enkeln verkündet, wie dankbar wir das Werk unserer Vorfahren geehrt haben.

## Das Fest.

Das Jubelfest des Semmerings ist schon im Mai begangen worden. Es begann mit einem glänzenden Bankett im Rathause zu Wien und endete zehn Tage später mit einem großen Volksfeste in Mürzzuschlag. Der Bürgermeister von Wien hatte die Idee, alle Bürgermeister und Vorsteher der Gemeinden, die auf der Südbahnstrecke von Wien bis Triest liegen, zu dem Wiener Feste, das auch mit einem zauberhaften Feuerwerke illustriert wurde, einzuladen. Daß viele der Geladenen nicht erschienen, mag seine politischen Ursachen gehabt haben, verständig war es nicht. Kulturfeste von allgemeiner Bedeutung sind doch nicht Partei-, nicht politische Feste, das Semmeringwerk bleibt groß unter allen Umständen und bedeutsam in aller Zukunft, die politischen Verhältnisse mögen liegen wie immer. Es war ein Siegesfest der Arbeit, in der allein der Stolz und die Unsterblichkeit eines Volkes liegen kann.

Wie es im Semmeringgebiete zur Sommerszeit hergeht, das läßt sich nun denken. Wenn sich mancher auch etwas noch Angenehmeres weiß, als die großartige Natur durch allerhand Stadtstaffagen „verschönert“ zu sehen — freuen muß man sich doch darüber, daß es den armen Reichen, die manchmal nicht recht wissen, für was sie sich entscheiden sollen, hier möglich ist, Salon und Kuhstall, Seide und Loden, Sekt und Ziegenmilch nebeinander zu genießen. Verdrießen möchte es einen nur, wenn man trotz aller Früchte von Kultur und Natur — auch hier gelangweilte Gesichter sehe. Gedacht ist es so, daß alle Beladenen und Überbürdeten, seien sie's nun durch Sorge und Mühsal oder durch Überfluß und Stumpfheit, hier Erholung finden sollten.

In den ersteren Jahren wurden, wenn es Spätherbst ward, auf dem Semmering die Sommerhäuser zugesperrt, so daß nur die Hausbesorger zurückblieben, um allem, was da im Winterschlafe lag, ein mißmutiges Schlummerlied zu brummen. Das ließen sich aber die Wiener auf die Länge nicht gefallen. Sie kamen herauf und pochten an die Tore — auch im Winter. Zu solcher Jahreszeit wird der Stadtmensch ja noch viel erholungsbedürftiger als im Sommer. Der ewige Nebel, die endlosen Nächte, die elende Luft auf den Gassen und in den Wohnräumen, bei Öfen und Lampen, die dem Menschen noch das bißchen Sauerstoff vom Munde wegschnappen, die aufreibende geistige Tätigkeit und dazu noch die unsinnigen Lebensgewohnheiten — das alles zusammen bedeutet für viele gar nichts anderes, als eine langsame Hinrichtung.

Und wenn man dem nun entfliehen kann! Sei es auch nur auf Tage oder Stunden. Wenn man von dem Eisenbahnwagen in 133 Minuten zu jener Alpenhöhe emporgetragen wird, wo aus klarem Himmel die Sonne niederleuchtet auf eine weit und weiß hinliegende Schneelandschaft, und wo die reine, wonnigkalte Luft uns in die Wangen prickelt, bis diese rot werden vor Frische und Freude! Schlittenbahnen gibt's und Eisschießplätze und Schneeschuhläufe und in Steiermark drinnen tagen die „nordischen Spiele“ und auf Bergspitzen winken rote Fähnlein: Wir tragen gern im Sommer unsere Nebelkappen, im Winter sind wir barhaupt. Kommt herauf! — Und am Abend dann, wenn im Gemache des Berghauses der Ofen brüllt und draußen die stille, sternfunkelnde Nacht herabsinkt, da ist nicht mehr die Stadt allein, auch die göttliche Landnatur ist unser Eigentum geworden. Sind die Götter nicht freundlich in unserer Zeit? Schon meinte man, der Mensch müsse verkommen und versinken in den schrecklich wachsenden Städten, da lädt das weite Land ringsum ein zur Sommerfrische, da tun die Alpen sich auf mit ihren heiligen Wundern und über alles Erwarten erschließen sich dem Städter die nervenstählenden Wonnen des Gebirgswinters, der ihm bisher wie

der Gegend, in reiner Seligkeit über diesen großen Dank der Menschen und doch, wie mich dünkt, noch ein weiteres erwartend. Jemand erinnerte beim Festmahl, daß unser geliebter Kaiser eine große Spende gemacht habe für ein „Kinderheim", das anläßlich dieses Jubiläums auf dem Semmering erbaut werden soll. Das erhabene Beispiel hat auch anderwärts schon Nachahmung gefunden, des weiteren lud jener Sprecher die illustre Versammlung ein, ihre Gläser und ihre Taschen zu leeren auf das Wohl des geplanten Kinderheimes für arme Kinder. Und so soll das Fest gekrönt werden mit einem bleibenden, gemeinnützigen Werke.

Diesem Tage folgten ein großartiges höchst gelungenes Nachfest in Reichenau und drei Festtage in Mürzzuschlag. Besonders tief angelegt war die Feier in Mürzzuschlag. Sie war ebenso lehrreich als schön. Das Volksfest zeigte, wie die Steirer sind, die „Lebenden Bilder" zeigten, wie sie waren. Da trat es hervor, wie enge die Schicksale dieses Landes stets mit der Geschichte des Semmerings verbunden gewesen sind.

So hat das Semmeringjubiläum hüben wie drüben zu einem freudeglühenden Heimatsfeste sich gestaltet. Solche Feste sind eine Erfrischung für das Menschenherz, eine Belebung des Volksgeistes, ein Kitt für die Gemeinsamkeit, ein Gewinn für das Reich.

## Nichts.

Eine Bergwanderung des Heimgärtners.

Hinauf und immer höher hinauf. Die Schlucht war wie ein tiefer, mit Strauch und Strupp bewachsener Abgrund unter mir, und noch lang wollte der steile Hang nicht zu Ende gehen. Immer das grüne, weiche und auch spießige Buschwerk von Erlen, Disteln, Himbeersträuchern, hochstengeligem Thymian, hochstieligem Enzian, Auge, Nase und Gaumen mit Genüssen versehend. Die Walderde, wenn sie nach hundert Jahren endlich einmal frei wird von dem finsterem Gestämme, kann sich ja gar nicht genug tun im Prangen, Blühen und Früchte spenden. Auch die Einbeere, die Hundsbeere will hervor, aber sie wird in das Gebüsch zurückgedrängt von der Himbeere, von Haselnußsträuchern und Erdbeerlaub. Unter solch unendlichem Gewächse, das mit Mücken und Hummeln eben so unendlich übersummt ist, fast verdeckt, zieht sich die tiefe Furche des Fußsteiges hinan, auf dem Baumstöcke und Wurzeln fort und fort Stufen bilden, manche so hoch, daß sie anstatt erstiegen, erklettert werden müssen. An dieser verdeckten Treppe müssen die Füße sich hinantasten von Ruck zu Ruck. Man kommt rasch in die Höhe. Der Stieg ist ganz gefahrlos, aber beschwerlich und langweilig, denn es will nicht enden

Dann folgte das Hauptfest auf dem Semmering, an dem sich viele tausend hochgestimmter Menschen beteiligten. Ich weiß in meinem Leben wenige Stunden, die so stimmungsvoll waren als die Feier, die auf dem Bahnhofplatze vor dem Ghegadenkmale abgehalten wurde. Seit vielen Jahren die erste, die einzige Stunde, in der alles Bahngetriebe hier gänzlich ruhte, da eine heilige Stille war über den Eisensträngen. Endlich auch einmal für die Eisenbahn ein Tag des Herrn. — Wohl so mancher Freigeist beugte bei der Feldmesse und dem brausenden Te deum laudamus unwillkürlich das Knie vor dem, der den strebenden Menschen das gewaltige Werk vollbringen ließ. Und man fühlte, als ob auf den Schienensträngen der Südbahn bis in ihre entferntesten Enden hin ein großer Segen flute.

Dann ehrte man Gott auch in seinem genialen Kinde. Das Fest gestaltete sich zu einer Ghegafeier. Dieser Mann, der einst unter tausenderlei Widerwärtigkeiten das Werk schuf und unter schweren Kränkungen seine letzten Lebensjahre hat zubringen müssen — hier ist in Reden, Gesängen, Fanfaren, Pöllerschmettern und Freudenfeuern sein Ruhm dankbar verkündet worden. Es ist ja wohl oft so: den die Mitwelt mit Widerwärtigkeiten überhäuft, dem hat die Nachwelt zu danken. Und während wir den Vergangenen festlich und fürstlich danken, erschweren wir immer noch mitlebenden Meistern das Werk.

An diesem Tage, welch eine Freude!

Nicht bloß die zwei Länder Niederösterreich und Steiermark reichten sich die Hand — es war, möchte ich sagen, im Geiste das Reich versammelt. Der Erzherzog, der in Vertretung des Kaisers das Fest verherrlichte, zwei Minister, die Statthalter der beiden Länder, Prälaten, die hohen Leiter des Verkehrs, die noch lebenden Ingenieure und Veteranen, die einst bei dem Semmeringbahnbau mitgewirkt hatten, die Beamten der Südbahn bis hinab zum schlichtesten Arbeiter, die ganze Riesenversammlung schien eine Seele zu sein, eine fromm dankbar bewegte Seele. —

An beiden Seiten des Ghegadenkmales wurden Erztafeln enthüllt. Die zur Rechten mit der Inschrift:

„Durch die Eisenbahn verschwinden die Distanzen, die materiellen Interessen werden gefördert, die Kultur gehoben und verbreitet. Ghega 1851.“

Die zweite Tafel lautet:

„Segensreich hat sich erfüllt, was Dein heller Geist erkannte, zum Ruhme unserem Vaterlande, unserem Stande zur Ehre. Österreichischer Ingenieur- und Architektenverein. Mai 1904.“

Nach dieser Feier auf dem Bahnhofe fanden in den drei großen Hotels des Semmerings glänzende Bankette mit zündenden Reden statt. Die Berghäupter hatten sich in Wolken gehüllt, der Geist derer, die vor fünfzig Jahren uns das gewaltige Werk geschaffen haben, schwebte über

Berg, wenn trockener Lichtäther alles erfüllt. Und dieses unendliche Nichts hebt einen gleichsam über die Erde empor und in die Ewigkeit hinein.

Es war keine Aussicht, sagt nachher der Philister, wenn die Täler und Dörfer und Berge der Umgebung im Lichte verschleiert sind. Er steigt ja nur auf die Berge, um von oben genau wieder das zu sehen, was er unten hat und was ihn umgrenzt. Und wenn er statt der Felder und Häuser und Straßen und Bäche und Hügel und Bergspitzen plötzlich das ewige Licht um sich hat, so weiß er damit nichts anzufangen. „Er sieht nichts." Er kommt gar nicht zum Bewußtsein dessen, was er sieht. „Nichts" nennt er's und ist es doch das ungeheure Sinnbild des Ewigen. Was der Mensch nicht kann sagen, nicht kann denken, hier liegt es vor ihm — ungesagt, ungedacht und doch seelengegenwärtig.

Auch mir natürlich war diese Unendlichkeit zu — wenig. Ich schärfte meine Augen, um den Lichtäther zu durchbohren und durch das Loch ein paar Fleckchen Erde zu sehen. Meinen Wohnort suchte ich, aus dem ich heraufgestiegen. Dort weit, weit von draußen schimmerte durch die weiße Luft ein Silberblättchen herauf und ein zweites und ein drittes. Das war das Sonnenblinken des Flusses im Tale. Daneben stand, wenn es nicht trog, ein winziges, dunkles Pfählchen auf. Der Kirchturm des Ortes. Weiter hin ein paar Punkte, so groß wie Nadelspitzen — darunter mein Wohnhaus. Sah man's? Nein, es ist nichts zu unterscheiden. — Kindischer Knabe! Bist du denn diesen beschwerlichen Berg heraufgekommen, um dein Wohnhaus zu sehen? das hättest du untes ja viel bequemer anschauen können. — Nein, gerade so steht es nicht. Du wolltest dein Haus einmal durch ein wunderbares Medium sehen — durch den Raum. Das Geheimnis des Raumes drängt sich dem modernen Menschen auf. Er erfindet die schnellsten Mobile, um es eilend an sich zu reißen, den elektrischen Telegraph, um es im Momente aufzulösen, er steigt auf die Berge, um dieses Geheimnis der Ferne so weit als möglich mit dem Auge zu durchdringen. Aber die Ferne bleibt und der Mensch geht in ihr auf. Sie verschlingt ihn. Er ist eine Beute von Raum und Zeit und das Innewerden dieses seines Verhältnisses zu den beiden unendlichen Geheimnissen ist auch mit ein Reiz, der uns auf hohe Berge hebt.

Nachdem ich eine Stunde lang alles und nichts gesehen hatte, nötigte mich der Abstieg auf die andere Seite. Hier glitt es über Federgras rasch talwärts in dunklen Wald, immer pfadlos hinab. Im und über dem Walde wurde es immer dunkler und als der glatte Weg mit dem daneben rauschenden Bache erreicht war, leuchtete zwischen den tintenschwarzen Berghängen der Mond herab. Dann eine Stunde durch nächtige Waldschlucht und noch eine Stunde über mondbeschienene Matten

und will nicht enden. Das Auge gönnt sich manchmal einen Labetrunk, wenn es rückwärts schauend ins weite sonnige Tal hinausblickt; doch es ist kaum ein behagliches Genießen möglich, so lange man noch unbekannte Mühen vor sich hat. Unten in der Schlucht waren die Himbeeren noch wachsfarbig, unreif, hoch am Hang sind sie schon rot und üppig, denn nicht die Höhe entscheidet hier, nur die Sonne. Die Erdbeere daneben, sie begeht Frühling und Sommer zugleich, denn neben der roten Frucht prangt die weiße Blüte. Die blauen Glocken der Enzianen aber läuten schon vom Herbste und die Spinnen weben von Strauch zu Strauch ihren Schleier für den „Altweibersommer". Denn jede Jahreszeit wird ausgestattet und geschmückt von der Natur mit liebevollster Sorgfalt und nach wenigen Monaten wird der niedersinkende Schneeschleier hier ebenso wunderbar weben, als jetzt das Laub- und Blumenleuchten, das wie ein grober bunter Teppich den ganzen Berg einhüllt. Und auf, nein, in diesem Teppich kriecht, wie eine Milbe, so langsam und schwerfällig, ein Mensch hinan. Das winzige Wesen mit dem gewaltigen länderumspannenden Auge. Und dieses Auge trägt es hinauf. Selbst die höchsten Berge wachsen nicht in den Himmel. Nach stundenlangem Aufstiege wie auf einen Turm, ist man erst eine so kleine Strecke hoch über dem Meer, daß sie, flach hingelegt, in einer halben Fußstunde leicht zurückgelegt werden könnte. Das Gestrüpp hatte endlich ein Ende, eine ebene Hochwiese, von mehreren Wetterfichten bestanden, breitete sich hin bis zu dem kahlen ruppigen Steinbühel, der als die Spitze des Berges noch zu besteigen war. Durch die Entfernung wird das Auge immer getäuscht, es sieht die Linien zu groß oder zu klein, richtig nie. Vom Tale aus gesehen ragte dieser Felsbühel wie ein hohes scharfes Dreieck in den Himmel, für dessen Besteigung vom Plateau aus man mindestens eine Stunde rechnen zu müssen glaubt. In Wirklichkeit brauchte ich zu zu seiner Erklimmung kaum zwanzig Minuten.

Das zerklüftete Gestein war in der Sonne so heiß, daß es fast den Händen wehe tat, die sich daran hielten. Auf der höchsten Platte setzte ich mich hin, regungslos war die Luft, ein wonniges Rasten. Und nun, Auge, fliege hin übers weite Land. — Es flog hin, aber es sah nichts. In der Tiefe lag das blauende Tal, von niedrigeren Vorbergen, Almkuppen und bewaldeten Spitzen halb gedeckt. Die jenseitigen Berge des Tales standen blaßgrau in schwachen Umrissen, und weiter hinten, wo sonst die hohe Zackenwildnis des Hochgebirges anhebt, war nichts als das Sonnenmeer des Äthers. So viel Licht, daß man nichts sah. Sonst nichts, als Licht. Und war's, als rage allein mein Bergkegel aus der silberigen Tiefe herauf und alles andere ringsum sei körperloses Luftgebilde, in das die funkelnde Sonne tief und immer tiefer hineinsank. So viel Nichts sieht man nirgends, als auf einem hohen

Sinne gelten lassen; die guten Lehrvorschriften und die guten Lehrer, die wir haben, sie bleiben in Ehren. Nur den Zopf, wo er baumelt, will ich fassen und ihn einmal ein wenig beuteln.

Die längsten Haare des Zopfes finde ich im „Deutsch". Nicht gerade darin, daß die deutsche Literatur durch schlechte Auswahl, schlechten Vortrag und gedankenloses Memorieren den Kindern verekelt wird, noch bevor sie sie kennen lernen, oder daß hie und da das Dichten oder vielmehr das Versemachen tatsächlich noch gelehrt wird, wobei — wenn Talente unter den Schülern wären — dieselben nur ins leidige Epigonentum geleitet werden müßten. Derlei Übungen kommen doch weniger in der Volksschule vor, als später in den Mittelschulen. Der Schrecken der Volksschule aber ist die Sprachlehre oder wie man deutsch sagt, die „Grammatik". Es wird wenige Schüler geben, denen die Grammatik nicht der böse Dämon ihrer Schulzeit wäre. Die technischen Fremdwörter, die zahllosen, wissenschaftlich stilisierten Regeln, die Haarspaltereien bei der Bezeichnung der Wörter, der Sätze u. s. w., all das praktisch kaum anwendbar, in der Umgangssprache nahezu unmöglich, deshalb auch unmöglich, den Kram länger als zwei Wochen im Gedächtnis zu behalten. Wozu, um des lieben Himmels willen, braucht der nachherige Bauer, der Gewerbsmann, der Fabriksarbeiter denn Grammatik zu lernen, die er nie versteht, deren Eingeochstes er in wenigen Tagen total verschwitzt, die eben nicht faßbar und nirgends haltbar sein kann, weil sie ganz körperlos und auch ganz — geistlos ist. Seine Muttersprache lernt der Mensch von der Mutter. Er lernt sie in Umgang und Leben. Daß sie in der Schule vervollständigt werden muß, selbstverständlich. Aber das hat durch praktische Übungen im Lesen, Schreiben und Sprechen zu geschehen, das gewöhnt sich ein, während alles Theoretisieren in der Volksschule für die Katz ist.

Ja, wer später nach dem Buche fremde Sprachen zu lernen hat oder sich der Philologie widmen will, der wird als Grundlage die Grammatik der Muttersprache nicht entbehren können. Aber in der Volksschule gibt es mindestens 98 Prozent Schüler, die keine fremde Sprache lernen oder später, unter fremde Völker verschlagen, im praktischen Umgang sich die Sprache aneignen. Ich weiß keinen, der je einmal gesagt hätte, dabei wäre ihm die Gramatik aus der Volksschule zustatten gekommen. Wer sichs aber doch aus irgend einem Umstande aneignet, daheim etwa auf dem Dorfe nach der Schulgrammatik zu sprechen, zu schreiben — der ist ein Greuel der Gesellschaft. Er hat im Ausdruck keine Gemütsfärbung, keine Seelengestaltung, keine Persönlichkeit; seine Sprache ist vielleicht fehlerlos, aber auch charakterlos, eine Form ohne Gehalt, ein Rost ohne Braten. Ein solches Schuldeutsch stets mit unwillkürlich mundartlicher Aussprache hat jemand das „Kaplandeutsch" genannt;

und Felder. Tauweiches Gras umschmiegte die derben Bergschuhe, die vom scharfen Gestein zerrissen waren. Überall und nirgends wisperten die Heimchen und der Schatten ging gelassen neben mir her in der süßen, feierlichen Herbstnacht.

Um Mitternacht saß ich in meiner Stube. Neben mir auf dem Tisch brannte das Kerzenlicht, um zu sagen, wie dunkel und wie eng dieser Raum ist. Wie viele Milliarden und Milliarden solcher Geviert-räumchen mochte oben das Auge auf einmal überschaut haben — man nennt es eine Welt. Und hier das Zimmer, zehn Schritte lang und sieben Schritte breit, nennt man auch eine Welt. Eine so groß wie die andere, denn in beiden ist nichts — als die Menschenseele.

## Heimatsunterricht.

Gedanken über unsere Volksschule.

Die Welt liegt im argen fast überall, wo es sich um die Interessen stofflicher Güter handelt. Darüber hat man sich zu trösten, das ist eben einmal der Medaille tierische Seite. Wenn sie aber im argen liegt auch auf der anderen Seite, der menschlichen, wo der Geist und das Göttliche sein soll, so kann einen das oft in eine gar verzweifelte Stimmung versetzen.

Die Erziehung, der Unterricht! Diese Worte fassen eine Welt von Weisheit und eine Welt von Torheit in sich. Die der Weisheit liegt zumeist auf der anderen Seite — ganz hinten: die Torheit liegt jeden Tag vor unseren Augen. Nur auf einen Teil des Unterrichtes will ich heute mit dem Finger tupfen — auf die Volksschule. Bei Berührung dieser Wunde wird man vielleicht aufschreien. Denn es tut weh.

Wie haben wir vor mehr als dreißig Jahren gejubelt, als die Neuschule uns von der Altschule erlöst hat. Diese Altschule, wo sie überhaupt ausgeübt wurde, hatte gute Eigenschaften, wenn das Politisch-kirchliche daran, der — man könnte fast sagen — religionslose „Religionsunterricht" nicht alles überwuchert hätte. Soweit dieser Religionsunterricht in die Neuschule übergegangen, ist er heute noch wie er war. Nur kann er sich nicht über die ganze Schule erstrecken, wie einst. Ist der übrige Teil nun aber frei? Das ist er nicht, kann und soll es auch nicht sein. Aber er ist nicht bloß dem Gesetze des Staates unterworfen. Dieser Teil der Neuschule, der sich mit Ach und Not der Kirche entrungen, ist vielfach unter die Herrschaft eines anderen Tyrannen gefallen: des pädagogischen Zopfes. Ich will das bloß im eingeschränkten

mögen, die aber hier das junge Hirn nutzlos anstrengen, übermäßig belasten und den Kindern nur die Schule verekeln.

Die Sprachenfrage in der Volksschule ist für die Beteiligten kaum weniger empfindlich, als die Sprachenfrage in unserer Politik. Jedenfalls gibt jene den Schülern eben so viele taube Nüsse aufzuknacken, als diese den Staatsmännern. Heraus kommt nichts. Also fort mit der Sprachlehre? Gewiß nicht, aber anders einrichten. Unter Sprachunterricht in der Volksschule verstehe ich, daß man die Kinder lehre, in ihrer Muttersprache gut zu lesen, zu schreiben und zu sprechen; nicht aber die Sprache und ihre Teile wissenschaftlich zu zerlegen, zu definieren und die Gedanken in pedantische Formen und Formeln einzuzwängen, die diese Leute praktisch nie anwenden können und sollen.

In der Dorfschule, die anstehender Verfasser einst besucht hat, ist von einer Sprachlehre keine Rede gewesen. Trotzdem sind dort ganz hübsche Aufsätze geliefert worden. Der Lehrer ließ sie nur in Form von Briefen schreiben, auch in kleinen Geschäftsschriftstücken wurden Übungen gemacht. Was hat ein Bauer viel anderes zu schreiben? Wer Schriftsteller werden wollte, der mußte schon um ein paar Stationen weiter gehen. Dann gab es damals Lesebücher, die neben religiösem und literarischem Inhalte einfacher Art auch Aufsätze über Landwirtschaft, Gesundheitspflege enthielten; freilich haben sie für die örtlichen Verhältnisse nicht immer gepaßt. Bei der jetzigen Schulbücherfreiheit wäre es viel leichter, auf die Örtlichkeiten, die Berufsstände, die Volksanlagen Rücksicht zu nehmen. Für Land- und für Stadtkinder die gleichen Lehrgegenstände und Schulbücher, das taugt nicht.

Jetzt ist viel von Heimatskunst die Rede. Könnte man nicht auch von einem Heimatswissen sprechen? Oder besser, von einem Heimatsunterricht? Wenn die Volksschule nur die Elementargegenstände pflegen würde, so könnte die Frage nicht gestellt werden; da sie sich aber weiter ausdehnt, über Geographie und Naturkunde, über Geschichte und Sprache, so wäre in solchen Gegenständen doch vielleicht vor allem das hervorzukehren, was zur Heimat der Schüler in Beziehung steht. Ich weiß nun aber Schulen, in denen fremde Länder, fremde Völker, fremde Tiere und Pflanzen gelehrt werden; bis man der Heimat nahekommt, ist die Schulzeit aus und der Schüler bleibt fremd in der Heimat. Entwickelt sich der Mensch von außen nach innen? Gehen seine Erfahrungen und Vorstellungen nicht vom engen ins weite? Wie soll er urfremde Dinge verstehen, wenn er nicht den Maßstab seiner bekannten Umgebung anlegen kann? Wohl ist die Volksschule so eingerichtet, daß die Geographie auch mit dem Heimatlande, die Geschichte mit dem eigenen Volke sich befaßt; in der Naturkunde hingegen werden die heimischen Mineralien, Tiere und Pflanzen noch gar sehr vernachlässigt. Es mangeln wohl auch

man könnte es noch besser das „Schulmeisterdeutsch“ heißen, wenn das möglich wäre, ohne damit jemanden zu beleidigen. Beleidigen will ich niemanden. Die einen solchen Jargon sprechen, sie können ja nichts dafür, sie haben eben jahrelang Grammatik eingedrillt bekommen und müssen sie anderen wieder eindrillen, was Wunder, wenn auch im Privatumgange ihre Redeweise eine grammatisch dozierende Form hat, während ihnen ihr heimischer Dialekt noch bei jeder Silbe in den Nacken schlägt. So kommt eine gespreizte Unnatur zutage, die lächerlich ist. Ihre eigene, lebendige Sprache finden solche nur, wenn sie in Freude, Zorn oder eine andere Aufregung geraten.

Man denke, wenn ein Schriftsteller, ein Dichter nach der Schulgrammatik schriebe! Gar nicht auszudenken. Ja auf das äußerste ungereimt, denn dann wäre er eben kein Schriftsteller, kein Dichter. Und darum hat es die Natur gnädig eingerichtet, daß nicht bloß der Mann des Volkes, sondern auch der Gebildete, ja selbst der Dichter die Schulgramatik sehr bald gründlich vergißt, um für sich Mensch im Denken und Sprechen sein zu können. Jeder Schriftsteller muß seine eigene Art haben, die man Stil nennt und ohne die ein Schriftsteller oder gar ein Dichter nicht viel bedeutet. Je mannigfaltiger eine Sprache in ihren Mundarten und in ihren Stilarten sein kann, je lebendiger und fruchtbarer ist sie. Daß dabei eine babylonische Sprachverwirrung entstehen könnte, ist nicht zu befürchten. Der eine Deutsche lernt den anderen leicht verstehen und je mehr der eine in die Ausdrucksweise des anderen sich hineinlebt, je weiter wird seine Seele, seine Persönlichkeit, seine Menschenkenntnis, sein nationales Empfinden. Bei vielen Dingen ist die Schulregel allerdings notwendig; die Mathematik z. B. ist ohne Regel, ja ohne strengstes Gesetz einfach undenkbar. In manch anderen Bereichen jedoch schränkt und engt sie ein, anstatt zu erweitern, zu befreien Und das gerade in der Sprache. Diese trägt ihre Lebensregeln in sich selbst, sie werden empfunden, unbewußt geübt und jeder spricht instinktiv so, wie er am leichtesten verstanden wird. Und das Verstandenwerden ist bei einer Sprache ja die Hauptsache. Das in allen seinen Regungen der Seele verstanden werden! Dazu gehört eine intime, eine persönliche Sprache, und nicht eine von außen angelernte. Ich möchte mit diesem Aufsatze auch gerne recht verstanden, nicht mißverstanden werden. Es kann ja nicht gesagt sein, daß Grundregeln der Sprache nicht auch in der Schule geübt werden sollen; nur in der Volksschule um Gottes willen nicht theoretisch, sondern praktisch!

In der Schule handelt es sich um die Ausbildung des Kindes in seiner Umgangssprache; diese ist keine Wissenschaft, sondern eine Fertigkeit, kann daher nur praktisch geübt werden. Es ist ganz ungerechtfertigt, die kostbare Zeit des Kindesunterrichtes mit Lehrgegenständen zu vergeuden, die zu rechter Zeit und am rechten Orte ja ihr Gutes haben

Bewegung gesetzt wird. Vielfach entspricht diese Mechanik, aber noch vielfacher wird der Mangel einer Seele tief empfunden. Es mangelt ja auch an der genügenden Anzahl tüchtiger Lehrer. Solche müssen dazu geboren sein, können — wenn die natürliche Eignung fehlt — durch keine Lehrerbildungsanstalt erzogen werden. Davon kommt es, daß so viele unserer Volks-, ja vielleicht auch Mittel- und Hochschullehrer ihren Lehrberuf wie ein Handwerk betreiben und dabei schmerzlicher an ihr kleines Gehalt denken, als an ihre große Aufgabe, der sie nicht gewachsen sind. Der geborene Lehrer hingegen ist trotz der vielfach mechanischen Lehrtätigkeit unwillkürlich auch Erzieher. Er irrt sich nicht in der Eignung seiner Schüler, weiß bei jedem, was ihm besonders nottut, behandelt daher nicht nach dem Formbrett. Er hat die schlichteste und einfachste Art, auch schwächeren Köpfen Verständnis beizubringen, er wird Unfleiß und Unfähigkeit leicht unterscheiden, ersteren streng behandeln und letztere nicht strafen. Man wird froh und spielend das bei ihm lernen, was unter Lehrern, die keine sind, als höchste Last und Langeweile empfunden wird. Das Wichtigste aber wird der echte Lehrer nicht tun, sondern s e i n: ein Vorbild in Wesen und Leben. Die Schüler verehren und lieben ihn und damit ist alles gewonnen.

Gottlob, es gibt noch solche Lehrer, es gibt ihrer sogar viele. Um so wünschenswerter wäre eine Reform unserer Volksschule, die den vorhandenen Kräften auch Gelegenheit und Freiheit gewährt, sich zu entfalten.

Die Volksschule ist ein Kleinod von unermeßlicher Bedeutung. Darum der ewige erbitterte Krieg, der von den Parteien um sie geführt wird. Wer die Schule hat, der hat die Zukunft, wenn er sie — auszunützen versteht. Und dieser allgemeinen Wichtigkeit wegen darf wohl auch der Laie mitsprechen, seine Gedanken, Wahrnehmungen und Meinungen dartun, oder in weiterem die Ansicht der Bevölkerung über die Schule freimütig aussprechen. In keinem Falle ist unsere Volksschule so vollkommen, daß Reformvorschläge überflüssig wären.

## Der große Schneebruch in den Wäldern Steiermarks.

Von **Peter Rosegger.**

Hat die Landeschronik von Steiermark ein Naturereignis verzeichnet, das sich in den ersten Dezemberwochen des Jahres 1903 im Lande zugetragen? Man wird in unseren Alpen schwer jemand finden, der eine ähnliche Katastrophe je erlebt hat. Wir in den Städten haben kaum etwas davon gehört und sahen nur das, was in unseren Gärten

oft die entsprechenden Lehrbücher. Dann die Sprache, könnte man sie nicht in Beziehung stellen zur Mundart der Heimat, und in einfachen Beispielen zeigen, wie sie durch Aufnahme von Bauernwörtern immer neue Nahrung erhält und lebendig bleibt? Und daß der Bauer nicht bloß die Nation ernährt, sondern auch ihre Sprache. Die jetzigen Lehrbücher für Grammatik sind wahre Brutstätten von Fremdwörtern, die Sprache verwälschend, anstatt sie mit Urstoff der Mundarten zu beleben. Der Schüler nimmt sich zusammen, so viele der Fremdwörter als möglich zu lernen, so unpersönlich als möglich zu schreiben, aber so oft ihm eine volkstümliche Wendung, ein gut deutscher Mundartausdruck in dem „Deutschaufsatz“ passiert, kommt der Rotstift und die Rüge.

Ferner würde es gar zweckmäßig sein, wenn die Volksschule auf dem Dorfe ein bischen Wirtschaftslehre triebe, natürlich den örtlichen Verhältnissen angemessen. Dann das Wichtigste in häuslicher Gesundheitspflege, das Verhalten in Gefahren, Anleitung zu Hilfeleistungen bei plötzlichem Unglück. Und auch die Grundzüge von Recht und Gesetz, so weit sie dem Bauer zu wissen nötig sind. Das alles sollte in der Volksschule vorkommen. Bis zum fünfzehnten Jahre besucht so ein Junge die Schule, um später an einer Wechselschuld zugrunde zu gehen, weil er nicht wußte, daß es gefährlich ist, aus Gefälligkeit Wechsel zu unterschreiben.

Eine Anleitung zur Handhabung und zum Verständnisse des bürgerlichen Gesetzbuches dürfte auch nicht schaden, obschon das wirkliche Verständnis erst später, im Bedarfsfalle kommt. Heute gibt es noch sehr viele Staatsbürger, die von einem Gesetzbuche keine Ahnung haben, oder zum mindesten nicht wissen, daß dasselbe jedermann zugänglich und auch großenteils weit verständlicher verfaßt ist, als etwa andere behördliche Schriftstücke.

Die Handhabung des Wahlrechtes und anderer politischer und gesellschaftlicher Rechte müßte dem Landmann auch deutlich gemacht werden. Wo und wann soll denn derlei geschehen als in der Schule?

So sollte die Volksschule sich den Verhältnissen und Bedürfnissen der Örtlichkeit und der Bevölkerung anpassen und in diesem Sinne spreche ich von Heimatsunterricht. Selbst der Religionsunterricht könnte dem Volks- und Heimatsbedürfnisse sich anpassen, wenn er außer der traurigen Schablone des Katechismus auch den Ansprüchen der Volksart und des Gemütes ein wenig entgegenkommen wollte oder — dürfte.

Wie viele Hunderte von Lehrern werden mit meinen, wenn auch unmaßgeblichen Gedanken und Forderungen einverstanden sein, aber es fehlen die Mittel, es fehlt die Organisation, vor allem aber es fehlt das Gesetz dazu. Und was noch das Allerschlimmste ist, es fehlt der Wille oder der Mut, ein solches Gesetz zu geben. Die Schule ist im allgemeinen zu einer großen Mechanik geworden, die von oben durch Fäden in

dastanden wie Riesenzuckerhüte. In dichten Beständen klebten ganze Baumgruppen aneinander und wer vom Berggipfel niederschaute, dem schien es, als seien weite Waldflächen mit einem einzigen weißen Tuche überdeckt.

Eine Weile war das so gestanden in der Ruhe der Luft. Dann hat es allmählich begonnen. Hier ein Knistern, da ein Schnalzen, dort ein dumpfer Schlag. Bisweilen brach ein Wipfel nieder, dann brach ein Stamm, dann wankte ein Zuckerhut und legte sich gelassen um, ohne daß die angefrorenen Schneelasten von ihm abfielen. Weil sonst alles in größter Ruhe war und keine Kraft sich regte, so war dieses Niederbrechen fast gespensterhaft zu sehen. Stellenweise brachen viele Stämme auf einmal, wie die Säulen eines Domes, die das gemeinsame Dach nicht mehr zu tragen vermögen. In den Schleiern des Nebels und des Schneiens haben es ja nur wenige Augen sehen können, wie es im einzelnen und im ganzen vor sich ging. Aber der einsame Waldstraßenwanderer erlebte unvergeßliche Dinge.

Auf dem Tannbachweg glitt ein Kohlenfuhrwerk dahin im schönen Hochwald. Als der Fuhrmann den ersten Baum auf halber Höhe brechen und niederstürzen sah in den Schnee, verwunderte er sich, wie bei stiller Luft so die Stämme brechen können. Bald darauf begann ein zweiter Baum unter seiner Schneewucht sich zu neigen – anfangs langsam, dann rascher, und sausend fiel er unter dem Krachen seiner zerreißenden Wurzeln in weitem Bogen über die Straße. Das Pferd hatte einen Sprung getan, der Schlitten einen Stoß nach rückwärts, daß ein Kohlensack hinausgeschleudert wurde. Der Fuhrmann sah, er war heute am Ziele, denn der Weg nach vorwärts war verlegt, es ging nicht mehr weiter. Er faßte das erschreckte Pferd am Strang, um es nach rückwärts zu leiten, in demselben Augenblicke krachte es unten am Hang, und zwei Riesenstämme stürzten gleichzeitig zu Boden. Nun erst wurde ihm die Gefahr deutlich, in der er schwebte, da fiel auch hinter ihm ein Baum über den Weg, während andere Schäfte im Bogen sich neigten und so wie riesige Halbreifen über der Straße schweben blieben, bis einer und der andere entzweisprang. Das Fuhrwerk war gefangen, es konnte nicht nach vorwärts und nicht zurück. Der Mann hatte aber nicht Zeit, sich zu fürchten, er mußte das Roß zu bändigen suchen, das vor Schreck wild geworden war. Plötzlich flog ein Wipfel nieder und schlug die stäubende Kohlenfuhr tief in den Boden, daß Splitter, Kohle und Schnee ein wüstes Gemenge waren. Wieder brachen ein paar der großen Bogen, die sich über die Straße gereift hatten. Der Fuhrmann war mitten in der Verheerung, rings um ihn brachen Bäume; Stämme spalteten sich, Wipfel stürzten nieder und eine wuchtige Tannenkrone traf das Pferd und erschlug es. Hoch auf flogen die Wolken des gepeitschten Schnees.

und Baumreihen geschehen ist. Die Blätter, die sonst so redselig uns über jede Nichtigkeit in Stadt und Land berichten, für dieses durch die Alpen weit verbreitete Elementarunglück haben sie kaum ein berichtendes Wort gehabt. Selbst die Landleute, wenn man sie heute frägt, wie denn das zugegangen, wissen nichts rechtes zu sagen. Erst als sie die Zerstörung sahen, faßten sie es, um es doch nicht fassen zu können.

Es war ein trüber, lauer Spätherbst gewesen. Die Nebel brauten regungslos über Berg und Tal und mit Beginn des Dezember kamen große Niederschläge. Sie waren verbreitet über Mitteleuropa und besonders in den Alpen entluden sie sich unter dem Wechsel von Wärme und Frost zwei Wochen lang. In den Niederungen war es Regen mit Schnee, auf den Höhen war es Schnee mit Regen. Von den Fenstern der Gehöfte sah man nicht bis zum nächsten Baum, so dicht fielen die großen Schneeflocken, langsam und lautlos sanken sie herab, ununterbrochen Tag und Nacht. Von den blätterlosen Laubbäumen fiel der Schnee anfangs ab, bald blieb er kleben und beschwerte manchen Ast so lange, bis er brach. Besonders alte Ahorne und Kirschbäume, die rauh berindet und mit Flechten bewachsen waren, mußten brechen, solche Bäume spalteten sich, so daß der eine Teil nach rechts, der andere nach links fiel. Manch alter Riese brach in drei und vier Teile auseinander. Die Gebüsche der Gemarkungen sahen nicht mehr aus wie Gebüsche, sondern wie Schneewälle, die von Tag zu Tag niedriger wurden, weil unterhalb der Wuchten die Sträucher sich zu Boden legten. Die Spatzen und Amerlinge fanden ihre Nester nicht mehr, oder konnten nicht dazu und flatterten ratlos über den Menschenwohnungen, Herberge heischend in ihrer Not. Aber das war nur ein Winter, wie es deren manche gibt. Es kam anders.

In den Nadelwäldern, von denen das weite Bergland bedeckt ist, legte der weiche Schnee sich ins Geäste und blieb daran kleben. Denn die Luft war ganz ruhig und kein Lüftchen strich, wochenlang. Sonst sind es die Stürme, die den Wald brechen, diesmal war es die Windstille gewesen. Selbst ein mäßiger Wind, wie er im Gebirge fast immer zu streichen pflegt, hätte den Schnee von den Bäumen geschüttelt. Die reglose Luft brachte das Verderben. Der Schnee, der tagsüber feucht und weich vom Himmel fiel, fror in der Nacht an den Ästen und Wipfeln fest. Dann kam einmal Regen und Frost und verbackte die Lasten mit dem Reisig. Hernach begann es neuerdings zu schneien, auch dieser Neuschnee legte sich an die hängenden Wuchten und blieb kleben. Es kam Tauwetter und es kam Frost, so daß von den Schneewuchten an den Bäumen Eiszapfen und ganze Eisvorhänge niederhingen. Endlich kam wieder Schneefall und deckte die Bäume so gründlich zu, daß die einzelnen Aststufungen nicht mehr zu erkennen waren und die Gestalten

an! Die halb zerschlagenen Bündel raffte er auf und zerrte sie unter die Asthütte; mit Fleiß berechnete er den Vorrat und so hatte er Feuer die ganze Nacht. In seiner Stirn war es wie Blei, aber einzuschlafen wagte er nicht. Das Feuer beschäftigte ihn, tröstete ihn; aus Holzkohlen springen so schöne blaue Flammen. Die ganze Nacht hatte es weithin in den Wäldern geschmettert und gekracht. Als es endlich Morgen wurde, lag grauer Nebel über allem, aus dem wieder Flocken zu fallen begannen; aber das Krachen und Brechen hatte aufgehört, nur zeitweise noch ein Donnern aus der Ferne; von den schlanken Lärchen, die unter ihrer Wipfellast sich aus der Höhe wie Reifen niedergebogen hatten, sprang noch manche ab und stürzte.

Der Fuhrmann wagte den Heimweg. Es war kein Gehen, es war ein Klettern und ein Kriechen stundenlang, bis er endlich auf die freien Flächen des Tales kam. Als er Leuten begegnete, zeigte er nur gegen den Bergwald hin: „Da oben, da hat's mich derwischt!“ Sonst sagte er nicht viel. Erst nach Tagen konnte er erzählen.

So ähnlich mochte es manchem Waldwanderer ergangen sein in jenen Winterwochen, aber daß ein Mensch getötet worden sei, das hat man nicht gehört. Es ist ein wahres Wunder. Wer nicht hinaus mußte, der blieb freilich unter seinem Dache, sah nur den feuchten Nebel und das ewige Schneien und hatte keine Ahnung, wie draußen die Wälder zugrunde gingen. Als es tage- und tagelang so gedauert, wurde den Leuten in ihren Häusern gar bange, um so mehr, als ihr eigenes Dach bisweilen unter der Schneelast zu knistern begann. An vielen Gehöften ragen über den Dächern große alte Schirmbäume auf, solche wurden zur drohenden Gefahr. Da rief der Bauer seine Knechte, um mit ihnen sich an den Baumschäften emporzuarbeiten und mit langen Stangen die Schneelasten abzuschütteln, soweit es möglich. Trotzdem hat es hie und da wohl auch Gebäude zusammengeschlagen.

Ich hatte um Weihnachten die Waldstraße des Alpsteiges zu passieren; die fünfhundert Bäume, die über den Weg gefallen waren, hatten zahlreiche Holzknechte bereits soweit weggeschafft, daß der Verkehr möglich war. Die Verwüstung habe ich damals kurz im „Heimgarten“ beschrieben, da meinte mancher Leser, es sei Dichterphantasie. Und ich selbst fragte mich, ob der erste Eindruck des Gesehenen mich nicht etwa zu weit geführt habe. Aber als das Frühjahr kam und ich im Lande wieder meine Fußwanderungen begann, zeigte es sich, daß die Zerstörung eine noch größere und allgemeinere war, als je beschrieben worden. Es sind ja freilich auch Waldstrecken, denen wenig anzumerken ist, die vielleicht ein wohltätiger Luftzug erlöst hat von den Lasten. Aber in Mittel- und Obersteier findet man gar viele Nadelwälder und Schachen, deren Boden heute noch besäet ist von niedergebrochenen Ästen

Mitten im Splitterhagel und Schneestäuben war der Fuhrmann; halb betäubt kauerte er unter dem Geäste einer gebrochenen Fichte und schloß die Augen. Nach späterer Aussage hatte er kein eigentliches Angstgefühl, er dachte nur, was ist denn das, was soll denn das? Und jetzt ist ja mein Roß hin! — Als es in seiner Nähe ein wenig ruhiger geworden und nur weiterhin noch das Krachen und Schmettern war, wie in einer Schlacht, da sah er die großen Lücken, die in dem Walde entstanden waren. Vor ihm eine blendend lichte Öffnung, so daß man den gegenüberliegenden Berg sah, an dessen steilem Hange auch alles lebendig zu sein schien. Der Fuhrmann hatte unter seinem Baumschlupf warten wollen, bis dieser gespensterhafte Sturm vorüber war, aber es begann immer wieder, es krachte und stürzte immer und war nie vorüber. So sehr der Wald sich lichtete, war immer noch unendliches Gestämme, das da stand und jeder fallende Baum gab den Blick frei auf weitere Verwüstungen.

Endlich begann der Mann zu denken. Was ist das? Ist alles jählings morsch geworden? Hat der Wald doch seit ewig die Winterslast getragen. Ist es ein Erdbeben, das die Grundfesten erschüttert und lockert? Ist es der jüngste Tag, weil die riesigen Wurzelscheiben der Bäume aufstehen, als ob sie Gräber freilegen müßten! Die Wipfel lagen tief im Schnee und die Wurzeln ragten wie ungeheuere Klauen, die noch Erdreich und Gestein festhielten, in die Lüfte auf. So lebendig war es geworden auch in den Gründen, wo seit Menschengedenken sich nichts bewegt hat, als kleines Getier und die Fächer der Germen. Raben und Krähen flatterten umher. Das Wiesel, der Marder und anderes Getier waren aufgeschreckt gleichsam aus dem Winterschlaf und schossen dahin; Eichhörnchen sprangen planlos über das Gewüste ihrer zusammengebrochenen Welt dahin und zwischen Gewurzel und Astwerk hervor ragte der hochgehobene Kopf des schreckigen Rehes, sah den Menschen und konnte nicht flüchten. Wo das Tier über gefallene Bäume sprang, da brach es ein in Reisig und Schnee, bis es erschöpft in eine Höhlung niedersank. — Der Fuhrmann schaute hin und kam kaum zum Bewußtsein, was er sah. Plötzlich schrak er auf. Es war dunkel geworden. Die Abenddämmerung war da. Wie sollte er entkommen, da es noch ringsum krachte im Walde! Er starrte hin auf sein totes Pferd. Auch ihn kann es so treffen, wenn er jetzt den Heimweg sucht. Es ist ja auch unmöglich, Weg und Steg, Wald und Hang sind zu schrecklich verbaut. Wer hätte je denken mögen, daß ein Mensch im Walde so gefangen werden könne! — Unter den dichten Ästen einer gestürzten Fichte suchte er sich eine Wohnung herzurichten für die Nacht. Dort glaubte er sicher zu sein. Aber Feuer zu machen mißlang, das Reisig war zu feucht, gloste und rauchte und verlosch. Sein Körper schütterte vor Frost und Angst. Da fiel ihm ein: Zünde die Kohlen

Auf jeden Fall muß das Unglück, welches sich so unauffällig vollzog und so tief in unser Wirtschaftsleben einschneidet, überwunden werden.

Kenner des Waldes sagen auf diese Katastrophe eine besondere Fruchtbarkeit der Wälder voraus. Im Menschengeschlechte ist es so, nach Krieg und Seuchen folgt ein mächtigeres Werden. Und tatsächlich konnte man in dem letztvergangenen Frühjahre an den Bäumen größere und reichere Triebe sehen als sonst. Die schöpferische Natur läßt sich nicht unterkriegen.

---

# Altersschwäche und Lebensmüdigkeit unserer Kulturgewächse.

Von **Ludwig J. Beer.**[1])

Es ist dem Forscher leider kein Geheimnis mehr, daß auch die Kulturpflanzen, welche nicht aus Samen erzeugt werden, in einer gewissen Reihe von Jahren von Altersschwäche befallen werden; die Vegetation geht ohne sichtbaren Grund zurück, Teile der Pflanze sterben ab oder treiben nur mehr kümmerlich aus, später werden größere Äste laublos, stehen kahl da und schließlich stirbt die ganze Pflanze ab — trotz sorgsamster Betreuung, trotz Dungguß und Dünger, trotz Zurückschneidens und Erdewechselns. Man kann dadurch, daß man um einen Stamm herum eine tiefe Grube ausgräbt und diese mit vorzüglicher Komposterde ausfüllt, den Absterbeprozeß fünf und zehn Jahre hinausschieben, das Ende vom Lied ist doch ein vorzeitiges Eingehen der ganzen Pflanze.

Die Ursache dieser Erscheinung ist uns jetzt bekannt. Die Fortpflanzung aller unserer Kulturpflanzen geschieht entweder auf natürliche oder auf künstliche Weise. Die erstere — die natürliche — geschieht durch Samen; die letztere — die künstliche — erfolgt durch Knollen, Zwiebeln, Senklinge, Ranken, Ausläufer, Teilung des Wurzelstockes, Stecklinge und durch die sogenannte „Veredlung".

Auch die Fortpflanzung durch Samen zerfällt in zwei Arten: die Zufallsbefruchtung und die künstliche Befruchtung. Während die Zufallsbefruchtung immer Samen bringt, die konstant dieselbe Pflanze nach Farbe, Größe, Stellung der Blätter 2c. wieder erzeugen, ist es bei der künstlichen Befruchtung, welche in erster Linie der Kunstgärtner anwendet, um neue Farben, neue Blätterbildung, neue Blumenformen u. s. w. zu erzielen, schon in seinen nächsten Nachkommen nicht mehr konstant. Die durch künstliche Befruchtung erzeugten Samen zeigen nicht die Charakteristik der Mutterblumen, sondern etwas Neues — im vorhinein nicht Bestimm-

---

[1]) Diesen wichtigen Hinweis, der uns in mehrfacher Beziehung nachdenklich machen kann, entnehmen wir der Grazer „Tagespost".

und Wipfeln; oder fleißige Hände haben das Gefälle schon verarbeitet zu Hunderten von Holzstößen. Auf den Berggraten ist es besser, da war der Schnee trockener und fiel ab; auch sind hier die Bäume abgehärteter und starrer, also den Lasten mehr gewachsen. Durchgehends die Bestände der Mittelhöhe sind am meisten mitgenommen, und zwar strichweise so arg, daß in diesem Sommer keine rechte Waldfreude mehr aufkommen kann. In vielen Hochwäldern liegt die Verwüstung noch wie in den ersten Tagen. Unabsehbar hin gebrochene Stämme, stellenweise ganze Waldpartien niedergelegt. Dazwischen stehen einzelne Strünke. Hier Bäume ohne Wipfel, hier Reiserstämme in der Mitte gebrochen, wieder andere gespalten von oben bis unten. Viele an der Wurzel geknickt, splitterig noch hängend am Stocke; die meisten mitsamt dem Gewurzel vom Boden losgerissen, so daß die Wurzelungetüme abenteuerlich aufragen über dem Trümmergewüste. Dasselbe laue Wetter, das den Schnee oben anklebte, weichte und lockerte unten den Boden auf, der sonst zur Winterszeit hart gefroren dem Stamme mit seinen zeitweiligen Schneelasten eine gute Stütze gibt. Wenn sonst bei Windbrüchen die Stämme zumeist in gleicher Richtung hin liegen, so gibt es hier ein unentwirrbares Durcheinander von Schäften, Wurzelballen, Astwerk, Wipfeln und Splittern. Vieles Gestämme schief aneinander lehnend, ineinander verklemmt, hängend noch an Strünken hoch oben. Graue Geier schwirren darüber hin und betäubender Harzgeruch erfüllt die Luft. Im Jungwald sind die Stämme, besonders der zähen Lärchen, die nicht brechen konnten, krumm gedrückt wie Triumphbogen, und in manchem Wald nur wenige, die keinen geknickten Wipfel haben. — Die Leute sagen, so ein Waldschaden wäre noch nicht erlebt worden und noch nach dreißig Jahren würden die Spuren zu erkennen sein.

Dieses Naturereignis hat in manchen Gegenden der Waldwirtschaft auf Jahre hinaus eine andere Richtung gegeben. Schlagbarer Wald muß stehen bleiben, weil vor allem das Gefälle aufzuarbeiten ist, ehe die Fäulnis eingreift und die Riesengefahr des Borkenkäfers droht. Manches Bäuerlein war anfangs fast vergnügt gewesen, daß durch den Waldbruch das Kapital der Zukunft so plötzlich „fällig" geworden, bis es sich bald zeigte, daß dieses fällige Gut niemand vollgiltig einlösen wollte. — Wie über das Schlachtfeld die Raben, so schwirren fremde Händler durch das Land, um den Leuten das Gefällholz gegen schlechten Preis abzudrücken. Bei hinreichenden Kräften gäbe es wohl Mittel, das Holz rechtzeitig zu sichern, für seine verschiedenen Zwecke zu sondern, zu bewahren für künftige Jahre. Gar viele Stämme eignen sich zu Bauholz, dem der augenblickliche Holzüberfluß dahin zugute kommt, daß es ruhig austrocknen kann. Wohl abgelegenes Bauholz, ob in Zimmerbäumen oder Brettern, gehört ja leider schon zu den Seltenheiten.

Der Kunstgärtner und der Obstbaumzüchter kennt diese Erscheinung; er sagt, der Baum „geht zurück". Ein bekanntes typisches Beispiel hierfür gibt uns die Pyramidepappel. Man weiß genau, daß alle Pyramidepappeln, die in Europa einstens so imposante Alleen zu den Schlössern der Aristokraten und reichen Gutsbesitzer oder die Einrahmung von Chausseen bildeten, von einem aus Syrien importierten Äste einer solchen stammen. Der Baum, dem dieser Ast entnommen war, war eine männliche Pappel — die Populus-Gattungen sind zweihäusig — und so sind alle in Europa existierenden Pappeln natürlich männlichen Geschlechtes, daher gab es keinen Samen und keinen Samling, und da die Pappel durch Stecklinge so leicht anwächst und verbreitet wird, so sind auch alle europäischen Pyramidepappeln Stecklinge.

Als vor 120 Jahren im Parke zu Wörlitz (Preußen) dieser erste Pappelzweig in die Erde gesenkt wurde, dachte man wohl nicht an die Zweihäusigkeit und nur daran, sie so schnell als möglich zu vermehren. Aber schon Mitte des vorigen Jahrhunderts bemerkte man ein Zurückgehen im Wachstum, ganze Alleen starben nach und nach ab, die neuen Stecklinge wuchsen zwar an, aber dann nicht mehr weiter — kurz, man ist heute auf dem Standpunkte, daß man keine Pyramidepappelallee mehr zusammenbringt.

In der Heimat der Pyramidepappel in Kleinasien, Syrien und am Hymalaja kennt man keine Abnahme der Vegetationsfreudigkeit, keine Altersschwäche. Würde diese Pappel wieder modern und hätte es einen Sinn, solche wieder zu importieren, und zwar Sämlinge von weiblichen und männlichen Pflanzen, so würden diese gewiß bei uns gut fortkommen. Etwas Ähnliches ist es mit der Edelkastanie in Untersteiermark. Da dieselbe immer durch Ausläufer vermehrt wurde, ist es schließlich so weit gekommen, daß man heute nicht mehr imstande ist, dort ordentliche Edelkastanien zu ziehen. Ein selbständiges ganzes Lebewesen ist der Steckling also nicht und der Sämling unter allen Umständen.

Die Lebensdauer einer Pflanze ist beschränkt, wie die jedes Lebewesens. Man weiß genau, daß krautartige Pflanzen Wochen und Monate, strauch- und baumartige Jahre, Jahrzehnte und Jahrhunderte leben können. Nehmen wir von einem Zwetschkenbaume einen Wurzelausläufer, so ist nicht gewiß, daß er solche Früchte bringt, wie der Mutterbaum, aber gewiß, daß er beiläufig in demselben Jahre eingehen wird, wie der Mutterbaum, vielfach wird dies von Botanikern behauptet. Daher erklärt es sich auch, daß man solche Wurzelausläufer nicht fortbringt; er ist, trotzdem er ein junger Baum ist, doch kein selbständiges Individuum.

Noch ärger tritt aber Lebensmüdigkeit bei der Veredlung ein, wo immer und immer wieder von einer Pflanze stammende Stückchen Holz

bares. Bei Nelken, Chrysanthemum, Rosen ꝛc. kann der Kunstgärtner nicht im vorhinein bestimmen, welche Eigenschaften die neue Sorte haben wird; wenn er den Pollenstaub einer roten Nelke auf die Narbe einer weißen Nelke bringt, so kann er nicht schwören, daß eine weiß-rot gesprenkelte oder gestreifte Nelke daraus wird: unter hundert künstlichen Befruchtungen bringt höchstens eine oder zwei etwas Beachtenswertes hervor. Diese Spielarten gehen dann soweit, bis zur gefüllten Blume, welche gar keine Befruchtungswerkzeuge haben, daher auch keine Samen erzeugen können.

Diese natürliche Fortpflanzung bringt also Individuen hervor, welche nicht von Lebensmüdigkeit befallen werden. Ich muß hervorheben, daß die Kartoffelknolle, der Zwiebel ꝛc. keine Samen in botanischer Hinsicht sind. Der Same der Kartoffel ist selbstverständlich an dem Kraut, wo die Blüte erschienen ist, zu suchen; es ist eine runde Sammelfrucht (Beere), welche unzählige blättrige Samenkörnchen enthält; baut man diesen an, so bekommt man im ersten Jahre erbsengroße Knöllchen; werden diese das zweite Jahr angebaut, so werden sie etwa nußgroß, und erst nach dem dritten Jahre hat man die Kartoffel, wie wir sie auf das Feld bringen und dort einlegen. Die Mutterknolle stirbt ab, hat aber an ihrer Wurzel zahlreiche Nachkommen angesetzt. Die künstliche Vermehrung bringt es mit sich, daß sich Altersschwäche bei gewissen Kartoffelsorten schon gezeigt hat. Wenn wir immer Kartoffelsamen anbauen würden — so werden die neuen Sorten erzeugt — so kämen diese fatalen Altersschwäche-erscheinungen nicht vor. Bei der Speisezwiebel ist es dieselbe künstliche Vermehrung — wenn sie nicht aus feiner, sondern aus Steckzwiebeln gezogen wird. Ebenso die käufliche Hyazinthenzwiebel (und alle anderen Narzissen, Jonguillen, Tuberosen, Tulpen, Krokus ꝛc.) sind dreijährige sogenannte Kindeln; an der Mutterzwiebel wachsen unten am Wurzel-rande Zwiebelchen heraus, die, wie gesagt, drei Jahre kultiviert werden müssen, um die verkaufbare Größe zu bekommen. Wurzelausläufer, welche für sich schon neue eigene Wurzeln gemacht haben oder Senker, die noch teilweise auf der Mutterpflanze zusammenhängen; weiters die Fortpflanz-methode des Weinstockes, wobei sich in Vegetation befindliche Reben in die Erde eingelegt werden (die einst so empfohlene chinesische Vermehrung), dort Wurzeln machen und erst dann vom Mutterstocke abgetrennt werden, ebenso alles Teilen eines Wurzelstockes. Alle diese Pflanzen werden, obwohl künstlich vermehrt, doch nicht so arg der Altersschwäche und Lebensmüdigkeit ausgesetzt sein, wie die durch einzelne trockene Teile der Pflanze: Stecklinge, Blindholz und durch die Veredlung vermehrten. Besonders also Pflanzen, welche auf diese Weise vermehrt werden, sind der Gefahr in erster Linie ausgesetzt, daß sie früher oder später die Symptome von Altersschwäche zeigen und vorzeitig eingehen.

so wäre dies sehr bedauerlich. Bei der Revision der sogenannten Landes-Normalsortimente, welche alle zehn Jahre oder in kürzeren Zeiträumen geschieht, müssen alte, überlebte, aber altersschwache Sorten eliminiert und dafür neue eingesetzt werden. Es ist eine traurige Arbeit — läßt sich aber nicht umgehen — wie das Abschiednehmen von alten Bekannten.

# Heimgärtners Tagebuch.

## Vom russisch-japanischen Krieg.

Seit Anfang Februar dieses Jahres gibt es Krieg zwischen den Russen und Japanern. Dieser Krieg ist für uns vorläufig nur höchst interessant. Zu fürchten brauchen wir nichts. Das größte Reich der Welt, möchte man sagen, gegenüber einer uns noch fremden Macht im Osten. Wie ein kleines Frankfurterwürstlein zu einem riesigen Bauernbrotlaib verhält auf der Landkarte Japan sich zu Rußland. Aber dieses „Frankfurterwürstel" ist stark gepfeffert! Rußland wollte am chinesischen und japanischen Gewässer Handels- und Kriegshäfen haben und freie Rechte auf jenen Meeren. Japan aber konnte vor seiner Haustür den russischen Bären nicht brauchen und klopfte ihm bei Zeiten auf die Tatzen. Die ersten Siege der Japaner waren ganz unerhört und heldenhaft. Diese Mongolen, die wir zivilisierte Westbewohner nie recht ernst nehmen wollten, in der Kriegführung waren sie mindestens so weit als wir. Und weil sie den Erfolg hatten, so hatten sie auch den Beifall. Die halbe Welt klatschte ihnen bravo! zu. Ein Volk, das am besten töten und zerstören kann, gilt ja heutzutage als das vorgeschrittenste. In Europa freute man sich auch weidlich darüber, daß der große Wauwau geprügelt wurde. Rechtliche Leute sagen, was habe der Russe in die Heimatsgebiete der Japaner einzufallen, er habe doch Platz genug auf dieser Erdkugel. Politiker meinen, Rußland sei auf jene Seehäfen angewiesen, wie der Tagwerker auf den Bissen Brot. Alle Großstaaten, die wirtschaftlich bestehen wollen, müssen ans Meer und übers Meer, um ihre Waren an- und ihre überschüssigen Leute auf Kolonien unterzubringen. Auf seinen nordischen Meeren kann der Russe wohl Eisbärenjagden veranstalten, und sogar zu Fuß, aber er kann dort keinen Handel treiben und sein Riesenreich müßte allmählich verdorren, wenn es nicht mit Anteil an den südlichen Gewässern hätte. Man könne ihm seinen Vorstoß gegen die Mongolen nicht verübeln, andere Mächte machen es auch so. — Sehr viele Leute urteilen nach ihrem Hausverstand so:

verwendet werden. Die bekannte Rose „La France“, vor 50 Jahren zufällig entstanden, ist heute von Altersschwäche derart befallen, daß die Reiser nicht mehr gutwillig anwachsen. Es gibt wenig Handelsgärtnereien mehr, welche die echte „La France“ haben, freilich ist sie durch andere wertvolle Sorten ersetzt, allein auch diese werden mit der Zeit altersschwach werden und trotz bester Pflege nicht weiterzubringen sein. Man kann Rosen wurzelecht machen dadurch, daß man sie durch Stecklinge vermehrt oder tiefer in die Erde einsetzt, so daß der Edelreis auch Wurzeln machen kann. Bei einigen Rosensorten nützt das auch nicht, sie vegetieren einmal nicht weiter.

Dieselbe Geschichte ist es mit dem Weinstock. Seit Menschengedenken wird derselbe durch Stücke trockenen Holzes vermehrt — dazu das ganz widernatürliche Zusammenschneiden jedes Jahr — da ist es kein Wunder, daß derselbe — als altersschwach — jedem Angriff unterliegt. Es gibt „überständige“ Sorten, welche absolut nicht mehr weiterzubringen sind; die anderen, als lebensmüde, werden von Läusen und Pilzen befallen, und, da sie gar keine Widerstandskraft haben, gehen sie ein. Deshalb ist die Einführung der amerikanischen Rebe — als frische, gesunde Pflanze — eigentlich ein Glück für den Weinbau, denn mit den einheimischen Sorten wäre man ohnedies über kurz oder lang fertig geworden. Mit der Kartoffel ist es ähnlich. Clusius brachte eine Knolle nach Flandern, von dieser einen Knolle (also nicht Stamm!) sind alle die Millionen Meterzentner Erdäpfel! Es gibt da schon völlig ausgestorbene Sorten andere gehen sichtlich zugrunde, und will einer eine neue Sorte, so muß er sie auf langwierige Art aus Samen ziehen.

Am auffallendsten ist aber die Lebensmüdigkeit bei den veredelten Obstbäumen; diese Altersschwäche tritt hier so deutlich wie bei keiner anderen Kulturpflanze hervor. Da sind auch zum Beispiel wieder alle Gravensteiner natürlich von einem Baum abstammend; heute ist der Gravensteiner Apfelbaum ein überwundener Standpunkt — er ist eben „überständig“. (Auch in Deutschland klagt man über das Zurückgehen aller Gravensteiner Bäume.) Die englische Winter-Goldparmaine ist auf dem besten Wege, gestrichen werden zu müssen, sie hat sich abgelebt — sie ist überständig. Mehreren anderen Sorten wird es ebenso ergehen. Gehört nicht hierher auch die Kaiser- und Isamberbirne? Sie werden von allen Pilzen mehr als andere Sorten befallen, die Bäume sterben trotz bester Pflege ab. Der Export der Kopertschen Birne nach Deutschland und Rußland machte Nordböhmen als Birnland berühmt. Heute bringt man mit der größten Mühe nichts mehr zusammen! Früher wurden in Kisten und Fässern tausende Zentner jährlich verführt.

Wenn wir beim Obst- und Weinbau nicht den Trost hätten, durch neue, gediegene Sorten für die alten, anerkannt guten Ersatz zu finden,

nicht; die kühleren Lüfte der „Eismänner" taten eher wohl als weh. Dann kamen scharfe aber kurze Gewitter, gegendenweise mit reichlichen Blitzschlägen und schwerem Hagel. Und es kam eine regenlose Zeit. Die Nächte waren warm und wenn ich (noch im Mai nach Krieglach gezogen) des Morgens durch meinen Garten ging, funkelten mir nicht wie sonst die Tautropfen entgegen in allen Farben auf Strauch und Gras. Die Blätter waren trocken und die Sonne schien warm über dem üppig blühenden Tale. Die Aussicht aber war nicht klar, immer jener zarte bläuliche Schleier über den Bergen. Hoch im sonnigen Himmel jedoch standen manchmal die Silberberge der Haufenwolken, so klar und plastisch, daß „wenn man einen Stein nach ihnen würfe, er abprallen müßte". Während man aus anderen Gegenden viel von Regen und Gewittern hörte, war es im Tale der Mürz trocken und schwere Wolken, die manchmal über unseren Häuptern drohend dahinzogen, brachten nur leichte Sprühregen. Mich wunderte, daß die Erdschollen noch keine Sprünge hatten, daß die Bauern nur wenig über Trockenheit klagten. Hingegen klagte man, daß neue Gebäude in diesem Frühjahre feuchter blieben als sonst. Der Barometer zeigte keine auffallenden Schwankungen, stand am liebsten zwischen „schön" und „veränderlich", aber ich dachte, ob nicht doch in der Atmosphäre versteckt eine große Menge Wassers schweben könne, weil die Luft gar so anmutig weich ist.

Das ist bis heute so, am 10. Juni. Ich will ein wenig aufpassen, wie es sich weiter vollzieht. Wenn der Gärtner nicht auf das Wetter sieht, wer soll es denn tun? Ich habe zwar im Garten keinen Kohl, der Regen, und keinen Spinat, der Sonne braucht. Ich liebe das Wetter seiner Schönheit wegen, auch Regen und Nebel; jedes Wetter hat seine besondere Schönheit. Die herrlichste Landschaft wäre unerträglich, wenn sie nicht durch den Wechsel der Witterung immer wieder neue Beleuchtungen und Stimmungen bekäme.

## Vom Wiener Rathaus.

Am 26. Mai sind wir — unser viele aus Steiermark — bei Bürgermeister Dr. Lueger zu Gaste gewesen. Im größten prachtvollsten Saale Wiens, das größte, fidelste Essen und Trinken, das ich je mitgejubelt habe. Dem Semmering hatte der Jubel gegolten, aber der schlaue Bürgermeister meinte noch manch anderes damit. Der Wein, den wir tranken, hatte eine feine Blume und durch diese Blume wollte „der Lueger" uns Steirern manches zu verstehen geben, was er so auf seinem, ich will nicht sagen, schwarzen, so doch schwarzgelben Herzen hat. Wir Steirer sind ihm, däucht mich, zu schwarz-rot-golden, oder wenigstens zu weiß-

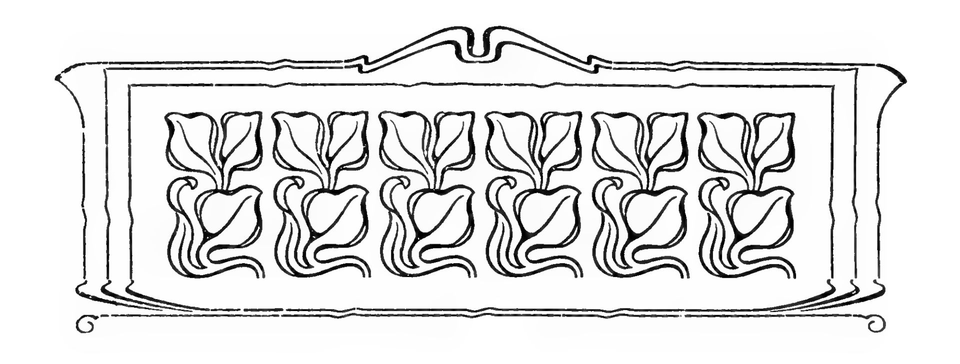
Die Russen stehen uns menschlich näher, als die Mongolen. Wenn die Japaner siegen, stark werden, sich mit den Chinesen verbinden, so können sie alle Großstaatlein Europas über den Tischrand hinabschieben. Und am Ende, wenn wir schon von einem dieser Völker besiegt werden müssen, so lieber von den Russen als von den Gelbhäuten. Ich denke aber, wir „müssen" überhaupt nicht besiegt werden und die Russen sind für uns Europäer nicht gar so arg zu fürchten; die Geschichte sagt nicht, daß wir sehr viel unter ihnen zu leiden gehabt hätten und ich habe dem Friedensideale des Zaren damals aufs Wort geglaubt. Eben jetzt sehen wir's, daß Rußland aufs Kriegführen eigentlich gar nicht eingerichtet ist. Es müßte nur sein, daß der nun sich sammelnde Koloß auf seinem Wege nach Osten zurückgeworfen würde, dann allerdings könnte er sich seine Seehäfen — in Europa suchen.

Im ganzen könnten wir — falls kein Herz vorhanden wäre für die unendlichen Leiden des Krieges — bei diesem Riesenkampf im fernen Osten den behaglichen Zuschauer abgeben. Jetzt geht er uns nicht an die Haut. Und im Hinblick auf die Zukunft hätten wir Germanen zu wünschen, daß Rußland zwar sehr geschwächt, aber endlich doch als Sieger hervorgehen möge. Für uns, meine ich, wäre es dann am besten.

So — damit hätte auch ich mein politisches Sprüchlein aufgesagt. Es geht ja nicht anders. Wird man doch schon von siebenjährigen Schulknaben auf der Gasse angehalten und gefragt, mit wem man es halte, mit den Russen oder den Japanern?

## Vom Wetter des Frühjahrs.

Nach einem sonnenlosen, laufeuchten Winter, dessen weicher Schnee die Wälder brach und die Erde tief durchtränkte, kam ein sehr zeitliches, warmes Frühjahr. Schon Ende Februar begannen in Graz die Sträucher zu sprossen. Die Winde waren mäßig und schlugen häufig um, die Regen waren warm und kurz und die Nebel, die monatelang, mit Unterbrechung weniger Tage, über der Stadt gelegen, wurden endlich von der milden Sonne aufgesogen. Aber nicht ganz. Ein dünner, bläulicher Schleier blieb zurück, der — wie Höhenrauch oder Äther in den Hochsommertagen — über dem Lande lag und die Berge leicht verschleierte. Man sah nicht weit. Der Schöckel hob sich nur durch seine Randlinien ab, sonst hatte er fast die gleiche Farbe, wie der Himmel — bläulichgrau. Den Zug der Murtaleralpen, dessen Schneefelder sonst so klar niederleuchten auf das junggrünende Land, war nicht zu sehen. Die hohen trüben Wellen der Mur zeigten frühzeitig die Schneeschmelze im Hochgebirge an. Der Mai war wonnig schön, wie seit vielen Jahren



# Kleine Laube.

---

## An die Kameraden.

In diesen Tagen versammeln sich zu Graz in der grünen Mark die Schriftsteller und Journalisten. Der Heimgärtner begrüßt von Herzen seine Kollegen, ob sie nun Baumgärtner, Gemüsegärtner sind, deren kleiner spitzer Stahlspaten praktischen Zwecken dient, oder Blumengärtner, die Poesie pflegen und den Leuten ihre Wahrheiten durch die Blume sagen.

Wir Männer des Wortes wollen nicht bloß immer zu anderen reden, wir haben auch uns gegenseitig manches zu sagen. Ja, wir sind seit jeher gewohnt, im öffentlichen Worte gegeneinander strenger zu sein als gegen andere; es soll unter uns Leute geben, die nichts auf der Welt so strenge beurteilen als die Schrift, das Buch, das Blatt eines Kollegen. Das geschieht natürlich immer aus reinstem Wohlwollen. Und dann — na, wenn man an der Esse steht und mitschmiedet an dem Ringe, der die Partei, das Volk und endlich die Menschheit einigen soll, so neckt man gerne manchmal den nahestehenden Gesellen mit sprühenden Funken, weiß man doch, daß sein Schurzfell nicht sofort brennt.

Ihr versammelt euch, um Standesinteressen zu beraten, und das muß sein. Wer mit den Armen frei sich bewegen, mit dem Kopfe schaffen und manchmal durch die Wand fahren soll, der muß festen Erdboden unter den Füßen haben. Aber es wird in diesen Tagen gewiß mancher unter euch betonen, daß unser Beruf wohl ein Beruf ist, aber kein Geschäft. Wir müssen für ihn und von ihm leben, aber — —! Die Feder des Publizisten darf nicht von Gold, sie muß von Stahl sein. Ja der ganze Mann soll von Stahl sein, ein wenn auch manchmal biegsamer, so doch stets *unbeugsamer* Charakter, der nicht bloß der Menge seine Meinung sagt, der es auch wagt, nötigenfalls ein ernstes Wort mit seinem Brotherrn, ja mit sich selbst zu reden. Seinem Brotherrn wäre vielleicht manchmal zu erinnern: Herr, ein Buchhandel ist kein Knoppernhandel und ein Zeitungsunternehmen ist kein Ledergeschäft und keine Bankanstalt. Du hast eine Kulturaufgabe, du vermittelst geistige Werte, die Literatur, die Publizistik sind Führerinnen des Volkes in bessere Zeiten hinein, in höhere Regionen hinauf. — Lachet nicht, Kollegen, wenn ich sage, die Zeitung soll das Volk höheren Regionen entgegenführen. Es muß kommen. Ich nenne euch sehr gerne Ritter vom Geiste! Aber ich denke dabei, daß ihr *führende* Geister sein solltet, die der Menge *vorangehen*,

grün, einige vielleicht bloß zu — grün. Einen lustigeren Tafelherrn hatte ich noch nicht erlebt, als den feschen Wiener Bürgermeister, der nicht bloß, wie wir alle bei der Volkshymne aus heller Kehle mitsang, sondern auch bei den Straußschen Walzern mitjodelte und mittanzte. Die ernsten Festreden der Exzellenzen und Hofräte belebte er mit humoristischen Knallerbsen und endlich drohte er mir, der die Ehre hatte, ihm gegenüberzusitzen, einen Toast auf mich auszubringen, „schlecht genug sei er dazu!“ — Daß den „Christlichsozialen“ in Wien die evangelische Heilandskirche zu Mürzzuschlag im Magen liegt, ahnte ich leicht und schon lange und so mußte ich gar sehr froh sein, daß der „Toast“ nicht schlimmer ausfiel. Der Herr von Wien ließ mich, obschon manches an mir auszusetzen, im großen und ganzen einen braven Menschen sein. — Die Presse hat diese Bemerkung sehr tragisch genommen; ich habe sie im großen und ganzen als eine freundliche und warme Begrüßung empfunden, deren Form genau jenem Stadium der Gemütlichkeit entsprach, das bei froher Tafelrunde in vorgeschrittener Stunde zu herrschen pflegt. Ein alter Hofrat später im Rathauskeller hat mir der evangelischen Kirche halber ganz anders zugesetzt. Nachdem lieblicher Sirenengesang mich in die unterirdischen Tiefen gelockt hatte, stellte er mich klipp und klapp zur Rede: „Herr, weshalb unterstützen Sie die Los von Rombewegung?“ Das gab mir Gelegenheit ein Wort zu reden, wie es in jenen Räumen mit ihren leichtlebigen Hausgöttern nicht gar oft wird gehört worden sein. Dem Inhalte nach paßte es nicht für den Weinkeller und der Form nach nicht für den Hofrat. Dieser ist dann auch so stockstill und stumm geworden, daß ich fast glaube, er hat meine Beweggründe zur Mitarbeit an der evangelischen Kirche begriffen.

Was Dr. Lueger betrifft, so bin ich in der Lage, seine freundliche Begrüßung damals im Wiener Rathause fast wörtlich erwidern zu können. Obschon mit vielem nicht einverstanden, was er treibt, muß man doch sein zielbewußtes Streben und seine wirtschaftlichen Riesenerfolge in Wien bewundern und sagen, im ganzen und großen ist der Mann nicht zu verachten!

---

## Sonnengruß.

Den Deutschen in Amerika. (Zur Weltausstellung in St. Louis.)

Aus deutschem Morgenlande
Der Sonnenball
Flicht täglich Bruderbande
Und grüßt euch all.

Was uns die dunkle Welle
Des Westens nahm,
Das euch in Lichteshelle
Von Osten kam.

Des Ostens heiliges Feuer,
Des Westens Mut
Führt euch mit Kraft das Steuer
Durch hohe Flut.

Die Sonne ist's, die gleiche,
Die uns bescheint,
Die Liebe ist's, die reiche,
Die uns vereint.

Die Sterne fliegen munter
Von uns zu euch,
Die Sonne geht nicht unter
Im Deutschen Reich. R.

## Der Hamerlingtag in Graz.

Nun steht Robert Hamerling unter den Zypressen. Im Grünen des Grazer Stadtparkes leuchtet die schneeweiße Marmorgestalt. Der Dichter, voller Schlichtheit und Würde, sitzt auf mäßig hohem Sockel in einem Lehnstuhl, den Mantel über die gekreuzten Beine geschlagen, den rechten Arm leicht über die Lehne gelegt, mit der linken Hand ein auf das Knie gelegtes Buch haltend, so blickt er mit hochgehobenem Haupte — dessen langes Haar schwer über den Nacken abfällt — hin auf die Stadt, in der er viele Jahre gewohnt hat. Am Sockel steht in Goldbuchstaben das einzige Wort „Hamerling“. Das sagt alles. Da wird kein gebildeter Mensch, ob Einheimischer oder Fremder, fragen: „Wer ist der Mann?“ — wie es bei dem wenige Minuten weiter hin stehenden Franckdenkmal ab und zu der Fall ist.

Robert Hamerling hat nach seinem leiblichen Tode fünfzehn Jahre lang warten müssen auf dieses Denkmal. Er hat gerne gewartet, konnte warten und hätte noch viel länger warten können. Je später ein großer Mann zu seinem Denkmal kommt, je echter ist dieses, je weniger beeinflußt von den persönlichen Stimmungen und Interessen der Freunde und Zeitgenossen, je unmittelbarer entsprungen der rein idealen Verehrung und Dankbarkeit. Hamerling dürfte es sich kaum jemals haben träumen lassen, daß er in diesem Stadtparke, den er in Leid und Sorge, aber stets frohgemut, so oft durchschritten hat, einmal ein solch edelherrliches Denkmal haben wird. Sein Wunsch war vor allem ein geistiges Fortleben in seinen Werken, und hierin hat er vielleicht gerade manchmal an den Grazern gezweifelt. Nun, die haben es an dieser schönen Form der Dankbarkeit und Liebe nicht fehlen lassen. Sie haben ihn an jenem 18. Mai der Denkmalenthüllung auch noch anders, und wie mich dünkt, fast noch bedeutsamer geehrt. Durch die Aufführung seines gewaltigen Dramas „Danton und Robespierre“. Der Dichter hatte einst die Unmöglichkeit der unverkürzten Aufführung befürchtet und die verkürzte — verboten. Aber ein warmherziges Volk läßt sich in dem, was einmal sein ideales Eigentum geworden, nichts verbieten. Eine junge begeisterte Kraft hatte sich gefunden, der es gelang, die Riesentragödie so einzurichten, daß sie

anstatt hinter derselben einherzutrappeln und sich von den oft sehr törichten Launen und Eitelkeiten des Pöbels bei der Nase führen zu lassen. Ihr dürfet das Blatt nicht so einrichten und halten, wie die Menge es will, die Menge muß vielmehr von euch geleitet, erzogen, gehoben werden. So haben wir gewettet im Jahre 1848, als durch das Blut der Helden auch die Presse frei wurde. Es kann nicht gesagt werden, wir sollten der Ausdruck der öffentlichen Meinung sein; denn es mehren sich die Privatmeinungen dahin, daß es eine „öffentliche Meinung“ gar nicht gibt. Das, was man „öffentliche Meinung“ heißt, ist etwas ganz Unmaßgebliches und Unbrauchbares. Im besten Falle ist es so: Starke Persönlichkeiten treten hervor, sagen ihre Meinung und diese nimmt die Menge zumeist unbeschaut an. So werden die kleinen Geister und Seelchen der Menge aristokratisch regiert. Nur die starke Persönlichkeit, die von sittlichen Grundsätzen durchdrungen, von Menschenkenntnis und einem weiten Weltblick erleuchtet ist und die Fähigkeit hat, ihre Überzeugung gemeinverständlich auszudrücken, sollte Schriftsteller sein und Meinung verbreiten, anstatt — wie es zu oft geschieht — gerade das zu sagen, was die Leute gerne hören, was also zumeist klein und gemein und fruchtlos ist. Ob wir nun im Dienste der Partei schreiben, der Politik, der Erziehung, der Religion, der Kunst, der Wirtschaft oder der Unterhaltung, für welchen Zweck des Kulturlebens immer — alles muß in dem einen uneigennützigen Geiste sein, die Menschheit edler und glücklicher zu machen. Und das muß das ernste Wort sein, das wir gelegentlich auch uns selbst ins Herz zu rufen wagen: Sei treu! Sei treu dir selbst und du bist treu deinem Volke!

Vielleicht dünkt euch jetzt, der Idealist entferne sich zu sehr von den Notwendigkeiten des Wirklichen, von der Welt, wie sie einmal ist. Ich bin aber jederzeit der Meinung, wir, die Menschen geistiger Arbeit, sind Herr der Situation, oder können es werden. Die Welt ist, wie wir sie machen. Wer diesen Glauben an die Kraft des Geistes nicht hat, der soll die Feder weglegen und den Hammer oder den Spaten ergreifen und für die Enge des Tages arbeiten, was der Tag bedarf. Unsere Aufgabe, unsere Verantwortlichkeit und unsere Würde ist eine größere — in der Liebe zu den Menschen, in der Sorge für ihr Wohl, in stärkender Zukunftsfreudigkeit sollen wir führende Geister sein.

In diesem Bewußtsein, das uns stolz und bescheiden zugleich macht, schütteln wir uns redlich die Hand und begrüßen froh den Tag der Brüderlichkeit und des Berufsbewußtseins, der uns wieder eine Stufe höher, unserem Ideal entgegen führen soll.

Peter Rosegger.

## Die Rache des Ritters.

Nimmer Rache sollst du üben,
Wenn Gemeine auch dich schelten,
Darfst mit Bösem nicht vergelten,
Edel sein heißt Feinde lieben.

Bleib' gelassen, strebe, schaffe,
Wandle ruhig durchs Gewitter,
Dreinhau'n ist des Toren Waffe,
Stolz vergeben, ehrt den Ritter.

## Gewalten.

Du schlangest die Arme um meine
Und preßtest mich wild an die Brust,
Du küßtest im Abendscheine
Mich liebend in heißer Lust.
Ich lag in deinen Armen,
Mir wurde so selig kühl
Und ich hatte kein Erbarmen
Mit deinem heißen Gefühl.
Meinen Atem wollte fast rauben
Deiner brennenden Küsse Gewalt
Und doch, kannst du es glauben? –
In mir blieb es kalt.
Die Augen fest geschlossen,
Gedacht ich des einen Gottes,
Der duldend sein Blut vergossen —
Und ich fühlte die Hand des Todes.
Da blickt ich in deine Augen.
Du hast mich wieder, o Leben,
Was ich darin konnte erschauen,
Das kann mir der Himmel nicht geben.

## Abend.

Der Abend sprach: Ich hab' vollbracht,
Und hüllt die Erde in Schleier ein.
Ich hab' vollbracht. Den Leib der Nacht.
Es wird der Morgen der Seele sein.

Ihr Stern' am hohen Himmelszelt,
Was zeigt ihr mir, was lehrt ihr mich?
Wie groß der Himmel, wie weit die Welt,
Wie winzig klein mein Ich! —

## Dem Lichte.

Strahlend und mächtig,
Purpurn und prächtig,
O Sonne, bist du.
Weise mich dorthin,
Wo immer du herrschest,
Dir nur gern folg' ich
Ins ewige Weltall.

innerhalb von fünf Stunden bei dem Aufwand einer großen Bühne dargestellt werden konnte. Das Festpublikum, das Haus füllend, blieb gefesselt und hingerissen von der Dichtung und Vorstellung gebannt bis Mitternacht. Die Darstellung der beiden Helden, besonders die geradezu vollendete Wiedergabe des seelisch hochkomplizierten Hauptthelden Robespierre, riß das Interesse so sehr an sich, daß weder die „Längen“, noch die stellenweise wohl zu einschneidenden Kürzungen weh taten. Das Gesamtinteresse war so groß, die Feststimmung so durchdringend, daß kein Bedenken aufkam, so gut sich natürlich auch an diesem Werke schulmeistern ließe. Das Grazer Theater wird diesen Abend mit goldenen Lettern in sein Gedenkbuch zu schreiben haben. Ich meine die Phrase so ernst, daß sie gar keine Phrase mehr ist. Dieses Theater hat gezeigt, daß die deutsche Bühne um ein großartiges, künstlerisch wie sittlich bedeutsames Drama reicher ist — wenn sie will. Das Vorurteil, daß „Danton und Robespierre“ nicht aufführbar sei, ist zerstört, und daß diese Tragödie nichts weniger als veraltet, daß sie überaus zeitgemäß ist — diese Meinung hörte man aus aller Mund. Die Feststimmung erst abgezogen und die Kritik in ihr nüchternes Amt gestellt: ein tiefes, von Akt zu Akt sich steigerndes Interesse, eine Ergriffenheit und eine Erschütterung bleibt. Eines großen Dichters geistige Gestalten, im Worte des Buches schon wirken sie mächtig und erst wenn sie im Sinnlichen der Bühne sich verdichten zu Menschengestalten, mit ihrer inneren Freiheit in die Stürme der Ereignisse gestellt, dann wird der Zuschauer sich des schöpferischen Geistes ganz bewußt, dann erst verstehen wir recht, was ein solcher Mann uns zu sagen, zu zeigen hat. Natürlich muß man, wie bei allen Offenbarungen der Kunst wie der Ethik, mit bereitem Herzen kommen.

Zwischen den sich allmählich lösenden Nebeln, die der Mitwelt Mißgunst über Robert Hamerling verbreitet hat, ist dieser Hamerlingtag in Graz ein heller Stern, ein lichter Einblick in den bislang vielen unbewußten Wert dieses Dichters geworden. Von der zündenden Festrede bei der Denkmalenthüllung bis zu dem großen Kommerse der Hochschulen, der das Fest beschloß, war es ein deutscher Jubeltag, der uns alle gestärkt hat mit neuer Zuversicht. M.

---

# Lieder einer Sonnenseele.

Von G. L.

## Eigne Art.

Was soll ich mich denn kehren
Um euren fremden Sinn,
Ich lasse mir nichts wehren
Und bleibe wie ich bin.
Der liebe Gott schuf Affen
Und Menschen aller Art,
Mich hat er so geschaffen,
Daß ich kein Affe ward.
Bin diesem ich zu derbe
Und anderen zu zart,
Ich lebe und will sterben
Auf meine eigne Art.

schwab zu sehen sein. Ich steige vollends zum Paß hinauf, der an tausend Meter hoch ist, und gehe dort rechterhand weg=ab zum Waldrande hinan. Und hier ein großartiges Doppelbild. Aber die Eigenschaften des Nordens und des Südens sind verwechselt. Im Norden liegt das deutsche Land mit den sonnigen Hügeln, den lachenden Weinbergen. Im Süden steht düster dunkles Waldgebirge. Es ist das Drautal, das diesseits vom Poßruckzug, jenseits von der langgezogenen Bacherkette bestanden ist. An der höchsten Kuppe derselben, der Velka kappa, sowie an dem hinten aufragenden Ursulaberge sind feuchte Luftlaken zum trocknen aufgehängt. Nebelfetzen, die im frischen Winde sich bald auflösen.

So wie die deutsche Seite des Berges mit einem Wirtshause schließt, so beginnt die wendische mit einem Wirtshause. In diesem Zeichen reichen Nationen sich die Hände! — Wir wandern drautalwärts; die Straße schlängelt sich am Berghange in steile, bewaldete Seitenschluchten hinein, und stellenweise öffnet nach Südwesten hin sich das Bild mit den fernen Felsgebirgen. Aus der Tiefe des Tales schimmert grüner Mattengrund, durchzogen von der Drau. Die weißen Punkte einiger Gebäude stehen am bewaldeten Bergrande. Hier sehen wir auch, wie vielgestaltig das Bachergebirge sich gliedert, wie vielfach es durch tiefe Täler gespalten, durch Vorberge ausgeböscht ist. Und über allem blauender Wald, ein Hochmeer von Wald, im Hintergrund ein wenig sichtbar die weißen Felskolosse der Sulzbacheralpen, des Ursulaberges, der Karawanken.

In einer Waldblöße setzte ich mich auf einen Stein und schaute hinaus in das Hochgebirgsbild voller Maienpracht. Was ist es denn, daß mancher arme Mensch so glückselig sein kann im Anschauen der Natur? Ist die Ursache draußen in den Weiten beim Lichte, bei den Farben und Gestalten, beim Duft und Schall? Warum gehen dann so viele achtlos vorüber? Warum ist dann nicht jedes sinnliche Wesen geeignet, die selige Schönheit zu genießen? — Oder ist die Ursache im Menschen? Ist die Quelle aller Schönheit und Freude in ihm selbst und legt er sie erst in die äußere Natur hinein? Ob ohne dieses Menschenherz nicht am Ende alles blind und taub und tot ist?

Von mir geht alles aus,
In mich geht alles ein!
Sollt' ich nicht am End' das Haus
Vom lieben Herrgott sein?

— — — — — — — —

Endlich zu Tal gekommen, war ich wieder soweit auf Erden, um einmal auf die Uhr zu sehen. Vier Stunden war ich mit gemächlicher Weile gegangen von Eibiswald herüber. Und nun war ich fast plötzlich, ohne den Ort vorher gesehen zu haben, in Mahrenberg. Der Markt liegt auf einer Hochebene, eng an den südlichen Fuß des Radlberges geschmiegt. Da ist er recht sicher vor den Verwüstungen der Drau, die ein wenig tiefer unten manchmal ihr grauses Unwesen treibt. Fast schauerlich ragen noch heute die Ruinen der neuen hölzernen Draubrücke, die im vorigen Jahre das Hochwasser zerstört hat. Gegenwärtig vermittelt eine schwimmende Brücke am Eisenseil den Verkehr zwischen Mahrenberg und dem Bahnhofe, der drüben im malerischen Dorfe Wuchern steht. Gleichzeitig mit mir fuhr ein Bauer mit seinem nervösen Pferd hinüber. Das Tier wollte im Angesichte des breit und hochwogenden Flusses anfangs nicht auf die Plätte. Als es darauf war, schnob es und bäumte sich und es ist immer gefährlich, wenn ein Schriftsteller mit einem unruhigen Pferde auf der schwimmenden Brücke sich befindet. Seine Phantasie kann kaum enthaltsam genug sein, um nicht eine aufregende Szene zu beschreiben, wie das wasserscheue Pferd wild wird und die Passagiere mitten auf

# Ein Maigang über den Radlberg.

Aus dem Tagebuche des Heimgärtners.

Wenn man von Graz über Lieboch und Deutschlandsberg hinausfährt, so endet die Bahn plötzlich an dem Orte Wies, während ein Stündlein weiterhin im bewaldeten Hügelland der Industrieort Eibiswald liegt. Eibiswald soll einst die Bahn abgelehnt haben, aus Furcht, an ihr zugrunde zu gehen. Jetzt macht es Anstrengungen, sie zu bekommen, aus Angst, ohne sie zugrunde zu gehen. Eibiswald, hier der letzte deutsche Ort an der wendischen Grenze, zeigt aber die Keime zur schönen Weiterentwicklung, und dazu gehört nun einmal die Eisenbahn, die weiter hinaus durch das Saggautal noch manchen Ort berühren und heben kann, bis sie bei Leibnitz oder Marburg an die Südbahn stößt.

Ich nehme heute den entgegengesetzten Weg ins Gebirge hinauf. Es ist der sonnige Mai, es weht von den Bergen her ein leichter Wind, von den Obstbäumen fliegen weiße und rosige Blütenflocken. An der breiten weißen Straße stehen die Telegraphenstangen, die mich hinüberbegleiten werden über den Radlberg ins Drautal. Auffallend sind die vielen Kreuzsäulen und Bildstöckeln, die überall an Wegen und Brücken, an Rainen und Häusern, und manchmal ganz unvermittelt auf dem Felde stehen. Je mehr man dem Wendenlande sich nähert, je zahlreicher werden solche Bildsäulen, die aber manchmal weniger erbauend, als profanierend wirken. Wir lesen, daß jetzt die Franzosen aus ihren Gerichtssälen das Kruzifix hinauswerfen. Wir meinen, die weltliche Justiz müßte der göttlichen ins Auge schauen können und uns scheint diese fanatische Tat Frankreichs unbegreiflich. Doch auch mit dem Zuviel sind wir nicht einverstanden. Bei jedem Steinhaufen, bei jedem Heustadl ein Kruzifix! Das heißt, den Herrgott etwas gar zu wohlfeil machen. Dann wird er so oft verraten und verkauft, weil man „noch genug andere hat“.

Rechts herab aus dem weiten Koralpengebirge ziehen sich Enggräben mit klaren Bächlein. Meine Straße biegt allmählich links ein gegen den Radlpaß, über den mir von Bergspitzen zwei Kirchlein entgegenschauen. Auf dem vorderen Berg, das ist die Kapelle des heiligen Antoni; von dem rückwärtigen, der schon im Drautale steht, grüßt Heiligdreikönig herüber. Die Wenden bauen ihre Kirchen und Kapellen mit Vorliebe auf Berghöhen, diese ihre Neigung ist mir immer lieb gewesen. Dann will mir scheinen, als ob im Wendenlande die sonst bei uns so beliebten Marienkirchen gegenüber den Kirchen anderer Heiligen etwas in den Hintergrund treten. In einer dieser Bergkirchen zählte ich die Bilder von fünfundsechzig Heiligen, aus diesen wieder zumeist Päpste, Bischöfe und andere Priester, so daß solche Kirchen vor allem die Verherrlichung einer weltlichen Hierarchie bedeuten.

So ist nun das Hügelland sachte ins Mittelgebirge übergegangen. An den Berghängen Buchen und Fichtenwälder, dazwischen Äcker und Wiesen, stattliche Bauernhöfe bis hoch hinauf, wo dunkler Fichtenwald sich über die Bergkuppen breitet. Am Wasser des Tales stehen hölzerne Getreidemühlen, an der Straße manches kleine Haus, dessen Bedachung, wie es scheint, aus ganz schmalen, langen Weißblechschindeln hergestellt ist, die in der Sonne wie Silber glänzen. Die Straße steigt in Windungen bergan bis zu dem Berghause, das knapp vor dem Passe liegt. Man setzt sich in den Altan, läßt Brot und etwa ein Glas Schilcher herbringen und freut sich an dem Landschaftsbilde, das dort unten sich ausbreitet. Die ganze mittlere Steiermark liegt vor mir, im Hintergrunde die zarten Umrisse des Lantsch, des Schöckels und des Raabenwaldes. An ganz klaren Tagen soll selbst der Hoch-

# Lustige Zeitung.

**Gemütliches Verhältnis.** Chef: „Sie sind ein Rhinozeros, Müller!" — Hausknecht: „Das ist nicht sehr schmeichelhaft für mich!" — Chef: „Für das Rhinozeros auch nicht!"

* * *

**Beim Besuch.** „Haben schon viele Langweilige Sie heute belästigt?" — „Sie sind der Erste, den ich heute sehe!"

* * *

Studiosus Durst: „So ein Pech! Schreib ich meinem Herrn Papa, er solle mir Geld schicken, weil ich diese und jene Bücher kaufen muß — — — nun schickt er mir nicht das Geld, sondern die Bücher!!"

* * *

Er: „Viele Ehen von heute sind wirklich rätselhaft!" — Sie: „Sehr richtig — darum werden sie auch so oft zu lösen versucht!"




**Schillers Seelenadel.** Von Fritz Jonas. Mit einer Abbildung der Danneckerschen Schillerbüste. (Berlin. Ernst Siegfried Mittler u. Sohn.) Je näher wir dem hundertsten Todestag Schillers kommen, je mehr häufen sich neue Schriften über die Persönlichkeit des großen Dichters und sein Werk. Zu den gehaltvollsten dieser Schriften gehört dieses Buch, das zwar wenig Neues sagt, doch das Bekannte so gut und übersichtlich zusammenträgt, die Person des Dichters durch literarische Aussprüche von sich und anderen so geistreich erhärtet, daß man ein klares übersichtliches Bild gewinnt. Wir lesen von der äußeren Erscheinung und dem Eindruck der Persönlichkeit, von Schillers Not und Sorge, von seiner Willenskraft und dem Freiheitsdrang, von seinen Freundschaften, von seiner Liebe, von seiner Naturauffassung und religiösen Anschauungen, von seiner Arbeitsweise und von Sprache und Stil. Wer das hundertste Gedächtnis, das im nächsten Jahre kommt, damit begehen will, daß er Schillers Werke wieder einmal genießt, der möge als Einleitung das angeführte Buch lesen. M.

---

**Das deutsche Volkslied.** Über Werden und Wesen des deutschen Volksgesanges. Von Dr. J. W. Bruinier. (Leipzig. B. G. Teubner.) Unter Volkslied versteht der Verfasser alles, was in einem von der Sitte zusammengeführten Chore als Lied erklungen ist und erklingt. Das Wesen des Volksliedes in diesem weiteren Sinne weiß er in schwungvoller poetischer Sprache darzulegen, warm und innig vor allem seinen Stimmungsgehalt lebendig zu machen. Er zeigt, was unser Volk seit den ältesten Zeiten gesungen hat und wie die Kunstdichtung befruchtend auf den Volksgesang eingewirkt und doch wieder dem Geschmacke des Volkes angepaßt wurde. Ältestes Heldenlied, Priestergesang, Spielmannslied und Liebeslied werden in ihrer Eigenart und im Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur gewürdigt. Zahlreiche gut gewählte Proben beleben die Darstellung. V.

**Klassiker der Kunst** in Gesamtausgaben. 3. Bd.: Tizian. Des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr. Oskar Fischel. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Den beiden ersten Bänden, Raffael und Rembrandt, ist nun soeben der dritte gefolgt, der uns Tizians Schöpfungen in 230 Abbildungen vorführt. In trefflichen Reproduktionen wiedergegeben steht hier die Arbeit eines Künstlerlebens, das fast ein volles Jahrhundert umfaßte, als eine gewaltige, imposante Einheit vor uns; neben weltbekannten Meisterwerken von unversieglicher Popularität vieles, was dem größeren Publikum bisher verborgen blieb das großartig konzipierte Bild eines auferstandenen Christus erscheint überhaupt zum

dem reißenden Fluß sich in höchster Lebensgefahr befinden. In Wahrheit sind wir ganz gemütlich über den Fluß gekommen.

Bald darauf ging es im Eisenbahnzug durch die schattendunklen Engschluchten der Drau hinab in die blühende Ebene von Marburg. Zwölf Stunden nach der Ausfahrt von Graz fuhr ich, reicher um einen gesegneten Tag, wieder in Graz ein.

# Von der Rax.

In Volksmundart von Leopold Hörmann.

## Der Schlangenweg.

Auf 'n Schlangenweg
Fangt ma zaghaft an,
Weil ma 's do' halt nöt
So glei' wissen kann.

Is der Lohn nöt groß
Und nur halb die Freud —
's g'schiacht aus Vorsicht nur
Weg'n der Sicherheit.

Auf 'n Schlangenweg
Brauchst koa' Lehrgeld zahl'n —;
Da is g'wiß nu ma
Oaner abag'fall'n. —

## 's Gamseck.

Häng recht der dein' Rucksack,
Den Stecken schmeiß weg;
Jetzt kraxeln ma lusti'
Hin über 's Gamseck!

's is a Freud so a Krail'n
Auf der luftigen Bahn;
A Stiagerl, a Loaterl,
Is eh nix dran!

Kurasch' muaßt d' hab'n
Und da selber wirst d' g'stöb'n
Und eh'n daß d' as dasichst,
Juchazt d' auf und bist drob'n!

## D' Heukupp'n.

D' Heukupp'n drob'n
Is d' höchst Höh von der Rax
Da führt di' a Wegerl
Hinan, a recht zach's.

Dein Wanderkumpan
Is der schneidige Wind.
Drum halt' dir dein Hüaterl,
Sunst nimmt a dir 's g'schwind.

Wannst d' koa' Schneider nöt bist,
Halt'st d' di' heant drobmat fest. —
's war schad', wirst d' nöt a
Auf der Heukupp'n g'west!

## Der Schutzhäuserfex.

Im Karl-Ludwig-Haus fangt er
Sein Unwesen an,
Nacha zahlt er und rennt
Wia r a Bess'ner davan.

D' guaten Dinga san drei,
Kost' 's a Arbeit und Fleiß:
Er muaß nu in 's Otto-Haus
Um jeden Preis! —

Im Sturmschritt geht 's fort
Völli' wild in oan' Saus
In die zweit' Station,
In 's Habsburger-Haus.

Und warum er in oan' Haus
Nöt sitzen mag bleib'n??
Er muaß si' in all'n drei'n
In 's Fremdenbuach schreib'n! —

Gefallen zu tun, wenn wir sie mit dem vor nicht langer Zeit erschienenen obigen Werke über den Angelsport auf deutschem Gebiete bekannt machen, das die erste große systematische deutsche Arbeit eines trefflichen Kenners genannt werden muß und ebenso textlich wie durch die der Munifizenz des Verlegers zu verdankenden ausgezeichneten Illustrationen höchste Beachtung verdient. Man kann das prächtig ausgestattete Buch von Dr. Heintz geradezu eine wissenschaftliche Arbeit über diesen Fischfang nennen, die aber allgemein verständlich ist und gewiß die Zahl der Freunde des edlen Fischereisportes vermehren wird. Ein Abschnitt des Buches über den Bau und die Lebensweise der Fische hat den weit bekannten Professor Dr. Hofer in München zum Verfasser. Die übrigen Abschnitte über die Angelgerätschaften und -Methoden, über die Verhaltungsmaßregeln für den Fischer und die Gattungen der einzelnen Süßwasserfische sind der Kenntnis und reichen Erfahrung des Dr. Heintz zu verdanken. Reiches Bildermaterial an Gerätschaften, Fischtypen und namentlich die schönen Farbendrucktafeln, welche die besten Edelfische und die charakteristischen für die Fischer so wichtigen künstlichen Fliegen vorführen, illustrieren das vortreffliche Buch. Möge es die Freude an dem schönen Sport weiter mehren, der mit dem Sinn für die herrliche Alpennatur in so innigem Zusammenhange steht, denn gerade in den Gewässern unserer schönsten Alpengegenden sind ja die Forellen, Saiblinge und andere edle Fische zu Hause. Dr. A. Schl.

**Der Gardestern.** Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.) Fein-humoristische Schilderungen aus dem Offiziersleben in einer Provinzialstadt, die an geeigneten Stellen auch satirischer Färbung nicht entbehren, aber nur erheitern und nirgends verletzen. V.

**Lechners literarische Mitteilungen.** Das soeben erschienene Juniheft (Nr. 2 des XVI. Jahrganges) dieser von dem Schriftsteller Leopold Hörmann mit viel Umsicht und Takt geleiteten Monatsschrift bringt wieder eine Fülle des Interessanten für den Literaturfreund. (Wien. R. Lechner [Wilh. Müller].)

## Büchereinlauf.

**Die Gemütsverwandtschaften.** Roman von Irma Rabitsch-Bey. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Franz Berner.** Geschichte eines Glücklichen. Vom Verfasser des „Die Jungen von Holzgrün“. (Leipzig. Friedrich Schneider. 1904.)

**Erzählungen eines Dorfpredigers.** Von F. A. Feddersen. (Hanau. Clauß und Feddersen.)

**Flitterwochen** und andere heitere Geschichten. Von J. Merkl. (Eßlingen. J. F. Schreiber.)

**Um den Messias.** Der Tragödie Jesu letztes Kapitel. Von Wilhelm Cajetan. (Schwäb.-Hall. W. Germans Verlag. 1904.)

**Die Gottesboten.** Drama in vier Aufzügen. Von Eduard Haiduk. (Straßburg. Josef Singer. 1904.)

**Gottfried Kissoms Haus.** Von Marie Burmester. (Hanau. Clauß u. Feddersen.)

**„Messenhauser“.** Von Fritz Telman. (Wien. „Die Wage“.)

**„Der Traum des deutschen Michel.“** Ein Märchen. Von Paul Germanicus. (Dresden. E. Pierson.)

**Visionen.** Von Ida Zifferer. **Aus dem Selbstbekenntnisse einer Frau.** Von Ida Zifferer. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Zwei Frauen.** Gedicht in neun Gesängen. Von Friedr. Zimmermann. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Die schöne Zeit.** (Wo umadum viel Bamerln san.) Lied von Wilh. August Jurek. (Wien. Adolf Tandler.)

**Sehnen und Suchen.** Gedichte von Albert Sergel. (Rostock i. M. C. J. E. Volckmanns Verlagsbuchhandlung.)

**Die Heimat im Wechsel des Jahres.** Erläuterungen zu Meinholds Bildern für den Anschauungsunterricht. Von Johannes Kühnel. (Dresden. C. C. Meinhold und Söhne. 1903.)

**Eines Lebens Morgen, Mittag und Abend.** Gedichte von Karl Haine. (Dresden. E. Pierson. 1904.)

**Seelenabgründe.** Von Karl Olbert. (Berlin. Hugo Steinitz. 1904.)

**Planegg.** Ein Dank aus dem Walde. Von Wilhelm Langewiesche. (München. C. H. Becksche Verlagshandlung.)

**Gedichte.** Von Edmund Kretschmer. (Dresden. Holze & Pahl. 1904.)

**Wenn das Märchen wandert.** Gedichte von Richard Hermes. (Dresden. E. Pierson.)

**In Schranken frei.** Gedichte von Gabriele Fürstin Wrede. (Dresden. E. Pierson.)

**Deutschland und Rom.** Ein historischer Rückblick von Richard Graf Du Moulin-Eckart. (München. J. F. Lehmann.)

**Das deutsche Drama des 19. Jahrhunderts in seiner Entwicklung dargestellt** von Professor Dr. G. Witkowski. („Aus Natur und Geisteswelt.“ Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (B. G. Teubner in Leipzig.)

**Zur Geschichte des Verfalles der Literatur.** Von Julius Schuldes. (Wien. „Das literarische Deutsch-Österreich.“)

erstenmal in Abbildung — und was doch nicht minder Bewunderung verdient und finden wird. Wenden wir den Blick von den einzelnen Werken aufs Ganze, so spiegelt sich darin der außerordentlich interessante, phasenreiche Entwicklungsgang Tizianischer Kunst in wahrhaft fesselnder Anschaulichkeit wider. V.

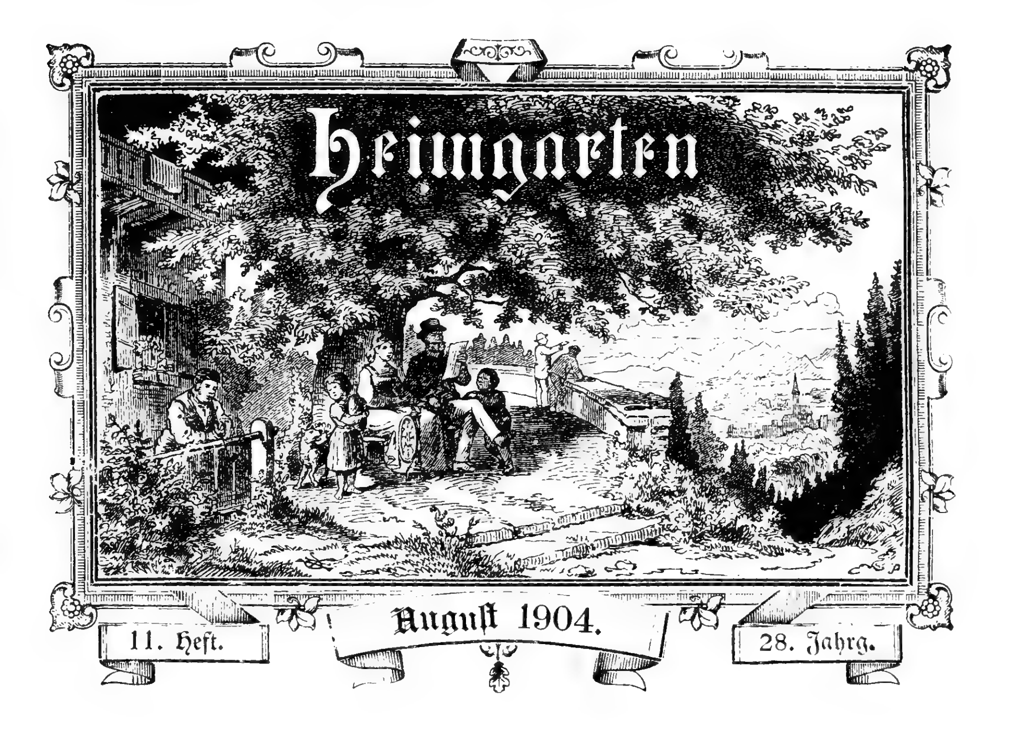
**Gesammeltes.** Von S. Brand-Brabély (Stephanie Gräfin Wurmbrand-Stuppach). Dritte im Inhalt vermehrte Auflage, mit Porträt der Verfasserin. (Dresden. E. Pierson.) Die erste Auflage dieses unterhaltenden Buches war in acht Tagen vergriffen. Der bekannte Kritiker Dr. Max Nordau schrieb darüber: „Ich habe das Buch mit hohem Genusse gelesen. Es ist darin mehr Geist und Gemüt, mehr Schalkhaftigkeit, Anmut und Erfindung, als in einem Dutzend Bücher gewisser anspruchsvoller Berufsschriftsteller. Besonders die Scharfrichter-Geschichte ist überraschend mit ihrer unerwarteten Pointe und macht den Mund nach Fortsetzung wässern ...“ Recht amüsant ist die kleine humorvolle Skizze „Der Weg zum Zahnarzt“; teils ergreifend, teils spannend und unterhaltend die „Reminiszenzen am Kamin“. „Eine Serenade“, „Der Storch“ und „Im Empfangszimmer eines berühmten Künstlers“ sind mit köstlichem Humor und feiner Ironie geschriebene Plaudereien. Von Geist und Originalität im Denken zeugen die zahlreichen feinsinnigen „Betrachtungen“ und wer Verlangen nach einer anregenden, unterhaltenden Lektüre empfindet, dem empfehlen wir Brand-Brabélys „Gesammeltes“. V.

**Die Fürsorge für die verwahrloste Jugend.** Von Dr. Heinrich Reicher. (Wien. Manzsche Hof- und Univ.-Buchhandlung.) Dem ersten Bande seines Werkes, welcher nebst der grundlegenden Gesetzgebung des Deutschen Reiches die Zwangserziehung im Großherzogtum Baden in systematischer Weise behandelt, hat der Verfasser nunmehr den zweiten Band unter dem Titel „Der Kinderschutz in England“ folgen lassen. In diesem kommt die Eigenart des englischen Kinderschutzes, der weniger systematische als praktische Sinn des Engländers, welcher dem jeweils empfundenen Bedürfnisse die zweckmäßige Maßnahme anpaßt, zum Ausdrucke. England nimmt einen hervorragenden Platz auf dem Gebiete des Kinderschutzes ein. Wir sehen seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts Parlament und Gesellschaft in dem Bestreben unermüdlich tätig, die verwahrloste Jugend der drohenden Gefahr des Verderbens zu entreißen und zu selbsttätigen, erwerbsfähigen Gliedern der Gesellschaft zu erziehen. — England, dessen Geschichte und Verfassung Zeugnis ablegen von der hohen Wertschätzung der persönlichen Freiheit, sucht der Zukunft seines Volkes, der Jugend, auch in ihren gefährdeten Teilen die Vorteile dieser Freiheit zu sichern. Indem England den verwahrlosten Kindern und Jugendlichen das der persönlichen Freiheit entsprechende Pflichtbewußtsein und Gefühl der Selbstverantwortlichkeit beizubringen sucht, leistet es dem Gemeinwesen selbst den größten Dienst, wie die in diesem Bande enthaltene Statistik dies ziffermäßig nachweist. V.

Gegen die Schundliteratur zieht der bekannte Leipziger Literatur-Historiker Prof. Dr. Georg Witkowski in einem Vortrage zu Felde, der unter dem Titel: „**Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen**“ in Max Hesses Verlag in Leipzig im Druck erschien. Der Verfasser warnt auf das eindringlichste vor den sogenannten Kolportage-Romanen. Man möge doch immer wieder in erster Linie zu den Werken unserer Klassiker greifen, denn „... die große Gesinnung, die feurige Begeisterung für alles Edle und Hohe und die reine, leicht verständliche Form lassen die Werke unserer Klassiker noch immer als die beste, als die unentbehrliche geistige Nahrung für das deutsche Volk erscheinen“. V.

**Professor Schauerlichs Vorlesungen.** Heitere Bilder aus dem österreichischen Gymnasialleben. Gesammelt und herausgegeben von Wolfgang Studio. (Linz. „Linzer Fliegende Blätter.“) Eine der köstlichsten Bummelwitzigkeiten aus der Schulwelt. Etwas derb zwar, aber doch nicht schlimmer gemeint, als derlei Studentenerinnerungen zu sein pflegen. Die oft auf witzigste Weise verspotteten Professoren, die selbst wohl auch einmal sich über ihre Lehrer lustig gemacht haben, tun am besten, mitzulachen. M.

**Der Angelsport im Süßwasser.** Von Dr. Karl Heintz. (München. R. Oldenbourg. 1903.) Die sommerliche Zeit gewährt dem Naturfreunde mancherlei Gelegenheit, seinem Naturgefühle Rechnung zu tragen und zu den Äußerungen desselben gehören nicht nur die Geist und Körper erfreuenden Touren in die schönsten Berggebiete, sondern auch das Weidwerk und der Fischfang. Gegenüber dem rauheren blutigen Vergnügen der Jagd erscheint die Fischerei zumal mit der Angel als ein beinahe edlerer Sport, der, wie nicht allgemein bekannt ist, mit Aufmerksamkeit und Gewandtheit ja die verschiedensten Kenntnisse voraussetzt, welche allerdings insbesondere durch Erfahrung gewonnen werden. In England hat man dies schon seit langer Zeit eingesehen und es besteht schon eine hübsch umfangreiche Literatur in englischer Sprache über die Angelfischerei, die aber nirgends mit den deutschen Verhältnissen rechnet, welche in vielen Beziehungen mit den englischen nicht verglichen werden können. Wir glauben unseren sportfreundlichen Lesern einen




# Wie ich das Gold fand.

Aus den Schriften eines Gutsbesitzers. Mitgeteilt von **Peter Rosegger.**

Ich war von einer italienischen Reise zurückgekehrt auf mein Bergschloß. Aber recht verstimmt, denn die Reise war mißlungen. Das ganze Frühjahr eine ununterbrochene Plage von schlechtem Wetter. In Venedig hatte ich mir die Finger verfroren. In San Carlo fand ich die Spielbank geschlossen. In Rom hatte ich den Papst nicht gesehen. In Neapel hatte der Vesuv kaum geraucht, viel weniger gespien. Die Fahrt nach Sizilien mußte wegen stürmischer See ganz fallen gelassen werden.

So war ich leer und mißmutig in das Alpental zurückgekehrt. Hier waren die Saatfelder wohl schon grün und die Wiesen, und es blühten die Dotterblumen, die Löwenzähne; es blühten an den Rainen die Eriken und es blühten an den Steinhaufen die Schlehen und Wildkirschbäume; auf den höheren Bergen aber lag noch Schnee. Besonders der Kegel, den man von den Fenstern meiner Wohnung aus so schön und hoch aufragen sieht jenseits des Tales, stand da, weiß und glatt wie ein Zuckerhut. Beinahe hat er dieselbe Form, nur daß er nicht ganz so steil und spitz ist und unten sich ausböscht zu breitem, flachem Sockel. Im Hochsommer wird er schneefrei und grün und es weidet darauf das Vieh. Er soll vulkanischen Ursprunges sein und sieht in seiner schneebedeckten Gestalt aus wie der Ätna in Sizilien. Dieser Berg, der Kegel genannt, steht so hoch über alle anderen Berge der Umgebung auf, daß

**Die Kultur der Renaissance, Gesittung, Forschung, Dichtung.** Von Dr. Robert F. Arnold. (Leipzig 1904. G. J. Göschensche Verlagshandlung.)

**Das neunzehnte Jahrhundert.** Von Oskar Levy. (Dresden. E. Pierson.)

**Oberbayerisches Archiv** für vaterländische Geschichte. Herausgegeben vom historischen Verein von Oberbayern. 22. Band. 1. Heft. Enthaltend Franz von Kobell von Dreier. (München. Historischer Verein 1904.)

**Wie stählt der junge Kaufmann am besten seinen Charakter** in den Versuchungen und Schwierigkeiten seines Lebens? Von Hermann Tzschuke. (Leipzig. Ludwig Huberti.)

**Der Kampf gegen den Alkoholismus** als sittliche und nationale Pflicht. Vortrag von Dr. med. Golitscher. (Reichenberg. Gebr. Stiepel.)

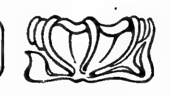
**Luft, Wasser, Licht und Wärme.** Neun Vorträge aus der Experimental-Chemie. Von Prof. Dr. R. Blochmann. Mit zahlreichen Abbildungen. „Aus Natur und Geisteswelt." Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. (Leipzig. B. G. Teubner.)

**Ottakring und Umgebung** sowie seine Bewohner in Wort und Bild. Von Dr. Walther Graudenz. (Wien VII. Mechitaristen-Buchdruckerei.) Selbstverlag des Verfassers 1904.

☞ Vorstehend besprochene Werke ꝛc. **können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



## Postkarten des „Heimgarten".



* Täglich laufen beim „Heimgarten" neue Bücher ein, an manchen Tagen mehrere Bände, mit dringenden Bitten an mich, dieselben persönlich zu lesen und zu besprechen. Obschon unbedeutende Bücher durch das Lesen nicht besser, gute durch das Lesen nicht noch besser werden, obschon gute Besprechungen heutzutage kein Buch mehr fördern und gangbar machen können, so möchte ich doch herzlich gerne dazu beitragen, wenn es möglich wäre. Es ist aber nicht möglich, es fehlt die Zeit, es fehlt oft auch die Stimmung, die nötig wäre, einem Buche gerecht zu werden. Jedes eingelaufene Buch wird im „Heimgarten" kurz angezeigt, manches je nach Umständen näher charakterisiert; wer aber von mir Lesen und Besprechung verlangt, der tut besser, sein Buch nicht zu schicken.
R.

* Stierkämpfe in Ungarn? Gut. Hat uns schon lange gewundert, daß die Magyaren noch keine Stierkämpfe hatten, aber jetzt ist nicht mehr zu zweifeln, daß sie zu den höchstentwickelten Kulturvölkern gehören.

* Das so großes Aufsehen erregende Buch von Pfarrer Anton Vogreneć: „Nostra maxima culpa! Die bedrängte Lage der katholischen Kirche, deren Ursachen und Vorschläge zur Besserung," ist auf den Index gesetzt worden. Die Herren jener römischen Kongregationen schlagen mit ihrer Faust eben auch lieber anderswo hin, als an ihre Brust.

**An meine Kreise.** Es läßt sich nicht mehr vertuschen, daß auch ich alljährlich einen Geburtstag, einen Neujahrstag und auch noch manch anderen Tag habe. Doch möchte ich dringend bitten, an solchen Tagen mir weder Gratulationsschreiben, Karten, Blumen noch andere Geschenke zu schicken. So erfreulich derlei an sich ist, mich beunruhigt und belastet es, und zwar um so mehr, als ich nicht antworten, nicht danken kann. Da es nicht möglich ist, allen zu danken, so danke ich grundsätzlich gar keinem. Dazu sind derlei Beweise des Wohlwollens überflüssig; meine Unbescheidenheit ist groß genug, um auch so überzeugt zu sein, daß jeder mich Kennende, dem ich nichts Schlechtes getan habe, mir nur Gutes wünscht. Ich halte es auch gegen andere so und damit wollen wir es gut sein lassen.
Rosegger.

☞ Von jetzt ab den Sommer über Roseggers Adresse: Krieglach, Steiermark. Alle Geschäftssachen, die sich auf den „Heimgarten" beziehen, sind stets direkt an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten. ☜

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

(**Geschlossen am** 25. Juni 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **P. Rosegger.** — Druckerei „Leykam" in Graz.

der gnädige Herr wieder da ist. Wenn's G'schloß so leer steht und man nichts trampeln und nichts klocken und gar nichts hört, und alles wie ausgestorben, da ist's so viel langweilig. Und alleweil sagen wir, wenn nur schon die Pfingsten da wären, daß der gnädige Herr wieder kommt. Und weil wir schon so viel eine Freud haben, daß der gnädige Herr wieder gekommen ist, so sind wir — so haben wir —? Da stockte er endlich. Ich hatte ihn schon beneidet um seine Rednergabe. Und siehe, er war tatsächlich klüger, als die meisten Redner, die den Faden verlieren. Er suchte ihn nicht lange, um wieder anzuknüpfen. Er begann etwas frisches.

„Heut' auf den Abend, wenn's finster wird, möchten wir dem gnädigen Herrn halt gern eine kleine Freud' machen. Und wollen zu Lob und Ehr' ein Schaug'spiel sehen lassen. Sonnwenden halten, das tun wir sonst alle Jahr. Heuer möchten wir wohl extra was machen, Wie es ausfallen wird, das wissen wir nit, bitten halt, daß es der gnädige Herr so gut möcht' aufnehmen, wie es gemeint ist. — Und wie ist's gangen, gnädiger Herr, alleweil gesund gewesen?"

Die letzten Worte waren nicht mehr in getragener Ehrerbietung des offiziellen Teiles gesprochen, vielmehr in gemütlich vertraulichem Plauderton, in dem wir miteinander zu verkehren pflegen. Als ich sie dann auf ein Glas Wein einladen wollte, lehnten sie es strikte ab. Heute nicht, heute hätten sie nicht Zeit. Und sind dann unter lebhaftem Handgeschüttel davongegangen, ohne weiter etwas anzudeuten, worin das „Schaug'spiel" bestehen würde.

Ich fragte dann den Friedrich aus, ob er nichts gehört oder wahrgenommen hätte. Er wußte nur, daß zu einer Komödienaufführung oder dergleichen keinerlei Anzeichen vorhanden wären, daß vielmehr die Leute, besonders das jüngere Volk, die Häuser verließen und gegen das Gebirge wanderten. Die alten Frauen stünden vor den Haustüren, hielten die Hände über die Augen und schauten so hinaus.

Da wurde ich ein wenig neugierig. Je tiefer die Sonne sank, je höher stieg die Neugierde. Und als die Abenddämmerung anbrach, das Dorf zu meinen Füßen zur Hälfte ausgewandert war, zur andern Hälfte aufgeregt auf den Gassen herumging, da bin auch ich unruhig geworden. Es wurde finster, am Himmel glitzerten die Sterne, unten rauschte das Wasser — weiter war nichts. Nachdem ich lange am Fenster gestanden und zu überlegen begann, ob das angekündete Schauspiel im oder vor dem Schlosse stattfinden würde, oder ob man mich benachrichtigen sollte, wann und wo, hatten Koch und Diener das Souper serviert. Meine gütigen Götter, wie traurig das ist, wenn ein einziger Mensch bei einem Tische sitzt, der reichlich für zwölf Personen Raum hat. Es gibt nichts Traurigeres. Ei doch! Trauriger ist es noch, wenn zwölf an der

er weit ins Land hinausleuchtet und von Ferne zu sehen ist wie eine egyptische Pyramide. Besonders schön im Frühsommer, solange auf den steilen Matten desselben noch der Schnee liegt, während alles andere schon im Grünen steht. Um diese Zeit rauschen auch die Wässer so grimmig und die braunen Fluten des am Schloßberge vorüberwütenden Flusses schlagen hoch an die Felswand herauf, daß sogar manchmal ein Tropfen an die Fenster springt. Der weite Talkessel heißt die Kaal, er hat sieben Dörfer, die mit ihren grauen Holzdächern baumlos auf den Matten stehen und einst alle zum Schloß gehört haben. Der Bevölkerung liegt die Hörigkeit noch heute so sehr im Blute, daß sie mir in allem Untertänigkeit bezeigt, obschon ich ein ganz gewöhnlicher Gutsbesitzer bin und das Schloß der verkrachten Grafenfamilie, oder vielmehr ihren Wucherjuden für Geld abgekauft habe. Ich halte mich auch nur fünf Monate des Jahres in dieser Gegend auf, um mich gerne mit Jagen, Fischen und dergleichen abzugeben. Die Wirtschaft, von der ich nicht viel verstehe, und die mir nie sonderlich den Schlaf verdorben hat, überlasse ich meinen Meiern. Die übrige Jahreszeit lebe ich in der Stadt oder bin auf Reisen, die man schon so machen muß und die das eine Gute haben, daß es einem dann zu Hause wieder auf eine Weile gefällt.

So war ich denn auch diesmal froh, wieder in der Kaal zu sein bei den gutmütigen Leuten, die man mit ein wenig Artigkeit an der Nase herumführen kann. Wieder da auf meinem alten Grafenschloß, welches sich von allen anderen derartigen Burgen darin unterscheidet, daß keine weiße Frau darin umgeht — ja daß überhaupt keine Frau darin umgeht. Ich besitze keine. Ich habe „das Schnalzerl überhört," wie die Leute hier zu Land von einem alten Junggesellen sagen. Junggesellen, Herr Jemine! Nur allzuoft muß ich meine Kammerdiener wechseln, damit sich in einem und demselben nicht zu viele Familienerinnerung ansammelt. Aber das wollte ich ja gar nicht erzählen.

Am dritten Tage, als ich nach Kaal zurückgekehrt war, meldete mein Diener Friedrich mir eine Bauerndeputation an. Drei Mann. Was wollen die? Wollen sie mir endlich ihre Unabhängigkeit erklären? Wollen sie mich in den Landtag wählen? Oder begehren sie Wildschadenvergütung? Na, wir wollen einmal sehen.

„Ei siehe! Welch' gute Stunde bringt mir meine Nachbarn! Der Strehlhöfinger und der Glowogger, nicht? Und der Karer-Martin."

Die Leute freut's immer, wenn man in der weiten Welt ihre Namen nicht vergessen hat. Sie tun's bedeutend billiger mit den Wildschäden, wenn man sie beim Namen nennt und vertraulich Du zu ihnen sagt. Nirgends wird Höflichkeit so gut bezahlt, als bei den Bauern.

Der Strehlhöfinger — ich glaube, daß er jetzt Gemeindevorsteher ist — ergreift das Wort. „Es tut uns g'freuen, gnädiger Herr, daß

großen Ferne war es ganz ruhig. Nur unten im Dorfe manchmal ein Aufschrei, dann wieder nichts als das Rauschen des Baches. Still und feierlich stiegen die Flammen auf. Mich packte etwas, wie ein wollüstiges Grauen — um das richtigste Wort zu sagen. Das was in Italien der Vesuv versagt, bietet mir die Heimat? Von Minute zu Minute größer wurde das Feuer und begann sich hinzubreiten über den ganzen Scheitel des Berges, als fließe es auseinander. Siehe, jetzt glitt ein Funke hernieder über den Hang des Berges und es glitt ein zweiter. Und es begannen mehr und mehr Glutkügelchen herabzurollen über den Berg, teilweise zu sehen wie sinkende Sternschnuppen, gleichsam einen glühenden Streifen hinter sich herziehend. In Bächlein und Bächen begann die feurige Lava herabzurinnen von dem Kegel nach allen Seiten, immer dichter und dichter, daß es war wie ein qualmender Lichtschleier, der sich niedersenkt. Ich hatte mir — konnte ich noch denken — einen Lavastrom eigentlich anders vorgestellt, nicht so schön, so graziös. Trotz aller Großartigkeit war das fast lieblich zu sehen, ich fürchtete mich nicht mehr, ich betrachtete die unerhörte Erscheinung wie ein Götterschauspiel, bei dem ich ganz vergaß, daß mir ja auch die guten Kaaler an diesem Abende ein Schauspiel bringen wollten. Dann griff ich mir an die Stirn, ob sie kühl sei, ob ich nicht etwa zu viel Wein getrunken hätte. Zwei kleine Gläser wie gewöhnlich. Wie ich dastand an der Fensterbrüstung, unten das Wasser rauschte, und dort den feurigen Berg sah — das war weder Rausch noch Traum. Ich regte mich aber weiter nicht mehr auf. Viel hatte ich ja in dieser Welt schon erfahren und mir angewöhnt, mich über nichts mehr zu wundern, also auch darüber nicht, daß der alte Vulkankegel plötzlich wieder ausgebrochen. Nur die Verhältnisse in der Kaal würden sich jetzt ändern, die Ruhe und Einsamkeit würde dahin sein. Die alten gemütlichen Bauernhöfe würden von Fremdenhotels verdrängt werden und man würde nicht mehr wissen wohin, wenn man die Welt fliehen wollte.

Lange stand ich da und schaute hin, wie immer noch die glühenden Striemen niedergingen. Ich wartete nun auf den Aschenregen, der geflogen kommen mußte und gab meinen Hausleuten Auftrag, die Fenster wohl zu verwahren und Wassereimer bereit zu halten. Aber der Aschenregen kam nicht, das feurige Spiel auf dem Kegel wurde dünner und matter; der Brand auf der Spitze war in sich zusammengesunken und den Hang herabglitten nur einzelne Lichtkügelchen.

Nach einer Stunde war alles verglommen und vergangen und der Berg stand da dunkel in der dunklen Nacht, kaum daß sein blasses Dreieck sich abhob vom schwarzen Himmel. Dieses schnelle Ende hatte mich fast mehr erregt, als die Erscheinung selbst. Denn nun konnte ich mir erst gar nichts erklären. Wenn es kein Vulkan war, was soll es denn gewesen sein? In wirklicher Besorgnis darüber, ob ich wohl noch

Tafel sitzen und sind einander nichts und haben einander nichts zu sagen als Abgeschmacktheiten. Habe es oft genug versucht und mich endlich für die Einsamkeit entschieden. Bei Tische ist der beste Freund der Magen. Wenn der gut aufgelegt ist, dann kann's manchmal ganz amüsant werden. Junker Wein leistet auch Gesellschaft und weiß sehr gut zu unterhalten. Er plaudert, er musiziert, er schäkert, produziert sich als Schnellzeichner der Welt und malt mit rosigen Farben. Nicht übel sekundiert ihm Madame Zigarre und in solchen Freundeskreisen läßt sich der Abend manchmal recht passabel zubringen. Dann kommt aus Jena der lustige Studiosus, aus Ungarn der forsche Rittmeister und aus Wien der lachende Erbe der zwei Millionen eines ausgezeichneten Goldonkels. Sie kommen und sagen: Erinnerst du dich noch daran, als du ich warst? Ich der Student, der Rittmeister und der, dem plötzlich die Welt in den Schoß fiel, so heftig, daß ihm die Beine wackelten! Ha, wie da die Straßen stolz auseinandergingen in alle Winde hinein, um endlich auszumünden an der alten Räuberburg in diesem verlorenen Gebirgstal. Ja hier, da haben sie ihn ausgeworfen, den alten übersättigten Sonderling und da will er nun warten auf —

Auf was will er dann warten?

„Euer Gnaden möchten zum Fenster kommen!" sagte der Diener, der leise herangetreten war.

„Na ist nun etwas los?"

„Euer Gnaden wollen bloß einmal zum Fenster kommen."

Ich ging in den Erker und blickte hinaus. Wie, was ist nur das? Hoch in den Lüften ein Feuer. Ist es der Mond? Es ist eckig und zackig wie eine Krone und steht ruhig im Himmel. „Das Fernglas, Friedrich!" — Und durch das Instrument, das ich richtete, sah man einen großen Feuerbrand, dessen Flammen langsam aufloderten, eingewölbt von rötlichen Rauchmassen. Und am Fuße des Feuers, auf weißen Wolken zitterten kleine Punkte herum, wie ausgestoßene Kohlenteile, oder Wesen, die aus dem brennenden Neste geflohen waren. Ganz fabelhaft, so daß ich aufschreien mußte: „Wie machen sie denn das, die Racker!" An eine Nebelbilderscheinung dachte ich, die von der Erde aus erzeugt werde, da sagte mein Diener schon: „Das Feuer ist auf dem Berg." Und endlich wurde es klar, daß der Brand nicht am Himmel sei, sondern auf der Spitze des Kegels, wo — wie nun deutlich zu sehen — er sich immer mehr entfaltete. Manchmal lösten sich ganze Feuermassen los und flogen mit dem Rauchqualm hoch in die Lüfte, und eine ungeheure Funkengarbe sprühte auf, um dann als glühender Regen nach allen Seiten niederzusinken. Da kam mir plötzlich der Gedanke: Ein Vulkan! Der Kegel hat sich wieder aufgetan. Ich öffnete die Fensterflügel, um zu horchen, ob man nicht ein Brüllen oder Sausen höre. Aber in der

Gerede und Getue. Und solches war mir zu Ehren so gemacht worden. Ich war sehr gerührt, nur Schade, daß es nicht in die Zeitungen kommen wird. Vielleicht, daß der Friedrich etwas schreiben könnte. Wenn derlei nicht veröffentlicht wird, hat's ja eigentlich keinen Sinn. — Jetzt würde ich aber auch was tun sollen. Man kann sich's von armen Leuten ja nicht bieten lassen. Noblesse oblige. — Es ist aber nicht so einfach. Ihnen ein Armenhaus bauen? Sie haben keine Armen, jedes Haus versorgt seine alten mühseligen Leute selbst. Ein Schulhaus? Das steht schon da. Eine neue Kirche? Sie hängen so sehr an der alten, in welcher die Vorfahren gebetet haben. Hingegen aber eine gute breite Straße, die sieben Dörfer bequem mit einander verbindend. Oder die Gemeinde Kaal hat vielleicht Schulden. Wir wollen einmal darüber nachdenken.

Schon am nächsten Tage habe ich erfahren, wo die Leute der Schuh drückt. Die Wildschäden. Sie wollten mir dieselben nicht so hoch anrechnen, als sie ihnen zu stehen kämen, denn ich hätte von der Jagd ohnehin nur Unkosten und es wäre unbillig, einem so guten Herrn dieselben noch zu vergrößern. Deshalb wäre es ihnen am liebsten, die Gemeindejagd zurückzunehmen. Der Pacht dauere zwar noch sieben Jahre, aber vielleicht hätte der gnädige Herr die Gnade, denselben gleich zu lösen.

Nein, der gnädige Herr hat die Gnade nicht. Das einzige Vergnügen, das mir noch geblieben ist auf dieser öden Welt, die Jagd sollte ich nun auch hingeben? Das kann niemand von mir verlangen.

Diese Wildschädengeschichten habe ich schon satt. Jedes Jahr die Jammerei. Sollten sich anderswo ansiedeln. In den Waldgegenden ist's ohnehin nichts mehr mit dem Landbau. In den Wald gehört der Jäger und nicht der Bauer.

Die Sache schien abgetan zu sein. Doch ging die Sonne noch zweimal auf und einmal unter, da ist wieder etwas Außerordentliches geschehen. Es rächten sich die alten Heidengötter, daß in der Sonnwendnacht ihr weiland feuriger Wolkenritt so arg verweltlicht worden war.

An einem warmen Regennachmittage gab es Stöße in der Luft. Dann begann es zu donnern und man glaubte, daß es ein Gewitter sei. Es war aber ein anderes Donnern. So weit die weiße Pyramide des Kegels von unten hinauf nebelfrei war, sah man an derselben schwarze, breite Bänder herabrinnen. So wie drei Tage vorher die feurigen Sterne und Fäden niedergeglitten, so waren es die schwarzen Streifen, vorangespannt die Walzen der Schneelawinen, die da zur Tiefe fuhren, in die Waldschluchten hinein. Mit jedem Donnern bekam der Berg ein neues schwarzes Band, bis an manchen Stellen aller Schnee dahin war. Die Leute schauten erschrocken und schweigend hin. Wer das vollbrachte, das waren nicht mehr die Holzknechte und auch nicht die Bauernburschen mit ihren Schlitten. Man konnte auch nicht sagen, daß

richtig bei meinen gesunden Sinnen sei, befragte ich die Dienerschaft. Ja, auch sie hatte alles so gesehen, wie ich, ihre Ausrufe der Verwunderung, des Schreckens, der Angst hatte ich ja wohl gehört. Friedrich der Belesene behauptete, das könne nichts anderes gewesen sein, als Elmsfeuer, während der Kutscher daran erinnerte, daß heute die Sonnwendnacht sei, in der sich in alten Zeiten oft große Wunder zugetragen hätten. In dieser Nacht würden machmal die alten Heidengötter lebendig und ritten auf feurigen Rössern durch die Lüfte.

Da konnte ich den Morgen kaum erwarten, um hinabzugehen in das Dorf und zu sehen, wie die Leute sich zu diesem Ereignisse verhielten. Als ich um Sonnenaufgang die steinerne Treppe hinabstieg — der Kegel stand dort, wie er jeden Morgen steht — war schon der Maurer bei der Arbeit, um das Stiegengeländer auszubessern. Er lüpfte seine Mütze, nahm die Pfeife aus dem Mund und sagte: „Auch schon auf, gnädiger Herr! Recht gut ist's ausgefallen, heut bei der Nacht, gelten S'?"

„Aber Freund, so sagt mir doch, wer hat denn das gemacht?"

„Weiß man nit mehr, wird noch aus der frühern Grafenzeit stammen. Mit der Zeit morscht halt auch der beste Stein."

„Ich meine nicht die Mauer, mein guter Meister. Aber das möchte ich wissen, was das war, heute nachts, dort auf dem Kegel."

„Nit wahr, gnädiger Herr, das hat sich sauber gespielt, recht sauber. So ein Sonnwendfeuer werden die Kaaler wohl noch keins gesehen haben. Die Holzknecht' haben's gemacht. Schon die halbe Woche lang haben sie Holz hinaufgeschleift, und dürren Strupp, und sogar Birstlingheu, daß es tüchtig brennen und die Feuerfetzen recht hoch auffliegen sollten. Sind auch hübsch geflogen, gelten's? Die jungen Leut' nachher, die sind erst gestern in der Geschwindigkeit zusammengebracht worden. Aus allen sieben Dörfern sind's hinauf. Grad wie eine Gottsleichnamsprozession ist's gewest, aber viel größer noch, wie sie gestern hinauf sind hinten über die Buchkarrwiesen, jeder den Handschlitten auf dem Buckel."

„Den Handschlitten — wieso?"

„Na freilich, daß sie nachher haben können herabrutschen vom Kegel, jeder eine Pechfackel in der Hand. Sauber haben sie's g'macht. Hat's gefallen, gnädiger Herr? Na, wenn's nur gefallen hat. So was sieht man nit alle Tag. Vor hundert Jahren, oder wann — wie der Kaiser auf der Jagd ist da gewesen — sollen sie auch einmal so was gemacht haben."

So ähnlich sprach der Maurer, dann wußte ich es. Nichts hatte ich mir vorher reimen können, und nach diesen wenigen Andeutungen erklärte sich mir alles. Und so etwas machen die Bauern. Machen es mit einigen Klaftern Holz und Stroh und mit einigen hundert Schlittenfahrern und Pechlunten. Vielleicht waren es auch einige tausend. Alles ohne viel

die größte Stämme vorüberschob! Sie wehrten sich, diese Stämme und Zimmerbäume und Brückenbalken, klammerten sich an Ufervorsprünge, wurden losgerissen und über die Wogen dahingeschnellt. An einen solchen Waldstamm klammerte sich ein Tier fest; ein Rehbock, es konnte auch ein Hirsch sein, es hockte zu sehr im Geäste. Noch heute höre ich sein angstvolles Plärren. Es wird wohl ein junger Hirsch gewesen sein. In der Luft schossen Raben auf und nieder und ich glaubte sogar einen Adler gesehen zu haben, der vom Hochgebirge her zur Kadaverjagd erschienen war. Als der hohe Herr an den Fenstern vorüberflog, huschte ein dunkler Schatten durch die Zimmer. Wie ich mit der Flinte ans Fenster komme, ist nichts mehr zu sehen.

Am nächsten Morgen war die Luft klar wie Kristall, der weiß- und schwarzgefleckte Kegel stand da wie ein Tiger und in der Kaal war ein brauner See, aus dem Bäume, Zaunhecken und Häuser verlassen aufragten. Die Leute standen auf Gassen und Straßen herum und waren betäubt. Etliche, darunter mein alter Maurer, falteten die Hände und priesen das Glück. Das Glück, daß die Lawinen nicht in der Sonnwendnacht losgegangen waren! Aber die Sonnwendnacht könne doch an allem Ursache sein, meinten andere. Die Leute und die Schlitten hatten den Schnee erschüttert, die Feuer, die Fackelabfälle hatten Löcher gebrannt in den Schnee, da ist er gerissen. Und wieder andere sagten, man könne nichts sagen. So lange wie diesmal sei der Schnee seit Menschengedenken nicht kleben geblieben an dem Kegel. Die Junisonne habe den kalten Bergwinden nicht aufkommen können, aber der warme Regen habe alles auf einmal gelöst.

„Es ist alles eins, ob es so oder so gewesen. Wir sind Bettelleute!“ Das war dann der Schluß aller Meinungen.

Dann kam der Sonntag. Mein Verwalter erzählte, daß diesmal die Kirche zu klein geworden sei, sie steht im oberen Dorf. Die Leute waren noch außen herumgesessen, wollten von den Trostworten des Pfarrers etwas hören und durch die Messe gesegnet werden. Am Nachmittag haben sie sich bei dem Friedrich erkundigt, ob ich zu Hause sei und dann sind sie zu mir gekommen, die Vorsteher der sieben Dörfer. Redner ist wieder der Strehlhöfinger, aber nicht mehr so gewandt, wie bei meiner Ankunft — heiser, klobig, kurz gebrochen hat er es gesagt: „Jetzt sind wir fertig, lieber Herr, jetzt ist die Kaal zu nichts mehr zu brauchen, als zum Jagdrevier. Herr, kaufen Sie uns Grund und Boden ab!“

Ich konnte nicht ja sagen und wollte nicht nein sagen, so wurden sie auf später vertröstet. — Grund und Boden! Wozu brauche ich Grund und Boden in der Kaal! Die Jagd gehört auch so mein. Alles andere brauche ich nicht. Wieso sie immer nur zu mir kommen, wenn sie sich nicht zu helfen wissen! Ich werde es ihnen kurz und entschieden sagen

es so schön war, wie vorher das Feuerschauspiel; ich aber empfand ein Wohlbehagen. Das empfinde ich immer, wenn die Elemente im großen zerstören. Fast ballt sich dabei selbst die Faust und möchte mit dreinschlagen. Warum, das weiß ich nicht, denn im ganzen hat mich diese Welt ja verzärtelt. Vielleicht eben deswegen. Ich wollte den Leuten eigentlich nichts Übles, aber wenn ein wildes, grauses Unheil über sie kam, da war ich ganz unwillkürlich erfrischt. Gleich auch bereit, die Verunglückten zu trösten, ohne das ich übrigens besonderes Mitleid empfand. Gab es nur wieder einmal eine besondere Abwechslung, die mich den Rücken prickeln machte, dann war mir wohl und froh zumute.

An demselben Abende, als vom Kegel die Lawinen abgegangen waren, erhob sich in den sieben Dörfern großer Jammer. Denn das Wasser war ausgeblieben. Auch am Fuße meines Schlosses war es still geworden, auf dem Sande zappelten Forellen, die nun — am Ende ihres Lebens erst — inne wurden, wie notwendig das Wasser ist. In den Dörfern ging es zu wie bei einer Feuersbrunst; die Häuser wurden geräumt, das Vieh aus den Ställen gejagt und auf den erhöht am Waldrande liegenden Wiesen breiteten sich bald große Lager aus, von allerlei Habseligkeiten und aufgeregten Menschen. Am Flußbett, in dem zwischen weißen Kieseln die toten Tümpel standen, eilten Wasserwächter auf und ab, die von Stunde zu Stunde erregter wurden, denn je länger das Wasser ausblieb, desto verheerender müsse es dann kommen.

Und am nächsten Tage ist es gekommen. Das ist nicht zu vergessen. Nicht Wasser kam, Berge von Schlamm, Steinen, Bäumen und Blöcken kamen. Sie wurden herangewälzt, so unerhört wuchtig, daß sie über das Tal sich mit dumpfem Rauschen verbreiteten und alles, was ihnen im Wege stand, hinwarfen und verschütteten. Wie lebhaft sehe ich es heute noch. Das untere Dorf ist zerstört. Das Dorf am Fuße meines Schloßberges ragt noch halb aus dem Schutte hervor. Das am Eschenberg ist unversehrt. Von den drei übrigen Dörfern, die hinter der Schlucht liegen, ist noch nichts bekannt. Als unten die Fluten kamen, zitterte das Schloß wie der Oberbau einer Mühle, in welcher die Räder laufen. Ununterbrochen klirrten die Fenster und manchmal sprang draußen ein Gischtschwall herauf und goß in das Zimmer. Und sind doch die Fenster vierzig Meter hoch über dem Grunde! Meine Leute waren jammernd beschäftigt, um ihre Habseligkeiten zu sammeln und wunderten sich, daß ich so ruhig wäre und mich um meine Schätze nicht kümmere. Nun — die liegen in der englischen Bank. Was liegt mir an diesem Spielzeug! Nur daß es nicht uninteressant ist, solche Elementarspiele zu beobachten. Leider hatte Regen und Nebel die Gegend derart verdeckt, daß man nichts Rechtes sehen konnte. Nur die Stromschnelle an der Schloßbergwand war und blieb ganz gegenwärtig. Dieses braune, dicke Wasser, das zornig

hängt. Er sagte, es sei ihm ein Gang erspart, er hätte eben wieder zu mir gehen wollen. Sie hätten halt sonst niemand, zu dem sie Vertrauen haben könnten. Ob ich denn nicht eine Fürsprache tun möchte, daß ihnen jetzt das Land zu Hilfe käme, oder die Regierung oder sonst wer. Sie müßten alles verkaufen und warten, was man biete.

Ich versprach ihm, das Meinige zu tun und der Gemeinde etwa den Kegel abzukaufen. Für sie habe der Berg wenig Wert. Ich wollte ihn anständig schätzen. Zu Jagdzwecken habe er allerdings auch für mich keinen Wert; müsse schauen, ihn sonst irgendwie nutzbar zu machen. Die Hauptsache sei, daß die Gemeinde jetzt ein Stück Geld bekomme.

In wenigen Tagen bin ich Herr des Kegelberges gewesen, und habe Bergleute gedungen, um „Quarzbrüche aufzumachen und nach Steinkohlen zu schürfen". Als vom Schluchtgrund hinein am steilen Berghang ein Stollen geschlagen wurde, zuerst durch Erdschutt, dann durch Stein, machte ich mir manchmal darin zu schaffen. Von oben troff Wasser herab, das meinen Golddurst nicht löschen konnte; immer spähte ich verstohlen nach den glänzenden Äderchen und Sternchen, die von den Arbeitern kaum beachtet wurden, weil sie das Flimmern für eine Eigenschaft des Steines hielten. Und einmal nach der Schicht, als sie ihre Krampen, Brechstangen und Sprengstoffe verwahrten und davongingen, blieb ich immer noch zurück. Im Licht einer Grubenlampe begann ich mit dem Brecheisen zu bohren und zu stemmen, den zarten, goldenen Spuren nach, immer tiefer in den Berg. Ich dachte an die Pochwerke, an die Goldraffinerien und Goldwäschereien, die in der Kaal errichtet werden sollten. Ein wahres Goldmacherdorf würde das werden. So grub und grub ich. Die Hände wurden mir heiß, der Schweiß rann mir über's Gesicht. Das erstemal im Leben empfand ich, welch eine Lust körperliche Arbeit ist. Je tiefer ich kam, je häufiger wurden die Goldadern und Sternchen im weißen Gestein, das glitzerte und funkelte ringsum wie eine Sternennacht unter der Erde. Ich glaube auf allen meinen Jagden durch die weite Welt nach Schönheit eine so berückende noch nicht gefunden zu haben. Der blasse Tag schien nicht mehr zur Stollenmündung herein, es war Nacht geworden und ich allein bei meiner Lampe und bei meinen Sternen. Was dieser wunderbare Berg nur für Lichtquellen hat nach außen und nach innen. Die Glut der Wände wurde allmählich so rosig und tief, daß sie anfing zu knistern. So schien es mir fast. Wenn ich von meinem Graben und Brechen einen Augenblick abließ, um zu rasten, da war es bisweilen ein Schnalzen im Gestein und Gebälke. Ein Knappe hatte einmal davon gesprochen, daß die Berggeister sich ihrer Schätze wehrten, ich dachte jetzt nur flüchtig dran. Meine Seele war gleichsam in den Armen, die da gruben und in den Augen, die nach Gold und immer größeren Goldspuren ausblickten. Und nun geschah es. Ein Rollen hub an, ich wußte

lassen, daß ich mich weiter in nichts einlassen kann. Die Leute muß man sich vom Hals halten.

Jedoch — bevor ich es ihnen sagen ließ, hatte sich wieder etwas geändert. Als das Wasser abgelaufen war, ging ich mit meinem Oberförster über die Sandschütten den Bach entlang, um zu sehen, inwiefern der Fischstand etwa Schaden genommen hätte. Die Jahresbrut ist hin. Abscheulich, was man da wieder für einen Schaden hat. Aber der Pacht, natürlich, der muß regelmäßig erlegt werden. Und da wird man wohl noch beneidet um solche Vergnügungen. Ich danke schön! Das will ich ihnen gesagt haben.

Der Oberförster stocherte mit seinem Stock im Sand, dann bückte er sich und hob eine Hand voll davon auf. Der Sand glitzerte in winzigen Sternchen, daß es ganz poetisch war. Die Feuer der Sonnwendnacht in Miniatur! „Wie in die Erde gelegte Samenkörner des Lichtes, daß daraus wieder Licht soll wachsen.“

„Bitte, gnädiger Herr!“ sagte der Oberförster, während er mir die Hand voll Sand mit dem zarten Funkeln vor das Gesicht hielt, „das ist Gold!“

„Was du nicht sagst!“

„Es ist Gold, gnädiger Herr! Echtes Gold. Man hört ja davon, daß dieses Gebirge goldhaltig sei; aber so reich, wie es dieser Sand zeigt — das hätte ich nicht gedacht. Die Lawinen müssen ein Goldlager aufgetan haben. Da soll man nachforschen.“

Na, das war also nicht mehr „Poesie“, das war schon Besseres.

Auch an anderen Stellen untersuchten wir den Sand, weniger oder mehr gab es überall darin die funkelnden Sternchen. Ein kleiner Stein, den wir im Schutte fanden, war sogar mit deutlichen Goldäderchen durchsetzt. Als wir einem Bauern begegneten, der nach davongeschwemmten Hausgeräte suchte, haben wir den Sand gleichgiltig weggeworfen. Den Stein steckte ich in die Tasche und dann wollten wir durch die Schlucht hinein. Das ging aber nicht, da waren schauerliche Verheerungen. So gingen wir über den Kaalhals, um an den Fuß des Kegels zu kommen. An vielen Stellen war dem Berg die Brust aufgerissen worden, Granit, Quarz — Gold. Steinflächen mit Goldeinsatz lagen zutage an mehreren Stellen. Wir arbeiteten den ganzen Tag, um sie mit Erdreich und Gebüsche zuzudecken, dann sind wir nach Hause gegangen.

Der Kegel ist Eigentum der Gemeinde Kaal. Auf dem Heimweg sprach ich beim Strehlhöfinger zu, der in einer Nothütte wohnt, weil sein Haus die Grundmauer verloren hat und sozusagen in der Luft

in der Sonnwendnacht gebracht haben. Und du ihnen? — Ein Glück, daß es nichts gibt. Wenn es aber doch etwas gebe! Ein Gericht, eine Vergeltung! — Ich fühlte Atemnot, ich fühlte heftigen Durst. Der Körper bebte in Fieber, ich konnte nicht ruhig liegen und zum Sitzen fehlten die Kräfte. Alles fällt hin, nur das Bewußtsein bleibt lebendig; wenn alles andere schon Moder ist, bleibt vielleicht das Bewußtsein noch und schreit: Bist Leib und Seele gewesen und hast vergessen Mensch zu sein. Herr Gott im lichten Himmelreich, lass' mich noch einmal leben! Ich will anders sein.

Hier schreibe ich und schreibe, und weiß doch nicht, ob es so war. Was weiß ich denn aus jener Zeit des Begrabenseins? Ich finde nur Fragmente von Eindrücken, die der Wahnsinn zerrissen hat. Ich könnte es kaum glauben, daß ich wirklich einmal vierundsechzig Stunden lang in einem Berge eingeschlossen gewesen bin, wenn nicht die ganze Bevölkerung der Kaal Zeugnis davon ablegte. Es fängt erst wieder an, als ich mich am rauschenden Bache auf einer Tragbahre fand, über mir den hellen Himmel, um mich hunderte von jubelnden Menschen. Mit Labemitteln hatten sie mich umdrängt. Nun kniete der alte Strehlhöfinger neben mir, küßte mir lachend und schluchzend die Hände und rief fort und fort: „Weil wir Euch nur wieder haben! Weil wir Euch nur glücklich wieder haben, lieber gnädiger Herr!"

Zwei Tage und zwei Nächte hatte alles, was Werkzeug führen konnte, gearbeitet, um die Riesenlawine, die vom Berge niedergegangen war und den Stolleneingang verschüttet hatte, zu durchbrechen.

Das habe ich aufschreiben müssen, wie man eine Rechenschaft ablegt vor Gott und den Menschen. Seit jener Zeit ist es anders geworden mit mir und mit den Leuten in der Kaal. Über die sieben Dörfer, so wird gesprochen, sei eine glücklichere Zeit gekommen. Es ist ihnen geholfen worden. Sie haben alles wieder gut aufgebaut, haben den Fluß reguliert, haben eine landwirtschaftliche Schule, betreiben die Wirtschaft, wie es in diesen Bergen am zweckmäßigsten ist. Sind zufrieden. Die Jagd macht keinen Schaden mehr, sie ist aufgelassen. Am Bache steht eine Pochmühle, um das Gestein der Kegelbrüche zu zerkleinern; sie haben nicht viel zu tun und weisen mehr wissenschaftlichen als praktischen Erfolg auf.

Ich habe erst in meinem einundfünfzigsten Lebensjahre die Erfahrung gemacht, daß man echtes treues Gold nicht im Mineralreich suchen soll, vielmehr in den Herzen der Menschen.

nicht wo, ein hohles Dröhnen, Schmettern ringsum, ein Krachen und ein dumpfer Schlag, der mir, so viel mich heute dünkt, die Besinnung raubte.

Wie lange das währte, ich weiß es nicht. Als ich mich wieder fand, war es finster. Die Lampe war verloschen. Ich wollte dem Ausgange zu und stieß an die Wände. Endlich fand ich die Richtung, aber stolperte über Schuttmassen, die früher nicht dagewesen. Der Ausgang war verstopft mit Schutt und Gestein und nun wurde mir furchtbar klar, was da geschehen. Der Stollen war eingestürzt, oder eine Lawine hatte ihn verlegt — ich war verschüttet. — Nach dem Gemütszustand, der nun eintrat, frage mich niemand. Von Angst und Grausen, so viel mir erinnerlich, keine Spur. Ich suchte meine Werkzeuge, aber im Dunkeln waren sie nicht zu finden, auch die Lampe nicht. An den scharfkantigen Quarzwänden, wo die Goldfasern sein mußten, tastete ich mich dahin. Warum funkeln sie jetzt nicht, diese Goldblätter und Sterne? Als noch Lampenlicht war, da glimmten die Wände wie ein Sternenhimmel und nun nichts als tiefe schwere Nacht. — Vor wenigen Wochen in der Nacht war vom Gipfel dieses Berges so viel Licht herabgeronnen. Dann hatte des Berges Eingeweide in tausend Funken geglüht. Und jetzt? Spricht man nicht von der Treue des Goldes? Etwas wie Zorn kochte in mir auf; dann allmählich eine andere Stimmung. — Morgen früh werden die Knappen ja das Unheil sehen und mich befreien, aber — jetzt kam die Ewigkeit. Schon glaubte ich, mehrere Tage lang zu schmachten, aber es ging immer noch meine Taschenuhr, die unaufgezogen um drei Uhr morgens stehen zu bleiben pflegt. Endlich war sie still geworden. Ich zog sie natürlich auf um beiläufig ein Zeitmaß zu haben. Das war gut, sonst hätte ich um Leben und Sterben für viele Tage gehalten, was doch nur zweimal dreißig Stunden dauert. Ich weiß nicht, ob der Schlummer kam, ich glaube es nicht. Als die Uhr endlich das zweitemal stehen blieb, war immer noch die dunkle Grabesruh um mich. Und jetzt kam's mir das erstemal bei: Sterben müssen! — Es wird ein großer Bergsturz gewesen sein, sie können der Unmasse nicht Herr werden, sie finden die Stelle des Stollens nicht mehr. O Thor, der sich verlocken ließ vom Golde! Der diesem falschen Metalle nachstieg bis ins Grab hinab! — In der Sterbestunde kommen die Sünden. Gold und Vergnügen, das waren die zwei Rappen, die mich durch die Welt schleiften, bis ich zerrissen hier liegen bleibe in der goldgesättigten Unterwelt. — Man hört, daß es Leute gibt, die in ihrem Leben nicht bloß immer an sich selbst, die auch an andere denken. Du hast viel empfangen von Menschen. Was hast du ihnen gegeben? Selbst die armen Kaaler haben dich, den reichen Mann beschämt. Denke an ihre Anhänglichkeit, an ihre Uneigennützigkeit im Jagdwesen, denke an den fürstlichen Willkommgruß, den arme Bauern und Waldleute dir

mit ihm so stark gegen den Boden stieß, daß er fast zerbrach, „ich sollte doch meinen!“ — „So machtest du's stets“ versetzte die Frau, „und nur darum sind wir so weit heruntergekommen! Den letzten Stuhl, der noch für einen Einsprechenden übrig blieb, denn den andern füllst du aus, und den Kindern gehört ohnehin nicht mehr als mein Schoß und deine Lende! Warum nicht auch die Bettlade! Ein Glas Wasser konnten wir längst keinem Menschen mehr anbieten, weil das Glas uns mangelt! Wenn's nach dir ginge, so würde morgen auch niemand mehr einen Sitz bei uns finden.“ — „Wär' das ein Unglück?“ entgegnete Herr Haidvogel, „läßt sich ein Hund bei uns sehen, als wenn er etwas von uns zu fordern hat? Und trollt sich so einer nicht umso eher wieder, wenn er sich nicht breit zum Predigen niederlassen kann? Doch, gleichviel! Es gibt andere Mittel! Wir wollen uns heut abend etwas zugute tun! Es geht ein Gerücht über mich — — leider ist es falsch, du siehst — —“ Er unterbrach sich, nahm den Hut, den er bisher aufgehalten hatte, ab und deutete auf eine Beule am Kopf. „Woher hast du die?“ fragte die Frau und erhob sich. „Woher?“ versetzte Herr Haidvogel und bedeckte sich schnell wieder. „Herausgeworfen bin ich einmal wieder beim Onkel. Alles beim alten!“ — „Mensch! Mensch!“ fuhr die Frau erschreckt auf, „willst du uns noch um das Letzte bringen? Was mein Onkel uns jährlich zufließen läßt, ist ohnehin wenig genug. Aber wir erhalten es nur unter der Bedingung, daß du nie sein Haus betrittst, daß du bei Tage nicht einmal daran vorbeigehst! Und nun! — — Ich zittre! Ich zittre!“ Sie preßte ihre Kinder an sich. „Ei was!“ sagte Herr Haidvogel, „mit dem Tode hat jede Dummheit ein Ende. Eine Pflicht hab' ich erfüllt, als ich hinging, eine Pflicht gegen die da und gegen dich! Ich hörte, den Alten habe der Schlag gerührt und er sei gestorben, ohne ein Testament zu hinterlassen. Wenn das sich so verhalten hätte, würdest du doch wohl die Erbin gewesen sein, nicht wahr?“ — „Aber es verhielt sich nicht so!“ versetzte die Frau, „und das konntest du wissen!“ — „Das konnte ich nicht wissen!“ fuhr Herr Haidvogel gereizt auf, „es unterhielten sich zwei davon auf offener Straße, die es gar nicht sahen, daß ich in einer Ecke stand und an meinen Stiefelriemen knöpfte, die es also auf einen Spaß mit mir auch nicht abgesehen haben konnten. Als ich zum Vorschein kam, zogen sie den Hut vor mir und der eine sprang sogar gleich herzu und hob mir den Stock auf, den ich noch überflüssigerweise zur Probe fallen ließ. Das war mir Beweis genug, und ich eilte ins Sterbehaus, um die aufsichtslosen Schurken, die Köchin und den Bedienten, am Verschleppen der Sachen zu verhindern. Gleich auf der Diele kam mir auch die Köchin mit dem Silberzeug entgegen. „Wohin damit?“ fuhr ich die Person an. „Nicht von der Stelle! Oder — und

# Herr Haidvogel und seine Familie.

Erzählung von **Friedrich Hebbel.**

Nun, warum laßt ihr die Köpfe so hängen? Lustig, wie ich es bin! Mit diesen Worten trat Herr Haidvogel, an einem Winterabend aus der Stadt zurückkommend, in seine enge Stube, in der seine Frau, von den beiden durch die Dunkelheit geängstigten Kindern endlich dazu gedrängt, eben die Lampe angezündet hatte. „Warum siehst du mich nicht an?“ fuhr er fort und stellte sich vor seine Frau hin, die allerdings ihr kleines, frierendes Kind streichelnd, keinen Blick für ihren Mann zu haben schien; „ziehst du wieder, wie gewöhnlich, im stillen einen Vergleich zwischen mir und dem Quacksalber von Doktor, der auch einmal hinter dir herlief? Danke Gott, daß du mich statt seiner bekommen hast, denn ich lebe doch wenigstens noch, ihn hat heute mittag der Teufel geholt, und eine halbe Stunde darauf, als ich gerade an seinem Hause vorbeikam, nagelte der Vergolder, der noch von nichts wußte, das neue Schild mit den ellenlangen Buchstaben, das ihm die Kundschaft verdoppeln sollte, über seiner Tür fest.“ — „Er ist —?“ fragte die Frau, ihr Auge zum erstenmale ein wenig erhebend, während ihre Hand von dem Haupte des Kindes herabglitt. „Tot!“ versetzte Herr Haidvogel schadenfroh schnell, „so gewiß tot, als ob er eins seiner eigenen Dekokte verschluckt hätte. Ja, der wird mich mit seinen ostindischen Taschentüchern nicht mehr ärgern, die er, wenn er des Morgens hier vorüberging und mich am Fenster stehen sah, immer im Winde flattern ließ! Sicher hat er sich zu Weihnacht wieder einen neuen Rock bestellt, denn bloß meinetwegen schaffte er sich dreimal so viel Kleider an als er brauchte. Möchte der Schneider ihn doch schon zugeschnitten haben! Die Rechnung wär' ein hübsches Weihnachtsgeschenk für sein hochmütiges Weib, die es ganz zu vergessen scheint, wie gern sie, als mein Vater noch lebte, mit mir getanzt und wie oft sie mir dabei die Hand gedrückt hat.“ — „Mein Gott! Achtunddreißig Jahr!“ sagte die Frau, ohne sich um ihren Mann zu bekümmern, und starrte vor sich hin. „Und auch ihr,“ begann Herr Haidvogel aufs neue und wandte sich zu den Kindern, „warum hockt ihr immer in der Stube, warum springt ihr nicht herum, warum find' ich euch nie auf der Eisbahn wie die andern? Munter, Junge, tanz mit der Schwester, ich will pfeifen!“ — „Sie haben den ganzen Tag noch keinen Bissen gegessen,“ unterbrach die Frau ihn bitter, „die paar Kartoffeln, die du nach Hause brachtest, liegen noch da, es fehlte an Holz, sie zu kochen!“ — Und war da nicht zu helfen?“ erwiderte Herr Haidvogel, indem er zugleich einen der beiden um den Tisch stehenden alten Stühle bei der Lehne packte und

wieder an und kehrte um. Kaum aber hatte er einige Schritte gemacht, als er mit dem Fuß an etwas Hartes stieß; er hob es auf und siehe da, es war ein Beutel mit Geld. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, ob ihn jemand bemerkt habe, dann steckte er den Beutel zu sich und setzte, jedoch nicht eben schneller als vorher, seinen Weg fort. Als er zu Hause wieder anlangte, fand er seine Frau nicht mit Zurichtung eines Bratens beschäftigt, sondern mit Entkleidung ihrer Tochter. Der Knabe kam ihm entgegen und richtete ihm eine Impertinenz vom Schlächter aus; auch das Mädchen wollte sprechen, doch die Mutter unterbrach sie und sagte: „Euer Vater weiß alles, was ihr ihm melden könnt, nun zu Bett mit euch, damit ihr hineinkommt, bevor die Lampe erlischt!“ — „Nichts da! Ihr bleibt auf!“ rief Herr Haidvogel jetzt und warf den Beutel mit Geld auf den Tisch. Blanke Taler rollten, die Frau sah ihren Mann mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens an. „Mensch,“ sagte sie endlich langsam und ein schlimmer Verdacht stieg ihr auf, „woher kommt dir dies Geld?“ — „Wenn's nun ein Lotteriegewinn wäre,“ erwiderte er, „würdest du dann endlich einräumen, daß ich recht tat, als ich die zwölf Kreuzer, die ich Montag fand, zum Kollekteur trug, statt sie zu Brot herzugeben?“ — „Nein,“ versetzte sie, „aber ich würde mich freuen, daß eine Schlechtigkeit ausnahmsweise einmal gute Folgen gehabt hätte. Ist es denn so?“ — „Laß uns weiterreden,“ rief Herr Haidvogel, „wenn wir satt sind! Dann fördert's die Verdauung. Wir leben in einer Welt, worin einem Menschen plötzlich eine Königskrone auf den Kopf fallen kann, der bis dahin kaum eine wollene Mütze besaß, sich ihn damit zu bedecken. Das sagte ich dir schon oft, erinnere dich daran und mach Feuer, jetzt wird dir der Stuhl wohl nicht mehr zu kostbar scheinen! Ich selbst hole, was sonst nötig ist, ich muß die Hunde ärgern, die mir den Kredit versagten, sie sollen glauben, daß ich bloß ihre Gesinnungen gegen mich auf die Probe gestellt habe, und da sie von meinen guten Zeiten her wissen, wieviel ich daraufgehen lasse, wenn ich nur kann, so wird sie's verdrießen, in dieser nicht besser bestanden zu sein!“ Jetzt setzte die Frau sich emsig in Tätigkeit, während Herr Haidvogel sein Geld wieder einstrich und ging. Er kam an einer Schenke vorbei; es war die nämliche, in der er den größten Teil seines väterlichen Erbteils mit dem Leichtsinn und der Liederlichkeit eines verhätschelten einzigen Sohns verpraßt hatte, denn er war keineswegs immer ein armer Schlucker gewesen, er hatte ein für seine Verhältnisse ganz ansehnliches Vermögen hindurchgebracht und sich eben dadurch die Verachtung des Onkels, seiner Frau aber, die aus Pflichtgefühl nicht von ihm lassen wollte, den Haß desselben zugezogen. „Da sitzen nun,“ dachte er, „die meisten von denen, womit ich sonst zusammenzusitzen pflegte, da schwatzen sie, wenn ihnen nichts Besseres einfällt, von

er da!" rief ich dem Schlingel, dem Johann zu, der eben, einen Rebhuhnflügel in der Hand, aus der Küche heraufkam, „warum war er noch nicht bei mir? Hat er den Kalender vielleicht verbrannt, worin der Tote die Vorschüsse notierte, die er ihm abzuschwatzen wußte? Das wird ihm übel bekommen!" — „Gott! Gott!" seufzte die Frau. „Der ist zehn Jahre und die acht! Was wird aus den armen Kindern, wenn —" — „Was würde aus ihnen," unterbrach Herr Haidvogel sie mit Unwillen, „wenn sie einmal eine Erbschaft machten und ihr Vater wäre weniger eifrig, ihre Rechte wahrzunehmen, als ich es bin! Diesmal freilich war ich etwas zu voreilig, denn kaum hatte ich meine letzte Drohung ausgesprochen, als der Alte erschien und zornig fragte, wer einen solchen Lärm erhöbe. Da nun die Köchin, boshaft wie sie ist, erwiderte, daß ich ihr verböte, das Silberzeug zum Aufputzen für die bevorstehende Geburtstagsfeier des gnädigen Herrn zum Goldschmied zu bringen und der Bediente noch ärgere Dinge hinzufügte, ereiferte er sich natürlich gewaltig, sein Gesicht wurde blau, seine Hände flogen und — — genug, der tückische Wunsch, den er mir nachrief, daß ich auf der Treppe den Hals brechen möchte, ist nicht in Erfüllung gegangen, so gut der Johann seinen plumpen Auftrag auch ausführte, und wir wollen von dem Gerüchte Vorteil ziehen, solange wir es noch können! Flink, Theodor, spring du zum Schlächter hinüber und hole einige Pfund Fleisch, und du, Auguste, lauf zum Krämer und besorge die Butter. Wenn sie uns noch nie geborgt haben, so borgen sie uns jetzt! Nicht diese Stirnfalten, Weib! Es gibt mehr Kinder, die nach Sieben über die Straße geschickt werden und doch keinen Husten mit nach Hause bringen! Wasche du inzwischen die Kartoffeln ab, ich will Holz schaffen! Vater zahlt morgen, er ist beim Onkel!" Mit diesen Worten trieb er den Knaben und das Mädchen, die sich nur zögernd zum Gehorchen anschickten, weil sie solche Botschaften nicht zum erstenmale ausrichten sollten und den Erfolg schon kannten, aus der Tür und folgte ihnen nach, während die Frau in ein Gelächter, halb der Verachtung, halb der Verzweiflung, ausbrach und sich nicht von der Stelle rührte. Er tat aufs Geratewohl einen Gang durch das abgelegene Quartier, wo er wohnte und musterte manchen Zaun und manche alte Hecke, sogar hie und da einen Fensterladen, der im Winde klapperte, weil er nicht gehörig befestigt war. Aber wenn er eben Hand anlegen wollte, schien ihm bald der Mond zu hell, bald gingen ihm zuviel Leute über die Straße, bald störte ihn ein Hund, der ihn anbellte. Endlich sagte er zu sich selbst: „Ich will mir die Mühe gar nicht machen, denn es ist doch immer noch sehr zweifelhaft, ob wir Fleisch und Butter erhalten, und wenn, so liefert der Stuhl Holz genug. Sogleich nahm er seine gewöhnliche stolze Haltung, deren er sich als angehender Dieb bereits abgetan hatte,

lange nicht mehr bei mir sehen ließ, würde mich das beleidigen, und noch mehr als das, es würde mich kränken!" — „Nun," erwiderte Herr Haidvogel, „ich werde bleiben! Aber schickt schnell ein gutes Nachtessen zu den Meinigen hinüber! Sie wollen sich selbst was bereiten, wozu die Umstände!" — „Freilich, freilich, wozu! Ich koche ja gern für die ganze Stadt! Was soll's nur sein? Hier ist die Speisekarte, beliebt's euch, auszuwählen?" — „Schickt alles, was darauf steht," versetzte Herr Haidvogel, „dann schickt ihr jedenfalls das Rechte mit! Bildet euch übrigens nicht ein, daß eure Küche die meinige übertrifft. Pah! Wenn ich den Schneider, der dort in der Ecke sitzt — heda, Meister, Ihr habt nun genug genickt und am Käppel geschoben, kommt morgen früh zu mir herüber und nehmt mir Maß! — wenn ich den zuweilen durch ein Loch im Ärmel, oder den Schuster durch einen zerrissenen Stiefel ärgerte, so geschah das ja bloß, weil ich meinem Magen nichts abgehen ließ, denn wenn mein Onkel auch nicht alle Tage Verlangen trug, mich zu umarmen, so fiel es ihm doch noch weniger ein, mich hungern zu lassen, und wenn er mir auch einmal in seinem bekannten Jähzorn verbot, zu ihm zu kommen, so kam er dafür reuig bei nächtlicher Weile zu mir. Betrachtet den da! Ist er magerer geworden, seit ich keine Bratwürste mehr bei euch aß?" Hierbei klopfte er sich auf den Bauch, der allerdings trotz der nüchternen Atzung mit Kartoffeln und trockenem Brot die ehemalige Rundung bewahrt und ihm auch immer für einen Ableiter erniedrigender Gedanken über die Beschaffenheit seines Tisches gegolten hatte. „O, sicher nicht," entgegnete der Wirt, obgleich trotz seiner Geschmeidigkeit nur mit mühsam unterdrücktem Lächeln, „was fällt euch ein! Doch ich will dem Kellner Auftrag geben!" Er sprang fort, um nicht zu bersten. „Ob wirklich nichts Kleines mehr darunter ist?" sagte Herr Haidvogel mit einem langen Blick auf den Fremden, der noch dasaß wie vorhin, und dessen Unempfindlichkeit und Gleichgiltigkeit gegen alles, was um ihn her vorging, ihn förmlich zu empören anfing. „Freilich, das Bettelgesindel." Er warf mit diesen Worten das Geld mit Geräusch auf den Tisch und schickte den Rest in der Tasche Handvoll nach Handvoll hinterdrein, fortwährend zwischen den Talern rührend und mit ihnen klappernd. Jedermann wurde aufs neue aufmerksam auf ihn, der Wirt rief dem Kellner einmal über das andere: „Hurtig! hurtig!" zu, zwei von den ehemaligen Kameraden, die ihr schnödes Benehmen gegen ihn in der Zwischenzeit in Vergessenheit zu bringen wünschten, stießen, scheinbar unbekümmert um ihn, aber laut genug, daß er es hören konnte, auf sein Wohl miteinander an, nur der Fremde verharrte in seiner vorigen Lage. Herr Haidvogel wollte aber durchaus auch von ihm beneidet werden, er trat ungeduldig zu ihm heran und bat um Erlaubnis, sein Licht einen Augenblick nehmen zu dürfen, weil das seinige so düster brenne und zwei

mir, da lachen und spotten sie auf meine Kosten oder bedauern mich, wenn's gut geht, zucken die Achseln und — ich muß hinein!" Er legte die Hand auf die Tür. „Was sie sagen werden, wenn ich so plötzlich erscheine, wie sie anfangs vor mir zurückweichen, dann, sowie sie Geld sehen, mir zunicken und vertraulich näherrücken werden! Ha, ginge einer von ihnen so weit, mich um ein Darlehen anzusprechen, ich würde es hergeben, wär's auch nur, um ihnen von der Größe der Summe, die mir zu Gebote steht, einen guten Begriff beizubringen." Er trat ein. Drinnen war eine lärmende Gesellschaft beisammen, die alten Kameraden grüßten gleich freundlich und wisperten dann miteinander, es war offenbar, daß das Gerücht von Herrn Haidvogels plötzlicher Erbschaft bereits zu ihnen gedrungen war und daß sie es jetzt für vollkommen bestätigt hielten, selbst der Wirt war höflich. Herr Haidvogel, der in der allgemeinen Aufmerksamkeit, die er erregte und in dem Geflüster, das ringsumher entstand, eine hinreichende Genugtuung für alle Entbehrungen der letztverstrichenen Jahre fand, durchschritt, um seinen Triumph vollständig zu genießen, den Saal seiner ganzen Länge nach, ehe er sich niederließ, dann setzte er sich an einen Tisch, an dem der einzige Mensch saß, den er nicht kannte und der keine Notiz von ihm nahm. Dies vordroß ihn fast und er faßte ihn darum scharf ins Auge; es schien nach dem ledernen Gurt, den er um den Leib trug, ein reisender Viehhändler zu sein, er hatte den Kopf auf den Tisch gestützt und starrte trübsinnig vor sich hin. „Dem ist ein Ochse gefallen!" dachte Herr Haidvogel, „und nun erinnert er sich mit Verdruß der vielen Schlächter, bei denen er das Tier um leidlichen Preis hätte anbringen können. Gebührende Strafe für die übertriebene Habsucht!" Dann forderte er sich mit lauter Stimme ein Glas Wein. Der Wirt brachte es eilig in eigener Person und putzte zugleich das Licht, das etwas trüb vor dem Fremden brannte; nun erst sah man's ganz deutlich, wie viel Niedergeschlagenheit in den an sich so mannhaft trotzigen Zügen desselben lag. „Ist euch nicht um eure Zeche bange?" fragte Herr Haidvogel den Wirt halblaut und deutete auf den Fremden, „der scheint darüber nachzugrübeln, wie er euch darum bringen will!" — „Das wäre noch ein Ding der Unmöglichkeit," versetzte der Wirt lustig, „denn sie beläuft sich noch auf nichts, das Glas Bier, das er sich geben ließ, steht unberührt vor ihm." — „Damit ihr das nicht auch von mir sagen könnt," sagte Herr Haidvogel, „will ich meinen Wein trinken!" Er tat's und zog dann eine Handvoll Taler hervor, die er hastig nach kleiner Münze zu durchsuchen begann, weniger, weil er so eifrig auf's Bezahlen erpicht war, als weil es ihn kitzelte, seinen Reichtum zu zeigen. „Ei du mein Himmel!" versetzte der Wirt abwehrend, „als ob das nicht Zeit hätte! Ihr denkt doch nicht schon wieder zu gehen? Von einem alten Freund, der sich so

Ende gekommen und stieg eben ins Bett, als seine Frau, die schon mit Ungeduld auf ihn wartete, in die Stube trat. „Mein Gott!“ rief sie aufs höchste verwundert aus, „du gehst zu Bett?“ — „Tu du es auch,“ entgegnete er und setzte, indem er die Decke über sich hinzog, gähnend hinzu: „Ehrlich währt am längsten!“ Die Frau hatte aber noch kaum die Zeit gehabt, ihr Erstaunen durch einen unartikulierten Laut auszudrücken, als an die Tür gepocht wurde. „Riegel vor!“ rief Herr Haidvogel, und als er sah, daß die Tür bereits aufging, griff er nach seinem Stock, der zu Häupten des Bettes stand. Der Kellner trat mit seiner Last herein; die Gesichter der Kinder, die sich schon verfinstert hatten, klärten sich wieder auf, denn der leckere Duft, der sich im Zimmer verbreitete, und das fröhliche Klappern der Schüsseln verkündete ihnen den Inhalt des Korbes. „Reue? Gewissensbisse?“ fragte Herr Haidvogel den Menschen, der den Korb stillschweigend auf den Tisch stellte, „hätt's kaum erwartet.“ — „Mich schickt der Viehhändler,“ entgegnete dieser, „er hat alles bezahlt!“ — „Der!“ rief Herr Haidvogel. „Was untersteht der Kerl sich! Mir, der ich schon an einem Abende mehr verspielt habe, als er in einem Jahre gewinnt! Nun wohl! Ein Finderlohn! Aber wohl gemerkt, nur für die Kinder! Ich berühre nichts davon! Ehrenwort!“ Der Kellner wollte sich wieder entfernen, die Frau trug ihm eine herzliche Danksagung auf. „Kein Wort von Dank!“ fuhr Herr Haidvogel dazwischen. „Er hat seine Schuldigkeit getan und kaum. Aber deinem Herrn kannst du melden, daß ich mit den Schüsseln, wenn er sie etwa zurückverlangt, die Fenster einwerfen werde!“ In diesem Augenblick wurde abermals gepocht. „In Europa nimmt man im Bett keine Visiten an!“ rief Herr Haidvogel, aber die Tür wurde trotzdem langsam geöffnet, und mit verstörtem Gesicht trat etwas verlegen der Bediente Johann herein. „Nun, Halunke!“ schrie Herr Haidvogel ihm entgegen und schwang seinen Stock, „willst du die Zahlung für —?“ Er berührte hierbei mit einer unzweideutigen Geberde seinen Rücken. „Herr Haidvogel,“ stotterte Johann, „Sie wissen, daß ich nichts tat, als was der Herr mir befahl, dessen Brot ich aß!“ — „Aß?“ fragte Herr Haidvogel gespannt. „Ja,“ fuhr Johann fort, „der gnädige Herr ist am Schlag —“ — „Am Schlag?“ unterbrach ihn Herr Haidvogel verdrießlich und enttäuscht, „Kerl, bist du verrückt? Es war ja eine niederträchtige Lüge, mit eigenen Augen überzeugte ich mich davon!“ — „Heute nachmittag, ja,“ versetzte Johann, „aber jetzt nicht mehr! Leider!“ — „Leider?“ rief Herr Haidvogel. „Gottlob!“ — „Freilich Gottlob!“ entgegnete Johann geschmeidig, „denn es war nicht mehr zum Aushalten! Wenn Sie wüßten, wie oft ich Fußtritte vom Alten erhielt, weil ich eine Fürbitte für Sie einlegte. Noch dieses Loch im Kopf —“ — „Hast du vor sieben Stunden von dem Türpfosten bekommen,“ unterbrach ihn

überhaupt heller leuchteten als eins. Der Fremde bewilligte es durch eine Kopfbewegung und sah nun endlich auf. Doch kaum hatte er auf den im Glanz der Lichter flimmernden und schimmernden Schatz des Herrn Haidvogel einen Blick geworfen, als er wie besessen auffuhr, den bisherigen Besitzer mit einem mächtigen Stoß beiseite schleuderte und mit einer Donnerstimme ausrief: „Des Todes ist, wer dies Geld berührt, es ist mein! Hundert Taler! Die russische Schaumünze, an der ich mein Eigentum erkenne! Und ein lederner Beutel! Zähle nach und vergleiche, wer zweifelt!" Der Wirt, die ganze Gesellschaft, vor allem aber Herr Haidvogel selbst, standen einen Moment wie versteinert, der letztere faßte sich jedoch sogleich wieder, weil er fühlte, daß er in den allerschnödesten Verdacht geraten werde, wenn er lange im Schweigen verharre, und antwortete dem Fremden, der unwillkürlich sein breites Schlächtermesser gezogen und sich mit halbem Leibe über das Geld hingelehnt hatte, kalt und spöttisch: „Ihr habt die Lumperei verloren, und ich habe sie gefunden! Könnt ihr das nicht ruhig sagen? Da ist der Lederbeutel, den ihr wohl noch vermißt! Eine Schaumünze! Ei, die hatte ich noch gar nicht bemerkt! Hübsch! Der Übergang über die Beresina! Ein Andenken?" Der Fremde maß Herrn Haidvogel mit einem zweideutigen Blick und da er entdeckte, daß der Rock desselben etwas kahl war, zählte er sein Geld sorgfältig nach. Als er fand, daß an der Summe nicht das Geringste fehle, reichte er ihm die Hand und sagte: „Verzeiht mir meine Heftigkeit und setzt euch zu mir, daß wir zusammen trinken!" — „Trinkt mit wem ihr wollt", entgegnete Herr Haidvogel vornehm, „aber haltet euch ein andermal auf bessere Taschen!" Stolz, wie ein Sieger den Wahlplatz, verließ er nun die Gaststube und überrannte in der Tür fast den schwerbepackten Kellner, der, bei einer so unerwarteten Wendung der Dinge vom Wirt eiligst wieder umgerufen, eben hineintrat. „Ich will's selbst mitnehmen!" rief er diesem zu und griff nach dem Eßkorb, den der verblüffte Mensch, der den Zusammenhang nicht kannte, auch ohne Widerstand fahren ließ, den der Wirt Herrn Haidvogel aber wieder entriß. „Ah, so war's gemeint," sagt dieser, „gut, da ist hier denn auch für mein Glas Wein!" Er warf die letzten vier Groschen hin, die er besaß und die er zum Ankauf von Glanzwichse bestimmt hatte, versuchte den Wirt durch einen Puff, den er ihm im Vorbeischießen beibrachte, umzustoßen, was ihm freilich nicht gelang, und eilte fort. Leise, leise stahl er sich in sein Haus und in seine Wohnstube hinein. Seine Frau war in der Küche, wie er durch ein kleines, an der Tür angebrachtes Fenster sehen konnte, mit dem Abkochen der Kartoffeln beschäftigt, das Feuer brannte lustig auf dem Herd und die Kinder standen mit heiteren Gesichtern umher. „Ich kann's nicht ändern!" fluchte er und begann sich schleunig zu entkleiden. Er war damit glücklich zu

krank, es sei aber nicht wahr, ihr fehle nichts, dann entfernte er sich. „Nun, Frau," rief Herr Haidvogel und zog sich an, „kann ich mein väterliches Haus wieder kaufen, von dem ich den Kindern einst, als wir mit ihnen daran vorbeigingen, zu deinem Verdruß weismachte, es sei noch mein und ich hätte nur den Türschlüssel verloren, sonst würde ich sie hineinführen? Kann ich —" — „Nichts kannst du," versetzte die Frau, die inzwischen ihr dünnes Umschlagtuch umgenommen und sich zum Fortgehen angeschickt hatte, „nichts ohne mich, ohne meine Einwilligung kommt kein Pfennig in deine Hände und ich werde dafür sorgen, daß das Jammerleben, das jetzt zu Ende ist, nicht wieder anfangen kann?" — „Wie? Was?" rief Herr Haidvogel mit offenem Munde, und war so überrascht, daß er den schon halbangezogenen Rock ganz anzuziehen vergaß und mit dem possierlich an der rechten Seite seines Leibes niederbaumelnden Kleidungsstück wie eine Vogelscheuche dastand. „Gewiß," fuhr die Frau im bestimmtesten Tone fort, „du sollst mir tun, was dir gefällt, wenn dir mittags jemals wieder ein guter Braten auf dem Tisch fehlt und wenn du des Abends wieder kalte Kartoffeln essen mußt!" — „Pah," erwiderte Herr Haidvogel giftig, „wenn man nicht selbst Bankrott macht, so tun's andere und man verliert sein Geld. Das ist das Beste!" — „Darauf laß ich's ankommen!" versetzte die Frau und ging. „Schöne Aussichten!" rief Herr Haidvogel und wandelte einige Male stillschweigend die Stube auf und ab. „Schmeckt's?" rief er dann den Kindern zu, die sich längst über das Essen hergemacht hatten und setzte sich zu ihnen. „Galle macht Appetit. Ein neuer Beweis dafür!" murmelte er nach einer kleinen Pause der Untätigkeit und griff auch seinerseits zu. „Was ist's auch weiter?" monologisierte er nun kauend fort, „ich bedinge mir ein Monatliches, das taten andere auch, und ehe sie's ins Wochenblatt setzen läßt, daß sie für meine Schulden nicht haftet, kann ich genug auf ihren Namen zusammenborgen! Heisa! Lustig! Was für Not?"

## Gedichte

von Adolf Pelt.*)

### Älplers Gruß.

Das ist des Älplers Art von je:
Will ihm das Herz zerspringen
In Lieb' und Leid und Lust und Weh,
Er trägt's hinan zur Bergeshöh'
Läßt dort sein Lied erklingen.
„O schöne Welt, o reiche Schau —
Du holdes Bild im Tale!
Sei mir gegrüßt, mein Heimatsgau,
Viel tausend, tausendmale!"

Und ob die Welt er Stück für Stück
Durchmaß am Wanderstabe,
Den Alpensohn, ihn zieht's zurück
Zu seiner Heimat stillem Glück,
Zu seiner dürft'gen Habe.
„Ihr braunen Hütten, fromm gesellt,
Du holdes Bild im Tale!
Ich grüße dich, du meine Welt,
Viel tausend tausendmale!"

*) Aus „Ranken", Gedichte von Adolf Pelt. Wien, A. Hartleben. Aus vorstehenden Proben spürt man den Adel der Poesie dieses Dichters. Die dritte Auflage ist reich vermehrt und besonders gut ausgestattet Die Red.

Herr Haidvogel, „an den du dich stießest, als du mit mir bosseln wolltest. Was kümmert's mich noch! Hast du gehört, Frau?" — „Ist es denn wahr, Johann?" fragte sie schüchtern und schob dem Bedienten einen Stuhl hin, auf den er sich aber nicht niederließ, weil die Dame, die er schon lange nur noch über die Achsel angesehen hatte, plötzlich wieder eine Respektsperson für ihn geworden war. „Wie kannst du nur noch fragen," eiferte Herr Haidvogel, dem dies nicht entging; „siehst du nicht, daß er mit krummem Rücken und eingeknickten Beinen vor dir steht? Aber wie kam's denn?" — „Wahrscheinlich," entgegnete Johann zögernd, „von dem Ärger, den —" — „Den ich ihm machte?" fragte Herr Haidvogel jubelnd. „Ja? Ist's so? Das freut mich! O, das freut mich! Maß für Maß! Kerl, ich schenke dir alles, was du heute abend gestohlen hast! Verbeugst dich? Bravo! Nun, Frau, war's gut, daß ich da war? He, was sagst du?" — „Laß ihn doch zu Wort kommen," erwiderte sie unwillig, „noch wissen wir ja von nichts!" — „Der Auftritt mit Ihnen," begann Johann wieder, „hatte ihn in die furchtbarste Aufregung versetzt, er schäumte vor Wut —" — „Das sah ich noch!" warf Herr Haidvogel ein, „o, das sah ich!" — „Und er schrie: „Gleich mach' ich mein Testament, ich warte meinen Siebzigsten," Geburtstag meinte er vermutlich, „nicht ab, und ich enterbe sie vollständig!" — „Es war also noch nicht geschehen," versetzte Herr Haidvogel, „wie ihr Hunde ausgebracht hattet! Niederträchtig! Das gab meinem Kredit den Todesstoß!" — „Wir sagten," erwiderte Johann kleinlaut, „was wir hörten und glaubten! Hätten wir das Gegenteil gewußt —" — „So hättet ihr," unterbrach die Frau ihn bitter, „meinen Theodor zur Kirschenzeit zuweilen in den Garten gelassen, wenn der Onkel abwesend war und er darum bat, weil die roten Beeren ihn so lockten!" — „Gewiß!" entgegnete Johann mit einem dummen Gesicht, „das hätten wir getan!" — „Weiter!" drängte Herr Haidvogel. „O," sagte Johann, „es ist gleich aus! Ich mußte zum Advokaten springen und als ich zurückkam, lag er schon sprachlos da. Dann — genug, es ist vorbei!" — „Für ihn!" versetzte Herr Haidvogel, „und für uns fängt's an. Hast du Geld bei dir?" — „Zu Befehl!" entgegnete Johann und griff dienstfertig in die Tasche. „So bezahl dem Menschen da, der Maulaffen an der Tür feilhält, das Essen! Heda, Kellner, dem Viehhändler seinen Taler, oder sind's zwei? zurückgebracht und über alles, was du hier gehört hast, auf deine gewöhnliche Weise reinen Mund gehalten! Ah sieh! Hättest du deine Mütze gleich beim Eintritt abgezogen, wie sich's gebührt, so könntest du sie jetzt wieder aufsetzen! Nun mußt du's freilich umgekehrt machen! Gute Nacht!" Der Kellner ging, auch Johann schickte sich zum Fortgehen an, vorher aber sagte er noch, die Köchin habe sich ins Bett gelegt und stelle sich

# Kinderelend.

Ein soziales Bild aus den Bergen. Von **Alois Friedrich.**

Kinderelend! Wessen Herz würde nicht ergriffen von diesem Worte? Ja, es gibt viel Elend, viel tief ergreifendes Weh, das dem Auge der Menschenfreunde verborgen bleibt, weil es nicht in großen Städten sich zuträgt, sondern hinter Berg und Wald in armseligen Hütten sich findet.

Es betrifft jene Kinder, die weder Vater noch Mutter haben und schon mit einigen Lebenstagen aus dem Findelhaus zu armen Keuschlerleuten weit in's Gebirge hinausgetragen werden.

Frische, reine Waldluft wäre noch das einzige Gute, welches Mutter Natur denselben in reicher Menge bieten würde. Doch auch diese Gabe wird ihnen entzogen durch Unverstand und Lässigkeit der sogenannten Pflegeeltern. Schöne, milde Frühlings- und warme Sommertage vergehen, während solch ein armes Würmchen in dumpfer, schwüler Stube, von unzähligen Fliegen umschwärmt, mit einem schmutzigen Zulp im kleinen rosigen Mündchen im Halbschlummer sein unbewußtes Elend und meist kurzes Leben verträumt. Die Pflegemutter hat draußen auf dem Felde zu tun und ein kleines Mädchen muß kostbare Schulstunden versäumen, um das Kostkind zu überwachen. Oft muß solch ein Kind wohl gar stundenlang in verschlossener Hütte ganz allein in Schmutz und Unrat liegen, bis sein Geschrei endlich die Leute herbeiruft.

Dagegen bringen wieder Kinder, die kaum zu laufen beginnen, oft kalte, feuchte Herbsttage nur schlecht gekleidet im Freien zu.

Wir haben solche arme Kostkinder an feuchten neblichen Herbstmorgen besucht und mit Wehmut beobachtet, wie sie ganz sich selbst überlassen, ob gesund oder krank, ohne Sorgfalt von Seite ihrer Pflegeeltern jeder, auch der rauhesten Witterung preisgegeben, sich schutzlos herumtreiben.

Vor der Hütte des Lerchbauern grunzen Schweine und wühlen im Lehm, gackern und scharren Hühner und dazwischen wackelt ein kleines, etwa zwei Jahre altes Mädchen auf verkrümmten Beinchen schwerfällig umher. Goldblonde Löckchen zieren das kleine Köpfchen. Aus einem fieberhaft erhitzten Gesichtchen blicken zwei kluge Blauaugen uns schüchtern entgegen. Die Füßchen sind nackt und vor Kälte blau. Der scharfe Nordwind bläst von den Alpen her über die Waldblößen und flattert mit dem dünnen, fadenscheinigen Röckchen der Kleinen. Und als wir die Lerchbäuerin aufmerksam machen, daß sich die Kleine leicht erkälten, krank werden und sogar sterben könnte, entgegnet sie uns mürrisch: „Arme Kinder derfen net verzärtelt werden. Zehn Kronen Pflegegeld, die das Findelhaus monatlich zahlt, reichen net hin, um Strümpf und

Nicht liebt der Älpler Wortgetön,
In Bergen lernst du schweigen,
Doch was er fühlt auf seinen Höh'n
Es ist so fromm, so treu, so schön,
Mag seinem Gott es zeigen.
„Des Berges Blume Edelweiß,
Du holdes Bild im Tale!
Sie grüßet dich vom Sternenkreis
Viel tausend, tausendmale!“

## In der Fremde.

Saß in der Stube so fremd und kalt,
Fühlte mich, ach, so müd' und alt;
Draußen heulte Novembersturm,
Zwölfe schlug es vom nahen Turm.
Dachte der Tage, die nicht mehr sind,
Hätte geweinet bald wie ein Kind,
Goß in die Schale den feurigen Saft,
Meinte zu singen ein Lied der Kraft,
Meinte zu singen ein Lied der Freude,
Wollte mir nicht gelingen heute.
War so allein — ohn' Unterlaß
Klang mir im Ohre die trübste der Weisen:
Einsames Lieben, einsames Reisen,
Einsames Zechen wie traurig ist das!

## Vater unser.

Vater unser, der Du im Himmel bist —
Gebeugt von schwerem Grame
Lieg' ich im Staub,
Der Angst ein Raub —
Geheiliget werde Dein Name.

Nach dieses Lebens trauriger Frist
Gib uns ein selig Sterben,
Der Wünsche Kron'
Des Schweißes Lohn,
Dein Reich laß uns erwerben.

Den Menschen täuscht des Menschen List,
Wer mag vor Dir bestehen?
Dein Licht erhellt
Die ganze Welt,
Dein Wille soll geschehen.

Gib uns, woran's keinem Wurm gebricht,
Des Leibes tägliche Nahrung,
In Sturm und Graus
Der Armut Haus,
Nimm Du es, o Gott, in Verwahrung.

Dem Herzen, das da vergibt, vergißt
Nach langem blutigen Dulden —
Geprüft in Schmerz,
Ein Menschenherz —
Vergib ihm seine Schulden.

O Du, der alles wohl ermißt,
Wie lockend oft zu fehlen!
Wie rauh die Pflicht!
Versuche nicht
Zu streng die weichen Seelen.

Von der Not, die uns die Seel' zerfrißt,
Von der Furcht, der sklavischen, zahmen,
Von Schmach und Spott
Erlös' uns, o Gott,
Und von der Verzweiflung! Amen.

„Da, schau auf's Kind!“ ruft die Bäurin jetzt einem trotzig und verwildert aussehenden Mädchen von acht Jahren zu. „Der Fratz macht mir a alle Tag Verdruß. Die Muatter is Dirn bei mir da am Hof, der Vater is Knecht, will hiazt nichts mehr zahln fürs Dirndl, weil er an andre, a reiche Bauerntochter heiraten will. Das Diarndl is eam halt hiatz a Last. Freili wohl is das Kind ganz verdorben, daß ma ka große Freud dran haben kann, stiehlt, lüagt, geht Schulstürzen, treibt sich taglang im Wald herum. Is aber anders mögli? Das Dirndl war jed's Jahr auf an andern Platz. Neamd will das Weibsbild mit dem Kind in Deanst nehmen. So muaß das Hascherl von oan Bauernhof zum andern wandern. In früahster Jugend haben's dem Kind schon Branntwein geben.“

Jetzt tritt ein dickleibiger Knabe in die Stube. In seinem unheimlich großen Kopfe lächeln ein paar blöde Augen. Der etwa vierjährige Knabe macht den Eindruck eines Kretins.

„Das is der Bruader von dem Dirndl da,“ erzählt die Bäurin. „Ist ganz vernachläſsigt, kann noch koa Wort reden. Bei dem Bauer, wo er bis hiazt war, habens eam die meiste Zeit im Bett liegen lassen und haben eam Mohnsaft zu trinken geben, daß er schön ruhig den Tag über schlaft und die Mutter von der Arbeit net abg'halten wird.“

Wenn wir der Reihe nach noch viele solche Pflegekinder besuchen, so finden wir mehr oder weniger fast überall dasselbe Elend. Zur Ehre so mancher selbst armer Pflegeparteien sei gesagt, daß sie mit vieler, wirklich aufopfernder Liebe die ihnen anvertrauten Kinder pflegen, ja jahrelang dieselben bei sich behalten, für die sie keinen Heller mehr bekommen. Sind nämlich die zwei Jahre, während welcher das Findelhaus zahlt, vorüber und die Eltern sehen sich nach ihrem Kinde nicht mehr um, so fällt dasselbe der Gemeinde zur Versorgung zu, wo die Mutter zuständig ist. Bevor nun solche Pflegeparteien, die ein Kind mit uneigennütziger Liebe pflegten, dieses in eine dem Kinde fremde Gemeinde hinausgeben, behalten sie es aus Erbarmnis bei sich und ernähren es kümmerlich.

Ebenso zeigt es sich, daß oft bei sorgsamster Pflege viele Kinder absterben, da sie äußerst schwächlich zur Welt kommen. Hätten sie nährende Muttermilch genossen, so wären sie sicherlich aufgewachsen und vielleicht recht nützliche Glieder der menschlichen Gesellschaft geworden, so aber mußten sie wie verdorrte Pflänzchen frühzeitig absterben, da sie entsprechender Nahrung entbehrten und kraftlos das Licht der Welt erblickten.

Wir haben in Steiermark ein vortreffliches wohlmeinendes Kinderschutzgesetz und die in jeder Gemeinde aufgestellten Armenräte tun vielfach ihre Pflicht im Überwachen der Pflegeparteien und suchen ihnen mit verständigem Rate beizustehen, jedoch es fehlen denselben die Mittel, um

Schnach für's Dirndl z'kaufen. Und wann's Dirndl stirbt, so is a koa großer Schaden. Arme Leut gib's noch gnua in der Welt. War neamd froher, wann's Dirndl sterben möcht, als seine Muatter. Is a liaderliche Dirn, die schon wieder an andern nachlauft. Hat noch vier andere Kinder ledigerweis rund herum anbaut und bald is schon wieder oans z'hoffen. Der Vater is Semmeltrager mit schlechtem Verdeanst und hat voriges Jahr a and're g'heirat, die von dem Dirndl nichts wissen will. — Hab grad vor ein paar Tagen so a arms Hascherl aus der Stadt hoamtragen," fährt die Bäuerin fort, während sie uns in die Hütte führt.

Ein unerträglicher, übelriechender Dunst, der sich aus einem großen Kessel kochenden Schweinefutters entwickelt, verfinstert den ohnedies dunklen, von Rauch geschwärzten Raum, der zugleich, Küche, Wohn- und Schlafstube für mehrere Personen ist, noch mehr.

Durch die Fensterchen, deren Scheiben teils erblindet, teils zerbrochen sind, streicht ein scharfer, kalter Luftstrom über ein rohgezimmertes Bettchen, das in einer Ecke ganz nieder am Boden, nahe am Herde steht. Hier liegt in schmutzige, zerrissene alte Wäsche gehüllt, ein neugebornes Kind, das, seinem Aussehen nach einem alten Manne gleicht, denn das Köpfchen zeigt ein mageres, faltiges, wachsbleiches Gesichtchen. Aus einer schmutzigen Tuttenflasche saugt das Kind mittelst eines langen Gummischlauches Milch.

Als die Bäuerin die höchst unreinen nassen Windeln, in denen das Kind eingewickelt ist, öffnet, sehen wir, daß das Kind einem Totengerippe gleicht. Die mageren Ärmchen und Beinchen und der Oberleib, Brust und Rücken lassen jedes Knöchelchen an dem Körper zählen. Darüber hängt eine schlaffe, runzelige, gelbgraue Haut. Nur der Bauch des Kindes ist unnatürlich groß. Die unteren Gliedmaßen sind durch Schärfe gerötet und wund.

„Es is a Elend," erzählt die alte Lerchbäuerin. „Hab das Kind rein aus Erbarmnis mit außer g'nummen. Die Eltern san verheirate arme Leut. Die Muatter liegt im Spital. Es wird ihr der Fuaß abg'nummen werd'n müaßen. Der Vater is Fabriksarbeiter und muaß dem Verdeanst nachgeh'n. Wer soll hiazt das arme Hascherl pflegen? Da hab ich's aus Barmherzigkeit mitg'numen. Der Vater verspricht monatlich zehn Kronen Kostgeld zu zahlen. Glaub' kaum, daß er's zahlen wird. Woher sollt er a das Geld nehmen? Die Gurgel braucht ja a bei eam ziemli viel. Der Mann trinkt übermäßi viel und hat sei Weib in dem Zuastand arg darben und hungern lassen. Is darum koa Wunder, daß das Kind so elendi und mager ausschaut, hat ja schon im Mutterleib hungern müaßen. Nicht amal Windeln haben die Leut fürs Kind mitgeben können, sondern alte abgerissene schmutzige Hemaden und Unterkitteln."

zehnten um die Hand des Alpenbauers. Er bleibt seiner Jugendgeliebten treu, der alten Urgroßvaterswirtschaft, und geht daran zugrunde. Ja, kann man denn an der Pietät, an der Treue zugrunde gehen? Vielleicht. Sicher aber an der gedankenlosen Gewohnheit.

Das Bauerntum ist am Weltrade der Mittelpunkt, die Nabe, die sich nur langsam um sich selbst bewegt, während die Speichen, der Kranz viel rascher fliegen. Je weiter man vom Mittelpunkte der Natur entfernt ist, je unbeständiger, eilender und fliegender wird man. Der Kornhalm steigt heute in derselben Form aus der Scholle, wie zur Urzeit, aber alles was Menschen machen, ändert sich — beim Bauer am langsamsten, beim überkultivierten Luxusmenschen am schnellsten.

Das Bauerntum ist nicht mehr das entlegene, in sich abgeschlossene Bereich, nein, die Weltstraße geht jetzt mitten durch. Wer stehen bleibt, wird niedergerannt, und wer sich an den Wagen hängt, der wird — seiner Scholle entführt.

Die bäuerliche Altständigkeit hat aber eine schwache Seite. Ist schon die Vernunft zu schwach, um zweckmäßige Änderungen zu erzielen, der Nachahmungstrieb ist stark genug, um törichte Neuerungen einzuführen. Es ist schier possierlich, daß auch die Bauern tanzen, wie die Mode pfeift, und nach dieser Musik auch immer getanzt haben. Nur in etwas langsamerem Tempo. Ich denke hier vor allem an die Kleidermode. Doch gibt es mancherlei zu unterscheiden. Daß man heute statt der kurzen Lederhose die allgemein läufigen „Pantalons" trägt, daß man statt Schafwollstoffe Baumwollzeug hat und dergleichen, das geschieht mehr aus wirtschaftlichen Gründen, hat also mit der Mode wenig zu tun. Mode und Tracht ist nicht dasselbe. Die Tracht geht aus den Verhältnissen hervor, ist eine Frucht der Entwicklung; Mode entstammt dem Nachahmungstrieb und ist im gewissen Sinne Entartung. „Wer auswendig immer anders ausschaut," sagt mein alter Bachmichel in Birkfeld, „der hat auch inwendig keine Beständigkeit."

Zur Mode schlagen sich schon die Verzierungen, Verbrämungen der Gewänder, die Schnitte der Taschen, die Knöpfe, die Farbe, das Binden des Halstuches, die Form der Stiefel, des Hutes mit allem, was dran prangt. Derlei wird beherrscht von der Mode. Selbst über die Hemden und seine „Krausen und Kresen" herrscht sie. Natürlich auch die Tabakspfeifen-, Sackuhren-, Geldtaschen- und Handspiegelformen sind ansteckend. Was deren einmal einer der Hervorragenderen hat, das müssen bald auch die anderen haben. Im ganzen wechselt die Kleidermode bei den Männern langsam und selten. Der Gemsbart auf dem Hut, die Gehänge an den Taschenuhren mit ihren alten Talern, in Silber gefaßten „Wolfszähnen", die in manchen Alpengegenden Sitte, vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht.

helfend einzugreifen, da die Gemeinden sehr arg belastet sind. Es gibt leichtsinnige ledige Mütter, die ihren Heimatsgemeinden zwei, drei Kinder zur Versorgung überlassen, ohne einen Heller beizutragen. Es gibt gewissenlose Väter, die sich ihrer Pflichten gänzlich zu entziehen suchen, indem sie vorgeben, selbst nichts zu verdienen. Hier muß Menschenliebe ihre Hebel einsetzen, wenn diesen ärmsten Geschöpfen, die an ihrem Dasein nicht Schuld tragen und doch, freilich unbewußt, so viele Entbehrungen und oft den Tod in ihrer frühesten Kindheit erleiden, geholfen werden soll. Es müssen weite Kreise sich für dieses Elend interessieren und zur werktätigen Hilfe angerufen werden. Man muß bedenken, welchen Nutzen die ganze menschliche Gesellschaft, der Staat, die Gemeinden aus diesen unglücklichen Geschöpfen ziehen können, wenn sie zu brauchbaren Menschen erzogen werden, aber auch welchen Schaden dieselben anrichten können, wenn sie verwahrlost aufwachsen.

Soeben trägt man die Leiche eines kleinen Mädchens auf den Friedhof hinaus. Nur wenige Menschen begleiten die zarte Knospe zur letzten Ruhestätte. Es ist ja nur ein elternloses Findelkind, das Pflegekind der alten Lerchbäuerin, das hier im rohgezimmerten Sarge liegt. Das kleine Wesen hatte dasselbe Anrecht auf das Leben und Lebensglück wie alle Menschen. Ein hitziges Fieber, die Folge einer Erkältung, hat den zarten Körper binnen wenigen Tagen hingerafft. Ärztliche Hilfe, sorgsame Krankenpflege, die das Kind hätten retten können, mußte es ja auch entbehren.

Und so sterben jährlich hunderte solch armer Wesen dahin, ungeliebt im Leben, unbetrauert im Tode.

# Alpenbauern-Mode.

Eine Plauderei von **Peter Rosegger.**

Jede Neuerung in der Arbeit und Lebensweise, die entwicklungsgemäß in der Bauernschaft eingeführt wird, bedarf mehrerer Generationen, um sich einzuleben. Der Vater entsetzt sich vor der Neuerung, der Sohn versucht sie, der Enkel erkennt sie an. So ist's mit der Bauart der Häuser, mit den Werkzeugen, mit der Arbeitsform, mit der Nahrung und mit der Kleidung. Wie lange braucht das Versicherungswesen, bis es durchdringt, wie viele Jahre lange Ablehnung hat das Wahlrecht, die Schule, erfahren. Gar manches neue, das in der weiten Welt lebhaft regiert, kommt wieder ab und wird still, ehe der Bauer „ja“ dazu sagt. Die rationelle Düngewirtschaft, die Viehzucht auf Kosten des nicht mehr erträglichen Feldbaues wirbt seit Jahr-

dings manche in die Lage kommt, die allzuüppige, aufquellende Stattlichkeit wieder möglichst vertuschen zu sollen. Ansonsten weite, aufgebauschte, rauschende Kittel, welche die Trägerin wie einen wandelnden Kegel erscheinen lassen. Die engen Röcke der Stadtdamen, die zeitweilig sich so beschränkt an die Beine schmiegen, daß die Trägerin kleinen Schrittes trippeln muß, wie eine Chinesin, sind in der Bauernschaft nie schön gewesen. Hingegen die Krinoline ist wirklich auch einmal in den steirischen Bauernhof eingekehrt. Doch ist diese Aufgeblasenheit von den Bergwinden zum Gelächter der Männer manchmal derart gesteigert worden, daß man den Reifrock, der von unten keinerlei Abschluß möglich machte, bald wieder abgelegt hat. Das Umfangreiche, Aufgedonnerte wird ja viel gründlicher durch die entsprechende Anzahl der Unterröcke erzielt und heißt es, daß eine Dorfschöne neun Kittel am Leibe haben muß, um ganz schön zu sein.

Auch darin stimmt die Bauernmode mit der zeitweiligen Herrenmode überein, daß das Weib einen — Kamelrücken haben muß. Diesen Rücken erzeugt die schöne Bäuerin, indem sie über den Sitzteil innerhalb des Kleides einen Polster befestigt, der dann die darübergezogenen Röcke weit ausbaucht, zum Gespötte der hinten Dreingehenden. Schon vor vierzig Jahren haben sie das so getrieben. Ich erinnere mich an eine Faschingsunterhaltung beim Dorfwirt, bei welcher die Fankel-Kathel, eine herlebige und hochmütige Dirn, das Unglück hatte, während des Tanzes den Hinterpolster zu verlieren. Er fiel unter die Füße der Tanzenden und wurde unter schallendem Gelächter mit den Stiefelspitzen hin- und hergeschnellt. „Da hat eine was Hinteres verloren. Der es gehört, die soll sich melden!“ Obwohl die Fankel-Kathel plötzlich erschreckend schlaff abhing und ihren Kittelsaum wie eine Schleppe nachschleifen mußte — gemeldet hat sie sich nicht. Da bemächtigten sich tollwitzige Burschen des roten Polsters und wollten ihn versteigern. Versteigerer war der stotternde Hansjörgl; der hielt das Kissen hoch über die Köpfe, schupfte es von einer Hand in die andere, schnellte es in die Luft, fing es wieder auf und rief: „Da—da—das ist der Fa—Fa—Fankel-Dirn ihr Po—Po—Polster! We—Wer gibt?“

Geben tat keiner, aber haben wollte es jeder und so haben sie um das Kissen gerauft, bis davon die roten Fetzen und Sägespäne in den Lüften flogen. Da ist die Kathel mit Schand und Spott abgezogen. Beim nächsten Faschingsball hat sie aber doch wieder ihren „Buckel“ gehabt, denn in der Torheit sind die Leute immer am beständigsten. Die Burschen des Dorfes behaupten manchmal, daß es nicht Mode sei für die Dirndlein, Beinkleider zu tragen, aber eine derartige Kontrolle pflegt vom Hausvater mit dem Haselstecken gebüßt zu werden.

Anders aber bei den Weibern! Die stehen in naher Beziehung zu dem wechselnden Mond, denen ist die Abwechslung eine Naturnotwendigkeit; man muß noch loben, wenn sie sich bloß auf Sachen beschränkt. Manchmal scheint es, als beziehe auch der Bauersmensch seine Mode, wenn auch nicht gerade aus Paris, so doch aus dem Stadtsalon. Der alte loderne Holzknechtfrack mit den grünen Aufschlägen und Verbrämungen hat wohl starke Familienähnlichkeit mit jenem goldverzierten Staatsfrack des achtzehnten Jahrhunderts. Die alten Bäuerlein in ihren ausgeschweiften und mit Metallschnallen geschmückten Lodenzylindern, in ihrem messingbeknöpften, stehkragenbesetzten Schaflodenfrack, in den ledernen Kniehosen, den blauen Wadenstrümpfen und den niederen Bundschuhen, wie man derlei Gestalten noch vor einigen Jahrzenten in unseren Bergen begegnen konnte — sie hatten das französische Rokoko-Kostüm ins Steirische übersetzt. Und ob die damaligen vergoldeten Drahthauben der Weiber, ihre aufgepauschten Seidenspenser, ihre mit Goldschnüren besetzten Samtmieder nicht auch hochherrschaftlichen Ursprunges sind, das ist eine Frage, die offen bleibt. Freilich hat sich auch der alte Bauernadel nicht mit Unrecht was Großes gedünkt zu sein und manche seiner Kleiderherrlichkeit wird er wohl aus sich selbst aufgebracht haben. Ein Vorbild für den Kleiderprunk war auch der alte Eisenadel, der so zwischen dem Bauern und dem Grafen stand, von letzterem das Feine hatte und von ersterem das Grobe — hübsch stilvoll gegründet auf den Geldsack. So einen Hammerherrn hätte ein Stadtschneider schon auch in seinem Glaskasten ausstellen können. Heute sind sie noch in manchem Museum ausgestellt; sie gehören bereits zu den vorweltlichen Erscheinungen.

Heute geht die Grenze zwischen Herren- und Bauernmode durch das Kleinbürgertum des Dorfes und des Marktfleckens. Unter diesen gibt es immer eine Menge Leute, die lieber die Geringsten der „Herren", als die Fürnehmsten der Bauern sind. Sie gehaben und tragen sich städtisch, stellen sich gebildet, was natürlich große, zumeist noch ganz mißlungene Anstrengung kostet, und werden als die „Herrischen" zur Zielscheibe des Bauernwitzes. Jener Teil des Kleinbürgertums aber, welcher noch wohlhabend und wohlangesehen ist und sich seiner bäuerlichen Abstammung nicht schämt, ist das Vorbild für die heutige Bauernmode. Der kluge Kleinbürger des Dorfes will lieber Großbauer scheinen, denn Schneider oder Krämer. Der Bauer hinwiederum dünkt sich feiner, gebildeter, und das will er schon beinahe sein, wenn er sich auf den Handwerker oder Händler hinausspielt. So treffen sich beide Schichten. In manchen Gegenden sind am Sonntag Bauerntöchter von den „Bürgerstöchtern" ihrer Kirchdörfer nicht zu unterscheiden.

Das erste Hauptstück vornehmer Bauerntracht ist, eine stattliche Figur zu machen. Besonders die Weiber gehen drauf aus, wobei aller-

Formen haben und nicht etwa Klumpen von Talmigold daran baumeln. In diesem Falle wären sie schlecht für die Augen. Ein alter Vetter von mir hat oft behauptet, ich würde es noch erleben, daß die Dirndlein güldene Nasenringlein trügen; am rechten Flügel eins und am linken Flügel eins. Woran dann die Burschen ihre Uhrketten anhaken und so die Mädeln bei der Nase herumführen könnten. Das hätte wenigstens einen Zweck.

Einst haben die Bauernweiber glatt gekämmtes, in der Mitte gescheiteltes Haar getragen, rechts und links eine kleine Welle über die Stirne herab, hinten in einen Knoten gebunden. Das galt als die Form der Ehrbarkeit. Dann huben die Dirndlein an, ihr Haar aufzukrausen, mit dem Brenneisen in Ringlein zu drehen und solche Lockenringlein hoch aufzulockern und über die Stirne niedergehen zu lassen. Das waren die ausgeworfenen Netze, um Stockfische zu fangen, und gar manches Bübel hat sich drin verstrickt. Das hat auch einen Sinn. Aber wie wirksam dieses Netz ist, das hat mir einmal jemand gestanden, dem eines Dirndleins Kraushaar durch das Gitter des Beichtstuhls die Stirn berührt hatte. „Es war, als ob der Teufel meine Seele streichelte!"

Nachher, wenn man am Sonntag so ein hergerichtetes Dirndl beobachtet, wie sich das wendet und windet und biegt und dreht, das Handtüchlein zum Munde drückt, schämig und züchtig tut, die Augen niederschlägt und dann wieder ein Blickraketlein losschießt gegen die Männer hin. Ein klein wenig den Rocksaum hebt es, als ob das Gras naß oder der Weg staubig wäre, und ist's doch nur des Unterkittels wegen, der am Rand so schöne Spitzen hat.

Die Mode der Kittelfarbe und des Stoffmusters wechselt fast jedes Jahr. Jetzt trägt man sie blau, jetzt rot, jetzt geblümt, jetzt gesternt, jetzt „schottisch" karriert oder gestreift. Mancher Dorfkrämer ist klug genug, aus irgend einem Stoff, der seit Jahren Ladenhüter ist, seiner Frau oder Tochter einen Kittel machen zu lassen — mit besonderem Schnitt natürlich. „Die Kaufmännin tragt's!" Da will es die Fleischermeisterin auch so haben, die Bäckermeisterin und die Frau Wirtin ebenfalls, den jüngeren Bäuerinnen gefällt's nicht minder — und die neue Mode ist fertig. Unweit von meiner Heimatsgegend war ein Kleinbauer, der ein stattliches, sauberes Weib und ebensolche Töchter hatte. Diese Weiber machten für die ganze Gegend Mode. Sie hatten Geschmack und wenn dann andere dieselbe Joppe trugen, denselben Kittel, denselben Hut, so glaubten sie auch so stattlich und sauber zu sein wie diese. Der Krämer hatte einen Vorrat von orangengelbem Wollenstoff, der sehr abscheulich und dazu schon ganz abgelegen war. Davon schenkte er, weil er selber keine Weibsleute hatte, dem Kleinbauer für seine Frauenzimmer. Und siehe, diese erfanden dazu einen absonderlichen Schnitt und einen

Der richtige Naturmensch kann an den Weibern nichts Unechtes leiden. Eine kleine Haareinlage oder eine gut wattierte Brust, wenn sie auskommt, gibt Anlaß zu den schlimmsten Spitznamen. Doch geben sich manche Dorfdirndln auch heimlich mit Schminke ab. Die blaß ist im Gesicht, will rote Wangen haben und die Wohlgerötete käme sich reizender vor, wenn die Wangen ein schmachtendes Blaß hätten. Aber so ungeschickt macht es nicht jede, wie die Haberer-Lena vom Teschenhof. Die hat sich im Wald mit Heidelbeersaft die Wangen rosig machen wollen, aber wie sie ins Dorf zurückkommt, sind die zartroten Male abscheulich blaue Flecken gewesen — so falsch ist der Heidelbeersaft! Die Lena ist des Spitznamens Blauwangerl ihr Lebtag nicht wieder losgeworden.

Der Bauernbursche sieht es recht gern, wenn die Seinige hübsch „fein und g'statzt" dahergeht, vorausgesetzt, daß es nicht zu stark an seinem Geldbeutel zerrt. Jedenfalls begründet das Dirndl den Aufwand, die Ausartung mit den Worten: „Jetzt tragen sie's so." Da gibt's denn seidene Kopftücher mit langen Flügeln nach hinten hinab, gibt an allen Enden des Körpers bunte Bänder und Maschen, funkelnde Knöpflein und Ringlein und Kettlein und Schnallchen und feine Spitzentüchelein mit Kölnerwasser besprengt. Das „Bonschurl" muß hinten große, lange Rüssel und Schnäbel haben. Und im enggeraidelten, fischbeinbespannten Mieder büßt manches Dirndl Sünden ab, die es noch gar nicht begangen hat. Aber: „Jetzt tragen sie's so!" Keine Satzung, sie mag des Leibes oder der Seele Heil bezwecken, befolgen die törrichten Menschlein so frommlüstern wie die tolle Willkür der Mode.

Sie ist ja auch wieder so süß einschmeichelnd. Die Urgroßmutter hat auf ihren steinigen Pfaden noch die plumpen Holzschuhe getragen. Die Großmutter ließ sich Schuhe aus Stierhaut machen. Die Mutter hat sich zahmere Kuhlederschuhe beigelegt. Der Tochter sind die zarten Kalblederschuhe zu „bockig", sie muß wenigstens an Sonntagen Samtschühlein haben. Manche, die an Werktagen mit Steinkrampen und Mistgabeln hantieren, stecken an Sonntagen auf ihre Pfoten gar feingestrickte „Handstützeln" (fingerlose Handschuhe), damit ja die Haut nicht von der Sonne gebräunt wird, oder eigentlich, daß man die grobe, sonnengebräunte Haut nicht soll sehen können. Keine rauhe, braune Haut? Dann weißt du nicht, Dirndl, was bei den Bauern schön ist. Geh, sei gescheit, überlaß das dumme Zeug den Stadtdamen, welche ihre zierlichen Händchen mit Leder bedecken, allerhand anderes aber bisweilen nackt herumtragen.

Von den Goldhauben der Großmütter sind unseren Bauernmädeln noch die Ohrringeln hängen geblieben. Auch Männer tragen derlei manchmal an den Ohren, es soll „gut für die Augen sein". Na, vielleicht für die des andern, der sie sieht, heißt das, wenn sie hübsche

Wissenswertes, ließ mir von einigen auch die Schulhefte zeigen, um die schriftlichen Arbeiten zu bewundern und mir die Namen so braver Schüler einzuprägen. Meine Augen spähten dabei so ein wenig auf den Boden herum, ob nicht irgendwo ein Tintentiegel liege. Es lag keiner, doch glaubte ich an einer Stelle im Sand schwarze Flecken zu bemerken.

„Da hat einer von euch ungefähr Tinte ausgegossen", sagte ich.

„Ja, der Riedelbacher!" rief einer der Jungen.

„Der Riedelbacher! Welcher ist denn das?"

Da wurden sie stutzig und schwiegen.

„Sollte das nicht derselbe sein, der vorhin einem kleinen Mädel den Tintentiegel nachgeworfen hat?"

Dieses ganz plumpe „Aus der Rolle fallen" hat alles verdorben. Die Knaben stoben auseinander und zerstreuten sich laufend durch die Gassen. Und ich konnte jetzt den Missetäter in allen vier Himmelsgegenden suchen. Suchte ihn aber nicht, sondern ging nach Hause und wurde Denunziant. Wie der richtige Philister machte ich meine Anzeige bei der betreffenden Volksschule; als selbst zur Schulmeistersippe gehörend, glaubte ich mir das schuldig zu sein. Diese Roheit oder Bosheit war doch zu kraß gewesen und wir konnten einen ganzen Tag nichts anderes tun, als empört sein, besonders wenn das besudelte Kleid und das betrübte Mädchen um Rache schrien. Indes dürstete ich weniger nach blutiger Sühne, als nach einem pädagogischen Exempel. Unsere liebe Jugend soll endlich doch daraufhin erzogen werden, daß sie dem promenierenden Publikum nicht Tintentiegel an den Kopf wirft. Manchem ist das unangenehm und es gehört eigentlich auch nicht zur guten Lebensart. Besonders für junge Männer den Mädchen gegenüber ist das Tintenfaßschleudern nicht die richtige Form von Galanterie.

Nun vergingen Wochen, ohne daß ich erfuhr, wie jene Volksschulbehörde den Fall etwa auffaßte. Wir hatten die Geschichte schon fast vergessen. Aber die Nemesis schritt doch ihren sicheren Gang.

Eines Tages — ich lag auf der Bank und las ein Buch — ging die Tür auf und zögernd trat ein fremder Knabe herein. Er kam wohl aus einer gesellschaftlichen Welt, in der das Anklopfen an der Tür nicht Sitte ist, oder er wollte das, was nun einmal geschehen mußte, so rasch und entschieden tun, daß er lieber sofort an die Klinke griff, als erst den Finger einzubiegen. Der Kleine hatte ein recht schlichtes, aber sorgfältig gehaltenes Gewändlein am Leib, hatte das Haar hübsch glatt gekämmt und so rauh und rot seine Hände waren, so zart und blaß war sein Gesichtlein und seine großen dunklen Augen starrten angstvoll auf mich her.

Ich erhob mich und fragte den Eintretenden: „Wen suchst du denn? Was willst du? Wer bist du?"

pikanten Aufputz — in einem halben Jahr trug alles orangengelbe Kittel. — Was sagten die Männer dazu?

So klug die Weiber sind, das haben sie noch nicht weg, was die Männer sich von den aufgedruderten Frauenzimmern denken. Beliebeln und heimlich auslachen tun sie die Aufgeputzten und heiraten tun sie die Einfachen. Denn sie wollen schließlich Weiber, nicht wie sie der Schneider, sondern wie sie Gott erschaffen hat. Und das ist ein Standpunkt.

## Der Tintentiegel-Schleuderer.

Ein Bildchen aus dem Alltagsleben.

Heulend kam das kleine Mädel in die Stube. Zwischen zwei Fingerspitzen hielt es das blaue Röcklein empor, um unter stoßendem Schluchzen die Bescherung zu zeigen. Von unten bis oben war das Kleid befleckt von riesigen Tintenklecksen, als wäre es das Schulheft eines sehr unordentlichen Jungen.

„Aber Mädel! Wie siehst du aus? Wo hast du das her?"

Besänftigend wirkte dieser Ausruf auf das Schluchzen nicht, im Gegenteil, jetzt brüllte die Kleine erst auf vor Schmerz über das Unheil, das ihrem neuen Kleidchen widerfahren. Sie hatte es nicht selbst getan! Das vorzubringen, war ihr für's erste das Wichtigste. Auf der Straße war sie wohlgemut dahingegangen, um einen Besuch bei der Frau Godl zu machen. Sehr achtete sie darauf, daß die glänzenden Schühlein und das Gewand blank und rein bliebe vor jedem Staub. Da sauste plötzlich etwas vor ihren Füßen nieder und ihr himmelblaues Kleid war eine Karte des schwarzen Meeres mit vielen Buchten und kleinen umliegenden Seen geworden. Noch im Wasser schwimmend, lachten ihre Augen, als ich ihr den schönen und zutreffenden Vergleich machte.

Nun, und was war geschehen? Ein Rudel sich balgender Schulbuben sei ihr begegnet und einer davon habe ihr den Tintentiegel an die Beine geschleudert! Gerade vor den Fenstern unserer Wohnung war es geschehen. Ich blickte hinaus und sah, wie die hoffnungsvolle Jugend ihre Kampfspiele fortsetzte auf der Gasse. Nun, das kann man sich ja einmal näher ansehen und sich erkundigen nach dem flinken Landkartenerzeuger. So bin ich hinabgegangen und habe mich unauffällig zu den Jungen gesellt, meinen Beifall ausdrückend darüber, daß sie so munter wären und so frisch aneinander ihre Kraft erproben täten. Man merke es schon ihren klugen Gesichtlein an, daß sie auch fleißig lernten. In welche Schule sie gingen? In welche Klasse? — Sie hatten für den Augenblick Waffenstillstand geschlossen, um mir ruhig und artig Bescheid zu geben. Und so erfuhr ich bei diplomatischem Vorgehen mancherlei

Gar erbärmlich hingegen solche, die ihrer windigen Selbstgefälligkeit und Eitelkeit untertänigster Knecht sind und bleiben, die im allgemeinen wohl die Phrase sagen, daß kein Mensch ohne Fehler sei, die aber nicht den Mut aufbringen, auch nur einen bestimmten Fehler, der ihnen vorgeworfen wird, freimütig zuzugeben. Daß es mit dem bloßen Bekenntnisse nicht abgetan ist, liegt freilich auch auf der Hand. Ich vermute nun wohl, daß mein Knabe von seinem Lehrer eine recht nachdrückliche Anregung für sein Eingeständnis erhalten haben wird. Nichts jedoch berechtigt mich zur Annahme, daß das zufällige Entschlüpfen des Tintenfasses nur eine Beschönigung gewesen sein könnte. Die Wahrscheinlichkeit des Zufalles ist hier weit naheliegender als die der Bosheit, abgesehen von dem treuherzigen und zerknirschten Gesichtlein des Knaben.

Mein kleines Mädel war — als es von dem Besuche hörte — überaus gerührt, und seine erste Frage, ob ich dem armen Kleinen denn nichts geschenkt hätte? Das nun zwar nicht. Auf solches Beispiel könnte dann möglicherweise auch einmal einem anderen Jungen ein Tintenfaß oder ein Stein oder etwas anderes unversehens auskommen, so daß er „um Verzeihung bitten" käme. — Hingegen ist an des Knaben Schule sofort die Bestätigung geschrieben worden, daß der arme Sünder bei mir gewesen sei, seine Schuld ordnungsmäßig gesühnt habe und daß füglich von allem weiteren „Exempel" Abstand genommen werden möge. R.

# Alkohol als Schützer der Herrenmenschen.

„Ah Herr Schachner!" rief der Reichsratsabgeordnete dem Eintretenden entgegen. „Bei dieser Hitze! Sie werden doch heute nicht schon von Greesdorf kommen!"

„Ich bin früh aufgestanden," antwortete der Ankömmling.

„Ich darf Ihnen doch eine kleine Erfrischung bringen lassen?"

„Ein Glas Wasser, wenn ich erbitten dürfte."

In den nächsten Minuten stand ein Teller Aufgeschnittenes auf dem Tisch und eine Flasche Wein."

„Wenn ich um ein Glas Wasser bitten dürfte", wiederholte Schachner.

„Ei was, Wasser! Darin ertrinken die Leute," lachte der Abgeordnete, ein munterer Großindustrieller, damit goß er Wein ins Trinkglas.

„Aber ich bin eben deswegen da," sagte Schachner. „Im Vertrauen auf Sie, Herr Reichsratsabgeordneter, komme ich in einer sehr wichtigen Angelegenheit zu Ihnen."

Abgeordneter: Meine Wähler werden mich stets bereitwillig finden, wo ich etwas tun kann. — Auf Ihr Wohl, Herr Schachner!

Da hub er schon an zu weinen: „Ich bin derselbe Knabe, der Ihrem Fräulein den Tintentiegel hingeworfen hat."

„Was?! Du bist das gewesen! Aber Kind, wie hat dir das nur können einfallen! Jemandem, der ruhig hingeht und dir nichts tut, das Tintenfaß nachzuschleudern!"

„Ich hab's auch nicht tun wollen, schluchzte er", mir immer angstvoll ins Gesicht blickend, „ich hab den Tintentiegel in der Hand gehabt und so beim Gehen hin und her mit der Hand und da ist er mir ausgekommen und vor das Fräulein hingefallen. Ich bitt' um Verzeihung!"

Diese Darstellung erschien mir sofort glaubwürdig. Er hatte wohl gerade Tinte eingekauft. Dann beim Laufen und Herumbalgen mit den anderen Jungen ist ihm das Zeug aus der Hand geschnellt. Aber natürlich kann es nur so gewesen sein. Nun schämte ich mich der Annahme, daß die Sache aus Absicht und Bosheit geschehen sei, und daß man immer gleich das Allerschlimmste denkt.

„Ich bitt' um Verzeihung!" schluchzte der Junge, hob seine gefalteten Hände empor und seine großen Augen waren voll Wasser.

„Aber schau, mein Junge, wenn das so ist!" Ich beugte mich zu ihm nieder, faßte seine Fingerspitzen — sie waren eiskalt. „Wenn das so ist! Das ist ja etwas anderes. Da kannst du ja nichts dafür, wenn dir der Tiegel nur so ausgekommen ist. Na, sei gut, beruhige dich. Du bist zu mir gekommen und hast um Entschuldigung gebeten. Schau, das ist brav von dir. Na, wisch' jetzt einmal dein Gesicht ab, siehe, da hast das Sacktuch, so! Bist ja ein guter Bub, du. Schau, der Mensch macht immer einmal einen Fehler im Leben, oder es passiert ihm so was. Nur allemal gleich einsehen und einbekennen. Und nachher achtgeben, daß es nicht mehr geschieht. Ich verzeihe dir von Herzen gern. Und mein Mädel wird's auch tun, wenn ich ihm's erzähle. Geh' jetzt nur schön ruhig heim. Der liebe Gott soll dich führen auf deinem Weg, daß du immer schön aufrichtig bleibst, wie du heute bist. Behüt' dich Gott!

Wie Sonnenschein nach dem Regen, so leuchtete sein weißes Gesichtlein, als er zur Tür hinausging. Kein Wort hat er mehr gesagt, aber sein Auge — so dünkt mich — hat mich froh und dankbar angeschaut.

In jener Stunde bin ich sehr glücklich gewesen. Was es doch Schönes ist um das freimütige zerknirschte Einbekennen, und um das Verzeihen! Daß der Himmel mehr Freude hat über einen reumütigen Sünder, als über neunundneunzig Gerechte — das ist mir bei dieser kleinen Begebenheit wieder einmal recht klar geworden. Und wie menschlich und männlich sogar ein solch kleiner Junge dasteht, wenn es ihm gelungen ist, durch ein offenes Eingestehen zu seinem Fehler sich in Gegensatz zu stellen und ihn zu besiegen.

Alles will da sein, will leben, will in die Höhe, will sogar regieren. Dazu die allgemeine Unzufriedenheit und Renitenz. Meinen Sie denn nicht, daß da noch ein ganz abscheulicher Kladeradatsch herauskommen kann?

Schachner: Eben darum muß man die Leute zur Nüchternheit erziehen.

Abgeordneter (lachend): Aber Freund, dann werden sie ja noch gefährlicher! — Wissen Sie, ich bin für das aristokratische Prinzip. Alle können nicht herrschen und bei der Übermenge der Bevölkerung ist es auch nicht möglich, daß es alle zu etwas bringen. Wenn es nun lauter Starke gäbe, denken Sie sich die Kalamität! Welch ein rasender Kampf bis aufs Messer allenthalben! Nein, die Natur hat's gut eingerichtet mit der Auswahl für die Zukunft. Die Willensstarken kommen in die Höhe; die Willensschwachen sind sowieso nicht zu brauchen, die sollen nur trinken und trinken und damit vollends lahmgelegt werden. Je mehr Trinker es gibt, je besser für die Nichttrinker. Der Alkohol macht die Menge schwach und dumm, lichtet den Pöbel, dezimiert die Übervölkerung, erleichtert es den Enthaltsamen, vorwärts zu kommen. Sie sehen ja, wie der Sozialismus droht, Sie hören ja, wie der Anarchismus an unsere Kultur pocht. Immer größere Massen erheben sich. Ja, um Gottes willen, sagen Sie selbst, wer soll uns denn da zu Hilfe kommen, wenn nicht der Alkohol? Und wie kann der Staat, der sich behaupten will, den Alkoholgenuß abschaffen wollen? Wie soll er die Menge bändigen? Betäuben wir sie. Was früher die Sklaverei, die Hörigkeit geleistet, das muß jetzt der Alkohol tun. Wie gelang es den alten Despoten des Orients, der Massen Herr zu werden? Vorwiegend durch Opium und Haschisch. Sie selber waren so klug, sich davor zu hüten.

Schachner: Also das Volk soll der Alkohol euch bändigen.

Abgeordneter: So ist es. Uns und wohl auch Ihnen. Allen höherstrebenden, idealeren Naturen. Nur schwache und unbedeutende Leute verfallen der Macht des Alkohols und um diese, ich wiederhole es, ist kein Schade. Waren und sind sie doch immer das unerträgliche Schwergewicht, das uns nicht aufkommen läßt. Diese schrecklichen Tiernaturen, die von den Ketten der Kirche befreit längst zum grausamsten Tiger geworden wären, wenn der Alkohol sie nicht versumpft, verblödet, degeneriert hätte.

Schachner: Ich bin erstaunt. Das ist ja die reine Herrenmenschenmoral.

Abgeordneter: Das ist sie auch. Ausrottung der Schwachen. Aber sie sollen sich selbst ausrotten. Eben durch ihre Schwäche, da sie sich das Gift nicht versagen können. Der Alkohol vollführt eine reinliche Scheidung und räumt mit dem wertlosen Menschenmaterial gründlich auf. Wird er bei den Eltern nicht fertig, so vollendet er's an den Kindern. Die schwache Gattung verkommt ziemlich schmerzlos und die

Schachner (stößt mit seinem Wasserglase an): Auf Ihr Wohl!

Abgeordneter (zieht sein Weinglas zurück): Nein, das nehme ich nicht an. Mit Wasser nehme ich kein Wohl an.

Schachner: Dann bin ich umsonst gekommen.

Abgeordneter: Also heraus mit der Farbe. Womit kann ich dienen?

Schachner: Es handelt sich um ein Alkoholgesetz, Herr Abgeordneter. Das läßt sich nicht mehr verschieben. Nachdem endlich, endlich einmal die Erkenntnis vorhanden ist, daß unser Volk durch den Alkohol geradezu vergiftet wird, wirtschaftlich, gesundheitlich und seelisch zugrunde geht, gibt es keine dringendere Notwendigkeit, als ein Gesetz gegen alkoholische Getränke.

Abgeordneter: Was, Sie wollen den Leuten das Trinken verbieten? Sie, der alte Freiheitsschwärmer mit dem Wahlspruch: „Im Geiste ist Freiheit!“ Und den Geist und die Freiheit wollen Sie jetzt verbieten?

Schachner: Sie scherzen. Und die Sache ist so verzweifelt ernst.

Abgeordneter: Sie sind Melancholiker geworden. Weil Sie keinen Wein trinken. Sie nehmen alles so verzweifelt ernst und haben keinen Humor mehr. Weil Sie keinen Wein trinken. Ja, beim Wasser allerdings ist für manchen diese Welt schwer zu ertragen. — Nun ja, ich meine nur. Ich gebe ja zu, daß zu viel getrunken wird. Aber wer soll das ändern. Ein Erbübel der Deutschen. Und dann sagen Sie mir doch, wie stellen Sie sich denn unter Abschaffung des Alkohols die Volkswirtschaft vor, zum Beispiel im steirischen Unterland, in Niederösterreich, in Südtirol, wo die Bevölkerung vom Weinbau lebt? Und wer soll die Steuern ersetzen, die jetzt durch Bierbrauereien und Spiritusbrennereien geleistet werden? Und die hunderttausende von Gastwirtexistenzen, was sollen denn die machen? Nein, Freund, da ist im Reichsrat nichts zu machen. Sie glauben nur ein Gesetz gegen den Alkohol zu verlangen und verlangen einen Umsturz des sozialen Lebens.

Schachner: Also soll die Menschheit sich zu Schanden saufen?

Abgeordneter: Sehen Sie, lieber Herr. Wenn ich da beim Weine sitze, so glauben Sie, ich sei ein Trinker. Ich trinke aber nur in Gesellschaft mit guten Freunden gerne manchmal einen guten Tropfen. Für gewöhnlich bei Tische trinke ich nur Wasser. Man muß eben einige Willenskraft haben und zu rechter Zeit sich gewisse Dinge versagen können.

Schachner: Aber andere haben diese Willenskraft nicht.

Abgeordneter: Um die ist es kein Schade. (Er nimmt eine vertraulichere Stellung an.) Sehen Sie, Herr Schachner. Ich habe in dieser Sache so meine Gedanken. Meine ganz besonderen Gedanken. Mehr als vor dem Alkohol graut mir vor der Übervölkerung und ihren Gefahren.

starken Bürgertum, das hier gehaust hatte und an dessen Glanz die Nachkommen sich noch sonnten. Der Ort war einmal ein landesfürstlicher Markt gewesen, was die Einwohner mit Stolz dartaten, ohne zu sagen, weshalb er ein Dorf geworden. Die Hausbesitzer schienen auch jetzt noch festsässig und wohlhabend zu sein, wenigstens ließ ihr behäbiges Wesen mit Doppelkinn und rundem Bäuchlein, mit schweren Uhrketten und Silberanhängseln, noch mehr aber ihr derb gemütliches, auf andere stets ein wenig von oben herabschauendes Benehmen, darauf schließen. „Von altem Schrot und Korn“, würden flüchtig schauende Optimisten gesagt haben.

So wohlbestellt die Privathäuser zu sein schienen, so verwahrlost waren die öffentlichen Gebäude, bei denen wohl lange nichts mehr angewendet worden. Die alte Kirche hatte ein morschendes Bretterdach, aus den Ecken des Pfarrhofes fielen Steine herab, das Schulhaus war ein hinfälliges Gebäude, das voreinst ein Haferdepot für Militär gewesen; es hatte kleine halb erblindete Fenster, vom Mauerwerk löste sich der Mörtel los und wenn man — ein paar Stufen abwärts steigend — in das Haus trat, so kam einem aus den Notwinkeln ein scharfer Salmiakgeruch entgegen. Das Gemeindehaus war eine Holzhütte, deren Zimmerungsfugen mit Kalk verschmiert erschienen und die nur ein gemauertes, solides Nebengemach aufwies — den Gemeindekotter. Ein Armenhaus war gar nicht vorhanden; für kranke Einleger, die nicht mehr von Haus zu Haus humpeln konnten, war ein alter Stall als „Spital“ eingerichtet, das nur einer einzigen hygienischen Forderung gerecht wurde — frische Luft hatte es genug, sie konnte offen durch die Bretterfugen und zerbrochenen Fenstergläser streichen. Von einer Feuerwehr war in Krottau gar keine Rede, die ehrsame Dorfschaft zog es aus Billigkeitsgründen vor, den heiligen Florian warm zu halten und sein vergoldetes Holzbild in der Kirche mit Papierblumen und Wachskerzen zu schmücken.

Gepflegte Wege gab es kaum. Wenn es ein paar Tage regnete, ging der Dorfbach über und berieselte den Kirchplatz und die Straße hin und hin. Das macht nichts, einmal wird alles wieder trocken. Das Wasser rinnt von selber fort, der Kot dörrt sich von selber und der Staub wird vom Winde hinweggefegt oder vom Regen abgetan, wozu für solche Sachen Geld ausgeben!

Der Stolz der Krottauer war, daß sie unter allen Ortschaften der ganzen Gegend die niedrigsten Gemeindeumlagen hatten. Wer die billigste Gemeindewirtschaft versprach, der wurde Gemeinderat und endlich wohl gar „Bürgermeister“, und wer Gemeinderat oder gar Bürgermeister war, der konnte sich seine Ehrenstelle nur sichern, solange er alles abwendete, was Geld kosten mochte. Gemeinsame Interessen gab es nicht, oder sie wurden wie eine Plage empfunden. Jeder stellte seine Sache auf sich selbst, seine Werkstatt oder Kanzlei, sein Wirtshaus, seine Fleischerei oder Bäckerei,

starke, sei sie auch in der Minderzahl, gewinnt die Oberschichte. Der ganze Vorgang bedeutet eine Läuterung und Kräftigung der Menschheit. Von diesem Standpunkte aus ist es auch volksfreundlich, dem Alkohol in seinem Scheidungsprozesse freien Lauf zu lassen, und deshalb, lieber Herr Schachner, werde ich für ein Gesetz gegen alkoholische Getränke nicht stimmen.

Schachner (sitzt sprachlos da und sagt endlich): Das ist interressant. — Würden Sie gestatten, daß ich diese Unterredung veröffentliche

Abgeordneter: Warum denn nicht? Es ist kaum zu befürchten, daß Schwächlinge, die wir los haben wollen, daraus für sich Nutzen ziehen. Sie werden uns einfach auslachen und glauben, damit weiß Gott was für eine große überlegene Tat vollführt zu haben.

Schachner: Es ist nur überaus freundschaftlich von Ihnen, Herr Reichsratsabgeordneter, daß Sie auch mich gleich zu den Schwächlingen scheiden wollten.

Abgeordneter (lachend): Indem ich Ihnen ein Glas Wein anbot, meinen Sie? Aber damit habe ich Sie gerade als Starken taxiert. Dem Vernünftigen, Willensstarken wird ein Glas Wein nicht gefährlich; er wird wissen, wie er das Erfrischungsmittel sich zum Vorteile macht und die Grenze wahrnehmen, wo das Nährmittel oder die Medizin aufhört und das Gift anhebt. Ich hatte Ihnen ja gesagt, daß ich selber manchmal ein Glas Wein trinke und Sie sehen es eben. Aber ich werde mich hüten vor dem zweiten. Und wenn ich einmal nach einem zweiten Glase plangen werde, dann wird es Zeit sein, mir auch das erste zu entziehen. Dabei bleibt es. Wollen Sie mir's nicht nachmachen? (Er will dem Gaste einschenken.)

Schachner (abwehrend): Danke. Es ist sicherer, gar nicht anzufangen. Nun aber will ich schnurstracks zum Heimgarten gehen und ausplaudern, auf welche Weise die modernen Herren sich ihrer plebejischen Gegnerschaft entledigen wollen.

Abgeordneter: Und sollte es zu langsam gehen, dann will ich im Reichsrat die Aufhebung aller Bier-, Wein- und Branntweinsteuer beantragen. R.

# Zwei Dörfer.

Ein Zeitbild aus dem Landvolke.

Vor etwa zwanzig Jahren kam ich auf meinen Alpenwanderungen eines Tages in ein Dorf, das mir besonders auffiel. Alte stattliche Häuser mit gemütlichen Erkern und würdevollen Giebeln, mit künstlerisch ausgestatteten Schildern und gewerblichen Emblemen zeugten von einem

an dem eigenen Händewerk, von einem Meisterstolze war in diesem Dorf keine Rede. Hingegen fluchten sie ganz kannibalisch über die schlechten Zeiten.

Fremde, die in Krottau zu tun hatten, beeilten ihre Geschäfte, um weiter zu kommen; aber es gab eine Gattung, die immer wieder kam sich in den Häusern und Geschäftsbüchern einzunisten und ganz heimlich und artig die Verhältnisse zu unterminieren wußte. Denn so schlau die Krottauer sein mochten, klug waren sie nicht. Sie verstanden bei hergebrachten Zeitläuften aus den Erfahrungen von gestern ganz gut auf das Morgen zu schließen und kramten ihre Weisheit im Wirtshaus mit kräftigsten Stimmen aus; sie vergaßen dabei bloß, daß in unserer Zeit die Verhältnisse sich rasch ändern und das Morgen auf ganz anderen Grundlagen stehen wird und muß, als das Gestern stand.

Eine Weile hatte ich mich in diesem Dorfe aufgehalten, und zwar mit Widerwillen. Anfangs hatte die Sache für mich einen gewissen Reiz gehabt, ich nannte schlichte Altständigkeit, was im Grunde Verrotterung und gesunde Eigenliebe, was der schmutzigste Egoismus war. Endlich, als ich diese Leute nicht mehr achten konnte, begann ich mit ihnen zu spielen. Ich neckte sie damit, daß sie vielleicht eine Ortsfeuerwehr gründen sollten, und einen Schulhausverein, und einen Verschönerungsverein. Da bin ich schön angekommen. „Blödsinn! Neuzeitige Dummheiten! Wenn jeder aufs Feuer acht hat, braucht man keine Feuerwehr! Das Schulhaus hat's bisher getan, wird's auch fürder tun. Was sollen's unsere Kinder anders haben, als wir. Den Letten (hineingeschwemmten Lehm) kann man ja herausfassen aus dem Vorhaus und ein paar Dachschindeln ausbessern, dann ist's wieder lang gut. Und wem's zu wenig schön ist in Krottau, der soll halt schauen, daß er weiter kommt!" Vorher hatten sie beim Kartenspielen gerade einen Streit gehabt, sich wegen eines schlechtgeworfenen Eichelbuben einander Esel und Trottel genannt, ja in Tätlichkeiten auszuarten gedroht; jetzt als es sich handelte, eine Feuerwehr, einen Verein zur Erbauung eines neuen Schulhauses vom Orte abzuwehren, waren alle einig. Nachdem sie ihrer Entrüstung gegen mich, „auch so einen verrückten Weltverbesserer" Luft gemacht hatten, wendeten sie sich mit Verachtung von mir ab und wieder ihren Spielkarten zu.

Am nächsten Tag habe ich ihren Rat beherzigt und bin für den Rest meiner Ferien nach Krügelstein übersiedelt.

In diesem Dorfe Krügelstein sah es eigentlich etwas minder aus. Kleine Wirtschaften, darunter neue, recht schlichte aber reinlich gehaltene Arbeiterhäuser, denn in der Nähe war ein großes Eisenwerk. Die Leute saßen nach dem Tagwerk vor ihren Haustüren oder in der Lesestube, die sie sich im Gemeindehause eingerichtet hatten. Ein neues, stattliches

sein Handelsgeschäft war ihm alles. Dinge — und sie mochten für die Gemeinde noch so wichtig und nützlich sein — wenn sie augenblicklich nicht in den Geschäftsplan des „Bürgers" paßten, wurden zornig als eine Dummheit, als ein Unsinn abgelehnt. Das Einzige, was die Hausbesitzer von Krottau gemeinsam miteinander verband, war der engherzige Eigennutz. Es war eine Gemeinde von aufgelegten Egoisten und wenn doch einmal schüchtern jemand — sei es der Pfarrer, sei es der Lehrer — vom löblichen Gemeinderat irgend eine gemeinnützige Tat verlangte, so wurde er mit kräftigsten Lungen und heftigsten Faustschlägen auf den Tisch niedergeschimpft, daß er sich nicht mehr muckste, und dann auch sachte anhub, einzig allein an sich und seinen Vorteil zu denken.

Der Schullehrer betrieb in seinen freien Stunden das Vögelausstopfen und mit den ausgestopften Geiern, Spatzen und Gimpeln erwarb er sich mehr Geld, als mit den Schulkindern, weshalb er jene bevorzugte. Der Pfarrer gewann sein Biergeld beim Kartenspielen, er benutzte seine psychologischen Kenntnisse hauptsächlich, um aus den Mienen der Mitspieler auf ihre Karten zu schließen. Wenn er aber trotzdem einmal fünf Kreuzer verspielte, dann fluchte er wie ein Wachtmeister. Der Gemeindevorstand hatte nichts im Kopf, als Holzblöcke, Bretter und Scheiter. Er dachte nur in Klaftern. Er war Holzhändler und hatte der Gemeinde den Gemeindewald für ein Drittel des Wertes abgekauft, um gelegentlich der Hochwasserschäden eine Erhöhung der Gemeindeumlagen zu vermeiden. Eines Tages hatte man vor dem Dorfe, wo an der Straße die Warnungstafel: „In Krottau ist das Betteln verboten" stand, darunter folgenden Vers gefunden:

„Das Betteln verboten,
Das Stehlen erlaubt,
Der Bürgermeister hat
Die Gemeinde ausgeraubt."

Die Bürger von Krottau gingen schon vormittags in das Wirtshaus. „Muß dem Gevatter ein Viertel Wein abkaufen gehen, wegen der guten Nachbarschaft", denn fast jeder, der ins Nachbarswirtshaus ging, hatte auch selbst eins, in dem die Nachbarswirte ihre Gegenbesuche machten. Bestellungen, die man bei den Krottauer Handwerkern machte, wurden angenommen und nicht ausgeführt, oder angenommen und schlecht ausgeführt, oder auch — gar nicht angenommen. „Es steht nicht dafür", sagten sie, „man hat nichts dabei," und zogen gar keinen Erwerb einem geringen vor. Insofern waren manche uneigennützig, lieber selber zugrunde gehen, als andern eine tüchtige Arbeit liefern. Etliche hatten den Grundsatz, deshalb keine solide Arbeit zu machen, damit der Kunde gezwungen sei, bald wieder zu kommen. „Ein guter Stiefel hält das ganze Jahr, aber der Schuster will auch leben." Von einer Freude

schlecht gebaute Rohziegelhäuser. Eine große Feuersbrunst war gewesen. Die Leute in den Häusern hatten zwar auf das Feuer acht gehabt, allein in der Kirche beim heiligen Florian hatte eine der Kerzen eines Abends die Papierblumen, die Holzstatue und das Gebälke ergriffen. Der Brand äscherte die Kirche ein und verbreitete sich auf die großen alten Gebäude. Die meisten Besitzer waren nicht versichert, diese bauten nicht wieder auf. Andere ließen ihre Wirtschaften an Pächter ab, wovon die Abwirtschaftenden auch wieder davongingen, die Bessersteheuden Haus und Boden allmählich ganz an sich brachten. Der Gemeindevorsteher immer noch der biedere Holzhändler in Knielederhosen, stets bestrebt, die Gemeindeumlagen auf niedriger Stufe zu halten, war um so mehr auf die Erhöhung seiner persönlichen „Umlagen" bedacht gewesen. Er verstand es, mit dem Anwachsen seines Vermögens die Arbeitskräfte des Dorfes sich botmäßig zu machen, oder mit den Interessenten einen Ring zu bilden, unter welchem alle kleineren Gewerbsleute sich geknebelt sahen und den Hauptgewinn ihm überlassen mußten. Dieser Ring war die einzige Gemeinsamkeit, der er huldigte. Als die Gegend solchermaßen ausgesogen war, verkaufte der Holzhändler seinen Krottauer Besitz und übersiedelte in ein anderes Tal. Die alte Bewohnerschaft des Ortes war völlig verschwunden, teils gestorben, teils ausgewandert, teils in Landessiechenhäusern untergebracht. An übermäßigem Trunke gestorben waren auch viele Ehemänner, deren Witwen dann Fremde heirateten, so daß Krottau seine behäbige Altgesessenheit in kurzer Zeit verloren hatte. Die unsicher tastenden Anfänger kamen auch nicht recht vorwärts, eine Wirtschaft um die andere wurde endlich an Großherren verkauft, die solche Häuser abstifteten, so daß der Ort sich allmählich entvölkerte. Die Gemeindebauten, die der Brand etwa verschont hatte, verfielen nach und nach ganz, Krottau wurde eingepfarrt und eingeschult in das nachbarliche Krügelstein.

Dieses Krügelstein hatte sich zu einem stattlichen Flecken entwickelt. Da gab es eine Bürgerschule, eine Gewerbeschule, wirtschaftliche Genossenschaften und überall zeigte sich reges Gemeinleben. Unweit des Ortes war eine Sauerquelle gefunden und eingefangen worden, aus der die Krügelsteiner soviel zu machen wußten, daß bei ihnen eine Art von Kurort entstand, der alljährlich eine Menge Sommerfrischler herbeizog. Leute, die vor Jahren als Werksarbeiter sich bescheidene Häuschen erbaut, hatten jetzt geräumige Gasthöfe, frühere Gewürz- und Bandelkrämer besaßen große Warenlager. Fleißige und geschickte Gewerbsleute hatten sich von der Großindustrie nicht unterkriegen lassen, ihre Schlosser-, Tischler- und Lederarbeiten sowie auch Holzschnitzerwaren genossen Ansehen und erweiterten durch gemeinsamen Vertrieb immer mehr ihr Absatzgebiet. Dasselbe war der Fall mit der Milch- und Käsegenossenschaft, die gut organisiert in den Händen der Gemeinde lag.

Schulhaus war eben im Bau. Kirche, Pfarrhof, Armenhaus, kurz alle öffentlichen Gebäude in gutem Zustande. Die Ortsfeuerwehr hielt allsamstägig ihre Übungen, ein Verschönerungsverein, von der Gemeinde wohl unterstützt, sorgte für gute Straßen, Gärten und Fremdenherbergen. Im Orte gab es keine Protzen und keine Bettler, mancher der Ärmeren seufzte über hohe Gemeindeumlagen, setzte aber stets dazu: „Müssen halt auch sein. Muß man halt immer einmal um ein Glas Bier weniger trinken.“ So wie die Krottauer sich etwas darauf einbildeten, die niedrigsten Gemeindeumlagen zu haben, so taten sich die Krügelsteiner auf das Gegenteil etwas zugute. Jeder tat frisch und froh mit, wenn für die Hebung des Ortes etwas Gemeinsames geschah und jeder freute sich an den stattlichen und geschmackvollen Gemeindebauten, als ob sie sein Eigentum wären. Besonderes Vergnügen hatten sie an der reicherträglichen Gemeindemühle, und der Gemeindevorsteher, ein heller Kopf, machte Pläne für eine gemeinsame Bäckerei und Fleischerei, nachdem man mit einem Konsumvereine die besten Erfahrungen gemacht hatte. Kämpfe mit älteren Elementen, als Bäckern, Fleischhauern, Kaufleuten gab es wohl auch hier, doch die alteingesessenen Gewerbsleute nahmen endlich die Zeit wahr und anstatt sich in ihrem hergebrachten Standpunkt zu verbohren, suchten sie weitherzig und tatlustig die neuen Verhältnisse sich zu Nutzen zu machen. Natürlich suchten auch sie ihren persönlichen Vorteil, erkannten aber den Segen eines blühenden Gemeinwesens, das für jeden einzelnen eine feste Burg ist. „Was ich der Gemeinde gebe, das gebe ich mir selber,“ sagte der Postmeister zu Krügelstein gerne, „und habe noch den Vorteil, die Verwaltungssorgen nicht allein tragen zu müssen.“

Im Wirtshause zu Krügelstein gab es außer Sonntags nicht viele Ergötzlichkeiten; wollte ich mit Leuten zusammenkommen, so mußte ich unter die Haustore gehen, oder abends ins „Kasino“, wie sie ihre Lesestube zu nennen pflegten. Vom Kartenspiel, dieser Unterhaltung Degenerierender, war nirgends und nie etwas zu sehen, als zu Neujahr, wo sie überflüssiger Weise ihre Karten austauschten. Ihre Erholung war Kegeln, Scheibenschießen, Eisschießen, Schneeschuhlaufen, Spazierengehen und Lesen. Es waren zumeist muntere Leute, redlich und doch geschäftsklug, arbeitsam und mit Verständnis für das, was die Zeit bringt und bedarf. Tonangeber und Vorausgeher waren nebst dem Gemeindevorsteher eigentlich nur zwei, aber schon ein paar regsame gemeinsinnige Geister genügen, um einen ganzen Ort zu beleben und zu heben. Auch eine fröhliche Sommerfrischlergesellschaft hatte sich in Krügelstein niedergelassen und so habe ich dort zwei Monate sehr angenehm zugebracht.

Und nun — nach zwanzig Jahren habe ich die beiden Dörfer wieder gesehen — kaum zu erkennen. In Krottau, wo alte Gebäude gestanden, lagen verwilderte Gärten, wo damals Felder gewesen, standen

Als ob es dann schon geborgen wäre, als ob für den armen Hund ein wüster Herr nicht noch schlimmer wäre als ein nachlässiger!

Und doch ist bei mir daheim selten ein Sommer auf dem Lande tierlos; da sorgen schon die Kinder, daß immer etwas vorhanden sei, das man zum Fressen lieb haben kann und vor dem man sich ein klein wenig fürchten kann, gefressen zu werden.

— „Määäh!" sagte es sehr vernehmlich. Da wachte ich auf und an meinem Bette stand ein Knab', im Arm ein weißes Lämmchen. Erschrocken über mein plötzliches Erwachen vergaß der Knabe „guten Morgen!" zu sagen, sondern hub seinen Spruch an: „Mein Vater laßt Ihna schön grüßen und da tät er halt ein Lampel schicken von wegen dem, daß wir jetzt ein Schulhaus haben, weil er sonst auch nichts tät wissen zum schicken und er laßt schön danken und fressen tuts Gras und alle Tag ein bissel eine Milch."

Wo ist's Mädel? Wo ist die kleine Martha? Für sie ist dieser Tag gemacht und mit diesem Lamm ist plötzlich das Sommerglück da — ein ganz unvorhergesehenes, fabelhaftes. Gott ja, so manche Freude, die uns an den Weg gelegt ist, würde nicht aufgehoben, nicht bejubelt und nicht genossen, wenn kein Kind im Hause wäre. Wir Alten traben so schrecklich hoch, wenn's nicht Nutzen oder Ehre oder sonst einen Brocken Vorteil gibt, wenn's nicht eine Betätigung unseres Wünschens und Könnens ist, so blicken wir gar nicht seitlings, rühren keinen Finger; und was so die Abfälle sind, die kleinen Freudenspäne, die überlassen wir gleichgiltig den Kindern und diese wissen damit oft mehr zu profitieren für ihre Seelenlust als wir mit unseren „großen Aufgaben".

Vor Jahren war einmal ein weißes Lamm gewesen und das hatte Landa geheißen. Diesen Namen wollte das Mädel nun auch dem neuen Lamme geben, da machte der Bruder aufmerksam auf die zwei Knorpeln, die über den Ohren zwar noch in der Wolle verborgen waren, aber doch leicht getastet werden konnten. Das Mädel erschrak. Hörner? Kleine Hörner? — Sie werden groß werden, meinte der Bruder, sie werden ganz krumm wachsen und wie ein Strick gewunden sein. — Hörner hat ja der Ging-Gangerl! erinnerte nach einem Ausspruch des Stubenmädchens die kleine Martha und war aufs höchste betroffen. — Ob der Ging-Gangerl (der Teufel) Hörner hat, das weiß ich nicht, versetzte der Bruder, aber daß des Leitenbauern Ziegenbock Hörner hat und daß des Steffel-Jocks Schafwidder Hörner hat, das weiß ich. Ich sag dir nur, daß du dieses Vieh nicht Landa heißen kannst. — Warum nicht? — Weil der Weibername nicht tut passen für ein Mannsbild.

Da war es dem Mädel, als könne es sich auf weitere Erörterungen nicht einlassen. Bei dem Namen Landa aber blieb's, selbst als die Hörner schon groß geworden waren und das Lamm damit schon lustig zu bocken

So habe ich an den beiden Dörfern Krottau und Krügelstein deutlich sehen können, wohin engherziger, verbohrter Eigennutz führt, und wohin ein hochgemutes, vertrauendes Zusammenarbeiten in einem Orte. — Doch, während die Krottauer sich jetzt zu besinnen scheinen und Fleiß und Kraft für die Existenz einzusetzen beginnen, entfaltet sich in dem wohlhabenden Krügelstein sachte Luxus und Wohlleben, Gleichgiltigkeit für gemeinsame Interessen und jene persönliche Eitelkeit einzelner, die bei öffentlichen Angelegenheiten nur dann mittun, wenn dafür auch ausgiebige Ehren auf sie fallen. Wo ihr Ehrgeiz nicht die volle Fütterung findet, mögen sie nicht mittun. Einstweilen haben die Krügelsteiner eingereicht um Erhebung ihres Ortes zu einer Stadt. — Wer nach zwanzig und so viel Jahren wiederkommt in diese Dörfer, der findet vielleicht ein blühendes Krottau und ein herabgekommenes Krügelstein. M.

## Landa und Scott.

Eine Tierplauderei.

Es kann sein, daß man aus Liebe zu den Tieren kein Tier um sich haben mag. Man belüde sich ja mit einer Last von Mitleid, von der man sonst nichts weiß. Denn ein Tier um sich haben, heißt nicht bloß seinen Nutzen genießen, seine Schönheit sehen, seiner Anhänglichkeit sich zu freuen, mit ihm zu spielen — es heißt auch, sich quälen mit Sorgen, ob es nicht etwa leide. Und diese Sorgen sind um so drückender, als das Tier es nicht sagen kann, wie ihm ist, daß man's erraten muß. So sind wir veranlaßt zu Versuchen, uns in das Tierherz hineinzudenken, und weil wir es da immer mit unseren menschlichen Empfindungen messen und weil das Unheimliche des uns halbverdeckten Tierseelenlebens doch auch dazu kommt, und anderseits, weil wir am Tiere fast nie eine Bosheit wahrnehmen, so kann das Tier unser Herz oft mehr und wärmer beschäftigen, als ein lieber Mensch. Wenn unser Kind hungert oder friert, oder sonst wie leidet, so verlassen wir uns vielleicht auf seine Sprache, die sehr laut und deutlich ist; das Tier kann wohl auch winseln oder blöken, kann uns traurig anblicken, kann abmagern und hinliegen — *was* ihm ist, das müssen wir doch erst mit unserer Teilnahme zu erfahren trachten.

Des Tieres Schicksal ist der Mensch. Ich denke da vor allem ans Haustier. Was dem Menschen Armut, Knechtschaft, unglückliche Ehe, Hunger, Krieg und Pest ist, das zusammen ist dem Tiere der rohe Herr, so wie der gütige Herr des Tieres Glücksstern ist. Nun aber das Bewußtsein, meines Tieres Schicksal zu sein, macht mich unruhig, belastet mein Gewissen und deshalb mag ich egoistischerweise kein Tier um mich haben.

stieß ihn an den Kopf, da begann er schrecklich zu bellen, sprang dem Gegner beißend an den Hals und mich wunderte es baß, daß nachher an der weißen Wolle nie auch nur ein einziges Blutströpflein zu sehen war. Der gesellige Umgang der beiden Genossen war nicht immer ein durchaus moralischer, wobei sich aber das Schaf zurückzog in seine Kammer, um dem übermütigen Spielkameraden zu entkommen. Die Landa war ganz Naturkind und nahm Speise und Trank, wo sie es fand; der Scott mußte eine ausgezeichnete Erziehung genossen haben, er wahrte das Mein und Dein im Sinne des bürgerlichen Gesetzbuches nachgerade musterhaft. Obschon er gar manchmal Zutritt fand in Küche und Vorratskammer, er nahm von selbst nie einen Bissen. Schaute mit seinen treuherzigen Augen wohl den guten Bissen an und dann fragend auch die Köchin, wartete stets geduldig, ob und bis etwas für ihn abfiele. Wenn ja, dann nahm er es glimpflich mit der Schnauze, ging in den Winkel und verzehrte es sauber. Was man so einen guten Kerl nennt, das war er, der Scott, und wie er anfangs auch diesem und jenem Hausbewohner im Wege gestanden oder schon als Hund an sich zuwider gewesen war — allmählich gewann sein anständiges, bescheidenes Betragen alle Herzen und so war eine idyllische Verträglichkeit hergestellt zwischen Schaf, Hund und Menschen. So wie „die Landa" an dem Dirndl ihre eigentliche Gebieterin sah, der sie auf den Wink folgte, so schloß der Scott sich am liebsten dem Bruder an. Dieser wie das Mädel waren stets darauf besorgt, daß ihre Günstlinge weder Hunger noch Durst, noch Kälte, noch sonst eine Not litten. Der Scott sollte allerhand Künste lernen, als über den Stock springen, weit hingeworfene Stöcke wieder herbeitragen, Kastanienschalen aus dem Wasser holen und dergleichen. Er tat es recht eifrig, brachte es aber zu keiner Fertigkeit; am liebsten tat er nichts, lag auf dem Rücken und ließ sich den Bauch kratzen. Auch Landa hatte keine höheren Lebensziele, sie schnupperte und naschte so im Garten herum, ging bisweilen ins Haus und trappelte die Stiege hinauf bis an meine Zimmertür. Dort gab's regelmäßig Händel. Den Posten vor der Tür hatte Scott inne und der ließ niemand durch. Zwischen den beiden hatte sich eine große Eifersucht entwickelt. Kam das Schaf, um an meinem Bein seine Wolle zu reiben, allsogleich war auch der Hund da und sprang mich schmeichelnd an, in der Absicht, das Gesicht zu belecken. Daraufhin bockte ihn das Schaf einmal derart in die Hinterbeine, daß er über den Haufen purzelte und dann beschämt davonschlich.

Das Mädel konnte nicht genug sagen von dem guten Kerl; der Bruder entzog ihm darob seine Achtung. Ein Hund, der vor dem Schafe davonlauft, was ist das für ein Hund? Solches war immer sein Lied.

Endlich als der Herbst kam, hatte der Widder an Stattlichkeit den Hund erreicht, nur war er viel fetter und hatte üppige Wolle. Derlei

beliebte. Denn es begann sich bei Zeiten zu üben für den grimmen Lebenskampf, von dem ihm doch niemand etwas gesagt hatte. Wehrhaft sein müssen auf dieser Welt, das weiß sogar ein Schaf. Anfangs hatte ihm als Gegner eine müßige Faust genügt, an die es tapfer anrannte, bald ließ es sich mit einem so kindischen Feind gar nicht mehr ein, sondern beanspruchte für den Zweikampf einen erklecklich ausgehärteten Menschenkopf, den der Bruder zur Verfügung stellte. Da wir als Kleinhäusler etwas arm an Weidegrund sind, so führte Martha ihren Liebling täglich in den Gemüsegarten und behauptete, das „Lampel" fresse an Salat und Petersilien und Spinat ohnehin nur das Unbrauchbare weg. Nach wenigen Wochen war der ganze Garten ausgenagt und da machte der Bruder so nebenbei den Vorschlag, man könne statt des Salates nun ja — Lämmernes essen. Von dieser Zeit an warnte das Dirndl die Landa vor dem Garten, denn das viele Gemüse könne leicht — gesundheitsschädlich werden.

Zur Zeit kam uns ein Hund ins Haus. Ich weiß nicht wie oder durch wen, er war plötzlich da und ging nicht mehr fort. Ein schöner, stattlicher, rot- und weißgefleckter Zottel, mit seinem langen Buschschweif und seinen scharfen Fangzähnen schreckbar wolfsmäßig aussehend. Alles bewunderte den schönen Hund. Aber wie es auch oft bei schönen Männern ist — nicht immer sind sie auch die klügsten. Es war zu possierlich, wie der Scott — so nannte jemand zuerst den neuen Hauswolf — sich fürchtete vor dem Lamm. Als er zum erstenmale das kleine, weiße, wollige Ding heranhüpfen sah, erschrak der Hund so heftig, daß er Zuflucht suchend mir beinahe unter die Füße purzelte. Dem Lamme machte das Spaß, es begann den Eindringling zu verfolgen und so jagte das Lämmlein den Zottel lustig ein parmal rings um mich und dann durch den Garten. Manchmal versuchte er es, sich zur Wehr zu setzen, kauerte sich mit den Vorderfüßen nieder und wartete, bis das Lamm herankam. Es kam, bockte und siegte. So trieb sich der Scott dann tagelang flüchtig in Haus und Garten herum. Da war's die lange Weile, die beide allmählich zusammenführte. Der grimme Hund merkte, daß das Lamm schließlich nicht ganz so schlimm war, als es aussah und der junge Widder kam zur Einsicht, daß das rot- und weißgefleckte Ungetüm eigentlich zu gutmütig sei, um es ernstlich zu befeinden. Auch hatte das Schaf im Hunderachen die langen, schneeweißen Zähne gesehen und dieselben bei einer zufälligen Berührung gar einmal ein wenig an der Haut gefühlt. Der, wenn er wollte! mochte es sich denken. Aber das kam nie so weit, sondern Hund und Schaf wurden traute Spielgenossen. Der Widder bockte den Hund mit den Hörnern, er ließ es geschehen. Dann zupfte er mit den Zähnen das Schaf manchmal ein bißchen an der Wolle, dann jagten sie einander, bockten und schnappten aufeinander, der Scott schüttelte die „Landa" an den Ohren, die Landa

eine so gewaltige und glänzende Kirchengemeinschaft aufgegeben, als es die katholische ist, um sich einer armen, unsicheren, verspotteten und verlästerten Vereinigung hinzugeben, wenn sie, die noch nach Formen des Kultus dürsten, die prachtvollen Tempel verlassen, um in Scheunen und Hütten ihren Gottesdienst zu halten, so muß es ihnen ernst sein um die Sache. Wie wird diese Gemeinde froh gewesen sein, als sie an jenem Sonntage hinanzog zur Alm bei Preding, um in der dort mit schweren persönlichen Opfern neuerbauten Kapelle den ersten Gottesdienst zu halten!

Und bei dieser Gelegenheit hat die katholische Bevölkerung der Steiermark, die sich bisher gegen ihre andersgläubigen Landesgenossen anständig und christlich verhalten, sich ein häßliches Fleckchen beigebracht. Doch nein, nicht die Bevölkerung, nur ein paar bübische Gesellen haben den „Schwibbogen“ erbaut, der am Wege stand, als die Altkatholiken arglos zu ihrer neuen Kirche gingen. Aus Maisstroh, Mist, anderen Symbolen der Gemeinheit und mit einer höhnenden Inschrift stand die „Triumphpforte“ da und die Bevölkerung wäre nur insofern mitschuldig gewesen, wenn sie die Frevler vor der verdienten Strafe hätte schützen wollen. Die Buben werden sich manches darüber zugute tun, sie werden ihr Werk für sehr witzig und für sehr christlich halten und in ihrer Verkommenheit wird es ihnen kaum zum Bewußtsein gelangen, daß sie die verhaßten Altkatholiken mit ihrem Schelmenstücklein zu Märtyrern machen könnten. Aber ich dürfte nicht katholischer Pfarrer zu Preding sein. Ich würde solche „liebe Pfarrkinder“ kurios ins Gebet nehmen. „Wenn ihr eine Wallfahrt nach Maria Lankowitz macht oder nach Mariazell, und Protestanten oder Altkatholiken stellten euch einen Schwibbogen auf aus alten Hadern, alten Besen, alten Stiefeln, zersprungenen Kuhglocken, stinkenden Stierhörnern und eckelhaftem Geschirr — wäre euch das recht? Würdet ihr solchen Lausbuben nicht die Knochen mürbe prügeln? Seht ihr, und das gebührt auch euch, das heißt jenen, die den Altkatholiken diesen Schimpf angetan haben und heute in unserem Gotteshause gleißnerisch dasitzen. Wir sagen immer, daß wir Katholiken mit Andersgläubigen keine Händel anfangen, sondern in christlicher Duldsamkeit leben wollen, und ihr straft uns Lügen, macht uns zu schanden vor aller Welt, daß sogar die Gendarmen aufmarschieren müssen. Merkt ihr denn nicht, daß die Schandsäulen, die ihr aufgerichtet, diesen Altkatholiken in Wahrheit zur Ehrenpforte geworden sind? Sie haben ihres Glaubens willen Schmach und Hohn gelitten und ihr habt ihnen gleichsam ins Gesicht gespien, wie die Juden dem Heiland! — Am liebsten möchte ich den Besen nehmen und euch aus der Kirche jagen, ihr scheinheiliges Gesindel!“ — So würde ich zu einer solchen Sorte von Pfarrkindern sprechen, wäre ich katholischer Pfarrer.

Vielleicht macht's der Pfarrer von Preding noch besser und schickt die sauberen Kumpane unter sicherer Begleitung zum Bezirksgerichte.

Entwicklung ist für ein Schaf immer gefährlich. Martha hatte es mit Fürbitten geschützt, so lange als möglich, aber endlich kam er doch. Der Dachswirt kam, der eine weiße Schürze trug und vorne herab einen messingnen Messerwetzer baumeln hatte. Er tat sehr freundlich mit dem Tier, streichelte ihm das Haupt und den Nacken, lobte die schönen Hörner und legte ihm so nebenbei einen Strick um den Hals. Als er es dann davonführen wollte, stand am Tore der Scott, zog den Schweif ein und knurrte. Als der Dachswirt hernach mit der Landa ganz arglos davongehen wollte, sprang der Hund wütend an seine Brust und riß ihm ein Stück Tuch aus der Weste. Das war das Ende vom Lied.

Eine Stunde später kam der Sicherheiter des Ortes, konstatierte, daß Scott den Dachswirt gebissen habe und verlangte, daß der Hund Wasser saufe. Da dieser prinzipiell ohne Durst nicht trank, so wurde er für verhaftet erklärt. Für Martha war das zu viel, sie erhob ein Klagegeschrei. Das gab nichts aus. Da kam der Bruder. Der sagte dem Sicherheiter ganz gelassen: Ich stehe für den Hund. Er hat sich nur für seine Freundin eingesetzt, hat nicht die Hundewut. Bis der Abend kommt, wird er Wasser trinken.

Der Hund bekam Galgenfrist. Und als er am Abend beim Brunnentroge stand und mit der Zunge Wasser hineinschlamperte, viel Wasser, da lachte der Bruder, streichelte das zottige Haar und sagte: Scott! Heute habe ich's gesehen, du bist ein ganzer Kerl. Wir bleiben beisammen.

# Heimgärtners Tagebuch.

## Ein bißchen Glaubensverfolgung.

20. Juni 1904.

Die arme, altkatholische Gemeinde in Steiermark hat endlich ein Kirchlein bekommen. Das war wohl ein langes inniges Trachten nach einer solchen Heimstätte des gläubigen Herzens, das nicht gerade so glauben kann, wie es eine strenge Kirche buchstäblich vorschreibt, sondern so glauben muß, wie es von Gott seiner Natur gegeben ist. Ich beobachte, wie die Altkatholiken in unserem Lande weit mehr angefeindet werden als die Protestanten. Ist das, weil die Altkatholiken schwächer und hinterhaltsloser sind als diese, oder weil ihr aus dem katholischen Priestertume getretener Pfarrer ein streitbarer Mann ist, der sich nicht bloß scharf verteidigt, sondern gelegentlich auch dreist angreift? Der Vorwurf, daß sie aus politischem Anlaß übergetreten, kann bei den Altkatholiken noch weniger zutreffen, als bei den Protestanten. Wenn sie

das Blut schaden wir Deutsche unserem Deutschtum am meisten dadurch, daß wir viel zu viel slavische und italienische Arbeiter ins Land ziehen, um Arbeiten zu leisten, die wir selbst machen sollten. Diese Arbeiter bringen mehr fremdes Blut, fremde Art ins Land, als wir aufzusaugen vermögen. Während solche Fremde für uns „Herrenmenschen“ die knechtischen Arbeiten machen, treiben sie einen Keil zwischen uns und unsere Scholle und heben uns für den Augenblick zwar höher empor, aber so wie der Baum emporgehoben wird — bei seiner Entwurzelung.

## Geldsachen.

23. Juni.

Eine große Stadt — wird erzählt — habe hundertachtzigtausend Kronen ausgesetzt, um ihrerseits das Semmeringjubiläum würdig zu begehen. Das ist nobel! Da könnte mit einem Schlage jener Antrag verwirklicht werden: Gelegentlich dieses Sieges- und Dankesjubiläums möge im Semmeringgebiet eine Wohltätigkeitsanstalt gegründet werden. Der Kaiser hatte zu einer solchen bereits mit einer großmütigen Spende den Anfang gemacht. Wenn nun auch noch diese Summe, oder auch nur ein Teil derselben dazukommt?

Ein fürstliches Festessen und ein feenhaftes Feuerwerk. Lustig ist's dabei gewesen. Und was kann man bei einem Jubiläum besseres tun, als eben jubilieren! — Wien jubiliert, aber es versteht — und das muß man sagen — auch nüchtern und praktisch zu arbeiten. Doch gibt es überall Leute, die nichts so ungern tun als Geld auszugeben für Dinge, wobei möglicherweise etwas bleibend Gutes zustande kommen könnte. Es scheint manchmal, wir glauben nicht mehr an die Zukunft, es scheint, wir lieben unsere Kinder und Enkel nicht mehr. — Man kann nicht sagen, daß unsere Zeitgenossen feige seien, sie stehen den Kugeln und den Säbeln. Mit der Zumutung aber, einmal etwas Gemeinnütziges zu leisten, scheucht man die meisten zurück.

Ich habe endlich ein gutes Mittel erfunden, die Autographenhamster zu verscheuchen. Verlange für jede Unterschrift eine beliebige Gabe für das Waldschulhaus, dessen Sorge noch teilweise auf meinen Schultern ruht. Von zehn „Verehrern“ ziehen sich acht zurück, weil ihnen doch die paar Federstriche einer beliebigen Gabe nicht wert sind. Vor einigen Tagen sandte mir aus Nürnberg eine Dame drei Bücher mit dem strikten „Ersuchen“ in jedes meinen Namen hinein zu schreiben und sie dann wohlverpackt zurück zu schicken. Auf meine gedruckte Bitte um die beliebige Gabe schrieb die Dame entrüstet: „So senden Sie mir wenigstens meine Bücher unbeschrieben wieder zurück. Ich würde, um Sie vor dem Bettelstab zu bewahren, die Postmarken schicken, wenn österreichische hier erhältlich wären.“ — Was tut man in einem solchen Falle? Hingegen

## Vom nationalen Kriegsschauplatze.

22. Juni.

Vor etlichen Jahren wohnte ich einmal in einer steirischen Stadt einer deutsch-nationalen Volksversammlung bei, bei der es wild hergegangen ist. Trat ein Mensch, noch dazu ein Deutscher, auf die Rednerbühne und verlangte das Wort. Nach dem Statute hätte er zwanzig Minuten sprechen dürfen, aber er sprach nur eine, dann ward er schon totgeschrien. Er sagte nämlich folgendes: „Meine Herren! Überaus wichtig zur Erhaltung und Erweiterung unserer nationalen Stellung in Steiermark wäre, daß unsere jungen Leute, besonders die deutschen Studenten, slovenisch lernten —“

„Was lernten?“ unterbrach ihn eine grelle Stimme.

„— slovenisch lernten.“

Weiter kam er nicht, es schrien alle Kehlen: „Der Slavensöldling! Hinaus! Hinaus!“ Es trommelten alle Fäuste und da der Redner diese nicht auf seinem Rücken trommeln lassen wollte, so verzog er sich rasch und hat nie wieder einen Versuch gemacht, das Deutschtum in Steiermark zu retten.

Nun ist gestern ein Deutscher aus Laibach bei mir gewesen, der erzählte, daß — nachdem Krain völlig verloren ist — die Politik der Deutschen in unserem Lande eine andere Richtung nehme.

Da es immer der Vorteil der Slovenen war, daß sie durch ihre Kenntnis der deutschen Sprache Beamtenstellen im deutschen Lande einnehmen konnten, so werde es wohl auch der Vorteil der Deutschen sein, durch Kenntnis der slovenischen Sprache als Beamte im Windischen, in Krain angestellt zu werden. Haben deutschsprechende Slovenen in deutsches Land das Slovenentum hereingetragen, so könne es wohl auch umgekehrt sein. Wer die zwei Landessprachen kennt, der kann vordringen und angreifen; wer nur eine kennt, der bleibt passiv und muß leiden, wenn der Kriegsschauplatz in *seinem* Lande liegt! Ein besseres Mittel, sagte mein Laibacher, kenne man gar nicht, um dort wieder deutschen Einfluß zu gewinnen, als deutsche Beamte, Ärzte und Priester nach Untersteier und Krain zu schicken und die leitenden Persönlichkeiten wünschten sehr, es tun zu können. Aber die Sache scheitere an der Unkenntnis der slovenischen Sprache bei den jungen Deutschen. Wenn nun das Schlagwort ausgegeben wird in Steiermark: Um deutsch zu bleiben, müsse man slovenisch lernen! — was werden jene Deutschnationalen dazu sagen? Vielleicht läßt sich sagen, daß es nichts helfe, wenn in Krain deutsche Beamte seien, weil die Regierung ja doch denselben nationale Agitation verbieten würde und daß sie bald slovenisiert sein würden, wie es die deutschen Kapläne in Untersteier sind.

Ich habe das nur angemerkt. *Meine* deutsche Politik ist überhaupt eine andere, die knüpft sich nicht an die Sprache allein. In bezug auf

der lieben Menge noch, ins Abenteuerlichste übertrieben, nachgeschwätzt wurden. Positiv verleumderische Lügen wurden an die Blätter geschickt und ohne weitere Prüfung bereitwillig veröffentlicht. Empörend war diese kannibalische Schonungslosigkeit gegen den Mann, der hilflos an seiner exponierten Stelle stand und vor der zähnefletschenden, wollüstigen Skandalorgie sich nicht mehr anders wohin zu bergen wußte, als — ins Leichentuch.

Dann, als der schöne junge Mann dalag mit blassem Gesicht, die wachsfarbigen Hände über den schwarzen Rock gefaltet, kam freilich wohl mancher zum Bewußtsein der Mitschuld an diesem Selbstmorde.

Mit jenen dunklen Elementen, die aus sicherem Verstecke Unheil speien, kann man nicht rechten. Wohl aber möge die Publizistik sich endlich einmal klar werden über die Frage: Wenn über Privat- oder Familienangelegenheiten verdächtigende oder verleumderische Gerüchte auftauchen, wie haben die Zeitungen sich zu solchen Gerüchten zu verhalten?

## Volkskundliches vom Oneweigl.

Von **Karl Reiterer.**

Wer mit dem Volksleben näher vertraut ist, wird finden, daß der Älpler noch vor wenigen Jahren an allerlei Spukgestalten glaubte, an den Oneweigl, Schatzhüter u. s. w., wie ich mit nachstehendem nachweisen will.

In Donnersbachwald erzählte man mir noch vor wenigen Jahren allerlei gruseliges Zeug vom Oneweigl; so hörte ich vom Oneweigl beim Magerl, heute eine Bauernhube, gehörig dem vulgo Spreiz in Alt-Irdning. In besagtem Hause war ein Schatz begraben, den ein Oneweigl hütete. Die Spreiz Ula (Juliana) erzählte, daß der Oneweigl immer mit einem Lichtlein im Krautacker zu sehen gewesen sei, es sind seitdem kaum 25 Jahre verflossen. Der letzte stabile Besitzer des Magerlhauses ackerte einst „'s Krautland“ um. Dabei stieß er auf einen großen Stein. Wie der Stein vom Pflugsech berührt wurde, „tschingerten“ die Taler, was der Bauer deutlich vernahm, förmlich im Boden. Der Bauer, geizig wie er war, sagte niemand davon ein Wort. Er gedachte zur nächtlichen Stunde den Schatz zu heben, allein er fand später keinen Stein mehr; dieser war „Lab oder Stab“ verschwunden. Ein gewisser Georg Krug, den ich als Waldbauernlehrer öfters gesehen, machte sich einmal daran, den Schatz im Magerls Krautacker zu heben. Er machte beim Waldwirte vor dem schweren „Akte“ Raststation. „Was tust denn, Jörgl?“ fragte ihn die Waldwirtin. „Wohinaus?“ „Ah, zum Magerl geh' i Schatzgraben,“ antwortete der Bursche, worauf die Wirtin spöttelte: „Du bist

beschämte mich ein Studiosus in Wien, der vorwegs gerne die Zeile erhielt, mit einem Zwanzigkronenstück, bemerkend, daß er — wenn ihn der Himmel einmal mit Gütern segnen sollte — des Waldschulhauses besser gedenken werde. — Nur schade, daß vornehme Gesinnung nicht so leicht zu Reichtum führt als das Gegenteil.

## Von der öffentlichen Meinung zu Tode gehetzt!

26. Juni.

Es war gerade zur Zeit der diesjährigen Hochsonne. Auf allen Höhen loderten die Sonnwendfeuer, in welchen die Kinder Teuts ihre deutsche Treue, Wahrhaftigkeit und Heldenmütigkeit hinleuchten ließen in die heimatlichen Täler. Und in demselben Lande hat zu dieser Zeit eine Tragödie sich abspielt, bei der eines der abscheulichsten Laster, die Medisance, Arrangeur gewesen ist. Es war eine Familientragödie, die sich im Privathause und vielleicht vor Behörden hätte abwickeln müssen, die aber durch Ungeschicklichkeit, Bosheit oder was immer für einen niedrigen Anlaß in die Öffentlichkeit geschleudert wurde und dort schauderhaftes Unheil angerichtet hat.

Jetzt, über den Ruinen des Hauses erhebt man das Fanal. Ein hoher Beamter hatte eine Frau von dunkler Vergangenheit geheiratet. Außer den Beteiligten ging das keinen Menschen etwas an und die Beteiligten schienen es zufrieden gewesen zu sein. Nun stieg allmählich über dieser Sache eine wahre Pestilenz auf von anrüchigen „man sagt“ und „es soll“, aus denen die famose öffentliche Meinung und ihre Organe schöpferisch die dreistesten „es war“ und „es ist“ gemacht haben. Zur Stunde, als diese Zeilen geschrieben werden, sitzt die Frau in Untersuchungshaft und der Mann wird ins Grab gesenkt.

Genaue Tatsachen sind zur Zeit nicht bekannt. Sicher ist nur, daß der hohe Beamte sich das Leben genommen, weil man ihm das Leben einfach unmöglich gemacht hat. Die grenzenlos übertriebenen und entstellten Veröffentlichungen haben ihn um seine Ehre gebracht, und das heißt einen Mann, der von den traurigen Ehrbegriffen der Zeit befangen ist, zum Tode verurteilen. Die „öffentliche Meinung“, diese scheinheilige Bestie, hätte seine weitere Beamtenlaufbahn unmöglich gemacht. — Nachträglich wird man nicht müde zu versichern, wie hoch man diesen Beamten geachtet, wie sehr man den freundlichen, von idealen Absichten beseelten Menschen geliebt habe. „Der Arme wurde zu Tode gehetzt!“ riefen klagend auch solche aus, die eine Woche vorher tapfer mitverdächtigt hatten. Zugegeben, die Frau sei das, was „man sagt“ und sie war von der öffentlichen Stellung zu entfernen, so hätte sich das auf korrektem Wege vollzogen. Unter gar keinen Umständen rechtfertigt sich die Art der öffentlichen Berichte, die wir in allen Blättern zu lesen bekamen und die von

Um ein näherliegendes Beispiel über diesen Gegenstand zu bieten, sei erwähnt, daß mir laut meiner Tagebuchnotizen am 26. Februar 1899 ein noch lebender Grundbesitzer von Weißenbach bei Liezen in Ambros Stangls Gasthaus erzählte, er habe folgende Oneweiglgeschichte miterlebt: „Als der vulgo alte Stoametz in Weißenbach starb, zupfte es mich — ich zitiere wörtlich — in derselben Nacht an der Bettdecke zu meinen Füßen. So oft ich auch die Decke zurechtrichtete, immer hat jemand daran zog'n. Z'lezt warf's mi a G'walt an (Angst bekam er) und mir rann der Angstschweiß von der Stirne. Am andern Morg'n hört' ich, daß der alt' Stoametz g'storb'n ist. No, denk i mir, koan andera hat mich oneweiglt wia der."

Ein anderesmal hörte derselbe Grundbesitzer im oberen Stockwerke seines Hauses zur nächtlichen Stunde herumrumoren. „No, wos is denn dos?" dachte sich der Bauer, und wie er nachschauen ging, fand er nichts. Kaum war er wieder unten in seinem Schlafgemache zu ebener Erd', rumorte es schon wieder „ob'nauf". Zu einer bestimmten Stunde erst hörte 's Rumoren auf. Einst ging dieser Grundbesitzer, der voriges Oneweigln hörte, von seiner Alm heim. Auf einmal sah er auf einem Baumstümpfel neben dem Wege ein kleines weißes Hunderl sitzen. „Wos ist denn dos?" sann der Mann, und er näherte sich dem Tiere. Da machte es einen Schnalzer — und 's Hunderl war verschwunden.

Die Mutter des gedachten Grundbesitzers erzählte, daß sie eine Magd gehabt habe, die anstatt Samstags abends, immer erst Sonntags morgens „abg'waschen" habe. Als diese Magd starb, hörte man sie an den frühesten Sonntagmorgen immer in der Kuchel „oneweigeln." Die Knechte versprachen einer Hausdirn eines Tages einen Tögel voll Honig, wenn sie es wage, die Kuchel zu betreten, sobald es wieder rumore. Das Mädel betrat wirklich die Kuchel, als man eines Morgens wieder rumoren hörte, und sie traf in derselben die verstorbene Magd, angekleidet mit einer roten Jacke und einem Kopftuche, beim Abwaschsechter stehend. Die Dirn redete 'n Oneweigl an, worauf dieser derselben mit dem Abwaschfetzen ums Gesicht schlug und verschwand. Der „Oneweigl" war erlöst.

Auch beim vulgo Großgassener, dem gegenwärtigen Schulhause in Weißenbach, soll es vor Jahren noch einen Oneweigl gegeben haben, was mir die vulgo Brottrager Kathl — Katharina Schweiger — gegenwärtig in Liezen, mitteilte. Daß es in einem Schulhause einen Oneweigl gebe, erzählten übrigens auch die Laresserleute in Donnersbachwald. Im Schulhause dieses Ortes guckte die verstorbene alte Peberin öfters beim rückwärtigen Vorhausfenster hinein. Sie hatte einen großen breitkrämpigen Hut auf, versicherten die Hausleute.

Als ich noch Waldbauernlehrer war, lernte ich die vulgo Schnauzen Mirl, eine Einlegerin kennen. Sie war seinerzeit das Weib eines italienischen

viel zu wenig heilig, um den Schatz zu heben." „Freili bin i heili", entgegnete Krug. „Ja, du bist heili und ang'rührt, der's glaubt, der is ang'schmiert", hänselte man den Burschen. Doch dieser ließ sich's nicht nehmen, den Schatz heben zu gehen. Es war in der Weihnacht, und Krug hatte allerlei „G'weichts" bei sich: Damit 'n der Tuifl nit schaden könne. „Was hast denn all's bei dir?" forschte die Waldwirtin, worauf der Bursche gestand: „Weihwasser, Palmkatzerl, 'n Culmonisegen." Selbstredend fand der abergläubische Bursche nichts und wurde im Dorfe tüchtig ausgelacht. Dies hielt ihn aber nicht ab, in der Weihnacht des nächsten Jahres wieder den Versuch zu wagen, den Schatz zu heben; natürlich war auch der zweite Versuch ohne Erfolg.

Interessanter wird der Leser folgendes finden: Vor noch kaum drei Jahrzehnten stand im Hochtale Donnersbachwald unweit des vulgo Hoanz die sogenannte alte Weberkeusche, von der man behauptete, der Oneweigl ließe sich bei derselben öfters sehen. Dem Grundbesitzer Johann Rudorfer vulgo Brehm, fiel es eines Tages ein, die baufällige Keusche niederzureißen und das Holz zu verkohlen. Der vulgo Brehm besaß nämlich eine Hausschmiede und benötigte Holzkohle. „Die alt' Keusch'n, eh nix mehr wert, ist gut zum kohl'n", dachte der Mann und er schritt daran, die Keusche abzutragen und das Holz zu einem Kohlenmeiler zusammenzustellen. Ein gewisser vulgo Bauern-Jörg half dem Brehm beim Abtragen des Hauses. Als man einen schweren Holzstamm zum Meiler brachte, witzelte Jörg: „Voda, hiaz leg ma 'n Geldtram ein." „Geh", sagte der Bauer, „du wirst ah 'n Klenkas wissen", und er gab dem Burschen, versteht sich, kein Gehör. Wie staunten aber die Leute, als beim Kohlen ein Silberbrünnlein aus dem Meiler floß und einen ganzen „Schlotten" (Schlacke) bildete. Nun war es klar: In einem Baum war Silbergeld geborgen und dieses zerschmolz bei der großen Hitze während des Kohlens. Der Jörg hatte also doch recht behalten, daß im Trambaum, den er bezeichnete, Geld darin war: Der Schatz, den der Oneweigl behütet hatte. Noch heute leben in Donnersbachwald Gewährsmänner, die behaupten, den genannten „Silberschlotten" gesehen zu haben; so nenne ich den Grundbesitzer Florian Häusler vulgo Ilsinger, Theresia Gürtler, gegenwärtige Besitzerin der Brehmrealität. Man erzählt mir, in besagter Weberkeusche habe der Oneweigl zur nächtlichen Stunde tüchtig herumrumort. Betrat man die Keusche, um der Ursache des Geräusches auf den Grund zu kommen, verstummte der Lärm augenblicklich, wozu ich bemerke, daß es gewiß eigenartig ist, von noch lebenden Gewährsmännern derlei aus erster Quelle zu erfahren und es hierbei unmöglich ist, von den Leuten das herauszubekommen, was wahr und erdichtet ist. Jedes behauptet fix und steif, der Oneweigl habe den Schatz in der Weberkeusche tatsächlich gehütet.

Florian Häusler erschrak vor dem ihm erschienenen Oneweigl so sehr, daß er käsebleich das Gasthaus des vulgo Lahmbacher betrat und ohnmächtig zusammenstürzte, was die heute noch lebenden Gewährsmänner bezeugen können. Man behauptete: Der Oneweigl sei 's verstorbene Kind Häuslers gewesen. Ohne mich in eine weitere Erörterung des Gegenstandes einlassen zu können, frage ich: Was muß es gewesen sein, das diesen Alpensohn so sehr erschreckte? Der Älpler, man weiß es, er ist kühn, er scheut, wenn es gilt, keine Gefahr, und doch bringt ihn etwas Ungewöhnliches, das er sich momentan nicht zu erklären vermag, so sehr in Verwirrung, daß er ohnmächtig zusammenstürzt. Ich lebe bereits zwanzig Jahre unterm Alpenvolke. Ich habe während dieses Zeitraumes aber noch nie gehört, daß ein Alpensohn ohnmächtig geworden sei, denn der Mann im Gebirge hat zu kolossal gute Nerven, er hat, wie man eigentlich sagen könnte, gar keine Nerven, Nervenschwächen kommen beim zähen Gebirgsbauer nie vor, und doch wird in diesem Falle — der Erzählung Häuslers nach — behauptet, er sei infolge des ausgestandenen Schreckens ohnmächtig geworden. Seltsam, seltsam, was es für Dinge gibt, die wir nicht begreifen können!

# Was sagt man von den Frauen?

Von **Alexander Berg.**

Verehrteste Leserin! Bitte, setzen Sie sich im Geiste mir gegenüber, rücken Sie den Stuhl noch etwas näher heran und spitzen Sie auf ein Viertelstündchen Ihr kleines niedliches Ohr. Ich möchte Ihnen heute Verschiedenes mitteilen, das Sie in hohem Grade interessieren wird. Oder sollte es keinen Reiz auf Sie ausüben, wenn ich Ihnen verrate, wie man eigentlich . . . über Sie denkt? Sollten Sie sich langweilen können, wenn ich Ihnen die ausgesuchtesten Urteile auftische, die große Philosophen, phantasievolle Dichter, witzbegabte Weltmänner, nüchterne, doch wohlmeinende Ethiker über Sie gefällt haben? Nun, ich nehme an, daß Ihnen mein Vortrag nicht ganz ungelegen kommt, schöpfe noch einmal tief Atem und beginne:

Schon viel des Guten und Bösen ist über das weibliche Geschlecht geschrieben worden und von jeher war die Frau eines der interessantesten Kapitel in der Gesprächsführung. Vom grauen Altertum her lag es der Frau ob, dem Leben harmonische Formen zu geben und neben der Erfüllung ihrer Mutter- und Hausfrauenpflichten dem Kultus der Liebe und Schönheit, Güte und Anmut zu dienen. Darum vergleicht der Dichter

Maurers und schrieb sich Maria Decasta, von der ich einiges bereits einmal erzählte. Mirl bewohnte in ihren alten Tagen die vulgo Schmiedkeusche, heute Eigentum meines Schwagers, des Gastwirtes und Realitätenbesitzers Johann Höpflinger in Donnersbachwald. Die Keusche gehörte seinerzeit dem vulgo Schmied, der sich beim Stöger, meinem verstorbenen Schwiegervater, „einverleiben" ließ. Als der „Einverleibte" starb, bezog gedachte Mirl die Stube in der Schmiedkeusche und die neue Bewohnerin der Stube gab nun an, daß sie öfters den Oneweigl in der Nacht höre, es müsse dies der Geist des verstorbenen Franz Winkler, des Schmiedes, sein. Sie vernahm deutlich, wie der Oneweigl auf einem Kasten im Finstern herumtappte. „No, was ist denn das für a Unruah!" begehrte die Mirl mutig auf. Darauf hin war es wieder eine Zeitlang still. Es dauerte aber nicht lange, war das unheimliche Herumtappen wieder zu hören. Einst machte die Mirl Licht im Stübel; darauf tat es einen Schnalzer und von da an hatte das Weiblein eine Ruhe.

Die Mirl gab auch an, daß sie beim vulgo Goldbacher einst den Oneweigl gehört; es sei der verstorbene alte Lahrer gewesen, der ihr keine Ruhe ließ und ihr sogar mit einer eiskalten Hand übers Gesicht heruntergefahren sei. Die Sache verhielt sich nämlich so: Mirls Mann hinterließ ihr eine Keusche. Diese „nauste" (zwackte) ihr der alte Lahrer um ein Spottgeld ab. Zur Strafe, behauptete nun 's Weiblein, hatte der Mann im Grabe keine Ruhe: er mußte als Oneweigl herumwandern.

Wie es im Wolfengraben zwei Holzknechte „ablahnte" (eine Schneelawine begrub), vernahm man im Waldlande auch 'n Oneweigl. Beim vulgo Beinstock hörten sie ihn deutlich. „'s ist die Klog", hieß es: Bald darauf vernahm man, daß die gedachten Holzer unter die Schneelawine gekommen.

Der Leser wird nun sagen: „Man mag mir vorerzählen, was man will, ich glaube doch an keinen Oneweigl!" Gut. Ich erzähle diese Volksäußerungen auch nicht zu dem Zwecke, daß sie jemand glauben soll. Ich glaube sie ja auch, was wohl selbstredend ist, gar nicht. Immerhin ist es aber sonderbar, was mir eingangs zitierter Gewährsmann Florian Häusler vulgo Ilsinger, eine vollkommen vertrauenswürdige Person, in Donnersbachwald erzählte; besagtem Grundbesitzer starb, als er noch ein Bursche war, ein uneheliches Kind, das er mit einer Magd im Waldlande gehabt hatte. Wie es nun üblich ist, ging Häusler als der „Kindsvater" nach Irdning hinaus, um Kerzen zum Leichenbegängnisse einzukaufen. Auf dem Rückwege begegnete dem Burschen beim Waldwege eine schneeweiße Gestalt unweit des Gasthauses vulgo Lahmbacher. Es war dies zur Zeit, als noch das erste Weib des heute noch als vulgo Postl bei Lantschern hausenden vulgo Lahmbacher lebte.

habe, daß es unaufhörlich schwatze, seufze und weine, ohne zu wissen, warum, und nur an dem hänge, was eitles Flitterwerk und Tand sei. Da erbarmte sich Vulkan des Mannes und nahm ihm das Weib wieder weg. Doch schon nach einer Woche kam der Mann zu dem Schöpfer zurück, klagte über seine Einsamkeit, rühmte die Anmut und Schönheit der Frau und bat zum zweitenmale um dieselbe. Da ließ sich Vulkan erbitten und schenkte dem Manne zum zweitenmale das Weib, indem er sagte: „Hebe dich hinweg, Unzufriedener! Du kannst nicht mit ihr und nicht ohne sie leben!“ Und dabei blieb's. Seitdem müssen die beiden eben sehen, wie sie miteinander fertig werden . . .

Und nun, nachdem wir die Entstehungsfrage der Frau erledigt haben, werfen wir eine nicht minder wichtige Frage auf: „Was ist eigentlich das Weib?“ Hier steht uns ein ganzes Potpourri lustiger und ernster Antworten zur Verfügung! Saphir behauptet, die Frau sei die Zuckererbse in der Schote des Daseins, das Fettauge auf der mageren Suppe des Lebens, der Weihnachtsbaum auf dem Kindermarkte der Menschheit. Stettenheim dagegen meint, das Weib sei entweder ein Buch mit sieben Siegeln oder eine Korrespondenzkarte. Ibsen nennt die Frauen die Stützen der Gesellschaft und Novalis sieht in ihnen ein liebliches Geheimnis — nur verhüllt, nicht verschlossen. Recht trübe Erfahrungen scheint Hoffmann v. Fallersleben gemacht zu haben, wenn er meint: „Wein, Weib und Würfel sind ein dreifach . . . W.“ Günstiger lautet schon eine Sentenz der Meggendorfer Blätter: „Ein Stückchen vom Apfel des Paradieses trägt jedes Weib bei sich.“ Milton aber ruft aus: „Das Weib ist des Himmels bestes, letztes Geschick!“ Zwar verkündet Shakespeare: „Schwachheit, dein Name ist Weib“ —, Turgenjew aber sagt wiederum: „Der Mann ist schwach, das Weib ist stark.“ Wer von den beiden letztgenannten Dichtern ist im Rechte? Nun, es kommt wohl immer auf die Einzelnatur an, da es schwächliche und heroische Charakter ebensowohl unter den Frauen wie unter den Männern gibt! Eigenartig ist ein „Gedankenspan“ der „Fliegenden Blätter“: „Das Weib ist ein Rätsel, aber leider — kein einsilbiges“, wobei ironisch der weiblichen Redelust gedacht wird und gleichzeitig zum Ausdrucke kommt, daß sich an der „Knackmandel Weib“ schon mancher die Zähne ausgebissen hat. Gerhart von Amyntor nennt das Weib einen Tempel, in dem wir Männer das Bild des Ideals aufzustellen und zu verehren haben. R. Nielsen vergleicht es mit dem Meer, das dem leisesten Drucke nachgibt und doch die schwersten Lasten trägt, und Jókai ruft pathetisch aus: „Was ist das weibliche Herz? Es ist ein unendliches Meer. Weißt du, was die dunkelgrüne Tiefe birgt? Weißt du, was die fallenden Sterne dem grenzenlosen Wasser zuflüstern? Weißt du, was heiß von einem Ende der Welt zum anderen fließt? Weißt du, was darin aufleuchtet

die Frauen mit wandelnden Blumen und stellt sie neben die liebreizendsten Kinder Floras, neben die schöne sieghafte Rose, das bescheidene Veilchen, die reine Lilie, die kokette Georgine, die sinnige Schlüsselblume, die unscheinbare und doch so angenehme Resede, die stolze Tulpe, das vielsagende Vergißmeinnicht und die Blume der Neuzeit, die flotte Margueritte. Der Tonkünstler Richard Wagner meint sogar, die Frauen seien die Musik des Lebens, Goethe vergleicht sie mit silbernen Schalen, in die wir goldene Äpfel legen, und Herder nennt das Weib die Krone der Schöpfung. Julius Rodenberg aber singt:

Die reinen Frauen stehn im Leben
Wie Rosen in dem dunklen Laub;
Auf ihren Wünschen, ihrem Streben
Liegt noch der feinste Blütenstaub.

In ihrer Welt ist keine Fehle,
Ist alles ruhig, voll und weich:
Der Blick in eine Frauenseele
Ist wie ein Blick ins Himmelreich.

Doch ehe wir weitere Symbole der Frauenseele herbeiziehen, befassen wir uns mit der Frage: „Wie wurde das Weib geschaffen?" Nun, die Antwort ist nicht schwer! Wir alle wissen, daß Gott die Eva aus einer Rippe Adams schuf, was einen Witzbold zu der boshaften Bemerkung veranlaßte: „Gewiß hat Adam sich nach dem Sündenfall gefreut, daß Gott ihm nicht aus jeder seiner 24 Rippen ein Weib machte!" Eine indische Schöpfungsgeschichte hingegen gibt eine andere Erklärung. Lassen Sie mich, meine Gnädige, eine kleine Legende des Hindus erzählen!

Als Vulkan, der Schöpfer des Weltalls, die Frau schaffen wollte, fand er, daß der zu seiner Verfügung stehende Stoff bei der Bildung des Mannes schon aufgebraucht worden war. Da nahm er den Samt der Blume, den Blick der Gazelle, das feine Halbrund der Mondsichel, die Anschmiegungsfähigkeit der Kletterpflanze, das Zittern des Grases, die Leichtigkeit der Blätter, die Biegungen der Schlange, die Schlankheit des Rohres, die strahlende Freude des Sonnenscheins, die Tränen der Wolken, die Unbeständigkeit des Windes, die Furchtsamkeit des Hasen, die Eitelkeit des Pfaues, die Schweiglosigkeit des Echos, die Weichheit der Papageibrust, die Grausamkeit des Tigers, die Kälte und Härte des Stahles, das Schwatzen der Elster, die Süße des Honigs, die Hitze des Feuers, die Schlauheit des Fuchses — mischte alle diese Eigenschaften zusammen — tat noch eine Handvoll von der Verliebtheit der Turteltaube hinzu und bildete das Weib. Und dieses gab er dem Manne, damit er einen Gefährten habe! — Doch schon nach einer Woche kam der Beschenkte zurück und klagte, daß ihm das Geschöpf das Leben unerträglich mache, da es ihm durch seine Dummheit das zerstöre, was er aufgebaut

treffliche Charakterschriftsteller: „Der Einfluß der Frau ist überall der gleiche. Überall wirkt ihre Stellung auf Moral, Sitten und Charakter eines Volkes ein. Wo das Weib niedrig gestellt ist, steht auch die Gesellschaft auf einer niedrigen Stufe; wo die Frau moralisch rein und geistig gebildet ist, befindet sich die Gesellschaft auf einer entsprechenden Höhe.“ Ähnlich drückt sich Otto v. Leixner aus, wenn er sagt: „Die Hausfrau ist die Seele des Hauses. Ist sie ruhig, in sich einheitlich, liebevoll und mit Würde heiter, so ergießt sich von ihr ein unendlicher Segen auf Mann und Kinder. Wenn aber des Hauses Seele zerrissen, schwach und friedlos ist, dann werden alle leiden und die Kinder werden oft den Fluch weiter tragen zu fernen Geschlechtern.“ Auch stammen von dem bekannten Schriftsteller die schönen Worte: „Der Duft des Moschus bleibt jahrelang in einem Zimmer, auch wenn der Stoff selbst lange entfernt ist. Es gibt Frauen, welche ähnlich wirken: wer mit ihnen verkehrt hat, trägt das unauslöschliche Gedächtnis an Herzensreinheit und Herzensgröße mit sich ins Leben hinaus und noch in späten Jahren, wenn er an der Menschheit verzweifeln möchte, wird der Duft jener Seele in ihm lebendig und gibt ihm neue Kraft.“ — „Eine Frau, die nicht liebt, hat den einzigen Weg zum Himmel verfehlt“, sagt A. v. Sándor, und Kotzebue fragt: „Wo hat die Menschheit einen schöneren Tempel, als in dem Herzen des Weibes?“ Darum spricht auch Fr. Th. Vischer:

Ist sie auch geistreich? fragt ihr zumeist;
Was wollt ihr denn? Herz heißt des Weibes Geist!
Wird sie unendlich lieben können,
Dürft ihr getrost sie geistreich nennen.

Der eben erst erwähnte Otto v. Leixner aber ruft aus:

Des Frauenherzens schönste Blüte!
Des Weibes Krone ist die Güte!

Und was hat Schleiermacher gesagt? „Mir geht es überall so, wohin ich blicke, daß mir die Natur der Frauen edler erscheint und ihr Leben glücklicher, und wenn ich je mit einem unmöglichen Wunsche spiele, so ist es mit dem, eine Frau zu sein.“ Mit diesem ebenso interessanten wie originellen Ausspruche kann sich das schöne Geschlecht wohl zufrieden geben!

Wie schon angedeutet, verstehen es die Frauen sehr gut, rätselhaft zu erscheinen. Darum dürfte ein Weiberfeind der „Deutschen Romanzeitung“ nicht so Unrecht haben, wenn er meint: „Die meisten Frauen verstehen die große Kunst, die Mundwinkel zu beherrschen, diese Verräter des Innern. Sie nageln ein Lächeln darin fest, daß alles verhüllt für den, der diese reizende Örtlichkeit nicht zum Gegenstande langjährigen Studiums gemacht hat.“ Wir erinnern uns hierbei eines bekannten Ausspruches des Buches Vox humana, welcher lautet: „Kluge Frauen

in dunkler Nacht? Wenn du all das weißt, dann ahnst du noch nicht, was in einem weiblichen Herzen wohnt."

Viel ist schon über die weibliche Schönheit verhandelt worden und es wäre ein leichtes, ein ganzes Buch über dieses interessante Thema zu schreiben. Daher berühren wir dieses Gebiet hier nur in bezug auf die germanische Rasse. Die deutsche Schönheit bewegt sich etwa in der Mitte zwischen der, welche die feurigen, dunkeläugigen Südländerinnen auszeichnet, und jener, die den milden, helläugigen Frauen des Nordens eigen ist. Das goldglänzende Blondhaar der Germanen war schon bei den Römerinnen ein Gegenstand hoher Verehrung und die blauen Vergißmeinnichtaugen des „deutschen Gretchens" wurden in zahlreichen Liedern besungen. Ein Spruch von Otto Promber lautet:

Dem Bergsee gleich, drin sich der Himmel malt,
Wie weicher Perlenglanz, wie Abendtau —
Geheimnisvoll und sinnig — glänzt und strahlt
Der milde Blick im Aug' der deutschen Frau!

Es scheint jedoch, als ob die helleren Farben mehr und mehr dem Teint der Südländerinnen Platz machten, der schon in den Städten, besonders den süddeutschen, beinahe vorherrschend ist. Nur auf dem Lande dürfte sich noch das Blondhaar der Kinder in Begleitung der grauen oder blauen Augenfarbe viele Generationen hindurch erhalten. Merkwürdig ist es übrigens, daß das rote Haar so oft angefeindet worden ist. Besonders in früheren Zeiten war es verpönt! Und doch kleidet Rothaar unter Umständen ganz vorzüglich — ja sogar Dichter sind dafür in begeisterungsvollen Versen eingetreten. „Rot ist die Liebe — rot ist das Gold, und Burschen gibts, die besonders hold den Mädchen mit roten Flechten."

Und nun wollen wir einmal einige der hervorstehendsten Eigenschaften einer Frauenseele, sozusagen ihren spezifischen Charakter, in den Kreis unserer Betrachtung ziehen. Vor allen sind Liebe, Güte und Mitleid treibende Elemente eines echten weiblichen Herzens. Sehr schön äußert sich Samuel Smiles: „Es ist nicht zu leugnen, daß die schönsten Tugenden der Frau sich in ihren Beziehungen zu anderen Menschen durch das Medium teilnehmender Liebe offenbaren. Sie nimmt sich der Hilflosen an und hegt und nährt die, welche wir lieben. Sie ist der Schutzgeist des häuslichen Herdes, den sie mit einer Atmosphäre des Frohsinnes und der Zufriedenheit umgibt, in welcher die edelsten Charaktere wachsen und gedeihen können. Sie ist schon durch natürliche Anlage mitleidig, sanft, geduldig und selbstverleugnend. Liebend, hoffend und glaubend, erhellt sie mit dem Strahl ihrer Augen ihre ganze Umgebung. Er fällt in kalte Herzen und erwärmt sie, auf Leiden und lindert sie, auf Kummer und tröstet ihn." Und weiter sagt dieser vor-

Einzelheiten festgelegt haben. Hier eine bunte Folge: „Der Mann trifft das Richtige, die Frau findet es." (Sirius.) — „Die Liebe ist das Leben des Weibes, aber eine Episode im Leben des Mannes." (Jean Paul.) — „Wir Männer müssen die Wissenschaft oder Kunst der wahren Liebe erst lernen, dem Weibe ist sie angeboren." (O. v. Leixner.) — „Wo Männer urteilen, wollen Frauen richten." (Otto Promber.) — „Die Männer philosophieren besser über das menschliche Herz, aber die Frauen lesen besser darin." (Rosseau.) — „Das Weib sieht tief, der Mann sieht weit. Dem Manne ist die Welt das Herz, dem Weibe ist das Herz die Welt." (Ch. D. Grabbe.) — „Das Urteil des Mannes geht aus Berechnung hervor —: es ist selten ganz verfehlt, selten aber auch zutreffend; die Frau hingegen verläßt sich beinahe immer auf ihr Gefühl —: sie urteilt oft verkehrt, oft aber auch überraschend richtig." (Otto Promber.) — „Zwischen Männern ist von Natur bloß Gleichgiltigkeit; aber zwischen Weibern ist schon von Natur Feindschaft." (Schopenhauer.) — „Man macht den Frauen den Vorwurf, sie seien oberflächlich. Und dennoch gilt ihre Liebe nicht so sehr dem Äußerlichen wie die des Mannes." (D. Haek.) — „Die Zukunft von zehn Männern setzt nicht so viele Zungen in Bewegung als die „Vergangenheit" einer Frau." (Sirius.)

Und nun ein lustiges Potpourri von dem gleichen Thema: „Ein Mann ein Wort. Ein Weib mehrere Worte." (Stettenheim.) — Früh übt sich der Knabe im Pfeifen, das Mädchen im Tanzen. Später wird es umgekehrt: Da pfeift die Frau und der Mann muß tanzen." (Promber.) — „Ein Mann betrachtet zuerst das Innere eines Bildes, eine Frau aber sieht zuerst auf den Rahmen. Nur beim Spiegel ist die Frau gleich anfangs bei der Sache." (M. R.) — „Ein Mann versucht nicht eher einen Nagel einzuschlagen, als bis er einen Hammer dazu hat. Eine Frau zögert nicht, eine Feuerzange, den Hacken ihres Schuhes oder den Rücken einer Bürste zu nehmen. — Der Mann hält es für nötig, einen Korkzieher zu haben, um eine Flasche zu entkorken. Die Frau versucht eilig, den Stöpsel mit der Schere, Gabel oder dem Messer herauszuholen. Kommt er nicht heraus, so wird er einfach hineingestoßen: die Hauptsache ist ja, daß man das aus der Flasche herauskriegt, was drin ist. — Er schilt und zankt, wenn das Löschblatt nicht zur Hand ist. Sie bläst die Tinte mit dem Munde trocken, schwingt das Papier in der Luft hin und her oder hält es über die brennende Lampe, bis es riecht und hübsch kaffeebraun aussieht." (Eine englische Zeitung.)

Wenn man alle diese letztgenannten weiblichen Eigenschaften in Erwägung zieht, möchte man fast dem Humoristen Stettenheim beistimmen, wenn dieser über jene Zeit, da man „nicht mehr allein" ist, zerknirscht

verstehen sich auf die Kunst des Unergründlich-Scheinens, schimmern anders bei Tage als bei der Nacht, geben sich jeden Tag verändert, lassen bei jedem Besuche neue Reize aufleuchten und sorgen, daß es uns immer wieder nach ihnen verlangt."

Eine andere Eigentümlichkeit des Frauenherzens liegt in der weiblichen Eitelkeit, die ja bis zu einem gewissen Grade ganz angebracht sein mag, oft aber Auswüchse zeitigte, die allerdings spottlustigen Männern reiche Gelegenheit gaben, ihrem Witze die Zügel schießen zu lassen. Was sagen Sie, Verehrteste, zu der Sentenz, Alphonse Karrs? —: Erklärt einer Frau, sie sei böse, eigensinnig, leichtsinnig, launenhaft, aber fügt hinzu, sie sei sehr schön — seid versichert, sie wird euch immer ein wohlwollendes Andenken bewahren. Sagt ihr aber, sie sei gut, tugendhaft verständig, aber leider sehr häßlich — sie vergibt es euch in eurem Leben nicht." Ein Berliner Humorist wiederum meint: „Wenn dir eine Frau den Rücken kehrt, so lobe denselben und sie wird versöhnt sein", und ein anderer Schriftsteller philosophiert: „Manches schöne Mädchen gleicht einer Visitenkarte; es hat nichts als eine glatte, schönverzierte Oberfläche und hängt den ganzen Tag am Spiegel."

Aber auch die weibliche List, die in mancher „Notlüge" gipfelt, sowie die Plaudersucht des schönen Geschlechtes waren schon oftmals Angriffspunkte witziger Männer. Frauen verstehen es vortrefflich, das zu scheinen, was sie gern sein möchten. Ein Epigramm Max Kalbecks, das sich gewiß auf eine falsche Kokette bezieht, lautet:

Zähne, Wangenrot und Haare, —
Alles leider falsche Ware!
Echt sind Herz und Zunge nur,
Weil sie falsch sind von Natur.

Der ironische Spruchdichter Haug aber ruft aus:

Weiberzungen! O gesteht: schweigen könnt ihr nicht,
Eher glaub' ich, daß ein Weib — ohne Zunge spricht.

Nicht ganz unangebracht dürften daher die humoristischen Auslassungen des Pater Abraham a Santa Clara sein, die da lauten: „Ein gutes Eheweib sollte sein wie drei Dinge und auch wiederum nicht wie drei Dinge: Sie sollte sein wie eine Schnecke, die immer zu Hause ist und auch nicht wie eine Schnecke, die ihr ganzes Hab und Gut auf ihrem Leibe trägt. Sie sollte sein wie das Echo, das nur spricht, wenn zu ihm gesprochen wird, und auch nicht wie das Echo, das immer das letzte Wort haben muß. Sie sollte sein wie eine Stadtuhr, immer die rechte Zeit haltend, und auch nicht wie die Stadtuhr, die immer im ganzen Orte gehört wird."

Interessant sind vielleicht auch die Beobachtungen verschiedener Schriftsteller, die den Unterschied zwischen Mann und Frau in kleinen

seliger Nachfreude in meinem Buche „Waldheimat" erzählt und wie bin ich auch später nicht müde geworden zu sagen von diesem lieben Orte, wo ich als Kind, als Junge, als Handwerker viele Jahre lang so frohgemut gewesen bin, von der schönen, lichten Kirche auf dem „Föhrenriegel", in der das fromme Kindesherz die Feste des Jahres, die Feste des Menschenlebens mit Vater und Mutter, mit Freund und Kameraden so himmelfroh begangen hat. Der Glockenklang, der Orgelton, der Lieder Melodie, die ich in der Kirche von St. Kathrein vor fünfzig und vierzig Jahren gehört, sie hallen in beschaulichen Stunden noch heute durch mein lauschendes Herz. Und es ist kein Jahr vergangen, daß ich nicht einmal über Berg und Tal ging, um meine liebe Kirche am Föhrenriegel zu grüßen. Und wenn ich manches Stündlein allein in ihren weißen, mit goldigen Bildern gezierten Wänden stand, da spielten die Gestalten meiner längst vergangenen Jugend um mich gleichsam ein stilles „Ringelreia".

Und wie mir alles andere aus jenen Zeiten verging, so ist nun auch diese Kirche zugrunde gegangen. Gestern stürzte der brennende Dachstuhl ein und verloderte im Innern, gestern rann von den drei hellen Glocken — die eine Stunde vorher, bei Ausbruch des Brandes, noch um Hilfe geläutet hatten — das geschmolzene Erz den Turm herab, gestern versank die Orgel in der Glut und der Gottesacker rings um die Kirche ist besäet mit Kohlenbränden.

Doch, der Sturm, der die Flamme heraufgetragen hatte vom Tal, der die Feuer schürte auf dem Schindeldache der Kirche und in der Kuppel des Turmes — es war, als ob er sich plötzlich besonnen hätte, welches Wehe er bereitet hunderten von schlichten Menschen, die sich Christentum und Gottesverehrung ohne Kirche nicht denken können. Er verschonte, freilich unter fast übermenschlicher Rettungsarbeit der Leute, den vorderen Teil der Kirche mit den Altären. Auf diese Altäre fällt nun zwischen den dachlosen Mauern herab das harte Licht des Himmels. Das Sanktissimum ist davongetragen, das ewige Licht ist verloschen; doch unwillkürlich zieht man den Hut noch in der Ruine des Raumes, wo jahrhundertelang eine brave Bauerngemeinde nach des Werktags Mühsal und Kummer ihre Herzen erhob zum Frieden des Herrn.

Einen Tag vorher noch hatte diese Kirche bei Anwesenheit des Bischofs ihren höchsten Glanz entfaltet. Eben lenkte die beglückte Gemeinde wieder in den Alltag ein und das alte, große Einkehrhaus, das am Fuße des bewaldeten Hügels stand, schickte seine Leute hinaus zur Arbeit auf Feld und Wiesen. Da — mitten im heißen Hochsommertag — schlägt aus dem großen Stalle plötzlich die Flamme auf und unter der Musik des pfeifenden Windes tanzt sie hin über die zunderdürren Schindeldächer, von Gebäude zu Gebäude. In wenigen Minuten steht der weitläufige Hauensteinerhof in Flammen. Und während die Herbei-

kalkuliert: „Man mag das Wort „Ehe“ von links oder von rechts lesen, es bleibt immer dasselbe!“

Aber halt! —

Eine Eigenschaft des weiblichen Herzens, die alle anderen überstrahlt, blieb ja noch unerwähnt —: die Mutterliebe. Es ist bezeichnend, daß die Dichtung keines Volkes reicher an innigen Mutterliedern ist, als die der Deutschen, und das allerschönste Lob, das fremde Nationen der „deutschen Frau“ darbringen können, besteht darin, daß sie den im tiefsten Grunde des Herzens wurzelnden Liebestrieb der deutschen Mutter zu ihrem Kinde rühmen und preisen. Selbst dem unverheirateten deutschen Mädchen liegt ein starkes Gefühl von Mütterlichkeit inne, das sich in der Kranken- und Waisenpflege reich betätigt! In der Mütterlichkeit reift das echte Weib und Franz Ehrenberg hat recht, wenn er sagt: „In der mütterlichen Liebe gab die Natur dem Weibe die Anlage zur höchsten Vortrefflichkeit. Weibliche Sanftmut, weibliche Geduld und weibliche Anmut — kurz alles, was das Weib liebenswürdig macht, gewinnt durch Mutterliebe.“ — „Die Mutterliebe“, sagt der gemütvolle Jean Paul, „durchgreift mit tausend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz; sie zieht alles Blut, sogar das verdorbene, in sich ein und überwächst und verdrängt jede Nebenpflanze, und blüht endlich ganz auf dem umflochtenen Boden.“ Und da uns die Mutterliebe so hoch steht und sie ein so herrlicher Besitz der deutschen Frau ist, sage ich Ihnen, verehrte Zuhörerin, keine Schmeichelei, wenn ich Ihnen zum Schlusse ein Wort des Spruchdichters Daniel Haek zurufe: „Und wenn das Weib noch mehr Fehler hätte, als ihr zugesprochen werden — ein Vorzug würde doch stets alle Nachteile aufwiegen: die Mutterliebe!“

# Der Kirchenbrand in der Waldheimat.

Eine schöne, traute Welt, die Stätte seiner Freuden und seiner Wirksamkeit vorzeitig verlassen zu müssen, das ist hart; aber noch härter schätze ich das Geschick, eine solche Welt — überleben zu müssen. In diesem Falle bin ich. Nicht bloß die Menschen, die Kameraden meiner Kindheit und Jugend sind größtenteils längst ins Grab gesunken, auch ihre Hütten und Höfe sind ihnen nachgesunken und der Schauplatz ihres Lebens und Wirkens ist Wildnis geworden. Die Klage will nimmer verstummen. Die einst belebten Wege und Steige sind Wildbachbette, ja selbst die Wälder sind in Sturm und Schneedruck zerstört worden. Hinter dem Bergrücken drüben aber war etwas Beständiges. Da stand an der Straße der kleine Ort St. Kathrein am Hauenstein mit seinen weißen Gebäuden. Wie habe ich voll

Aber heute weiß man nicht, was halten wird oder was noch stürzen muß. Die liebe, alte Kirche ist es nicht mehr, und wer die neue bauen soll? — Die Gemeinde, aus kaum 400 Seelen bestehend, ist arm. Und schlimm auch steht es um den gänzlich abgebrannten Gasthof „zum Hauensteiner“. Wie soll der belastete Besitzer das altrenommierte Gasthaus am Alpsteig würdig wieder herstellen, die nötigen Wirtschaftsgebäude wieder errichten? Was gestern noch der Stolz der Straße, die Freude mancher Touristen und Sommerfrischler, die Arbeitsstätte einer fleißigen Familie gewesen, ist heute ein ungeheurer Schutthaufen. Klanglos schleichen die Stunden darüber weg und klanglos zieht der Sonntag über das tiefbetrübte Tal dahin . . .

Und doch, ihr guten Leute von St. Kathrein, möchte ich euch zurufen: Seid wohlgemut! Die Kirche ist zwar verbrannt, aber die Liebe ist geblieben. — Treue Nachbarschaft wird euch bauen helfen, Wohlwollen von allen Seiten wird euch unterstützen. Was mir bei diesem Brande unterging, das können nur die Engel im Traume wieder bauen.

Krieglach, am 15. Juli 1904, einen Tag nach dem Brande.

Peter Rosegger.

## Ein Wort an die Abiturienten.

Von O. Kernstock.[1])

Deutscher Knabe, sei kein Jäger,
Den die Ämterjagd ergötzt,
Kein Reklametrommelschläger,
Der sich selbst in Szene setzt!
Bücke dich mit Knechtsgeberden
Nicht vorm Gnadensonnenschein!
Frage nicht: Was will ich werden?
Frag' dich stets: Was muß ich sein?

Treu sein mußt du den Idolen:
Freiheit, Ehre, Mannespflicht.
Vor den Götzen, vor den hohlen
Mammonsbildern knie nicht!
Stolz sein mußt du auf der Alten
Deutsche Art, die heilig ist!
Stark sein mußt du — droh'n Gewalten
Oder lockt Sirenenlist!

Und wenn du kein Glück dir zimmerst
Und die Schicksalsschlacht verlierst,
Wenn du als Prolet verkümmerst
Und nicht einmal Hofrat wirst —
Labe statt Gehalt und Orden
Dich das Trostwort, wunder Leu:
Treulos ist das Glück geworden,
Doch ich selber blieb mir treu!

Deutscher Knabe, wenn ein schöner
Ehrgeiz dir im Busen brennt,
Mehr zu sein als Tagelöhner,
Als ein schnöder Brotstudent,
Als ein Tier der stumpfen Herden,
Die nach Stall und Futter schrei'n —
Frage nicht: Was will ich werden?
Frag' dich stets: Was muß ich sein?

[1]) Aus der hochgelungenen Festschrift der Abiturienten des k. k. I. Staatsgymnasiums Jahrgang 1903/04 Graz (Leykam).

geeilten noch einige Habe zu retten suchen mit Lebensgefahr, züngeln die Flammen schon hinterwärts durch den Wald hinauf, wo sie große Nahrung wissen. Sie springen an das Dach der Kirchhofsmauer, schon zucken sie wie Irrlichter hoch oben auf dem First des hölzernen Kirchendaches hin, dem Turme zu, und hinauf, hinauf über den Helm bis zur Kuppel, endlich zum Knauf, wo das Unheil seine rote Siegesfahne hoch in die Lüfte entfaltet.

So ist es geschehen.

Neben dem Kirchentor an der Mauer ragte ein hohes Kreuz mit einem überlebensgroßen Christus, ein von Kunstkennern bewundertes Werk, ein tiefergreifendes Bild des sterbenden Heilands. Die Wassereimer standen bereit, dieses heilige Wahrzeichen zu schützen, siehe, da stieg das Feuer vom Dache herab, zehrte an dem Haupte, den ausgespannten Armen und lockerte das Kreuz, daß es wuchtig niederstürzte auf die Gräber. Oben in den Glocken sang der heiße Samum. Auf den vier Zifferblättern huben die Uhrzeiger an zu tanzen, als wollten sie rasch über diese plötzlichen Unglücksstunden hinwegkommen. In den Orgelpfeifen brüllte der Glutsturm. „Alles, was Atem hat, lobet Gott!" stand geschrieben unter dem Musikchore, der nach diesem letzten Liede niederbrach. Auf die Kanzel flogen die feurigen Zungen herab, halb verkohlt hängt sie an der Mauer. Die Bildnisse, an denen der Küster jeden Sonn- und Feiertag fromm die Weihekerzen angezündet, sie vergingen nun selbst in Opferglut. Die Fahnen, der prachtvolle Baldachin, die sonst immer so feierlich ins Freie schwankten, heute wurden sie fluchtartig zur Tür hinausgebracht, während manche Seidenfranse schon zu glosen begann. Die rückwärtigen Betstühle sind verkohlte Gerippe, die vorderen, im unversehrten Raume, knien nun gleichsam selbst vor dem Altare, vor dem der vielarmige Luster und die ewige Ampel zu Boden gestürzt sind. Unversehrt stehen noch das Taufbecken und der Beichtstuhl, als Prophezeiung gleichsam, daß in dieser Kirche doch noch künftige Generationen getauft und entsühnt werden sollen.

Die Kirche von St. Kathrein ist sehr alten Ursprungs. Der alte Teil hatte eine Holzdecke mit schöner Stuckarbeit. Der ging zugrunde. Der vordere Zubau stammte aus dem 18. Jahrhundert, er hatte gewölbte Schiffe, stürzte also nicht ein. Da aber der rückwärtige Raum ein gewaltiger Feuerpfuhl war, so hätte auch der Altarraum zugrunde gehen müssen, wenn die Leute, zwar in solcher Arbeit ganz ungeschult, trotz Qualms und Hitze nicht tapfer gewehrt hätten. Vom Bach bis zur Höhe hinauf liefen die Eimer durch die Kette; in feuchte Lappen hüllten die Wehrenden Gesicht und Hände, um dem nach ihrem Leibe lechzenden Feuer länger trotzen zu können, und so hat die Gemeinde heldenhaft ihr Heiligtum verteidigt.

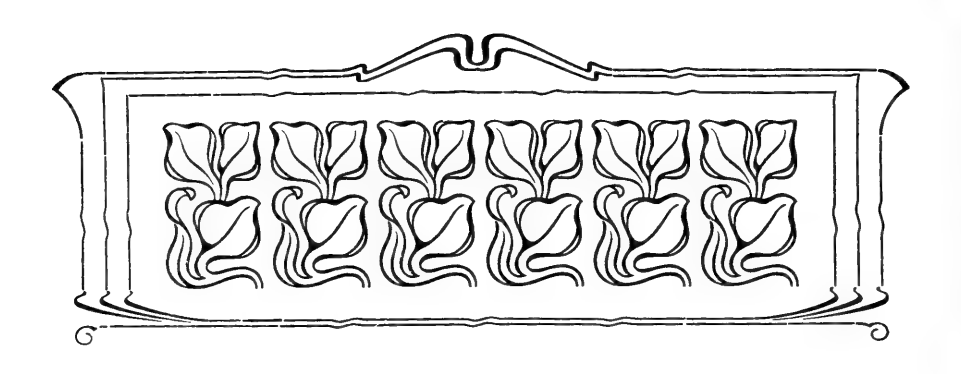
sinniger Gruß, den die Waldnatur dem Menschen zuwinkt. In den Baumkronen jauchzen muntere Vögel, von irgendwoher hört man den Kukuk, ununterbrochen lautet er und wenn man hinlugt in das Gewipfel, sieht man ihn nirgends; Eichhörnchen springen hoch im Geäste von Baum zu Baum. Dann wieder blinkt an Lichtungen die silberne Ferne herein und im breiten sonnigen Mürztal leuchten die weißen Punkte der Kirchtürme und Landhäuser.

Man merkt auf dem schönen, wohlmarkierten Wege kaum, wie wesentlich es in die Höhe geht. Immer tiefer liegen im Tragößtal die Häusergruppen, und in den steilen Feld- und Wiesenmulden die Bauernhöfe. Immer tiefer schrumpfen die näheren Berge ein und immer höher steigen die fernen auf. Über der Schulter des Floning leuchten mir schon die Schneefelder des Hochschwabenzuges herab. Dieses schweigende Niederstarren hoher noch winterlicher Berge in die blühende Frühlingslandschaft übt auf uns stets einen unbeschreiblichen Zauber. Da haben wir das Schönste der Jahreszeiten gleich nebeneinander, sowie wir auch die Vorzüge der Jugend und des Alters am liebsten zu gleicher Zeit genießen möchten.

Es war Sonntag. Da stiegen aus der Stadt mancherlei Pärchen herauf, um in den einsamen Gehegen — die Einsamkeit auszurotten. Die Liebe fährt zweispännig. Da kann man begegnen Hermann und Dorothea, Paul und Virginia, Faust und Gretchen — kurz Adam und Eva in allen Gestalten. Zuerst belebten sie den Weg, allmählich blieben sie zurück, ein Doppelwesen um's andere. Nur ein Pärlein schlenderte vor mir langsam wegshin. Es ging zwar nicht Arm in Arm, doch so nahe nebeneinander, daß ihre Achseln immer zusammenstrichen. Dann ging das Mädel seitab, um junge Fichtentriebe in ihr Körbchen zu pflücken. Der Bursche besah die Baumstämme näher, ob wohl noch alle frisch wären, das führte auch ihn wegsab und nun war ich allein auf dem stillen Pfade. Die Leutchen meldeten sich nicht weiter.

Nachdem ich eine gute Weile so gewandert war, wurden einmal die Taschen durchsucht. Nicht ein Krümchen Brot. Der Nahrung war diesmal vergessen worden. Auch keine Wasserquelle zeigte sich. Wenn man nur hinaufkommt, talwärts geht's dann schon. — Mich dünkt, es würde etwas schwer gegangen sein. Doch, es war schon wieder der mit im Spiele, der überall dahintersteht mit seiner Fürsorge, wenn Menschen von reiner Freude berauscht ein wenig leichtsinnig sind. Als auf steilem Kogel sich die Höhe lichtete, stand dort, von unten gesehen ein Sommerstadl, der Dach geben konnte, denn es war schwül und trüb geworden und dort über den Floning ging ein grauer Schleier nieder. Aber der Sommerstadl entwickelte sich zu einem Bauernhaus und bei näherem Zusehen das Bauernhaus zu einem Wirtshaus mit einem neuen zugebauten Gaststübchen. Gegen Hungersnot wird man also gesichert sein. Auf die Frage, was man bekommen könne, zählte die gute Bauersfrau auf: Flaschenbier, Wein, weißen und roten, Butter, Käse, Kaffee, Guglhupf, Geselchtes. Die Wirte der Umgebung von Graz, die immer von einem großen Fremdenverkehr schwärmen, könnten sich gerade einmal ein Beispiel nehmen an dem „Mader" auf dem Madereck. Mader heißt Mäher, ist also der richtige Hirtenname und läßt auf eine alte Ansiedlung dieses hochgelegenen Bauernhofes schließen. Aber wenn alle Gäste so anspruchsvoll sind, als ich es war, dann wird es diesen Wirt bald verdrießen, den lukullischen Bedürfnissen der Zeit so weit entgegenzukommen. Nachdem mir die Speise- und Trankvorräte aufgezählt waren, ersuchte ich um — ein Glas Milch.

„Milch wölln's hob'n!" rief die Bäuerin vergnüglich aus, „wern ma holt schaun, daß mar oani findn." Und brachte ein großes Glas saurer Milch mit Bauernbrot. Die ersten Züge dürften nicht in den Magen gekommen sein, sie wurden



# Kleine Laube.

## Ein Maigang aufs Mađereck.

Aus dem Tagebuch des Heimgärtners.

Wir laufen schnell, steigen hoch, wollen weit kommen. Dabei übersehen wir unterwegs das Schöne. Wir müssen lernen, stehen zu bleiben. Stehen zu bleiben und zu schauen. Dann wird sich's zeigen, daß das Schöne und Interessante nicht gerade nur hoch oben oder weit vorne liegt, daß es vielmehr überall, wo wir gehen und stehen gleichsam den Weg einsäumt.

Zu Bruck an der Mur fahren wir so oft vorüber, daß wir nichts mehr denken, als ob am Bahnhof lange genug Aufenthalt sein wird, um ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee zu trinken. Jener Mann, der über einer solchen Tasse Kaffee den Zug versäumt hatte, war anfangs zwar ärgerlich, als er jedoch ins Freie trat und umherblickte in den schönen bewaldeten Bergkranz, da sagte er: Macht nichts. Er machte einen Spaziergang, und am nächsten Tag eine Bergpartie und innerhalb einer Woche hatte er das Madereck bestiegen, und das Roßeck, und den Hochanger, und das Rennfeld, und war auf Maria-Rehkogel gewesen. Jeden Tag war mittlerweile der Eisenbahnzug gekommen, den er versäumt hatte, er achtete nicht darauf und heute hat er ein Sommerhaus bei Bruck.

Das fiel mir ein an jenem Nachmittage, als ich in Bruck dem Zug enteilte, um auf das Madereck zu steigen. Das ist der Berg, der sich westlich der Stadt, hinter dem Schloßberg erhebt und in mehreren Bergstufen sachte ansteigt. Die Brucker haben neuzeit auf ihrem Schloßberg einen Uhrturm, der an den des Grazer Schloßberges erinnert. Aber nach der Uhr zu sehen, das sollte der Spaziergänger sich abgewöhnen. Lieber den Blick hin auf die zu Füßen so heimlich gelegene Stadt, über das Murtal auf die gegenüberstehenden steilen Waldberge. Dann weiter auf glattem Fußweg zwischen Birken, Kiefern und Fichten, stets auf dem Bergrücken, stellenweise an Waldblößen; freie Blicke links ins Murtal, rechts ins Mürztal und auf die vorderen Tragößerberge. Da bleibt man nun stehen und schaut. Ringsum im großen und kleinen die wildwebende Natur. Die Fichten mit den jungen hellgrünen Trieben, die Lärchen mit den zarten Nadelbüscheln, die weißstämmigen Birken, zwischen dessen zitternden Blättern köstlicher Maienhauch streicht. Selbst die durch Schneedruck gebrochenen Bäume wollen noch treiben, mögen es nicht wahr haben, daß es mit ihnen aus sein soll. Und auf den Steinen wuchert Moos, im Geschütte wuchert weißblühender Schlehdorn. Überall quellendes Leben!

Dann auf dem Heidelbeerkraut die roten Blütenkelche — sie haben schon ein wenig Süßigkeit in sich; und am Raine die Vergißmeinnicht, ein besonders

# Ein altes deutsches Bauernlied

aus dem Buche Judas der Ertz Schelm, Für ehrliche Leuth, oder Eigentlicher Entwurff, vnd Lebens-Beschreibung deß Iscariotischen Böswicht. Worinnen vnderschiedliche Discurs, sittliche Lehrs-Puncten, Gedicht und Geschicht, auch sehr reicher Vorrath Biblischer ConceptEn. Welche nit allein einem Prediger auff der Cantzel sehr dienlich fallen, der jetzigen verkehrten, bethörten, versehrten Welt die Wahrheit vnder die Nasen zu reiben: sondern es kan sich auch dessen ein Privat- und einsamber Leser zur ersprießlichen Zeitvertreibung, und gewünschten Seelen-Hayl gebrauchen. Zusammengetragen: Durch Pr. Abraham à S. Clara. Augustiner Baarfüsser, Kayserlicher Prediger, und der Zeit durch Teutschland Provincialem, etc. Der Dritte Thail. Cum Gratia. G. Privil. S. C. M. speciali, G. Permissie Superiorum Salzburg, gedruckt und verlegt bey Melchior Haan, Einer löblichen Landschafft, und Statt-Buchdruckern vnd Handlern. Anno M. DC. L. XXXXII.

Auf Seite 28 heißt es:

Hanß Obermayr, Gregor Untermayr, Lenz Mittermayr, drei wolgesessene Bauren, die können nicht gnug loben die Predig, so ihr Herr Pfarrherr gethan, bedauern anbey nichts mehrers, als daß ihr Herr Pfleger nit dabey ist gewesen, weil er daraus hätte lernen können, wie man mit den armen Unterthanen und arbeitsamen Baurenvolck soll umgehen. Die Predig richtete er nach den Worten unsers HErrn. Joan. 15 C. Pater meus agricola est. etc. er lobete über alle massen den Baurenstand, wie lustig derselbe seye, wann man nur mit den armen Leuten menschlich umgehet. Wol recht hat jener gesagt oder gesungen:

Mein Vatter ist kein Edelmann,
Das siht man an sein Gebärden an,
Vertraulich, aufrichtig, wacker,
Sein Gutschen ist ein Acker-Pflug,
Die Rößlein haben Arbeit gnug,
Den gantzen Tag im Acker.

Der Apfel fällt nit weit vom Stamm,
Hab ich doch meines Vatters Nam,
Und hab auch seine Tugend,
Ich setz mein Leben nach dem Ziel,
Was ich im Alter treiben will
Beweiß ich in der Jugend.

Die goldne Kette und Silbergschmeyd,
Seynd von den Bauren fern und weit,
Es tragens nur die von Adel.
Kein Baur mit einem Kleynod prangt,
Sein Kleynod an eim Strohhalm hangt,
Das ziert sein Hof und Stadel.

Den gantzen Tag wol durch und durch,
Wann ich im Acker mach ein Furch,
Geht alles wol von Handen,
Die Lerchen-Vögel mancherley
Sie singen schöne Melodey,
Seynd meine Musicanten.

Die Schwalben trösten mich immerzu,
Zu Mitternacht, zu Morgens-fruh,
In meinem Hauß sie nisten,
Sie singen, kosten doch nit viel,
Ich liebe dieses Feder-Spiel
Von sieben Lautenisten.

Zu Morgens wann der Tag angeht,
Die Blumenfarbe Morgenröth
Verguldt die Spitz der Eichen,
Den Tag hat schon getündet an
der Gockelhan, der Hennen-Mann,
Auf, auf, gibt er ein Zeichen.

Der Baursmann hat ein bsondern Lust,
Ob es ihn gleich viel Arbeit kost,
Kann er sich dannoch laben,
Den Bauren wird voran vergunt,
Auf grüner Heyd ein Ort gesund,
Gleichwie sie's wollen haben.

Ihr Burger bleibt ihr in der Stadt,
Bedeckt mit euren Häusern satt,
Verschlossen hoch mit Mauern,
Wir wohnen gern im freyen Ried,
Da wird gleichwol ein frisch Gemüth,
Vergönnt uns armen Bauren.

Nur eins ist (sei es GOtt geklagt)
So da uns arme Tropfen plagt,
Die Pfleger und Verwalter,
Die zwagen uns, und schinden gleich,
Wollt lieber sie wärn im Himmelreich,
Ich betet gewiß ein Psalter.

(Aufgezeichnet von Rosa Fischer im Schlosse Festenburg am 28. Juni 1904.)

aufgesogen von Gaumen und Kehle. Als der heißeste Durst gestillt, begann ein behagliches Essen und Trinken, wobei ich sowohl den Wirt mit dem grünen Samtkäppchen, als auch die Wirtin mit dem gütigen Muttergesicht, voll grenzenloser Dankbarkeit anblickte. Diese Milch und dieses Brot waren wahrlich wert, daß man zwei Stunden lang auf der Eisenbahn herfuhr und dann noch zwei Stunden lang auf den Berg stieg. Alles andere konnte als Zugabe gelten.

Während der köstlichen Labe hatte es draußen geregnet. In den Tropfen, die noch am Hollunderstrauch und an den jungen Fichten hingen, funkelten alle Sonnenfarben. Von demselben Material war auch der Regenbogen gebaut, der dort über der Bergmasse des Rennfeldes stand. Die Luft war kühl und klar geworden, der Dunst in den Tälern hatte sich ganz verzogen und die Schwabenkette schien um mehrere Kilometer näher gerückt zu sein. Am Himmel lösten sich die letzten Wolkenflöckchen. Ich hatte noch den Kopf des Berges zu besteigen. In zehn Minuten sollte ich auf dem Scheitel sein. Einen zwergiggewachsenen alten Mann, der vor dem Hause auf feuchtem Rasen hockte, redete ich grußweise darauf hin an, ob oben auf der Höhe eine schöne Aussicht sei.

„Do ob'n af'n Moderegg?" entgegnete er zögernd und langsam, als müsse er sich die zu leistende Geistestätigkeit erst zurechtlegen. „An Aussicht? Na. Do ob'n is nix z'sechn. Lauta Berg!"

Lauter Berge! das traf zu. Der Gipfel des Madereck ist stellenweise mit Wald bestanden, aber auch so viel freie Almmatte ist vorhanden, daß der Blick besonders gegen die Tragößerberge und gegen Leoben hin frei bleibt. Nun faßte ich aber auch den Sinn jener Antwort. Vor lauter nahen Bergen sah man die entfernten nicht recht. Und letztere wären die höheren und schöneren. Die Stangelalpe deckte den Stuhleckerzug. Der Zeberer die hohe Veitsch, der Floning teilweise den Hochschwab, die Kletschachalm teilweise das Tragößergebirge, der Talerkogel die Eisenerzerwände. Nur der wild aufragende Reiting und einige Tauerkuppen standen im Westen frei da. Im Süden guckt die Hochalm zwischen dem Roßeck und dem Hochanger hervor und weiterhin muß der Hochlantsch sich auf die Zehen stellen, um hinter dem Rennfeld herüberzuwinken. Und gerade dieses halbe Versteckenspielen der schönsten Berge hat etwas Reizendes und zugleich Achtungheischendes. Auf 1050 Meter — so hoch ist das Madereck — sind die Majestäten nicht zu haben, wenigstens nicht alle, die da in zehn Meilen Weite herumstehen. Das begreift sich. Demütigender für den „Touristen" ist die Wahrnehmung, daß mehrere ganz gewöhnliche Waldberge der Umgebung höher sind, als unser in Schweiß und Durst errungener Gipfel. Es müßte einem nur einfallen, auch diese gewöhnlichen Waldberge auf ihre Schönheit hin anzusehen. Welche Mannigfaltigkeit der Formen, der Farben, der Lichter und Schatten. Die Spuren wilder Elemente, die Merkmale menschlicher Arbeit — alles und jedes für sich ein ewiges Sprechen zu dir, beständig erzählend die Geschichte der Welt, die Schicksale der Kreatur — und du verstehst es so selten.

Ach, daß man es auch nur versucht zu schildern die Stimmungen und Beseligungen, die einen bei einem solchen Spaziergang ergreifen können! Was man sagen kann, das ist es nicht und was es ist, das kann man nicht sagen. Es wäre genug, zu berichten, man sei auf einen Berg gestiegen und dann wieder ins Tal herabgegangen. Und auch ein solcher Bericht ist schließlich ganz und gar überflüssig.

# Singvögel.

## Frau Eva.

Ich sprach zu Gott: O nimm mich hin
Und mache mich zu deinem Kinde!
Nach Frieden krankt mein müder Sinn,
O gib, daß ich den Frieden finde!
Gott aber sah mich an in Trauer
Und sprach, es klang wie Herbstesschauer
Durch seinen lieben weißen Bart:
Du bist zu sehr von Satans Art!

Zu Satan sprach ich: Nimm mich hin
Und mache mich zu deinem Kinde!
Solch hohe Freundschaft bringt Gewinn.
Mein Fähnlein weht nach d e i n e m Winde!
Doch Satan sprach: Du falscher Knochen
Bist eben erst vor IHM gekrochen
Gleich wie ein Hündchen vor dem „Herrl"
Und glaubst, du wärst ein Satanskerl?

Was also soll ich ferner tun,
Wenn ER und er sich nicht erbarmen?
Wo darf die müde Seele ruh'n?
Vielleicht in eines Weibes Armen?
— Das ist's: ich will mich wohlig betten
In Lilienarm und Rosenketten,
Denn halt' ich bei Frau Eva Rast,
Bin ich bei IHM und — ihm zu Gast!

Grüß Gott, Frau Eva, nehmt mich hin
Und machet mich zu Eurem Kinde!
Es bringt holdseligen Gewinn
Ein Küßchen unter dieser Linde.
Frau Eva, Sie versteht mein Sehnen,
Sie lacht mit Ihren Perlenzähnen.
Gott sieht uns zu in guter Ruh,
Und auch Freund Satan lacht dazu.

Franz Karl Ginzkey

## Auf dem Turme.

Ich stehe neben dem Türmer
Und blicke ins Straßengedränge.
Dumpf quillt in die einsame Höhe
Ein Raunen verworrener Klänge.

Wie bunt strömt die Menschheit vorüber!
Wie toll ist das Treiben und Jagen!
Getrappel! Gerassel! Gesurre!
Geklingel elektrischer Wagen!

Die Menschen — wie sind sie verschieden!
Und dennoch, im Grund eines Schlages,
Erstreben sie alle das gleiche:
Die kleinen Ziele des Tages.

Ein jeder trägt seinen Sparren!
Und dennoch zerteilt man die Geister
In Halbreife, Schelme und Narren. —
Hineingestreut sind ein paar Meister.

Otto Promber.

## Dem Sänger.[1]

Er gesegne deine Wege,
Daß nach Wirren, Not und Ringen
Deines Herbstes Stundenschläge
Friedsam und harmonisch klingen.

Daß noch manche süße Stanze
Deines Herzens Puls skandiere,
Daß dein Volk mit grünem Kranze
Dankbar deine Harfe ziere. —

Diese hochgestimmte Leier,
Singt sie Freude, singt sie Klage,
Sprühe aus ein klingend Feuer,
Dir und uns für neue Tage.

Rosegger.

## Den Kindern.

Es kam wohl oft Spät-Mitternacht herbei,
Als liebevoll ich an eurem Bettchen stand,
Und euch empfahl in Engels gütige Hand.
Und betete, daß Gott euch huldig sei,
Sein Segen komme über euch.

Als Wächter eures Schlafs auch hingestellt,
Gedacht' ich eurer Seelen rein und weich,
Ein Leben lang und glücklich wünschend euch,
Ihr meine Kinder, Blüten meiner Welt!
Wie süß, wie reich an Lust war dies. —

Bin wieder hier; doch finster ist der Ort,
Gelöscht ist vor dem Heiligenbild das Licht,
Die Kinder find' ich in dem Bettchen nicht;
Ihr zartes Leben zog ins Jenseits fort!
Wie bitter quält die Seele dies.

Kommt, Kinder, nun die Mittenacht herbei,
Und fleht für ihn nun, der bei euch einst stand,
Und euch empfahl in Engels gütige Hand;
O fleht, daß Gott auch ihm mög' huldig sein,
Sein Segen komme über ihn.

Gebell-Ennsburg

[1] Zum Liliencron-Jubiläum.

# Das Unglück ein Sieg — der Sieg ein Unglück.

Im „Journal of Mental Science" bespricht der englische Forscher R. S. Stewart die Wechselbeziehungen zwischen dem Burenkriege und der Sittlichkeit des englischen Volkes. Die schweren Zeiten des Jahres 1899, die Zeiten der Niederlagen von Colenso, Spionskop ꝛc. riefen im englischen Volke eine starke Hebung des Selbstbewußtseins, der Energie und der gesamten moralischen Eigenschaften hervor, die auf eine kurze Zeit der Niedergeschlagenheit und Mutlosigkeit folgten. Gleichzeitig verminderten sich die Verbrechen gegen das Eigentum, die Person und auch die Verbrechen aus Leidenschaft. Die besseren Zeiten des Jahres 1900, die Siege und der Friedensschluß waren dagegen der Sittlichkeit nicht förderlich, da schon im Jahre 1900 die Verbrechen gegen das Eigentum so zunahmen, daß sie Ende des Jahres den Durchschnitt der vergangenen Jahre um 9·7 Prozent überragten. Auch die Verbrechen gegen die Person (auch der Kindesmord) nahmen wieder bedeutend zu. Sexuelle Vergehen hatten 1899 abgenommen, stiegen aber 1900 (während des Siegesjubels) in England um 28·9, in Irland um 60 und in Schottland um 61·1 Prozent über die Durchschnittszahl. Auch die Selbstmorde, die 1899 unter die Durchschnittszahl herabgegangen waren, stiegen 1900 um 50 Prozent über dieselbe. Ähnlich verhielt es sich mit den Eheschließungen (die erst zu- dann abnahmen) und den im umgekehrten Verhältnis stehenden unehelichen Geburten. Es scheint also, als ob die Zeit der Burensiege und die ihnen folgende Depression, die Angst vor dem Zusammenbruch des englischen Weltreiches günstig auf den moralischen Zustand eingewirkt habe, daß aber mit dem Wachsen der Erfolge und dem Siegestaumel die Vergehen und Verbrechen eine vorher unbekannte Höhe erreicht haben.

Eine seltsame und eine doch so natürliche Erscheinung. Wie erklärt sie sich? Vielleicht doch zum Teile damit, daß während des Burenkrieges der Auswurf Englands in Afrika war und dann bei der Heimkehr doppelt verroht die versäumten Schandtaten fleißig nachgeholt hat. Oder liegt die Sache tiefer? Die Weltgeschichte hat uns so oft gezeigt, wie Unglück die Völker aufrichtet und Sieg und Glück sie entartet. Eine Tatsache, die uns sehr mit dem Unglücke versöhnen kann, es ist ein strenger Erzieher und sehr oft der Retter der Menschen gewesen.

Oder war es, daß der unvergleichliche Heldenmut des kleinen Bauernvolkes in Afrika selbst auf die Verkommenen in Britannien eine sittliche Wirkung übte, daß diese sich sagten, der Mensch ist doch etwas Großes und es muß doch einen Gott im Himmel geben, der diesen Buren so herrlich beisteht und der uns richten wird! — Mit dem Falle der Buren sank den Verbrecherseelen der Glaube an die Hoheit des Menschen und an die göttliche Gerechtigkeit wieder in die Hose. „Sieger ist nicht der Gerechte, sondern der Mächtige!" und so mordeten, raubten, schändeten sie munter darauf los, so weit sie für den Augenblick die Macht hatten. — Wir aber glauben, daß ein sinkendes Volk durch nichts anderes gerettet werden kann, als durch ein großes Unglück zu rechter Zeit. M.

# Lustige Zeitung.

**Das bestellte Bild.** „Na", fragte der Großbauer Schwartefeld den Maler Klexel, „wieviel wollen Sie haben, wenn Sie meinen Bauernhof abmalen und mich, wie ich vor der Türe stehe?" — „Sagen wir hundert Mark", gab Klexel zurück. — „Schön, abgemacht", sagte Schwartefeld. „Sie können morgen anfangen." Nach acht Tagen war das Bild fertig, aber — o weh! Der sorglose Maler hatte vergessen, den würdigen Großbauer auf dem Gemälde anzubringen. Als er das Bild seinem Besteller ablieferte, betrachtete dieser es eine Weile aufmerksam und rief dann: „Sehr schön!" Das Bild gefällt mir. Aber zum Henker! — Wo bin ich? Wo bin ich?" — Klexel, erst durch diese Worte darauf aufmerksam gemacht, daß er das Bild nicht dem Auftrage gemäß ausgeführt hatte, versuchte mit einem Scherz darüber hinwegzukommen. „O", sagte er, „Sie? Sie sind gerade ins Haus gegangen, um die hundert Mark für mich zu holen." „So?" antwortete der schlaue Großbauer, „dann werd' ich wohl gleich wieder herauskommen und das Geld bringen. Inzwischen wollen wir das Bild aufhängen und dann warten."

**Ehre, dem Ehre gebührt!** Wirt: „Da haben Sie aber einen Gänsebraten, ich sage Ihnen, vor dem können Sie den Hut abnehmen!" — Gast (nachdem er gekostet hat): „Stimmt — das Alter soll man ehren!"

**Eine Ausnahme.** Lehrer (in der Physikstunde): „Wie heißt das Gesetz, wornach auf der Erde alle Körper fallen?" — Erster Schüler: „Das Gesetz der Schwere." — Lehrer: „Richtig! Und es gibt auch keine Ausnahmen davon. Oder kann mir vielleicht einer von euch einen Gegenstand nennen, welcher den Fallgesetzen nicht unterworfen ist?" — Zweiter Schüler (Sohn eines Metzgers): „Jawohl — die Fleischpreise!"




**Das Christentum der Zukunft.** Ein Ausblick in das XX. Jahrhundert von Hans Faber. (Zürich. Schultheß u. Co. 1904.) Das Kirchentum wird aufhören, das Christentum wird anfangen. Das Christentum wird nicht mehr kirchlich begangen, sondern praktisch gelebt werden. Das der Grundgedanke des Buches. Alle amtliche Christenlehre, ja selbst das Evangelienbuch wird und soll verschwinden, nur durch die Tradition von Leben zu Leben soll das Christentum sich weiter pflanzen und entwickeln. — Ohne jede schriftliche Aufzeichnung! Jedem einzelnen die Deutung einer immer dunkler und verworrener werdenden Kunde überlassen! Da muß man wohl den Kopf schütteln. Wie kann jemand die Menschennatur so mißkennen? Im übrigen ist das Buch folgerichtig und mit vieler Klarheit und Feinheit geschrieben und enthält große Gedanken. Besonders aber frei von aller Gehässigkeit und reich an optimistischen Ausblicken und an unbrechbarer Zuversicht zur ewigen Kraft des Christentums. Daraufhin vielleicht ist der Irrtum, daß die christliche Botschaft sich ohne Buchstaben rein und unverfälscht weiter pflanzen werde, zu entschuldigen. M.

**Jesus von Nazareth.** Ein historisches Lebensbild von Wilhelm German. Zweite Auflage. (Schwäb.-Hall. W. Germans Verlag. 1904.) Aus den Evangelien und vielen wissenschaftlichen und auch anderen Jesuschriften ist dieses Buch entstanden, das ein einheitliches Lebensbild darstellt. Mangelt auch eine künstlerische Plastik, so durchweht doch eine seelenvolle Wärme die Schrift, die seit einem Jahre ihres Bestehens bereits die zweite Auflage darbietet. Es sind derlei Jesusbücher ja schon hunderte geschrieben worden und es werden derlei noch tausende geschrieben werden. Jeder hat das Recht, seinen Heiland in seiner Art darzustellen. Doch ein „historischer" Jesus wird aus den überlieferten Bruchstücken schwer zu konstruieren sein. M

## Sprüchel.

Ein allgemeines Regelchen
Ist ein bequemes Wägelchen,
In dem bei schlechten Wegen man
Doch nett durchs Leben fahren kann.

Schmidt-Prinzl.

## Wie gut!

Wenn Menschen altern —
Werden sie vergeßlich . . .
Wie gut, daß dem so ist!
Ist's nicht unerläßlich,
Daß man in Ruh' vergißt
Vorm Sterben all den Kram,
Der uns das Leben nahm?

Anton August Naaff.

## Hinter den Blüten.

Hinter rotblühendem Pfirsichgezweige
Lauschet das Mütterlein stille versteckt,
Schaut, wie das Amselpaar selig am Steige
Huschet und locket und lieblich sich neckt.

Rot blüht die Jugend des Lenzes im vollen
Sonnigen Strahle der goldenen Stund';
Leise der Greisin zwei Zähren entrollen . . .
Betet in Lust oder Leid wohl ihr Mund? —

Anton August Naaff.

## Die tote Nonne.

Sie kamen immer zu der Erntezeit,
Zwei stille Boten der Barmherzigkeit.

Wohl zehnmal, wenn die Jahresfrist verronnen,
Erschienen sie getreu, die beiden Nonnen.

„Für arme Waisen!" war ihr leises Flehn
Und niemand hieß sie rauh von dannen gehn.

„Vergelt' es Gott!" war stets ihr Dankgeflüster. —
Die beiden waren immer traurig, düster.

Ein Doppelwesen schienen sie zu sein —
Und heut' kam Schwester Charitas allein.

Ich fragte nach der Schwester Rosamunde.
„Sie ist im Himmel!" lautete die Kunde.

Das klang so freudig-bang, ich weiß nicht wie —
Es sprachen Leid und Freud' in Harmonie.

Die Schwester ging dann ernst, wie sie gekommen. —
Ich fühlte mich den ganzen Tag beklommen.

Solch ernstes Forschen übt' ich lange nicht:
Mit meiner Seele ging ich ins Gericht. — —

Durchs Fenster blinkt das Gold der Abendsonne
Und leise denke ich der toten Nonne.

Franz Floth.

## Geheimnis.

Im tiefsten Grunde aller Seelen,
Wohin kein Hauch des Spötters drang —
Wo „Ich" und „Gott" sich still vermählen,
Vernimmst du wundersamen Klang.

Könnt'st du in Worten es verkünden
Den Worten fehlte Sinn und Geist —
Zufrieden sei, daß unter Blinden
Der einzig Sehende du sei'st!

Wilhelm M. Frankl.

Büchereinlauf.

**Zeitvertreib.** Ein Geschichtenbuch von Josef Wichner. Der „Alraunwurzeln". Sechste Auflage. (Wien. Heinrich Kirsch. 1904.)

**Steinpeter.** Eine Geschichte aus Nordbayern von Viktor Sendlinger. (Wiesbaden. Wilhelm Bröckling.)

**Jung Rußland.** Neue Novellen von L. Andrejew, M. Gorky, W. Weressajew. (München. Dr. J. Marchlewski & Co.)

**Frau Röllchens Ostseereise und Abenteuer.** Von Hegenbarth-Florié. **Historische Hotels und Gaststätten** sowie hervorragende Persönlichkeiten im Wirte-Beruf. Von Hegenbarth-Florié. (Dresden-Plauen. Max Henbarths Verlag.)

**Marine-Allerlei.** Von Theodor Beier. (Berlin. Boll und Pickardt.)

**Der Täufer.** Ein Drama von Artur Boden. (Selbstverlag des Verfassers. Arnsdorf. Sachsen. 1904.)

**Karneval.** Gedicht von Artur Boden. (Arnsdorf. Sachsen. Selbstverlag des Verfassers. 1904.)

**Eine Schöneberger Familie.** Satiren von Liselotte. (Berlin. Hugo Steinitz.)

**Lieben, Glauben, Hoffen.** Lieder des Südens von Dr. H. Meyer-Bremen. (Meran. F. W. Ellmenreich.)

**Wir drei!** Ein Gedichtbuch von J. Kneip, W. Vershofen, A. Winkler. (Bonn. Röhrscheid & Ebbecke. 1904.

**Oberösterreichische Dialekt-Dichtungen.** Von Koglgruber. (Linz a. D. Ob.-öst. Buchdruckerei- und Verlagsgesellschaft.)

**Friedrich Nietzsche.** Eine Gesamtschilderung von Rudolf Willy. (Zürich. Schultheß & Co. 1904.)

**Napoleon I.** Eine Biographie von August Fournier. Erster Band von Napoleons Geburt bis zur Begründung seiner Alleinherrschaft in Frankreich. (Wien. F. Tempsky. 1904.)

**Karl Maria Kasch** (Auch ein Leben.) Von Ludolf Weidemann. (Hamburg. Alfred Janssen. 1904.)

**„Staatsstreich oder Reformen!"** Politisches Reformbuch für alle Deutschen. Von einem Ausland-Deutschen. I. Teil. (Zürich. Zürcher und Furrer. 1904.)

**Der keimesgeschichtlich-stammesgeschichtliche Beweis für das Dasein Gottes.** Neu bearbeitet von Robert Hugo Hertzsch. (Leipzig. Hugo Hertzsch.)

**Behüt dich Gott!** Betrachtungen für alle Tage des Jahres von Wilhelm Schirmer. (Baden-Baden. Emil Sommermeyer. 1904.)

**Pilgerstab.** Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr, mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten Freuden- und Trauertage des Hauses von Heinrich Spengler. (Bielefeld. Velhagen und Klasing.)

**Wie studiert man Kunstgeschichte?** Von einem Kunsthistoriker. (Leipzig. Roßberg'sche Verlagshandlung. 1904.)

**Kleiner Gesundheitsspiegel.** Ein Lesebuch für jung und alt. Von Franz Mohaupt. Zweite verbesserte Auflage. (Tetschen a. E. Otto Henckel.)

**Im Bann der Engländerei.** Betrachtungen über das Liebesverhältnis zwischen Deutschland und England von Karl Böttcher. (Leipzig. Siegbert Schnurpfeil.)

**Der Semmering als Winterstation.** Von Dr. Fr. Hausy. (Wien. W. Braumüllers Badebibliothek. 1904.)

**Sechshundert Wiener Ausflüge.** Von Josef Rabl. (Wien. A. Hartleben. 1904.)

**Moderne Städteeinrichtung und ihre Erscheinungen.** Ein Vortrag von H. Rauch. (Graz. Im Selbstverlage des Verfassers, Griesgasse 46, II. St.)

**Französisches Taschenwörterbuch.** Von Robert. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Fünfter schweizerischer Abstinententag.** 12. Juni 1904 in Bern. (Programm.)

**Deutsch-Österreichische Literaturgeschichte.** Herausgegeben von J. W. Nagl und J. Zeidler. 26. Lieferung. (Wien. Karl Fromme.)

**Das Kleid der Frau.** Von Alfred Mohrbutter. Ein Beitrag zur künstlerischen Gestaltung des Frauenkleides mit Abbildungen ausgeführter Kleider. (Darmstadt. Alexander Koch.)

**Die Tiere der Erde.** Von Prof. Dr. W. Marshall. 32. Lieferung. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt.)

**Malübungen für Kinder.** Methodische Malhefte von E. Hoffmann. (Ravensburg. Otto Maier.)

**Studie über das Projekt** einer Kanal- und Schiffseisenbahnverbindung zwischen der Donau und der Adria. Von Reichratsabgeordneten Dr. Karl Urban. (Wien. Manzsche k. u. k. Hofbuchhandlung.)

**Die Lyra.** Allgemeine deutsche Kunstzeitschrift für Musik und Dichtung. XXVII. Jahrgang. Herausgegeben und geleitet von Anton August Naaff. (Wien. XVIII/2 Herbeckstraße 52.)

**Jahresbericht** des öffentlichen städtischen Mädchenlyzeums in Graz. Erstattet am Schlusse des 31. Schuljahres 1903/1904 vom Direktor L. Kristof. (Graz. Verlag des städtischen Mädchenlyzeums. 1904.)

**Der Rhapsode.** Monatsblätter für Vortragsliteratur. Herausgegeben von Rezitator Georg Gernß. Zweiter Jahrgang. (Gera. R. Ruckeschel.)

**Das deutsche Drama des neunzehnten Jahrhunderts in seinen Hauptvertretern.** Von Dr. Sigism. Friedmann. Autorisierte Übersetzung. (Leipzig. H. Seemann Nachfolger. 1904). Die vorliegende überaus eingehende dramaturgische Arbeit gehört, obgleich ihr Original in italienischer Sprache abgefaßt ist, zu den besten Darstellungen auf diesem Gebiete und Übersetzer wie Verlagsbuchhandlung haben sich ein großes Verdienst dadurch geschaffen dieses Werk dem deutschen Leser zugänglich gemacht zu haben. Eigentlich besitzen wir ein derartiges Buch, welches alle wichtigen deutschen Dramatiker seit der klassischen Zeit bis auf unsere Tage zusammen vorführt, überhaupt noch nicht. Die Übersichtlichkeit des Gebotenen ist ebenso anzuerkennen wie die sich auf alle wichtigeren Werke der behandelten Dramatiker erstreckende ästhetisch kritische Würdigung. Das Urteil des Verfassers ist voll Maß und versteht es Schönheiten und Schwächen des betreffenden Dramas in ernster, würdiger Weise vor Augen zu führen, die Exposition und Durchführung des Stückes klar darzulegen und den poetischen Wert wie die dramatische Wirksamkeit des einzelnen zu kennzeichnen. Zunächst erscheinen die nach den Klassikern anzureihenden H. v. Kleist, Chr. D. Gresse, Chr. Fr. Hebbel, Otto Ludwig und nach Gebühr besonders ausführlich Franz Grillparzer behandelt. Daran schließen sich die Ausführungen über andere bedeutende Dramatiker Österreichs wie Friedrich Halm, Ferd. Raimund, Nestroy, Bauernfeld, Anzengruber, dem ebenfalls eingehende Besprechung zuteil wird. Außer diesen finden wir noch vom „jungen" und späteren Deutschland in Betracht gezogen K. Gutzkov, H. Laube, Brachvogel, Gottschall, Rod. Benedix, Gust. Freytag, A. Wilbrandt, A. Fitger, von den neuesten: E. v. Wildenbruch, H. Sudermann und Gerh. Hauptmann. Es ist, wie man sieht, kein wichtiger Vertreter unserer dramatischen Literatur des 19. Jahrhunderts übergangen worden und muß die klare, allgemein verständliche Darstellung, welche sich allen Kreisen zuwendet noch ganz besonders hervorgehoben werden. Auch der Übersetzer ist seiner Aufgabe vollkommen gerecht geworden und bei allen den erwähnten Vorzügen wird wohl dieses höchst beachtenswerte Werk sich rasch Eingang in literarischen und theaterfreundlichen Kreisen verschaffen.

Dr. A. Schl.

---

**Moderne Lyriker.** I: Detlev von Liliencron. Von Hans Benzmann. (Leipzig. Max Hesse).

**Detlev von Liliencron.** Zehn ausgewählte Novellen. Mit des Dichters Bildnis und Faksimile sowie einer Einleitung von Ludwig Schröder. (Leipzig. Max Hesse). Beide Schriften ergänzen sich gegenseitig, indem die eine den Dichter als Lyriker, die andere als Epiker darstellt. Benzmann, selbst ein begabter Lyriker, gibt in seiner Schrift eine ausführliche und fesselnde Darstellung von Liliencrons Schaffen und Bedeutung, wobei als Belege etwa 40 seiner besten Gedichte angeführt werden. Die Novellensammlung enthält zehn die Eigenart des Dichters ganz besonders kennzeichnende Prosa-Dichtungen. Dieser Sammlung hat Ludwig Schröder eine Würdigung des Dichters mit besonderer Berücksichtigung seiner epischen Werke vorangestellt!

V.

---

**Palästina und seine Geschichte.** Sechs volkstümliche Vorträge von Prof. Dr. H. von Soden. Mit zwei Karten und einem Plan von Jerusalem und sechs Ansichten des heiligen Landes. Zweite Auflage. (Leipzig. B. G. Teubner). Die neue Auflage weist eine Reihe sachlicher und stilistischer Verbesserungen und durch die wissenschaftlichen Debatten der letzten Jahre nötig gewordener Ergänzungen auf.

V.

---

**Michael Hely.** Roman von Adam Karrillon. (Berlin. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung.) Der Roman hat den Odenwald und Schwarzwald zum Schauplatz und schildert das Lebensschicksal eines einfachen Mannes aus dem Volke. Eine leichte Kost ist es nicht, die der Verfasser bietet; im Gegenteil: er packt das Leben, das er schildert, scharf und hart an, ebenso wie dieses Leben den armen Michael Hely von seinem Aufgang bis zu seinem Niedergang erbarmungslos hart und rauh angepackt hatte. Alles Sentimentale liegt ihm fern, doch waltet über den herben Enttäuschungen dieses Menschenschicksals manchmal das Versöhnende des Humors.

V.

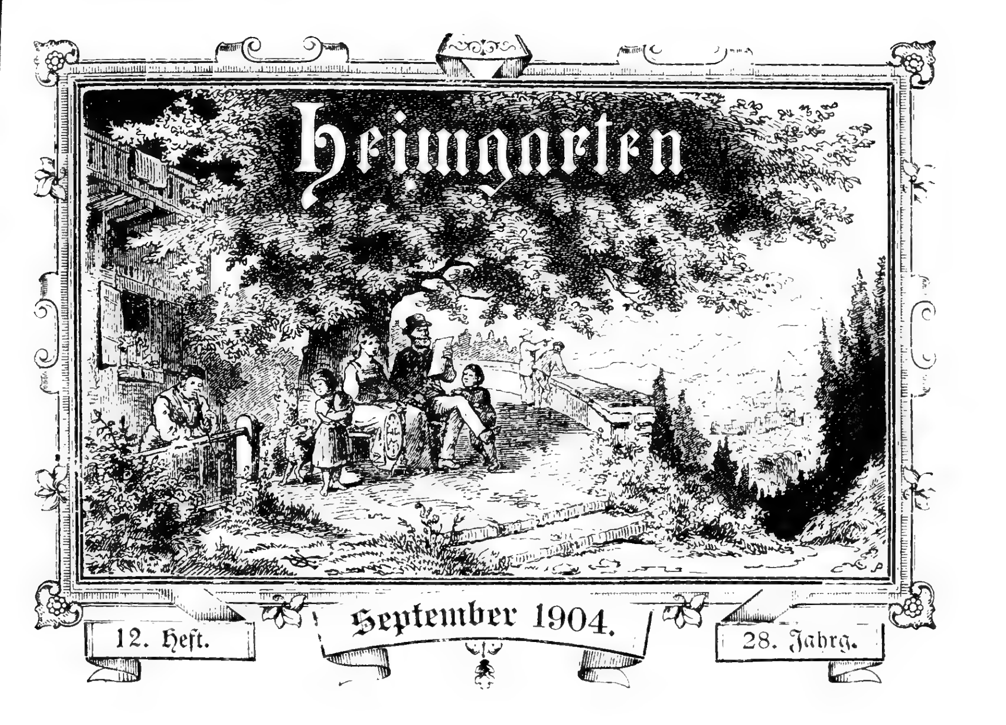
---

**Karlchen Pfifferlings Reise- und Liebes-Abenteuer.** Von Alexander Freiherrn von Gleichen-Rußwurm. (Berlin. Voll und Pickardt.) Karlchen ist ein herzensguter Junge, aber ungeschickt, wie es eben nur ein verwöhntes Muttersöhnchen sein kann. Nichts, was er beginnt, läuft glücklich ab. Er erweckt nicht, wie die Helden des Dramas, Furcht und Hoffnung, aber eine Art Mitleid, das die betreffende Person liebgewinnen läßt, und viel, viel Lustigkeit. Daß es ihm endlich gelingt, von einem resoluten jungen Mädchen geheiratet zu werden, ist wohl zum geringsten Teil seine Schuld, denn eigentlich ist es — die andere, nicht die, die er zunächst heiraten wollte.

V.

---

**Die studierende Jugend und die Alkoholfrage.** Von Dr. med. Georg Liebe. (Erlangen. Theodor Kische. 1904.) Wäre wert, die größte Verbreitung zu finden. Ein treuer Warner für viele noch zu rechter Zeit. R.




# Der Urbrandel.

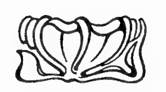
Eine Gestalt aus dem Volke von **Rosegger.**

In altgesessenen Bauernhöfen fällt es einkehrenden Fremden auf, daß die Leute zueinander ihre unterschiedlichen Ansprachen haben. Daß das Gesinde den Hausbesitzer „Bauer“ oder „Vater“, sein Weib „Bäuerin“ oder „Mutter“ nennt, das kann man verstehen. Auffallend aber ist, daß die Leute zu den einen „Du“ sagen und zu den andern „Ihr“, wobei nicht etwa Stellung und Alter allein entscheidend ist. Ältere Leute pflegen von jüngeren mit „Ihr“ angesprochen zu werden, als Zeichen der Ehrerbietung, während man zu jüngeren Leuten stets das „Du“ gebraucht. So daß der junge Hausvater zu seinem alten Knecht „Ihr“ sagt, der alte Knecht aber den jungen Hofbesitzer und Dienstherrn mit „Du“ anspricht. Das gleiche kommt zwischen der jungen Hausmutter und älteren Gesindepersonen vor. Das Alter wird höher geehrt, als Besitz und Rang!

Aber nicht bloß das Alter. Auch die sittliche Würde. Zu dieser wird im altgesessenen Landvolke auch der Ehestand gerechnet. Es kommt mitunter vor, daß in einem Hofe der Hausbesitzer Junggeselle ist, der Knecht oder die Magd aber verheiratet ist oder war. In diesem Falle sagt der Bauer zum Dienstboten „Ihr“ und dieser zum Bauer „Du“, und das auch, wenn der Ledige weitaus älter ist, als der Verheiratete. Kurz, die Verehelichten, Mann oder Weib, werden mit dem ehrerbietigen

Darauf aufmerksam gemacht, daß einzelne Leser des „Heimgarten" in der, in der Skizze „Soldatenleben auf dem Lande" handelnd eingeführten Personen bestimmte Persönlichkeiten wieder zu erkennen glauben, nehmen wir Anlaß zu erklären, daß es weder der Verfasserin der Skizze, noch der Redaktion des „Heimgarten" beifiel, mit diesen der dichterischen Phantasie entsprungenen und tatsächlicher Grundlage entbehrenden Skizzen irgend jemanden zu kennzeichnen oder nahe zu treten. **Rosa Fischer und die Redaktion des „Heimgarten".**

## Postkarten des „Heimgarten".



**D. K. L., Wien.** Wenn die Wiener und die Steirer politisch sich nicht immer sollten verstanden haben, lag das nicht an Äußerlichkeiten? In der Liebe zu unserem Österreich, zu unserem Kaiser, sind wir eins. Der Steirer vergißt nie, daß unser Leib, unser Herz von Österreich ernährt wird, und der Wiener kann unmöglich vergessen, daß unser Geist hauptsächlich von deutschen Geistesquellen lebt. Der Literat und Gelehrte empfindet das am allertiefsten. Der treue Mensch und Patriot Robert Hamerling hat das Wort gesagt: Deutschland ist mein Vaterland, Österreich mein Mutterland — ich liebe innig beide. — Wir meinen, dieser Spruch deckt genau das politische Bekenntnis des Steirers und halten es für unmöglich, daß der deutsche Wiener anders denken und empfinden sollte.

**J. F., Frankfurt.** Sie beklagen sich darüber, daß jener Romanschriftsteller in einer seiner Gestalten Sie dem Spott der Öffentlichkeit überliefert hat. Erinnern Sie sich nicht mehr, wie Sie ihn öffentlich auf recht gemeine und feige Art angegriffen haben? Solche Leute pflegen dann ihre Gegner ausgestopft oder in Spiritus konserviert der Nachwelt zu verehren. So sitzen auch Sie nun wie ein wachsfärbiges Mißgeburtlein im Weingeist vor den Lachern des nächsten Jahrhunderts.

**„R. Bischof".** Gerade nicht aus Hochmut, wie Sie so „ritterlich" vermuten, verzichtet man auf Höflichkeitsschreiben, sondern vielmehr aus Besorgnis, die Korrespondenten, die auf freundliche Zeilen doch immer mit Recht einen Dank erwarten, durch Nichtbeantwortung zu verletzen. Man hat halt doch im kurzen Leben auch anderes zu tun, als Artigkeiten auszutauschen. Sind Sie nicht auch dieser Meinung?

**F. L., Graz.** Daß Sie Ihre Flitterwochen nicht auf einer Hochzeitsreise vergeudet, sondern dieselben ruhig auf der traulichen Villa Meier im stillen, bergumfriedeten und waldumkränzten Alpentale der Frein zugebracht haben und dabei mit Ihrer jungen Frau sehr glücklich und zufrieden gewesen sind, sollte man an die große Glocke hängen und zur Nachahmung empfehlen. Auf beschwerliche, oft ärgerliche und erschöpfende Hochzeitsreisen sich durch Länder, Städte und Hotels hetzen zu lassen, ist so ziemlich das Ungeschickteste, was ein junges Paar in der ersten Zeit seines Zusammenlebens tun kann.

**W. J., Graz.** Die Erzählung „Gottfried der Dorfschmied", die vor 30 Jahren geschrieben wurde, ist nicht in Roseggers „Ausgewählte Schriften" aufgenommen worden, vorwiegend aus literarischen Gründen.

* Wir erhalten aus Nürnberg folgende Zuschrift: In der Annahme, daß es manchem Wanderer zur Stilfser Jochstraße angenehm sein dürfte, den Ort, das Haus und den Wortlaut des im Artikel „Marterl" von Th. Herzl[1]) kennen zu lernen, hier wortgetreuer Abdruck des ersten Spruches des „Marterl"-Artikels. Er ist geschrieben am Hause des Kleidermachers P. Moser in Gomagoi, Stilfser Jochstraße und lautet ganz genau:

Wir Pauen Heiser hoch und vest
Und sind darin nur fremde Gest
Und wo wir sollen Ebig seyn,
Da Pauen wier gar wenich drein,
Wo ich bin und was ich du
siet mich Gott mein Watter zu.

Das Haus steht links beim Eingange in Gomagoi.

☞ Von jetzt ab den Sommer über Roseggers Adresse: Krieglach, Steiermark. Alle Geschäftssachen, die sich auf den „Heimgarten" beziehen, sind stets direkt an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten. ☜

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

[1]) „Heimgarten", Seite 672.

(Geschlossen am 20. Juli 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: Josef Köck. — Druckerei „Leykam" in Graz.

hag einschloß, es war ganz allein sein; das war sein Stolz, und dieser Hagestolz erfüllte sein Herz, so daß von Liebe oder dergleichen daneben nichts mehr aufkam. Aber immer einmal wurde er von vorwitzigen Nachbarn doch gefragt: „Ja, Urbrandl, warum heiratest denn du nicht?“ Und da machte er ihnen eine Rechnung vor. Das Weib im Haus sei zwar eine Magd, der man keinen Jahrlohn zu geben braucht und die doch nicht den Dienst aufsagt, aber wenn man bedenke, was so ein Trumm Frauenzimmer für Gewand braucht, und Bettzeug, und nachher, was sonst nachkommt — Jeß und Josef, was nachkommt! Vier Dienstmägde kosten nicht so viel Geld, wie ein einziges Eheweib! — Die Nachbarn ließen das allemal gelten, aber gelegentlich fragten sie doch wieder: „Ja, Urbrandel, warum heiratest denn nicht? Wer soll denn einmal deinen Hof erben?“

„Geht's weiter!“ rief er und schlug mit der flachen Hand in die Luft hinein. Von Vererben und Sterben wollte er nichts hören. „Wer alleweil ans Sterben denkt, der ist eh schon so viel als tot. Wenn man nichts davon hört, ist's auch gut.“

Zur Zeit war er schon über die Sechzig. Er hatte weißes Haar, das aber noch sehr üppig über die Stirn herabwucherte. Er hatte ein rotes breites Gesicht und kleine wässernde Augen drin; jeden Sonntag hatte er seinen Rausch, aber erst gegen Abend. Denn vormittags und bei der Vesper mußte er in der Kirche mittun. An den Heiligenbildern zündete er die Lichter an, wobei er sich über die Weiber, die in den Kirchenbänken saßen, hinlehnte, um mit seinem Kerzelstab an die Leuchter zu gelangen. Das wollte manchmal nicht brennen, aber wenn es endlich auch brannte, lehnte er sich immer noch hin, so daß einst eine junge Bäuerin ihn zurückschiebend fast laut ausrief: „Jetzt aber geh' einmal weg, alter Kracher, es brennt ja schon!“

Als jedoch ein neuer Pfarrer kam, war es mit seinem Kirchendienste aus. Der neue, das war keiner von denen, die sich in die Launen des Küsters fügen und von solchen Leuten sich und den ganzen Gottesdienst beherrschen lassen. Er verlangte vor allem, daß der Mann, der im Gotteshaus funktioniert, in der Gemeinde auch persönliche Achtung genieße.

Die Scharte wollte der Urbrandel nun auswetzen, und zwar mit der Zunge. Als die Gemeinderatswahl herannahte, ließ er im Wirtshaus verlauten, wenn es sein müsse, er wolle es auf ein paar Jahre probieren. Es täten neue Männer not, Männer, die was leisteten! Wenn es durchaus sein müsse —!

Es mußte aber nicht durchaus sein. Die Weiber sagten es ihren Männern: „Den Urbrandel wirst doch nicht wählen! Der leistet nichts, hat nichts geleistet und wird nichts leisten.“ Es mag wohl sein, daß

„Ihr" angesprochen, die Unverheirateten mit dem gemeinen „Du", aber nicht im Sinne der Vertraulichkeit, vielmehr im Sinne des Gleichgiltigen. Zwei Personen, wovon jede für sich verheiratet ist, sagen zu einander „Ihr" oder „Du", sie stehen ja auf der gleichen Höhe.

Wenn man hört, daß die Tiroler ihren Pfarrer oder Kaplan mit „Du" anreden, „Du Hochwürden", „Du Geistler", oder wohl gar „Du schwarzer Bua", so denkt man sich, es geschehe, weil der Priester nicht verheiratet ist. An Ehrerbietung läßt es der Tirolerbauer bei seinem Seelsorger gewiß nicht fehlen, aber die Ehre des Verehelichten muß er ihm versagen, in dieser Sache steht der arme Häusler und Dörfler, wenn er verheiratet ist, höher als der Pfarrer und der Bischof und der Papst. Allerdings sagt der Bauer, der seinen eigenen Vater mit „Ihr" anspricht, auch zu Gott „Du"; das ist aber ein anderes Du, ein bedeutungsvolles Du, über das viel zu sagen wäre.

Ein Volk, das die Ehe so hoch hält und dieselbe trotz seiner großen Kirchlichkeit — sogar über den Priesterstand erhebt, hält sie auch treu. Das, was anderwärts in der Ehe gang und gäbe geworden ist, leider weiß es sofort jeder, was ich meine, das kommt im Altbauerntum nicht vor.

In der Bauernschaft erlauben es sehr vielen die Verhältnisse nicht, sich zu beweiben; ja wenn ein Bauernknecht oder ein armer Häusler heiraten will, gleich ist die Gemeinde dagegen, aus Besorgnis, es könnten ihr Lasten erwachsen. Das ist der gemeine Eigennutz wie überall. Wenn es so einer aber doch durchsetzt und sich das Weib nimmt, dann gibt's zwar Verdruß, bald aber kommt er zu den Ehren, die ihm als Ehemann gebühren. Wie man beim Priester scharf unterscheidet zwischen seinem hohen Beruf und seiner unnatürlichen Weiblosigkeit, so unterscheidet man auch hier zwischen der ehelichen Würde und dem geringen, oft verachteten Stande. — Aber ich rede da vom alten Bauerntume; wer heute noch derlei Kernsitten finden will, der muß schon sehr weit ins Hinterland wandern, wohin die Segnungen der Kultur noch nicht gedrungen sind.

Das, von der Ehrerbietung gegen verheiratete Leute, muß vorausgeschickt werden, um das Gegenteil zur Not zu verstehen, nämlich wie Leute angesehen werden, die heiraten könnten und doch ledig bleiben.

Im steirischen Wechselgebiete lebte auf einem großen Bauernhof, zum Urbrandel genannt, ein alter Hagestolz. Er hatte weder Geschwister noch sonst Verwandte, und das dünkte ihm so gut zu sein, daß er's dabei auch für die Zukunft bewenden lassen wollte. Es war doch zu nett, wenn alles Wirtschaftsgut immer hübsch beisammenbleiben konnte und es nicht Leute gab, die man gleichsam bezahlen müsse dafür, daß sie so als Blutsverwandte in der Gegend herumleben. Alles, was sein Rund-

am längsten bei ihm blieb, mußte sich beschimpfen lassen vom Morgen bis zum Abend; und in der Nacht, wenn es ihr gar beifiel eine Stunde zu schlafen, während ihm die Gicht in den Knochen nagte, rief er den Teufel an, daß er sie hole, die Gicht und die Alte. Aber schon am nächsten Tage, wenn die Alte ihn allein gelassen hatte, rief er Gott an, daß er sie wieder bringe.

Zur Zeit taten sich einige Nachbarsburschen zusammen, um dem zuwideren, ganz unerträglich gewordenen Alten etwas anzutun. Obschon einer unter ihnen meinte, kranke Leute sollt' man in Ruhe lassen, sagte ein anderer, das nütze nichts, der Mann müsse doch noch einmal erinnert werden, was die Ursache seines Elendes sei, für das er so gerne andere verantwortlich machen möchte. Einer, der früher bei dem Urbrandel Knecht gewesen, wußte auf dem Dachboden des Hofes eine alte Wiege, in der die Vorfahren des Urbrandels gelegen sein mochten und wohl auch er selber. Dieser Wiege bemächtigten sie sich. Und da war es eines Tages, daß der Alte auf dem Herde Feuer machte, um sich die Suppe zu kochen, denn das Gesinde war bei der Arbeit, die Wärterin war fortgegangen und nicht mehr gekommen. Das Herdfeuer begann träge zu glimmen, aber siehe, es zog der Rauch nicht ab. Der Alte wollte immer wieder den Schuber an dem Schornstein öffnen, aber der war ohnehin offen, so weit er aufging. Der Rauch zog nicht hinauf und füllte bald die Küche und die Nebenstube, so daß die Fenster ganz gelb und dunkel wurden und er sich immer mehr ducken mußte, um nicht zu ersticken. Fluchend warf er die Feuerbrände auseinander, da ward es noch ärger, hüstelnd und scheltend über das vermaledeite Weibervolk, auf das kein Verlaß sei, von dem aller Jammer stamme und das man sich mit Gendarmen ins Haus treiben lassen müsse, stolperte er zur Tür hinaus. Auf dem Anger stand ein Rudel Burschen, johlend und lachend. Einer trug hoch über Häupten ein verdorrtes Fichtenbäumchen, von dem die roten Nadeln losflogen, so oft man ihn rüttelte. Ganz oben am Wipfel war ein schmutzigbraunes Bündel befestigt, nach dem einige mit Fichtenzapfen warfen. Andere — es war ja ein ganzer Auflauf entstanden — zeigten mit langgestreckten Fingern nach dem Schornstein, der über dem Dachfirst aufragte. Und hier konnte es der Urbrandel erfahren, warum der Rauch nicht abziehen wollte, denn über die Schornsteinmündung war die alte Wiege gestülpt.

Der Alte hinkte rasch ins Haus zurück und bald darauf schoß er mit einer Flinte zum Fenster heraus, worauf sich der Rudel zerstreute.

Von dem ganzen Geschlechte derer von Urbrandel ist fast nichts übrig geblieben, als dieser unsterbliche Spott. — Man legt ja sonst auch in jener Gegend den Hagestolzen nichts in den Weg, nur daß man ihnen gewisse Ehren versagt. Aber der Urbrandel war ihnen zu widerlich

manche von ihnen sich einst auf den reichen Bauern Hoffnung gemacht hatte. Aber der war ja immer stolz an den Weibern vorübergegangen, besonders bei hellem Tag, daß beileibe niemand ein verpflichtend Wörtlein oder Geberdlein an ihm erfahren konnte. Denn man war darauf hin lauernd. -- Wie es dieser Mensch nur angeht, daß er so leicht drüber hinauskommt! Wo es jedem andern so höllisch zu schaffen macht, daß man ganz dumm und sogar für die Arbeit unbrauchbar wird, bis man die Rechte gefunden.

Aber der Urbrandel dachte: O, ihr armen Hascher, euch lach' ich alle aus. Ich steh' mich besser wie jeder. — Im Grunde war's so gewesen; vor seinem fünfzigsten Jahre hatte er sich gesagt: Derweil will ich tun, was ich will, zum Heiraten ist immer noch Zeit. Nach dem Fünfzigsten: Zum Heiraten ist's ohnehin zu spät; ich tu', was ich will. — Manchmal allerdings ward ihm ungleich zu Mut, wenn er sah, wie in der Nachbarschaft die Söhne und Töchter tüchtig arbeiteten und wirtschaften halfen, während er sich abärgern mußte mit kostspieligen, mißmutigen und unverläßlichen Dienstboten, die ihn hinten und vorn betrogen und bestahlen. Außerdem mußte er zu manchem jungen Laffen der Nachbarskinder „Ihr" sagen, während er von ihm nur das geringschätzige „Du" bekam, denn jene waren verheiratet und hatten wieder Kinder. Als er einmal auf dem Kirchweg einen armen jung verheirateten Schneider anließ: „Na, Zenzel, was hat's denn, daß du so laufst?" war das an sich ja keine üble Anrede, aber der Alte, der reiche Großbauer, mußte sich von einem dreisten Nachbar die Zurechtweisung gefallen lassen: „Zum Schneidermeister könntst just schon Ihr sagen, Urbrandel; ist vorig Sonntag kopuliert worden!"

Die kleinen Kinder waren für diesen alten Junggesellen nicht da. Wo ihm deren unter den Beinen herumliefen, schob er sie unbeschaut bei Seite, als wäre er in einer Schafherde. Nie hatte er ein freundliches Wort für sie, und auch nie ein grobes, sie waren „Ziefer", wie er sagte. Die Kleinen wichen ihm auch überall aus, und wenn er doch manchmal auf einen munteren Knaben seinen Blick warf, sollte es kein unguter sein, aber der Kleine lief erschrocken davon.

So wurde der Urbrandel immer vereinsamter, je höher die Jahre stiegen. War dieser Hagestolz sonst stolz gewesen auf sein Behagen, daß in seinem Hause kein Weib zankte und kein Kind krächzte und kein Aufwand war für solches „Ziefer", jetzt begann ihm ungut zu werden. Es kam die Gicht und es kam der Lungendampf; er hatte Tage der Hilflosigkeit, aber die Dienstleute wollten es nicht aushalten bei dem jammernden Alten, der um so wehleidiger war, als er das Kranksein früher nur nach dem Hörensagen gekannt hatte. Recht mürrisch und recht unsauber war er geworden und ein altes Weiblein, das noch aus Christenpflicht

warum denn nicht?", da ließ er seinen Gefühlen in der nunmehr streng abgegrenzten Richtung freien Lauf.

Als sich die jungen Leute ihr Heim einrichteten, da beschafften sie alles neu und bedachten besonders den Kleider- und Wäscheschrank auf das reinlichste und beste. O Undankbare, gerade aus euren offenen Laden und Türen brach das Verderben über dies junge Glück herein!

Fünf Monate, wie bemerkt, waren seit ihrer Verheiratung vorübergegangen, da stand eines Morgens Herr Trendel inmitten seines Zimmers, Frau Trendel saß nachdenkend an ihrem Nähtischchen. Er hatte eben das Hemd gewechselt und trug das blütweiße über den Beinkleidern, daß es aussah wie ein Chorhemd, er bewegte sich auch feierlich von der offenen Wäschlade gegen den sperrangelweit offenstehenden Kleiderschrank und sagte salbungsvoll: „Sefine, hie und da fehlt an manchem ein Knopf ganz und an anderm schlenkert er nur an einem Faden, auch ist in der Tasche meines Überziehers eine Naht offen, die Handschuhe und was ich sonst dahin stecke, geraten mir ins Futter."

„Ich werd's besorgen," sagte die Frau.

Er nickte vergnügt.

Es war am Morgen des darauffolgenden Tages, als Tendel vor seine Frau hintrat — die nachdenkend an ihrem Nähtischchen saß — und eine Manschette vor sie hinlegte, deren Knopflöcher so weitläufig geworden waren, daß sie dem Knopfe keinen Halt mehr boten. „Sefine, böses Engelchen," sagte er mit verlegenem Lächeln, „du versprachst mir doch —"

Sefine schloß den Mund, aber nur um ihn sogleich wieder zu öffnen. „Das war gestern," sagte sie, „und ich habe noch keine Zeit gefunden. Auch entsinne ich mich recht gut, daß von Knöpfen und Nähten die Rede war, daß du aber von Manschetten kein Sterbenswörtchen erwähntest; übrigens ist das gar nicht Aufhebens wert, das mach' ich dir mit ein paar Stichen."

Und sie machte es mit ein paar Stichen.

Was Trendel nun eine Zeitlang litt, wenn ihm, wie einem Baume im Herbstschauer die Früchte, überreife Knöpfe entfielen, oder die Manschetten sich wild aufbauschten, oder der Hemdkragen jäh am Halse emporschnellte, wie ein mörderisches Fangeisen, das ist nur der allwissenden Vorsehung bekannt, denn so sehr auch Trendel auf Nettigkeit hielt, er war gutmütig und bequem, er duldete und schwieg. „Lange kann es ja doch nicht dauern, so muß Sefine von selbst zur Einsicht kommen." Indes ließ sich nicht leugnen, daß er von Tag zu Tag nachdenklicher dreinsah, fast nachdenklicher wie seine Frau an ihrem Nähtischchen.

Es kam ein sehr wichtiger Tag. „Sefine," sagte Josias, „du weißt, ich gehe heute zur Exzellenz, mein Gesuch wegen der vakanten

geworden. Die Leute haben wohl selbst nicht recht gewußt, was sie tun, es war nur etwas in ihnen, das immer und immer drängte: Dem Urbrandel müssen wir einmal was antun! — Eine Wiege, die zu nichts mehr gut ist, als zu einem Schornsteinhütchen, damit sind wohl alle Geschlechter gezeichnet, die sich freiwillig verlöschen lassen. An solchen armen, alten Hagestolzen ist ja alles erlaubt. Wer soll den grausamen Schimpf rächen, wenn — keine Söhne vorhanden sind?

# Abgesprungen und aufgetrennt.

Aus den Aufzeichnungen eines Weiberfeindes von **Ludwig Anzengruber.**[1])

Ueber das eheliche Glück läßt sich so wenig streiten, wie über das Glück überhaupt, ich habe mir das auch abgewöhnt. Einem Unverheirateten gegenüber wäre das eine Farbenlehre für einen Blinden und die Verheirateten haben, wie der Mensch immer von seiner ständigen Umgebung anzieht, von ihren Weibern angezogen und behaupten ganz eigensinnig, glücklich zu sein; man läßt sie dabei. Die Ehe ist doch immerhin der Schritt aus einem exaltierten Zustande in einen vernünftigen, auf die leidenschaftlichen Tage, wo man sich stets bereit erklärt, für- und miteinander zu sterben, folgen die sanfteren, wo man sich anschickt, gelassen einander zu überleben.

Es soll auch hier gar nicht die Rede von besagtem Glücke sein, sondern nur eine Geschichte erzählt werden, welche Hebel mitunter das Geschick ansetzt, um zwei Herzen zu trennen.

Fünf Monate waren vergangen, seit Fräulein Josefine Schliper Frau Trendel geworden. Sie war eine schlanke Blondine mit großen, Freundgesinnte behaupteten geistvollen Augen; dem widersprach zwar ihr Mund nicht, aber er schien doch etwas sagen zu wollen, denn er stand meist offen. Man fand sie auch nachdenkend, denn sie konnte halbe Tage lang an ihrem Nähtischchen sitzen, ohne einen Stich zu tun. Herr Josias Trendel war ein etwas beleibter junger Mann, er schien sich aber nur auf das Maß von Körperfülle eingelassen zu haben, das ihn gutmütig und behäbig, wie er war, aussehen machte, ohne ihm beschwerlich zu fallen, denn er liebte die Bequemlichkeit über alles; diese hatte auch ihn und seine Frau zusammengeführt. Ehe er sich entschloß, seinem Herzen einige Motion zu erlauben, stellte er an Josefine die Frage: „Sefine, dürfte ich Ihnen wohl so recht gut sein?“ und als sie antwortete: „J,

[1]) Letzte Dorfgänge. Aus dem Nachlasse von Ludwig Anzengruber. Stuttgart. J. G. Cotta.

„Es geht bald vorüber. Nur ein kleiner Anfall."

„Wo hat er sich ihn denn geholt?"

„In Wagners Weinstube."

„Was? Er ist betrunken? O pfui!"

„Wie Sie das nennen wollen, gnädige Frau. Es gibt für die Bezeichnung dieses Zustandes so viele Worte, daß man eine ganz artige Wahl hat. Übrigens kann man nicht leugnen, daß Freund Trendel total fertig ist."

Sie hatten ihn unterdessen, soweit tunlich, entkleidet und auf das Bett gelegt, wo er bald, aufstöhnend und schnarchend in unruhigen Schlaf verfiel.

Frau Trendel sandte aus zwei Dritteilen Furcht und einem Dritteil Abscheu gemischte Blicke aus ihren geistvollen Augen auf den in einer ganz unerwarteten Verfassung daliegenden Josias. „Aber sagen Sie mir um Himmelswillen, meine Herren, die Veranlassung —"

„Pst!"

„Je nun Trockenheit in der Kehle."

„Hat er aus Freude über —?"

„Pst, pst!"

„Ne, die Freude, der schöne Götterfunke, hat diesen Brand nicht verursacht; es ist was anderes —"

„Pst, Pst, Pst?"

„Ja, hast recht. Nun, er wird es ja selber sagen, wenn das erst vorüber ist und das geht über Nacht, bleibt höchstens für morgen etwas Kopfweh. Pflegen Sie ihn nur recht, gnädige Frau. Gehorsamer Diener! Gute Nacht!"

Ratlos, wie noch nie, saß die junge Frau an dem Lager ihres Gatten. Sie rüttelte seinen Arm. „Trendel — Josias — hörst du nicht?"

Rrrrr — schnarchte er.

* * *

Als am andern Morgen die Sonne ins Zimmer lachte — es ist zwar unartig von der Sonne, daß sie den Leuten so mir nichts dir nichts ins Zimmer lacht, und wenn man sie etwa damit verleumdet, so mag sie es mit dem ausmachen, der zuerst diese Phrase erfand. Also, als die Sonne am andern Morgen ins Zimmer lachte, saß Herr Trendel aufrecht im Bette, er hatte ein nasses Tuch um den Kopf geschlungen und hielt seine Frau, die auf einem Stuhle nebenan saß, an der Hand. „O Sefine!"

„O Josias, wie ist das nur über dich gekommen?"

„Deine Schuld, mein Engel!"

Stelle ergebenst zu überreichen; laß mich nur diesmal nicht zuschanden werden. Ich beschwöre dich, nimm kein Stück vom Haken oder aus der Lade, eh' du es dreimal nach dem Lichte wendest."

Sie legte ihm seine Kleider in das Kabinett und er betrat dasselbe in der weihevollen Stimmung, die stets großen Aktionen vorhergeht. Eine peinliche Stille herrschte in der Wohnung, man hörte die Uhr ticken. Frau Trendel hatte sich wieder an ihr Nähtischchen gesetzt, sie hielt den schönen Mund offen, doch war kein Hauch hör- oder verspürbar, die Dame schien durch Kiemen zu atmen.

Plötzlich drang ein kurzer Aufschrei des Schreckens aus der halbgeöffneten Kammertüre, Frau Trendel eilte zu ihrem Gemahle. Zur Zeit, als die Kniehosen noch gang und gäbe waren, schnitt man einem zu eskortierenden Arrestanten einfach den Gurt durch oder die Träger ab, und da ließ jeder aus zureichenden Gründen das Entlaufen bleiben. Herr Trendel bot ein daran erinnerndes Bild, denn auch er hielt sein Beinkleid krampfhaft mit der Rechten in die Höhe und machte dazu ein Gesicht, als hätte er den Büttel leibhaftig hinter sich stehen. „Sefine," ächzte er und deutete mit der freien Hand über den eigenen breiten Rücken. „Beide Knöpfe, die rückwärts die Träger halten sollen, rein weg! Mein Gott, ich bat dich doch, wenn das . . ."

„Aber Trendel, sei kein Kind," sagte seine Frau, „das mache ich dir ja mit einigen Stichen." Sie entfernte sich langsam und kam mit Fingerhut, Nadel und Zwirn zurück und machte es mit einigen Stichen.

Unterdessen fuhr unten am Haustore der Wagen vor. Trendel zog sich fertig an, musterte sich im Spiegel, er war sehr zufrieden, umarmte seine Gattin: „Sefine, wünsche mir Glück!"

„Ach, wie kannst du anders denken! Ich wünsche dir viel Glück, Josa!"

Herr Trendel schien diesmal gegen alle hergebrachte Ordnung und gute Angewöhnung nicht heimkehren zu wollen, er blieb vom Mittagstische weg, er fehlte nachmittags beim Kaffee und als er endlich abends kam, kam er nicht allein, und das war augenscheinlich durch den Zustand, in dem er sich befand, geboten; zwei heitere Amtskollegen führten ihn und er zog von ihrer Fähigkeit, die sie noch im Gehen besaßen, den besten Nutzen, denn er hatte sie für den Augenblick völlig eingebüßt.

Frau Trendel war über diese Einbringung ihres Gatten einigermaßen erstaunt. „Um Gotteswillen, meine Herren," schrie sie, was ist mit meinem Manne?!"

„Pst!" sagte der eine Kollege.

„Keine Angst, gnädige Frau," sagte der andere.

„Aber was ist denn?"

„Pst!"

dich die Stelle verloren, Exzellenz wird selbe keinem Menschen verleihen, der ihn buchstäblich vor den Kopf gestoßen hat. Aber, Sefine, ich überlegte, du konntest ja nicht all das Unheil vorher ahnen. Sefine, da meine Hand, ich verzeihe dir. Aber bei allem, was dir heilig ist, versprich mir, keine solche Unordnung in Wäsche und Kleidung einreißen zu lassen. Deine Hand darauf!"

„Aber, Josa, was du nur denkst, ich werde mich in Zukunft wohl hüten. Wünschest du sonst noch etwas, mein Engel?"

„Ja. Es wurde mir gesagt, in den ersten Stadien solcher Zustände wäre Kamillentee gut und in den letzten ein Häring, aber mir ist das eben ganz neu, ich habe keine Erfahrung und ich weiß nun nicht, käme jetzt bei mir der Tee zu spät oder der Häring zu früh?

Da Frau Trendel in dieser Hinsicht auch keine Erfahrung hatte, so wurde die Beantwortung der aufgeworfenen Frage schwierig, es besteht aber bis auf den heutigen Tag der Verdacht, daß, um nichts zu verabsäumen, beide Mittel gleichzeitig in Anwendung gebracht worden seien und daß nur zwischen den beiden Ehegatten eine stille Verabredung getroffen wurde, nichts über die Wirkung verlauten zu lassen.

Indessen, wie leicht vorauszusehen, genas Herr Trendel bald von seiner Krankheit.

Es war am dritten Morgen darnach, als Trendel aus der Kammer stürzte und rasch an das Nähtischchen seiner Frau herantrat. „Sefine", sagte er, seine Augen waren feucht und in der rechten Hand hielt er einen abgesprungenen Knopf, der ein ungewöhnliches Gewicht haben mußte, denn der Arm zitterte ihm darunter, daher suchte er ihn wohl los zu werden und legte ihn auf die Tischplatte. „Sefine, hältst du so dein Versprechen?! Seine Stimme zitterte wie vorher seine Hand.

„Ei Torheit! Was ist denn wieder los?"

„Alles und nichts haftet fest, das ist's eben!" Damit faßte er den Knopf, der mittlerweile vermutlich leichter geworden, zwischen zwei Finger und hielt ihn der Frau vor die Augen. „Sefine, ist das die Liebe und die Sorgfalt, die du mir in einsamen Stunden zugeschworen und schließlich am Altar bekräftigt?! Für alle Treue, Sorge und Zärtlichkeit des Mannes ist es doch das wenigste, ihm die Knöpfe anzunähen!"

„Nun, das muß ich sagen, du hast einen schönen Begriff von der Bestimmung und Würde einer Frau. Willst du uns zu beeideten Nähmamsellen und Strümpfestopferinnen erniedrigen?! Eines so zynischen Egoismus hätte ich dich nicht fähig gehalten!„

„Wie sagst du? Zynischen Egoismus nennst du es, wenn ein Mann seine Ordnung in Wäsche und Kleidung verlangt?! Sage doch, hab' ich dich nicht wiederholt gebeten? Habe ich dir nicht verziehen, daß du mich durch deine Vergeßlichkeit und Nachlässigkeit in greifbare Un-

„Die meine?“

„Ja, ja. Höre mich nur an. Ich lange bei Exzellenz an, werde sogleich vorgelassen und dieselbe empfangen mich auf höchst leutselige Weise, übernehmen huldvollst mein Bittgesuch und heißen mich niedersitzen. Ich denke, alles geht gut. Ich sitze also, Exzellenz nehmen gegenüber Platz, Exzellenz sagen: Hätten bereits gehört von mir, seien aufmerksam gemacht worden u. s. w. Ich fühle mich verpflichtet, für so viel Herablassung mit einer Verbeugung zu antworten; damit dieselbe auf dem Stuhle doch nach etwas aussähe, verlängere ich den Oberleib, soweit es angeht, — knack! — da reißt etwas, da wo du es gestern mit einigen Stichen . . . ach, du weißt ja . . . pick! Der Knopf fällt hinten zwischen der Lehne durch.

„‚Herr Trendel,‘ sagte Seine Exzellenz, die ein verzweifelt gutes Gehör besitzen, ‚Herr Trendel, Ihnen ist etwas entfallen.‘“

Ich stelle mich dumm und antworte: „Ich wüßte nicht, Exzellenz. Ich behalte sonst alles sehr gut.“

„Seine Exzellenz geruhte zu lächeln, entließen mich in Gnaden und begleiteten mich bis zur Türe, ich gebrauche alle Künste raffiniertester Achselträgerei, um nicht die einseitige Haftung meiner Beinkleider zu verraten, weil der eine Träger nachließ, da, mit meinem letzten Bückling reißt der zweite Knopf, ebenso schnell läßt der zweite Träger nach und mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit sinkt . . . Doch wozu das ausmalen, ich krampfe mich in den Besatz ein und verhüte das Äußerste; aber der Knopf, der verdammte Knopf kollert zur Erde und rollt über die Parketten.

„Diesmal aber war's was, Trendel“, sagten Seine Exzellenz und bückten sich höchstselbst darnach; ich unbeholfen, wie ich mich bewegen konnte, suche ihm zuvorzukommen, wir stoßen mit den Köpfen zusammen. Seine Exzellenz konnten einen leisen Schmerzensschrei nicht unterdrücken, ich, mehr tot als lebendig, stürze hinaus, hüpfe und taumle wie eine angeschossene Krähe den langen Gang hinunter, Tür an Tür, nichts als Departement auf Departement, Amtsstube auf Amtsstube, keine Nähmamsell, kein Stubenmädchen, endlich finde ich einen erbarmenden Amtsdiener, der mit Nadel und Zwirn umgehen kann, war beim Militär gewesen, der setzt mich wieder instand, unter Menschen zu gehen. Er setzte mich instand, sage ich, ich machte aber keinen Gebrauch davon, ich floh die Menschen, ich suchte die Einsamkeit. Erst gegen Abend lockte es mich zu hören, welchen Eindruck mein gänzlich unmotiviertes Ausbleiben vom Amte gemacht habe, ich ging nach der Weinstube, wo ich sicher war, ein paar Kollegen anzutreffen; das übrige weißt du, ich weiß davon jedenfalls weniger. Sefine, was ich gestern gelitten, du ahnst es nicht. Ich zweifelte an deiner Liebe — hörst du, Sefine ich zweifelte! Ich hatte dich so dringend gebeten und nun hatte ich durch

## Denn wer da liebt vom Herzensgrund.

Von Otto Promber

Du Mädel mit dem braunen Zopf
Und schmalen, frischen Wangen,
Wie gerne hielt ich deinen Kopf,
Den trotzigen, umfangen
Und drückte herzhaft meinen Mund
Auf deiner Lippen Rosen —:
Denn wer da liebt vom Herzensgrund,
Hat auch ein Recht, zu jeder Stund'
Zu küssen und zu kosen!

Gib mir die kleine, weiße Hand,
Daß ich sie heimlich drücke
Dann bau'n wir nach der Liebe Land
Uns eine gold'ne Brücke
Und schließen einen heil'gen Bund,
Und schmücken uns mit Rosen :
Denn wer da liebt vom Herzensgrund,
Hat auch ein Recht, zu jeder Stund'
Zu küssen und zu kosen!

Für dich gäb' ich mein Bestes hin,
Auch wenn mir gar nichts bliebe,
Und bettle doch, Herzkönigin,
Nur um ein bissel Liebe!
Leg' deinen Mund an meinen Mund,
Noch ist die Zeit der Rosen :
Und wer da liebt vom Herzensgrund,
Hat auch ein Recht, zu jeder Stund'
Zu küssen und zu kosen!

## Eine Reform des ehelichen Lebens.

Das dürfte ein großer Lärm der Entrüstung werden, wenn der Heimgarten nun einmal sprechen wollte vom Dirnentum in der Ehe. In und neben der Ehe. Diesem allerschwersten Schaden der Gesellschaft, diesem Verhängnisse so vieler Familien. Nach dem gesellschaftlichen Sittengesetze darf man nicht alles besprechen, was man stillzugestanden tun darf. Gut, wir wollen hier nicht davon sprechen, wollen vielmehr auf ein Schriftchen verweisen: „Reformehe und Ehereform“ von Reinhold Gerling. (Oranienburg, Oranienverlag) in welchem einiges über diesen Gegenstand zu lesen steht. Auch noch anderes, was zu wichtig ist, um in gewöhnlichem Umgang — auch nur erwähnt zu werden, ist in dem Heftchen zu finden. So von den Geheimnissen der Ehe, von ihrem Unglücke und auch von ihrem Glücke. Es ist ein nicht gewöhnlicher Standpunkt, den der Verfasser einnimmt und es lohnt sich wohl der Mühe, ihm ein wenig zuzuhören. Vorbereitet für die endlich unabweisbare Reform der modernen Ehe müssen wir ja endlich doch werden. Auch in dieser Sache, wie in so vielen, kann die Gesellschaft vom Volke lernen. Und auch in dieser Sache, soweit sie wirtschaftlicher Natur ist, ließe sich manche unserer zeitgemäßen Einrichtungen einführen. Denn so wie es ist, darf es nicht bleiben, in der Richtung, nach welcher unsere modernen Ehen hinstreben, liegt der Untergang der Familie und — der Nation.

gnade bei Seiner Exzellenz gestürzt hast? Habe ich dich nicht da noch gebeten und auf dein Versprechen gebaut, da ich doch glauben mußte, dieses an mir so furchtbar statuierte Exempel werde dir zu Herzen gehen?! Vorgestern war das und heute springt schon wieder einer!" Trendels Mundwinkel zogen sich herab und er schluckte rasch ein paarmal nacheinander auf, aber dann fuhr er bitter lächelnd fort: „Aber das sage mir, du Blume, du Zier, du Perle deines Geschlechtes, und löse mir damit ein Rätsel, warum, wenn es zynischer Egoismus der Männer ist, daß sie sich nicht dazu verstehen wollen, wie Hadernkönige herumzulaufen, warum, wenn es der Würde und Bestimmung der Frauen so abträglich ist, Knöpfe anzunähen und Strümpfe zu stopfen, warum denn sitzest du, als leibhafte Ironie, als arbeitsame Faulheit, immer an deinem Nähtischchen?!"

„Josias, willst du, daß ich meine Krämpfe kriege? Du tötest mich!"

„Das wage ich nicht zu hoffen."

„Du Untier!"

„Ganz richtig, du Krone und Spitze modernen Frauentums! Laß dir sagen, daß meine Mutter, eine recht würdige Frau, die ihre Bestimmung vielleicht noch etwas höher hielt als du, Knöpfeannähen und Strümpfestopfen nicht gegen ihre Würde und Bestimmung fand. Bei ihr wäre mir das nie geschehen."

O, o, Josias, du wirst geradezu kindisch, berufst dich jetzt gar auf ‚Muttern'?"

„Höhnst du das Angedenken meiner Mutter?!" schrie Trendel. „Ich bin ein Engel an Güte," er sagte das mit Überzeugung in Ausdruck und Geberde . . . „Aber was zu viel ist, das ist zu viel! Du bist es nicht wert, dich in einem Atem mit der vortrefflichen heimgegangenen Frau zu nennen, du bist — — — so schleudere ich dich von mir!" Er reckte den Arm und der Knopf, den er noch immer zwischen den Fingern hielt, flog in die fernste Ecke. „Wir sind geschieden!"

„O ja, wir sind geschieden!" So rasch hatte sie sich noch nie von ihrem Nähtischchen erhoben. „Lärm jedes kleinen Versehens halber schlagen, gemeine Anzüglichkeiten vorbringen und zuletzt einem noch, wo man Gott dankt, keine Schwiegermutter im Hause vorgefunden zu haben, eine solche aus dem Grabe zu zitieren, das kannst du, aber dazu halte ich nicht stille. Du willst's, wir sind geschieden!"

„Ja," sagte Trendel und tat dabei einen Atemzug, der ihn sichtlich erleichterte. — Es blieb dabei, sie schieden.

Ob der Mann recht hatte? Ich fürchte, von meinem Standpunkte aus, nicht die gehörige Objektivität zur Entscheidung dieser Frage zu besitzen und muß daher dieselbe erfahreneren Lesern und geneigten wie ungeneigten Leserinnen überlassen.

Hier auch und bei keinem anderen Punkte hat die „Reform“ einzusetzen. Daß Krankheit, Not, Kinderreichtum Gelegenheitsursachen werden können zu ehelichem Jammer, soll nicht bestritten werden. Aber um so mehr wird dies dort möglich sein, wo Rechte und Pflichten ungleich verteilt sind. Mann und Weib sind in der Ehe gleichwertig, sie sollen nebeneinander stehen, nicht übereinander.

Ich bin grundsätzlich gegen jede Verhütung des Kindersegens, und lasse die sozialen Verhältnisse höchstens als mildernden Umstand bei der Beurteilung gelten.

Der einzelne ist meist gar nicht verantwortlich: die Verhältnisse sind oft stärker als das Individuum. Wir sollten indessen Zustände anstreben, in denen die Rechte der Kinder mehr als gegenwärtig gewahrt werden können. Die Ursache, die für Frankreich ausschlaggebend war zur Einführung des Zweikindersystems ist ja eo ipso als unmoralisch zu verwerfen. Um die Zersplitterung der Vermögen zu verhüten, darf man doch nicht Leben verhüten. Wer dies behaupten wollte, hätte erst nachzuweisen, daß Eltern überhaupt die Pflicht haben, gesunden Kindern ein Vermögen zu hinterlassen. Es ist Erfahrungstatsache, daß der Rückhalt einer Erbschaft beziehungsweise eines größeren Vermögens selten förderlich, meist vielmehr hinderlich auf die Entwickelung der Charakter- und Geisteseigenschaften vieler Kinder einwirkt. Das Bewußtsein, „Erbe“ zu sein, hat oft schon Kräfte vorzeitig lahmgelegt, die der Welt und der Menschheit sehr viel hätten nützen können. Eine gute Erziehung der Kinder, die Entwickelung ihrer Individualität, eine Stählung für den Kampf ums Dasein ist die beste und sicherste „Erbschaft“, das größte „Vermögen“.

Stichhaltiger ist noch der Einwand des Proletariers, daß jedes folgende Kind ein Konkurrent sei für die bereits vorhandenen, und diesem die Bissen ebenso schmälere wie die Erziehungsmöglichkeit. Aber auch hier ließe sich Wandel schaffen, ohne wesentliche Beeinflussung der so schwer zu ändernden sozialen Verhältnisse. Wenn wir Mutterschaftskassen einrichten wollten, zu denen kleine Beiträge von den Eheleuten geleistet und zur Beitragsleistung auch diejenigen herangezogen würden, die, ohne krank und arbeitsunfähig zu sein, sich ihrer sozialen Pflicht der Verehelichung und Kindererziehung nach zurückgelegtem 30. Lebensjahre entziehen. Alle Stiftungen, die Streitobjekte werden, ebenso alle dem Staat zufallenden Erbschaften könnten in diese Kassen fließen; endlich könnten denselben auch die oft geradezu wahnsinnigen Kollekten und Sammlungen „für arme Heidenkinder“, denen es besser ergeht, als unseren Christenkindern, zugewendet werden. Es würde bei solchen Einrichtungen möglich sein, auch der ärmsten Frau die Überstehung ihrer Mutterschaft zu gewährleisten, und die erste Erziehung ihres Kindes,

Worin liegen denn die Ursachen der unglücklichen Ehen? frägt Gerling. — Daß es nicht die materiellen Verhältnisse allein sein können, die eine auf gesunder Grundlage geschlossene Ehe unglücklich zu gestalten vermögen, lehren uns einerseits die glücklosen und unglücklichen Ehen reicher und reichster Leute, andererseits die oft sehr glücklichen und harmonischen Ehen armer und ärmster, dabei sehr kinderreicher Familien.

Warum sind solche Ehen glücklich! Wie können Ehen unter Sorge und Entbehrung „glücklich“ bleiben?

Mann und Weib schlossen eine Neigungsheirat. Beide besitzen einzig und allein „sich selbst“ und können daher nur „sich selber“ geben, sonst nichts. Beide müssen vom ersten Tage an Arbeitsgenossen sein, sie mußten den Kampf ums Dasein gemeinschaftlich durchführen und lernten daher einander auch gleichartig werten. Sie blieben dauernd gleichwertige Genossen im Kampf ums Dasein.

War das Weib durch die Mutterschaft verhindert, Brotverdienerin zu sein, so nahm der Mann diese Pflichten zeitweilig allein auf sich. — Warf Krankheit den Mann auf das Schmerzenslager nieder, so war es die Frau, die an seine Stelle trat und zur Brotverdienerin, zur Ernährerin des Mannes und der Kinder wurde. Wenn so das Leben seine Gaben auch nur kärglich bot, war es doch möglich, die Kinder zu erziehen und den Bestand der Familie zu erhalten, da die Ansprüche aller sich den gegebenen Verhältnissen anpaßten. Hinzu kommt, daß auch die beiderseitigen Anforderungen an eine seelische Gemeinschaft geringer sind, als bei höher entwickelten Menschen. Damit ist keineswegs gesagt, daß es einem solchen Familien- und Eheleben an Gemütstiefe fehlt. Im Gegenteil. Aber es tritt das Seelen- und Geistesleben weniger in den Vordergrund. Zum Philosophieren ist nicht Zeit und so kommt das starke seelische Band einer solchen Ehe den Beteiligten weniger zum Bewußtsein, obwohl es die Familien fest umschließt.

Daß eine solche Ehe nur möglich ist bei strengster Pflichterfüllung der beiden Ehegatten ist klar. Diese Ehe aber duldet auch keine Unterordnung des einen Gatten unter den anderen. Da, wo der eine höhere Rechte zu haben meint, wo der Mann als „Verdiener“ glaubt, Anspruch auf Extragenüsse erheben zu dürfen, wo er sich in seinem Empfinden und Handeln „über“ die Familie, insbesondere aber über das Weib stellt, drückt er dieses an die zweite Stelle hinab und stört damit die „Harmonie der Ehe“, ohne welche eine „glückliche Ehe“ undenkbar ist.

Hier schon zeigt es uns, wo wir die Ursachen des Unglücks, die Grundursachen der Fehlehen zu suchen haben: nicht im Kinderreichtum, nicht im Geld- und Gütermangel, nicht in Krankheit und Not, sondern einzig und allein in jener Herrenmoral, die zwei Wesen mit verschiedenen Rechtsansprüchen zu einer Rechtseinheit mit gleichen Pflichten verbindet.

Wie jener Zauberwald im Märchen, so ist das alles versunken. Wo einst die derben und gutmütigen Menschen dahinschritten in ihrer alten Waldlandkultur, dort streichen heute andere umher, um die Reste jenes Volkstums aufzusuchen, zu sammeln, oder sie in der Dichtung zu verewigen. Nun bin ich in jenen Gegenden längst nicht mehr der einzige Wanderer, der nach volkstümlichen Schätzen schürft. Früh schon begegnete mir der Obersteirer Hans Grasberger, der feinsinnige Volksseelenkenner. Dann kam die mundartkundige Nandl Werchota mit ihren in den Wildnissen gefundenen „G'schichtn aus'n Grobn aussa“. Hernach wanderten meine Wege und kamen weiter als ich Karl Reiterer, der fleißige Ethnograph des Ennstalgebietes, Ferdinand Kraus und Steiner-Wischenbart. Es kamen vor allem die Volksdramatiker Morre, Kuschar und Schrottenbach, die obersteirischen Volksdichter Hans Wiesing, Friedl vom Freithal, J. Pommer, Toni Schruf, Hans Vischner, während Adolf Frankl, der Mann der „lachenden Wahrheiten“, in der Mittelsteiermark seine Funde hob und literarisch verarbeitete. Und schon tritt uns aus den „vergessenen Landen“ das Bauernkind Rosa Fischer entgegen, das, was andere weitum suchen mußten, aus den eigenen Ärmeln schüttelt. Sie ist eine von denen, die nur in sich selbst zu blicken brauchen, um das ganze Bauerntum zu sehen und zu verstehen.

So viele, ja noch mehr Genossen habe ich heute in der heimatlichen Volksbeschreibung und Volksdichtung. Aus dem Urwald ist ein Dichterwald geworden. Der Unterschied ist nur, daß man das alte Bauernlied singen hörte, den neuen Dichtersang jedoch — lesen muß. Einen steirischen Dichtervogel aber kenne ich doch, der nicht allein mit der Feder singt, sondern auch mit dem Schnabel. Wer einen Jodler ursprünglich echt singen oder ein herzhaftes Jauchzen aus Steirerbrust hören will, der wandere einmal mit Hans Fraungruber. Am besten, er tut's, wie ich einmal zur lieben Ferienzeit, im Hinterbergerlandl, wo Fraungruber vor 39 Jahren geboren ist. Als Volksschullehrer in Wien hat er freilich nicht den richtigen Resonanzboden, um zu jodeln und zu jauchzen; den Volksschullehrern in Wien vergeht neuzeit, wie man hört, oft nicht bloß das Singen, sondern auch das Lachen. Darum sage ich, muß man warten, bis Fraungruber zur Sommerszeit in sein schönes Hochtal heimkommt, das zwischen dem Grimming, dem Toten Gebirge und der Dachsteingruppe so friedsam und heiter daliegt. Dort klingt's!

Da dieser Mann ein heimischer Dichter ist, so kann niemand verlangen, daß man seine Werke kennt. Man muß doch erst die Franzosen, Nordländer und Russen gelesen haben, ehe man auf den Gedanken kommt, ob nicht etwa auch in der jüngeren heimischen Literatur etwas Hübsches zu holen wäre. Von Hans Fraungruber sind schon seit Jahr und Tag mehrere Bände „Gedichte in steirischer Mundart“, „Unterwegs“, „Bei

soweit das Säuglingsgeschäft in Frage kommt, selbst zu leiten. Von der Wohltat jener Klassen dürfen selbstverständlich auch die nicht ausgenommen werden, die außerehelich geboren haben; denn wie wir auch über die außerehelich Gebärenden denken und urteilen mögen: niemals dürfen die Kinder, die doch gegen ihre Indieweltsetzung nicht zu protestieren vermögen, für die angebliche oder tatsächliche „Schuld der Eltern“ büßen.

Sicher darf nach den früheren Darlegungen behauptet werden, daß Kinderreichtum bei ungetrübter Gesundheit der Eltern wohl ein sorgenvolles Leben, nicht aber ein Eheglück zu vernichten vermag. Die Wichtigkeit und der Wert des Weibes wird mit jedem Kinde erhöht, die Stellung der Frau in der Ehe immer gesicherter. Auch Arbeit, Kummer, ja selbst zeitweilige Entbehrungen vermögen daran nichts zu ändern.

Die Grundlage der Ehe soll Neigung — Liebe der Eheschließenden sein. Der Zweck der Ehe ist das Kind.

Aber das Weib soll auch Geistesgenossin des Mannes sein, nicht nur Tisch- und Bettgenossin! —

Versucht's! Schließt Geistesehen. Macht das Weib zur Geistesgenossin, zur Gesinnungsfreundin, die am Manne sich emporrankt und mit ihm verwächst zu unlöslicher seelischer Gemeinschaft. Nicht ein Fleisch, nicht ein Leib, eine Seele sollen Ehegatten sein, damit das Kind in voller Harmonie erzogen werde.

Gleiche Moral für Mann und Weib!

Gleiche Wertung von Weib und Mann! — So weit Gerling.

# Der Dichter des Hinterberger Landels.

Von **Peter Rosegger**.

Vor etwa vierzig Jahren machte ich meine ersten Wanderungen durch die weltfernen Täler unserer Steiermark. Damals waren die Dörfer noch still in sich abgefriedet und das Leben in ihnen so gemeinsam, daß jeder einzelne Hof von allen übrigen gleichsam gehütet wurde und daß, wenn einem ein Unglück passierte, alle zusammenhielten, um ihn wieder aufzurichten. In den über Berg und Tal zerstreuten Bauerngehöften waltete noch uralte Sitte, deren nicht selten heidnische Spuren das Germanenblut des jungen Wanderers anheimelten. In den Wäldern bei den Holzern und Köhlern herrichte eine unglaubliche Bedürfnislosigkeit, eine heilige Einfalt, eine unheimliche Derbheit und ein Aberglaube, der sich von dem des heutigen Großstadtpöbels nur durch tiefere Poesie unterschied. Auf den Almhöhen klangen Urgroßvaterslieder, Jodler und Jauchzer.

richtigen Singwinkel daheim, da oben zwischen den schönen Bergen. Da sind wir selbander oft gewandert durch die Gräben und über die Höhen. Im „Landel“ ist ihm alles traut. „Ja,“ singt er auf:

„Wann ih recht lusti bin und nix kimt übazwerg,
Aft stroaf ih lüfti hin durch mei schöns Hinterberg;
Dös g'fallt mir halt allweil, bin überall dahoam,
Da grüaßt mih a Vetter und dortn a Moam.
A schwoazaugads Dirndl ah – wem wirds denn g'hörn? –
Drum han ih mei Hinterberg gar so viel gern!“

So wanderten wir eines Tages in der Waldschlucht fürpaß. Ein alter Waldteufel, an den wir uns angemacht hatten, fragte dreist, ob wir nicht am Ende auch so windige Liedljäger und Bauernbrauch-Schnofler wären, wie sie jetzt in den Hundstagen überall herumschlichen. „Wia mir's treibn af da Bäuerei, däs geht neambb nix on, vastondn? Nochmochn tuat's uns eh nix, ober auslochn, hau, däs kunt ma gleih hobn von enk Stodtzodel! Gehts marschierts!“

Ich wollte dem Alten dartun, daß es in bester Absicht, aus Liebe zum Volke geschehe, wenn wir seine altehrwürdigen Sitten — Hans unterbrach mich: „Laß es gut sein mit Deiner besten Absicht, schau', daß wir weiterkommen, sonst schreibt er uns die altehrwürdigen Bauernsitten auf den Buckel!“

Na, da sind wir weiter gegangen, den Salzabach entlang gegen das Tote Gebirge, dessen weiße Wände uns stellenweise zwischen dem Fichtengestämme entgegenschimmerten. Zur rechten Hand stieg der Lawinenstein auf, dessen Aussicht noch ihres Sängers wartet; denn die Berge lassen sich lieber besingen als manche Leute, und das Lawinenstein-Panorama soll seinesgleichen suchen. Zur Linken erhob sich der Türkenkogel, dem wir hinterwärts — in der Richtung nach dem Grundelsee — auf die Ferse stiegen. Aus dem bewaldeten Engtal waren wir zu den grünen Matten der Schneckenalm hinan gekommen und da sahen wir das Tote Gebirge sich vor uns entfalten in seiner lichten Wildnis — ein blendender, meilenweiter Karst mitten im Waldland. Mir wird's immer schwer, von solchen Felsgebilden das Auge loszureißen. — „Die Steine sind mir zu hart. Komm'!“, sagte Hans und führte mich in eine der Almhütten, die unter den zerzausten Wettertannen standen. Da drinnen war ein kleines Volksfest. Dirndln und Burschen waren versammelt, tranken Branntwein und sangen allerlei drollige und manchmal etwas anzügliche Liedeln. Ein weißhariger Holzknecht spielte eine Ziehharmonika, trat dazu mit seinen benagelten Klobern den Takt und trällerte:

„Ih hon auf se Hütterl denkt,
Vo dem s rot Kiderl henkt.
Mauſ' ma's. (Stehlen wir's.)
Won na ka Wind net kam,
Der däs rot Kiderl nahm —
Aus war's!“

uns' dahoam", „Wandermappe" und hochdeutsche „Ausseergeschichten" erschienen. Das sind kleine Meisterstücke, wie man volkstümliche Rohstoffe in künstlerische Gebilde bringt. Die Geschichten müssen nun allerdings warten, bis der Neugierige zum Buche greift und sich an ihrer gut volkstümlichen Art erfreut. Auch von den Gedichten können hier nur ein paar kurze, schalkhafte aufgezeigt werden. Es ist Stelzhamer-Schule, wenn unser Hinterbergler singt:

So is s und so stehts,
Wia ihs antreib, so gehts,
Wia ih gsagt han, so bleibts,
Wia ihs gehn hoaß, so treibts.
Denn her is s net weit
Mit die wendischen (wetterwendischen) Leut,
De hüa schrein, balds lacht,
Aber hott fahrn, balds kracht.

Und s sel mirk da, mei Bua:
Wia Du gsagt hast, so tua —
Oan Wort und oan Mann!
Und hiaz geh und spann an!"

Oder wenn man „s gscheiti Büabl" ausfragt:

„Wem ghörst dann, Du Büabl?"
„Mein Vadern ghör i."
„Wia hoaßns Dein Vadern?"
„Den hoaßns wia mih."
„Nau, wia schreins Dir zan Essn?
Oan Nam hast ja doh?"
„Zan Essn schreins gar nit,
Da kim ih a so."

Das wird wohl derselbe Junge sein, der einige Jahre später bei einer verzwickten Sache den guten Ausweg findet.

Zum reichen Moarbaurn
Kimt der Franzl und klagt,
Daßn d Liab zu der Kathl
So unsinni plagt.

„Halt ja", — moant da Baur,
Das glaub ih Dir gern,
Aber sag mir nur, Franzl,
Was soll denn draus wern?

Ih woaß, Du hast nix
Ma lebt nit vo da Liab,
Und a Geld kriagt die Kathl
Erst dann wann ih stirb."

„Destwegn", lacht da Bua,
„Hats mitn Sterbn grad kan Eil.
's Dirndl, dös gibst ma,
's Geld leichst ma daweil."

Doch, was treibe ich da! Das tut ja gerade wie ein Rezensente, der den Wert der Dichterproben in — Zeilenhonorar für sich selbst umsetzen will! Ich wollte nur davon sprechen, wie Fraungruber sich seinen engsten Heimgenossen ins Herz zu singen weiß. Der Mann ist eben im

Der Kropfmoar treibt amol in d Stadt
A Kaibel zan verkaufn,
Und wia der Handel ohgmocht is,
Aft hebt er an zan saufn.
Und wia er hoamkimt mit an Rausch,
Da schreit sei Weib voll Zorn:
„Du Lump, wo hast dann s Geld hinbracht?“
„Ja mei“, sagt er — „verlorn!“
„Ah so!“ schreit sie, „das Geld verlorn!
O heilige fünf Wundn!
Wo hast denn aft n Rausch herkriagt?“
„Den“, sagt er, „han ih gfundn!“

„So!“ setzte dann der Bursche seiner Deklamation gemütlich bei, „hiaz woaßt as, woher ihs hon. Va dein Büachl aussa hon ihs.“ Hernach zu den anderen, auf Hans zeigend: „Der dader, der kan Büacheln schreibn. Kents n net? Das is da Hons Fraungruaber!“

„Jeß, da Fraungruaber is däs!“ riefen jetzt mehrere durcheinander. „Nau, wanst as bist, sa geh her und trink amol!“

Ein blondhaariges Dirndl entwand sich rasch dem Joch des Allernächsten, fuhr sich mit der Hand über's Gesicht und sagte: „Fraungruabar? Va den woaß ih ah wos. 's Liadl va da Muata. Scha va da Schul her. Nau, wia gehts dan gleih? Narrisch, hiaz follt ma nit ein, wias geht, däs Gsang. Daß Du go sa guat bist! — Daß Du go sa guat bist!“ Weiter kam sie nicht.

Der junge Bursche hob die Hand, schnalzte mit den Fingern und sprach das Gedicht von der „Muata“.

Wia mags dena sein,
Daß Du go sa guat bist,
War Dei Red und Dei Güat
Doh so oft umasist!

So oft umasist
War Dei Red und Dei Güat,
Aber d Muataliab wird
Halt 's Verzeichn net müad.

O Muata, mei Muata,
Bin dena Dei Kind,
Und ich woaß, daß ich niederscht
Koa bessere find.

Hast gwoant üba mih,
Han die Zacherln (Zähren) wuhl gspürt,
Hot an iads auf mein Herzn
Wia a Gluattröpferl glüaht.

Aft war a Dei Red
Und Dei Güat net umsist,
Aft hat mir mei Gwissn
Wohl gsagt, was D ma bist.

Das blonde Dirndl fuhr sich mit der Schürze übers Gesicht und sagte leise: „Wohr is s wul.“

„So an olta Tattl kunt ah scha gscheida sein!“ verwies ein Dirndl diese schalkhafte Situationsmalerei, die sie übrigens wenig beachteten. Sie unterhielten sich mit Fingerhäkeln und „Halsen“. Wißt ihr, was das ist, halsen? — „A Bua, der guat holsn kon, der wird mei Mon!“ singen die Dirndln, aber wenn der Bursche einer den Arm um den Nacken legt, daß sein Schnurrbart an ihr rotes Wanglein streift, so schieben sie ihn mit der Hand von sich, aber in einer Weise, die zu neuen Angriffen oft nur ermutigt. Der Bursche nimmt einen ziemlichen Schluck aus dem Plutzerchen und tut schalkhaften Auges die rhythmische Frage:

„Dirndl, wo host dan dei Liegerstott,
Dirndl, wo host dan dei Bett?“

Das Dirndl will nicht Auskunft geben. Da tritt in demselben Augenblicke der Hans ein, mein Kamerad, und singt mit frischer, schneidiger Stimme die Antwort:

„Üba drei Staffel muaßt aufisteig'n,
Herunt' af da Goss'n stehts net.“

Dieser Mensch, vor wenigen Tagen erst aus der Wienerstadt gekommen und hier so ortskundig!

Jetzt stolperte aus dem Winkel ein krumm gebogener Kerl hervor, mit zerfahrenem Gewand und einer schäbigen Schafpelzmütze auf dem Kopf. Mit der einen Hand — sie war rauh und braun wie ein fünfzigjähriger Lärchenbaumast — hob er seinen wuchernden Schnauzbart in die Höhe, mit der anderen hob er den Schnapsplutzer zum Mund. Und als er, das Brennen aus der Kehle schnaubend, das Gefäß auf die Milchkübel stieß, gröhlte er folgendes:

„Mei Gwond is scha schlecht,
Oba da Brontwein is guat;
Wans koan Brontwein nit gab,
Hätt' ih scha long an neugn Huat!“

Auch andere huben neuerdings Lied und Jodler an, aber die Stimmen waren heiser und sie kamen zu keinem rechten Ende.

Da warf mein Hans seine Joppe weg, daß er mit flatternden Hemdärmeln dastand, die lederbehosten Beine stramm ausgespreitet, die Hahnenfeder auf dem Hut, ein Bauernbursche forschester Sorte. Mit heller Stimme fing er an zu jodeln, daß die Hütte gällte und draußen über der Schlucht die steinernen Berge mitsangen. Da haben sich die Almleute einmal angeguckt: „Der kann's!“

„Hau,“ lachte nachher ein Bursche, der noch fast knabenhaft jung war und schwarze, keckfrische Augen hatte. „Hau, dos is jo derselbige, der sei Geld valorn und sein Rausch gfunden hot!“

„Woher hast Du denn das?“ fragte ihn der Hans.

Auf diese Frage trat der Bursche vor und beide Hände in den Hosentaschen, hub er an, in Schultonart das Folgende vorzutragen:

Ein flüchtiger Blick in die alte Bauernstube lehrt uns nicht viel; wir sehen nur, daß sie dämmerig ist, riechen, daß sie eine mürfelnde Luft hat, und merken, daß die Möbel alt, schwerfällig und wurmstichig sind. Wenn wir aber einzelne Einrichtungsstücke ansehen und in ihrer Geschichte und Bedeutung genau betrachten, da finden wir mehr, als vielleicht zu ahnen war und indem wir dem Möbelstück in sein Inneres blicken, schauen wir dem Hausbewohner tief ins Herz.

Für diese Schau sind in der Bauernstube zwei Einrichtungsstücke besonders geeignet, und die wollen wir nun einmal betrachten.

## Der Tisch.

Der Herd ist das Herz des Hauses, der Tisch ist der Kopf desselben. Der Hausvater hält es stets mit dem Kopfe, die Hausfrau mit dem Herzen. Zwei unnatürliche Rosafarben weiß ich für des Weibes Angesicht, die ihm von außen kommen; die eine verachte ich tief, die andere verehre ich hoch. Die Schminke und der Widerschein des Herdfeuers.

Brave Frauen färben sich gerne mit dem letzteren, und am Herde bleibt nicht allein der Suppentopf warm, sondern auch das Herz. Meine Großmutter hat siebzig Jahre von Tag zu Tag in die Flamme des Herdes geblickt, und in ihrer letzten Stunde, ehe sie als hochbetagte Greisin das Auge schloß, glühte in demselben auch der Wiederschein, das Feuer eines warmen Gemütes. — Die Einleitung zum Tische ist stets der Herd gewesen, und so habe ich in meiner Einfalt diese Worte gesagt; und abgesehen von den uneigennützigen Einflüsterungen des Gaumens und Magens halte ich hoch die Brandopferstätte der Häuslichkeit und die Priesterin derselben.

Und nun lade ich euch zu Tische.

Zu Tisch in mein altes Vaterhaus, das auf hohem Waldberge steht. Das ist ein Tisch, wie die Tische in Bauernhäusern schon sind, gebaut aus festem Eichenholze, mit Grundfesten, als müßten sie ein Haus tragen; mit einer Brüstung, unverrückbar glatt gezimmert, von außen aber fein und geschmackvoll mit eingegrabenen Zeichen verziert, mit einer Platte ferner, eine Geviertklafter groß und drei bis vier Zoll dick. Unmittelbar unter der Platte ist ein Gelaß, dessen Geheimnis man nicht gern wissen läßt. Tiefer unten, als dieses Gelaß ist die dickwändige Schublade, in welche der himmlische Vater das tägliche Brot, und die Hausfrau das geglättete Tischtuch legt, auf daß der Bauer oder der Großknecht beides hervortun kann, wenn das Gesinde um den Tisch herumsteht, das Vaterunser betet und diesem noch die Worte beisetzt: „Was uns gesetzt wird auf den Tisch, gesegne uns der liebe Vater Herr Jesu Christ; Gott speis' uns mit seinem göttlichen Wort, auf daß wir satt werden hier und dort in der ewigen Freud und Seligkeit. Amen." Oder sie machen die alte

„Wohr is s!“ oder „Net wohr is s!“ Das ist so ziemlich die einzige Kritik, die der Bauersmensch der Dichtung gegenüber ausübt.

So haben die Hinterbergler ihren Dichter erkannt, und so seine Liedeln, die in jener Gegend lieblich umherläuten, wie die Hummeln. Immer wieder boten sie ihm den Trunk an; er aber stellte sich vor die Hüttentür und sang es hell in die Berge hinaus, das wortlose Lied, das oft mehr und Tieferes kündet als Worte künden können — die Lust an der Heimat.

„Wos kunt mar eahm dan gebn?“ fragte das blonde Dirndl vor sich hin und ließ ihre Augen über Milch- und Butterkübeln schweifen.

„A Bussel kunntst mir gebn,“ sagte der Hans munter. „Aber schau, da kommt eine, der kunnt's net recht sein!“

Den Berg heran kam eine junge Frau mit einem Knaben in Steirertracht, beide frisch und blühend, als ob sie die Großstadt nie gesehen hätten. Und waren doch aus Wien, gehörten zum Gefolge Fraungrubers, waren Verwandte von ihm, nahe Verwandte — es waren seine Frau und sein Kind. Na, das wäre schon möglich gewesen, daß es der nicht recht gewesen wäre, wenn die Almerin ihm einen Kuß gegeben hätte.

Und doch darf das Volk seinen Dichter küssen und „du“ zu ihm sagen. Besonders wenn er, wie hier, mit seinen einstigen Schulkameraden beisammen ist in der Berghütte, in deren dumpfigen Dunst sein Erscheinen frische Höhenluft gebracht hat. Zu seinen Füßen stand der helläugige Knabe, den rechten Arm schlang er um sein Weib, die linke Hand reichte er dem jungen Burschen, der seine Gedichte so schön vorzutragen weiß. Und nun sprang es wie ein Jauchzen aus des Dichters Mund:

„Dahoam will ih leb'n und dahoam will ih sterb'n —
I han halt mei Hinterberg gar so viel gern!“

# In der Bauernstube.

Bilder aus dem steirischen Volksleben. Von **Peter Rosegger.**

Der Heimgarten hat unter anderem es sich zum Beruf gemacht, seine Leser mit den Alpen und ihren Bewohnern, besonders mit dem altsteirischen Bauerntum immer genauer bekannt zu machen. Was der Heimgärtner in seinem „Alplern“ und seinem „Volksleben in Steiermark“ (Leipzig, L. Staackmann) erzählt hat, kann natürlich nicht durchaus wiederholt werden. Da aber das Volkstum sich nahezu gleich bleibt, bis es untergeht, so hätte es auch keinen Sinn, ältere Beschreibungen neu zu gestalten; es ist besser, sie in ihrer Ursprünglichkeit hieherzusetzen, sofern sie im Heimgarten eine Lücke auszufüllen haben.

gemalt, denn dieser ist allen armen Leuten das Zeichen des Gottessegens, den mein Vater nicht allein für die Kinderstube, sondern auch, und vielmehr noch für den Tisch brünstiglich herabflehte.

Um den Tisch herum, der an der Hausecke unter dem Hausaltare stand, waren Bänke, viel weniger zum Sitzen benützt, als zum Knien.

Kennt ihr die vier dunkelroten, rauhschuppigen Flecken an den Knien und Ellbogen der Bauersleute? Zwei derselben werden auf der Bank erzeugt, die zwei anderen auf dem Tisch. Mit wagrechtem Rücken kauern sie auf diesen Möbeln und summen dem Kruzifixe und der brennenden Wachskerze ihren „Rosenkranz" vor. Gleich daneben auf der Wandleiste liegt das Gebetbuch mit vielen Gebeten und Litaneien, für den Fall die geweihte Kerze nach dem „Rosenkranz" noch nicht herabgebrannt ist.[1]) Und da hat sich's wohl auch schon begeben, daß der Großknecht, wenn er nach dem Gebetbuche langte, ein anderes, das gleich daneben auch liegt, erwischt hat. Dieses andere Buch hat zweiunddreißig Blätter und die Burschen verrichten aus demselben, gleich nach dem „Rosenkranz" ihre Abendandacht. Und der Tisch, der eben noch ein Altar gewesen, ist eine Spielbank geworden.

Wenn ein Bauernbursche zu den Soldaten kommt, so vergehen die roten Flecken an Knien und Ellbogen bald, und kehrt er zurück, so will er vom „Rosenkranz" nichts mehr wissen; aber er läßt sich nicht nachsagen, daß er die Neigung zum Tisch mit seinem zweiunddreißigblättrigen Buche und all seiner übrigen Segensfülle verloren hätte.

Auch bei uns daheim ist es so gewesen, und lustig haben unsere Knechte die Blätter drauf losgeworfen: „Trumpf das Herz! saggra 'nein, g'stochen das Aß!" Keiner hat den „süßen Namen" gesehen unter seinen fliegenden Karten und polternden Fäusten, 's ist hell zum Entsetzen gewesen.

Einmal hat unser Tisch eine ganz besondere Wichtigkeit erlangt.

Unsere Magd hatte einen Sohn beim Militär und dem wollte sie schreiben. Das war vielleicht die kühnste Idee, die sie in ihrem ganzen Leben gefaßt und sie mußte dazu ihren ganzen Einfluß aufbieten, den sie auf Menschen je zu üben vermochte. Das war im vorhinein entschieden, in unserem Hause war keiner, der schreiben konnte. Meine Mutter verstand wohl das h zu machen, aber mit dem h allein schreibt man keinen Brief an einen Kaiserjäger, der vielleicht nächstes Jahr schon Korporal wird. In unserer Nachbarschaft war auch keiner, der schreiben konnte; aber hinter dem Wald drüben lag ein Dörfchen, von welchem aus nur eine Stunde Weges mehr war, bis zum Häuslein, in dem der alte, schriftgelehrte Schneider Klepps wohnte. Diesen Mann nun hatte unsere Magd nach dreimaligem Hinübergehen und eindringlichen Bitten gewonnen. Und

[1]) Allzuoft geschieht solches „Beten" gedankenlos und brauchshalber. Und für solches Pharisäertum ist kein Spott zu stark.

fromme Einladung: „Komm Herr Jesu, sei unser Gast, gesegnet, was Du uns bescheeret hast.“

Nun, das „göttliche Wort“ und der Gast bleiben freilich zumeist aus; und offen gestanden, für sie ist auch gar nicht aufgedeckt worden. Zwar was das Wort Gottes anbelangt, so trägt es sich an Sonntagen, wenn der Hausvater just in einer frommen Stimmung ist, wohl auch zu, daß er den Zuchtbuben frägt: „Nu, Hansel, bist wohl fleißig bei der Predigt gewesen. Was hat er denn gesagt?“

„Ja, siebzehn ledige (uneheliche) Kinder, hat er gesagt, sind in dem Jahr auf die Welt kommen und schon wieder zum Roboten wär's,“ antwortete der Junge treuherzig, und fährt ununterbrochen mit dem Löffel und macht einen langen Hals, daß er in die Schüssel mag gucken, wo denn die Brocken allweg herumrennen, daß ihm so gar keiner in die Schaufel rutscht.

Der Hausvater brummt: „Wenn der sein Maul auftut, so kommt schon gewiß allemal ein Unsinn heraus.“

„Ja, das hab ich mir auch denkt,“ meint der Hansel.

Da wendet sich der Bauer gegen den Zuchtbuben; sein Gesicht geht in die Länge und in die Breite: „Narr, Du! Dich hab ich gemeint und nicht den Herrn Pfarrer!“

So manchmal gedeiht auf dem Tische das Wort Gottes.

Zuweilen aber, wenn der Hausvater nicht zugegen, kommen ganz andere Redestoffe unter den Löffel; die Bauernburschen, denen an der Wiege sonst nicht viel von Witz und Spitzfindigkeit gesungen worden, vermögen sehr geistreich zu sein, wenn jener weltberühmte Gegenstand zur Sprache kommt, der die Unschuld mit Rosa färbt. Das Essen wird dann bei solchen Abhandlungen nur so nebenher betrieben: das Grubenkraut und die saure Milchsuppe, die Knödeln oder der Sterz wissen ihr Anrecht auf den anderartig gereizten Sinn nicht recht zur Geltung zu bringen. Und erst, während endlich wieder das Kreuz geschlagen und das Tischgebet gesprochen wird: „Himmlischer Vater, wir sagen Gott Lob und Dank für alle Speis und Trank, und vergelt's Gott, speis' Gott, tröst' Gott alle christgläubigen Seelen im Fegefeuer. Amen.“ vermögen sich die geröteten Wangen der Mägde, wenn sie sich noch röten, wieder ein wenig zu kühlen.

Auf der Brüstung des Tisches in meinem Vaterhause stand die Jahreszahl 1843 eingeschnitten. In demselben Jahre war meines Vaters Ältester geboren worden, und ich hatte also fortwährend Anlaß, zu betrachten, daß ich und die Schar, die nach mir vermutet wurde, Anstoß zum Baue eines neuen, umfangreichen Tisches gegeben haben mochte.

Der neue Tisch, wie ich ihn fand, war rot gefierneißt“. Auf der Mitte der Platte aber war eine blaue Runde mit dem „süßen Namen“

Ich weiß, Ihr erlaßt mir gern die nun folgende Szene, wie ich sie meiner Mutter gerne erlassen hätte. — Es sind viele Sandwische darüber hingefahren, aber der Flecken auf dem Tisch ist heute noch nicht erblaßt.

Als der Matthias zurückkam, war er richtig Korporal; da hat er uns mit Kreide den Feldzugsplan von 1859 auf den Tisch gezeichnet und der Flecken versinnlichte das schöne Königreich Lombardien.

Ehe ich euch, verehrte Gäste, bitte, mit diesem Wenigen vorlieb zu nehmen, will ich noch mit einem ganz kleinen Nachtisch aufwarten.

Eines Tages kam der Nachbar und wollte mit meinem Vater eines Wiesenraines wegen Streit anheben. Zuerst legte ihm mein Vater einen Laib Brot auf den Tisch. Er möge sich davon abschneiden und dann täten sie sich in aller Gütlichkeit der Wiese wegen begleichen.

Der Nachbar schnitt sich kein Brot und wollte von einem gütlichen Vergleich nichts wissen. Da stemmte sich mein Vater mit aller Gewalt an die Tischplatte, diese gab nach und schob sich hinweg über das Gelaß. Nun zog mein Vater aus den vielen sorglich zusammengebundenen Papieren, die im Gelasse waren, ein Blatt hervor, sah es an und murmelte zu sich: „Das hat den Fettflecken, das wird's wohl sein.“ Dann legte er das Papier dem Nachbar vor: „So, Vetter, da ist die G'schrift: der Wiesenrain gehört zu meinem Haus!“

Der Nachbar ging grollend davon. Mein Vater aber tat das Papier wieder in's Tischgelaß und schob die wuchtige Eichenplatte darüber. Und von dem Tag an wußte ich, wo das Urkundenarchiv des Hauses war.

Auch mein Taufschein ist aus dem Tischgelaß hervorgegangen, als nach Veröffentlichung meines ersten Buches unser Pfarrer den Zweifel aufwarf, ob ich ein Christ oder ein Heide sei.

## Die Wanduhr.

Horch! ich höre Schritte. Die Zeit geht durch das Haus; — die Wanduhr tickt. Schon seit Jahrzehnten geht die Wanduhr ihren gewohnten Schritt, und wird, so Gott will, auch noch eine gute Weile gehen, um den Leutchen im einsamen Bauernhause gewissenhaft die Tage zur Mühe und die Nächte zur Ruhe vorzumessen. Der Bauer zieht sie jeden Tag einmal auf, und sie lebt und webt. Ei, denkt er sich, warum ist nicht auch der Mensch zum Aufziehen eingerichtet! — Doch selbst die liebe alte Wanduhr wird müde und ihr Zifferblatt erblindet wie das Gesicht des Großmütterleins, und die Maschine stockt endlich — denn die Rädchen sind von Holz. Aber der Bauer ist auch nicht von Eisen.

Eine gute hölzerne Wanduhr überdauert drei Bauern, und hat sie stets gleiche Wärme und gleiches Gewicht (denn die Mäßigkeit verlängert

eines Sonntag nachmittags war nicht allein aller Staub und Ruß abgescheuert in unserer Stube, sondern auch der Tisch fein gewaschen und die ein wenig zerknitterte Rolle eines Papierbogens lag darauf und eine lange Gansfeder und ein kohlschwarzes Fläschchen stand dabei. Ich schlich um den Tisch herum und mußte mich auf die Zehen stellen, wollte ich mein Kinn über den Rand desselben emporbringen. Die Magd verscheuchte mich mehrmals und bewachte die Gegenstände, die sie aus ihrem eigenen angeschafft und heimgetragen hatte. Endlich ging die Tür auf und der Kleppsschneider trat ein. Als einige Wochen früher mein Vater sterbenskrank gelegen, war der Pfarrer mit dem Sakrament nicht ernster und würdevoller zur Tür hereingegangen, als jetzt der Kleppsschneider.

Er setzte sich sofort zum Tisch, glättete das Papier, schnitt die Feder, entkorkte die Tinte und sah nun die Magd an, was sie denn schreiben lasse. Diese trippelte hin und her, band dreimal ihre Schürze fester und fünfmal ihr Kopftuch, räusperte sich und sagte endlich, sie überlasse alles dem Meister. Zuletzt jedoch, als er sie in Anlauf brachte, ließ sie schreiben, daß sie ihn, den Matthias Schöberreiter grüßen lasse, daß sie Gott sei Dank gesund sei, sowie sie hoffe, daß ihr Schreiben auch ihn in bester Gesundheit antreffen werde; daß sie ihm aber nichts schicken könne von dem, wonach er gebeten, weil sie nichts habe. — Bei diesem letzten Satz hub sich das Antlitz des Kleppsschneiders an zu runzeln. — Als der Brief versiegelt und überschrieben war, fragte die Magd klopfenden Herzens nach ihrer Schuldigkeit. Da tat der Schneider einen entsetzlichen Lacher. „Schuldigkeit! Habt's ja nix!" Die Magd wollte vor Scham und Herzweh in die Erde sinken, da kam schon meine Mutter von der Küche herein, brachte auf einem grünen Teller ein überzuckertes „Eierschöberl" und bevor sie es vor den Meister hinstellte, suchte die Magd, die da sah, der Tisch sei ganz und gar unbedeckt, noch dadurch ihrer Dankbarkeit Ausdruck zu verleihen, daß sie ihre blaue Schürze herabriß und dieselbe vor dem Kleppsschneider flugs als Tischtuch breitete. Somit war das Angesicht wieder geglättet; und vollends, als nach dem Schmaus meine Mutter dem Fortgehenden den Rest des Eierkuchens in den sehr tiefen Sack schob, da war die erfreulichste Harmonie ganz und rein hergestellt. Ich vermeld's mit Genugtuung.

Ich verschmerzte heute den Eierkuchenrest, der bei solchen Gelegenheiten in der Regel sonst mir zufiel, leicht; mein ganzes Trachten ging dem Rest des Papieres, der Tinte und der Feder zu, wie diese Dinge noch auf dem Tische lagen. Kaum war des schriftkundigen Meisters Sitz abgekühlt, als ich auf denselben kletterte und den ersten Federzug versuchte. Aber mit meinem ersten Federzuge machte ich meinen ersten Klecks, das Tintentöpfchen kippte um und spie seinen ganzen Inhalt auf den lieben „süßen Namen".

am Tage so schlaftrunken dahin und könne nicht weiter, und es könne der Magen zehnmal zum Essen rufen, die Mahlzeit sei kaum zu erwarten. Das sei keine Uhr für ein ordentlich Bauernhaus.

Die alte gichtische Einlegerin hinkt herbei, die sagt just das Gegenteil. In der Nacht, wenn alles Andere schliefe, hebe auch die Uhr an zu duseln, und das seien ewig lange Stunden, bis einmal der Hahn anhebe zu krähen.

Die Bäuerin hinwiederum ist schon sieben Jahre im Haus und weiß kaum, daß die Uhr ein Schlagwerk hat. Sie hört kein Schlagen und sie denkt an keine Stunde, sie mißt die Zeit mit ihrer Arbeit. Sie geht ins Bett, wenn sie fertig mit der Küche, sie steht auf, wenn sie ausgeschlafen. Und so pünktlich ist sie hierin, daß sich jede Uhr und jeder Hahn und jeder Morgenstern nach ihr könnte richten. Und wenn der Bauer mit den Worten: er brauche keine neue Uhr, es sei die alte noch da, mit letzterer wirklich sein Weib meinte, so hätte er nicht Unrecht.

Aber daß ich nur wahrhaftig bin, der Bauer kümmert sich um die alte braune Hängeuhr weit mehr, als um sein ehelich Gespons, und so lange er in ihrem Bereiche ist, horcht er stets wohlgefällig auf ihr Ticken, und wenn sie schlägt, so zählt er in jeglicher Lage andächtig die Schläge, und wäre er mitten im Vaterunser.

Nun sind noch andere Leute im Hause. Die alte Magd kehrt sich an die Uhr höchstens, wenn sie krank ist; da verschreibt ihr der Bader: Alle Stund' ein Eßlöffel voll!

Der alte Knecht aber steht auf die Hausuhr gar nicht an, der hat sein „Zeugel" mit dem mächtigen Schildkrötengehäuse an der Magengrube liegen. Das ist ein Stunden- und Wegweiser durch dieses Leben. Hat er seine Uhr in der Tasche, so ist er gewappnet und fest, da weiß er, was er zu tun hat und geht langsam und sicher seiner Wege, und er ist auch noch niemals früher hungerig geworden, als es auf seiner Uhr Essenszeit war. Wenn aber diese seine Uhr — des Herrn Ratschluß ist unerforschlich und rückt dereinst auch noch die Weltenuhr aus ihrem Geleise — wenn also diese Sackuhr doch einmal stehen bleibt, so bleibt der alte Knecht eben auch stehen und stopft sich ein Pfeifchen.

Mit der jungen Magd verhält sich's so: Wenn sie auf die alte braune Hängeuhr sieht, so hat sie keinen Liebhaber. Hat sie einen Liebhaber, so hat sie von diesem auch ihre eigene Sackuhr, auf die sie schaut und vertraut mit getreuestem Herzen, da mag der Zeiger schon stehen wie er will.

Auf vertrautestem Fuße jedoch mit der alten rußigen Hängeuhr ist die junge hübsche Tochter des Hauses. Das ist die einzige, die dem Kettenhund ihre Hand darf in den Rachen legen, ohne daß er sie zerfleischt, und sie ist die einzige, die auf den Schemel steigen und der alten Brummerin den Zeiger verrücken mag, ohne daß es der Bauer merkt.

selbst der Uhr das Leben), überdauert sie wohl auch noch den Vierten. Die Zeiten aber mögen sein wie sie wollen, in Mißjahren, in Krieg und Pest geht die Uhr ihren gleichen Schritt; über Glück und Not und Sterben schreitet sie ruhig dahin. Wenn man's recht bedenkt: Aus des Menschen Hand ist nichts Kühneres aber auch Entsetzlicheres und Grauenhafteres hevorgegangen, als die Uhr, dieser geheimnisvolle Maßstab, mit dem er sich, unbekümmert um Sonnen- und Mondeskreisen, von der Ewigkeit gelassen seine Tage abmißt. Und bricht der Mensch auch plötzlich tot zusammen, die Uhr geht eine Zeitlang noch über ihn hinaus und läßt sich immer wieder aufziehen, wenn über dem Toten schon längst das Gras wächst auf dem Kirchhofe.

Und weil das ein gar so beständig Ding ist, so ereignet es sich auch nur alle zehn oder fünfzehn Jahre einmal, daß jener Mann mit seiner an allen Enden klingelnden und schrillenden Trage zur Tür hereinsteigt. Ein merkwürdiger Mann! er trägt, wenn man's so nehmen will, unberechenbare Zeiten auf dem Rücken; er schleppt der jungen Haustochter Hochzeit, der Bäuerin Großmutterschaft und des Bauers Sterbestunde mit herein. Aber das alles ist tief versteckt in den Rädchen und Zeigern und Schlagstellen der Uhren, welche dereinst die Stunden der Geschicke verkünden werden.

Die Trage steht auf der Sitzbank, der Träger daneben trocknet sich das Antlitz. Etwas weiter ab lauert der Bauer; er sagt, er brauche keine neue Hausuhr, es sei die alte noch da, und schlagen täte sie auch. Die Bäuerin hört das Wort und will auffahren — jetzt hat sie schon gemeint — er habe von ihr gesprochen.

Der kleine Bub ist auch da und beguckt die Trage von allen Seiten und schrickt völlig zurück, wenn eine Metallfeder schrillt. Er hat was gesehen; über einem Zifferblatt lugt ein grünroter Kukuk heraus; und so oft der Mann die Stunde spielen läßt, hüpft der Vogel hervor und schreit die Zahl.

Der Junge zupft den Vater beim Hemdzipfel, daß der Vater die Kukuksuhr kaufe. Der Kleine hatte sonst sein Herz bereits an lebendige Vögel, an Lämmer, Kälber und Mundharmoniken gehangen, aber all' das verblaßt nun plötzlich wie die Sterne vor der Morgensonne, und eine ganz neue Welt geht ihm auf in der Kukuksuhr.

Jetzt kommt der junge Knecht des Weges. Der frägt den Krämer heimlich, ob er nicht eine Uhr habe, die in der Nacht langsamer ginge als am Tage; mit der alten rußigen Hausuhr sei es nicht mehr auszuhalten; kaum tue man des Abends die Augen zu, daß man ein wenig ruhe und von den Lotterienummern träume, so brumme sie schon wieder zum Aufstehen, und da sehe man nur die Boshaftigkeit, um ganze sieben Stunden habe sie den Zeiger vorgeschupft. Dahingegen aber trotte sie

Das ist der maßgebende Moment. Die Bäuerin tritt vor und ersteht die Kukuksuhr um drei Gulden.

Und die alte rußige muß fort von ihrem Platz, den ihr des Bauers Großvater in Ehren angewiesen, muß hinaus in die finstere Rumpelkammer. Dort nagen die Mäuse an ihren bepichten Schnüren; der Zeiger steht still und weist immerfort auf X, und das ist das Grabkreuz.

In der Stube aber tickt die neue Uhr, und der Kukuk schreit Sommer und Winter, jahraus, jahrein und lockt zuletzt dem Jungen — dem jungen Bauer ein Weibchen ins Haus.

Das Weibchen paßt wohl recht zur freundlichen Uhr mit dem heiteren Vöglein und ist wie die gute Stunde.

## Der Haar.

Ein Stück Altbauerntum in der Oststeiermark von **Rosa Fischer.**

„Wann's Spinnradl hinum geht,
Geht's herum ah,
Und wann der lang Fasching kimmt
Heirat ih ah.“ (Volksliedl.)

Wenn am Faschingtag die Eiszäpfen recht lang sind, dann g'rat der Haar“, sagt ein Bauernlos; das heißt, wenn am letzten Faschingtage recht lange Eiszäpfen von den Dächern hängen, dann gedeiht im selben Jahre der Flachs. Andererseits heißt es, die „Weibatn“, nämlich die jungen Frauen und Dirndln, sollten beim Tanzen recht hoch hupfen, nachdem wächst der Haar recht hoch.

Am Gründonnerstag soll man Haar anbauen, wird behauptet, dann werde er schön, aber befolgt wird der Rat nicht immer. Es gibt ja frühen und späten Flachs und dann ist es trotz aller Vorsicht nicht immer zu erraten, wann gerade das Anbauen am besten sei. Mancher Besitzer sät Vormittags, der Nachbar Nachmittags von demselben Leinsamen aus und die aufgehende Saat ist oftmals ganz verschieden — einerseits sehr schön, andererseits recht armselig.

Wenn aber das zarte Pflänzchen hoffnungsfroh in die Höhe wächst, wie lieb ist es anzuschauen mit seinen grünen Fasern und erst gar, wenn es in Blüte steht mit seinen sanften blauen Blumenaugen!

Da lacht etwas im Herzen des Beschauers — es ist etwas zu Inniges, Sinniges, was so einem blaublumigen Flachsfelde entströmt — etwas heimatlich Gläubiges — ein Stücklein alter Treu.

Unsere Mutter hat den Flachs so sehr geliebt. Alljährlich war es ihre Sorge, daß der „Haar“ auf einen möglichst guten Acker angebaut wurde, und wenn er dann keimte und jungfroh in die Höhe wuchs,

Da trifft es sich zuweilen, etwa so nach einer lieblichen Samstagsnacht, wenn des Nachbars Sohn spät noch im Mondenschein vorübergi ng und sich an dem Hausbrunnen einen frischen Trunk gönnte — trifft es sich, sage ich, am Sonntagsmorgen, daß der Hahn wider alle Gewohnheit vor drei Uhr kräht und daß der Morgenstern eher zum Fenster hereinlugt, als der Hausvater durch dasselbe hinausstarrt und die Hausleute vom Schlafe aufpoltert. Die Uhr hat eben auch ihren Feierabend gehabt, hat gestern Abends, wie der Nachbarsbursche am Brunnen getrunken hat, ein wenig zugehorcht, wie das Wasser plätschert — hat sich um eine ganze Stunde verspätet. Die junge hübsche Tochter aber hat recht ausgeschlafen und ist zufrieden.

Solch' wiederholte Vorkommnisse von Unverlässigkeit der alten Uhr sind es auch, die den Bauer heute länger vor dem Uhrenkrämer stehen lassen, als er sonst vor Hausierern zu tun pflegt. Der Krämer bindet seine Trage auf und legt mehrere Gattungen Uhren mit hellen Zifferblättern, kohlenschwarzen Ziffern, funkelnden Zeigern und roten Blumen an der Stirne aus. Alle lächeln so hold, als hätten sie lauter glückselige Stunden in sich. Und das Büblein hat mit dem Kukuk schon so weit Bekanntschaft geschlossen, daß es seinen Finger hinzuhalten wagt, bis der Vogel hervorspringt und darnach picken will.

Der Bauer hebt zu feilschen an. Der Krämer beteuert, das sei seine einzige Kukuksuhr und er hätte sie eigentlich schon dem Bürgermeister von Bumshöfen versprochen; wenn er sie aber doch hier weggäbe, so tue er es rein dem Knaben zu lieb, das sei so ein herzig Bübel, und er sei schon so, er sei ein wahrhaftiger Kindernarr. Desweg verlange er für die Uhr auch nicht einen Pfennig Profit, und er, der Bauer, möge es nur frei sagen, was er geben wolle.

„Ja mein, ja mein," hebt der Bauer an, „was mag denn so ein Zeugl auch wert sein? Ich denk' — eins — zwei — drei — vieri — fünfi — sechsi — siebeni — achti — neuni —"

„Jesses, um acht Gulden geb' ich sie Euch!" schreit der Krämer, „von Euch verlang' ich keinen Profit."

„Was habt Ihr denn?" sagt der Bauer gedehnt, „bei dem Geschrei kann einer nicht einmal ordentlich nachzählen, wenn die Uhr schlagt. Ich denk' — hab' ich sagen wollen — ein Gulden dreißig Kreuzer ist häufig genug für den Scherben, häufig genug, gelt Alte?"

Da verliert der Hausierer kein Wort mehr; mit so einem Menschen hat er nichts weiter zu reden. Er beginnt seine Trage zu binden.

Der kleine Junge merkt Unheil, sein Mund beginnt sich zu dehnen, die Unterlippe legt sich heraus, die Mundwinkel biegen sich tief abwärts auf beiden Seiten und der Seelenschmerz löst sich auf in ein schrilles Geheul.

Die Mutter zerrieb die feinen Stengel mit den Fingern und wenn das weißwollige Innere durchschimmerte, sagte sie befriedigt oder bedenklich: „Ja, er ist schon bleicht“ oder: „Es ist höchste Zeit“.

Und dann gingen wir wieder auf die Wiese hinunter. Aus dem mittlerweile etwas emporgewachsenen Grase lösten wir die Flachsschichten heraus, umwickelten je eine Handvoll, ein sogenanntes „Pluid“, mit einigen Fäden „Haar“ und warfen es zurück. Später wurden sie gesammelt und mit Weidenruten zu Ballen gebunden — je zwei „Pluid“ eine „Reisten“, sechzig Reisten ein „Schätt“.

Dann kam der alte Braun oder der dicke Schimmel mit dem leichten Fuhrwagerl auf die Wiese herunter; der Haar wurde aufgeladen und heimgeführt und auf das einsame Land sanken die Abendschatten, indes krächzende Krähen und Elstern niederschwebten und in den Gehagern am Wiesensaum rauften um ein Nachtquartier.

Und wieder kam ein Abend; da hieß es für eines von uns Dirndln „Brechlerinnen anreden“ gehen. Der Haar war nämlich in einen benachbarten „Dürrofen“ eingesetzt worden, sollte über Nacht gedörrt und am anderen Tag „gebrechelt“ werden, eine Arbeit, auf die sich unsere gewöhnlichen Tagwerkerinnen schon das ganze Jahr freuten.

Darum, wo wir bei einem der Häuser oder Häuschen in der „G'schieln“ [1]) die Tür aufmachten und freundlich sagten: „Die Mutter laßt bitten um eine Brechlerin“, da huschte es auch schon wie Sonnenschein über das junge oder alte Frauengesicht, das da aus dem Dunkel der rußgeschwärzten Küche oder irgendwo vom Hofe oder Stalle herausguckte, denn es ist eine Ehr', für eine gute Brechlerin zu gelten, die gerne „angeredet“ wird.

„Brecheln?“ klang es da wohl erfreut. „Wann fangen's denn an?“

Darauf die Frage, wieviel Haar sei, wer alles hilft, und zugleich mit der gegebenen Zusage wohl noch die Bemerkung, was die „Angeredete“ jetzt noch alles tun müsse, um fort zu können — „Füatterei z'sammtun“ [2]), „Essensachen vürgrechtln“ [3]) und verschiedenes andere, vor allem aber gewiß die „Brechel schwarn“, das heißt, die Brechel zum „Dürrofen“ tragen und in der anschließenden „Brechelhütt'n“ das hölzerne Werkzeug aufstellen und den Unterteil desselben mit Steinen niederschweren.

Für uns Hausleute aber klang, als die Nacht niedersank, die Frage: „Wer geht heut haardürr'n helfen?“

Der Eigentümer des Ofens, ein verwandter Nachbar, hatte nämlich die Aufgabe, die Nacht hindurch den Haar zu dörren, das heißt den Ofen zu heizen. Und das war wieder so lustig. Der „Lurger-

[1]) Eine Hügelgemeinde, bestehend aus Kleinbauern. [2]) Grünfutter fürs Vieh. [3]) Mittagessen vorrichten für den nächsten Tag.

dann sagte wohl das Mütterlein recht freundlich einladend: „Geh'n wir Haar jäten".

Und wir jäteten. Es halfen uns auch die Nachbarinnen und das war ein Geschnatter, wie sie so furchweise mit flinken Händen das Gras aussuchten und dabei auf dem Acker knieten oder saßen. Denn die Weibat'n behaupten, im Haar dürfe man schon ordentlich „Betten machen" [1]), er stehe ohnehin wieder auf.

Die Mutter aber wollte dies nicht, ihr erbarmte der Haar, und weil sie aber doch nicht stundenlang gebückt arbeiten mochte, so haben wir, wenn wir allein waren, heimlich einen Schemel auf den Acker mitgenommen. Da saß dann das Mütterlein bei der Arbeit, indes ich mich jung und leicht nach dem Unkraut bückte.

Kam ein Regen, dann huschten wir ins Kornfeld nebenan, spannten einen mitgenommenen Regenschirm auf und setzten uns nebeneinander auf dem Schemel nieder. Das war so traulich und überaus andächtig rauschte dann manchmal der Regen über uns nieder.

Dauerte er nicht lange, wurde es bald wieder schön, dann setzten wir unsere Arbeit fort, und beim Heimgehen abends freuten wir uns unseres Tagewerkes und freuten uns des Rauches, der vom heimatlichen Herdfeuer aufstieg.

Ebenso wie beim Jäten war dann die Mutter beim „Haarraufen" [2]) mit tätig und wir Kinder mit ihr, und beim „Rüffeln" [3]) auf der Tenne waren wir auch zugegen. Es war alles so lustig und die schwere, langzähnige eiserne „Haarriffel", die aussah wie ein mächtiger Kamm, die gab beim Darüberstreifen einen melodischen Klang.

Freilich war nicht alles Spielerei; es gab schon ein tüchtig Stück Arbeit, all die schweren Ballen zu überwältigen, und eine Anzahl fleißiger Hände hat zusammengreifen müssen, aber lustig war es doch wieder, wenn wir dann nach der Grummetmahd auf die Wiese hinunterfuhren „Haaranlegen", nämlich zur Bleiche auseinanderbreiten.

Da mußten die Buben den Flachs voraus austeilen und wir Frauenspersonen breiteten ihn darauf mit flinken Händen über den sanftgrünen Wiesenboden hin, indes muntere Heuschrecken um uns hüpften und zirpten und die Septembersonne das Land beschien.

Einige Wochen später kam dann das „Haaraufheben" und hat inzwischen die Mutter wohl schon manche Sorge getragen, insbesondere wenn längere Regenzeit eintrat. Da wurden wir wohl unruhig, ob nicht der Haar schon „marb" [4]) sei, und wie die Taube aus der Arche Noes wurde in den ersten schönen Tagen ein Menschenkind ausgesandt, das sodann mit einem Büschel Flachs in Händen heimkam.

---

[1]) Ihn zusammendrücken. [2]) Aus der Erde Ziehen des reifen Flachses. [3]) Abstreifen der Samenhülsen. [4]) mürbe, schlecht.

Da haben wir schon vormittags angefangen, den Krapfenteig anzurühren und Guglhupf zu backen. Zeitlich nachmittag wurde ein riesig großes eisernes Hefen, das wir sonst nie zum Kochen benützten, auf den Herd gestellt und darin sehr viel bestes Selchfleisch — meist ein schon immer für diesen Tag gesparter Schinken — gekocht. Dann wurde Kraut geschnitten, aber nicht mit dem Messer, sondern gleich mit der ausgiebigen „Scharb" in ein Wasserschaff, und während dies alles zum Sieden gebracht wurde, waren wir daran, Strudeln zu machen, fünf, sechs und noch mehr, so daß sie in den beiden Herdröhren gar nicht auf einmal Platz hatten, sondern übereinander- und hin- und hergestellt werden mußten.

Unterdessen stand schon eine große Rein mit Schmalz auf dem Herde und die Mutter war dabei, die sprossig ausgeradelten Germstrauben goldbraun zu backen — einen großen Kopfkorb voll und noch einen. Wir Dirndln aber hatten die Aufgabe, aus kleinen Teigfleckerln Kugerln zu formen, die dann braun gebacken und abends mit süßem Branntwein begossen wurden — Schnapskügel. Und noch eine andere Arbeit hatten wir nebenbei — „Manderlmachen", das heißt, wir waren bemüht, aus Germteig ein Männchen, ein Weibchen und ein Kind zu formen, die dann überaus sorgsam gebacken wurden, oftmals mit Zuhilfenahme eines Holzspänleins, wenn sonst etwa der — Kopf nicht halten wollte.

Diese Persönlichkeiten wurden sodann in der Krapfenschüssel untergebracht, obendrauf aber als Festschmuck ein Blumensträußlein gegeben.

So sank der frühe Herbstabend und von der Küche weg rief die Arbeit in den Stall, denn die Hausmagd war auch beim Brecheln oben. Das war ein Hasten, ein oft mühseliges Hantieren und es wurde dunkel und im Hause wäre noch viele Arbeit gewesen. Aber es flammte schon das Licht drinnen auf, Mutter und Schwester schafften weiter. Allmählich, wenn die Stallarbeit verrichtet war, da war der Tisch schon zu decken und zwei starke Dirnen brachten als Vorläuferinnen den in große Leintücher gepackten Flachs ins Haus.

Dann rückten auch die Brechlerinnen an. Sie waren daheim gewesen, hatten sich gewaschen, gekämmt und ein sauberes „Sonntagnachmittaggewand" angezogen. So, mit heiterem Lachen und Plaudern und zeitweiligem Singen standen sie vor dem Hause, bis sie durch die Hausleute genötigt wurden, in die lichte Stube zu treten. Da gab es dann manche Heiterkeit. Es war die „Braut" da mit dem Büschlein an der Brust und diese Braut war bei uns nicht wie anderswo eine junge Dirne, sondern es war dies eine gebückte, etwas schwerfällige Kleinhäuslerin, die alte „Schwobin", die wohl verheiratet, aber kinderlos war und daher immer sagte, sie sei eine Jungfrau. Dieser überaus gut-

Hansl"[1]), der Sohn des Dürrofenbesitzers und später selbst Eigentümer, war ein allzeit heiterer junger Mann, der die vielen Nächte, in denen er den Haar für alle möglichen „Gschielner" und sonstigen Nachbarn dörrte, wohl selten allein verbrachte. Verschiedene lustige Gesellen oder ein einzelner Kamerad waren meistens zur Seite und auch ein Flaschl Schnaps oder der Mostkrug nicht ferne. Vor dem Dürrofen auf der Gstett'n stand ein Bankl, da ruhte es sich so gut, wenn der Nachtwind im gelblaubigen Gesträuch raschelte und innerhalb des geschwärzten Ofenloches das Feuer knisterte und glomm.

Manche trauliche Wachtstunde wurde wohl da verbracht, manchmal gesungen, manchmal geträumt, indes Erdäpfel brieten in der Glut und die Hitze, die dem Ofenloche entströmte, die fröstelnden Glieder wärmen mußte in später Nacht.

Am anderen Tag aber in aller Früh, oftmals im Nebelgrau regte sich in der Brechelhütte beim Dürrofen schon ein lautes Leben. Die Brecheln klapperten und die Brechlerinnen schnatterten, daß es weithin auf die Straße und in die Nachbarschaft klang. Sie arbeiteten um die Wette, denn jede Brechlerin hatte die gleiche Aufgabe vor sich, nämlich durchschnittlich drei „Schätt Haar" und manchmal etwas darüber, und zudem mußten sie sich noch Zeit erübrigen zu manchem Scherz, denn das Brecheln gilt als die heiterste Arbeit.

Kam ein junger oder sonst ansehnlicher Mann in die Nähe, so wurde er recht lustig angejauchzt, kam er aber gar zu nahe und war er eine Persönlichkeit, mit der sich die Brechlerinnen einen Scherz erlauben durften, so haben sie wohl manchen angefallen und ihm die Kleider mit „Ag'n", nämlich mit den weggebrechelten Flachssplittern gefüllt.

Darum hat wohl mehr als einer einen Umweg gemacht um den Haarofen, denn „den verruckten Weibsbildern ist nicht zu trauen; beim Brecheln sind's, wie wenn's ‚girz'nt'[2]) oder ‚b'sess'n'[3]) wären.

Dann wieder waren sie auch sanfter und zur Jausen bei Brot und Most und Äpfeln ist wohl mancher Mutter ihr junges Kindlein nachgebracht worden, auf daß sie während der Ruhezeit auch das Kleine stillte. Nachmittags aber, wenn die Arbeit zur Neige ging, haben einige Brechlerinnen Herbstblumen gepflückt im Garten — Astern, Strohröserl und ähnliches — und damit eine Kameradin geschmückt als Braut.

Bei uns daheim ist es während dessen „gnötig" umgegangen. Wohl bekamen die Brechlerinnen nach landläufiger Sitte nichts „Warmes" zu Mittag, das heißt kein gekochtes Essen, jedoch für den Abend war die größte Mahlzeit des ganzen Jahres bestimmt, so eine Art kleine Hochzeit.

[1]) Lueger Hans. [2]) aus Erz gegossen. [3]) Vom Teufel besessen.

Nach dem Essen gab es manche Kurzweil, manches Spiel, wenn sich einige lebenslustige Burschen einfanden; am lustigsten aber war es wohl, wenn Vater und Mutter ihre Einwilligung zu einem „Brecheltanz“ gaben.

Da wurde dann hurtig ein wenig im Zimmer gleichgeräumt und Platz gemacht und nach ganz kurzer Weile klang schon eine „Ziehharmonie“ [1]) durch die Nacht. Das ging den jungen Leuten in die Glieder und wohl auch den bejahrteren und zu guter Letzt drehten sich auch die „alten Weibatn“ im Kreise, insbesonders auch einmal der junge Haardürrer mit der alten „Jungfrau Braut“. Junge Leute aber, Angehörige der Brechlerinnen, und auch andere stellten sich zum Tanze ein.

Und wenn alles so recht lustig war, dann freuten wir Hausleute uns, und wenn die Brechlerinnen Abschied nahmen, dann sagten sie wohl noch glückselig „Gelt's Gott“ beim „Herrn Voda“ und bei der „Frau Muada“ und drüben auf der Straße und droben an der Hügellende klang noch heiteres Lachen und mancher helle Juchezer durch die Nacht.

Die nächste Flachsarbeit war das „Haarabziehen“, nämlich das Ausziehen des feinen „Reistenwerges“ vom groben „Rupfen“. Zu dieser Arbeit war es oft schon recht kalt, meist Ende November oder im Advent, wenn „der Tenn“ schon leer, das heißt, die andere Tennarbeit, das Dreschen so ziemlich vorüber war.

Da stellte sich dann der „Haarabzieher“, der Seiler, ein mit einer scharfzähnigen Hechel (Krampel) und es kam die alte Schwobin mit einer blanken Spindel „Haaraufschütten“, nämlich sie hatte die Aufgabe, das beim Ausziehen weggefallene Rupfenwerg auszuschütteln und mit der Spindel auf einer Bank kunstgerecht zu „Wickerln“ zu formen, zu Rocken, wie man sie gerade aufs Spinnrad brauchen kann.

Den ganzen Tag stand sie auf der Tenne, die Füße in großen „Filzpatschen“, die Hände in dicken Fäustlingen, eine grobe Jopp'n an und ein warmes Tüchel um den Kopf; trotzdem war ihr die Nase blaurot vor Kälte und huschelte sie wohl zu den Mahlzeiten gar gern ins warme Zimmer hinein. Sie war ja schon alt, ging immer gebückt, trotzdem war sie stets guter Laune und freute sich das ganze Jahr aufs „Haaraufschütten“, um willen des vielgeliebten Kaffees, den sie früh und abends kriegte und der gar so schön warm machte.

Die Mutter aber legte das Werg in die Haartruhe droben auf dem Boden ein, die silberglänzenden Reistenwickerl besonders an eine Schnur gereiht. Und kurze Zeit darauf stellte sich das eigentlich Wohligste und Behaglichste, das sich mit dem Flachs verbindet, bei uns ein — das Spinnen.

---

[1]) Harmonika.

mütigen Schwobin wurde Jahr für Jahr die Ehre einer „Braut" zuteil und als solche hatte sie das Recht, neben dem jungen, sauberen Haardürrer zu sitzen. Schmunzelnd hat sie nach dem Beten Platz genommen und lachend alle übrigen — mit den Hausleuten gegen zwanzig Personen.

So wurde nacheinander das Essen aufgetragen, das alljährlich so ziemlich gleich war: zuerst eingekochte Suppe, meist geriebenes Gerstl, dann Kraut mit daraufgeschnittenem Fleisch, dann Milchreis oder Brei, und Strudel mit recht viel Weinberl und Zucker darauf. Zu diesem Streuzucker lachten die Brechlerinnen und meinten, es habe „gschniebn"[1]), und sie lachten auch, wenn die „Schnapskügerl" auf den Tisch kamen mit dem süßen Brantwein darauf. Am liebsten aber war den Weibatn immer und immer wieder der Kaffee, der in einer großen Schüssel mit eingeschnittenen Semmeln aufgetragen wurde. Da lachten sie zu der Bemerkung, daß sie jetzt süß schauen würden, und löffelten getreulich alles aus, die alte Schwobin noch das „Noagerl".[2]) Zu guter Letzt kam noch die „gupfti"[3]) Schüssel voll Germstrauben und Krapfen aufspaziert, geschmückt mit dem Blumensträußlein. Dieses Büschlein wurde jählings von viel flinken Händen gehascht und von der glücklichen Erringerin fröhlich in Sicherheit gebracht. Gleich darauf aber durchwühlten die anderen die Krapfen und suchten die „Manderln". Welches Glück nun für diejenigen, die eines derselben erhaschten, welches scherzhafte Raufen und Necken. Und wenn dann süßer Schnaps, sogenannter „Rosuli"[4]) hergegeben wurde, konnte es wohl nicht fehlen, daß die Brechlerinnen bei dem süßen, rosigen Trank „gut aufgelegt", das heißt ein klein wenig berauscht wurden.

Das Brecheln war eben ein Fest nach so manchem heißen Arbeitstag, den diese Kleinhäuslerfrauen auf unserem Grund verbrachten, und eine derselben nicht „anzureden", nicht zum Brecheln einzuladen, wäre eine Beleidigung gewesen, etwa wie einstens die Ausschließung der dreizehnten weisen Frau von Dornröschens Tauffest.

Und so saßen sie denn mit freundlichen Gesichtern der Reihe nach um den Tisch: die Schwobin, die Kurzin, die Flurlin, die Zeitlerin, die Wiesbergerin, die Pöltlin, die Gmoanerin, die Weißenbacherin, die Lindin und etliche unverheiratete Dirnen und Dirndln. Alljährlich saßen sie dort und der saubere, gutmütige Haardürrer mit ihnen. Unsere Mutter aber ging in ihrer sanften Weise ab und zu und kam zuletzt mit einem Korb voll Krapfen, von denen sie jeder Brechlerin einige samt einem Stück Guglhupf zum „Mitheimtragen" hinlegte. Sie sagten dankbar „Gelt's Gott" und die Mutter hatte auch ein freundliches Wort.

---

[1]) Geschneit. [2]) Neige, Rest. [3]) Gegupft, gehäuft. [4]) Rosoglio.

Die Buben aber sagten derbwitzig, die Waberl spinne

„Damol wia a Haarl,
damol wia a Farl [1]),
damol wia d' olt Sau selber."

Kinderlippen und oftmals auch jene der Erwachsenen kennen in ihrem Scherz ja kein Genieren.

Im übrigen ist mit dem Spinnen manches Sprüchlein verbunden. So sagt man, wenn ein Wergwuzl, ein Flachsbausch unverhofft ins Spulloch „rollt" [2]): „Heut kommt noch a Barteter" (Bärtiger). Wenn man vom Spinnen aufhört, insbesondere über den Sonntag, muß nach altem Glauben die Schnur vom Spinnrad abgelegt werden, sonst spinnt die „Drud" darauf. Samstags abends sowie in den letzten Faschingtagen soll man nicht spinnen, weil dann schwarze Geister das Rad treiben und wahrscheinlich die Menschenseele zu umspinnen suchen. Zu „Gertrudi", am 17. März, aber soll man vom Spinnen aufhören, denn da frißt der „Ratz" (die Ratte) das Wickel ab, wie es im steirischen „Mandlkalender" ja bildlich dargestellt ist.

Solche und ähnliche volkstümliche oder abergläubische Ansichten haben wir beim Spinnen mit angehört und manche abenteuerliche Erzählung. Zuweilen waren auch Nachbarn und Freunde abends bei uns; die plauschten viel und dann zog wohl einmal ein guter Bursche ein „Mundhammerl" [3]) aus der Tasche und spielte eine heimatliche Weise. Die anderen hörten zu und schafften weiter. Unverhofft aber drehte sich manchesmal auch ein junges Paar durch die Stube.

Oftmals wurde es spät in der Nacht, 10 und halb 11 Uhr, und die Mutter konnte den Faden halt nicht auslassen, bis endlich schon die übrigen auf die vorgerückte Zeit aufmerksam machten und meinten, sie müßten schlafen gehen, sonst möchten sie in der Früh nicht auf.

Da hielt dann die Mutter ihr emsig gehendes Rad einmal an, beugte sich über die Spule, prüfte den Faden und steckte den Spulnagel am „Ahrwachel" gleich; dann stand sie plötzlich auf, nahm ihr Rad und den Stuhl, stellte beides an seinen gewissen Platz und sagte dabei: „Gehn mar lieg'n" [4]).

Nacheinander folgten wir ihrem Beispiel. Die Spinnräder wurden weggestellt, die Kürbiskerne abgefaßt und die weggelösten Schalen zum Aussuchen für die Vögel des Himmels aufbewahrt.

Nacheinander gingen die Dienstleute zur Tür, sagten „gute Nacht" und trabten in den Stall hinunter, um noch einmal ihrem Vieh einen Blick zu gönnen und dann ihre Liegerstatt aufzusuchen — die Knechte im Stall, die Mägde in Küche und Kammer.

[1]) Ferkel. [2]) schlüpft. [3]) Mundharmonika. [4]) Gehn wir liegen — schlafen.

Wenn es draußen kalt wurde, wenn der Ofen gereinigt und geheizt war, dann sagte wohl die Mutter mit einem glücklichen, zufriedenen Lächeln: „Heut trag ich mein Radl her!"

Und sie brachte dies Radl, staubte es sauber ab, ölte es, richtete die Schnur und die Spule ein; dann zog sie das Wickerl aus und hing es anmutig geformt auf ihren Rocken. Und wenn es dann so schön warm im Zimmer war, spann die Mutter.

Sie spann schon in ihrer Mädchenzeit und dann als junge Frau, da wir kleinen Kinder ihr so oft und oft die Schnur vom Radl heruntergetan oder ein „Drahrl" [1]) an ihrem Wickerl gemacht hatten, in dem kindlichen Verlangen, das Spinnen zu lernen. Und sie spann, als wir Mädchen schon erwachsen waren und gleich ihr am Spinnrade saßen.

Das waren gar glückliche Stunden. Wenn es draußen schneite und fror und wenn die Nacht kam, die trübkalte oder hellsternige Winternacht, wenn die Leute frühzeitig die Stallarbeit verrichtet und gegessen hatten und ums Gehöft die Ruhe und der Frieden lag, wenn das Vieh in den Ställen behaglich und geruhsam atmete und Tür und Tor sich schlossen, dann brannte im großen Wohnzimmer, in der „vorderen Stub'n" die Lampe und bei ihrem Schein saßen die Mannsbilder um den Tisch beim Federschleißen oder Kürbiskernschälen, die Frauenspersonen aber, Mutter und Mägde und wir Dirndln am schnurrenden Spinnrad.

Das war wohl recht lustig. Schon in unserer Kinderzeit waren das die traulichsten Stunden, wenn Eltern, Kind und Gesind im warmen Zimmer beisammensaßen, und hätte ich nur immer gewünscht, ich könnte auch alle unsere lieben Haustiere noch in nächster Nähe haben.

Nun, die liebe „Mutzi" und der „Kasturl" unterm Tisch konnten dies Glück ja mitgenießen und zuhören, wenn irgendeine „Rauber-" oder „Geisterg'schicht" erzählt wurde oder vom „Eulenspiegel" und „Daumenlangen Hansel" vom „Holzknechtseppl" oder von der schönen „Genofeva".

Dann wieder gab es manches zu lachen, wenn etwa jemand seinem Nachbar ein „Kracherl", nämlich einen leeren, blasenartigen Kürbiskern auf die Stirne schlug, so daß das Kracherl schnalzte, oder wenn die Kuhdirn, die gutmütige Waberl, beim Spinnrad tunkte und nickte, bis endlich der Faden der schlaffen Hand entkam, dann hat wohl die überaus rechthaberische Kucheldirn, die „windische" [2]) Mirzl, die Schlaftrunkene unsanft aufgeweckt oder irgend ein übermütiges Menschenkind die Eingeduselte mit einem Wasserspritzer aufgefrischt, worauf sie wohl eine Weile gebrummelt und bei ihrer Spule umgedreht hat, wenn etwa ein halbhanddicker Faden hineingerutscht war.

---

[1] Zusammengedrehter Flachs. [2]) slovenische.

alte Mütterlein mit der kleinen Figur und dem faltigen Gesichtlein, mit der feingebogenen Nase und den lebhaften schwarzen Augen, diese alte Gruberin mit dem zahnlosen, nimmer ruhenden Mundwerk kam oft und oft in unser Haus.

Sie holte das Werg und trug es in ein Tuch gebunden als „Burd" [1]) auf dem Kopfe heimzu und nach acht Tagen brachte sie ein Bündel Strähne wieder. Auf die Frage, was Schuldigkeit, meinte sie, die Frau würde schon wissen, was sie sich verdient hätte. Aber Geld verlange sie nicht — „wenn d' Frau Muada vielleicht sonst was hätte, etwa ein wengerl ein weizenes Mehl oder einen Gries, oder ein bißl ein Schmalz und ein Stückl Brot".

So ging dann die Mutter in die Mehlkammer hinauf und in den Keller hinunter. Sie prüfte die Laden, die Vorräte, die drinnen waren, und gab von jedem Verlangten einen Teil und wohl immer einen Laib Brot. Die Festzeiten brachten der Gruberin oft ein „Bröckerl Fleisch auf d' Feiertag" und der Fasching immer was „Gschmierts." [2])

Die Gaben packte sie, wenn möglich unters Werg oder sonst gut ein — daß es nicht alle Leute sehen, meinte sie und behauptete, man würde sie beneiden. Vielleicht aber hat sie sich geschämt, Eßwaren heimzutragen gleich einer Bettlerin und hat doch auf diese Art durch Spinnen ihr und ihres untätigen Mannes Leben den Winter über gefristet.

Den Winter über; denn später, wenn es „apper" [3]) wurde, litt es die Gruberin nicht mehr am Spinnrade. Mit der ganzen Beweglichkeit ihrer warmblütigen Natur sehnte sie sich hinaus in den Sonnenschein und mit einem Gefühle der Erlösung brachte sie die letzten Strähne.

Und so wie ihr ging es auch uns. Wenn einmal die Sonne so warm durch die Fenster scheint und die Staubwölklein nur so flirren und in Streifen im Lichtschein spinnen; wenn draußen der Schnee wegschmilzt und das „Lahnwasser" [4]) von den Dächern rinnt; wenn der dürrgrasige Rasen zum Vorschein kommt und der Fink schon munter der sonnscheinigen Zeit entgegen ruft — da ist's nicht mehr lustig am Spinnrad sitzen — da möchte man schon draußen sein, draußen, wo das „Graßa" [5]) duftet und der Erdgeruch der heimatlichen Scholle entströmt.

„Gertrud beißt's Wickel ab", das ist schon ganz richtig und mit fieberhafter Hast wird zuletzt gearbeitet, um womöglich noch alles abzuspinnen, ehe der „Auswärt" [6]) zu neuer Arbeit ruft.

Am fleißigsten war die Mutter. Sie spann emsig, aber oftmals tat ihr der Arm schon weh, so daß sie mit den Worten: „Meine Hand — die will's nicht leiden", inne hielt und sich an den niederen alten

---

[1]) Bürde. [2]) Fettes. [3]) schneefrei. [4]) Tauwasser. [5]) Reisig. [6]) Lenz.

Draußen aber lag die Winternacht, kalt, mit hellem Sternenschimmer, oder trüb, mit unendlich friedensreichem Schneegetriebe. Und wir Kinder gingen in der Nähe der Eltern zur Ruhe, in Betten, deren Leintücher vor Jahr und Tag von fleißigen Händen im Haus gesponnen worden waren. In diesen Linnen schliefen wir den glücklichen Kinderschlaf und die Spinnräder im Winkel, sie träumten mit uns.

So war es an gar vielen stillen Abenden und an gar manchem Wintertag. Einsam lag draußen die verschneite Welt und regsam war es drinnen im Zimmer, regsam trotz all dem sachten Schaffen am schnurrenden Rad.

Jede der Spinnerinnen hatte den Willen, recht viel zu leisten, und wenn die Spule voll war, wurde sie mit einem Gefühle der Befriedigung herausgenommen und im Kastl oder auf dem Backofenmäuerl aufbewahrt. Wenn dann die zum Radl gehörigen Spulen alle voll waren, da wurde der Haspel hergetragen und das Garn „abgehaspelt“, nämlich auf Strähne getrieben. Diese wurden kunstgerecht unterbunden, abgenommen und am „Durchzuge“ [1]) aufgehängt, wobei es dann der Stolz und die Ehre einer jeden Spinnerin war, recht viele und schöne „Streihn“ zu haben. Der Mutter ihre Strähne aber waren besonders hübsch. Sie spann „Reisten“ im Gegensatze zu den Mägden, die das grobe „Rupfene“ über hatten, und zum Reistengarn gehörte ein besonderer kleiner Haspel, der viel zierlichere Strähne lieferte, die die Mutter dann in Zopfform verschlang. Aber auch sonst spann die Mutter am schönsten und lehrte es Kind und Gesind'. „Schön ‚loam‘ [2]) und nicht viel ‚netz'n‘ [3]) und nicht stark ‚drah'n‘“. [4])

Dazu mußte das Radl gut geölt sein und richtig gehen, nicht zu stark und nicht zu wenig ziehen. Aber freilich, bis so ein Lehrling spinnen kann, braucht's schon eine Weile und manches Dirndl hat wohl das Wickerl voll abgerissener Zipfen und im Kittelsack einen Wuzel gebrochener Fäden. Und manche andere gewöhnt sich das „Netzen“ so stark an, daß sie nicht nur beständig den Finger zum Munde führt, sondern sogar ein Becherl mit Wasser am Spinnrade aufhängen muß.

Auch ein männlicher Spinner war, als wir Kinder noch klein waren, oftmals bei uns zu Hause — ein kleines, verwachsenes Männchen, der „Spinnertonerl“. In späteren Jahren aber sahen und hörten wir nichts mehr von ihm, wird wohl gestorben sein, aber ein altes, kleines Weiblein war es, das jetzt das überflüssige Werg abspann — die alte „Gruberin“. Die war einmal eine Großbäuerin gewesen und durch Schuld oder Schicksalsschläge so weit hinausgekommen, daß sie mit ihrem Mann in einem Weingarthäusel ein ärmliches Leben fristete. Und dieses

[1]) Trambaum unter der Holzdecke der Bauernstube. [2]) lind. [3]) anfeuchten. [4]) drehen.

so kühl in der heißen Sommerzeit, denn ein mächtiger Nußbaum warf seinen Schatten darüber und ein uralter „Felberbaum“[1]), aus dessen Stamme schon lange eine zweite Generation aufwuchs — Hollerbäumchen und Schlinggewächse — wiegte seine schlanken Zweige hoch über uns und die schwätzenden Spatzen flatterten darauf.

Wir aber schwemmten in der großen Wanne die Leinwand durch und „brackten“[2]) die auf die Waschbank gezogenen Stücke im raschen Zweitakte herunter. Und wenn wir dabei irre wurden, lachten wir Mädchen und gaben einander Schuld, die Mutter aber greinte und meinte, die Leute würden uns auslachen, wenn sie uns bracken hörten. Dann haben wir uns bemüht, daß es besser ging und allgemach zogen wir eines der reingewaschenen Leinwandstücke um das andere auf den Rasen hinaus.

So hat das Bleichen wohl ziemlich den ganzen Sommer hindurch gedauert, zuweilen bis in den Frühherbst, wo es morgens schon hübsch kalt war im taunassen Gras, aber endlich, wenn wir die Leinwand das letztemal gewaschen und auf Stricken getrocknet hatten, da lag sie wohl auch blankweiß auf unseren Armen.

Wir haben sie dann sorgsam zusammengelegt und über das Rollholz zu Stücken geformt, die dann an den Enden vernäht und von der Mutter sorgsam in den Kasten oder in die Wäschtruhe gelegt wurden. Ein Gefühl des Stolzes und zufriedenen Glückes beschlich uns dabei.

So war es Jahr für Jahr gewesen und so war es wohl Haus für Haus in den einsamen Höfen und zusammenhängenden Dörfern, sowie auch in vielen Bürgershäusern der Städte. So ist es zum guten Teil auch heute noch, aber schau, es will sich was ändern.

Häufig hört man die Rede, daß der Haar so viel Arbeit braucht, so daß, wenn man alles rechnet, die Hausleinwand teuerer kommt als die gekaufte, und Wunder werden oft erzählt, was für schöne feine Leinwand man kriegt um ein billiges Geld.

Und wo wäre denn nicht das Bauernmädchen, das, aufgewachsen bei der Hausleinwand, sich glücklich fühlt über das erste „feine“ Hemd, das es bekommt und dasselbe in kindlicher Freude fürsorglich mit „Spitzerln“ ziert? Und wo wäre der Bauernbursche, der nicht wenigstens Sonntags ein gestärktes und gebügeltes Hemd trägt aus gekaufter Leinwand?

Und dann erst all die Oxford- und Jägerwäsche, das färbige Zeug, das „nicht so gschwind schwarz[3]) wird“ als das leinene und viel leichter zu waschen ist.

Viele mächtige Gründe sind es, die gegen die Hausleinwand angeführt werden, und wenn gewaschen wird, so ist es ganz sicher, daß

[1]) Weide. [2]) klopften. [3]) Schmutzig.

Sessel lehnte, der ihr gerade so gut paßte, daß sie ihn immer wieder für sich erwählte. Dann spann sie doch wieder und wir Mädchen spannen auch. Und endlich, welches Glück, wenn die schon im voraus ausgezählten Wickel zur Neige gingen! So gern wir angefangen hatten zu spinnen, so gerne hörten wir auf; nur wenn noch einmal Nachwinter kam und draußen der Schnee niedersickerte, war's wieder einmal traut und wohlig am Spinnradl und hätten wir mit einer Art Sehnsucht gewünscht, es möge noch lange so bleiben.

Aber die Zeit rückte vor und die Strähne wurden gewaschen — zuerst eingeweicht, dann geäschert, im warmen Backofen gebäht und schließlich beim Brunnen geschwemmt. Nach dem Trocknen wurden sie sobald wie möglich „abgetrieben", nämlich auf große Spulen gesponnen und zum Weber getragen.

Alles wurde recht schleunig besorgt und der Weber gebeten, die Leinwand baldigst zu machen, denn im zeitlichen Frühjahr wollten wir schon zu bleichen anfangen. Es heißt ja, wenn die Bäume blühen, wird die Leinwand am schnellsten weiß, und tatsächlich gibt Frühjahrsregen und Frühjahrssonne am besten aus.

So schnitten wir die Leinwand, sobald wir sie hatten, zu möglichst gleich langen Stücken, sowohl die „rupfene" als auch die mit Baumwolle eingearbeitete Reisten — nahmen von jeder Gattung mehrere Ellen zum Färben als „Fürtuchleinwand" [1]) herunter und fingen dann zum Bleichen an.

Und das war wieder so lustig; zwar nicht immer, wenn es hieß, die nasse, schwere Leinwand hin- und hertragen, oder „Leinwandansprengen" [2]), wenn ohnehin ein heißes Tagewerk rief, aber doch wieder oft und oft, wenn die bloßen Füße wohlig im glänzend grünen Grase gingen wie auf weichem sanften Teppich und wenn ein lichter Sprühregen aus der Gießkanne erfrischend niederging.

Und wenn die gelben Blumen blühten, die „Milchpotschn'", oder „Röhrlsalat", und wenn der ganze Wiesenboden im Frühlingsschmuck prangte; wenn die Bäume blühten und im lichtgrünen Laub die Vögel sangen; wenn der Kuckuck rief im Wald und die Grillen zirpten; wenn dann die Sonnenglut kam mit ihrem Ährengold und dem süßen Duft des Heues — wo hätte es wohl so ein unmittelbares Genießen der Naturschönheit gegeben, als drunten auf der Leinwandbleiche mitten im tiefen Grün.

Und dann wieder das zeitweise Leinwandwaschen — es hatte auch so etwas Lustiges an sich — dieses Taschеln beim Brunnen drunten, der mit einem Holzdächlein gedeckt und zum Schöpfen war. Da war es

[1]) Für blaue Hausschürzen. [2]) Mit Wasser bespritzen.

Gesind, sondern auch das sogenannte „Wüffeltuch", ein weißgraues Gewebe aus Garn und Schafwolle, womit sich die Männer und Buben vom Hals bis zum Kopf kleideten.

Und was hat der Flachs sonst noch alles Gute gegeben! — Die Zehen, die sonst frieren hätten müssen im Lederschuh und auf weitem winterlichen Weg, sie wurden umwickelt mit Werg, und manches arme Menschenkind war glücklich über eine warme Bettdecke, überzogen mit blauweiß bedruckten Linnen und gefüllt mit Werg.

Die Buben, die sich eine Hollerbüchse machten, sie brauchten zum Schießen einen „Ball", nämlich eine Kugel aus Werg und wenn einer als „Niklo" oder sonstiger „Bartl" die anderen schrecken wollte, so trug er einen wallenden Bart aus Werg.

Und ebenso hat das Garn vielseitigen Anwert gefunden — sei es als Peitschenschmeiß, den sich die Buben extra flochten und mit Wachs wichsten, daß er recht „schnalzte"[1]), oder als vielbegehrter, eigens gesponnener und gebleichter Hauszwirn.

Und dann erst das Linnen im Dienste der Krankenpflege! — Hat jemand den Rotlauf, so muß er sich mit einem „blauen Fürta" den Kopf oder die entzundenen Glieder nach vorheriger Heilmittelanwendung einhüllen — das ist gut für den „Afl"[2]) — ein „leinenes Fetzerl" aber gehört auf jede Wunde.

Ebenso beliebt ist das „Leinöl" und die „Linsat"[3]) als Heilmittel. Warmes Leinöl gibt die Mutter den Kindern bei Halsweh und Stechen auf der Brust und mit Leinöl schmiert man bei gar vielen Krankheiten die schmerzenden und entzundenen Körperstellen ein — ein leinener Fleck gehört dann darauf. Bei vielen Beulen, Gebresten und Wunden wendet das Volk das sogenannte „Linsatköchel" an, das „zeitigt", lindert und heilt — und ein „Linsattrankel" gibt man dem trächtigen Vieh, um eine leichte Geburt zu erzielen.

Ebenso hat wohl auch, — „Vieh und Mensch nicht zusammen zu gleichen"[4]) — schon manche Frau, die einem baldigen Mutterglück entgegensah, zu Leinöl und Leinsamen ihre Zuflucht genommen, und weiß Gott, was der Flachs oder Lein noch alles Gute geben mag.

Ist es da ein Wunder, wenn man beim Brecheln dem „Haar" sozusagen ein Dankfest weiht, ein Dankfest, das vor Zeiten vielleicht der Göttin des Flachses, etwa der Frau Holle gegolten hat?!

Und so groß ist dieses halb unbewußte Dankgefühl, so innig und sinnig die Festesfreud, daß in manchem Hause beim Brechelabend ein weißgekleidetes Menschenkind einen „Lichterlbaum" in die Stube bringt, ähnlich wie der Weihnachtsbaum der Städter. —

---

[1]) knallte. [2]) gegen die Entzündung. [3]) Flachs- oder Leinsamen. [4]) ein volkstümlicher Ausdruck.

beim Trocknen im Freien die „feine" Wäsche im Vordergrund, „g'sichts der Augen" aufgehängt wird, die grobe hausleinwandene aber im Hintergrund, denn es läßt sich ja nicht leugnen, daß die nasse Reisten- oder Rupfenleinwand nicht so weiß und nicht so schön aussieht wie die „gekaufte."

Und so kommt es, daß in manchem Hause, wo ehedem Frau und Töchter und Mägde am Spinnrad saßen, man allmählich mehr keinen Haar anbaut, weil die alte Hausmutter vielleicht gestorben, die junge aber ihrer Ansicht nach für viele Jahre hinaus mit ererbter Hausleinwand versehen ist und im Bedarfsfalle inzwischen lieber „feine Leinwand" kauft.

So gibt es dann bei diesem Hause keine Haar-Arbeit, keine Auslagen für das Brecheln und im Winter kein langes Nachtwachen und Lichtverbrennen. Auf dem Acker aber, wo sonst der Haar angebaut wurde, kann etwas anderes wachsen.

Wer könnte alle diese Behauptungen bestreiten? Und doch ist etwas in unserem Innern, das sich gegen die Annahme der angeführten Gründe sträubt, etwas Heimattreues und Glück-Sehnsüchtiges.

Kein blaublumig Flachsfeld mehr, das uns grüßt mit tausend Himmelsaugen — kein Brecheln und keine Festesfreud — kein Spinnen und keine trauliche Winterrast am heimischen Herd?

Schau, da ist es, als ob uns das Heimweh käme nach einer vergangenen Zeit. — Wie schön ist doch alles gewesen, und wie schön, wenn das Mütterlein als echte Hausfrau alljährlich Kind und Gesind mit neuer Wäsche versorgte! Wie hat sie da Kasten und Truhe geöffnet und die passenden Leinwandstücke herausgesucht — die linde „Reisten" für Kinder- und Frauenhemden — die stärkere für die Männer, und die „rupfene" zu Leintüchern.

Und was war es eigentlich für ein gutes Tragen — im Winter warm und im Sommer — die Leute sagen, mit so einem hausleinwandenen Hemd sei es viel luftiger, als mit einem feinen — es „pickt" [1]) nicht so an, wenn man schwitzt.

Und wie hübsch ist eigentlich diese weiße, lindgewaschene Leinenwäsche, wie duftet sie frisch und erquickend wie keine andere und wie gut stehen die weißen Hemdärmel den Bauersleuten.

Und dann hat sich auf diese Art Knecht und Magd im Laufe der Jahre einen kleinen Wäsche-Schatz gesammelt, und der Flickkorb im guten Bauernhause war öfters leer, denn die Sachen hielten aus. Droben im Gebirge aber, wo noch in gar manchem Haus der Webstuhl in Ehren stand, da hat der Haar nicht nur die Wäsche geliefert für Kind und

[1]) klebt.

Mütterlein als letzte Gabe ein Leintuch in die Totentruhe legten, auf daß der müde Körper und die starren Hände eingehüllet wurden.

Und an noch etwas dachte ich besonders in den letzten Jahren, da ich das eigentliche Heimatshaus verlassen und das naheliegende Ausnahmsstöckel bezogen hatte, an das Spinnrad der Mutter, das noch auf dem Boden droben stand und wenn ich nachts in meinem linden Linnen ruhte, wie einst zur Kinderzeit und wenn draußen die lichte Nacht lag oder dunkel sternenlos schattete und es schlich die Erinnerung mir ins Herz an vergangenes Glück, an hingeschiedene Bekannte und ans liebe Mütterlein, dann kam es mich wie Heimweh an und ich sah ein blaublumig Flachsfeld und lachende Menschen und ich sah ein Spinnrad am warmen Ofen und ich spann daran.

Und ich wollte wirklich spinnen. Meine kleinen Nichten und Neffen, sie sollten spinnen sehen und sie sollten Geschichten erzählen hören aus der alten Zeit und sollten das Glück mitempfinden, das Glück der Volkstreue und Heimatliebe, wie einstens wir, als wir Kinder waren.

So bin ich zuweilen auf den Boden hinauf gestiegen, hab' das Spinnrad der Mutter beschaut und kurz vor Weihnachten einmal, als liebstes Christgeschenk hab' ich mir ein Bündel Reistenwerg heimgetragen. Ich wollte spinnen. Und dann zur Weihezeit, wo während der heiligen zwölf Nächte die alten Völker dereinst alle grobe Arbeit vermieden und hauptsächlich nur gesponnen haben, zu dieser heiligen Zeit, wo wir seit unserer Übersiedlung ins Ausnahmsstöckel das erstemal einen Christbaum schmücken wollten, da sollte auch als trautester Gast das Spinnrad in unserem Heime weilen.

Und es weilte bei uns. Alle guten Geister, sichtbare und unsichtbare, haben mir am heiligen Abend geholfen, unter allem andern Arbeitsgetriebe auch noch das Spinnrad instand zu setzen, ja irgend einer hat mir sogar den kleinen Hanserl mit einem „Radhackel" oder „Spulnagel" zu Hilfe geschickt, als ich keinen hatte, und so, als abends der Christbaum geschmückt war mit all seinem stillen Märchenzauber, da habe ich wirklich noch in der heiligen Nacht den ersten Faden angesponnen.

Und als die Glocken klangen und der Friede kam, als die seligste Zeit Einkehr nehmen wollte im Menschenherzen, da stand unter dem Christbäumlein auch das Spinnrad träumend im Winkel. —

Am nächsten Tag aber und in den darauffolgenden ersten Tagen gab es für meine kleinen Neffen und Nichten viel zu schauen. Schon daß das Christkind auch zu mir gekommen war, erschien ihnen seltsam, viel wunderbarer aber das Spinnrad, das sie so vollkommen hergerichtet vielleicht noch nicht gesehen hatten. Und erst das Spinnen darauf!

Wie das Dornröschen selig haben sie zugeguckt und wäre mein Radl so gefährlich gewesen wie die Spindel im Gelaß der bösen weisen

Und soll all dies vergehen und vergangen sein, wie ein schöner Traum vergeht? — Nein, noch bestehen ja die alten Sitten und Überlieferungen zum guten Teil im Volke fort und eine Bewegung geht durch die Neuzeit, die geeignet ist, das schwindende Glück zu halten.

Der alte Pfarrer Kneipp, er soll gesegnet sein, weil er die Leute noch einmal barfuß gehen und das Wasser schätzen lehrte — weil er die Naturheilmittel des Volkes auf eine hohe Stufe erhob, und vor allem, weil er ein so warmer Anwalt der Hausleinwand gewesen ist.

Seitdem hat das Flachsgespinst und Leinengewebe einen so großen Anwert gefunden. Grobe Hemden sind Mode geworden; echte rupfene und künstliche Nachahmungen in schmucker moderner Form tragen Stadtleute und Naturfreunde, und manche Hausfrau, hervorgegangen aus bescheiden ländlich-bürgerlichen Verhältnissen, die ihr Herz einmal gehängt hat an feine, gekaufte Leinwand, manche Dame — aufgewachsen in städtischen Kreisen, sie hat plötzlich einen Umschwung gefühlt und Vorliebe gefaßt für grobfädiges Leinen und mit Liebe und Freude näht sie Bettücher und Hemden aus starker Weberleinwand und ziert sie sorgfältig mit Stickereien und Spitzen.

Die Bäuerin, die eine Zeitlang das „Haar-Anbauen" und Spinnen sein hat lassen und feine Leinwand kaufte, sie sagt erschöpft: „Das hilft nichts, da kämen wir von der Leinwäsch ab" und überzeugt, daß ins Bauernhaus Hausleinwand gehört, wird sie wieder spinnen.

Das Mädl, das die längste Zeit vor dem von feiner Wäsche niemals leeren Flickkorb sitzt, es sehnt sich in die alte Zeit zurück, wo die Wäsche so stark war und statt des Nähens an traulichen Wintertagen und Abenden das Spinnrad schnurrte.

Über allem aber reden landfreundliche, gebildete deutsche Männer und Frauen dem Spinnen und dem Hauslinnen das Wort[1]) — sollte man da nicht auf die Wiederkehr und das Verbleiben eines unserer schönsten Volks-Ideale hoffen wie auf ein trautes Heimatglück?!

Schau, ich freue mich darauf. Ich freue mich, wenn ich ein Leinwandstück betrachte, das die Mutterhand gesponnen und aufgehoben; ich liebe die Leintücher, das schöne Linnen, das sie als junge Frau von Eltern und Schwiegereltern bekommen und ihren Kindern hinterlassen hat, und ich bewundere das mächtig große, einst von sorgsamer Hand gesponnene und genähte Leinwandhemd eines verstorbenen Urgroßvaters, das von Hand zu Hand bis zu uns kam.

Dann denk' an unsere Mutter ich, die erst in jenem letzten Jahre mehr keinen Haar anbauen ließ, wo sie ahnte, daß sie nicht mehr jäten und nicht mehr spinnen werde, und ich denke daran, wie wir diesem

[1]) Wiederholt im „Land", Organ des deutschen Vereines für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in Berlin.

# Warum dieses Geschlecht verworfen ist.

Ein Gesicht von **Peter Rosegger.**

Der Herr der Welten, der ewig alte, der ewig junge Herr, saß im Gewölke und stützte seinen Ellbogen auf den Mond. Vor seinen gleichmäßigen Atemzügen — wir nennen jeden ein Jahr — tanzten im Raum die Sterne wie Staubfünklein im Sonnenstrahl. Da kam der Menschen Schicksalsengel hinaufgestiegen. Lange stand er vor dem Herrn und getraute sich nicht zu sprechen. Er war sehr betrübt. Endlich blickte der ewige Vater ihn gütig an und fragte: „Engel, du kommst aus der Tiefe. Wie geht es unten?"

„O Herr!" antwortete der Schicksalsengel leise und legte die blassen Hände ineinander. „Ich weiß nicht mehr, was zu tun ist. Mit diesen Menschen weiß ich mir nicht mehr zu helfen."

„Ich kenne das," sagte der Herr gelassen, „sie wenden sich wieder von mir ab."

„Nicht allein das," berichtete der Engel, „sie wenden sich auch von der Natur ab."

„Von der Natur? Die nur sinnlich genießen wollen, die immer nur der Natur ihren Lauf lassen wollen, die alles auf Natur setzen, alles mit Natur entschuldigen wollen, „sie wenden sich von der Natur ab? Wie können sie denn das? Außerhalb der Natur können sie ja gar nicht bestehen."

„Eben darum sehe ich sie zugrunde gehen und kann nichts machen. — Jetzt haben sie sich von den feuchten Wäldern, von den grünen Matten, von den fruchtbaren Feldern abgewendet und sich zu Hunderttausenden, ja zu Millionen in Städten versammelt, die so groß sind, das alle Natur darin erstickt wird."

„So ist es ihnen jetzt einmal lieber ohne Licht und Luft und Wald."

„Nein, Herr, das wollen sie nicht entbehren. Sie machen sich künstliches Licht, künstliche Luft und einen künstlichen Wald. Die freie Sonne verschmähen sie, machen sich mit riesigen Anstrengungen Lichter, die nicht viel besser sind, als das Leuchten der Glühwürmer. Die Blumen des Feldes waren ihnen zu gemein und wollen sie doch nicht missen. Solche züchten sie kümmerlich zwischen ihren Mauern, solche tragen sie von ihren Spaziergängen buschenweise mit sich, um sie in ihren dunklen Wohnräumen einzufrischen, wo sie doch in wenigen Stunden welken."

„Nun," sagte der alte Herr, „da haben sie ja recht, wenn sie ihre Wohnungen schmücken. Ich an ihrer Stelle würde zwar lieber die Natur aus erster Hand haben, anstatt stückweise in armseligen Surrogaten.

Frau — es wäre wohl auch über meine kleinen Besucher ganz unzeitgemäß das „Pechmannderl“ oder „Schlafhauberl“ gekommen, so neugierig haben sie an dem Rad herumgeguckt und trotz wiederholter Fingerklopfer und kleiner Tatscherl doch wie von einer magnetischen Kraft gezogen immer wieder nach dem Spinnrad gegriffen — einmal dies, einmal jenes — einmal ums gehende Rad, dann nach dem zwirnenden Faden, einmal ums surrende „Ahrwachel“, dann nach dem Knopf der Schraubenspindel. Und Fäden angedreht hätten sie auch gar gern und ganz glücklich waren sie, daß sie spinnen sahen.

Ja, das liebe Spinnrad der Mutter, es hat doch einen eigenartig poesievollen Reiz in unser weihnächtlich trautes Heim gezaubert. —

Später freilich, liebes Spinnrad, bist du oft müßig gestanden und viele Strähne waren es nicht, die ich auf dir spann, denn die Neuzeit, ja die Neuzeit macht so viele andere Ansprüche, und doch, wie oftmals habe ich dich in stillen Stunden hervorgeholt und hab' dich gedreht und bei deiner traulichen Melodie eine wunderbare Ruhe in meine Glieder kommen gefühlt.

Ja damals wurde es mir bewußt, daß du, Spinnrad, liebes Stücklein Heimattum, eine Heilkraft in dir hast, eine Heilkraft, die vielleicht unsere Vorfahren so stark und zufrieden gemacht hat — die Kraft, unruhige Nerven zu beruhigen und friedlose Herzen zu befriedigen.

Im Sommer darauf aber, als ich einmal in Begleitung städtischer Leute ein alttreues Bauernhaus besuchte, da hat beim Betreten ihrer schlichten Mädchenstube die schmucke Tochter mit schönem Stolz die Türen ihres Schrankes geöffnet, wo über und unter den netthängenden hübschen Kleidern die sauber geordneten weißen Leinwandstücke lagen — jawohl ein schöner Stolz.

So gibst du so viel, lieber „Haar“, vom zarten Pflänzchen bis zum Wickerl am Rocken und dem Linnen im Schrank, so viel der Freude, des Glückes, des Behagens und Friedens. Und du gibst noch mehr.

Heuer, wo ich das erstemal meinen aufhorchenden Bruderkindern unterm Spinnen Märchen erzählt habe, da fühlte ich noch ein Glück aus dem Spinnrad wehen, das Glück, der altlieben Ahnen Seele noch einmal zu erwecken — Weisen in weiche Kinderherzen zu pflanzen — Weisen, die längst erklungen, fast verklungen waren — Heimatklänge, deren Glückseligkeit sich in schimmernden Unschuldaugen wiederspiegelt.

Hoch aufgerichtet stand der Herr und der Blick seines Auges war wie ein erstarrter Blitz, der sich nicht lösen kann.

Dann sprach er in gedämpften Ton: „Ich werde dich kaum verstanden haben, sage es noch einmal.“

„Diese Menschen, denen du wie keinem andern deiner Geschöpfe Vernunft und Liebe gegeben hast, haben dieses Himmelsgeschenk verworfen. In ihrem Hochmut, daß sie die Größten und Gottähnlichsten seien unter allen Wesen der Welt, wollen sie sich alles erlauben, um ihre Sinne und Begehren zu ergötzen. Alles was schwächer ist als sie, opfern sie ihren Lüsten und täglich unzählige Geschöpfe quälen, töten sie ihren Launen zulieb. Du hast in deiner Liebe ihnen gestattet, die Tiere nutzen zu dürfen ohne Grausamkeit. Aber daß sie deine kleinen Lieblinge —“

„Daß sie meine Lieblinge gefangen halten, blenden — blenden! Damit sie ihnen in ihren lasterhaften Kammern den Frühling vorsingen sollen, das ist so über alle Grenzen schlecht und dumm — und dumm!“ Des Herrn Worte erstickten in Zorn und Leid. „Nein,“ sagte er dann gelassener zum Engel, „das ist ein Irrtum, da ist ein Betrug dahinter. Das sind nicht meine Menschen, meine nicht. Das sind solche, die der höllische Widersacher ins Nest geschmuggelt hat.“

„Nein, Herr, es sind deine Menschen, sie nennen sich so, sie nennen sich human. Aus allen giftigen Wesen haben sie Bosheit und Grausamkeit in sich gesogen und ins maßlose gesteigert, so daß ihnen darin keines gleichkommt. Aber täglich führen sie im Munde, wie sie dem Höchsten zustreben, nennen die Liebe, nennen dich —“

„Alle Feuer des Himmels sollen sie treffen, wenn sie mich noch einmal nennen, diese Entarteten!“

„Befiehl, o Herr!“ sagte der Schicksalsengel. „Wie soll ich sie strafen? Soll ich sie schlagen mit Krieg und Hunger, soll ich sie töten mit Wetter und Seuchen, begraben durch Überschwemmungen und Erdbeben?“

„Nein,“ antwortete der Herr mit eherner Ruhe. „So gut soll's ihnen nicht werden. — Ich lasse sie sein, was sie sind — schwerer können sie nicht gestraft werden. Aber ich nehme ihnen, was sie den Vöglein nehmen — die Freiheit, den Frühling und das Licht. Die Freiheit ihres Willens soll erlahmen, sie sollen gerade stets das Gegenteil tun von dem, was sie wollen, sie sollen die erbärmlichsten Knechte ihrer Vorurteile, die niedrigsten Sklaven ihrer Leidenschaften sein. Den Frühling des Jahres blase ich ihnen aus, den schönen, lieblichen Rosenmai; hart und wetterwendisch soll der Übergang sein vom kalten Winter zum heißen Sommer. Veröden sollen die Sträucher und die Wipfel des Waldes, statt heitern Vogellebens soll Geziefer die Büsche und Bäume bedecken, und was an Wald dergestalt nicht selbst hinstirbt, das soll die

Aber wahre Vernunft darf man bei diesen da unten nicht voraussetzen, das weißt du doch."

„Der Torheit wegen will ich sie auch gar nicht anklagen," sagte der Schicksalsengel, „aber unsagbarer Roheit und Herzlosigkeit klage ich sie an und weiß nicht, welche Strafe du über sie verhängen willst. — Lasse dir sagen. Sie wollen sich in ihrer Stadt auch einen Frühling herrichten, nachdem sie den natürlichen großen Gottesfrühling auf dem Lande verlassen haben. Wie sie sich Blumen in ihre Höhlen tragen, so tragen sie auch die Vögel der Lüfte hinein, damit diese sie mit Gesang erfreuen sollen. Sie reißen die Tiere von ihren Genossen fort, sperren sie — die für den freien Äther im Sommerlichte geboren sind, in enge Käfige, hängen sie in dunklen Kammern auf, geben ihnen schlechte Nahrung, behandeln sie mit einer dummen Liebe, die den Vöglein nur Widerwärtigkeit und Qual bereitet, und da sollen die Tierchen nun lustig singen."

„Das werden sie hoffentlich bleiben lassen," sagte der Herr.

„Natürlich lassen sie's bleiben," rief der Engel erregt. „Aber was geschieht ihnen, wenn sie's bleiben lassen, was geschieht ihnen, damit sie doch noch singen?"

„Nun?"

„Ich vermag's nicht auszusprechen, ich fürchte deinen Zorn, Herr."

„Hast du dich denn je zu beklagen g'habt über mich?"

„Ich habe dir dergleichen auch nie mitgeteilt, bisher. — Du, o Herr, hast in deiner Güte deinen Geschöpfen das Licht gegeben, als den größten Schatz des Lebens, auch den ärmsten Wesen. Der Vogel, der im engen Raum gefangen gehalten wird, eine Lust hat er noch, das Fenster, durch das seiner freien Heimat Himmelslicht, wenn auch spärlich zu ihm hereingrüßt. Dürstend nach Sonnenstrahlen macht das Tierchen seine runden, hellen Äuglein auf, daß von diesem Himmelsquell ihm doch etliche Tropfen ins bange Herz rieseln sollen. Und siehe, diese zwei runden hellen Äuglein werden ihm ausgestochen mit glühender Nadel, geblendet wird der Vogel —"

Der alte Herr sprang auf. „Geblendet? Von wem? Warum?"

„Von Menschen wird er geblendet. Damit er schöner singen soll in seiner Gefangenschaft."

„Das hat ein Wahnsinniger getan. Das kann nur ein Wahnsinniger getan haben," entgegnete herbe der Herr.

„Das tun viele, das tun tausende," sagte der Schicksalsengel, ganze Volksschichten fristen ihren Unterhalt mit dem Fangen der Vögel; der Vogelhandel ist in manchen Ländern ein großes Geschäft, das Vogelblenden ein einträgliches Gewerbe geworden. Den gefangenen, den geblendeten Vogel haben die Menschen sich zum Vergnügen erkoren."

Da durchzuckten Blitze das Gewölke und zerrissen es. Ungeahnte Strahlen fielen in trübe Augen, zwischen den Rissen schimmerten im bläulichen Äther sieben Sternlein.

Da hoben die Büßer ihre Arme und riefen wieder: „Das Feuer, das schreckliche Feuer! Herr, sei ihnen gnädig!"

Nun begann es in den Höhen zu leuchten und zu klingen und von unsichtbarem Chor kam leiser Gesang:

Das Kalte und Harte
Muß zur Tiefe neigen,
Das Warme und Lichte
Kann gen Himmel steigen.
Liebesflammen heben
Zum ewigen Leben.
Wer im Feuer sich feget
Nach Erkenntnis sich reget,
Und im Lichte badet,
Der sei begnadet.

# Die freimütigen Freunde.

Im Eisenbahnzug zwischen Graz und Wien machte ich vor kurzem eine interessante Bekanntschaft. Ich kannte den Mann schon seit vierzig Jahren, aber eigentlich kennen gelernt hatte ich ihn doch erst auf dieser Fahrt. Einst waren wir, einer so nichtsnutzig wie der andere, auf derselben Schulbank gesessen, dann hatten wir uns Jahrzehnte lang nicht mehr gesehen, von einander aber dieselbe Meinung gehabt, die man von allen Bekannten hat, mit denen man selten zusammenkommt, nämlich die beste. Nun trafen wir uns zufällig auf der Fahrt und stutzten. Denn einer sah an dem andern, daß er alt geworden. Wir waren gegeneinander sehr zuvorkommend und liebenswürdig, dann machten wir uns einige Lebensmitteilungen, dann Jugendreminiszenzen und dann — waren wir erst in Bruck.

So begannen wir zu philosophieren, denn jeder von uns hatte Welt und Leute bisher nicht bloß gesehen und erlebt, sondern sich auch Gedanken darüber gemacht. Die menschlichen Vorzüge geben keinen besonders guten Reiseplauderstoff, so wirft man sich auf die Fehler. Gewöhnlich auf solche, gemeinsamer, doch abwesender Bekannten. Nachdem wir deren anderer eine Reihe durchgehechelt hatten, tat einer von uns die Bemerkung, es sei eigentlich nicht besonders anständig, stets über Abwesende Gericht zu halten, die sich nicht verteidigen können. Manche „Missetat" stünde in anderem Lichte vor uns, wenn wir ihre Ursachen und Gründe wüßten. Der Angeklagte sollte sich stets aussprechen können.

Gewinngier dieser Menschen vernichten. Und wie die Natur ihnen den Frühling des Jahres versagt, so sollen sie ihn auch in ihrem Leben verlieren. Die liebliche Kindheit nehme ich ihnen weg und die reinen Freuden der Jugend. Altklug und wühlerisch sollen die Knaben sein, gierig und früh abgestumpft, an dem Schönen und Guten sollen sie keine Freude mehr haben, so daß sie in ihren Jugendjahren verbrannt und vergiftet den Tot suchen. Und die welken Gestalten, die noch leben bleiben, wandeln unsicher, Kinder wie Greise, mit beglastem Auge ihren Pfad; aber noch blinder sollen ihre Seelen sein. Sie tappen und tasten, unsicher, zweifelnd in allem. Sie sehen nicht die wahre Schönheit, betäuben sich an der falschen. Sie sehen nicht die schöne Wahrheit, wühlen sich nur in die häßliche hinein. Das Wissen soll ihnen ein Irrlicht werden, soll ihnen alles Herzblut aussaugen, soll ihnen nicht Erkenntnis bringen, sondern Wahnsinn, ihre Ichsucht soll zum Selbsthaß werden. Lichtlos und freudlos flattern sie im engen Kreise, angstvoll und verzweifelnd flattern sie, zerschlagen ihre Flügeln an den Spangen bis sie zu Tode erschöpft hinfallen und verenden, wie der arme geblendete Vogel im Käfig. Alles, was dieses Geschlecht den hilflosen Tieren hat angetan aus Roheit, aus Torheit, aus Übermut, aus Bosheit — es komme ihm zurück. Aller Vorteil, den der Mensch grausam aus schwächeren Geschöpfen ziehen wollte, verwandelt sich in Unheil und die furchtbaren Sünden, die, seit der Mensch Erkenntnis hat, an Tieren begangen wurden, die unendlichen schreienden und stummen Klagen der gepeinigten Kreatur, sie haben sich verdichtet zu einem Fluch und das Verhängnis wird sich erfüllen. — Jetzt geh. Walte deines Amtes, kalter Schicksalsengel. Ins Feuer, das verzehrt ohne zu leuchten und zu wärmen, lege dieses Geschlecht, und sage ihm, warum es verworfen ist."

So hatte der ewige Herr gesprochen. Da flog der blasse Jüngling auf schwarzen Riesenflügeln zwischen Sonnen und Wolken dahin, niederwärts, der dunklen Erde zu und streute den Fluch aus über die Menschheit.

* * *

Nach tausend Jahren stiegen auf dunklen Wolkenstufen drei graue Büßergestalten hinan und riefen: „Herr, sei ihnen gnädig!"

Der Ruf erstickte in den Nebeln, die in zerrissenen Floren flogen. Den blassen Mond umsausten Meteore, sonst alles wirr und öde.

„Herr, wo bist du?" riefen die Büßer. „Das schreckliche Feuer! Sie rufen nach dir. Sei ihnen gnädig!"

Aber schwarzes Gewölk wölbte sie ein.

„Sie rufen nach dir, sie weinen nach dir!"

„Beinahe,“ sagte ich. „Für die paar Monate Landaufenthalt kann man sich keinen großen Luxus erlauben.“

„Was kann der Bettel denn kosten?“

„Willst du ihn kaufen?“

„Nein, mein Lieber,“ entgegnete der Reisegefährte mit sehr freundlicher Stimme, wie es der Verabredung entsprach, „ich habe es noch nicht so weit gebracht, mir Häuser kaufen zu können.“

„Du scheinst deine Sache zu vertrinken,“ lachte ich, ebenfalls sehr freundlich, „deinem aufgedunsenen Gesichte nach zu schließen mußt du viel Bier schlampen. Du hattest so hübsche Rehaugen. Kannst du dich erinnern, wie ich als Schulknabe in deine Augen verliebt war? Jetzt hast du Schweinsäuglein bekommen, die dir nicht gut stehen. Auch hast du so ein unangenehmes Rülpsen. Das kommt vom Trinken. Aber du mußt nicht böse sein.“

„Fällt mir gar nicht ein!“ rief er, drückte mir fest die Hand und hatte ein sehr rotes Gesicht bekommen. „Du kannst nichts dafür. Doch mir sind an dir deine Zahnlücken unangenehm, wenn du lachst. Entweder du solltest nicht lachen oder du solltest dir neue Zähne einsetzen lassen. Rücksichten, die man den Mitmenschen beinahe schuldig wäre.“

„Von diesem Standpunkte aus möchte es vielleicht angezeigt sein, wenn du täglich Fußbäder gebrauchtest und recht oft Sockenwechsel vornehmest.“

Er schwieg, blickte zum Fenster hinaus und machte ein verdrießliches Gesicht. Ich grollte mit mir, ihm das gesagt zu haben. Er kann ja nichts dafür. Körperliche Mängel rügen, das ist nicht nobel! — Wir kamen nach Mürzzuschlag.

„Das ist ja der Ort, wo du deine Rosegger-Gesellschaft gegründet hast,“ sagte er.

„Ich habe diese Gesellschaft nicht gegründet, ich habe sie vielmehr aufgelöst.“

Darauf er sehr gütig: „Du brauchst diese Gesellschaft doch, damit deiner Eitelkeit Genüge getan werde.“

„Freund,“ sagte ich, „das geht gegen unsere Verabredung. Wir sollen einander nur das sagen, was wir von einander denken. Was du da gesagt hast, denkst du doch selber nicht.“

„Ich denke nur, daß du sehr eitel bist,“ entgegnete er in äußerst wohlwollendem Tone. „Es vergeht kein Tag, ohne daß man in einer Zeitung auf dein Lob stößt und keine Woche, ohne daß in irgend einer Zeitschrift dein Bild erscheint. Sich gar so oft abbilden zu lassen, ich denke, dazu bist du nicht schön genug.“

„Ja, denkst du denn wahrhaftig, daß derlei von mir veranlaßt wird? Kannst du dir nicht vorstellen, daß man all diesen Dingen gänzlich ferne stehen kann und muß! Es ist oft unausstehlich genug.“

„Sich aussprechen!“ sagte der andere, „sich rechtfertigen! Da müßte man erst beschuldigt werden, öffentlich oder Aug im Aug. Aber das tut kein guter Freund. Wir sind des Freundes nur so lange sicher, als wir ihn im Auge haben, hinter unserem Rücken wird er oft gefährlicher als der Feind. Und wer die Anklage nicht hört, wie soll er sich verteidigen?“

„Du denkst etwas allzuschlimm von den Abwesenden“, sagte ich. „Es fehlt uns nichts, als der unbedingte Freimut. Wenn der Freund gegen uns stets so freimütig wäre, als der Feind —“

„Dann wäre er eben auch der Feind“, unterbrach mich mein Reisegenosse.

„Das glaube ich doch nicht. Sollte denn so viel Hinterhalt liegen im Menschen, daß er weitaus anders und schlimmer denkt, als er spricht? Nein, ich glaube es nicht“.

„Es käme auf einen Versuch an.“

„Zwischen uns? Zwischen uns, die wir stets mit gegenseitigem Wohlwollen einhergegangen sind? Gut. Wir haben noch vier Stunden Fahrzeit bis Wien. Wir mieten uns das Coupé und geloben uns, in diesen vier Stunden einander die Wahrheit zu sagen.“

„Genau das zu sagen, was einer über den andern sich denkt“, sprach mein Gefährte. „Ich bin auf Schlimmes gefaßt, will aber Stand halten?

„Ich will es ebenfalls. Was einer dem andern sagen mag, keiner soll beleidigt sein. Die Hand d'rauf. Aber es soll keine Neckerei werden, es soll die aufrichtige Wahrheit sein, in freundlicher Form, aber genau die Wahrheit. Denkst du etwas über mich, so sage es ohne Rückhalt. Ich werde es auch tun.“

„Und du wirst mir nicht böse werden?“ fragte er.

„So wenig, als du mir.“

„Abgemacht. — Du scheinst deiner Vollkommenheit sehr sicher zu sein, ich bin bescheidener.“

Im Augenblick sah ich zum Fenster hinaus, denn wir rollten an Krieglach vorbei.

„Ah, deine Sommerresidenz!“ sagte er. „Siehe, in dieser Hinsicht bist du wieder bescheidener, als ich. Ein so langweiliges Nest würde ich mir nicht gewählt haben. Dort steht ja dein Haus.“

„Dort hinter der Baumgruppe im Garten.“

„Das nennt er einen Garten?“ lachte mein Freund. „Das ist ein verwildertes Gestrüpp. Ein Mensch, der angeblich so viel auf Ordnung hält, sollte auch seinen Besitz in Ordnung halten, besonders wenn es solch' eine Miniaturausgabe von Besitz ist. Ich glaube, du bist zu geizig, als daß du das Ding in einen anständigen Zustand brächtest.“

egoistisch wird. Vielleicht endlich sind es schlechte Erfahrungen, die man mit Leuten gemacht, denen man Gutes wollte und Gutes tat. Und weil sie immer noch mehr verlangten, als man leisten kann. Kurz, ich bin nicht so gut, als die Leute glauben und wenn du hingehst und ihnen das sagst, so ist es mir lieb. Du brauchst mich zwar gerade zu keinem Ungeheuer zu machen, sage bloß: „Es ist ein Mensch mittlerer Sorte."

Darauf antwortete mein Freund: „Du kannst halt alles so gut setzen und lobst dich noch, während du dich schmähest. Ich denke mir doch mein Teil."

„Bleiben wir beim Denken!" rief ich und faßte seine Hände. „Ziehen wir unser Vorhaben, alles, was wir von einander denken, herauszusagen, ziehen wir es zurück. Bleiben wir bei der guten Gepflogenheit. Nicht alles, was wahr ist, müssen wir sagen, aber alles, was wir sagen, muß wahr sein."

Dann begann ein gleichgiltiges Gespräch, aber es war nur ein Zungenspiel, die Seelen waren nicht dabei. Die Seelen waren gekränkt. Wir hatten uns versprochen, des Freimutes wegen nicht auf einander böse zu werden und waren trotzdem tief verletzt. Das steht nicht in des Menschen Macht, nach herbem Schlage zu sagen: „Es tat nicht weh." Ja, es tat wehe und es tut lange wehe und ich weiß nicht, ob mein Jugendfreund und ich uns je wieder harmlos freundlich werden ins Gesicht sehen können, seitdem einer weiß, was der andere von ihm für eine Meinung hat.

Dieses Erlebnis habe ich erzählt zu Nutz und Frommen jener Freimutsfanatiker, die da glauben, es sei etwas Verdienstliches und Treues, wenn einer mit dem andern flegelhaft offen ist. Es bilde sich auch niemand ein, er sei von der Wahrheit seiner Meinung so sehr überzeugt, daß er sie nie mehr wird widerrufen müssen. Das Widerrufen aber von einmal etwas Ausgesprochenem ist ein schweres Stück. Die einem Herzen mutwillig zugefügte Wunde verharscht, aber die Narbe bleibt zurück.

Wir wissen von manchem, der mit uns umgeht, daß er von uns keine besonders gute Meinung hat, wir rühren nicht daran, solange sie unausgesprochen ist, und gehen darüber ruhig hinweg. Sobald sie aber ausgesprochen wird, ist etwas geschehen, das mit allem Bemühen und allen Freundschaftsbeweisen nie wieder gut zu machen ist.

Höher als alle „Wahrheit" bleibe stehen die Liebe. R.

„Und wenn du deine Sachen treibst für sogenannte gemeinnützige Zwecke, so tust du das nur, um als edelmütiger Mensch zu gelten."

„Au! Es kommt immer besser."

„Und wenn du aus deinem Sack irgend einmal ein kleines Almosen für die Armen gibst, oder für sonst etwas, so liest man's in der Zeitung. Du hast angeblich so gerne das Evangelium. Dort drin steht, daß die Linke nicht wissen soll, was die Rechte tut."

„Allerdings. Und dort drin steht auch, daß man sein Licht nicht unter den Scheffel stellen soll. Da kommst du mir gerade recht. Es ist ja wahr, daß ich zu schulmeisterlich geartet bin und gerne auf die Leute hinwirke, allerdings nicht meinetwegen. Wisse, die Leute sind einmal so, daß sie ein Vorbild haben müssen, ist's schon kein großes, dann sei es ein kleines. Glaubst du, daß es einem leicht ankommt, als Aushängschild zu gelten und noch dazu in den Geruch eines eitlen Tropfes zu kommen? Nicht eitel erscheinen zu wollen, das ist auch eine Eitelkeit und vielleicht die größte. Von ihr sich frei zu machen ist nicht leicht, doch endlich muß man es so weit bringen, nur an die Sache zu denken, die man für gut hält und ganz gleichgiltig zu sein darüber, was die Leute sagen. Die Erfahrung lehrt, daß viele folgen wenn einer öffentlich vorangeht, deshalb lasse ich's passieren, wenn sie meinen Namen drucken, falls ich einmal als gutes Beispiel dienen kann. Gar oft ist's ja ohnehin nicht der Fall. An sich gewiß, bist du dem Herrgott lieber, wenn du heimlich Gutes tust, als ich, wenn meine kleinen Werke öffentlich genannt werden. Doch denke, daß auch ich ein heimliches Opfer bringe, nämlich gerade das, von vielen für eitel gehalten zu werden, während es nötig ist, für die Menge ein Wegweiser zu sein. Ich schäme mich ja den ganzen Tag, wenn es des Morgens in der Zeitung stand, ich hätte für die Armen zehn Kronen gegeben. Und doch behauptet die Armenkasse, daß eine Spende, öffentlich genannt, fünf weitere nach sich ziehe. Und dafür, daß sich etliche arme Familien einmal satt essen können, kann man den Spott schon ertragen, meinst du nicht?"

Nun versetzte mein Gefährte freundlich: „Ich glaube auch nicht, daß du so gut bist, wie die Leute sagen."

„Da hast du recht, lieber Freund, glaube nicht daran. Man pflegt den Poeten so gerne mit seinen erdichteten Gestalten zu verwechseln. Nun habe ich eine Vorliebe für gute Menschen und weil ich selbst keiner bin, so erdichte ich mir welche. Daß Dichter persönlich das Gegenteil ihrer Dichtungen sind, kommt ja oft vor. Ich war in meiner Jugend allerdings ein leidlich netter Bursche. Aber im Laufe des Lebens und der Erfahrungen bin ich härter geworden. Vielleicht, weil das zunehmende Alter stumpf macht, vielleicht weil eigenes Leiden unempfindlich gegen fremdes macht, vielleicht auch, weil der Mensch, ist er einmal im Glücke,

bestes Wollen in Bezug auf schriftstellerische Tätigkeit, so meine ich, dürfte der Landesschulrath und das Ministerium mir sein Wohlwollen auch gegen diese letzten, theilweise doch nur formellen Schwierigkeiten, angedeihen lassen.

Ich habe mir, hochverehrter Herr Rath, erlaubt, ganz offen zu sprechen, ob Sie nun diese meine Ansicht dem gesammten Landesschulrathe vorlegen oder nicht, das überlasse ich Ihrer umsichtigen Erwägung.

Ich sage nur nochmals, daß, sind die Vorbereitungsschwierigkeiten nicht zu groß und zu weitläufig und steht mir ein Posten in meinem geliebten Oberlande in Aussicht, ich mich vielleicht bereit erklären darf, meine gegenwärtige, unabhängige Stellung zu opfern der schönen, großen Sache der Menschenerziehung, für die ich übrigens in jeder Lage leben und nach Kräften arbeiten werde.

Ihnen, Herr Rath, bin ich dankbar für das Vertrauen, das Sie in mich setzen. Sollten Sie dasselbe im schlimmen Falle schon einem Unfähigen zugewendet haben, einem Unwürdigen gewiß nicht.

In aufrichtiger Hochachtung Ihr ergebenster P. K. Rosegger.

**Am nächsten Tage wurde an den treuen, vertrauten Doktor Adalbert Svoboda der folgende Brief geschrieben, der weniger entschlossen klingt:**

Graz, den 6. Dezember 1873.

Lieber, geehrter Herr Doktor!

Durch Ihre freundschaftliche Anregung wiederholt zur Gewissenserforschung gebracht, komme ich auf das Resultat, daß ich mich zwar kenne, daß ich auch weiß, welchen Standpunkt ich als Schriftsteller einnehmen kann, daß es aber dennoch nicht zu bestimmen ist, welche Wendung meine geistige Tätigkeit noch nehmen wird. Das hängt von tausend Umständen ab. Ich bin und werde das bleiben, was man so einen „Volks- oder Naturdichter" nennt. Der Begriff dieser Bezeichnungen ist ohnehin weit genug und vermittelst fleißigen Studiums kann ich als Volksdichter ja auch Salondichter, als Naturdichter Kunstdichter sein, sobald man meine Schriften im Salon lesen und die Form derselben als künstlerisch erkennen wird. So denke ich mir mein Ziel, nach dem ich strebe. Aber aus dem, was man so „Salon" und „Gesellschaft" nennt, werde ich den Stoff zu meinen Arbeiten schwerlich schöpfen, weil mein Charakter, der sich kaum mehr so wesentlich ändert, nicht dafür geartet ist. Dessen bin ich mir bewußt und war es schon vor zehn Jahren.

Somit ist mir meine Laufbahn vorgemerkt und nun handelt es sich darum, auf diesem Felde die höchstmögliche Vollendung zu erreichen, entweder als Erzähler oder als Dramatiker oder als Lyriker oder gar als — Didaktiker. (Letzteres liegt mir auch so ferne nicht und käme vielleicht, wenn ich mich der Schule widmete, zum Durchbruche.) Können nun in diesem angedeuteten Felde des „Volksdichters" für denselben überhaupt die Existenzbedingungen liegen, so wäre es nicht gerade notwendig, meine gegenwärtige Selbständigkeit aufzuopfern, um einen Posten anzunehmen, für den übrigens auch lange nicht Jeder gewachsen ist, der „Volksschriftsteller" heißt.

Ich habe große Neigung für das Schulfach und ich bin noch so viel Idealist, daß ich meine gegenwärtige, angenehme Stellung mit Freuden hingäbe, daß ich im schlimmsten Falle der Schriftstellerei entsagen wollte, wenn ich wüßte, daß ich für das Wohl der Schule unseres Landes wesentliches wirken könnte. — Wenn ich jedoch als Schulinspektor etwa nur eine Figur sein sollte, die man nach Belieben und Bedarf hin und wieder schiebt, die keinen Einfluß hat, wohl aber Verpflichtungen und Verantwortungen gegen Unten und gegen Oben — dann

# Als ich Volksschulinspektor werden sollte.

Erinnerung von **Rosegger.**

Im Jahre 1873, als ich endlich einmal ins Geleise meiner Schriftstellerlaufbahn gekommen war, als ich geheiratet und in Graz einen bescheidenen Hausstand gegründet hatte, als ich noch so recht arm und recht ungewiß und recht glücklich in den Tag hineinlebte — kam eines Tages der Landesschulrat, Dr. R., in meine Wohnung und fragte kurzhin, ob ich unter Umständen die Stelle eines Volksschulinspektors in Obersteier annehmen würde. Die dazu erforderlichen Studien in der Lehrerbildungsanstalt würden mir kaum schwer fallen und wären mit wenigen Semestern überwunden.

Ich war nicht wenig überrascht und erfreut. Das gäbe mir plötzlich eine gesicherte Lebensstellung, da könnte ich ja das Buch, an dem ich damals arbeitete, die Schriften des Waldschulmeisters, am Ende leben, anstatt schreiben. In meinem Volke und für mein Volk geistig zu wirken — da wäre es nun! — Ich erbat mir Bedenkzeit. Was während derselben in mir vorging, weiß ich nicht mehr, aber Anfang Dezember 1873 schrieb ich dem gütigen Schulrat ungefähr das Folgende:

Graz, den 5. Dezember 1873.

Sehr geehrter Herr Rath!

Sie scheinen mich zu verstehen und können sich also gewiß denken, was dieser Tage in meinem Kopfe umgeht.

Sie machen mir Aussicht auf eine schöne Stelle, die für mein ganzes Wesen und Streben geeignet erscheint; Sie machen mir Hoffnung auf einen fruchtbaren, dankbaren Wirkungskreis, bei dessen Gedenken mir das Herz aufgeht. Sie machen mir Aussicht auf eine, in materieller Beziehung, gesicherte Lebensstellung.

Das Ziel, Herr Rath, wäre schön, aber der Weg dahin! Es regen sich kleinliche Bedenken in mir, deren ich nicht Herr zu werden vermag. Noch einmal in der Schulbank sitzen und den Cours mitmachen und zuletzt eine Zeit praktiziren, dieser Gedanke beschwert mich. Ich bin Ehmann und habe ein Haus zu versorgen; ich muß auch täglich für dieses Haus arbeiten. Ich war wie neugeboren, als ich aus der Schulbank der Handelsakademie trat, und nun sollte ich wieder Schuljunge werden?

Wäre es denn nicht möglich, die unbedingt nötigen Studien in meiner eigenen Studirstube machen zu können? Dir. Adams pädagogische Vorlesungen, es werden deren wöchentlich ja doch nur wenige Stunden sein, wollte ich mich noch entschließen, zu hören. Und wäre es nicht möglich, die Studien, welche zur Prüfung erforderlich sind, in 6—9 Monaten überwinden zu können?

Wäre das möglich, und hätte ich nach abgelegter theoretischer Prüfung von heute ab im Laufe eines Jahres die definitive Anstellung zu gewärtigen, so würde ich dann bereit sein, meine gegenwärtige Unabhängigkeit hinzugeben, um ein treuer Diener und Wärter unserer Volksschule zu werden.

Wenn man dann schon absieht von meiner ungeregelten Vorbildung und hauptsächlich das Augenmerk richtet auf mein Herz für Volk und Schule und auf mein

über die Widerwärtigkeiten dieses Amtes, die seinem wirklichen Berufe, als Dichter der Menschheit das Gute und das Schöne zu lehren, oft geradezu abscheulich entgegenwirkten.

Ich habe also, dankbar für die mir zugedachte schöne Stellung und Auszeichnung, unter Begründung meiner vielen Bedenken, abgelehnt. —

Hingegen begann zu jener Zeit mich ein anderer Gegenstand zu beschäftigen. Es waren mittlerweile meine „Schriften des Waldschulmeisters" erschienen und da hatte es sich gezeigt, daß man auf mich hören wollte, wenn ich als zwar ganz ungeschulter Erzieher und Volksmann sprach. War das der Fall, dann durfte ich nun sozusagen eine Privatanstalt gründen, in welcher ich in meiner Weise dichten und lehren konnte. Immer lebhafter und greifbarer wurde der Plan, eine Monatsschrift herauszugeben. Das alte Haus Leykam in Graz, dem ich einen Plan vorlegte, fand sich geneigt, den Verlag und alles Geschäftliche einer solchen Monatsschrift zu übernehmen. Und so ist im Jahre 1876 der „Heimgarten" entstanden.

Wie ich von allem Anfange an mir diese Volkszeitschrift dachte, davon spricht ein Schreiben an meinem Berater Svoboda.

Krieglach, 28. Mai 1876.

Lieber, verehrter Herr Doktor!

Da ich Sie ersucht habe, mir beim Heimgarten-Prospekt behilflich zu sein, so ist es doch nöthig, den Standpunkt noch näher klar zu stellen, von dem aus ich das Blatt zu leiten gedenke.

Die Phrasen von Humanität und Toleranz sollen mir nicht Phrasen, sollen mir Gesetz sein. Ich werde die Meinungen der Individuen und der Parteien respektieren und nur die extremen Richtungen bekämpfen. Ich werde dem Jesuitismus nicht huldigen und auch nicht den Consequenzen der modernen Naturwissenschaft. Ich habe die Überzeugung an mir und Anderen gewonnen, daß der Geist, die Philosophie der heutigen Naturwissenschaft nicht in das Volk dringen darf. So lange es mir gelingt, die „schöne Lüge" von Menschenglück und Ideal zu singen, bin ich Poet, der dem Menschen nützt; der Materialismus aber füllt die Welt aus und läßt keinen Platz für Priester, Dichter, Künstler und andere Idealisten.

Mehr hat der Poet mit dem Priester gemein, als mit dem Materialisten. — Das ist und bleibt meine Überzeugung, zu welcher mich theils die Erfahrung, theils die Lektüre materialistischer Schriften gebracht hat. Auf andere Naturen mag die wissenschaftliche Richtung der Zeit ja anders wirken; mich macht sie glücklos und theilnahmslos für die Bestrebungen der Menschen, die kein anderes Ziel haben können, als tierisch den Kampf um's Dasein zu ringen, bis das unselige Tantalusgeschlecht endlich vernichtet ist. — Den möchte ich kennen, welchen der klippe Materialismus glücklich oder auch nur zufrieden gemacht hätte. Wir Alle sind zerfahrene, friedlose, bis zur Pein selbstische Menschen und unser ganzer Trost wäre, daß wir so sein müssen?

Unsere Aufgabe ist, möglichst glücklich zu werden. Das ist mein Evangelium, das mir von Janitschek und Anderen oft genug angefochten wurde. Andere mögen die sogenannte Vernunft protegiren, ich halte es mit dem sogenannten Herzen. Was ich auf diesem Grunde zu leisten vermag, das kann die Welt acceptiren

würde ich freilich meine gegenwärtigen, wenn auch nicht sorglosen Verhältnisse zehnmal vorziehen.

Das sind so die Bedenken dafür und dagegen.

Abgesehen von Allem aber erscheint mir ein freies, unabhängiges Schriftstellerleben als das schönste Los auf Erden.

Ich habe Ihnen, verehrter Herr Doktor, diesen Brief geschrieben, weil ich mich schriftlich klarer auszudrücken verstehe, als mündlich und weil Ihnen so ein Briefchen weniger Zeit wegnimmt, als ein persönlicher Besuch. Durch Nachdenken und Berathungen mit Ihnen wird mein Entschluß nach und nach schon zur Reife kommen.

Eben läßt mich Herr Dir. Eyller wieder ersuchen, ihm meine Vorrede für „Zither und Hackbret" zu übermitteln, um sich über die neue Eintheilung meines Büchelchens zu unterrichten. Seien Sie, Herr Doktor, mir doch ja nicht böse, daß ich drängen muß und daß ich Sie überhaupt so oft mit Manuskripten zum Durchlesen beschäftige, respektive belästige. Bei dieser Einleitung aber that es schon deshalb noth, weil Ihr Name darin vorkommt und ich will, daß er vorkomme, deswegen aber verpflichtet bin, Ihnen, Herr Doktor, das Manuskript vorzulegen.

Über meinen „Waldschulmeister" wage ich nicht mehr zu sprechen; das Buch scheint Ihren keinen Eindruck gemacht zu haben. Nun will ich es eine Weile liegen und recht reifen lassen; ich will darüber speziell noch Studien machen. Schon bisher habe ich an dieses Buch meine reinsten Absichten gelegt, das ist aber nur der erste Anflug; der „Waldschulmeister" muß mein Meisterwerk werden.

Mit herzlichem Gruße, Herr Doktor Ihr P. K. Rosegger.

Weitere Schriftstücke über das „Schulinspektorat" finden sich nicht unter den Aufzeichnungen. So wäre nur aus der Erinnerung beizusetzen, wie ich nähere Erkundigungen über die Sache einzog, mich selbst ob meiner Eignung prüfte, im Leben einige Studien über Beruf und Amt eines Volksschulinspektors machte, deren Resultat mich bestimmte, abzulehnen. Mir ward klar, daß ich die Freiheit nicht mehr entbehren konnte, daß mir die persönliche Selbstbestimmung zu lieb geworden war und daß ich auch vor der größeren persönlichen Verantwortung, die eine solche Selbstbestimmung zur Folge hat, nicht zurückschreckte. Hingegen schreckten mich die schulmäßigen und bureaukratischen Vorschriften, die ein Schulinspektor einzuhalten hat und wodurch seine persönlichen pädagogischen Absichten und Kräfte oft eher gehemmt als gefördert werden. Mir schwebten über Schule und Unterricht ganz andere Ideale vor, als die gesetzlichen Bestimmungen und die geübte Praxis verfolgten. Ich wäre, wenn schon vielleicht nicht den Schülern, nicht den Schullehrern und nicht dem Volke, so gewiß den oberen Behörden ein recht unliebsamer Schulinspektor geworden. Obendrein nicht auf gewöhnlichem Wege dazu gekommen, im Lehramte theoretisch nicht fest beschlagen zu sein — ich hätte mir ein unerquickliches Leben bereitet, ohne in meinem Sinne etwas wirken zu können.

Zu jener Zeit las ich Briefe von Adalbert Stifter, der Landesschulinspektor in Oberösterreich gewesen und der nicht genug klagen konnte

# Heimgärtners Tagebuch.

## Eine Staubsteuer.

Man sollte über nichts nachdenken. Wer denkt, der kommt überall auf Ungereimtheiten. Alle liegen nicht in seinem Kopfe, sehr viele liegen frei in der schönen Welt herum. Eine Ungereimtheit ist es, wenn bei uns gerade die notwendigsten Dinge besteuert werden und die überflüssigen und törichten gehen frei aus. Jeder Löffel Suppe wird besteuert und das Salz dazu noch besonders. Das Zuviel aber, der Luxus, wird zumeist nicht besteuert, oder ganz ungenügend. Das, womit die Leute einander oft so unnötig belästigen, wird nicht besteuert. Ich rede nicht von den Dorfhunden, die ganze Nächte durch bellen und heulen, so daß der Sommerfrischler an dem kostspieligen „Erholungsort keinen Schlaf finden kann.“ Ist es je einem Fremdenverkehrsverein schon eingefallen, in seinem Orte für die Nachtruhe zu sorgen? Mit ihren Liedertafeln, Kränzchen und Kegelpartien sorgen sie vielmehr für die Nachtunruhe. Was wäre es mit einer Nachtsteuer? Vor allem aber denke ich heute an eine — Staubsteuer. „Wer überflüssigerweise Staub aufwirbelt, der soll scharf besteuert werden.“ Wäre das nicht ein vernünftiger Paragraph? Die Kleiderschleppe auf der Straße, die Automobilfexen — verbietet ihnen nicht ihr staubiges Vergnügen, aber besteuert es empfindlich. — Wer in diesem trockenen Sommer ein Haus an der Landstraße bewohnte, der mußte Tag für Tag alle Fenster geschlossen halten, wenn er auf seinen Möbeln nicht fadendicken Staub haben wollte — von der armen Lunge erst gar nicht zu reden. Wer die oft ein Kilometer langen Wirbelschlangen betrachtet, die auf unseren Straßen fort und fort heranschießen, die Wiesen, Gärten und Gebäude ringsum mit grauem Staub bedecken, die angrenzenden Häuser geradezu unbewohnbar machen, der frägt mit verbissenem Grimme, ob denn dieser Landplage nicht gesteuert werden könne? Gesteuert kann ihr kaum werden, aber besteuert sollte sie werden bis aufs Blut. — Man wird mir entgegnen: „Wer sein Haus baut an der Straßen, der muß sich Staub gefallen lassen“, und die vielen Fuhrwerke vor der Eisenbahnzeit haben noch ganz andern Staub gemacht. Andern sicher, aber mehr nicht. Hingegen haben jene Fuhrwerke überall Geld an der Straße zurückgelassen, sind eine Quelle des Wohlstandes gewesen, während die heutigen Kilometerfresser, Automobilteufel genannt, nichts zurücklassen, als hie und da ein totes Hündlein oder ein sterbendes Kindlein, das sie niedergeführt haben.

oder ablehnen, aber sie kann mit Fug nichts Anderes von mir verlangen, als mir selbst gegeben ist. — Das ist meine Ansicht, sie schützt mich vor Hochmut und vor Demut.

Ich weiß es, Herr Doktor, daß ich hier nicht nach Ihrem Sinne spreche und ich fürchte, daß Sie von diesem Augenblicke an meiner Monatsschrift noch weniger Lebensfähigkeit zutrauen werden. Hingegen fürchte ich nicht, daß Sie mir deshalb Ihren Rath und Ihre Hilfe vorenthalten werden. Sie wissen zu gut, daß mein Blatt gar keinen Wert haben wird, wenn es ist, wie hundert andere Blätter auch sind; daß es nur dann Bedeutung gewinnt, wenn es naturgemäß eine gewisse Eigenart verfolgt. Diese Eigenart wird also nicht immer mit der modernen Strömung gleichlaufen! Broterwerb ist bei meinem Heimgarten freilich eine Hauptsache, aber dem wird man selbstverständlich seine persönliche Überzeugung nie und nimmer opfern. — Allerdings ändert sich, wie Goethe sagt, die persönliche Überzeugung mit jeder Altersstufe; sie wird durch Erfahrung und Studium bedingt. Doch gerade dieser Ausspruch beweist mir, daß auch die Naturwissenschaft morgen eine andere sein wird, als sie heute ist. Wir sehen übrigens, welche Uneinigkeit auch heute unter den Gelehrten herrscht; das zeigen die endlosen Polemiken unter ihnen.

Das eben auch könnte Einem das Gelehrtenthum verleiden, daß es protzig ist; jeder Einzelne hält sich für unfehlbar, ist intolerant gegen Andere. Katheder so gut wie Kanzel sind arrogant und voller Hochmut.

In einem Schlußsatz dieses Schreibens gesteht der Verfasser, daß er selbst in den Banden des Materialismus liege, allerdings nicht tatsächlich, nur philosophisch. Er hatte damals die vorlauten Ausleger des Darwinismus gelesen, sich ihnen gefangen gegeben und es bedurfte einiger Zeit, bis er wieder heimfand zu seiner ihm homogenen Weltanschauung.

In der Leidenschaft dieser Befreiungsarbeit war er allerdings ein paarmal daran, den Freund Dr. Svoboda zu verlieren, denn dieser war fanatischer Materialist aus Prinzip und suchte seine jüngeren Schützlinge heranzuziehen zu dem, was er für das Richtige hielt. Der junge Literat aber schlug heftig aus, das sei nichts für ihn und nichts fürs Volk und nichts für die Menschheit; im Materialismus müsse alles höhere geistige Leben ersticken. Die neue Zeitschrift werde also gegen den Materialismus sein und wieder die bewehrten Leuchten der Deutschen und christlichen Ideale anzünden.

Eine gutgesicherte Stellung ausschlagen und gleichzeitig seinem besten, einflußreichsten Freunde Schach zu bieten — es war etwas gewagt für einen jungen Literaten, aber es war auch gewonnen. Der hochherzige Doktor Svoboda, der einige Jahre später selbst seine einträgliche Stellung der Überzeugung geopfert hat, wußte ein freimütiges Bekenntnis persönlicher Meinung wohl zu würdigen. Er blieb mir ein treuer Freund auch bei getrennten Lagern. Und der Heimgarten soll den Entgang meiner Kraft als Volksschulinspektor, denke ich, genügend ersetzen.

## Sezessionisten des Todes.

Immer wieder Klagen darüber, daß evangelischen Christen auf katholischen Friedhöfen das Grab versagt wird. So schreibt die „Tägliche Rundschau“ aus vorhandener Fülle folgendes:

„Särge mit protestantischen Leichen müssen manchmal meilenweit weggefahren werden, weil der katholische Friedhof sie nicht aufnimmt. Eine arme Mutter in Lothringen fuhr auf dem Schlitten im kalten Winter fünfzehn Wegstunden weit mit dem Sarge ihres Kindleins auf dem Schoße. In einem Dorfe konnte der Leichenzug nicht anders auf den Kirchhof gelangen, als daß man das Schloß an der Pforte mit einem Pflastersteine zerschlug. In einem andern hob man den Sarg auf die Umfassungsmauer; dank der katholischen Heiligkeit seiner Nachbarn mußte der Tote sich sein Ruheplätzchen suchen wie ein einsteigender Dieb. Ein katholischer Gemeindevorsteher empfing von seinem Pfarrer den Befehl, mit dem Kirchhofschlüssel zu verduften, als ein Protestant begraben werden sollte. Man fand ihn gehorsamst hinter seinem Bettvorhang versteckt und zog ihm den Schlüssel aus der Tasche. Die Münchener Wartburg erzählt aus einem österreichischen Dorfe, daß man um Mitternacht den heiligen katholischen Sand aus dem Grabe eines Protestanten herausgescharrt und mit einem paar Sack voll ungeweihter Erde von dem nächsten Kartoffelfelde das Loch wieder ausgefüllt hat. Ist das viel anders als die schönen Zeiten der Inquisition und der Dragonaden, wo man die entseelten Leiber der Ketzer auf einem Schleifkarren vor das Tor beförderte?“

So könnte man endlos aufzählen.

Mich wundert oft das eine, daß die Leute, selbst Atheisten, gar so viel halten auf ein Grab im katholischen Friedhofe. „Geweihte Erde!“ Was heißt das? Die Erde ist Gottes überall. Oder ist es der Geselligkeitssinn des Menschen, der noch als Toter unter seinesgleichen sein will? Ich würde mir selbst als Christ nichts daraus machen, hübsch allein in „ungeweihter Erde“ zu ruhen. Wenn Menschen, denen auf Kirchhöfen das Grab verweigert wird, sich ruhig in ihrem trauten Hausgarten bestatten lassen, dann werden die Friedhöfe bald billiger zu haben sein. Der Friedhof ist keine religiöse, sondern eine soziale Angelegenheit, und das Vorurteil, gerade auf dem allgemeinen Leichenacker begraben sein zu wollen, muß und wird sich wohl einmal überleben, da es auch anderswo gottesfriedliche Ruheplätze gibt.

Sollte es den Behörden nicht recht sein, dann müßten sie halt den gegenwärtigen abscheulichen Friedhofsstreit selbst lösen. Sie können es.

O Finanzminister in der Geldklemme! Der du Tag und Nacht sinnest nach neuen Steuern, der du des Menschen ureigenstes Eigentum, das Wasser, die Luft, das Licht schon besteuern möchtest, besteuere doch einmal den Staub. Entlaste hingegen die Häuser, die an der Straße stehen und durch die Automobilfahrer tatsächlich entwertet worden sind.

## Der große Mensch.

Eine sehr bemerkenswerte Episode, in der die Stellung Tolstois in seinem Vaterlande deutlich gekennzeichnet wird, findet sich in dem soeben erschienenen Buche des Engländers Karl Joubert „Russia as it really is." Der Verfasser schreibt: „Warum gehen die Metropoliten nicht weiter als bis zur Exkommunizierung Leo Tolstois? Warum verbannen sie ihn nicht nach Sibirien? Tausende sind in Ketten dahin gebracht worden, die weniger als er getan haben. Aber der Zar und die Metropoliten wissen nur zu gut, daß, wenn sie die Hand an Leo Tolstoi legen oder nur ein Haar auf seinem Haupte krümmen würden, tausende von maßgebenden Leuten in Rußland sich erheben werden . . . Ich wohnte einst einer Gerichtssitzung bei, als ein junger Mann vor den Richter gebracht wurde wegen einer Sache, die den Behörden nicht gefiel. Die Verhandlung fiel ungünstig für ihn aus und es war augenscheinlich, daß er verurteilt werden würde. In diesem kritischen Augenblick kam Tolstoi, der die rote ‚Rubuschka' und die langen Stiefel eines Bauern trug, in das Gerichtsgebäude und trat vor den Richter. „Diesen Mann müssen Sie freigeben", sagte er zu dem Richter. „Als er das Vergehen, dessen er angeklagt ist, beging, handelte er nach meinen Anweisungen. Ich bin hier, um die Verantwortung zu übernehmen. Sie können mich verurteilen, aber kein anderer soll die Strafe für meine Taten tragen." Der Richter sah den würdigen alten Mann mit dem langen grauen Bart kalt an. „Ich höre, was Eure Exzellenz sagt. Der Fall gegen den Angeklagten wird vertagt. Ich werde die Angelegenheiten meinen Vorgesetzten in St. Petersburg vorlegen." — „Wenn man mich haben will, so wissen Sie, wo ich zu finden bin," sagte Tolstoi und setzte die ‚Shljapa' auf. Damit wandte er sich um und verließ das Gerichtsgebäude.

Solche Männer, wie Tolstoi, wären im stande, ein Weltreich zu retten. So tief greifen sie ein in das Gewissen des Volkes, daß selbst Gesetze, für die Stärksten geschaffen, an ihnen ohnmächtig werden. Wenn Rußland gerettet wird, durch Kriegsmacht wird es nicht geschehen, durch Staatsgewalt kann es nicht geschehen. Aber ein einziger großer Mann kann es vielleicht vollbringen.

# Ein Buch über Pius X.

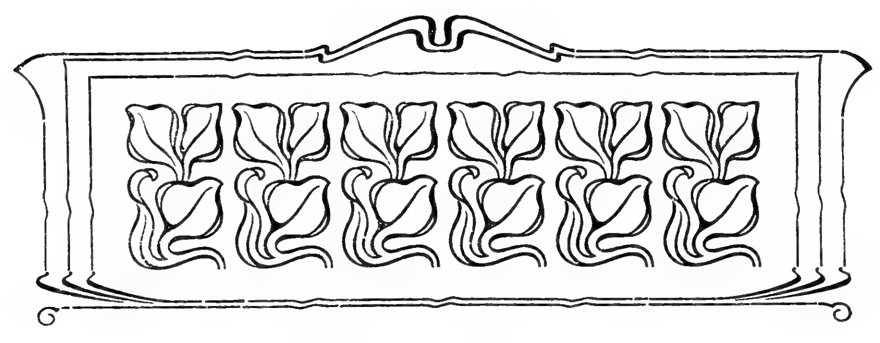
Mit schlimmem Vorurteil ist die Welt dem neuen Papste nicht entgegengekommen. Als man hörte, der auf den Stuhl Petris Gelangte sei armer Leute Kind, persönlich ganz bedürfnislos und allem Prunke abhold, ein Freund der Armen und ein frohgemuter, grundgütiger Mann, vor allem aber voll tiefer, kindlicher Religiosität — da hat sich alle Welt von Herzen gefreut. Es ist — selbst in freisinnigen Kreisen — eine wahre Sehnsucht vorhanden, das Oberhaupt der katholischen Christenheit aufrichtig verehren zu können, es nicht im zu scharfen Gegensatz zu sehen zu jenen geistigen und sittlichen Bereichen, denen die Besten der Zeit anhängen. Man hat sich gesagt, daß Pius X. der richtige Mann sein wird, der weniger den Formen der Kirche, als dem Geiste des Christentums huldigt, der im religiösen Leben irdischen Prunk entbehren kann, auf politische Ansprüche und weltliche Herrschaft verzichtet und dadurch um so größere Macht über die Seelen gewinnt.

Die Spannung war daher groß, mit der man aushorchte nach Charakterzügen der Persönlichkeit Josef Sartos, und ausschaute nach seinen ersten Papsttaten. So habe ich mit nicht geringer Spannung das Buch zur Hand genommen, das freilich schon in den nächsten Wochen nach der Papstwahl geschrieben worden und unter dem Eindruck der Geschehnisse, der Feststimmung, der Wünsche und Hoffnungen nichts weniger als objektiv sein kann. „Papst Pius X. Ein Lebensbild des heiligen Vaters von Anton de Waal.“ Schön ausgestattet, mit reichem Bilderschmuck geziert. München. Allgemeine Verlagsgesellschaft.

Ich hatte von diesem Buche mehr erwartet, als vielleicht klug war und so wird die Enttäuschung teilweise auf mein Konto kommen. Eingeleitet wird es mit der Schilderung der letzten Lebenstage Leo XIII. und mit einer längeren Beschreibung der Papstwahl, ihrer Geschichte und Zeremonien. Dann wird das Leben Josef Sartos gut und schön erzählt. Die Kindheit und Jugend des armen Gemeindedienersohnes von Riese, seine Studienzeit in Castelfranko und Padua, das ist wie bei den meisten Bauernjungen, die Priester werden. So auch in der Volksseelsorge. Der Kaplan von Tombola, der Pfarrer von Salzano, der Domherr von Treviso — das sind die normalen Stufen, die bei diesem ausgezeichneten Manne einander ziemlich rasch folgen. Dann kommt der Bischof von Mantua und die Erhebung zum Patriarchen von Venedig. Zehn Jahre später und dieses Dorfkind aus Riese ist — Papst Pius X.

Die Charaktereigenschaften Josef Sartos sind mit Sonnenstrahlen gemalt. Seine Schlichtheit und Pflichttreue, sein froher Sinn, seine Leutseligkeit und Herzensgüte, seine Liebe zu den Armen ohne Ausnahme — wie wird's einem da in der Brust warm! Man erlebt wieder einmal einen großen Christen in der Soutane.

Und nun die priesterliche Tätigkeit. Hier, will ich vermuten, hat der geistliche Verfasser zu subjektiv geschildert. Anton de Waal, Rektor der Deutschen Nationalstiftung von Campo santo in Rom, ist mit aller Unbedingtheit römisch-katholischer Priester in dem bekannten Sinne. Rom ist ihm eins und alles; die römische Hierarchie und die römische Kirchenpolitik erfüllt seine Seele und so hat er an dem kirchlichen Leben Josef Sartos — sein eigenes Ideal dargestellt. Der kirchliche Kultus, die Heranbildung junger Priester, der Katechismus in der Schule, die hervorragende Heiligen- und Reliquienverehrung, die Glaubens- und Dogmenlehren auf der Kanzel, der Einfluß im Beichtstuhl, die Vereinspolitik, die Prozessionen und Wallfahrten, die Wahrung priesterlicher Würde, die Ablehnung gegen das Königreich Italien — lauter Züge, in denen die römische Kirche alles ausfüllt, das Christentum des Evangeliums in den Hintergrund tritt. Ein einziges Beispiel. Nach de Waals Darstellung würde Pius X. die in weltliche Augen springende



# Kleine Laube.

## Für die abgebrannte Kirche in der Waldheimat.

Der sinnliche Mensch bedarf, um zu sich selbst zu kommen und Gott zu ahnen, gleichsam einer Burg, die von weltlichen Dingen ihn zeitweilig absondert und schützt. Also ist gerade unserem Landvolke seine Dorfkirche mit ihrem Kultus die einzige Pflegestätte religiös-idealen Lebens.

In diesem Sinne geschah es, als ich vor einigen Jahren mich an das evangelische Deutschland wandte mit der Bitte, den evangelischen Bewohnern des Mürztales eine Kirche bauen zu helfen. Diese Bitte ist reich gesegnet worden. Und nun tritt das zweitemal und noch ungestümer die Notwendigkeit heran, mich an die Mitmenschen, diesmal an die katholischen, zu wenden mit einem großen Anliegen.

In meiner Waldheimat ist am 14. Juli d. J. die Pfarrkirche St. Kathrein am Hauenstein durch einen schrecklichen Brand größtenteils zerstört worden. Die Gemeinde, aus einigen dreißig Gebirgsbauern und Häuslern bestehend, ist arm, die Beiträge der Versicherungsgesellschaft und des Kirchenfonds reichen an die Größe des Schadens bei weitem nicht heran. Die Leute stehen ratlos vor der Ruine; es ist nicht die Klage um verlorenes irdisches Gut, es ist ein Weinen um die geliebte Stätte, wo sich die bedeutsamsten Vorgänge ihres Lebenslaufes abgespielt haben, wo sie stets Mut und Kraft geschöpft haben für ihr mühevolles Dasein und Arbeiten. Und mitten unter ihnen stehe auch ich, nicht anders wie vor dem versunkenen Himmel der Kindheit; denn in dieser hellen lieblichen Kirche der dunklen Waldheimat ist es gewesen, wo zwischen Vater und Mutter die Gottesnähe mich so glücklich gemacht hat, wie nirgends seither in der weiten Welt.

Wild und furchtbar ist der Kampf unserer Zeit, allein das recht erfaßte Christentum einigt und versöhnt, in ihm finden wir die guten Herzen. Und so komme ich nun vertrauend zu Freunden des Christentums und des Volkes, zu Freunden der stillen Waldheimat und, wenn ich sagen dürfte, zu Freunden jener meiner Schriften, die in der Waldheimat wurzeln und wovon manche ihr friedsames Licht von diesem Bergkirchlein empfangen haben. Ich komme zu bitten um Beiträge zur Wiederherstellung der Kirche St. Kathrein am Hauenstein.

Wenn diese Bitte auch nur annähernd so gesegnet ist als jene dazumal für die Heilandskirche, so können nach Jahresfrist vom Turm des wiedererstandenen Gotteshauses die Glocken hinausklingen in die waldumkränzten Berge, mit der Botschaft, daß trotz Brand und Asche die Liebe noch lebt.

Krieglach, im Juli 1904. Peter Rosegger.

Gütige Gaben wären zu richten an das Gemeindeamt St. Kathrein am Hauenstein bei Krieglach in Steiermark oder an Dr. Peter Rosegger, Krieglach. — Der Empfang der Spenden wird öffentlich bestätigt.

### Wia i amol an Haun vapaßt hon.

'S war amol in auswärts,
Im Monat April,
Wos Wetter wia narrisch
Gern tuat glei wia's will.

Da schlich i af'n Haunfolz,
Hoach aufi im Schlog,
Wo holt z'ollag'wissast
A Haun kömman mog.

Da Wind hot schiach g'waht der
Und g'stöbert hot's a,
I knöpfl mein Janga zua,
Weil's brennkolt mir woa.

Auf oamol dasach i
An Haun nöt go weit,
I richt' mi zan Schuß g'schwind
Mit fiabarisch Freud'.

Da rauscht's gach nebn meina,
I schau wia a Noar,
A bildsaubers Deandle
Kam her zu mir goar.

Aus da Hand follt ma d' Büchsn
Vor Liab — woaß ma eh —
Daweil fliagt da Haun dort
Mir furt von da Höh'.

Af'n Haun bin i gongen,
Af'n Haun hon i paßt,
Und hon holt a Deandle
Gstattn Haun da dafaßt. —

Vischner.

### Da Zug in d' Stadt.

Von ihr'n Hoamatsdorf is s' fortzog'n,
Hat si' g'hofft woaß was für'n G'winn,
Weil's halt gar a so viel schön is,
In da großen Stadt da drinn!

Von oan' Deanstplatz is s' zan andern,
Durch an anderthalbe Jahr;
D' „gnädig'n Herrn" war'n mit ihr z'fried'n —
Für dö Frauen war s' a G'fahr.

Heunt is s' weisli in koan' Platz mehr,
Und voll Putz is s' hint' und vorn',
Ja, dö is schon längst a „Stadtfräuln,"
Aber was für oane, worn! —

Leopold Hörmann.

## Die alte Dorfschenke.

Von Prof. Dr. L. Bräutigam.[1])

In der Mitte des Dorfes steht in Breitingen der Gasthof, dem wir natürlich heute einen Besuch abstatten. Die alte Dorfschenke, auf die ich mich noch ganz genau besinnen kann, hat einem Neubau weichen müssen. An sie knüpft mich eine liebe Erinnerung. Nicht, daß ich als kleiner Bengel mit ins Wirtshaus genommen worden wäre! Mein Vater war nichts weniger als ein Schenkenbummler. Wenn das Leben in diesen Dorfhäusern jetzt noch so ist wie zu meiner Kinderzeit, braucht man keine Antialkohol- und Mäßigkeits-Kongresse, die jetzt an der Tagesordnung sind. Wein gab es im Hause bei uns überhaupt nicht. Ich habe als kleiner Junge von etwa fünf Jahren einmal einen Schluck Wein in dem jenseits des Kammerforstes gelegenen Wintersdorf bekommen, wohin mein Vater von der Eisenbahn aus einen Reisenden gefahren hatte. Und dieser Vorfall war ein so großartiges Ereignis, daß noch lange in meiner Kinderzeit davon gesprochen wurde. Und der Handlungsreisende, der solch eine kostbare Gabe einem kleinen Dorfkinde spenden konnte, erschien mir wie der Überirdischen einer.

In der Heu- und Getreideernte gab es für die Männer einen „Nordhäuser" in ganz kleinen Rationen und ein besseres Getränk, ein Rum oder Kümmel, wurde zur Kirmes oder zum Erntefeste dem männlichen Besuche zum Willkommen geboten. Daß da jemals mehr als ein Glas getrunken worden wäre, hätte das größte Entsetzen erregt.

[1]) Einem Aufsatz „Mein Jugendparadies", den Prof. Dr. L. Bräutigam in der „Saxonia, 1903" veröffentlichte, entnimmt das „Land" dies Bild, das uns die Bescheidenheit der sächsischen Landbevölkerung vor einigen Jahrzehnten zeigt.

persönliche Würde eines katholischen Priesters höher berücksichtigen, als das Seelenheil eines Sterbenden. Denn der Bischof Sarto habe in seiner Diözese dem Priester auch auf Versehgängen das Fahrrad verboten. Als ob es mehr darauf ankäme, die äußere „Würde“ zu wahren, als ans Sterbebett noch zurecht zu kommen! Wo doch anderseits immer die unendliche Wichtigkeit der Sterbesakramente betont wird!

Ich möchte doch im Glauben verharren, daß Pius X. so engherzig nicht ist, daß seinem christlichen Leben gemäß auch seine priesterlichen Grundsätze sind, daß er als Nachfolger des Petrus das Christentum mehr an der Wurzel faßt, als an seinen letzten Auswüchsen, daß der göttliche Geist ihn lehre die Natur des Menschen, die Formenmüdigkeit des vergeistigten, die Christussehnsucht des Kulturmenschen. Und daß er dieser großen modernen Menschheit, die zum geringsten Teil aus Kindern und alten Frauen besteht, entgegenzukommen hat, wenn er die Kirche in der Geisteswelt wieder befestigen will. Das ist unsere Forderung, die nie mehr verstummen kann. Der Hirte muß zur Herde kommen, nicht umgekehrt. Das Christentum als solches wird in de Waals Buch kaum ein einzigesmal betont und wenn Pius X. nicht bloß ein liebenswürdiger Mensch, sondern auch ein großer Papst sein soll, so muß er weit über dieses Buch hinauswachsen. R.

---

# Singvögel.

## Klangesmacht.

Abend ist's. Mit himmlischer Verklärung
Hält der Mond das Erdental umfangen,
Eine Welt ging unter und es ist nun
Liebend eine zweite aufgegangen.

Wehmutsvollen Sang trägt aus der Ferne
Lauer Lüfte wehendes Gefieder.
's ist ein Klang verlorner Seligkeiten,
Eine Strophe zarter Sehnsuchtslieder.

Blinder Sänger! weh', dein Aug', erstorben,
Sieht den Frühling nicht vorüberschweben;
Wer entlockt wohl deiner Brust Geheimnis,
Deiner Töne wundersames Leben?

„Einer Harfe zaubervolles Klingen
Von dem Westen her zu mir getragen.
Blindes Mädchen! in die Seele dringen
Deiner Saiten klanggeword'ne Klagen.“

So der Sänger, und er hauchte wieder
Seine Wehmut in die stillen Lüfte,
Wenn die wunderbare Harfenklage
Durch die Nacht zu ihm herüberschiffte.

Und so tauschten beide Seel' um Seele,
Lieb' um Liebe, die sich nie gesehen,
Fühlend wohl in diesem Liederleben
Einen Frühling auch vorüberwehen . . .

Gebell-Ennsburg.

## Am See.

Wenn zum See, zum träumerischen,
Schaut die Blume nieder,
Sieht sie tausendfach ihr Bildnis
In den Wellen wieder.

Wellen sind des Sees Gedanken,
Wellen seine Lieder. —
Lieder und Gedanken bringen
All' ihr Bildnis wieder.

Gebell-Ennsburg.

## Dem Singvogel ins Stammbuch.

Mein liebes Vöglein, merke fein,
Der Liebling dieser Menschen zu sein,
Das ist ein Verbrechen. Es wird bestraft
Mit lebenslänglicher Käfighaft. R.




**J. G. Seidl.** Von Dr. Karl Fuchs. (Wien. Karl Fromme. 1904.) Johann Gabriel Seidl nimmt im Geistesleben des Vormärz eine bedeutendere Stellung ein als man gemeinhin annimmt. Als Zeitgenosse und Freund der großen Dichter und Komponisten aus Österreichs künstlerischer Blütezeit war er ein eifriger Besucher des literarhistorisch berühmten „silbernen Kaffeehauses" seiner Vaterstadt Wien. Dort mag er seine meisten dichterischen Anregungen empfangen haben. Grillparzer, Lenau, Anastasius Grün und später Stifter beeinflußten sein Schaffen. Als Lyriker hauptsächlich bekannt durch sein österreichisches Kaiserlied (1854), das dank der langen Regierungszeit Franz Josephs I. auch heute noch im Herzen von Millionen fortlebt, gab er eine Reihe von Gedichtsammlungen heraus. Auch als Dramatiker und Epiker versuchte sich J. G. Seidl mit Erfolg. Wie Beda Weber und andere Kinder ihrer Zeit war er nicht bloß Dichter, sondern auch Topograph, mit einem Wort ein Heimatkünstler — denn diese Spezies stammt nicht erst aus unseren Tagen — und schuf als solcher eine Reihe vortrefflicher Dialektdichtungen in niederösterreichischer Mundart. Er wirkte in dieser Hinsicht bahnbrechend, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie Stelzhamer in Oberösterreich, so doch befruchtend bis auf die Gegenwart, die in Frimberger einen anmutigen Vertreter dieser hoffentlich niemals aussterbenden Dichtungsgattung besitzt. Seidl war eine vielseitige Natur, wie sie heutzutage zu den Seltenheiten gehört, damals aber in der ruhigen alten Bürgerzeit typisch war. Hatte doch die Wissenschaft jenen später ausgebildeten sezierenden Charakter nicht. Eine liebenswürdige Seite des Dichters stellt sein hoher Patriotismus dar. Ein entschiedener Altösterreicher, der sich in die Verhältnisse nach 1848 ebensowenig einleben mochte, wie etwa seine größeren Zeitgenossen Grillparzer und Stifter, steht er heute vor unseren geistigen Augen als einer der letzten jener auch in ihren Schwächen immer noch schönen Zeit. Man trieb keine Politik, weil man Politik nicht treiben konnte, und das war ein Vorteil für die Literatur. Dr. Karl Fuchs, der durch seine unausgesetzte literarische Tätigkeit bekannte Verfasser der vorliegenden Studie, hat mit großem Fleiß eigentlich fast eine ganze Bibliographie des Dichters zusammengetragen. Wiewohl das hübsch ausgestattete illustrierte Buch wegen seines volkstümlichen Charakters weder eine philologisch-historische, noch eine kritisch-ästhetische Untersuchung sein kann, wird es dem künftigen Biographen Seidls manche Stützpunkte bieten und verdient seine Anerkennung weil es die Erinnerung an das längst vergessene Wirken des Dichters anläßlich seines hundertsten Geburtstages am 21. Juni 1904 in weiteren Kreisen auffrischen half. W. Kosch.

**Ludwig der Bayer** oder der Streit von Mühldorf. Von Martin Greif. (Leipzig. C. F. Amelang.) Vor kurzem erschien die zweite durchgesehene Auflage dieses Schauspieles, das uns seiner Anlage und Durchführung nach lebhaft an die Histories der älteren englischen Dramatik erinnert. Greif führt in einfacher, schlichter Weise den Stoff durch, er trifft den Volkston dabei so echt, daß man es erklärlich findet, daß sich dieses Stück in Bayern einer so großen Beliebtheit erfreut, daß es, wie selten ein Drama, volkstümlich geworden und selbst in den Kreis der Landbevölkerung, die sich sonst nicht eben viel um die Dichtkunst kümmert, gedrungen ist. Die Situationen sind kräftig herausgearbeitet, die Charaktere scharf und richtig skizziert und herausmodelliert, nirgends stört ein gezwungener, unnatürlicher Ton. „Ludwig der Bayer" ist nicht Greifs beste dramatische Schöpfung, aber sie verdient für ihre echt poetische Sprache die Anerkennung jedes Literaturfreundes. S.

**Pilgerstab.** Morgen- und Abendandachten für das ganze Jahr, mit Berücksichtigung der hauptsächlichsten Freuden- und Trauertage des Hauses. Von Heinrich Spengler. (Bielefeld. Velhagen und Klasing.) Ein besseres Erbauungsbuch für gläubige Christen läßt sich kaum denken. Schlichte und hohe Worte frommer Menschen, auch weltberühmter, sind hier zusammengestellt für alle Gelegenheiten, Anliegen und Stimmungen des Lebens. M.

Büchereinlauf.

**Judas.** Modernes Drama in drei Aufzügen von Gert Hartenau. (München. Carl Haushalter. 1904.)

**Hidalla.** Schauspiel in 4 Akten von Frank Wedekind. (München. Dr. J. Marchlewsky & Comp.)

**Hans Thoma.** Von Otto Julius Bierbaum. (Berlin. Julius Bard.)

Für uns Kinder gab es in der Erntezeit Bier: Braunbier, einfaches. Dabinein brockte man Brot und schüttete etwas Zucker hinzu. Noch besser schmeckte uns diese Bierkaltschale, dort Biermährde genannt, wenn Senf dazu kam oder Mus, aus gekochten getrockneten Birnen gewonnen. Ein Götterlabsal war solche Biermährde zur Vesperzeit in der Ernte — und nur dann gab es dies — wenn man stundenlang vorher beim Kornmähen als Seilmacher geholfen hatte. Wenn mein Vater uns Kindern erzählte, daß zu unseres Großvaters Zeiten, der viel Bienenzucht gehabt habe, auch Honig in die Mährde gekommen sei, da horchten wir staunend auf und konnten es nachfühlen, daß eine alte Taglöhnerin dazumal nur deswegen zu uns in die Ernte gekommen sei, weil es den höchsten der Genüsse gegeben habe.

Meine Mutter hat wie alle Dorffrauen, die ich dort kannte, kaum etwas in ihrem Leben vom Alkoholgenusse gewußt. Was der alte römische Geschichtsschreiber von den Germanen lobt, daß bei ihnen gute Sitten mehr vermochten als anderswo gute Gesetze, war in meinem Geburtsorte bezüglich der Mäßigkeitsfrage erfüllt, und ich danke jetzt noch meinem Schöpfer, daß ich aus einer so alkoholfreien Umgebung erwachsen bin. Gewiß ist mein Vater, eine durch und durch gesunde Natur, gelegentlich fröhlich mit den Fröhlichen gewesen und hat ein Glas Bier mit getrunken; aber er hat sich dabei nie vergessen und ist fast 86 Jahre alt geworden. — Woher rührte denn nun aber die Schwärmerei des kleinen Jungen für das Dorfwirtshaus?

Das ging so zu. Zur Fastnachtszeit war wochentags im Gasthofe einmal ein großes Fest: Die Ürte, Örte, auch Örtenschmaus genannt, an dem alle Bauern, reich und arm, mit ihren Frauen teilnahmen. Wie hoch es da herging, erhellt daraus, daß an diesem Abende, das einzige Mal im Jahre, die Gäste vom Stande meiner Eltern im Wirtshause aßen und dazu Wein tranken, nach altem Herkommen zu Vieren eine Flasche. Ein spartanisches Geschlecht!!

Wenn nun meine Eltern so in der Dämmerung im Sonntagsstaate zur Ürte gingen, trabten wir jüngeren der Geschwister schon voraus und tummelten uns auf dem freien Platze vor der Dorfschenke. Da duftete es von allerhand Herrlichkeiten. Dann durften wir mit, bis auf die Hausflur. Alles ganz geheimnisvoll, bis uns ein Paketchen unter die Arme geschoben wurde und wir von dannen jagten. Wir wußten schon, was darin war: Duftende Pfannkuchen, die wir fünf Geschwister in voller Festesfreude verzehrten.

Das war unsere Ürte. Das ist meine glückselige Erinnerung an die alte Dorfschenke.

## Lustige Zeitung.

**In der Dorfschule.** Inspizierender Schulrat: „Nun wollte ich Sie noch fragen, Herr Lehrer, ob Sie denn auch das nötige Gewicht auf die Pflege des Hochdeutschen legen?" — Alter Dorfschullehrer: „O ja, do feit si' nix!"

**Selbstironie.** „Sagen Sie 'mal, lieber Baron, weshalb machen denn Ihre Ahnen alle so trübselige Gesichter?" — „Es mag Ihnen wohl nichts gutes von mir ‚geahnt' haben!"

**Der Unterschied.** „Wie unterscheiden sich außerordentliche Professoren von ordentlichen?" fragte ein Fremder die eben eintretenden Studenten. — Einer antwortete rasch: „Die ordentlichen wissen nichts Außerordentliches und die außerordentlichen nichts Ordentliches."

**Stimmen toter Dichter.** Briefe, Gedichte, Erinnerungen. Von Gust. Adolf Müller, Verfasser der Nachtigall von Sesenheim." Mit dem Bilde der Freiin Ulrike von Levetzow, Goethes „letzter Liebe." (Hannover. Otto Tobies.)

**Was soll ich werden?** Beiträge zur Berufswahl der männlichen und weiblichen Jugend von Wilhelm Frey. Vierte Auflage. (Im Selbstverlage. Wien 23, Pillersdorfgasse 10.)

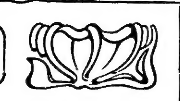
**Das Evangelium Matthäus.** Für Bibelfreunde erklärt von Dr. C. A. Witz-Oberlin. (Stuttgart. Max Kielmann. 1905.)

**Ignis ardens.** Von Dr. St. Ulbrich. (Berlin. Verein der Feuerbestattung. 1904.)

☞ **Vorstehend besprochene Werke &c. können durch die Buchhandlung „Leykam", Graz, Stempfergasse 4, bezogen werden. Das nicht Vorrätige wird schnellstens besorgt.**



## Postkarten des „Heimgarten".



**Dr. K. L., Wien.** Sie meinen, daß Professor Röntgen mit dem Freiherrntitel ausgezeichnet werden sollte. Das ist zu wenig. Für den Entdecker der X-Strahlen gibt es nur einen Titel: Durchlaucht.

**F. W., Regensburg.** „Wenn Sie es verstehen, eine Begebenheit buchstäblich wahr aufzuschreiben, so sind Sie deshalb noch lange kein Dichter. Sie müßten denn auch eine höhere Wahrheit, die aus Ihrem eigenen Wesen kommt, hineinlegen." — Das verstünden Sie nicht, sagen Sie; das macht nichts, wenn Sie's nur können.

**K. S., Wien.** Kormanns Werke uns nicht bekannt, jenes niedrige Urteil über dieselben unter allen Umständen zu verwerfen.

**J. M., Minden.** „Dellen" oder „delln" ist ein steirisches Dialektwort. Es bedeutet das träge flammenlose Glosen feuchten Holzes. „Däs Hulz is nix nutz, as dellt wiar a nossa Teixl."

☞ Über den Sommer Roseggers Adresse: Krieglach, Steiermark. Alle Geschäftssachen, die sich auf den „Heimgarten" beziehen, sind stets direkt an den Verlag „Leykam" in Graz zu richten. ☜

☞ **Wir machen immer wieder aufmerksam, daß unverlangt geschickte Manuskripte im „Heimgarten" nicht abgedruckt werden. Dieselben nehmen wir entweder vom Postboten gar nicht an oder hinterlegen sie, ohne irgendwelche Verantwortung zu übernehmen, in unserem Depot, wo sie abgeholt werden können.** ☜

**Redaktion und Verlag des „Heimgarten".**

## Weg zum neuen Jahrgang.

Mit dem nächsten Hefte beginnt ein neuer Jahrgang des „Heimgarten". Der neunundzwanzigste. Da hebt sozusagen das beste Mannesalter an. Der Heimgartenboden fühlt junge Kraft in sich. Was da erscheinen wird, es ist nicht gemacht, es wächst. Man kann die Jahresfrucht nicht voraussagen, aber aller Anzeichen nach ist gute Ernte zu erwarten. Die Gärtner sind froh bei der Arbeit, der Obergärtner ist am fleißigsten. Da ist keine Brache, da regt und treibt und blüht und reift es immer — im Herbst wie im Frühjahr, im Winter wie im Sommer. Frisch und würzig dampft die Erde. Edelfrucht mundet, Unkraut hat die schönsten Blumen, Disteln jucken zwar, aber tun nicht weh. Wenn nur der Himmel leiht Sonnenschein und Regen zu rechter Zeit. — Als der unsterbliche Kaiser Josef in Wien den Augarten auftat, ließ er über den Eingang schreiben: Allem Volke zu Lehr und Lust geweiht von einem Schätzer der Menschen! — So ähnlich. Und das soll auch über dem breiten und bequemen Eingang in den „Heimgarten" geschrieben stehen: Allen zur Lehr und Ehr, zur Erholung und Freude von einem Schätzer der Menschen!

**Herausgeber und Verleger.**

(**Geschlossen am** 10. **August** 1904.)

Für die Redaktion verantwortlich: **Josef Köck.** — Druckerei „Leykam" in Graz.